Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer
Dr. Armin Kausen
München

X. Jahrgang

1913

Inhaltverzeichnis 1913.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge.
Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

Seite

III. Religiöses und Konfessionelles.

IV. Schulfragen, Pädagogisches.

V. Allgemeine Kulturfragen.

VI. Sittlichkeitsfragen.

VII. Wissenschaft und Kunst.

VIII. Literatur.

IX. Feuilletonistisches, Skizzen.

X. Poesie.

XI. Bühnen- und Musikrundschau.

XII. Finanz- und Handelsrundschau.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 1. | München, 4. Januar 1913. | X. Jahrgang.

Am Meilenstein 1913.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Kinder erhalten schon bei der Geburt ihren Namen; Jahre werden erst zum Schlusse benannt. wenn sie sich einen Namen verdient haben. Sollen wir 1912 vom innerpolitischen Gesichtspunkte aus als Wahljahr bezeichnen? Oder vom weltpolitischen Gesichtspunkte als Kriegsjahr?

Die zahlreichen Wahlen, die 1912 vollzogen worden sind — zum Deutschen Reichstag, zum bayerischen und württembergischen Landtag, zur belgischen Kammer, zum Wiener Gemeinderat usw. —, haben durchweg für uns einen befriedigenden Verlauf genommen, dagegen die Liberalen schwer enttäuscht. Nach der hochpolitischen Seite hin kann man insofern zufrieden sein, als weder aus dem Tripoliskrieg, noch aus dem Balkankrieg ein Weltbrand entstanden ist, so daß wir selbst den Krieg nicht zu kosten bekamen, sondern mit der gnädigen Strafe der Kriegsangst entlassen wurden. Hoffnungsfrohe Leute behaupten sogar, am Schlusse dieses kritischen Jahres sei das Verhältnis der Großmächte zueinander besser, das europäische Gleichgewicht stabiler, der Friede sicherer geworden, als seit langer Zeit.

* * *

Die Liquidation der europäischen Türkei — das war der längst gefürchtete Prozeß, der trotz aller diplomatischen Verzögerungskünste im Jahre 1912 zum Ausbruch kam.

An dem Scheunenbrande in Tripolis entzündete sich der Hausbrand auf dem Balkan. „Lokalisieren“ war die Parole der großmächtlichen Feuerwehr angesichts des italienisch-türkischen Streites. Das gelang auch insofern, als keine Großmacht in die Wirren hineingezogen wurde. Aber man hatte die Rechnung ohne die Mittel- und Kleinstaaten auf dem Balkan gemacht. Die Schwierigkeiten, welche Italien der Türkei machte, veranlaßten Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland zu einem konzentrischen Angriff auf den alten Erbfeind, der obendrein durch parteipolitische Zwistigkeiten geschwächt erschien. Schon im Frühjahr wurde der viergliedrige Balkanbund gegründet. Die hohe Diplomatie erkannte nicht sofort den vollen Ernst der Lage. Der erste Mann an der Spitze war nicht, wie er selber gern glauben machen möchte, der französische Ministerpräsident Poincaré, sondern der Leiter der österreichischen Auslandspolitik, Graf Berchtold, der dem in den Sielen gestorbenen Grafen Aehrenthal gefolgt war. Graf Berchtold hatte schon gelegentliche Warnungsrufe ergehen lassen; einen praktischen Vorschlag konnte er erst im August machen, als in Konstantinopel die unselige Herrschaft der Jungtürken gestürzt und unter Kiamils Leitung ein konservativeres und verständigeres Ministerium ans Ruder gekommen war. Die Zentralisation, welche die jungtürkischen Nachäffer der westländischen Freimaurertheorien eingeführt hatten, war für das eigenartige türkische Reich das reine Gift. Nach dem Sturz dieser verderblichen Clique schlug Graf Berchtold der türkischen Regierung eine reformerische Dezentralisation zur Beruhigung der Balkanprovinzen und den Großmächten einen fortlaufenden Meinungsaustausch über die Lage im Südosten vor. Der Vorschlag wurde mit dem üblichen „Wohlwollen“ aufgenommen, das mehr höflich, als tatkräftig ist.

Der Sturz der jungtürkischen Mißwirtschaft war zu spät erfolgt. Auch wenn die konstantinopolitanische Staatsmaschine nicht an der herkömmlichen orientalischen Langsamkeit gelitten hätte, wäre es der neuen türkischen Regierung kaum möglich gewesen, die Ordnung in den christlichen Provinzen, die Schlagfertigkeit der durch die Politik verdorbenen Armee und die Auffrischung der Finanzen in der kurzen Galgenfrist durchzuführen. Die vier Balkanstaaten ließen ihr nämlich wenig Zeit, sondern schlugen noch im Herbste los, obschon die ungünstigste Jahreszeit vor der Türe stand. Die Angreifer hofften mit einem vehementen Vorstoß die morsche türkische Macht noch vor dem Winter über den Haufen zu rennen, und diese überraschende Offensive hat ja auch in wenigen Wochen die Türkei bis auf die Tschataldschalinie zurückgeworfen und zum Antrag auf Friedensverhandlungen genötigt.

Der europäischen Diplomatie wollen wir nicht zürnen, da sie ja schließlich die Beschränkung des Krieges auf den Brandherd erreicht hat. Beim besten Willen kann man ihr aber den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich gröblich geirrt hat, sowohl über das Wollen als über das Können der Balkanstaaten. Erst sagten die zünftigen Staatsweisen, sie wollten das Losschlagen verhindern. Vergebliche Mühe; denn die Balkanstaaten hatten ja den Waffengang so sorgfältig an langer Hand präpariert, daß jedes Zurückrufen für die betreffende Regierung und sogar für die Dynastie Selbstmord gewesen wäre. Dann proklamierten die großmächtlichen Diplomaten die Erhaltung des status quo. Dieser Kreidestrich wurde durch die Siege bei Kirkkilisse, Lüle Burgas, Kumanowo usw. schnell und gründlich ausgewischt. Der rastlose Poincaré wollte auf dem Grabe des status quo die neue Einigungsformel des désintéressement aufpflanzen, aber dieser verfehlte Gedanke starb schon in der Geburt. Es blieb den Großmächten nichts anderes übrig, als sich die Wartezeit mit dem „andauernden Meinungsaustausch“ zu vertreiben. Erst als die kriegführenden Staaten zum Waffenstillstand und zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen gelangt waren, konnte die europäische Diplomatie sich zu einer Botschafter-Reunion aufschwingen. Noch nicht zu einer Konferenz oder einem Kongreß, sondern nur zu unverbindlichen Besprechungen der in London versammelten Botschafter. Doch wollen wir an der Form nicht nörgeln, wenn nur die weiteren Früchte so gut bleiben, wie die ersten: die Reunion hat sich nämlich geeinigt über die Autonomie von Albanien und die Beschränkung der serbischen Adriawünsche auf einen Freihafen und eine internationale Eisenbahn ohne Territorialgewalt. Damit wäre die schlimmste Streitfrage im Sinne von Oesterreich und Italien geregelt. Eine ungeheuer wertvolle Gewähr des Friedens und zugleich ein Erfolg des Dreibundes.

Das ist der beste Aktivposten der Jahresbilanz, daß der Dreibund eine größere Einigkeit und Kraft erwiesen hat, als die Triple-Entente und die hinter ihr steckenden Kriegstreiber. In der vorigen Jahresübersicht mußten wir noch die Unsicherheit des südlichen Bundesgenossen und namentlich das gespannte Verhältnis zu Oesterreich beklagen. Jetzt hat sich das gründlich geändert. Durch den glücklichen Abschluß des Tripoliskrieges wurde Italien befriedigt. Durch die Verschiebung der französischen Flotte in das Mittelmeer und die begleitenden Einträge über die englisch-französische Kontrolle dieses Meeres wurden die Italiener darüber klar, daß ihrer neuen Herrlichkeit nicht von Oesterreich oder Deutschland, wohl aber von den Westmächten Gefahren drohen. Dazu kam nun die Uebereinstimmung der Wünsche und Interessen in bezug auf Albanien und die Neutralität der Adriaküste, die Italien geradezu in die Arme Oesterreichs trieb. Unter diesen Umständen wurde der Dreibund im Jahre 1912 nicht bloß formell erneuert (schon vor der Zeit), sondern auch innerlich aufgefrischt und neu belebt. Die Intimität zwischen Italien und Oesterreich war so groß geworden, daß man in

Wien den General Konrad v. Hötzendorff, der vor Jahresfrist wegen seiner schneidigen Maßnahme an der Südgrenze dem italienischen Argwohn geopfert worden war, jetzt wieder an die Spitze des Generalstabes berufen konnte. Italien wußte es zu würdigen, daß Oesterreich jetzt die tüchtigsten Männer an der entscheidenden Stelle haben muß, und daß sich deren Tatkraft ganz anderswohin richtet, als gegen die Alpengrenze.

Zu der italienisch-österreichischen Herzlichkeit kam nun die rückhaltlose Solidaritäts-Erklärung, die der deutsche Kanzler im Reichstage erließ. Während die Minister in Paris, London, Petersburg sich in der herkömmlichen nebelhaften Phraseologie hielten, packte Herr v. Bethmann Hollweg den Stier bei den Hörnern und sagte klipp und klar: Wenn bei der Auseinandersetzung Oesterreichs mit Serbien eine dritte Macht unseren Bundesgenossen angreift, so fechten wir an dessen Seite, und zwar nicht bloß aus Vertragstreue, sondern zur Selbsterhaltung, da unsere eigene politische Existenz mit der Existenz unserer Bundesgenossen verknüpft ist. Das war ein Wort zur rechten Zeit, das offenbar wesentlich dazu beigetragen hat, den russischen Zaren von panslawistischen und sonstigen Kriegstreibereien abzuhalten.

Schon die vierte Krisis in diesem jungen Jahrhundert ist glücklich überstanden. Erst Tanger-Algeciras, dann die Rundreise Iswolskys als Kriegswerber nach der bosnischen Annexion, dann der gefährliche Eingriff Englands in die Marokko-Verhandlungen von 1911; jetzt die Durchsetzung der albanisch-adriatischen Politik unserer Bundesgenossen. Es ist immer nur zu einer moralischen Kraftprobe, nicht zu einem Waffengang gekommen. Freilich ist die vierte Krisis noch nicht zum förmlichen Abschluß gelangt; aber die Kriegsangst dürfen wir uns doch wohl abgewöhnen. Denn einerseits steht der Dreibund jetzt geschlossener da als früher, und anderseits ist nicht bloß Rußland vorsichtiger gestimmt, sondern auch die englische Regierung ist unter dem Einflusse ihrer eigenartigen Orientinteressen zurzeit dem Deutschen Reiche näher gekommen. Zu der friedlichen Haltung des Zaren hat gewiß auch die Begegnung beigetragen, die im Sommer der Deutsche Kaiser mit ihm in Baltischport hatte. Durch den nachfolgenden Besuch Poincarés scheinen die guten Wirkungen der Kaiserbegegnung nicht aufgehoben worden zu sein. Zur Verbesserung der Beziehungen zu England war unser angesehenster Diplomat, Frhr. Marschall von Bieberstein, von Konstantinopel nach London versetzt worden. Er gehört leider zu den Todesopfern von 1912. An seine Stelle trat Fürst Lichnowsky. Als letztes Todesopfer entriß das scheidende Jahr dem Deutschen Reiche den bisherigen Leiter seiner auswärtigen Politik, den Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter, der in der Frühe des 30. Dezember in seiner Heimat Stuttgart, wo er zum Besuche seiner Schwester weilte, plötzlich verschied.

Alles in allem genommen, können wir mit der hochpolitischen Entwicklung im letzten Jahre wohl zufrieden sein. Sehr schwierig ist noch das Problem der Neuordnung auf dem Balkan, das die überraschende Leistungsfähigkeit der Balkanstaaten der schlecht informierten Diplomatie gestellt hat. Es ist möglich, daß die Friedensverhandlungen sich noch lange hinziehen oder sogar noch durch eine neue Waffenprobe unterbrochen werden. Aber mögen diese interessierten Völkerschaften sich noch etwas zanken oder raufen, — wir können es aushalten, wenn nur kein Zusammenstoß der Großmächte erfolgt. Und die Beseitigung dieser Gefahr war wirklich ein Weihnachtgeschenk.

* * *

Was hat uns 1912 als Wahljahr gebracht?

Zunächst auf Grund eines Wahlkampfes von beispielloser Heftigkeit einen Reichstag, der trotz der Erfolge der Linken arbeitsfähig ist. Das ist schon als Erfolg zu buchen angesichts der furchtbaren Hetze, die sich an die wagemutige patriotische Tat der Reichsfinanzreform geknüpft hatte. Die „Vernichtung des schwarzblauen Blockes" war das gemeinsame Ziel der Sozialdemokraten und der verblendeten Liberalen. Trotz aller Volksverführung verlief der erste Wahltag recht glücklich. Bei den Stichwahlen aber wurde die Lage verschlechtert durch das Wahlbündnis zwischen den Roten und den Fortschrittlern, denen sich leider viele Links-Nationalliberale anschlossen. Das Ergebnis waren 110 sozialdemokratische Abgeordnete und 86 liberale. Der Gesamtliberalismus hatte trotz der wilden Agitation und der skrupellosen Wahlbündnisse noch 12 Mandate verloren. Das Zentrum verlor nur 7; die Freikonservativen allerdings 19 und die Konservativen 16. Die Macht der Schwarzblauen war jedoch keineswegs gebrochen. Bei den Präsidentenwahlen, die sich zu einer wahren Komödie der Irrungen und Wirrungen entwickelten, zeigte sich, daß die Linke, solange alle Nationalliberalen mittun, eine oder zwei Stimmen mehr aufbringen kann. Dieses Gleichgewicht der beiden Hälften verschwindet aber, sobald es an die nationale Arbeit geht. Dann müssen die Nationalliberalen über die Bassermannsche Revanchepolitik hinweg mit den Schwarzblauen zusammengehen. So hat denn derselbe Reichstag, der einige Wochen lang sich einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten leistete, die beträchtlichen Heeres- und Marineforderungen der Regierung en bloc mit patriotischem Elan angenommen. „Es geht auch so." Und nach der künftigen Reichstagswahl wird es noch besser gehen. Die jüngsten Ersatzwahlen in Reuß ä. L. und Stolp bedeuten einen entschiedenen Ruck nach rechts.

Die Landtagswahlen in Bayern, die durch das verworrene Ministerium Podewils herbeigeführt wurden, zeigten den Großblock in Reinkultur. Mit der Sozialdemokratie waren die ganzen liberalen Parteien und die Bauernbündler solidarisch vereinigt, und man machte auch die Beamtenschaft offen für den Rotblock mobil. Das Ergebnis dieser Kraftprobe war die Wiederkehr der Zentrumsmehrheit, die nur 11 entbehrliche Mandate einbüßte. Die weitere Folge war die Berufung des Ministeriums Hertling, das durch eine christlich-konservative Politik die Grundlage des Staates und besonders auch den Geist der Beamtenschaft vor den zersetzenden Kräften sichern sollte und will. Die Spekulation der Zentrumsgegner ging dahin, noch zu Lebzeiten des greisen Prinz-Regenten Luitpold die alte Mehrheit zu beseitigen, damit der Nachfolger Prinz Ludwig gezwungen sei, ein liberales Ministerium beizubehalten. Dieses Zwangsverfahren ist elendiglich gescheitert. Noch Prinz-Regent Luitpold selbst zog aus der Logik der Wahltatsachen die richtige Schlußfolgerung. Der hochbetagte Regent sollte leider den Jahreswechsel nicht mehr erleben. Die allgemeine und herzliche Trauer an der Bahre des hochverdienten Fürsten zeigte die Königstreue des bayerischen Volkes im schönsten Lichte. Die persönliche Beteiligung des Kaisers am Leichenbegängnisse sowie die warme Anteilnahme aller Deutschen zu beiden Seiten des Mains war eine erbauliche Bekundung der Eintracht. Der nunmehrige Regent, Prinz Ludwig, brauchte keine neue Ministerwahl zu treffen, sondern nur das bewährte Ministerium Hertling seines Vertrauens zu versichern. So ist in Bayern nach menschlichem Ermessen die Gefahr beseitigt, daß die Bundesgenossen der Sozialdemokratie wieder zur Herrschaft gelangen.

In dem benachbarten Württemberg ist durch die jüngsten Landtagswahlen ebenfalls die Macht der Linken gebrochen worden. Der dortige Landtag weist ebenso wie der Reichstag zunächst ein Gleichgewicht der beiden Seiten auf, das sich schon in ein Uebergewicht der positiven Parteien (Zentrum und Konservative) ausgestalten wird, um so mehr, als der führende Linksminister bereits seine Entlassung genommen hat.

Baden wird hoffentlich auch bald den Alp des Großblocks abschütteln. Durch die aus seinen eigenen Mitteln beibehaltene badische Gesandtschaft in München hat der Großherzog den Rotblockliberalismus offen desavouiert.

Hierneben sei noch erwähnt, daß unsere Freunde in Belgien bei den diesjährigen Neuwahlen ihres Parlamentes gegen den liberal-sozialdemokratischen Block ihre Mehrheit nicht nur behauptet, sondern von 6 auf 16 Stimmen erhöht haben. Ebenso glänzend war der Sieg der Christlichsozialen bei den Wiener Gemeindewahlen, die auch für die politische Entwicklung bahnbrechend sind.

Am innerpolitischen Strauch wachsen neben den Wahlrosen leider noch Dornen genug. Das traurigste Erbstück des Jahres 1912 ist die Verschärfung des Jesuitengesetzes, die der Bundesrat in Mißachtung der Rechte und Bedürfnisse des katholischen Volksteiles am 28. November beschlossen hat. Die Zentrumsfraktion des Reichstages mußte dieser Ungerechtigkeit mit einer deutlichen Erklärung des Mißtrauens gegenübertreten. Sie wird natürlich nicht zur Verweigerung der Staatsnotwendigkeiten oder zur Obstruktion schreiten, aber dem weiteren Entgegenkommen gegen Ministerwünsche die gebührenden Schranken ziehen. 40 Jahre sind nun bereits seit dem Erlaß des Ausnahmegesetzes verflossen; jetzt müssen wir den Kampf um dessen Beseitigung mit frischen Kräften aufnehmen. Denn die Rede des Reichskanzlers läßt keinen Zweifel darüber, daß man diese Ausgeburt der jungen Kulturkampfleidenschaft von 1872 zu einer ewigen Reichseinrichtung machen will und es für ganz normal hält, daß die katholische Minderheit sich von den gehässigen „Empfindungen" der Protestanten andauernd in ihren Rechten und religiösen Bedürfnissen mißhandeln lasse.

In das Kapitel der Mißachtung der Katholiken gehört auch die Verschärfung der hakatistischen Politik. Den Ausspruch von Schorlemer-Alst, daß die Germanisierung Protestantisierung sei, hat sein anders gerichteter Sohn, der Minister v. Schorlemer-Lieser, als zutreffend bestätigt durch das rücksichtslose Eingeständnis, daß man auf den Ansiedelungsstellen Katholiken wegen der geringeren Sicherheit ihrer nationalen Stellung nur mit besonderer Vorsicht ansetzen könne.

So hat uns das verflossene Jahr aufs neue gezeigt, daß die Gleichberechtigung des katholischen Volksteils, die Parität, noch keineswegs erreicht ist, sondern daß wir in diesem Ringen so zähe sein müssen, wie Jakob in der Werbung um Rahel. Gibt es eine eindringlichere Predigt der Einigkeit für uns? In dem Gewerkschaftsstreit, der uns zu spalten drohte, hat die kirchliche Autorität das maßgebende Wort gesprochen, daß die eine Richtung gut und die andere erlaubt sei, und daß man sich gegenseitig nicht verketzern und befeinden solle. Möchten doch alle häuslichen Zwistigkeiten aufhören angesichts der hohen Güter, die wir gemeinsam zu verteidigen haben gegen die vielen und starken gemeinsamen Feinde.

Seid einig, einig, einig! Diese Mahnung, die Kardinal Kopp an der Bahre Windthorsts vor zwanzig Jahren aussprach, möge auch an dem Grabe des zu früh verstorbenen Kardinals Fischer von Köln in aller Herzen erklingen. Durch einträchtiges Streben läßt sich erreichen, was uns das Jahr 1912 noch versagt hat.

Fortdauer der Regentschaft in Bayern.

Vom Herausgeber.

Ueber die Frage, ob nach dem Tode des Prinz-Regenten Luitpold ohne Verletzung des Legitimitätsprinzips und der Verfassung die Königswürde von dem während 26jähriger Verweserschaft als unheilbar erwiesenen geisteskranken Inhaber auf den nunmehrigen Prinz-Regenten übergehen könne und solle, ist mehr Druckerschwärze verschwendet worden, als dem staatserhaltenden Gedanken und den Interessen einer auf festem Grunde ruhenden legitimen Monarchie förderlich war. Schon die ganze Aufmachung, in welcher das führende Organ des bayerischen Liberalismus den Gedanken in die Oeffentlichkeit lancierte, nachdem der 92jährige Regent die Augen kaum geschlossen hatte, war geeignet, Verstimmung zu erwecken. In Fragen von so eminenter Tragweite und von so erschütterndem Ernste sind doch etwas andere Mittel angebracht, als wenn man, um anderen den Rang abzulaufen, oder aus purem Reklamebedürfnis beispielsweise eine „Domfreiheit" oder eine Sportausstellung „kreiert". Daß man auch in liberalen Kreisen die von der „Allgemeinen Rundschau" in Nr. 51, S. 1046 (1912) entsprechend gekennzeichnete Vordringlichkeit der „Münch. Neuesten Nachrichten" als einen bedauerlichen Mangel an Takt empfunden hat, zeigt eine ziemlich derbe Lektion, welche das „Berliner Tageblatt" (Nr. 653) seiner Münchener Gesinnungsschwester erteilt, indem es wörtlich schreibt: „Es hatte doch einen etwas üblen Beigeschmack von Byzantinerei, als ein großes Münchener Blatt, noch bevor der verstorbene Prinz-Regent zur letzten Ruhe bestattet war, dem neuen Herrn die Krone, fein säuberlich in Druckpapier gewickelt, darbot."

Das liberale Hauptorgan hat durch seinen Uebereifer die ganze öffentliche Meinung direkt irregeführt, indem alle Welt glaubte und glauben mußte, die gleichsam aus dem Rohr herausgeschossene Anregung entspreche sozusagen „maßgebenden" Wünschen, wenn auch der Ort, den man sich zur Aeußerung solcher Wünsche erkoren haben sollte, von Anfang an unangenehm auffallen mußte. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 635) hatten, als sie mit dem Vorschlage vor das Land traten, mit starkem Nachdruck ihre „Uebereinstimmung mit führenden Männern ohne Unterschied der Partei" betont. Und gerade in bezug auf diesen Punkt, auf den es nach Lage der Sache fast einzig und allein ankam, ist das liberale Hauptorgan von den nachfolgenden Tatsachen so scharf wie nur möglich desavouiert worden. Die in so irreführender Weise eröffnete Diskussion nahm schließlich eine Gestalt an, daß man den raschen Entschluß des Prinz-Regenten Ludwig, durch eine feierliche Kundgebung den Erörterungen pro et contra ein Ziel zu setzen, als erlösendes Wort nur mit der größten Genugtuung begrüßen konnte. Mit diesem seinem ersten größeren Regierungsakte hat der neue Regent seiner ganzen hochherzigen, großzügigen, offenen und freimütigen Wesensart einen klaren und — man möchte beinahe sagen — liebenswürdigen Ausdruck gegeben.[1]) Im größten Teile der Auflage des letzten Heftes[2]) sind die auf die Regentschaftsfrage bezüglichen markanten Schlußsätze des Handschreibens an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling bereits mitgeteilt. Das Aktenstück ist jedoch von so ausgeprägter Bedeutung, daß auch in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau" der volle Wortlaut festgehalten werden möge:

Mein lieber Staatsminister Freiherr von Hertling

Geleitet von Seiner Majestät dem Kaiser, den deutschen Bundesfürsten, dem Abgesandten der freien Städte und zahlreichen Vertretern fremder Staaten, unter ergreifenden Kundgebungen der Liebe und Treue aus dem ganzen Lande, ist Mein Hochseliger Herr Vater, weiland Seine Königliche Hoheit Prinz-Regent Luitpold, zu Grabe getragen worden. Vertreter der gesetzgebenden Körperschaften des Reiches haben vereint mit den Kammern des bayerischen Landtages durch ihre Teilnahme an der Trauerfeier bekundet, welch' hohe Verehrung dem entschlafenen Fürsten im weitern und im engeren Vaterlande dargebracht worden ist. Bewegten Herzens schaue Ich auf die schweren Tage zurück, die Gott Mir und dem Königlichen Hause auferlegt hat. Die innige Teilnahme, die das ganze Land ohne Unterschied der Parteien und Stände Meinem Schmerze bezeugt hat, gewährt mir das Gefühl lindernden Trostes. Mit warmem Dank gedenke Ich aller, die aus nah und fern Mir in dieser Zeit der Prüfung beigestanden sind, und die durch die Einmütigkeit ihrer Trauer vor der ganzen Welt Zeugnis für das schöne Verhältnis abgelegt haben, das Fürst und Volk in Bayern seit Jahrhunderten verbindet.

Aus der Ueberzeugung von der Innigkeit dieses Verhältnisses schöpfe Ich in vertrauensvollem Aufblick zu Gottes gnädiger Fügung die Kraft, das Erbe des Friedens und der Gerechtigkeit, das Mein in Gott ruhender Herr Vater hinterlassen hat, in Treue zu verwalten. Ich handle in diesem Sinne, wenn Ich im Hinblick auf die Bewegung, die wegen der Regentschaftsfrage durch das Land geht, es als Meinen bestimmten Wunsch bezeichne, daß zurzeit von irgend welchen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft abgesehen werden wolle. Es ist mir jedoch Bedürfnis des Herzens, für die Beweise loyaler Gesinnung und treuer Ergebenheit, wie sie bei Erörterung dieser Frage allseitig zutage getreten sind, Meinen innigen Dank zu entbieten.

Ich ersuche Sie, dies zur Kenntnis des Landes zu bringen.

Mit huldvollsten Gesinnungen verbleibe Ich Ihr wohlgeneigter

München, den 22. Dezember 1912.

Ludwig,
Prinz-Regent von Bayern.

Die Botschaft des Regenten spricht für sich selbst und bedarf keines Kommentars. Auch die Erörterungen, welche in einem Teile der Presse an das Wörtchen „zurzeit" angeknüpft wurden, sind nach unseren Empfindungen „zurzeit" völlig gegenstandslose Kannegießereien. Für die Tagesgeschichte hat einzig und allein noch das Bedeutung, was über die Stel-

[1]) Sehr angenehm berührte auch die liebenswürdige Form, in welcher der Regent der Gesamtbevölkerung Münchens seinen wärmsten Dank für die aufrichtige Teilnahme und Anhänglichkeit und für die mustergültige Haltung während des Leichenbegängnisses übermitteln ließ. Auch den Polizeiorganen, den Truppenteilen und ihren Kommandeuren ist die wohlverdiente Anerkennung zuteil geworden, wobei namentlich die musterhafte Haltung des Militärs hervorgehoben wird. Bei dieser Gelegenheit können wir mit einer Wahrnehmung nicht zurückhalten, die nur zu oft schon bei feierlichen Anlässen kirchlichen Gepräges, namentlich auch bei der Fronleichnamsprozession, gemacht wurde. Bei der spalierbildenden Volksmenge erregte es peinlichstes Aergernis, Offiziere und Beamte in aufgeräumtester Konversation im Gefolge des von allen so tiefbetrauerten Landesvaters zu sehen. Welch ein Kontrast zu dem erschütternden Bilde, das die mit allen Zeichen tiefsten Schmerzes schweigend hinter dem Sarge schreitenden Fürsten, vor allem der Kaiser, der Prinz-Regent und der König von Sachsen, darboten. Es handelt sich hier um einen tief eingewurzelten Mißbrauch, dessen Wirkung manchen Herren vom hohen Militär und Zivil wohl selbst nicht zum Bewußtsein kommt. Keineswegs im gleichen Zusammenhange, sondern nur bei gleicher Gelegenheit sei auch eine Büberei niedriger gehängt, deren sich norddeutsche Studenten in einem Hause an der Theresienstraße schuldig machten, indem sie von den Fenstern aus lachend und scherzend Bonbons unter die Menge warfen. Eine Intervention der empörten Zuschauer machte der Gesinnungsroheit bald ein Ende.

[2]) Wegen der bevorstehenden Feiertage mußten die für die Buchhandelsauslieferung bestimmten sogen. Leipziger Ballen in München schon am Samstag, 21. Dezember, expediert werden. Die erste Auflage der Nr. 52 wurde also schon zwei Tage vor der am 23. Dezember erfolgten Veröffentlichung des Handschreibens gedruckt.

lung der Parteien und Fraktionen im Landtag in mehr oder minder offizieller Form der Oeffentlichkeit unterbreitet wurde. Und gerade hier zeigt es sich, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" die ganze Welt an der Nase herumgeführt haben, als sie sich mit wichtigtuerischer Miene auf die „Uebereinstimmung mit führenden Männern ohne Unterschied der Partei" beriefen, die Frage somit als völlig spruchreif behandelten, vor allem soweit ihre eigene, die liberale Partei in Betracht kam. Schon am 15. Dezember stellte ein gleichfalls in München erscheinendes liberales Blatt, die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 349), den „Münchner Neuesten Nachrichten" die „schweren, tiefen Bedenken gerade um der Monarchie, um des Königtums willen" entgegen und erklärte es vor allem als höchst bedenklich, daß der König zur Annahme seiner Würde der Zustimmung des Landtages bedürfe, also nicht ausschließlich aus eigenem Recht, sondern auch kraft des Willensaktes des Landtages König wäre. Das sei, so hieß es in der dem liberalen Blatte von „sehr beachtenswerter Seite" zugehenden Zuschrift, nur schwer mit konservativer Staatsauffassung zu vereinen. Aber gerade an diesem Punkte setzte die liberale Landtagsfraktion ein, als sie als das Resultat ihrer mehrstündigen Beratungen nachstehende Parteientschließung veröffentlichen ließ:

„Nach dem Ergebnis der Besprechung ist anzunehmen, daß die Fraktion einem entsprechend gefaßten Antrag auf Verfassungsänderung nicht grundsätzlich entgegenstehen wird, trotzdem sie sich der Schwierigkeiten und der Bedenken, die geltend gemacht werden können, und die auch in der Debatte hervorgehoben worden sind, vollkommen bewußt ist. Unerläßliche Voraussetzung ist aber, daß die etwaigen Bestimmungen über die Beendigung der Regentschaft den beiden Kammern ein ausreichend gesichertes Bestimmungsrecht analog den Vorschriften über die Einsetzung einer Regentschaft gewähren."

Der Abg. Dr. Müller-Meiningen (Hof) ergänzte diese Parteierklärung noch dahin, daß er schrieb, die Liberalen würden eine etwaige Vorlage auch „vom Standpunkte einer zeitgemäßen Fortentwicklung der Verfassungsverhältnisse im Königreich Bayern behandeln". Der rotblöcklerische Unterton dieses fortschrittlichen Vorbehaltes wird nicht leicht jemandem entgehen. Auf die Neben- und Hintergedanken des Münchener Wochenblattes „Fortschritt" ist von uns bereits in Nr. 51 hingewiesen worden. Wenn dieselbe „Augsburger Abendzeitung", welche die „schweren, tiefen Bedenken" eigentlich zuerst aufwarf, hinterher sich den Anschein gibt, als seien diese Bedenken leicht zu überwinden gewesen, so geschieht dies offensichtlich nur, um dem Zentrum die ausschließliche Verantwortung aufzubürden und das Zentrum im Vorbeistreifen auch noch zu verdächtigen, als ob unausgesprochene Nebengründe mitgesprochen hätten.

Daß die Frage in der Zentrumsfraktion nicht so glatt entschieden werden würde, wie mancher gehofft haben mag, war schon an dem Tage klar, als im „Fränkischen Volksblatt" des Abg. Gerstenberger ein mit „Dr. G. H." gezeichneter Artikel erschien, der unter dezidierter Betonung des Gottesgnadentums jedes Mitbestimmungsrecht und jede Initiative der Volksvertretung in dieser Frage unbedingt bestritt. (Aehnliche Gedanken wurden inzwischen in einem dem „Bayerischen Vaterland" [Nr. 296] von einem „hervorragenden Parlamentarier" eingesandten Artikel ausgeführt.) Daß die überwiegende Mehrheit der Zentrumsfraktion sich dieser Auffassung angeschlossen hat, kam durch nachstehende Parteikundgebung der Bayerischen Zentrums-Parlaments-Korrespondenz zum Ausdruck:

„Am verflossenen Freitag ist in der fast vollzählig versammelt gewesenen Zentrumsfraktion der Bayerischen Abgeordnetenkammer die Eventualität einer Beendigung der Regentschaft bzw. der Ermöglichung eines Thronwechsels beraten worden. Das Für und Wider wurde eingehend und mit einer der Wichtigkeit der Angelegenheit entsprechenden Gründlichkeit geprüft und erörtert. Es ergab sich, daß alle Mitglieder die Bedeutung der für eine Aenderung des bestehenden Zustandes geltend zu machenden Gesichtspunkte anerkennen, daß aber die überwiegende Mehrheit der Fraktion Gegengründe grundsätzlicher Natur und entgegenstehende verfassungsrechtliche Bedenken für zu gewichtig hält, als daß eine Aenderung der seit dem Jahre 1886 maßgebenden staatsrechtlichen Verhältnisse ratsam erschiene."

Die „Augsb. Abendzeitung", deren eigene Haltung oben skizziert wurde, ist immerhin so gnädig, „dem Zentrum aus seiner Haltung keinen Vorwurf zu machen", denn — so wird wörtlich fortgefahren — „die Bedenken wegen der Aufrechterhaltung des Gottesgnadentums sind auch in anderen Kreisen geteilt worden und haben auch in der ‚M.-Augsb. Abendzeitung' Ausdruck gefunden". Daß auch in der Kammer der Reichsräte neben Bedenken mehr formaler Natur, welche den modus procedendi betrafen, auch gewichtige Bedenken prinzipieller Natur bestanden, ist ein offenes Geheimnis. Der Bauernbund war schließlich die einzige Partei, welche dem vom Hauptorgan des bayerischen Liberalismus leichthin in den Tag hinein lancierten Gedanken ohne Besinnen und ohne jeden Vorbehalt zustimmte.

Die Haltung der Sozialdemokratie war wieder von jener Perfidie diktiert — wir gebrauchen ungern das harte Wort, mit dem die sozialdemokratische Presse jeden unbequemen Gegner attackiert —, welche jede Meinungsverschiedenheit im Lager der bürgerlichen Parteien zur weiteren Unterminierung der Grundlagen des Staates auszunützen versteht. Leider fehlt es ja auch nicht an Staatslenkern, welche die je nach Bedarf gut gespielte Biedermannsmiene der roten Herrschaften als Zeichen ihrer relativen Harmlosigkeit hinzunehmen geneigt sind. Gerade in bezug auf die Königsfrage muß hier eine sehr charakteristische Erinnerung aufgefrischt werden, die wir der liberalen „Augsburger Abendzeitung" vom 18. Juni 1906 (Nr. 166) verdanken. Da las man:

„Als im Jahre 1904 die Frage erörtert wurde, legte sich bezeichnenderweise die sozialdemokratische Presse für die Beendigung der Regentschaft zu König Ottos Lebenszeiten ganz besonders ins Zeug. Die antimonarchische Partei als Retterin des ‚durch Krankheit des Königs gefährdeten monarchischen Prinzips' in Bayern, das war allein schon ein Hinweis auf die nicht unbedenkliche Perspektive, die da einstweilen zur Erörterung eröffnet war."

Das zitierte liberale Blatt frischt seine damalige Erinnerung jetzt selbst in nachstehender Form (Nr. 358) wieder auf:

„Die Sozialdemokraten, die 1904 den bekannten Dyroffschen Vorschlag, eine Absetzung des Königs Otto herbeizuführen, als ein Vorgehen begrüßten, wie es der gesunde Menschenverstand fordere, würden den Bemerkungen ihrer Presse nach aus Opposition gegen das Ministerium Hertling diesmal wohl eine solche Vorlage aufs schärfste bekämpft haben."

Es wäre wahrlich schlimm bestellt um Bayern und sein Königtum und Königshaus, wenn die Entscheidung über eine so grundlegende Frage von dem Stirnrunzeln oder einer vorübergehenden guten Laune — die wohl auf ein zeitweiliges am Boden-Schleifen der Staatszügel schließen ließe — der ausgesprochen republikanischen und antimonarchischen Partei abhängig gemacht werden müßte. Der von der sozialdemokratischen Presse seit dem Bestehen des Großblocks immer anmaßender zur Schau getragene Größenwahn gefällt sich schließlich auch noch in der ans Komische grenzenden Fiktion, daß die „ruhigen und nüchternen sozialdemokratischen Betrachtungen" (recte: Verbalinjurien) auch in den bürgerlichen Parteien solchen Widerhall gefunden hätten, daß man, „über die Stimmung des Landes unterrichtet", sich auf die Würde und das Recht des Parlamentes besann und „auffässig wurde". Und dasjenige liberale Blatt, welches „in Uebereinstimmung mit führenden Männern ohne Unterschied der Partei" den ganzen Plan „lanciert" hatte, gibt jetzt diesem Faustschlag in sein eigenes Antlitz mit einem gewissen Behagen weitere Verbreitung, während die gleichfalls liberale „Abendzeitung" mit einem hörbaren Ruck von den immer dreisteren roten Blockbrüdern abzurücken sich bestrebt.

* * *

Die Aufhebung der Geheimkanzlei ist durch den Prinz-Regenten Ludwig inzwischen in aller Form vollzogen. Alle militärischen Angelegenheiten werden dem Regenten künftig durch den vortragenden Generaladjutanten unterbreitet, als welcher der zum Generalleutnant beförderte bisherige Flügeladjutant Walther von Walderstötten ernannt ist, während an die Spitze des neugebildeten (Zivil-) Kabinetts der bisher in der Geheimkanzlei als Stellvertreter des Generals von Wiedenmann beschäftigte Ministerialdirektor von Dandl tritt. Der neue Kabinettschef erhielt den Rang eines Staatsrates. Für seine Berufung war zweifellos seine außerordentliche Geschäftsroutine ausschlaggebend. Die Annahme, daß er auf die der Landtagsauflösung vorausgehenden Vorgänge irgendwie einseitig eingewirkt habe, ist damals auf das bestimmteste in Abrede gestellt worden. Daß die Verabschiedung des bisherigen Chefs der Geheimkanzlei in den schmeichelhaftesten Formen erfolgt ist, entspricht durchaus der Situation. Denn in der Tat hat der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangene, später geadelte und schließlich in den Freiherrnstand erhobene Herr

von Wiedenmann, abgesehen von seinen militärischen Feldzugsverdiensten, dem greisen Regenten von seinem 79. bis zu seinem 92. Lebensjahre und bis zur letzten Stunde „mit rastlosem Pflichteifer, aufopfernder Hingebung, unermüdlich auf sein Wohl bedacht", zur Seite gestanden. Der wohl nicht immer unbegründete Argwohn, der den politischen Einflüssen des Chefs der Geheimkanzlei nicht etwa bloß aus dem Zentrumslager, sondern auch von früheren nichts weniger als „ultramontanen" aktiven Ministern entgegengebracht wurde, war wohl zum größten Teil eine unabwendbare Folge der ganz außerordentlichen Umstände, unter denen Herr von Wiedenmann sein Amt zu verwalten hatte. Wir würden unter dem frischen Eindruck der mit allen Ehren erfolgten Verabschiedung heute nicht einmal mit einer Andeutung ohnehin allbekannte Dinge streifen, wenn nicht die unablässig fortgesetzten Rankünen und Intriguen gegen das wahrlich nicht auf Rosen gebettete Ministerium Hertling und namentlich seinen Vorsitzenden zu einigen naheliegenden Konstatierungen förmlich nötigten. „Man" hält allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz daran fest, daß der 92jährige Regent den sogenannten Jesuitenerlaß erst „aus den Zeitungen" erfahren habe. Das um die baldige Herausstellung der Königskrone in den vollen Glanz des Tages so außerordentlich besorgte liberale Hauptorgan hat sogar gedroht, daß auch noch „von manchen anderen Inkorrektheiten und Verstößen gegen den ordnungsmäßigen Geschäftsgang" zu reden sein werde („M. N. N." Nr. 644). Wir wären in der Lage, die dem Ministerium Hertling zugedachten Bosheiten mit wechselnder Pfeilrichtung dutzendfach mit Zinsen und Zinseszinsen heimzuzahlen, wenn wir uns von ähnlich gehässiger Voraussetzungslosigkeit leiten ließen. Es gehört schon eine eherne Stirne dazu, den 92jährigen Regenten einem blindgläubigen Lesepublikum als einen Mann hinzustellen, der mit dem Eifer und der Gedächtnisfrische eines 60jährigen täglich und stündlich „die Zeitungen" liest und „aus den Zeitungen" politische Kenntnisse ergänzt, die ihm im pflichtgemäßen Vortrage unterbreitet werden mußten. Byzantinische Liebedienerei hat ja im Laufe der Jahre einen förmlichen Sport darin gesucht, den Zeitgenossen die ans Wunderbare streifende Vorstellung zu suggerieren, als sei dem Regenten auch nicht die entfernteste Spur jener Gebrechlichkeit eigen, die sonst niemandem erspart bleibt, der durch die Gunst des Himmels ein so außerordentlich hohes Alter erreicht hat. Die auch Neunzigjährigen oft nachgerühmte körperliche und geistige Rüstigkeit kann selbst in bevorzugten Ausnahmefällen doch nur eine sehr relative sein. Die unerbittliche Wirklichkeit sprach auch beim Prinz-Regenten Luitpold eine von jenen schönfärberischen Legenden erheblich abweichende Sprache, und es gehört ein nicht gewöhnliches Maß von Pietätlosigkeit dazu, wenn am kaum geschlossenen Grabe liberaler Korybantenlärm neue Legenden verbreitet, um einem verhaßten Minister ein Bein zu stellen.

* * *

Selbst wer der politischen Gesinnung und der ganzen Weltanschauung des Herrn von Hertling nicht innerlich näher steht, muß, vorausgesetzt daß ihm ritterliche Gesinnung nicht ganz fremd ist, die Absicht einer nach vollzogenem Regentschaftswechsel mit verstärkten Akzenten wieder einsetzenden Ministerhatz faustdick herausmerken und ob solchen Haberfeldtreibens verstimmt werden. Diese Empfindung vermag der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auch angesichts der mehr als geräuschvollen Kontroversen, die sich um die Gründung der ab 1. Januar neu erscheinenden „Bayerischen Staatszeitung" (mit amtlichem Staatsanzeiger) erhoben haben, nicht ganz los zu werden. Schon die „rote" Quelle, aus der diese neueste Hetze gegen das Ministerium Hertling auf fragwürdigste Weise Zufluß fand, muß zur Vorsicht mahnen.

Eine gewisse Erregung über die von der „Staatszeitung" angestrebte „Monopolisierung" des halbamtlichen Nachrichtenwesens ist zu begreifen, aber die grotesken Formen, in denen die Entrüstung zum Ausdruck kommt, steht denen erbärmlich schlecht zu Gesicht, welche sich während der liberalen Aera von einem förmlichen Nachrichten-Monopol mästeten und nun um den eigenen Futtertrog bangen, der jahrzehntelang aus mehr als einem Ministerium systematische Zufuhr erhielt — zum gewaltigen Schaden der Zentrumspresse.

Für die zum Teil ans Utopische grenzenden Vorschläge, welche ein an die sozialdemokratische Presse verratenes, auch in seiner grenzenlosen Selbstüberschätzung höchst ungeschicktes journalistisches Memorandum hinsichtlich des von dem ganzen Beamtenapparat, selbst von den auswärtigen Gesandtschaften, zu unterstützenden Nachrichtendienstes zum besten gibt, ist die Staatsregierung umsoweniger verantwortlich zu machen, als sie das Schriftstück überhaupt noch nicht gekannt hat. Eine halbamtliche Note erklärt auch bereits eine Reihe der gemachten Vorschläge als praktisch und rechtlich undurchführbar und unannehmbar.

Eine der bayerischen Regierung zur objektiven Vertretung ihrer Anschauungen zur Verfügung stehende, finanziell gut fundierte „Staatszeitung" würde an sich einem dringenden Bedürfnisse entsprechen und dem Meinungsterrorismus und der skrupellosen Stimmungsmache einer immer mehr zum kapitalistischen Monopol ausartenden liberalen Großstadtpresse einigermaßen ein Paroli bieten können. Daß der Liberalismus im Interesse seines eigenen Monopols eine solche „Staatszeitung" um jeden Preis bekämpft, liegt in der Natur der Sache, und daß ihm durch Fehlgriffe bei der Ausgestaltung dieses Organs willkommene Handhaben geboten werden, ist nur zu bedauern. Einer gutgeleiteten, auf ihre Unabhängigkeit bedachten Zentrumspresse kann durch eine „Staatszeitung", wie sie sein soll, kein Nachteil erwachsen. Im Gegenteil: sie wird durch ein solches Regierungsorgan von manchem Odium nach der einen oder anderen Richtung entlastet. Was uns an der neuen „Staatszeitung" von Anfang an nicht gefiel, ist die Verquickung eines Organs von teils amtlichem, teils halbamtlichem Charakter mit privaten Geschäftsinteressen, die ihren abstoßendsten Ausdruck in der Tatsache finden, daß der Anzeigenteil dieses amtlich-halbamtlichen Organs des Königreiches Bayern an die jüdische Annoncenexpedition Rudolf Mosse-Berlin verpachtet ist, der man bei staatlich geförderten Unternehmungen in Bayern ohnehin schon allzuoft begegnen mußte. Auf diesem Wege wird der liberalen Großstadtpresse kaum irgendwelcher Abbruch geschehen, um so mehr aber der ohnehin von der Uebermacht des liberalen Kapitalismus künstlich niedergehaltenen rechtsstehenden Tagespresse.

Das sächsische Volksschulgesetz gescheitert.

Von Franz Weigl, München-Harlaching.

Schon mehrere Jahre erregt die beabsichtigte Schulreform in Sachsen die Gemüter. Der simultane, im Verband des Deutschen Lehrervereins stehende „Sächsische Lehrerverein" hatte eine Denkschrift vorgelegt, die insbesondere nach der Seite der Aufsicht die Demokratisierung der Schulverwaltung und nach der Seite des Religionsunterrichtes die Loslösung von Dogma und kirchlichem Glaubensbekenntnis verlangte. Die Scheidung der Geister bereitete sich vor, indem nicht nur die Lehrerschaft, sondern die Masse des Volkes an der Frage Interesse bekam. Die kirchlich-gesinnten Kreise schlossen sich zur Verteidigung der Konfessionsschule, ihres Geistes und ihres gläubigen Religionsunterrichtes zusammen im „Evangelisch-lutherischen Schulverein", die auf der Seite der freien Lehrerschaft stehenden Kräfte verbündeten sich im „Sächsischen Schulverein". Die beiden Richtungen wurden besonders charakterisiert durch die Broschüre von Lic. theol. R. Wolf: „Warum kann unsere evangelisch-lutherische Landeskirche die von der Vertreterversammlung des Sächsischen Lehrervereins beschlossene Forderung einer konfessionslosen Volksschule nicht annehmen?" (Leipzig, Dörffling & Francke, 1910, 20 S.) Als Gegenschrift erschien ebenfalls von einem Geistlichen, Pastor Kruspe: „Schule und Dogma" (Meißen, Buchheim, 67 S.), in welcher Schrift der freie theologische Standpunkt vertreten wurde. Der Kampf kam nicht zur Ruhe, da legte die sächsische Regierung einen Schulgesetzentwurf vor, der die Reform des Religionsunterrichtes beiseite ließ und diese einem Lehrplane vorbehalten wollte; auch die Schulaufsicht sollte nicht in demokratischem Sinne gelöst werden, sondern einen Ausbau der bisherigen Ordnung bringen unter Aufrechterhaltung des Prinzips der Konfessionsschule. Die allgemeine Volksschule wurde ebenfalls verworfen.

Es setzte nun neuerdings der Kampf aufs schärfste ein. Der katholische Lehrerverein hat damals eine Resolution verbreitet, in der er sich für die Konfessionsschule aussprach und weiterhin u. a. betonte: „Der Religionsunterricht ist mit Rück-

sicht auf Konfession und Dogma nach pädagogischen und psychologischen Gesichtspunkten zu erteilen. Geistliche sind von der Ortsschulaufsicht nicht grundsätzlich auszuschließen. Bei einer Neuregelung der Schulaufsicht ist das Recht der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes, sowie auf Ueberwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung gesetzlich festzulegen oder auf andere Weise hinreichend zu sichern." Die liberale und die sozialdemokratische Partei suchten gegenüber diesen Grundsätzen und dem konservativ gehaltenen Entwurf der Regierung die oben skizzierten Ziele des Sächsischen Schulvereins durchzusetzen und drohten mit der Ablehnung im Falle der Nichtberücksichtigung ihrer Wünsche. Bei der Schlußabstimmung über das Gesetz vom 19. Dezember kam die Drohung zur Durchführung. Da der Kultusminister nicht nachgegeben und auch die erste Kammer einer Fassung in seinem Sinne zugestimmt hatte, und nachdem endlich das Vereinigungsverfahren des Landtags ergebnislos verlaufen war, fiel das Gesetz mit einer liberal-sozialistischen Mehrheit von 61 gegen 27 konservative Stimmen.

Wiens neuer Bürgermeister.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der Wiener Gemeinderat hat am 23. Dezember sein Mitglied, den ehemaligen Handelsminister Exzellenz Dr. Richard Weiskirchner zum Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien gewählt.

Als Dr. Lueger vor zweieinhalb Jahren die Augen für immer schloß, wurde sein Testament bekanntgemacht, in dem er den Magistratsdirektor (der oberste Beamte der Stadtverwaltung) Dr. Richard Weiskirchner als den fähigsten unter seinen Freunden zu seinem Nachfolger empfahl. Damals war aber Dr. Weiskirchner nicht mehr Magistratsdirektor, sondern Handelsminister im Kabinett Bienerth, und als nun die Partei ihn aufforderte, die Erbschaft nach Dr. Lueger zu übernehmen, lehnte er das ab mit der Erklärung, er sei der Krone und dem Ministerpräsidenten verpflichtet, einstweilen noch im Amte zu verbleiben. Man hat ihm das in der Partei sehr übel genommen, um so mehr, als dann die Parteiverräter die schwere Krise heraufbeschworen, welche im Juni 1911 die furchtbare Niederlage der Christlichsozialen in Wien zur Folge hatte. Es hieß damals, Dr. Weiskirchner strebe danach, Ministerpräsident zu werden; andere sagten, er wolle nicht im Schatten Luegers das schwere Amt antreten; noch andere, auch eine Bürgermeisterschaft Weiskirchner hätte den Mißerfolg der Juniwahlen nicht aufgehalten. Mag dem wie immer sein — heute noch darüber zu rechten, hat für den praktischen Politiker keinen Sinn.

Der Gemeinderat wählte bekanntlich 1910 den damaligen ersten Vizebürgermeister Dr. Neumayer zum Bürgermeister auf sechs Jahre. Eine Verlegenheitswahl, das läßt sich nicht leugnen, denn daß jemand in der Partei Dr. Neumayer für fähig gehalten hätte, die Zweimillionenstadt, noch dazu in der Zeit so schwerer Krisen, zu leiten, das ist wohl ausgeschlossen. Dr. Neumayer ist nie ein Mann der zielführenden Tatkraft gewesen, seine Schwerhörigkeit erschwerte ihm nicht nur das Amtieren, sondern machte ihn auch mißtrauisch gegen jedermann, ganz besonders gegen seine drei Vizebürgermeister, deren Klagen, daß der Bürgermeister sie immer mehr von den Geschäften fernzuhalten suche, nur zu berechtigt waren. Dr. Neumayer, der bereits im 69. Lebensjahre steht, verlangte, alle wichtigeren Akten selbst zu erledigen, infolgedessen wurden viele nicht erledigt, es riß eine Mißwirtschaft ein, welcher die drei arbeits- und tatenlustigen Vizebürgermeister nicht länger zusehen wollten. Das ist die eigentliche Ursache des plötzlichen Sturzes Dr. Neumayers; die von den Sozialdemokraten erhobenen Vorwürfe, die sich meist auf sein früheres Privatleben beziehen, sind höchstens Mitursachen gewesen.

Darum hatte Dr. Neumayer kaum sein Amt niedergelegt, als die Parteiführer auch schon den Beschluß faßten, so schnell wie nur irgend möglich eine Neuwahl des Bürgermeisters herbeizuführen. Sie hatten gelernt aus der bürgermeisterlosen Zeit nach Luegers Tod. Es kamen drei Männer für die Bürgermeisterwürde in Betracht: der erste Vizebürgermeister Dr. Porzer, der Obmann des gemeinderätlichen Bürgerklubs Oberkurator Steiner und Exzellenz Dr. Weiskirchner. Leopold Steiner, aus dem Gewerbestande hervorgegangen, hat viele Anhänger, er verzichtete jedoch sofort auf jegliche Kandidatur. Die beiden anderen verpflichteten sich, zurückzutreten, wenn der andere bei der Probeabstimmung im Bürgerklub die Mehrheit der Stimmen erhalte. So geschah's auch. Dr. Weiskirchner erhielt am 21. Dezember 89 Stimmen, Dr. Porzer 23 Stimmen. Sofort gab Dr. Porzer ein schönes Beispiel der Parteidisziplin: als erster beglückwünschte er den siegreichen Wettbewerber und versprach, treu an Dr. Weiskirchners Seite auf seinem jetzigen Posten auszuharren. Damit war die Gewißheit gegeben, daß bei der Wahl im Gemeinderate selbst Dr. Weiskirchner alle Stimmen der Christlichsozialen erhalten werde.

Als am 21. Dezember bekannt wurde, daß Dr. Weiskirchners Wahl gesichert sei, begann die gesamte Judenpresse ein gehässiges Haberfeldtreiben gegen diesen Mann; sie gab damit zu erkennen, wie sehr das Freimaurertum und das Wucherjudentum ihn fürchten, welche Angst sie haben, daß nun die Luegersche Kommunalpolitik tatkräftig fortgesetzt werden wird. Das erwartet auch die ganze christlichsoziale Partei, nicht etwa nur die Wiens, von Dr. Weiskirchner, der in Dr. Porzer eine verläßliche erstklassige Arbeitskraft zur Seite hat. Die so glänzend dokumentierte Einigkeit der Partei gestattet frohe Hoffnungen, daß die Christlichsozialen die politischen Positionen zurückerobern, die sie im Juni 1911 an den vereinigten Freimaurerfreisinn verloren hatten.

Zur Bürgermeisterwahl hatten sich von den 162 Gemeinderäten 155 eingefunden, 5 hatten sich genügend entschuldigt (das Fernbleiben von der Wahl zieht den Mandatsverlust nach sich), einer ist strafweise von den nächsten Sitzungen ausgeschlossen, ein Mandat ist erledigt. Dr. Weiskirchner erhielt 126 Stimmen, der Liberale Dr. Dorn 12, der Liberale Maler Goltz 1 und der Sozialdemokrat Reumann 7. Neun Stimmzettel waren leer. Für Dr. Weiskirchner stimmten sämtliche Christlichsoziale. Bezeichnend ist, daß GR. Goltz, der Obmann des liberalen Klubs, nur eine Stimme erhielt. Er hatte nämlich in der Budgetdebatte zugegeben, daß die Christlichsozialen für Wien Großes geleistet und die besten Absichten haben. Die Wahrheit über den Gegner zu sagen, verträgt sich nicht mit den Grundsätzen des jüdischen Freimaurerliberalismus, darum gaben die liberalen Gemeinderäte ihre Stimmen ihrem früheren Obmann. „Strafe muß sind."

In seiner Dankrede, mit welcher er die Wahl annahm, wies Bürgermeister Dr. Weiskirchner darauf hin, daß er schon fast 30 Jahre (seit 1883) auf kommunalem Gebiete tätig sei, und daß er es für seine oberste Pflicht halte, seinem Volke zu dienen. Diese Pflicht geleite ihn auch zum Sorgenstuhle des Bürgermeisters. „Ich bin mir der Pflicht bewußt, nicht allein der Wohlfahrt des Volkes zu dienen, sondern auch dessen kulturellen und geistigen Fortschritt zu fördern und soziale Reformen im christlichen Sinne vorzubereiten. . . . In Treue ergeben dem deutschen Volke, dem ich entsprossen bin, treu meinem Vaterlande Oesterreich, werde ich unentwegt festhalten an den Grundsätzen deutschchristlicher Weltanschauung, deren Betätigung nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung die einzige Gewähr für das Gedeihen der Stadt und die Wohlfahrt ihrer Bewohner bietet. So will ich denn im Namen Gottes mit froher Zuversicht einen neuen Abschnitt meines Lebens beginnen. Möge aus weiten Himmelssphären Luegers Geist segnend auf mich niederschauen." — —

Dr. Richard Weiskirchner ist ein Wiener Kind: er wurde am 24. März 1861 im Bezirke Margarethen geboren, steht also erst im 52. Lebensjahre. Sein Vater war Volksschullehrer, der Lehrer Dr. Luegers. Daher schreibt sich auch die väterliche Freundschaft, mit welcher Dr. Lueger seinem jugendlichen Mitarbeiter stets zugetan war. Im Jahre 1883 trat er in den städtischen Dienst ein und war die meiste Zeit im Armenwesen tätig. Ein Schüler Baron Vogelsangs, suchte er die Lehren der christlichen Sozialreform in die Praxis umzusetzen. Zeugnis dafür legt unter anderem auch die 1896 verfaßte Schrift ab „Das Kartellwesen vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung", außerdem eine Reihe von Studien über das Problem der Arbeitsvermittlung und des Armenwesens. Soweit es ihm als städtischem Beamten unter liberalen Bürgermeistern möglich gewesen war, hatte Dr. Weiskirchner auch an der Gründung der christlichsozialen Partei teilgenommen, und als dann Dr. Lueger selbst Bürgermeister wurde, machte Dr. Weiskirchner nicht nur schnell Karriere im Amte, sondern trat auch in die Führerreihen der Partei. 1901 wurde er Magistratsvizedirektor, 1903 Magistratsdirektor und als solcher der wichtigste Mitarbeiter des Bürgermeisters, der ihn wie wohl sonst niemanden in seine Pläne ein-

weihte. Mit 42 Jahren schon stand Dr. Weiskirchner an der Spitze eines Beamtenkörpers von 10000 Mann. In diesem Posten verblieb er sechs Jahre. Im Jahre 1896 war er in den niederösterreichischen Landtag gewählt worden, 1897 ins Abgeordnetenhaus des Reichsrates, welches ihn 1907 zum ersten Präsidenten des auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes gewählten Volkshauses erkor. Es wird von niemandem bestritten, daß er einer der besten Präsidenten gewesen, welche die österreichische Volksvertretung je gehabt hat; seine Nachfolger Dr. Pattai und Dr. Sylvester erreichen ihn bei weitem nicht. Im Jahre 1909 trat er dann als Handelsminister ins Kabinett Bienerth ein, mit Zustimmung Dr. Luegers zwar, aber es ist bekannt, daß dieser seine Zustimmung erst auf besonderen Wunsch des Kaisers gegeben hat. Besser wär's gewesen, Dr. Lueger hätte als Parteiführer und als Bürgermeister damals seine Zustimmung verweigert.

Nun ist Dr. Weiskirchner doch noch der Erbe Dr. Luegers geworden. Die gesamte Partei setzt große Hoffnungen auf seine Bürgermeisterschaft. Er ist der Mann, diese Hoffnungen zu rechtfertigen.

Das badische Regierungsorgan in der Jesuitensache.

Von Dr. Jos. Schofer, Mitglied der II. badischen Kammer.

Geradezu merkwürdig muß die Art und Weise anmuten, mit der die „Karlsruher Zeitung", das offizielle Regierungsorgan in Baden, Bericht über die Jesuitenfrage zu erstatten beliebt.

Am 15. Dezember tagte die offizielle Parteivertretung der Fortschrittlichen Volkspartei. Die „Oberrheinische Korrespondenz" brachte einen Bericht. Die „Karlsruher Zeitung" druckte ihn ab, ließ aber folgenden Satz weg:

„Einmütig" war der Landesausschuß der fortschrittlichen Volkspartei „ferner in der Verurteilung des Vorgehens der badischen Regierung gegen die Vorträge des Jesuitenpaters Cohausz".

Die Zentrumspresse wies auf diese mehr als auffällige Fortlassung hin. Darauf griff auch der demokratische „Badische Landesbote" die auf Irreleitung zielende Unterdrückung auf und schrieb dazu unter anderem:

„Daher müssen wir jetzt fragen: aus welchem Grunde hat die ‚Karlsruher Zeitung' diesen doch nicht unwichtigen Satz gestrichen! Darf die badische Regierung nicht wissen, wie die Fortschrittliche Volkspartei über ihr Vorgehen denkt? Oder glaubte sie damit der Regierung einen Dienst zu erweisen? Wie sie sich jetzt aus der Presse leicht überzeugen kann, ist es ein sehr schlechter Dienst gewesen. Es wird als ein Zeichen der Schwäche, des bösen Gewissens und anderer Dinge mehr ausgelegt. Man möge ein anderes Mal etwas klüger streichen! — Bei dieser Gelegenheit sei angefügt: Wo bleibt die von der Oeffentlichkeit geforderte Aufklärung der Regierung über ihr Pforzheimer Verbot! Mit Schweigen ist diese Sache nicht zur Ruhe zu bringen. Dafür sorgt allein schon das Zentrum, das natürlich gar kein Interesse daran hat, die Angelegenheit zur Ruhe kommen zu lassen. Man sage also das, was zu sagen doch einmal nötig werden wird."

Notgedrungen brachte dann endlich das Regierungsorgan auch die offizielle Stellungnahme der Fortschrittlichen Volkspartei.

Am Mittwoch, den 18. Dezember fand in der Freiburger Festhalle die mächtige Protestversammlung statt. Gut 5000 Teilnehmer füllten die größte Halle Freiburgs wie noch selten je zuvor. Der Reichs- und Landtagsabgeordnete Fehrenbach rechnete in ganz besonderer Weise mit der badischen Regierung ab. Der markanteste Passus dieses Teiles der Rede hatte folgenden Wortlaut:

„Hat die Großherzoglich badische Regierung ihre jetzige Auffassung während der Bundesratsverhandlungen schon gehabt und nicht mitgeteilt, um nachher die scharfe Auslegung in Baden zur Durchführung zu bringen? Zu dieser Frage zwingt uns die Großherzoglich badische Regierung. Sie wird nicht umhin können, darauf Antwort zu geben. In Abgeordnetenkreisen des Reichstags gilt es als verbürgte Nachricht, daß die Staaten, welche für eine noch schärfere Auslegung des Jesuitengesetzes eingetreten sind, Sachsen, Württemberg, Baden und einige thüringische Staaten sind. Es mag damit sein wie es will; es steht fest, daß es zurzeit keinen größeren Feind der Reichsleitung gibt, wie die Großherzoglich badische Regierung. Der Reichskanzler erklärt vor versammeltem Reichstage: „Von Verschärfung keine Rede"; und zu gleicher Zeit wird in Baden die Verschärfung des Gesetzes in schroffster Weise vollzogen. Es wird dadurch das Wort des Reichskanzlers diskreditiert, wie es kaum je geschehen ist. Aber das Verdienst hat die Großherzoglich badische Regierung: sie hat die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes bis zur Evidenz bewiesen. Die badische Regierung mag sich bei verschiedenen Parteiführern darüber erkundigen, wie man über sie spricht. Sie mag sich insbesondere ein Urteil über ihr Vorgehen bei dem Parteiführer einholen, der ihr sehr nahe steht. Er hat im Reichstage kein Hehl daraus gemacht, daß er das Vorgehen der badischen Regierung unbegreiflich findet. Es ist unmöglich, diese Verordnung aufrechtzuerhalten nach der Bloßstellung Badens durch die Reichslande, woselbst zweifellos nach Fühlungnahme mit dem Reichskanzler die mildere Auffassung angewandt wurde. Jetzt ist der Zustand noch viel unerträglicher, nachdem diese Verordnung so verschieden ausgelegt wurde."

Von diesen Ausführungen hat die „Karlsruher Zeitung" wiederum nichts erfahren. Dagegen weiß sie folgendes zu berichten (Nr. 351):

„Aus der Fehrenbachschen Rede in Freiburg ist, wie das „Karlsruher Tageblatt" betont, bemerkenswert die Erklärung, es sei falsch, daß das Zentrum beabsichtige, „die Jesuitenfrage zum Eckstein seiner politischen Stellungnahme zu machen". Das sei nicht der Fall und werde auch künftig nicht der Fall sein; das Zentrum werde den Etat und das Gehalt des Reichskanzlers bewilligen. Etwas anderes verbiete schon der Patriotismus und das christliche Bewußtsein. Der Kampf gegen die Regierung solle ruhig und maßvoll, getragen von sittlichem und patriotischem Empfinden, durchgekämpft werden". — Der „Schwäb. Merkur" bemerkt dazu: „Diese Worte können sich nur gegen die Heißsporne innerhalb der eigenen Partei richten und sind in dieser Hinsicht sehr bezeichnend."

Diese aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze geben nicht einmal den Gedanken des Abgeordneten Fehrenbach wieder. Der ganze Passus lautete wörtlich also:

„Der Reichskanzler hat geglaubt, die Zentrumserklärung des Abg. Spahn dahin aufzufassen, daß die Jesuitenfrage nunmehr der „Eckstein" unserer Politik sein werde. Dazu hat weder die Rede Spahns Anlaß gegeben, noch haben die nachfolgenden Ausführungen Groebers diese Vermutungen bestätigt. Wir haben durch die Tat bewiesen, daß die Jesuitenfrage für unsere gesamte Politik nicht der „Eckstein" sein wird. Dem Ausland gegenüber werden wir mit dem ganzen deutschen Volke als eine geschlossene Phalanx dastehen! Wir haben das Mißtrauen der Sozialdemokraten gegenüber dem Reichskanzler bei Beratung der Interpellation über die Wirtschaftspolitik der Regierung abgelehnt. Die Staatsnotwendigkeiten sind für uns als Patrioten und gute Christen gegeben, die staatsbürgerlichen Pflichten bestehen. Ich gestehe zu, daß es eine große Aufopferung und Selbstbeherrschung fordert, so zu sprechen. **Erwarten Sie von uns einen energischen Kampf gegen die Regierung!** Aber verlangen Sie von uns nichts Unmögliches! Das Gehalt des Reichskanzlers abzulehnen, wäre töricht, denn er hat darauf einen klagbaren Anspruch. Den ganzen Etat abzulehnen nach Art der Sozialdemokraten, würde gegen unsere staatsbürgerlichen Pflichten verstoßen. **Aber es gibt noch Mittel genug, den verbündeten Regierungen** gegenüber unser **Mißtrauen zum Ausdruck zu bringen.** Und diese Gelegenheit werden wir nicht vorübergehen lassen. Es ist ein unverantwortliches Verhalten der Reichsregierung, was sie hier getan hat. Berücksichtigt man das Verhalten der Zentrumspartei in den letzten Jahrzehnten, namentlich bei den Schwierigkeiten der Reichsfinanzreform, so muß man sagen, die Regierung scheint mit Blindheit geschlagen zu sein. Die Zeiten, in denen wir stehen, sind nicht dazu da, um unser Volk auseinanderzureißen und eine solche Entrüstung in es hineinzutragen. Wir wissen nicht, wann unsere junge Mannschaft hinausziehen muß zum Kampf für das Vaterland! Aber der Stachel wird bleiben, daß die Reichsregierung es nicht über sich gebracht hat, unseren dringendsten Wünschen nachzukommen. Wir werden den Kampf nicht aufgeben, ruhig und maßvoll, getragen vom sittlichen und patriotischen Empfinden, einen schweren Kampf, aber endlich muß in deutschen Landen Vernunft und Recht den Sieg davontragen!" (Stürmischer, minutenlanger Beifall und Händeklatschen!)

Das ist denn doch etwas ganz anderes als das, was die „Karlsruher Zeitung" zu bringen für gut fand.

Wie mit der Rede Fehrenbachs, machte es das Regierungsorgan mit der Protestresolution, welche die Versammlung zu Freiburg annahm. Im Bericht der „Karlsruher Zeitung" (Nr. 350 vom 21. Dezember) wird nur folgender Satz der Resolution veröffentlicht:

„Die Versammlung erblickt in dem Ausnahmegesetz gegen den Orden der Gesellschaft Jesu einen gegen den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Staatsbürger verstoßende, eines Rechtsstaates unwürdige Entrechtung einer ganzen Klasse unbescholtener und geistig hochstehender deutscher Staatsbürger und zugleich eine tiefverletzende, verbitternde Zurücksetzung des katholischen Volksteiles. Die Versammlung fordert deshalb mit allem Nachdruck die Aufhebung dieses aus der Zeit des unseligen Kulturkampfes stammenden Ausnahmegesetzes."

Die ganze Resolution hat aber folgenden Wortlaut:

„Resolution.

Die in der Festhalle zu Freiburg im Breisgau versammelten 5000 Katholiken sprechen ihr schmerzliches Bedauern darüber aus, daß die auf Grund des Jesuitengesetzes erlassene Bekanntmachung des Bundesrates vom 5. Juli 1872, entgegen dem wohlbegründeten Antrage der bayerischen Regierung, unter Mißachtung der Vorstellungen der deutschen Bischöfe und des katholischen Volkes durch die Bekanntmachung des Bundesrates vom 28. November 1912 nicht bloß aufrechterhalten, sondern sogar noch verschärft worden ist; sie bedauern auf das lebhafteste, daß auch die Badische Regierung hierzu mitgewirkt hat. Sie verurteilen auf das schärfste das rigorose Vorgehen der Badischen Regierung gegen den Jesuitenpater Cohausz. Das Verbot von religionswissenschaftlichen Vorträgen, wie sie bisher wiederholt auch in Freiburg im Breisgau von Jesuitenpatres gehalten worden sind, steht mit der bisherigen Praxis der Badischen Regierung, der Erklärung des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Reichsjustizamtes in Widerspruch. Das Pforzheimer Verbot der Behandlung eines historischen Themas entbehrt der gesetzlichen Grundlage und steht mit der Uebung anderer Bundesstaaten in schroffem Widerspruch. Die Versammlung erblickt in dem Ausnahmegesetz gegen den Orden der Gesellschaft Jesu eine gegen den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Staatsbürger verstoßende, eines Rechtsstaates unwürdige Entrechtung einer

ganzen Klasse unbescholtener und geistig hochstehender deutscher Staatsbürger und zugleich eine tiefverletzende, verbitternde Zurücksetzung des katholischen Volksteils. Die Versammlung fordert deshalb mit allem Nachdruck die Aufhebung dieses aus der Zeit des unseligen Kulturkampfes stammenden Ausnahmegesetzes."

Diese Art eines Regierungsorgans, eine öffentliche Kundgebung von der Bedeutung der Festhallenversammlung zu Freiburg zu behandeln, läßt tief blicken. Die Zentrumspresse macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die „Karlsruher Zeitung" am Großherzoglichen Hofe gelesen werde. Wenn dort die berufene Orientierung in der Art des Regierungsorgans erfolgt, dann können wir Katholiken eine Ahnung haben, wie diese aussieht.

Jesuiten und Deutschtum.

Von Joseph Mauch, Zeggbach, O.-A. Biberach.

Einen ebenso interessanten wie aktuellen Beitrag zu diesem Thema, bzw. einen erdrückenden Beweis dafür, daß diese beiden Begriffe keinen Gegensatz enthalten und nie gegensätzlich gegen einander gewirkt haben, bietet das im Caritasverlag zu Freiburg erschienene, in Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau" von H. v. Siedershof bereits gewürdigte Werk von A. Camerlander: „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?" Dem Verfasser ist es nicht darum zu tun, in pharisäischer Selbstgerechtigkeit dem deutschen Volk und dessen Regierungen die Verdienste vorzurechnen und anzupreisen, die sich die deutschen Jesuiten in der Verbannung als Pioniere deutscher Kultur und Wissenschaft errungen haben. Das Buch verdankt seine Entstehung vielmehr einer Anregung der Historisch-politischen Blätter, wo im Band 150, S. 388, darauf hingewiesen wird, daß jeder Unbefangene allmählich wissen könne, daß die Jesuiten ihren Patriotismus auf den Schlachtfeldern von 1870/71 glänzend bewiesen haben, daß ebenso ihre Volksmissionen vor 1870 keineswegs den konfessionellen Frieden störten. Eines aber wisse die Oeffentlichkeit — sowohl die katholische, wie die protestantische — noch nicht zur Genüge: Was nämlich die Jesuiten für das Deutschtum im Ausland leisteten und leisten. „Eine kurze Zusammenstellung dieser Arbeiten in London, Paris, Italien, Moskau, Schweden usw. muß jedem Ankläger das Wort auf der Zunge ersterben lassen, und der schärfste Gegner müßte seinen Degen vor dieser nationalen Heldenarbeit senken." Dieser Anregung und dem angedeuteten Zweck will das Buch Camerlanders dienen.

Wenn wir hier dieses gerade im jetzigen Moment hochwillkommene Werk besprechen, so möchten wir gleich zu Anfang ein Wort der Vorrede kräftig unterstreichen, wo bemerkt wird, es sei doch sonderbar, daß deutsche Männer, die auf deutscher Erde, aus echt deutschen, zum Teil hochangesehenen Familien geboren sind, Männer, denen niemand eine undeutsche Tat je nachweisen könnte, ihre Vaterlandsliebe erst noch beweisen sollen — gegenüber Männern, deren patriotisch sein sollendes Hurrageschrei im umgekehrten Verhältnis zu ihren Taten steht, und die, während sie als „Deutsche" unbehelligt in ihren Redaktionsstuben „deutsche" öffentliche Meinung machen, in ihrem Exterieur und ihrem Jargon eine höchst zweifelhafte Legitimation ihres „Deutschtums" aufzuweisen haben.

In fünfzehn, zum Teil ausführlichen Kapiteln werden wir in das europäische und namentlich überseeische Ausland des fernsten Westens und Ostens geführt und an die Stätten geleitet, wo deutsche Jesuiten ihre besten Lebenskräfte und Lebensjahre in den Dienst der Deutschen und des Deutschtums gestellt, und echt „jesuitische" Rache an ihrem harten Vaterland genommen haben. In Antwerpen nimmt sich ein deutscher Jesuit als Auswanderermissionär seiner Landsleute an, erleichtert ihr abschiedsbanges und heimwehschweres Herz und gibt ihnen ein freundliches deutsches Wort und den Segen der Kirche mit auf die schwere Fahrt durch Sturm und Wogen nach einem ungewissen Ziel; in Paris, Lyon, Marseille, Genua, Mailand, Neapel, Sizilien, Moskau ruhen und rasten deutsche Jesuiten nicht, bis sie mitten im welschen Sprachengewirr und in den gefahr- und verderbendrohenden Strudeln des Großstadtlebens eine Insel gegründet haben, wo die vielen Deutschen sich sammeln, am Klang heimatlicher Laute sich erfreuen, in den Erinnerungen ans gemeinsame Vaterland sich aufrichten, wo sie deutsch beten und beichten, deutsches Lied und deutsche Predigt hören, ihre Kinder in deutsche Schulen schicken können, wo für Männer und Mädchen eine Oase erblüht zum Schutz und Halt für Tugend und zur Pflege von deutschem Sinn. An der Riviera widmen sich die Jesuiten der Seelsorge deutscher Kurgäste, und in den Hafenstädten halten sie den Soldaten der deutschen Marine deutschen Militärgottesdienst und gründen deutsche Seemannsheime. In den Steppen Südrußlands, in Rumänien, in den Weltstädten und Steppen Nordamerikas, in den Urwäldern und Talschluchten Brasiliens, Argentiniens und Chiles sind es vor Konsuln und Botschaftern die deutschen Jesuiten, die sich der deutschen Kolonisten annehmen, sie in Kirchspiele und Schulgemeinden ordnen, mit ihnen im einfachen Dorfkirchlein Gottesdienst halten mit deutscher Predigt und mit Gesang aus den Gesangbüchern der deutschen Heimat; in Elementar- und höheren Schulen wird deutsche Sprache und deutsche Bildung mitten unter einem fremden Volk gelehrt und auf kommende Geschlechter übertragen; eigene Kollegien und Universitäten konkurrieren erfolgreich mit den amerikanischen; die jungen Amerikaner sitzen neben wissensdurstigen Deutschen in edlem Wettstreit zu Füßen deutscher Lehrer und nehmen mit den Kenntnissen der deutschen Sprache und Wissenschaft Achtung und Zutrauen zu ihren deutschen Mitbürgern und dem Deutschtum überhaupt in sich auf. Dabei finden diese deutschen Jesuiten noch Zeit, mit den Früchten ihres Geistes und den Erzeugnissen ihrer Wissenschaft, die sie zum Teil vom deutschen Boden herübergebracht, die Bibliotheken des fremden Landes zu bereichern und deutscher Akribie und Gelehrsamkeit zu den höchsten Triumphen zu verhelfen; andere der Patres sind bahnbrechend tätig auf dem Gebiet der Land- und Volkswirtschaft; andere durchstreifen tag- und wochenlang im Sattel oder auf schwankendem Kahn das Land und halten deutsche Missionen, eilen zu Kranken und Sterbenden und lassen so in der Verbannung hell erstrahlen deutschen Fleiß, deutsche Ausdauer, deutsche Hingebung und Treue. Gerade die hochinteressanten Kapitel über Nord- und Südamerika zwingen zu dem Ergebnis: wenn es dort heute noch deutsche Städte und Provinzen gibt, wo deutsche Sprache und Sitte herrscht, wo deutsche Schulen blühen und deutsche Vereine deutschen Geist und deutsche Schneid atmen, so ist das das Verdienst der „staatsgefährlichen" Jesuiten, meistens sogar solcher, welche das Kulturkampfgesetz des Jahres 1872 aus dem Vaterland gestoßen und über das Meer hinübergeworfen hat.

Ein solcher Jesuit war es auch, der sich von allen seinen Mitbrüdern das schönste Denkmal im Dienst des Deutschtums gesetzt hat auf Jamaika, wo er den ersten Anstoß gab zur Befreiung ärmster, in der Sklaverei von Negern schmachtender deutscher Stammesbrüder, deren Vorhandensein und Schicksal dem deutschen Konsul auf Jamaika bislang unbekannt geblieben war.

In Valkenburg, Rom, in Beirut, Kairo und Alexandrien, in Bombay und Tokio sind Namen deutscher Jesuitengelehrten zu Weltruf gelangt, ernten die dankbare Bewunderung und hochherzige Unterstützung fremder Regierungen und Völker, und haben manchem wissensstolzen Gelehrten auf deutschen Lehrstühlen die tiefen Schächte und Schätze der Wissenschaft erst zugänglich gemacht.

Die meteorologischen Stationen von Zikawei und Manila, deren Meldungen von der ganzen internationalen Handels- und Kriegsflotte eingeholt und hochgeschätzt werden, auch unserer ostasiatischen Kriegsmacht schon unschätzbare und von hoher und höchster Stelle anerkannte und ausgezeichnete Dienste geleistet haben und leisten, sind ganz in den Händen deutscher Patres.

Wenn einmal der objektive Geschichtschreiber rückwärts blätternd in den Annalen der Weltgeschichte, den Gründen für die Achtung, die der Deutsche auch auf den fernsten Meeren und Gestaden genoß, nachspüren wird, so wird er das eminent nationale Wirken so mancher deutscher, von ihrem eigenen Vaterland vertriebener Jesuiten dafür namhaft machen dürfen. Das wird noch nach Jahrhunderten ein Stolz sein für den Orden und eine Ehre für die Kirche, die ihn hervorgebracht; es wird aber dieses Schicksal und diese Arbeit jener heimattreuen Heimatlosen dem Historiker kein allzu schmeichelhaftes Urteil über die Dankbarkeit und den Weitblick eines Vaterlandes in die Feder diktieren, das treu ergebene Söhne von sich gestoßen, das, nachdem diese sich auch in ihrer 40jährigen Verbannung als kerndeutsche Patrioten und zähe Pioniere des Deutschtums bewährt, das Gesetz noch verschärft hat.

Daß zwischen den Leistungen von Männern, die voll Begeisterung alljährlich in Kirche und Festversammlung die deutsche Kolonie zur Kaisergeburtstagfeier versammeln, die Vertreter aufweisen in den vordersten Reihen vaterländischer Dichter und Sänger, die sogar deutsche Deserteure durch ihre „jesuitische" Dialektik zur Rückkehr ins Vaterland bewegen, damit diese doch Deutsche bleiben können, die von höchsten Persönlichkeiten ehrenvollsten Dank und huldvollste Anerkennung und Wertschätzung erfahren durften, daß zwischen diesen Tatsachen und zwischen der Sprache des deutschen Gesetzes ein schreiender und auch für einen Hindu und Chinesen auffallender Widerspruch besteht, daß eine solche Behandlung in Kreisen, wo man die Jesuiten und ihre Gesinnung kennt, Kopfschütteln und ein mitleidiges Lächeln hervorruft, und der Einsicht der deutschen Regierungen kein günstiges Prädikat sichert, wohl aber dem Ansehen der deutschen Nation schweren Abbruch tut, liegt auf der Hand.

So ist es mit seinen unanfechtbaren Tatsachen einer der schwersten Stöße gegen Jesuitengesetz und Bundesratsbeschluß, ein sprechender Beweis für dessen Unsinnigkeit und Ungerechtigkeit. Leider war es dem Verfasser nicht möglich, alle Länder zu berücksichtigen und ein vollständiges Material aufzulegen. Das Gebotene sollte zwar genügen; eine vermehrte und vollständige Auflage wäre sehr zu wünschen.

Möge das Buch darum in allen den Kreisen eifrige Leser finden, wo eine Revision des Urteils über die S. J. nottut. Vielleicht trägt es sogar zur Beruhigung des „protestantischen Volksempfindens" bei.

Ueber das Streben nach irdischen Gütern

hat der Erzbischof von Bamberg Dr. von Hauck, in einer Bamberger Arbeiterversammlung am 22. Dezember beherzigenswerte Worte gesprochen. Der Hochwürdigste Herr behandelte die Devise „Ora et labora" („Bete und arbeite") und bemerkte über den zweiten Teil der Devise: „Labora" besage, daß auch die irdischen Güter mit aller Kraft erstrebt werden müßten. Allein dieses irdische Streben müsse verklärt werden durch das Streben nach dem Uebernatürlichen. „Zuerst das Beten! . . . Nichts ist verkehrter, als der Kirche vorzuwerfen, sie ertöte in uns das Streben nach Erdengut. Unser Herrgott hat gesagt: „Herrschet über die Güter der Erde!", aber nicht: „Laßt Euch von diesen Gütern beherrschen! Gerade für die Katholiken ist es eine dringende Notwendigkeit, daß sie sich ihren Teil an den Weltgütern sichern. Denn wenn wir Katholiken zurückbleiben im Besitz, bleiben wir auch zurück im Einfluß in der Welt, und unsere gute Sache wird darunter leiden."

Heimatglocken.

Sie haben so seltsam beredten Klang,
Sie läuten anders wie sonst die Glocken,
Es tönt in ihnen wie Jubelgesang,
Wie tiefste Trauer und höchstes Frohlocken.

Und kehrest du heimwärts nach langer Zeit
Und schüttelst den Staub von deinen Füssen,
Wie wird dir das Herz in der Brust so weit,
Wenn dich die Glocken der Heimat grüssen.

Und zaubermächtig ergreift's dir den Sinn,
Hörst du die heiligen Klänge rauschen,
Es lebt und webt eine Seele darin,
Und was sie kündet, dem musst du lauschen.

Josefine Moos.

Constantiniana sollemnia.

In Nr. 44 (1912) der „Allgemeinen Rundschau" ward bereits in einem Leitaufsatz aus der Feder des Privatdozenten Dr. J. B. Aufhauser der 16. Jahrhundertfeier der Befreiung der Kirche durch Konstantin den Großen gedacht. Es ist bekannt, wie gerade Pius X. das festliche Begehen dieses Jubiläum durch die ganze katholische Christenheit wünscht. Und die deutschen Bischöfe schrieben anfangs November in ihrem Huldigungsschreiben von der Fuldaer Bischofskonferenz aus an den Hl. Vater, sie würden es als eine Ehrensache ansehen, in ihren Diözesen entsprechende Feiern zu veranstalten zur Erinnerung an jene großen Ereignisse, die vor 1600 Jahren der Kirche den Frieden gebracht haben. Darauf antwortete der Hl. Vater in seinem bekannten Dankschreiben an Kardinal Kopp und die übrigen Bischöfe Deutschlands, die zu Fulda versammelt waren: „Constantiniana sollemnia, ad quae mens provolat vestra, valde velimus Catholicorum omnium in Ecclesiae libertatem ita studia excitent, ut in spem adducant cogitationemque meliorem."

Schon hat längst die Zeit begonnen, in der jene Ereignisse vor 1600 Jahren geschahen, aber von dem Beginn der Feiern ist noch wenig bekannt geworden. In Fulda, wo im vorigen Jahre am 5. Februar das erste Missionsfest gemäß der Anregung der Bischofskonferenz vom Dezember 1910 gefeiert wurde, das vorbildlich wurde für viele andere in ganz Deutschland, fand am 17. Dezember 1912 die (soweit bekannt) erste Jubelfeier in Deutschland statt. Der Akademische Piusverein hatte sie veranstaltet. Zahlreiche Akademiker aus Stadt und Land fanden sich ein, auch der Hochwürdigste Herr Bischof von Fulda, Dr. Joseph Damian Schmitt, nahm daran teil. Die Festrede hielt Herr Professor Dr. Leimbach. In seiner Schlußansprache wies der Hochwürdigste Herr Bischof darauf hin, daß jetzt wohl die erste Jubiläumsfeier in Deutschland stattgefunden habe, gerade in dem Saale (große Aula des Priesterseminars) in dem vor sechs Wochen die am Grabe des hl. Bonifatius versammelten Bischöfe in ihrem Huldigungsschreiben an den Hl. Vater die Feier des großen Kirchenjubiläums versprochen hätten. Er beglückwünschte den veranstaltenden Verein zu dieser Feier, mit der er „heute ein Meisterstück geliefert" habe und sprach den Wunsch aus, es möchte der Gedanke dieser Feier recht tiefe Wurzeln fassen in den Herzen der Katholiken von ganz Deutschland, es möchten die festa Constantiniana nach dem Wunsche des Hl. Vaters das eifrige Bemühen nach Freiheit für die Kirche wachrufen (in ecclesiae libertatem studia excitent). Karl Scheller, Fulda.

Katholisches Studententum.[1]

Von Professor Dr. Gottfried Hoberg, Freiburg i. Br.

Wenn man von „katholischem Studententum" spricht, so kann man nicht umhin, zu fragen: Wie steht es bei ihm mit der Kenntnis über die Lehren unserer Religion? Die Antwort auf diese Frage ist abhängig von einer Vorfrage. nämlich: Hat der katholische Gymnasiast oder Schüler am Realgymnasium usw. (wir setzen im folgenden den „Gymnasiasten" als Typus der mittleren bzw. höheren Schule) Gelegenheit, sich so viel Kenntnis über die Lehren der katholischen Religion zu erwerben, als er für seine akademische Zeit notwendig hat? Diese Frage soll uns heute beschäftigen.

Die Ausbildung des Gymnasiasten in den Glaubenslehren geschieht in dem Religionsunterricht (jene wenigen Fälle, an denen ein katholischer Gymnasiast an einer ganz protestantischen Anstalt keinen Religionsunterricht erhält, berücksichtigen wir nicht). Zweifellos ist der Religionsunterricht an zahlreichen Schulen ein sehr guter. Die wissenschaftliche Befähigung und hervorragenden literarischen Leistungen vieler Professoren, die an den Gymnasien den Religionsunterricht erteilen, beweisen dieses. Ich fürchte, die Liste würde zu lang, sonst würde ich Namen, die in der wissenschaftlichen Welt sehr bekannt sind, nennen. Nichtsdestoweniger aber darf man behaupten: Es gibt Gymnasien, an denen der Schüler sich so viel Religionskenntnisse, als er für die Hochschule braucht, nicht erwerben kann. Ich denke hier nicht an den späteren Studierenden der Theologie, sondern an die Studierenden der profanen Fächer. Denn der katholische Student, der den vielfach schiefen und falschen Darstellungen über Religion und religiöse Dinge überhaupt, insbesondere über das natürliche Sittengesetz und die natürliche Religion, an der Hochschule gewachsen sein will, muß nicht allein eine positive Kenntnis der Glaubenslehren haben, sondern auch über eine Menge philosophischer Vorbegriffe unterrichtet sein. Damit er derartige Kenntnisse bekommen kann, ist notwendig, daß der Religionsunterricht am Gymnasium darauf Rücksicht nimmt. Dieses setzt aber wiederum voraus, daß der Religionslehrer selber ein tüchtiger Theologe, ein tüchtiger Philosoph, ein tüchtiger Historiker und auch in den Naturwissenschaften bewandert ist. Daher muß der Religionslehrer, ehe er sein Amt antritt, Gelegenheit haben, sich in den verschiedenen Zweigen der Theologie und der verwandten Wissenschaften gründlich auszubilden.

Das Amt des Religionslehrers (von der direkt seelsorgerlichen Tätigkeit sehe ich noch ab) erfordert daher ein ebenso gründliches Vorstudium als das des zukünftigen akademischen Lehrers, ja in gewisser Beziehung noch mehr; denn der letztere hat es in der Regel nur mit einer einzigen Disziplin zu tun, der erstere aber soll seinem Schüler vor dem Eintritt in die Hochschule Kenntnisse aus allen Disziplinen der Theologie und der verwandten Wissenschaften, soweit sie hier in Frage kommen, vermitteln. Es ist daher ein sehr verhängnisvoller Irrtum, wenn solche Stellen, die über den Religionsunterricht an den Gymnasien zu wachen haben, der Ansicht sind, es genüge ein katechismusmäßiger Unterricht und eine ganz einfache Behandlung der biblischen und der Kirchengeschichte, und es sei daher ein gründliches Vorstudium für den zukünftigen Religionslehrer nicht notwendig. Manche Studenten würden vor inneren Kämpfen bewahrt bleiben und mancher die Betätigung seines Glaubens an der Hochschule nicht sistieren, wenn er umfangreiche und auf guter pädagogischer Grundlage beruhende Kenntnisse in der Religion an die Hochschule mitbrächte.

[1] Vergleiche den Artikel unter gleichem Titel in Nr. 52, 1912, (S. 1073).

Auf den Katholikenversammlungen ist des öfteren ausgesprochen worden, es mögen die Professoren der Theologie an der Universität Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten, besonders der weltlichen, halten. Derartige Vorlesungen würden viel wirkungsvoller sein, wenn der katholische Student über die landläufigen Irrtümer der Jetztzeit auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte, der vergleichenden Religionsgeschichte usw. orientiert wäre; diese Kenntnis kann selbstverständlich keine Detailkenntnis sein; der Abiturient sollte aber wenigstens wissen, daß an der Universität mancherlei Irrtümer doziert werden, und daß diese Irrtümer auch widerlegt werden können.

Das Gesagte hat natürlich auch Geltung für die katholische Studentin, da für diese die Gefahr, in ihrem Glaubensleben durch die vom Universitätskatheder herab vorgetragenen Irrtümer erschüttert zu werden, ebenso groß ist als bei dem Studenten.

Reisebriefe aus katholischem Land.[1])

Von Ingeborg Magnussen.

I.

D. i. W., 22. Juli 1912.

Nun bin ich gelandet, von den fünf Augustinerinnen mit warmen Worten und Herzen empfangen. Man hat mir's gleich gemütlich gemacht.

Von München bis Köln ging's gestern in einem Zug, an einem Fensterplatz. Was ich auch beginnen mochte, ich schlief darüber ein. Nur Eichstätt, das stattliche, weckte mich einmal auf. Den Rhein aber, den sah ich schön; das Geschichtliche, das Schöpfungsgeschichtliche, der Pulsschlag des Heute und der Friede über die Zeiten hinaus — von all dem sang sein gewaltiges Wogen mir ein kräftiges Lied ins Herz hinein. In Köln übernachtete ich in meinem kleinen Hotel dicht hinter dem Bahnhof, wo es so lautlos ist, als wäre man aus der Welt; man sollt's nicht glauben.

Als ich heute hier im stillen klösterlichen Hause ankam, hatte noch keine der Schwestern den alten Pater gesehen. Mir brannte das Herz, ihn zu begrüßen, aber noch hieß es warten. Um 11 Uhr betrat ich leise das Kapellenstübchen. Der Achtzigjährige stand schwergebückt da, zum Altar gewandt, und legte unter Aechzen und Stöhnen die Meßgewänder an. Dann sank er erschöpft in den Sessel. Mich merkte er nicht. Die hl. Messe beginnt; er liest sie, oder vielmehr sagt sie, sitzend. Diese eine zu Ehren Marias hat er beizeiten auswendig gelernt, ehe das Augenlicht dunkelte. Eine Schwester geht ihm zur Hand, eine andere spricht die Antworten. Zum Kanon erhebt er sich und feiert die heiligen Geheimnisse mit großer Inbrunst und Weihe. Die Welt ist seinem Blick erstorben. Mit den zitternden Armen erhebt er den Leib des Herrn: Simeon frohlockt, denn er sieht seinen Heiland. Uns aber werden die Augen naß. Wir sehen in das Abendrot eines Priesters Gottes.

Wie hab' ich zu danken für ihn! Das ist der Mann, der mich mit in die katholische Kirche hereingebetet und -beraten hat, dessen Feuerbriefe mir fort und fort Kraft und Ansporn geben. Er hütet das Lebenswerk einer hochbegnadeten Dienerin Gottes; seine Feder schrieb stark und treu über sie; jetzt leidet er unter dem Nichtmehrkönnen. Aber seine Worte voll Weisheit und Autorität fallen mir um so tiefer ins Herz, als er, am Ende des Tagewerks stehend, sichtlich schon im Licht der Ewigkeit urteilt.

D., 24. Juli 1912.

Gestern machten die Schwestern eine fröhliche Wallfahrt mit mir nach dem St. Annaberg. Dort ist Arbeit von unserem eifrigen alten Pater zu sehen. Achtzehn Jahre seiner Jugend war er Vikar in H. und erster Diener des Heiligtums auf dem Berge. Achtzehn Jahre lang hat er dort getan, was ein Mensch tun kann, um seine zwei Gotteshäuser würdig auszubauen. Droben bei der heiligen Anna gab es einstens außer einem Brunnen und altem schattigen Buchenhain nur eine freie wilde Höhe mit Ginster und eratischen Blöcken. Der Vikar denkt: Warum da nicht einen Kreuzweg anlegen für die Wallfahrer? Kein besserer Platz auf der Welt. Auf ans Werk! Das Geld bettelt er zusammen, den Künstlern gibt er seine Gedanken ein, die Bauern holt er heran, daß sie ihm Steine und Mörtel und Sand fahren, die Schulkinder, daß sie ihm bunte Kiesel zu Naturmosaik bringen. Er wurde schon sagenhaft durch seine Energie. Eine Dame, die ihn nicht persönlich kannte, erzählte ihm, der Vikar von H. habe alle Steine für dies Werk in seiner Tasche auf den Berg getragen. „Sehen Sie sich heut die Steine einmal an", sagte er zu mir, „besonders den einen bei der neunten Station, was das für eine Tasche gewesen sein muß!", und er rieb sich die Hände. Er hatte ihn sich schenken und auch hinauftransportieren lassen; aber wie? Auf Stämmen mit zwei oder drei Gespannen; ein Wagen wäre in Stücke gebrochen. Es brauchte zwei Tage, denn einmal war das Ungetüm wieder abgerollt. Er war überall selbst dabei, seine Seele war drin und sein Geist kam über die Leute. Als aber das schwere lebensgroße Kruzifix in seinen Sockel gesenkt werden sollte, dort auf der Höhe in Flaschenzügen und Kranen schwebend, und er wußte, daß alles Gelingen an einem Haar hing, da schaute der Vikar daheim vom Fenster seines Stübchens hinüber mit zitterndem Herzen und gefalteten Händen.

.... Ach, oben ist es schön; still, kein Laut als nur die Vögel beim Kreuz und beim heiligen Grab. Bäume wie Hallen — feine Bäume — und wo noch keine gewachsen sind, ist Haide und Thymian und eine Luft von Gold, und ein Wind — wie zu Hause. Unten durch die Wiesen wandert der Fluß.

Wie war der alte Pater glücklich, als wir ihm von seinem Herzenskind und Herzeleid erzählten. Die nach ihm gekommen waren, hatten es bald verkommen und verstümpern lassen, und das hat ihm bitterlich weh getan. Er rührte kaum daran, gleich kamen ihm die Tränen. „Sie wissen, das ist wie mein Kind", sagte er.

Als wir vom St. Annaberg herunterkamen, klang es plötzlich munter hinter einem Gartenzaun: Hammer und Meißel und dazu eine schöne Männerstimme. Vor einer Tür war ein Sonnensegel aufgespannt; darunter saß einer und hämmerte und meißelte — was? — einen schönen Christuskörper. Und er sang dazu. Als wäre man in Italien, bei den Steinmetzen von Settignano. Wir kamen, wir sahen, er freute sich und schloß den Schuppen auf, ein ganz bescheidenes, doch reichgefülltes Atelier. Lauter ernste Sachen, künstlerisch gut, lebendige, sprühende Erfindungen. Ich sah wieder die gesunden Wurzeln der christlichen Kunst im katholischen Boden, wie damals so auffallend im Atelier Schnell in Ravensburg. Dies hier war nicht so bedeutend (die Ausführung hielt nicht immer ganz Schritt mit den Entwürfen), aber es war ebenso echt und freudig. Wurde doch auch alles nach lebenden Modellen gearbeitet, die dem Bildhauer in seinen eigenen Kindern heranwuchsen. Es war mir eine allerliebste Ueberraschung am Wege, und der Künstler in Hemdärmeln hat unseren Ueberfall auch nicht übelgenommen.

.... Hier in D. ist's wieder so zum Ausruhen wie voriges Jahr. Nur macht man allerhand kleine Festtage, bald mir, bald dem Pater zu Ehren. Einmal ist's ein Glas Wein, einmal Himbeeren, einmal extra gebackener Kuchen und eines von uns der unschuldige Vorwand; dann sitzt man ein Stündchen in Feststimmung in Scherz und Ernst, solange der liebe alte Mann mitmachen kann. Wie ist er dann lebendig, wie neckt er, wie wird er, ganz respektvoll, wieder geneckt und lacht so hell und herzlich wie ein Kind. Wie ein Kind wird er auch geschützt und gehegt, tut aber, als merkte er es gar nicht.

Wir versuchten neulich ein paar neue Lieder, die ich der musikalischen Schwester aufgeschrieben hatte, und gingen, sie ihm vor seiner Türe vorzusingen. Er kam heraus, überrascht, bewegt, sprachlos vor Dankbarkeit, das alte ritterliche Herz. „Ich meinte früher immer", gestand mir die Schwester nachher, „das Schönste auf Erden sei ein Priester, nun sage ich, das Allerschönste ist ein alter Priester." Du hättest ihn sehen sollen, wie er sich einmal vor verschlossenem Eingang fand und niemand da, ihm zu öffnen. Da stand er, groß, hilflos und geduldig, doch leise schmunzelnd über die ungewohnte Lage, und sah dabei so bedeutend aus mit dem klugen hellen Lächeln — immer wieder mußte ich an Pio Nono denken.

[1]) Die Verfasserin dieser Reisebriefe hat in ihrer bei B. Kühlen in M.-Gladbach erschienenen kleinen Broschüre „Meine Heimkehr" ein ergreifendes Bekenntnis abgelegt, „wie ich zu meiner Heimkehr in die Kirche gekommen bin". Die Schrift ist in Nr. 20, 1912 (S. 399) der „A. R." wärmstens empfohlen worden. Der Herausgeber kann Katholiken und christusgläubigen Protestanten die Lektüre derselben nicht dringend genug ans Herz legen. Es ist ein ans Wunderbare grenzendes Schauspiel, wie festeingewurzelte Vorurteile, Mißtrauen und Entrüstung gegen den Katholizismus als „freventliches Widerspiel" der Lehre Christi nach und nach wie Nebel vor der Sonne der Wahrheit und der besseren Ueberzeugung zerfließen.

D., 25. Juli 1912.

Auf heute Nachmittag war ein Gang zu einem Bauernhof geplant, wo eine Kranke liegt, still, bewegungslos seit fünfundzwanzig Jahren. Erläuterungen werden ihr keine über dies unveränderliche Leiden und keine Erleichterung. Dem Pater ist die Sache wunderbar, aber er bringt es unter den verborgenen Ratschluß Gottes: die Einen dürfen arbeiten, die Andern müssen leiden. Welche Wirkung es übt, ist Sein Geheimnis. Die Bauersleute, ihre Brüder, Schwägerin und Kinder nehmen das Kreuz ergeben hin, klagen nicht und tun nichts Besonderes; ihr geht nichts ab und doch lebt sie ohne alles, was Menschen sonst erfreut. Das große Hauswesen geht seinen ruhigen Gang. Sie liegt hinter ihren weißen Vorhängen, zittert und leidet. „Ich möchte lieber Tag und Nacht arbeiten", sagte der kleine Schatten. Ich bat sie (fast zur Probe), für unseren alten Priester zu beten; da strahlte sie. „Gut", dachte ich, „sie betet", und bat dann auch für mich. Ein heller Blick kam in ihr Porzellangesicht. Also verliert sie sicher nicht ihre Leidenszeit in Klagen. Wie viel solcher stiller Arbeiter Gott wohl noch hat, die das Auflockerungsgeschäft in seinem Weinberg tun müssen? Es hat etwas von dem atemlosen, lichtlosen Arbeiten des armen kleinen Maulwurfs, der kein Endziel seiner Mühen sieht und keinen Dank hört. Ja, wenn die Hoffnung nicht wär!

D., 27. Juli 1912.

Jetzt habe ich gesehen, wie ein Wallfahrtsort wird. Ein winziges Bildchen „von der immerwährenden Hilfe" war an einen Baum geheftet worden. Jemand hat es der Einsamkeit geschenkt und oft davor gekniet. Es erhält einen Rahmen, ein Schutzdach. Schulkinder kommen, Frauen kommen, Männer legen das Werkzeug ab und halten Andacht im Walde. Sie bitten, man solle ihnen das Bild nicht nehmen; es ist ihnen zum Trost geworden. Sie bauen ihm ein Kapellchen; das steht noch heute dort, unter Epheu — aber schon ein Kirchlein gegenüber. Immer weiter hat sich's ausgestaltet, und tritt man jetzt aus den Tannen, so ist da ein lichter Garten aufgeblüht und mitten darin ist ein herrliches Haus, ein Waisenhaus geworden. Es heißt Loretto, übt Gottesdienst wie Menschendienst und hegt und pflegt sein Gebetskämmerlein im Walde. Sogar Quellwasser, mitten im sandigsten Sandboden, hat Gott hier aufs Gebet geschenkt. Die, von der dies alles stammt, geht noch still und unauffällig unter den Menschen umher. Ich war ihr Gast.

Dann erlebte ich, daß eine ganze Familie, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, entschlossen sich in alle Winde trennen, um hinter Klostermauern schwere Entsagungs-, Geistes- und Liebesarbeit zu tun. Das ist tüchtig, nicht wahr? Ich sprach nur den Mann, der allein noch draußen ist. Er war katholisch erzogen, aber ungläubig geworden; seine konvertierte Frau hat ihn wieder gläubig gemacht. Dabei ward die selige Katharina Emmerich für ihn entscheidend. Acht Jahre lang hatte er ihr Leben studiert und er freute sich, daß sie mir auch geholfen hatte, die Wahrheit resolut zu ergreifen. Fabelhafte Lebenskraft war in diesem Menschen, der von Beruf Mechaniker und zuletzt sehr tätig in der Abstinenzbewegung gewesen war. Er sprudelte von Erzählungen. Nun geht er erst noch ins heilige Land, zum Mariengrab nach Ephesus und tritt dann bei den Trappisten ein . . . Merkwürdig vielgestaltiges Leben erzeugt doch diese heilige, heilige Kirche — schon auf Erden!

Trier, 1. August 1912.

Auf der kleinen Fahrt ins Belgische (zu einer verborgenen Dienerin Gottes, von der zu reden die Stunde noch nicht gekommen ist) habe ich nur plattdeutsch gesprochen und ward überall verstanden. Immer erhielt ich bereitwillig Auskunft über Weg und Steg. Einmal kam ich müde aus heißen sandigen Schluchtwegen an ein Gehöft, wo in offenem Stall Kühe standen. Halt, dachte ich, da gibt's Milch. Und ich fragte. Ein Mädchen wies mich ins Haus. Da kam eine ältliche magere Bauersfrau mit schlohweißer Haube, sah mich lächelnd an und sagte sehr freundlich etwas zu mir. Ich verstand sie aber nicht, und sie schlug die Hände zusammen, daß das möglich wäre. Doch bekam ich Milch genug und zahlte wenig genug. Bald konnten wir uns ganz gut verständigen. Auf Schränken und Truhen hatte sie lauter Andachtsgegenstände und schien sie in hohen Ehren zu halten. Zuletzt wollte sie mir den Weg zeigen und führte mich durch den Garten hinauf, freute und wunderte sich noch immer unverholen. Wie ich doch so „blejd" sei. „Das Wort verstehe ich", sagte ich ihr. „Im Norden sagt man auch bliid" (fröhlich, freundlich) und sie sah mich glücklich an: „Wenn ich Sie doch wiedersehen könnte; kommen Sie nicht einmal wieder her?" Ich gab ihr die Hand: „So Gott will, ja", und wanderte weiter. Als ich von oben zurückschaute, stand sie noch und folgte mir mit ihrem guten Blick. Wie warm war das im völlig fremden Land.

Nicht lang vor Aachen lachte mich ein zauberhaftes Bergland an. Die Station hieß? Valkenburg, der oft gehörte Name. Dort also, in dem vornehmen Bau, der übers Tal schaute, dem Jesuitenkolleg, saßen die fröhlichen jungen Kleriker, die wir damals im Kurhaus kennen lernten und von denen ich freundliche Grüße in der Tasche trug. Könnten doch meine protestantischen Freunde einmal leibhaftige Jesuiten sehen und hören, statt deren scheußlicher Grimasse im Zerrspiegel der Zeit! Leider wird im Tagesstreit fast niemals das Positive dieses Ordens, das, was er wirklich tut und treibt, ans Licht gerückt — wie es hervorklingt aus dem nachfolgenden, von einem Konvertiten gedichteten

Jesuitengesang.

Töricht die Menschheit, verblendet die Zeit,
Trotzend der ewigen Seligkeit —
Wir wandern hindurch mit wehen Füßen,
Die Jesus, unsern Erlöser grüßen.
Ihm ergeben, als Todesschar
Werden wir kaum der Wunden gewahr,
Welche der Feind uns geschlagen,
Dankbar, das Kreuz in Gott zu tragen,
Das uns Ignatius für immer erbat.

Dienend die Leiber, gehorsam der Geist
Ihm, der dem Willen die Wege weist,
So knieen wir hin, mit Schmach beladen,
Wir scheuen nichts, als der Seele Schaden,
Knechten in uns die Sinnenlust,
Opfern Christo das Blut in der Brust,
Ihm, der sein Herz uns gegeben, —
Keuschheit und Zucht und reinstes Streben
Zu Sankt Aloysius vervollkommnet hat.

Priestersinn treibt uns, und Segen für Fluch,
Spenden dem Boden wir, der uns trug.
Wir rufen euch her zu des Heilands Liebe —
O, daß sie vertilge des Hasses Triebe —
Ackern emsig im Weinberg gut,
Bauen euch Dämme vor der Flut:
Spender des göttlichen Mahles
Oeffnen das Tor des Himmelssaales,
Wie Franz Xaverius in Indien tat!

Ich grüßte mit dem Herzen nach ihrem holländischen Asyl hinüber und rief leise: Kommt nach Deutschland, dort ist auch euer Platz. . . . Es war später Nachmittag, ein Glöckchen läutete zum Rosenkranz. Noch heißt es warten auf Gottes Zeit, auch für seine geduldigen Knechte von der Gesellschaft Jesu, die unter allen Christenbrüdern im Verfolgtsein am meisten ihrem Heiland ähneln.

Köln hätte ich, wegen der Unsicherheit, Eminenz Fischer zu sehen, aufgegeben, wäre nicht ein Schnellzug noch direkt von Aachen dorthin abgegangen. Ich eilte sofort in den Dom, um sogleich sicherste Nachricht über den Kardinal zu erhalten. Da war großes Fest, Illumination den ganzen Chor hinauf. Das Tantum ergo brauste durch die Hallen, der Weihrauch stieg; ich empfing noch den sakramentalen Segen. Ein alter Herr sagte mir, dies sei Schluß der Dreikönigsoktav. Die Häupter der heiligen drei Könige ruhen ja schon viele Jahrhunderte dort; es ist das Fest ihrer Ueberführung. Als die Menge hinausgeströmt war und der rote Amtsgewaltige, der Domschweizer, Zeit zu haben schien, tat ich meine Frage und hörte, der hochwürdigste Herr sei in Neuenahr. Ich erschrak. Also doch wieder Neuenahr! Die Antwort auf weitere Fragen ging unter im Hallen der Fußtritte. Zwei Stunden später dröhnten die großen Domglocken über die nächtliche Stadt . . . den Tod ihres Erzbischofs! Am anderen Morgen nach der hl. Messe erfuhr ich sein Abscheiden. Noch im vorigen Jahr sagte er in seiner übergroßen Güte, er erwarte, mich zu sehen, wann immer ich nach Köln käme — es blieb bei dem einzigen Male. Soll ich ihn denn hier nicht mehr sehen, gottlob ich bin katholisch und darf wissen, daß auch mein armes Dank- und Bittgebet jetzt übers Grab hinaus ihm, wenn er's braucht, dienen kann zur schnelleren Erreichung der leidlosen Seligkeit.

Sonntag.

Da draussen vor den Toren,
Wo Licht und Stille sind,
Geh' ich so gern verloren,
Gotteinsam, ganz ein Kind.

Wo ferne Glocken läuten
Von Türmen ungeseh'n,
Wo Winde über den Weiten
Wie Atem leise weh'n,

Da mag es wohl geschehen,
Dass ich auf einmal knie'
Im Wunsche, zu verwehen
In dieser Harmonie.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Vom Büchertisch.

P. Dr. Gillet, O. P., Professor der Philosophie: Herzens-
bildung. Autorisierte Uebersetzung von Franz Muszynski in Eupen.
Paderborn 1912. Ferdinand Schöningh. 8°. IX u. 303 S. br. ℳ 3.50.
Ich möchte dies hervorragend geistige Buch für die breitesten gebildeten
Kreise empfehlen. Das Urteil des Verfassers dringt außerordentlich tief
und weit. Hinter seinem Scharfsinn aber steht jener Mut, der in klarer
Einsicht und warmer Empfindung, in logischer Unterscheidung und rück-
haltloser Anteilnahme gründet. „Herzensbildung" schließt sich desselben
Autors „Charakterbildung" (Friedrich Pustet-Regensburg 1911) ergänzend
an; für die Uebermittlung beider Werke haben wir der vorzüglichen Ver-
deutschung großen Dank zu sagen. Mit Recht heißt es im Vorwort des
oben angezeigten Buches, daß der Verfasser von erhabenen, für das Leben
und dessen sittliche Ausgestaltung höchst bedeutungsvollen Gesichtspunkten
ausgeht, um dort zu heilen und neues Leben anzubahnen, wo die moderne
Wissenschaft sich als zerstörend und verwüstend erwiesen hat. P. Gillet
hält mit der beschämenden Erkenntnis nicht zurück, daß „auch die christliche
Bildung weder in Hinsicht auf das Herz noch auf das Gewissen das ge-
leistet hat, was man von ihr mit Recht hätte erwarten sollen". Der Krebs-
schaden unserer Verhältnisse aber sei nichts anderes als die niedere
Selbstsucht. Diese habe unsere Reihen gelichtet, und insbesondere sei
die Jugend von ihr erfaßt worden. An der Lehre selbst könne das nicht
liegen, denn „diese sei eine Lehre des Lebens, die Helden und Heilige zu
Tausenden hervorgebracht habe". Ebensowenig liege es im schlechten Willen
oder an der mangelhaften Bildung der Lehrer, auch nicht an einer natürlichen
Verkehrtheit der Jugend. Es liege — „an der falschen Methode".
Man lese das ganze Buch mit seinen drei Hauptteilen: „Herzensschwächen"
(Christliche und heidnische Liebe, Der Egoismus im akademischen, im Welt-
und Familienleben, Soziale Selbstsucht), „Die Ursachen" (Die physiologischen
Triebe, Furcht vor Anspannung, vor geistiger Anstrengung, Verkehrte Er-
ziehung, Das Weltleben) und dem reichgegliederten „Die Heilmittel".
Man lese just hier genau, nicht fliegend, aber auch nicht mit verknöcherter
Pedanterie, sondern in hingegebenem Dabeisein, mit voller, mit beseelter
Erwägung. Was ich bei dem sonst prächtigen Combesschen Buche über
die Frau vermißte, findet sich hier in desto befriedigenderer Ausführung:
die zeitgemäße Erörterung des „geistigen Wesens der Frauenfrage"
(s. das gleichnamige Kapitel und das folgende: Die Frau und das geistige
Wissen). Herrlich sind die Abschnitte: „Das geistige Streben und der
Familienegoismus (Die Ehe und die sinnlichen Vorurteile), „Das geistige
Streben und die soziale Selbstsucht". Wahrheiten werden gesagt, auf-
rüttelnde, die gewiß nicht immer angenehm sein können, aber sie halten
den Spiegel vor, den wir brauchen: den Spiegel der in weiser, in echt
christlicher Güte wurzelnden Objektivität. E. M. Hamann.

Geschichte der Schöpfung im Lichte der Naturforschung und
Offenbarung. Gemeinverständlich dargestellt von Hartmann Falbesoner,
Gymnasialprofessor. Regensburg 1912, Verlag von Friedrich Pustet.
379 S. Preis geb. ℳ 5.50. Die moderne Naturwissenschaft, die sich selber
gerne voraussetzungslos nennt, hat mit großem Forscherfleiß den
Schleier von so manchem Geheimnis aus der Urgeschichte unserer Erde
und ihrer Bewohner gezogen. Doch immer neue Rätsel taten sich auf,
und die Antwort auf die Frage nach dem Woher und Wohin vermochte sie
nicht zu geben. Wem Glaube und Wissen zwei einander feindselige Gewalten
sind, wird nie die Wahrheit finden. Falbesoner ist in seinem Werkchen, das
sich durch Gründlichkeit und glückliche Anordnung des gewaltigen durch
den Stand der heutigen Geologie gegebenen Stoffes auszeichnet, dem ewigen
Leitsterne der göttlichen Offenbarung gefolgt. Das Buch zerfällt in zwei
Teile. Der erste Teil handelt von der Schöpfung der Erde und der sicht-
baren Welt im Lichte der Offenbarung. An die Darstellung der erdgestaltenden
Kräfte schließt sich ein Abriß der geschichtlichen Geologie und der Kosmologie
an. Der zweite Teil ist die Schöpfungsgeschichte der heiligen Offenbarung.
Das Buch ist für jeden Gebildeten leicht verständlich, mit einer großen Zahl
guter Illustrationen ausgestattet und in unserer Zeit, wo der Unglaube
so viele Lehrstühle schon erobert hat, aufs wärmste zu empfehlen. Es
eignet sich gut zu Geschenkzwecken für unsere studierende Jugend. Jos. Valley.

Wunder der Natur im Bereiche des Lichtes. Eine religiös-wissen-
schaftliche Naturbetrachtung von P. J. B. Baumer C. SS. R. Mit 1 Titel-
bild und 30 Abbildungen im Text. Verlag von Friedrich Pustet, Regens-
burg 1913. 191 S. Preis geb. ℳ 3.— Der Verfasser des in demselben
Verlage 1911 erschienenen vortrefflichen Werkchens „Wunder der Pflanzen-
welt" bietet hier eine Gabe dar, über die wir uns herzlich freuen. Das
Büchlein ist ein machtvolles Te Deum laudamus des Christen, der die
Wunder der Natur mit tiefgläubigem Auge bewundert und zu erforschen
sucht. Es zerfällt in die Abschnitte: das Tageslicht; die Sonne; der Sternen-
himmel; das künstliche Licht. Die Diktion ist klar und vornehm, die Er-
gebnisse der Wissenschaft sind leicht verständlich dargelegt. Dabei ist das
Büchlein frei von allem hochgelehrten Gepräge, so daß es sich mit seiner
einfachen Schlichtheit bald viele Freunde erwerben dürfte, vorab in den
Kreisen unserer studierenden Jugend. Jos. Valley.

Dr. Johannes Chrys. Gspann: Glück und Glaube. Der
Einfluß der katholischen Religion auf das irdische Wohlergehen. Verlag
von Friedr. Pustet, Regensburg und Rom, brosch. ℳ 1.30, geb. ℳ 2.—.
Das ist ein Büchlein, dessen Lektüre eine volle Befriedigung verschafft. In
feinsinniger Weise wird hier nachgewiesen, wie die katholische Religion volle
Aufklärung über die großen Lebensfragen gibt, wie sie eine Quelle der
Freude und des Frohsinns ist, wie sie das irdische Leben in künstlerischer,
wissenschaftlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht verbessert und verschönert,
wie sie alle Kräfte des Menschen erfaßt und beschäftigt und wie sie darum
auch für alle ohne Ausnahme paßt. Bei der lebhaften, edlen Sprache
bieten diese Abhandlungen willkommenen Stoff zu apologetischen Vorträgen.
J. Wernado.

**Dr. Bernhard Schäfer: Liturgische Studien. Beiträge
zur Erklärung des Breviers und Missale.** Erster Band. Die
Advents- und Weihnachtszeit. Regensburg und Rom 1912. Verlag von
Friedr. Pustet. Dieses Werk kommt einem Bedürfnis entgegen. Es gibt
eine vorzügliche Exegese der kleineren Teile des Breviers, der Antiphonen,
Responsorien, Versikel, Kapitel, die für das richtige Verständnis der Psalmen
und Lektionen von großer Bedeutung sind und deshalb sehr wichtige Be-
standteile der Liturgie bilden. Doch ist die Erklärung nicht in der trockenen,
rein wissenschaftlichen Methode gehalten, sondern bietet vielfach aszetische
Anregungen, die für die Meditation und für liturgische Predigten, die beim
Volke bekanntlich großen Anklang finden, fruchtbar gemacht werden können.
J. Wernado.

„Habbels Konversationslexikon." Unter Mitwirkung von Fach-
gelehrten herausgegeben von Dr. Adolf Genius. Mit 1400 Abbildungen
und 20 Karten. Verlag von J. Habbel, Regensburg 1912, vier Bände
zu je 4 ℳ. Der kulturelle Strom unserer Zeit ergießt sich über die breitesten
Schichten des Volkes, Gutes und Schlimmes mit sich führend. Tag für
Tag ruft die moderne Aufklärung in Wort und Schrift ihre verderblichen
Ideen unter das Volk. Da ist es besonders für den schlichten Mann erwünscht,
daß er ohne viele Mühe und ohne viele Zeit in jedem Moment die Möglich-
keit hat, sich über Worte, Begriffe oder über andere ihm unbekannte Dinge,
die ihm den Tag über begegnen, irgendwo Rat und Belehrung zu erholen.
Das Habbelsche Lexikon will seiner ganzen Anlage und Ausstattung nach
ausgesprochenermaßen ein Volksbuch für minderbemittelte Kreise sein, ein
Bestreben, dem der Umfang und der Preis des Buches angemessen sind.
Der erste Band, umfassend die Buchstaben A bis E, ist soeben er-
schienen. Er enthält auf 968 Spalten eine ungeheure Fülle von Material.
Selbstredend mußte der Text zu den einzelnen Begriffen möglichst kurz
gefaßt werden. Die wichtigsten Artikel sind immerhin ausführlich behandelt,
wie es zu Nutz und Frommen des für das Lexikon in Betracht kommenden
Leserkreises erforderlich ist. Es ist ein Nachschlagewerk für das Volk, das
allen zu empfehlen ist, denen ein größeres Konversationslexikon mit seinem
wissenschaftlichen Apparat kaum zusagen würde, ganz abgesehen vom
Kostenpunkt. Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß diejenigen Kreise,
für welche Herders neunbändiges Konversationslexikon, — ein Werk, auf
das die deutschen Katholiken mit Recht stolz sein können, — bestimmt ist,
für Habbels kleines vierbändiges Lexikon kaum in Betracht kommen. Herder
wendet sich an die Elite des katholischen Deutschland, an die durch geistige
Ausbildung und auch durch materielle Mittel hervorragenden Klassen, der
kleine Habbel dagegen an die breiteren Volksschichten. Habbels Konver-
sationslexikon will und soll überhaupt nicht in Wettbewerb mit einem der
bestehenden großen Lexiken treten, vor allem nicht mit Herder. Dieser
Wettbewerb ist nach der ganzen Anlage des kleinen Konversationslexikons
so gut wie ausgeschlossen. Auf die buchtechnische Ausstattung, namentlich
was die Buchbinderarbeit anbelangt, sollte, soweit wir nach dem uns
vorliegenden ersten Bande urteilen können, etwas mehr Sorgfalt verwandt
werden, denn ein solches Lexikon wird in der Hand des schlichten Mannes
vielleicht mehr strapaziert, als in der Hand des Gebildeten. Zwei Halbfranz-
bände in herkömmlicher Lexikonstärke zu je 8 ℳ wären wohl entsprechender
gewesen als die relativ schmalen großen Leinenbände à 4 ℳ. Doch zu einer
solchen Aenderung dürfte es jetzt zu spät sein. Jos. Valley.

Fliegende Blätter, München, Verlag Braun & Schneider.
Der 137. Band — umfassend das II. Halbjahr 1912 — dieser gediegenen,
weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten und beliebten Wochen-
schrift liegt soeben in elegantem Einbande vor. Aus den Münchener
Fliegenden Blättern wehte von jeher gesunder kerndeutscher Humor. Dieser
Humor, gewürzt mit feinem Witze, ist der Niederschlag des fröhlichen
Sinnes des Volkes am Isarstrande. In den Fliegenden Blättern grüßt
uns auch ein Stück deutscher Zeitgeschichte. In Bildern und Barden-
gesängen steigt dort die Märchenwelt der Ritterzeit herauf, grüßt das
Gemütvolle und die Romantik der Biedermeierzeit in unser gar so reales
Zeitalter herein, das mit seinen vielgestaltigen Bildern und Konturen sich
so recht naturwahr in den „Fliegenden" widerspiegelt. Was die „Fliegen-
den Blätter" besonders wertvoll macht, ist die strenge Beobachtung der
Forderungen von Anstand und Sitte. In einer Zeit, wo gewisse Witz-
blätter mit einem zweifelhaften, aus moderner Kunst gewobenen Mäntel-
chen die eigene Nacktheit und Häßlichkeit vor der ahnungslosen und schläf-
rigen Masse zu verdecken suchen und mit schrankenloser Willkür alles
Heilige, Erhabene, Schöne und Gute, alle Ordnung, Sitte und Autorität
mit ihrem zersetzenden Schlangengifte bespeien, begrüßt man solche Unter-
nehmungen wie die „Münchener Fliegenden Blätter" wie der müde Wüsten-
wanderer eine gastliche Oase, die ihm Erquickung und Schatten spendet.
Wir wünschen den Fliegenden die weiteste Verbreitung. Sie sollen beson-
ders auch in allen den Orten eingeführt werden, wo es nottut, daß der
oben gebrandmarkten Witzblattliteratur ein wirksames Gegengewicht werde.
Es sei auf das im nächsten Monat wieder neu beginnende Abonnement
hingewiesen. Der Abonnementspreis ist in Anbetracht des Gebotenen,
wobei auch die künstlerische Ausführung der Illustrationen miterwähnt
sei, nicht hoch. Er beträgt vierteljährlich ℳ 3.50, für Oesterreich 4 K. 10.
Jos. Valley.

Milder Winter.

Schön sind die Winterabendstunden
Wenn lind und frühlingsweich die Luft,
Wenn aus verträumten kahlen Gärten
Von Tannenreisig weht der Duft.

Es rauscht der Fluss durch nächt'ge Stille,
Des Tages Lärm und Leben ruht,
Gespenstisch leuchten rote Lichter
Von Dampfern auf der dunklen Flut.

Fern her aus stillen Vorstadtstrassen
Blinkt der Laternen matter Schein,
Und Mondlicht spinnt die Häusergiebel
Mit seinem Märchenzauber ein.

Anna Knust-Hameln.

Zum 20jährigen Bestehen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Seit das römische Heidentum dem Christenglauben hatte weichen müssen, durchdrang der Geist des neuen lauteren Bekenntnisses alles öffentliche und private Leben, übernahm er die Führung auf allen Pfaden der Kultur. Es war nicht anders möglich, als daß auch die Kunst durch und durch christlich war. So hatte sie die Kraft, Werke zu erschaffen, die dem innersten Empfinden der wechselnden Generationen Ausdruck gaben. Der Geist des christlichen Kunstwesens blieb derselbe durch viele Jahrhunderte, während die äußeren Formen wechselten. Aber das letztere geschah nicht stürmisch, sondern infolge äußerst langsamer Entwicklung, die sich wieder aus jener der Weltverhältnisse ergab. So bildete sich die überaus starke Tradition. Sie war es, die auch seit den Zeiten der Glaubensspaltung der Kunst in den der Kirche abgewandten Ländern noch eine Zeitlang Kraft verlieh, und in den ihr treu gebliebenen in der Zeit des Barock neue, herrliche Lösungen für die uralten Aufgaben fand. Dem alles Alte bedrohenden Geiste des Unglaubens seit der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert suchten unsere Nazarener mit frommer Begeisterung entgegenzuwirken und schufen aus den Gedanken und Formen der Herrlichkeit reinster italienischer Kunst eine neue für unsere Zeit und Heimat. Sie waren der Meinung, die alte Tradition weiter lebendig halten zu können. Das war ein Irrtum — verzeihlich genug bei so ideal denkenden Menschen! Denn die Tradition aller Kultur war hin, abgerissen ihre Wurzeln im wüsten Gewirre gewaltsamer Umwälzung. Neue Anfänge, neue Grundlagen waren nötig, um auch unseren Tagen eine christliche Kunst zu sichern. Denn wir bedürfen ihrer, brauchen sie um so dringender, als jener des Lebens Beziehungen durch und durch belebende Pulsschlag des Christentums leider nur schwach fühlbar ist. Die Kunst muß ihn stärken helfen. Aber dazu braucht sie selbst Kräftigung. Eine zarte Pflanze, aus dem alten Nährboden in das steinige, mit Dornen und Gestrüpp überwucherte Erdreich unseres modernen Wesens übertragen, muß sie sich den neuen Lebensbedingungen erst anpassen, ehe sie wieder herrliche Blüten und Früchte bringen kann. Denn darauf kommt es an, daß sie dem Sinne unseres eigenen Lebens entsprossen ist, nur dann wird sie auf dies Leben Einfluß erlangen. Sie soll neue Traditionen schaffen, aus innerlichstem zwingenden Wahrheitsgefühl heraus, geleitet vom Drange rastlosen Suchens nach dem Ideal, mag Menschenkraft es auch nie erreichen können. Denn es ist der Geist Gottes. — Unsere neue christliche Kunst soll sich erst entwickeln. Das hat zu der Meinung geführt, die von den christfeindlichen Elementen geflissentlich genährt wird, wir hätten heute überhaupt keine christliche Kunst; was sich so nenne, sei Stümperwerk. Gewiß gibt es dergleichen, wer dürfte es leugnen. Ueberlebtes Greisentum, Nachahmerei, ungesundes Schwärmerwesen, Fabrikware nach Katalogen geordnet in sämtlichen Stilarten billigst. Wer das ablehnt, hat recht.

Jene Uebelstände zurückzudrängen, der vom Geiste des Christentums erfüllten echten Kunst zu helfen, damit sie neu gedeihen, sich entfalten und wirken kann, hat sich vor zwanzig Jahren in München die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst gebildet. Sie verdankt ihre Entstehung einer 1892 auf dem Katholikentage zu Mainz gegebenen Anregung und dem daselbst gefaßten Beschlusse. Drei Männern, dem Pfarrer Festing, dem Maler Fugel und dem Bildhauer Busch, wurde der Auftrag erteilt, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Die Gründung ist am 4. Januar 1893 erfolgt, und so kann die Deutsche Gesellschaft heuer auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Sie erwuchs in Erfüllung der Aufgabe, „einen Mittelpunkt zu bilden für alle diejenigen Künstler und Kunstfreunde, welche gewillt sind, die selbständig schaffende Kunst im christlichen Sinne zu pflegen und in weitere Kreise Interesse und Verständnis für dieselbe zu tragen". Erster Vorsitzender wurde damals Exzellenz Freiherr von Hertling, unser jetziger bayerischer Ministerpräsident, zweiter der zuvor erwähnte Bildhauer Georg Busch, der in der gleichen Stellung noch heute der Deutschen Gesellschaft seinen intensiven Fleiß widmet. Das lebhafte Interesse, welches das neue Unternehmen fand, bewies sich am schönsten in den beglückenden Zuschriften Sr. Heiligkeit des Papstes und in der Bereitwilligkeit, mit der Seine Königliche Hoheit unser nun verewigter Prinz-Regent Luitpold schon 1894 die Mitgliedschaft übernahm. Zur Erreichung ihrer Zwecke gibt die Gesellschaft die bekannte Jahresmappe heraus, in der sie Werke der christlichen Baukunst, Bildhauerei und Malerei veröffentlicht; auf die Art lehrt sie bekannte Künstler immer mehr würdigen und bringt unbekannte an die Oeffentlichkeit. Als höchst bedeutungsvoll haben sich die von ihr ausgeschriebenen Wettbewerbe erwiesen. Geschäftliche Rücksichten liegen der Deutschen Gesellschaft fern. Damit aber die unvermeidlich zu erledigenden kaufmännischen Angelegenheiten sachgemäß durchgeführt werden können, ist seit 1900 in München die Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. begründet worden. Unter anderem gibt sie die zu einem führenden Organ gewordene Zeitschrift „Die christliche Kunst" und neuerdings auch den mehr der Aufklärung über praktische Fragen gewidmeten „Pionier" heraus. Die Deutsche Gesellschaft hat aber dabei die geistige Leitung; ist doch der Schriftführer der letzteren gleichzeitig Redakteur der beiden Zeitschriften.

Möge es der Deutschen Gesellschaft beschieden sein, in jenem idealen Sinne, aus dem heraus sie einst geschaffen ward, dazu zu wirken, daß die christliche Kunst der neuen Zeit sich immer mehr zu vorbildlichen Leistungen erhebe.

Kollektiv-Ausstellung von Werken Prof. Gebhard Fugels.

Seit dem 24. Dezember ist der große Saal des Kunstvereins mit einer Ausstellung von Gemälden Gebhard Fugels erfüllt. Die Kollektion wird bis zum 9. Januar beisammen bleiben. So mag das Publikum allenfalls Frist genug haben, um sich an der Kunst des Meisters zu erfreuen, ihre Feinheiten näher kennen zu lernen und über die in den ausgestellten Werken zutage liegende Entwicklung Klarheit zu gewinnen. Denn wie bei wenigen genießt man bei Fugel das große Schauspiel eines rastlosen Strebens, einer nie sich genugtuenden Arbeit an der eigenen Vervollkommnung, und darin liegt ja gerade der Beweis echter Künstlerschaft. Im Kunstverein zeigt er zumeist Werke aus ganz neuer Zeit. Nur sein „Christus vor dem Hohen Rat" gehört noch in frühere Jahre. Das stürmische, dramatische Leben, das in dieser großartigen Schöpfung pulsiert und gleich einer feurigen Predigt die Gemüter mit sich fortreißt, läßt nur äußerlich noch die Erinnerung an jene Eindrücke zu, die unser Künstler als ein Werdender von Munkacsy empfing. Innerlich ist das Bild bereits ein echter Fugel, das heißt ein Werk voll Tiefe des Gedankens, der sich vor allem herrlich in der Figur Christi ausspricht, voll wahren Lebens, wie eine kraftvolle Beobachtungsgabe es erschaut, durchdrungen vom Geiste unverfälschter Volkstümlichkeit; dabei emporgetragen über jegliche Alltäglichkeit durch hohen Schwung poetischer, religiöser Empfindung. Also schon damals alle jene Eigenschaften, die der Fugelschen Kunst den besten Teil ihrer ergreifenden Wirkung sichern. Nach der zeitlichen Reihe folgen in der jetzigen Ausstellung die Gemälde für die Kirche von Ravensburg und die Bibelbilder. Schade, daß keine Studie des hl. Kreuzweges aus der Münchener St. Josephskirche mit vorgeführt wird. Hat sich doch vorzugsweise in jenem Riesenwerke der Uebergang von Fugels älterem zu seinem jüngeren Stile vollzogen.

Sein „Heiliges Abendmahl" ist eines der lehrreichsten Beispiele für das unablässige Ringen dieses Künstlers nach immer tieferer geistiger Ergründung seines Gegenstandes, wie nach immer befriedigenderer Durchführung, die ja doch des Inhaltsgedankens gleichwertiger Ausdruck sein muß. Neben jener Art, die das letzte Ostermahl Christi mit seinen Jüngern mehr von der historischen Seite betrachtet, den Beschauer zum Zeugen jenes Ereignisses macht, wie es sich in des Künstlers nachschaffender Phantasie spiegelt, hat er jene hohe vergeistigte Auffassung gestellt, bei der alles Irdische vor der Symbolisierung des göttlichen Erlösungswerkes weicht. In Fugels jüngstem, im höchsten Grade monumental wirkenden Gemälde leben Ideen, verwandt denen der Nazarener. Aber welcher von ihnen hätte vermocht, das Heilige so allem irdischen Wesen zu entrücken und es gleichzeitig mit so reichem, echtem Leben zu erfüllen? Mit jenem Leben, worin sich die Wahrheit verkündet, daß die menschliche Gestalt als Bild Gottes auf diese Erde gesetzt ist? Das jetzt ausgestellte Abendmahlsbild darf man nicht mit jenem verwechseln, welches Fugel vor einigen Jahren im Glaspalast zeigte. Es liefert den Beweis, daß gewisse hochmoderne Techniken ihre volle Berechtigung haben, wofern sie von der Hand eines wahren Meisters geübt, von seinem Geiste beherrscht werden. Die Ausführung der geradezu blendenden Flut funkelnden Lichtes, das vom Haupte Christi ausstrahlend den ganzen Raum durchwebt und aus dem Bilde heraus den Saal leuchtend zu durchdringen scheint, ist ein Triumph des modernen Pointillismus. **Technik und geistiger Gehalt stehen in diesem Bilde auf gleich hoher Stufe, vereinigen sich zu einer Vollkommenheit, die dieses Abendmahl als das großartigste Kunstwerk erscheinen läßt, welches Fugel der Welt bisher geschenkt hat.**

Der zuvor gekennzeichneten, mehr historischen Richtung folgt ein kleineres hl. Abendmahl; koloristisch höchst interessant, zeigt es Jesus und die hl. Apostel in ihren weißen Festgewändern nach antiker Art zu Tische liegend. Das wirkt gar nicht irgendwie archäologisch, vielmehr so natürlich, daß man sich zunächst kaum klar macht, welch große Schwierigkeit in der ästhetisch befriedigenden Darstellung dieses uns fremden Brauches liegt.

Von den Fugelschen **Bibelbildern**, deren es bisher im ganzen vierundzwanzig gibt, sind zehn ausgestellt. Sie dürfen im Gebiete moderner christlicher Kunst zum Besten gezählt werden. Welch eine prachtvolle Beredsamkeit und dabei Schlichtheit der Schilderungen, welch feine Auswahl; wie glücklich der Takt, womit den Bildern das eingeschränkt illustrative Wesen genommen ist; wie meisterhaft die Behandlung alles Technischen, besonders auch die der Koloristik! Als echt religiöse Werke feinster Kunst, sind diese Bilder Zierden für jedes Haus, für jede Schule, dienen auch in erlesenster Weise als Buchschmuck; für letzteres liefert die von Kösel-Kempten und dem „Katholischen Familienfreund"-Stuttgart verlegte, von Dr. A. Heilmann herausgegebene „Volksbibel" den Beweis.

Von den **Chorgemälden der Kirche zu Ravensburg** ist in diesen Spalten schon wiederholt die Rede gewesen. Ihre edle wirkungsvolle Vereinfachung in der Komposition der Gruppen und der groß stilisierten Landschaften, die fein gedämpfte Farbe, die flächige Behandlung kennzeichnen sie als bedeutsamste Erzeugnisse des neueren Fugelschen Stiles. Nicht minder schön in ihrer Schlichtheit, in ihrer seelenvollen, dabei durch und durch gesunden Auffassung, eine ausgezeichnete Ergänzung zu den Bibelbildern sind die **Predigten am Berge und am See, die Krankenheilung in Kapharnaum, Christus als Kinderfreund.** — Von bisher nicht gekannten Seiten zeigt sich Fugel mit seinen **Landschaften und Bildnissen.** Erstere sind als Studien voll lebhaftesten Naturgefühls, letztere als feine Charakterinterpretationen zu bewerten, zugleich beides als Leistungen koloristischen Feinsinns und Temperamentes. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Residenztheater erschien neu einstudiert „**Michael Kramer**". Gewiß gehört dieses Künstlerdrama nicht zu den dramatisch wirksamsten, wohl aber zu den innerlichsten Gerh. **Hauptmanns**. Kramer ist ein hochbegabter Künstler, der sich im Zwang der Verhältnisse nicht völlig zu entwickeln vermochte. Nun setzt er seine ganze Hoffnung auf den Sohn, dieser soll erfüllen, was er verheißen hatte. In der Tat ist dieser junge, mißgestaltete Mensch genial veranlagt. Spielend erreicht er, was sein Vater in harter, jahrelanger Arbeit errang, aber er ist ein schwächlicher, willenloser Mensch. Er geht zugrunde, mit ihm die Hoffnungen des Vaters. An der Bahre des Sohnes kämpft sich Kramer zu einer Resignation durch, in der Hauptmann eine Größe des dichterischen Ausdruckes erreicht; auch sonst steht in dem Stücke über Kunst und Künstler manches tiefe Wort. Die Tragik von Michael Kramers Künstlerleben spielt sich ganz im Innern dieses Mannes ab. Steinrücks große Kunst vermochte uns dieses Weh, das so ganz auf lautes Pathos und große Gesten verzichtet, erschütternd zu gestalten. Auch die Mitspieler hatten Teil an dem künstlerischen Erfolg. (Manche Reflexion, wie über den „Himmel der Pfaffen", wirkt allerdings an einer Hofbühne doppelt peinlich.)

Terenz im Schauspielhause. Man glaubt, daß Terenz hinter seinem Vorbilde Menander, dessen Werke für uns verloren sind, zurück blieb. Warum sollten die Herren Roda Roda und Gustav Meyrink, als sie den „**Eunuchen**" des Terenz unter dem Titel die „**Sklavin aus Rhodos**" bearbeiteten, nicht hinter dem Römer zurückbleiben? Die Autoren haben sich auch in anderen antiken Komödien ein wenig umgesehen, lassen den miles gloriosus in gewissem, angeblichem Preußenton „Hurra" schnarren und legen dem Philosophen im Fasse, Diogenes, allerhand platte Witze in den Mund. Die Fabel des Stückes ist im großen Ganzen die Terenzsche geblieben. Ein junger Athener liebt eine Sklavin, die einer Hetäre gehört. Er läßt sich an Stelle eines Eunuchen in das Haus bringen und knüpft Beziehungen mit dem Mädchen an. Da am Schlusse sich herausstellt, daß die Sklavin die geraubte Tochter einer guten athenischen Familie ist, so folgt den lockeren Anfängen eine solide Ehe. Es wurde recht munter gespielt, und man hatte nicht daran gespart, die etwas karikierte Antike recht farbenfroh und geschmackvoll aufzubauen. Die Aufnahme war jedoch geteilt; wie jüngst in dem frivoleren „Bubi", gewann man wieder den Eindruck, daß die neue Schwankfirma an ihre Erzeugnisse herzlich wenig Mühe verwende.

Kammerspiele. Die deutsche Uraufführung von Lud. **Biros** Komödie „**Der Raubritter**" fand eine gute Aufnahme. Wie im Leben, so machen auf der Bühne Leute ihr Glück, die sich auch in den fatalsten Situationen zu behaupten wissen. Nun läßt sich freilich nicht übersehen, daß dieser moderne Raubritter mit recht unsauberen Händen (in finanzieller Beziehung) an seinem Glücke hämmert, das hat Biro auch gefühlt, und er versucht gegen Ende ein wenig moralische Wäsche. In ihren Mitteln nicht bedenklich sind sowohl die Aristokraten, wie der bürgerliche Glücksritter, nur ist letzterer viel schlauer und übertölpelt alle. Das Stück des Ungarn ist mit entschiedenem Bühengeschick gemacht, entbehrt jedoch bei mancherlei Scherz und Ironie einer tieferen Bedeutung.

Theater am Gärtnerplatz. „**Der Frauenfresser**", Operette von Leo **Stein** und Karl **Lindau**, Musik von Edmund **Eysler**, fand bei angenehmer Wiedergabe eine recht dankbare Aufnahme. Der Komponist des „Bruder Straubinger" ist mit den Jahren nicht an Einfällen reicher geworden, aber seine Musik klingt gut, seine Tänze sind flott, seine Lieder liebenswürdig. Das Libretto ist etwas romanhaft unwahrscheinlich, aber ganz anständig. Man wird die unterhaltende Operette eine Zeitlang geben können.

Verschiedenes aus aller Welt. Zum ersten Male wurde in **Paris** Goethes „Faust" gegeben. Beide Teile wurden in einen Theaterabend gezwängt. Man hielt sich nicht an die Szenenfolge, sondern wirrte alles kunterbunt durcheinander, wie es für die Hervorhebung der Liebestragödie am zweckmäßigsten erschien. Dazu glänzende Ausstattungskünste. Der Faustbearbeiter ist ein ehemaliger französischer Marineoffizier Vedel, der trotz der veränderten Schreibweise aus der deutschen Familie „von Wedel" stammen soll. Die Pariser bereiteten der sehenswerten und reich mit Musik verzierten Aufführung eine glänzende Aufnahme. — **Weingartner**, dem infolge eines Prozesses mit der Berliner Hofbühne jede künstlerische Betätigung in der Reichshauptstadt verboten ist, dirigierte vier Symphoniekonzerte mit großem Erfolge in **Fürstenwalde**. Obwohl die Fahrt von Berlin und die Saalverhältnisse in dem Provinzstädtchen sehr unbequem sind und die Billetts mit allen Nebenausgaben Carusopreise erreichten,

waren die vier Abende ausverkauft. — „Kurt von der Kreith", eine Umarbeitung von Eulenbergs älterem Trauerspiel: „Ein halber Held" erzielte im Geraer Hoftheater starken Erfolg. Die Urfassung ist seinerzeit in München abgelehnt worden, weil nach einem vorzüglichen ersten Akte der Dichter versagte. — Anton Ohorns „Einödpfarre" hatte am Altenburger Hoftheater einen äußeren Erfolg, wird jedoch von der Kritik sehr ungünstig beurteilt. Was sich in den vier Akten abspielt, sei vielleicht für den Kinematographen ein willkommenes Schauerdrama, habe aber mit ernsthafter Literatur nichts zu tun. — Das belgische Nationaltheater, das mit Unterstützung der Regierung in Brüssel errichtet wurde, eröffnete seine Vorstellungen mit dem Versdrama: „Baldus und Josina" von Henri Scaat. Es enthält eine alltägliche Liebesgeschichte, die beifällig aufgenommen wurde. — Ettlingers Lustspiel „Die Hydra" erzielte in Wien einen Heiterkeitserfolg. — Maeterlincks symbolisches Stück „Der blaue Vogel" hatte in Berlin hauptsächlich dank der Inszenierungskünste Max Reinhardts Erfolg. — Ueber die Lissaboner Theaterverhältnisse entnehmen wir einem eingehenden Berichte, daß nur das Stücke aus dem Französischen bietende Theatro da Republica einige Beachtung künstlerisch erzogener Menschen verdiene. In den meisten Bühnenhäusern sehe man abgedroschene Operetten in schlechter Besetzung oder „Revuen", in denen das pornographische Element Orgien feiere. Wilhelm von Scholz' Tragödie: „Der Jude von Konstanz" fand in Düsseldorf starken Beifall. Das Stück schildert, nach Berichten, mittelalterliche Glaubenskämpfe zwischen Christentum und Judentum, ohne des Stoffes völlig Herr zu werden. — Emil Götts dramatisches Gedicht: „Fortunatas Biß" gelangte in Karlsruhe zur Uraufführung und erbrachte nach Berichten neuen Beweis von der hohen Begabung des früh verstorbenen Dichters.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das abgelaufene Jahr 1912.

Die Jahresrevue für 1912 gibt den deutlichen Beweis, dass der Abschied von dieser Zeitepoche allen Kreisen leicht gefallen ist. Eine Fülle von mannigfaltigen aufregenden Momenten umfasst das abgelaufene Jahr. Die einzelnen Phasen einer äusserst bemerkenswerten Hochkonjunktur aller Wirtschaftszweige unserer Industrie entwickelten im Jahre 1912 eine grosse Blüte von Deutschlands kommerzieller Weltherrschaft. In den Annalen unserer Sozial- und Wirtschaftspolitik bildet das verflossene Jahr den Markstein einer vorher nicht vorhanden gewesenen intensiven Tätigkeit aller Handels- und Industriekreise. — Ein verhältnismässig günstiges Ernteergebnis in allen Ländern, nicht zuletzt auch bei uns in Deutschland, förderte den Konsum und vermehrte die Aufnahmefähigkeit der gesamten Bevölkerung. Die kolossale Ausdehnung unseres Handels erhellt am besten die Summe der Ausweisziffern des Aussenhandels Deutschlands für 1912, vornehmlich die enorme Exporterhöhung aller Fabrikate und Produkte nach dem Auslande. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen, speziell aus dem gesteigerten Güterverkehr, die grosse Nachfrage der Industriellen vom Rheinland nach Transportmitteln, in erster Linie für den Gütertransport, beweisen gleichfalls die vermehrte, oft fieberhafte Tätigkeit von Deutschlands Handel und Wandel. — Die Verhältnisse an den deutschen Börsen waren im ersten Semester direkt glänzende. Die Kurse der Industrieaktien, in welchen sich die Vorliebe des Publikums und der Spekulation fast ausschliesslich konzentriert hatte, konnten relativ leicht und rasch ein derart hohes Niveau erreichen, dass allgemein — schon aus börsentechnischen Gründen — lange Zeit hindurch einem Abdämmen dieser Bewegung das Wort gesprochen werden musste. Einzelne Aktienkategorien erzielten Kursbesserungen von 100% und darüber. Erst mit der zweiten Jahreshälfte und besonders durch die Zunahme der politischen Unsicherheit der Balkanverhältnisse im Verein mit einer abnormen Zuspitzung der Geldmarktsituation kam diese enorme Bewegung an den deutschen Börsen ins Stocken. An Stelle des lebhaften Verkehrs am Berliner Kassaindustrie-Aktienmarkt trat eine allgemein abwartende Tendenz. Stillstand ist Rückschritt! Dies gilt auch für Börsen- und Industriekreise. Mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten am Balkan erlebten wir die heftigsten Börsenpaniken und die schärfsten Kursverluste, wobei seitens der Kapitalistenkreise planlos und à tout prix Angstverkäufe vorgenommen wurden. Auch die Kurse der Rentenwerte — neben den Papieren der Balkanstaaten hatten unsere heimischen Fonds ebenfalls Tiefrekordkurse — bewegten sich in fortgesetzt abwärts neigender Tendenz. Die Börsenfaktoren konnten in diesen ernsten politischen Zeiten von der sonst nahestehenden Diplomatie nur wenige Informationen erhalten. Genauere Daten hinsichtlich der Balkanlage und der politischen Konstellation Deutschlands fehlten beispielsweise gänzlich. Die Börsen, somit auf sich selbst angewiesen, versagten in diesen hochgehenden Zeitläuften, und ungeheuere Verluste des deutschen Nationalvermögens sind aus jenen Tagen zu verzeichnen. Die Entwicklung der internationalen Geldmärkte blieb von diesen Börsenpaniken, welche an allen Plätzen zu registrieren waren und von der Unsicherheit der allgemeinen Auslandspolitik vollkommen beeinflusst. An Stelle der bisher normalen Geldraten waren in Bälde an allen Plätzen bei knappem Angebot die teuersten Zinssätze getreten. Die Notenbankinstitute sahen sich zu wiederholten Diskonterhöhungen notgedrungen veranlasst. Bei zunehmendem Geldbedarf zum Jahresschluss ergab sich auch bei uns zeitweise eine direkte Störung in der Geldversorgung, besonders für die Börsenengagements. Goldmangel, speziell die grossen Barabhebungen der Depositen- und Spargelder durch das verschüchterte Kapitalistenpublikum anlässlich einer allgemeinen Kriegsfurcht, vermehrten die ohnehin im höchsten Masse vorhandene Geldnot. Zahlungsstockungen und namhafte Insolvenzen in allen Branchen wurden bekannt. Der Verkehr an der Börse wurde von der Ungewissheit der Politik, welche nahe daran war, einen Weltkrieg zu entfachen, vollkommen beeinflusst. Der Waffenstillstand der Kriegführenden am Balkan, die endlich viel zu spät einsetzende Intervention der Grossmächte, besonders die Botschafterkonferenz in London, brachten eine Entspannung in der Politik und somit auch für die Börsen. Mit der Verständigung der Grossmächte hinsichtlich der Zukunftsfragen am Balkan verschwinden Zündstoff und Ursachen von kriegerischen Verwicklungen. Ob es wegen Adrianopel oder Saloniki neuerdings zu einem blutigen Kampf zwischen den Balkanländern kommt, ist für unsere Börsen zu einer Frage sekundärer Art geworden. Hoffentlich bringt das Jahr 1913 in Bälde einen günstigen Abschluss der Friedenskonferenz der Balkankämpfer. Im laufenden Jahre wird es ebenfalls an Gelegenheiten zu Kämpfen im Innern und nach Aussen hin, auch bei uns in Deutschland, leider nicht fehlen. Trotzdem erwartet man für das Jahr 1913 ein gleich günstiges Ergebnis in allen Handels- und Industriekreisen. M. Weber.

Die Lichtbilderei, G. m. b. H., M.Gladbach bestrebt sich ein vorbildliches Musterinstitut zu werden und den ihr als Leitstern ihrer ganzen Bildungsarbeit vorschwebenden Grundsatz zu verwirklichen, daß auf dem Gebiete der Volksbildung gerade das Beste gut genug ist. Ihr Vortragsmaterial ist sehr reichhaltig; die Ausleihgebühr gering. Die Vorträge entstammen sämtlich fachmännischen Federn. Ein ausführliches Verzeichnis ist umsonst zu beziehen. — Neben den „stehenden Lichtbildern" pflegt die Lichtbilderei mit besonderm Nachdruck den allermodernsten und beliebtesten Zweig des Projektionswesens: die Kinematographie, und zwar durch eine Filmverleih-Zentrale. Ihr Zweck ist, aus dem ungeheuren Wust der Filme, die von in- und ausländischen Fabriken Woche für Woche auf den Markt geworfen werden, unter dem strengen Gesichtspunkte wahrer Volksbildung und -unterhaltung nur das Beste und durchaus Einwandfreie aufzukaufen, auf Lager zu legen und an die Kinobesitzer, die guten Willens sind, zu verleihen. Sie läßt sich lediglich von dem idealen Interesse einer tatkräftigen, energischen Reform des Kinowesens leiten und erstrebt das Ziel auf rein sachlicher, neutraler Grundlage, unter Ausschaltung jeglicher politischer oder konfessioneller Tendenz. Die Filmverleihzentrale der Lichtbilderei G. m. b. H. in M Gladbach verfügt über ein außerordentlich reichhaltiges Lager von Filmen aus allen Gebieten. Katalog gratis. Die Verleihbedingungen sind sehr mäßig. Auch vollständige Kinematographeneinrichtungen für Kalklicht von M. 375.— an, für elektrisches Licht von M. 400.— an, sind von der Lichtbilderei G. m. b. H. in M.Gladbach zu beziehen. Näheres ist aus einem gratis zu beziehenden technischen Katalog mit Illustrationen zu ersehen. Es sei auch darauf aufmerksam gemacht, daß von der Lichtbilderei ein Wanderkino eingerichtet ist.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 2. München, 11. Januar 1913. X. Jahrgang.

Rotblockintriguen beim Regentenwechsel in Bayern.

Vom Herausgeber.

Die Presse der Rotblockparteien treibt seit dem Regierungsantritt des Prinzregenten Ludwig ein unglaublich verwegenes Spiel. Ein Spiel mit sozusagen verteilten Rollen. Ihren Höhepunkt erreichte die Frivolität, als am Morgen des 3. Januar die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 5), die auf eine Auflage von 126 000 pochende liberale „Wacht an der deutschen Südmark“, einem aus dem sozialdemokratischen „Vorwärts“ und der „Münchener Post“ übernommenen Pasquill über die materielle Lage der nächsten Thronerben des Hauses Wittelsbach als eigentliche Triebfeder des angeblichen Sehnens nach der Königskrone die weiteste Publizität verschafften. Aehnliche „Schiebungen“ mit Artikeln sozialistischer Provenienz waren schon früher versucht worden, aber ein gleich krasser Fall ist wohl noch nicht dagewesen. Kein namhafteres liberales Organ in Bayern hat — soweit wir feststellen konnten — diesen unerhörten Streich der „Münchner Neuesten Nachrichten“ nachgeahmt, bei dem sich die Organe der beiden ersten Vorsitzenden des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse (richtiger: Rotblockpresse) in brüderlichem Verein zusammenfanden.

Wer den ganz im Stile der chronique scandaleuse gehaltenen Artikel zuerst im Organ der bayerischen Sozialdemokratie „genießen“ mußte, hielt es für ausgeschlossen, daß ein liberales Blatt, dessen Chefredakteur sich eben erst der Empfangnahme eines an den sogenannten Landesverband gerichteten schmeichelhaften Dankschreibens des neuen Regenten gerühmt hatte, sich dazu herbeilassen könnte, diesem geradezu nichtsnutzigen Pasquill ein möglichst großes Auditorium zu verschaffen. Aber was unmöglich schien, wurde Ereignis. Jeder halbwüchsige Gernegroß und jede naserümpfende Gans, die ihre Tagesweisheit aus den liberalen „Neuesten“ schöpfen, glauben seit dem Morgen des 3. Jan. haarklein zu wissen, wie pover es angeblich um die Vermögensverhältnisse der regierenden Wittelsbacher bestellt sein soll, daß der heutige Regent als Gutsbesitzer in Leutstetten und in Ungarn „saniert“ werden müsse, ja daß Prinz Rupprecht für seine kürzlich verstorbene Gemahlin etwa 60,000 Mark Schulden bei Münchener Geschäftsleuten zu tilgen habe, und noch vieles andere mehr.

Wir erwähnen diese Beispiele nur, um die ausgeklügelte Bosheit zu illustrieren, die hier unter dem Vorwande einer Demaskierung des mit dem Zentrum unter einer Decke spielenden Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling verzapft wurde. Ueber die mit der Wahrheit auf feindlichstem Fuße stehenden Darstellungen dieses windigen Pasquills braucht kaum ein Wort verloren zu werden, nachdem selbst die „Liberale Landtags-Korrespondenz“ sich veranlaßt gesehen hat, eine glatt aus den Fingern gesogene Groteske über strahlende Versöhnungsszenen zwischen dem liberalen Führer Casselmann und den Ministern von Hertling und von Soden ins Reich der Fabel zu verweisen. Von diesem den Liberalismus in ein sehr schiefes Licht stellenden Teile der rotblockbrüderlichen Enthüllungen hatte freilich das liberale Hauptorgan seinen Lesern die Nase rein gehalten[1]), aber mit um so größerem Behagen und mit um so dreisterer Rücksichtslosigkeit alle Verdächtigungen gegen das Zentrum und das Ministerium Hertling, sowie alles das herausgestellt, was die königliche und die herzogliche Familie samt dem „verpfafften Hofadel“ in den Augen des profanum vulgus herabwürdigen konnte. Selbst den Giftspritzer, daß Prinz Rupprecht „seit Jahren das Objekt des perfidesten Hofklatsches“ sei, hat das führende Organ des Liberalismus in Bayern der sozialdemokratischen „Münchener Post“ wörtlich nachgedruckt, obwohl ihm bekannt sein mußte, daß gerade die „Münchener Post“, die sich inzwischen beim Prinzen Rupprecht anzubiedern versuchte, es gewesen ist, welche vor Jahren, als Prinz Rupprecht noch in Bamberg weilte, mit den unverblümtesten Unterstellungen sein Privatleben antastete, was inzwischen in demselben Rotblockblatte auch anderen Mitgliedern des Königshauses wiederholt begegnet ist. Wir erwähnen dies einzig und allein, um die Quelle zu qualifizieren, aus der das liberale Hauptorgan seine Leser speist, und um das Blockgeschwisterpaar, das im Schweiße seines Angesichtes dem bayerischen Staatswagen Knüppel zwischen die Speichen schiebt, in das rechte Licht zu stellen. Mit scharfen Worten geißelt auch die „Kreuzzeitung“ in Berlin diese „niedrige persönliche Hetze“ zur Untergrabung der Position des Ministeriums Hertling.

In dem von dem führenden liberalen Blatte mit Wonne weiterverbreiteten Skandalartikel spiegelt sich so recht die abgefeimte Minierarbeit einer Partei und einer Presse wieder, die unter treuer Beihilfe des blinden Hödur Liberalismus aus allem Stricke zu drehen weiß, um den „Ordnungsstützen des Gegenwartsstaates“ den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Wie bei jeder gemeinsamen Aktion gegen das „herrschende System“, das — meminisse juvat — bald Crailsheim, bald Feilitzsch, bald Podewils-Wehner, bald Hertling-Soden heißt, beansprucht auch diesmal der sozialdemokratische Part die Führung, um, wenn er den Mitläufer Liberalismus zu seinen Zwecken ausgenützt hat, die weitere Wegesstrecke allein zurückzulegen.

Es ist ein Schauspiel für Götter, zu beobachten, wie das sozialdemokratische Blatt die lächerliche Maske seiner vorgeblichen Besorgnis um die Popularität der Dynastie Wittelsbach im allgemeinen und des neuen Regenten im besonderen seit Neujahr bereits gelüftet hat und zwischen der Krone und ihren „Vertrauensmännern“ keinen Unterschied mehr macht, während das führende liberale Blatt an der schier komisch wirkenden Fiktion festhält, es sei lediglich eine „taktische“ Erfindung der Zentrumspresse, daß Prinzregent Ludwig dem gleich einem Wild gehetzten Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling durch persönliche Ueberreichung des Großkreuzes des Verdienstordens vom hl. Michael einen besonderen Vertrauensbeweis gegeben habe. Notabene ist

[1]) Die in dem Abdrucke des liberalen Hauptorgans fein säuberlich unterdrückte, von der „Liberalen Landtags-Korrespondenz“ als glatte Erfindung entlarvte Stelle lautet wörtlich: „Man erzählt sich, der liberale Führer Dr. Casselmann, der mit den Ministern, insbesondere mit Herrn von Hertling, über die Thronfolgeangelegenheit vor der Eidesleistung verhandelte und dabei viel Entgegenkommen bewies, sei bei dieser Gelegenheit in einen so innigen Konnex mit dem Ministerpräsidenten gekommen, daß dieser Sonderberatung noch eine Reihe von Beratungen über andere Angelegenheiten gefolgt wären. Sogar während der Weihnachtsfeiertage seien die Casselmannschen Besuche bei Herrn von Hertling und Herrn von Soden, dem Minister des Innern, fortgesetzt worden, man sei sich gegenseitig näher gekommen, habe Mißverständnisse gelöst, huldvoll Versprechen gegeben und strahlend sie empfangen.“ Direkt aus der Luft gegriffen ist aber auch die sich unmittelbar anschließende Darstellung: „In den Kreisen der Zentrumsführerschaft herrsche darüber großer Zorn, und Dr. Heim, der sich in der Königsangelegenheit allerdings hemmend bemerkbar gemacht hatte, stehe auf dem Sprunge, die Opposition des durch verärgerte Elemente von rechts jetzt wieder verstärkten linken Flügels der Zentrumspartei neu zu organisieren.“ An alledem ist kein wahres Wort, und Dr. Heim läßt im „Bayerischen Kurier“ (Nr. 4) ausdrücklich feststellen, daß er auf die Königsfrage nicht die leiseste Einwirkung versucht habe und dem ihm zugeschriebenen Artikel im „Fränk. Volksblatt“ absolut fernstehe.

dies seit dem 12. März, dem 91. Geburtstage des verstorbenen Regenten, die zweite Ordensauszeichnung, die dem zurzeit leitenden Staatsminister zuteil wird. Auch dem Kultusminister, dem Finanzminister und dem Verkehrsminister, welche im letzten Landtage und in der Presse den stärksten Attacken der Opposition ausgesetzt waren, hat der neue Regent am Neujahrstage persönlich hohe Auszeichnungen überreicht. Aber das liberale Hauptorgan gab die Parole aus, daß auch darin kein Vertrauensbeweis zu erblicken sei.

Wenn diese Leute nur wüßten, wie man sich selbst in denkenden liberalen Kreisen über ihre an die öffentliche Meinung erteilten unfehlbaren Direktiven lustig macht! Könnten gewisse liberale Papiere überhaupt schamrot werden, so würden wir sie heute fragen, wie es denn mit der aus lauterster roter Quelle geschöpften Unterstellung steht, daß die dem Minister des Innern beim letzten Namensfeste des früheren Regenten am 1. November verliehene hohe Auszeichnung sozusagen erschlichen worden sei. Ein Sprichwort sagt, daß Lächerlichkeit tötet, aber der Einfluß liberaler Blätter auf ein entsprechend erzogenes Publikum läßt sich selbst durch faustdicke Lächerlichkeiten nicht umbringen. Daher wohl das Axiom von der geistigen Ueberlegenheit des liberalen Bürgertums, dieser feinsten Blüte menschlicher Intelligenz und Kultur!

Das ganze wüste Haberfeldtreiben, das der vereinte Rotblock seit dem Tage des Regentenwechsels gegen das Ministerium Hertling inszenierte, zeigt trotz des oft in die verbrauchtesten Schmeicheleien eingewickelten Appells an die Selbständigkeit des neuen Herrn, wie wenig man den aufrechten Charakter und den offenen, klaren Blick des Prinzregenten Ludwig zu würdigen weiß. Hält man diesen seit einem halben Jahrhundert mit allen Vorgängen des politischen Lebens vertrauten Regenten, der am 7. Januar in aller Stille den 68. Geburtstag feiern konnte, für den Mann, der sich durch die gewöhnlichste Stimmungsmache im Stile der bayerischen Rotblockpresse beeinflussen ließe? Wer, wie Prinz Ludwig, imstande ist, jederzeit auch dem gewiegtesten Journalisten die Feder aus der Hand zu nehmen und selbst einen Leitartikel zu schreiben, läßt sich von bedrucktem Zeitungspapier nur soweit imponieren, als Gründe und Gedankengänge seinen reichen Erfahrungen sich logisch überzeugend angliedern. Von dem wüsten Haberer-„Grewöll", der seit Wochen durch die Rotblockpresse raste, kann ein Prinzregent Ludwig sich nur angewidert fühlen, so nachsichtig er auch die Aufgaben der Tagespresse im allgemeinen beurteilt. Wie in der Rede, die er als Protektor des Deutschen Journalisten- und Schriftstellertages in München am 8. Juli 1893 gehalten hat, sehr lehrreich nachzulesen ist. „Ich nehme es den Journalisten nicht übel, wenn nicht alle Nachrichten ganz genau und richtig sind. Es ist nicht möglich, bei der Anforderung nach möglichst schneller Berichterstattung, alles auf die Wagschale zu legen." Dann aber fuhr Prinz Ludwig wörtlich fort: „Eines soll aber der Journalist nicht tun; das ist: er soll nicht mit Absicht Unwahrheiten verbreiten, und er soll nicht verleumden." Mögen doch die Teilnehmer an dem journalistischen Haberfeldtreiben gegen das Ministerium Hertling sich — Hand aufs Herz — einmal fragen, ob sie in ihrer parteipolitischen Verblendung und in ihrer fanatischen Gehässigkeit die Grenzen der Wahrheit jederzeit respektiert und vor der persönlichen Ehrenhaftigkeit stets Halt gemacht haben.

Der ganze gegen das Ministerium Hertling mit gesteigerter Bitterkeit erneuerte Kampf ist ja auf einer fundamentalen Unehrlichkeit aufgebaut. Es ist nur hohles Gerede, wenn man, um die Entlassung dieses dem Rotblocke verhaßten Ministeriums zu erzwingen, immer wieder ein ganzes Sündenregister herunterleiert, beginnend mit dem Jesuitenerlaß und endigend mit der Königsfrage und der neuen Staatszeitung. Traut man dem Prinzregenten Ludwig ein so kurzes Gedächtnis zu, daß er bereits vergessen habe, was bei der Berufung des Ministeriums Hertling alle liberalen Spatzen von den Dächern pfiffen: Aus den Reihen des Zentrums darf niemals und unter keinen Umständen ein Minister genommen werden. Die größte Partei des Landes ist grundsätzlich von der Regierung auszuschließen. „Ein ultramontaner Beamter ist eine latente Gefahr für den Staat", und ein Staatsmann mit römisch-katholischer Glaubensüberzeugung und Weltanschauung ist im modernen Staate unerträglich und unmöglich. Um diese grundsätzlichen Dinge dreht sich der Kampf gegen das Ministerium Hertling, nicht um Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen. Jeder neue Minister, der Beziehungen zum Zentrum gehabt hätte und papst- und kirchentreuer, d. i. „ultramontaner" Gesinnung verdächtig wäre, würde mit denselben Gehässigkeiten verfolgt werden, wie die heute bestgehaßten Minister v. Hertling und v. Soden. Lasse man sich durch die zeitweilig abgeflaute Hetze gegen Herrn v. Soden als Minister des Innern nicht täuschen! Dadurch, daß der Minister, dem Zwange einer oberstinstanzlichen Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes sich fügend, den Widerstand gegen die gesetzliche Zulässigkeit der Feuerbestattung in Bayern aufgab, ist der freidenkerischen Propaganda für diese, wenn auch keinem Dogma, so doch der uralten, ehrwürdigen Tradition der Kirche widersprechenden Bestattungsform einstweilen der Boden entzogen. Aber die Hetze wird sofort wieder aufleben, wenn darangegangen werden muß, die Erbauung von Krematorien zum mindesten denjenigen gesetzlichen Beschränkungen zu unterwerfen, welche auch in Preußen durchgeführt sind (Zweidrittelmehrheit der Gemeindevertretung usw.) Heute genießt ja das Gott und Christentum offen verlästernde Freidenkertum in Bayern seitens der dem Ministerium des Innern unterstehenden Regierungsbehörden eine indirekte moralische Förderung, die durchgreifendster Remedur bedarf.

Sollen wir auch einen im Januarhefte der „Süddeutschen Monatshefte" erschienenen längeren Aufsatz unter dem Titel „Prinz Ludwig" unter die kritische Lupe nehmen? Es verlohnt sich kaum. Handelt es sich doch um einen, wenn auch in der Form fein gedrechselten, so doch in der Sache recht plumpen Versuch, das Zentrum durch ein ôte toi, que je m'y mette, beim Regenten zu verdächtigen, sogar seine unbedingte Reichstreue anzuzweifeln und anderseits nach berühmtem Muster („Augsburger Abendzeitung" 1889) mit den lutherischen Franken zu drohen, die „sich nicht beiseite schieben lassen", die aber auch wahrlich noch niemand beiseite geschoben hat, die im Gegenteil in Bayern förmlich auf Rosen gebettet sind.

Zum Schlusse sei noch eine kleine Episode zur Kurzweil erwähnt, die man in diesen ernsten Zeiten doch auch nicht völlig entbehren kann. Die ganze liberale Presse berichtete in den letzten Tagen mit gewichtiger Miene von einem Strafgericht, das der Fortschrittliche Volksverein im Münchener „liberalen Parteiheim" über das Ministerium Hertling abgehalten habe. Das „liberale Parteiheim" ist jenes ominöse Lokal, aus welchem auf Verlangen des unentwegten Demokraten und Republikaners Quidde aus Bremen die Bilder des Kaisers, Bismarcks und Moltkes zeitweilig entfernt worden waren. Es war nun eine neckische Laune liberal-fortschrittlicher Regiekunst, daß eben dieser Prof. Quidde, der Autor des einst zu recht eigentümlicher Berühmtheit gelangten ominösen „Caligula", als einziger Sprecher oder vielmehr S—precher zur bayerischen Königsfrage auftrat und tief bedauerte, daß einzig durch die Schuld des Zentrums der Regent nicht aus seinen — Quiddes — und des Fortschritts Händen die von „veralteten Legitimitätsgedanken" befreite und unter die Vormundschaft des modernen Parlamentarismus gestellte Königskrone habe annehmen können.[2]) Wer hätte es noch vor zehn Jahren für möglich gehalten, daß Caligula-Quidde einmal als berufener Wortführer des bayerischen Liberalismus zur Königsfrage das Wort ergreifen würde! In der zunehmenden Radikalisierung und Auffaugung des Liberalismus rächen sich die Sünden der Vergangenheit, auch die Unterlassungssünden einer gegen die Anmaßungen des Liberalismus allzu nachgiebigen und die konservative Volksmehrheit als geduldige quantité negligeable beiseite schiebenden Staatsautorität. Die unwahre Phrase von der im Ministerium Hertling verkörperten Herrschsucht des Zentrums widerlegt sich schon durch die Tatsache, daß von den sieben Ministern zwei Protestanten sind, und daß im Ministerium zwei bisher ausgesprochenen Parteigängern des Zentrums und einem Konservativen vier mehr

---

[2]) Nach den vorliegenden Berichten hat Dr. Quidde auch auf das schon von anderer Seite aufgeworfene Bedenken hingewiesen, daß der vom Prinzen Ludwig geleistete Regentschaftseid einer Lösung der Königsfrage im Wege stehe. Der Regent habe geschworen, „dem Könige die Gewalt, deren Ausführung mir anvertraut ist, getreu zu übergeben". Quidde meint: „Wir haben ja keinen König, dem der Regent jemals wieder die Krongewalt übergeben könnte." Der Einwand ist hinfällig. Der König, dem der Regent die ihm zur Ausübung anvertraute Gewalt getreu übergeben würde, kann im vorliegenden Falle immer nur er selbst, der nächste thronberechtigte Agnat, der künftige König Ludwig III. sein. Ob das jetzt oder erst in zehn Jahren, vor oder nach dem Tode des unheilbarem Wahnsinn verfallenen Königs Otto geschähe, wäre einerlei, denn keiner Krone und keines Kronanwärters Rechte würden geschmälert. Dieser circulus vitiosus läßt nach unserer Ueberzeugung nur eine einzige vernunftgemäße Lösung zu, denn eine vernunftwidrige Ueberspannung des legitimen Gottesgnadentums schädigt das Gottesgnadentum an seiner Wurzel und an seinem Daseinszweck.

oder minder gemäßigte Liberale gegenüberstehen. Die früheren Minister Feilitzsch, Crailsheim, Frauendorfer bekennen sich heute noch offen zur liberalen Partei; an ihren Beziehungen zum Liberalismus hat aber nie ein liberales Blatt Anstoß genommen. Selbst der Kultusminister Wehner war aus der liberalen Schule hervorgegangen, und sein Vorgänger Landmann war Handelsredakteur der liberalen „Allgemeinen Zeitung" gewesen. Nach dem Wahlspruch des Liberalismus: „Der Staat bin ich" hat man das stets selbstverständlich gefunden und schreit jetzt, weil mit der Gleichberechtigung der staatserhaltenden Parteien endlich einmal ernst gemacht werden soll, über — Vergewaltigung. Das jahrzehntelang nur allzu geduldige Zentrum wird sich der unerträglichen Anmaßung einer unduldsamen liberalen Minderheit zu erwehren wissen, aber jedem gerne die Hand reichen, der ehrlich mithelfen will, den Staat gegen die subversiven Tendenzen eines in der Wahl seiner Mittel skrupellosen Radikalismus sicherzustellen.

Sozialdemokratischer „Idealismus" oder „unwürdige Heuchelei".

Vom Herausgeber.

Als „unwürdige Heuchelei" charakterisiert das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", das Verhalten bayerischer Sozialdemokraten anläßlich der Trauerkundgebungen für den verstorbenen Prinzregenten. Diese Verleugnung der republikanischen Parteigrundsätze wirke geradezu kläglich. Der „Vorwärts" scheint dem taktischen Schachzuge seiner bayerischen „Genossen" nicht das rechte Verständnis entgegenzubringen. Handelt es sich doch sichtlich um eine zweckbewußte Demonstration gegen die schärfere Tonart, welche dem neuen Ministerium gegen die Anmaßungen der Sozialdemokratie aufgenötigt wurde, nachdem das verflossene Ministerium trotz Landtagsauflösung an seiner schwächlichen Nachgiebigkeit gescheitert war. Man wollte vor allem auch den „Beweis" liefern, daß die Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister sich nicht auf die antidynastischen Bestrebungen der roten Partei stützen könne. Ostentativ nahmen die „Genossen" an Trauersitzungen der städtischen Vertretungskörper teil, der sozialdemokratische Bürgermeister des pfälzischen Städtchens Lambrecht berief sogar selbst eine Trauersitzung ein, um den verstorbenen Regenten zu ehren. Auf den „Vorwärts" machte diese taktische Diversion nicht den geringsten Eindruck. Er schreibt kurz und bündig: „Wie ja überhaupt die Beteiligung von Republikanern an monarchistischen Veranstaltungen, seien diese welcher Art immer, nur als unwürdige Heuchelei empfunden werden kann."

Die bayerischen Sozialdemokraten können sich weder über diese mehr als scharfe Kritik des „Vorwärts", noch über das spöttische Mißtrauen, mit dem ihr Verhalten beim Tode des Regenten in weiten Kreisen der bürgerlichen Parteien aufgenommen wurde, mit Fug beklagen. Denn dieses Verhalten steht vor allem in unlösbarem Widerspruch mit dem seit 1893, also 2 Jahrzehnte hindurch festgehaltenen „Prinzip", daß auch im bayerischen Landtage, sobald ein Hoch auf den Prinzregenten Luitpold ausgebracht werden sollte, die Sozialdemokraten den Saal verließen oder überhaupt fernblieben. Noch 8 Tage vor dem Tode des Regenten hat ein sozialdemokratischer Führer in öffentlicher Versammlung in unerhörter Weise gegen die Dynastie Wittelsbach gehetzt. Der plötzliche Frontwechsel nach dem Tode des Regenten gehörte offenbar zu dem Schlachtplane, nach welchem nun auf allen Linien des Rotblocks gegen das Ministerium Hertling und gegen ein konservativeres Regierungssystem überhaupt mit Minen, Bomben und Granaten Sturm gelaufen werden sollte.

Das sozialdemokratische Hauptorgan in Bayern, die „Münchener Post" (Nr. 1 vom 1. Januar), glaubte die scharfen Vorwürfe des „Vorwärts" durch die Phrase widerlegen zu können, die Teilnahme an Trauerakten und Leichenbegängnissen sei nur „eine Kundgebung jener idealen Auffassung des politischen Kampfes, welche den Menschen auch im politischen Gegner achtet." Wer müßte nicht hell auflachen ob dieser plötzlich entdeckten „idealen Auffassung" eines Blattes, das seit Jahren die persönliche und persönlichste Verunglimpfung und Verächtlichmachung, Verhöhnung und nicht selten direkte Beschimpfung von politischen Gegnern, angefangen von Staatsministern und Hofleuten, gegnerischen Parlamentariern und Journalisten bis zu unbequemen Privatpersonen anderer Parteifarbe zu einem förmlichen Sport entwickelt hat! Um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, braucht man nur den Namen des Landtagsabgeordneten Cadau, Vorsitzenden des Gemeindekollegiums in Pasing, zu nennen, der in den jüngsten Tagen auf der Heimreise von Palermo, wo er Linderung eines schweren Leidens suchte, zu Neapel unerwartet rasch gestorben ist. Diesem Manne gegenüber hat die „Münchener Post" Jahre hindurch von „jener idealen Auffassung des politischen Kampfes, die den Menschen auch im politischen Gegner achtet", einen Gebrauch gemacht, der auf seine schwere Nervenerkrankung kaum ohne Einfluß geblieben ist. Sollen wir mit einem Register der Beschimpfungen aufwarten, mit denen das Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie schon die richtunggebenden Mitglieder des letzten Ministeriums (Podewils, Wehner, auch Frauendorfer) und nun mit verzehnfachtem Stimmenaufwand die neuen Minister (in erster Linie Hertling und Soden, aber auch Seidlein und Breunig) zu regalieren für seine „ideale" Pflicht hielt? Von älteren, neueren und neuesten angeblichen „Enthüllungen" persönlichster Natur über Mitglieder des Königshauses ganz zu schweigen. — — —

Im übrigen wollen wir uns in den Streit des Berliner und des Münchener Organs der Sozialdemokratie, ob das Verhalten der bayerischen „Genossen" beim Tode des Prinzregenten „eine unwürdige Heuchelei" oder ein Akt des Idealismus war, nicht weiter einmischen. Nur eines will uns beim allerbesten Willen, in die rein „idealen" oder auch nur taktischen Gedankengänge der bayerischen „Genossen" einzudringen, nicht klar werden: War es denn, um „auch im politischen Gegner den Menschen zu achten", notwendig, daß der sozialdemokratische Gemeindebevollmächtigte Witti, im übrigen einer der achtenswertesten unter seinesgleichen, seine antimonarchische, republikanische Ueberzeugung so völlig verleugnete, daß er in seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender des Münchener Gemeindekollegiums Schriftstücke mit seinem Namenszuge versah, die als Dokumente zur Naturgeschichte der Sozialdemokratie wiedergegeben seien:

An Ihre Kgl. Hoheit Frau Herzogin Adelgunde von Modena. Kgl. Residenz.

Aufs tiefste erschüttert durch die unfaßliche Kunde, daß Seine Königliche Hoheit, unser allgeliebter Regent, der treueste Freund, der edelste Gönner Münchens, aus dem Leben geschieden, bringen wir Eurer Königlichen Hoheit, der durchlauchtigsten Schwester des erhabenen Fürsten, schmerzerfüllt das innigste Beileid ehrfurchtsvollst zum Ausdruck.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

An Ihre Kgl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern. Kgl. Residenz.

Mit tiefstem Schmerze haben Münchens Bürgerschaft und deren Vertretung die Nachricht aufgenommen, daß unser allgeliebter Regent, Eurer Königlichen Hoheit allerdurchlauchtigster Vater, des großen Königs Ludwig I. würdiger Sohn, der Königlichen Familie und seinem treu ergebenen Bayernvolke für immer entrissen wurde. Im Namen der städtischen Kollegien bitten wir Eure Königliche Hoheit die Versicherung des innigsten, herzlichsten Beileides, das alle Liebe und Verehrung für unseren heimgegangenen Allergnädigsten Herrn in sich schließt, entgegennehmen zu wollen.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

An Seine Königliche Hoheit Prinz Leopold von Bayern, Leopold-Palais.

Dem durchlauchtigsten Sohne unseres nun in Gott ruhenden allgeliebten Prinz-Regent Luitpold von Bayern sprechen wir anläßlich des unersetzlichen Verlustes, den das treue Bayernvolk und insbesondere Münchens Bürgerschaft durch den Heimgang ihres edelsten, gütigsten Fürsten erlitten, in tiefem Schmerze ehrfurchtsvollste Teilnahme aus.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

Wenn ein überzeugter Sozialdemokrat sich zu einem solchen Uebermaß von Selbstverleugnung und Selbstentäußerung herbeiläßt, müssen die taktischen Zwecke, welche das Mittel heiligen, ganz außergewöhnlicher Natur sein und gewesen sein. Die sozialdemokratische Presse hat sich daher auch bis zu dieser Stunde wohl gehütet, ihre Leser mit diesen Denkmälern sozialdemokratischer Prinzipienfestigkeit bekannt zu machen. Ein solcher Tabak wäre vielleicht auch für die Nerven der aufs „Ideale" abgerichteten Leser der „Münchener Post" zu stark. Wir möchten das Mienenspiel des Parteiveteranen August Bebel sehen, wenn ihm die obigen Schriftstücke mit dem Namenszug seines „Genossen" Witti zu Gesicht kommen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wechsel im Auswärtigen Amte.

Zu früh und gerade zur unrechten Zeit! So mußte man an der Bahre des Staatssekretärs des Auswärtigen, Herrn v. Kiderlen-Wächter, klagen. Er war erst 60 Jahre, stand erst 2½ Jahre in seinem hohen Amte, und seine Hand hielt in diesem kritischen Augenblicke die Fäden der deutschen Balkanpolitik. Neben Frhrn. Marschall von Bieberstein, dem langjährigen Botschafter in Konstantinopel, war Kiderlen, der langjährige Gesandte in Bukarest und zeitweilige Vertreter in Konstantinopel, durch unmittelbare Beobachtung und Erfahrung sachverständig in den aktuellen orientalischen Angelegenheiten, und gerade diese beiden Experten mußten jetzt sterben! Trotz dem empfindlichen Doppelverlust darf man auf einen stetigen und gedeihlichen Fortgang der deutschen Politik hoffen, denn sie ist gut instradiert und über die schlimmsten Gefahrenpunkte bereits hinübergekommen. Frhr. v. Marschall sollte die englisch-deutschen Beziehungen aufbessern; er starb schon bei der Bereitstellung des Handwerkszeuges, aber die Logik großer Tatsachen hat es gefügt, daß die englische und die deutsche Politik sich neuerdings so nahe gekommen sind, wie sie seit langen Jahren nicht waren. Und als Herr v. Kiderlen starb, da hatte eben die Botschafter-Versammlung sich für die Autonomie Albaniens und die Abfindung der Serben mit einem Handelsweg ausgesprochen, also die österreichisch-italienischen Forderungen grundsätzlich anerkannt.

Die Begabung und die Arbeitskraft des verstorbenen Staatssekretärs haben warme Anerkennung gefunden; seine Erfolge sind von alldeutschen und sonstigen Kritikern mehrfach bemängelt worden. Dabei wird der Satz „ultra posse“ usw. außer acht gelassen. Man macht Herrn v. Kiderlen zum Vorwurf, daß er im Jahre 1911 nach der „großen Geste von Agadir“ nicht mehr erreicht habe, als das anrüchige Kongostück. Aber war es nach der brutalen Einmischung Englands überhaupt noch möglich, mehr von Frankreich herauszuschlagen? Wegen einer größeren afrikanischen Portion Deutschlands ganzen Besitz und Bestand in einem Weltkriege aufs Spiel zu setzen, — das hätte selbst Bismarck in seinen besten Tagen nicht gewagt. Mit dem bayerischen Ministerpräsidenten v. Hertling teilt Herr von Kiderlen das Geschick, daß er von den liberalen Blättern gescholten wird wegen angeblicher Mißachtung und Mißhandlung der Presse. Die Entrüstung ist teils auf verwöhnten Geschäftseifer, teils auf gekränkte Eitelkeit zurückzuführen. Von alldeutscher Seite wird Herrn v. Kiderlen insbesondere vorgeworfen, er habe diese Presse hinterlistig in den Glauben versetzt oder wenigstens in dem Irrtum belassen, daß Deutschland den Südwesten von Marokko haben wolle. Die Schuld liegt aber an der Urteilsschwäche der Interviewer. Als der „Panther“ nach Agadir gegangen war, konnte natürlich das Auswärtige Amt nicht sofort erklären, es wolle auf alle Ansprüche von Marokko verzichten; erst mußte das Damoklesschwert seine psychologische Wirkung tun. Die einsichtigen und unbefangenen Publizisten in Deutschland kamen aber bald von selbst zu der Erkenntnis, daß es sich hier um einen taktischen Zug, man konnte auch sagen: einen Bluff handelte. Tatsächlich ist Frankreich dadurch für den Kompensationsgedanken empfänglich gemacht worden.

Unbestritten ist ein anderes, viel gewichtigeres Verdienst des Verstorbenen. Zu der günstigen Wendung der gegenwärtigen hochpolitischen Krisis hat entscheidend die rückhaltlose Solidaritätserklärung beigetragen, die der deutsche Reichskanzler von der Parlamentstribüne vor aller Welt abgab. Dieses warnende Wort von der deutschen Fechtbereitschaft hatte natürlich der Staatssekretär vorbereitet. Es muß ihm um so mehr zu Ehren angerechnet werden, als er auch im Jahre 1909, als Stellvertreter an der Spitze des Auswärtigen Amtes, beteiligt war an der gleichmäßigen Erledigung der bosnischen Krisis durch die rückhaltlose Solidarität Deutschlands mit Oesterreich.

Inzwischen wurde die Ernennung des bisherigen Botschafters in Rom, von Jagow, zum Staatssekretär des Aeußern amtlich bekanntgegeben.

Die Friedenskonferenz in London.

Der schönste Irrgarten! Man läuft hin und her, ohne den Ausgang zu finden. Die Taktik der vier Verbündeten ist verhältnismäßig leicht zu verstehen: sie haben den Schwur erneuert, alle Eifersüchteleien zu vertagen und zunächst als solidarischer Block der Türkei das Menschenmöglichste abzupressen. Die Taktik der Türkei ist nicht so klar und einfach. Zunächst trieb sie allerhand Verzögerungskünste, lenkte aber jedesmal ein, wenn der Faden zu reißen drohte. Zum Jahresschluß hatte sie auf die gepfefferten Forderungen der Verbündeten mit dem Vorschlage geantwortet, die Sache von den Großmächten entscheiden zu lassen; dabei sollten freilich Adrianopel und die Aegäischen Inseln ausgenommen, d. h. für die Türkei reserviert sein. Als der Gegner „Unwillen“ markierte, ließ die Türkei schon am Neujahrstage sich zu eigenen „Gegenvorschlägen“ herbei. Ihr Angebot lautete: Abtretung des okkupierten Landes westlich vom Wilajet Adrianopel. Das war kein großes Opfer, denn an eine Wiedereroberung von Mazedonien ist ja überhaupt nicht zu denken. Adrianopel, die noch nicht bezwungene Festung, wollte die Türkei behalten, ebenso die ägäischen Inseln, und über Kreta wollte sie die Schutzmächte entscheiden lassen. Den Bulgaren machte sie noch das Sonderangebot einer Grenzberichtigung am Wilajet Adrianopel. Einige Blätter gerieten darob in Entzücken; sie meinten, das Eis sei nun gebrochen, und durch das Einlenken der Türkei sei der Ausgleich gesichert. Aber siehe da: der Balkanbund beantwortete die türkischen Gegenvorschläge mit einem brüsken Ultimatum: entweder bis zum Montag spätestens Verzicht auf Adrianopel, Kreta und die ägäischen Inseln — oder Abbruch der Verhandlungen. Halbamtlich wurde zugleich kundgetan, daß vier Tage nach dem Abbruch die Feindseligkeiten wieder beginnen würden.

Von der Montagssitzung wurde bisher nur gemeldet, daß die Türken neue Gegenvorschläge gemacht haben, und die Sitzung nach einer Stunde beendet worden sei. Also der Krach scheint verschoben zu sein, wohl auf Anraten der Großmächte und in Erwartung der Katastrophe von Adrianopel.

Die Botschafter-Versammlung in London hat neben der Friedenskonferenz ruhig ihre Besprechungen fortgesetzt. Der grundlegende Beschluß zugunsten der Autonomie Albaniens ist bereits erwähnt worden. Mit der Absteckung der albanischen Grenzen ging es freilich nicht so schnell und glatt, da Rußland seinem Schützling Serbien möglichst viel gemischte Bezirke zuschanzen will, während Oesterreich und Italien dahin streben, daß der neue Staat nicht zu dünn werde.

Die Finanzminister und die Besitzsteuer.

Bundesstaatliche Finanzminister haben zu Anfang des Jahres in Berlin eine Konferenz abgehalten über die Denkschrift des Reichsschatzamtes betreffend die verschiedenen Arten einer Reichsbesitzsteuer. Nach den bisherigen Verlautbarungen sind die Herren nicht zu einer Verständigung gekommen. Den Erisapfel bildet natürlich wieder die unselige „Witwen- und Waisensteuer“. Es soll namentlich Sachsen sich für diese Erweiterung der Erbschaftssteuer eingesetzt haben, während anderseits der Rückgriff auf den im Jahre 1909 gescheiterten Plan für verfehlt erachtet wird. In der Tat würde die Auffrischung der Witwen- und Waisensteuer nichts anderes bedeuten, als die Erhebung der budgetverweigernden Sozialdemokratie zur Leitung der Finanzpolitik und einen wahren „Stoß ins Herz“ gegen diejenigen Parteien, die 1909 opferfreudig das Reich aus der Finanznot errettet haben. Es wird nun weiter verhandelt unter den verbündeten Regierungen. Preußen soll angeblich eine Steuer auf den Vermögenszuwachs begünstigen. Darüber läßt sich reden, ebenso über andere Formen einer jährlichen Besitzabgabe im Anschluß an die einzelstaatliche Vermögenssteuer. Aber an der Bahre des Hausvaters eine dreißigjährige Vermögenssteuer einzutreiben, das wäre rote Politik!

Streik der spanischen Konservativen.

Als Romanones die provisorische Regierung inein definitives liberales Ministerium umbildete, vollzog König Alfons die Ernennungen, ohne erst die übliche Rücksprache mit dem Führer der konservativen Gegenpartei zu nehmen. Das war ein Bruch des Herkommens, auf dem die eigenartige Schaukelpolitik der spanischen Parteien beruht, und schien zu bedeuten, daß der König die Konservativen ausschalten und sich dauernd dem mit den Republikanern verbündeten Liberalismus ausliefern wolle. Maura und fast alle konservativen Deputierten nebst zahlreichen Senatoren haben dagegen protestiert durch Niederlegung ihrer Mandate mit der Erklärung, die von den Liberalen verschuldete Unordnung der Finanzen und das Wohlwollen der Regierung für die Republikaner bilde eine große Gefahr für die Monarchie. Diese Krisis wird hoffentlich den Karpfenteich des spanischen Parteilebens auffrischen und an Stelle der Wahlmache den ehrlichen Kampf der Weltanschauungen setzen.

Das Ergebnis der württembergischen Landtagswahlen.

Von R. Grießer, Redakteur, Stuttgart.

Das Ergebnis der drei Wahlgänge in Württemberg ist eine schwere Enttäuschung für den Liberalismus geworden; hatte man vorher doch allgemein damit gerechnet, daß die Rechte und die Linke so ziemlich in der gleichen Stärke wieder zurückkehren werden, wenn man auch innerhalb einzelner Parteien eine Verschiebung erwarten mußte. Nach Beendigung der Wahl läßt sich jetzt folgendes feststellen: Die seitherige Mehrheit der Linken, bestehend aus Volkspartei, Sozialdemokratie und Nationalliberalen, ist gebrochen; der Liberalismus hat eine schmähliche Niederlage erlitten. Zwar gelang es der Rechten, bestehend aus Zentrum und Konservativen beziehungsweise Bauernbund, dieses Mal noch nicht, eine volle Rechtsmehrheit zustande zu bringen, allein der erste Schritt auf diesem Wege ist getan. Die nunmehr fast zwanzigjährige Herrschaft der Volkspartei ist zerstört, und vorläufig ein völliges Gleichgewicht zwischen der Rechten und Linken (mit Einschluß der Nationalliberalen) hergestellt worden. Die Sozialdemokratie ferner erreichte infolge des festen Zusammenhaltens von Zentrum und Konservativen die von ihr erhoffte Vermehrung ihrer Fraktionsstärke nicht. Das Zentrum kann auf einen vollen Erfolg zurückblicken. Die Konservativen bzw. Bauernbündler ziehen als die eigentlichen Sieger über den Liberalismus in den neuen Landtag ein, wobei das Zentrum mit Genugtuung von sich sagen kann, daß seine Uneigennützigkeit viel zu diesen konservativen Siegen beigetragen hat.

Was die Einerwahlen am 16. November begonnen und die Nachwahlen am 29. November fortgesetzt haben, das hat die Landesproporzwahl am 18. Dezember besiegelt: Der „Ruck nach rechts“ ist in Württemberg ein vollständiger geworden. Das Zentrum behauptete im zweiten Wahlgang eines seiner früheren Mandate (Oberndorf) und verlor eines (Geislingen) an die Nationalliberalen, wurde aber für diesen Verlust durch ein neues Mandat (Neckarsulm) entschädigt. Von den 17 Proporzmandaten erhielt das Zentrum fünf (bisher hatte es nur vier) sodaß es mit 26 Mandaten (21 Bezirks- und 5 Proporzmandaten) als weitaus stärkste Partei in den neuen Landtag einzieht. Die Konservativen bzw. Bauernbündler setzten ihren Siegeszug fort, gewannen im zweiten Wahlgang noch fünf neue Mandate und erhielten drei Proporzmandate; mit 20 Abgeordnetensitzen sind sie jetzt zur zweitstärksten Fraktion geworden. Die Volkspartei rettete im zweiten Wahlgang mit Hilfe der Sozialdemokratie noch sieben ihrer alten Mandate, gewann ein neues dazu, verlor aber vier größtenteils an die Konservativen. Bei den Proporzwahlen behielt sie ihre seitherigen vier Mandate bei. Mit ihren jetzigen 19 Sitzen in der II. Kammer weist sie gegenüber der Landtagswahl 1907 einen Verlust von 5 Mandaten auf; sie ist von der zweiten Stelle an die dritte heruntergedrückt worden. Trotz Rot- und Großblock hatte die Sozialdemokratie bei den Nachwahlen keinen großen Gewinn zu verzeichnen; sie konnte nur noch drei Mandate herausbringen, bei den Proporzwahlen erhielt sie ihre vier früheren Sitze wieder. Die Sozialdemokratie, bisher die drittstärkste Partei, ist jetzt auch von den Konservativen überflügelt worden und mit ihren 17 Mandaten an die zweitletzte Stelle verwiesen. Die schwächste Partei blieben die Nationalliberalen mit zehn Mandaten; bei den Proporzwahlen waren sie die einzige verlierende Partei; sie mußten ein Proporzmandat an das Zentrum abtreten, so daß sie (die Nationalliberalen) nur noch ein Landesproporzmandat besitzen (seither zwei).

Auch bezüglich der Stimmenzahl marschiert das Zentrum an der Spitze aller Parteien; es erhielt bei der Landesproporzwahl 849,113 Stimmen; dann folgen die Sozialdemokraten mit 823 729 Stimmen, die Volkspartei mit 619 907 — die Volkspartei hat 152000 Stimmen weniger erhalten, als bei den Proporzwahlen im Jahre 1907 —, die konservative Partei mit 495 779, und die nationalliberale Partei mit 380 723 Stimmen. Der neue Landtag setzt sich folgendermaßen zusammen: Zentrum 26 Mandate (1907: 25), Konservative 20 (15), Nationalliberale 10 (13), Volkspartei 19 (24), Sozialdemokratie 17 (15). Die Rechte (Zentrum und Konservative) nimmt 46 Sitze ein, während sie im alten Landtag nur über 40 verfügte; die Linke (unter Einschluß der Nationalliberalen) nimmt gleichfalls 46 Sitze ein, gegenüber 52 im alten Landtag.

Der „Ruck nach rechts“ ist soweit gediehen, daß im neuen württembergischen Landtag kein Gesetz mehr gemacht werden kann, das ausschließlich auf die Volkspartei und die Sozialdemokratie zugeschnitten ist. Die nationalliberale Partei ist jetzt nicht mehr „Zünglein an der Wage“, sie ist an dem kritischsten Punkte angekommen, an dem sie sich über ihre Neuorientierung und Zukunft schlüssig machen muß. Nützen die Bauernbündler die jetzige „agrarische Welle“ durch umsichtige Organisierung ihrer Wahlbezirke und der übrigen landwirtschaftlichen Bezirke aus, dann wird man in absehbarer Zeit auch in Württemberg eine sichere Mehrheit der Rechten haben.

Die Kosten der Verschiebung in den Machtverhältnissen trägt ausschließlich der Liberalismus. Durch das mit der Volkspartei abgeschlossene liberale Wahlabkommen hat die Nationalliberale Partei nichts erreicht; es ist ihr sogar diese fortschreitende Annäherung an die Volkspartei zum Verhängnis geworden. Die Volkspartei — das zeigt der Verlust von 152 000 Stimmen: das sind rund 18000 Wähler — wird in Württemberg immer mehr und mehr durch den Sozialismus abgelöst; auf dem Lande haben nämlich die Sozialdemokraten mehr als 20 000 neue Wähler zu verzeichnen.

Wie wenig das Bündnis mit der Volkspartei für die Nationalliberalen wert war, kann man daraus entnehmen, daß die Volkspartei im Jahre 1900 noch über 25,3 Proz. aller abgegebenen Stimmen verfügte, im Jahre 1912 aber nur noch über 16,9 Proz.!

Aber auch das volksparteilich-sozialdemokratische Wahlabkommen für den zweiten Wahlgang hatte einen völligen Mißerfolg. Die von den liberalen Führern ausgegebene Rotblockparole wurde von den Wählern einfach nicht befolgt. Das Rechenexempel der Volkspartei, daß schließlich die anderen bürgerlichen Parteien sie trotz des Rotblocks da, wo sich der Kampf mit der Sozialdemokratie nicht vermeiden ließ, doch noch unterstützen werden, erweist sich immer mehr als falsch. Auch der in einigen Bezirken zustandegekommene „Großblock“ hat gänzlich Fiasko gemacht. Zwar möchten die Nationaliberalen ihre Abmachungen mit der Sozialdemokratie ableugnen, allein die Tatsache steht fest, daß in Brackenheim und Waiblingen ein Schachergeschäft zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokratie stattfand.

Noch eine weitere Niederlage erlitt der Liberalismus insofern, als er allgemein zugestehen mußte, daß sich die Proportionalwahl, die bei der Durchführung der Verfassungsreform nicht genug gepriesen werden konnte, schon beim zweiten praktischen Anwendungsfall nicht mehr bewährt hat. Der volksparteiliche „Beobachter“ schreibt in Nr. 299: „Die Proportionalwahl, zum zweitenmal erst angewendet, hat nicht gehalten, was sie bei der ersten Probe verheißen hat.“ Der nationalliberale „Schwäbische Merkur“ meinte in Nr. 596: „Der „Proporz“ hat den Beweis nicht erbracht, daß er in seiner Anwendung auf so große Wahlbezirke, wie die württembergischen Landeshälften, dem württembergischen Volke ein verständliches und gern angewandtes Hilfsmittel zum Ausdruck seiner politischen Ueberzeugung wäre.“ Einmal war die Beteiligung bei der Wahl eine sehr flaue; dann aber traten die Auswüchse des Proportionalwahlsystems in Württemberg infolge der Zulassung des Kumulierens (Bevorzugung eines Kandidaten dadurch, daß man ihm bis zu drei Stimmen gibt und dafür einen anderen Kandidaten streicht) und des Panaschierens (Zusammenstellung von Stimmen aus verschiedenen Wahlvorschlägen auf einem Wahlzettel) in besonders schreiender Weise zutage. Die Auswüchse bestanden in parteischädigenden Quertreibereien, durch die zugunsten der Kandidaten einer Partei versucht wurde, einer anderen Partei Stimmen zu entziehen dadurch, daß auf den Stimmzetteln, die insbesondere den Angehörigen bestimmter Berufsstände zugestellt wurden, außer den Namen von eigenen Parteikandidaten an hervorragender Stelle, also kumuliert, Kandidaten anderer Parteien standen.

Ueber dieses Treiben und dessen Folgen ließ sich das linksliberale Stuttgarter „Neue Tagblatt“ folgendermaßen aus: „Was hier (bei der Proporzwahl) an Widerlichkeiten geleistet wurde, um bestimmte Kandidaten auf Kosten anderer Parteigenossen in den Landtag zu bringen, hat viele Wähler derart abgestoßen, daß sie einfach von der Wahlurne ferngeblieben sind. . . . Daß Panaschierungen und Kumulierungen solchen alles Maß und Treu und Glauben übersteigenden Umfang annehmen konnten, ist ein bedauerliches Zeichen für die politische Auffassung ihrer Urheber.“ Auch das offizielle Regierungsorgan, der „Staatsanzeiger für Württemberg“, wies hin auf die Abänderungen an den Parteizetteln, „die aus Selbstsucht oder in der Absicht der Täuschung und Uebertreibung von einzelnen Wählergruppen oder von gegnerischen Parteien gemacht wurden“, und bezeichnete es als das „Bedauerlichste an den Auswüchsen des Parteiwesens, daß der gute Gedanke der Verhältniswahl in großen Landeswahlkreisen durch solche unliebsame Nebeneinflüsse eine Trübung erfahre“. Infolge dieser zutage tretenden schlimmen Auswüchse des Wahlsystems der sogenannten freien Liste, das bei der Durchführung der Verfassungsrevision von der Volkspartei durchgesetzt wurde — das Zentrum verlangte die Einführung der „gebundenen Liste“, bei der der Wähler streng an den Wahlvorschlag der eigenen Partei gebunden gewesen wäre —, wurde die Disziplin im höchsten Grade gelockert.

Der „Ruck nach rechts“ in Württemberg hatte weitere politische Folgen: Das einzige ausgesprochen liberale Mitglied des württembergischen Ministeriums, der Minister des Innern v. Pischek, demissionierte in der nämlichen Stunde, als das Endergebnis der Landtagswahlen abgeschlossen war. Dem direkten Zusammenhang dieses Rücktrittes mit dem Ausgang der Wahlen leugnen zu wollen, wäre vergebliche Liebesmühe.

Minister v. Pischek kam im Jahre 1893 zu einer Zeit ins Ministerium, als die Volkspartei beginnen konnte, in Württemberg die führende Rolle zu spielen. Bei den Landtagswahlen im Jahre 1895 schnellte die Volkspartei auf eine nie geahnte Höhe

empor. v. Pischek unterlag in der Folgezeit der Gefahr, sich bei seinen Entschließungen und Vorschlägen mehr oder weniger lediglich nach den Mehrheitsverhältnissen zu richten.

Dazu kam noch, daß v. Pischek nach dem Beispiel des damaligen Präsidenten des Ministeriums Frhrn. v. Mittnacht glaubte, er müsse jeden Schein vermeiden, als ob er wegen seiner, wenn auch nur äußerlichen, Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zur Erfüllung von Forderungen bereit wäre, die ihn der Mehrheit des Landtages mindestens verdächtig hätten erscheinen lassen können. So kam er mehr und mehr in ein ganz liberales Fahrwasser und wurde immer abhängiger von der Volkspartei, woraus er kein Hehl machte. Damit wurde er aber auch ein Gegner des Zentrums, das in den wichtigsten Fragen nicht seinen Wegen folgen konnte. Aber auch mit den Konservativen hatte er es schon lange verdorben; vollends brach im Lager der Bauernbündler ein förmlicher Haß gegen den liberalen Minister aus, als er im Sommer 1903 in einer Tischrede auf der Bundesversammlung der landwirtschaftlichen Vereine von den „bezahlten Wortführern des Bundes der Landwirte" sprach und ihnen eine verhetzende, in der Benutzung ihrer Mittel wenig wählerische Tätigkeit vorwarf. Als dann bei den Wahlen im Jahre 1906 die Volkspartei zwar noch als zweitstärkste Partei, aber nur auf den Krücken der Sozialdemokratie in den Landtag eingezogen war, stieß sich Minister v. Pischek durchaus nicht daran, daß infolgedessen die Volkspartei in ein sehr starkes Abhängigkeitsverhältnis von der Sozialdemokratie gekommen war. Man konnte seit dieser Zeit beobachten, daß auch v. Pischek eine mehr als zarte Rücksichtnahme der Sozialdemokratie gegenüber obwalten ließ, die bei der Frage der etwaigen Bestätigung eines sozialdemokratischen Stuttgarter Oberbürgermeisters ihren Höhepunkt erreichte; er hatte damals nicht den Mut, in der Zweiten Kammer offen und frei herauszusagen, daß es absolut ausgeschlossen sei, daß ein Sozialdemokrat als Vorstand der Residenzstadt Stuttgart von der Regierung bestätigt werden könne. Sein Entgegenkommen gegen die Sozialdemokratie ist teilweise soweit gegangen, daß er (lt. „Ipf.- u. Jagstzeitung", Nr. 293) den sozialdemokratischen Ausschußmitgliedern direkt das Material zur Bekämpfung und Ablehnung von Zentrumsanträgen in die Hand lieferte.

Da konnte es kein wundernehmen, als am 9. Dez. v. Js. das Zentralorgan der Sozialdemokraten Württembergs, die „Schwäb. Tagwacht", „auf Grund zuverlässiger Informationen" meldete, daß als „erstes Opfer der Machterweiterung des schwarzblauen Blocks" Minister v. Pischek zurücktreten werde. 14 Tage lang währte das Frag- und Antwortspiel darüber, ob die Ankündigung des Sozialistenorgans wohl verwirklicht werde. Am 21. Dezember erfolgte als Antwort ganz plötzlich die Entlassung des liberalen Ministers des Innern v. Pischek; zu seinem Nachfolger wurde der mehr rechtsstehende seitherige Kultusminister v. Fleischhauer ernannt, der den liberalen protestantischen Kreisen Württembergs als Kultusminister schon längst ein Dorn im Auge war. Doch wird sein Nachfolger, der seitherige Präsident des Evangelischen Konsistoriums v. Habermaas, als mindestens ebensoweit rechtsstehend geschildert wie Fleischhauer. Das Zentrum verliert mit dem Rücktritt v. Pischeks nichts, und wenn mit ihm der letzte Katholik aus dem württembergischen Ministerium ausscheidet, so können sich die württembergischen Katholiken nicht erinnern, jemals von ihm in einer der für sie brennendsten politischen Fragen irgendwie unterstützt worden zu sein. (Inzwischen hat der König den Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein auf Jagstberg für die Dauer der nächsten ordentlichen Session zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannt, und die Presseerörterungen über den künftigen Präsidenten der Zweiten Kammer werden aufs neue einsetzen.)

Winterstille.

Die Frühe wagt nicht, Tag zu werden,
Die grosse Stille spinnt sie ein.
Mit traumhaft geisternden Gebärden
Wogt Nebelgrau durch Tal und Hain.

Nur dann und wann tönt durch das Schweigen
Kurz ein verschlaf'ner Schellenton
Und wagt nicht, höhenwärts zu steigen,
Wo die bereiften Wipfel droh'n.

Das Leben stockt in weiter Runde,
Die Stille dehnt sich totenweiss,
Nur im verschneiten Wiesengrunde
Klingt eine Quelle unterm Eis.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Rom im Jahre 1912.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Wenn ich mit der Erwähnung der beiden Entgleisungen der Civiltà Cattolica vom Oktober und Dezember diese Uebersicht beginne, so geschieht das, um festzustellen, daß sich das Bedauern darüber nicht auf die deutschen Kreise der Ewigen Stadt beschränkte. Daß man seinen eigenen Ordensgenossen Schwierigkeiten bereitet lediglich deswegen, weil man nicht genügende Urteilskraft hat, um unterscheiden zu können, was zutreffend und was gänzlich unzutreffend ist, verdient ausdrücklich festgestellt zu werden. Inwieweit im Oktober ein „Ferienredakteur" in die Wüste geschickt werden mußte, lasse ich dahingestellt; daß man aber einen zweiten „Ferienredakteur" auch für den Monat Dezember hätte frei schalten lassen, wird wohl nicht im Ernste behauptet werden können. Die Fülle dieser Herren bei einer so angesehenen Zeitschrift von so großer Vergangenheit wäre denn doch etwas merkwürdig. Ebenso wäre es äußerst auffallend, daß diese Herren gerade nur in deutschen Angelegenheiten sich mit mangelnder Sachkenntnis entschuldigen würden. Es steht zu hoffen, daß jemand, der es in der Hand hat, in der Civiltà nach dem Rechten zu sehen, einmal recht deutlich werde, damit derartige Beunruhigungen der deutschen Katholiken sich nicht wieder erneuern.

Die Stellungnahme des Papstes gegenüber einer Anzahl katholischer Zeitungen, die alle einer Gesellschaft gehören — i giornali del trust, wie man sie hier nennt — hat großes Aufsehen erregt. Für Rom kommt der Corriere d'Italia in Frage, der sehr geschickt geleitet ist, soweit das Technisch-Journalistische in Frage kommt. Die Oesterreicher sind wegen seines unsagbaren Hetzens natürlich sehr schlecht auf ihn zu sprechen, und die Deutschen sind diesem Blatte fast ebenso zuwider. Vor Ausbruch des Krieges mit der Türkei hat wohl kaum ein anderes Blatt so aufreizende Artikel gebracht, wie der Corriere d'Italia. Während des Krieges wurden die „Helden" allwöchentlich schier dutzendweise geschaffen, indem aus jedem Soldaten oder Offizier, der mit seinen Leistungen etwas aus dem Rahmen herausfiel, gleich ein „Held" gemacht wurde. Die maltesische Frage wurde in den Spalten dieses Blattes mit einem solchen Eifer erörtert, daß es fast an Haß grenzte. Ueberhaupt ist der Corriere d'Italia ein Chauvinistenblatt vom reinsten Wasser. Seine Haltung übertrifft noch diejenige eines Giulio de Frenzi, der im Giornale d'Italia sein Unwesen treibt.

Rechnet man hinzu, daß die Berichterstattung über Literatur und Kunst zu Beanstandungen Veranlassung bot, daß die Aufführungen der Theater, Kinos, selbst Tingel-Tangel in einer Weise besprochen wurden, daß ich oft den Kopf geschüttelt habe, so ist es nicht übermäßig schwer zu verstehen, daß Pius X. sich entschloß, dieser Richtung einen kräftigen Denkzettel zu geben.

Die Verlagsgesellschaft dieser Blätter hat nun eine Erklärung erlassen, in der sie die Autorität des Papstes unumwunden anerkennt und das Versprechen ablegt, auf den Inhalt der Blätter in Zukunft besser zu achten. Sie lehnt es aber ab, daß ihre Zeitungen kirchliche Blätter — im spezifisch italienischen Sinne — seien, behält sich vielmehr das Recht vor, ihre Blätter im nationalen und katholischen Sinne zu leiten, wobei sie in Zukunft sorgsam darauf achten will, daß die Rechte des Papstes und der Kirche in genügender Weise verteidigt werden sollen. Wenngleich mit keinem Worte die bisherige unerreichte Hetzarbeit berührt wird, so scheint aber der „Corriere d'Italia" doch kräftig darauf hingewiesen worden zu sein, daß diese journalistische Betätigung in Zukunft fortzufallen habe. Seit Erlaß des Quos ego! ist der Ton ein wesentlich zahmerer. Es wäre mit großer Freude zu begrüßen, wenn das anhielte. Wer das Entstehen und die Entwicklung des Corriere genauer kennt und auch die jungen Heißsporne, die daran mitarbeiten, im Auge behalten hat, kann sich nicht wundern, daß das Blatt sich so ausgewachsen hat, daß es den öffentlichen Tadel von allerhöchster Stelle verdiente. Bei diesen Andeutungen will ich es bewenden lassen; im Notfalle könnte ich noch mit mancherlei dienen, was öffentliches Interesse hätte. Ich wünsche dem Corriere von Herzen eine gedeihliche Entwicklung. Die ist aber nur möglich, wenn den Hetzern der Mund gestopft wird und sie in seinen Spalten nicht mehr zu Worte kommen.

* * *

Die wissenschaftliche Vertretung Deutschlands in Rom wurde bisher von folgenden Instituten bestritten: 1. Dem deutschen archäologischen Institut auf dem Capitol; 2. dem königlich preußischen historischen Institut; 3. dem historischen Institut der Görresgesellschaft; 4. von den wissenschaftlichen Kräften die in den beiden deutschen Nationalanstalten tätig sind. Den Löwenanteil daran hat seit alters her immer der Campo Santo Teutonico geleistet.

Im preußischen Institut sind zwei Abteilungen, eine größere für Geschichte und eine für Kunstgeschichte. Nunmehr wird die Kunstgeschichte auch von der Bibliotheca Hertziana betrieben werden. In der Casa degli Zucchari, die Fräulein

Henriette Hertz gekauft hatte, ist mit ihren Mitteln eine kunsthistorische Bibliothek — die den obigen Namen führt — errichtet und die Leitung ist in die Hände von Ernst Steinmann gelegt worden. Palast, Bibliothek und entsprechende Fonds hat Fräulein Hertz der Kaiser Wilhelm Gesellschaft geschenkt, die das großartige Geschenk angenommen hat. Im Januar 1913 wird die glänzend eingerichtete Anstalt feierlich eröffnet werden. Der erste Band der geplanten Publikationen zur Kunstgeschichte aus der Feder von Ernst Steinmann: Das Grabmahl Pauls III. in St. Peter, ist schon erschienen. Die wissenschaftliche Vertretung Deutschlands in Rom ist auf diese Weise um ein bedeutsames Glied bereichert worden.

Hier mag angefügt werden, daß ein Großkaufmann mit reichen Mitteln eine Anzahl Künstlerateliers auf einem eigens erworbenen Grundstück errichtet hat, so daß auch für die jungen Künstler, die mit einem Rom-Stipendium belohnt worden sind, ein, vielleicht zu luxuriöses Heim geschaffen worden ist.

Wann wird sich in katholischen Kreisen endlich einmal ein reicher Mann oder eine Mäcenatin finden, die für ein dringendes, katholisches, deutsches Bedürfnis in Rom eine erhebliche Summe stiften wird? Die Leute sind da, sie können aber augenscheinlich so bald noch nicht zu einem hochherzigen Entschluß kommen, wie ihn die beiden vorgenannten Nichtkatholiken bekundet haben.

Es steht zu hoffen, daß die Verhandlungen über Gründung eines eigenen Heims für das preußische historische Institut bald zu einem günstigen Abschluß gelangen. Die bisher innegehabten Räume sind viel zu eng, so daß man zur Unterbringung der außerordentlich stattlichen Bibliothek schon zu allerlei Behelfen greifen mußte.

Aus dem Jahresbericht, den der Leiter des Görresinstitutes, Prälat Dr. Ehses, in Freiburg erstattet hat, ist zu entnehmen, daß die Veröffentlichungen desselben ihren normalen Fortgang nehmen, allen voran die beiden monumentalen Unternehmungen der Herausgabe der Akten des Konzils von Trient und der päpstlichen Kammer im vierzehnten Jahrhundert.

* * *

Für Herrn Prälaten de Waal, den verdienten Leiter des Campo Santo Teutonico, war das abgelaufene Jahr ein Jubiläumsjahr, indem er sein goldenes Priesterjubiläum feiern konnte. Zwei Dinge werden die Nachwelt daran erinnern: einmal das Antoniusheim, eine neue Stiftung für alte, arbeitsunfähige Mitglieder der deutschen Kolonie, und weiters die Festschrift, die in zwei umfangreichen Bänden eine Fülle von archäologischen und historischen Arbeiten zusammenfaßt, die Freunde und Verehrer des Jubilars beigesteuert haben, um den Jubilar zu ehren.

Der katholische Leseverein hat in der üblichen Weise im abgelaufenem Jahre die Geselligkeit im katholischen Teile der deutschen Kolonie gepflegt und alle patriotischen Feste der Deutschen und Oesterreicher glänzend begangen. Bei der dortigen Feier des Jubiläums de Waals ist der Kardinal van Rossum zum ersten Male in die deutsche Kolonie gekommen, was allerseits mit größter Freude und Dankbarkeit begrüßt wurde.

Der St. Elisabeth-Frauenverein, der schon so viel Gutes gestiftet hat, konnte, dank der geschickten Leitung und der Tätigkeit der Damen, auf ein erfolgreiches Jahr der praktischen Armenfürsorge zurückblicken. Die Grauen Schwestern und die Kreuzschwestern haben den Verein nach Kräften unterstützt. Namentlich ist die Pflege der deutschen Waisenkinder durch letztere über alles Lob erhaben.

Während im vorigen Jahre die St. Vinzenzkonferenz ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hat, ist jetzt ein neuer Aufschwung festzustellen, von dem man erhofft, daß er dauernd bleiben möge. Die Aufgaben des Vereins sind große, so daß eine gesteigerte Rührigkeit durchaus den Verhältnissen entspricht.

Die bewährte Fürsorge für unsere Gesellen, die vom Campo Santo bestritten wird, ließ nichts zu wünschen übrig. Und die Grauen Schwestern nehmen sich nach wie vor aller in Stellung oder außer Stellung befindlichen deutschen Mädchen an. Wenngleich die liebende Fürsorge der Schwestern nicht immer den entsprechenden Widerhall findet, so kann man doch von einer großen Anhänglichkeit der Mädchen an das Kloster im allgemeinen sprechen.

Außerordentlich erfolgreich war das Arbeitsjahr des paritätischen Flottenvereins in Rom, dem der Rektor der Anima, Herr Prälat Lohninger, zweimal seinen Festsaal zu Vorträgen zur Verfügung gestellt hat. Die übrigen Veranstaltungen des Vereins wurden anderweitig abgehalten. Zum ersten Male konnte der römische Flottenverein deutsche Seemannsheime in Italien unterstützen, und zwar ein unter katholischer Leitung stehendes in Neapel und ein unter evangelischer Leitung stehendes in Livorno.

Im römischen Künstlerverein, der weitaus die meisten Mitglieder aller hiesigen deutschen Vereine hat, sind einzelne innere Schwierigkeiten dem Anscheine nach überwunden worden. Es wäre schade, wenn eine so alte Einrichtung wie dieser Verein es nicht mehr zur früheren Blüte bringen könnte.

* * *

Hagenbeck selbst hatte vor zwei Jahren den Zoologischen Garten in der Villa Borghese angelegt. Derselbe ist nächst dem Münchener mit seiner unvergleichlichen Lage der schönste in Europa, wenn man die nach dem neuen System angelegten Zoologischen Gärten ins Auge faßt. Ob derselbe sich irgendwie bezahlt machen würde, war den meisten Kennern Roms um so zweifelhafter, als man vonseiten der Stadtverwaltung höchst merkwürdigerweise auf keine entsprechende Förderung des Unternehmens rechnen konnte. Nunmehr ist der Zoologische Garten in großen Zahlungsschwierigkeiten, und es ist noch gar nicht abzusehen, ob sich diese schöne Anstalt wird aufrechterhalten lassen.

Die städtische Verwaltung ist nach fünfjähriger Blocktätigkeit durch Ersatzwahlen zu vier Fünfteln freimaurerisch geworden. Der Bürgermeister Nathan hat vor diesen Wahlen im Teatro Argentino, um die Wähler aufzustacheln, ein großes Loblied auf seine Verwaltung gesungen. Dieses Eigenlob ist selbst in gesinnungstüchtigen Blockblättern als eine Dummheit empfunden worden. Daß Nathan aber seine Frechheit so weit getrieben hat, daß er seine berüchtigte Porta-Pia-Rede ausdrücklich unterstrich und erklärte, er brauche kein Wort davon zurückzunehmen, darf man diesem unehelichen Sohne Mazzinis nur als Ausfluß seines fanatischen Hasses gegen Kirche und Papsttum auslegen.

Die Wahlen selbst, in denen der Block auf der ganzen Linie siegte, sind die größte Niederlage, die der Block erlebt hat. Die gemäßigten Elemente und die Katholiken hatten bei diesen Ergänzungswahlen Stimmenthaltung befohlen. Demgemäß gingen nur rund 25 Prozent der Wähler an die Urne, so daß 75 Prozent der Römer unvertreten sind. Das Unbehagen des Blocks ersieht man auf das deutlichste daraus, daß die Blockblätter es nicht wagten, ihren Lesern die genauen Wahlziffern in den einzelnen Sektionen mitzuteilen.

Es ist durchaus verständlich, wenn die Unione Romana, der Wahlverein der Katholiken Roms, dieses Mal Stimmenthaltung befohlen hatte. Im Jahre 1914 finden aber allgemeine Stadtratswahlen statt, und dann muß die Unione Romana wählen. Sollen aber diese Wahlen erfolgreich sein, dann müßte die Kleinarbeit und die Schulung der Wähler unter den hiesigen außerordentlich schwierigen Verhältnissen schon lange begonnen haben. Aber es geschieht sozusagen nichts. Es ist traurig zu sehen, wie die Katholiken Roms für diese schreienden Bedürfnisse der Vorbereitung der Wahlen auf die lange Hand so gar kein Verständnis haben. In den letzten Wochen vor der Wahl soll dann alles wettgemacht werden, und dann ist es für 1914 ganz sicher zu spät. Darüber kann auch nicht der geringste Zweifel bestehen, obschon der Block mit seiner Mißwirtschaft alles tut, um den besonnenen Elementen in die Hände zu arbeiten.

Mit den jetzigen Ergänzungswahlen hatte man ein Referendum verbunden, ob der Block durch Anlage einer Trambahnlinie durch die Via Condotti unter dem Corso her Rom weiter verunzieren dürfe. Mangels einer zielbewußten Aufklärungsarbeit ist natürlich das Ergebnis ein bejahendes gewesen. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß Nathan jetzt Rom weiter „modernisieren" wird. Er tut alles, um das alte Rom zu vernichten und zu einer eindruckslosen Großstadt zu machen.

Das gewaltige Viktor Emanuel-Denkmal, das man gelegentlich der Ausstellung mit Gips notdürftig „fertig" gestellt hatte, um es „einweihen" zu können, ist heute nicht einmal äußerlich fertig. Es wird noch Jahre dauern. Im Innern befinden sich kolossale Säle, in denen man Revolutionsandenken sammeln will; diese Säle werden in 20 Jahren noch nicht fertig sein. Es ist eben so bequem, ein großes Unternehmen daliegen zu haben, an dem man nach Bedarf diesen oder jenen durch Uebertragung von Arbeiten „verdienen" lassen kann. Aesthetisch ist der Koloß von Denkmal als überlebter Klassizismus von ödester Wirkung zu bezeichnen. Und da keine Sonne das Denkmal bescheint, so verlieren auch jene Einzelheiten an Wirkung, mit denen man sich vielleicht noch befreunden könnte. Der künstlerische Hereinfall wurde vollständig, als man beschloß, mitten in die weiße Fläche hinein die vergoldete Reiterstatue Viktor Emanuels in riesigem Ausmaße hineinzuklexen. Am Fuße des Denkmals hat man links und rechts zwei recht dürftige Gärtchen angebracht, die im Volksmunde richtig als Friedhöfchen, cimiteretti, bezeichnet werden.

* * *

Dem genannten Denkmale mußte der Palazzetto di Venezia zum Opfer fallen. Dieses Gebäude wurde dann an einer anderen Ecke des Riesenpalazzo di Venezia wieder aufgebaut und ist jetzt fertig geworden. Im Palazzo selbst, der sehr baufällig geworden war, weil die Fundamente so schlecht sind, mußten vor zwei Jahren umfangreiche Versteifungsarbeiten durch Verankerung der Mauern begonnen werden. Zu gleicher Zeit wurde das Innere wieder in den alten Zustand versetzt durch Rückverlegung der Treppe, Wiederherstellung vermauert gewesener Fenster, Neueinrichtung der alten Hauskapelle usw. Alle diese Arbeiten, die mit großer Vorsicht ausgeführt werden mußten, sind nun beinahe ganz abgeschlossen, so daß der Botschafter Prinz Schönburg seine Gemächer zum ersten Male wieder öffnen konnte, als die Kardinäle Nagl von Wien und Bauer von Olmütz zum Empfang des roten

Hutes nach Rom gekommen waren. Die Wiederherstellungsarbeiten fanden den Beifall aller Sachverständigen, die dieselben gesehen haben.

* * *

In der Vatikanischen Bibliothek haben sich wesentliche Neuerungen im abgelaufenen Jahre zugetragen. Die Uebertragung der zahllosen Handschriften aus den Prunksälen in die feuersicheren Depots ist glücklich beendigt worden. Das hat den doppelten Vorteil, daß erstens die kostbaren Zeugen vergangenen Schrifttums so gesichert worden sind, wie es nach menschlichem Ermessen überhaupt möglich ist, und daß zweitens infolge der unmittelbaren Verbindung der Depots mit dem Arbeitssaal die Bedienung der Gelehrten die denkbar schnellste ist.

An Stelle des verstorbenen „Bibliothekars der Heiligen Römischen Kirche" — wie der amtliche Titel lautet — des Kardinals Capecelatro, ist Kardinal Rampolla del Tindaro ernannt worden. Eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden, selbst wenn man sie ausschließlich unter dem Gesichtswinkel der gelehrten Studien betrachtet. Von jeher hat der Kardinal sich mit archäologisch-historischen Fragen in aktiver Weise beschäftigt, so daß es ihm sogar gelang, aufsehenerregende Untersuchungen zu veröffentlichen, während er noch die Bürde des Staatssekretariates unter Leo XIII. trug. Seither folgen sich in regelmäßigen Abständen Bücher und Aufsätze, unter denen das Prachtwerk über die heilige Melania die Jüngere das bekannteste ist.

Pater Franz Ehrle, der mit preußischen Orden geschmückte Jesuit, hat in jahrelanger hingebender Arbeit den ganzen Betrieb der Vatikanischen Bibliothek von Grund aus neugestaltet. Ich habe schon an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt, daß es keine große Handschriftenbibliothek in der ganzen Welt gibt, die so vorzüglich geordnet und instand gehalten wird, wie die der Heiligen Römischen Kirche. Die vielfach beklagte Unzulänglichkeit mancher staatlicher Bibliotheken Roms sticht dagegen in wenig erfreulicher Weise ab. Besondere Hervorhebung verdient der Umstand, daß für die Erhaltung der durch Alter und andere Schäden mehr oder weniger beschädigten Handschriften nirgendwo so umfangreich und mit solchem Erfolge gearbeitet wird, wie in der Handschriftenklinik der Vaticana. Ein von allen Sachverständigen auf das höchste bewundertes Beispiel dieser Tätigkeit ist der berühmte Codex Vercellensis Bibliae, dem Abt Gasquet, Vorsitzender der Vulgatakommission, vor kurzem eine lehrreiche Arbeit gewidmet hat.

Da P. Ehrle das lebhafteste Bedürfnis hatte, vor den fast seine ganze Zeit in Anspruch nehmenden Verwaltungsarbeiten wieder zu seiner gelehrten Tätigkeit zurückzukehren, so bat er um Enthebung von seiner Stelle als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek. Nur mit Widerstreben hat der Heilige Vater seinen Wunsch bewilligt und an seiner Statt den von Ehrle und Kardinal Rampolla warm empfohlenen Präsidenten der Ambrosianischen Bibliothek, Monsignor Achille Ratti ernannt. Dieser beherrscht die deutsche und französische Sprache und hat durch seine kraftvolle Leitung der Ambrosiana von Mailand den vollen Beweis erbracht, daß er imstande ist, dem verwickelten Betrieb der Vaticana nach allen Richtungen hin mit Umsicht und Sachverständnis vorzustehen. Ob P. Ehrle zum Unterbibliothekar ernannt werden wird oder nicht, hängt wohl durchaus von seiner eigenen Entschließung ab. Die amtlichen Veröffentlichungen der Vatikana haben auch im Laufe des Jahres 1912 gezeigt, daß die Skriptoren der Bibliothek nicht nur Beamte, sondern auch hervorragende Gelehrte sind.

Von allen, die in der päpstlichen Bibliothek arbeiten, wird der weite Blick der Verwaltung gerühmt. Unbekümmert um das ehrwürdige Alter einer Anzahl hemmender Bestimmungen, hat P. Ehrle mit allem aufgeräumt, was der wissenschaftlichen Forschung Hindernisse in den Weg legen könnte, und ist hierin vorbildlich für andere Bibliothekverwaltungen geworden, die sich von einigen liebgewordenen, weil für die Verwaltung bequemen Zöpfen nicht zu trennen vermögen. Auch die Oberleitung des Vatikanischen Geheimarchivs, die gelegentlich Paragraphen zu reiten versteht, könnte von der Bibliothekverwaltung allerlei lernen.

Seit Monsignor Misciatelli Unterpräfekt der Apostolischen Paläste geworden ist, sind im Vatikan eine große Anzahl sehr wesentlicher Verbesserungen und Neuerungen eingeführt worden. Namentlich ist das schwierige Problem der Reinhaltung und Entstaubung eines so riesigen Palastes mit so zahllosen Kunstwerken von ihm in einer so überraschenden Weise gelöst worden, daß man hingehen kann, wohin man will: im ganzen Palast ist alles blitzblank. Auch den Gärten wird jetzt eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und der Boden, wo es angängig ist, entsprechend ausgenützt.

Die Rekrutierung der Schweizer Garde ist durch Oberst Repond in glänzender Weise im vergangenen Sommer durchgeführt worden. Man hatte ihm angedeutet, daß er schwerlich Rekruten finden würde, weil er ein so strammes, echt soldatisches Regiment in der Garde wieder eingeführt habe. Diese Befürchtungen haben sich als vollkommen irrig erwiesen. Es wird niemals an Rekruten fehlen, und gerade jetzt, wo die echte soldatische Tradition, die nie hätte verloren gehen dürfen, wieder aufgenommen worden ist, kommen die jungen Leute noch viel lieber als früher, wenn auch vielleicht nicht aus denselben Gegenden der Schweiz, die bisher die meisten Rekruten gestellt hatten. Die Einführung der „militärischen Spaziergänge" durch den Obersten kann als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Man kann Oberst Repond nur herzlich beglückwünschen, daß er, unbekümmert um persönliche und sachliche Dinge, die sich ihm aufdrängen wollten, nur das eine Ziel im Auge behielt: aus der Schweizergarde wieder ein echtes Soldatenkorps zu machen; und er hat dieses Ziel in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht.

* * *

Zum Schlusse noch ein Wort über die Lebenshaltung in Rom. In der Jahresübersicht, die ich vor 12 Monaten niedergeschrieben habe, mußte ich feststellen, daß Wohnungsmieten und Lebensmittelpreise eine wucherische Höhe erreicht hätten. Trotzdem daß außerordentlich viel gebaut wird, werden die kleinen, kleineren und mittleren Wohnungen eher teuerer als billiger. Die einfachen Leute wissen schon gar nicht mehr, wo sie ein Unterkommen finden sollen, zumal wenn sie mit Kindern gesegnet sind. Für die größeren und großen Wohnungen ist natürlich eine wesentlich geringere Nachfrage, so daß es den Anschein hat, als ob die Preise für diese sich etwas auf absteigender Linie befänden. Der Lebensmittelwucher blüht nach wie vor in unerhörter Weise, weil die Stadtverwaltung nichts tut, um den hier besonders berüchtigten Zwischenhandel auszuschalten. Es wäre eine fühlbare Verbilligung der Lebensmittel möglich, wenn die Blockbrüder nicht durch den Klüngel gezwungen würden, keinerlei entscheidende Maßregeln gegen den Zwischenhandel anzuordnen.

Im übrigen verdient es besondere Kennzeichnung, daß Nathan in seinem Privateigentum und die Stadt Rom in allen ihr gehörigen Häusern die Mieten in einer Weise in die Höhe gesetzt haben, daß sie fast an der Spitze der Preistreiber stehen, wie die Zeitungen seinerzeit meldeten. Die Auseinandersetzungen über die noch unbezahlten Teile der Kriegskosten sowie über die großen Aufwendungen, die die neue afrikanische Kolonie Italien vorübergehend oder dauernd auferlegt, lassen keineswegs erwarten, daß die gewaltige Teuerung in Rom in Bälde einem normalen Stande weichen wird. Es sind wenig erfreuliche Aussichten, mit der die Ewige Stadt ins neue Jahr tritt.

Die Stellung der Kirche in Rom ist nicht nur durch die oben erwähnte Rede Nathans grell beleuchtet worden, sondern der „Osservatore Romano" mußte noch in diesen Tagen feierlichen Einspruch dagegen erheben, daß der Kammerpräsident Marcora in Ausübung seines Amtes den Papst in der gröblichsten Weise beleidigt habe. Marcora hatte den traurigen Mut, die Beleidigungen auszusprechen, entzog sich aber der Verantwortung für seine Worte dadurch, daß er sie im amtlichen stenographischen Bericht strich. Ein Blatt konnte in der Mitte des Monats Dezember in den Straßen Roms verkauft werden, in dem der Papst als Komödiant in der empörendsten Weise lächerlich gemacht wurde. Und alles das darf ungestraft geschehen, obschon die Regierung sich durch das Garantiegesetz selber verpflichtet hat, die Autorität und den guten Namen des Papstes zu schützen. Man mag daraus ersehen, welchen Einfluß die drei radikalen Minister in dem Regierungskollegium Giolittis ausüben, obschon die Kammer den Ansprüchen der Radikalen in jüngster Zeit scharf entgegengetreten ist. Die Lage der Kirche in Rom ist zurzeit eine recht beunruhigende.

Durch schweigendes Land.

Ein schwarzes Ross, ein Glöcklein fein,
So fahren wir ins Land hinein.
Die goldnen Kuppeln fern versinken.
Ein grauer Vogel krächzend fliegt
Ins Feld, auf dem der Abend liegt,
In dem die Schatten bald ertrinken.

Der Jamschtschik singt ein stilles Lied,
Dess' Klang gar schwermutsvoll entflieht,
Von einem Lieb, das ihn verlassen . . .
Ein Sternlein flimmert weit und matt.
Es starb das Licht der grossen Stadt;
Verstummt der Schall der lauten Gassen.

Der Kutscher schweigt. Die Nacht nahm auf
Den letzten Ton — Von Kreuz und Knauf
Ist längst der rote Schein geschwunden —
Der Schlitten fliegt. Es knirscht und kracht
Im grimmen Frost der Winternacht —
Und schweigend zieh'n mit uns die Stunden.

Wyborg, Finnland. C. Kloeh.

Graf Hoensbroech ein Verteidiger des Jesuitenordens.[1]

„Jahrelang habe ich dem Jesuitenorden angehört; vielfach ist mein Name in den literarischen Kämpfen für und gegen diesen Orden genannt worden: ohne eine authentische Erklärung meinerseits bliebe mein Austritt nicht nur ein Rätsel, sondern die verschiedensten und falschesten Deutungsversuche würden gemacht und Vermutungen aufgestellt werden, die in gleicher Weise für den Orden und für mich kränkend und verleumderisch wären. Das kann und will ich nicht dulden. Der Jesuitenorden und ich haben ein Recht auf Wahrheit."

„Ich schrieb die betreffenden Schriften mit ganzer Hingebung an die Sache. Ich brauchte nicht zu heucheln, nicht eine Entrüstung zur Schau zu tragen, die ich nicht fühlte. Die Gegner und die Anklagen, gegen die ich mich wandte, konnte ich mit voller Ueberzeugung angreifen; es war die Unwahrheit, welche ich bekämpfte, die Verleumdung, die ich aufdecken wollte."

„So ist es gekommen, daß ich für den Jesuitenorden schreiben konnte, was ich geschrieben habe. Nicht ein Wort der positiven Verteidigung brauche ich zurückzunehmen."

„Ehe ich das Warum, die mich bestimmenden Gründe folgen lasse, habe ich zwei Erklärungen abzugeben. Teilweise sind sie schon in dem Vorhergehenden enthalten, aber ich halte es für meine Pflicht, sie auch formell auszusprechen."

„Erstens, die Anklagen, mit denen man gewöhnlich den Jesuitenorden überhäuft, sind falsch; sie beruhen auf Unwissenheit oder Abneigung. Was speziell die vielgeschmähte Moral des Ordens angeht, so ist sie eine Moral von tadelloser Lauterkeit; die sogenannte ‚schlechte Jesuitenmoral' bildet die eigenen Glieder des Ordens zu Männern des reinsten Lebenswandels heran."

„Wer in den Werken jesuitischer Moraltheologen bewandert ist, wird zwar leicht eine ganze Reihe von Entscheidungen und Auffassungen herausschreiben können, die dieser Behauptung zu widersprechen scheinen, und von denen viele auch wirklich abzuweisen sind. Aber solche Entscheidungen sind Irrtümer spitzfindiger Köpfe, es sind keine Verirrungen des Herzens. Sie gingen hervor, nicht wie man vielfach behauptet, aus dem Bestreben, den Weg zum Himmel breit und leicht zu machen, sondern aus dem Bestreben, die haarscharfe, ja oft kaum zu erblickende Grenze zwischen moralisch Erlaubtem und Unerlaubtem zu ziehen. Aus solchen Aussprüchen die Moral des Ordens konstruieren zu wollen, ist töricht und ungerecht zugleich."

„Ich habe in der Schrift: ‚Mein Austritt aus dem Jesuitenorden' die Erklärung abgegeben: Die ‚schlechte Jesuitenmoral' erziehe die eigenen Glieder zu Männern des lautersten Lebenswandels. Schon dieser Ausdruck läßt zur Genüge erkennen, daß ich damals das Wort ‚Moral' im engsten Sinne, als Sittlichkeit im Gegensatz zur Unsittlichkeit auffaßte, und in diesem Sinne bleibe ich bei der Anerkennung des lauteren Lebenswandels der Jesuiten auch heute noch."

„Zweitens erkläre ich, daß ich keine Anklagen erheben will. Ich konstatiere nur meine Ueberzeugung."

„Weitaus die meisten, die dem Orden sich anschließen, sind ganz junge Leute im Alter von 16 bis 20 Jahren, und wohl alle tun diesen Schritt aus den edelsten Beweggründen, mit voller, begeisterter Hingebung an die Sache."

„Zunächst hat der Novize dreißig volle Tage hindurch, in voller Abgeschiedenheit bei strengem Stillschweigen sich den „geistlichen Uebungen" (exercitia spiritualia) zu unterziehen. Es ist dies ein von Ignatius von Loyola niedergeschriebenes psychologisch-religiöses System, welches, von den christlichen Grundwahrheiten aufsteigend, unter fortwährender Anlehnung an das Leben Christi, alle Stufen der Frömmigkeit umfaßt und in der vollendetsten Askese, der möglichst uneigennützigen Gottesliebe gipfelt. Dazu kommen die verschiedenen Anleitungen über die Gewissenserforschung, das Gebet, die Abtötung, den Gebrauch äußerer Bußmittel, die Ausübung christlicher Barmherzigkeit. Kurz die „Exerzitien" bilden die vollständigste Regelung des religiösen Lebens in einzig dastehender auf das schärfste ausgeprägter Individualität. Ueber den objektiven Wert dieses Frömmigkeitssystems soll hier nicht geurteilt werden — er ist übrigens unbestreitbar."

„Neben dem Benediktinerorden ragt unter allen religiösen Orden die Gesellschaft Jesu durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen hervor."

„Daß ein christlicher, zumal katholischer Gelehrter im Forschen nicht dieselbe ungebundene Freiheit besitzt — wenn diese Zügellosigkeit überhaupt noch Freiheit zu nennen ist — wie sein atheistischer irreligiöser Kollege, ist klar. Von den Schranken, die in der christlichen Philosophie und im christlichen Glauben liegen, ist also hier mit Bezug auf die jesuitische Wissenschaft nicht die Rede; sie sind nicht zu tadeln, sondern zu loben."

„Wenn ich ferner dem Jesuitenorden Patriotismus abspreche, so will ich ihm nicht Antipatriotismus vorwerfen. Die staatliche Ordnung, die rechtmäßige Gewalt wird stets und überall am Jesuitenorden einen Bundesgenossen finden, nicht aber einen Hüter und Pfleger des Patriotismus."

„Auch diese letzten Worte muß ich vor einem Mißverständnis bewahren. Sie beziehen sich nur auf die Erziehung, die der Orden seinen eigenen Gliedern gibt; sie beziehen sich nicht auf das Erziehungssystem, das in den jesuitischen Erziehungsanstalten für die männliche Jugend Geltung hat. Dort hat die Pflege der patriotischen Gesinnung ihre Stelle."

„Da ich eine Schrift veröffentlicht habe, in der ich den Jesuitenorden gegen einen Aufsatz dieser Zeitschrift verteidigt habe, so wird es bei manchen Befremden erregen, daß ich auch diese Zeitschrift zu der folgenden Kundgebung benutze. Allein meine damalige Verteidigung richtete sich gegen sachliche Irrtümer, die ich auch heute noch als Irrtümer und sachlich falsche Anklagen bezeichne. Anderseits wollte ich durch die Wahl eines vornehmen Organs, wie die „Preußischen Jahrbücher" es sind, auch äußerlich zeigen, daß ich nicht zu den Hetzern gehöre."

Diese Urteile über die Jesuiten entstammen der Feder des Grafen Paul Hoensbroech. Sie sind entnommen seinem Artikel „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden" („Preußische Jahrbücher" 1893, S. 300 ff., auch separat erschienen) und der anderen Schrift „Moderner Jesuitismus" (2. Aufl. 1893, S. 50), zwei Schriften, die er bald nach seinem Austritt verfaßte, also zu einer Zeit, da er gar keinen Grund mehr hatte, den Orden zu schonen.

[1] Die folgenden Ausführungen sind eine wertvolle Ergänzung zu „Paul Graf v. Hoensbroech als begeisterter Verteidiger der deutschen Jesuiten" in Nr. 50 vom 14. Dezember 1912 der „Allgemeinen Rundschau", Seite 1014 f.

Reisebriefe aus katholischem Land.

Von Ingeborg Magnussen.

II. (Schluß.)

Trier, 3. August 1912.

Gestern morgen halb sechs nahmen zwei Damen mich mit in den Dom zu einer Priesterweihe. Wir stiegen zum Hochaltar hinauf unmittelbar an den Platz der Feier. Bald aber drängte eine solche Menschenmasse hinein, daß ich, weit zurückgeschoben, zwischen Ellbogen und Huträdern eingeklemmt, nur noch auf der Empore ein paar Chorknaben und über mir elektrische Lampen erblickte. Ich bat meinen Schutzengel, weil ich so gern etwas sehen wollte. Da, mit Druck und Stoß von allen Seiten, ward ich an eine Stufe gedrängt und mußte hinauf, allmählig an eine zweite, und dann — über zwei Schultern weg, unter zwei Hüten hin — sah ich alles, alles: sah, wie die heilige Kirche sich baut. Da saß der fromme große Gesandte Gottes in seiner Würde und Macht, nahm in Pflicht und erteilte Macht und Weihe sterblichen, sündigen, schwachen Menschen, die aber den vollen Willen hatten, die heilige Priesterlast zu tragen. Gott stärke die Sechsundvierzig! War's nicht wunderbar, wie am Dienstag der müde Hirte von Köln die Augen schloß und gleich hier ein neues junges Heer aufstand? — buchstäblich aufstand, denn sie lagen anfangs, hingeworfen wie die Toten, mit dem Antlitz zur Erde. Und nun etwas Ergreifendes: Nachdem alle geweiht, gekleidet, mit der priesterlichen Würde und dem heiligen Geist ausgestattet waren, und der Bischof die hl. Messe weiter zelebrierte, sprachen all diese neuen

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 2. München, 11. Januar 1913. X. Jahrgang.

Rotblockintriguen beim Regentenwechsel in Bayern.

Vom Herausgeber.

Die Presse der Rotblockparteien treibt seit dem Regierungsantritt des Prinzregenten Ludwig ein unglaublich verwegenes Spiel. Ein Spiel mit sozusagen verteilten Rollen. Ihren Höhepunkt erreichte die Frivolität, als am Morgen des 3. Januar die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 5), die auf eine Auflage von 126000 pochende liberale „Wacht an der deutschen Südmark", einem aus dem sozialdemokratischen „Vorwärts" und der „Münchener Post" übernommenen Pasquill über die materielle Lage der nächsten Thronerben des Hauses Wittelsbach als eigentliche Triebfeder des angeblichen Sehnens nach der Königskrone die weiteste Publizität verschafften. Aehnliche „Schiebungen" mit Artikeln sozialistischer Provenienz waren schon früher versucht worden, aber ein gleich krasser Fall ist wohl noch nicht dagewesen. Kein namhafteres liberales Organ in Bayern hat — soweit wir feststellen konnten — diesen unerhörten Streich der „Münchner Neuesten Nachrichten" nachgeahmt, bei dem sich die Organe der beiden ersten Vorsitzenden des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse (richtiger: Rotblockpresse) in brüderlichem Verein zusammenfanden.

Wer den ganz im Stile der chronique scandaleuse gehaltenen Artikel zuerst im Organ der bayerischen Sozialdemokratie „genießen" mußte, hielt es für ausgeschlossen, daß ein liberales Blatt, dessen Chefredakteur sich eben erst der Empfangnahme eines an den sogenannten Landesverband gerichteten schmeichelhaften Dankschreibens des neuen Regenten gerühmt hatte, sich dazu herbeilassen könnte, diesem geradezu nichtsnutzigen Pasquill ein möglichst großes Auditorium zu verschaffen. Aber was unmöglich schien, wurde Ereignis. Jeder halbwüchsige Gernegroß und jede naserümpfende Gans, die ihre Tagesweisheit aus den liberalen „Neuesten" schöpfen, glauben seit dem Morgen des 3. Jan. haarklein zu wissen, wie pover es angeblich um die Vermögensverhältnisse der regierenden Wittelsbacher bestellt sein soll, daß der heutige Regent als Gutsbesitzer in Leutstetten und in Ungarn „saniert" werden müsse, ja daß Prinz Rupprecht für seine kürzlich verstorbene Gemahlin etwa 60,000 Mark Schulden bei Münchener Geschäftsleuten zu tilgen habe, und noch vieles andere mehr.

Wir erwähnen diese Beispiele nur, um die ausgeklügelte Bosheit zu illustrieren, die hier unter dem Vorwande einer Demaskierung des mit dem Zentrum unter einer Decke spielenden Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling verzapft wurde. Ueber die mit der Wahrheit auf feindlichstem Fuße stehenden Darstellungen dieses windigen Pasquills braucht kaum ein Wort verloren zu werden, nachdem selbst die „Liberale Landtags-Korrespondenz" sich veranlaßt gesehen hat, eine glatt aus den Fingern gesogene Groteske über strahlende Versöhnungsszenen zwischen dem liberalen Führer Casselmann und den Ministern von Hertling und von Soden ins Reich der Fabel zu verweisen. Von diesem den Liberalismus in ein sehr schiefes Licht stellenden Teile der rotblockbrüderlichen Enthüllungen hatte freilich das liberale Hauptorgan seinen Lesern die Nase rein gehalten[1]), aber mit um so größerem Behagen und mit um so dreisterer Rücksichtslosigkeit alle Verdächtigungen gegen das Zentrum und das Ministerium Hertling, sowie alles das herausgestellt, was die königliche und die herzogliche Familie samt dem „verpfafften Hofadel" in den Augen des profanum vulgus herabwürdigen konnte. Selbst den Giftspritzer, daß Prinz Rupprecht „seit Jahren das Objekt des perfidesten Hofklatsches" sei, hat das führende Organ des Liberalismus in Bayern der sozialdemokratischen „Münchener Post" wörtlich nachgedruckt, obwohl ihm bekannt sein mußte, daß gerade die „Münchener Post", die sich inzwischen beim Prinzen Rupprecht anzubiedern versuchte, es gewesen ist, welche vor Jahren, als Prinz Rupprecht noch in Bamberg weilte, mit den unverblümtesten Unterstellungen sein Privatleben antastete, was inzwischen in demselben Rotblockblatte auch anderen Mitgliedern des Königshauses wiederholt begegnet ist. Wir erwähnen dies einzig und allein, um die Quelle zu qualifizieren, aus der das liberale Hauptorgan seine Leser speist, und um das Blockgeschwisterpaar, das im Schweiße seines Angesichtes dem bayerischen Staatswagen Knüppel zwischen die Speichen schiebt, in das rechte Licht zu stellen. Mit scharfen Worten geißelt auch die „Kreuzzeitung" in Berlin diese „niedrige persönliche Hetze" zur Untergrabung der Position des Ministeriums Hertling.

In dem von dem führenden liberalen Blatte mit Wonne weiterverbreiteten Skandalartikel spiegelt sich so recht die abgefeimte Minierarbeit einer Partei und einer Presse wieder, die unter treuer Beihilfe des blinden Hödur Liberalismus aus allem Stricke zu drehen weiß, um den „Ordnungsstützen des Gegenwartsstaates" den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Wie bei jeder gemeinsamen Aktion gegen das „herrschende System", das — meminisse juvat — bald Crailsheim, bald Feilitzsch, bald Podewils-Wehner, bald Hertling-Soden heißt, beansprucht auch diesmal der sozialdemokratische Part die Führung, um, wenn er den Mitläufer Liberalismus zu seinen Zwecken ausgenützt hat, die weitere Wegesstrecke allein zurückzulegen.

Es ist ein Schauspiel für Götter, zu beobachten, wie das sozialdemokratische Blatt die lächerliche Maske seiner vorgeblichen Besorgnis um die Popularität der Dynastie Wittelsbach im allgemeinen und des neuen Regenten im besonderen seit Neujahr bereits gelüftet hat und zwischen der Krone und ihren „Vertrauensmännern" keinen Unterschied mehr macht, während das führende liberale Blatt an der schier komisch wirkenden Fiktion festhält, es sei lediglich eine „taktische" Erfindung der Zentrumspresse, daß Prinzregent Ludwig dem gleich einem Wild gehetzten Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling durch persönliche Ueberreichung des Großkreuzes des Verdienstordens vom hl. Michael einen besonderen Vertrauensbeweis gegeben habe. Notabene ist

[1]) Die in dem Abdrucke des liberalen Hauptorgans fein säuberlich unterdrückte, von der „Liberalen Landtags-Korrespondenz" als glatte Erfindung entlarvte Stelle lautet wörtlich: „Man erzählt sich, der liberale Führer Dr. Casselmann, der mit den Ministern, insbesondere mit Herrn von Hertling, über die Thronfolgeangelegenheit vor der Eidesleistung verhandelte und dabei viel Entgegenkommen bewies, sei bei dieser Gelegenheit in einen so innigen Konnex mit dem Ministerpräsidenten gekommen, daß dieser Sonderberatung noch eine Reihe von Beratungen über andere Angelegenheiten gefolgt wären. Sogar während der Weihnachtsfeiertage seien die Casselmannschen Besuche bei Herrn von Hertling und Herrn von Soden, dem Minister des Innern, fortgesetzt worden, man sei sich gegenseitig näher gekommen, habe Mißverständnisse gelöst, huldvoll Versprechen gegeben und strahlend sie empfangen." Direkt aus der Luft gegriffen ist aber auch die sich unmittelbar anschließende Darstellung: „In den Kreisen der Zentrumsführerschaft herrsche darüber großer Zorn, und Dr. Heim, der sich in der Königsangelegenheit allerdings hemmend bemerkbar gemacht hatte, stehe auf dem Sprunge, die Opposition des durch verärgerte Elemente von rechts jetzt wieder verstärkten linken Flügels der Zentrumspartei neu zu organisieren." An alledem ist kein wahres Wort, und Dr. Heim läßt im „Bayerischen Kurier" (Nr. 4) ausdrücklich feststellen, daß er auf die Königsfrage nicht die leiseste Einwirkung versucht habe und dem ihm zugeschriebenen Artikel im „Fränk. Volksblatt" absolut fernstehe.

dies seit dem 12. März, dem 91. Geburtstage des verstorbenen Regenten, die zweite Ordensauszeichnung, die dem zurzeit leitenden Staatsminister zuteil wird. Auch dem Kultusminister, dem Finanzminister und dem Verkehrsminister, welche im letzten Landtage und in der Presse den stärksten Attacken der Opposition ausgesetzt waren, hat der neue Regent am Neujahrstage persönlich hohe Auszeichnungen überreicht. Aber das liberale Hauptorgan gab die Parole aus, daß auch darin kein Vertrauensbeweis zu erblicken sei.

Wenn diese Leute nur wüßten, wie man sich selbst in denkenden liberalen Kreisen über ihre an die öffentliche Meinung erteilten unfehlbaren Direktiven lustig macht! Könnten gewisse liberale Papiere überhaupt schamrot werden, so würden wir sie heute fragen, wie es denn mit der aus lauterster roter Quelle geschöpften Unterstellung steht, daß die dem Minister des Innern beim letzten Namensfeste des früheren Regenten am 1. November verliehene hohe Auszeichnung sozusagen erschlichen worden sei. Ein Sprichwort sagt, daß Lächerlichkeit tötet, aber der Einfluß liberaler Blätter auf ein entsprechend erzogenes Publikum läßt sich selbst durch faustdicke Lächerlichkeiten nicht umbringen. Daher wohl das Axiom von der geistigen Ueberlegenheit des liberalen Bürgertums, dieser feinsten Blüte menschlicher Intelligenz und Kultur!

Das ganze wüste Haberfeldtreiben, das der vereinte Rotblock seit dem Tage des Regentenwechsels gegen das Ministerium Hertling inszenierte, zeigt trotz des oft in die verbrauchtesten Schmeicheleien eingewickelten Appells an die Selbständigkeit des neuen Herrn, wie wenig man den aufrechten Charakter und den offenen, klaren Blick des Prinzregenten Ludwig zu würdigen weiß. Hält man diesen seit einem halben Jahrhundert mit allen Vorgängen des politischen Lebens vertrauten Regenten, der am 7. Januar in aller Stille den 68. Geburtstag feiern konnte, für den Mann, der sich durch die gewöhnlichste Stimmungsmache im Stile der bayerischen Rotblockpresse beeinflussen ließe? Wer, wie Prinz Ludwig, imstande ist, jederzeit auch dem gewiegtesten Journalisten die Feder aus der Hand zu nehmen und selbst einen Leitartikel zu schreiben, läßt sich von bedrucktem Zeitungspapier nur soweit imponieren, als Gründe und Gedankengänge seinen reichen Erfahrungen sich logisch überzeugend angliedern. Von dem wüsten Haberer-„Grewöll“, der seit Wochen durch die Rotblockpresse raste, kann ein Prinzregent Ludwig sich nur angewidert fühlen, so nachsichtig er auch die Aufgaben der Tagespresse im allgemeinen beurteilt. Wie in der Rede, die er als Protektor des Deutschen Journalisten- und Schriftstellertages in München am 8. Juli 1893 gehalten hat, sehr lehrreich nachzulesen ist. „Ich nehme es den Journalisten nicht übel, wenn nicht alle Nachrichten ganz genau und richtig sind. Es ist nicht möglich, bei der Anforderung nach möglichst schneller Berichterstattung, alles auf die Wagschale zu legen.“ Dann aber fuhr Prinz Ludwig wörtlich fort: „Eines soll aber der Journalist nicht tun; das ist: er soll nicht mit Absicht Unwahrheiten verbreiten, und er soll nicht verleumden.“ Mögen doch die Teilnehmer an dem journalistischen Haberfeldtreiben gegen das Ministerium Hertling sich — Hand aufs Herz — einmal fragen, ob sie in ihrer parteipolitischen Verblendung und in ihrer fanatischen Gehässigkeit die Grenzen der Wahrheit jederzeit respektiert und vor der persönlichen Ehrenhaftigkeit stets Halt gemacht haben.

Der ganze gegen das Ministerium Hertling mit gesteigerter Bitterkeit erneuerte Kampf ist ja auf einer fundamentalen Unehrlichkeit aufgebaut. Es ist nur hohles Gerede, wenn man, um die Entlassung dieses dem Rotblocke verhaßten Ministeriums zu erzwingen, immer wieder ein ganzes Sündenregister herunterleiert, beginnend mit dem Jesuitenerlaß und endigend mit der Königsfrage und der neuen Staatszeitung. Traut man dem Prinzregenten Ludwig ein so kurzes Gedächtnis zu, daß er bereits vergessen habe, was bei der Berufung des Ministeriums Hertling alle liberalen Spatzen von den Dächern pfiffen: **Aus den Reihen des Zentrums darf niemals und unter keinen Umständen ein Minister genommen werden. Die größte Partei des Landes ist grundsätzlich von der Regierung auszuschließen. „Ein ultramontaner Beamter ist eine latente Gefahr für den Staat“, und ein Staatsmann mit römisch-katholischer Glaubensüberzeugung und Weltanschauung ist im modernen Staate unerträglich und unmöglich.** Um diese **grundsätzlichen Dinge** dreht sich der Kampf gegen das Ministerium Hertling, nicht um Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen. Jeder neue Minister, der Beziehungen zum Zentrum gehabt hätte und papst- und kirchentreuer, d. i. „ultramontaner“ Gesinnung verdächtig wäre, würde mit denselben Gehässigkeiten verfolgt werden, wie die heute bestgehaßten Minister v. Hertling und v. Soden. Lasse man sich durch die zeitweilig abgeflaute Hetze gegen Herrn v. Soden als Minister des Innern nicht täuschen! Dadurch, daß der Minister, dem Zwange einer oberstinstanzlichen Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes sich fügend, den Widerstand gegen die gesetzliche Zulässigkeit der Feuerbestattung in Bayern aufgab, ist der freidenkerischen Propaganda für diese, wenn auch keinem Dogma, so doch der uralten, ehrwürdigen Tradition der Kirche widersprechenden Bestattungsform einstweilen der Boden entzogen. Aber die Hetze wird sofort wieder aufleben, wenn darangegangen werden muß, die Erbauung von Krematorien zum mindesten denjenigen gesetzlichen Beschränkungen zu unterwerfen, welche auch in Preußen durchgeführt sind (Zweidrittelmehrheit der Gemeindevertretung usw.) Heute genießt ja das Gott und Christentum offen verlästernde Freidenkertum in Bayern seitens der dem Ministerium des Innern unterstehenden Regierungsbehörden eine indirekte moralische Förderung, die durchgreifendster Remedur bedarf.

Sollen wir auch einen im Januarhefte der „**Süddeutschen Monatshefte**“ erschienenen längeren Aufsatz unter dem Titel „**Prinz Ludwig**“ unter die kritische Lupe nehmen? Es verlohnt sich kaum. Handelt es sich doch um einen, wenn auch in der Form sein gedrechselten, so doch in der Sache recht plumpen Versuch, das Zentrum durch ein ôte toi, que je m'y mette, beim Regenten zu verdächtigen, sogar seine unbedingte Reichstreue anzuzweifeln und anderseits nach berühmtem Muster („Augsburger Abendzeitung“ 1889) mit den lutherischen Franken zu drohen, die „sich nicht beiseite schieben lassen“, die aber auch wahrlich noch niemand beiseite geschoben hat, die im Gegenteil in Bayern förmlich auf Rosen gebettet sind.

Zum Schlusse sei noch eine kleine Episode zur Kurzweil erwähnt, die man in diesen ernsten Zeiten doch auch nicht völlig entbehren kann. Die ganze liberale Presse berichtete in den letzten Tagen mit gewichtiger Miene von einem Strafgericht, das der Fortschrittliche Volksverein im Münchener „liberalen Parteiheim“ über das Ministerium Hertling abgehalten habe. Das „liberale Parteiheim“ ist jenes ominöse Lokal, aus welchem auf Verlangen des unentwegten Demokraten und Republikaners Quidde aus Bremen die Bilder des Kaisers, Bismarcks und Moltkes zeitweilig entfernt worden waren. Es war nun eine neckische Laune liberal-fortschrittlicher Regiekunst, daß eben dieser Prof. Quidde, der Autor des einst zu recht eigentümlicher Berühmtheit gelangten ominösen „Caligula“, als einziger Sprecher oder vielmehr S—precher zur bayerischen Königsfrage auftrat und tief bedauerte, daß einzig durch die Schuld des Zentrums der Regent nicht aus seinen — Quiddes — und des Fortschritts Händen die von „veralteten Legitimitätsgedanken“ befreite und unter die Vormundschaft des modernen Parlamentarismus gestellte Königskrone habe annehmen können.[2]) Wer hätte es noch vor zehn Jahren für möglich gehalten, daß Caligula-Quidde einmal als berufener Wortführer des bayerischen Liberalismus zur Königsfrage das Wort ergreifen würde! In der zunehmenden Radikalisierung und Aufsaugung des Liberalismus rächen sich die Sünden der Vergangenheit, auch die Unterlassungssünden einer gegen die Anmaßungen des Liberalismus allzu nachgiebigen und die konservative Volksmehrheit als geduldige quantité negligeable beiseite schiebenden Staatsautorität. Die unwahre Phrase von der im Ministerium Hertling verkörperten Herrschsucht des Zentrums widerlegt sich schon durch die Tatsache, daß von den sieben Ministern zwei Protestanten sind, und daß im Ministerium zwei bisher ausgesprochenen Parteigängern des Zentrums und einem Konservativen vier mehr

[2]) Nach den vorliegenden Berichten hat Dr. Quidde auch auf das schon von anderer Seite aufgeworfene Bedenken hingewiesen, daß der vom Prinzen Ludwig geleistete Regentschaftseid einer Lösung der Königsfrage im Wege stehe. Der Regent habe geschworen, „dem Könige die Gewalt, deren Ausführung mir anvertraut ist, getreu zu übergeben.“ Quidde meint: „Wir haben ja keinen König, dem der Regent jemals wieder die Krongewalt übergeben könnte.“ Der Einwand ist hinfällig. Der König, dem der Regent die ihm zur Ausübung anvertraute Gewalt getreu übergeben würde, kann im vorliegenden Falle immer nur er selbst, der nächste thronberechtigte Agnat, der künftige König Ludwig III. sein. Ob das jetzt oder erst in zehn Jahren, vor oder nach dem Tode des unheilbarem Wahnsinn verfallenen Königs Otto geschähe, wäre einerlei, denn keiner Krone und keines Kronanwärters Rechte würden geschmälert. Dieser circulus vitiosus läßt nach unserer Ueberzeugung nur eine einzige vernunftgemäße Lösung zu, denn eine vernunftwidrige Ueberspannung des legitimen Gottesgnadentums schädigt das Gottesgnadentum an seiner Wurzel und an seinem Daseinszweck.

oder minder gemäßigte Liberale gegenüberstehen. Die früheren Minister Feilitzsch, Crailsheim, Frauendorfer bekennen sich heute noch offen zur liberalen Partei; an ihren Beziehungen zum Liberalismus hat aber nie ein liberales Blatt Anstoß genommen. Selbst der Kultusminister Wehner war aus der liberalen Schule hervorgegangen, und sein Vorgänger Landmann war Handelsredakteur der liberalen „Allgemeinen Zeitung" gewesen. Nach dem Wahlspruch des Liberalismus: „Der Staat bin ich" hat man das stets selbstverständlich gefunden und schreit jetzt, weil mit der Gleichberechtigung der staatserhaltenden Parteien endlich einmal ernst gemacht werden soll, über — Vergewaltigung. Das jahrzehntelang nur allzu geduldige Zentrum wird sich der unerträglichen Anmaßung einer unduldsamen liberalen Minderheit zu erwehren wissen, aber jedem gerne die Hand reichen, der ehrlich mithelfen will, den Staat gegen die subversiven Tendenzen eines in der Wahl seiner Mittel skrupellosen Radikalismus sicherzustellen.

Sozialdemokratischer „Idealismus" oder „unwürdige Heuchelei".

Vom Herausgeber.

Als „unwürdige Heuchelei" charakterisiert das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", das Verhalten bayerischer Sozialdemokraten anläßlich der Trauerkundgebungen für den verstorbenen Prinzregenten. Diese Verleugnung der republikanischen Parteigrundsätze wirke geradezu kläglich. Der „Vorwärts" scheint dem taktischen Schachzuge seiner bayerischen „Genossen" nicht das rechte Verständnis entgegenzubringen. Handelt es sich doch sichtlich um eine zweckbewußte Demonstration gegen die schärfere Tonart, welche dem neuen Ministerium gegen die Anmaßungen der Sozialdemokratie aufgenötigt wurde, nachdem das verflossene Ministerium trotz Landtagsauflösung an seiner schwächlichen Nachgiebigkeit gescheitert war. Man wollte vor allem auch den „Beweis" liefern, daß die Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister sich nicht auf die antidynastischen Bestrebungen der roten Partei stützen könne. Ostentativ nahmen die „Genossen" an Trauersitzungen der städtischen Vertretungskörper teil, der sozialdemokratische Bürgermeister des pfälzischen Städtchens Lambrecht berief sogar selbst eine Trauersitzung ein, um den verstorbenen Regenten zu ehren. Auf den „Vorwärts" machte diese taktische Diversion nicht den geringsten Eindruck. Er schreibt kurz und bündig: „Wie ja überhaupt die Beteiligung von Republikanern an monarchistischen Veranstaltungen, seien diese welcher Art immer, nur als unwürdige Heuchelei empfunden werden kann."

Die bayerischen Sozialdemokraten können sich weder über diese mehr als scharfe Kritik des „Vorwärts", noch über das spöttische Mißtrauen, mit dem ihr Verhalten beim Tode des Regenten in weiten Kreisen der bürgerlichen Parteien aufgenommen wurde, mit Fug beklagen. Denn dieses Verhalten steht vor allem in unlösbarem Widerspruch mit dem seit 1893, also 2 Jahrzehnte hindurch festgehaltenen „Prinzip", daß auch im bayerischen Landtage, sobald ein Hoch auf den Prinzregenten Luitpold ausgebracht werden sollte, die Sozialdemokraten den Saal verlassen oder überhaupt fernblieben. Noch 8 Tage vor dem Tode des Regenten hat ein sozialdemokratischer Führer in öffentlicher Versammlung in unerhörter Weise gegen die Dynastie Wittelsbach gehetzt. Der plötzliche Frontwechsel nach dem Tode des Regenten gehörte offenbar zu dem Schlachtplane, nach welchem nun auf allen Linien des Rotblocks gegen das Ministerium Hertling und gegen ein konservativeres Regierungssystem überhaupt mit Minen, Bomben und Granaten Sturm gelaufen werden sollte.

Das sozialdemokratische Hauptorgan in Bayern, die „Münchener Post" (Nr. 1 vom 1. Januar), glaubte die scharfen Vorwürfe des „Vorwärts" durch die Phrase widerlegen zu können, die Teilnahme an Trauerakten und Leichenbegängnissen sei nur „eine Kundgebung jener idealen Auffassung des politischen Kampfes, welche den Menschen auch im politischen Gegner achtet." Wer müßte nicht hell auflachen ob dieser plötzlich entdeckten „idealen Auffassung" eines Blattes, das seit Jahren die persönliche und persönlichste Verunglimpfung und Verächtlichmachung, Verhöhnung und nicht selten direkte Beschimpfung von politischen Gegnern, angefangen von Staatsministern und Hofleuten, gegnerischen Parlamentariern und Journalisten bis zu unbequemen Privatpersonen anderer Parteifarbe zu einem förmlichen Sport entwickelt hat! Um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, braucht man nur den Namen des Landtagsabgeordneten Cadau, Vorsitzenden des Gemeindekollegiums in Pasing, zu nennen, der in den jüngsten Tagen auf der Heimreise von Palermo, wo er Linderung eines schweren Leidens suchte, zu Neapel unerwartet rasch gestorben ist. Diesem Manne gegenüber hat die „Münchener Post" Jahre hindurch von „jener idealen Auffassung des politischen Kampfes, die den Menschen auch im politischen Gegner achtet", einen Gebrauch gemacht, der auf seine schwere Nervenerkrankung kaum ohne Einfluß geblieben ist. Sollen wir mit einem Register der Beschimpfungen aufwarten, mit denen das Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie schon die richtunggebenden Mitglieder des letzten Ministeriums (Podewils, Wehner, auch Frauendorfer) und nun mit verzehnfachtem Stimmenaufwand die neuen Minister (in erster Linie Hertling und Soden, aber auch Seidlein und Breunig) zu regalieren für seine „ideale" Pflicht hielt? Von älteren, neueren und neuesten angeblichen „Enthüllungen" persönlichster Natur über Mitglieder des Königshauses ganz zu schweigen. — — —

Im übrigen wollen wir uns in den Streit des Berliner und des Münchener Organs der Sozialdemokratie, ob das Verhalten der bayerischen „Genossen" beim Tode des Prinzregenten „eine unwürdige Heuchelei" oder ein Akt des Idealismus war, nicht weiter einmischen. Nur eines will uns beim allerbesten Willen, in die rein „idealen" oder auch nur taktischen Gedankengänge der bayerischen „Genossen" einzudringen, nicht klar werden: War es denn, um „auch im politischen Gegner den Menschen zu achten", notwendig, daß der sozialdemokratische Gemeindebevollmächtigte Witti, im übrigen einer der achtenswertesten unter seinesgleichen, seine antimonarchische, republikanische Ueberzeugung so völlig verleugnete, daß er in seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender des Münchener Gemeindekollegiums Schriftstücke mit seinem Namenszuge versah, die als Dokumente zur Naturgeschichte der Sozialdemokratie wiedergegeben seien:

An Ihre Kgl. Hoheit Frau Herzogin Adelgunde von Modena.
Kgl. Residenz.

Aufs tiefste erschüttert durch die unfaßliche Kunde, daß Seine Königliche Hoheit, unser allgeliebter Regent, der treueste Freund, der edelste Gönner Münchens, aus dem Leben geschieden, bringen wir Eurer Königlichen Hoheit, der durchlauchtigsten Schwester des erhabenen Fürsten, schmerzerfüllt das innigste Beileid ehrfurchtsvollst zum Ausdruck.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

An Ihre Kgl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern. Kgl. Residenz.

Mit tiefstem Schmerze haben Münchens Bürgerschaft und deren Vertretung die Nachricht aufgenommen, daß unser allgeliebter Regent, Eurer Königlichen Hoheit allerdurchlauchtigster Vater, des großen Königs Ludwig I. würdiger Sohn, der Königlichen Familie und seinem treu ergebenen Bayernvolke für immer entrissen wurde. Im Namen der städtischen Kollegien bitten wir Eure Königliche Hoheit die Versicherung des innigsten, herzlichsten Beileides, das alle Liebe und Verehrung für unseren heimgegangenen Allergnädigsten Herrn in sich schließt, entgegennehmen zu wollen.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

An Seine Königliche Hoheit Prinz Leopold von Bayern, Leopold-Palais.

Dem durchlauchtigsten Sohne unseres nun in Gott ruhenden allgeliebten Prinz-Regent Luitpold von Bayern sprechen wir anläßlich des unersetzlichen Verlustes, den das treue Bayernvolk und insbesondere Münchens Bürgerschaft durch den Heimgang ihres edelsten, gütigsten Fürsten erlitten, in tiefem Schmerze ehrfurchtsvollste Teilnahme aus.

Dr. von Borscht. Dr. von Brunner.
Schwarz. Witti.

Wenn ein überzeugter Sozialdemokrat sich zu einem solchen Uebermaß von Selbstverleugnung und Selbstentäußerung herbeiläßt, müssen die taktischen Zwecke, welche das Mittel heiligen, ganz außergewöhnlicher Natur sein und gewesen sein. Die sozialdemokratische Presse hat sich daher auch bis zu dieser Stunde wohl gehütet, ihre Leser mit diesen Denkmälern sozialdemokratischer Prinzipienfestigkeit bekannt zu machen. Ein solcher Tabak wäre vielleicht auch für die Nerven der aufs „Ideale" abgerichteten Leser der „Münchener Post" zu stark. Wir möchten das Mienenspiel des Parteiveteranen August Bebel sehen, wenn ihm die obigen Schriftstücke mit dem Namenszug seines „Genossen" Witti zu Gesicht kommen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wechsel im Auswärtigen Amte.

Zu früh und gerade zur unrechten Zeit! So mußte man an der Bahre des Staatssekretärs des Auswärtigen, Herrn v. Kiderlen-Wächter, klagen. Er war erst 60 Jahre, stand erst $2^1/_2$ Jahre in seinem hohen Amte, und seine Hand hielt in diesem kritischen Augenblicke die Fäden der deutschen Balkanpolitik. Neben Frhrn. Marschall von Bieberstein, dem langjährigen Botschafter in Konstantinopel, war Kiderlen, der langjährige Gesandte in Bukarest und zeitweilige Vertreter in Konstantinopel, durch unmittelbare Beobachtung und Erfahrung sachverständig in den aktuellen orientalischen Angelegenheiten, und gerade diese beiden Experten mußten jetzt sterben! Trotz dem empfindlichen Doppelverlust darf man auf einen stetigen und gedeihlichen Fortgang der deutschen Politik hoffen, denn sie ist gut instradiert und über die schlimmsten Gefahrenpunkte bereits hinübergekommen. Frhr. v. Marschall sollte die englisch-deutschen Beziehungen aufbessern; er starb schon bei der Bereitstellung des Handwerkszeuges, aber die Logik großer Tatsachen hat es gefügt, daß die englische und die deutsche Politik sich neuerdings so nahe gekommen sind, wie sie seit langen Jahren nicht waren. Und als Herr v. Kiderlen starb, da hatte eben die Botschafter-Versammlung sich für die Autonomie Albaniens und die Abfindung der Serben mit einem Handelsweg ausgesprochen, also die österreichisch-italienischen Forderungen grundsätzlich anerkannt.

Die Begabung und die Arbeitskraft des verstorbenen Staatssekretärs haben warme Anerkennung gefunden; seine Erfolge sind von alldeutschen und sonstigen Kritikern mehrfach bemängelt worden. Dabei wird der Satz „ultra posse" usw. außer acht gelassen. Man macht Herrn v. Kiderlen zum Vorwurf, daß er im Jahre 1911 nach der „großen Geste von Agadir" nicht mehr erreicht habe, als das anrüchige Kongostück. Aber war es nach der brutalen Einmischung Englands überhaupt noch möglich, mehr von Frankreich herauszuschlagen? Wegen einer größeren afrikanischen Portion Deutschlands ganzen Besitz und Bestand in einem Weltkriege aufs Spiel zu setzen, — das hätte selbst Bismarck in seinen besten Tagen nicht gewagt. Mit dem bayerischen Ministerpräsidenten v. Hertling teilt Herr von Kiderlen das Geschick, daß er von den liberalen Blättern gescholten wird wegen angeblicher Mißachtung und Mißhandlung der Presse. Die Entrüstung ist teils auf verwöhnten Geschäftseifer, teils auf gekränkte Eitelkeit zurückzuführen. Von alldeutscher Seite wird Herrn v. Kiderlen insbesondere vorgeworfen, er habe diese Presse hinterlistig in den Glauben versetzt oder wenigstens in dem Irrtum belassen, daß Deutschland den Südwesten von Marokko haben wolle. Die Schuld liegt aber an der Urteilsschwäche der Interviewer. Als der „Panther" nach Agadir gegangen war, konnte natürlich das Auswärtige Amt nicht sofort erklären, es wolle auf alle Ansprüche von Marokko verzichten; erst mußte das Damoklesschwert seine psychologische Wirkung tun. Die einsichtigen und unbefangenen Publizisten in Deutschland kamen aber bald von selbst zu der Erkenntnis, daß es sich hier um einen taktischen Zug, man konnte auch sagen: einen Bluff handelte. Tatsächlich ist Frankreich dadurch für den Kompensationsgedanken empfänglich gemacht worden.

Unbestritten ist ein anderes, viel gewichtigeres Verdienst des Verstorbenen. Zu der günstigen Wendung der gegenwärtigen hochpolitischen Krisis hat entscheidend die rückhaltlose Solidaritätserklärung beigetragen, die der deutsche Reichskanzler von der Parlamentstribüne vor aller Welt abgab. Dieses warnende Wort von der deutschen Fechtbereitschaft hatte natürlich der Staatssekretär vorbereitet. Es muß ihm um so mehr zu Ehren angerechnet werden, als er auch im Jahre 1909, als Stellvertreter an der Spitze des Auswärtigen Amtes, beteiligt war an der gleichmäßigen Erledigung der bosnischen Krisis durch die rückhaltlose Solidarität Deutschlands mit Oesterreich.

Inzwischen wurde die Ernennung des bisherigen Botschafters in Rom, von Jagow, zum Staatssekretär des Aeußern amtlich bekanntgegeben.

Die Friedenskonferenz in London.

Der schönste Irrgarten! Man läuft hin und her, ohne den Ausgang zu finden. Die Taktik der vier Verbündeten ist verhältnismäßig leicht zu verstehen: sie haben den Schwur erneuert, alle Eifersüchteleien zu vertagen und zunächst als solidarischer Block der Türkei das Menschenmöglichste abzupressen. Die Taktik der Türkei ist nicht so klar und einfach. Zunächst trieb sie allerhand Verzögerungskünste, lenkte aber jedesmal ein, wenn der Faden zu reißen drohte. Zum Jahresschluß hatte sie auf die gepfefferten Forderungen der Verbündeten mit dem Vorschlage geantwortet, die Sache von den Großmächten entscheiden zu lassen; dabei sollten freilich Adrianopel und die Aegäischen Inseln ausgenommen, d. h. für die Türkei reserviert sein. Als der Gegner „Unwillen" markierte, ließ die Türkei schon am Neujahrstage sich zu eigenen „Gegenvorschlägen" herbei. Ihr Angebot lautete: Abtretung des okkupierten Landes westlich vom Wilajet Adrianopel. Das war kein großes Opfer, denn an eine Wiedereroberung von Mazedonien ist ja überhaupt nicht zu denken. Adrianopel, die noch nicht bezwungene Festung, wollte die Türkei behalten, ebenso die ägäischen Inseln, und über Kreta wollte sie die Schutzmächte entscheiden lassen. Den Bulgaren machte sie noch das Sonderangebot einer Grenzberichtigung am Wilajet Adrianopel. Einige Blätter gerieten darob in Entzücken; sie meinten, das Eis sei nun gebrochen, und durch das Einlenken der Türkei sei der Ausgleich gesichert. Aber siehe da: der Balkanbund beantwortete die türkischen Gegenvorschläge mit einem brüsken Ultimatum: entweder bis zum Montag spätestens Verzicht auf Adrianopel, Kreta und die ägäischen Inseln — oder Abbruch der Verhandlungen. Halbamtlich wurde zugleich kundgetan, daß vier Tage nach dem Abbruch die Feindseligkeiten wieder beginnen würden.

Von der Montagssitzung wurde bisher nur gemeldet, daß die Türken neue Gegenvorschläge gemacht haben, und die Sitzung nach einer Stunde beendet worden sei. Also der Krach scheint verschoben zu sein, wohl auf Anraten der Großmächte und in Erwartung der Katastrophe von Adrianopel.

Die Botschafter-Versammlung in London hat neben der Friedenskonferenz ruhig ihre Besprechungen fortgesetzt. Der grundlegende Beschluß zugunsten der Autonomie Albaniens ist bereits erwähnt worden. Mit der Absteckung der albanischen Grenzen ging es freilich nicht so schnell und glatt, da Rußland seinem Schützling Serbien möglichst viel gemischte Bezirke zuschanzen will, während Oesterreich und Italien dahin streben, daß der neue Staat nicht zu dünn werde.

Die Finanzminister und die Besitzsteuer.

Bundesstaatliche Finanzminister haben zu Anfang des Jahres in Berlin eine Konferenz abgehalten über die Denkschrift des Reichsschatzamtes betreffend die verschiedenen Arten einer Reichsbesitzsteuer. Nach den bisherigen Verlautbarungen sind die Herren nicht zu einer Verständigung gekommen. Den Erisapfel bildet natürlich wieder die unselige „Witwen- und Waisensteuer". Es soll namentlich Sachsen sich für diese Erweiterung der Erbschaftssteuer eingesetzt haben, während anderseits der Rückgriff auf den im Jahre 1909 gescheiterten Plan für verfehlt erachtet wird. In der Tat würde die Auffrischung der Witwen- und Waisensteuer nichts anderes bedeuten, als die Erhebung der budgetverweigernden Sozialdemokratie zur Leitung der Finanzpolitik und einen wahren „Stoß ins Herz" gegen diejenigen Parteien, die 1909 opferfreudig das Reich aus der Finanznot errettet haben. Es wird nun weiter verhandelt unter den verbündeten Regierungen. Preußen soll angeblich eine Steuer auf den Vermögenszuwachs begünstigen. Darüber läßt sich reden, ebenso über andere Formen einer jährlichen Besitzabgabe im Anschluß an die einzelstaatliche Vermögenssteuer. Aber an der Bahre des Hausvaters eine dreißigjährige Vermögenssteuer einzutreiben, das wäre rote Politik!

Streik der spanischen Konservativen.

Als Romanones die provisorische Regierung inein definitives liberales Ministerium umbildete, vollzog König Alfons die Ernennungen, ohne erst die übliche Rücksprache mit dem Führer der konservativen Gegenpartei zu nehmen. Das war ein Bruch des Herkommens, auf dem die eigenartige Schaukelpolitik der spanischen Parteien beruht, und schien zu bedeuten, daß der König die Konservativen ausschalten und sich dauernd dem mit den Republikanern verbündeten Liberalismus ausliefern wolle. Maura und fast alle konservativen Deputierten nebst zahlreichen Senatoren haben dagegen protestiert durch Niederlegung ihrer Mandate mit der Erklärung, die von den Liberalen verschuldete Unordnung der Finanzen und das Wohlwollen der Regierung für die Republikaner bilde eine große Gefahr für die Monarchie. Diese Krisis wird hoffentlich den Karpfenteich des spanischen Parteilebens auffrischen und an Stelle der Wahlmache den ehrlichen Kampf der Weltanschauungen setzen.

Das Ergebnis der württembergischen Landtagswahlen.

Von R. Grießer, Redakteur, Stuttgart.

Das Ergebnis der drei Wahlgänge in Württemberg ist eine schwere Enttäuschung für den Liberalismus geworden; hatte man vorher doch allgemein damit gerechnet, daß die Rechte und die Linke so ziemlich in der gleichen Stärke wieder zurückkehren werden, wenn man auch innerhalb einzelner Parteien eine Verschiebung erwarten mußte. Nach Beendigung der Wahl läßt sich jetzt folgendes feststellen: Die seitherige Mehrheit der Linken, bestehend aus Volkspartei, Sozialdemokratie und Nationalliberalen, ist gebrochen; der Liberalismus hat eine schmähliche Niederlage erlitten. Zwar gelang es der Rechten, bestehend aus Zentrum und Konservativen beziehungsweise Bauernbund, dieses Mal noch nicht, eine volle Rechtsmehrheit zustande zu bringen, allein der erste Schritt auf diesem Wege ist getan. Die nunmehr fast zwanzigjährige Herrschaft der Volkspartei ist zerstört, und vorläufig ein völliges Gleichgewicht zwischen der Rechten und Linken (mit Einschluß der Nationalliberalen) hergestellt worden. Die Sozialdemokratie ferner erreichte infolge des festen Zusammenhaltens von Zentrum und Konservativen die von ihr erhoffte Vermehrung ihrer Fraktionsstärke nicht. Das Zentrum kann auf einen vollen Erfolg zurückblicken. Die Konservativen bzw. Bauernbündler ziehen als die eigentlichen Sieger über den Liberalismus in den neuen Landtag ein, wobei das Zentrum mit Genugtuung von sich sagen kann, daß seine Uneigennützigkeit viel zu diesen konservativen Siegen beigetragen hat.

Was die Einerwahlen am 16. November begonnen und die Nachwahlen am 29. November fortgesetzt haben, das hat die Landesproporzwahl am 18. Dezember besiegelt: Der „Ruck nach rechts" ist in Württemberg ein vollständiger geworden. Das Zentrum behauptete im zweiten Wahlgang eines seiner früheren Mandate (Oberndorf) und verlor eines (Geislingen) an die Nationalliberalen, wurde aber für diesen Verlust durch ein neues Mandat (Neckarsulm) entschädigt. Von den 17 Proporzmandaten erhielt das Zentrum fünf (bisher hatte es nur vier) sodaß es mit 26 Mandaten (21 Bezirks- und 5 Proporzmandaten) als weitaus stärkste Partei in den neuen Landtag einzieht. Die Konservativen bzw. Bauernbündler setzten ihren Siegeszug fort, gewannen im zweiten Wahlgang noch fünf neue Mandate und erhielten drei Proporzmandate; mit 20 Abgeordnetensitzen sind sie jetzt zur zweitstärksten Fraktion geworden. Die Volkspartei rettete im zweiten Wahlgang mit Hilfe der Sozialdemokratie noch sieben ihrer alten Mandate, gewann ein neues dazu, verlor aber vier größtenteils an die Konservativen. Bei den Proporzwahlen behielt sie ihre seitherigen vier Mandate bei. Mit ihren jetzigen 19 Sitzen in der II. Kammer weist sie gegenüber der Landtagswahl 1907 einen Verlust von 5 Mandaten auf; sie ist von der zweiten Stelle an die dritte heruntergedrückt worden. Trotz Rot- und Großblock hatte die Sozialdemokratie bei den Nachwahlen keinen großen Gewinn zu verzeichnen; sie konnte nur noch drei Mandate herausbringen, bei den Proporzwahlen erhielt sie ihre vier früheren Sitze wieder. Die Sozialdemokratie, bisher die drittstärkste Partei, ist jetzt auch von den Konservativen überflügelt worden und mit ihren 17 Mandaten an die zweitletzte Stelle verwiesen. Die schwächste Partei blieben die Nationalliberalen mit zehn Mandaten; bei den Proporzwahlen waren sie die einzige verlierende Partei; sie mußten ein Proporzmandat an das Zentrum abtreten, so daß sie (die Nationalliberalen) nur noch ein Landesproporzmandat besitzen (seither zwei).

Auch bezüglich der Stimmenzahl marschiert das Zentrum an der Spitze aller Parteien; es erhielt bei der Landesproporzwahl 849,113 Stimmen; dann folgen die Sozialdemokraten mit 823729 Stimmen, die Volkspartei mit 619907 — die Volkspartei hat 152000 Stimmen weniger erhalten, als bei den Proporzwahlen im Jahre 1907 —, die konservative Partei mit 495779, und die nationalliberale Partei mit 380723 Stimmen. Der neue Landtag setzt sich folgendermaßen zusammen: Zentrum 26 Mandate (1907: 25), Konservative 20 (15), Nationalliberale 10 (13), Volkspartei 19 (24), Sozialdemokratie 17 (15). Die Rechte (Zentrum und Konservative) nimmt 46 Sitze ein, während sie im alten Landtag nur über 40 verfügte; die Linke (unter Einschluß der Nationalliberalen) nimmt gleichfalls 46 Sitze ein, gegenüber 52 im alten Landtag.

Der „Ruck nach rechts" ist soweit gediehen, daß im neuen württembergischen Landtag kein Gesetz mehr gemacht werden kann, das ausschließlich auf die Volkspartei und die Sozialdemokratie zugeschnitten ist. Die nationalliberale Partei ist jetzt nicht mehr „Zünglein an der Wage", sie ist an dem kritischsten Punkte angekommen, an dem sie sich über ihre Neuorientierung und Zukunft schlüssig machen muß. Nützen die Bauernbündler die jetzige „agrarische Welle" durch umsichtige Organisierung ihrer Wahlbezirke und der übrigen landwirtschaftlichen Bezirke aus, dann wird man in absehbarer Zeit auch in Württemberg eine sichere Mehrheit der Rechten haben.

Die Kosten der Verschiebung in den Machtverhältnissen trägt ausschließlich der Liberalismus. Durch das mit der Volkspartei abgeschlossene liberale Wahlabkommen hat die Nationalliberale Partei nichts erreicht; es ist ihr sogar diese fortschreitende Annäherung an die Volkspartei zum Verhängnis geworden. Die Volkspartei — das zeigt der Verlust von 152000 Stimmen: das sind rund 18000 Wähler — wird in Württemberg immer mehr und mehr durch den Sozialismus abgelöst; auf dem Lande haben nämlich die Sozialdemokraten mehr als 20000 neue Wähler zu verzeichnen.

Wie wenig das Bündnis mit der Volkspartei für die Nationalliberalen wert war, kann man daraus entnehmen, daß die Volkspartei im Jahre 1900 noch über 25,3 Proz. aller abgegebenen Stimmen verfügte, im Jahre 1912 aber nur noch über 16,9 Proz.!

Aber auch das volksparteilich-sozialdemokratische Wahlabkommen für den zweiten Wahlgang hatte einen völligen Mißerfolg. Die von den liberalen Führern ausgegebene Rotblockparole wurde von den Wählern einfach nicht befolgt. Das Rechenexempel der Volkspartei, daß schließlich die anderen bürgerlichen Parteien sie trotz des Rotblocks da, wo sich der Kampf mit der Sozialdemokratie nicht vermeiden ließ, doch noch unterstützen werden, erweist sich immer mehr als falsch. Auch der in einigen Bezirken zustandegekommene „Großblock" hat gänzlich Fiasko gemacht. Zwar möchten die Nationalliberalen ihre Abmachungen mit der Sozialdemokratie ableugnen, allein die Tatsache steht fest, daß in Brackenheim und Waiblingen ein Schachergeschäft zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokratie stattfand.

Noch eine weitere Niederlage erlitt der Liberalismus insofern, als er allgemein zugestehen mußte, daß sich die Proportionalwahl, die bei der Durchführung der Verfassungsreform nicht genug gepriesen werden konnte, schon beim zweiten praktischen Anwendungsfall nicht mehr bewährt hat. Der volksparteiliche „Beobachter" schreibt in Nr. 299: „Die Proportionalwahl, zum zweitenmal erst angewendet, hat nicht gehalten, was sie bei der ersten Probe verheißen hat." Der nationalliberale „Schwäbische Merkur" meinte in Nr. 596: „Der „Proporz" hat den Beweis nicht erbracht, daß er in seiner Anwendung auf so große Wahlbezirke, wie die württembergischen Landeshälften, dem württembergischen Volke ein verständliches und gern angewandtes Hilfsmittel zum Ausdruck seiner politischen Ueberzeugung wäre." Einmal war die Beteiligung bei der Wahl eine sehr flaue; dann aber traten die Auswüchse des Proportionalwahlsystems in Württemberg infolge der Zulassung des Kumulierens (Bevorzugung eines Kandidaten dadurch, daß man ihm bis zu drei Stimmen gibt und dafür einen anderen Kandidaten streicht) und des Panaschierens (Zusammenstellung von Stimmen aus verschiedenen Wahlvorschlägen auf einem Wahlzettel) in besonders schreiender Weise zutage. Die Auswüchse bestanden in parteischädigenden Quertreibereien, durch die zugunsten der Kandidaten einer Partei versucht wurde, einer anderen Partei Stimmen zu entziehen dadurch, daß auf den Stimmzetteln, die insbesondere den Angehörigen bestimmter Berufsstände zugestellt wurden, außer den Namen von eigenen Parteikandidaten an hervorragender Stelle, also kumuliert, Kandidaten anderer Parteien standen.

Ueber dieses Treiben und dessen Folgen ließ sich das linksliberale Stuttgarter „Neue Tagblatt" folgendermaßen aus: „Was hier (bei der Proporzwahl) an Widerlichkeiten geleistet wurde, um bestimmte Kandidaten auf Kosten anderer Parteigenossen in den Landtag zu bringen, hat viele Wähler derart abgestoßen, daß sie einfach von der Wahlurne ferngeblieben sind. . . . Daß Panaschierungen und Kumulierungen solchen alles Maß und Treu und Glauben übersteigenden Umfang annehmen konnten, ist ein bedauerliches Zeichen für die politische Auffassung ihrer Urheber." Auch das offizielle Regierungsorgan, der „Staatsanzeiger für Württemberg", wies hin auf die Abänderungen an den Parteizetteln, „die aus Selbstsucht oder in der Absicht der Täuschung und Uebertreibung von einzelnen Wählergruppen oder von gegnerischen Parteien gemacht wurden", und bezeichnete es als das „Bedauerlichste an den Auswüchsen des Parteiwesens, daß der gute Gedanke der Verhältniswahl in großen Landeswahlkreisen durch solche unliebsame Nebeneinflüsse eine Trübung erfahre". Infolge dieser zutage tretenden schlimmen Auswüchse des Wahlsystems der sogenannten freien Liste, das bei der Durchführung der Verfassungsrevision von der Volkspartei durchgesetzt wurde — das Zentrum verlangte die Einführung der „gebundenen Liste", bei der der Wähler streng an den Wahlvorschlag der eigenen Partei gebunden gewesen wäre —, wurde die Disziplin im höchsten Grade gelockert.

Der „Ruck nach rechts" in Württemberg hatte weitere politische Folgen: Das einzige ausgesprochen liberale Mitglied des württembergischen Ministeriums, der Minister des Innern v. Pischek, demissionierte in der nämlichen Stunde, als das Endergebnis der Landtagswahlen abgeschlossen war. Dem direkten Zusammenhang dieses Rücktrittes mit dem Ausgang der Wahlen leugnen zu wollen, wäre vergebliche Liebesmühe.

Minister v. Pischek kam im Jahre 1893 zu einer Zeit ins Ministerium, als die Volkspartei beginnen konnte, in Württemberg die führende Rolle zu spielen. Bei den Landtagswahlen im Jahre 1895 schnellte die Volkspartei auf eine nie geahnte Höhe

empor. v. Pischek unterlag in der Folgezeit der Gefahr, sich bei seinen Entschließungen und Vorschlägen mehr oder weniger lediglich nach den Mehrheitsverhältnissen zu richten.

Dazu kam noch, daß v. Pischek nach dem Beispiel des damaligen Präsidenten des Ministeriums Frhrn. v. Mittnacht glaubte, er müsse jeden Schein vermeiden, als ob er wegen seiner, wenn auch nur äußerlichen, Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zur Erfüllung von Forderungen bereit wäre, die ihn der Mehrheit des Landtages mindestens verdächtig hätten erscheinen lassen können. So kam er mehr und mehr in ein ganz liberales Fahrwasser und wurde immer abhängiger von der Volkspartei, woraus er kein Hehl machte. Damit wurde er aber auch ein Gegner des Zentrums, das in den wichtigsten Fragen nicht seinen Wegen folgen konnte. Aber auch mit den Konservativen hatte er es schon lange verdorben; vollends brach im Lager der Bauernbündler ein förmlicher Haß gegen den liberalen Minister aus, als er im Sommer 1903 in einer Tischrede auf der Bundesversammlung der landwirtschaftlichen Vereine von den „bezahlten Wortführern des Bundes der Landwirte" sprach und ihnen eine verhetzende, in der Benutzung ihrer Mittel wenig wählerische Tätigkeit vorwarf. Als dann bei den Wahlen im Jahre 1906 die Volkspartei zwar noch als zweitstärkste Partei, aber nur auf den Krücken der Sozialdemokratie in den Landtag eingezogen war, stieß sich Minister v. Pischek durchaus nicht daran, daß infolgedessen die Volkspartei in ein sehr starkes Abhängigkeitsverhältnis von der Sozialdemokratie gekommen war. Man konnte seit dieser Zeit beobachten, daß auch v. Pischek eine mehr als zarte Rücksichtnahme der Sozialdemokratie gegenüber obwalten ließ, die bei der Frage der etwaigen Bestätigung eines sozialdemokratischen Stuttgarter Oberbürgermeisters ihren Höhepunkt erreichte; er hatte damals nicht den Mut, in der Zweiten Kammer offen und frei herauszusagen, daß es absolut ausgeschlossen sei, daß ein Sozialdemokrat als Vorstand der Residenzstadt Stuttgart von der Regierung bestätigt werden könne. Sein Entgegenkommen gegen die Sozialdemokratie ist teilweise soweit gegangen, daß er (lt. „Ipf- u. Jagstzeitung", Nr. 293) den sozialdemokratischen Ausschußmitgliedern direkt das Material zur Bekämpfung und Ablehnung von Zentrumsanträgen in die Hand lieferte.

Da konnte es kein wundernehmen, als am 9. Dez. v. Js. das Zentralorgan der Sozialdemokraten Württembergs, die „Schwäb. Tagwacht", „auf Grund zuverlässiger Informationen" meldete, daß als „erstes Opfer der Machterweiterung des schwarzblauen Blocks" Minister v. Pischek zurücktreten werde. 14 Tage lang währte das Frag- und Antwortspiel darüber, ob die Ankündigung des Sozialistenorgans wohl verwirklicht werde. Am 21. Dezember erfolgte als Antwort ganz plötzlich die Entlassung des liberalen Ministers des Innern v. Pischek; zu seinem Nachfolger wurde der mehr rechtsstehende seitherige Kultusminister v. Fleischhauer ernannt, der den liberalen protestantischen Kreisen Württembergs als Kultusminister schon längst ein Dorn im Auge war. Doch wird sein Nachfolger, der seitherige Präsident des Evangelischen Konsistoriums v. Habermaas, als mindestens ebensoweit rechtsstehend geschildert wie Fleischhauer. Das Zentrum verliert mit dem Rücktritt v. Pischeks nichts, und wenn mit ihm der letzte Katholik aus dem württembergischen Ministerium ausscheidet, so können sich die württembergischen Katholiken nicht erinnern, jemals von ihm in einer der für sie brennendsten politischen Fragen irgendwie unterstützt worden zu sein. (Inzwischen hat der König den Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein auf Jagstberg für die Dauer der nächsten ordentlichen Session zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannt, und die Presseerörterungen über den künftigen Präsidenten der Zweiten Kammer werden aufs neue einsetzen.)

Winterstille.

Die Frühe wagt nicht, Tag zu werden,
Die grosse Stille spinnt sie ein.
Mit traumhaft geisternden Gebärden
Wogt Nebelgrau durch Tal und Hain.

Nur dann und wann tönt durch das Schweigen
Kurz ein verschlaf'ner Schellenton
Und wagt nicht, höhenwärts zu steigen,
Wo die bereiften Wipfel droh'n.

Das Leben stockt in weiter Runde,
Die Stille dehnt sich totenweiss,
Nur im verschneiten Wiesengrunde
Klingt eine Quelle unterm Eis.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Rom im Jahre 1912.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Wenn ich mit der Erwähnung der beiden Entgleisungen der Civiltà Cattolica vom Oktober und Dezember diese Uebersicht beginne, so geschieht das, um festzustellen, daß sich das Bedauern darüber nicht auf die deutschen Kreise der Ewigen Stadt beschränkte. Daß man seinen eigenen Ordensgenossen Schwierigkeiten bereitet lediglich deswegen, weil man nicht genügende Urteilskraft hat, um unterscheiden zu können, was zutreffend und was gänzlich unzutreffend ist, verdient ausdrücklich festgestellt zu werden. Inwieweit im Oktober ein „Ferienredakteur" in die Wüste geschickt werden mußte, lasse ich dahingestellt; daß man aber einen zweiten „Ferienredakteur" auch für den Monat Dezember hätte frei schalten lassen, wird wohl nicht im Ernste behauptet werden können. Die Fülle dieser Herren bei einer so angesehenen Zeitschrift von so großer Vergangenheit wäre denn doch etwas merkwürdig. Ebenso wäre es äußerst auffallend, daß diese Herren gerade nur in deutschen Angelegenheiten sich mit mangelnder Sachkenntnis entschuldigen würden. Es steht zu hoffen, daß jemand, der es in der Hand hat, in der Civiltà nach dem Rechten zu sehen, einmal recht deutlich werde, damit derartige Beunruhigungen der deutschen Katholiken sich nicht wieder erneuern.

Die Stellungnahme des Papstes gegenüber einer Anzahl katholischer Zeitungen, die alle einer Gesellschaft gehören — i giornali del trust, wie man sie hier nennt — hat großes Aufsehen erregt. Für Rom kommt der Corriere d'Italia in Frage, der sehr geschickt geleitet ist, soweit das Technisch-Journalistische in Frage kommt. Die Oesterreicher sind wegen seines unsagbaren Hetzens natürlich sehr schlecht auf ihn zu sprechen, und die Deutschen sind diesem Blatte fast ebenso zuwider. Vor Ausbruch des Krieges mit der Türkei hat wohl kaum ein anderes Blatt so aufreizende Artikel gebracht, wie der Corriere d'Italia. Während des Krieges wurden die „Helden" allwöchentlich schier dutzendweise geschaffen, indem aus jedem Soldaten oder Offizier, der mit seinen Leistungen etwas aus dem Rahmen herausfiel, gleich ein „Held" gemacht wurde. Die maltesische Frage wurde in den Spalten dieses Blattes mit einem solchen Eifer erörtert, daß es fast an Haß grenzte. Ueberhaupt ist der Corriere d'Italia ein Chauvinistenblatt vom reinsten Wasser. Seine Haltung übertrifft noch diejenige eines Giulio de Frenzi, der im Giornale d'Italia sein Unwesen treibt.

Rechnet man hinzu, daß die Berichterstattung über Literatur und Kunst zu Beanstandungen Veranlassung bot, daß die Aufführungen der Theater, Kinos, selbst Tingel-Tangel in einer Weise besprochen wurden, daß ich oft den Kopf geschüttelt habe, so ist es nicht übermäßig schwer zu verstehen, daß Pius X. sich entschloß, dieser Richtung einen kräftigen Denkzettel zu geben.

Die Verlagsgesellschaft dieser Blätter hat nun eine Erklärung erlassen, in der sie die Autorität des Papstes unumwunden anerkennt und das Versprechen ablegt, auf den Inhalt der Blätter in Zukunft besser zu achten. Sie lehnt es aber ab, daß ihre Zeitungen kirchliche Blätter — im spezifisch italienischen Sinne — seien, behält sich vielmehr das Recht vor, ihre Blätter im nationalen und katholischen Sinne zu leiten, wobei sie in Zukunft sorgsam darauf achten will, daß die Rechte des Papstes und der Kirche in genügender Weise verteidigt werden sollen. Wenngleich mit keinem Worte die bisherige unerreichte Hetzarbeit berührt wird, so scheint aber der „Corriere d'Italia" doch kräftig darauf hingewiesen worden zu sein, daß diese journalistische Betätigung in Zukunft fortzufallen habe. Seit Erlaß des Quos egol ist der Ton ein wesentlich zahmerer. Es wäre mit großer Freude zu begrüßen, wenn das anhielte. Wer das Entstehen und die Entwicklung des Corriere genauer kennt und auch die jungen Heißsporne, die daran mitarbeiten, im Auge behalten hat, kann sich nicht wundern, daß das Blatt sich so ausgewachsen hat, daß es den öffentlichen Tadel von allerhöchster Stelle verdiente. Bei diesen Andeutungen will ich es bewenden lassen; im Notfalle könnte ich noch mit mancherlei dienen, was öffentliches Interesse hätte. Ich wünsche dem Corriere von Herzen eine gedeihliche Entwicklung. Die ist aber nur möglich, wenn den Hetzern der Mund gestopft wird und sie in seinen Spalten nicht mehr zu Worte kommen.

* * *

Die wissenschaftliche Vertretung Deutschlands in Rom wurde bisher von folgenden Instituten bestritten: 1. Dem deutschen archäologischen Institut auf dem Capitol; 2. dem königlich preußischen historischen Institut; 3. dem historischen Institut der Görresgesellschaft; 4. von den wissenschaftlichen Kräften die in den beiden deutschen Nationalanstalten tätig sind. Den Löwenanteil daran hat seit alters her immer der Campo Santo Teutonico geleistet.

Im preußischen Institut sind zwei Abteilungen, eine größere für Geschichte und eine für Kunstgeschichte. Nunmehr wird die Kunstgeschichte auch von der Bibliotheca Hertziana betrieben werden. In der Casa degli Zuccari, die Fräulein

Henriette Hertz gekauft hatte, ist mit ihren Mitteln eine kunsthistorische Bibliothek — die den obigen Namen führt — errichtet und die Leitung ist in die Hände von Ernst Steinmann gelegt worden. Palast, Bibliothek und entsprechende Fonds hat Fräulein Hertz der Kaiser Wilhelm Gesellschaft geschenkt, die das großartige Geschenk angenommen hat. Im Januar 1913 wird die glänzend eingerichtete Anstalt feierlich eröffnet werden. Der erste Band der geplanten Publikationen zur Kunstgeschichte aus der Feder von Ernst Steinmann: Das Grabmahl Pauls III. in St. Peter, ist schon erschienen. Die wissenschaftliche Vertretung Deutschlands in Rom ist auf diese Weise um ein bedeutsames Glied bereichert worden.

Hier mag angefügt werden, daß ein Großkaufmann mit reichen Mitteln eine Anzahl Künstlerateliers auf einem eigens erworbenen Grundstück errichtet hat, so daß auch für die jungen Künstler, die mit einem Rom-Stipendium belohnt worden sind, ein, vielleicht zu luxuriöses Heim geschaffen worden ist.

Wann wird sich in katholischen Kreisen endlich einmal ein reicher Mann oder eine Mäcenatin finden, die für ein dringendes, katholisches, deutsches Bedürfnis in Rom eine erhebliche Summe stiften wird? Die Leute sind da, sie können aber augenscheinlich so bald noch nicht zu einem hochherzigen Entschluß kommen, wie ihn die beiden vorgenannten Nichtkatholiken bekundet haben.

Es steht zu hoffen, daß die Verhandlungen über Gründung eines eigenen Heims für das preußische historische Institut bald zu einem günstigen Abschluß gelangen. Die bisher innegehabten Räume sind viel zu eng, so daß man zur Unterbringung der außerordentlich stattlichen Bibliothek schon zu allerlei Behelfen greifen mußte.

Aus dem Jahresbericht, den der Leiter des Görresinstitutes, Prälat Dr. Ehses, in Freiburg erstattet hat, ist zu entnehmen, daß die Veröffentlichungen desselben ihren normalen Fortgang nehmen, allen voran die beiden monumentalen Unternehmungen der Herausgabe der Akten des Konzils von Trient und der päpstlichen Kammer im vierzehnten Jahrhundert.

* * *

Für Herrn Prälaten de Waal, den verdienten Leiter des Campo Santo Teutonico, war das abgelaufene Jahr ein Jubiläumsjahr, indem er sein goldenes Priesterjubiläum feiern konnte. Zwei Dinge werden die Nachwelt daran erinnern: einmal das Antoniusheim, eine neue Stiftung für alte, arbeitsunfähige Mitglieder der deutschen Kolonie, und weiters die Festschrift, die in zwei umfangreichen Bänden eine Fülle von archäologischen und historischen Arbeiten zusammenfaßt, die Freunde und Verehrer des Jubilars beigesteuert haben, um den Jubilar zu ehren.

Der katholische Leseverein hat in der üblichen Weise im abgelaufenem Jahre die Geselligkeit im katholischen Teile der deutschen Kolonie gepflegt und alle patriotischen Feste der Deutschen und Oesterreicher glänzend begangen. Bei der dortigen Feier des Jubiläums de Waals ist der Kardinal van Rossum zum ersten Male in die deutsche Kolonie gekommen, was allerseits mit größter Freude und Dankbarkeit begrüßt wurde.

Der St. Elisabeth-Frauenverein, der schon so viel Gutes gestiftet hat, konnte, dank der geschickten Leitung und der Tätigkeit der Damen, auf ein erfolgreiches Jahr der praktischen Armenfürsorge zurückblicken. Die Grauen Schwestern und die Kreuzschwestern haben den Verein nach Kräften unterstützt. Namentlich ist die Pflege der deutschen Waisenkinder durch letztere über alles Lob erhaben.

Während im vorigen Jahre die St. Vinzenzkonferenz ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hat, ist jetzt ein neuer Aufschwung festzustellen, von dem man erhofft, daß er dauernd bleiben möge. Die Aufgaben des Vereins sind große, so daß eine gesteigerte Rührigkeit durchaus den Verhältnissen entspricht.

Die bewährte Fürsorge für unsere Gesellen, die vom Campo Santo bestritten wird, ließ nichts zu wünschen übrig. Und die Grauen Schwestern nehmen sich nach wie vor aller in Stellung oder außer Stellung befindlichen deutschen Mädchen an. Wenngleich die liebende Fürsorge der Schwestern nicht immer den entsprechenden Widerhall findet, so kann man doch von einer großen Anhänglichkeit der Mädchen an das Kloster im allgemeinen sprechen.

Außerordentlich erfolgreich war das Arbeitsjahr des paritätischen Flottenvereins in Rom, dem der Rektor der Anima, Herr Prälat Lohninger, zweimal seinen Festsaal zu Vorträgen zur Verfügung gestellt hat. Die übrigen Veranstaltungen des Vereins wurden anderweitig abgehalten. Zum ersten Male konnte der römische Flottenverein deutsche Seemannsheime in Italien unterstützen, und zwar ein unter katholischer Leitung stehendes in Neapel und ein unter evangelischer Leitung stehendes in Livorno.

Im römischen Künstlerverein, der weitaus die meisten Mitglieder aller hiesigen deutschen Vereine hat, sind einzelne innere Schwierigkeiten dem Anscheine nach überwunden worden. Es wäre schade, wenn eine so alte Einrichtung wie dieser Verein es nicht mehr zur früheren Blüte bringen könnte.

* * *

Hagenbeck selbst hatte vor zwei Jahren den Zoologischen Garten in der Villa Borghese angelegt. Derselbe ist nächst dem Münchener mit seiner unvergleichlichen Lage der schönste in Europa, wenn man die nach dem neuen System angelegten Zoologischen Gärten ins Auge faßt. Ob derselbe sich irgendwie bezahlt machen würde, war den meisten Kennern Roms um so zweifelhafter, als man vonseiten der Stadtverwaltung höchst merkwürdigerweise auf keine entsprechende Förderung des Unternehmens rechnen konnte. Nunmehr ist der Zoologische Garten in großen Zahlungsschwierigkeiten, und es ist noch gar nicht abzusehen, ob sich diese schöne Anstalt wird aufrechterhalten lassen.

Die städtische Verwaltung ist nach fünfjähriger Blocktätigkeit durch Ersatzwahlen zu vier Fünfteln freimaurerisch geworden. Der Bürgermeister Nathan hat vor diesen Wahlen im Teatro Argentino, um die Wähler aufzustacheln, ein großes Loblied auf seine Verwaltung gesungen. Dieses Eigenlob ist selbst in gesinnungstüchtigen Blockblättern als eine Dummheit empfunden worden. Daß Nathan aber seine Frechheit so weit getrieben hat, daß er seine berüchtigte Porta-Pia-Rede ausdrücklich unterstrich und erklärte, er brauche kein Wort davon zurückzunehmen, darf man diesem unehelichen Sohne Mazzinis nur als Ausfluß seines fanatischen Hasses gegen Kirche und Papsttum auslegen.

Die Wahlen selbst, in denen der Block auf der ganzen Linie siegte, sind die größte Niederlage, die der Block erlebt hat. Die gemäßigten Elemente und die Katholiken hatten bei diesen Ergänzungswahlen Stimmenthaltung befohlen. Demgemäß gingen nur rund 25 Prozent der Wähler an die Urne, so daß 75 Prozent der Römer unvertreten sind. Das Unbehagen des Blocks ersieht man auf das deutlichste daraus, daß die Blockblätter es nicht wagten, ihren Lesern die genauen Wahlziffern in den einzelnen Sektionen mitzuteilen.

Es ist durchaus verständlich, wenn die Unione Romana, der Wahlverein der Katholiken Roms, dieses Mal Stimmenthaltung befohlen hatte. Im Jahre 1914 finden aber allgemeine Stadtratswahlen statt, und dann muß die Unione Romana wählen. Sollen aber diese Wahlen erfolgreich sein, dann müßte die Kleinarbeit und die Schulung der Wähler unter den hiesigen außerordentlich schwierigen Verhältnissen schon lange begonnen haben. Aber es geschieht sozusagen nichts. Es ist traurig zu sehen, wie die Katholiken Roms für diese schreienden Bedürfnisse der Vorbereitung der Wahlen auf die lange Hand so gar kein Verständnis haben. In den letzten Wochen vor der Wahl soll dann alles wettgemacht werden, und dann ist es für 1914 ganz sicher zu spät. Darüber kann auch nicht der geringste Zweifel bestehen, obschon der Block mit seiner Mißwirtschaft alles tut, um den besonnenen Elementen in die Hände zu arbeiten.

Mit den jetzigen Ergänzungswahlen hatte man ein Referendum verbunden, ob der Block durch Anlage einer Trambahnlinie durch die Via Condotti unter dem Corso her Rom weiter verunzieren dürfe. Mangels einer zielbewußten Aufklärungsarbeit ist natürlich das Ergebnis ein bejahendes gewesen. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß Nathan jetzt Rom weiter „modernisieren" wird. Er tut alles, um das alte Rom zu vernichten und zu einer eindruckslosen Großstadt zu machen.

Das gewaltige Viktor Emanuel-Denkmal, das man gelegentlich der Ausstellung mit Gips notdürftig „fertig" gestellt hatte, um es „einweihen" zu können, ist heute nicht einmal äußerlich fertig. Es wird noch Jahre dauern. Im Innern befinden sich kolossale Säle, in denen man Revolutionsandenken sammeln will; diese Säle werden in 20 Jahren noch nicht fertig sein. Es ist eben so bequem, ein großes Unternehmen daliegen zu haben, an dem man nach Bedarf diesen oder jenen durch Uebertragung von Arbeiten „verdienen" lassen kann. Aesthetisch ist der Koloß von Denkmal als überlebter Klassizismus von ödester Wirkung zu bezeichnen. Und da keine Sonne das Denkmal bescheint, so verlieren auch jene Einzelheiten an Wirkung, mit denen man sich vielleicht noch befreunden könnte. Der künstlerische Hereinfall wurde vollständig, als man beschloß, mitten in die weiße Fläche hinein die vergoldete Reiterstatue Viktor Emanuels in riesigem Ausmaße hineinzukleben. Am Fuße des Denkmals hat man links und rechts zwei recht dürftige Gärtchen angebracht, die im Volksmunde richtig als Friedhöfchen, cimiteretti, bezeichnet werden.

* * *

Dem genannten Denkmale mußte der Palazzetto di Venezia zum Opfer fallen. Dieses Gebäude wurde dann an einer anderen Ecke des Riesenpalazzo di Venezia wieder aufgebaut und ist jetzt fertig geworden. Im Palazzo selbst, der sehr baufällig geworden war, weil die Fundamente so schlecht sind, mußten vor zwei Jahren umfangreiche Versteifungsarbeiten durch Verankerung der Mauern begonnen werden. Zu gleicher Zeit wurde das Innere wieder in den alten Zustand versetzt durch Rückverlegung der Treppe, Wiederherstellung vermauert gewesener Fenster, Neueinrichtung der alten Hauskapelle usw. Alle diese Arbeiten, die mit großer Vorsicht ausgeführt werden mußten, sind nun beinahe ganz abgeschlossen, so daß der Botschafter Prinz Schönburg seine Gemächer zum ersten Male wieder öffnen konnte, als die Kardinäle Nagl von Wien und Bauer von Olmütz zum Empfang des roten

Hutes nach Rom gekommen waren. Die Wiederherstellungsarbeiten fanden den Beifall aller Sachverständigen, die dieselben gesehen haben.

* * *

In der Vatikanischen Bibliothek haben sich wesentliche Neuerungen im abgelaufenen Jahre zugetragen. Die Uebertragung der zahllosen Handschriften aus den Prunksälen in die feuersicheren Depots ist glücklich beendigt worden. Das hat den doppelten Vorteil, daß erstens die kostbaren Zeugen vergangenen Schrifttums so gesichert worden sind, wie es nach menschlichem Ermessen überhaupt möglich ist, und daß zweitens infolge der unmittelbaren Verbindung der Depots mit dem Arbeitssaal die Bedienung der Gelehrten die denkbar schnellste ist.

An Stelle des verstorbenen „Bibliothekars der Heiligen Römischen Kirche" — wie der amtliche Titel lautet — des Kardinals Capecelatro, ist Kardinal Rampolla del Tindaro ernannt worden. Eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden, selbst wenn man sie ausschließlich unter dem Gesichtswinkel der gelehrten Studien betrachtet. Von jeher hat der Kardinal sich mit archäologisch-historischen Fragen in aktiver Weise beschäftigt, so daß es ihm sogar gelang, aufsehenerregende Untersuchungen zu veröffentlichen, während er noch die Bürde des Staatssekretariates unter Leo XIII. trug. Seither folgen sich in regelmäßigen Abständen Bücher und Aufsätze, unter denen das Prachtwerk über die heilige Melania die Jüngere das bekannteste ist.

Pater Franz Ehrle, der mit preußischen Orden geschmückte Jesuit, hat in jahrelanger hingebender Arbeit den ganzen Betrieb der Vatikanischen Bibliothek von Grund aus neugestaltet. Ich habe schon an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt, daß es keine große Handschriftenbibliothek in der ganzen Welt gibt, die so vorzüglich geordnet und instand gehalten wird, wie die der Heiligen Römischen Kirche. Die vielfach beklagte Unzulänglichkeit mancher staatlicher Bibliotheken Roms sticht dagegen in wenig erfreulicher Weise ab. Besondere Hervorhebung verdient der Umstand, daß für die Erhaltung der durch Alter und andere Schäden mehr oder weniger beschädigten Handschriften nirgendwo so umfangreich und mit solchem Erfolge gearbeitet wird, wie in der Handschriftenklinik der Vaticana. Ein von allen Sachverständigen auf das höchste bewundertes Beispiel dieser Tätigkeit ist der berühmte Codex Vercellensis Bibliae, dem Abt Gasquet, Vorsitzender der Vulgatakommission, vor kurzem eine lehrreiche Arbeit gewidmet hat.

Da P. Ehrle das lebhafteste Bedürfnis hatte, vor den fast seine ganze Zeit in Anspruch nehmenden Verwaltungsarbeiten wieder zu seiner gelehrten Tätigkeit zurückzukehren, so bat er um Enthebung von seiner Stelle als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek. Nur mit Widerstreben hat der Heilige Vater seinen Wunsch bewilligt und an seiner Statt den von Ehrle und Kardinal Rampolla warm empfohlenen Präsidenten der Ambrosianischen Bibliothek, Monsignor Achille Ratti ernannt. Dieser beherrscht die deutsche und französische Sprache und hat durch seine kraftvolle Leitung der Ambrosiana von Mailand den vollen Beweis erbracht, daß er imstande ist, dem verwickelten Betrieb der Vaticana nach allen Richtungen hin mit Umsicht und Sachverständnis vorzustehen. Ob P. Ehrle zum Unterbibliothekar ernannt werden wird oder nicht, hängt wohl durchaus von seiner eigenen Entschließung ab. Die amtlichen Veröffentlichungen der Vatikana haben auch im Laufe des Jahres 1912 gezeigt, daß die Skriptoren der Bibliothek nicht nur Beamte, sondern auch hervorragende Gelehrte sind.

Von allen, die in der päpstlichen Bibliothek arbeiten, wird der weite Blick der Verwaltung gerühmt. Unbekümmert um das ehrwürdige Alter einer Anzahl hemmender Bestimmungen, hat P. Ehrle mit allem aufgeräumt, was der wissenschaftlichen Forschung Hindernisse in den Weg legen könnte, und ist hierin vorbildlich für andere Bibliothekverwaltungen geworden, die sich von einigen liebgewordenen, weil für die Verwaltung bequemen Zöpfen nicht zu trennen vermögen. Auch die Oberleitung des Vatikanischen Geheimarchivs, die gelegentlich Paragraphen zu reiten versteht, könnte von der Bibliothekverwaltung allerlei lernen.

Seit Monsignor Misciatelli Unterpräfekt der Apostolischen Paläste geworden ist, sind im Vatikan eine große Anzahl sehr wesentlicher Verbesserungen und Neuerungen eingeführt worden. Namentlich ist das schwierige Problem der Reinhaltung und Entstaubung eines so riesigen Palastes mit so zahllosen Kunstwerken von ihm in einer so überraschenden Weise gelöst worden, daß man hingehen kann, wohin man will: im ganzen Palast ist alles blitzblank. Auch den Gärten wird jetzt eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und der Boden, wo es angängig ist, entsprechend ausgenützt.

Die Rekrutierung der Schweizer Garde ist durch Oberst Repond in glänzender Weise im vergangenen Sommer durchgeführt worden. Man hatte ihm angedeutet, daß er schwerlich Rekruten finden würde, weil er ein so strammes, echt soldatisches Regiment in der Garde wieder eingeführt habe. Diese Befürchtungen haben sich als vollkommen irrig erwiesen. Es wird niemals an Rekruten fehlen, und gerade jetzt, wo die echte soldatische Tradition, die nie hätte verloren gehen dürfen, wieder aufgenommen worden ist, kommen die jungen Leute noch viel lieber als früher, wenn auch vielleicht nicht aus denselben Gegenden der Schweiz, die bisher die meisten Rekruten gestellt hatten. Die Einführung der „militärischen Spaziergänge" durch den Obersten kann als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Man kann Oberst Repond nur herzlich beglückwünschen, daß er, unbekümmert um persönliche und sachliche Dinge, die sich ihm aufdrängen wollten, nur das eine Ziel im Auge behielt: aus der Schweizergarde wieder ein echtes Soldatenkorps zu machen; und er hat dieses Ziel in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht.

* * *

Zum Schlusse noch ein Wort über die Lebenshaltung in Rom. In der Jahresübersicht, die ich vor 12 Monaten niedergeschrieben habe, mußte ich feststellen, daß Wohnungsmieten und Lebensmittelpreise eine wucherische Höhe erreicht hätten. Trotzdem daß außerordentlich viel gebaut wird, werden die kleinen, kleineren und mittleren Wohnungen eher teuerer als billiger. Die einfachen Leute wissen schon gar nicht mehr, wo sie ein Unterkommen finden sollen, zumal wenn sie mit Kindern gesegnet sind. Für die größeren und großen Wohnungen ist natürlich eine wesentlich geringere Nachfrage, so daß es den Anschein hat, als ob die Preise für diese sich etwas auf absteigender Linie befänden. Der Lebensmittelwucher blüht nach wie vor in unerhörter Weise, weil die Stadtverwaltung nichts tut, um den hier besonders berüchtigten Zwischenhandel auszuschalten. Es wäre eine fühlbare Verbilligung der Lebensmittel möglich, wenn die Blockbrüder nicht durch den Klüngel gezwungen würden, keinerlei entscheidende Maßregeln gegen den Zwischenhandel anzuordnen.

Im übrigen verdient es besondere Kennzeichnung, daß Nathan in seinem Privateigentum und die Stadt Rom in allen ihr gehörigen Häusern die Mieten in einer Weise in die Höhe gesetzt haben, daß sie fast an der Spitze der Preistreiber stehen, wie die Zeitungen seinerzeit meldeten. Die Auseinandersetzungen über die noch unbezahlten Teile der Kriegskosten sowie über die großen Aufwendungen, die die neue afrikanische Kolonie Italien vorübergehend oder dauernd auferlegt, lassen keineswegs erwarten, daß die gewaltige Teuerung in Rom in Bälde einem normalen Stande weichen wird. Es sind wenig erfreuliche Aussichten, mit der die Ewige Stadt ins neue Jahr tritt.

Die Stellung der Kirche in Rom ist nicht nur durch die oben erwähnte Rede Nathans grell beleuchtet worden, sondern der „Osservatore Romano" mußte noch in diesen Tagen feierlichen Einspruch dagegen erheben, daß der Kammerpräsident Marcora in Ausübung seines Amtes den Papst in der gröblichsten Weise beleidigt habe. Marcora hatte den traurigen Mut, die Beleidigungen auszusprechen, entzog sich aber der Verantwortung für seine Worte dadurch, daß er sie im amtlichen stenographischen Bericht strich. Ein Blatt konnte in der Mitte des Monats Dezember in den Straßen Roms verkauft werden, in dem der Papst als Komödiant in der empörendsten Weise lächerlich gemacht wurde. Und alles das darf ungestraft geschehen, obschon die Regierung sich durch das Garantiegesetz selber verpflichtet hat, die Autorität und den guten Namen des Papstes zu schützen. Man mag daraus ersehen, welchen Einfluß die drei radikalen Minister in dem Regierungskollegium Giolittis ausüben, obschon die Kammer den Ansprüchen der Radikalen in jüngster Zeit scharf entgegengetreten ist. Die Lage der Kirche in Rom ist zurzeit eine recht beunruhigende.

Durch schweigendes Land.

Ein schwarzes Ross, ein Glöcklein fein,
So fahren wir ins Land hinein.
Die goldnen Kuppeln fern versinken.
Ein grauer Vogel krächzend fliegt
Ins Feld, auf dem der Abend liegt,
In dem die Schatten bald ertrinken.

Der Jamschtschik singt ein stilles Lied,
Dess' Klang gar schwermutsvoll entflieht,
Von einem Lieb, das ihn verlassen . . .
Ein Sternlein flimmert weit und matt.
Es starb das Licht der grossen Stadt;
Verstummt der Schall der lauten Gassen.

Der Kutscher schweigt. Die Nacht nahm auf
Den letzten Ton — Von Kreuz und Knauf
Ist längst der rote Schein geschwunden —
Der Schlitten fliegt. Es knirscht und kracht
Im grimmen Frost der Winternacht —
Und schweigend zieh'n mit uns die Stunden.

Wyborg, Finnland. C. Kloeß.

Graf Hoensbroech ein Verteidiger des Jesuitenordens.[1]

„Jahrelang habe ich dem Jesuitenorden angehört; vielfach ist mein Name in den literarischen Kämpfen für und gegen diesen Orden genannt worden: ohne eine authentische Erklärung meinerseits bliebe mein Austritt nicht nur ein Rätsel, sondern die verschiedensten und falschesten Deutungsversuche würden gemacht und Vermutungen aufgestellt werden, die in gleicher Weise für den Orden und für mich kränkend und verleumderisch wären. Das kann und will ich nicht dulden. Der Jesuitenorden und ich haben ein Recht auf Wahrheit."

„Ich schrieb die betreffenden Schriften mit ganzer Hingebung an die Sache. Ich brauchte nicht zu heucheln, nicht eine Entrüstung zur Schau zu tragen, die ich nicht fühlte. Die Gegner und die Anklagen, gegen die ich mich wandte, konnte ich mit voller Ueberzeugung angreifen; es war die Unwahrheit, welche ich bekämpfte, die Verleumdung, die ich aufdecken wollte."

„So ist es gekommen, daß ich für den Jesuitenorden schreiben konnte, was ich geschrieben habe. Nicht ein Wort der positiven Verteidigung brauche ich zurückzunehmen."

„Ehe ich das Warum, die mich bestimmenden Gründe folgen lasse, habe ich zwei Erklärungen abzugeben. Teilweise sind sie schon in dem Vorhergehenden enthalten, aber ich halte es für meine Pflicht, sie auch formell auszusprechen."

„Erstens, die Anklagen, mit denen man gewöhnlich den Jesuitenorden überhäuft, sind falsch; sie beruhen auf Unwissenheit oder Abneigung. Was speziell die vielgeschmähte Moral des Ordens angeht, so ist sie eine Moral von tadelloser Lauterkeit; die sogenannte ‚schlechte Jesuitenmoral' bildet die eigenen Glieder des Ordens zu Männern des reinsten Lebenswandels heran."

„Wer in den Werken jesuitischer Moraltheologen bewandert ist, wird zwar leicht eine ganze Reihe von Entscheidungen und Auffassungen herausschreiben können, die dieser Behauptung zu widersprechen scheinen, und von denen viele auch wirklich abzuweisen sind. Aber solche Entscheidungen sind Irrtümer spitzfindiger Köpfe, es sind keine Verirrungen des Herzens. Sie gingen hervor, nicht wie man vielfach behauptet, aus dem Bestreben, den Weg zum Himmel breit und leicht zu machen, sondern aus dem Bestreben, die haarscharfe, ja oft kaum zu erblickende Grenze zwischen moralisch Erlaubtem und Unerlaubtem zu ziehen. Aus solchen Aussprüchen die Moral des Ordens konstruieren zu wollen, ist töricht und ungerecht zugleich."

„Ich habe in der Schrift: ‚Mein Austritt aus dem Jesuitenorden' die Erklärung abgegeben: Die ‚schlechte Jesuitenmoral' erziehe die eigenen Glieder zu Männern des lautersten Lebenswandels. Schon dieser Ausdruck läßt zur Genüge erkennen, daß ich damals das Wort ‚Moral' im engsten Sinne, als Sittlichkeit im Gegensatz zur Unsittlichkeit auffaßte, und in diesem Sinne bleibe ich bei der Anerkennung des lauteren Lebenswandels der Jesuiten auch heute noch."

„Zweitens erkläre ich, daß ich keine Anklagen erheben will. Ich konstatiere nur meine Ueberzeugung."

„Weitaus die meisten, die dem Orden sich anschließen, sind ganz junge Leute im Alter von 16 bis 20 Jahren, und wohl alle tun diesen Schritt aus den edelsten Beweggründen, mit voller, begeisterter Hingebung an die Sache."

„Zunächst hat der Novize dreißig volle Tage hindurch, in voller Abgeschiedenheit bei strengem Stillschweigen sich den „geistlichen Uebungen" (exercitia spiritualia) zu unterziehen. Es ist dies ein von Ignatius von Loyola niedergeschriebenes psychologisch-religiöses System, welches, von den christlichen Grundwahrheiten aufsteigend, unter fortwährender Anlehnung an das Leben Christi, alle Stufen der Frömmigkeit umfaßt und in der vollendetsten Askese, der möglichst uneigennützigen Gottesliebe gipfelt. Dazu kommen die verschiedenen Anleitungen über die Gewissenserforschung, das Gebet, die Abtötung, den Gebrauch äußerer Bußmittel, die Ausübung christlicher Barmherzigkeit. Kurz die „Exerzitien" bilden die vollständigste Regelung des religiösen Lebens in einzig dastehender auf das schärfste ausgeprägter Individualität. Ueber den objektiven Wert dieses Frömmigkeitssystems soll hier nicht geurteilt werden — er ist übrigens unbestreitbar."

„Neben dem Benediktinerorden ragt unter allen religiösen Orden die Gesellschaft Jesu durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen hervor."

„Daß ein christlicher, zumal katholischer Gelehrter im Forschen nicht dieselbe ungebundene Freiheit besitzt — wenn diese Zügellosigkeit überhaupt noch Freiheit zu nennen ist — wie sein atheistischer irreligiöser Kollege, ist klar. Von den Schranken, die in der christlichen Philosophie und im christlichen Glauben liegen, ist also hier mit Bezug auf die jesuitische Wissenschaft nicht die Rede; sie sind nicht zu tadeln, sondern zu loben."

„Wenn ich ferner dem Jesuitenorden Patriotismus absprechе, so will ich ihm nicht Antipatriotismus vorwerfen. Die staatliche Ordnung, die rechtmäßige Gewalt wird stets und überall am Jesuitenorden einen Bundesgenossen finden, nicht aber einen Hüter und Pfleger des Patriotismus."

„Auch diese letzten Worte muß ich vor einem Mißverständnis bewahren. Sie beziehen sich nur auf die Erziehung, die der Orden seinen eigenen Gliedern gibt; sie beziehen sich nicht auf das Erziehungssystem, das in den jesuitischen Erziehungsanstalten für die männliche Jugend Geltung hat. Dort hat die Pflege der patriotischen Gesinnung ihre Stelle."

„Da ich eine Schrift veröffentlicht habe, in der ich den Jesuitenorden gegen einen Aufsatz dieser Zeitschrift verteidigt habe, so wird es bei manchen Befremden erregen, daß ich auch diese Zeitschrift zu der folgenden Kundgebung benutze. Allein meine damalige Verteidigung richtete sich gegen sachliche Irrtümer, die ich auch heute noch als Irrtümer und sachlich falsche Anklagen bezeichne. Anderseits wollte ich durch die Wahl eines vornehmen Organs, wie die „Preußischen Jahrbücher" es sind, auch äußerlich zeigen, daß ich nicht zu den Hetzern gehöre."

Diese Urteile über die Jesuiten entstammen der Feder des Grafen Paul Hoensbroech. Sie sind entnommen seinem Artikel „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden" („Preußische Jahrbücher" 1893, S. 300 ff., auch separat erschienen) und der anderen Schrift „Moderner Jesuitismus" (2. Aufl. 1893, S. 50), zwei Schriften, die er bald nach seinem Austritt verfaßte, also zu einer Zeit, da er gar keinen Grund mehr hatte, den Orden zu schonen.

[1] Die folgenden Ausführungen sind eine wertvolle Ergänzung zu „Paul Graf v. Hoensbroech als begeisterter Verteidiger der deutschen Jesuiten" in Nr. 50 vom 14. Dezember 1912 der „Allgemeinen Rundschau", Seite 1014 f.

Reisebriefe aus katholischem Land.

Von Ingeborg Magnussen.

II. (Schluß.)

Trier, 3. August 1912.

Gestern morgen halb sechs nahmen zwei Damen mich mit in den Dom zu einer Priesterweihe. Wir stiegen zum Hochaltar hinauf unmittelbar an den Platz der Feier. Bald aber drängte eine solche Menschenmasse hinein, daß ich, weit zurückgeschoben, zwischen Ellbogen und Huträdern eingeklemmt, nur noch auf der Empore ein paar Chorknaben und über mir elektrische Lampen erblickte. Ich bat meinen Schutzengel, weil ich so gern etwas sehen wollte. Da, mit Druck und Stoß von allen Seiten, ward ich an eine Stufe gedrängt und mußte hinauf, allmählig an eine zweite, und dann — über zwei Schultern weg, unter zwei Hüten hin — sah ich alles, alles: sah, wie die heilige Kirche sich baut. Da saß der fromme große Gesandte Gottes in seiner Würde und Macht, nahm in Pflicht und erteilte Macht und Weihe sterblichen, sündigen, schwachen Menschen, die aber den vollen Willen hatten, die heilige Priesterlast zu tragen. Gott stärke die Sechsundvierzig! War's nicht wunderbar, wie am Dienstag der müde Hirte von Köln die Augen schloß und gleich hier ein neues junges Heer aufstand? — buchstäblich aufstand, denn sie lagen anfangs, hingeworfen wie die Toten, mit dem Antlitz zur Erde. Und nun etwas Ergreifendes: Nachdem alle geweiht, gekleidet, mit der priesterlichen Würde und dem heiligen Geist ausgestattet waren, und der Bischof die hl. Messe weiter zelebrierte, sprachen all diese neuen

Würdigbefundenen jedes Wort des Kanon und selbst die Worte der hl. Wandlung laut und feierlich mit. Es ist wohl das einzigemal, daß wir Laien sie zu hören bekommen. Nie vergesse ich diesen gewaltigen Eindruck.

Nach einer kurzen, rührenden lateinischen Rede eines der jungen Priester sprach der Bischof von Trier zu ihnen — auf seinem Thron, von dem ich nun nur zwei Armeslängen entfernt stand — ganz unbeschreiblich apostolisch. Der Geist riß ihn fort. So kann nur einer sprechen, der die Vollmacht hat. O, daß ich dahinein gekommen bin, wo die Macht der Wahrheit ist und wirkt und neues Leben erzeugt, das auf sicherem Grund die Bürgschaft ewiger Dauer hat.

Als ich von dem mühsamen fünfstündigen Ausharren frisch wie am frühen Tag herauskam, wußte ich, daß nun jeden Morgen so viele Male mehr das heilige Brot geopfert werden, Jesus so viele Male mehr herniedersteigen und in arme Menschen einkehren würde.

Trier, 5. August 1912.

Im Erdgeschoß des St. Josephstiftes ist rege Arbeit. Der Verein für Heidenmission stellt während des Kongresses aus: Priestergewänder, Altarbekleidungen, Meßgerät, mit treuer Sorge und großen Opfern bereitet. Damen sind da mit Kisten und Waschkörben voll kostbarster Paramente; sie arbeiten herum mit Hammer und Nägeln, Hefteln und Zangen. Ich bot mich als Handlanger an; zwei Vielbeschäftigte ließen mich zu. Die eine hielt ihre kleine graue Kammerfrau, welche auf einem Tische stehend oben am Gehänge mühsam stichelte und nagelte. Ich sah dies Halten, sah eine innere Schönheit in Herrin und Dienerin und dachte bei mir: „Mit Liebe". Da schaut die hohe Frau sich um mit einem unbeschreiblichen Blick mir voll in die Augen und sagt: „Mit Liebe".

In die Pracht unter unseren Händen mischen sich auch ganz bescheidene Werke und Gegenstände von mir unbekannter Verwendung. Alles aber wird dem Heiligen dienen, seine Weihe bekommen und des Königs sein, wie im vorbildlichen alten Bundestempel. Zacharias sieht weit hinaus: er sieht die Zeit kommen, wo auch der Zaumschmuck der Rosse den Herrn heilig heißen wird. Denkt man da nicht unwillkürlich an Rudolf von Habsburgs Pferd, das seinen Schöpfer getragen und an die habsburgischen Kaiserpferde, die heuer dem Himmelsherrn den Ehrenwagen ziehen dürfen?

Eine gütige alte Dame aus dem Hause Habsburg wohnt hier. Ihr verdanke ich, daß ich heute der Primiz eines der Neugeweihten beiwohnen konnte. Der Chor sang das große „Veni, creator spiritus", das mir hier schon im Dom mit seinem ehernen Unisono die Seele erschüttert hat. Ein Fahnenträger hielt rechts vom Altar. Links trugen zwei kleine helle Gestalten auf einem Kissen den Kranz schneeweißer Rosen, der auf des jungen Priesters Haupt gesetzt ward. Er ging wie schwebend, wie aus einer anderen Welt. Ich mußte an St. Stephanus denken, dessen Angesicht leuchtete wie eines Engels Angesicht. Das ist bräutliches Strahlen, das ist Hochzeitstag! Als die heilige Wandlung kam —: Benedictus qui venit — hielt das Herz den Schlag inne; feierlich grüßend senkt sich die Fahne vor dem Himmelskönig in den gebenedeiten Händen. Gott besucht uns durch den jüngsten Diener seiner heiligen Behausung. Als erste empfingen Vater und Mutter den sakramentalen Leib aus des Sohnes Hand. Warum ist man nicht auch Vater oder Mutter, um dem Altar des Herrn seinen Sohn zu geben? O Priesterstand, Priesterstand, göttliches Erbteil! Was wäre die Erde ohne ihn?

Trier, 7. August.

In dieser bewegten Kongreßzeit habe ich mir stets Pausen tiefster Stille und Eingezogenheit genommen, wo ich mit niemandem zu sprechen brauchte und auch auf niemand zu hören. So war ich zweimal draußen in Sankt Matthias, wo jenes zarte Bild Marias hoch und still auf das Grab des heiligen Apostels schaut. Es ist hinterm Hauptaltar, ein verschwiegenes Heiligtum, so recht wie das mystische Herzblatt unserer jetzigen großen Liebfrauenfeier in Trier. Der steinerne Sarkophag ruht auf hohen Pfeilern, mit Palmen und Lorbeer dicht umstellt. Duftendes Oel brennt in ewigen Lämpchen auf der Treppenbrüstung. Um die Mauern summt der Wind. Sonnenstrahlen schweben herein und huldigen Maria, unserer und der Engel Königin.

Dorthinaus, nach dem Gnadenort, ging auch die Männerwallfahrt am Sonntag. Da bin ich mitgegangen. Erst stand ich in Knäueln drinnen in der Stadt, ließ mich aber ruhig hinausdrängen und wanderte danach meinen eigenen Weg bis dort, wo die Menschen weniger wurden, wo „das Dorf" anfängt, wo die Leute noch vor den Türen sitzen, Weinranken über die Mauern nicken, Maisbüschel und Kürbis leuchten, wo überhaupt Italien zu beginnen scheint. Da habe ich drei Stunden gestanden, auch Kinder gehütet und Mütter gewonnen, Marienlieder mitgesungen und Rosenkränze mitgebetet, so wie sie dahergesungen und -gebetet kamen in endlosen Zügen, mit hunderten oder tausenden von schönen Fahnen und Bannern — bald Jungens und Jünglinge, bald feine Schüler und Professoren, bald Arbeiter und Bergleute — bald Weinland, bald Kornland, bald Rauch- und Fabrikland, dann wieder Gesangvereine, in denen Appell war, dann ein zaghaftes Vorsängerlein und die Getreuen getrost hinterdrein. Dann die Post, die Post von Trier, angeführt von zwei stattlichen Veteranen, die Innungen von Trier, und dann die Kirche: zwei Seminare, der Domchor wie eine helle Taubenschar, weiße Väter, Redemptoristen — dann die Weltpriester und nach ihnen der ganze Episkopat im vollen Kirchenschmuck. Ich meine, es waren ihrer vierzehn, die die Mitra trugen. Drei spendeten im Gehen den Segen. Zuletzt ging der päpstliche Legat und Präses des Kongresses, ein treuer Vasall seines Herrn, der mannhafte Bischof Korum.

Eine der kleinen Frauen neben mir war ganz Erregung und Rührung. Sie kannte Verschiedene, und einmal lief sie mitten in den Zug hinein, einen lieben Verwandten zu grüßen und ihm ihre Kinder zu zeigen. Ob die dreißigtausend Männer alle das Heiligtum erreichten, weiß ich nicht. Es staute sich öfter, und als die Letzten vorüber waren, kam der lang entbehrte und erbetene . . . Regen. Die Stadt schickte rasch ihre sämtlichen, buntbewimpelten Elektrischen zur Stelle, eine hinter der anderen, ein lustiger Zug, aber längst nicht genug, denn nun gossen schon Sturzbäche nieder. Es lief, was laufen konnte, rettete sich in die Häuser, stürmte die Wagen. Was wird darinnen an Hoch und Nieder zusammengesessen und gestanden haben! Die Straßen rauschten, die schönen Balkone waren verlassen, aller Schmuck weinte, triefte, aber die Leute hinter den Fenstern mußten lachen. Ohnmacht des Menschen, der durch einen Stoß Wasser in zehn Minuten vom Erhabenen in die Komik versinkt — auf Erden nur nütze, wenn er sich wie das Korn auf der Tenne von Gott geduldig durchdreschen läßt . . .

Trier hatte mit wahrer Liebe in festlicher Weltarbeit seinen Schmuck angelegt. In allen Anlagen waren Rasen und Beete geschoren, war der Kies frisch, war kein trockenes Blatt, kein Hälmchen Unkraut. Fenster und Türen, Knäufe und Gitter wurden poliert, Kränze und Teppiche herausgehängt, Fahnen aller Farben wehten schon lange straßauf und -ab, Mastbäume und Ehrenpforten wuchsen aus der Erde, Bosketts auf Altanen, davor standen Heiligenbilder zwischen dem Blumen- und Lichteraufbau. Im Zwinger vor der Liebfrauenkirche, diesem Kleinod Triers, war die liebliche Gottesmutter zur Verehrung der Vorübergehenden aufgestellt in einer blühenden Laube, vor ihr spielend ein Springbrunnen, der abends leuchtete. Auf den roten Sandsteinfelsen, hoch über dem jenseitigen Moselufer erstrahlt allabendlich das Wahrzeichen des Tales, die hehre Mariensäule, in lilienweißem, magischem Licht, mondumgeben, glutenumlodert; drunten die alte Porta Nigra hält schon in ihren trotzigen Mauern all die sprühenden Ueberraschungen bereit für den letzten Abend, den Schlußakkord des glänzenden Festes.

In der Liebfrauenkirche dicht neben dem alten Dom fanden die packenden Missionsvorträge statt. Der Bischof von Bombay, der selbst herübergekommen ist, Erzberger, der Mann des Reichstages, und ein Prälat vom Rhein begeisterten und entflammten die Hörer. Was der ehrwürdige Bischof aus langer eigener Erfahrung vom Arbeitsfelde berichtete, war mir größtenteils wohlbekanntes, vertrautes Gebiet, aus meinen Beziehungen zur Breklumer Missionsanstalt in der nordischen Heimat. Aber hier hörte ich einen neuen Klang — den der Autorität vom Felsen Petri. Mir wallte das Herz für die armen treuen, bis aufs Blut getreuen protestantischen Missionäre meiner Freundschaft, mit denen ich früher Freud', Leid und Arbeit teilte, für die wir Kinder von klein auf zu beten gelehrt wurden. Wenn man die doch in die heilige Kirche hereinbeten könnte, welcher Segen würde dann erst auf ihrer Hingabe, ihrem Zeugnis, ihren Leiden, ihren zahllosen frühen Gräbern ruhen! Ich habe viele dahingehen sehen. Sie achten ihres Lebens nicht, um

Seelen für Jesum zu gewinnen, sie werben, sie rufen, sie zahlen mit sich selbst, der Eifer und das Haus Gottes verzehrt sie, und sie — haben den Eingang zur Kirche Gottes noch immer nicht gefunden. Bricht einem das nicht das Herz?

Sie suchen und haben Anschluß an seine Person durch persönlichen Verkehr in Gebet und Kreuzesliebe, aber nicht an seine Heilsanstalt, an die er seine Sakramente geknüpft hat. Es fehlt ihnen, ohne daß sie es ahnen, das unbedingt nötige Fundament: Das apostolische Lehramt und die priesterliche Weihe. Wird darum ihre Arbeit umsonst sein? Das wolle Gott nicht! Die Heiden, welche sie tauften auf den Namen des dreieinigen Gottes, die sind Glieder seiner heiligen Kirche geworden und ihre Namen sind eingetragen ins Buch des Lebens. Und jenen Treuen selbst, die bis in den Tod nur Jesu haben dienen, die in glühender Seelenliebe nur ihm, dem Befreier von Tod und Sünde die Verlorenen haben zuführen wollen, wird Er, der Herzenergründer, den Lohn der Treue nicht versagen.

Herr Erzberger schilderte, wie den evangelischen Missionen von „ihren Milliardären die Millionen zuflößen“, so daß dort leicht fünfzig Pfennig Beisteuer auf den Kopf kämen. Wieweit das zutrifft, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß in Deutschland in den sechs mir bekannten protestantischen Missionen der meiste Verlaß ist auf unendlich geduldige, demütige Kleinarbeit, auf Pfennigsammelbücher, auf die Spargroschen armer Leute, auf selbstauferlegte Entbehrungen kleiner Beamter, auf die Missionspfennige von gebensfrohen Schulkindern, auf die Gelöbnisse und Dankopfer Heimgesuchter und auf das Wirken der „Stillen im Lande.“ Heiliger Respekt, auch bei uns Katholiken, vor solchen Samaritern! Die fröhlichen aber armen Geber senden ein Heer von Christuspredigern über das Meer. Sehen wir nicht die Liebe? Müssen wir nicht bitten, daß unser Hirte diese, seine Schafe in den einen großen Schafstall bringe, auf daß alle eins werden?

Trier, 8. August.

Gestern sind hier drei kleine Tragaltäre für Missionsstationen geweiht worden. Das war ein langes Gebets- und Händewerk voll Segnungen, in der Anstaltskapelle. Ich durfte zusehen. Es wurden in kleine Steinplatten, die außer vier Kreuzzeichen in den Ecken, je eine verschließbare Vertiefung hatten, Reliquien eingelegt, dann dies sogenannte Grab mit den Deckelchen, einen Quadratzoll groß, zuzementiert; fünf Weihrauchkörner liegen bei den Reliquien zu Ehren der heiligen fünf Wunden. Die Altarsteine wurden mit einer heiligen Flut, bereitet aus Salz, Asche, Wein und Wasser, besprengt, mehrfach mit heiligem Oel und Chrisam gesalbt, ganz in Weihrauch eingehüllt und zuletzt ein Licht- und Rauchopfer auf ihnen verbraunt. Nun sind die drei Altärchen drei Golgathas geworden für das tägliche Opfer. Wenig Leute waren zugegen. Eine alte Hoheit saß mit ihrem Stock in einer Bank allein und betete mit. Vor mir kniete die, deren ganzes Leben in dieser Missionsarbeit aufgeht. Ich mußte an Maria Einsiedeln denken, wo der Heiland selber mit einem Gefolge von Engeln die Kirche weihte; da empfand ich, daß auch hier himmlische Heerscharen den ganzen Raum füllten, um bei der Weihe mitzuwirken, wußte, daß sie mit an den Ort der Bestimmung gehen würden und unseren Missionären dienen im Kampf gegen die Mächte der Finsternis.

Hier im Hause haben die heiligen Schutzengel viel zu tun gehabt dieser Tage. Von neunundzwanzig Schwestern mit ihren jungen Zöglingen sollten bedient werden über hundert Hausgäste, bewirtet nicht weniger als vierhundert Tischgäste; es sollte alle erdenkliche Arbeit treppauf und treppab in Küche und Keller, in Speise- und Empfangssälen und der Kapelle geleistet werden, Auskunfts-, Post- und Bahnhofsdienst, Chorgesang und Schmückung, Beleuchtung und Reinlichkeit am Schnürchen gehen und dabei jedem Gast, jedem Besucher die größte unermüdliche Aufmerksamkeit erzeigt werden. Das ist mehr als Menschen können, wenn ihnen nicht die Himmelshilfe des neunzigsten Psalms zur Seite steht. Die ehrwürdige Mutter hätte von Rechts wegen tot sein müssen, nur ihre wonnige Güte hielt sie aufrecht und bei Kräften, vom Morgen bis in die Nacht für jeden und für alles bereit. Am letzten Abend rief sie mich auf ihr Zimmer und ich durfte ihr erzählen, was alles mich bewegte. Ihre Güte setzte nie aus bis zuletzt. Sie schloß mich in ihre Arme, ehe ich abfuhr. So umarmt eine Mutter: es war, als umarme mich die heilige Kirche.

Graue Tage.

Schelte nicht die grauen Tage, die durch Nebelschleier sehn
Und zerwühlt von Sturmes Klage blass und still am Wege stehn.

Ewig kann der Lenz nicht währen, und die Rose muss verblühn,
Und das reife Gold der Aehren unterm Sichelklang versprühn.

Blüten fallen, Früchte winken, und die Traube wird zu Wein,
Was geschaffen, muss versinken, auferstehn zu neuem Sein!

Schelte nicht die grauen Tage, nicht des Sturmes wilden Tanz.
In die Sonnenlosen trage deines Lächelns warmen Glanz.

Glaubensfroh im tiefsten Herzen keimt der Hoffnung holde Saat,
Dass nach Wintersnot und Schmerzen doch ein neuer Frühling naht!

Josefine Moos.

Ueber Grausamkeit im Kriege.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg.

In den Tagesblättern liest man immer wieder über die Grausamkeiten im Balkankriege. Die Serben sollten sogar den österreichischen Konsul Prochaska verstümmelt und besonders in Albanien ganz unmenschlich gehaust haben. Daß die entfesselte Kriegsfurie — je weiter sie sich nach Osten und Süden wendet — zur wirklichen Furie werden kann, bezweifelt wohl niemand.[1]) Ebenso sicher ist aber, daß honorarlüsterne Berichterstatter allzeit übertrieben und feinfühlige Damen und Herren die Uebertreibungen mit einer Art Wonne geglaubt haben.

Nach Art der Frau von Suttner zog man schon vor Zeiten in den Krieg gegen den Krieg. Sicher ist das eine der idealsten, sogar geschmackvollsten Utopien. Leider ist der Erfolg nur klimperklein.

Ich schriebe z. B. am liebsten Bücher darüber, daß Vermögen von 5,000,000 Mark im Besitze von „Untertanen“ eine Vermehrung nicht erleiden dürften. Nur einmal konnte ich Herrn Gaston Routier in dieser Hinsicht mit Druckerschwärze beipflichten, sonst lächelten die überlegenen Redaktionen. Fest bin ich überzeugt, daß nach Beseitigung des Hauses Rothschild auf diese gewiß nicht grausame Weise die Kriege samt ihren grausamen Erscheinungen seltener würden.

Alle diese schönen Ideen sind näher oder entfernter verwandt mit dem Hunde, den man nach Goethe nicht hinterm Ofen hervorlocken kann. Genau so ist's mit der Grausamkeit im Kriege.

Wer könnte sie verhindern?

Die Geschichte machte bisher den kriegführenden Fürsten oder den Feldherrn verantwortlich. Frau Klio mußte es sich gefallen lassen, daß die neuere Forschung ihre grausamsten Erzählungen in den Bereich der Fabel verwies. Es würde zu weit führen, sich mit den Feldzügen im Altertum zu befassen. In Zeiten, in denen das einzelne Menschenleben eine Null bedeutete, war das selbstverständlich. Die Leute fürchteten auch — ähnlich wie die Japaner — den Tod nicht. Erst der Kulturmensch der letztvergangenen Jahrhunderte begnügte sich nicht mehr mit dem Verzeichnen der Grausamkeiten, sondern begann mit Vorschlägen zu ihrer Beseitigung. Ein sogenanntes Völkerrecht hat es immer gegeben, aber es wirkte nie in die kämpfenden Massen, es diente höchstens zu Protesten.

An Magdeburg ersieht man am besten, wie unausrottbar sich eine gehässige Fabel in die Gehirne der Menschen prägt. Bedeutende Geschichtsforscher haben längst die Wahrheit über

[1]) Nach einer Mitteilung der Wiener „Reichspost“ vom 27. Dezember bleiben die Zeitungsnachrichten über die durch die Serben unter den Albaniern verübten Greuel weit hinter der Wirklichkeit zurück. Aus fast allen Quellen ist zu ersehen, daß die Serben mit einem wahrhaft fanatischen Furor gegen die katholischen Albanesen vorgehen. So meldet die „Reichspost“ in derselben Nummer, daß die Serben von katholischen Albanesen gefordert haben, entweder orthodox zu werden oder mohammedanisch, keinesfalls jedoch katholisch. — Der Londoner „Daily Telegraph“ veröffentlicht neuerdings einen langen Bericht seines Pester Korrespondenten über die Greuel, die während des Krieges von den Serben in Albanien verübt worden seien. Diese Greuel seien bereits von österreichischen, englischen und norwegischen Kriegskorrespondenten festgestellt worden und neuerdings durch Berichte erhärtet worden, die östereichische Behörden gesammelt haben. — Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Senatspräsident und zahlreiche Senatoren an die Souveräne Oesterreich-Ungarns, Deutschlands, Rußlands, Englands und Italiens, sowie den Präsidenten der französischen Republik Telegramme richteten, in denen sie darauf aufmerksam machen, daß die Truppen und Banden der Balkanstaaten trotz des Waffenstillstandes in den besetzten Gebieten Metzeleien ausführen. Sie bitten im Namen der Menschlichkeit, daß den Grausamkeiten ein Ende gemacht werde.

Tilly festgestellt. Trotzdem begegnet man in protestantischen Kreisen noch immer der Lüge, und als selbst in Bayern der edle Feldherr Tilly verunglimpft wurde, ließ man das ruhig geschehen. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß die bayerische Armee am häufigsten direkt verleumdet wird. Da und dort las man Rechtfertigungen militärischer Taten Wredes, dann Hartmanns, von der Tanns, aber eine Entgegnung auf handgreifliche Lügen hat man vielleicht mit Absicht unterlassen.

Im Jahre 1909 feierte z. B. Tirol seinen Befreiungskampf, was ihm kein Denkender verübeln wird. Daß man zu den schönerdachten Festen uns Bayern lud, war meinem Empfinden nach etwas überflüssig. Jedermann wird zugestehen, daß gerade die Bayern sich in aufrichtiger Freundschaft bei den Festen einfanden. Man kann nicht alle Tage zu einem lieben Nachbar sagen: Hören Sie, mein Großvater hat den Ihren geprügelt.

Aber die Geschichte verlief doch manchmal etwas einseitig. Während einzelne über die damalige Roheit der Bayern wetterten, sah ich offizielle Bilder über die Grausamkeiten der Tiroler. Ich las das Tagebuch eines sehr glaubwürdigen Mannes, der bei Innsbruck gefangen wurde, und solcher Tagebücher mag es viele geben, trotzdem hat 1909 auch nicht ein Bayer die Festesfreude des benachbarten Freundes zu stören versucht.

Es lastet aber auf der Kriegsehre der Bayern seit 1870 ebenfalls der Vorwurf, die Einwohner des Dorfes Bazeilles massakriert zu haben. Als erster Verleumder trat der englische Herzog von Fitz-James auf. Stets bezeichnete ich es als unklug, daß man die Herren Engländer unter uns einfach spazieren gehen ließ. Doch darüber hat ja später Frau Klio sich genügend ausgesprochen.

Was nun Bazeilles betrifft, so begann schon die einschlägige Literatur einzusetzen, als ich 1873 in Sedan in Garnison lag. Die Maison mitraillée — so sagte man damals — wurde vielfach von Engländern aufgesucht. Dadurch wurden die Einwohner des Dorfes so frech, daß sie nur bayerischer Gutmütigkeit die Straflosigkeit verdankten.

Woher kamen denn aber die Einwohner, wenn sie alle massakriert worden waren?

Spätere Forschung hat ergeben, daß 39 dieser Franktireure erschossen wurden. Ich sah zu, wie General v. d. Tann einem ganzen Rudel das Leben schenkte. Es hatte aber Bazeilles wohl eine Seelenzahl von über 2000!

Der Souspräfekt von Sedan kam einst zu mir, um Zahlen festzustellen. Ich glaube, der Pfarrer von Stones (?) hatte die erste Broschüre eben verfaßt. Du mein Gott, ich ahnte nicht, daß ich mich später derart über Lügen ärgern würde, und es war mir eben damals jedes Tintenfaß verhaßt.

Erst nach langen Jahren machte man mich auf den Roman Débâcle von Emile Zola aufmerksam. Da ich mit Vorliebe Romane aus klassischer Zeit lese, vergingen wieder Jahre, bis ich mich zu der Lektüre bequemte. Infamere Lügen haben mich nie in Zorn versetzt. Dann erfuhr ich zwar, Zola hätte selbst eingestanden, daß er keine ernsten Studien zu dem Geschreibsel gemacht hätte. Was hilft das, wenn jetzt schamlose deutsche Verleger dies auch noch illustrierte Buch unserer Jugend anpreisen.

Fast den gleichen Weg wie Zolas ekeliger Militärphilosoph hatte ich zurückgelegt. Es müßte mir also doch auch mindestens die Spur von alledem schauerlichen Unsinn ersichtlich geworden sein. Ich versuchte einige Entgegnungen, man brachte sie, aber sie verhallten fast ungelesen.

Kühn darf jeder Deutsche behaupten, es sei noch nie ein Krieg so human geführt worden, wie der von 1870. Weil aber im Felde nicht einmal die Offiziere Engel sind, forschte ich nun allem nach, was man als grausam bezeichnen könnte. Natürlich wurden mir einzelne Fälle mitgeteilt, die ich scharf verurteile, aber bei der Größe der kämpfenden Armee schrumpfen sie zu einem Nichts zusammen. Turmhoch überragen sie die Bilder deutschen Gemütes, die ich las oder selbst erlebte.

Und trotzdem verschwindet der Vorwurf gegen die Bayern in Bazeilles nicht. Ein Zufall gab mir ein Büchlein der jetzt vielgenannten Baronin Handel-Mazzetti in die Hand. Da läßt sie in einem Wiener Salon einen Herrn zu einem Blaustrumpf ungefähr sagen: „Ach, Stoff zu einem Roman — wählen Sie die bayerische Soldateska in Bazeilles — oder bête humaine".

Das veranlaßte mich sofort einen der gepriesenen Romane der Verfasserin zu lesen. Es war die arme Margaret. Also — Grausamkeit im Kriege.

Ich war nie in Steyer, aber wo ich noch in Bergen war, wähnten die Menschen, Gott habe sie und dann erst die Welt um sie her erschaffen. Trotzdem mir also Steyerisches gar nicht liegt, las ich mit Eifer und bewunderte den Fleiß und das Aufbauungsvermögen der genialen Dame. Der klobige Färber Zettl ist ein wunderbarer Typ von einem nach Gerechtigkeit Durstenden. Das ist so mein Fall. Wären dem Herrn Zettl doch alle Geschichtslügen auch so verhaßt gewesen, wie mir. Da wunderte ich mich baß, daß eine Dame, die so klar Gerechtigkeit darzulegen weiß, so unüberlegt in einem der Jugend gewidmeten Büchlein nach einem Zola über die Bayerische Armee von 1870 urteilt.

Auch als Militär bewunderte ich die eingehenden Studien der Dame in Hinsicht der Kriegsgeschichte. Wenn manchmal der Dialog etwas wienerneustädtisch anmutet, so erfolgt das doch so selten, daß ich vor der ganzen Durchführung mich dennoch verbeuge.

Wir sehen hier also eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen, deren Vorwürfe die durch frühere Sitten und Gesetze hervorgerufene Grausamkeit bilden.

Man kann alles schreiben, wenn man es gut schreibt. Goethe hätte alle seine Schriften aus Frankfurt heraus schreiben dürfen und wäre doch immer Goethe geblieben. Trotzdem sind Goethes Feldzugserlebnisse sanfter Natur. Schiller hat als Militärhistoriker im Wallenstein einfach Unerreichbares gegeben. Schiller liegt mir im übrigen so wenig wie die modernen Schreiber und Schreiberinnen, aber ich habe noch nie beim Sehen oder Lesen seines Wallenstein über etwas spöttisch lächeln können. Und doch wühlt er nicht in Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges? Schiller war auch ein ganz miserabler Historiker, trotzdem verwechselte er nie die Kurfürsten von Bayern und Sachsen.

Es ist ja nun möglich, daß nach dem Balkankriege, wenn erst einmal die Schüler Klios ans Werk gehen, die Zolaschen Grausamkeiten der Bayern in Bazeilles überboten werden. In zweihundert Jahren erscheint vielleicht über mich ein Roman, der in Bazeilles spielt. Man weiß ja nie im voraus, was die Romanschreiber mit einem vorhaben.

Nur deshalb, und um jetzt schon auf grausame Gerechtigkeit Anspruch zu erheben, habe ich diese Zeilen niedergeschrieben. Viele Schlachten habe ich mitgemacht und leider so gar nichts Grausames erlebt.

Religiöses.

Eine Antwort auf Gerhart Hauptmanns Bekenntnis im „Kunstwart". (Zweites Novemberheft 1912.)

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Maßgebend für den Wert des Lebens sind die sittlichen, nicht die ästhetischen Maßstäbe, und nicht immer ist das Geheiligte in der Menschennatur zum Göttlichen geworden, sondern nur zu oft jenes, das uns alle bändigt: das Gemeine. Wie hätte sonst ein Plato sich beschweren können über die Theologie Homers und Hesiods und das Streben des griechischen Klassizismus, die inneren Beziehungen, die die Welt durchwalten, in lebendigen Gestalten zu sinnvoller Verkörperung zu bringen? Wie der Mensch, so seine Götter! Und haben nicht alle Naturreligionen ihre komische Gottheit, ihre burleske Figur? Der Mythus, das Erzeugnis der schaffenden Phantasie, ist immer ein Bild des menschlichen Lebens und darum niemals ganz edel und rein und ist niemals imstande, der Gottheit ein wahrhaft würdiges Kleid zu weben. Die Sehnsucht reicht weiter als das Vermögen, wie weiland bei Ikarus auf der Todesfahrt gen Helios. Darum sage ich mit dem Fürsten der griechischen Philosophen: wenn Gott der Urgrund des Guten und deshalb jener des wahren Seins, dann ist er auch durch Eingehen in die sittliche Ordnung als des Lebens höchstes Kunstwerk und nicht vermittels der Kräfte der Phantasie zu verehren (Rep. II p. 379 B).

* * *

Polytheismus und Monotheismus schließen einander aus. Die Welt des Kontingenten und Veränderlichen, die Welt des widerspruchsvollen Seins und der Defekte, ist niemals identisch mit der absoluten Wahrheit und Schönheit. Freilich: in adäquate Begriffe und Vorstellungen läßt sich der Erscheinungen letztes Prinzip nicht fassen. Was wäre auch ein Gott, der sich ganz begreifen ließe? Aber ohne jede Vorstellbarkeit ist darum der ferne und doch wieder so nahe Weltenurheber nicht. Wozu hat er uns denn die Kraft der Vernunft gegeben? Und was will er anders, als daß wir von ihr Gebrauch machen? Darum wollen wir sie nicht aufgeben, unsere Mutter (die Welt), sie, die uns auf dem Wege, der des Menschen als eines vernünftigen Wesens allein wert, auf dem des kausalen Forschens hinführt zu dem Einen und Einzigen, in dem wir uns bewegen, leben und sind. Ohne dessen intellektuelle Erfassung gibt es keine Harmonie zwischen Gott und Mensch, zwischen Geist und Natur, zwischen Objekt und Subjekt, gibt es kein Erleben der Wahrheit, die Stand hält vor dem Forum der Persönlichkeit. Und ohne die Belebung und Erwärmung von daher, d. h. ohne die Wertschätzung der Persönlichkeit bei Gott wie bei seinem Abbilde hier auf Erden bleibt die Pflichtidee formelhaft und machtlos (s. Eucken: Können wir noch Christen sein? S. 183) und damit die gesamte philosophisch-ästhetische Moral der Neuzeit.

P. Anno Neumann O. P. und sein Werk.

Von Dr. Heinrich Weertz, Ründeroth.

Zu den Männern, die im Leben viel verkannt, im Tode aber und nach ihrem Tode anerkannt wurden, wird man einst auch den am 12. Dezember 1912 verstorbenen P. Anno Neumann rechnen müssen.

Joseph Neumann (so hieß er in der Welt), geboren am 12. Mai 1856 in Dudeldorf (Diözese Trier), gehörte als Priester der Erzdiözese Köln an. Nachdem er seine höheren Studien in Innsbruck und Rom vollendet hatte und zum Priester geweiht worden war, wirkte er mit großem Seeleneifer in Rellinghausen, Aachen, Honnef und dann von 1901—1909 als Pfarrer in Mündt bei Titz.

Durch Erfahrungen, die er in seiner nächsten Umgebung machte, wurde er wie so mancher andere veranlaßt, sich schon bald nach der Priesterweihe mit der Alkoholfrage zu beschäftigen, die damals auf katholischer Seite noch wenig beachtet wurde, wiewohl kein Geringerer als Ludwig Windthorst, der aus seiner Jugend die segensreichen Wirkungen der älteren deutschen Mäßigkeitsbewegung kannte, schon im Jahre 1881 auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Bonn die Gründung kirchlicher Mäßigkeitsvereine[1]) und Bruderschaften warm empfohlen hatte.

Joseph Neumann war von da an der nie ermüdende Mahner und Förderer der neuen Bewegung, die auf der anderen Seite schon bald zur Gründung von Mäßigkeits- und Abstinenzvereinen führte. Auf den Katholikentagen trat er fast Jahr für Jahr auf und propagierte seine Ideen. Durch seinen „Mäßigkeitskatechismus" und Flugblätter, durch Vorträge in Vereinen suchte er das Volk zu gewinnen. Aber die Führer des Volkes zeigten kein rechtes Verständnis für seine Ideen, und darum gelang es ihm auch nicht, das Volk zu gewinnen. Man hielt ihn meistens für einen Idealisten, der einer Utopie nachjage. So geschah es noch vor etwa sechs Jahren, daß ein Konfrater ihm entgegenhielt: „Es tut mir leid, Neumann, daß du dein Leben für eine Utopie vergeudest."

Heute wissen wir, daß es keine Utopie war, was Neumann erstrebte. Freilich, wenn er gehofft hätte, alle Menschen in kurzer Zeit oder überhaupt zur Abstinenz führen zu können, so hätte er eine Utopie erstrebt. Aber Neumann hat mehr als einmal als sein Ziel bezeichnet: Durch Abstinenz einiger zur Mäßigkeit vieler. Und diesem Ziele sind wir bereits ein Stück näher gekommen.

In Dortmund sprach Neumann im Jahre 1896 das richtige Wort aus: „Mit Bruderschaften kommen wir nicht voran." Er verlangte Gründung von Vereinen, die auch außerhalb der Kirche arbeiten durch Vorträge, Verbreitung von Schriften und insbesondere durch individuelle Trinkerrettung. In demselben Jahre wurde in Aachen die Gründung eines Mäßigkeitsvereines beschlossen.

Im folgenden Jahre gab er dann den „Volksfreund gegen den Alkoholismus und für Volksgesundheit" heraus, der von da an das führende Organ der katholischen Nüchternheitsbewegung wurde, die nun doch allmählich sich anbahnte, nachdem einzelne Geistliche und Laien Mitarbeit zu leisten angefangen hatten. Hier und da wurde ein Mäßigkeitsverein gegründet. Seit 1899 taucht der Name „Katholisches Kreuzbündnis" auf; der Name wurde von Neumann gewählt, um die Gleichartigkeit des Vereines mit dem evangelischen Verein vom „Blauen Kreuz" anzudeuten. Freilich mußte der Verein, um dem „Blauen Kreuz" ebenbürtig zu sein, noch eine Wandlung durchmachen. In dem Statut von 1904, das die Erzbischöfliche Approbation fand, waren noch drei Gruppen vorgesehen: Totalenthaltsame, Enthaltsame von gebrannten Getränken und Gönner, die weiter keine Verpflichtungen auf sich nahmen. Sehr bald ging man dazu über, die zweite Gruppe fallen zu lassen. Auf der außerordentlichen Generalversammlung am 8. Dez. 1909 wurde dann das Kreuzbündnis zu einem unverfälschten Abstinenzverein gemacht; es hat nur eine Art von Mitgliedern, die sich aller geistigen Getränke enthalten. Wohl werden noch von einzelnen Ortsgruppen sogenannte Freunde geführt, die ihren Beitrag geben und das Vereinsorgan halten, aber sie haben weiter keine Rechte im Verein. Wie sehr man Neumann oft Unrecht getan hat, indem man ihn für fanatisch hielt, mag man daraus ersehen, daß er diese Entwickelung zu einem radikalen Abstinenzverein eher noch gehemmt hat, indem er bis zuletzt 1909 noch für Beibehaltung der Schnapsenthaltsamen eintrat.

Der Erfolg hat den „Radikalen" recht gegeben, denn gerade seit 1909 hat das Kreuzbündnis einen ungeahnten Aufschwung genommen, es wuchs an Mitgliederzahl in den Jahren 1910, 1911, 1912 von 6000 auf 12000, 23000 und 35000. Letztere Zahl wurde vom Geschäftsführer bei der letzten Generalversammlung im September angegeben. Die Zahl der Ortsgruppen betrug 358.

Im Jahre 1909 trat Jos. Neumann, einem langgehegten Wunsche folgend, in den Dominikanerorden ein. Die Leitung des Kreuzbündnisses mußte er also aus der Hand geben, er fand einen vortrefflichen Nachfolger in dem praktischen Arzt Dr. Schmüdderich in Herten i. W. Auch im Noviziate und nach demselben blieb Neumann, jetzt P. Anno, seiner Gründung treu und suchte ihr durch Gebet und Rat, zuletzt auch wieder durch Vorträge und Leitung der Ortsgruppe Düsseldorf zu nutzen.

Ueberzeugt von der Wichtigkeit, gerade den Klerus für den Abstinenzgedanken zu gewinnen, gründete Neumann 1901 im Verein mit Bischof Augustin Egger, dem schweizerischen Abstinenzapostel, den Priesterabstinentenbund und sein Organ, die „Sobrietas". Heute zählt der Verein fast 700 Mitglieder und ein paar Hundert außerordentliche Mitglieder (Theologen). Eines seiner letzten Werke war die Verbindung, die er herstellte zwischen den abstinenten Geistlichen der verschiedenen Länder; er selbst wurde zum Vorsitzenden des „Internationalen Komitees abstinenter Priester" gewählt.

Ueberhaupt beschränkte Neumann seine Tätigkeit nicht auf Deutschland. Beweglichen Geistes, sprachgewandt, unermüdlich, opferfreudig, wie er war, tauchte er bald hier, bald da auf, hier neu anregend, trotz zum treuen Aushalten ermunternd.

Auch die Gründung der katholischen Trinkerheilstätten, deren wir jetzt acht besitzen, verdanken wir seiner Initiative und Förderung. Und wenn jetzt Tausende von ehemaligen katholischen Trinkern ein nüchternes Leben führen, weil sie durch die Heilstätte oder durch ein Kreuzbündnis gerettet worden sind, so sollen sie dankbar unseres unvergeßlichen P. Anno gedenken.

Neumann war nicht gerade ein erstklassiger Redner, auch seine Schriften „Zur Reform der Trinksitten" (Köln 1903), „Der Seelsorger und der Alkoholismus" (Seelsorger-Praxis Nr. XV, Schöningh) reichen nicht an die Schriften etwa eines Egger heran; Neumann war mehr ein Mann der Initiative, der Tat. Und da ist es tragisch, daß er gerade im Dienste seiner Bewegung, durch Ueberarbeitung nach zweitägiger Tätigkeit in Essen, sich die Krankheit zuzog, die seinem Leben ein Ende machte.

In der deutschen und außerdeutschen Nüchternheitsbewegung war Neumann eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, geachtet und geschätzt von Katholiken und Nichtkatholiken. Wir aber, seine Mitarbeiter in der katholischen Abstinenzbewegung, verehrten ihn als unseren Heerführer, liebten ihn als einen frommen und selbstlosen Priester. R. i. P.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Wer Windthorst persönlich näher getreten ist, weiß, daß er für Mäßigkeit, aber nicht Abstinenzler war. Für die Pflicht der absoluten Abstinenz kann man sich auf Windthorst nicht berufen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat aus Windthorsts eigenen Worten gehört, wie warm und überzeugend er für Mäßigkeit im Alkoholgenuß eintrat und ein etwaiges Zuviel auch bei den katholischen Studentenkorporationen mit besorgten Augen ansah. Vor der strengen Abstinenz äußerte er größten Respekt, meinte aber, sie werde wohl niemals allgemein werden. „Wer es fassen kann, der fasse es", schloß er seinen Diskurs und nahm mit einem launigen Prosit einen kleinen Schluck aus seinem Glase.

Vom Büchertisch.

Führer durch die Jugendliteratur. Gedanken über die Erziehung zum Lesen mit einer Auswahl empfehlenswerter neuer Jugendschriften. Ratgeber für Bibliothekvorstände, Lehrer und Eltern. Im Auftrage des Katholischen Schulvereins für die Diözese Rottenburg herausgegeben von Joseph Karlmann Brechenmacher, Seminaroberlehrer. V. Heft, Stuttgart 1913. Verlag des Katholischen Schulvereins für die Diözese Rottenburg. (Oberlehrer Wenger, Stuttgart, Wilhelmsplatz 8). Das 5. Heft von Brechenmachers Wegweiser durch die Jugendschriften reiht sich würdig an die vorhergehenden an. Es ist ein einzig dastehendes, schon unentbehrlich gewordenes Büchlein für Eltern, Erzieher und alle Freunde der Jugend. Während man vor Jahren noch ziemlich rat- und hilflos bei der Suche und Auswahl geeigneter Lektüre für die Jugend zwischen den Verkaufsständen des ins Riesenhafte angewachsenen Büchermarktes hin- und herging, geleitet uns jetzt ein treuer Mentor. Das 5. Heft enthält eine Auswahl von 530 Jugendschriften, mit großem Fleiße und geschickter Hand gesichtet und geordnet nach Inhalt und für verschiedene Lesealter. Die wichtigeren Werke sind von fachmännischer Seite kurz gewürdigt. Brechenmachers „Führer" enthält in seiner „Einführung" und in dem längeren Artikel „Ueber Erziehung zum Lesen" überaus praktische Winke für den Erzieher, goldene Worte für alle, die Lesen lernen und lehren wollen. Der Führer ist bisher schon in vielen Tausenden hinausgewandert in die katholische Welt. Ein Strom von Segen geht von dieser edlen Tat aus. Doch es müssen viele Zehntausende werden, die sich seiner Leitung anvertrauen, und dazu ist nur notwendig, daß man ihn kennen lernt. Jos. Ballev.

Adam Trabert: Historisch-literarische Erinnerungen. 8°. VIII und 536 S. Geh. M 5.—, geb. M 6.—. Verlag der Joseph Köselschen Buchhandlung, Kempten und München. Der bekannte Wiener Schriftsteller und Journalist Adam Trabert, der im Januar 1913 seinen 91. Geburtstag feiert, hat in diesem Buche, einem Wunsche seiner Freunde und Verehrer folgend, aus seinem langen, reichen und wechselvollen Leben Erinnerungen niedergeschrieben, die ein gut Stück der neueren Geschichte unseres deutschen Vaterlandes umfassen. Seine Jugendzeit in Fulda, Studentenzeit in Marburg mit dem Sturmjahr 1848, den Verfassungsstreit in Hessen (1866), die österreichische Zeit, sein Wirken in Wien als Zeitungsmann und Politiker, als Volksredner und als Dichter, als treuer Kampfgenosse Baron v. Vogelsangs und Dr. Luegers schildert uns Trabert bald großzügig, bald in subtiler, geschmackvoller Kleinmalerei, wie es eben der Gegenstand gerade erheischt. Es liest sich immer ganz anders, wenn ein Augenzeuge, einer, der selber dabei war, von dem Brausen und Gären des deutschen Geistes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, von Kämpfen,

Freuden und Leiden des im öffentlichen Leben stehenden Katholiken usw. der gespannt lauschenden neuen Generation erzählt. Nach solchen Büchern greift man mit wahrer Ehrfurcht. Jos. Valley.

Durch Sand, Sumpf und Wald. Missionsreisen in Zentral-Afrika von Franz Xaver Geyer, Titular-Bischof von Trocmadä, Apostolischer Vikar von Zentral-Afrika. Mit 395 Illustrationen und 9 Kartenskizzen. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., München-Regensburg 1912, 555 S., ℳ 8.—. Bischof Geyer, gebürtig aus Regen in Bayern, betrat am 5. Dez. 1882 zum ersten Male als junger Missionär den afrikanischen Boden. Mit einer Unterbrechung von etwa sechs Jahren war er bis heute mit unermüdlichem apostolischem Eifer, seit 1903 als apostolischer Vikar, in dem ausgedehnten Missionsgebiete des Sudan und Zentralafrikas tätig. So konnte der Verfasser aus dem eigenen Erleben schöpfen. Das vorliegende, prächtig illustrierte und in fließender Sprache geschriebene Buch gibt ein Bild von den Kämpfen und Mühen, von dem dornigen Wege unserer Missionare in dem dunklen Erdteil. Wir folgen dem Verfasser auf seinen Missionsreisen von den Gestaden des Roten Meeres und den fruchtbaren Niederungen des unteren Nils bis tief nach dem Süden, in das Land der Madi und das Gebiet Uganda am Viktoria-See und lernen Land und Leute mit ihrer Kultur kennen. Auf seiner Reise von Gondokoro nach Koba im Januar 1910 traf der Verfasser an den Ufern des Unjama mit Theod. Roosevelt zusammen, der „wiederholt seiner großen Achtung vor der katholischen Kirche und den Leistungen ihrer Missionen unverhohlen Ausdruck gab". Möge dieses Prachtwerk den Missionsgedanken im Volke nur noch mehr vertiefen und unseren Missionen recht viele opferfreudige Herzen erschließen. Jos. Valley.

Jesuitengesetz und Bundesrat. Ein Kampf um die Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der Katholiken Deutschlands. Herausgegeben im Auftrage der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags. 72 Seiten brosch. Preis einzeln 20 Pfennig. Partiepreise: 25 Stück 3 Mk., 50 Stück 5 Mk., 100 Stück 9 Mk., 1000 Stück 80 Mk., 5000 Stück 350 Mk. franko zugesandt. Versandstelle: Germania, Aktien-Gesellschaft für Verlag und Druckerei, Berlin C 2, Stralauer Straße 25. Eine vortreffliche Broschüre, die die verschiedenen Erlasse zum Jesuitengesetz in Kürze erklärt und die Stellung der Zentrumsfraktion übersichtlich und gemeinverständlich darlegt. Den Hauptinhalt der Broschüre bilden die eindrucksvollen Reden Spahns und Gröbers, sowie des Reichskanzlers und v. Liscos im Reichstage am 4. und 6. Dezember 1912. Das Schriftchen bietet zur Aufklärung des deutschen Volkes über die Ungerechtigkeit des Jesuitengesetzes reichliches und gediegenes Material. Jos. Valley.

Anton Huonder S. J.: Die Missionen auf der Kanzel und im Verein. Erstes Bändchen. Sammlung von Predigten, Vorträgen und Skizzen über die katholischen Missionen. Preis ℳ 3.20. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Sie will das Echo, „das die große, von lebendigem Glauben durchdrungene Missionsrede des Fürsten Löwenstein auf dem Breslauer Katholikentag (1909) in ganz Deutschland gefunden" (Vorwort), durch den Mund des Seelsorgers in die Herzen des katholischen Volkes tragen. Auf der Kanzel und im Verein soll der Priester, selbst durchdrungen von der Missionspflicht, das gläubige Volk belehren über die großen Aufgaben der Mission und es zur Mithilfe anleiten. Hier hat der Seelsorger, der vielbeschäftigte, fertigen Stoff für solche Predigten und Ansprachen. Jeder Priester, der dieses erste Bändchen nur überschaut, wird gewiß nicht bloß gelegentlich, sondern öfters im Anschluß an die Sonntagsperikopen eine regelrechte Missionspredigt halten. Gott sei Dank, daß wir endlich etwas derartiges haben und uns nicht mehr vor den Protestanten zu schämen brauchen, die längst schon eine umfangreiche Missionspredigtliteratur besitzen. „Hochwürdige Seelsorger" so heißt's in der Rede des Fürsten Löwenstein, „im Namen der 30 Millionen Heiden, die jährlich ungetauft sterben, bitte ich Sie: vergessen Sie in Ihrer Sorge um unser Seelenheil nicht der Seelen, die in den Heidenländern verloren gehen, vergessen Sie nicht, daß jedes Ihrer Pfarrkinder die Pflicht hat, an der Rettung dieser Seelen mitzuwirken, und vergessen Sie nicht, daß wir für unser eigenes Heil nicht besser wirken können, als wenn wir für das Heil anderer besorgt sind". Fiat! B. Mertens, Mainz.

Die heilige Eucharistie und ihre Verherrlichung in der Kunst, von P. D. Corbinian Wirz O. S. B. Mit Titelbild in Lichtdruck und 93 Abbildungen im Text. (Kart. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.70.) Kunstanstalt und Verlag von B. Kühlen, M. Gladbach. Dieses Werkchen eröffnet die zweite Sammlung des „Hausschatz christlicher Kunst". Es war ein segenbringender Gedanke, das ewige Anbetungslied der Kunst, zu dem die größten Meister aller Zeiten ihre Kräfte vereinigten, dem christlichen Hause in der vorliegenden Form darzubieten. Das Bändchen „Die heilige Eucharistie" behandelt die Ikonographie der heiligen Eucharistie, angefangen von den ältesten primitiven Malereien der Katakomben. Die Bilder aus der rühmlichst bekannten Kunstanstalt sind von sauberer vorzüglicher Ausführung und nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: die ältesten Darstellungen der heiligen Eucharistie; das letzte Abendmahl; die Emmausjünger und Einzelbildnisse; das heilige Opfer; die heilige Kommunion; die heilige Eucharistie und die Heiligen; Lauda Sion. Der erläuternde Text, in vornehmer glaubensinniger Sprache geschrieben, ist klar und erschöpfend. Wir wünschen dem Bändchen allseitige freundliche Aufnahme. J. Valley.

Predigten und Ansprachen, zunächst für die Jugend gebildeter Stände von Msg. Dr. Paul Baron de Mathies. 4. Band. Advents- und Fastenpredigten, akademische Ansprachen und Gelegenheitsreden. Herder, Freiburg 1912. Ansgar Albing veröffentlicht hier einen weiteren Band seiner geschätzten, für die Gebildeten, namentlich für die akademische Jugend berechneten Vorträge, die er als akademischer Seelsorger in Zürich gehalten hat. Man kann ihnen die Anerkennung nicht versagen, daß theologische Sachkenntnis, logische Zielstrebigkeit, Bezugnahme auf moderne Bedürfnisse, einfacher ungekünstelter Ausdruck sich darin zu einer schönen Wirkung verbinden. Die Absicht des Verfassers ist, wie er selbst sagt, „das moderne Leben im Lichte des Glaubens zu analysieren" und „die Stellung des gebildeten Katholiken in der heutigen Kulturwelt" klarzumachen. Das heißt zwar etwas viel behaupten, aber allen Vorträgen merkt man das ernste Streben an, die vielgestaltige Welt der Gebildeten in Einklang mit den alten Forderungen der Kirche zu bringen. Der Vortrag über das Bibellesen ist anregend, wird aber kaum in allen Teilen Zustimmung finden. Der Gesichtskreis ist doch etwas zu eng. Im allgemeinen aber können wir diese Vorträge zur Privatlektüre und zur Nachachtung für ähnliche Zwecke ruhig empfehlen. Dr. Jos. Holzner.

Tapfere Worte gegen die Auswüchse des modernen Theaters.

I.

Die vielumstrittene „Bayerische Staatszeitung" („Kgl. Bayerischer Staatsanzeiger") hat sich gleich in ihrer ersten Nummer (vom 1. Januar 1913) durch eine von Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach, dem langjährigen Theaterreferenten der „Allgemeinen Zeitung", angestellte Gewissenserforschung über die Königlichen Theater in München ein Verdienst erworben. Wenn die „Allgemeine Rundschau" gleich der Stimme des Rufenden in der Wüste kaum irgendwo ein Echo fand — ausgenommen den frechen Hohn und die Kotanwürfe in einer gewissen Libertinerpresse — hat sie sich mehr als einmal auf die Zeugenschaft des ebenso maßvoll und leidenschaftslos wie unerbittlich und ohne jede sog. Rücksicht urteilenden, nötigenfalls auch wider den Strom schwimmenden Freiherrn von Mensi berufen können.

Der angesehenste Kritiker Münchens richtet hier am rechten Orte seine ernsten Vorhaltungen an diejenigen Bühnen, welche als zum Königlichen Hof- und Nationaltheater gehörig und aus königlichen Mitteln unterhalten und subventioniert dem königlichen Hofe und seinen bestellten Organen ein erhebliches Maß von Verantwortung auferlegen. Mittelbar erstrecken sich natürlich diese Mahnungen auch auf alle anderen Bühnen, soweit sie sich in gleichem oder noch weit schlimmerem Maße in den Dienst der wachsenden Geschmackskorruption und sittlichen Entartung stellen.

Alfred Freiherr von Mensi schreibt in Nr. 1 der „Staatszeitung" u. a.:

„Von den neuen Schauspielen, die im Hoftheater aufgeführt worden, ist es einzig das Mysterienspiel „Jedermann", das die Saison überdauert, während die weit zahlreicheren Novitäten des Residenztheaters fast durchaus nur ein kurzes Leben fristeten oder, man kann es leider nicht verschweigen, fast alle nur der banalsten Unterhaltung, wenn nicht noch schlechteren Instinkten dienten. Der 25. März 1912 bedeutete so für das Kgl. Residenztheater wohl den Tiefstand, seitdem es existiert: an jenem Abend wurde nämlich die fünfaktige Komödie von Karl Sternheim „Die Kassette" unter einem furchtbaren Theaterskandal zum ersten Male und nie mehr wieder zu Ende gespielt — ein hoffentlich für die Zukunft maßgebender Fingerzeig, daß Autoren wie Karl Sternheim und Frank Wedekind, einer der giftigsten Blüten der gegenwärtigen Literatur, die Pforten unseres vornehmsten Kunstinstitutes besser verschlossen bleiben sollten. Man denke an des letzteren 1910 an derselben Stelle aufgeführten „Liebestrank".

Vergleicht man das Verzeichnis der neuen mit jenen der neueinstudierten Werke in Schauspiel und Oper, so muß einem auffallen, daß die neueinstudierten Werke die wertvolleren und bleibenderen sind. Dem verstorbenen Intendanten scheint diese Erkenntnis ebenfalls nicht fremd geblieben zu sein, denn er äußerte sich noch am Abend vor seiner Operation, der bald sein Ende folgen sollte, zum Schreiber dieser Zeilen, daß er sich in der nächsten Saison mehr auf die Neueinstudierungen älterer Werke, als insbesondere auf die Gewinnung fragwürdiger neuer Opern verlegen wolle. Freiherr v. Speidel war bekanntlich, insbesondere was das Schauspiel betrifft, von einer weitgehenden, seine Vorgänger übertreffenden Toleranz.[1]) Es scheint uns

[1]) Leider fährt die Hofbühne auch unter dem neuen Intendanten immer noch fort, bereits halb verjährte Wechsel auf die „Toleranz" seines Vorgängers einzulösen. Wolff-Ferraris schwül-brünstige Oper „Der Schmuck der Madonna" ist inzwischen unter dem ärgerlichen Widerspruch der Libertinerpresse noch mehr abgemildert worden. Aber selbst die stärksten Streichungen und Milderungen vermögen den aufdringlichen erotischen Kern nicht zu vertuschen. Das sah man auch wieder an dem Einakterzyklus „Gesinnung" von Hans Müller, der am Neujahrstage dem Königlichen Residenztheater zugemutet wurde. Drei von den vier Komödien wurden von Freih. von Mensi in Nr. 2 der „Staatszeitung" als sehr starker Tabak gekennzeichnet, die sexuelle Probleme in frivoler Weise behandeln. Und das trotz der starken Abschwächungen gegenüber dem gedruckt vorliegendem Text! Sehr scharf urteilt der „Bayerische Kurier" (Jos. Rau) über diese „widerlich parfümierten Hetärengeschichten", diese „albernen Kokottengeschichten" mit ihren „süßlich zubereiteten Dialogwendungen, hinter denen freche Pikanterien schreien", und fügt noch folgende deutliche Apostrophe hinzu: „Man spricht sonst gerne von einem „anständigen" Neujahrspräsent; was uns gestern das Residenztheater zu bieten wagte, war just das Gegenteil. Der neue Intendant, dessen Taten nun endlich einmal fällig werden, waltet dabei immer noch als Testamentsvollstrecker." Nun, einstweilen scheint sich der neue Intendant mit dem frenetischen Beifall einer ausgesprochenen Libertinerpresse zu begnügen, der sich neuerdings mit unverhohlener Tendenz auch ein gerne als Lektüre für den „Familientisch" angepriesenes liberales Beamtenorgan zugesellt. Selbst die sozialdemokratische „Münch. Post" (Nr. 3) findet diesmal, sehr im Gegensatz zur liberalen Allerweltspresse, scharfe Worte unter gleichzeitigem Spott über die „im

aber gar nicht die Aufgabe unserer Hofbühne zu sein, in erster Linie das Publikum mit allem Neuen, Guten oder Schlechten, bekannt zu machen, sondern vielmehr das wirklich Gute dauernd zu bewahren und zu suchen, es immer wieder durchzusetzen. Das Erstere kann und sollte sie unseres Erachtens den reinen Geschäftstheatern überlassen, mit denen in eine wilde Konkurrenz zu treten unter ihrer Würde sein müßte. Wenn es nun leider auch wahr ist, daß man mit dem Schlechten oft mehr „Kasse machen" kann als mit dem Guten, so sollte doch das vornehmste, älteste und populärste Kunstinstitut des Landes eine doppelt hohe Aufgabe darin erblicken, das Gute, auch wenn es nicht neu ist, heilig zu bewahren und von dem Neuen eben nur das Beste zu geben. Dadurch allein wird und kann sich eine Hofbühne von den Privat- und Geschäftstheatern vorteilhaft unterscheiden — und durch das Defizit, das unter solchen Umständen für ein Hoftheater zur Ehrensache werden kann.

Wenn wir für unsere Hofbühne, die unter einem neuen allerhöchsten Herrn, mit einem neuen Intendanten und zum Teil neu dirigierenden Kräften in das neue Jahr tritt, aus heißem kunstbegeisterten Herzen etwas wünschen dürfen, so ist es, daß es gelingen möge, in unserer zerrissenen und materialistischen Zeit die unveräußerlichen hohen Besitztümer unserer Literatur fest- und hochzuhalten. Wohl pflegt man in langen Friedenszeiten die Bedeutung des Theaters und des darstellenden Künstlers meist zu überschätzen — und sie wird in der Tat auch bei uns vielfach überschätzt — trotzdem wird man die Bedeutung wie die Wirkung des Theaters überhaupt wie die Hofbühne insbesondere auch nicht unterschätzen dürfen. Seit den Tagen des wüstesten ästhetischen Naturalismus in unserer Literatur und seit der „amoralischen" Antisophie Nietzsches, die unsere Philosophie um ein Jahrhundert zurückgeworfen hat, ist Schiller und seine Ansicht über die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet, leider besonders bei unserer für das Theater schreibenden Jugend höchst unpopulär geworden. Aber wir wollen es doch noch immer mit Friedrich Schiller halten und seinen hohen ethischen Zielen, wenn er a. a. O. sagt: „Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spieler behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molières Harpagon noch keinen Wucherer besserte, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht sein wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Und an anderem Orte: „Ein edles unverfälschtes Gemüt fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach."

Möge unsere Oper, die noch immer über eine Reihe glänzender Kräfte verfügt, unter ihrer neuen Leitung auch ferner im Zeichen Mozarts und Wagner stehen, möge unser Schauspiel aber vor allem und mehr als in der letzten Zeit der Fall gewesen, die Klassiker pflegen. Beide werden vielleicht zu ihrer eigenen Ueberraschung erleben, daß mit gut einstudierten Aufführungen solch älterer Werke und Opern zuletzt auch „Kasse zu machen" ist, wenn nur das Publikum systematisch dazu erzogen wird und man nicht zu ihm und seinen übelsten Instinkten herabzusteigen je Miene macht, was gewiß nicht ausschließt, daß jedes talentvolle Werk unserer neuesten Bühnen- und Opernliteratur Aufnahme finden und gefördert werden kann. Deutsch sein heißt bekanntlich, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Verbannen wir deshalb alle unsaubere Spekulation, der es nie um die Sache der Kunst zu tun war und ist, und halten wir uns wieder an unseren herrlichen Schiller, der in seinen „Künstlern" die schönen, ja oft genug zitierten, aber nicht immer befolgten Worte gefunden hat, die man heute ebenso, wie 1789, als er sie gedichtet, auf den Giebel jedes Theaters und in das Stammbuch jedes Künstlers schreiben könnte:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die gesunkene sich heben!"

In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, was Alfred Frhr. von Mensi in Nr. 52 der von ihm geleiteten „Allgemeinen Zeitung" vom 28. Dezember 1912 anläßlich der Uraufführung der „Sklavin aus Rhodus" geschrieben hat:

„Es ist bezeichnend für den Geist unserer Zeit, daß gerade die römische Komödie in ihrer beginnenden Entartung Anziehung auf die Komödienschreiber unserer Zeit immer mehr auszuüben scheint.... Natürlich experimentiert nun auch das Schauspielhaus, wie ja selbst unsere Hofbühne nach dem Vorbilde Reinhardts mit überflüssigen Nacktheiten. Die Trikots sind so ziemlich abgeschafft, aber man braucht kein Kollege des Sittenrichters Kallikles zu sein, um zu finden, daß die meisten Herren ein gutes Trikot weit besser kleiden würde, als der Mangel desselben. Schön war es gerade nicht, was wir zu sehen bekamen, gewiß aber ein Beweis für die Toleranz unserer bestverleumdeten Zensurbehörde."

II.

Fast gleichzeitig mit der oben zitierten Gewissenserforschung des Freiherrn von Mensi an die spezielle Adresse der Münchener Hofbühnen verbreitete sich Hardy Keiter, der vielversprechende Sohn einer unserer bedeutendsten Romanschriftstellerinnen und Dichterinnen (M. Herbert = Frau Therese Keiter), in einem Feuilleton der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 372 vom 31. Dezember 1912) eingehend über das Thema „Die Katholiken und das Theater". Von der beschämenden Tatsache ausgehend, daß in der katholischen Presse förmliche Triumphgesänge angestimmt worden seien, weil ein Autor in der Soutane, Dr. Aloys Außerer, das Glück gehabt habe, auf der Salzburger Bühne mit seinem Drama „Dido" zu Worte zu kommen, schildert Hardy Keiter die Ursachen, weshalb die Katholiken, vom Leben der nationalen Bühne ausgeschlossen, sich mehr und mehr auf das Vereinstheater zurückgezogen hätten. Keiter spricht die Katholiken von Schuld nicht frei und erörtert die Gründe, weshalb der Großteil der deutschen Katholiken der Bühne gleichgültig oder mit tiefer Unlust gegenüberstehe. Einen sehr wesentlichen Schuldfaktor, den die „Allgemeine Rundschau" namentlich in der letzten Zeit schon wiederholt deutlich beim Namen genannt hat und demnächst im Zusammenhange noch etwas klarer herausstellen wird, hat Hardy Keiter nicht näher berührt. Wir meinen den die Gemüter verwirrenden, die Grenzlinien verschiebenden Einfluß, den ein nicht kleiner Teil der heutigen katholischen Tagespresse durch eine — gelinde gesagt — allzu tolerante und weitherzige Berichterstattung über Auswüchse der heutigen Bühne und Bühnenkunst fort und fort auf weite Kreise des katholischen Volkes ausübt. Ein hartes Wort, aber es muß offen ausgesprochen werden. Hardy Keiter appelliert vor allem an das katholische Ehrgefühl und an das katholische Bewußtsein, aber seine nachstehenden Ausführungen richten sich, soweit sittliche Werte in Frage stehen, auch an alle noch auf positivem Boden stehenden Anhänger anderer Bekenntnisse:

„Es gibt kaum ein deutsches Theater, bei dessen Leitung der katholische Teil der Bevölkerung merkbarer Rücksicht begegnete. Von Einfluß nicht zu reden. Das liegt gleich schlecht auch in Städten mit einer blühenden, zielbewußten katholischen Bewegung, mit erdrückender katholischer Bevölkerungsmehrheit. Katholisches Bewußtsein scheint nicht „fashionabel" in den Logen und Parketts. Man läßt es zu Haus beim Nachtgebet der Kinder. Man amüsiert sich aber im Theater und, wenn's nicht anders geht, auch über sich und seine Ueberzeugung. Man fühlt den Hieb nicht, den der Gegner führt, sieht „objektiv" nur Kunstwert und Kunstleistung, denn die Tendenz zu fühlen wäre Vorurteil. Hier steht die Mehrzahl der katholischen Theaterbesucher noch tief in der gesinnungsverwässernden, gesellschaftlich liberalen Suggestion, hier fehlt das Rückgrat, das sich an andern Stellen schon so glänzend bewährte. Der Katholik als Abonnent, als ständiger oder Gelegenheitsbesucher des Theaters, nimmt vielfach stumpf in den Kauf, was man ihm vorsetzt. Ablehnung eines Stücks? Boykott bestimmter Dichter? Fernliegende Gedanken.

Doch auf der Gegenseite fühlt man nicht so vorsichtig. Ob bei vertauschten Rollen zwischen dem Katholizismus und Protestantismus wohl „Glaube und Heimat" den gleichen Weg gemacht hätte. In Preußen? Oder auch in Bayern? Kein akatholischer Handschuh hätte sich zum Beifall geregt. Hundert entrüstete Briefe hätten den „katholisierenden", „römelnden" Direktor an die Gefühle seines Publikums gemahnt. Süddeutschlands

homogen-sittlichen München" für nötig erachtete Verdünnung der im Textbuche weit stärkeren Erotik. Aber es ist für eine Hofbühne trotz der Streichungen noch genug übrig geblieben. Man höre das sozialdemokratische Blatt: „Lebensanschauung, Gesinnung, Pflicht, Arbeit: Quatsch! sagen die Figuren des Autors. Die Diätetik der modernen Zeitseele geht nur auf möglichst raffinierten Lebens- und Liebesgenuß. „Gott verhüte, daß aus dem Leben ein einziger Fabriksaal wird," sagt der eine; „Ehebrüche werden im Himmel geschlossen," sagt die andere von den Müllerschen Typen aus der faulig schillernden Oberschichte eines vollkommen entgötterten arbeitslosen Genußlebens. Das ist die Gesinnung seiner Figuren ...., Flirt, Ehebrüchelei, laxe Junggesellenmoral, Verführung, Verhältnisse, exotische Terrainkuren, ewige Alkovenstimmung ihr Daseinsinhalt." Ein merkwürdiges Neujahrs-Attest für eine königliche Hofbühne! Unser ceterum censeo bleibt: Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

tolerante katholische Städte aber, sie wurden der Schauplatz, Schönherrscher Triumphe, zehnmaliger Wiederholungen.

Es fehlt an Rückgrat — es fehlt auch manchmal an Gefühl, Gefühlen für bestimmte Grenzen. Man schluckt auf unserer Seite gute Quantitäten Paprika. Ist's nur ein Modestück, empfohlen von „berufener" Presse, und mildert eine Modenschau den Ernst des Literaturgenusses, so sieht man über manche Kleinigkeiten weg. Gewöhnung tut hier viel, und die Beharrlichkeit, mit der die Libertinen ihre Bewegung auf der Bühne propagieren, hat schon viel feine Nerven abgestumpft. Es ist ja amüsant, auch etwas aus dem „Jenseits" dieser Welt zu sehen, auch von kultur-historischem Interesse. „Man macht's ja doch nicht nach" und fühlt sich sicher vor der Ansteckung im festen Schutz katholischen Familienlebens. Denn über unseren eigenen Kreis hinaus sind wir ja nicht verantwortlich. Wer sich gefährdet sieht, der bleibe weg. So unterstützen wir vielleicht im Herzen selbst voll Sorge um die Zukunft unseres Volkes durch Gehenlassen seine ärgsten Feinde. Hier gilt verkehrt das Wort der Schrift: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich"; denn jede Duldung, selbst der schweigende Protest ist Wasser auf die Mühle der libertinen Bewegung.

Wir Katholiken denken heute bei der Auswahl unserer wissenschaftlichen und politischen Lektüre. Denken wir auch beim Besuche unserer Theater. Vor allem zeigen wir energisch, was wir nicht wollen. Das ist unsere erste Aufgabe. Traurig, daß sie eine negative sein muß. Sorgen wir, daß wir wissen, welcher Art das Stück ist, das der Abend bringt. Verletzt es unser religiöses, unser Reinlichkeitsgefühl, so sorgen wir für sein Verschwinden. Durch Nichtbesuch und durch Protest!"

Die Samberger Ausstellung in der Münchener Sezession.

Die Winterausstellung der Münchener Sezession bringt außer zwei Sondergruppen, über die ich an anderer Stelle berichten werde, eine reiche Sammlung von Werken Leo Sambergers. Sie umfaßt nicht weniger denn 120 Gemälde und Zeichnungen, deren Entstehungszeit bis ins Jahr 1882 zurückreicht. Aus drei Jahrzehnten von den fünf seines Lebens, die sich im August 1911 vollendeten, bietet der Meister eine Auslese glänzender Leistungen, Bekanntes und weniger Bekanntes, gerade des letzteren eine reiche Menge, die dazu dient, ihn nach mancher Richtung noch besser würdigen, seinen Entwicklungsgang genauer übersehen zu können. Anderseits ist eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen. Die Ausstellung charakterisiert den Künstler allzusehr als den Menschenschilderer, der er ja unbestreitbar in einem Grade ist wie nur wenige, schaffend mit einer temperamentvollen Subjektivität wie im heutigen Deutschland vielleicht kein anderer. Allzu knapp aber ist seine religiöse Kunst fortgekommen. Es fehlt ja nicht an tüchtigen Beispielen dieser Richtung, um Sambergers außergewöhnliche Wichtigkeit auf dem Gebiete der modernen christlichen Kunst anzudeuten. Aber ich vermisse eine Anzahl besonders hervorragender Werke. So z. B. seine Pietà, sein Jüngstes Gericht, Pauli letzten Gang, den Petrus Canisius; auch der von Samberger geschaffene Christustyp hätte noch ausgiebiger vor Augen geführt werden können. Aber gleichwohl — was die Ausstellung auf dem religiösen Gebiete zeigt, ist herrlich. Man sehe diese Prophetengestalten voll Majestät und überwältigender Kraft, diese versonnene Sibylle, die prachtvoll komponierten Skizzen zum „Paulus" (1884), zur „Kreuzigung" (1886), zur „Pfingstgeschichte" (1889), die eines Michelangelo würdige Zeichnung der Madonna (1896). Mit seiner Herbigkeit ist dieser weibliche Idealkopf überaus kennzeichnend für den tiefen Ernst und die großartige Kraft, die der Sambergerschen Kunst eigen sind. Die Weichheit, Schmiegsamkeit, der äußere Reiz der weiblichen Art macht diesem Künstler Mühe. Das erinnert etwas an Lenbach, dessen Farbengebung und Auffassung auch auf etliche ältere Werke Sambergers erkennbaren Einfluß geübt hat. Er hat an dieser Richtung studiert, ohne sie Macht über sich gewinnen zu lassen. Charakteristisch ist auch für die Kunst dieses Meisters, daß er seine weiblichen Bildnisse nur selten als Porträts betrachtet wissen will. Sie sind ihm Allegorien, Sinnbilder. Auf ihrem eigentlichsten Gebiete befindet sich die Porträtkunst Sambergers erst, wenn er Männer zu schildern unternimmt. Erst da führt sein Weg in die wirkliche Tiefe der Charaktere. Zur Schilderung ihrer oft komplizierten Eigenart genügt ihm das Antlitz, eine Nüance der Haltung, der Blick des Auges — und das wirkt mit überzeugender Gewalt. Die von Samberger geschaffene Reihe von Bildnisimpressionen berühmter zeitgenössischer Künstler und Gelehrter wird für die Zukunft ein Dokument bleiben, das gegenständlich und technisch den Bildniswerken eines Rubens, Rembrandt, van Dyck, Velazquez und weniger Meister gleichen Ranges ebenbürtig zur Seite steht.

Dr. O. Doering, Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Mit Ablauf des Jahres ist Franz Fischer in den Ruhestand getreten. Wir haben jüngst aus Anlaß dieses bevorstehenden Ereignisses bereits die Verdienste des seit 1879 an unserer Hofoper wirkenden hervorragenden Dirigenten, dessen Name als einer der genialsten Träger der Wagnerschen Kunstmission immer genannt werden wird, gewürdigt. Prinz-Regent Ludwig verlieh ihm in Anerkennung seiner langjährigen vorzüglichen Dienstleistung den Titel eines K. Generalmusikdirektors und das Ritterkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone. Möge sich Franz von Fischers seit längerer Zeit wenig günstiges Befinden erheblich bessern und ihm einen harmonischen Lebensabend sichern. Mit gleichdatiertem Allerhöchsten Signat wurde der k. k. Hofkapellmeister Bruno Walter zum Generalmusikdirektor ernannt. Der Nachfolger Fel. Mottls, dessen endgültiges Engagement wir, wie bekannt, unserem neuen Intendanten Freiherrn von Franckenstein verdanken, wird sich zuerst der Vorbereitung von Rich. Strauß' „Ariadne" widmen.

Kgl. Residenztheater. „Berg-Eyvind und sein Weib", das Schauspiel von Joh. Sigurjonsson, einem jungen isländischen Dichter, hat im Mai in Kopenhagen großes Aufsehen erregt. Die Münchener Hofbühne sicherte sich die deutsche Uraufführung und selbst das gegen das literarische Ausland so verschlossene Paris plant eine Aufführung des Dramas. Die beiden ersten Akte rechtfertigten die sehr hochgespannten Erwartungen, sie fesselten durch die packend gezeichnete Umwelt dieses uns stammverwandten und doch so fernen Volkes auf dem Eiland des Nordens, wo die Natur noch eine eindringlichere Sprache redet und alte Sagen noch in die Gegenwart hineinspielen. Im dritten Akte aber, als eine Mutter ihr Kind tötet, da breitete sich eine Kluft des Empfindens zwischen dem Island der Bühne und dem südlicheren Europäertum der Zuschauer aus und so wirkte der „weiße Tod" des Schlußaktes mehr als Peiniger, denn als versöhnendes Element. Auf dem Hofe einer wohlhabenden jungen Witwe hat ein fremder Knecht Aufnahme gefunden. Bald wird er Verwalter, da er sehr tüchtig ist, und seine Herrin sich in ihn verliebt. Durch Zufall wird er als ein entsprungener Sträfling erkannt, und ein Neider sorgt dafür, daß die Wahrheit festgestellt wird. Eyvind gesteht es Halla, daß er aus Hungersnot gestohlen und später aus dem Zuchthause ausgebrochen sei. (Die isländischen Gesetze belegten Diebstahl im 18. Jahrhundert, in dem das Stück spielt, mit barbarischen Strafen.) Hallas Liebe wird durch dieses Geständnis nicht getrübt, und als Eyvind fliehen muß, verläßt sie Hof und Herd, um ihm in die schauerliche Einöde zu folgen. Nach sechs Jahren sehen wir die beiden wieder, sie haben am Fuße eines Gletschers sich ein Schutzhaus gebaut, neben dem ein gewaltiger Wasserfall in die Tiefe stürzt. Eyvind, zu dem sich ein anderer „Geächteter" gesellte, kehrt heim von der Jagd mit reicher Beute an Schneehühnern und Schwänen. Halla spielt mit ihrem Töchterchen, das an ein Seil gebunden, damit es nicht in den Abgrund stürze. Im Auftakt fast eine Idylle. Allein, wir hören, wie oft sie in langen Wintern mit Schnee und Eis und Hungersnot gekämpft. In der Verzweiflung des Hungers hat Halla ihr erstes Kind getötet, um es nicht leiden zu sehen. Auch von Menschen, die ihr Versteck aufstöberten, drohte ihnen oft Gefahr. Sie werden überrascht, der Verhaftung scheinen sie nicht mehr entgehen zu können. Da schleudert Halla ihr Kind in die Wasser, damit es nicht in fremde Hände gerate, und im gleichen Augenblick ersticht ihr Mann den Anführer der Verfolger. Sie entfliehen. Diese sich blitzschnell abspielenden Affekthandlungen waren es, die den Gefühlskontakt zwischen Bühne und Zwischenraum störten. Nach vielen Jahren treffen wir die beiden in einer Hütte, der Schneesturm tobt seit Wochen, alle Vorräte sind aufgebraucht, innen droht der Hungerstod, außen ein Grab in Schnee und Eis. Mit hoher dichterischer Kraft zeigt der Autor, wie selbst die tiefe Liebe der beiden durch die Verzweiflung erschüttert wird. Der Mann greift zur Bibel, die schon dem Wahnsinne nahe Frau verharrt in einer Art heidnischem Trotz. Halla stürzt hinaus in den Schneesturm, in dem auch der sie suchende Mann den Tod findet. Seit vielen Jahrhunderten sind dem kargen Boden Islands köstliche Blüten epischer und lyrischer Poesie entsprossen. Erst seit wenigen Jahrzehnten entwickelt sich daselbst das Drama. So kann es nicht wundern, daß ungeachtet packender dramatischer Entladungen viele Schönheiten des Werkes mehr episches und lyrisches, als dramatisches Gepräge aufweisen. Haben wir oben gesagt, was uns erschwert, mit den Gestalten zu fühlen, so sei anderseits betont, daß der Sinn der Dichtung die Verherrlichung eines Heroismus der Liebe, einer echt germanischen Treue ist, Ideale, an die eine weichlichere Zeit zu erinnern, nur gut sein kann. Die Zuhörer feierten den anwesenden Dichter herzlich. Durch Frau Swoboda und Steinrück fanden die wuchtigen Charaktere blutvolle Verkörperung. Da die gigantische Natur Islands so stark in die Vorgänge des Dramas hineinspielt, hatte die Inszenierung nicht leichte Aufgaben, die jedoch durchwegs künstlerische Lösungen fanden. — Mit ganz anderen Empfindungen gedenke ich einer weiteren Novität, die der Hofbühne sehr wenig würdig war. Gewiß soll im Spielplan neben dem Ernst auch der Scherz nicht fehlen. Ich sehe nur nicht ein, warum die Dichter letzteren mit Vorliebe just im Kokottenmilieu suchen und wenn schon — dann

kann ich es nach wie vor nicht als eine Aufgabe einer Hofbühne betrachten, derlei aufzuführen. Hans Müller ist hier schon mehrmals gespielt worden mit mittlerem Erfolge; sein ausschließlich auf das Erotische eingestelltes „heiteres Quartett", Einakter, denen er den Gesamttitel „Gesinnung" gab, fand ein verständnisinniges Feiertagspublikum. Müller gehört zu den Nachtretern Schnitzlers, der „Reigen" und der Anatoltypus haben es ihm angetan. Gustav Waldau verkörperte letztgenannten Wiener Snob glänzend, als er am Schauspielhaus war, jetzt gelingt es ihm auch mit den mühsam erzeugten Müllerschen Geistesblitzen zu brillieren, denn auch Similidiamanten glitzern. Sieht man sich den frivolen Geist der Stückchen näher an, so bemerkt auch der Harmlose, daß hier im Grunde gar nichts so gedankentief ist, wie es den Anschein haben soll, im Gegenteil untief, oberflächlich, mit erotischen Zweideutigkeiten spielend. (Vgl. auch die Fußnote S. 34 zu dem Artikel: „Tapfere Worte gegen die Auswüchse des modernen Theaters.")

Aus den Konzertsälen. Das 6. Abonnementskonzert des Konzertvereins begann mit der Tragischen Ouvertüre von Brahms, der das D-Moll-Konzert desselben folgte, den Schluß bildete die Eroica. Das Programm schien weniger Anziehungskraft gehabt zu haben, und doch war der Abend ein sehr genußreicher. Das Brahmssche D-Moll-Konzert ist kein leichtzufassendes Werk, das sich dem Hörer ohne Mühe erschließt, allein unter Löwes Führung und mit Artur Schnabel am Flügel gewann alles blühendes Leben. Bewunderungswürdig war die Interpretation der Beethovenschen Symphonie, die ideal genannt werden darf. In den Volkssymphoniekonzerten der jüngsten Wochen dirigierte Paul Prill mit gutem Gelingen Mendelssohns heute wenig mehr fesselnde Reformationssymphonie, Haydns Militärsymphonie und Rich. Strauß „Eulenspiegel". In ganz besonderem Maße gelang Mozarts „Kleine Nachtmusik"; die Wiedergabe der ersten Beethovensymphonie, die gleichfalls eine sehr anerkennende Aufnahme fand, stand an Eindruckskraft ein wenig zurück. In der Wiedergabe von Beethovens Klavierkonzert in Es-Dur op. 73 erzielte Jan Sickesz einen verdienten starken Erfolg.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Neuheiten, die in den Festtagen oder kurz nach denselben herauskamen, bewegten sich zumeist auf dem leichte Niveau des Schwankes und der Operette. Diese Stücke hier zu verzeichnen, hat wenig Wert. — Auch Franz Molnars „Märchen vom Wolf", das im Wiener Burgtheater dank vorzüglicher Wiedergabe gut aufgenommen wurde, wird als vergoldete, aber taube Nuß bezeichnet. Ein eifersüchtiger Mann wird durch seine milde Frau kuriert, die selbst wiederum durch bunt und neu aufgeputzte Traumbilder von Gedankensünden und romantischen Dummheiten geheilt wird. — „Die Hochzeit des Mozart", ein Volksstück, das aus Anekdoten nicht ungeschickt eine historische Umwelt aufbaut und das Sentimentale und das Possenhafte nicht meidet, brachte den Autoren F. Krauß und O. Schwartz in Frankfurt a. M. einen sehr freundlichen Erfolg. — Sehr günstig werden die Leistungen des neuen „Deutschen Opernhauses" in Charlottenburg beurteilt, welches die Ziele einer Volksoper in gutem Sinne anstrebt. Als erste Uraufführung wird demnächst „Wieland der Schmied", Musikdrama von Kurt Hösel, in Szene gehen. Die Textdichtung fußt auf Rich. Wagners Entwürfe. — In München starb Jos. Schmid, der das von dem Grafen Pocci begründete Marionettentheater 53 Jahre lang geleitet hat. — In Berlin beging der Komponist Max Bruch am 6. Januar den 75. Geburtstag. — „Vor dem Sturm", ein Schauspiel aus dem Winter 1812/13 von B. Schreck fand in Frankfurt a. O. starken Beifall. Das Stück fußt auf einem Roman Theodor Fontanes. — Graf Hülsen-Haeseler beging sein zehnjähriges Amtsjubiläum als Generalintendant in Berlin; aus diesem Anlaß erschien eine Festschrift, welche die Verwaltungsgeschichte der Kgl. Bühnen behandelt. — In Frankfurt a. M. wird die Erbauung eines Theaters für die minder bemittelten Bevölkerungsschichten geplant. — „Schuldig?", ein Drama von Hermine Billinger hatte in Halle herzlichen Beifall. Das Stück behandelt nach Berichten in allzu breiter Realistik den Mord einer Verlassenen an ihrem Liebhaber. — „Der grüne Frack", ein Lustspiel von de Flers und de Caillavet hatte in Paris starken Erfolg. Die parodistische Laune der Verfasser treibt ihr Spiel mit der Akademie und der Präsidentschaft der Republik. Einige Kritiker haben den Namen Aristophanes ausgesprochen, andere reden von einer bloß ulkenden Posse, die durch die Aneinanderreihung grotesker Anekdoten lachen machen will. —

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Erleichterung der Geldmärkte — Gebesserte Börsen — Konjunkturaussichten.

Die Börsen- und Finanzkreise sahen dem Beginn des neuen Jahres mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Verschiedene Momente der ungünstigsten Art mussten in ernste Erwägung gezogen werden. Die internationale Geldmarktsituation, welche im Dezember eine überaus grosse Inanspruchnahme aller beteiligten Faktoren gezeigt hatte, beherrschte die Börsenlagen auch beim Jahreswechsel. Besonders an die Reichsbank wurden zum Jahresschluss, und noch in den ersten Januartagen, derart enorme Ansprüche gestellt, dass die Liquidität des Instituts eine harte, jedoch glänzend bestandene Probe zu überwinden hatte. Mit dem Einsetzen der erwarteten Rückflüsse an die Reichsbank, und vor allem durch das Freiwerden der bei den Grossbankzentralen angehäuften Bargelder trat rasch und unvermittelt eine starke Entspannung am Geldmarkt ein. An der Berliner Börse konnte der Satz für kurzes Geld an einem Tage von $7^1/_2$ % auf 5 % reduziert werden. Die Seehandlung und die übrigen Geldzentralen, die zum Dezember-Ultimo unerbittlich alle Geldgebote schlankweg abgelehnt hatten, erscheinen jetzt gleichfalls mit grossen Geldofferten. Das Anziehen der Devisenkurse, der Rückgang des Privatdiskontsatzes und eine grosszügigere Börsenstimmung zeigen die Wirkung einer Beendigung dieser Geldkalamität. Von dieser Sorge wären nunmehr Börse und Wirtschaftslage befreit. Welch grossen Einfluss diese Geldknappheit auf die industrielle Konjunktur ausgeübt hat, zeigen am deutlichsten die Jahresberichte der deutschen Handelskammern für das abgelaufene Jahr 1912. Mit Recht wird der Geldpolitik Deutschlands die Hauptursache einer industriellen Einschränkung bei uns zugeschrieben. Es wäre unausbleiblich gewesen, dass bei einer weiteren Geldversteifung die Exporttätigkeit und der gesamte deutsche Handel ins Stocken geraten wäre. Nachweisbar ist, dass das alte intensive Tempo, in welchem die deutsche Konjunktur sich mühelos ausbreiten konnte, zurzeit sichtlich im Abnehmen begriffen ist. Die bekannte Situation in der Auslandspolitik, die Unsicherheit des europäischen Friedens und die Unklarheit über die weitere Entwickelung der Balkaninteressen, bilden die Hauptfaktoren, welche an dem Stillstand in unserem Wirtschaftsleben mit die Schuld tragen. Eine durchgreifende Klärung wird erst mit der definitiven Erledigung der Balkanfragen zu erwarten sein. Aus der deutschen Montanindustrie liegen trotz dieser hemmenden Momente verhältnismässig günstige Berichte vor. Steigende Förderungsziffern in den Gruben des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, starke Nachfrage und flotter Absatz in Eisen und Kohle und die vorläufige Beilegung der Arbeiterbewegung im Saarbezirk lenken die Aufmerksamkeit neuerdings auf das Montangebiet. Die grossen Plusziffern in den Monatsausweisen der führenden Bergwerksgesellschaften, die glänzende Beschäftigung in der Elektrobranche bilden gleichfalls den Grundstock zu festen Börsentendenzen. Die börsentechnische Lage der Effektenmärkte ist übrigens angesichts der grossen Säuberung von schwachen Elementen als gut zu bezeichnen. Aus diesem Grunde konnten die neuen Börsenusancen, welche mit Monatsbeginn an sämtlichen deutschen Börsen zur Geltung kamen, keine Störung verursachen. Der Wegfall der Stückzinsberechnung bei Aktienwerten und die Dividendentrennung erst nach erfolgter Fälligkeit bringen zwar an den Börsen vollständig neugestaltete Normen, aber damit stärkere Berücksichtigung der Momente bei jedem einzelnen Dividendenpapier. — Die Nachwehen der hochernst politischen Dezembertage machen sich auch weiterhin, besonders im industriellen Oesterreich-Ungarn, unliebsam bemerkbar. Die Abhebungen von Einlagen aus Sparkassen waren dort stärker als bei uns zu verzeichnen. Die Geldmarktsituation ist auch im derzeitigen Augenblick, trotz der inzwischen eingetretenen Entspannung, im Nachbarland immer noch ernst. Die vielen und schweren Insolvenzen in einzelnen Industriesparten zeigen deutlich den grossen finanziellen Verlust. Zu erhoffen bleibt, dass mit einer politischen Beruhigung die gewaltigen Schäden, deren Wirkung auch bei uns wahrnehmbar ist, bald abgestellt werden können. — Aus den Zweimonatsbilanzen der deutschen Bankwelt ist die starke Beschäftigung unserer Haute-banque ersichtlich, anderseits aber auch deren zunehmende Anspannung durch die anormal gewesene Geldmarktlage. Die hohen Zinssätze, die verteuerten Provisionen werden den Instituten für das Jahr 1912 sicherlich erhebliche Gewinne gebracht haben, welche — vielleicht mit Ausnahme des Schaaffhausenschen Bankvereins — die gleichen Dividenden wie im Vorjahre gestatten. Bei zunehmender Befestigung der Börsentendenzen — die Aussichten zu einem solchen Börsenumschwung sind vielfach vorhanden — und mit der Minderung der politischen Wirren wird auch für Deutschlands Handel- und Industriewelt wiederum eine breitere Basis geschaffen werden. Viele im Hinblick auf die bisherige Unsicherheit der Politik zurückgestellte Finanzprojekte sind längst spruchreif und harren im laufenden Jahre ihrer Erledigung. M. Weber.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft. In der Generalversammlung der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft war durch 58 Aktionäre ein Nominalkapital von M. 8,219,200.— mit 5137 Stimmen vertreten. Es wurde nach den Vorschlägen der Verwaltung die Verteilung von M. 2,812,500.— als $37^1/_2$ %ige Dividende auf das eingezahlte Aktienkapital, die Ueberweisung von M. 1,000,000.— an die Reserve für unvorhergesehene Ereignisse und Vortrag des nach Abzug der statutarischen Tantieme verbleibenden Restes von M. 1,433,499.73 auf neue Rechnung genehmigt und nach Erteilung der Decharge an Aufsichtsrat und Vorstand die Wiederwahl der dem Turnus nach ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrats beschlossen.

Kirchliche Kunst. Wenn eine Firma in heutiger Zeit imstande ist, auf mehr denn den vierten Teil eines Jahrhunderts in ihrem Bestehen zurückzublicken, so erläutert dieser Umstand deutlicher als lange Beschreibungen die Gediegenheit des Geschäftsbetriebes, den Wert der in dieser langen Zeit geschaffenen Produkte. Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß gerade das Gebiet der kirchlichen Kunst eine reichliche Anzahl solcher soliden Firmen umfaßt, und wir haben an dieser Stelle wiederholt Gelegenheit gehabt, die Bedeutung einzelner hervorzuheben. So gedenken wir heute des Päpstlichen Goldschmiedes Johann Schreyer in Aachen. Es ist jetzt ungefähr drei Jahre her, daß sein treffliches Institut das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feiern konnte. In dieser langen Zeit ist aus der Johann Schreyerschen Werkstatt eine Fülle kostbarster Stücke hervorgegangen, zum Teil profaner, zum weitaus größten Teil kirchlicher Bestimmung. Einzelne darunter sind Kopien nach älteren Werken, das übrige neu entworfen. Sehr vielfach sind die Zeichnungen von Johann Schreyer und seinem gleichnamigen Sohne, doch werden auch andere Künstler mit herangezogen. Den Rang dieser bezeichnen am besten ihre Namen wie Prof. Wikop-Aachen, Prof. Schneider-Kassel, Prof. Buchkremer-Aachen, Pater Ludwig O. SS. R.. Prof. Dr. Cuypers-Amsterdam, Architekt Withase-Köln u. a. m. Betrachtet man die Arbeiten der Firma Johann Schreyer, von denen zur Bequemlichkeit weiterer Kreise ein unlängst erschienener, sehr interessanter Katalog eine Auswahl der besten in Abbildungen vorführt, so gewahrt man, daß durchweg Anlehnung an die romanische, weit mehr noch an die gotische Formenwelt vorliegt. Dabei herrscht freie künstlerische Erfassung, ohne daß doch der sichere Boden edler Tradition verlassen wird. Die Mannigfaltigkeit der Motive ist geradezu überraschend. Sie zeigt sich in der sehr verschiedenartigen Auffassung der Monstranzen, der Ciborien, der Kreuze. Ein staunenswerter Schatz künstlerischer Motive lebt in den Formen und der Ausschmückung der Kelche. Dazu kommen Expositorien, Rauchfässer, Meßkännchen, Chorlampen, Reliquiarien usw. Alle diese Gegenstände sind mit feinster Beherrschung der Technik in edelstem Material ausgeführt. So ist es nur wohlverdient, wenn der Firma Johann Schreyer in Aachen von verschiedensten Seiten jederzeit lebhafte Anerkennung gespendet worden ist. Zumal ging solche von seiten des hochw. Klerus aus, unter dem sich auch ein Vertreter der kunstberühmten Erzabtei St. Martin in Beuron befindet. Daß zu solchen Kennern auch die gräfliche Familie zu Stolberg-Wernigerode sich gesellt, und daß der Name Windthorst nicht fehlt, dürfte dem Beifall, den auch diese Zeilen aussprechen sollen, Rückhalt geben.

Felix Hinzen.

Die 52. Orientfahrt nach Aegypten (Nilfahrt), Nubien, Khartum, Kordofan usw. beginnt am 2. Februar in Venedig. Auf Wunsch kann sich die Reise auf Unter- und Oberägypten beschränken. Persönliche Leitung des Herrn Jul. Bolthausen in Solingen, von dem das ausführliche Programm kostenfrei zu beziehen ist.

Hervorragende Erfolge. „Ich habe in der Praxis sowohl wie in meiner Familie mit Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) so hervorragende Erfolge erzielt, daß ich es nun allen ähnlichen Mineralwässern vorziehe. Dr. med. N. N.“

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer. Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 3. München, 18. Januar 1913. X. Jahrgang.

Zur bayerischen Königsfrage.[1]

Vom Herausgeber.

Es lebe der König!
Es lebe die Königin!

Trotzdem Prinzregent Ludwig in seinem Handschreiben vom 22. Dezember 1912 an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling unzweideutig erklärt hat, daß er „im Hinblick auf die Bewegung, die wegen der Regentschaftsfrage durch das Land geht, es als seinen bestimmten Wunsch bezeichne, daß *zurzeit* von irgendwelchen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft abgesehen werden wolle," dauern die Erörterungen über die Frage fort. Und zwar nicht etwa bloß in Form jener quertreiberischen Rankünen, die in Nr. 2 der „Allgemeinen Rundschau" unerbittlich gegeißelt wurden.

Die Bewegung ist durch die hochherzige Entschließung des Regenten *nicht zum Stillstand gebracht, sie dauert fort und wird wohl kaum wieder zur Ruhe kommen, bevor nicht eine Lösung im Sinne der gewaltigen Mehrheit des Volkes gefunden sein wird.* Künstlich erzeugte oder aus einer Tagesstimmung oder Gefühlsaufwallung entstandene Bewegungen lassen sich durch einen Wink oder durch sich in den Weg stellende Schwierigkeiten zum Stillstand bringen. Die Königsfrage ist anders zu bewerten; sie entspringt grundtiefen, durch die Macht des Schicksals lange unterdrückten Regungen der bayerischen Volksseele, die bis in scheinbar ziemlich weit nach links stehende Kreise königstreu und monarchisch ist. Auf Grund von Stimmungsberichten, die ihr aus allen Teilen Bayerns und von Angehörigen der verschiedensten Stände zugegangen sind, kann die „Allgemeine Rundschau" heute wiederholen, was in Nr. 51 vom 21. Dezember 1912 geschrieben wurde: Die Annahme der Königskrone durch den Regenten würde „*dem Sehnen der gewaltigen Mehrheit des Volkes*" entsprechen. „*Das Verlangen, daß die Regentschaft,* welche immer noch als eine unmittelbare Folge der Königskatastrophe von 1886 empfunden wird, obwohl sie mit derselben nur in zeitlichem Zusammenhange steht, mit dem Hinscheiden des patriarchalischen Regenten *ein Ende finden möge, ist allgemein.*"

Wir entsprechen einem von vielen Seiten an uns gerichteten Wunsche, wenn wir ausdrücklich konstatieren, daß ohne jeden Zweifel *die große Mehrheit der Zentrumswählerschaft im Lande die Auffassung, zu der sich die Mehrheit der Zentrumsfraktion des Landtags bestimmen ließ, nicht teilt.* Damit soll selbstverständlich der Ueberzeugung der nach bestem Wissen und Gewissen urteilenden Wortführer der Fraktionsmehrheit nicht im leisesten zu nahe getreten werden. Es steht ja völlig außer Frage, daß ihre Bedenken den feinsten Empfindungen staats- und verfassungsrechtlicher Gewissenhaftigkeit und einer katonischen Strenge, die selbst ein blutendes Herz nicht mitsprechen lassen darf, entsprungen sind. Aber die wissenschaftliche Ueberzeugung einzelner, und würde ihre Autorität auch noch so hoch eingeschätzt, ist weder unfehlbar, noch inappellabel. Wir sind vielmehr überzeugt, daß viele von denen, welche heute aus verfassungsrechtlichen Bedenken eine Lösung der Königsfrage für unmöglich halten, jeden gangbaren Weg aus dem Labyrinth dankbarst begrüßen würden.

Aber liegt denn auch wirklich das *autoritative Schwergewicht eines Beschlusses der großen Mehrheit der Zentrumsfraktion* vor? Wir antworten mit Nein und berufen uns dabei auf den authentischen Bericht der „Amberger Volkszeitung" über die am 5. Januar d. J. in Amberg gehaltene Rede des verehrungswürdigen Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, des Abg. Lerno, Senatspräsidenten am Oberlandesgericht Bamberg. Die Rede, welche den verfassungsrechtlichen Standpunkt der Zentrumsmehrheit ausführlich begründete und begreifliches Aufsehen erregte, enthält die Stelle: „In unserer Fraktion hat sich *eine wider Erwarten starke Majorität dafür ergeben*, daß an dem gegenwärtigen Zustand festgehalten werden soll. *Insbesondere haben sich auch die bäuerlichen Elemente dazu bestimmen lassen.*" Hier ist für jedermann verständlich gesagt, daß die bäuerlichen Elemente, welche bekanntlich in der Zentrumsfraktion des bayerischen Landtags überwiegen, sich haben „*bestimmen*" lassen, was doch nichts anderes heißen kann, als daß sie zunächst mit *anderen* Auffassungen in die Fraktionsberatungen eintraten. Es kann die Verfassungstreue und den strengen Rechtssinn bayerischer Bauern nur ehren, wenn sie ihre mehr als begreiflichen Herzenswünsche den unerbittlichen Forderungen des geschriebenen Rechtes unterordnen. Aber der Entschluß, zu dem die Mehrheit sich „bestimmen" ließ, würde selbstredend sofort revidiert werden können, wenn bessere Gründe ihr die feste Ueberzeugung beibrächten, daß der Drang des Herzens sich mit dem unbeugsamen Recht in Einklang bringen lasse. Es ist das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst *des auf dem Gebiete des kanonischen Rechtes als Autorität anerkannten* Eichstätter Prälaten Professor Dr. Hollweck, in Nr. 10 des „Bayerischen Kurier" vom 10. Januar 1913 den Versuch unternommen zu haben, den aus einem Gebote des Gewissens entsprungenen Bedenken bessere Gründe entgegenzustellen, „das dictamen conscientiae durch neue Untersuchung der Frage zu korrigieren".

Bevor wir Prof. Hollwecks Standpunkt skizzieren, sei noch ein vielverbreiteter tatsächlicher Irrtum richtiggestellt, dem die von der „Amberger Volkszeitung" mitgeteilte Fassung der Rede des Abg. Lerno vom 5. Januar neue Nahrung geben könnte. Nach der „Amberger Volkszeitung" sagte Abg. Lerno:

„26 Jahre dauerte die Regentschaft bereits. *Prinzregent Luitpold hat es aber stets weit von sich gewiesen, sich die Krone aufzusetzen.* Warum hat er sich die Krone nicht aufgesetzt? *Weil er eben der Ueberzeugung war, daß es nicht geht.* Wenn man den geisteskranken König absetzen wollte, so wäre das die Revolution von oben, die gemacht würde zum Wohlgefallen der Revolution von unten."

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß *Prinzregent Luitpold* über die Haltung, welche das Zentrum, die damalige Patriotenpartei, im Jahre 1886 in der Regentschaftsfrage einnahm, wohl infolge mißdeutender Einflüsterungen, die noch bis in die allerneueste Zeit, trotz wechselnder Personen, systematisch am Werke geblieben sind, *tief verstimmt war.* Hat man es doch noch zu Anfang der 90er Jahre versucht, das Zentrum beim Regenten als eine „antimonarchische" Partei zu verdächtigen! Die Feder stockt, und wir wollen nicht bitter werden und unabweisbare Abrechnungen auf einen geeigneteren Zeitpunkt verschieben. Aber mit Verschleierungen ist uns nicht geholfen. Es steht fest, daß es einen Zeitpunkt gegeben hat, da Prinzregent Luitpold

[1]) *Unter dem gleichen Titel als Broschüre erschienen.* München. Verlag der „Allgemeinen Rundschau". Preis 20 Pf.

es keineswegs weit von sich wies, die Königswürde anzunehmen. Ebenso richtig ist allerdings auch, daß Prinzregent Luitpold, als seine Regentschaft sich eingelebt hatte, jedes Ansinnen, einen Wechsel anzustreben, bestimmt ablehnte.

Auch sei noch ein kurzes Wort über die Frage einer etwaigen Verfassungsänderung gesagt. Derselbe Landtag, ja zum größten Teile dieselben Abgeordneten und Reichsräte, welche keinen Anstand nahmen, die Verfassung selbst in einem Punkte abzuändern, welcher, wie die Umwandlung der in das freie Belieben der Staatsregierung gestellten Wahlkreiseinteilung in eine gesetzliche, eine unmittelbare Kürzung der Kronrechte bedeutete, könnten doch — theoretisch gesprochen, denn der Fall ist nach unserer Auffassung gar nicht gegeben — unmöglich einer Verfassungsänderung widerstreben, welche die Rechte der Krone schon deshalb nicht schmälern kann, weil angesichts eines seit Menschengedenken unheilbar geisteskranken Königs kein sukzessionsfähiger Thronerbe vorhanden ist, dessen Rechte angetastet werden können, wenn nicht eben der derzeitige Regent als der nächstberechtigte König.

* * *

Nun hat Abg. Lerno in Amberg die Frage aufgeworfen: „Ist es denn wirklich unbedingt ausgeschlossen, daß König Otto wieder gesund würde?" Hierzu muß zunächst in Parenthese bemerkt werden, daß die Geisteskrankheit des am 27. April 1848 geborenen Prinzen Otto bereits seit dem Jahre 1872 datiert. Damals wurde Prinz Otto nach Schloß Nymphenburg gebracht und streng überwacht. 1878 folgte die Ueberführung nach Schloß Schleißheim und bald darauf die Internierung in Schloß Fürstenried, wo er heute noch im Zustande absoluten Stumpfsinns weilt. Ob wohl alle, die heute über die schon seit der Gründung des Deutschen Reiches über Bayern und seinem Fürstenhause lagernde düstere Wolke leichthin absprechen, unter dem Drucke des Bewußtseins stehen, daß der heutige nominelle König von Bayern seit reichlich vierzig Jahren geisteskrank und dispositionsunfähig ist?

Auf die der strengen Gewissenhaftigkeit des Abg. Lerno alle Ehre machende Frage darf wohl ohne Bedenken geantwortet werden: Nach menschlichem Ermessen und den Ergebnissen der Wissenschaft erscheint es absolut ausgeschlossen, daß der heute in völliger Verblödung dahinlebende König jemals diejenige geistige Gesundheit wiedererlangt, welche ihn zur Ausübung der Regierungsgewalt befähigen könnte. Und wenn wirklich ein — — Wunder einträte, dessen Möglichkeit der gläubige Christ nicht ohne weiteres ablehnen darf, so würde jeder Bayernkönig, welchen Namen er auch trüge, an und für sich gewiß keinen Augenblick zögern, der göttlichen Allmacht sich beugend genau so zu handeln, wie Prinzregent Ludwig handeln würde, wenn durch ein noch größeres Wunder sein Vater Luitpold heute plötzlich der Gruft entstiege. Aber mit Wundern braucht, wie Professor Hollweck mit Recht hervorhebt, die menschliche Rechtsordnung nicht zu rechnen, sondern nur mit dem, was menschlich berechenbar ist.

Und noch ein anderes überaus nüchternes — Aber stellt sich der von dem Abg. Lerno aufgeworfenen Frage entgegen: Würde irgend ein vernünftiger Mensch einen Mann, der im Jahre 1872 als Vierundzwanzigjähriger in Geistesumnachtung verfiel und volle vierzig Jahre einen in seiner rapiden Entwicklung beispiellosen Umwandlungsprozeß auf allen Gebieten der Politik, der Gesetzgebung, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, der Kultur und vor allem auch der Technik nicht miterlebt hat, für fähig erklären, die Regierung in einer ihm völlig fremd gewordenen Welt zu übernehmen? Wer will es wagen, diese Frage mit einem überzeugten Ja zu beantworten? Die Regierungsübernahme durch einen König, der mindestens 40 Jahre lang geistig tot und der Welt entrückt war, ist eine absolute Unmöglichkeit und wäre staatlicher Selbstmord. Wir kommen auf die Frage, die nach alledem eigentlich keine Frage mehr sein kann, am Schlusse noch mit einem kurz und präzis formulierten Desiderium zurück.

* * *

Man braucht nicht jeden Satz und jedes Wort der Ausführungen Prof. Hollwecks im „Bayerischen Kurier" zu unterschreiben und kann beispielsweise seinen Vergleich des Erbkönigtums von Gottes Gnaden mit der Papstwürde von Gottes Gnaden schon aus dem Grunde nicht völlig adäquat finden, weil eben der Papst jeweils aus einem Wahlakte der erleuchteten Kardinäle hervorgeht, und, wenngleich in beiden Fällen das Gottesgnadentum gegeben ist, zwischen dem aus legitimer Geburt oder legitimer Wahl hervorgehenden Rechte ein grundlegender Unterschied besteht.

Auf die auch von seiten der Regierung eine Zeitlang ernsthaft erwogene Frage der Verfassungsänderung — in dem Sinne, daß nach einer 10 Jahre andauernden, völlig hoffnungslosen Erkrankung des Königs der Regent das Recht erhalten sollte, die königliche Würde anzunehmen — braucht nicht weiter eingegangen zu werden, weil die von den Liberalen gestellte Bedingung, daß auch hier der Landtag durch seine Zustimmung — also unter Umständen auch Ablehnung — das entscheidende Wort sprechen sollte, von vornherein ausscheiden mußte, nachdem — ganz abgesehen von der Kammer der Abgeordneten — die Mitglieder der Kammer der Reichsräte nahezu einstimmig diese Bedingung als der Idee des Gottesgnadentums zuwiderlaufend von der Hand wiesen. Die Behauptung der Liberalen, daß von ihrer Seite der Lösung der Königsfrage keine ernsten Schwierigkeiten bereitet worden seien, ist schon aus diesem Grunde hinfällig. Es sind uns aber auch noch andere Umstände bekannt, welche die schönfärberischen Darstellungen über die Sitzung der liberalen Fraktion vom 20. Dezember in ein ganz anderes Licht rücken. Wenn daher behauptet werden will, das Ministerium sei über die zu erwartende Stellungnahme des Zentrums irrig informiert gewesen, so dürfte dies für die liberale Fraktion nicht minder zutreffen. Denen aber, die sich im Zeichen des Rotblocks das Wort gegeben haben: „Die Königsfrage soll gelöst werden, aber ohne Hertling", möge die gebührende Antwort werden!

Die ganze Frage einer Verfassungsänderung während der Regentschaft zum Zwecke der Aufhebung der Regentschaft und die daraus resultierende häßliche Vorstellung einer unmittelbaren oder mittelbaren „Absetzung" des regierungsunfähigen Königs scheidet völlig aus, wenn man sich den von Prof. Hollweck entwickelten rechtlichen Schlußfolgerungen anschließt. Hollweck unterscheidet zwischen geistiger Krankheit und geistigem Tod. So lange noch die Möglichkeit der Wiederherstellung der geistigen Gesundheit besteht oder angenommen wird, wie dies 1886 beim König Otto der Fall war, ist auch die Sukzessionsfähigkeit gegeben. „Wer aber als geistig unheilbar erklärt ist, ist geistig tot, darum sukzessionsunfähig; wenn er, als dieser Zustand eintrat, bereits im Besitz der Gewalt war, gilt er als gestorben, die Gewalt ist ipso iure erledigt. Nicht durch „Absetzung" tritt die Erledigung der Gewalt hier ein. Die Absetzung ist ein Akt einer als übergeordnet gedachten Gewalt, die entweder zur Strafe oder aus sonstigen Erwägungen diesen Akt vornimmt. Das ist hier ausgeschlossen. Das Recht selbst verfügt die Erledigung öffentlicher Gewalten bei physischem und geistigem Tod. Es ist nur die Tatsache des Eintrittes des einen wie des anderen in ordnungsmäßiger Weise und mit der selbstverständlich geforderten Sicherheit zu konstatieren."

Allerdings ist der hier vorausgesetzte Fall des geistigen Todes in der Verfassung nicht vorgesehen. Aber Hollweck führt aus, daß es sich um selbstverständliche Konsequenzen handle, die aus der Rechtsanalogie zu entscheiden seien.

* * *

Hollweck spricht aus dem Herzen der weit überwiegenden Mehrheit des bayerischen Volkes, wenn er meint, es müsse bald, und zwar möglichst bald, in dieser Sache eine Entscheidung herbeigeführt werden. „Es kann uns Bayern nicht gleich sein, welche Stellung unserem Staatsoberhaupt auch in Fragen der Repräsentation eingeräumt wird. Wie die Repräsentation aus dem Staatsganzen herauswächst, so drückt nicht entsprechende Repräsentation im gegebenen Fall die Bedeutung des Ganzen herab." Und noch ein anderes Moment fällt, wie Hollweck mit Recht hervorhebt, in die Wagschale.

„Es ist die innere Bewertung der Erbmonarchie; hierbei sind alle Erbmonarchien mit ihrem Interesse beteiligt. Wenn die Erbmonarchie des Prinzips der Legitimität wegen notwendig eventuell zu Erscheinungen führen würde, wie wir sie seit 25 Jahren in Bayern schon hatten und vielleicht noch auf Jahre hinaus haben können, dann ist sie offenbar eine unvollkommene Institution. Die Elemente, welche ihr ohnedies feindlich sind, haben ein sehr leichtes Spiel, den inneren Wert derselben in den Augen der Staatsbürger herabzuwürdigen, so daß die moralischen Imponderabilien, auf denen sie

sich aufbaut, einfach aufgebraucht werden und aufgebraucht werden müssen. Es handelt sich hier nicht um Parteifragen; wer sie dazu macht, sündigt an den Grundvesten. Alle, denen die monarchischen Institutionen am Herzen liegen, haben hier ein gemeinsames politisches Gut zu vertreten. Es mag im Augenblick bequem sein, unbequemen und schwierigen Fragen dadurch aus dem Weg zu gehen, daß man sie hinausschiebt. Aber es kommt sicherlich der Moment, wo die Verhältnisse gebieterisch Entscheidung heischen — ne quid detrimenti capiat respublica. Dieser Augenblick ist in Bayern jetzt gegeben; das ist die Ueberzeugung, wie es scheint, nicht bloß des Ministeriums, sondern auch des obersten Trägers der Staatsgewalt selbst und nicht zuletzt des Volkes."

Hollweck schließt diesen Teil seiner Ausführungen mit dem Satze: „Ein allgemeines und tief aus dem Herzen kommendes Bedauern ist durch alle Kreise des Volkes gegangen, als es hieß, die Lösung der Frage sei wieder gescheitert." Wir möchten seinen Gedankengang noch ergänzen und weiterentwickeln, indem wir offen und freimütig aussprechen: Es läßt sich nicht verhehlen, daß in Kreisen, die zu den königstreuesten gezählt werden, angesichts der unerwarteten Wendung der Dinge eine wahre Erbitterung Platz gegriffen hat, die nicht so leicht wieder überwunden werden wird. Die weitesten Kreise des Volkes sind schwer enttäuscht, weil sie nach den Erörterungen, die in den ersten Tagen nach dem Regentschaftswechsel in der Presse aller bürgerlichen Parteien stattfanden, und nach den Hoffnungen, die erregt wurden, zuversichtlich damit rechneten, daß Bayern schon bald wieder den heißersehnten König und an seiner Seite die Königin haben würde.

In den Gedanken, daß der zu einem typischen Begriff gewordene verwitwete „Prinzregent" keine Landesmutter zur Seite haben konnte, hat man sich ein Vierteljahrhundert lang finden müssen. Aber daß dem Königreich Bayern auch künftig die Landesmutter fehlen soll, widerspricht der natürlichen Sachlage, und es wird im Volke als ein direkt unwürdiger Zustand empfunden, daß die hochsinnige Fürstin, welche dem Regenten den Thronerben schenkte und mit einem Kranze von 3 Söhnen und 6 Töchtern den heutigen Verweser der Krone umgibt, nach dem geltenden Buchstaben und nach der Rangordnung der „offiziellen Welt" auch künftig keine andere sein soll, als sie bisher war: die Prinzessin Ludwig. Das bayerische Volk sehnt sich darnach, daß das Dreigestirn, welches ihm im Schicksalslauf mehrerer Generationen völlig sagenhaft geworden ist und heute leibhaftig vor unseren Augen steht, zu vollem Glanze und zur angestammten Würde emporgehoben werde: König, Königin und Kronprinz von Bayern.

* * *

Der Vorsitzende der Zentrumsfraktion im Landtag hat in seiner Amberger Rede u. a. auch das bedeutsame Wort gesprochen: „Wenn es sich so fügt, daß der Regent selbst sich die Krone aufsetzt, dann hätten wir keine weiteren Schwierigkeiten gemacht." Nun denn, die in einwandfreier Weise festgestellte Sukzessionsunfähigkeit des bisherigen Königs würde auch in den Augen derer, die bisher noch Bedenken hatten oder sich zu Bedenken „bestimmen" ließen, — ganz verschwindende Ausnahmen vielleicht abgerechnet — die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Ist König Otto geistig tot, dann ist Ludwig III. eo ipso König von Gottes Gnaden und darf sich aus eigenem Rechte die Krone aufs Haupt setzen. Jedem Minister aber, dem es an Entschlossenheit fehlte, diesen Akt durch seine Gegenzeichnung zu decken, bliebe nichts übrig, als die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen.

Aber auch ganz abgesehen von den zurzeit schwebenden Fragen und Erörterungen, erscheint es uns gerade in diesem Augenblicke als eine unabweisbare Forderung der elementarsten Gerechtigkeit und Staatsnotwendigkeit, daß über den körperlichen und geistigen Gesundheitszustand des Königs Otto ein durch alle nur möglichen Kautelen sichergestelltes Gutachten eines ad hoc zu bestellenden außerordentlichen Sachverständigenkollegiums in die Wege geleitet werde. Das bayerische Volk hat ein Recht darauf, daß es am Abschlusse einer 26 jährigen Verweserschaft und beim Eintritt in eine neue Verweserschaft von unabsehbarer Dauer nicht mit der trockenen Feststellung der alljährlich nach Fürstenried entsandten Kommission abgespeist wird, die da stereotyp lautet: der Zustand ist unverändert, und alles beim alten. Der jüngeren Generation ist die Gestalt und das ganze Wesen und Gehaben des in bedauernswerter Geisteeumnachtung dahinlebenden Königs, in dessen Namen Recht gesprochen wird, dessen Namenstag und Geburtstag alljährlich mit festlichem Flaggenschmuck und militärischer Gala gefeiert werden, völlig sagenhaft, ein verschleiertes Bild von Saïs geworden. Daß von diesem Bilde mit aller gebotenen Rücksicht, aber auch mit aller durch das Staatswohl und die wahren Interessen der Monarchie geforderten Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit wieder einmal der Schleier gehoben werde, ist ein Verlangen, dem keine Instanz im Staate und keine ehrliche Partei sich wird widersetzen können. Mag im übrigen die Entscheidung fallen, wie sie wolle, ein außerordentliches Staatsdokument über den Geisteszustand des Königs Otto darf in den Akten des Jahres 1913, des bedeutungsvollen Zeitabschnittes, der dem Tode des Prinzregenten Luitpold unmittelbar folgte, nicht fehlen.

* * *

Durch das Handschreiben des Regenten, wonach „zurzeit" von Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft Abstand genommen werden sollte, ist die Frage lediglich vertagt worden. Der Regentschaftseid, demzufolge der Regent die Verpflichtung übernahm, dem Könige die Gewalt, deren Ausführung ihm anvertraut ist, getreu zu übergeben, bietet keine Schwierigkeit. Steht sonnenklar fest, daß König Otto unheilbar wahnsinnig, geistig tot ist, dann ist die Königsfrage gelöst, genau so wie nach der Beurkundung des körperlichen Todes durch die Staatskommission. Der König, dem die anvertraute Gewalt übergeben wird, ist eben König Ludwig III. selbst. Möge darum bald, recht bald das Sehnen des königstreuen Bayernvolkes sich in den jubelnden Ruf auslösen: Es lebe der König, es lebe die Königin!

Ein Vermittlungsvorschlag in der Jesuitenfrage?

Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die rechtliche und politische Unhaltbarkeit des neuen Bundesratsbeschlusses in der Jesuitenfrage wird Gemeingut der gesamten Oeffentlichkeit in kürzester Zeit werden; was Baden in hitzigen Uebereifer angeordnet hat, indem es die neue Bekanntmachung wörtlich ausführte, haben andere Bundesstaaten desavouiert; namentlich in Preußen hat man eine förmliche Scheu, den Jesuiten die „religiöse Einwirkung auf andere" verbieten zu wollen, weil man eben die Undurchführbarkeit dieser Vorschrift bereits erkannt hat. Es dürfte in der neueren Geschichte ganz einzigartig dastehen, daß in einer vielumstrittenen Frage die entscheidende Instanz eine Norm erlassen hat, deren praktische Unmöglichkeit innerhalb eines Monats alle Welt einsieht. Der Umstand, daß im Eifer des Gefechtes die Vertreter einer großen Anzahl von Parteien diese Entscheidung gebilligt haben, spricht dem Volke der „Denker" keinen erneuten Ruhm zu. Heute ist also schon unbestrittene Tatsache, daß der Bundesratsbeschluß vom 28. November 1912 rechtlich unhaltbar ist und nicht in die Praxis übergeführt werden kann — auch wenn man wollte.

Die politischen Konsequenzen aber, die sich aus demselben ergeben, sind noch nicht gezogen, sondern erst angekündigt worden. Wohl sind jene Selbsttäuschungsversuche verstummt, welche von einem „Theaterdonner" oder „Agitationstrick" geredet haben; der Ernst der Situation wird an keiner Stelle verkannt. Darauf sind auch die Bemühungen zurückzuführen, welche einen Ausweg suchen; der einfachste und klarste Vermittlungsvorschlag aber ist und bleibt die restliche Aufhebung des Jesuitengesetzes, für welche der Reichstag eine große Mehrheit besitzt. Diese stützt sich namentlich auch auf die Volksvertreter aus solchen Bundesstaaten, die sich im Bundesrat als mit dem Jesuitenkoller behaftet zu erkennen gegeben haben. Wenn der Bundesrat daher dem Reichstagsbeschluß auf Aufhebung des Jesuitengesetzes zustimmt, fällt das Mißtrauensvotum des Zentrums weg, da die Voraussetzung für dasselbe nicht mehr vorhanden ist. Jede Arbeit in diesem Sinne und nach dieser Richtung bedeutet ein großes Stück konfessioneller Friedensarbeit.

Die heute laut werdenden Vermittlungsvorschläge gehen nicht in dieser Richtung, wenn sie sich auch bemühen, der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten. Unter den verschiedenen Vor-

es keineswegs weit von sich wies, die Königswürde anzunehmen. Ebenso richtig ist allerdings auch, daß Prinzregent Luitpold, als seine Regentschaft sich eingelebt hatte, jedes Ansinnen, einen Wechsel anzustreben, bestimmt ablehnte.

Auch sei noch ein kurzes Wort über die Frage einer etwaigen Verfassungsänderung gesagt. Derselbe Landtag, ja zum größten Teile dieselben Abgeordneten und Reichsräte, welche keinen Anstand nahmen, die Verfassung selbst in einem Punkte abzuändern, welcher, wie die Umwandlung der in das freie Belieben der Staatsregierung gestellten Wahlkreiseinteilung in eine gesetzliche, eine unmittelbare Kürzung der Kronrechte bedeutete, könnten doch — theoretisch gesprochen, denn der Fall ist nach unserer Auffassung gar nicht gegeben — unmöglich einer Verfassungsänderung widerstreben, welche die Rechte der Krone schon deshalb nicht schmälern kann, weil angesichts eines seit Menschengedenken unheilbar geisteskranken Königs kein sukzessionsfähiger Thronerbe vorhanden ist, dessen Rechte angetastet werden können, wenn nicht eben der derzeitige Regent als der nächstberechtigte König.

* * *

Nun hat Abg. Lerno in Amberg die Frage aufgeworfen: „Ist es denn wirklich unbedingt ausgeschlossen, daß König Otto wieder gesund würde?" Hierzu muß zunächst in Parenthese bemerkt werden, daß die Geisteskrankheit des am 27. April 1848 geborenen Prinzen Otto bereits seit dem Jahre 1872 datiert. Damals wurde Prinz Otto nach Schloß Nymphenburg gebracht und streng überwacht. 1878 folgte die Ueberführung nach Schloß Schleißheim und bald darauf die Internierung in Schloß Fürstenried, wo er heute noch im Zustande absoluten Stumpfsinns weilt. Ob wohl alle, die heute über die schon seit der Gründung des Deutschen Reiches über Bayern und seinem Fürstenhause lagernde düstere Wolke leichthin absprechen, unter dem Drucke des Bewußtseins stehen, daß der heutige nominelle König von Bayern seit reichlich vierzig Jahren geisteskrank und dispositionsunfähig ist?

Auf die der strengen Gewissenhaftigkeit des Abg. Lerno alle Ehre machende Frage darf wohl ohne Bedenken geantwortet werden: Nach menschlichem Ermessen und den Ergebnissen der Wissenschaft erscheint es absolut ausgeschlossen, daß der heute in völliger Verblödung dahinlebende König jemals diejenige geistige Gesundheit wiedererlangt, welche ihn zur Ausübung der Regierungsgewalt befähigen könnte. Und wenn wirklich ein — — Wunder einträte, dessen Möglichkeit der gläubige Christ nicht ohne weiteres ablehnen darf, so würde jeder Bayernkönig, welchen Namen er auch trüge, an und für sich gewiß keinen Augenblick zögern, der göttlichen Allmacht sich beugend genau so zu handeln, wie Prinzregent Ludwig handeln würde, wenn durch ein noch größeres Wunder sein Vater Luitpold heute plötzlich der Gruft entstiege. Aber mit Wundern braucht, wie Professor Hollweck mit Recht hervorhebt, die menschliche Rechtsordnung nicht zu rechnen, sondern nur mit dem, was menschlich berechenbar ist.

Und noch ein anderes überaus nüchternes — Aber stellt sich der von dem Abg. Lerno aufgeworfenen Frage entgegen: Würde irgend ein vernünftiger Mensch einen Mann, der im Jahre 1872 als Vierundzwanzigjähriger in Geistesumnachtung verfiel und volle vierzig Jahre einen in seiner rapiden Entwicklung beispiellosen Umwandlungsprozeß auf allen Gebieten der Politik, der Gesetzgebung, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, der Kultur und vor allem auch der Technik nicht miterlebt hat, für fähig erklären, die Regierung in einer ihm völlig fremd gewordenen Welt zu übernehmen? Wer will es wagen, diese Frage mit einem überzeugten Ja zu beantworten? Die Regierungsübernahme durch einen König, der mindestens 40 Jahre lang geistig tot und der Welt entrückt war, ist eine absolute Unmöglichkeit und wäre staatlicher Selbstmord. Wir kommen auf die Frage, die nach alledem eigentlich keine Frage mehr sein kann, am Schlusse noch mit einem kurz und präzis formulierten Desiderium zurück.

* * *

Man braucht nicht jeden Satz und jedes Wort der Ausführungen Prof. Hollwecks im „Bayerischen Kurier" zu unterschreiben und kann beispielsweise seinen Vergleich des Erbkönigtums von Gottes Gnaden mit der Papstwürde von Gottes Gnaden schon aus dem Grunde nicht völlig adäquat finden, weil eben der Papst jeweils aus einem Wahlakte der erleuchteten Kardinäle hervorgeht, und, wenngleich in beiden Fällen das Gottesgnadentum gegeben ist, zwischen dem aus legitimer Geburt oder legitimer Wahl hervorgehenden Rechte ein grundlegender Unterschied besteht.

Auf die auch von seiten der Regierung eine Zeitlang ernsthaft erwogene Frage der Verfassungsänderung — in dem Sinne, daß nach einer 10 Jahre andauernden, völlig hoffnungslosen Erkrankung des Königs der Regent das Recht erhalten sollte, die königliche Würde anzunehmen — braucht nicht weiter eingegangen zu werden, weil die von den Liberalen gestellte Bedingung, daß auch hier der Landtag durch seine Zustimmung — also unter Umständen auch Ablehnung — das entscheidende Wort sprechen sollte, von vornherein ausscheiden mußte, nachdem — ganz abgesehen von der Kammer der Abgeordneten — die Mitglieder der Kammer der Reichsräte nahezu einstimmig diese Bedingung als der Idee des Gottesgnadentums zuwiderlaufend von der Hand wiesen. Die Behauptung der Liberalen, daß von ihrer Seite der Lösung der Königsfrage keine ernsten Schwierigkeiten bereitet worden seien, ist schon aus diesem Grunde hinfällig. Es sind uns aber auch noch andere Umstände bekannt, welche die schönfärberischen Darstellungen über die Sitzung der liberalen Fraktion vom 20. Dezember in ein ganz anderes Licht rücken. Wenn daher behauptet werden will, das Ministerium sei über die zu erwartende Stellungnahme des Zentrums irrig informiert gewesen, so dürfte dies für die liberale Fraktion nicht minder zutreffen. Denen aber, die sich im Zeichen des Rotblocks das Wort gegeben haben: „Die Königsfrage soll gelöst werden, aber ohne Hertling", möge die gebührende Antwort werden!

Die ganze Frage einer Verfassungsänderung während der Regentschaft zum Zwecke der Aufhebung der Regentschaft und die daraus resultierende häßliche Vorstellung einer unmittelbaren oder mittelbaren „Absetzung" des regierungsunfähigen Königs scheidet völlig aus, wenn man sich den von Prof. Hollweck entwickelten rechtlichen Schlußfolgerungen anschließt. Hollweck unterscheidet zwischen geistiger Krankheit und geistigem Tod. So lange noch die Möglichkeit der Wiederherstellung der geistigen Gesundheit besteht oder angenommen wird, wie dies 1886 beim König Otto der Fall war, ist auch die Sukzessionsfähigkeit gegeben. „Wer aber als geistig unheilbar erklärt ist, ist geistig tot, darum sukzessionsunfähig; wenn er, als dieser Zustand eintrat, bereits im Besitz der Gewalt war, gilt er als gestorben, die Gewalt ist ipso iure erledigt. Nicht durch „Absetzung" tritt die Erledigung der Gewalt hier ein. Die Absetzung ist ein Akt einer als übergeordnet gedachten Gewalt, die entweder zur Strafe oder aus sonstigen Erwägungen diesen Akt vornimmt. Das ist hier ausgeschlossen. Das Recht selbst verfügt die Erledigung öffentlicher Gewalten bei physischem und geistigem Tod. Es ist nur die Tatsache des Eintrittes des einen wie des anderen in ordnungsmäßiger Weise und mit der selbstverständlich geforderten Sicherheit zu konstatieren."

Allerdings ist der hier vorausgesetzte Fall des geistigen Todes in der Verfassung nicht vorgesehen. Aber Hollweck führt aus, daß es sich um selbstverständliche Konsequenzen handle, die aus der Rechtsanalogie zu entscheiden seien.

* * *

Hollweck spricht aus dem Herzen der weit überwiegenden Mehrheit des bayerischen Volkes, wenn er meint, es müsse bald, und zwar möglichst bald, in dieser Sache eine Entscheidung herbeigeführt werden. „Es kann uns Bayern nicht gleich sein, welche Stellung unserem Staatsoberhaupt auch in Fragen der Repräsentation eingeräumt wird. Wie die Repräsentation aus dem Staatsganzen herauswächst, so drückt nicht entsprechende Repräsentation im gegebenen Fall die Bedeutung des Ganzen herab." Und noch ein anderes Moment fällt, wie Hollweck mit Recht hervorhebt, in die Wagschale.

„Es ist die innere Bewertung der Erbmonarchie; hierbei sind alle Erbmonarchien mit ihrem Interesse beteiligt. Wenn die Erbmonarchie des Prinzips der Legitimität wegen notwendig eventuell zu Erscheinungen führen würde, wie wir sie seit 25 Jahren in Bayern schon hatten und vielleicht noch auf Jahre hinaus haben können, dann ist sie offenbar eine unvollkommene Institution. Die Elemente, welche ihr ohnedies feindlich sind, haben ein sehr leichtes Spiel, den inneren Wert derselben in den Augen der Staatsbürger herabzuwürdigen, so daß die moralischen Imponderabilien, auf denen sie

sich aufbaut, einfach aufgebraucht werden und aufgebraucht werden müssen. Es handelt sich hier nicht um Parteifragen; wer sie dazu macht, sündigt an den Grundvesten. Alle, denen die monarchischen Institutionen am Herzen liegen, haben hier ein gemeinsames politisches Gut zu vertreten. Es mag im Augenblick bequem sein, unbequemen und schwierigen Fragen dadurch aus dem Weg zu gehen, daß man sie hinausschiebt. Aber es kommt sicherlich der Moment, wo die Verhältnisse gebieterisch Entscheidung heischen — ne quid detrimenti capiat respublica. Dieser Augenblick ist in Bayern jetzt gegeben; das ist die Ueberzeugung, wie es scheint, nicht bloß des Ministeriums, sondern auch des obersten Trägers der Staatsgewalt selbst und nicht zuletzt des Volkes."

Hollweck schließt diesen Teil seiner Ausführungen mit dem Satze: „Ein allgemeines und tief aus dem Herzen kommendes Bedauern ist durch alle Kreise des Volkes gegangen, als es hieß, die Lösung der Frage sei wieder gescheitert." Wir möchten seinen Gedankengang noch ergänzen und weiterentwickeln, indem wir offen und freimütig aussprechen: Es läßt sich nicht verhehlen, daß in Kreisen, die zu den königstreuesten gezählt werden, angesichts der unerwarteten Wendung der Dinge eine wahre Erbitterung Platz gegriffen hat, die nicht so leicht wieder überwunden werden wird. Die weitesten Kreise des Volkes sind schwer enttäuscht, weil sie nach den Erörterungen, die in den ersten Tagen nach dem Regentschaftswechsel in der Presse aller bürgerlichen Parteien stattfanden, und nach den Hoffnungen, die erregt wurden, zuversichtlich damit rechneten, daß Bayern schon bald wieder den heißersehnten König und an seiner Seite die Königin haben würde.

In den Gedanken, daß der zu einem typischen Begriff gewordene verwitwete „Prinzregent" keine Landesmutter zur Seite haben konnte, hat man sich ein Vierteljahrhundert lang finden müssen. Aber daß dem Königreich Bayern auch künftig die Landesmutter fehlen soll, widerspricht der natürlichen Sachlage, und es wird im Volke als ein direkt unwürdiger Zustand empfunden, daß die hochsinnige Fürstin, welche dem Regenten den Thronerben schenkte und mit einem Kranze von 3 Söhnen und 6 Töchtern den heutigen Verweser der Krone umgibt, nach dem geltenden Buchstaben und nach der Rangordnung der „offiziellen Welt" auch künftig keine andere sein soll, als sie bisher war: die Prinzessin Ludwig. Das bayerische Volk sehnt sich darnach, daß das Dreigestirn, welches ihm im Schicksalslauf mehrerer Generationen völlig sagenhaft geworden ist und heute leibhaftig vor unseren Augen steht, zu vollem Glanze und zur angestammten Würde emporgehoben werde: König, Königin und Kronprinz von Bayern.

* * *

Der Vorsitzende der Zentrumsfraktion im Landtag hat in seiner Amberger Rede u. a. auch das bedeutsame Wort gesprochen: „Wenn es sich so fügt, daß der Regent selbst sich die Krone aufsetzt, dann hätten wir keine weiteren Schwierigkeiten gemacht." Nun denn, die in einwandfreier Weise festgestellte Sukzessionsunfähigkeit des bisherigen Königs würde auch in den Augen derer, die bisher noch Bedenken hatten oder sich zu Bedenken „bestimmen" ließen, — ganz verschwindende Ausnahmen vielleicht abgerechnet — die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Ist König Otto geistig tot, dann ist Ludwig III. eo ipso König von Gottes Gnaden und darf sich aus eigenem Rechte die Krone aufs Haupt setzen. Jedem Minister aber, dem es an Entschlossenheit fehlte, diesen Akt durch seine Gegenzeichnung zu decken, bliebe nichts übrig, als die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen.

Aber auch ganz abgesehen von den zurzeit schwebenden Fragen und Erörterungen, erscheint es uns gerade in diesem Augenblicke als eine unabweisbare Forderung der elementarsten Gerechtigkeit und Staatsnotwendigkeit, daß über den körperlichen und geistigen Gesundheitszustand des Königs Otto ein durch alle nur möglichen Kautelen sichergestelltes Gutachten eines ad hoc zu bestellenden außerordentlichen Sachverständigen-Kollegiums in die Wege geleitet werde. Das bayerische Volk hat ein Recht darauf, daß es am Abschlusse einer 26 jährigen Verweserschaft und beim Eintritt in eine neue Verweserschaft von unabsehbarer Dauer nicht mit der trockenen Feststellung der alljährlich nach Fürstenried entsandten Kommission abgespeist wird, die da stereotyp lautet: der Zustand ist unverändert, und alles beim alten. Der jüngeren Generation ist die Gestalt und das ganze Wesen und Gehaben des in bedauernswerter Geistesumnachtung dahinlebenden Königs, in dessen Namen Recht gesprochen wird, dessen Namenstag und Geburtstag alljährlich mit festlichem Flaggenschmuck und militärischer Gala gefeiert werden, völlig sagenhaft, ein verschleiertes Bild von Saïs geworden. Daß von diesem Bilde mit aller gebotenen Rücksicht, aber auch mit aller durch das Staatswohl und die wahren Interessen der Monarchie geforderten Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit wieder einmal der Schleier gehoben werde, ist ein Verlangen, dem keine Instanz im Staate und keine ehrliche Partei sich wird widersetzen können. Mag im übrigen die Entscheidgung fallen, wie sie wolle, ein außerordentliches Staatsdokument über den Geisteszustand des Königs Otto darf in den Akten des Jahres 1913, des bedeutungsvollen Zeitabschnittes, der dem Tode des Prinzregenten Luitpold unmittelbar folgte, nicht fehlen.

* * *

Durch das Handschreiben des Regenten, wonach „zurzeit" von Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft Abstand genommen werden sollte, ist die Frage lediglich vertagt worden. Der Regentschaftseid, demzufolge der Regent die Verpflichtung übernahm, dem Könige die Gewalt, deren Ausführung ihm anvertraut ist, getreu zu übergeben, bietet keine Schwierigkeit. Steht sonnenklar fest, daß König Otto unheilbar wahnsinnig, geistig tot ist, dann ist die Königsfrage gelöst, genau so wie nach der Beurkundung des körperlichen Todes durch die Staatskommission. Der König, dem die anvertraute Gewalt übergeben wird, ist eben König Ludwig III. selbst. Möge darum bald, recht bald das Sehnen des königstreuen Bayernvolkes sich in den jubelnden Ruf auslösen:

Es lebe der König, es lebe die Königin!

Ein Vermittlungsvorschlag in der Jesuitenfrage?

Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die rechtliche und politische Unhaltbarkeit des neuen Bundesratsbeschlusses in der Jesuitenfrage wird Gemeingut der gesamten Oeffentlichkeit in kürzester Zeit werden; was Baden in hitzigen Uebereifer angeordnet hat, indem es die neue Bekanntmachung wörtlich ausführte, haben andere Bundesstaaten desavouiert; namentlich in Preußen hat man eine förmliche Scheu, den Jesuiten die „religiöse Einwirkung auf andere" verbieten zu wollen, weil man eben die Undurchführbarkeit dieser Vorschrift bereits erkannt hat. Es dürfte in der neueren Geschichte ganz einzigartig dastehen, daß in einer vielumstrittenen Frage die entscheidende Instanz eine Norm erlassen hat, deren praktische Unmöglichkeit innerhalb eines Monats alle Welt einsieht. Der Umstand, daß im Eifer des Gefechtes die Vertreter einer großen Anzahl von Parteien diese Entscheidung gebilligt haben, spricht dem Volke der „Denker" keinen erneuten Ruhm zu. Heute ist also schon unbestrittene Tatsache, daß der Bundesratsbeschluß vom 28. November 1912 rechtlich unhaltbar ist und nicht in die Praxis übergeführt werden kann — auch wenn man wollte.

Die politischen Konsequenzen aber, die sich aus demselben ergeben, sind noch nicht gezogen, sondern erst angekündigt worden. Wohl sind jene Selbsttäuschungsversuche verstummt, welche von einem „Theaterdonner" oder „Agitationstrick" geredet haben; der Ernst der Situation wird an keiner Stelle verkannt. Darauf sind auch die Bemühungen zurückzuführen, welche einen Ausweg suchen; der einfachste und klarste Vermittlungsvorschlag aber ist und bleibt die restliche Aufhebung des Jesuitengesetzes, für welche der Reichstag eine große Mehrheit besitzt. Diese stützt sich namentlich auch auf die Volksvertreter aus solchen Bundesstaaten, die sich im Bundesrat als mit dem Jesuitenkoller behaftet zu erkennen gegeben haben. Wenn der Bundesrat daher dem Reichstagsbeschluß auf Aufhebung des Jesuitengesetzes zustimmt, fällt das Mißtrauensvotum des Zentrums weg, da die Voraussetzung für dasselbe nicht mehr vorhanden ist. Jede Arbeit in diesem Sinne und nach dieser Richtung bedeutet ein großes Stück konfessioneller Friedensarbeit.

Die heute laut werdenden Vermittlungsvorschläge gehen nicht in dieser Richtung, wenn sie sich auch bemühen, der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten. Unter den verschiedenen Vor-

schlägen verdient eine besondere Beachtung der des Historikers Delbrück, schon weil er sich auf parlamentarische Gruppen stützt. Delbrück will das Verbot der Ordensniederlassung, also den § 1 des Jesuitengesetzes, aufrechterhalten wissen; er will aber die Tätigkeit der einzelnen Jesuiten vollkommen freigeben, nur mit dem Vorbehalte, daß das heutige Verbot der Ordenstätigkeit wieder in Kraft trete, wenn die durch Jesuiten herbeigeführten Störungen des konfessionellen Friedens es gebieten. Was zunächst diesen Vorbehalt betrifft, so könnte man um dessentwillen versucht sein, eine solche Freiheit auf Probe anzunehmen, um endlich einmal aller Welt zu zeigen, wie unhaltbar die Anklagen gegen den Jesuitenorden sind. Eine Reihe anderer Gründe freilich sprechen gegen die Genehmigung eines staatsbürgerlichen Rechtes auf Wohlverhalten. Delbrück will mit diesem Vorschlage wohl der Eingabe des deutschen Episkopats gerecht werden; er stellt sich auf den Standpunkt, daß man den Katholiken des Reiches jenes Maß von Seelsorge nicht vorenthalten dürfe, das die kirchliche Behörde für notwendig halte. Delbrück geht damit auch auf den ursprünglichen Sinn des § 1 des Jesuitengesetzes zurück; er kennt wohl die damaligen Beratungen zur Genüge, um zu wissen, daß alle Antragsteller im § 1 nur die Niederlassung verbieten wollten, nicht aber die Ordenstätigkeit. Sein Vorschlag würde also der Absicht der Gesetzgeber von 1872 gerecht werden; er würde namentlich die im Gesetze nicht enthaltene und nicht begründete Verschärfung des Jesuitengesetzes durch die verschiedenen Bundesratsbekanntmachungen beseitigen, wenn auch nur auf Probe. Darum verspricht sich Delbrück, „daß das Zentrum seinen Willen hat, der protestantische Teil des Volkes sich aber nicht zu beunruhigen braucht".

Betrachtet man den Vorschlag näher, so läßt sich gar nicht verkennen, daß er von dem Bestreben geleitet ist, den berechtigten Wünschen des katholischen Volkes um ein Stück entgegenzukommen, ja, man darf bei der allerschärfsten Gegnerschaft gegen das ganze Jesuitengesetz offen sagen, daß die Zentrumsfraktion des Reichstages keinen Anlaß zu einem Mißtrauensvotum gehabt hätte, wenn der Bundesrat am 28. November 1912 den Vorschlag des Historikers Delbrück angenommen hätte, statt daß er nach den Konzepten eines bekannten abgefallenen Jesuiten gearbeitet hat. Es soll nicht untersucht werden, da „keine Ewigkeit einbringt, was in der Minute ausgeschlagen" worden ist. Das Zentrum hat noch immer praktische Politik getrieben. Als man im Reichstage einsah, daß der strittige § 2 des Jesuitengesetzes unhaltbar ist, hat das Zentrum an der Forderung der Aufhebung des ganzen Gesetzes festgehalten, aber es hat auch einem Gesetze zugestimmt, welches den § 2 beseitigen wollte. Ob die Formulierung von Delbrück allem genügt, was unter allen Umständen zu fordern ist, bleibe ganz dahingestellt; Gerechtigkeit auf Probe und Wohlverhalten ist ein neues Element in der Gesetzgebung. Daß in die Hände des Bundesrates gewisse Machtbefugnisse gelegt werden sollen, ist gerade im jetzigen Zeitpunkte nicht sehr ermunternd. Doch ist nicht zu vergessen, daß gerade solche Vollmachten geeignet sind, eine stete Beunruhigung zu schaffen, während Delbrück selber und das Zentrum bestrebt sind, ruhige und sichere Verhältnisse zu schaffen. Das offene Wort und das ehrliche Bestreben Delbrücks und der hinter ihm stehenden Kreise sei gerne anerkannt, aber erst die nächsten Wochen werden zeigen, ob er damit in jenen Schichten Anklang finden wird, die beim Worte Jesuiten schon von „Heulen und Zähneklappern" befallen werden. Das Zentrum wird nach seiner ganzen Vergangenheit jeden Vorschlag sachlich prüfen, der bezeichnet werden kann als „aditus ad pacem".

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die proklamierte Willkür in der Behandlung der Jesuiten.

Bei dem Wiederbeginn der parlamentarischen Verhandlungen in Berlin kam sofort die Frage des Jesuitengesetzes zur Besprechung. Die Frist, welche sich die Regierung vor Weihnachten durch die Berufung auf die Entfernung von Berlin bis Karlsruhe geschaffen hatte, war abgelaufen. Doch kam zunächst nur die Antwort auf die „kleine Anfrage" wegen des Verbotes der Pforzheimer Rede, in der P. Cohausz „die Wahrheit über den Jesuitenorden" sagen wollte. Der Staatssekretär des Innern, Herr Delbrück, verlas eine mühsam stilisierte Erklärung, der die Verlegenheit aus allen Nähten guckt. Das Verbot wurde materiell preisgegeben, aber formell verteidigt mit der Bemerkung, daß allein die zuständigen Landesbehörden zu entscheiden hätten, ob die „Annahme", daß die Rede das religiöse Gebiet berühren werde, zutreffend sei oder nicht. Also Inkompetenz des Reichskanzlers und des Bundesrats, d. h. Verzicht auf die Rechtsgleichheit, die doch angeblich auch im Bundesratsbeschluß vom 28. Nov. herbeigeführt werden sollte! Ein zweites Fiasko lag in der nachfolgenden Erklärung, wonach eine Rechtssicherheit überhaupt nicht zu erzielen ist. Der Reichskanzler betrachtet das Gesetz als eine Fundgrube für vorbeugende Maßnahmen der Landespolizei. Die Strafandrohung fehlt, sagt er, also „kommt es bei der Durchführung immer darauf an, wie nach Annahme der zur Entscheidung berufenen Behörde der voraussichtliche Inhalt des Vortrages zu beurteilen sein wird". Da werden die Landespolizeibehörden sich eine „Madame Lenormand" zulegen müssen! Sie haben sich eine „Annahme" zu bilden über den „voraussichtlichen" Inhalt des Vortrages. Wenn z. B. P. Waßmann seine Vorträge über die Ameisen wiederholen will, so kann eine gutgelaunte Behörde sagen, es sei reine Wissenschaft; aber mit demselben „Recht" kann ein anderer Beamter sagen, es sei „voraussichtlich" eine Erörterung über die Evolutionstheorie und den Offenbarungsglauben, also die „Berührung" des religiösen Gebietes, anzunehmen." So hängen also der vortragende Jesuit, die Veranstalter der Versammlung und die wißbegierigen Zuhörer von der Stimmung des betreffenden Beamten ab, von der Willkür im „Voraussehen".

Wir haben immer gesagt, daß das Jesuitengesetz mit den Grundlagen und Einrichtungen des modernen „Rechtsstaates" in schreiendem Widerspruch stehe. Das ist jetzt in einer unübertrefflich nachdrücklichen Weise durch die Erklärung der Reichsregierung erwiesen worden. Ueberall sonst hat man die Freiheit der Staatsbürger von der Bevormundung durch vorbeugende Verbote befreit; man knüpft an die Verbote Strafandrohungen und gibt bei diesem repressiven Verfahren dem Staatsbürger den gebührenden Rechtsschutz, da er die richterliche Entscheidung über die Rechtmäßigkeit des Verbotes und der Strafverfügung anrufen kann. Auch die Umsturzpartei untersteht diesem gemeinen Recht, seitdem das Sozialistengesetz gefallen ist (das übrigens auch sogar richterliche Entscheidung vorsah). Auch die Revolutionäre können das Gericht anrufen gegen die Verfügungen der Polizei. Nur die Jesuiten und mit ihnen die Katholiken sind schutzlos dem Belieben der Landespolizei ausgeliefert, die nach ihrer „Annahme" über das „voraussichtliche" Verhalten den Vortrag verbieten kann, ohne eine richterliche Nachprüfung fürchten zu brauchen.

Die vorbeugende Willkür ist jetzt hübsch in ein System gebracht worden. Es spricht zwar der modernen Kultur Hohn, aber es ist praktisch im Kampfe gegen die Jesuiten und deren Glaubensgenossen, und darum soll es mittels des neuen Bundesratsbeschlusses zu einer dauernden Einrichtung des deutschen „Rechtsstaates" gemacht werden. Als der Bundesrat sich neuerdings mit der Jesuitenfrage zu beschäftigen hatte, da mußte sich doch wenigstens allen Justizministern der Gedanke aufdrängen: Wenn schon eine Beschränkung der Jesuitentätigkeit notwendig ist, dann müssen wir den Leuten, die doch sozusagen auch Menschen sind, wenigstens die elementarste Rechtssicherheit gewähren. Aber nein; man hätte ja leicht die Vorschriften so fassen können, daß der Richter zur Nachprüfung der Tat und Rechtsfrage hätte herangezogen werden können, aber man hielt an den willkürlichen, unkontrollierbaren Vorbeugungsmaßregeln fest, um auf die Dauer die betreffenden Geistlichen und ihre Glaubensgenossen à la merci der Landespolizei zu stellen, den Behörden auf Gnade und Ungnade auszuliefern.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde die Angelegenheit durch eine prächtige Rede des Abg. Grafen Praschma zur Erörterung gebracht. Der Kultusminister stellte sich auf die Vorbeugungs-Theorie des Reichskanzlers und versicherte, daß keine „Schikanen" erfolgen sollten. Was ist das für ein Armutszeugnis, wenn eine Regierung im 20. Jahrhundert noch eine förmliche Verheißung des Nichtschikanierens geben muß! Und was hat diese Gnadenverheißung für einen praktischen Wert angesichts der Vergänglichkeit der Minister und angesichts der anerkannten Verschiedenheit der Praxis in den einzelnen Bundesstaaten? Wo ein Minister nach dem Herzen des Evangelischen Bundes am Ruder ist, da kann man nach Herzenslust „annehmen", daß jeder Vortrag eines Jesuiten das religiöse Gebiet „voraussichtlich" berühren werde, und gegen ein Verbot, das aus diesen willkürlichen Annahmen fließt, gibt es keine Hilfe, weder beim

Reichskanzler, der sich selbst für inkompetent erklärt hat, noch bei einem Gericht.

Der § 2 des Jesuitengesetzes, der den Aufenthalt der einzelnen Jesuiten in das Belieben der Behörde stellt, ist vor 10 Jahren aufgehoben worden. Das war in der Tat eine vorbeugende Vollmacht. Als sie fiel, hoffte man Rechtssicherheit zu gewinnen. Aber vergebens. Der Aufenthalt ist freigegeben; doch die Berufstätigkeit des einzelnen Jesuiten soll nach wie vor der Willkür der Behörden preisgegeben sein. — Der Kultusminister in Preußen sagt freilich, die profane Tätigkeit sei freigestellt. Das ist aber altenwidrig; denn die profanen Vorträge außerhalb der Kirche, z. B. ein Selbstverteidigungsvortrag über die wahre Natur des eigenen Ordens, sind dem Belieben der jeweiligen Behörde ausgeliefert.

Eine besondere Niederlage erlitt nun auch der Reichskanzler im Punkte der „Nichtverschärfung", die er vor dem Reichstage so feierlich behauptet hatte. Sein Wortführer mußte eingestehen, daß die Verfügung im Pforzheimer Falle, die er selbst als irreformabel bezeichnete, als eine Verschärfung wirken konnte. Etwas kindlich war die Ausrede, daß so etwas nur in einzelnen Fällen vorkommen könne. Aus einzelnen Fällen setzen sich alle schlechten Zeiterscheinungen zusammen! Und bei dieser Verschärfungsfrage ist noch gar nicht zur Sprache gekommen, daß die beschlossene Ausdehnung des bisherigen Verbots der priesterlichen Tätigkeit auf jede „religiöse Tätigkeit gegenüber andern", die zu dem Verbot der Freiburger Vorträge geführt hat, eine generelle, sehr einschneidende Verschärfung darstellt.

Sonderbarerweise versuchen die Berliner Staatsmänner immer von neuem, die „Schuld" an den Aergernissen dem bayerischen Ministerium Hertling zuzuschieben. Abgesehen davon, daß die bayerische Regierung durch die Bedürfnisse in ihrem Land und durch den vorbereiteten Erlaß ihrer Vorgängerin genötigt war, die Sache anzuschneiden, möchten wir ausdrücklich feststellen, daß die deutschen Katholiken dem Ministerium Hertling dankbar sind für die Anregung. Das ist es ja gerade, was wir wünschen und wollen müssen: daß Klarheit geschaffen wird. Wir wollen nicht auf die stille Gnadenpraxis der jeweiligen Behörden angewiesen sein, sondern wir wollen unser Recht und unsere Freiheit gesichert wissen. Um aus dem Sumpf der vorbeugenden Willkür hinauszukommen, mußte dieser Gärungs- und Klärungsprozeß eintreten. So nur ist die Gefahr abzuwenden, daß die Mißhandlung der Jesuiten und ihrer Glaubensgenossen als dauernde Einrichtung des deutschen „Rechtsstaates" verewigt werde.

Der tote Punkt in den Friedensverhandlungen.

Augenblicklich stockt der Friedenswagen. Die gewundene Taktik der Balkandelegierten hat die Sache auf einen toten Punkt gebracht, und die Botschafter der Großmächte tasten mit ihren Glacéfingern vorläufig noch erfolglos an den Speichen herum.

Die Delegierten der vier verbündeten Staaten waren bei der Stellung des Ultimatums etwas voreilig gewesen. Die Türkei, die man zu einem glatten Nein oder Ja zwingen wollte, gab abermals die übliche Erklärung ab mit einigen nebensächlichen Zugeständnissen und dem Vorbehalt von Adrianopel und den Aegäischen Inseln. Darauf hätten nun die Gegner mit Abbruch und Abreise antworten müssen. Aber sie ließen mit einem kleinen Geschäftsordnungs-Staatsstreich ihren serbischen Präsidenten die Sitzungen „suspendieren", bis auf weiteres vertagen. Der förmliche Abbruch wurde vermieden, einesteils aus Rücksicht auf die abmahnenden Großmächte, anderntells in der Erwartung, daß vielleicht Adrianopel in etlichen Tagen fallen würde. Adrianopel hält sich aber immer noch. Die Botschafter der Großmächte haben die Pause benützt, um eine gemeinschaftliche Note zu entwerfen, die der Pforte den Verzicht auf Adrianopel anraten soll. Der Entwurf war am 10. d. M. abends fertig. Wenn die einzelnen Kabinette der Großmächte die Zustimmungserklärung rechtzeitig einschicken, so sollte die Note in Konstantinopel am 13. oder 14. d. M. überreicht werden. Inzwischen hat die türkische Regierung durch ihre befreundete Presse sehr laut und kräftig erklären lassen, daß sie auf Adrianopel nicht verzichten könne und wolle. Darf man von der gemeinschaftlichen Note, die vermutlich zur Herbeiführung der Einigkeit verwässert worden ist, eine Bekehrung der Stambuler Staatsmänner erwarten? Wie heikel die Sache liegt, ergibt sich deutlich aus folgendem Beruhigungsartikel, den unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." am letzten Sonntag brachte:

„Die Hinweise einzelner Blätter auf noch nicht behobene Meinungsverschiedenheiten erscheinen unangebracht in einem Augenblick, wo der Friedenswille Europas sich für ein einheitliches Vorgehen in der Hauptfrage bewährt. Die der Pforte zu überreichende Note ist nicht aus parteiischen Auffassungen hervorgegangen und gilt nicht der Ausübung eines ungerechten Zwanges. Sie bedeutet einen freundschaftlichen, wenn auch ernsten Rat, der nichts enthält, was nach reiflicher Ueberlegung der Kabinette gegen die wohlerwogenen Interessen der Türkei selbst verstößt, die doch für ihr künftiges Erstarken auf die willige Mithilfe der Großmächte rechnet. Auch die Besorgnis, daß die Arbeit der europäischen Diplomatie einseitig werden könne, ist nicht gerechtfertigt. Denn auch den Balkanstaaten gegenüber hat eine ausgleichende mildernde Tätigkeit der Mächte niemals ausgesetzt. Sie macht sich gegenwärtig u. a. in den zwischen Rumänien und Bulgarien entstandenen Schwierigkeiten geltend, von denen wir hoffen, daß sie auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen eine Lösung finden werden."

Der „ernste Rat" würde wohl seine Wirkung tun, wenn die Entscheidung nur von dem guten Willen Kiamils und der übrigen türkischen Minister abhinge. Aber das Ministerium riskiert eine Revolution der Jungtürken und des Militärs, wenn es auf das unbezwungene Adrianopel verzichtet. Die Großmächte müssen schon eine stärkere Beschwörungsformel anwenden, die wie eine force majeure wirkt und der türkischen Regierung ermöglicht, sich vor der öffentlichen Meinung mit einem unwiderstehlichen Zwang zu entschuldigen. Sonst bleibt nichts anders übrig, als den Fall von Adrianopel abzuwarten.

Sollen wir uns nun wegen des „toten Punktes" beunruhigen? Das schlimmste, was möglich erscheint, wäre die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, — wovor übrigens beide Teile sichtlich eine heilige Scheu haben. Doch wäre auch in diesem ungünstigen Falle der europäische Friede noch keineswegs bedroht. Die Gefahr einer weiteren Verwicklung ist sogar neuerdings verringert worden durch ein gewisses Einlenken der Serben, die nicht bloß Genugtuung für die österreichischen Konsuln versprechen, sondern auch grundsätzlich die Räumung der albanischen Küste zugesagt haben.

Präsidentenwahl in der württembergischen Zweiten Kammer.

Zum Präsidenten wurde am 10. Januar der konservative Abg. v. Kraut mit 45 von 91 Stimmen gewählt. 1 Stimme war ungültig. Obwohl das Zentrum mit 26 Mandaten die stärkste Fraktion ist, trat es doch sofort für den konservativen Abg. v. Kraut ein. Diese Tat gibt Zeugnis von der weitausschauenden, politischen Klugheit des Zentrums. Ein Zentrumsmann auf dem Präsidentenstuhl hätte bei den schwankenden Mehrheitsverhältnissen einen äußerst schwierigen Stand gehabt und wäre der Linken stets eine willkommene Zielscheibe ihrer oppositionellen Stimmung gewesen.

Demission Millerands.

Die Rehabilitierung des Obersten du Paty de Clam, der in der Dreyfus-Affäre zu der Gruppe gehörte, der man vorwarf, durch ihre Intriguen die Verurteilung des jüdischen Hauptmanns herbeigeführt zu haben, durch den Kriegsminister Millerand hat die politischen Kreise Frankreichs sehr aufgeregt. Es folgte eine Kabinettskrise und das Opfer war der Kriegsminister Millerand. Combes hatte gedroht, wegen dieser Rehabilitierung eine politische Aktion gegen Poincaré zu veranlassen, der dann sofort die Demission Millerands annahm. Der tiefere Grund für Poincarés Handlungsweise liegt wohl in dem Bewußtsein, Präsidentschaftskandidat zu sein, gepaart mit Furcht vor den Combisten, die er bei seinem Streben nötig braucht. An Millerands Stelle trat der Kolonialminister Lebrun. Kolonialminister wurde Besnard, bisher Unterstaatssekretär im Finanzministerium.

Die Krisis in Portugal.

Vorige Woche bahnte sich in Spanien, jetzt in Portugal, eine Krisis an. Der Präsident der portugiesischen Republik hatte erkannt, daß die Carbonariowirtschaft so nicht weitergehen könne, und regte Begnadigung der Bischöfe und bessere Behandlung der politischen Gefangenen an. Er berief den Gemäßigten Almeida zur Leitung eines neuen Ministeriums; aber Almeida glaubte für eine versöhnliche Politik in der Deputiertenkammer nicht die genügende Mehrheit zu finden. Der Präsident konnte diese Kammer, die bekanntlich nicht vom Volke erwählt, sondern von den Carbonarios ernannt ist, nicht nach Hause schicken, und so berief er den radikalen Führer Costa zur Ministerpräsidentschaft. Costa ist ein Fanatiker; aber er hat doch wenigstens einige Milderungen der Gesetze und der „Rechts"pflege in Aussicht stellen müssen. Der Vorgang ist offenbar der Anfang vom Ende der portugiesischen Schreckensherrschaft. „Götterdämmerung."

Zur Psychologie des Jesuitenordens.

Von Dr. Jos. Holzner.

Das ist gar ein kühner Wurf, den ein deutscher Jesuit gewagt hat. Und er scheint aufs erstemal gelungen. „Zur Psychologie des Jesuitenordens“ heißt das köstliche Büchlein, das nach wenigen Wochen in zweiter Auflage erscheinen konnte. (Kösel, Kempten.) Die Jesuiten haben es bisher fast mit jungfräulicher Scheu vermieden, über sich selbst zu sprechen und die Seele ihres Ordens vor der Oeffentlichkeit bloßzulegen, trotzdem ihr eigenes Interesse es zu verlangen schien. Diese Scheu ist begreiflich. Der feinfühlige Mensch enthüllt nicht gerne sein Innerstes der großen Menge. Es ist daraus vielleicht bei vielen der Eindruck entstanden, daß hier etwas verborgen werden will, wo es doch nichts zu verbergen gibt. Jetzt, da der vielumkämpfte Orden wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Streites gerückt ist, ging dieses Schweigen nicht länger an.

„Psychologie“ ist heute vielfach ein Sammelname geworden für alles, was den Anschein der Tiefe erwecken möchte und über verschwommene Eindrücke nicht hinauskommt. In diesem Buch aber ist echte Tiefe und kristallene Klarheit. Was P. Lippert hier bietet, ist mit dem Feinblick des geborenen Psychologen geschaut. Es ist, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, eine „Innenansicht des Ordenslebens“, die Gesellschaft Jesu von innen gesehen. Darin liegt auch die Eigenart und der stille Reiz dieses Buches. Hier spricht nicht ein Fremder, ein Historiker, der im Staub der Bibliotheken nach der Ordensseele sucht, sondern ein Eingeweihter, ein Wissender, der ganz in der Stimmungsatmosphäre seines Ordens lebt und uns erzählen will, wie „der Jesuit selbst in seiner heimlichsten Seele und in seiner besten Stunde, da er ganz Jesuit ist, den eigenen Orden empfindet und erlebt“. Man verkenne nicht das Heikle dieses Unternehmens! Wer vermag was Lebendiges zu beschreiben? meint Goethe und drückt damit die Schwierigkeit aus, den Puls des Lebens im Worte festzuhalten. Was beim Einzelleben schon schwierig ist, das wird es noch mehr für die Seelenbeschreibung eines kollektiven Lebens, einer so „komplexen Erscheinung“, wie es die Gesellschaft Jesu ist. P. Lippert hat sich an diese Aufgabe, zu der in der ganzen Ordensliteratur kaum ein schüchterner Ansatz vorhanden war, mutig herangewagt und ich gestehe mit Freuden, sein Können ist der Aufgabe gewachsen. Er hat eine Sehweise, eine Art, die innerste Seele der Dinge ans Licht zu ziehen, eine unheimliche Geschicklichkeit, genau was er will zu sagen, daß man sich erstaunt frägt, aus welcher Schule, aus welchem Milieu dieser Mann gekommen ist. Und doch ist auch er durch die Ordensschule gegangen mit ihrer scholastischen Grundlage, die dem Denken jene Straffheit, aber auch jene unpersönliche, farblose Undifferenziertheit verleiht, die so oft den Eindruck des Typischen macht. Hier aber sind die scholastischen Eierschalen vollständig abgestreift. Es ist die Eleganz einer Sprachkultur erreicht, welche das Erzeugnis einer ungemein gezügelten Phantasie ist, den Gedanken bis auf den letzten Rest ausdrückt und bis in die feinsten Windungen verfolgt. Diese Kongruenz von Sprache und Gedanke bildet gewiß nicht den letzten Reiz des Büchleins. Und doch überall echte „Jesuitenzähne“, würde P. Meschler sagen.

Die besondere Art dieses Buches bringt es mit sich, daß man seine Feinheiten und den Reichtum seiner Gedanken in einer Inhaltsangabe nur schwach andeuten kann. In 13 Kapiteln wird das weitschichtige Ordensgebilde, „zusammengewoben aus vielartigen geschichtlichen Bedingungen, seelischen Zuständen, religiösen Kräften, Formen und Zielen“, „hineinverflochten in eine fast 400jährige Periode der Weltgeschichte“, in seine Elemente und Bauglieder zerlegt, die wieder auf einen durchaus einheitlichen und einfachen Grundgedanken, nämlich den paulinischen Christusgedanken in der berühmten Exerzitienbetrachtung vom „Reiche Christi“, zurückgeführt werden, und gezeigt, wie aus ihrem Zusammenwirken der ganze Orden zu einer „durchsichtigen Harmonie und Symmetrie“ sich entwickelt. Jedes dieser fein abgewogenen Kapitel ist ein Kabinettstücklein für sich. In „Buchstabe und Geist“ werden die Ordenssatzungen als Markierungslinien einer bestimmten Seelenverfassung erwiesen, die erst durch verständnisvolle Uebung ihren wahren Sinn erhalten und deren innerste Seele unmöglich von dem gewürdigt werden kann, „der für jene Seelenstimmung kein Verständnis hat“. Diesen inneren Reflex des Ordens in der Seele des Jesuiten, seinen Idealgedanken und Grundwillen, zugleich das immer wache Ordensbewußtsein sieht Lippert in dem ignatianischen „Gesetz der Liebe“.

Hinreißend in seiner Schönheit ist der Christusgedanke gezeichnet als die Lebensmitte aller seelischen Neigungen und Interessen des wahren Jesuiten. Nicht eine ekstatische, visionäre Christusliebe, wie etwa bei Franz von Assisi oder bei dem Stifter der Passionisten, sondern eine Christusliebe der Tat, welche alle Fähigkeiten zur Arbeit aufruft, „ein Umschmelzen und Umformen aller geistigen Bestandteile bis zur völligen Harmonie und Gleichsinnigkeit mit der Gedankenwelt Jesu“. Wie das Wesen des Katholizismus überhaupt der bewußte, stolze Anspruch ist, den immer gegenwärtigen Christus als dessen mystischen Leib in sich zu tragen, so lebt der Jesuit in ganz besonderer Weise aus dem Gedanken heraus, daß der lebendige, eucharistische Christus „der Herr der Seele und ihr Lebenszentrum“ ist. Wie nun jeder Orden der katholischen Kirche sich sein spezifisches „Heilandsbild“ entworfen hat, das lebenschaffend ihm sein seelisches Gepräge gibt, so hat Iñigo von Loyola, wie Paulus selbst auch ein dankbarer Geretteter, seinen Söhnen das paulinische Bild des kämpfenden siegenden, aber auch in geheimnisvoller Kindlichkeit hilfebedürftigen Christus mit glühenden Stift in die Seele gezeichnet. Das ist die Mutteridee des apostolischesten aller Orden, des Ordens von Manresa. Wie geistvoll ist die Parallele zwischen Paulus und Ignatius in dem, was der Verfasser die beiden „Stimmungshemisphären“ der demütigen Empfindung des Geretteten und des stolzen Bewußtseins der eigenen Brauchbarkeit nennt, aus denen sich beim einen wie beim andern der unbändige Schaffensdrang erklärt!

Diese für ihn kennzeichnende Art, den Heiland zu sehen und andere sehen zu lehren und neue Lichtorgane hierfür in der Seele aufzuschließen, hat Ignatius zu Manresa in seinem Exerzitienbüchlein niedergelegt. Lippert nennt es mit Recht „Uebungsskizzen“, „Schulübungen zum Leben“, eine „Anweisung zum Sehen“. Mir kommen sie vor, wie wenn ein mittelalterlicher Meister seinen Kunstschülern in der Werkstätte im Malerkittel praktische Anweisungen und Arbeitsregeln gäbe. Sie verleihen der Gesellschaft Jesu ihre Kontinuität und Einheit nach Zeit und Raum, ihren Familiengeist bei allen individuellen und nationalen Verschiedenheiten. Mit welch meisterhaften Strichen Lippert die ideelle Spannweite der Exerzitien und den psychologischen Vorgang der Erschaffung einer paulinischen Seele durch sie schildert, muß man selbst nachlesen.

Aus solchen in den Exerzitien neugeborenen, von gleicher „geschlossener und energiereicher Seelenstimmung“ erfüllten Menschen hat sich der große Stratege des geistlichen Lebens das einheitliche Material zu der „Kompagnie Jesu“ geschaffen. Von dieser unerhört „kühnen Idee, die Paulusseele zu organisieren“, bekennt der Verfasser bescheiden, „daß es das ewig ferne Ideal ist, das dem Orden vorschwebt, das Grenzideal, dem er im besten Falle unaufhörlich und unermüdlich zustrebt, ohne es jemals ganz in allen seinen Gliedern zu erreichen“. Im Lichte dieser Ordensidee der restlosen Hingabe an das apostolische Werk Christi gewinnen die drei Ordensgelübde einen ganz neuartigen Inhalt. Die diesbezüglichen Ausführungen Lipperts verstärken den Eindruck von dem organisatorischen Genie des Stifters der Gesellschaft Jesu, in der alles naturhaft aus einer einzigen Wurzel erwächst, jedes Element bis herab zu den täglichen Bedürfnissen von einer einzigen Grundidee Licht, Maß und Bedeutung empfängt

Ueberaus feinsinnig führt ein anderes Kapitel den „Eindruck des Aggressiven“, den der Orden auf seinen Gegner macht, auf die ignatianische Mystik der Tat zurück, eine Art kampflustiger Christusliebe. Hierin sieht Lippert „die empfindlichste Stelle“ seines Ordens. Mit überraschender Offenheit gesteht er: „Die unermüdlichste Wachsamkeit der Offiziere ist nicht imstande, alle Fehlgriffe einzelner Draufgänger und Uebereifrigen zu verhüten.“ Was über das Arbeitsprinzip des Ordens, über die Zerteilung des Arbeitsprozesses, über das Organisationsprinzip der Elite gesagt wird, spiegelt die ganze Erfahrungsweisheit und den praktischen Sinn der Jesuiten wider. Welch ein gewaltiger Arbeitsorganismus, in dem auch der Unbedeutende, der in seiner Vereinzelung nichts leisten würde, noch einen brauchbaren Triebriemen oder wenigstens ein Schmierkännchen abgibt!

Ein rascher Blick zeigt uns im Fluge die unübersehbaren Arbeitsfelder des Ordens, der allen Natur- und Kulturgütern prinzipiell freundlich gegenübersteht, sie aber nur soweit in Anspruch nimmt, als sie ihm „Wehr und Waffen“ für seinen höchsten Zweck liefern, und alles in Natur, Wissenschaft und Kunst nach seinem idealen Gebrauchswert taxiert. Daß in dieser Atmosphäre der stärksten Konzentration auf den einen Ordenszweck die Kunst nicht recht gedeihen will, verhehlt sich der Verfasser keineswegs. Was er nicht zuzugeben scheint, ist, daß bei dieser unbeugsamen apologetischen Zielrichtung auch für den wissenschaftlichen Betrieb eine gewisse Gefahr liegen kann.

Wie der ungeheuren Fülle der in eine Summe von Teilarbeiten zerstückelten Ordensarbeit eine bis zum letzten Laienbruder hinabreichende Gliederung und Teilbarkeit entspricht, um für jede Detailaufgabe die erforderliche Arbeitseinheit zu schaffen und ebenso rasch wieder aufzulösen, wie der daraus entspringenden Gefahr der Zersplitterung vorgebeugt ist durch eine starke Zentralregierung in der Person des auf Lebenszeit gewählten Generals, dessen Machtbefugnis wiederum beschränkt ist durch die Generalkongregation, sodaß also eine „Art schwebenden Gleichgewichts“ erzielt wird, wie ideal P. Lippert das Vertrauensverhältnis zwischen Oberen und Untergebenen im Orden auffaßt, das ist eine der glänzendsten Partien des Buches.

Das berühmte sogenannte „vierte Gelübde“, welches die Fähigsten und geistig Führenden des Ordens innerhalb des kirchlichen Interessenkreises dem Papste zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, war schon oft schweren Mißverständnissen ausgesetzt bei denen, welche darin nur Machthunger und Beherrschung des Papsttums im Gewande dienender Demut wittern. Daß ein über-

legener, kluger, unentbehrlicher Diener manchmal unbewußt den Herrn lenkt, ist natürlich. Daß der Orden sich durch dieses Gelübde nicht zu geistigem Selbstmord verpflichtet, ist billig und wird durch die Geschichte bestätigt. Ich meine, es ist auch erklärlich, daß man am römischen Hof zuweilen ein Gefühl heimlichen Unbehagens vor der realen Macht dieses Ordens empfand. Daß ferner der Orden auf die Dogmenentwicklung der letzten Jahrhunderte (man denke an das Vaticanum!) einen gewaltigen Einfluß ausübte, gibt auch der Verfasser zu. Aber reale Vorteile hat dieses enge Verhältnis zum Papsttum der Gesellschaft Jesu nicht eingetragen. Der Gegner sieht in dem Jesuiten gerne einen blinden Fanatiker, der sich dem römischen System „klerikaler Welteroberung" und der Idee des unduldsamen mittelalterlichen Glaubensstaates mit Haut und Haar verschrieben hat. Erinnerungen aus der Gegenreformation zeichnen an dieser Karikatur mit. Doch der Jesuit von heute ist überhaupt nicht mehr der Jesuit von gestern. Die ehedem die schärfsten Gegner waren, Jesuiten und gläubige Protestanten, hat die Not der Zeit zu Waffenbrüdern gegen einen gemeinsamen Feind bestimmt. Sehr schön sagt Lippert mit einem schalkhaften Seitenblick auf gewisse theologische Schrullen einiger seiner Ordensbrüder: „Ueber die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man beiderseits mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen und hinweggehen."

Ob der Jesuitenorden die Individualität ertöte? zur Schablone erniedrige? Kraftvolle Charaktere zerbreche? Das Denken einheitlich reguliere? Diese Einzelfragen lassen sich auf die große Frage der Charakterbildung zurückführen: wie der Orden Persönlichkeit und Dienstbarkeit in Einklang bringe. Dabei kommt alles darauf an, was an der Persönlichkeit überhaupt wert ist, erhalten zu werden. „Eingriffe in die Urwüchsigkeit der Seele sind allerdings vorhanden." Aber daß sie persönlichkeitsfeindlich sind, könnte nur der behaupten, dem die vielverspottete Zopfigkeit des deutschen Professors oder die seelische Verkrüppelung des in voller akademischer Freiheit aufgewachsenen Bildungsphilisters als Ideal der Persönlichkeit vorschwebt. Ich bin sogar der verwegenen Meinung, daß die moderne Staatsmaschine, die alles in den gleichen Model zwängt, mehr Charaktere verkrüppelt, mehr wertvolle Individualitäten mordet, als irgend ein Orden der katholischen Kirche. Gewiß sind im Jesuitenorden von einzelnen bedeutenden Geistern große „Opfer des Verstandes" gebracht worden und werden noch zur Stunde gebracht. Das zu verschweigen, mag der Verfasser seine guten Gründe haben. Aber diese geistige Blutsteuer ist die unvermeidliche Begleiterscheinung jedes großen geistigen Organismus. Daß übrigens dem Orden, selbst wenn er es wollte, eine allgemeine Nivellierung nicht gelänge, dafür ist auch dieses Buch und sein Verfasser ein kleiner Beweis.

Ein weiteres Kapitel untersucht den Einschlag von Nationalität und allgemeinem Menschentum im Charakter Ignatius von Loyola, die geistigen Wurzeln und Entwicklungsursachen seiner Persönlichkeit, die historischen Voraussetzungen seines geistigen Wesens in der spanischen, durch die jahrhundertelangen Glaubenskämpfe gegen die Mauren bestimmten Eigenart, und was etwa von diesen persönlichen Eigenschaften des Stifters in seinen Orden eingegangen ist. Aber es bleibt immer ein unerklärlicher Rest in dem Wesen dieses merkwürdigen Mannes. Ebenso undurchschaubar ist das, was Lippert so treffend „die geheimnisvolle Teleologie der Berufungsstunde" nennt, jener großen Stunde, welche den Einsiedler von Manresa wie einen Blinden an der Hand führte zu Zielen, die ihm ferne lagen. Von bewußter Gründung eines Kampfordens wider den Protestantismus kann keine Rede sein. Ignatius wollte, wie einst Paulus in Kleinasien, ganz andere Wege gehen. Aber „der Geist Jesu ließ ihn nicht" (Apg. 16,8). Und wie ehedem der geheimnisvolle Mazedonier in Pauli Traumgesicht, so rief ihm die religiöse Not Deutschlands zu: „Komm herüber und hilf uns!" Lippert spricht hier mit Recht von Teleologie. Wir wissen, es ist ein Gesetz und ein Geheimnis alles Organischen, daß das Bedürfnis früher ist als die Funktion und aus sich selbst das Organ erzeugt. So ist's auch im menschlichen Geschehen. Ein gewaltiger Wille, unter der Spannung einer großen Idee, gerufen von einem mächtigen Bedürfnis, schafft sich immer und überall das Organ, dessen er bedarf, mit der ganzen Anpassungsfähigkeit des Organischen. Damit möchte ich den Gedanken Lipperts nicht abweisen, daß bei der Erweckung der Gesellschaft Jesu auch mit dem Hereinreichen einer übergeschichtlichen Kausalität zu rechnen ist, mit dem Gott in der Geschichte.

In einem letzten Kapitel „Gegenwart und Zukunft" zeichnet der Verfasser mit wenigen, aber sicheren Strichen die Grundzüge des modernen Denkens und die neuzeitliche Aufgabe der Kirche dem modernen Menschen gegenüber. Hier sagt er zeitgemäße Wahrheiten in so feiner Form, daß ich fast befürchte, sie werden dort, wohin sie gerichtet sind, wie elektrische Wellen erfolglos abprallen, weil die Antenne fehlt, sie aufzufangen. „Die Kirche", schreibt er, „wird in dem Herzen und Leben der heutigen Menschheit nach Gold graben und die Schlacken aussondern müssen; sie muß auf Forschung ausgehen und im modernen Menschen den Katechumenen oder den Christen suchen." „Weil wir so deutlich im Willen und in der Gesinnung das Entscheidende und Wesentliche gefunden haben, legen wir weniger Wert auf bloß äußerliche Schutzwälle und Grenzwachen und absperrende Maßregeln. Wenn es nicht gelingt, den Menschen selbst zu gewinnen, seine Persönlichkeit zu bewaffnen, seine eigene Entscheidung für das Gute ins Feld zu führen, dann ist alle Erziehung und Seelsorgearbeit umsonst gewesen." Optime! Wenn die Gesellschaft Jesu ihre künftige Arbeit an der Menschheit von diesem Geist inspiriert sein läßt, wenn es ihr vergönnt sein wird, „von der Christuskirche als Botin gesandt zu werden zum modernen Menschen, als Botin nicht mit harten Scheltworten, sondern mit weißwehender Fahne, mit verstehendem und gütigem Herzen, mit klarer und kluger Rede": dann wird sie auch in den kommenden Jahrhunderten, wenn die Menschheit längst durch neue Tore der Entwicklung geschritten ist, aufgeschlossene Herzen für ein Wort des Glaubens finden. Anders wird sie sein, aber sie wird keine andere sein. Lippert glaubt an diese Zukunft, weil er in seinem Orden „die Züge der neuen Zeit" erkennt. Diese Behauptung klingt allerdings etwas überraschend, wofern es richtig ist, daß der Jesuit „ein fast unerschütterliches Vertrauen in den Intellekt" hat, dem Menschen von heute aber gerade dieses Vertrauen erschüttert ist, „weil er nicht mehr Thesen, sondern Hypothesen, vorläufige Bestimmungen, Uebergänge und Durchgänge, nicht aber unveränderliche Positionen" als das Wertvollste ansieht. Wo die Grundrichtung des Denkens so verschieden ist, wo werden da die tieferen Berührungspunkte für eine Seelenverwandtschaft liegen? Es sei denn, daß der Jesuit der Zukunft doppelsprachig im Denken sein wird. Das ist die Frage, mit der uns dieses kräftige, feine Büchlein entläßt.

Der erfrischendste Eindruck, den ich bei der Lektüre empfing, ist der einer großen Ehrlichkeit bei einer ebenso großen latenten Begeisterung, die als leise Unterströmung die Unbefangenheit des Gedankens nicht beeinträchtigt. Das stark Persönliche und das doch ungemein Sachliche flutet so ineinander, daß die feine Linie nicht zu erkennen ist. Das Buch ist kein Ich-Buch; und doch wirkt es wie eine Bekenntnisschrift, aber nicht wie die eines Mannes, „der nach schwerer Katastrophe innerlich mit dem Orden gebrochen" hat, sondern wie eines Mannes, der den großen reinen Gedanken seines Ordens in glühender Seele erlebt hat und nun in feiner Analyse zergliedert. Es ist mit Herzblut und Nervenkraft geschrieben. In jedem Satz fließt warmblütiges zuckendes Leben. Darum geht auch ein so erquickender Einfluß von ihm aus, der noch lange in der Seele weiterwirkt wie ein stilles Leuchten.

Dem viel mißkannten Orden ist damit der feinsinnigste Anwalt erstanden, den er sich nur wünschen konnte. Er wird aber seinen Zweck nur erreichen, wenn seine Stimme in möglichst weite Kreise auch der Andersgläubigen dringt. Es wäre doch unsagbar traurig, wenn eine Konfession, die sich die „evangelische" nennt, die einen Spener und Zinzendorf hatte, für das Echtchristliche an Ignatius und seinen Söhnen kein Verständnis mehr hätte. Dann hätte Lipperts Schrift eine Mission mehr zu erfüllen.

Schule und Heidenmission.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Vor einiger Zeit habe ich an dieser Stelle eine Schrift angezeigt, die den richtigen Zusammenhang von Schule und Heidenmission an das Licht stellt. Mittlerweile ist mir eine zweite Arbeit zugegangen, die dasselbe Ziel verfolgt, wodurch erwiesen wird, wie die katholischen Pädagogen bestrebt sind, den Religions-, Geschichts- und Geographieunterricht durch Verbindung mit dem Gedanken der Heidenmission zu beleben und noch fruchtbringender zu gestalten.

Professor Ditscheid, Religionslehrer am Gymnasium in Koblenz, hat bei Bachem in Köln eine Schrift von 115 Seiten erscheinen lassen, in der er in knapper übersichtlicher Form folgende Gegenstände behandelt: 1. Beweggründe zur christlichen Missionstätigkeit; 2. Missionsgedanken der Heiligen Schrift; 3. Anknüpfungspunkte im Katechismus; 4. Ueberblick über die Geschichte der Mission; 5. Die Mission in neuester Zeit; 6. Die Missionen in den deutschen Kolonien, um mit einem 7. Kapitel: Rückblick und Ausblick, zu schließen.

Daß auf so knappem Raume nur Leitsätze geboten werden können, deren Vertiefung und Ausarbeitung dem Lehrer überlassen bleiben muß, ist klar. Wer nicht mit der hauptsächlichsten Literatur über die Missionen vertraut ist, findet naturgemäß, daß die kurze Art der Darstellung ihm Rätsel aufgibt. Darum ist der Hinweis auf die am besten zu benützenden und am leichtesten erreichbaren Werke von großem Werte. Die Katecheten und Lehrer, die sich mit der Schrift vertraut gemacht haben werden, dürften aus ihr eine Fülle von Anregungen für den

Unterricht schöpfen, die, in sachgemäßer Weise verwendet, ihnen zeigen werden, wie sehr die Kindesseele für den Gedanken der Heidenmission und alles, was damit zusammenhängt, zugänglich ist. Sorgfältig ausgewählte Beispiele, wofür die Bände der bei Herder erscheinenden Zeitschrift „Die katholischen Missionen“ die beste und zuverlässigste Fundgrube bilden, vermögen in den Kindern dauernde Begeisterung und stellenweise großen Opfermut zu erwecken, womit das allgemeine Bildungsziel und die Erziehungsarbeit der Schule in der wesentlichsten Weise unterstützt wird. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß in denjenigen Schulen und Anstalten, in denen ein ständiger Verkehr mit dem Gedanken und der Praxis der Heidenmission aufrechterhalten und gepflegt wird, die allgemeine Betragensnote für gewöhnlich eine bessere zu sein pflegt, als dort, wo man sich dieses kraftvollen pädagogischen Mittels, das von den Kleinen persönliche Opfer verlangt, noch nicht bedient.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, ist jede Anregung, die eine innigere Verbindung von Schule und Heidenmission bezweckt, mit großer Freude zu begrüßen. Bei dem Aufschwunge, den der Missionsgedanke jetzt in Deutschland nimmt, muß mit dem größten Nachdruck darauf geachtet werden, daß die heranwachsende Generation die Schule nicht verläßt ohne große, dauernde Liebe zur Heidenmission.

Wer gelernt hat, für die Heidenmission von jung an Opfer zu bringen, wird sich viel weniger dagegen sperren, auch für die sämtlichen anderen kirchlichen und sozialen Zwecke einzutreten, wie der, dem diese Opferfreude nicht anerzogen worden ist. Es leiden demnach die anderen Zwecke nicht darunter, sondern sie gewinnen in den weitaus meisten Fällen. Die Befürchtungen, die also von den Vorständen anderer Veranstaltungen wichtiger und wichtigster Art gelegentlich ausgesprochen worden sein mögen, daß eine „einseitige“ Bevorzugung der Heidenmission ihre Werke schädigen könnte, teile ich ganz und gar nicht. Die Zukunft dürfte mir da wohl recht geben.

Beim Lesen der Korrektur dieser Mitteilung geht mir eine überaus erfreuliche Veröffentlichung zu: „Wissenschaft und Schule. Katholische Schulzeitung für Nordwest-Deutschland“, Nr. 1 vom 3. Januar 1913, die am Kopfe die Aufschrift trägt: Missionsnummer. Ein einleitender Aufsatz des Bischofs von Stuhlweißenburg, Monsignore Dr. Ottokar Prohaszka, bringt geistvolle Erörterungen „Ueber die Missionen“. Darauf folgen Ausführungen von A. Hilden: „Die Heidenmission im Schulunterricht“, von Aschenbach: „Hilfsmittel für den Missionsunterricht in der Schule, von Adelbert Schiel: „Peter Damien, der Apostel der Aussätzigen auf Molokai, ein Missionsheld“, sowie eine Fülle kleinerer Mitteilungen.

Aus dieser Tat, — denn die Missionsnummer des verdienten pädagogischen Blattes ist eine Tat — sieht man zu seiner größten Freude, daß der Same auf guten Boden gefallen ist, und die Volkserzieher sich ernsthaft mit diesem nützlichen und erhebenden Problem beschäftigen wollen und schon vielerorts beschäftigen. Glück auf zu dem Unternehmen!

Winter.

Nichts Lieberes weiss ich mir an klaren Wintertagen,
Als einen Gang durch die bereifte Flur,
Wenn meine Berge Flockenschleier tragen,
Und glitzernd sprüht des Stromes Silberspur.

Wenn sich die Möven tummeln am Gestade,
Auf blankem Eis der Sonnenstrahl zerrinnt,
Wenn schneeverweht die lieben Heimatpfade,
Und rings sein Zaubergarn der Rauhreif spinnt.

Und wie die Säulen eines Tempels ragen
Des Waldes Tannen in das tiefe Blau,
Die kühn und wuchtig auf den Schultern tragen
Des Himmels hochgewölbten Kuppelbau.

Und Tempelstille webt in allen Weiten. —
So seltsam feierlich ergreift's den Sinn,
Und mit mir durch die weissen Einsamkeiten
Geht die Natur, die keusche Priesterin.

Josefine Moos.

Ueber die Voreingenommenheit gebildeter Protestanten gegen die Jesuiten

schreibt ein katholischer Theologieprofessor der „Allg. Rundschau“:

Auf einer Ferienreise unterhielt ich mich eines Tages bei Tisch sehr angenehm mit einem liebenswürdigen, hochgestellten Protestanten. Zuletzt wollte er mir ein Kompliment machen und meinte: „Ein katholischer Theologe wie Sie ist halt doch ein ganz anderer Mensch als ein Jesuit!“ Ich fragte: „Wie meinen Sie das? Was haben Sie an einem Jesuiten auszusetzen?“ Die Antwort war: „Die Jesuiten haben Dogmen!“ Ich lächelte und machte ihm klar, daß jeder katholische Theologieprofessor dieselben Dogmen anerkennen müsse wie die Jesuiten. Der Tischgenosse wollte das für unmöglich halten, ließ sich aber gerne näher belehren, daß die landläufigen Vorurteile gegen die Jesuiten zumeist auf Unkenntnis und Einbildung beruhen und den Protestanten von Jugend auf eingeimpft werden. Schließlich gab er mir darin recht, daß ein freiheitlich gesinnter Mann von so grundlosen Vorurteilen sich freimachen und die im Deutschen Reich und in der Schweiz bestehenden Ausnahmegesetze gegen die Jesuiten mißbilligen und als Rückständigkeit und Schmach empfinden muß. — Da kommt mir ein Gedanke: Es gibt einen Verein zum Schutze jüdischer Interessen, der von Zeit zu Zeit kleine Flugschriften, die dem Zwecke dienen, Vorurteile gegen die Juden zu beseitigen, und zweifellos manchen Erfolg haben, gratis an alle Universitätsprofessoren, und ich weiß nicht, an wen mehr versendet. Eine ähnliche Einrichtung auch zum Schutze der katholischen Interessen anzustreben, geht zu weit. Aber in besonderen Fällen ähnlich zu verfahren, wäre am Platz. Wenn zum Beispiel jetzt eine Zentralstelle ein Schriftchen, das über Jesuiten und die Vorurteile gegen sie sachlich aufklärt und Urteile angesehener Akatholiken zusammenstellt, an viele Adressen (Abgeordnete, Redakteure, protestantische Geistliche und Lehrerseminarvorstände usw.) versenden würde, so könnten zwar die Gegner nicht bekehrt werden, aber mancher gerecht denkende und den konfessionellen Frieden liebende Protestant würde angeregt, in seinem Kreise beruhigend und aufklärend zu wirken. Die entstehenden Kosten könnten durch freiwillige Beiträge gedeckt werden, oder der Katholische Volksverein könnte die Sache machen. Ehre und Anerkennung aber gebührt jedem Protestanten, der den Mut hat, das Jesuitengesetz als ein Unrecht zu bezeichnen und die von bekannter Seite ausgehende Verhetzung des protestantischen Volkes öffentlich zu verurteilen!

Der deutsche Raiffeisenverein auf indischem Boden.

Von P. J. Hoffmann, S. J., Missionär in Ranchi, Chota Nagpore, Britisch-Indien.[1])

Für jedes Missionsunternehmen ist die Finanzfrage von der größten Bedeutung, für die Kolsmission in Chota Nagpore ist sie geradezu eine Lebensfrage.

Zur Orientierung diene folgendes: Chota Nagpore ist ein gebirgiger, waldreicher Landstrich, der den mittleren Teil der jüngst auf dem Dehli-Durbar proklamierten Provinz Behar-Orissa, südwestlich von Bengal, bildet. Der Flächeninhalt beträgt

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfasser des obigen Artikels ist der Gründer und derzeitige Direktor der Bank. Der Artikel bietet manches interessante historische und ethnologische Material und gibt ein treffliches Bild von den Schwierigkeiten, unter denen deutsche Jesuiten in Britisch-Indien arbeiten müssen. Vielleicht wird sich der eine oder andere Leser durch die bemerkenswerten Darlegungen bewogen fühlen, den unermüdlichen Pionieren christlicher Kultur und christlich-sozialer Arbeit durch eine finanzielle Unterstützung einigermaßen zu Hilfe zu kommen. Wie die Tätigkeit der Jesuiten im fernen Indien gewertet wird, möge u. a. auch aus nachstehender Tatsache erhellen: Die britisch-indische Regierung hatte für Juli vorigen Jahres eine Konferenz zur Beratung über das Unterrichtswesen einberufen und die katholischen Missionen eingeladen, dazu zwei Abgeordnete zu entsenden. Der Erzbischof von Kalkutta hat einen belgischen Jesuitenpater, der Erzbischof von Bombay einen deutschen Jesuitenpater (P. Flink) mit der Vertretung beauftragt. Welch beschämender Kontrast zu der unwürdigen Behandlung der gleichen Jesuiten durch das deutsche Jesuitengesetz, durch den deutschen Liberalismus und einen durch bedauerliche Vorurteile irregeleiteten Protestantismus!

27101 Quadratmeilen (cfr. Bayern mit 28000 Quadratmeilen). Es wird bewohnt von den Mundas und Uraons (936238 gemäß Zensus vom Dez. 1911), welche vor Jahrtausenden vor den arischen Einwanderern sich hierher flüchteten. Der Rassenunterschied zwischen den Hindus und diesen Aborigenes ist in jeder Hinsicht viel tiefgreifender, als zwischen den Hindus und meinen lieben Landsleuten an der Sauer und Mosel. Wir Deutsche sind eben Arier, wie die Hindus, während diese Aborigenes der Mon-khmer-Völkerfamilie angehören.

Die Verachtung, mit welcher der Hindu auf diese Ureinwohner herabsieht, spottet jeder Beschreibung. Wo möglich noch glühender ist der Haß des niedergetretenen Kol gegen seinen Hindubedrücker.

Jahrhunderte hindurch verteidigten diese einfachen Bauern — alle sind treffliche Bogenschützen und gehen selten aus, ohne das Kampfbeil auf der Schulter zu tragen — ihr schwer zugängliches Hochland gegen ihre Feinde. Die englische Herrschaft jedoch und westliche Zivilisation ermöglichten eine friedliche Erschließung des Landes durch und für die Hindus. Damit wurde der Kampf, den die Kols um ihre nationale und soziale Existenz führten, auf ein neues Gebiet hinübergespielt. Der einfältige, des Lesens und Schreibens unkundige Kol war jetzt gezwungen, sich gegen geriebene Geldverleiher und verschlagene Landwucherer zu verteidigen, und zwar durch Hinduadvokaten, in einer ihm unbekannten Sprache, auf dem Boden der Hindugesetzgebung, unter fast gänzlicher Ausschaltung seines Stammes und Gewohnheitsrechtes.[2]) Selbstverständlich fiel so ein Ackerfeld nach dem anderen „der friedlichen Eroberung" anheim. Der bisher freie, selbständige Bauer wurde durch Richterspruch zum Leibeigenen herabgedrückt. Nachdem zwei Aufstandsversuche von den englischen Truppen mit leichter Mühe niedergeschlagen waren, bemächtigte sich des Volkes die hoffnungslose Verbitterung einer Rasse, die dem sicheren Untergange geweiht ist.

In dieser Lage erblickten die Kols im Missionär ihren einzigen Retter. Heute, nach 26jähriger Arbeit, zählt die katholische Mission von Chota Nagpore ca. 140000 Seelen.[3]) Zurzeit aber sind diese Neubekehrten so vollständig verarmt, daß keine auch noch so große Summe von Almosen diese Ureinwohner vom vollständigen Untergang als Rasse retten kann. Deshalb ist es unumgänglich notwendig, eine neue wirtschaftliche Basis zu schaffen, auf der die beiden Stämme allmählich ihre ökonomische Lebensfähigkeit und Lebenskraft erneuern können.

I.

Der Erfolg der Raiffeisenvereine in Europa legte ähnliche Versuche in Indien nahe. Doch sah sich der Missionär von Anfang an bergeshohen Schwierigkeiten gegenüber. Der krasse Egoismus, die Abneigung gegen alles Neue, das tiefgewurzelte gegenseitige Mißtrauen, besonders in Geld- und Geschäftssachen, der geringe Grad christlicher Nächstenliebe in einem bislang heidnischen Volke, ferner der Mangel jeglicher Schulbildung und besonders der wirtschaftlichen und sozialen Erziehung (nach dem Report von 1912 sind unter 1000 christlichen Mundas und Urares 999 Analphabeten), jedes einzelne dieser Hindernisse war an sich vollauf imstande, jeden Versuch erfolgreicher Gemeinarbeit im Keime zu ersticken.

Unter solchen Leuten sollte man von Dorf zu Dorf selbständige Banken errichten, sollte die Geschäftsbücher in die Hände von Bauern geben, die weder lesen noch schreiben konnten, und das Geld in Lehmhütten hinterlegen, die selbst dem ungeschicktesten Dieb leichten Zugang boten. Dieser Versuch war gemacht worden in der anglikanischen Mission, das unvermeidliche Resultat war ein vollständiger Bankerott.

Wenn nun auch unsere Neubekehrten noch nicht die Höhen christlicher Caritas erreicht haben, so bot doch ihr Vertrauen zum Altruismus und zur Selbstlosigkeit ihrer Missionäre eine feste Basis, auf welcher sich die Fundamente eines kooperativen Vereines legen ließen.

Diese Organisation mußte so beschaffen sein, daß sie von Anfang an unseren Christen die vollen Vorteile der Raiffeisenvereine bot und zur gleichen Zeit ihre ganze soziale Erziehung in die Hand nahm, d. h. sie zur Buchführung anleitete und mit dem Geschäftsgang und der Verwaltung vertraut machte. Die Statuten mußten deshalb die größtmöglichste Freiheit der Mitglieder und des von ihnen gewählten Ausschusses vereinigen mit der genauesten Ueberwachung selbst der geringsten Einzelheiten, d. h. eine absolute Zentralisation — für soziale Fanatiker freilich eine Häresie.

Von diesen Gesichtspunkten aus wurde folgende Organisation geschaffen.

1. **Mitglieder** können nur die eingeborenen Christen der katholischen Mission von Chota Nagpore werden. Die Missionäre können der Bank nicht beitreten und haben weder aktives noch passives Stimmrecht.

2. **Der allgemeine Aufsichtsrat.** Er besteht aus dem Direktor, Vizedirektor und den Unterdirektoren der Lokalbanken. Ihre einzige Aufgabe ist, zu belehren und zu leiten. In bestimmten Fällen von Stimmengleichheit steht dem Direktor die Entscheidung zu. Dieser allgemeine Aufsichtsrat trägt niemals irgendwelche finanzielle Verantwortung.

3. **Die Zentralbank in Ranchi mit dem Zentralverwaltungsrat.** Dieser Rat besteht aus dem Präsidenten, 4 Beisitzern und 2 Aufsichtsräten. Er ist Träger aller gesetzlichen Rechte, sowie aller finanziellen und legalen Verbindlichkeiten.

4. **Die Lokalbanken mit ihrem Vorstand und Aufsichtsräten.** Sie sind einstweilen nichts als Schulen, in denen sich die Dörfer und Gemeinden des Landes zur Geschäftsführung heranbilden sollen, bis sie imstande sind, selbständige Banken zu errichten. Ist das geschehen, soll ihr Zusammenschluß erfolgen.

Für die Zwecke der catholic cooperative society ist ganz Chota Nagpore geteilt in ebensoviele **Zirkel**, als es Missionsstationen gibt. In jeder Station ernennt der Erzbischof von Kalkutta einen Unterdirektor. Dieser teilt seinen ganzen Zirkel in Dorfgruppen ein, innerhalb welcher den Mitgliedern eine genaue Kenntnis des Charakters und der wirtschaftlichen Lage des einzelnen möglich ist. Diese Dorfgruppen bilden die Lokalbanken (rural units). Vom Unterdirektor geleitet muß jede rural unit soviel als möglich wie eine selbständige Bank ihre Geschäfte führen. Deshalb findet einmal im Jahre eine obligatorische Generalversammlung aller Mitglieder statt. Diese erwählt den Verwaltungsrat (Panchyat = Fünferrat), der hinwiederum alle Funktionen, Rechte und Verpflichtungen der lokalen Raiffeisenbanken zu erfüllen hat. Freilich beim jetzigen Stande der Organisation unterstehen seine Entscheide der Bestätigung durch den Zentralverwaltungsrat in Ranchi. Anderseits ist letzterer bezüglich Darlehen, Aufnahme, Ausschluß und Bestrafung von Mitgliedern an das Gutachten des Panchyats der rural unit gebunden. Auf diese Weise bewahrt die ganze Organisation das wesentlich demokratische Prinzip der Raiffeisenbanken und sichert zu gleicher Zeit die allmähliche Heranbildung und geschäftliche Erziehung der Mitglieder.

5. **Geschäftsbetrieb.** Die rural units liefern alle Bareinkünfte (8 as.[4]) Eintrittsgeld, Aktien = 3 Rs., Spareinlagen, Zinsen, Teilrückzahlungen der Darlehen) durch Vermittlung der Unterdirektoren an die Zentralbank in Ranchi ab. Auf demselben Wege bewerkstelligt die Zentralbank ihre Zahlungen an die rural units. Der Kassenbedarf wird im feuerfesten Schrank in Ranchi aufbewahrt, dessen Schlüssel während der erzieherischen Periode der Bank sich in den Händen des Direktors befindet. Diese Periode ist durch die Statuten auf 15 Jahre festgesetzt. Die Bank untersteht einer jährlichen Inspektion durch den staatlichen Registrar (registrar of Cooperative Credit-Societies).

Es fragt sich nun, ob die anglo-indische Regierung sich bereitfinden werde, eine so ausgesprochen katholische Organisation gesetzlich anzuerkennen, zumal unsere Statuten Artikel enthielten, die gegen oder über den act of Cooperative Credit-Societies of Bengal hinausgingen. Z. B. erkennt das Gesetz nur selbständige kooperative Banken an. Unsere Organisation will solche Banken erst schaffen. Wir sind kein Bund von Banken, sondern eine zentralisierte Bank, eine Schule kooperativen Bankwesens, ein ens sui generis.

Der Lieutenant-Governor von Bengal mit seinem council ging auf alle unsere Wünsche mit der größten Liebenswürdigkeit ein. Er machte sogar Gebrauch von seinem Prärogativ, gewisse Klauseln des Gesetzes zu suspendieren und anderen Artikeln Gesetzeskraft zu verleihen. Auf Grund dieses im Interesse der katholischen Mission geänderten Gesetzes wurden am 2. Dezember 1909 unsere Statuten anerkannt und einregistriert.

---

[2]) Seit dem Jahre 1895 begann die Regierung auf mein Betreiben die Grundbuchaufnahme des Landes und suchte das geschehene Unrecht nach Kräften wieder gutzumachen.

[3]) Katholische Chota Nagpore-Mission 1. August 1911: Katholiken (getauft) 84494, Katechumenen 54839, zusammen 139333. Davon Zuwachs im letzten Jahre (1. August 1910 bis 1. August 1911): Taufen von Kindern christlicher Eltern 3597, Taufen von Kindern heidnischer Eltern 5225, Taufen von erwachsenen Heiden 3406, zusammen 12228.

[4]) 1 Rupie (= 1.35 Mark) hat 16 asmas.

II.

Die Bank war gegründet und gesetzlich anerkannt. Jetzt hieß es die Mitglieder werben. Nach zahllosen Versammlungen in den Missionszentren, nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen jeglicher Art betrug die Zahl am 31. März 1912 7567 Mitglieder (verteilt auf 307 rural units), welche innerhalb 3 Jahren an Eintrittsgeldern, Aktien- und Spareinlagen die Gesamtsumme von 45 755 Rs. aufbrachten, — für den Kenner der finanziellen Lage der Mitglieder wahrhaft eine Riesenleistung, welche sie mit einem Schlage an die Spitze der ganzen kooperativen und sozialen Bewegung in Indien stellte. Keine andere kooperative Bank in Indien konnte bis jetzt aus den Beiträgen der Mitglieder allein ein genügendes Kapital aufbringen. Alle beginnen mit Anleihen von der Regierung oder Kapitalisten zu 6—9 % und fristen ein kümmerliches Dasein, indem sie den Mitgliedern Darlehen zu 12—18 % geben, während die katholische Bank solche Darlehen zu 9 3/8 % gewährt. Dieser für Indien sehr niedrige Zinsfuß wurde nur dadurch ermöglicht, daß unsere Christen für die Aktien von 3 Rs. erst nach 3 Jahren und selbst dann nur 2 % Zinsen fordern.

Zur Förderung der Raiffeisenbewegung beruft die Regierung jedes Jahr eine Konferenz nach Kalkutta. Auf der Konferenz 1910 skizzierte ich kurz unsere Erfolge. Mehrere Mitglieder der Konferenz gestanden mir: „Uns gelingt es nicht, die Mitglieder unserer Banken dazu zu bewegen, sich ein Kapital durch Beiträge oder Spareinlagen zu schaffen.“ Auf spezielles Verlangen des Präsidenten legte ich eingehend unsere Theorie und Praxis dar. Später machte mir ein Bengali-Advokat die Bemerkung: „Wir werden niemals die gleichen Resultate erzielen können; dazu bedarf es einer Organisation wie die Jesuiten sie haben.“ Ein mohammedanischer Beamter meinte nach der Konferenz: „Die Leute werden uns niemals das gleiche Vertrauen schenken wie den katholischen Missionären. Sehen Sie, das ist das Geheimnis Ihres Erfolges.“

Wird es nun den Anstrengungen unserer Christen gelingen, sich ein Nationalvermögen zu schaffen? Denn das ist schließlich das Ziel, das erreicht werden muß, um die Mundas und Uraons vor dem Untergange zu retten! Man wird mir glauben, daß es eines enthusiastischen Optimismus bedurfte, um unter den hiesigen Verhältnissen an die Gründung der Raiffeisenbank zu schreiten. Es hieße aber Gott versuchen, wollten wir uns der Hoffnung hingeben, daß der bloße gute Wille und die minimalen Mittel unserer Christen ihnen den endlichen Sieg erkämpfen können. Es ist eben vollständig unmöglich, für einen Europäer sich eine Vorstellung von dem Elende der indischen Bauern im allgemeinen und der Ureinwohner im besonderen zu bilden. Sie entbehren selbst der gewöhnlichsten Annehmlichkeiten, ohne welche der ärmste deutsche Bauer nicht existieren könnte.

Die Wohnung ist eine Lehmhütte, in deren „einzigem Zimmer“ Menschen, Zugochsen, Ziegen, Hunde und Hühner zusammen hausen. Oft genug habe ich auf meinen Reisen neben dem Verschlag der bullochs und der Ziegen mein Nachtlager gefunden. Ein paar dünne Zeugstücke bilden die Garderobe der ganzen Familie. Reis und immer wieder Reis ist das tägliche Menu. Die Küche funktioniert nur einmal im Tage, gegen Abend. Die Ueberbleibsel des Diners werden in kaltem Wasser aufbewahrt. Dieser Reis hat am nächsten Morgen leicht gegoren und bildet nach der Rückkehr von harter Feldarbeit, gegen 11 Uhr, das ganze Frühstück. Wer während einiger Monate zweimal im Tage warmen Reis sich leisten kann, ist reich und wer es gar tut das ganze Jahr hindurch, gilt als wahrer Krösus. Fleisch sieht der Munda und Uraon nur an den höchsten Festtagen. Von solcher Lebensführung zur akuten Hungersnot ist nur ein kleiner Schritt. Deshalb sind Männer und Frauen mit 35 Jahren bereits alte Leute. Die Kindersterblichkeit erreicht grauenhafte Ziffern.

Also müssen wir diesen Leuten eine bessere Lebensweise ermöglichen: bessere Wohnung, bessere Kleidung, reichlichere Nahrung: 2 warme Mahlzeiten im Tage und etwas mehr für die Kleinen ist wahrlich kein Luxus. Die Mittel dazu müßte der Ackerboden liefern. Jede Familie müßte 4 kat[5]) bebauen und deshalb 160 kg Saatkorn aussäen. Davon sind wir aber noch weit entfernt. Nicht einmal 10 % der Aborigines besitzen noch so viel Land, kaum 25 % zwei kat, nicht einmal 50 % besitzen noch ein kat. Von Verbesserung des Ackerlandes, von Anschaffung vollkommener Ackergeräte kann gar keine Rede sein. Nur unter den größten Opfern können die Bauern die Jahresrente an die Zemindars (Großgrundbesitzer) erschwingen. Kommt dann eine unvorhergesehene, notwendige Ausgabe, so ist der Bauer gezwungen, ein Darlehen aufzunehmen. Und diese Fälle sind nur zu häufig. Es fällt ein Ochs oder eine Kuh — die Rinderpest stirbt ja hier in Indien nie aus —, es fehlt das Saatkorn, ein Prozeß um ausstehende Landrente oder, gar nicht selten, ein Prozeß, böswilligerweise vom Zemindar angestrengt, um die Christen ihrer Ländereien zu berauben und ganze Dörfer zu vernichten, endlich die Geißel Indiens — kein Regen fällt und die Hungersnot kommt; immer wieder die gleiche Alternative: entweder Geld borgen oder auswandern. Auswandern heißt aber in der Masse der enterbten indischen Coolies untergehen. Deshalb zieht man es vor, zu borgen und gerät so in die Klauen des Mahajan, des indischen Wucherers, und auf diesem kleinen Umwege schließlich doch in das gleiche Elend. Denn der Wucherer bemißt seine Forderungen nach den Schwierigkeiten, in denen seine Opfer sich befinden.

Gewöhnlich bietet er den Bauern 3 oder 4 Arten von Darlehen an.

1. Darlehen in Bargeld. Für jede Rupie zahlt der Bauer jährlich 1 mannd gereinigten oder 2 mannds ungereinigten Reis als Zins. Der Reis muß abgeliefert werden nach dem Maße, welches der Wucherer selbst bestimmt, so daß der wirkliche Wert des Reises 1 1/2 Rupies gleichkommt, d. h. 150 % pro Jahr.

2. Darlehen mit Zinszahlung in Bar. Sieht der Mahajan, daß sein Opfer nicht absolut gezwungen ist, auf der Stelle zu borgen und genügend Sicherheit bietet, so gibt er ihm ein Darlehen zum monatlichen Zinsfuß von 1 anna pro Rupie (1 Rupie = 16 as.), d. h. 12 as. jährlich = 75 %. Ist der Bauer gezwungen zu borgen, dann verlangt er 125 oder 150 %. Wenn sein Opfer noch genügend Land besitzt, läßt er sich einen Schuldschein von — sagen wir einmal — 100 Rs. geben; tatsächlich gibt er ihm nur 80 oder 75 Rs.

3. Darlehen von Saatkorn. Wer 2 mds. im Mai für die Aussaat entlehnt, muß nach der Ernte im Januar zwei mds. mehr als Zins zurückzahlen, d. h. 100 % für 8 Monate, also 150 % per Jahr.

Unsere Bauern machen am meisten Gebrauch von der ersten und dritten Art von Darlehen, weil sie sicherer sind, nach der Ernte Reis zu haben als Bargeld. Sie zahlen also durchschnittlich 100—150 % Zins per Jahr.

4. Zorpeshgi oder Hypotheken-Darlehen. Statt Zins zu zahlen, muß der Bauer dem Mahajan die Nutznießung eines entsprechenden Feldes überlassen, so lange, bis er die ganze Summe zurückgezahlt hat. Der Wucherer hypothiziert natürlich immer die besseren Felder, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß die Nutznießung einem Zinseinkommen von 100—300 % gleichkommt. Der arme Bauer hat keinen Zins in bar zu zahlen und ist deshalb nicht Tag und Nacht durch das stete Wachsen seiner Schuld geängstigt. Dieses System scheint weniger gefährlich, ist aber in Wirklichkeit weit diabolischer als die anderen. Der Schuldner war schon in Geldnot, als er noch die Nutznießung aller seiner Felder hatte. Er wird also niemals zahlungsfähig werden, so lange der Wucherer seine besten Felder in Beschlag hat. Nach einigen Jahren geht der Mahajan zu Gericht, wo ihm das Eigentumsrecht zugesprochen werden muß. Das Feld mag einen aktuellen Wert von 1000 Rs. haben, der Mahajan erhält es für ein Darlehen von 100 Rs. und hatte außerdem die Nutznießung während mehrerer Jahre bereits gehabt.

Als man die Grundbuchaufnahme in Chota Nagpore vornahm, setzte ich der Regierung die Niedertracht des Zorpeshgisystems auseinander. Das Resultat war ein Gesetz, das bestimmte: Wer ein Zorpeshgi-Darlehen gibt, hat die Nutznießung der hypothizierten Ländereien nur für fünf Jahre. Nach diesem Zeitraume werden sie wieder volles Eigentum des Bauern und die Schuld ist gelöscht. Das war wenigstens ein Sieg, aber die übrigen Systeme bestehen in ihrer vollen Härte.

Die Sklaverei ist in Indien gesetzlich verboten. Will aber der Mahajan einen Sklaven haben, dem er weder Lohn noch Unterhalt gibt, so kann er leicht das Gesetz umgehen. Ein armer Teufel z. B. ist durch den Hunger gezwungen, 3 oder 4 Rs. zu borgen. Er kann sie nicht zurückzahlen und Kapital plus Zins und Zinseszinsen erreichen bald eine beträchtliche Summe. Der menschenfreundliche Gläubiger verlangt dann nur, daß der älteste Sohn ohne Lohn so lange für ihn arbeite, bis die Schuld ge-

[5]) kat, ein indisches Flächenmaß, dessen Bestellung 40 kg Saatkorn erfordert.

tilgt ist. Seine Sklave hat ihm also nur 3—4 Rs., mitunter selbst weniger gekostet. Ich könnte wahre Schaudergeschichten über diesen Sklavenhandel erzählen, doch wenden wir unsere Blicke von diesen traurigen Zuständen zu einer trostreicheren Zukunft.

III.

Im letzten Geschäftsjahr (31. März 1911 bis 31. März 1912) unserer katholischen Bank wurden an 1425 Mitglieder Darlehen im Gesamtwerte von 18174 Rs. 8 as. gegeben, darunter 332 Darlehen für Saatkorn zu 2299 Rs. 8 as., 675 Darlehen für Zugvieh zu 9846 Rs. 8 as., 64 Darlehen für Hypothekenlöschung zu 1249 Rs., 106 Darlehen zur Schuldentilgung zu 1365 Rs. Hätte die Bank nicht bestanden, so hätten die armen Bauern statt 1703 Rs. letztes Jahr 20445 Rs. Zins bezahlt. Das Gesamtersparnis seit 2½ Jahren beläuft sich auf 34038 Rs.

Der offizielle Regierungsbericht[6] schrieb bereits im ersten Jahre des Bestehens unserer Genossenschaft: „Diese Organisation ist ihres endlichen Erfolges absolut sicher und muß schließlich eine ökonomische Umwälzung in Chota Nagpore herbeiführen." Obige Zahlen beweisen, daß wir in den zwei letzten Jahren mächtige Schritte zur Erreichung dieses Zieles getan haben. Unsere Christen haben gezeigt, daß sie bereit sind, sich große Opfer aufzuerlegen, um eine ihren Bedürfnissen entsprechende Bank zu gründen — und das ist die Frucht der erzieherischen Tätigkeit der Bank —, aber ihre Hilfsmittel sind zu gering, um ein Kapital aufzubringen, das auch nur der dringensten Not von 140000 Christen steuern könnte. Wir haben eben viele Familien, die zu arm sind, um auch nur 3½ Rs. (8 as. Eintrittsgeld, 3 Rs. Teilhaberschein) zu bezahlen, und gerade diese Familien benötigen am dringendsten Anleihen zu geringem Zinsfuß.

Es wäre sicherlich ein herrliches Werk christlicher Nächstenliebe, diesen ärmsten der Armen den Beitritt zur Bank zu ermöglichen. Kapitalaufnahme in Indien zu dem jetzigen Zinsfuß von 6—9% ist außer Frage, während sich im deutschen Vaterlande vielleicht Kapitalien finden ließen zu 4%.

Wenn es uns gelänge, unser Kopital auf 200000 Rs. zu erhöhen, dann wäre unseren Christen eine, wenn auch bescheidene, jedoch menschenwürdige Existenz gesichert und zugleich die finanzielle Frage der katholischen Mission in Chota Nagpore gelöst.

Zweifellos wird dann den bisher noch heidnischen Stammesgenossen die Annahme des Glaubens weit begehrenswerter erscheinen, wenn sie sehen, daß die katholische Kirche, nach der Lehre und dem Beispiele ihres göttlichen Meisters, nicht nur die ewigen Bedürfnisse des menschlichen Herzens befriedigt, sondern auch die zeitliche Not ihrer Kinder nach Kräften lindert.

[6] Report of the working of the cooperative credit-societies in Bengal for the year 1909/10, p. 17.

Der Schneefall am Morgen.

Behutsam fallen
langsam lange Decken und flimmernde Ballen
voller Schnee . . .
herunter auf alle Strassen;
in den Fenstern werden jäh
die Lichter ausgeblasen.

Und wie Erfüllung ist das gleissende Weiss
zu seh'n
auf allen Wegen, Drähten und Stangen.
Ganz neu und sorgsam fangen
die alten Menschen nun wie Kinder
an zu geh'n,
nur leiser noch und blinder.

Draussen, ausser der Stadt, schneit es noch leis;
da will der Himmel alles noch vergeuden.
Alles ist schon ganz, ganz weiss!
tief sind heute die Wege und leis
zu den dunkeln Fabrikgebäuden.

Hans Steiger.

Etwas über die Tätigkeit der katholischen Orden in Spanien.

Von Hans Wimmer, München.

Der Kampf gegen die Klöster gilt, wie auch sonst fast überall, so auch in Spanien, bekanntlich als Hauptprogrammpunkt aller Linksparteien; bilden doch die Orden einen der Grundpfeiler, die das Leben der katholischen Kirche tragen, insbesondere in Spanien. Gewalt und Verleumdung sollen sie vernichten. Die „industrielle Konkurrenz der Klöster", das ist eines jener Schlagwörter, mit denen man Geschäfte zu machen sucht und auch in Deutschland, selbst unter den Katholiken, eifrigst und mit Erfolg die spanischen Orden diskreditiert hat.

In Wirklichkeit aber kennen diese edlere Ziele als die Niederkonkurrierung der heimischen Industrie und damit die Schädigung der Nation. Einen geradezu glänzenden Beitrag für den Beweis dieser Tatsache liefert eine kürzlich unter dem Ministerium Canalejas von Direccion general de Administracion (Abteilung im Ministerium des Innern) veröffentlichte Statistik. Sie befaßt sich speziell mit der Tätigkeit der religiösen Genossenschaften auf dem Gebiete des Volksschulwesens und der Krankenpflege.

In 532 Volksschulen und 125 Kollegien wird nach ihr von Ordensleuten unentgeltlicher Unterricht erteilt, und zwar:

Religionsunterricht an 6351 Knaben und 6602 Mädchen, Elementarunterricht an 19938 Kleinkinder, 30874 Knaben und 39748 Mädchen. Die Schulen der Salesianer zählen 2577 Zöglinge. Außerdem erhalten dort 3368 Kinder Spezialunterricht (Musik. Malen, Physik usw.). Die für die Arbeiterklasse eingerichteten Sonntagsschulen und Abendschulen werden von 7307 Arbeitern und 6844 Arbeiterinnen besucht. Die Gesamtzahl derjenigen, welche unentgeltlichen Unterricht von den Orden erhalten, beträgt somit 133991 Schüler und Schülerinnen.

Die Laienschulen zählen im Gegensatz hierzu insgesamt nur 5821 Schüler. Sie scheinen sich also in Spanien ebenso geringer Beliebtheit zu erfreuen wie in Frankreich.

Ganz außer Betracht läßt die Statistik die zahlreichen Erziehungsinstitute, Mittelschulen und auch Hochschulen, welche vom Orden, namentlich von den Jesuiten, unterhalten werden.

Sehr eigentümlich nimmt sich das Geschrei gewisser Kreise und Blätter von der Bildungsfeindlichkeit des Katholizismus aus, bei dem immer wieder auf Spanien zum Beweise hingewiesen wird, wenn wir die Tatsachen betrachten, welche die im Jahre 1908 von der damaligen Regierung über den Stand der Volksschulen veranstalteten statistischen Erhebungen zutage förderten. Der gesetzliche Sollbestand an Volksschulen, deren Errichtung und Unterhaltung Gemeindeangelegenheit ist, betrug damals 34236, wirklich vorhanden waren nur 24861. An dem Fehlbetrage von fast 10000 Schulen waren ausschließlich Städte und Provinzen mit radikaler oder republikanischer Verwaltung beteiligt. So besaß Barcelona um 535, Valencia um 415, Sevilla um 335, Murcia um 509, Madrid um 415 Schulen zu wenig. Barcelona, wie überhaupt Katalonien, marschierte in dieser Beziehung an der Spitze. Dagegen bestanden in Alova, Teruel, Burgos und Soria, wo die Katholiken die Verwaltung in den Händen haben, mehr Schulen, als das Gesetz verlangte. Auch die übrigen katholischen Provinzen und Städte, namentlich Kastilien und das Baskengebiet, wo das katholische Leben in größter Blüte steht, wiesen eine besondere Fürsorge für die Volksbildung auf.[1]

Was das Gebiet der Krankenpflege anlangt, so zählt die Statistik in Spanien 606 Krankenhäuser, die den Orden anvertraut sind. Außerdem unterhalten die „Schwestern der Armen" 51 Asyle, in denen 2621 alte Männer und 2472 alte Frauen Aufnahme finden. Die „Schwestern verlassener alter Leute" verpflegen 1924 Greise und 2672 alte Frauen. Gar nicht gezählt sind die Ordensschwestern, die Kranke in ihren Wohnungen pflegen, ferner nicht die, welche in Unterkunftshäusern, in Bewahr-, Rettungs- und Besserungsanstalten tätig sind. Auch sie würden eine stattliche Ziffer repräsentieren.

Damit ist die Zahl der nichtindustriellen Tätigkeiten der Klöster noch lange nicht erschöpft: Viele Ordensmitglieder widmen sich dem beschaulichen Leben, der Seelsorge und der Missionstätigkeit in heidnischen Ländern und zwar letzterer allein in 97 Niederlassungen.

Wie viele von den 40000 Nonnen und den 10000 Mönchen, die der demokratische Abgeordnete Morote 1910 in Spanien zählte, bleiben nach Abzug der kranken, alten und der zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse verwendeten Ordensmitglieder da noch der „industriellen Konkurrenz" zur Verfügung?

Mag dem sein wie nur immer, mögen die Klöster die größten Wohltäter der Nation sein, jener Geist, dessen vollendetste Inkarnation der Name Ferrer kennzeichnet, wird die Brandfackel seiner „Erkenntnis" den Scharen derer, die teil an ihm haben, zum Sturme gegen die Klostermauern voranschwingen.

„Gelber Neidhart, alter Uhu,
Wohl versteh' ich deine Meinung!"

[1] Siehe Stezenbach: „Maura und d. konservative Partei in Spanien"; Konstanz 1911, S. 286.

Mensur und Holzkomment.

Von Hardy Keiter, cand. iur.

Die Gedanken, welche im folgenden ausgesprochen werden, haben ihren Grund nicht allein in den traurigen Fällen von Innsbruck und Darmstadt, sondern sie sind eine Folge mehrsemestriger Beobachtungen auf deutschen Universitäten. In diesen Semestern hat Schreiber Gelegenheit gehabt, die Entstehung von Holzereien der verschiedensten Art zwischen den verschiedensten Studentengruppen zu beobachten, und diese Beobachtungen zu ergänzen aus Erzählungen von Kommilitonen aus allen Lagern.

Es hat sich dabei die statistische Tatsache ergeben, daß an der Mehrzahl der Schlägereien inkorporierte Studenten beteiligt waren, und daß an diesen Fällen hinwiederum die Angehörigen der schlagenden Verbände überwiegenden Anteil hatten. Diese Tatsache, deren Nachweis unschwer zu führen ist, muß sich selbst dem Fernstehenden aufdrängen, der den Holzkomment nur aus Zeitungsberichten kennt. Es ist klar, daß sich unter diesen Voraussetzungen eine Ideenverbindung ergibt zu einem ursächlichen Zusammenhang zwischen der Duell- und Mensurunsitte und dieser Art akademischer Rohheitsdelikte.

Zwar wird von den Freunden des Duells wie auch der Mensur besonders häufig betont, daß die Möglichkeit, einen Ehrenhandel mit der Waffe auszutragen, den Drang nach Tätlichkeiten im Falle des Konflikts mildere, aber nach unseren Erfahrungen ist das nicht der Fall. Wir haben schon manche Holzerei und Prügelei zwischen Angehörigen von Verbänden gesehen, die zueinander im Fechtverhältnis standen. Die Tatsachen widersprechen der Theorie.

Neben diesen Holzereien unter Schlagenden selber steht nun die große Kategorie der tätlichen Konflikte zwischen schlagenden und nichtschlagenden Studenten. Sie bilden weitaus den Großteil aller derartigen Zusammenstöße. Es kann sich nun bei dieser Untersuchung nicht darum handeln, eine Statistik der Schuldfrage: warum wurde geholzt? aufzustellen, sondern das Gewicht ist auf die Frage zu legen: „Wie ist es möglich, daß junge Leute von Bildung sich soweit vergessen?“ Und hier liegt eben ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Pauk- und Holzkomment vor.

Um dieses Verhältnis klarzulegen, genügt eine Betrachtung der Ehrenerziehung, welche die schlagenden Verbände ihren Mitgliedern angedeihen lassen. Sie zeitigt ein vollkommen krankes Ehrgefühl und mit ihm Begriffe, die geeignet sind, schwere Kollisionen innerhalb der Studentenschaft herbeizuführen. Das Couleurehrgefühl wird auf einen Grad der Empfindlichkeit und Verletzlichkeit gebracht, der sich eben nicht mit der Luft verträgt, die unter freien Burschen weht: „Aura ist kein Moschusdüftchen“, sagt das alte Lied von der Aura academica, und in vorgerückter Stunde ist der Ton gemütlich burschikos in den Studentenlokalen, nicht zuletzt auf seiten der Schlagenden. Hier ist es meist, wo es zu Schlägereien kommt, weil man mit Mütze und Band doch den Couleurbegriff nicht ablegt, und weil das Ehrgefühl so eierschalendünn ist. Man mißverstehe nicht: Wahre Ehre ist verletzlich wie die Eierschale, doch ein gefülltes Ei verträgt auch einen wohlgemeinten Puff, — ein hohles nicht.

Damit ist Anödungen nicht das Wort geredet, sondern der Verträglichkeit. Solange es aber Verbindungen gibt, deren Mitglieder ihre Aufgabe darin sehen, möglichst viele „Partien“ zu bekommen, solange die schlagenden Verbände nicht — freiwillig oder gezwungen — auch den nichtschlagenden Studenten anerkennen und auf seine Art der Regelung von Ehrenangelegenheiten eingehen, ist Ruhe und Ordnung auf Deutschlands hohen Schulen undenkbar.

Doch allgemein: Diese Sucht des deutschen Studenten, aus Scherz, Wort und Blick, aus jeder Kleinigkeit einen Ehrenhandel zu konstruieren, ist eine Folge des Duell- und Mensurwesens. Diese Sucht entsteht weniger durch die Hochspannung des Persönlichkeitsbewußtseins, welche glücklich überstandene Mensuren zur Folge haben, als durch eine krampfhafte Angst vor dem chimärenhaften Vorwurf der „Kneiferei“. Die aus dieser Angst resultierende Unversöhnlichkeit und Reizbarkeit ist ein Krebsschaden im Verhältnis der deutschen Studenten untereinander, und diese Krankheit hat in gleicher Weise die schlagenden wie die nichtschlagenden Verbände ergriffen. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist heute nicht zu ersehen. Solange auf deutschen Hochschulen treues Festhalten an ererbten Grundsätzen als lächerlich, Vernunft als Feigheit, kühles Ablehnen einer böswilligen Anrempelung als Kneiferei gilt, solange die schlagende Studentenschaft nicht gezwungen wird, neben dem Zweikampf eine friedliche Regelung von Streitigkeiten durch Richterspruch anzuerkennen, so lange wird weder die katholische noch die übrige nichtschlagende Studentenschaft unangefochten ihren Weg gehen, wird die Schande der gemeinen Holzerei auf Deutschlands Studentenschaft lasten.

Praktische Maßnahmen gegen die zunehmende öffentliche Unsittlichkeit.

Aus München und Bayern sind heute zwei Entschließungen zu melden, welche jede in ihrer Art der immer mehr um sich greifenden Unsittlichkeit entgegentreten. Die am Sonntag, den 5. Januar in München versammelte Landesgruppe Bayern des Augustinusvereins (zur Pflege der katholischen Presse in Deutschland) faßte unter dem Vorsitz des Chefredakteurs Osterhuber vom „Bayer. Kurier“ (zweiter Vorsitzender ist nunmehr Chefredakteur Menth von der „Augsb. Postzeitg.“) einen in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerten Beschluß, der einen auch in sonst gutgesinnten Blättern eingerissenen Unfug hoffentlich gründlich beseitigen wird:

„Hinsichtlich der Berichterstattung über Unsittlichkeits- und Skandalprozesse hält es die Versammlung für dringend geboten, daß sich die gesamte Presse auf den Standpunkt stellen soll, hierüber nur in aller Kürze zu berichten und sich darauf zu beschränken, den Tatbestand lediglich durch einen Hinweis auf die in Betracht kommenden Strafgesetzparagraphen wiederzugeben und sich weiterhin mit der bloßen Veröffentlichung des Urteils zu begnügen. Die Versammlung erklärt ihre volle Bereitwilligkeit, rückhaltlos bei der Verwirklichung solcher Bestrebungen mitzuwirken.“

Die Versammlung der Vertreter der katholischen Presse hat sich aber mit dieser Selbsteinkehr nicht begnügt, sondern auch noch an die Gerichte eine ernste Vorstellung gerichtet:

„Ein großer Teil der Schuld an der Ausartung der Berichterstattung über Skandalprozesse ist aber den Gerichten selbst zuzumessen, die Berichterstatter und Korrespondenzbureaus zu nichtöffentlichen Verhandlungen zulassen, obgleich die betreffenden Persönlichkeiten allgemein als solche bekannt sind, welche die Skandalberichterstattung mit Vorliebe pflegen. Erst dadurch wird der Ausschluß der Oeffentlichkeit unwirksam gemacht.“

Beim Beginn des Karnevals, der in München nach dem Dreikönigenfeste mit seinem tollen Treiben einsetzt, veröffentlichte die Münchener Polizeidirektion nachstehende Bekanntmachung, die in allen anständigen Kreisen lebhaft begrüßt wird:

„Bedauerlicherweise haben sich in München seit einiger Zeit unanständige Tänze, zu denen insbesondere der sogen. Schiebetanz zählt, mehr und mehr einzubürgern vermocht. Sowohl in Zuschriften an die Polizeidirektion wie in der Presse sind lebhafte Klagen über diese Unsitte laut geworden. Die Polizeidirektion hat deshalb den Saalinhabern, die Tanzunterhaltungen (Bälle, Redouten, Bal parés usw.) veranstalten, zur Auflage gemacht, solche Tänze nicht zu dulden; sie wird die Saalinhaber für Einhaltung dieses Verbotes persönlich verantwortlich machen und nötigenfalls die Erlaubnis zur Veranstaltung von Tanzunterhaltungen zurücknehmen. Gegen Personen, welche an derartigen Tänzen sich beteiligen, wird, wie dies in anderen Orten bereits mit Erfolg geschehen ist, nach §§ 183 oder 360 Ziff. 11 R.-Str.-G.-B. vorgegangen werden. Die Polizeidirektion möchte aber auch den Vorständen von Vereinen, die Tanzunterhaltungen im geschlossenen Kreise veranstalten, dringend nahelegen, auch ihrerseits zur Bekämpfung dieser Unsitte mitzuwirken und Elemente, die sich den Anforderungen des Anstandes und der guten Sitte nicht fügen wollen, wegzuweisen.“

In den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ wird die Bekanntmachung noch durch folgende Bemerkungen ergänzt:

„Das Verbot an die Saalinhaber ist, wie wir erfahren, nicht in einem gesonderten Erlaß ergangen, sondern in den auf Grund des Artikels 32 des Polizei-Strafgesetzbuches erlassenen Bestimmungen für Tanzveranstaltungen enthalten. Der betreffende Absatz lautet: „Unanständige und anstößige Tänze (Schiebetanz und ähnliches) dürfen nicht geduldet werden. Dies ist in gehöriger Weise zur Kenntnis der Teilnehmer zu bringen. Für Einhaltung dieser Anordnung ist der Unternehmer persönlich verantwortlich.“ Diese Auflage wird natürlich auch Vereinen gemacht, die eine öffentliche Tanzunterhaltung veranstalten. Für Unterhaltungen im geschlossenen Kreise wird die Berücksichtigung des Verbotes den Vereinsvorständen nahegelegt. Daß eine Durchführung der Anordnung ohne Schwierigkeiten möglich ist, zeigt sich, wie die Polizei erklärt, in einem hiesigen großen Unternehmen, in dem seit einiger Zeit der Tanzmeister den Schiebetanz verbietet, ohne in dem größtenteils gut bürgerlichen Publikum auf Widerstand zu stoßen. Die angezogenen Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches, die die Tänzer mit Strafe bedrohen, lauten: § 183: Wer durch eine unzüchtige Handlung ein Aergernis gibt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 500 ℳ bestraft. § 360, Ziff. 11: Mit Geldstrafe bis zu 150 ℳ oder mit Haft wird bestraft, wer ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm erregt oder wer groben Unfug verübt.“

Wir freuen uns aufrichtig, im Kampfe gegen abscheuliche „Unsitten“, die sich in München „immer mehr einzubürgern vermochten“ (leider auch in gesellschaftlichen Schichten, von

denen man es kaum vermuten sollte) die „Münchner Neuesten Nachrichten" an der Seite derer zu finden, denen sie sonst nicht Knüppel genug in den Weg zu werfen wissen. Wie wäre es aber, wenn die Münchner Presse auch einmal im eigenen Hause nach dem Rechten sähe. Wenn gegen unanständige Tänze, die sich selbst in einem Teile der sogenannten „guten Gesellschaft" einzubürgern vermochten, endlich einmal mit rücksichtsloser Strenge eingeschritten wird, dann sollte, und zwar freiwillig, auch dem Unfug gesteuert werden, daß die Einladungen, welche alljährlich zum Faschingsfest der Münchner Presse an die besten und vornehmsten Kreise der Münchner Bevölkerung ergehen, mit künstlerischen Beigaben verziert werden, welche durch ihre frivole Geste für jedes natürliche Anstandsgefühl eine direkte Beleidigung sind.

In engeren Kreisen regte sich schon seit Jahren eine heftige Opposition gegen diese Vorherrschaft des ausgesprochensten künstlerischen Dekadententums bei den Vorbereitungen zu einem Feste, das doch die gesamte Presse aller Richtungen, die katholische nicht ausgeschlossen, vereinigen sollte. Da der Unfug auf der diesjährigen Einladung in noch verstärktem Maße zum Ausdruck gekommen ist, wozu das „Thema" des Festes („Eine Richard Strauß-Woche") mit den Gestalten der „Salome", der „Elektra", des „Rosenkavalier" und der „Ariadne auf Naxos" für einen auf dem Gebiete der perversesten „Erotik" bewährten „Phönix"-Zeichner wie Albert Weisgerber besondere Handhaben bot, scheint ein öffentlicher Einspruch geboten. Die „Allgemeine Rundschau" ist von zwei Seiten, aus Kreisen der Aristokratie und aus einer hochangesehenen Familie, die sich im Kunstgewerbe einen Namen gemacht hat, dringend gebeten worden, gegen das der Einladung zum heurigen Presseball vorangestellte Bild, dessen pervers-dekadente Pikanterie weder mit einer übersprudelnden „genialen" Künstlerlaune, noch mit der Ungebundenheit des Karnevals entschuldigt werden kann, öffentliche Verwahrung einzulegen. Denn, so heißt es in einem Beschwerdebriefe wörtlich, die zum Presseball persönlich und namentlich eingeladene anständige Damenwelt läßt sich doch nicht mit der „abgebrühten" Weiblichkeit der Bohême verwechseln. Es erscheint auch geradezu undenkbar, daß die auf diesen Einladungen Jahr für Jahr in gleicher Reihenfolge sich wiederholenden unterzeichneten Herren aus allen Ständen und Parteilagern (vom Regierungs- und Polizeipräsidenten, Kunstreferenten im Kultusministerium und Oberbürgermeister durch alle „freidenkenden" Künstler- und Journalistenkreise hindurch bis zu den vier Vertretern des „Bayerischen Kurier" und „Neuen Münchner Tagblatt") samt und sonders mit der ihren Namen als Flagge voranwehenden Zeichnung einverstanden sein könnten. Man braucht durchaus nicht prüde zu sein, um diese höchst frivolen Zeichnungen, welche sich als sozusagen unentbehrliche Beigabe zum Faschingsfest der Münchner Presse „bedauerlicherweise mehr und mehr eingebürgert haben", als ein Attentat gegen den guten Geschmack und gegen Anstand und Sitte zu verurteilen.

Zu allem Ueberfluß erfahren wir noch, daß die der katholischen Presse angehörenden Mitglieder der Vorstandschaft und des Arbeitsausschusses, trotzdem sie sämtlich mit Namensunterschrift unter der Einladung figurieren, das Titelbild erst mehrere Tage nach der Versendung kennen gelernt haben, und zwar erst an der Hand der Beschwerden von Eingeladenen, die Aergernis genommen hatten. Anderen Mitgliedern des „Ehren-Ausschusses" soll es nicht anders ergangen sein. Da muß doch Verschiedenes faul sein im Staate Dänemark.

Dr. Otto v. Erlbach.

Zum Kampf um den Kino.

Von Dr. Hüttermann.

Der Kampf um den Kino scheint in Zukunft noch heftiger zu werden; in Berlin hat sich nämlich ein Agitationskomitee gebildet, das die Interessen des Kinos vertritt. In kurzer Zeit hat der Agitationsfonds bereits 11,500 *M* erreicht. Angeblich soll dieses Komitee das Gute im Kino fordern; in Wirklichkeit scheint es aber den Kino durch dick und dünn zu verteidigen, denn sonst würde es nicht den Rostockern einen Redner gestellt haben, der gegen die maßvollen Ausführungen des bekannten Berliner Professors Brunner in teilweise recht spöttischer Weise zu Felde zog.[1] Man kann doch wahrhaftig nicht sagen, daß die Berliner Zensur zu scharf ist; aber die Fabrikanten und besonders die Theaterbesitzer wissen recht gut, daß gerade die verbotenen Stücke die besten „Kassenmagneten" abgeben würden, wie es denn offen und ehrlich in einem Bericht des „Kinematographen" (Nr. 314 vom 1. Januar 1913) heißt: „Freilich auch dem sogenannten großen Publikum muß Rechnung getragen werden, das nun einmal auf ein schönes Drama (je gruseliger, desto besser) nicht verzichten will." Je gruseliger, desto besser, und das nennt man dann Volksbelehrung, das heißt Kunst und Bildung! Gegen den Schundfilm sucht man sich zu schützen durch Zensur und Steuern. Aber das trifft nicht den Kern. Zunächst sollte möglichst bald die Konzessionspflicht kommen, denn die übermächtige Konkurrenz zwingt die Besitzer vielfach, zu anstößigen Programmen zu greifen; gibt es doch Ortschaften mit 10000 Einwohnern, die zwei, drei und mehr Kinos haben. Dann sollte man die ausländischen Schundfilms durch eine hohe Einfuhrsteuer treffen. Diese „französischen Ehebruchsgeschichten", diese „amerikanischen Brutalitätsfilms" (Brunner) würden bald verschwinden. Und würde eine Besteuerung der ausländischen Filmindustrie nicht auch den heimischen Filmfabrikanten nützen?

Und dann müßte die Kinosteuer an anderer Stelle einsetzen. Jeder, der etwas vom Kino kennt, weiß, daß in ihm gewaltige Bildungswerte stecken (ich weise hier nur hin auf das Werk des bekannten Vorkämpfers gegen die Schundliteratur Dr. Schultze, „Der Kinematograph als Bildungsmittel"). Jeder weiß aber auch, daß gerade in den Dramen und humoristischen Stücken zum großen Teil der Schund steckt. Meine Ansicht wäre demnach, diese Dramen und humoristischen Stücke zu besteuern, die wirklich bildenden Films (Naturaufnahmen usw.) freizulassen. Je länger das Drama, je höher die Steuer; dann kann jeder Besitzer zeigen, ob es ihm wirklich ernst ist mit der so oft im Munde geführten Volksbildung, dann kann er nicht mehr über harte Steuern klagen, die ihn angeblich ruinieren. Und wenn auch durch diese Steuer ein paar Stücke von wirklich literarischem Werte getroffen würden, so ist zu bedenken, daß eben jedes Gesetz einige Härten enthält, daß aber zum größten Teil Schund getroffen wird, und das kann dem deutschen Volke nur nützen.

[1] Anm.: Professor Brunner hatte in Rostock einen Vortrag gehalten über die Gefahren des Kinos; die Rostocker Theaterbesitzer hielten diesen Vortrag für zu scharf und erbaten von dem Agitationskomitee einen Gegenredner.

Was alles im Deutschen Reiche erlaubt ist.

Die Mitteilungen in Nr. 52 der „Allgemeinen Rundschau" vom 28. Dezember 1912 (S. 1076 f.) über die von einem Führer des Mittgartbundes gegen die Herren Dr. Armin Kausen und Dr. Bruno Eisenbacher angestrengte Beleidigungsklage und die Zurückweisung derselben durch Beschluß des Münchener Amtsgerichts haben in weiten Kreisen begreifliches Aufsehen erregt. Aus den zahlreichen Preßstimmen, welche uns inzwischen zugegangen sind, seien zwei besonders charakteristische herausgehoben. Die in Zeitungskatalogen als freisinnig (sie selbst nennt sich „entschieden liberal") bezeichnete „Breslauer Zeitung" gibt in ihrer Nummer vom 4. Januar den objektiven Tatbestand des gegen „die bekannte katholische Wochenschrift" erfolglos angestrengten Prozesses wieder, bringt aber gleichzeitig einen Vorgang in Frankreich in Erinnerung, den sie mit den Bestrebungen des deutschen „Mittgartbundes" in Parallele stellen zu wollen scheint:

„Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß der vor mehreren Jahren verstorbene Baron de Pierrecourt in Rouen durch eine reiche Stiftung die Züchtung eines Riesengeschlechts in die Wege leiten wollte. Das Projekt kam jedoch nicht zur Ausführung. Der Baron vermachte seiner Vaterstadt Rouen sein gesamtes Vermögen unter folgender Bedingung:

„Die Stadt hat einen jährlichen Preis von mindestens 100000 Francs auszuschreiben als Mitgift in die Ehe eines Riesenpaares, zu dem Ziele, das Menschengeschlecht zu verbessern. Die Paare, die zum Wettbewerb zugelassen werden, sind von den Aerzten der Stadt zu untersuchen. Der Preis fällt dem Paare zu, das als das gesündeste und kräftigste anerkannt wird."

Die gesetzlichen Erben des Barons beschritten sofort den Klageweg und fochten das Testament an. Sie machten den „unmoralischen Charakter" der erwähnten Klausel geltend, die deshalb nicht ausgeführt werden dürfe. Der Rechtsbeistand der Stadt Rouen, welche die stattliche Schenkung nicht fahren lassen mochte, bestritt die Einwände der Erben. Nach langem, ergebnislosen Prozessieren einigten sich endlich die Parteien zu folgendem Vergleiche: Die Stadt Rouen verpflichtet sich, ein Wohltätigkeitswerk ins Leben zu rufen, das dem Schutze, der Erhaltung und Verbesserung der menschlichen Rasse dient, und darf dafür 800000 Francs verwenden; sie zahlt den gesetzlichen Erben 3 Millionen und kommt für die Prozeßkosten und Erbschaftssteuern auf."

Wer die bezüglichen Leitsätze des Mittgartbundes gelesen hat, wird auf den ersten Blick erkennen, daß die Testamentsbestimmungen eines französischen Sonderlings, weil ihnen das unbegrenzt polygamische Moment fehlt, hinter den Bestrebungen der Herrschaften in Sachsen-Meiningen usw. weit zurückstehen. Nichtsdestoweniger wurde auch im modernen Frankreich das „unmoralische" Testament nicht anerkannt.

Die „Kölnische Volkszeitung“ vom 30. Dez. 1912 (Nr. 1143) knüpfte an die „höchst merkwürdige Prozeßgeschichte, deren Kern allgemein bekannt zu werden verdient“, scharfe kritische Glossen, die inzwischen durch einen großen Teil der norddeutschen katholischen Tagespresse die Runde gemacht haben. Die „Kölnische Volkszeitung“ schreibt:

„Man sieht: Das Prinzip des Mittgartbundes ist Menschenzucht genau nach der Art unserer Rinder- und Pferdezucht. Eine tiefere Herabwürdigung der christlichen Ehe, eine brutalere „Umwertung“ der heute allgemein anerkannten sittlichen Grundsätze über die Ehe läßt sich nicht wohl denken. Die Lehre und die Bestrebungen, die gesamte „Ordenstätigkeit“ dieses Mittgartbundes aber sind ganz frei in Deutschland. Auch seine „Niederlassungen“ finden keinen Anstand, so daß er seine Lehre in die Praxis umsetzen kann. Haubinda liegt im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Sachsen-Meiningen aber gehört zu denjenigen deutschen Bundesstaaten, welche mit voller Entschiedenheit für die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes eintraten. Gegen die christliche Lehrtätigkeit der Jesuiten dreifaches Erz um die tapfere Männerbrust, für die heidnischen Menschenzuchtbestrebungen des Mittgartbundes völlige Freiheit! Das ist die Freiheit und Kulturhöhe Sachsen-Meiningens — und auch noch anderer deutscher Bundesstaaten!“

Erwähnung verdient die Tatsache, daß die liberale Presse, ganz besonders auch die liberale Presse in Bayern, in dessen Hauptstadt der verunglückte Prozeß zur Erledigung kam, diesen Beitrag zur modernen Sittengeschichte mit absolutem Stillschweigen überging! Man wird wissen, warum. Aus der ganzen liberalen deutschen Presse ist uns nur der erwähnte Artikel der „Breslauer Zeitung“ zu Gesicht gekommen, und es wäre nicht ohne Interesse, genauer festzustellen, ob und in welcher Form das eine oder andere linksstehende Blatt die Kulturtat aus Sachsen-Meiningen zur Kenntnis ihrer Leser gebracht hat. Die taktische „Kunst“ des Totschweigens ist neuerdings in der liberalen und radikalen Presse wieder sehr in Schwung gekommen. Ganz besonders die „Allgemeine Rundschau“, deren „kulturreinigende“ Tätigkeit — um eine Wendung aus einem Leserbriefe der letzten Tage zu zitieren — gewissen Leuten sehr schwer im Magen liegt, erfreut sich mit Vorzug dieser aus Feigheit und Furcht geborenen Ignorierungstaktik. Um so mehr dürfte es im Interesse der mit der „Allgemeinen Rundschau“ Schulter an Schulter kämpfenden Freunde liegen, der kulturreinigenden Tätigkeit der „Allgemeinen Rundschau“ die gebührende Beachtung auch bei denen zu erzwingen, denen man sie gerne vorenthält.

Fallende Flocken.

Das flockt und wirbelt leise nieder,
Das stockt und bebt und fällt herab,
Wie sommers, als der weisse Flieder
Sein Blütenspiel dem Winde gab,

Die Sommerpracht ist längst vorüber,
Vergessen liegt die liebe Zeit.
Der Himmel wölbt sich trüb und trüber
Und überbaut die Einsamkeit.

Ich schau vom Fenster in das Gleiten,
Das ruhevoll herniederbebt
Und Wiesenhang und Ackerbreiten
Mit weissen Schleiern überwebt.

So mag ich mich der Zeit entsinnen,
Da noch die Erde grün und jung.
Auf Sommerwegen führt von hinnen
Mich wieder die Erinnerung.

Wie wir, umtanzt von Schmetterlingen,
Von jungem Glücke heiss durchglüht,
Durch haupteshohe Aehren gingen —
Wie seltsam fühlt es das Gemüt.

Wo sind die Wege, die wir fuhren?
Die Liebe sucht und sehnt sich weit,
Und irrt auf den verlornen Spuren
Enttäuscht zurück. Verschneit, verschneit . . .

F. Schrönghamer-Heimdal.

Vom Büchertisch.

Die Elektrizität und ihre Anwendungen von Dr. Leo Graetz, o. ö. Professor an der Universität München. 16. Auflage 1912 (67. bis 76. Tausend). Preis elegant gebunden M 9.—. Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. Die Elektrizität, diese gewaltige Naturkraft, begegnet uns in ihren Anwendungen heute so häufig, daß es als selbstverständlich für jeden Gebildeten erscheint, sich über das Wesen, die Erscheinungen und Gesetze der Elektrizität einige Kenntnis zu verschaffen. Das Werk von Professor Graetz schildert dies interessante Gebiet, einschließlich der neuesten Forschungen und Erfindungen in verständlicher, klarer Darstellung auf 270 Seiten, unterstützt durch 667 vorzügliche Abbildungen. Der gewaltige Umfang unseres Wissens über die einst ungeahnten Erscheinungen, Wirkungen und Anwendungen der Elektrizität ist in dem elegant ausgestatteten Buch für den Leser mühelos auseinandergelegt und doch wieder meisterhaft überall auf das wirklich Wichtige beschränkt. So kann das nun schon seit Jahren erfolgreiche Werk dem Laienpublikum nur wärmstens empfohlen werden. Für den Fachmann ist „der Graetz“, wie man das zahlreich verbreitete Buch kurz zu nennen pflegt, längst ein unentbehrliches Nachschlagewerk geworden, das dank der Art seiner Komposition gestattet, irgend ein Gebiet aus dem reichen Inhalt herauszugreifen und sich darüber in genügender Weise zu informieren. Welchen Anklang die bisherigen Auflagen gefunden haben, erhellt auch die Tatsache, daß das Buch ins Französische und Italienische übersetzt wurde, während eine spanische und russische Uebersetzung im Erscheinen begriffen sind. Von dem gleichen Verfasser erschien: **Kurzer Abriß der Elektrizität,** 7. Auflage 1912 (31. bis 35. Tausend). Preis gebunden M 3.50 (208 Seiten). Dies mehr kurzgefaßte Buch, das kein bloßer Auszug aus dem größeren Werk ist, dürfte sich schon durch den Gang der Darstellung mehr zu Lehrzwecken eignen. Es gibt eine zusammenhängende Uebersicht der Haupttatsachen auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre und ihrer wichtigsten Anwendungen. Durch die klare Darstellungsweise und anschauliche Illustrationen ist es für den Laien leicht, in die Geheimnisse der Elektrizität einzudringen.

Ing. W. H. Kausen, Mannheim.

Die Veranschlagung elektrischer Licht- und Kraftanlagen unter Benutzung vorgedruckter Formulare, für die Praxis erläutert von Oberingenieur B. Jacobi. In Leinwand gebunden Preis M 7.—. Druck und Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin, 1912. Das vortreffliche Werk entspricht wohl vor allem einem Bedürfnis in der Praxis. Die klaren, verständlich geschriebenen Erläuterungen zu den einzelnen Positionen lassen das Buch jedoch ebenso zum Gebrauch für den Laien geeignet erscheinen. Im Zeitalter der Elektrizität ist auch der Nichtfachmann, vielleicht durch seine Beteiligung an industriellen Unternehmungen oder als Mitglied kommunaler und privater Körperschaften, häufig zur Beurteilung von Projekten berufen. Das fachkundige Werk dürfte daher zur Orientierung und Abwägung verschiedenartiger Angebote recht gute Dienste leisten.

Ing. W. H. Kausen, Mannheim.

„Deutscher Hausschatz“, Illustrierte Familienzeitschrift, Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg und Rom, erscheint monatlich zweimal. Preis jährlich M 7.20. Diese altbeliebte und gediegene Zeitschrift sollte auf jedem katholischen Familientisch liegen. Was im Deutschen Hausschatz geschrieben steht, ist gesund und kernig. Aus dem sehr reichhaltigen und vielseitigen Inhalte seien nur hervorgehoben die aus bewährten Federn stammenden, spannend geschriebenen Romane, Novellen, dann Gedichte, Kultur- und Zeitgeschichtliches, wie die „Hausschatz-Chronik“, vortrefflich ausgestattete, umfangreiche Rubriken „Für die Frauenwelt“ und „Für die Jugend“. Die Illustrationen sind aus diesen verschiedenen Gebieten in bunter und angenehmer Abwechslung ausgewählt und durchweg gut ausgeführt. Wie unendlich großen Nutzen hat die Einführung dieser trefflichen Zeitschrift als gemeinsame Lektüre an langen Winterabenden und traulichen Teestunden in vielen Familien schon gestiftet. Der vorliegende 38. Jahrgang, brosch. M 7.20, geb. 9.80 bestätigt das Vorstehende wieder in vollkommenstem Maße. Mit einem Worte: „Ein Prachtwerk“.

Joseph Walser.

Peter Lippert S. J.: Die alleinseligmachende Kirche. Sonderabdruck aus: Stimmen aus Maria Laach. Katholische Blätter. 1913, 1. Heft (Freiburg, Herder). 13 S. In diesem Aufsatz aus den von deutschen Jesuiten herausgegebenen Stimmen aus Maria Laach, diesem hervorragenden Reservoir geistiger Schätze aus kirchlichem und staatlichem Leben, bringt P. Lippert S. J. in Ausführungen von mächtigem Gehalt in die tiefen Fundamente des christlichen Glaubenslebens ein. Das Dogma von der „alleinseligmachenden“ Kirche wird in seiner tiefen Bedeutung und Tragweite erklärt und seine versöhnende Milde nachgewiesen. Den gläubigen Söhnen der katholischen Kirche ist das Schriftchen geschrieben zur Erbauung und zur Freude, denen aber, die sich aus bösem Willen oder Unverstand über die „alleinseligmachende“ Kirche ärgern und wüten und ihr Intoleranz vorwerfen, zur Beherzigung, Aufklärung und Abwehr. Dieser Sonderabdruck wird durch den Verlag von Herder in Freiburg i. Br. an Interessenten kostenfrei abgegeben.

Jos. Balleh.

Paolo Segneris Quadragesimale. Vierzig Predigten, gehalten in der heiligen Fastenzeit. Neu bearbeitet durch Nikolaus Heller, Prediger an der Stadtpfarrkirche zur Schönen Unseren Lieben Frau in Ingolstadt. Mit einer Vorrede des Herausgebers. Dritte Auflage mit kirchlicher Druckgenehmigung. 2 Bände. 8°. XXVII und 459 und IV und 520 Seiten. Regensburg 1912. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert M 12.—. Der Jesuit Paul Segneri ist unstreitig der Predigerfürst Italiens, der Klassiker italienischer Kanzelberedsamkeit, ausgezeichnet durch Tiefe des Inhalts und Schönheit der Sprache, durch Logik und Beweiskraft, durch lebensvolle Phantasie und gewaltige Affekte. Daher ist er trotz einiger im Zeitgeist wurzelnden Fehler gegenüber unserer modernen redseligen und wenig gehaltvollen homiletischen Literatur ein treffliches Vorbild der geistlichen Beredsamkeit. Es ist somit freudig zu begrüßen, daß das beste aller Werke Segneris, seine Fastenpredigten, in neuer Uebersetzung und schöner Ausstattung den deutschen Predigern zugänglich gemacht wird. Der Herr Herausgeber schildert uns im Geleitswort das Leben des großen Predigers mit seinen großartigen Erfolgen, um dann in einer feinsinnigen Skizze das Werk des Meisters zu analysieren, dabei aber gegenüber seinen Mängeln kritische Vorsicht zu empfehlen. Dieses liebevolle Eingehen auf die Eigenart Segneris läßt von vornherein eine

gute Uebersetzung erwarten. Diese ist in der Tat mit aller Sorgfalt angefertigt, gibt eine genaue Wiedergabe des Sinnes in gefälliger fließender Form, kurz: sie ist dem Original kongenial. Ein umfassendes Sachregister am Schlusse, sowie die Anmerkung der Kerngedanken jedes Predigtabschnittes am Rande erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Hoffentlich vervollkommnen recht viele Prediger durch eingehendes Studium dieses Werkes ihre rednerische Bildung und lohnen so des Herausgebers Mühe und Arbeit.

Dr. Weber, Boppard.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Zum Andenken des verewigten Prinzregenten Luitpold veranstaltete der **Kunstverein** eine Ausstellung mehrerer Porträts, sowie anderer Kunstwerke, die sein Wesen nach einigen Hauptrichtungen kennzeichnen: als Feldherrn, als Freund der Natur, als Mäcen. Alles Schöpfungen berühmtester Meister, Stieler, Defregger, Fritz Kaulbach, W. Ruemann, Hildebrand und anderer. Das wäre eine Aufgabe, diese kleine Sammlung herauszugeben als ein Erinnerungswerk, wie unser Volk kaum ein schöneres sich wünschen könnte! — Von der trefflichen **Fugelausstellung** war in diesen Spalten bereits ausführlich die Rede. — Interesse erweckten die goldtonigen Landschaften des greisen **Paul Weber**, sowie jene des Impressionisten **Franz Hoch**. — Die Plastik war durch Porträtwerke und dekorative mythologische Figuren von **C. A. Bermann** vertreten; auch sein vielleicht reifstes Werk, der „Lehrende Christus“ fehlte nicht. — Für die Weihnachtsausstellung des Kunstvereins bedarf es post festum nur noch des Ausdruckes einer allgemein gehaltenen Anerkennung ihres guten Qualitätsdurchschnittes. — Die **Winterausstellung der Sezession** bietet nach alljährlicher Gewohnheit statt der Fülle der von zahlreichen Künstlern stammenden Werke drei Sondergruppen: Plastiken von **Joseph Floßmann**, Malereien von **Ignacio Zuloaga**, Gemälde und Zeichnungen von **Leo Samberger**. Die Darbietungen des letzteren sind in Nr. 2 (S. 36) der „Allgemeinen Rundschau“ bereits gewürdigt. Zuloagas der altspanischen Malerei kongeniale Werke bringen mit ihren charaktervollen Farben, ihrem kühnen Vortrage die Erscheinung und den Geistesgestalt des spanischen Landes und Volkes in sprühend lebendiger Art zur Empfindung, dabei mit einer künstlerischen Ueberlegenheit, die seine Werke über die örtliche und zeitliche Eingeschränktheit des Gegenstandes erhebt. — Die Floßmannsche Kollektion bietet den Beweis der trefflichen Vielseitigkeit dieses Eklektikers, der es schon längst verstanden hat, weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus den Ruf der Münchener Plastik in die Ferne zu tragen. In der jetzigen Ausstellung sieht man von ihm außer dekorativen und porträtistischen Arbeiten eine Anzahl von Werken christlicher Kunst; hervorgehoben seien die Grabmäler, das Relief „Heilige Cäcilia“, ein Bronzerelief der Madonna. — Die **Ausstellung der Juryfreien** bestand zur Hälfte aus zum Teil wertvollen Graphiken, zur anderen Hälfte aus Gemälden von verschiedenen, aber im Durchschnitt meist schwachen Qualitäten. Am geringsten dürften solche Werke einzuschätzen sein, bei denen technisches und geistiges Unvermögen sich mit Prätension des Auftretens vereinigte. Namen mögen erspart bleiben. — Von den **Kunstsalons** sei diesmal nur der **Thannhausersche** besonders hervorgehoben, und zwar wegen seiner Ausstellung von Arbeiten des Berliners **Max Beckmann**. Mit zur Schau getragener Rücksichtslosigkeit wagt er sich an die gewaltigsten Gegenstände der religiösen Kunst, malt etwa eine „Herabkunft des heiligen Geistes“, eine „Kreuztragung“, ein „Letztes Gericht“ und beweist dabei, daß er zeichnerisch, koloristisch, kompositionell echter und starker Begabung teilhaftig ist, die wirklich Großes im modernen Sinne zu erzeugen vermöchte, wenn ihm noch Selbstbeherrschung beschieden wäre. Vielleicht brächte es Beckmann dann auch dazu, seine Kunst den kirchlichen Anforderungen anzupassen und Werke von wirklich folgenreicher Bedeutung zu schaffen. — Eine Kollektion von Gemälden **Cézannes** machte verständlich, warum die in ihren Mängeln monumentale Kunst dieses Mannes auf die Modernsten eine suggestiv bezwingende Macht ausüben kann. — Die **Gesellschaft für christliche Kunst** brachte treffliche Aquarelle von **René Kuder**, freundlich ansprechende Gemälde von **M. Roßmann**, sowie tüchtige malerische und plastische Leistungen zahlreicher anderer Künstler. — Die **St. Ludwigskirche** hat eine herrliche Zierde gewonnen in einem mächtigen, wahrhaft formvollendeten Kronleuchter, den Professor **Richard Berndl** entworfen und die Hofkunstschlosserei **Jos. Frohnsbeck** in München ausgeführt hat.

Augsburg. Im Weberhause fanden sich Ueberbleibsel von Bemalung; sie stellt vermutlich den Kaiser Friedrich IV. dar und dürfte von dem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Augsburg tätigen Jörg Beu herstammen. — In **Bonn** starb der berühmte Kunsthistoriker Karl Justi. Er war in Marburg in Hessen 1832 geboren. Seit 1872 war er in Bonn tätig; zu seinem bedeutendsten Büchern gehören jene über Winckelmann, Velasquez, Murillo und Michelangelo. — Bei **Garray** in Spanien wurden durch den deutschen Archäologen Adolf Schulten die Reste des von Scipio zerstörten Numantia samt zahlreichen römischen Lagern ausgegraben. — **Köln.** Eine dem Wallraf-Richartz-Museum hinterlassene Stiftung von 45,000 ℳ soll in der Weise benutzt werden, daß man eine vergrößerte Kopie einer allbekannten Kleinplastik, nämlich der in vielen Nachbildungen verbreiteten Amazone von Franz Stuck, anschaffen und öffentlich aufstellen will. Wie kann in einer solchen altberühmten Kunststätte ein des künstlerischen Verständnisses derart barer Gedanke auftauchen und ernstlich erwogen werden! — Aus **London** kommt die Kunde, daß die weltbekannte St. Paulskirche, das Wahrzeichen der Stadt, infolge von Senkungen mit Einsturzgefahr bedroht sei. — In **Paris** starb der Schlachtenmaler Edouard Detaille. Er war 1848 daselbst geboren und hatte bei Meissonier studiert. Bekannt sind seine lebensvollen, freilich etwas äußerlich aufgefaßten Schilderungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege. — In **Rimini** öffnete man den Marmorsarkophag des heiligen Julianus. Der noch erhaltene Leichnam ist in einem Holzsarge beschlossen. Außer den ursprünglichen Gewändern fanden sich reiche Seidenstoffe der Ottonenzeit, woraus hervorgeht, daß das Grab damals schon einmal untersucht worden ist. — Auch in **Rom** gab es Entdeckungen von großem Werte für die Geschichte und Kunst des ältesten Christentums bei der Freilegung des reich ausgemalten Grabes des Trebius Justus Asellus an der Via Latina. — **Ulm.** Das eine der großen gotischen Glasfenster des Münsters (mit der Darstellung des gegen Jesus unternommenen Versuches der Steinigung) ist von der Münchener Firma F. X. Zettler wiederhergestellt worden.

Dr. O. Doering, Dachau.

Prinzregent Ludwig-Porträts.

Aus zwei anerkannt leistungsfähigen Münchener Kunstanstalten liegen vortrefflich gelungene Bilder unseres neuen Prinzregenten vor. In **A. Bruckmanns Verlag**, Inh. Rudolf Freiherr v. Holzschuher, München, erschien soeben ein in drei Größen ausgeführtes Bild des Regenten. Der Preis des Porträts in Kabinettformat ist 50 Pf., in der Größe 30:40 cm 4 ℳ und in umfangreichem Repräsentationsformat, Bildgröße 45:60 cm, 10 ℳ. Das Bildnis, in Mezzotinto-Gravüre künstlerisch ausgeführt, ist vorzüglich getroffen und zeigt die milden Züge des Prinzregenten mit großer Treue. Der Regent ist in großer Generalsuniform, etwas nach seitwärts gewandt, dargestellt. Wie uns mitgeteilt wird, hat das Bild bei Sr. K. Hoheit ganz hervorragenden Beifall gefunden. Es ist mit der eigenhändigen Unterschrift des Regenten (in Faksimile) ausgezeichnet. Bei dem verhältnismäßig billigen Preis ist die Anschaffung des Porträts jedermann ermöglicht. Besonders das Porträt in Größe von 30:40 cm wird einen prächtigen Schmuck abgeben für das Heim jedes echten Sohnes des Bayerlandes. — Ein anderes, ebenfalls sehr lebensvolles und repräsentatives Bildnis des Prinzregenten erschien soeben im Verlage der K. B. **Hofkunstanstalt Franz Hanfstängl**, München, in verschiedenen Formaten und Ausführungen: Kabinett, Bildgröße 10:13 cm ℳ 1.—; Folio, Größe 20 1/2:26 1/2 cm ℳ 2.50; Royal, Größe 30 1/2:39 cm ℳ 6.—; Imperial, Größe 43:54 1/2 cm ℳ 15. Auch über diese Bilder wird man entzückt sein wegen ihrer vortrefflichen Ausführung. Das Hanfstänglsche Bild zeigt den Regenten in voller Generalsuniform und in Vorderansicht bei vortrefflicher Schattengebung. Dieses Bild eignet sich ebenfalls als vornehmer Zimmerschmuck. — **Dieser Zimmerschmuck wird aber erst dann ein vollständiger sein, wenn unsere Kunstanstalten dem Bayernvolke auch ein entsprechendes Bild unserer tiefverehrten Landesmutter, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Ludwig, als Pendant zu den neuen Regentenbildern, darbieten.** Denn wenn auch nicht dem gesetzlichen Buchstaben nach, so ist doch in Wirklichkeit die zukünftige Königin schon jetzt als die **Regentin** Bayerns anzusprechen. Prospekte mit dem Bilde des Regenten sind von beiden Kunstverlagen zu beziehen.

Jos. Ballev.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Münchener Schauspielhause fand gleichzeitig mit Berlin die **Uraufführung** von Herm. **Sudermanns** Schauspiel: „**Der gute Ruf**“ statt. Hier, wie dort, war die Aufnahme sehr beifällig. Mittlerweile ist das Stück bereits von über hundert Bühnen angenommen worden, also ein Erfolg? Sagen wir besser ein Triumph der Technik. Sudermann, der vor vielen Jahren einmal mit den deutschen Naturalisten zusammen genannt wurde, weil er das „Hinterhaus“ literarisch entdeckte, ist in Wahrheit immer ein gelehriger Schüler der Franzosen gewesen, jener Pariser Autoren, die vor zwanzig, dreißig Jahren auch auf deutschen Bühnen heimisch waren, hinter welchen die heutigen zurückstehen. „**Der gute Ruf**“ blendet ein harmlos genießendes Publikum durch Spannung und glitzernde, theatralische Dialektik. Sudermanns Personen handeln oft nicht so, wie es die psychologische Wahrscheinlichkeit erfordert, dennoch hat jede Figur den Schein von großer Lebensähnlichkeit und Lebendigkeit, „wie sie sich räuspert, wie sie spuckt, das hat Sudermann immer mit stattlicher Beobachtungsgabe abgeguckt.“ Das Stück spielt in Berliner Finanzkreisen, kurze Zeit hat es den Anschein, als wolle der Autor zu den Problemen moderner Trustbildungen als zeitgenössischer

Dichter Stellung zu nehmen versuchen, allein bald sind wir wieder bei dem in unseren Tagen zum Ueberdruß oft behandelten Thema der Ehebrechelei. Die junge, elegante Frau des bejahrten Millionärs möchte die Beziehungen zu einem Jugendfreund aufrecht erhalten, aber ihren guten Ruf bewahren. Sie bestimmt ihre finanziell abhängige Freundin, den jungen Mann zu fesseln, um ihn im Hause derselben sehen zu können. Obwohl Sudermann beweisen will, daß diese Frau mit etwas geschädigtem Ruf besser ist, als die äußerlich korrekte Millionärin, scheint er diese Veranstaltung gar nicht als frivol zu empfinden. Die Geheime Kommerzienrätin wird auf ihre Freundin eifersüchtig. Der junge Mann ist ein sehr mittelmäßiger Mensch und es liegt für die überreiche Sympathie der Damenwelt wenig Anlaß vor. Es erscheint nämlich noch eine dritte Bewerberin auf der Bildfläche. Große Szene der drei, jede eine Paraderolle, es wetterleuchtet, aber ach, es sind nur Theaterblitze. Dorrit opfert nicht nur ihren Ruf und ihre Liebe, ja sie gesteht Taten, die sie gar nicht begangen und so schreitet sie von Selbstlosigkeit zu Selbstlosigkeit bis zur vollen Vereinsamung. Sudermann malt die guten Eigenschaften dieser von der Gesellschaft verkannten Dame mit so aufdringlichen Farben, daß man ihrer nicht froh werden kann. Besser gelingen ihm die gewissenlose, feige Millionärsfrau, der aus dem Sattel gehobene, nun als „Amüsierfritze" beim Geheimrat angestellte, adelige Kavallerist. Er bezieht in dieser Stellung 30,000 *M* Gehalt. Mit Geld und Komthurkreuzen ist Herr Sudermann splendid. Der obengenannte vielumworbene Liebhaber erbt sogar 60 Millionen. Mehr Leuten, als man denkt, imponieren solche Zahlen, selbst im Theater! Künstlerisch oder sittlich hat uns die Oberflächenkultur des „neuen Sudermann" nichts zu sagen, psychologische Bedenken machen ihm keine Beschwerden, aber als Theatertechniker erweist er wieder glänzendes Geschick. Gar manche, die auf der Bühne etwas zu sagen haben, aber daran scheitern, daß sie planlos darauf losschreiben, könnten von diesem klugen Rechner lernen, wie man ohne Stockungen die Handlung weiterschiebt, ohne den Zuschauer zu früh den Ausgang erraten zu lassen. Die Aufführung war gut, insbesondere wußten die Damen Woiwode und Schaffer mondäne Eleganz mit Innerlichkeit zu verbinden.

Aus den Konzertsälen. Das dritte von Gabrilowitsch dirigierte Symphoniekonzert erfreute sich eines noch stärkeren Besuches, als die früheren. Mag sich einesteils im Publikum die Ueberzeugung immer weitere Bahn brechen, daß wir in dem jungen Russen einen hervorragenden Kapellmeister von großer Zukunft besitzen, so hat anderseits die Solistin des Abends eine große Anziehungskraft ausgeübt. Mit vollem Rechte! Madame Cahiers so überaus wohlklingende Stimme von ungewöhnlichem Umfange hört man stets mit besonderem Genuß, zumal zu der Schönheit der Mittel eine vollkommene Ausbildung kommt. Letztere ist fast noch seltener als das erste. Ihr hochentwickeltes Stilgefühl läßt sie niemals als Konzertsängerin zu den Mitteln der Bühnenkünstlerin greifen. Sie sang Gluck, Berlioz und Schubert, alles mit zwingender Wirkung. Der Beifall war geradezu enthusiastisch. Anerkennenswerterweise kargte das Publikum auch dem Dirigenten gegenüber nicht mit Applaus, der mit Mozarts G-Mollsymphonie, der Egmontouvertüre und der D-Mollsymphonie von C. Franck Leistungen bot, die den Abend zu einem selten genußreichen machten. Der andere Zyklus, in welchem Gabrilowitsch die Entwicklung des Klavierkonzertes von Bach bis heute illustriert, brachte in unserer Berichtswoche Mendelssohn, Chopin, Schumann und Weber. Wieder zeigten sich die Vorzüge dieses vielseitigen Musikers in bestem Lichte, seine pianistische Interpretation ist plastisch, eindringlich, sie hat den Reiz des Persönlichen, ohne mit Subjektivismus zu kokettieren. Das Konzertvereinsorchester leitete L. Kreutzer wieder sicher und feinfühlig. — Im Volkssymphoniekonzert hörte man neben einer guten Wiedergabe des Lisztschen „Tasso" und der 2. Symphonie Beethovens ein nicht allzu wertvolles Violinkonzert von Glazounow, das Gg. Klaß sehr erfolgreich spielte. — Theodor Streichers Lieder, die in Sydney Biden einen sehr stimmschönen Interpreten fanden, sind von einem echten lyrischen Empfinden eingegeben, zweifellos hat der Komponist etwas Persönliches zu sagen; soweit ich die Lieder hören konnte, sind sie jedoch etwas primitiv in der Technik, zeigen anderseits, aber zuweilen noch Neigung zum Bizarren. Die Aufnahme war sehr herzlich. Wie Streicher einige Verwandtschaft mit Hugo Wolf aufweist, so auch Beines und Jos. Marx. Diese Liederkomponisten interpretierte uns mit sehr schöner Stimme und geschmackvollem Vortrag Ella Becht. Die Sängerin konzertierte gemeinsam mit der „Frankfurter Triovereinigung", deren Beethoven- und Brahmsinterpretation hochbefriedigte. — Professor Saitschicks „Parsival"-Vorträge gehen über das Akademisch-Belehrende hinaus zu einer tieferen Einfühlung in den Geist des Kunstwerkes. Der Vortragende wußte seine Hörer in ganz ungewöhnlichem Grade zu fesseln und zu begeistern. — Friedmann hatte auch an seinem zweiten Chopinabend den gewohnten großen Erfolg. — Einen begabten, vornehm und geschmackvoll spielenden Pianisten lernten wir in Th. Demetriescu kennen. Zuweilen entbehrt sein Vortrag noch der Wärme. Das ausgezeichnete Höslquartett hatte einen erfolgreich verlaufenen Abend Max Reger gewidmet.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wird der Bau separater Telephonleitungen zur Weitergabe von Nachrichten in Verbindung mit direkter Uebermittlung von Opern- und Schauspielaufführungen, Konzerten und Vorträgen geplant. — „Marys großes Herz", eine Komödie von K. Holm, gefiel in Frankfurt a. M. Die Kritik bezeichnet das Stück, das uns demnächst auch in München beschäftigen wird, als reichlich pikant. — Das Neue Deutsche Theater in Prag, welches durch die Opferfreudigkeit der Deutschböhmen gegründet worden ist, beging sein 25 jähriges Jubiläum durch künstlerisch hochstehende Festvorstellungen. — Zum Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg wurde der Leiter des Meininger Hoftheaters, Grube, ernannt. — Friedrich Thieme, dessen Lustspiel: „Die Amazonen" in Meiningen die Uraufführung erlebte, wird als nicht unsympathischer Salonaristophanes bezeichnet. „Herzog Heinrichs Heimkehr", ein dichterisch wertvolles Drama von Hans Franck, hatte in Düsseldorf einen künstlerischen Erfolg. — „Der Phantast", eine Tragödie von Felix Montanus wurde in Essen freundlich aufgenommen. Die Hauptfigur des Stückes ist die Königin Johanna von Neapel. — Eine Märchenoper von Louis Aubert, „La foret bleue", fand in Genf freundliche Aufnahme. — „Goethe in Rom", ein Schauspiel von Fandolo gefiel durch die geschickte Milieuzeichnung bei der Uraufführung in Rom.

München. **L. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Geldmarkt-Flüssigkeit — Grosse Neu-Anleihen in Sicht — Gute Konjunkturbeschäftigung.

Die langwierigen Friedensverhandlungen in London, das allgemein ermüdende Feilschen um Adrianopel und um die kleinen und kleinsten ägäischen Inseln haben die Börsen schon seit langem gleichgültig gemacht. In Finanz- und Handelskreisen ist man überwiegend der festen Meinung, dass es unter kräftiger Assistenz der Grossmächte endlich bald zum definitiven Frieden kommen wird. Die Börsen interessiert es zurzeit äusserst wenig, welche Zugeständnisse der Türkei noch abgerungen werden. Nur die Spannung zwischen Rumänien und Bulgarien wird an der Börse beachtet und lediglich auch nur wegen der verschiedenen finanziellen Interessen, welche Deutschlands Bankwelt dortselbst zu vertreten hat. Durch die eingehenden Botschafter-Aussprachen in London ist der internationalen Politik jede Reibungsfläche genommen. Es bleibt zu erwarten, dass sowohl Oesterreich-Ungarn, wie auch Russland die nun lange genug bestehende Mobilmachung der Armeen an den Grenzen zur Auflösung bringen werden. Die stets widerspruchsvollen Meldungen über die politischen Konferenzen bleiben schon seit Wochen ebenfalls vollkommen einflusslos. — Ausgehend von der sehr grossen Entlastung am Geldmarkt haben sich insbesondere an den deutschen Börsen feste Tendenzen bei lebhaftem Geschäft entwickeln können. Mit dem Verschwinden der Besorgnisse hinsichtlich der Geldmärkte, welche alle Börsen seither zur Untätigkeit gezwungen hatten, war ein Hauptanlass zu dem eingetretenen Geschäftsumschwung, speziell am Berliner Kassaindustrie-Aktienmarkt gegeben. Die seither enorme Steuerpflicht der Reichsbank hat sich bedeutend ermässigt. Die Wochenausweise zeigen nunmehr neben einer scharfen Kräftigung aller Aktiven eine ebenso bemerkenswerte Minderung der Verpflichtungen. Die grosse Abnahme der Wechseleinrichtungen und die Vermehrung des Metallbestandes sind bei dieser starken Entlastung der Reichsbank besonders hervorzuheben. Die Diskontermässigung der sächsischen Notenbank auf die nunmehrige Höhe der Reichsbankrate bildet einen weiteren Hinweis für eine beruhigtere Entwicklung unseres Geldmarktes. Die Hauptursache dieser plötzlichen Geldflüssigkeit war das Freiwerden der Millionensummen, welche zum Jahresschluss aus den verschiedensten Gründen dem offenen Verkehr entzogen blieben. Die Hypothekenbanken, Lebensversicherungsgesellschaften und — infolge einer erfreulichen Zunahme der Einlagegelder — auch die Sparkassen waren mit grossen Wechselankäufen am Markt, wodurch ein starker Rückgang der Privatdiskontsätze verursacht wurde. Die Beruhigung des Sparpublikums hat erheblich zugenommen. Die äusserst starke Nachfrage nach den festverzinslichen Wertpapieren, besonders nach den 3 ½ %igen bayerischen Pfandbriefen, ist ebenfalls die Folge der flüssig werdenden grossen Geldsummen, welche zinssuchend angelegt werden. Die Subskriptionen auf industrielle Obligationen hatten unter Einwirkung dieser erfreulichen Geldmarkterleichterung durchweg gute Erfolge zu verzeichnen. — Die gegenwärtige Geldmarktlage wird von den Börsen jedoch zu Unrecht als ein Moment der kräftigen Haussebewegung benützt. Vielfach wird dabei übersehen, dass in absehbarer Zeit gewaltige Geldansprüche gestellt werden dürften. Unter diesen Umständen ist daher mit einer Diskontermässigung bei uns wohl nicht zu rechnen. Die derzeitige monitäre Flüssigkeit bildet auch die Voraussetzung für die in Bälde zur Durchführung kommenden grossen Anleihe-Transaktionen des Reiches, sowie der preussischen Regierung. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die am 1. April fälligen

200 Millionen Mark preussische Schatzanweisungen zur Rückzahlung kommen und die umfangreichen und bereits bewilligten Staatskredite vom Reich und den einzelnen Bundesstaaten durch Anleihe-Emissionen reguliert werden müssen. Man erwartet daher für das laufende Jahr erhebliche Neuanleihen im Inlande. Auch Handel und Industrie werden die zurzeit günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die längst akuten und nicht länger aufschiebbaren Forderungen an den Geldmarkt zu realisieren. Voraussetzung all dieser Objekte ist naturgemäss ein weiteres Abflauen der immer noch unklaren Politik und ein definitiver Friedensschluss am Balkan. — **Unsere industrielle Konjunktur** erfuhr bei den Etatsdebatten in den Landtagsverhandlungen seitens der Finanzminister Preussens und Württembergs eine durchweg optimistische Beurteilung. Die ausserordentlich grossen Aufträge der preussischen Regierung an die Montanindustrie zur Beseitigung der bestehenden Waggonnot, sowie die Mitteilungen über erhebliche Mehrgewinne der führenden Bergwerksgesellschaften im ersten Betriebssemester sind zufriedenstellende Momente. An den Börsen konnten neben den Montanpapieren speziell Schiffahrts-, Elektro- und die schweren chemischen Werte aus Gründen der guten Wirtschaftslage namhafte Kursbesserungen behaupten.

M. Weber.

Lebensbegleiter für Nervöse und Skrupulanten.

Friede und Freude.

Trostworte für Nervöse und ängstliche Seelen

von **A. Steeger**, Priester in Bayern.

Mit einem Geleitwort von **P. Fructuosus Hockenmaier.** Preis elegant gebunden Mk. 3.80 mit Porto.

Aus dem Inhalt: Einleitung vom Franziskanerpater Hockenmaier — Flitter und Gold. — Das zarte und das ängstliche Gewissen. — Die Skrupulosität. — Angst. — Die Hysterie. — Wahnideen. — Düsterer Sinn. — Die Unruhe. — Kampf und Sieg. — Kreuz und Erlösung. — Mutlosigkeit und geistliches Leben. — Geistliche Leiden der ängstlichen Seelen. — Die Beichte des Skrupulanten. — Friede und Freude.

Das Buch enthält eine Fülle von Heilmitteln gegen alle seelischen Leiden und ist dazu berufen, Tausenden Trost und Heilung zu bringen. Es ist ein Lebensbegleiter für Gesunde und Kranke. Gerade den vielen kranken Seelen in ihrer Angst, Furcht, Not und Zweifeln will dieses Buch Mut und Trost bringen, um sie zu heilen. Alle werden es ihm aufrichtig Dank wissen. Sehr geeignet für Geistliche, die häufig um Rat gefragt werden.

Eine vorzügliche Ergänzung zu diesem Erbauungsbuche bildet das Gebetbuch:

Christlicher Seelenspiegel. Ein Beicht- u. Kommunionbuch mit Anleitung zur öfteren Kommunion für alle Stände von P. Seeböck. Gebunden Mk. 2.—; in Leder Mk. 3.50.

Dieses Beichtbuch eignet sich vorzüglich zur Lösung von Zweifeln im christlichen Leben und gibt insbesondere eine Anleitung zur Erkennung des Gewissenszustandes.

J. Schnell'sche Buchhandlung (C. Leopold), Warendorf i. W. 16.

Wachskerzen

mit und ohne Garantie für reines Wachs, mit Schutzring gegen Ausbrechen des Stiftloches.

Weihrauch, Rauchfasskohlen, Ewiglichtöl

Rübsamsches Löschhorn u. St. Blasiuskerzenhalter und andere kirchliche Gebrauchsgegenstände — alles in vorzügl. Qualität. — Prospekte gratis.

Carl Rübsam, Fulda,

Kerzenfabrik, päpstl. Hoflieferr. Bei Bestellungen beziehe man sich gefl. auf diese Zeitung.

Projektions-

Apparate. Wo kein elekt. Licht, verwendet man meine patentierte Acetylenbeleuchtung, absolut gefahr- und geruchlos. Ueber 800 Apparate an kath. Pfarrämter geliefert. Beste Anerkennungen aus allen Teilen Deutschlands.

Meine Projektionsapparate eignen sich auch vorzüglich zu effektvoll. Beleuchtungen von Krippen, Theatern, lebenden Bildern usw.

Max Mayer
Projektionsapparate und Zubehör
Freiburg i. B.
Preisliste gratis.

Hochf. westf.

Schinken

Rundschnitt, Landware, Winterbauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. M 1.80. ff. westf. Cervelatwurst, Blockwurst, Mettwurst, Speck. Garantie: Zurücknahme. Versand an Unbekannte unter Nachnahme.

Wilhelm Bartscher
Rietberg i. Westf.
Westf. Schinkenräucherei.

Manuskriptangebote.

Angebote von Manuskripten für eigenen und Kommissionsverlag stets erwünscht. — Gute Honorierung. — Geschmackvolle Ausstattung und energischer Vertrieb zugesichert.

Junfermannsche Buchh., Albert Pape, Editore Pontificio, **Paderborn.**

Ein Handbuch für Geistliche.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erklärung des allerheiligsten Sakramentes des Altars in ausgeführten Christenlehren im Anschluß

an den Katechismus der Diözesen **Breslau, Köln, Ermland, Fulda, Hildesheim, Limburg, Münster, Paderborn und Trier.** Von **Joseph Ortner,** Priester der Diözese Paderborn. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. VIII u. 245 Seiten gr. 8°. Preis broschiert 2.40 Mk., gebunden in Kaliko 3.— Mk.

Die Schrift will zur Ausführung des päpstlichen Dekretes über die häufige und tägliche hl. Kommunion etwas beitragen. Sie ist zunächst für die Christenlehren in der Kirche bestimmt, kann aber auch, da sie sich strenge an den Wortlaut des Katechismus anschließt, für den Erstkommunikanten-Unterricht und den Religionsunterricht in der Oberklasse der Volksschule gut benutzt werden. Ein geistlicher Religionslehrer bezeichnete sie als sehr klar, übersichtlich und gründlich.

Einige Urteile über dies Werk.

Ein reichhaltiges, praktisches Hilfsbuch für den Seelsorger in Fragen und im Interesse des Katecheten **gründlich ausgeführten Antworten. Wirklich zeitgemäß und warm zu begrüßen. Möge es viel benutzt werden** **St. Eucharistia, Bozen, 1911, Nr. 8.**

Die sachlichen Erklärungen und Erläuterungen, die der Verfasser in dieser Schrift bietet, können als klar, **ausführlich und erschöpfend** bezeichnet werden, und somit wird auch ein Katechet, der einer anderen Methode huldigt, vorliegendes **Buch mit großem Nutzen gebrauchen.**

Maria Immaculata, Hünfeld, 1911, Nr. 8.

Das Buch gefällt mir sehr. Die Erklärung der einzelnen Antworten ist präzise und klar, die Sprache der Anschauungsweise der Kleinen angepaßt. Jeder überflüssige Zusatz ist vermieden. **Als besonders rühmenswert hebe ich hervor, daß man nach demselben leicht unterrichten kann.**

W. P., Pfr.

In einfacher, klarer und übersichtlicher Weise bietet hier der Verfasser diese Christenlehren dar. Möge diese Schrift bei allen Priestern, die sich mit der praktischen Seelsorge befassen, eine freundliche Aufnahme finden: **die schwierige Arbeit wird mit Hilfe dieses Buches sehr erleichtert werden.**

Westfäl. Volksfreund, Hamm, d. 21. 3. 1911.

„Religiös aus Ueberzeugung" sollte das Ziel sein, welches jedem Geistlichen bei der Seelsorge seiner Anvertrauten vorschweben muß. Namentlich aber muß gegen Oberflächlichkeit gekämpft werden, wenn mit Segen das Bestreben des Heiligen Vaters, die altchristliche häufige Kommunion zu fördern, gekrönt sein wird. Vorliegendes **pädagogisch hoch zu bewertendes Buch** will diesem Ziele dienen. Auch ein weniger mit der Schultheorie bekannter Religionslehrer kann nach diesen ausgeführten Katechesen verfahren. An ihnen wird er sich zu einem segensreich arbeitenden Lehrer der Jugend ausbilden. Vorzüglich wird das Werk sich auch für die sonntägliche öffentliche Christenlehre eignen. **Ich kenne kein Buch, welches einen so guten Führer für den Erstkommunionunterricht abgibt, wie Ortners Erklärung.**

Echo der Gegenwart, Aachen, 1911, Nr. 58.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Sammelmappen

für die „Allgemeine Rundschau" . . . M. 1.50.

In jedes

Katholische Haus

gehört die

Illustrierte Familienzeitschrift

Deutscher Hausschatz

39. Jahrgang. 24 Hefte. Pro Heft 30 Pf.
Per Jahrgang M. 7.20. Oktober 1912 — Oktober 1913.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen. Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert. :: Beachten Sie bitte auch die Besprechung in gleicher Nummer dieser Zeitschrift.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Reinseidene Gesundheitswäsche

prämiiert auf der intern. Hygiene-Ausstellung

die Idealität aller Unterkleidung, bei jeder Temperatur überraschend angenehm, leicht, haltbar, sehr porös, gekocht nicht einlaufend; rheum. Leidenden ärztl. empfohlen. Eigene Weberei. Mass-Konfektion. Probehemd M. 8—9. Muster usw. frei.

M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61. R. (Filiale in Oesterreich. — Vertreter in Berlin SO., Neander-Strasse 36, Herr Fried. Vorlauf.)

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilngrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann. Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 4. München, 25. Januar 1913 X. Jahrgang.

Unerhört.

Eine offene Antwort an Herrn Grafen v. Oppersdorff.

Von Otto Cohausz S. J.

Man geht umher, wen man verschlinge. Nun kommt die Reihe auch an mich. Zwar habe ich mich von dem Streit Köln-Berlin grundsätzlich nach Möglichkeit ferngehalten, zwar habe ich niemals dem Grafen Oppersdorff etwas zuleide getan, habe auch stets den päpstlichen Standpunkt verteidigt — aber ich lasse meine Schriften zum Teil in Köln drucken, nicht in Trier, habe einmal an der Seite von Spahn junior in einer Versammlung geredet, habe es trotz mancher Versuche verschmäht, den Schleppträgern des schlesischen Grafen Handlangerdienste zu leisten, habe es gewagt, öffentlich das Wort eines ausländischen Fanatikers, neun Zehntel aller deutschen Priester seien Modernisten, zurückzuweisen, und habe last not least die Kühnheit gehabt, auf dem „unkatholischen“ Katholikentag in Aachen eine Rede zu halten — das genügt, um mich bei allen Zionswächtern im höchsten Grade zu verdächtigen. Seit Mondenrichten Herren und Damen — interessante Enthüllungen könnte ich in der Beziehung machen — ihr Mikroskop auf mich, lassen sich über meine Tätigkeit berichten, um endlich auch mich in flagranti zu ertappen und an den Schandpfahl des Irrtums stellen zu können. Und endlich hat man ihn auch bei mir entdeckt, — den furchtbaren Bacillus anticatholicus.

Zwar war der Keim so schwächlich, daß er, der näheren Untersuchung ausgesetzt, zu erliegen drohte, aber man versetzte ihn in die Tropentemperatur der Oppersdorffschen Zeitung „Wahrheit und Klarheit“, und hier, in dieser phantasievollen Welt, gedieh der Bazillus vorzüglich: Aus dem Schwächling wurde ein wahres Ungetüm.

In Nr. 2 der genannten Zeitschrift, S. 20, meint ein gewisser Metellus — seine Ausführungen scheinen ihm selbst schon so wenig ein offenes Visier zu vertragen, daß er nur in einer Vermummung zu erscheinen wagt — also ein gewisser Metellus meint, nach der päpstlichen Enzyklika hätte man wohl erwarten dürfen, daß von einer gemeinsamen christlichen Basis in Deutschland keine Rede mehr sein werde — aber: „Leider ist dem nicht so. In einer allerjüngsten katholischen Broschüre tritt die „gemeinsame christliche Basis“ in allem Ernste wieder mitten unter uns Katholiken hinein. Die Broschüre führt den Titel: „Das Glaubensbekenntnis der Jesuiten, ein Appell an alle rechtlich denkenden Deutschen, besonders an alle Protestanten.“ Dort lesen wir folgendes:

„Und wenn nun Tausende und Hunderttausende Freidenker, Monisten, Rationalisten usw. stetig an der Arbeit sind, dem Protestantismus das Grab zu schaufeln, wenn sie täglich Ungezählte in die Stickluft des vollendeten Unglaubens hinabziehen, bilden sie dann keine größere Gefahr für den Protestantismus, als der Jesuitenorden, der gewiß seinen katholischen Standpunkt verteidigt, aber für die gemeinsame christliche Basis, für den Glauben an die Schrift, Christi Gottheit und Erlösungstat usw. Schulter an Schulter mit dem orthodoxen Protestantismus kämpft!“

„Die Schrift, in der dieser Satz steht, ist im Jahre 1912 zu Dortmund im Verlage der Gebrüder Lensing erschienen und hat den bekannten Jesuitenpater Otto Cohausz zum Verfasser. Nach ihren Darlegungen verteidigt der Jesuitenorden gewiß seinen katholischen Standpunkt, kämpft aber — für die gemeinsame christliche Basis —, obwohl diese soeben von Pius X. auf das entschiedenste verurteilt worden ist, angeblich Schulter an Schulter mit dem orthodoxen Protestantismus.“

„Zunächst: Beim orthodoxen Protestantismus sind wir dieser Rede nicht begegnet. Das Wort bleibt ohne Echo, zumal — leider! — in der Jesuitenfrage! Dann aber: wenn Pater Cohausz glaubt, die orthodox-protestantischen Jesuitenfeinde dadurch zugunsten der Söhne unseres heiligen Ignatius von Loyola umzustimmen, daß er sich ohne Bedenken über eine lehramtliche Entscheidung des Heiligen Vaters hinweg und in offenen Widerspruch zu ihr setzt[1]), so wird er schmerzliche Erfahrungen machen. Er wird sehen, daß man dem Jesuitenorden selbst auf diesem problematischen Kondominium von Protestanten und Katholiken, auf der unkatholischen gemeinsamen christlichen Basis keinen Raum und keine Tätigkeit vergönnt, geschweige denn die volle Ordensfreiheit wiedergibt. P. Cohausz wird aber auch den Widerspruch jener Katholiken herausfordern, die sich nach den Weisungen des Heiligen Vaters „mit einer verschwommenen und unbestimmten Art von christlicher Religion“ nicht abfinden wollen und können, weil ihnen das ihr katholisches Gewissen verbietet.[2]) Wir bedauern, daß der Herr Verfasser dieser Broschüre diese und einige andere Gedanken nicht vermeiden wollte.“

Die großväterlichen Ermahnungen des Verfassers lassen wir getrost über uns ergehen, aber seine Verdächtigungen erfordern ein energisches Veto, und schwere, sehr schwere Anklagen sind es, die Metellus in diesem Artikel gegen mich vorbringt. Ich kämpfe für „die gemeinsame Basis“, „die Pius X. soeben auf das entschiedenste verurteilt“ habe, ich „setze mich ohne Bedenken über eine lehramtliche Entscheidung des Heiligen Vaters hinweg“ und setze mich „in offenen Widerspruch zu ihr“ — das freilich ist ungefähr das schmählichste Brandmal, das man einem katholischen Priester und Ordensmann auf die Stirn zu drücken vermag; man stempelt ihn damit zu einem Häretiker und kirchlichen Revolutionär!

Eine solche Beschuldigung wird kein ehrenwerter Mann, geschweige denn ein Verfechter des allein echten Katholizismus aussprechen, und darf keiner aussprechen ohne die gewichtigsten Belege!

Und welche Belege bringt Graf Oppersdorff? Er findet in meiner Broschüre den Satz, daß der Jesuitenorden „gewiß seinen katholischen Standpunkt verteidige, aber für die gemeinsame christliche Basis, für den Glauben an die Schrift, Christi Gottheit und Erlösung usw. Schulter an Schulter mit dem orthodoxen Protestantismus kämpft“.

Hier haben wir es also: die gemeinsame christliche Basis — darum die „verschwommene und unbestimmte Art von christlicher Religion“. Man traut seinen Augen nicht mehr! Wohl rede ich von einer gemeinsamen Basis; aber ist das die Lehre, die der Heilige Vater soeben auf das entschiedenste verurteilt hat? Keineswegs!

Der Heilige Vater redet von den Gewerkschaften und ähnlichen interkonfessionellen Vereinen, also von Vereinen, die nicht exklusiv aus Katholiken bestehen, sondern Katholiken und Protestanten zu einer Körperschaft vereinigen. Diese Körperschaften finden sich in den gemeinsamen Dogmen zusammen, von den zwischen Katholiken und Protestanten bestehenden Lehrunterschieden abstrahiert die Körperschaft als solche. Darin kann

[1]) u. [2]) von mir gesperrt.

eine Gefahr liegen und dieser will der Heilige Vater vorbeugen.

Was sage ich nun? Ich rede doch von ganz anderen Dingen, als den obschwebenden sozialen und politischen Fragen. Sodann: Rede ich auch von einer Vermischung von Katholiken und Nichtkatholiken zu einem Verein? Mit anderen Worten, sage ich, der Jesuitenorden werde nun auch Nichtkatholiken in sich aufnehmen, wie etwa die Gewerkschaften und das Zentrum, werde das exklusiv Katholische aus seinem Innern scheiden und sich in einen allgemein christlichen Orden verwandeln? Eine solche Voraussetzung gäbe Metellus doch der Lächerlichkeit preis.

Oder befürworte ich eine Verwässerung unserer Lehre? Ich fügte doch hinzu, wie ich die gemeinsame Basis verstehe: Wir werden kämpfen für „die Gottheit Christi", den Glauben an die Schrift und Christi Erlösungstat usw." Ist das eine „verschwommene und unbestimmte Art von Religion"? Sind das nicht klar und präzis gefaßte Dogmen? Ist das nicht echter Katholizismus?

Oder besteht Gefahr, daß durch das Zusammenkämpfen „Schulter an Schulter" diese unsere Lehren verwässert werden? Aber ich sage doch ausdrücklich, daß wir entschieden unseren katholischen Standpunkt verteidigen werden. Wir Jesuiten verteidigen und verbreiten kein allgemeines Christentum, wir als streng geschlossenes katholisches Korps verbreiten und verteidigen die streng katholische Lehre, wir geben davon nichts auf; damit verteidigen wir aber eo ipso Lehren, die auch dem gläubigen Protestantismus lieb und teuer sind, und somit leisten wir ihm Hilfe für Aufrechterhaltung der christlichen Grunddogmen gegenüber dem Unglauben. Serben und Griechen kämpfen Schulter an Schulter gegen die Türken. Bleiben die Serben nicht Serben und die Griechen nicht Griechen? Oder besteht Gefahr, daß durch das Losdonnern serbischer und griechischer Geschütze auf das gleiche Ziel aus Serben und Griechen eine verschwommene Art von Nationalität entstehe? So kämpft das Jesuitenkorps mit seiner ganzen Eigenart gegen die Bollwerke des modernen Unglaubens, so kämpft neben ihm der orthodoxe Protestantismus auch nach seiner ganzen Eigenart gegen dieselben Bollwerke. Daraus uns Jesuiten den Vorwurf einer Verwässerung schmieden — kann nur Mangel an Unterscheidungsgabe oder Bosheit. Metellus meint, P. Cohausz werde den Widerspruch jener Katholiken herausfordern, „die sich nach den Weisungen des Heiligen Vaters mit einer verschwommenen und unbestimmten Art von christlicher Religion nicht abfinden wollen und können, weil ihnen das ihr katholisches Gewissen verbietet". Ach, mit welch frommem Augenaufschlag und welch beruhigender Selbsterkenntnis der eigenen Selbstgerechtigkeit mag Metellus das geschrieben haben, er, der allein papsttreue Mann, der nach den Weisungen des Hl. Vaters sich richtet! Ob er nicht im Geheimen auch gen Himmel seufzte: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie all die schlechten Katholiken Deutschlands, zumal wie dieser Zöllner Cohausz?

Ich fürchte den Widerspruch der papsttreuen Katholiken nicht, weil ich stets nach den Anordnungen des Hl. Vaters gehandelt und nie ein verschwommenes Christentum verteidigt habe.

Wohl aber wird Metellus den Widerspruch aller rechtlich denkenden Katholiken darob herausfordern, daß er, ein Katholik, ohne jeden genügenden Anlaß sich nicht scheut, einen katholischen Ordensmann, der es so ernst mit seinem Katholizismus meint, daß er alles dafür opferte, mit solchen Verleumdungen zu bedenken und ihn mit solch gewissenlosen Ausführungen zum kirchlichen Aufrührer zu stempeln. Er, der stolz sich rühmt, daß sein Gewissen es ihm verbiete, gegen die Anweisungen des Hl. Vaters zu handeln, kann es mit seinem Gewissen recht gut vereinigen, die Weisungen eines Höheren gröblich mit Füßen zu treten, dessen, der gesagt: Du sollst kein falsches Zeugnis geben. Nicht einmal im Herzen darf man ungerechten Argwohn hegen, — aber Metellus scheut sich nicht, ihn nicht nur im Innern zu hegen, sondern ihn offen auszusprechen!

Aber eines fordere ich im Namen der katholischen Moral: nämlich, daß Metellus öffentlich Genugtuung leiste.

Noch eines: Metellus spielt sich als Freund der Jesuiten auf. Nun: wer den Jesuitenorden des Widerspruchs mit dem Papst verdächtigt, wer selbst Entstellungen herbeizieht, um ihn verdächtigen zu können, der greift ihn härter an, als alle seine Feinde im gegnerischen Lager. Und das in der Bedrängnis, in der die Gesellschaft Jesu sich jetzt gerade befindet! Selbst, wäre in meiner Schrift etwas zu beanstanden gewesen, so hätte ein edler Katholik es jetzt übergangen, um jetzt die Schwierigkeiten nicht noch zu vergrößern, — aber Metellus zieht mit den Haaren ein Wort herbei, dreht es solange, bis es in seinen Verdächtigungsplan paßt, und sucht mit aller Macht den Orden nun auch in den Geruch der Papstfeindlichkeit zu bringen. Und das nennt sich Freundschaft! Ich überlasse den Lesern das Urteil über diese neue Glanzleistung eines Grafen Oppersdorff und seines Metellus!

Das Echo des Artikels „Zur Königsfrage".

Der in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" erschienene Artikel „Zur bayerischen Königsfrage" hat großes Aufsehen erregt. Das war zu erwarten, wie sich auch vorhersehen ließ, daß ein Teil der gegnerischen Presse, vor allem das sog. „führende" liberale Organ in Bayern, es zunächst mit dem Totschweigen versuchen würde. Der Verlag der „Allgemeinen Rundschau" hatte daher mit Recht eine durch den Zwang der Umstände gebotene Vorkehrung getroffen, indem er den als Broschüre erschienenen Sonderabdruck in dem verbreitetsten liberalen Blatte an sichtbarster Stelle (Reklameteil) annoncieren ließ.

In der bayerischen Zentrumspresse war es als erste die „Augsburger Postzeitung", welche in Nr. 23 vom 16. Januar den nahezu ungekürzten Wortlaut des Artikels ohne Kommentar wiedergab.

Das „Neue Münchener Tagblatt" (Nr. 16 vom 16. Jan.) schrieb mit sehr deutlicher Tendenz:

„„Regent oder König?" Dr. Kausen kommt in der heutigen Nummer 3 seiner „Allgemeinen Rundschau" zustimmend auf das Urteil des auf dem Gebiete des kanonischen Rechtes als Autorität anerkannten Eichstätter Prälaten Professor Dr. Hollweck zurück und schließt seine bemerkenswerten Ausführungen folgendermaßen."

Folgt die wörtliche Wiedergabe des letzten Abschnittes des Artikels der „Allgemeinen Rundschau" mit dem Schlußsatz: „Es lebe der König, es lebe die Königin!" Das „Neue Münchener Tagblatt" fährt dann fort:

„Ganz ähnlich behandelt die gleiche Frage der berühmte Staatsrechtslehrer Dr. Binding im „Tag". Es ist der Standpunkt, den das „Tagblatt" vom Anfang an eingenommen hat. „Es lebe der König, es lebe die Königin!""

Der „Bayerische Kurier" (Nr. 17 vom 17. Jan.) schreibt in etwas gereiztem Tone, zu dem der Artikel des Herausgebers kaum einen Anlaß geboten haben dürfte, nichts weiter als Nachstehendes. Um unseren Lesern selbst ein Urteil zu ermöglichen, drucken wir die Ausführungen des „Bayerischen Kurier" wortgetreu ab:

„In der „Allgemeinen Rundschau" bringt der Herausgeber, Herr Dr. Kausen, einen beachtenswerten Aufsatz, der auch als Broschüre erschienen ist, der aber in manchem zu weit geht. Es ist immer eine mißliche Sache, die „große Parteimehrheit" in nicht prinzipiellen Dingen für sich zu reklamieren, wie es in diesem Artikel geschieht. Man darf doch annehmen, daß auch die Abgeordneten, die mit dem Volke in täglicher Berührung stehen, dessen Meinungen kennen. Für sehr gewagt halten wir es zum mindesten auch, zu behaupten, „die bäuerlichen Elemente, welche bekanntlich in der Zentrumsfraktion des bayerischen Landtags überwiegen", seien erst anderer Anschauung gewesen und hätten sich erst in der Fraktionssitzung umstimmen lassen. „Bekanntlich" überwiegen die bäuerlichen Elemente in der Zentrumsfraktion des Landtags nicht, sie haben sich auch nicht „bestimmen" lassen, denn es steht absolut fest, daß die „bäuerlichen Elemente" zu einem, vielleicht größeren Teile auf seiten der Freunde einer Aenderung der Regentschaft gestanden haben, die übrigen bei der gegenüberstehenden Gruppe. Ueber allen Zweifel erhaben ist die Achtbarkeit der Gründe, welche beiden Teilen Leitstern waren. Nicht Parteipolitik, nicht Sonderbestrebungen gaben den Ton an, sondern gewissenhaft wurde für und wider geprüft, ausschlaggebend war die Rücksicht auf die monarchistischen und legitimistischen Gründe und die peinlich genaue Beobachtung der Verfassung. Es ist daher auch nicht verständlich, daß gegenüber solcher von tiefstem Ernst getragener Stellungnahme „eine wahre Erbitterung" in den königstreuesten Kreisen Platz gegriffen haben sollte."

Wir verzichten auf eine polemische Auseinandersetzung mit dem „Bayerischen Kurier" und berufen uns bezüglich der Annahme, daß „die bäuerlichen Elemente sich haben bestimmen lassen", auf den authentischen Bericht der „Amberger Volkszeitung" vom 5. Jan. über die Amberger Rede des Fraktionsvorsitzenden Lerno: „In unserer Fraktion hat sich eine wider Erwarten starke Majorität dafür ergeben, daß an dem gegenwärtigen Zustand festgehalten werden soll. Insbesondere haben sich auch die bäuerlichen Elemente dazu bestimmen lassen."

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 45 vom 16. Januar) widmet den Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" einen eigenen Münchener Artikel mit der Ueberschrift: „Ein Wort zur rechten Zeit", der die wichtigsten Stellen entsprechend herausstellt. Eingangs heißt es u. a.:

„Zur bayerischen Königsfrage überschreibt Dr. Armin Kausen in seiner „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 3 vom 18. Januar) einen längeren Artikel, der auch als Broschüre erschienen ist. Der Artikel, dem als Motto vorangesetzt ist: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" vertritt mit großer Wärme den Wunsch, daß dem Sehnen des königstreuen Bayernvolkes nach einem König Rechnung getragen werde.... Der Verfasser läßt der Mehrheit der Zentrumsfraktion, deren Bedenken „den feinsten Empfindungen staats- und verfassungsrechtlicher Gewissenhaftigkeit und einer katonischen Strenge, die selbst ein blutendes Herz nicht mitsprechen lassen darf", entsprungen seien, alle Gerechtigkeit widerfahren."

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben sich nun doch bequemt, wenigstens in zwei Zeilen ganz von hintenherum auf die Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" hinzudeuten. Wie das geschieht, ohne der nun einmal durch einen feierlichen Schwur besiegelten Taktik des Totschweigens gegen diesen dreimal vermaledeiten Dr. Kausen untreu zu werden, ist so possierlich nachzulesen, daß wir den Lesern das ganze Zitat vorsetzen müssen, in welches die Andeutung eingewickelt ist. Die dort beliebte schiefe Darstellung vom plötzlich veränderten „Bedürfnis der Zentrumspresse" bedarf keiner Verwahrung. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 30 vom 18. Januar) schreiben also:

„Das Centrum und die Regentschaftsfrage. Vor kurzem noch hatte die Centrumspresse in Bayern das Bedürfnis, die Unterhaltung über die Frage „Regent oder König" glatt abzubrechen. Das ist jetzt anders geworden. Die Erzählung des Abg. Lerno, des Fraktionsvorsitzenden der klerikalen Partei im Landtag, über den Hergang der Dinge in der Sitzung der Landtagsfraktion hat im Lande, und vor allem in den Reihen der Centrumsleute selbst, einen üblen Widerhall gefunden. Nun fühlt die ultramontane Presse plötzlich wieder das Bedürfnis, weiter zu reden, in der Hoffnung, so etwa den schlimmen Eindruck des schiefgeratenen Fraktionsbeschlusses verwischen zu können. Des Langen und Breiten darf jetzt noch einmal Professor Hollweck seine Ansicht vertreten, daß die Beendigung der Regentschaft recht wohl möglich sei. Auch der verstorbene Oberlandesgerichtsrat Geiger wird zitiert mit seinem Diktum, ob in solchen Fragen nicht doch der Jurist mit der Zeit dem Politiker Platz machen müsse. Und so hofft die Centrumspresse, langsam und allgemach über den mißgeratenen Centrumsfraktionsbeschluß hinweg dem Leser die Meinung soufflieren zu können, das Centrum in Bayern habe ja allewege und immerdar die Meinung vertreten, die Regentschaft solle beendet werden. Nur wenn **einer der Ihrigen** in rauhem Stil schreibt, eine „wahre Erbitterung" habe in den „königstreuesten Kreisen" Platz gegriffen, wird das Münchener Centrumsorgan vorerst noch wehleidig und klagt, wie man so von einer „von tiefstem Ernst getragenen Stellungnahme" sprechen könne."

„Einer der Ihrigen" — das ist der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau". Nun, ein jeder hat das Recht, sich in seiner kindischen Mohrenrache so lächerlich zu machen, wie es ihm beliebt. Die gleichfalls liberale „Münchener Zeitung" schreibt in Nr. 11 vom 15. Januar an leitender Stelle u. a.:

„Es lebe der König!
Es lebe die Königin!"

Unter diesem Motto nimmt Dr. Armin Kausen in Nr. 3 seiner „Allgemeinen Rundschau" nochmal zur bayerischen Königsfrage Stellung. Er meint, die Bewegung sei durch die hochherzige Entschließung des Regenten nicht zum Stillstand gebracht und werde auch kaum wieder zur Ruhe kommen, bevor nicht eine Lösung im Sinne der gewaltigen Mehrheit des Volkes gefunden sein wird. Die Königsfrage entspringe grundtiefen, durch die Macht des Schicksals lange unterdrückten Regungen der bayerischen Volksseele, die bis in scheinbar weit nach links stehende Kreise königstreu und monarchisch sei. Dr. Kausen erklärt dann, er entspreche einem von vielen Seiten geäußerten Wunsche, wenn er ausdrücklich konstatiere, „daß die große Mehrheit der Zentrumswählerschaft im Lande die Auffassung, zu der sich die Mehrheit der Zentrumsfraktion des Landtags bestimmen ließ, nicht teilt." Man könne überzeugt sein, daß viele von denen, die heute aus verfassungsrechtlichen Bedenken eine Lösung der Königsfrage für unmöglich halten, jeden gangbaren Weg aus dem Labyrinth begrüßen würden. Kausen meint dann, es liege auch gar nicht das autoritative Schwergewicht eines Beschlusses der großen Mehrheit der Zentrumsfraktion vor. Diese Anschauung begründet er damit, daß er auf den Satz der bekannten Amberger Rede des Zentrumsführers Lerno hinweist, wo es heißt, daß die bäuerlichen Elemente des Zentrums, die bekanntlich in der Zentrumsfraktion des Landtages überwiegen, in der Königsfrage „sich haben bestimmen lassen", was doch nichts anderes heißen könne, als daß sie zunächst mit anderen Auffassungen in die Fraktionsberatungen eintraten. Kausen erörtert dann die Rede Lernos und andere Stimmen zur Sache im einzelnen und schließt seine bemerkenswerten Ausführungen mit den Worten: (Folgt der Abdruck des letzten Abschnittes aus der „Allgemeinen Rundschau".) „Fast den gleichen Gedankengang finden wir heute in einem Artikel des Staatsrechtslehrers Professor Dr. Karl Binding im „Tag". Er führt dort aus, jede chronische Regentschaft sei unerträglich. Für unser Volk und sein Empfinden sei die Erbmonarchie die richtige Organisation der Staatsgewalt; gerade deshalb müsse es verwundern, daß die Verfassungen unserer monarchischen Staaten zähe an dem Grundsatz festhalten, auch der dauernd Regierungsunfähige werde König und solle es für die ganze unselige Zeit seines Lebens bleiben. Das sei der Satz, unter dessen Herrschaft Bayern seit fast einem Menschenalter gelitten habe und noch leide. Daß dieser Grundsatz falle, — nicht daß König Otto aufhört, König zu sein, — das sei für Bayern die Hauptsache. Und nicht nur für Bayern! Man denke doch nur einmal an eine 25jährige Vertretung eines regierungsunfähigen Kaisers — die bösen Folgen seien gar nicht auszudenken. Der Verfasser schließt: „Selbst ist der Mann! Selbst vor allem der Fürst! Was er für seinen Staat, was er für sein Volk, was er für das Reich tut, seinen Namen sollen seine Taten tragen, nicht aber sollen sie immer und ausnahmslos auf einen anderen Namen gestellt sein. Diese geschichtliche Gerechtigkeit ist dem trefflichen Prinzregenten Luitpold bis zu seinem Tode vorenthalten geblieben. Seinem Nachfolger aber sollte endlich sein volles Recht werden."

Die liberale „München-Augsburger Abendzeitung" schreibt unter der Ueberschrift „Zur Regentschaftsfrage" u. a.:

„Ein Artikel Dr. Kausens in dessen „Allg. Rundschau", der gleichzeitig als Broschüre erschienen ist, und den Zweck verfolgt, für die Proklamation des Königtums eine förmliche Agitation einzuleiten, ist der Vollständigkeit halber noch zu erwähnen. Der Artikel wendet sich gleichzeitig scharf gegen die Mehrheit der Zentrumsfraktion des Landtages, deren Auffassung von der großen Mehrheit der Zentrumswählerschaft im Lande durchaus nicht geteilt werde, vielmehr bei dieser eine „wahre Erbitterung" hervorgerufen habe. Dr. Kausen stellt sich vollständig auf den Standpunkt des Prälaten Dr. Hollweck in Eichstätt, daß, wenn die Unheilbarkeit der Geisteskrankheit des Königs Otto zweifellos festgestellt sei, der Regent ohne weiteres die Königswürde für sich beanspruchen könne; die ganze Frage einer Verfassungsänderung würde damit ausscheiden. Bemerkenswert ist aus diesem Teil der Ausführungen Dr. Kausens diese Stelle: „Auf die auch von seiten der Regierung eine Zeitlang ernst erwogene Frage der Verfassungsänderung — in dem Sinne, daß nach einer zehn Jahre andauernden völlig hoffnungslosen Erkrankung des Königs der Regent das Recht erhalten solle, die königliche Würde anzunehmen — braucht nicht weiter eingegangen zu werden, weil die von den Liberalen gestellte Bedingung, daß auch hier der Landtag durch seine Zustimmung — also unter Umständen auch Ablehnung — das entscheidende Wort sprechen sollte, von vornherein ausscheiden mußte, nachdem — ganz abgesehen von der Abgeordnetenkammer — die Mitglieder der Reichsratskammer nahezu einstimmig diese Bedingung als der Idee des Gottesgnadentums zuwiderlaufend von der Hand wiesen." In seiner Begeisterung für die Proklamation des Königtums meint Dr. Kausen u. a., jedem Minister, dem es an Entschlossenheit fehlte, diesen Akt (nämlich die Beendigung der Regentschaft auf dem von Dr. Hollweck empfohlenen Weg herbeizuführen) durch seine Gegenzeichnung zu decken, bliebe nichts übrig, als „die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen", d. h. seinen Laufpaß zu nehmen. . . ."

„Es will uns übrigens scheinen, als ob alle diese Erörterungen, auch der Aufruf des Herrn Dr. Kausen, vorerst eine praktische Folge nicht haben werden. Nachdem Prinz Ludwig einmal den Eid als Regent geleistet, wird jetzt wohl die Aenderung erst mit dem Tode des Königs Otto eintreten, es sei denn, daß außerordentliche Ereignisse eintreten, denen gegenüber, um ein Wort des früheren Abg. Joseph Geiger zu gebrauchen, der Jurist absolut hinter dem Politiker zurücktreten muß. Für solche Fälle hat sich der Regent selbst mit dem bekannten „zurzeit" eine andere Entschließung vorbehalten."

Wir beschränken uns auf die einfache Wiedergabe gegnerischer Stimmen, auch wenn sie in dem einen oder anderen Punkte ein durchaus schiefes Bild von der Stellungnahme oder den Absichten der „Allgemeinen Rundschau" enthalten.

Der freikonservativen „Post" in Berlin (Nummer vom 16. Januar) wird aus München geschrieben:

„Es lebe der König!" Unter diesem Motto veröffentlicht der bekannte Zentrumsführer Dr. Armin Kausen in seiner „Allgemeinen Rundschau" einen längeren Aufsatz, der mit großer Wärme den Wunsch vertritt, daß dem Sehnen des königstreuen Bayernvolkes nach einem König Rechnung getragen werde: „Die Bewegung ist durch die hochherzige Entschließung des Regenten nicht zum Stillstand gekommen, sie dauert fort und wird wohl kaum wieder zur Ruhe kommen, bevor nicht eine Lösung im Sinne der gewaltigen Mehrheit des Volkes gefunden sein wird". Der Verfasser läßt der Mehrheit der Zentrumsfraktion, deren Bedenken „den feinsten Empfindungen staats- und verfassungsrechtlicher Gewissenhaftigkeit und einer katonischen Strenge, die selbst ein blutendes Herz nicht mitsprechen lassen darf", entsprungen seien, alle Gerechtigkeit widerfahren, ist aber der Ueberzeugung, daß viele von denen, die diese Bedenken teilen, jeden gangbaren Weg aus dem Labyrinth dankbarst begrüßen würden. Der Aufsatz schließt . . . . ."

Die liberale „Berliner Börsen-Zeitung" (Nummer vom 17. Januar) schreibt:

„Die bayerische Königsfrage wird nun vom Zentrum wieder aufgenommen. Dr. Armin Kausen hat eine Broschüre unter dem Titel „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" herausgegeben, worin der Wunsch zum Ausdruck gelangt, daß dem Sehnen des königstreuen Bayernvolkes nach einem König Rechnung getragen werde. Die Zentrumspresse erörtert nun den Inhalt der Broschüre in einer Weise, die annehmen läßt, die Angelegenheit werde in schicklicher Zeit greifbare Formen annehmen."

* * *

Es ist unmöglich, die massenhaften Zuschriften, die bisher unter Bezugnahme auf den Artikel „Zur Königsfrage" an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" gelangt sind, der Reihe nach zu veröffentlichen. Nur einige Stichproben zur Kennzeichnung der Grundstimmung seien verzeichnet. Die vom „Bayerischen Kurier" angezweifelte starke Verbitterung kommt in mancher Zuschrift zu sehr drastischem Ausdruck. Die Weiterverbreitung solcher Stimmungsausbrüche würde dem Zwecke, den die „Allgemeine Rundschau" einzig und allein im Auge hatte, zuwiderlaufen.

Ein oberbayerischer Pfarrer schreibt u. a.:

„Mit einer Wonne, die ich nicht beschreiben kann, habe ich Ihren Artikel „Zur bayerischen Königsfrage" gelesen. So wie Sie geschrieben

denkt das ganze monarchische bayerische Volk.... Das Volk ist überzeugt, daß die Regentschaft aufhören muß, und zwar sehr bald... Das Schönste, was bis jetzt geleistet worden ist, das ist die Darlegung des Doktor Hollweck und Ihre Darlegung in der ‚Rundschau'.... Sie haben aus der Volksseele das Richtige herausgelesen.... Das Ministerium soll einen Entwurf vorlegen und die Kammern zu einer außerordentlichen Tagung zusammenrufen, damit wir bald einen König bekommen...."

Ein Gymnasialprofessor in der Oberpfalz schreibt u. a.:

„Ihr Aufsatz ‚zur bayer. Königsfrage' ist Gedanke für Gedanke mir aus dem Innern so entnommen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meine freudigste Zustimmung auszusprechen."

Aus dem oberbayerischen Klerus wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben:

„Erlauben Sie, daß auch ich mich der hoffentlich recht großen Zahl derer anschließe, die Ihnen für die treffenden Worte zu unserer Königsfrage ihren Dank und ihre Zustimmung zum Ausdruck bringen. Ja, es ist so, wie Sie schreiben: Wir waren enttäuscht. Ich kann Ihnen für den Großteil der Kreise, mit denen ich in Berührung komme, bürgen; ein König soll wieder sein, ist ihre Meinung und ihr Wunsch. Jetzt freilich, da die Volksvertreter versagt haben, beruht unsere Hoffnung wohl nur mehr auf einer gemeinsamen Aktion des Regenten und der Regierung. Möge das Bild Ludwig III. bald unsere Münzen schmücken. Er verdient, wie wohl kaum ein anderer, nicht bloß die Königsmacht, sondern auch die Königswürde. Indem ich nochmals Ihrem Wunsch und Ruf mich eine: Es lebe der König!" ...

Ein Pfarrer aus Franken schreibt:

„Unter den Tausenden, welche von den Alpen bis zur Rhön begeistert Ihrem freimütigen Wort „Zur Königsfrage" zustimmen, möchte auch ich nicht fehlen: Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Aus Augsburg schreibt ein begeisterter Verehrer der „Allgemeinen Rundschau" aus dem höheren Klerus:

„Zu dem Berg von Zustimmungskundgebungen für Ihren „Es lebe der König!" usw. soll dies Brieflein nur ein bescheidenes Sandkörnlein sein. Die Bayern sind Ihnen dankbar für den festen und doch niemand verletzenden Griff!"

Ein Landtagsabgeordneter schreibt der „Allgemeinen Rundschau" u. a.:

„Soeben habe ich Ihren Artikel in der „Rundschau" über die „Königsfrage" gelesen! Meine Anerkennung! Sie haben Recht, wenn Sie schreiben, daß das bayr. Volk in seiner übergroßen Majorität den Beschluß der Zentrumsfraktion nicht versteht. Es ist so. Machen Sie doch auch einmal darauf aufmerksam, daß man in den besten katholischen Gegenden, in Wirtschaften und Privathäusern wohl die Bildnisse von Kaiser und Kaiserin findet, aber nicht oder seltener ein bayerisches Regentenbild, vom König natürlich ganz abgesehen. Unsere Königsidee schwindet. Gerade die Liebe zu unserm Königshaus muß uns antreiben, sobald als nur möglich die Regentschaft zu beseitigen." ...

Ein pfälzischer Hauptlehrer schreibt begeistert der „Allgemeinen Rundschau":

„Bravissimo! Dem richtigen Interpreten der allgemeinen Volksstimme in Bezug auf die bayerische Königsfrage meine begeisterte Zustimmung! Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Theatrum mundi.

Oder: „Von der Bühne der öffentlichen Meinung."

Was ist das? Ein Theater?
Was wird denn da gespielt?
Ich habe durch den Vorhang
Ein wenig hingeschielt.

Die Neugier musst' ich büssen.
Sie zogen mich hinein,
Und musste gleich eins spielen
Und konnt' es gar nicht fein.

Wie ging es mir da übel!
Wie hat man mich belacht!
In meinem grössten Leide
Hat niemand mein gedacht.

Da liessen sie mich zappeln,
Sie tobten schadenfroh.
Nach mir kam dann ein andrer,
Dem ging es ebenso.

Dann hat man's einem Dritten
Gerade so gemacht.
Ich sass schon bei der Menge
Und habe auch gelacht.

Kommt einer auf die Bühne,
Ergeht's ihm herzlich schlecht.
Das ist der andern Freude,
Die schrei'n und lachen recht.

Wer heute noch gejubelt,
Steht morgen auf dem Plan.
In diesem Welttheater
Kommt jeder einmal dran.

In dem Theatro Mundi
Wird immerfort gespielt
Und immerfort tragödisch.
Als Wirkung wird erzielt,

Dass dumme Schadenfreude
Frenetisch tollen kann.
Bleib ferne dem Theater,
Sonst geht's dir auch daran.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Poincaré, der neue Präsident der französischen Republik.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat Frankreich nicht nur einen Nachfolger des behäbigen Präsidenten Fallières, sondern ein wirkliches Staatsoberhaupt erhalten. Der Wahlkampf, der sich sonst um den höheren Grad der Repräsentationsfähigkeit zu drehen pflegte, wurde diesmal zu einer scharfen Machtprobe zwischen der freimaurerisch-jakobinischen Clique, die den Staat mittels einer Puppe weiter beherrschen wollte, und den besseren Republikanern, die das Land von der amtlichen Stelle und durch eine tüchtige Persönlichkeit regiert zu sehen wünschen. Der Kandidat der Kulissenregenten Combes und Clemenceau war der Südfranzose Pams, bisher Ackerbauminister, der sich durch den Besitz von schwiegerväterlichen Millionen „qualifizierte" und im übrigen die Gewähr bot, daß er das Amt in derselben Passivität versehen würde, wie seine bequemen Vorgänger aus der Gascogne, die an dem schönen Schein der Macht sich gerne genügen ließen. Sein Antipode war Herr Poincaré, der bisherige Ministerpräsident, der seine Kandidatur für die höchste Würde systematisch vorbereitet hatte durch eine außerordentlich rührige und vielfach kühne Aktivität, die dem Hunger des Volkes nach einem tüchtigen Mann entgegenkam. Poincaré hatte durch den glücklichen Abschluß der Marokkofrage und durch sein glitzerndes Hervortreten in dem ersten Abschnitt der Balkanwirren sich populär gemacht. Seine Steuerpolitik und sein Eintreten für die Verhältniswahl hatten ihm auch außerhalb seiner eigenen Partei Respekt und Sympathien verschafft; aber die Drahtzieher der herrschenden radikalen Partei waren ihm deshalb gram geworden, da sie keine Wahlreform wollen, die ihre Macht gefährden könnte. Der alte Ränkeschmied Combes suchte kurz vor der Wahl den Zwischenfall du Paty de Clam nach besten Kräften auszunützen, um das ganze Ministerium und vor allem dessen Präsidenten Poincaré als antidreyfusistisch zu verdächtigen. Poincaré entwand sich dieser Gefahr, indem er seinen Kollegen Millerand, der mehr als biederer Kriegsminister wie als politischer Taktiker gehandelt hatte, glatt fallen ließ. Nun wurde vielfach vermutet, daß Poincaré durch die Preisgabe Millerands sich die Sympathien der Rechten vollständig verscherzt habe, so daß deren Stimmen vielleicht aus Rache seinem Gegenkandidaten zufallen könnten; aber diese Wirkung trat nicht ein, da die Rechte sich schließlich für die Marionetten von Combes und Clemenceau doch nicht begeistern konnte. Bei der Vorabstimmung, die innerhalb des republikanischen Parteienkonzerns veranstaltet wurde, erhielt Pams ein Dutzend Stimmen mehr, als Poincaré. Daraufhin gingen Combes, Clemenceau und ihre Schleppenträger im feierlichen Zuge zu Herrn Poincaré, um ihn auf Grund der alten Anschauung von der Alleinherrschaft der „reinen republikanischen Mehrheit" kategorisch zum Verzicht auf seine Kandidatur aufzufordern. Aber Herr Poincaré sah weiter, als diese Herren. Er meinte, es hätten bei der Vorabstimmung noch gegen 100 Republikaner gefehlt, und er sehe keinen Anlaß, der Entscheidung des Kongresses vorzugreifen. Im Kongreß selbst erhielt dann Poincaré schon bei dem ersten Wahlgang ein großes Uebergewicht über Pams, und im zweiten Wahlgange mit 483 Stimmen die absolute Mehrheit, und zwar in solcher Stärke, daß seine Gegner ihn nicht einmal als den „Erwählten der Reaktion" hinstellen können. Seine Wahl ist der deutliche Beweis, daß die alten Kulissenherrscher Combes, Clemenceau und Genossen auch in den republikanischen Parteien der Kammer die Mehrheit verloren haben. Im Lande selbst steht ihre Sache noch schlechter. Die öffentliche Meinung ist fast überall ganz entschieden für Poincaré. Man sieht, daß die Bevölkerung, auch die „republikanische" Wählerschaft, Sehnsucht nach einem „starken Mann" hat.

Wenn Poincaré auf dem höchsten Posten der Republik seine Fähigkeit und seinen Tatendrang entfalten will, so steht ihm das Feld frei. Der Präsident der Republik hat genug verfassungsmäßige Vollmachten, um bei der Behandlung der großen Fragen seine Willensmeinung geltend zu machen.

Für uns ist die nächste Frage, ob das neue Staatsoberhaupt in die hochpolitischen Angelegenheiten einen neuen Zug hineinbringen will oder kann. Natürlich wird Poincaré das Bündnis mit Rußland und die Entente mit England weiter pflegen. Das beschleunigte Glückwunschtelegramm des Zaren, das die Hoffnung auf die besten Beziehungen ausspricht, hat

nichts Ueberraschendes, um so weniger, als Herr Poincaré noch voriges Jahr in Petersburg gewesen ist, um das übliche Seitenstück zu der Zweikaiserbegegnung zu liefern. Bündnis und Entente gehören zum eisernen Bestand der französischen Politik, mit dem wir uns längst abgefunden haben. Bedenklicher ist die gegenwärtig chauvinistische Welle im französischen Volksleben. Aber das ist gewiß kein Nachteil für den europäischen Frieden, wenn an der Spitze des französischen Staates ein sachkundiger und willensstarker Mann steht. Eine Marionette à la Pams könnte sich viel eher von Machenschaften unverantwortlicher Parteiführer und von einer blindwütigen Volksströmung hinreißen lassen. Zudem hat Poincaré seine bisherige hochpolitische Rührigkeit immer in friedlicher Richtung betätigt. So begreift es sich, daß auch die deutschen Offiziösen seine Wahl sehr freundlich begrüßen mit der Ausführung: Mit seinem Namen verbinde sich die Vorstellung eifriger patriotischer Wirksamkeit für die innere wie die äußere Politik Frankreichs, und zugleich habe er seine Befähigung auch in den Dienst der europäischen Friedensarbeit zur Entwirrung der Orientfrage gestellt; die dabei erworbenen Sympathien begleiten ihn in die hohe Stellung, die er durch das Vertrauen seiner Mitbürger erlangt habe.

Das innerpolitische Wirken des neuen Staatsoberhauptes wird natürlich wesentlich beeinflußt werden durch das weitere Verhalten der Parteien. Es kommt darauf an, ob die besseren Elemente unter den Republikanern und die Realpolitiker auf der christlich-konservativen Seite die gebotene Gelegenheit ausnutzen wollen und können, um der bisher herrschenden Clique das Heft vollends aus der Hand zu nehmen. Die Aussichten für eine wirkliche Wahlreform sind jetzt besser, als je zuvor. Poincaré hat zwar auch für die Trennungsgesetze gestimmt, aber er ist nie als rabiater Kulturkämpfer hervorgetreten. Eine allmähliche Einlenkung auf dem kirchenpolitischen Gebiete würde er schwerlich hindern. Allerdings kommt es darauf an, daß die treuen Katholiken und die tolerant und gemäßigt gesinnten Liberalen sich zu einer zielbewußten Aktion aufraffen. Wenn nicht, so wird Poincaré selbst oder doch sein Nachfolger wieder unter das Joch der Combes-Clique gezwungen werden.

Die nächste Folge der Wahl ist nun eine Ministerkrisis, die für die Verzwicktheit der republikanischen Staatsform Zeugnis ablegt. Das neue Staatsoberhaupt ist bereits gewählt und mit Kürassiereskorte nach Paris geleitet worden; aber sein Amt kann er erst in Monatsfrist antreten. Als künftiger Staatschef darf er nun nicht mehr den ministeriellen Kämpfen im Parlament ausgesetzt sein. Also muß er seinen Posten als Ministerpräsident niederlegen, und Herr Fallières muß zum Schluß seiner Amtstätigkeit noch ein Ministerium ernennen, das nach Monatsfrist dem neuen Präsidenten seine Demission einzureichen hat. Herr Briand, der zweite Exsozialist, der nach dem Sturze seines Genossen Millerand noch mehr in den Vordergrund tritt, soll das Monatskabinett bilden, und es scheint, daß er Aussicht hat, auch unter Poincaré noch Ministerpräsident zu bleiben.

In die stickige Atmosphäre der französischen Republik ist ein frischer Luftzug hineingefahren. Ob das Fenster sich bald wieder zuklappt, muß abgewartet werden.

Note und Gegennote.

Die Kollektivnote der Mächte ist erst am 17. Januar der türkischen Regierung überreicht worden. Bis dahin wurde noch über Abänderungen verhandelt, die anscheinend von den Dreibundmächten zur Schonung des türkischen Selbstbewußtseins angeregt worden waren. Auf deutscher Seite wird halbamtlich hervorgehoben, daß die Note nicht auf Ausübung eines Zwanges gerichtet sei und keine Maßregeln ankündige, die ein Hervortreten der Mächte aus ihrer Neutralität einleiten könnten, namentlich nicht eine Demonstration der Großmächte in türkischen Gewässern. Das wird durch den Wortlaut der Note bekräftigt. Ein Druck steckt höchstens in dem Hinweis, daß die Türkei zur Erhaltung ihres asiatischen Hauptbesitzes der moralischen und materiellen Unterstützung der Mächte bedürfe, und deshalb dem Rate derselben folgen möge. Vielleicht hätte die Note noch besser gewirkt, wenn die Mächte etwas genauer und mit sicherer Bürgschaft der Türkei gesagt hätten, was ihr nach dem Verzicht auf Adrianopel bleiben und gewährt werden solle.

Vielleicht läßt sich das nachholen. Denn nach den Zeitungsmeldungen aus Konstantinopel will die türkische Regierung freilich den Verzicht auf Adrianopel aus diesem und jenem Grunde ablehnen, aber doch den Verzicht auf einen Teil der ägäischen Inseln anbieten und im übrigen weitere Verhandlungen über eine mit der Sicherheit des Reiches verträgliche Friedensbasis offen halten. Also auch hier kein Abbruch. Man hat den Eindruck, daß die türkische Regierung sich in Sachen Adrianopels nur solange sträuben will, bis die öffentliche Meinung in der Türkei durch die Erklärungen der Großmächte und das Gesamtresultat der Verhandlungen auf das schmerzliche Opfer soweit vorbereitet ist, um den Revolutionsversuchen der Jungtürken und der Militärfanatiker die Gefolgschaft zu verweigern. Der Vorstoß der türkischen Flotte gegen die griechische, der gerade bei Eingang der Note ins Werk gesetzt wurde, ist erfolglos geblieben. Auch das wird die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Nachgebens befördern.

Daß die Verhandlungen zwischen Rumänien und Bulgarien stocken, ist nicht auffallend. Die Bulgaren werden kein Opfer bringen, solange sie nicht Adrianopel haben.

Homerule im englischen Unterhause.

Am 16. Januar hat das Unterhaus die vielbestrittene Homerule-Vorlage in dritter Lesung mit einer Mehrheit von hundert Stimmen angenommen. Die Unionisten hatten auf weitere Obstruktionsversuche verzichtet. Sie rechnen damit, daß das Oberhaus die Vorlage ablehnen wird, und dann die Verhandlung im Unterhause noch einmal beginnt. Das Oberhaus kann nach der Beschneidung des Vetos ein Gesetz nicht mehr vernichten, wohl aber verzögern. In dem weiteren Stadium des Kampfes wird die revolutionäre Drohung der Protestanten von Ulster gewiß noch seine Rolle spielen. Das Unterhaus hat sich von den Ulstermännern nicht einschüchtern lassen, und die Regierung hält fest an dem Standpunkt, daß der Wille der großen Mehrheit des irischen Volkes schwerer wiege, als die unbegründeten Besorgnisse und die gewalttätigen Drohungen der protestantischen Minderheit. Tatsächlich droht dem Bekenntnisse der Minderheit nicht die geringste Gefahr; es ist nur der Haß gegen Papst und Katholiken, der die Leute auf revolutionäre Bahnen treibt. — In Deutschland beruft man sich behufs Jesuitenverfolgung auf die „Empfindungen der konfessionellen Mehrheit"; in England will die Opposition sogar die „Empfindungen der protestantischen Minderheit" ausschlaggebend machen für das Schicksal des ganzen katholischen Irland. — Der Friede ist nur möglich auf der Basis der Gerechtigkeit und der Freiheit — hüben wie drüben.

Der Fall Wetterlé.

Die Vortragstour, welche der elsässische Reichstags- und Landtagsabgeordnete Wetterlé in Frankreich unternommen hatte, spielte in den parlamentarischen Verhandlungen zu Berlin und in Straßburg eine große, eigentlich zu große Rolle. Herr Wetterlé hat offenbar mehr Ehrgeiz als Besonnenheit, was besonders deshalb zu bedauern ist, weil er das Kleid des katholischen Priesters trägt. In der gegenwärtigen Zeit der Erregung und Spannung in Frankreich Vorträge zu halten, die den Jubel der nationalistischen Kreise erregen und den Glauben verbreiten, ganz Elsaß-Lothringen sehne sich nach einem Befreiungskrieg, — das war unverantwortlich. Ein solches Treiben mußte entschieden verurteilt werden. Aber nachdem sich alle bürgerlichen Parteien dagegen ausgesprochen, und nicht bloß die Reichstagsfraktion des Zentrums, der Herr Wetterlé wohlweislich nicht beigetreten ist, sondern auch die elsaß-lothringische Zentrumspartei ihr Bedauern und ihre Mißbilligung ausgesprochen hat, kann man über diesen Zwischenfall füglich zur Tagesordnung übergehen. Wer die Verirrung des Herrn Wetterlé noch weiter aufbauscht, gibt ihm und seinen Zuhörern in Frankreich ein Relief, das sie nicht verdienen. Wer sogar à la Müller-Meiningen die Verantwortlichkeit für diese eigenartige Persönlichkeit dem Zentrum aufhalsen will, der frevelt nicht bloß an der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern zugleich an der elementarsten politischen Klugheit. Denn was sollen die Franzosen denken, wenn sie hören, daß ihr vermeintlicher Hoffnungsbote Wetterlé im Grunde die ganze große Zentrumspartei hinter sich habe?

Das Aergernis ist bedauerlich, aber hoffentlich ohne dauernde Nachwirkung. Wir rechnen es zu den Uebergangsschmerzen und den Kinderkrankheiten des neuen Verfassungslebens in Elsaß-Lothringen. Es liegt im Interesse des Reichslandes selbst, solche Persönlichkeiten und solche Sitten, die in die neuere Zeit nicht mehr passen, möglichst bald zu überwinden.

Dem badischen Rotblock ins Stammbuch.

(Aus der liberalen „München-Augsburger Abendzeitung“.)

Die liberale „München-Augsburger Abendzeitung“, die dem Rotblock in Bayern stets mit einem nassen und einem trockenen Auge gegenüberstand, wenn sie bei den Rotblockwahlen 1911 auch stramm zur Stange gehalten und auch bei der Rotblocknachwahl in Augsburg mit keiner Wimper gezuckt hat, schreibt in Nr. 14 vom 16. Januar in einem Originalartikel „Aus Baden“ unter dem Titel „Die badische Gesandtschaft in München“ wörtlich:

„Die Frage der badischen Gesandtschaft in München will nicht zur Ruhe kommen. Ja, sie wird sogar, wenn es nach dem Willen der badischen Fortschrittspartei geht, zur Parole für den kommenden Landtagswahlkampf erhoben werden. Und wer soll an alledem schuld sein? Der Prinz-Regent von Bayern, der Großherzog von Baden und die Regierung beider Staaten!

Bekanntlich hat gestern der bayerische außerordentliche Gesandte Graf v. Moy als Beauftragter des Prinz-Regenten in persönlicher Audienz dem Großherzog den Dank der bayerischen Regierung für die Belassung der badischen Gesandtschaft in München ausgesprochen. Die Großblockmehrheit der Zweiten badischen Kammer hatte in der letzten Landtagssession den finanziellen Posten für diese Gesandtschaft gestrichen und war auch, obwohl die Regierung die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Gesandtschaft aufs schlagendste nachwies, und obwohl die Erste Kammer für die Aufrechterhaltung der Position eintrat, von ihrer Stellung nicht abzubringen. Der Budgetbetrag blieb also gestrichen. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser staatlichen Institution und im Hinblick auf die dringenden Wünsche der bayerischen Regierung nach einer Belassung der Gesandtschaft hat dann der Großherzog die gestrichenen Kosten auf seine Tasche übernommen und so die Aufrechterhaltung des Gesandtenpostens in München ermöglicht. Allerdings wurde in der halbamtlichen Notiz, mit welcher dieser Akt angezeigt wurde, erklärt, daß der Gesandte, Herr v. Reck, nunmehr als Staatsbeamter in den Ruhestand getreten sei. Es wurde damit also offenbar zugegeben, daß die Streichung der finanziellen Position den Gesandten seines Charakters als Staatsbeamter entkleide; und die Großblockpresse verkündigte sofort, daß Herr von Reck nicht mehr als der Vertreter des badischen Staates, sondern lediglich als der persönliche Vertreter des Großherzogs zu betrachten sei. Diese, mit der Ansicht der badischen Regierung wohl übereinstimmende Auffassung ist nachher mit guten staatsrechtlichen Gründen angefochten worden. Man wies darauf hin, daß die Kammer gewiß das Recht habe, einen früher bewilligten Posten des Budgets zu streichen, daß damit aber die Beseitigung der Einrichtung selbst, für die der Posten bestimmt war, nur durch den Träger der Staatsgewalt, also durch den Monarchen, ausgesprochen werden könne. Belasse dieser, wie in dem vorliegenden Falle, den Gesandten in seiner Stellung, so behalte der Gesandte auch nach wie vor den Charakter eines Staatsbeamten: wobei es dann gleichgültig ist, aus welchen Mitteln er besoldet wird.

„Die Vertreter eines energischen, zielbewußten Staatsgedankens werden es bedauern, daß die badische Regierung diese staatsrechtlich völlig einwandfreie Auffassung nicht zu der ihrigen machte. Dies Bedauern wird noch größer, wenn man sieht, wie wenig Entgegenkommen die Konzession des Großherzogs findet. Denn, wie wir soeben lesen, nimmt das Zentralorgan der badischen Fortschrittspartei, der „Badische Landesbote“ in seiner Nummer vom heutigen Dienstag mit rücksichtsloser Schärfe Stellung gegen die Dankgesandtschaft des Grafen Moy, wie gegen die bayerische und badische Regierung überhaupt. Er tut dies in einem Ton, der als ungezogen bezeichnet werden muß, und der in Baden das Gefühl der Beschämung, in Bayern das Gefühl der Empörung hervorrufen muß. Das genannte Organ meint, in der Entsendung des Grafen Moy liegt eine „Unfreundlichkeit der bayerischen Regierung gegenüber der Mehrheit der Zweiten badischen Kammer“; die bayerische Regierung wolle offenbar mit der Entsendung ihre gegensätzliche Auffassung zum Ausdruck bringen. Da müsse ihr doch gesagt werden, daß sie nicht legitimiert erscheine, um sich über die Bedürfnisse des badischen Staates ein Urteil zu gestatten.“ (Dieses Urteil darf sich natürlich überhaupt nur die Fortschrittspartei in Baden erlauben! Anm. Ihres Korrespondenten.) Das badische Zentrum werde, so heißt es weiter, die Haltung der bayerischen Regierung zur politischen Agitation gegen den Großblock benützen. Aber auch die Linksparteien würden sich nunmehr wie bisher mit der ganzen Frage beschäftigen, und das badische Volk werde, wenn es im Herbst die alte Großblockmehrheit wiederwählt, mit diesem Votum zu erkennen geben, daß es die Münchener Gesandschaft für überflüssig hält.

Diese Ausführungen sind ungezogen und arrogant, weil durch sie selbstverständliche Höflichkeitsakte zweier deutscher Souveräne in den Schmutz parteipolitischer Agitation gezogen werden. Sie sind aber auch unklug. Denn dieses Hereinziehen der ganzen Frage in die parteipolitische Agitation zeigt am deutlichsten, daß die ganze Ablehnung des Postens für die Münchener Gesandtschaft ein parteipolitisch zu bewertendes Manöver des Großblocks war. Daher jetzt auch die Angst vor dem badischen Zentrum, das ganz natürlich diese Torheit des Großblocks, deren zwingender Urheber die Sozialdemokratie war, für sich ausschlachtet. Daran ist aber nicht die bayerische oder badische Regierung und auch nicht der Prinzregent oder der Großherzog schuld, sondern einzig und allein der Großblock selbst. Auch in Bayern wird man wohl die Sprache, die hier der „Badische Landesbote“ führt, richtig zu würdigen wissen als den nachträglichen, blindwütenden Zorn über eine mitverschuldete unglaubliche Dummheit. Wenn der Großblock mit dieser Dummheit, nämlich der Ablehnung der Münchener Gesandtschaft, in den Wahlkampf ziehen will, so mag er es tun. Zu befürchten ist nur, daß er damit dem doch wahrscheinlich nicht ungefährlichen badischen Zentrum, das schon sowieso mit allen Mitteln arbeitet, die Hasen in die Küche treibt.““

Rechtsfragen über die Stellung von Papst und König in Italien.

Von Paul Maria Baumgarten, Rom.

Drei Fragen, die nur äußerlich in einem gewissen Zusammenhang stehen, beschäftigen jetzt die öffentliche Meinung Italiens in ungewöhnlicher Weise: 1. Kann der Papst oder der Heilige Stuhl erben, ohne die königliche Erlaubnis nötig zu haben? 2. Kann oder muß der König von Italien nach dem neuen Wahlgesetz als Wähler in die Listen eingetragen werden? 3. Ist der Papst vermöge eigener Entschließung oder ipso iure nicht mehr italienischer Staatsbürger, und stehen ihm die Rechte und Pflichten eines solchen nicht mehr zu, selbst wenn er sie in Anspruch nehmen wollte?

Das sind Fragen, in denen sich zum Teil das italienische Staatsrecht mit dem internationalen öffentlichen Recht vermischt. Auf jeden Fall ist ihre Erörterung auch für das Ausland und besonders für die Katholiken interessant.

Der Marchese Alessandro Corsi, ordentlicher Professor des internationalen Rechtes an der Universität Pisa, schrieb im Jahre 1886 seine bedeutsame Arbeit: „Situazione della Santa Sede in diritto internazionale“, „Lage des Heiligen Stuhles im internationalen Recht“, auf die jeder zurückgreifen muß, der sich mit dieser Frage beschäftigen will. Diese anerkannte Autoriät zog der Corriere d'Italia zu Rate, um eine einwandfreie rechtliche Darlegung bieten zu können, in der das Erbrecht des Heiligen Stuhles geklärt werde. Veranlassung dazu bot folgende Tatsache:

Im November 1906 starb zu Rom der Kardinal Luigi Tripepi, der in seinem Testamente, wie seinerzeit berichtet wurde, verfügt hatte: „Ich ernenne zu meinem Erben den Papst Pius X. oder denjenigen, der zur Zeit meines Todes den Stuhl des heiligen Petrus innehaben wird.“ Die Verwandten des Verstorbenen warteten eine ganze Weile. Dann luden sie den Kardinal Merry del Val als Vertreter des Heiligen Stuhles vor den Gerichtshof in Rom, damit dieser erkläre, daß die Erbschaft verfallen sei, oder aber mindestens einen Zeitpunkt bestimme, bis zu dem der Kardinal in seiner genannten Eigenschaft die königliche Ermächtigung nachsuchen und erhalten haben müsse.

Der Staatssekretär ließ geltend machen, es handle sich nicht um eine Erbschaft zugunsten des Heiligen Stuhles, sondern der Papst als Person, als Giuseppe Sarto, sei zum Erben eingesetzt, mithin sei es unbedingt abzulehnen, von einer Ermächtigung zu sprechen.

Der Gerichtshof entschied, daß es sich dennoch um einen Erbgang zugunsten des Heiligen Stuhles handle. Dieser als juristische Person müsse wie jede andere derartige italienische Einrichtung die Ermächtigung des Königs nachsuchen. Weiterhin wurde bestimmt, daß innerhalb sechs Monaten das königliche Dekret beizubringen sei. Die Kosten des Verfahrens wurden dem Staatssekretär auferlegt.

Indem der Marchese Corsi auf die bisherige Rechtsprechung der italienischen Gerichte in ähnlichen Fragen verweist, sagt er wörtlich: „Die unvermeidliche Folge dieser einschränkenden Jurisprudenz bezüglich der Vorrechte des Heiligen Stuhles, die der Römische Gerichtshof wieder aufleben lassen möchte, ist folgende: Der Papst in Ausübung seiner Vermögensrechte würde dann nicht wie ein Bürger pleni iuris des italienischen Staates angesehen, sondern wie eine kirchliche juristische Person, die vom Staate selbst anerkannt und in ihm allen Beschränkungen rechtlicher Art unterworfen wäre, die durch die bestehenden und zukünftigen Gesetze festgelegt seien.“

Es ist ganz klar, daß das Oberhaupt aller Katholiken der ganzen Welt in einer so beschämenden Abhängigkeit gegenüber dem italienischen Staate nicht leben kann. Das ist aber keine italienische Frage mehr, sondern eine internationale Frage, die mit allem Nachdruck erörtert werden muß. Daß es in Italien Richter geben kann, die das Papsttum auf den Standpunkt einer Landpfarrei, eines Diözesanseminars oder eines Waisenhauses herabdrücken wollen, zeigt, wie sehr der eigentliche Sinn des Garantiegesetzes selbst in richterlichen Kreisen gänzlich unbekannt ist. Und doch hätte dieser Gerichtshof, der das demütigende, ja empörende Urteil erließ, den Wortlaut desselben und die inzwischen ergangenen interpretierenden Staatsakte sowohl wie auch Gerichtsurteile vor allem zu seiner vorherigen Belehrung heranziehen müssen. Das ist in sträflichem Leichtsinne augenscheinlich nicht geschehen, denn sonst wäre es

völlig unfaßbar, wie eine in bona fide befindliche Richterbank zu einem solch unverständlichen Urteil kommen konnte. Bis zum Beweise, daß bei der Urteilsfindung auch andere als rechtliche Gründe mit maßgebend gewesen seien, muß man annehmen, daß die Entscheidung als die fine fleur der juristischen Kenntnisse dieser Richterbank sich darstellt. Man wird ihr gewiß noch etwas Schmeichelhaftes sagen, wenn man ihr rät, ihre Kenntnisse des italienischen Staatsrechtes, vor allem aber des internationalen Rechtes an der Hand eines guten Lehrbuches etwas aufzufrischen.

Corsi sagt deswegen auch ausdrücklich, daß seit 1870 das oberste Haupt der katholischen Hierarchie und seine Regierungsbehörden „wie eine internationale Organisation, die außerhalb der Einflußsphäre des italienischen Staates liege — und zwar infolge seines eigenen Willens, in seinem eigenen Interesse und dem der ganzen Christenheit — anzusehen sei. Seine juristisch-politische Gewalt leite sich aus der stillschweigenden oder ausdrücklichen Zustimmung der Katholiken und gebildeten Regierungen der ganzen Welt her, und seine Ziele müsse es erreichen können, ohne von irgendeiner einzelnen Regierung oder Staatsgewalt beaufsichtigt oder geleitet zu werden".

Man darf mit Recht gespannt sein, wie diese über die Maßen peinliche und den Heiligen Stuhl erniedrigende Angelegenheit schließlich wird ausgetragen werden.

* * *

Im Wahlkreise Roms, in dem der Quirinal liegt, ist seinerzeit mit ausdrücklicher Unterstützung des gesamten Hofpersonals der Sozialist Bissolati gegen den monarchischen Santini gewählt worden. Der erste Flügeladjutant des Königs hatte seinen Wahlzettel absichtlich offen abgegeben, damit jedermann sehen konnte, daß er für Bissolati eingetreten sei.

Damals ging die bis heute unwidersprochen gebliebene Nachricht durch die Presse, daß der König ausdrücklich mit der Wahl des Sozialisten gegen den Generalarzt der Armee, Santini, einverstanden gewesen sei.

Nunmehr ist Viktor Emanuel von Savoyen, im bürgerlichen Leben von Beruf König von Italien, unter dem Buchstaben V in die Wählerliste auf dem Kapitol eingetragen worden. Da es selbst den Blockbrüdern etwas verwegen erschien, einen König unter die politischen Wähler einzureihen, und sie ihren gleichmacherischen Liebhabereien nicht die Zügel schießen lassen wollten, so entsandten sie den Generalsekretär der Stadtverwaltung zum König. Dieser gab die befremdende Antwort, sie sollten tun, was das Gesetz vorschreibe. Und nun steht denn der dritte Faktor der gesetzgebenden Gewalt Italiens — neben Abgeordnetenhaus und Senat steht der König — in der Liste der einfachen Wähler.

Daß das ein juristischer Unsinn ist, ist weder der Stadtverwaltung noch dem König aufgefallen. Schlimmer aber wird die Sache, wenn Viktor Emanuel einmal in seinem Wahlkreise von seinem Wahlrechte Gebrauch machen wollte. Da müßte er eine Parteistellung wählen, und das könnte denn doch zu sehr wenig erbaulichen Folgen führen. Man braucht nur einmal daran zu denken, daß die im zweiten Wahlkreise unterlegene Partei die Wahl angriffe und wegen Wahlbeeinflussung im Parlamente vorstellig würde.

Tatsächlich hat denn auch der ganze Vorgang ein sehr unliebsames Aufsehen erregt, und es wird noch viel darüber in den Zeitungen geschrieben werden.

* * *

Als man Leo XIII. den Fragebogen für die Volkszählung des Königreichs Italien vorlegte, schob er ihn ärgerlich beiseite, indem er sagte: „Der Papst ist kein Italiener." Pius X. hat den Fragebogen der Volkszählung auch nicht ausgefüllt, obschon verstiegene Nationalisten mit Sicherheit darauf gerechnet hatten. Infolge dieser Weigerung wurde der Papst auch nicht in die Liste der ortsanwesenden Italiener aufgenommen, mithin konnte der Ausschuß für Aufstellung der Wählerlisten gar nicht in die Verlegenheit kommen, darüber zu beraten, ob der Papst in die Listen aufgenommen werden solle oder nicht.

Es ist klar, daß seit 1870 ein zum Papste gewählter Italiener seine italienische Staatsangehörigkeit verlieren muß, weil er Souverän wird. Er steht zum Königreiche Italien in keinem wie immer gearteten staatsrechtlichen Verhältnis. Derartige Binsenwahrheiten wollen weder die Freimaurer noch die Hitzköpfe des Risorgimento Italiano einsehen, und so versuchen sie immer wieder auf irgendeine Weise den Papst in ein Vasallenverhältnis zum italienischen Staat zu bringen. Bisher sind alle derartigen Versuche fehlgeschlagen. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß Zeiten kommen können, in denen man mit allerlei Machtmitteln dem Papste begreiflich machen möchte, daß er als „italienischer Staatsbürger" dem Staate zu gehorchen habe.

Die Wachsamkeit der Katholiken der ganzen Welt darf nie einschlafen und sich bei dem Gedanken beruhigen, daß man es nicht wagen werde, die spärlichen Ueberreste äußerer Machtvollkommenheit des Papstes noch weiter zu beschneiden. Es ist ja richtig, daß die italienische Freimaurerei zurzeit in der öffentlichen Achtung Italiens furchtbar tief steht, weil jedermann weiß, daß die Verbrüderung derselben mit der türkischen Freimaurerei selbst den afrikanischen Krieg überdauert hat. Aber diese Dinge wird man schnell vergessen, wenn andere wichtige Fragen die öffentliche Meinung in Anspruch nehmen werden.

Zwar schreibt das „Giornale d'Italia" am 6. Januar: „Der gesunde Menschenverstand der Italiener hat es immer vermieden und wird es auch in Zukunft vermeiden, daß jene Zwiste, die in jedem anderen Lande unvermeidlich erscheinen würden, wo ein solches ius singulare — Beziehungen von Papsttum und Königtum — bestände, je zum Ausbruch kommen werden." Das sind Vorsätze, die zu halten man sich augenblicklich Mühe gibt, die aber eine radikale Strömung mit größter Leichtigkeit hinwegfegen würde.

Darum müssen die Katholiken bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, ihre volle Solidarität mit allen Rechten und Ansprüchen, die der Papst erheben muß, um seine Stellung zu wahren, nicht nur im Innern bezeugen, sondern auch nach außen kräftigst zum Ausdruck bringen.

Vermöge eigener Entschließung hebt sich der in Italien geborene Papst aus der Reihe der italienischen Staatsbürger heraus, da er mit der Wahl an die Spitze eines eigenen Reiches tritt. Es wird ihm also nie einfallen, staatsbürgerliche Rechte im italienischen Staate ausüben zu wollen. Die hiesigen Blätter verwenden darum ganz unnütz ihre Druckerschwärze, wenn sie solche „Doktorfragen" erörtern.

Zum amerikanischen Präsidentenwechsel.

Von Dr. jur. utr. Gallus Thomann, Bensheim.

Am zweiten Montag im Januar, also dieses Jahr am 13. Januar, traten in jedem amerikanischen Bundesstaate auf Grund des Bundesgesetzes vom 3. Februar 1887 die Wahlmänner zusammen, um den neuen Präsidenten des Bundes zu küren; und am zweiten Mittwoch im Februar (12. 2.) findet im Kongreß das Prüfen der Wahllisten der einzelnen Staaten und das Zählen der abgegebenen Wahlstimmen statt, durch welche Akte das Ergebnis der Wahl rechtlich festgestellt wird. Und doch weiß die Welt schon seit nunmehr fast drei Monaten, daß nach aufregender Sommer- und Herbst-Kampagne Wilson der Gewählte ist! — Wohl das krasseste Beispiel, wie in dem amerikanischen Staatsleben die Organisation und Maschinerie der Parteien das Staatsrecht zur bloßen Form zu machen imstande ist.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten bestimmt für die Präsidentenwahl den indirekten Modus. Das neue Bundeswahlgesetz von 1887, das an Stelle des früheren von 1792 getreten ist, regelt die praktische Durchführung der Wahl.

Jene wahrhaften Republikaner, die die Verfassung schufen, sahen ein, daß man das höchste Amt des Bundes der Parteileidenschaft und dem unmittelbaren Einfluß der großen unbesonnenen Masse entziehen müsse.

Jene beweglichen Politiker von Beruf aber, deren Macht eben auf der Herrschaft dieser Masse beruht, fanden leicht den Weg, die Absichten der Verfassung zu umgehen.

Die Verfassung will, daß das Volk Wahlmänner seines Vertrauens erwähle, deren Einsicht es überlassen bleiben soll, den Fähigsten zum Leiter des Staates auszuersehen; sie will, im Falle keine absolute Mehrheit zustande kommt, daß alsdann jene anderen Vertrauensmänner des Volkes, die es in den Kongreß (Senat) gewählt hat, aus den mit höchster Stimmenzahl versehenen drei Kandidaten einen auswählen mögen.

Der Berufspolitiker will, daß nicht der Fähigste, sondern der Mann, der Aemter und Erfüllung politischer Wünsche verspricht, der gefügige Parteimann, das höchste Amt erlange.

Neben den durch das Gesetz vorgesehenen Wahlapparat tritt der nicht weniger komplizierte Apparat der Partei; er tritt neben, ja vor ihn, tritt an seine Stelle. — An die Stelle der Wahlmänner treten als „Vertrauensmänner“ die Delegierten, welche die betreffenden Parteimitglieder, in Bezirken wohl organisiert, zu den Parteikonventionen in den einzelnen Staaten wählen. Diese Konventionen senden wiederum erwählte Delegierte zur allgemeinen Parteikonvention (Nominating Convention) für den ganzen Bundesstaat. Diese Konvention der Berufspolitiker einer Partei einigt sich auf einen Kandidaten. Welche Rolle die Korruption bei dieser „Einigung“ und bei allen vorhergehenden Stufen der Parteiwahl spielt, sei nicht untersucht.

Auf den Kandidaten, den die allgemeine Parteikonvention „erwählt“, ist der Wahlmann verpflichtet. So ist mit der Wahl der Wahlmänner das Ergebnis gesichert.

Die Wahlmänner sind nicht Vertreter, sondern Handlanger des Volkes, und das subsidiäre Wahlrecht des Kongresses ist praktisch fast wertlos, denn die zwei großen Parteien einigen sich ja meist je auf einen Mann, so daß also stets einer oder der andere die absolute Majorität haben muß.

Aber selbst, wenn, wie es bei der vergangenen Kampagne der Fall war, die eine Partei sich spaltet, wird doch höchst selten der Kongreß (Senat) in Aktion treten müssen, da die einige Partei fast stets die absolute Majorität gewinnen wird.

Das Prüfungsrecht der Gültigkeit der abgegebenen Wahlstimmen durch den Kongreß ist durch das Gesetz von 1887 Staatsgerichtshöfen überlassen. Nur dann, wenn in einem Staate ein solcher Prüfungshof nicht errichtet ist, tritt das Prüfungsrecht des Kongresses ein. Somit bleibt dem Kongreß nur das offizielle Zählen der Stimmen und die Verkündigung des Wahlresultates durch den Speaker (Vorsitzender des Repräsentantenhauses). Wo die Wahl verfassungsgemäß und theoretisch ihren Anfang nehmen soll, ist sie praktisch bereits beendet. Der ominöse Novembertag entscheidet regelmäßig über den 4. März (Tag der Präsidentenwahl), und der zweite Montag im Januar und der zweite Mittwoch im Februar sind Formalien, die niemanden kümmern.

Eugeni d'Ors, ein Sokrates des modernen Spanien.

Von Prof. Dr. Eb. Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule Aachen.

Wenden wir uns wieder einmal von der unfruchtbaren Zweideutigkeit und Verlogenheit der spanischen Politik zu der ehrlichen Arbeit, an der es auch in Spanien nicht mangelt; je mühsamer sie uns vorkommt, desto mehr verdient sie unsere Ermutigung.

Als ich vor sechs Jahren die „Veu de Catalunya“ täglich zu lesen begann, das katalanisch geschriebene, daher im Ausland wenig beachtete, aber wegen seiner unparteiischen Haltung und seines reichen Bildungsstoffes viel mehr als die Parteiblätter der Linken und Rechten der Beachtung würdige Organ der katalanischen Regionalisten, deren Programm auch in den übrigen Landschaften immer mehr Anhänger gewinnt, fiel mir allmählich in seinen Spalten ein täglicher Beitrag, Glosari, unterzeichnet von Xenius, auf. Offengestanden, lange Zeit nicht angenehm. Der Deckname Xenius — Fremdenführer — schien mir in der Hauptsache nur auf einen wahllosen Anwalt französischer Geisteserzeugnisse, der sich hin und wieder in Anwürfen auf deutsche Denk- und Arbeitsweise gefiel, zu passen. Ein Zufall nannte mir den bürgerlichen Namen: Eugeni d'Ors. Eine tiefer greifende, erziehliche Absicht konnte ich in den Lesefrüchten, wie ich mir Glosari übersetzte, anfangs nicht entdecken. Einstweilen konnte ich in dem Schriftsteller, der so unfehlbar täglich sein Gericht servierte, nur einen geschickten Pyrotechniker sehen. Manches hätte mir am Ende die weitere Verfolgung seiner Mitarbeit an der „Veu“ ganz verleidet: ihre anscheinende Planlosigkeit, ihre bunte, mit Tiefe schwer vereinbare Vielseitigkeit, ihre tändelnde, fast tänzelnde Art, von der ich — wie jetzt noch manche — einen unheilvollen Einfluß auf die an sich oberflächliche, leichtfertige Großstadtjugend besorgte, der Wert, den Xenius der Form, dem Aesthetischen, nicht selten in seinen äußerlichsten Erscheinungen: der Kleidung, dem Tanz, den Tischsitten, beizulegen schien, wenn nicht die Unmöglichkeit, einen solchen Meister einer Sprache, die ich zum erstenmal der deutschen durch ein Wörterbuch vermählen wollte, außer acht zu lassen, mich immer wieder in sein Glosari zu blicken gezwungen hätte.

Noch widerstrebend, mußte ich zuerst anerkennen, daß hier ein Geist auf der Warte stand, welchem nicht nur kaum etwas Bedeutendes auf den Feldern der Wissenschaft entging, was der Verfeinerung und Veredlung des Menschentums dienen konnte, sondern auch, daß er zu dem Verschiedensten und Fremdartigsten mit behendem und selbständigem Urteil Stellung nahm. Vermißte ich noch an diesem Beobachter und Denker die Klarheit des Zieles, war es nur ein Feinschmecker, der andere gern mitgenießen ließ, so war es doch ein lichter, beflügelter, mit zarten und reichen Organen ausgestatteter Geist, welcher schon dadurch Segen stiftete, daß er mit untrüglicher Sicherheit das Falsche, Schiefe, Verworrene, Unreine, Geschmacklose aussiebte und sich durch kein Vorurteil für oder wider bestechen ließ. Sollte doch noch der sprühende Eklektiker zum Philosophen berufen sein?

In der Tat sah ich im Jahre 1908 Eugeni d'Ors an dem Philosophenkongreß zu Heidelberg, 1910 an dem in Bologna teilnehmen. „Le Résidu dans la Mesure de la Science“ (K. Winter, Heidelberg 1908) war sein Beitrag zu den Heidelberger Verhandlungen, worin er für die Wissenschaft eine neue Orientierung, nach Bacons Novum ein Novissimum Organon, in Aussicht stellte. Dieses sollte dem Menschengeist seine im Laufe des 18. Jahrhunderts an die Materie verlorene Freiheit einmal durch die Begründung der Wissenschaft auf die Neugierde (Note sur la Curiosité, Bologna 1911), die nichts Altes je zum Tyrannen werden läßt, sodann durch die Einführung des Spieles, das sich willkürlich seine Gesetze gibt, in die wissenschaftliche Arbeit wiederschenken. Seltsam genug, macht Xenius hierbei besonders dem deutschen Gelehrtenbetrieb den Vorwurf, daß er nur die Arbeit ohne die Lust am Denken an sich kenne, sodaß z. B. der deutsche Gelehrte nie aus lauter Wohlgefallen ein Buch zum zweitenmal lese, knüpft aber selbst ausdrücklich an die Schillersche Aesthetik an, wie er sie unter anderem in dessen Abhandlung über Anmut und Würde vorfand. Worauf Xenius hinaus will, sagt er später einmal in einer Glosse: „Lieder taugen mehr als Gründe, lehrt ein spanisches Sprichwort; ich ersehne einen Zustand des Menschengeistes, bei dem alle Lieder vernünftig und alle Gründe sangbar sind.“ Ihre Freiheit wird die Wissenschaft der Zukunft durch die Ironie bezeugen, indem sie, kaum der einen Errungenschaft froh, schon der neuen, die jene überwinden soll, zulächelt. Es soll die Wissenschaft des Sokrates, der Renaissance, der Mittelmeervölker sein. Wenn er der iberischen Rasse im Gegensatz zu den Katalanen, Franzosen, Italienern, Griechen, einen finsteren, dem freien Spiel des Geistes, der Aesthetik als Ziel- und Maßgeberin auch der Wissenschaft feindseligen Trieb angeboren sein läßt, begreift man, warum Xenius gar nicht zu den Kastiliern spanisch, sondern zum katalanischen Volke allein katalanisch spricht. Denn er sieht in dem Katalanen nur das lateinische Element, das sich in seiner Sprache ausgeprägt hat, und das griechische, dessen Zeugen so zahlreich und beredt in den Ausgrabungen von Ampurias, dem Hinterland von Emporion, zutage kommen. Wenn er aber auf Schiller sich zu berufen nicht verschmäht, warum übersieht er, man möchte sagen geflissentlich, das germanische Blut in seinen Katalanen, welches aus der Geschichte und der Häufigkeit des blonden Typus in Katalanien so deutlich zu ihm spricht?

Freilich ist auch Xenius weit entfernt davon, den Geist unentrinnbar in die Fesseln des Blutes zu schlagen, seine Wirksamkeit von dem gegenwärtigen Milieu (ambient) und der physischen Erbschaft seiner leiblichen Vorfahren unwiderstehlich abhängig zu machen. In der köstlichen Abhandlung La Formule biologique de la Logique (Blond et Bouganat, Paris 1910) hatte er schon die wirksame Schutzkraft, welche das Individuum gegen die erregenden und zerstörenden Angriffe des Milieus besitzt, nachdrücklich betont: in einem ersten Ringen mit diesem siegreich geblieben, wächst sie, den einmal erworbenen Vorteil behauptend, unaufhaltsam von Fall zu Fall; das Milieu würde den Geist längst erwürgt haben, wenn dieser nicht die furchterweckenden Erscheinungen der Welt (z. B. den Eintritt der nächtlichen Dunkelheit) zu Begriffen verarbeitet hätte, deren System schließlich eine völlige Ueberwindung der Materie durch den Geist darstellt, welche er auch auf die Formel bringt: die Logik ist erworbene Immunität (gegen die Erregung, „das Geheimnis“). Wer denkt hier nicht nur an das Horazische Nil admirari, sondern auch an Schillers Gedankengänge in „Das Ideal und das Leben?“

Im Jahre vorher schon hatte Xenius die Wichtigkeit seiner Auffassung von der Freiheit des Menschengeistes für das Verhältnis zwischen der religiösen Wahrheit und der naturwissenschaftlichen Erkenntnis in der Abhandlung Religio est Libertas (Formigini, Bologna 1909) erörtert. Darin errichtet er über dem Reich der Freiwilligkeit (Formel: Ich will), welche von allen Seiten von der Erscheinungswelt bestürmt wird, die Herrschaft der absoluten Freiheit (Formel: Ich will wollen), deren die Religion zur Aufstellung ihrer Forderungen nicht entraten kann.

Inzwischen hatte ich auch in dem täglichen Glosari mit seinen engeren Beziehungen zu den laufenden Fragen der Erziehung und Sittlichkeit erkennen müssen, daß Xenius sich auch nicht scheute, den noch herrschenden, aus dem falschen Satz der Abhängigkeit des Geistes von der Materie fließenden Strömungen zum Trotz die Fahne des freien Geistes hochzuhalten. Des Menschen Tun kann und soll zusammenklingen in der einen Harmonie der Absichten des Schöpfers. Konnte ich so weder an der Reinheit der sittlichen Ziele des Philosophen noch an der Gründlichkeit seines

Forschens und Denkens mehr zweifeln, so konnte ich lange nur schwer meinen Mißmut über Urteile verwinden, deren Zusammenhang mit jenen Theorien ich damals noch nicht übersah. Einen halbjährigen Studienaufenthalt in München, von wo aus er seine Glossen nach Barcelona zu senden fortfuhr (Winter 1910 auf 1911), schloß er in einer letzten Glosse mit dem harten Urteil: **Frankreich ist die Anmut, England die Kraft, Deutschland die Technik.** Unmöglich vermochte ich Frankreich die Palme der Anmut im Schillerschen Sinne zuzubilligen, in Englands Kraft konnte ich die Roheit nicht übersehen, von der Technik Deutschlands sah ich Segen über Arm und Reich ausströmen. Auf diese Definition Deutschlands hat Xenius gewiß die Bezeichnung des „Deutschen Museums" in München geführt, welche schon manchen mag irregeleitet haben. Xenius ist es Deutschland, dem er so viel verdankt, schuldig, diese Urteile, die allzuweit dem Bedürfnis geistreicher Antithese entgegenkommen, nachzuprüfen. Für mich aber sind sie eine Anregung gewesen, manches Werturteil, dem ich aus nationaler Eigenliebe anhing, auf seine Stichhaltigkeit zu untersuchen. Die Technik ist in der Tat nicht allein berufen, Maßstäbe für die Größe eines Volkes zu liefern. Dies gilt insbesondere Spanien gegenüber. Zu den Hoffnungen, die viele seiner Landsleute auf den Einzug der technischen Wunder in Spanien setzen, verhält sich ja auch Xenius sehr kühl. Desto wärmer, mit abgeklärter, besonnener Wärme, tritt er für die Förderung der „**zwecklosen**" Wissenschaften ein. Der große Anteil, den er an dem Ausbau des Institut d'estudis catalans, dessen Wirken schon jetzt das jeder spanischen Staatsuniversität im Urteil des Auslandes überragt, sichert ihm den Dank eines ganzen, um seine Erneuerung heldenmütig ringenden Volkes.

Einen modernen Sokrates nannte ich Xenius wegen seiner täglichen Beiträge zur „Veu", die er, mangels einer Zeitung gewiß wie Sokrates auf Markt- und Sportplätzen unter die Jugend sich mischend, gespendet hätte. Die Einordnung dieser Stücke in Xenius' allgemeine Tendenzen lernte ich täglich mehr erfassen. Manchmal bildeten jedoch auch sie formell geschlossene Reihen, so die Fastenfreitagsglossen, welche durch irdische Erwägungen hindurch zu religiösen Wahrheiten und Entschlüssen leiteten. Als aber im Sommer 1911 einige Glossen den Blick in ein Idyll in einem katalanischen Seebad eröffneten, ahnte zunächst niemand, welche Bedeutung diese Reihe gewinnen sollte. Die Einzelheiten der Ortsbeschreibung, der Name, die Gestalt und das Wesen der Jungfrau, die als der scheu verehrte Mittelpunkt der Sommerfrische geschildert wurde, weckten um die Glossen eine halb unzarte, halb hämische Neugierde. Doch Xenius opferte dieser nur den Vornamen des „Mädchens aus der Fremde", welche er anfangs nur die **Benplantada**, die Wohlgeschaffene, geheißen hatte und nun Theresa nannte. Die weiter entwickelten Eigenschaften Theresens rundeten sich nun keineswegs zu einer Idealfigur, sondern zu dem Bilde eines schlichten katalanischen, nach längerer Abwesenheit der alten Heimat mehr als je zugetanen Mädchens, an welchem ihr Schöpfer seiner Rasse einen Normaltypus vor Augen führen wollte: die **Benplantada** wuchs sich zu Katalonien selbst heraus. Nach anderen Proben der Allegorie hätte Xenius diese leicht sorgsamer, voller und glatter herausmeißeln können; aber man sah, daß er durch das Zufällige, Lückenhafte, selbst Eckige — abgesehen von der pathetischen Schlußglosse, in welcher Therese ihm entrückt wird — die Mahnung zur Normalität gegenüber der romantischen Maßlosigkeit hatte betonen wollen.

Der Romantizismus ist das Schrecknis unseres Philosophen; ihm ist alles Unheil des 19. Jahrhunderts entsprungen; die Rückkehr zur „stillen Größe" der Griechen ist ihm das Heilmittel dagegen, welches einstweilen durch die Nachforschungen nach den Spuren des Griechentums in Katalonien und durch eine tüchtige spanische Uebersetzung der Alten, unter L. Segalas, Cosme Parpals und F. Crusats Leitung, dargereicht wird. Jedenfalls muß, wer sich mit dem neuen Katalonien, dem Sauerteig Spaniens, befassen will, die **Benplantada** (Verdaguer, Barcelona 1912) und Enrique Prat de la Riba, La Nacionalitat Catalana (Barcelona 1906) als seine Evangelien ansehen.

* * *

Bei meiner letzten Anwesenheit in Barcelona, gelegentlich meines Empfanges im Institut d'Estudis catalans, hat Xenius sein Urteil über Deutschland als eine unhaltbare Tagesleistung **zurückgenommen**. So mußte auch der plumpe Versuch des karlistischen Quertreiberblattes, mich mit dem glänzenden, aber recht empfindlichen Denker zu überwerfen, scheitern. Er wird auch diesen Fehler ablegen, um über die durch seine starke Eigenart geschaffene Kluft den verdienten älteren Vorkämpfern des Katalanentums die Hände zu reichen.

Im Winterwind.

Das sind die grauen Winterwinde,
Voll Schnee ist Haar und Hut,
Blass starrt die Welt wie Birkenrinde,
Die Sonne friert in ihrer Glut.

Und wenn von schneeverstäubter Firne
Der herbe Winterschauer braust,
Birg nur die wetterharte Stirne
Und reib die frostgekrampfte Faust!

Du fragst, wann soll das endlich enden,
Der Frost und hungerbange Schmerz?
Und schützt kein Pelz an Fuss und Händen,
Halt' nur tief drin ein warmes Herz!

Karl Tilly Lindner.

Was soll ich lesen?

Ein neuer Ratgeber für Studierende.

Von Fr. Muckermann.

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Dieser Satz ist nicht richtiger als jener andere: Wer ihre Lektüre hat, der hat die Jugend.

Die Zeiten sind vorüber, wo die Schule allein den Bildungsstoff ihrer Schüler bestimmte. Neben die Schule ist die Bibliothek getreten, und oft ist das Herz des Studierenden mehr hier wie dort. Der stumme Lehrer im Lesesaal findet oft interessiertere Schüler als der in der Palästra. Wir müssen für unsere Ideen kämpfen hier wie dort. Gerade auf dem Gebiet des Kampfes für ein in unserem Sinne geleitetes Bibliothekwesen stehen wir nun vor einem Ereignis ersten Ranges. Es ist der Ackersche Ratgeber: Was soll ich lesen? Paulinusdruckerei, Trier 1912. Dritter Band der „Leuchtturm"-Bücherei. Jedem Katholiken, der ein Herz hat für Jugendbildung, sei es gesagt: Hic Rhodus, hic salta. Jetzt oder nie!

Acker ist nämlich nicht allein auf den Plan getreten: neben ihm und von ministerieller Empfehlung gefördert steht der protestantische Johannesson mit einem ähnlichen Unternehmen. Der Unterschied ist nur der: Acker ist katholisch, Johannesson dagegen stockprotestantisch. Einige Dutzend von einem katholischen Mitarbeiter hineinbesorgte katholische Bücher ändern daran wenig. Auf die Beurteilung, auf Sichtung und Auswahl des Ganzen kommt es an. Und die ist eben nicht nach unserem Sinne. Kann es da für uns zweifelhaft sein, welchen Ratgeber wir unserer Jugend in die Hand geben, wem wir bei Einrichtung unserer Bibliotheken uns anvertrauen? Es ist doch wahrhaftig nicht zu viel verlangt, wenn wir in einem Ratgeber für unsere Jugend paritätische Berücksichtigung katholischer Autoren fordern! Ein Konkurrenzkampf von größter Bedeutung ist hier im Gange. Gelingt es Johannesson durchzudringen und Studierpult und Bücherschrank des katholischen Studierenden zu beherrschen, so kann das der Todesstoß für den katholischen Teil unserer Literatur sein. Was keine Wurzeln in der Jugend hat, kann im Alter nicht reifen. Kennt unsere Jugend die katholische Literatur nicht, dann wird die Zeit kommen, wo sie das katholische Volk nicht kennt.

Mit richtigem Blick hat Acker hier die Forderung der Situation verstanden. Mit unglaublicher Schnelligkeit hat er die rasch vergriffene erste Auflage zu einer glänzend weitergeführten, zweiten gefördert. Ein völlig modern ausgestattetes Werk von 238 Seiten, versehen mit künstlerischen Illustrationen, wird hier geboten für den Spottpreis von ℳ 1.25, während Johannesson trotz seiner ℳ 3.50 nicht gehaltreicher und für uns ganz unzulänglich ist. Man sieht, Verlag und Herausgeber sind von einem heiligen Ernst und Eifer beseelt, der alle materiellen Interessen überfliegt. Die Gründe sind einleuchtend. Hunderte von Eltern und Bibliothekaren werden sich richten nach den Anweisungen eines solchen Ratgebers. Er wird die Farbe und den Ton unzähliger Bibliotheken bestimmen. Und diese Büchersammlungen werden nun ihrerseits wieder Zentren von Kulturkreisen, die in Richtung und Art wieder durchaus von dem ersten Anstoß, dem vortrefflichen Ratgeber, bedingt sind. Nach der sichtbaren Wirkung der Tausende von aufgeführten Büchern berechnet sich die Bedeutung eines solchen Ratgebers. Und wem dann nicht das Gewissen sich regt, und wem es dann nicht aufgeht, daß er in der Verbreitung dieses Kataloges eine nationale Tat vollbringt, dem ist einfach nicht zu helfen. Der soll nur gleich aufhören, gegen Sittenverderbnis und religiöse Verflachung zu reden. Der soll nur nicht mitsprechen, wenn ernste Männer über Erziehung zu Literatur- und Kulturverständnis ihre Gedanken wechseln. In wenig Jahren, Monaten vielleicht muß es sich entscheiden, ob Acker durchdringt oder nicht, ob protestantische Ratgeber als Pädagogen für unsere Jugend maßgebend werden oder katholische. Da handelt es sich doch in der Tat um eine Ehrensache! Oder sollen wir warten mit der Wertschätzung dieses trefflichen Ratgebers, bis etwa Maximilian Harden uns in der „Zukunft" belehrt, daß es bei uns auch katholische Jugendliteratur gibt? Nun mag freilich noch ein Uebertweiser verstimmt an dieser oder jener Kleinigkeit herumnörgeln und diesen Lieblingsautor vermissen und jenen. Für solche habe ich nur den Rat, sich doch schnell an Herrn Acker zu wenden und ihm derartige Ausstellungen mitzuteilen. Sie können seines Dankes sicher sein. Aber sie sollen nicht jammern und kritteln, wo ein im ganzen **vorzüglich gelungenes, schwieriges Unternehmen vor uns** steht, wo höhere Notwendigkeiten eine **warme Empfehlung verlangen**, wo eine Tat zu leisten ist, die vielleicht nur einmal getan werden kann, und nur jetzt

Vom Büchertisch.

Vom Lutheraner zum Franziskaner. Konvertitenbriefe. Herausgegeben von Dr. P. Expeditus Schmidt, O. F. M. Mit dem Bilde des Briefschreibers. Landshut, Verlag der J. Hochnederschen Buchhandlung (J. Weitl) 1912. Konvertitenschriften, die den seelischen Prozeß der allmählichen Rückkehr zur Mutterkirche schildern, sind heute sehr beliebt geworden und wirken oft mehr Gutes, als ein dickbändiges apologetisches Werk. Der im satten Besitz der Wahrheit Aufgewachsene wird zu seiner Beschämung gewahr, wie wenig er sich eines Glückes würdig gezeigt hat, um das ein anderer mühsam ringen muß. Die Konvertitenbriefe des durch seine literarischen Vorträge und durch seine Bemühungen um die Wiedererweckung des Interesses für Drama und Bühne bei den Katholiken überall in Deutschland bekannt gewordenen Franziskanerdoktors haben eine gewisse herbe Eigenart, die, je weiter man in der Lektüre vordringt, immer verständlicher, ja selbstverständlicher wird. Wer mit so hohen geistigen Anlagen als veritabler reisender Handwerksbursche fechtend oder vielmehr „talfend" und „tüppelnd" von Hamburg auf dem Wege „nach Rom" durch ganz Deutschland zieht, alle Bitterkeiten der Heimatlosigkeit, aber auch des inneren Zwiespaltes durchmacht, um schließlich an der Pforte des Münchener Klosters, dem er nun selbst in Ehren angehört, die Bettlersuppe nicht zu verschmähen, kann nicht zu den Sonnenkindern des Lebens gehören. Eine gewisse Bitterkeit, ein grübelndes Mißtrauen, gepaart mit zäher Zielstrebigkeit, wird stets sein Erbteil bleiben. Ich behaupte, daß nur der den geistigen Entwicklungsgang und die besondere Art des Ordensmannes und Schriftstellers richtig verstehen wird, der diese den meisten bisher völlig unbekannten dreißig Briefe (1898—90 in der Zeitschrift „Antonius von Padua" erschienen) aufmerksam gelesen hat. Da wird so manches Rätsel im Wesen des auch heute noch mit Vorliebe herumreisenden Paters restlos gelöst. Wir lernen hier den Werdegang eines Konvertiten kennen, der sich nicht mit Gefühlsüberschwang, sondern mit nüchterner Verstandesarbeit allmählich zur vollen Glaubensüberzeugung durchgerungen hat. Das Buch verdient die wärmste Empfehlung. Lasse man sich durch das zuweilen ermüdende Einerlei der Irrfahrten des wandernden Handwerksburschen nicht abschrecken. Auch in diesen Schilderungen steckt viel tiefer Sinn und vor allem das Spiegelbild eines zähen, rastlosen, stets nur mit eigenen Augen sehenden Strebens nach dem vorgesetzten Ziele. Sehr sympathisch berührt die pietätvolle Art, mit welcher der heutige gelehrte Mönch von seiner schlichten protestantischen Mutter spricht. Die Offenheit, mit der er vor den Gefahren einer wahllosen Klassikerlektüre für das Glaubensleben jugendlicher Gemüter warnt, könnten auch in protestantischen Kreisen nachdenklich stimmen. Dr. Armin Kausen.

Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner. Von Dr. Adalbert Knauth (Gymnasialassistent in Dillingen a. D.) Gr. 8° (XVI und 207 S.) Regensburg 1912, Verlagsanstalt vorm G. J. Manz. Pr. ℳ 3.60 broschiert. Die vorliegende Schrift geht auf eine Anregung des Vertreters der theistisch-christlichen Philosophie an der Würzburger Hochschule, Prof. Dr. R. Stölzle, zurück. Sie unternimmt es, die naturphilosophischen Anschauungen des bekannten Kieler Botanikers Joh. Reinke zur Darstellung zu bringen und kritisch zu würdigen. Es ist eine überaus dankenswerte Arbeit, die Knauth mit seiner Erstlingsschrift uns dargeboten. Vielleicht hätte er ihr auch den Titel: „Die philosophische Weltanschauung Reinkes" geben können. Denn es gelangt in ihr tatsächlich die gesamte metaphysische Weltanschauung Reinkes zur Darstellung, und es wird mit einläßlicher Gründlichkeit gezeigt, welch wertvolle Waffe sie bietet im Kampfe gegen den materialistischen und pantheistischen Monismus unserer Tage. Mit vollem Rechte wurde schon von anderer Seite Knauths Schrift als ein „Weltanschauungsbuch" bezeichnet. Sie will den Leser vertraut machen mit dem heißen Geistesringen eines hochgenialen, wahrheitsmutigen Denkers nach Erkenntnis des Wesens und des ursächlichen Zusammenhanges des Weltgeschehens. Reinkes Bedeutung als wissenschaftlicher Forscher liegt zunächst freilich auf dem Gebiete der empirischen Einzelwissenschaft, der Botanik. Aber sein wahrheitsuchender Geist kann sich mit den erfahrungsmäßigen Tatsachen und Gesetzen nicht zufrieden geben, er strebt und ringt nach Erkenntnis der letzten Prinzipien und umfassendsten Zusammenhänge der von ihm durchforschten Wirklichkeit. So legt er lautes Zeugnis ab für die Unentbehrlichkeit der Metaphysik, und er findet, um dies gleich an dieser Stelle zu sagen, die letzten Seinsgründe im Transzendenten, im Ueberſinnlichen. Knauth entwirft nun, indem er sich feinsinnig und liebevoll in das metaphysische Denken Reinkes versetzt und dessen einzelne Entwicklungsstadien an der Hand der achtunggebietenden literarischen Tätigkeit des Autors aufzeigt, ein ausgezeichnet klares Bild von der Weltanschauung des letzteren. Aber er bleibt dabei nicht stehen, sondern knüpft an die objektive, allüberall in ruhigem, vornehmen Tone dahinfließende Darlegung die das Ganze überaus spannend gestaltende kritische Würdigung. Hier zeigt der junge Gelehrte so recht deutlich, daß er philosophisch trefflich geschult ist. Er entwickelt die logischen, erkenntnistheoretischen, ontologischen, sowie auch die psychologischen und naturphilosophischen Grundbegriffe mit solcher Sicherheit und Klarheit, daß sein Lehrer Stölzle allen Grund haben wird, die auch äußerlich sich überaus vorteilhaft präsentierende Schrift angehenden Jüngern der Philosophie zum Studium zu empfehlen. Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Geschichte der Philosophie zeigt sich Knauth durchaus bewandert. Ihrem Inhalte nach zerfällt die Schrift Knauths in zwei Hauptteile: Der erste handelt von den Grundbegriffen der Naturbetrachtung und ihrem Verhältnis zur objektiv-realen Welt. In drei Kapiteln wird Reinkes Stellung zu den Begriffen Raum und Zeit, Ursache und Zweck, Kraft, Energie, Materie, Richtung dargelegt und kritisch gewürdigt. Der zweite Hauptteil entwickelt in fünf Kapiteln Reinkes Theorie des Organischen. Hier kommen die wichtigen Fragen vom Wesen, Ursprung, und der Entwicklung des Lebens zur Erörterung; sodann wird in zwei besonderen Kapiteln Reinkes Stellung zum „Psychischen" und zum Neovitalismus dargelegt und auf ihre Haltbarkeit geprüft. Der dritte Hauptteil behandelt die Naturphilosophie und die Gottesidee Reinkes. Das Hauptverdienst der Knauthschen Schrift möchte ich in der geschickten Darlegung des Werdegangs der Naturphilosophie Reinkes erblicken. Es ist kein abgeschlossenes System der Philosophie, dem wir bei Reinke begegnen. Sondern, wie so manche andere hervorragende Denker unserer Tage, gehört auch Reinke zu den Werdenden, Ringenden. So dürfen wir uns über das mannigfach Unausgeglichene, ja Widerspruchsvolle, das sich in seiner Gedankenwelt findet, nicht wundern. Reinke — und das ist schließlich das Ergebnis der gründlichen Untersuchungen Knauths — hat wohl die ganze Unzulänglichkeit der mechanistisch-materialistischen wie auch der pantheistischen Weltauffassung dargetan; es ist ihm indes nicht gelungen, die eigene theologische Weltanschauung, letzten Endes seinen Theismus, widerspruchsfrei herauszuarbeiten. Wirklichen Dank schulden wir aber Knauth dafür, daß er bei seiner sorgfältigen Kritik der philosophischen Gedankenarbeit Reinkes allüberall die innere Kraft der metaphysischen Grundprinzipien der philosophia perennis dargetan. Mit einer herzerquickenden, charaktervollen Bestimmtheit vertritt der junge Gelehrte seinen eigenen, wissenschaftlichen Standpunkt und er zieht von ihm aus die Richtlinien, in denen nach seiner Ueberzeugung eine so bedeutende Geistesarbeit wie diejenige Reinkes ihren befriedigenden Ausgleich und Abschluß werde finden können.

Dillingen a. D. Hochschulprofessor D. Dr. Scherer.

Wer ist's? VI. Ausgabe, begründet, herausgegeben und redigiert von Hermann A. L. Degener, Leipzig 1912, Verlag A. H. L. Degener, gebunden ℳ 12.50. „Degeners Zeitgenossen" versprachen schon zu Anfang ein unentbehrliches Hilfs- und Nachschlagebuch zu werden. Heute, nachdem die VI. Ausgabe erscheinen konnte, ist der Beweis erbracht, daß die Erwartungen keine unberechtigten waren. Den „Degener" darf man heute mit ruhigem Gewissen als unentbehrliches, zuverlässiges Biographienachschlagewerk bezeichnen, welches in keiner Bibliothek fehlen darf, aber auch in jedem vornehmen Hause, in jeder Redaktion, auf dem Schreibtisch der Juristen. Künstler, Offiziere zu finden sein sollte. Man kann sagen, daß jeder Zeitungsleser, der mit Verständnis die Zeitgeschichte verfolgt, im Besitze dieses wertvollen Buches sein sollte. Die neueste Ausgabe ist um 3800 Biographien bereichert worden. Das nahezu 1900 Seiten umfassende Werk beginnt mit einem Register von etwa 3200 Pseudonymen, besonders deutscher und österreichischer Schriftsteller. Daran schließt sich unter dem Titel „Pflegestätten des Geistes" ein Verzeichnis von deutschen, österreichisch-ungarischen und Schweizer Universitäten, technischen Hochschulen, Lyzeen, fachlichen Hochschulen, Bibliotheken, Archiven, Sammlungen und Museen, Akademien und gelehrten Gesellschaften, sowie verschiedenen Instituten, versehen mit den verschiedensten interessanten Mitteilungen, Gründungsjahr usw. Der biographische Teil wird eingeleitet durch die Oberhäupter aller Staaten der Erde und die europäischen fürstlichen Familien, sowie die nicht regierenden europäischen fürstlichen Familien. Die Biographien sind mit Bibliographien, Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Lieblingsbeschäftigung, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, sowie anderen Mitteilungen von allgemeinem Interesse und mit Adresse versehen. In dem Allgemeinen Biographischen Teil sind mit einer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, soweit sie bei derartigen Unternehmungen überhaupt durchführbar sind, alle die Persönlichkeiten aufgezählt, die irgendwie von sich reden gemacht haben, und für die sich die Oeffentlichkeit in irgend einer Weise interessiert. Das Werk enthält nunmehr nahezu 20000 Biographien. Alles in allem kann man dem Werke die vollste Anerkennung nicht versagen und ihm die weiteste Verbreitung wünschen. Dr. Ahrent.

Bildung durch Selbsttun. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis der „Arbeitsschule". Von Franz Weigl, München-Harlaching. Isaria-Verlag, München. Preis gebunden ℳ 3.75, broschiert ℳ 3.—. Das vorliegende Buch ist die Frucht einer mehr als zehnjährigen Praxis. Die darin niedergelegten Gedanken knüpfen an die von demselben Verfasser im Jahre 1904 herausgegebene Schrift „Praktische Volksbildung" an. Die theoretischen Erörterungen über die „Arbeitsschule" haben schon seit Jahren auf dem Felde der Praxis zu verschiedenen Versuchen geführt. Franz Weigl, als hervorragender Schulmann wohl wie kein Zweiter zur Bearbeitung der schwierigen und umfangreichen Materie dieser Erziehungsfrage berufen, hat in seinem neuen Werke in klarer systematischer Darstellung die theoretische Grundlage und dann die auf dieser Theorie aufgebauten praktischen Versuche und Forderungen des neuen Problems in ein harmonisch abgerundetes Ganze vereinigt. Ausgehend von den psychologischen Grundlagen der Reform und dem Begriff der neuen Schule und seinen Deutungen, wendet sich die Schrift in ihrem zweiten größeren Teile der Praxis zu und zwar den einzelnen Unterrichtsfächern der neuen Schule. Wer das Buch liest, muß sagen, daß hier die rechte Fährte verfolgt ist, auf welcher mit der Anerkennung eines gesunden Fortschrittes der gute Kern des Ueberkommenen nicht pietätlos vernichtet, sondern mit dem Neuen versöhnt wird. Jos. Valley.

Briefe und Ekstasen der Dienerin Gottes Gemma Galgani, Jungfrau von Lucca. Nach den Veröffentlichungen von P. Germano, Passionist, ins Deutsche übersetzt von P. Leo Schlegel, Cisterzienser von Mehrerau. 463 S. Mit kirchl. Druckerlaubnis. Saarlouis 1913, Verlag von Franz Stein Nachf. Hausen & Co. Preis geb. ℳ 4.60. Die vorliegende Sammlung umfaßt 118 Briefe Gemmas an ihren Seelenführer, 20 Briefe an ihren gewöhnlichen Beichtvater, eine Reihe Briefe an anderweitige Personen, 33 Ekstasen und eine große Zahl von Antwortschreiben ihres Seelenführers P. Germano. Gemmas Briefe sind durchglüht von Liebe zu Jesus, von dem Streben nach Vollkommenheit, von dem demütigen Verlangen nach Leiden, von Entsetzen vor der Sünde und jubelnder Freude über den Besitz des eucharistischen Heilands. Das Charakterbild Gemmas, der Jungfrau von Lucca, die 1903 starb, mit allen Zügen der Heiligkeit leuchtet aus diesen Briefen von ergreifender Schönheit hervor. Die Lektüre des Buches belohnt den Leser überreich. Eine Welt, schön, groß und erhaben, ganz anders als die uns umgebende, wird uns gezeigt. Dieses Buch wird sich bald viele Freunde erwerben. J. Valley.

Kommunion-Andenken. Im Verlage Johann Finger, kirchlicher Buch- und Kunstverlag, Abenheim (Rheinhessen), ist soeben wieder ein recht schönes Andenken an die erste heilige Kommunion in Form eines in lebendigen und doch ruhig wirkenden Farben gehaltenen Herz-Jesu-Bildes auf abgetöntem, mit symbolischen Ornamenten reich geschmücktem Goldgrund erschienen. Das Bild stellt Jesum dar, wie er auf sein von Strahlen umgebenes und mit einer Dornenkrone umwundenes Herz deutet. Unseren Kleinen werden diese Kommunion-Andenken gewiß eine große Freude bereiten. Das Bild kostet je nach Größe 30 Pf. und 20 Pf. Prospekte gratis vom Verlage. Joh. Ernst.

Vergessene Helden.

1812–1813.

Die vielen, vielen Getreuen,
Die heut' kein Mund mehr nennt,
Für die im Lebensmaien
Kein Glück, keine Liebe brennt:
Im Felde stumm gestorben
An Wunden tief und breit,
Im Land des Feinds verdorben,
Erfroren und verschneit.
Von Wolken überflogen,
Von Stürmen überjagt,
Vom Siegestraum betrogen,
Verschollen, totgesagt.
Schwing' auf dich, Lied, und grüsse
Die heiligen Helden all
Und küsse, küsse, küsse
Ein jedes Wundenmal.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Brücke.

Skizze von Jassy Torrund, Breslau.

Das große Werk, das gewaltige, ging seiner Vollendung entgegen: geboren im fiebernden Erschauern jener heiligen Schöpferstunden, wo das Zwerglein Mensch mit trotzigen Riesenarmen jauchzend hinauf in die Wolken langt; festgehalten und rastlos ausgesponnen in Tagen und Nächten unglaublich kühner, unsagbar mühevoller Geistesarbeit; aufgerichtet und in königlich stolze Wirklichkeit umgesetzt von hundert und aber hundert schwieligen Männerfäusten, die Jahr um Jahr in schwerer Fron, in sengender Sommerglut wie im fegenden Herbststurm und erstarrender Winterkälte, bis zur Ermattung daran geschafft hatten.

* * *

Heinrich Ehlers, der Beton-Vorarbeiter, war nur ein bescheidenes Glied in der großen Kette, die mit eisernen Armen alle umschloß, die im Dienst dieses Riesenwerkes standen: vom ersten Ingenieur bis herab zum jüngsten Lehrbuben und einfältigen Handlanger. Doch so gut wie die Brücke ihrem Herrn und Meister gehörte, der sie ersonnen, und den Ingenieuren, die die trotzig stolzen Pfeiler auftürmten und die kühngeschwungenen Brückenbogen wie wilde Tiere unter ihren Willen zwangen, — g'rad so gut gehörte die Kaiserbrücke auch ihm, der seit dreiundeinhalb Jahren an ihr mitarbeitete.

Der die Zähne zusammenbiß, wenn der jähzornige Werkmeister ihm ein allzu grobes Wort an den Kopf warf, und es — obwohl selbst ein Heftiger — schweigend hinunterwürgte, um nur den Posten nicht zu verlieren, nach dem fünf, sechs andere schon verlangend die Hände ausstreckten.

Monatelang zuvor war auch er arbeitlos, brotlos gewesen. Nun schaffte er mit doppeltem Fleiß. Mit einer warmen innerlichen Freude, die ihm die harte Arbeit leicht, die ihn unempfindlich machte gegen Frost und Hitze. Baute er doch mit dieser Brücke zugleich an dem Fundament des eigenen Lebens; an den kühnaufstrebenden Pfeilern seiner Hoffnung, seiner tröstlichen Zuversicht auf ein Stücklein eigenen Erdenglücks.

Als das letzte Baujahr zu Ende ging und Leute für die Nachtschicht aufgeboten wurden, meldete er sich. Was focht es ihn an, ob er bei Tageslicht oder Fackelschein arbeitete? Ob über seinem Haupt das erzene Himmelsgewölbe brannte, oder die ewigen Sterne stumm herunterfunkelten? Wenn er nur verdiente. Doppelt verdiente bei der schweren, aufreibenden Nachtschicht.

Schaffte und arbeitete er doch für sein Mariele, sein liebes, blondes Mädel, das er um Weihnachten heimführen wollte.

Und noch ein anderes hatte er ihr versprochen:

„Wenn die Brücke fertig ist, nehm ich einen Wagen und fahr mit dir hinüber! denselben Tag noch, wenn sie eingeweiht wird; wenn die Fahnen flattern und die bunten Blumenkränze hoch oben im Gestänge hängen, wo jetzt die Monteure wie Schwalben am Gerüst kleben. Bei Gott, ich tu's! Einen feinen Herrschaftswagen — und wenn's mich flugs einen harten Taler kostet! Sollst sehen, mein Mariele, wie fich's über die Brücke fährt, woran dein Schatz seit vier Jahren Tag und Nacht und Nacht und Tag geschuftet hat!"

Im Sommer schon hatte er ihr's versprochen.

Seitdem war die Brücke noch tausendmal mehr als bisher, war wie ein brausendes Lied der Freude immerzu in seinen und ihren Gedanken. Ihr Eigentum. Fast wie etwas Persönliches, das zu ihnen gehörte, das ihnen den Weg zu ihrem Glück bahnen würde.

In Heinz Ehlers steckte ein Stücklein Dichter. All die Wochen und Monate, wo er da drunten in der Tiefe, in der pechschwarzen Finsternis der Caissons gearbeitet, hatte er sich's ausgesonnen. Wenn er an die Schiffe dachte, die jetzt ungesehen, ungehört neben ihm, hoch zu seinen Häupten eigentlich, vorüberzogen, war ihm eingefallen: Zu den Schiffen, die unter der stolzen gewaltigen Brücke hinziehen, würde in Zukunft auch ihrer beider Lebensschifflein gehören.

Er sah es vor sich: blank und sauber wie ein Schmuckkästlein. Klein und flink und behende vor dem Strom dahinschießend. Er selber, die Hand am Steuer und sein Mariele, kräftig die Riemen führend. Sein liebes, tapferes Mädel, dessen Lebensschifflein jetzt mit dem seinen zugleich in den freien offenen Strom hinaustreiben sollte. Nicht mehr müd und traurig und einsam daherschleichen wie früher.

Er kannte sie lange.

Geknufft und geschlagen ward sie von kleinauf. Seit ihre Mutter starb und eine harte Stiefmutter ins Haus kam, der die Kinder erster Ehe ein Dorn im Auge waren. Die hungern mußten, damit nur die kleinen Geschwister satt wurden. Die geprügelt wurden für jede Unart der jüngeren und früh ans Brotverdienen heran mußten.

Oft und oft hat's ihm das Mariele erzählt, wie sie an jedem Frühmorgen frierend und hungrig hinaus mußte, um Zeitungen auszutragen. Im Winter, lang ehe der Tag graute, in Dunkelheit und bitterer Kälte. Wie sie die Bäckerjungen beneidet hatte, die pfeifend mit ihren Körben voll warmer duftender Semmeln mit brennendem Laternchen von Haus zu Haus zogen.

Da war einer, der hatte ihr manchmal mitleidig so ein backwarmes knusperiges Brötchen in die Hand gesteckt — und nachher das erboste Schelten seiner strengen Meisterin gleichmütig hingenommen. Bis ihm das Laufjungenspielen eines Tages zu dumm ward, und er Reißaus nahm aus der warmen Backstube und bei einem Brückenbauer in die Lehre trat.

Jahre später erst sah das Mariele ihn wieder, diesen einzigen Wohltäter ihrer freudlosen Kindheit — und gab ihm ihr Jawort für Zeit und Ewigkeit.

Und Heinrich Ehlers hieß der Glückliche!

Ja, sie beide gehörten zusammen, als hätte der liebe Herrgott sie eigens für einander geschaffen. Was hatte das sanfte Mariele aus ihm, dem Wilden, Jähzornigen gemacht! Wie gut und klug verstand sie ihn, wie lieb hörte sie zu, wenn er ihr von seiner Arbeit, der Arbeit an „seiner" Brücke, erzählte. Und von all den vielen wunderlichen Gedanken, die er dabei aufspann; von den schweren grüblerischen, von den hellen und frohen.

Deutlich sieht er sie vor sich in dem engen winzigen Stübchen hoch unterm Dach einer häßlichen Mietskaserne. Die Nähmaschine rasselt Tag und Nacht. Tagsüber für die Fremden, die bezahlte feine mühselige Brotarbeit; nachts, wenn Augen und Hände schon müd werden wollten, für die eigene bescheidene Ausstattung.

Wie emsig die geschickten, fleißigen Finger dann stichelten! Wie froh der junge Mund lachte. Wie ein kleines munteres Lied sich verstohlen auf ihre Lippen stahl. Beileibe nicht laut, um die Nachbarn nicht zu stören. Nur leise, leise, wie ein fröhliches Bienengesumm. Oder wie einer Mutter Schlummerliedchen an der Wiege des Kindes.

Wie ihre Wangen dann brannten und das Herz ihr hoch ging in klopfender Sehnsucht — grad wie ihm selber auch! —

Aus der fernen holden Zukunft kehren seine Gedanken zurück zur nahen fröhlichen Gegenwart.

An die Fahrt über die Brücke denkt er, die er seinem lieben Mädel versprochen. Die erste Wagenfahrt ihres armen jungen Lebens.

Das schöne neue Kleid, das ihr Liebster ihr zum Geburtstag geschenkt, will sie sich dazu nähen.

Er lächelt. Er malt sich's aus, wie sie den Stoff aus der Kommode holt und ihn liebevoll durch die Finger gleiten läßt. So fein, so weich, — ihr Hochzeitskleid eigentlich. Doch was schadet's wenn sie's ein einziges Mal vorher anzieht? An diesem Freudentag, wenn die Brücke eingeweiht wird, und sie und ihr Liebster wie vornehme Leut stolz im Wagen hinüberfahren werden.

* * *

Nun also naht der Bau seinem Ende.

Es heißt, der Kaiser werde zur Einweihung der Brücke kommen, die seinen Namen tragen soll. Die Arbeitstunden werden verdoppelt, die Löhne erhöht. Sturm und Regengüsse und zeitige Nachtfröste hatten die letzten Arbeiten verzögert. Jetzt heißt's: mit Volldampf voraus! Auf dem Posten sein Tag und Nacht! Fieberhaft, mit Anspannung aller Kräfte wird geschafft. Kümmert sich im brennenden Arbeitseifer keiner um den Nebenmann.

Der große Kran ächzt und knarrt; die Ketten rasseln. Wie ein tausendstimmiges Siegesgeschrei gellt das Hämmern der Schmiede. Der Riesenhymnus der Arbeit dröhnt zum grauen wolkenverhangenen Himmel empor.

Heinz Ehlers hängt an einem der Schwebegerüste unter der Brücke, ein stiller Arbeiter unter den lärmenden Schmieden. An den Pfeilern sind noch Fugen zu verstreichen. Neben ihm hantiert mit Hammer und Lötkolben ein Schmied. Heinrich Ehlers kennt ihn gut, den Riesen, dem vor kurzem die Frau im Wochenbett starb. Sonst hat der inmitten seiner dröhnenden Arbeit sich oft noch ein Liedel gepfiffen. Heut arbeitet er stumm mit zusammengebissenen Zähnen. Schwingt seinen gewaltigen Hammer, als wolle er mit ohrenbetäubendem Lärm allen Jammer der Welt — und seinen eigenen überdröhnen.

Der Sturm macht die Schwebegerüste erzittern. Die Seile knarren. Tief unter ihnen gurgelt und braust das Wasser, sie hören es nicht. Grollten des Himmels Donner, kein Menschenohr vernähme sie in diesem sinnbetäubenden, jeder Beschreibung spottenden Höllenlärm.

Die letzten Versatzstücke werden eingeschweißt, Eisenteile schwingen an Ketten durch die Luft.

Heinz Ehlers, dem Träumer und Dichter, fällt's mitten im Arbeiten plötzlich ein, wie er in zwei Wochen — in zwei Wochen und drei Tagen mit seinem Mariele über die Brücke fahren wird.

Träumt er? Hat er den gellen Warnungspfiff gehört? Unwillkürlich blickt er nach oben, — da sieht er aus dem labyrinthischen Stangengewirr einen langen schwarzen Schatten durch die Luft fahren, mit rasender Schnelle auf das Gerüst zu — just dorthin, wo der Schmied arbeitet. Jäh springt er vor, brüllt wie ein Stier, reißt mit todesnot geborenen Kräften den schweren ahnungslosen Mann zur Seite. Verliert taumelnd selber das Gleichgewicht, greift nach dem Geländer — da saust das Eisen hart an ihm vorbei — — Ein wütender Schmerz, als spalte sein Kopf mitten durch — dann spürt er nichts mehr — stürzt hin wie tot.

„Herrjesus, den hat's getroffen!" schreit der Schmied.

Aus klaffender Kopfwunde quillt das rote Lebensblut.

Mit den groben Schmiedefäusten haben sie ihn aufgehoben wie ein Kind, mit unsäglicher Mühe ihn hinauf auf die Brücke geschafft. Eine Tragbahre bringt ihn in die nahe Klinik.

Ein junger Assistenzarzt kommt in seinem weißen Mantel, untersucht die Wunde, näht und verbindet sie. Der Professor beugt sich über den Bewußtlosen, hebt ihm die Augenlider, murmelt ein lateinisches Wort. In schweigendem Mitleid blickt der jüngere auf den Unglücklichen.

Tage dauert's, bis Heinrich Ehlers aus der dumpfen Bewußtlosigkeit einer schweren Gehirnverletzung zu sich kommt. Sein erstes Empfinden ist, daß er wie in Fesseln liegt. Tief drunten im finsteren Schacht des engen Caisson, in dem er vor Jahresfrist gearbeitet. Doch wo ist seine elektrische Leuchte?

„So dunkel!" stöhnt er auf, tastet in die Luft, greift eine Hand. Eine weiche schmale Frauenhand, Finger, die sich lind um die seinen schließen. Leises Weinen dringt an sein Ohr.

„Mariele? Herrgott, wo bin ich?"

„In deinem Bett, mein Heinz."

„Mariele, du? So mach doch — Licht! So sag doch. . . ."

„Still, Liebster! Du warst so krank."

„Sie müssen vorläufig noch im Dunkeln bleiben, Ehlers! Und ganz still liegen, ganz ruhig!" sagt eine freundliche Männerstimme. Das ist der Doktor.

Wieder ein unterdrücktes Schluchzen Marieles, das wie ein Wimmern klingt. Sie weiß es jetzt, weiß, daß, wenn sie ihm vielleicht auch das Leben retten. . . . Ihr Herz zerbricht fast im Jammer um ihn.

Heinz Ehlers preßt ihre Hand. Da fühlt er heiße Tropfen niederfallen.

„Was weinst denn, Mariele?"

„Ich wein' ja nicht, Liebster."

Ach, wenn ich einzig bloß — dich sehen könnt'! — Bloß einen — Augenblick! — Ich bitt Sie — Herr Doktor —"!

„Nein, nein, heut' noch nicht! In acht Tagen vielleicht. Sie müssen Geduld haben."

* * *

Die Tage schleichen. Die Stunden rinnen langsam wie müde Tropfen in den Sand. Die Zeit scheint stillzustehen. Weit abseits, grenzenlos fern von allem lachenden Leben liegt die große Klinik und jene stille schmerzenvolle Welt, die sie umschließt. Und doch braucht's in Wirklichkeit kaum hundert Schritte, um mitten im Getriebe der Großstadt zu sein.

Der Kranke liegt in traumlosem Halbschlummer. Und immer, wenn er die Augen öffnet, ist's finstere Nacht um ihn.

Aus dem wesenlosen Hindämmern ringt die Seele sich mühsam empor. Tastet sich zurück über die Schwelle des Bewußtseins. Zuweilen ist's, als bräche ein schwacher Lichtschein wie durch einen schmalen Türspalt in seines Geistes dämmergraue Oede.

Wenn er sich nur besinnen könnte! Warum liegt er hier so regungslos, als wäre er schon gestorben?

Das Mariele ist nicht immer bei ihm. Meist eine andere Frau, die Pflegerin. Einmal, als sie ihm behutsam die Suppe einlöffelt, hält er ihre Hand fest.

„Schwester — wie kommt's, — daß Sie nichts — verschütten? Sehen Sie denn — im Dunkeln?" Stammelnd, mühselig bringt er die Worte heraus.

Pause. Jedes hört das Atmen des anderen.

Dann die leiszitternde Stimme der Schwester: „O, ich bin's gewohnt, ich seh' schon' soviel ich brauch'."

„Wie — spät ist's, Schwester?"

„Zehn Uhr abends."

„Und draußen die — Spatzen — die lärmen — auch bei der Nacht? — Und die Kinder — spielen . . .?"

Wie das Röcheln eines Sterbenden keucht sein Atem.

„Schwester — Schwester! — Jesus Maria, — ich bin ja — bin blind. . . ."

Sie streichelt seine Hände. Sie fleht um ein Tröpflein Himmelstrost in dieser dunkelsten Stunde.

„Alles kann ja noch gut werden, wenn Sie geduldig sind, Ehlers! Wenn Sie ganz still liegen und sich nicht rühren!" tröstet sie mitleidig.

Still liegen! Ein zum Tode Verurteilter!

Wie ein gereiztes Tier springt die Wildheit seiner Jugend in ihm auf. Er reißt sich die Binde von Stirn und Augen, taumelt aus dem Bett. Er rast und tobt wie ein angeschossener Eber in seiner Todesnot.

Dann wird er ruhig. Sterbensmatt.

„Mariele . . .", bettelt er.

Als sie kommt, ist er ohne Bewußtsein. Keine Hoffnung mehr. Die kaum verharschte Wunde ist auf's neue aufgebrochen.

Sie lassen die beiden allein in dem stillen Sterbezimmer neben dem großen hellen Krankensaal.

Das Mariele hält ihren blinden Liebsten im Arm, der ihre Tränen nicht sieht, ihr herzbrechendes Weinen nicht mehr hört.

* * *

Drei Tage später, denselben Tag, wo die Kanonen donnerten, wo bei goldfunkelndem Sonnenschein und flatternden Fahnen der Kaiser seinen Einzug hielt, — betten sie Heinrich Ehlers in den schlichten Sarg.

Um ihn herum stehen stumm und ernst seine Arbeitsgenossen. Ein todblasses Mädchengesicht beugt sich abschiednehmend über das stille Antlitz mit der breiten weißen Stirnbinde. Wimmernd schluchzt sie auf.

Da tritt der Schmied an sie heran, streckt ihr die breite schwielige Hand entgegen. Das Herz ist ihm übervoll, darum wird's ihm schwer, die rechten Worte zu finden.

„Ich will's ihm nimmer vergessen . . .", murmelt er. Neben ihm stehen seine drei mutterlosen Buben, die er aus einem in-

stinktiven Dankbarkeitsgefühl heraus mitgebracht hat, und blicken scheu, mit großen Augen auf den Toten.

Da ist's eine Sekunde lang, als ob dem jungen Weibe der Tränenschleier zerrisse.

Als ob sie begriffe, warum ihr Liebster sterben mußte.

Als ob eine Brücke geschlagen ward zwischen ihr und diesem Manne, dessen Leben er mit dem seinen erkaufte.

* * *

Die schwere Seide der florumhüllten Gewerkschaftsfahnen rauscht im Winde. Kränze ohne Zahl werden voraufgetragen. Es ist ein langer, feierlicher Zug: Alles, was an der Brücke mitgeschafft hat, gibt dem Armen, der in ihrem Dienst sein junges Leben lassen mußte, das letzte Geleite.

In der Majestät des Todes hält Heinrich Ehlers seinen Triumphzug über die neue herrliche Kaiserbrücke, — über die wenige Stunden zuvor unter Glockengeläut und dem brausenden Jubel der Menge der Viererzug des Kaisers trabte.

Als Erster hinter dem schlichten Sarge geht der Schmied. Er geht gesenkten Hauptes, und unaufhörlich, als wälzten sie einen zentnerschweren Eisenblock, arbeiten seine Gedanken an der Vorstellung: Da läge nun er heut und würde hinausgefahren, wenn nicht der Ehlers, der gute Junge . . . .

Wagen auf Wagen folgt.

Im ersten sitzt mutterseelenallein, tränenlos das junge Weib im neuen schwarzen Gewande, das eigentlich ihr Hochzeitskleid hätte werden, — das sie bei ihrer stolzseligen Wagenfahrt mit dem Geliebten hätte schmücken sollen.

Ueber ihr im himmelragenden Eisengegitter wehen die hunderte bunter Flaggen und Wimpel, prangen die stolzen Brückenbogen im Schmuck leuchtender Herbstblumen und dunkler Tannengirlanden, — grad' so, wie ihr toter Liebster ihr's unzähligemal in Freuden ausgemalt.

Und wolkenlos in strahlender Südlandschöne blaut heute der nordische Herbsthimmel. Ein Himmel, der nichts zu wissen scheint von der wimmernden zerbrochenen Kreatur auf Erden.

Oder dennoch —?

Wohnt nicht über dem lachenden Himmel Einer, der nur den Finger hebt: Und das ehern schreitende Schicksal rafft den einen hinweg und schonet des anderen, dessen hungernde Kinder um Brot schreien.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Mit Walther Ziersch, dessen Schauspiel „Eisen" im Kgl. Residenztheater mit sehr freundlichem Erfolge gegeben wurde, erschien ein bisher lediglich als Romandichter tätiger Autor zum ersten Male auf den Brettern. Er weiß sich auf dem neuen Boden geschickt zu bewegen, und das von ihm gestellte Problem ist nicht uninteressant. Mathilde, die Erbin eines industriellen Unternehmens, schlägt gegen die Wünsche ihres Herzens die Hand eines Bewerbers aus, weil sie ausharren will auf dem Posten, auf den das Schicksal sie gestellt hat. Sie hat das Eisenwerk, das ihr Vater aus dem Nichts zu einer stattlichen, soliden Unternehmung geschaffen, durch eigene Tatkraft zu einer Stellung auf dem Weltmarkt emporgehoben. Sie ist auch zu lange Herrin gewesen, als daß sie sich einem Manne unterordnen möchte. Jener Bewerber um ihre Hand ist ein brutaler Kraftmensch, der aus der Tiefe sich zu einer beherrschenden, industriellen Stellung aufgeschwungen, und als sie sich ihm versagt, droht er, sie und ihr Werk zu vernichten. Dies gelingt ihm auch gar bald, denn Mathilde hat in ihrem Vorwärtsstreben durch Fabrikerweiterungen ihre Reserven aufgebraucht, ein Rückschlag der Konjunktur, ein Konkurs in der Kundschaft zwingen sie, um Erhöhung ihres Bankkredites nachzusuchen, aber umsonst. Der allmächtige Generaldirektor hat auch in den Bankkreisen seine Hände. Er glaubt nun, sie geradezu „kaufen" zu können, aber verächtlich weist Mathilde ihm die Türe. Leider (es ist dies eine Schwäche des Stückes) im Zwischenakte geht in dem Gewaltmenschen eine Wandlung vor sich; er sieht das Verächtliche seiner von blinder Leidenschaft diktierten Handlungsweise ein und will alle Maßnahmen zurücknehmen, inzwischen gingen jedoch die Ereignisse unaufhaltsam ihren Gang. Durch eine Arbeiterrevolte ist das Kettenwerk zerstört, durch dessen Abstoßung Mathilde ihr Unternehmen wieder flottmachen wollte, sie selbst wurde dabei von einem Steinwurf verletzt. Nun ist der Zusammenbruch unvermeidbar. Dennoch verspricht Mathilde dem reuigen Sünder, es zu versuchen, nicht allzu herb von ihm zu denken, ja, sie wird sogar die Leitung von humanitären Arbeiterunternehmungen des Generaldirektors in die Hand nehmen, war dies doch dasjenige an ihrem Werke, was ihr die meiste Befriedigung geboten. Die beiden Hauptgestalten, die von Steinrück und Frau v. Hagen packend verkörpert wurden, sind von dem Dichter nicht so ausreichend individualisiert, als daß die Darsteller nicht noch viel aus eigenem dazutun müßten. Gelegentlich erzählen sie uns selbst, wie sie sind oder wie sie fühlen. So vermögen wir die weichen Seiten dieses harten, brutalen Menschen als möglich hinzunehmen, ohne daß wir gerade allzu stark davon überzeugt werden. Die Arbeitertypen des rheinischen Industriebezirkes sind sicherlich von einem Kenner gezeichnet. Den Dialekt hat man aus Zweckmäßigkeitsgründen gemildert. Der Autor, der uns immerhin eine schöne Talentprobe gegeben, wurde mehrmals gerufen.

Münchener Kammerspiele. Anatole France hatte seinen „Crainquebille" zuerst als Erzählung geschrieben, bevor er die tragische Lebenswendung des greisen Pariser Gemüsehändlers in drei Akte preßte. Das Stück trägt deutlich Züge seiner novellistischen Herkunft. Die ironische Schilderung der Gerichtsverhandlung erhält auf der Bühne satirische Züge. Damit fällt dieser Mittelakt ein wenig aus dem Stil des Ganzen, in dem realistische Malerei mit sentimentaler Nüance vorherrscht. Wir sehen im ersten Akte, der der Regie Dr. Roberts Gelegenheit gab, Pariser Vorstadtstraßenleben in voller Lebendigkeit auf der Bühne zu zeigen, wie der alte Crainquebille, der seinen Gemüsekarren jahrein, jahraus durch die Straßen schiebt, gegen seinen Willen mit der Polizei in Konflikt gerät. Der zweite Akt bringt die Gerichtsverhandlung, in der bei des Autors satirischer Beleuchtung die Zeugenaussage eines verdienten Gelehrten nichts, das Wort des Schutzmannes alles gilt. Als nach vierzehntägiger Gefängnisstrafe Crainquebille zu seinem Berufe zurückkehrt, wollen seine Kunden von ihm nichts mehr wissen. Seine Energie ist gebrochen, nur der gütige Zuspruch eines jungen Arbeiters hält ihn ab, in die Seine zu gehen. Innerhalb seines engen Gesichtskreises ist der greise Kleinhändler ein braver, nützlicher Bürger, aber wehrlos wie ein Kind, als er vor Gericht gezerrt wird, dessen Sprache er nicht zu fassen vermag. Karl Götz gab diesem Armen eine erschütternde Natürlichkeit. Voraus ging die deutsche Uraufführung von „Blanco Posnets Erweckung", eine „melodramatische Predigt" von Bernard Shaw. Affektiert, wie der Titel, erscheint mir der Inhalt und ich stehe im Widerspruch zu dem frenetischen Beifall, der am Schlusse das Haus durchtobte. Shaws Manier ist doch allmählich zu sehr erstarrt, als daß uns diese Paradoxe, Viertelswahrheiten, Schiefheiten und Bluffs blenden könnten. Daß es weder ganz gute, noch ganz schlechte Menschen gibt, wissen wir auch ohne den durch rüde „Wild West"-Szenen erbrachten „Beweis".

Aus den Konzertsälen. Der Name des Kapellmeisters H. H. Wetzler, der jetzt in Riga als Operndirigent tätig ist, wurde in der Musikwelt hauptsächlich dadurch bekannt, daß in seinen Neuyorker Symphoniekonzerten 1904 die Uraufführung von Rich. Straußens sinfonia domestica (unter der Leitung des Komponisten) stattgefunden. Mit dem verstärkten Konzertvereinsorchester bot uns Wetzler eine brillante Wiedergabe von „Also sprach Zarathustra", zeigte jedoch im späteren Verlaufe des Abends, daß seiner die Klangwirkungen prononcierenden Interpretation Strauß erheblich näher steht, als Beethoven, dessen dritte Leonorenouvertüre und 7. Symphonie der sehr routinierte Dirigent uns nicht völlig zu Gehör bringen ließ. Der Solist des Abends, Alexander Petschnikoff, spielte das F-Dur-Violinkonzert von Bach mit hoher klanglicher Schönheit und hervorragender Technik. Unter den zahlreichen Klavierabenden stand derjenige Karl Friedbergs obenan, dessen souveräne Technik und packende Gestaltung von neuem siegte. Walter Georgii, der unter anderem einige selten gehörte Werke von Reger, Jos. Haas und Weismann brachte, zeigte technische Reife und eigenes Empfinden. B. O. Möckels pianistisches Können strebt mit Erfolg nach Verfeinerung. Regers geistreiche Kunst scheint einstweilen diesem begabten Künstler noch näher zu stehen, wie die Gefühlswelt Schumanns. Letzterer vertrauter ist Emil Frey, ein fein empfindender, vornehmer Künstler, der auch mit eigenen Kompositionen angenehme Eindrücke hinterließ. Nicht minder zahlreich waren die Liederabende. Seraphine Schelle bietet Anmutiges, wenn auch noch nicht ganz Konzertreifes: bei Paula Frisch trägt eine packende Vortragsweise auch über gelegentlich klanglich minder reizvolle Partien hinweg. Immerhin sind ihre Mittel ansehnlich, so daß fesselnde Eindrücke entstanden, für die sich das Publikum außerordentlich dankbar erwies. Ueber eine gute Stimme, die eine sympathische Ausbildung erfahren, verfügt Else Pfaff, deren Abend einen schönen Erfolg aufwies. Inah Galli verfügt über kein sonderlich umfangreiches Organ, aber die Schulung ist von großer Vollendung und ihr Vortrag kultiviert. Das Graziöse, liebenswürdige liegt ihr näher als die innige Einfachheit. Die Künstlerin fand berechtigt starken Applaus. Ueber Burmesters bravouröses Geigenspiel neues zu sagen, ist unnötig. — Volkmanns eminent klangschöne Serenade mit obligatem Violoncello leitete das 15. Volkssymphoniekonzert wirksam ein. Orobio di Castro erntete für sein glanzvolles Spiel starken Applaus. Dieser ward auch Therese Pott zuteil, die Schumann am Flügel geschmackvoll interpretierte. Die Wiedergabe von Brahms Symphonie brachte dem Orchesterleiter, Prill, verdiente Ehrungen.

Verschiedenes aus aller Welt. Das deutsche Opernhaus in **Charlottenburg** brachte mit guten, wenn auch nicht durchschlagendem Erfolge Kurt Hösels festlich auf Wagners Entwurfe fußendes Musikdrama: Wieland der Schmied. Aus der Musik, die nach Berichten der Wagnerschen Musik ebenso geflissentlich nachgebildet ist, wie die Sprache dem Nibelungenring, schlägt uns eine gewisse Wärme entgegen, der reine Wille ein Kunstwerk hinzustellen, aber das Ganze ist mehr Kunsthandwerk geworden. — Ganghofers Schauspiel: „Der Wille zum Leben" fand in Hamburg sehr freundliche Aufnahme. Die Premiere wurde daselbst zu Unrecht als Uraufführung bezeichnet. Letztere hat in München stattgefunden, jedoch dem Stücke keinen Dauererfolg gebracht. — Eine Bearbeitung des „Oberon" durch Felix Weingartner wurde im Hamburger Stadttheater günstig aufgenommen. — Meyer-Försters allbekanntes Schauspiel: „Alt-Heidelberg" wird nun auch in portugiesischer Sprache in Lissabon in Szene gehen. — Freundlichen Erfolg hatte in Stuttgart das Andreas Hoferdrama von W. Lutz. Die Vorzüge des Stückes bestehen in der schlichten Sprache und volkstümlichen Schilderung, die Schwächen im Verzicht auf Vertiefung der Charaktere. — Neue Theater werden erbaut in Rudolstadt und München-Gladbach. In letzterer Stadt wurde der Bau einer städtischen Bühne aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers beschlossen. Ein Teil der 1½ Millionen betragenden Kosten soll durch private Stiftungen aufgebracht werden. Eine finanzielle Beteiligung am Neubau des Rudolstädter Hoftheaters seitens der Stadt wurde vom Fürsten abgelehnt. — „Grüne Ostern", ein Schauspiel mit patriotischer Grundstimmung von Heinrich Lee wurde in Köln beifällig aufgenommen. — „Das Mädchen ohne Heiligenschein", ein Sittenstück aus dem englischen Bühnenleben, interessierte bei der deutschen Urpremiere in Mainz, obwohl die Sentimentalität der englischen Effektstücke unserem Geschmacke zuwider ist. — „Katharina Iwanowna", betitelt sich Leonid Andrejews neues im Moskauer Künstlerischem Theater uraufgeführtes Drama. Katharina war rein, als ihr Gatte aus Eifersucht auf sie schoß. Nun aber lebt sie ein „totes Leben" und fällt nun von Stufe zu Stufe, denn die ungerechte Verdächtigung hat ihre Seele verwundet. Daß dies alles so kommen mußte, davon hat der Dichter nicht zu überzeugen vermocht. — Wolf-Ferraris „Neugierige Frauen" gingen erstmalig in italienischer Sprache in der Mailänder Skala erfolgreich in Szene. Die Oper wurde bereits vor fast einem Jahrzehnt in München uraufgeführt. — Massenets Manuskripte, welche der Bibliothek der Großen Oper in Paris einverleibt wurden, umfassen 78 Bände. — In Brüssel wurde eine literarische Gesellschaft gegründet, welche durch deutsche Theatertruppen regelmäßig deutsche Vorstellungen veranstalten lassen wird.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Konjunktur-Betrachtung — Börsentendenzen — Zukünftige Wirtschaftslage.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten bei uns schon seit Jahren als tonangebend für die wirtschaftliche Entwicklung der heimischen Konjunktur. Die Textilbranche ist beispielsweise durch den Ausfall der Baumwollernte von der Union vollkommen abhängig. Der Montanmarkt speziell erhält jede Konjunkturänderung ebenfalls von Amerika diktiert. Es ist daher begreiflich, dass die jüngsten Vorgänge am Kupfermarkt in Neuyork und die undurchsichtigen Verhältnisse, welche durch die Antitrustbewegung dort neuerdings geschaffen worden sind, infolge der heftigen Kursschwankungen der Neuyorker Börse auch bei uns einen grossen Einfluss ausüben. Die Nachrichten über die Situation aus den dortigen Eisen- und Stahlmärkten stehen im strikten Widerspruch mit den bisher durchweg günstig lautenden Meldungen. Man folgert daher, dass die Abnehmer der heimischen Schwerindustrie durch jene Tendenzverschlechterung erhöhte Vorsicht und Zurückhaltung an den Tag legen werden. Vielfach gibt man, und zwar mit Recht, der Vermutung Ausdruck, dass die deutschen Börsen durch die allzu plötzliche Kursaufwärtsbewegung neuerdings übermüdet und dadurch nervös geworden sind. — Verschiedene Momente günstiger Art lassen jedoch den Schluss auf eine bedingt verschlechterte Situation unserer Wirtschaftsmärkte keineswegs zu. Aus den einzelnen Verbänden der Montanbranche Deutschlands werden, und zwar übereinstimmend, die Meldungen von unverändert flottem Absatz und durchweg zufriedenstellenden Versandziffern publik. Der Stahlwerksverband hat im abgelaufenen Jahr 1912 in seinen sämtlichen Unterabteilungen Rekordzunahmen des Versands erzielt. In Eisenbahnmaterial und einzelnen Eisensorten war der Konsum geradezu enorm. — Die nächsten Wochen bringen die Abschlussdaten und die Bilanzziffern pro 1912 der leitenden Aktiengesellschaften aller Branchen. Man erwartet von fast allen Sparten günstige Resultate. Die schlesischen Montanwerke sollen glänzend abgeschlossen haben. Am rheinisch-westfälischen Industriebezirk ist man über die Jahresergebnisse ohnehin stets günstig gestimmt. Fusionsprojekte zwischen einzelnen Gesellschaften und die weiteren Ausdehnungspläne in den verschiedenen Branchen lassen gleichfalls auf die Dauer keine ernsteren Bedenken über ein wirtschaftliches Abflauen bei uns aufkommen. Besonders die voraussichtlich vorzüglichen Jahresergebnisse unserer grossen Schifffahrtsgesellschaften sind auf das Konto einer Konjunkturhochspannung im Jahre 1912 zu setzen. Die gegenwärtig ernste Zeit braucht jedoch keinerlei Optimismus, sowohl über den Werdegang der Börsen, als auch über die zukünftige Gestaltung der deutschen Wirtschaftslage grosszuziehen. Die langanhaltende Geldknappheit, die dadurch begreifliche Einschränkung der gesamtan Industrie, vor allem die undurchsichtige politische Situation, hervorgerufen durch die ungelösten Balkanfragen, sind genügend wichtige Faktoren. An den Börsen kann sich daher aus diesen Gründen schon seit langem keine durchgreifende Bewegung mehr entfalten. Die unlustige Haltung unserer Effektenmärkte stützt sich zurzeit weniger auf die politischen Vorgänge, als vielmehr auf die Erörterungen über die mutmassliche Wirtschaftsentwicklung. Dass in dieser kritischen Betrachtung die Einwirkung des Balkankrieges als Hauptstörung betrachtet wird, ist klar. Insolvenzen und Zahlungseinstellungen sind zurzeit mehr denn je zu verzeichnen. In der deutschen Industrie wird die eingetretene Minderung des Inlandgeschäftes, vornehmlich in der Montanbranche, durch eine verstärkte Zunahme des Exports ziemlich ausgeglichen. Immerhin beginnen auch in unserer Schwerindustrie — das Barometer der heimischen Wirtschaftsmärkte — zum Teil unsichere und zur Vorsicht mahnende Momente aufzutreten. Die allgemeine Ansicht erwartet jedoch übereinstimmend, dass mit der Beendigung der Balkanwirren und nach dem endgültigen Frieden auch zwischen den Balkanländern unter sich, Deutschlands Industrie nicht nur die bisherige Basis behaupten, sondern auch grosszügige Neugeschäfte entrieren kann. Auch vom Geldmarkt erhofft man sodann jene starke Entlastung, welche unserem Handel und den heimischen Wirtschaftsgebieten zum unbedingten Lebenselixir vonnöten sind. M. Weber.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, München hat auch für 1913 ein Jahrbuch als Führer und Ratgeber bei Kapitalsanlagen verfasst. Das Werk, welches in gefälliger und eleganter Ausführung eine vollkommene Umarbeitung erfahren hat, enthält die Geschäftsübersicht des Bankinstitutes in seiner kaufmännischen und Hypotheken-Abteilung, sowie die Sparten der mit der Bank engliierten bayerischen Versicherungsbank und der Süddeutschen Treuhand-Gesellschaft, München. In übersichtlicher und praktischer Einteilung bringt eine Anzahl von Tabellen die hauptsächlich in Betracht kommenden Effekten mit Statistiken der Kursentwicklung, Rentabilität und Verzinsung. Das Jahrbuch zeigt ausserdem gut ausgeführte Illustrationen einzelner Bankräume, detailliert die verschiedensten Geschäftsarten des Institutes und veröffentlicht im Anhang die Reglements für Aufbewahrung von Wertpapieren und Bargeld. a) offene Depots, b) geschlossene Depots, c) Schrankfächer-Safes, d) verzinslichen Scheckverkehr. Auf Wunsch wird diese Broschüre den Interessenten von der Bank kostenlos zugesandt.
M. W.

Der große Zeitungs-Katalog für 1913 der Haasenstein & Vogler A.-G. ist erschienen. Der Inhalt dieses Nachschlagewerkes, das auf dem großen Gebiete des Zeitungswesens längst ein unentbehrlicher Ratgeber geworden ist, hat auch in diesem Jahre eine wesentliche Erweiterung erfahren.

Das Kreuz-Thermalbad. Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Kreuzversand, München S. W. 7, Lindwurmstraße 76, über ein vorzüglich bewährtes Schwitzbad bei. Laut den Anerkennungen, welche der Firma aus allen Gegenden des In- und Auslandes zugegangen sind, muß der Apparat, welcher eine probate Schwitzkur auf bequeme Weise ermöglicht, überall großen Beifall finden.

Für die Fasten- und Osterzeit!

Die Auferstehung Jesu Christi. Eine apologetisch-biblische Studie. Mit einer synoptischen Tafel. Von Professor Dr. J. B. Disteldorf, Trier. Preis Mk. 1 50.

.... Die Schrift ist sachlich, gründlich und überzeugend. ‚Seelsorger'.

Beispiele zum Unterricht über die Gebote Gottes und der Kirche, sowie der Sakramente der Busse und des Altars, mit besonderer Rücksicht auf die Vorbereitung zur ersten heil. Kommunion. Von Ed. Wittus, Pfarrer. Preis 55 Pfg., gebunden Mk. 1.—.

Die lebendigen Beispiele gewinnen an Kraft und Wirkung, da die meisten der Gegenwart entnommen und von dem Verfasser oder von Zeitgenossen erlebt worden sind. Geistliche und Lehrer werden durch diese Beispiele mächtig auf das Kinderherz einwirken. „Kathol. Schulblatt, Breslau'.

Lebensquell zur Erneuerung der Welt. Mit einem kurzen Anhang von Gebeten. Von Peter Vogt, S. J. Preis gebunden 80 Pfennig.

Das Büchlein wendet sich besonders an die katholische Männerwelt und behandelt im ersten Abschnitt die Erneuerung in Christus und im zweiten Abschnitt die Vollendung der Erneuerung in Christus durch den guten Gebrauch der hl. Kommunion. Die anziehend geschriebenen Ausführungen werden sicherlich dazu beitragen, mit neuer Liebe zu Christus in der hl. Eucharistie den Leser zu erfüllen. M. J.

Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.), Trier.

Neu! **Briefe und Ekstasen** Neu!

der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani

Veröffentlicht durch P. Germano, Passionist. Deutsche Ausgabe von P. Leo Schlegel, Cistercienser in Mehrerau, Format 190×123 mm. (480 S.) Broschiert M 4.— (K 4.75). Elegant gebunden M 4.60 (K 5.50).

Verlag Hausen & Co., Saarlouis (Rheinland).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schartengko

Würz-Likör für die feine Tafel

Garantiert aus Kräutern und Früchten extrahiert. Appetit anregend

Allein-Herstellung und Versand „Villa Christina" Rollfeld a. M., U. F. (Bay.)

SAMRUTA

Magenbitter

Hergestellt nach altem Klosterrezept, garantiert reiner Auszug aus Kräutern und Früchten, die günstig auf Magen und Darm wirken. Alleinherstellung und Versand „Villa Christina" in Rollfeld a. M., U. F. (Bayern)

Per Liter inkl. Glas M. 3.25.

Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- u. mehrfarbige Rundschreiben, Kostenanschläge, Einladungen, Noten, Exportfakturen, Preislisten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, vom Original nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm. mit allem Zubehör nur M. 10.—.

— 1 Jahr Garantie. —

Otto Henss Sohn, Weimar 303 b.

Nutzgeflügel, Bruteier, Zuchtgeräte liefert Geflügelpark i. Auerbach 306. (Hess.) Katalog gratis.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Hochf. westf.

Schinken

Rundschnitt, Landware, Winterbauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. M 1.80. ff. westf. Cervelatwurst, Blockwurst, Mettwurst, Speck. Garantie: Zurücknahme. Versand an Unbekannte unter Nachnahme.

Wilhelm Bartscher

Rietberg i. Westf.

Westf. Schinkenräucherei.

Bouillon-Würfel

beste Kraftbrühe 100 St. M 1.85
II. Qualität . 100 St. M 1.50
Hühnerbrühe . 100 St. M 2.25
ff. Krebssuppe . 50 St. M 1.60

F. W. Alzuhn, Berlin O 22, Schreinerstraße 61.

Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestrasse 10 · 11 Theatinerstrasse 11

MÜNCHEN

Wechselstuben am Schlacht- u. Viehhof, im Tal (Sparkassenstrasse 2), in der Grossmarkthalle u. in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahr 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital Mk. 60'000,000.—
Reservefonds . . . . „ 58'000,000.—

Gewährung von Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit nach Massgabe eines besonderen Reglements.

Ausgabe von Pfandbriefen, welche von der Reichsbank in 1. Klasse belehnbar und als Kapitalsanlage für Mündelgelder zugelassen sind. Auf Antrag können die Pfandbriefe kostenfrei auf Namen umgeschrieben werden. Solche umgeschriebene Pfandbriefe werden kostenlos auf Verlosung oder Kündigung kontrolliert.

Besorgung aller in das Bankgeschäft einschlagenden Transaktionen, insbesondere auch:

Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung.
Aufbewahrung von geschlossenen Depots.
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank dürfen Gelder und offene Depots der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, wie auch der Kultusgemeinden und Kultusstiftungen angelegt bezw. hinterlegt werden.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank beobachtet über **alle Vermögens-Angelegenheiten ihrer Kunden gegenüber jedermann**, auch gegenüber Staatsbehörden, insbesondere **gegenüber den Rentämtern**, unverbrüchlichstes Stillschweigen.

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.

Als besonders preiswert und vorzüglich mundend empfehle garantiert naturreinen, französischen, roten

Trauben-Wein

p. Flasche 65 ₰, p. Liter 75 ₰. 12 Fl. franko Haus München.

Philipp Simon, Weinbergbesitzer

Seidlstr. 28 a. d. Karlstr. Frauenstr. 5, vis-à-vis der Handelsschule.

Ganz neue apologetische

Fastenpredigten: Warum glauben wir an einen Gott?

Apolog. Predigtzyklus über das Dasein Gottes nebst einer Karfreitags-Predigt von Rektor **M. Stupin**, M.-Gladbach.

8°. 88 Seiten. 1 Mk.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Verlag A. Laumann Dülmen i. W. Ueberall erhältl.

Franz Wüsten

Päpstl. Goldschmied

Hofl. I. Majestät der Königin Wwe. von Sachsen.

Cöln a. Rhein

Hunnenrücken 28.
Telephon B 9445.

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stilarten. Renovier., Neuvergolden.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel. Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst **Spielefabrik M. Welden, Köln.** Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Kongregations-Medaillen, sowie religiöse Medaillen in über 8000 verschiedenen Nummern und in feinster Ausführung.

Man verlange Katalog.

HEINRICH KISSING, Devotionalienfabrik Menden Kr. Iserlohn.

Dauerwäsche in weiss und bunt, neu zugelegt

Priesterkragen.

Verlangen Sie Preisliste.

A. Becker, Köln, Eigelstein 61.

Garantiert dauernde, gut lohnende

Heimarbeit

erhält jede Dame d. leichte, interessante Handarbeit. Die Arbeit wird nach jedem Orte vergeben. Näheres durch Prosp. m. fertigem Muster gegen Einsendung von 40 Pfg. in Marken, bei Centa Koss, Kempten B 21 (Bayern). Altrenommiertes Versandgeschäft.

Bitte genaue Adresse!

Katholischer Weltpriester sucht Stellung als Hausgeistlicher bzw. auch **Hauslehrer** in adligem Hause; ist bereit, in der Seelsorge auszuhelfen. Offerten unter P. P. 18027 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau," München.

Prima

Holländer-Käse

9 Pfd. franko M 6.80 gegen Nachnahme gibt ab L. T. de Vries, Hift, Holland. Nichtgefallende Ware nehme gegen 70 Pfg. per Pfund zurück.

Prima Tilsiter Vollfettkäse

p. Pfd. M 0,70

u. Ia Tischbutter p. Pfd. M 1.25 in Postpaketen geg. Nachnahme. H. Zürcher, Ludwigsort O.-Pr. Butter- und Käseversandhaus.

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer., Russland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 1. Februar 1913. X. Jahrgang.

Dokumente der Dummheit.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Oehl, Freiburg, Schweiz.

Seit Jahren kann man in gewissen weitverbreiteten Blättern Ankündigungen von sehr merkwürdiger Beschaffenheit lesen, worin die magisch-okkultistischen Kräfte und Wissenschaften weiser Astrologen und Propheten angepriesen werden. Mit unglaublicher Dreistigkeit wird da von allerlei englischen oder pseudoenglischen Machern auf die Dummheit des deutschen Lesepublikums spekuliert. Um einen Begriff von dieser großzügigen Gimpelfängerei zu geben, wollen wir einige dieser Einladungen und Anpreisungen vollinhaltlich hersetzen.

Der älteste dieser zweifelhaften Astrologen ist der berühmte „Professor Roxroy“. Er überschwemmt seit Jahren die meisten „freisinnigen“ oder sog. farblosen Blätter mit folgender Anzeige im Annoncenteil. So stand in der „Jugend“, dem weltbekannten Münchener Blatte für freie Kunst und freie Liebe, diese Notiz (Nr. 45 von 1912):

Kann dieser Mann Ihr Lebensschicksal voraussagen?

Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Alle suchen seinen Rat in Geschäfts- und in Heirats-Angelegenheiten, über Freunde und Feinde, bei Veränderungen, Spekulationen, Liebes-Angelegenheiten, Reisen und allen Ereignissen im Leben. Viele sagen, er habe ihr Leben mit bewunderungswürdiger Genauigkeit enthüllt.

Schriftbeurteilungen werden für nur kurze Zeit allen Lesern dieses Blattes gratis gesandt.

Der ehrwürdige Geistliche G. C. H. Hasskarl, Ph. D., Prediger an der evangelisch-lutherischen St. Paulskirche, sagt in seinem Briefe an Prof. Roxroy: „Sie sind sicher der grösste Spezialist und Meister in Ihrem Berufe. Jeder, der Sie konsultiert, wird über die Genauigkeit Ihrer in den Lebensprognosen entwickelten Kenntnis der Menschen und Dinge, sowie Ihres Rates staunen. Selbst der Skeptischste wird, nachdem er einmal mit Ihnen korrespondiert hat, Sie wieder und wieder um Rat angehen.“

Wenn Sie aus Roxroys freigebigem Anerbieten Vorteil ziehen und eine kostenlose Leseprobe erhalten wollen, so senden Sie Tag, Monat und Jahr Ihrer Geburt ein, nebst Angabe, ob Herr, Frau oder Fräulein, sowie auch eine Abschrift des folgenden Verses in Ihrer eigenen Handschrift:

Ich habe von Ihrer Gabe gehört,
Im Buche des Schicksals zu lesen,
Und möchte von Ihnen hören den Rat,
Den Sie mir haben zu geben.

Geben Sie Namen, Geburtsdatum und Adresse genau und in deutlicher Handschrift an. Senden Sie Ihren mit 20 Pfg. frankierten Brief an Roxroy, Dept. 744 D. No. 177 A, Kensington High Street, London W., England. Sie mögen nach Belieben auch 50 Pfg. in Briefmarken Ihres Landes mitsenden, für Porto-Auslagen, Schreibgebühr usw. Senden Sie jedoch im Briefe keine Geldmünzen.

Neben dieser Annonce sieht man das Kopfbild Professor Roxroys, ein sehr ernstes, edles Gesicht, voll Intelligenz und Energie —, ein Bild, das sich auf den ersten Blick fest einprägt und einen sozusagen mit den Augen verfolgt. Als Reklame und Lockung ist dies Bild vortrefflich gewählt. — Diese Roxroy-Annonce findet sich in der „Jugend“ und im gesinnungsverwandten „Simplicissimus“ sehr häufig, ferner im „Guckkasten“ (Nr. 4, 1913), in französischen Blättern wie „Pêle-Mêle“ usw.

In den „Fliegenden Blättern“, den „Meggendorfer Blättern“, den Berliner „Lustigen Blättern“, der „Münchener Illustrierten Zeitung“, im „Simplicissimus“ und im Berner „Bund“, einem Tagblatt, (so viel konnte ich selbst feststellen; zweifellos aber könnte man noch Dutzende oder Hunderte von mitschuldigen Blättern finden!) liest man häufig die Ankündigung eines jüngeren Konkurrenten Roxroys, des „Professor Burton Vance“. Auch sie ist durch ein Bild verstärkt (ein energisches, ganz glatt rasiertes Gesicht) und lautet also: (Nr. 44 der „Lustigen Blätter“, 1912 und Nr. 43, 20. Januar 1913, des „Simplicissimus“):

Ist dieser Mann mit übernatürlichen Kräften begabt? Hochgestellte Leute sagen, dass er ihnen ihr Leben gedeutet und die Ereignisse desselben gelesen hat, wie aus einem offenen Buche.

Wünschen Sie Aufschlüsse über Ihre Geschäfte, über Heirat, Veränderungen, Beschäftigung, Freunde, Feinde, oder einen Rat was zu tun, um im Leben Erfolg zu haben?

Probedeutungen frei an alle Leser von den „Lustigen Blättern“, wenn sie sofort schreiben.

Diejenigen, die sich dem Mystischen zuneigen, wenden in letzterer Zeit ihr Interesse den Arbeiten des Herrn Clay Burton Vance zu, der, obgleich er nicht darauf Anspruch macht, mit besonderen übernatürlichen Kräften begabt zu sein, dennoch die Lebensschicksale der Menschen vermittelst eines kleinen Schlüssels zu lösen versucht; dieser Schlüssel ist: Die Handschrift und die Geburtsdaten. Die unleugbare Genauigkeit seiner Ausführungen legt die Vermutung nahe, dass bis jetzt alle Chiromanten, Propheten, Astrologen und die Seher der verschiedenen Glaubensrichtungen versäumt haben, die wahren Grundsätze prophetischer Wissenschaft anzuwenden.

Auf die Frage, nach welcher Methode er seine Lebens-Entwürfe und Deutungen anfertige, antwortet Herr Vance: „Ich habe nur eine Wissenschaft der Alten wieder zu neuem Leben erweckt und sie der menschlichen Natur angepasst.“

Folgender Brief wird veröffentlicht als Beweis der wunderbaren Fähigkeit, die Herr Vance besitzt.

Prof. Dixon, M.A., Direktor vom Lanka-Observatorium, Mitglied der »Société Astronomique de France«, und Mitglied der »Astronomischen Gesellschaft« in Deutschland schreibt folgenden Brief:

»An Prof. Clay Burton Vance.

»Sehr geehrter Herr!

»Ich erhielt Ihren Brief mit der vollständigen Lebensdeutung. Dieselbe stellt mich vollkommen zufrieden; sie ist beinahe in allen Einzelheiten so genau als nur möglich. Es ist eigentümlich, dass Sie sogar mein Halsleiden erwähnen. Ich habe gerade einen bösen Anfall gehabt, gewöhnlich habe ich zwei oder drei Mal im Jahre daran zu leiden. Jedenfalls werde ich Sie allen meinen Freunden empfehlen, die sich das Horoskop stellen lassen wollen.«

Es ist ein Uebereinkommen getroffen worden, dass alle Leser von den »Lustigen Blättern«, Berlin, freie Probedeutungen erhalten sollen, nur wird gebeten, dass die, welche von diesem grossmütigen Anerbieten Gebrauch machen wollen, sogleich darum einkommen möchten. Wenn Sie einen kurzen Entwurf Ihres Lebenslaufes haben wollen, wenn Sie eine wahrheitsgetreue Schilderung Ihrer Charaktereigenschaften, sowie der Talente und der sich Ihnen bietenden günstigen Gelegenheiten wünschen, so brauchen Sie nur Ihren vollen Namen, das Jahr, den Monat und Tag Ihrer Geburt anzugeben, sowie auch erwähnen, ob Herr, Frau oder Fräulein und den folgenden Vers in Ihrer eigenen Handschrift abschreiben:

»Deine Macht ist wunderbar,
So schreiben und sagen sie alle;
Leg' auch mir mein Leben dar,
Was sagst Du zu meinem Falle?«

Schicken Sie Ihren Brief an: Herrn Clay Burton Vance, Suite 3204 A. Palais-Royal, Paris (Frankreich). Wenn Sie wollen, können Sie 50 Pfennig in Briefmarken Ihres Landes beilegen, um die Auslagen für Porto, schriftliche Arbeiten usw. zu bestreiten. Bitte beachten Sie, dass ein Brief nach Frankreich 20 Pfennig kostet. Schicken Sie kein Silbergeld oder sonstige Münzen in Ihrem Briefe.

Professor Burton Vances Annoncen sind in den verschiedenen Blättern teilweise verschieden stilisiert oder auch sachlich verändert. (Nur das mustergültige Deutsch dieser Uebersetzungen aus englischen Vorlagen bleibt sich immer gleich!) So enthält die Anzeige Professor Burton Vances im „Bund“ vom 10. November 1912 folgende charakteristische, vorsichtig-bescheidene Wendung:

Es liegt Herrn Vance fern, sich mit einem mystischen Schleier umgeben zu wollen, und seine schlichte Antwort auf Fragen bezüglich seiner aussergewöhnlichen Fähigkeiten ist stets: „Ich habe nur eine uralte Wissenschaft wieder zu neuem Leben erweckt und sie der heutigen Zeit angepasst“.

Wieder ein anderer nennt sich „Professor Postel“. Er ist, wie er selbst versichert, ein „wundervoller Mann“, und

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Russland 1 Rub. 56 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 1. Februar 1913. X. Jahrgang.

Dokumente der Dummheit.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Oehl, Freiburg, Schweiz.

Seit Jahren kann man in gewissen weitverbreiteten Blättern Ankündigungen von sehr merkwürdiger Beschaffenheit lesen, worin die magisch-okkultistischen Kräfte und Wissenschaften weiser Astrologen und Propheten angepriesen werden. Mit unglaublicher Dreistigkeit wird da von allerlei englischen oder pseudoenglischen Machern auf die Dummheit des deutschen Lesepublikums spekuliert. Um einen Begriff von dieser grosszügigen Gimpelfängerei zu geben, wollen wir einige dieser Einladungen und Anpreisungen vollinhaltlich hersetzen.

Der älteste dieser zweifelhaften Astrologen ist der berühmte „Professor Roxroy“. Er überschwemmt seit Jahren die meisten „freisinnigen“ oder sog. farblosen Blätter mit folgender Anzeige im Annoncenteil. So stand in der „Jugend“, dem weltbekannten Münchener Blatte für freie Kunst und freie Liebe, diese Notiz (Nr. 45 von 1912):

Kann dieser Mann Ihr Lebensschicksal voraussagen?

Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Alle suchen seinen Rat in Geschäfts- und in Heirats-Angelegenheiten, über Freunde und Feinde, bei Veränderungen, Spekulationen, Liebes-Angelegenheiten, Reisen und allen Ereignissen im Leben. Viele sagen, er habe ihr Leben mit bewunderungswürdiger Genauigkeit enthüllt.

Schriftbeurteilungen werden für nur kurze Zeit allen Lesern dieses Blattes gratis gesandt.

Der ehrwürdige Geistliche G. C. H. Hasskarl, Ph. D., Prediger an der evangelisch-lutherischen St. Paulskirche, sagt in seinem Briefe an Prof. Roxroy: „Sie sind sicher der grösste Spezialist und Meister in Ihrem Berufe. Jeder, der Sie konsultiert, wird über die Genauigkeit Ihrer in den Lebensprognosen entwickelten Kenntnis der Menschen und Dinge, sowie Ihres Rates staunen. Selbst der Skeptischste wird, nachdem er einmal mit Ihnen korrespondiert hat, Sie wieder und wieder um Rat angehen.“

Wenn Sie aus Roxroys freigebigem Anerbieten Vorteil ziehen und eine kostenlose Leseprobe erhalten wollen, so senden Sie Tag, Monat und Jahr Ihrer Geburt ein, nebst Angabe, ob Herr, Frau oder Fräulein, sowie auch eine Abschrift des folgenden Verses in Ihrer eigenen Handschrift:

Ich habe von Ihrer Gabe gehört,
Im Buche des Schicksals zu lesen,
Und möchte von Ihnen hören den Rat,
Den Sie mir haben zu geben.

Geben Sie Namen, Geburtsdatum und Adresse genau und in deutlicher Handschrift an. Senden Sie Ihren mit 20 Pfg. frankierten Brief an Roxroy, Dept. 744 D. No. 177 A, Kensington High Street, London W., England. Sie mögen nach Belieben auch 50 Pfg. in Briefmarken Ihres Landes mitsenden, für Porto-Auslagen, Schreibgebühr usw. Senden Sie jedoch im Briefe keine Geldmünzen.

Neben dieser Annonce sieht man das Kopfbild Professor Roxroys, ein sehr ernstes, edles Gesicht, voll Intelligenz und Energie —, ein Bild, das sich auf den ersten Blick fest einprägt und einen sozusagen mit den Augen verfolgt. Als Reklame und Lockung ist dies Bild vortrefflich gewählt. — Diese Roxroy-Annonce findet sich in der „Jugend“ und im gesinnungsverwandten „Simplicissimus“ sehr häufig, ferner im „Guckkasten“ (Nr. 4, 1913), in französischen Blättern wie ‚Pêle-Mêle‘ usw.

In den „Fliegenden Blättern“, den „Meggendorfer Blättern“, den Berliner „Lustigen Blättern“, der „Münchener Illustrierten Zeitung“, im „Simplicissimus“ und im Berner „Bund“, einem Tagblatt, (so viel konnte ich selbst feststellen; zweifellos aber könnte man noch Dutzende oder Hunderte von mitschuldigen Blättern finden!) liest man häufig die Ankündigung eines jüngeren Konkurrenten Roxroys, des „Professor Burton Vance“. Auch sie ist durch ein Bild verstärkt (ein energisches, ganz glatt rasiertes Gesicht) und lautet also: (Nr. 44 der „Lustigen Blätter“, 1912 und Nr. 43, 20. Januar 1913, des „Simplicissimus“):

Ist dieser Mann mit übernatürlichen Kräften begabt?

Hochgestellte Leute sagen, dass er ihnen ihr Leben gedeutet und die Ereignisse desselben gelesen hat, wie aus einem offenen Buche.

Wünschen Sie Aufschlüsse über Ihre Geschäfte, über Heirat, Veränderungen, Beschäftigung, Freunde, Feinde, oder einen Rat was zu tun, um im Leben Erfolg zu haben?

Probedeutungen frei an alle Leser von den „Lustigen Blättern“, wenn sie sofort schreiben.

Diejenigen, die sich dem Mystischen zuneigen, wenden in letzterer Zeit ihr Interesse den Arbeiten des Herrn Clay Burton Vance zu, der, obgleich er nicht darauf Anspruch macht, mit besonderen übernatürlichen Kräften begabt zu sein, dennoch die Lebensschicksale der Menschen vermittelst eines kleinen Schlüssels zu lösen versucht; dieser Schlüssel ist: Die Handschrift und die Geburtsdaten. Die unleugbare Genauigkeit seiner Ausführungen legt die Vermutung nahe, dass bis jetzt alle Chiromanten, Propheten, Astrologen und die Seher der verschiedenen Glaubensrichtungen versäumt haben, die wahren Grundsätze prophetischer Wissenschaft anzuwenden.

Auf die Frage, nach welcher Methode er seine Lebens-Entwürfe und Deutungen anfertige, antwortet Herr Vance: „Ich habe nur eine Wissenschaft der Alten wieder zu neuem Leben erweckt und sie der menschlichen Natur angepasst.“

Folgender Brief wird veröffentlicht als Beweis der wunderbaren Fähigkeit, die Herr Vance besitzt.

Prof. Dixon, M.A., Direktor vom Lanka-Observatorium, Mitglied der »Société Astronomique de France«, und Mitglied der »Astronomischen Gesellschaft« in Deutschland schreibt folgenden Brief:

»An Prof. Clay Burton Vance.

»Sehr geehrter Herr!

»Ich erhielt Ihren Brief mit der vollständigen Lebensdeutung. Dieselbe stellt mich vollkommen zufrieden; sie ist beinahe in allen Einzelheiten so genau als nur möglich. Es ist eigentümlich, dass Sie sogar mein Halsleiden erwähnen. Ich habe gerade einen bösen Anfall gehabt, gewöhnlich habe ich zwei oder drei Mal im Jahre daran zu leiden. Jedenfalls werde ich Sie allen meinen Freunden empfehlen, die sich das Horoskop stellen lassen wollen.«

Es ist ein Uebereinkommen getroffen worden, dass alle Leser von den »Lustigen Blättern«, Berlin, freie Probedeutungen erhalten sollen, nur wird gebeten, dass die, welche von diesem grossmütigen Anerbieten Gebrauch machen wollen, sogleich darum einkommen möchten. Wenn Sie einen kurzen Entwurf Ihres Lebenslaufes haben wollen, wenn Sie eine wahrheitsgetreue Schilderung Ihrer Charaktereigenschaften, sowie der Talente und der sich Ihnen bietenden günstigen Gelegenheiten wünschen, so brauchen Sie nur Ihren vollen Namen, das Jahr, den Monat und Tag Ihrer Geburt anzugeben, sowie auch erwähnen, ob Herr, Frau oder Fräulein und den folgenden Vers in Ihrer eigenen Handschrift abschreiben:

»Deine Macht ist wunderbar,
So schreiben und sagen sie alle;
Leg' auch mir mein Leben dar,
Was sagst Du zu meinem Falle?«

Schicken Sie Ihren Brief an: Herrn Clay Burton Vance, Suite 3204 A. Palais-Royal, Paris (Frankreich). Wenn Sie wollen, können Sie 50 Pfennig in Briefmarken Ihres Landes beilegen, um die Auslagen für Porto, schriftliche Arbeiten usw. zu bestreiten. Bitte beachten Sie, dass ein Brief nach Frankreich 20 Pfennig kostet. Schicken Sie kein Silbergeld oder sonstige Münzen in Ihrem Briefe.

Professor Burton Vances Annoncen sind in den verschiedenen Blättern teilweise verschieden stilisiert oder auch sachlich verändert. (Nur das mustergültige Deutsch dieser Uebersetzungen aus englischen Vorlagen bleibt sich immer gleich!) So enthält die Anzeige Professor Burton Vances im „Bund“ vom 10. November 1912 folgende charakteristische, vorsichtig-bescheidene Wendung:

Es liegt Herrn Vance fern, sich mit einem mystischen Schleier umgeben zu wollen, und seine schlichte Antwort auf Fragen bezüglich seiner aussergewöhnlichen Fähigkeiten ist stets: „Ich habe nur eine uralte Wissenschaft wieder zu neuem Leben erweckt und sie der heutigen Zeit angepasst“.

Wieder ein anderer nennt sich „Professor Postel“. Er ist, wie er selbst versichert, ein „wundervoller Mann“, und

sein „Kismet-Institut" wird der Menschheit das Heil bringen. Postels Anzeige in der „Münchener Zeitung" vom 2. November 1912 zeigt in seinem Sterne ein kluges, gütiges, feines Männerantlitz und lautet folgenderweise:

Unter welchem Sterne sind Sie geboren?

Professor A. H. Postel, „in seinen neuen Entdeckungen" der Zodiagraph genannt, wird Ihnen viele Ereignisse in Ihrem Leben sagen, welche Ihnen helfen und Sie interessieren werden. Der Zodiagraph ist ein wertvoller Führer in allen Lebenslagen.

Eines wundervollen Mannes grosse Errungenschaften.

Berühmter internationaler Gelehrter vervollständigte ein System, das einer Person Leben mit der grössten Genauigkeit angibt, vor Gefahren warnt, und zeigt, wie Gesundheit, Glück und Vermögen zu erreichen ist.

Freies Angebot für jeden Leser.

Jedermann glaubt an die Genauigkeit der astronomischen Voraussagungen, weil diese sicherlich eintreten, und der Grund, dass dies so ist, ist einfach, weil die Astronomen ihre mathematischen Berechnungen auf der Natur unveränderlichen Gesetzen aufbauen, nicht auf menschlichem Glauben.

Während der Astronom sich darauf beschränkt, die Wirkungen, welche die verschiedenen Konjunktionen oder Stellungen der himmlischen Körper auf die Welt im allgemeinen haben, festzustellen, geht der Zodiagrapher in grössere Details ein, und studiert deren Wirkungen auf jede Person.

Nach vielen Jahren angestrengter Studien und sorgfältigen Experimenten hat Professor Postel, der bekannte internationale Psychiker, ein System vervollständigt, welches ihn fähig macht, mit grösster Genauigkeit, denn dies bevor erreicht wurde, die Kräfte zu berechnen, welche die himmlischen Körper auf jede Person ausüben, Kräfte so wundervoll und genau so sicher wie diejenigen, die die drahtlose Telegraphie oder Radioactivity beeinflussen.

Das Kismet-Institut hat kürzlich einen grossen Erfolg errungen, indem es sich die alleinigen Dienste des weltbekannten Professors Postel, Mitglied der astrologischen Gesellschaft Leipzig, Dr. der Psychologie, Professor der astrologischen und orientalischen Wissenschaften, Redakteur und Schriftsteller, Mitglied des Examinierungs-Vorstandes des British Institut of Mental Sciences und so weiter gesichert hat.

Professor Postel hat in seinem System eine gesetzlich geschützte Tabelle und Lesung eingeschlossen, welche er den „Zodiagraph" genannt hat, und damit jedermann sich persönlich von dessen wundervoller Genauigkeit überzeugen kann, hat das Kismet-Institut sich entschlossen, für eine kurze Zeit jedem Leser dieses Blattes, der dafür schreibt,

Eine Zodiagraph-Lesung frei

zuzusenden. Das Institut kann dies tun, weil Professor Postels System es befähigt, jeder Person Zodiagraph-Lebenslesung in bedeutend weniger Zeit aufzustellen, als dies bisher möglich war.

Der Zodiagraph warnt sie vor möglichen Gefahren, so dass sie sich hiergegen schützen können; er zeigt Ihnen, wie Sie die Verhältnisse zu Ihrem Vorteil wenden können, wie Gesundheit, Glück und Vermögen zu erreichen ist, kurz und gut, er zeigt Ihnen, wie Sie von Ihrem Leben das beste machen, und Resultate erreichen können, die anderswie nicht möglich sind.

Die folgenden Briefe, auf Geratewohl herausgenommen, beweisen den Nutzen, welchen der Zodiagraph den Schreibern geleistet hat.

Der ehrwürdige Dr. F. N. Glover schreibt wie folgt:

„Professor Albert H. Postel ist dem Unterzeichneten viele Jahre bekannt und hochgeachtet.

Als Astrologe steht er in der Vorderreihe und wird von Tausenden, die von seinen sorgfältigen Arbeiten beste Resultate erzielt haben, sehr gewürdigt.

Als jemand, der ihn des Vertrauens wert gefunden hat, werde ich ihn allen bestens empfehlen."

gezeichnet:
Rev. F. B. Glover, Lok Box 174 Madison.
Sanare P. O. New-York City
20. September 1912.

Abschrift eines Briefes des Han. Isaak P. Garrett, Postdirektor. Landsdowne, 19. Februar 1909.

Ich habe Herrn A. H. Postel seit 20 Jahren gekannt. Er wohnte für einige Zeit hier und war für verschiedene Jahre Mitglied des Schulvorstandes, wie auch ein Mitglied der Stadtverordneten.

Zu dieser Zeit war er in Astrologie interessiert und baute auf seinem Hause ein Observatorium. Während er hier wohnte, arbeitete er im Interesse der Bevölkerung, und wurde allseitig als ein vertrauenswürdiger Geschäftsmann anerkannt. Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden mir durch die Veröffentlichung eines Journals, das eine grosse Zirkulation hatte, in meiner Eigenschaft als Postdirektor bekannt. Geschäftlich hatte ich viel mit ihm zu tun, und kann ich mich der Meinung anderer nur anschliessen und sagen, dass ich ihn immer als einen vertrauenswürdigen Mann gefunden habe.

gezeichnet: Isaak P. Garrett.

Senden Sie jetzt für Ihre Zodiagraph-Lesung. Schreiben Sie die folgenden Zeilen in Ihrer eigenen Handschrift:

„Bitte senden Sie mir meine Zodiagraph-Lesung in Uebereinstimmung mit Professor Postels Einladung."

Geben Sie Geburtsdatum, wenn möglich die Stunde, vollen Namen und Adresse, Beruf, Geschlecht, und ob verheiratet oder ledig an. Sie können 50 Pfennig in Marken für Vergütung des Portos und so weiter beifügen, und Ihre Lesung wird Ihnen in einem einfachen Briefumschlag geschlossen und mit Professor Postels Buch über andere interessante Literatur frei zugehen.

Kismet-Institut 17 Block.
Kensington W. London (England).

Eine ähnliche Heils-Botschaft von „Professor Postel", diesem „Doktor der Psychologie" usw., steht oft auch im Berner „Bund." — Den Gipfel der Unverfrorenheit aber hat wohl die Annonce des „Londoner Zauberers" C. Wallace erreicht, die am 3. November 1912 in der Wiener „Bombe" zu finden war, auch sie natürlich durch ein interessantes Männer-Porträt zugkräftig gemacht:

Befragen Sie diesen erstaunlich klugen Mann!

Merkwürdig, eigenartig, rätselhaft, wunderbar, übernatürlich, das sind die immer wiederkehrenden Ausdrücke, wenn man von der Tätigkeit des hellsehenden Londoner Zauberers spricht, der, wie es scheint, ein praktisches Verfahren, das Leben und den Charakter der Menschen zu lesen, zur Vollkommenheit gebracht hat.

Prof. Wallace erklärt zwar ausdrücklich, dass er nicht mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sei, doch wollen viele Aufgeklärte, die ihn konsultierten, wissen, dass so erstaunliche Resultate nur von jemandem erreicht werden können, der über ganz besondere Gaben verfügt. Selbst Astrologen und Handdeuter geben zu, dass sein System jedes bisher erfundene in den Schatten stellt.

Wenn Sie eine Studie Ihres Lebens wünschen, wenn Sie gerne Näheres über Ihr Geschäft, Heirat, Beruf, Freunde, Feinde, Gewinne und Erfolge erfahren möchten, so schicken Sie einfach Ihren vollen Namen, das Datum, den Monat und das Jahr Ihrer Geburt (unter Angabe, ob Herr, Frau oder Fräulein) und kopieren Sie ferner eigenhändig den folgenden Vers:

„Alles Ihre Kunst durchdringt, | Was die Zukunft mir wohl bringt,
So die Leute sagen, | Möcht' ich Sie befragen."

Sie können, wenn Sie wollen, 50 h (in Briefmarken Ihres Landes) für Porto, Schreibgebühren usw. beifügen.

Man wolle beachten, dass Briefe nach England 25 h kosten, und legen Sie weder Geldmünzen noch Silber dem Briefe bei.

Senden Sie gefl. Ihren Brief an Herrn C. Wallace, Dept. 280. No. 30, St. Margaret's Avenue, Green Lanes, London, N. (England.)

Im Jahre 1913 mit seiner „Unglücksziffer" werden diese Propheten gewiß recht gute Geschäfte machen. In der Münchener „Jugend" Nr. 3, 1913 und in den „Fliegenden Blättern" vom 10. Januar 1913 taucht auch noch das ehrwürdige Haupt eines Nostradamus auf — selbstredend auch ein Londoner — mit der schwungvollen Ankündigung:

Nostradamus

kennt Ihre Vergangenheit, Ihre Zukunft.

Reich und Arm, alle ziehen ihn zu Rate über Heirat und Geschäfte, bei Veränderungen, Reisen und Spekulationen, über Freunde und Feinde und bei allen Hauptereignissen des Lebens. Viele bestätigen, er habe ihr Leben mit staunenswerter Genauigkeit enthüllt.

Dr. Doyena schreibt: „Ihre Fähigkeit, die Vergangenheit und die Zukunft eines jeden zu enthüllen, ist wirklich bewundernswert. Die Genauigkeit, mit der Sie mir gewisse Tatsachen offenbart haben, ist einfach verblüffend."

Senden Sie eine Probe Ihrer Handschrift mit dem Datum und wenn möglich, auch der Stunde Ihrer Geburt. Legen Sie ein mit Ihrer Adresse versehenes Kuvert bei und er wird Ihnen Ihre Sternkarte und eine Studie über Ihr Leben absolut gratis einsenden.

Gehen Sie sofort auf diese freigebige Offerte ein und Sie werden staunen.

Seine mysteriöse Macht leitet und hilft!!!

Prof. Nostradamus, Dept. 218, Astrologisches Institut, 148, Old Street, London, E. C.

Eine der Roxroy-Annonce ganz auffällig ähnliche Ankündigung von einem „Professor Nostro" in London, die ich vor einigen Monaten in einem Schweizer Blatte fand, ist mir leider augenblicklich nicht zur Hand. Als Abschluß dieser Reihe „Dokumente der Dummheit" seien noch drei andere, wesensverwandte Anzeigen abgedruckt. Auch sie sind durch auffallende Bilder von faszinierenden Turbanköpfen hervorgehoben, und die erste stand Ende November in den „Fliegenden Blättern", die zweite in der „Jugend" (1912, Nr. 20):

Dieses Buch umsonst.

Wer möchte nicht die seltsame, geheimnisvolle Macht besitzen, die Männer und Frauen fesselt und ihnen Reiz verleiht, die ihre Gedanken beeinflusst und ihre Wünsche beherrscht, und Ihnen Führer in jeder Lebenslage ist. Das Leben bietet die wunderbarsten Möglichkeiten für diejenigen, die die Geheimnisse des persönlichen Einflusses kennen, für diejenigen, welche ihren eigenen persönlichen Magnetismus zu entwickeln verstehen. Auch Sie können das in Ihrem Heim und ohne Lehrer erlernen. Sie werden dadurch die Freundschaft und Liebe anderer gewinnen, Ihr Einkommen erhöhen können, Ihren Ehrgeiz befriedigen, Sorgen und Unruhe in Ihrem Gemüt zerstreuen, Ihr Gedächtnis stärken, häusliches Unglück und schlechte Gewohnheiten bei sich und anderen bannen und eine wunderbare Willenskraft entwickeln, die Sie befähigen wird, alle Hindernisse zu Ihrem Erfolg leicht zu überwinden. Sie können Leute im Augenblick beeinflussen, schnell wie der Blitz, sich selbst und andere zu jeder Tages- und Nachtzeit einschläfern und dadurch Leiden und Schmerzen mildern. — In unserem Buche, welches wir allen ernsten Interessenten auf Wunsch vollständig kostenlos zusenden, ist ausführlich erklärt, wie sich diese Macht äussert, und der Weg gezeigt, wie man sie beherrschen und zur Geltung bringen kann. Viele Tausende, Männer und Frauen, beherrschen diese Macht und haben sich begeistert über die damit erzielten Erfolge ausgesprochen. Unser Büchlein kann jedermann Vorteile bringen und kostet nichts. Wir verschenken es, um unser Unternehmen bekannt zu machen.

Schreiben Sie gleich darum, eine Postkarte genügt.

American College of Sciences, G. m. b. H., Bür. 177 S. Berlin W. 9.

Und zweitens:

Herr Dr. Cooper schreibt: „Die Genauigkeit, mit welcher er Ihre Vergangenheit und Zukunft beschreibt, ist verblüffend. Durch den Rat eines solchen treuen Führers kann man vielen Täuschungen und schwerem Aerger aus dem Wege gehen.“ . . .

Reiben Sie etwas Russ oder Tinte auf Ihre Daumen, machen Sie einen Abdruck auf weisses Papier und senden Sie mir dieses mit Angabe Ihres Geburtdatums und Zeit (falls Ihnen bekannt). Bitte ein Kuvert mit Ihrer Adresse (unfrankiert) nebst ℳ 2.00 in Briefmarken beizufügen.

Prof. Zazra, 90, New Bond St., London, Eng. 57
Sie werden **staunen**, finden Rat und **Hilfe.**

Die Annonce des „Professor Zazra“ in London findet man auch im „Simplicissimus“.

Ein anderer „Mächtiger Ratgeber und Beherrscher des Geistes“ ist der „Prophet Ali Mahommed, Doktor der Hindu-Philosophie und Aegyptischen Geheimwissenschaft“, dessen turbangeschmücktes Beduinenhaupt mit den funkelnden Augen sich in den Spalten der „München-Augsburger Abendzeitung“ vom 5. Januar und des „Simplicissimus“ vom 20. Januar 1913 stolz erhebt:

Prophet Ali Mahommed,
Doktor der Hindu-Philosophie und Aegyptischen Geheimwissenschaft.

Mächtiger Ratgeber und Beherrscher des Geistes ist nach einer Pilgerfahrt durch verschiedene Länder in das von ihm auserwählte Heim zurückgekehrt. Er ist nicht ein Anfänger in seiner Kunst, denn er ist alt und grau geworden in Erfüllung seiner Aufgabe, die Geschicke von Menschen und Nationen vorauszusagen. Dieser Mann hat viele Nachahmer gefunden, doch die Presse und die Völker aller Nationen erklären denselben als einzig dastehend. Derselbe erbietet sich, Ihnen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu enthüllen, zeigt Ihnen den Weg, um Irrtümer zu vermeiden, hilft den Bedrängten und stellt Ihnen seine Weisheit zur Verfügung, welche das Gespräch der Welt geworden ist. Lesen Sie, was andere über ihn sagen, und schreiben Sie dann um einen Probe-Lebensbericht, welcher Ihnen gratis zugesandt werden wird.

Mr. S. D. Edge, Gewinner des Gordon-Bennet-Cups, 1912: „Geradezu wunderbare Enthüllungen einer Wissenschaft, welche leider teilweise noch nicht verstanden wird, aber welche eine Menge von Ueberraschungen und Voraussagungen von staunenswerter Pünktlichkeit enthält.“ . . .

„Unglaublich“, sagt Dr. Clifton Bingham, „dass jemand so begabt sein kann wie dieser Mann, das Leben der Menschen zu enthüllen, ohne dieselben gesehen zu haben.“

Senden Sie kein Geld, sondern nur Ihren Namen und Adresse in eigener Handschrift, sowie Ihre Geburtsangabe. Ferner ob Dame oder Herr, ob verheiratet oder ledig. Wenn Sie wünschen, legen Sie 50 Pfg. in Briefmarken bei für Porto und Schreibgebühren. Alle Briefe nach England müssen mit 25 Pfg.-Marke versehen sein.

Man schreibe seinem Sekretär Roberts Morley, 23 Bedford Street, Strand, London, W.C. 2.

Auf derselben Seite der „München-Augsburger Abendzeitung“ findet sich auch Prof. Roxroy ein, dessen Gebaren an dem gleichen Tage von ihrer großen liberalen Schwester, den „Münchner Neuesten Nachrichten“, als „ausländischer Schwindel“ bezeichnet wird. Beide Annoncen zusammen machen fast den dritten Teil der Seite aus. Da sich aber das Angebot nach der Nachfrage richtet, und das Bedürfnis gewisser Kreise Münchens, den Schleier der Zukunft zu lüften, im Steigen ist, so haben sich kluge Schüler der Roxroy, Postel, Ali Mahommed usw. bereits in den intelligentesten Vierteln der Stadt etabliert. Nach der „Augsburger Postzeitung“ vom 8. Januar 1913 findet sich in der „Münchener Zeitung“ vom 4. Januar ds. Js. folgendes Inserat: „Belehrungen in Astrologie und Auskunft in allen Fragen briefl. durch Adresse: Stern von Osten. München, Post . . .“ Ferner konnte man in den „Münch. Neuesten Nachr.“ Nr. 365 vom 25. Aug. 1910 lesen: „Geburtsastrologie. Sterndeutung. E. S. Kurfürstenstraße Nr. . . .

Dieselbe Presse, die alles Uebernatürliche leugnet,ködert hier ihre Leser mit dem übernatürlichen „non olet“.

Wer nun an einen dieser Propheten und Weisen und Zauberer schreibt, der erhält ein längeres Schreiben mit vielen Höflichkeiten, Liebenswürdigkeiten, geheimnisvollen Andeutungen über die besondere Eigenart seines Schicksals und die wiederholte dringliche Einladung, sich eine ganz gründliche Darlegung seines Schicksals und Charakters zu verschaffen und die dazu nötigen 20 oder 30 oder 40 ℳ einzusenden. Ich habe zwei solcher Schreiben „Prof. Roxroys“ an schicksalswißbegierige Damen (natürlich!) gelesen. Sie sind voll der plattesten Allgemeinheiten und leersten Versprechungen, aber voll von Weisheit, Erhabenheit und Geheimniskrämerei. Wer sich dann mit dem Londoner Astrologen in eine Korrespondenz einläßt, ist binnen kurzem ein gut Stück Geld los. Wer nicht antwortet und auf die Vorschläge nicht eingeht, der bekommt nacheinander drei, vier, fünf dringende Briefe von Roxroy, in denen jedesmal das „Honorar“ tiefer und tiefer herabgesetzt wird. Bei den Anderen ist es ähnlich.

Es gibt in Deutschland und Oesterreich und besonders in England und Nordamerika regelrechte „Astrologische Gesellschaften“ und eine Menge astrologischer Zeitschriften, so den „Zodiakus“ in Deutschland. Und der Astrologe Brandler-Pracht hat eine mehrbändige „Astrologische Bibliothek“ herausgegeben. Ich habe in Wien jahrelang das Denken und Treiben der dortigen Astrologen (auch in Wien gibt, bzw. gab es eine „Astrologische Gesellschaft“!) studiert und in ihrem Kreise verkehrt. Es sind zwar fast meist Personen ohne jede wissenschaftliche Bildung, aber lauter idealistische, ehrliche, achtbare Charaktere, die aufrichtig an ihre „Kunst“ glauben. Diese redlichen, gläubigen „Astrologen“ lehnen die Schwindel-Reklame des „Roxroy und seiner Spießgesellen“ entschieden ab. So kürzlich Brandler-Pracht in seiner theosophisch-okkultistischen Zeitschrift „Prana“ (November 1912). Gleichwohl aber sind diese Astrologen und Okkultisten bei all ihrer Gutgläubigkeit mittelbar mitschuldig an jenem schmählichen Schwindel, der Aberglauben sät und die Dummheit der Halb- und Viertelgebildeten betrügerisch ausnutzt.

Im Interesse der Vernunft und des Geschmackes muß gegen diese Astrologen-Reklame protestiert werden. Tausende solcher Annoncen, die natürlich schweres Geld kosten, führen jenen dunklen Londoner Existenzen das Geld deutscher Dummköpfe zu. Unter denjenigen Blättern, aus deren Spalten diese Zauberer und Propheten auf ihre Opfer lauern, bilden die überwiegende Mehrzahl gerade jene „aufgeklärten“, „hellen“, über „Glauben“ und „Kirchentum“ hoch erhabenen Organe von „Bildung und Besitz“, die sich nie genug entrüsten können über „römischen Aberglauben“, „ultramontane Inferiorität“, „jesuitische Volksverdummung“ usw. Auf welcher Seite da die wirkliche Volksverdummung praktiziert wird, braucht hier nicht mehr untersucht zu werden. Die angeführten Dokumente sprechen von selbst. Von der abstoßenden Ausländerei, die in „unentwegt nationalen“ Blättern mit diesem Astrologenkult verbunden ist, wollen wir erst gar nicht reden. Es ist das eine Schmach für das sogenannte „Volk der Denker“, eine Schmach für das ganze deutsche Volk und eine Schande für jene weitherzige (um nicht zu sagen: gewissenlose) Presse, die solche Dokumente der Dummheit in ihre Spalten aufnimmt. Zu meiner Freude habe ich in keinem einzigen katholischen Blatte solchen schmählichen Unsinn gefunden.

Vermittlungsvorschlag in der Jesuitenfrage.

Von Domkapitular Prälat Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Es kann der Beste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Hinter obiger Ueberschrift steht in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau“ schon ein Fragezeichen. Das von mir vorausgeschickte Wort des Dichters verrät, daß ich beabsichtige, eine ablehnende Antwort zu begründen. Für diese Ablehnung sprechen prinzipielle Gesichtspunkte sowie praktische Umstände. Herr Erzberger hat sie selber schon angedeutet. „Gerechtigkeit auf Probe und Wohlverhalten ist ein neues Element in der Gesetzgebung“, sagt er. Und wir fügen bei, da die Annahme einer Art Begnadigung, und gar noch einer bedingten, schon ein Geständnis der Schuldbarkeit wäre und einer Verschuldung der Jesuiten, müssen wir den falschen Anklägern gegenüber diese Vermittlung mit erbitterter Entrüstung abweisen, zumal auch nicht einmal ein Versuch eines Gerichtsverfahrens angestellt worden ist. Durch Anerkennung einer solchen Vermittlung würden wir auch dazu beitragen, das geschichtliche Ruhmeswort „Es gibt noch Richter in Berlin“ zu Schanden zu machen.

In bezug auf die praktische Seite der Sache bemerkt am Schlusse seines Artikels Herr Erzberger: „Das offene Wort und das ehrliche Bestreben Delbrücks und der hinter ihm stehenden Kreise sei gerne anerkannt, aber erst die nächsten Wochen werden zeigen, ob er damit in jenen Schichten Anklang finden wird, die beim Worte Jesuiten schon von ‚Heulen und Zähneklappern‘ befallen werden.“

Wochenlang braucht man da nicht zu warten. Hat doch selbst — wir wollen die nachstehend erwähnten Herren im üb-

rigen außerhalb des Vergleiches stellen — Herr Oberkonsistorialpräsident Dr. von Bezzel über die „Gegenreformation" der Jesuiten sich nicht ganz beruhigen können, und sah auch Frhr. von Pechmann noch auf den Jesuiten den „Schatten der Gegenreformation", die nach der vom Herrn Hofprediger Faber aus Berlin zu Speyer im Jahre 1904 auf der Generalversammlung des „Evangelischen Bundes" gehaltenen Predigt „mit unmenschlicher Grausamkeit" eine „weite Wüste gelegt" haben soll „zwischen Rom und Wittenberg".

Solches „Heulen und Zähneklappern" ist speziell bei dem „Evangelischen Bunde" heimisch. Herr Professor Tschackert zum Beispiel schreibt in seinem „Modus vivendi" S. 24 (München bei Oskar Beck 1908): „Ich habe da Reden gehört, über die ich mich geschämt habe. Auf einer Hauptversammlung wetterte ein Hauptprediger gegen den Ultramontanismus, daß die Wände hätten zittern mögen — lauter Phrasenschwall, der von der Menge der Zuhörer mit Jubel aufgenommen wurde; verhetzt ging man auseinander. In einer mittleren Universitätsstadt redete vor einer gebildeten Versammlung von Männern und Frauen ein Wanderredner. Er hatte sich, wie man vermuten mußte, erst auf der Eisenbahnfahrt Zeitungsschnitzel aus ultramontanen Winkelblättern zusammengelegt. Darüber und dagegen redete er triviales Zeug und meinte, den Ultramontanismus zu treffen; wir schlugen die Augen nieder. Es war ein reiner Hetzabend." (Wie in Speyer 1904.)

Ebenso ging es auf der sechsten Generalversammlung des „Evangelischen Bundes" vom 21.—25. August 1904 in Speyer zu, was wir selbst miterlebt haben. (Vgl. die lib. „Speyerer Ztg." aus diesen Tagen; die Predigten sind gedruckt erschienen im Verlag des „Evangelischen Bundes".) Bis zu welchem Siedegrad die „Evangelische Bundes"-Seele am Schlusse erhitzt war, geht aus folgender Resolution hervor: „Der Grundsatz der religiösen Toleranz ist dank dem Geiste des evangelischen Bekenntnisses öffentliches Recht geworden. Unter seinem Schutze, ja unter der Uebertreibung des Prinzips bis zur Verwechslung der Toleranz mit Parität hat die römische Kirche im Leben der Gegenwart eine Stellung erlangt, welche weder der Zahl ihrer Mitglieder noch dem Wahrheitsgehalt ihrer Lehre entspricht."

Eine solche Resolution zu treffen, und zwar in der Pfalz, wo die lutherischen und calvinischen Protestanten vierzig Jahre lang unter den abwechselnd lutherischen oder calvinischen Kurfürsten Otto Heinrich, Friedrich III., Ludwig VI. und Johann Casimir einander grimmig bekämpft haben, in der Pfalz, wo im „Katechismus für die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche der Pfalz" trotz dieser epitheta ornantia die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, von der Gottheit Christi preisgegeben und die Abendmahlslehren aller drei Reformatoren verworfen und durch eine ganz eigene pfälzisch-liberale Abendmahlslehre (Frage 62) ersetzt ist, ich sage, zu Speyer nun eine so geschichtsfälschende, intolerante, verfassungswidrige Resolution zu fassen, und sie noch mit Stolz als „Hauptkundgebung" mit allgemeinem Jubel zur Annahme zu bringen, das ist ein tatsächlicher Beweis dafür, daß der „Evangelische Bund" auch die sonst ruhigsten Kreise der protestantischen Bevölkerung in einen Zustand geradezu krankhafter Verhetztheit gebracht hat. Und darin sehen wir für den Delbrückschen Vermittlungsversuch die Gefahr der Vereitelung.

Arm in Arm mit dem „Evangelischen Bunde" geht der Liberalismus. Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei scheut sich nicht, in seinem offenen Schreiben (Berlin, im Januar 1913) von der durch das Zentrum „mutwillig aufgerollten" Jesuitenfrage zu reden und die Gesellschaft Jesu als „eine internationale, dem Reiche feindliche Partei", im offenen Widerspruch mit der tatsächlich erwiesenen Wahrheit zu bezeichnen. Welches Zeichen von Verhetztheit und Verhetzung! Vermittlung unmöglich!

Sogar die konservativen Protestanten können diesem geistbetörenden Fanatismus sich nicht ganz entziehen. Der Abgeordnete v. Heydebrand z. B. meinte zu Düsseldorf in einer Versammlung der Konservativen des Rheinlandes, daß man sich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge schwer zu einer Befürwortung des Standpunktes des Zentrums in der Jesuitenfrage verstehen könne („Augsburger Postzeitung", Nr. 29). Der konservative „Bayerische Volksfreund" (Nr. 5) erklärt, „daß die evangelische Kirche einstweilen ihre Stimme gegen die Jesuiten erhebe, um unnötigen Kampf und Streit, der von der Tätigkeit der Jesuiten zu erwarten sei, zu verhindern. Der „Volksfreund" sagt wörtlich: „Daß dieses eine wohlbegründete Ueberzeugung ist, aus der heraus man mit ganzer Seele und bestem Gewissen für das Jesuitengesetz eintreten kann, scheinen Männer wie Jatho, scheinen die ultramontanen Jesuitenfreunde, scheinen die Sozialdemokraten nicht begreifen zu können. Es ist interessant, in welchen Kreisen sich die Freunde der Aufhebung des Jesuitengesetzes finden." Auch die „Kreuzzeitung" (deren Nummer mir entgangen ist) hat sich kürzlich gegen die Abschaffung des Jesuitengesetzes ausgesprochen. Wie verhetzt müssen selbst die Konservativen sein, wenn vernünftige Stimmen, wie solche, auf die der Abgeordnete Geheimrat Porsch in seiner Landtagsrede hingewiesen hat („Augsburger Postzeitung", Nr. 23), keinen Eindruck mehr machen.

Um so mehr Eindruck machen Flugblätter, wie Geheimrat Porsch eines in Wiesbaden gesehen hat, und worin es heißt: „Wenn das Jesuitengesetz aufgehoben würde, so würde eine Sturmflut ausländischer Jesuiten über Deutschland sich ergießen", und Hetzereien, wie z. B. die der „München-Augsburger Abendzeitung", die in Nr. 13, S. 2, ohne sich zu schämen, Weiterlé kurzweg zu einem Jesuiten macht, obgleich es in Salamanka, wo Weiterlé seinen Jesuitismus gelernt haben soll, gar keine Jesuitenanstalt gibt, oder wie das Fremdwörterbuch von Fritz Fink (Euler in Braunschweig), wo „Rodiers: Jesuit, Schleicher" „verdeutscht" wird.

Einen Weltrekord erreicht jedoch Dr. B. Kunze, Professor der Theologie an der Universität Berlin, der unter dem 9. Januar in Nr. 9 des „Tag" in einem Aufsatze „Der Jesuitenantrag, eine Kraftprobe", die Katholiken warnt vor der „Pest" des Jesuitismus. Dieser ist dem Herrn Professor der protestantischen Gottesgelehrtheit aus der Hauptstadt deutscher Intelligenz: „ein raffiniertes System der Heuchelei im Namen der Religion, unehrenhaft bis ins Mark, revolutionär gegen die Staatsordnung und bis zum Skandal unmoralisch, ein geradezu dämonisches Seelengift, der Affe Gottes, die Fratze jeder Menschlichkeit. . . . Das Jesuitentum ist für die große Mehrheit des deutschen Volkes das Widerspiel alles Deutschtums, Christentums, Menschentums . . ." usw.

Es ist schwer zu begreifen, wie Herr Abgeordneter Erzberger, nachdem schon seine Kollegen Geheimrat Porsch und Graf Praschma über diese „evangelische" Kraftprobe gesagt haben: „Ja, nimmt man irgendwelche Rücksicht darauf, wenn von anderer Seite in der rücksichtslosesten Weise der konfessionelle Friede der Katholiken gestört wird, wenn beispielsweise von einem Berliner Universitätsprofessor, der obendrein Ethik und Dogmatik lehrt, uns gegenüber Ausdrücke gebraucht werden, von denen Graf Praschma mit Recht sagt, daß sie nur auf bösartige Beschimpfungssucht oder bodenlose Unkenntnis zurückzuführen sind" — es ist schwer zu begreifen, wenn man solche Kunzesche „Kraftproben" des berühmten Bethmannschen „evangelischen Volksempfindens" kennt, wie Herr Abgeordneter Erzberger den Vermittlungsvorschlag Delbrück als möglicherweise zu prüfenden aditus ad pacem auch nur andeuten konnte.

Sichere Garantien verlangt Herr v. Heydebrand, daß der konfessionelle Friede von den Jesuiten nicht gestört werde, dann könne die konservative Partei zu einer Begnadigung der Jesuiten auf Probe ihres Wohlverhaltens eingehen. Allein, wer gibt denn uns Katholiken sichere Garantien gegen „Kraftproben des evangelischen Volksempfindens", wenn ein Jesuit einen Vortrag hält und ein katholisches Wort fallen läßt? Hat doch der Herr Abgeordnete Erzberger in seinem Emmericher Vortrag die krankhafte Reizbarkeit dieses „evangelischen Volksempfindens" erfahren müssen. Der protestantische Pfarrer Herr Dolde aus Ennabeuern in Württemberg sieht sich veranlaßt, im „Ulmer Volksboten" (Nr. 6) Herrn Erzbergers Rede gegen den Vorwurf einer Hetzrede, eines „Faustschlages ins Gesicht" und eines „Fußtrittes ins Genick", weil er die evangelische Lehre als „Irrtum" bezeichnet habe, in Schutz zu nehmen.

Einem so krankhaft reizbaren, zu Ausbrüchen à la Speyerer „Hauptkundgebung" und Kunzescher „Kraftprobe" fähigen „evangelischen Volksempfinden" können wir das erprobte Wohlverhalten der Jesuiten nicht aussetzen. Wir haben keine Garantien dafür, daß dieses „evangelische Volksempfinden" durch evangelische Bundeshetzer, Abendzeitungsleute, durch Herren à la Fink und Kunze bei einem Jesuiten nicht einmal zu Szenen nach der Fabel von Wolf und Lamm aufgestachelt wird. „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Staatsstreich in Konstantinopel.

Die europäische Diplomatie hat Pech; es kommt immer ein Gewitter über die Heuernte. Als sie zur Verhinderung des Krieges auszog, brach er justament los, und als sie die schöne Formel vom status quo fertig hatte, rannten die Balkanstaaten den alten, morschen Status über den Haufen. Ebenso empfindlich ist die neueste Ueberraschung. Das Ministerium Kiamil Pascha hatte sich nach langem Hängen und Würgen entschlossen, auf die Kollektivnote der Mächte einzugehen und auf Adrianopel zu verzichten. Aber als die türkischen Minister gerade die entgegenkommende Antwort zu Papier bringen wollten, am Nachmittag des 23. Januar, da stürmte plötzlich der Jungtürkenheld Enver Bey in den Saal, forderte die Minister zum Rücktritt auf, erhielt alsbald das Rücktrittsgesuch der Minister, die angesichts der eingedrungenen Volksmenge und der Leiche ihres Kollegen Nasim Pascha auf Weiterungen verzichteten, fuhr mit dem erpreßten Papiere zum sogen. Sultan Mohamed V. und im Handumdrehen war der jungtürkische General Mahmud Schewket, der Entthroner Abdul Hamids, zum Großwesir und Oberkommandierenden ernannt. Die neue Parole lautete: Adrianopel oder den Tod! Die Hauptstadt nahm den großen Erfolg der kleinen Revolution mit fatalistischer Ruhe hin.

Natürlich sagen wieder einige Zeitungen, das sei eine „Niederlage" der europäischen Diplomatie im allgemeinen oder gar der deutschen Staatskunst im besonderen. Statt Niederlage sollte man lieber sagen: ein unangenehmer Rückschlag in den Friedensbestrebungen. Die Diplomatie hatte es mit Recht als ihre Aufgabe betrachtet, die Türkei zu jener Nachgiebigkeit zu erziehen, die für den Abschluß des Krieges notwendig war und ist. Dazu gehört auch der Verzicht auf Adrianopel, denn es steht zweifellos fest, daß die Bulgaren sich nicht anders beruhigen lassen, und daß auch die Befriedigung Rumäniens nicht eher möglich wird, als bis die Bulgaren Adrianopel haben. Es war also ganz recht und weise, daß die Großmächte der Türkei den Verzicht auf Adrianopel möglichst nachdrücklich anrieten. Dieser Ratschlag behält auch jetzt noch seine volle Geltung und wird hoffentlich auch noch seine Wirkung üben. Dem türkischen Volke und dem Heere (d. h. den Offizieren) die Notwendigkeit des Nachgebens klar zu machen, war Sache der türkischen Regierung. Kiamils Genossen glaubten nun durch die Bekanntgabe ihres stufenförmigen Zurückweichens vor dem Druck der Mächte und durch den friedlichen Beschluß der extra einberufenen Notabelnversammlung die Gemüter soweit vorbereitet zu haben, daß sie ohne Gefahr der Meuterei oder Revolution das Opfer riskieren könnten. Sie hatten aber offenbar die Rührigkeit und Entschlossenheit der jungtürkischen Partei unterschätzt. Die letztere wurde nicht allein von Patriotismus getrieben, sondern auch von dem Bestreben, bei dieser Gelegenheit wieder die Herrschaft an sich zu reißen, die sie im vorigen Sommer durch das kräftige Auftreten der alttürkischen Liga verloren hatte. Mit einem Racheversuch der Jungtürken mußte das Ministerium Kiamil doch seit Wochen rechnen. Aber es sorgte nicht einmal für eine gehörige Torwache an seinem Heim. Mit einer Handvoll Kampfgenossen konnte Enver Bey sich den Eintritt in den Ministersaal erzwingen. Die Sorglosigkeit ging sogar über die gewohnten orientalischen Sitten hinaus, sodaß alsbald der Verdacht auftauchte, es liege ein abgekartetes Spiel vor, und Kiamil sei gar nicht unglücklich darüber, daß ihm die Verantwortlichkeit für den schmerzhaften Frieden abgenommen werde. Dieser Vermutung widerspricht die Tatsache, daß der Kriegsminister Nasim Pascha und dessen Begleitung beim Widerstand gefallen sind, und Kiamil Pascha vier Tage später einen Schlaganfall erlitt. Die neue Regierung läßt sagen, den Tod des Kriegsministers habe der Uebereifer eines Adjutanten veranlaßt habe. Aber im Grunde genommen ist es gar nicht unnatürlich, wenn der Kriegsminister von einem feigen Rückzug weniger wissen will, als seine zivilen Kollegen, und wenn die jungtürkischen Empörer ihre Wut gerade gegen den Mann richten, der ihnen am verhaßtesten ist. Ob nun Kiamil und Genossen gern oder aus Angst sich dem Diktat der Eindringlinge unterworfen haben, ist ja für uns Nebensache. Jedenfalls hat die Friedenspartei in Konstantinopel sich vorläufig zu schwach erwiesen, um den Ansturm der vereinigten Jungtürken, Haudegen und Softas abzuwehren. Ein interessanter Zug in diesem Stambuler Kaleidoskop ist nämlich die Erscheinung, daß die „aufgeklärten" Jungtürken, die mit dem ganzen Unglauben der westländischen Philosophie und Freimaurerei durchtränkt sind, sich mit den beschränktesten Fanatikern des Korans zu verbünden wußten.

Eine Niederlage hat also nur das alttürkische Ministerium erlitten. Die Jungtürken haben wieder die Macht in Händen, — vorläufig. Es hat sich in Konstantinopel eine „Regierung der nationalen Verteidigung" gebildet, gleichwie in Paris im September 1870. Aus dieser Erinnerung ergibt sich schon, daß es nichts Ungewöhnliches ist, wenn nach militärischen Niederlagen das dafür verantwortliche Ministerium hinweggefegt wird, und Leute ans Ruder kommen, die das Vaterland retten wollen. Das bedeutet eine Verzögerung des Friedensschlusses, aber ob es eine Vereitelung bedeutet, muß sich erst zeigen. Gambetta hatte 1870 in dem reichen Frankreich riesige Hilfsmittel, und der Neid muß ihm lassen, daß er sie meisterhaft ausgenützt hat. Trotzdem hat er das Kriegsglück nicht zu wenden vermocht. Die neuen türkischen Machthaber besitzen nur geringe Hilfsmittel und werden bald auf große Schwierigkeiten stoßen. Die Flotte ist ohnmächtig, die Armee ermüdet und nicht ganz zuverlässig. Im Lager von Tschataldscha soll sich schon eine Gegenrevolution gegen das neue Regime vorbereiten. Geld fehlt ganz und gar. Es heißt in der englischen Presse, die Freimaurerei und Judenschaft habe den gesinnungsverwandten Jungtürken Geld zur Verfügung gestellt; aber bei der höchsten Einschätzung dieser internationalen Beziehungen glauben wir doch nicht an das Risiko von den vielen Millionen, die zur Fortsetzung des Krieges gehören. Aus Konstantinopel wird auch bereits gemeldet, daß die neue Regierung es mit einer inneren Anleihe versuchen wolle. Es muß schon eine Zwangsanleihe sein, wenn auch nur ein Wochenbedarf herauskommen soll; wo nichts ist, kann auch der Großwesir nichts erpressen. Je schärfer man die Geldpresse anzieht, desto eher wird im Volk die Kriegslust und die Hoffnung gedämpft werden.

Es scheint fast, als ob die Schwierigkeiten der neuen Regierung schon sofort zum Bewußtsein kommen. Denn von der Aufkündigung des Waffenstillstandes, der Rückberufung der Londoner Unterhändler und überhaupt von der bündigen Proklamation des Kampfes bis aufs Messer hat sie wohlweislich Abstand genommen, obschon das die logische Folge des Staatsstreiches gewesen wäre. Im Gegenteil erklärt sich die angebliche Regierung der muselmännischen Verzweiflung zur Fortsetzung der Friedensverhandlungen recht laut bereit.

Daraus erklärt es sich auch, daß man vorläufig rings umher sich auf das Abwarten verlegt. Auch bei den Balkanstaaten herrscht eine heilige Scheu vor der Fortsetzung des Krieges. Nur unter dem Drucke der letzten Ereignisse in Konstantinopel haben ihre Delegierten in London beschlossen, die Verhandlungen abzubrechen.

Die zünftigen Schulmeister von Europa müssen nun, da ihnen der fortgeschrittene Zögling Kiamil durch die Lappen gegangen, ihre Kunst an dem vorläufig noch ungebärdigen jungtürkischen Ministerium versuchen. Sie wollen auch dieser Geduldsprobe sich unterziehen.

Der nächste Schritt der Mächte wird wohl eine Flottendemonstration in den türkischen Gewässern sein. Aus England, Frankreich und Italien liegen bereits dahingehende Meldungen vor. Rumänien hat wegen seiner Ansprüche an Bulgarien „dringende" Vorstellungen gerichtet. Beide Staaten verhandeln jetzt wieder.

Die einzige Sorge ist nur der russische Panslavismus. Rußland soll an die Kollektivnote der Mächte noch eine besondere Drohung angehängt haben, und zwar die schwerwiegende Drohung eines Einmarsches über den Kaukasus. Wenn nun die neue Stambuler Regierung die Uebergabe von Adrianopel ablehnt, wird dann Rußland in Armenien einfallen oder wird es gar vom Schwarzen Meer aus Konstantinopel bedrohen? Das ist die ernste Frage, die an den Börsen arge Kursstürze und in den Gemütern viel Besorgnis auslöst. Aber erstens steht noch nicht fest, ob wirklich eine solche Drohung erfolgt ist, und zweitens ist zwischen Androhen und Vollbringen noch ein weiter Schritt. Unsere Regierung läßt soeben durch die „Nordd. Allg. Ztg." halbamtlich erklären, es bestehe „tatsächlich kein Grund zu der Annahme, daß einzelne Mächte das Konzert verlassen wollen, um in die Entwicklung der Dinge im Orient nach eigenem Ermessen einzugreifen". Auch in der jüngsten halbamtlichen Kundgebung von Petersburg wird nur der entschiedene Wille betont, die Kämpfe zum Abschluß zu bringen, aber nicht mit einem Einmarsch russischer Truppen oder einem sonstigen Eingriff gedroht. Daß Rußland öffentlich die unbedingte Erklärung abgebe, auf keinen Fall eingreifen zu wollen, kann man unter den obwaltenden Umständen nicht erwarten. Es liegt ja gerade im Interesse des Friedens,

daß die türkische Regierung den ganzen Ernst der Lage erkennt und sich auch darüber klar wird, welche Gefahren der asiatischen Türkei drohen, wenn man in Europa alles auf die eine Karte Adrianopel setzt. Für die Friedensmächte bleibt also nichts anderes übrig als das Arbeitsprogramm, das soeben die „Nordd. Allg. Ztg." aufstellt: Bewahrung der Einigkeit unter den Großmächten und Fortsetzung ihrer gemeinschaftlichen Arbeit zur Wiederherstellung des Friedens, — unter Festhalten an der bisher beobachteten Neutralität, so daß Zwangsmaßregeln gegen die Türkei nicht in Frage kommen. „Es bleibt, im Interesse der Einigkeit unter den Großmächten, nur das Weitergehen auf dem Wege gemeinsamer diplomatischer Einwirkung, um neue Feindseligkeiten zu verhüten oder, falls dies unmöglich, sie örtlich und zeitlich einzuschränken." Imposant ist dieses Programm freilich nicht; aber wer weiß etwas Besseres? Wenn linksliberale Blätter in ihrer Geistesverwandtschaft mit den Jungtürken unserer Regierung Vorwürfe machen wegen ihrer Beteiligung an der Kollektivnote und fordern, daß wir der Türkei zur Behauptung von Adrianopel verhelfen sollen, so treiben sie türkische Politik oder auch freimaurerische Politik, aber keine deutsche Politik, keine Friedenspolitik und nicht einmal eine Vernunftpolitik. Wer den Frieden will, muß die unterlegene Türkei zur Nachgiebigkeit erziehen. Sollte die Aufteilung der asiatischen Türkei durch die Verbohrtheit der jungtürkischen Regierung in Gang gebracht werden, so wäre es für Deutschland sehr unangenehm, und es würde uns viel Sorge, Risiko und Mühe machen, dabei unsere Interessen zu wahren. Aber daß Deutschland außer seinen eigenen Kastanien auch noch die der Türken aus dem Feuer holen solle, kann kein Realpolitiker verlangen oder erwarten.

Zur inneren Lage.

Wenn die hochpolitischen Verhältnisse so sehr angespannt sind, wird die innere Politik in die zweite Reihe gedrängt. Das ist natürlich und im allgemeinen nicht gefährlich; denn im Innern läßt sich das meiste nachholen, während in der auswärtigen Politik der Spruch gilt, daß keine Ewigkeit wiederbringt oder gutmacht, was im Augenblick ausgeschlagen oder verfehlt worden ist. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich als nächste Moral, daß man höchst vorsichtig und noch einmal vorsichtig sein muß, ehe man der Regierung in ihrer folgenschweren hochpolitischen Aktion irgendwelche Schwierigkeiten macht.

Eine weitere Folge der außergewöhnlichen Lage Europas werden wir zu spüren bekommen, wenn die neue Militärvorlage erscheint. Es ist kein Zweifel mehr, daß aus den langwierigen Verhandlungen zwischen den militärischen und den finanzpolitischen Fachmännern neue beträchtliche Forderungen zur Vervollkommnung unserer Wehrmacht hervorgehen. Die Ergänzung dazu wird der Entwurf einer hochgespannten Besitzsteuer sein.

Die Blockpolitiker haben der Regierung zugemutet, die Steuerfrage mit der Sozialdemokratie zu lösen. Soll die Umsturzpartei vielleicht auch das Heeresgesetz machen? Je mehr Opfer das Vaterland fordert, desto deutlicher tritt einerseits die Verantwortlichkeit des Großblockgedankens und anderseits die Notwendigkeit einer einträchtigen Position der bürgerlichen Parteien zutage. Daher gebietet der Patriotismus den Verzicht auf Rache für 1909 und auf den zersetzenden Kulturkampf. Mit der Besitzsteuer und Heeresvorlage sollte man sogleich die Aufhebung des Jesuitengesetzes verbinden, nicht etwa wegen eines Kuhhandels, sondern lediglich zur Verstärkung des so notwendigen inneren Friedens und Konzentration der Kräfte, wodurch auch die deutsche Wehrkraft und Weltstellung erhöht werden. Die Bündlerpresse hatte arglistig die verfrühte Nachricht verbreitet, daß die Regierung mit Zentrumsführern verhandle über Abbau oder Suspension des Jesuitengesetzes. Das offiziöse Dementi unserer „furchtlosen" Reichsleitung muß den Kulturkämpfern doch etwas unbequem sein! Der Prozeß der Gärung und Klärung braucht Zeit, er ist aber im Gange. Unsere Zeit ist ernst. Sie fordert Opfer, sie fordert auch Sammlung aller erhaltenden Kräfte und verbietet die Fortsetzung des frivolen Sports der Jesuiten- und Katholikenhetze.

Winterabend in der Altstadt.

Gaslaternen durch den Nebel spähen,
Kurze Schritte schürfen hin am Steig,
Ganz von fern der scharfe Ruf der Krähen —
Und die Finken schütteln sich im Zweig — —

Kalt und einsam liegen alle Strassen
Hingestreckt in alter Häuser Haft;
An den Fenstern und auf Glasterrassen
Keimen Blumen aus des Frostes Kraft.

Menschen huschen schweigend wie Gespenster
Schnell vorüber bei dem Nebelglanz —
Hinter jedem kleinen, hellen Fenster
Flicht das Wintermärchen seinen Kranz — —

Dr. Hans Besold.

Apostolischer Nuntius Dr. von Frühwirth.

Vom Herausgeber.

Wie amtlich gemeldet wird, hat Prinz-Regent Ludwig von Bayern dem Apostolischen Nuntius am bayerischen Hofe, Msgr. Dr. Andreas Franziskus Frühwirth, Erzbischof von Heraklea, das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone und damit den persönlichen Adel verliehen. Die Auszeichnung ist insofern ungewöhnlich, als ähnliche Ordensverleihungen bisher nur beim Abschluß der Amtstätigkeit eines Nuntius am Münchener Hofe üblich waren. In der Regel erfolgte die Auszeichnung erst gleichzeitig mit der feierlichen Ueberreichung des Abberufungsschreibens. Exzellenz von Frühwirth hat aber die Amtsdauer seiner Vorgänger, die oft nur zwei oder drei, niemals länger als vier Jahre in München blieben, längst überschritten. Schon im Oktober 1907 wurde der ehemalige Dominikanergeneral vom Heiligen Vater auf den Münchener Posten berufen, versieht also sein Amt bereits im sechsten Jahre. Früher war die Nuntiatur ein Durchgangsposten für eine sog. Nuntiatur erster Klasse. Solcher Ehrgeiz hat dem Nuntius Frühwirth stets ferngelegen, wie ja überhaupt die Diplomatenlaufbahn nie das Ziel seines Strebens war.

Ein liberales Münchener Blatt hat gemeint, ein äußerer Anlaß zu der Auszeichnung sei bisher nicht bekannt geworden. Nun, schon die geschilderten Umstände erklären den Vorgang zwanglos. Daß die Auszeichnung kurz nach dem Wechsel in der Regentschaft erfolgte, beweist einesteils, daß der neue Herr in Bayern Wert darauf legte, seinem Wohlwollen und seiner Anerkennung für den Münchener Vertreter des Heiligen Stuhles einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Man könnte die Wahl des Zeitpunktes auch damit in Zusammenhang bringen, daß Seine Heiligkeit Papst Pius X. für den dahingegangenen Prinz-Regenten Luitpold in der Sixtina ein Requiem abhalten ließ, das mit all der Feierlichkeit umgeben war, die nach alter Tradition nur regierenden Fürsten zuteil wird. Der Papst wohnte mit seiner ganzen offiziellen Umgebung dem Requiem und der herrlichen Gedächtnisrede des Msgr. Galli bei und nahm persönlich am Katafalk die Aussegnung vor. Daß dem Staatsministerium des Aeußern bzw. dem neuen Regenten ein diplomatischer Bericht über diesen offiziellen Trauerakt zugegangen ist, versteht sich von selbst. Das Weitere ist eine naheliegende Schlußfolgerung.

Jedenfalls drückt sich in dieser hohen Auszeichnung für einen noch amtierenden Apostolischen Nuntius die rückhaltlose Zufriedenheit mit seiner gesamten Wirksamkeit aus. Selbst liberale Blätter, die wiederholt an einzelnen Schritten des Nuntius nörgelnde Kritik übten und ihn zum früheren „friedliebenden" und „versöhnlichen" Nuntius in Gegensatz zu stellen versuchten, erkennen jetzt unumwunden an, daß Exzellenz von Frühwirth „sich amtlich und außeramtlich den Ruf der Friedensliebe und ruhiger Sinnesart zu erhalten wußte", daß er auch seinen Repräsentationspflichten, die ihm als dem Doyen des diplomatischen Korps obliegen, sehr geschickt nachzukommen weiß. Wenn dieselbe Presse seine Erfolge in Zweifel zieht und bei dieser Gelegenheit über die Aufgaben eines Nuntius — die sozusagen im Widerstreit mit seinem höchsten Herrn liegen sollen — Anschauungen zum besten gibt, die bei allem Anschein von Naivität doch wieder die unausrottbaren „antirömischen" Instinkte verraten, so kann man das Urteil über die wirklichen Erfolge der stets versöhnlichen und schlichtenden, aber im gegebenen Augenblicke auch fest zugreifenden Wirksamkeit des derzeitigen Münchener Nuntius getrost der Geschichte überlassen. Wenn dereinst die Nuntiaturberichte der Jetztzeit den Geschichtsforschern zum Quellenstudium bereitstehen, wird die schwere und

verantwortungsvolle Mission des heutigen Nuntius am Münchener Hofe erst in das rechte Licht treten.

Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten hat in Nr. 44 vom 2. November 1907 der „Allgemeinen Rundschau" dem neuernannten Nuntius Frühwirth eine umfangreiche Bewillkommnung gewidmet. In jenem Artikel war von dem früheren Dominikanergeneral u. a. gesagt: „Eine echte und große, für den Besucher oft peinliche Bescheidenheit und Demut zierte den neuen General, dessen Scharfblick jedoch, wie man in Oesterreich im Andenken an eine bedeutsame Mission Frühwirths noch heute sagt, dicke Wände zu durchdringen weiß". Und an einer anderen Stelle hieß es: „Eine ruhige Bestimmtheit paart sich bei P. Frühwirth mit großer Klugheit. In recht schwierigen Lagen hat sich seine Verhandlungsfähigkeit in glänzendem Lichte gezeigt und volle Erfolge heimgetragen." Diese Eigenschaften hat Nuntius von Frühwirth auch auf seinem Münchener Posten bewährt, mehr noch, als manchen, die nur aus der Ferne urteilen, zum Bewußtsein gekommen sein mag.

Auch noch an eines mag in diesem Zusammenhange erinnert sein. Exzellenz Frühwirth ist, wenn auch österreichischer Nationalität, der erste deutsche, nicht nur deutschsprechende Nuntius, der auf den wichtigen Münchener Posten berufen wurde. Wie sehr die Beherrschung der deutschen Sprache und der deutschen Verhältnisse seinem Wirken in überaus schwierigen Verhältnissen zustatten gekommen ist, läßt sich nur ermessen, wenn man sich für einen Augenblick die Möglichkeit gegenwärtig hält, ein italienischer Prälat habe in den letzten Jahren an seiner Stelle das Amt geführt. — —

Es ist bekanntlich die „Allgemeine Rundschau" gewesen, in deren Spalten eine sehr hochstehende Persönlichkeit zuerst den Ruf nach einem deutschsprechenden Nuntius erhob („Rom und die deutschen Katholiken" in Nr. 35 der „A. R." vom 1. September 1907.) Die entscheidende Stelle jenes Artikels sei hier in Erinnerung gebracht:

„Ich spreche aus dem Herzen von Tausenden treuer, aufrichtiger Katholiken, guter Bayern und Deutschen aller Stände, hoch und niedrig, wenn ich dem Heiligen Stuhle und dem erhabenen Oberhaupte der katholischen Kirche die ehrfurchtsvolle Bitte unterbreite, man möge darauf bedacht sein, auf den für das katholische Deutschland unter Umständen so bedeutungsvollen Posten endlich einmal einen im übrigen weitblickenden Mann zu entsenden, der die deutsche Sprache beherrscht, der in der Lage wäre, in der deutschen Presse und Literatur sich selbständig umzusehen, und im mündlichen Verkehr seine Informationen, unbeirrt durch sprachliche Schranken, überall da suchen könnte, wo es im gegebenen Moment zweckdienlich erscheint."

Dieser Ruf hat damals in der ganzen Presse ohne Unterschied der Farbe und Richtung ein starkes, einmütiges Echo gefunden, und Prälat Dr. Baumgarten konnte in dem bereits erwähnten Willkomm-Artikel (in Nr. 44 vom 2. November 1907) ausdrücklich feststellen, daß die unter Anregung und Führung der „Allgemeinen Rundschau" sich geltend machende Bewegung, die lediglich auf einen der deutschen Sprache mächtigen Nuntius abzielte, ihre Erwartung noch weit übertroffen sah, indem zwischen Papst und Prinz-Regent über die Berufung eines deutschen Nuntius österreichischer Nationalität volles Einvernehmen erzielt wurde. Meminisse juvat.

„Jesuitenpopanz" = „Hexenaberglaube".

Karl Jentsch in der „Zukunft" und in „Nord und Süd".

Der politisch auf dem Boden des Freisinns stehende religiös freigeistige ehemalige Priester Karl Jentsch, der im Jahre 1875 von der katholischen Kirche abfiel und sich bis auf den heutigen Tag als deren unversöhnlicher Gegner bekennt, unterscheidet sich von anderen Apostaten dadurch, daß er bestrebt ist, der Kirche und den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es stets abgelehnt hat, das Nest zu beschmutzen, das ihn einst gehegt und geborgen hat. An zwei beachtenswerten Stellen, im Januarheft 1913 der Monatsschrift „Nord und Süd" (Herausgeber Ludwig Stein in Breslau, 37. Jahrgang, Band 144, Heft 460) und in der „Zukunft" von Maximilian Harden (Heft Nr. 16 vom 18. Januar 1913) geht Karl Jentsch der Jesuitenhetze und den Jesuitenhetzern mit einer herzerquickenden Deutlichkeit zu Leibe.

Der Artikel in „Nord und Süd" betitelt sich „Orthodoxismus und Modernismus". In demselben gesteht Karl Jentsch den deutschen Katholiken zu, nicht gegen den Staat und das Reich seien sie unwahr, wie ihnen ungerechterweise vorgeworfen werde, ihre Vaterlandsliebe und ihre Treue gegen Kaiser und Reich seien keineswegs Heuchelei. Mit scharfen Worten spricht er von den „ungerechten Vorwürfen" und von der „ganzen Kampfesweise der Protestanten gegen Rom". Er habe an anderer Stelle gezeigt, „wie diese unzweckmäßige Bekämpfung und Polemik keinen anderen Erfolg haben kann, als daß sich die Katholiken sagen: wo so unverschämt gelogen und so ungerecht gehandelt wird, da kann die Wahrheit nicht sein." Als Beispiel weist er auf die Jesuiten und ihre Behandlung durch die Gegner hin und schreibt: „Ich bin kein Freund der Jesuiten; sind sie doch die Vertreter des starrsten Orthodoxismus und aller päpstlichen Anmaßungen. Aber was wahr ist, muß ich ihnen zugestehen: daß sie, vom uneigennützigsten Eifer beseelt, im 16. Jahrhundert erfolgreich an der Disziplinierung des verwilderten Volkes und Klerus und an der Besserung der Schulen gearbeitet haben, und daß sie sich noch heute bedeutende Verdienste um die Naturwissenschaften erwerben; deutsche Admiräle in den ostasiatischen Gewässern danken ihnen für die Sturmwarnungen ihrer Wetterwarten. Ich stehe ihnen genau so gegenüber wie jenen Naturforschern, deren monistische Dogmen ich bekämpfe, während ich ihre fachwissenschaftlichen Verdienste und ihre Personen hochschätze. Die Untaten der Jesuiten gehören ins Fabelreich, und der Kladderadatsch nasführt seine gläubigen Leser mit seinen Jesuitenbildern ebenso arg, wie er sie mit der angeblich langen Nase des tüchtigen, klugen und erfolgreichen Bulgarenkönigs 20 Jahre lang genasführt hat. Diese tüchtigen und keines Vergehens überführten Männer nun sollen nach dem Wunsche protestantischer Fanatiker einer Behandlung unterworfen werden, die sie auf eine Stufe mit Dirnen, Landstreichern und Verbrechern stellt!"

Unter der Ueberschrift „Der Jesuitenpopanz" leuchtet Karl Jentsch in Nr. 16 der „Zukunft" der im Namen des Protestantismus wie des Liberalismus betriebenen Jesuitenhetze schärfer ins Gesicht, als es bisher jemals von einem erklärten Gegner der Jesuiten geschehen sein dürfte. Auf protestantischer Seite wird es zwar nicht an Leuten fehlen, die es erst recht verdächtig finden, daß ein freigesinnter Mann wie Karl Jentsch den Jesuiten Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hat doch der freikonservative Graf Moltke in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 14. Januar es sehr „merkwürdig" gefunden, daß die radikalsten Freidenker wie Heine und Voltaire (er hätte auch noch Friedrich den Großen nennen können) in gewissem Sinne Lobredner der Jesuiten gewesen seien. Graf Moltke irrt, wenn er glaubt, das Zentrum schäme sich dieser „Bundesgenossenschaft". Wir heben aus dem Artikel Karl Jentsch' in der „Zukunft" nur einige besonders zugkräftige Partien heraus. Nachdem er die historische Entstehung des protestantischen „Jesuitenpopanzes" geschildert, fährt er fort:

„Diesen lieben Popanz mußte der Protestant zu verlieren fürchten, als nach 1848 Jesuiten in Deutschland Missionen abhielten, und kleine Gruppen sich zur Aushilfe in der Seelsorge dauernd niederließen. Jedermann konnte sich jetzt davon überzeugen, daß sie keine Ungeheuer waren, sondern Menschen wie andere Menschen; keine einzige Schandtat konnte ihnen nachgewiesen werden; nicht einmal den Gefallen taten sie ihren Gegnern, den konfessionellen Frieden zu stören: in ihren Predigten gedachten sie der Andersgläubigen mit keinem Wort. Freilich sahen die gerade darin die Friedensstörung; daß es keine Möglichkeit gab, den Jesuiten etwas am Zeug zu flicken, störte ihren Herzensfrieden. Und im Krieg verdienten sich einige Jesuiten das Eiserne Kreuz! Das geht nicht, sagten sich die intellektuellen Führer im Kampf gegen den Katholizismus. Wenn das Volk die Jesuiten als gute und achtbare Menschen erkennt, dann sind wir, die wir sie als Scheusale gemalt haben, ja jämmerlich blamiert. Darum müssen sie dem Publikum aus den Augen gerückt werden. . . .

Bei den Katholiken liegt die Sache umgekehrt. Sie empfinden es als eine persönliche Beleidigung, daß die Kirche, der sie angehören, für fähig gehalten wird, sich einer Rotte von Bösewichtern als Truppe zu bedienen, und wollen sie im Lande haben, nicht, weil sie notwendig sind, sondern, um durch ihre Gegenwart und Wirksamkeit die Jesuitenfabeln zu widerlegen. Sie empfinden es als Beschränkung der Religionsfreiheit, daß einer der Ihren, der in den Orden tritt, dadurch aus dem Vaterland verbannt wird, in dem er nicht gut dauernd verweilen kann, wenn er seine Berufstätigkeit nicht ausüben darf. Und viele lieben den Orden gerade darum, weil er so grimmig gehaßt wird; denn, sagen sie, dieser Haß, der doch eigentlich der katholischen Kirche gilt, ist der beste Beweis dafür, wie nützlich die Jesuiten der Kirche sind. . . .

Die letzte Interpretation des Bundesrats hatte bei mir zunächst eine Heiterkeitsexplosion zur Folge. Musterleistung einer jener Kanzleien à la Metternich oder Kamptz, die vor Achtundvierzig mit so glänzendem Erfolg das Geschäft der Revolutionärzüchtung betrieben. Welches Glück für die verbündeten Regierungen, daß die Jesuitenmoral das Revolutionmachen verbietet! „Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren." Die Monisten und die Sozialdemokraten predigen täglich in Vorträgen und Zeitungen, daß „die Wissenschaft" den Glauben an Gott nicht mehr gestatte. Wenn nun ein Jesuit ein naturwissenschaftliches Thema behandelt und dabei zeigt, daß die aus der Naturwissenschaft gegen den Gottesglauben gezogenen Folgerungen unzuläßig sind, so übertritt er das Gesetz, denn er berührt das religiöse Gebiet. Herr Erzberger ist im Recht: solches Gesetz gibt es außerhalb Deutschlands auf dem ganzen Erdball nicht. Also die Geschichte kam mir urkomisch vor.

Als dann aber wirklich (in Freiburg) einem Jesuiten verboten wurde, allgemein christliche Glaubenswahrheiten in Vorträgen zu behandeln (er hätte es inhaltlich nicht anders gemacht als ein beliebiger Pfarrer, nur wahrscheinlich für den Inhalt eine packendere Form gefunden), und als dann in einer öffentlichen Versammlung in Pforzheim der Jesuitenorden heftig angegriffen, dem Jesuiten Cohausz aber die öffentliche Antwort auf diesen Angriff verboten wurde, da verging mir doch das Lachen; und ich fragte mich, bis auf welche Stufe der vormärzlichen Polizeiwirtschaft der sich als Fortschritt gebärdende Rückschritt, der ja wohl im Blockländle regiert, uns noch zurückführen werde. Daß sogar in Preußen, wo doch die Polizei Dissidentenkinder mit Brachialgewalt in den Katechismusunterricht schleppt, die Nichtexistenz Gottes und der „Christenmythus" öffentlich doziert werden darf, nicht aber der christliche Glaube, wenn sich ein Jesuit dessen unterfängt, reizt doch wieder zur Heiterkeit.

Bei den Katholiken überwiegt natürlich der Unwille; und sie müßten Klötze, Schlafmützen oder Sklavenseelen sein (die Schlafmützigkeit ist ihnen von der protestantischen Polemik, von der preußischen Imparität und im Kulturkampf ausgetrieben worden), wenn sie nicht allesamt aufbegehrten gegen solche Ungerechtigkeit und exzeptionelle Beschränkung der Gewissens- und Redefreiheit. Rücksicht auf die Empfindung der protestantischen Mehrheit soll die Aufrechterhaltung und strenge Durchführung des Jesuitengesetzes gebieten! Man stelle sich vor, daß die Expatriierung von Personen, die einer zufälligen Mehrheit unsympathisch sind, Grundsatz der Gesetzgebung würde! Und ist es denn wirklich die Mehrheit des nichtkatholischen Volkes, die solche Maßnahmen fordert? Ich bin fest überzeugt davon, daß den norddeutschen Bauern, Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, die nie im Leben einen Jesuiten zu sehen bekommen, der Orden so gleichgültig ist, wie er es verdient.

Nur die Macher der öffentlichen Meinung sind es, die sich in diesem Fall, wie in anderen Fällen, als Volk gebärden. Sollte der Jesuitenhaß und die Jesuitenfurcht wirklich hier und da ins evangelische Volk eingedrungen sein, so sind es außer einigen Schundromanfabrikanten die Witzblätter, die ihn hineingetragen haben. Der Herr Reichskanzler mag sich in acht nehmen! Derselbe Kladderadatsch, der allsonntäglich die Jesuiten als einen das Reich bedrohenden Ungezieferschwarm schildert, denunziert auch ihn als eine unsympathische und fürs Vaterland verhängnisvolle Gestalt. Als Modelle für seine Bilder wären übrigens dem Witzblatt die Jesuitenporträts in dem Buch „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?" zu empfehlen (Freiburg, Caritasverlag, 1913). Darin wird erzählt, wie die Jesuiten in den deutschen Kolonien, in denen Belgiens und Hollands, Frankreichs und Italiens, West- und Ostasiens, Nord- und Südamerikas für die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte wirken. Besonders interessant ist, daß auch in den Vereinigten Staaten, wo die Deutschen ihre Sprache so rasch aufzugeben pflegen, in den von Jesuiten geleiteten Pfarreien unsere Landsleute und ihre Kinder deutsch bleiben; was mich, als Patrioten, nötigt (ich habe das Buch erst durchblättert), die Behauptung, die Jesuiten seien heute überflüssig, einzuschränken.

Die deutsche Intelligenz könnte sich ein wenig vor dem Auslande schämen und auf den Popanz verzichten, dessen Kult, wenn auch nicht in der Schrecklichkeit, so doch in der Unvernunft, mit dem Hexenaberglauben in dieselbe Kategorie gehört; dann würde der Jesuitenspektakel verstummen, und kein Mensch würde dadurch einen Schaden erleiden."

Die Stellungnahme des Deutschen Veterinärrates zur Fleischteuerung.

Von Tierarzt J. A. Hoffmann in Bad Ziegenhals (Schlesien).

Auf der XIII. Plenarversammlung des Deutschen Veterinärrates, die vom 17. bis 19. Oktober 1912 in Eisenach stattfand, kamen u. a. auch die augenblickliche Fleischteuerung und die zu ihrer Beseitigung vorgeschlagenen Abänderungen des Reichsfleischbeschaugesetzes zur Sprache. Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte es nicht ohne Interesse sein, die akute Frage der Fleischnot einmal vom rein hygienischen, fleischbeschautechnischen und veterinärpolizeilichen Standpunkt aus beleuchtet zu sehen, zumal sie von der politischen Seite mit dem Stichwort „Schutzzoll" und von der nationalökonomischen mit dem Stichwort „Volksernährung" sowohl in der Tagespresse wie auch in diesen Blättern bereits erörtert worden ist. Aus den Vorträgen der beiden Berichterstatter, des Kreistierarztes Dr. Grebe, Dozenten an der Landwirtschaftlichen Akademie in Bonn, und des Schlachthofdirektors Bockelmann in Aachen, sowie aus der sehr lebhaften Diskussion sei zu diesem Zwecke nach dem in Nr. 45 und 46 der „Berliner Tierärztlichen Wochenschrift" 1912 erschienenen offiziellen stenographischen Bericht über diesen hochinteressanten Verhandlungsgegenstand des Deutschen Veterinärrates in Kürze zusammenfassend folgendes referiert:

Jedes Jahr setzt auf den Märkten im Juni und Juli eine Steigerung der Schlachtviehpreise ein, die in den letzten Monaten des Jahres langsam wieder zurückzugehen pflegt, so daß besondere Gegenmaßnahmen bisher nicht erforderlich gewesen sind. Im Laufe des Sommers 1912 aber haben die Preise eine nie gekannte Höhe erreicht, so daß z. B. ein Pfund Schweinefleisch im Schlachtgewicht rund 20 Pfg. mehr kostete als im Jahre 1911. Was die Ursachen dieser ungewöhnlichen Preissteigerung anlangt, so ist es grundfalsch, alles auf den in bestimmten Zeitungen mehr oder weniger aufgebauschten Mangel an Schlachttieren zu schieben. Denn wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß der Schlachtviehauftrieb um vieles beträchtlicher, und die Fleischqualität der Schlachttiere besser gewesen wäre, wenn im Sommer 1911 nicht die erschreckende Ausbreitung der noch dazu in bösartiger Form auftretenden Maul- und Klauenseuche, die anhaltende Trockenheit, die schlechte Futterernte und die mit ihr im Zusammenhang stehende Preiserhöhung der Kraftfuttermittel Viehhaltung und Viehzucht empfindlich geschädigt hätten, so steht anderseits nach den Ergebnissen der Viehzählung in Preußen am 1. Dezember 1911 (vgl. den diesbezüglichen Aufsatz des Referenten in Nr. 270 der „Schlesischen Volkszeitung" 1912) unumstößlich fest, daß trotz alledem der Viehbestand in Preußen und daher wohl auch in den anderen deutschen Bundesstaaten sich nicht nur auf seiner bisherigen Höhe erhalten, sondern bezüglich der Schweinebestände eine Vermehrung um fast eine Million Stück erfahren hat. Die Statistik der allgemeinen Viehzählung, die am 2. Dezember 1912 im ganzen Deutschen Reiche abgehalten worden ist, wird hierfür sicher noch höhere Zahlen bringen, da für das Jahr 1912, wenn auch nicht die besten, so doch weit günstigere Verhältnisse vorliegen als für 1911. Hierzu kommt noch, daß in Deutschland bisher 95 Prozent des Fleischbedarfs durch die inländische Produktion gedeckt und die deutsche Landwirtschaft hierin noch keineswegs an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist. Anderseits darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Bevölkerung Deutschlands immer noch wächst, die Arbeiterbevölkerung jetzt bedeutend mehr Fleisch verbraucht als früher und das konsumierende breite Publikum entsprechend seiner verfeinerten und verwöhnten Geschmacksrichtung dem Fleische der besseren und besten Schlachtviehklassen den Vorzug gibt. Daß die gesteigerte Nachfrage ein Anziehen der Preise gerade dieser Schlachtviehklassen zur Folge gehabt hat, und daß hierin die übrigen Klassen bald langsam nachgefolgt sind, liegt auf der Hand. Gewiß nutzen die Fleischer an vielen Orten und zu manchen Zeiten diese Lage über Gebühr aus, der größere Teil der Hauptschuld an der Fleischteuerung liegt jedoch an den gewissenlosen Spekulationen und unsauberen Machenschaften vieler Großhändler und Kommissionäre.

Ohne Zweifel handelt es sich daher bei der jetzigen Fleischteuerung nur um einen vorübergehenden Notstand, und zu seiner Beseitigung sind auch nur Maßnahmen vorübergehender Natur erforderlich. Die preußische Regierung hat solche durch den bekannten Erlaß vom 2. Oktober 1912 angeordnet, und der größte Teil der anderen Bundesstaaten ist ihr inzwischen mit ähnlichen Maßnahmen bereits gefolgt. Diese Anordnungen sind von rechts und von links auf der einen Seite als zu weitgehend und auf der anderen als zu engherzig recht scharf kritisiert worden. Abgesehen davon, daß sie einer derartigen Kritik auf jeden Fall ausgesetzt waren, mochten sie lauten, wie sie wollten, ist diese verschiedene Beurteilung jedenfalls ein Beweis dafür, daß die angeordneten Notstandsmaßnahmen sich auf mittlerer Linie bewegen. Am gründlichsten aber haben diese Gegenmaßnahmen eine gewisse Presse enttäuscht, die, wie es auch die am 7. Oktober 1912 in Köln abgehaltene Vorstandssitzung des Deutschen Städtetages tat, zur notwendigen, dauernden Entlastung des Fleischmarktes immer wieder die Einfuhr von gekühltem bzw. gefrorenem Fleisch aus überseeischen Ländern zu ermöglichen und zu erleichtern sucht, indem sie eine Milderung oder gar Aufhebung des § 12 des Reichsfleischbeschaugesetzes vom 3. Juni 1900 verlangt. Dieser Paragraph, mit dem das ganze Gesetz steht und fällt, bestimmt nämlich in seinem ersten Absatz, daß frisches Fleisch in das Zollinland nur in ganzen bzw. halben Tierkörpern eingeführt werden darf, und zwecks einer sachgemäßen tierärztlichen Untersuchung mit den Tierkörpern Brust- und Bauchfell, Lunge, Herz und Nieren und bei Kühen auch das Euter in natürlichem Zusammenhange verbunden sein müssen, eine Forderung, die durch die Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 10. Juli 1902 der gesundheitsschädlichen Finnen wegen bei Rindern auf den Kopf oder den Unterkiefer mit den Kaumuskeln erweitert worden ist.

Ueber den Wert, oder richtiger, Minderwert des Gefrierfleisches und insbesondere über die substantiellen Veränderungen, die frisches Fleisch durch den Gefrierprozeß bei mindestens sechs Grad Kälte und das vor seiner Verarbeitung in der Küche notwendige Wiederauftauen erleidet, hat Tierarzt Dr. Schellenberg in Zürich vor Jahresfrist an dem in die Schweiz eingeführten südamerikanischen, d. h. argentinischen Gefrierfleisch eingehende wissenschaftliche Untersuchungen angestellt und deren Ergebnis im zweiten Heft des „Schweizerischen Archivs für Tierheilkunde" 1912 veröffent-

licht, worauf alle Interessenten hingewiesen seien. Jedenfalls steht infolge dieser Untersuchungen vom gesundheitlichen Standpunkt aus jetzt unumstößlich fest, daß das Gefrierfleisch nach seinem Auftauen, das 24 bis 36 Stunden dauert, infolge seiner bläulichen Farbe, der durch den herausfließenden braunen Fleischsaft schmierigen Oberfläche, der trockenen und strohigen Beschaffenheit, der geschmacklosen Suppe, die es gibt, des widerlichen Beigeschmackes nach den Jutesäcken, in denen es verpackt wird, und seiner raschen Zersetzlichkeit nach den von der deutschen Fleischbeschauwissenschaft aufgestellten und von der deutschen Fleischbeschaugesetzgebung sanktionierten Normen nur als „tauglich, aber im Nahrungs- und Genußwert erheblich herabgesetzt", d. h. minderwertig abgestempelt werden kann. Der geringere Einkaufspreis des Gefrierfleisches, der aber im Verhältnis zu seiner minderwertigen Qualität noch immer zu hoch ist, wird durch die vielen Zutaten, die es zum Braten, der einzigen bei ihm in Betracht kommenden Behandlungsweise, verlangt, mehr als ausgeglichen. Wenn England etwa 40 Prozent seines Fleischbedarfs mit überseeischem Gefrierfleisch deckt, so muß dabei berücksichtigt werden, daß einmal der englische Konsument seit vielen Dezennien sich allmählich an den Genuß des gefrorenen Fleisches gewöhnt hat, was auch bei uns einige Jahre beanspruchen würde und weswegen die gesetzliche Zulassung des Gefrierfleisches zur **sofortigen** Steuerung der Fleischnot erst recht nicht in Frage kommen kann, daß ferner die Transportverhältnisse in England insofern außerordentlich günstig liegen, als das Fleisch zum größten Teile ohne Bahnbeförderung in den Hafenstädten als den großen Industriezentren direkt vom Schiff aus verbraucht werden kann, und daß endlich die Engländer sich über den mangelhaften Fleischgeschmack bekanntlich durch allerhand Geschmackskorrigate wie scharfe Zutaten und pikante Saucen hinwegtäuschen, die unsere Stadt- und Arbeiterbevölkerung nicht kennt, da die deutsche Hausfrau das Fleisch in erster Linie durch einfaches Kochen zuzubereiten pflegt, wozu sich aber das Gefrierfleisch überhaupt nicht eignet. Auch der Hinweis auf die tadellose Beschaffenheit des gefrorenen Fleisches auf den großen Schiffen kann als stichhaltig nicht bezeichnet werden, denn hier kommt das Fleisch aus der Gefrierkammer unmittelbar in die Küche. Die relativ günstigen Ergebnisse, die Kostproben von diesem Fleisch ergeben haben, können die Auffassung von der Minderwertigkeit des ausländischen Gefrierfleisches gegenüber dem frischen Fleische der Heimat noch weniger erschüttern, handelte es sich dabei doch um inländisches Fleisch, das unter ständiger tierärztlicher Kontrolle dem Vereisungsprozeß unterzogen worden war, das weder transportiert noch verpackt wurde und dessen tafelmäßige Zubereitung direkt nach dem Auftauen und mit besonderer Sorgfalt erfolgte. Was nun die **veterinärtechnische Seite dieser Frage** anlangt, so gehört eine **ordentliche** Untersuchung des vereisten Fleisches in den Auslandsfleischbeschaustellen, von denen im ganzen Deutschen Reiche 173 vorhanden sind, aus schon dem Laien einleuchtenden Gründen platterdings in den Bereich der Unmöglichkeit. Aber auch der bakteriologischen Fleischuntersuchung an Stelle der ungenügenden makroskopischen Beschau kann beim Gefrierfleisch das Wort nicht geredet werden, denn zu einer solchen Untersuchung müßten einzelne Fleischteile aufgetaut werden, was zeitraubend und nicht so einfach ist, ferner wäre ein Heer von Sachverständigen nötig, wodurch das Fleisch ganz unnötigerweise verteuert werden würde, und wenn die Untersuchung glücklich abgeschlossen wäre, würde der Tierkörper inzwischen sicherlich verdorben und ungenießbar sein, selbst wenn er am Untersuchungsorte schnell verkauft werden würde, und das wäre noch insofern der günstigste Fall, als das Fleisch einen nochmaligen Gefrierprozeß, wie ihn der Weitertransport ins Inland nötig machte, nicht verträgt. Schließlich ist in **veterinärpolizeilicher Hinsicht** die Möglichkeit einer Einschleppung von bekannten und von neuen Seuchen durch das Gefrierfleisch aus dem Auslande nicht von der Hand zu weisen, wie die Geschichte der übertragbaren Krankheiten eindringlich genug lehrt.

Schon aus gesundem Menschenverstand und nicht in bloßer Liebe zu den „Agrariern" kann die Antwort auf die Forderung einer unverzüglichen Aufhebung des § 12 des Fleischbeschaugesetzes, des Fundamentsteines, auf dem der ganze Wert der musterhaften deutschen Fleischbeschau beruht, aus sanitären, fleischbeschautechnischen und veterinärpolizeilichen Gründen — eine Besprechung aller anderen Bedenken lehnte der Deutsche Veterinärrat als vor seinem Forum unzulässig in kluger Weise von vornherein ab — daher nur in einem kategorischen „Nein" bestehen, und die Frage einer Milderung dieses Paragraphen, d. h. also das Verlangen nach der gesetzlichen Erlaubnis zur Einfuhr von **Fleischvierteln ohne** die oben genannten Eingeweide in natürlichem Zusammenhange mit dem Tierkörper ist mit Rücksicht auf die Bevorzugung, die das überseeische Fleisch gegenüber dem im Inland geschlachteten bei der Fleischbeschau ohnehin schon genießt, indem bei ihm sowohl die Lebendbeschau der Schlachttiere als auch die Untersuchung der übrigen Bauchorgane wegfällt, nur dann diskutierbar, wenn eine den Grundsätzen der **deutschen** Fleischbeschau entsprechende und ihr gleichwertige Untersuchung im Auslande oder an den Grenzen mit Sicherheit gewährleistet ist.

Der Winter.

Den Winter muss man lieben,
Wenn lust'ge Flocken stieben,
Den Schmetterlingen gleich;
Wenn sie im Niederschweben
Ein Kleid, ein warmes, weben,
Der Erde kalt und bleich.

Er stickt — man sollt's nicht glauben —
Dem Pfahl und Pfeiler Hauben
Von zartem Glanz und Schmelz;
Die Häuser sich verbrämen —
Ob die sich gar nicht schämen? —
Mit weichem, weissem Pelz.

Im Wald die dunklen Tannen —
Die steifen, stolzen Mannen —
Ich auch im Schmucke seh;
Verstecken ihre Nadeln —
Sollt' man so was nicht tadeln? —
Geschickt im dicken Schnee

Doch man verkennt ihn leider
Als Weber, Kürschner, Schneider,
Als Meister seiner Kunst;
Denn ach, die weissen Sachen
Sieht man die Sonne lachen —
Vergehen bald in Dunst.

J. Fritzen.

Katholisches Studententum. [1]

Von Professor Dr. Gottfried Hoberg, Freiburg im Breisgau.

Jeden Begriff kann man von verschiedenen Seiten her betrachten; auch Merkmalen, die nicht sofort in die Augen fallen, kann man unter Umständen eine große Bedeutung beilegen. Daher wollen wir dieses Mal das katholische Studententum unter dem Gesichtspunkt seiner Kenntnis der **hebräischen Sprache** uns ansehen, insofern diese durch den Unterricht am Gymnasium vermittelt wird. — Kenntnis der hebräischen Sprache haben nicht alle Studenten, die die Hochschule beziehen; meistens eignet sie den Studierenden der Theologie, zum Teil auch denen der Philologie, mitunter auch noch einem Studenten einer anderen Fakultät. In Betracht kommen vor allen anderen die Theologen. Wie ist es mit ihrem „Hebräertum" bestellt? Einige besitzen sehr gute Kenntnisse im Hebräischen, ein größerer Teil mittelmäßige, ein noch großer Teil sehr minderwertige. Welches ist der Grund dieser Erscheinung? Denn am Gymnasium dauert der Unterricht im Hebräischen drei oder vier Jahre in zwei (selten in einer) wöchentlichen Unterrichtsstunden, das Resultat dieses Unterrichts aber ist in den meisten Fällen ungenügend. (Hieran ändert nichts die Tatsache, daß Abiturienten mit durchaus ungenügenden Kenntnissen in dieser Sprache auf dem Abgangszeugnis die Note „gut" oder sogar „sehr gut" haben). — Diese Erscheinung hat verschiedene Gründe: der hebräische Unterricht am Gymnasium ist fakultativ; dieses trägt sicher nicht dazu bei, um ihn als sehr wichtig erscheinen zu lassen. Hier sollte der zukünftige Theologe darauf aufmerksam gemacht werden, daß er den hebräischen Unterricht für obligatorisch ansehen muß. Ferner werden die hebräischen Stunden häufig in eine für das Unterrichten ungünstige Zeit gelegt; an diesem Uebelstande wird sich wohl nichts ändern lassen. Dazu kommt, daß der Unterricht öfter in einer Weise erteilt wird, die ihn dem Schüler nicht angenehm macht: es werden allerlei kleine Regeln vorgenommen, die entbehrlich sind. Wenn jene Aussonderung in bezug auf unbedeutende Regeln bei der hebräischen Schulgrammatik durchgeführt würde, wie sie in neuerer Zeit bei lateinischen und griechischen Lehrbüchern durchgeführt ist (und stellenweise noch mehr durchgeführt werden sollte), so würde sich der Unterricht

[1] Vgl. die Artikel (unter gleichem Titel) in Nr. 52, 1912 (S. 1073) und Nr. 1, 1913 (S. 11).

im Hebräischen viel ertragreicher gestalten. Es würde dieses schon dann der Fall sein, wenn nur jene Stunden gut ausgenützt würden, die dem Unterricht in der Schule gewidmet sind, auch wenn eine Vorbereitung gar nicht oder nur in sehr geringem Maße stattfände. — Es wäre sehr angebracht, daß eine Besserung des hebräischen Unterrichtes an dem Gymnasium einträte. Zwar gibt es Gymnasien, an denen dieser Unterrichtszweig in einwandsfreier und ergiebiger Weise behandelt wird; durchweg ist dieses an den württembergischen Gymnasien der Fall. Ihnen stehen indes andere gegenüber, die dasjenige gar nicht leisten, was man von ihnen verlangen kann. Es ist kaum zu hart, wenn man sagt: der hebräische Unterricht am Gymnasium ist öfters nichts anderes, als die unter staatlicher Aufsicht stehende, kirchlicherseits geduldete, systematisch durchgeführte Verhöhnung einer gesunden Pädagogik. — Daher ist hier eine Reform sehr am Platze. Es ist gar nicht angebracht, zu behaupten, daß der Studierende der Theologie Kenntnis des Hebräischen nicht notwendig habe, im Mittelalter, in der Zeit der großen Theologen sei sie auch nicht allgemein verbreitet gewesen. Im Mittelalter freilich wurde, das ist richtig, der theologische Unterricht unter Anlehnung an den lateinischen Wortlaut der Bibel erteilt (die lateinische Bibel ist auch heute dem Theologen unentbehrlich), aber, darauf kommt es hier an, im Mittelalter wurde der Glaubensinhalt der Bibel auch nicht in Frage gezogen, heute geschieht es und zwar unter Berufung auf Grundsätze, die der hebräischen Sprache entlehnt sind. Die wissenschaftliche Verteidigung des Alten Testamentes kann ohne Kenntnis der hebräischen Sprache nicht durchgeführt werden. Wenn man aber auch von diesem apologetischen Standpunkt absieht, so erfordert es die Würde der Heiligen Schrift, daß jeder Studierende der Theologie imstande ist, sie in ihrer Ursprache kennen zu lernen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Erwägungen bei der Vorbildung der Theologen nicht allenthalben in genügender Weise berücksichtigt werden.

Für einen gedeihlichen Unterricht im Hebräischen sind zwei Erfordernisse notwendig, einmal, daß diesem Fach von den Unterrichtsbehörden eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird, dann, daß diejenigen, die diesen Unterricht erteilen, ihn nicht für einen titulus coloratus ansehen. Recte speremus!

Eine neue Politik in Spanien?

Von Professor Dr. Eb. Vogel, Aachen.

Ungern nimmt einer das Wort zu dem, was in Spanien unter Politik verstanden wird. Ungefähr was die Nationalliberalen oder zurzeit so ziemlich alle Liberalen in Deutschland darunter verstehen: Machenschaften, die so weit öffentlich betrieben werden, als ein gewisses gerettetes Maß von Scham zuläßt, zu dem Zweck, eine Gruppe im Genuß der Macht und der Staatskasse zu erhalten. Daß dabei je ernsthaft die Volkswohlfahrt in Betracht gekommen wäre, wagt niemand zu behaupten, der weiß, daß seit dem Bestehen einer Volksvertretung in Spanien (1812) durch Regierungsmaßnahmen auf Grund eines von den Kammern beschlossenen Gesetzes so gut wie nichts gebessert worden ist. Das Spanien von 1912 unterscheidet sich von dem vor hundert Jahren nur durch ein Eisenbahnnetz mit dem, was drum und dran hängt: Telegraph, Telephon, Briefpost, während der übrige Postdienst noch in den Kinderschuhen liegt. Aber die Eisenbahnen sind von den Franzosen gebaut worden und sind den Franzosen verpfändet. Und durch zehn Millionen Einwohner mehr, und dies ist das Verdienst der Aerzte, die in deutsche und englische Schulen gegangen sind. 1830, so hofften die Gesetzgeber von 1812, würde von jedem spanischen Wähler die Fähigkeit zu lesen verlangt werden können. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, und 1857 sollte ein weitschichtiges Unterrichtsgesetz dasselbe Ziel in noch kürzerer Frist erreichen. Aber 1910 mußte der Unterrichtsminister Graf Romanones bekennen, daß es auch damit nichts geworden ist, ja, seit 1880 noch schlimmer geworden wäre, wenn nicht die Orden sich in die Bresche gestellt hätten. Seit einem Jahrzehnt wandten sich die Hoffnungen der Wiedergeburt den alten Landschaften zu. Die Unfruchtbarkeit der Madrider Regierung sollte verschleiert werden, indem ihnen die Sorge für die werktätige Politik zugeschoben würde. Es war ein vielversprechender Ausweg, den vor allem das reiche, fleißige Katalonien gern mit fliegenden Fahnen beschritten hätte. Maura stürzte darüber, Canalejas wurde darüber ermordet.

Daß er eine ganz andere Tür aufstoßen würde, als er am 31. Dezember im Zorn der Enttäuschung der liberalen Partei die bisher übliche Nachsicht und dem Könige, wenn er ihm hierin nicht beipflichtete, die Gefolgschaft aufsagte, hat Maura gewiß nicht geahnt, und doch gab es noch ein Drittes, als er am Schluß seiner historischen Nota zu seinem Absagebrief nur die Alternative aufstellte, daß entweder die liberale Partei sich fürderhin jedes Schöntuns mit den Republikanern enthalte oder daß sofort die Konservativen zur Macht berufen würden. Weil er das Dritte nicht sah, wollte er dann mit seinem Rücktritt die Möglichkeit schaffen, eine neue konservative Partei zu bilden, die an diesem Liebäugeln keinen Anstoß nähme. Er wußte wohl, daß dies der Selbstmord seiner Partei gewesen wäre. Die Konservativen aber wollten an Geschlossenheit hinter den Liberalen nicht zurückstehen, die durch eine machtvolle Kundgebung ihrem neuen Haupt den Rücken vor dem Könige gesteift hatten, und drängten ihm den Dirigentenstock, den er entrüstet von sich geworfen hatte, wieder auf. Nun konnte Maura, von Männern unanrüchiger Königstreue umjubelt, noch unnachgiebiger vom Könige die Wahl zwischen den beiden Wegen fordern.

Romanones aber sah den dritten Weg, der sich Mauras Augen verschloß, weil er sich zu sehr in das Dilemma: Hie Welf, hie Waibling! verbohrt hatte. Und doch hätte er sich der Tatsache nicht verschließen können, die so alt ist wie die spanische Verfassung selber, daß die ungeheuere Mehrheit des Volkes weder liberal noch konservativ ist, sondern seit hundert Jahren durch Stimmenthaltung seine Gleichgültigkeit dagegen immer wieder bezeugt hat! Viel hätte ihm auch der Spott sagen können, mit dem das Ausland die spanische Wahl- und Parteiwirtschaft stets behandelt hat. Romanones aber wurde durch die Notwendigkeit, dem Mauraschen Dilemma um jeden Preis zu entgehen, auf diesen Ausweg, der zwischen liberal und konservativ hindurch oder vielmehr darüber hinweggeht, gedrängt, von Maura in die Tür gestoßen, die seit langem offen stand, aber von niemand benutzt wurde, weil sie auf den Weg des Uneigennutzes führte, der in Spanien fast ungangbar, wenigstens sehr beschwerlich ist.

Und das kam so: Romanones erste, menschlichste Regung gegen Mauras Herausforderung mag ein trotziges „Nun erst recht!“ gewesen sein. Ihr nachzugeben, hinter dem Rücken des Königs mit den Republikanern noch dreister zu schmusen, würde den König in die Arme Mauras zurückgetrieben haben. Ganz anders, wenn der König sich überzeugen ließ, daß ein Republikaner nicht nur dies, sondern auch ein tüchtiger Mann sein kann, dessen Rat als eines solchen der Regierung, ja dem Könige selbst höchst willkommen sein müsse! Gefunden! Azcárate, ein waschechter Republikaner, muß erst einmal mit dem Könige gesprochen haben, dann hat Maura seine Antwort auf seine Alternative und des Königs Minister haben keinen Vorwurf mehr zu fürchten, wenn sie sich mit Republikanern ins Benehmen setzen.

Gesagt, getan! Natürlich, vor einem solchen Husarenritt versichert man sich, ob man auch fest im Sattel sitzt. Abermals — am 14. Januar — stellte Romanones Don Alfonso die Vertrauensfrage, in der Gewißheit, daß er vorderhand von Maura nichts mehr wissen wollte. In dieser Unterredung mit dem König muß Romanones dem Herrscher den dritten Ausweg: weder Liberal noch Konservativ, sondern eine Regierung von Fachleuten, wenn auch einstweilen liberaler Herkunft, vorgetragen und annehmbar gemacht, der König soll dann selbst nach Azcárate verlangt haben. Ein Ministerrat billigte die neue Politik, am Tage darauf durfte ein Republikaner als Fachmann für Sozialpolitik eine Stunde lang sich mit dem Monarchen unterhalten!

Gut denn: die dritte Tür steht offen, Maura hat Romanones hineingestoßen. Maura ist ein geschlagener, vielleicht ein ganz toter Mann, dafür steht Romanones auf einem neuen Wege mit neuen Pflichten. Er hat sich vor allem nicht mehr als liberalen Ministerpräsidenten zu fühlen. Sodann darf er, will er fortan nur mehr mit Fachleuten regieren, auch Koryphäen konservativen Stammbaums nicht verpönen.

Da jedoch die Konservativen dabei beharren, als solche ans Ruder kommen zu wollen, so wird der Tag kommen, wo Romanones an das Volk appellieren, es klipp und klar auffordern muß, ein Parlament nicht von Advokaten, sondern von technischen Sachverständigen zu bilden, denen die Politik keine Laufbahn, keine Einnahmequelle, sondern ein Opfer ist.

Auf diesen Appell müßten die katholischen Kreise mit Begeisterung antworten. Die spanische Kirche hat bis vor kurzem das Bekenntnis zur liberalen Partei ausdrücklich als sündhaft bezeichnet; aber mit demselben Stigma hat noch vor einem Jahre ein schriftstellernder Theologe auch die Konservativen belegen können, und wie er, denken gewiß viele der Katholiken, die sich jeder Politik enthalten. Diesen allen könnte man, wenn Romanones es ehrlich meint, und Lügen haben kurze Beine, zurufen: Tür und Weg stehen offen, hindurch, hinein! Wählet in Zukunft nicht den, der regieren will, sondern, der regieren kann, der uns Schulen geben, Wälder pflanzen, Talsperren bauen kann! Ich zweifle keinen Augenblick, daß unter solchen Leuten mehr kirchlich gesinnte Männer sind als ungläubige. Denn wo sollten sie diese Kunst gelernt haben als im Schatten der Kirche, der ersten Schulhalterin Spaniens? Will also Romanones wirklich ein sachverständiges Parlament, so muß er auf kirchenfeindliche Hintergedanken verzichten. Hegt er sie noch, dann weiß er entweder nicht, wo die Fachleute sitzen, nach deren Hilfe er ruft, oder er, sagen wir: täuscht sich selber.

Auch eine antiklerikale „Kulturtat".

Glossen zum jüngsten Münchener „literarischen" Schmutzprozeß und seiner „Sachverständigen"-Farce.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Am 21. Dezember 1912 wurde vor der 3. Strafkammer des Landgerichts München I ein „literarischer" Schmutzprozeß verhandelt, dessen verblüffender Ausgang an gewisse nahezu sprichwörtlich gewordene, in den weitesten Volkskreisen tief bedauerte frühere Entscheidungen des Münchener Landgerichts erinnerte. Man hatte geglaubt, daß diese wenig schmeichelhafte Tradition, die schon einmal in einer Reichsgerichtsentscheidung scharf beleuchtet wurde, nach einigen Schwankungen der letzten Jahre nun glücklich abgetan sei. Das jüngste Urteil zeigt, daß dieser Optimismus sehr unangebracht war. Da die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Revision eingelegt hat, wird das Reichsgericht sich, wenn auch nicht mit den zum Teil mehr als sonderbaren, einander schnurstracks widersprechenden Sachverständigen-Gutachten, so doch mit der in mancher Hinsicht fast verblüffenden Urteilsbegründung zu befassen haben. Wenn die Hoffnung auch nicht groß ist, so erscheint es doch nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht das seltsame Urteil aus rechtlichen Erwägungen aufhebt und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die erste Instanz zurückverweist.

Die Titel, unter denen verschiedene Tageszeitungen über den Prozeß berichten („Bayerischer Kurier", Nr. 359/1912: „Wissenschaft oder Schweinerei", „Neues Münchener Tagblatt", Nr. 362/63: „Kraftbayerisch oder Schweinerei") deuten schon zur Genüge an, um was es sich im Grunde dreht. Georg Queri, ein bekannter Mitarbeiter der „Jugend" und spezieller Freund des „Simplicissimus"-Thoma, hatte schon im Jahre 1910 einen salonmäßig ausgestatteten Großquartband „Bauern-Erotik in Oberbayern" herausgegeben, der die anrüchigsten Zoten und Perversitäten aus einer gewissen verdorbenen Schicht als landläufige „Bauernmoral" hinzustellen versuchte. In dem Buche sind vor allem die denkbar ordinärsten sog. „Habererverse", zu allem Ueberfluß auch noch ins Hochdeutsche übersetzt, einem zahlungsfähigen Publikum zur Beschnupperung herausgestellt. Durch eine Buchhandlung in Stettin ließ der Münchener Verlag von Piper & Co. derlei Werke schon damals auch in Norddeutschland vertreiben. Nachdem die „Bauern-Erotik" trotz nachdrücklichster Zurückweisung (namentlich in der „Allgemeinen Rundschau", aber auch im bayerischen Landtage) von der Staatsanwaltschaft nicht beanstandet worden war, gab Georg Queri im Jahre 1912 im gleichen Verlage auch den schon vorher angekündigten zweiten Band, ein sog. „Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern" unter dem Titel „Kraftbayerisch" heraus. Das Amtsgericht hatte die Beschlagnahme abgelehnt, das Landgericht diesen Beschluß aufgehoben. Auf Beschwerde der Beteiligten fand mündliche Verhandlung im öffentlichen Verfahren statt.

Als Präludium zu diesem Prozeß setzte schon am 4. November 1912 Michael Georg Conrad in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 563) dem Georg Queri wegen seiner so überaus gründlich besorgten Zusammentragung alles Kotes und Schmutzes aus dem sog. altbayerischen „Volksleben" ein literarisch-wissenschaftliches Denkmal und feierte ihn als einen wahren Kulturkämpfer gegen Zentrum und Klerikalismus. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß Dr. Conrad es verstand, selbst die Wertung dieser Kot- und Schmutzsammlung unter den Gesichtswinkel der „Organisation, die heute in Bayern regiert", zu bringen und, auf ein Wort des Ministerpräsidenten Frhrn. von Hertling im Landtage anspielend, mit tönenden Worten dagegen zu protestieren, daß Kulturpolitisches und Aesthetisches (lies: Skatologisches) durch irgend einen zeitweiligen Herrscherwillen entschieden werden könne. Wir kennen diesen Jargon unserer Münchener Intellektuellen schon seit Jahrzehnten und haben uns daran gewöhnt, daß der heutige „Bildungs"-Durchschnitt sich ohne eigenes Nachdenken die Sinne dadurch benebeln läßt. Für diejenigen, die Dr. Conrads Sprüche in „Ketzerblut", „Was die Isar rauscht" usw. vergessen haben und ihn nur nach seinen neuesten Gastrollen im evangelischen „Mathildensaal" beurteilen zu sollen glauben, seien nur ein paar Stellen aus seinem Panegyrikus auf den neuesten „Kulturkämpfer" Queri zitiert, den er übrigens als Schriftsteller nicht sonderlich hoch einschätzt. In der Einleitung meint er von den altbayerischen Schriften Queris:

„Man konnte sie, soweit sie erotische Dokumente und dem Volksmunde in treuer Ursprünglichkeit nachgeschrieben sind, für tolle Verzweiflung an aller offiziellen Ehrbarkeit, für Paradoxe eines sexuell aus den Fugen gegangenen Geistes halten."

Am Schlusse wird er noch etwas deutlicher:

„Die Schriften von Georg Queri zeigen dem, der zu lesen versteht, den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Klerikalismus und der altbayerischen Rasse, zwischen dem welschen Moralismus der Herrischen und dem ursprünglichen Kulturwillen des Bauernvolkes. Ein Auskommen zwischen beiden ist nur möglich zugunsten der Herrischen, solange die ultramontane Hypnose wirkt, und die Religion sich zur Dienerin der Machtpolitik hergibt. Der altbayerischen Bauernnatur ist alles Kranke, Verstiegene, Ungerade, Welsche bis in den innersten Blutstropfen zuwider. Wacht die Rasseseele aus der klerikalen Hypnose auf, so wird sie sich mit der letzten Kraft gegen jeden Zwang zum Anderssein als zu dem ihr Natürlichen wie gegen eine Schändung ihres Blutes wehren.... Herrschsüchtige Gleichmacherei und patriotische und religiöse Phrase — sie ziehen nicht mehr. Das Volk will nicht als Masse, sondern als völkische Persönlichkeit gewertet sein."

Wer auch nur aus einiger Entfernung seine Nase über den von Queri zusammengetragenen „erotischen" und „rein animalischen" Schmutz und Kot gebracht hat, wird den von Conrad konstruierten Gegensatz zwischen dem „ultramontanen Moralismus" und dem „kraftbayerischen" (d. h. in Wirklichkeit pseudo- oder kunstbayerischen) Naturalismus (= Unflat) als ein ungewolltes Kompliment für den Reinlichkeitssinn des ersteren empfinden. Im übrigen bedankt sich das altbayerische Bauernvolk nachdrücklichst dafür, daß in diesem mit dem prächtigsten neumodischen Letternwerk auf Büttenpapier gedruckten Prachtbande seine wahre Natur abkonterfeit sei.

Den „antiklerikalen" Pferdefuß der Uebung ans helle Tageslicht gestellt zu haben, ist jedenfalls das unzweifelhafte Verdienst Michael Georg Conrads. Aus seinem Schelten über das „Verhalten der ultramontanen Presse-Leute", die sich mit solcher „Kultur"-Jauche nun einmal nicht befreunden können, scheint uns übrigens der Verdruß darüber hervorzuleuchten, daß an der Vorgeschichte dieses Prozesses und an dem Prozeß selbst weder ein „ultramontaner" Presse-Mensch, noch sonst ein „Ultramontaner" auch nur auf Kilometerweite irgendwie beteiligt war. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erfahren heute zum ersten Male von diesem Prozeß, und sowohl die Polizei als auch die Staatsanwaltschaft hatten, um die Richter im angeblich „klerikalen" Bayern nicht von vorneherein kopfscheu zu machen, ausschließlich waschechte liberale Sachverständige herangezogen. Schon dem Amtsgericht hatten scharf ablehnende Gutachten des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Oberschulrates Dr. Kerschensteiner und des bekanntlich auf sehr freiem Standpunkte stehenden Schriftstellers und Dramatikers Ruederer vorgelegen.

Auch in der Strafkammerverhandlung am 21. Dezember traten neben den Sachverständigen Dr. Thoma („Simplicissimus"), Dr. Ganghofer und Dr Conrad, deren mehr als freier Standpunkt in solchen Fragen hinlänglich bekannt ist, deren Verteidigungsreden für Queris „Werk" daher als Selbstverständlichkeiten übergangen werden können, ausschließlich notorische Liberale auf. Aus ihren Urteilen seien nur einige charakteristische Stellen hervorgehoben. Prof. Dr. Hofmiller urteilte nach dem gewiß unverdächtigen Berichte der Queri nahe befreundeten „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Das Material ist willkürlich und unwissenschaftlich ausgewählt. Soweit das Material lexikologischer Art ist, steht alles schon bei Schmeller. Durch die Zusammenstellung speziell dieser Ausdrücke nach Sachgruppen wird der Eindruck hervorgebracht, als sei es nicht auf Vertiefung der Volkskunde, sondern um die Häufung von Schmutz abgesehen. Dieser Eindruck wird durch die Hereinziehung von Vorstadtcouplets und Herrenabendprodukten verstärkt. Der Umstand, daß von den wirklich echten Pfarrergstanzeln, die Queri gar nicht zu kennen scheint, nicht eines, von den blöden Imitationen dagegen gleich ein Dutzend im Werke enthalten sind, verstärkt diesen Eindruck.... Solche Werke wechseln ihren Besitzer ziemlich häufig, die Sachen werden dann zu stark reduzierten Preisen im Antiquariatshandel an jedermann verkauft. Eine derartige Auslese als kraftbayerisch zu etikettieren, ist eine Geschmacklosigkeit."

Joseph Ruederer, bekanntlich ein Schriftsteller modernster und freiester Prägung, sagte aus:

im Hebräischen viel ertragreicher gestalten. Es würde dieses schon dann der Fall sein, wenn nur jene Stunden gut ausgenützt würden, die dem Unterricht in der Schule gewidmet sind, auch wenn eine Vorbereitung gar nicht oder nur in sehr geringem Maße stattfände. — Es wäre sehr angebracht, daß eine Besserung des hebräischen Unterrichtes an dem Gymnasium einträte. Zwar gibt es Gymnasien, an denen dieser Unterrichtszweig in einwandsfreier und ergiebiger Weise behandelt wird; durchweg ist dieses an den württembergischen Gymnasien der Fall. Ihnen stehen indes andere gegenüber, die dasjenige gar nicht leisten, was man von ihnen verlangen kann. Es ist kaum zu hart, wenn man sagt: der hebräische Unterricht am Gymnasium ist öfters nichts anderes, als die unter staatlicher Aufsicht stehende, kirchlicherseits geduldete, systematisch durchgeführte Verhöhnung einer gesunden Pädagogik. — Daher ist hier eine Reform sehr am Platze. Es ist gar nicht angebracht, zu behaupten, daß der Studierende der Theologie Kenntnis des Hebräischen nicht notwendig habe, im Mittelalter, in der Zeit der großen Theologen sei sie auch nicht allgemein verbreitet gewesen. Im Mittelalter freilich wurde, das ist richtig, der theologische Unterricht unter Anlehnung an den lateinischen Wortlaut der Bibel erteilt (die lateinische Bibel ist auch heute dem Theologen unentbehrlich), aber, darauf kommt es hier an, im Mittelalter wurde der Glaubensinhalt der Bibel auch nicht in Frage gezogen, heute geschieht es und zwar unter Berufung auf Grundsätze, die der hebräischen Sprache entlehnt sind. Die wissenschaftliche Verteidigung des Alten Testamentes kann ohne Kenntnis der hebräischen Sprache nicht durchgeführt werden. Wenn man aber auch von diesem apologetischen Standpunkt absieht, so erfordert es die Würde der Heiligen Schrift, daß jeder Studierende der Theologie imstande ist, sie in ihrer Ursprache kennen zu lernen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Erwägungen bei der Vorbildung der Theologen nicht allenthalben in genügender Weise berücksichtigt werden.

Für einen gedeihlichen Unterricht im Hebräischen sind zwei Erfordernisse notwendig, einmal, daß diesem Fach von den Unterrichtsbehörden eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird, dann, daß diejenigen, die diesen Unterricht erteilen, ihn nicht für einen titulus coloratus ansehen. Recte speremus!

Eine neue Politik in Spanien?

Von Professor Dr. Eb. Vogel, Aachen.

Ungern nimmt einer das Wort zu dem, was in Spanien unter Politik verstanden wird. Ungefähr was die Nationalliberalen oder zurzeit so ziemlich alle Liberalen in Deutschland darunter verstehen: Machenschaften, die so weit öffentlich betrieben werden, als ein gewisses gerettetes Maß von Scham zuläßt, zu dem Zweck, eine Gruppe im Genuß der Macht und der Staatskasse zu erhalten. Daß dabei je ernsthaft die Volkswohlfahrt in Betracht gekommen wäre, wagt niemand zu behaupten, der weiß, daß seit dem Bestehen einer Volksvertretung in Spanien (1812) durch Regierungsmaßnahmen auf Grund eines von den Kammern beschlossenen Gesetzes so gut wie nichts gebessert worden ist. Das Spanien von 1912 unterscheidet sich von dem vor hundert Jahren nur durch ein Eisenbahnnetz mit dem, was drum und dran hängt: Telegraph, Telephon, Briefpost, während der übrige Postdienst noch in den Kinderschuhen liegt. Aber die Eisenbahnen sind von den Franzosen gebaut worden und sind den Franzosen verpfändet. Und durch zehn Millionen Einwohner mehr, und dies ist das Verdienst der Aerzte, die in deutsche und englische Schulen gegangen sind. 1830, so hofften die Gesetzgeber von 1812, würde von jedem spanischen Wähler die Fähigkeit zu lesen verlangt werden können. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, und 1857 sollte ein weitschichtiges Unterrichtsgesetz dasselbe Ziel in noch kürzerer Frist erreichen. Aber 1910 mußte der Unterrichtsminister Graf Romanones bekennen, daß es auch damit nichts geworden ist, ja, seit 1880 noch schlimmer geworden wäre, wenn nicht die Orden sich in die Bresche gestellt hätten. Seit einem Jahrzehnt wandten sich die Hoffnungen der Wiedergeburt den alten Landschaften zu. Die Unfruchtbarkeit der Madrider Regierung sollte verschleiert werden, indem ihnen die Sorge für die werktätige Politik zugeschoben würde. Es war ein vielversprechender Ausweg, den vor allem das reiche, fleißige Katalonien gern mit fliegenden Fahnen beschritten hätte. Maura stürzte darüber, Canalejas wurde darüber ermordet.

Daß er eine ganz andere Tür aufstoßen würde, als er am 31. Dezember im Zorn der Enttäuschung der liberalen Partei die bisher übliche Nachsicht und dem Könige, wenn er ihm hierin nicht beipflichtete, die Gefolgschaft aufsagte, hat Maura gewiß nicht geahnt, und doch gab es noch ein Drittes, als er am Schluß seiner historischen Nota zu seinem Absagebrief nur die Alternative aufstellte, daß entweder die liberale Partei sich fürderhin jedes Schöntuns mit den Republikanern enthalte oder daß sofort die Konservativen zur Macht berufen würden. Weil er das Dritte nicht sah, wollte er dann mit seinem Rücktritt die Möglichkeit schaffen, eine neue konservative Partei zu bilden, die an diesem Liebäugeln keinen Anstoß nähme. Er wußte wohl, daß dies der Selbstmord seiner Partei gewesen wäre. Die Konservativen aber wollten an Geschlossenheit hinter den Liberalen nicht zurückstehen, die durch eine machtvolle Kundgebung ihrem neuen Haupt den Rücken vor dem Könige gesteift hatten, und drängten ihm den Dirigentenstock, den er entrüstet von sich geworfen hatte, wieder auf. Nun konnte Maura, von Männern unanrüchiger Königstreue umjubelt, noch unnachgiebiger vom Könige die Wahl zwischen den beiden Wegen fordern.

Romanones aber sah den dritten Weg, der sich Mauras Augen verschloß, weil er sich zu sehr in das Dilemma: Hie Welf, hie Waibling! verbohrt hatte. Und doch hätte er sich der Tatsache nicht verschließen können, die so alt ist wie die spanische Verfassung selber, daß die ungeheuere Mehrheit des Volkes weder liberal noch konservativ ist, sondern seit hundert Jahren durch Stimmenthaltung seine Gleichgültigkeit dagegen immer wieder bezeugt hat! Viel hätte ihm auch der Spott sagen können, mit dem das Ausland die spanische Wahl- und Parteiwirtschaft stets behandelt hat. Romanones aber wurde durch die Notwendigkeit, dem Mauraschen Dilemma um jeden Preis zu entgehen, auf diesen Ausweg, der zwischen liberal und konservativ hindurch oder vielmehr darüber hinweggeht, gedrängt, von Maura in die Tür gestoßen, die seit langem offen stand, aber von niemand benutzt wurde, weil sie auf den Weg des Uneigennutzes führte, der in Spanien fast ungangbar, wenigstens sehr beschwerlich ist.

Und das kam so: Romanones erste, menschlichste Regung gegen Mauras Herausforderung mag ein trotziges „Nun erst recht!“ gewesen sein. Ihr nachzugeben, hinter dem Rücken des Königs mit den Republikanern noch dreister zu schmusen, würde den König in die Arme Mauras zurückgetrieben haben. Ganz anders, wenn der König sich überzeugen ließ, daß ein Republikaner nicht nur dies, sondern auch ein tüchtiger Mann sein kann, dessen Rat als eines solchen der Regierung, ja dem Könige selbst höchst willkommen sein müsse! Gefunden! Azcárate, ein waschechter Republikaner, muß erst einmal mit dem Könige gesprochen haben, dann hat Maura seine Antwort auf seine Alternative und des Königs Minister haben keinen Vorwurf mehr zu fürchten, wenn sie sich mit Republikanern ins Benehmen setzen.

Gesagt, getan! Natürlich, vor einem solchen Husarenritt versichert man sich, ob man auch fest im Sattel sitzt. Abermals — am 14. Januar — stellte Romanones Don Alfonso die Vertrauensfrage, in der Gewißheit, daß er vorderhand von Maura nichts mehr wissen wollte. In dieser Unterredung mit dem König muß Romanones dem Herrscher den dritten Ausweg: weder Liberal noch Konservativ, sondern eine Regierung von Fachleuten, wenn auch einstweilen liberaler Herkunft, vorgetragen und annehmbar gemacht, der König soll dann selbst nach Azcárate verlangt haben. Ein Ministerrat billigte die neue Politik, am Tage darauf durfte ein Republikaner als Fachmann für Sozialpolitik eine Stunde lang sich mit dem Monarchen unterhalten!

Gut denn: die dritte Tür steht offen, Maura hat Romanones hineingestoßen. Maura ist ein geschlagener, vielleicht ein ganz toter Mann, dafür steht Romanones auf einem neuen Wege mit neuen Pflichten. Er hat sich vor allem nicht mehr als liberalen Ministerpräsidenten zu fühlen. Sodann darf er, will er fortan nur mehr mit Fachleuten regieren, auch Koryphäen konservativen Stammbaums nicht verpönen.

Da jedoch die Konservativen dabei beharren, als solche ans Ruder kommen zu wollen, so wird der Tag kommen, wo Romanones an das Volk appellieren, es klipp und klar auffordern muß, ein Parlament nicht von Advokaten, sondern von technischen Sachverständigen zu bilden, denen die Politik keine Laufbahn, keine Einnahmequelle, sondern ein Opfer ist.

Auf diesen Appell müßten die katholischen Kreise mit Begeisterung antworten. Die spanische Kirche hat bis vor kurzem das Bekenntnis zur liberalen Partei ausdrücklich als sündhaft bezeichnet; aber mit demselben Stigma hat noch vor einem Jahre ein schriftstellernder Theologe auch die Konservativen belegen können, und wie er, denken gewiß viele der Katholiken, die sich jeder Politik enthalten. Diesen allen könnte man, wenn Romanones es ehrlich meint, und Lügen haben kurze Beine, zurufen: Tür und Weg stehen offen, hindurch, hinein! Wählet in Zukunft nicht den, der regieren will, sondern, der regieren kann, der uns Schulen geben, Wälder pflanzen, Talsperren bauen kann! Ich zweifle keinen Augenblick, daß unter solchen Leuten mehr kirchlich gesinnte Männer sind als ungläubige. Denn wo sollten sie diese Kunst gelernt haben als im Schatten der Kirche, der ersten Schulhalterin Spaniens? Will also Romanones wirklich ein sachverständiges Parlament, so muß er auf kirchenfeindliche Hintergedanken verzichten. Hegt er sie noch, dann weiß er entweder nicht, wo die Fachleute sitzen, nach deren Hilfe er ruft, oder er, sagen wir: täuscht sich selber.

Auch eine antiklerikale „Kulturtat".

Glossen zum jüngsten Münchener „literarischen" Schmutzprozeß und seiner „Sachverständigen"-Farce.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Am 21. Dezember 1912 wurde vor der 3. Strafkammer des Landgerichts München I ein „literarischer" Schmutzprozeß verhandelt, dessen verblüffender Ausgang an gewisse nahezu sprichwörtlich gewordene, in den weitesten Volkskreisen tief bedauerte frühere Entscheidungen des Münchener Landgerichts erinnerte. Man hatte geglaubt, daß diese wenig schmeichelhafte Tradition, die schon einmal in einer Reichsgerichtsentscheidung scharf beleuchtet wurde, nach einigen Schwankungen der letzten Jahre nun glücklich abgetan sei. Das jüngste Urteil zeigt, daß dieser Optimismus sehr unangebracht war. Da die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Revision eingelegt hat, wird das Reichsgericht sich, wenn auch nicht mit den zum Teil mehr als sonderbaren, einander schnurstracks widersprechenden Sachverständigen-Gutachten, so doch mit der in mancher Hinsicht fast verblüffenden Urteilsbegründung zu befassen haben. Wenn die Hoffnung auch nicht groß ist, so erscheint es doch nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht das seltsame Urteil aus rechtlichen Erwägungen aufhebt und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die erste Instanz zurückverweist.

Die Titel, unter denen verschiedene Tageszeitungen über den Prozeß berichten („Bayerischer Kurier", Nr. 359/1912: „Wissenschaft oder Schweinerei", „Neues Münchener Tagblatt", Nr. 362/63: „Kraftbayerisch oder Schweinerei") deuten schon zur Genüge an, um was es sich im Grunde dreht. Georg Queri, ein bekannter Mitarbeiter der „Jugend" und spezieller Freund des „Simplicissimus"-Thoma, hatte schon im Jahre 1910 einen salonmäßig ausgestatteten Großquartband „Bauern-Erotik in Oberbayern" herausgegeben, der die anrüchigsten Zoten und Verversitäten aus einer gewissen verdorbenen Schicht als landläufige „Bauernmoral" hinzustellen versuchte. In dem Buche sind vor allem die denkbar ordinärsten sog. „Haberervers", zu allem Ueberfluß auch noch ins Hochdeutsche übersetzt, einem zahlungsfähigen Publikum zur Beschnupperung herausgestellt. Durch eine Buchhandlung in Stettin ließ der Münchener Verlag von Piper & Co. derlei Werke schon damals auch in Norddeutschland vertreiben. Nachdem die „Bauern-Erotik" trotz nachdrücklichster Zurückweisung (namentlich in der „Allgemeinen Rundschau", aber auch im bayerischen Landtage) von der Staatsanwaltschaft nicht beanstandet worden war, gab Georg Queri im Jahre 1912 im gleichen Verlage auch den schon vorher angekündigten zweiten Band, ein sog. „Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern" unter dem Titel „Kraftbayerisch" heraus. Das Amtsgericht hatte die Beschlagnahme abgelehnt, das Landgericht diesen Beschluß aufgehoben. Auf Beschwerde der Beteiligten fand mündliche Verhandlung im öffentlichen Verfahren statt.

Als Präludium zu diesem Prozeß setzte schon am 4. November 1912 Michael Georg Conrad in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 563) dem Georg Queri wegen seiner so überaus gründlich besorgten Zusammentragung alles Kotes und Schmutzes aus dem sog. altbayerischen „Volksleben" ein literarisch-wissenschaftliches Denkmal und feierte ihn als einen wahren Kulturkämpfer gegen Zentrum und Klerikalismus. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß Dr. Conrad es verstand, selbst die Wertung dieser Kot- und Schmutzsammlung unter den Gesichtswinkel der „Organisation, die heute in Bayern regiert", zu bringen und, auf ein Wort des Ministerpräsidenten Frhrn. von Hertling im Landtage anspielend, mit tönenden Worten dagegen zu protestieren, daß Kulturpolitisches und Aesthetisches (lies: Skatologisches) durch irgend einen zeitweiligen Herrscherwillen entschieden werden könne. Wir kennen diesen Jargon unserer Münchener Intellektuellen schon seit Jahrzehnten und haben uns daran gewöhnt, daß der heutige „Bildungs"-Durchschnitt sich ohne eigenes Nachdenken die Sinne dadurch benebeln läßt. Für diejenigen, die Dr. Conrads Sprüche in „Ketzerblut", „Was die Isar rauscht" usw. vergessen haben und ihn nur nach seinen neuesten Gastrollen im evangelischen „Mathildensaal" beurteilen zu sollen glauben, seien nur ein paar Stellen aus seinem Panegyrikus auf den neuesten „Kulturkämpfer" Queri zitiert, den er übrigens als Schriftsteller nicht sonderlich hoch einschätzt. In der Einleitung meint er von den altbayerischen Schriften Queris:

„Man konnte sie, soweit sie erotische Dokumente und dem Volksmunde in treuer Ursprünglichkeit nachgeschrieben sind, für tolle Verzweiflung an aller offiziellen Ehrbarkeit, für Paradoxe eines sexuell aus den Fugen gegangenen Geistes halten."

Am Schlusse wird er noch etwas deutlicher:

„Die Schriften von Georg Queri zeigen dem, der zu lesen versteht, den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Klerikalismus und der altbayerischen Rasse, zwischen dem welschen Moralismus der Herrischen und dem ursprünglichen Kulturwillen des Bauernvolkes. Ein Auskommen zwischen beiden ist nur möglich zugunsten der Herrischen, solange die ultramontane Hypnose wirkt, und die Religion sich zur Dienerin der Machtpolitik hergibt. Der altbayerischen Bauernnatur ist alles Kranke, Verstiegene, Ungerade, Welsche bis in den innersten Blutstropfen zuwider. Wacht die Rasseseele aus der klerikalen Hypnose auf, so wird sie sich mit der letzten Kraft gegen jeden Zwang zum Anderssein als zu dem ihr Natürlichen wie gegen eine Schändung ihres Blutes wehren.... Herrschsüchtige Gleichmacherei und patriotische und religiöse Phrase — sie ziehen nicht mehr. Das Volk will nicht als Masse, sondern als völkische Persönlichkeit gewertet sein."

Wer auch nur aus einiger Entfernung seine Nase über den von Queri zusammengetragenen „erotischen" und „rein animalischen" Schmutz und Kot gebracht hat, wird den von Conrad konstruierten Gegensatz zwischen dem „ultramontanen Moralismus" und dem „kraftbayerischen" (d. h. in Wirklichkeit pseudo- oder kunstbayerischen) Naturalismus (= Unflat) als ein ungewolltes Kompliment für den Reinlichkeitssinn des ersteren empfinden. Im übrigen bedankt sich das altbayerische Bauernvolk nachdrücklichst dafür, daß in diesem mit dem prächtigsten neumodischen Letternwerk auf Büttenpapier gedruckten Prachtbande seine wahre Natur abkonterfeit sei.

Den „antiklerikalen" Pferdefuß der Uebung ans helle Tageslicht gestellt zu haben, ist jedenfalls das unzweifelhafte Verdienst Michael Georg Conrads. Aus seinem Schelten über das „Verhalten der ultramontanen Presse-Leute", die sich mit solcher „Kultur"-Jauche nun einmal nicht befreunden können, scheint uns übrigens der Verdruß darüber hervorzuleuchten, daß an der Vorgeschichte dieses Prozesses und an dem Prozeß selbst weder ein „ultramontaner" Presse-Mensch, noch sonst ein „Ultramontaner" auch nur auf Kilometerweite irgendwie beteiligt war. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erfahren heute zum ersten Male von diesem Prozeß, und sowohl die Polizei als auch die Staatsanwaltschaft hatten, um die Richter im angeblich „klerikalen" Bayern nicht von vorneherein kopfscheu zu machen, ausschließlich waschechte liberale Sachverständige herangezogen. Schon das Amtsgericht hatten scharf ablehnende Gutachten des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Oberschulrates Dr. Kerschensteiner und des bekanntlich auf sehr freiem Standpunkte stehenden Schriftstellers und Dramatikers Ruederer vorgelegen.

Auch in der Strafkammerverhandlung am 21. Dezember traten neben den Sachverständigen Dr. Thoma („Simplicissimus"), Dr. Ganghofer und Dr Conrad, deren mehr als freier Standpunkt in solchen Fragen hinlänglich bekannt ist, deren Verteidigungsreden für Queris „Werk" daher als Selbstverständlichkeiten übergangen werden können, ausschließlich notorische Liberale auf. Aus ihren Urteilen seien nur einige charakteristische Stellen hervorgehoben. Prof. Dr. Hofmiller urteilte nach dem gewiß unverdächtigen Berichte der Queri nahe befreundeten „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Das Material ist willkürlich und unwissenschaftlich ausgewählt. Soweit das Material locikologischer Art ist, steht alles schon bei Schmeller. Durch die Zusammenstellung speziell dieser Ausdrücke nach Sachgruppen wird der Eindruck hervorgebracht, als sei es nicht auf Vertiefung der Volkskunde, sondern um die Häufung von Schmutz abgesehen. Dieser Eindruck wird durch die Hereinziehung von Vorstadtcouplets und Herrenabendprodukten verstärkt. Der Umstand, daß von den wirklich echten Pfarrergstanzeln, die Queri gar nicht zu kennen scheint, nicht eines, von den blöden Imitationen dagegen gleich ein Dutzend im Werke enthalten sind, verstärkt diesen Eindruck.... Solche Werke wechseln ihren Besitzer ziemlich häufig, die Sachen werden dann zu stark reduzierten Preisen im Antiquariatshandel an jedermann verkauft. Eine derartige Auslese als kraftbayerisch zu etikettieren, ist eine Geschmacklosigkeit."

Joseph Ruederer, bekanntlich ein Schriftsteller modernster und freiester Prägung, sagte aus:

im Hebräischen viel ertragreicher gestalten. Es würde dieses schon dann der Fall sein, wenn nur jene Stunden gut ausgenützt würden, die dem Unterricht in der Schule gewidmet sind, auch wenn eine Vorbereitung gar nicht oder nur in sehr geringem Maße stattfände. — Es wäre sehr angebracht, daß eine Besserung des hebräischen Unterrichtes an dem Gymnasium einträte. Zwar gibt es Gymnasien, an denen dieser Unterrichtszweig in einwandsfreier und ergiebiger Weise behandelt wird; durchweg ist dieses an den württembergischen Gymnasien der Fall. Ihnen stehen indes andere gegenüber, die dasjenige gar nicht leisten, was man von ihnen verlangen kann. Es ist kaum zu hart, wenn man sagt: der hebräische Unterricht am Gymnasium ist öfters nichts anderes, als die unter staatlicher Aufsicht stehende, kirchlicherseits geduldete, systematisch durchgeführte Verhöhnung einer gesunden Pädagogik. — Daher ist hier eine Reform sehr am Platze. Es ist gar nicht angebracht, zu behaupten, daß der Studierende der Theologie Kenntnis des Hebräischen nicht notwendig habe, im Mittelalter, in der Zeit der großen Theologen sei sie auch nicht allgemein verbreitet gewesen. Im Mittelalter freilich wurde, das ist richtig, der theologische Unterricht unter Anlehnung an den lateinischen Wortlaut der Bibel erteilt (die lateinische Bibel ist auch heute dem Theologen unentbehrlich), aber, darauf kommt es hier an, im Mittelalter wurde der Glaubensinhalt der Bibel auch nicht in Frage gezogen, heute geschieht es und zwar unter Berufung auf Grundsätze, die der hebräischen Sprache entlehnt sind. Die wissenschaftliche Verteidigung des Alten Testamentes kann ohne Kenntnis der hebräischen Sprache nicht durchgeführt werden. Wenn man aber auch von diesem apologetischen Standpunkt absieht, so erfordert es die Würde der Heiligen Schrift, daß jeder Studierende der Theologie imstande ist, sie in ihrer Ursprache kennen zu lernen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Erwägungen bei der Vorbildung der Theologen nicht allenthalben in genügender Weise berücksichtigt werden.

Für einen gedeihlichen Unterricht im Hebräischen sind zwei Erfordernisse notwendig, einmal, daß diesem Fach von den Unterrichtsbehörden eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird, dann, daß diejenigen, die diesen Unterricht erteilen, ihn nicht für einen titulus coloratus ansehen. Recte speremus!

Eine neue Politik in Spanien?

Von Professor Dr. Eb. Vogel, Aachen.

Ungern nimmt einer das Wort zu dem, was in Spanien unter Politik verstanden wird. Ungefähr was die Nationalliberalen oder zurzeit so ziemlich alle Liberalen in Deutschland darunter verstehen: Machenschaften, die so weit öffentlich betrieben werden, als ein gewisses gerettetes Maß von Scham zuläßt, zu dem Zweck, eine Gruppe im Genuß der Macht und der Staatskasse zu erhalten. Daß dabei je ernsthaft die Volkswohlfahrt in Betracht gekommen wäre, wagt niemand zu behaupten, der weiß, daß seit dem Bestehen einer Volksvertretung in Spanien (1812) durch Regierungsmaßnahmen auf Grund eines von den Kammern beschlossenen Gesetzes so gut wie nichts gebessert worden ist. Das Spanien von 1912 unterscheidet sich von dem vor hundert Jahren nur durch ein Eisenbahnnetz mit dem, was drum und dran hängt: Telegraph, Telephon, Briefpost, während der übrige Postdienst noch in den Kinderschuhen liegt. Aber die Eisenbahnen sind von den Franzosen gebaut worden und sind den Franzosen verpfändet. Und durch zehn Millionen Einwohner mehr, und dies ist das Verdienst der Aerzte, die in deutsche und englische Schulen gegangen sind. 1830, so hofften die Gesetzgeber von 1812, würde von jedem spanischen Wähler die Fähigkeit zu lesen verlangt werden können. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, und 1857 sollte ein weitschichtiges Unterrichtsgesetz dasselbe Ziel in noch kürzerer Frist erreichen. Aber 1910 mußte der Unterrichtsminister Graf Romanones bekennen, daß es auch damit nichts geworden ist, ja, seit 1880 noch schlimmer geworden wäre, wenn nicht die Orden sich in die Bresche gestellt hätten. Seit einem Jahrzehnt wandten sich die Hoffnungen der Wiedergeburt den alten Landschaften zu. Die Unfruchtbarkeit der Madrider Regierung sollte verschleiert werden, indem ihnen die Sorge für die werktätige Politik zugeschoben würde. Es war ein vielversprechender Ausweg, den vor allem das reiche, fleißige Katalonien gern mit fliegenden Fahnen beschritten hätte. Maura stürzte darüber, Canalejas wurde darüber ermordet.

Daß er eine ganz andere Tür aufstoßen würde, als er am 31. Dezember im Zorn der Enttäuschung der liberalen Partei die bisher übliche Nachsicht und dem Könige, wenn er ihm hierin nicht beipflichtete, die Gefolgschaft aufsagte, hat Maura gewiß nicht geahnt, und doch gab es noch ein Drittes, als er am Schluß seiner historischen Nota zu seinem Absagebrief nur die Alternative aufstellte, daß entweder die liberale Partei sich fürderhin jedes Schöntuns mit den Republikanern enthalte oder daß sofort die Konservativen zur Macht berufen würden. Weil er das Dritte nicht sah, wollte er dann mit seinem Rücktritt die Möglichkeit schaffen, eine neue konservative Partei zu bilden, die an diesem Liebäugeln keinen Anstoß nähme. Er wußte wohl, daß dies der Selbstmord seiner Partei gewesen wäre. Die Konservativen aber wollten an Geschlossenheit hinter den Liberalen nicht zurückstehen, die durch eine machtvolle Kundgebung ihrem neuen Haupt den Rücken vor dem Könige gesteift hatten, und drängten ihm den Dirigentenstock, den er entrüstet von sich geworfen hatte, wieder auf. Nun konnte Maura, von Männern unanrüchiger Königstreue umjubelt, noch unnachgiebiger vom Könige die Wahl zwischen den beiden Wegen fordern.

Romanones aber sah den dritten Weg, der sich Mauras Augen verschloß, weil er sich zu sehr in das Dilemma: Hie Welf, hie Waibling! verbohrt hatte. Und doch hätte er sich der Tatsache nicht verschließen können, die so alt ist wie die spanische Verfassung selber, daß die ungeheuere Mehrheit des Volkes weder liberal noch konservativ ist, sondern seit hundert Jahren durch Stimmenthaltung seine Gleichgültigkeit dagegen immer wieder bezeugt hat! Viel hätte ihm auch der Spott sagen können, mit dem das Ausland die spanische Wahl- und Parteiwirtschaft stets behandelt hat. Romanones aber wurde durch die Notwendigkeit, dem Mauraschen Dilemma um jeden Preis zu entgehen, auf diesen Ausweg, der zwischen liberal und konservativ hindurch oder vielmehr darüber hinweggeht, gedrängt, von Maura in die Tür gestoßen, die seit langem offen stand, aber von niemand benutzt wurde, weil sie auf den Weg des Uneigennutzes führte, der in Spanien fast ungangbar, wenigstens sehr beschwerlich ist.

Und das kam so: Romanones erste, menschlichste Regung gegen Mauras Herausforderung mag ein trotziges „Nun erst recht!“ gewesen sein. Ihr nachzugeben, hinter dem Rücken des Königs mit den Republikanern noch dreister zu schmusen, würde den König in die Arme Mauras zurückgetrieben haben. Ganz anders, wenn der König sich überzeugen ließ, daß ein Republikaner nicht nur dies, sondern auch ein tüchtiger Mann sein kann, dessen Rat als eines solchen der Regierung, ja dem Könige selbst höchst willkommen sein müsse! Gefunden! Azcárate, ein waschechter Republikaner, muß erst einmal mit dem Könige gesprochen haben, dann hat Maura seine Antwort auf seine Alternative und des Königs Minister haben keinen Vorwurf mehr zu fürchten, wenn sie sich mit Republikanern ins Benehmen setzen.

Gesagt, getan! Natürlich, vor einem solchen Husarenritt versichert man sich, ob man auch fest im Sattel sitzt. Abermals — am 14. Januar — stellte Romanones Don Alfonso die Vertrauensfrage, in der Gewißheit, daß er vorderhand von Maura nichts mehr wissen wollte. In dieser Unterredung mit dem König muß Romanones dem Herrscher den dritten Ausweg: weder Liberal noch Konservativ, sondern eine Regierung von Fachleuten, wenn auch einstweilen liberaler Herkunft, vorgetragen und annehmbar gemacht, der König soll dann selbst nach Azcárate verlangt haben. Ein Ministerrat billigte die neue Politik, am Tage darauf durfte ein Republikaner als Fachmann für Sozialpolitik eine Stunde lang sich mit dem Monarchen unterhalten!

Gut denn: die dritte Tür steht offen, Maura hat Romanones hineingestoßen. Maura ist ein geschlagener, vielleicht ein ganz toter Mann, dafür steht Romanones auf einem neuen Wege mit neuen Pflichten. Er hat sich vor allem nicht mehr als liberalen Ministerpräsidenten zu fühlen. Sodann darf er, will er fortan nur mehr mit Fachleuten regieren, auch Koryphäen konservativen Stammbaums nicht verpönen.

Da jedoch die Konservativen dabei beharren, als solche ans Ruder kommen zu wollen, so wird der Tag kommen, wo Romanones an das Volk appellieren, es klipp und klar auffordern muß, ein Parlament nicht von Advokaten, sondern von technischen Sachverständigen zu bilden, denen die Politik keine Laufbahn, keine Einnahmequelle, sondern ein Opfer ist.

Auf diesen Appell müßten die katholischen Kreise mit Begeisterung antworten. Die spanische Kirche hat bis vor kurzem das Bekenntnis zur liberalen Partei ausdrücklich als sündhaft bezeichnet; aber mit demselben Stigma hat noch vor einem Jahre ein schriftstellernder Theologe auch die Konservativen belegen können, und wie er, denken gewiß viele der Katholiken, die sich jeder Politik enthalten. Diesen allen könnte man, wenn Romanones es ehrlich meint, und Lügen haben kurze Beine, zurufen: Tür und Weg stehen offen, hindurch, hinein! Wählet in Zukunft nicht den, der regieren will, sondern, der regieren kann, der uns Schulen geben, Wälder pflanzen, Talsperren bauen kann! Ich zweifle keinen Augenblick, daß unter solchen Leuten mehr kirchlich gesinnte Männer sind als ungläubige. Denn wo sollten sie diese Kunst gelernt haben als im Schatten der Kirche, der ersten Schulhalterin Spaniens? Will also Romanones wirklich ein sachverständiges Parlament, so muß er auf kirchenfeindliche Hintergedanken verzichten. Hegt er sie noch, dann weiß er entweder nicht, wo die Fachleute sitzen, nach deren Hilfe er ruft, oder er, sagen wir: täuscht sich selber.

Auch eine antiklerikale „Kulturtat".

Glossen zum jüngsten Münchener „literarischen" Schmutzprozeß und seiner „Sachverständigen"-Farce.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Am 21. Dezember 1912 wurde vor der 3. Strafkammer des Landgerichts München I ein „literarischer" Schmutzprozeß verhandelt, dessen verblüffender Ausgang an gewisse nahezu sprichwörtlich gewordene, in den weitesten Volkskreisen tief bedauerte frühere Entscheidungen des Münchener Landgerichts erinnerte. Man hatte geglaubt, daß diese wenig schmeichelhafte Tradition, die schon einmal in einer Reichsgerichtsentscheidung scharf beleuchtet wurde, nach einigen Schwankungen der letzten Jahre nun glücklich abgetan sei. Das jüngste Urteil zeigt, daß dieser Optimismus sehr unangebracht war. Da die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Revision eingelegt hat, wird das Reichsgericht sich, wenn auch nicht mit den zum Teil mehr als sonderbaren, einander schnurstracks widersprechenden Sachverständigen-Gutachten, so doch mit der in mancher Hinsicht fast verblüffenden Urteilsbegründung zu befassen haben. Wenn die Hoffnung auch nicht groß ist, so erscheint es doch nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht das seltsame Urteil aus rechtlichen Erwägungen aufhebt und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die erste Instanz zurückverweist.

Die Titel, unter denen verschiedene Tageszeitungen über den Prozeß berichten („Bayerischer Kurier", Nr. 359/1912: „Wissenschaft oder Schweinerei", „Neues Münchener Tagblatt", Nr. 362/63: „Kraftbayerisch oder Schweinerei") deuten schon zur Genüge an, um was es sich im Grunde dreht. Georg Queri, ein bekannter Mitarbeiter der „Jugend" und spezieller Freund des „Simplicissimus"-Thoma, hatte schon im Jahre 1910 einen salonmäßig ausgestatteten Großquartband „Bauern-Erotik in Oberbayern" herausgegeben, der die anrüchigsten Zoten und Perversitäten aus einer gewissen verdorbenen Schicht als landläufige „Bauernmoral" hinzustellen versuchte. In dem Buche sind vor allem die denkbar ordinärsten sog. „Haberervers", zu allem Ueberfluß auch noch ins Hochdeutsche übersetzt, einem zahlungsfähigen Publikum zur Beschnupperung herausgestellt. Durch eine Buchhandlung in Stettin ließ der Münchener Verlag von Piper & Co. derlei Werke schon damals auch in Norddeutschland vertreiben. Nachdem die „Bauern-Erotik" trotz nachdrücklichster Zurückweisung (namentlich in der „Allgemeinen Rundschau", aber auch im bayerischen Landtage) von der Staatsanwaltschaft nicht beanstandet worden war, gab Georg Queri im Jahre 1912 im gleichen Verlage auch den schon vorher angekündigten zweiten Band, ein sog. „Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern" unter dem Titel „Kraftbayerisch" heraus. Das Amtsgericht hatte die Beschlagnahme abgelehnt, das Landgericht diesen Beschluß aufgehoben. Auf Beschwerde der Beteiligten fand mündliche Verhandlung im öffentlichen Verfahren statt.

Als Präludium zu diesem Prozeß setzte schon am 4. November 1912 Michael Georg Conrad in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 563) dem Georg Queri wegen seiner so überaus gründlich besorgten Zusammentragung alles Kotes und Schmutzes aus dem sog. altbayerischen „Volksleben" ein literarisch-wissenschaftliches Denkmal und feierte ihn als einen wahren Kulturkämpfer gegen Zentrum und Klerikalismus. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß Dr. Conrad es verstand, selbst die Wertung dieser Kot- und Schmutzsammlung unter den Gesichtswinkel der „Organisation, die heute in Bayern regiert", zu bringen und, auf ein Wort des Ministerpräsidenten Frhrn. von Hertling im Landtage anspielend, mit tönenden Worten dagegen zu protestieren, daß Kulturpolitisches und Aesthetisches (lies: Skatologisches) durch irgend einen zeitweiligen Herrscherwillen entschieden werden könne. Wir kennen diesen Jargon unserer Münchener Intellektuellen schon seit Jahrzehnten und haben uns daran gewöhnt, daß der heutige „Bildungs"-Durchschnitt sich ohne eigenes Nachdenken die Sinne dadurch benebeln läßt. Für diejenigen, die Dr. Conrads Sprüche in „Ketzerblut", „Was die Isar rauscht" usw. vergessen haben und ihn nur nach seinen neuesten Gastrollen im evangelischen „Mathildensaal" beurteilen zu sollen glauben, seien nur ein paar Stellen aus seinem Panegyrikus auf den neuesten „Kulturkämpfer" Queri zitiert, den er übrigens als Schriftsteller nicht sonderlich hoch einschätzt. In der Einleitung meint er von den altbayerischen Schriften Queris:

„Man konnte sie, soweit sie erotische Dokumente und dem Volksmunde in treuer Ursprünglichkeit nachgeschrieben sind, für tolle Verzweiflung an aller offiziellen Ehrbarkeit, für Paradoxe eines sexuell aus den Fugen gegangenen Geistes halten."

Am Schlusse wird er noch etwas deutlicher:

„Die Schriften von Georg Queri zeigen dem, der zu lesen versteht, den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Klerikalismus und der altbayerischen Rasse, zwischen dem welschen Moralismus der Herrischen und dem ursprünglichen Kulturwillen des Bauernvolkes. Ein Auskommen zwischen beiden ist nur möglich zugunsten der Herrischen, solange die ultramontane Hypnose wirkt, und die Religion sich zur Dienerin der Machtpolitik hergibt. Der altbayerischen Bauernnatur ist alles Kranke, Verstiegene, Ungerade, Welsche bis in den innersten Blutstropfen zuwider. Wacht die Rasseseele aus der klerikalen Hypnose auf, so wird sie sich mit der letzten Kraft gegen jeden Zwang zum Anderssein als zu dem ihr Natürlichen wie gegen eine Schändung ihres Blutes wehren.... Herrschsüchtige Gleichmacherei und patriotische und religiöse Phrase — sie ziehen nicht mehr. Das Volk will nicht als Masse, sondern als völkische Persönlichkeit gewertet sein."

Wer auch nur aus einiger Entfernung seine Nase über den von Queri zusammengetragenen „erotischen" und „rein animalischen" Schmutz und Kot gebracht hat, wird den von Conrad konstruierten Gegensatz zwischen dem „ultramontanen Moralismus" und dem „kraftbayerischen" (d. h. in Wirklichkeit pseudo- oder kunstbayerischen) Naturalismus (= Unflat) als ein ungewolltes Kompliment für den Reinlichkeitssinn des ersteren empfinden. Im übrigen bedankt sich das altbayerische Bauernvolk nachdrücklichst dafür, daß in diesem mit dem prächtigsten neumodischen Letternwerk auf Büttenpapier gedruckten Prachtbande seine wahre Natur abkonterfeit sei.

Den „antiklerikalen" Pferdefuß der Uebung ans helle Tageslicht gestellt zu haben, ist jedenfalls das unzweifelhafte Verdienst Michael Georg Conrads. Aus seinem Schelten über das „Verhalten der ultramontanen Presse-Leute", die sich mit solcher „Kultur"-Jauche nun einmal nicht befreunden können, scheint uns übrigens der Verdruß darüber hervorzuleuchten, daß an der Vorgeschichte dieses Prozesses und an dem Prozeß selbst weder ein „ultramontaner" Presse-Mensch, noch sonst ein „Ultramontaner" auch nur auf Kilometerweite irgendwie beteiligt war. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erfahren heute zum ersten Male von diesem Prozeß, und sowohl die Polizei als auch die Staatsanwaltschaft hatten, um die Richter im angeblich „klerikalen" Bayern nicht von vorneherein kopfscheu zu machen, ausschließlich waschechte liberale Sachverständige herangezogen. Schon dem Amtsgericht hatten scharf ablehnende Gutachten des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Oberschulrates Dr. Kerschensteiner und des bekanntlich auf sehr freiem Standpunkte stehenden Schriftstellers und Dramatikers Ruederer vorgelegen.

Auch in der Strafkammerverhandlung am 21. Dezember traten neben den Sachverständigen Dr. Thoma („Simplicissimus"), Dr. Ganghofer und Dr Conrad, deren mehr als freier Standpunkt in solchen Fragen hinlänglich bekannt ist, deren Verteidigungsreden für Queris „Werk" daher als Selbstverständlichkeiten übergangen werden können, ausschließlich notorische Liberale auf. Aus ihren Urteilen seien nur einige charakteristische Stellen hervorgehoben. Prof. Dr. Hofmiller urteilte nach dem gewiß unverdächtigen Berichte der Queri nahe befreundeten „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Das Material ist willkürlich und unwissenschaftlich ausgewählt. Soweit das Material locikologischer Art ist, steht alles schon bei Schmeller. Durch die Zusammenstellung speziell dieser Ausdrücke nach Sachgruppen wird der Eindruck hervorgebracht, als sei es nicht auf Vertiefung der Volkskunde, sondern um die Häufung von Schmutz abgesehen. Dieser Eindruck wird durch die Hereinziehung von Vorstadtcouplets und Herrenabendprodukten verstärkt. Der Umstand, daß von den wirklich echten Pfarrergstanzeln, die Queri gar nicht zu kennen scheint, nicht eines, von den blöden Imitationen dagegen gleich ein Dutzend im Werke enthalten sind, verstärkt diesen Eindruck.... Solche Werke wechseln ihren Besitzer ziemlich häufig, die Sachen werden dann zu stark reduzierten Preisen im Antiquariatshandel an jedermann verkauft. Eine derartige Auslese als kraftbayerisch zu etikettieren, ist eine Geschmacklosigkeit."

Joseph Ruederer, bekanntlich ein Schriftsteller modernster und freiester Prägung, sagte aus:

„Niemand kann das Verlogene der oberbayerischen Schnaderlgaudi mehr verdammen als ich. Auf dem übrigen Gebiet muß ich mich von Queri lossagen, denn der Herausgeber verfällt vielfach in dieselben Fehler, wie die von ihm geschilderten Geschmacksverderber, und versucht uns die plumpsten Auswüchse auf entgegengesetztem Gebiet als Ausdruck echten, unverfälschten Volkstums hinzustellen.... In der überwiegenden Mehrzahl des Buches herrscht ein Ton, der weniger draußen bei den Bauern als an den Stammtischen gewisser Münchener Gesellschaften herrscht. Es sei nicht verschwiegen, daß Queri dieser Kategorie einmal ebenfalls zu Leibe rückt. Im übrigen vergißt er aber leider zu bemerken, daß diese Sorte sich nirgends wohler fühlt als in der Maske des von ihr verhöhnten Bauernstandes, weil sie sich da am pöbelhaftesten benehmen und ihre Zoten in seinen Dialekt übertragen können."

Aus der Aussage des Geheimrates Prof. Dr. Crusius seien nur wenige Sätze zitiert:

„Das Buch von Queri ist zum größten Teil ein Exzerpt aus Schmeller, welches Werk durch einen Neudruck wieder allgemein zugänglich gemacht wird.... Schlimm sind zum Teil die Zutaten. Den Schluß macht eine gemeine Dichtung, die Mitglieder eines Münchener Herrenklubs verbrochen haben; verwandten Kalibers sind die meisten „Pfarrergstanzln". Einige Seiten des Buches sollten kassiert werden. Ließe sich das ganze unterdrücken, ginge den Folkloristen nicht viel verloren."

Den stärksten Eindruck — d. h. nicht auf das Gericht, sondern auf die sogenannte öffentliche Meinung — machte zweifellos die Aussage des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten für München I, des Oberstudienrates und Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner:

„Ueber das Wörterbuch „Kraftbayerisch" bin ich wirklich erschrocken. Queri beschränkt sich nicht auf das Idiom des Bauern, sondern zieht alle möglichen unflätigen Gedichte und Ausdrucksweisen heran, die gar nicht aus der Bauernsprache stammen. Viele davon sind das Resultat einer übermütigen Laune, die gar nicht den Bauern schildern, wie er wirklich ist, sondern in den stärksten Uebertreibungen eine Karikatur des Bauern zeichnen. Bedenklich aber im Buch sind die „Pfarrer-G'stanz'ln", die aus Studentenkreisen stammen, und die sogenannten „Münchner G'stanz'ln". Selbst von den vorausgeschickten, angeblich echten bäuerischen Pfarrer-G'stanz'ln läßt sich in keiner Weise zeigen, daß sie bäuerliche Denkungsweise wiedergeben. Jedermann weiß, wie viel zu solchen G'stanz'ln im Laufe der Zeit die sogenannten Gebildeten dazumachen. Gerade die Pfarrer-G'stanz'ln zeigen jedem Leser deutlich, daß ein kritikloser Herausgeber das Volk in seinem angeblichen Idiom schildern will. Ich würde es ungemein bedauern, wenn das Buch allgemein im Volke verbreitet werden würde, wenn nicht gewisse Dinge herauskämen, die der Sachverständige dann genauer bezeichnet."

Nach solchen in ihrer Art geradezu niederschmetternden Feststellungen ausschließlich liberaler Gutachter über eine angeblich „wissenschaftliche" Schmutzsammlung hätte man kaum mehr einen Zweifel haben können, wie das Urteil der Strafkammer ausfallen werde. Aber es war noch ein weiterer Sachverständiger geladen, auf den die Verteidigung das allergrößte Gewicht legte, weil er als Hilfsarbeiter bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften mit der wissenschaftlichen Leitung des von der Akademie herausgegebenen „Altbayerischen Wörterbuches" betraut ist: Dr. Maußer. Wie urteilte nun dieser, wie uns versichert wird, erst im Alter von 24 Jahren stehende Hilfsarbeiter der Akademie — im Gegensatz zu Männern wie Professor Hofmiller, Ruederer, Dr. Kerschensteiner und Professor Crusius — über die fatale Querische Sammlung? Da das unter der wissenschaftlichen Leitung dieses jugendlichen Sachverständigen stehende „Altbayerische Wörterbuch", wie die „Augsburger Postzeitung" mit Recht hervorhebt, eine offizielle Veranstaltung des bayerischen Staates ist (der bayerische Landtag hat zur Herausgabe desselben eine große Summe bewilligt), gewann das Gutachten Dr. Maußers für die Beurteilung der Strafkammer eine ganz besondere Bedeutung. Mit geradezu überschwenglichen Worten begrüßte Dr. Maußer

„das Buch als wertvolle und für den Wortforscher außerordentlich anregungsreiche Materialsammlung, die durch die reiche Anzahl der Belege usw. noch erfreulicher wird. Er sieht darin nur eine lobenswerte Ergänzung zu Schmeller und zum Grimmschen Deutschen Wörterbuch und weiteren deutschen Wörterbüchern. Das kommende Bayerisch-österreichische Wörterbuch z. B. wird unter den gedruckten lexikalischen Materialsammlungen das Querische Buch mit Nutzen verwenden und als keineswegs unerwünschten Führer verwerten, vorausgesetzt, daß das Gericht das Buch nicht vernichtet und damit der Forschung entzieht. Eine Menge wissenschaftlicher Sammel- und Erklärungsarbeit wäre dann nutzlos vertan. „Kraftbayerisch" ist als eine literarische und wissenschaftliche Arbeit zu erklären, für die die Wortforschung Queri Dank schuldet. Die Förderung, die der Germanist im allgemeinen wie als Spezialist für Sprache und Kultur Altbayerns daraus erfährt, liegt für jeden wissenschaftlichen und literarischen Denkfähigen auf der Hand und ist unbestreitbar. Die Aufrechterhaltung der Konfiskation mit ihren Folgen wäre gleichbedeutend mit der Zerstörung wissenschaftlicher Werte."

Wer das Buch in der Hand gehabt hat, kann über ein solches gewissermaßen mit dem Nimbus der Akademie der Wissenschaften umgebene Gutachten nur den Kopf schütteln. Es wird uns auch auf das Bestimmteste versichert, daß die Akademie der Wissenschaften mit dieser Einschätzung der Querischen Schmutzsammlung ganz und gar nicht einverstanden sei. Aber für das Landgericht war nach diesem Gutachten die Sache **spruchreif und entschieden. Justizrat Bernstein berief sich als Verteidiger mit großem Aplomb auf diesen ausschlaggebenden jugendlichen Gelehrten: „Wenn das Buch vernichtet würde, würden nach dem Gutachten des Dr. Maußer wissenschaftliche Werte vernichtet werden." Fast hätte der forensische Routinier die Richter zu Tränen gerührt, als er mit bewegter Stimme ausrief, „daß durch die Einziehung des Werkes einem Manne, einem Werke und — — einer großen Sache Unrecht geschehen würde". Mit der „großen Sache" scheint er allerdings nicht so sehr die „Skatologie" (der Begriff ließe sich nur durch ein sehr drastisches Wort treffend verdeutschen), als das staatlich unterstützte Unternehmen der Akademie der Wissenschaften gemeint zu haben. Vergeblich bemühte sich der schneidige Staatsanwalt Sotier, die wirklich große Sache der Sauberkeit im Buchhandel und in der Büchermache zu retten. Wie in früheren Fällen die „Kunst", so siegte hier die „Wissenschaft" über alle Bedenken der Sittlichkeit und Volksgesundheit. Die Urteilsbegründung spricht u. a. aus:**

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine Reihe von Stellen, an sich betrachtet, als unzüchtig gelten müssen; allein diese Stellen gehören zu einem Ganzen.... Das an sich Anstößige einzelner Stellen wird durch den Zweck des Buches, zu sammeln, zu forschen, zu belehren, zurückgedrängt. Zu Zweifeln könnten nur jene Stellen Anlaß geben, die in den Pfarrer-G'stanzeln enthalten sind, soweit sie aus studentischen Kreisen stammen sollen, ferner das letzte Erzeugnis „Der Münchener vor dem Standesamt"; über den Wert dieser Stellen sind die Ansichten der Sachverständigen auseinandergegangen. Das Gericht kann sich keineswegs auf den Standpunkt stellen, daß diese Stellen wertlos sind, daß sie nicht in den Rahmen des Werkes passen, wie ein Teil der Sachverständigen sich äußerte. Selbst wenn man dies annehmen wollte, so bilden diese Stellen nur einen verschwindend geringen Teil des Ganzen. Deshalb allein, weil bei diesen Stellen das Volkstümliche nicht in Betracht kommt, weil diese Stellen besser weggeblieben wären, kann das Werk nicht als unzüchtig verurteilt werden. Diese Stellen können den wissenschaftlichen Wert des Werkes mindern, sind aber nicht geeignet, das Werk als ein solches zu charakterisieren, daß dadurch das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt wird."

Wir können uns nicht vorstellen, daß das Reichsgericht sich dieser seltsamen Logik anschließen sollte. Die bisherige Judikatur des höchsten deutschen Gerichtshofes hat wiederholt anders entschieden. Weshalb, wenn man das ganze Buch nicht einziehen wollte, nicht wenigstens die von den meisten Sachverständigen als willkürliche Zutaten und offensichtliche „Schweinereien" (mit zum Teil norddeutschem Einschlag) gekennzeichneten Einzelteile der Vernichtung überantwortet wurden, ist völlig unerfindlich.

Der bayerische Landtag wird sich aber der Aufgabe nicht entschlagen können, bezüglich der Quellenforschung für das staatlich unterstützte „Altbayerische Wörterbuch" gründlich nach dem Rechten zu sehen. Ein öffentlicher Aufruf der Akademie der Wissenschaften hat auch den bayerischen Klerus zur Mitarbeit an dem Wörterbuch durch volkssprachliche Beiträge eingeladen. Nachdem das freigegebene skandalöse Werk Queris ausdrücklich mit dem „Altbayerischen Wörterbuch" in Verbindung gebracht worden ist, muß man der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 364, 1912) recht geben, wenn sie an den Klerus den mittlerweile auch in zahlreiche andere katholische Tageszeitungen übergegangenen Appell richtet: „Die katholischen Geistlichen Bayerns müßten wahre Trottel sein, wollten sie unter solchen Verhältnissen auch nur mit einem einzigen Wort die Herausgabe des „Altbayerischen Wörterbuches" fördern!" Will die Akademie der Wissenschaft das Zustandekommen und die Bedeutung des „Altbayerischen Wörterbuches" nicht ernstlich gefährden, so wird sie von so anrüchigen und zweideutigen Quellen sehr energisch abrücken müssen. Der größte Teil des Klerus hat zweifellos auch nicht die entfernteste Ahnung davon, wie unsagbar roh und gemein sein sittlicher Ruf in dieser Queri-Sammlung durch den stinkendsten Kot gezogen wird. Als Kulturtat in diesem Sinne ist Queris Buch unmittelbar neben die von der Münchener Sozialdemokratie mit so großem Eifer verbreitete Sammlung von sittlichen Skandalen aus dem Klerus zu stellen. Letztere wendet sich an die breitesten Massen, erstere an die „gebildete", zahlungsfähige Welt. Der antiklerikale Zweck ist der gleiche.

Es muss gelingen.

Ich spüre solche Kraft in meinen Adern rinnen.
Nicht Kräfte, einen Stein zu heben,
nein, Riesenkraft zum Weiterleben
trotz Alltagsnot. Ein neues Leben zu beginnen.
Die Arbeit ist der Segen meinem Tag.
Und wenn ich noch mein ganzes Wollen trag
hinein — ich weiss, es wird, es muss mir ja gelingen,
mit solcher Riesenkraft das Leben zu bezwingen.

Mathilde Fritsch.

Vom Büchertisch.

P. Wilhelm Judge S. J. Ein Blatt aus der Geschichte der Mission in Alaskas Goldfeldern. Deutsche Bearbeitung von Friedrich Ritter von Lama. gr. 8⁰ (VIII und 160 S.) Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1912. — Daß der Missionsgedanke auch bei uns in Deutschland immer weitere Kreise erfaßt und das Interesse für unsere auswärtigen Missionen ein immer allgemeineres wird, ist eine unverkennbare und hocherfreuliche Tatsache. Zeuge dessen ist unter anderem nicht zum wenigsten auch das gerade in jüngster Zeit hervortretende starke Anwachsen und Aufstreben der Missionsliteratur. Hinweisen möchte Rezensent an dieser Stelle nur auf die durch den münsterischen Universitätsprofessor Dr. Schmidlin begründete und herausgegebene „Zeitschrift für Missionswissenschaft" und die fast gleichzeitig damit ins Leben gerufene „Missionsbibliothek" (gedacht als Ergänzung der bekannten und so hochverdienten Zeitschrift „Die katholischen Missionen"). Das fünfte und letzterschienene Bändchen dieser „Bibliothek" ist das oben angezeigte. Dasselbe zeichnet uns in leider nur zu schwachen und dürftigen Umrissen das ungemein anziehende Bild eines der ersten und heldenhaftesten Pioniere der so außerordentlich schwierigen und entbehrungsvollen Alaska-Mission, des als Opfer seiner in der Tat übermenschlichen Mühen und Anstrengungen frühzeitig, noch nicht 49jährig, am 16. Januar 1899 gestorbenen Baltimorer Jesuiten P. William Judge. Doch noch mehr: mit greifbarster Deutlichkeit tritt es uns in dem Büchlein auch vor Augen, was die Söhne des hl. Ignatius dort in den unwirtlichen Eis- und Schneeregionen Alaskas, dort im „wildesten Westen" leisten und leiden, und wie selbst die trostlose Oede der langen arktischen Winternacht nicht imstande ist, die Flammenglut des in diesen echten Apostelherzen lodernden Seeleneifers zu dämpfen und abzukühlen — auch ein Kapitel von dem „lichtscheuen" und „unheimlichen" Treiben, von der „verderblichen" und „unheilvollen" Wirksamkeit der „finstern Scharen Loyolas", der gerade jetzt wiederum so scharf befehdeten und so schamlos verleumdeten und geschmähten Gesellschaft Jesu! P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Der Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen (C. V.) von August Nuß, Volksvereinsverlag M.-Gladbach, 44 S. Preis 40 Pfg. Dieses in echter Begeisterung für die studentischen Ideale geschriebene Büchlein behandelt in vier Abschnitten Entstehung und Entwicklung, Umfang und Organisation, das Programm, die Existenzberechtigung und zeitgenössische Notwendigkeit des C. V., Studentenromantik und C. V. Die alten Herren und die Burschen werden das Büchlein mit Genuß und Freude lesen, zeigt es doch die gewaltige fleghafte Ausbreitung der katholischen deutschen Studentenverbindungen und die wackere und lebendige Wahrung seiner Stellung bei treuer Anhänglichkeit an die alten, sturmerprobten Fahnen. Das Büchlein ist aber auch ein vortrefflicher Werbetaler, den man den angehenden Akademikern und mehr noch deren Eltern in die Hand drücken soll. Denn die Zeiten sind ernst, und mehr denn je sind heute Einigkeit, Geschlossenheit und Organisation die eherne Forderung an den katholischen Studenten. Das Büchlein begleiten unsere besten Empfehlungen. Joh. Ernst.

Hermine Villinger: Der Herr Stadtrat. Roman. Verlag von Adolf Bonz & Co., Stuttgart, 1912. 8⁰. 219 S. M 3.—. Hermine Villinger gehört zu den Autoren, die ihre Leser, wenn einmal gepackt, für immer festhalten. Sie bringt keine durch ihre Neuheit überraschende, welterschütternde Stoffe; ihre Darstellung reißt uns nicht in atemraubender Spannung mit sich fort. Wohl aber behandelt sie Themen, welche die Wohlfahrtsgrundlage der menschlichen Gesellschaft bilden und die nie veralten werden, solange die Welt steht: Familien- und Herzensleben, Tüchtigkeit, Tugend, inneren Frieden. Und sie zeigt die Wege zu letzterem auf, beleuchtet, ohne Lehrhaftigkeit, in frischer, vertiefter, ansprechender Weise die Gründe und Urgründe der allerlei Menschlichkeiten, die sich nun einmal in uns allen finden, und legt die Mittel klar, ihnen zu unserm eigenen und anderer Segen zu begegnen, das Schicksal zu tragen und seiner Herr zu werden. Nie sucht sie das Außergewöhnliche, sondern sie nimmt das Leben, wie es genommen sein will und soll: just wie es ist. Dabei hat sie ein offenes, klares Auge und ein rechtes Wort für die Schönheiten der Natur und der Kunst. Kurzum, wir fühlen uns „daheim" bei ihr, und ein trauliches Heim sammelt sich denn auch gern in gemütlicher Familienrunde um das, was sie uns bietet. So auch fraglos gelegentlich ihres jüngsten oben angezeigten Buches. Eigentlich ist es die Geschichte zweier Kinder, die das Leben auf nicht allzusonnigem Boden früh zusammengestellt hat, um sie dann jahrelang zu trennen und endlich, geläutert, gereift und wahrhaft bereichert, für immer wieder zusammenzuführen. Als irdischer Schutzengel ist ihnen „Der Herr Stadtrat" beigegeben, ein psychologisch prachtvoll geschauter und gezeichneter Charakter, der aus schwerer Beraubung sich ein gütiges Herz für andere Beraubte gerettet hat und nun diesen seinen beiden Lieblingen auf Grund der eigenen Lebensergebnisse die Heimfahrt in einen gemeinsamen Friedensport durch allerlei Unwetter eröffnet und ermöglicht. So viel Sonne und Erquickung herrscht in dem Buche, trotz der widrigen Winde, welche die Autorin Held und Heldin um die Nase wehen läßt, daß wir es nach beendeter Lektüre wie ein liebgewonnenes Eigentum, mit Dank für dieses als solches, niederlegen in dem lebhaften Wunsche nach baldigem wieder sich hineinversenken. E. M. Hamann.

Hedwig Maiholzer: Der Frühling kommt! Ein Märchenspiel mit Benützung des Bilderbuches „Etwas von den Wurzelkindern" von Sibylle von Olfers. München 1912. Verlag der J. J. Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl). 8⁰. 16 S. 50 Pf. — Eine allerliebste Gabe für unsere Kinderwelt, soweit sie schon die „Bretter, die die Welt bedeuten", zu „beherrschen" vermag. Taumann, Frühlingssonne und Mutter Erde sind die Erwachsenen unter den Darstellern, zu denen Schneeglöckchen, Wurzelkinder, Schneeflocken, Sonnenstrahlen und der Frühling in persona zählen. Gesang und Gruppierung weben sich in das traulich poetische Ganze, das den Stempel naiver Frische trägt. Das Werkchen sei für Familie, Schule und Erziehungsanstalten lebhaft empfohlen. E. M. Hamann.

„Das Bayerland". Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Land und Volk. Begründet von H. Leher, herausgegeben von Dr. Joseph Weiß in Verbindung mit Dr. M. Doeberl, Dr. K. Trautmann und einem Kuratorium unter dem Vorsitze Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern. Bayerland-Verlag, G. m. b. H., München, Josephplatz 8. Preis für Deutschland vierteljährlich M 2.50 (13 Nummern). Das „Bayerland" ist empfohlen von den K. Staatsministerien der Justiz, für Kirchen- und Schulangelegenheiten und vom Kriegsministerium. Es hat sich die Pflege des historischen Sinns, der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland und das Königshaus zur besonderen Aufgabe gemacht. Populärwissenschaftlich gehalten, wendet es sich an alle Kreise des Volkes. Der soeben neu begonnene 24. Jahrgang enthält fesselnd geschriebene Erlebnisse eines kurbayerischen Musketiers im Türkenfeldzug 1688 von Prof. Anton Hoffmann. Jedes Heft bringt dazu hochinteressante Artikel aus Bayerns wechselvoller Vergangenheit und Gegenwart, bald aus dem vielbewegten Soldatenleben, bald aus dem Volke, kurz das Bayerland in seiner gesamten Kultur erscheint hier wie eine Eiche, uralt, doch von unverwüstlichem, gesundem Marke und immer grünender Krone. Diese Wochenschrift, deren Anschaffung der billige Preis erleichtert, kann nur bestens empfohlen werden. Joseph Walser.

Meggendorfer Blätter. Zeitschrift für Humor und Kunst. Verlag von J. F. Schreiber, München, Perusastraße 5 und Eßlingen, vierteljährlich M 3.—. Vor uns liegt der elegant gebundene zweite Semesterband 1912 der Meggendorfer Blätter. Das ist ein lustiger Geselle, den wir nach des Tages Arbeit und Mühe immer gerne in unserer Gesellschaft sehen. Am 1. Januar traten sie in das 25. Jahr ihres Bestehens ein. Aus diesem Anlaß erschien eine reich ausgestattete Jubiläumsnummer, die für 30 Pfg. zu beziehen ist. Scherz, gesunder Humor und Kunst treten uns in diesen Blättern entgegen, die im ganzen Lande bei alt und jung, in feinen Häusern und schlichten Hütten wohl bekannt sind. Von Künstlerhand bunt illustriert, beobachten sie in Wort und Bild die Forderungen des Anstandes und der guten Sitten, sodaß sie unbedenklich empfohlen werden können nicht bloß zum Abonnement, sondern auch zur Unterstützung durch Mitarbeit und Verbreitung überall dort, wo es gilt, „Witzblätter" vom Schlage des „Simplicissimus" zu verscheuchen und zu verdrängen. Probenummern versendet kostenfrei der Verlag in München. Jos. Walser.

Kerer Fr. X., Pfarrer in Langengeisling. **Die Macht der Persönlichkeit im Priesterwirken.** 4. u. 5. Auflage. 7. mit 10. Tausend. 8⁰. XIII. u. 116 S. Regensburg 1912. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert M 1.—. In eleg. Ganzlbd. M 1.60. Der Priester als Werkzeug Gottes muß seine volle Persönlichkeit in seinem Berufe einsetzen, deshalb auch seine ganze Persönlichkeit entwickeln. Das geschieht aber durch die Güte. Denn die vollkommen abgeklärte Güte ist die größte Macht auf Erden. Unter diesem Motto behandelt Verfasser in seiner bekannten schwungvollen Sprache mit einem reichen Zitatenschatz die Güte und Sanftmut, beleuchtet sie in ihrer Bedeutung für die Persönlichkeit, zeigt als ihre Wurzel die Selbstüberwindung, widerlegt ihre Zerrbilder, schildert ihre Wirkungen in der priesterlichen Praxis und gibt ihr zur Patronin die gütige Jungfrau. Güte ist das Bedürfnis unserer Zeit, deshalb das Programm des Priestertums. Es ist eine durch die weite Verbreitung des schönen Büchleins bewiesene Tatsache, daß man dieses Bedürfnis recht erkannt hat. Möge diese neue Auflage recht viele neue Freunde finden und gütige Priester und Menschen bilden. Dr. Weber.

Unseres göttlichen Erlösers Testament. Sieben Fastenpredigten von Joh. Emanuel Veith, Domprediger an der Metropolitankirche in Wien. Für die Seelsorgepraxis der Gegenwart neu bearbeitet und herausgegeben von Pfarrer Michael Schüten, Verlag Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr). Kleinoktav, 131 S., brosch. M 1.—, geb. M 1.50. Es ist ein glücklicher Gedanke, einige der schönsten Kanzelreden des seinerzeit hochgefeierten Dr. J. Em. Veith, den Professor Dr. Bidmann als den „ersten unter den deutschen Predigern" bezeichnet, in einer unserer Zeit angepaßten und gesichteten Form zu einem wohlfeilen Büchlein zu ordnen. Veiths Predigten sind wegen der Tiefe der Gedanken, der Empfindungen, der Frömmigkeit, der Wucht und Schönheit der Sprache wahre Kunstwerke der Homiletik. Die ausgewählten Predigten behandeln die sieben Worte Christi am Kreuze. Eine kurze Trauungsanrede vom Herausgeber bildet den Schluß des Büchleins, das, aus der Praxis herausgewachsen für die Praxis verfaßt, bestens empfohlen werden kann. Joh. Ernst.

Winterwald.

Wie gut dem Wald die weisse Schönheit steht,
Das Schneegewand aus schimmernden Kristallen,
Die Silberschleier, die sein Haupt umwallen,
Wenn raschen Flugs der Wind vorüberweht.

Wie Bräute schaut der Tannen junge Schar,
Reizvoll geschmückt im Wintersonnenscheine,
Auf ihren Schultern funkeln Edelsteine,
Und Perlenschnüre sprühn in ihrem Haar. —

Und eine Wunderwelt umfängt den Sinn,
Ein holder Zauber will das Herz umspinnen,
Aus tiefem Tann mit silberhellen Zinnen
Hebt sich das Schloss der Märchenkönigin!

Siehst du der Türme marmorweisse Pracht,
Die schlanken Säulen alabastern schimmern?
Die hohen Spiegel von den Wänden flimmern,
Siehst du den Saal, von Kerzenschein entfacht?

Komm, lass uns wandern, selig, Hand in Hand,
Wie Kinder in die goldne Sonntagsferne,
Durch Winterwald und weisse Flockensterne. —
Ich zeige dir den Weg ins Märchenland!

Josefine Moos.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Festspiele 1913 währen vom 30. Juli bis 16. September. Den Wagneraufführungen im Prinzregententheater gehen wiederum Mozartvorstellungen voraus. Neuaufgenommen in den Festspielplan ist die „Zauberflöte“, die szenisch und musikalisch erneuert erscheint. Die beiden Aufführungen dieser Oper finden im Kgl. Hof- und Nationaltheater statt, im Kgl. Residenztheater: „Figaros Hochzeit“, „Die Entführung aus dem Serail“ und „Don Giovanni“. Gleichfalls auf unserer kleinen Rokokobühne werden vier Sondervorstellungen von Richard Straußens „Ariadne auf Naxos“ geboten. Das Prinzregententheater bringt: „Tristan und Isolde“ (viermal), den „Ring“ (dreimal) und „Die Meistersinger“ (viermal).

Münchener Schauspielhaus. Die Bühne, die früher die Pflege Hauptmannscher Dichtung zu ihren vornehmsten Aufgaben zählte, hat sich zur Feier des fünfzigsten Geburtstags des Dramatikers reichlich Zeit gelassen. Nun erschien in neuer Einstudierung „Rose Bernd“. Das Schauspiel hatte fast den vollen Reiz einer Premiere. Der tiefe Ernst, mit dem Gerh. Hauptmann hier ein Frauenschicksal gestaltet hat, wirkte erschütternd. Man folgte den Szenen, deren Verlauf man ja kennt, mit neuer, innerer Anteilnahme und man darf sich fragen, bei welcher unserer jüngsten „Novitäten“ uns dies bei einer Reprise möglich wäre. Annie Rosar, die man im vorigen Jahre als Calderons „Circe“ im Künstlertheater kennen gelernt hatte, trat als „Rose“ ihr Engagement an. Endlich einmal wieder eine Künstlerin, die ihre Rolle nicht spielt, sondern gestaltet, die alle Phasen sichtlich durchlebt und darum mitreißt! Das Ensemble hielt sich unter Stollbergs Regie auf sehr guter Höhe und so kam ein Erfolg zustande von einer im Schauspielhaus lange nicht erlebten Stärke. Die Meinung also: die Faschingswochen im besonderen und die allgemeine Zeitstimmung verlangen innerlich leere Amüsementsstücke, ist einmal wieder gründlich widerlegt worden. Zu letzterer Richtung gehört Korfiz Holms Komödie „Marys großes Herz“, die an der gleichen Bühne einen Heiterkeitserfolg hatte. Der Verfasser hat die in die Oeffentlichkeit gedrungene Behauptung, sein Lustspiel sei ein Münchener Schlüsselstück, dementiert. Der Theaterzettel besagt, es spiele in einer Residenzstadt an der Donau, und die Offiziere tragen demgemäß österreichische Uniform. Würden solche unkünstlerische Fragen dem großen Publikum gerade so gleichgültig sein wie dem Kritiker, der Erfolg wäre immerhin kleiner, denn Holm hat in dieser Komödie seine literarischen Ambitionen sehr gemäßigt. Die schöne, elegante Weltdame, die mit Schmerz sieht, daß sie altert und die Bewunderung der Gesellschaft nachläßt, ist eine oft beobachtete Erscheinung. Wie aber Frau Mary ihren blindgutmütigen Gatten und ihren regulären Hausfreund mit zahlreichen anderen betrügt, das wird man auch in unseren lockeren Zeitläuften selten finden. Das Unangenehmste ist, mit welchem Behagen der Autor Marys Eheirrungen verfolgt, wie er keine Gelegenheit verabsäumt zu zweideutigen Wendungen. „Wir unterhalten uns wie unsere Hausknechte“, steht in Sudermanns „Sodoms Ende“. Neben diesen sittlichen Bedenken sei noch bemerkt, daß Marys Wandlung ohne psychologische Feinheit herbeigeführt ist. Gespielt wurde im Sinne des Stückes recht gut. Die glänzenden Interieurs des Malers Götz paßten vorzüglich. Sie symbolisierten eine äußere Geschmackskultur, die so oft über innere Fäulnis hinwegtäuschen muß.

Münchener Volkstheater. „Filmzauber“, Posse mit Gesang und Tanz von Rudolf Bernauer und Rud. Schanzer, Musik von W. Kolls und W. Bredschneider. Dieses Stück hat in Berlin sehr zahlreiche Reprisen erlebt und auch hier sehr gefallen. Die hübsch instrumentierten Couplets mußten meist dacapo gegeben werden trotz verschiedener, uns ferner liegender Berliner Nuancen des Textes. Am unmittelbarsten wirkte die kinematographische Aufnahme einer historischen Szene. Wie ein unvermutet heimkehrender Spießbürger plötzlich vor einem Napoleon darstellenden Kinospieler steht, war von starker, drastischer Komik. Die harmlosen Abenteuer eines das Berliner Nachtleben studierenden Reichstagsabgeordneten und verschiedene Nebenhandlungen sind mehr Klischee. Flott gespielt, getanzt und gesungen fanden sie jedoch bei dem ausverkauften Hause lebhaftesten Beifall. — Bei der Fülle der auf den Kritiker einströmenden Kunstgenüsse war uns eine regelmäßige Anwesenheit in den Sonntagsmatineen des Volkstheaters nicht möglich. Der Besuch einer solchen zeigte uns, daß die Darbietungen mit künstlerischem Geiste geleitet sind. Die jüngste Matinée, welche Direktor Schrumpf mit feinsinnigen und kunstpädagogisch instruktiven Worten einleitete, war Beethoven gewidmet. Den Liederzyklus „An die ferne Geliebte“ sang Friedrich Schunk von Haag sehr geschmackvoll. Mich. Raucheisen und A. Huber, die sich heuer schon mit gutem Gelingen in die Konzertwelt eingeführt haben, spielten die Frühlingssonate in F-Dur, und gemeinsam mit dem Cellisten Weindler begleiteten sie die so selten gehörten fünf schottischen Lieder, die in Frau Frieß-Lanquillons klangschöner und empfindungstiefer Wiedergabe von starkem Eindruck waren. Dank einer ausgezeichneten Schulung gelang es der Künstlerin, auch diejenigen Lieder, die ihrem eigentlichen Stimmcharakter ferner liegen, in ästhetisch erfreulicher Weise zu bewältigen. Ihr, wie den übrigen Mitwirkenden ward herzlicher Beifall zuteil.

Aus den Konzertsälen. Die Pianistin Amélie Klose gab mit dem Konzertvereinsorchester unter dem Dirigenten H. Laber ein künstlerisch eindrucksvolles Konzert. Neben Chopin hörte man die Neuheit eines Italieners Giuseppe Martucci, dessen C-Moll Konzert einen sehr reizvoll liebenswürdigen Eindruck machte. Frl. Klose kannten wir schon früher als eine technisch vorzügliche, vornehm gestaltende Pianistin, die sich wieder herzlicher Aufnahme erfreuen durfte. Laber dirigierte noch mit gutem Gelingen Brahms D-Dur Symphonie und Friedrich Kloses „Festzug für großes Orchester“. Das letztere, einstweilen nur als Manuskript vorliegende Werk fesselt durch die festlich gehobene Orchestersprache und brachte dem anwesenden Komponisten eine rauschende Ehrung. — Im Volkssymphoniekonzert kamen die Ouverture „Oedipe à Colone“ von Sachini (1734—1786), Mozarts konzertantes Quartett in Es-Dur und die „Eroica“ zu einer guten, beifallswürdigen Wiedergabe, besonders die Beethovensche Symphonie weckte wieder die Begeisterung des nahezu ausverkauften Hauses. Eine amerikanische Komponistin Anny Beach hatten wir an zwei Abenden kennen zu lernen Gelegenheit. Die Violinsonate, die sie mit dem Geiger Rich. Rettich spielte, ist ein sehr anmutiges, feines Werk. Auch ihr Quintett, welches sie mit den „Münchnern“ bot, ist eine geschmackvolle, anspruchslose Arbeit. Neben Mozart und Schubert hatte letztere freilich einen schwereren Stand, als die Sonate, die sich bedeutender erwies als Anny Beachs meist recht sentimentale Lieder, die Marianne Rheinfeld sehr geschmackvoll interpretierte. Der Lieder- und Duettenabend, den Anna Erler-Schnaudt und Max Krauß mit schönem Gelingen gaben, war Münchener Tondichtern gewidmet; Courvoisier, Braunfels, Boehe, Hch. Kaspar Schmid und Bleyle kamen mit teilweise neuen Liedern zu Wort, von denen Schmid und Braunfels wohl das eigenkräftigste zu sagen haben. Die schönen Stimmen der Konzertgeber paßten im Zwiegesang vortrefflich zusammen. Von den Klavierabenden Severin Eisenberger und Salewitz vermittelte uns besonders der erste starke Eindrücke.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Passionsspiele der Tiroler Gemeinde Erl, die im Vorjahre mit so starkem Erfolge stattfanden, werden heuer in der Zeit vom 15. Juni bis 14. September wiederholt werden. — Aus Anlaß des 100. Todestages von Chr. M. Wieland hat das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar eine Ausstellung von Handschriften des Dichters und von solchen, die auf ihn Bezug haben, veranstaltet. — In der Dresdener Hofoper hatte die Uraufführung von Ernst von Dohnanyis „Tante Simona“ einen sehr freundlichen Erfolg. Die rassige, nicht allzu tiefe, aber immer reizvolle, graziöse und apart instrumentierte Musik gefiel nach Berichten sehr. Auch der bescheidene vormärzliche Humor des Textes interessierte. — Das Berliner Theater am Nollendorfplatz brachte mit Erfolg die Uraufführung von Leo Falls Operette: „Die Studentengräfin“. Der Komponist hat nach Berichten wiederum gezeigt, daß seine melodische und technische Gestaltungskraft über das Niveau der Tanzoperette hinausreicht. Das Buch hat nach Anregungen von Professor Fuchs, dem Direktor des Münchener Künstlertheaters, Viktor Léon geschrieben. Die frei erfundene Lola Montezepisode gibt den Anlaß, vormärzliche Idyllen im Geschmacke des Malers Spitzweg auf die Bühne zu stellen. — Das Erstlingsdrama des Romanschriftstellers Gustav Frenssen: „Sönke Erichsen“ hatte in Hamburg einen starken, äußeren Erfolg. Der Versuch, die Gestalt eines Deserteurs menschlich zu vertiefen, wird sehr unterschiedlich beurteilt. — Ein Denkmal für Eduard Hanslick, den Aesthetiker der Tonkunst und bestgehaßten Gegner Richard Wagners, ist im Arkadenhofe der Wiener Universität aufgestellt worden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Verschlechterte Politik und Börsenlage — Zurückhaltung in den Jahresbilanzen — Geldmarktsituation.

Die bittere Wahrheit des alten Sprichwortes „Undank ist der Welt Lohn" hat die internationale Auslandspolitik mehr denn je zu verspüren. Die äusserst komplizierten Bemühungen der Grossmächte zur Erhaltung des Weltfriedens scheinen wiederum sehr bedroht. Durch den revolutionären Militärputsch in Konstantinopel und die Neubildung des türkischen Ministeriums haben sowohl die kriegführenden Balkanverbündeten wie auch die Grossmächte mit vollkommen neuen Situationen zu rechnen. Die nächsten Tage werden entscheiden, ob die nunmehr herrschende Partei am Stambul die publik gewordene Devise „lieber einen raschen, ehrlichen Untergang, als langsames Verderben" mit Waffengewalt zur Tatsache machen wird. Diese Palastrevolution hat alles bisherige Feilschen um den Frieden über Nacht gefährdet. Der Umstand jedoch, dass die türkischen Kriegskassen erschöpft sind, wird die wiederum ablehnende Haltung hinsichtlich Adrianopel in Bälde im Sinne der Grossmächte erledigen lassen. Ueberraschungen und weitere unliebsame Vorgänge sind in dem durch die jungtürkischen Umtriebe vollkommen zersetzten Osmanenreich unausbleiblich. — In Börsen- und Finanzkreisen war man durch all diese Ereignisse gleichfalls auf das höchste bestürzt. Infolge des Beschlusses der nunmehr abgeschafften türkischen Regierung, den Frieden unter bedingungsloser Aufgabe Adrianopels und der ägäischen Inseln endgültig abzuschliessen, konnte sich an allen Börsenplätzen eine namhafte Haussebewegung behaupten. Auch das Publikum hatte begonnen, mit Meinungskäufen die einzelnen Märkte erheblich zu befestigen. An den deutschen Börsen hatten in verhältnismässig kurzer Zeit die Aktienwerte namhafte Kursbesserungen erzielt. Massgebend war hierbei der Hinweis, dass durch ein Freiwerden der seitherigen politischen Beklemmungen die dadurch eingedämmte industrielle Konjunktur endlich eine breitere Basis in ihrer weiteren Entwicklung erhalten hätte. Unter dem Einflusse der Friedensaussichten wurden bereits grosse Finanzprojekte veröffentlicht und detailliert. Seitens einzelner Staaten und Kommunen wurden Emissionen in bedeutender Höhe angekündigt. Das kurze Intermezzo des Revolutionsgastspiels Enver Beys wird durch die kräftige und unzweideutige Intervention der Grossmächte jedenfalls in Bälde einem definitiven Frieden am Balkan weichen. Rumäniens Gebietsansprüche an Bulgarien, die Missgunst von Serbien und Griechenland gegenüber der deutlichen Vorherrschaft Bulgariens am Balkan werden hoffentlich unter diesem kräftigen Veto der Grossmächte gleichfalls zur Erledigung gebracht. Für die Börsen gilt als Grundbedingung die Einigkeit innerhalb der Grossmächte und die Hoffnung, dass die noch grossen Differenzen zwischen Russland und Oesterreich-Ungarn auf friedlichem Wege geklärt werden können. Im Hinblick auf die noch vorhandene Mobilisierung an den Grenzen dieser Mächte können sich die Börsen von der vorherrschenden allgemeinen Reserviertheit und Nervosität jedoch nicht freimachen. Bei den vielen Komplikationen der Auslandspolitik sind panikartige Börsentage und heftiges Angebot auf allen Effektengebieten auch weiterhin möglich. Die Oktobertage 1912 und der Verlauf der Börsen in der Vorwoche bilden hierfür genügende Beispiele. In Konsumkreisen und in der gesamten Industrie wird daher die grösstmöglichste Zurückhaltung auch weiterhin vorherrschen. Alle Wirtschaftsmärkte erleiden durch die politischen Ereignisse und durch die grosse Beunruhigung aller Interessenten kolossale Verluste, die um so schwerwiegender sind, als die Konjunkturkurve dadurch mehr und mehr zur Abwärtsbewegung gezwungen wird. Die vorsichtige Dividendenpolitik der Hapag-Schiffahrtsgesellschaft hat aus diesem Grunde für das abgelaufene Jahr eine Dividende von nur 10% verteilt. Andere Unternehmungen werden diesem Grundsatze der Vorsicht folgen und gleichfalls einen erheblichen Teil der Gewinnerträgnisse, statt an die Aktionäre auszuschütten, zur Verstärkung der inneren Reserven und anderer Rücklagen verwenden. Der Geldmarkt bildet genügenden Grund zur gleichen Tendenz der grossen Zurückhaltung. Der Status der Reichsbank zeigt gegenüber dem Parallelausweis des Vorjahres eine erhebliche Verschlechterung. Es ist dem Notenbankinstitut noch nicht gelungen, wie im Vorjahre, eine steuerfreie Notenreserve zu schaffen.

M. Weber.

Die Deutsche Hypothekenbank in Meiningen — über deren 50jähriges Bestehen vor einiger Zeit hier berichtet wurde — verteilt für 1912, wie seit den letzten 14 Jahren, eine Dividende von 7%. Der Geschäftsbericht erwähnt die Schwierigkeiten des Jahres 1912 hinsichtlich des Pfandbriefabsatzes, insbesondere den teuren Geldstand, den Ausbruch der Balkanwirren und die ungünstige Lage des Grundstücks- und Baumarktes, namentlich der grösseren Städte. Der Reingewinn pro 1912 beträgt 3,070 Millionen (im Vorjahre 2,86 Millionen) Mark.

M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Das neue Wien, sowie die größten von der christlich-sozialen Gemeindeverwaltung Wiens und dem christlich-sozialen niederösterreichischen Landtage auch außerhalb Wiens ins Leben gerufenen Schöpfungen. Herausgegeben von Jos. Gürtler. 64 S. und 42 Illustrationen. K 1.60. (Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen.)

Die Unterhaltsansprüche der Geistlichen nach bayerischem und preußischem Staatskirchenrecht. Von Dr. jur. Jos. Weil. M 1.—. (Landau a. Isar, X. Häßler, Landtagsabg.)

Jahresbericht über die wichtigsten Erscheinungen der schönen Literatur. Herausgegeben im Auftrag des Verbandes kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs. 4. Jahrg. (Wien I, B. Herder Verlag.)

Durch die Wüste. Roman von Heinrich Sienkiewicz. M 2.25. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Unter guten Menschen. Von Kiesler. Geb. M 1.50. (Breer & Thiemann, Hamm i. W.)

Zwei Jahre unter Zigeunern. Volks- und Jugenderzählung von F. Goldschmitt. Brosch. M 1.—; geb. M 1.50. (Breer & Thiemann, Hamm i. W.)

Im Dämmerschein der Zukunft. Roman in Traumbildern von Robert Hugh Benson. Uebersetzt von R. & A. Ettlinger. 381 S. 8°. Brosch. M 5.—; geb. M 6.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Der goldene Schornstein. Kriminalroman. Von A. Oskar Klaußmann. 310 S. 8°. Brosch. M 3 20; geb. M 4.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Treue und Tapferkeit. Von W. N. Stehling. Geschichtliche Novelle. Bearbeitet von Dr. B. M. Bergervoort. Brosch. M 1.—; geb. M 1.50. (Heiligenstadt [Eichsfeld]. F. W. Cordier.)

Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Martin Spahn. V. Band: Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der politischen Presse in Bayern unter Ludwig I. Von Dr. W. Lempfried. M 6. (Straßburg i. E., Herdersche Buchhandlung.)

Auswahl-Katalog. Verzeichnis guter und bevorzugter Bücher verschiedenen Inhalts für kath. Kreise. (Missionsdruckerei in Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld.)

Habbels Konversationslexikon. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Adolf Genius. 4 Bände, je 480 S. Geb. M 4.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Vom Lutheraner zum Franziskaner. Konvertiten-Briefe. Herausgegeben von Dr. P. Expeditus Schmidt. (Landshut, Hochneder.)

Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. Wygodzinski Geh. M 1.—. geb. M 1.25. (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Trabert Ad., Historisch-literarische Erinnerungen. 8°. VIII u. 536 S. Geh. M 5.—, geb. M 6.—. (Kempten und München, Kösel.)

Briefe und Ekstasen der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani. Deutsch von P. Leo Schlegel. 190×123 mm, 480 S. Brosch. M 4.—, geb. M 4.60. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Baumer, P. J. B.: Wunder der Natur. Religiös-wissenschaftliche Naturbetrachtung. 8°. 200 S. Ungeb. M 2.—, geb. M 3.—. (Regensburg, Pustet.)

Falbesoner H., Geschichte der Schöpfung im Lichte der Naturforschung und Offenbarung. 8°. 392 S. Ungeb. M 4.20, geb. M 5.50. (Regensburg, Pustet.)

Engelhorns Romanbibliothek. XVIII. Jahrg. Bd. 1/26. Geb. à 75 Pf. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.)

Graetz, Kurzer Abriß der Elektrizität. 7. Aufl. Geb. M 3.50; **Graetz, Die Elektrizität und ihre Anwendungen.** 16. Aufl. Geb. M 9.—; **A. Brachvogel, Die Könige und die Körrner.** Geb. M 5.—; **Richard Voß, Aegyptische Geschichten.** 2 Bände Geb. M 6 50; **Rob. Wehrlin, Der Fabrikant.** Geb. M 5.—; **Cabot, Alltagsethik.** Geb. M 4; **Marden, Was dir gegeben, bring' es zum Leben.** M 4.—. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.)

Deutsches Orient-Jahrbuch 1913. Herausgegeben von Karl Müller-Poyritz. (Verlag von Hans Hübner, Prien am Chiemsee.)

Die Technik des Skilaufs. Ein Lehrgang in 69 Lichtbildern mit Vortragstext von W. Kröhl. (Dresden-A, Ica Aktiengesellschaft.)

„Durch Sand, Sumpf und Wald." Missionsreisen in Zentralafrika von F. X. Geyer, Titularbischof von Trocmadá, Apostolischer Vikar von Zentralafrika. 555 S. mit 395 Illustrationen und 9 Kartenskizzen. Geb. M 8.—. (München, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Sechs Vorträge von der Freiburger Generalversammlung. Broschiert M 1.50. (Köln, Bachem.)

Ernährungsreform, eine wirtschaftliche Notwendigkeit, das Radikalmittel im Kampfe gegen die Fleischnot. Von Walter Hammer. 20 Pf. (Leipzig, Dr. Hugo Vollrath.)

Neue Lieder. Ausgewählte Gedichte von Franz Joseph Zlatnik. (Baden-Baden, Pet. Weber).

Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Pazifistische Chronik. Von A. H. Fried. (Berlin, Verlag der Friedens-Warte.)

Individuum und Staat und aller Ethik innerster Kern. Von Berthold Hönig, Neuschloß bei Hohenmaut.

Die Kirchengemeindeordnung für das Königreich Bayern vom 24. Sept. 1912 nebst Vollzugsvorschriften. Von Dr. Ernst Langheinrich. 3. Lieferung Mk. 2.— (München, J. Schweitzer, Verlag.)

Wie man seine unstreitigen Außenstände ohne Anwalt und Prozeß erfolgreich einziehen kann. Von Dr. jur. Ed. Karlemeyer, 75 Pfg. (Wiesbaden, Emil Abrigt).

Die Neger-Martyrer von Uganda. (Trier, Mosella-Verlag).

Ethik. Leitfaden der natürlich-vernunftigen Sittenlehre. Von Prof. Dr. Joh. Ude. gr. 8°. XX u. 164 S. M 2.40; geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

Das Menschenleben im Lichte der Passion. Zwei Zyklen Fastenpredigten nebst je einer Osterpredigt. Von P. Dr. Joseph von Tongelen. 8°. VIII und 204 S. M 2.40; geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

„Klein-Resli ‚vom heiligen Gott', das Veilchen des allerheiligsten Sakramentes" von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. 80 Pf. (Freiburg, Herder.)

Die Liebe zur Wahrheit nach Vernunft und Offenbarung. Erwägungen und Charakterbilder für Lehrende und Studierende von Georg Kolb S. J. 12°. XII und 272 S. M 2.—; geb. M 2.50 (Freiburg, Herder.)

Die Psalmen. Nach dem hebräischen Urtext von Dr. Alois Lanner. Erläuterungen von Prof. Dr. J. Niglutsch. 12°. VIII u. 284 S. Geb. M 1.50 u. M 1.90. (Freiburg, Herder.)

Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler. 6 Tafeln und 140 Abbildungen im Text. gr. 8°. X u. 384 S. M 6.50; geb. M 8.— u. M 9.50. (Freiburg, Herder.)

Handbuch der Friedensbewegung. 2. Teil. Von Alfred H. Fried. (Berlin u. Leipzig, Verlag der „Friedens-Warte".

Lieder einer Seele. Ausgewählte Gedichte der Schwester Therese vom Kinde Jesu aus dem Karmeliterorden. Aus dem Französischen von J. P. Wanderer. M 1.75. (Aachen, Albert Jacobi & Co.)

Moderne Irrlichter. 2. Teil: Arthur Schopenhauer. Von Johann Mayrhofer. 50 Pf. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Grabmann, Dr. Martin, Thomas von Aquin. Eine Einführung in seine Persönlichkeit und Gedankenwelt. Klein 8°. VIII und 168 S. M 1.—. Sammlung Kösel, Bändchen 60. (Kösel, Kempten und München.)

Jahresbericht der Apostolischen Präfektur Niedercimbebasien 1911. Windhuk D.S.W.A., Verlag d. Kath. Mission.

Literarische Notiz.

Das „schönste und reichste Familienbuch" nannte die „Allgemeine Rundschau" in ihrer ausführlichen Besprechung 1909, Heft 48, das in 40jähriger Lebensarbeit entstandene Monumentalwerk **„Jesus Messias"** von Dr. Fr. W. Helle, dessen Empfehlung und Verbreitung jeder gebildete Katholik sich angelegen sein lassen sollte. Es bildet nach dem Urteile des bekannten und angesehenen Literarhistorikers und Kritikers P. Kreiten S. J. in den „Laacher Stimmen" eine „zeitgemäße Darstellung des Lebens Jesu, eine dichterische Biographie, welche den Stoff in einer gewissen modernen Uebersetzung, d. h. Gedankenfassung, bietet, uns die längst vertrauten Gestalten in ihrem Milieu vorführt, die von den Evangelien als bekannt vorausgesetzten und daher nicht berührten Nebenbeziehungen von Volkssitten, Kulturzuständen, landschaftlichen Verhältnissen usw. geschickt herausarbeitet, also seine Leser nach Palästina und unter die Kultur jener Tage versetzt." Wie aus der Anzeige auf der letzten Umschlagseite ersichtlich, wird das prachtvoll ausgestattete Werk jetzt zu so günstigen Vorzugsbedingungen geliefert, daß es, wie die „Kölnische Volkszeitung" urteilte, Ehrenpflicht — nicht im gewöhnlichen Sinne der buchhändlerischen Reklame — für jeden einigermaßen gutgestellten Katholiken sein sollte, diesem Werke Eingang in sein Haus zu verschaffen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Ein Hausinstrument, das sich steigender Beliebtheit erfreut, ist das Harmonium. Die anheimelnde weiche Stimmung dieses Instrumentes macht es gerade für die deutsche Familie zu einem besonders geeigneten Kameraden der langen Winterabende, und das um so mehr, als die Harmoniummusik eine vorzügliche Gesangsbegleitung ist. Güte und Preiswürdigkeit sind die glücklichen Eigenschaften der Harmoniums der Firma Aloys Maier, Kgl. Hoflieferant, Fulda. Die Harmoniums dieser Firma sind über den ganzen Erdball verbreitet. Dazu trägt sicherlich bei, daß die Preise bei bequemster Zahlungsweise mäßig sind. Zweifellos werden die allgemein geschätzten Maierschen Harmoniums in Privathäusern noch weit schneller und zahlreicher Eingang finden, nachdem es gelungen ist, einen überaus sinnreich konstruierten, dabei aber einfachen und billigen (M 35.—) Apparat herzustellen, der es jedermann ermöglicht, ohne musikalische Vor- und Notenkenntnisse vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien usw. sofort ohne Uebung spielen zu können. Ein neuer Prachtkatalog mit 31 Abbildungen steht allen Freunden guter Hausmusik unentgeltlich zur Verfügung.

Jeder Tag der Arbeit stellt die weitgehendsten Anforderungen an unsere Körper- und Nervenkraft. Darum sollte der moderne Mensch vor allem daran denken, sich gesund und leistungsfähig zu erhalten und für vollwertigen Ersatz der verbrauchten Stoffe zu sorgen. Das von der Wissenschaft anerkannte und von den Aerzten erprobte Mittel für alle, die sich matt und elend fühlen, heißt Sanatogen. Sanatogen führt dem erschöpften Organismus gerade diejenigen Stoffe zu, deren er zur völligen Neubelebung und Verjüngung, zur Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen bedarf. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogenwerke Bauer & Cie., Berlin SW. 48, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels, sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Patentschutz! Zigarren 30 Proz. billiger!! Eine große Neuerung auf dem Gebiete der Zigarrenindustrie und der Abgabe der fertiggestellten Zigarren hat die bekannte Firma Hermann Meyer, Zigarrenfabrikation in Hemelingen bei Bremen, zum Patentschutz angemeldet. Durch dieses Verfahren ist es der Firma ermöglicht, wirklich hochfeine, qualitätsreiche, dabei milde, leichte Zigarren zu Preisen zu liefern, die für jeden Raucher eine Ersparung von nachweisbar 30 Proz. seiner bisherigen Ausgaben bedeuten. Mit Recht darf man die Firma Hermann Meyer als die vorteilhafteste Bezugsquelle für wirklich preiswerte Qualitätszigarren bezeichnen, und da beim Bezug ein Risiko völlig ausgeschlossen ist, können wir einen Versuch nur sehr empfehlen. — Die Firma Hermann Meyer hat der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer einen illustrierten Prospekt beifügen lassen, aus welchem die Vorteile der neuen Methode ersichtlich sind. Wir bitten unsere Leser, den Prospekt im eigensten Interesse zu beachten.

Ein wirklich zuverlässiger Führer durch das weite Gebiet des Zeitungs- und Annoncenwesens ist der mit gewohnter Pünktlichkeit zum Jahreswechsel (in 46. Auflage) erschienene Zeitungs-Katalog der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse. In sorgfältigster Weise nach dem neuesten Material bearbeitet, enthält er alle für Inserenten wichtigen Angaben.

Geradezu unentbehrlich. „Seit vielen Jahren leide ich an Diabetes und gebrauche das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) sowohl bei mir, als bei meinen, an gleicher Krankheit leidenden Patienten mit großem Erfolg. Ich halte das Fachinger Wasser für die Diabetiker geradezu für unentbehrlich. K. Stabsarzt Dr. med. N. N."

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts., Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile: b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

№ 6. München, 8. Februar 1913. X. Jahrgang.

Der bayerische Episkopat über die Leichenverbrennung.

Von M. Geßner, München.

Der Standpunkt der katholischen Kirche gegenüber der Leichenverbrennung ist bekannt. Gleichwohl mußte es angesichts der gegenwärtigen Lage in Bayern für die Katholiken erfreulich und nützlich sein, diesen Standpunkt autoritativ darlegen und begründen zu sehen. Das ist in dem diesjährigen Fastenhirtenbrief der bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe geschehen. Wirkungsvoll und überzeugend wird darin die christliche Sitte der Erdbestattung gegen die zwar nie allgemein heidnische Sitte gewesene, aber doch heidnischen Charakter tragende sogenannte Feuerbestattung verteidigt.

Das Hirtenschreiben geht aus von dem Gedanken an Tod und Grab, auf die den Christen die Fastenzeit hinweist. „Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehrst,“ mahnt der Aschermittwoch ... Unser aller Weg führe zum Grab, das uns die Vergänglichkeit des irdischen Lebens lehre, aber auch an die Verantwortlichkeit für dieses Leben in der Ewigkeit erinnere. „So enthält das Grab eine ernste Lehre für die Vergangenheit und Zukunft, für Zeit und Ewigkeit.“ Beim Worte Grab habe der Christ sofort das Gefühl, daß dies die einzig würdige Bestattung ist. Das Wort „Du sollst zur Erde zurückkehren, von der du genommen bist“, mache die Erdbestattung zu einer frommen und heiligen Sitte, was sie übrigens längst vor dem Christentum war. Bei den ältesten Völkern bis hinauf in den Anfang der Menschheit war sie die ursprüngliche und allgemeine Sitte, namentlich bei den Juden, die nur zur Zeit der Zerstreuung als Ausnahme oder in Anbequemung an fremde Gebräuche, so zur „Verschärfung der Todesstrafe, also zum Schimpf“, Menschenleiber verbrannten. Abgesehen aber von der religiösen Seite als Nachwirkung eines Gotteswortes sei die Erdbestattung gleichsam von der Natur vorgezeigt, der die Ueberlassung der mit dem Tode eintretenden Auflösung an die stille Tätigkeit der Naturkräfte im Schoße der Erde am meisten entspreche:

„Völlig unnatürlich aber ist es, wenn die Auflösung des Organismus gewaltsam beschleunigt wird, wie das bei der Verbrennung geschieht. Das ist ein Gewaltakt, der das Gefühl verletzt, ja förmlich in Schrecken versetzt, weshalb niemand Zeuge beim Verbrennungsakte selbst sein will. Und nun, Geliebte, müssen wir zu Unserem tiefsten Schmerze sehen, wie seit Jahren eine gar rührige Agitation in Stadt und Land tätig ist, um das, was die Natur selbst ablehnt und abstößt, zur ständigen Einrichtung zu machen. Die Leichenverbrennung soll die Beerdigung verdrängen, das ist das Losungswort.

Nun sagen Wir nicht, daß die bisherige Bestattungsart kirchliches Dogma, also eine förmliche Glaubenslehre sei, aber sie schöpft aus den kirchlichen Glaubenslehren ihre Beweggründe und ist insbesondere auf dem Boden der Auferstehungslehre erstanden. Deshalb hat das Christentum von Anfang an — Zeugen sind die allerältesten Schriftsteller — an der Sitte des Begrabens festgehalten und die Leichenverbrennung als eine heidnische Sitte verworfen.“

Aber auch bei den Heiden sei die Verbrennung nie allgemein gewesen, denn auch der Heide hatte Ehrfurcht vor dem menschlichen Körper, und auch ihn beeinflußte der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und vielfach auch der Glaube an deren Wiedervereinigung mit dem Leibe. Eine pietätvolle Behandlung der Leichen sei erst recht Pflicht für den Christen, und bis zur französischen Revolution dachte in christlichen Landen niemand an die Leichenverbrennung, die nicht nur der christlichen Sitte, sondern auch christlichem Fühlen und Empfinden widerspricht. Dem Christen ist der Tod ein „Schlaf“, ein „Ausruhen“, durch das Wort „Ruhestätten“ leuchtet sinnig der Glaube an die „Auferstehung des Fleisches“, ein Glaube, der auch seine Wurzel hat in der hohen christlichen Vorstellung vom Leibe. Ueber all diesem Denken und Empfinden schwebe als unverbrüchliches Siegel das Wort des Heilandes: „Und es wird die Stunde kommen, in der alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören!“ „So ist es ein Gotteswort, das da Wache hält an unseren Gräbern. Wer sich an diesem Heiligtum vergreift, vergreift sich an einem Worte des Herrn.“ Nun folgt eine kurze Zusammenstellung dessen, was der Heilige Stuhl über die Leichenverbrennung im Laufe der letzten Jahre veröffentlichte:

1. Jedem Katholiken ist es verboten, einem Leichenverbrennungsvereine als Mitglied beizutreten oder die eigene Leiche oder die Leiche eines anderen verbrennen zu lassen.
2. Kirchliche Exequien sind mit der Leichenverbrennung unvereinbar.
3. Wer daher selbst die Verbrennung seiner Leiche bestimmt oder angeordnet hat, und bei dieser Anordnung notorisch bis zum Ende beharrt, ist von den kirchlichen Exequien auszuschließen.
4. Wer seine eigene Verbrennung angeordnet hat und sich davon trotz Belehrung und Mahnung nicht mehr abbringen läßt, kann auch die heiligen Sterbsakramente nicht empfangen.

Dann schließt der Hirtenbrief also:

„Geliebte! Das sind die kirchlichen Bestimmungen über Leichenverbrennung. Ein tiefer, aber auch unbeugsamer Ernst spricht aus ihnen. Wir hegen die feste Zuversicht, daß keines von Euch gleichgültig darüber hinweggehe. Der Ernst dieser Bestimmungen ist erklärlich, wenn man weiß, was denn eigentlich das letzte Ziel ist, das diejenigen im Auge haben, welche bei der ganzen Bewegung der Leichenverbrennung ihre Hand hauptsächlich im Spiele haben. Noch ist dieses Ziel mehr oder minder verhüllt, aber ein schärferes Auge sieht deutlich hinter all den Gründen, welche zugunsten der Leichenverbrennung ins Feld geführt werden, nur die Vorposten eines Kampfes, der dem Christentume selbst gilt. Ihrer ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung nach hat die Feuerbestattung direkt christentumsfeindlichen Charakter. Die Betonung der scheinbaren sanitären Vorteile ist vielfach nur der Deckmantel für Bestrebungen, die sich in ihrem letzten Ziele gegen die christliche Religion und Weltanschauung richten. Darum können Wir nicht laut genug unsere warnende Stimme erheben: Wer mitwirkt an der Verweltlichung unserer Friedhöfe, wer die Hand dazu bietet, daß aus unseren Gottesäckern Verbrennungsanstalten werden, den trifft der furchtbare Vorwurf, daß er im Bunde mit denen steht, die sich verschworen haben, den Glauben an ein ewiges Jenseits in den Herzen zu vernichten. Lasset Euch nicht täuschen, Geliebte: wer den Anblick der Gräber nicht ertragen kann, verträgt auch nicht den Anblick des Kreuzes, das unsere Gräber schmückt. Darum ermahnen und beschwören Wir Euch mit den Worten des heiligen Apostels: „Brüder, steht fest und haltet an den Ueberlieferungen, die ihr erlernt habt! (2. Thess. 2, 14.)“

Es war zu erwarten, daß die Worte der Bischöfe dem Geschmack liberaler und sozialdemokratischer Blätter nicht ganz entsprechen würden. Die Kritik knüpfte an auszügliche Mitteilungen über den Hirtenbrief sofort an, räsonnierte später über die auszugsweise Veröffentlichung, die kein genaues Bild gebe und aus politischen Motiven erfolgt sei, änderte aber trotzdem auch nach Vorliegen des Wortlautes ihr Urteil nicht. Wenn die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 29 erstes Morgenblatt) die Sprache der Bischöfe „exaltiert“ nennt und meint, sie lasse nicht viel „von dem Geiste wahren Christentums“ erkennen, so kann das angesichts der Kompetenz beider Parteien nur erheiternd wirken. Am meisten geht der „Frankfurter Zeitung“ und auch anderen Organen, so der „München-Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 28), der „Münchener Post“ (Nr. 24) und der bayerischen Liberalen Landtagskorrespondenz das Wort von dem „direkt christentumsfeindlichen Charakter“ der Leichenverbrennung wider den Strich. Eine Widerlegung findet man freilich nicht. Denn, wenn die „Frankfurter Zeitung“ behauptet, dieser Vorwurf sei „schon oft und selbst von strenggläubiger Seite“ widerlegt worden, so ist das einfach unrichtig. Nicht mehr beweist auch die Wendung der genannten Korrespondenz von den „vielen von echtem Christentum beseelten“ Anhängern der Leichenverbrennung. Fest steht die christliche Tradition aller Zeiten, bekannt ist der Standpunkt der katholischen Kirche von heute und seine Begründung aus Tradition und Lehre, bekannt ist auch, daß der preußische evangelische Oberkirchenrat nach Zulassung der Leichenverbrennung in Preußen die Erdbestattung als einen „durch die christliche Sitte geheiligten und mit dem christlichen Gefühl eng zusammenhängenden Brauch“ bezeichnete, den zu „bewahren und zu pflegen“ die „Pflicht und Aufgabe der Kirche“ sei. Der Hauptpredigerverein des Großherzogtums Oldenburg erklärte ausdrücklich

daß die Leichenverbrennung den christlichen Sitten nicht entspricht. Sie widerspricht ihnen also, indem sie sich der christlichen Sitte entgegenstellt, und dürfte daher auch als christentumsfeindlich anzusehen sein. Bedenkt man nun noch, daß auch das gläubige Judentum die Leichenverbrennung grundsätzlich verwirft, so haben wir bei allen Bekenntnissen grundsätzliche Ablehnung, und der katholischen Kirche kann nichts zum Vorwurf gemacht werden, als die größere Konsequenz in der Praxis, ein Vorwurf, der keinesfalls schimpflich ist.

Angesichts alles dessen braucht man Zuschriften an die „Münchener Post" und die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus angeblich gut katholischen Kreisen, die für die Leichenverbrennung eintreten und den Hirtenbrief als „Fehlgriff" hinstellen, nicht weiter zu beachten. Diese Katholiken kennen entweder die katholische Tradition nicht, oder sie haben das Sentire cum ecclesia verlernt und können daher nicht als Sachverständige gelten. Gegenüber all diesen Manövern und Gequältheiten loben wir uns doch die rückhaltlose Offenheit, mit der der sozialistische Freidenker Gramann laut „Atheist" (Nr. 51 von 1912) sich in einer Freidenkerversammlung in Halle also vernehmen ließ: „Die sogenannte Auferstehungsidee, welche noch heute von den Orthodoxen betrieben wird, welche von einem Fortleben nach dem Tode reden und von einer Abrechnung am jüngsten Tage dem Frommen salbadern, steht im direkten Widerspruch mit der Feuerbestattung. Wer sich auf den Boden der Feuerbestattung stellt, ist nach unserem Ermessen Freigeist, hat mit den kirchlichen Formeln gebrochen und gehört in das Lager der Atheisten, Religionslosen und müsse dann aus der Kirche scheiden." Wir meinen, die guten Katholiken, die da noch für die Leichenverbrennung schwärmen, seien nicht hinreichend auf ihren guten Ruf bedacht. Daß die „Ultramontanen" zweifelnd auf sie blicken, macht ja natürlich nichts, aber daß sie von solchen, die auch Anhänger der „Feuerbestattung" sind, für Atheisten gehalten werden, sollte sie doch bedenklich stimmen.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn man sich nicht auch des „konfessionellen Friedens" erinnert hätte. So redet die „Frankfurter Zeitung" von „Verschärfung der konfessionellen Gegensätze", und die „Münchner Neuesten Nachrichten" hegen die gleiche Auffassung. Dieses Gerede erledigt sich aber durch den Hinweis auf die grundsätzliche Uebereinstimmung aller Bekenntnisse. Die „Abendztg." hat wenigstens nichts dagegen zu erinnern, daß die Bischöfe die kirchlichen Bestimmungen wieder einmal bekanntgaben. Wer könnte dagegen auch etwas einwenden? Wenn die „Abendzeitung" meint, die Bischöfe hätten das gleichsam getan in der Auffassung, und um den Katholiken die Auffassung nahezulegen, man müsse sich mit dem gegenwärtigen Zustand in Bayern unwiderruflich abfinden, so halten wir das für einen Irrtum. Am wenigsten Kritik übte die „Münchner Zeitung", die zwar auch allerlei Anmerkungen machte, aber doch bekannte, daß die Mahnung der Bischöfe und der katholischen Kirche von ihrem Standpunkte aus „durchaus begreiflich" sei. Sie darf also auch der Beherzigung durch die Katholiken sicher sein.

Einige Blätter, so „Frankfurter Zeitung" und „Münchner Neueste Nachrichten" meinen, der Hirtenbrief bedeute auch ein „Verdammungsurteil" für die Regierung, die ja bei Einführung der Leichenverbrennung mitgewirkt habe. Auch der Verwaltungsgerichtshof und gewisse Herren in München und Nürnberg werden erwähnt. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob und inwiefern die Darlegungen des Hirtenbriefes sich auf den oder jenen beziehen. Das ergibt sich aus dem Wortlaut und aus der Haltung des Betreffenden von selbst. Daß der Verwaltungsgerichtshof die Ansicht vertrat, die nach Ursprung und Wesen heidnische Sitte sei in Bayern nicht verboten, bedeutet keine Rechtfertigung dieser Sitte, bedeutet auch nicht, daß sie erlaubt bleiben muß. Es kann schließlich nur die Bedeutung haben, daß hier eine Lücke besteht, die ausgefüllt werden müßte. Was aber die Regierung angeht, so hat sie bei Einführung der Verbrennung nicht mitgewirkt. Die plötzlich und im Dunkel erfolgte „Einführung" war das alleinige Werk der Rotblockväter des Münchener Rathauses. Die Regierung hat, vor der vollendeten und einstweilen nicht zu ändernden Tatsache stehend, oberpolizeiliche Vorschriften ergehen lassen zur Regelung von Handlungen, die sie nicht verhindern konnte. Dabei hat sie u. a. bestimmt, daß als Voraussetzung zur Erlaubnis der Verbrennung die ausdrückliche Willensmeinung des Toten testamentarisch oder sonstwie urkundlich vorliege, daß die Verbrennung nicht privat, sondern durch die Gemeinden erfolgen dürfe, daß die Asche auf den Friedhöfen aufzustellen sei, und daß ferner der Nachweis erbracht werden müsse, daß kein Verbrechen vorliege. Das alles bedeutet keine Förderung, sondern eine Einschränkung der einstweilen nicht verbotenen Leichenverbrennung. Daß die Regierung sich endgültig mit der Leichenverbrennung abgefunden habe und nicht einem gesetzlichen Verbot, das im Landtag Mehrheiten findet, zustimmen würde, ist damit noch nicht bewiesen. Nach ihrer ganzen bisherigen Haltung zu schließen, würde sie zweifellos zustimmen. So steht's mit der Regierung. Die übrigen Fragen mögen die Beteiligten nach besagten Gesichtspunkten entscheiden. Der christliche Standpunkt ist durch die Bischöfe klar und unangreifbar hingestellt.

Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Die Mäßigung der Türkei und der Bluff der Balkanstaaten.

Ein sonderbarer Rollentausch! Von der neuen türkischen Regierung, die im inneren Kampfe für den äußeren Kampf geboren war, durfte man ein schroffes Nein und den Abbruch der Friedensverhandlungen erwarten; aber in überraschender Weise zeigte Großwesir Mahmud Schewket sich mehr als Staatsmann, wie als fou furieux à la Gambetta; er redigierte eine Antwort auf die Kollektivnote der Großmächte, die von Enver Bey eine traurige Halbheit gescholten werden konnte. Statt der Phrase „Adrianopel oder den Tod" brachte die Antwortnote den Vorschlag zur Güte: Halb Adrianopel und das Leben! Die Türkei sollte nur den „heiligen" Teil der Stadt behalten; der andere Teil sollte den Bulgaren geopfert werden. Für die ägäischen Inseln wurde ebenfalls eine Teilung vorgeschlagen. Obendrein nahm die neue türkische Regierung in geschickter Weise die Großmächte beim Wort, indem sie für die finanzielle Reform des amputierten Türkenreiches bestimmte Vorschläge stellte.

Alle Welt sagte sich: Das ist doch eine Grundlage, auf der man weiter verhandeln kann! Aber die Vertreter der Balkanstaaten hatten plötzlich Scheu vor ruhigen Erörterungen und griffen zu einem Trick, der verblüffen sollte. Gerade als sie erfahren hatten, daß die Türkei eine entgegenkommende Antwort vorbereite, erklärten sie die Verhandlungen für abgebrochen und kündigten den Waffenstillstand. Nachdem sie wochenlang Zeit zum Warten gehabt hatten, konnten sie angeblich nicht einen Tag länger warten. Im Schatten der russischen Gunst erlaubten sie sich diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den Friedensmächten. Daß keine Kampfwut sie dazu trieb, wußte alle Welt; denn die Erschöpfung der Bulgaren und Serben ist längst festgestellt. Falls wirklich am 3. Februar, abends 7 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach weder vor der Tschataldschalinie noch vor Adrianopel zu einem männermordenden Sturmangriff kommen, sondern höchstens zu Schießübungen der Artillerie und kleinen Plänkeleien. Unser halbamtliches Blatt prophezeit, der zweite Teil des Krieges, wenn es überhaupt dazu käme, würde „voraussichtlich nur kurz" sein. Also rechnet man auch in amtlichen Kreisen nicht mit einem Verzweiflungskampf in Konstantinopel, sondern nur mit einer militärischen Demonstration, die der diplomatischen Taktik dienen soll.

Die vielgeplagten Großmächte müssen nun wieder ins Lot bringen, was die mutwilligen Kleinen in Verwirrung gebracht haben. Folgerichtigerweise hätten die Großmächte jetzt eine Kollektivnote, und zwar mindestens ebenso geharnischt, an die Balkanstaaten richten müssen. Aber dazu war Rußland nicht zu haben. Infolgedessen haben zunächst einzelne Mächte Ratschläge zur Mäßigung gegeben, und zwar in erster Linie Deutschland in Sofia. Dann hat man die Botschafterreunion von London in neue Tätigkeit gesetzt. Diese Vereinigung hat freilich keine weitere Vollmacht, als Vorschläge zu machen. Das englische Telegraphenbureau berichtete über die Botschafterberatung vom 1. Februar folgendermaßen:

„Die Botschafter haben nach der heutigen Konferenz an ihre Regierungen Telegramme gerichtet, welche die Ansichten der Konferenz über die türkische Antwortnote wiedergeben. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß die türkische Antwort die Möglichkeit einer Grundlage gewährt, auf der die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden können. Die Botschafter bringen in ihren Telegrammen in Vorschlag, diese Ansicht der bulgarischen Regierung zur Kenntnis zu geben. Man glaubt, daß in offiziellen Kreisen Londons eine ähnliche Anschauung herrsche, und der heutige Besuch Dr. Danews auf dem Auswärtigen Amte wird damit in Verbindung gebracht. Es scheint also, daß die Mächte versuchen wollen, der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubeugen, obwohl es ernsthaftem Zweifel unterliegt, ob diese Bemühungen erfolgreich sein werden."

Von deutscher Seite wurde halbamtlich noch am Sonntag früh bemerkt: „Die Hoffnung ist noch nicht geschwunden, daß es nach den letzten Erklärungen der Pforte dem einhelligen Bemühen der Großmächte gelingen könnte, erneutes Blutvergießen zu vermeiden." Die Hoffnung ist aber etwas unsicher; daher fügt unser offiziöses Blatt die Erklärung hinzu: „Sollten wider Erhoffen die Feindseligkeiten abermals beginnen, so steht schon jetzt fest, daß in diesem Falle die Mächte auch für den zweiten

und voraussichtlich nur kurzen Teil des Balkankrieges neutrale Zurückhaltung beobachten und *jede Sonderunternehmung* vermeiden werden, wodurch die Beschränkung des Kampfes auf seinen Herd erschwert werden könnte." Das berührt des Pudels Kern. Wir können dem weiteren Waffengang in Gemütsruhe zusehen, wenn es wirklich „feststeht", daß Rußland nicht in Armenien oder in den Bosporus eindringen wird, und daß auch die beiden Bundesgenossen Rußlands von der Aufteilung der asiatischen Türkei Abstand nehmen. Die letztere Gefahr ist mehr als ein Phantasiegespinnst. Das zeigte sich auch in der Art, wie die deutsche Regierung eine bezügliche Anfrage im Reichstage beantwortete. Sie gab ihre Kenntnis von den umlaufenden Gerüchten zu und verwies auf die *amtlichen* Ableugnungen solcher Pläne. Noch deutlicher wurde in seiner Festrede unser Botschafter v. Wangenheim, der bestimmt die großen deutschen Interessen in Vorderasien betonte. In der alldeutschen Presse wird noch fortwährend unserer Regierung ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich, angeblich im Schlepptau der Triple-Entente, der Kollektivnote angeschlossen habe. Bei Lichte besehen ist aber die Kollektivnote kein Fehlgriff gewesen. Ohne sie hätten wir sicherlich noch nicht die halben Zugeständnisse, die jetzt die Grundlage zum weiteren Ausgleich bilden. Diese Erziehung der Türkei zur Nachgiebigkeit war notwendig, um den asiatischen Besitz der Türkei und zugleich die Hauptstadt Konstantinopel sicherzustellen. Daher mußten sich an diesem Werk gerade diejenigen Mächte beteiligen, die den Fortbestand der Türkei aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschen.

Das schwierige Werk scheint zu gelingen. Die letzten Meldungen besagen, daß von den Botschaftern die Zulassung eines Vertreters des Kalifen mit allen religiösen Hoheitsrechten in Adrianopel vorgeschlagen und von Bulgarien angenommen worden sei. Trotzdem bestehen aber die Balkanstaaten hartnäckig auf Adrianopel, ohne sich viel um die händeringenden Großmächte zu kümmern. Gemäß einer von authentischer Seite stammenden und von der Regierung bestätigten Nachricht der „Neuen Freien Presse" begann am 3. Februar, abends 8 Uhr, die Beschießung von Adrianopel. Mit der Kanonensprache hoffen die Bulgaren auf die Türkei mehr Eindruck zu machen, als es der europäischen Diplomatie anscheinend gelingt.

Spannung im Innern.

Der preußische Hakatismus, insbesondere das antipolnische Enteignungsgesetz, hat eine Art von innerpolitischem *Konflikt* veranlaßt, der von den Kraft- und Gewaltpolitikern, den sog. Scharfmachern, noch über seine sachliche Bedeutung hinaus aufgeputscht werden soll. Das ist umso bedauerlicher, als wir gerade jetzt in den gespannten hochpolitischen Verhältnissen und angesichts der neuen Rüstungsvorlage die innere Eintracht sehr notwendig haben. Der *Kaiser* hat in der Danksagung für die Geburtstagswünsche sehr schön gesagt: „Möge die Erinnerung an die Vergangenheit (1813) dazu beitragen, uns stets gegenwärtig zu halten, was wir dem Vaterlande schulden, und uns anspornen, bei den unserer Generation von der Vorsehung gestellten Aufgaben die gleiche Treue, Opferfreudigkeit und *Einmütigkeit* zu betätigen, wie es vor 100 Jahren von unseren Vätern geschehen ist." Ja, die Einmütigkeit muß erstrebt werden; dazu gehört eine weise Sammlungspolitik, die alle staatserhaltenden Kräfte heranzieht. Zersetzend und schwächend aber wirken der *Kulturkampf* mit der neuen „Blüte" des Bundesratsbeschlusses und der preußische Kampf gegen die *polnisch* sprechende Minderheit, der in dem Enteignungsgesetze gipfelt.

Gemäß der alten Fabel vom Wolf und Lamm soll die Friedensstörung jedesmal der leidenden Minderheit zur Schuld gerechnet werden. Die Katholiken stören den Frieden, wenn sie gleiches Recht für die Jesuiten verlangen; die Polen stören den Frieden, wenn sie ihren Grundbesitz vor der Enteignung aus persönlichen und politischen Gründen schützen und für ihr Eigentum den Schutz des deutschen Rechtsstaates verlangen. Und wenn die Zentrumspartei gemäß ihren Grundsätzen das Unrecht, das man den Polen zufügt, Unrecht nennt, so wird sie als Bundesgenossin der „großpolnischen Empörung" gescholten.

Die polnische Fraktion hatte im Reichstage eine Interpellation über das Enteignungsgesetz eingebracht. Die Regierung verschanzte sich hinter den formalen Einwand, das sei eine preußische Angelegenheit und gehöre also nicht in den Reichstag. Trotzdem trat der Reichstag in eine Besprechung ein, und die Polen machten zum ersten Male von der neuen Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch, nach der auf eine Interpellation die Beschlußfassung folgen kann, ob die Behandlung der Sache durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages entspreche. Es wurde mit der großen Mehrheit von 213 Stimmen gegen 97 Stimmen (bei 43 Enthaltungen) der Beschluß gefaßt, daß die Zulassung der Enteignung durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages *nicht* entspreche. Die Mehrheit ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Reiche der Schutz des durch die Enteignung verletzten Rechtes zustehe. Das *Zentrum* stimmte natürlich für den Nichtbilligungsantrag, da es die Enteignung als ungerecht und schädlich von Anfang an bekämpft hat. Die *Fortschrittspartei* ist auch gegen die Enteignungspolitik, aber sie hatte nicht recht den Mut ihrer Meinung und schob formale Kompetenzbedenken vor, um sich der Abstimmung zu enthalten.

Nun sagt die Regierung, diesem Reichstagsbeschlusse komme „um so weniger staatsrechtliche Bedeutung zu, als sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit im Reich entzogen ist". Das letztere ist nicht haltbar, da der Schutz des Eigentumsrechtes dem Reich nicht abgesprochen werden kann. Eine „*staatsrechtliche*" Bedeutung hat allerdings dieser Nichtbilligungsbeschluß insofern nicht, als er weder die Entlassung des Reichskanzlers noch die Aufhebung des preußischen Gesetzes zu bewirken vermag. Eine solche unmittelbare staatsrechtliche Folge haben überhaupt die Beschlüsse nicht, die im Anschluß an eine Interpellation gefaßt werden. Man kann sie eigentlich auch nicht „Mißtrauensvoten" im Sinne der parlamentarisch regierten Länder nennen. Sie sprechen nur aus, daß der Reichstag in der bestehenden Frage anderer Ansicht ist, als die Regierung. Das ist ein Urteil von *moralischer* Bedeutung, das unter Umständen auch realpolitische Folgen haben kann. Die *Verurteilung* des preußischen Enteignungsgesetzes durch die Volksvertretung des Deutschen Reiches ist und bleibt eine eindrucksvolle Tatsache.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde ein wahrer Wutschrei gegen den Reichstag erhoben. Namentlich suchte man dem Zentrum einen Strick daraus zu drehen, daß die Sozialdemokraten und außer den Polen auch die Elsaß-Lothringer mit ihnen für diesen Beschluß gestimmt hätten. Die alte Hetze gegen die „Reichsfeinde" wurde wieder eröffnet: gegen die „offenen und verkappten Reichsfeinde". Zunächst ist festzuhalten, daß die Enteignung auch dann im Reichstage in der Minderheit geblieben wäre, wenn die Sozialdemokraten und die sogenannten verkappten Reichsfeinde gar nicht mitgestimmt hätten. Denn die Enteignung hatte ja nur 97 Verteidiger, denen allein das Zentrum das Gleichgewicht halten konnte, so daß die 40 Freisinnigen in der sachlichen Verurteilung dieses Kampfmittels den Ausschlag gaben. Dann aber müssen wir es ein für allemal ablehnen, daß wir bei einer Abstimmung unsere eigene Ansicht verschweigen oder gar verleugnen sollen, wenn die Sozialdemokratie aus diesen oder jenen Gründen ebenso stimmen will wie wir. Das hieße ja, sich in die Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Taktik begeben! Tue recht und scheue niemand, auch nicht einen unangenehmen Begleiter, der sich aufdrängt.

Im preußischen Abgeordnetenhause begnügte man sich nicht mit der Abwehr der angeblichen Kompetenzüberschreitung des Reichstags, sondern ging zur rücksichtslosen Offensive über. Der Reichstag soll in Preußen nichts zu sagen haben, aber Preußen soll im Reiche alles zu sagen haben. Dabei wurde der arme Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Herr Delbrück, am ärgsten in Mitleidenschaft gezogen. Der Hauptrufer im Streit, der Abgeordnete von *Kardorff*, erklärt es für wünschenswert, daß der Reichsstaatssekretär der „junge Mann" des preußischen Ministers des Innern sei. — Allzu scharf macht schartig!

Der Zorn gegen Staatssekretär *Delbrück* rührt her von seinen vernünftigen Auslassungen über die Gewerkschaftsenzyklika, von seinem Eifer in der Wohnungsgesetzgebung und von der Ablehnung des Verbotes des Streikpostenstehens. An die letztere Frage knüpften die Scharfmacher eine leidenschaftliche Kundgebung für die gewaltsame Bekämpfung der *Sozialdemokratie*.

Ach, wie gut wäre es, wenn wirklich alle Kunst und Kraft auf Abwehr der Umsturzpartei konzentriert würde! Aber mit grober Gewalt ist wenig zu machen. Den gebotenen Schutz der Arbeitswilligen will Delbrück auf besserem Wege erreichen, als durch die Jagd hinter den Streikposten. Eine große Gefahr fordert große Mittel. Das erste ist Eintracht der staatstreuen Kräfte. Wer unter den bürgerlichen Parteien Zwietracht stiftet, fördert die Umsturzpartei. Also die Vorbedingung ist die Einstellung des Kulturkampfes und des Hakatismus. So können auch die Scharfmacher unwillkürlich uns klarmachen, daß in

daß die Leichenverbrennung den christlichen Sitten nicht entspricht. Sie widerspricht ihnen also, indem sie sich der christlichen Sitte entgegenstellt, und dürfte daher auch als christentumsfeindlich anzusehen sein. Bedenkt man nun noch, daß auch das gläubige Judentum die Leichenverbrennung grundsätzlich verwirft, so haben wir bei allen Bekenntnissen grundsätzliche Ablehnung, und der katholischen Kirche kann nichts zum Vorwurf gemacht werden, als die größere Konsequenz in der Praxis, ein Vorwurf, der keinesfalls schimpflich ist.

Angesichts alles dessen braucht man Zuschriften an die „Münchener Post“ und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ aus angeblich gut katholischen Kreisen, die für die Leichenverbrennung eintreten und den Hirtenbrief als „Fehlgriff“ hinstellen, nicht weiter zu beachten. Diese Katholiken kennen entweder die katholische Tradition nicht, oder sie haben das Sentire cum ecclesia verlernt und können daher nicht als Sachverständige gelten. Gegenüber all diesen Manövern und Gequältheiten loben wir uns doch die rückhaltlose Offenheit, mit der der sozialistische Freidenker Gramann laut „Atheist“ (Nr. 51 von 1912) sich in einer Freidenkerversammlung in Halle also vernehmen ließ: „Die sogenannte Auferstehungsidee, welche noch heute von den Orthodoxen betrieben wird, welche von einem Fortleben nach dem Tode reden und von einer Abrechnung am jüngsten Tage dem Frommen salbadern, steht im direkten Widerspruch mit der Feuerbestattung. Wer sich auf den Boden der Feuerbestattung stellt, ist nach unserem Ermessen Freigeist, hat mit den kirchlichen Formeln gebrochen und gehört in das Lager der Atheisten, Religionslosen und müsse dann aus der Kirche scheiden.“ Wir meinen, die guten Katholiken, die da noch für die Leichenverbrennung schwärmen, seien nicht hinreichend auf ihren guten Ruf bedacht. Daß die „Ultramontanen“ zweifelnd auf sie blicken, macht ja natürlich nichts, aber daß sie von solchen, die auch Anhänger der „Feuerbestattung“ sind, für Atheisten gehalten werden, sollte sie doch bedenklich stimmen.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn man sich nicht auch des „konfessionellen Friedens“ erinnert hätte. So redet die „Frankfurter Zeitung“ von „Verschärfung der konfessionellen Gegensätze“, und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ hegen die gleiche Auffassung. Dieses Gerede erledigt sich aber durch den Hinweis auf die grundsätzliche Uebereinstimmung aller Bekenntnisse. Die „Abendztg.“ hat wenigstens nichts dagegen zu erinnern, daß die Bischöfe die kirchlichen Bestimmungen wieder einmal bekanntgaben. Wer könnte dagegen auch etwas einwenden? Wenn die „Abendzeitung“ meint, die Bischöfe hätten das gleichsam getan in der Auffassung, und um den Katholiken die Auffassung nahezulegen, man müsse sich mit dem gegenwärtigen Zustand in Bayern unwiderruflich abfinden, so halten wir das für einen Irrtum. Am wenigsten Kritik übte die „Münchner Zeitung“, die zwar auch allerlei Anmerkungen machte, aber doch bekannte, daß die Mahnung der Bischöfe und der katholischen Kirche von ihrem Standpunkte aus „durchaus begreiflich“ sei. Sie darf also auch der Beherzigung durch die Katholiken sicher sein.

Einige Blätter, so „Frankfurter Zeitung“ und „Münchner Neueste Nachrichten“ meinen, der Hirtenbrief bedeute auch ein „Verdammungsurteil“ für die Regierung, die ja bei Einführung der Leichenverbrennung mitgewirkt habe. Auch der Verwaltungsgerichtshof und gewisse Herren in München und Nürnberg werden erwähnt. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob und inwiefern die Darlegungen des Hirtenbriefes sich auf den oder jenen beziehen. Das ergibt sich aus dem Wortlaut und aus der Haltung des Betreffenden von selbst. Daß der Verwaltungsgerichtshof die Ansicht vertrat, die nach Ursprung und Wesen heidnische Sitte sei in Bayern nicht verboten, bedeutet keine Rechtfertigung dieser Sitte, bedeutet auch nicht, daß sie erlaubt bleiben muß. Es kann schließlich nur die Bedeutung haben, daß hier eine Lücke besteht, die ausgefüllt werden müßte. Was aber die Regierung angeht, so hat sie bei Einführung der Verbrennung nicht mitgewirkt. Die plötzlich und im Dunkel erfolgte „Einführung“ war das alleinige Werk der Rotblockväter des Münchener Rathauses. Die Regierung hat, vor der vollendeten und einstweilen nicht zu ändernden Tatsache stehend, oberpolizeiliche Vorschriften ergehen lassen zur Regelung von Handlungen, die sie nicht verhindern konnte. Dabei hat sie u. a. bestimmt, daß als Voraussetzung zur Erlaubnis der Verbrennung die ausdrückliche Willensmeinung des Toten testamentarisch oder sonstwie urkundlich vorliege, daß die Verbrennung nicht privat, sondern durch die Gemeinden erfolgen dürfe, daß die Asche auf den Friedhöfen aufzustellen sei, und daß ferner der Nachweis erbracht werden müsse, daß kein Verbrechen vorliege. Das alles bedeutet keine Förderung, sondern eine Einschränkung der einstweilen nicht verbotenen Leichenverbrennung. Daß die Regierung sich endgültig mit der Leichenverbrennung abgefunden habe und nicht einem gesetzlichen Verbot, das im Landtag Mehrheiten findet, zustimmen würde, ist damit noch nicht bewiesen. Nach ihrer ganzen bisherigen Haltung zu schließen, würde sie zweifellos zustimmen. So steht's mit der Regierung. Die übrigen Fragen mögen die Beteiligten nach besagten Gesichtspunkten entscheiden. Der christliche Standpunkt ist durch die Bischöfe klar und unangreifbar hingestellt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Mäßigung der Türkei und der Bluff der Balkanstaaten.

Ein sonderbarer Rollentausch! Von der neuen türkischen Regierung, die im inneren Kampfe für den äußeren Kampf geboren war, durfte man ein schroffes Nein und den Abbruch der Friedensverhandlungen erwarten; aber in überraschender Weise zeigte Großwesir Mahmud Schewket sich mehr als Staatsmann, wie als fou furieux à la Gambetta; er redigierte eine Antwort auf die Kollektivnote der Großmächte, die von Enver Bey eine traurige Halbheit gescholten werden konnte. Statt der Phrase „Adrianopel oder den Tod“ brachte die Antwortnote den Vorschlag zur Güte: Halb Adrianopel und das Leben! Die Türkei sollte nur den „heiligen“ Teil der Stadt behalten; der andere Teil sollte den Bulgaren geopfert werden. Für die ägäischen Inseln wurde ebenfalls eine Teilung vorgeschlagen. Obendrein nahm die neue türkische Regierung in geschickter Weise die Großmächte beim Wort, indem sie für die finanzielle Reform des amputierten Türkenreiches bestimmte Vorschläge stellte.

Alle Welt sagte sich: Das ist doch eine Grundlage, auf der man weiter verhandeln kann! Aber die Vertreter der Balkanstaaten hatten plötzlich Scheu vor ruhigen Erörterungen und griffen zu einem Trick, der verblüffen sollte. Gerade als sie erfahren hatten, daß die Türkei eine entgegenkommende Antwort vorbereite, erklärten sie die Verhandlungen für abgebrochen und kündigten den Waffenstillstand. Nachdem sie wochenlang Zeit zum Warten gehabt hatten, konnten sie angeblich nicht einen Tag länger warten. Im Schatten der russischen Gunst erlaubten sie sich diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den Friedensmächten. Daß keine Kampfwut sie dazu trieb, wußte alle Welt; denn die Erschöpfung der Bulgaren und Serben ist längst festgestellt. Falls wirklich am 3. Februar, abends 7 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach weder vor der Tschataldschalinie noch vor Adrianopel zu einem männermordenden Sturmangriff kommen, sondern höchstens zu Schießübungen der Artillerie und kleinen Plänkeleien. Unser halbamtliches Blatt prophezeit, der zweite Teil des Krieges, wenn es überhaupt dazu käme, würde „voraussichtlich nur kurz“ sein. Also rechnet man auch in amtlichen Kreisen nicht mit einem Verzweiflungskampf in Konstantinopel, sondern nur mit einer militärischen Demonstration, die der diplomatischen Taktik dienen soll.

Die vielgeplagten Großmächte müssen nun wieder ins Lot bringen, was die mutwilligen Kleinen in Verwirrung gebracht haben. Folgerichtigerweise hätten die Großmächte jetzt eine Kollektivnote, und zwar mindestens ebenso geharnischt, an die Balkanstaaten richten müssen. Aber dazu war Rußland nicht zu haben. Infolgedessen haben zunächst einzelne Mächte Ratschläge zur Mäßigung gegeben, und zwar in erster Linie Deutschland in Sofia. Dann hat man die Botschafterreunion von London in neue Tätigkeit gesetzt. Diese Vereinigung hat freilich keine weitere Vollmacht, als Vorschläge zu machen. Das englische Telegraphenbureau berichtete über die Botschafterberatung vom 1. Februar folgendermaßen:

„Die Botschafter haben nach der heutigen Konferenz an ihre Regierungen Telegramme gerichtet, welche die Ansichten der Konferenz über die türkische Antwortnote wiedergeben. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß die türkische Antwort die Möglichkeit einer Grundlage gewährt, auf der die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden können. Die Botschafter bringen in ihren Telegrammen in Vorschlag, diese Ansicht der bulgarischen Regierung zur Kenntnis zu geben. Man glaubt, daß in offiziellen Kreisen Londons eine ähnliche Anschauung herrsche, und der heutige Besuch Dr. Danews auf dem Auswärtigen Amte wird damit in Verbindung gebracht. Es scheint also, daß die Mächte versuchen wollen, der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubeugen, obwohl es ernsthaftem Zweifel unterliegt, ob diese Bemühungen erfolgreich sein werden.“

Von deutscher Seite wurde halbamtlich noch am Sonntag früh bemerkt: „Die Hoffnung ist noch nicht geschwunden, daß es nach den letzten Erklärungen der Pforte dem einhelligen Bemühen der Großmächte gelingen könnte, erneutes Blutvergießen zu vermeiden.“ Die Hoffnung ist aber etwas unsicher; daher fügt unser offiziöses Blatt die Erklärung hinzu: „Sollten wider Erhoffen die Feindseligkeiten abermals beginnen, so steht schon jetzt fest, daß in diesem Falle die Mächte auch für den zweiten

und voraussichtlich nur kurzen Teil des Balkankrieges neutrale Zurückhaltung beobachten und jede Sonderunternehmung vermeiden werden, wodurch die Beschränkung des Kampfes auf seinen Herd erschwert werden könnte." Das berührt des Pudels Kern. Wir können dem weiteren Waffengang in Gemütsruhe zusehen, wenn es wirklich „feststeht", daß Rußland nicht in Armenien oder in den Bosporus eindringen wird, und daß auch die beiden Bundesgenossen Rußlands von der Aufteilung der asiatischen Türkei Abstand nehmen. Die letztere Gefahr ist mehr als ein Phantasiegespinnst. Das zeigte sich auch in der Art, wie die deutsche Regierung eine bezügliche Anfrage im Reichstage beantwortete. Sie gab ihre Kenntnis von den umlaufenden Gerüchten zu und verwies auf die amtlichen Ableugnungen solcher Pläne. Noch deutlicher wurde in seiner Festrede unser Botschafter v. Wangenheim, der bestimmt die großen deutschen Interessen in Vorderasien betonte. In der alldeutschen Presse wird noch fortwährend unserer Regierung ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich, angeblich im Schlepptau der Triple-Entente, der Kollektivnote angeschlossen habe. Bei Lichte besehen ist aber die Kollektivnote kein Fehlgriff gewesen. Ohne sie hätten wir sicherlich noch nicht die halben Zugeständnisse, die jetzt die Grundlage zum weiteren Ausgleich bilden. Diese Erziehung der Türkei zur Nachgiebigkeit war notwendig, um den asiatischen Besitz der Türkei und zugleich die Hauptstadt Konstantinopel sicherzustellen. Daher mußten sich an diesem Werk gerade diejenigen Mächte beteiligen, die den Fortbestand der Türkei aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschen.

Das schwierige Werk scheint zu gelingen. Die letzten Meldungen besagen, daß von den Botschaftern die Zulassung eines Vertreters des Kalifen mit allen religiösen Hoheitsrechten in Adrianopel vorgeschlagen und von Bulgarien angenommen worden sei. Trotzdem bestehen aber die Balkanstaaten hartnäckig auf Adrianopel, ohne sich viel um die händeringenden Großmächte zu kümmern. Gemäß einer von authentischer Seite stammenden und von der Regierung bestätigten Nachricht der „Neuen Freien Presse" begann am 3. Februar, abends 8 Uhr, die Beschießung von Adrianopel. Mit der Kanonensprache hoffen die Bulgaren auf die Türkei mehr Eindruck zu machen, als es der europäischen Diplomatie anscheinend gelingt.

Spannung im Innern.

Der preußische Hakatismus, insbesondere das antipolnische Enteignungsgesetz, hat eine Art von innerpolitischem Konflikt veranlaßt, der von den Kraft- und Gewaltpolitikern, den sog. Scharfmachern, noch über seine sachliche Bedeutung hinaus aufgeputscht werden soll. Das ist umso bedauerlicher, als wir gerade jetzt in den gespannten hochpolitischen Verhältnissen und angesichts der neuen Rüstungsvorlage die innere Eintracht sehr notwendig haben. Der Kaiser hat in der Danksagung für die Geburtstagswünsche sehr schön gesagt: „Möge die Erinnerung an die Vergangenheit (1813) dazu beitragen, uns stets gegenwärtig zu halten, was wir dem Vaterlande schulden, und uns anspornen, bei den unserer Generation von der Vorsehung gestellten Aufgaben die gleiche Treue, Opferfreudigkeit und Einmütigkeit zu betätigen, wie es vor 100 Jahren von unseren Vätern geschehen ist." Ja, die Einmütigkeit muß erstrebt werden; dazu gehört eine weise Sammlungspolitik, die alle staatserhaltenden Kräfte heranzieht. Zersetzend und schwächend aber wirken der Kulturkampf mit der neuen „Blüte" des Bundesratsbeschlusses und der preußische Kampf gegen die polnisch sprechende Minderheit, der in dem Enteignungsgesetze gipfelt.

Gemäß der alten Fabel vom Wolf und Lamm soll die Friedensstörung jedesmal der leidenden Minderheit zur Schuld gerechnet werden. Die Katholiken stören den Frieden, wenn sie gleiches Recht für die Jesuiten verlangen; die Polen stören den Frieden, wenn sie ihren Grundbesitz vor der Enteignung aus persönlichen und politischen Gründen schützen und für ihr Eigentum den Schutz des deutschen Rechtsstaates verlangen. Und wenn die Zentrumspartei gemäß ihren Grundsätzen das Unrecht, das man den Polen zufügt, Unrecht nennt, so wird sie als Bundesgenossin der „großpolnischen Empörung" gescholten.

Die polnische Fraktion hatte im Reichstage eine Interpellation über das Enteignungsgesetz eingebracht. Die Regierung verschanzte sich hinter den formalen Einwand, das sei eine preußische Angelegenheit und gehöre also nicht in den Reichstag. Trotzdem trat der Reichstag in eine Besprechung ein, und die Polen machten zum ersten Male von der neuen Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch, nach der auf eine Interpellation die Beschlußfassung folgen kann, ob die Behandlung der Sache durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages entspreche. Es wurde mit der großen Mehrheit von 213 Stimmen gegen 97 Stimmen (bei 43 Enthaltungen) der Beschluß gefaßt, daß die Zulassung der Enteignung durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages nicht entspreche. Die Mehrheit ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Reiche der Schutz des durch die Enteignung verletzten Rechtes zustehe. Das Zentrum stimmte natürlich für den Nichtbilligungsantrag, da es die Enteignung als ungerecht und schädlich von Anfang an bekämpft hat. Die Fortschrittspartei ist auch gegen die Enteignungspolitik, aber sie hatte nicht recht den Mut ihrer Meinung und schob formale Kompetenzbedenken vor, um sich der Abstimmung zu enthalten.

Nun sagt die Regierung, diesem Reichstagsbeschlusse komme „um so weniger staatsrechtliche Bedeutung zu, als sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit im Reich entzogen ist". Das letztere ist nicht haltbar, da der Schutz des Eigentumsrechtes dem Reich nicht abgesprochen werden kann. Eine „staatsrechtliche" Bedeutung hat allerdings dieser Nichtbilligungsbeschluß insofern nicht, als er weder die Entlassung des Reichskanzlers noch die Aufhebung des preußischen Gesetzes zu bewirken vermag. Eine solche unmittelbare staatsrechtliche Folge haben überhaupt die Beschlüsse nicht, die im Anschluß an eine Interpellation gefaßt werden. Man kann sie eigentlich auch nicht „Mißtrauensvoten" im Sinne der parlamentarisch regierten Länder nennen. Sie sprechen nur aus, daß der Reichstag in der bestehenden Frage anderer Ansicht ist, als die Regierung. Das ist ein Urteil von moralischer Bedeutung, das unter Umständen auch realpolitische Folgen haben kann. Die Verurteilung des preußischen Enteignungsgesetzes durch die Volksvertretung des Deutschen Reiches ist und bleibt eine eindrucksvolle Tatsache.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde ein wahrer Wutschrei gegen den Reichstag erhoben. Namentlich suchte man dem Zentrum einen Strick daraus zu drehen, daß die Sozialdemokraten und außer den Polen auch die Elsaß-Lothringer mit ihnen für diesen Beschluß gestimmt hätten. Die alte Hetze gegen die „Reichsfeinde" wurde wieder eröffnet: gegen die „offenen und verkappten Reichsfeinde". Zunächst ist festzuhalten, daß die Enteignung auch dann im Reichstage in der Minderheit geblieben wäre, wenn die Sozialdemokraten und die sogenannten verkappten Reichsfeinde gar nicht mitgestimmt hätten. Denn die Enteignung hatte ja nur 97 Verteidiger, denen allein das Zentrum das Gleichgewicht halten konnte, so daß die 40 Freisinnigen in der sachlichen Verurteilung dieses Kampfmittels den Ausschlag gaben. Dann aber müssen wir es ein für allemal ablehnen, daß wir bei einer Abstimmung unsere eigene Ansicht verschweigen oder gar verleugnen sollen, wenn die Sozialdemokratie aus diesen oder jenen Gründen ebenso stimmen will wie wir. Das hieße ja, sich in die Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Taktik begeben! Tue recht und scheue niemand, auch nicht einen unangenehmen Begleiter, der sich aufdrängt.

Im preußischen Abgeordnetenhause begnügte man sich nicht mit der Abwehr der angeblichen Kompetenzüberschreitung des Reichstags, sondern ging zur rücksichtslosen Offensive über. Der Reichstag soll in Preußen nichts zu sagen haben, aber Preußen soll im Reiche alles zu sagen haben. Dabei wurde der arme Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Herr Delbrück, am ärgsten in Mitleidenschaft gezogen. Der Hauptrufer im Streit, der Abgeordnete von Kardorff, erklärt es für wünschenswert, daß der Reichsstaatssekretär der „junge Mann" des preußischen Ministers des Innern sei. — Allzu scharf macht schartig!

Der Zorn gegen Staatssekretär Delbrück rührt her von seinen vernünftigen Auslassungen über die Gewerkschaftsenzyklika, von seinem Eifer in der Wohnungsgesetzgebung und von der Ablehnung des Verbotes des Streikpostenstehens. An die letztere Frage knüpften die Scharfmacher eine leidenschaftliche Kundgebung für die gewaltsame Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ach, wie gut wäre es, wenn wirklich alle Kunst und Kraft auf Abwehr der Umsturzpartei konzentriert würde! Aber mit grober Gewalt ist wenig zu machen. Den gebotenen Schutz der Arbeitswilligen will Delbrück auf besserem Wege erreichen, als durch die Jagd hinter den Streikposten. Eine große Gefahr fordert große Mittel. Das erste ist Eintracht der staatstreuen Kräfte. Wer unter den bürgerlichen Parteien Zwietracht stiftet, fördert die Umsturzpartei. Also die Vorbedingung ist die Einstellung des Kulturkampfes und des Hakatismus. So können auch die Scharfmacher unwillkürlich uns klarmachen, daß in

daß die Leichenverbrennung den christlichen Sitten nicht entspricht. Sie widerspricht ihnen also, indem sie sich der christlichen Sitte entgegenstellt, und dürfte daher auch als christentumsfeindlich anzusehen sein. Bedenkt man nun noch, daß auch das gläubige Judentum die Leichenverbrennung grundsätzlich verwirft, so haben wir bei allen Bekenntnissen grundsätzliche Ablehnung, und der katholischen Kirche kann nichts zum Vorwurf gemacht werden, als die größere Konsequenz in der Praxis, ein Vorwurf, der keinesfalls schimpflich ist.

Angesichts alles dessen braucht man Zuschriften an die „Münchener Post“ und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ aus angeblich gut katholischen Kreisen, die für die Leichenverbrennung eintreten und den Hirtenbrief als „Fehlgriff“ hinstellen, nicht weiter zu beachten. Diese Katholiken kennen entweder die katholische Tradition nicht, oder sie haben das Sentire cum ecclesia verlernt und können daher nicht als Sachverständige gelten. Gegenüber all diesen Manövern und Gequältheiten loben wir uns doch die rückhaltlose Offenheit, mit der der sozialistische Freidenker Gramann laut „Atheist“ (Nr. 51 von 1912) sich in einer Freidenkerversammlung in Halle also vernehmen ließ: „Die sogenannte Auferstehungsidee, welche noch heute von den Orthodoxen betrieben wird, welche von einem Fortleben nach dem Tode reden und von einer Abrechnung am jüngsten Tage dem Frommen salbadern, steht im direkten Widerspruch mit der Feuerbestattung. Wer sich auf den Boden der Feuerbestattung stellt, ist nach unserem Ermessen Freigeist, hat mit den kirchlichen Formeln gebrochen und gehört in das Lager der Atheisten, Religionslosen und müsse dann aus der Kirche scheiden.“ Wir meinen, die guten Katholiken, die da noch für die Leichenverbrennung schwärmen, seien nicht hinreichend auf ihren guten Ruf bedacht. Daß die „Ultramontanen“ zweifelnd auf sie blicken, macht ja natürlich nichts, aber daß sie von solchen, die auch Anhänger der „Feuerbestattung“ sind, für Atheisten gehalten werden, sollte sie doch bedenklich stimmen.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn man sich nicht auch des „konfessionellen Friedens“ erinnert hätte. So redet die „Frankfurter Zeitung“ von „Verschärfung der konfessionellen Gegensätze“, und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ hegen die gleiche Auffassung. Dieses Gerede erledigt sich aber durch den Hinweis auf die grundsätzliche Uebereinstimmung aller Bekenntnisse. Die „Abendztg.“ hat wenigstens nichts dagegen zu erinnern, daß die Bischöfe die kirchlichen Bestimmungen wieder einmal bekanntgaben. Wer könnte dagegen auch etwas einwenden? Wenn die „Abendzeitung“ meint, die Bischöfe hätten das gleichsam getan in der Auffassung, und um den Katholiken die Auffassung nahezulegen, man müsse sich mit dem gegenwärtigen Zustand in Bayern unwiderruflich abfinden, so halten wir das für einen Irrtum. Am wenigsten Kritik übte die „Münchner Zeitung“, die zwar auch allerlei Anmerkungen machte, aber doch bekannte, daß die Mahnung der Bischöfe und der katholischen Kirche von ihrem Standpunkte aus „durchaus begreiflich“ sei. Sie darf also auch der Beherzigung durch die Katholiken sicher sein.

Einige Blätter, so „Frankfurter Zeitung“ und „Münchner Neueste Nachrichten“ meinen, der Hirtenbrief bedeute auch ein „Verdammungsurteil“ für die Regierung, die ja bei Einführung der Leichenverbrennung mitgewirkt habe. Auch der Verwaltungsgerichtshof und gewisse Herren in München und Nürnberg werden erwähnt. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob und inwiefern die Darlegungen des Hirtenbriefes sich auf den oder jenen beziehen. Das ergibt sich aus dem Wortlaut und aus der Haltung des Betreffenden von selbst. Daß der Verwaltungsgerichtshof die Ansicht vertrat, die nach Ursprung und Wesen heidnische Sitte sei in Bayern nicht verboten, bedeutet keine Rechtfertigung dieser Sitte, bedeutet auch nicht, daß sie erlaubt bleiben muß. Es kann schließlich nur die Bedeutung haben, daß hier eine Lücke besteht, die ausgefüllt werden müßte. Was aber die Regierung angeht, so hat sie bei Einführung der Verbrennung nicht mitgewirkt. Die plötzlich und im Dunkel erfolgte „Einführung“ war das alleinige Werk der Rotblockväter des Münchener Rathauses. Die Regierung hat, vor der vollendeten und einstweilen nicht zu ändernden Tatsache stehend, oberpolizeiliche Vorschriften ergehen lassen zur Regelung von Handlungen, die sie nicht verhindern konnte. Dabei hat sie u. a. bestimmt, daß als Voraussetzung zur Erlaubnis der Verbrennung die ausdrückliche Willensmeinung des Toten testamentarisch oder sonstwie urkundlich vorliege, daß die Verbrennung nicht privat, sondern durch die Gemeinden erfolgen dürfe, daß die Asche auf den Friedhöfen aufzustellen sei, und daß ferner der Nachweis erbracht werden müsse, daß kein Verbrechen vorliege. Das alles bedeutet keine Förderung, sondern eine Einschränkung der einstweilen nicht verbotenen Leichenverbrennung. Daß die Regierung sich endgültig mit der Leichenverbrennung abgefunden habe und nicht einem gesetzlichen Verbot, das im Landtag Mehrheiten findet, zustimmen würde, ist damit noch nicht bewiesen. Nach ihrer ganzen bisherigen Haltung zu schließen, würde sie zweifellos zustimmen. So steht's mit der Regierung. Die übrigen Fragen mögen die Beteiligten nach besagten Gesichtspunkten entscheiden. Der christliche Standpunkt ist durch die Bischöfe klar und unangreifbar hingestellt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Mäßigung der Türkei und der Bluff der Balkanstaaten.

Ein sonderbarer Rollentausch! Von der neuen türkischen Regierung, die im inneren Kampfe für den äußeren Kampf geboren war, durfte man ein schroffes Nein und den Abbruch der Friedensverhandlungen erwarten; aber in überraschender Weise zeigte Großwesir Mahmud Schewket sich mehr als Staatsmann, wie als fou furieux à la Gambetta; er redigierte eine Antwort auf die Kollektivnote der Großmächte, die von Enver Bey eine traurige Halbheit gescholten werden konnte. Statt der Phrase „Adrianopel oder den Tod“ brachte die Antwortnote den Vorschlag zur Güte: Halb Adrianopel und das Leben! Die Türkei sollte nur den „heiligen“ Teil der Stadt behalten; der andere Teil sollte den Bulgaren geopfert werden. Für die ägäischen Inseln wurde ebenfalls eine Teilung vorgeschlagen. Obendrein nahm die neue türkische Regierung in geschickter Weise die Großmächte beim Wort, indem sie für die finanzielle Reform des amputierten Türkenreiches bestimmte Vorschläge stellte.

Alle Welt sagte sich: Das ist doch eine Grundlage, auf der man weiter verhandeln kann! Aber die Vertreter der Balkanstaaten hatten plötzlich Scheu vor ruhigen Erörterungen und griffen zu einem Trick, der verblüffen sollte. Gerade als sie erfahren hatten, daß die Türkei eine entgegenkommende Antwort vorbereite, erklärten sie die Verhandlungen für abgebrochen und kündigten den Waffenstillstand. Nachdem sie wochenlang Zeit zum Warten gehabt hatten, konnten sie angeblich nicht einen Tag länger warten. Im Schatten der russischen Gunst erlaubten sie sich diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den Friedensmächten. Daß keine Kampfwut sie dazu trieb, wußte alle Welt; denn die Erschöpfung der Bulgaren und Serben ist längst festgestellt. Falls wirklich am 3. Februar, abends 7 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach weder vor der Tschataldschalinie noch vor Adrianopel zu einem männermordenden Sturmangriff kommen, sondern höchstens zu Schießübungen der Artillerie und kleinen Plänkeleien. Unser halbamtliches Blatt prophezeit, der zweite Teil des Krieges, wenn es überhaupt dazu käme, würde „voraussichtlich nur kurz“ sein. Also rechnet man auch in amtlichen Kreisen nicht mit einem Verzweiflungskampf in Konstantinopel, sondern nur mit einer militärischen Demonstration, die der diplomatischen Taktik dienen soll.

Die vielgeplagten Großmächte müssen nun wieder ins Lot bringen, was die mutwilligen Kleinen in Verwirrung gebracht haben. Folgerichtigerweise hätten die Großmächte jetzt eine Kollektivnote, und zwar mindestens ebenso geharnischt, an die Balkanstaaten richten müssen. Aber dazu war Rußland nicht zu haben. Infolgedessen haben zunächst einzelne Mächte Ratschläge zur Mäßigung gegeben, und zwar in erster Linie Deutschland in Sofia. Dann hat man die Botschafterreunion von London in neue Tätigkeit gesetzt. Diese Vereinigung hat freilich keine weitere Vollmacht, als Vorschläge zu machen. Das englische Telegraphenbureau berichtete über die Botschafterberatung vom 1. Februar folgendermaßen:

„Die Botschafter haben nach der heutigen Konferenz an ihre Regierungen Telegramme gerichtet, welche die Ansichten der Konferenz über die türkische Antwortnote wiedergeben. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß die türkische Antwort die Möglichkeit einer Grundlage gewährt, auf der die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden können. Die Botschafter bringen in ihren Telegrammen in Vorschlag, diese Ansicht der bulgarischen Regierung zur Kenntnis zu geben. Man glaubt, daß in offiziellen Kreisen Londons eine ähnliche Anschauung herrsche, und der heutige Besuch Dr. Danews auf dem Auswärtigen Amte wird damit in Verbindung gebracht. Es scheint also, daß die Mächte versuchen wollen, der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubeugen, obwohl es ernsthaftem Zweifel unterliegt, ob diese Bemühungen erfolgreich sein werden.“

Von deutscher Seite wurde halbamtlich noch am Sonntag früh bemerkt: „Die Hoffnung ist noch nicht geschwunden, daß es nach den letzten Erklärungen der Pforte dem einhelligen Bemühen der Großmächte gelingen könnte, erneutes Blutvergießen zu vermeiden.“ Die Hoffnung ist aber etwas unsicher; daher fügt unser offiziöses Blatt die Erklärung hinzu: „Sollten wider Erhoffen die Feindseligkeiten abermals beginnen, so steht schon jetzt fest, daß in diesem Falle die Mächte auch für den zweiten

und voraussichtlich nur kurzen Teil des Balkankrieges neutrale Zurückhaltung beobachten und jede Sonderunternehmung vermeiden werden, wodurch die Beschränkung des Kampfes auf seinen Herd erschwert werden könnte.“ Das berührt des Pudels Kern. Wir können dem weiteren Waffengang in Gemütsruhe zusehen, wenn es wirklich „feststeht“, daß Rußland nicht in Armenien oder in den Bosporus eindringen wird, und daß auch die beiden Bundesgenossen Rußlands von der Aufteilung der asiatischen Türkei Abstand nehmen. Die letztere Gefahr ist mehr als ein Phantasiegespinnst. Das zeigte sich auch in der Art, wie die deutsche Regierung eine bezügliche Anfrage im Reichstage beantwortete. Sie gab ihre Kenntnis von den umlaufenden Gerüchten zu und verwies auf die amtlichen Ableugnungen solcher Pläne. Noch deutlicher wurde in seiner Festrede unser Botschafter v. Wangenheim, der bestimmt die großen deutschen Interessen in Vorderasien betonte. In der alldeutschen Presse wird noch fortwährend unserer Regierung ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich, angeblich im Schlepptau der Triple-Entente, der Kollektivnote angeschlossen habe. Bei Lichte besehen ist aber die Kollektivnote kein Fehlgriff gewesen. Ohne sie hätten wir sicherlich noch nicht die halben Zugeständnisse, die jetzt die Grundlage zum weiteren Ausgleich bilden. Diese Erziehung der Türkei zur Nachgiebigkeit war notwendig, um den asiatischen Besitz der Türkei und zugleich die Hauptstadt Konstantinopel sicherzustellen. Daher mußten sich an diesem Werk gerade diejenigen Mächte beteiligen, die den Fortbestand der Türkei aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschen.

Das schwierige Werk scheint zu gelingen. Die letzten Meldungen besagen, daß von den Botschaftern die Zulassung eines Vertreters des Kalifen mit allen religiösen Hoheitsrechten in Adrianopel vorgeschlagen und von Bulgarien angenommen worden sei. Trotzdem bestehen aber die Balkanstaaten hartnäckig auf Adrianopel, ohne sich viel um die händeringenden Großmächte zu kümmern. Gemäß einer von authentischer Seite stammenden und von der Regierung bestätigten Nachricht der „Neuen Freien Presse“ begann am 3. Februar, abends 8 Uhr, die Beschießung von Adrianopel. Mit der Kanonensprache hoffen die Bulgaren auf die Türkei mehr Eindruck zu machen, als es der europäischen Diplomatie anscheinend gelingt.

Spannung im Innern.

Der preußische Hakatismus, insbesondere das antipolnische Enteignungsgesetz, hat eine Art von innerpolitischem Konflikt veranlaßt, der von den Kraft- und Gewaltpolitikern, den sog. Scharfmachern, noch über seine sachliche Bedeutung hinaus aufgeputscht werden soll. Das ist umso bedauerlicher, als wir gerade jetzt in den gespannten hochpolitischen Verhältnissen und angesichts der neuen Rüstungsvorlage die innere Eintracht sehr notwendig haben. Der Kaiser hat in der Danksagung für die Geburtstagswünsche sehr schön gesagt: „Möge die Erinnerung an die Vergangenheit (1813) dazu beitragen, uns stets gegenwärtig zu halten, was wir dem Vaterlande schulden, und uns anspornen, bei den unserer Generation von der Vorsehung gestellten Aufgaben die gleiche Treue, Opferfreudigkeit und Einmütigkeit zu betätigen, wie es vor 100 Jahren von unseren Vätern geschehen ist.“ Ja, die Einmütigkeit muß erstrebt werden; dazu gehört eine weise Sammlungspolitik, die alle staatserhaltenden Kräfte heranzieht. Zersetzend und schwächend aber wirken der Kulturkampf mit der neuen „Blüte“ des Bundesratsbeschlusses und der preußische Kampf gegen die polnisch sprechende Minderheit, der in dem Enteignungsgesetze gipfelt.

Gemäß der alten Fabel vom Wolf und Lamm soll die Friedensstörung jedesmal der leidenden Minderheit zur Schuld gerechnet werden. Die Katholiken stören den Frieden, wenn sie gleiches Recht für die Jesuiten verlangen; die Polen stören den Frieden, wenn sie ihren Grundbesitz vor der Enteignung aus persönlichen und politischen Gründen schützen und für ihr Eigentum den Schutz des deutschen Rechtsstaates verlangen. Und wenn die Zentrumspartei gemäß ihren Grundsätzen das Unrecht, das man den Polen zufügt, Unrecht nennt, so wird sie als Bundesgenossin der „großpolnischen Empörung“ gescholten.

Die polnische Fraktion hatte im Reichstage eine Interpellation über das Enteignungsgesetz eingebracht. Die Regierung verschanzte sich hinter den formalen Einwand, das sei eine preußische Angelegenheit und gehöre also nicht in den Reichstag. Trotzdem trat der Reichstag in eine Besprechung ein, und die Polen machten zum ersten Male von der neuen Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch, nach der auf eine Interpellation die Beschlußfassung folgen kann, ob die Behandlung der Sache durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages entspreche. Es wurde mit der großen Mehrheit von 213 Stimmen gegen 97 Stimmen (bei 43 Enthaltungen) der Beschluß gefaßt, daß die Zulassung der Enteignung durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages nicht entspreche. Die Mehrheit ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Reiche der Schutz des durch die Enteignung verletzten Rechtes zustehe. Das Zentrum stimmte natürlich für den Nichtbilligungsantrag, da es die Enteignung als ungerecht und schädlich von Anfang an bekämpft hat. Die Fortschrittspartei ist auch gegen die Enteignungspolitik, aber sie hatte nicht recht den Mut ihrer Meinung und schob formale Kompetenzbedenken vor, um sich der Abstimmung zu enthalten.

Nun sagt die Regierung, diesem Reichstagsbeschlusse komme „um so weniger staatsrechtliche Bedeutung zu, als sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit im Reich entzogen ist“. Das letztere ist nicht haltbar, da der Schutz des Eigentumsrechtes dem Reich nicht abgesprochen werden kann. Eine „staatsrechtliche“ Bedeutung hat allerdings dieser Nichtbilligungsbeschluß insofern nicht, als er weder die Entlassung des Reichskanzlers noch die Aufhebung des preußischen Gesetzes zu bewirken vermag. Eine solche unmittelbare staatsrechtliche Folge haben überhaupt die Beschlüsse nicht, die im Anschluß an eine Interpellation gefaßt werden. Man kann sie eigentlich auch nicht „Mißtrauensvoten“ im Sinne der parlamentarisch regierten Länder nennen. Sie sprechen nur aus, daß der Reichstag in der bestehenden Frage anderer Ansicht ist, als die Regierung. Das ist ein Urteil von moralischer Bedeutung, das unter Umständen auch realpolitische Folgen haben kann. Die Verurteilung des preußischen Enteignungsgesetzes durch die Volksvertretung des Deutschen Reiches ist und bleibt eine eindrucksvolle Tatsache.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde ein wahrer Wutschrei gegen den Reichstag erhoben. Namentlich suchte man dem Zentrum einen Strick daraus zu drehen, daß die Sozialdemokraten und außer den Polen auch die Elsaß-Lothringer mit ihnen für diesen Beschluß gestimmt hätten. Die alte Hetze gegen die „Reichsfeinde“ wurde wieder eröffnet: gegen die „offenen und verkappten Reichsfeinde“. Zunächst ist festzuhalten, daß die Enteignung auch dann im Reichstage in der Minderheit geblieben wäre, wenn die Sozialdemokraten und die sogenannten verkappten Reichsfeinde gar nicht mitgestimmt hätten. Denn die Enteignung hatte ja nur 97 Verteidiger, denen allein das Zentrum das Gleichgewicht halten konnte, so daß die 40 Freisinnigen in der sachlichen Verurteilung dieses Kampfmittels den Ausschlag gaben. Dann aber müssen wir es ein für allemal ablehnen, daß wir bei einer Abstimmung unsere eigene Ansicht verschweigen oder gar verleugnen sollen, wenn die Sozialdemokratie aus diesen oder jenen Gründen ebenso stimmen will wie wir. Das hieße ja, sich in die Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Taktik begeben! Tue recht und scheue niemand, auch nicht einen unangenehmen Begleiter, der sich aufdrängt.

Im preußischen Abgeordnetenhause begnügte man sich nicht mit der Abwehr der angeblichen Kompetenzüberschreitung des Reichstags, sondern ging zur rücksichtslosen Offensive über. Der Reichstag soll in Preußen nichts zu sagen haben, aber Preußen soll im Reiche alles zu sagen haben. Dabei wurde der arme Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Herr Delbrück, am ärgsten in Mitleidenschaft gezogen. Der Hauptrufer im Streit, der Abgeordnete von Kardorff, erklärt es für wünschenswert, daß der Reichsstaatssekretär der „junge Mann“ des preußischen Ministers des Innern sei. — Allzu scharf macht schartig!

Der Zorn gegen Staatssekretär Delbrück rührt her von seinen vernünftigen Auslassungen über die Gewerkschaftsenzyklika, von seinem Eifer in der Wohnungsgesetzgebung und von der Ablehnung des Verbotes des Streikpostenstehens. An die letztere Frage knüpften die Scharfmacher eine leidenschaftliche Kundgebung für die gewaltsame Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ach, wie gut wäre es, wenn wirklich alle Kunst und Kraft auf Abwehr der Umsturzpartei konzentriert würde! Aber mit grober Gewalt ist wenig zu machen. Den gebotenen Schutz der Arbeitswilligen will Delbrück auf besserem Wege erreichen, als durch die Jagd hinter den Streikposten. Eine große Gefahr fordert große Mittel. Das erste ist Eintracht der staatstreuen Kräfte. Wer unter den bürgerlichen Parteien Zwietracht stiftet, fördert die Umsturzpartei. Also die Vorbedingung ist die Einstellung des Kulturkampfes und des Hakatismus. So können auch die Scharfmacher unwillkürlich uns klarmachen, daß in

daß die Leichenverbrennung den christlichen Sitten nicht entspricht. Sie widerspricht ihnen also, indem sie sich der christlichen Sitte entgegenstellt, und dürfte daher auch als christentumsfeindlich anzusehen sein. Bedenkt man nun noch, daß auch das gläubige Judentum die Leichenverbrennung grundsätzlich verwirft, so haben wir bei allen Bekenntnissen grundsätzliche Ablehnung, und der katholischen Kirche kann nichts zum Vorwurf gemacht werden, als die größere Konsequenz in der Praxis, ein Vorwurf, der keinesfalls schimpflich ist.

Angesichts alles dessen braucht man Zuschriften an die „Münchener Post" und die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus angeblich gut katholischen Kreisen, die für die Leichenverbrennung eintreten und den Hirtenbrief als „Fehlgriff" hinstellen, nicht weiter zu beachten. Diese Katholiken kennen entweder die katholische Tradition nicht, oder sie haben das Sentire cum ecclesia verlernt und können daher nicht als Sachverständige gelten. Gegenüber all diesen Manövern und Gequältheiten loben wir uns doch die rückhaltlose Offenheit, mit der der sozialistische Freidenker Gramann laut „Atheist" (Nr. 51 von 1912) sich in einer Freidenkerversammlung in Halle also vernehmen ließ: „Die sogenannte Auferstehungsidee, welche noch heute von den Orthodoxen betrieben wird, welche von einem Fortleben nach dem Tode reden und von einer Abrechnung am jüngsten Tage dem Frommen salbadern, steht im direkten Widerspruch mit der Feuerbestattung. Wer sich auf den Boden der Feuerbestattung stellt, ist nach unserem Ermessen Freigeist, hat mit den kirchlichen Formeln gebrochen und gehört in das Lager der Atheisten, Religionslosen und müsse dann aus der Kirche scheiden." Wir meinen, die guten Katholiken, die da noch für die Leichenverbrennung schwärmen, seien nicht hinreichend auf ihren guten Ruf bedacht. Daß die „Ultramontanen" zweifelnd auf sie blicken, macht ja natürlich nichts, aber daß sie von solchen, die auch Anhänger der „Feuerbestattung" sind, für Atheisten gehalten werden, sollte sie doch bedenklich stimmen.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn man sich nicht auch des „konfessionellen Friedens" erinnert hätte. So redet die „Frankfurter Zeitung" von „Verschärfung der konfessionellen Gegensätze", und die „Münchner Neuesten Nachrichten" hegen die gleiche Auffassung. Dieses Gerede erledigt sich aber durch den Hinweis auf die grundsätzliche Uebereinstimmung aller Bekenntnisse. Die „Abendztg." hat wenigstens nichts dagegen zu erinnern, daß die Bischöfe die kirchlichen Bestimmungen wieder einmal bekanntgaben. Wer könnte dagegen auch etwas einwenden? Wenn die „Abendzeitung" meint, die Bischöfe hätten das gleichsam getan in der Auffassung, und um den Katholiken die Auffassung nahezulegen, man müsse sich mit dem gegenwärtigen Zustand in Bayern unwiderruflich abfinden, so halten wir das für einen Irrtum. Am wenigsten Kritik übte die „Münchner Zeitung", die zwar auch allerlei Anmerkungen machte, aber doch bekannte, daß die Mahnung der Bischöfe und der katholischen Kirche von ihrem Standpunkte aus „durchaus begreiflich" sei. Sie darf also auch der Beherzigung durch die Katholiken sicher sein.

Einige Blätter, so „Frankfurter Zeitung" und „Münchner Neueste Nachrichten" meinen, der Hirtenbrief bedeute auch ein „Verdammungsurteil" für die Regierung, die ja bei Einführung der Leichenverbrennung mitgewirkt habe. Auch der Verwaltungsgerichtshof und gewisse Herren in München und Nürnberg werden erwähnt. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob und inwiefern die Darlegungen des Hirtenbriefes sich auf den oder jenen beziehen. Das ergibt sich aus dem Wortlaut und aus der Haltung des Betreffenden von selbst. Daß der Verwaltungsgerichtshof die Ansicht vertrat, die nach Ursprung und Wesen heidnische Sitte sei in Bayern nicht verboten, bedeutet keine Rechtfertigung dieser Sitte, bedeutet auch nicht, daß sie erlaubt bleiben muß. Es kann schließlich nur die Bedeutung haben, daß hier eine Lücke besteht, die ausgefüllt werden müßte. Was aber die Regierung angeht, so hat sie bei Einführung der Verbrennung nicht mitgewirkt. Die plötzlich und im Dunkel erfolgte „Einführung" war das alleinige Werk der Rotblockväter des Münchener Rathauses. Die Regierung hat, vor der vollendeten und einstweilen nicht zu ändernden Tatsache stehend, oberpolizeiliche Vorschriften ergehen lassen zur Regelung von Handlungen, die sie nicht verhindern konnte. Dabei hat sie u. a. bestimmt, daß als Voraussetzung zur Erlaubnis der Verbrennung die ausdrückliche Willensmeinung des Toten testamentarisch oder sonstwie urkundlich vorliege, daß die Verbrennung nicht privat, sondern durch die Gemeinden erfolgen dürfe, daß die Asche auf den Friedhöfen aufzustellen sei, und daß ferner der Nachweis erbracht werden müsse, daß kein Verbrechen vorliege. Das alles bedeutet keine Förderung, sondern eine Einschränkung der einstweilen nicht verbotenen Leichenverbrennung. Daß die Regierung sich endgültig mit der Leichenverbrennung abgefunden habe und nicht einem gesetzlichen Verbot, das im Landtag Mehrheiten findet, zustimmen würde, ist damit noch nicht bewiesen. Nach ihrer ganzen bisherigen Haltung zu schließen, würde sie zweifellos zustimmen. So steht's mit der Regierung. Die übrigen Fragen mögen die Beteiligten nach besagten Gesichtspunkten entscheiden. Der christliche Standpunkt ist durch die Bischöfe klar und unangreifbar hingestellt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Mäßigung der Türkei und der Bluff der Balkanstaaten.

Ein sonderbarer Rollentausch! Von der neuen türkischen Regierung, die im inneren Kampfe für den äußeren Kampf geboren war, durfte man ein schroffes Nein und den Abbruch der Friedensverhandlungen erwarten; aber in überraschender Weise zeigte Großwesir Mahmud Schewket sich mehr als Staatsmann, wie als fou furieux à la Gambetta; er redigierte eine Antwort auf die Kollektivnote der Großmächte, die von Enver Bey eine traurige Halbheit gescholten werden konnte. Statt der Phrase „Adrianopel oder den Tod" brachte die Antwortnote den Vorschlag zur Güte: Halb Adrianopel und das Leben! Die Türkei sollte nur den „heiligen" Teil der Stadt behalten; der andere Teil sollte den Bulgaren geopfert werden. Für die ägäischen Inseln wurde ebenfalls eine Teilung vorgeschlagen. Obendrein nahm die neue türkische Regierung in geschickter Weise die Großmächte beim Wort, indem sie für die finanzielle Reform des amputierten Türkenreiches bestimmte Vorschläge stellte.

Alle Welt sagte sich: Das ist doch eine Grundlage, auf der man weiter verhandeln kann! Aber die Vertreter der Balkanstaaten hatten plötzlich Scheu vor ruhigen Erörterungen und griffen zu einem Trick, der verblüffen sollte. Gerade als sie erfahren hatten, daß die Türkei eine entgegenkommende Antwort vorbereite, erklärten sie die Verhandlungen für abgebrochen und kündigten den Waffenstillstand. Nachdem sie wochenlang Zeit zum Warten gehabt hatten, konnten sie angeblich nicht einen Tag länger warten. Im Schatten der russischen Gunst erlaubten sie sich diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den Friedensmächten. Daß keine Kampfswut sie dazu trieb, wußte alle Welt; denn die Erschöpfung der Bulgaren und Serben ist längst festgestellt. Falls wirklich am 3. Februar, abends 7 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach weder vor der Tschataldschalinie noch vor Adrianopel zu einem männermordenden Sturmangriff kommen, sondern höchstens zu Schießübungen der Artillerie und kleinen Plänkeleien. Unser halbamtliches Blatt prophezeit, der zweite Teil des Krieges, wenn es überhaupt dazu käme, würde „voraussichtlich nur kurz" sein. Also rechnet man auch in amtlichen Kreisen nicht mit einem Verzweiflungskampf in Konstantinopel, sondern nur mit einer militärischen Demonstration, die der diplomatischen Taktik dienen soll.

Die vielgeplagten Großmächte müssen nun wieder ins Lot bringen, was die mutwilligen Kleinen in Verwirrung gebracht haben. Folgerichtigerweise hätten die Großmächte jetzt eine Kollektivnote, und zwar mindestens ebenso geharnischt, an die Balkanstaaten richten müssen. Aber dazu war Rußland nicht zu haben. Infolgedessen haben zunächst einzelne Mächte Ratschläge zur Mäßigung gegeben, und zwar in erster Linie Deutschland in Sofia. Dann hat man die Botschafterreunion von London in neue Tätigkeit gesetzt. Diese Vereinigung hat freilich keine weitere Vollmacht, als Vorschläge zu machen. Das englische Telegraphenbureau berichtete über die Botschafterberatung vom 1. Februar folgendermaßen:

„Die Botschafter haben nach der heutigen Konferenz an ihre Regierungen Telegramme gerichtet, welche die Ansichten der Konferenz über die türkische Antwortnote wiedergeben. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß die türkische Antwort die Möglichkeit einer Grundlage gewährt, auf der die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden können. Die Botschafter bringen in ihren Telegrammen in Vorschlag, diese Ansicht der bulgarischen Regierung zur Kenntnis zu geben. Man glaubt, daß in offiziellen Kreisen Londons eine ähnliche Anschauung herrsche, und der heutige Besuch Dr. Danews auf dem Auswärtigen Amte wird damit in Verbindung gebracht. Es scheint also, daß die Mächte versuchen wollen, der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubeugen, obwohl es ernsthaftem Zweifel unterliegt, ob diese Bemühungen erfolgreich sein werden."

Von deutscher Seite wurde halbamtlich noch am Sonntag früh bemerkt: „Die Hoffnung ist noch nicht geschwunden, daß es nach den letzten Erklärungen der Pforte dem einhelligen Bemühen der Großmächte gelingen könnte, erneutes Blutvergießen zu vermeiden." Die Hoffnung ist aber etwas unsicher; daher fügt unser offiziöses Blatt die Erklärung hinzu: „Sollten wider Erhoffen die Feindseligkeiten abermals beginnen, so steht schon jetzt fest, daß in diesem Falle die Mächte auch für den zweiten

und voraussichtlich nur kurzen Teil des Balkankrieges neutrale Zurückhaltung beobachten und jede Sonderunternehmung vermeiden werden, wodurch die Beschränkung des Kampfes auf seinen Herd erschwert werden könnte." Das berührt des Pudels Kern. Wir können dem weiteren Waffengang in Gemütsruhe zusehen, wenn es wirklich „feststeht", daß Rußland nicht in Armenien oder in den Bosporus eindringen wird, und daß auch die beiden Bundesgenossen Rußlands von der Aufteilung der asiatischen Türkei Abstand nehmen. Die letztere Gefahr ist mehr als ein Phantasiegespinnst. Das zeigte sich auch in der Art, wie die deutsche Regierung eine bezügliche Anfrage im Reichstage beantwortete. Sie gab ihre Kenntnis von den umlaufenden Gerüchten zu und verwies auf die amtlichen Ableugnungen solcher Pläne. Noch deutlicher wurde in seiner Festrede unser Botschafter v. Wangenheim, der bestimmt die großen deutschen Interessen in Vorderasien betonte. In der alldeutschen Presse wird noch fortwährend unserer Regierung ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich, angeblich im Schlepptau der Triple-Entente, der Kollektivnote angeschlossen habe. Bei Lichte besehen ist aber die Kollektivnote kein Fehlgriff gewesen. Ohne sie hätten wir sicherlich noch nicht die halben Zugeständnisse, die jetzt die Grundlage zum weiteren Ausgleich bilden. Diese Erziehung der Türkei zur Nachgiebigkeit war notwendig, um den asiatischen Besitz der Türkei und zugleich die Hauptstadt Konstantinopel sicherzustellen. Daher mußten sich an diesem Werk gerade diejenigen Mächte beteiligen, die den Fortbestand der Türkei aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschen.

Das schwierige Werk scheint zu gelingen. Die letzten Meldungen besagen, daß von den Botschaftern die Zulassung eines Vertreters des Kalifen mit allen religiösen Hoheitsrechten in Adrianopel vorgeschlagen und von Bulgarien angenommen worden sei. Trotzdem bestehen aber die Balkanstaaten hartnäckig auf Adrianopel, ohne sich viel um die händeringenden Großmächte zu kümmern. Gemäß einer von authentischer Seite stammenden und von der Regierung bestätigten Nachricht der „Neuen Freien Presse" begann am 3. Februar, abends 8 Uhr, die Beschießung von Adrianopel. Mit der Kanonensprache hoffen die Bulgaren auf die Türkei mehr Eindruck zu machen, als es der europäischen Diplomatie anscheinend gelingt.

Spannung im Innern.

Der preußische Hakatismus, insbesondere das antipolnische Enteignungsgesetz, hat eine Art von innerpolitischem Konflikt veranlaßt, der von den Kraft- und Gewaltpolitikern, den sog. Scharfmachern, noch über seine sachliche Bedeutung hinaus aufgeputscht werden soll. Das ist umso bedauerlicher, als wir gerade jetzt in den gespannten hochpolitischen Verhältnissen und angesichts der neuen Rüstungsvorlage die innere Eintracht sehr notwendig haben. Der Kaiser hat in der Danksagung für die Geburtstagswünsche sehr schön gesagt: „Möge die Erinnerung an die Vergangenheit (1813) dazu beitragen, uns stets gegenwärtig zu halten, was wir dem Vaterlande schulden, und uns anspornen, bei den unserer Generation von der Vorsehung gestellten Aufgaben die gleiche Treue, Opferfreudigkeit und Einmütigkeit zu betätigen, wie es vor 100 Jahren von unseren Vätern geschehen ist." Ja, die Einmütigkeit muß erstrebt werden; dazu gehört eine weise Sammlungspolitik, die alle staatserhaltenden Kräfte heranzieht. Zersetzend und schwächend aber wirken der Kulturkampf mit der neuen „Blüte" des Bundesratsbeschlusses und der preußische Kampf gegen die polnisch sprechende Minderheit, der in dem Enteignungsgesetze gipfelt.

Gemäß der alten Fabel vom Wolf und Lamm soll die Friedensstörung jedesmal der leidenden Minderheit zur Schuld gerechnet werden. Die Katholiken stören den Frieden, wenn sie gleiches Recht für die Jesuiten verlangen; die Polen stören den Frieden, wenn sie ihren Grundbesitz vor der Enteignung aus persönlichen und politischen Gründen schützen und für ihr Eigentum den Schutz des deutschen Rechtsstaates verlangen. Und wenn die Zentrumspartei gemäß ihren Grundsätzen das Unrecht, das man den Polen zufügt, Unrecht nennt, so wird sie als Bundesgenossin der „großpolnischen Empörung" gescholten.

Die polnische Fraktion hatte im Reichstage eine Interpellation über das Enteignungsgesetz eingebracht. Die Regierung verschanzte sich hinter den formalen Einwand, das sei eine preußische Angelegenheit und gehöre also nicht in den Reichstag. Trotzdem trat der Reichstag in eine Besprechung ein, und die Polen machten zum ersten Male von der neuen Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch, nach der auf eine Interpellation die Beschlußfassung folgen kann, ob die Behandlung der Sache durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages entspreche. Es wurde mit der großen Mehrheit von 213 Stimmen gegen 97 Stimmen (bei 43 Enthaltungen) der Beschluß gefaßt, daß die Zulassung der Enteignung durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages nicht entspreche. Die Mehrheit ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Reiche der Schutz des durch die Enteignung verletzten Rechtes zustehe. Das Zentrum stimmte natürlich für den Nichtbilligungsantrag, da es die Enteignung als ungerecht und schädlich von Anfang an bekämpft hat. Die Fortschrittspartei ist auch gegen die Enteignungspolitik, aber sie hatte nicht recht den Mut ihrer Meinung und schob formale Kompetenzbedenken vor, um sich der Abstimmung zu enthalten.

Nun sagt die Regierung, diesem Reichstagsbeschlusse komme „um so weniger staatsrechtliche Bedeutung zu, als sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit im Reich entzogen ist". Das letztere ist nicht haltbar, da der Schutz des Eigentumsrechtes dem Reich nicht abgesprochen werden kann. Eine „staatsrechtliche" Bedeutung hat allerdings dieser Nichtbilligungsbeschluß insofern nicht, als er weder die Entlassung des Reichskanzlers noch die Aufhebung des preußischen Gesetzes zu bewirken vermag. Eine solche unmittelbare staatsrechtliche Folge haben überhaupt die Beschlüsse nicht, die im Anschluß an eine Interpellation gefaßt werden. Man kann sie eigentlich auch nicht „Mißtrauensvoten" im Sinne der parlamentarisch regierten Länder nennen. Sie sprechen nur aus, daß der Reichstag in der bestehenden Frage anderer Ansicht ist, als die Regierung. Das ist ein Urteil von moralischer Bedeutung, das unter Umständen auch realpolitische Folgen haben kann. Die Verurteilung des preußischen Enteignungsgesetzes durch die Volksvertretung des Deutschen Reiches ist und bleibt eine eindrucksvolle Tatsache.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde ein wahrer Wutschrei gegen den Reichstag erhoben. Namentlich suchte man dem Zentrum einen Strick daraus zu drehen, daß die Sozialdemokraten und außer den Polen auch die Elsaß-Lothringer mit ihnen für diesen Beschluß gestimmt hätten. Die alte Hetze gegen die „Reichsfeinde" wurde wieder eröffnet: gegen die „offenen und verkappten Reichsfeinde". Zunächst ist festzuhalten, daß die Enteignung auch dann im Reichstage in der Minderheit geblieben wäre, wenn die Sozialdemokraten und die sogenannten verkappten Reichsfeinde gar nicht mitgestimmt hätten. Denn die Enteignung hatte ja nur 97 Verteidiger, denen allein das Zentrum das Gleichgewicht halten konnte, so daß die 40 Freisinnigen in der sachlichen Verurteilung dieses Kampfmittels den Ausschlag gaben. Dann aber müssen wir es ein für allemal ablehnen, daß wir bei einer Abstimmung unsere eigene Ansicht verschweigen oder gar verleugnen sollen, wenn die Sozialdemokratie aus diesen oder jenen Gründen ebenso stimmen will wie wir. Das hieße ja, sich in die Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Taktik begeben! Tue recht und scheue niemand, auch nicht einen unangenehmen Begleiter, der sich aufdrängt.

Im preußischen Abgeordnetenhause begnügte man sich nicht mit der Abwehr der angeblichen Kompetenzüberschreitung des Reichstags, sondern ging zur rücksichtslosen Offensive über. Der Reichstag soll in Preußen nichts zu sagen haben, aber Preußen soll im Reiche alles zu sagen haben. Dabei wurde der arme Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Herr Delbrück, am ärgsten in Mitleidenschaft gezogen. Der Hauptrufer im Streit, der Abgeordnete von Kardorff, erklärt es für wünschenswert, daß der Reichsstaatssekretär der „junge Mann" des preußischen Ministers des Innern sei. — Allzu scharf macht schartig!

Der Zorn gegen Staatssekretär Delbrück rührt her von seinen vernünftigen Auslassungen über die Gewerkschaftsenzyklika, von seinem Eifer in der Wohnungsgesetzgebung und von der Ablehnung des Verbotes des Streikpostenstehens. An die letztere Frage knüpften die Scharfmacher eine leidenschaftliche Kundgebung für die gewaltsame Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ach, wie gut wäre es, wenn wirklich alle Kunst und Kraft auf Abwehr der Umsturzpartei konzentriert würde! Aber mit grober Gewalt ist wenig zu machen. Den gebotenen Schutz der Arbeitswilligen will Delbrück auf besserem Wege erreichen, als durch die Jagd hinter den Streikposten. Eine große Gefahr fordert große Mittel. Das erste ist Eintracht der staatstreuen Kräfte. Wer unter den bürgerlichen Parteien Zwietracht stiftet, fördert die Umsturzpartei. Also die Vorbedingung ist die Einstellung des Kulturkampfes und des Hakatismus. So können auch die Scharfmacher unwillkürlich uns klarmachen, daß in

daß die Leichenverbrennung den christlichen Sitten nicht entspricht. Sie widerspricht ihnen also, indem sie sich der christlichen Sitte entgegenstellt, und dürfte daher auch als christentumsfeindlich anzusehen sein. Bedenkt man nun noch, daß auch das gläubige Judentum die Leichenverbrennung grundsätzlich verwirft, so haben wir bei allen Bekenntnissen grundsätzliche Ablehnung, und der katholischen Kirche kann nichts zum Vorwurf gemacht werden, als die größere Konsequenz in der Praxis, ein Vorwurf, der keinesfalls schimpflich ist.

Angesichts alles dessen braucht man Zuschriften an die „Münchener Post“ und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ aus angeblich gut katholischen Kreisen, die für die Leichenverbrennung eintreten und den Hirtenbrief als „Fehlgriff“ hinstellen, nicht weiter zu beachten. Diese Katholiken kennen entweder die katholische Tradition nicht, oder sie haben das Sentire cum ecclesia verlernt und können daher nicht als Sachverständige gelten. Gegenüber all diesen Manövern und Gequältheiten loben wir uns doch die rückhaltlose Offenheit, mit der der sozialistische Freidenker Gramann laut „Atheist“ (Nr. 51 von 1912) sich in einer Freidenkerversammlung in Halle also vernehmen ließ: „Die sogenannte Auferstehungsidee, welche noch heute von den Orthodoxen betrieben wird, welche von einem Fortleben nach dem Tode reden und von einer Abrechnung am jüngsten Tage dem Frommen salbadern, steht im direkten Widerspruch mit der Feuerbestattung. Wer sich auf den Boden der Feuerbestattung stellt, ist nach unserem Ermessen Freigeist, hat mit den kirchlichen Formeln gebrochen und gehört in das Lager der Atheisten, Religionslosen und müsse dann aus der Kirche scheiden.“ Wir meinen, die guten Katholiken, die da noch für die Leichenverbrennung schwärmen, seien nicht hinreichend auf ihren guten Ruf bedacht. Daß die „Ultramontanen“ zweifelnd auf sie blicken, macht ja natürlich nichts, aber daß sie von solchen, die auch Anhänger der „Feuerbestattung“ sind, für Atheisten gehalten werden, sollte sie doch bedenklich stimmen.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn man sich nicht auch des „konfessionellen Friedens“ erinnert hätte. So redet die „Frankfurter Zeitung“ von „Verschärfung der konfessionellen Gegensätze“, und die „Münchner Neuesten Nachrichten“ hegen die gleiche Auffassung. Dieses Gerede erledigt sich aber durch den Hinweis auf die grundsätzliche Uebereinstimmung aller Bekenntnisse. Die „Abendztg.“ hat wenigstens nichts dagegen zu erinnern, daß die Bischöfe die kirchlichen Bestimmungen wieder einmal bekanntgaben. Wer könnte dagegen auch etwas einwenden? Wenn die „Abendzeitung“ meint, die Bischöfe hätten das gleichsam getan in der Auffassung, und um den Katholiken die Auffassung nahezulegen, man müsse sich mit dem gegenwärtigen Zustand in Bayern unwiderruflich abfinden, so halten wir das für einen Irrtum. Am wenigsten Kritik übte die „Münchner Zeitung“, die zwar auch allerlei Anmerkungen machte, aber doch bekannte, daß die Mahnung der Bischöfe und der katholischen Kirche von ihrem Standpunkte aus „durchaus begreiflich“ sei. Sie darf also auch der Beherzigung durch die Katholiken sicher sein.

Einige Blätter, so „Frankfurter Zeitung“ und „Münchner Neueste Nachrichten“ meinen, der Hirtenbrief bedeute auch ein „Verdammungsurteil“ für die Regierung, die ja bei Einführung der Leichenverbrennung mitgewirkt habe. Auch der Verwaltungsgerichtshof und gewisse Herren in München und Nürnberg werden erwähnt. Wir brauchen nicht zu erörtern, ob und inwiefern die Darlegungen des Hirtenbriefes sich auf den oder jenen beziehen. Das ergibt sich aus dem Wortlaut und aus der Haltung des Betreffenden von selbst. Daß der Verwaltungsgerichtshof die Ansicht vertrat, die nach Ursprung und Wesen heidnische Sitte sei in Bayern nicht verboten, bedeutet keine Rechtfertigung dieser Sitte, bedeutet auch nicht, daß sie erlaubt bleiben muß. Es kann schließlich nur die Bedeutung haben, daß hier eine Lücke besteht, die ausgefüllt werden müßte. Was aber die Regierung angeht, so hat sie bei Einführung der Verbrennung nicht mitgewirkt. Die plötzlich und im Dunkel erfolgte „Einführung“ war das alleinige Werk der Rotblockväter des Münchener Rathauses. Die Regierung hat, vor der vollendeten und einstweilen nicht zu ändernden Tatsache stehend, oberpolizeiliche Vorschriften ergehen lassen zur Regelung von Handlungen, die sie nicht verhindern konnte. Dabei hat sie u. a. bestimmt, daß als Voraussetzung zur Erlaubnis der Verbrennung die ausdrückliche Willensmeinung des Toten testamentarisch oder sonstwie urkundlich vorliege, daß die Verbrennung nicht privat, sondern durch die Gemeinden erfolgen dürfe, daß die Asche auf den Friedhöfen aufzustellen sei, und daß ferner der Nachweis erbracht werden müsse, daß kein Verbrechen vorliege. Das alles bedeutet keine Förderung, sondern eine Einschränkung der einstweilen nicht verbotenen Leichenverbrennung. Daß die Regierung sich endgültig mit der Leichenverbrennung abgefunden habe und nicht einem gesetzlichen Verbot, das im Landtag Mehrheiten findet, zustimmen würde, ist damit noch nicht bewiesen. Nach ihrer ganzen bisherigen Haltung zu schließen, würde sie zweifellos zustimmen. So steht's mit der Regierung. Die übrigen Fragen mögen die Beteiligten nach besagten Gesichtspunkten entscheiden. Der christliche Standpunkt ist durch die Bischöfe klar und unangreifbar hingestellt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Mäßigung der Türkei und der Bluff der Balkanstaaten.

Ein sonderbarer Rollentausch! Von der neuen türkischen Regierung, die im inneren Kampfe für den äußeren Kampf geboren war, durfte man ein schroffes Nein und den Abbruch der Friedensverhandlungen erwarten; aber in überraschender Weise zeigte Großwesir Mahmud Schewket sich mehr als Staatsmann, wie als fou furieux à la Gambetta; er redigierte eine Antwort auf die Kollektivnote der Großmächte, die von Enver Bey eine traurige Halbheit gescholten werden konnte. Statt der Phrase „Adrianopel oder den Tod“ brachte die Antwortnote den Vorschlag zur Güte: Halb Adrianopel und das Leben! Die Türkei sollte nur den „heiligen“ Teil der Stadt behalten; der andere Teil sollte den Bulgaren geopfert werden. Für die ägäischen Inseln wurde ebenfalls eine Teilung vorgeschlagen. Obendrein nahm die neue türkische Regierung in geschickter Weise die Großmächte beim Wort, indem sie für die finanzielle Reform des amputierten Türkenreiches bestimmte Vorschläge stellte.

Alle Welt sagte sich: Das ist doch eine Grundlage, auf der man weiter verhandeln kann! Aber die Vertreter der Balkanstaaten hatten plötzlich Scheu vor ruhigen Erörterungen und griffen zu einem Trick, der verblüffen sollte. Gerade als sie erfahren hatten, daß die Türkei eine entgegenkommende Antwort vorbereite, erklärten sie die Verhandlungen für abgebrochen und kündigten den Waffenstillstand. Nachdem sie wochenlang Zeit zum Warten gehabt hatten, konnten sie angeblich nicht einen Tag länger warten. Im Schatten der russischen Gunst erlaubten sie sich diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den Friedensmächten. Daß keine Kampfwut sie dazu trieb, wußte alle Welt; denn die Erschöpfung der Bulgaren und Serben ist längst festgestellt. Falls wirklich am 3. Februar, abends 7 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach weder vor der Tschataldschalinie noch vor Adrianopel zu einem männermordenden Sturmangriff kommen, sondern höchstens zu Schießübungen der Artillerie und kleinen Plänkeleien. Unser halbamtliches Blatt prophezeit, der zweite Teil des Krieges, wenn es überhaupt dazu käme, würde „voraussichtlich nur kurz“ sein. Also rechnet man auch in amtlichen Kreisen nicht mit einem Verzweiflungskampf in Konstantinopel, sondern nur mit einer militärischen Demonstration, die der diplomatischen Taktik dienen soll.

Die vielgeplagten Großmächte müssen nun wieder ins Lot bringen, was die mutwilligen Kleinen in Verwirrung gebracht haben. Folgerichtigerweise hätten die Großmächte jetzt eine Kollektivnote, und zwar mindestens ebenso geharnischt, an die Balkanstaaten richten müssen. Aber dazu war Rußland nicht zu haben. Infolgedessen haben zunächst einzelne Mächte Ratschläge zur Mäßigung gegeben, und zwar in erster Linie Deutschland in Sofia. Dann hat man die Botschafterreunion von London in neue Tätigkeit gesetzt. Diese Vereinigung hat freilich keine weitere Vollmacht, als Vorschläge zu machen. Das englische Telegraphenbureau berichtete über die Botschafterberatung vom 1. Februar folgendermaßen:

„Die Botschafter haben nach der heutigen Konferenz an ihre Regierungen Telegramme gerichtet, welche die Ansichten der Konferenz über die türkische Antwortnote wiedergeben. Es herrscht allgemein die Anschauung, daß die türkische Antwort die Möglichkeit einer Grundlage gewährt, auf der die Friedensverhandlungen wieder aufgenommen werden können. Die Botschafter bringen in ihren Telegrammen in Vorschlag, diese Ansicht der bulgarischen Regierung zur Kenntnis zu geben. Man glaubt, daß in offiziellen Kreisen Londons eine ähnliche Anschauung herrsche, und der heutige Besuch Dr. Danews auf dem Auswärtigen Amte wird damit in Verbindung gebracht. Es scheint also, daß die Mächte versuchen wollen, der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubeugen, obwohl es ernsthaftem Zweifel unterliegt, ob diese Bemühungen erfolgreich sein werden.“

Von deutscher Seite wurde halbamtlich noch am Sonntag früh bemerkt: „Die Hoffnung ist noch nicht geschwunden, daß es nach den letzten Erklärungen der Pforte dem einhelligen Bemühen der Großmächte gelingen könnte, erneutes Blutvergießen zu vermeiden.“ Die Hoffnung ist aber etwas unsicher; daher fügt unser offiziöses Blatt die Erklärung hinzu: „Sollten wider Erhoffen die Feindseligkeiten abermals beginnen, so steht schon jetzt fest, daß in diesem Falle die Mächte auch für den zweiten

und voraussichtlich nur kurzen Teil des Balkankrieges neutrale Zurückhaltung beobachten und jede Sonderunternehmung vermeiden werden, wodurch die Beschränkung des Kampfes auf seinen Herd erschwert werden könnte." Das berührt des Pudels Kern. Wir können dem weiteren Waffengang in Gemütsruhe zusehen, wenn es wirklich „feststeht", daß Rußland nicht in Armenien oder in den Bosporus eindringen wird, und daß auch die beiden Bundesgenossen Rußlands von der Aufteilung der asiatischen Türkei Abstand nehmen. Die letztere Gefahr ist mehr als ein Phantasiegespinnst. Das zeigte sich auch in der Art, wie die deutsche Regierung eine bezügliche Anfrage im Reichstage beantwortete. Sie gab ihre Kenntnis von den umlaufenden Gerüchten zu und verwies auf die amtlichen Ableugnungen solcher Pläne. Noch deutlicher wurde in seiner Festrede unser Botschafter v. Wangenheim, der bestimmt die großen deutschen Interessen in Vorderasien betonte. In der alldeutschen Presse wird noch fortwährend unserer Regierung ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich, angeblich im Schlepptau der Triple-Entente, der Kollektivnote angeschlossen habe. Bei Lichte besehen ist aber die Kollektivnote kein Fehlgriff gewesen. Ohne sie hätten wir sicherlich noch nicht die halben Zugeständnisse, die jetzt die Grundlage zum weiteren Ausgleich bilden. Diese Erziehung der Türkei zur Nachgiebigkeit war notwendig, um den asiatischen Besitz der Türkei und zugleich die Hauptstadt Konstantinopel sicherzustellen. Daher mußten sich an diesem Werk gerade diejenigen Mächte beteiligen, die den Fortbestand der Türkei aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschen.

Das schwierige Werk scheint zu gelingen. Die letzten Meldungen besagen, daß von den Botschaftern die Zulassung eines Vertreters des Kalifen mit allen religiösen Hoheitsrechten in Adrianopel vorgeschlagen und von Bulgarien angenommen worden sei. Trotzdem bestehen aber die Balkanstaaten hartnäckig auf Adrianopel, ohne sich viel um die händeringenden Großmächte zu kümmern. Gemäß einer von authentischer Seite stammenden und von der Regierung bestätigten Nachricht der „Neuen Freien Presse" begann am 3. Februar, abends 8 Uhr, die Beschießung von Adrianopel. Mit der Kanonensprache hoffen die Bulgaren auf die Türkei mehr Eindruck zu machen, als es der europäischen Diplomatie anscheinend gelingt.

Spannung im Innern.

Der preußische Hakatismus, insbesondere das antipolnische Enteignungsgesetz, hat eine Art von innerpolitischem Konflikt veranlaßt, der von den Kraft- und Gewaltpolitikern, den sog. Scharfmachern, noch über seine sachliche Bedeutung hinaus aufgeputscht werden soll. Das ist umso bedauerlicher, als wir gerade jetzt in den gespannten hochpolitischen Verhältnissen und angesichts der neuen Rüstungsvorlage die innere Eintracht sehr notwendig haben. Der Kaiser hat in der Danksagung für die Geburtstagswünsche sehr schön gesagt: „Möge die Erinnerung an die Vergangenheit (1813) dazu beitragen, uns stets gegenwärtig zu halten, was wir dem Vaterlande schulden, und uns anspornen, bei den unserer Generation von der Vorsehung gestellten Aufgaben die gleiche Treue, Opferfreudigkeit und Einmütigkeit zu betätigen, wie es vor 100 Jahren von unseren Vätern geschehen ist." Ja, die Einmütigkeit muß erstrebt werden; dazu gehört eine weise Sammlungspolitik, die alle staatserhaltenden Kräfte heranzieht. Zersetzend und schwächend aber wirkten der Kulturkampf mit der neuen „Blüte" des Bundesratsbeschlusses und der preußische Kampf gegen die polnisch sprechende Minderheit, der in dem Enteignungsgesetze gipfelt.

Gemäß der alten Fabel vom Wolf und Lamm soll die Friedensstörung jedesmal der leidenden Minderheit zur Schuld gerechnet werden. Die Katholiken stören den Frieden, wenn sie gleiches Recht für die Jesuiten verlangen; die Polen stören den Frieden, wenn sie ihren Grundbesitz vor der Enteignung aus persönlichen und politischen Gründen schützen und für ihr Eigentum den Schutz des deutschen Rechtsstaates verlangen. Und wenn die Zentrumspartei gemäß ihren Grundsätzen das Unrecht, das man den Polen zufügt, Unrecht nennt, so wird sie als Bundesgenossin der „großpolnischen Empörung" gescholten.

Die polnische Fraktion hatte im Reichstage eine Interpellation über das Enteignungsgesetz eingebracht. Die Regierung verschanzte sich hinter den formalen Einwand, das sei eine preußische Angelegenheit und gehöre also nicht in den Reichstag. Trotzdem trat der Reichstag in eine Besprechung ein, und die Polen machten zum ersten Male von der neuen Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch, nach der auf eine Interpellation die Beschlußfassung folgen kann, ob die Behandlung der Sache durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages entspreche. Es wurde mit der großen Mehrheit von 213 Stimmen gegen 97 Stimmen (bei 43 Enthaltungen) der Beschluß gefaßt, daß die Zulassung der Enteignung durch den Reichskanzler der Auffassung des Reichstages nicht entspreche. Die Mehrheit ging dabei von der Ansicht aus, daß dem Reiche der Schutz des durch die Enteignung verletzten Rechtes zustehe. Das Zentrum stimmte natürlich für den Nichtbilligungsantrag, da es die Enteignung als ungerecht und schädlich von Anfang an bekämpft hat. Die Fortschrittspartei ist auch gegen die Enteignungspolitik, aber sie hatte nicht recht den Mut ihrer Meinung und schob formale Kompetenzbedenken vor, um sich der Abstimmung zu enthalten.

Nun sagt die Regierung, diesem Reichstagsbeschlusse komme „um so weniger staatsrechtliche Bedeutung zu, als sein Gegenstand überhaupt der Zuständigkeit im Reich entzogen ist". Das letztere ist nicht haltbar, da der Schutz des Eigentumsrechtes dem Reich nicht abgesprochen werden kann. Eine „staatsrechtliche" Bedeutung hat allerdings dieser Nichtbilligungsbeschluß insofern nicht, als er weder die Entlassung des Reichskanzlers noch die Aufhebung des preußischen Gesetzes zu bewirken vermag. Eine solche unmittelbare staatsrechtliche Folge haben überhaupt die Beschlüsse nicht, die im Anschluß an eine Interpellation gefaßt werden. Man kann sie eigentlich auch nicht „Mißtrauensvoten" im Sinne der parlamentarisch regierten Länder nennen. Sie sprechen nur aus, daß der Reichstag in der bestehenden Frage anderer Ansicht ist, als die Regierung. Das ist ein Urteil von moralischer Bedeutung, das unter Umständen auch realpolitische Folgen haben kann. Die Verurteilung des preußischen Enteignungsgesetzes durch die Volksvertretung des Deutschen Reiches ist und bleibt eine eindrucksvolle Tatsache.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde ein wahrer Wutschrei gegen den Reichstag erhoben. Namentlich suchte man dem Zentrum einen Strick daraus zu drehen, daß die Sozialdemokraten und außer den Polen auch die Elsaß-Lothringer mit ihnen für diesen Beschluß gestimmt hätten. Die alte Hetze gegen die „Reichsfeinde" wurde wieder eröffnet: gegen die „offenen und verkappten Reichsfeinde". Zunächst ist festzuhalten, daß die Enteignung auch dann im Reichstage in der Minderheit geblieben wäre, wenn die Sozialdemokraten und die sogenannten verkappten Reichsfeinde gar nicht mitgestimmt hätten. Denn die Enteignung hatte ja nur 97 Verteidiger, denen allein das Zentrum das Gleichgewicht halten konnte, so daß die 40 Freisinnigen in der sachlichen Beurteilung dieses Kampfmittels den Ausschlag gaben. Dann aber müssen wir es ein für allemal ablehnen, daß wir bei einer Abstimmung unsere eigene Ansicht verschweigen oder gar verleugnen sollen, wenn die Sozialdemokratie aus diesen oder jenen Gründen ebenso stimmen will wie wir. Das hieße ja, sich in die Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Taktik begeben! Tue recht und scheue niemand, auch nicht einen unangenehmen Begleiter, der sich aufdrängt.

Im preußischen Abgeordnetenhause begnügte man sich nicht mit der Abwehr der angeblichen Kompetenzüberschreitung des Reichstags, sondern ging zur rücksichtslosen Offensive über. Der Reichstag soll in Preußen nichts zu sagen haben, aber Preußen soll im Reiche alles zu sagen haben. Dabei wurde der arme Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Herr Delbrück, am ärgsten in Mitleidenschaft gezogen. Der Hauptrufer im Streit, der Abgeordnete von Kardorff, erklärt es für wünschenswert, daß der Reichsstaatssekretär der „junge Mann" des preußischen Ministers des Innern sei. — Allzu scharf macht schartig!

Der Zorn gegen Staatssekretär Delbrück rührt her von seinen vernünftigen Auslassungen über die Gewerkschaftsenzyklika, von seinem Eifer in der Wohnungsgesetzgebung und von der Ablehnung des Verbotes des Streikpostenstehens. An die letztere Frage knüpften die Scharfmacher eine leidenschaftliche Kundgebung für die gewaltsame Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ach, wie gut wäre es, wenn wirklich alle Kunst und Kraft auf Abwehr der Umsturzpartei konzentriert würde! Aber mit grober Gewalt ist wenig zu machen. Den gebotenen Schutz der Arbeitswilligen will Delbrück auf besserem Wege erreichen, als durch die Jagd hinter den Streikposten. Eine große Gefahr fordert große Mittel. Das erste ist Eintracht der staatstreuen Kräfte. Wer unter den bürgerlichen Parteien Zwietracht stiftet, fördert die Umsturzpartei. Also die Vorbedingung ist die Einstellung des Kulturkampfes und des Hakatismus. So können auch die Scharfmacher unwillkürlich uns klarmachen, daß in

dieser ernsten Zeit für den Sport der Jesuitenhetze und der Enteignung kein Raum mehr ist. Wer über Konflikte klagt, soll selber erst auf Verfolgungsmaßregeln verzichten, die Zusammenstöße herbeiführen müssen. Namentlich angesichts der Militärvorlage ist die Politik der Beruhigung und Sammlung dringend geboten. So große Gefahren von außen, eine schwere Gefahr im Innern! Ist es da nicht frivol, noch Kämpfe unter loyalen Bürgern anzuzetteln oder fortzuführen? Die schlimmsten Reichsfeinde sind die nationalen Pharisäer, welche die Gewalt mißbrauchen zur Verfolgung von Andersgläubigen und Anderssprachigen. Erst wenn diese Kampfsucht aufhört, werden Reich und Staat auch die schweren Aufgaben der Gegenwart ruhig und sicher lösen.

Zukunftsfragen für das deutsche Volk.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Eine verdienstvolle Tat ist es gewiß, wenn in einem Preisausschreiben zwei völkerbewegende Gedanken in den Kreis subtiler Erörterung gezogen werden sollen, wie es die Kölner wirtschaftspolitische Wochenschrift „Der Rheinländer" getan hat: Ausgleich der Interessen zwischen den verschiedenen Berufsständen und Zusammenarbeiten der bürgerlichen Parteien! Nur steht zu befürchten, daß der Rauhreif der Wirklichkeit die zarte Knospe der Theorie nicht wird aufblühen lassen. Und doch sind es wieder Wirklichkeitssorgen, die jeder empfindet, der im öffentlichen Leben steht, Wirklichkeitssorgen, zu deren Behebung sich von jeher arbeitsfreudige Hände vereinen. Angesichts der letzten Reichstagswahlen schrieb ich in diesen Blättern, daß so viel geredet würde von internationaler Verständigung, daß aber das, was uns viel nötiger ist, die nationale Verständigung, achtlos beiseite gelassen werde; wer für diese eintritt, ist der ungehörte Prediger in der Wüste wie jene, welche, von den edelsten Motiven geleitet, dem konfessionellen Frieden dienen wollen. Seit den Tagen, da ich das schrieb, ist es nicht besser, sondern schlechter geworden. Die Sozialdemokratie hat ihren siegreichen Vormarsch fortgesetzt und umfaßt ihre Hörigen in allen den vielen Beziehungen zum wirtschaftlichen, zum politischen, zum religiösen Leben. Mit der freigewerkschaftlichen Arbeiterorganisation, mit Konsumvereinen und mit Volksversicherungen hat sie große, reißende Ströme ins Land geschickt. Schon bedrohen sie bisher noch unversehrte Gegenden, und der kennt wahrhaftig das Geschick der sozialdemokratischen Agitation schlecht, der da meint, sie würde nicht ebenso verdeckte Filialen für den Bauern- und Mittelstand errichten, wie sie bereits die Frauen, die Jugend und weite Kreise der Angestellten erfaßt hat. Wer das offene und mehr noch das geheime Wirken der Sozialdemokratie in ihrer Vielgestalt: die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen, die politische Organisation, die Frauen- und Jugendorganisationen, Sport- und Gesangvereine, Konsumvereine, neuerdings die Volksversicherung in dem ziffernmäßigen Umfange erfassen könnte, der würde zu einem Ergebnis kommen, das manchem zu denken geben würde, der jetzt, bewußt oder unbewußt, der Sozialdemokratie noch seine Unterstützung leiht und dabei meint, im nationalen Interesse gehandelt zu haben. Hier muß der Preis ausgesetzt werden, um den die ganze Nation ringen muß, und nicht theoretische Erörterungen, praktische Arbeit muß geleistet werden.

Seit Jahren sahen wir die Gefahr; die sie wirksam bekämpfen wollten, standen meistens allein und ernteten für ihre Arbeit Spott und Hohn. Ehrlich gestanden: sind wir viel über schöne Worte hinausgekommen? Im Gegenteil — gerade im politischen Leben ist man auf liberaler Seite, von parteiegoistischen Motiven bestimmt, oft genug dazu übergegangen, Neugründungen ins Leben zu rufen, die, unter verdeckter Flagge segelnd, neue Siedler dem verlassenen liberalen Eiland zuführen sollten. Wer denkt da nicht an die Nationalkatholiken und die ihnen folgende deutsche Vereinigung, an den Hansabund und verschiedene Beamtenorganisationen? Noch ein anderes Moment kommt dazu. Die ungeahnte wirtschaftliche Entwicklung, welche das Deutsche Reich in kurzer Frist genommen hat, hat auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse in den Vordergrund gestellt, was nicht zuletzt den Aufschwung der Sozialdemokratie begünstigte. Zwar scheinen wir jetzt an einem Ruhepunkt dieses Vordrängens der wirtschaftlichen Fragen angelangt zu sein. Unverkennbar geht durch unsere Zeit ein neues Sehnen, Sorgen und Sagen, das nach den Ewigkeitswerten strebt, und diese Erscheinung machen sich auch jene zunutze, welche die neuen Lehren verkünden, für die sie in dem materialistisch verseuchten Boden guten Untergrund zu finden hoffen.

Die erste Zukunftssorge gilt daher der Erhaltung und Vertiefung der Religion und des religiösen Bekenntnisses. Da muß vor allem noch mehr praktische, volkstümliche Apologetik unter das Volk gebracht werden. Viele tüchtige Gläubige beherrschen die ewigen Grundwahrheiten, aber es fehlt ihnen die Praxis, sie gegen den Wortschwall der Lüge nicht blendend, aber einfach und sicher zu verteidigen. Vielfach fehlt es auch noch an dem engen Zusammenschluß der Gläubigen untereinander und dieser mit den Priestern. Es ist daher nicht unangebracht, wenn es ausgesprochen wird, daß in den konfessionellen Organisationen immer für neues Leben gesorgt werden muß. Gerade hier droht den alten Vereinen die große Gefahr der Verknöcherung, der Exklusivität. Die jüngeren Elemente müssen überall beigezogen und erhalten werden.

Mehr noch als bisher kann auf diesem Gebiete unsere Presse, vor allem die Provinzpresse, leisten. Dazu ist allerdings vor allem notwendig brauchbares Material, insbesondere brauchbares apologetisches Material. Ich bin gewiß, daß viele katholische Zeitungen in dieser Beziehung mehr bieten würden, wenn sie nur könnten. Die Apologetische Korrespondenz des Volksvereins ist sicher vorzüglich; daß sie den Ansprüchen und Bedürfnissen vollständig genügte, wage ich aber nicht zu behaupten. Hier muß die individuelle Arbeit, welche die speziellen Bedürfnisse kennt, noch mehr einsetzen und der Presse helfend zur Seite stehen. Dann müssen, nicht zuletzt aus diesem Gesichtspunkte heraus, unsere vorzüglichen Revuen mehr Verbreitung finden. Ich will keine Namen nennen, um keine zu vergessen. Sie können mit mehr Recht die Stelle mancher Sonntagsblätter einnehmen, deren Inhalt sicher nicht tadelnswert ist, aber den Ansprüchen und Bedürfnissen unserer Zeit oftmals nicht gerecht wird.

Das führt zu einer weiteren Zukunftssorge. Das Bildungsbestreben ist heute ein allgemeines geworden. Auch die Arbeiterorganisationen aller Art tragen dem Rechnung und suchen ihren Kreisen die großen Güter der Nation auf diesem Gebiete zu vermitteln. Die überfüllten Säle bei diesen Gelegenheiten beweisen ebensosehr das vorhandene Bedürfnis wie die erfreulichen Fortschritte, welche die sozialstudentische Bewegung allen Skeptikern zum Trotze macht. Und wer wollte leugnen, daß die Vermittlung wahrer Geistesschätze von unermeßlichem Werte für die geistige Entwicklung der Nation ist? Ebenso groß ist allerdings auch die Gefahr, die darin ruht, daß auf diesem Wege trügerische Pseudoweisheit und Pseudowahrheit ins Volk kommt und zerstörend wirkt. Uebersehen wir diese eminente Gefahr nicht! Hier gilt es vorzubeugen, ehe das Uebel Wurzel gefaßt hat.

Hierher gehört neben dem Kampfe gegen die Unwahrheit der Kampf, in dessen Vordertreffen die „Allgemeine Rundschau" von jeher gestanden, der Kampf gegen Schmutz und Schund. Auch hier darf es nicht bei Worten bleiben — es müssen Taten folgen. Das Bessere ist, wie überall, so auch hier, der Feind des Guten; deshalb müssen wir streben, immer Besseres zu schaffen, um das Schlechte um so wirksamer besiegen zu können. Auch hier muß der Aufgabe der Presse gedacht werden, die täglich neue Werte schaffen kann. Noch bleibt auch auf diesem Gebiete zu bessern. Nehmen wir doch nur die Feuilletons selbst großer und leistungsfähiger Provinzblätter! Sie lassen sich speisen von einigen Romanbureaus, während talentierte katholische Schriftsteller Mühe haben, ihre vorzüglichsten Arbeiten unterzubringen. Fast wäre man versucht, von einer Vertrustung oder Monopolisierung, wenn nicht des literarischen Schundes, so doch der literarischen Wertlosigkeit zu reden. Gerade das Feuilleton der Tageszeitung kann und muß erziehend und bildend wirken; wo solche Werte, ja Ewigkeitswerte auf dem Spiel stehen, darf der Geldsack allein nicht entscheiden.

Die dritte Zukunftssorge gilt der Antwort auf die sich erhebenden wirtschaftlichen Fragen. Hier gilt es insbesondere, das Interesse und das Verständnis für die einzelnen wirtschaftlichen Organisationen zu vertiefen. Wir müssen uns beispielsweise darüber klar werden, daß wir für die Arbeiter nur konfessionelle Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften, nicht aber „freie" Gewerkschaften oder gelbe Werkvereine brauchen können. Allerdings wird es noch vieler Arbeit bedürfen, um das Verständnis für diese Fragen durchzusetzen und zu vertiefen. Ebenso klar sind wir uns heute, daß noch mehr für den Mittel-

stand, für den alten wie für den neuen, geschehen muß. Zu dem Ende genügt es nicht, daß wir uns seiner annehmen; er muß aus sich heraus schaffen, seine Interessen vertreten. Dazu bedarf es geschickter Kräfte, und so ist wohl zu erwarten, daß wir bald berufsmäßigen Sekretären auch aus diesem Stande begegnen: Handwerkersekretären, Bauernsekretären, Mittelstandssekretären u. a. Diese Entwicklung hat gewiß ihre zwei Seiten, aber wir können und dürfen sie nicht aufhalten, ja, wir dürfen sie begrüßen. Um so mehr müssen wir sie im Auge behalten und alle Eventualitäten in den nüchternen Kalkul stellen.

Das sind in kurzen Zügen Zukunftsfragen, die in der Gegenwart gebieterisch ihre Lösung fordern. Inwieweit sie gelingt, läßt sich heute nicht sagen. Wie viele Bundesgenossen wir bei dieser Arbeit haben werden, kann kein Prophet unserer Tage wissen. Wir werden ehrlich und gleich Gesinnte sicherlich finden, aber je geringer wir diese Hoffnung einstellen, desto weniger werden wir enttäuscht sein. Die Aufpeitschung des Katholikenhasses hat in Deutschland eine so hohe Sturmflut aufgetürmt, daß die Wogen sich in Bälde nicht glätten werden. Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß wir die mehr oder minder geächtete Minderheit sind. Aber wir sind die geachtete Minderheit wegen der bahnbrechenden Erfolge, die uns beschieden waren. Besinnen wir uns auf uns selbst, dann wird die nicht rosige Zukunft unsere Kraft nicht lähmen. Mag sein, was Gott verhüten möge, daß der Preis für die innere Einheit gegenüber dem gemeinsamen Feind, ein Krieg mit äußeren Feinden ist. Er wird uns bereit finden wie jene; trotzdem bleiben die Zukunftsfragen zu lösen. Dazu brauchen wir unerschütterliches Gottvertrauen, stahlharte Einigkeit und zwei starke Arme.

Judentum und Leichenverbrennung.

Der Vorstand der Rabbinerkommission der „Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums" stellte gemäß den Beschlüssen der Generalversammlung vom 5. Januar 1904 folgende Sätze bezüglich Leichenverbrennung fest (Vgl. Dr. Lerner, Zwei Fragen, S. 29):

1. Es gibt nach unserem heiligen Religionsgesetz keine andere Bestattungsart als Beerdigung.
2. Jede Verletzung der Leiche ist streng verboten, also ist auch aus diesem Grunde das Verbrennen der Leiche untersagt.
3. Es besteht keine religiöse Verbindlichkeit, auf eine letztwillige Bestimmung hin, die Leichenverbrennung vornehmen zu lassen.
4. Die Beerdigungsbrüderschaften dürfen ihre Dienste bei keiner Leiche ausüben, sobald es feststeht, daß dieselbe verbrannt wird.
5. Der Rabbiner darf eine Leiche, die verbrannt werden soll, nicht begleiten und auch keine Trauerrede in solchem Falle halten.
6. Die Asche einer verbrannten Leiche darf auf dem jüdischen Friedhof nicht beigesetzt werden.

In der Broschüre „Zwei Fragen. Gutachten über Exhumierung und Aschenurnenbeisetzung auf jüdischen Friedhöfen. Von Oberrabbiner Dr. M. Lerner, Verlag von M. Poppelauer, Berlin, 1905", ist der Standpunkt der israelitischen Religion zur Leichenverbrennung scharf präzisiert. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis:

„Demnach ist Leichenverbrennung nach jüdischem Gesetz aus vier Gründen verboten:
1. Als Verstoß gegen das göttliche Gebot, welches Erdbestattung fordert.
2. Als Leichenschändung.
3. Als Zerstörung der Sühne, welche nach den Ueberlieferungen unserer Weisen an die Einbettung des Körpers in der Erde Schoß und den Beginn seiner Umwandlung geknüpft ist.
4. Als Demonstration gegen den Glauben an Gott und göttliches Weltgericht."

„. . . Nicht minder verwerflich als die alte heidnische Leichenverbrennung, dieses Zeichen götzendienerischer Verirrung, ist die moderne Feuerbestattung, die eine Demonstration des Atheismus oder des Monismus bildet." (Vgl. Flamme und Phönix 1896, Die Totenbestattung. S. 173.)

Oberrabbiner Lerner sagt zum Schlusse seiner Abhandlung:

„Leichenverbrennung, welche den Glauben an Auferstehung und Unsterblichkeit unterwühlt, ist also kein Fortschritt, auf welchen das moderne Kulturbewußtsein stolz sein kann, sondern ein Rückschritt zur barbarischen Pietätlosigkeit, eine Rückkehr zur heidnischen Verwilderung."

Das erste Mißtrauensvotum

seit Zulassung der Vertrauenskundgebungen und Mißbilligungen bei Interpellationen ist dem Reichskanzler von einer gewaltigen Reichstagsmehrheit erteilt worden. Wenn die Volkspartei auch durch die Ríeßersche „Angst vor der eigenen Courage" zu der schwächlichen Haltung der blauen Zettel geführt wurde, so bedeuten diese Stimmen doch kein Vertrauensvotum; das wird man auch in der Wilhelmstraße nicht zusammenrechnen wollen und können. Dieses erste Mißtrauensvotum kommt nicht überraschend; der Reichstag hat nie eine Mehrheit für die politische Enteignung aufzuweisen gehabt. Würden konservative Herrenhausmitglieder mitzustimmen gehabt haben, sie hätten auch die Mißbilligung ausgesprochen, ja, selbst Befürworter des Gesetzes, die man zu dem saueren Ja nur gewann durch die Zusage, daß das Gesetz nie angewendet werden würde.

Im Interesse des Ansehens des Reiches im Völkerkonzert ist das Mißtrauensvotum eine nationale Tat. Wo immer man mit einem Ausländer spricht, hält er einem drei Unbegreiflichkeiten entgegen: 1. Das Verbot, seine Kinder in auswärtigen Schulen erziehen zu lassen; 2. das Verbot gegen die Jesuiten, auf einen Dritten religiös einzuwirken; 3. das Enteignungsgesetz. Kein Fremder versteht diese drei Dinge und betrachtet uns als die „germanischen Barbaren", wie namentlich französische und englische Broschüren beweisen. Viel Unmut und Abneigung gegen das Reich ist auf diese Umstände zurückzuführen; alle Deutschfeinde arbeiten mit diesen Maßnahmen gegen unser Vaterland. Wem diese Fäden allesamt bekannt sind, der wird alles verstehen. Diese internationale Bedeutung des Mißtrauensvotums steht höher als das hier und dort geäußerte Bedenken, in der heutigen Zeit der Hochspannung könne man dem leitenden Staatsmann kein Mißtrauensvotum geben. Der Reichstag hat keine Verpflichtung, durch sein Votum Fehler einer Regierung zu decken, auf deren Zusammensetzung und Stellungnahme er keinen Einfluß hat; die Volksvertretung hat die Forderungen des Volkes zum Ausdruck zu bringen und durchzusetzen.

Die innerpolitischen Wirkungen des Mißtrauensvotums können verschiedene sein; von hoher Phantasie zeugt die Anschauung, daß der Reichstag aufgelöst würde. Wer für die Rechte des Reichstags eintritt, kann nur erfreut sein, wenn die Regierung einem Mißtrauensvotum einen solch hohen Wert beilegt, daß sie erklärt, nicht mehr mit diesem Reichstag zusammenarbeiten zu können. Ob ein Wechsel in der Polenpolitik eintritt, kann man abwarten; aber jede kommende Enteignung wird mit einem ähnlichen Fiasko für die Regierung enden. Letzten Endes kann ein Reichskanzler, der nur einen Kranz von Mißtrauensvoten hat, sich auf die Dauer nicht halten und es ist seine Sache, die Konsequenzen zu ziehen.

M. Erzberger, Mitglied des Deutschen Reichstags.

Heraus mit euern Namen!

Von Rechtsanwalt August Nuß, Seligenstadt (Hessen).

Herr Graf von Oppersdorff mußte sich von P. Cohausz S. J. eine höchst blamable Abfuhr gefallen lassen („Allgemeine Rundschau" Nr. 4 vom 25. Januar 1913). Es ist aber auch in der Tat ein unerhörter Skandal, wie trotz der zum Frieden mahnenden Gewerkschaftsenzyklika des Heiligen Vaters und der Mahnungen der deutschen Bischöfe von gewisser „treu päpstlicher" Seite immer noch und immer wieder nach Modernisten und Interkonfessionalisten geschnüffelt wird. Ihren Höhepunkt erreicht aber diese lieblose und unkatholische Ketzerriecherei in dem von P. Cohausz mit überlegenen Waffen zurückgewiesenen Artikel des Herrn — Metellus! In einer Zeit der höchsten Not wagt es Metellus, aus der Verteidigungs- und Bekenntnisschrift eines deutschen Jesuitenpaters „anstößige, häretische" Stellen herauszuschnüffeln und ein ganz regelrechtes Denunziatiönchen daranzuhängen. Wer ist Metellus? Diese Frage zu stellen, haben wir deutschen Katholiken ein Recht. Wer ist Metellus? Wir wollen und müssen wissen, wer die Leute sind, die in dieser Zeit gegen einen angesehenen Ordensmann der wie ein Wild gehetzten Gesellschaft Jesu, die gegen einen P. Cohausz Sturm laufen, der infolge der letzten Ereignisse in Baden — man kann es ruhig sagen — ein Liebling des katholischen Deutschland geworden ist. Wir verlangen, daß

die Trabanten des Grafen Oppersdorff e tutti quanti bei derartigen persönlichen Angriffen gegen die kirchliche Korrektheit führender Katholiken ihre Behauptungen **mit ihrem vollen Namen decken**, damit die kirchlichen Behörden gegebenenfalls nachprüfen können, was Wahres und Unwahres an solchen Behauptungen ist. Denn es kann den kirchlichen Behörden nicht zugemutet werden, auf **anonyme** Angebereien zu reagieren. **Also, heraus mit euern Namen, ihr Herrschaften, und mit offenem Visier Aug in Aug euch zum Kampfe gestellt!** So verlangt's das katholische Gewissen, so fordern's Wahrheit und Klarheit, so erheischt's die ehrliche Rittersitte. Wer ist Metellus?

Die fürchterlichen Jesuiten.

Ein Missionär aus Duluth, Minn. (Nordamerika) schreibt unter dem 8. Januar 1913 der „Allgemeinen Rundschau":

„Hier in Amerika ist es den Leuten unverständlich, daß man in dem mächtigen Deutschen Reiche eine solche Angst hat vor ein Paar Hundert Jesuiten. Man lacht hier über diese Angst, während in katholischen deutsch-amerikanischen Kreisen, sowie in unseren katholischen Zeitungen ein bitterer Unwille zum Ausdruck kam und auch immer wächst über die ungerecht-gemeine, haßgetränkte Kundgebung des furor protestanticus.

Ein solches Ausnahmegesetz — bemerkt die tüchtige „America" von St. Louis-Mo. — würde von unserem Supreme Court (das ist oberster Gerichtshof) in kurzer Frist mit einstimmigem Votum über Bord geworfen werden.

Et nunc reges intelligite!

Justitia est fundamentum regnorum.

Armes verblendetes protestantisches und liberales Deutschland!"

Zugänglichkeit der Wohltätigkeitsanstalten in Seehäfen.

Von Graf Vay de Vaya, Erzabt von St. Martin. A. P.

[I.]

Die Werke der Barmherzigkeit leichter zugänglich zu machen, ist eine Aufgabe, die in vieler Hinsicht noch ihrer Lösung harrt. Damit will ich sagen, daß die wohltätigen und menschenfreundlichen Einrichtungen den breiten Massen des Volkes oft noch viel zu ungenügend bekannt oder für sie zu schwer erreichbar sind.

Die Wanderarbeiter, deren Schicksal mich besonders interessiert, veranlassen mich hauptsächlich, diese Frage zu berühren. Tausende und Hunderttausende von menschlichen Wesen durchreisen alljährlich fremde Häfen und Städte, ohne den geringsten Beistand, und das meist aus Unkenntnis. Ein großer Teil gerät dadurch ins Unglück oder erleidet zum mindesten bedeutenden Schaden.

Während meines letzten Besuches von Seehäfen habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, zu prüfen, bis zu welchem Grad die verschiedenen Wohltätigkeitsgründungen zugänglich oder vor allem erreichbar sind. Ich wollte als einfacher Wanderer ankommen, ganz bescheiden, ohne mich vorher anzumelden und ohne die Unterstützung hoher Persönlichkeiten. Meine dabei gemachten, ebenso interessanten als lehrreichen Erfahrungen sind bei aller Ermüdung und Schwierigkeit höchst wertvoll. Sie ermöglichen mir, die Not der Ankommenden in ihrem vollen Umfang beurteilen zu können.

An wen sollen sie sich um Auskunft und Rat, besonders in einem Ort, wo die Sprache ihnen fremd ist, wenden? Die Vertrauensmänner und -Frauen sind, wenn überhaupt vorhanden, nie sehr zahlreich und können nicht bei der Ankunft aller Züge und Schiffe anwesend sein. Das Nächstliegende wäre, sich an die Schutzleute zu wenden, in der Annahme, daß ihnen alle öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen bekannt sein werden. Merkwürdigerweise ist das nicht allgemein der Fall. In Rotterdam zum Beispiel, eine Stadt, in der ich die Sprache der Einwohner nicht sprechen kann, vermochte keiner der Polizisten mir Auskunft über den St. Raphaelverein, den Mädchenschutz oder andere derartige Stiftungen zu geben. Auch meine an gut gekleidete Bürger gerichteten Fragen waren nicht erfolgreicher. Es vergingen Stunden, die ich in der unerquicklichen Umgebung des Hafens umherirrte, bis ich Matrosen fand, die mich nach dem Seemannsheim wiesen, der wohlbekannten englischen Gründung, die auch in Holland vorzüglich eingerichtet ist. Aber auch in diesem Hause wußte man nichts von den katholischen Werken der Barmherzigkeit. Gegen Mittag wies mich ein Verkäufer nach einem Emigrantenheim. Es befindet sich am Ende des Parkes außerhalb der Stadt, und ist ein hübsches Gebäude, das etwa hundert Auswanderer zu beherbergen vermag. Nach langer Unterredung mit dem Verwalter konnte ich in Erfahrung bringen, daß es die Stiftung Montefiore ist. Sie wurde von dem englischen Millionär zum Besten von israelitischen Auswanderern errichtet und ist das einzige derartige Haus, das die Bewohner der Stadt einigermaßen kennen, wenn nicht näher, so wenigstens dem Namen nach.

Und doch wäre es eine der wichtigsten Bedingungen, die Kenntnis über derartige Schöpfungen in den betreffenden Städten allgemein zu verbreiten. Wenigstens sollten die verschiedenen Schichten der Bevölkerung von ihrer Existenz wissen. Wie soll ein Fremder sie auffinden können, wenn der Bürger nichts von ihrem Vorhandensein ahnt?

Eines der mit bestem Erfolg bekanntgemachten Werke ist der „Katholische Mädchenschutz" wenigstens in einigen Ländern von Mitteleuropa, doch in anderen Gegenden weiß man kaum von ihm. Schon in den Häfen des Adriatischen Meeres, in denen die Auswanderung doch fortgesetzt im Zunehmen begriffen ist, begegnet man selten einer diesbezüglichen Anzeige. Ebensowenig von anderen wohltätigen Einrichtungen. Oft sind sie zu neu, oder setzen die Behörden ihrer Propaganda Schwierigkeiten entgegen. Am häufigsten fehlt es an der nötigen Unterstützung für ihre Verbreitung. Man könnte mehr darauf dringen, die unumgänglich nötige Hilfe zu finden, um die wohltätigen Werke soviel wie möglich zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

II.

Um die Wanderarbeiter und Auswanderer vor so vielen Gefahren, denen sie, sobald sie ihre Heimat verlassen, ausgesetzt sind, zu behüten, müßte man sie schon zu Hause aufklären. Es wäre sehr nötig, daß in den Dörfern selbst an besonders gewählten Plätzen Anschlagzettel angebracht würden. Die Schweiz gibt in dieser Hinsicht das beste Beispiel. Schon in den bescheidensten Orten habe ich dort Anzeigen über den katholischen Mädchenschutz von Freiburg gefunden. Warum sollte man nicht freiwillig mehr für die Aufklärung über Gegenstände von so hervorragendem Allgemeinnutzen tun können, die größtenteils allen jenen noch unbekannt sind, denen sie am nötigsten wären?

Meine letzten Erfahrungen zeigten mir deutlich, daß, wenn so viele in schlechte Hände geraten und Opfer von Versuchungen werden, dies zum größten Teil durch die Macht der Umstände geschieht. Man darf nie vergessen, daß der Schwache um so leichter erliegt, je schwerer zugänglich ihm die guten Werke sind; die schlechten sind um so erreichbarer. Auffallende Anzeigen an allen Ecken ziehen das Auge auf sich. Agenten aller Art bemächtigen sich der Neuangekommenen. „Wir wollen euch gute Zeiten erleben lassen", ist die stehende Phrase dieser gewissenlosen Agenten.

Um der üblen Tätigkeit eine ebenso starke gute entgegenzusetzen, muß mit wirksamen Mitteln gearbeitet werden. Jeder Katholik sollte bis zu einem gewissen Grad seine Hand bieten und direkt oder indirekt, wo Gelegenheit sich dazu bietet, wenn nicht mit anderen Mitteln, so doch mit Rat und Wohlwollen der guten Sache beistehen. Aber, um unseren Nächsten nützlich zu sein, müssen wir vor allem ihre Bedürfnisse kennen und auch die verschiedenerlei Gefahren, die sie bedrohen. Außerdem ist es notwendig, über die empfehlenswerten Wohlfahrtseinrichtungen, wohin sie im Notfalle zu weisen wären, Erfahrung zu besitzen.

Im Hafen von Antwerpen habe ich mit großer Befriedigung bemerkt, daß in den Kirchen eine ganze Reihe von Anzeigen angeschlagen ist. Schulen, Unterrichtskurse, Stellenvermittlungen, Asyle usw. sind dort bekanntgegeben. Gewiß ist diese Weise, Nachrichten über die durch den Bischof genehmigten Werke des Kirchensprengels am Kircheneingang selbst zu veröffentlichen, die wirksamste. Ueberall, wo dies eingeführt wurde, erwuchs der größte Vorteil daraus, für Festgesessene wie Wanderer.

Viele der Schöpfungen bestehen zu kurze Zeit, um schon allgemein verbreitet zu sein, und oft fehlen die für eine Propaganda im großen Stile nötigen Mittel; aber wenn die Gemeinden, gleich den vorerwähnten, Hinweise darauf an den Kircheneingängen anbringen würden, so wäre das gewiß von großem Nutzen.

Jedenfalls ist die Herbeiführung der allgemeinen Benützung von Barmherzigkeitswerken eine Aufgabe, die noch vielen Studiums und praktischer Maßnahmen bedarf.

Aber die wesentlichen Fortschritte, die sich in letzter Zeit auf verschiedenen Gebieten hilfreicher Tätigkeit bemerkbar machen, werden zweifellos die Aufmerksamkeit auch auf diese wichtige Frage lenken und wirksame Mittel und Wege finden, um den wenig Erfahrenen den nötigen Beistand zu leisten und den Unwissenden die für ihr Bestes gegründeten Wohltätigkeitsanstalten leichter zugänglich zu machen.

Katholischer Frauentag in Bayern.

Von Marie Buczkowska, München.

„Bayerns Schutzfrau, laß nicht rauben,
Deinem Lande Thron und Glauben!"

Dieser Ruf an die Patrona Bavariae wird am 9. Februar durch das Bayernland erschallen als Leitmotiv des katholischen Frauentages, welchen der bayerische Landesverband des Katholischen Frauenbundes veranstaltet. In seinen 40 Zweigvereinen wird diese machtvolle Kundgebung durch Festreden über das einheitliche Thema „Die katholische Frau und ihre Stellung zu den Kämpfen der Gegenwart", durch einen Prolog und eine Festhymne zum Ausdruck gebracht. Der alte Marientaler, künstlerisch von Professor Schumacher auf einer Postkarte verwertet, wird ein Andenken an diesen Tag bilden.

Es ist dies die erste große Aktion des bayerischen Landesverbandes des Katholischen Frauenbundes, welcher im Dezember 1911 gegründet und auf der Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes in Straßburg bestätigt wurde.[1]) Nachdem die einheitliche Organisation der katholischen Frauenwelt innerlich erstarkt und nach außen groß geworden war, (der Katholische Frauenbund zählt heute 120 Zweigvereine mit 50000 Mitgliedern), entstand das Bedürfnis nach Dezentralisation, welche ihre Lösung in Landesverbänden fand, die in Bayern und im Osten des Reiches entstanden.

Wer je den Reiz bayerischer Eigenart in Stadt und Land empfunden, wer das Bayernvolk kennt in seiner Liebe zur eigenen Scholle, wer die Verhältnisse kennt, der wird begreifen, daß gerade die bayerischen Zweigvereine diesen Zusammenschluß wünschten. Wie sehr diese Unterverbände die Gesamtentwicklung fördern helfen, beweist die Tatsache, daß seit der Gründung des bayerischen Landesverbandes 20 Zweigvereine ins Leben gerufen wurden, womit sich ihre Zahl verdoppelte, und daß an weiteren 22 Orten Vorbereitungen getroffen sind, die baldige Gründungen erhoffen lassen. In den Junitagen 1912, wo die Gewerbeschau Kunst und Fleiß des bayerischen Volkes aller Welt vor Augen führte, tagte in den Ausstellungsräumen die 1. Konferenz des bayerischen Landesverbandes. Zwei vorausgegangene Landeskonferenzen hatten wertvolle Vorarbeit für das Zustandekommen des Verbandes geleistet, um über die wichtigsten Angelegenheiten der Frauen des Landes zu beraten.

Landwirtschaft und Hausindustrie, die typischen Erwerbsquellen einer vorwiegend agrarischen Bevölkerung, beschäftigten die Versammlung in eingehendster Weise. Durch seine glückliche Vertretung erwarb sich der bayerische Hausindustrieverband damals zahlreiche Freunde, welche den sozialen Gedanken der Hebung heimischer Hausindustrie in alle Teile des Landes hinaustrugen. Die bayerische Mädchenschulreform wurde vom Standpunkt der Lehrer und der Eltern eingehender Beratung unterzogen. Der Berufswahl der Mädchen wurde besonders Rechnung getragen durch Anregungen zur Errichtung und zum Ausbau von Berufsberatungsstellen[2]) in allen Zweigvereinen, welche mit der Hauptstelle in München in enge Beziehung treten. Durch eine Reihe von Eingaben brachte der Landesverband mannigfache Wünsche der Frauenwelt an die Landesbehörde zum Ausdruck.

Seine Jugend rief er alsogleich zur Mitarbeit auf durch den großzügigen Vortrag von Hedwig Dransfeld, der nunmehrigen Vorsitzenden des Gesamtbundes, über „Jugendkraft im Dienste großer Ideale".

So will der bayerische Landesverband, als Glied der gesamten Organisation des Frauenbundes „das echt katholische Einheitsgefühl stärken und die Arbeitsfreude der bayerischen Frauen fördern", damit sie im engen Anschluß an Zehntausende von Mitschwestern fähig werden, den großen Kampf unserer Zeit für Religion, Familie und Vaterland zu bestehen. Gerade die Erschütterung dieser dreifachen Grundpfeiler der Gesellschaft verlangt den Zusammenschluß der katholischen Frauenwelt auf einem Boden und in einer Organisation wie der Katholische Frauenbund, der, wie Erzbischof Dr. Nörber von Freiburg schreibt, „entsprechend der Lehre und dem Wunsche der heiligen Kirche auch jene für das öffentliche Wohl so wichtige Harmonie der Stände hergestellt, wo die gebildete und mit irdischen Gütern gesegnete Frau und die sozial oder wirtschaftlich tiefer stehende Frau schwesterlich sich die Hand reichen, um sich verstehen zu lernen, um miteinander und für einander zu arbeiten und so jenen Weg zu betreten, welcher, weitab vom Klassenkampf, allein zur wirklichen Besserung der sozialen Zustände führt."

Als Träger des Zusammenschlusses ermöglicht der Frauenbund somit nach innen eine Ueberbrückung der sozialen Gegensätze und nach außen eine einheitliche, und deshalb machtvolle Vertretung der katholischen Weltanschauung innerhalb der allgemeinen deutschen Frauenbewegung.

Am 9. Februar ergeht an alle Frauen Bayerns, die noch abseits von dieser Organisation stehen, ein Weckruf zur Sammlung im Katholischen Frauenbund. Alle aber, die an der Verwirklichung seiner großen Ideale mitarbeiten, werden neue Arbeitsfreude und Ueberzeugungskraft schöpfen aus dem Katholischen Frauentag in Bayern!

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 45 und 46, 1912.
[2]) Sekretariat des Landesverbandes München, Theresienstr. 25.

Zum Problem des Geburtenrückganges.

Von Karl Diez, Mitglied des Reichstages.

Ueber den Haus- und Familienstand und über die Kinderzahl der männlichen Beamten und Unterbeamten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung ging dem Reichstag dieser Tage eine sehr beachtenswerte Statistik zu. Wir stehen vor dem Problem des Geburtenrückganges, für welchen gar zu gerne die sozialen Verhältnisse der Mehrzahl der erwerbstätigen männlichen Bevölkerung verantwortlich gemacht werden. Mit den teuren Zeiten, der Unmöglichkeit, bei relativ geringem Einkommen eine Familie zu ernähren, wird die Einschränkung der Kinderzahl entschuldigt, ja sogar als Notwendigkeit hingestellt. Obgleich es auch seither jedem nicht ganz Weltfremden bekannt war, daß im Gegensatz zu dieser Begründung die kinderreichen Familien in den Arbeiter-, Handwerker- und niederen Beamtenkreisen zu finden waren, fehlte es doch an zuverlässigen statistischen Zahlen als Beweismittel. In dankenswerter Weise hat die Reichspostverwaltung zuverlässiges Zahlenmaterial gesammelt und der Oeffentlichkeit unterbreitet.

Von den 3641 höheren Beamten der Reichspost im Alter von 20—65 Jahren — dieses Alter ist auch bei den folgenden Beamtenklassen zugrunde gelegt — sind 3069 oder 84,3% verheiratet, verwitwet (2,5%) oder geschieden (0,4%). Von diesen sind 19,1% kinderlos, 27% besitzen 1 Kind, 29,7% 2 Kinder, 14,8% 3 Kinder und nur 9,4% haben mehr als 3 Kinder.

Von den 60792 mittleren etatsmäßig und nicht etatsmäßig angestellten Beamten der Reichspost sind 43032 verheiratet, verwitwet (1,56) oder geschieden (0,02%), das sind 70,7%. Diese prozentual niedrigere Zahl der verheirateten mittleren Beamten ist darauf zurückzuführen, daß 15692 im Alter von unter 30 Jahren stehen. Von obigen 43032 Beamten sind 17,7% kinderlos, 28% besitzen 1 Kind, 27,4% 2, 14,9% 3 Kinder und 12% besitzen 4 und mehr Kinder. Ein wesentlicher Unterschied in der Kinderzahl der verheirateten höheren und mittleren Postbeamten ist nicht zu konstatieren, obgleich auch hier eine Verschiebung zugunsten der letzteren zu ersehen ist. Ganz bedeutend aber verschiebt sich das Verhältnis, wenn diesen beiden Beamtenkategorien diejenigen der Postunterbeamten gegenübergestellt wird.

Von den 126544 etats- und nichtetatsmäßig angestellten Postunterbeamten sind 108058 verheiratet, verwitwet (1,15%) oder geschieden (0,1%), das sind 85,4%. Von diesen sind 13,3% kinderlos, 23,8% haben 1 Kind, 23,7% 2 Kinder, 15,5% 3 Kinder und 23,7% sind mit 4 und mehr Kindern gesegnet.

Von den verheirateten, verwitweten oder geschiedenen

	höheren Beamten	mittleren Beamten	Unterbeamten
	der Reichspost		
hatten			
keine Kinder	19,1 v. H.	17,7 v. H.	13,3 v. H.
1 Kind	27,0 „	28,0 „	23,8 „
2 Kinder	29,7 „	27,4 „	23,7 „
3 „	14,8 „	14,9 „	15,5 „
4 „	6,9 „	6,5 „	9,6 „
5 „	2,1 „	3,0 „	6,0 „
6 und mehr Kinder	1,3 „	2,5 „	8,1 „

Es entfallen demnach auf einen verheirateten höheren Beamten 1,7, einen mittleren 1,9 und auf einen Unterbeamten 2,4 Kinder. Die Beamten mit den geringsten Gehältern haben also für die größten Familien zu sorgen, ein Beweis dafür, wie richtig das Zentrum mit seinem Antrage in der Budgetkommission des Reichstags hatte, welcher für Unterbeamte mit mehr wie 2 Kindern vom Staate einen Erziehungsbeitrag verlangt.

Leider fehlt eine ähnliche Statistik für die gesamte Reichsbevölkerung. Es ließen sich hier sehr interessante Vergleiche anstellen.

Im Vergleich mit der gesamten Reichsbevölkerung ist die Verheiratungsziffer der Postbeamten auffallend günstig.

Von dem männlichen Personal der Reichspostverwaltung sind von 190977 (Oktober 1912) 154159 = 80,7 % verheiratet, von den 16350138 männlicher Bevölkerung Deutschlands über 20—65 Jahren (1. Dezember 1910) sind dagegen nur 68,4 % (11182438) verheiratet. Diese große Differenz wird nur zum Teil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die Post nur körperlich und geistig gesunde Männer in ihren Dienst stellt. Das Gefühl einer gesicherten Lebensstellung wird vielmehr die Beamten vieler Bedenken gegen eine Verheiratung entheben, die einen gleichalterigen Mann in Zivilstellung am Entschluß hindern.

Die fortschreitende sittliche Entartung des Münchener Karnevals.

Von Franz Xaver Mertens.

So unerfreulich es auch war, daß die Münchener Polizei sich in die Notwendigkeit versetzt sah, bei Beginn des Karnevaltreibens einen Feldzug gegen unanständige Tänze, insbesondere den „Schiebetanz“, zu eröffnen, so war es doch eine erfreuliche Tatsache, daß das Notwendige wenigstens geschah. Unter dem Deckmantel des Vergnügens darf doch nicht alles durchgehen, im Namen der sogenannten karnevalistischen Ausgelassenheit, die an sich schon nicht unbedenklich ist, darf sich nicht die roheste Gemeinheit breit machen. An einen sofortigen durchschlagenden Erfolg des polizeilichen Verbotes werden indes wohl nur wenige geglaubt haben. Obwohl auch die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ von der Möglichkeit seiner Durchführung überzeugt schienen, war doch damit zu rechnen, daß ein gewisses Publikum sich sein „Recht auf Schiebetanz“ nicht so ohne weiteres nehmen lassen würde. Es wird denn auch berichtet, daß in einigen Münchener Lokalen dem Verbot erst durch Einschreiten der Polizei Geltung verschafft werden konnte, und daß in einem Etablissement sogar ein Teil des Publikums gegen die Beamten Stellung nahm und sie beleidigte. Bei manchen Festlichkeiten ist denn auch, wie man hört, wenn auch nicht quasi offiziell und von zahlreichen Besuchern, so doch von Vereinzelten sozusagen im kleinen Kreise dem verbotenen Tanze gehuldigt worden. Zu solchen Episoden soll es sogar auch auf dem Fest der Münchener Presse gekommen sein. Jedenfalls ist aber durch das Vorgehen der Polizei der Oeffentlichkeit wieder einmal zum Bewußtsein gebracht worden, bei welchen Zuständen wir angelangt sind unter Führung von Elementen, die sich auf ihre Kultur nicht nur ungeheuer viel einbilden, sondern auch in der Anmaßung leben, daß andere Menschen eine Kultur überhaupt nicht haben.

Indes, dieser Kampf der Polizei und sein Erfolg können im besten Falle nicht entscheidend sein. Die Entartung des Karnevaltreibens drückt sich nicht nur im Aufkommen und in der Pflege solcher Tänze, in dem zähen Festhalten daran und in dem widerwilligen Aufgeben aus. Diese Tänze könnten ruhig fehlen, und es müßte doch mit dem gleichen Ernst von dieser sittlichen Entartung gesprochen, mit dem gleichen Nachdruck davor gewarnt werden, wenn man sich in München auch noch etwas darauf zugute tut, daß zur Faschingszeit noch nicht gerade alles erlaubt sei. Der „Generalanzeiger“ zu Nr. 46 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ hielt es sogar für wichtig genug, diese Offenbarung in einem „Offenen Brief“ an „Herrn Emil Stubke, Neukyritz i. Pr.“ zu melden. Zwar sei selbstverständlich in München mehr erlaubt als in Neukyritz, aber nicht alles. Anständige Münchnerinnen verständen wohl einen Spaß, hätten Temperament und Humor und Witz, und ein „lustiges fesches Mannsbild“ sei ihnen lieber als ein „Fadian“, aber Zudringlichkeit, Frechheit, Ungezogenheiten und geschmacklose Derbheiten fänden bei ihnen nicht viel Anklang. In dieser nicht mißzuverstehenden Art wird „Herr Emil Stubke“ belehrt. Auf derselben Seite des „Generalanzeigers“ aber beginnt die Erzählung eines „Reboutenabenteuers“, in der lang und breit geschildert wird, wie ein Ehemann auf Abenteuer ausgeht und vor einem Ehebruch nur deshalb bewahrt bleibt, weil hinter der reizenden Maske, die es ihm angetan, schließlich seine Frau verborgen war. Der Freund aber, dem der Held das erzählt, nimmt sich vor, und das ist wohl die „Moral von der Geschicht'“ — in ähnlichem Falle — vorsichtiger zu sein. So wird die Stimmung erzeugt und genährt, die sich zur Karnevalszeit austoben will. Vor ein paar Jahren waren es Geschichten allerfrivolsten Kalibers im Stile von „Halsweite Nr. 34“, durch die das führende liberale Blatt in München der „sich ausleben“ wollenden Jugend praktischen Unterricht in der „freien Liebe“ erteilte. Heute hängt man der Sache ein Mäntelchen der geschilderten Art um, aber in der Tendenz kommt es schließlich aufs gleiche heraus. In den „Münchner Neuesten Nachrichten“ galt von jeher die Parole: „Abwechslung muß sein“, und dem tiefernsten Appell, den unlängst „Hans von Kahlenberg“ in denselben Spalten an die sittlich verkommene „Gesellschaft“ richtete, muß auch wieder einmal eine andere Tonart folgen. Es geht halt „umeinander“, „bald so, bald so, wie's trefft.“

Für die zielbewußte Propagierung der sittlichen Verlotterung sind ja in München andere Organe seit langen Jahren im Schweiße ihres Angesichtes tätig. Man nehme nur die Faschings-Nummer oder Vorfaschings-Nummer der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ zur Hand und vergleiche damit den oben erwähnten „moralischen“ Brief der mit „Jugend“ und „Simplicissimus“ so intim verbündeten „Münchner Neuesten Nachrichten“ an „Herrn Emil Stubke in Neukyritz“. Alles, was die nord- und mitteldeutschen Besucher des Münchener Karnevals hier an sittlicher Korruption praktizieren oder zu praktizieren versuchen, haben sie in der hohen Schule der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ gelernt. Wer wagt es, dem zu widersprechen? Der Nachweis wäre allein schon aus den diesjährigen Karnevals-Nummern dieser Münchener „Künstler“-Organe mit Leichtigkeit zu erbringen, wenn man sich entschließen könnte, anständiges Papier mit der Wiedergabe raffinierter Zoten und Gemeinheiten zu beschmutzen. Selbst der heilige Aloysius wird hier als Gegenstand erotischen „Witzes“ nicht verschmäht, und ein Motu proprio des Papstes über den Münchener Karneval und die Abtötung des Fleisches angekündigt. Schaue man sich beispielsweise auch die — sit venia verbo — hundsgemeine „Faschingsbetrachtung“ über „Bigamie“ an, welche als Titelbild das Heft 44 des „Simplicissimus“ ziert.[1])

Auf gleicher und ähnlicher Höhe stehen zahlreiche Bilder und Texte in der Faschings-Nummer (5) der „Jugend“: Hier wird der Münchener Karneval ungeschminkt und in Reinkultur vorgeführt, und wenn jemand zur Ehrenrettung Münchens behaupten wollte, es sei doch nicht „ganz so schlimm“, so möge er seine Anklage gegen die Macher der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ richten, die den Karneval im Spiegelbilde des brutalsten Verismus vorführen und demselben dadurch auch für die Zukunft sein „Reservatrecht“ zu erhalten streben. Manche in der „Jugend“ abgebildete Szenen vom Münchener Karneval sind ja die denkbar beweiskräftigsten Argumente für die kraffesten Schilderungen, die man anderswo lesen kann. Selbst der bis zur offenen Zote entartete Umgangston dieses Milieus ist in „Jugend“ und „Simplicissimus“ als Sittendokument naturgetreu festgehalten. Und was sagt die Münchener Frauenwelt der sog. besseren Kreise dazu? Nun, soweit die zum näheren Anhang der „Jugend“ gehörende Gesellschaftsschicht in Betracht kommt, braucht man sich wahrlich nicht zu wundern, daß sie sich redlich Mühe gibt, mit ihren Lehrmeistern gleichen Schritt zu halten. Scheut man sich ja nicht einmal, wenn im Laufe des Jahres ernste, wirkliche Fraueninteressen in Frage kommen, die Matadore der „Jugend“, dieselben, die durch ihre zotigen „Witze“ die Frauenehre in den Kot zogen, als Vortragskünstler zur Damenbelustigung

[1]) Um auch die früheren Laszivitäten und Cochonnerien, die der „Simplicissimus“ auf Karneval verübte, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, brachte Ludwig Thoma soeben ein Bändchen (Stück für Stück um eine Mark) „Münchener Karneval“ in den Handel. In diesem Bändchen seien, heißt es in der Ankündigung, „die lustigen, echten Münchener Faschingsgeist sprühenden Versgeschichten zusammengefaßt, die seit Jahren mit den Bildern von Reznizek und Wenneberg die heitere Sensation der früheren Karnevalsnummern des ‚Simplicissimus' bildeten“. So wird der „Ruhm“ Münchener Geilheit und Liederlichkeit aufs neue kondensiert in alle Welt getragen. Und weil Ludwig Thoma nachgerade alles erlaubt ist, schleudert er in Nr. 44 des „Simplicissimus“ gegen die deutschen „Ultramontanen“ ohne Umschweife den Vorwurf des Vaterlandsverrats. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie! Oder hat Ludwig Thoma die ungezählten an Landesverrat und Majestätsbeleidigung streifenden Roheiten vergessen, die der „Simplicissimus“ zur Freude des Auslandes in deutscher Sprache und in französischer Uebersetzung lange Jahre hindurch gegen Kaiser und Reich, gegen Heer und Flotte und Offizierskorps schleuderte? Das ärgste mag unter dem früheren Verleger Langen passiert sein; aber daß der „Simplicissimus“ auch heute noch der letzte ist, der sich als Retter des Vaterlandes aufspielen darf, beweist das immer noch im größten Teile von Deutschland gegen ihn bestehende Bahnhofverbot.

heranzuziehen. Und hunderte wohlanständige Frauen lassen sich das ruhig gefallen.

Im übrigen ist es, wie mit aller Deutlichkeit gesagt werden muß, das Neuheidentum, das, wie in anderen Offenbarungen der Neumünchener Kunst und des Neumünchener Lebens, so auch in der Entartung des Karnevals den Ton angibt.

* * *

Wenn man nach Einsicht in die Faschings-„Kunst" der „Jugend" und des „Simplicissimus" von gewissen Festen erzählen hört oder Berichte darüber liest, überrascht einen kaum etwas mehr. Recht „höllisch" scheint es auf einem „Hexensabbat" zugegangen zu sein, über den die „Münchner Neuesten Nachrichten" in Nr. 40 berichteten. Mit dem „Oberteufel" erschienen Teufel, Elfen, Nymphen, Kobolde, wilde Riesen, „natürlich nackt in aller Kraft", junge und alte Hexen, die einen wilden Tanz aufführten. Und die Teufel „pfauchten und grunzten" (!) dazu. Den Haupteffekt scheint „ein Weib umschlungen haltend ein Luzifer" bedeutet zu haben. „Im übrigen hatte man die Kostümsorgen leicht, sehr leicht genommen", schreibt die liberale „Münchner Zeitung" (Nr. 17 vom 22. Januar), so daß kaum die Riesen allein mehr oder minder „natürlich nackt" gewesen sein werden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" aber sagen, das sei ein „echtes und rechtes Künstlerfest" gewesen, und erwähnen, daß auch Geheimräte und Professoren dabei waren.[2]

Aber das Fest der Münchener Presse wird doch die bessere alte Tradition aufrechterhalten haben, zumal die Münchener Presse doch nicht nur aus „Jugend"-Leuten besteht, wenn diese sich auch die Führung angeeignet haben, was sich schon darin ausdrückt, daß bei solchen Festen der Verleger der „Jugend", umgeben von seinem Mitarbeiterstab, förmlich Cercle hält. Man hätte das auch annehmen sollen, weil die gesamte Münchener Presse stimmungsvollste und begeisterndste Berichte brachte. Es scheint indes gerade der Münchener Presse manches entgangen zu sein, was andere sahen. Eine Besprechung in der der Prüderie gewiß nicht verdächtigen „Frankfurter Zeitung" in Nr. 22, zweites Morgenblatt vom 22. Januar, war wesentlich kritischer genommt. Im Anschluß an die Erwähnung der gesunden Sportjugend, die es vor 20 Jahren noch nicht gegeben habe, heißt es da: „Aber es gab, so scheint mir, auch etwas anderes noch nicht so, wie es das heute im Münchener Fasching gibt und wovon ich, ganz abgesehen vom Verlauf des Pressefestes im besonderen, einmal reden will. Unser Fasching von heute ist animalischer, er ist „fleischiger" geworden. Es ist in die öffentlichen Veranstaltungen, auch wenn sie nicht ganz billig sind und also von den sogenannten „besseren" Kreisen besucht werden, ein Zug hineingekommen, der abwärts führt in jene Region, wo es sich nicht mehr um „prüde" oder „frei", sondern schlichtweg um anständig oder unanständig handelt." Im weiteren wurde getadelt als „nichts weniger als kavaliermäßig", „jungen Mädchen gegenüber zu handgreiflichen Zärtlichkeiten überzugehen", als „schamlos und albern", „jede Gelegenheit des Tanzes . . . dazu auszunutzen, der erwählten Dame unaussprechliche Gefühlseindrücke zu hinterlassen". Es war weiter die Rede von „Knutscherei", die früher noch nicht an der Tagesordnung gewesen sei, von einer „Geilheit", die heute so kräftig im Münchener Fasching ins Kraut geschossen sei, „daß es schwer halten dürfte, ihn wieder rein zu jäten". Heute scheine es unter dem Andrang vergnügungslüsterner Elemente allmählich dahin gekommen zu sein, „daß München die rohen Erwartungen der Gäste nicht enttäuschen will und nachgibt. Man nimmt's nicht mehr so genau."

In einer Erwiderung auf eine noch zu erwähnende Entgegnung zu dieser Kritik tritt der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" in Nr. 26, zweites Morgenblatt vom 26. Januar, dem „Mißverständnis" entgegen, als hätten sich seine Ausführungen „im besonderen gegen das Pressefest" gerichtet. Er habe auf die „Gesamtheit der größeren Veranstaltungen" exemplifizieren wollen und „ausdrücklich gebeten, von diesem einen Abend abzusehen". So ganz ausdrücklich darum „gebeten" hatte er freilich nicht, aber darüber wollen wir nicht rechten. Jedenfalls hatte er im Zusammenhang mit diesem Abend allgemeine Bemerkungen gemacht, zu denen wohl auch dieser Abend ihm Anlaß bot, sonst hätten sie in dem Zusammenhang unbedingt unterbleiben müssen. Es scheint übrigens, daß auch die Polizei nicht mit allem zufrieden war, denn der fortschrittliche „Fränkische Kurier" in Nürnberg sprach in einem Münchener Telegramm von einer „Brüskierung" der gesamten Münchener Presse (Nr. 44 vom 24. Jan.). Die Art und Weise, wie der überwachende Sittenkommissar und sein Beistand vorgegangen sei, habe die „Entrüstung sämtlicher Festteilnehmer erregt."[3] Das „sämtlich" dürfte eine starke poetische Lizenz gewesen sein, wie sich denn auch die Ankündigung des Telegramms, „die Münchener Presse" werde noch öffentlich Einspruch erheben, bis jetzt nicht bestätigt hat. Entweder war also die „Entrüstung" schon an Ort und Stelle nicht so groß und allgemein, oder man hat auf Grund genauerer Informationen über gewisse Vorkommnisse sich die Sache anders überlegt und geschwiegen. Vielleicht ist man auch der Ueberzeugung, nicht durch die Polizei brüskiert worden zu sein, sondern durch die Elemente, die das Einschreiten der Polizei nötig machten und die Kritik herausforderten.

Bezeichnend ist die schon andeutungsweise erwähnte Entgegnung in Nr. 26 der „Frankfurter Zeitung" auf die näher skizzierte Kritik. Da wird zu seltsamer Entschuldigung festgestellt, daß es „unanständiges Benehmen" und „Knutschen" um jeden Preis „schon immer" gegeben habe. Hinzugefügt wird ausdrücklich: „bei Trefler und im Deutschen Theater, also auf ‚Redouten', zu denen der Nord- und Mitteldeutsche ohne weiteres den Weg fand, und wo er stets den Ton merklich beeinflußte". Und dann heißt es: „Mir scheint, daß heute Feste wie das Pressefest in diesen Redoutenkreis hineingehören und trotz der stilvollen Aufmachung nicht recht zu den Künstlerfesten zu zählen sind." Der Ton der Schwabinger habe sich nicht geändert. Diese Abrückung vom Pressefest, die für dieses an sich nicht gerade schmeichelhaft ist, darf wohl nicht so ernst genommen werden, denn wenn man weiter liest, begegnet man einer Auffassung bei dem Vertreter der angeblich besseren Schwabinger, bei der alles, was sich auf „Redouten" überhaupt ereignen kann, sicher ganz gut zu bestehen vermag. Natürlich gebe es zu allen Zeiten Naturen, die jedes kostümierte Mädel als Freiwild für ihre schmierigen Gelüste betrachten, doch die abzufertigen, sei nicht schwerer geworden, aber: „Der große Unterschied ist aber der, daß die überwiegende Masse der Jungen auf Bacchusfesten und Hexensabbaten zwar auch sehr gern küßt und sich drückt und auf mehr oder minder harten Untergründen paarweise lagert, aber wohlgemerkt: nicht ohne „zureichenden Grund" und mit gegenseitigem Einverständnis. „Was man mit Liebe tut" — und sei es nur die Tanz- und Rauschliebe einer Faschingsnacht unter roten Lampions — das ist nicht häßlich und unanständig, vielmehr das ist Sache der Jugend und nicht der Lästernheit. Der Kern der Lösung ist doch schließlich: Wenn zwei (oder zwei Paare) dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe."[4]

Es fällt einem gewiß nicht leicht, solches Zeug wiederzugeben, aber man kann gewisse Kreise nicht besser charakterisieren, als indem man Leute aus ihrer Mitte ihre Auffassungen vortragen läßt. Wir meinen: Wer das verteidigt, was hier verteidigt wird, hat keinen Grund, von den „Redouten" noch abrücken zu wollen. Bei gegenseitigem Einverständnis bleibt die Unzucht, was sie ist, und wer sie bei der Jugend nicht häßlich und unanständig, sondern als „Sache

---

[2]) Der Münchener Karneval hat übrigens auch einen merkwürdigen Beitrag zum Kapitel der angeblich „nur wissenschaftlichen Forschungszwecken" dienenden sogenannten „Privatdrucke" geliefert, den wir als Ergänzung zu dem bemerkenswerten Artikel in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" (Auch eine antiklerikale „Kulturtat") hier kurz notieren möchten. Der „Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 53 vom 30. Januar) berichtet unter „Münchener Fasching" über ein vom „Verbande jetziger und früher Studierender der Akademie" in der „Blüte" veranstaltetes „Haberfeldtreiben". In einer Vorankündigung war bereits mitgeteilt, daß Georg Queri (der Herausgeber der ominösen „Bauernerotik") die Seele des Ganzen sei. Was uns an dem Berichte des liberalen Blattes interessiert, ist ein einziges vielsagendes Sätzchen über den diesem „Haberfeldtreiben" (bei einem Tanzvergnügen!) zugrunde gelegten Text: „Text aus Georg Queris **populärem Buch.**" Hier ist ein „populäres Buch", was in Vorankündigungen und bei polizeilicher und richterlicher Würdigung als ein „nur wissenschaftlichen Forschungszwecken dienendes ernstes Werk" gerechtfertigt wurde.

[3]) Daß auch das Pressefest Anlaß zu sittenpolizeilichem Einschreiten bot, beweist recht deutlich der nachstehende wütende „Witz" in der soeben erschienene Nr. 6 der „Jugend":

„Das gerettete München." Der erste Versuch der Münchener Polizeidirektion, einen Einfluß auf die Presse- und Künstlerfeste zu gewinnen, soll glänzend ausgefallen sein. Da jedoch das Aufhalten der Tanzenden, die Aufnahme der Personalien der Beteiligten zeitweise Störung verursachten, wird im Karneval 1914 ein neues Reglement zur Einführung gelangen: Vor Betreten der Festräume werden alle Gäste durch das Kriminalschutzmannskorps dem daktyloskopischen Verfahren unterworfen. Außerdem bekommt jeder Herr Knieschrauben angelegt, die umso fester angezogen werden, je mehr er Neigung zeigt, polizeiwidrig zu tanzen. Uebrigens will die hohe Polizei auch prophylaktisch wirken, indem sie den Festkomitees als Motiv für die Veranstaltungen der nächsten Jahre einen „Gugelmännerball in Vorschlag brachte."

[4]) Hier einige Milieu-Schilderungen des neuesten Heftes der „Jugend" (Nr. 6) aus dem Münchener Karneval: „Hob ich alles versätzt bis auf Nachthemd — geh ich immer als griechischer Knabe auf Künstlerfest". — „Was, du kennst mich nicht? Ich bin doch die Vorstandsdame von dem Verein zur Bekämpfung der übertriebenen Sittlichkeit". (Mit Bild: Zwei Damen). „Auf'n Bal paré geh' i nimma! 's letztemal hat mi a Schutzmann angaschiert und glei mit'gnommen". Und in diesen lüsternen Rahmen paßt denn auch die unglaublich perverse Orgie einer auf arge Abwege geratenen Künstlerphantasie, die man — wahrscheinlich um zu erproben, was heute unter dem Deckmantel „Münchener Kunst" in Deutschland schon gewagt werden darf — vor die breiteste Oeffentlichkeit gestellt hat. Das ist in der Tat der Gipfelpunkt des Münchener Karnevals 1913! Die Bären und Eisbären, welche hier in zärtlichem tête-à-tête mit Masken vorgeführt werden, wecken fast unwillkürlich die Erinnerung an jene entsetzliche Münchener Karnevalsnacht im Kolosseum, als die in Werg gehüllten Eskimos plötzlich von Flammen ergriffen wurden und ein Zug von Leichen der tollen Lust eines Künstlerfestes den Abschluß gab. Menetekel! Wie hieß doch das scharfe Wort, das Richard Nordhausen schon vor etlichen Jahren „im Tag" geprägt hat: „**Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens.**" Wo finden sich aber die Leute, die den Mut haben, endlich einmal diesen ganzen Münchener Augiasstall auszufegen?

der Jugend" vielleicht sogar selbstverständlich findet, mag auch den Aelteren gegenüber nicht mehr von Lüsternheit reden, denn: Jung gewohnt, alt getan. Und wie leicht ist ja die Ausrede bei der Hand, daß man nur so alt sei, wie man sich fühle, und dergleichen. Leider wurde ja schon länger und häufiger der Tanz- und Rauschliebe einer Nacht Unschuld und Ehre und oft das Lebensglück geopfert, aber die Menschheit blieb sich doch über die moralische Wertung klar.

So unverschämt und offen ist das doch wohl nie in ernster Auseinandersetzung als harmlos hingestellt, als selbstverständlich bezeichnet worden. In diesem Zynismus spricht sich eine Entartung aus, von der man kaum glauben sollte, daß sie noch steigerungsfähig ist, und so etwas fühlt sich noch erhaben über andere, weil das Laster, wenn man es selbst treibt, etwas anderes sei als bei anderen. Sollten sich da nicht alle anständigen Elemente aufraffen gegen eine moralische Pest[5], die auch denen verderblich werden muß, die nicht in gleicher Gesinnung in ein Treiben hineingeraten, das ihnen verderblich werden muß, das ein Zeichen des Niederganges und ein Vorbote des Unterganges ist. Wenn es richtig ist, daß die Sitten der Völker immer in Verfall und verwüstet waren, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat, so wird dieses Stadium auch gegeben sein, wenn die Nacktheit in der „Gesellschaft" dominiert, die bis an die äußersten Grenzen gehende körperliche Nacktheit und eine vielleicht noch weit größere geistige Nacktheit, die gezwungen werden muß, die körperliche nicht noch weiter zu treiben.

• • •

Es ist gewissen Leuten begreiflicherweise außerordentlich peinlich, daß die in Fragen der sittlichen Lebensführung wahrlich nicht engherzige demokratische „Frankfurter Zeitung" eine so scharfe Anklage gegen die Entartung des Münchener Karnevals gerichtet hat. Nachdem die „Allgemeine Rundschau" schon seit Jahren ähnliche Klagen erhoben hat, (so noch vor Jahresfrist in einem Artikel von W. Thamerus: „Münchener Karnevalsunsitten. Eine Aschermittwochbetrachtung" und in einem längeren Artikel aus der Feder Otto von Erlbachs: „Nochmals: Münchener Karnevalsunsitten") erscheint es angezeigt, die oben bereits auszugsweise mitgeteilten Ausführungen der „Frankfurter Zeitung" im genaueren Wortlaute hier folgen zu lassen. Uebrigens ist es nicht irgendwer, der hier seine warnende Stimme erhebt. Hinter den Anfangsbuchstaben E. K. steht bekanntermaßen der ständige Kunstreferent der „Frankfurter Zeitung", Eugen Kalkschmidt. Der Titel des Feuilletons in Nr. 22 (Zweites Morgenblatt) vom 22. Januar lautete: „Die Richard-Strauß-Woche in einer Nacht: Eine Münchener Faschingsbetrachtung". Der erste Teil enthält die Schilderung des Festes, das übrigens beileibe kein Fest der Presse, sondern ein von Kunstakademikern veranstaltetes Fest war. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß das anstößige Bild von Weisgerber, das den Einladungsprospekten vorgedruckt war, sich auf den Straßenplakaten eine entsprechende Verhüllung der allzu nackten Salome gefallen lassen mußte. In dem zweiten Teile der Kalkschmidtschen Skizze begegnen wir einer ziemlich gepfefferten Kritik der auf dem Pressefeste sich breit machenden „Körperkultur". Man lese:

„Aber nun die Träger der Kostüme! Heiliger Bacchus. Den Damen läßt sich nachsagen und zwar ohne jede Absicht der Galanterie, daß sie den Reiz einer neuen und ungewohnten Umkleidung im allgemeinen sicherer, natürlicher und schöner zu entwickeln wußten als die Herren. . . . . Von den Herren hatten sich, wie natürlich, gerade die jüngeren Semester festlich bunt angetan, aber in der körperlichen Disziplin versagten die allermeisten. Krumme Rücken, haltlose Schultern, vorgeschobene Hälse sind ja auch „im Zivil" nichts Schönes, im Kostüm aber sind sie trostlos, denn nun sieht man ja das alles mit einem Blick. Die Gewandung, die verhüllen soll, enthüllt urplötzlich die ganze Verkommenheit unserer Körperkultur."

Alldieweil diese Kritik gerade in der „Frankfurter Zeitung" erschien, ist wohl der Verdacht ausgeschlossen, daß dieselbe auf das gewohnheitsmäßig stark vorwiegende semitische Element gemünzt sei.

Im dritten Absatz — wohlgemerkt immer unter der gleichen Titelüberschrift — folgt dann die Generalabrechnung mit dem heutigen Tiefstand des Münchener Karnevals überhaupt. Eugen Kalkschmidt schreibt u. a.:

„Ja, wo bist du? Ich kenne nun den Münchener Fasching seit zwanzig Jahren und gehöre nicht zu denjenigen, die programmgemäß die gute alte Zeit gegen die neue ausspielen. So hätte sich das äußere Bild des gestrigen Festes gewiß anmutiger gestaltet, wenn nicht gerade am selben Tage im Schlierseer Skigebiet die Münchener Wettläufe eine Menge gerade jener gesunden Jugend angezogen hätten, deren elastische Gestalten, deren frische Heiterkeit dem Münchener Fasching sein bestes Teil geben. Diese Sportjugend gab es vor zwanzig Jahren noch nicht. Aber es gab, so scheint mir, auch etwas anderes noch nicht so, wie es das heute im Münchener Fasching gibt und wovon ich, ganz abgesehen vom Verlauf des Pressefestes im besonderen, einmal reden will.

Unser Fasching von heute ist animalischer, er ist fleischiger geworden. Es ist in die öffentlichen Veranstaltungen, auch wenn sie nicht ganz billig sind, und also von den sogenannten „besseren" Kreisen besucht werden, ein Zug hineingekommen, der abwärts führt in jene Region, wo es sich nicht mehr um „prüde" oder „frei", sondern schlechtweg um anständig und unanständig handelt. Die unbefangene Heiterkeit des Faschings beruht auf der Zwanglosigkeit des Verkehrs zwischen Mann und Weib, die einmal im Jahre über die gesellschaftlichen Zwangsformen hinweg einander in Scherz und Freude am Leben begegnen wollen. Daß in den spontanen Aeußerungen dieser Lebensfreude Gott Eros vernehmlich mitspricht, war von jeher so und soll auch gar nicht anders sein. Aber die Achtung vor dem fremden Ich muß auch aller erotischen Tollheit noch Maß und Ziel geben, gerade dann, wenn die Schranken der gesellschaftlichen Uebereinkunft in diesen Dingen zeitweilig gefallen sind.

Nun aber ist es widerwärtig und lähmend zugleich, wenn man beobachten muß, wie diese verhockte Stubenmenschheit Gelegenheit sucht und schafft, um auf eine Art „quietschvergnügt" zu sein, die man früher den bescheidenen Volksveranstaltungen überließ, wo sie übrigens weniger versteckt und darum sauberer war und ist. Es ist nichts weniger als kavaliermäßig, jungen Mädchen gegenüber zu handgreiflichen Zärtlichkeiten überzugehen, wenn man sich ihnen widmen und ihnen Beweise seiner munteren Faschinglaune bieten will. Es ist schamlos und albern, jede Gelegenheit des Tanzes im übervollen Saal, jedes Gedränge dazu auszunützen, der erwählten Dame unaussprechliche Gefühlseindrücke zu hinterlassen. Eine derart gierige „Knutscherei" war im Münchener Fasching älteren Stiles nicht an der Tagesordnung. Die Münchener Frauen von damals waren bekannt und berühmt dafür, daß sie auf solche Angriffe ebenso herzhaft wie erfolgreich zu antworten wußten, ja, sie verstanden es sogar, dem Missetäter trotz seiner Zurückweisung die gute Laune zu erhalten. Heute habe ich den Eindruck, daß die Geilheit — ich finde kein schwächeres Wort — im Münchener Fasching so beträchtlich ins Kraut geschossen ist, daß es schwer halten dürfte, ihn wieder rein zu jäten.

Der Urmünchner pflegt an dieser Stelle einzuwerfen: Ja, freili: dö Saupreußen, dö san schuld! Etwas Wahres ist daran, aber doch nur etwas. Die Nord- und Mitteldeutschen, so wollen wir einmal gerechterweise sagen, die am Fasching teilnehmen, hat es früher auch gegeben. Aber sie haben sich den freien leichten Formen mit ihren unsichtbaren Grenzen anpassen müssen. Der gebildete junge Mann aus dem Norden bringt von Hause aus soviel Erziehung mit, besonders den Frauen gegenüber, daß er zunächst, wenn er in die Münchener Faschingsluft versetzt wird, nicht recht weiß, was er mit seinem Respekt in diesem Trubel anfangen soll. Für ihn gibt es entweder die Dame oder das Gegenteil. Alsbald merkt er dann, daß es zwischen Steifheit und Brutalität noch etwas anderes gibt: ein taktvolles Wohlverhalten, ein Werben, das ritterlich bleiben muß, auch wenn es „in Freiheit und unter eigener Verantwortung" geschehen darf. So siegte die Münchener Tradition immer wieder über die Mißverständnisse, denen sie gerade in der Faschingsluft unterworfen war. Nun aber scheinen wir durch den gewaltigen Andrang vergnügungslüsterner Elemente, die aus dem Fasching eine billige „Saison" machen, allmählich dahin gekommen zu sein, daß München die rohen Erwartungen der Gäste nicht enttäuschen will und nachgibt. Man nimmt's nicht mehr so genau. Es ist ja doch weiter nichts dabei. Nein, in der Tat: nichts weiter von dem, was die wirklich erquickliche Faschingslaune schmückt: kein Ueberschwang und kein rechter Humor. Aber allerlei Nervenkitzel. Wenn diese deutlichen Symptome häufiger werden, so hätte der Münchener Fasching seine höhere Daseinsberechtigung verwirkt."

Der Rest ist Schweigen. Was hier — in unmittelbarstem Zusammenhang mit Eindrücken des Pressefestes — geschrieben steht, bleibt geschrieben, wenn auch dem jäh aufwallenden Zorn aus naheliegenden Erwägungen eine etwas veränderte Richtung gegeben werden möchte.

Es dürfte nachgerade an der Zeit sein, daß überall im Reiche anständige Eltern sich die Frage vorlegen, ob sie es vor ihrem Gewissen verantworten können, studierende Söhne, wenn sie nicht ganz und gar innerlich gefestigt sind, zur Zeit des Karnevals, also im Wintersemester, in das Münchener Capua ziehen zu lassen. Jedenfalls muß alles daran gesetzt werden, um die Vorstellungen, die in einem großen Teile der anständigen Presse immer noch durch gedankenlose Feuilletons über den „Zauber" des Münchener Faschings verbreitet werden, gründlich zu zerstören. Leider tragen auch die Reklamehefte, welche zur Hebung des Wintersports von der Verwaltung der bayerischen Staatsbahnen offiziell mit den Winterfahrplänen ausgegeben werden, dazu bei, den Münchener Fasching mit einem falschen Nimbus zu umgeben. Sorge man erst dafür, daß die Sau, welche in der erborgten Toga der Kunst heute das Zepter über dem Münchener Karneval schwingt, von ihrem usurpierten Platze wieder heruntergeholt wird.

[5]) Leider gibt es in München nur zu viele Kreise bis hoch hinauf, die, wenn man sie auf die in der „Jugend", im „Simplicissimus", in gewissen Publikationen des Verlages von Albert Lange (jetzt Ludwig Thoma) und anderer ausgesprochen erotischer Münchener Verlage errichteten Lehrkanzeln der „Freien Liebe", der radikalsten geschlechtlichen Zügellosigkeit verweist, mit der naivsten Miene von der Welt erklären: „Ja, was denken Sie wohl? Davon ist uns nichts bekannt. Wir lesen so was nicht." Um so eifriger wird „so was" von den Söhnen und manchmal auch von den Töchtern sogen. besserer Kreise gelesen. Und während Ludwig Thoma auf der Hofbühne einer der meistaufgeführten und meistapplaudierten Autoren ist, verzapft er in seinem neuesten Bändchen „Münchener Karneval" gewissermaßen als Generalmotto Münchener Liederlichkeit den nicht mißzuverstehenden Vers (S. 43):

„Und sprecht mir nicht von Ehrbegriffen!
Aufs Standesamt ist längst gepfiffen,
Natur genügt uns auch allein;
Nicht alles muß gestempelt sein."

Gruss aus der Heimat.

An einen Winterabend muss ich denken —
Die weissen Fluren grüsst der Mondenschein,
In stumme Träume wollt' ich mich versenken,
Da trat'st du sonnig lächelnd zu mir ein.

Auf deinem Mantel lag der Flockenflimmer,
Ein frischer Windhauch zog durch das Gemach,
In meinem heimatlosen, stillen Zimmer
Wurden die langentbehrten Stimmen wach.

Du schenktest mir der Heimat Zauberlieder
Den ganzen lieben, schönen Abend lang,
Und heute fühl' ich's, fühl ich einsam wieder,
Wie tief, wie tief das warme Herz erklang . . .

E. Taufkirch.

Die Prostituierung der Frau im Kino.[1]

Von Dr. Hüttermann, Beckum.

Vor einigen Tagen sagte mir ein eifriger Kinobesucher: „Ich habe hundert Stücke gesehen, in keinem hat die Frau in der Versuchung die eheliche Treue gehalten." Beinahe dieselbe schwere Anklage lese ich im Münsterschen Pastoralblatt (S. 72, 1912): „Ich habe kein einziges Stück gesehen, in welchem die Frau den Versuchungen gegen die eheliche Treue standhielt." Der protestantische Pfarrer Conradt, der als einer der ersten gegen den Schundfilm ankämpfte in seinem empfehlenswerten Buche: „Kirche und Kinematograph", hat 250 Stücke untersucht und darin u. a. 51 Ehebrüche gesehen. Dabei ist zu beachten, daß bei den 250 Stücken eine Reihe war, die kein eheliches Drama behandelten, so daß also der Prozentsatz der Ehebrüche in den Schundfilms ein bedeutend höherer wird. Ich selbst habe vor kurzem in dem Film „Um Haaresbreite" zum ersten Male eine in der Versuchung treue Frau gesehen. Einige Proben von den Anwürfen, denen die Frau im Kino ausgesetzt ist! Ist das das Bild der treusorgenden Gattin, die erst mit ihrem kranken Gatten schön tut, dann unter einem erlogenen Vorwand den Maskenball besucht, um dort mit ihrem Galan beim Sekt im Chambre separée Zärtlichkeiten auszutauschen? Welches Bild muß unsere heranwachsende Jugend von der Schamhaftigkeit der deutschen Frau erhalten, wenn sie dort sieht, wie Ehefrauen durch die Fenster steigen und in die Wohnung ihrer Liebhaber eilen! Wo findet man wohl ein so freches, ein so widerlich-schamloses Weib, das sich nicht entblödet, in Gegenwart ihres Mannes sich über den Leichnam ihres verunglückten Liebhabers zu werfen und ihn wie wahnsinnig zu küssen? Den Toten! Sollte wohl eine Frau, eine Mutter, so niederträchtig gemein handeln können, daß sie ihrer jungen Tochter den Bräutigam abspenstig macht, um ihn für sich zu gewinnen, wie in dem Film „Das gefährliche Alter"?

Man wende nicht ein, viele Films seien keine deutschen, eine solche Anpöbelung der Frau komme auf ausländisches Konto. Vielfach stimmt letzteres. Aber wer von dem Publikum erkennt die Films als ausländische, da der begleitende Filmtext doch in deutscher Sprache verfaßt ist? Und dann: Ist der demoralisierende Eindruck nicht derselbe, ob eine französische oder deutsche Frau den Ehebruch begeht?

Einst sah ich im Kino die mittelalterliche Sage: Griseldis. Eine einfache, packende Handlung, wundervolles Spiel, schön koloriert. (Kein Ehebruch wurde behandelt.) Während der Vorführung war es mäuschenstill in dem mit zirka 200 Personen gefüllten Raum, und als das Stück zu Ende war, hörte man ein freudiges „ah!" im Theater. Dieses Beispiel soll zeigen, daß der Kino bessere Films bringen kann, wenn er will; deshalb müssen wir gegen ihn mit Zähigkeit kämpfen, nicht gegen den Kino als solchen, sondern gegen den Schundfilm, damit die Reinheit der deutschen Frau, die Schamhaftigkeit und Würde unserer Ehe, für die einst ein heidnischer Römer so hohe Worte der Anerkennung fand, nicht noch mehr in den Kot getreten werde. Vor allem sollten sich da die Betroffenen, die deutschen Frauen wehren, wehren in ihren Fachblättern, wehren eventuell in Protestversammlungen, wehren vor allem, indem sie solche Theater nicht besuchen. Letzteres ist am besten, weil es den Herren an den Geldbeutel geht, das scheuen sie am meisten.

[1] Da Schreiber dieses beabsichtigt, diese Seite weiter zu behandeln, bittet er, ihm gütigst Material hierzu zu übersenden.

Vom Büchertisch.

Ueber den Wassern. Herausgeber Dr. Johannes Eckardt. Verlag von „Ueber den Wassern", Salzburg. Literarische Monatschrift, jährlich 7.20 M, 8.40 K, 9 Fr. für 12 Hefte mit à mindestens 64 Seiten im Umfange 16×23 cm. — Das bekanntlich von Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. gegründete und bislang vom Verlage Hermann Walther, Berlin, veröffentlichte Unternehmen ist seit Beginn dieses Jahres in die Hände einer anderen Redaktion und eines neuen Verlages übergegangen. Fünf Jahre hat sich die sofort weitere Kreise interessierende Zeitschrift über dem Wasser erhalten; bedauerlich war der dreimalige Redaktionswechsel und die Aenderung des ursprünglichen Kurses als desjenigen eines ausgeprägten Literaturblattes. Zu diesem Kurse ist nun „Ueber den Wassern" zurückgekehrt und wir haben Ursache, uns dessen zu freuen. Denn, wie Dr. Johannes Eckardt treffend in der neuen Anzeige sagt: „Alle katholischen Zeitschriften, wenn wir von den Fachblättern absehen, haben ihr Programm erweitert. So fehlt ein Organ, das ausschließlich allgemein literarische Arbeit leistet und Beiträge über allgemeine ästhetische und Weltanschauungsfragen nur insofern mit aufnimmt, als sie unmittelbare Beziehung auf das literarische Gebiet haben. Und diese Lücke will ‚Ueber den Wassern' in Zukunft ausfüllen." Hinzugefügt wird, über Richtung und Wesensart weiter orientierend: „Die Zeitschrift wird einen unerbittlichen kritischen Standpunkt einnehmen, einen Standpunkt, der keine Kompromisse kennt, weder zum Nachteil der katholischen Weltanschauung noch auf Kosten wahrer Kunst. Dabei wird sie Objektivität in keiner Weise vermissen lassen. Es ist ihr deshalb auch die Mitarbeit jener willkommen, die auf dem Boden einer anderen Weltanschauung sachliche Arbeit leisten." Und: „Der lebendigen Literatur gilt ihr Streben, nicht der toten, zu der wir auch jene rechnen, die trotz äußerer sensationeller Erfolge tot geboren wurde. Wir werden daher nicht versäumen, Schätze dichterischen und kritischen Schaffens neu ans Licht zu stellen, die aus alten Tagen her noch lebendig sind, die nur tot scheinen, weil man sie vergessen hat. Nicht der Zufall, sondern systematische Arbeit soll ‚Ueber den Wassern' ausbauen. Der kritische Teil z. B. wird im Laufe der Jahre alle bedeutenden Dichter des 19. Jahrhunderts würdigen, alle markanten Strömungen, sodaß die Zeitschrift sich zu einer vielseitig gelesenen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts entwickeln kann." Dabei übersieht der jetzige, schon durch tüchtige literarhistorische und kritische Leistungen gut bewährte Herausgeber keineswegs die in den früheren Jahrgängen getane Arbeit, hebt sie vielmehr an anderer Stelle, dem Geleitworte im Dezemberhefte, vornehm hervor: „Es war eine Zeit aufregender Debatten, harter Arbeiten und wechselvoller Geschicke. Eine stattliche Zahl ernster Menschen hat manche Stunde dem Unternehmen geopfert. Und auch der Erfolg dieser Arbeit ist nicht zu unterschätzen. ‚Ueber den Wassern' hat sich über die katholischen Kreise des deutschen Volkes hinaus eine geachtete Position geschaffen; wenn man bedenkt, unter welchen Schwierigkeiten ein solches Unternehmen auf katholischer Seite überhaupt, und mit welchen Opfern ‚Ueber den Wassern' im Speziellen auf die Höhe gebracht werden konnte, die man heute allgemein respektiert, so wird man begreifen, daß am Abschlusse eines halben Jahrzehntes allen, die mit Namen und ohne Namen, schaffend und werbend, anregend und zustimmend mitgearbeitet haben, inniger Dank gesagt wird." So greift man mit verdoppeltem Interesse nach dem vorliegenden ersten Hefte und fühlt die Erwartungen angenehm bestätigt. Schon gleich das künstlerische Deckblatt mit einer schönen Illustrierung nach G. Fugel weckt das für derartige Veröffentlichungen unumgänglich Notwendige: Stimmung, die durch das mächtige Eingangsgedicht von Ernst Thrasolt sofort befestigt und erhöht wird. Dann folgt: ein Hebbel-Essay von Geh. Hofrat Universitätsprofessor Dr. Oskar Walzel, ein Gedicht von Gustav Falke, eine Studie über diesen Dichter von Dr. Friedrich Castelle, eine Dichtung von Hedda Sauer, der Anfang des eben jetzt erschienenen neuesten Romans Gustav Falkes: „Die Stadt mit den goldenen Türmen", vom Bühnenleiter des Erler Passionsspiels Dr. P. Expeditus Schmidt, O. F. M., ein Essay: „Zur Psychologie des Bauernschauspiels", ferner der Beginn eines fortlaufenden Romans von Hans Schrott-Fiechtl: „Der Rangger Fons", von Universitätsprofessor Dr. Joseph Nadler: „Deutsche Tage in Kopenhagen 1660—1770", endlich die Rubriken: „Rundschau" (mit Universitätsprofessor Ignaz Seipels „Leben die Kirchenväter noch für uns?"), „Anmerkungen zur Bücherei" (von Dr. P. Expeditus Schmidt) und „Anmerkungen" (von Dr. Johannes Eckardt). Die Liste der Mitarbeiter, unter denen hervorgehobenermaßen der Gründer der Zeitschrift sich besonders rege betätigen wird, gestaltet sich schon jetzt wie folgt: Dr. Friedrich Castelle — Dr. Karl Domanig — Walther Eggert-Windegg — Gustav Falke — Heinrich Federer — Joseph Gangl — E. M. Hamann — Enrica von Handel-Mazzetti — M. Herbert — Eduard Hlatky — Dr. Rudolf Hornich — Isabelle Kaiser — Dr. Oskar Katann — Paul Keller — Hedwig Kiesekamp-Rafael — Richard Knies — Dr. Eduard Korrodi — Prof. Dr. Richard M. Meyer — Professor Dr. Joseph Nadler — Alfons Paquet — Generalmusikdirektor Dr. Hans Pfitzner — Dr. Johann Ranftl — Bettina Ringseis — Hedda Sauer — Dr. Richard Schaukal — Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. — Professor Dr. Eugen Schmitz — Hans Schrott-Fiechtl — Professor Dr. Ignaz Seipel — Dr. Karl Sonnenschein — Dr. Johann Georg Sprengel — Dr. Joseph Sprengler — Lulu von Strauß und Torney — Ernst Thrasolt — Adam Trabert — Professor Dr. Johann Ude — Geh. Hofrat Professor Dr. Oskar Walzel — Hofrat Professor Dr. Otto Willmann — Stefan Zweig. Zur Erleichterung des systematischen Ausbaues der Zeitschrift wurde die Redaktion als für Deutschland, hauptsächlich für Norddeutschland, durch Dr. Friedrich Castelle, für die Schweiz durch Professor Dr. Joseph Nadler ergänzt. Das alles sieht vielversprechend aus, und gern stimmen wir dem in der „Wiener Reichspost" unter dem 12. Dez. 1912 erschienenen warmen Empfehlungsartikel des Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel zu, in welchem es unter anderem in bezug auf die dargelegten Intentionen des Herausgebers heißt: „Eine solche recht verstandene Objektivität, die etwas ganz anderes ist als Farblosigkeit oder Kompromißpolitik, war tatsächlich stets der Standpunkt der Katholiken der Literatur gegenüber, von den Kirchenväterzeiten an bis in unsere Tage." — So wünschen auch wir dem ersichtlich gutgebauten und gutgesteuerten Fahrzeuge des erneuten Unternehmens herzlich Glück: Glück durch lebhafte Förderung unserer Literaten und unseres lieben Publikums.

M. Rast.

Die Wolke.

Wie einer Vorzeit Schatten
Kommst du den Hang herauf
Verdunkelnd Feld und Matten,
Strassen und Stromeslauf.

Wie ferne Gebirge glänzen
Deine Säume sonnenrot,
Die den Himmel hell begrenzen,
Der Weg und Bahn dir bot.

Was wandelst du im Wandern
Beständig die Gestalt?
Stets gleichst du einer andern,
Die vor dir schon gewallt.

Hält dich ein Schmerz gefangen,
Der einen Ausweg will
In ungestümen Verlangen?
Wann bist du einmal still?

Das ist ein Bäumen und Bauschen
Hoch über dem harrenden Grund.
Und plötzlich redet mit Rauschen
Der sturmerlöste Mund.

Und plötzlich stürzen Zähren
Erschütternd und schauerlich —
O Wolke, ich weiss dein Begehren,
Bist heimatlos wie ich.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Strausspremière in München. „Ich bildete mir immer ein, so was würde keinen Effekt machen", schrieb Mozart aus Mannheim, der ganz begeistert die Ariadnepartitur mit sich führte. Es war die 1775 entstandene Ariadne von Georg Benda, die sich sehr lange auf den deutschen Bühnen hielt. Wie in der Straußschen Neuheit mischte sich die seriöse Handlung mit heiteren Zwischenszenen. Die von Theseus verlassene Tochter des Minos ist von Monteverdi bis zu dem vor kurzem verstorbenen Massenet mehr als hundertmal vertont worden. Was Strauß dazu bewegte, eine kleine Oper im alten Stil zu schreiben, geht aus Aeußerungen seines Textdichters Hugo v. Hofmannsthal hervor. Er wollte ein ganz einfaches Sujet mit ganz unbegrenzten Kunstmitteln musikalisch illustrieren und damit gewisse an der Oberfläche der Dinge haftende Kritiken entwaffnen, denen sich sein Talent wiederholt ausgesetzt sah. Die „Elektra" stellte einen Höhepunkt dar. Wir wollen in dies Wort keinen wertenden Sinn legen, sondern mit ihm lediglich einen Punkt bezeichnen, über den es kein „darüber hinaus" gab. Im „Rosenkavalier" wandte Strauß sich der Melodie im Sinne einer älteren Kunstrichtung zu, und auf diesem Wege ist er in der „Ariadne" weitergeschritten. Wir nennen darum Strauß noch keinen „zweiten Mozart", auch wissen wir noch nicht, wie andere, ob mit „Ariadne" ein neues Kapitel der musikalischen Entwicklung beginnt. So fühlbar uns der Zusammenhang der berühmten Koloraturarie der Königin der Nacht mit dem Geiste ihrer Epoche ist, so wenig empfinden wir dies bei dem noch viel schwierigeren Ziergesang von Richard Straußens Zerbinetta in der Zeit der Wagnerzentenarfeier. Dies hindert nicht, daß wir dem Können und der Erfindungskraft des Komponisten unseren größten Respekt zollen. Der „Ariadne" geht Molières „Bourgeois gentilhomme" voraus. Diese auf Bestellung Ludwigs XIV. geschriebene Komödie schloß ursprünglich mit einem Ballett, zu welchem Giovanni Battista Lully, der Begründer der „Großen Pariser Oper", die Musik geschrieben hat. An Stelle des „Ballet des nations" ist die „Ariadne" getreten, weil „uns die unerschöpfliche Symbolik und die urewige Aktualität dieser unsterblichen Gestalt anreizten" (sagt Hofmannsthal). Der Bearbeiter folgt Molière bis dahin, wo Cleonte und Lucile in Aktion traten, dann ist die Behandlung eine freiere. Jourdain ist verliebt in eine Marquise, zu deren Ehren er ein prunkvolles Festmahl veranstaltet, der die Aufführung der „Ariadne" als Krönung des Festes folgt. Es ist vielfach die Meinung vertreten worden, Molière störe den Genuß der Straußschen „Ariadne", da das Publikum bereits ermüdet sei, wenn die eigentliche Oper beginne. Schon bei der Stuttgarter Uraufführung vom 15. Oktober 1912, bei welcher hinter den Kulissen zwischen dem Schauspielregisseur Max Reinhardt, Richard Strauß und den Stuttgarter Opernkräften manch harter Strauß ausgefochten wurde, hat man Streichungen vorgenommen, man wird auch hierin noch etwas weiter gehen können, gerade jedoch die Begleitmusik zur Komödie des unsterblichen Emporkömmlings bietet das eigenartigste, musikalisch feinste der Straußschen Partitur. Da ist erst die kapriziös wirksame Ouvertüre, die reizvoll archaisierende Ariette der Sängerin, das musikalisch witzige Couplet Jourdains, die Fecht-, Tanz- und Schneiderszenen. Auch das Vorspiel zum zweiten Akte ist von liebenswürdiger Melodik und die Bankettszene glitzert und blendet durch geist- und humorvolle musikalische Aphorismen. Daß Strauß im Vorbeigehen auch die Operette zu streifen nicht verschmäht, wissen wir seit dem „Rosenkavalier". Das meiste Gefühl spricht aus der Ouvertüre des „Spieles im Spiel", der „Ariadne. Die Klagen der von Theseus Verlassenen im Stile Glucks werden von den scherzhaften Szenen der dazwischen geschobenen Figuren der commedia dell' arte unterbrochen. Wir sollen durch dies Nebeneinander von Ariadne, die durch Bacchus einem neuen Leben der Liebe gewonnen wird, und von Zerbinetta mit ihren Liebhabern, Helden und Durchschnittsmenschentum im Kontrast sehen. Man entnimmt diese Absicht einer Straußschen Aeußerung, die durch die Zeitungen ging, kaum aber der Aufführung. Hier fesselt einzig die Virtuosität, mit der Strauß diese Stile zu mischen weiß. Die schon erwähnte Bravourarie der Zerbinetta rief stürmischen Beifall hervor. Frau Bosetti sang die länger als zehn Minuten währende Arie als erste, die die hohen Töne dieses Koloraturenblendwerkes in der Originalfassung zu geben weiß. Starke Eindrücke hatte ich von der Schlußszene zwischen Ariadne und Bacchus, mögen hier auch manche frühere Straußsche Wendungen wieder auftauchen, so sind sie dafür ganz „Straußisch". Während der Dunkelheit der Opernszene haben Dorimene und der galante Graf sich auf französisch empfohlen und Jourdain, der geprellte Gastgeber, findet die Plätze neben sich leer. Er hält noch einen nachdenklichen Monolog, und das Spiel ist zu Ende. Strauß hat hier auf den Riesentonkörper verzichtet, mit einem Orchester von Mozartbesetzung vorlieb genommen, zu diesem treten Klavier, Harmonium, Harfe, Celesta. Lange Strecken hindurch ist das Orchester im Kammermusikstile behandelt. Aus diesem Grunde hat Strauß für die Uraufführung das intime Schauspielhaus des neuen Stuttgarter Hoftheaters gewählt und hier auf der Wahl des noch viel kleineren, durch Mozarts historisches Wirken geweihten Kgl. Residenztheaters bestanden. In Dresden, Frankfurt und Hannover hat man „Ariadne" nach Berichten ohne Schädigung der Wirkung in den großen Opernhäusern gegeben und auch hier wird sie bald ins Hoftheater übersiedeln müssen. In der Première kostete der Parkettsitz 40, in der ersten Wiederholung 20 ℳ. Wenn man bedenkt, daß von der geringen Plätzezahl des Residenztheaters noch vier Parkettreihen (zur Vergrößerung des Orchesters) geopfert werden mußten, das Aufführungsrecht (ohne Tantieme), wie man hört, 6500 ℳ kostet, Dekorationen und Kostüme in Stuttgart 40—50,000 ℳ, also wohl hier kaum erheblich weniger verschlangen, so sind die Billettpreise rechnerisch gerechtfertigt, ohne daß man sie auf die Dauer aufrecht erhalten kann und soll. An der Spitze des Schauspielensembles stand Wohlmuth, der seinen heute schon historischen Ruf als Molièredarsteller von neuem Ehre machte; auch die übrigen Schauspieler verdienen Lob. Maude Fay sang die Ariadne mit herrlichem Klangreiz und ergreifendem Ausdruck. Wolf gab dem Bacchus Tonschönheit und Wärme. Auch das Nymphentrio und die heiteren Figuren boten in ihren mehr schwierigen, als dankbaren Partien vorzügliches. Walters überlegene, geistvolle Orchesterleitung, die prunkvolle Inszenierung unter Fuchs' Regie gaben in jeder Hinsicht vorbildliches. In der Première wurden die ersten Akte mit geringer Opposition aufgenommen und der Schlußaufzug bejubelt. Die zweite Aufführung, der ich beiwohnte, wurde bei jedem Akte mit herzlichem Beifall bedacht. Wenn andere Premièren lauter begrüßt wurden, so muß man bedenken, es fehlten die billigen Plätze der begeisterungsfrohen Jugend. Ein Bedenken noch sei nicht verschwiegen. Diese Mischung der Stile und dieses Spiel mit den Stilen hat trotz genialen Könnens im einzelnen nicht durchweg eine organische künstlerische Einheit zustande gebracht; auf diesem Wege liegt weniger für Strauß selbst, als für die Straußschen Kunstjünger, die Gefahr des Abirrens von dem hohen künstlerischen Ernst, den Wagner der deutschen Opernbühne in seinen Musikdramen sowohl, als in den heiteren „Meistersingern" erkämpfte.

Verschiedenes aus aller Welt. Rich. Straußens „Rosenkavalier" ist in London erfolgreich aufgeführt worden. Der Text hat dem englischen Geschmacke gemäß einige kleine Aenderungen erfahren. Es handelt sich um die Milderung der auch von uns beanstandeten Pikanterien. — „Düwels", ein Bauerndrama von Heinrich Sohnrey, hatte in Offenbach a. M. Erfolg. Den stark naturalistischen Szenen wird große dramatische Kraft zuerkannt. — In Dresden wurde Heinrich Lilienfeins Jambendrama „Der Tyrann" beifällig aufgenommen. Ein Konflikt zwischen Vater und Sohn im Gewande der mit dem Geschick des Eklektikers gebildeten

Antike wird in oft wirksamen Szenen behandelt. Ebenfalls aus dem Verhältnis zwischen Elternhaus und Jugend erwächst die Tragik in Artur Dinters modernem Schauspiel „Der Dämon", der in Eisenach mit großem Beifall seine Uraufführung erlebte. — Geringen Eindruck machte in Hamburg Ch. Leysts Schauspiel „Alt Nürnberg", das Kämpfe innerhalb des Nürnberger Rates, die Pest und eine sentimentale Liebesgeschichte schildert. — „Marja", ein dramatisches Gedicht von H. Sturm hatte in Düren seine erfolgreiche Urpremière. — Das Kgl. Opernhaus in Berlin brachte zum ersten Male: „Kerkyra" von J. Lauff, Musik von J. Schlar anläßlich des Geburtstages des Kaisers, dessen Frühlingssitz Korfu das Bühnenwerk in Antike und Gegenwart behandelt. Die von der Archäologie unterstützte Inszenierung, die Musik, der die Forschung über antike Motive zu Hilfe kam, Malerei, Tanzkunst und ein wenig auch die Dichtung schufen ein fesselndes Ganzes.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die schon seit Wochen an sämtlichen internationalen Börsenplätzen vorherrschende grosse Reserviertheit hält an. Seit dem gänzlich unerwarteten Staatsstreich der jungtürkischen Partei in Konstantinopel hat sich auch der Auslandspolitik eine bemerkenswerte Nervosität bemächtigt. Den mehr oder minder offiziellen Reden der Botschafter und Minister, und vor allem den Leitartikeln der gesamten Auslandspresse ist eine charakteristische Unsicherheit gemeinsam, welche auf die vollkommene Unklarheit in der zukünftigen Gestaltung aller politischen Punkte schliessen lässt. Die Zuspitzung der Balkanfrage, speziell eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten der beiden Kriegführenden, verurteilt die Börsenkreise neuerdings zu total geschäftslosen Effektenmärkten. Die Differenzen zwischen Rumänien und Bulgarien, und in erster Linie das unsichere Gefühl einer ernsten Unstimmigkeit zwischen dem Dreibund und der Tripleentente beunruhigen die Finanzkreise. Der schleppende Geschäftsverkehr an den deutschen Börsen ist daher mehr als begreiflich. Derselbe findet eine vermehrte Begründung in der Betrachtung der Geldmarktlage, sowie in der gesamten Wirtschaftskonjunktur. Für Deutschlands Finanzwelt wird die Frage über das Schicksal Anatoliens ausschlaggebend. Die deutsche Diplomatie hat bereits mit Recht die überaus namhafte Beteiligung von Deutschlands finanziellen Interessen an jenem türkischen Gebiet hervorgehoben. Die enorme Wichtigkeit einer energischen Vertretung von Deutschlands Finanz- und Handelsmacht in der bedrohten ottomanischen Provinz tritt daher in den Vordergrund nicht nur der politischen, sondern auch der allgemeinen wirtschaftlichen Betrachtung. Bei der feindseligen Spaltung der türkischen Parteien und der vollständigen inneren Zerfahrenheit der leitenden Kreise dortselbst werden Ueberraschungen jeder Art für möglich gehalten. Die deutschen Bankkreise geben nach dieser Richtung hin offenkundig zu, dass der Ernst der Situation nach wie vor gross sei, und die Gefahr für kriegerische Verwicklungen keineswegs ausgeschlossen bleibt. In den Dividendenpapieren zeigte sich auf allen Märkten äusserste Zurückhaltung, welche naturgemäss bei nur geringem Angebot starke Kursrückgänge verursachte. Die Ungewissheit über eine endgültige Erledigung der politischen Komplikationen wird noch geraume Zeit andauern. Für die Gestaltung unserer industriellen Konjunktur ist die momentane allgemeine Unklarheit der Politik und die Reserviertheit aller Geldzentralen von unübersehbarem grossen Schaden. Dieses grosse Hemmnis hat eine Eindämmung der geplanten Finanztransaktionen zur Folge und verhindert jede Weiterentwicklung unserer Wirtschaftslage. Aus den verschiedensten Momenten ist ersichtlich, auf welch durchweg gesunder und grosszügiger Basis unsere sämtlichen Industriezweige zurzeit stehen. Bei der Bekanntgabe der statistischen Ziffern des deutschen Aussenhandels pro 1912 ist die erhebliche Zunahme der Ausfuhr der Montanbranche besonders bemerkenswert. Die Situationsberichte aus allen Sparten der Eisen- und Stahlproduktion besagen auch für die Jetztzeit noch eine vollkommen günstige Beschäftigung bei durchweg zufriedenstellenden Verkaufspreisen. In all diesen Meldungen wird jedoch, und mit Recht, auf die grosse Beeinträchtigung der Kauflust sowie des ganzen Geschäftslebens hingewiesen, welche durch die allgemeine Kriegsfurcht und politische Beunruhigung nicht nur bei uns, sondern auch in allen Industrieländern hervorgerufen worden ist. Von der Elektrobranche wird gleichfalls bekannt, dass der Beschäftigungsgrad in den leitenden Werken grössere Ziffern aufweist als im Vorjahre und die Fabriken bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit mit Bestellungen überhäuft sind. Die Details aus den Bilanzresultaten unserer Schiffahrtsgesellschaften und vor allem die zu erwartenden Daten der Bilanzergebnisse der Grossbanken bilden weiterhin berechtigte Gründe zur Annahme, dass Deutschlands Wirtschaftsleben in seinem Innern besser ist denn je. Der unbedingte Zusammenhang zwischen Politik und Konjunktur jedoch verhindert trotz dieser erstklassigen Momente jede weitere Entwicklung. Auch der Abschluss einer grossen neuen rumänischen Schatzscheinanleihe durch die Berliner Diskontgesellschaft blieb an den deutschen Börsen einflusslos. Die glänzenden Berichte aus den schlesischen und rheinisch-westfälischen Industriezentralen vermochten im Hinblick auf die am Balkan sich neuerdings zuspitzende Kriegslage ebenfalls keinerlei Eindruck auf die Börsen auszuüben. Die verschiedenen Gerüchte über heimliche Mobilmachungen einzelner Grossmächte fanden dagegen auch in Börsenkreisen gebührende Beachtung.

M. Weber.

Die Hygiene der Haut erfordert in unserem modernen Lebenskampfe bei jung und alt die größte Beachtung. Denn nur eine gutgepflegte Haut, die durch Bäder und Waschungen abgehärtet wurde, ist imstande, sich für alle Schmutz- und Krankheitserreger zu immunisieren. Da aber nicht nur durch körperliche Arbeit, sondern auch durch Sport und Spiel infolge Schweiß- und Fettabsonderungen die Hauttätigkeit sehr beeinflußt wird, so ist es unser vornehmstes Gebot der Kultur, für eine geregelte Hygiene der Haut zu sorgen. Vor allen Dingen benutze man nur eine gute Seife, und nichts führt schneller zum Ziele, um gesund und schön zu sein, als tägliche Waschungen mit der echten Steckenpferd-Lilienmilchseife, die durch ihren reichlichen Boraxgehalt heilend auf alle Hautunreinigkeiten wirkt und eine zarte, weiße, sammetweiche Haut erzeugt.

Vorurteile unglaublichster Art ... Im Inseratenteil dieser Nummer (S. 112) befindet sich eine wiederholte Anzeige über die beiden Aufklärungsschriften des P. Otto Cohausz, betitelt „Das Glaubensbekenntnis der Jesuiten" und „Roboam, Ein zweites Wort in der Jesuitenfrage", auf die wir ganz besonders aufmerksam machen.

Kirchenheizung durch Musgrave's Original Luftheizung

neuester Konstruktion.

Geringe Anschaffungskosten. Geringster Brennstoffverbrauch. Stärkste Bauart und unbegrenzte Haltbarkeit. Einfachste und leichteste Bedienung. Seit über 50 Jahren vorzüglich bewährt.

Esch & Co., Mannheim IV. Zweiggeschäfte: Frankfurt am Main, Zeil 23. Hamburg, Lilienstrasse 7.

Kataloge, Voranschläge und Auskünfte kostenfrei. Viele Zeugnisse und Referenzen.

Münchener Sehenswürdigkeiten und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt ℳ 1.—.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst-Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände.

F. X. Zettler, Kgl. bayer. Hofglasmalerei. Brienncrstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock, Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Weinrestaurant „Schleich“ I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet, Jeden Dienstag und Donnerstag Gross. Militärkonzert.

Die

Marmorwerke Kiefer

Oberalm bei Hallein Land Salzburg — **Kiefersfelden** Oberbayern — **München** Zielstattstr. 57

Frankfurt a. M. — **Berlin-Tempelhof** — **Stuttgart**

liefern

Kirchenarbeiten und zwar **Altäre, Kanzeln, Speisegitter, Stufen, Tauf- und Weihwasserbecken** usw. in allen bekannten Marmorsorten.

Marmormosaikplatten für Kirchenpflasterungen.

Moderne Grabdenkmäler

nach künstlerischen Entwürfen vom Linzer Diözesan-Kunstverein und von ersten Künstlern begutachtet

Preislisten, Kostenanschläge, Besuche, Muster gratis und ohne Verbindlichkeit.

Allererste Referenzen aus hochw. geistl. Kreisen.

Höchste Auszeichnungen auf einheimischen u. int. Ausstellungen.

Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- u. mehrfarbige Rundschreiben, Kostenanschläge, Einladungen, Noten, Exportfakturen, Preislisten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, vom Original nicht zu unterscheiden. **Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar.** Kein Hektograph, **tausendfach im Gebrauch.** Druckfläche 23/35 cm. mit allem Zubehör nur M. 10.—.

— 1 Jahr Garantie. —

Otto Heuss Sohn, Weimar 303 b.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Ia Kanarienhähne

veredelte Harzer, echt Seifert, fleissig, tief, tourenreich. 8, 10, 12, 15, 18, 20, 25 ℳ. In- u. Ausland-Versand. Garantie: Wert, leb., gesunde Ankunft. 8 Tage Probe, Umt. oder Betrag zurück. Eigene gr. Züchterei.

I. Preise und goldene Medaillen.

G. Hohagen. Barmen U1

Viel. lob. Anerk. lag. vor. Die Exped.

Cigarren.

Direkter Versand an die Konsumenten. Anerkannt billige Bezugsquelle vorzüglicher Qualitäts-Zigarren! 100 Stück M. 3.50 bis M. 25.—. Nachnahme mit 3% Skonto oder Ziel 3 Monate. Garantie Zurücknahme. Verlangen Sie Preisliste.

Bernh. Stein und Co., Aachen.

Garantiert dauernde, gut lohnende

Heimarbeit

erhält jede Dame d. leichte, interessante Handarbeit. Die Arbeit wird nach jedem Orte vergeben. Näheres durch Prosp. m. fertigem Muster gegen Einsendung von 40 Pfg. in Marken, bei Centa Kolb, Kempten B 21 (Bayern). Altrenommiertes Versandgeschäft.

Bitte genaue Adresse!

Restaurant Hoftheater

DOPPEL-SPATEN

GABRIEL SEDLMAYR BRAUEREI ZUM SPATEN MÜNCHEN

Hochachtungsvoll Kaspar Lehrmeier.

Amtliches Bayer. Reisebureau G. m. b. H. vorm. Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Dresdner Bank Filiale München,

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 200 Millionen Mark.
Reserven 61 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u. s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.–, mindestens M. 3.– pro Jahr.**

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit 3%.

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem feuer- und einbruchsicheren Tresor vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung v. Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12. – pro Jahr** bezw. **M. 2.— pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen

zur Verzinsung auf Scheck-Konto od. gegen Kassaschein.

Die Verzinsung beträgt zur Zeit:		
	wenn täglich abhebbar	3%
	auf 1 Monat fest	4%
	auf 3 „ „	4¼%
	auf 6 „ „	4½%
	auf längere Termine nach Vereinbarung.	

An allen Hauptplätzen der Welt und an allen bedeutenderen Bade- und Kurorten zahlbare

Spezial- und Welt-Zirkular-Kreditbriefe

sind bei uns jederzeit **sofort** zu günstigsten Bedingungen erhältlich.

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.

Die Bank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengste Verschwiegenheit gegen jedermann, besonders gegenüber den Rentämtern und allen anderen Behörden.

Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.

„Rundschau“-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung nach §§ 23 und 41 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1912.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe	ℳ 379 649,700.—
Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	ℳ 388'104,746.44
Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von	ℳ 326,800.—
als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz.	
Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunal-Schuldverschreibungen	ℳ 8'654,000.—
Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darleben nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	ℳ 9'826,195.64

München, den 1. Februar 1913.

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung.

(§ 23 des Reichshypothekenbankgesetzes)

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gesamtbetrag der umlaufenden Pfandbriefe am 31. Dezember 1912	ℳ 1 133 210 600.—
Gesamtbetrag der am 31. Dezember 1912 in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken (nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen)	ℳ 1 146 405 519.26

München, den 1. Februar 1913.

Die Direktion.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a bayer. Fichtelgebirge, altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospeckte kostenlos. **Dr. Becker.**

Als besonders preiswert und vorzüglich mundend empfehle garantiert naturreinen, französischen, roten

Trauben-Wein

p. Flasche 65 ₰, p. Liter 75 ₰. 12 Fl. franko Haus München.

Philipp Simon, Weinbergbesitzer

[illegible]str. 28 a. d. Karlstr. Frauenstr. 5, vis-à-vis der Handelsch.

Wandteppiche

für Chorwände und Hintergrund von Altären u. Figuren

Paramente, Fahnen,

Stoffe eigener Weberei; hervorragende künstlerische Ausführung; viele Auszeichnungen und Anerkennungsschreiben.

Arnold & Braun,
Kunstweberei und Kunststickerei
Inh.: Aug. Arnold,
Kgl. Hoflieferant, Krefeld,
Roßstr. 172 a. d. Josephskirche.
Mustersendungen frei.

Vom Traualtar durchs Leben.

Von P. Dröder. 5. u. 6. Aufl.

Myrtenblüten.

Von Dr. Tappehorn.

25. Auflage.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Jedes in 2 verschiedenen Ausgaben, ff. Ausstattung, verschiedene Einbände von Mk. 1.50 an. (10

Illustrierter Prospekt gratis.
Auch in eleg. Etui erhältlich.

A. Laumann'sche Buchhandlung, Dülmen.
Verleger des hl. Apost. Stuhles
Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Sofort Geld

für eine Erfindung oder Idee. Auskunft gratis d **Globus**, Brüssel, Bd. Militaire, 129. Auslandporto!

Nutzgeflügel, Bruteier, Zuchtgeräte liefert Geflügelpark i. Auerbach 396. (Hess.) Katalog gratis.

Hauptstelle des Verbandes südd. kath. Arbeitervereine

München :: Pestalozzistr. 4
Fernsprecher 8765 und 8766

Abteilung:

Lichtbilder-Institut

Bezugsquelle für erstklassige
Projektions - Apparate und Kino und sämtlicher Ersatzteile
zu Fabrikpreisen.

Lichtbilder-Leihinstitut

mit 150 meistens kolorierter Serien nebst ausgearbeiteten Vorträgen.

Uebernahme von

Lichtbilder- und Kino- :: Vorstellungen. ::

Rat und Auskunft in allen Fragen der Projektionskunst.
Ausführliche Kataloge gratis.

Wachskerzen,

garantiert reines Bienenwachs **Abel**
X. A. Metz, Strassburg i. E.
Hauergasse 46.

Konzertverein München E.V.

Tonhalle.

Montag, den 10. Februar
abends 7½ Uhr

VIII. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**

Solist: Alexander Petschnikoff (Violine)

Wilh. Mauke:	Sursum corda! (Zum erstenmal)
Berlioz:	a) Liebesszene } a. d. „Romeo"- b) Fee Mab } Symphonie
Alex. Tanéiew:	Suite für Violine und Orchester
Beethoven:	Fünfte Symphonie.

Kartenverkauf an der **Tageskasse** der Tonhalle (Türkenstrasse), bei **M. Rieger**, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz 2, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen
(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Kath. Gesellschaftshaus München

Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.

Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen.
ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.
Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts.

Gardone-Riviera

am Gardasee (Italien) **Grand Hotel.**

Schönster Winter- und Frühjahrsaufenthalt in Oberitalien. **Saison 15. September bis Ende Mai.** Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Lift, elektr. Licht. Zentralheizung. 25,000 m² Garten- und Parkanlagen. Appartements mit Bad und Toilette.

☞ Prospekt gratis und franko. ☜

Ch. Lüzelschwab, Eigentümer.

Franz Wüsten
Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Majestät der Königin Wwe. von Sachsen.
Cöln a. Rhein
Hunnenrücken 28.
Telephon B 9445.
Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stilarten. Rennovier., Neuvergolden.

Hochf. westf.

Schinken

Rundschnitt, Landware, Winterbauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. ℳ 1.85. ff. westf. Cervelatwurst, Blockwurst, Mettwurst, Speck. Garantie: Zurücknahme. Versand an Unbekannte unter Nachnahme.

Wilhelm Bartscher
Rietberg i. Westf.
Westf. Schinkenräucherei.

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile, b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 7. München, 15. Februar 1913. X. Jahrgang.

Zur Psychologie des ersten Jesuiten.

Von Professor Dr. Martin Faßbender, Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Mit dem Interesse für den Jesuitenorden ist dasjenige für seinen Stifter untrennbar verbunden. Beide teilen auch das gleiche Los der widersprechendsten Beurteilung ihrer Eigenart. Und so scheint auch verschieden eingeschätzt zu werden das Maß, in welchem der Stifter seinem Werke das Individuelle seines Geistes aufgedrückt hat. Hören wir Gothein: „Die Gesellschaft Jesu ist das Werk eines einzelnen Mannes, und noch mehr als andere Ordensstifter, selbst als Franziskus, hat er seiner Stiftung das Gepräge seiner Persönlichkeit gegeben. Jeder einzelne Jesuit hat sich stets bemühen sollen, sein Musterbild zu befolgen. Durch die Art der Ausbildung hat es Ignatius selber verlangt; denn diese soll die Jesuiten dieselbe Straße führen, die er selber gegangen: in der Zubereitung seines Gemütslebens, im Gange der Studien, in der Tätigkeit.“ Anders der selbst dem Jesuitenorden angehörende P. Lippert: „Die Gesellschaft Jesu ist nicht einmal im eigentlichen Sinne eine geistige Nachbildung des Ritters von Loyola. Wohl hat der Jesuit die Liebe zu seinem Orden auch auf den Stifter übertragen, und die Begeisterung hat sich hier und dort in überschwänglicher Weise geäußert. Aber zu gleicher Zeit hat kein Ordensstifter den eigenen Orden so wenig nach der eigenen Art geprägt, wie Ignatius von Loyola. Darum wollte er auch mit Recht seiner Schöpfung nicht den eigenen Namen mitgeben, und heute noch spielt im Bewußtsein des Jesuiten der Stifter eine weit geringere Rolle als etwa Benediktus oder Franz von Assissi im geistigen Leben ihrer Söhne.“ Vielleicht lassen sich aber doch beide Aussprüche in Einklang bringen? Lippert will ja offenbar sagen, daß der Stifter die Erfahrungen seines eigenen religiösen Innenlebens bei der Festsetzung der Grundsätze für die Lebensführung seiner Jünger in der Weise zur Geltung gebracht hat, daß er sie aus dem engen Bereich individueller Berechtigung heraushob und zu allgemein gültigen Axiomen der Erziehung und Selbsterziehung ausgestaltete, damit allen Zeiten und Verhältnissen bestens Rechnung tragend.

Eine Lebensbeschreibung des heiligen Ignatius von Loyola wird immerhin zweifellos zum Verständnis des Jesuitenordens auch unter Festhaltung an Lipperts Worten viel beizutragen vermögen, wenn sie des Heiligen Psyche unserem Verständnis näherzubringen versteht. Die Richtigkeit dieser Anschauung springt um so mehr in die Augen, wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Exerzitienbüchelchen, des heiligen Ignatius ureigenstes Werk, für den Aufbau des Institutum S. J. gehabt hat. Wenn eine solche Lebensbeschreibung aber einen Einblick in das innere Wachsen und Werden dieser Heiligenpsyche gewährt, dann wird sie des machtvollen Eindruckes auf den Leser nicht entbehren, da gerade Ignatius durch seine zielbewußte und starke Arbeit an der eigenen Seele die höchste Bewunderung zu erregen vermag. Umso größeren Nutzen wird eine solche Lebensbeschreibung aber stiften, je mehr sie auch das rein Menschliche zu seinem Rechte gelangen läßt. Der Bonner Theologieprofessor Rademacher hat sich über diesen Punkt in einem Aufsatz über „Heiligenpsyche und Menschennatur“ im „Heiland“ sehr treffend geäußert, ganz in dem Sinne wie Bischof Dupanloup einmal sagt: „Es ist ein Hauptfehler der Hagiographen, uns die Heiligen so von allem Menschlichen entkleidet vorzustellen, daß man sich im Ernste fragt, ob das wirklich ein Mensch ist, ein Wesen von Fleisch und Blut mit menschlichen Gefühlen und Neigungen, wie wir.“ Ist dies aber richtig, so wird man auch nicht bezweifeln dürfen, daß die wissenschaftliche Hagiographie auf die Schilderung des Pathologischen im Leben eines Heiligen nicht verzichten darf, wo es sich etwa finden sollte. „Auch der Heilige,“ sagt Rademacher, „ist nicht geschützt wie gegen Irrungen, so gegen Fährlichkeiten psychischer Natur, und wo im Leben eines Heiligen Pathologisches sich nachweisen ließe, würde daraus nichts weiter folgen, als daß auch der Heilige der Schwäche der menschlichen Natur seinen Tribut zahlen muß.“ Aber mit dem Begriff des Pathologischen ist es etwas Eigenes, der Begriff ist zu unbestimmt, und vor allem muß vom christlichen Standpunkte Einspruch erhoben werden gegen den Versuch, die ideale Höhe sittlicher Heldenhaftigkeit, wie sie die Heiligkeit darstellt, mit dem Tiefstand sittlicher Verruchtheit des Verbrechers und der überragenden Größe geistiger Begabung, wie sie das Genie darstellt, — also Genie, Verbrechen, Heiligkeit — in einer Reihe in das Reich des Pathologischen zu verweisen. In der Tat ist die Frage, die Rademacher da anknüpft, berechtigt: Wäre es nicht viel befriedigender, zu sagen, daß die Genies wie die Heiligen eine höhere Entwicklungsform der Menschenart darstellen, jene auf dem natürlichen und vornehmlich intellektuellen, diese auf dem übernatürlichen und ethischen Gebiete?

Bekanntlich hat die Pathographie auch vor der Person des Heilandes keinen Halt gemacht, — die neueren Schriften, welche Jesu Denken und Wollen als krankhaft hinzustellen bestrebt sind, hat der Würzburger Theologieprofessor Kneib in seiner Studie „Moderne Leben-Jesu-Forschung unter dem Einflusse der Psychiatrie“ einer kritischen Betrachtung unterworfen — und so darf es wohl nicht Verwunderung erregen, wenn auch der Gründer des bestgehaßten Ordens der Jesuiten ebenfalls einer Seelenanalyse unterworfen wird, die von der Voraussetzung eines schweren Nervenleidens, der Hysterie, bei Ignatius ausgeht. Es paßt ja auch zu gut in den Rahmen der gesamten Jesuitenhetze hinein, den Orden, dessen Mitglieder als Muster der „Verschlagenheit, Hinterlist, Perfidie und Heimtücke“ hingestellt werden, als die Gründung eines bis ins tiefste Mark heuchlerischen und verlogenen Hysterikers zu brandmarken. Die Pikanterie läßt sich noch steigern, wenn man der Darstellung einen erotischen Einschlag zu geben versteht, trotzdem ein vorurteilsfreier Protestant, wie Viktor Naumann, in seinem trefflichen Buch über den Jesuitismus das Urteil abgibt: „Die schweren sittlichen Kämpfe, die einem Augustinus beschieden waren, ehe er zur endgültigen Klarheit gelangte, sind dem ritterlichen Spanier erspart geblieben; er war auch in dieser Phase seines Daseins (der Jugend) nicht nur nach dem Sinne seiner Zeit, sondern auch nach dem der unseren ein durchaus ehrenhafter, sittenreiner Kavalier.“ Den Verdacht auf Sensationslüsternheit wird daher ein Buch von vornherein zu erregen in Gefahr stehen, wenn es eine Biographie des Heiligen bieten will und im Untertitel als pathographische Studie mit dem Zusatz „vom Erotiker zum Heiligen“ bezeichnet ist. Nicht verringert wird dieser Verdacht, wenn der Verfasser sich uns als Arzt vorstellt, der andere Schriften unter den Titeln „Krankes Christentum“ und „das Christusbild in Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint“ und bereits früher in einem Alter von 28 Jahren — man denke! — eine Schrift: „Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters“ veröffentlicht hat. Das sind die Gedanken, die sich aufdrängen beim Anblick des Titels der kürzlich bei Joh. Ambrosius Barth-Leipzig erschienenen Geschichtsstudie „Ignatius von Loyola“ von Dr. med. Georg Lomer. Eine oberflächliche Durchsicht der Schrift zeigt, daß der nichtkatholische Verfasser gegenüber dem Jesuitenorden von den landläufigen Vorurteilen

des Protestantismus ganz erfüllt ist, weshalb eine grundsätzliche Verständigung ganz ausgeschlossen erscheint, will nach Lomers Ansicht doch der Jesuitismus nur einem längst überwundenen Ideal der Vergangenheit dienen und weiß sich gegenüber der fortschreitenden Gegenwart nur mittelst eines „unerhörten psychologischen Raffinements und einer skrupellosen diplomatischen Taktik" zu behaupten; das jesuitische Erziehungssystem ist persönlichkeitsfeindlich, will nicht zu selbständigen Urteilen anleiten, sondern nur fertige Urteile übermitteln und strebt daher auch in seinem Wissenschaftsbetrieb nicht nach der Wahrheit an sich, sondern nur nach der hergebrachten „Ordenswahrheit".

Wenn Dr. Lomer als grundlegenden Gedanken sodann hinstellt, daß der Begriff „übernatürlich" lediglich einer Falschdeutung menschlicher Unwissenheit seine Entstehung verdanke, so müssen uns starke Zweifel beschleichen, ob ihm überhaupt ein Organ zur Beurteilung religiöser Probleme eigen ist. Sein zusammenfassendes Urteil über Ignatius von Loyola am Schluß seiner Schrift lautet: „Spanier und Edelmann durch und durch, Soldat bis in den Kern seines Wesens, voll brennenden Ehrgeizes und Herrschbegier, aber auch voll fanatischer Glaubensglut, der verkörperte Wille zur Tat, aber voll hysterischer Ueberreiztheit, Aftermystik und orgiastischer Selbstbetäubung, halb idealistisch-aktiver Nordländer, halb gefühlsseliger, autoritätsgläubiger Südländer, ein Genie des organisierenden Willens, aber auch pathologisch bis ins Mark." Dieses Pathologische wird als Hysterie bestimmt, aber keine gewöhnliche Hysterie, die von Geburt vorhanden oder sich im Laufe des Lebens entwickelt, sondern eine künstlich herbeigeführte Affektion, das Produkt eines irregeleiteten, aber straff zielbewußten Willens. Hätte der Arzt Lomer sich auf die Behauptung beschränkt, Ignatius habe durch seinen Uebereifer in Bußübungen, wie Nachtwachen, übermäßiges Fasten, Geißelung, Tragen von Bußgürteln sich eine Zerrüttung des Nervensystems zugezogen, welche sich stellenweise in schwerer Skrupulosität, Halluzinationen, überreichlichen Tränenergüssen äußerten, so hätte man ihm mit Förster antworten können: „Es ist sehr leicht, aus einem langen Leben des religiös-sittlichen Heroismus gewisse pathologische Grenzfälle und gewisse Exzentrizitäten auch auf seiten großer Naturen herauszuheben, um damit ein tiefreichendes Problem des geistigen Menschen einfach zu erledigen." Aber, was das Verhängnisvolle, Dr. Lomer tritt in die Fußstapfen des Wiener Neurologen Freud, dessen Psychoanalyse als pansexualistische Psychologie bezeichnet worden ist, nach deren Lehre der Schlüssel zum Verständnis von Naturen, wie Ignatius, in der „zurückgestauten Sexualität" zu finden sein soll. Alles, was gegen die Uebertreibungen, Einseitigkeiten und Willkürlichkeiten der Freudschen Schule von sachverständiger Seite in umfangreicher Literatur gesagt worden ist, hat daher auch Geltung gegen Lomers Schrift. Seine protestantische Befangenheit, wie mangelndes Verständnis für katholische Dinge zeigt sich auch in der Beurteilung der Exerzitien. Er bietet eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe des Exerzitienbüchelchens und meint dann am Schluß, man dürfe nicht vergessen, daß die Exerzitien als getreues Spiegelbild von Ignatius innerer Entwicklung folgerichtig auch den in dieser unverkennbar vorhandenen pathologischen Einschlag aufweisen, und daß der gesamte jesuitische und nichtjesuitische Klerus, sobald er sich den Exerzitien unterziehe, mehr oder weniger die Gesundheit seines Geistes und seiner Nerven aufs Spiel setzen müsse. Hier liege ein hygienisch geradezu gemeingefährlicher Brauch vor, vor dem zu warnen Pflicht jedes Sachverständigen sei, der es gut mit der Volksgesundheit meine. Diese Proben dürften genügen zum Erweis, daß das Lomersche Buch nicht allein vom katholischen Standpunkt den schärfsten Widerspruch herausfordert, sondern auch das Verständnis der Religionsbekenntnisse untereinander nicht nur nicht fördert, vielmehr gefährdet, und daher auch nicht dem konfessionellen Frieden dienen kann.

Zu der Frage, ob man bei dem hl. Ignatius Hysterie vom ärztlichen Standpunkte aus annehmen müsse, sei nur hingewiesen auf das, was Professor Dr. Willy Hellpach, gewiß kein Ultramontaner, in seinem Buche über geistige Epidemien sagt:

„Die Exercitia spiritualia des Ignatius von Loyola sind der grandiose Versuch, die Hysterie zu überwinden und doch den alten Seelenzustand zu erhalten. Und der Stifter der Gesellschaft wußte, wo der Punkt lag, aus dem die Krankheit zu kurieren war, . . . er verbot die Planlosigkeit und Spielerei, die er durch die planvolle Ausgestaltung jeder Lebensstunde und durch systematische Einschulung der Phantasie auf die religiöse Vorstellungswelt ersetzte. Er sah, daß Erschöpfung dem Hirn die Herrschaft über den Bewegungsapparat raubt, Glieder und Muskeln eine unmoralische Ochlokratie an sich reißen läßt; sah, daß die Unsicherheit im seelischen Leben Unordnung und Durcheinander züchtet und die Seele den Visionen als Spielball ausliefert. In den Uebungen wurde eine krankhaft gesteigerte Bilderwelt in die Bande der Lebensaufgabe geschmiedet. Eine krankhaft gesteigerte — doch diese Krankheit war ein Experiment; sie sollte dem Willen unterworfen bleiben, und wo die Gefahr der Umkehr dieses Verhältnisses drohte, dort gebot die Ordensklugheit Halt. . . . Loyola hat erreicht, was zu erreichen war: die Freihaltung seines Ordens von hysterischer Verwilderung."

Ein anderes, ganz aus katholischem Geiste geschriebenes Buch ist die Biographie des hl. Ignatius, welche aus dem Nachlasse des Dichters Francis Thompson herausgegeben wurde und kürzlich in so meisterhafter deutscher Uebersetzung von Helene von Reuß bei Kösel in Kempten erschienen ist, daß sie uns vergessen läßt, daß es ein ursprünglich fremdsprachiges Buch ist. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird noch gehoben durch eine Reihe schöner Illustrationen. Hier finden wir keine naturalistischen Interpretationskünste zum Verständnis psychologischer Probleme. Wie der Heilige uns erscheint, so wird er geschildert. Ganz einfach und schlicht wird seine Geschichte erzählt. Zur Vermeidung historischer Irrtümer hat der auf dem Gebiete der Ignatiusforschung bekannte P. Pollen S. J. das Ganze einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen. Während Lomers Buch auf dem Boden der Anschauung entstanden ist, daß das Uebernatürliche als „Falschdeutung" zu erachten sei, hat Thompsons Feder die Liebe geführt, und er geht von der Ueberzeugung aus, daß Ignatius und sein Werk unter dem besonderen Schutze der Vorsehung des Allmächtigen gestanden, ein besonderes Werkzeug der Vorsehung ist. Man hat nicht mit Unrecht Thompsons Biographie des Stifters der Gesellschaft Jesu als ein Seitenstück zu der ebenfalls bei Kösel erschienenen deutschen Uebersetzung der schönen Biographie des hl. Franziskus von Assisi von dem Dänen Jörgensen bezeichnet, da die Verfasser beider Werke als Künstler und Dichter die vielleicht sonst trockenen geschichtlichen Tatsachen mit ausgezeichneter Hineinfühlung in fremdes Seelenleben vor unseren Augen entstehen lassen.

Das Gesamturteil, welches Thompson über Ignatius abgibt, lautet: „Energie, Geduld und Weisheit verbunden mit einer Hingebung, die nichts für unmöglich hielt, was sie für ihre Pflicht erachtete — das waren die vornehmsten Eigenschaften im Charakter des Heiligen. Die Erfolge, welche sein Orden errang, verdankt er diesen Eigenschaften seines Gründers, die auf ihn sich vererbt haben, und die er sich zu eigen gemacht hat. Der administrative Genius ist vielleicht der hervorstechendste Zug der Gesellschaft und geht unmittelbar von dem Manne aus, der befähigt gewesen wäre, unter Karl V. in dem größten Reiche der Welt zu regieren. Aber er zog vor, von den Altären der Kirche aus ein Heer zu leiten, das die Armeen Spaniens überdauerte, und dessen Eroberungen unvergänglicher sind als jenes gewaltige Reich, das den Schiffen seiner stolzen Armada in ihrem Untergange folgte."

Die Anschauungen, die wir bei Lomer haben kennen gelernt, berühren sich sehr enge mit den Gedanken in Horneffers Buch „der Priester", wo auch die Ansicht vertreten wird, daß Religion der Wille zur Abnormität, zu Rausch, Krankheit sei, und der religiöseste Mensch zugleich als der kränkste, als ein Gezeichneter, Verirrter zu bezeichnen sei, die Exerzitien eine musterhafte Einrichtung zur Erzielung religiöser Rauschzustände auf hysterisch-suggestiver Grundlage darstellen und die durch Ignatius geschaffene Verbindung von Entsagung und Aktivität als nichts anderes, als eine Vermengung von Christentum und Heidentum zu betrachten sei. Solche Anschauungen entbehren ebensowohl des Verständnisses für das Wesen der Religion, wie auch für die Entwicklung der grundlegenden Fähigkeiten der menschlichen Seele. Die „Moderne" scheint ganz zu vergessen, daß Willensstärke sich ebenso wohl als Entsagungs- wie auch als Tatenenergie äußern muß und die Ethik erst ihre Vollendung in der Religion findet, indem diese die höchsten Inspirationen für die Motivation der menschlichen Handlungen bietet. Die Leute aber, die wie Lomer in den Vorgängen des Seelenlebens eines Ignatius von Loyola „eine ins Geistige übersetzte, krankhaft verzerrte Wollust" erblicken, erinnert Karl Jentsch in einer Besprechung des Lomerschen Buches in der „Neuen Rundschau" an ein Wort von August Weismann, die Fähigkeit, Musik zu hören, sei eine unbeabsichtigte Nebenwirkung des Gehörapparates. „Wollen die Aerzte", sagt Jentsch mit feiner Ironie, „alle geistig übernormalen Menschen krank nennen, so mögen sie es tun, wenn sie sie nur nicht ‚heilen', wenn sie unsere Helden und Heiligen, falls wir noch welche haben, und die vom göttlichen Wahnsinn des Dichtens und Bildens Ergriffenen nicht auf das Philistermaß herabschrauben."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Offizieller Besuch des bayerischen Regenten und seiner Gemahlin in Berlin.

Die Nachricht, daß Prinz-Regent Ludwig mit seiner Gemahlin Maria Theresia am 7. und 8. März dem Kaiser und der Kaiserin einen Antrittsbesuch abstatten, ist überall im Reiche mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Außer dem persönlichen Gefolge wird auch Ministerpräsident Freiherr von Hertling als Staatsminister des Kgl. Hauses und des Aeußern den Regenten begleiten. Der Besuch erhält seine besondere Note dadurch, daß zum ersten Male die nunmehrige bayerische Landesmutter, eine Erzherzogin aus dem Hause Oesterreich-Este, an der Seite des Regenten vor ganz Deutschland den ihr gebührenden Platz einnimmt. Der künftige Kronprinz Rupprecht, kommandierender General des I. bayerischen Armeekorps, ist inzwischen von seinem Vater zum Generaloberst ernannt worden. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß der in allen Kreisen in hohem Ansehen stehende langjährige Hofmarschall des Prinzen Ludwig, Freiherr v. Laßberg, zum Generalmajor befördert wurde.

Versöhnung und Verbindung zwischen Berlin und Gmunden.

Unerwartet ist der Kaiser mit Familie in Karlsruhe eingetroffen, wo auch der Herzog von Cumberland und sein Sohn beim Prinzen Max eintrafen. Dort fand die Verlobung des Welfenerben, Prinzen Ernst August, mit der Kaisertochter Viktoria Luise statt. Der künftige Schwiegersohn des Kaisers wird den Herzogsthron von Braunschweig besteigen. Der bisherige Regent von Braunschweig ist auch bereits nach Süddeutschland abgereist. Ob der Herzog von Cumberland jetzt auf Hannover besonders verzichtet, oder allgemein zugunsten des Sohnes resigniert, bleibt abzuwarten. Jedenfalls werden die letzten Nachwehen des Krieges von 1866 jetzt beseitigt und der innere Friede und die Reichsfreude gefördert. Möchten doch so auch alle anderen Zankäpfel schwinden!

Vom Balkankrieg.

Trotz aller Vermittlungsversuche sind die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden.

Mit der Beschießung Adrianopels setzten die Bulgaren ein. Angeblich hatten sie in der Zwischenzeit die größten Kanonen aufgefahren. Aus der ersten Schußnacht wurde alsbald gemeldet, daß die innere Stadt brenne. Adrianopel hält sich heute noch. Einen Sturmangriff haben die Bulgaren wohlweislich nicht gewagt. Adrianopel wird wohl Schicksalsgleichheit mit Paris haben. Der Hunger allein kann es machen, und dieses Zwangsverfahren ist langwierig.

Neues Leben schien in den Krieg zu kommen, als die Verbündeten einen Vorstoß auf Gallipoli machten. Diese Halbinsel zu besetzen, die westlichen Dardanellenforts aufzurollen und von da die asiatische Dardanellenseite anzugreifen, den Weg durch die Meerenge für die griechische Flotte freizulegen und Konstantinopel selbst zu bedrohen, — das wär eine imposante Strategie. Aber die Ausführung blieb in den ersten Anfängen stecken. Die türkische Armee vor Gallipoli wurde jämmerlich in die Flucht geschlagen; sie ist jedoch bei den Befestigungen von Bulair stehen geblieben. Die Bulgaren haben nach den bisherigen Nachrichten in den „Flaschenhals" der Halbinsel noch nicht einzudringen vermocht, sei es wegen des Widerstandes von vorn oder wegen der drohenden Gefahr von hinten. Die Türken versuchten nämlich den Gegenschachzug, ein ganzes Heer bei Rodosto oder an der sonstigen Nordküste des Marmara-Meeres zu landen, und damit sowohl den rechten Flügel der Bulgaren vor Tschataldscha als auch die Gallipolitruppen im Rücken zu fassen. Die wachsamen Bulgaren vereitelten die türkische Landung. Die Türkei soll nun wegen des Friedens direkt mit Bulgarien Verhandlungen angeknüpft haben.

Unsere Offiziösen singen das alte Lied: „Die Mächte bleiben solidarisch in der Bewahrung ihrer Neutralität und des europäischen Einvernehmens. Nach wie vor geht ihr Bestreben auf möglichste Beschränkung und Abkürzung der kriegerischen Ereignisse, auf zweckdienliche Mitarbeit an einem baldigen Friedensschluß und auf gemeinsame Lösung der sie dabei interessierenden Fragen, die von der Versammlung der Botschafter in London vorbereitet wird." Ja, es wird viel „vorbereitet", aber was wird durchgeführt? Auch der Versuch, durch neue Verhandlungen über den Schutz der Heiligtümer von Adrianopel den Wiederausbruch des Kampfes zu verhüten, ist gescheitert. Die Kardinaltugend der europäischen Diplomatie ist zurzeit die Geduld.

Von dem Handschreiben des Kaisers Franz Josef an den russischen Zaren hatte man vielfach sich große Dinge versprochen. Der Ueberbringer ist gebührend geehrt worden und hat auch eine Antwort mitbekommen. Aber von den Früchten ist bisher nichts sichtbar geworden, als höchstens eine gewisse Eifersucht und Unruhe in Paris. Die dortigen Nutznießer des russisch-französischen Bündnisses betrachten es als eine Gefährdung der Weltachse, wenn Rußland überhaupt mit Oesterreich oder Deutschland in direkte Beziehungen tritt. Augenblicklich ist nun ihre Besorgnis noch dadurch erhöht worden, daß auch zwischen England und Deutschland sich neue Fäden anspinnen.

Militärrevolution in Mexiko.

In dem unruhigen mexikanischen Freistaate besetzten revoltierende Truppen die Zitadelle außerhalb der Stadt. Der Präsident Gustav Madero mußte nach längerem Kampfe mit den Insurgenten weichen, soll aber noch optimistischer Gesinnung sein. Der General Felix Diaz soll sich zum Präsidenten Mexikos proklamiert und Madero als Feind der Republik erklärt haben. Der Ernst der Lage geht auch daraus hervor, daß die Regierung der Vereinigten Staaten beschloß, 3 Schlachtschiffe nach Mexiko zu entsenden.

Das englisch-deutsche Flottenverhältnis.

Die Verhandlungen in der Budgetkommission des Deutschen Reichstages haben plötzlich eine internationale Bedeutung von außergewöhnlichem Interesse erlangt. Nach dem Bericht über die vertrauliche Aussprache hat zunächst unser neuer Staatssekretär des Auswärtigen, Herr v. Jagow, die Beziehungen zu England für gut erklärt, und dann hat der Staatssekretär des Marineamts, Herr v. Tirpitz, das seinerzeit von der englischen Regierung bezeichnete Verhältnis der beiderseitigen Flottenstärke von 10:16 als akzeptabel bezeichnet.

Da haben wir ja das Abkommen über die Rüstungsbeschränkungen! — rufen einige Blätter aus. Von einem Abkommen oder irgend einer vertragsmäßigen Bindung ist aber noch gar keine Rede. Lord Churchill, der englische Marineminister, hat voriges Jahr im März unter den landesüblichen Klauseln gesagt, der tatsächliche Standard der Neubauten von Dreadnoughts gewähre der britischen Flotte eine Ueberlegenheit von 60 Prozent über die deutsche; dieses Verhältnis könne, abgesehen von unerwarteten Entwicklungen anderer Länder, einen Maßstab für die nächsten 4 oder 5 Jahre abgeben, soweit die Dreadnoughtklasse in Betracht komme. Man kann also nicht sagen, daß er überhaupt ein Stärkeverhältnis von 10:16 für die ganze Flottenmacht angeboten habe. Demgemäß wird auch wohl die Annehmbarkeitserklärung des Herrn von Tirpitz so zu verstehen sein, daß Deutschland an dem Plane seiner Dreadnoughtbauten festhalten will, obschon ihm derselbe nur 10 Riesenschiffe gegen 16 englische verschafft. Sollte darin die Einleitung zu einem Abkommen liegen, so würde offenbar das Verhältnis von 10:16 noch eine Ausdehnung auf die ganze Flotte finden müssen. Ferner steht einem solchen Rüstungsvertrage das prinzipielle Bedenken entgegen, daß Deutschland bei seiner exponierten Stellung in Europa überhaupt sich die Hände nicht binden lassen kann, und dazu kommt das praktische Bedenken, daß England, wenn es ein vertragsmäßiges Recht der Kontrolle hätte, seine jetzt schon sehr stark entwickelte Aufsicht über unsere Werftverhältnisse auf ein unerträgliches Maß steigern würde, so daß sich fortgesetzt Mißverständnisse, Verdächtigungen und Streitigkeiten ergeben würden. Daher darf man in der fraglichen Erklärung nicht die Einleitung zu einem Vertrag sehen, wohl aber die Anregung zu einer vernünftigen Praxis.

Das „Annehmbar" der deutschen Regierung bekundet vor aller Welt, daß wir nicht die Absicht haben, unsere Flottenbauten bis zur Ueberlegenheit oder auch nur bis zur Gleichwertigkeit mit der britischen Flotte zu steigern. Wir Deutsche wissen das längst, aber in England herrscht weiterhin noch der Glaube (und der wird von den Hetzern weidlich ausgenützt), daß wir die englische Vorherrschaft brechen und gelegentlich England selbst okkupieren wollen. Wenn dieser Argwohn ausgeräumt werden kann, so ist das ein großer Gewinn. Sobald die Engländer ihre Schiffsbauten entsprechend einschränken, können auch wir in der Entwicklung unserer Flotte einen bedächtigen Schritt annehmen. Denn wir rüsten freilich nicht zum Angriff auf England, wohl aber zur Verteidigung gegen England in dem bereits öfter erklärten Sinne, daß wir das Risiko eines Angriffs auf die deutsche Flotte für jede fremde Macht abschreckend groß machen wollen. Bei einer Beschränkung des Flottenbaues auf Gegenseitigkeit macht England gewiß die größeren Erspar-

nisse, da es auf jedes deutsche Schiff zwei oder wenigstens 1,6 zu setzen pflegt. Doch ist die kleinere Ersparnis auch für uns sehr angenehm, da sie uns ermöglicht, unsere Wehrmacht zu Lande noch vollkommener zu machen.

Die Erklärung in der Budgetkommission bedeutet auf der einen Seite ein Entgegenkommen gegen England und ist also ein Beweis, daß die Beziehungen jetzt wirklich besser sind, als in den vorangegangenen Jahren. Anderseits paßt dieser Schritt zu der gegenwärtigen Richtung unserer Rüstungspolitik, die auf den weiteren Ausbau des Landheeres gerichtet ist.

Die französischen Rachepolitiker sind natürlich unglücklich über jede Besserung der englisch-deutschen Beziehungen. Um so mehr, wenn gleichzeitig Rußland sich zu den Dreibundmächten freundlich oder auch nur artig stellt. Man hofft in Paris mit rührender Ausdauer auf einen Triplefeldzug gegen Deutschland. Unter den Nachwirkungen des Tripolis- und des Balkankrieges hat sich ersichtlich die Festigkeit des Dreibundes erhöht, während die Tripleentente trotz der angeblichen Vereinbarung über die Aufteilung von Nordasien den Eindruck der Mattigkeit und der Lockerung macht. Auf solche Eindrücke darf man freilich keine Luftschlösser bauen oder eine Hurra-Zukunftsmusik anstimmen. Aber für jedes günstige Zeichen der Zeit darf man doch dankbar sein; auch die Beruhigung der Gemüter ist schon von Wert.

Großzügige Kaiserreden und kleinliches Parlamentsgezänk.

Bei der Einleitung der Zentenarfeier für 1813 hat der Kaiser in Königsberg zwei bemerkenswerte Ansprachen gehalten. In der ersten Rede führte er aus, daß das Heil der Nation in der sittlichen Kraft beruhe und diese ihre Wurzel habe in dem patriotischen Idealismus und der Religion. Daran schloß sich der eindringliche Ruf des Monarchen, daß wir die idealen und religiösen Güter, die uns die Vorfahren vererbt, wahren und mehren müssen. In der zweiten Rede wurde der Appell an den Patriotismus praktisch zugespitzt durch die Ankündigung der neuen Wehrvorlage, die das vor 100 Jahren gelegte Fundament der allgemeinen Wehrpflicht weiter ausbauen soll.

Eine dritte bedeutsame Rede hielt der Kaiser bei der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation an der Berliner Universität. Ernste Worte richtete er an das heutige Geschlecht, das für Transzendentales geringere Fähigkeit zeige und dem das Wort Religion Schwierigkeiten bereite. Dieses Geschlecht bedürfe wohl eines Hinweises, wie es zu dem alten Glauben seiner Väter kommen kann. Dann erinnerte der Kaiser an die große Belastungsprobe des Jahres 1806, die ein Gottesgericht gewesen sei, wie sich dann im Glauben an Gott ein unterdrücktes, zerstückeltes Volk erhoben und alles vor sich niedergeworfen habe — ein Wunder, wie es noch nicht dagewesen sei. Das sei auch nicht die Tat der Menschen gewesen, das sei gewesen Gottes Tat.

Mit den großen Gesichtspunkten, die der Kaiser hervorhob, steht nun leider der gegenwärtige politische Betrieb in Berlin schlecht im Einklang. Wir wiesen schon in der vorigen Nummer auf die Spannung im Innern hin, wobei wir auch der Regierung gedenken mußten, welche die idealen und religiösen Güter durch Jesuitengesetze und Polenverfolgung zu wahren glaubt. Das unschöne Gezänk in den Parlamenten hat sich inzwischen noch verschlimmert. Nach der Attacke im preußischen Abgeordnetenhause glaubten die Konservativen auch noch im Reichstage Sturm laufen zu sollen, und zwar gegen den Staatssekretär des Innern, Herrn Delbrück, der angeblich den Präsidialstaat Preußen in seinen heiligsten Vorrechten gekränkt und die Sozialdemokratie durch die Ablehnung des Streikpostenverbotes begünstigt habe. Diese Ueberspannung des preußischen Machtgefühls und des parteipolitischen Eigensinns ist sehr zu bedauern in einer Zeit, die von den Vorfahren Sammlung und Unterordnung unter die großen Zwecke lernen sollte, um den schweren Gefahren von außen und von innen gewachsen zu sein. Das parlamentarische Wesen steht bei den Konservativen nicht in hoher Wertschätzung; aber wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist doch das Heil des Vaterlandes auch heutzutage, ebenso wie 1813, nicht von den oberen Kräften allein zu erwarten, sondern nur von der Mitwirkung des Volkes. Daher muß die verfassungsmäßige Volksvertretung mit den Fürsten und den Ministern zusammenarbeiten. Wer das Vaterland stark, groß und sicher machen will, muß auf die Veredelung des Parlamentarismus hinarbeiten, nicht auf dessen Entwürdigung und Lähmung. Nun ist es schon schlimm genug, daß die Parlamente durch die Viel- und Grobredigkeit von links und durch die Mängel der Geschäftsordnung diskreditiert werden. Wenn z. B. im Reichstage 15 Tage lang zum Etatsposten des Staatssekretärs des Innern kraus und wirr über alles mögliche und unmögliche uferlos geredet wird, so begreift sich die wachsende Teilnahmslosigkeit des Publikums.

Wer durch Unzufriedenheit zum Umsturz kommen will, mag das begrüßen und fördern, aber recht verstanden, verlangt das konservative Interesse jetzt Ruhe und Würde in den oberen Regionen, um die breiten Volksschichten zum richtigen Verständnis und zur nötigen Opferwilligkeit zu führen. Hat man gegenwärtig nichts Besseres zu tun, als einen Stellvertreter des Reichskanzlers totzureden? Die Konservativen haben einerseits die positive Aufgabe, die Heeresverbesserung zu fördern, anderseits die Abwehraufgabe, die Auferstehung der direkten Erbschaftssteuer zu verhindern. Sie sollten also sammeln und nicht zersetzen, Arbeitsfreude pflegen und nicht Aerger stiften. Der zeitraubende und verwirrende Krakeel um Persönlichkeiten und Nebendinge sticht traurig ab von dem großen Kaiserprogramm: „Die idealen und religiösen Güter zu wahren und zu mehren!"

Sind die Deutschen jesuitenfeindlich?

Von Dr. Carl Fichier.

Das Buch A. Camerlanders „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?" hat bereits seine gebührende Anerkennung in diesen Blättern (Nr. 48, 1912) gefunden. Bei Lesung des Buches kam dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt der Gedanke: Könnte man im Grunde nicht auch fragen: Sind die Deutschen eigentlich jesuitenfeindlich?

Natürlich gibt's einen ganzen Haufen deutschredender Menschen, die sich heiser schreien vor Haß gegen die Jesuiten. Aber die haben vom Deutschtum nichts anders als den Geburtsschein und den Namen. Vom wahren Patriotismus haben sie keine Spur. Sie dienen dem Vaterland nur soweit, als das Vaterland ihren Interessen dient. Wenn die Regierung nicht nach ihrer Pfeife tanzt, sind sie gleich geneigt, ihre vaterländische Gesinnung zu revidieren. Das sind keine echten Deutschen, das sind vaterlandslose, gesinnungslose Egoisten, die auf chinesischem Boden ebenso gut gedeihen würden als auf deutschem, sie scheiden von meiner Frage von selbst aus.

Umgekehrt frage ich auch nicht nach der Gesinnung der Katholiken den Jesuiten gegenüber. Deutsch sind sie, ihre Deutschtreue haben sie selbst unter harten Opfern bewiesen. Aber in der Jesuitenfrage könnte man sie ja der Parteilichkeit zeihen. Das versteht sich von selbst, daß die Katholiken ihre Jesuiten lieben und zurückverlangen. Also lassen wir auch die Katholiken als solche ausscheiden. Nicht der Glaube, sondern nur der unzweifelhaft echte Patriotismus soll im folgenden berücksichtigt werden.

Wer möchte wohl den Patriotismus Kaiser Wilhelms I. in Zweifel ziehen? Er hat einem Jesuiten das eiserne Kreuz verliehen, 168 andern hat er, trotzdem sie schon des Landes verwiesen waren, die Kriegsdenkmünze in Anerkennung ihrer Verdienste in die Verbannung nachgeschickt. Das war ein Akt freundlicher Gesinnung, gegen den man sich vergebens auf seine Unterzeichnung des Jesuitengesetzes berufen kann. Denn das weiß doch jedermann, daß diese Handlung nicht von ihm selbst ausging, sondern nur die Folge der Ueberredung von seiten seiner schlechten Ratgeber war.

Zahlreicher sind die Beweise der Freundlichkeit von seiten Kaiser Wilhelms II. Als P. Müller S. J. das 25jährige Jubiläum als Pfarrer der Deutschen in Antwerpen feierte, verlieh ihm der Deutsche Kaiser den roten Adlerorden 4. Klasse, und bei dem letzten Besuch des Kaisers in Brüssel wurde ihm P. Müller als erster von den Geistlichen vorgestellt. Eine kaiserliche Kabinettsordre bestimmte, daß, so oft ein deutsches Kriegsschiff vor Antwerpen Anker werfe, der katholische Teil der Besatzung zu P. Müller in den Gottesdienst geführt werden sollte. Der Kaiser glaubt offenbar nicht an die Staatsgefährlichkeit der Jesuiten.

Dem P. Franz Ehrle verlieh der Kaiser 1901 den Preußischen roten Adlerorden 2. Klasse, und im Jahre darauf sandte er ihm sogar sein Porträt in vergoldetem Rahmen mit eigenhändiger Unterschrift. Da sage mal einer, daß der Kaiser jesuitenfeindlich sei.

Am 19. Mai 1905 meldete der „Ostasiatische Lloyd": „Dem Direktor des Observatoriums in Zikawei, P. Froc, ist von Sr. Majestät durch Allerhöchsten Erlaß vom 18. März in Anerkennung seiner Verdienste wegen der S. M. Schiffen und dem Schutzgebiet Kiautschau durch Versorgung mit Wetternachrichten und

Sturmwarnungen geleisteten Dienste die kleine goldene Medaille für Wissenschaft verliehen worden. Seine Exzellenz Vizeadmiral von Tirpitz hatte den Kommandanten S. M. S. „Seeadler" damit beauftragt, diese hohe Auszeichnung dem P. Froc zu überreichen. Prinz Karl Anton von Hohenzollern, der in Begleitung des Generalkonsuls Dr. Knappe, seines militärischen Begleiters Majors Bronsart von Schellendorf und des Kommandanten S. M. S. „Seeadler" am 18. Mai nachmittags dem Observatorium in Zikawei einen Besuch abstattete, hatte es übernommen, P. Froc die ihm verliehene Auszeichnung zu überreichen." Hier vereinigen sich also mit dem Kaiser eine ganze Reihe seiner höchstbetrauten Stellvertreter zur Ehrung eines Jesuiten.

In ähnlicher Weise zeichnete Seine Majestät einen anderen Jesuiten aus, den P. Scherer, der sich mit großer Liebe und Aufopferung der Seelsorge unter den deutschen Truppen in China angenommen hatte. Zum Zeichen der kaiserlichen Huld und Zufriedenheit wurde ihm die Chinadenkmünze zuerkannt. Admiral Graf Baudissin wollte ihm dieselbe „im Auftrage Sr. Majestät" auf deutschem Boden überreichen und lud ihn deshalb an Bord der „Hansa" ein. Dort entwickelte sich die Festlichkeit in der herzlichsten Weise, wie auch schon vorher das beste Einvernehmen zwischen den Jesuiten auf der einen, den Soldaten hohen und niederen Ranges auf der anderen Seite bestanden hatte. Letztere ließen sich oft vernehmen: Es sei ein Unsinn, die Jesuiten aus Deutschland fern zu halten. Da P. Scherer es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Kaiser seinen Dank auszusprechen, erhielt er einige Monate später ein höchst ehrenvolles Antwortschreiben durch Vizeadmiral von Tirpitz, worin dieser im Auftrage des Kaisers die vaterländische Gesinnung des Paters dankend lobt, sowie der Freude Ausdruck verleiht über die warmen Worte, mit welchen P. Scherer des Verhaltens der Kaiserlichen Marine gelegentlich der Chinawirren gedacht hatte.

Gleichwie sein hoher Vater hat auch der Kronprinz des Deutschen Reiches bei Gelegenheit den deutschen Jesuiten Zeichen unzweideutigen Wohlwollens erwiesen.

Zu wiederholten Malen hatte Se. K. Hoheit Prinz Heinrich Gelegenheit, mit deutschen Jesuiten in Berührung zu kommen. Anläßlich seines Besuches in Boston bildete sich unter den dortigen von Jesuiten geleiteten Deutschen ein eigener Prinz-Heinrich-Verein. P. Faber S. J. stellte denselben Sr. K. Hoheit vor, und dieselbe war über eine so feurige — notabene von vertriebenen deutschen Jesuiten genährte — patriotische Gesinnung ganz entzückt. In China stieg er eigens ans Land, den P. Froc für seine vorzügliche Arbeit über den „Iltistaifun" persönlich zu danken. Zwei Stunden lang besichtigte er das Haus, die Museen und das Observatorium. Er war so befriedigt, daß er tags darauf den „guten, vortrefflichen Jesuitenpatres", wie er sie dem Bischof von Anzer gegenüber nannte, seine Photographie in großem Format mit eigenhändiger Unterschrift und Widmung „Zur freundlichen Erinnerung" sandte. Noch zweimal später war der Prinz zum Besuch in Zikawei, das eine Mal in Begleitung seiner Gemahlin. Beide waren gegen den sie umherführenden P. Scherer sehr liebenswürdig und gemütlich.

Von fürstlichen Personen, die den Jesuiten Zeichen ihrer Gewogenheit erwiesen haben, könnten noch erwähnt werden der Sohn des Prinzen Heinrich und Prinz Heinrich XXXI. Reuß j. L. Keiner von allen diesen meinte seinem Patriotismus dadurch etwas zu vergeben, woraus wir mit Recht schließen müssen, daß sie die wahnsinnige Anschauung derer nicht teilen, die beständig von der Vaterlandslosigkeit der Jesuiten reden.

Wer möchte demnächst wohl die Vaterlandsliebe der eigentlichen Vaterlandsverteidiger in Zweifel ziehen? Hier wollen wir uns nicht bei den gemeinen Soldaten aufhalten, die überall, wo sie mit deutschen Jesuiten zusammentrafen, ganz besonders in China, von diesen zahlreiche Beweise aufopfernder Liebe empfangen und sie denselben mit dankbarer Gegenliebe vergolten haben. Nein, auch die hohen und höchsten Leiter deutscher Truppen haben mit deutschen Jesuiten den freundschaftlichsten Verkehr unterhalten. Vizeadmiral Bendemann sprach sich mit höchstem Lob über die unschätzbaren Mitteilungen aus, welche das Observatorium von Zikawei so unermüdlich den unter seinem Kommando stehenden Schiffen zukommen ließ.

Wie freundlich spricht sich ein anderer Marineoffizier, von Diederichs, als Generaldirektor des Marineamts dem öfters genannten P. Froc gegenüber aus. „Mit Befriedigung rufe ich mir die Erinnerung an die angenehmen Beziehungen zurück, in welchen ich während meines letzten Oberkommandos im äußersten Osten zu Ihnen stand, und ich spreche Ihnen dafür noch einmal meinen herzlichsten Dank aus." Das klingt nicht kalt offiziell, das klingt warm freundschaftlich. Als Vizeadmiral hatte derselbe sich mit nicht geringerer Wärme für die kostbaren Dienste bedankt, welche die Jesuiten von Manila durch ihre Wetterberichte den deutschen Kriegsschiffen geleistet hatten.

Des sehr freundlich gehaltenen Briefes, den der Vizeadmiral von Tirpitz im Namen des Kaisers an P. Scherer schrieb, haben wir schon Erwähnung getan.

Geradezu herzlich muß der Verkehr des Admirals Graf v. Baudissin mit den Jesuiten genannt werden. Im Jahre 1902 erschien er persönlich in Zikawei, um „der alten Freundschaft" liebenswürdigen Ausdruck zu geben. Daß dieses keine leeren Worte waren, bezeugt ein Brief, den er 1905 von Kiel aus an P. Scherer richtete. Derselbe verdiente, hier vollständig abgedruckt zu werden. Der Kürze halber begnügen wir uns, die markantesten Stellen daraus wiederzugeben. „Es ist recht lange her, daß ich von mir hören ließ, und ich könnte es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie mich für treulos hielten. Aber ich fürchte mich nicht davor, denn wir haben uns zu sehr in die Augen gesehen und wissen genau, was wir von einander zu halten haben. So werden Sie denn auch versichert sein, daß ich weder Sie noch den P. Froc noch ganz Zikawei vergessen habe, und daß ich vielmehr mit freundlicher und dankbarer Gesinnung an Sie alle denke. Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal anvertraut, daß ich zu den altmodischen Menschen gehöre, die sich noch ein Herz halten, was von vielen als unpraktisch verschrien wird." Man denke sich: ein Herz für einen Jesuiten, einen vaterlandslosen Gesellen! Aber Graf von Baudissin rechnet seinen Umgang mit den Jesuiten zu den Haltepunkten, bei denen er in der Erinnerung oft und gerne verweilt. „Gelingt es mir dann noch obendrein", so fährt er fort, „daß man auch meiner sich freundlich entsinnt, so glaube ich einen wahren Wert gefunden zu haben." Unglaublich! einen wahren Wert bei den ärgsten Feinden des Vaterlandes? Aber Graf von Baudissin geht noch weiter. Er weiht P. Scherer in seine intimsten Familiensorgen und -freuden ein. „Mir selbst sind heitere und schwarze Lose beschieden gewesen, letztere durch ernste Krankheiten meines einzigen Sohnes, die mir unendlichen Kummer bereiteten und noch bereiten. Im Beruf ist es mir dagegen gut und gnädig ergangen; im Januar haben Seine Majestät mich zum Vizeadmiral gemacht, und seit Oktober bin ich Chef des I. Linienschiffs-Geschwaders, was immer das Ziel meiner Wünsche war". Der Schluß des Briefes klingt elegisch. „Ich würde . . . Sie alle gerne einmal wieder besucht haben . . . aber daran ist leider nicht zu denken, und Sie müssen sich schon auf den Weg machen und mich im fernen alten Vaterland aufsuchen — ach ja! — wenn wir uns anders als in der Erinnerung wiedersehen sollen. Aber an der Erinnernng lassen Sie uns festhalten. . . . Ihr treuergebener usw. usw.".

Herzlicher könnte man nicht schreiben, sagt Camerlander. Sagen wir lieber: So schreibt ein Freund an einen Freund — und der erstere ist ein deutscher Vizeadmiral und der zweite — ein Jesuit.

Fügen wir noch einen der tapferen deutschen Krieger hinzu, Oberst Graf von Schlippenbach. Camerlander gibt eine Photographie wieder, auf der der Graf mit seinen Offizieren mitten zwischen den beiden deutschen Jesuiten P. Dahlmann und P. Scherer sitzt. Man sollte nicht glauben, daß hier zwei feindliche Heerlager untereinander gemischt seien: so freundlich nimmt sich das Bild aus. Ja, der Verkehr zwischen Graf von Schleppenbach und P. Scherer hatte ein derart freundliches Gepräge, daß die Chinesen nicht anders meinten, als die zwei seien Brüder.

Wir könnten nun noch eine Reihe deutscher Gesandten, Konsuln und andere hochgestellte Personen nennen, die den vertriebenen deutschen Jesuiten im Ausland das freundlichste Entgegenkommen gezeigt und ihnen das höchste Lob gezollt haben. Einige Namen zum mindesten mögen hier folgen: Kaiserlicher Generalkonsul in Antwerpen, Geheimrat Pritsch, Baron von Waldthausen, Gesandter des Deutschen Reiches in Argentinien, Dr. Wilhelm Knappe, Generalkonsul in Schanghai, sowie der deutsche Gesandte Mumm von Schwarzenstein, vieler anderer nicht zu gedenken.

Endlich könnten zahlreiche deutsche Reisende und Gelehrte angeführt werden, die dem verdienstvollen patriotischen Wirken der vertriebenen Jesuiten unter den Deutschen im Auslande das höchste Lob zollen.

Aus alledem geht hervor, daß Männer ohne Zahl, deren echt deutsche Gesinnung niemand in Zweifel zu ziehen berechtigt

ist, sich den Jesuiten gegenüber sehr freundlich gezeigt haben. Es gereicht also keinem echten Deutschen zur Schande und zum Vorwurf, Freund der Jesuiten zu sein. Im ganzen Deutschen Reiche hat keiner, der sein Vaterland aufrichtig liebt, auch nur einen Schein von Grund, die Jesuiten zu hassen und ihrem Wirken in dem Vaterlande, das sie selbst in der Verbannung fortfahren, mit unentwegter Treue zu lieben, fürderhin Hindernisse zu bereiten.

Wir wagen es ruhig zu behaupten, daß, abgesehen von den eingangs geschilderten Scheinpatrioten, kein wahrer Deutscher die Jesuiten haßt; man meint die Jesuiten zu hassen und haßt nur die Scheusale, die man infolge der endlos wiederholten Verleumdungen fälschlich für Jesuiten hält. Diesen Leuten kann man nur den Rat wiederholen, den der Abgeordnete Graf Praschma ihnen gegeben hat, einmal persönlich die Bekanntschaft der Jesuiten zu machen. Man könnte ruhig die Wette eingehen, daß sie mehr oder weniger alle als Freunde und Verteidiger der Jesuiten heimkehren würden.

Nochmals „Mehr Klarheit im Prinzip."

Ein Wort über unsere Studentenkorporationen.

Von Kulturingenieur **Schomberg**, cand. cam. in Jena.

Die Ausführungen unter obigem Stichwort in den Nummern 48 und 49 des verflossenen Jahrgangs der „Allgemeinen Rundschau" sind als durchaus zeitgemäß nur zu begrüßen, aber sie bedürfen meines Erachtens noch einer Ergänzung. Es gilt, in der angedeuteten Richtung auch in den eigenen Reihen einmal nach dem Rechten zu sehen: Mehr praktische Betätigung des Prinzips ist in manchen katholischen Korporationen unbedingt erforderlich.

Das Wort der katholischen Dame, welches Dr. Wülk in Nr. 48 zitiert, in Ehren, aber in praxi hat es auch eine Kehrseite. Auf diese Weise und mehr noch durch Beschneidung oder gar Entziehung des Monatswechsels, wenn der Mulus nicht, wie von Eltern, Tanten usw. gewünscht wird, in eine katholische Korporation einspringt, werden Elemente in unsere Korporationen hineingezwungen, die nicht in sie hineingehören, und die Geist und Ton in manchen Korporationen leider Gottes haben merklich sinken lassen. Gott sei Dank fliegt ja ein guter Teil solcher Leute bei Zeiten aus den katholischen Korporationen wieder heraus, aber der schädliche Einfluß, den sie auf das Korporationsleben auszuüben vermochten, bleibt und pflanzt sich fort. Ein, wenn auch geringer Teil dieser Elemente weiß sich indessen ins Philisterium hinüber zu retten und bleibt einer Sache, mit der er schon als Student innerlich gar nichts zu tun hatte, äußerlich treu, sei es aus alter Gewohnheit oder um persönlicher Freundschaften willen. Und diese Leute, die eine Betätigung katholischer Prinzipien nicht kennen, sind es, die unseren katholischen Korporationen weit mehr schaden, als die in den Nummern 48 und 49 mit Recht gerügten Erscheinungen im Leben des deutschen Katholizismus. Im Philisterium gibt es für sie noch weniger katholische Prinzipien, als im Studentenleben, eine Kirche kennen sie nicht, sozial-caritative Betätigung ist für sie Mumpitz, und sittliche Schranken gibt es nach ihnen höchstens für Jammergreise und Betbrüder. Auf Einzelheiten will ich im Interesse der Sache nicht eingehen. Am häufigsten wird jedenfalls verstoßen gegen die Forderung eines sittlich einwandfreien Privatlebens (vergleiche den Artikel von Dr. med. Cornely in Nr. 10 der „Academia" vom 15. Februar 1912 über das Sittlichkeitsprinzip), eine Forderung, die unbedingt von jedem, altem wie jungem, katholischen Korporationsstudenten erfüllt werden muß. (Die „Allgemeine Rundschau" hat schon vor Jahren ihre warnende Stimme erhoben!)

Werden nun solche Menschen, die es daran gewohnheitsmäßig fehlen lassen, als Philister einer katholischen Korporation bekannt, was Wunder, wenn da die Kritik einsetzt, wenn es heißt: „Nein, in eine katholische Korporation, die solche Alte Herren hat, darf unser Sohn nicht hinein, die ist uns nicht katholisch genug." So und ähnlich habe ich mir in den letzten Jahren oft genug sagen lassen müssen, wenn ich für katholische Korporationen keilte, und zwar von Leuten, die über den Verdacht der Quertreiberei erhaben sind. Dagegen kann man ja nun mit Recht einwenden, daß man einen einzelnen Fall nicht verallgemeinern dürfe. Aber auch unserseits darf bei aller Berechtigung, Mißstände, die unseren Korporationen zum Schaden gereichen, öffentlich zu rügen, nicht verallgemeinert werden. Dr. Wülk beschwert sich mit Recht über Professoren der katholischen Theologie, die vor dem Eintritt in katholische Studentenkorporationen gewarnt haben. Gerade hier liegt aber die Gefahr der Verallgemeinerung nahe. Was derartige Beschuldigungen manchmal auf sich haben, mag folgender Fall aus meiner Praxis zeigen. Ich erfuhr von einem Angehörigen einer befreundeten Verbindung, der Professor der katholischen Theologie N. N. habe vor dem Eintritt in katholische Korporationen gewarnt. Trotzdem die Sache in all ihren Einzelheiten ganz klar zu liegen schien, traute ich ihr nicht, da ich den betreffenden Herrn persönlich kannte, und eine solche Stellungnahme nicht von ihm zu erwarten war. Ich entschloß mich daher, zu dem beschuldigten Herrn hinzugehen, trug ihm die Angelegenheit vor und bat um Auskunft. Und was ich erfuhr? „Gewiß, gewarnt habe ich, aber nicht vor dem Eintritt in katholische Korporationen überhaupt, sondern vor dem Eintritt in eine genau namhaft gemachte Korporation, und aus Gründen, die mich vollauf dazu berechtigten." Die Gründe, die ich auch zu hören bekam, waren wenig lieblich zu hören für die Ohren eines katholischen Korporationsstudenten, sie bewegten sich in der oben angedeuteten Richtung. Man sollte also mit solchen Behauptungen vorsichtig sein, kommt uns einmal ein derartiges Gerücht zu Ohren, dann stelle man den Tatbestand einwandfrei fest, scheue aber auch die Konsequenzen nicht, weder nach der einen noch der anderen Seite hin.

Für alle aber, denen die Zukunft der katholischen Studentenkorporationen am Herzen liegt, ergibt sich heute schon die unabweisbare Pflicht, aufs strengste darüber zu wachen, daß nicht aus dem privaten oder öffentlichen Auftreten eines jungen oder alten katholischen Korporationsstudenten eine berechtigte Warnung vor dem Eintritt in unsere Korporationen hergeleitet werden kann.

Das dankbare Vaterland.

Von Redakteur **Hermann Riester**, Königshütte.

Es ist etwas Eigenes um die Dankbarkeit unseres preußischen Vaterlandes. Wir Oberschlesier, die wir tagtäglich die feinen Nadelstiche unserer lieben Ostmärker verspüren, wissen sie besonders lebhaft zu schätzen und sind dankbar für jede, auch die kleinste Anerkennung. Dieser Tage hat es sich begeben zurzeit des großen Jesuitenkollers im mächtigen Deutschen Reich, daß in Oberschlesien ein Ordensgeistlicher, der **Subprior Damianus** aus dem Kloster der Barmherzigen Brüder in Bogutschütz, für **51jährige treue Dienste im Kriegslazarett, am Seuchenlager und am Krankenbett** — das allgemeine Ehrenzeichen erhalten hat. Er ist 80 Jahre alt geworden, und mehr als 50 Jahre seines Lebens hat er selbstlos und opferwillig der christlichen Barmherzigkeit an der Lagerstätte seiner kranken Mitmenschen gewidmet. Auf den Schlachtfeldern von 1866 und 1870/71 in Oesterreich und Frankreich hat er die Wunden unserer tapferen Söhne heilen helfen, und bei Epidemien in Mittelschlesien, Breslau und Oberschlesien hat er unzählige Male sein Leben auf's Spiel gesetzt, um das seiner Mitmenschen zu retten. — Ihm, dem Subprior des Klosters der Barmherzigen Brüder ist das — — Allgemeine Ehrenzeichen verliehen worden, das sonst an Landbürgermeister, Polizeidiener, Feldhüter und subalterne Beamte verliehen wird. In den Lazaretten zu Königgrätz, Ponte Moussien, Sedan und Reims hat er den verwundeten Kriegern seine Pflege angedeihen lassen, war er Tag und Nacht auf dem Posten, Wunden zu verbinden, zu heilen, zu trösten und die letzten Liebesdienste denen zu erweisen, die unser Vaterland groß und stark machten. Als Subprior Damian vor 1½ Jahren sein goldenes Ordensjubiläum begehen konnte, war er der Auszeichnung noch nicht würdig. 51 Jahre im Dienste der leidenden Menschheit und in zwei Feldzügen Apostel der Nächstenliebe und das — Allgemeine Ehrenzeichen! Wenn einer heutzutage einen hakatistischen Turnverein 25 Jahre geleitet hat, dann erhält er mindestens den Kronenorden vierter Klasse oder doch ein Verdienstkreuz. Gar nichts wäre in diesem Falle mehr gewesen.

Vorfrühling.

Heller, blauer Himmel liegt
Ueber weissem Winterlande.
Mit der Sonne zartem Brande
Her ein Frühlingsahnen fliegt.

Leise regt das Leben sich
Unter kalten, starren Decken,
Weiches Atmen, sanftes Wecken,
Das aus Blumenlanden schlich.

Reiner singt die Welle schon
Ihre alten, lauten Lieder,
Finken putzen ihr Gefieder
In des Aethers reinem Ton.

Durch die Bäume geht ein Hauch
Leicht und frisch aus fernem Süden,
Weckt die zarten, schlafesmüden
Keime tief in Gras und Strauch.

Menschenherzen lauschen froh
Nach des jungen Lebens Klängen,
Und ein mächtig sehnend Drängen
Brennt in ihnen flammenloh.

Jwanowski. C. Kloep.

Die Selektionstheorie im Lichte der Embryologie und Paläontologie.

Von Dr. Frz. Jos. Döller, München.

Die Darwinisten haben als eine Hauptstütze ihrer Lehre vom Kampf ums Dasein als Prinzip der Entwicklung und des Fortschritts in der Natur[1]) das „berühmte" biogenetische Grundgesetz konstruiert, das Häckel in die Formel faßte: „Die Ontogenie (= Keimesentwicklung) ist die Rekapitulation der Phylogenie (= Stammesentwicklung)". Er sagt: „Die Formenreihe, welche der individuelle Organismus während seiner Entwicklung von der Eizelle bis zu seinem ausgebildeten Zustand durchläuft, ist eine gedrängte Wiederholung der langen Formenreihe, welche die tierischen Vorfahren desselben Organismus oder die Stammformen seiner Art von den ältesten Zeiten der sogenannten organischen Schöpfung bis auf die Gegenwart durchlaufen haben."

Eine scharfsinnige Nachprüfung hat einer unserer bedeutendsten gegenwärtigen Embryologen, Prof. Dr. O. Hertwig vorgenommen.[2]) Als Ergebnis stellt er fest, daß es 1. unmöglich ist, die ontogenetischen Stadien eines Lebewesens als Wiederholung der Formen, welche in der langen Vorfahrenreihe einander gefolgt sind, wissenschaftlich zu charakterisieren, 2. daß aus der äußeren Aehnlichkeit embryologischer Formen mit niederen Tierarten noch nicht gemeinsame Abstammung gefolgert werden darf.

Eine Grundtatsache der Embryologie ist, daß jedes Lebewesen seine Entwicklung als Eizelle beginnt. Die einfachste Urform des Lebens auf der Erde, sagen die Anhänger des biogenetischen Grundsatzes, ist auch die Zelle gewesen. Sie verwenden aber, wie Hertwig nachweist, das Wort „Zelle" für zwei total verschiedene Gebilde. Unter Urzelle stellen sie sich ja selbst etwas außerordentlich Einfaches vor und setzen dafür auch „strukturloses oder homogenes Klümpchen von Protoplasma" oder „lebendes Eiweiß".

Die Embryologie jedoch lehrt, daß die Eizelle eines jetzt lebenden Tieres durchaus nichts so Einfaches ist. Im Säugetier-Ei vereinigen sich schon alle Bedingungen für eine ganz bestimmte Säugetierart mit ihren zahllosen, spezifischen Merkmalen und komplizierten Organen und Gewebeformen, d. h. Anlage für eine bestimmte Organismenart ist bereits im Ei vorhanden, wenn wir auch zurzeit nicht in der Lage sind, die Organisation mit dem Mikroskop wirklich zu sehen. Durch den Entwicklungsprozeß wird sie den Biologen offenbar. Er bildet gleichsam eine biologische Analyse und führt nach Hertwig zu der Vorstellung: „Die befruchteten Eizellen der verschiedenen Pflanzen- und Tierarten sind ihrem Wesen nach ebenso sehr von einander verschieden und sind ebensogut Träger spezifischer Artunterschiede als die am Ende der Ontogenese fertig gebildeten Individuen, auf deren Merkmale wir unser Tiersystem aufbauen." „Hätten wir daher entsprechende Kenntnis vom feineren Bau der Geschlechtszellen, so könnten wir schon auf Grund dessen eine Klassifikation des Tierreichs vornehmen. Wenn aber alle Organismen schon im einfachen Zellstadium von einander unterschieden sind, dann läßt sich die Eizelle einer heute lebenden Tierart nicht als die Wiederholung des einfachsten Anfangsstadiums der unendlichen Vorfahrenkette bezeichnen."

Was von der Eizelle gilt, gilt in gleicher Weise für die ganze Reihe der aus dem Ei hervorgehenden Entwicklungsstadien. „Sie lassen sich ebensowenig als Wiederholungen einer Reihe ausgestorbener Ahnenformen bezeichnen, als die Eizelle eine Wiederholung des Anfangsstadiums ist."

Weiter, meint Hertwig, versteht man ja unter Vorfahren die Endform einer Ontogenese, die ausgebildeten Individuen, die das Vermögen, sich direkt ineinander umzuwandeln, gar nicht besitzen und sich daher auch nicht als Glieder einer Entwicklungskette aneinanderreihen lassen. Die Entwicklungsstadien einer Ontogenese aber laufen an ein und demselben Individuum ab. Wie die Eizelle die Anlage für den ganzen Entwicklungsprozeß, so trägt jedes einzelne weitere Stadium die Anlage für das nächstfolgende und dieses für das nächste und so weiter in sich."

Hertwig weist nach, daß sich auf die äußere Aehnlichkeit embryonaler Formen mit niederen Tierarten kein Schluß auf eine gemeinsame Abstammung beider aufbauen läßt. „Es ist wissenschaftlich nicht zulässig zu schließen, daß, weil die Säugetierembryonen vorübergehend eine Chorda bilden, sie deswegen vom Amphioxus oder zyklostomartigen Vorfahren abstammen, oder weil sie in einer Embryonalperiode mit Schlundspalten ausgestaltet sind, ihre Ahnen in der Klasse der Fische gesucht werden müssen. Denn die Fähigkeit zur Entwicklung einer Chorda oder das Vermögen, Schlundspalten usw. zu bilden, sind überhaupt allgemein systematische Merkmale des ganzen Wirbeltierstammes."

Hertwig zeigt auch, daß aus der Tatsache, daß die Ontogenese der Pflanzen- und Tierarten mit einem Zellstadium, dem befruchteten Ei beginnt, nicht auf die Abstammung aller Organismen von einem gemeinsamen, einzelligen, indifferenten Vorfahren geschlossen und ein monophyletischer Stammbaum aufgestellt werden darf. „Da die Anzahl der jetzt beschriebenen Tierarten schon auf mehr als eine halbe Million geschätzt werden kann, — gibt es doch allein schon über hunderttausend verschiedene Käferarten — da ferner die verschiedenen Pflanzenspezies sich auf mehrere hunderttausende belaufen, kommen wir zu dem unabweisbaren Schluß, daß fast eine Million Artzellen, die nach Organisation und Anlage verschieden sind, unsere Erde bevölkert." Dazu muß diese Zahl noch als eine kleine bezeichnet werden im Vergleich zu der der ausgestorbenen paläontologischen Arten von Lebewesen. Ferner zeigen die Versuche und Erfolge der Pflanzen- und Tierzüchter die unendliche Variabilität der Lebewesen, infolge der sich unzählige Varietäten und Rassen zählen lassen.

Wenn somit schon die „einfache Zelle" eine unser Denkvermögen übersteigende Fülle von Verschiedenheiten zuläßt, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß unsere Erde auf einer früheren Epoche der Entwicklung nur von einer einzigen Art von Zellen bevölkert war, oder das Leben nur in einer einzigen Art entstanden ist. Die polyphyletische Hypothese hat eine viel größere Wahrscheinlichkeit vor der monophyletischen voraus.

Auf das Prinzip der Vielstammigkeit kommt auch Steinmann vom Standpunkt der Paläontologie aus. Ferner zeigt er, daß sie ebensowenig wie die Embryologie eine Stütze für die Lehre vom Kampf ums Dasein lieferte.

[1]) Das vollständige Versagen dieses Prinzips habe ich in einer unlängst in der Sammlung Frankfurter zeitgemäße Broschüren erschienenen Schrift „Der Kampf ums Dasein als Prinzip des Fortschritts in der Natur" (50 Pf.) nachgewiesen, in der ich eingehend den Inhalt des Darwinismus, seine Hauptfaktoren Variabilität und Zufall, das Zweckproblem bei Darwin, das Verhältnis der Lehre zur züchterischen Erfahrung, zur Mutationstheorie und zum Mendelismus, die Bedeutung der Zuchterfolge bei den Haustieren, der Pflanzenexperimente Burbanks für die Selektionstheorie, ferner die Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften, die Entstehung des Lebens und der Urzeugung usw. untersuchte.

[2]) Hertwig, Die Elemente der Entwicklungslehre des Menschen und der höheren Tiere. Jena 1910. Kap. „Das ontologische Kausalgesetz."

Dennert faßt Steinmanns Ergebnisse folgend zusammen:

1. Die vom Darwinismus für seine nicht empirisch, sondern aprioristisch aufgestellten Stammbäume und von der Paläontologie geforderten Stamm- und Uebergangsformen sind nirgends in dem heute schon sehr reichlichen Material paläontologischer Forschung nachzuweisen.

2. Die Ergebnisse der letzteren entsprechen nicht den nach dem sog. „biogenetischen Grundgesetz“ aufgestellten Stammreihen, dasselbe hat vielmehr oft geradezu auf falsche Wege geführt.

3. Das „biogenetische Grundgesetz“ hat höchstens eine beschränkte Geltung.

4. Die Ergebnisse der Paläontologie, wie sie z. B. das plötzliche Verschwinden der Saurier und das Auftreten der Säugetiere kennzeichnet, widerstreben durchaus dem Darwinschen Prinzip vom Ueberleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein.

5. Die Zeiten haben längst aufgehört, wo die Darwinschen Erklärungen in naivem Vertrauen für das Alpha und Omega der Abstammungslehre angesehen wurden.

6. Nur das Prinzip der Deszendenz ist allgemein anerkannt, das „Wie“ derselben, ihre Ursachen sind heute absolut strittig.[3]

Die paläontologische Forschung erwies sich als unfähig, die von der Theorie geforderten unzähligen Uebergänge zu liefern und hinsichtlich des „biogenetischen Grundgesetzes“ sagt Dépéret: „Zieht man die Paläontologie darüber zu Rate, so muß man erkennen, daß sich diese Hypothese keineswegs bewahrheitet hat.[4])

„Unsere Untersuchung bezüglich der genetischen Beziehungen der großen Gruppen untereinander endet mit einem großen Fiasko“, schließt Waagen in seiner trefflichen Schrift „Die Entwicklungslehre und die Tatsachen der Paläontologie.“

„Immer wieder müssen wir hören, daß nicht nur die einzelnen Stämme, sondern alle Klassen und ebenso oft genug selbst die Ordnungen nach den bisherigen Beobachtungen vollständig unvermittelt auftreten, daß wir ihre Vorfahren nicht kennen usw. Erst in den Ordnungen selbst wird es möglich, Deszendenz nachzuweisen oder wenigstens zu vermuten.“ Und weiter: „Wenn wir uns bloß an die Tatsachen halten wollen, so müssen wir das unvermittelte Auftreten aller Stämme des Tierreichs mit Ausnahme der Wirbeltiere, und ebenso der Pflanzenstämme, mit Ausnahme der Angiospermen, und zwar in bereits hochspezialisierten Formen für das Kambium resp. Silur annehmen. So befremdend uns dies auch sein mag, so findet diese Annahme doch eine Art Rechtfertigung in der Tatsache, daß so auch in späterer Zeit sowohl die Wirbeltiere wie die Blütenpflanzen nach unseren bisherigen Kenntnissen unvermittelt erscheinen.

Die Paläontologie lehrt uns, daß wir auf empirischem Wege nichts von der Entstehung der einzelnen Stämme erfahren, ja daß selbst Uebergänge von Klasse zu Klasse sich nur in äußerst seltenen Fällen annehmen lassen.“

Selbst ein so überzeugter Anhänger der Lehre von der Umbildung der Arten wie der ausgezeichnete amerikanische Paläontologe E. Cope weigert sich, die Darwinsche Selektion als die wirkliche Ursache der Schöpfung neuer Arten anzuerkennen: „Das Ueberleben des Geeignetsten ist nicht die Entstehung des Geeignetsten! Der Kampf ums Dasein kann nur das Ueberleben des Geeignetsten und das Aussterben der Arten erklären.“

[3]) Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. Halle 1911. S. 37, 38.
[4]) Dépéret-Wegner, Umbildung der Arten. Stuttgart 1909. S. 105.

Ein pantheistischer Philosoph über katholische Orden und Ordensleben.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Eines ganz unerwartet schnellen Todes ist Dr. Gideon Spicker, der bekannte langjährige Lehrer der Philosophie an der Münsterschen Alma Mater am Abende des 18. Juli 1912 gestorben. Der nun so jäh infolge eines Gehirnschlages von der irdischen Schaubühne Abgetretene durfte sein pantheistisches System, eine Art Neuspinozismus, worin die „Materie als göttliches Attribut“ gelehrt wird, volle 36 Jahre im „schwarzen“ Münster dozieren. Bereits am 29. März 1876 berief das preußische Kultusministerium (Minister Falk stand damals an dessen Spitze) den 36jährigen — geboren am 25. Januar 1840 — Freiburger außerordentlichen Professor der Philosophie Dr. Spicker als „liberalen“ Katholiken in diese „Hochburg des Ultramontanismus“ (wie Münster von gegnerischer Seite ja so gerne bezeichnet wird). Gerade 3 Wochen vorher, am 8. März 1876, hatte man, um dem Ministerium völlig freie Hand für diese Berufung zu schaffen, den Bischof Johann Bernard Brinkmann von Münster († 1889) staatlicherseits „abgesetzt“. Derselbe hatte ja statutengemäß das Einspruchsrecht gegen die Anstellung eines liberalen Dozenten der Philosophie an der Akademie von Münster. Hören wir, was Spicker selbst über seine Berufung nach Münster und deren eigentlich bewegende Ursache uns enthüllt. In seinem 1908 erschienenem Buche „Vom Kloster ins akademische Lehramt“ finden wir hierüber u. a. folgendes: „ . . . In dieser Zeit drangen von Halle her Gerüchte nach Freiburg, ich sei für den Lehrstuhl der Philosophie an der Akademie zu Münster in Vorschlag gebracht. Meine Freunde und ich bezweifelten dies aus verschiedenen äußeren und inneren Gründen. Münster war in liberalen Kreisen so verrufen als Hochburg des Ultramontanismus, und ich stand schon so tief im Geruche der Ungläubigkeit, daß wir an die Möglichkeit eines Rufes dahin nicht glauben mochten . . . Was mag nun unter den Vorgeschlagenen das Ministerium bestimmt haben, für diesen Posten an mich zu denken? Wie mir von anderer Seite versichert wurde, wollte man einen liberalen Katholiken haben. In dieser Beziehung hätte die Unterrichtsverwaltung keinen glücklicheren Griff tun können. Liberal war ich, katholisch auch, nur eben nicht im eigentlich konfessionellen (!), sondern buchstäblich, im universellen (!) Sinne. Beides bin ich noch heute, und insoferne glaube ich, dem Ministerium keine Enttäuschung bereitet zu haben; dagegen um so mehr, und zwar mit Recht, den Klerikalen (!). Die Folgen hatte ich denn auch auf die empfindlichste Weise zu büßen.“

Obwohl Spicker sich hier in der unzweideutigsten Weise als einen Mann kennzeichnet, bei welchem der völlige Bruch mit der Kirche schon seit langem sich vollzogen, so hat derselbe dennoch jenen beiden Orden, mit denen er in seinen jugendlichen Jahren in näherem und lebhafterem Konnex gestanden, zeitlebens ein recht freundliches und ehrendes Andenken bewahrt. Es sind dies der Orden der Benediktiner und der Kapuziner, ganz vorzugsweise aber der letztere, dessen Kleid Spicker vor nunmehr 51 Jahren genommen und 3 Jahre hindurch (1861—1864) — wenn auch nicht gerade mit besonderer Auszeichnung — getragen hat. Eine Fülle von Zeugnissen für dieses Freundschaftsverhältnis und die unverkennbare Hochachtung den armen demütigen Söhnen des heiligen Franziskus gegenüber bietet uns Spickers bereits oben angezogene Schrift. Nur einige der hauptsächlichsten und eklatantesten Proben mögen hier folgen. Wie begeistert klingen zum Beispiel seine Ausführungen über seine Profeß: „Endlich erschien der Tag, wo wir die drei Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam in die Hände des Novizenmeisters ablegen sollten. . . . . Eines Momentes möchte ich um seiner Größe und Seltenheit willen noch besonders gedenken. Als ich nach dem feierlichen Akt in die Zelle zurückkehrte, war ich von dem Ideal der inneren Freiheit so mächtig erfüllt und durchdrungen, wie nie mehr in meinem Leben. Allem hatte ich entsagt: allen irdischen Genüssen, Ehren und zeitlichen Gütern; sogar Kunst und Wissenschaft erschienen mir als eitler Tand; das Leben selbst hatte für mich nur insofern noch Wert, das erhabene Gefühl der Freiheit tiefer genießen zu können. Ich kam mir vor wie ein seliger Geist, frei von aller Schranke und Schwere des Daseins. In diesem Augenblicke wäre es mir ein leichtes gewesen, ohne Widerstand von der Erde zu scheiden. Wer nie etwas Aehnliches empfunden, wird mir kaum nachzufühlen imstande sein, was ich mit der Schilderung dieses Zustandes sagen möchte.“ Einen ähnlich warmen Ton wirklicher Begeisterung finden wir im Nachstehenden: „ . . . Aus alledem geht hervor, daß ein echter Kapuziner mehr zu beneiden als zu bemitleiden ist. Von dem gehobenen Gefühl der inneren Seligkeit, die seine Brust schwellt, mögen die argen Weltkinder, wenn sie ihn in der rauhen Kutte und bei Kälte mit bloßen Füßen auf die Mission wandern sehen, kaum eine blasse Ahnung haben. Und doch nimmt der Kapuziner während seines Lebens bloß vorweg, was am Ende des leiblichen Daseins jedem bevorsteht. Jeder muß seiner Familie, seinen Gütern, seiner Macht, seinem Ansehen, ja dem Leben selbst unerbittlich für immer entsagen. Sterben heißt also radikal auf alles Irdische verzichten. Wer nun stets durch viele Jahre sich in der Entsagung geübt, die größtmögliche Armut wie seine eigene Mutter oder Braut geliebt hat, für den wird der Tod sein Schreckliches verlieren.“ — Und muß es nicht unwillkürlich ans Herz greifen, was Spicker im unmittelbaren Anschluß an seinen anschaulichen Bericht über seine Entlassung aus dem Orden sagt: „ . . . Unter heißen Tränen nahmen wir, meine Konfratres und ich, voneinander schmerzlichen Abschied. Erst jetzt kam mir so recht zum Bewußtsein, was es heißt, drei Jahre in geistiger Gemeinschaft zu verkehren; ich hätte nie geglaubt, daß man so tief und herzlich miteinander verwachsen könnte. Wie in einer Familie nimmt jeder an den Freuden und Leiden des andern lebhaften Anteil. Aus dem gemeinsamen Beten, Studieren, Arbeiten erwächst eine Innigkeit, als ob alle nur eine Seele hätten. Das ganze Kloster stellt einen Organismus dar, wobei sich jeder bloß als zugehöriges Mitglied empfindet. Wohl gibt es manchmal Differenzen und machen sich Sympathien und Antipathien, Affekte und Leidenschaften geltend; doch das immer sich erneuernde Gefühl, ein Bruder und Nachfolger Christi zu sein,

gleicht alles wieder aus..." — Von einem Besuche, den Spicker drei Jahre nach seinem Austritte und unmittelbar nach seiner in München erfolgten Doktorpromotion seinen ehemaligen Konfratres in Zug machte, spricht der Philosoph: ... „Dann boten sie mir Kaffee und Wein an; aber geröstet und gesättigt ob der überaus freundlichen Aufnahme mußte ich beides ablehnen. Ich war so überrascht und gerührt, daß ich mir sagen mußte: Du hast das Ordensleben von seiner wahren Seite noch gar nicht kennen gelernt." — Eine ganz besondere Hochachtung und Ehrfurcht nötigen unserem Philosophen ab die beiden Patres Theodosius Florentini, der weitberühmte Philantrop, und Anicetus Regli (Spickers Guardian wie auch Provinzial). Den P. Anicet schildert Spicker als „eine kraftvolle Erscheinung mit mächtigem Haupt, kohlschwarzem Vollbart und durchdringenden Blicken .... als einen logischen Denker und vorzüglichen Redner"; über den P. Theodosius vernehmen wir: „Diese hohe, hagere Gestalt mit der breiten Stirn, dem beredten Mund, dem grauen, in Strähnen herabwallenden Bart hatte etwas außerordentlich Imponierendes . ."

Auch eine Kaisergeburtstagfeier mit polizeilicher Erlaubnis.

Von Franz Ehrlich.

Hohenzollernwetter war's am 27. Januar. Die Festgottesdienste im hohen Dom zu Köln und in den protestantischen Kirchen machten einen erhebenden Eindruck. Die Parade auf dem Neumarkt verlief glänzend. Das Festmahl im Gürzenich war von patriotischer Begeisterung getragen. Es fehlte nur noch der entsprechende Abschluß des Tages.

Den versuchte man der Bevölkerung Kölns zu bieten im Deutschen Theater, wo ausgerechnet am Geburtstage S. M. des Kaisers und Königs die den ständigen Lesern der „Allgemeinen Rundschau" hinlänglich bekannte „Reformtänzerin Adorée Villany" auftrat.

Man konnte ahnen, daß der Männerverein z. B. d. ö. U. diesem fünften öffentlichen Erscheinen der Erna Reich Schwierigkeiten entgegensetzen würde. War doch schon nach einer ähnlichen Veranstaltung am 28. November 1912 ein energischer Protest gegen eine Wiederholung solcher Schaustellungen erhoben. Auf die Eingabe an das Polizeipräsidium erfolgte damals die Antwort: „Das Auftreten der Tänzerin Villany im hiesigen Deutschen Theater ist unter der Bedingung gestattet worden, daß alle Tänze in dezenter Weise zur Aufführung gelangen müßten, und daß eine gänzliche Entblößung des Körpers nicht stattfinden dürfe. . . . Diese Bedingungen, die auch in Berlin und anderen Großstädten gestellt werden, sind von der Tänzerin nach den Berichten der aufsichtführenden Polizeibeamten erfüllt worden. Ein vollständiges Verbot der Aufführungen wäre nicht zu rechtfertigen gewesen. Gez. v. Weegmann."[1])

Das wußte man. Danach richtete man sich in der Ankündigung. Diese geschah so spät, daß ein vorbeugender Protest nicht mehr möglich war: 26. Sonntag, 27. Kaisersgeburtstag — da arbeitet der Bureauapparat nicht. Und wenn er arbeitet: „Ein vollständiges Verbot der Aufführungen wäre nicht zu rechtfertigen gewesen." Es kommt einem vor, als gälte beim Schutze der öffentlichen Sittlichkeit die Regel: Der Brunnen darf erst zugedeckt werden, wenn das Kind ertrunken ist — und auch dann beileibe nicht so, daß ein zweiter Unglücksfall ausgeschlossen wird.

Wir sind ja auch in Köln und nicht im Musterländle Baden; es handelt sich hier ja um die „Kunst" einer Tänzerin und nicht um befürchtete Uebergriffe ins religiöse Gebiet seitens eines Jesuiten.

Und diese Verbote einer „gänzlichen Entblößung des Körpers" und dergleichen erinnern mich immer an einen Vers, den ein zynischer Mitschüler uns Gymnasiasten vor zirka 25 Jahren aus dem Renommisten von Zachariae vorzulesen wagte:

„Ein Flor umhüllt den Leib, der mehr verrät als deckt."

Die anständigen Elemente der Klasse hatten für solche Poesie kein Verständnis, und auch in Köln zeigten die gähnenden Lücken im Deutschen Theater — ½ Stunde nach offiziellem Beginne war nicht einmal ein Drittel der Plätze besetzt, nachher wurde es nicht besser — daß das Publikum sich selber höher einschätzt, als die Behörde es tut. (Anmerkung der Redaktion: Diese optimistische Einschätzung des Stammpublikums des Deutschen Theaters vermögen wir nicht zu teilen. Ein gewisses Publikum fürchtet angesichts der polizeilichen Einschränkungen, nicht mehr ganz auf seine Kosten zu kommen.)

Wie kann man das zusammenreimen: Noch am Nachmittage wird gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles!" und am Abend haben die maßgebenden Stellen Aufführungen gestattet, die einen Hohn bedeuten auf die zweite Strophe des patriotischen Liedes: „Deutsche Frauen, deutsche Treue!"?

So etwas bietet man dem Volke der „Gottesfurcht und frommen Sitte" am Geburtstage seines Landesvaters.

[1]) Vgl. „Volkswart", 1913 Nr. 1, S. 6, 7.

Kritische Bemerkungen zum Illustrierten deutschen Flottenkalender für 1913.

Von Paul Bier.

Wir sind alle darüber einig, daß es eine nationale Tat ist, in allen Schichten des Volkes Verständnis und Begeisterung für die große Sache unserer Kriegsflotte zu wecken. Wer gegenteiliger Ansicht wäre, den könnte die jetzige gespannte Weltlage eines Besseren belehren. Wenn wir uns darum in den folgenden Zeilen näher mit dem „Illustrierten deutschen Flottenkalender für 1913" befassen, so geschieht dies nicht, um das Unternehmen als solches zu bekämpfen oder die einzelnen Beiträge unter die kritische Lupe zu nehmen. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die allermeisten — die belletristischen Teile würden ein etwas höheres literarisches Niveau zwar gewiß vertragen — ihren Zweck, Lust und Liebe für unsere Flotte und für den Matrosenberuf zu wecken erfüllen werden. Auch wäre kein weiterer Anlaß vorhanden, das, was an diesem Kalender Bedenken erregen muß, einen größeren Leserkreis zu unterbreiten, wenn nicht die große Verbreitung des Flottenkalenders, der im Jahre 1911 in einer Höhe von 160000 Exemplaren abgesetzt wurde, das Anbringen einer Warnungstafel nötig machten, um so mehr, da er vor allem unter der heranwachsenden Jugend einen großen Leserkreis besitzt und den Schülern der höheren Lehranstalten (und wohl nicht bloß diesen) zu einem Vorzugspreis geliefert wird.

Das Bedenkliche des Flottenkalenders liegt nicht in seinem redaktionellen, sondern im Annoncenteil, der den großen Raum von über 75 Seiten einnimmt. Was da zum Teil empfohlen wird, ist Schund und Schmutz in Reinkultur. Dabei muß man im Auge behalten, daß der Flottenkalender seine Leser schon deswegen unter der heranwachsenden Jugend suchen muß, weil er möglichst viel junge Leute für den Beruf des Matrosen gewinnen möchte. Was ist es nun, das diesen künftigen Matrosen im Flottenkalender empfohlen wird? Seite 252 annonciert eine Dresdener Buchhandlung ein „Buch über Liebe und Ehe oder das Geschlechtsleben des Menschen. „Intimer Ratgeber in und außer der Ehe." Ebenda. „Das beste Buch über die Ehe ist das berühmte Buch von Dr. Brown: Häusliches Glück! Behandelt das Liebes- und Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfang." Ebenda: „Zerlegbare anatomische Modelle; über den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers: a) der männliche, b) der weibliche Organismus geben diese Modelle vollen Aufschluß. Wenn es am Schluß dieser Annonce heißt: „Abgabe nur an Personen über 18 Jahre", so weiß jeder Vernünftige, was davon zu halten ist. Es ist wie bei den „Kinovorstellungen für Erwachsene" nur Lockmittel. Wie will man denn aus einem Brief erkennen, wer über 18 Jahre alt ist? Verlangt die Firma etwa den Geburtsschein? Dasselbe Geschäft empfiehlt „Die geheimen Liebesmächte", „Sechstes und siebentes, achtes und neuntes Buch Mosis", „Der wahre geistliche Schild nebst einem Anhang, um in allen Gefahren, worin sowohl Menschen als Vieh oft geraten, gesichert zu sein. Preis 6.30 M." Doch genug mit der Aufzählung dieser dem Gebiet der niedrigsten Schundliteratur angehörigen Bücher. Welche Meinung hat denn der Flottenkalender von unseren künftigen Matrosen, daß er ihnen solchen Schmutz und Schund zu empfehlen wagt? Ist das der richtige Weg, um ein gesundes, starkes Geschlecht zu erziehen? Und die Redaktion kann sich nicht damit entschuldigen, sie übernehme keine Verantwortung für den Annoncenteil, die sie in einer redaktionellen (wohl ebenfalls bezahlten Notiz) obigen Büchern selbst noch folgende empfehlende Worte widmet (S. 237). „Ein schönes Buch hat den größten Wert! Lest Bücher, denn so verscheucht ihr Trübsinn! Lest Bücher, wenn eure Freunde und Bekannten euch hochhalten sollen! Lest Bücher, denn ihr lernt daraus. Wir verweisen besonders gern auf die in unserem Kalender enthaltenen Annoncen der . . . (folgt der Name der Dresdener Verlagsbuchhandlung, die obige Annoncen aufgegeben hat). Für jeden ist etwas da! Da ist ein Buch, welches lehrt, wie man sich unterhält und bei Damen beliebt macht. Viele ähnliche Sachen gibt es noch. Auch okkultistische und sonst belehrende Bücher werden von der Firma, die wir bestens empfehlen, angeboten". Dazu kommen noch andere Annoncen nicht weniger bedenklichen Inhalts. So S. 276 „Männer! von Dr. Paul Korallus", S. 298 „Frohe Kunde für jeden Mann! Meine Ausführungen leiten den Leser an, das Leben zu genießen, ohne sich dabei den nervenschwächenden Folgen auszusetzen." S. 310 „Das Christusproblem gelöst! Soeben erschien: Vor 1900 Jahren! Wer war Christus? In einer alten orientalischen Bibiothek ist ein Dokument gefunden worden, das ganz genau mitteilt, wer Jesus Christus war: ein Bundesbruder des Essäerbundes, einer Art Freimaurervereinigung".

Und das alles in einem Kalender, der einer so eminent nationalen Sache, wie der Förderung unserer Flotte dienen will! Das alles in einem Unternehmen, das von einem Kaiserlichen Kapitän zur See a. D. L. Persius redigiert wird! Wir sind weit entfernt, den Herausgeber selbst für die Aufnahme solcher Annoncen verantwortlich zu machen, wir glauben im Gegenteil, daß er darauf aufmerksam gemacht, diese so scharf mißbilligt wie wir.

Der Verleger selbst aber wird für einen Kalender, der in 160000 Exemplaren abgesetzt wird, sicherlich andere Annoncen finden, so daß er den Kalender nach wie vor zu dem billigen Preis von 1 M verkaufen kann. Sollten diese Annoncen, die schon die früheren Jahrgänge des Flottenkalenders verunzierten, auch künftig beibehalten werden, so könnte er von allen, die christliche Sitte und Lebensführung hochhalten, nicht mehr empfohlen werden.

Wir Katholiken und das Theater.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 2 vom 11. Januar 1913 die trefflichen Worte angeführt, welche Hardy Keiter in der „Augsburger Postzeitung" über dieses Thema gesprochen hat. Ich möchte hier nur eine einzige Ergänzung vorbringen.

Daß das Theater den Charakter einer „moralischen Anstalt" verloren, daß es auch in katholischen Städten mit Vorliebe unmoralische, antichristliche Autoren zu Worte kommen läßt und dadurch zu einer Stätte der Unkultur und Unmoral geworden ist, daran sind wir Katholiken am allermeisten selbst schuld. Gewiß: „es gibt kaum ein deutsches Theater, bei dessen Leitung der katholische Teil der Bevölkerung merkbarer Rücksicht begegnete; von Einfluß nicht zu reden." Warum? Die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß die Katholiken, besonders die durch höhere Bildung und gesellschaftliche Stellung hervorragenden Katholiken, dem Theater fernbleiben.

Warum aber bleiben sie dem Theater fern? Es ist in der katholischen Presse und in Vereinsreden das neuzeitliche Theater so vielfach als Sündenpfuhl hingestellt worden, daß sich in weiten katholischen Kreisen die Ansicht, ich möchte fast sagen: die Anstandspflicht festgesetzt hat, nicht ins Theater zu gehen. Wenn wir Katholiken aber eine so wichtige Einrichtung wie das Theater kampflos unseren Gegnern überlassen, wie dürfen wir dann darüber klagen, daß nur die Weltanschauung der Hauptmann und Sudermann, der Schnitzler und Wedekind dort herrscht? Die Turnvereine, die Gesangvereine, die Sportvereine, einst politisch und religiös indifferente Vereine, haben wir Katholiken kampflos dem Gegner überlassen, und wir klagen jetzt darüber, daß sie zur Brutstätte antikatholischer Agitation geworden sind!

Jeder Theaterdirektor ist Geschäftsmann und muß Geschäftsmann sein, oft ist er leider nur Geschäftsmann. Wenn er sieht, daß die Katholiken seinem Unternehmen in der Regel fernbleiben, daß er nur mit den Gegnern der Katholiken Geschäfte macht, wie kann man von ihm eine „merkbare Rücksicht" auf die Katholiken verlangen? Wenn heute in einer deutschen Stadt die Katholiken einem Theaterdirektor mit dem Boykott seiner Anstalt drohen, so lacht er sie aus; wenn sie einen Protest gegen ein Stück veröffentlichen, so freut er sich, denn dann macht er mit dem Stück mehrere ausverkaufte Häuser. Zu Brünn sollte Paul Heyses „Maria von Magdala" aufgeführt werden. Wer das Stück kennt, wird zugeben, daß seine langweilige Breite die Theaterbesucher vertreibt. Ueber eine einmalige Aufführung wäre es nicht hinausgekommen. Da fühlte sich der damalige Bischof, der jetzige Kardinal Dr. Bauer von Olmütz, im Gewissen verpflichtet, in den katholischen Zeitungen gegen die Aufführung zu protestieren. Die Folge waren fünf ausverkaufte Häuser. Darum: Boykott und Protest haben erst dann die gewollte Wirkung, wenn die Katholiken ein bei den Kassenrapporten ins Gewicht fallendes Kontingent der Theaterbesucher stellen.

Wenn wir Katholiken also auf das Theater einen merkbaren Einfluß ausüben wollen, so müssen unsere Zeitungen die Katholiken so fürs Theater interessieren, daß sie in großer Zahl wieder ins Theater gehen. Es mag sein, daß einzelne katholische Blätter hin und wieder zu große Milde walten lassen in der Besprechung sittlichkeitsgefährlicher Bühnenaufführungen, aber allgemein darf man diesen Vorwurf nicht erheben.

Randglossen des Herausgebers.

Franz Eckardt spricht, wie schon das von ihm angezogene Beispiel aus Brünn zeigt, zunächst vom Standpunkte des Oesterreichers, ohne daß damit gesagt sein soll, seine Ausführungen träfen mutatis mutandis nicht auch auf reichsdeutsche Verhältnisse zu. Aber daß ein öffentlicher Protest irgendeines deutschen Bischofs (man denke beispielsweise an den Erzbischof von Köln) gegen ein religiös oder sittlich anstößiges Stück eine wesentlich andere Wirkung haben würde, als in dem Falle von Brünn, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Freilich würde ein deutscher Bischof auch nur in einem überaus krassen Falle zu einem solchen öffentlichen Schritte übergehen. Daß bessersituierte katholische Familien, auch solche von gehobenem gesellschaftlichem Range, sich in geradezu auffallendem Maße vom Theaterbesuche fernhalten, ist eine Beobachtung, die man namentlich auch in der bayerischen Hauptstadt machen kann. Und zwar erstreckt sich diese Zurückhaltung nicht etwa nur auf sogenannte moderne und hypermoderne Stücke, sondern auch auf das „große Theater" überhaupt. Eine gewisse ängstliche Scheu vor den lockeren heutigen Bühnensitten mag wesentlich mitwirken, und in diesem Punkte ist wirklich schwer zu sagen, wo angesetzt werden soll, um den circulus vitiosus zu durchbrechen. Die Katholiken verlangen, daß erst die Bühne ein anderes Gesicht gewinne, ehe sie ihr wieder vollstes Interesse entgegenbringen. Franz Eckardt erwartet den umgekehrten Gang des Prozesses: Die Katholiken sollen durch stärkeren Besuch maßgebenden Einfluß auf die Bühne erringen.

Uebrigens sind auch bezüglich des schwachen Theaterbesuches der Katholiken Unterschiede zu machen. So steht es beispielsweise in Köln und in anderen größeren rheinischen Städten mit dem Theaterbesuch der gutsituierten Katholiken sicherlich relativ besser als etwa in München. Trotzdem begegnen wir auch in einem Vortrage, den der Dramaturg Dr. Fritz Budde (Berlin) am 22. Jan. in Köln über „Kulturwerte des Theaters" gehalten hat („Köln. Volksztg.", Nr. 68) der Klage: „Unsere katholischen Volkskreise ständen heute dem Theater am fernsten. Beschämend wirke ein Vergleich der Theaterverhältnisse von Köln und Frankfurt und die Anteilnahme weiter Volkskreise wie in Hamburg und Berlin." Wenn aber Dr. Budde weiter meint, die in katholischen Kreisen vielfach herrschende Befangenheit gegenüber dem Theater entspränge zum Teil vielleicht — pietistischen Einflüssen, so sähen wir dieses etwas anrüchige Wort doch lieber vermieden. Der von nur zu vielen Bühnen ausströmende Fäulnisgeruch ist allmählich so penetrant geworden, daß man kein „Pietist" zu sein braucht, um sich davon abzuwenden und andere davon abzuhalten. Und wenn Dr. Budde in Köln mit Recht sagte: „Jede Zeit habe das Theater, das sie verdiene, und jede Gesellschaft auch", dann wäre es ja schließlich der schlagendste Beweis für den gesunden Sinn der Katholiken, wenn sie sich und die Ihrigen den Einflüssen des sittlich angefaulten „modernen" Theaters möglichst zu entziehen suchen. Indessen läßt sich das Thema in einem kurzen Nachwort nur streifen.

In einem Punkte ist Franz Eckardt zuzustimmen: Etwaige Klagen über einen allzu laxen Standpunkt der Bühnenreferenten katholischer Blätter dürfen nicht verallgemeinert werden. Viele katholische Blätter stehen unentwegt auf der Wacht und erfüllen ihre Pflicht, wenn auch grollendes Stirnrunzeln oder noch Schlimmeres seitens der Theaterdirektionen in Aussicht steht. Aber anderseits nimmt die laxere Methode in einem Teile der katholischen Presse allmählich derartige Dimensionen an, daß dagegen einmal ein sehr kräftiges Wort gesagt werden muß. Es gibt keine doppelte Moral: über und unter dem „Strich", im Leben und auf der Bühne. In allem Grundsätzlichen muß unerbittliche Uebereinstimmung herrschen. Der „Allgemeinen Rundschau" liegen in großer Zahl merkwürdige Zeitungsausschnitte über Bühnenaufführungen vor. Wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich sähe, würde man es nicht glauben, daß eine so leichte, fast leichtfertige Auffassung in Blättern Raum finden konnte, die in Leitartikeln und an anderen Stellen kühne Lanzen für strenge Sitte und christliche Ehrbarkeit brechen.

Februar.

Noch hart ist die Erde; ein glitzernder Hauch
Liegt über der bräunlichen Fläche:
Des Winters Atem. Starr hält er auch
In Banden noch Flüsse und Bäche.

Grauweiss der Himmel! Mattgoldner Schein
Blickt aus den Wolken hernieder;
Lächeln der Sonne, scheu noch und klein,
Strahlt dennoch im Herzen wieder.

Frisch weht der Wind! Neuschwellende Kraft
Liegt in den Lüften, den herben,
Wie frischer, markiger Lebenssaft,
Wie freiendes, mutiges Werben.

Die Erde bebt, wenn der Sturmwind droht:
„Der Frühling will über die Grenze!"
Noch ein mutiger Kampf auf Leben und Tod — —
Und sie öffnet sich jubelnd dem Lenze.

Gertrud Schlesinger.

Nochmals der Münchener Karneval.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Der „Münchener Karneval" wird nachgerade sprichwörtlich, aber wahrlich nicht in löblichem Sinne. Die „Allgemeine Rundschau" hat schon in früheren Jahren der Karnevalsgesellschaft „Narrhalla" wegen anstößiger Deklamationen auf einem Herrenabend kräftig den Text lesen müssen. Die Lektion blieb nicht ganz ohne Eindruck, denn die Herrenabende wurden seitdem ganz fallen gelassen, und Klagen über unziemliche Darbietungen sind nicht wieder laut geworden. In diesem Jahre war es der Schlußfeier im Deutschen Theater vorbehalten, ganz und gar aus dem sonst gerne innegehaltenen vornehmen Rahmen herauszufallen. Diesmal lag das Aergernis nicht auf sittlichem Gebiete; vielmehr riskierte man eine Verhöhnung des gemeinsamen Hirtenbriefes des bayerischen Episkopates gegen die Leichenverbrennung. Das „Neue Münchener Tagblatt" (Nr. 37 vom 6. Februar) berichtet darüber:

„So weit war's also schön und nett; aber zu guter Letzt kam der Pferdefuß mit dem von Benno Sailer verfaßten und inszenierten Begräbnis des Prinzen Karneval. Heiliger Bim-bam! Kauft dem Mann doch das Buch mit den 333 besten Witzen der Weltliteratur, damit er wenigstens eine Ahnung vom wirklichen Humor bekommt! Der Gute verwechselt nämlich Roheit mit Witz. Daß durch den Saal des Deutschen Theaters ein grell bemalter Sarg in feierlichem Zuge getragen wurde, möchte noch hingehen; diese Art humoristisch sein sollender Darbietung ist Geschmacksache; aber geschmacklos ist es, wie es auf der Bühne geschah, wenn sich Polizisten und Geistliche um den Leichnam des Prinzen Karneval raufen und ihn schließlich in zwei Stücke reißen, von welchen das eine durch Jesuiten beerdigt, das andere von den Gendarmen, oder was sie sonst in ihrer grotesken Uniform vorstellen sollten, in den Verbrennungsofen geschoben wird, wobei noch, als sich der Ofen scheinbar zu kurz erwies, eine Amputation des Beines mit einer Säge vorgenommen wurde, die gefühlsverletzend war. Dergleichen witzig sein sollende Roheiten werden heute kaum noch von einem Varieté letzten Ranges als Exzentriknummer geduldet. Den Narrhallesen war selbst nicht wohl bei der traurigen Sache, und wir haben Grund anzunehmen, daß auch von den Tonangebenden nicht alle damit einverstanden waren."

Sehr gut gemeint, aber in mancher Hinsicht wenig beweiskräftig oder geradezu schief ist der Versuch, den der wegen seiner hochanständigen Gesinnung bestens bekannte Humorist Hermann Roth im Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 69 vom 7. Februar, Generalanzeiger) unternimmt, den Münchener Fasching von den gegen denselben erhobenen Anschuldigungen einigermaßen zu entlasten[1]). Er meint, die beklagenswerten Auswüchse seien „eine Begleiterscheinung kultureller Zustände überhaupt" und keine Münchener Spezialität. Durch Verbote werde im großen und ganzen an den gesellschaftlichen Auffassungen und Zuständen nichts geändert. Schließlich wird dann das Allheilmittel empfohlen, dem man überall begegnet, wo guter Rat teuer geworden ist und man sich schämt, die Dinge beim wahren Namen zu nennen: „Die Ansätze, der auch durch gewisse Witzblätter genährten, weitverbreiteten Laszivität und Frivolität zu begegnen, namentlich durch eine Erziehung der Jugend zu gesunden Anschauungen, wie sie im Sport und in der Wehrkraftbewegung zum Ausdruck kommen, sind vorhanden, sie werden hoffentlich wieder aufwärts führen zur Gesundung und zu jener Freiheit, die nur der genießen kann, der sich selbst zu meistern weiß."

Hier wird also auch von Hermann Roth offen zugegeben, daß gewisse Witzblätter die Laszivität und Frivolität nähren, d. h. künstlich großziehen. Diese „gewissen Witzblätter" (doch wohl „Jugend" u. „Simplicissimus") sind aber eine Münchener Spezialität und predigen in ganz Deutschland und weithin im Auslande die freche laszive Eigenart, zu welcher der „Münchener Karneval" sich hinabentwickelt hat. Solange man sich nicht entschließt, diesen „Witzblättern" die Freundschaft zu kündigen, werden alle Versuche, die Jugend gegen den Zynismus und die Perversitäten der „Witzblätter" zu immunisieren, wirkungslos bleiben. Denn das Gift, das man durch Sport und Bewegung in frischer Luft austreibt, schleicht sich durch alle Poren wieder ein, wenn die vermeintlich abgehärtete Jugend auf dem Familientisch oder im Salon des Elternhauses oder im Café und Restaurant auf Schritt und Tritt den Gifterzeugern wieder begegnet und wahrnehmen muß, daß diejenigen, welche sie gegen das Gift immunisieren möchten, mit den Gifterzeugern und Giftverkäufern auf dem denkbar freundschaftlichsten Fuße stehen. Mit dem Wahlspruch: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß" kommt man im Kampfe gegen den Unzuchtsgeist der sogenannten modernen Welt nicht durch.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Münchener katholische Tagespresse sich inzwischen gegen den unsauberen Geist, der mehr und mehr den Münchener Fasching beherrscht, energisch zur Wehr gesetzt hat. Das „Neue Münchener Tagblatt" (Nr. 33 u. 34 vom 2. u. 3. Febr.) widmete — im Anschluß an die Anklagen der „Frankf. Ztg." — der Entartung des Münchener Karnevals ein eigenes Feuilleton, in welchem sich u. a. der Satz findet: „Es steht leider fest, daß in den letzten Jahren der Münchener Fasching an künstlerischen Werten, an Geist, Witz und harmloser Fröhlichkeit verloren hat und dafür stellenweise eine Zuchtstätte wüster Erotik und öder Radaumacherei geworden ist. Dies gilt besonders auch von manchen Veranstaltungen, die von „besser gekleideten" Herrschaften besucht werden." Im „Bayerischen Kurier" vom 8. Februar (Nr. 39) las man unter der Rubrik „Sittenbilder" nachstehende überaus bezeichnende Schlußabrechung mit dem Fasching 1913:

„Seit langem ist kein Lokalereignis Münchens so lebhaft besprochen worden wie der Doppelselbstmord des 22jährigen Fähnrichs Kornhammer und der 18jährigen Fabrikantenstochter Seidl. Am Aschermittwoch, der für jeden Christen ein Tag von tiefernster Bedeutung ist, haben die beiden jungen Leute, das Mädchen noch im Maskenkleid, nach einer durchschwärmten Nacht den Todessprung von der 30 Meter hohen Großhesseloher Eisenbahnbrücke ausgeführt. Namenloses Leid ist über zwei Familien hereingebrochen. Und andere Familien wurden durch diesen tragischen Fall ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, wenn auch nur in indirekter Weise. Als nämlich die (liberale) „Münchener Zeitung" die Nachricht von dem Doppelselbstmord an ihren Anschlagtafeln veröffentlichte, ohne Nennung des im ersten Augenblick noch unbekannten Namens des Mädchens, da gab es eine Menge telephonischer Anfragen, wer denn das Mädchen sei. Die Anfragen kamen von Familien, deren Töchter am Morgen des Aschermittwochs noch nicht heimgekommen waren. So erzählt das Blatt selbst und wir glauben es vollständig. Wenn man sieht, wie besonders an den letzten drei Faschingstagen junge Mädchen, häufig noch im Backfischalter, allein herumstreunen, wie diese Mädchen allein Bälle und Redouten besuchen, der braucht sich über nichts zu wundern .... Man sieht auf offener Straße Bilder voller Widerwärtigkeit, von den unglaublichen Schweinereien ganz abgesehen, die sich einzelne, namentlich Kunstbeflissene, in geschlossenen Gesellschaften erlauben. Von derlei Cochonnerien bleibt fast keine Veranstaltung frei; leider hat z. B. auch das Pressefest Einzelerscheinungen gebracht, deren man sich nur schämen muß."

Das Uebel ist schon soweit gediehen, daß auch die liberale „München-Augsburger Abendzeitung" in einer Münchener Plauderei in Nr. 39 vom 9. Februar 1913 nicht umhin kann, folgendes strenge Verdikt über den Münchener Karneval zu fällen:

„Wenn wir auch hier dem Münchener Karneval noch einen Epilog schreiben, so sei eines vorausgeschickt. Man braucht gewiß nicht zu den Sittlichkeitsschnüfflern zu gehören, die in jedem geschlitzten griechischen Gewande und jedem nackten Beine bereits einen strafwürdigen Exzeß gegen die Sittlichkeit erblicken, und kann doch mit Bedauern verschiedentlich Auswüchse konstatieren, deren Beseitigung dem Münchener Karneval seinem wohlerworbenen Rufe nicht das Geringste schaden würde. Im Gegenteil, es hieße Vogel Strauß spielen, wollte man nicht erkennen, daß hier sogar dem guten Rufe des Münchener Faschings eine Gefahr droht. Es ist nicht zu leugnen, daß das erotische Element sich bei einzelnen Faschingsunterhaltungen mehr aufdrängt, als es mit den Begriffen der einfachsten Wohlanständigkeit noch vereinbar ist. Unsere jungen Herren überschreiten vielfach die Grenzen der karnevalistischen Freiheit und unsere Damenwelt hat leider an Energie der Abwehr gegen früher wesentlich eingebüßt."

Die Saat, die „gewisse Witzblätter", nicht ohne Assistenz liberaler Allerweltsblätter, seit Jahren planmäßig gestreut haben, ist allmählich aufgegangen, und man wird in den nächsten Jahren noch Wunderdinge erleben, denn die Jugend, die man schmunzelnd oder gedankenlos in einer gewissen Presse „neue Moral" studieren ließ, begehrt heute förmlich auf, wenn man sie den Geistern, die man selbst gerufen, wieder abspenstig machen möchte. Die Jugend besteht den rückständigen Alten gegenüber trotzig auf ihrem Schein: Ihr habt es uns ja selbst gelehrt.

[1]) An dieser Stelle sei eine Berichtigung eingeschaltet, um deren Aufnahme Georg Queri uns ersucht hat. Dieselbe lautet: „In Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" vom 8. Februar 1913 befindet sich auf Seite 105 eine Fußnote (zu dem Thema „Die fortschreitende sittliche Entartung des Münchener Karnevals"), in der es u. a heißt: „Der „Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 53 vom 30. Januar) berichtet unter „Münchener Fasching" über ein vom „Verbande jetziger und früherer Studierender der Akademie" in der „Blüte" veranstaltetes „Haberfeldtreiben". In einer Vorankündigung war bereits mitgeteilt, daß Georg Queri (der Herausgeber der ominösen „Bauernerotik") die Seele des Ganzen sei. Was uns an dem Berichte des liberalen Blattes interessiert, ist ein einziges vielsagendes Sätzchen über den diesem „Haberfeldtreiben" (bei einem Tanzvergnügen!) zugrunde gelegten Text: ‚Text aus Georg Queris populärem Buch'." Hier ist ein „populäres" Buch, was in Vorankündigungen und bei polizeilicher und richterlicher Würdigung als ein „nur wissenschaftlichen Forschungszwecken dienendes ernstes Werk" gerechtfertigt wurde. Die Kombination, daß dieses „populäre" Buch mit meiner „Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern" identisch sei, ist willkürlich. An dem fraglichen Abend wurde aus meinem im 14. Tausend vorliegenden und darum augenscheinlich „populär" genannten Buche „Die weltlichen Gesänge des Egidius Pfanzelter von Polykarpszell" die Vorrede vorgetragen, die in der Form eines „Haberfeldtreibens" gehalten ist. — "Da die „Allgemeine Rundschau" niemanden mit Unrecht zu nahetreten möchte, konstatieren wir mit aufrichtigem Bedauern, daß die lakonische Berichterstattung desjenigen liberalen Blattes, welches erst unlängst Queris „Bauernerotik" in den höchsten Tönen gefeiert und gewissermaßen zu einem Volksbuch gestempelt hat, diesen Irrtum veranlaßte. Denn Queris „Bauernerotik" handelt fast ausschließlich vom Haberfeldtreiben.

Verschlossene Kammern.

In edlen Häusern, schweigend, altersgrau,
Begegnet dir's, dass in der Zimmer Fluchten
Du plötzlich stösst auf ein verschlossnes Tor,
Mit Riegeln, die in schweren Klammern wuchten.

Du pochst, du reisst . . . der rost'ge Riegel klirrt,
Doch weicht er nicht aus seinen starken Klammern.
Und nie erschliesst sich das Geheimnis dir
Von dieses Hauses stets verschloss'nen Kammern.

— Nun gehen wir schon Jahre neben uns
Und glaubten, uns das Letzte zu entsiegeln.
Doch stumme Kammern sind in unsrer Brust,
Die wir uns selbst wohl niemals ganz entriegeln.

Denn dieses ist das Rätsel herb und hart:
Nie kann ein Herz ganz in ein andres gleiten,
Und all ihr Letztes muss die Brust allein
Hintragen durch der Tage Einsamkeiten.

A. v. Walden.

Die Kirche und die Gebildeten.

Ueber das brennende Problem der Gebildetenseelsorge ist in den letzten Jahren viel geredet und geschrieben worden. Wer die Zeit versteht, kennt die Not. Viele empfinden sie und haben mit beiden Händen nach Schultes Buch gegriffen[1]). Soeben erscheint die zweite Auflage in unveränderter Form. Mit feinem Verständnis geht der Verfasser der religiösen Psyche des Gebildeten nach. Alles hat er zusammengetragen, geprüft und gesichtet, was eigene und fremde Erfahrung ihm zur Lösung des Problems darboten. Zumal für den Seelsorger ist das Buch von höchstem Interesse, gerade zu ein Stück Gewissenserforschung über ein Pflichtenkapitel, das manchem herzlich fremd geblieben zu sein scheint. Besonderen Dank muß man dafür wissen, daß trotz der lebenswahren Darstellung ein siegreicher Optimismus das Ganze trägt.

Hätten wir eine religiös-aszetische Literatur, die im Geiste dieses Buches auf die Gebildeten einzuwirken suchte, würde vieles besser werden. Es stimmt wirklich traurig, wenn Schulte (S. 165) erklärt, daß er ein Verzeichnis solcher Literatur nicht habe beigeben können, weil es trotz mühevoller Vorarbeiten zu dürftig ausgefallen wäre. Wir hätten einen schätzenswerten Beitrag zum „Königsproblem der Seelsorge", wenn eine in gebildeten Kreisen verbreitete Zeitschrift sich bereit fände, ab und zu wirklich orientierende, objektive und unabhängige Sammelartikel über gediegene religiöse Literatur zu bringen. Vielleicht wäre P. Schulte so liebenswürdig, solche Beiträge zu liefern und uns damit einen Ersatz zu bieten für das, was er in seinem Buche fortfallen ließ. Joseph Könn, Köln.

[1]) P. Dr. Joh. Chrys. Schulte, „Die Kirche und die Gebildeten". Drittes und viertes Tausend. XIV und 182 S. Freiburg 1913. Herder M 2.—.

Vom Büchertisch.

Robert Hugh Benson: Im Dämmerschein der Zukunft. Ein Roman in Traumbildern. Autorisierte Uebersetzung von R. und A. Ettlinger. Mit Originalillustrationen von F. Schwormstedt. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln 1912. Gr. 8⁰ 381 S., geb. M 6.—. Dieser neueste Roman des bekannten englischen Konvertiten, Verfassers der bedeutenden Romantrilogie „Des Königs Werk", „Die Tragödie der Königin" und „Mit welchem Recht?", sowie des Zukunftsromans „Der Herr der Welt", wurde bereits in der Rubrik „Vom Weihnachtbüchermarkt" kurz angezeigt und soll jetzt an dieser Stelle eine gedrängte Besprechung erfahren. — Während und nach der Lektüre blieb mir ein zwiefacher Eindruck haften: „Eine dichterische Leistung!" und dicht daneben: „Viel Lärm um nichts. . . ." Nie zählte ich zu den „enragierten" Rätsel- und Rebuslösern, noch Kartenspielern, etwas von jedem der drei aber muß, meine ich, in jedem stecken, der einen Zukunftsroman ausspinnt oder ihm auch nur „rückhaltlos hingegeben" folgt. Dennoch vermochte dieses Buch mich von Anfang bis Ende zu fesseln, und das machte, weil der Künstlergeist des Verfassers auch das für mich sonst Tote, Zufällige, ja selbst Geschmacklose beseelte. Es sei gleich gesagt: ich würde den Roman keinem sehr jugendlichen noch überhaupt unreifen Leser in die Hände geben, da es allemal schadet, wenn eine noch nicht völlig gezügelte Phantasie aufgepeitscht wird wie das dieser Roman zweifellos tun kann. Sonst aber: Benson ist strenggläubiger Katholik und begeisterter Priester, ein scharfer Denker und — ich wiederhole es: ein wirklicher Dichter. Er ist auch ein äußerst gewandter Darsteller. Geschickt, wie der Jongleur Messer, wirft er Probleme in die Luft. Und manche sind zweischneidig wie jene, und alle von aktueller Wichtigkeit. Um bald zur nötigen Klarheit der Objektivität zu gelangen, möge man nach „Vorrede" und „Prolog" sofort den „Epilog" am Schlusse des Buches lesen. Dann erkennt man: der Autor hat zu seinem pessimistisch gehaltenen „Herrn der Welt" ein optimistisches Gegenstück schaffen, hat in diesem das Ergebnis einer nach allen Richtungen streng auf Grund der katholischen Weltanschauung sich entfaltenden Gesamtentwicklung nach etwa 60 Jahren feststellen wollen. Der „Epilog" betont, daß all das bunte Vorgeführte „nur ein Traum war" (in der Tat ist während der ganzen Darstellung der Traumcharakter vorzüglich festgehalten), der Träumer selbst aber sagt, daß des Traumes Erfüllung nicht ausgeschlossen sei, da die Kirche „dazu die Macht in sich selbst trage." Dieser im Mittelpunkte der Erzählung stehende Träumer ist ein Priester, ein Monsignore, der das Gedächtnis verliert und nach Jahren den Kontakt mit der inzwischen rapid vorgeschrittenen Welt wiederfinden muß. Die Kirche ist inzwischen in fast allen Ländern unter Oberhoheit eingesetzt und weiß diese, auch unter Anwendung strengster Maßregeln, zielsicher zu behaupten. Wiederholt hat man den Eindruck, als ob das weiche Gemüt des Dichters gegen die unvermeidlichen Härten seiner unerbittlichen Logik innerhalb des von ihm akzeptierten Systems, das in sich das Schicksal der Gesamtwelt begreift, revoltiere. Bei dieser seiner Zukunftsweltbetrachtung fährt Deutschland „natürlich" am schlechtesten: es bleibt, als schon Spanien, Portugal und Frankreich „wieder ganz katholisch" sind, „der wunde Punkt". Der deutsche Kaiser (Friedrich) „ist noch kein Christ", ist wohl „ein ganz aufrichtiger Mann", aber „wirklich beinahe ungebildet", da er „noch an einer gewissen Sorte Materialismus festhält". Doch „man hat Hoffnung auf seine Bekehrung", die sich denn auch infolge eines von ihm mit dem lebhaftesten Interesse verfolgten Lourdes-Wunders vollzieht. Grandios ist die Szene, da der (als Individualität nicht als hervorragend gezeichnete) Papst plötzlich seinen blutigsten Gegnern zu Berlin, der „Heiligen Stadt des Freimaurertums", von „wo alles organisiert wird", „soweit es eben reicht", ganz allein gegenübertritt und einzig durch die persönlich überwältigende Art seines Auftretens der sozialistischen Schreckensherrschaft ein Ende bereitet. Mächtig wirkt auch die Schlußszene, die den Thron des Papstes „in strahlendem Sonnenlicht" zeigt, den Thron der anerkannten oberhoheitlichen Weltherrschaft zur Zeit, da „auf das Wort dessen, welcher jetzt endlich die Macht an sich genommen hatte und regierte, Sein Reich endlich gekommen" ist, dem „in Wahrheit alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden..." Selbstverständlich dürfte es schwerlich einem Menschen einfallen, das (vortrefflich verdeutschte) Buch prophetisch zu nehmen. Wenn aber dennoch ein solcher Mensch sich fände, so müßte er einem leid tun — dem Autor sicherlich nicht am wenigsten. E. M. Hamann.

Mehr Geduld! Die christliche Geduld die Zucht und Stärke der Seele von Erzbischof Ullathorne, O. S. B. Uebersetzt in der Benediktinerinnenabtei Frauenchiemsee. Verlag von Karl Ohlinger, München und Mergentheim. Brosch. 2.80 M, geb. 3.80 M, ff. Geschenkband 4.60 M. Mit der deutschen Bearbeitung und Herausgabe dieses Buches ist eine der schönsten Perlen aus den aszetischen Schriften des hochseligen Erzbischof Ullathorne uns Deutschen geschenkt. Der im Jahre 1806 geborene und 1888 gestorbene englische Erzbischof hat hier seine tiefsten Seelengründe eröffnet. Seine Lebensgeschichte, die einleitend kurz skizziert ist, liefert den Beweis, daß er befähigt und berufen war, über die Geduld zu schreiben. Und was der eifrige Schüler des hl. Benediktus im Kampf um die höchsten Ideale erlebte, hat er mit seinem Herzblut niedergeschrieben. Wer den reichen, tiefen Inhalt des herrlichen Buches in stillen Stunden meditiert, der versteht es, daß Bischof Dr. Paul Wilh. von Keppler dasselbe mit der Approbation auch empfiehlt. In zwölf größeren Kapiteln bietet das Buch eine reiche psychologisch-aszetische Studie über die Geduld, deren Wirkungen im Seelenleben und auf dasselbe unter allerlei Wendungen und Gesichtspunkten illustriert wird. Der Uebersicht halber sind die Kapitel in kleinere Unterparagraphen abgeteilt. Was der große Geistesmann namentlich über „die christliche Stärke", „über die Geduld im Gebet", „über der Geduld Blüte und Frucht, den Frohsinn", sagt, gehört zum Feinsten und Tiefinnigsten. Die Uebersetzung, die P. Amadeus Fabier, S. O. Cist. in Mehrerau sorgfältig geprüft hat, ist weit mehr eine Bearbeitung als wörtliche Uebertragung; der deutsche Stil ist fließend, die Ausstattung vornehm und geschmackvoll, nur sollten künftig größere und modernere Schrifttypen gewählt werden; auch darf am Schluß ein ausführliches Sachregister nicht fehlen bei dem reichhaltigen und mannigfachen Inhalt. Das herrliche Buch wird seine Freunde finden. J. Wahl.

Gebet- und Erbauungsbücher. Die A. Laumannsche Buchhandlung, Dülmen i. W., eine der größten auf dem Gebiete der religiösen Erbauungsliteratur tätigen Verlagshandlungen, auf deren anerkannt gediegene Werke in der „Allgemeinen Rundschau" schon des öfteren aufmerksam gemacht wurde, gibt einen neuen Verlagskatalog heraus, den wir allen Interessenten nur empfehlen können. Ueber Gebetbücher und „katholische Geschenkbücher" (letzteres eine vortreffliche Sammlung von Volks- und Jugendschriften) sind separate Kataloge erschienen. Wir greifen nur einige aus den vielen Werken heraus: Chwala, „Kommunion". Götzelmann, „Der Priester und der Name Jesus", „Priesterwürde", „Ansprachen" von Frassinetti, „Jesus das Vorbild" (besonders für Ordensfrauen), ferner „Volksmission", „Gnadentag" (Kommunionpredigt). Dann zwei Bücher für Lehrerinnen: „Weg zum Himmel" und „Christliche Lehrerin". Die Büchlein „Eilt zu Jesus", „Liebe Gott" und Schüller, „Gastmahl der Jugend" sind passende Geschenkwerke. Ein schönes Büchlein ist „Lourdes, die größte Gnaden- und Wunderstätte" von Strecker. Joseph Walser.

Joseph Schwarz (Geistlicher der Diözese Rottenburg): **Erstkommunion-Unterricht.** Zugleich ein Beitrag für die religiöse Erziehung in der Schule. 2. vermehrte Auflage. Verlag von W. Bader-Rottenburg a. N. Preis brosch. M 1.80, geb. M 2.40. Das ist eine Anleitung zur Erteilung des Erstkommunion-Unterrichts an unsere Elfjährigen, wie wir sie brauchen. Ueber dem ganzen Buche liegt der feine Duft der Weihestunden jener seligen Zeit, in der Katechet und Kinderseelen einander so nahe treten. Auf 16 Unterrichtsstunden ist der Stoff verteilt. Der Hauptvorzug dieses musterhaften Buches liegt in der engen Verbindung von Theorie und Praxis. In jeder Unterrichtsstunde wächst der aszetische Teil ganz von selbst aus dem zuvor behandelten theoretischen heraus. Der Anhang enthält drei Vorträge zur Abhaltung eines Triduums auf den Kommuniontag, ferner eine Skizze zu einem Vortrag an die Mütter bei Beginn des Kommunion-Unterrichts und ein „Vergißmeinnicht" (Merksätze) für die Kinderkommunion. Es ist keine Uebertreibung, wenn man von diesem Buche sagt, es verdiene das größte Lob und die weiteste Verbreitung unter den Katecheten. J. Wernado.

Als Andenken an die erste heilige Kommunion seien zwei soeben im rühmlich bekannten Verlage von B. Kühlen in M.-Gladbach erschienene Kunstblätter empfohlen. Sie zeichnen sich ebenso sehr durch treffliche Ausführung wie durch seelenvollen Inhalt aus, und dürften als Wandschmuck für das christliche Haus allgemeinen Beifalls sicher sein. Das eine Blatt zeigt die anmutvolle Halbfigur der in Andacht versunkenen kindlichen Maria, gemalt von Franz Ittenbach im Jahre 1863; tiefe Frömmigkeit erfüllt das Gemälde, das in edlen Farben auf Goldgrund ausgeführt ist. Auf dem andern Blatte sieht man den „Heiland als Gnadenspender", gemalt von H. Sensen. In hochfeierlicher und festlicher Auffassung steht Jesus als Priester vor dem Altar, Engel knien dienend und verehrend vor ihm, zu beiden Seiten St. Agnes und St. Aloysius, die Schutzpatrone der Erstkommunikanten. Jedes der beiden schönen Blätter kostet nur wenige Pfennige — fast unbegreiflich angesichts dessen, was geboten wird. Otto Mischke.

Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften. Ausgewählt und zusammengestellt von der Zentral-Jugendschriften-Kommission des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Rheydt, Bezirk Düsseldorf, 1912. Das Verzeichnis enthält zirka 1500 Bücher, die, nach dem Inhalte in verschiedene Kategorien geordnet, auf fünf Lesealter verteilt sind. Sämtliche angeführte Werke sind auf ihren Inhalt geprüft. Eine schwierige und verdienstvolle Arbeit ist die Herausgabe dieses Ratgebers in der Jugendliteratur, den wir Eltern, Lehrern und Erziehern nur empfehlen können. J. Walser.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Frage, in welcher Weise die durch Tschudis Tod erledigte Stelle des Direktors der bayerischen Staatsgalerien neu zu besetzen sei, ist nach langen Schwierigkeiten nunmehr so gelöst worden, daß der bisher an der K. Alten Pinakothek angestellte Konservator Dr. Braune die Geschäfte weiterleitet und ihm als Beirat und zugleich als Vorsitzender der Kommissionen der Maler Professor Toni Stadler beigegeben worden ist. Durch diesen Kompromiß werden nun sowohl die Künstler befriedigt, die einen der ihrigen an der Spitze der Verwaltung sehen wollten, wie auch die Kunstgelehrten und Museumstechniker, die mit Recht verlangten, daß ein Fachmann als maßgebliche Person walte. — Der Bayerische Verein der Kunstfreunde überließ der K. Vasensammlung als Leihgabe eine kostbare Amphora des attischen schwarzfigurischen Stiles aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. Das mit einer Dionysosfigur und dergleichen geschmückte Stück wurde in Corneto gefunden. — Das am Turme des alten Rathauses westlich befindliche, schadhaft gewordene Bild soll in Mosaik erneuert werden, wofür eine Summe von 17,000 Mark von der Stadt bewilligt worden ist. — Im Hotel Union stellte Kunstmaler Hermann Anton Bantle einen Christuskopf aus, ein Kunstwerk, welches frei von jeglichem Beiwerk, rein durch seine vergeistigte Zeichnung und Farbengebung der Würde und Erhabenheit des Gegenstandes in überaus hohem Grade gerecht wird. — In der Ausstellung des Künstlerinnenvereins interessierten die farbentechnisch tüchtigen Arbeiten von Anna Bernstein und die sehr fein und subtil gemalten und radierten Stücke von Käte Franck. Namentlich die letzteren können als trefflicher Beweis dafür dienen, wie weit es Frauenkunst zu bringen vermag, wenn sie innerhalb der ihr von Natur gegebenen Grenzen das Beste zu erreichen sucht. — Auch im Kunstverein war mancherlei Malerei und auch Graphik von Damen zu sehen, darunter etwas reichlich ätherische Frauenstudien von Adele von Fink, farbenfrohe Figurenstudien von Maria Lübbes, stimmungsvolle Parkbilder aus Schleißheim, in tüchtiger Pastelltechnik ausgeführt, von Fanny von Geiger-Weishaupt, eine Mappe mit Motiven aus Venedig von Cäcilie Graf-Pfaff. Sie ergänzte damit die von ihrem Gatten Oskar Graf ausgestellte umfangreiche Kollektion von Radierungen, in denen sich, feinsinnig ausgewählt, die in den letzten sechs Jahren entfaltete reiche Tätigkeit dieses als Techniker wie als Malerpoet gleich interessanten Künstlers spiegelte. Gegenständlich gibt Graf Landschaften und Figurenstudien, letztere oft zu umfangreichen Kompositionen vereinigt. Als sehr beachtenswerter Tiermaler, der besonders feine Beobachtungen in Holland gemacht hat, zeigte sich wieder August Lüdecke (Cleve). In überzeugender Weise versteht er Geschöpf und Landschaft in ihrem engen gegenseitigen Verhältnisse verständlich zu machen. Ueber die Luitpoldgruppe, die am Schlusse des Monats eine Gesamtausstellung im Kunstverein veranstaltete, habe ich gelegentlich der großen Sommerausstellungen des Glaspalastes an dieser Stelle häufig berichtet, und finde bei jetziger Gelegenheit nicht, daß sich sonderlich Neues über sie sagen ließe. Bei den meisten überwiegt die Technik den gegenständlichen Gehalt, tritt die Form gegen die Farbe zurück. Gewisse Namen braucht man nur zu nennen, um den typischen Eindruck der mit ihnen bezeichneten Werke alsbald vor Augen zu haben. So denkt man bei Fritz Baer an stürmisch-temperamentvolle Alpenlandschaften, bei L. Putz an Militärbilder, bei Schnackenberg an mannigfaches stark farbiges Figurenwerk. Daß er gelegentlich versucht, futuristisch zu werden, darf hoffentlich nur als Folge von Faschingsstimmungen beurteilt und demgemäß verziehen werden. Von den Landschaften seien hier noch R. Petuel, A. Rotmanner, M. Hein-Neufeldt, P. Ehrenberg, T. Elster hervorgehoben, von den Figurenmalern R. G. Böninger wegen seiner reich erfundenen Abundantia, H. Lietzmann wegen seines mehr poetisch und ein wenig von Humor angehauchten, als charakteristisch aufgefaßten heiligen Hieronymus. Die Architektur war durch Entwürfe für einen unterirdischen Friedhof — besser gesagt Urnensammelplatz — von Professor August Thiersch vertreten. Es war viel Scharfsinn und Können an einen Gegenstand gewendet, der vom allgemeinen christlichen Standpunkte aus abgelehnt werden muß. — Von den Kunstsalons rechtfertigte der Littauersche mit einer Reihe von Interieurs, Bildnissen usw. von C. Bloos den Ruf seiner stets bewiesenen Feinheit. Bei Hermes gab es eine größere Zahl von Landschaften Toni Stadlers, Schönlebers, Trübners, Thomas, Werke von Uhde, A. von Keller, Spitzweg und anderen ebenso bedeutenden, also im ganzen eine Ausstellung, die sich nicht durch besondere Neuheit, dafür aber durch dauernden Wert auszeichnete. Der Goltzsche Salon „Neue Kunst" entschädigte für die bisherigen expressionistischen Darbietungen durch eine in hohem Grade wertvolle Kollektion von Dr. E. Wagner; Entwürfe für kirchlich-dekorative Zwecke waren dabei, die durch schöne Form, sowie durch Tiefe der Empfindung zur Bewunderung stimmten. Bei Heinemann sah man außer einer wenig interessanten und im Verhältnisse zu ihrem Wert zu umfangreichen Ausstellung von Hans von Faber du Faur zwei Sonderkollektionen von wirklicher Bedeutung. Die eine, von Friedrich von Keller, zeigte dessen Art, die Gestalt und das Leben des Arbeiters zu schildern und zwar erfreulicherweise unbeeinträchtigt von irgendwelchen sozialistischen Nebengedanken. Die Zeichnung in ihren großen Linien, die Farbe in ihrer großen Schlichtheit, dabei kompliziertesten Ausdruckes fähig, machen diese Werke trotz einer leisen Eintönigkeit ungemein beachtenswert. Die andere Ausstellung veranstaltete der Dachauer Professor H. von Hayek. Er brachte zahlreiche Studien von bayerischen Manöverfeldern, besonders aber aus dem Hamburger Hafen, und bewies, wie ein Vergleich mit mehreren seiner früheren Werke augenscheinlich machte, daß er seinen Blick ganz bedeutend geschärft, sein Können stark und charakteristisch weiterentwickelt hat. Besonders glücklich gelingen ihm die Luftstimmungen. Bei Thannhauser produzierte sich ein neuer „Internationaler Bund", für dessen Konstituierung wohl dringende Gründe vorgelegen haben müssen. Die Darbietungen bewegten sich zum großen Teil auf französischem Gebiet, und zwar nicht nur was die Technik, sondern leider gelegentlich auch, was den fatalen Gegenstand betraf.

Berlin. In der Akademie der Künste wurde zu Ehren des Gedächtnisses von drei Künstlern, Akademiemitgliedern, die im vergangenen Jahre gestorben sind, eine Ausstellung veranstaltet. Die Malerei vertrat Albert Hertel; man hatte ihm nur durch eine viel zu umfangreiche Schaustellung seiner Werke keinen sonderlichen Gefallen getan. Weniges, und alles Konventionelle und Matte ausgeschlossen, wäre nützlicher gewesen. Aehnliches gilt auch von den Plastiken Otto Lessings, deren Renaissancecharakter für unsere Zeit doch bereits etwas Rückständiges hat. Weitaus am bedeutendsten waren die Studien und Entwürfe des Erbauers des Reichstagsgebäudes Paul Wallot. — **Nürnberg.** Die Idee, den Burgberg mit einem Tunnel zu durchgraben, stößt beim Generalkonservatorium wegen der davon zu erwartenden Verunstaltung des Sebalder Stadtviertels auf Widerspruch.

Dr. Oskar Doering-Dachau.

Das Glück.

Das Glück ist blind. Es sieht dich nicht.
Sieh du nach ihm mit deinen Augen.
Das Glück ist taub. Wer mit ihm spricht,
Muss Hände und nicht Worte brauchen.

Das Glück ist stumm. Es singt nicht laut
Sein Werbelied durch alle Gassen.
Das Glück ist treulos. Wer ihm traut,
Darf's nie aus seinen Augen lassen.

Das Glück ist lahm. Es hat nicht Eil.
Du musst's auf deinen Händen tragen
Das Glück ist nicht wie Trödel feil.
Du kannst's nicht auf dem Markt erfragen.

Das Glück — es ist dein eigen Kind:
Schilt nicht zu sehr auf seine Mängel.
Wo Erdenmenschen Eltern sind,
Ist nie das Kind ein ganzer Engel!

Ludwig Nüdling.

Der alte Müllensiefen.

Novellette von Georg Heinrich Daub, Heiligenstadt.

„Wer wohnt denn nun in unserem alten, verwunschenen Schloß? Ich sehe, daß Haus, Garten und Park noch immer keinen freundlicheren Charakter erhalten haben!"

Ferdinand Rudolfi richtete bei dieser Frage einen interessierten Blick auf seinen Freund, den Oberlehrer Hagedorn. Beide weilten seit einigen Tagen in der gemeinsamen Heimat, in einem Dorfe des wald- und bergreichen Sauerlandes, wo Hagedorns Vater als vielbeschäftigter Landarzt tätig ist.

„Wer dort wohnt?" entgegnete Hagedorn nach einer Pause. „Der alte Müllensiefen; — die Leute nennen ihn einen »sonderbaren Kauz«."

Wie das Wort in der Seele Rudolfis zündet! Dort wohnt also ein Mensch, der nicht in ausgetretenen Bahnen einherschlendert — ein Eigener, ein Charakter? Rudolfi weiß es ja, daß die Schicksale der Alltagsmenschen nicht oft den Stoff bieten, der in geistbeflügelten Federn sich auswächst zu Menschheitsdichtungen. Er — als Schriftsteller — möchte näheres hören über den alten Müllensiefen. Und er fragt.

„Arnold Müllensiefen", so erzählt der Oberlehrer, „ist jetzt 70 Jahre alt. Er ist Millionär. Seit etwa drei Jahren besitzt er das »verwunschene Schloß« unserer Jugend. Er wohnt still für sich. Die Armen schätzen ihn hoch. Von seinem Leben aber weiß ich wenig. Früher nannte er eine Glasfabrik sein eigen — ein westfälisches Riesenwerk, das in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden ist."

„Und das ist alles, was du über den Alten weißt?"

„Alles!"

„Aber: weshalb nennt man ihn einen »sonderbaren Kauz«?"

Hagedorn zuckte die Achseln — eine Antwort, die den Schriftsteller wenig befriedigte. Vielmehr ward seine Neugierde mächtig angeregt.

Und wenn er in den folgenden Tagen einmal allein an dem Schloßgut vorüberging, so warf er spähende Blicke durch das hohe, efeuumrankte Steintor, — ohne jedoch irgend etwas Bemerkenswertes zu entdecken.

Eines Tages sah er einen alten Mann, einen Eisenrechen in der Hand, die Wege beharken. Rudolfi trat auf ihn zu und fragte, ob es erlaubt sei, Park und Schloß zu besichtigen.

Der Alte hob die Augen zu dem Fremdling empor — ein paar scharfe, leuchtende, geistesmächtige Augen. Nur eine Sekunde lang musterte er den Fragesteller. Dann sagte er:

„Ich will es Ihnen zeigen!"

Rudolfi, der den Führer für einen Gärtner hielt, dankte mit lebhaften Worten.

„Zuerst das Schloß?"

Der Dichter nickte zustimmend und trat nun mit dem Greis auf das Haus zu.

Oben auf der Freitreppe hielt der Alte inne.

„Sie sind wohl fremd hier, mein Herr?"

„Fremd — und doch nicht fremd. Ich bin drunten im Dorf gebürtig, habe aber keine Angehörigen mehr und kein Heim. Insofern — und weil ich wohl ein Dutzend Jahre die Ferne durchstreifte, ohne hieher zurückzukehren — kann ich mich wohl einen »Fremdling« nennen."

Die Antwort schien den Führer zu befriedigen. Er nickte Rudolfi ermunternd zu und zeigte ihm das Innere des alten kastellartigen Bauwerks, wobei es viel verblichene Pracht zu bewundern, aber auch manch' augenfälligen Zerfall zu beklagen gab. Zuletzt kam man im Erdgeschoß in drei aneinanderstoßende Räume, deren ärmliche Einrichtung in schroffem Gegensatz stand zu der vermorschenden Pracht der bisher gesehenen Gemächer. Neugierig sah sich Rudolfi um.

In dem ersten Raum stand außer allerhand unscheinbaren Kisten und Schränken ein Brettstuhl, auf dessen Sitzbrett eine große zinnerne Waschschüssel, und auf der Diele zur Seite ein Wasserkrug; über der Lehne hingen grobleinene Handtücher. In dem folgenden Raum, der wohl ein Wohnzimmer vorstellen sollte, sah man inmitten einen großen, gestrichenen Fichtenholztisch stehen und zwei gleiche Stühle zur Rechten und Linken der Schmalseiten des Tisches. An einer sonnigen Wand war die schmale Bettstatt, mit bunter Kattundecke darüber, aufgeschlagen; ein altes Pastellbild, einen Herrn in preußischer Landratsuniform darstellend, war oberhalb des Bettes befestigt — ein Kranz welken Laubes hing darum. Seitwärts auf einem Stehpult lagen einige Bücher, und auf der schräg herabhängenden Fläche des Pultes befand sich ein großes, rotgeschnittenes Buch, auf dessen Deckel sich ein strahlendes, goldenes Kreuz abhob — — — kurzum ein Buch, das durch seinen Glanz von seiner ärmlichen Umgebung auffällig abstach. Kein Sopha, kein Lehnstuhl, kein Luxusgegenstand befand sich in den drei Räumen; — auf dem niedrigen Oefchen in dem letzten Gemach stand ein Teller mit Obst, und auf einem dort stehenden Tisch eine hölzerne Streichholzbüchse. In den Ecken endlich entdeckte der Schriftsteller einige lange Pfeifen und Spazierstöcke.

„Hier wohnt wohl ein Diener des Besitzers?" fragte Rudolfi, den eine gewisse Befangenheit bisher abgehalten hatte, sich bei dem Alten nach dem „sonderbaren Heiligen" zu erkundigen.

„Nein!" entgegnete der Greis lächelnd, „hier wohne ich!"

„Sie — wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Ich — — ich bin der Besitzer! Müllensiefen, zu dienen!"

Sich an dem Erstaunen seines Besuches weidend, fuhr der Millionär lächelnd fort:

„Sie sind erstaunt, daß ich den Plunder moderner Kulturansprüche von mir geworfen habe? Ich kann ihn entbehren! Uebrigens —, in Wirklichkeit habe ich ihn mir zeitlebens vom Halse gehalten! Wollen Sie mir nun in den Park folgen?"

So wortgewandt Rudolfi sonst auch war, — — seit er in seinem Führer den Millionär Müllensiefen vor sich sah, fand er nicht mehr den rechten Faden zu einer Unterhaltung. Wie ein Schlafwandler folgte er dem seltsamen Greis hinaus in den urwaldartig verwilderten Park, an vertrockneten Bäumen und verwitterten Stammbildern vorbei.

„Lieben Sie dieses Ihr Besitztum nicht?" fragte er endlich. Der alte Müllensiefen blieb stehen.

„Dieselbe Frage habe ich mir auch schon gestellt," entgegnete er, „aber ich habe sie verneint. Irdischer Besitz hat für mich seinen Reiz verloren. Ich wundere mich selbst, daß gerade ich mit Glücksgütern gesegnet bin, der ich nie danach getrachtet habe."

Schweigend gingen die Männer weiter. Bis der alte Sonderling plötzlich vor einer Bank stehen blieb, die ersichtlich öfter von ihm benützt wurde. Neben dem Greis auf dessen Einladung sich niedersetzend, sah der Schriftsteller eine Rasenlichtung vor sich liegen, umdehnt von niedrigem Fichtengehölz. Inmitten der Lichtung stand eine gewaltige Eiche, seltsam geformt, da die dem Beschauer zugekehrte Stammseite bis zum Wipfel hinauf keine Aeste und Zweige trug; vielmehr waren letztere alle in die entgegengesetzte Richtung gedrängt worden. Zu Füßen der Eiche aber moderte ein Birkenstamm, dessen lichte Rinde zum Teil von Rankwerk und Gestrüpp verdeckt war.

„Ein Bild meines Lebens!" sagte der Millionär, auf die Eiche deutend.

Und als er den seltsam fragenden Blick Rudolfis auf sich gerichtet sah, fuhr er fort:

„Sie sagten mir, daß Sie fremd seien hier. Mir aber ist, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen. Gleichviel — wenn Sie wollen, wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen sagen, wer ich bin und warum ich hier lebe. Noch nie habe ich es jemanden erzählt — aber mir ist, als ob ich es jemanden anvertrauen müsse. Nur sagen Sie es keinem da unten!"

Und dem jungen Dichter, der schweigend nickte, ins Gesicht sehend, fuhr Müllensiefen fort:

„Erlebten Sie einmal einen Sturm im Frühling, einen Gewittersturm?"

„Nein" entgegnete Rudolfi. „Ich erinnere mich, daß ich einmal in der Prima ein Aufsatzthema „Gewitter im Frühling" behandeln sollte, aber es ist mir damals nicht recht gelungen!"

„Sehen Sie dort!" rief der Greis auf die Eiche deutend. „Neben jenem Baum stand einst ein anderer — die Birke dort, die zu Füßen des Riesen vermodert! Erraten sie das Drama, das sich einst hier abgespielt? Ich sehe zwei junge Bäumchen vor mir: das eine mit kraftvollem Wuchs und mit saftvollem reichen Blätterschmuck; das andere zart und lieblich, mit silbernem Stämmchen und von zartestem, lichtestem Grün behangen! Allmutter Natur, die das Strenge mit dem Zarten, das Schroffe mit dem Biegsamen so meisterlich auszusöhnen weiß, hatte sich ein Kabinettstück ihrer Kunst ausgesonnen, als sie diese beiden wild hier aufwachsen ließ. Kraftvoll wuchs der Eichenjüngling heran: bewundern Sie doch seinen kerzengeraden Stamm, seine starken Aeste! Aber neben sich sah er die lieblichste der Birkenjungfrauen emporstreben. Wie achtsam hütete er sich da, mit seinem knorrigen Ungestüm ihr in den Weg zu treten. Wie sorgfältig richtete er das rauhe Geäst so, daß es ihrem Wuchs

nicht hinderlich war. Und mit seinen starken Armen bot er ihr Schutz und gewährte ihr den besten Platz nahe an seinem Herzen! Ein liebliches, wundervolles Paar! Da — es braust eines Tages ein Gewittersturm daher, ein Gewitter im Frühling ihres Lebens! Wie er sie schüttelt und zaust mit seiner rohen Kraft, die zarte Birke! Vergebens sucht sie der Eichenjüngling mit schützendem Arm zu umschlingen — ein gewaltiger Stoß, und zerbrochen sieht er die zu seinen Füßen, die von der Natur selbst bestimmt war, die Nahrung der Erde und das Licht des Himmels mit ihm zu teilen! — — — — Sehen Sie, Herr Rudolfi, — das ist ein Bild meines Lebens!

Mein Vater — Sie sahen sein Bild über meinem Bette hängen — ließ mir freie Wahl des Berufes. Ich wandte mich einem Kunsthandwerk zu: dem des Glasbläsers. Ich hatte als Knabe eine Vorliebe dafür gefaßt, und so zog ich hinaus in die Welt, mir in verschiedenen Ländern die besten Kenntnisse in der Kunst der Glasfabrikation aneignend. Ich kam wieder in die Heimat und übernahm von einem Onkel eine kleine Glasbläserei, die ich nach und nach zu einem größeren Werk auszubauen gedachte. Mich zog ein starker Magnet in die Heimat zurück: die Liebe zu einer Stiefschwester. Regina war eine elternlose Waise, die von meinen Eltern aufgenommen und wie ihr eigenes Kind erzogen worden war. Mir aber ward sie mehr als eine Stiefschwester: sie war die erste Liebe meines Herzens und meine einzige Liebe! Sie war die Birke, die ich mit starkem Arm zu schützen gedachte gegen alle Unbill des Lebens und gegen jeden Sturm! Sie war bestimmt, mit mir das Brot des Erdenlebens zu teilen und die Freuden des Himmels! Aber es ist ein Gewittersturm im Frühling unseres Lebens gekommen — derselbe Tag, der mich an das Ziel meines Berufsstrebens brachte, machte mich arm für mein Leben lang.

Regina war meine Braut. Ich arbeitete in meinem Laboratorium an einer Erfindung. Es war mir gelungen, einen Schmelz zu kombinieren, der zur Herstellung der kostbarsten Glasgefäße dienen mußte. Und als ich zu meinem ersten größeren praktischen Versuch schritt, lud ich Unglücklicher meine Braut ein, mir zur Seite zu sein. Wie gern kam sie an dem Tag, der mein Triumph zu werden bestimmt schien: Mein Versuch gelang — eine kostbare, gewaltige Vase, mit den herrlichsten Farben geziert, erstand vor uns! Aber plötzlich barst die Form, in der sich eine zweite Probe befand — rotflüssiges Glas überströmte meine Geliebte — und mit Brandwunden bedeckt trug man sie von dannen! Ach, hätte doch der Blitzstrahl, der sie getötet, mich verbrannt! — — — —

Warum, so fragte ich mich oft, warum kam jener Gewittersturm und riß sie von meiner Seite? — —

Was lag mir daran, daß meine Erfindung mich zum reichen Manne machte, daß mir Staat und Gesellschaft große Ehrungen bereiteten? Sehen Sie den Eichbaum dort: starr und flehend streckt er die Aeste aus, die einst die liebliche Birke umfangen durften! Hätte wohl eine andere Birke die Stelle ausfüllen können, die die zerschmetterte besaß?" — — —

— — — — Wochen waren ins Land gegangen. Der Schriftsteller Rudolfi waltete in einer Stadt Mitteldeutschlands seines Amtes. Da erhielt er eines Tages einen Brief seines Freundes Hagedorn.

„In unserer Heimat", schrieb derselbe, „ist ein Ereignis eingetreten, das auch dich interessieren dürfte: der alte Müllensiefen ist plötzlich gestorben. Er hat sein großes Vermögen zu einer Waisen- und Krankenhausstiftung bestimmt, das „Reginastift" genannt werden soll. Das Sonderbarste für mich ist, daß du, alter Freund, in dem Testamente bedacht bist: ein Päckchen Briefe, sowie ein großes Buch in Rotschnitt, von ihm fleißig benutzt, eine „Nachfolge Christi", ist dir zugedacht."

Tief erschüttert ließ Rudolfi das Ferienbegegnis durch seine Seele gehen. Ob der Greis seinen Tod vorausgesehen hatte? Und die Widmung jenes Buches? — Deutete es das Mittel an zu dem Troste, der es dem Alten ermöglichte, die schmerzlichen Erinnerungen an seines Lebens herbsten Schicksalsschlag zu verwinden? — — —

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Kammerspiele. Ein Spiel von Frz. Molnár: „Das Märchen vom Wolf" geht nach seiner Uraufführung im Wiener Burgtheater sehr schnell über die deutschen Bühnen. Auch in München hatte es einen starken Erfolg. „Das Märchen vom Wolf", das der Herr Rechtsanwalt abends seinem Buben vor dem Einschlafen erzählt, hat eine doppelte Bedeutung. Mit dem weißen Lämmchen, das ihm geraubt werden könnte, meint er nämlich auch seine Frau Vilma, welche er mit seiner grundlosen Eifersucht täglich plagt, wo immer ein Mann in ihre Nähe kommt. Wenn ein noch acht Jahren wieder auftauchender Jugendfreund ihr ein klein wenig in romantischem Lichte erscheint, so sind es lediglich die kindischen Eifersüchteleien ihres Mannes, die dies hervorrufen. Jener abgewiesene Bewerber um ihre Hand hat ihr einst einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem er großsprecherisch erklärte, einst werde er als ruhmbedeckter Soldat, als großer Staatsmann, als berühmter Künstler oder auch nur als armer Diener zurückkehren und sie doch noch gewinnen. Im Traume taucht ihr die Erinnerung wieder auf und gewinnt Leben. In einer Soiree trifft Vilma (im Traume) mit dem Jugendbekannten zusammen, der sie in jeder der vier Gestalten, die mehr satirisch als traumhaft gezeichnet sind, zu gewinnen weiß. Es kommt zu einem Skandal, da wird Vilma — geweckt und ist nun glücklich, daß alles nur ein Traum gewesen. Nun erscheint in Wirklichkeit der Held des Traumbildes, erweist sich als linkischer, geistloser Provinziale, der kühl wieder verabschiedet wird. Der Rechtsanwalt verspricht nun, seine Frau nicht mehr mit seinen Hirngespinsten zu quälen. Das Stück besitzt zwar Esprit, szenisches Raffinement und Paraderollen (man denke an die fünffache Metamorphose des „Traumhelden" und Kleinstädters der Wirklichkeit), aber die Logik hat ein ansehnliches Loch. Der Beifall war deshalb nach dem effektreichen Traumakt viel stürmischer, als am Schlusse. Die „Kammerspiele" haben an das „Märchen" viel Können, Mühe und dekorative Ausstattung gewendet. Die Regie Dr. Roberts hatte aus jeder Szene das letzte an Stimmung und Wirkung herausgeholt. Das durch Wiener Gäste verstärkte Ensemble bot so Vorzügliches, daß man bedauert, daß die Neuheit des Ungarn nicht mehr ist, als ein amüsantes Unterhaltungsstück.

Münchener Schauspielhaus. Schnitzlers Komödie: „Professor Bernhardi" möchte zeigen, daß in Oesterreich der Politik fernstehende Leute wider Willen in die Kämpfe der Parteien hineingerissen werden. Eine Aufgabe dieser Art könnte nur ein Autor lösen, der Objektivität zu wahren wüßte: die philosemitischen Werke auf der Bühne mehren sich. Professor Bernhardi, der Chefarzt einer Klinik, verweigert dem Geistlichen den Zutritt zu einer Sterbenden, die von ihrem nahen Tode nichts ahnt und sich im Zustande der Euphorie befindet, die ihr eine glückliche Zukunft vorgaukelt. Die Kranke stirbt ohne den Empfang der Sakramente. Herr Dr. med. Schnitzler hält die Handlungsweise des Bernhardi für die allein richtige und meint, wenn sein Held kein Jude wäre, sei ihm aus seinem Vorgehen auch kein Schaden erwachsen. So tritt das hochadelige Kuratorium zurück und bringt hierdurch das Krankenhaus um seine Subvention. Nun erzwingen die anderen Aerzte des Spitals den Rücktritt Bernhardis. Der Arzt wird auf die falsche Aussage einer hysterischen Krankenschwester zu zwei Monaten Gefängnis wegen Religionsverletzung verurteilt. Am Schlusse wird ein neues Verfahren eröffnet, da die Pflegerin sich des Meineides bezichtigt. Bernhardi sieht nun mehr oder weniger selbst ein, daß er, wie ein Salonanarchist im Ministerium sagt, ein „Viech" gewesen ist, nicht etwa deshalb, weil er unrichtig gehandelt, sondern weil er sich durch seine ärztliche „Gewissenhaftigkeit" so viel Unbequemlichkeiten gemacht habe. Das Werk ist das formloseste von Schnitzlers Stücken. Schnitzler hatte sehr oft Gelegenheit hervorzutreten; selbst als ein Teil des Publikums nach dem vierten Akte nach Hause gehen wollte und hörte, es müsse da bleiben, bis Bernhardi seine Strafe abgesessen, trübte dies nicht die gute Laune der Volksversammlung pardon! der Zuschauer wollte ich sagen. Die antiklerikalen Verdächtigungen fanden oft starke Resonanz. Möchte doch der darob gewiß sehr stolze Artur Schnitzler nachlesen, wie Lessing im zweiten Stück der Hamburger Dramaturgie es verurteilt, so unbesonnene Urteile über die Priester auf der Bühne ertönen zu lassen. Er nennt es eine armselige Zuflucht eines . . . Kopfes, der schimmernde Tiraden für höchste Schönheit hält, und er wünschte, daß an der Bewegung des Publikums die „Mißbilligung den meisten Anteil gehabt" habe. Freilich es habe nur ein Athen gegeben, wo das Gefühl so fein gewesen, und es werde auch nur das eine Athen bleiben.

Uraufführung im Theater am Gärtnerplatz. Bruno Hartl hat vor Jahren mit seiner ersten Operette „Das erste Weib" Erfolg gehabt, dem neuen Werke „Dorette" (Text von Waldberg und J. Wilhelm) ward noch ein größerer zuteil. Er weiß sehr anmutige, gutklingende Melodien zu schreiben und das Ganze geschmackvoll und zuweilen mit aparten Stimmungsfarben zu instrumentieren. Die beiden Liebenden, die sich zuerst abstoßen, um sich am Ende doch gerührt in die Arme zu fallen, sind ja in der Operettenliteratur der letzten Jahre reichlich oft behandelt, aber die Librettisten sorgten für flottgeführte Handlung, die sich im Milieu des Pariser Künstlerviertels abspielend, dem Komponisten

für frohe und sentimentale Weisen und flotte Tänze genügenden Spielraum bietet. Auch nehmen die Verfasser von allem Abstand, was ein feineres Gefühl stören könnte. Unter der Leitung des Münchener Komponisten nahm die Première einen sehr günstigen Verlauf. Darsteller und Autoren fanden starken Beifall. Manch hübsches Lied mußte wiederholt werden.

Aus den Konzertsälen. Das von Löwe glanzvoll geleitete 7. Abonnementskonzert des Konzertvereins zeigte ein ausverkauftes Haus. Nächst dem Dirigenten fanden die Solistinnen May und Beatrice Harrison starken Beifall. Sie boten Brahms Konzert für Violine und Violoncello mit hoher musikalischer Delikatesse und Reife der Technik. Beethovens „Achte", „Der Karneval in Rom" von Berlioz, H. Wolfs „Italienische Serenade" und R. Strauß' „Eulenspiegel" gelangten zu einer durchwegs meisterhaften, plastisch wirkenden Gestaltung. Des letztgenannten „Macbeth" hörte man jüngst im Volkssymphoniekonzert. Brills sehr tüchtige Interpretation ist freilich nicht so werbend, wie die Löwesche. Den von der gesamten Kritik jüngst mit vollem Rechte gepriesenen Meister der Harfe Magistretti, im Rahmen der Volkssymphoniekonzerte einem größeren Publikum vertraut zu machen, war verdienstlich. Er spielte wieder mit größter Feinheit, zu Widor und Debussy hätte die orchestrale Begleitung eine minder zupackende sein dürfen. Gut dirigierte Brill, Saint Saëns und Tschaikowsky.

Verschiedenes aus aller Welt. Mit finanziellen Schwierigkeiten kämpft die Kurfürstenoper. Die zahlreichen Zusammenbrüche Berliner Bühnen werden in der Hauptsache durch zu hohe Pachtsummen verursacht. — Die „Parsifal-Schutzfrage" wurde in der Petitionskommission des Reichstages verhandelt. Für den Schutz sprach Kerschensteiner, dagegen der Zentrumsabgeordnete Dr. Pfeiffer. Es heiße im nationalen Sinne handeln, wenn man über die Petition zur Tagesordnung übergehe. Die Abstimmung hatte das von Pfeiffer vorgeschlagene Ergebnis. — Verschiedene Bühnen werden im Januar 1914 sofort nach Erlöschen des Bayreuther Privilegs den Parsifal geben. Max Klinger entwirft die Dekorationen für Leipzig. — Wie es heißt, plant man von Verlegerseite eine vereinfachte, für kleinere Bühnen geeignete Parsifalpartitur herauszugeben. Hier liegen freilich künstlerische Gefahren. — Das seit sieben Jahren bestehende, in allen Musikzentren sehr gerühmte Frankfurter Rebnerquartett wird sich mit Ende des Winters auflösen. — Für das Frankfurter Sängerfest war ein Wettbewerb ausgeschrieben. Zwei in engere Wahl gestellte Chöre wurden in der Berliner Hofoper dem Kaiser vorgesungen. Die Entscheidung desselben fiel zugunsten von „1813" aus, als dessen Komponisten man nach Oeffnung des bei Wettbewerben üblichen Umschlages den greisen Friedr. Hegar ermittelte. — „Das Volk steht auf", ein vaterländisches Schauspiel von F. Ernst hatte in Breslau starken Erfolg. — In Berlin fesselte die Uraufführung von Ed. Stuckens Drama: „Astrid". Die auf Island spielende Tragödie ist auf den Sagenton der Edda gestimmt. Die Heldin verliert nach Berichten durch die kalte, berechnete Virtuosität der Rache, deren verstecktes Walten Kälte ausströmt. — In Bad Ischl, woselbst Johannes Brahms lange Jahre lebte, soll ein Denkmal des Komponisten errichtet werden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit dem zweiten Semester 1912 ist für Börse und Wirtschaftslage die Geldmarktentwicklung ausschlaggebend. Der Februarmonat bildete bisher für die Geldquellen den Zeitpunkt einer Entlastung und den Wiederbeginn einer grösseren Flüssigkeit. Noch im Vorjahre brachte dieser Zeitabschnitt, wie stets, Diskontermässigungen mit erheblichen Rückflüssen. Bei der Reichsbank ist in diesem Jahre das auffallende Moment zu berücksichtigen, dass es dem Noteninstitut im Februar nicht gelingt, aus der ziemlich erheblichen Steuerpflicht herauszukommen. Die Abnahme der Rückzahlungen, Wechseleinreichungen und Lombardforderungen ist gegenüber den Vorjahren bedeutend geringer. Diese skeptischen Betrachtungen über die Geldmarktverhältnisse sind vollkommen berechtigt. Auch Paris und London kämpfen mit den gleichen Schwierigkeiten. Infolge der politischen Konstellation bleiben die bisher disponiblen Geldquellen verschlossen. Die Grossbankwelt und die übrigen Geldgeber befleissigen sich vielmehr einer strikten Zurückhaltung in der Hingabe von Bargeld, und diese Massnahme wird bereits auch im Kleinbetrieb allgemein fühlbar. Es ist bekannt, dass von Staats wegen Statistiken zirkulieren, ob und inwieweit die bedeutend vermehrte Ausgabe der kleinen Banknoten sich im Geschäftsleben und Wirtschaftsverkehr bewährt. In den deutschen Finanzkreisen sind die Geldvorbereitungen, sowie Bardispositionen derart praktisch angelegt und durchgeführt, dass trotzdem die heimische Lage als durchweg zufriedenstellend angesehen werden kann. Deutschlands Geldmarkt, auf sich selbst angewiesen, ist befähigt, auch den stärksten Anstürmen gerecht zu werden. Für Industrie und Handel bedeutet diese kolossale Eindämmung der monitären Kreise naturgemäss eine schwer zu ertragende Einschränkung. Auch die Projekte der Grossbanken, bei allen industriellen Aktiengesellschaften an Stelle der hochgeschraubten Bankdebitoren durch Neuausgabe von Aktien und Schuldverschreibungen Barmittel zu realisieren, werden zurzeit verschoben. Die Vorbereitungen des Reichs, sowie der Bundesstaaten hinsichtlich Neuemissionen von Anleihen erleiden durch diese Gelderschwerung ebenfalls einen unliebsamen Aufschub. — Nach der Beendigung des Balkankrieges wird mit einer grösseren Gelderleichterung nicht zu rechnen sein. Das gesamte Europa hat die starken Bedürfnisse der Balkanländer zu befriedigen. Durch das internationale Versprechen an die Türkei, ist auch deren finanzielle Reorganisation, welche mit grossen Opfern verbunden sein wird, durchzuführen. Immerhin erhofft man, dass nach einer Klärung in diesem politischen Wetterwinkel, speziell für die deutsche Wirtschaftslage, die bereits fühlbar gewordene industrielle Stockung verschwinden wird. — Die Wiederaufnahme der kriegerischen Massnahmen verursachte an den Börsen im allgemeinen keine besondere Störung. Lediglich der Hinweis, dass die Exporttätigkeit unserer Industrie nach dem Orient weiterhin gehemmt bleibt, verursacht jenes Unbehagen, welches seit dem Aufrollen der Balkanfrage chronisch geworden ist. Man hofft in Finanzkreisen, dass sich die Erwartungen, welche an die persönliche Korrespondenz des österreichischen und russischen Kaisers gestellt werden, erfüllen. Besonders rechnet man darauf, dass die Demobilisierung der beiden Armeen an den Grenzen unmittelbar bevorsteht. Die Verhandlungen über das neue Albanien und die Festsetzung der einzelnen Interessensphären der Grossmächte am Balkan werden wohl noch schwierige Probleme zu lösen geben. Immerhin war an den Börsen eine gewisse Widerstandsfähigkeit in der Kursentwicklung nicht zu verkennen. Wiederholt sind sogar — wenn auch nur bei grösseren Spezialwerten — bemerkenswerte Kursbefestigungen zu verzeichnen. Die Mitteilungen aus den Industriebezirken, speziell aus der Schwerindustrie, besagen die unverändert befriedigenden Daten. Die Lage des Ruhrkohlenmarktes wird sogar als fortgesetzt glänzend geschildert. Die demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Abschlussziffern unserer leitenden Gesellschaften werden — trotz Geldverteuerung und Balkankrieg — glänzende Bilanzen und erhöhte Dividenden bringen. Der auf dem Schiffahrtsmarkt tobende Kampf über die Festsetzung der Deckpreise blieb an den Börsen beachtet. Von grösserer Wichtigkeit jedoch ist für unsere Effektenmärkte der Hinweis, ob die Einigkeit zwischen den Grossmächten angesichts der durch die kriegerischen Vorgänge neu geschaffenen Situation an den Dardanellen gewahrt bleibt. Die diplomatischen Verhandlungen über die Sechsmächteanleihe mit China stehen allerdings im strikten Widerspruch mit den im Reichstag beim Marineetat abgegebenen amtlichen Erklärungen über Deutschlands Stellung zu den Grossmächten, besonders zu England. M. Weber.

Messweine — insbesondere die **Afrikanischen Missionsweine** aus den Weingärten der weissen Schwestern zu St. Charles de Kouba in Algerien empfiehlt die Weingrosshandlung **Jos. Neff Nachf. Joh. Stockebrand**, vereidigter Messweinlieferant, **Augsburg**, Bahnhofstr. 22.

Bekanntmachung.

Auf Grund des in der Generalversammlung vom 5. März 1908 gefaßten, vom Bundesrat und der Kgl. Staatsregierung genehmigten und im Handelsregister eingetragenen Beschlusses offerieren wir hiermit den Herren Aktionären

den Umtausch ihrer Gulden- in Mark-Aktien

innerhalb einer neuen

bis zum 31. Dezember 1913

sich erstreckenden Frist.

Der Umtausch wird unter den gleichen Bedingungen wie seither vollzogen.

München, im Februar 1913.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

In der Fastenzeit ist das Bratbüchlein von Frau Luise Heße ein wahrer Schatz für jede Hausfrau. Es enthält über 170 köstliche Bratspeisen ohne Fleisch und kostet nur 80 Pfg., Porto 10 Pfg., durch Handelslehrer A. Heße, Hannover 15.

Talar- und Altar-Filztuche, reinwollen, alle Kirchenfarben stets lagernd u. im Ausschnitt. Ferd. Müller in Firma Heinrich Deuster Köln a. Rh. Apostelnstrasse 14—18.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gemäß der §§ 19, 20 und 21 des Statuts ergeht hiemit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Montag, den 3. März d. Js. vormittags 10 Uhr

im Bankgebäude, Theatinerstraße Nr. 11, II. Stock, dahier stattfindenden ordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes der Direktion und des Aufsichtsrates für das Jahr 1912.
2. Bericht der Revisionskommission, in Verbindung hiemit die Genehmigung der Jahresrechnung, der Bilanz, Verwendung des Reingewinnes und die Erteilung der Entlastung.
3. Beschlußfassung nach § 4 Abs. 4 und § 23 des Statuts
   a) über Erhöhung des Grundkapitals um M. 5'000,000.—, d. i. von M. 60'000,000.— auf M. 65'000,000.—, durch Ausgabe von 5000 volleinzuzahlenden auf Namen lautenden Aktien zu je M. 1000.— Die neuen Aktien werden von einem Konsortium übernommen und sind im Auftrage dieses Konsortiums durch die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank den bisherigen Aktionären zum Uebernahmskurse in der Weise zum Bezuge anzubieten, daß auf je 14 Aktien à fl. 500.— oder auf je 12 Aktien à M. 1000.— oder auf je 7 Aktien à fl. 500.— zusammen mit je 6 Aktien à M. 1000.— eine neue Aktie à M. 1000.— entfällt;
   b) über die mit der Vermehrung des Aktienkapitals zusammenhängenden näheren Bedingungen, insbesondere auch über die durch die Erhöhung des Aktienkapitals bedingte Aenderung des § 4 des Statuts; ferner
   c) über die durch Einziehung der Aktie zu Mark 1285.70 (Generalversammlungsbeschluß vom 5. III. 10) und durch Verringerung der Anzahl der umlaufenden Gulden-Aktien veranlaßte Statutenänderung.
4. Wahl von 3 Mitgliedern des Aufsichtsrates nach § 14 des Statuts.
5. Wahl der Revisionskommission nach § 22 des Statuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz und die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet vom 13. Febr. d. Js. ab statt:

a) in München im Bankgebäude, Theatinerstr. 11, 1. Stock, Zimmer Nr. 60,
b) in Frankfurt a. M. bei der Direktion der Diskonto-Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechts sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens 12. Februar d. Js. inkl. im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben ließen, und welche bis spätestens 28. Februar d. Js. inklusive ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, daß bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur Abgabe von „6 Stimmen, der Besitz einer Aktie zu Mark 1000.— zur Abgabe „von 7 Stimmen, doch kann niemand mehr als 1500 Stimmen „für den eigenen Besitz und weitere 1500 Stimmen für Stell„vertretung in sich vereinigen."

Die für die Generalversammlung bestimmten Rechenschaftsberichte, Bilanzen und Anträge stehen den Aktionären bei den obenbezeichneten Stellen zur Verfügung.

München, den 13. Februar 1913. Die Direktion.

Jedermann muß lesen:

Wie ich mich selbst wieder jung machte im Alter von sechzig Jahren

oder: **Was ist Fletcherismus?**

Von H. Fletcher (0,30 M) „Mit 40 Jahren war mein Haar weiß, alle sechs Monate bekam ich einen schlimmen Influenza-Anfall, ich wurde gequält von Verdauungsbeschwerden und war behaftet mit jenem bekannten Müdigkeitsgefühl, ein alter Mann mit 40 Jahren, dem Verfall nahe", so schreibt der Autor. Wie er diesen Zustand beseitigte und Jugendkraft und Jugendfrische wiedergewann, darüber soll uns die billige Broschüre aufklären.

Upton Sinclairs Fastenkur oder das gelöste Geheimnis, wie man gesund wird und bleibt. Dr. Starving (à 30 Pfg) Gratis-Zugabe: „Der bevorstehende Weltkrieg als Vorläufer des Weltfriedens" (1 Mk.)

Hof-Verlag Edmund Demme, Leipzig.

Bauen Sie eine Kirche, ein Pfarrhaus, Pensionat od. Krankenhaus?

so lesen Sie erst die „Praktischen Winke für den Bau und die Einrichtung von einfachen Kirchen und Pfarrhäusern nebst einigen Bemerkungen über Pensionate u. Krankenhäuser" v. P. Aug. sträter S. J. (brosch. 1 M., gbd 1.60 M.), wenn Sie sich vor unangenehmen Erfahrungen, späteren Aenderungen des Planes u. a. sichern wollen.

Zu beziehen durch alle Buchhandl. und direkt vom Verlage

Fredebeul & Koenen Essen (Ruhr).

Eine sehr gut erhaltene Kirchenorgel

in wundersch., goth. Eichengehäuse, 20 kling. Stimmen, 2 Man. mechan. mit freiem pneum. Pedal mit z. T. vollständig neuen Pfeifen und neuem sprech. Prospekt. Gebläse elektr. betätigt und vollständig neu, **abzugeben unter d. Hälfte des Neuwertes.** Daselbst auch **eine kleine I Man. Orgel** mit freiem Pedal (Sauer's Kegellade) mechanisch, fast vollständig neu, ebenfalls **preiswert abzugeben.**

Heinrich Höhmann, Ronsdorf, Rhld.

Prächtiges Geschenk für alle Zeiten des Jahres

Auf Höhenpfaden.

Gedichte. Aus Originalbeiträgen der „Allgemeinen Rundschau". Herausgegeben von Dr. Armin Kausen. 320 S. 8°. Feinster Salonband. Preis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" M. 2.—, für Nichtabonnenten M. 3.—.

Zu beziehen gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Schwabinger-brauerei in München A.-G. Leopoldstrasse 82.

Täglich X-Bier-Ausschank mit fidelem humoristisch. Oberländler-Konzert. Anfang 1/4 4 Uhr.

Hüten Sie sich vor Darlehnsschwindlern

und verlangen Sie sofort Näheres über reelle und schnelle Geldverleihung vom Christlichen Schriften-Verlagshaus Hamburg. Viele Dankschreiben aus allen Teilen Deutschlands.

Bouillon-Würfel

beste Kraftbrühe 100 St. ℳ 1.85
II. Qualität . 100 St. ℳ 1.50
Hühnerbrühe . 100 St. ℳ 2.25
ff. Krebssuppe . 50 St. ℳ 1.60

F. W. Alzuhn, Berlin O 22, Schreinerstraße 61.

Gepr. kath. Lehrerin perf. Französin, 24 Jahre alt, sucht Stelle als Stütze oder zu alleinst. Dame; übernimmt leichte Hausarbeit. Offert. an Anders, M.-Gladbach, Parkstraße 2b.

Wachskerzen mit und ohne Garantie für reines Wachs, mit Schutzring gegen Ausbrechen des Stiftloches.

Weihrauch, Rauchfasskohlen, Ewiglichtöl

Rübsamsches Löschhorn u. St. Blasiuskerzenhalter und andere kirchliche Gebrauchsgegenstände — alles in vorzügl. Qualität. — Prospekte gratis.

Carl Rübsam, Fulda, Kerzenfabrik, päpstl. Hoflieferant. Bei Bestellungen beziehe man sich gefl. auf diese Zeitung.

Carl Poellath Kirchliche Kunst- und Prägeanstalt K. B. Hoflieferant. Hoflieferant Sr. H. des Papstes. Rosenkränze, Medaillen, eigen. Fabrikat., Heiligenbildchen, Wallfahrtsartikel. **Schrobenhausen**

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Hypothekenbank in Hamburg.

Bilanz ultimo Dezember 1912.

Aktiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
Cassa und Guthaben bei Banken				
Kassenbestand	375,539	07		
Giroguthaben bei der Reichsbank und bei der Vereinsbank in Hamburg	295,216	93		
Guthaben in laufender Rechnung bei der Deutschen Bank und anderen ersten Bankhäusern	20,577,374	04	21,248,130	04
Wechsel-Conto			362,607	09
Effekten-Conto (nom. ℳ 11,210,000.— 3%ige Reichs- und bundesstaatliche Anleihen, eingesetzt mit 75%) plus laufender Zinsen			8,488,206	25
davon ins Pfandbriefdeckungsregister eingetragen ℳ 4,150,000.—				
Darlehen auf Hypotheken			370,000	—
Hypotheken (davon ins Deckungsregister eingetragen ℳ 551,164,308.16)			571,640,119	11
Fällige Hypotheken-Darlehnszinsen (rückständig ℳ 87,145.49)			5,972,317	16
Bankgebäude-Conto Hamburg			700,000	—
Bankgebäude-Conto Berlin			500,000	—
Debitoren in laufender Rechnung			1,343,766	28
		ℳ	610,625,145	93

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
Aktienkapital-Conto			36,000,000	—
Ordentlicher Reservefonds			15,100,000	—
Reserve-Conto II (erhöht sich durch die diesjährige Zuwendung aus dem Reingewinn auf ℳ 5,640,000.84)			5,220,751	56
Hypothekenpfandbriefe,				
4%ige Pfandbriefe	422,497,700	—		
3½%ige „	112,904,200	—	535,401,900	—
Fällige Hypothekenpfandbriefe			6,048	—
Pfandbrief-Zinsen (davon ℳ 2,941,982.75 fällige Zinsscheine)			6,674,704	75
Dividenden-Conto (Restanten)			10,597	50
Pfandbrief-Agio-Conto (§ 26 des Reichshypothekenbankgesetzes)			1,432,454	05
Vorträge auf Provisions-Conto			2,901,629	32
Vorträge auf Hypothekenzinsen-Conto			639,812	11
Vorträge auf Unkosten-Conto			90,000	—
Talonsteuer-Conto			468,283	66
Beamten-Unterstützungsfonds			1,199,027	72
Dr. Karl-Stiftung			50,000	—
Creditoren in laufender Rechnung			506,445	13
Gewinn- und Verlust-Conto			4,923,492	13
		ℳ	610,625,145	93

Gewinn- und Verlust-Conto ultimo Dezember 1912.

Debet.

	ℳ	₰	ℳ	₰
An Pfandbrief-Zinsen			20,789,657	97
„ **Unkosten-Conto:**				
Saldo des Contos	758,056	34		
Vortrag auf neue Rechnung	90,000	—	848,056	34
Talonsteuer-Conto			400,000	—
Ueberschuss			4,923,492	13
		ℳ	26,961,206	44

Credit.

	ℳ	₰	ℳ	₰
Per Bilanz-Conto			730,999	34
„ **Hypotheken-Zinsen**			24,921,116	43
„ **Zinsen-Conto**			777,889	34
„ **Provisions-Conto**			241,486	57
„ **Pfandbrief-Agio-Conto**			289,714	76
		ℳ	26,961,206	44

Hamburg, den 31. Dezember 1912.
Hypothekenbank in Hamburg.
Die Direktion:
Dr. Gelpcke. Dr. Bendixen. Dr. Henneberg.

Die Uebereinstimmung mit den Büchern der Hypothekenbank in Hamburg bescheinigen wir hiermit.
Hamburg, den 10. Januar 1913.
Rudolph Peltzer. Gustav Müller. Albert Münchmeyer.

Der Geschäftsbericht kann kostenfrei direkt von der Bank oder durch die Pfandbriefverkaufsstellen bezogen werden.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Mariä
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Haushaltungs- und Fortbildungs-Pensionat **St. Maria**
der Englischen Fräulein
Bad Homburg v. d. H.
Ersatz für die Frauenschule.
Damit verbunden „Villa Dreikaiserhof“ zur Aufnahme von Kurgasten. Prospekt und nähere Auskunft durch
die Oberin.

Kath. Familienpensionat für junge Mädchen
von Frau E. Pasch, Kempen (Rhein).
(Bestehend seit vielen Jahren.)
Gründl. Ausbildung in Küche, Haushalt. gesellschaftl. Formen usw. Erste Referenzen. Mäßiger Preis. Man verlange Prospekt.

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Salon, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

GENF, Töchterpensionat
International „La Marjolaine“.
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm, Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Jahrespreis M 2000. Ref. Prsp.
Mme. Stuckelberger.

Institut „Maria Hilf“ in Wiesholz
bei Ramsen, Kt. Schaffhausen (Schweiz).
Das Institut, von Lehrschwestern geleitet, hat den Zweck:
1. Auf religiöser Grundlage Geist und Herz der Zöglinge zu bilden und 2. sie in allen zur Führung eines guten Haushaltes nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten gründlich zu unterrichten.
Es werden auch Zöglinge für einzelne Fächer, z. B. **Kochen, Bügeln, Weissnähen, Kleidermachen etc.** angenommen, jedoch nicht für kürzere Zeit als drei Monate. Nebstdem bietet das Institut Gelegenheit zur Ausbildung im **Handelsfach** durch Spezialkurse von je fünf Monaten. Eintritt März und Oktober. Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Villa Johanna — Oss-Holland.
Französische Schwestern Filles de Notre-Dame.
Im Mai 1913 wird die Anstalt nach Nymwegen verlegt (Stadtteil St. Anna).
Unterricht besonders in Sprachen, Handarbeiten, Zeichnen, Musik, für junge Mädchen und Lehrerinnen. Das neue Institut verbindet somit die Annehmlichkeiten des Stadtaufenthaltes mit gesunder Lage und Gelegenheit zu Spaziergängen in der herrlichen Umgegend.
Preis: 45 Gulden monatlich.

Wiesbaden, Bismarckplatz 3—4.
Institut St. Mariae
der
Englischen Fräulein
Kathol. Lyzeum u. Pensionat.
Nähere Auskunft erteilt **die Oberin.**

Haselmayer's
Einjährig-Freiwill.-Institut
in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Technikum Konstanz
am Bodensee.
Maschinenbau Elektrotechnik. Bauingenieurwesen u. Architektur.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder **Mauritius**, z. Z. Elters, Post Schwarzbach (Röhn) oder Dr. **Berberich**, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielefabrik M. Weiden, Köln.
Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Staatl. geprüfte jüngere
Zeichenlehrerin
kath., sucht f. sof. od. später Stellung. Anfr. a Zeichen-Visitator Prof. Huberich, Stuttgart.

Theologe,
dem der Tod seinen bisherigen Wohltäter plötzlich entrissen hat, bittet um
Unterstützung.
Beiträge wolle man richten unter Nr. 18108 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“, München.

St. Josefs-Büchlein von P. Krebs. 106. Tausend. Geb. 75 Pf.
St. Josefs-Monat von N. Kneip, Pfr. 2. Aufl. Geb. 75 Pf.
St. Josefs-Stab. Gebetb. von Treitz. 75 Pf.
St. Josef hilft! von J. P. Toussaint. 4. Aufl. M. 1.50.
Ausführliches Verzeichnis über diese und and. Schriften gratis. Ueberall zu haben.
Mit kirchl. Druckerlaubnis.
Verlag A. Laumann, Dülmen i. W.

Garantiert dauernde, gut lohnende
Heimarbeit
erhält jede Dame d. leichte, interessante Handarbeit. Die Arbeit wird nach jedem Orte vergeben. Näheres durch Prosp. m. fertigem Muster gegen Einsendung von 40 Pfg. in Marken, bei **Centa Kolb, Kempten B 21** (Bayern). Altrenommiertes Versandgeschäft.
Bitte genaue Adresse!

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen“.** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Breslau 3, Freiburger-Strasse 44
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett.-, Primaner- u. Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höh. Lehranstalt. Streng geregeltes christliches Anstaltspensionat. Gymnasial- u. Realgymnasial- bzw. Oberrealschulkurse von Quarta bis zum Abiturium einschl. Seit 1911 auch besondere Damenkurse für die Primaner- u. Abiturienten-Prüfung. Bisher bestanden bereits **603** Prüflinge, darunter **74 Abiturienten.**
1912 bestanden 95 Prüflinge: 18 Abiturienten (darunt 8 Damen), 3 für OI, 9 für UI, 22 für OII, 14 für UII, 3 für OIII, 3 für UIII, 1 für IV und 22 Einjährige
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progym. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold) unterstellt dem Protektorate des hochw Herrn Bischofs v. Paderborn. Für d. ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab UIII) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält. akad. Berufe, ält. Priesteramtskand. 7ak. Lehrer, kl. Schülerz. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 OI, 3 UI, 8 OII bezw. Einj., 6 UII, 2 OIII. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap., indiv Erz Prsp. u. Ask. d. d. gstl. Dir. A. Mahr

---

Gymnasium i. E. in Werl i. W.
Mit realgymnasialer Abteilung bis OII ausschließl.
Auswärtige Schüler finden **gute Pension bei Bürgern** zu mon. 50-60 M. und im
Gymnasialalumnat Aloisianum.
Geistl. Leitung. Pensionspreis 600 M., unter 14 Jahren 550 M. Gesunder Kurort. Prächtiger Neubau. Ländliche Stille. Anmeldungen bis einschl. Unterprima nimmt entgegen
Der Direktor: Professor Spieker.

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat
Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegründet 1883. Staatlich genehmigt. **Für alle Klassen Einj., Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen.** (Real- u. Gymnas.) **Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge, beste Empfehlungen** d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. **14 Lehrer.** Gute Pension 2 Villen inmitten grosser Gärten.
Herrlicher Aufenthalt.

Haushaltungs-Pensionat Geschw. Nack Staatl. gepr. Lehrkr. Familienleb.
Heppenheim :: Bergstrasse. Mildest. Klima Deutschlands. Hauswirtsch. Handarb. Schneid. Fortbild. Gartenb. Hühnerz. Ein-, Halb- und Vierteljahrkurse. Sechswochenkochkurse. Sommer- und Wintersport. Prosp.

Namur (Belgien), Institut Polyglotte unter geistlicher Leitung, für Priester, Lehrer, Universitätsstudenten, Kaufleute, Gymnasiasten usw., die sich im Französischen auszubilden oder Examina vorzubereiten wünschen. Angenehmer Ruheplatz für Geistliche und Laien. Prospekt frei.

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer.
850 Franks.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

„Rundschau“-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Herausgeber und Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75. 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 38 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 8. München, 22. Februar 1913. X. Jahrgang.

Worte und Taten.

Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden.

Vom Herausgeber.

Der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation gegen die Fremdherrschaft, die mit dem 25jährigen Jubiläum der Regierung des jetzigen Deutschen Kaisers und Königs von Preußen zeitlich zusammenfällt, wird es an patriotischen Festakten und Reden nicht fehlen. Der Deutsche Kaiser und König von Preußen hat in Königsberg und bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität bereits den Auftakt dazu gegeben und in seinen bisherigen Reden auch gewissermaßen das Leitmotiv der Jahrhundertfeier, soweit sie in seinem Sinne gefeiert wird, herausgestellt: Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesen positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Am ausgeprägtesten kam dieses Leitmotiv in der Rede des Kaisers und Königs von Preußen bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität zur Geltung. Der Monarch wandte sich an die Studenten, indem er ausführte:

„Kommilitonen! Ich möchte am Schluß dieser erhebenden Feier Euch noch ein kurzes Begleitwort mitgeben. Ich habe in der alten Preußenstadt Königsberg die Ostpreußen darauf hingewiesen, daß der Kern der großen erhebenden Zeit darin zu suchen gewesen sei, daß das preußische Volk seine sittliche Lebensanschauung, begründet auf der Religion, wiedergefunden hat, begründet auf der Religion, die, wie wir wissen, das Verhältnis des Menschen zu Gott bedeutet, mit anderen Worten: den Glauben an seinen Gott wiedergefunden hat. Das heutige Geschlecht, welches in diesem Jahrhundert lebt, welches leicht dahin führt, hauptsächlich das, was man sieht oder beweisen oder mit Händen greifen kann, zu glauben, das dagegen für Transzendentales geringere Fähigkeit zeigt und dem das Wort Religion Schwierigkeiten bereitet, dieses Geschlecht bedarf wohl eines Hinweises, wie es zu dem alten Glauben seiner Väter kommen kann.

Der heutige Tag, der Tag von Königsberg, und alle die Feste, die wir im Laufe des Jahres noch feiern werden in Erinnerung an die große Zeit der Erhebung des Vaterlandes, geben uns dazu die Möglichkeit. Denken wir doch daran, daß kurz vor dem Hintritt des großen Königs das Preußenvolk diesen Glauben verloren hatte. Ausländisches Wesen griff um sich, und als die große Belastungsprobe des Jahres 1806 kam, brachen die Stützen, und es fand ein Zusammenbruch statt, wie ihn die Welt kaum je gesehen hatte. und der die Herzen verzagen ließ. War das Menschentat? Das war Gottesgericht! Und ebenso hinterher! Eine Wendung in der Weltgeschichte! Es ist schon ein wunderbares Ding um die Wiedergeburt eines Menschen, aber die Wiedergeburt einer ganzen Nation, das ist so gewaltig, daß es wert ist, in den Herzen behalten und nicht vergessen zu werden. Das war auch nicht der Menschen Tat, sondern das war Gottes Tat. So erhob sich im Glauben an Gott ein unterdrücktes, zerstückeltes Volk — ein Wunder, wie es noch nicht dagewesen — und warf alles vor sich her. Das war auch nicht die Tat der Menschen, das war Gottes Tat!

Nun, Kommilitonen! Ich denke, Ihr versteht mich schon. Wenn wir nur an das Greifbare denken, uns nur an das Greifbare halten, um glauben zu können, so haben wir in den Tatsachen der Vergangenheit, in den geschichtlichen Tatsachen die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes. Wir haben die sichtbaren Beweise, daß er mit uns war und mit uns ist. Und aus diesen Lehren der Vergangenheit, aus den greifbaren, sichtbaren Tatsachen der Vergangenheit kann sich auch die gesamte deutsche Jugend den im Feuer bewährten Schild des Glaubens schmieden, der nie in der Waffenrüstung eines Deutschen und Preußen fehlen darf. Und mit solchen Waffen wollen wir, unbekümmert um rechts und links, unseren geraden Weg gehen, die Augen empor, die Herzen empor, im Vertrauen zu Gott! Dann können wir alle des gewaltigen ersten Kanzlers Wort wiederholen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!““

Das sind in ihrer Tat wahrhaft gewaltige und erschütternde Worte, Worte, wie sie ein deutscher Durchschnittsstudent, wenn er nicht zufällig einer „konfessionellen Korporation“ angehört (merkwürdigerweise verlautete dieser Tage, diesen „konfessionellen“ Korporationen sei gelegentlich der studentischen Ovation in Königsberg die Gleichberechtigung mit den „nationalen“ Studenten abgesprochen worden), auf den großen deutschen Universitäten nur höchst selten zu hören bekommt. Ob das künftig anders wird? Ob auch die deutschen Hochschullehrer, die in ihrer großen Ueberzahl Weltanschauungen verkündigen, die weitab von jener historischen und religiösen Betrachtungsweise des Kaisers liegen, die religiöse und sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes von nun an unter dem Gesichtswinkel jener tiefernsten Kaiserworte betrachten werden? Wir bezweifeln es nicht nur, sondern wissen schon im voraus, daß eine solche Hoffnung trügerisch wäre. Es wird alles beim alten bleiben. Die in Berlin und in den meisten Teilen des Reiches sowohl für die Gebildeten als auch für die allem selbständigen Denken entwöhnten breiten Massen der Halb- und Viertelsgebildeten „tonangebende“ Allerweltspresse befolgte daher auch die Taktik, die sie in neuerer Zeit mit entsprechendem Erfolg ähnlichen christlichen und religiösen Kundgebungen des Kaisers gegenüber angewandt hat: Sie druckt den Wortlaut der Reden ab und enthält sich möglichst aller Kommentare. Hier und da begegnet man noch dem Versuche einer milden kritischen Verwahrung zugunsten des Freidenkertums und jenes Atheismus, der trotz Leugnung der Unsterblichkeit und des Jenseits sich doch eine „Religion“ zusammenzimmern möchte. Auch wenn, wie in dem Falle des den „konfessionellen“ Korporationen in Königsberg angeblich unmöglich gemachten Kaiserhochs jüdische Interessen verletzt erscheinen, erschwingt man sich noch zu einer Verwahrung, obgleich die schlagenden jüdischen Rasse-Verbindungen mit dem mosaischen Glauben als solchem in der Regel recht wenig zu tun haben werden.

Ein großes (d. h. seinem Papierumfange nach) liberales Blatt, das sich gern „die Wacht an der deutschen Südmark“ nennt, erteilt dem Kaiser die lakonische Zensur, daß für seine „geschichtlich nicht haltbare Auffassung“ der Ereignisse vor hundert Jahren weder die studierende Jugend noch die breiten Massen des Volkes zu gewinnen sein werden. Weit derber und massiver drücken sich die Organe der im Reichstage heute „führenden“ Sozialdemokratie aus, die unter dem ihrem Patronat sich beugenden fortschrittlichen Reichstagspräsidium naturgemäß auch für die „Reichsregierung“ wesentlich erhöhte Bedeutung gewonnen hat. Aber auch die sozialdemokratische Presse erblickt in der jüngsten „christlichen“ Kaiserrede kein politisches Ereignis, das irgendwelche Folgen nach sich ziehen werde. Vom nationalliberalen Reichskanzler und vom fortschrittlichen Reichstagspräsidenten hat man sich ähnlicher Reden nicht zu versehen. Auf sozialdemokratischer Seite ist bei ähnlicher Gelegenheit einmal das Wort von einem „ungefährlichen Sport“ gefallen, über den man sich nicht aufzuregen brauche, der nur heuchlerische Byzantiner in eine Zwick-

mühle bringe und „frommen Seelen" beider Konfessionen eine vorübergehende angenehme Illusion bereite.

Soweit in derartigen gehässigen Unterstellungen auch nur der leiseste Versuch erblickt werden könnte, die aufrichtige, aus tiefstem Innern quellende religiös-christliche Gesinnung des Kaisers anzutasten, können sie nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Eine andere Frage ist die, ob ähnliche Reden des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, die im Verlaufe der fünfundzwanzigjährigen Regierungszeit in ununterbrochener Kette einander gefolgt sind, auch in prompten Maßnahmen der verantwortlichen Regierungsorgane und in großzügigen Gesetzgebungswerken ihren praktischen Widerhall gefunden haben. Es ist vor allem dem unheilvollen Einfluß des Liberalismus und liberalen Protestantismus zuzuschreiben, wenn das positiv gläubige Volk eine schwere Enttäuschung nach der anderen erlebt hat. Und wenn auf religiösem und religiös-sittlichem Gebiete nicht noch mehr Felle den Bach hinabgeschwommen sind, ist das einzig und allein dem zähen Widerstande des Zentrums und der Altkonservativen zu verdanken. Man rede uns nicht von dem für Preußen wieder einmal festgelegten Zwangsreligionsunterricht für Dissidentenkinder, der zu den schwierigsten und stacheligsten Fragen der Pädagogik und des — Staatskirchentums gehört, über deren restlos „befriedigende" Lösung man sehr geteilter Meinung sein kann.

In unseren Augen gibt es weit bedeutsamere Gravamina im Deutschen Reiche, die immer noch der Abstellung harren. Im Jahre 1902 hat der Kaiser sich im alten Kaiserdome zu Aachen auf ein wohl allzu wörtlich interpretiertes Wort des Papstes berufen, daß im Deutschen Reiche „jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne". Ein Blick auf die jüngste Jesuitenhetze und auf immer noch bestehende unwürdige Zustände in Braunschweig, Mecklenburg, Reuß, ja selbst im Königreich Sachsen, zeigt uns zehn Jahre nach jener Aachener Kaiserrede, wie sehr protestantische Engherzigkeit und Voreingenommenheit den Katholiken die volle Gleichberechtigung immer noch abspricht, und wie in fast allen deutschen Staaten der Protestantismus als die geborene Vormacht gilt, die auch in der Zusammensetzung der Regierungen und bei der Auswahl der „Umgebungen" der regierenden Fürsten fast nahezu exklusiv zur Geltung kommen muß.

Und wie wird manchmal an protestantischen Höfen über die katholische Kirche losgezogen! Wenn man authentische Beweise dafür besitzt, daß ein protestantischer Bundesfürst in einer Aufwallung blinden Zornes die katholische Kirche als die Kirche des krassesten Aberglaubens bezeichnete, deren Vernichtung er sich zur Lebensaufgabe gesetzt habe, dann liegt die Schlußfolgerung für manches andere Milieu nur zu nahe. Es wäre deshalb auch verfehlt, wollte man jedes gelegentliche gnädige Wort, das einzelnen Katholiken und auch der Gesamtheit der staatstreuen Katholiken zuteil wird, als Beweis des Wohlwollens gegen die katholische Lehre als solche in ihrer Gesamtheit auffassen. Das Wohlwollen kann sich nur auf die gemeinsame positiv christliche und sittliche Grundlage erstrecken. Für Unterscheidungslehren kann man ein „Wohlwollen" weder hüben noch drüben erwarten.

Das vertrauensvolle Verhältnis zwischen Kirche und Staat und zwischen den Trägern ihrer Gewalt muß aber selbstredend ein wechselseitiges sein, wie es sich so schön in dem Bilde ausdrückt, das der neue Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, bei seiner feierlichen Vereidigung im königlichen Schlosse in seiner Ansprache an den Kaiser und König anwandte, als er daran erinnerte, wie dereinst Kaiser Karl der Große Hand in Hand mit Papst Leo III., der ihn um Hilfe angerufen hatte, in den neuerbauten Paderborner Dom einzog. In seiner Antwort hat der Kaiser und König dieses weltgeschichtliche Ereignis als ein lehrreiches Beispiel für den Segen eines vertrauensvollen Verhältnisses der Kirche zu dem höchsten Träger der Staatsgewalt und zugleich als eine ernste Mahnung bezeichnet. Man braucht hinter dieser scheinbaren Betonung eines einseitigen Vertrauensverhältnisses keine Absicht und kein Mißtrauen gegen die Kirche zu erblicken. Aber es wäre immerhin zu wünschen, wenn die heutigen Staatslenker den rechtmäßigen Vertretern der Kirche, wenn sie sich, wie beispielsweise in der das ganze gläubige katholische Volk so tief berührenden Jesuitengesetzfrage, mit feierlichen Vorstellungen und Beteuerungen ihnen nahen, ein größeres Maß aufrichtigen Vertrauens und Wohlwollens entgegenbringen wollten. An Treue und Ergebenheit gegen das Herrscherhaus haben es die Katholiken selbst in den schwersten Tagen der Prüfung gewiß nie fehlen lassen.

Schließlich noch ein kurzes Wort über die ernste sittliche Lebensauffassung und Lebensführung, die der Kaiser bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität den deutschen Studenten ans Herz gelegt hat. Es ist einmal öffentlich darüber geklagt worden, daß eine ausführliche Denkschrift über die sittlichen Zustände in Deutschland, die Richard Nordhausen schon vor Jahren im „Tag" als „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" gebrandmarkt hat, dem Kaiser vorenthalten worden sei. Solange es noch ungehindert zugelassen wird, daß bei jedem Semesterbeginn die Studentenschaft aller deutschen Hochschulen bis zum jüngsten Milchbart herunter von sogenannten „medizinischen" oder „wissenschaftlichen" Verlagen mit ausführlichen lüsternen Inhaltsangaben über pseudowissenschaftliche Sexualliteratur überflutet und selbst in den Anormalitäten und Perversitäten des Geschlechtslebens mit Spezialkenntnissen vollgepropft wird, die früher nur reifen Fachgelehrten zugänglich war, und solange Professoren und Doktoren — namentlich auch in Berlin — diese Spekulation auf die entzündlichen Sinne der studierenden Jugend ungehindert mit ihrer Autorität decken, werden auch die eindringlichsten Kaiserreden die sittliche Zucht in der deutschen Studentenschaft nicht um einen Hauch zu heben vermögen. Hier hilft nur kräftiges und rücksichtsloses Zugreifen. Die längst vergessene Kaiserrede nach dem „Fall Heinze" war ein kraftvoller Anlauf. Der Widerstand des Liberalismus und sein ohrbetäubender Lärm über die gefährdete Kunst, Literatur und Wissenschaft hat seitdem fast alle wirksamen gesetzlichen oder behördlichen Gegenmaßregeln verhindert oder verwässert. Ob die in Aussicht gestellte Vorlage gegen Schund- und Schmutzliteratur den berechtigten Erwartungen entsprechen wird? Wir bezweifeln es. Ein Lichtblick bleibt das tatkräftige und umsichtige Vorgehen der Berliner Polizeizentrale

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Verlobung und die Politik.

Im ganzen deutschen Volke hat die Kunde von der Verlobung der Kaisertochter mit dem Prinzen Ernst August von Braunschweig-Lüneburg eine außerordentlich große Freude und Genugtuung erregt. Auch in solchen Kreisen, wo bisher über die „Welfen" vielfach hochfahrend oder gar gehässig gesprochen wurde. Das Volk ist im Grunde gar nicht so kampfwütig und unversöhnlich, wie es nach den Kriegsreden und Kampfartikeln gegen „innere Feinde" scheinen könnte. Das Volk freut sich über die Verlobung gerade deshalb in ungewöhnlichem Maße, weil es darin eine Förderung des inneren Friedens sieht. Und in dieser Hoffnung läßt es sich nicht irre machen, wenn auch die staatsrechtlichen Formalitäten und die parteipolitischen Folgen des Ereignisses zurzeit noch nicht klar gestellt sind.

Der Vater des Prinzen, Herzog Ernst August vom Cumberland, hat an der Verlobungsfeier in Karlsruhe persönlich nicht teilgenommen. Seine Genehmigung zur Verlobung hat er natürlich gegeben, und das ist auch amtlich verkündet worden. Irgend eine Verzichterklärung in Bezug auf Hannover ist bisher nicht erfolgt, also offenbar auch nicht zur Bedingung der Familienverbindung gemacht worden. Der prinzliche Bräutigam hat um den Eintritt in die preußische Armee gebeten und ist demgemäß aus dem bayerischen 1. Schweren Reiterregiment zu den Ziethenhusaren in Rathenow in der Nähe von Berlin versetzt worden. In der Wahl dieses Regiments liegt eine Aufmerksamkeit gegenüber dem Welfenhause, da der Großvater und Urgroßvater des Prinzen als Könige von Hannover Chefs dieses Regiments waren. Als preußischer Offizier hat der Prinz nunmehr den militärischen Treueid gegenüber dem Kaiser und König als Kriegsherrn geleistet. Das gilt offenbar als ausreichende Gewähr gegen die sog. reichsfeindlichen oder staatsfeindlichen Bestrebungen, die man sonst den Welfen nachzusagen pflegte. In Braunschweig besteht gegenwärtig noch die Regentschaft des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg fort. Der Regent hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er sich nur als Platzhalter betrachtet und gern sich zurückzieht, sobald der legitime Thronfolger den Braunschweigern das ersehnte Definitivum bringen kann. Ob die Hochzeit den Thronantritt des kaiserlichen Schwiegersohnes in Braunschweig

bringen wird, bleibt abzuwarten. Die einzige Schwierigkeit liegt in dem unglücklichen Bundesratsbeschluß von 1907, für den Fürst Bülow als damaliger Reichskanzler die Verantwortung trägt. Bekanntlich hatte nach dem Tode des ersten Regenten Prinzen Albrecht der Herzog von Cumberland einen „Vorschlag zur Güte" gemacht, indem er das Erbrecht auf Braunschweig dem Prinzen Ernst August (damals noch nachgeborener Sohn) abtreten und letzteren auf Hannover förmlich verzichten lassen wollte. Diese Gelegenheit zum Ausgleich wurde vom Fürsten Bülow nicht benutzt, sondern vielmehr durch einen Bundesratsbeschluß von 1907 eine Verschärfung herbeigeführt. Danach sollte ein welfischer Prinz, auch wenn er selbst den geforderten Verzicht ausspräche, doch in Deutschland nicht regierungsfähig sein, so lange nicht sein Vater und seine Brüder ebenfalls förmlich verzichtet hätten. Dieses Erzeugnis der Bülowschen Staatsweisheit hätte die Verlobung unmöglich gemacht, wenn nicht der Kaiser über die formalen Kreidestriche hinweg geschritten wäre. Er sagte sich mit Recht, daß von seinem Schwiegersohne dem Reiche und dem Staate Preußen keine Gefahr drohe, auch wenn der alte Herzog nicht geneigt sei, an seine tatsächlich friedliche Haltung noch eine regelrechte Verzichterklärung anzuschließen. Man vermutet, daß der Herzog von Cumberland durch ein Versprechen am Sterbebette seines Vaters sich gebunden fühle. Wie dem auch sein mag, man muß nach dem ganzen Verhalten des Herzogs annehmen, daß nur edle Motive ihn leiten, wenn er es bei der Genehmigung dieser Verlobung und dem Ausdruck seiner Freude über die Verbindung der beiden Häuser zunächst bewenden läßt. Der tatsächliche Verzicht auf feindselige oder friedensgefährliche Bestrebungen liegt zweifellos vor. Wenn nun der Sohn des Herzogs den braunschweigischen Thron besteigen soll, so wird man den Bülowschen Bundesratsbeschluß von 1907 revidieren müssen. Das ist die Folge davon, daß der hohe Bundesrat sich durch den damaligen Reichskanzler von der Vorsicht und weisen Mäßigung, die ihm als Verkörperung der deutschen Fürstenmacht zukommt, hat abbringen lassen. Wollte der Bundesrat auf seinem Schein von 1907 bestehen, so käme der skandalöse Unsinn heraus, daß man einen Schwiegersohn des Kaisers und Königs von Preußen für regierungsunfähig erklärte, weil er in einem friedensgefährlichen Verhältnis zu dem Schwiegervater stehe, der ihn soeben an sein Herz und seinen Herd genommen und ihm seinen Segen gegeben hat. — Allzu scharf macht schartig. Das gilt nicht nur von dem Bundesratsbeschluß von 1907, sondern auch von dem 1912 gefaßten Beschluß zur Verschärfung des Jesuitengesetzes. Möchte auch da die überlegene Hand des Kaisers eingreifen im Sinne des Friedens und der Versöhnung, der idealen und religiösen Güter, deren Rettung die schönste und segensreichste Betätigung der monarchischen Autorität ist.

Was nun die parteipolitischen Folgen des erfreulichen Vorganges angeht, so haben einige Blätter schon voreilig von der Auflösung der deutsch-hannoverschen Partei, der sog. Welfenpartei, gesprochen. Kein Zufall, daß gerade die liberale Presse sich dieser Erwartung hingibt; denn die sog. Welfen bilden ein konservatives Element; sie stehen auf dem Boden des historischen Rechts, der heimatlichen Eigenart und der berechtigten Interessen der Landwirtschaft. Obschon man die „Welfen" zu den Reichsfeinden werfen wollte, gehörten sie doch auf die rechte Seite des Parlaments. Nachdem die Kaisertochter sich einen „Welfen" zum Gemahl, und der Kaiser sich ihn zum Schwiegersohn erkoren hat, wird man die Hetzreden über die Reichsfeindschaft wohl einstellen müssen; ebenso die Vorwürfe gegen das Zentrum, dem man seit Beginn des ersten Kulturkampfes einen Strick drehen wollte aus den alten Beziehungen Windthorsts und dem Hospitantenverhältnisse einiger „Welfen". Der Herzog von Cumberland hat, wie schon oben erwähnt wurde, seine lebhafte Freude und Genugtuung über die Verbindung mit den Hohenzollernhause auch in den Kundgebungen an seine treuen Hannoveraner ausgedrückt. Der Gesamtausschuß der deutsch-hannoverschen Partei hat nun soeben Stellung genommen in nachstehender Entschließung:

„Die deutsch-hannoversche Partei begrüßt mit aufrichtigem Danke für Gottes gnädige Fügung die Verlobung des Prinzen Ernst August mit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen als den ersten Schritt auf dem Wege des Friedens, und sie erblickt in der dadurch vollzogenen Annäherung der Fürstenhäuser Welf und Hohenzollern die Möglichkeit der Beendigung des Bruderzwistes zwischen den königstreuen Niedersachsen und dem preußischen Volke. Indem die deutsch-hannoversche Partei weiter eintreten wird für das Recht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, erstrebt sie, zu einem wahrhaften, ehrlichen Frieden und Ausgleich der vorhandenen Gegensätze zu kommen, um der Einigkeit und Größe unseres deutschen Vaterlandes willen. Für diese zu kämpfen ist dem niedersächsischen Volke und dem mit ihm verbundenen Fürstenhause der Welfen durch ein Jahrtausend nie verletzte Pflicht gewesen. In solchem Kampfe für das Recht und den Frieden erschöpft sich die Aufgabe der deutsch-hannoverschen Partei."

Auch die alten Gegner werden anerkennen müssen, daß dieser Beschluß von echter Friedensliebe und warmem Patriotismus getragen ist. Dem Wunsche nach Beendigung des Bruderzwistes wird sich jeder brave Deutsche anschließen. In dem Hinweis auf den „Ausgleich" findet man Anhalt für die Hoffnung, daß auch der Verzicht auf die Wiederherstellung des hannoverischen Staates, die nach der Lage der Dinge und der 46jährigen Entwicklung nicht mehr möglich ist, die Deutsch-Hannoveraner nicht verdrossen und untätig machen, sondern zur Fortsetzung ihrer Arbeit am Gemeinwohl auf der neuen Friedensgrundlage anfeuern werde. Eine christlich-konservative Partei von Hannover im Zusammenwirken mit dem Zentrum wird auch fortan notwendig und segensreich sein. Wenn sie durch Kräfte aus Braunschweig noch verstärkt wird, um so besser!

Abg. Prälat Dr. Schädler †.

Aus Bamberg kommt die Trauerkunde, daß der Tod wiederum einen der Besten aus unserer Mitte gerissen hat. Domdekan und Reichstagsabgeordneter Dr. F. X. Schädler ist in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar im Alter von 61 Jahren gestorben. Ein überaus tatenreiches und verdienstvolles Lebenswerk hat der Verstorbene hinter sich. Dr. Schädler war einer der bedeutendsten und populärsten Führer der Zentrumspartei. Geboren am 5. Dezember 1852 in dem Städtchen Oggersheim bei Ludwigshafen in der bayerischen Rheinpfalz als der Sohn eines Polizeikommissärs arbeitete er sich durch unermüdliche Tatkraft und glühenden Eifer für die Sache Gottes empor. Die Daten seines reichen Lebens — dessen in der „Allgemeinen Rundschau" noch eingehend gedacht werden wird — sind kurz folgende: Er besuchte das Gymnasium zu Speyer, die Universitäten Würzburg und Innsbruck, trat in das Klerikalseminar in Speyer ein und bezog dann die päpstliche Universität S. Apollinare in Rom. Am 22. August 1875 empfing er die Priesterweihe, war dann mehrere Jahre in der Seelsorge tätig. Ein genialer, feuriger Volksredner, als der er schon frühzeitig hervortrat, wie 1889 auf der Katholikenversammlung zu Neustadt, wurde Schädler bald vom Volke in den Reichstag und bayerischen Landtag gewählt. Schädler ist bei Windthorst in die Schule gegangen, zu dem er zeitlebens eine tiefe Verehrung hegte. So ist nun auch diese Eiche, so treu und stark, so bieder und fromm, unter dem Streiche des Todes gesunken. Möge Gott ihm lohnen, was er für uns getan und gestritten. R. I. P.

Stagnation am Balkan.

„Vor Paris nichts neues", war der stereotype Depeschenschluß Podbielskis, als 1870 sich die Belagerung in die Länge zog. Jetzt kann man nicht bloß sagen: „Vor Adrianopel nichts neues", sondern sogar vom ganzen Kriegsschauplatz ist nichts neues von Belang zu melden. Alles stockt. Die Türken kommen nicht vorwärts, und die verbündeten Gegner auch nicht. Der pompös angekündigte Plan Enver Beys, an der nördlichen Marmaraküste ein großes Heer zu landen und als Keil zwischen die Feinde zu schieben, ist im Sande der orientalischen Unordnung stecken geblieben. Auf Gallipoli stehen die Bulgaren noch vor Bulair und kommen nicht weiter. An der Tschataldschalinie haben sich die Bulgaren sogar rückwärts konzentriert, aber trotzdem sind die Türken zu einer Offensive unfähig. Eine wahre Vergeudung von Gut und Blut. Bei diesem Hin- und Herziehen der Entscheidung wird die Stimmung in dem zuschauenden und teilweise mitleidenden Europa immer ungemütlicher. Die großen Erwartungen, die man vielfach an den Briefwechsel zwischen Kaiser Franz Josef und Zar Nikolaus geknüpft hatte, machen mehr und mehr der skeptischen Auffassung Platz, die wir schon vorige Woche über diesen Punkt geäußert hatten. Die Monarchen sind freundlich und ihre Minister sind höflich; aber mit der Abrüstung will Rußland nicht den Anfang machen, obschon es mit der „Probemobilmachung" den Anfang gemacht hatte. Der Zar schreibt dem österreichischen Kaiser eine artige Antwort und zugleich schickt er an eine panslawistische Versammlung ein schönes Telegramm. Die russische Staatskunst beharrt bei ihrem zähen Versuchen, für ihre slawischen Schützlinge am Balkan so viel als möglich herauszuschlagen und den österreichischen Einfluß nach Kräften aus-

zuschließen. Der russische Rückhalt macht auch die Bulgaren so hartnäckig gegenüber den rumänischen Ausgleichsforderungen.

Unsere Offiziösen pflegen am Wochenschluß einen Beruhigungsartikel zu liefern. Der jüngste ist aber etwas matt geraten. Die Mächte, heißt es da, hätten neuerdings keine Handhabe zur vermittelnden Einwirkung finden können, aber sie bleiben „bereit", jeden Anlaß zu ergreifen; auch in Sachen Rumänien contra Bulgarien setzten sie ihre „ernstlichen Bemühungen" fort. Zur Angelegenheit des Briefwechsels Wien-Petersburg wird der „Glaube" ausgedrückt, „daß die politische Fühlungnahme zwischen den Kaisern auf die Lösung von Einzelheiten der Balkanfragen erleichternd nachwirken wird". Das klingt alles sehr vage. Etwas bestimmter lautet die Bemerkung über die Abgrenzung Albaniens: diese Bedenklichkeit werde in einem Teile der Presse überschätzt; wenn auch über manche Punkte eine Einigung Europas noch nicht herbeigeführt sei, so werde doch nicht ohne Aussicht auf Gelingen an einem Ausgleich der Interessen gearbeitet.

Die Lage bleibt also dunkel und verworren. Der einzige Lichtblick ist die gute Haltung Englands, das sich Deutschland genähert hat und so der russischen Kriegspolitik das Gegengewicht hält.

Unruhen in Mexiko und Japan.

In Mittel- und Südamerika ist das Revolutionsfieber längst heimisch. Das neue Kulturland Japan scheint den Bazillus importiert zu haben. Der neue Kaiser wollte es mit dem Ministerium Katsura versuchen; doch zwei übergangene Parteien zwangen ihn mittels Straßenaufruhr, Katsura zu entlassen und den Admiral Yamamoto zu berufen. Es ist ein schlimmes Anzeichen, wenn die Straßenhelden Erfolg gehabt haben. Mexiko kommt aus den Bürgerkriegen nicht heraus. Auf die Vertreibung des alten „Tyrannen" Diaz folgte ein langer Machtkampf Maderos, und Madero ist jetzt nach einem fürchterlichen Straßenkampf durch den General Diaz gestürzt. Wer nun Herr bleibt, ist noch ungewiß. Wie die Sache nun auch endigt, der neue Kampf wird schon hinter der Tür stehen. Man könnte es den Nordamerikanern verzeihen, wenn sie Mexiko besetzten; das Volk ist tatsächlich zur Selbstregierung unfähig.

Der „politische" Mord in Wien.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Als am 11. Februar abends gegen 10 Uhr der sozialdemokratische Abgeordnete Franz Schuhmeier von einer Wählerversammlung in Stockerau nach Wien zurückkehrte, schlich sich ein Mann an ihn heran und feuerte aus unmittelbarer Nähe einen Revolverschuß gegen Schuhmeiers Kopf ab. Die Kugel drang durchs Ohr ins Gehirn und führte den sofortigen Tod des Abgeordneten herbei. Der Mörder wurde festgenommen und gestand, die Tat nach monatelanger Ueberlegung mit Vorbedacht verübt zu haben, um sich an der Sozialdemokratie zu rächen, welche ihn seit Jahren von Werkstatt zu Werkstatt hetze und ihn um Arbeit und Brot gebracht habe. Nun seien seine Ersparnisse aufgezehrt, und er habe beschlossen, sich für die Verfolgungen zu rächen, indem er den beliebtesten Führer der Sozialdemokraten töte.

Was diesen an sich ja schon verabscheuungswürdigen Mord noch betrübender macht, ist der Umstand, daß der Mörder der Bruder des um die katholische Sache und besonders um die christlichsoziale Arbeiterpartei hochverdienten Landtagsabgeordneten und Wiener Gemeinderates Leopold Kunschak ist. Diese Tatsache benützt die sozialdemokratische und auch die bürgerliche Freimaurerpresse dazu, den Mord zu einem politischen zu stempeln und die christlichsoziale Partei für den Mord verantwortlich zu machen, ja, das deutschfreiheitliche „Salzburger Volksblatt" entblödet sich nicht, zu behaupten, die christlichsozialen Mandatare im Wiener Rathause rieben sich vor Freude über die Beseitigung ihres gefährlichsten Gegners „die allerchristlichsten Hände". Weiter kann die journalistische Entartung wohl nicht mehr getrieben werden. Die sozialdemokratische Presse beschimpft in bezug auf diesen Mord die christlichsoziale Partei als „Meuchelmörderpartei". Wie wenig die Sozialdemokratie zu einer solchen Beschimpfung berechtigt ist, zeigt nicht nur der Ueberfall organisierter Genossen in Rohrbach auf den greisen christlichsozialen Abgeordneten Prälat Dr. Scheicher, den sie wie Wegelagerer nach einer Versammlung in seinem Wahlbezirke überfielen und halbtot prügelten, sondern auch der Mordanschlag des organisierten Genossen Njegus, der im Abgeordnetenhause mit fünf Revolverschüssen den Justizminister Dr. v. Hochenburger zu ermorden suchte.

Es kommt aber hinzu, daß der Mörder Paul Kunschak gar nicht der christlichsozialen Partei angehört. Er war früher organisierter Sozialdemokrat und ein persönlicher Verehrer Schuhmeiers, in dessen Arbeiterbildungsverein „Apollo" er seine religiöse Ueberzeugung vollständig einbüßte; er hat dann zehn Jahre in Deutschland und Amerika gearbeitet und kam von dort als ein in patriotischer und religiöser Hinsicht gänzlich indifferenter Mann zurück. Wohl haben sich Brüder und Mutter redlich bemüht, den irrenden Familiengenossen wieder zum Glauben der Kindheit zurückzubringen, aber immer vergeblich: Paul Kunschak mied jeden Verkehr mit seiner Familie und war auch nicht für die christlichsoziale Arbeiterpartei seines Bruders zu gewinnen. Er war aber durch seine Erfahrungen im Auslande zum Gegner der Sozialdemokraten geworden und weigerte sich standhaft, in Wien einer sozialdemokratischen Organisation beizutreten. Infolgedessen vertrieben ihn die Genossen von Fabrik zu Fabrik, bis er einmal zwei Genossen, die ihn wieder einmal um Arbeit und Brot gebracht hatten, bei Gericht anzeigte und ihre Bestrafung wegen Erpressung zu zwei Wochen Kerker durchsetzte. Von da an konnte er, der gut qualifizierte Eisenschleifer, in keinem größeren Betriebe längere Zeit Arbeit erhalten. Sein Bruder wollte ihm mehrmals eine Stellung, auch bei der Gemeinde, verschaffen, aber aus Berufsstolz wollte Paul Kunschak davon nichts wissen, als Arbeiter wollte er sich das Recht auf Arbeit erkämpfen. Dabei unterlag er, zog sich immer mehr zurück, ein Eigenbrödler und „Sinnierer" war er immer gewesen, und suchte sich im letzten Jahre überhaupt keine Arbeit mehr. Die sozialdemokratische Presse nennt ihn deshalb arbeitsscheu. Ob dieses Beiwort auf einen Eisenarbeiter paßt, der sich von seinem Lohne 2000 Kronen erspart hat? Als diese Ersparnisse aufgezehrt waren, beschloß Paul Kunschak seinen seit einem Jahre ausgebrüteten Plan, einen hervorragenden sozialdemokratischen Führer zu ermorden aus Rache für die von den sozialdemokratischen Gewerkschaften erlittenen Verfolgungen. So wurde er zum Mörder an dem Abgeordneten Schuhmeier. Seine persönlichen Bekannten behaupten, er sei geistig nicht normal gewesen, er sei erblich belastet, zumal einer seiner Brüder sich in einer Irrenheilanstalt befindet. Ueber all diese persönlichen Verhältnisse wird die gerichtliche Untersuchung erst authentische Auskunft geben müssen.

Der ermordete Schuhmeier war jedenfalls der volkstümlichste und beliebteste sozialdemokratische Führer in Oesterreich. Sein radikaler Fanatismus hatte nicht ganz in ihm die „Wiener Gemütlichkeit" zu ersticken vermocht, er war gewissermaßen wesensverwandt mit Dr. Lueger, der sich mit dem „Schuhmeier Franzl" gerne neckte. Das Wienerische in ihm verschaffte ihm seine große Popularität und brachte es mit sich, daß die bürgerlichen Abgeordneten mit ihm am liebsten von allen Sozialdemokraten verkehrten. Schuhmeier verfügte über eine wahrhaft hinreißende Beredsamkeit, er wußte den Wiener Lokalton zu treffen, wie selten einer und war vielleicht der einzige Abgeordnete, den die Arbeiter liebten. Daher hat der Mord am Nordwestbahnhofe der Sozialdemokratie in der Tat eine furchtbare Wunde beigebracht und in der roten Partei eine tiefgehende Erregung und Erbitterung hervorgerufen, die echt und ehrlich ist. Schon dieser Umstand allein zeigt, wie wenig der Mord im Interesse der christlichsozialen Partei gelegen sein konnte, und wenn der Mörder ein Christlichsozialer gewesen wäre, so hätte er seiner eigenen Partei keinen größeren Schlag zufügen können als durch diesen Mord.

Am härtesten getroffen ist durch die Bluttat der Bruder des Mörders, der Abg. Leopold Kunschak, einer der edelsten und selbstlosesten Männer der christlichsozialen Partei; Leopold Kunschak hat als Sattlergehilfe mit Aufopferung seiner Zeit und seines Verdienstes vor zwanzig Jahren die Grundlagen zur christlichsozialen Arbeiterpartei gelegt und hat dann mit Aufopferung seiner ganzen Persönlichkeit diese Partei groß gemacht, so daß es hauptsächlich ihm zu verdanken ist, wenn die Christlichsozialen Wiens so lange Zeit dem roten Ansturm erfolgreich Widerstand geleistet haben und bei den Gemeindewahlen 1912 unter Weiskirchners Führung ihre alten Stellungen siegreich behaupteten. Daher auch der höllische Haß der Sozialdemokratie gegen Leopold Kunschak, den sie jetzt wider alles Recht für die furchtbare Bluttat seines Bruders verantwortlich machen. Er ist vollständig gebrochen, und es fragt sich sehr, ob er sich jemals von diesem Schlage wieder erholen wird.

Aber noch eine Seite dieses Mordes darf nicht übersehen werden. Paul Kunschak wäre nie zum Mörder geworden, wenn der sozialdemokratische Gewerkschaftsterrorismus ihn nicht systematisch verfolgt hätte bis zum wirtschaftlichen und auch wohl moralischen Ruin. Die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung" muß selbst zugeben, daß die rote Organisation gegen Kunschak terroristisch vorgegangen, wenn sie auch wild dagegen tobte, daß Kunschak dann ihre Vertrauensmänner gerichtlich abstrafen ließ. Damit war ja die Sozialdemokratie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, sie sah sich in der Anwendung ihres gefährlichsten Agitationsmittels, der Zwangsorganisation der nichtsozialdemokratischen Arbeiter, behindert. Es wollte sich Kunschak sein Recht auf Arbeit erkämpfen, welches die sozialdemokratischen Führer nur ihren Genossen zuerkennen. Es läßt sich also gar nicht leugnen, daß der sozialdemokratische Terrorismus den Browningrevolver geladen hat, mit dem Schuhmeier erschossen wurde. Insofern könnte man den furchtbaren Mord des 11. Februar tatsächlich einen politischen Rachemord nennen.

Die Opposition des Zentrums.

Von M. Erzberger, Mitglied des Deutschen Reichstags.

Als an dieser Stelle anfangs Dezember 1912[1]) darauf hingewiesen wurde, daß die schroffe Verweigerung der Gleichberechtigung der deutschen Katholiken parlamentarische Konsequenzen haben werde, begegnete man einem ungläubigen Lächeln; auch nachdem die Zentrumsfraktion am 4. Dezember ihre wohlüberlegte bestimmte Mißtrauenserklärung abgegeben hatte, war die Antwort nur: Theaterdonner! Agitationsmache! Mit diesen billigen Einreden und Ausflüchten kommt man heute nicht mehr.

Während der Sprecher der Sozialdemokratie damals meinte, das Zentrum könne gar keine Opposition mehr machen, ist es heute ausgerechnet die sozialdemokratische Presse, die eine ganz heillose Angst vor der Opposition des Zentrums hat, die zähneklappernd dasteht wegen der Folgen einer Reichstagsauflösung, die durch die Opposition des Zentrums herbeigeführt werden könnte. Das macht Spaß und Vergnügen; nicht minder auch das offensichtliche Bestreben der Sozialdemokraten, der Regierung möglichst wenig Unannehmlichkeiten zu bereiten, ja selbst ihr aus der Patsche zu helfen. Man kann dies besonders in der Budgetkommission beobachten, wo die Sozialdemokraten wiederholt Einzelforderungen für die Regierung retteten, und zwar bisher wiederholt höhere Beamtenstellen (Ministerialdirektoren, Reichsanwälte, Intendanturräte usw.). Freilich geht das Gros der sozialdemokratischen Partei dann im Plenum nicht mit, wie man es dieser Tage erlebte. Vielleicht wirkt dies etwas dämpfend und kühlend auf den Bewilligungseifer der sozialdemokratischen Mitglieder der Budgetkommission.

Jedenfalls steht das eine fest: die Angst der Sozialdemokratie vor den Neuwahlen, d. h. vor der Opposition des Zentrums. Die Sozialdemokratie scheint also gut zu wissen, daß Neuwahlen ihr eine ganze Menge von Mandaten wegnehmen, daß die „goldene 110“ dann leicht um 50% vermindert werden kann. Darum sucht sie, die geborene Oppositionspartei, die Opposition des Zentrums zu durchqueren. Man kann ruhig abwarten, ob diese opportunistische Revisionistentaktik auch zur Bewilligung von Soldaten, Kanonen und Steuern führen wird; dann wäre ja das Zentrum (nach liberalen Rezepten) der „politische Erzieher der Sozialdemokratie“ geworden.

Die Zentrumspartei wird die Konsequenzen aus ihrem Mißtrauensvotum überall da ziehen, wo sie es für geboten erachtet, unbekümmert um den tatsächlichen Erfolg. Eine Partei, die sich durch ihre Erklärung so fest gebunden hat, weiß genau, was sie sich selbst schuldet, worauf ihre Wähler Anspruch haben und was das Allgemeininteresse erheischt. Das Zentrum ist alt und klug genug, um stets den Ausgleich dieser Ansprüche zu finden; es hat aber auch gelernt, daß eine Partei, die ihre Ellenbogen nicht zu gebrauchen versteht, bei uns nichts erreicht, und wenn sie jahrzehntelang selbstlos arbeitet und die politisch unangenehmsten Arbeiten vollbringt. Bassermann meinte einmal beim großen Blockkrach, daß die Geduld des Zentrums groß sei, aber doch erschöpft werden könne; er hat recht und wird jetzt selbst sehen, daß dieser Termin da ist. Die Opposition des Zentrums hat schon nach einem Monat Reichstagsarbeit erreicht, daß der Spott der Gegner vom Dezember 1912 verstummte und ganz andere Gesichter glatt machte; sie wird noch mehr erzielen.

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau“ Nr. 49 vom 7. Dezember 1912.

Winter.

Dreimal blies der Wintergreis ins Horn,
Dreimal schwang er seinen Zauberstab . . .
Da erstarrte selbst der Wiesenborn,
Und Frau Holle schüttelte im Zorn
Ihrer Wolkenbetten Last herab —
Tausend Flöckchen Schnee. — Ein weisses Grab
Ist die Welt geworden — fernenweit — — —
Und mein Dörfchen träumt am Bergeshang,
Schneeverweht — — träumt einen Winter lang
Bis zur Traumerfüllung: Frühlingszeit.

Jos. Heinr. Berlenbach.

Es lebe die Republik!

Portugiesisches. Von Pfarrer K. Wies.

So denken viele, auch bei uns in Deutschland. Alles Heil erwarten sie von der Republik. Die Volksverführer sorgen mit ihren schönen Phrasen dafür, daß diese Ansicht immer mehr zum unumstößlichen Dogma der von ihnen geköderten Massen werde. Da ist es ja wohl der Mühe wert, sich das Glück des Volkes in der jüngsten Republik Europas einmal etwas näher anzusehen. Was haben nicht auch dort in Portugal die Drahtzieher des Umsturzes den Volksmassen alles versprochen, um sie für die Revolution zu begeistern: Jetzt, so hieß es damals, unter der Monarchie, werdet ihr ja mit Steuern tot gemacht. Aber, laßt uns mal die Republik haben, dann soll's anders werden. Dann fallen ja die Zivilliste des Königshauses, die Gehälter für die Hofbeamten und die Geistlichkeit fort, dann hört die Verschwendung auf, dann wird mal ordentlich gewirtschaftet, und dann gehen die Steuern rapid herunter. So sagte, so log man den Massen vor. Und die Republik kam: Das Geld für die Zivilliste, für Hofbeamte und Geistlichkeit blieb in der Staatskasse; die republikanische Regierung zog alle Klostergüter ein und verwandelte sie in klingende Münze, die Kunstschätze der Kirchen und Kathedralen wurden zu Geld gemacht, man nahm an allen Ecken und Enden alles an Geld und Geldeswert, was zu nehmen war und warf es in den Staatssäckel, aber — — die Steuern sanken nicht. Im Gegenteil, die Finanzwirtschaft unter der Republik war derart miserabel, daß trotz der außerordentlichen Einnahmen aus den konfiszierten Kirchen- und Klostergütern nach kaum zwei Jahren 34½ Millionen Mark Schulden gemacht wurden, und der Finanzminister im November vorigen Jahres das Parlament mit der angenehmen Nachricht überraschte, daß man unbedingt neue Steuern haben müsse, wenn der Staat nicht bankerott gehen solle. Es lebe die Republik! Denn sie schafft die Steuern ab!

Vor der Revolution sagte man den Massen: Unter der Monarchie lebt ihr wie in einem großen Zuchthaus. Ueberall sitzen die Beamten des Königs, die euch überwachen, kontrollieren schikanieren und kommandieren. Kaum daß einer einmal eine freie Aeußerung wagt, gleich ist ihm schon die Polizei auf den Fersen, und der Freund des Volkes, des Fortschrittes, der Kultur und der Freiheit muß ins Gefängnis oder ins Zuchthaus. Ueberall Unterdrückung, Einengung, Gesetz, Knute, Tyrannei. Aber, laßt uns mal die Republik haben, dann soll's anders werden. Dann fallen alle Unterschiede, dann ist einer soviel als der andere. — Gleichheit! Dann kann jeder denken, reden und tun, was er will. — Freiheit! Dann gibt's keine Unterdrückung, keine Not mehr. — Brüderlichkeit! So sagte, so log man den dummen Massen vor. Und die Republik, die ersehnte Zeit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kam. Der König mit samt der königlichen Regierung wurde abgesetzt und per Schiff aus dem Lande expediert. Aber statt des einen Monarchen zogen sofort ein halbes Dutzend freimaurerischer Tyrannen in den Regierungspalast ein und begannen, aller Gerechtigkeit zum Trotz, ein Gewaltregiment, wie es Europa seit den Tagen der französischen Schreckensherrschaft nicht mehr gesehen und gegen das das frühere monarchische Regiment das reinste Kinderspiel war. Die königliche Polizei wurde kurzerhand abgeschafft, aber an ihrer Stelle eine Bande abgefeimter, zu jeder Schlechtigkeit bereiter Schurken, Spitzbuben und Mörder zusammengesetzt, die berüchtigten Karbonarios, die zum Schrecken des Landes mit Ketten und Knüppeln, Gift und Dolch für den nötigen Respekt vor der hohen republikanischen Regierung sorgen. Vor ihnen ist keiner sicher, sei er Mann oder Weib, schuldig oder unschuldig, Priester, Offizier, Bauer oder Bürger. Das ganze Land zittert vor dieser Bande von Mordbuben. Kein Mensch in Portugal, der sich abends zu Bette legt, ist sicher, daß nicht mitten in der Nacht eine Sektion dieser republikanischen Polizei vor seinem Hause erscheint, ihm die Türen einbricht, seine ganze Einrichtung zu Scherben schlägt, ihn selbst ohne Angabe irgend eines Grundes in Fesseln legt, halb tot prügelt und in einem Gefängnis oder Zuchthaus verschwinden läßt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Es genügt, daß einer irgend eine Maßnahme der republikanischen Regierung bemängelt, kritisiert, und sein Leben ist keinen Schuß Pulver mehr wert. Die Gefängnisse und Zuchthäuser sind überfüllt von solchen unglückseligen Opfern republikanischer Tyrannei und Willkür. Das alte Militärgefängnis von Trafaria bei Lissabon mußte als Hilfszuchthaus eingerichtet

werden. Und wie die Armen dort behandelt werden! Sie sitzen dort in kleinen, dunkeln, feuchten, kalten Zellen, in die kaum ein Lichtstrahl und kein Hauch frischer Luft dringt. In Braga hat man gar als Schließer für eine Abteilung politischer Gefangenen einen wegen Raubmordversuches verurteilten Verbrecher ausgewählt. Wie mag dieser Unhold seine Gefangenen wohl behandeln! Es lebe die Republik! Denn sie sprengt Ketten und Kerker!

Vor der Revolution sagte man den Massen: Unter der Monarchie gibt es keine Gerechtigkeit. Aber laßt einmal die Republik da sein, dann braucht keiner mehr zu fürchten, daß ihm ein Härchen gekrümmt wird; dann wird gerichtet nach Gerechtigkeit. Und die Republik kam — und brachte eine Rechtspflege, die jeder Beschreibung spottet. Ohne Angabe des Grundes werden Verhaftungen vorgenommen. Monatelang läßt man die Gefangenen in ihren feuchten Verließen schmachten, ohne ihnen auch nur zu sagen, welches Vergehen man ihnen eigentlich zur Last legt, und ohne den geängstigten Angehörigen irgend eine Mitteilung über den Verbleib ihrer Verwandten zu geben. Sieben Monate mußten jüngst 25 Unschuldige im Kerker schmachten, ehe man sie wieder freiließ. Ihre im Gefängnis ruinierte Gesundheit ersetzte ihnen natürlich niemand. Zu Hunderten sterben die Gefangenen in den Zuchthäusern eines geheimnisvollen Todes; und es läßt tief blicken, daß nach einer neuen Verordnung die Todesursache solcher im Gefängnis Gestorbener nicht mehr angegeben werden darf. Da es mehrfach vorkam, daß das Urteil gerecht denkender Richter den Wünschen der republikanischen Tyrannen im Palaste zu Lissabon nicht entsprach, hat man durch ein Gesetz die Unabhängigkeit des Richterstandes aufgehoben, um die Richter so geschmeidiger zu machen. Als einst ein Gericht politische Gefangene freisprach, griff der Pöbel die Richter an und mißhandelte sie. Also auch in diesem Punkte: Willkür über alle Maßen! Tyrannei, die zum Himmel schreit! Aber trotzdem: Es lebe die Republik! Denn sie richtet nach Gerechtigkeit!

Vor der Revolution beschwerte man sich, daß unter der Monarchie die freie Meinungsäußerung unterbunden und verboten sei, daß man die Presse zu viel bevormunde und sie nicht schreiben lasse, was ihr beliebe. Und nach der Revolution, unter der Sonne der republikanischen Freiheit, legte man der Presse kurzerhand eine Erdrosselungsschlinge um den Hals. Keine Nachricht, keine Notiz, kein Wort, das der Regierung nicht genehm war, durfte veröffentlicht werden. Strengste Pressezensur wurde gehandhabt. Und als einige Zeitungen es doch wagten, Maßnahmen der republikanischen Regierung zu kritisieren, hetzte man ihnen den Straßenpöbel und die Karbonarios auf den Hals, die kurzerhand die ganze Druckerei mitsamt den Maschinen und allem in tausend Stücke zerschlugen. Jetzt herrscht in der Republik, was die Presse angeht, Kirchhofsruhe, Todesstille. In der Republik ist eben Freiheit der persönlichen Meinung; aber der Teufel soll den holen, der sich nur muckst! Doch was schadet das: Es lebe die Republik! Denn in ihr strahlt die Sonne wahrer Freiheit!

Vor der Revolution sagte man der monarchischen Regierung nach, daß sie das Land wirtschaftlich vernachlässige und zugrunde richte. Sie sorge nicht für Schulen, Arbeitsgelegenheit, Hebung von Industrie und Landwirtschaft, habe kein soziales Empfinden für die arbeitenden Massen. In der Republik werde das alles anders. Und die Republik kam, man erließ ein Kulturkampfgesetz nach dem anderen, aber für Gesetze betreff der sozialen Wohlfahrt hatte man keine Zeit. Die wirtschaftlichen Zustände Portugals sind unter der weisen republikanischen Regierung so zerrüttet und erschüttert, daß bereits 110000 Bürger das Land verlassen haben, um in Amerika sich eine neue Lebensstellung zu verschaffen. Die Klosterschulen hat man geschlossen, ohne neue an ihre Stellen setzen zu können, so daß es in Zukunft statt 80 Prozent, wie unter der Monarchie, wohl 90 Prozent Analphabeten geben wird. Da die Verwaltungsbeamten nicht nach ihrer Tüchtigkeit, sondern nach ihrer republikanisch-anarchistisch-freimaurerisch-antireligiösen Gesinnung ausgewählt werden, wird das Land immer mehr dem wirtschaftlichen Bankrott zugeführt. Bereits spricht man davon, die auswärtigen Kolonien an europäische Großmächte zu verkaufen, um damit die portugiesischen Finanzen zu sanieren. In der Regierung herrscht ein unbeschreibliches Chaos und Durcheinander. In der kurzen Zeit des Bestehens der Republik hat das Ministerium bereits dreimal gewechselt. Da kann man sich denken, daß an eine ruhige, zielbewußte, energische Arbeit am Wohle des Volkes und des Landes nicht zu denken ist. Das Ministerium muß sich nach den Pöbelmassen richten, sonst wird es abgesetzt und gestürzt. Die Regierung regiert eben nicht, sondern wird regiert. Es lebe die Republik! Denn sie bringt den Himmel auf die Erde.

Der tollste Mißbrauch aber mit dem Worte „Freiheit" wird in der neuen Republik auf religiösem Gebiete betrieben. Sämtliche Bischöfe sitzen hinter Schloß und Riegel oder sind verbannt. Die Gefängnisse sind überfüllt von Priestern, Ordensleuten und gar armen, unschuldigen Krankenschwestern. Alles Eigentum hat man der Kirche geraubt und sie zur Bettlerin gemacht. Auf Bethäuser soll eine Steuer von 2 bis 500 M gelegt werden. Es ist verboten, Heiligenstatuen an die Straßenseite der Häuser zu stellen. Der Verkehr des Klerus mit Rom ist vollständig unterbunden. Erlasse des Papstes an die Bischöfe und den Klerus werden von der Regierung beschlagnahmt und verboten. Die Religion ist aus der Schule verbannt. Was der Kirche in dieser Republik für die Zukunft noch bevorsteht, davon kann man sich ein Bild machen, wenn man folgende Aeußerungen bedenkt, die der Präsident der Republik, Arriaga, in öffentlichen Versammlungen sich geleistet hat. So äußerte er einmal, man solle dem Teufel eine Statue errichten, weil er das große Verdienst habe, Eva zum Ungehorsam gegen Gott verleitet zu haben. Ein anderes Mal sagte er, Gott erscheine nach den Normen des modernen Rechtes als der größte Delinquent der Welt. Die famose Verbindung zwischen Thron und Altar führe unfehlbar und logisch zu dem vermaledeiten göttlichen Recht. Gegenwärtig ist der jüdische Advokat Costa Ministerpräsident geworden. Er ist ein Erzfreimaurer und Katholikenhasser. Das Schreckensregiment wird unter ihm noch toller werden. Kurz und gut: Alles, was man vorher von dem Segen der Republik zu erzählen wußte, war Lug und Trug und Schwindel. Das arme verführte Volk muß es jetzt schrecklich büßen, diesen Schwindel geglaubt zu haben.

Und die Schlußfolgerung? Mag eine bestehende monarchische Regierung manche Mängel haben, sie ist auf jeden Fall dem Anarchismus einer Republik vorzuziehen. Wenn in einem monarchisch regierten Lande sich revolutionäre und umstürzlerische Bestrebungen geltend machen, so ist das stets ein Zeichen, daß im Volkskörper irgend etwas krank und faul ist. Wenn etwas hier helfen kann, ist es noch eine starke, zielbewußte allem demagogischen Geschrei trotzende, monarchische Regierung. Einen solchen kranken Volkskörper einer von eben diesem Volkswillen abhängigen republikanischen Regierung ausliefern, heißt ihn dem vollständigen Verfalle, dem Tode, dem Anarchismus übergeben.

Endlos weit schier dehnen sich die Strassen . . .

Endlos weit schier dehnen sich die Strassen,
Drauf der Erde Kinder mühvoll schreiten,
Eh' sie still und stark als Ueberwinder
Treten ein in lichte Sonnenweiten.

Nach dem Aufstieg stolzen Glücksverlangens
Folgt ein tiefgebeugtes Abwärtsschreiten,
Zu durchqueren bei der Stürme Wüten
Der Enttäuschung tiefe Bitterkeiten.

Und in weiten, seichten Niederungen
Locken duftesschwere, gift'ge Blüten,
Schwarzer Sümpfe feuchte Modergräber
Vor dem Blick des Wanderers zu hüten.

Höh'res Ahnen ruft aus Nacht und Irre,
Und in Reu' und heisser Sehnsucht Ringen
Und in gläubig frommem Aufwärtsschauen
Gilt es, steile Pfade jetzt zu zwingen.

Still und stark zu frohen Taten schreiten,
Die nicht sanken, nicht das Ziel vergassen.
Hinter ihnen, schattenhaft verdämmernd,
Endlos weit schier dehnen sich die Strassen.

P. Peters.

Zum amerikanischen Präsidentenwechsel.[1]

Der 4. März.

Von Dr. jur. utr. **Gallus Thomann**, Bensheim.

Der 4. März! Jedes vierte Jahr der wichtigste Tag für die amerikanische Exekutive. Besonders wichtig dieses Mal, da seit dem Abgang Grover Clevelands im Jahre 1897 die republikanische Partei das höchste Amt besetzt hielt. Nach fast anderthalb Dezennien republikanischer Exekutivpolitik kommen mit Wilson wieder die Demokraten ans Ruder.

Am Vormittag des 4. März wird der abtretende Präsident Taft seinen Nachfolger, den President Elect Wilson zum Kapitol geleiten, wo in der großen östlichen Säulenhalle der Vorsitzende des Oberbundesgerichts ihm feierlich den Eid auf die Verfassung abnimmt. Mit der Ableistung des Eides tritt der neue Mann in die Rechte und Pflichten seines Amtes ein, der „erwählte Präsident" (President Elect) wird zum Präsidenten.

Dicht gedrängt erwartet vor dem Kapitol eine tausendköpfige Menge die programmatische Antrittsrede des neuen Mannes, die er alter Sitte gemäß nach der Eidesleistung von der Rampe der Säulenhalle aus an das gesamte Bundesvolk richtet.

Viel Neues wird die Amtsantrittsrede Wilsons nicht bringen. Die Grundlinien seiner Politik hat er schon genügend klar in seinen mannigfachen Reden als President Elect in den letzten Wochen dargelegt. Imperialismus und Expansionspolitik werden keine Förderung finden, ja sogar einen Rückschlag erleiden. Ob aber die Handelspolitik in wesentlich andere Bahnen lenken wird, ist nach den bisherigen Aeußerungen Wilsons füglich zu bezweifeln. Mit der Heimgeleitung des neuen Präsidenten durch seinen Vorgänger in seine nunmehrige Amtswohnung, das weiße Haus, finden die Zeremonien des Amtsantritts ihr Ende. Dieses für den abtretenden Präsidenten besonders bittere Geleit wurde von den beiden Adams, Vater und Sohn, ihren Nachfolgern im Amte und zugleich erbittertsten politischen Gegnern verweigert, und ebenso zog Ulysses S. Grant ungeleitet von seinem rabiaten Vorgänger Johnson ins weiße Haus ein. Aus diesen öffentlichen Skandalen vergangener Zeiten, da die Parteileidenschaft über politische Wohlanständigkeit und das Gefühl für die Würde großer Staatszeremonien siegte, mag ersehen werden, daß die wüste Befehdung zwischen Roosevelt und Taft keineswegs — wie wiederholt behauptet worden ist — in den politischen Annalen der Vereinigten Staaten einzig dasteht.

An dem gegenwärtigen, nicht unwichtigen Abschnitt in der Geschichte der amerikanischen Präsidentschaft mag es am Platze sein, einen Blick auf die Stellung dieses wichtigsten Organs im amerikanischen Bundesstaate zu werfen, zumal selbst in angesehenen und weitverbreiteten Tages- und Wochenblättern über das Wesen der Präsidentschaft die abenteuerlichsten Vorstellungen herrschen.[2] Im Verhältnis zum Ausland ist der Präsident der Vertreter des Bundes. Er leitet die Politik, er instruiert die Gesandten. Zu jeder anderen Staaten gegenüber verpflichtenden Handlung aber sind ihm die Hände gebunden. Beim Vertragsschluß wirkt der Senat als gleichberechtigter Faktor mit, sodaß ein vom Präsidenten etwa selbständig geschlossener Vertrag auch völkerrechtlich nichtig wäre, während dagegen zum Beispiel ein auf diese Weise vom Kaiser ohne Mitwirkung des Bundesrats eingegangenes Vertragsverhältnis dem Ausland gegenüber unbedingt gültig wäre. Das Recht zur Kriegserklärung ist dem Präsidenten ganz entzogen und steht dem Kongreß zu.

Hinsichtlich des Regierungsapparates ist der Präsident unbedingter Herr; besonders sind die Mitglieder des Kabinetts bloße Gehilfen des Präsidenten; sie sind von ihm nach Gutdünken angestellte Werkzeuge seiner Intentionen; sie stehen unter sich in keiner Verbindung — etwa wie ein Ministerium —, sondern nur in persönlicher Beziehung zum Präsidenten. Folgerichtig trägt auch der Präsident allein die Verantwortung. Die Parallele zum einzigen verantwortlichen deutschen Reichsminister, dem Kanzler, und seinen Staatssekretären liegt nahe.

Im Verhältnis zu den übrigen höchsten Organen der Republik, dem Oberbundesgericht und dem Kongreß, ist der Präsident gemäß der Lehre von der Gewaltenteilung unabhängig (er muß natürlich Gesetze und gerichtliche Urteile laut seinem Eid zur Ausführung bringen), kann aber seinerseits auf diese auch nicht einwirken. Das sog. „suspensive" Veto kann nur unter Modifikationen als Ausnahme von dieser Regel gelten, da es durch eine Zweidrittelmajorität des Kongresses hinfällig gemacht werden kann. Vor allem kann der Präsident keine Gesetzentwürfe einbringen, wie denn auch kein Regierungsvertreter an den Kongreßsitzungen teilnimmt. Doch steht es der Legislative und ihren Ausschüssen frei, sich inoffiziell statistische und ähnliche Auskünfte von den Sekretären zu erbitten, die diese geben oder verweigern können, und ebenso kann der Präsident schriftliche Ratschläge (messages), von denen die regelmäßige Annual-Message (jährliche Berichterstattung) die wichtigste ist, an den Kongreß richten, was aber keineswegs mit einer Einbringung von Gesetzentwürfen gleichbedeutend ist.

---

[1] Vgl. Nr. 4, 1913 (S. 67).

[2] Als eines der ärgsten Beispiele solcher Unwissenheit sei hier nur der Artikel „Der Präsident" von S. Feldmann im zweiten Heft der „Woche" vom 11. Januar 1913 erwähnt, der den Präsidenten der Vereinigten Staaten, als „Herrn im Staat", „Verträge schließen, Steuern ausschreiben, Zölle bestimmen, Gesetze (!) dem Parlament (!) vorlegen" läßt. Was die deutschen Republiken, Hansestädte, betrifft, so sei nur zur Kenntnis gebracht, daß diese laut dem zitierten Artikel unter der „Schutzhoheit" des Kaisers stehen!

Der deutsche Michel und die Jesuiten.

O armer deutscher Michel,
Es ist um dich gescheh'n!
Es nah'n die Jesuiten, —
Deutschland wird untergeh'n.

„So steig' herab vom Throne,
Du edler Zollernaar,
Mach' Platz den Jesuiten,
Der schwarzen Brüderschar!"

Der deutsche Michel hört es,
Nun wird's ihm doch zu bunt
Das Zetern und das Schreien,
Als ging das Reich zu Grund.

„Schämt euch der tollen Reden!"
Der deutsche Michel spricht,
„So schlimm, wie ihr da wähnet,
Sind Jesuiten nicht.

Ich kenn' die Herr'n schon lange,
's sind Menschen, so wie ihr,
Nur daß sie etwas frömmer,
Gelehrter auch wie ihr.

Zumal im Preußenlande
Sind sie mir wohlbekannt;
Hat nicht der alte Fritze
Als Lehrer sie verwandt?[1]

Der große Preußenkönig,
Er schätzte sie gar hoch,
Und spottete der Märchen,
Die heut' ihr glaubet noch.[2]

Und wie war's einst in Baden,
Vor mehr als sechzig Jahr'?
Rief man sie nicht, zu stützen
Den Thron und den Altar?[3]

Und als ihr zog't gen Welschland,
Da zogen sie mit euch,
Und halfen aufzurichten
Das neue Deutsche Reich.[4]

Auch unsrer deutschen Flotte
Sind sie nicht unbekannt,
Herr Tirpitz dankte ihnen
Sogar mit eigner Hand.[5]

Drum stehet ab vom Wahne,
Und laßt sie nur herein!
Der deutsche Michel fürchtet
Nur Gott, und — Gott allein!"

Friedrich Deutsch.

Anmerkungen: [1]) Friedrich der Große bestellte die Jesuiten für sein Land, besonders für Schlesien, als Jugenderzieher; der König ließ sogar für die Universität Breslau einige französische Jesuiten kommen, weil er glaubte, daß dieselben sich durch größere wissenschaftliche Befähigung auszeichneten. Außer den deutschen Jesuiten nahm Friedrich noch etwa 140 polnische Jesuiten in die neuerworbenen Landesteile auf und besetzte mit ihnen die Lehrstellen in vakanten Landschulen.

[2]) Die französischen Philosophen Voltaire und d'Alembert warnen den König vor den Jesuiten; Friedrich läßt sich aber nicht irre machen und schreibt unter anderem an d'Alembert am 15. November 1774: „Als Philosoph und Skeptiker bitte ich Sie, auch Verleumdungen nicht ungeprüft zu glauben, die man wider unsere guten Patres verbreitet."

[3]) Nach Niederwerfung der badischen Revolution durch Prinz Wilhelm von Preußen (den nachmaligen Kaiser Wilhelm I.) und in Uebereinstimmung mit dem Militärkommissär General von Schreckenstein wandte sich der damalige preußische Gesandte am badischen Hofe, von Savigny, in seiner Eigenschaft als Zivilkommissär an den Erzbischof von Freiburg betreffend Abhaltung von Jesuitenmissionen im badischen Land. Noch vor Ablauf des Jahres 1849 wurden die ersten Jesuitenmissionen in Baden abgehalten. Es wird sogar behauptet, daß die erste Anregung zu diesen Jesuitenmissionen in Baden von Prinz Wilhelm (dem späteren Deutschen Kaiser) ausgegangen sei. Selbst in der liberalen Presse fanden diese Missionen eine gerechte und günstige Beurteilung.

[4]) Im Jahre 1870 wurden seitens der Ordensobern 196 deutsche Jesuiten nach Frankreich geschickt, um teils als Militärseelsorger, teils im Dienste der verwundeten deutschen Krieger tätig zu sein. Außerdem waren auf deutschem Boden noch viele in den Lazaretten im Krankendienst tätig. Ein Pater war Feldgeistlicher des Kaiserin Augusta-Leibregimentes. Einer erhielt das Eiserne Kreuz; 168 anderen wurde die Kriegsdenkmünze in die Verbannung nachgesandt (i. J. 1872).

[5]) Siehe Faksimile des im Auftrag des Deutschen Kaisers von Vizeadmiral von Tirpitz abgefaßten und unterzeichneten Dankschreibens im Buche Camerlanders: Sind die Jesuiten deutschfeindlich? (Freiburg; Caritasverlag.) Seite 185. Siehe auch daselbst Näheres über den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in der Jesuitenniederlassung zu Zikawei (China), und über die Dekorierung des Jesuitenpaters Scherer mit der Chinadenkmünze durch Admiral Graf Baudissin.

Das Ende der Metellusaffäre.

Von Otto Cohausz S. J.

Meine Antwort an Grafen von Oppersdorff wird in Nr. 5 der „Wahrheit und Klarheit“ lang und breit einer Kritik unterzogen. Ohne mich auf die vielen Einzelheiten, die gar nicht zur Sache gehören, einzulassen, bemerke ich kurz folgendes:

Metellus sagt: „Hätte er (Cohausz) in seiner Broschüre nur geschrieben, daß jene, welche die strenge katholische Lehre verfechten, damit eigentlich auch Lehren verteidigen, die den gläubigen Protestanten lieb und teuer sein müssen, er hätte vielleicht Widerspruch bei den Protestanten, aber keinen bei mir gefunden.“

Nun ich habe in meiner ersten Antwort schon betont, daß ich mit den — übrigens schon vor Bekanntwerden der päpstlichen Enzyklika — niedergeschriebenen Sätzen nichts anderes habe sagen wollen. — Das tut auch der Zusammenhang kund. Damit gesteht M. also selbst, daß er umsonst geeifert. Die Sache entbehrt nicht der Komik. Erst stürzt M. in kopfloser Hast auf die Straße, signalisiert „Großfeuer“, rast mit allen Spritzen dem vermeintlichen Brande entgegen und — auf der Höhe angekommen, gewahrt er statt des Feuers nur unschädliches Abendrot, und mit dem Ausruf: „Wenn sonst nichts los ist, dann hätte ich ja gar nicht auszuziehen brauchen“, zieht er kleinlaut wieder ab.

Mit dieser Erklärung ist dann auch das Urteil über die Ausführungen seines neuen Mitkämpfers, des Germanikers Romolo, gesprochen. Sie enthalten die allbekannten Darlegungen über Möglichkeit und Unmöglichkeit einer gemeinschaftlichen christlichen Basis im allgemeinen, gehören also nicht zur Sache, da ich ein ganz bestimmtes Kämpfen Schulter an Schulter mit Protestanten vertrat, das nun auch M. als einwandfrei zugibt.

Verwahrung muß ich aber noch gegen die Vermutung Romolos einlegen, als ob der Broschüre die vorschriftsmäßige Druckerlaubnis fehle. Allerdings trägt sie nicht, wie es bei größeren Werken üblich ist, den Abdruck der Genehmigungsformulare an der Stirne. Bei kleineren Flugschriften ist das öfter der Fall, aber der vorschriftsmäßige Weg ist bei Veröffentlichung der Schrift durchaus eingehalten. Die Schrift hat die vorschriftsmäßige Ordenszensur passiert, hat die vorschriftsmäßige Druckerlaubnis sowohl von den Ordensoberen als auch von der bischöflichen Behörde erlangt. Es haben außerdem zahlreiche meiner Ordensbrüder und Ordensoberen die Schrift gelesen, und keiner ist mir begegnet, der die Beschuldigung des Metellus nicht völlig unbegründet und unerhört fände. Wie naiv von R., mich unterrichten zu wollen über das, was Jesuiten lehren!

Damit könnte ich schließen; aber der Metellusfall beleuchtet zu deutlich das ganze Vorgehen mancher „integraler Katholiken“, als daß er kurzerhand abgetan werden könnte. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie sind solche Metellusaffären psychologisch erklärlich?

Der erste Grund liegt in einer nervösen Ueberreizung: man hat sein ganzes Inneres auf ein gewisses Etwas eingestellt und wittert und findet dieses Etwas nun gleich überall.

Sodann versündigt man sich gegen den ersten Grundsatz der Wissenschaft und Moral, erst gründlich zu untersuchen, bevor man ein endgültiges Urteil fällt. M. kennt mich nicht, wie er selbst gesteht; hat nie meine Reden, die ich in vielen Städten vor Priestern und Bischöfen gehalten habe, gehört; hat nie meine anderen Schriften gelesen — ein Satz aus dem Zusammenhang herausgerissen, und sein Urteil, ich setze mich in Widerspruch zum Papst, verbreite ein verwaschenes Christentum usw., ist fertig. Kennt M. denn nicht das erste exegetische Grundprinzip, daß Stellen, die vielleicht weniger deutlich sind, nach klaren Stellen und dem Gesamtgeist des Autors zu deuten sind? Was würde aus der Heiligen Schrift, wollte man sie nach Art eines M. auslegen? Ich könnte sie so zur Zeugin gegen die Unsterblichkeit aufrufen; denn es steht geschrieben: „Denn ein Endschicksal ist das der Menschen und der Tiere“ (Pred. 3, 19).

Zu allem gesellt sich die Sucht, entgegen aller christlichen Nächstenliebe stets gleich das Schlechteste von andern anzunehmen. Hätte M. geschrieben: „Der Ausdruck ist mißverständlich; es scheint mir, daß er mit der päpstlichen Enzyklika nicht in Einklang zu bringen ist“, so hätte man das noch hinnehmen können; aber nein, M. legt mir sofort das denkbar härteste Prädikat bei, ich setze mich über Lehrentscheidungen des Heiligen Vaters hinweg usw. Er sucht das jetzt zu vertuschen — es gelingt ihm nicht; seine Sätze sind zu deutlich.

Und diese Sucht, überall ein möglichst schlechtes Prädikat auszustellen, zieht sich durch den ganzen Artikel. Ich redete von Belästigungen seitens einiger Oppersdorffer. M. zieht das gleich in Zweifel, meint, ich „mystifiziere“ ihn. M. möge sich bei mir einfinden, ich werde ihm dann die Beweise erbringen; veröffentlichen werde ich Privatbriefe nicht; das scheint mir nicht anständig zu sein. Aus Versehen, ich beteuere es, ließ ich in meiner Erwiderung an einer Stelle das „christliche“ Basis aus. Sofort sucht M. dahinter eine Absicht. Nur nebenher erwähnte ich „Gewerkschaften und politische Vereinigungen“ — ich beteuere es, es geschah nur nebenher — und hinter den diesbezüglichen Sätzen wittert M. sensationelle Offenbarungen, Ausplauderungen der Kölner!

O, wohin kommt man nicht, wenn man sensationslüstern ist!

Gegenüber den Verdrehungen Metellus' legte ich offen und ehrlich meine Ansicht dar, sie deckt sich nicht mit dem Zerrbild Metellus', und nun bin ich es, der verdreht, der M. verdächtigt.

Ich sprach summarisch von „Gewerkschaften und ähnlichen interkonfessionellen Vereinigungen“, konnte wegen Zeitmangels das Einzelne nicht darlegen, und nun behauptet M.: „Die gemeinschaftliche christliche Basis, der Pius X. das Urteil sprach, will P. Cohausz auf gewerkschaftlichem Gebiet eingeschränkt wissen“. Unerhört! Ueberall, hinter jedem Wort und jedem Satz sieht M. ein Gespenst, und das am hellen Tag! Das grenzt ja ans Pathologische. Die Sache erinnert mich an Fiebernde, die plötzlich vom Lager aufspringen und mit dem Stock hinter Mäusen herrennen, die nur in ihrem Gehirn existieren. M. ist nicht ernst zu nehmen; ich bedaure, es getan zu haben.

Ferner meint M.: „Wo war übrigens der Schreiber des offenen Briefes, als der Papst so oft angegriffen wurde?“ Ich will es M. sagen: Voll und ganz auf seinem Posten. Ich habe seinerzeit zahlreiche Predigten und Reden zur Verteidigung des Heiligen Vaters gehalten, so z. B. in St. Paul in Köln, in St. Agnes, St. Martin in Köln, in Deutz, in Kalk, in der Bürgergesellschaft in Köln, in Aachen, in Koblenz, ich habe eine Reihe von diesbezüglichen Artikeln im „Rheinischen Sonntagsblatt“ bzw. im „Herold“ veröffentlicht, und zwar habe ich den Papst so energisch verteidigt, daß man es eher zu energisch, als zu schwach fand. Wiederum also eine völlig grundlose Verdächtigung. M. hätte sich erst einmal über mich, den ihm völlig Unbekannten, erkundigen sollen, bevor er mich so angriff.

Zu guter Letzt leidet M. an einem falschen Pflichtgefühl. Er fühlt sich verpflichtet, die durch meine Broschüre drohende Gefahr vom deutschen Katholizismus abzuwenden. Nun zunächst hat vor M. noch niemand in meiner Broschüre eine Gefahr gewittert. Und, hielt sich M. für verpflichtet, so hätte es genügt, mir persönlich das zu schreiben; wozu die Sache so aufbauschen, so in die Oeffentlichkeit zerren, sie so entstellen, sie zu einer Sensation gestalten? Ist das echt katholisch?

Außerdem ist es Sache der Bischöfe und Ordensobern, über Reinerhaltung der Lehre zu wachen, nicht Unberufener. Jeder kehr' vor seiner Tür, so wird es überall rein!

Man hat meinen Ton beanstandet. Nun M. und O. sollten von Ton nicht reden, zudem sollten sie einmal erfahren, welchen Eindruck ihr Vorgehen macht. Scharf war mein Ton, vielleicht noch nicht scharf genug. Ich habe, wie gesagt, aus dem Streit Köln-Berlin mich grundsätzlich ferngehalten, aber daß so oft untadelige Männer so grundlos verdächtigt werden, ja daß sich die Sucht, überall antipäpstliche und antikatholische Tendenzen zu wittern, und zwar von seiten Unberufener, zu einer wahren Manie auswächst, das scheint mir ein solcher Schaden für unsere katholische Sache zu sein, daß ich nicht genug Worte finden kann, dagegen meine Stimme zu erheben. Der Herr Graf und Metellus mögen es gut mit dem Katholizismus meinen, aber diese Art und Weise rettet den Katholizismus nicht, sondern schädigt ihn aufs höchste. Da denkt man an das Wort der Schrift: „Das sind die Männer nicht, durch die das Heil in Israel kommt.“

Wie schwach muß es übrigens mit der Sache Oppersdorff bestellt sein, wenn ein Edelmann zur Rettung seiner Position zu einem so verwerflichen Mittel greifen muß, wie es die indiskrete Veröffentlichung eines Privatbriefes ist.

Der Herr Graf möge versichert sein, daß er mit dieser Tat das Gegenteil von dem erreichte, was er bezweckte. Ich nehme von dem Gesagten nichts zurück und wenn man fortfährt, mich weiter zu verdächtigen, so antworte ich mit dem hl. Paulus: „Nichts liegt mir an Eurem Urteil . . . mein Richter ist Gott.“

Begegnung.

Wir sahen uns nur ein einziges Mal —
Und sahen uns niemals wieder.
Du gingst zu Berg, ich stieg zu Tal
Ins Land der Fremde nieder.

Wir sprachen mitsammen kein einziges Wort,
Das heimlich um Liebe geworben.
Und doch — mir war's, da du wieder fort,
Als wär' ein Freund mir gestorben.

Mir blieben allein zwei Wünsche noch:
Ein Wunsch: Gott möchte dich segnen!
Und ein Wunsch: ich möchte im Himmel doch
Dir einmal wieder begegnen!

Ludwig Nüdling.

Wissenschaftliche Religion und religiöse Wissenschaft.

Von Gymnasialoberlehrer Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Die Jesuiten dürfen also noch lange nicht nach Deutschland zurück. Das Vaterland wäre in Gefahr, wenn sie wiederkämen. Weshalb? Weil sie Lehren vortragen, die die staatserhaltenden Gesinnungen der Bürger untergraben. Natürlich nur ihre Religion ist staatsgefährlich, und auch nur, wenn sie mündlich vorgetragen wird. Ihre Wissenschaft ist ungefährlich, auch gibt es ja im 20. Jahrhundert noch keine Zeitungen und Bücher, die geistige Produkte verbreiten. Darum dürfen die Jesuiten schreiben, so viel sie wollen: Catholica sunt — non leguntur. Die Seelen des Bundesrates und der Protestanten sind also nicht in Gefahr.

Oder doch? Eine große Gefahr besteht noch für das deutsche Volk trotz des neuen nicht vom Volke, sondern vom Bundesrate trotz deutscher Reichsverfassung erlassenen Gesetzes. Wissenschaft und Religion lassen sich nicht trennen. „Ein religiöser Orden ohne religiöse Wissenschaft!" So schreit die „Kölnische Zeitung" entsetzt auf. Das ist unmöglich. Die Jesuiten können eine Kanzel besteigen, sie können in der Kirche einen wissenschaftlichen Vortrag halten. So rufen eine Reihe von Blättern des Evangelischen Bundes. Im Grunde genommen haben ja diese Blätter recht, sofern ihre Gemeinde in Betracht kommt. Es gibt doch gar keine Religion mehr, das Christentum ist doch längst der „Wissenschaft" zum Opfer gefallen. Sie hat doch erst die unklaren Glaubens„wahrheiten", die Mythen, erklärt. Der moderne Mensch glaubt doch nicht mehr, er weiß alles. O, die religiöse Wissenschaft ist so tief eingedrungen in den Geist auch der untersten Volksschichten. Jeder Ladenschwengel kennt die Religion doch so genau aus dem „Berliner Tageblatt", aus dem „Vorwärts" und anderen modernen „christlichen" Zeitschriften. Wissenschaft, nur Wissenschaft! Nicht Glauben, nicht religiöse Uebung!

Vor ein paar Tagen ging vor mir Unter den Linden ein junger Herr mit einer Dame. Sie erzählte, ihr Vater ginge Sonntags zur Kirche. „Wissen Sie, for so was bin ick nu nie jewesen." 20 Jahre war er alt, und diese Weisheit, diese Weltanschauung — so groß, so erhaben kam das heraus. Genau so denken Unzählige. Christentum ist ein überwundener Standpunkt, die freie Weltanschauung hat gesiegt, aber — die Jesuiten sind gefährlich. Warum? Sie drohen jene Weltanschauung zu zerstören — und die ist doch so felsenfest wissenschaftlich im modernen Menschen gegründet. Und den Schwindel macht eine deutsche Reichsregierung mit, die Regierung der Epigonen Bismarcks, der einmal gesprochen hat: „Wir Deutsche fürchten Gott". Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo wegen unserer Nachgiebigkeit gegenüber England von bösen Leuten das ergänzt wurde: — und unsere Großmutter. Heute heißt es: „Wir Deutsche fürchten Gott und die Jesuiten!" Auf die geistige Konstitution der Menge hat diese Angst schon sehr gewirkt. Den Gott hat man abgeschafft, das war einfach — aber die Jesuiten sind da. Man scheidet sie darum in religiöse und wissenschaftliche, untersagt ihnen als Religiosen die Wissenschaft und als Gelehrten die Religion, man untersagt ihnen vorgetragene religiöse Wissenschaft, erlaubt ihnen geschriebene wissenschaftliche Religion, dreht sich dann vor lauter Aufklärung einige hundert Male um sich selbst — und ist dann ein moderner Kulturmensch.

Geistesfreiheit ist das Ideal des 20. Jahrhunderts, so sagt die Welt — aber es ist eine Phrase und Selbstverhöhnung. Man höre nur: „Wer kann ihn hindern, in der Kirche vor der andächtig lauschenden Menge einen „wissenschaftlichen" Vortrag über Luther und die Reformatoren etwa im Sinne des heiligen Borromäus zu halten? Wer kann ihn hindern, im Stile der Geschichtsschreibung des Herrn Johannes Janssen die Entwicklung des Deutschen Reiches darzustellen und von dem Rechte des Papstes zu singen und zu sagen, seinen Willen über jedes Staatsrecht, über jedes Kaiserrecht zu stellen?" Das schrieb man nicht zur Zeit des 30jährigen Krieges, sondern das steht in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" im Jahre 1912. Aehnlich die „Hamburger Nachrichten": „Wissenschaftlich ist ein sehr dehnbarer Begriff, den man je nach Bedürfnis sehr weitherzig interpretieren kann, und da diese wissenschaftlichen Vorträge der Jesuiten genau so gut in kirchlichen Räumen, wie in profanen Gebäuden abgehalten werden können, so spricht jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß die klugen Jesuiten sich diesen Ausweg kräftig zunutze machen werden, um das katholische Volk mit „wissenschaftlichen" Vorträgen zu beglücken. Dem konfessionellen Frieden wird das aber, wie wir schon im voraus sagen können, sicher nicht förderlich sein." Ist der Satz vom konfessionellen Frieden Hohn oder Dummheit? Wahrscheinlich beides. Wir Katholiken sind noch immer nicht gleichberechtigt. Wir dürfen nicht einmal unsere Ansichten über Religion und andere Dinge, wie z. B. Geschichte öffentlich erörtern oder vor uns erörtern lassen. Jeder andere darf aber religiös-wissenschaftliche Vorträge halten.

Das darf auch Jatho. — Uebrigens hat kein Katholik etwas dagegen. Seine wissenschaftliche Religion oder religiöse Wissenschaft basiert auf dem Satze: „Gott ist nur so, wie und insofern ich ihn erkenne". Das bedeutet Auflösung des Protestantismus und des Christentums, ja des Monotheismus. Aber die Lehre ist nicht gefährlich in einem Staate, dessen Königtum von Gottes Gnaden ist, der seine Beamten bei Gott, dem Allmächtigen, schwören läßt, der die Kinder im religiösen Bekenntnis erziehen läßt. Gurlitt sagte: Das Christentum ist das größte Unglück, das die Menschheit jemals getroffen hat. Der Mann hält Vorträge im Deutschen Lehrerverein. Diese wissenschaftliche Religion muß wohl vom Staate nicht als gefährlich angesehen werden, auch nicht für Lehrer, die berufen sind, die Religion als Grundlage der Sittlichkeit und der Vaterlandsliebe die Kinder zu lehren. In München erklärt in einem Aufrufe ein freireligiöser Prediger und Logenbruder Gott als den Feind der Menschheit, den Gott der Christen, zu dem das Vaterland ruft in der Gefahr. Aber auch diese religiöse Wissenschaft darf gepredigt werden. Sie ist nicht staatsgefährlich.

Und die Ernte dieser wissenschaftlich-religiösen Saat, die heimst die Sozialdemokratie und Anarchie ein. In Basel „predigte" Haase als erklärter Atheist von der Kanzel eines früheren christlichen Domes, während — die Ironie des Schicksals! — auf dem Balkan „christliche" Völker ausziehen, um ein altes christliches Heiligtum den Ungläubigen zu entreißen. Jatho hält im sozialdemokratischen Volkshause in Köln wissenschaftliche Vorträge. Man höre, wie ein Bebel daraus in Basel vor der internationalen Sozialdemokratie die Nutzanwendung zog:

„Dann aber, Parteigenossen, möchte ich auch der Kirchenbehörde besonders danken. (Beifall und Heiterkeit.) Ich freue mich, daß gerade ich als Atheist den kirchlichen Behörden den Dank aussprechen kann, daß sie uns gestern das prachtvolle Münster zur Verfügung gestellt und uns mit Glockenläuten empfangen haben, als käme ein Großer der Erde, ein Bischof oder ein Papst. (Heiterkeit und Beifall.) Parteigenossen, dieses Zeichen wirklicher christlicher Toleranz ist leider in der Christenheit und besonders uns gegenüber, die wir als Feinde der Religion, der Ehe und der Familie dargestellt werden, als die Umstürzler, die alles durcheinanderwerfen wollen. Ich bin freilich der Ueberzeugung, daß, wenn heute der Heiland wieder auf die Erde käme und diese vielen christlichen Gemeinden, diese Hunderte von Millionen sähe, die sich heute Christen nennen, daß er dann nicht in ihren Reihen, sondern in unserem Heere stehen würde." (Stürmischer Beifall.)

Und nach Bebel kam der Vorsitzende Greulich daran mit einem religiös-wissenschaftlichen Exkurs. In der ersten Hälfte

mutet das modern protestantisch an, in der zweiten ist es auch wieder die Nutzanwendung aus der „wissenschaftlichen" Religion: „Ich will nur wenige Worte sagen: Als gestern unser lieber Genosse Jaurès im Münster die Worte so schön paraphrasierte, die Schiller seinem Liede von der Glocke vorangeschrieben hat: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, da nahm ich mir vor, heute auch einen lateinischen Spruch zu paraphrasieren, und zwar — erschrecken Sie nicht — aus der katholischen Messe. Das Mittelstück dieser Messe wird gebildet von dem Glaubensbekenntnis, dem „Credo", in der Fassung, die ihm das Konzil zu Nicäa gegeben hat und dieses „Credo" schließt mit den Worten: Exspecto resurrectionem mortuorum et vitam venturi saeculi. (Ich warte auf das Auferstehen der Toten und auf das Leben der kommenden Jahrhunderte.) Das erscheint zunächst als einfaches Dogma und auch mir ist der höhere Sinn dieser Worte erst aufgegangen in der Musik unseres großen Altmeisters Johann Sebastian Bach in seiner H-Moll-Messe. Zuerst klingen die Worte ganz in dem schaurigen Ton der konventionellen Musik, aber dann setzen Trompeten ein und sie stimmen rasch auseinanderfolgend, wie jauchzend, noch einmal an: Exspecto resurrectionem mortuorum — und dann folgt, wie ein Jubelruf: Et vitam venturi saeculi. Da sagte ich mir: Das ist ja unsere Hoffnung, die von Millionen von Proletariern, die uns noch fernstehen, die wie ein Bleigewicht an unserer Bewegung hängen. Das sind die Toten, die auferstehen sollen. (Stürmischer Beifall.) Wir hoffen, nein, wir erwarten die Auferstehung dieser Toten für ein wirklich besseres Leben in kommender Zeit. Das ist der wichtigste Zweck, das letzte Ziel, das uns vorschwebt bei all den mühsamen Arbeiten, die wir haben, das ist die Hoffnung, die uns begeistert und die uns sagt: Sie werden auferstehen und wir werden das bessere Leben der kommenden Zeiten sehen!" (Stürmischer Beifall.)

Ob's ihnen nicht graut den Feinden der Jesuiten vor dieser Wissenschaft, vor dieser Religion, vor diesem Christentum!

Katholischer Frauentag in Bayern.

Von Maria Hopmann, München.

Eine Generalmusterung wurde diese Kundgebung an 40 Orten Bayerns am 9. Februar, welche die Einheit und Geschlossenheit des Katholischen Frauenbundes den Mitgliedern lebendig bewußt machte und der Welt klar vor Augen führte. Mehr noch erreichte der Katholische Frauentag! „Die Stellung der katholischen Frau in den Kämpfen der Gegenwart", durch dieses Thema, das allüberall an diesem Tage behandelt wurde, tat der Frauenbund laut und feierlich seinen Willen kund, eine Macht zu sein, die dem Ansturm der Religions- und Sittenlosigkeit Einhalt gebiete und die katholische Frauenwelt schützen, bewahren, retten helfe in den Geisteskämpfen der Gegenwart, um damit Schulter an Schulter mit der katholischen Männerwelt zu stehen, zu kämpfen, zu siegen. Nicht Worte, nicht die so notwendige Aufklärung der Frau allein soll und kann dem Bund Einheit, Geschlossenheit, Macht verleihen, dessen ist er sich wohl bewußt. Deshalb konnten die Redner hinweisen auf das, was bisher an positiver Arbeit geleistet worden, konnten aufrufen zu stiller, beharrlicher Arbeit in den sozialen und caritativen Berufen der Vereine und der Gemeinde und fanden in den Frauenherzen begeisterten Widerhall.

Diese erste größere gemeinsame Kundgebung des Bayerischen Landesverbandes hat das Zusammengehörigkeitsgefühl der Zweigvereine untereinander gestärkt, einen lebhaften Gedankenaustausch und einen heilsamen Wetteifer zwischen denselben gefördert und für den Kath. Frauenbund weitere Kreise gewonnen.

So wurde den nichtkatholischen Frauenorganisationen die im Oktober 1912 in Straßburg erfolgte Anerkennung des Bayerischen Landesverbandes zum Bewußtsein gebracht in einer Weise, die der Leitung mehr Mühe machte wie ein Kongreß, dafür aber in jedem Ort nachhaltigeren Eindruck hervorzurufen geeignet war und jedes einzelne Mitglied lebhafter erfaßte. — Naturgemäß wurde die äußere Veranstaltung des Frauentages verschieden abgehalten, je nach den örtlichen Verhältnissen. In einigen Zweigvereinen wurde ein zweites Thema behandelt: „Wie schützen wir die Reinheit unserer Jugend?" Gräfin Preysing-Landshut hatte zu dem Tage einen Prolog gedichtet, der in vielen Versammlungen vorgetragen wurde, während in anderen das Gedicht „Königin Liebe" aus dem Kath. Frauenkalender 1913 von Hedwig Dransfeld, der verehrten Vorsitzenden des Gesamtbundes, verfaßt, zum Vortrag gelangte.

Wurden die Münchener Mitglieder geehrt durch die Anwesenheit der Töchter des Prinzregenten, Ihre Königlichen Hoheiten Prinzessin Adelgunde und Prinzessin Hildegard, die Regensburger durch die Beteiligung Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Fürstin von Thurn und Taxis mit Gefolge an der Versammlung, so durfte der Zweigverein Würzburg den Oberhirten der Diözese, den hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Schlör begrüßen. In Passau erschienen Seine Gnaden Bischof v. Ow und HH. Dompropst Prälat Dr. Pichler, bei der Feier in Regensburg der geistliche Beirat Weihbischof Dr. Hirl, und Speyer vernahm aus dem Munde des hochverehrten Bischofs Faulhaber die Festrede. Der geistl. Beirat des Bayerischen Landesverbandes, Abt Gregor Danner, O. S. B., erteilte an Stelle des zu seinem Bedauern verhinderten Erzbischofs Bettinger der Versammlung den Segen. Auch anscheinend weniger bevorzugte Zweigvereine erfreuten sich besonderer Beachtung, da hervorragende Redner und Rednerinnen bereitwilligst hingeeilt waren. So sprachen beispielsweise in Bamberg und Lichtenfels Frau Ellen Ammann, die Vorsitzende des Landesverbandes, in Augsburg im dichtbesetzten Saal zwei Redner, Professor Hartmann und HH. Stadtpfarrer Zimmermann, desgleichen in Ingolstadt Prälat Dr. Triller und Domkapitular Vogt, in Kempten Stadtpfarrer Deller, in Fürstenfeldbruck Herr Hofrat Dr. Ammann, in Landshut Freiherr von Franckenstein, in Rosenheim Stadtpfarrprediger Thaler, in Pfarrkirchen Frau Dr. Kleitner, in Pasing HH. Hofprediger Stipberger, in Moosburg Frau Gräfin Spreti, in Weiden HH. Domkaplan Heigl, in Waldsassen Fräulein Studer, in Regensburg Freiherr v. Pfetten-Ramspau usw. usw. In besonders festlichem Rahmen wurde der Kathol. Frauentag in der Rheinpfalz begangen. Ludwigshafen hatte Fräulein M. Buczkowska als Rednerin gewonnen, Lambrecht Fräulein Jäger, Kaiserslautern HH. Stadtpfarrer Wagner, Germersheim Fräulein Rosche, Rülzheim HH. Pfarrer Höffner usw.

An einzelnen Orten wurde der Tag durch einen Festgottesdienst begangen. Der Frauentag schlug seine Wellen auch dort hin, wo der Bund bis jetzt keinen Fuß gefaßt hatte. Neugründungen konnten so vorgenommen werden in Ansbach, Kelheim, Forchheim, oder anderweitig für die nächste Zeit angebahnt werden. Der zahlenmäßige Erfolg zeigt sich trotz der überfüllten Säle, die eine Werbung fast unmöglich machten, in einem Mitgliederzuwachs von mehr als 1500 Frauen. Die Festkarte mit dem Bildnis der Patrona Bavariae, von Herrn Professor Schumacher-München eigens entworfen, wurde verkauft und der Absatz bestätigte, daß die feinsinnige Auffassung des Künstlers Verständnis fand und dem Geschmack der Frauenwelt entsprach. Ebenso wurde der in diesem Jahr zum ersten Male erschienene Volkskalender[1]) eifrig gekauft. Musikalische Darbietungen, lebende Bilder verschönten vielerorts die Festversammlungen und die Festhymne zu Bayerns Schutzfrau jubelte durch das Land.

Alle Festreden führten dem einzelnen Mitgliede einmal wieder lebhaft vor Augen Zweck und Ziel des Katholischen Frauenbundes und erweckten die Begeisterung, welche einst zum Bund geführt hatte. Alle Schichten der Bevölkerung waren aufgerufen, sich an der Feier zu beteiligen und folgten freudig dem Ruf und brachten damit den Beweis, daß die katholischen Frauen gewillt sind, sich in einer allgemeinen einheitlichen Organisation schwesterlich die Hand zu reichen und Klassenunterschiede damit im Sinne unserer heiligen Kirche zu überbrücken. Daß die Standesvereine dadurch keine Schädigung erfahren, beweist die rege Teilnahme verschiedener korporativ angeschlossener Vereine, welche an einzelnen Orten zu der festlichen Ausgestaltung durch Darbietungen wesentlich beitrugen. Damit wurde das schwesterliche Band, welches verschiedene Frauenvereine untereinander verbindet, fester geschlungen, einer der schönsten Erfolge des Tages.

Die Arbeit im Kath. Frauenbund möge fernerhin geschehen im Sinne der Worte Seiner Gnaden Abtes Gregor Danner, die er im Hinweis auf das den Saal der Münchener Festversammlung verschönernde Marienbild von Professor Busch sprach: Maria, die Königin des Himmels mit ihrem Kind auf dem Arme steht jetzt vor uns, wie einst eine irdische Königin es getan in höchster Not, und ruft uns auf zu Schutz und Hilfe für das Reich ihres himmlischen Sohnes! Darum wollen wir katholische Frauen ihrem Rufe folgend im Frauenbund einen Schutzwall bilden um Maria und ihr göttliches Kind in den Kämpfen der Gegenwart!

[1]) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn. 25 Pfg. Zu beziehen auch durch die Zentralstelle des Kath. Frauenbundes, Köln, Roonstraße.

Abschied.

Als ich heute wandern ging.
Freute mich der Morgen so.
War mein Ränzel auch gering,
War mein Herz doch sonnenfroh.

Bellend gab mir das Geleit
Tyras bis zum Gartentor,
Und im Felde schimmerndweit
Stieg ein Lerchlein schon empor.

Abschied winkten Vetter Kraft,
Muhme Mut und Pate Flink
Und die ganze Nachbarschaft,
Zeisig, Amsel, Spatz und Fink.

Fröhlich grüsste ich umher —
Plötzlich trübte sich das Licht,
Ward mir Herz und Ränzel schwer,
Denn — ein Tüchlein winkte nicht . . .

F. Schrönghamer-Heimdal.

Otto Ludwig.

Zum hundertjährigen Geburtstag.

Von Dr. Jos. Heß-Ahrweiler, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Otto Ludwig, der Dichter und Grübler von Eisfeld, wurde am 12. Februar 1813 geboren, im selben Jahre übrigens wie Friedrich Hebbel und Richard Wagner, wie der Dichter von Dreizehnlinden und der geniale Georg Büchner.

Man kann heute wohl von einer Hebbelgemeinde reden; von einer Ludwiggemeinde aber immer noch nicht. Ich glaube, es wird auch nie dazu kommen, trotz der treuen Bemühungen, die hier und da in dieser Richtung gemacht worden sind. Denn eigentlich ist doch der ganze Otto Ludwig fragmentarisch geblieben in allem, was er schuf und dachte. Und selbst das, was er vollendete, trägt an vielen Ecken und Enden den Stempel der inneren ästhetischen Zerrissenheit, an der der wenig glückliche Mensch krankte. Eigentlich sollte oder wollte er ja auch gar nicht Dichter werden, sondern Musiker. Dazu gehören aber nun einmal täglich stundenlange Fingerübungen, und dazu fehlte ihm die nötige Körperkraft. Es sei denn, daß einer geborener Kontrapunktiker ist, der zu seiner Betätigung nur Notenpapier nötig hat. Der war Otto Ludwig aber nicht, sonst hätte sich's gezeigt. So wurde er also Dichter, und wer ihn heute, rund 50 Jahre nach seinem Tode, überhaupt kennt, pflegt gewöhnlich am besten zu wissen, daß er ein Trauerspiel „Der Erbförster" geschrieben hat, weil dies ab und zu noch aufgeführt wird. So kürzlich noch in Köln. Es spielt sich eben gut und dankbar, ähnlich wie „Kabale und Liebe" oder „Maria Magdalena". Sein bestes Erzeugnis ist es aber nicht; wohl sein relativ fertigstes und vor allem dasjenige, welches für seine ganze Art am bezeichnendsten ist. Gerade der schlagende Beweis, den Ludwig mit seinem „Erbförster" für die Richtigkeit seiner ästhetischen Theorie hätte liefern sollen, mißlang überraschend gut. Er konnte Schiller bekanntlich nicht ausstehen. Aus einer Art geistiger Idiosynkrasie heraus löste jede Berührung mit Schillerschen Dramen, namentlich mit dessen Meisterdramen, ein ästhetisches Nesselfieber bei ihm aus. Vom „Wallenstein" z. B. sagt er: „Ich kenne keine poetische, namentlich keine dramatische Gestalt, die in ihrem Entwurf so zufällig, so krankhaft individuell wäre. Unter allen seinen Motiven ist nur eins wahr, die äußere Notwendigkeit." (Shakespearestudien I, 304.) Von „Maria Stuart": Die Situation tut alles, die Leute handeln, wie es der Situation dient, von Charakteristik ist also wenig die Rede" (ebenda 259). Und dann geht er hin — sozusagen im selben Atemzuge — und schreibt ein Trauerspiel, den „Erbförster", dessen Tragik letzten Endes an einem bloßen Zufall in Gestalt eines gelben Gewehrriemens hängt, der in der Geschichte der Aesthetik zu einer gewissen exemplarischen Berühmtheit geworden ist.

Ludwigs Fehler war seine dramaturgische Verbohrtheit; eine geniale Verbohrtheit allerdings. Sein Mann war Shakespeare; etwas anderes gab es für ihn nicht; der war das Maß aller Dinge. Das abscheuliche Gegenteil war ihm Schiller. So wie der Dichter des „Macbeth" — ausgerechnet des „Macbeth"! — wollte er schaffen. Und nun dachte er sich hinein in den großen Briten, zergliederte seine Kunst mit einem staunenswerten Nachempfindungsvermögen, nahte ihm von allen Seiten, stellte ihn unter jeden nur denkbaren ästhetischen Gesichtswinkel, wird nicht müde, die subtilsten dramaturgischen Untersuchungen an seinen Werken anzustellen, — und wenn er sich dann schließlich hinsetzt, um selbst ein Drama zu schreiben, dann sieht er vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Wer dem Manne doch das Grübeln hätte abgewöhnen können! Und diese fabelhafte künstlerische Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik, die einen fast nervös machen kann, wenn man ihr zusieht!

Und dabei steckte soviel Kunst in ihm, sonnigheitere Kunst sogar, für die er ja einmal selbst den bezeichnenden Erzählungstitel „Die Heiterethei" erfand. Sein Grundzug war freilich ernst; tief und golden sein Gemüt. Seine künstlerische Befähigung vornehmlich dramatisch. Auch sein Roman „Zwischen Himmel und Erde" liest sich, als wäre er aus einem ursprünglich dramatisch angelegten Vorwurf erst nachher episiert. Das schönste aber, was wir von ihm haben, sind nach meinem Empfinden die „Makkabäer". Ich habe sie nie auf der Bühne gesehen; man hat ja auch nur höchst selten Gelegenheit dazu; leider. Die Wirkung aber muß bei entsprechender Darstellung hinreißend sein, eine bühnentechnisch gute Verarbeitung vorausgesetzt. Angesichts solcher Kraftproben kann man es wohl verstehen, wenn sich der ehrliche Gottfried Keller schwer ärgert über Ludwigs „Selbstschulmeisterei, mit der er sich fortwährend auf der Suche befindet nach dem Geheimmittel, dem Rezept und Lebenselixier, das doch einfach darin besteht, daß man unbefangen etwas macht, so gut man's kann, und es das nächstemal besser macht, aber beileibe nicht besser, als man's kann." Den göttlichen Funken besaß er schon, aber selten den fröhlichen Mut, um ihn zum heiligen Feuer aufflammen zu lassen. Immerhin besser als umgekehrt, was wir ja seit dem Erwachen des sogenannten jüngsten Deutschland im unvergeßlichen Jahre des Heils 1884 genugsam erfahren haben bis auf unsere Tage. Da rettet man sich gerne für eine stille Stunde zurück zu dem Manne, der mit dem von ihm so krampfhaft verurteilten Schiller nicht nur den siechen Leib gemeinsam hatte, sondern auch die Kunst, und zwar nicht nur als allgemeine Anlage. Denn das, was er auf dramatischem Gebiete geschaffen, ist viel „Schillerischer", als er selbst geahnt. Der große Irrtum seiner Aesthetik bestand eben darin, daß er von der Fiktion ausging, Shakespearesche und Schillersche Dramatik sei etwas grundsätzlich Verschiedenes, während beide doch nur äußerlich verschiedene Söhne derselben Muse sind. Einen prinzipiellen Unterschied gibt's da nicht. Ludwig glaubt ihn zwar gefunden zu haben unter der Formel: „Der Hauptunterschied zwischen Shakespeare und Schiller ist dieser, daß bei jenem die innere Entwicklung die Hauptsache ist, und die äußerliche Tragödie, d. h die Handlung, die Begebenheit als notwendige Folge und zugleich als symbolische Veräußerung der inneren Entwicklung erscheint, während bei Schiller das Gegenteil davon stattfindet. Bei Schiller sind die historischen Mächte, ist die äußere Tatsache die Hauptsache; diese sind die handelnden Personen, der Held ist leidend; und zwar leidet er nicht die Folgen seiner eigenen Handlungen, die sich rächend gegen ihn wenden, sondern er leidet ohne Schuld; das Schicksal ist Zufall; die Fügung, das Göttliche ist eine dumpfgrausame Naturkraft, die eine Schadenfreude hat, das Schöne in den Staub zu treten, das Erhabene zu erniedrigen. Der Zufall tritt in das Innere, die äußere Handlung ist notwendig." — Das ist eben die verhängnisvolle fixe Idee bei Ludwig. Er wirft Schiller unbarmherzig auf das Prokrustesbett seiner vorgefaßten Meinung und beweist dann, daß der Dichter des Wallenstein ja nur die Karikatur eines Dramatikers sei. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß weder bei Shakespeare die innere Entwicklung, der Charakter des Helden, noch bei Schiller die äußere Begebenheit, der Zufall alles allein tut, sondern bei beiden wirken äußeres Geschehen und innere Entwicklung in engster Gemeinschaft zusammen. Wie kann das denn auch anders sein? Dramen sind doch die Spiegel des Lebens, und auch dies Leben mit all seinem Geschehen und all seinen Rätseln ist ein Zusammenwirken von Menschentum und Schicksalswalten. Das weist dem Dramatiker von selbst den Weg für den Aufbau seines Kunstwerkes, wie wir bei Shakespeare genau so sehen wie bei Schiller und bei — Otto Ludwig.

Ein Schlußwort der Münchener Polizei zum Karneval 1913.

Die Münchener Polizeidirektion hat sich von Amts wegen in einem Berichte an die Tagespresse über ihre Erfahrungen während des Karnevals 1913 näher ausgesprochen. Es gehört zu den Münchener Unbegreiflichkeiten, daß einzelne Tageszeitungen dem Ersuchen der Polizeidirektion um Veröffentlichung eines Berichtes, der doch ein wichtiges Kulturdokument darstellt, nicht nachgekommen sind, wie denn überhaupt schon von vielen Seiten beklagt werden mußte, daß ein Teil der Münchener Tagespresse in Fragen dieser Art, statt selbst die Initiative zu ergreifen, sich nur notgedrungen schieben läßt. Das bemerkenswerte Aktenstück lautet in seinen wesentlichsten Teilen:

„Die Erfahrungen der Polizeidirektion während des Karnevals geben zu Rückblicken wie zu Betrachtungen für die Zukunft gleichen Anlaß. Diese Tätigkeit der Polizeiorgane während dieser Zeit ist vielfach angegriffen und getadelt worden. Die Polizei hätte es auch gerne unterlassen, in das Karnevalstreiben einzugreifen, wenn nicht die Erkenntnis, daß der Münchener Karneval im Begriffe stehe zu entarten, und daß die eingerissenen Mißstände eine ernste Gefahr bedeuten, dies unbedingt erfordert hatte. Diese Anschauung wurde übrigens von vielen anderen Seiten geteilt; sie hat namentlich auch in der Presse Ausdruck gefunden.

So mußte es die Polizeidirektion als ihre Pflicht erachten, sich mit dem Münchner Fasching eingehender zu beschäftigen. Vierfach ergab sich dazu der äußere Anlaß.

Seit einiger Zeit wurde der Versuch gemacht, nach dem Vorbild gewisser ausländischer — sicher nicht nachahmenswerter — Tanzarten rohe und unanständige Tänze einzuführen. Hieraus hat sich namentlich auch der sogenannte Schiebetanz entwickelt. Gegen diesen Tanz gingen schon im vergangenen Jahre sächsische und preußische Behörden vor, und die Folgen waren gerichtliche Erkenntnisse, in denen ausgesprochen wurde, daß sich der Schiebetanz als eine unzüchtige Handlung im Sinne des Reichsstrafgesetzbuches § 183 darstellt. Hieraus ergab sich für die Polizeidirektion die Pflicht zum Einschreiten. Die polizeiliche Unterstützung wurde aber auch von den auf diesem Gebiet Sachverständigen, von Münchener Tanzlehrern und von Vereinen, welche ihre Veranstaltungen von Auswüchsen reinhalten wollen, direkt erbeten. Es wurden deshalb bei allen öffentlichen Tanzveranstaltungen im Benehmen mit den Veranstaltern Polizeibeamte mit der Unterstützung der Vorstandschaft und der Tanzordner beauftragt. Dabei bestand im Publikum vielfach eine irrige Ansicht über den Charakter der „geschlossenen" Veranstaltungen. Auch hier mußte die Polizeidirektion sich nach dem gesetzlich festgelegten Begriffe richten: als nicht geschlossene Veranstaltungen mußten alle jene angesehen werden, bei denen der Zutritt einer — nicht von vornherein auf bestimmte Kreise beschränkten — Anzahl von Personen möglich war. Der Erfolg gab der Behörde recht. So sehr im Anfang die Neigung bestand, den Schiebetanz zu tanzen, so kam diese Tanzart durch sachgemäße Verwarnungen und gelegentliche strengere Maßnahmen allmählich ab und wurde bei den letzten Veranstaltungen nur mehr in vereinzelten Fällen beobachtet. Gleichwohl wird es noch eines energischen Vorgehens in der Folgezeit bedürfen, um diese Unsitte vollkommen zu beseitigen.

Uebrigens wurde die Wahrnehmung gemacht, daß der Schiebetanz in den einfachen Volkskreisen fast gar nicht bekannt war. Diese Kreise scheinen für solche Auswüchse der Kultur noch kein Verständnis zu besitzen, es kam vor, daß in den Tanzlokalen, in denen die einfacheren Volksschichten verkehren, vom Publikum gegen diese Auswüchse direkt Stellung genommen wurde — eine erfreuliche Tatsache, der gegenüber es **um so bedauerlicher ist, daß diese Tanzunsitten gerade in den sogenannten besseren Kreisen und leider auch bei unserer akademischen Jugend Eingang gefunden haben.**

* * *

Ein zweiter Punkt ist die freie Kostümierung bei Kostümfesten. Hier hat offenbar das Vorbild der Reinhardtschen Regie und der im Künstlertheater gepflegte Kostümstil den Anstoß gegeben. Auf alle Fälle müßte bei solchen Veranstaltungen zwischen der Festaufführung und dem gesellschaftlichen Teil reinlicher geschieden werden. Wenn etwa beim Festzug, bei der Festaufführung einer großen Veranstaltung jene Prinzipien und die Idee der Unternehmer zum freieren Kostüm führen, so mag das vielleicht eine gewisse künstlerische Berechtigung haben.[1]) Wenn aber die also leicht Bekleideten sich unter die anderen Festteilnehmer mengen, wenn zudem weitere Besucher, ohne an der Aufführung beteiligt zu sein, das gar zu leichte Kostüm wählen, muß dies das schwerste Bedenken aller derer erregen, denen an der Aufrechterhaltung der guten Sitte liegt. Die Polizeidirektion wird nicht unterlassen, ihre Bedenken gegenüber den Veranstaltern solcher Feste im kommenden Jahre eindringlich geltend zu machen."

Der dritte und vierte Punkt (polizeiliches Einschreiten gegen Tanzvergnügen in Lokalen, die dazu keine Erlaubnis besitzen, und Verbot des Konfettiwerfens auf der Straße während der Faschingstage) haben lediglich lokale Bedeutung. Erheiternd ist übrigens der Eifer, mit dem die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 84) bezüglich eines solchen Lokales die heiligsten Rechte der Münchener „jeunesse dorée" aus „Prinzip" gegen die Polizei verteidigen. Bei der Schlußfeier des Odeon-Kasinos demonstrierte selbstverständlich das sogenannte „intellektuelle München" gegen die Maßnahmen der Polizei. Der Bericht der Polizeidirektion schließt:

„Polizeiliche Eingriffe in öffentliches Leben und Treiben, besonders wenn Lustbarkeiten in Frage kommen, sind immer unangenehm — unangenehm für die Betroffenen wie für die beauftragten Beamten. Da aber der Kampf gegen einmal erkannte Mißstände auf jedem Gebiet mit aller Entschiedenheit geführt werden muß, hat sich die Polizeidirektion — trotz des heiklen Charakters gerade dieses Gebietes — ihrer Pflicht nicht entziehen dürfen. Sie wird auch im kommenden Jahre zugunsten der öffentlichen Ordnung an dieser Aufgabe weiter arbeiten. Hatte sie schon bisher die schätzenswerte Unterstützung vieler Kreise gehabt, so rechnet sie künftighin auf die einmütige Mithilfe des einsichtigen Publikums."

Lediglich der Kuriosität halber sei erwähnt, daß die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 76), welche übrigens den „pessimistischen Rück- und Ausblick der Münchener Polizei" in extenso wiedergaben, daran die zuversichtliche Erwartung knüpfen, daß neben den künstlerischen die ominösen vielgenannten „intellektuellen" Kreise bei der Säuberung des sittlich entarteten Karnevals „mitwirken" würden. Das hieße den Bock zum Gärtner machen. Vielleicht erinnert sich dieser oder jener noch, mit welch ätzendem Spott die gleichfalls liberale „Augsburger Abendzeitung" anläßlich des Protestrummels gegen die polizeiliche Sistierung des öffentlichen Auftretens einer Nackttänzerin die Münchener „Intellektuellen" überschüttet hat. — — — Und welche Organe waren es denn, welche den schlimmsten Entartungen des Karnevals durch begeisterte Dithyramben in Wort und Bild planmäßig Vorschub leisteten und allen Gegenbemühungen der Polizei und des anständigen Publikums durch Spott und Hohn systematischen Widerstand entgegensetzten? Der „Simplicissimus" (Herausgeber Dr. Ludwig Thoma) und die „Jugend" (Herausgeber Dr. Georg Hirth, der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" und erste Vorsitzende des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins).

[1]) In diesem Punkte ist die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" wesentlich anderer Ansicht als die Polizei. Die in der Regel raffiniert berechnete Schaustellung des halb- und zweidrittelnackten Körpers auf der Reinhardtbühne, namentlich in Stücken, die an sich schon die Sinnlichkeit reizen, kann in einem sich christlich nennenden Staate unter keinen Umständen gebilligt werden und führt naturnotwendig zu Konsequenzen, wie sie jetzt amtlich bescheinigt worden sind.

Reichsgericht und Antikonzeptionsmittel.

Von A. Wüstefeld, Hannover.

Gott sei Dank! Endlich einmal ein Vorstoß gegen jene Vaterlandsverräter, die das deutsche Volk durch die leider schon zu sehr bekannten „hygienischen Bedarfsartikel" allmählich zum Aussterben bringen wollen. In der neuesten Nummer der „Juristischen Wochenschrift" finden sich zwei Entscheidungen des Reichsgerichtes, deren Inhalt weiteste Verbreitung und Ausnützung verdient. Die erste betrifft die Anpreisung von „hygienischen Bedarfsartikeln" in der Presse. Massenhaft finden sich ja solche Inserate in farblosen, liberalen, roten und sonstigen Blättern. Aber so geschickt und harmlos sind sie zumeist abgefaßt, daß der Nichteingeweihte sich keinen rechten Begriff von der Art der „hygienischen" Artikel machen kann. Darum war es auch schwer, gegen derartige, öffentlich ausgebotene Lockmittel vorzugehen, weil nicht leicht etwas nachzuweisen war.

Das Reichsgericht hat es nun als strafbar erkannt (§ 184 Z. 3 des Str.-G.-B.), wenn der Inseratenaufgeber und natürlich auch der Inseratenredakteur derartige Anzeigen veröffentlichen, die vom Publikum als Anpreisung antikonzeptioneller Mittel verstanden werden, zumal wenn dem Inserenten und Redakteur bekannt sei, daß die Inserate vom Publikum so verstanden würden. Gleichgültig sei es, ob die Gegenstände in Wirklichkeit zum Zwecke der Verhütung der Konzeption oder der Ansteckung bestimmt seien. Gleichgültig sei es ferner, ob der Händler solche Mittel vorrätig halte oder beschaffen wolle oder nicht. Denn durch die Strafbestimmung des § 184 Ziff. 3 solle nicht der Handel mit den darin bezeichneten Gegenständen getroffen, sondern die mit der Anpreisung für das Publikum verbundene Belästigung und Erregung von Aergernis verhütet werden. — Jetzt gilt es aber, diese Entscheidung überall auszunützen! Darum jetzt rücksichtslos Front gemacht gegen alle Zeitungen, in denen sich solche Inserate finden. Front gegen alle Geschäfte, über deren Läden und Schaufenstern Schilder mit derartigen Anpreisungen finden. Hoffentlich findet sich an jedem Orte, wo es nötig ist, jemand, der energische Schritte in dieser Sache tut.

Die zweite Reichsgerichtsentscheidung betrifft die Anpreisung antikonzeptioneller Mittel durch Zusendung von Drucksachen. Das Reichsgericht spricht sich dahin aus, daß in dem darin

liegenden **Ansinnen zur Benützung** der genannten Mittel eine **Beleidigung des Adressaten** liege, weil die Benützung solcher Mittel in der Ehe, wenn auch vom Rechtsstandpunkt aus nicht als unzüchtig, so doch zum mindesten nach der Anschauung großer Volkskreise als mit dem Wesen der Ehe als unvereinbar und als **moralisch verwerflich** zu gelten hätte, und weil der Empfänger in dem behandelten Falle die gleiche Anschauung geteilt habe. Wenn der Angeklagte auch nicht notwendig hätte wissen können, daß auch der Empfänger dieser Anschauung sei, so habe er doch mit dieser Möglichkeit rechnen müssen, also jedenfalls den dolus eventualis zu beleidigen gehabt.

Jetzt gilt es auch hier, die Früchte dieser Entscheidung zu pflücken. Man veranlasse darum alle jene Braut- und Eheleute, denen solche Anpreisungen zugeschickt werden, deren Unwille darüber bekannt wird, den Weg der Beleidigungsklage zu betreten. Wer nimmt die systematische Ausnützung dieser Entscheidungen in die Hand?

Vom Büchertisch.

Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der politischen Presse in Bayern unter König Ludwig I. 1825—1831. Von Dr. Wilh. Lempfrid. Herdersche Buchhandlung, Straßburg i. Elsaß 1912. Preis M 6.—. Eine überaus fleißige und tiefschürfende Forscherarbeit ist dieses Werk Lempfrids, das den 5. Band der von Dr. Martin Spahn herausgegebenen Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte bildet. Das Buch ist von hohem Werte gerade für unsere Zeitströmungen, deren Anfänge in dem ersten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts liegen. Es fußt auf einem umfangreichen Quellenstudium. Neben einer reichen Ausbeute zahlreicher Archive wurden 55 bayerische Zeitungen aus den Jahren 1825—31 benützt. Nur „das Großherzoglich badische Generallandesarchiv verweigerte grundsätzlich die Erlaubnis zur Benutzung seiner Bestände". Hohes wissenschaftliches und allgemeines Interesse erregen — um aus der Fülle des Materials nur einiges herauszugreifen — vor allem die Abschnitte von der Entwicklung der konservativen Presse, der liberalen Presse, der Stellung der Regierung zur öffentlichen Meinung und die Handhabung der Zensur in jener bewegten Zeit. Die zum großen Teile berechtigte Klage, daß besonders die jüngere Generation die Geschichte der Zeit nicht kennt, wird bald verstummen, wenn solche Werke, wie das von Lempfrid, fleißig studiert werden. Das Buch ist von Wichtigkeit nicht bloß für den Freund der vaterländischen Geschichte, sondern für jeden, der im politischen, journalistischen oder kirchlichen Leben steht und die Entwicklung der modernen Geisterkämpfe von Grund aus verstehen will.
Jos. Valley.

Einführung in die Volkswirtschaftslehre von Prof. Dr. W. Wygodzinski. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 151 Seiten. Preis geh. M 1.—, geb. M 1.25. Das vorliegende Bändchen ist das 113. der bekannten trefflichen Sammlung „Wissenschaft und Bildung", Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Es reiht sich würdig an die aus dem Gebiete der Wirtschaftslehre und Bürgerkunde bereits erschienenen Bändchen an. Eigentlich hätte es die Reihe eröffnen sollen, denn die Kenntnis der Produktion mit ihren Elementen, der Konsumption usw. bildet die notwendige Grundlage für die weitere erfolgreiche Beschäftigung mit volkswirtschaftlichen Fragen. Der Verfasser greift besonders die wichtigen Fragen der Güterproduktion und der Verteilung des Volkseinkommens heraus, und behandelt sie unter stetem Hinweis auf das frisch pulsierende kulturelle Leben.
Jos. Valley.

Report of the Proceedings and Adresses of the Ninth Annual Meeting of the Catholic Educational Association (Pittsburg 24.—27. Juni 1912.) Dieser überaus reichhaltige Bericht über die 9. Jahresversammlung des katholischen Schulvereins der Vereinigten Staaten zeugt von regem Leben und energischer Betonung, sowie zielbewußtem Ausbau der religiösen Grundlage für die entscheidenden Fragen der Erziehung und des Unterrichtes. Der unter dem Protektorate des Kardinals Gibbons-Baltimore stehende Verein weist in seiner Rechenschaftsablage die verständnisvolle Mitarbeit zahlreicher Interessenten aus geistlichen und Laienkreisen auf. Gediegene Aufsätze, die verschiedenen Schulgattungen und Erziehungsanstalten umfassend, wollen in gedrängter Behandlung der aktuellen Fragen das religiöse Erziehungsideal in seiner Berechtigung und seiner Stellung zu modernen Angriffen dartun. Ueber dem Ganzen weht der lebensfrische Odem rühriger Arbeit und nachhaltig gepflegter Freiheit.
O. Heinz.

„Deutsche Heimat und Schule", die bekannte illustrierte Zeitschrift für alle kath. Lehrer, Lehrerinnen und Schulfreunde Deutschlands, herausgegeben von Wilh. Aug. Berberich in Karlsruhe (verlegt bei Pfeiffer, Baden-Baden, pro Quartal M 2.50) hat ein neues Gewand angezogen. Aus einer Halbmonatsschrift ist sie zu einer bedeutend größeren Monatsschrift geworden. Haben schon die sechs Halbmonatshefte nur Treffliches geboten in „Westfalen", „Schlesien", „Rheinland", „Elsaß-Lothringen", „Bayern" und „Oldenburg", so trifft das um so mehr für das Januarheft 1913 zu. Geschmückt mit mehreren wertvollen Kunstbeilagen, bringt die neueste Nummer einleitend einen „Rheinlandgruß", um dann mit uns „eine Wanderung nach dem Laacher See", nach „Burg Eltz, der Perle der „Mosellande", und den „Wildbädern" anzutreten. Kulturhistorische Abhandlungen und philosophische Betrachtungen schließen sich an und bieten gerade dem Lehrer einen Herzensgenuß. Mitteilungen aus den katholischen Lehrervereinen des Reiches bringen Stoff zur Kenntnis der deutschen Schulpolitik. Sie wird ihn führen die vielverschlungenen Pfade der „Schulfrage", um die wir Katholiken uns noch viel mehr kümmern sollten. Durch die Zeitschrift wird ein Band geschlungen um Vaterland, Schule und Elternhaus, um dessen Immerfest rknüpfung „Deutsche Heimat und Schule" sich sicher schon durch die ersten Nummern Verdienste erworben hat. Durch die Zeitschrift ist auch bewiesen, welch goldene Kräfte im Lehrerstand schlummern, die nur geweckt werden müssen, um in den Dienst wahrer Volksbildung zu treten. Und volksbildend ist jedes Blatt von „Deutsche Heimat und Schule". Darum auf zu ihrem Abonnement!
Leo Hügle, Lörrach.

Hans Raithel: Auf dem engen Steg. Ein historisches Schauspiel. M. S. Leipzig 1912. 8°. 145 S. — Ich weiß nicht, wer Hans Raithel ist, finde auch in keinem Literaturkalender seinen Namen. Aber eins weiß ich: daß hinter diesem, trotz der vorauszusetzenden Jugendlichkeit seines Trägers, ein strammer Wille steht, der sich freilich erst dichterisch auf das rechte Ziel und die rechte Ausprägung wird einschulen müssen. — Der Verfasser nennt sein fünfaktiges Stück, das Anfang bis Ende Juli 1870 in St. Cloud und Paris spielt, ein historisches Schauspiel. Es ist aber ein politisches, und dieser Umstand versperrt ihm meines Erachtens von vornherein, trotz des im ganzen recht lebhaft bewegten Prosa-Dialogs, den Weg zur Bühne. „Politisch Lied ein garstig Lied!" Das bleibt auch heute noch für die Poesie bestehen. Wer hat die Geduld, sich fünf Aufzüge hindurch politische Gespräche anzuhören? Selbst wenn sie sich, wie hier, um die Anbahnung des Deutsch-Französischen Krieges drehen. Der Ueberblick über all die voraus laufenden Wirren und Intriguen wirkt klar und plastisch. Der „Held" aber ist ein reichlich rührseliger, schwerkranker alter Mann (Napoleon III.), den die Gattin und eine übermächtig vorwiegende Partei zum Ungewollten drängen. Daß der Fried- und Menschenliebende kommendes Unheil ahnt, bildet das tragische Moment; doch reicht es in Anlage und Ausgestaltung nicht zu. — Immerhin dürften wir noch auf den Autor merken lernen.
E. M. Hamann.

Sonnenlicht. Ein Vademekum für Kurgäste. Von Paul Becker. 130 Seiten. Buchdruckerei und Verlagsanstalt Wörishofen. Broschiert M 1.30. — Der Zeit der Erkrankung und dem Aufenthalte in einer Kuranstalt widmet sich das angezeigte Büchlein. Aus übernatürlicher Höhe bringen Lichtstrahlen der Religion in diese gewiß recht bedeutungsvolle Periode, welche das menschliche Leben bisweilen durchzumachen hat. Das Büchlein enthält in 36 knappen mit erhebenden, herzlichen Worten geschriebenen Kapiteln viele dem vernünftigen Denken und der Religion entnommene Anregungen zu einem richtigen, dem Christen geziemenden Verhalten in solchen Zeiten der göttlichen Heimsuchung. Es eignet sich gut zum Geschenke an Bekannte und Freunde, die es angeht.
Dr. Hoffmann, München.

Dr. Ottokar von Prohászka, Bischof von Stuhlweißenburg: **Geist und Feuer**, Pfingstgedanken. Einzige vom Autor gestattete deutsche Uebersetzung von Baronin Rosa von der Wense. Kempten, Joseph Köselsche Buchhandlung 1912 16° VIII und 151 S. Geb. M 1 20 und M 2.20. — Die mit Gebetsanrufungen durchwobene Betrachtungsweise dieses kostbaren Büchleins glüht von Gottesliebe, spricht von Blitzen der Erkenntnis, ist getragen von Kraft ewiger Wahrheiten und Wahrheit, leuchtet von Strahlen dichterischer Begabung. Kein Wunder daher, hinsichtlich des letzteren Umstandes, daß der Künstler im Autor die dritte Person der Gottheit als höchsten schaffenden Künstler feiert, dessen Werk die Schöpfung neuen geistigen Lebens umschließt. Er ist der Geist der Liebe, des Gebetes und der Verinnerlichung, der Geist der Offenbarung und der Erleuchtung, der Geist des neuen Gesetzes, das nach dem Apostelworte das vollkommene Gesetz der Freiheit bedeutet, der Spender neuer Kräfte und Gaben: des Glaubens als Dauerzustand, der übernatürlichen Hoffnung, der Liebe, durch die der Mensch Gott, sich selbst und die ganze Menschheit mit gereinigtem Herzen zu vergeistigter Einheit und Lebensgemeinschaft umfaßt. Er ist auch der Verleiher des Gnadenbeistandes zur Empfänglichkeit, Bereitwilligkeit, Gottvereinigung und Gottverähnlichung, zur Auswertung aller jener Tätigkeit, die ihre innerste Werkstatt in der Seele hat. Die Verwirklichung der großen Heilandsprophezeiung ist er, die uns in Gebet und Hingabe auf ihn, den „Tröster", warten und uns vorbereiten hieß auf seine Herabkunft (die der Verfasser in fünf Kapiteln darstellt) als Licht und Feuer, als Geist und Leben zum Geist und Leben, als Geschenk des Allerhöchsten, als Erzieher der Gläubigen und als „Eiferer" in der eigenen Zeugnisabgabe für Christus und in der Anregung zum Bekenntnis zur Wahrheit. Während die beiden ersten Kapitel den Glauben an den heiligen Geist zum Thema nehmen, verbreiten sich die beiden letzten über die Gegenüberstellung des Geistes des Pfingstfestes zu dem Weihnachts- und Osterereignis, sowie über das Verhältnis zwischen dem heiligen Geist und der Mutter Gottes, die zugleich Mutter des Gottesreiches ist und Sinnbild der Verbrüderung aller Menschen auf Erden. — Das Buch ruft mehr als einmal die Wahrheit der Autorworte in uns wach — und just das dürfte eine glänzende Bestätigung seines Wertes sein —: „Die besten Erkenntnisse und Gedanken gehen in uns auf gleich der Sonne, blicken uns in ihrer erhabenen Unberechenbarkeit ins Auge, als wollten sie uns sagen, daß sie nicht auf unseren Ruf gekommen seien. . . . ."
E. M. Hamann.

Treu zu Jesus. Erzählungen für Kommunionkinder und andere. Von Elisabeth Müller. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln. Preis brosch. M 1.50, geb. M 2.40. Dieses Büchlein ist ein wahrer Perlenkranz von acht glaubensinnigen, tiefreligiösen Erzählungen für Erstkommunikanten. Die einfach und fließend geschriebenen Schilderungen sind der kindlichen Fassungsgabe glücklich und mit feinem pädagogischen Gefühle angepaßt. Die hohen Tugenden und Seelenkräfte, welche die heilige Kommunion vermittelt, sowie der Abscheu vor der Sünde werden in anschaulicher, zu Herzen dringender Weise gelehrt, jedoch nicht mit trockenen Worten, sondern eingekleidet in eine lebendig und spannend fortschreitende Handlung. Den Eltern der Erstkommunikanten, Lehrern und Katecheten sei dieses treffliche, mit vier schönen Bildern geschmückte Büchlein warm empfohlen.
Joh. Ernst.

Zu Kaspar Schleibners fünfzigstem Geburtstage.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Am 23. Februar vollendet Kaspar Schleibner, der treffliche Meister christlicher Malerei, sein fünfzigstes Lebensjahr. Indem wir uns mit den aufrichtigsten Glückwünschen der Schar anreihen, welche ihm an diesem Tage für ferneres frisches und gedeihliches Schaffen Gottes Segen zurufen, werfen wir einen Blick der Erinnerung darauf, wie sein Leben und seine Kunst sich bis zur Stunde entwickelt haben.

Kaspar Schleibners Geburtsstätte ist Hallstadt bei Bamberg. Die Begabung und den Drang zur Kunst hat er mit auf die Welt gebracht; beides meldete sich schon frühzeitig, als der Knabe noch die Volksschule besuchte. Aber woher sollten die Mittel kommen, um sein Talent auszubilden? So schien er sich damit begnügen zu müssen, ein Handwerker zu bleiben. Bei einem Dekorationsmaler in Bamberg kam er in die Lehre, doch ließ er sich's nicht nehmen, nebenher den Zeichenunterricht in der dortigen Realschule zu besuchen. Seine tüchtigen Leistungen fanden Anerkennung, und so entschloß sich der Jüngling nach fünfjähriger Lehrzeit nach München überzusiedeln, wiederum vorläufig als Malergehilfe, zugleich aber als Zögling der Städtischen Fachzeichenschule. Schon 1882 war er soweit, daß er auf die Akademie gehen konnte. Er hat daselbst bei G. von Hackl, Herterich und Lindenschmit studiert, und seine Gaben entwickelten sich so schnell und glücklich, daß er mehrere Auszeichnungen erhielt. Auch ein Mäcen fand sich; es war der Baron von Wendelstadt auf Neubeuern. Dekorative Arbeiten verschafften dem jungen Künstler den Lebensunterhalt und setzten ihn auch in den Stand, 1889 zu Studienzwecken nach Paris zu gehen. Gar viele haben im fremden Lande ihre heimische Eigenart verloren, aber einige haben sie im Widerspruche gegen das ihrer Natur entgegengesetzte Wesen gerade erst recht gefunden. Zu den letzteren gehörte Kaspar Schleibner. Schon damals hat ihm auch sein innerster Trieb das Gebiet geoffenbart, auf dem er Großes zu erreichen berufen war, das der christlichen Kunst. Schleibners erste derartige Werke waren eine „hl. Cäcilia“ und eine „Maiandacht“. Wiederum kamen dann Zeiten des Kampfes gegen schwierige Verhältnisse, aber treulich kehrte der Künstler doch immer wieder zur christlichen Malerei zurück und erlebte 1896 die Genugtuung, daß seine „hl. Philomena“ in bayerischen Staatsbesitz überging. Damals war auch sein Ruf bereits so groß, daß dieser über Deutschlands Grenzen hinausging. So gewann Schleibner den Auftrag für die Ausführung von Deckengemälden in der Pfarrkirche der ungarischen Stadt Maria Theresiopel. Eine reiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Altarmalerei schloß sich an, und auch an ehrenvollen Aufträgen für große Monumentalarbeiten fehlte es nicht. Als echter und von strenger Selbstkritik geleiteter Künstler gab sich Schleibner mit dem erreichten Erfolge nicht zufrieden. Um sein Können inhaltlich wie technisch immer noch zu fördern und zu vertiefen, begab er sich 1904 nach Rom. Welche Fortschritte seine Kunst den dortigen Studien zu verdanken hatte, davon gibt eine der schönsten Leistungen Schleibners Kunde, sein großes Fresko in der Absis der Vinzentinums-Kapelle in München. Wir müssen es uns versagen, hier noch weitere Werke aus jener Zeit aufzuzählen. Wie hoch sie und überhaupt Schleibners gesamtes künstlerisches Wirken eingeschätzt wurde, geht daraus hervor, daß man ihn 1908 zum K. Professor ernannte. Der rühmliche Erfolg hat an seiner Eigenart, deren kennzeichnendstes Merkmal das fortwährende Streben nach größerer Vervollkommnung ist, nichts geändert. Aus den letzten Jahren stammen verschiedene große Werke, so die Malereien im Langschiffe der Kirche zu Kapellenwindeck in Baden, die Kuppelmalerei der Kirche zu Thalkirchen bei München, der an dieser Stelle bereits gewürdigte heilige Kreuzweg in der Herz-Jesu-Kirche zu Nürnberg und zahlreiches anderes. Von den Nachbildungen einiger sehr schöner Tafelgemälde konnte ebenfalls seinerzeit in diesen Spalten rühmend gesprochen werden.

Kaspar Schleibners Kunst zeichnet sich aus durch tiefen religiösen Gehalt, durch gemütvolle poesiereiche und charakteristische Erfassung der Personen und Szenen. Er weiß namentlich den letzteren oft durchaus neue Seiten abzugewinnen. Formal erscheinen die Schleibnerschen Malereien teils in einer hohen Monumentalität, in Linien und Farben von starker dekorativer Wirkung, teils in feiner intimer Auffassung. So etwa bei seinen hl. Familien im Grünen. Bei solchen Gelegenheiten weiß er sich auch als Beherrscher modernster Technik zu zeigen und widerlegt damit kräftig das Vorurteil, als steckte die christliche Kunst in unseren Tagen lediglich in veralteten Gleisen fest. So ist von dem tüchtigen Künstler gewiß auch ferner manch schönes, steten Fortschritt beweisendes Werk zu erwarten.

Die Kunst dem Volke.

Die „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst“ in München, die sich um die Herausgabe der unter obigem Namen erscheinenden populären Monographien verdient macht, hat soeben das zwölfte derartige Heft veröffentlicht. Somit liegen jetzt drei Bände abgeschlossen vor. Sie bieten reiche Anregung und Belehrung und eignen sich vor allem für solche Kreise, in denen der Sinn für Kunst erst erweckt oder wo schon vorhanden, doch noch eindringlich gefördert werden muß. Besonders bei der Jugend darf man von diesen Veröffentlichungen starke pädagogische Wirkung mit Sicherheit erhoffen. Die Texte sind mit Sachkenntnis, Geschmack und Wärme geschrieben, die Auswahl und Ausführung der Abbildungen ohne weiteres vorzüglich zu nennen, und schließlich der äußerst billige Preis zu begrüßen, der für das einzelne 40—50 Seiten starke, reich illustrierte Heft nur 80, bei Mehrabnahme nur 50 Pfennige beträgt. — Das neueste Heft behandelt das erfreuliche Thema „Die Madonna in der Malerei“ und stammt von dem in Holland lebenden P. M. C. Nieuwbarn O. P., S. Theol. Lector. Es war sicher zweckmäßig, die vielen Künstlerbiographien einmal wieder durch ein Thema zu unterbrechen, welches zu ikonographischer Behandlung nötigte. Freilich lag hier ein Stoff von fast beängstigender Fülle vor. Infolgedessen konnte die Auswahl auch nicht entfernt alles Wichtige umfassen, es bei weitem noch nicht einmal erwähnen. In breitesten Zügen mußte sich die Darstellung halten, von besonders charakteristischen Bildern konnte nur ausnahmsweise Berühmtes herausgegriffen werden. Man muß anerkennen, daß beides in einer Weise geschehen ist, die dennoch einen klaren Begriff von der Bedeutung gewährt, welche die Malerei des Lebens Mariä beansprucht. Die Rücksicht auf den populären Zweck hat von einer Bearbeitung nach kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten absehen lassen; die Schilderung folgt der historischen Reihenfolge der Ereignisse des Marienlebens. Die Diktion besitzt Vorzüge, welche den Wunsch rege machen, die „Kunst dem Volke“, die ja schon öfter einen Autor wiederholt hat zu Wort kommen lassen, möchte auch von P. Nieuwbarn bald ein ähnlich geschriebenes Heft bringen.

P. Obernitz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Gedenktage. Unsere Hofbühne hat des 30. Todestages Richard Wagners durch eine Aufführung von „Tristan und Isolde“ gedacht, die in Walters musikalischer Direktion und in Barys Gestaltung des „Helden ohne gleichen“ ihr künstlerisches Schwergericht hatte. Auch im Rahmen der Volkssymphoniekonzerte wurde der Gedenktag begangen. Lohengrin-, Tristan-, Meistersingervorspiel, Siegfriedidyll und Tannhäuserouvertüre fanden in Prills warmer Interpretation stürmischen Beifall; ebenso wurde Marie Lotze-Holz, welche Isoldens Liebestod und die Hallenarie aus Tannhäuser sang, mit herzlichstem Applaus bedankt. — Zum 100. Geburtstag Wagners, der im Mai in der ganzen Kulturwelt begangen wird, werden im Prinzregententheater Vorstellungen zu billigen Preisen veranstaltet, welche sich auf alle Plätze erstrecken. Um das Gesamtschaffen Wagners den breiteren Schichten der Bevölkerung wahrhaft zu erschließen, ist es freilich nötig, diese Maßnahme nicht auf das Jahr der Zentenarfeier zu beschränken. (Bei der Beratung des preußischen Abgeordnetenhauses über den Neubau des Berliner Opernhauses sind ähnliche Wünsche laut geworden.) Das Jahr 1913 verzeichnet neben dem 100. Geburtstag Wagners auch denjenigen Hebbels und Otto Ludwigs. Die Münchener Hofbühne bot zur Feier des letzteren dessen kürzlich neueinstudierten und von uns besprochenen „Erbförster“. Aus gleichem Anlaß sprach in der Gesellschaft für Theatergeschichte der bekannte Literarhistoriker Dr. P. Erv. Schmidt über „Otto Ludwig und die deutschen Bühnen“. Der an der neuen Gesamtausgabe der Werke Ludwigs hervorragend beteiligte Gelehrte entwarf ein Bild der Vorzüge und Schwächen dieses Dramatikers, der unerreichte „Gestalten“ schuf, aber künstlerisch auch zum Sklaven dieser Figuren wurde. Der Redner zog fesselnde Parallelen zu Hebbel, Ibsen und Hauptmann und schloß mit der Ueberzeugung, daß Ludwigs Dichten auf der Bühne doch fortwirke, wenn auch nur wenige seiner Werke zu deren dauerndem Besitz gehören. „Der junge Fritz“, ein bisher unveröffentlichtes Fragment von O. Ludwig, las hierauf Hofschauspieler Alten. Die Jugend des großen Preußenkönigs ist oft mit unzulänglichen Mitteln dramatisiert worden, hier jedoch bedeutet es einen Verlust, daß wir nur den Auftakt besitzen. — In Meiningen und Dresden wurde Ludwigs Lustspiel „Hans Frei“ in neuer Bearbeitung der Bühne gewonnen. Der Herzog von Meiningen sendet das „Erbförster“-ensemble seines Hoftheaters zu einer Rundfahrt in die größeren Städte seines Landes, ein hochherziges Beispiel, das Nachahmung verdient.

Aus den Konzertsälen. Das 8. Abonnementkonzert des Konzertvereins begann mit einer Neuheit von Wilh. Mauke, dem bekannten Münchener Komponisten, dessen zierliche Oper „Fanfreluche“ vor etwa einem Jahre mit starkem Erfolg hier über die Bretter ging. Auch die Tondichtung „sursum corda, ein Sang von Schmerz und Kraft“, fand unter der eindringlichen musikalischen Führung Löwes herzlichen Beifall. Man dürfte sich den Schluß

in der Wirkung wuchtiger denken. Die Wärme der Empfindung, eine klangschöne Melodik und manch geistvolles Detail fesselten jedoch das Interesse der Hörer. Weniger gefiel die Suite von Tanéjew, die der russische Geiger Petschnikoff spielte. Der starke Beifall galt in erster Linie dem im besten Sinne virtuosen Künstler, den das Orchester feinsinnig begleitete. Letzteres bot noch Liebesszene und Königin Mabe aus Berlioz' „Romeo und Julia", sowie die 5. Symphonie Beethovens. Löwe gab durch ihre Interpretation dem Abend einen Höhepunkt und Ausklang von ungetrübtestem Genuß. — Mit Ende des Karnevals hat das Konzertleben mit neuer Intensität eingesetzt. Von dem von L. Kreutzer geleiteten Konzertvereinsorchester begleitet führte Gabrilowitsch seinen Zyklus um so erfolgreicher fort, als Rubinstein und Tschaikowsky ihm aus nationalen Gründen nahestehen und so manches Farbe gewann, was bei deutschen Interpreten an diesen russischen Tondichtern uns kühler läßt. Auch Liszts Es-dur-Konzert fügte sich stilecht in den Rahmen dieses Abends. Mit dem gleichen Tonkörper, den Prill mit gutem Gelingen dirigierte, konzertierte Jan Sickesz. Der ausgezeichnete Pianist zeigte bei Beethoven, Saint-Saëns und Tschaikowsky sein gewohntes großes Können, und sein echtes, von bestem Geschmack gezügeltes, russisches Temperament. Ebenfalls starken Beifall fand Schmid-Lindner. Der heimische Meister, dessen tonschönes, warmes Spiel, in dem sich niemals die bravouröse Technik selbstherrlich vordrängt, wieder aufs stärkste fesselte, bot große Eindrücke selbst in Stücken von Debussy und Ravel, deren Wert problematisch erscheinen mag. Hch. Kasp. Schmids Variationen über ein Thema von Thuille, C. Franck, Klose, Liszt, sowie Haas und Weismann fanden in dem Pianisten einen idealen Interpreten. Am gleichen Abend saß H. Klumm am Flügel. Von den Darbietungen des hochbegabten Pianisten werden uns besonders drei neue Balladen von Wallnöfer, d'Albert und Erdmannsdörfer-Fichtner als hörenswert bezeichnet. Bei dem jungen Künstler Tigermann ist einstweilen die blendende Technik zu bewundern; bei Marie Panthès lag das wertvollste in der pianistischen Interpretation Ravels und Chopins, im übrigen störte ein Ueberschuß an Draufgängertum. Gute Eindrücke gewann man jüngst auch von dem Klavierspiel der Frau Chop-Groenevelt, die ein nicht eben belangreiches und wirksames Konzert von H. Kaun im Volkssymphoniekonzert interpretierte. Mit hoher Anerkennung ist auch Ed. Fischer zu nennen, der Beethoven, Schumann und Liszt mit packendem Temperament und feinster Nuancierung zu bieten wußte. Als hochbegabt wird die zwölfjährige Alma Moodie bezeichnet. Der Geiger Thibaud erfreute trotz eingetretener Indisposition durch Klangschönheit. Russische Lieder bot Elisabeth v. Rathsamhausen (Prinzessin Baratoff). Was gegen Stimme und sangliche Schulung eingewendet werden könnte, kommt dem Hörer durch die faszinierende Art ihres temperamentvollen Vortrages kaum zum Bewußtsein. Erfolgreich war auch der Liederabend Hilda Salderns. Auch hier sind Vortrag, Geschmack, Schulung bedeutender als die reinstimmlichen Vorzüge. — Brahms, Schubert und Beethoven bot das vorzüglich eingespielte Wietrowetz-Quartett, dem große musikalische Feinfühligkeit eigen ist. Die „neue Kammervereinigung" gab in feiner Nüancierung ein graziöses Sextett von Saint-Saëns und geistreich-fesselnde Variationen für Oboe und Klavier von J. Weismann. Die Wiedergabe war eine gewohnt beifallswürdige.

Verschiedenes aus aller Welt. In Brixlegg finden heuer nach zehnjähriger Unterbrechung wieder Passionsspiele statt. Auch Erl wiederholt seine vorjährigen Aufführungen. — Die im Vorjahre in Wien uraufgeführte 9. Symphonie Mahlers gelangte in Berlin mit gutem Erfolge zur ersten Aufführung. Das an großen Zügen, wie auch an bizarren Einzelheiten reiche Werk ergriff als ein Dokument gigantischen Wollens. — Tolstois nachgelassenes Drama: „Der lebende Leichnam" fesselte dank einer subtilen Wiedergabe im Deutschen Theater Berlins. Bei der Lektüre ist der Eindruck wesentlich schwächer. — „Das Paar nach der Mode" betitelt sich ein Lustspiel von R. Auernheimer, das im Wiener Burgtheater zur Uraufführung gelangte. Es gefiel durch den vollendeten Schliff der Darstellung. Die Satire an sich wirkte zu tändelnd oberflächlich. — An Woikowsky-Biedaus Oper „Das Nothemd", die in Dessau geboten wurde, werden die Lieder und Einlagen als das künstlerisch wertvollste bezeichnet. — In Hamburg gefiel „Frauen", ein Schauspiel des Zapfenstreichdichters Beyerlein. Das bühnenkundig gebaute Stück behandelt den Konflikt des zwischen zwei Frauen stehenden Mannes. — L. Kampfs Schauspiel „Nina", das in Frankfurt a. M. Beifall fand, versucht den Ehebruch durch gleich einem Naturgesetz wirkende Leidenschaft zu entschuldigen. — Gregori, der seitherige Leiter der Mannheimer Hofbühne, hat in einem Vortrag in Wien behauptet, seine Mannheimer Tätigkeit sei ihm durch ihm übergeordnete Verwaltungsstellen beschränkt worden. Das für und wider der Angriffe Gregoris, dessen Nachfolger noch nicht ernannt ist, wird in der dortigen Presse eifrig diskutiert. — „Dienen" betitelt sich Lavedans in Paris uraufgeführtes, sehr redseliges Schauspiel. Der Konflikt besteht zwischen einem kriegsbegeisterten Vater und seinem internationalistisch gesinnten Sohne. Der Ausbruch des Krieges findet jedoch beide bereit, dem Vaterland zu dienen. — Der König von Spanien hat das von Cervantes in Valladolid bewohnte Haus zur Einrichtung eines Museums angekauft. — Ueberblicken über das mit Ende des Faschings traditionsgemäß abgeschlossene italienische Theaterjahr ist zu entnehmen, daß 70 Prozent aller aufgeführten Stücke französischer Herkunft sind.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Effektenmärkte aller internationalen Zentralen sind ordentlich mürbe geworden und total unfähig zu irgendwelchen grösseren Aktionen. Speziell an den deutschen Börsen ist die Annahme vorherrschend, dass die politische Lage neuerdings zu ernsten Bedenken Anlass gibt. In den heimischen Finanzkreisen weiss man, dass die verschiedenen ungelösten Fragen der Auslandspolitik brenzlich zu werden beginnen. Diese Wahrnehmung eines undefinirbar unsicheren Gefühls macht die Effektenmärkte nervös, zurückhaltend und äussert gereizt. Politik und Presse vereinen sich, diese ungeklärte Situation durch alle möglichen Hinweise zu verschärfen. Speziell die Zuspitzung der starken Differenzen zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland beherrschen auf allen Gebieten die Tendenzen. Seitens Russland ist man nicht gewillt, den Anforderungen Oesterreichs, hinsichtlich der Abgrenzung Albaniens und der verlangten Hands of-Politik in dem Werdegang des Balkankrieges, zuzustimmen. Aus ernsten Kreisen dieser beiden Reiche hört man von neuerlichen alarmierenden militärischen Rüstungen. Die panslawistische Bewegung zugunsten der Balkankönigreiche hat in Russland weitere, Aufsehen erregende Fortschritte gemacht. Verstimmend an den Börsen war fernerhin die Wahrnehmung der politischen Unstimmigkeiten in den Verhandlungen Rumäniens mit Bulgarien. Der blutige Verlauf des zweiten Teils des Balkankrieges, der heftige Kampf um die Festungen Skutari, Adrianopel und in Thrazien trugen zur vollständigen Börsenunlust bei. Grosse Geschäftsstille machte sich an den heimischen Börsen fühlbar und unterband jede weitere Unternehmungstätigkeit. Auch die Ablehnung des von der Türkei an die Grossmächte gestellten Gesuches um Friedensvermittlung wirkte auf die Börsensituation vollkommen hemmend. Schiffahrtsaktien, Montanwerte, Bank- und Industriepapiere hatten durchweg namhafte Kurseinbussen zu verzeichnen. Die entstandene Unsicherheit an den Börsen wurde erhöht durch die Alarmnachrichten einer Revolution in Mexiko, speziell, weil deutsches Kapital dortselbst hervorragend interessiert ist. Auch die innerpolitischen Vorgänge in Japan brachten im Verein mit der rückläufigen Bewegung der Neuyorker Börse für unsere Märkte weitere Einschränkung und grosse Reserve. Immerhin kann trotz der vorgenommenen vielfachen Positionslösungen von einer gewissen Widerstandsfähigkeit unserer Effektenmärkte gesprochen werden. Es ist dies bemerkenswert schon im Hinblick auf die weiterhin ungünstige Lage der Geldmärkte. Der Privatdiskont in Berlin bewegt sich auf zirka 5%, welcher Satz auch für tägliches Geld bei äusserst rarem Angebot notiert wurde. Seit dem Krisenjahr 1908 sind derartig hohe Raten im gegenwärtigen Monat nicht beobachtet worden. Im Zusammenhang damit steht auch die anhaltende Knappheit bei der Reichsbank. Die Geldgeber halten ihre Barmittel unerbittlich zurück, und die sonst verfügbaren Geldquellen versagen im Moment vollkommen. Die deutschen Bundesstaaten prolongieren ihre demnächst fälligen Schatzscheine. Im Geschäftsleben wird vielfach über langsame Geldeingänge und hohe Aussenstände geklagt. Das ganze Wirtschaftsleben beginnt diesen Hemmschuh der Geldknappheit gewaltig zu verspüren. Dabei zeigen sich die deutschen Märkte dem Auslande gegenüber fast schuldenfrei. Nach längerer Pause ist — dabei ausgerechnet von Paris — Geld in mässigen Beträgen nach Deutschland angeboten worden. In Wien, Paris und London herrschen ähnliche Zustände. Die Kriegsfurcht hat neuerdings gewaltige Geldmengen dem Verkehr entzogen, und das Ausbleiben der Rückzahlungen aus den Balkanländern macht sich ausserdem auch bei uns stark fühlbar. Die Ansprüche der Auslandsstaaten und auch der deutschen Kommunen sind dabei für das laufende Jahr so umfangreich, dass für 1913 mit keiner Geldflüssigkeit mehr gerechnet werden kann. Eine Zusammenstellung der Ansprüche, welche die deutschen Städte allein für dieses Jahr an den Geldmarkt stellen, gibt eine Gesamtsumme von nicht weniger als eine Milliarde Mark. Ebenso hoch wird auch der Bedarf Preussens und des Deutschen Reichs geschätzt. Die Städte Düsseldorf, Essen, Dresden, Stettin und andere mehr haben bereits mit Neuemissionen an den Geldmarkt appelliert. Aus der Industrie wird in einzelnen Branchen eine Verlangsamung der Auftragseingänge gemeldet. Auch der ungünstige Stand der Verhandlungen zur Erneuerung des Kohlensyndikats verdient grosse Beachtung an den Börsen und in den Industriekreisen.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Rzesnitzek Franz, System der Pädagogik als Volkserziehung. Klein 8°. VIII und 181 S. Geb. ℳ 1.—. Sammlung Kösel, Bändchen 59. (Kösel, Kempten und München.)

Joseph Limburg und seine Bildwerke. Einleitung von Viktor Blüthgen. Mit 125 Abbildungen. (Berlin W. 35, Friedr. O. Wolter.)

Anselm Feuerbach. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Einleitung von Walther Friedrich. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Kart. ℳ 1.—. (Jos. Scholz, Mainz.)

Kirchenkalender für die katholische Stadtpfarrgemeinde Tuttlingen 1913. Von Stadtpfarrer Teufel, Tuttlingen. 30 Pf.

Altfränkische Bilder. XIX. Jahrg. 1913. Illustrierter kunsthistorischer Prachtkalender. ℳ 1.—. (Würzburg, K. Universitätsdruckerei, H. Stürtz A.-G.)

Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst. Von Dr. Joseph Schlecht. X. Jahrgang ℳ 1.— München, Gesellschaft für christliche Kunst.

Der pfiffige Ladislaus oder: Das amerikanische Duell. Schwank in zwei Aufzügen von Joseph Eckerskorn ℳ 1.—; 6 Exemplare mit Aufführungsrecht. ℳ 5.—. — **Der Gouverneur von Adschidschi.** Schwank in einem Akt von Joseph Eckerskorn. ℳ 1—; 7 Exemplare, mit Aufführungsrecht ℳ 6.—. — **Seiferle als Athlet.** Schwank in einem Akt von Joseph Eckerskorn. ℳ 1.—; 4 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 3.60. — **Die Zigeuner.** Ernstes und Heiteres auf Schloß Schimmelnein in drei Aufzügen von Eugen Mack. ℳ 1—; 10 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 9.—. — **Die Junggesellensteuer.** Schwank in drei Aufzügen von Alois Gfall 90 Pf.; 14 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 11.—, eine Musikbeilage 40 Pf. München, Theaterverlag Val. Höfling.

„Deutsche Heimat und Schule“. Illustrierte Monatsschrift für katholische Lehrer, Lehrerinnen und Schulfreunde Deutschlands. Herausgegeben von Wilh. Aug. Berberich. J. Pfeiffer in Baden-Baden. 2. Jahrgang. Vierteljährlich ℳ 2.66.

Marienlob. Monatsschrift für Freunde des Rosenkranzes. Herausgegeben von Priestern des Dominikanerordens (Wien, Dominikanerkloster). ℳ 2.—. Trier, Petrus-Verlag.

Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebets-Apostolates und der Andacht zum heiligsten Herzen. Jeder Jahrgang (12 Hefte) ℳ 1.70. Felizian Rauch (L. Pustet), Innsbruck.

Zeitschrift für Krankenpflege und klinische Therapie. Jährlich 12 Hefte ℳ 12.—. Dezemberheft 1912: Weibliche Dienstpflicht. Von Oberin Marie Cauer. Berlin W 35, Fischers medizinische Buchhandlung H. Kornfeld.

Fügung und Führung. Von Alban Stolz. 1. Teil. Brosch. ℳ 2.20, geb. ℳ 3.— (Freiburg, Herder.)

Philosophische Propädeutik. Von Prof. Dr. Otto Willmann. I. Teil: Logik. Broschiert ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50. (Freiburg, Herder.)

Soziale Frage. Von P. Biederlack. X u. 340 S. ℳ 2.55, geb. ℳ 3.40. (Felizian Rauch, Innsbruck.)

Warum glauben wir an einen Gott? Apologetischer Predigtzyklus von Rektor M. Stupin. ℳ 1—. (Dülmen, Laumann.)

La verdadera Cuna de Christóbal Colón. Von Dr. C. de Horta y Pardo. (Neuyork, Imprenta de John B. Jonathan Co.)

Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet. Lehr- und Gebetbuch von P. Frey S. J. 446 S. ℳ 2.10 bis ℳ 6—. Paderborn, Junfermann.)

Der Centurio. Roman aus der Zeit des Messias von A. B. Routhier. Deutsch von G. J. Wienands. (Münster i. W., Aschendorff.)

Mehr Geduld! Von Erbischof Ullathorne. (Mergentheim, Ohlinger.)

Die Eifel als Wirtschaftsgebiet. Von Willibald Jansen. (Soziale Studienfahrten, 4. Band.) kl. 8° (181). Geb. ℳ 1.—. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Das Wirtschaftsgebiet der Saar. (7. Band der „Sozialen Studienfahrten.) Von Paul Nolte. kl 8° (118). Geb. ℳ 1.—. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Der Großbezug von Fleisch. Von Dr. Peter Togrund. (Soziale Tagesfragen Heft 41) gr. 8° (92). ℳ 1.60. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Apologetische Volksbibliothek Nr. 51—60. Jede Nummer (8° 16 S.) 5 Pf. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Jüngerschaft. Handbüchlein des christlichen Lebens. Von Emil Dimmler. („Wort und Bild“) 27. bis 29. Bdch.) kl. 8° (XV. u. 309.) ℳ 1.20, 2.40, 4.80, je nach Einband. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Wandern, Spiel und Sport. Von Oberlehrer Dr. Wilhelm Meyer. Abbildungen von Dr. Balduin Altiermann. 8° (290). Geb. 75 Pfg. (M. Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b H.)

Der hl. Joseph. Andacht zum hl. Joseph von P. Dosenbach S. J. 5. Auflage von P. Nix S. J. 65 Pf., geb. 90 Pf. (Paderborn, Junfermann.)

Weltmission Christi und Missionspflicht der Katholiken. Von einem Missionär. (Hiltrup b. Münster i. W., Herz-Jesu-Missionshaus.)

Linden, J. S. J., Der mittlere Deharbesche Katechismus. Katecheten-Ausgabe mit Anmerkungen. 8°. 292 S. Ungeb. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.80. (Regensburg, Pustet.)

Hauß Jos., Kurze und packende Beispiele zum Einheitskatechismus. Zusammengestellt und nach Fragen geordnet. 8°. 288 S. Ungeb. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.80. (Regensburg, Pustet.)

Richter F., Hauptdaten der Kirchengeschichte, sowie Aufgaben und Fragen aus der Kirchengeschichte. Für den Gebrauch in katholischen höheren Lehranstalten. 8°. 48 S. 80 Pf. (Regensburg, Pustet.)

Bayerns Klöster und ihre Kunstschätze. Von Michael Hartig. 1. Bd. Die Klöster des Benediktinerordens 1. Heft: Die Benediktinerstifte in Oberbayern. ℳ 2.50. (Diessen vor München, Jos. C. Huber.)

Treu zu Jesus. Erzählungen für Kommunionkinder und andere. Von E. Müller. Geb ℳ 1.50 und ℳ 2.40. (Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.)

Mensch und Uebermensch. Für gebildete Katholiken. Von Prof. Dr. Johannes Chrys. Gspann. Brosch. ℳ 1.90, geb. ℳ 2.60. (Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.)

Idole des 20. Jahrhunderts. Religiöswissenschaftliche Vorträge von Otto Cohausz J. S., brosch ℳ 2.80, geb ℳ 3.40. (Köln, Bachem.)

Das Vaterunser eines Landpfarrers. Lieder-Zyklus von Johannes Kirchberg. 8°. (32 S.) Geh. ℳ —.80. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Kreuz und quer durchs Reich der Lüfte. Von Jak. Aumüller. 63. Bändchen der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek“. Brosch. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Berufsvormundschaft und ihre Probleme von Berufsvormund Niestroj. Geb. ℳ 3.—. (Gustav Ziemsen, Berlin SW. 29.)

Religion, Christentum, Kirche. Von Gerhard Esser u. Joseph Mausbach. 1. Band: 8°. XX u. 803 S. Geh. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—. 2. Band: 8°. VIII u. 502 S. Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. 3. Band: 8°. VIII u. 430 S. Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. (Kösel, Kempten und München.)

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Mit etwa 160 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimilebeilagen. 2 Halblederbände zu je ℳ 10. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Unter dem Beichtspiegel und andere Erzählungen aus dem Volksleben. Von L. Heitzer. 12. 366 S. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.80. (Regensburg, Pustet.)

Epitame Theologiae Moralis. Von Prof. Dr. C. Telch. 540 S. 16°. Geb. ℳ 3.40. (Innsbruck, Fel. Rauch).

Wie schützen wir uns vor Irrsinn und Irren? Vortrag von Medizinalrat Dr. W. Fuchs 60 Pfg. (München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.)

Gegen die Massenerziehung und Vielwisserei in der Schule Von Chefarzt Dr. Engelen. 60 Pfg. (München, Verlag der Aerztlichen Rundschau)

Kinderkrankheiten und ihre Behandlung. Von Dr. Alfred Baumgarten. ℳ 2.50. (Buchdruckerei und Verlagsanstalt Wörishofen)

Die Beziehungen des klassischen Altertums zu den Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments. Von Pfarrer Michael Kröll. 1., 2. u. 3. Band à ℳ 2.—, zusammen ℳ 5—. (Bonn, Carl Georgi)

Geschautes und Gedachtes. Skizzen und Bilder aus Italien. Von Dr. Ewald Reinhard. (Münster i. W., Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath)

100 Jahre Deutsche Zukunft. Von Max Heinrichta. Ein kurzer phantastisch-historischer Rückblick aus dem Jahre 2021, dem Jahre der 150. Wiederkehr der Gründung des Deutschen Reiches. Brosch. ℳ 1—. (Leipzig. Vogel & Vogel, G m. b. H.)

An den Toren zum Balkan. Eine Reise an den Balkangrenzen. Von Hans Withalm. (Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 294—297). Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Lloydreisen 1913. Unter diesem Titel hat der Norddeutsche Lloyd Bremen soeben eine Broschüre herausgegeben, die alles Wissenswerte über die in diesem Jahre in Aussicht genommenen sieben Vergnügungsfahrten — drei nach Westindien, zwei nach dem Mittelmeer, je eine nach Norwegen bzw. nach Island und Spitzbergen — enthält. Das Buch ist mit vielen vortrefflichen Bildern und farbigen Routenkarten reich ausgestattet. Seine übersichtliche Einteilung ermöglicht es, daß man sich über die Reiseziele und alle für Fahrt und Unterkunft wichtigen Bestimmungen schnell, leicht und sicher orientieren kann. Kurze Angaben über die Hauptpunkte der Reise u. allgemeine Mitteilungen über den Betrieb des Norddeutschen Lloyd erhöhen den Wert der künstlerisch ausgestatteten Broschüre, die der Norddeutsche Lloyd Bremen und seine Vertretungen Interessenten gern zur Verfügung stellen.

Eine dringende Forderung, welche in unseren Tagen an jeden ergeht und welche besonders dem Gebildeten gegenüber von der Allgemeinheit erhoben wird, und zwar mit Fug und Recht erhoben wird, ist die Forderung, die politische Bildung zum integrierenden Bestandteile einer modernen und guten Allgemeinbildung zu machen. Die große Masse des werktätigen Volkes erwartet, daß ihr aus den Reihen der Gebildeten die Führer auch auf politischem Wissensgebiete erstehen. Je lebendiger die Anteilnahme der unteren Volkskreise am politischen Leben ist, um so zwingender wird die Notwendigkeit, daß die Zahl der Führer sich vermehrt. Der Gebildete von heute hat deshalb dem Volke und dem Vaterlande gegenüber die Pflicht, in politischer und sozialer Selbstschulung sich die Brücke zu denen zu bauen, die gerne sich seiner Führung anvertrauen, sobald er nur den Nachweis für die Befähigung zur Führerrolle in kleinerem oder in größerem Rahmen erbracht hat. In die Bibliothek des modernen Mannes von Bildung und Wissen gehören deshalb unabweislich staatsbürgerliche, politische und sozialpolitische Schriften. Eine vorzügliche Uebersicht über das, was zurzeit in dieser Beziehung für die Freunde der „Allgemeinen Rundschau“ geboten wird, zeigt ein Prospekt „Wissen ist Macht“, ein Verzeichnis politischer Literatur, welches vom Verbande der Windthorstbunde Deutschlands, Köln, Altes Ufer 47, in dankenswerter Weise herausgegeben ist. Das Studium des Prospektes, welcher einem Teil der Auflage dieser Nummer beigelegt ist, unter Nutzanwendung des Vorgesagten darf auf das nachdrücklichste empfohlen werden. Der Verband der Windthorstbunde hat sich in den letzten Jahren durch die Verbreitung vor allem politischer Literatur um die Zentrumspartei große Verdienste erworben.

Diesem Heft liegt auch ein bedrucktes Postanweisungsformular des **K. Kirchenbauvereins Nürnberg Herz Jesu** bei, das wir freundlicher Beachtung unserer Leser empfehlen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 9. München, 1. März 1913. X. Jahrgang.

Wir Akademiker und die Kirche.

Von Dr. Michael Faulhaber, Bischof von Speyer.[1])

Von außen gesehen erscheint ein gemaltes Kirchenfenster als ein wirres Durcheinander von Linien und Farben. Die Passanten der Gasse, die im Vorübereilen einen flüchtigen Blick nach dem Fenster werfen, können sich unter den rätselhaften Farben und Figuren nichts denken. Wer aber eintritt ins Heiligtum, wer im Inneren der Kirche vom rechten Standpunkt aus eingehend das Bild im Fenster betrachtet, dem löst sich das scheinbar sinnlose, lichtversperrende Farben- und Figurenchaos auf in ein geistvolles, lichtumflossenes Kunstwerk im schönsten Einklang der Farben und Figuren. Ingeborg Magnussen, die Konvertitin, hat mit diesem *Gleichnis von dem gemalten Kirchenfenster* ihre Vorstellungen von der katholischen Kirche vor und nach ihrer Konversion veranschaulicht. Für Millionen andere ist dieses optische Gleichnis ein seelisches Erlebnis geworden. Wer die Kirche nur von außen kennt, nur als flüchtiger Beobachter der Gasse beurteilt, dem erscheint sie nicht selten als eine dämonische Karrikatur in rätselhaft bunten Farben und Figuren, als Widerspiel des Evangeliums und der gesunden Vernunft, als lichtversperrende Dunkelkammer des Aberglaubens und Fanatismus, als ein kaudinisches Joch der persönlichen Freiheit. Wer aber eintritt ins Heiligtum und als *Insasse* vom rechten Standpunkt aus näher zuschaut, der grüßt die nämliche Kirche mit jubelnder Seele als ein göttliches Kunstwerk in einer wunderbaren Farbenharmonie, als die Hochschule der Offenbarung, als die „Säule der Wahrheit“, als die rettende Arche der religiösen und sozialen Ordnung. Außenstehende wollen nur schwer verstehen, wie ein vernünftiger, wissenschaftlich gebildeter Mann kirchenfromm und kirchenfreudig sein kann; Einheimische können nicht verstehen, wie ein gebildeter Mann, der das Evangelium und die Kulturgeschichte der christlichen Aera einigermaßen kennt, ein Kirchenfeind und Kulturkämpfer sein kann.

Kirche ist die organisierte Form des Gottesreiches, das weltweite Einfamilienhaus der in Christus Erlösten, die in Einheit des Glaubens und Glaubenslebens unter einem sichtbaren Hausherrn, dem Bischof von Rom, vereinigt sind. *Kirche ist die konkreteste Fassung religiöser Bestimmtheit.* Religion im allgemeinen, ohne näher bestimmendes Attribut, ist ein sehr weiter, dehnbarer Begriff, auch auf Buddhisten und Mekkapilger anwendbar und auf die Allelujasänger der Heilsarmee. Kirche und Kirchlichsein dagegen gibt den Begriffen Religion und Religiössein nicht bloß die eindeutige Farbe einer bestimmten Konfession, sondern auch die klaren Konturen einer straffen Organisation. Religion ist ein Freihafen, wo Schiffe aus aller Herren Ländern mit allen möglichen Flaggenfarben vor Anker liegen; Kirche ist ein Kriegshafen, den nur die Schiffe mit einer bestimmten Flagge und Parole anlaufen können. Dieses Distinguo beantwortet die alte Streitfrage, ob man von einem religiösen Erwachen der Menschheit von heute reden könne. Unsere Zeit gibt sich einen religiösen Anstrich, bis auf die Bretter der Bühne hinauf, — religiös in dem allgemeinen Sinn mit schwimmenden Grenzen gefaßt. Im Sinne einer kirchlich bestimmten Religion dagegen bewegt sich die Zeit eher decrescendo, auf der absteigenden Linie. Es ist nicht unmodern, religiös zu sein; es ist aber höchst unmodern, kirchlich zu sein.

Kirche ist ein permanent aktuelles Thema. In Stadt und Land hat eine planmäßige Agitation eingesetzt, die zum Austritt aus der Kirche auffordert und sich auf Fragebogen den wirklichen Austritt von den Arbeitern bescheinigen läßt. Auch in gebildeten Kreisen läßt man sich das Bild der Kirche allzuleicht verdunkeln und verzerren, und mancher Akademiker hat seit dem Absolutorium die Kirchenmüdigkeit nie ganz überwunden. Auf der anderen Seite waren aber auch jene seelischen Entwicklungsprozesse, die mit einer Konversion endigten, nachweisbar gewöhnlich schon in der ersten Entwicklungsphase, von dem sonnenklaren Wort inspiriert: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ *Die religiöse Aussprache*, die in Werkstatt und Wirtshaus so gut wie die in Klubzimmern und Salons, läuft direkt oder indirekt auf das Thema Kirche hinaus, da jede Teilfrage der katholischen Weltanschauung unlöslich mit dieser Glaubenstatsache zusammenhängt. Kirche ist die Universitas unserer Weltanschauung, und die Wege der religiösen Debatte führen letzten Endes alle nach Rom. Auch im *akademischen Studienbetrieb* ergeben sich Beziehungslinien zwischen Universität und Kirche. Vom Theologiestudium abgesehen — ich rede hier nicht für Theologen — wird der Philosoph in seinem Geschichtsstudium auf Schritt und Tritt die Wege der Kirchengeschichte, der Jurist in seinem Staatskirchenrecht die Wege des Kirchenrechtes kreuzen, und der Mediziner wird wohl oder übel in einigen Fragen seiner Wissenschaft an der kirchlichen Moral nicht vorbeikommen. Kirche ist also auch für den Studenten ein permanent aktuelles Thema.

Es war mir eine große Freude, daß der Münchener Akademikerausschuß, dem ich die Wahl des Themas überlassen habe, durch seinen rührigen Geschäftsleiter, Herrn philol. Dölger, mir *gerade dieses Thema* anbot: Wir Akademiker und die Kirche. Es kann sich im Rahmen einer Stunde nicht um Stellungnahme zu allen erdenklichen kirchlichen Fragen handeln, — dazu würde ein Semesterkolleg mit fünf Wochenstunden kaum ausreichen. Das letzte Spezialwerk De ecclesia von Pater Straub zählt in zwei Bänden 500 und 911 Seiten. Es kann sich nur darum handeln, in einigen Gedankenausschnitten auf *jene Bedenken und Konflikte einzugehen, die dem modernen Gebildeten, zumal dem akademischen Bürger auf der Seele und auf den Lippen brennen, wenn er den Kirchengedanken in seinen logischen Komponenten und in seinen ethisch-praktischen Konsequenzen durchzudenken sucht.* In dem positiven Aufbau der Beweisgründe, die die Rechte der Kirche bejahen und uns kirchenfreudig stimmen sollen, werden wir möglichst im akademischen Ideen- und Lebenskreise bleiben und schon den Gedankengang sozusagen nach Fakultäten gliedern, nach *theologischen, historischen und sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung.* Ich glaube, die Studentenpsyche ein wenig zu kennen. Außer den allgemeinen Faktoren, die aus der Atmosphäre der Zeit und der Großstadt heraus bildend oder miß-

---

[1]) Der Hochwürdigste Herr Bischof von Speyer stellte der „Allgemeinen Rundschau“ eine Reinschrift des am 5. Februar 1913 im Katholischen Akademikerausschuß München gehaltenen Vortrags, dessen starke Wirkung auch in Berichten gegnerischer Blätter offen anerkannt wird, zur Verfügung. In einem Briefe Seiner Bischöflichen Gnaden de dato Speyer, 20. Februar 1913, heißt es wörtlich: „Ich habe die „Allgemeine Rundschau“ im Laufe des Vortrags eigens erwähnt und übersende ihr anbei eine (etwas gestreckte) Reinschrift des Vortrags, um die Akademiker für ihr Leben lang auf die „Allgemeine Rundschau“ aufmerksam zu machen.“

bildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Momente günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein günstiges Moment liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die dem Arbeiter so leicht imponiert, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassendemagogie rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Ein günstiges Moment liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsapparat, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und anderen gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Momente des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Konfliktsfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Dogma. Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikeln aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, offiziellsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Dogma leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere, Dogmen sind Säkulartatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma die ganze Lehrautorität der Kirche steht, erhält **jedes einzelne Dogma den Charakter eines kategorischen Imperativs.** Das Credo auch nur zu einem einzigen Dogma verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine **erste Schwierigkeit für moderngerichtete Geistesart:** Was soll ich mir den Glauben in kategorischer Form diktieren und kommandieren lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Ueber dem Portal der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Portal der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der sich den Feuerbrand vom Himmel holt, das Evangelium der Wissenschaft in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder **Wissenschaft und Wahrheit** gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Deduktion oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Definition gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsinteresse, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt; wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem resignierten Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiter führen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt, wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben"! Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein **Gebot**, nicht ein **Verbot** geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchliches Dogma ergeht, ist **gar nicht so unakademisch.** Niemand sollte die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustschen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert ihm der heilige Geist". Der Imperativ, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Optativ persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang" nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahm gelegt wie vor dem Katheder der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu ahnen, welch eine Welt von Problemen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum **die Bibel das lebendige Lehramt** der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der ABC-Schule bis hinauf zur Hochschule, ist die monumentale Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. So wenig die Bibliothek den akademischen Lehrkörper, so wenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Argument zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zur These sich verdichtete, ist einmal Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, **das religiöse Leben stirbt an Hypothesen.** Die Menschheit braucht für ihr religiöses Leben Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Instanz, die in dem Hin und Her der Hypothesen, in dem ewigen Problemstellen ohne Problemlösung, das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker."

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Disziplin. Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet eine weitere Mission der Kirche. Dem Richtwort entsprechend „Lehret die Völker halten, was Ich euch geboten habe" liegen die sittlichen Gebote und disziplinären Maßnahmen der Kirche in der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Imperativ des Dekalogs, den Tag des Herrn heilig zu halten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots, Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsinstanz notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist die Parabel vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger idyllischen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Idee des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Uebergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung: sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere gebaut haben, richten unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte reguliert haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Autorität nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Imperativs ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür einer brutalen Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Formulierung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des kategorischen „du sollst, du mußt“ gehalten, ohne Beifügung eines s'il vous plaît, also wieder Ton vom Ton der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Energie, ohne Freude an Kompromissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Disziplin der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Konsequenz bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Autorität und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den legitimen Ordnungsinstanzen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in ethischen Fragen gut tut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Ideale anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Disziplin ist also ein aktiver, kein passiver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt **Gnade**. Die Kirche der Apostel hat als Universalerbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitmission; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig“ dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen, — sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum eine Mittelinstanz, die mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum eine Mittelinstanz im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Imperativ an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen Mittleramtes ist also ein Attentat gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums. Sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser physisches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem physischen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder, ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Ueberspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfehmen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Individuen nach der Schablone der Menge nivellieren wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Individualitäten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher, desto unpersönlicher, — je persönlicher, desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher, desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Poesie des persönlichen Empfindens. Auch für die anderen Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Absolution von Person zu Person, die individuelle Behandlung besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprach mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine habituelle Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine aktuelle Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Mißkredit bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag; das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet. So wird die Gnade zum Imperativ der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang Dogma, Disziplin, Gnade nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Konflikt zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Ideale: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Disziplin ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Disziplin eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heroischer Tatkraft.

(Fortsetzung folgt.)

bildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Momente günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein günstiges Moment liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die dem Arbeiter so leicht imponiert, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassendemagogie rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Ein günstiges Moment liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsapparat, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und anderen gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Momente des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Konfliktsfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Dogma. Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikeln aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, offiziellsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Dogma leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere, Dogmen sind Säkulartatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma die ganze Lehrautorität der Kirche steht, erhält **jedes einzelne Dogma den Charakter eines kategorischen Imperativs.** Das Credo auch nur zu einem einzigen Dogma verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine erste **Schwierigkeit für moderngerichtete Geistesart:** Was soll ich mir den Glauben in kategorischer Form diktieren und kommandieren lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Ueber dem Portal der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Portal der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der sich den Feuerbrand vom Himmel holt, das Evangelium der Wissenschaft in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder **Wissenschaft und Wahrheit** gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Deduktion oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Definition gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsinteresse, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt; wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem resignierten Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiter führen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt, wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben"! Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein **Gebot**, nicht ein **Verbot** geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchliches Dogma ergeht, ist **gar nicht so unakademisch.** Niemand sollte die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustschen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert ihm der heilige Geist". Der Imperativ, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Optativ persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang" nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahm gelegt wie vor dem Katheder der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu ahnen, welch eine Welt von Problemen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum **die Bibel das lebendige Lehramt** der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der A B C Schule bis hinauf zur Hochschule, ist die monumentale Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. So wenig die Bibliothek den akademischen Lehrkörper, so wenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Argument zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zur These sich verdichtete, ist einmal Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, **das religiöse Leben stirbt an Hypothesen.** Die Menschheit braucht für ihr religiöses Leben Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Instanz, die in dem Hin und Her der Hypothesen, in dem ewigen Problemstellen ohne Problemlösung, das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker."

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Disziplin. Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet eine weitere Mission der Kirche. Dem Richtwort entsprechend „Lehret die Völker halten, was Ich euch geboten habe" liegen die sittlichen Gebote und disziplinären Maßnahmen der Kirche in der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Imperativ des Dekalogs, den Tag des Herrn heilig zu halten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots, Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsinstanz notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist die Parabel vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger idyllischen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Idee des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Uebergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung: sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere gebaut haben, richten unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte reguliert haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Autorität nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Imperativs ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür einer brutalen Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Formulierung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des kategorischen „du sollst, du mußt" gehalten, ohne Beifügung eines s'il vous plaît, also wieder Ton vom Ton der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Energie, ohne Freude an Kompromissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Disziplin der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Konsequenz bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Autorität und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den legitimen Ordnungsinstanzen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in ethischen Fragen gut tut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Ideale anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Disziplin ist also ein aktiver, kein passiver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Gnade. Die Kirche der Apostel hat als Universalerbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitmission; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig" dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen, — sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum eine Mittelinstanz, die mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum eine Mittelinstanz im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Imperativ an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen Mittleramtes ist also ein Attentat gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums. Sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser physisches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem physischen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder, ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Ueberspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfehmen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Individuen nach der Schablone der Menge nivellieren wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Individualitäten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher, desto unpersönlicher, — je persönlicher, desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher, desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Poesie des persönlichen Empfindens. Auch für die anderen Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Absolution von Person zu Person, die individuelle Behandlung besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprach mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine habituelle Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine aktuelle Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Mißkredit bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag; das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet. So wird die Gnade zum Imperativ der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang Dogma, Disziplin, Gnade nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Konflikt zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Ideale: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Disziplin ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Disziplin eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heroischer Tatkraft.

(Fortsetzung folgt.)

bildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Momente günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein günstiges Moment liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die dem Arbeiter so leicht imponiert, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassendemagogie rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Ein günstiges Moment liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsapparat, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und anderen gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Momente des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Konfliktsfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Dogma. Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikeln aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, offiziellsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Dogma leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere, Dogmen sind Säkulartatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma die ganze Lehrautorität der Kirche steht, erhält jedes einzelne Dogma den Charakter eines kategorischen Imperativs. Das Credo auch nur zu einem einzigen Dogma verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine erste Schwierigkeit für moderngerichtete Geistesart: Was soll ich mir den Glauben in kategorischer Form diktieren und kommandieren lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Ueber dem Portal der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Portal der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der sich den Feuerbrand vom Himmel holt, das Evangelium der Wissenschaft in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder Wissenschaft und Wahrheit gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Deduktion oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Definition gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsinteresse, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt; wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem resignierten Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiter führen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt, wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben“! Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein Gebot, nicht ein Verbot geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchliches Dogma ergeht, ist garnicht so unakademisch. Niemand sollte die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustschen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert ihm der heilige Geist“. Der Imperativ, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Optativ persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang“ nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahm gelegt wie vor dem Katheder der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu ahnen, welch eine Welt von Problemen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum die Bibel das lebendige Lehramt der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der ABC Schule bis hinauf zur Hochschule, ist die monumentale Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. So wenig die Bibliothek den akademischen Lehrkörper, so wenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Argument zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zur These sich verdichtete, ist einmal Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, das religiöse Leben stirbt an Hypothesen. Die Menschheit braucht für ihr religiöses Leben Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Instanz, die in dem Hin und Her der Hypothesen, in dem ewigen Problemstellen ohne Problemlösung, das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker.“

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Disziplin. Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet eine weitere Mission der Kirche. Dem Richtwort entsprechend „Lehret die Völker halten, was Ich euch geboten habe“ liegen die sittlichen Gebote und disziplinären Maßnahmen der Kirche in der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Imperativ des Dekalogs, den Tag des Herrn heilig zu halten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots, Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsinstanz notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist die Parabel vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger idyllischen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Idee des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Uebergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung: sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere gebaut haben, richten unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte reguliert haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Autorität nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Imperativs ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür einer brutalen Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Formulierung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des kategorischen „du sollst, du mußt" gehalten, ohne Beifügung eines s'il vous plait, also wieder Ton vom Ton der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Energie, ohne Freude an Kompromissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Disziplin der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Konsequenz bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Autorität und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den legitimen Ordnungsinstanzen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in ethischen Fragen gut tut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Ideale anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Disziplin ist also ein aktiver, kein passiver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Gnade. Die Kirche der Apostel hat als Universalerbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitmission; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig" dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen, — sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum eine Mittelinstanz, die mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum eine Mittelinstanz im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Imperativ an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen Mittleramtes ist also ein Attentat gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums. Sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser physisches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem physischen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder, ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Ueberspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfehmen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Individuen nach der Schablone der Menge nivellieren wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Individualitäten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher, desto unpersönlicher, — je persönlicher, desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher, desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Poesie des persönlichen Empfindens. Auch für die anderen Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Absolution von Person zu Person, die individuelle Behandlung besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprach mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine habituelle Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine aktuelle Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Mißkredit bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag; das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet. So wird die Gnade zum Imperativ der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang Dogma, Disziplin, Gnade nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Konflikt zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Ideale: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Disziplin ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Disziplin eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heroischer Tatkraft.

(Fortsetzung folgt.)

bildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Momente günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein günstiges Moment liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die dem Arbeiter so leicht imponiert, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassendemagogie rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Ein günstiges Moment liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsapparat, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und anderen gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Momente des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Konfliktsfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Dogma. Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikeln aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, offiziellsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Dogma leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere, Dogmen sind Säkulartatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma die ganze Lehrautorität der Kirche steht, erhält jedes einzelne Dogma den Charakter eines kategorischen Imperativs. Das Credo auch nur zu einem einzigen Dogma verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine erste Schwierigkeit für moderngerichtete Geistesart: Was soll ich mir den Glauben in kategorischer Form diktieren und kommandieren lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Ueber dem Portal der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Portal der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der sich den Feuerbrand vom Himmel holt, das Evangelium der Wissenschaft in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder Wissenschaft und Wahrheit gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Deduktion oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Definition gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsinteresse, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt; wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem resignierten Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiter führen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt, wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben"! Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein Gebot, nicht ein Verbot geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchliches Dogma ergeht, ist gar nicht so unakademisch. Niemand sollte die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustischen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert ihm der heilige Geist". Der Imperativ, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Optativ persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang" nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahm gelegt wie vor dem Katheder der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu ahnen, welch eine Welt von Problemen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum die Bibel das lebendige Lehramt der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der ABC Schule bis hinauf zur Hochschule, ist die monumentale Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. So wenig die Bibliothek den akademischen Lehrkörper, so wenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Argument zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zur These sich verdichtete, ist einmal Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, das religiöse Leben stirbt an Hypothesen. Die Menschheit braucht für ihr religiöses Leben Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Instanz, die in dem Hin und Her der Hypothesen, in dem ewigen Problemstellen ohne Problemlösung, das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker."

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Disziplin. Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet eine weitere Mission der Kirche. Dem Richtwort entsprechend „Lehret die Völker halten, was Ich euch geboten habe" liegen die sittlichen Gebote und disziplinären Maßnahmen der Kirche in der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Imperativ des Dekalogs, den Tag des Herrn heilig zu halten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots, Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsinstanz notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist die Parabel vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger idyllischen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Idee des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Uebergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung: sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere gebaut haben, richten unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte reguliert haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Autorität nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Imperativs ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür einer brutalen Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Formulierung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des kategorischen „du sollst, du mußt" gehalten, ohne Beifügung eines s'il vous plaît, also wieder Ton vom Ton der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Energie, ohne Freude an Kompromissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Disziplin der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Konsequenz bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Autorität und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den legitimen Ordnungsinstanzen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in ethischen Fragen gut tut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Ideale anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Disziplin ist also ein aktiver, kein passiver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt **Gnade**. Die Kirche der Apostel hat als Universalerbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitmission; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig" dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen, — sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum eine Mittelinstanz, die mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum eine Mittelinstanz im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Imperativ an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen Mittleramtes ist also ein Attentat gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums. Sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser physisches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem physischen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder, ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Ueberspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfehmen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Individuen nach der Schablone der Menge nivellieren wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Individualitäten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher, desto unpersönlicher, — je persönlicher, desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher, desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Poesie des persönlichen Empfindens. Auch für die anderen Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Absolution von Person zu Person, die individuelle Behandlung besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprach mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine habituelle Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine aktuelle Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Mißkredit bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag; das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet. So wird die Gnade zum Imperativ der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang Dogma, Disziplin, Gnade nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Konflikt zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Ideale: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Disziplin ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Disziplin eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heroischer Tatkraft.

(Fortsetzung folgt.)

bildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Momente günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein günstiges Moment liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die dem Arbeiter so leicht imponiert, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassendemagogie rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Ein günstiges Moment liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsapparat, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und anderen gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Momente des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Konfliktsfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Dogma. Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikeln aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, offiziellsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Dogma leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere, Dogmen sind Säkulartatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung, wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma die ganze Lehrautorität der Kirche steht, erhält jedes einzelne Dogma den Charakter eines kategorischen Imperativs. Das Credo auch nur zu einem einzigen Dogma verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine erste Schwierigkeit für moderngerichtete Geistesart: Was soll ich mir den Glauben in kategorischer Form diktieren und kommandieren lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Ueber dem Portal der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Portal der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der sich den Feuerbrand vom Himmel holt, das Evangelium der Wissenschaft in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder Wissenschaft und Wahrheit gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Deduktion oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Definition gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsinteresse, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt; wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem resignierten Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiter führen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt, wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben"! Jedes Dogma ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Horizont der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso real ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein Gebot, nicht ein Verbot geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchliches Dogma ergeht, ist gar nicht so unakademisch. Niemand sollte die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustschen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert ihm der heilige Geist". Der Imperativ, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Optativ persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang" nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahm gelegt wie vor dem Katheder der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu ahnen, welch eine Welt von Problemen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum die Bibel das lebendige Lehramt der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der A B C Schule bis hinauf zur Hochschule, ist die monumentale Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. So wenig die Bibliothek den akademischen Lehrkörper, so wenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Argument zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zur These sich verdichtete, ist einmal Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, das religiöse Leben stirbt an Hypothesen. Die Menschheit braucht für ihr religiöses Leben Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Instanz, die in dem Hin und Her der Hypothesen, in dem ewigen Problemstellen ohne Problemlösung, das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker."

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Disziplin. Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet eine weitere Mission der Kirche. Dem Richtwort entsprechend „Lehret die Völker halten, was Ich euch geboten habe" liegen die sittlichen Gebote und disziplinären Maßnahmen der Kirche in der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Imperativ des Dekalogs, den Tag des Herrn heilig zu halten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots, Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsinstanz notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist die Parabel vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger idyllischen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Idee des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Uebergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung: sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere gebaut haben, richten unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte reguliert haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Autorität nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Imperativs ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür einer brutalen Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Formulierung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des kategorischen „du sollst, du mußt" gehalten, ohne Beifügung eines s'il vous plaît, also wieder Ton vom Ton der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Energie, ohne Freude an Kompromissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Disziplin der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Konsequenz bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Autorität und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den legitimen Ordnungsinstanzen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in ethischen Fragen gut tut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Ideale anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Disziplin ist also ein aktiver, kein passiver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung heißt Gnade. Die Kirche der Apostel hat als Universalerbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitmission; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig" dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen, — sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum eine Mittelinstanz, die mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum eine Mittelinstanz im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Imperativ an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen Mittleramtes ist also ein Attentat gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums. Sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser physisches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man anderen schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem physischen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder, ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Ueberspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfehmen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Individuen nach der Schablone der Menge nivellieren wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Individualitäten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher, desto unpersönlicher, — je persönlicher, desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher, desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Poesie des persönlichen Empfindens. Auch für die anderen Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Absolution von Person zu Person, die individuelle Behandlung besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprach mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine habituelle Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine aktuelle Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Mißkredit bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag; das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet. So wird die Gnade zum Imperativ der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang Dogma, Disziplin, Gnade nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Konflikt zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Ideale: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Disziplin ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Disziplin eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heroischer Tatkraft.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Schädler †.

Von M. Geßner, München.

In der Nacht zum 16. Februar ist Domdekan, Apostolischer Protonotar und Päpstlicher Hausprälat, Erzbischöflicher Geistlicher Rat, Reichstagsabgeordneter Dr. F. X. Schädler im Alter von etwas mehr als 60 Jahren gestorben. Dr. Schädler war am 5. Dezember 1852 zu Oggersheim in der Pfalz als Sohn des dortigen Polizeikommissärs geboren. Das Gymnasium besuchte er in Frankenthal und Speyer, um dann in Würzburg, Innsbruck und Speyer Theologie zu studieren. Am 22. August 1875 zum Priester geweiht, war er zunächst vier Jahre Kaplan in Kaiserslautern und ging dann als Kaplan der Anima nach Rom, von wo er zwei Jahre später als Doktor des kanonischen Rechtes mit lebendigen und unverlöschlichen Eindrücken von der ewigen Stadt in die pfälzische Heimat zurückkehrte. Nachdem er dort kurze Zeit Pfarrverweser in Königsbach und Pfarrer in Walsheim gewesen, wurde er 1882 Religionslehrer am Gymnasium in Landau. In dieser Stellung verblieb er, bis er im Jahre 1897 als Domkapitular nach Bamberg berufen wurde, wo er 1899 Dompfarrer und 1901 Domdekan wurde und nun sein Leben beschlossen hat. Dem bayerischen Landtage gehörte Dr. Schädler von 1890 bis zur Auflösung im Jahre 1911, dem Deutschen Reichstag von demselben Jahre bis zu seinem Tode an.

Dieser knappe Rahmen umschließt das reiche Leben eines eifrigen Priesters, eines gottbegeisterten Kanzelredners, eines ausgezeichneten Religionslehrers, der ein verständnisvoller Freund und Berater seiner Schüler war, eines hochverdienten Würdenträgers der katholischen Kirche und eines Politikers und Parlamentariers von unbestrittener großer Bedeutung. Der Politiker und Parlamentarier Dr. Schädler reicht noch zurück in die große Zeit des deutschen Parlamentarismus. Windthorst, den er früher schon kannte, lebte noch, als er 1890 in den Reichstag einzog, um bald einer der tüchtigsten und bedeutendsten Männer zu werden, die Windthorsts Erbe zu verwalten hatten. Für die Politik brachte Dr. Schädler einen scharfen praktischen Verstand, eine leichte Auffassungsgabe, ein vielseitiges Wissen und großen Weitblick mit, die ihn in den Stand setzten, durch Rat und Tat auch der schwierigsten Situation gerecht zu werden. Es gab Leute, die Dr. Schädler, nur weil sie ihn zu wenig kannten, eine gewisse Zwiespältigkeit des Wesens nachsagten. Weil sie ihn bald als klugen Diplomaten und kühl berechnenden Politiker, bald als den die Masse begeisternden Volksredner kennen lernten, meinten sie, diese Verschiedenheit des Auftretens sei nur auf nüchterne Berechnung zurückzuführen. In Wirklichkeit war Dr. Schädler ein Mann aus einem Guß, der immer und überall der gleiche war, im Parlament und in der stillen, von ihm reichlich bewältigten Arbeit der Ausschüsse und der Kommissionen wie in der Volksversammlung, wo ihn der Jubel der Massen umrauschte. Nur wußte er stets den besonderen Umständen, dem Milieu und dem Zweck seines Tuns Rechnung zu tragen, aber ganz von selbst geschah das und ohne Künstelei. In der ernsten politischen Beratung leitete ihn vornehmlich sein scharfer Verstand und seine politische Klugheit, sein Wissen und sein Interesse an den Dingen. Die öffentliche Rede aber, sei es nun in den Parlamenten oder in der großen Volksversammlung, gab ihm Gelegenheit, auch seine Begeisterung für seine Ideale, sein Fühlen und Empfinden mit dem Volke, dem er stets nahe stand, zum Ausdruck zu bringen. So entstanden dann Meisterwerke einer einzigartigen, gewaltigen Beredsamkeit. Das sprühte von Geist und Begeisterung, drastische Worte wurden geprägt, die die Massen elektrisierten, ein Witz entfaltete sich, der sich oft bis zum Sarkasmus steigerte und bisweilen an Bosheit zu streifen schien. Aber da glitt über das Gesicht des gewaltigen Mannes, der nicht mit Unrecht der „schwarze Löwe", der „Löwe von Bamberg" hieß, schalkhaft ein Leuchten fröhlichen Humors über die bissige Bemerkung von eben hinweg, und alles war wieder Harmonie.

Man hat vereinzelt viel Scharfsinn und Entrüstung unnötig verbraucht, um Dr. Schädler der Massenaufreizung, der Demagogie zu zeihen, weil er gelegentlich von der kochenden Volksseele gesprochen oder von dem Staate, der für seine Untertanen nur „Kanonen und Steuerzettel" habe. Das waren kräftige Worte, die indes für die Umstände, unter denen sie geprägt wurden, ihre volle Berechtigung hatten, und deshalb auch von den Zuhörern nicht mißverstanden wurden, deshalb nicht, weil Dr. Schädler im ganzen von jeder Demagogie weit entfernt war. Er war nicht ausschließlich Demokrat und in diesem Sinne Volksmann, wie die einen in diesen Tagen meinten, aber er war auch nicht der „Reaktionär", den man vereinzelt hie und da — weiß Gott, mit welchen Augen! — in ihm sehen wollte. Diese widersprechenden Auffassungen auf ihren richtigen Wert zurückgeführt, ergeben aber die richtige Gesamtauffassung. Dr. Schädler war ebenso zielbewußt demokratisch-fortschrittlich im guten Sinne wie in demselben Sinne klug-konservativ. Wo diese Gesinnung in richtiger Mischung vorhanden ist, da gibt es einen guten Klang. Und deshalb hatte der Name Dr. Schädler einen so guten Klang überall, wohin er kam, sowohl im ernsten Rate reifer Politiker wie inmitten des katholischen Volkes, der treuen Wählerschaft des Zentrums, zu der er in weiten deutschen Landen so oft gesprochen, daß sein Name ihr wie ein Programm war, da er noch lebte, daß er ihr noch lange in dankbarer Erinnerung bleiben wird, nachdem der beredte Mund, der stets den rechten Ton fand, ob er in der großen Katholikentagshalle für katholische Ideale Zeugnis ablegte, oder ob er in der politischen Volksversammlung seine Zuhörer begeistern oder von ihren sozialen Nöten reden wollte, für diese Welt verstummt ist. Die Hauptbedeutung Schädlers liegt indes, ein so außergewöhnlicher Volksredner er auch war, nicht in dieser Eigenschaft, sondern in seiner Befähigung zu großzügiger und gründlicher Durcharbeitung ernster Materien in praktischer Arbeit, wie seine vielgerühmten Kultusreferate im bayerischen Landtag und seine Beteiligung an der Beratung großer Fragen im Reichstag, insbesondere sozialer Fragen, zeigen. Gerade den letzteren galt sein Interesse in hohem Maße, und gerade hier hat er sein Wohlwollen für die breiten Massen des Volkes, unter dem er so gern weilte, wenn die schwerere Arbeit ihm dazu Zeit ließ, praktisch betätigt.

Ueber die politische Größe und Bedeutung Dr. Schädlers gibt es keinen Streit, auch unter denen im allgemeinen nicht, die nicht Freunde seiner Sache sind, und denen er ein so gefährlicher Gegner war. Fast ebenso einheitlich ist das Urteil über das Wesen des Menschen Dr. Schädler. Sein Charakter war gerade und offen und ehrlich, bis zur Derbheit bisweilen. Aber wie so oft verdeckte diese Derbheit auch hier nur ein fein empfindendes Herz, dem, wenn es feucht im Auge schimmern möchte, ein kräftiges Wort über die Bewegung des Innern hinweghelfen muß. Deshalb tat diese Derbheit auch niemanden ernstlich weh, auch dem Gegner nicht, und mancher, der mit dem Politiker Schädler heftige Kämpfe zu führen hatte, hätte dem Menschen Schädler ein Freund sein mögen, weil der den Menschen auch im Gegner nicht nur achten, sondern auch lieben konnte, und weil ihm jeder vertrauen durfte, denn der Mund, der so beredt sein konnte, wußte auch zu schweigen. Aus dem Herzen Dr. Schädlers floß ein fröhlicher Humor, der Freude und Frieden um ihn her verbreitete im Freundeskreis. Daraus floß aber auch das Mitgefühl, das ihn zum stillen verschwiegenen Wohltäter vieler werden ließ, die ihn jetzt ebenso vermissen werden, wie die Oeffentlichkeit sich schon früher daran hatte gewöhnen müssen, noch ehe der Tod ihn erlöste von einem Leiden, das ihn schon seit Jahren zu einem stillen Mann, in der letzten Zeit aber zu einem Mann der Schmerzen gemacht hatte, die er mannhaft und geduldig wie ein Christ getragen.

Auch die gegnerische Presse hat mit wenigen Ausnahmen dem Toten sympathische Nachrufe gewidmet. Es sprach sich da aus Achtung vor dem klugen Politiker, Anerkennung für den tüchtigen, wissensreichen Kultusreferenten, Sympathie und Verehrung für den liebenswürdigen Menschen. Uns war er das alles auch, aber er war uns mehr. Er war uns ein tüchtiger, eifriger, begeisterter und opfermutiger Vorkämpfer für unsere Ideale in Kirche und Vaterland, dessen Verlust wir schmerzlich empfinden. Nun Dr. Schädler in der Domherrengruft zu Bamberg der Auferstehung entgegenschlummert, müssen wir ohne ihn kämpfen, aber wir wollen kämpfen in seinem Geiste. Das wird neben den Gebeten und Wünschen, die in diesen Tagen für ihn zum Himmel emporgestiegen sind, der schönste und würdigste Dank sein für unseren Dr. Schädler. Er aber, der im Leben ein so mutiger unerschrockener Kämpfer war, möge nun ruhen in Frieden!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Aufhebung des Jesuitengesetzes

hat der Reichstag am Mittwoch voriger Woche mit großer Mehrheit beschlossen. Zum fünften Male. Wie die vorhergehenden Beschlüsse wird auch die erneute Willensmeinung der Volksvertretung vorläufig wohl erfolglos bleiben, da der Bundesrat im Jahre 1913 noch krampfhaft an der Verfolgungsvollmacht festhält, die ihm in der ersten Hitze des Bismarckschen Kulturkampfes erteilt worden ist. Vorläufig noch; denn trotz der fortgesetzten Agitation des Evangelischen Bundes deuten doch mannigfache Anzeichen auf eine Ermattung in den gegnerischen Reihen hin. Wenn die Zeitlage so dringend die innere Eintracht und die Sammlung aller staatserhaltenden Kräfte fordert, so werden auch die verbündeten Regierungen mehr und mehr dem Friedensbeschluß des Reichstags Rechnung tragen müssen.

Augenblicklich tut dieses der Reichskanzler nur in dem erneuten Hinweis auf die angeblich milde Praxis, die „nicht engherzige" Handhabung des Gesetzes. Seine Offiziösen versichern wiederum: der Bundesratsbeschluß vom 28. November v. J. habe nichts ändern sollen und nichts geändert an der alten Handhabung, die bis 1912 „einen von leidenschaftlichen Erregungen freien modus vivendi" herbeigeführt habe. Da haben wir den alten Irrtum, daß der katholische Volksteil ganz zufrieden und dankbar sein müsse, wenn man in der Handhabung des Verfolgungsgesetzes etwas gnädig vorgehe, und als ob wir es dem bayerischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling übelnehmen müßten, daß er durch seinen Erlaß für die Handhabung in Bayern klare und vernünftige Normen aufzustellen suchte. Nein, wir wollen prinzipaliter Rechtsgleichheit und eventualiter wenigstens Rechtssicherheit. Von der Gnade der jeweiligen Minister und ihrer Polizeiorgane abhängig zu sein, das behagt uns ganz und gar nicht. Eine solche Stellung à la merci der Regierung ist nicht allein unwürdig, sondern auch gefährlich. Denn wer bürgt uns dafür, daß nicht im Ministerium eines Bundesstaates oder gar im Kanzlerpalais zu Berlin ein moderner Pombal ans Ruder kommt, der sich ein Vergnügen daraus macht, den Jesuiten und ihren Freunden die ganze Schärfe des Ausnahmegesetzes kosten zu lassen? Niemand kann ihn hindern, den Bundesratsbeschluß vom 28. November in seinem ganzen Wortlaut auszuführen, und damit kann er alle Jesuiten mundtot machen in allen religiösen Dingen. So eine ungeheuerliche „Rechtssatzung" als normalen und dauernden Bestandteil der deutschen Rechtsordnung im zwanzigsten Jahrhundert hinzustellen, zeugt doch von einer verzweifelt rückständigen Befangenheit und Engherzigkeit.

Der Reichstagsverhandlung rühmen die Offiziösen nach, daß sie in Ruhe geführt worden sei. Das ist insofern richtig, als das Zentrum durch den Abg. Spahn den Antrag streng sachlich vom Standpunkte der Gerechtigkeit begründen ließ, und die Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen sich in ihrem eigenen Interesse der öden Kulturpaukerei möglichst enthielten. Der Sprecher der Konservativen ließ in seiner Erklärung sogar etwas Morgenrot einer künftigen Verständigung aufleuchten mit der Bemerkung, daß seine Partei gegen die Aufhebung sei, so lange nicht die wünschenswerten Garantien für den konfessionellen Frieden geschaffen seien. Im ganzen ergab sich der Eindruck, daß die Jesuitenhetze ihren Gipfelpunkt überschritten hat und dieser Sport abflaut. Häßlich war die Haltung der fortschrittlichen Volkspartei. Durch den Kulturpauker Müller-Meiningen hat sich das Gros dieser Partei zur Felonie gegenüber ihren Rechts- und Freiheitsgrundsätzen verleiten lassen, und dieser Knick im Gewissen sollte nun krampfhaft vertuscht werden durch Hinweise auf andere „Ausnahmegesetze" zugunsten der katholischen Kirche und durch ein ganz haltloses Amendement, das die einzelstaatlichen Regierungen zur Verfolgung der katholischen Orden noch extra bevollmächtigen wollte. Die übrigen Parteien ließen sich auf diese Verlegenheitstaktik der sog. Freisinnigen nicht ein. Drei Mitglieder der Partei hatten doch wenigstens den Mut, für die Aufhebung des Ausnahmegesetzes zu stimmen. Manche Kulturkämpfer hatten gehofft, daß auch die Sozialdemokratie sich auf Müllersche Wege locken lassen werde. Aber die sozialdemokratische Fraktion stimmte für die Aufhebung. Ihr Redner begleitete freilich dieses Votum mit den schärfsten Ausfällen gegen das Ministerium Hertling und das Zentrum. Dadurch sei uns die Freude versalzen worden, meinte ein Blatt des Evangelischen Bundes. Im Gegenteil: es ist uns sehr lieb und im Interesse der Klarheit und Wahrheit sehr gut, wenn die rote Partei ihre Todfeindschaft gegenüber dem Katholizismus, den Jesuiten und der Zentrumspartei recht laut und scharf verkündet. Wir wollen nicht die Gunst der Genossen, sondern nur einen Beschluß des Reichstags, und den haben wir abermals erreicht.

Die parlamentarische Mehrheit für Aufhebung des Jesuitengesetzes vertritt eine Wählerschaft von rund 7½ Millionen. Die Freunde des Jesuitengesetzes haben rund 4,7 Millionen Wähler hinter sich. Seit dem Jahre 1872, wo von 3 885 000 abgegebenen Stimmen rund 2 680 000 auf die Befürworter und etwa 1 200 000 auf die Gegner des Jesuitengesetzes entfielen, hat sich also hier ein gewaltiger Umschwung im Denken der Wählermassen vollzogen. Es ist der wuchtige reale Ausdruck des deutschen Volksempfindens über die schreiende Ungerechtigkeit eines der schlimmsten Ausnahmegesetze.

Die Volksvertretung, der eine Faktor der Gesetzgebung, hat das Ausnahmegesetz, das in einer schwachen Stunde bewilligt war, widerrufen. Wenn es trotzdem vorläufig noch fortbesteht, so fällt die ganze Verantwortlichkeit auf den Bundesrat und den Reichskanzler. Sie profitieren von dem Umstande, daß man vor 40 Jahren in dem ersten Kulturkampfeifer jene Klausel vergessen hat, die nachher bei dem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie eingefügt wurde: die Beschränkung auf Zeit, „die der Volksvertretung" die Möglichkeit ließ, ihre Willensmeinung von neuem geltend zu machen, wenn die Verhältnisse oder das Urteil der öffentlichen Meinung sich geändert haben sollten. Jetzt erbt sich das unselige Gesetz wie eine Krankheit fort; hoffentlich nicht wie eine ewige Krankheit. Denn auch die Regierung muß schon der veränderten Lage und Stimmung Rechnung tragen mit der geflissentlichen Versicherung, sie wolle durch eine milde Praxis das Joch erträglich machen.

Der Zentrumsantrag, der jetzt zur Verhandlung kam, trug das wehmütig stimmende Etikett: Antrag Schädler und Genossen. Der Antrag war noch vom vorigen Jahr, und Dr. Schädler, der damals noch in voller Kraft dastand, sollte ihn vertreten. Die Geschäftslage im Reichstage führte zu einer Verzögerung, die Dr. Schädler leider nicht mehr überleben sollte. Die lange Lagerzeit muß klargestellt bleiben gegenüber der Befürchtung in der kulturkämpferischen Presse: dieser Zentrumsantrag auf Aufhebung des Ausnahmegesetzes sei jener sogenannten „Kriegserklärung" entsprungen, die das Zentrum in dem bekannten Protest gegen den Bundesratsbeschluß abgegeben haben soll. Auch ohne diesen traurigen Beschluß des Bundesrates wäre der längst vorhandene Antrag aufrechterhalten und zur Abstimmung gebracht worden. Weder der scharfe Beschluß auf dem Papier noch die versprochene Weitherzigkeit in der Praxis können etwas ändern an den von Pflicht und Ehrgefühl gebotenen Bestrebungen zur Beseitigung dieses schändlichen und schädlichen Gesetzes. Es ist ein Gemisch von Torheit und Hinterlist, wenn man jeden einzelnen Schritt von Zentrumsabgeordneten, z. B. auch die alter Uebung entsprechenden Bestrebungen zur Beseitigung von „blinden Tafelgeldern" und sonstigen Unordnungen im Budgetwesen, als „Nadelstiche" der Rache wegen des Bundesratsbeschlusses hinstellen will. Der Zwischenfall in der Budgetkommission, bei dem Staatssekretär von Tirpitz sich durch ein Mißverständnis des ersten Augenblicks zu einem lebhaften Wort hinreißen ließ, hat inzwischen sich in Wohlgefallen aufgelöst, indem sowohl die Regierung als auch die Konservativen sich dem endgültigen Zentrumsantrag anschlossen. Das Zentrum hält trotz der berechtigten Erregung und seines Mißtrauens gegen die Regierung wegen ihrer Haltung in den konfessionellen und religiösen Fragen an seinem alten System der sachlichen Politik unter dem Leitstern des Gemeinwohls fest, und in dem Kampfe für Gerechtigkeit, Parität und Freiheit haben wir bessere Waffen, als hohle Demonstrationen und kitzelnde Nadelstiche. Durch Pflege und Entfaltung unserer Kraft in tapferer Wehr und treuer Arbeit wollen wir unser Recht und die gebührende Stellung erringen. Wenn die Früchte reif sind, wird sich schon der starke Arm finden, der den Baum zielbewußt schüttelt.

Heeresvorlage und Deckung.

In der Presse war angedeutet worden, daß die Regierung die Militärvorlage vor der Regelung der Kostendeckung durchsetzen solle oder gar wolle. Demgegenüber wird jetzt halbamtlich erklärt: an allen maßgebenden Stellen bestehe Uebereinstimmung dahin, daß die Militärvorlage und die Vorlage über die Deckung der neuen Forderungen gleichzeitig dem Reichstage zugehen sollen. Das gibt die Gewähr, daß die Regierung bei der

Einbringung richtig vorgehen will. Es fragt sich aber noch, ob die Regierung bei diesem Verfahren auch beharren wird, wenn im Reichstag sich Bestrebungen geltend machen für eine andere „Taktik“. Solche Bestrebungen werfen in den Zeitungsäußerungen schon starke Schatten voraus. Diejenigen, welche von vornherein auf Trennung der Heeresbewilligung von der Steuerbewilligung plädierten, hatten den Hintergedanken, die Heeresvorlage zunächst von den Konservativen und dem Zentrum genehmigen zu lassen und dann in der Steuerfrage diese beiden Parteien mit Hilfe der Sozialdemokraten zu vergewaltigen, insbesondere die 1909 gescheiterte direkte Erbschaftssteuer gegen Rechte und Zentrum zu erzwingen. Wenn nun die Regierung loyalerweise beide Vorlagen gleichzeitig einbringt, so verzichten die Quertreiber noch keineswegs auf ihre Revanche- und Konfliktsgelüste. Ein Berliner Blatt enthüllt folgenden Feldzugsplan: Eine Auflösung des Reichstags wegen der Steuerfrage würde nicht den gewünschten Erfolg bringen; wohl aber könnte eine Auflösung wegen der Militärfrage eine Wiederholung des „Erfolges“ von 1907 herbeiführen. Nun ist aber bei der Opferwilligkeit der bürgerlichen Parteien eine Ablehnung der Heeresvorlage nicht zu erwarten. Wie kann man trotzdem eine zugkräftige Wahlparole schaffen? Man verquicke die Wehrfrage und die Geldfrage, und wenn man einen Steuerplan aufs Tapet gebracht hat, der dem Zentrum und der Rechten nicht gefällt, so erkläre man, daß die Wehrkraft und die Sicherheit des Vaterlandes von dieser Steuer abhänge und löse bei weiterem Widerstand in der Deckungsfrage den Reichstag auf, um mittels der patriotischen Begeisterung dem Zentrum und den Konservativen möglichst viel Abbruch zu tun und den liberalen Freunden der Erbschaftssteuer und des Kulturkampfes wieder zur Herrschaft zu verhelfen.

Man sieht, daß die Lage nicht so einfach und harmlos ist, wie sie auf den ersten Blick und namentlich nach der beruhigenden Erklärung der Regierung erscheinen könnte. Unsere Vertreter im Reichstag finden für ihre bewährte Klugheit genug zu tun, wenn auch bei der Lage der politischen Verhältnisse und der Stimmung im Lande die Heeresfrage für sich allein keine besondere Schwierigkeiten macht. Gegenüber den taktischen Kniffen und Pfiffen, die bei unseren Gegnern geplant werden, läßt sich die Frage, ob und wie Bewilligung und Deckung zu verbinden sind, nicht mit einem kategorischen Satze vorweg lösen, sondern man muß den Gang der Dinge abwarten und den berufenen Politikern im Parlament das gebührende Vertrauen bewahren.

Die hochpolitische Lage.

Auf dem Kriegsschauplatz ist fortdauernde Stagnation eingetreten. Auf diplomatischem Gebiete zeigt die Türkei Sehnsucht nach Vermittlung durch die Großmächte, aber noch unverbindlich. Dagegen haben Bulgarien und Rumänien die Vermittlung der sechs Großmächte in dem unerledigten Streitpunkte förmlich angenommen. Wenn es sich dabei auch nur um Mediation und nicht um einen endgültigen Schiedsspruch handelt, so liegt doch darin schon eine erfreuliche Entspannung. Die albanische Grenzfrage ist jedoch noch ungelöst. Unsere Offiziösen markieren „Zuversicht“. Der russische Minister Kokowzow sprach die Hoffnung auf baldiges, vollständiges Einvernehmen der Großmächte aus. Viel wichtiger ist eine große Parlamentsrede des italienischen Ministers San Giuliano, der scharf eine französische Oberherrschaft im Mittelmeer ablehnte, sowie die Gemeinschaft mit Oesterreich kräftigst betonte und den asiatischen Türkenbesitz garantierte. So ist die Festigkeit des Dreibundes befestigt.

Viel Aufsehen erregte es, als der neue Präsident Frankreichs sofort den alten Störenfried Delcassé als Botschafter nach Petersburg schickte. Doch liegt darin für Deutschland kein Anlaß zur Unruhe. Delcassé ist seit 1905 viel besonnener geworden. Unsere Offiziösen haben schon längst seine Ministerschaft für unbedenklich erklärt. In Petersburg kann er nichts mehr verderben. Schlimmer wäre es, wenn Poincaré ihn nach London geschickt hätte, wo jetzt das Zünglein an der Friedenswage ist. Anscheinend ist Frankreich resigniert gegenüber England und sieht sich bei seinen Revanchegelüsten auf Rußland allein angewiesen.

Die Revolutionäre in Mexiko haben ihr blutiges Werk mit der Erschießung des Expräsidenten Madero und des Exvizepräsidenten Suarez zu einem gewissen Abschluß gebracht. Die beiden Getöteten besaßen im Lande noch großen Einfluß und Anhang. Die neuen Machthaber mit dem Präsidenten Huerta an der Spitze werden nun zeigen müssen, ob sie zur Regierung befähigter sind als das von ihnen gestürzte Regime.

Am Dom.

Auf Christi blutverklebtem Lockenhaar
Und auf dem schneebestaubten Kreuzesarm
Putzt friedlich sich ein graues Taubenpaar,
Und seine Brust umspielt der Flockenschwarm.

In weissumkränzten Schollen treibt das Eis
Mit stumpfem Klirren abendwärts im Strom.
Die Glocken dröhnen, und es zittert leis
Bis in den tiefsten Grund mein alter Dom.

Und wie er wogend trübe Geister bannt
Und einen Kreis von goldnen Wellen schlägt,
Seh' ich im Dämmern meiner Sehnsucht Land,
Zu dem die Glockenflut mich feiernd trägt.

Ilse Franke.

Der Reichstagsbeschluß vom 19. Februar auf Aufhebung des Jesuitengesetzes.

Von Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.

Am 19. Februar hat der Reichstag in einer im allgemeinen ruhig verlaufenen Sitzung wieder die Aufhebung des Jesuitengesetzes beschlossen. Der Antrag des Zentrums hatte folgenden Wortlaut:

Dr. Schädler und Genossen. Der Reichstag wolle beschließen: dem nachstehenden Gesetzentwurfe die verfassungsmäßige Zustimmung zu erteilen:

„Gesetz betreffend die Aufhebung des Gesetzes über den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872 (Reichs-Gesetzblatt von 1872 S. 253).

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen usw. verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags, was folgt:

§ 1.

„Das Gesetz, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872 (Reichs-Gesetzblatt S. 253) wird aufgehoben.

§ 2.

„Die zur Ausführung und zur Sicherstellung des Vollzugs des im § 1 genannten Gesetzes erlassenen Anordnungen verlieren ihre Gültigkeit.

§ 3.

„Das gegenwärtige Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündigung in Kraft.

Berlin, den 14. Februar 1912.“

Die letzte Aussprache über das Jesuitengesetz war am 4. Dezember 1912. Man wird sich erinnern, daß Bayern infolge der bekannten Hetze im vorigen Sommer die authentische Auslegung des Jesuitengesetzes beim Bundesrate beantragte. Damals scheinen zwei Richtungen in dieser Körperschaft bestanden zu haben: die eine lag im Bann der protestantischen Aufregung über die Borromäus-Enzyklika und andere Rundschreiben des Heiligen Vaters und wollte das zum Ausdruck bringen; die zweite Richtung wollte keine Verschärfung der bisherigen Handhabung des Gesetzes. Auf diesem Boden standen der Reichskanzler Bethmann Hollweg und der Staatssekretär des Reichsjustizamtes Lisco. Der Kanzler beging den Fehler, den Ratschlag zu mißachten, Gutachten von den Bischöfen über den Begriff der Ordenstätigkeit einzuholen. Er kümmerte sich überhaupt, wie es scheint, nicht um die Sache, und so kam der Beschluß zustande, der eine schärfere und noch dazu ausgesucht schikanöse Auslegung des Jesuitengesetzes enthielt. Nun war der Reichskanzler sehr erstaunt, als der Abg. Spahn in der Sitzung vom 4. Dezember erklärte, der Bundesrat habe die in dem Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten liegenden Eingriffe in die bürgerliche und kirchliche Freiheit verschärft, das Zentrum könne daher zum Reichskanzler und Bundesrat nicht das Vertrauen haben, daß die Bedürfnisse der Katholiken bei ihnen eine gerechte Behandlung finden und werde sein Verhalten danach einrichten. Der Kanzler, der offenbar noch immer nicht die Tragweite des Bundesratsbeschlusses begriff, sagte daraufhin, dieser Beschluß sei nur die gesetzgeberische Zusammenfassung der seit 40 Jahren

bestehenden Praxis, der Bundesrat habe diese Praxis nicht zu ändern beabsichtigt und werde in der Handhabung des Gesetzes auch künftig jede Schikane fernhalten. Auch Lisco betonte, der Bundesrat habe keine Verschärfung der bisherigen Handhabung des Gesetzes beabsichtigt. Unerhört war das weitere Wort des Kanzlers, die Regierung müsse das „evangelische Volksempfinden" zur Grundlage ihres Verhaltens gegen die Jesuiten machen. Also nicht Gerechtigkeit und Gleichberechtigung, sondern Unterordnung unter die protestantische Unduldsamkeit ist die vom Kanzler hier namens der Reichsleitung verkündete Lage der deutschen Katholiken.

Der oben abgedruckte Zentrumsantrag wurde am 19. Februar in drei Lesungen in vier Stunden erledigt. Wie immer bei Initiativanträgen war der Bundesrat abwesend. Der Abg. Spahn begrüßte namens des Zentrums den Antrag in seiner üblichen klaren Weise, ruhig, ohne Schärfe, aber mit warmem Gefühl für die Sache selbst. Der Sozialdemokrat Hoffmann erklärte namens seiner Partei die Zustimmung zum Antrag. Weiter betonte er, es sei falsch, wenn man behaupte, „das protestantische Volk" wolle die Verbannung der Jesuiten aufrecht erhalten; die sozialdemokratischen Wähler, ein Drittel des deutschen Volkes und vielfach in protestantischen Gegenden, seien für die Aufhebung des Gesetzes. Es sei auch ein falscher Standpunkt der Regierung, wenn der Kanzler am 4. Dezember erklärt habe, die Regierung müsse auf die protestantischen Gefühle Rücksicht nehmen, keine Konfession habe das Recht, ihr religiöses Empfinden der anderen aufzunötigen, und auch die Regierung habe dieses Recht nicht; die Sozialdemokraten fürchteten sich nicht vor den Jesuiten, und die sozialdemokratische Gesinnung werde auch nicht durch die Jesuiten überwunden. Im Namen der Nationalliberalen sprach der sächsische Abgeordnete Junck selbstverständlich gegen die Aufhebung; dabei erklärte er, seine Partei wünsche den Katholiken die Freiheit. Das sagte Junck, ohne zu erröten. Er dachte offenbar nicht daran, daß sein Heimatland Sachsen unter Führung der dortigen Nationalliberalen und Konservativen an Unduldsamkeit gegen die katholische Kirche gleich hinter dem halbbarbarischen Serbien kommt. Junck sang noch das alte Lied von den Machtansprüchen der römischen Kurie, die von den Jesuiten unterstützt würden. Im Namen der Konservativen erklärte sich Graf Kanitz gegen die Aufhebung des Gesetzes; seine Partei wisse sich frei von kulturkämpferischen Bestrebungen, die Gläubigen der beiden christlichen Konfessionen hätten viele Berührungspunkte gemeinsam, die Konservativen seien aber nicht gewillt, die protestantischen Interessen preiszugeben, (also eine konfessionelle Partei!) und müßten auf die tief eingewurzelten Gefühle des protestantischen Volkes gegen die Jesuiten Rücksicht nehmen. Nun hat aber noch nicht der hundertste Teil der protestantischen Wähler einen Jesuiten gesehen. Von der Tatsache, daß die Jesuiten in den protestantischen Ländern England, Holland, Dänemark und Nordamerika seit Jahrzehnten ohne jeden Anstand und ohne jede Störung des konfessionellen Friedens öffentlich wirken, große Unterrichtsanstalten besitzen, schwieg auch Graf Kanitz. Er weiß das offenbar nicht, denn in keinem protestantischen Blatte wird man jemals einen Hinweis auf diese unbestreitbare Tatsache lesen! Sie wird dem protestantischen Volke absichtlich vorenthalten, und dann beruft man sich auf die protestantischen Gefühle. Abg. Müller-Meiningen erklärte im Namen der fortschrittlichen Volkspartei: ein kleiner Teil dieser Partei sehe im Jesuitengesetz ein Ausnahmegesetz; der weitaus größere Teil aber wolle das Gesetz aufrechterhalten, halte es nicht für ein Ausnahmegesetz und fürchte, seine Aufhebung werde den konfessionellen Frieden stören. Der unbedingte Gehorsam, den die Jesuiten ihren Oberen geloben müssen, sei eine schwere Gefahr für den Staat usw. Es sprach noch der protestantische Theologe Mumm (christlich-sozial) gegen die Aufhebung, der Pole Marawski dafür, der Elsässer Hägy im Namen seiner Gruppe dafür, und dann wurde der Antrag des Zentrums in erster Lesung angenommen. Sofort folgte die zweite, zu der die fortschrittliche Partei folgenden Antrag eingebracht hatte: Dr. Ablaß und Genossen. Der Reichstag wolle beschließen: dem § 2 (des Zentrumsantrags) folgenden Absatz 2 hinzuzufügen: „Die landesrechtlichen Vorschriften über den Orden der Gesellschaft Jesu bleiben unberührt, soweit sie nicht mit der Reichsgesetzgebung in Widerspruch stehen."

Es handelt sich dabei um die Frage: hat das Jesuitengesetz als Reichsgesetz diesen Gegenstand überhaupt und für immer der Zuständigkeit der Einzelstaaten entzogen oder sind die einzelstaatlichen Jesuitenverbote durch das Reichsgesetz nur einstweilig zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben? Im ersten Falle wären mit Aufhebung des jetzigen Jesuitengesetzes auch die Jesuitenverbote in den Einzelstaaten, besonders in Sachsen, Württemberg usw. hinfällig, im andern Falle würden sie wieder aufleben. Der Abg. Groeber legte diese beiden Auffassungen dar und erklärte, die Entscheidung sei Sache der Gerichte. Müller-Meiningen aber wollte unter großer Heiterkeit des Zentrums von diesem die Erklärung haben, daß nach Aufhebung des Reichsgesetzes die einzelstaatlichen Jesuitenverbote von selbst wieder auflebten, eine Erklärung, die das Zentrum selbstverständlich nicht geben konnte. Die Zustimmung zur Ansicht des Abg. Müller-Meiningen, sagte Groeber unter großem Beifall des Zentrums, sei eine Vorausbilligung des gesamten landespolizeilichen Plunders, der in den einzelnen deutschen Vaterländern noch bestehe; auch die Ausnahmegesetze in den Einzelstaaten müßten fallen, die „fortschrittliche" Volkspartei aber kämpfe für deren Aufrechterhaltung! Im Namen der Konservativen sprach sich Graf Westarp gegen den fortschrittlichen Antrag aus, ebenso die Freikonservativen, weil seine Tragweite nicht zu überblicken sei oder weil er Selbstverständliches enthalte. Für die Nationalliberalen erklärte Junck den Antrag für unnötig, sie stimmten aber dafür, weil sie dessen Tendenz billigten. Im Namen der Sozialdemokraten erklärte sich Erdmann auch gegen den Antrag und meinte dabei, das Zentrum hätte die Jesuiten schon längst haben können, wenn es ihm ernstlich darum zu tun gewesen wäre. Der Antrag wurde abgelehnt, der Zentrumsantrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes angenommen und sofort, da niemand widersprach, in die dritte Lesung eingetreten. Sie erfolgte ohne Debatte und endete wieder mit Annahme des Zentrumsantrages. Für Aufhebung des Jesuitengesetzes stimmten das Zentrum, die Polen, Welfen, Elsässer, der eine Däne und von den Freisinnigen die Abgeordneten Braband, Payer, Kerschensteiner und Neumann-Hofer; die anderen Freisinnigen, sämtliche Nationalliberale, Konservative und Freikonservative stimmten für die Aufrechthaltung des Gesetzes, viele von diesen Abgeordneten jedenfalls, um bei den Wahlen nicht von dem Evangelischen Bunde und der protestantischen Pastorenschaft als „Verräter der protestantischen Interessen" an die Wand gedrückt zu werden.

Es ist das fünfte Mal, daß der Reichstag die Aufhebung des Jesuitengesetzes beschloß. Der Kampf des Zentrums im Reichstage gegen das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 dauert nun bereits mehr als 30 Jahre. Nachdem im Jahre 1882 die Bemühungen im Reichstag um Aufhebung des Jesuitengesetzes eingesetzt hatten, sind vom Reichstag jetzt bereits fünf Gesetzentwürfe angenommen worden, welche die völlige Abschaffung des Jesuitengesetzes verlangten. Da bei allen diesen Gesetzentwürfen in zweiter und dritter Beratung über die Vorlage oder deren Einzelvorschriften abgestimmt werden mußte, hat der Reichstag nicht weniger als zehnmal sein Urteil gegen die Beibehaltung dieses Ausnahmegesetzes abgegeben, und zwar wie die „Germania" zusammenstellt:

1. am 1. Dezember 1893 mit 172 gegen 136 Stimmen,
2. am 16. April 1894 mit 168 gegen 145 Stimmen,
3. am 17. Januar 1895,
4. am 20. Februar 1895,
5. am 2. April 1897,
6. am 3 April 1897,
7. am 25. Januar 1899,
8. am 1. Februar 1899,
9. am 19. Februar 1913 und
10. am 19. Februar 1913.

Der Bundesrat hat bisher keinen der vom Reichstage beschlossenen Gesetzentwürfe zur Aufhebung des Jesuitengesetzes angenommen. Er hat nur in zwei Punkten eine Milderung eintreten lassen, indem er durch Verordnung vom 18. Juli 1894 bestimmte, daß die Kongregation der Redemptoristen und der Priester vom Heiligen Geiste nicht mehr als jesuitenverwandt zu behandeln seien, und indem er zehn Jahre später, am 8. März 1904, einem Gesetzentwurf zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes seine Zustimmung gab. Dieser Gesetzentwurf war in den Jahren 1897 und 1899 von konservativer und freisinniger Seite eingebracht und vom Reichstag neben dem von der Zentrumspartei vorgelegten Gesetzentwurf zur Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes angenommen worden.

Ob der Bundesrat nun gegen den Druck des Evangelischen Bundes eine großzügige Auffassung der Frage bekunden

wird, muß abgewartet werden. Besondere Hoffnungen wird man nicht haben. Die Reichstagsdebatte vom 19. Februar zeigte eine gegen früher ganz veränderte Stimmung. Selbst bei den Nationalliberalen fehlte das freudige Bekenntnis zum „Kulturkampfe“, es herrschte im Gegenteil eine Stimmung der Verlegenheit und der Beschämung über das Gesetz. Noch bezeichnender aber ist, daß kein Redner der jesuitenfeindlichen Parteien von der Rechtsfrage gesprochen hat, weder die Konservativen noch die Liberalen haben diese Frage berührt. Was sie betonten, war einfach die Berufung: sie könnten nicht nachgeben aus Rücksicht auf das Empfinden des protestantischen Volkes. Das ist, zumal in konservativem Munde, ein beschämendes Armutszeugnis, ein trauriger Verzicht auf die Frage des Rechts.

Das Jesuitengesetz ist zum Friedensstörer geworden, weil es das Zusammengehen der beiden großen Konfessionen im Sinne einer wirklichen konservativen Politik verhindert. Aber man hat sich festgerannt und vom Evangelischen Bunde hineinhetzen lassen und hat jetzt die aufgehetzten protestantischen Massen vor sich. An den Konservativen rächt es sich jetzt, daß sie nicht stark und weitsichtig genug waren, ihre protestantischen Vorurteile aus höheren politischen Gründen abzulegen und eine großzügige Konfessionspolitik zu führen und zu verlangen. Seit Jahrzehnten haben sie sich vom Lutherzorn ihrer Pastorenschaft ins Schlepptau nehmen lassen, und diese Vergangenheit ist jetzt das größte Hindernis der Umkehr. Was die Regierungs- und Staatsmänner betrifft, die im Bundesrat maßgebend sind, so fehlt immer noch der starke Mann, der angesichts der dringenden Bedürfnisse der Zeit den Mut hat, gegen den Lindwurm des konfessionellen Hasses anzureiten und vor dem Gefauche dieses Gewürms sich nicht zu fürchten

Zu Preußens Erhebung.

1813—1913.

Von Dr. Edgar Fleig.

Ich werde das Schwingen und Klingen und Ringen dieser „Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen jungen Lebens nie vergessen.“ So unvergeßlich das Erlebnis der Wiedergeburt und Erhebung Preußens dem 89jährigen Geistesschmied der Zeit, E. M. Arndt, war, so unauslöschbar haftet das Gedenken an jene Tage im Bewußtsein des preußischen Volkes, so lebhaft tritt in diesem Jahre die Erinnerung an die denkwürdige Zeit vor die große Oeffentlichkeit. Welch ein Wandel! Nicht bloß dem preußischen Volke drängt sich das Gedächtnis auf, sondern Gesamtdeutschland nimmt Anteil an den Festen. War die deutsche Nation zum bittersten Schmerze der Besten ihrer Männer nicht einig in den entscheidenden Entschließungen der Frühjahrsmonate 1813, so ist sie heute eins im 100jährigen Gedenken an die große Zeit. Die meisten deutschen Fürsten und Männer standen noch abseits, mußten abseits stehen, gewärtig des strengen Befehls des großen Machthabers, dem sie Land und Standeserhöhung verdankten. Preußen wußte sich von den zum alten Reichsverbande gehörigen Staaten allein bei dem verantwortungsschweren Wagnis, den Kampf mit dem bis dahin Unbesiegten aufzunehmen. Diese Tatsache muß berücksichtigt werden, will man Wiedergeburt und Erhebung in ihrer wahren Größe erkennen. Wohl bestand ein Bund mit dem Zarenreiche, aber durfte man nach den Erfahrungen von 1806/07 des Bundesgenossen in vollem Umfange sicher sein?

Wer die Leidensjahre des tief gedemütigten Staates genau besieht, wer alle die großen, kleinen und kleinlichen, von Mißtrauen, Verachtung und Haß eingegebenen Maßnahmen Napoleons zu planmäßiger Schwächung und dauernder Niederhaltung prüft, dem erscheint Preußens Wiedergeburt und Erhebung ein Wunder riesenhafter Kraftentfaltung, aber auch das psychologisch notwendig gewordene Ergebnis einer ernsten, inneren Sammlung, zu der sich ein schwer heimgesuchtes Volk zurückgezogen hatte. „Schmerzen sind Freunde, Gutes raten sie.“ Diesen Ausspruch Goethes mußte das preußische Volk in seiner Wahrheit erkennen und in seiner tröstenden Wirkung empfinden. Preußens Wiedergeburt, Erhebung und Erfolge sind Gaben Gottes an ein Volk, das den Glauben an seine Hilfe noch nicht verloren oder wiedergefunden hat. „Es ist schon ein wunderbares Ding um die Wiedergeburt eines Menschen, aber die Wiedergeburt einer ganzen Nation, das ist so gewaltig, daß es wert ist, im Herzen behalten und nicht vergessen zu werden. Das war auch nicht der Menschen Tat, das war Gottes Tat.“ So betrachtet Kaiser Wilhelm die Freiheitskriege in seiner am 9. Februar ds. Js. an die Berliner Studentenschaft gehaltenen Ansprache, in welcher der Monarch eine wahrhaft christliche Geschichtsphilosophie vorträgt, die in den Geschichtstatsachen die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes erkennt. Preußens Erhebung und Siege sind aber auch Triumphe der bald früh, bald spät, aber stets ausgleichenden Gerechtigkeit. Sie war es, die den geknechteten Staat allen voran zum Vollstrecker der furchtbaren Strafe an dem verblendeten Egoisten erkor, der sich seinen späteren Richter zum wehrlosen Opfer seiner Machtgier erwählt hatte.

Fast jeder Tag des Frühjahrs 1813 ist ein Gedenktag, an welchem irgend ein bedeutsamer Schritt zum großen Ziele unternommen wurde. Der entsetzliche Untergang der „Großen Armee“, die erbarmungswürdigen Trümmer von Truppenteilen, welche die Hilfe des verbündeten Preußen auf ihrem Leidenswege zur Heimat genossen, mußten für beobachtende Augen die Zeichen der Stunde sein, daß des großen Kaisers Stern seine niedersteigende Bahn begonnen. In kühner Entschlossenheit, die Gunst der Lage benützend, unterzeichnete General York von Wartenburg, der glühende Patriot und kalte Rechner, am 30. Dezember 1812 zu Tauroggen die folgenschwere Konvention mit dem russischen General Diebitsch. Sie versetzte den König in eine sehr gefährliche Lage, konnte alle Hoffnungen der Patrioten, alle Berechnungen und Pläne der Diplomaten und Generale vereiteln, wenn der Machthaber Verdacht schöpfte. Friedrich Wilhelms III. Verdienst wird es bleiben, daß er klug und stark genug war, der stets vernehmbarer werdenden Ungeduld des Volkes sich zu widersetzen, und auch jetzt im Verein mit seinen Ratgebern geschickt französische Bedenken und Befürchtungen zerstreute. Am 22. Januar siedelte der König zum Jubel des Volkes nach Breslau über, angeblich „um in Schlesien eine neue Armee als Kontingent“ für Napoleon zu bilden, in Wahrheit um von der schlesischen Hauptstadt aus, weniger beobachtet von den rings lauernden Spähern, die letzten Vorbereitungen zum Losschlagen zu treffen, denn der König war seit Dezember im Einvernehmen mit seinen Beratern fest entschlossen „zu schlagen und zu vernichten“. Die Tage bis zu der im Frühjahr geplanten Eröffnung der Feindseligkeiten wurden eifrig ausgenützt. Diplomatische und militärische Arbeit gingen ergänzend nebeneinander her. Oesterreich wurde in ehrlicher Absicht die Hand zum Bund geboten, zunächst ohne Erfolg, die Konvention von Tauroggen sollte zu einem Bündnis mit Rußland erweitert werden. Erst am 28. Februar erfolgte der Abschluß dieser Allianz zu Kalisch. Alle diese diplomatischen Verhandlungen mußten so geführt werden, daß Frankreich keinen Verdacht schöpfen konnte, sondern möglicherweise im Glauben an Preußens Zuverlässigkeit bestärkt werde. Selten noch war der Staatskunst eines kleinen Landes eine verantwortungsschwerere Aufgabe gestellt, eine Aufgabe, von deren Lösung für Preußen die Existenz, für Europa die Vernichtung einer unerträglichen und, nach dem Geiste der Zeit auch unnatürlich gewordenen Hegemonie abhing. Unterstützt von einem unerhörten Opfersinn aller Schichten der durch schwere Kontributionen verarmten Bevölkerung, wurde die militärische Schlagfertigkeit ausgebaut. Scharnhorsts Tätigkeit und Werk erfuhr in den ersten Februartagen auf dem ostpreußischen, von dem edeln, seines Vaterlandes nicht vergessenden Stein einberufenen Generallandtage eine überaus wertvolle Ergänzung durch die Organisation der Landwehr. Kurz zuvor hatte der König einen Aufruf erlassen zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Die Beispiele freudiger Hingabe ideeller und materieller Güter sind zu bekannt, als daß sie in diesem kurzen Gedenkworte aufgeführt werden müßten. Sie bekunden in ergreifender Sprache die Kraft eines Volkes, das den Glauben an den Lenker der Geschicke und das Vertrauen in sich selbst noch nicht verloren hat, das Freiheit und Ehre um allen Preis sich wieder erkämpfen will. Es war ein geschichtliches Ereignis erster Ordnung, ein Festtag für das preußische Volk, als sein König am 17. März den ewig denkwürdigen Aufruf „An mein Volk“ und „An mein Kriegsheer“ erließ, beide Kundgebungen gleich kraftvoll und in ihrer knappen Sprache imponierend. Eine Sturmflut der Begeisterung durchbrauste das erwachende Land. Seine Dichter, zahlreich und groß wie nie beim Freiheitserwachen eines Volkes, vereinigten ihre Lieder zu einer mächtigen Symphonie. Am 16. März war die Kriegserklärung an Frankreich überreicht worden. Preußen und Rußland, dessen Heer nur sehr langsam vorrückte, standen im ersten Abschnitt des

Krieges allein. Oesterreich schloß sich wider Erwarten nicht an. Auch England blieb zurück. Der Gewaltige aber, dessen Vernichtung galt, bewies wieder seine erstaunliche Tatkraft, die in kürzester Frist eine Armee von mehr als 400000 Mann ins Leben rief. York und der alte Blücher pflückten die ersten Lorbeeren in diesem Kampfe, indem sie am 5. April den Vizekönig Eugen, der gegen Berlin vorrückte, bei Möckern kräftig aufs Haupt schlugen. Dann trat in den Operationen Stillstand ein, bis Napoleon erschien. In Mainz hielt er am 23. April eine Heerschau ab, am 29. April übernahm er in Weimar den Befehl über sein Heer mit den Worten: „Je ferai cette campagne comme le général Bonaparte et non pas en Empereur.“ Am 2. Mai erfolgte der erste Zusammenstoß mit den Verbündeten bei Groß- und Kleingörschen. Der Vorteil war zu Anfang entschieden auf seiten der ungestüm fechtenden Preußen unter Blücher. Durch geschicktes Manöver brachte der große Feldherr seinen Bedrängten Hilfe. Napoleon ward der Sieger. Wie Frost fiel die Nachricht auf die Hoffnungen der Patrioten. Alle Opfer schienen umsonst. Aber auch Napoleon war nicht froh gestimmt: Der Sieg trug ihm keine Trophäen ein, der Gegner schien dem Scharfblickenden ein anderer geworden. Der Preußen schwerstes Opfer war der Verlust Scharnhorsts, der, sich keine Ruhe gönnend, von der schweren Wunde noch nicht geheilt, nach Prag eilte, um seinem Vaterlande Oesterreichs Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Hier starb der treue Mann am 28. Juni. Sachsen hatte sich, bestimmt durch den Sieg Napoleons bei Großgörschen, dem Kaiser angeschlossen. Am 20. und 21. Mai wagten die Verbündeten, in der Hoffnung auf baldigen Anschluß Oesterreichs, einen zweiten Waffengang. Bei Bautzen wurden aber die Tapferen abermals zum Rückzug gezwungen. Völlige Verzagtheit wollte sich der bitter Enttäuschten bemächtigen. Da bot Napoleon unerwartet einen Waffenstillstand an, der am 4. Juni auf sechs Wochen abgeschlossen wurde. Die Ungeduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Aber der allezeit ruhige König tröstete seine Nation über diese beklagte Wartezeit mit der zutreffenden Bemerkung, sie sei notwendig, „damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne“. Was war vorgegangen, was wollte der Eroberer mit dem Stillstande? War es ein Nachlassen seiner Energie? Entdeckte er einen Fehler in seinem Kalkul? Eines ist gewiß, der Kaiser hatte seine gewohnte Sicherheit verloren angesichts der neuen Lage und der Gegner, die er nicht mehr wiedererkannte. Der Waffenstillstand kam den Verbündeten zugute, nicht Napoleon. Es ist, als ob die Nemesis, die rächende Göttin, noch einmal einhalten wollte, bevor sie zum vernichtenden Schlage ausholte, als ob sie ihre Werkzeuge stärken wollte, bevor sie dieselben aufrief zum Vollzuge des weltgeschichtlichen Strafgerichtes.

Zerfallenes Kloster.

(Abtei Limburg bei Dürkheim.)

Der alte Efeu rankt sich schwermutsbang
Im Abendschein um die zerfall'nen Mauern.
Noch einer Drossel später Nachtgesang —
Dann wird es still, und um mich webt das Trauern.

Wo seid ihr, Träger gottgeweihten Ruhms,
Ihr stillen Mönche? ... Oed und leer die Säle!
Verlöscht die Kerzen eures Heiligtums,
Verrauscht der Klang der mächt'gen Festchoräle.

In eure Zellen, Nacht um Nacht gebeugt
Sasst ihr, versenkt in alte Folianten.
Durch Schloss und Hütte gingt ihr, Tränen feucht
Aus Augen trocknend, die in Schmerzen brannten.

Für Krankheit, Seuche, Not und Hungersglüh'n
An euren Pforten ward der Trost gefunden.
Der Gottesliebe Lilien trugt ihr hin
Durch ein Geschlecht der Waffen und der Wunden.

Nun gingt ihr hin. Die neue, rauhe Zeit
Vergass euch längst. Ihr schwandet mild und ferne.
Doch über euer Grab, verwaist, entweiht,
Zieh'n auf zur Totenwacht des Himmels Sterne.

Dr. Lorenz Krapp.

Ein Komitee „Konfessionslos“.

Von P. Maurus M. Niehues O. P., Düsseldorf.

Der Liberalismus geht seinen Weg — den Weg zu immer größerer Freiheit und Selbständigkeit des Individuums in seinen Beziehungen zu Religion, Staat und Gesellschaft. Seine Vertreter sind im gegenwärtigen Augenblick an der Stelle angelangt, wo der Weg eine enorme Biegung nach links macht; aber sie selbst scheinen die Drehung nicht bemerkt zu haben, und noch weniger, daß der Fußsteig abwärts führt, einem verderblichen Abgrund entgegen.

Gilt das schon vom politischen und volkswirtschaftlichen Liberalismus, so fällt der verfehlte und verhängnisvolle Kurs auf dem religiösen Gebiet noch ganz anders in die Augen.

Von jeher war der Liberalismus in seinem Streben nach Einschränkung jeder die persönliche Freiheit beengenden Autorität mehr oder weniger ein Gegner der Kirche, die sich ja als die gottgesetzte Hüterin des Glaubensschatzes und als vollkommen selbständige Gesellschaft neben dem Staate betrachtet. Darum haben die Vertreter liberaler Geistesrichtung es auch immer als ihre Hauptaufgabe angesehen, die Kirche in ihrer Wirksamkeit zu behindern und vor allem Jugend und Familie ihrem Einfluß zu entziehen durch die Zivilehe, die konfessionslose Staatsschule, Aufhebung aller Privilegien des Klerus usw. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Liberalismus auf diesem Wege gar manchen allmählich seiner Kirche entfremdet und zu sich hinübergezogen hat. Jedoch blieben die Versuche, den gläubigen Teil direkt zum Aufruhr gegen die Kirche zu ermuntern und auf diese Weise das christliche Volk ihr einfach abwendig zu machen, immerhin nach Ort und Zeit vereinzelt. Heute ist es bei uns in diesem Punkte gänzlich anders geworden.

Man begnügt sich nicht mehr mit vereinzelten Vorstößen gegen die Kirche, sondern sucht den Austritt aus derselben zu organisieren und ihn zu einem Massenaustritt zu gestalten. Das ist wenigstens ein Hauptziel des am 8. Februar 1911 konstituierten Komitees „Konfessionslos“, wie sein Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt in Schmargendorf bei Berlin noch im Oktoberheft des „Dissident“ offen gesteht: „Hundert Jahre sind vergangen, seitdem sich Deutschland von der politischen Fremdherrschaft Napoleons befreite. Wir können kein würdigeres Jubiläum jener drangvollen und gewaltigen Tage begehen, als indem wir uns jetzt auch von der tausendjährigen geistigen Fremdherrschaft der Kirche befreien.“

Näheres und authentisches über Zweck, Organisation, Tätigkeit und Erfolge des Komitees erfahren wir aus dem „Demokrat, Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur“, seit dem 1. September 1911 mit dem umgeänderten Titel: „Der Weg, freiheitliche Zeitschrift für Politik und Kultur“, herausgegeben von Dr. med. Georg Zepler-Charlottenburg. In dieser Zeitschrift werden seit dem 11. Februar 1911 regelmäßig Mitteilungen des Komitees „Konfessionslos“ durch dessen Schriftführer veröffentlicht.

Ihnen zufolge besteht das Komitee aus einem Arbeitsausschuß von etwa 10 Personen, von denen ein Mitglied den Vorsitz übernimmt. Zuerst hat Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz diese Stelle bekleidet, während gegenwärtig, seit dem 12. Juni 1912, Prof. Arthur Drews dieselbe innehat.

Der nächste Zweck des Komitees ist, überhaupt einmal hinzuweisen auf die Möglichkeit eines Austrittes aus der Kirche, und dann durch eine intensive Propaganda für die Austrittsbewegung alle diejenigen, die mit den Dogmen der Kirche bereits innerlich zerfallen sind, allmählich an diesen Gedanken zu gewöhnen. — Dabei versucht das Komitee zugleich alle Dissidenten und Konfessionslosen fest zusammenzuschließen und ihnen die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Anhängern der christlichen oder jüdischen Religion zu verschaffen.

Als Beweggrund für sein Vorgehen gibt das Komitee die „Kulturpolitik“ aus, für die der Priester und Diener der Kirche kein Verständnis habe. Ihre Interessen gelten ausschließlich der Kirche, die aber die größte Feindin der Menschheit und jedes wahren Fortschritts ist. Darum muß die Kirche ausgerottet werden; und das geschieht am besten durch Hinterziehung der Steuern, weil sie wie jeder andere Verein eigentlich vom Gelde lebt. Wie halt- und bodenlos in solchen Kreisen die Auffassungen von Kirche und Christentum sind, zeigen Aeußerungen, in denen das Christentum als eine Zerfallsreligion, eine Kreuzung aus Babylonien, Aegypten und Indien bezeichnet wird, aus der Rom ein Geschäft machte, während das Resultat für den einzelnen nur Verwüstung des Charakters und Gemütes

wird, muß abgewartet werden. Besondere Hoffnungen wird man nicht haben. Die Reichstagsdebatte vom 19. Februar zeigte eine gegen früher ganz veränderte Stimmung. Selbst bei den Nationalliberalen fehlte das freudige Bekenntnis zum „Kulturkampfe", es herrschte im Gegenteil eine Stimmung der Verlegenheit und der Beschämung über das Gesetz. Noch bezeichnender aber ist, daß kein Redner der jesuitenfeindlichen Parteien von der Rechtsfrage gesprochen hat, weder die Konservativen noch die Liberalen haben diese Frage berührt. Was sie betonten, war einfach die Berufung: sie könnten nicht nachgeben aus Rücksicht auf das Empfinden des protestantischen Volkes. Das ist, zumal in konservativem Munde, ein beschämendes Armutszeugnis, ein trauriger Verzicht auf die Frage des Rechts.

Das Jesuitengesetz ist zum Friedensstörer geworden, weil es das Zusammengehen der beiden großen Konfessionen im Sinne einer wirklichen konservativen Politik verhindert. Aber man hat sich festgerannt und vom Evangelischen Bunde hineinhetzen lassen und hat jetzt die aufgehetzten protestantischen Massen vor sich. An den Konservativen rächt es sich jetzt, daß sie nicht stark und weitsichtig genug waren, ihre protestantischen Vorurteile aus höheren politischen Gründen abzulegen und eine großzügige Konfessionspolitik zu führen und zu verlangen. Seit Jahrzehnten haben sie sich vom Lutherzorn ihrer Pastorenschaft ins Schlepptau nehmen lassen, und diese Vergangenheit ist jetzt das größte Hindernis der Umkehr. Was die Regierungs- und Staatsmänner betrifft, die im Bundesrat maßgebend sind, so fehlt immer noch der starke Mann, der angesichts der dringenden Bedürfnisse der Zeit den Mut hat, gegen den Lindwurm des konfessionellen Hasses anzureiten und vor dem Gesauche dieses Gewürms sich nicht zu fürchten

Zu Preußens Erhebung.

1813—1913.

Von Dr. Edgar Fleig.

Ich werde das Schwingen und Klingen und Ringen dieser „Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen jungen Lebens nie vergessen." So unvergeßlich das Erlebnis der Wiedergeburt und Erhebung Preußens dem 89jährigen Geistesschmied der Zeit, E. M. Arndt, war, so unauslöschbar haftet das Gedenken an jene Tage im Bewußtsein des preußischen Volkes, so lebhaft tritt in diesem Jahre die Erinnerung an die denkwürdige Zeit vor die große Oeffentlichkeit. Welch ein Wandel! Nicht bloß dem preußischen Volke drängt sich das Gedächtnis auf, sondern Gesamtdeutschland nimmt Anteil an den Festen. War die deutsche Nation zum bittersten Schmerze der Besten ihrer Männer nicht einig in den entscheidenden Entschließungen der Frühjahrsmonate 1813, so ist sie heute eins im 100jährigen Gedenken an die große Zeit. Die meisten deutschen Fürsten und Männer standen noch abseits, mußten abseits stehen, gewärtig des strengen Befehls des großen Machthabers, dem sie Land und Standeserhöhung verdankten. Preußen wußte sich von den zum alten Reichsverbande gehörigen Staaten allein bei dem verantwortungsschweren Wagnis, den Kampf mit dem bis dahin Unbesiegten aufzunehmen. Diese Tatsache muß berücksichtigt werden, will man Wiedergeburt und Erhebung in ihrer wahren Größe erkennen. Wohl bestand ein Bund mit dem Zarenreiche, aber durfte man nach den Erfahrungen von 1806/07 des Bundesgenossen in vollem Umfange sicher sein?

Wer die Leidensjahre des tief gedemütigten Staates genau besieht, wer alle die großen, kleinen und kleinlichen, von Mißtrauen, Verachtung und Haß eingegebenen Maßnahmen Napoleons zu planmäßiger Schwächung und dauernder Niederhaltung prüft, dem erscheint Preußens Wiedergeburt und Erhebung ein Wunder riesenhafter Kraftentfaltung, aber auch das psychologisch notwendig gewordene Ergebnis einer ernsten, inneren Sammlung, zu der sich ein schwer heimgesuchtes Volk zurückgezogen hatte. „Schmerzen sind Freunde, Gutes raten sie." Diesen Ausspruch Goethes mußte das preußische Volk in seiner Wahrheit erkennen und in seiner tröstenden Wirkung empfinden. Preußens Wiedergeburt, Erhebung und Erfolge sind Gaben Gottes an ein Volk, das den Glauben an seine Hilfe noch nicht verloren oder wiedergefunden hat. „Es ist schon ein wunderbares Ding um die Wiedergeburt eines Menschen, aber die Wiedergeburt einer ganzen Nation, das ist so gewaltig, daß es wert ist, im Herzen behalten und nicht vergessen zu werden. Das war auch nicht der Menschen Tat, das war Gottes Tat." So betrachtet Kaiser Wilhelm die Freiheitskriege in seiner am 9. Februar ds. Js. an die Berliner Studentenschaft gehaltenen Ansprache, in welcher der Monarch eine wahrhaft christliche Geschichtsphilosophie vorträgt, die in den Geschichtstatsachen die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes erkennt. Preußens Erhebung und Siege sind aber auch Triumphe der bald früh, bald spät, aber stets ausgleichenden Gerechtigkeit. Sie war es, die den geknechteten Staat allen voran zum Vollstrecker der furchtbaren Strafe an dem verblendeten Egoisten erkor, der sich seinen späteren Richter zum wehrlosen Opfer seiner Machtgier erwählt hatte.

Fast jeder Tag des Frühjahrs 1813 ist ein Gedenktag, an welchem irgend ein bedeutsamer Schritt zum großen Ziele unternommen wurde. Der entsetzliche Untergang der „Großen Armee", die erbarmungswürdigen Trümmer von Truppenteilen, welche die Hilfe des verbündeten Preußen auf ihrem Leidenswege zur Heimat genossen, mußten für beobachtende Augen die Zeichen der Stunde sein, daß des großen Kaisers Stern seine niedersteigende Bahn begonnen. In kühner Entschlossenheit, die Gunst der Lage benützend, unterzeichnete General York von Wartenburg, der glühende Patriot und kalte Rechner, am 30. Dezember 1812 zu Tauroggen die folgenschwere Konvention mit dem russischen General Diebitsch. Sie versetzte den König in eine sehr gefährliche Lage, konnte alle Hoffnungen der Patrioten, alle Berechnungen und Pläne der Diplomaten und Generale vereiteln, wenn der Machthaber Verdacht schöpfte. Friedrich Wilhelms III. Verdienst wird es bleiben, daß er klug und stark genug war, der stets vernehmbarer werdenden Ungeduld des Volkes sich zu widersetzen, und auch jetzt im Verein mit seinen Ratgebern geschickt französische Bedenken und Befürchtungen zerstreute. Am 22. Januar siedelte der König zum Jubel des Volkes nach Breslau über, angeblich „um in Schlesien eine neue Armee als Kontingent" für Napoleon zu bilden, in Wahrheit um von der schlesischen Hauptstadt aus, weniger beobachtet von den rings lauernden Spähern, die letzten Vorbereitungen zum Losschlagen zu treffen, denn der König war seit Dezember im Einvernehmen mit seinen Beratern fest entschlossen „zu schlagen und zu vernichten". Die Tage bis zu der im Frühjahr geplanten Eröffnung der Feindseligkeiten wurden eifrig ausgenützt. Diplomatische und militärische Arbeit gingen ergänzend nebeneinander her. Oesterreich wurde in ehrlicher Absicht die Hand zum Bund geboten, zunächst ohne Erfolg, die Konvention von Tauroggen sollte zu einem Bündnis mit Rußland erweitert werden. Erst am 28. Februar erfolgte der Abschluß dieser Allianz zu Kalisch. Alle diese diplomatischen Verhandlungen mußten so geführt werden, daß Frankreich keinen Verdacht schöpfen konnte, sondern möglicherweise im Glauben an Preußens Zuverlässigkeit bestärkt werde. Selten noch war der Staatskunst eines kleinen Landes eine verantwortungsschwerere Aufgabe gestellt, eine Aufgabe, von deren Lösung für Preußen die Existenz, für Europa die Vernichtung einer unerträglichen und, nach dem Geiste der Zeit auch unnatürlich gewordenen Hegemonie abhing. Unterstützt von einem unerhörten Opfersinn aller Schichten der durch schwere Kontributionen verarmten Bevölkerung, wurde die militärische Schlagfertigkeit ausgebaut. Scharnhorsts Tätigkeit und Werk erfuhr in den ersten Februartagen auf dem ostpreußischen, von dem edeln, seines Vaterlandes nicht vergessenden Stein einberufenen Generallandtage eine überaus wertvolle Ergänzung durch die Organisation der Landwehr. Kurz zuvor hatte der König einen Aufruf erlassen zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Die Beispiele freudiger Hingabe ideeller und materieller Güter sind zu bekannt, als daß sie in diesem kurzen Gedenkworte aufgeführt werden müßten. Sie bekunden in ergreifender Sprache die Kraft eines Volkes, das den Glauben an den Lenker der Geschicke und das Vertrauen in sich selbst noch nicht verloren hat, das Freiheit und Ehre um allen Preis sich wieder erkämpfen will. Es war ein geschichtliches Ereignis erster Ordnung, ein Festtag für das preußische Volk, als sein König am 17. März den ewig denkwürdigen Aufruf „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" erließ, beide Kundgebungen gleich kraftvoll und in ihrer knappen Sprache imponierend. Eine Sturmflut der Begeisterung durchbrauste das erwachende Land. Seine Dichter, zahlreich und groß wie nie beim Freiheitserwachen eines Volkes, vereinigten ihre Lieder zu einer mächtigen Symphonie. Am 16. März war die Kriegserklärung an Frankreich überreicht worden. Preußen und Rußland, dessen Heer nur sehr langsam vorrückte, standen im ersten Abschnitt des

Krieges allein. Oesterreich schloß sich wider Erwarten nicht an. Auch England blieb zurück. Der Gewaltige aber, dessen Vernichtung galt, bewies wieder seine erstaunliche Tatkraft, die in kürzester Frist eine Armee von mehr als 400000 Mann ins Leben rief. York und der alte Blücher pflückten die ersten Lorbeeren in diesem Kampfe, indem sie am 5. April den Vizekönig Eugen, der gegen Berlin vorrückte, bei Möckern kräftig aufs Haupt schlugen. Dann trat in den Operationen Stillstand ein, bis Napoleon erschien. In Mainz hielt er am 23. April eine Heerschau ab, am 29. April übernahm er in Weimar den Befehl über sein Heer mit den Worten: „Je ferai cette campagne comme le général Bonaparte et non pas en Empereur.“ Am 2. Mai erfolgte der erste Zusammenstoß mit den Verbündeten bei Groß- und Kleingörschen. Der Vorteil war zu Anfang entschieden auf seiten der ungestüm fechtenden Preußen unter Blücher. Durch geschicktes Manöver brachte der große Feldherr seinen Bedrängten Hilfe. Napoleon ward der Sieger. Wie Frost fiel die Nachricht auf die Hoffnungen der Patrioten. Alle Opfer schienen umsonst. Aber auch Napoleon war nicht froh gestimmt: Der Sieg trug ihm keine Trophäen ein, der Gegner schien dem Scharfblickenden ein anderer geworden. Der Preußen schwerstes Opfer war der Verlust Scharnhorsts, der, sich keine Ruhe gönnend, von der schweren Wunde noch nicht geheilt, nach Prag eilte, um seinem Vaterlande Oesterreichs Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Hier starb der treue Mann am 28. Juni. Sachsen hatte sich, bestimmt durch den Sieg Napoleons bei Großgörschen, dem Kaiser angeschlossen. Am 20. und 21. Mai wagten die Verbündeten, in der Hoffnung auf baldigen Anschluß Oesterreichs, einen zweiten Waffengang. Bei Bautzen wurden aber die Tapferen abermals zum Rückzug gezwungen. Völlige Verzagtheit wollte sich der bitter Enttäuschten bemächtigen. Da bot Napoleon unerwartet einen Waffenstillstand an, der am 4. Juni auf sechs Wochen abgeschlossen wurde. Die Ungeduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Aber der allezeit ruhige König tröstete seine Nation über diese beklagte Wartezeit mit der zutreffenden Bemerkung, sie sei notwendig, „damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne“. Was war vorgegangen, was wollte der Eroberer mit dem Stillstande? War es ein Nachlassen seiner Energie? Entdeckte er einen Fehler in seinem Kalkul? Eines ist gewiß, der Kaiser hatte seine gewohnte Sicherheit verloren angesichts der neuen Lage und der Gegner, die er nicht mehr wiedererkannte. Der Waffenstillstand kam den Verbündeten zugute, nicht Napoleon. Es ist, als ob die Nemesis, die rächende Göttin, noch einmal einhalten wollte, bevor sie zum vernichtenden Schlage ausholte, als ob sie ihre Werkzeuge stärken wollte, bevor sie dieselben aufrief zum Vollzuge des weltgeschichtlichen Strafgerichtes.

Zerfallenes Kloster.

(Abtei Limburg bei Dürkheim.)

Der alte Efeu rankt sich schwermutsbang
Im Abendschein um die zerfall'nen Mauern.
Noch einer Drossel später Nachtgesang —
Dann wird es still, und um mich webt das Trauern.

Wo seid ihr, Träger gottgeweihten Ruhms,
Ihr stillen Mönche? . . . Oed und leer die Säle!
Verlöscht die Kerzen eures Heiligtums,
Verrauscht der Klang der mächt'gen Festchoräle.

In euren Zellen, Nacht um Nacht gebeugt
Sasst ihr, versenkt in alte Folianten.
Durch Schloss und Hütte gingt ihr, Tränen feucht
Aus Augen trocknend, die in Schmerzen brannten.

Für Krankheit, Seuche, Not und Hungersglüh'n
An euren Pforten ward der Trost gefunden.
Der Gottesliebe Lilien trugt ihr hin
Durch ein Geschlecht der Waffen und der Wunden.

Nun gingt ihr hin. Die neue, rauhe Zeit
Vergass euch längst. Ihr schwandet mild und ferne.
Doch über euer Grab, verwaist, entweiht,
Zieh'n auf zur Totenwacht des Himmels Sterne.

Dr. Lorenz Krapp.

Ein Komitee „Konfessionslos“.

Von P. Maurus M. Niehues O. P., Düsseldorf.

Der Liberalismus geht seinen Weg — den Weg zu immer größerer Freiheit und Selbständigkeit des Individuums in seinen Beziehungen zu Religion, Staat und Gesellschaft. Seine Vertreter sind im gegenwärtigen Augenblick an der Stelle angelangt, wo der Weg eine enorme Biegung nach links macht; aber sie selbst scheinen die Drehung nicht bemerkt zu haben, und noch weniger, daß der Fußsteig abwärts führt, einem verderblichen Abgrund entgegen.

Gilt das schon vom politischen und volkswirtschaftlichen Liberalismus, so fällt der verfehlte und verhängnisvolle Kurs auf dem religiösen Gebiet noch ganz anders in die Augen.

Von jeher war der Liberalismus in seinem Streben nach Einschränkung jeder die persönliche Freiheit beengenden Autorität mehr oder weniger ein Gegner der Kirche, die sich ja als die gottgesetzte Hüterin des Glaubensschatzes und als vollkommen selbständige Gesellschaft neben dem Staate betrachtet. Darum haben die Vertreter liberaler Geistesrichtung es auch immer als ihre Hauptaufgabe angesehen, die Kirche in ihrer Wirksamkeit zu behindern und vor allem Jugend und Familie ihrem Einfluß zu entziehen durch die Zivilehe, die konfessionslose Staatsschule, Aufhebung aller Privilegien des Klerus usw. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Liberalismus auf diesem Wege gar manchen allmählich seiner Kirche entfremdet und zu sich hinübergezogen hat. Jedoch blieben die Versuche, den gläubigen Teil direkt zum Aufruhr gegen die Kirche zu ermuntern und auf diese Weise das christliche Volk ihr einfach abwendig zu machen, immerhin nach Ort und Zeit vereinzelt. Heute ist es bei uns in diesem Punkte gänzlich anders geworden.

Man begnügt sich nicht mehr mit vereinzelten Vorstößen gegen die Kirche, sondern sucht den Austritt aus derselben zu organisieren und ihn zu einem Massenaustritt zu gestalten. Das ist wenigstens ein Hauptziel des am 8. Februar 1911 konstituierten Komitees „Konfessionslos“, wie sein Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt in Schmargendorf bei Berlin noch im Oktoberheft des „Dissident“ offen gesteht: „Hundert Jahre sind vergangen, seitdem sich Deutschland von der politischen Fremdherrschaft Napoleons befreite. Wir können kein würdigeres Jubiläum jener drangvollen und gewaltigen Tage begehen, als indem wir uns jetzt auch von der tausendjährigen geistigen Fremdherrschaft der Kirche befreien.“

Näheres und authentisches über Zweck, Organisation, Tätigkeit und Erfolge des Komitees erfahren wir aus dem „Demokrat, Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur“, seit dem 1. September 1911 mit dem umgeänderten Titel: „Der Weg, freiheitliche Zeitschrift für Politik und Kultur“, herausgegeben von Dr. med. Georg Zepler-Charlottenburg. In dieser Zeitschrift werden seit dem 11. Februar 1911 regelmäßig Mitteilungen des Komitees „Konfessionslos“ durch dessen Schriftführer veröffentlicht.

Ihnen zufolge besteht das Komitee aus einem Arbeitsausschuß von etwa 10 Personen, von denen ein Mitglied den Vorsitz übernimmt. Zuerst hat Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz diese Stelle bekleidet, während gegenwärtig, seit dem 12. Juni 1912, Prof. Arthur Drews dieselbe innehat.

Der nächste Zweck des Komitees ist, überhaupt einmal hinzuweisen auf die Möglichkeit eines Austrittes aus der Kirche, und dann durch eine intensive Propaganda für die Austrittsbewegung alle diejenigen, die mit den Dogmen der Kirche bereits innerlich zerfallen sind, allmählich an diesen Gedanken zu gewöhnen. — Dabei versucht das Komitee zugleich alle Dissidenten und Konfessionslosen fest zusammenzuschließen und ihnen die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Anhängern der christlichen oder jüdischen Religion zu verschaffen.

Als Beweggrund für sein Vorgehen gibt das Komitee die „Kulturpolitik“ aus, für die der Priester und Diener der Kirche kein Verständnis habe. Ihre Interessen gelten ausschließlich der Kirche, die aber die größte Feindin der Menschheit und jedes wahren Fortschritts ist. Darum muß die Kirche ausgerottet werden; und das geschieht am besten durch Hinterziehung der Steuern, weil sie wie jeder andere Verein eigentlich vom Gelde lebt. Wie halt- und bodenlos in solchen Kreisen die Auffassungen von Kirche und Christentum sind, zeigen Aeußerungen, in denen das Christentum als eine Zerfallsreligion, eine Kreuzung aus Babylonien, Aegypten und Indien bezeichnet wird, aus der Rom ein Geschäft machte, während das Resultat für den einzelnen nur Verwüstung des Charakters und Gemütes

ist. Der Gott der Christenheit ist ihnen nur der „aus dem Orient importierte Gott der Sklaveninstinkte“.

Hand in Hand mit der Zentrale arbeiten zahlreiche **Vertrauensmänner**, die beinahe schon in allen größeren Städten Deutschlands vertreten sind. Sie sind in ihrer Tätigkeit an keine Regel gebunden; es bleibt dem persönlichen Geschick der Klugheit und Tatkraft, sowie der Kenntnis lokaler Verhältnisse des einzelnen überlassen, das gesteckte Ziel zu erreichen. Wo immer ganze Ortschaften etwa infolge eines Kirchenbaues mit dem Pfarrer entzweit, oder einzelne innerlich mit der Kirche zerfallen sind, ihr aber äußerlich noch angehören, da ist auch bald ein Vertrauensmann zur Stelle, um dem förmlichen Austritt aus der Kirche das Wort zu reden und denselben womöglich auch ungesäumt in die Wege zu leiten.

Aber auch andere Dinge, der Staatszuschuß zu den Kirchen, der Mangel an Geld für Kulturaufgaben in den Städten, selbst der unvermeidliche „feiste Pfaff“, schlechte Wege, Säuglingssterblichkeit, Lehrermangel im Osten, Ersparnisse an Kirchensteuern, die überreiche Versorgung der protestantischen Pfarrerswitwen gegenüber anderen Erwerbsständen müssen als Agitationsmaterial herhalten.

Damit aber dem einzelnen der immerhin ungewohnte Schritt nicht allzuschwer falle, führt jeder Vertrauensmann besondere Listen, in die sich Personen einzeichnen und sich zum Kirchenaustritt unter der Bedingung verpflichten, daß eine Anzahl anderer Personen zu gleicher Zeit austritt. Um im gegebenen Augenblick ein Zurückweichen von der eingegangenen Verpflichtung zu verhüten, empfiehlt das Komitee neuerdings, die einzelnen auch noch durch Handschlag und Unterschrift zum Austritt an dem bestimmten Tage zu verpflichten.

Auf diese Weise hofft man durch Massenaustritte die ganze Bewegung demonstrativer zu gestalten und träumt bereits von einer zweiten Reformation, die voraussichtlich zu einer gründlichen Regeneration von allem Glaubensspuk führen würde.

Tatsächlich finden sich in den Listen Namen aus allen Ständen: Hochschullehrer, Oberlehrer, Gerichts- und Postbeamte, Aerzte, Diplomingenieure, etatsmäßig angestellte Kommunalbeamte und Künstler von Ruf. Vor allem waren die jüngsten Ereignisse in der protestantischen Kirche, der Fall Jatho und Traub, eine höchst wirksame Empfehlung der ganzen Angelegenheit, so daß das Komitee sich veranlaßt fühlte, dem Oberkirchenrat für die mit Geld nicht zu bezahlende Hilfe in der Austrittspropaganda verbindlichst zu danken.

Die erste Stichprobe eines Massenaustritts wurde am 31. Oktober zu Berlin in Szene gesetzt, nachdem einige Tage zuvor Gustav Tschirn in einer großen Versammlung dafür agitiert hatte. Berliner Blätter wußten in jenen Tagen zu melden, daß am genannten Tage gegen 800 Austrittserklärungen auf die Tische der Amtsgerichte geflogen seien, so daß zwei derselben bereits erklärt hätten, die Kanzlei könne mit dem unheimlichen Andrange der Eingänge nicht Schritt halten. Auch der liberale Pfarrer Alfred Fischer hat bereits die Forderung erhoben, die Abteilungen für Kirchenaustritte an den Amtsgerichten um des Andranges willen zu erweitern.

Wie in Berlin wird in ganz Deutschland diese unheilvolle Bewegung auf alle Weise gefördert: durch Flugschriften, Plakate an den Anschlagsäulen, öffentliche Versammlungen und selbst durch Kirchenaustrittsmarken, die zum Preise von 3 Pfg. in zwei Ausführungen zu haben sind, von denen eine die gähnende Leere einer Kirche, die andere das Porträt Friedrichs des Großen zeigt. Die Hauptrolle in der Agitation bilden aber die Vertrauensmänner, die Mitte März bereits in 47 Städten des Reiches festen Fuß gefaßt hatten. Einen mächtigen Bundesgenossen erhält das Komitee im Kampfe gegen die Kirche noch am heutigen Monisten- und Freidenkerbund. Durch den am 11. September 1911 in Hamburg tagenden internationalen Monistenkongreß wurde die Bildung des Komitees aufs lebhafteste begrüßt, das seitdem sich auch finanzieller Unterstützung von dieser Seite her erfreut. Die gleiche Sympathiekundgebung wurde ihm zuteil durch den Freidenkerbund auf seiner Würzburger Tagung vom 30. Mai bis 2. Juni 1912 und durch den 16. Internationalen Kongreß der Freidenker am 1. September in München.

Der ganzen Situation entspricht es nur zu sehr, wenn zwei der angesehensten Monisten, Exzellenz Ernst Haeckel und Geheimrat Wilhelm Ostwald, zugleich mit dem Präsidenten des Deutschen Freidenkerbundes, Gustav Tschirn, und Dr. Bruno Wille, dem Redakteur des Bundesorgans „Der Freidenker“ das hohe Protektorat über das Komitee übernommen haben.

Angesichts einer solchen allseitigen Förderung und Unterstützung[1]) der Austrittsbewegung kann uns der jüngste Bericht des Sekretariates nicht allzusehr überraschen, der die Zahl der schon vollzogenen oder doch angemeldeten Uebertritte auf etwa 10000 einschätzt.

Der zweite und dritte Massenaustritt am 6. Februar[2]) (Haeckels Geburtstag) und 15. Mai 1913 werden neues Licht auf die ganze Bewegung werfen. Das dürfte jetzt schon feststehen, daß jene Kirche am meisten dabei verliert, die dem Liberalismus am nächsten steht, aus dem ja das Komitee „Konfessionslos“ hervorgegangen ist.

Die Urchristen über die Feuerbestattung.

Von einem Berliner Protestanten.

Durch den neuesten Fastenhirtenbrief der bayerischen Bischöfe wird die Frage der Feuerbestattung wieder aktuell. Aber auch für uns Protestanten ist sie von eminenter Bedeutung, und es dürfte daher wohl nicht ohne Interesse sein, einmal nachzuforschen, wie denn die Christen der ersten Jahrhunderte über diesen Punkt gedacht haben. Ich möchte da besonders auf einen altchristlichen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts hinweisen, nämlich den römischen Rechtsanwalt M. Minucius Felix, der sich vom Heidentum zum Christentum bekehrt hatte. Dieser mit allen rednerischen Vorzügen ausgezeichnete Mann verfaßte um das Jahr 180 (vergl. Ebert Allgemeine Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters) einen Dialog „Octavius“ zur Verteidigung seiner Glaubensgenossen, in dem unter anderem auch die Feuerbestattung besonders behandelt wird. Wir lesen da unter den Vorwürfen, die der Heide Caecilius den Christen macht, auch folgenden: „... execrantur rogos et damnant ignium sepulturas...“ „sie (nämlich die Christen) verwünschen die Scheiterhaufen und verurteilen die Feuerbestattungen“ (M. Minucii Felicis Octavius ed. J. P. Waltzing XI, 4). Hier wird also ganz offenbar die Feuerbestattung als etwas spezifisch Heidnisches und im Widerspruch mit dem Christentum Stehendes verdammt, und das wohlgemerkt schon zu Lebzeiten der Apostelschüler, sodaß wir unzweifelhaft erkennen können, daß diese Bestattungsweise mit dem Christentum als solchem unvereinbar ist. Und da wagen es noch „Christen“ unserer Tage, von hygienischen Vorzügen, Beseitigung der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens u. a. zu reden, wo doch zudem die medizinische Wissenschaft mit Evidenz erwiesen hat, daß derartige Befürchtungen jeder Grundlage entbehren. Nein, diese Leute sind in Wirklichkeit vielmehr bestrebt, auch in diesem Punkte dem Christentum auf alle erdenkliche Weise zu schaden. Hier wäre es Pflicht der Regierungen, energisch einzuschreiten, ohne doch den Boden der Gesetzmäßigkeit zu verlassen. Anstatt dessen aber läßt man ruhig Krematorium auf Krematorium erstehen, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Ja noch mehr: Es kommt immer häufiger vor, daß protestantische Geistliche solchen Pseudochristen den kirchlichen Beistand gewähren! „Sind wir noch Christen?“ In diesem Punkte wenigstens können uns die Katholiken zum Vorbild dienen, die hier das Christentum auf das allerschärfste verteidigen.

Im übrigen finden sich gerade bei Minucius Felix sehr viele katholische Anschauungen (um 180!), die einen Protestanten stutzig machen können, so besonders über das Fasten: „ieiunia sollemnia“ (Octavius VIII, 4) u. a. mehr. Ich möchte daher einem nicht ganz feststehenden Protestanten kaum zur Lektüre dieses Schriftstellers raten, es sei denn, daß er wirklich dem echt protestantischen Prinzip der freien Forschung huldigt, das ihm allerdings zur Pflicht macht, auch andersgläubige, speziell katholische Literatur zu berücksichtigen. Dadurch würden verhängnisvolle Mißverständnisse ausgerottet werden.

---

[1]) Dabei kommen Gemeinde- und Staatsbehörden den „Konfessionslosen“ immer mehr entgegen, selbst in dem angeblich „ultramontan“ regierten — daß Gott erbarm' — Bayern, wo die Staatsraison soeben vor der mit einer gewissen Brutalität durch ein fait accompli erzwungenen Leichenverbrennung in der Hauptstadt München stumm zurückwich, während die Kreisregierung von Schwaben, dem Beispiele Münchens und der oberbayerischen Kreisregierung folgend, nun auch für die Augsburger Volks- und Mittelschulen einen „konfessionslosen Moralunterricht“ genehmigte. Das gleiche Bestreben offenbart sich in der wiederholt betätigten engherzigen Stellungnahme gegenüber den konfessionellen Lyzeen seitens der größtenteils liberalen städtischen Vertretung im überwiegend katholischen Düsseldorf.

[2]) Das Ergebnis dieses Tages ist bis zur Stunde noch unbekannt.

Kirchliches aus den deutschen Kolonien.

Von Jos. Hartmann.

Ein frohes Schaffen entfaltet die katholische Kirche im überseeischen Neudeutschland. Zwar sind noch Strecken, so groß wie ganze Königreiche, von den Glaubensboten unbesetzt, aber immer tiefer dringen die Helden der Religion und Kultur in die dunklen Wälder hinein, immer dichter schließt sich das Netz der Stationen und Vorposten. Heute wirken auf deutschem Kolonialgrund 439 Priester[1]), die durch ein Heer von beiläufig 2000 weißen und farbigen Helfern unterstützt werden.

Ostafrika, unser ausgedehntestes und hoffnungsreichstes Schutzgebiet, war zur Zeit der deutschen Besetzung vor 30 Jahren kirchlich unter verschiedene außerdeutsche Missionssprengel aufgeteilt. Heute hat es schon 7 selbständige Missionsdiözesen. Die grüne Inselflur der deutschen Südsee zählt heute 4 apostolische Vikare und 2 Präfekten. Kaum hatte man im vergangenen Jahre die beträchtliche Vergrößerung von Kamerun erfahren, da folgte auch schon die Nachricht, daß das Land unter zwei Missionsgenossenschaften aufgeteilt werden sollte.

Im ganzen zählen unsere Kolonien nach den neuesten Statistiken rund 130000 Getaufte und 60000 Katechumenen, also zusammen 190000 Katholiken. Allen voran steht Deutsch-Ostafrika mit 56000 Getauften und etwa 36000 Katechumenen. Die schönsten Erfolge haben hier die wackeren Söhne Lavigeries, die weißen Väter, errungen. Allein in dem apostolischen Vikariat Südnjansa haben sie 28000 Christen gesammelt, darunter 13000 Taufbewerber. Noch deutlicher war Gottes Walten in der herrlichen Mission der Herz-Jesu-Missionäre von Neupommern zu erkennen. 1890 begannen die Glaubensboten inmitten einer rohen Bevölkerung ihr Werk; katholikenfeindliche Regierungsverfügungen suchten den Massenandrang der Wilden zu hemmen, umsonst, zwei Jahrzehnte später zählte das Vikariat rund 20000 Getaufte.[2]) Unter maßlosen Schwierigkeiten haben die Palottiner in Kamerun 16000 Getaufte und 8600 Katechumenen, und die Steyler Patres in dem heißen Togo etwa 18000 Neuchristen gewonnen.

Die protestantische Mission hat in den deutschen Kolonien mit der katholischen nicht gleichen Schritt gehalten. Rechnen wir alle Angaben zusammen, die Paetels Kolonialhandbuch von 1912 unter den Titeln: Protestantische Gemeindemitglieder, Kommunikanten usw. aufführt, so ergeben sich knapp 100000 Bekehrte. Dazu müssen wohl noch die Christen europäischer Abstammung hinzugezählt werden, die in den Statistiken fast überall nicht mit eingerechnet scheinen. So dürfte sich eine Gesamtsumme von 115000 bis höchstens 120000 Protestanten in den Schutzgebieten des Deutschen Reiches ergeben. Eingeborene hat die katholische Kirche etwa 185000, die protestantische etwa 95000—100000. Es muß jedoch zugestanden werden, daß die Angaben des Kolonialhandbuchs — das galt wenigstens von den Mitteilungen über die katholische Mission in früheren Jahrgängen — nicht immer auf den neuesten und zuverlässigsten Berechnungen beruhen. Trotzdem dürften die Ziffern: Katholiken 190000, Protestanten 115000, ein ziemlich richtiges Bild von dem Besitzstand der beiden Konfessionen geben.

Nur in Deutsch-Südwestafrika sind die Protestanten infolge ihrer älteren Missionsarbeit den Katholiken weit voraus; die katholische Kirche zählt in dieser Kolonie nur 4342 Bekenner, darunter noch 2435 Weiße, gegen etwa 30000 Protestanten, darunter über 10000 Weiße. In den Besitzungen Deutschlands in Ozeanien sind beide Konfessionen ungefähr gleich stark, beide zählen rund 41000 Anhänger. Stark überwiegen die Protestanten auf Samoa, das gegenwärtig als völlig bekehrt gelten kann. Hier stehen rund 32000 Protestanten etwa 8000 Katholiken gegenüber. In den anderen Gebieten ist der Vorteil auf seiten der Katholiken. Für Kiautschau fehlen bei Paetel vollständige Angaben über die protestantische Mission; einheimische Katholiken gibt es in dem chinesischen Pachtgebiet und in der neutralen Zone etwa 5000, wozu noch rund 1000 katholische Europäer einschließlich der Soldaten hinzukommen.

Wird die katholische Mission auch in Zukunft ihren Vorsprung behaupten? Wer wagt es zu sagen? Bei dem Werke der Glaubensverbreitung greifen Werte ein, die sich menschlicher Berechnung völlig entziehen. Ein Vorteil ist für die katholische Mission jedenfalls schon ihre jetzige zahlenmäßige Ueberlegenheit. Die wichtigsten katholischen Missionszentren in den deutschen Kolonien liegen sodann fast ausnahmslos in Gegenden mit dichter heidnischer Umgebung, während die bedeutendsten protestantischen Zentren Samoa und Südwestafrika schwächer mit Heiden besetzt sind.

Zwei andere Umstände aber müssen Bedenken erregen: der große Fortschritt der protestantischen Missionsschulen und das beträchtliche Ueberwiegen protestantischer Ansiedler. Man könnte vielleicht an dritter Stelle noch darauf hinweisen, daß schon jetzt das Personal der protestantischen Mission im Verhältnis zur Zahl der Bekehrten viel stärker ist als das der katholischen. Doch dürfte es schwer sein, hier einen wirklich zutreffenden Vergleich zu ziehen, da in den protestantischen Statistiken nicht wenige als Missionshelfer angeführt werden, die nach katholischer Zählweise nicht zu dem Missionspersonal rechnen. Auch über die Begriffe Schule und Schüler gehen die Ansichten auseinander; doch geben die Zahlen immerhin ein annähernd wahres Bild. Danach besitzen die Protestanten rund 1800 Schulen mit 90000 Besuchern; diesen können die Katholiken nur etwa 1400 Anstalten mit 76000 Zöglingen entgegensetzen. Nur in Togo entsprechen sich Katholiken- und Schülerzahl. In den meisten anderen Kolonien sind die Katholiken zum Teil weit zurück. In Ostafrika z. B. mit 90000 Bekennern der katholischen Religion gibt es 700 katholische Schulen mit 48000 Kindern, während die protestantische Mission, die etwa 15—16000 Gemeindemitglieder zählt, schon jetzt 600 Schulen mit rund 35000 Zöglingen unterhält. Noch schlimmer liegen die Verhältnisse in einzelnen anderen Schutzgebieten. Den Missionären ist aus dieser traurigen Lage kein Vorwurf zu machen; sie tun, was sie können. Es fehlt an Leuten und an Unterstützung von der Heimat. Später wird sich die Unterlassung schwer rächen; denn die Schule ist in der Mission von größter Bedeutung. Gewöhnlich verlassen die Kinder die Anstalten in der Religion ihrer Lehrer; in vielen Gegenden ist die Schule sogar das einzig wirksame Mittel der Glaubensverbreitung. Nur ihr ist es möglich, der Jugend eine genügende religiöse Belehrung und Erziehung zu geben. Wer die meisten Schulen hat, hat auch das geistige Uebergewicht in dem Lande; denn aus den Schulen werden die eingeborenen Beamten gewählt. Einen Vorteil hat freilich die katholische Mission vor der protestantischen. Die katholischen Schulen tragen alle deutsches Gepräge und legen besonderes Gewicht auf die deutsche Sprache; heute sind ja die katholischen Glaubensboten in den Schutzgebieten des Reiches in ganz überwiegender Zahl Deutsche. Bei Staatsanstellungen kommt den Zöglingen katholischer Anstalten dieses Bestreben ihrer Lehrer zugute. Von den 22 protestantischen Missionsgesellschaften, die in den deutschen Kolonien wirken, sind nur 11 reichsdeutsch, eine ist in der Schweiz ansässig, die anderen stammen fast alle aus England und Amerika. Danach kann man beurteilen, was sie für Verbreitung deutschen Wesens und deutscher Sprache leisten.

Noch größer als in der Schule ist der Vorsprung der Protestanten unter den Ansiedlern. Unsere drei größten Kolonien Kamerun, Südwest- und Ostafrika beherbergen gegenwärtig fast 18000 Europäer; davon sind noch keine 4000 katholisch! Der Kolonialbeamte und der Siedler können aber — das ist keine Frage — dem Glaubensboten die größten Dienste leisten. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit der Herbeiziehung zahlreicher katholischer Kolonisten und Beamten. Man denke sich doch, was die Eingeborenen von der katholischen Kirche halten müssen, wenn sie sehen, daß die Weißen fast ausnahmslos anderen Glaubens sind!

Es sei gestattet, hier auf die treffliche Schrift des um die deutschen Kolonien so hochverdienten Abgeordneten M. Erzberger: „Kolonialberufe" (Berlin, Verlag der „Germania" 1912, Preis 1 M) hinzuweisen. Auf Grund amtlichen Materials bespricht er die Aussichten für die verschiedenen Berufszweige im kolonialen Neudeutschland und kommt zu dem interessanten Ergebnis, daß die Erwerbsmöglichkeiten für strebsame und gesunde, junge Leute, zumal wenn sie über etwas Kapital verfügen, in den Schutzgebieten besser sind als in der Heimat. Es wäre eine apostolische Tat, das Werkchen unternehmungslustigen Katholiken in die Hände zu geben. Weitere Auskünfte über die deutschen Schutzgebiete gibt ein anderes ausgezeichnetes, neues Buch: „Die deutschen Kolonien" von Dr. Al. Junker (Sammlung Kösel, Bd. 50, geb. 1 M). Möchte doch das Interesse für unseren überseeischen Besitz und seine religiöse Zukunft unter den deutschen Katholiken immer mehr wachsen. Einst wird auch das koloniale Deutschland in den religiösen Fragen des Vaterlandes mitsprechen.

---

[1]) Die statistischen Angaben für die katholischen Missionen Afrikas sind den „Katholischen Missionen" 1912/13 S. 8—9 entnommen, die für China und die Südsee den letzten Veröffentlichungen der einzelnen Missionsgesellschaften. Die Angaben über die protestantische Mission stammen aus Paetels „Deutsches Kolonial-Handbuch" (Berlin 1912).

[2]) Vgl. den interessanten Artikel: „Der Werdegang einer Mission in der deutschen Südsee" (Kath. Missionen 1911/12. S. 216).

Das Kind der Nacht.

Wo die grosse Stille träumt
Ihr dunkles Lied,
Liegt ein See, von Wald umsäumt.
Das Rohr im Ried
Raunt geheimnisvolle Mär
Der Frau ins Ohr,
Die sich beugt, gedankenschwer,
Im schwarzen Flor
Ueber die leise flüsternde Flut —
Ein träumend Kind,
Wie es im Arm der Mutter ruht,
Die wacht und sinnt.

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Pioniere der Südpolarregion.

Svend Foyn und H. J. Bull. — „Antarctic." — Die Ersten auf dem antarktischen Kontinente.

Von Josef Georg Lappe, Hammerfest, Norwegen.

Wie ein Lauffeuer ging es in den ersten Tagen des März 1912 durch alle Lande, daß Roald Amundsen den Südpol erreicht. So berechtigt jene Sympathien nun auch sind, die man seit jenen Tagen Roald Amundsen und seinen wackeren Begleitern entgegengebracht, so sollte man bei allem Interesse für diese Helden doch jener Männer nicht vergessen, die als Erste ihren Fuß auf den antarktischen Kontinent setzten, die seinerzeit das Interesse für die Südpolarregion neu belebten und ohne Zweifel ein gut Teil dazu beitrugen, daß jene Versuche gemacht worden sind, die nachgerade zu einem so glänzenden Resultate führten.

Wie Amundsen und seine Begleiter, so waren auch diese Norweger. Seitdem Roß am 21. Februar 1841 am weitesten gegen Süden vorgedrungen war, ohne jedoch auf zusammenhängendes Land gestoßen zu sein, gewöhnte man sich daran, die südliche Polarwelt wie ein mit sieben Siegeln versiegeltes Buch zu betrachten. Keiner verspürte Lust zu Entdeckungsreisen in jene Regionen, bis auch hierin zu Beginn der neunziger Jahre eine Aenderung eintrat. In Australien hatte man die Ausrüstung einer Expedition in die Antarktis in Aussicht genommen. Wissenschaftliche Korporationen Australiens veranstalteten Sammlungen, deren Ergebnis die erforderliche Summe, nämlich 15 000 Pfund Sterling, waren. Man hatte sich bereits mit Nordenskiöld als dem geeignetsten Leiter der Expedition, in Verbindung gesetzt, als sonderbarerweise das Interesse an der Sache abzunehmen begann, und die Ausführung des Planes endlich ganz aufgegeben wurde. Die Kolonialregierung schien dem Unternehmen nicht das geringste Interesse entgegenzubringen.

Auf dem Kontore des Melbourner Geschäftshauses Trapp, Blair & Co. arbeitete in jener Zeit ein Mann, der reichlich Initiative und Energie besaß, H. J. Bull aus Tönsberg in Norwegen. Oft hatte man ihm davon erzählt, wie in früheren Jahren auch an Australiens Küsten der Walfischfang betrieben worden sei und sein Gedanke war, ihn wieder aufzunehmen. Tag und Nacht beschäftigten ihn diesbezügliche Pläne. Er wandte sich an alle Kaufleute Melbournes und suchte ihre Spekulationslust zu entfachen. Die Zeitungen der Stadt brachten flammende Artikel aus Bulls Feder. Man hätte keine Veranlassung, in die Ferne zu schweifen, da doch das Gute so nahe läge. Das südliche Eismeer berge ungeahnte Schätze. Es sei wahrlich an der Zeit, daß man den Walfisch- und Robbenfang wieder aufnehme und rationell betreibe. Seinen eigentlichen Plan wagte er wohlweislich nicht zu äußern und behielt ihn einstweilen ganz für sich. Doch seine Gedanken eilten unablässig über die weiten jungfräulich-weißen Schnee- und Eisfelder hin, in die noch immer verschlossenen Märchenlande des südlichen Pols.

Henr. Joh. Bull schwebte zwischen Hoffnung und Furcht. Doch endlich schienen seine Bemühungen vom schönsten Erfolge gekrönt zu sein. Sein Chef stellte sich ihm mit all seinen Mitteln zur Verfügung. Schon war eine Gesellschaft im Begriffe, sich zu konstituieren. Da kam der große Krach des Jahres 1892. Alles Geschäftsleben schien gelähmt, und Bulls stolzen Pläne wurden zunichte. Doch sein Mut und Unternehmungsgeist wankten nur einen Augenblick. Im Jahre 1893 reiste er nach Norwegen, besuchte alsbald Svend Foyn und sprach mit ihm von dem, was ihm mehr als alles andere am Herzen lag, einer Südpolarexpedition. Svend Foyn witterte gleich einen guten Verdienst, und eine halbe Stunde nach Bulls Ankunft hatte ihm Svend Foyn auch schon versprochen, die ganze Angelegenheit in Fluß zu bringen und zu einem guten Ende zu führen. In ökonomischer Hinsicht machte er diesmal freilich kein gutes Geschäft; doch was verschlug's, wenn Svend Foyn auch einmal Malheur hatte! —

H. J. Bull war es somit gelungen, die finanzielle Seite der Sache zu ordnen. In Sandefjord kaufte Foyn einen Robbenjäger: Cap Nor. Das Fahrzeug hatte seine 226 Registertonnen und war vor 20 Jahren in Drammen gebaut. Es wurde alsbald in „Antarctic" umgetauft. Die Kaufsumme war 36,000 K. Doch war das Schiff in so erbärmlicher Verfassung, daß die Reparatur desselben Svend Foyn nicht weniger als 90,000 K kostete.

Reeder war Svend Foyn; Leiter der Expedition Bull; Kapitän Ole Sanne, der jedoch das Schiff nur von Tönsberg nach Christiania brachte und dann wegen Meinungsverschiedenheiten mit Svend Foyn zurücktrat. An seiner Stelle übernahm Leonhard Kristensen die Führung des Expeditionsschiffes.

Das Ziel der Reise war die von Roß beschriebene offene Bucht bei Süd-Victoria-Land.

Die Abreise ging am 20. September 1893 unter günstigen Auspizien vor sich. Als die „Antarctic" in See stach, nahm die Mannschaft mit donnerndem Hurra Abschied von Sven Foyn.

Doch die Reise gestaltete sich zu einer recht gefahrvollen; das Schiff wurde leck, was viele Mißhelligkeiten zur Folge hatte.

Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Insel Tristan d'Acunha, die sie am 24. November erreichten, ging es ohne Unterbrechung südwärts.

Am 4. Dezember sahen sie den ersten größeren Eisberg, am 12. Dezember die schneebedeckten Höhen der Insel Marion und die Prinz-Eduard-Insel mit ihren Bergen, deren charakteristische Formation sie als vulkanischen Ursprungs kennzeichnet. Am 15. Dezember erreichten sie die Pinguinen-Insel. Ungezählte Pinguinen umringten die „Antarctic". Es wimmelte überdies von Albatrossen, Scharben, Möwen und Petrellen. Schon am 19. Dezember kam Kerguelen in Sicht. Der Kapitän ging an Land, um zu jagen. Nachdem die ersten Schüsse gefallen waren, hielt es die, die an Bord geblieben, nicht länger, und auch sie gingen an Land. In zwei Tagen erlegten sie nicht weniger als 350 See-Elefanten. Weihnachten feierten sie in Gesellschaft von Pinguinen, Kriekenten, Möwen und „Chionis", einem weißen dem Schneehuhne ähnlichen Vogel. Die denkbar beste Weihnachtsgabe für die Mannschaft bestand darin, daß das Schiff plötzlich aufhörte, leck zu sein. Doch bald nach Weihnachten stellte sich sonderbarerweise die frühere Leckage wieder ein. Im Laufe einer Stunde stieg das Wasser im Schiffe regelmäßig um vier Zoll.

Ende Februar lief die „Antarctic" im Hafen von Melbourne ein und Bull sandte an Svend Foyn folgendes Telegramm:

„Glücklich angekommen. 1600 Seehunde, 95 Tonnen Speck, teilweise ungekocht."

„Antarctic" mußte ins Dock und die Leckage wurde ausgebessert. Am 12. April war sie bereits wieder auf dem Wege zu den Campbell-Inseln. Bull war es diesmal unmöglich gewesen, an der Expedition teilzunehmen. Im Laufe des ersten Monats nach der Abreise liefen keinerlei Nachrichten ein, was Bull dahin deutete, daß alles wohl und in bester Verfassung sei.

Da traf unerwartet ein Telegramm von einem Schiffsreeder in Hateb auf Ny Zeeland ein mit der Mitteilung, daß „Antarctic" auf Terror-Riff aufgelaufen und havariert sei. Diese Nachricht fand ihre Bestätigung in einem Briefe des Kapitäns Kristensen. Die Reparatur, der sich das Schiff nach seiner Rückkehr in Melbourne zu unterziehen hatte, kostete Svend Foyn nicht weniger als 2000 Pfund Sterling.

Jetzt erst rüstete Bull allen Ernstes zur Expedition ins Polarland.

Die geographische Gesellschaft in Melbourne stellte ihm die notwendigen Instrumente zur Verfügung. Die geographische Gesellschaft in Sidney sandte Bull eine eigens ausgearbeitete Karte über Süd-Victoria-Land. Svend Foyn hatte telegraphisch seine Einwilligung zur Mitnahme von zwei Gelehrten gegeben. Es waren der Norweger Eivind Astrup und der Schotte W. S. Bruce, die jedoch leider zu spät in Melbourne eintrafen.

Unmittelbar vor der Abreise der „Antarctic" bat Carsten Borchgrevink, der sich damals in Melbourne aufhielt, um die Erlaubnis mitfahren zu dürfen. Kapitän Kristensen jedoch wollte davon absolut nichts wissen. Doch nachdem nun auch Bull mit dringenden Bitten beim Kapitän sich für ihn verwandt, ließ dieser ihn zu unter der Bedingung, an Bord Matrosenarbeit zu tun. Seinen Platz bekam er im Vorderteile des Schiffes angewiesen. H. J. Bulls Berichte über jene Reise sind außergewöhnlich interessant und instruktiv. Der Platz gestattet uns leider kein näheres Eingehen auf die Einzelheiten derselben. Am 16. Januar 1895 kam das antarktische Festland in Sicht. Es war der 10 000 Fuß hohe Sabine-Berg, den man zuerst gewahrte. Man steuerte nun auf Cap Adare zu, das östliche Vorgebirge des Kontinents. Den 19. Januar dampfte die „Antarctic" an die Küste heran, sah sich jedoch zu eiliger Umkehr genötigt, da man Gefahr lief, vom Eise eingesperrt zu werden.

Nach einem Abstecher zu den Possessions-Inseln, wo Borchgrevink das Glück hatte, eine Moosart vorzufinden, wodurch er

die Auffassung endgültig abtun konnte, daß der antarktische Winter jede Vegetation unmöglich mache, fuhr das Schiff ziellos hin und her. Des Eises wegen war es nicht möglich, an das Festland heranzukommen.

Endlich, am 24. Januar, um Mitternacht, glaubte man es wagen zu dürfen. Ein Boot wurde ausgesetzt, das Bull und Kristensen an Land bringen sollte. Carsten Borchgrevink war als einer der Ruderer mit im Kahne.

Das Fahrwasser war fast eisfrei, und die Landung ging glatt vonstatten.

Kapitän Kristensen saß am Vorderende des Bootes. Da dieses an Land stieß, sprang er auf den Strand hinab und rief, nicht ohne theatralische Pose: „So bin ich der Erste, der seinen Fuß setzt auf Süd-Victoria-Land!" Unmittelbar darauf sprang Borchgrevink über die Reeling, watete durchs Wasser ans Land und rief ebenso feierlich: „Und ich der Zweite!"

Dann hißte man die norwegische Flagge.

Mit wohltuender Bescheidenheit, die keine Spur von Effekthascherei an sich trägt, berichtet Bull, der eigentliche Leiter der Expedition, über das Ereignis des 24. Januars: „Der Gedanke, die Ersten zu sein, die ihren Fuß auf antarktisches Festland setzten, war eigentümlich und ermutigend; doch habe ich allen Grund anzunehmen, daß Svend Fohn unseren erhabenen Gefühlen die Beute eines respektablen Walfisches ganz entschieden vorgezogen hätte."

Der ökonomische Ertrag der Expedition war gleich Null.

Die Ehre, als die Ersten Süd-Victora-Land betreten zu haben, konnte ihnen niemand streitig machen. Doch diese Ehre war teuer erkauft. Der Preis derselben waren 100,000 K.

Ganz ansehnlich war allerdings die wissenschaftliche Ausbeute dank der Bemühungen Borchgrevinks. Spätere Expeditionen haben aus dem Journal der „Antarctic" reichlich Belehrung und Nutzen geschöpft.

Zum „Illustrierten deutschen Flottenkalender für 1913".[1]

Um etwaigen Verwechslungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß der Deutsche Flottenverein mit dem „Illustrierten deutschen Flottenkalender 1913" nichts zu tun hat. Ein Abonnent, Vorsitzender einer Ortsgruppe des Deutschen Flottenvereins, ersucht uns um diese Konstatierung, der wir gerne Raum geben. Der offizielle Titel des vom Deutschen Flottenverein herausgegebenen Kalenders heißt „Kalender des Deutschen Flottenvereins". — Zwar ist die Dresdener Firma, deren Anpreisungen im Köhlerschen Flottenkalender in der „Allgemeinen Rundschau" beanstandet wurden, auch in dem vom Flottenverein herausgegebenen Kalender mit Annoncen vertreten, die man gern missen möchte, doch sind die dort angebotenen Bücher wenigstens nicht direkt anstößig.

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 7, 1913, S. 121.

Ahasver.[1])

Er steht am Gestade, vom Hasten müd,
Das Kopfhaar wirr, den Bart zerzaust,
Sein Mantel verstaubt vom langen Weg.
Wie toll um ihn die Meerfrau braust.
Er stiert auf die Wogen, vom Sturm gepeitscht —
Es spritzt der Gischt auf den nackten Fuss —
In seinen Augen ein Feuer brennt.
Ihm dünkt, es böten die Wellen ihm Gruss.
„Ha," stöhnt er, „ich weiss, ihr seid mir verwandt,
Nur, dass mir das Feuer die Brust verzehrt.
Ihr könnt es nicht kühlen mit wilder Gewalt,
Die ihr den Genossen zum Spiele begehrt." —
Die Wogen jauchzen zum Felsen hinauf.
Er starrt noch immer hinaus aufs Meer.
Es schreien die Möven im streichenden Flug,
Die Wolken wälzen sich schwarz und schwer.
Da schüttelt verzweifelt das Haupt Ahasver;
In seiner Brust er die Wogen fühlt,
Der Unrast Wogen. Er hastet fort —
Kein Meer und kein Gischt, der die Feuer ihm kühlt —.

Hans Besold.

[1]) Nach dem Gemälde von Werner Schuch.

Vom Büchertisch.

Jakob Müller: Die gute alte Zeit. Gedichte. München. Im Selbstverlage des Verfassers. 8⁰. 52 S. — Begreiflich, daß sich kein Verleger für diese geharnischten Anklagen gegen die neue Zeit fand. Welcher Geschäftsmann möchte es mit dieser verderben? — Das Büchlein hat Schwergehalt, soweit das rein Lyrische nicht in Betracht kommt. Ein heiliger Zorn, der die jetzige Welt wirklich kennt, steht hinter dem größeren Teil des Inhalts, der Gottglauben und Liebe zum Idealen bekundet. Mitunter ist es, als vernähme man Schwertergerassel und eisenklirrenden Schritt, besonders in den Sonetten. Aber schlimme Einseitigkeit spricht aus den „neuen Gastgeschenken": die eines fanatischen Süddeutschen gegen den Norddeutschen, den Nordländer überhaupt. Just diese Verirrung drückt das Büchlein auch in der ästhetischen Wertung herab. Schade drum.

E. M. Hamann.

Biblische Katechesen über den Alkohol für die katholischen Volksschulen. Von Ottmar Bannwolf, Morgenverlag, Leutesdorf a. Rh. (65 Pf.) Die verantwortlichen Führer des Volkes begrüßen in dem von vielen Bischöfen empfohlenen Schutzengelbund ein treffliches Mittel zur Festigung unserer Jugend gegenüber den ungeheuren modernen Alkoholgefahren. Aber wie diesen segensreichen Bund ins Leben rufen? Angesichts der vielen Vorurteile über geistige Getränke, unter denen das Kind aufwächst, muß zuerst der Boden geebnet werden für Schutzengelbund und Abstinenzgedanken durch liebevolle und eingehende Vorbereitungsarbeit. Hierzu leisten obige Katechesen dem Erzieher sehr gute Dienste. Die Katechesen schließen sich an biblische Persönlichkeiten, Johannes der Täufer, Noe, Balthassar, Daniel, Samson an. Sie zeichnen sich durch große Klarheit, lebendige, anschauliche Darstellungsweise aus und halten sich fern von Uebertreibungen. Der kindlichen Fassungskraft gut angepaßt, führen sie die Kindesseele tief ein in die inneren Zusammenhänge von Alkohol und Kindes- und Jugend- und Volksglück. Sie lassen düster aufleuchten die schlimmen Folgen des Alkohols für Leib und Leben und Seele und Ewigkeit! Das Wertvollste an den Katechesen Bannwolfs ist unstreitig die religiöse Orientierung und Fundamentierung der ganzen Alkoholfrage. Wer diese Katechesen ganz oder auch nur mit Auswahl benützt, muß die Erfahrung machen, daß Schutzengelbund- und Abstinenzidee von den Kindern nicht als etwas Aufgenötigtes und Erzwungenes, sondern als etwas Selbstverständliches empfunden werden. Die vielen unter den Geistlichen und Lehrern, denen in den letzten Jahren die Alkoholbekämpfung in der Schule als eminente Berufspflicht und heilige Gewissenssache immer klarer geworden ist, werden gerne nach diesem trefflichen Büchlein greifen.

A. Fischer-Rieden a. K.

Dr. M.: Das Christentum und die Frau. Apologetische Volksbibliothek Nr. 50. Volksvereinsverlag, M.Gladbach. 8⁰, 16 S., 5 Pf. Dieses auf Massenabsatz berechnete Flugblatt wendet sich in so knapper wie gründlicher Klarheit und Beredsamkeit gegen die auf gegnerischer Seite allgemein verbreiteten Anklagen hinsichtlich der Stellung des Christentums zur Frau. Das Hauptthema: Das Christentum ist der größte Wohltäter der Frau, wird — nach kurzem Ueberblick über die Lage der Frau im Heidentum — in drei Hauptkapiteln behandelt: Was das Christentum dem Weibe gebracht hat (die religiös-sittliche Gleichstellung mit dem Manne, die unauflösliche Einehe, Mutterschutz durch Kinderschutz); Anklagen gegen die katholische Kirche; Das Mittelalter. Im zweiten Kapitel werden die Grundsätze für die Beurteilung der Kirchenväter aufgestellt, im dritten das „weiberfeindliche Konzil von Macon", die mittelalterlichen Theologen (Scholastiker), Kanzelreden, Schwänke, Ehebüchlein, Wohltätigkeitsstiftungen für die Brautleute, endlich die katholische Liturgie in bezug auf das Hauptthema näher beleuchtet. Die Broschüre sei aufs dringlichste empfohlen.

E. M. Hamann.

Der heilige Joseph, wie das Evangelium ihn darstellt, oder Andacht zum heiligen Joseph von P. Dosenbach S. J. 200 S., geb. 90 Pfg. Verlag Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn. Ein vortreffliches Büchlein, dessen Güte und Beliebtheit schon daraus erhellt, daß es bereits in der fünften Auflage vorliegt, welche von P. Hermann Nix S. J. mit großer Sorgfalt bearbeitet wurde. Der erste Teil des Büchleins enthält eine Reihe von ausgewählten Lesungen, Betrachtungen und Erzählungen von Wundertaten auf die Fürbitte des heiligen Joseph für alle Tage des Märzmonats. Daran schließen sich an eine neuntägige Andacht und ein ganzer Perlenkranz der schönsten und gebräuchlichsten Andachten zu Ehren des heiligen Joseph. Möge dieses Büchlein eine recht weite Verbreitung finden,

J. Ernst.

Predigtliteratur. Die Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg, die schon viele gediegene Beiträge zur Predigtliteratur geliefert hat, bereichert den Büchermarkt wieder mit zwei beachtenswerten Predigtwerken. An erster Stelle sei genannt: Förster Dr. H., Fürstbischof von Breslau, Predigten auf die Sonntage des katholischen Kirchenjahres. 7. u. 8. Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 2 Bände, gr. 8⁰. XXXII u. 586 S. 1912. Preis brosch. ℳ 5.20. Förster, dessen interessantes und reichbewegtes Leben dem ersten Band vorausgeschickt wird, gehört nach dem Urteil aller Fachmänner zu den bedeutendsten Predigern der Neuzeit. Mit welchem Recht, das beweist die hohe Auflagenzahl seiner Sonntagspredigten. Sie zeichnen sich aus durch korrekte Darstellung der Lehre von Christus und seiner Erlösung bei großer Originalität und Tiefe in Wahl und Behandlung des Stoffes, durch echt kirchlichen Geist, begeisterte Wärme und heiligen Eifer, der auch vor freimütigen Warnungen vor den Gebrechen der Zeit nicht zurückschreckt, sowie durch Klarheit, Erhabenheit und angemessene Kürze. — Ein zweites, höchst brauchbares Werk ist von Prälat Michael Huber, Dompropst und Generalvikar, Direktor der Erzsodalität in Regensburg: Dreifacher Jahrgang praktischer Müttervereinsvorträge für alle Bruderschaftsfeste und Monatsversammlungen. 2. Aufl. 1912. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. gr. 8⁰. VII u. 222 S. Preis brosch. ℳ 2.50. Ein besonderer Vorzug dieser Vorträge liegt in dem Umstande, daß Verfasser aus reicher Erfahrung schöpfen und so für den ganzen Pflichtenkreis der christlichen Mutter das passende mahnende, belehrende und tröstende Wort finden konnte. Besonders das so wichtige Kapitel von der Erziehung ist vortrefflich behandelt. Alle Vorträge zeichnen sich aus durch einfache, klare Sprache, lichtvolle Einteilung und praktische Brauchbarkeit. Sie liefern reichhaltiges Material für den Vereinsleiter und gediegene Lesung für die Mitglieder.

Dr. Weber, Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Vereinigten Theater (Münchener Schauspielhaus und Theater am Gärtnerplatz) feierten den 60. Geburtstag und das vierzigjährige Schauspielerjubiläum ihres Leiters. Als J. G. Stollberg 1898 Direktor des Schauspielhauses wurde, da spielte diese schon vielfach gescheiterte Unternehmung in einem primitiven Provisorium der „Zentralsäle". Mehr aus Menschenfreundlichkeit hatte der Mäcen und spätere Mitdirektor C. Schmederer nochmals Mittel zur Verfügung gestellt, aber unter Stollbergs Führung ging das Theater rasch einer Blüte entgegen. Nach einem Jahre pachtete er außer diesem noch das Gärtnertheater. Wurden im letzteren ausschließlich Operetten gepflegt, deren künstlerische Ausgestaltung Stollberg tüchtigen musikalischen und szenischen Leitern überließ, so widmete er seine Hauptarbeitskraft dem Schauspielhause. Hauptmann, Ibsen, Björnson, Strindberg, Maeterlinck wurden in künstlerisch bedeutenden Aufführungen dem Publikum geboten. Als Schauspieler trat Stollberg mehr und mehr zurück, aber als Regisseur leistete und leistet er Vorzügliches. Besonders für die feine Stimmungsmalerei der Szene besitzt er ein starkes Talent, hierzu gesellt sich ein Blick für schauspielerische Begabung und die Fähigkeit, jeden dahin zu stellen, wo seine Individualität sich am günstigsten ausbreiten kann. Zahlreiche Sterne unter den Bühnenleuten (ich erwähne nur Irene Triesch) sind im Schauspielhaus zuerst zu ihrer Bedeutung gelangt. 1901 konnte das neuerbaute Haus an der Maximilianstraße bezogen werden. Späterhin ist Stollbergs literarischer Ehrgeiz nicht immer rege gewesen. Wenn dieser auch nie ganz schlummerte, so besaß der Direktor leider jahrelang eine fatale Neigung für den französischen Schwank, und wir haben oftmals gegen den verderblichen Import Pariser Pikanteriewaare protestieren müssen. Es fehlen nicht Anzeichen dafür, daß Stücke literarischen Charakters wieder mehr an die Stelle derjenigen treten, die flachen, nicht immer unbedenklichen Amüsierbedürfnissen dienen. Dem begabten Bühnenleiter wurden außer einer Allerhöchsten Auszeichnung noch vielfache Ehrungen zuteil. Am Abend seines Festtages bot er in einer sehr feinen, subtilen Inszenierung August Strindbergs „Rausch". (Verdeutscht von E. Schering, München und Leipzig 1912, Gg. Müller.) Die in vielem romanhaft konstruierte Handlung aus der Pariser Bohème mag manchen unerfreulich erscheinen, wenn nicht, wie in der Wiedergabe des Schauspielhauses, die tiefer liegenden Probleme herausgearbeitet, und die äußeren Geschehnisse gleichsam zum Rahmen des Ganzen werden. Fühlt Strindberg seine Gestalten in vielem auch abhängig von unentrinnbaren Schicksalsgewalten, so gelangt er im Gegensatz zu dem verneinenden Pessimismus der meisten seiner Werke hier zur Erkenntnis von den läuternden Werten des Leidens und der „Verantwortlichkeit unserer Gedanken, Worte, Begierden". Besonders Frl. Rosar und Günther boten künstlerisch bedeutende Leistungen. Die schwierigen szenischen Aufgaben wurden schön und würdig gelöst.

Aus den Konzertsälen. Erna Wiebel, eine junge Pianistin, die man noch wenig gehört hatte, gab mit dem Konzertvereinsorchester einen sehr gut besuchten Abend. Für ein junges Talent war es ein Wagnis, in so prätentiöser Weise in der Art der Virtuosen hervorzutreten, aber das Konzert brachte keine Enttäuschung. Die Künstlerin besitzt großes technisches Können, echtes Empfinden und rhythmische Klarheit. Sie spielte Brahms' Konzert op. 15, dann mit der gleichfalls begabten Selma Honigberger Zilchers tonschönes und frisch empfundenes Phantasiestück „Nacht und Morgen", das auch bei öfterem Hören nicht enttäuscht, und am Schlusse das oft gebotene B-Moll-Konzert von Tschaikowsky. Das Publikum spendete der sicherlich zukunftsreichen Künstlerin sehr starken Beifall. Das Orchester leitete Zilcher mit der ihn auszeichnenden temperamentvollen Hingabe und Präzision. Am gleichen Abend konzertierten das „Neue Streichquartett" und Halina Romanischyn-Skwirczynska. Die polnische Pianistin bot, wie mir berichtet wird, in Kompositionen Chopins das Erfreulichste, jedoch mangelte auch ihren anderen Gaben nicht herzlichster Beifall. Sieben und seine Künstler gaben als Novität ein Streichquartett von P. A. v. Klenau, das in der vollkommenen Wiedergabe einen achtunggebietenden Eindruck erweckte. Das Volkssymphoniekonzert begann mit Raffs Sinfonietta, die klangschön, wenn auch etwas robust zu Gehör gebracht wurde. Mabel Martin spielte hierauf mit gutem Gelingen d'Alberts geschickt gemachtes, wenig bedeutungsvolles zweites Konzert in E-Dur. Den Schluß bildete die von dem Publikum begeistert aufgenommene fünfte Beethovensche Symphonie, die Prill besonders in den letzten Sätzen packend gestaltete. Gabrilowitsch bot sein letztes diesjwinterliches Symphoniekonzert. In der Oberonouvertüre, bei Beethoven, Tschaikowsky und Brahms, zu denen sich Glières „Sirenen" und Whithornes „Regenlied" als nicht uninteressante, hier noch nicht gehörte Neuheiten gesellten, erwies er sein öfters gerühmtes kraftvoll gestaltendes Dirigiertalent. Als Solist war Kreisler ausersehen, der, wie der Konzertgeber auf einem roten Zettel bekanntgab, sein Versprechen nicht gehalten. Schmullers hervorragend schönes Violinspiel gab vollen Ersatz. Einen starken Erfolg hatte auch der Dresdener Kammersänger F. Soot, der eine schöne Tenorstimme mit feinem Gefühl und Geschmack vereint; so boten die alten lieben Lieder von Schubert und Schumann einen ungeteilten Genuß. Sehr angenehme Eindrücke vermittelten auch die Liedersängerinnen Altzéry und Rita Bergas, die beide schöne Mittel und guten Vortrag besitzen. Die Russin bot in russischer Sprache manches uns seither Unbekannte und Frl. Bergas hat sich besonders Pfitzners Lyrik angenommen. Am 22. Februar war Hugo Wolfs zehnjähriger Todestag. Helge Lindberg widmete ihm einen Liederabend, dem er Brahmssche Gesänge folgen ließ. Er ist ein geschmackvoller, sicherlich tiefempfindender Sänger, der auch dem Wort zu seinem vollen Rechte verhilft. Seine Stimme ist nicht groß, in dem Bestreben nach Stileinheit ist der sehr lebhaft gefeierte Sänger für mein Gefühl jedoch der Gefahr der Einförmigkeit nicht ganz entgangen. Katharina Goodson ist eine Pianistin, die nicht ohne selbstherrliche Eigenheiten ist, aber ihr feinfühliger Anschlag und ihr perlendes Spiel wirken besonders bei graziösen Stückchen liebenswürdig und angenehm. Wanda v. Bernhard-Trzaska ist uns als technisch reife Klavierkünstlerin bekannt. Ihr Abend bot auch Rezitationen von Schmidt-Carlo. Dieser besitzt eine schöngebildete Stimme, sein Vortrag entbehrt aber für meinen Geschmack oft der Einfachheit. Sehr erfreulich waren auch die Leistungen der jugendlichen Geigerin Gertrud Schuster-Waldan, die über großes Können verfügt und starkes, eigenes Empfinden besitzt. Wie bei der obengenannten jungen Pianistin Wiebel erscheint ihr Talent sehr hoffnungen erweckend. In Dorfmüller und Maud Gals (Harfe) hatte die Künstlerin sehr gute Partner.

Verschiedenes aus aller Welt. Maximilian Schmidt genannt Waldschmidt, dessen volkstümliche Erzählungskunst und Dramatik wir gerade vor einem Jahre anläßlich seines 80. Geburtstages an dieser Stelle würdigten, beging am 23. Februar das fünfzigjährige Dichterjubiläum. — Zwei Uraufführungen brachte die Karlsruher Hofbühne. „Suleima", die einaktige Oper des achtzehnjährigen Hch. Bienstock erwies sich als ansehnliche Talentprobe. Der Komponist hat von Rich. Strauß und den neuen Italienern und Franzosen vieles gelernt. Individueller ist die Musik F. Roenneckes, der zu Hans Sachsens Fastnachtsspiel: „Der farendt Schüler im Paradeis" eigenkräftige Töne fand. — „Kaiser und Kanzler", ein Drama aus der Hohenstaufenzeit von E. Kubliesti, fesselte nach Berichten bei der Heidelberger Uraufführung durch kraftvolle Szenenführung. — Rich. Straußens „Ariadne" wird von der Wiener Hofoper nicht gegeben werden, da nach den Erfahrungen an deutschen Bühnen die Kosten größer seien, als das Interesse des Publikums. (?) In Königsberg hat die Neuheit sehr gefallen. — Wedekind hat in Wien und Prag mit seinen Stücken verschiedene Niederlagen erlitten. In Dresden hatte man die seltsame Idee, einen Akt seines sogenannten Mysteriums „Franziska" als Presseballfestspiel zu geben. Die Ballgäste wiesen das erotische Machwerk energisch zurück. — Ein Schauspiel des jüngeren Björnson: „Die Sonne scheint ja" hatte in Christiania Erfolg. Das Stück wird im nächsten Winter auf die deutschen Bühnen kommen. — Im Anfang des März wird in Paris eine neue große Opernbühne, die 2000 Zuschauer faßt, eröffnet. Das „Theater der elysäischen Felder" will neben dem Gesamtwerk Wagners nach und nach die ganze klassische und moderne Opernliteratur geben, von Monteverdi, Gluck, bis zu Richard Strauß, Debussy, Dukas, Ravel und Florent Schmitt. Fast alle Dirigenten und Sangesgrößen von internationalem Ruf werden als Gäste versprochen. Das Theater bedeckt eine Fläche von 3229 Quadratmeter und hat 3,5 Millionen Franken gekostet. Der Gründer, G. Astruc, hat seinem Theater ein Patronat klangvollster Namen gesichert, unter den deutschen Namen lesen wir auch Ihre Königlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die einzelnen Phasen der Auslandspolitik, speziell die Vorgänge am Balkan, spiegeln sich zurzeit mehr denn je an den internationalen Börsen wieder. Die Effektenmärkte stehen vollkommen unter dem Einfluss der politischen Konstellation. Die rumänisch-bulgarische Spannung, welche von Tag zu Tag mehr Schwierigkeiten zeigte, wird nunmehr durch Vermittlung der Grossmächte entschieden. Durch eine friedliche Klärung dieser Frage ist für die Börsen ein grosses Hemmnis beseitigt, um so mehr, als bei einem Kriegsausbruch seitens Rumäniens sicherlich mit einer russischen Intervention gerechnet werden muss, zur Förderung der slawischen Sache. Die Meldungen über günstige Auslassungen russischer Minister über eine bevorstehende Verständigung mit Oesterreich, ferner die Hoffnung, dass die neuerlichen Friedensverhandlungen der Türkei unter Assistenz der Grossmächte nunmehr endlich definitiven Erfolg haben werden, beruhigten die ohnehin äusserst widerstandsfähigen deutschen Börsen. Im Zusammenhang mit den seither matten Notierungen der Auslandsbörsen waren seither auch an den deutschen Effektenmärkten auf allen Gebieten umfangreiche Abgaben vorgenommen worden. Besonders grosse Kursverluste verzeichneten Kanadawerte, Schiffahrtsaktien und die Gruppe der Orientbahnen. Auf die beiden ersten Aktiengattungen wirkte der vorhandene Schiffahrtsstreit über Dampferlinien in Konkurrenz mit Amerika. Bei der Unlust verschiedener Kapitalisten litten auch Montanwerte, Bank- und Elektroaktien unter der missmutigen Stimmung, welche erst bei Eintritt des politischen Umschwungs zu einer Tendenzänderung geführt hatte. Die Beendigung der Revolution in Mexiko, sowie Anzeichen von gebesserten politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England bestimmten eine wesentlich optimistischere Auffassung der Börsensituation. An Stelle der grossen Effektenabgaben auf allen Gebieten waren — anfangs verschüchtert, später vermehrt — namhafte Deckungs- und Interventionskäufe an den Börsen zu bemerken. Immerhin bedingt diese grosse Unsicherheit in der Politik und an den internationalen Geldmärkten nach wie vor grosse Einschränkung und berechtigte Reserve in neuen Meinungskäufen unserer, wenn auch bestfundierten Aktien. Ein genaues Studium des gegenwärtigen Kursniveaus unserer Industriewerte zeigt zwar, dass die Mehrzahl dieser Kategorien, denen zumeist die Dividende für das abgelaufene Jahr noch anhaftet, zurzeit als preiswürdig erachtet werden kann. Die vorzügliche innere Bonität solcher Werte, die stets seriöse Bilanzierung und die grosse Reserve bei unseren ersten Unternehmungen seien ebenfalls erwähnt. Vielfach wird momentan eine Rente von 6½ bis 7% hierbei erzielt. Mit Eintritt einer beruhigten und in allen Teilen vollkommen geklärten Politik wird daher mit einem kräftigen Aufschwung gerade auf dem Kassaindustriemarkt gerechnet. — Die Klagen über ein Abflauen unserer Hochkonjunktur sind im gegenwärtigen Augenblick wieder verstummt. Man erblickt sogar mehrfach neuerliche Beweise einer weiteren gesunden Entwicklung unserer Industrie. Die in den Geschäftsberichten der Grossbanken enthaltenen interessanten Daten über das Jahr 1912 berechtigen ebenfalls zu dieser begründeten Annahme. Vom Rheinland wird neuerdings ein erhöhter Güterverkehr gemeldet. Vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt kabelt man dagegen ein langsames Eingehen von Neuaufträgen. Auch die Preisrückgänge am Kupfermarkt sollen beachtet bleiben. Besondere Zurückhaltung bedingt ferner die Unklarheit unseres Geldmarktes. Die Vorkehrungen zum Monatsultimo und das Anziehen des Privatdiskontsatzes in Berlin beweisen, dass nach wie vor mit einer weiteren Versteifung der Geldsätze zu rechnen ist. Immerhin vermochten diese ungünstigen Momente nicht mehr den andauernden Einfluss auszuüben. Die Bankbilanzen befriedigen durchweg und geben für Deutschlands industrielle Machtentfaltung das beste Zeugnis. Wenn auch durch die anhaltende politische Unruhe und durch die Geldknappheit sicherlich der Höhepunkt unserer Konjunktur überschritten worden ist, gibt dennoch die gesunde innere Lage unseres Wirtschaftslebens keineswegs Grund zu irgendwelcher besonders ernsten Beunruhigung. Die publizierten Januarziffern des deutschen Aussenhandels geben beispielsweise auf allen Gebieten eine ganz enorme Vermehrung des Umsatzes. Die Verkehrseinnahmen der Eisenbahnen im Januarmonat bringen speziell aus dem Güterverkehr ebenfalls wiederum ein Plus von über 15 Millionen Mark. Die Abschlussziffern in der Textilbranche zeigen allgemein eine gewaltige Steigerung der Gewinnziffern. Von den chemischen Werken und der Elektrobranche werden gleichfalls die günstigsten Jahresergebnisse erwartet. Besonders die Exporttätigkeit erfährt nach wie vor die beste Beurteilung. Bedeutende Zementverkäufe nach dem Auslande, grosse Projekte — Umwandlung der Stadtbahn Wiens auf den elektrischen Betrieb und die Neuerrichtung eines Röhrenkartells, sowie eines Stabeisensyndikats — beweisen neuerdings die weiterhin starke Lebensfähigkeit unserer weltbeherrschenden mächtigen Industrie. Die deprimierende Wirkung der Ernennung Delcassés zum Botschafter in Petersburg wurde an den Börsen bald vergessen. **M. Weber.**

Die Süddeutsche Bodenkreditbank München beschloss in der Aufsichtsratssitzung aus dem Reingewinn pro 1912 von 3,574 Millionen gegen 3,4 Millionen Mark der am 15. März stattfindenden Generalversammlung eine Dividende von 8½% (in den Vorjahren 8%) zur Verteilung vorzuschlagen. M. W.

Bayerische Handelsbank.
Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrats **Wäckerle** wurde heute die 40. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. **Es wurden gezogen**

A. 4%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera N	zu M. 5000.—	von No.	2— 32
Litera O	„ 2000.—	„	9002— 9152
Litera P	„ 1000.—	„	45002—45992
Litera Q	„ 500.—	„	36002—36392
Litera R	„ 200.—	„	44002—44992
Litera S	„ 100.—	„	44002—44792

alle Stücke, welche die Endnummer 2 tragen; also beispielsweise die Stücke Litera N 2, 12 usw.
„ O 9002, 9012 „
„ P 45002, 45012 „
„ Q 36002, 36012 „
„ R 44002, 44012 „
„ S 44002, 44012 „

B. $3^1/_2$%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera T	zu M. 2000.—	von No.	5008— 5298
Litera U	„ 1000.—	„	23208—24408
Litera V	„ 500.—	„	17008—17688
Litera W	„ 200.—	„	24008—24858
Litera X	„ 100.—	„	25018—25818

alle Stücke, welche die Endnummer 8 tragen; also beispielsweise die Stücke Litera T 5008, 5018 usw.
„ U 23208, 23218 „
„ V 17008, 17018 „
„ W 24008, 24018 „
„ X 25018, 25028 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem **1. Juli l. Js.**

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel, der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Bad Reichenhall, Bamberg, Bayreuth, Deggendorf, Donauwörth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kaufbeuren, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Selb, Traunstein** und **Würzburg** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **E. Rosenbusch**, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Kohn**, ferner bei der **Königlichen Bank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Pirmasens, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie in Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren Filialen, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen **Devinkulierungsantrag** eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen und $3^1/_2$%igen Stücke können sofort gegen 4%ige unverlosbare und vor 1922—1923 unkündbare Pfandbriefe oder gegen 4%ige verlosbare Pfandbriefe, ferner gegen 4%ige verlosbare Kommunal-Schuldverschreibungen unserer Bank umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die dagegen gegebenen Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur Anlegung von Mündelgeld sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner **zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Die Pfandbriefe und die Kommunal-Obligationen der Bayerischen Handelsbank sind gleich den Reichs- und Staats-Schuldverschreibungen unter die im Lombardverkehr der Reichsbank in erster Klasse beleihbaren Werte aufgenommen und werden ebenso auch von der K. Bank in Nürnberg und allen K. Filialbanken beliehen.

VII.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen **portofrei** zugesendet.

München, den 15. Februar 1913.

Bayerische Handelsbank.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts., Dänemark 2 Kr. 66 Oer., Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 10. München, 8. März 1913. X. Jahrgang.

Wir Akademiker und die Kirche.

Von Dr. Michael Faulhaber, Bischof von Speyer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Neben jenen Kirchenmüden, die wegen der theologischen Imperative mit ihrer Kirche auf gespanntem Fuße leben, gibt es eine zweite Gruppe von Kirchennihilisten, die an *historischen* Vorkommnissen im kirchlichen Leben Aergernis nehmen. Die Konversation unter den Gebildeten wird ebenso wie die Agitation unter den Ungebildeten nicht müde, mit chamitischer Wollust auf die Blößen der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart hinzuweisen und damit unsere Zeitgenossen in eine schiefe Stellung zur Kirche zu drängen. Mit ein paar Momentaufnahmen aus der Kirchengeschichte formulieren und begründen wir deshalb im Anschluß an die drei theologischen eine Dreizahl von historischen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Der erste davon leitet sich ab aus der Licht- und Segensfülle der kirchlichen Vergangenheit.

Mit einer wunderbaren Expansivkraft hat sich das kirchliche Lehrsystem ohne Buchdruckerkunst, ohne Presse, ohne den Weltverkehr von heute und die anderen modernen Propagandamittel *die Welt erobert*. Die Christianisierung der Welt bleibt die lichtvollste Tat der Weltgeschichte. Die Kirche kam zum Stammvolk des Aristoteles und Plato mit einer Lehre, die den „Weisheit suchenden" Hellenen auf den ersten Blick als Torheit erscheinen mußte, und doch beugte sich die Intelligenz vom Areopag vor der „Torheit" von Golgatha. Der große Missionar von Hellas, der feuergeistige Paulus, hat in den zwei Eingangskapiteln seines ersten Briefes an die Korinther dieses Rätsel der Weltgeschichte, den Triumph der Torheit über die Weisheit, kräftig unterstrichen. Die Kirche kam zu den Römern, zu den Herren der Welt am goldenen Meilenstein des Forums, mit einer Lehre, die aus Galiläa, aus einer Winkelprovinz des römischen Weltreiches, stammte und den Römern schon wegen ihres jüdischen Ursprungs barbarisch erscheinen mußte, und doch beugten sich die weltstolzen Römer, die Eroberer von Jerusalem, vor Jesus von Nazareth, dem König der Juden. Das Jahr 1913 bringt uns das Jubiläum des konstantinischen Freibriefes von 313 und damit das Gedenken an ein zweites Rätsel der Weltgeschichte, an den Triumph der Schwachheit des Kreuzes über das Römerreich. Die Kirche kam zu den Germanen, den kampf- und jagdlustigen Recken, mit der Lehre von dem Lamme, das sich lautlos an der Schlachtbank opfern ließ. Wäre ihnen der Erlöser der Welt im Kostüm eines Kriegsherzogs oder wenigstens eines wilden Jägers vorgestellt worden, die germanische Psyche hätte ihm zugejubelt. Ein lautlos geopfertes Lamm aber als Retter der Welt war den Germanen ein Rätsel und ein Skandal, und doch beugten sie sich vor dem Lamme, schmiedeten ihre Schwerter in Pflugscharen um und ihre Lanzen in Rebmesser und wandelten im Lichte des Herrn. Der weltgeschichtliche Triumph der Torheit über hellenische Weisheit, der Schwachheit über römische Weltmacht, der Lammesgeduld über germanische Kampflust mag auch dem blöden Auge beweisen, daß die Expansivkraft der kirchlichen Mission nicht das rein natürliche Ergebnis geschichtlicher Konstellationen oder menschlicher Berechnungen war. Anders als der Arianismus und Islam hat die Kirche sich ihren Platz an der Sonne erobert, nicht mit den politischen Machtmitteln des Staatskirchentums, nicht mit den militärischen Machtmitteln türkischen Fanatismus, nicht durch Zugeständnisse und Erleichterungen in Bezug auf Zölibat und Fasten und Beichten und unauflösliche Ehe und Gelübdehalten. Mohammed hat ein Stück der Welt erobert mit dem blutgetränkten Säbel, Christus hat die Welt erobert mit dem blutgesalbten Kreuz; der große Unterschied liegt aber darin, daß am Säbel Mohammeds fremdes Blut, am Kreuze Christi eigenes Herzblut klebt.

Die Kirche hat die Welt nicht bloß erobert; sie hat *die Welt auch neugestaltet*, mit dem Sauerteig einer neuen Weltanschauung innerlich erneuert. Der neue Ideengehalt der kirchlichen Mission gab der Menschheit endlich die Lösung der „qualvoll uralten Rätsel" und führte sie in religiöser Wiedergeburt aus dunklen Tiefen zu lichten Höhen. Die neue Ethik der Bergpredigt zog endlich scharfe Grenzen zwischen Licht und Finsternis und gab dem Meineid und Treubruch und den andern Totengräbern der Menschenwürde das richtige Prädikat. Die kirchlichen Grundsätze von Arbeit und Familie, von Autorität und Bruderliebe, vom Recht des Eigentums und vom Recht der Ausgestoßenen, haben die neue soziale Ordnung an dem Richtscheit des Evangeliums aufgerichtet. Ein Settlement in der Größe eines Makrokosmos, hat sich die Kirche in die Ruinen der alten Welt eingebaut, und heute muß ihr die objektive Kulturgeschichte das Zeugnis geben: Kirche der Päpste, du bist die gesegnetste Tatsache der sozialen Kultur! Auch die außerkirchliche, heute von der Kirche bewußt emanzipierte Zivilisation hat in ihren Kindestagen die Muttermilch der Kirche getrunken. Selbst abgesehen von jenen öffentlichen Bibliotheken und Kunstsammlungen, deren erster Reichtum in säkularisierten Klosterbibliotheken und kirchlichen Kunstschätzen besteht, enthält der gesamte Güterbestand der heutigen Kultur ungezähltes säkularisiertes Kirchengut.

Wie es aber der schönste Vorzug der geistigen Güter vor den materiellen Gütern bleibt, daß das Weitergeben den Geber nicht ärmer macht, so ist auch die Kirche über aller Kulturarbeit nach außen *an innerer Lebenskraft* nicht ärmer geworden. Revolution und Säkularisation, Gallikanismus und Protestantismus und hundert andere Stürme haben ihr tiefe Wunden geschlagen; ein Organismus, der solche Operationen aushält, ohne sich dabei zu verbluten, muß unerschöpfliche innere Lebenskraft besitzen. Aus der Fülle inneren Lebens ist auch jene unverwüstliche Gestaltungskraft geboren, womit die Kirche ihre Liturgie, ihr Ordenswesen, ihre Baustile in immer neuen farbenbunten Spielarten weltgeschichtlich ausgestaltet. Lassen wir doch auch hierfür das Goethewort gelten: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben."

Aus diesen licht- und lebensvollen Tatsachen der kirchlichen Vergangenheit formuliert sich *der erste historische Imperativ: Seid stolz auf euere Kirche*, die von der Majestät einer großen Vergangenheit umleuchtet ist! Wer Augen hat, zu sehen und Größenverhältnisse abzuschätzen, muß seine Kirche grüßen, wie König Lamuel seine Mutter grüßte: „Du hast sie alle übertroffen." Du senkst deine Wurzeln in das Erdreich des Evangeliums, du hast die Welt erobert, selber die unbezwungene, jungfräuliche Festung der Weltgeschichte, du hast ein Reich gegründet, in dem die Sonne nicht mehr untergeht, du bist seit der Auferstehung Christi das größte Wunder der Weltgeschichte! Für die meisten Menschen, die nicht den wissenschaftlichen Umweg machen und mit den Argumenten der gelehrten Apologetik die Wahrheit der Offenbarung sich klarmachen können, wird die Wundertatsache der Kirche in abgekürzter Beweisform die Brücke zum Credo schlagen. Man kann der katholischen Psyche nicht gerecht werden, wenn man ihr diesen Stolz auf ihre Kirche nicht ein wenig nachzufühlen sich versteht.

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche, klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Propheten der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Historiker, „rückwärts gekehrte Propheten", in deren Spiegel die Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und an dem Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenkalten Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter soundsoviel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Objektivität. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch historische und vollends nicht durch unhistorische Tatsachen trüber Färbung an euerer Kirche irre machen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturepoche einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärbt. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten beschaffte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Atmosphäre der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Vollblütige Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Kampagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an archäologischem Interesse eine allgemeine Signatur der Zeit bis in die Tage Pius VII. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahre 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste der Zeit. Die Fehler einer einzelnen Kulturepoche können also nicht ohne weiteres auf das Konto der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo sum Geltung haben, wird Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Sakrileg nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann Konrad von Marburg, der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, so wenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, so wenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassendemagogen aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des 6. Alexander und des 22. Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Index, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um dann die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist ein überwältigendes Panorama göttlicher Kraft und Konsequenz, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Inkonsequenz möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen." Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Kompromisse mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Fideikommiß der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Keine Macht der Erde ist imstande, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen oder zu verdunkeln, keine Zeitmacht ist imstande, auch nur ein einziges Glaubenslicht der Kirche zu verdunkeln. Aufrichtige bürgerliche Toleranz gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuz, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Konsequenz in Glaubensfragen, dogmatische Intoleranz geheißen, den glaubenszerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitz des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der anderen Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Reformation, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geist der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeist gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein historisch gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Ruinen anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Traditionen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die anderen Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besonderen Segen und wahrhaftig an den Königswerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil; sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturmission der Zukunftskirche werden.

Ich komme zu den sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge". Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zur Orientierung dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Das sozialste Dogma des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens, ist das Dogma von der

Communio Sanctorum, von der Gemeinschaft der Erlösten. Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle organische Verbindung wie zwischen Kopf und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den anderen zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes", verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die Tonfarbe eines sozialen Imperativs, der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken und Kontinentalsinn fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Adressen. Zunächst an die Adresse der einzelnen Nationen. Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefspekulativen Thesen und Beweisen, für Nikodemus den Gelehrten also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärisches Kommando, statt langer spekulativer Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder, eine Methode, die pädagogisch meisterhaft dem römischen Naturell angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten Eigenart der einzelnen Nationen so gut wie der Eigenart der einzelnen Individuen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht Uniformieren, nicht Nivellieren. Die katholische Kirche geht nicht wie alle anderen Religionsgemeinden der Antike und der Moderne in einer einzelnen Nation auf, auch nicht in der italienischen und französischen Nation. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die nationalen Werte außer Kurs zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also nach unserer guten deutschen Art unseren Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Der Heilige Vater hat den eigenartigen deutschen Verhältnissen Rechnung getragen, indem er uns einen Nuntius sandte, der unsere Sprache spricht und unsere Art versteht. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Interesse an einer Sache als im Ignorieren. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Ruine der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte nationale Eigenart in Chauvinismus ausartet und damit ein zerstörendes Element im Volksleben, beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, ein Imperator des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Nationen, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Imperativ richtet sich nicht gegen die nationale Art, wohl aber gegen die chauvinistischen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten nationalen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung zweitens an die Adresse der katholischen Studenten und Studentenkorporationen. Die Bücherverbote der Indexkongregation gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. In Studentenkreisen ist wohl auch das bitterböse Gerücht entstanden, die römische Indexbehörde habe sich mit besonderem Eifer die deutschen Theologen aufs Korn genommen und dadurch manchem von ihnen die literarische Tätigkeit im voraus verleidet. Daß vor wenigen Tagen die Direktion der Schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus" auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unseren Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherzensur handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern alle Catholica auf einem antirömischen Index verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt; hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsimperativs gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Instanz geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß im Interesse der Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsinstanzen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis erholen, indizierte Bücher zu lesen. Der Index ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter diesem sozialen Gesichtspunkt, — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen, — verliert sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen, wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Atmosphäre kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besonderen akademischen Seelsorger nachfühlen können. Das Prinzip der Standesorganisation, das in der sozialen Aktion auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Triumphen geführt hat, wird sich auch als Standespastoration bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit anderen Arbeiten bereits bis zur Ueberfracht beladen, würde die besondere Studentenpastoration, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, finanziell sorgenfreigestellte, priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und anderen persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Konflikte und seelischer Depression die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, an dem Ausbau eines akademischen Wohnungsbureaus und für äußerste materielle Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in anderen Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der Hauptton der Studentenpastoration auf der Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente ruht. Nach seinen persönlichen Qualitäten muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit den persönlichsten pastoralen Typus darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet sein, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt, denn Diamant läßt sich nur mit Diamant abschleifen.

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten" der Standespastoration nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche, klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Propheten der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Historiker, „rückwärts gekehrte Propheten", in deren Spiegel die Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und an dem Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenfeindlichen Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter soundsoviel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Objektivität. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch historische und vollends nicht durch unhistorische Tatsachen trüber Färbung an euerer Kirche irre machen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturepoche einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärbt. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten beschaffte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Atmosphäre der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Vollblütige Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Kampagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an archäologischem Interesse eine allgemeine Signatur der Zeit bis in die Tage Pius VII. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahre 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste der Zeit. Die Fehler einer einzelnen Kulturepoche können also nicht ohne weiteres auf das Konto der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo sum Geltung haben, wird Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Sakrileg nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann Konrad von Marburg, der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, so wenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, so wenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassendemagogen aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des 6. Alexander und des 22. Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Index, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um dann die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist ein überwältigendes Panorama göttlicher Kraft und Konsequenz, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Inkonsequenz möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen." Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Kompromisse mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Fideikommiß der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Keine Macht der Erde ist imstande, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen oder zu verdunkeln, keine Zeitmacht ist imstande, auch nur ein einziges Glaubenslicht der Kirche zu verdunkeln. Aufrichtige bürgerliche Toleranz gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuz, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Konsequenz in Glaubensfragen, dogmatische Intoleranz geheißen, den glaubenszerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitz des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der anderen Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Reformation, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geist der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeist gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein historisch gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Ruinen anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Traditionen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die anderen Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besonderen Segen und wahrhaftig an den Königswerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil; sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturmission der Zukunftskirche werden.

Ich komme zu den sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge". Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zur Orientierung dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Das sozialste Dogma des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens, ist das Dogma von der

Communio Sanctorum, *von der Gemeinschaft der Erlösten.* Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle organische Verbindung wie zwischen Kopf und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den anderen zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes", verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die *Tonfarbe eines sozialen Imperativs,* der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken und Kontinentalsinn fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Adressen. *Zunächst an die Adresse der einzelnen Nationen.* Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefspekulativen Thesen und Beweisen, für Nikodemus den Gelehrten also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärisches Kommando, statt langer spekulativer Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder, eine Methode, die pädagogisch meisterhaft dem römischen Naturell angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten *Eigenart der einzelnen Nationen* so gut wie der Eigenart der einzelnen Individuen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht Uniformieren, nicht Nivellieren. Die katholische Kirche geht nicht wie alle anderen Religionsgemeinden der Antike und der Moderne in einer einzelnen Nation auf, auch nicht in der italienischen und französischen Nation. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die nationalen Werte außer Kurs zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also *nach unserer guten deutschen Art* unseren Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Der Heilige Vater hat den eigenartigen deutschen Verhältnissen Rechnung getragen, indem er uns einen Nuntius sandte, der unsere Sprache spricht und unsere Art versteht. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Interesse an einer Sache als im Ignorieren. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Ruine der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte nationale Eigenart in *Chauvinismus ausartet* und damit ein zerstörendes Element im Volksleben, beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, ein Imperator des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Nationen, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Imperativ richtet sich nicht gegen die nationale Art, wohl aber gegen die chauvinistischen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten nationalen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung zweitens *an die Adresse der katholischen Studenten und Studentenkorporationen.* Die Bücherverbote der *Indexkongregation* gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. In Studentenkreisen ist wohl auch das bitterböse Gerücht entstanden, die römische Indexbehörde habe sich mit besonderem Eifer die deutschen Theologen aufs Korn genommen und dadurch manchem von ihnen die literarische Tätigkeit im voraus verleidet. Daß vor wenigen Tagen die Direktion der Schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus" auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unseren Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherzensur handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern *alle* Catholica auf einem antirömischen Index verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt; hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsimperativs gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Instanz geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß im Interesse der Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsinstanzen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis erholen, indizierte Bücher zu lesen. Der Index ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter diesem sozialen Gesichtspunkt, — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen, — verliert sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach *eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern* ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen, wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-Predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Atmosphäre kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besonderen akademischen Seelsorger nachfühlen können. Das Prinzip der Standesorganisation, das in der sozialen Aktion auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Triumphen geführt hat, wird sich auch als *Standespastoration* bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit anderen Arbeiten bereits bis zur Ueberfracht beladen, würde die besondere Studentenpastoration, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, finanziell sorgenfreigestellte, priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und anderen persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Konflikte und seelischer Depression die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, an dem Ausbau eines akademischen Wohnungsbureaus und für äußerste materielle Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in anderen Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der *Hauptton* der Studentenpastoration auf der *Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente* ruht. Nach seinen persönlichen Qualitäten muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit den persönlichsten pastoralen Typus darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet sein, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt, denn *Diamant* läßt sich nur mit *Diamant abschleifen.*

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten" der Standespastoration nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände *dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet* werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche, klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Propheten der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Historiker, „rückwärts gekehrte Propheten", in deren Spiegel die Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und an dem Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenkalten Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter soundsoviel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Objektivität. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch historische und vollends nicht durch unhistorische Tatsachen trüber Färbung an euerer Kirche irre machen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturepoche einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärbt. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten beschaffte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Atmosphäre der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Vollblütige Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Kampagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an archäologischem Interesse eine allgemeine Signatur der Zeit bis in die Tage Pius VII. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahre 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste der Zeit. Die Fehler einer einzelnen Kulturepoche können also nicht ohne weiteres auf das Konto der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo zum Geltung haben, wird Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Sakrileg nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann Konrad von Marburg, der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, so wenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, so wenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassendemagogen aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des 6. Alexander und des 22. Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Index, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um dann die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist ein überwältigendes Panorama göttlicher Kraft und Konsequenz, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Inkonsequenz möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen." Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Kompromisse mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Fideikommiß der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Keine Macht der Erde ist imstande, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen oder zu verdunkeln, keine Zeitmacht ist imstande, auch nur ein einziges Glaubenslicht der Kirche zu verdunkeln. Aufrichtige bürgerliche Toleranz gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuz, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Konsequenz in Glaubensfragen, dogmatische Intoleranz geheißen, den glaubenszerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitz des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der anderen Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Reformation, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geist der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeist gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein historisch gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Ruinen anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Traditionen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die anderen Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besonderen Segen und wahrhaftig an den Königswerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil; sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturmission der Zukunftskirche werden.

Ich komme zu den sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge". Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zur Orientierung dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Das sozialste Dogma des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens, ist das Dogma von der

Communio Sanctorum, *von der Gemeinschaft der Erlösten.* Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle organische Verbindung wie zwischen Kopf und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den anderen zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes", verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die *Tonfarbe eines sozialen Imperativs*, der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken und Kontinentalsinn fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Adressen. *Zunächst an die Adresse der einzelnen Nationen.* Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefspekulativen Thesen und Beweisen, für Nikodemus den Gelehrten also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärisches Kommando, statt langer spekulativer Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder, eine Methode, die pädagogisch meisterhaft dem römischen Naturell angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten *Eigenart der einzelnen Nationen* so gut wie der Eigenart der einzelnen Individuen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht Uniformieren, nicht Nivellieren. Die katholische Kirche geht nicht wie alle anderen Religionsgemeinden der Antike und der Moderne in einer einzelnen Nation auf, auch nicht in der italienischen und französischen Nation. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die nationalen Werte außer Kurs zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also *nach unserer guten deutschen Art* unseren Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Der Heilige Vater hat den eigenartigen deutschen Verhältnissen Rechnung getragen, indem er uns einen Nuntius sandte, der unsere Sprache spricht und unsere Art versteht. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Interesse an einer Sache als im Ignorieren. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Ruine der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte nationale Eigenart in *Chauvinismus ausartet* und damit ein zerstörendes Element im Volksleben, beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, ein Imperator des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Nationen, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Imperativ richtet sich nicht gegen die nationale Art, wohl aber gegen die chauvinistischen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten nationalen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung *zweitens an die Adresse der katholischen Studenten und Studentenkorporationen.* Die Bücherverbote der *Indexkongregation* gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. In Studentenkreisen ist wohl auch das bitterböse Gerücht entstanden, die römische Indexbehörde habe sich mit besonderem Eifer die deutschen Theologen aufs Korn genommen und dadurch manchem von ihnen die literarische Tätigkeit im voraus verleidet. Daß vor wenigen Tagen die Direktion der Schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus" auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unseren Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherzensur handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern *alle* Catholica auf einem antirömischen Index verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt; hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsimperativs gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Instanz geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß im Interesse der Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsinstanzen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis erholen, indizierte Bücher zu lesen. Der Index ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter diesem sozialen Gesichtspunkt, — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen, — verliert sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach *eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern* ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen, wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-Predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Atmosphäre kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besonderen akademischen Seelsorger nachfühlen können. Das Prinzip der Standesorganisation, das in der sozialen Aktion auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Triumphen geführt hat, wird sich auch als *Standespastoration* bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit anderen Arbeiten bereits bis zur Ueberfracht beladen, würde die besondere Studentenpastoration, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, finanziell sorgenfreigestellte, priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und anderen persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Konflikte und seelischer Depression die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, an dem Ausbau eines akademischen Wohnungsbureaus und für äußerste materielle Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in anderen Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der *Hauptton* der Studentenpastoration auf der *Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente* ruht. Nach seinen persönlichen Qualitäten muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit den persönlichsten pastoralen Typus darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet sein, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt, denn *Diamant läßt sich nur mit Diamant abschleifen.*

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten" der Standespastoration nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände *dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet* werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche, klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Propheten der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Historiker, „rückwärts gekehrte Propheten“, in deren Spiegel die Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und an dem Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenkalten Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter soundsoviel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Objektivität. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch historische und vollends nicht durch unhistorische Tatsachen trüber Färbung an euerer Kirche irre machen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturepoche einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärbt. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten beschaffte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Atmosphäre der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Vollblütige Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Kampagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an archäologischem Interesse eine allgemeine Signatur der Zeit bis in die Tage Pius VII. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahre 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste der Zeit. Die Fehler einer einzelnen Kulturepoche können also nicht ohne weiteres auf das Konto der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo sum Geltung haben, wird Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Sakrileg nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann Konrad von Marburg, der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, so wenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, so wenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassendemagogen aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des 6. Alexander und des 22. Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Index, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um dann die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist ein überwältigendes Panorama göttlicher Kraft und Konsequenz, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Inkonsequenz möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen.“ Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Kompromisse mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Fideikommiß der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Keine Macht der Erde ist imstande, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen oder zu verdunkeln, keine Zeitmacht ist imstande, auch nur ein einziges Glaubenslicht der Kirche zu verdunkeln. Aufrichtige bürgerliche Toleranz gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuz, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Konsequenz in Glaubensfragen, dogmatische Intoleranz geheißen, den glaubenszerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitz des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der anderen Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Reformation, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geist der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeist gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein historisch gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Ruinen anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Traditionen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die anderen Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besonderen Segen und wahrhaftig an den Königswerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil; sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturmission der Zukunftskirche werden.

Ich komme zu den sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge“. Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zur Orientierung dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Das sozialste Dogma des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens, ist das Dogma von der

Communio Sanctorum, von der Gemeinschaft der Erlösten. Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle organische Verbindung wie zwischen Kopf und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den anderen zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes", verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die Tonfarbe eines sozialen Imperativs, der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken und Kontinentalsinn fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Adressen. Zunächst an die Adresse der einzelnen Nationen. Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefspekulativen Thesen und Beweisen, für Nikodemus den Gelehrten also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärisches Kommando, statt langer spekulativer Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder, eine Methode, die pädagogisch meisterhaft dem römischen Naturell angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten Eigenart der einzelnen Nationen so gut wie der Eigenart der einzelnen Individuen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht Uniformieren, nicht Nivellieren. Die katholische Kirche geht nicht wie alle anderen Religionsgemeinden der Antike und der Moderne in einer einzelnen Nation auf, auch nicht in der italienischen und französischen Nation. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die nationalen Werte außer Kurs zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also nach unserer guten deutschen Art unseren Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Der Heilige Vater hat den eigenartigen deutschen Verhältnissen Rechnung getragen, indem er uns einen Nuntius sandte, der unsere Sprache spricht und unsere Art versteht. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Interesse an einer Sache als im Ignorieren. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Ruine der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte nationale Eigenart in Chauvinismus ausartet und damit ein zerstörendes Element im Volksleben, beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, ein Imperator des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Nationen, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Imperativ richtet sich nicht gegen die nationale Art, wohl aber gegen die chauvinistischen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten nationalen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung zweitens an die Adresse der katholischen Studenten und Studentenkorporationen. Die Bücherverbote der Indexkongregation gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. In Studentenkreisen ist wohl auch das bitterböse Gerücht entstanden, die römische Indexbehörde habe sich mit besonderem Eifer die deutschen Theologen aufs Korn genommen und dadurch manchem von ihnen die literarische Tätigkeit im voraus verleidet. Daß vor wenigen Tagen die Direktion der Schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus" auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unseren Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherzensur handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern alle Catholica auf einem antirömischen Index verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt; hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsimperativs gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Instanz geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß im Interesse der Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsinstanzen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis erholen, indizierte Bücher zu lesen. Der Index ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter diesem sozialen Gesichtspunkt, — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen, — verliert sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen, wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-Predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Atmosphäre kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besonderen akademischen Seelsorger nachfühlen können. Das Prinzip der Standesorganisation, das in der sozialen Aktion auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Triumphen geführt hat, wird sich auch als Standespastoration bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit anderen Arbeiten bereits bis zur Ueberfracht beladen, würde die besondere Studentenpastoration, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, finanziell sorgenfreigestellte, priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und anderen persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Konflikte und seelischer Depression die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, an dem Ausbau eines akademischen Wohnungsbureaus und für äußerste materielle Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in anderen Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der Hauptton der Studentenpastoration auf der Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente ruht. Nach seinen persönlichen Qualitäten muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit den persönlichsten pastoralen Typus darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet sein, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt, denn Diamant läßt sich nur mit Diamant abschleifen.

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten" der Standespastoration nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche, klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Propheten der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Historiker, „rückwärts gekehrte Propheten", in deren Spiegel die Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und an dem Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenkalten Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter soundsoviel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Objektivität. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch historische und vollends nicht durch unhistorische Tatsachen trüber Färbung an euerer Kirche irre machen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturepoche einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärbt. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten beschaffte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Atmosphäre der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Vollblütige Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Kampagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an archäologischem Interesse eine allgemeine Signatur der Zeit bis in die Tage Pius VII. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahre 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste der Zeit. Die Fehler einer einzelnen Kulturepoche können also nicht ohne weiteres auf das Konto der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo sum Geltung haben, wird Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Sakrileg nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann Konrad von Marburg, der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, so wenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, so wenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassendemagogen aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des 6. Alexander und des 22. Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Index, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um dann die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist ein überwältigendes Panorama göttlicher Kraft und Konsequenz, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Inkonsequenz möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen." Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Kompromisse mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Fideikommiß der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Keine Macht der Erde ist imstande, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen oder zu verdunkeln, keine Zeitmacht ist imstande, auch nur ein einziges Glaubenslicht der Kirche zu verdunkeln. Aufrichtige bürgerliche Toleranz gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuz, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Konsequenz in Glaubensfragen, dogmatische Intoleranz geheißen, den glaubenszerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitz des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der anderen Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Reformation, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geist der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeist gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Existenz- und Entwicklungsbedingungen. Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein historisch gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Ruinen anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Traditionen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die anderen Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besonderen Segen und wahrhaftig an den Königswerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil; sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturmission der Zukunftskirche werden.

Ich komme zu den sozialen Imperativen der kirchlichen Weltanschauung. Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge". Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zur Orientierung dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Das sozialste Dogma des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens, ist das Dogma von der

Communio Sanctorum, von der Gemeinschaft der Erlösten. Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle organische Verbindung wie zwischen Kopf und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den anderen zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“, verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die Tonfarbe eines sozialen Imperativs, der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken und Kontinentalsinn fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Adressen. Zunächst an die Adresse der einzelnen Nationen. Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefspekulativen Thesen und Beweisen, für Nikodemus den Gelehrten also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärisches Kommando, statt langer spekulativer Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder, eine Methode, die pädagogisch meisterhaft dem römischen Naturell angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten Eigenart der einzelnen Nationen so gut wie der Eigenart der einzelnen Individuen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht Uniformieren, nicht Nivellieren. Die katholische Kirche geht nicht wie alle anderen Religionsgemeinden der Antike und der Moderne in einer einzelnen Nation auf, auch nicht in der italienischen und französischen Nation. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die nationalen Werte außer Kurs zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also nach unserer guten deutschen Art unseren Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Der Heilige Vater hat den eigenartigen deutschen Verhältnissen Rechnung getragen, indem er uns einen Nuntius sandte, der unsere Sprache spricht und unsere Art versteht. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Interesse an einer Sache als im Ignorieren. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Ruine der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte nationale Eigenart in Chauvinismus ausartet und damit ein zerstörendes Element im Volksleben, beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, ein Imperator des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Nationen, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Imperativ richtet sich nicht gegen die nationale Art, wohl aber gegen die chauvinistischen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten nationalen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung zweitens an die Adresse der katholischen Studenten und Studentenkorporationen. Die Bücherverbote der Indexkongregation gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. In Studentenkreisen ist wohl auch das bitterböse Gerücht entstanden, die römische Indexbehörde habe sich mit besonderem Eifer die deutschen Theologen aufs Korn genommen und dadurch manchem von ihnen die literarische Tätigkeit im voraus verleidet. Daß vor wenigen Tagen die Direktion der Schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus“ auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unseren Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherzensur handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern alle Catholica auf einem antirömischen Index verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt; hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsimperativs gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Instanz geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß im Interesse der Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsinstanzen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis erholen, indizierte Bücher zu lesen. Der Index ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter diesem sozialen Gesichtspunkt, — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen, — verliert sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen, wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Atmosphäre kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besonderen akademischen Seelsorger nachfühlen können. Das Prinzip der Standesorganisation, das in der sozialen Aktion auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Triumphen geführt hat, wird sich auch als Standespastoration bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit anderen Arbeiten bereits bis zur Ueberfracht beladen, würde die besondere Studentenpastoration, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, finanziell sorgenfreigestellte, priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und anderen persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Konflikte und seelischer Depression die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, an dem Ausbau eines akademischen Wohnungsbureaus und für äußerste materielle Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in anderen Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der Hauptton der Studentenpastoration auf der Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente ruht. Nach seinen persönlichen Qualitäten muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit den persönlichsten pastoralen Typus darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet sein, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt, denn Diamant läßt sich nur mit Diamant abschleifen.

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten“ der Standespastoration nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch

der besondere akademische Gottesdienst darf die Akademiker nicht ganz und gar von dem kirchlichen Gemeinschaftsleben isolieren. Wir wollen nicht Inseln bilden, nicht Brücken abbrechen, während die sozialstudentische Bewegung sich erfolgreich bemüht, zwischen den akademischen Insulanern und dem Volksganzen Verbindungsbrücken herzustellen. Die private und korporative Teilnahme an der Fronleichnamsprozession und anderen besonderen Kundgebungen katholischen Lebens reiht die Akademiker unbeschadet ihrer eigenen Seelsorge wieder in das Volksganze ein. Der majestätische Imperativ der Communio Sanctorum vermag also auch hier den Ausgleich zu schaffen.

Die katholischen Studentenkorporationen, die in der Bannmeile der deutschen Universitäten mit verschiedenfarbigen Standarten ihre Zelte aufgeschlagen haben, entfalten gerade durch die Buntfarbigkeit ihres Korporationsprinzips eine große Werbekraft, um den akademischen Nachwuchs zu ihren Fahnen zu rufen. Auch hier hat die Eigenart ihr gutes Recht, auch hier haben wir am farbigen Abglanz das Leben. Der soziale Imperativ von der Communio Sanctorum legt aber auch hier ein Veto ein gegen übertriebene Absperrungsgelüste auf der einen oder anderen Seite. Unter dem höheren Generalnenner des „katholischen" Studenten müßten sich die einzelnen Korporationsaktiven wieder zusammenfinden, von einer Flamme angefacht, und unter dem gemeinsamen Attribut der „katholischen" Korporation müßten sich die einzelnen Verbände verbunden fühlen wie Zelte im Umkreis des gleichen Königszeltes. Verbindungen und Vereine sollen, wenn ihr Name ihnen Programm ist, verbinden und vereinigen, nicht absplittern und isolieren. Es liegt also wohl auf der Linie meines Themas, dem Münchener Akademikerausschuß, der in der Idee einer Civitas Dei academica alle akademischen Bürger ohne Unterschied der Korporationsfarbe zusammenruft, als einer sozialen Prachtinstitution dauernden Bestand zu wünschen und die alten Herren der verschiedenen Kartelle zu bitten, im späteren Leben nicht wie feindliche Brüder aneinander vorbeizugehen. Solange wir einen Archipel von Inseln bilden und nicht als Kontinent uns fühlen, so lange ist uns das soziale Evangelium, das in der Communio Sanctorum liegt, eine tote Formel geblieben.

Der sozialkirchliche Imperativ der Civitas Dei wendet sich noch an eine andere Adresse. Die Psalmen singen von einer glücklichen Stadt, deren Mauern keine Risse haben, und die Weltgeschichte sagt uns, daß die unheilvollsten Kriege Bürgerkriege, nicht Kriege gegen äußere Feinde waren. Das Wort von der Kirchengemeinschaft der Erlösten ist ein Manifest des Friedens an die Bürger der Civitas Dei. Die Glaubenslehre von der alleinseligmachenden Kirche hindert uns nicht, weitherzig über die Stadtmauern hinweg auch jene Außenstehenden dem Geiste nach als Mitbürger zu grüßen, die ohne ihre Schuld nicht zum äußeren Verband unserer Kirche gehören, die aber in gutem Glauben leben und Gottes Willen zu erfüllen bereit sind; wie kann es da engherzigen, unberufenen Torwächtern in den Sinn kommen, Glaubensbrüdern intra muros das Heimatrecht in der Stadt Gottes mit raschem Urteil abzusprechen, wie wenn es Griechen innerhalb Trojas wären? Die Kirche will im Geiste des guten Hirten sammeln, was zerstreut ist; wer zerstreut, was gesammelt ist, handelt nicht im Geiste seiner Kirche. Es ist also unkirchlich, den Höhepunkt der Kirchlichkeit darin zu erblicken, daß man an der Kirchlichkeit der Glaubensbrüder zweifelt. Im 20. Jahrhundert gibt es eine achte Todsünde, das Mißtrauen gegen den Bruder, und ein sechstes Kirchengebot: Du sollst bei andern solange guten Willen voraussetzen, bis der böse Wille bewiesen ist! Unsere Laienapostel, die als Kämpfer um die heiligsten Güter des katholischen Volkes in die Bresche traten, haben es nicht verdient, daß man ihnen durch Anfeindung aus den eigenen Reihen die Freude am Kampfe verekelt.

Meine Herren! Die Gebildeten von heute haben keinen leichten Stand, die Kirchenfreudigkeit ihrer Jugend sich sozusagen täglich neu zu erkämpfen gegen ein Heer von zentrifugalen Kräften, das sie mehr und mehr ihrer Kirche zu entfremden sucht. Haben wir es nicht erlebt, daß eine Enzyklika des Heiligen Vaters verurteilt wurde, bevor sie im Wortlaut erschienen war, und erleben wir es nicht immer wieder, daß alles, was den römischen Stempel trägt, aprioristisch mißdeutet wird? Das Volk der Denker sollte sich schämen, ewig in diesen Vorurteilen gegen die Kirche verkeilt zu bleiben. Dem Zug der Zeit, durch Volkshochschulkurse und andere populärwissenschaftliche Veranstaltungen von der Hochschule Wege ins Volksleben zu bahnen, liegt gewiß eine edle soziale Absicht zugrunde. Es kann aber auch das Popularisieren der Wissenschaft die Gefahr mit sich bringen, ein wissenschaftlich angehauchtes Proletariat zu züchten. Ein Baumwollenreisender, der einen dreiwöchentlichen oder gar nur dreitägigen Kurs über monistische Weltanschauung mitgemacht hat, besitzt damit noch keinen Befähigungsnachweis, die schwersten Probleme des kirchlichen Lebens gegen alle Theologen des rechtsrheinischen und linksrheinischen Bayern von kurzer Hand zu erledigen.

Am allerleichtesten werden durch die Vorurteile die Leitsterne kirchlicher Weltanschauung am Himmel der akademischen Wanderjahre umdüstert. Die Jugend, „rasch fertig mit dem Wort", ist für umstürzende Ideen, für zentrifugale Kräfte immer leichter zu haben. Darum bleibt die Stunde gesegnet, die wenigstens einige von diesen Vorurteilen zerstreut und damit gegen alle uns mißtrauischer gemacht hat. Im Laufe der Studien, gerade der ernstesten Studien, wird es auch nicht ausbleiben, daß zwei scheinbar sich ausschließende Evidenzen, ein Satz der Kirche und ein Satz der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, vor unserem Auge nebeneinanderstehen. Um da die Brücke zwischen beiden zu finden, um überhaupt in religiösen Fragen uns zu orientieren, müssen wir als ehrliche Wahrheitssucher in die rechte Schmiede gehen. Wo die persönliche Auskunftei fehlt, werden in solchen Stunden religiöser Krisis die Bücher von Esser-Mausbach, „Religion, Christentum und Kirche" und von Ignaz Klug, „Lebensfragen" beste Dienste leisten. Auch auf die „Allgemeine Rundschau", die in übersichtlicher Zusammenfassung über Zeitfragen unserer Weltanschauung orientiert, und auf die „Katholische Kirchenzeitung", die besonders in ihrer Auslandschronik über die Leiden und Triumphe der Kirche in anderen Ländern auf dem Laufenden hält, soll die Münchener Studentenschaft hingewiesen werden.

Studium und Lektüre, Vortrag und anderweitige intellektuelle Orientierung werden freilich für sich allein die zentrifugalen Kräfte der Zeit nicht außer Kraft setzen. Wir müssen positiv zentripetale Kräfte einschalten, wir müssen uns in die Gnadenatmosphäre des kirchlichen Lebens stellen. Das ist der letzte und persönlichste Imperativ der kirchlichen Weltanschauung: Mit der Kirche leben! Mit der Kirche das Miserere der Fastenzeit und das Alleluja des Ostertages beten und die anderen Gottesdienste des Kirchenjahres feiern! Mit der wallfahrenden Kirche wallfahren, mit der gekettelten Kirche trauern, mit der triumphierenden Kirche triumphieren! Es ist vielleicht dem Akademiker nicht so leicht, über die liturgischen Zeremonien der Kirche ohne innere Krisis mit sich ins Reine zu kommen, weil, abgesehen von der kirchlich abgekühlten Temperatur des 20. Jahrhunderts im allgemeinen, der reingeistige Studienbetrieb der Universität die äußeren, vielfach dramatischen Formen der Liturgie leicht als weniger akademisch erscheinen läßt. Konvertiten haben in ihren alten Tagen Latein gelernt, um die Meßgebete in der lapidaren Sprache der Kirche mitbeten zu können. Es gibt tatsächlich keine tieferen, kraftvolleren Gebete als diese Orationen im römischen Missale. Eine andere zentripetale Hilfskraft kirchlichen Lebens ist der Akademische Bonifatiusverein, der uns einen kleinen Einblick in die Weltmission der Kirche gibt und uns die Sorgen und Missionsprobleme der Kirche ein wenig mitfühlen läßt. Durch die Akademiker-Kongregation, die ein wahrer Taufbrunn des Laienapostolates ist, und durch Studentenexerzitien vollends, durch Geistesübungen in der Hochschule der Einsamkeit, wird das innere Verhältnis des Akademikers zur Kirche harmonisch abgeklärt, und das sentire cum Ecclesia unauslöschlich tief in die Seele geprägt.

Millionen von klaren Köpfen sind bei der Kirche in die Schule gegangen und haben vor dem Katheder dieser alma mater Antwort auf ihre Fragen gefunden. Millionen aufrechter Männer haben an ihrer Hand und in der Kraft ihrer Gnadenmittel die Höhenwege sittlicher Größe und ewiger Charakterwerte erstiegen, viele von ihnen so hoch, daß tief unter ihnen in wesenlosem Scheine das Gemeine lag. Millionen ehrlicher Gottsucher sind zur Kirche gekommen: Mutter, du trägst in der Hand den Kelch des Heiles und die Schlüssel des Himmelreichs, öffne uns die Pforte des Lebens! Auf der anderen Seite haben viele ihre Exmatrikel von dieser Alma mater verlangt und versucht, ohne den Segen der Kirche sich durchzuschlagen, und haben bald gemerkt, daß fauliges Zisternenwasser ein schlechter Eintausch für die quellfrischen Wasser des Lebens ist. Manche haben sich dann auf den Weg nach Rom gemacht, „das Land der Heimat mit der Seele suchend." An anderen, die den Rückweg nicht mehr fanden, ist das Wort des

Hugo von Hofmannsthal wahr geworden: Es weint ein namenloses Heimweh lautlos in ihrer Seele nach dem Leben, wie in der Seele des Auswanderers, der auf dem Schiff gegen Abend an seiner Vaterstadt vorüberfährt. Die Münchener Studentenschaft hat am 5. März 1912 aus dem Munde des bayerischen Ministerpräsidenten das edelmannhafte Wort gehört: „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich ein treuer Sohn der katholischen Kirche sein will.“ Das Bekenntnis war gerade in jener Stunde, in der mehr als Bayern aufhorchte, eine Heldentat, die eine Bibliothek apologetischer Werke aufwog. Wir wollen nie ein Hehl daraus machen, daß wir treue Söhne der katholischen Kirche sein wollen. Wahrheits**erkenntnis** ist ein Imperativ zum Wahrheits**bekenntnis**.

Zum Besuch des bayerischen Regentenpaares am Berliner Hof.

Von M. Geßner, München.

Als am 20. Januar dieses Jahres der Akademische Senat der Universität München dem Prinzregenten Ludwig anläßlich der Vollendung seines hundertsten Semesters seit seiner Eintragung in das Matrikelbuch der Universität in einer Adresse seine Glückwünsche darbrachte, wies er darauf hin, daß Prinz Ludwig fünf Jahre lang an der juristischen, staatswissenschaftlichen und philosophischen Fakultät ernste Studien betrieben habe. Dann fuhr die Adresse fort: „Ein Leben, ausgefüllt von fruchtbarer, praktischer Arbeit für Land und Volk liegt nach dieser Zeit, und nunmehr haben Euere Königliche Hoheit, **vorbereitet wie wenige Fürsten der Vergangenheit, die Regierung des Landes übernommen.**“ In ähnlicher Weise sagte am 12. Februar gelegentlich des Empfanges der Häupter der standesherrlichen Familien beim Regenten Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim in seiner Ansprache: „**Nie vielleicht ist der Herrscher eines Volkes von einem Nachfolger abgelöst worden, der wie Euere Königliche Hoheit mit allen Teilen des Landes, mit allen Lebensfragen des Volkes, mit allen Zweigen der Regierung im großen wie im kleinen vertraut war.**“ Und Fürst Löwenstein fügte hinzu: „Dazu kam, daß Euere Königliche Hoheit schon oft den festen Willen bekundet hatten, gleichermaßen die ehrwürdigen Rechte der Wittelsbacher und Bayerns zu schützen und für die **Einheit und Stärke und das Gedeihen des Reiches** jederzeit einzutreten. Und als sicheres Fundament aller wahren Herrschertugenden erkannten wir in Eurer Königlichen Hoheit das tief wurzelnde Gottvertrauen, jene sichere Glaubensüberzeugung, die zugleich die Gewähr bietet für die Achtung vor der religiösen Ueberzeugung des anderen.“

Damit ist einerseits kurz die Bedeutung des Prinzregenten als Herrscherpersönlichkeit ausgedrückt, und sind anderseits nach seinen früheren Kundgebungen und aus seinem praktischen Tun die Richtlinien seiner Regierungstätigkeit gezeichnet: Der Regent ist allen im Volke nah, mit allem im Volke vertraut, er ist ein echter Wittelsbacher und Bayer, aber auch ein echter deutscher Fürst, und er ist das alles, weil er ein tiefgläubiger Katholik ist, im ganzen und in allem ein Mann von höchsten Fähigkeiten, und ein Mann, der weiß, was er will. So führt er die Regierung, die er übernommen, sicher und mit fühlbar fester Hand und mit dem Interesse für alles, das ihm immer eigentümlich war. Täglich finden Vorträge der Minister statt, immer wieder hört man von Empfängen, so von früheren und jetzigen Beamten, von Vorständen der verschiedensten Vereine und Korporationen usw. Und es ist nach mancherlei nicht immer notwendiger und berechtigter Aufregung eine Zeit der Ruhe für Bayern gefolgt, ohne daß weder Freiherr von Hertling, noch Freiherr von Soden, oder beide und mit ihnen noch andere entlassen worden wären.

In diese Zeit fällt nun die Reise des Regentenpaares nach Berlin zum Besuch des Kaiserpaares und nach Dresden zum Besuch des sächsischen Königshofes. Die Abreise nach Berlin erfolgt am 6. März in der Frühe, die Ankunft um 3 Uhr nachmittags. Im Gefolge des Regentenpaares werden sich befinden Ministerpräsident Freiherr von Hertling, Oberstthofmeister Graf Seinsheim, Hofmarschall Generalmajor Freiherr von Laßberg, Kabinettschef von Dandl, vortragender Generaladjutant Generalleutnant von Walther, die Flügeladjutanten Oberstleutnant Freiherr von Leonrod und Oberstleutnant Graf zu Castell, Oberhofmeisterin Gräfin Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin usw. Der Empfang durch das Kaiserpaar wird am Anhalter Bahnhof erfolgen — nachdem der erste offizielle Empfang durch den preußischen Ehrendienst und die Berliner bayerische Gesandtschaft in Halle stattgefunden hat — im Beisein der in Berlin anwesenden preußischen Prinzen, des Reichskanzlers, des Kriegsministers von Heeringen, des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes von Tirpitz, des Eisenbahnministers von Breitenbach, des kaiserlichen Kabinettschefs von Valentini usw. Das Kaiserpaar wird zu Ehren seiner hohen Gäste eine Gala- und eine Hoftafel geben. Die Abfahrt von Berlin erfolgt am 8. März mittags.

Eine höfische Reise zunächst, aber zweifellos eine solche, die einem beiderseitigen Bedürfnis entspricht. Prinzregent Ludwig ist ein Wittelsbacher mit dem ganzen berechtigten Stolz auf die ruhmreiche Geschichte und Tradition seines Geschlechtes, auf die Selbständigkeit Bayerns und die Bedeutung Bayerns im Reiche, aber auch ein überzeugter Anhänger und Vertreter der Einigkeit der deutschen Stämme im Reiche und ihrer Fürsten. Die Notwendigkeit dieser Einigkeit hat er in mehr als einer seiner trefflichen Reden betont, und sein praktisches Verhalten entsprach stets seinen Worten. Den Deutschen Kaiser hat er mehr als einmal gefeiert, so als einen Friedensfürsten, als einen gerechten Fürsten, der auch für die deutschen Katholiken ein Herz hat, und seit langem hat er ein aufrichtiges Interesse bewiesen für die deutsche Flotte, der ja auch des Kaisers besondere Liebe und Sorge gilt. So wird es ihm jetzt kurz nach seinem Regierungsantritt ein Herzensbedürfnis sein, in der Reichshauptstadt seinen hohen Verbündeten zu begrüßen. Und der Kaiser wird den Herrscher des zweitgrößten deutschen Bundesstaates mit den gleichen Gefühlen empfangen, die er ihm schon beim Tode seines Vaters und bei seinem Regierungsantritt in so herzgewinnender Weise bekundet hat.

Das monarchisch gesinnte Volk Bayerns und des ganzen Deutschen Reiches wird an dieser Fürstenbegegnung verständnisvoll Anteil nehmen. Es wird sich freuen, zwei so bedeutende Herrscherpersönlichkeiten in Treue und Freundschaft zusammen zu wissen. Zwei Herrscher, die trotz mancher Verschiedenheiten einander auch wieder so ähnlich sind. Aehnlich in dem hohen Flug ihrer Gedanken und Ideale, ähnlich in der ernsten Auffassung ihrer Herrscherpflichten, ähnlich in ihrem festen gläubigen Gottvertrauen, ähnlich in der Liebe zu ihrem Volke, aber auch in der Liebe und Verehrung bei ihrem Volke. So mögen Hohenzollern und Wittelsbach zusammenhalten, stolz auf die eigene Tradition, aber einig beide in edlem Wetteifer zum Besten von Land und Reich, im Dienste Gottes und des Volkes. In diesem Sinne mag man sich in Bayern und im Reiche der Berliner Tage freuen. In Bayern hat man noch einen besonderen Grund zur Freude, und der besteht darin, daß nicht nur der Regent den Kaiser besucht, daß der Kaiser nicht nur seinen Verbündeten begrüßt, sondern daß an der Seite des Regenten auch seine hohe Gemahlin ist, daß das Regentenpaar das Kaiserpaar besucht. Neben dem Landesvater die Landesmutter, die hochsinnige, edle Fürstin, die in ihrem Familienkreise all die Tugenden entfaltet und geübt hat, die sie als leuchtendes Beispiel für alle Frauen und Mütter ihres Volkes erscheinen lassen, eine wahrhaft christliche und eine wahrhaft deutsche Frau und Mutter, und darin ähnlich der deutschen Kaiserin.

Auch dem Besuche in Dresden bei dem edlen König von Sachsen wird man wie in Sachsen, so auch in Bayern und in ganz Deutschland mit dem sympathischen Interesse folgen, das bei den guten nachbarlichen Beziehungen selbstverständlich ist. Mögen denn die Berliner und die Dresdener Tage reich sein an Freude und Freundschaft für die Fürsten, mögen sie reich werden an Segen für ihre Völker und Länder und für das Reich. Wie Hohenzollern und Wittelsbach und Wettin, wie Preußen, Bayern und Sachsen und alle zusammen zum Reich, so halten und müssen zusammenhalten auch die übrigen deutschen Fürstengeschlechter und alle deutschen Stämme, dann werden sie einzeln blühen und gedeihen und einzeln und zusammen stark und mächtig sein und geehrt und angesehen in der Welt.

Die Glocken von St. Marien.

Das sind die Glocken von St. Marien,
Um die die segelnden Turmschwalben ziehen.

Das sind die Glocken mit ehernem Mund,
Baldurs Vasallen zur Morgenstund.

Die Weggenossen dem steigenden Tag,
Mit Räderbraus und Hammerschlag.

Der Morgenröte lodernder Brand
Vergoldet den Turmknauf, das träumende Land.

Schon stösst ins Hifthorn Gott Baldur: erwacht!
Der Sieger Tag erschlug die Nacht.

Schon klirren die Riegel, die Fensterlein,
Durchs Stadttor zieht strahlend die Königin ein.

Von Giebeln und Gassen, Zinnen und Haus
Treibt sie lachend den nächtlichen Spuk hinaus,

Frau Sonne, vor der die Nebel fliehen,
Wenn die Glocken singen von Sankt Marien.

Marie Jonghaus.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kriegssteuer von 1913.

In die präambulatorischen Erörterungen über Rüstung und Deckung wirft jetzt die Regierung ein neues Moment. Die „Reichsleitung" (eine richtigere Bezeichnung als Reichsregierung) kündigt halbamtlich ihre Absicht an, „die wegen ihrer Höhe ganz besonders ins Gewicht fallenden einmaligen Kosten der Heeresvorlage durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen zu decken". In dieser Angelegenheit sind zum Monatsanfang die stimmführenden Mitglieder des Bundesrats auf Einladung des Reichskanzlers zu einer Besprechung zusammengetreten. Das Ergebnis dieser Konferenz ist augenblicklich noch verschleiert. Ebenso ist es noch unklar, ob die Rundreise des Reichsschatzsekretärs Kühn bei den süddeutschen Regierungen für die einmalige Abgabe oder für die Deckung der Dauerkosten den Boden ebnen wollte und konnte.

Das einmalige und außerordentliche Opfer auf den Altar des Vaterlandes, das ein gesetzlich geregeltes Seitenstück zu der freien Opferwilligkeit vor 100 Jahren bilden würde, bedeutet gewiß eine Verschönerung der Aktion; ob auch eine Erleichterung, ist noch zweifelhaft.

Ueber die Höhe der bevorstehenden Mehrausgaben, sowohl der einmaligen als der fortlaufenden, bewahren die Offiziösen noch immer das diplomatische Geheimnis. Daher haben die Neuigkeitsfabrikanten in der Presse freies Spiel. Die Eiferer haben die fortlaufenden Mehrkosten bereits auf eine Viertelmilliarde pro Jahr hinaufgetrieben, und die einmaligen Anforderungen (für Kriegsmaterial, Festungswerke, Bauten usw.) auf eine ganze Milliarde nach obenhin abgerundet. Bedächtigere Propheten sagen, man werde wohl mit einer halben Milliarde für einmalige Aufwendungen auskommen. In Frankreich, wo man fieberhaft sich in den Rüstungswettbewerb stürzt (obschon doch die deutsche Heeresverstärkung sich mehr nach Osten, als nach Westen richtet), hat die Regierung bereits eine halbe Milliarde Franken gefordert für einmalige Aufwendungen, und zwar mit der Angabe, daß dadurch nicht eine Vermehrung, sondern nur eine Beschleunigung der sowieso geplanten militärischen Vorkehrungen beabsichtigt sei. In Deutschland wird der einmalige Aufwand gewiß zwischen der halben und der ganzen Milliarde Mark sich bewegen. Bisher herrschte die Ansicht, daß man diese Summe auf eine Reihe von Jahren verteilen, d. h. durch eine Anleihe aufbringen und die Zins- und Tilgungsquoten zu dem dauernden Mehrbedarf hinzurechnen werde. Will man nun die Anleihe vermeiden und die Summe durch eine Extrasteuer vom Vermögen decken, so bedeutet das eine weitere Einschränkung der Schuldenwirtschaft und eine entsprechende Verringerung des künftigen Jahresbedarfs. Aber wie hoch würde sich das einmalige Opfer auf dem Altare der Wehrmacht stellen? In Preußen liegt der Vermögensabgabe (Ergänzungssteuer genannt) eine Schätzung von 104 Milliarden steuerfähigen Vermögens zugrunde. Nimmt man für das ganze Reich etwa 150 bis 160 Milliarden an, so würden ²/₃ Prozent etwa vom Vermögen erhoben werden müssen, um eine ganze Milliarde zu decken, und zum mindesten ¹/₃ Prozent, um eine halbe Milliarde aufzubringen. Das ist schon ein beträchtliches Stück vom Vermögen; soviel fordert die preußische Ergänzungssteuer erst in einem Dutzend bzw. halben Dutzend von Jahren. Ein solcher Posten Bargeld kann das Geldkapital viel leichter flüssig machen, als der immobile Besitz. Es erhebt sich also sofort die Frage, ob man die verschiedenen Formen des Besitzes und Arten des Vermögens gleichmäßig belasten darf. Zum mindesten muß für die kapitalschwachen Landwirte und Gewerbetreibenden eine Ratenzahlung behufs Verteilung der Last auf mehrere Jahre bewilligt werden, wie es ja auch bei dem Plan der direkten Erbschaftssteuer vorgesehen war.

Zur Beruhigung der schwächeren Besitzer wird von einer Seite behauptet, daß die kleineren Vermögen bis 30,000 oder gar bis 50,000 ℳ von der Kriegsabgabe befreit bleiben sollten. Das ist unwahrscheinlich; denn bei dem Ausfall dieser großen Zahl von Kleinbesitzern würde der Prozentsatz für die größeren Vermögen bedenklich hoch werden müssen.

Allerdings tritt sehr bestimmt die Nachricht auf, daß die regierenden Häuser bei der außerordentlichen Abgabe sich beteiligen würden, indem sie für diesmal (nicht dauernd) auf die gesetzliche Steuerfreiheit verzichteten. Das ist löblich und erbaulich; doch kann das Vermögen dieser Standesherren wohl kaum Ersatz bieten für den Ausfall, der durch die Freistellung der vielen kleinen Vermögen entstehen würde. Im Reichstag wird nebenbei sofort eine Strömung einsetzen, die das noblesse oblige auch auf die dauernden neuen Ausgaben ausdehnen möchte.

In politischer Hinsicht bildet den Kernpunkt die Frage, ob diese Reichsabgabe vom Vermögen, auch wenn sie sich nur als einmalig und außerordentlich darstellt, nicht die Anbahnung zu der regelmäßigen Reichsvermögenssteuer bedeute. Damit kommt man auf die Wurzel der Steuerschwierigkeiten, die uns seit Jahren beschäftigen. Fürst Bismarck glaubte vor einem Menschenalter noch, die indirekten Steuern könnten dem Reich so viel einbringen, daß es den Einzelstaaten nicht allein die Besteuerung des Besitzes und des Einkommens vollständig überlassen, sondern ihnen sogar noch einen hübschen Zuschuß herauszahlen könne. Es ist anders gekommen. Die Reichsbedürfnisse sind fort und fort so gewachsen, daß die Zölle und die inneren Verbrauchsabgaben trotz aller Anspannung nicht mehr ausreichten. Bei der Finanzreform im Jahre 1909 versuchte Fürst Bülow das Vermögen dem Reiche tributpflichtig zu machen durch die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf das Gatten- und Kindeserbe. In der Sache ist die Erbschaftssteuer nichts anderes als eine Vermögenssteuer, nur daß dieselbe nicht alljährlich, sondern periodisch nach dem Todesfall erhoben wird. Die Mehrheit des Reichstags lehnte 1909 die Erweiterung der Erbschaftssteuer aus sehr gewichtigen Gründen ab: sie schuf aber Ersatzsteuern, die indirekt den Besitz trafen. Als nun im vorigen Jahre wieder eine Steuervermehrung im Reiche notwendig wurde, einigte man sich auf den Antrag Bassermann-Erzberger, der eine Besitzsteuer forderte, aber unter der Voraussetzung, daß sie den verschiedenen Besitzformen gerecht werde. Wäre Deutschland ein Einheitsstaat, so würde eine Vermögenssteuer des Reiches der gewiesene Weg sein. Die Einzelstaaten legen aber Wert darauf, daß die regelmäßige Steuer vom Vermögen ihnen ebenso wie die Einkommensteuer für ihre Landeszwecke reserviert bleibe. Deshalb sind einige Einzelregierungen, insbesondere die sächsische, fanatische Anhänger der direkten Erbschaftssteuer, weil sie glauben, neben dieser periodischen Abgabe ihre Landessteuer auf das Vermögen weiter ausnützen zu können. Um den Grundsatz „direkte Steuern den Einzelstaaten, indirekte dem Reich!" aufrechterhalten zu können, haben einige Steuergelehrte vorgeschlagen, die Stempelsteuern von den Einzelstaaten ganz aufs Reich zu übertragen, während letzteres auf die Vermögensabgaben vollständig verzichten soll. Das ganze Stempelwesen einheitlich für das Reich zu regeln, ist eben eine höchst schwierige Aufgabe. In Bayern und anderwärts, wo das Stempeln noch nicht landesüblich ist, würde man eine solche Belastung schwer empfinden. Einen anderen Ausweg suchte der Vorschlag einer Reichs-Zuwachssteuer, der den Gedanken der besonderen Abgabe beim gewinnbringenden Verkauf von Grund-

stücken auf den ganzen Vermögenserwerb ausdehnen wollte. Im Prinzip wäre damit freilich auch eine Bresche in das einzelstaatliche Reservat der Vermögenssteuer gelegt. Nun steht eine andere Bresche in Aussicht durch die angekündigte einmalige Reichsvermögensabgabe. Das Sprichwort „einmal ist keinmal" gilt auf dem Steuergebiete am allerwenigsten. Wohl oder übel müssen wir uns darüber klar werden, ob die reinliche Scheidung zwischen Reich und Staaten im Punkte der Besitzsteuer sich aufrechterhalten läßt, ob die Einzelstaaten ohne Gefährdung ihrer politischen Stellung und ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auf ein Stück der Vermögenssteuer verzichten können, wenn ihnen die Einkommensteuer und die Stempelsteuer in den bisher üblichen Rahmen reserviert bleiben. Es wird dabei eine Gemeinsamkeit der Vermögenssteuer zwischen Reich und Einzelstaaten in Betracht zu ziehen sein.

Eine ungeheuer schwierige Frage, die sehr weit und tief greift. Sie wird aber auf die Tagesordnung gedrängt; denn der angekündigte Vorschlag der Reichsleitung bedingt offenbar eine einheitliche Einschätzung des Vermögens für das ganze Reichsgebiet, und daraus ergibt sich eine Grundlage, die man nach den einmaligen Gebrauch schwerlich links liegen lassen wird.

Während so der Komplex der Rüstungs- und Deckungsfragen an Umfang und Schwierigkeiten immer mehr wächst, fordert die Regierung eine wunderbare Beschleunigung der Reichstagsarbeiten. Sie selbst nimmt sich Zeit und sagt, vor Mitte März könne sie die Vorlagen nicht an den Bundesrat bringen. Also frühestens zu Ostern erhält der Reichstag die Entwürfe. Nun soll er aber bis Pfingsten, also in sechs Arbeitswochen, das ganze Pensum erledigen. Denn die Heeresverwaltung will zum 1. Oktober mit der Durchführung der Heeresverstärkungen beginnen und deshalb zu Pfingsten die gesetzliche Bewilligung haben. Wenn in der Tat die Sicherheit des Reiches eine so schnelle Verabschiedung der Heeresvorlage gebietet, so würde letztere vor der Deckungsvorlage erledigt werden müssen. Dahinter erhebt sich sofort die Gefahr, daß die konservative und die Zentrumspartei, nachdem sie die Heeresverstärkungen bewilligt haben, in der Steuerfrage mit Hilfe der Sozialdemokratie vergewaltigt werden. Angesichts dieser Gefahr ist die gleichzeitige Erledigung des Rüstungsgesetzes und Deckungsgesetzes nicht bloß von der finanzpolitischen Ordnung, sondern auch von der parteipolitischen Sicherheit geboten. Muß man aus höheren Rücksichten die Deckungsfrage nachhinken lassen, so müssen unbedingt Garantien geschaffen werden, damit nicht hinterher die patriotischen Parteien durch die vereinten Künste von liberalen Politikern der „Revanche für 1909" und sozialdemokratischen Pionieren der Erbschaftskonfiskation vergewaltigt werden. Im Notfalle könnte vielleicht eine provisorische Bevollmächtigung der Heeresverwaltung die dringlichen Arbeiten ermöglichen, während die endgültige Bewilligung mit der Verabschiedung der Deckungsgesetze verbunden bliebe.

Die Regierung sagt, das Volk sei opferwillig. Das ist wahr, aber es wäre ein Frevel, die vortreffliche Volksstimmung zu mißbrauchen. Die Regierung darf für das Heer getrost fordern, was sich als notwendig erweisen läßt; doch darf sie sich nicht von Heißspornen à la Keim zu übermäßigen Forderungen, zu militaristischem Sport verlocken lassen. Der Reichstag wird die Notwendigkeit überall gewissenhaft zu prüfen haben. Ferner darf man die Wehrfrage nicht ausnutzen oder ausnutzen lassen, um unter ihrem Druck dem Volk Steuern aufzuhalsen, die den Widerspruch der positiven Parteien finden mußten.

Frühlingswetter am Balkan.

Die Heere stecken im Morast. Wie die Wege, scheinen auch die Herzen weich zu werden. Die Türkei hat sich bereit erklärt, die Vermittlung der Großmächte anzunehmen. Diese haben die Balkanstaaten befragt, ob sie ebenfalls annehmen. Diese können offenbar bei ihrer sichtlichen Müdigkeit und Zerfahrenheit nichts Besseres tun. Die Offiziösen erhoffen sich von einer europäischen Friedensvermittlung eine günstige Rückwirkung auf noch schwebende Einzelfragen, was sehr zu wünschen ist, denn weder die Silistriafrage, noch die albanische Abgrenzung, noch die russisch-österreichische Demobilisierung beiderseits der galizischen Grenze machten bisher sichtliche Fortschritte. In Triest ist der Albanesenkongreß zusammengetreten, der sich mit der Abgrenzung Albaniens und der Regierungsform beschäftigen wird. In dieser Richtung soll entschieden werden, daß der neue Staat vollständig unabhängig sein soll mit einem konstitutionellen König an der Spitze. Allen Beteiligten im Südosten wünschen wir herzlich baldige Befreiung von Kriegsnot und Mobilhaltung. Trotzdem wird der Friedensschluß uns nicht von der Heeresvorlage befreien können. Deutschland muß rüsten wegen des bedrohlichen Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich, das auch nach dem Friedensschluß bestehen und gepflegt werden soll. Der schön verlaufene Besuch des dänischen Königspaares in Berlin hat leider keine Rückwirkung auf die Konstellation der Großmächte, die durch den Balkankrieg verschärft worden ist. Unsere Offiziösen preisen die große Rede San Giulianos als ein Zeichen der nationalen Kraft Italiens und der Festigkeit des Dreibundes. Italien ist nun wirklich ein Aktivposten für unsere hochpolitische Bilanz geworden. Das Vertrauen auf die englische Besonnenheit wurde neuerdings wieder beeinträchtigt durch den unbehinderten Lärm wegen eines Gespensterluftschiffs. So ist der Friede zwar gerettet, aber er wird immer mehr bewaffnet.

Hoensbroech contra Hoensbroech.

Von W. Bogener.

Zunächst noch ein kleiner Nachtrag zu dem Artikel „Graf Hoensbroech als Verteidiger des Jesuitenordens".[1])

In seiner Schrift: „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden", fällt Hoensbroech über die Genossenschaft, deren Mitglied er bis dahin gewesen, folgendes anerkennende Urteil:

„Zudem ist der Jesuitenorden eine wunderbar großartige Institution, ein Organismus von staunenswerter Einheitlichkeit, Lebenskraft und Vielseitigkeit; seine Ziele sind die umfassendsten und, weil auf den Richtlinien des Christentums liegend, die edelsten, erhabensten, würdig der Begeisterung und des Lobes. Das habe ich nie verkannt und werde es nie verkennen. Nur zu seinen Mitteln stehe ich im Gegensatz, und auch hier bewundere ich die Genialität ihrer Anordnung, ihr angefügtes Ineinandergreifen, ihre psychologische Kraft". (5. Aufl. 1893. S. 7.)

Vergleicht man dieses und die früher angeführten Urteile mit den harten Verdikten, die Hoensbroech in seinem Buche „14 Jahre Jesuit" (1910) über seine einstigen Ordensgenossen fällt, fragt man sich unwillkürlich: Woher diese veränderte Stellungnahme? Warum wußte er nichts von dieser sittlichen Verkommenheit gleich nach seinem Austritt? Welchen Grund hatte er, den Orden zu schonen? Die Ausflucht von der geistigen Befangenheit ist doch mehr ein Plädieren für mildernde Umstände. Wer im Alter von 27 Jahren einen Schritt, wie es der Eintritt ins Kloster ist, unternimmt, muß sich der Tragweite desselben bewußt sein. Und wer 14 Jahre in einer Körperschaft, in der solche Mißstände herrschen, zubringt, ohne etwas davon zu merken, der ist — nun der ist selber ein Rätsel, psychologisch oder ethisch. Wir fragen also nochmals: Woher dieser Wandel im Urteil, diese Umwertung aller Werte?

In der Einleitung zu der Broschüre: „Moderner Jesuitismus", hatte Hoensbroech 1894 noch geschrieben: „Eingehender und schärfer als in der ersten Schrift werde ich meinen persönlichen und sachlichen Gegensatz zum Jesuitenorden darlegen. Es wird das nicht geschehen, indem ich das innere System des Ordens, seine Technik einer Kritik unterziehe — das ist so oft und so ausgiebig geschehen, daß Neues nicht mehr vorgebracht werden kann." (2. Aufl. S. 1). Gleichwohl trat er mehrere Jahre später mit jenem Buche hervor, das so unberechtigtes Aufsehen erregte. Was bewog ihn dazu?

Eugen Richter hatte von dem Grafen Hoensbroech eine sehr abfällige Meinung, der er in der „Freisinnigen Zeitung" vom 21. Mai 1902 mit den Worten Ausdruck verlieh: „Graf Hoensbroech scheint über sich selbst nur soweit im klaren zu sein, daß er möglichst viel Aufhebens von seiner Person zu machen sucht, wo sich ihm irgend eine Gelegenheit dazu bietet." Dieser Ausspruch macht Richter als Menschenkenner alle Ehre. Hier ist der letzte Grund zu Hoensbroechs Umwandlung zu suchen, hier liegt ein Schlüssel zur psychologischen Wertung seiner Denk- und Handlungsweise.

Bekanntlich suchte Hoensbroech nach seinem Austritt zunächst die diplomatische Karriere einzuschlagen. Sie blieb ihm verschlossen. Nun gedachte er die Hochschullaufbahn zu betreten.

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 2 vom 11. Januar 1913.

Erfolg ebenfalls negativ. Auch sein heißes Bemühen um einen kurulischen Sessel ist bis dato vergebens gewesen. Andere Unternehmungen scheiterten in gleicher Weise. Und das alles, trotzdem er das protestantische Abendmahl genommen hatte und in aller Form zur protestantischen Kirche übergetreten war.

Das wäre selbst für einen Mann von minder hochgehenden Aspirationen zu viel gewesen.

Und doch wollte Hoensbroech um jeden Preis eine Rolle spielen und von sich reden machen. In der oben zitierten Schrift „Moderner Jesuitismus" legt er das bemerkenswerte Selbstbekenntnis ab:

„Als ich den Jesuitenorden verließ, da war es durchaus nicht meine Absicht, bloß diesen Schritt zu tun und dann zu verschwinden, wie man sagt. Schon, daß ich meinen Austritt öffentlich begründete, gab zu erkennen, daß ich mehr wollte, als mich nur aus meiner alten Vergangenheit entfernen. Nein, ich wollte zugleich auch eintreten für eine neue Zukunft. Wer aber das will, der muß Farbe bekennen, der muß seine Ansichten und Anschauungen über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens zu erkennen geben" (S. 5).

Farbe hat Hoensbroech sattsam bekannt. Aus dem „vornehmen Organ" (Hoensbroechs Worte) der „Preußischen Jahrbücher" ist er bereits in die Spalten des „Freien Wortes" hinabgestiegen. In der Enthüllung seines Innersten ist er bis hart an die Grenzen gegangen. Dem lebhaften Bestreben, von sich reden zu machen, scheint er große Opfer zu bringen und vor keiner Anstrengung zurückzuschrecken. Genau besehen ist der Titel „14 Jahre Jesuit" nur ein Sammelname, das ganze Buch nur eine notdürftige Zusammenreihung seiner „Ansichten und Anschauungen über Fragen des öffentlichen Lebens", wozu der Jesuitenorden den Faden abgeben muß. Wirklich gibt es kaum eine Frage aus dem modernen Geistes- und Gesellschaftsleben, über die Graf Hoensbroech nicht seine Meinung hätte, angefangen von den tüfteligsten Problemen der Moral und Metaphysik bis hinab zu den gutsitzenden Beinkleidern. Schaltet man alles aus, was sich nicht auf den Orden selber bezieht, und bringt man in Abzug, was er aus anderen Büchern entlehnt hat, so bleibt an Persönlichem, Selbsterlebten wenig mehr übrig: einige Märchen, tendenziös zugespitzte Erzählungen, Insinuationen und vollständige Autosuggestionen, von der „ersten Liebe" bis zu dem Privatissimum über jesuitische Regierungskunst, wobei ihm der Jesuitenprovinzial andeutet, wie man widerhaarige Päpste sachte beiseite schiebt.

Es ist keine Heldengestalt, die sich in diesem Buche widerspiegelt. Wir denken von unseren protestantischen Mitbürgern zu hoch, als daß wir annehmen könnten, ihr Verhalten gegen Hoensbroech sei von dem Gefühle der Verehrung und Hochschätzung geleitet. Wie bei allen Ueberläufern bedient man sich auch seiner bis zu einem gewissen Grade im Kampfe mit dem Gegner, ohne ihm eine führende Rolle zu lassen.

Südlandsfahrt.

O blühend Land! Bunt wie ein Märchentraum,
Was kann sich dir an Reiz und Schönheit messen?
Wie zaub'risch liegt Sorrent am Felsensaum,
Mit seinen dunkel ragenden Zypressen.

Die weissen Villen rosenüberdacht,
Mit ihren marmorschimmernden Pergolen,
Die Blütengärten voll Glycinienpracht,
Erfüllt vom Dufte blauer Nachtviolen.

Auf weitem Meer schwimmt lichte Purpurglut,
Das trunk'ne Auge sieht den Himmel offen,
Und goldumflammt aus veilchenfarb'ner Flut
Hebt sich ein Kreuz auf steilen Felsenschroffen.

Dem stolzen Capri nähert sich mein Boot,
Der Inselbraut auf hohem Felsenthrone,
Die träumend ruht im weichen Abendrot,
Ein schimmernd Kleinod in des Schöpfers Krone.

Josefine Moos.

Allgemeine deutsche Katholikentage in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Man hat es von mancher Seite aus eine beklagenswerte Tatsache genannt, daß die bisherigen sieben allgemeinen österreichischen Katholikentage es nie zu einer internationalen Allgemeinheit der Besucher bringen konnten; man machte dafür die nationale Verhetzung durch politische Parteien verantwortlich, übersah dabei aber, daß es eigentlich unmöglich ist, einen internationalen Katholikentag zustande zu bringen. Man denke sich nur den sprachlichen Wirrwarr in einem Wiener Versammlungssaal, der von 1000 Deutschen, 500 Tschechen, 500 Polen, 500 Slawen, 500 Italienern gefüllt ist. Jede Nationalität verlangt Rede- und Debattefreiheit in ihrer Muttersprache, was man ihr zu verwehren nicht das Recht hat. Es war daher etwas ganz Selbstverständliches, daß die in Wien, Linz, Salzburg und Innsbruck abgehaltenen Katholikentage fast ausschließlich deutsche Teilnehmer hatten, daß deutsch geredet und verhandelt wurde, und daß nur beim inoffiziellen Teile des Begrüßungsabends inter pocula auch nichtdeutsche Ansprachen gehalten wurden.

Welchen Nutzen hatten diese „allgemeinen" Katholikentage für die Nichtdeutschen Oesterreichs? So gut wie gar keinen. Die Tschechen, die Polen, die Italiener, die Slowenen, die Ruthenen, die Rumänen kümmerten sich nicht um die gefaßten Beschlüsse, was man am deutlichsten auf der Wiener Tagung 1905 sah. Dort wurde beschlossen, einen allgemeinen österreichischen Preßverein, den Piusverein, zu gründen, der von Anfang an bis auf den heutigen Tag ausschließlich ein Verein der deutschen Katholiken gewesen ist. Es ist richtig, daß die in allen Völkern erstarkende nationale Bewegung die Internationalität einer Katholikentagung erst recht unmöglich macht; immer geringer wurde die kleine Zahl nichtdeutscher Gäste, welche schon auf den Wiener Tagen 1905 und 1907 bis auf einige Adelige und Priester zusammenschrumpften. Man verschloß vor dieser unangenehmen Tatsache die Augen und redete in Zeitungsartikeln von glänzenden allgemeinen Katholikentagen.

Die fiktive Allgemeinheit erkannten viele deutsche Katholiken als eine Hemmung für praktische Arbeit, zumal die Tschechoslawen, die Polen, die Slowenen und die Italiener gesonderte nationale Katholikentage abhielten, mit denen sie große Erfolge erzielten. In der katholischen deutschen Presse war ich fast der einzige, der für nationale deutsche Katholikentage eintrat, und wie manche Leser dieser Blätter sich vielleicht noch erinnern, legte ich auch in der „Allgemeinen Rundschau" (am 4. Juni 1910) meine Gründe dafür dar. Das war insofern von Erfolg begleitet, als die in der nordböhmischen Industriestadt Warnsdorf erscheinende „Oesterreichische Volkszeitung" meine Ausführungen abdruckte und hinzufügte: „Man muß dem Herrn Chefredakteur Eckardt aufrichtig danken, daß er so mutig und entschieden gegen einen Plan sich ausgesprochen hat, welcher der Kirche bisher mehr geschadet als genützt hat." Dieses katholische Blatt ist die wichtigste Gründung des großen Volksorganisators von Deutschböhmen, Ambros Opitz, und hat weite Verbreitung in ganz Böhmen. Ich führe das an, weil Abt Pammer des nordböhmischen Zisterzienser-Stiftes Hohenfurt die Abhaltung eines deutschen Katholikentages im heurigen Herbst angeregt und durchgesetzt hat.

Von Anfang an habe ich dann die Forderung vertreten, daß möglichst zu gleicher Zeit auch die anderen Nationalitäten Katholikentage abhalten, und daß womöglich alle die gleiche Tagesordnung erhalten sollen. Auf diese Weise bringt man eine ideale allgemeine Katholikentagung für Oesterreich zusammen, welche ganz andere Erfolge zu erzielen vermag, als die Tagungen der bisherigen Art. Fünf Massentagungen zu gleicher Zeit in Linz, Prag, Krakau, Laibach und Trient machen z. B. mit gleichlautenden Beschlüssen gegen die Ehereformerei einen weit nachhaltigeren Eindruck, als wenn dieser Beschluß nur in Wien „für alle Nationalitäten" zustande kommt.

Es kam dann 1910 der siebente „allgemeine" Katholikentag in Innsbruck. Die tschechischen und die slowenischen Katholiken erklärten in ihren Zeitungen und durch ihre Abgeordneten, daß sie sich nicht daran beteiligen würden. Er sollte daher abgesagt werden, sein Zustandekommen war lange zweifelhaft, aber es gelang doch, ihn mit großer Teilnahme aus Tirol, Vorarlberg und Bayern am 9. September zu eröffnen. Und

jubelnd konnte am nächsten Tage das „Vaterland" leitartikeln: „Nun, da man sich nicht abschrecken ließ vom Pessimismus, der manchen guten Freund gefangen hielt, nun sind sie alle da, die Tschechen und die Polen, die Italiener und Slowenen. Einträchtig sitzen die Vertreter der verschiedenen Nationen im Präsidium zusammen, einträchtig sind sie alle in dem Wunsche, den Tag in Innsbruck zu einer glänzenden Manifestation katholischen Geistes zu machen." Ja, die Vertreter der Nationen saßen im Präsidium, aber die Tausende Teilnehmer waren ausschließlich Deutsche. Die offizielle Teilnehmerliste sprach da eine so eindringliche Sprache, daß jedermann sie verstehen mußte. (Daß die Innsbrucker Tagung zu einer herrlichen katholischen Demonstration wurde, soll natürlich nicht im geringsten bestritten werden.)

Diese Innsbrucker Erfahrung hat denn auch wohl die „Katholische Union", deren Aufgabe die Veranstaltung von Katholikentagen ist, überzeugt, daß man die fiktive Allgemeinheit endlich fallen lassen muß. Die deutsche Katholikenorganisation Westböhmens stellte durch den genannten Abt von Hohenfurt den Antrag, im Herbst des Jahres 1913 in der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz den ersten allgemeinen deutschen Katholikentag in Oesterreich abzuhalten. Zunächst gewann er den Linzer Bischof Dr. Rudolf Hittmair für seinen Plan, und diesen beiden hohen Geistlichen ist es hauptsächlich zu danken, daß die Katholische Union beschloß, die Linzer Tagung durchzuführen. Die Kunde davon ist von allen deutschen Katholiken begeistert aufgenommen worden. Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Tirol, Böhmen und Bayern — alle diese Länder haben gute Bahnverbindungen nach Linz — werden die Mehrzahl der Teilnehmer stellen. Aber auch Steiermark und Kärnten, Vorarlberg und Mähren werden Besucher schicken. Groß wird die Teilnahme aus Tirol sein, denn die Tiroler sind begeistert für den Linzer Bischof. Auf dem Wege zum Eucharistischen Kongreß (1912 in Wien) machten die 800 Tiroler Station in Linz. Dort wurden sie vom Bischof begrüßt und mit einer Ansprache geehrt in so herzlichen Worten, daß die treuen katholischen Tirolerherzen in Begeisterung aufflammten. „In Linz war es noch schöner als in Wien", sagten die Tiroler. „Wann Du uns einmal nach Linz rufst", sagten sie zum Bischof, „so kommen wir alle und noch viel mehr".

So darf denn die erste deutsche Katholikentagung in Linz am 15., 16. und 17. August eines Massenbesuches sicher sein und der Erfolg für die katholische Sache wird mit Gottes Hilfe auch nicht ausbleiben.

Die politische Lage in Belgien.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

Seit Jahr und Tag ist Belgien von den Sozialisten als Versuchsfeld für umstürzlerische Experimente beansprucht worden, und wenn bisher ihre Putschversuche scheiterten, ist dies nur der energischen Haltung der katholisch-konservativen Mehrheit zu verdanken. Nachdem 1902 der Aufruhr unterdrückt worden war und die Sozialdemokraten infolgedessen eine Reihe parlamentarischer Mandate eingebüßt hatten, verhielten sie sich eine Zeit lang ruhiger. Heuer erscheint ihnen nun der Augenblick günstig, neuerdings ihre Macht zu zeigen. In einer pompösen Kundgebung, die am 12. Februar eine Sonderausgabe des „Peuple", des sozialistischen Parteiorgans, veröffentlichte, wird für den 14. April der allgemeine Arbeiterausstand angesagt, um — von der Regierung die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts zu erzwingen.

Wir haben in früheren Artikeln in diesen Blättern die Vorgeschichte der heurigen Bewegung erörtert und dargetan, daß im jetzigen Parlamente eine Mehrheit für eine zur Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechtes erforderliche Verfassungsrevision nicht vorhanden sei. Trotzdem hat der sozialistische Führer Vandervelde zu Beginn der jetzigen Legislaturperiode eine Gesetzesvorlage zum Zweck der Verfassungsrevision und Abschaffung des in dem Grundgesetz festgelegten Pluralvotums eingebracht, und die Angelegenheit wurde in einer soeben beendeten Kammerdebatte lang und breit erörtert. Ministerpräsident de Broqueville erklärte, die Regierung könne angesichts der Drohung eines Generalausstandes sich auf eine Verfassungsrevision nicht einlassen, und die Kammermehrheit beschloß, die lex Vandervelde zu verwerfen.

Was immer auch die katholikenfeindliche Presse des In- und Auslandes behaupten mag, war die Abstimmung der Katholiken nicht so sehr eine Kundgebung gegen das allgemeine, gleiche Stimmrecht als gegen die Anmaßung der Sozialisten, sich gegen die vom Wahlkörper ins Parlament geschickte Mehrheit aufzulehnen. Auch unter den Katholiken gibt es Anhänger des allgemeinen, gleichen Stimmrechts, trotzdem das Pluralvotum von dem natürlichen Grundsatz ausgeht, daß die absolute Gleichheit in Wirklichkeit nirgends besteht und daß es jedenfalls unpolitisch ist, dem Ungebildeten das gleiche Recht zu verleihen wie dem Gebildeten, dem Tagedieb und Verschwender dasselbe Recht wie dem ehrsamen und sparsamen Staatsbürger; besteht doch ein Widerspruch darin, den verkommenen Trinker auf den gleichen Fuß zu stellen wie den Universitätsprofessor, oder selbst den biederen, seine Familie redlich ernährenden Handwerker. Trotz all dieser guten Gründe haben aber in der Politik die einfachsten Formeln die meisten Anhänger und so lassen sich viele Parlamentarier, sowohl rechts wie links, langsam zum gleichen Stimmrecht bekehren. Vorläufig sind wir aber in Belgien bei dessen Verwirklichung noch nicht angelangt, eben weil eine Verfassungsrevision eine Zweidrittelmehrheit beider Kammern zusammen erheischt, und eine solche Mehrheit nur durch Verständigung der Parteien erzielt werden kann. Eine solche Verständigung besteht aber momentan nicht, und Sozialisten wie Liberale sind absolut nicht einig über eine Formel, die den bestehenden Bestimmungen unterstellt werden könnte.

Gerade dieser Umstand beweist, wie unüberlegt die Oppositionsparteien zu Werke gehen. Ihre politische Kurzsichtigkeit tritt aber noch deutlicher zutage, wenn man bedenkt, daß sie gerade jetzt mit ihren Vorschlägen hervortreten. Vandervelde, der sozialistische Führer, hat einmal erklärt, er lasse einer eventuellen liberalen Regierung zwei Jahre Zeit, bevor er die Verfassungsrevision beantrage. Und heute verlangt er sie hic et nunc von den Katholiken. Er und seine Freunde übersehen, daß am 2. Juni 1912 die Katholiken als glorreiche Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgingen, und gerade weil der Wahlkörper von einer Verfassungsrevision nichts wissen wollte. Und den Moment wählen sie, um die Wahlreform zu erzwingen. Unter dem Druck ihrer Wählermassen, denen sie vor den Wahlen die gebratenen Tauben versprochen, stellen sie den Grundsatz auf: „Entweder die Verfassungsrevision oder den allgemeinen Ausstand." Angesichts dieser unannehmbaren Einschüchterungspolitik hat die Regierung das Autoritätsprinzip aufrechterhalten. Keine andere Regierung in irgend einem Lande hätte anders gehandelt.

Der Führer der gemäßigten Liberalen, Hymans, hat allerdings im Laufe der Debatte versucht, die Schwierigkeit zu umgehen, indem er vorschlug, einen Sonderausschuß zu ernennen, der die Angelegenheit prüfen und eine annehmbare Formel ausarbeiten sollte. Der sozialistische Führer Vandervelde hat ihn mit großer Geschicklichkeit unterstützt, aber auch hier ist die Mehrheit nicht auf den Leim gegangen. Die Bildung dieses Ausschusses war die sofortige Kapitulation vor der Ausstandsdrohung und die moralische Verpflichtung, später die Durchsicht der Verfassung vorzuschlagen, auch wenn der Ausschuß sich momentan gegen dieselbe ausgesprochen hätte. Jedenfalls bedeutete die Genehmigung des Vorschlages Hymans eine Verschiebung der Autorität, und in einer so wichtigen Angelegenheit, wie die Verfassungsrevision, muß die Regierung die Oberhand behalten. Das hat die Rechte verstanden, indem sie sich um die Minister scharte.

Ihr Votum setzte allerdings die Opposition zwischen zwei Stühle. Die Sozialisten haben zwar mit der Erklärung des allgemeinen Ausstandes geantwortet, aber sie sind keinesfalls sicher, daß die Arbeitseinstellung eine allgemeine sein wird. Von sämtlichen Industriearbeitern Belgiens sind 125000 in den sozialistischen Gewerkschaften organisiert; die 80000 Mitglieder der katholischen Gewerkschaften treten nicht in den Ausstand; mithin wird also der Streik kein allgemeiner sein. Die Regierung wird die Arbeitswilligen schützen, und die Bewegung wird im Sande verlaufen.

Man verbreitet allerdings in der Oppositionspresse die Nachricht, die liberalen Großindustriellen würden den Ausstand finanziell unterstützen. Wir gestatten uns vorläufig, an der Wahrheit dieser Nachricht zu zweifeln. Die Großindustriellen werden sich mehr als alle anderen hüten, den Sozialisten Vorschub zu leisten. Sie fühlen genau wie die liberale Bourgeoisie, daß sie politisch und wirtschaftlich Selbstmord üben, wenn sie sich dem Umsturz in die Arme werfen. In einer Zeit wirtschaftlicher

Hochkonjunktur wäre es ein Verbrechen, die nationale Industrie zu ruinieren.

Die öffentliche Meinung endlich, d. i. der nüchterne Belgier, will in seinen Geschäften nicht gestört werden; er weiß, daß Unruhen, wie die von 1886, 1893 und 1902 nichts fruchten; er begreift nicht, daß man Hunderte von Familien ins Elend stürzt und unnütz Blut vergießt. Der schlichte Arbeiter und der Vertreter des Mittelstandes müssen bei derartigen Krisen stets die Zeche zahlen, damit die sozialistischen Millionäre mit den verlorenen Töchtern des armen Volkes, dessen Freunde sie sich nennen, Champagnerflaschen leeren. Soviel Mühe ist das allgemeine gleiche Stimmrecht nicht wert, zumal das Pluralvotum keine so schlechten Resultate zeitigte.

Weder Ungerechtigkeit, noch politische Uebergriffe hat es herbeigeführt. Sein einziger Fehler besteht darin, seit 1884 stets dieselbe Partei am Ruder gelassen zu haben. Nichts beweist übrigens, daß dem nicht auch nach Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts noch so sein würde. Wirtschaftlich hat sich Belgien in einer Weise entwickelt, daß nur mala fides oder Unzurechnungsfähigkeit behaupten können, das Wahlsystem bedeute des Landes Rückständigkeit. Die Regierung der Katholiken war die der Mäßigung auf allen Gebieten, und diese Mäßigung war die Grundlage des öffentlichen Wohlstandes Belgiens. Und um diesen zu zerstören, soll man Aufruhr und Umsturz heraufbeschwören! Das ist jedenfalls das allgemeine gleiche Stimmrecht für sozialistische Scharfmacher nicht wert, zumal es sich nicht so sehr um Stimmrecht handelt, als um eine Kraftprobe der Freimaurerlogen, für die Belgien, Gott sei Dank, noch nicht reif ist. Frankreich und Portugal haben uns gezeigt, wohin die Freimaurerpolitik führen kann. Wie man darüber hierzulande denkt, hat in seiner Rede vom 11. Februar der Ministerpräsident de Broqueville dargetan. Er hat die geheime Umsturzpolitik der Logen gebrandmarkt und gute Gründe angeführt, um den Offizieren zu verbieten, dem Freimaurerbunde beizutreten. Ein Großmeister der Loge hat versucht, zu beweisen, die Freimaurerei sei keine politische Vereinigung, aber es fehlt ihm, sagt ein erzliberales Blatt, die nötige Fingerfertigkeit, solche Paradoxe zu verfechten. Also selbst im feindlichen Lager gibt man dem Minister recht. Man wundere sich also nicht, daß trotz aller Unkenrufe der Oppositionspresse sich die Nation um die Regierung schart zur Abwehr der freimaurerischen Umsturzpolitik!

Der neue religiöse Geist in Frankreich.

Von P. H. J. Terhünte S. C. J. (Sittard).

„Die Trennung von Kirche und Staat sollte erstere nach Wunsch der Gegner vernichten; sie hat ihr aber ein neues Leben gegeben," so äußerte sich der bekannte Katholikenführer Piou auf einer Versammlung zu Mende. (Croix 27. 8. 12.)

Ueberall in französischen Kreisen redet man von dem Erwachen des religiösen Geistes, selbst von den Antiklerikalen wird es zugegeben, allerdings mit dem Bemerken, daß es sich nur um eine vorübergehende Erscheinung handle.

Man darf nun nicht sogleich an eine Bekehrung von ganz Frankreich denken, an Kirchen, die mit gläubigen Betern gefüllt sind und an Millionen Katholiken, die jetzt wieder treu nach ihrem Glauben leben; denn es handelt sich vorerst darum, bei dem größten Teil der Nation das erloschene Glaubensfeuer wieder anzufachen, eine Aufgabe, die schwieriger ist als diejenige, Heidenvölkern das Glaubenslicht zu bringen. Diesem Bemühen aber stehen zahllose Gegner mit scharfen Waffen gegenüber. Diesen Zweikampf schildert treffend der Bischof von Poitiers in einem Pastoralschreiben: Unsere Gegner, Besitzer der Staatsgelder und der Staatsmacht begünstigen oder vernichten die Zukunft derer, die ihnen gehorchen oder zu widerstehen wagen; wir aber können denen, die auf uns hören und uns folgen, nur die Schätze einer späteren ewigen Seligkeit versprechen als Belohnung für ein Leben voll von schweren Pflichten. (Croix 24. 8. 12.)

Bedeutsam ist indes die Wandlung der Gesinnung, die sich in den letzten Jahren vollzogen hat, und erfreulich sind die Ansätze zu wahrem katholischem Wirken, die sich mancherorts zeigen. Frank und frei bekennen die Katholiken ihren Glauben und lassen sich nicht mehr so leicht von ihren Gegnern verdrängen, sie bleiben nicht mehr gleichgültig, wenn ihnen die Staatsgewalt ungerecht entgegentritt. Der Gedanke gemeinsamer Arbeit gewinnt immer mehr und mehr Anhänger, dank der unermüdlichen Tätigkeit Albert de Muns. Die Zahl der wütenden Katholikenhasser nimmt immer mehr ab; man hört auch katholische Redner an, man respektiert diejenigen, welche ein wahres katholisches Leben führen, und Senator de Lamarzelle, ein Vorkämpfer der katholischen Sache, betont mit Recht: „Die öffentliche Meinung in Frankreich hat aufgehört, auf der Seite der Verfolger zu sein. Das unabhängige Frankreich will nichts mehr von den Anmaßungen der Laizität wissen, die in Grausamkeit ausgeartet war." Was die Antiklerikalen besonders ängstigt, ist der Gesinnungswechsel vieler Gebildeten, die bei manchem zur vollständigen Bekehrung führte. „Sind das nun Ausnahmefälle," fragt der gewiß unverdächtige Paul Brulat, „wie es deren zu allen Zeiten gab?" Und er antwortet selber: „Nein, dies ist eine allgemeine Bewegung, die wir in der gebildeten Welt konstatieren, ein Geisteszustand, der sich immer mehr ausbreitet und ansteckend wirkt. Diese Bekehrungen von Schriftstellern, Malern und anderen Künstlern sind zahlreicher als man vermutet . . . Häufig hört man, daß dieser oder jener sich wie Huysmann, Bourget, Retté und andere, bekehrt hat. (Semaine littéraire Nr. 23. 1912.) Und wie Agathon in der Opinion berichtet, hat sich unter den Professoren eine katholische Vereinigung gebildet, zu der bereits 18 Universitätsprofessoren, 184 Gymnasiallehrer und 12 Volksschullehrer gehören, die ihre eigene Begeisterung für den Glauben ihren Schüler mitteilen möchten.

Entspricht nun diesem Gesinnungswechsel auch ein wirksames Arbeiten nach dem Geiste unserer heiligen Religion? Traurig mußte jeden Katholiken das Bild stimmen, das der „Univers" entwarf: 60 Diözesen, die nicht 20 Alumnen im Seminar haben, 50 Diözesen, in denen der Kultuspfennig den Priestern das tägliche Brot nicht bietet, Hunderte Kirchen, die langsam zerfallen, zahllose andere, die kaum ein Gläubiger besucht, Tausende von Ordensleuten in der Verbannung. Und dennoch würde man den Katholiken Frankreichs unrecht tun, wenn man nicht auch die Lichtseiten, die Frucht des neuen Geistes, zeigen wollte.

Die Geistlichkeit, beseelt von apostolischem Eroberungseifer, ist hinausgegangen zum Volke und hat ihm die Glaubenswahrheiten gekündet, zugleich aber haben die Glaubenskünder um ein Almosen gefleht für ihren Unterhalt. Der Kultuspfennig fließt zwar noch nicht so reichlich, daß alle Geistlichen unterstützt werden können, aber jede Diözese gibt der ärmeren das Entbehrliche ab. Langsam mehren sich auch wieder in vielen Diözesen die Priesterberufe; so traten ins kleine Seminar zu Paris in diesem Jahre 102 neue Schüler ein, während in den Jahren 1906 und 1907 die Zahl der Aufnahmen nur 14 betrug. Die Geistlichen werden in ihrer Arbeit unterstützt von den Pfarrkomitees, einer Gruppe von Männern, die sich zum Ziel gesetzt, in der Heimatpfarrei treu nach dem Glauben zu leben, denselben zu verteidigen und ihn zu verbreiten. Die Damen arbeiten besonders am Seelenwohl durch die Archiconfrerie de l'oeuvre des Catéchismes, einer Vereinigung, die unter geistlicher Leitung den Unwissenden, Kindern und Erwachsenen die Katechismuswahrheiten klarer macht und beim Erlernen derselben hilft; auch führen die Damen die Kinder zur Kommunion und wecken Priesterberufe. Die Erzbruderschaft zählte 1912: 40000 Mitglieder und unterrichtete 200000 Kinder.

Ein besonderes Augenmerk widmen die Bischöfe der Schule. Da noch kein Staatsmonopol besteht, ist die Errichtung katholischer Schulen (freie) möglich; dieselben erhalten jedoch keinen Staatszuschuß, sondern müssen ganz durch freiwillige Gaben erhalten werden. Welche Opfer dies für die Katholiken sind, begreift man leicht, und doch klagte man auf dem letzten Kongreß der Unterrichtsliga zur Förderung der religionslosen Staatsschule über die unheimliche Konkurrenz der katholischen Schulen. („Köln. Volksz." Nr. 647, 1912.) In manchen Departements ist die Zahl der Besucher beider Schulen die gleiche. An manchen Orten stehen die Staatsschulen leer. Vor allem liegt es den Bischöfen am Herzen, gute Lehrpersonen heranzubilden. 67 große Lehrerseminare dienen diesem Zwecke. In Paris ist seit 1910 die Gehaltfrage und Pension geregelt, sodaß auch der Lehrberuf den Katholiken dort Aussicht bietet. Um die Neutralität des Unterrichtes in den Staatsschulen zu sichern, wurde eine Vereinigung der Familienväter gegründet.

Auch das soziale Leben wird mehr als früher berücksichtigt, besonders die Action populaire de Reims erwirbt sich auf diesem Gebiete große Verdienste. In Reden, Flugblättern, Revuen und Broschüren sucht sie nach dem Vorbilde des Volksvereins die Katholiken anzueifern, der sozialen Bewegung sich anzu-

schließen und auf diesem Gebiete zu arbeiten. Segensreich wirkt auch die Association catholique de la jeunesse française mit ihrer Avant-garde, die Frömmigkeit, Studium und Arbeit auf ihre Fahne geschrieben hat und jetzt auch langsam in den Arbeiterkreisen ihre Mitglieder wirbt. In einer großen Fédération gymnastique et sportive sind 1200 Gesellschaften mit über 110000 Mitglieder vereinigt, die unter geistlicher Leitung dem Sport manche freie Stunde widmen, um so Leib und Geist gesund zu erhalten und dem Verderben zu entziehen.

So tauchen denn vor unserem Geistesauge einige Lichtseiten, gewiß nicht alle, auf, die sich angenehm abheben von dem dunklen Untergrunde, den Frankreichs Kirchengeschichte der Jetztzeit uns darbietet. Möge dieser neue religiöse Geist in immer mehr Herzen einziehen, möge der Arbeitseifer der guten Katholiken Frankreichs nicht erlahmen! Mit aufrichtiger Freude werden die Katholiken anderer Nationen jeden Fortschritt ihrer Glaubensbrüder „im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" begrüßen.

Ein letztes Wort zur Mäßigkeits- und Abstinenzfrage.

Von Dr. med. Joseph Heising, Leysin (Vaud).

Im neunten Jahrgang Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" macht Herr Dr. Max Joseph Metzger-Karlsruhe in seinem Artikel „Noch ein Nachwort zur Abstinenzfrage" einige unzutreffende Ausführungen, die der medizinisch geschulte Leser schon bei flüchtigem Durchlesen bemerkt haben wird, nicht aber jeder Laie. Da sich der größte Teil des Leserkreises der „Allgemeinen Rundschau" aus Nichtmedizinern zusammensetzt, so möchte ich im Interesse dieser und zugleich zur Verteidigung der medizinischen Wissenschaft, deren Ernst Herr Dr. M. an einer Stelle ohne Grund anzuzweifeln beliebt, die Unrichtigkeiten des erwähnten Aufsatzes berichtigen.

Man wolle mich nicht mißverstehen. Ich erkenne die Berechtigung der Abstinenzbewegung an, halte sie sogar für notwendig zur Rettung der Trinker und der ihnen anvertrauten Familienglieder. Ich hege die größte Hochachtung vor der Schar erlauchter Männer, die aus sozialen Gründen abstinent leben, was doch sicher manches Mal ein Opfer bedeutet; man denke nur an die gesellschaftlichen Verpflichtungen.

Herr Dr. M. sagt: „Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" werden selbst den Eindruck gehabt haben, daß auch von dem auf dem Standpunkt der Mäßigkeit stehenden Arzt außerordentlich wenig zugunsten des (mäßigen) Alkoholgenusses gesagt werden konnte. Das einzige, was ernstlich in Betracht kommen kann, ist die durch die lähmende Wirkung des Alkohols erreichte Euphorie; ob dies aber für einen gesunden Menschen wirklich ein Vorteil ist, steht bekanntlich sehr dahin, ganz abgesehen davon, wie mancher durch die Hervorhebung dieser „guten Eigenschaft" schon zum Trinker geworden ist."

Dazu bemerke ich: 1. Nicht zugunsten des mäßigen Alkoholgenusses, sondern um die falschen Sätze des Herrn Gustav Stezenbach zu widerlegen, schrieb ich meinen Artikel in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau".

2. Herr Dr. M. bezweifelt, daß der Alkoholgenuß gute Eigenschaften haben könne, und verwirft damit auch die Euphorie. Nun hat aber der mäßige Alkoholgenuß für den gesunden Erwachsenen nicht nur eine gute Eigenschaft, sondern es sind deren mehrere.

Wie ich in meinem Aufsatze in Nr. 38 der „Allg. R." ausführte, ist der mäßige Genuß von Alkohol wohl zulässig

1. „um durch Beseitigung hemmender Einflüsse gewisse Arten geistiger Produktivität zu erleichtern",

2. „um zur Ausführung vorher wohl überlegter Handlungen anzuregen",

3. auch berechtigt, „um einen Zustand von Euphorie herbeizuführen, der a) die Erholung nach großen geistigen und körperlichen Anstrengungen begünstigt und b) über Sorgen, drückende Lebenslage und andere depressive Zustände hinwegtäuscht."

Zur Begründung einige Beispiele aus dem Leben. — Ad 1) Ein Dichter braucht zur Ausführung seines Werkes eine lebhafte Phantasie. Um sich diese leichter zu verschaffen, nimmt er ein leichtes alkoholisches Getränk in kleiner Dosis zur Hilfe. Ad 2) Der Landesfürst hat sich angemeldet. Der Bürgermeister muß die Empfangsrede halten. Ein Glas Wein beseitigt das bekannte unsichere Gefühl. Die Rede gelingt glänzend.

Ad 3a). Ein Examenskandidat bringt den einen wie den andern Tag mit unermüdlicher Arbeit hin. „Um seine Nerven zu beruhigen", genießt er im Kreise seiner Freunde ein Glas Bier, was ihm eine angenehme Erholung und nachher einen erquickenden Schlaf verleiht, so daß er am folgenden Morgen mit frischen Kräften seine Studien wieder aufnehmen kann. Verschiedene Kollegen, die mit mir im Staatsexamen „saßen", haben mir damals gesagt, daß sie auf ein Glas Bier hin viel besser schlafen könnten. Und dies Resultat stimmt genau mit der Wissenschaft überein. Auch nach großen körperlichen Anstrengungen kann eine kleine Menge Alkohol gelegentlich gute Dienste leisten.

Ad 3b). Ein Familienvater wird durch Unglück (Krankheit usw.) in große Schulden gestürzt. Seine Sorge wächst von Tag zu Tag, bis sie ihn nachts nicht mehr schlafen läßt. Seine Depression wird dadurch immer größer. Sie hindert ihn daran, durch vernünftige Ueberlegung einen rettenden Ausweg zu finden. Seine Gesundheit leidet sehr unter dieser drückenden Lage. Um sich wieder Nachtruhe zu verschaffen, nimmt er eine Stunde vorm Schlafengehen eine kleine Menge Alkohol. Der darauf folgende Schlaf gibt ihm die ruhige Ueberlegung und allgemeines Wohlbefinden zurück.

Es kann Gelegenheiten geben, in denen der mäßige Genuß von Alkohol wirklich Gutes zu leisten imstande ist. Selbstverständlich wäre es völlig zu verwerfen, wollte jemand bei jedem geringen Anlaß „sich in Euphorie hineintrinken".

3. Leute, die die Euphorie vorschützen, um sich förmlich zu berauschen, sind entweder nicht ernst zu nehmen oder sie sind Trinker. In jedem Falle sollte man sie für die Abstinenz zu gewinnen suchen.

Weiter spricht Herr Dr. M. von der Gefährlichkeit des Alkoholgenusses und meint, daß „die viel einfachere und stets unschädliche Abstinenz viele Vorteile" biete. Daß die Abstinenz unschädlich ist, darüber herrscht wohl volle Einigkeit. Aber daß die Abstinenz einfacher ist als Mäßigkeit, gilt wohl für den Trinker, nicht aber allgemein für den gesunden Erwachsenen. Ich meine sogar, daß unter Umständen für den Gesunden Mäßigkeit leichter zu beobachten ist als Abstinenz, z. B. in der Gesellschaft. Und welche Vorteile bietet die Abstinenz dem Gesunden? So vielseitig sind diese, abgesehen vom Geldbeutel, doch wohl nicht. Man darf doch nicht verkennen, daß die Mäßigkeit auch ihre Vorteile hat. Herr Geheimrat Dr. Gottlieb, Professor der Pharmakologie in Heidelberg, sagte eines Tages, als er bei Gelegenheit der Besprechung des Alkohols von einigen seiner Zuhörer gebeten wurde, auch seinen persönlichen Standpunkt darzulegen, am Schlusse seiner Ausführungen ungefähr folgendes: „Die sittliche Größe des Menschen besteht eben darin, daß er sich zur rechten Zeit zu beherrschen weiß." Das wird jeder ernst Denkende unterschreiben. Denn ein solcher, der sich selbst beherrschen kann, steht doch viel höher da, als jener, der nicht Herr seiner selbst ist, und der daher unseres größten Mitleids und unserer Hilfe bedarf. Und da es für den Alkoholkranken keine andere Rettung gibt als Abstinenz, was Wissenschaft und Erfahrung jedes denkenden Menschen bestätigen, so wäre nichts törichter als die Abstinenzbewegung zu bekämpfen.

Im letzten Abschnitt seines Artikels spricht Herr Dr. M. von Leuten, „die unter den heute so verführerischen Trinksitten gefährdet sind, die übergroße Zahl, die die Selbstbeherrschung schon nicht mehr haben, die von der Wissenschaft geforderte „Mäßigkeit" zu beobachten." Darauf habe ich zu erwidern: Von Leuten, „die die Selbstbeherrschung schon nicht mehr haben", fordert die Wissenschaft nicht Mäßigkeit, sondern Abstinenz. (Vergleiche obige Ausführungen.)

Ich vertrete die Ansicht, daß beide Gruppen, sowohl die Anhänger der Mäßigkeit als auch die der Abstinenz, ihre Berechtigung haben. **Mäßigkeit von gesunden Erwachsenen, Abstinenz von Alkoholkranken und solchen gesunden Erwachsenen, die dem Trinker ein erzieherisches Beispiel geben wollen, muß unbedingt gefordert werden.** Es wäre aber verfehlt, wenn man verlangen wollte, daß jeder gesunde Erwachsene Abstinent sei, um die Trinker und ihre Familie zu retten ebenso wie wenn man verlangen wollte, daß jeder gesunde Erwachsene sich den körperlich Kranken widme.

So froh bin ich.

Heut sah ich, dass der wilde Wein schon Knospen treibt,
Und eine Amsel probte schon ihr Frühlingslied.
Nun weiss ich, dass der Frühling nimmer lange bleibt,
Dass er ganz bald in abertausend Herzen zieht.

So froh bin ich. So selig wie ein Kind,
Das juchzend in die Weihnachtslichter greift,
Weil bald die Fenster wieder offen sind
Und Sonnenschein mein Lieblingsplätzchen streift.

Mathilde Fritsch.

Vom Büchertisch.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens, Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien, liegt in der sechsten, gänzlich neubearbeiteten Auflage in 2 eleganten und technisch nach jeder Hinsicht vorzüglich ausgestatteten Halblederbänden zu je *M* 11.— (K. 13.20) oder 1 Band zu *M* 20.— (K. 24.—) vor. Annähernd 100 000 Artikel und Verweisungen auf 1600 Seiten Text mit weit über 1000 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln (darunter viele mit großer Naturtreue ausgeführte Farbendrucktafeln), eine Menge Karten, statistische Uebersichten und selbständige Textbeilagen bilden den ungemein reichhaltigen Inhalt. Die Behandlung des Stoffes ist auf den Gebieten, wo religiöse, politische und andere Fragen der Weltanschauung nicht in Betracht kommen, einwandfrei. Sobald das Handlexikon sich aber über katholische Dinge äußert, macht sich eine den Katholiken verletzende Animosität geltend. Wir greifen hierzu nur einige Stichproben heraus und stellen sie hierher: Jesus Christus... Schon bei Paulus ist der geschichtliche Jesus durch den himmlischen Christus verdrängt und im Glauben der Gemeinde bald mit der Glorie des Gottmenschen bekleidet worden. Alleinige Quelle für die Geschichte sind die kanonischen Evangelien; Notizen bei nichtchristlichen Schriftstellern (Josefus, Sueton, Tacitus) verbürgen allein die Existenz. Die nur von Matthäus und Lukas in Widerspruch mit den Geschlechtsregistern berichtete Erzählung von der vaterlosen Geburt ist das Erzeugnis frühchristlicher Legendenbildung. Jesuiten... gestiftet „mittelbar zur Verteidigung und Ausbreitung des römisch-katholischen Glaubens und der päpstlichen Universalherrschaft... Das Ordensleben besteht in häuslicher Zucht, Gottesdienst (Förderung des Marienkults), Unterricht, bei völligem Aufgehen der individuellen Triebe und Kräfte im Gesamtinteresse und blindem Gehorsam (Kadavergehorsam)... Für die Moraltheologie ist Probabilismus und Kasuistik, auch der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel" charakteristisch, Gedankenvorbehalt zulässig. Messe... Man unterscheidet öffentliche oder feierliche Messen (Hochamt) und stille oder Privatmessen... Maria... „seit dem 5. Jahrhundert als Mutter Gottes verehrt... wurde 1854 durch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Sphäre des Menschlichen ganz entrückt. Zentrum... in Deutschland die ultramontane (klerikale), politisch-katholische Partei... Ultramontanismus (von ultramontan, lat. „jenseits der Berge", das heißt der Alpen), Parteirichtung, die die mittelalterlichen Ansprüche des Papsttums auf unumschränkte Gewalt über die Kirche und auf das Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten vertritt. Vgl. Hoensbroech (97²), Goetz (05). — In dem in seinen übrigen Teilen recht guten Artikel „Deutschland" findet sich die Stelle: „Der erste Deutsche Reichstag (10. Mai 1871) zu Frankfurt a. M. bestand aus einer nationalen Mehrheit, 58 Mitgliedern der neuen ultramontanen Zentrumspartei und einem Sozialdemokraten." Die katholischen Dinge sind mit 6 Stichworten behandelt, die zusammen 16 Zeilen umfassen. Bedeutende Männer unserer Geistesrichtung, wie ein Görres, ein Windthorst werden mit je etwa 5 bis 6 Zeilen abgetan, ersterer als „fanatischer Vorkämpfer für die katholische Kirche", während Nietzsche und Häckel und ähnliche Größen mit merklichem Wohlwollen bedacht sind. Für Sozialdemokratie und Sozialismus hat das Lexikon eine ganze Spalte übrig. In der Textbeilage „Zeitungen und Zeitschriften" werden bedeutende katholische Organe nicht genannt. Nur ein paar Beispiele: Von den Wiener Tageszeitungen sind angeführt „Fremdenblatt", „Neue freie Presse", „Neues Wiener Tageblatt", „Oesterr. Volkszeitung", „Das Vaterland" (das nicht mehr existiert), „Wiener Zeitung", „Die Zeit", — die „Reichspost" jedoch, das bedeutendste Organ der christlich-sozialen Partei, fehlt! Unter den wichtigsten Zeitschriften findet man u. a. „Allgemeine Zeitung", „Bazar", „Deutsche Dorfzeitung", „Fliegende Blätter", „Graphic" (London), „Jugend", „Kladderadatsch", „Kunstwart", „Simplizissimus", „Die Woche", „Die Zukunft" — die „Allgemeine Rundschau" jedoch findet man nicht. Alle diese Dinge müssen hervorgehoben werden, um das Buch vom katholischen Standpunkte beurteilen zu können; sie bilden ein unleugbares Charakteristikum für die Stellung von Meyers Handlexikon zum Katholizismus. Hier tritt ein ziemlicher Mangel an Unparteilichkeit und Objektivität bei der Behandlung des Stoffes zutage.

Joseph Valley.

Alfred Wien: Caroline Humboldt. (XVI. Band der von Hanns von Zobeltitz herausgegebenen Sammlung „Frauenleben".) Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld 1912. Velhagen & Klasing. 8⁰. 191 S., geb. *M* 4.—. Die bald berühmt gewordene Humboldt-Korrespondenz zwischen Wilhelm und seiner Frau Caroline geb. von Dacheröden (auch die Briefe der Annäherung und der Brautzeit sind aufgenommen) liegt jetzt schon im sechsten der mächtigen Bände vor. Der fünfte ist noch für das vorliegende Buch benutzt worden, das auch den Kenner jener Korrespondenz zu fesseln vermag, und das ist hohes Lob an sich. Eine prachtvolle Objektivität beherrscht die flüssige, sprachschöne Darstellung, eine Objektivität ohne den bewußten erkältenden Gletscherhauch. Vielmehr steht die Sonne erquickenden Miterlebens zu Häupten: jenes Miterlebens, das dem Helden und seiner Umgebung nachgeht, nachempfindet und dabei stets das nicht eigentlich der Persönlichkeit Zugehörige, das Fremde, das Störende scharf ins Auge faßt. So ist es Alfred Wien gelungen, diese dem Geist und dem Gemüt nach großartig veranlagte Frau — die vom „typischen" Standpunkte aus bedeutendste Deutschlands, hat man behaupten wollen — auch in Irrungen zu zeigen und dennoch die Herzensteilnahme für sie nicht um ein Jota zu verringern, im Gegenteil. Für mich hat Caroline Humboldt schon deshalb mehr Anziehungskraft als Wilhelm, weil sie sich aus dem verödenden Rationalismus zu bewußtem Gott- und Zukunftsglauben (wenn auch nicht in positiv-christlichem Sinne) hat durchringen können, was ihrem Manne versagt blieb, trotzdem er den gleichen Weg der tiefen Schmerzen um Lebensberaubungen mit ihr gegangen war. Hinzu kommt die wunderbare seelische Wärme, die sie uns heute noch, mehr als 80 Jahre nach ihrem Tode, zu übermitteln vermag. „In tiefem Begreifen", sagt Alfred Wien, „hat sie alles Menschliche in sich getragen und in sich gefühlt, Abgründe der eigenen Seele ermessen, wo Flächen in anderen sind, Leid und Verworrenheit." Eben deshalb konnte sie selber sagen: „Daß doch ja keiner richten wolle über den andern! Jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man von Herz zu Herz dringt, jede Thräne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere." — Ich wünsche ein Buch wie dieses in die Hände derer, die es schätzen können. Möchten ihrer viele sein!

E. M. Hamann.

Wildgänse.

Das war nach einem müden,
Betauten Märzentag:
Ein Rauschen kam vom Süden
Wie schwerer Schwingenschlag.

Der neuen Tage Kunde
Siegrauschend brauste da
Hoch über dem Erdengrunde,
Ein Lebensgloria!

Von jungen Knospen fielen
Tautropfen erdenwärts,
Nach unbekannten Zielen
Entflammte sich mein Herz.

Wie schauerten die Pinien,
Wie bogen die Weiden sich,
Als hoch in Zickzacklinien
Es g au vorüberstrich:

Welteinsam in den Höhen
Erglänzte Stern an Stern,
Ein wundermächtiges Wehen
Erhob sich himmelfern.

Der wilden Gänsescharen
Hoch-hochgestreckter Flug,
Der von den Balearen
Den Lenz nach Deutschland trug

F. Schrönghamer-Heimdal

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Der Februar war ein Jubiläumsmonat für drei ausgezeichnete, untereinander unendlich verschiedene Künstler, die ein halbes Jahrhundert ihres Lebens und Wirkens abgeschlossen haben. Außer Kaspar Schleibner, von dem an dieser Stelle bereits gesprochen ward, feierte seinen fünfzigsten Geburtstag am 11. Februar Adolf Hengeler und am 23. Februar Franz von Stuck. Am ersteren erfreut die köstliche Frische, der von feinster Poesie durchwehte Humor, das tiefe Gemüt, schöne und heute selten gewordene Eigenschaften, die er als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" und seit verhältnismäßig kurzer Zeit auch als Maler entfaltet. Franz von Stuck, der Romantiker und Klassizist, manchmal ein Poseur, ist unter den Neueren ein unvergleichlicher Beherrscher der reinen Form. Er hat fast vom ersten Augenblicke seines Schaffens an einen Erfolg gehabt, der, wenn schon nicht immer durch die inneren Eigenschaften seiner Werke gerechtfertigt, dennoch wie bei keinem andern unserer modernen Meister dazu gedient hat, den Ruhm der deutschen, und im besonderen der Münchnerischen Kunst über den Erdkreis zu verbreiten. Das würde ihm seine kunstgeschichtliche Stellung sichern, selbst wenn die Zukunft nichts wesentlich Neues mehr von ihm zu erwarten hätte. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden Ueberraschungen von ihm zu erwarten sein. Für das fernere Blühen und Gedeihen der Kunst beider Männer seien hier aufrichtige Wünsche ausgesprochen. —. Die Herstellung der Türme der Ludwigskirche wurde nach langen und schwierigen Arbeiten beendet und damit der ernstlich gefährdet gewesene Bestand eines der trefflichsten neueren Baudenkmäler Münchens wieder gesichert. — Die Münchener Künstlerschaft hat die Begründung einen wirtschaftlichen Verbandes beschlossen. — Leibls Bildnis der Frau Gedon wurde vom bayerischen Staate angekauft. — In der Alten Pinakothek sind Aenderungen in der Ausstattung der Räume vorgenommen worden, wodurch die allgemeine Wirkung zweifellos erheblich gefördert wird. — Die Graphische Sammlung erhielt einen höchst interessanten Zuwachs durch den Erwerb von 85 Zeichnungen des Hans von Marées. — Von der neuesten Ausstellung der Juryfreien ist anzuerkennen, daß die Zahl der unter Mittelwert stehenden Leistungen geringer wird. Man bringt diesmal eine Anzahl von Sonderkollektionen, von denen die der Landschafter W. Röstel, E. Riefstahl und M. E. Giese hervorgehoben sein mögen. Unter den interessanten Arbeiten E. Staudingers versprechen die Landschaften mehr als seine Akte. — Von den Kunstsalons brachte der Thannhausersche eine Sammlung des ultramodernen, also nicht für jeden, der es ernst mit der Kunst meint, genießbaren Picasso und des abschreckenden Zeichners Kubin. Bei Brakl sah man Alpenlandschaften des tief empfindenden E. Steppes, bei Heinemann herrliche Poesien von Stäbli, Stauffer-Bern und Welti. Der Neue Kunstsalon bot außer den daselbst gewohnten Unmöglichkeiten formvollendete Plastiken von dem Darmstädter B. Hoetger. — Im Kunstverein gab es Studien von Mayer-Basel, ausgezeichnete Landschaften von Bolgiano, Marinen von E. Lischke, Tierbilder von J. D. Holz, Stilleben von H. Lesker. Die Plastik glänzte durch zwei der herrlichen, für Unterzell bei Würzburg bestimmten Kreuzwegstationen und einen Drachen tötenden Siegfried von Prof. Balth. Schmitt. Die Graphik zeigte in den Darbietungen des Vereins für Originalradierung eine Reihe von Leistungen von erlesenem Kunstwert. Von Künstlern einzelne herauszugreifen hieße den übrigen Unrecht tun, da jeder in seiner Art Bedeutendes leistet. Die Architektur war in interessantester Weise vertreten durch Prof.

R. Riemerschmids Modelle und Entwürfe für Wohnhäuser, Villen und die Gartenstadtanlagen.

Aachen. Die Herstellungsarbeiten der Pfalzkapelle Karls des Großen stehen jetzt, nach zehnjähriger Arbeit, unmittelbar vor ihrem Abschlusse. Besondere Verdienste darum hat sich bekanntlich Hermann Schaper mit seinen Mosaiken erworben, die an die Stelle der Artarischen barocken Stuckdekorationen getreten sind. — Albi. Der in seinen ältesten Teilen aus dem Jahre 1280 stammende, jetzt leer stehende erzbischöfliche Palast, der mit der benachbarten Kathedrale eine Art von Kastell bildet, soll für Museumszwecke eingerichtet werden. — Berlin. In der Sezession gibt es eine größere Ausstellung von Werken L. Corinths. Die aus 228 Gemälden bestehende Sammlung umfaßt das Schaffen des Künstlers in allen seinen Lebensepochen. Es ist eine höchst temperamentvolle, zuweilen brutale Kunst, die durch die unbestreitbaren Vorzüge ihrer Technik unbedingt mehr interessiert als durch die Wahl und Behandlung ihrer Gegenstände. — Düsseldorf. Der als Tiermaler bekannte Professor Joh. Chr. Kröner feierte am 3. Februar seinen 75. Geburtstag. Er ist zu Rinteln an der Weser geboren und hat sich durch Selbststudium herangebildet. Seine meisterhaft behandelten Motive holt er aus den deutschen Gebirgen. Viele seiner prächtigen Jagdstücke befinden sich in öffentlichen Galerien. — Frankfurt a. M. Eine Ausstellung im Städelschen Institut bietet eine Auswahl charakteristischer Leistungen von neueren Künstlern, die zu Frankfurt in Beziehung gestanden haben, also u. a. aus ganz neuer Zeit von Ottilie Röderstein, aus etwas früherer von Hans Thoma, Jakob Dielmann, der die Cronberger Malerkolonie begründet hat, noch weiter zurück Malereien von Karl Morgenstern, Steinle, Rethel, dem Nazarener J. D. Passavant, aus dem 18. Jahrhundert u. a. von Justus Juncker. — Karlsruhe. Im Badischen Kunstverein stellte der Schweizer Heinrich Altherr eine Kollektion von Gemälden aus, die eine ungewöhnliche Größe der Auffassung figuraler Szenen erweisen. Es sind religiöse Kompositionen dabei, deren Kühnheit und Monumentalität gerühmt wird: der Einzug in Jerusalem, Emaus, Christus im Sturme. — Köln a. Rh. Am 27. Februar war der 70. Geburtstag des Domkapitulars Professor Alexander Schnütgen. Für den weiteren Ausbau der von ihm gestifteten herrlichen Kunstsammlungen wurde von Kölner Bürgern ein Kapital von 95,000 ℳ zur Verfügung gestellt. — Locmariaquer (Nordfrankreich). Die größte jener riesigen, prähistorischen Steinsäulen, die den Namen Menhires führen und vielleicht in grauer Vorzeit einmal als Küstenzeichen für die Schiffe gedient haben mögen, ein geborstener Monolith von 21 Meter Höhe und 400 000 Kilo Gewicht, soll wieder zusammengesetzt und aufgerichtet werden. — Mannheim. Die Ausstellung moderner Theaterkunst bietet Musterbeispiele des Theaterbaues, der Inszenierung und Bühnentechnik. Entwürfe von M. Liebermann, Slevogt, Orlik, Fritz Erler und vielen anderen liefern für die moderne Stilisierung der Bühnenbilder wertvolle Anregungen; die Theaterbaukunst ist vertreten u. a. durch M. Littmann, B. Schmitz, Lossow und Kühne. Gegen 30 Entwürfe für das Kgl. Opernhaus in Berlin haben besonders aktuelle Bedeutung. — Die Direktion der Kunsthalle verschickt soeben für die bevorstehende „Ausstellung des deutschen Künstlerbundes in Mannheim 1913" die Einladungen. Die Veranstaltung wird in den Räumen der herrlichen Kunsthalle stattfinden und außer Gemälden und Plastiken voraussichtlich auch eine Abteilung graphischer Kunst bieten. Der neuerliche Aufschwung Mannheims als Kunststadt verspricht dem Unternehmen guten Erfolg. — Rom. Der bei der Wiederherstellung der Kirche S. Paolo fuori le mura 1823 über dem Cimborium des Arnolfo di Cambio errichtete plumpe Baldachin ist erfreulicherweise wieder beseitigt worden. — Die durch den Sindaco Nathan und seine Partei hartnäckig verteidigte, 1911 errichtete provisorische Verbindung zwischen den kapitolinischen Palästen wird nun zum Glück doch endlich beseitigt werden. — Bei den Ausgrabungen auf dem Palatin wurden im Bezirke des angeblichen Hauses des Tiberius höchst wertvolle Reste von Architekturen, Malereien und Gebrauchsgegenständen aus der letzten Epoche der Republik und der frühen Kaiserzeit entdeckt. — Velletri. Im Oratorio della Morte wurde eine überaus kostbare Madonna des Gentile da Fabrino aufgefunden. — In Wien ist der Plan aufgetaucht, Raffael Donners Brunnen vom Neuen Markt fortzunehmen, angeblich, weil er den Verkehr hindern soll. Die Verwirklichung dieser Idee, welche dem schönen Werke seine besten Wirkungen rauben würde, wäre im höchsten Grade zu mißbilligen und zu beklagen.

Dr. O. Doering-Dachau

Es wird dringend gebeten, Zuschriften, welche den geschäftlichen Teil (Anzeigen, Abonnement usw.) betreffen, nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten. Auch Einsendungen an die Redaktion sollten nur in besonderen Fällen persönlich adressiert werden.

Der Froschmäusekrieg der „Kulturträger" gegen die Münchener Polizei.

Von W. Thamerus.

„Der Frosch hüpfet wieder in den Pfuhl,
Säß er gleich auf ein'm golden Stuhl."
(Rollenhagen, Froschmeuseler 10. Kap. 198/199.)

Weil ein Münchener Nachtlokal die Anordnungen der Behörde konsequent ignorierte, verhängte die Polizei über das Restaurant die Zwölfuhrpolizeistunde, ein an sich kleines Lokalereignis, das aber Münchener Zeitungen eines gewissen Schlages so sehr in den Kriegszustand versetzte, daß sie wie die wackeren Helden aus dem Froschmäusekrieg mit Kriegsgeschrei und Waffenlärm gegen die Polizei zu Felde ziehen. Wer nach der Länge der Spalten diese Affäre messen wollte, könnte glauben, wir lebten in der stillsten, ereignislosesten aller Zeiten, für die auch das winzigste Vorkommnis zur Sensation aufgeblasen werden muß. Ganz besonders ergötzlich zu lesen ist es, wie die sozialistische „Münchener Post" für die kapitalkräftige jeunesse dorée eintritt, dieselbe Zeitung, die sich so sehr ereifern kann über „Klassenjustiz", die angeblich in Deutschland geübt wird. Die scharfe, wohlberechtigte Entrüstung, die der „Münchener Post" anläßlich der Balparé-Taten des Polizeidirektors Dr. Bittinger just vor einem Jahre die Schamröte ins Gesicht trieb, würde dem Blatte in diesem Falle auch nicht schlecht anstehen. Doch halt, Genossen, diesmal ist's was anderes! Gegen die Polizei heiligt eben der Zweck die Mittel; da muß das Sozialistenorgan ein anderes Gesinnungsregister ziehen. Wie erbärmlich! Was damals Otto v. Erlbach („Allgem. Rundschau", Nr. 10 vom 9. März 1912) zu dem Fall Dr. Bittinger schrieb, das muß der unverrückbare Leitgedanke in dem Kampfe gegen allen Schmutz sein, mag er sich ansetzen, wo er will. Otto v. Erlbach schrieb damals:

„Der „Allgemeinen Rundschau" haben, wenn es sich um die Verteidigung der guten Sitten, von Schicklichkeit und Anstand handelte, falsche Rücksichten auf Stände und Personen stets ferngelegen, sie hat vielmehr konsequent und zu jeder Zeit den Standpunkt vertreten, daß die Gebote der Sittlichkeit und des Anstandes für jedermann in gleicher Weise verpflichtend sind, für den Sprößling aus Fürstengeschlecht wie für den Beamten und Würdenträger, für den Künstler und Literaten wie für den Mann aus dem Volke."

Uebertünchte Gräber, wo ein anderer Grundsatz herrscht!

Es ist schwer verständlich, durch welchen Kunstgriff die „Münchener Post" ihr Verhalten in dieser Sache mit ihren proletarischen Prinzipien vereinbart. Oder sollte dieser Kunstgriff mit der sozialdemokratischen Spekulation auf gewisse Instinkte einer großen Masse, die nach Marxschem Jargon „nichts zu verlieren hat, als ihre Ketten", in Verbindung mit dem alten Schlagworte „Massenverelendung" und mit der systematisch betriebenen Schürung der Unzufriedenheit durch mephistophelischen Hinweis auf das Wohlleben der Reichen erklärt werden müssen? Plump genug ist das Münchener Sozialistenorgan dazu. Die sozialistische Lebensregel „Gleiches Recht für alle" versagt in der Praxis. In diesen Tagen verlangt man von der Behörde, daß sie für die besonderen Bedürfnisse der eleganten Welt einen besonderen Maßstab anlege. Auch eine Frucht des Rotblocks: Jakobinermütze und Chapeau-Claque als friedliche Bedeckung derselben Gesinnung.

Die Polizei ist in der Tat mit großer Rücksichtnahme vorgegangen. Sie hat gemahnt und verwarnt lange Zeit, bevor sie strafte. In ganz kurzer Zeit wurde das Restaurant 77mal wegen Uebertretung der Polizeistunde bestraft. Es durfte für gewöhnlich bis 3 Uhr nachts offen lassen. Während der Faschingszeit wurde ihm in liberalster Weise gestattet, bis zum Morgen geöffnet zu bleiben. Das so gut besuchte Lokal mit seinen ausgiebig teueren Preisen betrachtete die Geldstrafen als leicht verschmerzliche Unkosten. Nun ging eine Anweisung der Polizei an den Amtsanwalt, Freiheitsstrafen zu beantragen. Letztere wurden nicht ausgesprochen und alles blieb beim alten. Wollte die Polizei nicht zur komischen Figur werden, mußte sie eine durchgreifende Maßregel anwenden. Mit dem angeordneten Zwölfuhrschluß vermag der Wirt, da das Lokal erst um zehn Uhr abends geöffnet wird, nach seiner Angabe nicht auf seine Kosten zu kommen und er schloß seine Luxusbude. So die Vorgeschichte.

Die Kgl. Regierung hat die Beschwerde gegen die Polizeidirektion zurückgewiesen und beim Ministerium wird das Resultat das gleiche sein, so sehr auch die oben bezeichnete Presse sich bemüht, Stimmung gegen die Polizei zu machen. Die Sache wird so hingestellt, als sei München vor der ganzen Welt blamiert, als herrsche in München die finsterste Reaktion, ja, als sei das Ansehen Münchens als Kunststadt, Münchens künstlerische Kultur in Gefahr. Das Sein oder Nichtsein eines Nachtlokals zur Kulturfrage zu erheben, muß auswärts doch einen recht komischen Eindruck machen. Wenn es mit der Stadt eines Königs Ludwig I schon so weit gekommen ist, daß ihr Ruf und Ruhm mit dem Steigen und Sinken solcher Etablissements auf Gedeih und Verderb verbunden ist, dann ist das kein

Fortschritt, sondern rastloser Niedergang. Hand aufs
Herz! Was wäre München ohne König Ludwig I.? Zeigt sich
der größte Teil der Erben auf dem Gebiete der Kunst dieses
großen Königs würdig? Wie lange noch wird's dauern, bis durch
den wilden Raubbau dieses herrliche Erbe verpraßt ist? Ja, sie
haben es hier schon herrlich weit gebracht. Aus den Propyläen
der hohen unter königlicher Sonne aufgeblühten reinen Kunst stiegen
viele hochtalentierte Männer hinab in die sumpfigen Niederungen
eines „Simplicissimus" und einer „Jugend". Die Muse verhüllte
trauernd ihr Haupt. Ihre Schwester Monachia aber wendet sich
noch mehr von ihr ab. Münchens Sonne scheint jetzt schon verdunkelt
zu werden, wenn die nächtlichen Lichter eines Kasinos von Polizei-
hand ausgedreht werden.[1])

Was bringt man nicht alles mit Kunst in Zusammenhang!
Als im Vorjahre die Polizei gegen die Nacktänzerin Villany
vorging, sprachen unsere Gerichte die — Künstlerin frei. Nach
der Ansicht der Sachverständigen standen künstlerische Interessen
auf dem Spiele. Nun hat der Pariser Polizeipräsident Lepine
gegen die Villany ebenfalls wegen Nackttänzerei Anklage er-
hoben. Ob die sonst gar nicht engherzigen französischen Gerichte
auch auf Phrasen von „keuscher Nacktheit" usf. hereinfallen
werden? Ich habe auch noch nie gelesen, daß der Villany seitens
der Spitze der Pariser Künstlerschaft, wie das in München geschah,
ein Rosenstrauß überreicht wurde, um sie für den ihr von der
Polizei eingejagten Schrecken zu entschädigen. Die Zeiten scheinen
vorüber zu sein, wo Paris als die Kloake Europas galt. In
diesen üblen Ruf kommt heute eine andere Stadt, dank derer, die
zurzeit dort den „feinen Ton" angeben.

In jenem Münchener Restaurant, wo man telephonisch
von Tisch zu Tisch flirtete, ist es „natürlich" immer sehr solide
zugegangen, versichern die Verteidiger in der Presse. Die Leute
kamen nur, um ihre eleganten Toiletten zu zeigen und gut zu
speisen. Getanzt sei, das wird zugegeben, entgegen dem polizei-
lichen Gebot, einige Male worden, aber beileibe nicht unschicklich,
wie die Polizei behaupte. Für die Vormitternachtstunden mag
das zugetroffen haben, später ging's — vergnügter her. In Zeiten,
da die Polizei mit aller Kraft gegen Schiebetänze und andere
Entartungen des Faschings, die sich, wie wir jüngst gelesen haben,
sogar auf dem Balle der Münchener Intelligenz breitmachten,
vorgehen muß, kann man sich dies ja lebhaft denken. Ein liberales
Blatt, die „Pfälzische Presse", gibt da sehr instruktive Aufschlüsse:

„Schnell ändert sich das Bild nach 12. Die jeunesse dorée Mün-
chens — sie reicht bis zu hohen Regionen — besetzt das Feld. Die Muse
auf den Varietébrettern schürzt sich kürzer. Die ebenso schönen, wie leicht-
bekleideten Masken bringen die Lust des Faschings mit ... Ein über-
mütiges, lustiges Bombardement mit den bunten, kleinen Celluloidbällchen
erfüllt den Raum. Die Polizei spricht von nicht einwandfreien Wurf-
geschossen. Vielleicht sind die bunten, kleinen Kugeln mit Bildchen ver-
sehen. Ich verrat's nicht. Jedenfalls werden sie als sinnreizendes Kom-
munikationsmittel des Flirts fleißig benutzt. (Die „leichten Celluloid-
bällchen" müssen also doch wohl eine ganz besondere Form haben, um
„sinnreizende Kommunikationsmittel des Flirts" zu sein. Es waren auch
wirklich keine „Bällchen", sondern ganz etwas anders, etwas, das man
bloß andeuten kann.) ... Die Animiertheit steigert sich. Es löst sich auch
der letzte Riegel des Beschwertseins mit Skrupeln. Alles lebt den Stunden,
die keine Hemmung des Genusses, der Lebensfreude kennen. Eine Freude,
ein Vergessen überall. Nur nicht denken, nur genießen, mit ganzem Körper
genießen ..."

So gestaltet ist die „künstlerische Kultur", für die man
in die Schranke tritt, so war die kultivierte Vergnügung, die man
als harmlos hinstellt. Von anderer Seite wird versichert, daß die
Kügelchen eine Oeffnung hatten, in die man Champagner goß.
Mit diesem phantasievollen künstlerischen Wurfgeschoß sollen dann
die vornehmen Damen bombardiert worden sein. In der Tat
eine „gebildete" Unterhaltung und dem Weltruhme Münchens
unbedingt notwendig. Ein „Verein für Kunst und künstlerische
Kultur" will zu allem Ueberflusse eine Broschüre drucken lassen
und läßt darauf subskribieren. Eine bewegliche Klage über den
fehlenden Nervus rerum an den Plakatsäulen der Stadt ladet dazu
ein. Doch die breiteren Schichten von Münchens Bevölkerung
scheinen kein rechtes Verständnis zu haben für die bitteren
Leiden und Schmerzen der ihres lukullischen Feentempels be-
raubten oberen Zehntausend. Man sieht den ihren Sümpfen
entstiegenen und aus ihren Höhlen hervorgetretenen, mit dithy-
rambischen Schlachtgesängen und mit wuchtigen Theaterschritten
gegen die Polizei im Schlachtfelde tobenden Froschmäuslern mit
stoischer Ruhe zu. Ein Unglück ist es, daß Fernstehende aus
Isarathen nur dieses wüste Geschrei an der Börse der modernen
Kunst, der modernen Sitte und der modernen Wissenschaft zu
hören bekommen und so zu ganz falschen Schlüssen und Ansichten
über München veranlaßt werden. Ein heiterer Lapsus ist den
liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" passiert. Als das Blatt
erfuhr, die Polizei habe den Amtsanwalt zu bestimmen gesucht,
Freiheitsstrafen statt Geldstrafen gegen dieses Nachtlokal zu be-
antragen, erging es sich in einer wütenden Philippika gegen diesen
Versuch, das Gericht zu beeinflussen, gegen diesen Eingriff in die
richterliche Freiheit. Im Abendblatt sah sich das Blatt genötigt,
das Verhältnis der Staats- und Amtsanwälte zu den Verwal-
tungsbehörden klarzulegen.

Bei Gründung des Nachtlokals war die Polizei gegen die
Konzessionserteilung, die dann durch eine Beschwerde bei der
oberen Instanz durchgesetzt wurde. Aus dieser Tatsache wird
ganz ungeniert der Schluß gezogen, der hierdurch verärgerte
Polizeipräsident sei gleichsam aus Rache vorgegangen. Es ist eine un-
geheuere — Geschmacklosigkeit, solche Verdächtigungen ohne die Spur
eines Beweises zu erheben und in die Welt hinauszurufen.

Ein anderer Schrei aus dem geängstigten Herzen der Mün-
chener Ueberkulturvertreter: Rettet unsere Fremdenstadt! Sogar
die Stadtväter werden aufgeschreckt. Die Sozialdemokraten hatten
nämlich im Münchener Rathaus anläßlich dieser Affäre den Antrag
eingebracht, der Magistrat wolle alle Schritte unternehmen, um die
Münchener Geschäftswelt und das Ansehen der Kunst- und Fremden
stadt München vor Schädigungen und vor Diskreditierung zu be

[1]) Mit beißender Ironie rückt dem widerwärtigen Gebaren der in
dem betreffenden Nachtlokal verkehrenden Gesellschaft Coelestinus in der
„Allgemeinen Zeitung" (Nr. 9 vom 1. März 1913) auf den Leib. Es heißt
dort einleitend: „In München geht es momentan hoch her. Die Kultur
dortselbst ist ernstlich bedroht. Die Errungenschaften der Väter sind schwer
gefährdet. Die Hoffnungen der Söhne sind geknickt. Eine Anzahl von
Kellnern kämpft um ihre Existenz. Ein Pikkolo soll schwermütig geworden
sein. Ein alter Herr, der seit fünzig Jahren in Kultur macht, beabsichtigt,
sich in ein Kloster zurückzuziehen. Eine renommierte Whisky-Firma hat
den Vertrag mit den Münchenern Abnehmern schon beinahe gekündigt.
Mehrere Damen, welche nach München gezogen sind, um dort den
Nackttanz zu propagieren, gedenken nach Moosburg auszuwandern, wo
noch jungfräulicher Boden ist. Der Fremdenverkehr ist an der Wurzel
getroffen. Die Chauffeure am Wittelsbacherplatz haben ihre Unterrichtskurse
im Englischen urplötzlich abbrechen müssen." Der Artikel geißelt dann mit
herzerquickender Frische das ganze zweideutige Treiben in diesem Nacht-
lokal, den „schönen Schiebetanz", über welchen die Polizei sich erlaubte,
„anderer Meinung zu sein als die Herren Schieber und die von ihnen ge-
schobenen Jungfrauen und Frauen", welche „den Schiebetanz in seiner auf
Masseninstinkte berechneten arg vergröberten Form für eine bessere
Schweinerei" halte und ihn deshalb verboten habe. Dann gießt die „All-
gemeine Zeitung" die Lauge ihres Spottes aus über die „wehmütige Ab-
schiedsfeier" in diesem Lokale dann über die drohenden Leitartikel der
„Münchner Neuesten Nachrichten", ferner über den „Verein für Kunst und
Kultur, der irgendwo im Norden, an den Grenzen des herrlichen Schwabing"
existiert und über die Kasinowirte, ihre Rechtsvertreter und die Kasino-
gäste. Zum Schlusse des trefflichen Artikels heißt es: „Aber es ist
doch ein kapitaler Unfug, wenn behauptet wird, die Kasinoangelegenheit
habe irgendwie grundsätzliche oder rechtliche Bedeutung. Es ist ein
kapitaler Schwindel, wenn behauptet wird, das Kasino da am Wittels-
bacherplatz habe mit Kultur irgend etwas zu tun. Ist die Kultur
ärmer geworden, seitdem das Kasino geschlossen ist? Und es ist doch
frivol, die exzeptionelle Stellung des Nachtlokals mit Bedürfnissen des
Fremdenverkehrs zu begründen. Die diesbezüglichen Schreier merken wohl
gar nicht, daß man auf Grund von „Bedürfnissen des Fremdenverkehrs"
genau so gut die Förderung der Animierkneipen und die Prostitution auf
der Straße verlangen könnte. Denn nicht alle Fremden können ins
Kasino gehen; auch der kleine Mann soll und muß — nach Dr. Georg
Hirth — um billiges Geld seine sexuelle Emotion finden können .....
Aber nichts ist passiert. Niemand ist ein Unrecht geschehen. Keine Kultur
ist zertrümmert, keine Kunst vernichtet worden. Nur eines ist sehr klar
geworden: nämlich, daß in einer Zeit, in der ernste Männer mit
großer Sorge an eine schwere kritische Zeit für Reich und
Volk in naher Zukunft denken, die öffentliche Meinung in
München eine Woche lang nichts so sehr beschäftigt, wie das
Ende eines Nachtlokals." — Die liberale „München-Augsburger
Abendzeitung" (Nr. 60, 2. März 1913) steht auf der Seite der Polizei
und hält es geradezu für ihre Pflicht, einem „ernsten Wort Raum zu
geben gegenüber dem tollen Lärm, der in den letzten Tagen die Münchener
Presse erfüllte und glauben machen wollte, daß von der von allen Schranken
befreiten Existenz gewisser großstädtischer Vergnügungslokale das Heil und
die Zukunft Münchens abhängig sei." In dem Artikel „Nachtleben und
Polizei" wird der „kurzsichtige individualistische Standpunkt", den wir die
„Münchner Neuesten Nachrichten" im trauten Bunde mit der sozialdemo-
kratischen „Münchener Post" krampfhaft vertreten sahen, vom hygienischen,
sozialen und sittlichen Standpunkte aus beleuchtet. Es sind gerade keine
Schmeicheleien, welche da jener „Münchener Presse" ins Stammbuch ge-
schrieben werden: „Wie lange jedoch wird es dauern, bis die Fäulnis-
erscheinungen in den Gipfeltrieben in viel derberen und verheeren-
deren Wirkungen den ganzen sozialen Organismus durchseuchen! ... Wie
sollte sich der Genüßling schämen, wenn er nach durchschwelgter Nacht,
die ihm meist mehr kostet als der fleißige Arbeiter in einem Monat
verdient, im Morgengrauen heimkehrt zahlreiche Mitbürger aus ärm-
lichen Wohnungen an ihre Tagesarbeit gehen sieht! .... Liegt
darin wirklich ein sittlicher Fortschritt, eine künstlerische Er-
hebung und seelische Veredelung, wenn die Vergnügungen gerade der
höheren Kreise immer mehr zu schamlosen Sensationen ausarten?... „Die
Kunst stirbt!" klagt mit Recht Aubertin, aber nicht infolge zunehmender
Intellektualisierung, sondern infolge degenerativer Geschmacks-
verrohung, weshalb auf allen Kunstgebieten Surrogate und Sinnen-
kitzel die höheren Kunstleistungen verdrängen. Wie kann eine edle
Kunst gedeihen im Sumpfboden nervenbetäubender
Genußsucht, wodurch Schaffende und Genießende immer
unfähiger werden, an ruhiger, reiner Schönheit sich zu
begeistern! All dies wären Gründe genug, um die öffentliche Meinung,
um die Gesunden, Tüchtigen und Edelgesinnten das Einschreiten der Polizei-
direktion gegen allzu krasse Auswüchse des Nachtlebens und Karnevals-
vergnügens aufs freudigste begrüßen und aufs wirksamste unterstützen zu
lassen. Denn so viel ist sicher: polizeiliche Verbote und Eingriffe sind nie
imstande, solch drohende Degeneration aufzuhalten, wenn es nicht gelingt,
das öffentliche Gewissen auf ihre Seite zu bringen, heilsame, leiblich-
seelische Gegenbewegungen auszulösen und so eine Gesundung auch des
großstädtischen Genußlebens anzubahnen."

wahren. Es empfehle sich, alle Maßnahmen zu treffen, um solchen Schädigungen vorzubeugen. Der Antrag des Ausschusses auf Hinübergabe des Antrags an den Magistrat zur Instruktion wurde gegen die Stimmen des Zentrums und zweier Liberaler angenommen. Der liberale Verteidiger des sozialdemokratischen Antrages sprach von der großen Lücke im Münchener Fremdenverkehr, die die Schließung des Vergnügungspalastes zur Folge haben werde. Solche Lokale seien nun einmal Forderungen für eine Großstadt, und die Polizei müsse damit rechnen. „ . . . . . in dem nächt'gen Hemde — Schnarcht um zwölf die Münchener Stadt, — Daß der ausgelassene Fremde — Dran ein frommes Beispiel hat —", flötet der geistreiche Hauspoet der „Münchner Zeitung" und meint, bereits im nächsten Jahre krähe kein Gockel mehr nach uns. — Bei dem Thema „München als Fremdenstadt" mag man wirklich fragen, ob wir in München oder in Monaco sind. Abgesehen davon, daß München lange schon berühmte Fremdenstadt war, ehe dieses Lokal seine Pforten öffnete, und wir noch nicht liebedienerisch die Wünsche der Fremden zu erspähen suchten, müssen das doch recht nette „Fremde" sein, die wegen der Schließung solcher Etablissements plötzlich ausbleiben. Und was schadet es schließlich, wenn der eine oder andere dieser Gourmands ausbleibt? Es kommt uns doch in erster Linie auf die echte Vornehmheit und Ritterlichkeit unserer Gäste an. Mit Recht hob der liberale Gemeindebevollmächtigte Gutmann hervor: Auf die Fremden, die nur wegen solcher zügellosen Freiheiten nach München kommen, könne man wohl verzichten.

Mit vollem Rechte hat die „Frankfurter Zeitung" auf den Niedergang des Münchener Karneval hingewiesen: „Nun aber scheinen wir durch den gewaltigen Andrang vergnügungssüchtiger Elemente . . . dahin gekommen zu sein, daß München die rohen Erwartungen der Gäste nicht enttäuschen will und nachgibt. Man nimmt's nicht mehr so genau."[3]) Das sind die Schattenseiten unserer Fremdenverkehrspflege. Mit vollem Rechte läßt sich die Polizei nicht schrecken. Der Polizei blieb, wollte sie nicht zum Kindergespött werden, auch in diesem Falle nichts übrig, als radikale Maßregeln zu ergreifen. Die Niederlage in diesem Froschmäusekrieg mit dem ganzen Fluche der Komik ist nicht auf ihrer Seite. Die lauten Schreier sind in der Ahnung, daß ihre Blamage naht, schon stiller geworden.

Was Münchens Ruf als Fremdenstadt in Wirklichkeit gefährdet, ist nicht die Schließung solcher Etablissements, ist nicht das wachsame Auge der Polizei, ist nicht der energische Protest und die gerechte Entrüstung der „Mucker strengster Observanz" gegen die Auswüchse moderner Kultur: was Münchens Weltruf gefährdet und schon arg gefährdet hat, ist die seit Jahren in und außerhalb des Karneval sich breitmachende „Freiheit", ist der ewige Krieg, den die liberale und gesinnungsverwandte Presse gegen die Wächter von christlicher Zucht und Sitte führt, sind falsche Begriffe von Kunst und Wissenschaft, ist mit einem Worte die über die Bürgerschaft dieser schönen Stadt sein Zepter schwingende judenliberale Oligarchie und Plutokratie. Unter diesen Gesichtspunkten versteht man auch, wenn in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" der Affäre der Stempel „grundsätzlicher Bedeutung" aufgedrückt wird.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Unsere Hofbühne brachte in dieser Woche zwei wertvolle Neueinstudierungen: „Macbeth" und Verdis „Othello". Sowohl das Shakespearedrama wie die Oper des genialen Italieners, dessen 100. Geburtstag gleich demjenigen Rich. Wagners heuer begangen wird, hat man etwa ein Jahrzehnt nicht in unserem Spielplan gesehen. Bei „Macbeth" hat man von der üblichen „Shakespearebühne" Abstand genommen und sehr schöne Dekorationen von oft entzückendem Stimmungsreiz malen lassen. Freilich ist hierdurch oftmaliger, ermüdender Szenenwechsel nötig. Die Regie lag in Steinrücks Händen. Klug durchdacht fanden die Szenen zu großem Teil eine entsprechende Verwirklichung. Am grandiosestem geriet die Szene der nachtwandelnden Lady Macbeth, sehr wirksam war die Bankettszene aufgebaut. Kämpfende Krieger bedürfen immer aus der Phantasie des Zuschauers der Ergänzung. Die Hexen, die größtenteils von Männern dargestellt wurden, hatte man früher nach Schillers Vorbild lange mit den Augen einer antikisierenden Kultur gesehen; hier sind sie, zweifellos shakespearischer, Phantasmagorien einer naiveren, halbbarbarischen Zeit. Für Macbeth und seine Frau hatte man eine Doppelbesetzung getroffen. Steinrück und Ulmer, Frl. Berndl und Frl. Glenk. Frl. Berndls Lady wird im Spiel und glänzender Repräsentanz sehr gelobt. Steinrück bei Ibsen, Strindberg und den kleineren Göttern der Moderne bewunderungswürdig, hat in klassischen Rollen mit der Rauheit der Stimme und nicht allzu königlicher Haltung zu kämpfen. Ich sah Ulmer. Er repräsentiert vor allem das Heldentum, das Macbeth zu jener Machtstellung emporhebt, aus der seine verbrecherischen Wünsche entkeimen konnten. Er bot viele fesselnde Züge, ohne daß sein Macbeth (wenigstens schon heute) von zwingender Wirkung wäre. Lützenkirchen, der den Macduff spielte, erscheint uns als der berufenste Vertreter dieses ehrgeizigen Verbrechers und es nimmt wunder, daß man ihn nicht gewählt hat. Von Frl. Glenks fraglos talentvolle und klug intentionierte Gestaltung der Lady gilt ähnliches, wie von Ulmer. Die übrige Besetzung stand auf guter Höhe. Die Gesamtaufnahme war eine begeisterte: dies läßt sich auch von Verdis „Othello" vermelden, der unter Mehrowitz' musikalischer Führung einen sehr schönen Verlauf nahm. Der Titelrolle lieh Knote sein strahlendes Organ. Die Desdemona Frl. Perard-Petzls war sanglich von feinstem Reize, das rührend-unschuldige, lichte, liebliche, das Verdi in diese Partie legte, fand eine restlose Verwirklichung. Sanglich und darstellerisch von wuchtiger Größe war der Jago Feinhalsens. Die kleineren Rollen und die sorgfältig einstudierten Chöre sind ebenso zu loben, wie Wirks geschmackvolle Inszenierung. Selten wurde ein Werk der Weltliteratur, wie hier für die Bedürfnisse der Opernbühne umgestaltet, ohne daß wir das Libretto als eine Verhunzung betrachten müssen.

Münchener Volkstheater. „Der Baumwollkönig", ein Börsenschauspiel von Algot Sandberg, fand eine herzliche Aufnahme. Geschickt gebaut, mit Szenen von starker Spannung, die von solchen sentimentalen Einschlages in freundlichem Wechsel stehen, wird es immer seine Wirkung tun, wenn wie hier vor allem die tragenden Männerrollen, eine gute Besetzung finden. Moralisch ist es an sich so ziemlich gleichgültig, welcher von den beiden Spekulanten den anderen niederringt, aber durch die auch die Tage des Unglücks überdauernde Treue und Bewunderung seiner Gattin fällt die Sympathie auf den König des Baumwollmarktes, der zwischendurch alles verliert, aber am Ende alles wiedergewinnt. Der Beifall stieg in diesem Börsendrama von Akt zu Akt.

Münchener Kammerspiele. Anlaß die 25. Aufführung von Wedekinds „Franziska" zu besuchen, bot ein Prolog des Verfassers. Was Herr Wedekind vortrug, sollte erklärende Lichter auf sein „Mysterium" werfen, wies jedoch mehr Unklarheit und Gedankenflucht auf. Da jetzt die von der Polizei anfänglich gestrichenen Stellen gespielt werden dürfen, reicht das Stück, mit dem Metermaß gemessen, an Shakespeare hinan. Meinem früheren ablehnenden Urteil habe ich nichts hinzuzufügen, nichts von ihm zurückzunehmen.

Aus den Konzertsälen. „Die Ariadne auf Naxos" von Haydn sang im Volkssymphoniekonzert Hetta von Schmidt. Es war nicht uninteressant, die Haydnsche Kantate (mit von E. Frank eingerichteter Orchesterbehandlung) gerade jetzt im Vergleich zur Straußschen „Ariadne" zu hören. Die stilsichere, von sehr angenehmen Mitteln unterstützte Wiedergabe fand stärksten Beifall. Der Abend begann mit Schuberts „Unvollendeter" und schloß mit Beethovens „Pastorale". Wir hatten am gleichen Abend noch den Liederabend von Ilona Durigo zu besuchen. Sie ist eine Künstlerin von sympathischster Kongruenz von Wollen und Können, eine sehr reizvolle Altstimme, treffliche Aussprache, Geschmack und Empfindung sicherten ihr einen großen Erfolg. Leon Rosenbek, der junge, tüchtige Dirigent unserer Hofbühne, begleitete. Starken Beifall fand der Kammersänger Neudörffer-Opitz, dessen kraftvolle Mittel noch Unebenheiten der Tonbildung aufweisen. Sein Vortrag ist zu loben, ebenso sein Konzertpartner W. Wolf, ein ausgezeichneter Violinist. Mit dem Konzertvereinsorchester konzertierte H. Verbruggen, ein Dirigent von starker Empfindung. Seine künstlerischen Absichten liegen mehr in kraftvoller Dynamik, als in differenzierter Ausgestaltung. Musikalische Kultur und technische Meisterschaft offenbarten K. Friedberg und Lennert v. Zweyberg an ihrem Sonatenabend. Unter L. Klee-Stumpfs sympathischer, pianistischer Assistenz bot Roga Nagy einen Liederabend, der gute Aufnahme fand, wiewohl in der stimmlichen Schulung noch Wünsche offen bleiben. — Die Kölner Triovereinigung gab einen Brahmsabend, den ich ungern versäumte. Die Künstler werden mir von fachmännischer Seite als gediegene, vornehme Musiker bezeichnet.

Verschiedenes aus aller Welt. Dr. P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn O. F. M. wird anläßlich der Verdizentenarfeier in Modena das Verdische „Requiem" dirigieren. Der bedeutende geistliche Komponist hat soeben ein großes „Requiem" für Männerchor „in memoriam der verstorbenen Herrscher Bayerns" vollendet. Prinzregent Ludwig von Bayern hat die Widmung von Pater Hartmanns Oratorium „Tedeum" huldvollst angenommen. Das demnächst bei Ricordi in Mailand erscheinende Werk wird im nächsten Winter durch die Konzertdirektion Alfr. Schmid Nachf. in München zur Aufführung gelangen. — In Dresden starb Felix Draeseke. Der 1835 geborene Komponist begann als Anhänger der Richtung Wagners und Liszts, wandte sich jedoch später in formaler Hinsicht mehr der klassischen zu. Sein Hauptwerk ist das Mysterium „Christus", an dem er ein Menschenalter schuf. Er schrieb außerdem fünf Opern, Symphonien, Kantaten, Requiem, Messe, Chorwerke, Kammermusik und Lieder. — In der Berliner Hofbühne hatte Rich. Straußens „Ariadne" einen starken Erfolg, wenn auch die Erwartungen des Publikums anscheinend an Ueberspannung litten. — Zum Intendanten des Hof- und

[3]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 6, vom 8. Febr. 1913, S. 106.

Nationaltheaters in Mannheim wurde Alfred Bernau ernannt, dem als Leiter des Deutschen Theaters in Köln ein starkes Regietalent nachgerühmt wird. — In Heidelberg wird im Juni ein Musikfest abgehalten, das ausschließlich Werke von Bach und Reger bringen wird. — Webers „Oberon" kam in der Mailänder Skala zur italienischen Uraufführung. Trotz guter Wiedergabe war der Erfolg kein durchschlagender. — Dr. Sigurd Ibsen hat die Erlaubnis gegeben, die Dramen seines Vaters für die Lichtspieltheater zu verarbeiten. Es gibt keinen größeren Gegensatz als Ibsens Kunst und Kinematographentheater!

München. **A. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Politik und Geldmarkt beherrschen auch weiterhin und ausschliesslich die Börsentendenzen. Hinsichtlich der Orientkrisis und des nun über fünf Monate andauernden erbitterten Kampfes am Balkan herrschen die widersprechendsten Meinungen. Seit der Vorwoche überwiegen die günstigen Betrachtungen über eine baldige Klärung auf der ganzen Linie. Die besseren politischen Nachrichten veranlassten speziell die Berliner Börse zu grossen Deckungs- und Meinungskäufen auf allen Gebieten. Die offiziellen Presseauslassungen über die Friedensaussichten und des ungestörten Zusammenarbeitens aller Grossmächte zur Schlichtung der Differenzen wurden gerne beachtet, fanden jedoch nicht überall gleichen Glauben. Das Kapitalistenpublikum befleissigt sich nach wie vor einer verängstigten scheuen Zurückhaltung im Eingehen neuer Börsenengagements. Auch der Geldmarkt hat durch diese Reserviertheit ganz enorm zu leiden. Die vielen Millionen Bargelder, welche dem Verkehr und den Sparkassen seit der vorherrschenden Kriegsfurcht entzogen worden waren, werden am offenen Markte immer noch vermisst. Die momentan akute Geldknappheit, welche in einem derart krassen Masse im ersten Jahresquartal noch nicht registriert werden konnte, ist darauf zurückzuführen. Die hohen Privatdiskontsätze und das teuere Leihgeld zum Monatsultimo, ferner die Hoffnungslosigkeit einer Diskontermässigung sind die deutlichsten Zeichen einer internationalen Geldmisere. Immerhin verharrten die deutschen Börsen in ihrer zuversichtlichen Auffassung der allgemeinen Lage und der festere Grundton der Börsentendenz konnte weiterhin Boden fassen. Seit der berühmten Rede des italienischen Ministers San Giuliano hat auch zwischen Oesterreich und Russland eine merkliche Entspannung der kriegerischen Stimmung stattgefunden. Eine baldige Demobilisierung auf beiden Seiten wird allgemein erwartet, und besonders an der Wiener Börse herrscht dieserhalb grosser Optimismus. Für die Beurteilung der deutschen Börsenverhältnisse waren auch die günstigen Momente aus der heimischen Wirtschaftslage und die glänzenden Abschlussziffern der verschiedensten führenden Aktiengesellschaften aller Sparten massgebend. Speziell die Bilanzziffern der Schiffahrtsgesellschaften beweisen, auf welch kolossal entwickelter Höhe die heimische Konjunktur gestellt werden muss. Bei ganz enormen Abschreibungen und Rückstellungen sind sowohl beim Norddeutschen Lloyd als auch bei der Hansa-Dampfschiffahrtsgesellschaft die Dividenden erhöht worden. Erstere Gesellschaft verteilt 7% Dividende (gegen 5% im Vorjahre), während bei „der Hansa" die Dividende sogar von 15% auf 20% fixiert werden konnte. Auch die neuerdings publizierten Bankbilanzen ergeben durchweg ein zufriedenstellendes Bild über das abgelaufene Jahr. Ueber die Geschäftslage im deutschen Stahlwerksverband konnten in der letzten Hauptversammlung durchaus befriedigende Berichte über die Beschäftigung und weitere Entwicklung der einzelnen Abteilungen gegeben werden. Allerdings wurde hierbei die — durch den Balkankrieg und der dadurch hervorgerufenen Geldmarktverteuerung — bemerkbare Reserviertheit in der Industrie erwähnt. Beim Kohlensyndikat herrscht immer noch die glänzende Situation, welche Höchstergebnisse in Absatz und Produktion zeitigt. Seitens der preussischen Staatsbahnen ist für das laufende Jahr ein 14% höherer Auftrag für Kohlen erteilt worden. Der Bericht der Düsseldorfer Produktenbörse lautet trotz Geldbeklemmung und Politik anhaltend gut, in einzelnen Sparten sogar gebessert. Auch vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt konnten gleichlautende Kabelmeldungen registriert werden. Zu irgendwelcher pessimistischen Beurteilung unserer Wirtschaftskonjunktur liegt demnach kein genügender Anlass vor. Eine mässige Abschwächung, welche die derzeitige Reserviertheit der Konsumenten mit sich bringt, kann für unsere wirtschaftliche Entwicklung und für die Konsolidierung der Verhältnisse nur günstig wirken. Die bisher geübte Taktik von allgemein ruhigen Börsen ist auch für eine normale Gesundung unserer Effektenmärkte angebracht. Die widersprechenden Meldungen hinsichtlich der neuen Militärvorlagen und Rüstungen, sowohl bei uns, als auch in Russland, England und Frankreich berechtigen ohnehin auch für die Börsen zur grössten Zurückhaltung.

Das Jahresergebnis der Bayerischen Handelsbank München für 1912 zeigt eine Gewinnerhöhung von zirka 400,000 Mark mit 4,422 Millionen Mark. Der am 28. März stattfindenden Generalversammlung wird die Verteilung einer Dividende von 8,05% wie in den letzten 17 Jahren vorgeschlagen werden. Die im Jahre 1912 ausgegebenen Aktien nehmen an dieser Dividende mit der Hälfte teil.

Pfälzische Hypothekenbank in Ludwigshafen am Rhein. In der Sitzung des Aufsichtsrates der Pfälzischen Hypothekenbank erstattete die Direktion unter Vorlage der Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Rechnung Bericht über das Geschäftsjahr 1912. Der Gewinn des Jahres 1912 beträgt ausschliesslich des Vortrages aus dem Vorjahre ℳ 3 192 946.48 gegen ℳ 3 085 409.14 im Jahre 1911 Der Aufsichtsrat wird der am 17. März ds. Js. stattfindenden Generalversammlung vorschlagen, auf das Aktienkapital von ℳ 19 000 000.— wieder wie seit Jahren 9% Dividende zu verteilen, ferner u. a. dem Reservefonds II ℳ 750 000.—, dem Rückstellungskonto ℳ 100 000.—, der Talonsteuerreserve ℳ 125 000 —, dem Beamtenunterstützungsfonds ℳ 50 000.— zuzuweisen und ℳ 315 628.27 (gegen ℳ 277 144.72 im Vorjahre) auf neue Rechnung vorzutragen. Der aus dem Rückkaufe 3½% Pfandbriefe erzielte Disagiogewinn von ℳ 669 475 85 wurde wieder voll auf Disagioreserve zurückgestellt.

Die neuen deutschen Anleihen.

Unter Führung der Reichsbank und der K. Preussischen Seehandlung übernahm das bisherige Konsortium von den Finanzverwaltungen des Reiches und Preussens 50 Millionen Mark Reichsanleihe und 100 Millionen Mark preussische Staatsanleihe, beide 4%ig und unkündbar bis 1925. Die öffentliche Zeichnung erfolgt am **7. März** zum Kurse von **98,60%**. Dieser Zeichnungspreis ermässigt sich um 0,20% für Stücke, welche unter Sperrverpflichtung bis 15. Januar 1914 in das Reichs- beziehungsweise Staatsschuldenbuch eingetragen werden. — Ferner hat das Preussen-Konsortium 400 Millionen Mark 4%ige preussische Schatzanweisungen, fällig 1917, übernommen, welche ebenfalls am 7. März zu 99% zur Subskription aufgelegt werden oder gegen die am 1. April 1913 fälligen Schatzscheine mit einer Barvergütung von 1% umgetauscht werden können. — Der Emissionspreis für obige Anleihen musste den derzeitigen anormalen Geldverhältnissen entsprechend niedrig stipuliert werden und gilt für nicht teuer. Bekanntlich sind die vorhergegangenen Anleihen zu 101,40% aufgelegt worden. Die Börsen erblicken in diesen neuen Staatsanleihen ein erfreuliches Zeichen einer wirklichen politischen Entspannung. Es bestätigt sich auch, dass die Reichsregierung dem Bankenkonsortium hinsichtlich der politischen Situation zufriedenstellende Aufschlüsse gegeben hat. Das Projekt der Regierung, die grossen einmaligen Millionenforderungen der Militärvorlagen auch durch einmalige Reichseinnahmen, also nicht durch weitere Neuanleihen zu decken, dient ebenfalls, den Emissionen zu gutem Erfolg zu verhelfen. Auch auf den neuerdings empfindsam gedrückten heimischen Rentenmarkt hat dieses Moment bereits günstig eingewirkt. — Es sei gleichzeitig auf die bezüglichen Prospekt-Anzeigen im Inseratenteil S. 192 u. 193 hingewiesen.

München. M. Weber.

Eine bewährte Methode zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle. In der rauhen Jahreszeit ist die Gefahr der Erkältung und die Aufnahmefähigkeit für die Bakterien der sogenannten Erkältungskrankheiten am größten. Infektionskrankheiten, wie Diphtherie, Scharlach, Typhus und andere, werden bekanntlich dadurch hervorgerufen, daß die Keime mit der Atmungsluft, durch die Nahrung oder Hände in die Mundhöhle gelangen. Als Schutz vor Ansteckung bewähren sich die Formamint-Tabletten der Firma Bauer & Cie., Berlin. Sie machen beim Auffaugen im Munde den Speichel zum Desinfektionsmittel, das in allen Fältchen der Schleimhäute eindringt und die dorthin gelangten Krankheitskeime vernichtet. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt über **Boller-Record** usw. bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit empfehlen. **Boller-Record** usw., der bekannte Qualitäts-Obst-Sekt aus Deutschlands größter Obstsektkellerei Kunz & Boller, ist kein vulgärer Obstsekt, sondern von ausgesprochenem Weinsektcharakter. Er wird aus der Traube verwandten Früchten nach Champagnermethode hergestellt und entwickelt sich beim Lagern zu stets größerer Reife, ist aber nur halb so teuer, wie die führenden Weinsekte.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Bekanntmachung.

Erhöhung des Aktien-Kapitals.

In der ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre vom 3. ds. Mts. wurde Folgendes beschlossen:

1. Das Grundkapital ist um M. 5'000,000.—, d. i. von M. 60'000,000.— auf M. 65'000,000.— durch Ausgabe von 5000 volleinzuzahlenden auf Namen lautenden Aktien zu je M. 1000.— zu erhöhen. Die neuen Aktien werden unter Ausschluss des unmittelbaren Bezugsrechts der Aktionäre von einem unter Führung des Bankhauses Merck, Finck & Co., München, stehenden Konsortium übernommen, sind aber im Auftrage dieses Konsortiums durch die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank den bisherigen Aktionären zum Uebernahmskurs in der Weise zum Bezuge anzubieten, dass

auf je 14 Aktien à fl. 500.—
oder „ „ 12 Aktien à M. 1000.— } **eine neue Aktie à M. 1000.—**
„ „ „ { 7 Aktien à fl. 500.—
zusammen mit „ { 6 Aktien à M. 1000.—

entfällt. (Dieser Zuteilungsmassstab berücksichtigt die Einzel-Aktie mit einem Anspruch von 7/84 für eine Markaktie, 6/84 für eine Guldenaktie auf eine neue Aktie à M. 1000.—.)

2. Diese Erhöhung des Grundkapitals soll binnen Jahresfrist durchgeführt werden. Innerhalb dieser Frist den Zeitpunkt der Durchführung zu bestimmen, bleibt der Direktion und dem Aufsichtsrate überlassen.

3. Direktion und Aufsichtsrat werden ermächtigt, die näheren Bestimmungen über den Emissionstermin, den Emissionskurs, der nicht unter 200% betragen darf, die Einzahlungsfrist, den Beginn der Dividendenberechtigung der neuen Aktien und die sonstigen Modalitäten der Fondsvermehrung zu treffen, und beauftragt, für die gehörige Publikation der gefassten Beschlüsse zu sorgen.

Die Uebernahme der neuen Aktien durch das Konsortium ist erfolgt. Der Beschluss über die Erhöhung und die erfolgte Erhöhung des Grundkapitals ist bereits in das Handelsregister eingetragen.

Auf Grund der obigen Beschlüsse laden wir hiermit im Auftrage des Uebernahme-Konsortiums die Herren Aktionäre ein, ihr Bezugsrecht unter folgenden Bedingungen auszuüben:

I. Die Ausübung des Bezugsrechts muss in der Zeit **vom 5. bis inkl. 22. März a. c. während der üblichen Kassastunden** in unserem Bankgebäude (Bureau 62) an der Theatinerstrasse Nr. 11 in München oder bei der Direction der Disconto-Gesellschaft in Frankfurt a. M. erfolgen.
Mit dem 22. März a. c. erlischt dieses Bezugsrecht; später einlaufende Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

II. Zur Ausübung des Bezugsrechtes ist derjenige befugt, welcher die Aktie vorzeigt und sein Besitzrecht aus dem Inhalt derselben nachweist. Die Bank ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, das Besitzrecht des Vorzeigers zu prüfen.

III. Die Aktien sind ohne Couponsbogen mit einer unterschriebenen Zeichnungserklärung, zu welcher Formulare zur Verfügung stehen, einzureichen. Die Aktien werden nach erfolgter Abstempelung über Ausübung des Bezugsrechtes sofort zurückgegeben.
Die **Zeichnungserklärung** muss Zahl und Nummern der eingereichten Aktien eventuell Bezugsrechtscheine, arithmetisch geordnet, enthalten.
Falls die Umschreibung der neuen Aktien, welche auf den Namen des Bankhauses Merck, Finck & Co. ausgestellt und von diesem mit Blanko-Indossament versehen sind, gewünscht wird, ist der Name, auf welchen die neuen Aktien umgeschrieben werden sollen, anzugeben.

IV. Der Kurs, zu welchem die neuen Aktien von den Aktionären bezogen werden können, beträgt **255% einschliesslich der Emissionskosten,**
Die neuen Aktien nehmen ab 1. Juli 1913 — also mit der halben Dividende — am Gesamtergebnis der Bank pro 1913 teil.
Der ausmachende Betrag für die neuen Aktien ist pro Stück mit M. 2550.— Pfg. sogleich voll einzuzahlen, worauf der Einreicher die neuen Aktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien erhält, gegen deren spätere Rückgabe die neuen Aktien nach Ausfertigung ausgefolgt werden; für Zahlungen, welche vor 22. März geleistet werden, vergütet die Bank 4½% Zins bis 30. Juni 1913 inkl.

V. Bei Einreichung von Aktien, welche sich mit der oben angegebenen Anzahl nicht decken, werden den Aktionären für den verbleibenden Teilbetrag Bezugsrechtscheine ausgehändigt, ebenso erhalten diejenigen Aktionäre, welche die neuen Aktien nicht beziehen wollen, Bezugsrechtscheine.
Auch in diesem Falle ist das Besitzrecht aus dem Inhalte der Aktie nachzuweisen (wobei die Bank berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, das Besitzrecht des Vorzeigers der Aktie zu prüfen) und sind die Aktien mit **Bordereau,** welches Aktienzahl und Nummern sowie den Namen des Einreichers enthält, einzureichen.

VI. a) Die Einreicher von 84/84 Bezugsrechten,
b) sowie diejenigen Einreicher, welche sich als Besitzer von weniger Aktien als oben angegeben legitimieren, auf welche das Bezugsrecht noch nicht ausgeübt ist, jedoch Bezugsrechtscheine zur Ergänzung der erforderlichen Bezugsrecht-Anzahl besitzen, erhalten nach erfolgter Einzahlung die entfallenden neuen Aktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien.

Die Bezugsrechtscheine sind mit Ablauf des 22. März ds. Js. **ungültig** und **wertlos.**

München, 4. März 1913. **Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.**

Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.

5. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, daß zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 15. November 1913 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
   Anmeldungen auf bestimmte Stücke können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.
6. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 17. März d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:

   50 % des zugeteilten Betrages spätestens am 26. März d. J.
   25 % „ „ „ „ „ 14. Mai d. J.
   25 % „ „ „ „ „ 24. Juni d. J.

   zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 5000 Mark einschließlich sind am 17. März d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muß an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.
7. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5% des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.
8. Die Zeichner erhalten vom Reichsbank-Direktorium bzw. von der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) ausgestellte Interimsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Schuldverschreibungen den Erwerbern erst vom 15. November 1913 ab ausgehändigt.

Berlin, im Februar 1913.

Reichsbank-Direktorium. **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank).**

Havenstein. v. Grimm. von Dombois.

Mark 400 Millionen 4% Preußische Schatzanweisungen,

wovon Mark 200 Millionen zum Umtausch der am 1. April d. J. fälligen Schatzanweisungen bestimmt sind,

fällig: 200 Millionen am 1. Mai 1917, 200 Millionen am 1. August 1917, werden namens des Uebernahme-Konsortiums zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt:

Bedingungen.

1. **Zeichnungen** oder **Anmeldungen für den Umtausch** werden bis einschließlich

   Freitag, den 7. März, mittags 1 Uhr

   entgegengenommen bei der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank), den Reichsbankanstalten oder **bei den Zeichnungsstellen der jetzt neu ausgegebenen Reichs- und Preußischen Staatsanleihen** (vergl. vorstehende Bekanntmachung).
2. Die Schatzanweisungen werden ausgefertigt in Abschnitten zu 50,000, 20,000, 10,000, 5000, 2000, 1000 und 500 Mark mit Zinsscheinen über vom 1. April d. J. laufende Zinsen. Der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1913 fällig.
3. **Für Barzeichnungen beträgt der Zeichnungspreis 99 % unter Verrechnung von 4% Stückzinsen.**

   Für Umtauschanmeldungen stellt sich der Bezugspreis ebenfalls auf 99 %.

   Die zum Umtausch bereiten Besitzer geben ihre am 1. April 1913 fälligen Schatzanweisungen bis spätestens zum Zeichnungstage (7. März)* zu pari in Zahlung und erhalten bei Aushändigung der neuen Stücke **eine Barvergütung von einer Mark** für je 100 Mark Nennwert.
4. **Bei** der Zeichnung hat jeder Barzeichner eine Sicherheit von 5% des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden **Wertpapieren** zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom Kontor der Reichshauptbank für **Wertpapiere** ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) vertreten die Stelle der **Wertpapiere**.

   Den Zeichnern steht im Falle einer geringeren Zuteilung die freie Verfügung über den überschießenden Teil der geleisteten Sicherheit zu.
5. Zeichnungsscheine sowohl zur Barzeichnung als zum Umtausch sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben. Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:

   „Auf Grund der öffentlich bekannt gemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten 4%igen am 1. Mai oder 1. August 1917 fälligen Preußischen Schatzanweisungen

   nom. M. ______

   und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird. Als Sicherheit hinterlege ich ...."

   Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.
6. **Die Zuteilung auf Barzeichnungen erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung.**

   Die zum Umtausch bereiten Besitzer erhalten bei Einreichung ihrer Schatzanweisungen zunächst Quittungen der Zeichnungsstellen, gegen deren Rückgabe, nach Prüfung der Schatzanweisungen, alsbald die Aushändigung der neuen Schatzanweisungen erfolgt.
7. Die gegen Barzahlung abzunehmenden Schatzanweisungen können vom 17. März d. J. ab jederzeit voll bezahlt werden, müssen jedoch bezahlt werden mit:

   50 % des zugeteilten Betrages spätestens am 26. März 1913,
   25 % „ „ „ „ „ 14. Mai 1913,
   25 % „ „ „ „ „ 24. Juni 1913.

   Zeichnungsbeträge bis 5000 Mark einschließlich sind am 17. März d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muß an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat. (Für die Einlieferer der zum Umtausch angemeldeten Schatzanweisungen kommt eine Einzahlung nicht in Frage. Vergl. oben Nr. 3.)
8. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5% des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.
9. Die Barzeichner erhalten, soweit die neuen Schatzanweisungen noch nicht fertiggestellt sein sollten, zunächst Quittungen, gegen deren Rückgabe die neuen Stücke in Empfang genommen werden können.

* Jeder Zeichnungsstelle steht das Recht zu, diese Frist für die Einreichung der alten Schatzanweisungen auf Antrag bis zum 14. März cr. zu verlängern. Der Antrag muß die Verpflichtung enthalten, die zu bezeichnende Summe neuer Schatzanweisungen gegen Einreichung von alten zu beziehen, und rechtzeitig bis zum 7. März cr. gestellt werden.

Berlin, im Februar 1913.

Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank).

von Dombois.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Mariä
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Pensionat des Institutes St. Mariae
der Englischen Fräulein Fulda.
Lyzeum und Oberlyzeum zur Vorbereitung auf das Höhere Lehrerinnenexamen.

Haushaltungs-Pensionat Geschw. Nack Staatl. gepr. Lehrkr. Familienleb.
Heppenheim :: Bergstrasse. Mildest. Klima Deutschlands. Hauswirtsch. Handarb. Schneid. Fortbild. Gartenb. Hühnerz. Ein-, Halb- und Vierteljahrkurse. Sechswochenkochkurse. Sommer- und Wintersport. Prosp

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. - Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

Haushaltungs- und Fortbildungs-Pensionat **St. Maria**
der Englischen Fräulein
Bad Homburg v. d. H.
Ersatz für die Frauenschule.
Damit verbunden „Villa Dreikaiserhof" zur Aufnahme von Kurgästen. Prospekt und nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer. 680 Mark.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

GENF, Töchterpensionat
International „La Marjolaine".
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm. Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Jahrespreis M. 2000. Ref. Prsp.
Mme. Stuckelberger.

Töchterpensionat der Schwestern v. a. K. Jesus b. Preußisch Moresnet
Herrliche, gesunde Lage. Höhere deutsche Schule. Französische Konversation. Haushaltungskursus. Fortbildungskursus. Mäßiger Pensionspreis. Pflege nichtschulpflichtiger Kinder besserer Familien vom 3. Lebensjahre an. Näheres durch Prospekt. Briefadresse:
Pensionat Maria Hilf, Post Preußisch Moresnet b. Aachen.

Pensionnat des Soeurs de Marie
Landen
près de Liège (Belgien).
Besonders empfehlenswert zur schnellen und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. Gründlicher Unterricht in allen Fächern — Musik. — Malen — Turnen. — Grosser Park. — Beste Empfehlungen. Pensionspr. 450 Frs., bei Teilnahme am Haushaltungskursus 580 Frs. Näheres durch **die Oberin.**

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Technikum Konstanz
am Bodensee.
Maschinenbau Elektrotechnik. Bauingenieurwesen u. Architektur.

Militär-Vorbereitungsanstalt für Fähnrichprüfung und Prima.
Nimmt nur Fahnenjunker auf. Eigenes Haus, eigenes Lehrerkollegium. 1911 bestanden 75, 1912 best. 98 Junker. Berlin W., Bülowstrasse 103. Dr. Ulich.

Das **Kath. Haushaltungspensionat „Marienburg"** in
Godesberg Rheinallee 56
wird bestens empfohlen zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt, Schneidern usw. für junge Mädchen bess. Stände. Zugleich gesellschaftl. Ausbildung. Prospekt und Referenzen d. d Vorsteherin
Frau Maria Pahlke.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring.
Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern. 1912 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel. Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielefabrik M. Welden, Köln.
Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder Maurilius, z. Z. Elters, Post Schwarzbach (Röhn) oder Dr. Berberich, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Geistlicher
deutsch u. französ. sprechend, sucht ab Mai od. Juni **Privatstelle** mit Seelsorge, auch schriftl. Arbeit. Offerten unter **K. 18206** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Wer leiht einem Theologen zur Vollendung seiner Studien Geld?
Näheres zu erfahren unter 18232 durch die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Prima westfälischen
Schinken
Naturrauch, hochfein, im Gewicht von 10—25 Pfd. à Pfd. M. 1.30 unter Nachnahme empfiehlt und versendet
Ignaz Kraft, Paderborn i. W.

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen".** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Breslau 3, Freiburger-Strasse 42
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett.-, Primaner- u. Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höh. Lehranstalt. Streng geregeltes christliches Anstaltspensionat. Gymnasial- u. Realgymnasial- bzw. Oberrealschulkurse von Quarta bis zum Abiturium einschl. Seit 1911 auch besondere Damenkurse für die Primaner- u. Abiturienten-Prüfung. Bisher bestanden bereits **604** Prüflinge, darunter **75 Abiturienten.**
1912 bestanden 95 Prüflinge: 18 Abiturienten (darunt 8 Damen), 3 für OI, 9 für UI, 22 für OII, 14 für UII, 3 für OIII, 3 für UIII, 1 für IV und 22 Einjährige.
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Gymnasial - Realklassen. Erfolgreicher Uebertritt i. **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.) **Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Grosses eigenes Spielfeld. Wanderungen. Fluss- u. **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzüglich empfohl. **Familienheim** i. eigener Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unter Anleitung i. tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt d. d. Direktion. — Seit 1900: **230 Einjährige; 154 Primaner** (7./8. Kl.).

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold) unterstellt dem Protektorate des hochw. Herrn **Bischofs v. Paderborn.** Für d. ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält. akad. Berufe, ält. Priesteramtskand. 7ak. Lehrer, kl. Schülerz. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 O I, 3 U I, 8 O II bezw. Einj., 6 UII, 2 OIII. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap., indiv. Erz. Prsp. u. Ask. d. d. gstl. Dir. **A. Mahr**

vorm. Dr. **Fischer'sche Vorbereitungs-Anstalt**
Leit. Dr. Schünemann **Berlin W. 57,** Zieten-Strasse 22-23, für alle Militär- und Schul-Examina.
Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung, **vorzügl. empfohlen, unübertroffene Erfolge.**
1911/12 best. 299 Zögl.: 61 Abit., dar. (19 Dam.) 162 Fahnenj., 1 Seekad., 1 Kad., 16 Prim., 32 Einj., 26 f. höh. Kl., in 24 Jahr. 3709 Zögl.
Man verlange Prospekt.

Collegium Marianum
der Priester vom hl. Vinzenz von Paul zu Theux bei Spa (Belgien) gegr. 1878.
Gesunde und anmutige Gebirgsgegend. Unterricht nach den Lehrplänen für preussische Gymnasien von Sexta bis Obersekunda einschliesslich. 12 bis 14 jährige Knaben mit guter Elementarbildung werden schnell gefördert. Beginn der Klassen am 16. April. Prospekte durch den Leiter der Anstalt.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Reform-Schule „Alpina" Gersau am Vierwaldstättersee
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen, real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältige Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und Ia Privatreferenzen. Prospekte.

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt,
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie.
Gründliche Ausbildung im Haushalte.
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an die **Priorin.**

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. — Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 11. München, 15. März 1913. X. Jahrgang.

Besuch des bayerischen Regentenpaares in Berlin.

Von Domkapitular A. Kohl, Mitglied des Reichstags.

Von milden Frühlingslüften leicht bewegt, flatterten am 6. März die Fahnen am Anhalter Bahnhof und in der Königgrätzerstraße, als unser Prinzregent nebst Frau Gemahlin dem Brandenburgertor zufuhr, ersterer vom Kaiser, letztere von der Kaiserin begleitet. Trotz des ungeheuren Menschenzudranges gelang es den bayerischen Reichstagsabgeordneten, unmittelbar bei der Einfahrt in corpore sich zusammenzuscharen, verstärkt durch eine Anzahl von Volksvertretern aus den übrigen deutschen Landen. Brausend klang das bayerische „Hoch!“ hinein in die Hurrarufe der Berliner, sowohl vom Regenten als auch von seiner Gemahlin mit besonders freundlichem Gruße erwidert. Am Anhalter Bahnhof fand der Empfang in der bei Landesfürsten üblichen Weise durch die kaiserliche Familie und die Staatswürdenträger sowie das Berliner Stadtoberhaupt statt.

Es war 3¼ Uhr, als die drei Polizeioffiziere als Vorreiter am Brandenburgertor angeritten kamen, hinter ihnen mit strahlenden Panzern eine Schwadron Kürassiere, dann die zwei sechsspännigen Wagen, in denen die höchsten Herrschaften saßen, hierauf eine Schwadron Dragoner. Wir haben in den letzten Wochen dem Empfang des hohen Brautpaares sowie des Königs von Dänemark beigewohnt. Unstreitig war beim Empfang des bayerischen Regenten die Haltung des zahlreichen Publikums um einige Töne wärmer, obschon man dabei nicht an das viel lebhaftere Münchener Publikum denken darf. Die herzliche Verehrung, deren sich Prinzregent Ludwig und seine hohe Gemahlin bei der Berliner Bevölkerung erfreuen, war auch so recht zum Ausdruck gekommen in der freudigen Begrüßung, mit welcher die Berliner Presse unter Hinweis auf das innige Verhältnis zwischen den königlichen Häusern Wittelsbach und Hohenzollern und die erneute Bekräftigung bundesbrüderlichen Empfindens den hohen Besuch empfing. Mit Girlanden aus Tannengrün, an vergoldeten Festons befestigt, war das Brandenburger Tor reich verziert, aber besonders freudig mutete es das Bayernherz an, am Pariserplatz die an zehn riesigen Masten festlich flatternden bayerischen Fahnen mit breiten goldenen Fransen wehen zu sehen. Schon am Donnerstag verlautete, daß dieser erste offizielle Besuch des bayerischen Regentenpaares am kaiserlichen Hofe verherrlicht werden sollte durch eine Luftfahrt des Deutschen Kaisers und des bayerischen Regenten in Zeppelins Luftschiff. Niemand konnte sich eines Zweifels erwehren, da der Kaiser niemals im Luftschiff gefahren war. Es schrumpfte denn auch diese Mär am folgenden Tage zusammen in die einfache Tatsache, daß der Prinzregent in Begleitung des Kaisers den Flugplatz „Johannistal“ besuchte und Flugparade abnahm. Während des hiesigen Aufenthaltes nahm das Regentenpaar Wohnung im Kgl. Schlosse in den „Königskammern“. Am ersten Abend war Familientafel im Schlosse, am zweiten Tage Galadiner, wobei herzliche Trinksprüche gewechselt wurden. Festtheatervorstellung, Besuch in der Akademie der Künste zur Besichtigung der Jubiläumsausstellung u. a. füllten alle Stunden des Berliner Aufenthaltes vollkommen aus.

Von den Ordensauszeichnungen erwähnen wir: Freiherr v. Hertling erhielt den roten Adlerorden I. Kl., Oberbürgermeister Wermuth das Großkreuz des Michaelordens; dazu eine größere Anzahl von Orden von hüben und drüben.

Besonders hervorzuheben ist der festliche Empfang des Regenten im Berliner Rathause, wozu die Stadt 12,000 ℳ Aufwandskosten bewilligt hatte. Das Treppenhaus und besonders der Festsaal erstrahlten in märchenhafter Farbensymphonie und Lichterpracht. Auch das Reich der Töne öffnete seine goldenen Tore und „Heil dem Regenten, Heil!“ klang es vom Orchester herab von der Galerie. Oberbürgermeister Wermuth gedachte in schwungvoller Rede der uralten Erinnerungen, welche in Berlin auf das Wittelsbachische Fürstengeschlecht hinweisen und wünschte dem Regenten „jene Fülle von Liebe und Verehrung, die seinem erlauchten Vater sein Volk und alle deutschen Lande entgegengebracht“. Sichtlich bewegt gedachte in seiner Antwort der Prinzregent des hohen Alters seines Vaters und mahnte hierauf zum treuen Festhalten am Reichsgedanken. „Das Wort Reichsmüdigkeit sollte man in deutschen Landen nicht hören, sondern nur das Wort Reichsfreudigkeit. Dahin zu gelangen, müssen Fürsten und Stämme zusammenwirken“, sprach er in seiner schlichten Art. „Man weiß“, fuhr er fort, „daß ich stets Industrie und Handel gefördert habe, aber ich bin der Ueberzeugung, daß auch der Landwirtschaft ihr Recht werden muß, denn aus dem Lande ziehen die Städte ihre Kraft!“ Im Stadtverordnetensaal empfing den Regenten eine anmutige Kinderschar mit dem Chore: „Rauschet, ihr Eichen!“ und anderen Liedern. Daß dem hohen Gast auch in dem jahrhundertealten Goldpokal ein Ehrentrunk kredenzt wurde, ist natürlich. Es war 1893er Grünhäuser Herrenberger.

Einen ganz besonders herzlichen Charakter trug die am Samstag, den 8. März, halb 10 Uhr im Palais des bayerischen Gesandten, Grafen von Lerchenfeld stattgefundene Audienz der bayerischen Mitglieder des Deutschen Reichstages. Alle Parteien, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, waren beinahe vollzählig vertreten. Man konnte dabei die Wahrnehmung machen, daß der Regent von seinem seligen Vater jene herzgewinnende, warme, jedem Teilnehmer in steter Erinnerung bleibende Wittelsbacher Art geerbt hat, die nicht gelernt werden kann, sondern angeboren sein muß. Begleitet vom bayerischen Gesandten, sowie von seinem Flügeladjutanten Freiherrn von Leonrod und gefolgt vom Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling hielt der Regent sofort Cercle, zog jeden der 38 anwesenden Abgeordneten ins Gespräch, wobei man Gelegenheit hatte, seine außerordentliche Kenntnis des Landes, aber auch die frische Farbe der Gesundheit in seinem Antlitz zu beobachten. Am Schlusse wendete er sich gegen die Corona und sprach schlicht und fest die Worte: „Sie gehen jetzt in die Ferien, Sie kommen zurück, um eine große Aufgabe zu erfüllen. Ich hoffe, daß Sie etwas zuwege bringen, was zur Ehre des Reiches und auch zum Wohle unseres bayerischen Vaterlandes gereicht!“ — Hierauf hielt der hohe Herr Cercle bei den zur Audienz befohlenen bayrischen Offizieren. Der Gesamteindruck des ersten offiziellen Besuches des Prinzregenten Ludwig von Bayern war in Berlin ein äußerst günstiger nach allen Seiten. „Die starken Bande deutscher Einheit und Einigkeit“, von deren Neubefestigung der Kaiser beim offiziellen Toast bei der Galatafel im königlichen Schlosse sprach, sind sichtbar in die Erscheinung getreten. Unser geliebter Regent hat dem „Schirmherrn des Reiches“ — wie er sich in seiner Antwort ausdrückte — seine Verehrung dargebracht und feierlich versprochen, die von seinen Vorgängern dem Deutschen Reiche bewiesene Treue auch seinerseits stets zu bewahren. Am Samstag reiste das Regentenpaar von Berlin nach Dresden zum Besuche des Königs von Sachsen.

Ein zeitgemäßes Werk über den Jesuitenorden in Deutschland.

Von Dr. Georg v. Orterer, Präsident der bayerischen Kammer der Abgeordneten.

„Das Zetergeschrei: sie (die Jesuiten) haben gefehlt, groß gefehlt, macht den ruhigen, besonnenen und unbefangenen Beobachter, den Kenner der Geschichte nicht irre." Von solchem Geiste beseelt wollte der biedere F. J. Lipowski vor jetzt nahezu 100 Jahren seine „Geschichte der Jesuiten in Bayern" schreiben. So sollte es auch heute noch sein; aber wie ganz anders haben es die Menschen, gelehrte und ungelehrte, gerade den Jesuiten gegenüber von jeher gehalten in Schrift und Wort von der ersten Schmähschrift an — denn nur so kann man nennen, was der Magdeburger Superintendent Johannes Wigand knapp 15 Jahre später, als der erste Jesuit P. Faber den deutschen Boden betreten hatte, in seiner „Verlegung des Catechismi der Jhesuiten" an Verdrehung und Verkennung geleistet hat! Und so ging es fort und geht es fort bis auf diese Stunde, und von den Tribünen der Parlamente herab und aus den Spalten der „großen" Tagespresse heraus wird Gift und Galle gegen die Jesuiten verspritzt, und werden Urteile unter die urteilslose Masse geschleudert, von denen man nicht weiß, ob Böswilligkeit oder Sachunkenntnis für sie Hauptquelle und Leitmotiv ist. Was haben allein nur die letzten Monate in unserem Volke der Denker, und zwar gerade in seinen „aufgeklärten" oberen und obersten Schichten, wieder alles ans Tageslicht gefördert! So muß uns denn gerade jetzt die Fortsetzung eines großen und gründlichen Werkes hochwillkommen sein, das geeignet ist, über alle Fragen Aufschluß zu geben, die gerade heutzutage wieder in Hinsicht auf den Jesuitenorden aufs lebhafteste debattiert werden, über die Fragen nach seinen Grundlagen, seinem Verhältnis zum Protestantismus in der sogenannten „Gegenreformation", seine kulturelle Bedeutung und Wirksamkeit und vieles Andere, was damit zusammenhängt. Der **zweite** Band der „**Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge von Bernhard Duhr S. J.**" liegt soeben in zwei stattlichen Halbbänden von zusammen 1530 Seiten mit 182 Abbildungen abgeschlossen vor uns (Freiburg, 1913. Herder, gebd. M 45.—). Würdig tritt das Werk nach Inhalt und Ausstattung in den Reigen der großen Publikationen des letzten Jahrzehntes über den Jesuitenorden ein. Wir denken hierbei an Otto Braunsbergers S. J. jetzt etwa sechs Bände umfassende „Epistulae et Acta sancti Petri Canisii", an die großangelegten „Monumenta historica Soc. Jes.", an die bis jetzt dreibändige „History of the Society of Jesus in North America" (1907/08), an P. Tacchi Venturis „Storia della Compagnia di Gesù in Italia", welcher die „Historia de la Compañia de Jesus en la Asistencia de España" von P. Antonio Astrain vorausgegangen war, und jetzt ganz neuerlich die „Geschichte der böhmischen Provinz der Ges. Jesu", I. Bd., von P. Al. Kröß, sowie die große Sammlung „Epistolae et Acta Jesuitarum Transsylvaniae temporibus principum Báthory", herausgegeben von Andreas Veress, gefolgt sind.[1]) Schon der **erste** Band der Geschichte der Jesuiten, dessen auch die „Allgemeine Rundschau" kurz Erwähnung getan hat (Jahrg. 1907, Nr. 46, S. 657), hat, man darf sagen, ungeteilten Beifall und volle Anerkennung von allen Seiten gefunden als die erste, nicht nur bestbrauchbare, sondern geradezu hervorragende Gesamtdarstellung der Ordensgeschichte der Jesuiten auf deutschem Boden, dieses Wort im weiteren Sinne genommen; wer hätte auch bessere Gewähr für ein vollbefriedigendes Gelingen dieses großen Werkes bieten können als B. **Duhr**, der, seit 40 Jahren mit dem Jesuitenorden engst verbunden, seit mehr als 20 Jahren gründliche Umschau auf dem Gebiete der Schul- und Erziehungstätigkeit, des Missionswesens und der anderen vielfachen Wirkungskreise seines Ordens gehalten und sich hierin als gründlicher und gewandter Schriftsteller bewährt hat! Der im 2. Bande behandelte Zeitraum (erste Hälfte des 17. Jahrhunderts) ist von hervorragender Bedeutung für die innere und äußere Entwicklung des Jesuitenordens geworden. Man charakterisiert ihn am besten mit den eigenen Worten des Verfassers: „Von wie viel Arbeit weiß gerade diese Periode (des 30jährigen Kriegs) zu berichten in Kirche und Schule, in den Palästen der Großen und in den Hütten der Armen, von wie viel Opfern bis zur freudigen Preisgabe des eigenen Lebens in den Spitälern der Pestkranken und im wilden Kriegsgetümmel!" Und wie anschaulich und plastisch, wie durchaus verlässig, immer aus den besten, bisher zumeist noch wenig oder gar nicht benutzten Originalquellen schöpfend, schildert er uns das alles! Dabei bemüht er sich unverkennbar durchaus der edelsten Objektivität, ist nicht blind gegen Schwächen und Irrtümer, die jeder, auch der bestgemeinten Organisation von Menschen, die auch dem edel und gutgesinnten Einzelnen immer anhaften mögen; er handelt durchweg wie im ersten so auch in diesem zweiten umfang- und inhaltsreichen Teile des Gesamtwerks nach dem Motto: vigeat caritas, vincat veritas!

Aus der reichen Fülle des Materials kann hier ja nur auf weniges und dies nur mit wenigen Worten hingewiesen werden. Im ersten Teil verdient das Kapitel „**Friedensbestrebungen und Gegenströmungen**" (S. 452 ff.) kurze Erwähnung, zumal im Zusammenhange mit der wichtigen und oft erörterten — oft freilich auch schon von Haus aus falsch formulierten — Frage der **Toleranz**, in welcher die Haltung der Jesuiten (Martin Becan in Wien, P. Laymann in München) einen bedeutsamen Fortschritt darstellt; damit zusammenhängend muß man erinnern an das kurze, aber so vielsagende Kapitel „Liebestätigkeit" im 2. Teil; ebendort auch an das tiefgreifende, noch wenig gewürdigte Kapitel vom „Kampfe gegen nationale Unsitten und Mißstände" (S. 459 ff.), an dem sich Männer wie Ad. Contzen, Jerem. Drexel, Nik. Cusan, auch Jakob Balde u. a. in hervorragender und nicht erfolgloser Weise beteiligten. Das weite Kapitel der **Schulen** in allen ihren Abstufungen nebst den Konvikten hat auch in diesem Bande wieder die eingehendste Behandlung erfahren; die uns nächststehenden Hochschulen Bamberg, Dillingen und Ingolstadt machten gerade in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bedeutsame Entwicklungen durch; hiefür, wie über die besonders eingehend behandelte „**Schulkomödie**" bietet das Werk manches wertvolle Neue und bereitet die so oft begehrte Geschichte des Jesuitendramas, die auf dem Gesamtgebiet der Theatergeschichte keine unwichtige Rolle zu spielen berufen ist, in erwünschtester Weise vor. Gegenüber so manchen, gerade in den neuesten parlamentarischen Kämpfen wieder aufgetretenen Vorurteilen betreffend die „**Gegenreformation**" und die Gesamtstellung und **Grundbestimmung** des Jesuitenordens zur Reformation und ihren Folgen müssen wir diese neuerlichen Darlegungen in Duhrs Werk vor allem in dem 7. Kapitel des abschließenden zweiten Teils, betitelt „**Wiederherstellung der katholischen Religion in protestantischen Gebieten**" (S. 323 bis 353), zur besonderen Beachtung empfehlen; dort kann man auch noch weitere Beiträge zu dem äußerst lehrreichen Punkte der **protestantischen Toleranz** finden, ebenso wie in dem höchst interessanten Abschnitt „Für und gegen die Hexenprozesse" und in dem letzten überaus warmherzig geschriebenen Charakterbild von Friedrich Spe (Spee), mit dem neben zwei anderen der zweite Band zum Abschluß gebracht ist. Der **Sozialpolitiker** wird sein Interesse, um auch diese Seite des Werkes nicht ganz stillschweigend zu übergehen, gerne dem Kapitel „**Verwaltung und Finanzen**" zuwenden, worin er sehr anschauliche, detaillierte Zusammenstellungen über Ausgaben und Einkünfte oder den Gesamtvermögensstand des einen oder anderen größeren Ordenshauses vor Augen geführt sieht. Zum Schluße muß auch noch auf den heute doppelt lesenswerten Abschnitt hingewiesen werden, der die „**Befehdung des Ordens**" in so grellen und drastischen Farben vorführt. War nach dieser Richtung schon das letzte Kapitel des ersten Bandes, das die harmlose Ueberschrift „Im Urteile der Zeit" trägt, sehr lehrreich, so tritt uns aus der Fortsetzung nun die ganze Verbitterung, Verdrehung und Fälschung eines halben Jahrhunderts entgegen; ihre Träger sind nicht etwa ephemere Scribaces und hohle Agitationsredner, sondern vor allem die berühmtesten protestantischen Theologen und die hervorragendsten protestantischen Universitäten, die den Kampf mit intolerantem Hasse einleiten und vielfach mit Lügen und Fälschungen fortführen; dem Jenaer Professor Johann Gerhard gebührt vielleicht hierin die Palme, und doch wird er von autoritativer Seite „als der gelehrteste unter den Heroen der lutherischen Orthodoxen und unter den gelehrtesten der liebenswürdigste"

[1]) Wir möchten nicht verfehlen, an dieser Stelle auch auf das vor etwas mehr als einem Jahre erschienene Buch M. Meschlers S. J. „Die Gesellschaft Jesu, ihre Satzungen und ihre Erfolge" (Freiburg, Herder), aufmerksam zu machen, das gleichfalls im schwebenden Streite der Meinungen Belehrung und Aufklärung verschaffen kann. — Der ein Jahr vorher erschienene 2. Teil des eingehenden Werkes des Jesuiten Jos. Braun „Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten", der sich speziell mit den Kirchen der oberdeutschen und oberrheinischen Kirchenprovinz befaßt, hat für uns Süddeutsche, nicht am wenigsten gerade für Bayern, ein besonderes Interesse und verdient somit auch hier erwähnt zu werden.

von seiten seines religiösen Charakters" genannt; man sieht, daß ein Runze schon vor 300 Jahren illustre Vorbilder hatte; Hofprediger, Superintendenten und Generalsuperintendenten stellen neben Theologieprofessoren das größte Kontingent zu der zahllosen Schimpf- und Schmähtruppe jener Zeit; das starke „evangelische Empfinden" jener Epoche war abgestumpft gegen jede, wenn auch noch so objektive und eingehende Widerlegung dieser Pamphlete in Wort und Schrift; die beste Verteidigung dem allen gegenüber war freilich das auf so vielen Gebieten sich rastlos betätigende Wirken des auch in der schwersten Not der Zeit nicht ausrottbaren, ja allen Anstürmen gegenüber schließlich doch immer wieder sich ausbreitenden und erstarkenden Ordens. Von alledem entwirft Duhr auch in diesem wertvollen Bande wieder ein lebens- und wahrheitsvolles Bild, in dem gewiß auch die Schattenseiten nicht fehlen. Zahllose bisher unbekannte Schätze werden vom Verfasser aus den Archiven gehoben, eine endlose gedruckte Literatur wird sorgsam und geschickt verwertet. Dazu hat der Verleger auch das Werk wieder glänzend ausgestattet und mit nahezu 200 trefflichen Illustrationen geschmückt und belebt, welche uns teils Porträts hervorragender Ordensmitglieder, teils Wiedergaben älterer, charakteristischer Bücherillustrationen und Büchertitel, vielfach auch Darstellungen einschlägiger, namhafter Bauwerke in fast ausnahmslos guter Darstellung bieten. Ein verläßliches Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung der beiden Bände in erwünschtester Weise.

So können wir zusammenfassend sagen: Alle Gebildeten, denen es um die Erkenntnis der Wahrheit auch auf diesem gerade in unseren Tagen so heiß umstrittenen Gebiete wirklich Ernst ist, müssen dem Verfasser für diese glänzende und dabei doch probehaltige Apologie von Herzen dankbar sein; er bereichert und vertieft mit ihr unser Wissen von einem denkwürdigen Abschnitte unserer Volksgeschichte in reichem Maße und erregt zugleich in uns den lebhaftesten Wunsch, es möge uns die rüstige Arbeitskraft des Verfassers, der den altrömischen Spruch: Sexagenarios de ponte! so glänzend widerlegt, bald auch die Fortsetzung und den Schluß des ganzen Werkes bescheren. Beinahe hätten wir hinzugefügt: dieses, und noch mehr, wie z. B. eine zusammenfassende Schul- und Erziehungsgeschichte des Jesuitenordens! Niemand wäre auch für dieses verdienstvolle Werk geeigneter als P. Duhr.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zu einem Fest der deutschen Eintracht

gestaltete sich der Besuch des bayerischen Prinzregenten und seiner hohen Gemahlin am kaiserlichen Hofe zu Berlin und am königlichen Hofe zu Dresden.

Die Bekundung der bundesbrüderlichen Herzlichkeit erfolgte gerade im richtigen psychologischen Moment, als Auftakt zu der Jahrhundertfeier, die wir dem Befreiungskampf von 1813 widmen. Wozu damals unter gewaltigen Mühen der Grund gelegt wurde, das wollen wir jetzt behaupten und sicherstellen: die Einheit der deutschen Staaten und Stämme. Und wenn wir neue Opfer bringen müssen für die Sicherheit des Reiches, so gibt uns die feste Geschlossenheit der Fürsten und Staaten die Gewißheit, daß die Opfer nicht vergeblich sein werden.

Der Regent des zweitgrößten Bundesstaates hat bei seiner Fahrt nach Berlin gewiß nichts von der „Mainlinie" gespürt. Die ganze Bevölkerung nahm ihn mit wahrer Herzlichkeit auf. Der Kaiser konnte in dem Trinkspruch beim Festmahl mit Recht hervorheben, daß der Willkommgruß nicht an den Mauern des Schlosses verhalle. „Außer den herzlichen persönlichen Beziehungen", so fuhr der Kaiser fort, „verknüpfen uns und unsere Länder die starken Bande deutscher Einheit und Einigkeit, die einst im heißen Ringen geschmiedet wurden." Der Prinzregent betonte in seiner Antwort „die Gefühle enger und unauflöslicher Zusammengehörigkeit, die Deutschlands Fürsten und Völker im Deutschen Reiche eint", und gelobte unter Berufung auf die Treue seiner Vorgänger als seine „heilige Pflicht, im engsten Zusammenstehen mit Eurer Majestät und den übrigen deutschen Fürsten an den hohen Aufgaben und der Entwicklung des Reiches in guten und bösen Tagen mitzuwirken". Der Hinweis auf die Möglichkeit böser Tage entspricht der ernsten Stimmung und Lage der Gegenwart. Freude erregte die Ankündigung des Prinzregenten, daß die Silberfeier der kaiserlichen Regierung und der Gedenktag von 1813 ihm noch mehrfach die Gelegenheit zu persönlichem Zusammensein bieten würde. Mögen die Bayern einem norddeutschen Beobachter die Bemerkung gestatten, die nur tatsächlich und nicht kritisch sein soll: es wäre noch schöner und erfreulicher gewesen, wenn das hohe bayerische Paar als König und Königin nach Berlin gekommen wäre!

Einen besonderen Beitrag zur Stärke und Festigkeit des Reichsgedankens lieferte der Besuch des Prinzregenten im Berliner Rathause. Indem Prinz Ludwig aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen in der praktischen Politik schöpfte, ging er dort über den Rahmen der konventionellen Höflichkeiten hinaus und dehnte das Gebot der Eintracht von den Staaten und den Stämmen auch auf die Stände hinüber, indem er vor den Vätern der größten deutschen Stadt auch den Schutz und die Pflege des landwirtschaftlichen Erwerbsstandes betonte. In der Tat müssen alle wahren Freunde des Reiches jetzt vor allem dahin streben, die Gegensätze zwischen den einzelnen Ständen und Klassen auszugleichen. Dieser Gesichtspunkt ist auch für die bevorstehende Steuerfrage von wesentlicher Bedeutung; denn die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet entstehen nicht bloß durch die Eigenart des Reiches als eines Bundes von selbständigen Einzelstaaten, sondern in noch höherem Maße durch die Verschiedenheit der Verhältnisse und Interessen zwischen Stadt und Land, zwischen dem immobilen und dem mobilen Besitz, zwischen den vermögenden und den unbemittelten Klassen. Der Radikalismus, auch der liberale neben dem roten Radikalismus, sucht nur zu sehr diese natürlichen Gegensätze agitatorisch zu verschärfen und zu vergiften. Die Regierungen und die besonnenen Parteien müssen um so eifriger auf den bestmöglichen Ausgleich bedacht sein. So arbeiten sie für die Verwirklichung der Parole, die Prinz Ludwig in Berlin ausgegeben hat, und die zu einem geflügelten Wort zu werden verdient:

„Nicht Reichsmüdigkeit, sondern Reichsfreudigkeit!"

Der Plan der einmaligen Rüstungssteuer.

Die Presse hat nun eine Woche lang den großen Gedanken des Vermögensopfers zur Deckung der einmaligen Kosten der Heeresverstärkung erörtert, und das Ergebnis ist einerseits die allgemeine Opferwilligkeit, anderseits aber mehrfach Zweifel und Bedenken wegen der Einzelheiten der praktischen Durchführung. Die Offiziösen sagen nun am Schlusse der Sondierungswoche, man müsse den einfachen und klaren Gedanken der Vermögensabgabe festhalten und Abwege bei den Erörterungen über die praktische Gestaltung vermeiden. Ja, wenn nur endlich die „Reichsleitung" ihre allgemeine Ankündigung durch greifbare Mitteilungen über das Was, Wie und Wann ergänzen wollte! Dann ließen sich die „Abwege" besser vermeiden. Die öffentliche Meinung weiß aber noch nichts Bestimmtes. Die Regierung hat gegenüber den Führern der bürgerlichen Reichstagsparteien sich ausgesprochen, aber in strengster Vertraulichkeit. Die stimmführenden Mitglieder des Bundesrates werden inzwischen neuerdings Vorberatung pflegen. Die Zahlen, welche von angeblich Eingeweihten in der Presse kundgegeben werden, bestätigen die Befürchtung, daß sich die einmaligen Ausgaben wirklich auf die gewaltige Summe von einer Milliarde (994 Millionen) belaufen sollen. Ob damit das Maß des Notwendigen nicht überschritten wird, läßt sich erst entscheiden, wenn man die ganzen ordentlichen und außerordentlichen Forderungen und deren Begründung im einzelnen kennt. Aus der Art der einmaligen Aufwendungen (Festungsbauten usw.) läßt sich auch erst folgern, welche Summen sofort aufgebracht werden müssen, und welche Summen eine Verteilung auf mehrere Jahre gestatten. Demgemäß ist die Zulassung von Ratenzahlungen zu bemessen, und das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Denn nicht bloß für zahllose bargeldarme Einzelwirtschaften, sondern auch für die Volkswirtschaft im ganzen könnte es geradezu verhängnisvoll werden, wenn man durch übereilte Eintreibung des vollen Beitrages viele Tausende von Besitzern zwingen würde, mit einem Schlage eine Masse von Wertpapieren auf den Markt zu werfen oder neue Millionenkredite auf Gebäude und Grundstücke zu suchen. Kursschwankungen und Geldversteifung haben wir sowieso schon in bedenklichem Maße.

Unter den „Abwegen" verstehen die Offiziösen vielleicht die mehrfach hervorgetretene Anregung, auch die glücklichen Mitbürger, die sich eines beträchtlichen Einkommens erfreuen,

zu dem Opfer heranzuziehen, auch wenn sie bis dahin noch kein erhebliches Vermögen angesammelt haben. Man muß zugeben, daß durch den Uebergriff in die Sphäre der Einkommensteuer die Sache kompliziert wird. Doch muß anderseits auch die Regierung zugeben, daß manche Jahreseinkünfte eine größere Leistungsfähigkeit begründen, als ein bescheidenes Rentenkapital oder ein mäßiges Landgut. Wollen wir die Lasten gerecht auf die leistungsfähigen Schultern verteilen, so muß auch das hohe Einkommen berücksichtigt werden. Und sollte das bei der Verteilung der einmaligen Ausgaben nicht möglich sein, so entstünde die Frage, wie man für die dauernden Mehrausgaben die hohen Einkommen heranziehen könnte. Es ist schon der Vorschlag aufgetaucht, dieserhalb auf die alten, vielbekrittelten, aber noch zu Recht bestehenden Matrikularbeiträge zurückzugreifen, um so den Einzelstaaten die volle Freiheit in der Ausgestaltung der Einkommensteuer zu lassen.

„Hart im Raume stoßen sich die Sachen." Die Schwierigkeiten des hinreißenden Opfergedankens sind unvermeidlich. Die Reichsleitung und die Bundesminister müssen da ihre Geschicklichkeit in der Steuertechnik und der Wahrung der wirtschaftlichen und sozialen Interessen bekunden. Wenn die Minister hierbei gewisse Opfer ihrer alten Ansichten und Interessen bringen müssen, so geht es ihnen wie uns allen: es ist ein Opferjahr.

Der Reichstag, der sich bis Anfang April vertagt hat, hatte in der letzten Woche noch seine Verehrung auszudrücken vor dem größten Opfer, der Hingabe des eigenen Lebens im treuen Dienst, anläßlich der Schiffskatastrophe bei den Marineübungen, die eine große Anzahl von braven Seeleuten verschlang. — Wir brauchen nicht pharisäerisch zu werden wegen unserer Gabe an Gut; der Zweck der verstärkten Rüstung ist ja gerade, das Opfer an Blut nach Möglichkeit zu vermeiden.

Fiasko des Generalstreiks.

In Ungarn war ein Generalstreik angedroht worden gegenüber der angeblich unzulänglichen Wahlreform der Regierung. Aber die obstruierende Minderheit des Parlaments beschränkte sich auf einen Verbalprotest, und die Demonstration der Arbeiterschaft fiel ganz aus.

In Belgien war der Generalstreik regelrecht beschlossen und in aller Form für den 14. April angekündigt worden, und zwar zu dem Zweck, den Widerstand der Regierung und der konservativen Parlamentsmehrheit gegen die Beseitigung des Pluralwahlrechts zu brechen. Die Regierung hatte sich mit einer Festigkeit, die in Belgien nicht immer landesüblich ist, auf den Standpunkt gestellt: Zwingen lassen wir uns nicht; solange ihr mit dem Generalstreik droht, lehnen wir jede Aenderung des Wahlrechts ab! Als die roten Führer im Vertrauen auf die Hilfe der liberalen Großblockfreunde den Streik proklamiert hatten und kein Schwanken der Regierung bemerken konnten, wurde ihnen selbst vor ihrem Kampfmittel bange. Die Tapferen wichen mutig zurück. Zur Maskierung des Rückzuges klammerten sie sich an eine Besprechung, welche ein Bürgermeister der größeren Städte mit dem Ministerpräsidenten gehabt hatte. Während es früher hieß, der Generalstreik sei durch ein förmliches Versprechen einer befriedigenden Wahlreform zu vermeiden oder zu beenden, sah man jetzt von jedem Versprechen ab und erklärte, man wolle den schwebenden Beratungen Freiheit lassen. Die freie Beratung ohne Druck und Zwang war und ist ja gerade der Standpunkt der Regierung! Die Waffe des Generalstreiks hat eine fürchterliche Scharte davongetragen. Und das sogar in Belgien, wo die verhältnismäßig sehr starke Industrie, die Großblockverbrüderung mit dem gesamten Liberalismus und die herkömmliche Laxheit im Polizei- und Militärwesen der Kraftprobe besonders gute Chancen zu bieten schienen.

Wenn in Belgien und in Ungarn der Generalstreik versagt haben, dann brauchen wir uns in Deutschland vor derselben Drohung wahrlich nicht zu fürchten. Auch nicht für den Fall einer Mobilmachung, die den Beifall der roten Wortheldren nicht finden würde. Das deutsche Volk ist zurzeit wahrlich nicht so gestimmt, daß es sich einen Versuch der Störung im Ernstfalle gefallen lassen würde.

Vom Auslande.

Die Balkanfrage steht noch immer im Zeichen des Sumpfes. Die Türkei hat freilich um Vermittlung der Großmächte regelrecht nachgesucht, aber die verbündeten Vierstaaten haben auf die Frage, ob sie sich anschließen wollen, zurzeit noch keine Antwort gegeben. Erschwerend für die Verhandlungen scheint der Erfolg der Griechen in Janina zu wirken. Die glückliche Eroberung dieser Feste steigert das Selbstbewußtsein der Balkanstaaten und verleitet vielleicht die Genossen zu dem Versuch, auch Skutari oder gar Adrianopel noch vor den Verhandlungen einzunehmen. Unsere Offiziösen hoffen „nach vorläufigen Andeutungen, daß die Balkanstaaten den Mächten die Fortsetzung ihrer vermittelnden Bemühungen nicht erschweren werden" — was sehr zaghaft klingt.

Der bulgarisch-rumänische Streit ist auch noch nicht gelöst, sondern nur nach Petersburg transloziert worden. In der albanischen Frage geht, wie das offiziöse Orakel sagt, „die Behebung der österreichisch-russischen Schwierigkeiten langsam vorwärts; ein Rückschlag ist nicht eingetreten". Leider ist aber eine Verzögerung in der angekündigten Demobilisierung an der russisch-galizischen Grenze eingetreten. — Der Frühling scheint sich dieses Jahr trotz dem frühen Ostertermin verspäten zu wollen.

Die Dynastie Romanow, ein ursprünglich aus Litauen stammendes Bojarengeschlecht, hat seit dem 21. Februar 1613 den russischen Zarenthron inne. Unter dem Hause Romanow stieg das russische Reich zu der heutigen Größe empor. Der jetzige Zar Nikolaus II. gab unter dem Drucke der Revolution seinem Volke 1905 eine konstitutionelle Verfassung. Für vieles im heutigen Rußland ist der Zar persönlich nicht verantwortlich zu machen. Bei der Jubiläumsfeier betonte der Zar den Dorfältesten gegenüber, daß Rußland stark und kräftig geworden sei dank dem Glauben an Gott und dank der Liebe der Kaiser für ihr Volk und dank der Verehrung des Volkes für den Kaiserthron. Der Grundgedanke der inneren und auswärtigen russischen Politik wurzelt in dem für die germanischen Nachbarn immer gefährlicher hervortretenden Bewußtsein als Vormacht des Slawentums mit einer großen weltgeschichtlichen Mission.

Aus Frankreich ist zu berichten, daß die Vorlage wegen Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, womit man den angekündigten deutschen Rüstungen das Prävenire spielen wollte, nicht so glatt und schnell durchgeht, wie man erwartet hatte. Die Sozialisten machen Schwierigkeiten und haben zunächst durchgesetzt, daß der 500 Millionenkredit (als Seitenstück zu unserer Milliarde an einmaliger Ausgabe) vor der Dienstzeitvorlage beraten werden soll.

In Nordamerika hat sich der Präsidentenwechsel ohne Störung und mit viel Volksbegeisterung vollzogen. Der neue Präsident Wilson hat eine wunderschöne Antrittsrede gehalten, die von sozialpolitischem Reformeifer und einem hinreißenden Idealismus diktiert ist. Manche sagen, der neue Herr spreche zu ideal, um als Realpolitiker Aussichten haben zu können. Warten wir ab, was der gutgesinnte Mann im einzelnen leisten kann!

Vom Großblock im Lande Baden.

Von Dr. J. Schofer, Mitglied der II. Badischen Kammer.

Am 23. Februar tagten in Karlsruhe mit der nationalliberalen Parteileitung die bisherigen Mitglieder der Fraktion. Von halb 1 bis 7 Uhr wurde debattiert, ohne daß man eine Einigkeit zu erzielen vermochte. Den Gegenstand der Auseinandersetzung bildet die Frage nach dem Abschluß des Großblockes, und zwar gleich für den ersten Wahlgang. Eine „Mehrheit" stellte sich auf den fraglichen Standpunkt; eine Minderheit widerstrebte demnach einem Großblock von vornherein.

Um einen Großblock im ersten Wahlgang den Wählern annehmbar zu machen, wird ihnen gesagt: mit diesem Vorgehen „entreißen wir der Rechten so viele Mandate", daß wir im Großblock die Zweidrittelsmehrheit besitzen und so den Landesproporz nach unseren Plänen einführen können; also „nur für dieses Mal noch!" („Breisgauer Zeitung" Nr. 52.) Wie Herr Abgeordneter Rebmann in einer Rede zu Vorberg mitgeteilt hat, soll dem nächsten Landtage eine Vorlage zur Einführung des Landesproporzes gemacht werden. Der nationalliberale Parteichef nahm sogar schon Abschied vom alten Wahlrecht, und zwar einen freudigen; denn der Proporz soll ihm und seiner Partei die im Großblock verlorene Freiheit wiedergeben und zugleich die Rechte auf ewige Zeiten zur einflußlosen Minderheit verurteilen. Der Plan wäre gar nicht übel ausgedacht; er hat nur verschiedene Haken.

Die Schwierigkeiten hat die „Breisgauer Zeitung", Nr. 52, also beschrieben:

„Eine ganz selbstverständliche Voraussetzung für den Abschluß eines Großblocks im ersten oder zweiten Wahlgang muß es aber bleiben, daß die Mandatsverteilung an die einzelnen Parteien auf Grund der historischen Entwicklung der politischen Verhältnisse erfolgt. Oder mit anderen Worten: die nationalliberale Partei darf nicht auch in diesem Falle wieder der leid-

tragende Teil sein. Würde sie aussichtsreiche Wahlkreise, in denen sie schon ein Menschenalter hindurch mit dem Zentrum im Kampfe liegt, in denen sie dem politischen Gegner in jahrelangem, aufopferungsvollen Kampfe jeden Fuß breit Boden streitig machte, an einen anderen Großblock-Kontrahenten wieder freiwillig abtreten, so wäre das ein klatschender Schlag ins Gesicht ihrer Wähler und ihrer Grundsätze. Und eine Parteileitung, die sich auf diese Weise an den wohlverstandenen Interessen der eigenen Partei vergehen würde, müßte als schwächlich und ihres Amtes unfähig bezeichnet werden. In diesem Falle würden wir sagen: besser keinen Großblock als einen Großblock der Schande."

Es ist schon eine Art Selbstmordpolitik, wenn die nationalliberale Partei auf die bis jetzt schon aus ihrem Besitzstande an die Linke verloren gegangenen Wahlkreise Verzicht leistet.

Unter ihnen gibt's sogar nationalliberale „Hochburgen", wie das Markgräflerland und die Gegend von Heidelberg, Triberg, Wolfach, Rastatt und Lahr. Das Freiburger sozialdemokratische Organ, die „Volkswacht", hat es am 25. November 1912 dankbar anerkannt, daß schon die bisherige Großblockpolitik die Sozialdemokratie „mandatsmäßig vorwärts" gebracht habe, natürlich auf Kosten des nationalliberalen Großblockkontrahenten, wie es die Mandatsverschiebung von 1905 und 1909 dartut. Daß nicht überall in den Wahlkreisen der opferbereite Wille vorhanden ist, auf die verlorenen Positionen für ewige Zeiten zu verzichten, liegt auf der Hand; darum schilt die sozialdemokratische Presse auch auf die nationalliberalen „Bezirkspolitiker".

Ungleich störender als die störrigen Bezirkspolitiker wirken die Kandidatenansprüche der Demokratie auf bisherige nationalliberale Positionen. Bekanntlich hat die Demokratie 1912 bei den Reichstagswahlen der schwächlichen Nachgiebigkeit der nationalliberalen Parteileitung die Kandidatur im fünften badischen Reichstagswahlkreis abgerungen, und es hat nicht mehr viel gefehlt, so hätte sie das gleiche im zweiten erreicht. Bereits legt die gleiche Demokratie für 1913 ihre Faust auf nationalliberalen Besitzstand. Der „Großblock der Schande" wird den Nationalliberalen nicht erspart bleiben.

Noch 1909 hörte man in bezug auf den Großblock das Wort: er ist eine „rein taktische Maßnahme". Naive Leute haben es auch geglaubt. Seither hat der Gang der Dinge bewiesen, daß der Großblock die Sozialdemokratie zur Beherrscherin der badischen Politik gemacht hat; man braucht nur an den Streit um die badische Gesandtschaft und seinen blamablen Ausgang erinnern. 1908 waren die Nationalliberalen noch die ersten Verfechter der Münchener Gesandtschaft, und 1912 mußten sie bereits selbst den Antrag stellen, den entsprechenden Posten im Budget zu streichen, und müssen den Streich aufrecht erhalten, wiewohl Regierung und Krone dadurch in eine mehr als eigentümliche Situation kamen! Triumphierend hat es darum die „Volkswacht" verkündigt: der Großblock hat uns auch politisch vorwärts gebracht! (Nr. 275 von 1912.) „Wir wollen, daß in Baden überhaupt keine Regierung mehr denkbar ist, die nicht weitgehende Rücksichten auf die Sozialdemokratie nimmt"; so verkündete es programmatisch der Abgeordnete Kolb den Genossen auf dem Offenburger Parteitag. Die Regierung mit samt der alten Regierungspartei unter das Joch der Sozialdemokratie zu beugen, das ist das konsequente Ziel, das die Herren Genossen mit der Großblockpolitik verfolgen.

Daß weite Kreise der nationalliberalen Wählerschaft diese Wege nicht gehen wollen und darum vor der Großblockpolitik eines Rebmann stutzig werden, ist einfach offenkundige Tatsache. Am 30. Januar 1909 schrieb das führende Organ der Nationalliberalen, die „Badische Landeszeitung": „Das Blockverhältnis wurde lediglich als taktische Maßnahme eingegangen. Unter diesem Gesichtspunkt allein fand es auch im Lande unter der nationalliberalen Wählerschaft begeisterte Aufnahme. Unter diesem Gesichtspunkte allein wird es auch heute von ihr gewünscht. Nicht gewünscht aber wird es von der großen Mehrheit der Partei, wenn damit eine Preisgabe des spezifisch nationalliberalen Standpunktes verbunden sein soll." Daß diese Preisgabe schon erfolgt ist, zum Beispiel in der Gesandtschaftsfrage, das sieht heute mancher ein, der es 1909 noch nicht zu glauben vermochte.

Auch ein anderes wird heute da und dort im nationalliberalen Lager erkannt, wenn auch nicht in der Umgebung des Geh. Hofrates Rebmann, „die Verwüstungen, die stellenweise unter der Bevölkerung hinsichtlich ihrer Anschauungen über Staat, Ordnung und Disziplin angerichtet worden sind." („Bad. Landeszeitung" 1909, Nr. 49.) Ja, man weiß im nationalliberalen Lager, daß die Demokratie den Bund dazu benutzt, den Block als „eine Pflanzschule linksliberaler Gesinnung" zu gebrauchen.

Die Regierung hat sich offiziös gegen den Großblock im ersten Wahlgang ausgesprochen, freilich so, daß das Wort einen störenden Einfluß nicht ausüben wird. Damit hat man das Dekorum gewahrt und doch die Zirkel nicht gestört.

Bei dieser Lage der Dinge wird damit zu rechnen sein, daß der Großblock im ersten Wahlgang kommen wird, und zwar als ein „Großblock der Schande"; denn er führt konsequent zum „Niederholen der nationalliberalen Fahne", wie die altnationalliberale Korrespondenz ganz richtig bemerkt.

Die Willensfreiheit im Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch.

Von Amtsrichter Eggler, Walldürn.

Seit Platos und des Aristoteles Zeiten hat die Frage, ob der Wille des Menschen frei sei, nimmer geruht. Wen sollte es wundern, daß bei ihrer Beantwortung die entgegengesetztesten Meinungen aufeinanderstoßen. Hie Indeterminismus, hie Determinismus! Glaubte die eine Richtung an die unbedingte Freiheit des normalen Willens, so betonen ihre Gegner ebensosehr die bedingungslose Unfreiheit. Jede der beiden Anschauungen ist die logische Folgerung ihrer Weltanschauung. Der Indeterminismus ist im Gottesglauben verankert, der Determinismus der Ausdruck des Materialismus. Im Gebiete des Strafrechts verficht die klassische Schule den ersteren, die Deterministen sind die Vertreter der kriminal-soziologischen Schule, deren Begründer und Führer Professor v. Liszt ist. Der letzteren Vorläuferin war in gewissem Sinne die kriminal-biologische Schule und in ihr vor allem der Italiener Lombroso, der in den 1870er Jahren aus bestimmten körperlichen Befunden den geborenen Verbrecher konstruierte. Seine wenigen Anhänger sind noch nicht ganz ausgestorben.

Ist das Problem der Willensfreiheit in erster Linie ein philosophisches, so spielt es doch auch im Strafrecht und jetzt beim Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches eine wichtige Rolle, weil mit der Willensfreiheit auch der Begriff der Schuld aufs engste verknüpft ist.

In der Tat leugnen die Deterministen die Schuld und stellen das Verbrechen als eine notwendige Aeußerung der den Täter umgebenden materiellen und gesellschaftlichen Verhältnisse und seiner, des Täters, Eigenart hin. Der althergebrachte Begriff der Schuld wird durch den der verbrecherischen Gesinnung ersetzt. Diese will man bestraft wissen, und nicht die Tat. Die Folge wäre, daß man jede Aeußerung der verbrecherischen Gesinnung und in der letzten Konsequenz den bloß geäußerten Gedanken, die Gedankenschuld, bestrafen müßte. Das ist jedoch nicht Aufgabe des Staates, der nur die äußere Rechtsordnung aufrechtzuerhalten hat, sondern der Moral. Zu diesem Ergebnis wollen freilich die Deterministen nicht kommen.

v. Liszt hält den Verbrecher für unbedingt und uneingeschränkt unfrei, sein Verbrechen sei die notwendige, unvermeidliche Wirkung der gegebenen Bedingungen; trotzdem will er die Willensfreiheit nicht offiziell leugnen. Er glaubt die Frage für das Strafrecht offen lassen zu können. Kann man sich dem anschließen, und welche Stellung nimmt der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch hierzu ein?

Das altgermanische Recht faßte nur den Erfolg ins Auge und stellte ihn unter Strafe. Anders das römische Recht. Es berücksichtigte in hervorragender Weise den verbrecherischen Willen, und das kanonische Recht prägte die römisch-rechtliche Anschauung noch schärfer aus. Diese fand in der Folge Aufnahme im gemeinen Recht und in der peinlichen Gerichtsordnung von 1532. Die Partikulargesetzgebung des 19. Jahrhunderts machte die Zurechnungsfähigkeit, d. h. die Fähigkeit, eine Handlung und ihre Folgen strafrechtlich zu verantworten, vom Bewußtsein und dem freien Willen abhängig. Auch das jetzt geltende Strafgesetzbuch tut das, denn der § 51 bestimmt: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Die Motive des Gesetzes fügen dem hinzu: „Das Recht des Staates, gegen den Verbrecher nicht nur Sicherungsmaßregeln zu ergreifen, sondern ihn zu strafen, beruht auf dem allgemeinen menschlichen Urteile, daß der gereifte und geistig gesunde Mensch ausreichende Willenskraft habe, um die Antriebe zu strafbaren Handlungen niederzuhalten und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein gemäß zu handeln." Sie wollen allerdings keine Entscheidung treffen, ob die freie „Willensbestimmung" eine Willensfreiheit im metaphysischen Sinne sein soll. Da die Motive aber das Verbrechen als ein Ergebnis der freien Willenskraft benennen, so steht in Wirklichkeit das geltende Recht auf dem Standpunkt der indeterministischen und also auch der metaphysischen Willensfreiheit. Denn auch der Indeterminismus behauptet nichts anderes vom freien Willen.

Die Anschauung, daß der Wille des Menschen frei sei, ist auch die ungezwungenste und ungekünstelte. Wer vom Determinismus nicht angekränkelt ist, wird kein Verständnis dafür

haben, daß z. B. ein geistig gesunder Mensch, der kaltblütig nach eingehend getroffener Vorbereitung sein Haus anzündet, um sich in den Besitz der Versicherungssumme zu setzen, diese Tat nicht auch hätte unterlassen können, daß, um mit den Deterministen zu sprechen, „sein Verbrechen die notwendige unvermeidliche Wirkung der gegebenen Bedingungen war". Selbstredend haben Umgebung, Erziehung, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse, sowie die Eigenart des Verbrechers auf die Begehung oder Unterlassung der Tat Einfluß, aber es muß bestritten werden daß diese Verhältnisse die alleinigen und zwingenden sind.

Das gesunde Rechtsempfinden sagt sich, daß ein normaler Mensch die Gründe für und gegen die Tat abwägen kann und muß, und daß er Herr über die ihn zur unrechten Tat treibenden Beweggründe werden kann. Eine Tat zur Schuld anrechnen, heißt deshalb nichts anderes, als feststellen, daß der Täter die Handlung hätte unterlassen können, wenn er genügend gewollt hätte.

Die Schuld setzt also die Willensfreiheit voraus. Ohne Willensfreiheit keine Schuld, ohne Schuld keine Strafe, sonst wird die Verhängung der Strafe zum größten Unrecht. Das Strafrecht kann deshalb nicht ohne Willensfreiheit auskommen, so wenig wie die Strafe und die zivilrechtliche Praxis und das tägliche Leben überhaupt.

Ist der Mensch unbedingt unfrei, ist er nur ein Opfer seiner Verhältnisse, so ist das Verbrechen einfach eine mechanische Tätigkeit, auf die an sich keine Strafe gesetzt werden kann. Dies geben die Deterministen auch zu. Sie verlangen darum nicht die Bestrafung, sondern die Sicherung vor dem Verbrecher und seine Unschädlichmachung. Das ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Bestrafung, denn der in einer Anstalt unschädlich Gemachte ist eben bestraft, und niemand wird ihm und anderen klarmachen können, daß seine Freiheitsentziehung etwas anderes als Strafe ist.

Der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch steht wie das geltende Recht auf dem Standpunkt der Willensfreiheit. Es bestimmt in § 58, daß „strafbar ist, wer schuldhaft handelt. Schuldhaft handelt, wer entweder vorsätzlich oder fahrlässig handelt. Vorsätzlich handelt, wer die Tat mit Wissen und Willen ausführt."

Auch jetzt lehnen die Motive ausdrücklich jede Stellungnahme zum Indeterminismus und Determinismus ab. Ob der Mensch willensfrei sei, gehöre nicht in das Gebiet des Strafrechts, sondern der Philosophie und Psychologie. Der Vorentwurf faßt die Willensfreiheit „im Sinne des gewöhnlichen Lebens" auf, setzt danach voraus, daß der normale Mensch für seine Taten verantwortlich ist, daß er imstande ist, die verbrecherischen Motive zu bekämpfen und den Antrieb zur Tat niederzuhalten und der inneren Regung Herr zu werden.

Lehrt der Indeterminismus und die Metaphysik etwas anderes? Auch sie behaupten freies Willensvermögen und die Möglichkeit, dieses Vermögen frei zu betätigen!

Man kann es dem Vorentwurf nicht verübeln, daß er keine ausdrückliche Stellung zu den verschiedenen Weltanschauungen nehmen wollte, wenn man bedenkt, daß das schwierige Problem der Willensfreiheit schon über zweitausend Jahre die Menschheit bewegt, und daß der Kampf und die Lösung der Frage noch immer nicht als philosophisch ausgetragen gilt.

Es ist deshalb eine gesetzgeberische Klugheit des Vorentwurfs, wenn er sich auf eine resignierte Stellung gegenüber den beiden Weltanschauungen beschränkte, dagegen dem allgemeinen Volksbewußtsein Rechnung trug. Ein Strafgesetzbuch, das das nicht tun würde, trüge in sich den Todeskeim. Es wäre der Allgemeinheit unverständlich und müßte zu den ärgsten Begriffsverwirrungen führen.

In nichts drückt sich so sehr die Kulturanschauung aus, als in einem Strafgesetz. Verstößt dieses gegen die Volksanschauung, so mag es ein Gelehrtenrecht im besten Sinne sein, aber es wird nie zum Volksrecht werden. Die Leugnung der Willensfreiheit muß eine Unterminierung der sittlichen Begriffe von Schuld in der Volksanschauung hervorrufen. Ein Gesetzgeber, der hierzu die Hand bieten wollte, würde sich schwer an dem allgemeinen Volksempfinden versündigen.

Der praktische Jurist und jeder ruhig urteilende Laie wird deshalb dem Vorentwurf Dank wissen, daß er den gangbarsten Weg gegangen ist und die Anschauung der Allgemeinheit bei Beurteilung der Frage berücksichtigt hat. Man kann deshalb darüber hinwegkommen, wenn auch die Motive sich nicht ausdrücklich zum Indeterminismus bekannt, wohl aber seine Lehren angenommen haben.

Sonne im Stadtpark.

Und alle, alle lockt die Sonne. All die blassen,
Bleichsüchtigen Gestalten aus den engen Gassen.
Wie die zarten, dünnen Nasenflügel beben
Von der schweren Frühlingsluft, und weil nun Leben
Mit Allgewalt in träggewordenen Adern kreist.
Und jeder trägt mit sich ein Winterleid,
Sein Winterweh hinaus in Frühlingsseligkeit,
Damit die Sonne ihm die arme Seele speist
Mit ihrem Licht. — O Sonne! Siegerin!
Eh' wir am Abend wieder müde in
Die Gassen kehren — unsere Augen,
Ganz sonnenlichtbadtrunken, saugen
Sich noch an deinen letzten Loderbränden fest
Für eines grauen Tages lichtgeword'nen Rest.

Mathilde Fritsch.

Die Schweiz und der Gotthardvertrag.

Von Rechtsanwalt Th. Lunke, Schaffhausen.

Die kommende schweizerische Bundesversammlung wird eine der bedeutendsten der letzten vier Jahrzehnte sein, denn auf der Traktandenliste steht der Gotthardvertrag. Im Jahre 1904 hat, wie bekannt sein dürfte, der schweizerische Bundesrat den alten Gotthardvertrag gekündigt. Durch diesen alten Vertrag hatten sich Deutschland und Italien zur Subvention an den Bau der Gotthardbahn verpflichtet und dafür Tarifbegünstigungen erhalten. Im weiteren waren sie berechtigt, am Reingewinn zu partizipieren, wenn das Aktienkapital mehr als 7% abwerfen sollte. Im neuen Vertrag wird die Reduktion der sogenannten Bergzuschläge auf 50% erhöht. Im weiteren kann die Schweiz verlangen, daß die Taxen wieder erhöht werden, wenn die Betriebskosten durch die niederen Taxen nicht mehr gedeckt würden. Aber unter keinen Umständen dürfen diese höher sein als heute und nie höher als auf einer anderen Alpenbahn. Das Schwergewicht des neuen Vertrages beruht indessen auf der Meistbegünstigungsklausel, die auf das ganze Netz der Bundesbahnen ausgedehnt wird. Damit haben die Vertragsstaaten ein Kontrollrecht über unsere Bahnen erworben. Der Vertrag ist inzwischen vom italienischen und deutschen Parlamente ratifiziert worden und sollte nun nach dem Gesetze für seine Gültigkeit auch noch die Genehmigung der schweizerischen Bundesversammlung erhalten.

Schon gleich nach dem Bekanntwerden des Vertragsinhaltes setzte vor mehr als Jahresfrist die Opposition ein. Die eingeleitete Petition auf Verwerfung des Vertrages wurde von rund 140 000 Schweizer Bürgern unterschrieben. Gewiß eine machtvolle Kundgebung. Ob sie ihren Zweck erreichen wird, kann zur Stunde natürlich nicht gesagt werden. Der Bundesrat steht mit seiner ganzen Autorität für den Vertrag ein und hat in den letzten Tagen eine Nachtragsbotschaft veröffentlicht, in der er seine letzten Trümpfe ausspielt und gewissermaßen alle Brücken hinter sich abbricht. Für ihn gibt es also kein Zurück mehr. Fast alle bedeutenderen Blätter, die gouvernementalen selbstredend ausgenommen, bedauern die Veröffentlichung dieses bis anhin geheim gehaltenen Aktenstückes und sagen, daß die Veröffentlichung im Interesse des Landes unbedingt hätte unterbleiben müssen.

Während unsere oberste Behörde, d. h. der Bundesrat, warm dafür plädiert, es sei der neue Vertrag besser als der alte, hat seine Botschaft im Volke gerade die gegenteilige Wirkung gezeitigt und hat die Opposition zu neuem Leben aufgestachelt. Schon als im letzten Jahre die Denkschrift des deutschen Reichskanzlers mit Bezug auf den Gotthardvertrag erschien, war man nicht wenig in der Schweiz erstaunt, was Deutschland alles für Vorteile aus dem Vertrage erhofft, und jetzt ist das Erstaunen noch größer geworden durch die Zugeständnisse unseres Bundesrates. Zur Illustration des Gesagten möge nur die Stimme der gelesenen und geachteten „Zürcher Post" dienen. Diese schreibt:

„So hat wohl noch kaum je eine Regierung, um eine Vorlage zu retten, va banque gespielt. Das Bild, das einige Blätter gebrauchen: der Bundesrat habe offenbar alle Brücken hinter sich abbrechen wollen, ist durchaus zutreffend. Wenn die deutsche oder die italienische Regierung einen Kronjuristen beauftragt hätten, den alten Gotthardvertrag so zu begutachten, daß er für die Schweiz möglichst ungünstig aussehe, er hätte seine Sache nicht besser machen können als der Bundesrat in seiner Nachtragsbotschaft. Wollte man damit der Kommission die Verwerfung unmöglich machen, sich selber jeden Rückzug abschneiden? Schwer

genug wird es nun in der Tat nach dieser Bloßstellung unserer Rechtsverhältnisse nach dem alten Vertrage sein, eine neue Basis der Verständigung zu finden."

Die Wirkung ist nicht ausgeblieben, *denn die nationalrätliche Kommission hat den Vertrag mit Mehrheit verworfen, und zwar haben gegen den Vertrag gestimmt Männer, die früher Freunde desselben waren.* Diese Tatsache läßt hoffen, daß die Bundesversammlung den Vertrag ebenfalls verwerfe. Auch die ständerätliche Kommission hat den Vertrag durchberaten. Zu einer Abstimmung kam es nicht, da die Kommission vorerst den Entscheid des Nationalrates abzuwarten gedenkt. Aus den Voten ist indessen zu schließen, daß der Vertrag in dieser Kommission angenommen wird.

Es mag befremden, daß in der Schweiz eine so bedeutende Opposition sich gegen das Abkommen geltend macht, denn man ist gewohnt, daß die internationalen Vereinbarungen mit uns sich ziemlich in Minne abschließen lassen. *Im vorliegenden Falle fürchtet aber das Volk für seine nationale Unabhängigkeit.*

Daß der Vertrag eine erhebliche Verletzung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Schweiz bedeutet, wird nicht bestritten werden können. Ebenso kann die Einschränkung der Tarifhoheit der Bundesbahnen nicht geleugnet werden. Damit steht aber im Zusammenhang eine wesentliche Benachteiligung der einheimischen Industrie und eine zuweitgehende Begünstigung der zwei anderen Vertragsstaaten. Das Volk und seine bewährtesten Vertreter erblicken deshalb im vorliegenden Vertrage eine Gefährdung unserer Neutralität und Unabhängigkeit.

„Die Hoffnung, daß durch neue Verhandlungen günstigere Bedingungen und trotzdem eine feste Grundlage geschaffen werden könne, ist eitel", berichtet der Bundesrat in seiner letzten Botschaft. Wie ganz anders lautete seine Sprache und die seiner Experten vor dem Abschlusse des Vertrages im Jahre 1897:

„Das Rückkaufsrecht ist ein souveränes Recht des Bundes, und dessen Ausübung ist nicht abhängig von der Zustimmung von den Vertragsstaaten. . . . Mit Rücksicht auf die vorliegenden Verhältnisse wird es nötig werden, für die Gotthardbahn auch beim Staatsbetrieb eine gesonderte Rechnung zu führen. . . . Im übrigen ist die Aktionsfreiheit des Bundes in keiner Weise beschränkt und es haben sich die Vertragsstaaten weder eine Einsprache-, noch Mitverwaltungsrecht vorbehalten. Die selbständige Stellung des Bundes ist nach dem Vertrage vollständig gewahrt: es ist demnach eine neue Formulierung des Verhältnisses zwischen Bund und Vertragsstaaten nicht notwendig, der Bund hat nach dem Rückkauf die im Vertrag festgesetzten Verpflichtungen zu erfüllen, eine besondere Kontrolle steht den Vertragsstaaten nicht zu!" (Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung 1897, pag. 484/85.)

Nun ist all das, was der Bundesrat seinerzeit als sein Recht forderte, preisgegeben.

Wenn der Vertrag fällt, so wird es außerdentlich schwer sein, die Wege für ein neues Abkommen zu ebnen. Der Wille der Bundesversammlung und der des Volkes wird aber dem Bundesrate und seinen Unterhändlern den Rücken stärken. Geht der Vertrag durch, so heißt es eben, das Unabänderliche tragen, wobei nur das Fatale ist, daß der Vertrag uns ewige Normen gibt. Das letztere ist ein Moment, den das Volk am wenigsten billigt und versteht.

„Vor allem Bremen."

Von Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Der Kaiser hat das neue Rathaus in Bremen besichtigt und dabei an den Senat eine von seinen Reden gehalten, worin er Gedanken ausgesprochen hat, die auch ein Jesuitenpater in einer Missionspredigt hätte sagen können. Allein etwas, das der Kaiser in seiner Bremer Anrede sagte, würde ein Jesuit doch nicht sagen, nämlich: „daß bei dem *religiösen Sinn*, der die Hansastädte, und *vor allem Bremen*, beseelt, es auch hier empfunden wird, daß das, was geschehen ist, durch das Eingreifen der Vorsehung, das Eingreifen Gottes geschehen ist." Ein Jesuit wäre doch besser informiert über „den religiösen Sinn zu Bremen" gewesen.

Die noch christgläubige „Evangelische Kirchenzeitung" gibt nämlich in ihrer Nummer 1 vom Jahre 1906 eine Zusammenstellung der Aeußerungen des „religiösen Sinnes" unter den Protestanten aus dem Jahre 1905 und schreibt in Punkt 5: „*Am größten ist der Skandal in Bremen.* Pastor *Burggraf* in der Ansgariigemeinde hält Predigten über Schiller (am Karfreitag z. B. über Maria Stuart)." Letzteres ginge noch, da Schiller in seiner Maria Stuart auch schönen Stoff liefert zu Ehren der Beichte, Kommunion und Herrlichkeit Roms. (Aber der Bremer Herr Pfarrer predigte auch über Schillers „Räuber". D. E.)

6. „Der *Domprediger Mauritz* predigt: „Weg mit dem Christentum! Das ist für uns eine ausgemachte Sache. Weg mit dieser Jenseitsreligion, weg mit diesem Jenseitsroman! Dem Christentum haben wir den Rücken gekehrt. Wir haben unsere eigene Religion. Vom Christentum haben wir manche alte Tapete mitgenommen. Eine solche alte Tapete ist das Vaterunser. Wir werden es gleich beten, aber jeder kann sich dabei denken, was er will." Er (Mauritz), fügt die „Evangelische Kirchenzeitung" bei, ändert willkürlich die Taufformel, soll ohne Wasser getauft haben, so daß sich endlich sogar der Senat genötigt sah, die Taufen der letzten Jahre für ungültig zu erklären und deren Wiederholung zu fordern."

7. „Endlich löste *Pastor Kalthoff* das „Christusproblem" so, daß Christus überhaupt nicht gelebt habe, sondern ein reines Gebilde des Mythus sei." Ganz wie Professor Drews, der Schriftführer des Komitees „Konfessionslos", das die Verführung zum Austritt aus nicht allein der katholischen, sondern auch der protestantischen und jüdischen Konfession zu organisieren sucht, aber mit seinem Affenabstammungspropheten Haeckel als Protektor an der Spitze selbst wieder eine neue Konfession, und zwar eine echte „Kultur"-Konfession, nämlich die Monisten- und Affenabstammungskonfession bildet.

Ueber den „religiösen Sinn, besonders in Bremen" berichtet die „Evangelische Kirchenzeitung" weiter: „*Aber wie sieht es in der gläubigen Gemeinde aus?* Da hinein wirft ein Artikel „Auf vulkanischem Boden", der aus Bremen der „Christlichen Welt" (Nr. 16 v. 19. April 1906) geschrieben wird, ein grelles Licht. Der Verfasser gehört der liberalen Richtung des Protestantismus in Bremen an und legt das Geständnis ab, daß der Protestantismus in Bremen, der orthodoxe, wie der liberale, der Konkurrenz des Monismus, mit dem Pastor Kalthoff an der Spitze des Monistenbundes, sich nicht gewachsen fühlt.[1])

Der von Haeckel unter dem 11. Januar 1906 erlassene Aufruf zur Gründung des Monistenbundes war außer dem Verleger der „Münchner Neuesten Nachrichten", Dr. Hirth, noch unterschrieben von den drei Bremer protestantischen Pastoren *Kalthoff* an der Martinikirche, *Mauritz*, Domprediger, und *Steudel*, Pastor an der Kirche St. Rambert. Und wie die Pastoren, so auch die *Volksschullehrer*. Die „Augsburger Postzeitung" (1907 Nr. 116) berichtet über eine von der liberalen Lehrerschaft Bremens mit 273 gegen 43 Stimmen gemachte Eingabe an die Bremer Schulbehörden um *Abschaffung des Religionsunterrichtes* in den öffentlichen Schulen. „Der moderne Denker ist Monist." Und in Nr. 137 desselben Jahrgangs teilt die „Postzeitung" aus einer Versammlung des Bremer Lehrervereines die Aeußerung mit: „Es ist als eine erfreuliche Errungenschaft zu bezeichnen, daß in Bremen der Einfluß der Kirche auf die Leitung des Schulwesens . . . formell und gesetzlich beseitigt ist, daß insbesondere keine geistliche, sondern weltliche und fachmännische Aufsicht besteht." Also nicht einmal Burggraf, Kalthoff, Mauritz und Steudel finden Gnade; aber ebensowenig auch die weltliche Fachaufsicht, denn: „Grundsätzlich ist der Verein der Meinung, daß die Einrichtung des *Schulinspektorates nicht notwendig ist*, und daß der Schulkonvent ebensogut mit einem für diesen Zweck zu bestimmenden *Schulsenator* verkehren könnte." Also auch keine Fachaufsicht! Eigentlich gar keine Aufsicht! Selbst ist der liberale Schullehrer!

Doch es kommt noch schöner mit dem „religiösen Sinn vor allem in Bremen". Der *Bremer Reformpädagoge Scharrelmann* hat in Nr. 1 der Lehrerzeitung „Roland" 1912 unter der Ueberschrift „Lehrerschaft und Marokko" einen Artikel veröffentlicht, worin es heißt: „Wir Lehrer des Volkes haben zu tun, was in unseren Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalitäten auszumerzen. Wir haben daher auch *jeden Patriotismus zu bekämpfen*, mag er eine Form annehmen, welche er will." „Bewußte Erziehung zum Patriotismus bedeutete immer eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke, ist somit *unmoralisch*." „Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Kerne unmoralisch. Je internationaler ein Volk denkt, desto ethischer denkt es und wird es handeln." (Was sagt der Reichskanzler dazu mit seinem Vorwurf des Internationalismus gegen die Jesuiten?) „So wird auch keine Nation etwas von ihrer berechtigten Eigenheit zu opfern haben, wenn sich die Völker Europas zu einem Staatenverbande zusammenschließen werden. — *O ja, ein paar Throne und Thrönchen werden vielleicht dabei in die Brüche gehen.*" („Fort mit den 36 Landesvätern", so auch mit den „30 Vaterländern". Rosa Luxemburg zu

---

[1]) Ein typisches Beispiel hierfür bietet der Zustand des kirchlichen Lebens der protestantischen Landeskirche in Bremen. Der radikale Bremer Pastor Emil Felden veröffentlicht in den „*Bremer Nachrichten*" Nr. 65 III. Blatt vom 6. März 1913 einen Artikel „Landeskirche in Bremen?", in welchem er folgende traurigen Tatsachen konstatieren muß: „Größere Mittel, wie sie die Vertreter der Kirchensteuer wollen, sind zweifellos nötig. Allein die Bedürfnisse sind m. E. doch gewaltig übertrieben worden. Man denke nur an die neuen Kirchen, die gefordert werden. Ich *meine aber, solange unsere bremischen Kirchen die berüchtigte Leere zeigen*, auch da, wo man — und man ist in Bremen wahrhaftig in diesem *Punkte nicht verwöhnt* — von „*gutem*" Kirchenbesuch spricht; *solange an vier Sonntagen hintereinander in einer Kirche durchschnittlich neun Frauen und kein Mann als Besucher gezählt werden*, und das *an einer Kirche*, an der *zwei Geistliche* wirken; so lange es vorkommen kann, daß die Kirche innerhalb von nicht 8 Wochen zweimal ausfallen muß wegen allzu mangelhaften Besuches — solange sollte man sich hüten, von einer „Kirchennot" zu fabeln." —

Pforzheim, Durlach, Offenburg, Schopfheim („Oberländer Tagespost" 10. September 1910) „Unsere (der Schullehrer) Macht ist groß! Sie ist viel größer als wir meinen, und unendlich größer als andere glauben. Laßt uns den Kindern den Patriotismus zeigen, als das, was er in Wirklichkeit ist: eine unmoralische, engherzige und antireligiöse Regung." Solche Leute werden aber nicht hinausgeschmissen!

Das sind Pröbchen des „religiösen Sinnes, vor allem in Bremen". In seinem Urteil und Verfahren gegen seinen Pächter Sohst auf dem Landgut Cadinen, den der Kaiser wegen vermeintlicher Unfähigkeit „hinausgeschmissen" hatte, ist der Kaiser von seiner Gutsverwaltung falsch unterrichtet gewesen; er ist eben, um mit Unkel Bräsig zu reden, kein „praktiver Oekonomiker". Der „hinausgeschmissene" Gutspächter hat an seinen Standesgenossen und dem Landrat (Bezirksamtmann) Verteidiger und am Gericht zu Elbing Rechtsschutz gefunden. Es gibt also auch noch Richter in Preußen. Ebenso hat sich der Kaiser in seiner Beurteilung der Bremer Religionszustände als nicht unterrichtet gezeigt. Er ist eben auch kein „praktiver" „Herr Paster".

Was für ein Schluß läßt sich aus solchen Beweisen falscher Information auf die Art und Weise ziehen, wie der Kaiser über die hinausgeschmissenen Jesuiten von seiner Staatsverwaltung informiert worden sein muß? Wenn den Jesuiten durch das ungerechte Gesetz nicht der Rechtsweg von vornherein abgeschnitten worden wäre, und wenn sie gegen die Staatsverwaltung des Kaisers vor ein preußisches Land- und deutsches Reichsgericht wie Gutsverwalter Sohst ihre Sache bringen könnten, sie würden dort gegen die „Hinausschmeißung" von seiten des Reichskanzlers und Bundesrates Schutz finden vermöge des Sinnes für Recht und Gerechtigkeit, der im Reichstage und „vor allem" bei den 6 bis 7 Millionen Wählern noch immer herrscht.

Friedrich Ozanam zum hundertjährigen Geburtstag.

Eine Erinnerung von M. Herbert.

In unserer Zeit der verkritzelten Gesichter, der schiefen und halben Existenzen, der Menschen aus bröckelndem Guß, der Zerrissenen und Zerfaserten, der Haltlosen und Ueberzeugungsarmen ist es eine Erquickung, zu einem Manne zurückzuschauen, dessen Leben ein wunderbar geschlossenes Ganze, eine herrliche Einheitlichkeit, eine stolze Kraftleistung über sich selbst hinaus gewesen ist.

Als ich den seltsam fremd klingenden Namen Frédéric Ozanam zum ersten Male vernahm, wußte ich so gut wie nichts von dem gewaltigen Lebenswerk des Mannes. Da las ich ein Buch von ihm, seine „Franziskanerdichter". Und je weiter ich in dieser Lektüre fortschritt, um so klarer ward mir, daß diese arm ausgestattete Broschüre mit dem verbrauchten und vergilbten Umschlag eine Kostbarkeit sondergleichen sei. Einen so flüssigen, so reichen, so weitausholenden, dabei so schlichten und innigen Stil konnte nur ein außerordentlicher, ein wahrhaftiger und ursprünglicher Mensch besessen haben. Hier war nichts Gekünsteltes, Gemachtes, Gesuchtes; frei und selig, wie aus unerschöpflichen Tiefen geboren, strömte die gegenständliche und doch begeisterte Sprache. Hier waren Schilderungen Italiens, so farbenglutig und so intim, wie sie nur der schauende Künstler malt. Hier war ein Eindringen in das Wesen des Franziskanischen Geistes in seiner Naturbelebung, in seiner Verbrüderung des Himmlischen mit dem Irdischen, das eines Heiligen würdig ist, hier war ein Verstehen der einzelnen Franziskanerdichter wie z. B. des gewaltigen Giacopone da Todi, — das nur dem Dichter, dem tiefen Menschenkenner von Natur eigen sein konnte. Je tiefer ich in dieses auch wissenschaftlich gründliche Werk eindrang, umso größer ward meine Bewunderung und Verehrung für diesen Schriftsteller, der in Wahrheit ein Mann Gottes gewesen ist. Mit diesem Buche in der Hand sollte man die heiligen Kunststätten Italiens besuchen, um sich ihre Bedeutung für das christliche Leben ganz klar zu machen.

Erst viel später kam mir eine Lebensbeschreibung Ozanams zu Händen. Da war mir dann zu Mute, als lernte ich einen alten Freund in seiner Häuslichkeit kennen.

Freilich war diese Häuslichkeit die Welt und das Leben. Wie dieser hochbegabte, mitten in die revolutionäre Zeit von 1848 hineingestellte Jüngling Leben und Welt meisterte, das scheint mir mit das Vorbildlichste, das der katholischen studierenden Jugend überhaupt geboten werden könnte. Vor mir liegt die Biographie Ozanams aus dem Jahre 1878, von Edmund Hardy, Priester der Diözese Mainz, verfaßt. Als Motto ist ihr ein Wort beigegeben, das Ozanam im Jahre 1837 schrieb: „Ich habe Gott gelobt, meine Tage dem Dienste der Wahrheit zu weihen, die mir den Frieden gegeben." Er war damals 19 Jahre alt. Keiner hat je ein Versprechen treuer und kraftvoller gehalten als Ozanam.

Ozanam wurde am 23. April 1813 als Sohn eines nach Italien ausgewanderten französischen Arztes zu Mailand geboren, der sich einen Namen durch ein Werk «sur les Épidemies» machte und einen noch größeren durch seine grenzenlose Wohltätigkeit und Menschenliebe. Er scheint einer jener wahrhaft christlichen Aerzte gewesen zu sein, die ihren Beruf von der höchsten, idealsten Seite auffassen. Die Mutter Ozanams war dem Gatten in dieser heiligen Gesinnung ebenbürtig. Der Knabe wuchs also auf mit leuchtenden Beispielen vor der Seele. Die christliche Gesinnung, mit ihm geboren, wurde gehegt und von den Erziehern als sein teuerstes Besitztum gehütet. Schon als er in Paris studierte, zeigte sich Unerschütterlichkeit seiner Ueberzeugung. Freilich waren auch an ihn — mitten in einer glaubenslosen Zeit — die Qualen des Zweifels schon frühe herangetreten. Aber er rang sich siegreich zur Klarheit durch und sagte später darüber: „Einmal durch die Pforten des Glaubens eingetreten, bin ich viel tiefer überzeugt von der inneren Wahrheit des Christentums durch die tägliche Erfahrung, die mich im Glauben meiner Kindheit all die Kraft und all das Licht meines reifen Alters, all die Heiligung meiner häuslichen Freuden, all den Trost in meinen Leiden finden läßt."

Als Ozanam 1831 die Hochschule von Paris bezog, hatte er schon eine mächtige geistige Entwicklung hinter sich, war er sich seiner Ziele schon bewußt: Als Verfechter der christlichen Idee trat er ins Leben und blieb bis an sein Ende in diesem erhabensten aller Dienste. Welch ein lebendiger, tätiger, unermüdlicher Diener ist er gewesen! Paris gefiel dem jungen Studenten nicht. „Es gefällt mir nicht, weil da kein Leben ist, kein Glauben, keine Liebe; es ist wie ein großer Kadaver, an welchem ich voll Jugend und Leben hänge, und dessen eisige Kälte mich durchschauert, dessen Korruption mich tötet."

Der christliche Student, welcher die Vorlesungen der Universität Paris damals besuchte, fand überall nichts als rationalistische oder materialistische Anschauungen unter seinen Professoren und Mitstudenten. Da sammelte Ozanam die gleichgesinnten katholischen Hörer der Universität um sich zu einer Art „literarischer Ritterschaft". Sechzig waren es an der Zahl, die für die Sache Gottes kämpfen wollten. Eine Lebensquelle wurde für Ozanam und seine Freunde der Verkehr beim jungen Grafen Montalembert, wo Ballanche, Saint Beuve, der junge Savigny, Ampère, Mérode, de Vigny und andere gefeierte Größen aus- und eingingen.

Unermüdlich suchte Ozanam schon damals für den katholischen Gedanken Raum zu schaffen. Vieles kam ihm hindernd in den Weg, aber er sagte: „Die Gefahren sind eine Nahrung für die Seele, die in sich ein unermeßliches, unbegrenztes Bedürfnis fühlt, das nichts befriedigen kann. Ich freue mich, in einen Zeitabschnitt hinein geboren zu sein, wo ich vielleicht viel Gutes werde zu tun haben, und dann fühle ich wieder einen neuen Eifer für die Arbeit."

Bald ward Ozanam gewahr, daß das Christentum von den Seinen nicht bloß das Bekenntnis, sondern die lebendige Tat will. Wenn Ozanam in großen Studentenversammlungen noch so eifrig für die Sache des Christentums und der Kirche plädierte, ihm ward von den jungen Materialisten die Antwort: „Ihr habt Recht, wenn ihr von der Vergangenheit redet. Das Christentum hat ehedem Wunder gewirkt, aber jetzt ist das Christentum tot, und ihr, die ihr euch rühmt, Katholiken zu sein, was tut ihr denn? Wo sind denn die Werke, die euren Glauben beweisen, und die uns zur Achtung und Annahme desselben bewegen könnten?"

Als Antwort auf diese Frage gründete Ozanam 1833 mit acht Freunden jenen Verein für Werke christlicher Liebe, der als Vinzentius-Verein später in der weiten Welt so reiche Frucht trug. Als erste Direktive wurde den jungen Leuten von ihrem geistlichen Berater das Wort mitgegeben: „Die meisten von Ihnen studieren Jurisprudenz, einige Medizin usw., gehen Sie daher hin und helfen Sie den Armen, jeder in seinem besonderen Fach, machen Sie Ihre Studien für andere so nutzreich wie für sich selbst. Das ist eine vortreffliche und leichte Weise, Ihr Apostolat als Christen in der Welt zu beginnen." Durch das ganze Land hin wollte Ozanam eine große, edle Vereinigung bilden „Zur Erleichterung des Loses der niederen Volksklassen".

Jener Plan war zum ersten Male die Formulierung dessen, was wir heute den sozialen Gedanken nennen, die Schaffung des Ausgleichs zwischen Erben und Enterbten, die Tat der Liebe, welche das schafft, was der strengen Gerechtigkeit und der staatlichen Maßnahme für ewig versagt bleiben muß.

Man weiß, was aus den Anfängen des jungen Ozanam geworden ist: etwas so Großes, wie es nur die selbstlose Liebe dieser Welt der Gleichgültigkeit und des Hasses abringen kann.

Es würde zu weit führen, Friedrich Ozanams Leben in allen Phasen zu verfolgen. Er ward einer der geliebtesten und berühmtesten Universitätslehrer von Paris, er ward ein Schriftsteller, der hinzureißen und zu begeistern verstand — er schenkte seiner Zeit aufs neue das Verständnis des gewaltigen Dante —, er war ein Reisender und Erforscher fremder Sitten, aber auch ein Kenner und Leser der Bibel, ein äußerst eifriger Briefschreiber, ein Berater und Helfer von Tausenden, ein Wohltäter im stillen, ein idealer Familienvater, ein Liebender und Geliebter — und ward doch nur vierzig Jahre alt. Aber er gehörte zu denen, die ein großes Wunder aus einem kurz bemessenen Leben zu machen verstehen. Eines der schönsten Kapitel seines Lebens aber ist das von seinem seligen, heiligmäßigen Sterben.

Miserere!

O meine Seele sieht in Schmerz und Not
Und ringt um Licht, Erbarmen;
Du zeigst mir der Erlösung Morgenrot,
Den Friedensstrahl, den warmen.

Mein Stolz und meine tiefe Reue ringt,
Ich seh' die Dornenkrone,
Draus deine Liebe Kränze schlingt,
Dem Flehenden zum Lohne — —

Mein Weg war irr und ging durch dunkle Nacht,
Der Unrast Fieber quäl'en —
Und mitten im Gewühl und Purpurpracht
Sich Furcht und Reu' vermählten . . .

O meine Seele sieht in Angst und Qual,
Und des Gerichts Drommeten,
Mein Erdentun sie machen klein und schal —
Lass mich in Reue beten . . .

Dr. Hans Besold.

Katholische Verleger heran!

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis, Brasilien.

„Magna Peccatrix, 3. Tausend!“ so las ich dieser Tage in der neuesten Nummer einer katholischen Zeitschrift. Soll das wirklich wahr sein? Erst 3. Tausend? Oder liegt ein Druckfehler in der Anzeige vor, der eine Null unterdrückte? Aber selbst dann noch gereicht es den Katholiken nicht gerade zur Ehre, die Auflageziffer eines so hervorragenden Romans, wie den der Freiin von Krane, nicht bedeutend erhöht zu haben.

Oder machen die katholischen Verleger Deutschlands überhaupt so schlechte Erfahrungen? . . . Dann dürfte es ihnen doppelt willkommen sein, auf ein Absatzgebiet aufmerksam gemacht zu werden, das glänzende Aussichten verspricht: Brasilien.

Es wird mir kein Leser der „Allgemeinen Rundschau“ vorwerfen, daß ich nur von den Glanzseiten Brasiliens spreche. Eine Reihe Aufsätze, die in dieser Zeitschrift erschienen, haben so ungeschminkt die Wahrheit gesagt, daß mir das schon verübelt worden ist, ohne daß ich jedoch deshalb Besserung in dieser Beziehung versprochen oder auch nur beabsichtigt hätte.

Um so ruhiger und sicherer darf ich Brasilien den katholischen Verlegern als neues und überaus aussichtsreiches Absatzgebiet empfehlen, wohlgemerkt, den katholischen Verlegern für katholische Werke, speziell belletristische und liturgische, denn an Verlegern und Vertriebsstellen für Schund aller Art herrscht kein Mangel; die machen sich gegenseitig schon solche Konkurrenz, daß so leicht keine neuen Rivalen mit der Devise „Hier wird Schund abgelagert“ zu befürchten sind.

Es sei auf zwei verschiedene Sachen aufmerksam gemacht: 1. Die Herausgabe gut ausgewählter Werke, besonders der erzählenden Literatur darf auf sicheren und verhältnismäßig schnellen Absatz rechnen. 2. Die Errichtung einer kapitalkräftigen katholischen Buchhandlung in Rio de Janeiro, womöglich mit Verlagsanstalt verbunden, darf bei guter Leitung geradezu als ein Bombengeschäft betrachtet werden, besonders wenn sie als eine Art Filiale eines der großen katholischen Verlage in Deutschland angesehen werden könnte.

Zur Erläuterung folgendes:

Jeder Kenner Brasiliens hat wohl schon von der Schwierigkeit gehört, eine einigermaßen genügend große Zahl Bücher für einwandfreie Volks- und Schulbibliotheken zusammenzustellen. Es gibt des Guten gar so wenig. Sollte die in oben erwähnter Anzeige veröffentlichte Zahl über den Absatz von „Magna Peccatrix“ auf Richtigkeit beruhen, so wird in kurzer Zeit der Absatz der brasilianischen Ausgabe den der deutschen überstiegen haben. Die von den Franziskanern in Petropolis geleitete Halbmonatschrift „Vozes de Petropolis“ hat, ohne selbstverständlich geschäftliche Interessen damit zu verbinden, eine kleine Anzahl von Romanen herausgegeben, die alle innerhalb zwei Jahren bei einer Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen waren. Und das ohne jegliche Propaganda, wenn man nicht die einfache Anzeige und Besprechung in der genannten Zeitschrift als solche auffassen will. Es fehlt eben dermaßen an guten Werken belletristischer Natur, daß jede gute Neuerscheinung überall freudigst willkommen geheißen wird.

Bei der Wahl solcher Werke wird man allerdings nicht in allem den in Deutschland zur Beurteilung maßgebenden Standpunkt anwenden dürfen. Das mit gütiger Erlaubnis des Verfassers veröffentlichte erstklassische Werk „Der Sohn der Hagar“ von Paul Keller hat nicht die Zustimmung gefunden, auf die es ein Anrecht hat. Von vielen Lesern der oben erwähnten Zeitschrift wurde der Roman als unpassend empfunden; einige erklärten ihn gar, trotz seines großen sittlichen Ernstes, als unsittlich, was von der Redaktion energisch bestritten wurde. Dagegen haben „Magna Peccatrix“, „Der Diamant des alten Frick“, Oheris „Unter Dämonen“ und erst recht Brackels „Die Tochter des Kunstreiters“ ungemein gefallen. Letzteres Werk hat ganz ungewöhnlichen Beifall gefunden.

Es kommen außer brasilianischen Originalarbeiten ganz besonders deshalb deutsche Romane zur Herausgabe in einwandfreier Uebersetzung in Betracht, weil französische Werke sehr viel im Original gelesen werden. Erwähnt sei übrigens, daß Bücher in Deutschland wohl im allgemeinen weit teurer sind, als in Frankreich.

Daß die Gebetbuchliteratur in Brasilien noch ein weites Feld vor sich hat, haben bereits mehrere deutsche Verleger eingesehen. Pustet, Herder, Butzon & Bercker und besonders Benziger haben sich dieses Zweiges der Literatur für Brasilien schon angenommen.

Eine leistungsfähige Niederlassung in Rio de Janeiro würde dem Vertrieb katholischer Veröffentlichungen einen sehr großen Aufschwung geben. Man bedenke nur, daß keine einzige einigermaßen ernst zu nehmende Konkurrenz vorhanden ist. Allein der Absatz liturgischer Werke, die jetzt fast ausschließlich direkt von Europa bezogen werden, muß bei der starken Vermehrung der Bistümer bedeutenden Gewinn abwerfen. Der hochw. Herr Bischof von Nictheroy beispielsweise hat für seinen Klerus die neuen Breviere bei Pustet bestellt. Er würde nicht der einzige sein, wenn dieser in Rio eine Filiale hätte. Pustet hat schon seit Jahren Diözesandirektorien herstellen müssen, ein Zeichen, daß man seinem Verlag, wie allen großen deutschen Verlagshäusern, Vertrauen entgegenbringt. Bei der Herausgabe von Romanen in portugiesischer Uebertragung kommt noch hinzu, daß der betreffende Verleger wenigstens von seinen eigenen Werken — und die sind bei den in Frage kommenden Verlegern recht zahlreich — vielfach schon volles Eigentumsrecht erworben hat.

Der größte brasilianische Verlag, Garnier in Rio, läßt seine Werke fast ausnahmslos in Europa drucken; das Haus ist Filiale der Firma in Paris, wo seine brasilianischen Verlagswerke mit gewöhnlich recht zahlreichen Druckfehlern hergestellt werden. Deutsche Verleger brauchen um so weniger die Schwierigkeiten der Korrektur zu befürchten, als jetzt in Deutschland bereits eine gute Anzahl Brasilianer und Deutsch-Brasilianer sich aufhält, auch viele Portugiesen, die allerdings bei der Korrektur der brasilianischen Schreibweise Rechnung tragen müßten.

Man vergesse ferner nicht, daß die Franzosen besonders in letzter Zeit ganz ungewöhnliche Anstrengungen machen, um in Brasilien eine bessere Stellung zu erringen. Es sei nur an die Propagandaschriften neuester Zeit erinnert: „Connaissez-vous les richesses du Brésil?“ — „Les colonies agricoles au Brésil“ — „Etats de Paraná et de Santa Catharina“ — und ähnliche. Und schließlich wird es auch Deutschland den Brasilianern deutscher Abstammung nicht verübeln können, wenn sie sich an andere Nationen wenden, wenn sie in wichtigen und notwendigen Fragen in Deutschland auf kein Entgegenkommen rechnen können.

Eine modern eingerichtete, katholische Buchhandlung etwa im Handelszentrum Rios, der Ouvidorstraße, oder in der Nähe einer von vielen Studenten besuchten Fakultät, oder etwa in der neu entstehenden großen Avenida do Mangue, rückt mit einem Schlage in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses und wird sicher auf die Unterstützung der kleinen Buchhandlungen einzelner Staaten rechnen können. Ich bedauere, keine Gelegenheit zu haben, persönlich bei den in Frage kommenden deutschen Verlegern für die Sache werben zu können; ich wäre überzeugt, sie in diesem Falle für den Plan gewinnen, und die auftauchenden Bedenken zerstreuen zu können. Uebrigens wird sich der Besuch eines entsprechend bevollmächtigten Vertreters lohnen, der hier an Ort und Stelle die gemachten Angaben auf ihre Richtigkeit nachprüfen kann.

Ich mache kein Geheimnis daraus, daß es mir an erster Stelle um den gewaltigen Aufschwung des katholischen Lebens zu tun ist, den eine erstklassige katholische Buchhandlung hierselbst, mit Verlagsanstalt verbunden, zur Folge haben würde. Das vermindert aber durchaus nicht die glänzenden geschäftlichen Aussichten des Unternehmens, die für die Verlegerkreise maßgebend sind.

Es sei auch offen ausgesprochen, daß die katholische Presse so erstarkt ist, daß sie einem in ungläubigem Geiste arbeitenden Verlagsunternehmen bedeutende Schwierigkeiten machen kann und machen wird.

Ein königliches Gut.

Es gibt ein königliches Gut,
Das kann im Sturm nicht wanken:
Ein hoher, starker Glaubensmut
Und hehre Lichtgedanken.

Die fliegen gleich den Vögelein
Hin durch des Himmels Räume,
Und bringen auf den Flügeln fein
Des Jenseits gold'ne Träume.

Die lachen ob der Feinde Zorn
Gar sorglos ohne Grämen,
Was wir geschöpft aus heil'gem Born
Kann uns ja keiner nehmen.

Und wandeln wir auch lebenslang
Nur schmerzensreiche Pfade,
So ist es uns doch nimmer bang
Uns schützet Gottes Gnade.

Luise Bruhn.

Neueste Kundgebung Papst Pius' X. über den „Dritten Orden".

Von P. Aidan, Kapuziner in Immenstadt.

Franziskus und sein Werk erfreuen sich heutzutage des größten Interesses weitester Kreise. Zum Werke des hl. Franziskus gehört auch der sogenannte „Dritte Orden", den Franziskus noch eigens für Weltleute gründete, nachdem er den „Ersten und Zweiten Orden" für jene gestiftet hatte, die im Kloster leben wollten und konnten. Im Laufe von sieben Jahrhunderten hat gerade der „Dritte Orden" überall da, wo Franziskussöhne Klöster hatten und in Welt- und Ordensklerus Verehrer des hl. Franziskus sich fanden, viel zur Vertiefung des christlichen Lebens beigetragen; er ist und bleibt ein vorzügliches Seelsorgsmittel. Das haben gerade die berufensten Wächter und Hüter der Seelsorge und des christlichen Lebens anerkannt, die Päpste, allen voran Leo XIII., der nicht müde wurde, zum Eintritt in den „Dritten Orden" aufzufordern und seine Verbreitung zu fördern. Er hielt den „Dritten Orden" für „die beste Art und Weise, die Welt zur wahren und echten Uebung des Evangeliums zurückzuführen". Er erwartete die Wiedergeburt der Welt und das Gedeihen der sozialen Ordnung von der Tätigkeit des „Dritten Ordens".

Großes Interesse für den Tertiarengedanken hat auch der gegenwärtige Papst Pius X. Er hat selbst als Pfarrer von Salzano und als Bischof von Mantua den „Dritten Orden" als Seelsorgsmittel gebraucht, und als Patriarch von Venedig schrieb er: „Wenn der Sozialismus die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zu erschüttern sucht, so haben wir im „Dritten Orden" des hl. Franziskus ein mächtiges Mittel, daß der Geist der Unterwürfigkeit, der Geist der Zucht und des Friedens und des Glückes wieder die Herzen beseele und so die Gesellschaft rette." Auch als Papst hat Pius X. des öfteren schon auf den „Dritten Orden" als ein zeitgemäßes Seelsorgsmittel hingewiesen, dessen Pflege ihm sehr am Herzen liege.

Neuestens hat Pius X. im verflossenen Monat September an die Ordensgenerale der Franziskaner, Minoriten und Kapuziner ein Schreiben gerichtet in Sachen des „Dritten Ordens". Die Bedeutung dieses Schreibens liegt darin, daß der Papst Direktiven gibt, wie sich der „Dritte Orden" zu aktuellen Fragen der Gegenwart verhalten soll, namentlich zu den Fragen sozial-caritativer Natur.

Im Eingange seines Schreibens beglückwünscht der Papst die Ordensgenerale zu der großen Mitgliederzahl und weiten Verbreitung des „Dritten Ordens". Mit Recht; denn der „Dritte Orden" zählt gegenwärtig $2^1/_2$ Millionen Mitglieder, in Bayern allein 90—100 000, sodaß Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof von München-Freising auf dem I. bayerischen Tertiarentag in München im August des heurigen Jahres sagen konnte, „der Drittordensgedanke bedeute eine größere Macht, als ihm gewöhnlich auch in katholischen Kreisen beigemessen werde".

Sodann spricht der Papst seine Besorgnis aus, es könnten manche in ihrem wenig klugen Eifer, rein soziale Fragen lösen zu helfen, vom eigentlichen Ziel des „Dritten Ordens" abkommen, und weist darum hin auf das Ziel des „Dritten Ordens", der eine Ringschule des christlichen Lebens sein, und zur vollkommenen Erfüllung der Gebote Christi anleiten soll, und zwar durch besondere Uebung der brüderlichen Liebe und der Buße. Liebe soll herrschen unter den Tertiaren und unter den einzelnen Drittordensgemeinden, namentlich heutzutage, wo auch die Feinde des katholischen Namens sich überall zusammentun, um ihre Absichten mit um so größerem Nachdruck durchzusetzen. Hiernach ist der „Dritte Orden" die Organisation der Liebe. Buße sollen die Tertiaren üben, indem sie wie Franziskus den Gekreuzigten studieren und so den Weg zur Einfachheit der Lebensführung, zum Maßhalten in den Vergnügungen finden.

Was die Leitung des „Dritten Ordens" betrifft, so steht sie, fährt der Papst in seinem Schreiben weiter, dem „Ersten Orden" zu. Jedoch wünscht der Papst, daß nicht bloß an Klosterkirchen, sondern auch an Pfarrkirchen Drittordensgemeinden errichtet und deren Leitung dem Ortsseelsorger übertragen werde mit Zustimmung des Diözesanbischofes, unter Wahrung der Rechte und Pflichten der Oberen des „Ersten Ordens". Dadurch soll der Fortbestand des „Dritten Ordens" auf alle Fälle sichergestellt werden, dessen Existenz sonst durch eine etwaige Vertreibung des „Ersten Ordens" gefährdet wäre.

Für das Verhalten des „Dritten Ordens" zu den sozialen und caritativen Bestrebungen der Gegenwart gibt der Papst folgende Direktiven: Die Drittordensgemeinden als solche sollen sich nicht in bürgerliche und rein wirtschaftliche Angelegenheiten einmischen; es sollen aber die einzelnen Tertiaren den katholischen Vereinen beitreten und als Mitglieder dieser Vereine für deren Ziele arbeiten. Der „Dritte Orden" als solcher soll bereits bestehenden Organisationen auf ihrem Arbeitsgebiete nicht Konkurrenz machen. Es steht demnach dem „Dritten Orden" die Aufgabe zu, für die katholischen Vereine und Organisationen die besten, treuesten und opferwilligsten Mitglieder zu stellen.

Der Schluß des päpstlichen Schreibens gibt noch Weisungen für die Abhaltung von Tertiarenkongressen, deren Berufung ein Recht des „Ersten Ordens" ist, bei denen Fragen rein wirtschaftlicher und sozialer Natur nicht behandelt werden sollen, sondern nur Drittordensfragen.

Damit hat Pius X. bestimmt und klar die Richtlinien angegeben, nach denen die Führer des „Dritten Ordens" und die Tertiaren selbst mitarbeiten sollen, um alles in Christus zu erneuern, dessen treuester Schüler Franziskus von Assisi war. Und wenn gerade in unserer Zeit Priester und Laien die Erscheinung des Armen von Assisi bewundern, über die Verherrlichung, die er in Künstler- und Gelehrtenwelt findet, sich freuen, so möge diese Bewunderung zu dem Entschlusse heranreifen, Kinder des heiligen Franziskus zu werden und nach dem Beispiel des seraphischen Vaters zu leben im „Dritten Orden".

Die „Großstadt" München.

Von Clemens Freiherr von Fürstenberg, München.

Seit einiger Zeit wird die Münchener Polizeiverwaltung von einem Teile der Presse mit Belehrungen und Ermahnungen bedacht, die geeignet wären, jene Behörde wie einen Hemmschuh der städtischen Entwicklung erscheinen zu lassen, wenn den Grundsätzen, auf welchen Lehrer und Ermahner ihre Pädagogik aufbauen, die allgemeine Gültigkeit zuerkannt werden müßte.

Die Entwicklung einer Stadt zur Großstadt hat den Ausbau eines großstädtischen Verkehrs zur Folge; die Großstadt stellt ihre Behörden vor die Notwendigkeit, entsprechende Verkehrserleichterungen zu beschaffen, Verkehrshindernisse zu beseitigen. Das ist eine technische Tätigkeit, ein Rechnen mit gegebenen oder rechnerisch zu ermittelnden Zahlen.

Ganz zu Unrecht wird nun vielfach der Entwicklung des großstädtischen Verkehrs die Entwicklung der großstädtischen Sitte parallel gestellt. Die Sitte der Großstadt erwächst nicht, wie ihr Verkehr, aus einer Summe gegebener, lokaler Faktoren, sondern sie bildet sich auf einem sehr dehnbaren Komplex von Wünschen und Launen einheimischen und fremden Publikums und, nicht zuletzt, entsteht sie aus der Spekulation geschickter Unternehmer, welche die Instinkte des Publikums anregen, Wünsche und Launen erst erzeugen, um diese dann zum eigenen Vorteile auszunutzen. Die Schöpfer von Montecarlo haben weder einem Bedürfnisse der leidenden Menschheit abhelfen, noch haben sie sich zum Wohle der Fremden in Unkosten stürzen wollen. Ganz analog ist die Ent-

stehung der meisten Vergnügungs- und Belustigungsetablissements zu beurteilen, die seit einigen Jahrzehnten in fast allen Städten Deutschlands wie Pilze aus der Erde schossen und neuerdings auch in München begonnen hatten, ihm eine der Großstadt angemessene Sitte zu diktieren.

Die Freunde großstädtischer Sitte begründen nun ihre Forderungen mit einer Reihe von Hinweisen, die ebensogut den Gegnern großstädtischer Sitte zur Begründung ihrer Forderungen dienen können, sobald sie — in ein stärkeres Licht gerückt — auch ihre Schattenseiten deutlicher erkennen lassen. Um Münchener Rückständigkeit zu beweisen, deutet man auf den „Fortschritt" anderer Großstädte des In- und Auslandes; man empfiehlt Berlin und Paris als nachahmenswürdige Vorbilder „geselligen Lebens"; man behauptet, das moderne großstädtische Nachtleben sei eine schlechtweg hinzunehmende Kulturerscheinung; man beklagt sogar einen Mangel an Gastfreundschaft, während „Regierungen und Parlamente in Bayern, Oesterreich und der Schweiz sich damit abplagen, elegante Fremde ins Land zu ziehen". Man verwechselt Fortschritt und Rückschritt, Kultur und Unkultur; man erniedrigt städtische Würde zur Lakaienseele. Die Stadt München bedarf zur Entwicklung ihres geselligen Lebens keiner Vorbilder. Die großstädtische Sitte in Berlin — ein Gemisch aus schlechtem Pariser Straßenwitz und internationaler jüdischer Ungezogenheit — könnte jeder deutschen Stadt als abschreckendes Beispiel dienen. Gerade für Berlin ist die Nachahmung einer fremden, antideutschen Art zum Verhängnis geworden; die Berliner großstädtische Sitte ist ein Schandfleck an der deutschen Kultur, eine „Kulturerscheinung" allerschlimmsten Wuchses. Und nun gar der Ehrgeiz, „elegante Fremde ins Land zu ziehen!" In Bädern und Kurorten zweiten und dritten Ranges mag neben einer geschickten Reklame eine weitgehende Anpassung an den Geschmack und die Sinnesrichtung des Fremden zur materiellen Hebung des Gemeinwesens beitragen; ob damit eine Hebung in sozialer und nationaler Hinsicht verbunden sein kann, ist von vornherein zweifelhaft, und die Erfahrung lehrt meistens das Gegenteil. In keinem Lande der Welt wird den Launen des Fremden so sehr Rechnung getragen wie in Deutschland. Die löbliche altdeutsche Gastfreundschaft, bei der als Grundsatz galt, daß der Gast sich den Sitten und Gebräuchen seines Gastgebers anzupassen habe, ist mancherorts in die kläglichste Form des Gegenteiles ausgeartet: Fremdenkult bis zur eigenen Verachtung, Vernichtung! Es wäre höchste Zeit, daß man in Deutschland zwischen deutscher Sitte und undeutscher Unsitte scharf zu unterscheiden lernte. Sie ist der gefährlichste Feind unseres Landes, gefährlicher als unsere bewaffneten Nachbarn links und rechts.

Die Hauptstadt Bayerns wäre nach der Gesamtheit ihrer lokalen Kräfte und Eigenarten wie nach ihrer unvergleichlich günstigen geographischen Lage unter allen deutschen Städten in erster Linie geeignet, ein Hort der deutschen Sitte zu sein und zu bleiben, — in stolzestem, königlichem Selbstbewußtsein, ohne Seitenblicke auf andere Städte und Länder. Es bedeutet eine arge Verkennung der Tatsachen, wenn man glaubt, durch Nachgiebigkeit gegen internationale Nivellierungssucht die Weltstadt München vor dem Rückstande bewahren zu müssen. Dieser vermeinte Rückstand zieht, jahraus jahrein, eine Unzahl von gebildeten Fremden aus aller Herren Länder nach München, weil sie hier — wie an keinem anderen Orte der Welt — die Ruhe der Kleinstadt (Verzeihung dem Worte) finden und die Segnungen einer Weltstadt ersten Ranges genießen können. Die unübertreffliche Verbindung von Kleinstadt und Weltstadt bildete bisher den Kern dessen, was der Fremde als „die Münchener Gemütlichkeit" liebte und pries.

Denjenigen Fremden aber, welche in München die „Großstadt" suchen, denen möge die Stadtkasse ein Billett erster Klasse nach Paris verehren; das wäre würdevoll und nützlich. Ein Bemühen, „elegante Fremde" nach München zu ziehen, ist würdelos und verderblich. Wer dem entgegenstrebt, der arbeitet als Kulturträger gegen die gröbsten Kulturschäden seiner Zeit und unseres Vaterlandes, — auch wenn er Polizei heißt.

Ein französischer Gesetzentwurf gegen die zunehmende Entvölkerung.

Von Staatsanwalt Dr. Lorenz Krapp.

Das Problem des Bevölkerungsrückgangs — die drohendste Frage des heutigen Frankreich — hat nach und nach alle ernsten Köpfe Frankreichs ergriffen. Die Sage von der versunkenen Stadt wird in Frankreich grausame Wirklichkeit: ein jährliches Minus von 35000 Geburten ist dasselbe, wie wenn eine Stadt von der Größe Douay's vom Erdboden verschwände. Wie eingreifen, wo den Hebel ansetzen?

Im französischen Senat wird eben ein Gesetzentwurf beraten, der dem Uebel von einer Seite her energisch zu Leibe gehen will. Der Senator des Departements der Yonne, Besnard, hat berechnet, daß in Frankreich durchschnittlich auf 700000 Geburten 500000 Abtreibungen treffen. Nach dem Berichterstatter der „Entvölkerungskommission", der Commission de la dépopulation, Paul Strauß, gibt es Gegenden, in denen die Anzahl der Unterdrückungen des werdenden Lebens höher ist als die der Geburten. Und es handelt sich nun um einen Gesetzentwurf, der diesen verbrecherischen Praktiken besser steuern soll als heute. Denn daß die öffentliche Gewalt heute fast mit verschränkten Armen vor diesem Problem steht, ist keinem einsichtigen Kopfe Frankreichs verborgen.

An erster Stelle steht das Verbot der Propaganda dieses Verbrechens, wie sie die Annoncen selbst der größten Boulevardblätter treiben. Jene Annoncen, in denen die Madame X. oder Y. sich zur „diskreten Aufnahme" der werdenden Mütter erbietet. Was es mit diesen Anzeigen auf sich hat, hat vor kurzem der Statistiker Dr. Dejace in vielgenannten Studien erörtert. Meist wird in den Anzeigen noch rühmend hervorgehoben, daß die „Hebamme" in nächster Nähe der Bahnhöfe wohnt; ist die Operation vorüber, kann die Frau aus der Provinz sofort wieder ohne Mühe und Gefahr den Zug besteigen. Die Organisation ist ganz raffiniert ausgedacht: gibt es Schwierigkeiten, so sendet die „femme sage" ihre Kundin zum Arzt, der sie weiterbehandeln muß. Passiert ein Unglück, so dient der Arzt gleichsam als „Wandschirm". Fast nie ist es möglich, die Schuldige zu treffen.

Die zweite Bestimmung des Entwurfs geht dahin, das Verbrechen wider das keimende Leben aus der Kategorie der „crimes", der „Verbrechen" im eigentlichen Sinn, loszulösen, und es bloß zu einem „délit", einem „Vergehen", zu machen. Das erscheint auf den ersten Blick kaum als förderliche Maßregel, aber es ist einer der gesündesten Gedanken des Entwurfs. Denn die „Verbrechen" unterstehen der Zuständigkeit der französischen Schwurgerichte. Wie diese über Verbrechen der Frauen meist urteilen, ist eine so bekannte wie schmachvolle Tatsache. Fast immer enden die Verhandlungen mit Freisprüchen, oft noch — um Besnard zu zitieren — „unter den Glückwünschen der Geschworenenbank". Als „Vergehen", als „délit", fielen die verbrecherischen Vorgänge aber in die Zuständigkeit des tribunal correctionel, der Strafkammer mit rechtsgelehrten Berufsrichtern, die sich von Tränen entmenschter Engelmacherinnen und ihrer Helfershelfer und von blendenden Redeschlachten der Anwälte nicht verwirren läßt.

Der dritte Punkt ist eine strenge Ueberwachung der kleinen privaten Entbindungsinstitute. Die Polizei glaubt heute kein Recht zu haben, ohne weiteres Einblick in das zu nehmen, was in der „Offizin" der Madame soundso sich abspielt. Der Entwurf soll ihr die weitgehendsten Kontrollrechte geben.

Es ist kein Zweifel, daß hier der Hebel an einer der richtigen Stellen eingesetzt wird. Was vor allem die Annoncenindustrie dieser Art anlangt, so treiben die großen Pariser Blätter damit wahrhaft einen Sport. Freilich ist es in anderen Ländern wenig besser: im Brüsseler liberalen „Soir" stehen an einem einzigen Tag oft 16—20 Anzeigen solcher Art. Kein Wunder, daß daher auch in Belgien der Ruf nach einem solchen Gesetzentwurf ertönt, und daß im „Patriote" vom 13. Februar 1913 Dr. Fafner direkt einen Appell in dieser Richtung an den belgischen Justizminister richtet. Dabei fordert er mit Recht vor allem auch ein strenges Verbot der neomalthusianischen Propaganda, wie sie in Prospekten, Anzeigen, „populärer" Literatur und einem schwungvollen Handel zum Ausdruck kommt.

Freilich, Entscheidendes in der Entvölkerungsfrage wird auch dieser Gesetzentwurf nicht vermögen, auch wenn er Gesetz wird. Die Schatten der lex Julia und Papia Poppaea aus der Zeit des Roms der Zäsaren, die ähnlichem Sittenverfall steuern sollten, tauchen vor uns auf: auch jene Gesetze waren letzten

Endes fruchtlos. Völker mit sinkender Sittlichkeit brauchen stärkere Stützen als sie Gesetze, selbst die bestgemeinten, zu bieten vermögen. Denn alle Gesetze treffen eben nur das äußere Verhalten; die innere Gesinnung, aus der dies äußere Tun entspringt, ist ihnen unerreichbar.

„Der ehrenhafte Meuchelmord."

Kulturelles aus Frankreich.

Schon öfters hat man in den Zeitungen lesen können, daß französische Gerichtshöfe Mörder freigesprochen haben. Dieser sonderbare Humanitätsdusel hat bei uns, wenigstens bei vernünftigen Menschen, Aufsehen erregt. Meistens waren es gewandte Verteidiger, die mit psychologischen und psychopathischen Argumenten die Köpfe der Richter so zu verdrehen wußten, daß sie schließlich selber überzeugt waren: der Mörder konnte gar nicht anders handeln, deswegen ist er auch nicht verantwortlich für seine Tat. Gottlob ist man bei uns noch etwas nüchterner. Aber auch in Frankreich gibt es Leute, die mit solchen Urteilen nicht ganz einverstanden sind. Zeugnis davon gibt ein Artikel im „Matin" (vom 10. Februar 1913), in welchem ein gewisser Maurice Prax die französischen Gerichte folgendermaßen persifliert hat:

Der ehrenhafte Meuchelmord. Kleine Anleitung für solche, welche sich eines ihrer Mitmenschen entledigen wollen.

Hat man das Recht, seinen Mitmenschen zu töten? — Ohne Zweifel. — Gut; kann man also töten, wen man will? — Beileibe nicht! Man kann den Herren Mördern nicht genug empfehlen, ihre Opfer mit der größten Sorgfalt auszuwählen. — Gibt es keine festen Regeln, die die Herren Mörder bei genannter Wahl leiten könnten? — Gewiß. Zunächst ist es absolut verboten, eine Person zu töten, die man nicht kennt. Das ist das Fundamentprinzip des ehrenhaften Meuchelmordes. — Warum? — Das ist eine Frage der Bildung und des Anstandes. Alle Gerichtshöfe Frankreichs sind der Meinung, und zwar mit Recht, daß es unfein ist, eine Person zu töten, der man noch nicht einmal vorgestellt ist. Ein solches Vorgehen wird sofort als abscheulich gebrandmarkt und sein Urheber setzt sich der ganzen Strenge des Gesetzes und dem Einschreiten des Herrn Deibler aus. — Wen muß man also töten? — Da hat man große Auswahl. — 1. Man kann die Eltern töten. — Warum? — Weil man sie sehr liebt. Das wird, wie es bei Gericht heißt, „ein schmerzliches Familiendrama". Die Freisprechung ist sicher. — 2. Man kann den Gatten oder die Gattin töten. — Warum? — Weil man eifersüchtig ist; weil man den Gatten oder die Gattin anbetet; weil man auf dem Ueberzieherkragen des Mannes ein langes Haar gefunden hat; weil man sich nicht recht versteht. Freisprechung unerläßlich. — 3. Man kann den Liebhaber oder die Geliebte töten. — Warum? — Weil man ohne „ihn" oder ohne „sie" nicht leben kann; weil man „ihn" oder „sie" mit übermenschlicher Liebe liebt. Dieses Vorgehen sei besonders den Herren Mördern empfohlen, welche bei Gericht ein wenig Aufsehen zu erregen wünschen. — Freisprechung wird garantiert. — 4. Man kann seinen besten Freund töten. — Warum? — Weil man bei guten alten Freunden sich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Ein solcher Mord wird bezeichnet als „mysteriöses Drama". Und in den „mysteriösen Dramen" ist bekanntlich immer derjenige das Opfer, welcher die schlechteste Rolle spielt. Ein Grund mehr, seine Freunde zu ermorden: man vermeidet es so, von ihnen sich töten zu lassen. Freisprechung in diesem Fall unterliegt keinem Zweifel. Genau so ist es! Ueberhaupt genügt es, um ein berühmter Mörder zu werden, Beziehungen zu unterhalten, denn es ist schon ein Grundsatz der alten Zeit: vae Soli! So ist also nichts leichter, als jemand umzubringen? — Sicherlich! Doch darf man bisweilen die Sache nicht übereilen, noch auch leichtsinnig jemanden umbringen. Hauptsächlich soll man sich hüten, ungewöhnliche Mordwaffen zu gebrauchen. — Warum? — Weil nur eine Waffe geduldet ist: der Revolver. Es ist strengstens verboten, jemand auf andere Weise ums Leben zu bringen, als mittelst eines Brownings. — Das Messer ist also verboten? — Ausdrücklich. Man riskiert Zwangsarbeit, wenn man die Geliebte mit einem Federmesser in den kleinen Finger sticht. Aber man wird freigesprochen, wenn man ihr ein dutzend Kugeln in den Kopf schießt. — Ist Gift ebenso verboten wie das Messer? — Ja. Man kann sich nicht genug hüten vor einem Giftmord, wenn man sein Leben nicht im Bagno unter der heißen Sonne von Guyana enden will. Die Herren Richter haben tatsächlich einen Schauder vor Gift. — Warum? — Weil sie nicht selber kochen. — Alles in allem, was braucht man also, um einen anständigen, kleinen, recht sympathischen Mord zu begehen? — Einen guten Revolver und einen guten Verteidiger!

Braunenweiler. Martin Sinz.

Von feinen Dingen.

Und Dinge gibt's, viel feiner noch denn Hauch.
Noch leiser. Feiner selbst wie Spinn-Web-Fäden.
Und Doppelfenster sind davor und Läden,
Damit sie keiner sieht mit keckem Aug.

Nur stille, auserles'ne Menschen dürfen
Solch' feine Dinge aus der Tiefe schürfen
Wie Gold. Denn schon der Stimme Klang wär' Hammerhieb,
Der all das Feine, Zarte, auseinander trieb.

Mathilde Fritsch.

Nimrod.

Ein Drama von Leo van Heemstede.

Von Elisabeth Felsen.

Die dramatische Kunst unserer Tage bringt wenig hervor, was nicht auf Sensation berechnet ist. Um Momenterfolge zu erringen, schmeichelt sie dem Geiste der Zeit und macht ihm Konzessionen. Die modernen Kulturpoeten haben verstanden: Was wir schreiben, muß die Sinne kitzeln, sonst findet es bei dem breiten Publikum keine Gnade.

Es ist wahrlich keine Heldentat, so ins Tiefland hinabzusteigen, wo die sicheren Erfolge winken, aber ein starker Geist gehört dazu, alledem zum Trotz, das Ideal einer für das Gute und Wahre begeisterten und begeisternden Kunst zu verteidigen.

Leo van Heemstede ist einer der wenigen Dramatiker der Jetztzeit, die unbekümmert um Gunst oder Ungunst des Publikums ihren Weg gehen, den Weg, der zu den Höhen leitet.

Heemstedes Schöpfungen brauchen nicht um die Gunst der öffentlichen Meinung zu buhlen. Und dennoch stehen sie draußen, die aus fürstlichem Geschlechte sind, und auf den Plätzen, die ihnen gehören sollten, feiern die Kinder der Gasse ihre Orgien.

Das jüngste dramatische Werk des Dichters ist das Trauerspiel „Nimrod", eine überaus wertvolle Gabe.

Der Held des Dramas, „Nimrod", ist ein ursprünglich edel veranlagter Charakter, der sich im Glücke seiner Erfolge nicht zu mäßigen weiß und zu so frevelhafter Ueberhebung sich vergißt, daß sie in Selbstvergötterung nur ihre letzten Konsequenzen zeitigt und des Höchsten Strafgericht herabzieht. Ein schrecklicher Untergang ist das Ende. — So die tragische Idee.

In der äußeren Handlung stehen sich, einander bekämpfend, zwei Parteien gegenüber, auf der einen Seite die Chamiten, Sprößlinge jenes fluchbeladenen Sohnes des Noah, auf der anderen Seite die Semiten und die mit ihnen verbündeten Nachkommen Japhets. Die Handlung setzt mit dem Siege ein, den die bisher geknechteten Chamiten unter der tatkräftigen Führung Nimrods über ihre Bedrücker erringen. Dieser Sieg der Chamiten wird von Gott zugelassen aus dem gleichen Grunde, aus dem er nachmals Israel so oft in die Hände seiner Feinde fallen ließ. Der fromme Heber nennt ihn uns:

„Weil Sems Geschlecht im stolzen Selbstvertrauen
Vermessen sündigte. Drum hat Jehova
Uns unserer eignen Weisheit überlassen."

Das geheimnisvolle Erscheinen Chams bei den Seinen hat die Handlung ins Rollen gebracht. Nimrod ist zum Kampfe gezogen. Von seinem siegreichen Zuge bringt er eine kostbare Beute mit heim, Edna, die stolze Semitin, die, gleich schön wie mutvoll, die Augen des Siegers auf sich zieht. Ednas Raub bringt die Gegenhandlung in Fluß. Alle Pläne gipfeln darin, die Gefangene zu befreien. Als nun aber das Unerwartete geschieht, Edna ihre wachsende Neigung für Nimrod, die sie unter dem Mantel stolzer Unnahbarkeit meisterhaft zu verbergen gewußt, kundgibt und erklärt, des Starken Gemahlin werden zu wollen, da wird der Groll in Tharsis', Ednas früheren Verlobten, Seele zur Flamme glühenden, untilgbaren Hasses. In ihm besitzt Nimrod von jetzt ab den unversöhnlichsten Gegner. Dafür aber gewinnt er in Heber, Ednas Bruder, einen treuen, unschätzbaren Freund.

Der Ehebund zwischen Nimrod und der Semitin hätte nun ein versöhnendes Moment zwischen den Bruderstämmen sein können, wenn Nimrod, der machtvoll als König über sein Volk regiert, seinem wachsenden Ehrgeiz Zügel anzulegen verstanden hätte. Aus Noahs, des Patriarchen Munde geht ihm eine väterliche Mahnung zu. Dieser, der das große Strafgericht Gottes, die Flut über die sündige Menschheit hat hereinbrechen sehen, bittet den Enkel inständig, doch mit seiner Kraft dem Herrn allein zu dienen. Der Greis schaut tief in Nimrods ehrbegierige Seele;

„— — — — — — O widersteh Gott nicht!
Denn wer auf eigne Kraft sich steift, den bricht
Jehova wie ein Rohr."

Alles vergebens! Nimrods unbeugsamer Trotz kennt keine Mäßigung, und so wird ihm seine Verbindung mit den Semiten, seine mächtige Stellung und sein Einfluß, die dem Demütigen zum Segen hätte gereichen können, zu einer Quelle des Fluches und schließlich zum Untergang.

Welche Selbsteingenommenheit und welch grenzenloser Hochmut sprechen nicht aus den Worten:

„Unmöglich! Ha! ein Wort, das ich nicht kenne,
Nicht kennen mag! Ich werde möglich machen,
Was dir unmöglich scheint. Die Stolzen werden
Den Nacken krümmen unter meiner Faust,
Und der Gewalt setz ich Gewalt entgegen."

Und Heber dagegen voll Weisheit:

„Nur wer sich selbst beherrscht, beherrscht die andern."

In diesem gigantischen Machtbewußtsein muß Nimrod auf eine Bahn geführt werden, wo er den Gedanken an Gott, an einen Stärkeren über sich, als lästig und unbequem empfindet.

„Gott! — was ist Gott?! Ist's mehr als ein Begriff,
Von Menschen ausgedacht, um über andere
Sich unbegrenzte Herrschaft anzueignen?
Der Stärkre wird die Welt sich unterwerfen,
Ein Reich sich gründen, drin er selber herrscht,
Nach keinem Gott noch eitlen Götzen fragend,
Die im Gehirn der Toren sind erzeugt."

Und wieder:

„Denn, wer sich selbst genug, braucht keinen Gott."

Nicht zur Besinnung gekommen durch das Strafgericht, das Gott über Cham und Saba hat hereinbrechen lassen, beschließt der Verblendete, ein Zeichen seines Widerstandes gegen Gott aufzurichten, einen Turm zu bauen, „der in den Himmel seine Spitze bohre und allen Völkern künde, was der vermag, der eigner Kraft vertraut."

Der Bau des Turmes wird begonnen.

Vergebens beschwört Edna den Gatten, von seinem frevelhaften Tun abzulassen; ihre Vorhaltungen bewirken nur, daß sich sein Trotz, die Lust des Widerstandes gegen den höchsten Herrn in glühenden Haß verwandelt.

Heber versucht, im Gegensatz zu Edna, durch Güte und Liebe und im Vertrauen auf den Herrn Nimrods starren Sinn zu bewegen, das Werk des Hasses, den Turmbau, in ein Werk der Verehrung Gottes, in einen Tempelbau zu wandeln, endlich auch im Dienste des Allerhöchsten die Völker zu einen. Allein seine fromme, nachsichtige Seele, die des Freundes gute Eigenschaften so schön zu würdigen weiß, kennt nicht die Abgründe eines dem seinigen so unähnlichen Charakters.

Edna versteht das besser.

„Nie wird sich Nimrods herrschgewaltiger Geist
Vor einem Höhern beugen, keinen Gott
Erkennt er, als sich selbst."

Die Bemühungen des Geschwisterpaares, sogar eine von Edna zur Vernichtung des Turmbaues eingeleitete Verschwörung sind umsonst. Sie bilden für den Gang der Handlung nur retardierende Momente. Edna fällt den Racheplänen des finsteren Tharsis zum Opfer. Nimrod stimmt ihr Tod nichts weniger als ergeben. Blind und taub, treibt er seinem Verderben entgegen.

Der Turm ist vollendet. Eine religiöse Feier zu Ehren des Sonnengottes soll die Weihe einleiten, zu der Nimrod auch die Bruderstämme entboten hat.

Heber sieht, durch Noah erleuchtet, das Verhängnis nahen. Und die Katastrophe bricht herein.

„— — — — — — Ich bin der Herr,
Der Gott, der über Leben herrscht und Tod!
Kein Zweiter lebt! Reicht mir den Bogen her!
Mit diesem Pfeil, den auf des Sturmes Fittig
Ich in die Wetternacht entsende, fordr' ich
Auf Tod und Leben ihn heraus!"

Und der Allmächtige nimmt die Forderung an und entsendet sein Gericht — Vernichtung des Vermessenen, seines Riesenbaues, Wahnsinn und Verwirrung der Rede. Das ist das Ende. Aber in das Chaos, in die Verwirrung hinein, klingt lieblich und tröstlich die Verheißung, die Heber ausspricht, mit der das Drama wirkungsvoll schließt:

„Jehova
Weilt bei dem Volke, das Er auserwählt,
Von Seiner Macht und Herrlichkeit zu zeugen
Und allen Völkern, die im Dunkel wallen,
Der höchsten Einheit Licht und Heil zu bringen.
Auf Demantfelsengrund ersteht der Bau,
Der hoch zum Himmel ragt, der alle Welt
In seinem hehren Heiligtum vereinigt,
Wo eine Sprache herrscht und ein Gebot —
Der Turm, der fest in allen Stürmen steht,
Und den in Ewigkeit der Hölle Pforten
Nicht überwältgen werden. — —"

Nach des Dichters eigenem Ausspruch soll das Drama Bestrebungen unserer Zeit charakterisieren. Wo sich da die Berührungspunkte finden, ist leicht zu ersehen. Der Kraft- und Gewaltmensch Nimrod, für den nichts Höheres, Heiligeres existiert als der Genuß des irdischen Daseins, der sich um Gott und Gottes Gebote nicht bekümmert, der aber vor der eigenen Persönlichkeit eine solch unbegrenzte Hochachtung empfindet, daß er glaubt, ihr göttliche Verehrung erweisen lassen zu müssen, — dieser Nimrod ist ein getreues Spiegelbild des von Hochmut getragenen Menschheitsringens unserer Tage, die Personifikation des uralten und bis ans Ende der Welt dauernden heiseren Satansschreis: Ich will nicht dienen. Eine tiefe Symbolik liegt in diesem Drama. Wer die Zeichen unserer Zeit zu deuten versteht, dem ist die Sprache des „Nimrod" der monumentale Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen.

So alt wie die Menschheit und doch immer gleich verführerisch für die Staubgeborenen ist der Gedanke, der Nimrod seinen Untergang brachte — der Gedanke der Gottesgleichheit. Andere Zeiten — andere Weisen; aber im Grunde das alte Lied!

Hemstede hat sich beim Aufbau des Dramas an die geltenden Allgemeinregeln gehalten und auch in dieser Hinsicht das Beste geleistet. Die Zeichnung der Charaktere, der Haupt- wie der Nebenpersonen ist fest und bestimmt. Streng logisch ist überall der Zusammenhang zwischen Charakter und Handlung. Eine ans Herz greifende Episode ist das Bekenntnis des sterbenden Abimaël in der zweiten Szene des zweiten Aktes, wie das Werk überhaupt an erschütternden und erhebenden Szenen reich ist.

Von außergewöhnlicher Schönheit ist die Sprache, die wahrhaft klassisch genannt werden muß. So rein und ebenmäßig rauscht ihr Fluß dahin, daß sie dem Ohre in ihrer Harmonie wie Musik klingt. Voll von Anschaulichkeit und Bilderreichtum, adelt sie, ohne überladen zu erscheinen, die stille Größe der Antike.

Noch gar viel wäre am „Nimrod" zu bewundern und zu rühmen. Doch die Bewunderung allein tut's nicht. Der Dichter will sie in Tat umgesetzt sehen, und ein reicher Absatz des Werkchens, das die Junfermannsche Buchhandlung in Paderborn im Verlag hat, drückt ihm die beste Anerkennung aus.

Möge denn auch die Zeit nicht mehr ferne sein, wo „Nimrods" dramatische Kraft von der Bühne aus seine Wirkung tut. Dann erst wird man dieses gewaltige Werk voll und ganz verstehen und würdigen können.

Vom Büchertisch.

Michelangelo. Die Renaissance in Italien. Von Walther Rothes. Mit 100 Abbildungen, geb. M 4.50. In der Sammlung Weltgeschichte in Charakterbildern. Verlag von Kirchheim & Co. Mainz 1912. Das Charakterbild Michelangelos, dieses Titanen menschlichen Könnens, steht als einer der hellsten Sterne am Himmel des Mittelalters. Das stürmische, brausende Ringen des Genius jener Zeit nach der Lösung der schwierigsten Probleme fand in Buonarotti seine Inkarnation. Michelangelo erfaßte und nahm in sich auf wie kein anderer vor ihm und nach ihm die Antike von Rom und Hellas. Doch schritt sein gewaltig arbeitender Geist weiter, und er schuf der Welt unsterbliche Werke des Pinsels und des Meißels, die seinem Zeitalter den Stempel gaben. Dr. Rothes, früher Dozent der Kunstgeschichte an der Kgl. Akademie zu Posen, der längere Zeit in Italien arbeitete und über italienische Kunst schon mehrere vorzügliche Werke veröffentlichte, führt uns in „Michelangelo" kurz und doch übersichtlich, in klarer, vortrefflicher, gleichsam durch den Genius des unsterblichen Künstlers inspirierter, begeisterter Sprache hinein in das politische, kulturelle und künstlerische Getriebe jener eigenartigen Zeit. Den Kern des Buches macht naturgemäß die hohe Blüte der bildenden Künste aus, in deren Mittelpunkt Michelangelo steht. 100 sehr gut ausgeführte Abbildungen der ersten Kunstwerke der Renaissance in Italien geben dem Buche eine vorzügliche Ergänzung. Jos. Valley.

Das deutsche Zentrum. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstages. Zweite vermehrte Auflage. Verlag der Internationalen Verlagsbuchhandlung „Messis", Amsterdam 1912. Preis M 1.80. In unserer schnellebigen Zeit entschwinden die Ereignisse selbst der jüngsten Vergangenheit nur allzu rasch aus dem Gedächtnisse der Zeitgenossen. Die Kenntnis von der Entstehung der Zentrumspartei, ihrem ruhmreichen und tatkräftigen Wirken zum Wohle des Vaterlandes, den Programmen, sowie der Stellung der Partei zu den jeweiligen politischen Konstellationen bei den Wahlen, wie sie aus den Wahlaufrufen hervorgeht, sollte geistiges Eigentum eines jeden Zentrumsmannes sein. Erzberger bietet hierüber in diesem Buche eine gute und populäre Darstellung, versehen mit erklärenden Erläuterungen. Ein solches Buch sollte jeder Zentrumsmann in Händen haben. W. Büchl.

Weltfronleichnam. Ein Erinnerungsblatt an den 23. Eucharistischen Kongreß in Wien. Von Guido Haßl, Kammerer, Ditzenbach, Verlag von Ambr. Opitz in Warnsdorf. Preis 40 Pf. Ein begeisterter Teilnehmer an der ganz einzigartigen eucharistischen Veranstaltung in Wien vom 11.—15. September 1912 kommt hier zum Wort. Was er bietet, ist nicht ein trockenes Aneinanderreihen von Einzelheiten des Kongresses; das Ganze ist ein Werk aus einem Guß und einem Geist; auf jeder Seite anziehend und in jedem Abschnitt originell. Das ganze, 80 Seiten zählende Werkchen des wohlbekannten Volksschriftstellers G. Haßl ist so recht ein zu Herzen dringendes „Tantum ergo sacramentum veneremur!" Nichts, was einen vom Eucharistischen Kongreß interessieren könnte, ist übergangen und alles, was geboten ist, ist interessant. „Weltfronleichnam" möchte ich namentlich in die Hände von Erstkommunikanten empfehlen, aber auch Erwachsenen und allen, die sich für die heilige Eucharistie und die letzte Welthuldigung an dieses große Geheimnis des Glaubens interessieren, kann es vieles sagen.

Deggingen. Ströbele.

Pius X. und die Erstkommunion. Ein Büchlein für Eltern und Erzieher. Von F. M. de Zulueta, S. J. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen; 47 S., Preis 50 Pf. Trier. Verlag der Paulinusdruckerei. Der Verfasser dieses Büchleins ist ein überaus eifriger Förderer der frühzeitigen Kommunion der Kinder im Sinne des Dekretes „Quam singulari" Pius' X. Ueber die Kinderkommunion herrschen noch manche Vorurteile und Unklarheiten, welche durch dieses Büchlein, das sich in erster Linie an Eltern und Erzieher wendet, in kurzen, prägnanten Kapiteln behandelt und beseitigt werden. Möge durch dieses Büchlein, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist, der Wunsch des Heiligen Vaters bald überall mit reichen Früchten belohnt werden. J. Valley.

Bücher für Erstkommunikanten. Verlag von Butzon & Bercker, Kevelaer. Jesus, bleib' in meiner Seele! Ein Buch für Erstkommunikanten als Begleiter auf dem ferneren Lebenswege. Zusammengestellt von Schwester M. Paula, Franziskanerin. 224 Seiten, geb. M 2.50. Es ist eine liebenswürdige Gabe, die die als Jugendschriftstellerin bekannte Franziskanerin hier bietet. In Belehrungen, Erzählungen und Gedichten leitet sie die Kinder an, „dem Könige den Speisesaal ihres Herzens zu be-

reiten" und „die Vereinigung mit Jesus zu einer dauernden zu machen". Ein gutes, sehr empfehlenswertes Geschenk für Erstkommunikanten, das sie auch später noch gerne zur Hand nehmen werden. — Ein besonderes Wort der Empfehlung möchte ich dem Buche aus der Feder derselben Verfasserin mitgeben: Mein Kind, gib mir dein Herz, Erzählungen für kleine Erstkommunikanten. 11.—20. Tausend, 192 S., M 1.50. Diese Erzählungen treffen glücklich den kindlichen Ton und werden sicher manches junge Herz erbauen und rühren. Die beigegebenen Bilder sind gut. — Als Jugendbücher zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens, die besonders für den heranwachsenden Menschen wertvoll sind, können die beiden Bücher von Professor Schwarzmann bezeichnet werden: Bereitet den Weg des Herrn, Erzählungen für Erstkommunikanten. 8. Aufl., 384 S., M 1.60, auch zur Vorbereitung trefflich geeignet; und Bleibe treu, ein Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens. 5. Aufl., 376 S., Leinenband M 2.50. — Ein gutes Gebetbuch für jüngere Erstkommunikanten ist: Des Kindes erstes Kommunionbuch von P. Droeber, 2. Aufl., 272 S., geb. M 0.70. — Für ältere und die heranwachsende Jugend: Brot der Engel, von Dr. Augustin Wibbelt, Pfarrer. 2. Aufl., 608 S., M 1.35. Die Namen der Verfasser bürgen für die Gediegenheit dieser beiden Bücher. Fritz Flinterhoff.

Neue künstlerische Kommunionandenken. Die Kunst im Dienste der Kirche, die Kunst als Mittel zur Förderung von Herz und Gemüt, so beginnt sie mehr und mehr wieder jenen erhabenen Zielen zuzustreben, denen sie sich in alten Zeiten geweiht hatte. Was auch in unseren Tagen von kirchen- und glaubensfeindlichen Seiten geschehen, und wie stark auch die Kunst nach jenen Richtungen gebraucht und leider nur zu oft auch mißbraucht wird, dennoch dient das alles dazu, um den Widerstand und die Tatkraft der gutgesinnten Parteien erst recht anzufeuern. Zu jenen Stellen, die sich mit Ernst und Erfolg um die Verbreitung edler christlicher Kunst im Volke verdient machen, gehört im besonderen Maße auch die Kunstanstalt Joseph Müller in München. Sie bringt zurzeit eine größere Menge wahrhaft erfreulicher Kommunionandenken, Osterbildchen, überhaupt Andachtsbilder der verschiedensten Art in die Oeffentlichkeit. Dabei legt sie betreffs der Auswahl Wert auf besonderen Feinsinn und bewirkt so, daß die Kinder wie die Erwachsenen außer zu Gefühlen andächtiger Erhebung auch zu solchen eines reinsten künstlerischen Genusses gelangen. Sie reproduziert in technischer Vollendung und zu unglaublich billigen Preisen Werke unserer allerersten modernen und solche der berühmtesten alten Meister. Man sieht Memling, Tizian, van Dyck, Veronese, Rubens, Raffael und sehr viele andere Heroen der künstlerischen Vergangenheit; von Neueren Führich, Altheimer, Heß, Schraudolph, Overbeck, Ittenbach, Löfftz u. v. a. Außer diesen kleinen Blättchen bringt die Kunstanstalt Joseph Müller auch zwei größere (die außerdem wieder in verschiedenen Formaten zu haben sind), bestimmt zum Andenken an die erste heilige Kommunion. Das eine dieser Blätter zeigt das heilige Abendmahl von H. M. von Heß, eine überaus edle Darstellung von abgeklärtester Schönheit der Linien und Farben. Das zweite ist das ergreifende Bild einer Austeilung der heiligen Kommunion in den Katakomben, gemalt von Ph. Schumacher, dem trefflichen, recht volkstümlich empfindenden Schilderer religiöser Szenen. So wird das Kindesgemüt auch auf jene ersten Prüfungszeiten des Christentums hingewiesen und dadurch selbst zur Treue und Standhaftigkeit begeistert. Martin Merz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Die Uraufführung von Ruederers „Morgenröte" hat vor sechs oder sieben Jahren „vor Geladenen" im gleichen Hause stattgefunden; ich habe dieser Première nicht beigewohnt und vermag deshalb nicht abzuwägen, wie groß die Aenderungen sind, die der Behörde die Freigabe dieser Lola Montez-komödie annehmbar gemacht haben. In Bayern ist die Zensur ja sehr milde. Natürlich betritt Ludwig I. nicht die Bühne, aber auf ihr herrscht die Tänzerin in seinem Namen, wir sehen einen Minister vor ihr kriechen, einen Offizier im Namen der bayerischen Armee (!) vor ihr das Knie beugen, und sie träumt davon, die Stufen des Thrones selbst zu besteigen, bis die entstandenen Unruhen den König nötigen, die Tänzerin des Landes zu verweisen. Das Publikum vergnügte sich sehr und spendete dem Autor und den Darstellern stürmischen Beifall. All diese Applaudierenden hatten scheinbar kein Gefühl dafür, wie pietätlos verzerrt in dieser Perspektive das Bild des großen Königs erscheint. Es hat früher Droschkenkutscher in München gegeben, die fuhren die Fremden statt zu den Kunstschöpfungen Ludwigs des Ersten, zuerst zu dem kleinen Palais, „da, wo" die Lola Montez gewohnt hat. Es wäre doch Pflicht der Literatur, einen höheren Standpunkt einzunehmen. Rein technisch genommen ist das Stück geschickt gemacht. Die Szenen in den vormärzlichen Münchener Wirtshäusern haben einige echte Lokaltöne, bierfrohe Philister gelingen Ruederer plastisch, freilich läßt er sich leicht zu Uebertreibungen hinreißen. Nur durch eine Bierpreiserhöhung gelingt es, das Volk aufzuwiegeln. Die Aufzüge im Palais der Lola Montez sind etwa im Geschmacke, wie Sardou in „Madame Sans Gêne" mit historischen Figuren spielt. Als Lola den Senior des ihr feindlichen Korps zu ihrem liebestollen Sklaven gemacht hat, bezeichnet der Autor dies als eine Wendung durch Gottes Fügung. Die geschmacklose Travestierung des bekannten Ausspruches Wilhelm I. wirkte am 25. Todestage des Heldenkaisers besonders peinlich. Stark belacht wurden Witze, wie „Wenn sie von Politik nichts verstehen, bleibt für sie nur das Ministerportefeuille für Kirchen- und Schulangelegenheiten übrig." Auf solche billige Späße sollte ein Autor von literarischer Ambition verzichten; aber freilich, wo immer ihn der Furor packt, verliert er den Geschmack. Daß Ruederer die „Pfaffen" nicht leiden kann, weiß man. In dem gegen Lola hetzenden, hinterhältigen und sich im Augenblicke der Gefahr feige zurückziehenden Kuraten hat er eine nur im Rampenlicht mögliche Intrigantenfigur auf die Bühne gestellt. Der hohnvolle Schlußakkord der Komödie mit den Weihrauchdämpfen beweist nur von neuem unsere Zensurfreiheit. Die Vorbereitung der Revolutionskomödie hatte eine kleine Bühnenrevolution zur Folge. Zwei Künstlerinnen stritten um die Rolle der Lola, die Fräulein Woiwode erhielt und mit Geschmack durchführte, der unterlegenen Kandidatin ward die erbetene Entlassung. Die wichtigeren Dialektrollen waren möglichst bodenständig besetzt. Die Regie führte der Dichter selbst. In Berlin und Wien hat sich die „Morgenröte" nicht lange halten können, man empfand sie zu sehr als Münchener Angelegenheit. Nun, Münchener Angelegenheit wäre es gewesen, dem Manne, der München zu einer Stadt gemacht hat, die jeder gesehen haben muß, mehr Pietät zu wahren, als Herr Joseph Ruederer und sein Publikum.

Aus den Konzertsälen. Daß eine musikalische Gesellschaft vom Range des Konzertvereins des 100. Geburtstages Richard Wagners gedenken würde, war natürlich. Er weihte das 9. Abonnementskonzert dem Gedächtnis des Meisters. Die Tonhalle hatte ein festliches Gewand angelegt. Die dekorative Note hob nicht nur die Stimmung, sondern vervollkommnete, wahrscheinlich als zufällige Nebenwirkung, die Akustik. Löwe hatte als Programm gewählt, Meistersingervorspiel, Siegfriedidyll, Vorspiel und Bacchanale aus Tannhäuser, aus „Parsifal": Vorspiel, Karfreitagszauber, Verwandlungsmusik und Schluß des dritten Aktes, mithin dasjenige, das sich für den Konzertgebrauch am relativ günstigsten erweist. Löwe dirigierte mit gewohnter Feinheit und Delikatesse. Ueber verschiedene Tempi ließe sich streiten, ungeachtet des hohen Gesamtniveaus der Darbietung. Im Parsifal erfreuten die Solisten Dr. Römer, Felix v. Kraus und Geiße-Winkel durch die Schönheit und den Glanz ihrer Stimmen. Die Chöre stellten Bürgersängerzunft und Städtische Singschule. Ferdinand Löwe wurde durch enthusiastischen Beifall ausgezeichnet. Das 22. Volkssymphoniekonzert stand im Zeichen Beethovens. Die drei Leonorenouvertüren hintereinander zu spielen, hat doch einen etwas kunstschulmeisterlichen Zug. Zwischen ihnen und der 7. Symphonie wurden die zwölf Kontretänze und „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria" geboten. Man gab nur den zweiten Teil, die Siegesfeier mit, dem dazwischen tönenden „God save the King" in sehr flotter Durchführung. Es wäre ganz angenehm, wenn man gelegentlich auch einmal die wuchtige Schlachtenmusik des ersten Teiles hören könnte. Ganz erlesenen Genuß bot der Liederabend der Madame Cahier. Die Sängerin von dieser seltenen Harmonie von Gesang und Vortrag gehört zu den ganz wenigen, die nie enttäuschen, ob sie Brahms singt, oder Schumann, Händel oder zeitgenössische Komponisten, ob in deutscher Sprache, oder französisch, italienisch, schwedisch, man wird schwer sagen können, dieses liegt ihr mehr, jenes weniger. Immer trifft sie den Stil und Empfindungsausdruck, der als der allein richtige, zwingende erscheint. So wirkungsvoll ihr Gesang ist, läßt sie sich niemals verführen, schärfer zu akzentuieren, als der lyrischen Situation angemessen, was außer ihr kaum eine Sängerin vermeidet, die auch Bühnenkünstlerin ist. Ueber die Schönheit und Kultur ihrer Stimme wäre öfter gesagtes zu wiederholen, auch diesmal fand Madame Cahier begeisterte Aufnahme. Es fällt schwer, im gleichen Artikel anderen Gesangskräften gerecht zu werden. Verfrüht betrat Malwine Utassi das Podium. Ueber schöne Mittel, weniger über sonderliche Kultur des Vortrages verfügt der sehr beifällig aufgenommene Baritonist Werner-Koffka, der u. a. reizvolle Lieder von Zilcher sang. Zilcher ist, nebenbei gesagt, einer unserer delikatesten pianistischen Begleiter. Jnah Galli bestätigte wieder, nach dem Berichte meines Vertreters, die jüngst gemachten günstigen Eindrücke. Mehrere Jahre hat man die Barth'sche Madrigalvereinigung hier nicht gehört, sie bot die alten Gesänge mit feinster Nuancierung und Ausgeglichenheit. Mögen einige Stimmen auch vordem größeren Schmelz besessen haben. Elsa Gregory hat angenehme stimmliche Mittel. In ihren Liedern zur Laute bewegt sie sich meist im Kabarettstil, im gehobenen, salonfähig gemachten freilich. Im ganzen wirken ihre Lieder anmutig und liebenswürdig. Gabrilowitsch hat auch auf seinem vorletzten Abend seine reiche pianistische Kunst (bei Orchesterbegleitung unter Leonid Kreutzers Führung) erwiesen. Guter Besuch und reicher Beifall bleiben dem ausgedehnten Unternehmen erfreulicherweise treu. Mit der bekannten Geigerin Studeny, die wieder große Technik und musikalische Kultur zeigte, konzertierte Marg. Closs, die u. a. Schumanns Frauenliebe und Leben mit tiefer Wirkung sang. Dr. Studeny war beiden ein feinfühliger pianistischer Begleiter. Auch die Violinabende von Gg. Knauer und E. Telmanyi, von denen der letztere als die technisch gereiftere Persönlichkeit erscheint, waren erfolgreich. Der Schober'sche Frauenchor veranstaltet unter Leitung seines Dirigenten Hans Schober am 13. März zum Besten des Hauspflegevereins ein Konzert im Odeon, zu welchem hervorragende Künstler ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Regensburger Stadttheater wird, wenn die Verhandlungen zu einem positiven Ergebnis führen, in eine Hofbühne des Fürsten von Thurn und Taxis umgewandelt werden. — In Mainz fand die deutsche Uraufführung von Lazzaris Oper: „La lepreuse" statt. Der Erfolg war, wie in Paris, groß. Die Schönheit der Musik läßt das Häßliche der Handlung vergessen. — Rich. Straußens „Ariadne" fand in Kassel freundlichen, jedoch keineswegs enthusiastischen Beifall. — Das Fabelspiel „Die vernarrte Prinzeß" von Bierbaum, Musik von O. v. Chelius gefiel in Braunschweig. Die an sich geschmackvolle Musik wird als zu wuchtig für das graziöse Textbuch empfunden. — Die Zarentragödie „Peter und Alexei" von Henry Heiseler, einem in Deutschland lebenden jungen Russen, weckte in Leipzig große Hoffnungen. Sie wird als ein packendes Bühnenwerk von dichterischen Qualitäten bezeichnet. — Ein lange vergessenes Lustspiel von Friedrich Halm „Verbot und Befehl" hatte in Frankfurt a. O. Erfolg. Die Kritik glaubt, daß eine Aufnahme des alten Stückes in den Spielplan sich überall lohnend erweisen würde. — In Berlin hatte „Bürger Schippel", Komödie von C. Sternheim, einigen Erfolg. Der Verfasser, dessen „Kassette" im Münchener Residenztheater einen Skandal verursachte, konstruiert sich eine wunderliche Welt, um selbstzufriedene Kleinbürger mit mehr Hohn als wirklichem Humor bloßzustellen. — Drei Einakter in Knüttelversen von H. Eulenberg gefielen in Leipzig. Nach den Inhaltsangaben erscheinen sie recht derb. — „Die Golden Quarry", ein Schauspiel aus dem südafrikanischen Goldgräberleben von E. Korn interessierte in Breslau durch die Milieuschilderung. — In Brüssel gefiel „Kaatje", ein Drama von H. Spaak, Musik von Buffin. Der Komponist wandelt in den Spuren Vincent d'Indys. — Die Ausstattungsrevue eines Genfer Theaters beschäftigt sich mit der Schweizer Reise des Kaisers. Leider fehlen nicht chauvinistische Entgleisungen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die ursprünglich zuversichtliche und feste Haltung der deutschen Börsen war von kurzer Dauer. Die angesichts der neuen Anleihen auf einen guten Ton gestimmten Wochenberichte der deutschen Bankwelt, sowie günstig zu nennende Schilderungen aus der heimischen Industrie vermochten nur für Tage den Börsen ein besseres Gepräge zu verleihen. Die zum Teil namhaften Meinungs- und Interventionskäufe in den tonangebenden Papieren, wie Schiffahrts-, Montan-, Bank- und Industrieaktien brachten den Effektenmärkten zwar vorübergehende Belebung, eine anhaltende Hausse konnte jedoch an den deutschen Märkten nicht durchdringen. Lediglich und allein ist es der Geldmarkt, der — es ist dies eine internationale Erscheinung — gerade im ersten Jahresquartal, an welchem sonst von flüssigen Geldverhältnissen und den billigsten Diskontsätzen gesprochen werden kann, in diesem Jahr den dunklen Punkt für unsere Börsen bedeutet. Auch mit einer geklärten politischen Lage dürfte in absehbarer Zeit eine beträchtliche Entlastung in der Geldmarktsituation nicht stattfinden. Dass momentan das Geld rar ist, zeigen die Sätze für die Tagesraten von über 6% und die Höhe des Privatdiskonts in Berlin, der gleichfalls den offiziellen Satz der Reichsbank erreicht hat. Dieses Notenbankinstitut selbst hat trotz seines ohnehin vermehrten Wechselbestandes täglich erneute Diskonteinreichungen zu befriedigen. Der Status der Reichsbank ist im Vergleich zu den Vorjahren derart verschlechtert, dass sogar in Bälde eine Diskonterhöhung in Frage kommt. Wie sich die Geldverhältnisse sodann im Spätjahre gestalten dürften, entzieht sich im Moment jeder sachlichen Beurteilung. Die Börsen stehen in bezug auf die monitäre Lage unter dem Eindruck der neuen enormen Steuerprojekte für die Militärvorlagen, und verhehlen sich nicht, in Sorgen hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung unserer Finanzpolitik zu sein. Dabei kommt noch das starke Geldbedürfnis der übrigen europäischen Grossmächte in Betracht. In zweiter Linie sind die Konsequenzen aus dem Balkankrieg zu ziehen. Man weiss heute schon, dass die durch die Orientkrisis auch finanziell total geschwächten Balkanreiche mit erheblichen Summen den europäischen Geldmarkt belasten werden. Auch die Verzögerung der militärischen Abrüstung Oesterreichs und Russlands verursachte nervöse Börsen und apathische Stimmungen. Die Kapitalistenkreise stehen vollkommen unter dem Einfluss der Ungewissheit hinsichtlich der kommenden Steuern und Abgaben, welche die Kriegsrüstungen im Gefolge haben. Für die deutschen Börsen kommt die Gefahr einer neuen Kotierungssteuer in Betracht. Auch andere Projekte werden voraussichtlich das mobile Kapital treffen. Die Verschlechterung im Status der Reichsbank ist derart stark, dass Handel und Industrie wohl über kurz oder lang zu einer strikten Eindämmung ihrer Geldbedürfnisse gedrängt werden müssen. Selbst bei Eintritt einer endlichen durchgreifenden Besserung in der politischen Lage und einem definitiven Friedensschluss am Balkan wird geraume Zeit verstreichen, bis der eingesetzte Hochschwung unserer industriellen Konjunktur neuerdings die Kurve der Aufwärtsbewegung einschlagen kann. Der verstimmende Eindruck der Militärkosten beherrscht an den Börsen alle übrigen Momente. Die Subskription auf die neuen deutschen Anleihen zeigt zwar von einem erfreulichen Erfolge, immerhin wird derselbe eingeschränkt von dem Hinweis, dass die Zeichnung von äusserst verlustbringenden Kursrückschlägen der übrigen Anleihewerte begleitet war. Ein Privatdiskont in der Höhe des offiziellen Banksatzes im gleichen Zeitpunkt dieser Emission gehört zu den Seltenheiten des Börsenlebens. — Die Berichte aus der Industrie — verschiedene günstige Daten geben ein befriedigendes Bild unserer Wirtschaftslage — bleiben wirkungslos. Dabei sind zurzeit die Börsenengagements äusserst gering und belasten keineswegs die Geldmarktlage. Auch aus den durchweg glänzenden Bankbilanzen ist bereits zum Jahresende 1912 eine erhebliche Abnahme der fremden Börsengelder zu konstatieren. Die Jahresabschlüsse der Hibernia und der Oberschlesischen Koksgesellschaft geben bei erhöhten Dividendenerträgnissen günstige Auspizien für unsere Montanbranche. Mit dem Verschwinden der noch vorhandenen politischen Reibungsflächen kann erwartet werden, dass das laufende Jahr für unsere Wirtschaftslage doch noch eine breitere Kette von grosszügiger und beherrschender Entwicklung bleiben wird. Anderseits ist hierbei in Betracht zu ziehen, dass gerade durch die Militärforderungen unserer heimischen Industrie Neuaufträge von Hunderten von Millionen Mark zufliessen, wodurch sich für geraume Zeit angestrengte Beschäftigung bei sicherlich lohnenden Preisen ergeben wird. Von internationaler Bedeutung war die gross angelegte Programmrede des neuen Präsidenten der amerikanischen Union. Deutschlands Industrie kann durch günstigere Zollbedingungen mit Amerika nur profitieren. M. Weber.

Die Deutsche Reichsbank verteilt für 1912 eine Dividende von 6,95% (im Vorjahre 5,86%). Auch die Reichsbankhauptstelle München hat an diesem Mehrgewinn durch wesentlich gesteigerte Umsätze beigetragen.

Die Bilanz der Dresdner Bank zeigt einen Bruttogewinn von 41,3 Millionen (gegen 40,1 Millionen Mark i. V.). Nach reichlichen Abschreibungen und Reservestellungen wird aus dem verbleibenden Reingewinn, der gegenüber dem des Vorjahres um ca. 1/2 Million Mark grösser ist, die Verteilung von wiederum 8 1/2% Dividende vorgeschlagen.

Die Hellmannsche Immobilien-Gesellschaft, A.-G., München erzielte für 1912 einen Reingewinn von Mk. 176,478 (i. V. Mk. 361 915). An Stelle der im vorigen Jahre wieder aufgenommenen Dividendenzahlung wird der am 29. März stattfindenden Generalversammlung vorgeschlagen, aus dem angesammelten Gewinn, sowie Barmitteln, Aktien der Gesellschaft bis zu 234 Stück zu höchstens pari behufs Einziehung freihändig anzukaufen M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Liebes und Leides für heranwachsende Mädchen. Von Th. Lepper. Verlag des Jungfrauenvereins in Bochum, Antoniusstraße 8. 82 S. 20 Pf.; beim Bezug von 25 Stück an 10 Pf.

Reichs-Finanzreform und Bodenreform. Von A. Damaschke. (Soziale Zeitfragen, Heft 55.) 80 Pf. (Berlin, Buchhandlung „Bodenreform".)

Lieb und Leben. Gedichte von Karl Fries. (München, Verlag: Vereinigte Kunstanstalten A. G.)

Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Amberg. Herausgegeben vom Stadtarchivar. 1. Hft.: **Der kunstvolle Liedertisch im Rathause zu Amberg.** Von Dr. phil. Bertha Antonia Wallner. Mit einem Kunstblatt und Notenbeilagen. VI, 61 u. 15 S. M 2.—. Subskriptionspreis M 1.50. (Amberg, Fr. Pustetsche Buchhandlung.)

Wie mache ich mein Testament ohne Rechtsanwalt und ohne Notar! Das Erbrecht. Gemeinverständliche Darstellung des Gesetzes nebst Testamentsentwürfen und Beispielen. Von Hans Lustig. M 1.10. (Baumgartens Verlagsbuchhandlung, Saarbrücken 3.)

Der neuere Geisterglaube. Tatsachen, Täuschungen und Theorien. Von weiland Bischof Dr. Wilh. Schneider. Bearbeitet von Prof. Dr. Franz Walter. M 10.—. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Die zivilrechtliche Haftung der Zeitung für falsche Nachrichten. Von Dr. jur. Heinrich Weides. M 1.40. — **Staat, Recht und Gottesglaube.** Von Dr. Bruno Eisenbacher. M 2.40. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Des Kindes Fibel, herausgegeben von Wilhelm Kotzde, mit Bildern von Arpad Schmidhammer. Geb. M 3.—. (Verlag von Jos. Scholz in Mainz.)

Zitatenschatz. Eine Sammlung von über 1300 Zitaten, nach Inhalts-Stichwörtern alphabetisch geordnet und nach Begriffswörtern registriert. Von Joseph Gürtler. VIII u. 208 S. 8°. Geb. M 2.80. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft nach den Ergebnissen der neuesten deutschen Statistik, insbesondere der Berufs- und Betriebsstatistik. Von Dr. M. Mendelson. VI u. 75 S. M 1 80. (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung.)

Wahrheit und Wirklichkeit. Untersuchungen zum realistischen Wahrheitsproblem. Von Dr. Aloys Müller. M 2.—. (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.)

Enneberg in Geschichte und Sage. Von Dr. Alois Vittur. 460 S. Geb. M 7.—. (Lana bei Meran, Karl Riedmann.)

Ruhmesblätter aus der Geschichte des Dritten Ordens des hl. Franziskus. Gr. 8°. XII u. 308 S. M 3 60 u. M 4.50. (Lana bei Meran, Karl Riedmann.)

Die Herrlichkeit der göttlichen Gnade. Frei nach P. Eusebius Nieremberg S. J. von Dr. Matth. Joseph Scheeben; neu bearbeitet durch Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. (Sammlung „Aszetische Bibliothek".) 12° (XXIV u. 684 S.) M 3.60; geb. M 4.40. (Freiburg, Herder.)

Die gottselige Mutter Franziska Schervier, Stifterin der Genossenschaft der Armenschwestern vom heiligen Franziskus. Von Ignatius Jeiler O. F. M. 8° (XX u. 462 S.) M 4.—; geb. M 5.—. (Freiburg, Herder.)

Seelenschmuck zum göttlichen Gastmahl. Die Lehre vom heiligsten Altarssakrament in Gebeten zur öfteren Kommunion von Moritz Meschler S. J. Schmal 24° (XII u. 246 S.) Geb. M 1.30 und höher. (Freiburg, Herder.)

Die bayerische Kirchengemeindeordnung. Herausgegeben von Joseph Frank, k. Bezirksamtmann und Regierungsrat. Zweiter Teil: Erläuterungen. Geb. M 3.50. (Regensburg, J. Habbel.)

Die Wahrheit der katholischen Religion. Grundlehren und Unterscheidungslehren für die heranwachsende Jugend. Von J. Linden S. J. (Paderborn, Bonifaziusdruckerei.)

Fünfzig Vorträge für christliche Müttervereine. Von Wilhelm Kranebürg. Brosch. M 3.—. (Paderborn, Bonifaziusdruckerei.)

Der geschichtliche Wert der Afralegende. Von Dr. Otto Riedner. M 1.50. (Kempten und München, Kösel.)

Holland J. A., Franz von Assisi, Legenden. Künstlerische Ausstattung von Karl Köster. 8°. 156 S. Geh. M 2.—, geb. M 3.—, in Pergament M 8.—. (Kempten und München, Kösel.)

Goldenes Kommunionbuch für Welt- und Ordensleute. Von P. Joh. Schäfer. 90 Pf. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Missionsdruckerei.)

Literarische Notizen.

Was schenke ich meinem Kinde zur ersten heiligen Kommunion? Für diesen Ehrentag dürfte ein gutes Buch stets das gediegenste Geschenk bilden. In dem bekannten Verlage der J. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf i. W., sind nun eine ganze Reihe von sehr empfehlenswerten Büchern als Festgaben zur ersten heiligen Kommunion erschienen. Bei gediegener Ausstattung sind dieselben in allen Preislagen zu haben. Ein allerliebstes Büchlein, das in die Hand unserer Kinder gehört, ist „Schwester M. Paula, Kindlein, liebet die Liebe!" Eucharistische Erzählungen für Kinder, eleg. kart. 50 Pfg., fein gebunden 1 M. Da die Kinder jetzt früher zur ersten heiligen Kommunion zugelassen werden, ist das Büchlein so recht passend und zeitgemäß. Liebe zum göttlichen Heiland atmet nicht nur aus jeder Erzählung hervor, sondern wird auch im Herzen der Kinder entfacht. — Umfangreicher ist das ebenfalls neu erschienene Büchlein „Am Gnadenquell der heiligen Eucharistie". Eine Festgabe für jugendliche Kommunikanten. Von Maria Stephana Hofegger. Preis M 2.40. Das vorliegende Buch möchte ein wenig dazu beitragen, daß einerseits die Erinnerung an den großen Gnadentag der ersten heiligen Kommunion nicht verblasse, anderseits die Sehnsucht nach oftmaliger Erneuerung derselben wach bleibe. — Ferner erschien ein sehr geeignetes Gebetbuch für Erstkommunikanten, welches sich als Geschenk für diesen Tag vorzüglich eignet. Dasselbe ist betitelt „Tuet dies zu meinem Andenken". Belehrungen und vollständiges Gebet- und Kommunionbuch für Erstkommunikanten und alle kommunizierenden Kinder von 9—15 Jahren. Nach den jüngsten päpstlichen Kommuniondekreten herausgegeben von Pater Salesius Elsner O. F. M. In elegantem Kunstledereinband mit Goldschnitt M 2.50, besser M 3, 4, 5. Die frühere und öftere heilige Kommunion der Kinder erfordert auch Gebetbücher, deren Sprache Anklang im Herzen der Kinder findet. Vorliegendes Büchlein ist hauptsächlich für die Uebergangszeit bestimmt und wohl geeignet, dazu beizutragen, daß recht viele Kinder oft und würdig die heilige Kommunion empfangen. — Für kleinere Kinder empfiehlt sich „Jesus und das Kind". Ein Gebetbuch für kleine Erstkommunikanten. Von zwei Ursulinen. Preis elegant gebunden 50 Pfg. Wenn ein Kind sich nach diesem Büchlein auf die erste heilige Kommunion vorbereitet, empfängt es dieselbe gewiß recht würdig.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen

№ 12. München, 22. März 1913. X. Jahrgang.

Dr. Armin Kausen

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte" das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten." „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden." X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen", dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf" ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung". In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter" schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte" das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten." „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden." X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen", dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf" ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung". In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter" schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

Dr. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte“ das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten.“ „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden.“ X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen“, dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit“ ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30 jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf“ ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung“. In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter“ schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte" das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten." „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden." X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen", dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30 jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf" ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung". In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter" schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

Dr. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte“ das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten.“ „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden.“ X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen“, dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit“ ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf“ ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung“. In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter“ schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte“ das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten.“ „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden.“ X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen“, dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit“ ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf“ ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung“. In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter“ schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte“ das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten.“ „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden.“ X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen“, dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit“ ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf“ ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung“. In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter“ schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

DR. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte" das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten." „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden." X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen", dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf" ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung". In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter" schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Dr. ARMIN KAUSEN †

Dr. ARMIN KAUSEN ist nicht mehr. Diese Trauerkunde durcheilt die Lande und erfüllt Freunde und Gegner, in erster Linie aber die katholischen Kreise mit grosser Bestürzung und tiefster Trauer. Der Begründer der „Allgemeinen Rundschau" litt seit Jahrzehnten an einem Herzklappenfehler, dessen Wirkungen jedoch durch überaus mässiges Leben kompensiert worden waren. Die aufreibende und aufopfernde Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache, im Dienste des Vaterlandes und zur Förderung und Erhaltung der guten Sitten hatte in den letzten Jahren eine verminderte Widerstandsfähigkeit des Herzens im Gefolge, welche lange Aufenthalte im Süden notwendig machte. Bereits im vergangenen Sommer mahnten erschreckende Anzeichen von Herzerweiterung zur möglichsten Einschränkung der Arbeit, ja zum völligen Einstellen derselben. Zu letzterem konnte sich die zähe, schaffensfreudige, kampfgewohnte Natur des Verblichenen nie verstehen Nach kurzem Abflauen der Symptome traten dieselben mit erneuter Heftigkeit im Januar dieses Jahres auf, sodass die Aerzte eine Aussicht auf Besserung nur bei gänzlicher Enthaltung von jeglicher Berufsarbeit geben konnten. Als Aufenthalt, fern vom Geschäftsgetriebe, wurde Meran gewählt, wo der Patient getreu den Vorschriften der Aerzte dem kurgemässen Leben sich hingab. Gar bald sollte sich jedoch zu dem schon auf dem besten Wege zur Linderung befindlichen Herzleiden eine schwere fieberhafte Erkrankung gesellen, welche die so kräftige Konstitution in kurzer Zeit in schweres Siechtum zwang. Die Umstände, nicht zuletzt auch die Sehnsucht des Patienten nach seinem Heim, liessen den Transport nach München durch Ambulanz wünschenswert erscheinen. Hier waren erste Autoritäten unter Aufbietung aller ärztlichen Kunst, unterstützt von der geradezu aufopfernden Pflege der Gattin, bemüht, das teuere Leben zu erhalten, doch umsonst. Der Atem flog rascher, der Puls wurde schwächer, und am 15. März nachmittags um die dritte Stunde tat der Verewigte im Arm seiner teueren Gattin und im Beisein seines jüngeren Sohnes sowie zweier Krankenschwestern den letzten Atemzug. Fünf Tage vorher hatte er noch bei vollstem Bewusstsein und in vorbildlicher Hingebung und Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen. Tags darauf, als das Erkenntnisvermögen zeitweilig schon getrübt gewesen war, konnte er noch längere Zeit vollkommen klar mit seinem aus der Ferne herbeigeeilten älteren Sohne sprechen. Dann schwand zusehends das Bewusstsein, welches er nicht wieder erlangen sollte.

Am Tage vor seinem Ableben überbrachte ihm noch der apostolische Nuntius, Exzellenz Msgr. von Frühwirth, den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablass. Nun liegt er mit verklärten friedlichen Zügen, mit fast lächelndem Antlitz in der ewigen Ruhestätte, die Hände um Sterbekreuz und Rosenkranz gefaltet.

Was die katholische Welt an Dr. Armin Kausen verloren hat, ist tief eingeprägt in das Empfinden des katholischen Volkes. Jedes Wort an dieser Stelle würde eine Verkleinerung, ein Bruchstück bedeuten. Seine Verdienste wurden wiederholt von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in aller Oeffentlichkeit anerkannt. Weiland Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. nahm mehrmals Anlass, ihn mit hohen Auszeichnungen zu bedenken. Dem goldenen Kreuze „Pro Ecclesia et Pontifice" (1889)

folgte 1895 eine goldene Medaille und 1902 das Ritterkreuz des St. Gregoriusordens. Seine Heiligkeit Papst Pius X. verlieh ihm sodann durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte" das Komturkreuz des St. Gregoriusordens.

Aber auch an seinem engeren und weiteren Vaterlande hing er mit glühendem Patriotismus. Er war ein eifriger Verfechter des monarchischen Gedankens. In aufrichtiger Liebe und Verehrung war er dem Hause Wittelsbach ergeben. So war er denn auch einer der wenigen politisch hervortretenden Journalisten, welche von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern anlässlich der Feier des 90. Geburtstages mit der Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber ausgezeichnet wurden. Sein letztes Interesse am öffentlichen Leben galt der bayerischen Königsfrage, und als er auf seinem Krankenlager vom Einzug des bayerischen Regentenpaares in Berlin an der Seite des Kaiserpaares vernahm, da rollten ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Seine Ausführungen über die bayerische Königsfrage sind ja noch in aller Erinnerung. Wie sehr ihm aber auch das Wohl des Reiches am Herzen lag, erkennt man aus dem letzten Artikel seiner nimmer müden Feder („Worte und Taten." „Nachdenkliches zu den jüngsten Kaiserreden." X. Jahrg., Nr. 8 vom 22. Febr. 1913), in dem er so sehnlichst wünscht, dass den gewaltigen Worten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers bei Anlässen der Jahrhundertfeier der Erhebung der deutschen Nation auch von den berufenen Stellen die Taten folgen mögen, den Worten von der Rückkehr zur Religion, zum Glauben an Gott und zu einer auf diesem positiven Gottesglauben aufgebauten sittlichen Weltanschauung. Diesen seinen letzten Artikel schrieb er in der Fieberhitze von 39° im Krankenbette, von dem er nicht mehr aufstehen sollte.

Die Zentrumspartei verliert in Dr. Armin Kausen einen ihrer tatkräftigsten, wackersten und begabtesten Vorkämpfer. Seine Auffassung von Politik war eine ideale und lautere. „Und wenn der Weg der Wahrheit mitten durch mein Herz geht, ich werde ihn einschlagen", dies war sein oft geäusserter fester bestimmter Wille, den er auch in allen Lagen des Lebens in die Tat umsetzte. Fragen, welche mit Parteipolitik nichts zu tun haben, wie z. B. die bayerische Königsfrage, wollte er damit auch nicht verknüpft wissen. Seine vornehme Art, seine Achtung vor fremder Ueberzeugung, sicherten ihm die Hochachtung seiner Gegner. Mit vielen derselben fand er sich in seinen Sittlichkeitsbestrebungen zusammen, sozusagen zu einer Partei der anständigen Leute. Die Gründung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ist auf seine tatkräftige Initiative zurückzuführen. Er war die Seele dieses Vereins.

Gleich hervorragend war Dr. Armin Kausen als Mensch. Seiner Gattin war er der treueste Gatte, seinen Kindern der gütigste Vater, seinen Untergebenen der beste Chef, beseelt von offenem sozialem Blick, durchflutet von edelster Nächstenliebe. Er war hilfreich und gut. —

Am 1. Januar dieses Jahres blickte Dr. Armin Kausen auf eine 30jährige Redakteur-Laufbahn zurück. Seinem bescheidenen Wesen entsprach es, dass er bat, von einer Feier abzusehen, und dass er auf die Kunde, Zeitungen hätten einen Artikel vorbereitet, diese telegraphisch um Nichtveröffentlichung ersuchte. Am 24. März ds. Js. wird sich auch der Tag zum 30. Mal jähren, da er den Bund fürs Leben schloss, der ihm eine so vorbildlich glückliche Ehe brachte.

Dr. Armin Kausen, geboren am 10. Januar 1855 in Neuss am Rhein, veröffentlichte schon als Primaner in rheinischen Zeitungen feuilletonistische Beiträge, 1876 seine erste grössere Novelle, und war seit seiner Studentenzeit als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen intensiv politisch tätig. Als Bonner Student im I. Semester hielt er auf dem Koblenzer Kommers gelegentlich der Gründung der Görres-Gesellschaft seine Jungfernrede, als Landgerichtsreferendar in Düsseldorf war er zweiter Vorsitzender des dortigen Geschichtsvereins. Sein damaliger Vortrag: „Die Beziehung Napoleons I. zu Düsseldorf" ist 1882 im Druck erschienen. Seit 1883 wandte er sich völlig der publizistischen Laufbahn zu und übernahm am 1. Januar 1883 die Redaktion der „Fuldaer Zeitung". In Fulda genoss er das besondere Vertrauen des damaligen Bischofs, des heutigen Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp von Breslau. Dort gründete er auch seine Leitartikel-Korrespondenz, welche lange Jahre zahlreichen Zeitungen politischen Stoff zuführte. Im August 1884 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hauptredakteur des „Badischen Beobachter" schon bald in die Auseinandersetzungen zwischen der gemässigten und der entschiedenen Richtung der katholischen Volkspartei verwickelt wurde und an der Seite Wackers und Ludwig Marbes, durch spontane Kundgebungen aus Geistlichen- und Laienkreisen gestützt, der seitdem beibehaltenen schärferen Tonart Geltung verschaffte. Eine ihm angebotene Reichstagskandidatur für

Ettlingen schlug er aus. Im Januar 1889 siedelte er als Chefredakteur des „Fremdenblatt" nach München über. Nach dem Rücktritt vom „Münchener Fremdenblatt" (Ostern 1891) gründete er die „Bayerische Tageskorrespondenz" und war als ständiger Mitarbeiter der „Kölnischen Volkszeitung" und zahlreicher anderer Blätter, darunter des „Pittsburger Beobachter" (Amerika) und des „Diario de Barcelona", unablässig tätig. In die Bauernbundbewegung griff er 1893 und 1895 durch zwei vielverbreitete Broschüren ein („Bauernbündler unter sich" und „Musterpartei"). Nach dem Tode Philipp Wasserburgs (Mai 1897) übernahm er die Herausgeberschaft der „Wahrheit", die unter seiner Leitung einen neuen Aufschwung nahm.

25 Jahre lang, bis zum Jahre 1907, gab er die sogenannte Weihnachtbücherschau heraus, die stets von mehr als fünfzig katholischen Zeitungen verbreitet wurde und in diesem Vierteljahrhundert dem katholischen Buchhandel unendlich viel Gutes gestiftet hat. An Broschüren seien erwähnt: „Prinz Ludwig von Bayern als Redner und Politiker" (1900), ferner die verschiedenen Ausarbeitungen über Fragen der Sittlichkeit unter dem bekannten Pseudonym Dr. Otto von Erlbach. Seine Festbücher „Weihnachtgrüsse" (1890), „In Blütenduft und Winterschnee" (1894), „Neue Weihnachtgrüsse" (1907), ferner die Gedichtsammlung „Auf Höhenpfaden" erfreuen sich grosser Beliebtheit.

Im Jahre 1904 gründete der Verewigte die „Allgemeine Rundschau", welche er während der neun Jahre seiner Leitung zu grosser internationaler Verbreitung und zu einer angesehenen einflussreichen Stellung emporhob. Dass dieselbe ganz in seinem Sinne fortgeführt werde, dafür hat er zeitig Vorsorge getroffen. Schon seit längerer Zeit sah er sich genötigt, das von ihm Geschaffene in bewährte treue Hände zu legen und nur mehr in gemindertem Masse mit seinen Weisungen und Artikeln einzugreifen. Die „Allgemeine Rundschau" wird ihm ein dauerndes Denkmal sein, aere perennius. In diesem Willen und Wunsch wissen wir uns eins mit allen Freunden des lieben Verstorbenen.

Dr. Armin Kausen war ein Mann von seltener unbeugsamer Charakterfestigkeit. Er war eine markante Persönlichkeit, deren Einwirken auf die Zeitgeschichte der objektive Geschichtsschreiber nicht verschweigen darf. Sein Verlust ist unersetzlich. Requiescat in pace!

Verlag und Redaktion der „Allgemeinen Rundschau".

———◆◆◆———

Dr. Armin Kausen als letzten Gruss.

Auf harter Walstatt fiel ein wackrer Mann,
All unsre Fahnen senken sich zur Erde,
Verstummt der Streit; — der Todesengel hebt
Die bleiche Hand mit warnender Gebärde;
Grüsst ihn in Stille, der in Lasten ging.
Entblösst das Haupt vor seinem schweren Leiden
Und stimmt das Lied der hohen Trauer an;
Es gilt von Unersetzlichem zu scheiden.

Für alle grossen Güter unsres Volks
War er ein Kämpe, warf sein teures Leben
In jede Schanze für das Heiligtum,
Man sah ihn ritterlich sein Banner heben,
Er brach die Lanze für gekränktes Recht.
Es ziemt uns heut zu trauern und zu weinen,
Denn der Verlust ist schwer und geht aufs Blut:
Wie diesen Treuen hatten wir nur Einen.

M. Herbert.

Osterhoffnung.

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

In der Welt der Evangelien liegt gleichsam das Prototyp für das ganze kommende Weltgeschehen. All die Personen und Beziehungen, Taten und Worte im Kreise Jesu, seiner Jünger und seiner Umwelt sind eine Art Grundmotiv, das in grandiosen Variationen in den folgenden Jahrhunderten und Völkergenerationen weitergespielt wird. Petrus und Paulus finden in erlesensten Persönlichkeiten eine gewisse Wiederholung; und auch die Figur des Judas kehrt wieder. In der Kirche lebt der wahrheitkündende, gnadenspendende Christus weiter; aber nicht nur Christus im allgemeinen, sondern der konkrete Christus der Evangelien — mit allen Tragödien seines Menschendaseins und allen Siegen seiner göttlichen Natur. Christus mit den treuen Anhängern und den fanatischen Gegnern. Christus, dem heute Hosianna und morgen Crucifige zugerufen wird. Christus, der vom Vorurteil und Unverstand ans Kreuz geschlagen wird — und der dann siegreich Tod und Grab überwindet und als Triumphator die Seelen Erlauchter zum erhabensten Idealismus des Glaubens und der Tat entzündet.

Man prüfe die Geschichte: Es gibt Zeiten, wo die religiösen Ideen des Christentums in ganzen Gesellschaftskreisen und Völkerkomplexen gleichsam verurteilt, an den Schandpfahl des Spottes und Hohnes gekettet und gewaltsam „eingesargt" werden. Aber — indes die Erde in ihren Grundfesten erbebt, und die Sonne ihren Schein nicht mehr gibt, — bereitet sich auch schon die Resurrectio der scheinbar überwundenen Sache vor. Keine Mauern sind stark genug, um die einmal erschienene Wahrheit eingekerkert zu halten. Vor dem Flügelschlag ihrer Allgewalt bersten Naturkraft und Menschenstärke. Aus der tiefsten äußeren Erniedrigung heraus erhebt sie sich jeweils zu den größten Triumphen.

Für die Wahrheit geschaffen, kann der Mensch auf die Dauer es ohne sie nicht aushalten. „Ob du es willst auch, du vergißt mich nimmer!" — —

Wer vom Standpunkt des positiven Christentums aus gewisse Hauptströmungen und Grundtendenzen im modernen Kulturleben betrachtet, findet wieder einmal weit mehr Karfreitag als Osterherrlichkeit in dieser Welt.

In der tonangebenden „öffentlichen Meinung" herrscht unchristlicher Sensualismus und Materialismus, herrscht das subjektivistisch-seichte Sophistentum, dessen „Methoden" schon der alte Plato gekannt und charakterisiert hat: Sie lehren nichts anderes, als das, was der Menge gefällt und heißen solches Weisheit. So wie ein Knecht das Zuchttier beobachtet, seine Zuneigungen und Abneigungen, seine Launen und Locktöne, seine Art und seine Gewohnheiten sich einprägt, so studiert der Sophist das Volk, nennt das Studienergebnis Weisheit und verwendet es zum Unterricht. Dabei bleibt er dem Wesen der Dinge absolut fern, weiß nicht, was gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht ist. Er benennt dies alles nach den Vorstellungen des „großen Tieres", indem er gut heißt, woran es Vergnügen findet, schlecht, was ihm unangenehm ist.

Und eine gewisse modische Politik finde ich wunderbar gezeichnet in einem Kapitel von Augustins „Gottesstaat", wo es unter anderem heißt: „Nach dem Willen dieser Götzendiener sollen die Völker nicht jene preisen, die für ihren Nutzen sorgen, sondern die ihnen Lüste spenden. Nichts Schweres soll befohlen, nichts Unreines untersagt werden; und die Könige sollen nicht darauf sehen, ob sie über Gute, sondern ob sie über Unterworfene herrschen. Auch sollen die Länder ihren Herrschern nicht als Lenkern der Sitten, sondern als Schiedsrichtern über ihren Besitz und als Spendern ihrer Ergötzungen dienen. Mehr sollen die Gesetze darauf achten, ob jemand eines anderen Reben, als ob er seinem Leben schade. Niemand soll vor Gericht geführt werden, außer wer die Habe, das Haus oder die Gesundheit eines anderen beeinträchtigt, oder ihm gegen seinen Willen lästig oder schädlich ist. Im übrigen mag ein jeder aus dem Seinigen oder mit dem Seinigen, oder mit jenen, die es leiden, machen, was ihn gelüstet. Oeffentliche Buhldirnen sollen in großer Anzahl vorhanden sein, damit ihrer genieße, wer da Lust hat. Dann soll man auch große und prachtvolle Gebäude aufführen; daselbst sollen köstliche Gastgelage gehalten werden, wo, wer immer Lust hat und es vermag, ohne alles Hindernis spiele, sich berausche, sich erbreche und alle erdenklichen Ausschweifungen begehe. Ueberall soll Tanzmusik rauschen; laut sollen in den Theatern die schändlich-freudigen Stimmen derjenigen erschallen, die zu aller Art höchst grausamer oder höchst abscheulicher Lust Beifall klatschen. Der gelte als ein öffentlicher Feind, dem diese Glückseligkeit mißfällt, und wer immer es versucht, sie abzuändern oder abzuschaffen, von dem soll das freie Volk die Ohren abwenden; ja verbannen und steinigen soll es ihn." — —

Und doch fehlen auch in dieser Moderne nicht völlig die Anzeichen für das Sichvorbereiten eines neuerlichen großen Ostermorgens. Jene Menschheit, die sich in stolzer Selbstherrlichkeit von der christlichen Tradition emanzipierte, beginnt in den tieferen Geistern allmählich an sich selbst irre zu werden. Aus der gepriesenen Autonomie der Geister und Seelen erwuchs ein solches Tohuwabohu der Meinungen und Lebensauffassungen, daß eine großzügige Gesellschaftskultur ein für allemal dahin. Man sieht mit Schrecken die Geister, die man gerufen, mit Entsetzen die Früchte der eigenen Aussaat: Zerrüttung der Familie, Pietätlosigkeit und blödes Dahinleben der Massen, Kampf aller gegen alle. — Unter verwaister Menschheit geht die Rede: Wir sind so nüchtern kritisch geworden, daß darüber das Herz vereiste. Wir haben unendlich viel Wissen errungen, aber dabei das Gemüt verloren. Selbstloses Opfern, Liebe übers Grab hinaus, Ehrfurcht und Demut, festes Stehen im Diesseits aus ewiger Hoffnung heraus — zu all dem sind wir untauglich geworden. Die moderne sogenannte Aufklärung versprach Fortschritte, höhere Gipfel der Entwicklung; sie schuf statt dessen saft- und kraftlose Halbmenschen, die vergebens die seelische Verödung zu vergessen bestrebt sind....

Aus solchen Einsichten sprießt — zunächst in engen stillen Kreisen — eine langsame Umbildung der Meinungen.

Da hatte ich jüngst ein Semester lang Gelegenheit, die ersten Autoritäten der Berliner Universität zu hören. Bei allen ihren kritischen Einwendungen und Bedenken im einzelnen — wieviel Anerkennung für die Geschichte des positiven Christentums, wie viel Bewunderung für die völkererhebende Kraft und sozial-plastische Kraft des christlichen Osterglaubens! Wieviel stiller und lauter Respekt vor der Kirche des glorreich Auferstandenen dort, wo man vor Jahrzehnten vielleicht noch mit Hegel schlechthin abgelehnt, mit Hartmann schlechthin verdammt hat! Wie war ich doch überrascht über so viele positiv-fromme Ausführungen eines philosophischen Publikums im Auditorium maximum! Da ward alle Begeisterung des Denkens und aller Glanz der Diktion der Darstellung des ewig Großen und Vorbildlichen der platonischen Philosophie gewidmet. Und dann hieß es einmal: „Meine Herren — Sie wissen, daß die Kirchenväter sagten, keiner der alten Philosophen sei dem Christentum näher gekommen als Plato. Und Sie wissen, daß die Kirchenväter die platonische Philosophie mitbenutzt haben zum dialektischen Ausbau des Kirchendogmas. Schon diese Auszeichnung und Wertung des „göttlichen" Plato durch die Patristik sollte Sie bedächtig und reserviert machen, wenn der Christenglaube verspottet und bekämpft wird. So viele halten sich in unseren Tagen für zu klug für das christliche Dogma; in Wirklichkeit sind sie zu dumm dafür."

Vereinzelte Symptome — aber charakteristisch! Vielleicht folgt dem modernen Karfreitag der Ostermorgen rascher, als manche zu glauben wagen. „Ob du es willst auch, du vergißt mich nimmer!" Indes die Gesellschaft in ihren Grundlagen erzittert und der Sonne fürs Denken und Wollen entbehrt, bereitet sich vielleicht das große Osterwunder vor. Bereitet sich vor das Neuerleben des Ostergeheimnisses durch eine schmerzgeprüfte, in Heimsuchungen zur Klärung gereifte Menschheit.

Ihr christlichen Pädagogen, die Ihr oft mit Enttäuschung das Resultat eurer Missionsarbeit erlebt, — wir heißen Euch hoffen!

Gebet.

Wie gerne will ich alles tragen,
Was Du, o Gott, mir auferlegt;
Will in Geduld dem Glück entsagen,
Nach dem mein Herz verlangend schlägt.
Nur um das eine lass Dich bitten:
Sei, Herr, dafür doch jenen gut,
Durch die ich schon so viel gelitten,
Nimm gnädig sie in Deine Hut!

Joseph Wais.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Schleichwege des Friedens.

Gutes und Ungünstiges bescherte uns die Berichtswoche. Wenn der Friedenskarren auch nicht ganz festsitzt, so schleicht er doch nur so langsam vorwärts, daß Europa auch noch zu Ostern mit dem Kriege zu tun hat, dessen Abschluß wir schon zu Weihnachten erhofften.

Das Erfreulichste war der Beginn der österreichisch-russischen Abrüstung auf Gegenseitigkeit. Die Ankündigung kam gerade zur rechten Zeit, als die Friedensfreunde, namentlich die an der Börse, schon ganz verzagen wollten. Man könnte mit dem Hussitenlied sagen: Als die Angst nun stieg zum Gipfel, faßt' die Hoffnung man beim Zipfel. Der Zipfel war die gleichzeitige halbamtliche Kundgebung in Petersburg und Wien, daß die Truppen an beiden Seiten der Grenze im gegenseitigen Vertrauen reduziert werden sollten. Ein bissel Falschheit war allweil doch dabei; denn die russische offiziöse Telegraphenagentur leistete sich einen Zusatz, dessen Aufnahme in das gemeinsame Communiqué Oesterreich abgelehnt hatte: die Ableugnung von aggressiven Absichten Oesterreichs gegen die Balkanstaaten. Jedermann weiß, daß Oesterreich keine Feindseligkeiten gegen Serbien und Montenegro oder gar gegen Bulgarien plant. Aber Oesterreich und Italien wollen ein lebensfähiges Albanien schaffen und haben dazu die Zustimmung aller Großmächte gefunden. Wenn die Balkansieger in ihrem Uebermut diesen Willen Europas mißachten, so kann eine Exekution notwendig werden. Eine solche „Rute hinter dem Spiegel" ist gerade jetzt, da die Serben den Montenegrinern vor Skutari helfen und Nordalbanien als ein jagdbares Wild betrachten, gar nicht zu entbehren. Oesterreich hatte also trotz aller bewährten Friedlichkeit Grund genug, um eine förmliche Versicherung seiner Nichteinmischung abzulehnen. Der Zusatz, den man in Petersburg sich gestattete, ist nicht gerade verletzend, da er nur feststellt, daß die Ueberzeugung von der Friedlichkeit Oesterreichs aus den Verhandlungen der beiden Mächte geschöpft sei. Die Freiheit Oesterreichs, seinen Willen nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, bleibt bestehen. Aber unangenehm ist der Zwischenfall doch, da er die gefährliche Neigung der Petersburger Kreise bekundet, sich als Schutzmacht der Balkanstaaten aufzuspielen, und somit dem Uebermut der Emporkömmlinge neue Nahrung zufügt.

Wie weit die Balkanstaaten im Vertrauen auf die russische Hilfe ihre Gelüste auszuspannen wagen, zeigte sich alsbald in der Antwort auf das Ersuchen der Großmächte, sich der von der Türkei nachgesuchten Friedensvermittlung anzuschließen. Erst ließ man die Großmächte geraume Zeit antichambrieren, und dann kam eine „Annahme" mit sechs gepfefferten Bedingungen. Erstens wird eine weit nach Osten greifende Grenzlinie und die Abtretung von Adrianopel und Skutari gefordert, als ob von einer türkischen Reservation in Adrianopel und von der Zugehörigkeit Skutaris zu dem neuen Albanien niemals die Rede gewesen wäre. Zweitens werden alle Aegäischen Inseln verlangt. Drittens wird Kreta gefordert, was nicht auffallend ist. Aber anstößig ist die Forderung einer Kriegsentschädigung, da doch die Balkanstaaten wissen, daß die Mächte die Türkei für zahlungsunfähig halten und namentlich Frankreich (als Hauptgläubiger) von einer weiteren Belastung der leeren Türkenkasse nichts hören will. Ueber den 5. Punkt, die Behandlung ihrer Staatsangehörigen im ottomanischen Reich, läßt sich reden. Häßlich ist aber wieder Punkt 6: „Die Kriegsoperationen werden nicht unterbrochen". Wenn die Balkanstaaten direkt mit ihren türkischen Gegnern verhandelten, so könnte man ja einen solchen Bluffversuch, als die Einleitung zu dem orientalischen Feilschen, mit milden Augen betrachten. Aber den Großmächten solche Bedingungen zu unterbreiten, die mehrfach gegen den ausgesprochenen Willen Europas verstoßen, das ist eine arge Anmaßung. Und gerade vorher hatte die englische Regierung in ihrer Presse die Emporkömmlinge noch ernstlich davor gewarnt, daß sie die Großmächte nicht als ihre Laufjungen betrachten und behandeln möchten!

Unsere Offiziösen sagen, durch die Haltung der Balkanstaaten werde „leider dem allgemein gehegten Friedenswunsch eine neue Geduldprobe auferlegt". Sie warnen dann besonders vor weiteren Menschenopfern bei Skutari, da „Skutari, welches auch sein Schicksal in diesem Feldzug sein mag, nach dem einmütigen Willen Europas mit dem künftigen Albanien vereinigt werden soll".

Der russische Ministerpräsident Kokowzow, dessen Stellung schon lange durch die Intrigen erschüttert war, ist zurückgetreten. Er galt als Vertreter der Friedenspartei.

Die Verhandlungen über die rumänisch-bulgarische Frage fangen jetzt erst an. Nun haben wir zwei Botschaftervereinigungen an der Arbeit, eine in Petersburg und eine in London. Wird das ein Wettlauf oder ein Wettkriechen?

Zum Schlusse ist aber noch ein erfreuliches Ereignis der Woche zu buchen: eine beruhigende Erklärung des englischen Premiers im Londoner Parlament. Herr Asquith führte aus, daß die Gruppierung der Mächte unverändert geblieben, daß aber die Beziehungen zwischen den Gruppen zusehends herzliche geworden seien. Im besonderen stellte er fest, daß das einmütige Zusammenarbeiten Deutschlands und Englands bei Behandlung der Orientkrisis gegenseitiges Vertrauen zwischen den beiden großen Nationen hervorgerufen habe. Durch einen Zwischenruf bei einer oppositionellen Rede bestritt dann Herr Asquith noch ausdrücklich, daß England sich verpflichtet habe, im Falle eines festländischen Krieges Hilfstruppen zu entsenden. Diese letztere Feststellung hat in Frankreich großes Aufsehen erregt und etwas abgekühlt. Bei uns zu Lande hat man stets daran gezweifelt, daß die englische Regierung sich verpflichtet habe. Aber anderseits haben wir stets mit der Möglichkeit gerechnet, daß im gegebenen Falle die englische Regierung zu einer Truppenlandung in Belgien versucht werden könnte. Für uns ist eine solche Eventualität weniger gefährlich als für Belgien, das alsdann zum Kriegsschauplatz werden würde. Daher sehen sich ja auch die Belgier zur Verstärkung ihrer Wehrmacht genötigt. Was die jeweilige englische Regierung im Kriegsfalle tun oder lassen wird, fällt für den Augenblick weniger ins Gewicht, als die erfreuliche Tatsache, daß gegenwärtig die englische Regierung treu und wirksam dem Frieden dient. Asquith und Grey traten vermittelnd, ausgleichend, beruhigend auf, und das ist um so höher einzuschätzen, als in Frankreich der Chauvinismus gerade jetzt einen neuen Aufschwung genommen hat. Manche wollen allerdings bemerken, daß das Fieber in Frankreich schon nachzulassen beginne, wie sich u. a. aus dem Abstriche von 80 Millionen an der Forderung einer halben Milliarde und in der Opposition gegen die dreijährige Dienstzeit zeige. Allem Anschein nach hat auch ein Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.", der einen überscharfen Angriff der „Kölnischen Zeitung" gegen den „Störenfried Frankreich" zurückwies, etwas beruhigend gewirkt. Die für die innere Lage der betreffenden Länder bedeutsamen letzten Ereignisse, nämlich die Ermordung des Königs von Griechenland und der Rücktritt des Kabinetts Briand in Frankreich, werden auf die Entspannung der hochpolitischen Lage kaum von wesentlichem Einfluß sein.

Der konservative Parteitag in Berlin.

Wenn man auch sonst auf die Demonstration „allgemeiner Parteitage" kein großes Gewicht legt, so muß man doch diese wohlgelungene Veranstaltung der Deutsch-Konservativen hervorheben, da sie offenbar einen Aufschwung der konservativen Sache bekundet. In den parlamentarischen Verhandlungen dieses Winters hatten die Berliner Konservativen gelegentlich ihr „Preußentum" so scharf und dreist herausgestellt, daß es auf andere Bundesstaaten verärgernd wirken konnte. Jetzt haben sie geschickt versucht, die preußischen Stimmungen und Interessen mit denen der süddeutschen Konservativen in Einklang zu bringen. Die stärkste Zugkraft für den konservativen Gedanken bildet zurzeit der Kampf gegen die Sozialdemokratie. Wir bedauern, daß die Konservativen sich dabei auf eine Kraft- und Zwangspolitik festlegen, die den Kern des Uebels nicht fassen kann. Aber man muß zugeben, daß das erschreckende Anwachsen der sozialdemokratischen Fraktion, die skandalösen Vorgänge bei der Präsidentenwahl und die Verirrungen des Blockliberalismus die Abwehr der Umsturzpartei nicht bloß notwendig, sondern auch volkstümlich macht. Die Fehler der Linksliberalen kommen den Konservativen zugute. Es wäre uns natürlich am liebsten, wenn alle wahrhaft christlich und rechtlich gesinnten Evangelischen sich der Zentrumspartei anschlössen. Solange die protestantischen Vorurteile einen solchen Zusammenschluß verhindern, können wir nur wünschen, daß die konservative Partei als Gegengewicht gegen den Liberalismus stark werde. Die bedenkliche Eigenschaft des „Preußentums", namentlich der polizeilich-bureaukratische Uebereifer, wird sich in der parlamentarischen Arbeit schon abschleifen.

Nur nicht zagen.

Nur nicht mutlos werden, nur nicht zagen,
Einmal muss es ja doch wieder tagen.
Sieh doch neben dir die Tausend Andern,
Die gleich dir im dichten Nebel wandern
Und die gleiche schwere Bürde tragen,
Ohne nur ein lautes Wort zu sagen.
Und nur du, nur du allein willst weinen!
Glaubst, die Sonne würde nie mehr scheinen!
Kleines Herz mit deinem eitlen Tören,
Dir! auch dir soll ja der Tag gehören,
Leg' nur nicht die Stirn in Unmutsfalten,
Musst das Herz für alles offen halten,
Was die Erde trägt in reichster Pracht.
Weisst du nicht, wie das so glücklich macht?

Mathilde Fritsch.

Das Reichspetroleummonopol.

Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Gesetzentwurf über den Handel von Leuchtöl hat ein tragikomisches Schicksal bereits hinter sich: in der ersten Lesung fand er allgemeine Verurteilung, da der Pferdefuß gewisser Großbanken zu offensichtlich hervortrat; in der ersten Lesung in der Kommission fiel der grundlegende § 1, für den in seiner Gesamtfassung nur noch die Liberalen stimmten; in der zweiten Lesung der Kommission nahm der Sozialdemokrat Dr. Frank-Mannheim, der aus Baden die Regiekünste kennt, die Führung in die Hand und brachte so den Gesetzentwurf bisher über die grundlegenden Bestimmungen hinaus. Die monopolbegeisterten Liberalen stehen vollständig im Banne der sozialdemokratischen Führung; wo sie wissentlich zugunsten kapitalistischer Interessen sich von derselben losmachen wollen, bleiben sie in der Minderheit, weil Konservative und Zentrum es verhindern, daß hier ein Gesetz für Großbanken und Großkapitalisten gemacht wird. Da somit die einzelnen Vorschriften des Gesetzes mit wechselnden Mehrheiten zustande kommen, so liegt es auf der Hand, daß heute niemand das Schicksal des ganzen Entwurfes vorhersagen kann.

Was aber bisher die Kommission beschlossen hat, ist der Staatssozialismus vom reinsten Wasser, nur dekoriert mit einer Aktiengesellschaft. Fest steht die Tatsache, daß die Liberalen recht wenig erbaut waren, als die Aktiengesellschaft, die den Monopolvertrieb übernehmen soll, durch die Beschlüsse der Kommission folgendermaßen konstituiert worden ist:

1. Das Grundkapital besteht aus vier Fünfteln aus Inhaberaktien, zu einem Fünftel aus Namensaktien. Die Namensaktien werden auf den Namen des Reiches ausgestellt und sind nicht übertragbar. Der Reichskanzler wird ermächtigt, zur Deckung der dafür aufzuwendenden Kosten eine Reichsanleihe aufzunehmen. Der Gewinn aus diesen Aktien ist in den Reichsetat einzustellen. In der Generalversammlung haben die Namensaktien 52 vom Hundert der Stimmen, die Inhaberaktien je eine Stimme für je 1000 Mk. Nennwert. Bei der Verteilung des Gewinns wird zwischen beiden Arten keine Unterscheidung getroffen. Im Falle der Liquidation wird die Liquidationsmasse unter die Aktionäre bis zur Höhe der Einzahlungen gleichmäßig verteilt; von dem noch vorhandenen Reste entfällt die Hälfte auf das Reich als Eigentümer der Namensaktien, die andere Hälfte auf die Besitzer der Inhaberaktien. Von diesen Inhaberaktien ist mindestens ein Fünftel solchen Organisationen des Kleinhandels (Detailhändlern, Konsumvereinen usw.) anzubieten, die sich verpflichten, diese Aktien während der Dauer von drei Jahren nicht weiter zu veräußern. Im Falle der Liquidation dieser Organisationen können die in ihrem Besitze befindlichen Inhaberaktien nur an ebensolche Organisationen oder, wenn von diesen die Uebernahme abgelehnt wird, nur an das Reich veräußert werden.

2. Jahresbericht und Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung müssen vor ihrer Vorlage an die Generalversammlung durch einen oder mehrere vom Reichsrechnungshof zu ernennende beeidigte Bücherrevisoren geprüft werden und sind alljährlich dem Reichstage mitzuteilen. Der Reichstag kann beschließen, daß der Geschäftsbetrieb der Gesellschaft ganz oder teilweise durch den Rechnungshof oder eine besonders zu bestimmende Kommission geprüft werde. Dem vom Reichstag mit der Prüfung beauftragten Organ hat die Gesellschaft alle gewünschten Unterlagen zum Zweck der Prüfung des Geschäftsbetriebes zu beschaffen. Der Bericht über die Prüfung ist dem Reichstag vorzulegen.

3. Der Aufsichtsrat besteht aus 21 Mitgliedern. Fünf von ihnen müssen Reichstagsabgeordnete sein, die dem Reichskanzler vom Reichstage vorgeschlagen werden; zwei sollen den Organisationen des Kleinhandels mit Leuchtöl und zwei den Konsumgenossenschaften angehören. Die Reichstagsabgeordneten werden zu Beginn jeder Legislaturperiode gewählt und üben ihr Amt bis zur Neuwahl in der folgenden Legislaturperiode aus. Scheiden sie innerhalb derselben aus dem Reichstag aus oder legen ihr Amt nieder, so hat der Reichstag Ersatzwahlen vorzunehmen. Dem Aufsichtsrat sind nur Tagegelder und Auslagen zu vergüten. Der Vorsitzende des Aufsichtsrats, und die Mehrheit der Mitglieder des Aufsichtsrats, sowie die Mitglieder des Vorstandes dürfen weder unmittelbar noch mittelbar an Unternehmungen beteiligt sein oder deren Verwaltungen angehören, die sich mit der Erzeugung oder dem Vertrieb von Erdöl oder Erdölfabrikaten befassen. Die Wahl des Aufsichtsrats und innerhalb desselben die Wahl des Vorsitzenden, sowie seiner Stellvertreter, ferner die Wahl des Vorstandes durch den Aufsichtsrat bedürfen der Bestätigung durch den Reichskanzler. Der Geschäftsbericht der Vertriebsgesellschaft ist alljährlich dem Reichstag mitzuteilen.

4. Von dem nach Abzug aller Unkosten, Steuern und Abschreibungen verbleibenden jährlichen Reingewinn sind zunächst 5 vom Hundert dem Reservefonds zuzuführen, bis dieser 10 vom Hundert des Grundkapitals beträgt und von da ab 3 vom Hundert, bis er 15 vom Hundert des Grundkapitals beträgt.

5. Die Verzinsung des Grundkapitals der Vertriebsgesellschaft darf 5 vom Hundert nicht überschreiten. Soweit in einem Geschäftsjahr der verteilbare Gewinn 5 vom Hundert übersteigt, ist er einem Ausgleichsfonds zuzuführen. Die Zinsen fließen dem Preisausgleichungsfonds zu. Wenn in einem Geschäftsjahr der verteilbare Gewinn unter $4^1/_2$ vom Hundert zurückbleibt, ist er aus dem Ausgleichsfonds bis zu dieser Höhe aufzubessern. Im übrigen ist er dazu zu verwenden, um die Ueberschreitung des in § 4 Ziffer 6 festgelegten Höchstpreises zu verhindern. Sobald der Ausgleichungsfonds 15 Millionen Mark erreicht hat, müssen die Geschäftsüberschüsse ausschließlich zur Verbilligung des Verkaufspreises des Leuchtöls verwendet werden. Bei Aufhören der Vertriebsgesellschaft geht der Ausgleichungsfonds in den Besitz des Reiches über, das ihn weiterhin zur Ermäßigung der Leuchtölpreise zu verwalten hat.

6. Der Gewinn der Vertriebsgesellschaft unterliegt folgenden Beschränkungen: Der Verkaufspreis für ein Liter Leuchtöl gewöhnlicher Beschaffenheit darf im Jahresdurchschnitt den Preis von . . . . . Pfg. für die Dauer von mindestens . . . . . Jahren nach Inkrafttreten dieses Gesetzes nicht überschreiten.

7. Die Verkaufspreise der Vertriebsgesellschaft müssen bei allen Tankanlagen die gleichen sein.

8. An Personen, welche den Weiterverkauf von Leuchtöl nicht gewerbsmäßig betreiben, darf es die Vertriebsgesellschaft nur in Mengen von mindestens 400 Litern im Einzelfalle abgeben. Im übrigen darf nur an Wiederverkäufer, welche den Handel in Leuchtöl gewerbsmäßig betreiben, abgegeben werden.

9. Die Vertriebsgesellschaft darf den Kleinhandel in Leuchtöl nicht für eigene Rechnung betreiben.

10. Die Vertriebsgesellschaft hat auf die Dauer von 5 Jahren in die vor dem 1. Juli 1912 abgeschlossenen Verträge einzutreten, auf Grund deren die Petroleumsgesellschaften den Kleinhändlern die Verkaufsbehälter und sonstiges Zubehör überlassen haben.

11. Die Lieferung von Leuchtöl in handelsüblichen Mengen und zu handelsüblichen Zahlungsbedingungen darf keinem Wiederverkäufer, der einen gewerblichen Handel betreibt, verweigert werden.

12. Die gesamten Geldgeschäfte der Vertriebsgesellschaft mit ihren Abnehmern werden durch die Reichsbank, die Staatsbanken oder durch Postscheckverkehr besorgt.

Wenn man diese Mußvorschriften der neuen Aktiengesellschaft in ihrer Totalität auf sich wirken läßt, so ist der Gesamteindruck ein höchst eigenartiger, aber diese Vorschriften sind im Interesse der Gesamtheit geboten, weil diese Aktiengesellschaft einen ungemein starken Einfluß erhält. Man kann sie daher gar nicht mit anderen Gesellschaften vergleichen; nur so sind manche Vorschriften zu verstehen. Man kann aber heute schon sagen, daß sie nicht durchweg genügen, um den Schutz des Konsumenten zu garantieren. Das Zentrum hat in der Kommission eine ganze Reihe von weitergehenden Anträgen gestellt, die vorerst abgelehnt worden sind, welche aber im Plenum eine Mehrheit finden dürften. Die jetzigen Bestimmungen passen nur für die Großstädte und Konsumvereine: für das platte Land ist gar nicht gesorgt worden, weil man die Zentrumsanträge ablehnte.

Als einen Ansatz zum Konsumentenschutz — das soll doch der Zweck des Gesetzes sein — muß man die Festsetzung der Höchstpreise und Höchstdividende ansehen. Nur eine gesetzliche Bindung der Verkaufspreise hat einen wirklichen Wert. Da allein hat man die Garantie, daß der Konsument nicht ausgenützt

wird. Bezeichnenderweise stimmten aber gerade die beiden liberalen Parteien gegen einen solchen Antrag, während die anderen Parteien sich für denselben aussprechen. Die Liberalen wollten auch nichts von einer Begrenzung der Dividende wissen, was noch bezeichnender ist.

Seit den Kommissionsverhandlungen hat sich die Situation für die Monopolfreunde nicht gebessert, da die Versorgungsfrage ungeklärter als je ist. Die Regierung hat nur Verträge mit der Gruppe der Deutschen Bank in Händen; alles andere ist leeres Gerede und vage Hoffnung. Die Oesterreicher haben es rundweg abgelehnt, einen festen Vertrag zu schließen. Die amerikanischen Außenseiter, deren Bericht mit so viel Tamtam begleitet worden ist, haben erklärt, daß die Preise der Standard Oil Co. für ihre Offerten maßgebend seien, sie sind dann abgereist, ohne einen Vertrag abgeschlossen zu haben. Daraufhin hat man in London mit anderen Außenseitern verhandelt; das Resultat ist auch ein negatives. So haben bedauerlicherweise alle Verhandlungen nur dahin geführt, zu zeigen, daß die Standard Oil Co. tatsächlich den Weltmarkt beherrscht und dies haben mit aller Deutlichkeit die amerikanischen Außenseiter dargetan. Das Resultat also ist, daß eine Vertriebsgesellschaft, welche ohne die Standard Oil Co. arbeiten will, „Phantasiepreise“ bezahlen muß (wie ein Monopolfreund schreibt) und dann noch keine Garantie für stete und gute Versorgung hat. Der Gewinn des Reiches aber, auf den das Schatzamt rechnet, ist ins Wasser gefallen.

Moderne Götzen.

Von Rechtsanwalt August Nuß, Seligenstadt (Hessen).

Unsere Zeitungen und Zeitschriften sind Geschichtsquellen. Sie sind je nachdem Kultur- oder Unkulturdokumente.

Ich nehme nun den Fall, daß nach ungefähr 100 Jahren ein Geschichtsschreiber die zehn ersten Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau“ durchstudiert, um die Frage zu prüfen, welche kulturelle Höhe oder Tiefe die Menschheit, insbesondere das deutsche Volk im Beginn des 20. Jahrhunderts aufzuweisen hatte. Was wird er finden?

Er wird finden, daß mit dem äußeren Reichtum innere Armut einherging, daß die staunenswerten Errungenschaften und Fortschritte auf allen Gebieten des Geisteslebens und der Technik nicht auch eine Bereicherung der wahren Kultur, der Menschenseele und des Menschenherzens, bedeuteten, daß Sensationen und Effekthascherei nicht über den Mangel an Gründlichkeit und Gediegenheit unseres Kulturlebens hinwegtäuschen konnten.

Ja, wenn es auf sensationellen Nerven- und Sinnenkitzel, auf blitzzugartige Fixigkeit, auf Vergnügen und amüsante, immer neue Abwechslung ankäme, dann hätte das Zeitalter der Autos, Luftschiffe und Flugzeuge, der internationalen Sportkonkurrenzen, der Kinos und Tonbildtheater, der Bars und Kabaretts, der modernen Dramen und Lustspiele, dann hätte das Zeitalter eines Wedekind und Ruederer, eines „Simplicissimus“ und einer „Jugend“ den kulturellen Höhepunkt erreicht. Unsere Zeit scheint unter der Parole zu stehen: Mehr Freuden, nicht: mehr Freude!

Moderne Götzen! Merkwürdig! Während das aufgeklärte 20. Jahrhundert den Glauben an einen Gott und die Hoffnung auf die Heilskraft echten Kirchentums als überwundenen Standpunkt unter die Ammenmärchen verweist, baut es zahllose Altäre und kriecht würdelos im Staube vor modernen — Götzen. Den Gott der ewigen Liebe und Gerechtigkeit haben die „Aufgeklärten“ abgesetzt, die Götzen schwacher Menschlichkeit und vergänglichen Freudenrausches beten sie an. Just zu der Zeit, wo es als unmodern gilt, zu glauben, feiert der Aberglaube die größten Triumphe (vgl. „Allgemeine Rundschau“ Nr. 5 vom 1. Februar 1913 Artikel „Dokumente der Dummheit“). Sich selbst hat modernes Menschentum zum Götzen erhoben und die Zarathustraweisheit eines Uebermenschen als glückbringendes Evangelium gepriesen. Aber, während das Ich als Zeichen der unfehlbaren Göttlichkeit beweihräuchert wurde, trug es die Sklavenfesseln menschlicher Leidenschaft und stak so tief in den sumpfigen Niederungen der Erde, daß es die ewigen Feuerbrände nicht von den Bergen herunterzuholen vermochte. Die Geschichte vom Ikarosflug hat, wie mir scheint, gerade in unsern Tagen staunenswerte Nachahmung gefunden.

Die „voraussetzungslose Wissenschaft“ wird heute ebenfalls als Götze verehrt. Eine katholische, eine kirchentreue Wissenschaft gibt es nicht, so erklärt apodiktisch das Zeitalter der „Aufgeklärten.“ Und doch hat es in der katholischen Welt Geistesriesen gegeben, deren wissenschaftliche Gründlichkeit und geistesscharfe Erkenntnis auch nicht annähernd von dem Problemstellen und Philosophieren moderner Geisteszwerge erreicht wird. Heutzutage wird zu viel philosophiert, ohne daß die Größe „alter“ Philosophie erfaßt und deren Höhe erklommen wird. Es fehlt heute jene philosophische Ruhe, mit der die alten Meister ihre Lebenswerke schufen. Heute sind viele Gelehrten froh, wenn sie Tagewerke vollbringen.

Das freie Sichausleben ist vielleicht der typischste Götze neuzeitlichen Menschentums. Der Geschichtsschreiber wird gerade in der „Allgemeinen Rundschau“ hierfür die meisten und zuverlässigsten Belege finden. Die Umkehrung aller Moralbegriffe ist vollendete Tatsache. Die Ein-Ehe ist unmoralisch, die Vielweiberei und Vielmännerei moralisch! Die Schamhaftigkeit der Frau ist unmoralisch, die Schamlosigkeit natürlich und deshalb moralisch! Die Schauspiele der alten Klassiker, Schiller, Goethe usw., ziehen nicht mehr, es muß kräftigere und pikantere Kost geboten werden! Die seither in der Gesellschaft gepflegten Tänze sind nichts mehr, es muß mehr für die modernen „Nerven“ geschehen. Die „Fliegenden Blätter“ waren mal modern, jetzt entsprechen sie nicht mehr den fortgeschrittenen Anschauungen derer um Thoma und Hirth! Die „sexuelle Aufklärung“ führt täglich in Stadt und Land dem Strom des Lasters neue Gewässer zu. Früher gab's auch Dirnen, aber keine „Dirnenmoral“! Früher galt es noch als Schande, „sich auszuleben“, heute wird diese Art, das Leben zu genießen, als ein Naturrecht gefordert und auf der Bühne und in der Literatur als neue Kunstoffenbarung ausgerufen!

Man spricht in unseren Tagen so viel von dem Sehnen der modernen „Wahrheitssucher“ nach religiösem Erleben und religiöser Erhebung. Man sagt, unsere Zeit sei im Innersten religiös. Ja, wenn Religion ein unbestimmtes Gefühl, eine Art erbaulicher Suggestion bedeutete, dann hätten jene Lobredner recht. Aber, sobald die Religion in der bestimmten und für sie allein möglichen Form der Konfession auftritt und ihren Anhängern von Pflichten spricht, dann versagt das „Wahrheitssuchen“. Diese Religionsdilettanten wollen sich „erbauen“ ohne sich zu verpflichten. Deshalb kann man mit Fug und Recht behaupten, daß unsere Zeit so unreligiös als nur möglich ist, weil sie vom Konfessionellen, vom Kirchentum, vom Dogma aber auch gar nichts wissen will.

Trotz alledem wird der spätere Geschichtsschreiber sich über viele Lichtblicke zu freuen haben, wenn er in der „Allgemeinen Rundschau“ von heute den Kampf gegen den zunehmenden Radikalismus auf jeglichem Gebiete, nicht bloß auf dem rein kulturellen, verfolgt. Unsere Zeit wendet sich mehr und mehr von den konservativen Leitgedanken ab und zahlt der radikalen und umstürzlerischen Richtung ihren Tribut. Da ist es beruhigend, zu sehen, wie die antiradikalen Kräfte sich mutig regen und nicht müde werden, zur Rückkehr zum soliden und einfachen Geist des Christentums aufzurufen.

Ein Juwel wird dem Chronisten aus den Edelsteinen, die zum Aufbau der Ewigkeitskultur in diesen Blättern zusammengetragen wurden, besonders glanzvoll entgegenleuchten. Ich meine die Höhenfeuer, die in Nr. 9 und 10 der „Allgemeinen Rundschau“ vom März dieses Jahres ein hervorragendes Mitglied des deutschen Episkopats den Akademikern und ihrer Kirche angezündet hat. Der Vortrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Speyer war und bleibt eine Tat, seine Veröffentlichung in dieser Wochenschrift ein Verdienst um die katholische Kultur von unvergänglichem Werte. Es ist wahr, unsere katholische Religion ist nicht inferior, sondern superior. So superior wie die Wahrheit über Lüge und Irrtum, wie Ewigkeitsgüter über Diesseitswerte, wie der Himmel über die Erde.

Nutzen wir diese unermeßlichen und unvergänglichen Schätze, wuchern wir mit diesen reichen und goldenen Pfunden — und der Sieg eines Konstantin im Zeichen des Kreuzes wird sich auch in unserem Jahrhundert erneuern.

Die Dornenkrone.

Dass Menschenundank dich ans Kreuz geschlagen
Und dich getränkt mit bitterm Aloe,
Dass du den Dornenkranz für mich getragen,
Tut mir, o Herr, in tiefster Seele weh.
Wie grausam mochten jene scharfen Spitzen,
Die man einst wand um deiner Locken Zier,
Die bleiche Dulderstirne blutig ritzen,
Wie qualvoll schneiden in die Schläfen dir!

Du, dessen Tod wir ew'ges Leben danken,
Welch unermesslich grosse Sündenschuld
Hast du gesühnt durch jene Dornenranken
In stummer Pein und rührender Geduld.
Mein Herz erbebt in Trauer und in Klagen,
Wenn ich dich in der Marterkrone seh', —
Dass du den Dornenkranz für mich getragen,
Tut mir, o Herr, in tiefster Seele weh!

Josefine Moos.

Katholische oder interkonfessionelle Jugendvereine?

Ein offenes Wort an alle Freunde unserer katholischen Jugend.

Von Felix Prinz zu Oettingen-Spielberg, Präses des kath. Jugendvereins Ingolstadt.

Wir leben im Zeitalter der „Parität“! Leider aber verstehen heutzutage gar viele unter dem Worte Parität nicht mehr die bürgerliche Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen, sondern sie träumen dabei von einer Vermischung und Verwässerung derselben, bis schließlich von keiner mehr etwas übrig bleibt und eine „paritätische Religion“ entstanden ist. Vor allem tritt diese Art paritätischer Wirksamkeit auf dem Gebiete der Jugenderziehung zutage. An allen Orten wird interkonfessionalisiert, es erstehen interkonfessionelle Jugendvereine, und zwar mit einer Reklame, als ob sie allein und zu allererst das Problem der Jugenderziehung gelöst hätten. Diesen Bestrebungen gegenüber fragt man sich unwillkürlich, ob nun auf einmal unsere konfessionellen, insbesondere unsere katholischen Jugendvereine ganz ausgeschaltet werden sollen, ob sie denn gar nichts geleistet haben zur Erziehung der Jugend. So weit, daß die katholischen Vereine ausgeschaltet werden, sind wir ja noch nicht, aber es regt sich doch auch unter Katholiken angesichts der ungeheuren Mittel, die den neuen interkonfessionellen Jugendvereinen von überallher zur Verfügung gestellt werden, das Streben, die katholischen Vereine den interkonfessionellen wenigstens auf irgend eine Weise anzugliedern. — Die Frage nach der Angliederung unserer Vereine an interkonfessionelle ist aber eine vitale. Und so dürfte es wohl einmal von Nutzen sein, eben diese Frage, die schließlich auf das Schlagwort **katholisch oder interkonfessionell** hinausläuft, vom erzieherischen Standpunkte aus zu betrachten.

I.

Jede Erziehung muß, wenn anders sie noch Erziehung sein will, auf einer **religiösen Grundlage** aufbauen. Mit anderen Worten, jede Erziehung muß vor allem religiös sein. Dieser Satz wird wohl für jeden Katholiken feststehen. Ohne Religion keine Tugend, auch keine soziale, ohne Religion auch keine wahre Vaterlandsliebe. Denn nur dann, wenn ich einen übernatürlichen Schöpfer anerkenne, wenn ich einen höchsten Herrn weiß über Himmel und Erde, werde ich mich der menschlichen Autorität dauernd unterwerfen, werde ich wahrhaft Gutes wirken für meine Mitmenschen. Nun wird aber die Erziehung nur dann dauernden Wert haben, wenn sie den Menschen fähig macht, den Bedürfnissen seiner Zeit zu genügen. Eine religiöse Erziehung wird aber dann praktisch wertvoll sein, wenn sie den Menschen heranbildet, den religiösen Bedürfnissen seiner Zeit zu entsprechen. Wir Katholiken brauchen nun besonders in unserer Zeit Leute, die

1. **wahrhaft katholisch sind** und
2. **die wahrhaft tolerant sind.**

Sehen wir, ob unsere katholischen Jugendvereine diesen Anforderungen Rechnung tragen.

1. Wenn unsere katholischen Volksschüler in den Jugendverein eintreten, haben sie bereits während 7 Jahren einen guten, tiefgehenden Religions**unterricht** genossen. Auch in der Fortbildungs- oder in der Sonntagsschule muß der Lehrling 3 Jahre wöchentlich $1/2$—1 Stunde lang dem Religionsunterricht beiwohnen. Dazu kommt noch der obligatorische Besuch des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen. Man könnte nun auf den ersten Blick meinen, das genüge doch vollauf. 10 Jahre Religionsunterricht! Da kann doch der Junge ungeniert am Sonntag ein paar Stunden in einem interkonfessionellen Verein zubringen, ohne an seiner Religion Schaden zu leiden. Aber der junge Mensch soll doch nicht bloß in der Religion **unterrichtet**, er soll auch in ihrer praktischen Ausübung gefestigt werden, d. h. er soll **wahrhaft katholisch denken und fühlen lernen.** Diese Festigung vollzieht sich nun am besten dadurch, daß er nach seinem Glauben lebt und ganz besonders in der Jugend **unbehindert leben könne.** Es soll dem Schulentlassenen, dem Lehrling, jetzt **zum Bewußtsein kommen**, daß er katholisch ist. Durch die Schule allein wird dies niemals erreicht werden. Man spricht heutzutage so viel davon, daß der Erzieher eingehen soll auf **die Psyche** des zu Erziehenden. Nun versetzen wir uns einmal in die Psyche eines Fortbildungsschülers. Er geht in die Schule, weil er eben muß; und er wohnt dort dem Religionsunterricht bei, weil eben gerade Religion auf dem Stundenplan steht. Für seine Person könnte ebensogut in dieser Stunde auch ein anderes Fach treffen, er müßte genau in demselben Zimmer auf eben demselben Platze sitzen und — warten bis die Stunde vorüber ist. Dies ist das religiöse Interesse wohl unserer meisten Fortbildungsschüler am Unterricht. Wenn nun, wie dies leider noch vielerorts der Fall ist, der Religionsunterricht auch noch auf den Sonntag verlegt ist, dann kommt zur anfänglichen Gleichgültigkeit der bittere Groll, am Sonntag in die Schule zu müssen. Dieser Groll wendet sich allmählich gegen die Religion selbst, denn sie ist es ja, die ihm „den Sonntag verdirbt“, und so wird der heranwachsende Junge irreligiös, ehe er überhaupt wirklich an eine Religion gedacht hat. Lebt der Lehrling vielleicht noch in irreligiöser Umgebung, dann ist der Abfall vom katholischen Glauben um so sicherer. — Wie ganz anders im katholischen Jugendverein. Da geht er **freiwillig** hin; zunächst wohl darum, weil er sich dort unterhält. Aber er trifft dort lauter katholische Kameraden, die auch freiwillig gekommen sind. Er findet einen katholischen Priester, den Präses, vielleicht seinen Katecheten, der mit ihm spielt und kameradschaftlich verkehrt. Er erhält ein Vereinszeichen, das er fortan trägt, eine Zeitschrift, die neben der Unterhaltung auch religiöse, katholische Aufklärung bietet Und das alles sagt ihm immer wieder „**du bist katholisch**“. Unwillkürlich fängt er an, die Religion anders zu betrachten. Er weiß, er soll **seinem Vereine Ehre machen.** Das Bewußtsein, einem eigenen Vereine anzugehören, hebt ihn. Es wird ihm immer wieder gesagt, er mache dem Vereine die größte Ehre, wenn er seine religiösen Pflichten treu erfüllt, wahrhaft katholisch ist. Bei dem bei Knaben so ausgesprochenen **Solidaritätsgefühl** fällt ihm dann diese Uebung, **diese Pflichterfüllung nicht schwer.** Er ist ja nicht allein: „**Die anderen tun es ja auch.**“ — Die anderen tun es ja auch! Jeder, der mit der Jugend verkehrt, oder auch nur selbst an seine eigene Kindheit zurückdenkt, kennt die Zauberkraft dieses Wortes. Ich habe im vorigen Jahre in meinem Vereine von ca. 130 Mitgliedern eine Kongregation gegründet, deren Teilnehmer jeden Monat zu den hl. Sakramenten gehen, lediglich dadurch, daß ich ihnen sagen konnte, in einem mir bekannten Vereine existiert eine solche Kongregation auch. 70 haben sich gemeldet und fast alle sind treu geblieben. Das ist ja eben das eminent erzieherische Moment, daß der Junge im katholischen Jugendverein in einer Umgebung ist, die rein katholisch denkt und lebt; daher er sich auch nicht schämen braucht, katholisch zu sein. Er getraut sich, nach seiner Religion zu leben und dieses beständige Leben nach seiner Religion bildet ihn zum wahren Katholiken.

Gerade in den Jahren, während welchen der Knabe den kath. Jugendvereinen angehört, regt sich in ihm allmählich das Gefühl des **eigenen Ich.** Der Junge will schon etwas sein und vor allem, er **will zeigen, daß er kein Kind mehr ist.** Weil er aber in der Werkstatt und in der Schule immer noch arbeiten und lernen muß, wie ein Kind, drum **zeigt er seine Selbständigkeit am leichtesten und liebsten auf religiösem Gebiete.** Er sieht ja auch, wie so viele „Erwachsene“, die vielleicht nur drei Jahre älter sind wie er, sich nicht mehr um die Religion kümmern. **Für ihn wird das Wesen des Erwachsenseins zum Sichnichtkümmern um die Religion.** Er will auch nicht von Kameraden als brav und fromm verspottet werden; nicht gelten als einer „der nicht die Schneid hat“, einmal das nicht zu tun, was der Pfarrer oder die Eltern sagen. Wird nun ein Knabe in diesem Alter den Mut finden, in interkonfessionellen Vereinen seinen katholischen Glauben zu bekennen? Wird er, wenn man ihm nur „Gelegenheit gibt“, vor einem Tagesausflug, seinen religiösen Pflichten zu genügen, diese Gelegenheit benützen? Wenn vielleicht auch an manchen Orten in interkonfessionellen Vereinen die Katholiken in die Kirche geführt werden, so ist es einmal wohl zweifelhaft, ob alle mitgehen und dann wissen sie daß „die anderen“ nicht gehen müssen und daß sie **ausschlafen**

können trotz des Ausflugs — ausschlafen, was für einen Lehrling, der die ganze Woche geschafft hat, das non plus ultra der Seligkeit ist. — Im kathol. Jugendverein dagegen geht der ganze Verein in den Gottesdienst, da ist der einzelne nicht allein „das Opfer der Pflicht". Diese allgemeine religiöse Uebung hebt das katholische Bewußtsein. Der Junge fühlt sich nicht vereinzelt oder in der Minderheit in seinem religiösen Bekenntnis, das erleichtert ihm die Ausführung. So heben und stärken unsere katholischen Jugendvereine die Religion im Menschen und machen ihn wahrhaft katholisch in Wort und Tat.

2. Wir bedürfen aber auch Katholiken, die wahrhaft tolerant sind. Im Interesse der wahren Toleranz fordern wir, so paradox es klingen mag, katholische Jugendvereine. Toleranz ist Achtung, Ehrfurcht vor der religiösen Ueberzeugung des Andersgläubigen, ohne dabei anzuerkennen, daß diese Religion die wahre sei. Eine solche Achtung vor religiöser Ueberzeugung eines anderen kann aber im Herzen des Menschen nur dann bestehen, wenn er selbst tief durchdrungen ist von der Heiligkeit und Wahrheit seiner eigenen Religion. Wenn für einen Katholiken die Religion das Heiligste ist auf Erden, wenn er anerkennt, daß er leben muß nach seinem Glauben, dann wird er auch begreifen können, daß für den Andersgläubigen seine Religion etwas Heiliges ist; daß auch er ein Recht hat zu leben nach derselben. — Diese wahre Toleranz bietet dann auch die Garantie für das treue Festhalten am wahren, am eigenen Glauben. Denn wenn er durchdrungen ist von Jugend auf, seine Religion sei wahr und heilig, dann wird der Mensch sie nicht preisgeben in den Stürmen des Lebens. So wird die wahre Toleranz die Grundlage für die Erhaltung der Religion in unserem katholischen Volke. Eine solche Toleranz aber ergibt sich am sichersten aus der Festigung in der Religion, wie sie in den katholischen Jugendvereinen unseren Jungen zuteil wird. — Es ist ein trauriges Zeichen für die Verworrenheit, welche in unserer Zeit auf religiösem Gebiete Platz gegriffen hat, daß selbst Katholiken die Jugend sammeln wollen in interkonfessionellen Jugendvereinen, um sie zu bewahren vor den Gefahren ihres Alters. Oder glaubt man etwa, daß die Uebung von Spiel und Sport allein unsere Jugend sittlich heben wird? Nur wahrhaft religiöse Prinzipien festigen die Jugend gegen die Versuchungen, die gerade in ihrem Alter am stärksten an sie herantreten. Wir Katholiken fordern mit Recht Konfessionsschulen für unsere katholische Jugend. Warum wollen wir dann die Jugend interkonfessionalisieren in dem Alter, da sie der religiösen Klarheit, der Konfession am meisten bedarf? Woher soll der junge Mensch auf einmal religiöse Ueberzeugung und wahre Toleranz gegen Andersgläubige nehmen, wenn er von Jugend auf aufgewachsen im Nebel der Interkonfessionalität; wenn ihm von Jugend auf alle Konfessionen gleich gut oder gleich schlecht erscheinen. Wir Katholiken sollen ehren die Ueberzeugung anderer, aber wir sollen erst recht in Ehren halten unseren heiligen katholischen Glauben, wir sollen tolerant sein gegen uns selbst. Und wenn wir einmal davon überzeugt sind, daß nur die Grundsätze der katholischen Religion unsere katholische Jugend vor Gefahren bewahrt, dann sind wir im Gewissen verpflichtet, diese Jugend katholisch zu erziehen in unseren Jugendvereinen. Vor kurzem war in dieser Zeitschrift ein Artikel zu lesen „Mehr Klarheit im Prinzip" (Nr. 48, S. 962). Der Verfasser spricht da ein warmes Wort für unsere katholischen Studentenkorporationen. Auch unsere katholische Jugend hat ihre Korporationen, es sind die katholischen Jugendvereine.

Mögen unsere katholischen Eltern ihre Kinder diesen Vereinen anvertrauen im Interesse wahrer Katholizität und wahrer Toleranz!

II.

Nach diesen Ausführungen erübrigt noch in kurzem die Antwort auf die Frage: „Sollen sich unsere katholischen Jugendvereine den interkonfessionellen Vereinen anschließen?" Diese Antwort dürfte aus dem bisher Gesagten bereits ersichtlich sein. Wir Katholiken sollten denn doch endlich einmal gelernt haben, daß wir durch derartige Experimente noch nie etwas gewonnen haben; ja daß wir sogar froh sein konnten, wenn wir nichts dabei verloren. Und wie denkt man sich eigentlich einen solchen Anschluß? Unseres Erachtens gibt es da nur zwei Wege. Entweder man verschmilzt beide Vereine überhaupt miteinander; damit ist aber die Existenz des katholischen Jugendvereines von vornherein aufgehoben; oder man schließt sich dem interkonfessionellen Verein als eigene katholische Gruppe an. Dieser letzte Weg ist unseres Wissens bereits mancherorts eingeschlagen worden. Die Erfahrungen, die man dabei gemacht hat, sind uns zurzeit noch unbekannt. Immerhin besteht auch da eine große Gefahr für das Weiterbestehen des katholischen Jugendvereins. Es wird nämlich gerade bei jungen Leuten sehr leicht vorkommen, daß diese „katholische Gruppe" von den anderen nicht als vollwertig anerkannt wird. Weniger vielleicht von seiten der Führer, als von seiten der Mitglieder. Und diese mehr oder minder offene Zurücksetzung fühlt der Junge gar bald heraus. Man weiß ja zur Genüge, mit welch liebenswürdigen Titulaturen Mitglieder katholischer Jugendvereine von ihren Mitschülern ausgezeichnet werden. Die Folge davon wird sein, daß der Junge sich entweder zur anderen Partei schlägt, oder daß er, müde des beständigen Verspottetwerdens, austritt. Auch wird sich ein solcher „Verein im Vereine" auf die Dauer schwer halten lassen, und er ist auch nicht zu empfehlen, schon im Interesse des Ganzen. Die Bestrebungen unserer katholischen Vereine sind doch wesentlich anderer Natur, als bloß Spiel und Sport. Wer seinen Jugendverein wenigstens doch noch dem Namen nach als katholischen Verein erhalten will, muß die Mitglieder mindestens einmal im Monat allein um sich versammeln. Durch diese Absonderung aber werden dieselben in den Uebungen der anderen Mitglieder zurückbleiben; sie werden vielleicht sogar einmal einen Ausflug nicht mitmachen können. Dies alles wird sie erbittern, und dadurch vom katholischen Vereine abwenden. Jeder Präses eines Jugendvereins weiß, wie schnell ein Junge sich vom Vereine zurückzieht, wenn ihm auch nun einmal etwas dort nicht gefällt, oder wenn er einmal von einem anderen barsch angeredet wird. Mit diesem Zurückziehen aber wird allmählich die Zahl der Mitglieder schwinden; denn Neueintretende können ja ohnehin die Uebungen viel besser mitmachen, wenn sie gleich dem interkonfessionellen Teile des Vereines beitreten. Der Verein wird allmählich zugrunde gehen. Daher sind wir der Ansicht, daß ein Anschluß unserer katholischen Jugendvereine an die interkonfessionellen langsam, aber sicher ihren Untergang herbeiführen wird.

Die Katholiken werden das Erstehen der interkonfessionellen Jugendvereine nicht verhindern können. Dieselben werden von allen Seiten zu sehr unterstützt. Aber daraus, daß wir diese Vereine nicht verhindern können, folgt noch nicht, daß wir sie durch Geld und Mitarbeit begünstigen sollen. Wir sollten gerade in unserer Zeit unser katholisches Geld und unsere katholische Arbeitskraft mit aller Energie auf unsere katholischen Bestrebungen richten. Viele Jahre schon arbeitet die katholische Kirche durch ihre Vereine am Wohle der Jugend und aller sozialen Klassen. Viel Segen ist bereits von dieser Arbeit ausgegangen. Wahrhaft Bewunderungswürdiges ist mancherorts geleistet worden. Warum sollen wir Katholiken uns nun auf einmal wegen des neuen Evangeliums der Interkonfessionalisierung all dieser Werke schämen? Warum sollen wir Bestrebungen befördern, die, wenn man es auch nicht offen eingesteht, doch im Grunde genommen gegen die katholische Kirche gerichtet sind? „Mehr Klarheit im Prinzip." Selten noch war ein Wort in unseren Tagen berechtigter, als dieses. Mehr Klarheit im Prinzip, in all unseren Arbeiten, also auch auf dem Gebiete wahrhaft katholischer, segensreicher Jugenderziehung.

Die katholische Kirche auf der Insel Ceylon.

Von P. Jos. Pothmann O. M. I., Colombo (Ceylon).

Das Interesse für die äußeren Missionen ist seit einigen Jahren in Deutschland bedeutend gestiegen. Die letzten Katholikentage, die Missionsfeste, Missions- und andere Zeitschriften haben mit heiligem Ernste die Katholiken an die Pflicht erinnert, das Ihrige dazu beizutragen, daß die Verbreitung des wahren Glaubens in den Heidenländern voranschreite. Reichlicher sind seitdem die Almosen geflossen, eifriger ist gewiß auch das Gebet für die Bekehrung der Heiden geworden. Hiermit ist aber auch der Wunsch gewachsen, mehr unterrichtet zu werden über den Fortgang der Missionsarbeit in den einzelnen Ländern.

Unter allen Missionen, welche am meisten das Interesse auf sich ziehen, stehen die des fernen Ostens heute an erster Stelle. Gibt es hier doch noch viele Hunderte von Millionen Heiden, von deren Bekehrung man wegen ihrer relativ hohen geistigen Entwicklung das Beste für die katholische Kirche erwarten kann. Die Missionstätigkeit in China und Japan hat in der letzten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, und besonders im ersteren Lande scheint dem Katholizismus eine an Erfolgen reiche Zeit nahe bevorzustehen. Auf dem Wege zu diesen beiden Reichen liegt eine kleine Insel, die dem flüchtig auf der Karte suchenden kaum auffällt, welche aber jedem Ostasien- und Australienfahrer bekannt ist, wo er auf der langen Seefahrt einen willkommenen Halt macht und wo er zum ersten Male Gelegenheit hat, die tropische Natur in all ihrer Herrlichkeit zu bewundern.

Wo der Name Ceylons genannt wird, da werden auch seine kostbaren Steine, seine Perlen, sein Elfenbein, sein Ebenholz und seine Gewürze gerühmt. Mit der Vorstellung seiner üppigen Tropenvegetation verbindet sich so gerne der Gedanke an das irdische Paradies. Und doch gibt es für den katholischen Missionar dort weit Kostbareres zu suchen als edle Steine, Perlen und Elfenbein, — wertvolle Menschenseelen, für deren Gewinn er gerne die

Mühen und Beschwerden eines harten, arbeitsvollen Lebens unter den heißen Strahlen der Tropensonne erduldet.

Ceylon, der Südspitze Vorderindiens vorgelagert, erstreckt sich in einer Länge von etwa 400 km nach Süden. An Größe (25 331 □ Meilen) kommt es etwa Irland gleich. Als englische Kronkolonie hat es eine eigene von der indischen getrennte Verwaltung.

Wenige Länder haben eine so schöne Profan- und Kirchengeschichte, als die Perleninsel im Indischen Ozean, und unter den Missionen Asiens steht sie unstreitig heute mit in erster Reihe. Zu einer Zeit, als die meisten Völker Europas noch im tiefsten Barbarismus steckten, hatte die hiesige Bevölkerung bereits eine hohe Kulturstufe erreicht. Von ihr zeugen die Ueberreste alter Städte, unter ihnen die Hauptstadt Anuradhapura, das Palmyra Ceylons, dessen Umfassungsmauern nach den alten Chronisten 25 km im Geviert maßen; seine kunstvollen Tempel und reichen Klöster, seine gigantischen künstlichen Seen, die zur Bewässerung regenarmer Gegenden angelegt waren und die noch heute unsere Bewunderung erregen. Man zählt deren zirka 3000, von denen manche eine Ausdehnung von 50 □ km hatten. Bis zu 10 000 000 Menschen beherrschte Ceylon in dieser seiner Blütezeit, unter den singhalesischen Königen. Die Singhalesen, ein arischer Volksstamm, waren im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Ceylon eingewandert. Sie führten zugleich den Buddhismus hier ein. Zu ihnen kamen im zweiten Jahrhundert nach Christus von Hindustan her die Tamul, Anhänger des brahmanischen Kultus. Sie setzten sich im Norden fest, wo sie ein neues Königreich gründeten mit der Hauptstadt Jaffna, während die Singhalesen mehr nach Süden zogen. Häufige Kriege zwischen diesen beiden Völkern brachten viel Elend über das Land und machten einen weiteren Fortschritt unmöglich.

Schon war der größte Teil einstiger Herrlichkeit vernichtet, als die ersten Glaubensboten nach der portugiesischen Eroberung ins Land kamen. Mit dem Jahre 1505 begann die Missionierung des Landes, die seitdem ununterbrochen fortdauerte, reich an Erfolgen, aber auch reich an Verfolgungen, in denen es an Martyrerblut nicht gefehlt hat.

Das Christentum faßte zuerst festen Fuß auf der kleinen Insel Manaar im Norden Ceylons. An den Heldenmut der ersten Christen erinnert der Martyrertod seiner Einwohner. Von einem Gefährten des hl. Franz Xaver missioniert, hatten sie alle das Christentum angenommen. Da ließ der König von Jaffna, dem sie tributpflichtig waren, den Befehl ergehen, alle zu töten, die nicht der Religion der Portugiesen entsagen wollten. Nicht ein einziger war dazu zu bewegen. Siebenhundert Christen wurden an einem Tage hingemordet, Männer, Frauen und unmündige Kinder, in deren Namen die eigenen Mütter sprachen. Derselbe König, Sagara Raja, ließ seinen eigenen Sohn, da er sich zum Christentum bekannte, hinrichten.

Im Jahre 1545 kam der hl. Franz Xaver selbst von Indien herüber. Sein Aufenthalt war nur von kurzer Dauer, jedoch genügte er diesem großen Glaubensboten, den Grundstein des Christentums zu legen, und er konnte über die wenigen Tage schreiben: „Nie bin ich glücklicher gewesen, als während meines Aufenthaltes auf Ceylon.“ Der Same, den er ausgestreut, sollte reichliche Ernte bringen. Ein halbes Jahrhundert nachher zählte man die Christen bereits nach Hunderttausenden; Kirchen, deren Ruinen noch erhalten, entstanden überall. Zahlreiche Missionäre, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Kapuziner, Jesuiten führten fort, was der Heilige begonnen. Alles deutete darauf hin, daß Ceylon bald ganz für das Christentum gewonnen sein werde. Da brach eine 162 Jahre dauernde, harte Verfolgung über die noch junge Christengemeinde herein.

Im Jahre 1634 ergriffen die Holländer Besitz von der Insel. Holland, heute das gastliche Land für so manche in anderen Ländern nicht geduldete Ordensleute, ließ damals kein Mittel unversucht, um den Katholizismus auf Ceylon auszurotten und den Kalvinismus einzuführen. Das Bekenntnis zur römischen Kirche galt als Staatsverbrechen; den Missionären wurde unter den strengsten Strafen der Aufenthalt auf der Insel verboten; ein Gesetz verbot unter Todesstrafe allen Einwohnern, einen Priester in ihren Häusern zu verbergen. Die Kinder mußten in die kalvinistische Schule gesandt werden. Alle waren strengstens gehalten, am Sonntag dem kalvinistischen Gottesdienste beizuwohnen. Der beinahe erstorbene Buddhismus wurde zu neuem Leben erweckt. Von den in den letzten Jahren der portugiesischen Herrschaft Getauften gingen manche wieder zum Heidentum zurück, von den alten Christen nur wenige, und auch diese nur äußerlich, um eine Regierungsstelle zu bekommen. Die in den protestantischen Schulen erzogenen Kinder hatten jedoch meistens wenig Kenntnis von der Religion und oft noch weniger Moralität. Ganz fehlte es auch in dieser Zeit nicht an eifrigen Priestern, die, der Gefahr trotzend, oft als Bettler verkleidet, in dunkler Nacht oder in einsamen Wäldern die Katholiken versammelten, um sie zu unterrichten und ihnen die Sakramente zu spenden; so der goanesische Oratorianer, Joseph Vaz, „der Apostel Ceylons“, welcher besonders im damaligen Königreich Kandy eine an Arbeiten und Erfolgen reiche Tätigkeit entfaltete.

Als im Jahre 1796 die Insel an die Engländer überging, zählte man noch etwa 50000 Katholiken, von denen viele jedoch nur manche Aeußerlichkeiten der Religion behalten, ohne ihren Sinn zu verstehen. Rührend ist es aber zu lesen, wie man später in ganz unbekannten Gegenden, inmitten undurchdringlicher Wälder Christengemeinden entdeckte, die ihren Glauben vollständig intakt bewahrt hatten, und noch alle jene gottesdienstlichen Uebungen und Gebräuche, zu denen der Priester nicht erforderlich ist, befolgten; so die Gemeinden von Galgama und Vaha Kotta.

Unter der liberalen Herrschaft der Engländer erstand der Katholizismus wieder von neuem und hat seitdem nicht aufgehört, sich innerlich und äußerlich zu entwickeln. Die Penalgesetze gegen die Katholiken wurden bald aufgehoben und ihnen vollkommene Religionsfreiheit gewährt. In der ersten Zeit war ein Fortschritt nicht zu erwarten. Es galt vor allem, die zerstreuten und so lange vernachlässigten Gläubigen zu sammeln und zu unterrichten. Es fehlte an Geistlichen, und die wenigen, die vorhanden, waren durch die lange dauernde Verfolgung entmutigt und oft der Aufgabe nicht gewachsen. Dazu kamen die Wirren des goanesischen Schismas, das alle Kräfte lahmlegte. Im Jahre 1835 hatte der Hl. Stuhl Ceylon zu einem eigenen apostolischen Vikariate erhoben. Der Erzbischof von Goa, von der portugiesischen Regierung, die bis dahin die Nomination der Bischöfe gehabt, widersetzte sich dem, und fuhr fort, Priester seiner Diözese nach Ceylon zu senden. So waren die Katholiken in zwei Lager geteilt. Erst in den letzten Jahren verschwanden die letzten Reste dieser beklagenswerten Trennung.

Mit der Ankunft neuer europäischer Missionäre auf der Insel begann wieder ein neuer Aufschwung, so daß Rom im Jahre 1847 eine neue Teilung vornehmen konnte, es entstanden die Missionsvikariate Colombo auf Jaffna. Eine weitere Teilung fand statt im Jahre 1883, in dem Kandy von Colombo getrennt wurde. Colombo und Jaffna wurde den Oblaten von der unbefleckten Jungfrau Maria, Kandy den Sylvestrienern übergeben. Da die Zahl der Christen beständig wuchs, so sah Rom im Jahre 1884 die Zeit gekommen, die Hierarchie auf der Insel zu errichten. Colombo wurde zum Erzbistum erhoben (Monsignore Bonjean O. M. J. erster Erzbischof) mit den Suffraganbistümern Jaffna und Kandy. Um den Fortschritt des Missionswerkes und die Verwaltung der Sprengel zu erleichtern, wurden im Jahre 1895 Galle und Trincomalie als neue Diözesen abgetrennt und den Jesuiten übergeben. Der gegenwärtige Apostolische Delegat für Ostindien gibt in seinem Werke (Privatverlag) The Apostle of Ceylon, Father Joseph Vaz, die Zahl der Katholiken auf der Insel im Jahre 1847 auf 116 654 an. Es mögen hier einige statistische Zahlen folgen, die ein getreues Bild des gegenwärtigen Standes geben. Dieselben sind entnommen dem „Census of Ceylon“ vom Jahre 1901 und 1911.

Die Bevölkerung Ceylons nach Nationen und Religionen 1901 und 1911:

Nationalität	Bevölkerung		Katholiken		Andere christliche Konfessionen	
	1901	1911	1901	1911	1901	1911
Europäer	6,300	7,592	707	1,212	5,519	6,258
Burgher	23,482	26,663	10,464	12,492	12,844	13,962
Singhalesen	2,330,807	2,715,420	181,326	215,947	27,512	29,967
Tamul	951,740	1,059,007	93,646	108,112	15,584	19,130
Mohammedaner	228,034	266,625	10	20	3	7
Malayen	11,902	12,990	23	34	3	2
Veddas	3,971	5,332	33	2	43	87
Andere	9,718	12,721	1,140	1,480	384	456
Total	3,565,954	4,106,350	287,419	339,301	61,892	69,869

Buddhisten		Hindus		Islam		And. Religion.	
1901	1911	1901	1911	1901	1911	1901	1911
19	10	2	1	1		52	111
140	164	7	9	4	8	25	39
2,121,914	2,468,874	459	304	273	232	49	76
18,048	3,153	822,595	927,852	1750	656	127	104
27	35	20	43	227,961	266,518	13	2
19	11			11,855	12,943	2	
463	1,623	1,439	3,027			1,993	593
1500	270	2,304	7,024	4,274	3,275	116	196
2,141,404	2,474,140	826,826	938,260	246,118	283,631	2,367	1,121

Die Burgher sind die Nachkommen der Holländer oder Portugiesen und der Eingeborenen. Die Veddas sind wahrscheinlich die Ureinwohner der Insel; der starke Unterschied der Zahlen von 1901 und 1911 ist nur daraus zu erklären, daß dieses Volk, welches

weitab in den Wäldern wohnt, schwer zugänglich ist, und nur in der letzten Zeit eine Ansiedelung derselben stellenweise gelungen ist.

Während die Bevölkerung in den letzten 10 Jahren um 15,15 % zunahm, nahmen die Katholiken um 18,05 % zu, die anderen christlichen Konfessionen um 12,88 %. Zu diesen sind für das Jahr 1901 auch die Independent Catholics gezählt, in der Statistik von 1911 erscheinen sie nicht mehr. Der weitaus größte Teil derselben ist zur römischen Kirche zurückgekehrt.

Auf die einzelnen Diözesen verteilen sich die Katholiken folgendermaßen:

	1901	1911
Colombo	202292	242179
Jaffna	41108	46635
Kandy	27938	30228
Galle	8761	12280
Trincomalie	7320	7979

Es kommen auf 1000 Einwohner

Katholiken		Andere christl. Konfessionen		Buddhisten		Hindus		Islam	
1901	1911	1901	1911	1901	1911	1901	1911	1901	1911
806	826	173	170	6005	6025	2319	2285	690	691

Wie aus den vorstehenden Zahlen hervorgeht, hat der Katholizismus ansehnlich an Anhängern gewonnen. Doch nicht nur ausgedehnt hat er sich, sondern auch auf kulturellem und geistigem Gebiete bedeutende Fortschritte gemacht. Dies zeigt sich besonders auf dem Gebiete der Schule. Es sei hier die Statistik der Erzdiözese Colombo für das Jahr 1910 und 1911 angegeben:

Sprachen	Schulen				Schulbesucher			
	Knaben	Mädchen	Total		Knaben	Mädchen	Total	
			1910	1911			1910	1911
Englisch	19	15	34	34	4,036	1,640	5,307	5,676
Gemischt	—	1	3	1	—	111	136	111
Landessprache	222	222	439	444	21,148	16,682	35,683	37,830

Für die religiöse Tätigkeit in der gleichen Erzdiözese legt folgende Zusammenstellung Zeugnis ab (1. September 1910 bis 31. August 1911):

	Taufen						Beichten	Kommunionen
	Kinder			Erwachsene				
	Kathol. Eltern	Christl. Eltern	Heiden-Eltern	Häretiker	Heiden	Total		
1910	8,212	26	466	133	1,253	10,090	498,318	793,379
1911	8,540	34	529	135	1,578	10,816	597.231	1,033,460

In den 5 Diözesen wirkten im Jahre 1911 234 Geistliche, von diesen waren 46 Eingeborene des Landes. In den Seminaren befanden sich 30 Seminaristen, 26 in Colombo aus den Diözesen Colombo und Jaffna, 4 in Kandy im dortigen päpstlichen Seminar für ganz Indien, der Diözese Kandy angehörend. Auf jeden Priester kommen somit 1431 Katholiken und 15,894 Nichtkatholiken. Die Zahl der auf jeden Priester kommenden Katholiken ist besonders für hiesige Verhältnisse, wo der Missionar allen alles sein muß, sehr groß, so daß es in manchen Diözesen, wo das Verhältnis noch stärker ist, fast unmöglich ist, sich mit anderen zu beschäftigen. Um so mehr muß man darum staunen über den Eifer der Priester, die jedes Jahr ihre Herde um eine ansehnliche Zahl Neubekehrter vermehren.

Es würde zu weit führen, das Wirken der europäischen wie einheimischen Schwestern zu schildern, ihre Erfolge lassen sich nicht in Zahlen ausdrücken. Ihre Schule und caritativen Einrichtungen sind mustergültig und von Katholiken wie Nichtkatholiken hoch geschätzt. Von ihrer aufopfernden Liebe ist kein Volk und Religionsbekenntnis ausgeschlossen.

Die Sage verlegt so gerne das irdische Paradies auf das schöne Ceylon; möge es recht bald ein Paradies, ein Reich Gottes hier auf Erden werden.

Ostermorgen.

Herz, nun wirst du Ostern feiern!
Horch! Ein Jubelglockenchor
Ueber Höhen, über Tiefen
Schwingt zum Morgen sich empor.

Pracht an Pracht liegt in den Tälern,
Osterglanz auf jedem Baum.
Einer Lerche Festesweise
Schwebt zum lichten Aetherraum.

Horch, wie laden hehr die Glocken
Dich zum Kirchlein traut und schlicht! —
Herz, nun wird es Ostern werden,
Um dich fluten helles Licht.

Dr. Hans Besold.

Eine Erinnerung an Abbé de Bessonies und den Taxil-Schwindel.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

„Monsieur l'abbé de Bessonies, chapelain de Notre-Dame des Victoires de Paris, vient de mourir." Diese Nachricht steht in den französischen Zeitungen, und sie hätte kein weiteres allgemeines öffentliches Interesse, wenn der Verstorbene nicht in zwei Angelegenheiten, die die ganze gebildete Welt in atemloser Spannung hielten, eine entscheidende Rolle gespielt hätte.

Für mich persönlich ist Abbé de Bessonies der Ausgangspunkt einer hochdramatischen Szene gewesen, wohl der aufregendsten und interessantesten, die mir in meinem bisherigen Leben zugestoßen ist.

Um die Mitte der neunziger Jahre fuhr ich, wie alljährlich, im Herbste nach den Sommerferien in die Ewige Stadt zurück. Ich unterbrach die Reise München—Rom in Trient, wo ich im Grand Hotel de Trente abstieg. Es war 8 Uhr abends, als ich im Speisesaale des Hotels mein Abendessen einnahm. Der Gasthof wimmelte von Fremden, und ich war darum nicht erstaunt, als Fürst Karl von Löwenstein, jetzt Pater Raymundus Ord. Praed., an meinen Tisch trat, mich begrüßte und seiner Freude Ausdruck gab, daß ich wohl auch zum Internationalen Antifreimaurerkongreß nach Trient gekommen sei. Das stimmte nun nicht ganz, denn ich hatte nur vorgehabt, bis zum nächsten Morgen zu bleiben und dann weiter zu fahren. Aber da der Fürst davon nichts wissen wollte, er mich vielmehr hic et nunc sofort mit einer Mitgliedskarte des Kongresses versah, so beschloß ich, einen Tag den Verhandlungen beizuwohnen. Ich erfuhr sofort, daß Leo Taxil da sei, daß auf folgenden Nachmittag eine Sondersitzung des Kongresses anberaumt worden sei, in der ausschließlich die Frage „Diana Vaughan" erörtert werden sollte, und daß das große Rätsel dieser bekehrten Satanistin enthüllt werden würde.

Die „Kölnische Volkszeitung" hatte an den vorhergehenden Tagen schon deutliche Angaben gemacht, daß Leo Taxil ein abgefeimter Schwindler sei. Vertrauliche Mitteilungen des Doktor Charles Hax, die derselbe in der Weinlaune in Köln gemacht hatte, boten den Schlüssel zu dem geradezu verbrecherischen Treiben des Leo Taxil, der jedoch eine ungeheure Gemeinde von Gläubigen hinter sich hatte, deren Vertrauen in ihn und Diana Vaughan durch nichts erschüttert werden konnte.

Unter den vielen Hunderten, vielleicht Tausenden, die den Kongreß besuchten, waren wohl keine Zwanzig, die auf dem Standpunkte standen, daß es sich bei der ganzen Frage um einen einzigen großen Betrug von allerdings hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung handele. Die Uebrigen waren entweder ganz überzeugte Anhänger Taxils oder solche, die auf dem Wege waren, es zu werden. Die Atmosphäre war mit beispielloser Aufregung geladen, so daß es allen zu lange dauerte, bis die Nachmittagssitzung eröffnet wurde.

Abbé de Bessonies sprach lange, fließend und gut, indem er seine „Beweise" von der Existenz, der Bekehrung und dem guten Wirken der früheren Luziferianerin Diana Vaughan vortrug. Ich hatte nicht recht vorgehabt, in einer Angelegenheit,

von der ich außerordentlich wenig wußte, das Wort zu ergreifen. Ich hatte nur hie und da etwas über die Memoiren des Docteur Bataille gelesen und ab und zu ein Kapitel daraus im „Moniteur de Rome“ gesehen. Als aber der Herr Abbé eigentlich gar nichts Greifbares, sondern nur Mitteilungen, die er aus dritter, vierter Hand oder vom Hörensagen erhalten hatte, vorbrachte, empörte sich mein Gewissen als Historiker, und ich meldete mich sogleich zum Worte.

Jubelnder nicht endenwollender Beifall krönte die lebhafte Rede des Pariser Abbé, so daß ich vor eine schwere Aufgabe gestellt war, als ich eine so vorbereitete Riesenversammlung mit meinen Zweifeln bekannt machen wollte. Sprachlich war die Versammlung so zusammengesetzt, daß das deutsche Element in verschwindender Minderheit war; es empfahl sich also, nicht in deutscher Sprache zu antworten. Demgemäß trug ich meine Rede erst französisch, dann englisch und schließlich italienisch vor, um auch dem sehr zahlreich anwesenden Klerus aus Welschtirol das Verständnis meiner Ausführungen zu erleichtern.

„Als Historiker,“ so begann ich, „ist es mir völlig gleichgültig, was Diana Vaughan seit ihrer „Bekehrung“ getan hat. Mich interessiert in erster Linie die Beantwortung der Vorfragen. Und darüber haben, wie ich des längeren ausführte, weder Abbé de Bessonies noch der hier anwesende Leo Taxil, noch all die anderen Anhänger der Diana Vaughan auch nur ein einziges klares Wort gesprochen. Keine Angabe ist je gemacht worden, die es gestatten würde, Ort und Zeit festzustellen. Alles ist in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt, und man mutet mir zu, das auf Treu und Glauben hinzunehmen! Nein, das kann ich nicht.“

Dann wendete ich mich in direktem Frage- und Antwortspiel an Abbé de Bessonies und sagte:

„Wissen Sie, wann Diana Vaughan bekehrt worden ist?“

„Ah, Monseigneur, vous savez...“

„Ich bitte, kurz, ja oder nein?“

„Nein!“

„Wissen Sie, wer Diana Vaughan in die Kirche aufgenommen hat? Ja oder nein?“

„Nein!“

„Wissen Sie, wer dem betreffenden Priester, den Sie nicht kennen, die nötigen sehr ausgedehnten Fakultäten gegeben hat? Ja oder nein?“

„Nein!“

„Wissen Sie, wo und wann Diana Vaughan ihre erste heilige Kommunion gefeiert hat? Ja oder nein?“

„Nein!“

Auf diese Weise setzte ich das grausame Spiel noch eine Weile fort, und auf alle meine Fragen mußte der arme Abbé mit einem klaren Nein antworten.

Unterdessen war Leo Taxil von der Journalistentribüne, auf der er Platz genommen hatte, in höchster Aufregung, ja Wut, herbeigestürmt, als er sein Gebäude durch die ehrlichen Antworten de Bessonies' ins Wanken kommen sah. Er machte den Versuch, zu mir auf das Rednerpult hinaufzukommen, um mich zu verdrängen, aber er wurde an diesem Gewaltakt gehindert. Er mußte ruhig stillhalten, als ich mit schneidender Ironie die ganzen Vorteile des eben mit Abbé de Bessonies beendigten Inquisitionsverfahrens ausnützte und dann feststellte, daß alles andere so lange ohne jegliche Bedeutung sei, bis meine Fragen in klarer Weise beantwortet worden seien. Erst dann könne man in eine Erörterung der sogenannten freimaurerischen Enthüllungen dieser bis jetzt noch ganz legendären Person eintreten.

Leo Taxil machte verzweifelte Zwischenrufe: „Es ist nicht wahr!“, „er lügt!“, „er ist von der Freimaurerei bezahlt!“ usw., so daß ich den Schutz des seiner Sache gar nicht gewachsenen Vorsitzenden gegen diese Beleidigungen anrufen mußte.

Atemlos folgte die Versammlung diesen aufregenden Szenen, deren Steigerung nicht künstlerischer hätte gemacht werden können, wenn man sie mit Ruhe und Ueberlegung vorher eingeübt hätte.

Als ich nun englisch und italienisch sprach, konnte Taxil nicht folgen, und er fragte in seiner namenlosen Aufregung rechts und links: „Qu'est-ce qu'il dit celui-là?“ Er nannte mich nur noch „celui-là“.

Kaum hatte ich unter eisigem Schweigen der Versammlung geendigt und war vom Rednerpult heruntergestiegen, da war Taxil schon oben und hielt nun eine wirre, mit persönlichen Beleidigungen schwerster Art gespickte Rede gegen mich, die der unfähige Vorsitzende, dessen Kenntnis der französischen Sprache wohl eine etwas mangelhafte war, ruhig und ungerügt vorbeigehen ließ, bis ich ihn endlich laut an seine Pflicht erinnerte.

Taxil selbst beantwortete nicht eine einzige meiner Fragen, sondern versicherte nur wiederholt, daß er alle Beweise in der Hand habe und sie einem Ausschuß von Prälaten vorlegen werde, dem ich aber nicht angehören dürfe usw. usw. Die ganze Versammlung trat auf Taxils Seite, indem sie ihn in geradezu hysterischer Weise umjubelte, als er geendigt hatte.

Vor meiner Rede saß ich im Kreise von mir bekannten Herren, die sich mit mir angelegentlich unterhielten. Nach meiner Rede rückten alle von mir ab, und ich stand vereinsamt; man mied mich.

Abends im Hotel begegnete mir ein spanischer Bischof auf der Treppe. Er umarmte und beglückwünschte mich. Diejenigen, mit denen ich zu Mittag an einem Tisch gesessen hatte, wichen mir scheu aus. In einem Trienter Blatte stand am nächsten Tage zu lesen: „Wenn Monsignor Baumgarten nicht bald abgereist wäre, so hätte es ihm noch schlecht gehen können“ (gli sarebbe capitato un brutto quarto d'ora)!

Taxil hat weder in Trient noch sonst irgendwo jemals etwas „bewiesen“. Aber nach zwei Jahren lud er alle seine Anhänger in den großen Saal der Société de géographie in Paris ein, um ihnen dort die leibhaftige Diana Vaughan in Person vorzustellen. Und alle, alle, sogar aus dem fernen Canada der Directeur de La Verité, kamen. Julien de Narfon sagt, daß bei dieser Versammlung man die weise Vorsicht geübt hatte, uns zu bitten, unsere Stöcke in der Garderobe zu lassen, sonst wäre Taxil von seinen Anhängern elend verhauen worden, nachdem er ihnen mit einer unglaublichen Frechheit ins Gesicht hinein erklärt hatte, daß alles, alles, aber auch gar alles nur Dunst und Schwindel, „une grande fumisterie“ gewesen, sei.

Abbé de Bessonies war auch in dieser Versammlung anwesend, und er mußte es mit anhören, wie Leo Taxil unter schneidendem Hohn seine Briefe verlas und ihn als der Gläubigsten einer in einer unsagbaren Weise lächerlich machte.

* * *

Unter dem Namen Gabriel Soulacroix hat der Abbé seine Tätigkeit gegen die Freimaurer in der Oeffentlichkeit bis an sein Lebensende nicht ohne Erfolg fortgesetzt. Er hat viele wertvolle Materialien zu ihrer Bekämpfung bereitgestellt.

Unter dem Ministerium Combes war General André Kriegsminister. Ein bekehrter Freimaurer namens Bidegain hatte im Großorient zu Paris alle die „Fiches“, das heißt Zettel, abschreiben können, die die Freimaurer über die Offiziere der französischen Armee gesammelt hatten, und die benutzt wurden, um die religiösen Elemente aus dem Offizierskorps zu entfernen. Bidegain brachte diese Abschriften zu Abbé de Bessonies und dieser behielt sie monatelang in sorgfältigstem Verwahr, bis er sich entschloß, die parlamentarische Verwertung des Materials dem Abgeordneten Guyot de Villeneuve anzuvertrauen. Es ist wohl noch in aller Erinnerung, welchen Sturm es im Palais de Bourbon gab, als diese schamlose freimaurerische Spionage, dessen das Kriegsministerium sich gerne bediente, bekannt wurde. Das Ministerium Combes wurde weggefegt, der Kriegsminister André geohrfeigt, der Großorient in der ganzen gebildeten Welt als Asyl aller Schurkereien gebrandmarkt — und der Großorient herrscht heute noch gerade so in Frankreich wie damals.

Abbé de Bessonies ist gestorben. Er war ein einfacher, frommer und guter Priester, gefürchtet von der Loge und geliebt von den Armen. R. I. P.

Anglikanische Benediktiner?

Von Father Mac Kee, O. Orat., M. A. Oxon, London.

Von Zeit zu Zeit hat man den Versuch gemacht, klösterliches Leben in der anglikanischen Kirche aufleben zu lassen, und in den letzten Jahren schien der Versuch gelungen zu sein. Voll Stolz und Genugtuung wiesen die Anglikaner auf die Tatsache hin, daß ein Mönchskloster in ihrer Mitte bestehe, in dem die Regel des hl. Benedikt in ihrem vollen Umfang befolgt werde. Sie sahen darin mehr als ein Zeichen dafür, daß Ernst und Opferwille bei ihnen blühe; es war für sie der Beweis für den „katholischen“ Charakter der anglikanischen Kirche; denn das stand

für sie fest, daß nur eine Kirche, die von katholischem Leben erfüllt sei, solch eine Gemeinschaft hervorbringen könne. Nun sind vor kurzem Ereignisse eingetreten, die den Anglikanern ihr Argument für den katholischen Charakter ihrer Kirche aus der Hand nahmen.

Doch zuerst in Kürze die Geschichte dieses anglikanischen Benediktinerklosters. Vor ungefähr 20 Jahren pflegte ein junger Mediziner am St. Bartholomäus-Hospital in London in seiner freien Zeit eine alte Kirche aufzusuchen, um dort zu beten. Es war dies die Priorei- und Hospitalskirche vom hl. Bartholomäus, die im Jahre 1123 im romanischen Stile erbaut wurde und zur Zeit des katholischen England den Benediktinern gehört hatte. Hier kam dem jungen Studenten der Gedanke, sein Leben der Erneuerung der Benediktinerregel in der anglikanischen Kirche zu weihen. Er wußte, welch große Verdienste die Benediktiner um das Christentum in England hatten und wie herrlich ihr Orden hier geblüht hatte, bevor er unter Heinrich VIII. das Schicksal der Aufhebung mit den anderen Orden teilte.

Der junge Mann, Carlyle war sein Name, fühlte, daß er den Anfang zur Ausführung seines Gedankens allein und selbständig machen müsse. Es würde zu weit führen, wenn wir all die Schwierigkeiten beschreiben wollten, die er zu bestehen hatte. Genüge es zu sagen, daß er erst nach mehreren Jahren von dem damaligen Erzbischof von Canterbury, Dr. Temple, eine ungern gegebene und ziemlich unbestimmte Billigung seines Werkes erlangte, die ihn aber doch einen großen Schritt weiter brachte. Die Jahre hatten ihm Anhänger zugeführt, und mit ihnen richtete er nun eine regelrechte Benediktinergemeinschaft ein, in der die Regel in allen Einzelheiten befolgt wurde. Dann kamen die Wanderjahre für die Gemeinschaft, bis sie im Jahre 1906 in den Besitz eines, wie sie hoffte, dauernden Heimes gelangte. Dies war die kleine Insel Caldy, auf der Höhe der Küste von Süd-Wales. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts hatte der hl. Illtrud hier ein Kloster gegründet, aus dem mehrere berühmte britische Heiligen hervorgegangen sind, so St. Samson von Dol, St. Dubric, St. Gildas und andere. Unter der Regierung Heinrichs I. ging die Insel durch Schenkung in den Besitz der Benediktinerabtei des heiligen Dogmael auf dem Festland über, und von hier aus wurde eine Priorei darauf eingerichtet, die bis zur Aufhebung der Klöster im 16. Jahrhundert bestand. Die alte Kirche und Teile der Klostergebäude sind noch erhalten. Man versteht, daß „Dom Aelred, O.S.B.", wie Mr. Carlyle sich jetzt nannte, den Besitz dieses Heimes mit besonderer Freude antrat, da er damit dem heiligen Benedikt einen Teil seines alten Eigentums zurückgewonnen zu haben glaubte.

„Dom Aelred" hatte die Weihe zum anglikanischen Geistlichen von einem amerikanischen Bischof erhalten. Denn sonderbarerweise trugen die englischen Bischöfe kein Bedenken, einen Amerikaner zur Vollziehung dessen zu bevollmächtigen, was sie selbst zu tun nicht den Mut hatten. Sie hatten nie eine wirkliche Sympathie für Mr. Carlyles Ideen und Pläne.

Doch die Zeit schritt weiter, und der „Abt von Caldy" sammelte Mittel, um seine Abtei auszubauen und scharte eine immer größere Anzahl von Novizen und Mönchen um sich.

Alles schien sein schönstes Gedeihen zu haben. Anglikaner mit „anglo-katholischen" Ansichten waren voll Begeisterung über die Erneuerung des Mönchstums in ihrer Kirche. Von London und anderen Städten wandte man sich an den Abt mit der Bitte, predigen zu kommen, und er erschien, immer in seiner klösterlichen Kutte. Anglikanische Zeitungen verfolgten das Wachstum der Gemeinde und berichteten über die Strenge der Lebensführung. Immer zahlreicher strömten die Besucher der Abtei herbei, und keiner wußte etwas anderes als Erbauliches davon zu erzählen. Allgemein war man darüber einig, daß „Dom Aelred" ein Mann von großer Charakterstärke und religiösem Ernste sei — gerade der Mann, den man brauchte, um das Mönchswesen in der anglikanischen Kirche wieder erstehen zu lassen.

Mitte Februar dieses Jahres nun erschien zum Erstaunen aller Außenstehenden eine Notiz in den Zeitungen, die besagte, daß die „Klostergemeinde Caldy" beschlossen habe, um Aufnahme in die römisch-katholische Kirche und gleichzeitig in den Benediktinerorden nachzusuchen.

Was alles zu diesem Entschluß geführt haben mag, ist noch nicht bekannt geworden, aber man kann ohne Bedenken sagen, daß folgende zwei Ursachen den Hauptanteil daran hatten.

Die erste ist die genauere Kenntnis der katholischen Kirche, die der Abt und seine Mönche durch das Studium ihrer Theologie und Geschichte gewannen. Daraus mußten ihnen Bedenken über die Stellung der anglikanischen Kirche im ganzen erwachsen.

Die zweite Ursache ist wohl der Mangel an Anteil, den sie bei der anglikanischen Kirchenbehörde fanden. Nicht als ob dies nur ein persönliches Motiv wäre; das anzunehmen, hieße Mr. Carlyle und seine Anhänger verkennen. Aber die Einsicht mußte sich ihnen aufdrängen, daß die Kirche, in der für ihn und seine Mönche offenbar kein rechter Platz war, weniger katholisches Leben besitze, als sie sich gerne vorgestellt hatten. Nachdem ihre Gemeinschaft 15 Jahre hindurch bestanden hatte, glaubten sie wohl, förmliche Anerkennung von den anglikanischen Bischöfen beanspruchen zu können. Zwei Jahre lang verhandelten sie mit dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von Oxford, um den letzteren als ihren Visitator zu erhalten. Der Bischof von Oxford (einer der mehr katholisch gesinnten anglikanischen Bischöfe) ging sehr vorsichtig zu Werke. Bevor er sich zur Uebernahme des Amtes eines Visiators bereit erklärte, sandte er einige anglikanische Geistliche nach Caldy mit dem Auftrage, ihm über die dort vorgetragenen Lehren und die religiösen Uebungen der Mönche Bericht zu erstatten. Als ihm dieser Bericht vorgelegt worden war, erklärte er, nur unter der Bedingung der Visitator des Klosters werden zu wollen, daß die Mönche mancherlei Dinge aufgäben, die sie von der Lehre und den Gebräuchen der katholischen Kirche übernommen hatten, und daß sie sich enger an das hielten, was Lehre und Gebrauch in der anglikanischen Kirche sei. Mit praktischer Vorsicht verlangte er auch, daß alles Eigentum des Klosters der anglikanischen Kirche zugesichert werde.

Die Mönche von Caldy fühlten, daß man ihnen mit diesen Bedingungen alles versage, was sie seit dem Bestehen ihrer Gemeinschaft geglaubt und geübt hatten, und faßten deshalb den förmlichen Beschluß, der vor kurzem bekannt wurde.

Die Rückkehr dieser Mönche zur Kirche hat auch die Rückkehr einer Abtei von Benediktinerinnen im Gefolge, die ungefähr 20 Jahre bestand. Im ganzen sollen es ungefähr 60 Personen sein, die nun die nötige Unterweisung erhalten, um bald in die katholische Kirche aufgenommen werden zu können.

Zum Gedächtnisse eines hochverdienten deutschen Jesuiten und Volksmissionärs.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Immer angefeindet, immer bekämpft, immer verfolgt zu werden: das ist der besondere Erbanteil, das der auszeichnende Vorzug der Kirche Gottes hier auf Erden, dieser größten Wohltäterin und Segenspenderin der Menschheit. An diesem Lose unaufhörlicher Verfolgung und unausgesetzter Befehdung partizipiert in ganz hervorragendem Maße eine der segensvollsten Institutionen dieser Kirche, die so vielgenannte Stiftung des großen Spaniers Ignatius von Loyola, die Gesellschaft Jesu. Der von ihren Gegnern wider die Ignatiusjünger, diese Elitetruppe der „ecclesia militans", entfesselte Sturm tobt gerade in unseren Tagen mit ungemeiner Heftigkeit und hat sich besonders bei uns in Deutschland zu wahrhaft orkanartiger Wut gesteigert.

Da ist es denn gar wohl am Platze, hier in dankbarer Erinnerung eines Mannes zu gedenken, welcher als einer der wackersten und verdientesten Kämpen der tapferen Heldenschar Loyolas vor uns steht, einem deutschen Jesuiten, der durch fast ein halbes Jahrhundert in seiner Eigenschaft als Kanzelredner, Exerzitienmeister und Volksmissionär für Ungezählte ein Born unberechenbaren Segens geworden ist. Wir meinen den Pater Julius Pottgeisser, dessen hundertjähriger Geburtstag ganz kürzlich, am 10. März, begangen werden konnte. P. Pottgeisser war der an Lebensjahren jüngste jenes weithin strahlenden Missionärdreigestirns aus der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, welches nach dem Revolutionstaumel von 1848 die Ströme seiner reichen Lichtfülle segnend, befruchtend und belebend über alle Gaue unseres deutschen Vaterlandes ergoß: der Schweizer P. Peter Roh und die beiden Söhne der Görresstadt Koblenz, P. Peter Haßlacher und P. Pottgeisser. Noch ist keine lange Zeit verstrichen seit der hundertsten Wiederkehr des Geburtsdatums der Patres Roh und Haßlacher: erst am 14. August 1911, also vor noch nicht zwei Jahren, jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag von P. Roh, und ganz genau ein Jahr zuvor, am 14. August 1910, derjenige des P. Haßlacher.

Genannte drei Ordensgenossen, welche wir seit August 1850 so häufig gemeinsam auf Volksmissionen in Deutschland tätig sehen, zeigten für diese ihre Wirksamkeit als Volksmissionäre eine ganz ausnehmende Befähigung, einen ganz eigenen Beruf. In immer dichteren Scharen drängte man sich zu ihren Missionsvorträgen, alsbald fühlte man sich unwillkürlich angezogen und gefesselt durch die ganze Predigtweise dieser wahren Meister des Wortes: durch die dort zutage tretende lebendige Anschaulichkeit der Darstellung, die wohltuende Wärme des Tones, die lichtvoll-klare Anordnung des Stoffes, die Gefälligkeit der Form, die strenge Sachlichkeit, die zwingende Logik der Beweisführung. Selbst auf *Andersgläubige* machten diese gewaltigen Prediger einen nicht gewöhnlichen Eindruck, vornehmlich auch deshalb, weil dieselben mit äußerster Sorgfalt und vorsichtiger Klugheit bei ihren Ausführungen alles vermieden, was auf den Nichtkatholiken irgendwie verletzend, verstimmend oder verbitternd einwirken könnte. Die glänzendsten und vollgültigsten Zeugnisse für die hohe Achtung, welche die Patres durch ihr ganzes Auftreten auch den Angehörigen *anderer* Bekenntnisse abnötigten, sind in *überraschend* großer Zahl in Zeitungen und Druckschriften der *verschiedensten* Richtungen aus damaliger Zeit niedergelegt. Besonders bekannt und bemerkenswert ist hier jener oft erwähnte *amtliche preußische* Bericht über die von diesen Jesuitenvätern abgehaltenen Missionen, in dem nur Worte großer Anerkennung derselben sich finden, unter anderem auch das hochehrende Zeugnis, daß *nie etwas die Protestanten Verletzendes* bei beregten Missionen vorgekommen sei, und daß auch diese *Protestanten wohl eine Verstärkung ihres Glaubenslebens* daraus empfangen hätten.

Pottgeisser, geboren am 10. März 1813, schloß sich bereits mit 18 Jahren der Gesellschaft Jesu an, neun Jahre vor seinem reichlich 2½ Jahre älteren Landsmanne Haßlacher, und etwa zwei Jahre nach P. Roh, welcher ebenfalls mit 18 Jahren seinen Eintritt in den Orden vollzogen hatte. Am 11. April 1846, schon 33 Jahre alt, wurde Pottgeisser Priester, und lieh nun als solcher mit rastlosem Eifer und vorbildlicher Pflichttreue der Sozietät seine Dienste, stationiert in verschiedenen Häusern der deutschen Ordensprovinz, so insbesondere in den bedeutenden Missions- und Exerzitienhäusern zu *Köln* und *Münster*. Im Konvente von Köln befanden sich *gleichzeitig* mit Pottgeisser unter anderen auch der durch seinen „Katholischen Katechismus" weltbekannt gewordene P. Joseph *Deharbe* († 72jährig, am 8. November 1871 zu Maria-Laach), sowie P. Joseph von *Lamezan*, der gefeierte Prediger am Dome von Münster und an der Minoritenkirche zu Köln (schon mit 57 Jahren am 7. Juli 1873 zu Koblenz gestorben), im Ordenshause von Münster (in der St. Aegidiipfarre) lebten mit Pottgeisser zusammen u. a. der damalige Provinzial und spätere Ordensgeneral P. Anton Maria *Anderledy*, † 73jährig am 18. Januar 1892 zu Fiesole bei Florenz, und der besonders um die deutsche St. Josephsmission in Paris hochverdiente P. Stephan *Dosenbach*, in seinem 72 Jahre, † am 9. April 1894 zu Paris.

Der rasende Orkan des sogenannten Kulturkampfes, welcher so viele segensreich wirkende Institutionen von Deutschlands Boden hinwegfegte, trieb auch unseren damals bereits in sein 7. Lebensjahrzehnt eingetretenen P. Pottgeisser gewaltsam aus der deutschen Heimat fort, und zwar ins ferne Land des stolzen Sternenbanners, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hierselbst sollten dem greisen Verbannten noch zwanzig Wirkensjahre vergönnt sein, bis sich ihm am 2. Dezember 1894 im Kanisiuskolleg der Gesellschaft Jesu zu Buffalo die Pforte zur Ruhe der Ewigkeit erschloß. Er war ins 64. Jahr seines Ordenslebens und 82. Jahr seines Alters gelangt, während P. Haßlacher bereits im 66. und P. Roh schon im 61. Altersjahre abberufen wurde. Das laufende Jahr 1913 bringt uns — was hier noch kurze Erwähnung finden möge — am 30. *August* den 100. Geburtstag eines anderen weitberühmten *Jesuitenmissionärs*, des Pater Joseph *von Klinkowström*. P. Joseph und P. Max von Klinkowström waren Söhne des hervorragenden Pädagogen und Konvertiten Friedrich August von Klinkowström († am 4. April 1835 zu Wien). P. Joseph starb mit 63 Jahren am 30. März 1876, P. Max, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft Jesu, 20 Jahre später, am 28. März 1896 in seinem 77. Jahre, nachdem er 62 Jahre im Orden verlebt hatte. — Solcher Männer und ihres allgemein verdienstlichen Wirkens hier zu gedenken und die energische Forderung eines Windthorst: „Jesuiten zurück in das Reich" laut in das Land hinauszurufen, ist eins.

Kritische Bemerkungen zu „Kolonie und Heimat".

Von Johann Ernst.

Der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft hat als offizielles Organ „Kolonie und Heimat". Der Katholische Frauenbund hat sich diesem Frauenbund angeschlossen mit der Hoffnung, gemeinsam zu dem Wohle unserer Kolonien zu arbeiten. Infolgedessen kommt „Kolonie und Heimat" auch in katholische Familien. Es ist schon einmal darauf hingewiesen worden, daß „Kolonie und Heimat" nicht gerade ein Blatt ist, das für katholische Familien zu empfehlen sei. Diese Warnung scheint wenig Erfolg gehabt zu haben. Nicht nur haben die Warnungen keinen Erfolg gehabt, sondern es geht noch weiter. Es finden sich in diesem Blatte „Kolonie und Heimat", *offizielles Organ des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft, Annoncen, die die Kinderbeschränkung als eine Pflicht hinstellen und zu diesem Zwecke Antikonzeptionsmittel anpreisen.* Der Titel dieser Broschüre „Intimstes vom Intimen", die in „Kolonie und Heimat" ein solches Gift dem deutschen Volke anpreist, ist so klar, daß er auch dem Laien in solchen Sachen auffallen muß, so daß von einem Versehen der Redaktion wohl kaum gesprochen werden kann.

Ferner empfiehlt „Kolonie und Heimat" in derselben Nummer (Nr. 17 und 23 Ausg. A) in seinen Annoncen den *Hypnotismus als eine ungeheure Macht, seinen Einfluß an andere auszuüben.* Jedermann weiß, wie zerstörend der Hypnotismus moralisch und physisch auf den Menschen wirkt.

Ein Blatt, durch dessen Annoncenteil die moralische und physische Kraft unseres Volkes geschwächt wird, kann unter keinen Umständen das offizielle Organ eines Frauenbundes sein, woran katholische Frauen sich beteiligen. Katholische Frauen! Wehren Sie sich, und erlauben Sie nicht, daß Blätter, die solche Annoncen enthalten, das Haus, wovon Sie vor dem Allerhöchsten die Verantwortung tragen, vergiften.

Was soll denn das heißen? Mit Entrüstung hat sich „Kolonie und Heimat" gewehrt gegen die Mischraßehen und die Mischlinge unter dem Vorwande, daß die deutsche Rasse rein gehalten werden müsse, und jetzt soll die deutsche Rasse in der Heimat verdorben werden durch Antikonzeptionsmittel und moralische Versumpfung!

Katholische Frauen! Wehren Sie sich, und halten Sie fest daran, daß die christlichen Prinzipien aufrechterhalten bleiben, ebensowohl in den Kolonien wie in der Heimat. Fordern Sie energisch die umgehende Reinigung des Inseratenteils von „Kolonie und Heimat". Und wenn man dort Ihre berechtigten Wünsche nicht achtet, dann kühn und entschlossen die Konsequenz gezogen. Aber ein Organ, durch das für unmoralische Mittel Reklame gemacht wird, dulden Sie nicht in ihren Familien.

In derselben Nummer (Nr. 17 Ausgabe A) dieses Blattes tritt ein Mann auf, der mit *übernatürlichen Kräften begabt sein soll*, und Aufschlüsse erteilen soll über „*Geschäfte, Heirat, Freunde, Feinde, oder einen Rat was zu tun, um im Leben Erfolg zu haben.*"[1])

Und ein solches Blatt soll das Organ sein einer Gesellschaft, die christliche Kultur in unsere Kolonien hineinbringen soll! Nein, da können wir Katholiken nicht mitmachen, oder der Kolonialfrauenbund muß auf „Kolonie und Heimat" verzichten, oder die katholischen Frauen müssen durchsetzen, daß die Leitung dieses Blattes ihre berechtigten Forderungen restlos erfüllt.

Die Schäden des Nachtlebens für die Volksgesundheit.

Das moderne Leben vornehmlich in den großen Städten ist ein Leben unter gewaltiger Hochspannung geworden, wodurch die Kräfte des Geistes und des Körpers intensiv verbraucht werden. Wenn nun auch noch mit der Nacht, der natürlichen Erholungszeit, Mißbrauch getrieben wird, dann entsteht daraus eine ungeheure Schädigung der Volksgesundheit und Nationalkraft. Ernste Worte redete über diesen Punkt der *Oberbürgermeister Tramm von Hannover*, ein Mann von nationalliberaler Gesinnung, bei der Beratung des Etats in den Städtischen Kollegien am 6. März 1913, Worte, wie wir sie aus dem Munde so manches anderen liberalen Stadtoberhauptes vergeblich erhoffen. Der Hannoversche Oberbürgermeister führte aus[2]):

„Es ist überhaupt das *späte Nachtleben*, das sich immer mehr eingebürgert hat, nicht zum Glück und Segen der Nation.

Ich sprach kürzlich einmal mit Karl Peters über diesen Gegenstand, der bekanntlich durch die ganze Welt gekommen ist, und die Sitten aller

[1]) Vergl. hierzu Artikel „Dokumente der Dummheit" in „Allgemeine Rundschau" Nr. 5 vom 1. Februar 1913.

[2]) Vgl. „Hannoversches Tageblatt", Nr. 66 vom 7. März 1913.

Länder kennen gelernt hat, der ein Mann ist, der sicherlich nicht als Philister gelten kann und der das Leben niemals als Philister angeschaut hat. Er sagte mir, es gäbe kein Land der Welt, in welchem ein so ausgeprägtes Nachtleben herrsche, wie in Deutschland, und er sähe darin eine Hauptgefahr für die Entwicklung Deutschlands und für unsere Zukunft, daß die Nervenkraft der Jugend, die doch mehr oder minder durch die Großstädte hindurchgeht, diesem Leben auf die Dauer nicht standhielte. Er hob das namentlich gegenüber England hervor und sagte, daß bei aller Tüchtigkeit und Kraft der Deutschen befürchtet werden müsse, daß England durch seine weit größere Solidität auf diesem Gebiete uns in Zukunft überlegen sein würde, weil seine Nervenkraft viel weniger in Anspruch genommen wird. Es ist doch sicherlich nicht nötig, daß, wenn um zwei Uhr nachts ein Lokal schließt, dann zwei neue aufgetan werden, um die Gäste in Empfang zu nehmen und das Nachtleben bis 6 oder 7 Uhr morgens dauert.

Als wir jung waren, meine Herren, da haben wir uns doch auch sehr gut amüsiert, und trotzdem die Vergnügungen um 2 oder 3 Uhr spätestens zu Ende waren. Eine gewisse Beschränkung auf diesem Gebiete erachte ich im Interesse der Nation durchaus erforderlich. Leider ist die Entwicklung jetzt entgegengesetzt. Man sieht, daß diese Ansteckung, die von Berlin ausgeht, denn Berlin ist der Anführer auf diesem Gebiete, sich jetzt auch nach Süddeutschland hinüber verbreitet. Ich möchte hier einmal die Erklärung abgeben, daß, wenn jetzt so große Vorlagen gemacht werden, um die Nation wehr- und waffenfähig zu erhalten, daß dann auch die Zentralverwaltung, um die Rasse zu erhalten, sich angelegen sein lassen muß, auf diesem Gebiete einmal Remedur eintreten zu lassen und die Auswüchse, die zweifellos sehr stark existieren, in gewisser Weise zu beschränken.

Meine Herren, wir kennen alle die Folgen eines ausgedehnten Nachtlebens. Unsere Irrenanstalten und Krankenhäuser sind überfüllt und werden von Jahr zu Jahr stärker in Anspruch genommen. Das sind doch Zeichen, die nicht erfreulich sind und uns beweisen, daß das Nachtleben verderbend und vernichtend auf Tausende von jungen Deutschen einwirkt."

Das sind beherzigenswerte Worte, die sich von dem Gebaren eines großen Teils einer gewissen ebenfalls liberal gesinnten Presse bei der Bekämpfung des nächtlichen Schmutzes wohltuend abheben. In diesem Kampfe gibt es nur entschiedenes Vorgehen. Jedes Jonglieren ist ein Spiel mit dem Feuer. Was soll man dazu sagen, wenn im Münchener Magistrat am 4. März der magistratliche Referent für Gewerbepolizei es fertigbrachte, die „wirtschaftlichen und sittlichen Schäden, besonders für die Jugend", „die enorme Schädigung der Volksgesundheit", die durch das Nachtleben hervorgerufen werden, zu geißeln, mit Emphase ausrief: „Wir werden denen entgegentreten, die rufen: Ein Nachtleben muß her für München! und uns denen anschließen, die meinen: solange wir diesen Gast fernhalten können von dieser Stadt, tun wir es," und im selben Atemzuge wie eingeschüchtert den Ausspruch tut: „Also handelt es sich nur darum: wie weit geht jetzt schon das Bedürfnis? Da kann man verschiedener Meinung sein. Ich würde etwas weiter gehen wie die Polizei, und sagen, wenn schon jeden zweiten oder dritten Tag Verlängerung gewährt wird, dann gleich jeden Tag. Ich würde also ständige Polizeistundenverlängerung bis 4 Uhr geben und vielleicht am Samstag auch Tanzerlaubnis." Wo man einen so jämmerlichen Kotau vor dem Götzen „Bedürfnis" fertig bringt, sollte man der Sicherheit halber diesen Götzen vorher doch genau untersuchen. Vielleicht stellt sich dann heraus, daß man die Instinkte einer ewig nach Genuß schmachtenden Schicht der Gesellschaft mit „Bedürfnis" verwechselt hat.

Des weiteren meinte der erwähnte Münchener Referent, die Polizeistunde jetzt schon für alle Lokale der Stadt so gut wie ganz aufheben, wäre zurzeit, wo die Erkenntnis der Schäden übermäßigen Alkoholgenusses noch viel zu wenig durchgedrungen sei, ein Unglück. Das sind doch sonderbare pädagogische Grundsätze. Gerade durch die Nachtlokale wird der Alkoholgenuß gesteigert, und wer nach dem Nachtlokal schreit, ist niemand anderer als der Dämon Alkohol. Wer die Schäden des übermäßigen Alkoholgenusses kennt, verdammt jedes Nachtlokal und jede Polizeistundenverlängerung.

Vom Büchertisch.

Sigmund, Joseph, Stadtpfarrer. Sieben Männerkonferenzen über einige sehr häufige Einwürfe gegen den heiligen Glauben oder Schlagwörter unserer Zeit. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. gr. 8⁰ VIII und 84 S. Preis broschiert ℳ 1.20. Wer kennt nicht die verhängnisvolle Macht der Phrase, die berückende Wirkung eines Schlagwortes! Wie viele lassen sich durch diese leichte Reiterei des Unglaubens in Werkstätten, Wirtshäusern, Gesellschaften und Zeitschriften fangen! Demgegenüber werden in diesen sieben, im Mai 1912 in der St. Nikolauspfarrkirche zu Innsbruck gehaltenen Konferenzen abgetan die aus dem Volksleben geschöpften religionsfeindlichen Phrasen von Verstand und Bildung als Religionsersatz, von dem Wohlleben der Geistlichen und dem leeren Magen der Arbeiter, von der Vernachlässigung des Diesseits bei Vertröstung aufs Jenseits, von den Fehlern der Frommen, von Ehrlichkeit und Nächstenliebe als der besten Religion, von der Unvernünftigkeit des Glaubens, von den Leiden der Guten und dem Glücke der Schlechten. Der Verfasser versteht den reichen Stoff wahrhaft populär, packend und überzeugend darzustellen und die Heilige Schrift reichlich und treffend anzuwenden. Jeder Vortrag ist streng logisch disponiert, wie die Ueberschriften an der Spitze jeder Konferenz dartun. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes ermöglicht es, aus jedem Vortrag 2—3 neue zu bilden. Wegen seiner Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit sei das Werkchen angelegentlichst empfohlen. Dr. Weber, Boppard.

Hartmanns, August, Pfarrer an St. Mauritius in Köln. Herz-Jesu-Predigten. Zweite, bedeutend veränderte Auflage. Mit oberhirtlichen Druckgenehmigung. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. gr. 8⁰ VIII und 216 S. Preis brosch. ℳ 3.20. Die Herz-Jesuandacht ist eine gern geübte Volksandacht unserer Zeit. Zur Beseitigung mancher Vorurteile und zur tieferen Erkenntnis des heiligsten Herzens Jesu sind häufige Vorträge erforderlich. Gute Herz-Jesu-Predigten sind nun gerade nicht häufig und nicht so leicht. Wir begrüßen daher vorliegende, auf Grund tüchtiger Studien ausgearbeitete, recht gediegene 33 Predigten. Sie behandeln unter anderem Entstehung, Gegenstand, Segen, Beweggründe, Vorbedingungen, Hindernisse, Mittel und Uebungen dieser Andacht, zeigen das Herz Jesu in sich und in seinem Bilde und leiten schließlich zur Feier des Festes und zur Pflege der Bruderschaft an. Die Vorträge zeichnen sich aus durch dogmatische Korrektheit, einfache und klare Disposition, durchsichtige Darstellung, herzlichen Ton und praktische Brauchbarkeit. Die Andacht erscheint unter neuen, zeitgemäßen Gesichtspunkten. Diese neue, völlig umgearbeitete und der ersten rasch folgende Auflage wird als Predigtwerk und als geistliche Lesung allen von großem Nutzen sein. Dr. Weber, Boppard.

Friedrich Klimke S. J.: Monistische Einheitsbestrebungen und katholische Weltanschauung. (Herder, Freiburg, IV u. 26 S., 40 Pf.). Der durch sein großes Werk über den Monismus und seine philosophischen Grundlagen bekannt gewordene Gelehrte bietet in diesem Abdruck einer für die Festversammlung des Akademischen Piusvereins beim Mainzer Katholikentag bestimmte Rede einen knappen Ueberblick über die monistische Bewegung, an den sich eine scharfe Darlegung der drei Grundfehler der monistischen Einheitsbestrebungen anschließt. Die letzte Hälfte des stilistisch ausgezeichneten Vortrages nehmen Erörterungen über die Aufgaben der Katholiken zur Abwehr des Monismus ein. R. H. de Bleuel.

Joseph Braun S. J., Handbuch der Paramentik. Mit 150 Abbildungen. XII u. 292 S. gr. 8⁰. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1912. Nachdem die berühmte „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" von Fr. Bock trotz alles darin entwickelten Fleißes und Scharfsinnes doch allmählich den Ansprüchen der Wissenschaft nicht mehr voll genügen konnte, fehlte es an einer brauchbaren, zugleich für Gelehrte wie für Laien passenden Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes. Diese Lücke auszufüllen, unternimmt das vorliegende Werk des durch zahlreiche ausgezeichnete Leistungen (u. a. die auch an dieser Stelle gewürdigten Studien über die Kirchenbauten der Jesuiten) bekannten P. Joseph Braun. In erster Linie ist das Buch für angehende Geistliche bestimmt. Es behandelt den Stoff unter drei Gesichtspunkten: erstens dem der heutigen Praxis in bezug auf ihre Form, ihre Beschaffenheit und ihren Gebrauch; zweitens unter dem der geschichtlichen Entwicklung; drittens unter dem der Symbolik. In einem einleitenden Abschnitte werden die Arten der Stoffe behandelt, die sich als Material für Paramente eignen, die Mittel zu ihrer Verzierung, der liturgische Farbenkanon, die Symbolik der Paramente im allgemeinen, ihre Segnung; außerdem fehlt nicht ein sehr zu begrüßendes Kapitel über die Grundsätze der Aufbewahrung und der Herstellung. Gerade diese beiden letzten Punkte sind für die Belehrung derjenigen Personen, die zu Hütern der oft immens wertvollen kirchlichen Textilien berufen sind, von Wichtigkeit. Meines Erachtens hätte betreffs der Herstellung alter Stücke noch besonders stark betont werden sollen, daß diese nie durch handwerkliche Personen oder gar auf eigene Hand und Verantwortung gemacht werden sollten, sondern stets nur durch allerbeste, von erster Stelle empfohlene künstlerische Kräfte. — Im zweiten Abschnitte folgt die Besprechung der liturgischen Ober- und Untergewänder, der Abzeichen, der Hand- und Fußbekleidung, der Mitra, sowie derjenigen Stücke, die wie das Rochett, die Mozzetta und dergleichen als liturgische Gewänder im weiteren Sinne zu bezeichnen sind. — Der dritte Teil spricht von den Paramenten des Altars, der heiligen Gefäße und den zum Schmucke der Kirche dienenden; der vierte von Paramenten für besondere Gelegenheiten und Funktionen. Endlich belehrt ein Anhang über die Paramente in den orientalischen Riten. — Ueberall findet sich die Behandlung nach den zuvor bezeichneten drei Gesichtspunkten. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich, wie der Zweck des Buches es notwendig macht. Ueberall erkennt man den in jeder Richtung erfahrenen Praktiker. Von der Beifügung eines gelehrten Apparates, also Nachweisen aus der modernen Literatur und dergl., ist abgesehen, um dem Buche den mäßigen Umfang und damit den erschwinglichen Preis (geh. ℳ 6.50, geb. ℳ 7.60) zu bewahren, der seine Verbreitung in weiten Kreisen ermöglicht. Trotzdem ist die Ausstattung des Werkes vortrefflich. Mit guten Illustrationen hat der Verlag nicht gespart, und viele davon haben den Vorzug, bisher unveröffentlichte oder doch weniger bekannte Stücke darzustellen. Kurt Freden.

„Akademische Missionsblätter", Organ der katholischen akademischen Missionsvereine, Kommissionsverlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. Zu Beginn des Jahres traten die studentischen Missionsvereine mit einer studentischen Zeitschrift, die obigen Titel führt, vor die Oeffentlichkeit. Es gilt, für die Ideale des weltumspannenden katholischen Missionswerks unter den studentischen Glaubensbrüdern Verständnis und Begeisterung zu entfachen und praktische Winke zu tatenfroher Mitarbeit zu geben. Wenn alle Nummern der neuen Blätter so ausfallen, wie die mir vorliegende erste, so wird dieser Zweck sicherlich erreicht. Und dies ist im Interesse der großen katholischen Sache nur lebhaft zu wünschen. Kein Geringerer als der neue Erzbischof von Köln empfiehlt und segnet die „Akademischen Missionsblätter" in seinem eigenen Geleitwort. Als Mitarbeitern begegnen wir schon im ersten Hefte einer Autorität auf dem Gebiete katholischer Missionswissenschaft, Professor Dr. Schmidlin in Münster, ferner dem Münsterer Professor Dr. Meinertz, dem Missionsvater Friedrich Schwager und dem Bischof und Apostolischer Vikar von Süd-Schantung, A. Henninghaus. Der Herausgeber der Zeitschrift, B. Schwentner, Vorsitzender des „Akademischen Missionsvereins zu Münster i. W.", gibt ihr ein aufklärendes Wort zur Einführung mit auf den Weg, während die Berichte über die Tätigkeit der akademischen Missionsvereine in Münster, Tübingen, Passau und Freising nebst einem Ueberblick über die Missionsbewegung an anderen Hochschulen das interessante Heft beschließen. Die Blätter erscheinen vorläufig jährlich zweimal. Der Preis für das Heft beträgt bei Bezug durch den Buchhandel 50 Pfg., bei Bezug durch die Akademischen Missionsvereine (ausschließlich Porto) 30 Pfg. Man wolle sich bei Bestellung und Zahlung direkt an Herrn stud. theol. Joh. Eilers,

Münster i. W., Schützenstraße 52, wenden. Ich kann die Unterstützung der jüngsten studentischen Zeitschrift allen Leserinnen und Lesern der „Allgemeinen Rundschau" nur warm empfehlen. Aug. Nuß.

„Stern der Jugend". Zeitschrift für Schüler höherer Lehranstalten. Jährlich 26 Hefte. Herausgegeben von Dr. F. Praxmarer. Donauwörth, Verlag L. Auer. ℳ 3.—. Diese älteste, nunmehr im 20. Jahrgang erscheinende Zeitschrift für die Schüler der Oberklassen und die jüngeren Semester, hat sich ein neues, größeres Format zugelegt und ihre Ausstattung bedeutend verfeinert. Der „Stern der Jugend" ist keine unterhaltende Lektüre, vielmehr hat er es seit seinem Bestehen als Hauptaufgabe betrachtet, dem Wissen und Können seiner Leser zu dienen. Er will eine vermittelnde Stellung einnehmen zwischen Schule und Schüler. Das in der Schule gebotene Wissen sucht er zu vertiefen, von verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, praktisch zu verwerten. Ihm gilt es, die Schüler zu selbständiger, bewußter, freudiger Arbeit hinzuführen. Darum bietet er unermüdlich interessante Anregungen dar. Auch Gebiete, die in der Schule zu kurz kommen, pflegt er. So gehören gerade die philosophischen Artikel, die apologetischen Uebungsstücke, die Aufsatz- und Redebriefe zu den besten Arbeiten. Vielen Anklang finden die monatliche astronomischen Belehrungen. Besonders zahlreich sind die mannigfachen philologisch-historischen Abhandlungen, doch kommen die Naturwissenschaften nicht zu kurz dabei. Hin und wieder bringt der „Stern" auch Erzählungen. Für Schüler, die ihr Wissen vertiefen wollen und ihr Können zu vergrößern suchen, ist der „Stern der Jugend" die passendste Zeitschrift. H. H. Bormann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Zur Feier des hundertsten Geburtstages Friedrich Hebbels hatte die Hofbühne des Dichters „Agnes Bernauer" gewählt, deren Uraufführung 1852 an gleicher Stelle stattgefunden hatte. Die Gestalt der Augsburger Baderstochter ist in mancherlei Fassung über die Münchener Bretter geschritten. Am längsten hielt sich auf ihnen das Drama des Grafen Jos. Aug. Törring (1753—1836), der den bedeutungsvollsten Geschichtsdramatikern, die den Bahnen von Goethes „Götz von Berlichingen" folgten, beizuzählen ist. Nach Hebbel sind dann noch Melchior Meyr und im letzten Jahrzehnt Martin Greif, der ausgezeichnete Lyriker, mit einer dramatischen Gestaltung des historischen Stoffes mit Erfolg zu Worte gekommen. Hebbels Dichtung ist die herbste. Agnes stirbt hier als das Opfer einer unerbittlichen Staatsraison. Herzog Ernst unterzeichnet das Todesurteil der unebenbürtigen Gemahlin seines Sohnes erst dann, als all seine Versuche, auf andere Weise Land und Dynastie zu erhalten, gescheitert sind. Es ist das tragische Schicksal dieses Fürsten, der kein Tyrann sein möchte, wie ein solcher zu handeln. Mit einer eisernen Konsequenz und einer zwingenden dramatischen Gestaltung hat Hebbel diesem Gedanken Leben verliehen. Er war ihm wichtiger, wie die Anteilnahme des Herzens an dem reinen Geschöpf, das zwar vom Schicksal zermalmt wird, aber auch keine schweren Taten auf sein unschuldiges Gewissen laden muß. Unter Dr. Kilians Regie nahm das „deutsche Trauerspiel" einen großzügigen Verlauf. Während die vordere Bühne stehen blieb, wechselte die hintere bei verdunkeltem Hause rasch die Schauplätze der Handlung. Sie waren voll Farbe und Schönheit, ohne durch allzuviele Details von Wort und Handlung abzuziehen. Frl. Neuhoff spielte die Titelrolle schlicht, innig und empfindungsvoll, in der Kerkerszene zu Größe emporwachsend. Der Herzog Albrecht Teschendorfs war von Jugend und überquellendem Gefühl. Steinrück gab dem regierenden Herzog Kraft und Herrscherwille. Die sehr zahlreichen kleineren Partien waren durchwegs charakteristisch besetzt und das Publikum folgte der Dichtung mit sichtlichem Anteil und lebhaftem Beifall.

Münchener Kammerspiele. Der deutsch schreibende schwedische Autor Adolf Paul ist sowohl an der Hofbühne, wie im Schauspielhaus zu Worte gekommen. Auch in den Kammerspielen war die Aufnahme freundlich, aber von Dauer wird auch an dieser dritten Bühne der Erfolg nicht sein, denn die Kunst dieses Dichters entspringt ausschließlich dem Intellekt, das spitzfindige Grübeleien auch da bietet, wo die Empfindung sprechen müßte. „Hille Bobbe" nennt er seine Komödie mit Willen an die große Kunst des Niederländers Franz Hals anklingend. In zwei Akten wird uns umständlich dargetan, wie eine Leiche an die Petersburger Anatomie verkauft wurde, weil der Herr, der die Ueberführung nach Holland betätigen sollte, daselbst das Reisegeld durchgebracht hat. Wer sein Gefühl entsprechend abgestumpft, der mag in diesen Vorkommnissen komische Stellen finden; im letzten Akte mündet die organisch brüchige Handlung in einen rhetorischen Triumph einer Freudenhauswirtin über die sogenannte gute Gesellschaft, in welcher die Eheleute über ihre gegenseitige Ehebrüche hinwegsehen. Shaw hat schon der „Anständigkeit" solcher „Damen" eine dichterische Lanze gebrochen, und man darf heutzutage schon zufrieden sein, wenn uns solche Parias der Menschheit wenigstens nur im Privatierstande vorgeführt werden. Schade, welch ansehnliches darstellerisches Können an solche Stücke verschwendet wird. Der „Hille Bobbe" folgte die Uraufführung der Burleske „Das Säuglingsheim" von Ludwig Thoma. In seinen Filserbriefen im „Simplicissimus" hat er oft genug seinen Hohn über die Kammermehrheit und das Ministerium ausgeschüttet. Auf der Bühne glaubt er dies zum Gaudium seiner „Gemeinde" noch sinnfälliger tun zu können. Die Handlung von dem von einer Jüdin gegründeten Säuglingsheim, dessen paritätischen Charakter das „schwarze" Ministerium umstößt, ist nur Vorwand, Gift und Galle zu verspritzen. Inmitten dieser Zerrbilder steht von Milde und Humanität umflossen Frau Sarah. Ja, ja, es ist gefahrloser mit einer Parlamentsmehrheit, als mit einem starken Prozentsatz des theaterbesuchenden Publikums anzubinden. „Parität" der Simplicissimusleute!

Aus den Konzertsälen. Unsere Hofbühne hat mit Pfitzner Friede geschlossen und bringt demnächst seinen „Armen Heinrich". Ohne für jene nun verjährten Temperamentsentgleisungen des Komponisten Sympathie zu empfinden, darf man sich freuen, mit diesem eigenartigen Talent wieder in Fühlung zu kommen. Einen klaren Beweis seiner Bedeutung gab der Pfitznerabend, den Mientje Lauprecht van Lammen mit dem Komponisten am Flügel veranstaltete. Keinem unserer anderen heutigen Komponisten ist es rätlich, einen ganzen Liederabend zu widmen, will man nicht Gefahr laufen, in eine gewisse Monotonie zu verfallen. Bei Pfitzner tritt jedoch hierbei gerade seine Vielseitigkeit hervor, wieviel und wie vieles er in Tönen zu sagen hat. Daß er ähnlich wie Hugo Wolf auch den zugrunde liegenden Gedichten im hohen Sinne gerecht wird, darf man als bekannt voraussetzen. Stimmlich und im Vortrage muß die Sängerin als eine ideale Interpretin Pfitznerscher Lyrik bezeichnet werden; ihr und dem Tondichter wurde begeisterter Beifall zuteil. — Es werden so oft Stimmen „entdeckt", die dann enttäuschen, daß man ohne sonderliche Erwartungen zu dem Lieder- und Arienabend des Herrn Ebner ging. Er ist Volksschullehrer, als Sänger völlig Autodidakt, der erst in letzter Zeit einige Stunden bei Knote genoß. Er sang Lieder von Schubert, Wolf, Strauß, dann „Am stillen Herd" aus den „Meistersingern", aus der „Walküre", der „Afrikanerin", aus der „Bohème". Man erlebte die allerangenehmste Ueberraschung. Ebner hat ein glanzvoll strahlendes Organ von leuchtender Höhe. Für diesen Sänger dürfte es nach dem entschiedenen Erfolge nicht schwer sein, ohne autodidaktische Umwege an der Hand der besten Lehrer, höchsten künstlerischen Zielen zuzusteuern. Mendelssohns Sommernachtstraummusik stand am Beginn des Volkssymphoniekonzertes. Prill dirigierte sie mit gutem Gelingen, wenn auch nicht duftig genug. Starken Beifall fand seine Interpretation von Beethovens „Achter". Mina Rode spielte das Violinkonzert von H. Götz recht tüchtig. Einen Ueberblick über sein Schaffen gab Emanuel Moór, ein vielseitiger, ideenreicher Komponist, der seine Stimmungsmalerei noch in knappere Formen zwingen müßte. Als Orchesterdirigent erscheint er technisch noch nicht ausgereift. Der Geiger Rettich, der Harfenist Bertheaume und die Pianistin Novães wirkten mit schönem Gelingen mit. Am gleichen Abend konzertierte das durch seine hohe musikalische Feinheit und rhythmische Präzision rühmlich bekannte Capet-Quartett. Fräulein Büsing-Gosch hatte auch auf ihrem zweiten Liederabend dank ihrer schönen Mittel und ihres wirksamen Vortrages starken Beifall. Die Geigerin Katharina Bosch konzertierte mit Hedwig Schöll und Jul. Weismann. Ich konnte nur der zweiten Veranstaltung beiwohnen, in der sie Mozart, Beethoven und eine gediegene Sonate von Weismann mit kraftvollem, schönem Ton spielte.

Verschiedenes aus aller Welt. In Köln errang Hans Pfitzners Musikdrama: „Der arme Heinrich" einen starken Erfolg. — Gabriel Fauré, der auf dem Gebiete der Lyrik und der Kammermusik erfolgreiche Pariser Tondichter, debütierte als Opernkomponist in Monte Carlo. „Penelope" leidet nach Berichten an Monotonie. Das Werk zeigt zwar vornehme Melodik, jedoch wenig dramatische Kraft. Auch nur mit einem mehr äußerlichen Erfolge mußte sich am gleichen Orte Raoul Gunsbourgs Oper „Venise" begnügen. Das handlungsarme Stück bietet nur Stimmungsbilder. — In Wien starb Joseph Bayer, der seit 1870 der Hofoper angehörte. Von seinen Bühnenwerken war es besonders seiner anmutigen „Puppenfee" vergönnt, sich auf deutschen und ausländischen Brettern im Spielplan einen dauernden Platz zu erobern. In Karlsruhe hatte wenige Tage vor seinem Tode die Uraufführung seines Balletts „Die Lieblingsgeige" dank der graziösen Musik starken Erfolg. — Sarnetzkis Schauspiel „Der Eroberer" fand in Düsseldorf freundliche Aufnahme. Das die Brautwerbung Wilhelms von der Normandie behandelnde, in schönen Versen geschriebene Stück wird als eine ansehnliche Talentprobe bezeichnet. — „Das Volk in Waffen", ein Liederspiel von P. O. Höcker, erwies sich in Berlin als zündendes Festspiel. In Bremen hat man zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr der Befreiung von fremdem Joche Paul Heyses „Colberg" neueinstudiert und mit ihm einen durchschlagenden Erfolg erzielt. — Zur Vorfeier von Friedr. Hebbels hundertstem Geburtstage brachte das Wiener Burgtheater die Nibelungen in guter Darstellung und prunkvoller, künstlerisch bemerkenswerter Ausstattung. — „Liliome", eine Vorstadtlegende von Frz. Molnar, erregt in Wien Aufsehen. Manche fühlen sich zu Parallelen zu Charles Dickens „Weihnachtsmärchen" und „Silvesterglocken" veranlaßt, andere fühlen sich durch überklügelte Spitzfindigkeiten erkältet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den Börsen, besonders an den deutschen Effektenmärkten, herrscht ein fortwährendes planloses Auf und Nieder in der Kursbewegung, ein nervöses, unsicheres Gefühl in der Tendenzentwicklung und ein direktionsloses Treiben in der Beurteilung der zukünftigen Gestaltung. Verstimmend wirkt vor allem die andauernd grosse Misere der internationalen Geldmärkte. Allgemein ist die Befürchtung, dass die diesmonatliche Ultimoregulierung des Geldbedarfs eine sehr schwierige sein wird. Die ungeheuren Milliardenforderungen in allen Ländern für die militärischen Rüstungen verhindern das gegenseitige Unterstützen der einzelnen Märkte. Die deutschen Geldzentralen sind mehr denn je vollkommen auf sich selbst angewiesen. Dabei sind die Geldbedürfnisse von allen Seiten enorm. Das Ergebnis der Zeichnung auf die neuen Anleihen des Reiches und Preussens zeigt in seinen Einzelheiten verschiedenartig interessante Momente, welche ebenfalls den Geldmarkt hemmend beeinflusst haben. Seitens der deutschen Kommunen werden fortwährend, und zwar täglich, Submissionen auf neue Anleihen eingefordert. Einzelne Städteverwaltungen haben dabei äusserst ungünstige Resultate erzielt. In Börsen- und Finanzkreisen steht man im Moment dieser Ueberproduktion an neuen Städteobligationen nur skeptisch gegenüber. Die Effektenportefeuilles der Grossbanken sind noch aus den letzten und vorletzten Emissionsperioden mit grossen Mengen solcher Anleihen gefüllt. Die deutschen Staatsrenten, speziell 3% ige Reichsanleihen, haben wiederum Tiefrekordnotizen zu verzeichnen. Der Kursrückgang dieser Fonds ist in der schwierigen Geldmarktsituation und in der grossen Unlust des Publikums zu suchen, welches diese Titres gegen andere hochverzinsliche Werte umtauscht. Aus den Bilanzen der Banken, Versicherungsgesellschaften und Sparkassen konnte man gleichfalls die enormen Kursverluste ersehen, welche aus Beständen dieser Rentenwerte resultieren. Die unsichere und ungewisse Lage der Industriewerte wird anderseits beitragen, diese Rentenflucht einzudämmen und das Publikum zu unseren bestfundierten heimischen Fonds wiederum zurückführen. Auch das Ausland wird in Bälde mit grossen Summen an den Geldmarkt appellieren. Ungarn avisiert eine Neuanleihe von einer halben Milliarde. Russland und Frankreich werden ähnliche Beträge in absehbarer Zeit zur Emission bringen. Seitens der deutschen Industrie wird unter dem Druck der allgemeinen Verhältnisse und speziell unter dem Einfluss der von der deutschen Reichsbank diktierten Eindämmung zurzeit nur verhältnismässig geringer Geldbedarf benötigt. Die Reichsbank ist bestrebt, allen Geldbedürfnissen gerecht zu werden, und es ist erstaunlich, dass der deutsche Geldmarkt, auf seine eigene Kraft angewiesen, die kolossalen Forderungen vollkommen befriedigen kann. Dass natürlich das Notenbankinstitut hierdurch, gegenüber den Ziffern des Vorjahres, mit einer erheblichen Verschlechterung im Status zu rechnen hat, wird nicht verwundern. Der Geldbedarf der Börsen ist gering, immerhin wird der Satz für Ultimogeld auf 8% geschätzt. Die geplante Vermögensabgabe für deutsche Rüstungszwecke hat gleichfalls, wenn auch indirekt, den Geldmarkt gedrückt. Die starken Quartalsbedürfnisse für den kommenden Termin für Zins- und Kuponszahlungen lassen auch in absehbarer Zeit keine Gelderleichterungen erwarten. Auch bei Eintritt einer vollkommen geklärten Politik ist eine Aenderung nach dieser Richtung hin nicht zu erwarten. Die unsichere Tendenz an der Neuyorker Effektenbörse, verschiedene Zahlungseinstellungen bei uns und die ersichtliche Abschwächung am Düsseldorfer Stabeisenmarkt vermochten die deutschen Börsen in durchweg pessimistische Stimmung zu versetzen. Die Kauflust des Publikums an den Börsen hat fast vollständig aufgehört und es herrschen dort jene Verhältnisse, welche sich nahe an Paniken anlehnen. Trotzdem sich die internationale Politik nach der definitiven Entspannung zwischen Russland und Oesterreich erheblich, wenn auch nicht gänzlich, geklärt hat, ist eine merkliche Beruhigung, auch nach der politischen Richtung hin, immer noch nicht eingetreten. Die neuerlich bekannt gewordenen übertriebenen Friedensbedingungen der Balkanländer, die Vorgänge hinsichtlich Albaniens, der gesteigerte französische Chauvinismus und die daraus entstandenen äusserst heftigen Pressepolemiken veranlassen, dass jede, auch die geringste Besserung an den Börsen und an den deutschen Effektenmärkten fast schon im Keime erstickt wird. Den kurzen günstigen Tendenzen folgt denn auch stets verstärktes Verkaufsangebot auf allen Märkten.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München erwähnt in ihrem Geschäftsbericht die verschiedenen Einflüsse auf dem Hypothekenmarkt Aus dem verbleibenden Reingewinn von 355,956 M. gegen 333,674 M. wird eine Dividende von 4% erklärt. Der Bestand der Hypotheken betrug bei Jahresschluss 140,44 (im Vorjahre 134,50) Millionen Mark.

Der Jahresbericht der Bayerischen Handelsbank enthält in ausführlicher und interessanter Darlegung die wirtschaftliche Entwicklung der heimischen Marktgebiete im allgemeinen und der einzelnen Sparten der hypotheken- und bankgeschäftlichen Entwicklung des Institutes im besonderen. An dem bereits hier früher erwähnten gesteigerten Reingewinn hat neben der Münchener Zentrale auch das Filialnetz der Bank durch Erhöhung der Umsätze beigetragen. In Kaufbeuren wurde eine neue Filiale errichtet. Der Geschäftsbericht enthält ausserdem eine Reihe von wirtschaftlichen Problemen, speziell auf dem Gebiet des Immobilien- und Baumarktes, sowie des Wohnungswesens mit vielen Anregungen und Hinweisen.

M. Weber.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des bekannten Zigarren-Import- und Versandhauses Max Zechbauer, k. b. Hoflieferant, München, über die so beliebten **Georgsburg-Zigarren** bei, den wir freundlicher Beachtung empfehlen.

Süddeutsche Bodencreditbank.

Die heutige Generalversammlung hat die] Dividende pro 1912 auf 8½ % festgesetzt und gelangt dieselbe

für die Aktien à ℳ 600.— mit ℳ 51.—
„ „ „ „ „ 1200.— „ „ 102.—

vom 17. März l. Js. ab gegen Auslieferung der Gewinnanteilscheine Nr. 42 bzw. Nr. 5 bei den nachbezeichneten Stellen zur Auszahlung:

bei unserer Kasse dahier,
„ den Herren Merck, Finck & Co. in München,
„ der Kgl. Hauptbank in Nürnberg, sowie
„ den sämtlichen Kgl. Filialbanken und
„ „ Herren Friedr. Schmid & Co. in Augsburg.

Bei den vorgenannten Stellen werden auch unsere **Pfandbrief-Zinsscheine und verlosten Pfandbriefe** eingelöst.

München, den 15. März 1913.

Die Direktion.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste Abonnentenzahl auf.

Frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau" zu bedeutend ermässigten Preisen.

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Bekanntmachung.

Erhöhung des Aktien-Kapitals.

In der ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre vom 3. ds. Mts. wurde Folgendes beschlossen:

1. Das Grundkapital ist um M. 5'000,000.—, d. i. von M. 60'000,000. – auf M. 65'000,000. – durch Ausgabe von 5000 volleinzuzahlenden auf Namen lautenden Aktien zu je M. 1000.— zu erhöhen. Die neuen Aktien werden unter Ausschluss des unmittelbaren Bezugsrechts der Aktionäre von einem unter Führung des Bankhauses Merck, Finck & Co., München, stehenden Konsortium übernommen, sind aber im Auftrage dieses Konsortiums durch die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank den bisherigen Aktionären zum Uebernahmskurs in der Weise zum Bezuge anzubieten, dass

auf je 14 Aktien à fl. 500.—
oder „ „ 12 Aktien à M. 1000.— } **eine neue Aktie à M. 1000.—**
„ „ „ } 7 Aktien à fl. 500.—
zusammen mit „ } 6 Aktien à M. 1000.—

entfällt. (Dieser Zuteilungsmassstab berücksichtigt die Einzel-Aktie mit einem Anspruch von 7/84 für eine Markaktie, 6/84 für eine Guldenaktie auf eine neue Aktie a M. 1000.—).

2. Diese Erhöhung des Grundkapitals soll binnen Jahresfrist durchgeführt werden. Innerhalb dieser Frist den Zeitpunkt der Durchführung zu bestimmen, bleibt der Direktion und dem Aufsichtsrate überlassen.

3. Direktion und Aufsichtsrat werden ermächtigt, die näheren Bestimmungen über den Emissionstermin, den Emissionskurs, der nicht unter 200% betragen darf, die Einzahlungsfrist, den Beginn der Dividendenberechtigung der neuen Aktien und die sonstigen Modalitäten der Fondsvermehrung zu treffen, und beauftragt, für die gehörige Publikation der gefassten Beschlüsse zu sorgen.

Die Uebernahme der neuen Aktien durch das Konsortium ist erfolgt. Der Beschluss über die Erhöhung und die erfolgte Erhöhung des Grundkapitals ist bereits in das Handelsregister eingetragen.

Auf Grund der obigen Beschlüsse laden wir hiemit im Auftrage des Uebernahme-Konsortiums die Herren Aktionäre ein, ihr Bezugsrecht unter folgenden Bedingungen auszuüben:

I. Die Ausübung des Bezugsrechts muss in der Zeit **vom 5. bis inkl. 22. März a. c. während der üblichen Kassastunden** in unserem Bankgebäude (Bureau 62) an der Theatinerstrasse Nr. 11 in München oder bei der Direction der Disconto-Gesellschaft in Frankfurt a. M. erfolgen. Mit dem 22. März a. c. erlischt dieses Bezugsrecht; später einlaufende Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

II. Zur Ausübung des Bezugsrechtes ist derjenige befugt, welcher die Aktie vorzeigt und sein Besitzrecht aus dem Inhalt derselben nachweist. Die Bank ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, das Besitzrecht des Vorzeigers zu prüfen.

III. Die Aktien sind ohne Couponsbogen mit einer unterschriebenen Zeichnungserklärung, zu welcher Formulare zur Verfügung stehen, einzureichen. Die Aktien werden nach erfolgter Abstempelung über Ausübung des Bezugsrechtes sofort zurückgegeben.

Die **Zeichnungserklärung** muss Zahl und Nummern der eingereichten Aktien eventuell Bezugsrechtscheine, arithmetisch geordnet, enthalten.

Falls die Umschreibung der neuen Aktien, welche auf den Namen des Bankhauses Merck, Finck & Co ausgestellt und von diesem mit Blanko-Indossament versehen sind, gewünscht wird, ist der Name, auf welchen die neuen Aktien umgeschrieben werden sollen, anzugeben.

IV. Der Kurs, zu welchem die neuen Aktien von den Aktionären bezogen werden können, beträgt **255% einschliesslich der Emissionskosten.**

Die neuen Aktien nehmen ab 1. Juli 1913 — also mit der halben Dividende — am Gesamterträgnis der Bank pro 1913 teil.

Der ausmachende Betrag für die neuen Aktien ist pro Stück mit M. 2550 — Pfg. sogleich voll einzuzahlen, worauf der Einreicher die neuen Aktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien erhält, gegen deren spätere Rückgabe die neuen Aktien nach Ausfertigung ausgefolgt werden. Für Zahlungen, welche vor 22. März geleistet werden, vergütet die Bank 4½% Zins bis 30. Juni 1913 inkl.

V. Bei Einreichung von Aktien, welche sich mit der oben angegebenen Anzahl nicht decken, werden den Aktionären für den verbleibenden Teilbetrag Bezugsrechtscheine ausgehändigt, ebenso erhalten diejenigen Aktionäre, welche die neuen Aktien nicht beziehen wollen, Bezugsrechtscheine.

Auch in diesem Falle ist das Besitzrecht aus dem Inhalte der Aktie nachzuweisen (wobei die Bank berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, das Besitzrecht des Vorzeigers der Aktie zu prüfen) und sind die Aktien mit **Bordereau,** welches Aktienzahl und Nummern sowie den Namen des Einreichers enthält, einzureichen.

VI. a) Die Einreicher von 84/84 Bezugsrechten,
b) sowie diejenigen Einreicher, welche sich als Besitzer von weniger Aktien als oben angegeben legitimieren, auf welche das Bezugsrecht noch nicht ausgeübt ist, jedoch Bezugsrechtscheine zur Ergänzung der erforderlichen Bezugsrecht-Anzahl besitzen, erhalten nach erfolgter Einzahlung die entfallenden neuen Aktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien.

Die Bezugsrechtscheine sind mit Ablauf des 22. März ds. Js. **ungültig** und **wertlos.**

München, 4. März 1913. **Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.**

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Mariä
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

GENF, Töchterpensionat International „La Marjolaine".
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm. Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Jahrespreis M 2000. Ref. Prsp.
Mme. Stuckelberger.

Pensionnat des Soeurs de Marie
Landen
près de Liège (Belgien).
Besonders empfehlenswert zur schnellen und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. Gründlicher Unterricht in allen Fächern — Musik. — Malen — Turnen. — Grosser Park. — Beste Empfehlungen. Pensionspr. 450 Frs., bei Teilnahme am Haushaltungskursus 530 Frs. Näheres durch **die Oberin.**

Haushaltungs-Pensional Geschw. Nack Staatl. gepr. Lehrkr. Familienleb.
Heppenheim :: Bergstrasse. Mildest. Klima Deutschlands. Hauswirtsch. Handarb. Schneid. Fortbild. Gartenb. Hühnerz. Ein-, Halb- und Vierteljahrkurse. Sechswochenkochkurse. Sommer- und Wintersport. Prosp.

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer. 680 Mark.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt.
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie. **Gründliche Ausbildung im Haushalte.**
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an **die Priorin.**

Collegium Marianum
der Priester vom hl. Vinzenz von Paul zu Theux bei Spa (Belgien) gegr. 1878.
Gesunde und anmutige Gebirgsgegend. Unterricht nach den Lehrplänen für preussische Gymnasien von Sexta bis Obersekunda einschliesslich. 12 bis 14 jährige Knaben mit guter Elementarbildung werden schnell gefördert. Beginn der Klassen am 16. April. Prospekte durch den Leiter der Anstalt

Landwirtschaftsschule Bitburg, Bez. Trier
mit Berechtigung versehene landw. Realschule. Fremdsprache: Französisch. In sehr gesunder Lage. Kleine Klassen, individueller Unterricht. Für gute Pensionen, Nachhilfe und sorgfältige Aufsicht ist bestens gesorgt. Aufnahme-Prüfung am 7. April.
Direktor Dr. Reitemeier.

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegründet 1883. Staatlich genehmigt. Für alle Klassen Einj., Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge. beste Empfehlungen d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Technikum Konstanz
am Bodensee.
Maschinenbau Elektrotechnik. Bauingenieurwesen u. Architektur.

Militär-Vorbereitungsanstalt für Fähnrichprüfung und Prima.
Nimmt nur Fahnenjunker auf. Eigenes Haus, eigenes Lehrerkollegium. 1911 bestanden 75, 1912 best. 98 Junker. Berlin W., Bülowstrasse 103. Dr. Ulich.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring.
Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern. 1912 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder Mauritius, z. Z. Elters, Post Schwarzbach (Rhön) oder Dr. Berberich, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Französischer Priester, der die deutsche Sprache zu erlernen wünscht, sucht Stelle
au pair
in ein. Kloster, Pfarrhaus, Fam. oder ähnl. Gefl. Schreiben an **Abbé Mouffard, Maizières** (Hte. Saône), France.

Geb. Fräulein
28 Jahre, kath., wünscht Stell. als **Stütze und Gesellschafterin od. Erzieherin** in nur besserem Hause, am liebsten Schweiz od. Frankreich. (Beste Empfehlungen.)
Frl. A. Groß,
Düsseldorf-Oberkassel,
Schorlemerstr. 30.

Gebildetes Fräulein,
kath., aus gut. Fam., durch langjähr. Tätigkeit in Kindererziehung u. Leitung des Hauswesens durchaus erfahren, **sucht** gestützt auf prima Zeugnisse und beste Referenzen **Stellung als Erzieherin** oder **Gesellschafterin.** Gefl. Off. unter M. 29. 18244 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München, erbeten.

Fräulein
21 J., kath., Töchterschulbild., in Hand- u. Hausarbeit erfahren, **sucht Stellung zu Kindern.** Offerten unter **A. K. 100** postlagernd Oberlahnstein.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst **Spielefabrik M. Weiden, Köln.** Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen".** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Breslau 3, Freiburger-Strasse 42
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett.-, Primaner- u. Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höh. Lehranstalt. Streng geregeltes christliches Anstaltspensionat. Gymnasial- u. Realgymnasial- bzw. Oberrealschulkurse von Quarta bis zum Abiturium einschl. Seit 1911 auch besondere Damenkurse für die Primaner- u. Abiturienten-Prüfung. Bisher bestanden bereits **617** Prüflinge, darunter **82 Abiturienten.**
1912 bestanden 95 Prüflinge: 18 Abiturienten (darunt. 8 Damen), 3 für O I, 9 für U I, 22 für O II, 14 für U II, 3 für O III, 3 für U III, 1 für IV und 22 Einjährige.
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Gymnasial - Realklassen. Erfolgreicher Uebertritt i. **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.) **Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Grosses eigenes Spielfeld. Wanderungen. Fluss- u. **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzüglich empfohl. **Familienheim** i. eigener Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unter Anleitung i. tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt d. d. Direktion. — Seit 1900: **230 Einjährige; 154 Primaner** (7./8. Kl.)

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold). Für die ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält. akad. Berufe, ältere Priesteramtskand. 7 ak. Lehrer, kl. Schülerzahl. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 O I, 3 U I, 8 O II bezw. Einj., 6 U II, 2 O III. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap. indiv. Erz. Prsp. u. Ask. d. d. geistl. Direktor.

vorm. Dr. **Fischer'sche Vorbereitungs-Anstalt**
Leit. Dr. Schünemann **Berlin W. 57,** Zieten-Strasse 22-23, für alle Militär- und Schul-Examina.
Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung, **vorzügl. empfohlen, unübertroffene Erfolge.**
1911/12 best. 299 Zögl.: 61 Abit., dar. (19 Dam.) 162 Fahnenj., 1 Seekad., 1 Kad., 16 Prim., 32 Einj., 26 f. höh. Kl., in 24 Jahr. 3709 Zögl.
Man verlange Prospekt.

Reform-Schule „Alpina" Gersau am Vierwaldstättersee
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen, real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältige Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und la Privatreferenzen. Prospekte.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor **Prof. Engelhardt.**

Hadamar bei Limburg a. d. Lahn.
Collegium Bernardinum
Bischöfliches Konvikt.
Die Schüler besuchen das hiesige **Kgl. Gymnasium.** Gesunde Lage des Konviktes auf freier Anhöhe. Gewissenhafte Anleitung der Schüler zum Studium. **Pensionspreis: 600 M.**
Nähere Auskunft und Prospekt durch den **Regens.**

Pensionat der St. Marienschule, Mainz Willigis-Platz 2.
Bischöfliche berechtigte Realschule für Knaben.
Sechsklassige Realschule mit wahlfr. Latein. Abschlußzeugnis berechtigt zum einjähr.-freiwill. Dienst und zum Eintritt in die Obersekunda. Das Schuljahr beginnt Dienstag, den 1. April. Prospekt und jegliche Auskunft durch den geistlichen Rektor **Dr. Gärtner.**

Spa (Belgien) Kurort ersten Ranges **Collegium Thaddäum**
I. Moderne Sprachen und Handelswissenschaften, II. Vorbereitungsanstalt fürs Einjährige. NB. Einige fromme, kath., junge Leute, auch bessere Handwerker, erhalten jährl. freie Ausbildung für den Kaufmanns- u. Beamtenstand. Stellung wird von der Anstalt kostenlos nachgewiesen. Nur mässiges Kostgeld erforderlich. Anmeldungen umgehend erbeten. **Direktor Runge.**

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Pfälzische Bank.

Die Herren Aktionäre werden zu der am

Samstag, den 5. April 1913
vormittags 10 Uhr

im Sitzungssaale des Bankgebäudes in **Ludwigshafen a. Rh.** stattfindenden

Ordentlichen
Generalversammlung

hiermit ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlage der Bilanz pro 1912, nebst Gewinn- und Verlustrechnung und der Berichte des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
2. Erteilung der Entlastung.
3. Verwendung des Reingewinnes.
4. Aufsichtsratswahl.

Nach § 26 des Gesellschaftsvertrages haben diejenigen Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen, ihre Aktien, bezw. den ordnungsmäßigen Hinterlegungsschein eines deutschen Notars hierüber, nebst einem doppelten Nummernverzeichnis der Stücke spätestens am sechsten Tage vor der Generalversammlung **bei der Gesellschaft, einer ihrer Zweigniederlassungen, der Rheinischen Creditbank in Mannheim und deren Niederlassungen, der Deutschen Bank in Berlin und deren Niederlassungen** zu hinterlegen und bis zum Schlusse der Generalversammlung daselbst zu belassen.

In dem notariellen Hinterlegungsschein sind die hinterlegten Aktien nach Serie, Nummern usw. genau zu bezeichnen und es ist hierbei zu bestätigen, daß die Aktien bis zum Schlusse der Generalversammlung bei dem Notar in Verwahr bleiben.

Abwesende Aktionäre können sich in der Generalversammlung durch andere Aktionäre auf Grund schriftlicher Vollmacht vertreten lassen.

Ludwigshafen a. Rh., den 11. März 1913.

Der Aufsichtsrat:
Franz Wagner, Vorsitzender.

Frankfurter Hypotheken-Kredit-Verein.

Aktiva. Bilanz per 31. Dezember 1912. Passiva.

Aktiva	M.	Pf.	Passiva	M.	Pf.
Kassa-Konto	1,384,383	42	Aktien-Kapital-Konto	19,800,000	—
Kupons-Konto	202,484	55	Reservefonds-Konto	6,740,000	—
Wechsel-Konto	1,621,636	77	Disagio-Res.-Fds.-Kto.	500,000	—
Konto-Korrent-Konto	8,275,468	20	Pfandbriefagio-Konto	1,002,054	43
Lombard Konto	2,311,912	85	Immob.-Reserve-Konto	170,000	—
Effekten-Konto	5,745,701	41	Beamt.-Pens.-Erg.-K.-Konto	598,263	39
Hypotheken-Konto	386,328,471	50	Hypotheken-Pfandbrief-Konto	368,518,100	—
Hypothekenzinsen-Konto Laufende Zinsen bis 31. Dezember 1912	8,716,459	59	Konto aufgerufener Pfandbriefe	1,235	—
Immobilien Konto	785,000	—	Konto verloster Pfandbriefe	7,110	—
			Pfandbriefzinsen-Konto	4,115,565	92
			Konto-Korrent-Konto	695,422	68
			Talonsteuer-Konto	535,000	—
			Dividenden-Konto	4,692	—
			Gewinn- u. Verlust Konto	2,679,074	87
	405,366,518	29		405,366,518	29

Debet. Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1912. Kredit.

Debet	M.	Pf.	Kredit	M.	Pf.
An Unkosten-Konto	530,202	49	Per Vortrag aus 1911	321,791	05
„ Pfandbriefzinsen Konto	14,544,296	84	„ Interessen-Konto	572,688	26
„ Effekten-Konto	12,500	—	„ Hypothekenzinsen-Konto	16,721,357	19
„ Pfandbrief-Anfertigungs-Konto	61,493	50	„ Pfandbriefumsatz-Konto	16,429	61
„ Talonsteuer-Konto	157,093	75	„ Darlehens-Provisions-Konto	352,395	34
„ Gewinn-Saldo	2,679,074	87			
	17,984,661	45		17,984,661	45

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilngrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 29. März 1913. X. Jahrgang.

Dr. Armin Kausen †

Im Münchener Waldfriedhof haben wir am Dienstag, den 18. März 1913, nachmittags 4 Uhr unseren Armin Kausen zu Grabe getragen. Das herrliche Frühlingswetter der voraufgegangenen Woche hatte über Nacht einem prachtvollen Wintertag Platz gemacht. Die hochragenden Tannen des sich weit ausdehnenden friedlichen Waldes waren reichlich mit Neuschnee beladen. So war schon der äussere Eindruck ein imposanter. Aber auch das Leichenbegängnis war von jener Weihe getragen, welche der Grösse des Dahingegangenen entsprach. In der Aussegnungshalle hatte sich mit den Angehörigen eine stattliche Trauerversammlung eingefunden. An der Spitze Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Reichsrat Dr. von Bettinger und Abt Gregor Danner, O. S. B., ferner als Vertreter des Gesamtstaatsministeriums Herr Ministerialrat Franz Matt (Se. Exzellenz der K. Staatsminister des Innern Dr. Freiherr von Soden-Fraunhofen war durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert), dann der Oberbürgermeister der Stadt München, Geheimrat Dr. von Borscht, der Vizepräsident der Kammer der Abgeordneten Oberregierungsrat Frank, dieser zugleich als Vorsitzender des Katholischen Pressvereins für Bayern mit den Abgg. Giehrl, Walterbach, Held, Freiherr von Freyberg, dann Rechtsrat Panzer, Magistratsrat Dr. Lochbrunner, die Gemeindebevollmächtigten Dr. Heigl und Dr. Abel, der Generaldirektor der Juta Rechtsanwalt Rumpf, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Grauert, Geheimer Justizrat Dr. Hohe, Professor Fugel, Hofrat Dr. Amman, der Direktor der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz Kommerzienrat Schelosky, Stadtpfarrer P. Gerber O. S. B., P. Pöllmann O. S. B., P. Lippert S. J. Das „Neue Münchener Tagblatt“ war vertreten durch Direktor Dr. Müller, der „Bayerische Kurier“ durch Chefredakteur Osterhuber, die „Augsburger Postzeitung“ durch Direktor Dr. Rink und Redakteur Gessner, die „Bayerische Staatszeitung“ durch die Redakteure Frick und Huber, die „Münchener Zeitung“ durch Redakteur Fröhlich, die „Landshuter Zeitung“ durch Redakteur v. Zabuesnig. Hieran schlossen sich eine stattliche Anzahl von Freunden und Verehrern des Verstorbenen, Vertreter von den verschiedensten Vereinen und Korporationen.

Den Trauerzug eröffneten Choralisten und Posaunisten mit dem grossen Kondukt von St. Anna, dann folgten mit umflorter Fahne der Katholische Kaufmännische Verein „Hansa“, Abordnungen der Katholischen Deutschen Studentenverbindung Aenania-München und des Katholischen Studentenvereins Lätitia-Karlsruhe. Dem kranzgeschmückten Sarge folgten durch den schönen winterlichen Wald, in dessen Lichtungen Gruppen von Gräbern angelegt sind und unter dessen schattigen Bäumen hie und da Einzelgräber sich der Natur anpassen, die Leidtragenden zum Grabe. Mitten unter stämmigen Tannen liegt die letzte Ruhestätte des allzu früh Verstorbenen. Er, der die Blumen so sehr liebte und im Leben so gerne sich mit ihnen umgab, ward auf seinem letzten Wege durch die Liebe seiner Freunde damit überschüttet. Riesige Pyramiden trugen im Hintergrund des Grabes die Last der zahllosen Kränze und Blumenspenden. Tiefempfundene Widmungen auf den in sinnreichen Farben gehaltenen Kranzschleifen legten beredtes Zeugnis ab von der Liebe und Verehrung, welche dem edlen Toten von nah und fern zuteil wurden. „Dem Kämpfer und Helden in edelster Sache“ (E. M. Hamann), „Dem treuen Freunde“ (Katholischer Frauenbund), „Dem lieben, hochverehrten Kollegen“ („Bayerische Staatszeitung“), „Dem geliebten Chef in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit“ (Redaktion und Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“), diese wenigen Worte deuten gar viel an. Die Widmungen alle hier aufzuzählen würde zu weit führen. „In dankbarer, treuer Verehrung“, „Dem sehr verehrten Mitgliede“ usw. usw. leuchtete gar manchmal aus der üppigen Blumenfülle. Besonders bemerkte man die Kränze des Verlagsbuchhändlers Hermann Herder, des Geheimrats Hohe, des Präsidenten der bayerischen Kammer der Abgeordneten Dr. von Orterer, des „Bayer. Kurier“, des „Neuen Münchener Tagblatt“, der „Augsburger Postzeitung“, des Kölner Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, der Verlagsanstalt Badenia-Karlsruhe, der Firma J. P. Bachem („Kölnische Volkszeitung“), des Katholischen Kasino München, des Geheimrats Dr. Grauert, des Kommerzienrats Schelosky (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz A. G.), der Schriftstellerin M. Herbert, der Anna Freiin von Krane, des Major Koch-Breuberg, des Professor Gebhard Fugel, des Professor Böhmländer usw. usw.

Der schlicht vornehme schwarze Sarg mit dem silbernen Kruzifix auf dem Deckel senkte sich langsam, getragen von den schwarzen Gurten eines genialen Mechanismus, ohne jedes Geräusch in die Tiefe.

Manch ergreifender letzter Gruss wurde dem Dahingegangenen am offenen Grabe nachgerufen. Der Offiziator, Stadtpfarrvikar Geistl. Rat Pater Remigius Stadler O. S. F. von St. Anna sah auf den mehrfach geäusserten Wunsch des Heimgegangenen von einer eigentlichen Leichenrede ab und gedachte nur mit kurzen schlichten Worten der Lebensdaten. Er schloss seine Ausführungen mit dem Hinweis auf die schwere totbringende Erkrankung: „Die Gefahr ahnend, empfing er andächtig die hl. Sterbesakramente und brach beim Anblick des Allerheiligsten in die herrlichen Worte aus: ‚Mein Jesus kommt‘, und dieser Jesus hat ihn abberufen in die Ewigkeit. Mögen sich auch an ihm erfüllen der Verheissung Worte: ‚Wer mich bekennt, den

werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist.' In Wertschätzung und Pietät wollen wir sein Grab verlassen, jedoch als Beweis unserer Liebe noch niederlegen ein Vaterunser und den Englischen Gruss."

Der Geschäftsführer und Redakteur August Hammelmann legte im Namen des gesamten Personals der „Allgemeinen Rundschau" einen Kranz nieder, dessen Schleifen in der lachsroten Farbe unserer Wochenschrift gehalten waren.

Seine Worte waren von tiefer Ergriffenheit getragen und klangen dahin aus: „Er war uns ein Chef, wie es nur wenige gibt, nicht bloss in Worten und Gesinnung, sondern auch in der Tat und im Beispiel. Seine grosse Güte und seine seltene soziale Fürsorge haben ihm bei seinen Untergebenen ein hochehrendes Denkmal gesetzt. Ich bin schon seit beinahe sechs Jahren in der „Allgemeinen Rundschau" tätig und hatte reichlich Gelegenheit, die Vorzüge seines Herzens kennen zu lernen. Mit Herrn Dr. Kausen ist nicht nur ein grosser Meister der Feder und ein gewaltiger Streiter im Dienste der katholischen Sache, sondern auch ein treubesorgter, herzensguter Chef, der stets das Wohl seiner Angestellten im Auge hatte, ins Grab gesunken."

Der Landtagsabgeordnete Giehrl führte aus: „Im Auftrage der Zentrumsfraktion des Bayerischen Landtags widme ich dem unerschrockenen, treuen Mitkämpfer diesen Kranz als letztes Zeichen unserer Verehrung. Lange Jahre hat er in seiner Tagesjournalistik und später in der „Allgemeinen Rundschau" unsere Prinzipien vertreten und treu zu unserer Fahne gehalten."

Laut drangen die Worte des Chefredakteurs Osterhuber durch den Wald: „Tieftrauernd stehen die Mitglieder des Augustinus-Vereins zur Pflege der katholischen Presse in ganz Deutschland an der Bahre eines ihrer Besten. In Dr. Kausen verlieren und betrauern wir eine bedeutende Persönlichkeit, eine Grösse der Publizistik, die Spur weisend voranging, deren Feder Einfluss übte weithin, deren Griffel Energien weckte und förderte, die sich umsetzten zu Taten und Ereignissen und mannigfach in Geschichte. ‚Eine Feder lasst mich nur betrachten mit geheimem Beben, bedenkend, dass der schwarzen Spur folgt schleichend Tod und Leben', so sagt Annette v. Droste. Und wahrlich, Leben, warmes Leben schuf diese elegant treffsichere Feder aus heissem Empfinden heraus. Seine Kollegen vom Augustinus-Verein waren stolz auf den Veteranen von der alten Garde, auf welchen das Wort passte: ‚Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!' Rastlos und von einer bewundernswerten, nie ermüdenden Energie stand er vor uns als Vorbild, und so wird er fortleben, eine Individualität durch und durch, stahlhart in ihrem Wollen und überzeugt bis ins Innerste von ihrer Sache und der Notwendigkeit, sie durchzusetzen. Dank und Verehrung sind wir dem Trefflichen schuldig über das Grab hinaus, und wir zollen ihm gerne diesen Dank und diese Verehrung, und als deren äusseres Zeichen lege ich im Auftrage des Hauptvorstandes des Augustinus-Vereins und im Namen der Landesgruppe Bayern diese Blumen nieder."

Im Namen des Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit legte Freiherr von Freyberg einen Kranz „am Grabe des Anregers, Gründungs- und langjährigen Vorstandsmitgliedes zum Zeichen des Dankes und der Anerkennung für die viele segensreiche Tätigkeit, die er sich durch die Gründung des Vereins um das Volk erworben hat. Möge ihm der Himmel lohnen die Verdienste, die er sich im Kampfe gegen die sittlichen Gefahren erworben hat und möge sein Geist wachbleiben und fortleben in uns als Wächter und Rufer im Streite zum Kampfe für die Erhaltung der moralischen und der physischen Gesundheit unseres Volkes, dem auch er stets in treuer patriotischer Anhänglichkeit ergeben war."

Weitere Kränze brachten noch die Vertreter der katholischen deutschen Studentenverbindung „Aenania"-München und des katholischen akademischen Vereins „Lätitia"-Karlsruhe. „Wir waren stolz, seinen Namen in unserer Korporation führen zu dürfen", rief Oskar Gehrig begeistert aus. Zum Schlusse gedachte der Vertreter des Kaufmännischen Vereins „Hansa" der grossen kaufmännischen Fähigkeiten Dr. Armin Kausens.

Der feierliche Trauergottesdienst fand unter ausserordentlich reger Beteiligung am 19. März 1913 in der Stadtpfarrkirche St. Anna statt. Die akademische Verbindung Lätitia hatte aus Karlsruhe drei Chargierte entsandt, welche in Vollwichs mit Fahne beim Seelenamt assistierten. Aenanias Aktivitas war zahlreich vertreten.

* * *

Unter den vielen hundert Beileidskundgebungen befinden sich nicht wenige, welche mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen geben, dass Dr. Armin Kausens lauterer Charakter und seine eminente Bedeutung in weitesten Kreisen bei Freunden und Gegnern, bei hoch und nieder erkannt und geschätzt waren.

Vom Hofmarschallamt Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Ludwig von Bayern lief folgendes Schreiben ein: „Gnädige Frau! Seine Königliche Hoheit Prinzregent Ludwig haben mit innigem Bedauern die betrübende Nachricht vom Tode Ihres Gatten, des Herrn Dr. Armin Kausen, vernommen und geruhten, mich zu beauftragen, Euer Hochwohlgeboren und Ihrer verehrten Familie zu diesem Sie betroffenen schmerzlichen, unersetzlichen Verlust Allerhöchstseine aufrichtige Teilnahme zum Ausdruck zu bringen. Dem erhaltenen Befehle hiermit nachkommend benütze ich die Gelegenheit zu erneuter Versicherung persönlicher Teilnahme. In vorzüglichster Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster Freiherr v. Lassberg, Hofmarschall."

Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius Msgr. Frühwirth schrieb: „Euer Hochwohlgeboren! Sehr geehrte Frau Doktor! Die Nachricht von dem gestern erfolgten Hinscheiden Ihres von mir hochverehrten Herrn Gemahls hat mich schmerzlichst berührt, und ich bitte Sie und alle tieftrauernden Mitglieder der Familie, meinen innigsten Ausdruck herzlicher Teilnahme entgegen zu nehmen.

Ich habe heute das hl. Messopfer für den um die Sache der heiligen Kirche stets besorgten und deren Interessen unausgesetzt wahrenden talentvollen, unerschrockenen Vorkämpfer dargebracht und werde nicht unterlassen, für ihn zu beten und Ihnen und Ihrer Familie in der hl. Messe und im Gebete zu gedenken, damit Gott Ihren Schmerz lindere und in Trost verwandle.

In vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenster † Andreas Franciscus Frühwirth, Erzbischof von Heraclea, Apostol. Nuntius."

Der Telegraph meldete: „Ihnen und Ihrer ganzen Familie spreche ich anlässlich des Ablebens Ihres von mir hochverehrten Herrn Gemahls mein wärmstes Beileid aus. Staatsminister Freiherr von Hertling."

Der Präsident des Protestantischen Oberkonsistoriums, Reichsrat der Krone Bayern, Dr. von Bezzel fügte seinem Beileidsschreiben die Sätze bei: „Dem unerschrockenen und unbestochenen Streiter für hohe Ideale in Reinhaltung des Volkscharakters möge der Ernst und die Treue seiner Arbeit wohl vergolten werden. Umsonst hat der nicht gearbeitet, der für das Beste und Grösste hat arbeiten wollen."

Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof von München und Freising, Dr. von Bettinger, der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, sowie der Erzbischof von Bamberg, und die Bischöfe von Regensburg, Augsburg, Passau, Speyer und

Würzburg, ferner Abt Gregor Danner, O. S. B. sprachen in herzlichen Worten ihre Teilnahme aus. Erwähnt seien auch die Beileidsschreiben des Staatsministers Grafen v. Podewils-Dürniz, des Staatsministers a. D. Dr. von Wehner, des Staatsministers des Innern Dr. Freiherr von Soden, des Finanzministers von Breunig, des Justizministers von Thelemann, des Verkehrsministers von Seidlein, des Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Dr. von Knilling, des Hofmarschalls Generalmajors Frhr. von Lassberg für seine Person, des Landtagspräsidenten Oberstudienrats Dr. von Orterer, des I. Vizepräsidenten des preussischen Abgeordnetenhauses Geheimen Justizrats Dr. Porsch, des Kgl. Bayer. Gesandten am Königl. Sächsischen Hof Grafen Montgelas, des Freiherrn und der Freifrau Reichsrat von Cramer-Klett, des Medizinalrates Professor Dr. von Gruber, des Krankenhausdirektors Hofrates Dr. Franz von Brunner, Prof. von Romberg, Prof. Dr. von Notthafft, des Geheimrates von Klug, des Frhrn. Alfred Mensi von Klarbach, des Barons von Moreau, des Frhrn. v. Pfetten, Prof. Dr. Karl Brunner, des Zentralkomitees der Zentrumspartei in Bayern, des Generalvikars Dr. Triller im Namen des Katholischen Pressvereins, des Verbandes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in Köln usw. usw.

Aus den zahllosen Briefen und Telegrammen sei herausgegriffen, was aus London gekabelt wurde: „Die in London zum Gautag versammelten Vertreter katholischer kaufmännischer Auslandsvereine Barcelona, Brüssel, Chicago, London, Paris, Zürich sagen Ihnen und der Familie Kausen innige Anteilnahme zum schweren Verluste. Hansa."

Schliessen möchten wir mit der Wiedergabe eines Telegramms des Vorsitzenden der Bayerischen Reichspartei und Direktors der Bayerischen Handelsbank aus Berlin: „Ihnen und der schwer getroffenen Familie spreche ich aufrichtigstes wärmstes Mitgefühl aus. Der Heimgegangene hat mir bei aller politischen Gegnerschaft hohe Achtung abgenötigt, vor allem als unerschrockener unermüdlicher Vorkämpfer gegen den sittlichen Niedergang und dessen teils blinde teils freche Beförderer. Wir werden den tapferen Mann oft schmerzlich vermissen und sein Gedächtnis dankbar und treu festhalten. Wilhelm Freiherr von Pechmann."

* * *

Ungemein herzlich war und ist die Teilnahme, welche die gesamte katholische Presse an diesem unersetzlichen Verlust an den Tag legte.

Auszugsweise sollen im folgenden noch einige markante Züge des teuren Verstorbenen, einige weniger allgemein bekannte Daten nach Zeitungsstimmen wiedergegeben werden.

„Dr. Armin Kausen, der Bruder des bekannten Kölner Geheimen Justizrats Hermann Kausen. . . . Seine Schriften zur bayerischen Bauernbundbewegung („Bauernbündler unter sich", „Eine Musterpartei") haben viel dazu beigetragen, um den agrarischen Radikalismus seiner Adoptivheimat in ruhigere und gesundere Bahnen zu lenken. . . . . Dr. Armin Kausen zählte auch zu den langjährigen Mitarbeitern der „Kölnischen Volkszeitung". Anlässlich seines 25jährigen Journalistenjubiläums am 1. Januar 1908 gedachte die „Kölnische Volkszeitung" auch dieser Tätigkeit, indem sie schrieb: Dem Kollegen, der jetzt seit einem Vierteljahrhundert als einer der tüchtigsten deutschen Journalisten stets einer Sache gedient hat, bringen wir heute um so lieber unsere herzlichen Glückwünsche dar, als wir ihm für seine hochgeschätzte langjährige Mitarbeiterschaft an der „Kölnischen Volkszeitung" noch ganz besonders dankbar verpflichtet sind." („Kölnische Volkszeitung" Nr. 228 v. 16. III. 1913.)

„Dr. Kausen verfügte über eine scharfe Feder, wie er überhaupt ein starkes kritisches Talent war. Seiner Ueberzeugung gab er offen und unerschrocken Ausdruck, sein Name wurde in den weitesten Kreisen bekannt durch den energischen Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit und den Schmutz in Wort und Bild. Sein bleibendes Verdienst ist die Gründung des Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Trotz aller Vorurteile, die man seinem Plan entgegenbrachte, ist es ihm gelungen, auch ernste protestantische Kreise für den Verein zu gewinnen. In dem rastlosen Kampfe, den der Verstorbene führte, hat er sich aufgerieben; sein Herzleiden war zum grössten Teil eine Folge seiner ausserordentlichen Arbeitsleistung. Dr. Kausen ist von der gegnerischen Presse auf das massloseste bekämpft worden. Um so beliebter und angesehener war er im katholischen Lager." („Germania" v. 17. III. 1913.)

„Mit Armin Kausen ist eine der markantesten und führendsten Erscheinungen der katholischen Journalistik deutscher Zunge, leider viel zu früh, von uns geschieden. Schon lange, ehe er an die Stelle trat, die ihn eigentlich in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus bekanntmachen sollte, hatte er sich durch seine energische, kluge und zielbewusste Vertretung der Zentrumspolitik einen geachteten Namen verschafft. Das gilt vor allem für die Zeit, wo er den „Badischen Beobachter" leitete. Wenn ein liberales Blatt, die „Strassburger Post", von dieser Tätigkeit Kausens sagen konnte, „dass er der kenntnisreichste und schlagfertigste Redakteur" gewesen sei, „den das Zentrum in Baden je besass", so ist das sicherlich keine Uebertreibung." („Schlesische Volkszeitung", Breslau v. 16. III. 1913.)

„Dr. Kausen hat sich besonders mit seinem zielbewussten, ehrlichen und energischen Kampf gegen die Pornographie unvergängliche Verdienste erworben. Er war es auch, der seinerzeit das Treiben des Wiener Schmutzverlages Stern enthüllte und gemeinsam mit der „Reichspost" die Behörden zum Einschreiten zwang. . . . In ihm verliert die katholische deutsche Journalistik einen ihrer Veteranen, einen hochbegabten, edlen Mann, dessen Andenken in der Geschichte der katholischen Journalismus ehrend bewahrt bleiben soll."

(„Reichspost", Wien v. 16. III. 1913.)

„Mit Dr. Kausen scheidet ein hochgeehrter Schriftsteller, des in seiner Art eine ausgeprägte Individualität war, aus dem Leben. . . . Dr. Armin Kausen kämpfte aus tiefinnerster Ueberzeugung für seine Weltanschauung und sein Staatsideal. Sein Organ „Allgemeine Rundschau" hinterlässt er in einem blühenden Zustande und in einer ganz ungewöhnlich grossen Verbreitung. Viel bekämpft, hatte Dr. Kausen zwar Gegner, aber keine Feinde. Seiner redlichen Arbeit ist ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte der Münchener Publizistik gesichert." („Bayer. Staatszeitung", Nr. 64 v. 17. III. 1913.)

„Eine der schönsten Blüten seiner Arbeit trägt den Namen Idealismus. Er verstand unter ihm nicht stürmende Schwarmgeisterei, sondern zähe Stetigkeit. Warten, wo die Zeit den Gedanken noch nicht gereift; niemals zurück, wo es galt, das Gewonnene festzuhalten; durch, wo die Stunde zum Siegen und Vollenden gekommen war. Nach dieser Devise arbeitete er, lebte er. Die breite Oeffentlichkeit sieht nicht alles, sieht das Wenigste von dem, was der führende katholische Publizist an Kämpfen und Mühen durchzukosten hat. Denn er muss schweigen können, muss manches mit ins Grab nehmen auch da, wo ihm oft vielleicht sogar im eigenen Lager durch menschliches Irren unrecht geschieht. Es ist nicht Sache des katholischen Journalisten, der sich die rauhe Krone selbst erkoren, zu klagen. Und Armin Kausen hat sich nie von Enttäuschungen überwältigen und verbittern lassen. In seiner Liebe zur Sache ward er über alles Herr. Das sollten die Katholiken solchen Männern ganz besonders danken. Denn die Katholiken geniessen heute wie Selbstverständliches die mühsam gezogenen Früchte einer Arbeit, die erst in den letzten Jahrzehnten so ungemein wichtig, so ungemein schwierig, so ungemein vielseitig, aufreibend und undankbar geworden ist. Ein Mann von Geist und Erz, von warmem Herzen und hochgespanntem Idealismus, von praktischem Blick gegenüber den Realitäten des Lebens, die auch der Idealist nie aus dem Auge verlieren darf, ein Publizist und Journalist mit weithinschallender, alle Freunde des Schönen und Guten für Vaterland und Gott zu den Waffen rufender Stimme, ein seltenes Talent und ein eiserner Charakter — so wollen wir den verstorbenen Armin Kausen in unseren Erinnerungen sehen. Und dieser Name reihe sich zu den besten der heroischen Traditionen unseres gesamten katholischen Lebens und der deutschen Publizistik." („Augsburger Postzeitung", Nr. 127 vom 18. III. 1913).

„Dr. Kausen ward viel bekämpft, viel gehasst und viel — gefürchtet. Hatte er es doch gewagt, den — Ungeniertheiten der modernen Lebenskunst in den Weg zu treten. Bitterer Hass war dafür sein Lohn von seiten derjenigen, die sich in ihrem ungenierten Treiben gestört sahen. Seine Feder war ja schon früher vielen unangenehm; es sei nur erinnert an die Art und Weise, wie der verlebte Dr. Sigl den

politischen Antipoden Dr. Kausen bekämpfte. Doch nie vermochten bei allen persönlichen Angriffen die Gegner an seine persönliche Ehre zu tasten, da hielt sich Dr. Kausen die Gegner 20 Schritt vom Leibe."

(„Bayerischer Kurier", Nr. 77 vom 18. III. 1913).

„Mit ihm ist einer der besten Kämpfer für die katholische Sache dahingegangen: ein lauterer Charakter, als Mensch, als Katholik und als Schriftsteller gleich hervorragend.... Seine vielseitigen, feinsinnigen Essays haben Beachtung bei Freund und Feind gefunden. Mit seiner energischen Natur und seiner unermüdlichen Schaffenskraft wirkte er in einer Reihe von Fragen auf dem Gebiete der Politik führend und bahnbrechend."

(„Neues Münchener Tagblatt", Nr 75/76 vom 16./17. III. 1913).

„Die „Allgemeine Rundschau" ist Dr. Kausens unvergängliches Monument. Ihre Entwicklung ist die Geschichte harter Arbeit, sie ist aber auch die Geschichte grosser Erfolge. Mit der „Allg. Rundschau" hat Dr. Kausen eine Warte errichtet, hochragend auf Firnenhöhen; von ihr aus überblickt das Auge die unermesslich weiten Gefilde des Kultur- und Geisteslebens, der politischen und wirtschaftlichen Kämpfe.

Als Schriftsteller besass Dr. Kausen die glückliche Mischung zwischen dem Feuilletonisten und dem Politiker. Ein bedeutender Literaturkenner, gab er gerne von den reichen Schätzen seines Wissens. Sein scharfer Kopf führte eine scharfe Feder, die neben den trefflichen Artikeln der „Allg. Rundschau" wertvolle politische Broschüren geschaffen hat. Sein Lebenswerk galt der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, gegen die er in Wort und Schrift — hier unter dem Pseudonym Otto von Erlbach — mit aller Wucht auftrat. Von hier aus erhoffte er die nationale Wiedergeburt und Erstarkung, für die er sich, seine Gesundheit und sein Leben einsetzte. Auf der Augsburger Katholikenversammlung wollte er nochmals in der geschlossenen Versammlung seinen Antrag mit der ihm eigenen Wucht der Argumente begründen; allein der schwache Körper versagte; er brach an meiner Seite in den Anlagen zusammen und musste die Heimreise antreten.

Dr. Kausen war ein Mann von zäher Energie und von felsenfesten Grundsätzen, die er verfolgte, unbekümmert um Anfechtungen, die auch ihm nicht erspart blieben. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er sich einmal in lapidaren Sätzen über die katholische Presse geäussert, die später vielleicht ihre Reise in die Oeffentlichkeit antreten sollen. Er war ein Mann, unzugänglich Schmeicheleien und Herabsetzungen Anderer, mit denen er oft genug behelligt wurde. Die kannten Dr. Kausen schlecht, welche glaubten, eine so grosse Seele reagiere auf Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten. Sein bescheidenes Wesen liess ihn Dank und Anerkennung nicht suchen. Er hat sie gefunden: Papst und Landesherr haben ihn mit Orden und Ehrenzeichen bedacht. Er hatte sie verdient, aber sie haben ihn nicht stolz gemacht: seine Grösse war die unermüdliche Pflichterfüllung."

(„Der Volksfreund", Aachen, Nr. 63 v. 17. III. 1913.)

„Dr. Kausen war ein sehr stark kritisches Talent. Seiner katholischen Ueberzeugungstreue gab er mit aller Schneidigkeit und Unerschütterlichkeit Ausdruck, und sein Name wurde in den weitesten Kreisen bekannt durch den schonungslos geführten Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit und den Schmutz in Wort und Bild. Sein bleibendes Verdienst ist die Gründung des Interkonfessionellen Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Trotz aller Vorurteile, die man seinem grosszügigen Plan entgegenbrachte, ist es ihm gelungen, auch ernste protestantische Kreise für den Verein zu gewinnen. Von einem rastlosen Eifer beseelt, hat sich Dr. Kausen im Kampfe um die höchsten Ideale eines wahrhaften Katholiken tatsächlich aufgerieben. Wiederholt ist er in der schweren Arbeit plötzlich zusammengebrochen und sein Herzleiden war zum grössten Teil eine Folge der ungeheuren Arbeitsleistung, die der unermüdlich tätige Mann auf seinen Schultern trug. Im Anfang der 80er Jahre und auch vorübergehend später noch, zählte Armin Kausen zu den Mitarbeitern der „Niederrh. Volksztg.".

(„Niederrheinische Volkszeitung", Nr. 269 v. 17. III. 1913.)

„Es lässt sich schwer abwägen, ob Kausen tiefer einschneidend als Redakteur des „Badischen Beobachters" und des „Münchener Fremdenblattes" gewirkt hat, oder durch seine „Rundschau". Aber das kann gesagt werden: Unter den Männern, die am sausenden Webstuhl der Zeit sitzen, Kette und Einschlag für die politische Geschichte der deutschen Katholiken gewirkt haben, ist Dr. Kausen einer der verdienstvollsten gewesen. So Mitte der achtziger Jahre in Baden und Ende der Achtziger und Anfang der Neunziger, sowie ein Jahrzehnt später bei uns in Bayern .... Das Jahr 1884 führte ihn auf den damals wohl schwierigsten Posten der deutschen Publizistik, nach Karlsruhe. Hier stand der Kulturkampf noch in vollster Blüte. Die Heftigkeit und Verbissenheit, mit der er seitens der badischen Nationalliberalen geführt wurde, weiss der zu beurteilen, der die Persönlichkeiten der Kiefer und Fieser kennt. Die Macht des überaus fanatischen badischen Liberalismus schien unzerbrechlich und machte damals eine ganze Reihe Streiter im katholischen Lager so mutlos, dass zwei Richtungen entstanden, die um Lender, die um Wacker. Wacker stand mit Marbe im Karlsruher Rondell fast allein. Da trat Dr. Kausen entschieden auf seine Seite und führte mit ausserordentlicher Gewandtheit und unbeugsamer Festigkeit in seinem „Badischen Beobachter" den Kampf für die Ideen des „Löwen von Zähringen", wie der unerschrockene Generalstabschef der badischen Katholiken bald überall genannt wurde. Es sei fern von uns, heute noch einen Stein zu werfen auf die trefflichen Männer, die damals unter der Wucht der Verhältnisse eine andere Taktik für richtiger hielten. Die meisten von ihnen, wenn nicht alle, haben wie die sonstige Mitwelt später anerkannt, dass die Zeit der Wackerschen Politik Recht gegeben hat. Dass aber Wacker in jener schwersten Zeit von 1885 und 1886 standhalten und allmählich in immer weiteren katholischen Volkskreisen überzeugte Anhänger finden konnte, ist ausser ihm selbst vor allem der glänzenden Unterstützung durch Dr. Kausen zu danken, der sich nicht beirren liess, mochte er vom Feinde noch so rücksichtslos bekämpft, im eigenen Lager noch so kränkend abgewiesen werden.

Auf dem Freiburger Katholikentag 1888 knüpfte Konrad Fischer mit Dr. Kausen Verhandlungen zur Uebernahme der „Fremdenblatt"-Redaktion an. Zweifellos hätte er damals keinen geeigneteren Mann finden können. Die liberale Presse beherrschte in München sozusagen alles. In Francke, dem jetzigen Herausgeber der „Sozialen Praxis", hatten die „M. N. N." lange Zeit einen hervorragenden Leiter besessen. Die katholische Presse Münchens befand sich ständig in der Defensive und nicht immer in leichten Stellungen. Mit der Ankunft Dr. Kausens war der Stiel umgedreht. Mit einem wunderbaren Gedächtnis und glänzender Fähigkeit zur Polemik ausgestattet, zwang er Tag für Tag den Gegner zum Rückzug, und Dr. Kausen wusste namentlich stets die üblichen Rückzugskanonaden gründlich zu vereiteln. Gegen seine schnelle und zwingende Logik, die niemals die sachliche Linie von persönlichen Ausfällen durchkreuzen liess, war schlechterdings nicht mehr anzufahren. Dabei würzte er alles mit kaustischem Witz, der aber, wie der rheinische Humor, nie persönlich verletzen konnte.

Das „Münchener Fremdenblatt" hat unter Kausens Leitung eine Glanzzeit erlebt und nicht zum wenigsten dieser Tätigkeit ist die Erweckung eines starken politischen Lebens unter den Katholiken in München und darüber hinaus zu danken, eine Tatsache, deren hervorragendster Ausdruck der erste Bayerische Katholikentag 1889 war Der scharfblickende Kausen war auch einer der ersten, die die zweifelhaften Eigenschaften Konrad Fischers erkannten. Als dieser Mann gar den päpstlichen Segen für sein Blatt in grossen Plakaten an den Strassenecken ganz akatholischer deutscher Grossstädte (Frankfurt, Breslau usw.) anschlagen liess, zog Kausen kurz entschlossen die Konsequenzen und sagte sich von seinem Verleger los, was einen überaus interessanten und heftigen Kampf zur Folge hatte, der seitens Fischers im „Fremdenblatt" geführt wurde, während Dr. Kausen zu fast täglich erscheinenden Flugblättern greifen musste. Manche verdachten dem ausgetretenen Redakteur diese energische Wahrung seines Standpunktes. Aber wieder wie in Karlsruhe behielt Kausen recht. Fischers spätere Flucht und sein völliges Verschwinden öffnete zuletzt auch den weniger Einsichtigen die Augen ....

Der Verblichene war, wie schon angedeutet, eine hervorragende Arbeitskraft, und rasch wie seine Auffassung war seine literarische Gestaltungskraft. Mit der Stenographie nicht vertraut, schrieb er seine Leitartikel in kürzerer Zeit nieder, als viele Leute zum Lesen brauchen. Ganze Reden auf der 1888er Freiburger Katholikenversammlung hat ihn Schreiber dieses wörtlich in Kurrentschrift aufnehmen sehen. Seine Feder „flog" beinahe wirklich auf dem Papier. Nun ruht sie für immer. —"

(„Amberger Volkszeitung", Nr. 78 v. 17. März 1913.)

„Der Verstorbene entstammt einer angesehenen Familie des Rheinlandes. Ein Bruder von ihm ist der in weiteren Kreisen bekannte Geheime Justizrat Kausen in Köln, der in der Kommunalpolitik von Köln eine hervorragende Rolle spielt. . . . 1884 am 1. September erliess er im ‚Bad. Beob.' die Erklärung, dass er als Nachfolger des streitbaren Pfarrers Gerber die Redaktion des ‚Bad. Beob.' übernommen habe: ‚Mein Bestreben wird jederzeit darauf gerichtet sein, die Grundsätze der katholischen Volkspartei in Baden und der Zentrumspartei im Reiche streng und gewissenhaft zu behaupten und mit Entschiedenheit für die Freiheit der Kirche, wie auch für alle wahren und berechtigten Interessen und Rechte des Volkes einzutreten.' Diesem Programm ist Kausen treu geblieben nicht nur, solange er den ‚Bad. Beob.' leitete, sondern sein ganzes Leben lang. Nie hat er auch nur einen Augenblick geschwankt, stets hat er diesen Standpunkt mit aller Entschiedenheit vertreten Und es zweifelt daher auch heute kein Mensch daran, dass er nur die volle Wahrheit aussprach, als er am 15 Januar 1889, da er von Karlsruhe wegging, um die Redaktion des ‚Münchener Fremdenblattes', des damaligen Hauptorgans der bayerischen Zentrumspartei, zu übernehmen, zum Abschied von den Lesern des ‚Badischen Beobachter' schrieb: ‚Ein Rückblick auf meine nahezu 4 ½ jährige Tätigkeit am ‚Badischen Beobachter' gibt mir das beruhigende Bewusstsein, dass ich in guten und in schlimmen sturmbewegten Tagen stets das Beste gewollt habe und nach Kräften bestrebt gewesen bin, wie den Prinzipien und Interessen der katholischen Kirche, so auch dem Programm der Zentrumspartei zu dienen, wozu ich nicht nur durch innere Ueberzeugung, sondern auch durch Wort und Vertrag berufen und verpflichtet war.' So sehr er befähigt war, eine durchaus selbständige Rolle zu spielen, so sehr war ihm angelegen, sich dem grossen ganzen einzufügen und im Sinne seiner Auftraggeber das ihm übertragene Amt zu versehen. Er war kein Soldschreiber; davor bewahrte ihn die tiefe Ueberzeugung, den rechten Weg eingeschlagen zu haben, indem er religiös sich als gläubigen Sohn und Streiter der katholischen Kirche bekannte, während er politisch sich mit aller geistigen Energie zum Zentrum bekannte. Dies hat er auch bewiesen, als er nach kurzer Tätigkeit am „Münchener Fremdenblatt", das ihm nicht das bot, was man hätte erwarten können, als freier Schriftsteller sich betätigte seit 1891. Niemals auch hier ein Abirren von dem Weg, den er sich von Anfang an so klar vorgezeichnet hatte. Die Karlsruher Zeit war für ihn eine Schule. Es erfolgte damals die Neuorganisation der Zentrumspartei. Die Meinungen waren verschieden, aber schliesslich drang der energische Wille durch, der bessere Zustände erst dann für möglich hielt, wenn zuerst die nationalliberale Alleinherrschaft gründlich gebrochen sei. Diese Anschauung hatte in Dr. Kausen einen ebenso scharfen wie geschickten Vertreter im „Bad. Beob.". Heute noch danken es ihm Tausende in Baden, welche mit Begeisterung an jene Zeit zurückdenken, wo die schneidige Feder Kausens das Hauptorgan der badischen Zentrumspartei leitete. Mit unermüdlicher Arbeit brachte er die „Allgemeine Rundschau" in kurzer Zeit in die Höhe. Und heute möchten viele Tausende das ihnen lieb gewordene Blatt, das sie kurz und bündig über alles Wissenswerte auf dem Gebiet der Politik und der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Vorgänge im In- und Ausland aus der Feder bekannter Publizisten unterrichtet, nicht mehr missen. In diesem Organ hatte er sich auch eine Waffe geschaffen zu einer Hauptaufgabe seines Lebens, zur Bekämpfung der Pornographie in Wort und Bild. Auf diesem Gebiet hat der Verstorbene sich unschätzbare Verdienste erworben. Das anerkennen auch viele, die nicht in unserem Lager stehen. So steht der Verstorbene vor uns als ein ganzer Mann, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der nie für andere Ideale gekämpft hat, als die des gläubigen Christen, ob er im Auftrag anderer handelte, oder ob er sich ganz frei betätigte." („Badischer Beobachter" v. 18. III. 1913.)

„Armin Kausen ist seit langen Jahren eine der führenden Persönlichkeiten in der deutschen Publizistik. ... Die „Allgemeine Rundschau", die nun schon ins neunte Jahr hinein mit grossem ethischen Erfolge wirkt, ist eine bedeutsame Bereicherung unserer Zeitschriften-Literatur. Sie klammert sich nicht einseitig an ein einzelnes Gebiet des öffentlichen Lebens, sondern umfasst alle geistigen Strömungen und Entwicklungen von der Politik bis zur Kunst. Sie gibt auch einer grossen Anzahl aufstrebender schriftstellerischer Talente gern und weitsichtig Raum und hat auf diese Weise manchen Namen schnell bekannt gemacht. Ein unvergängliches Verdienst hat Kausen sich für alle Zeiten durch seinen Kampf gegen die Unsittlichkeit in Kunst und Literatur erworben. Mannhaft und ohne Furcht, weitblickend und klug vorbauend, hat er in Zeiten, da die Allgemeinheit die Notwendigkeit dieses Kampfes noch nicht ganz erkannt hatte, mit seiner schneidigen Feder das Wort geführt und namentlich das Münchener Kulturleben nachhaltig beeinflusst. Viele Schmähungen hat Kausen in diesem Kampfe über sich ergehen lassen müssen; viele Kränkungen und Bitterkeiten hat er auf sich genommen und sicherlich hat all das mitgeholfen an der raschen Aufzehrung seiner Kräfte." („Anzeiger" in Münster v. 16. III. 1913.)

„In früheren Jahren hat ihm auch „Der Arbeiter" manch schneidigen Artikel verdankt, eine Zeitlang schrieb Dr. Kausen die Bilder aus dem Reichstage. . . . Dank der ausserordentlichen journalistischen Begabung und dem reichen Wissen des Verstorbenen ist es ihm gelungen, die „Allgemeine Rundschau" zu einem führenden Organ zu machen, das insbesondere auf dem Gebiete der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit grosse Erfolge erreicht hat. Die „Allgemeine Rundschau" ist ein hervorragendes Organ geworden, ihr Herausgeber aber hat sich um sie und die katholische Sache überhaupt aufgearbeitet. Der Verstorbene führte eine scharfe Feder, er blieb aber in seinem Kampfe immer vornehm, auch dem Gegner gegenüber, was von solchen selbst bei seinem Hinscheiden anerkannt wurde. Es ist daher ganz und gar ungerecht, wenn die sozialdemokratische „Fränkische Tagespost" Kausen zu einem energischen Vertreter „der rückständigsten Zentrumspolitik" stempelte, „der insbesondere die Bestrebungen der Arbeiterklasse in angeblich wissenschaftlichem Gewande rücksichtslos bekämpfte". Im Gegenteil; die „Allgemeine Rundschau" hat mit den Artikeln, die sie über Fragen der Arbeiterbewegung brachte, derselben viel genützt, da die „Rundschau" in Kreise kommt, an die die sozialpolitische Arbeit unserer Standesorgane und des grössten Teiles der Tagespresse nicht leicht herankommen kann. Wir sind überzeugt, dass dieser soziale Erfolg dem Blatte auch fernerhin viel nützen wird in dem Bestreben, die Gebildeten für die soziale Arbeit zu interessieren. Persönlich war Dr. Kausen ein liebenswürdiger Mensch, dem der Schreiber dieses, als er vor etwa zehn Jahren in die Presse eintrat, gar manche Anregung und manchen Rat verdankt. Bei Kausens ausgesprochener Individualität, seiner natürlichen Veranlagung zum raschen und dabei peinlich genauen Arbeiten war es, zu seiner Ehre sei das gesagt, nicht immer angenehm, mit ihm zu arbeiten. Wer sich aber erst in diesen Geist hineingelebt und daran gewöhnt hatte, pünktlich auf die Minute sein Manuskript abzuliefern, dem war es ein Vergnügen, mit diesem starken schöpferischen Talente und gewiegten Politiker zu arbeiten." („Der Arbeiter", Nr. 12 Jahrgang 1913)

„Mit Dr. Kausen ist nicht nur einer der eminentesten Vertreter der Münchener Presse, sondern auch einer der ersten katholischen Publizisten Deutschlands aus diesem Leben geschieden. Von Beruf ursprünglich Jurist, stellte Dr. Kausen frühzeitig seine hervorragende journalistische Begabung in den Dienst der Zentrumspolitik und war als Redakteur an verschiedenen Zentrumsblättern, zuletzt in Süddeutschland, tätig, bis ihn ein Herzleiden zwang, den aufreibenden Posten eines Redakteurs mit dem eines sogenannten „freien" Journalisten zu vertauschen, als welcher er ein sehr geschätzter Mitarbeiter zahlreicher Zentrumsblätter wurde. Vor 9 Jahren gründete er die Wochenschrift „Allgemeine Rundschau", der er durch rastlose Tätigkeit, vornehme Haltung und Unterstützung seitens hervorragender Mitarbeiter bald eine führende Stellung in der Reihe der katholischen Revuen Deutschlands zu sichern verstand. Dr. Kausen war ein bekenntnistreuer Katholik, dem die Politik nicht zum Geschäfte wurde, ein hochbegabter Mann, im Umgange ein ungemein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Kollege, dessen Andenken in der Journalistenwelt, besonders in der katholischen Publizistik stets in hohen Ehren gehalten werden wird."

(„Das Bayerische Vaterland", Nr. 64 v. 18 III. 1913.)

Aehnlich gehaltene tief und wahr empfundene Nachrufe sind in fast allen katholischen Zeitungen erschienen. Es sei insbesondere auf die „Neisser Zeitung", die „Ingolstädter Zeitung", die „Donau-Zeitung" Passau, die „Märkische Volkszeitung" Berlin, den „Regensburger Anzeiger", den „Westfälischen Merkur" Münster, die „Fuldaer Zeitung", die „Rheinische Volkszeitung" Wiesbaden, das „Fränkische Volksblatt" Würzburg, das „Westfäl. Volksblatt" Paderborn, den „Nassauer Boten" Limburg, die „Pfälzer Zeitung",

Speyer, die „Coblenzer Volkszeitung“, das Deutsche Volksblatt“ Stuttgart, die „Saar-Post“ Saarbrücken, die „Osnabrücker Volkszeitung“, die „Trierische Landeszeitung“, den „Elsässer“ Strassburg, das „Mainzer Journal“, die „Deutsche Reichszeitung“ Bonn, die „Oberelsässische Landeszeitung“ Mülhausen, das „Westpreussische Volksblatt“ Danzig, usw. usw. verwiesen.

Politisch Andersdenkende anerkannten gleichwohl die hervorragenden persönlichen Eigenschaften Dr. Armin Kausens. So schreibt z. B. die liberale „München-Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 74 vom 16. III. 1913):

„In Dr. Kausen verliert die Münchener Presse einen hervorragenden Kollegen. Sein ganzes Leben war dem Dienste zentrumspolitischer Bestrebungen gewidmet. Er nahm aber nie teil an den Exzessen der Pressepolemik, sondern befleissigte sich stets eines vornehmen und massvollen Tones, obgleich er infolge des Kampfes gegen Pornographie und Unsittlichkeit, den er in den letzten Jahren in der „Allgemeinen Rundschau“ mit besonderem Nachdruck führte, sehr häufig der Gegenstand heftiger Angriffe war. Er war ein liebenswürdiger Kollege von freundlichem Wesen; sein Andenken wird stets in Ehren gehalten werden.“

Die „Deutsche Tageszeitung“, Berlin (vom 17. III. 1913), nennt ihn „einen der begabtesten Publizisten der Zentrumsrichtung“.

„Besonders scharf hat er stets die Schäden bekämpft, mit denen die Unsittlichkeit unser Volksleben und unsere Volksgesundheit bedroht.“

Die „Kölnische Zeitung“ vom 17. III. 1913 liess sich aus München telegraphieren:

„Als Chefredakteur und Verleger der ultramontanen Wochenschrift „Allgemeine Rundschau“ nahm Kausen, der sehr unterrichtet, ein gewandter Schriftsteller und persönlich von grosser Liebenswürdigkeit war, unter den hiesigen Zentrumsjournalisten eine hervorragende Stellung ein.“

Auf der anderen Seite verursacht dem Münchener Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung“ Kausens Sittlichkeitskampf „einiges Kopfschütteln“. Er faselt von der Anlegung einer „gewaltigen Nuditätensammlung“ u. dgl. Diese Märchen, von dem Verstorbenen längst gebührend zurückgewiesen, müssen also auch noch nach dem Tode des edlen Mannes und verdienten Kämpfers herhalten.

Die Verunglimpfung des Andenkens eines Verstorbenen ist einzig und allein der „Kölnischen Zeitung“, der „Krefelder Zeitung“, der „Fränkischen Tagespost“ und dem „Zwickauer Tageblatt“ vorbehalten geblieben. Man darf wohl auf ein und dieselbe Quelle schliessen. Die übrige gegnerische Presse hat den Boden der Objektivität nicht verlassen. Vgl. „Berliner Börsen-Courier“, „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, „Frankfurter Zeitung“, „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, „Tägliche Rundschau“, „Beobachter“ in Stuttgart, „Freie Deutsche Presse“, „Post“ Berlin, „Vossische Zeitung“, „Leipziger Neueste Nachrichten“, „Hamburger Nachrichten“, „Freisinnige Zeitung“ Berlin, „Hamburgischer Correspondent“, „Berliner Neueste Nachrichten“, „Der Tag“, „Berliner Lokal-Anzeiger“, Breslauer Zeitung“, „Kleine Presse“, Frankfurt, „Fränkische Nachrichten“, Erlangen, usw. usw.

Selbst die sozialdemokratische „Münchener Post“ (Nr. 64 v. 18. III. 1913) erkennt die gute Absicht Dr. Armin Kausens im Sittlichkeitskampf an und fährt dann fort:

„Die Zentrumsjournalistik verliert in ihm eines ihrer gewandtesten Mitglieder und persönlich ist von ihm zu sagen, dass er im Privatverkehr, wenn es ihm darauf ankam, recht liebenswürdig sein konnte. Wir selbst haben oft die Klinge mit ihm kreuzen müssen und es ist dabei meistens ohne Bandagen gekämpft und mancher kräftige Hieb gehauen worden. Aber, da der Tod dem temperamentvollen Kämpfer die Waffe aus der Hand genommen hat und wir bei seinen Lebzeiten ihm nichts geschenkt haben, mag dem toten Gegner die Achtung bezeugt sein, die ein Mann verdient, der seinen Ueberzeugungen stets treu geblieben ist.“

Der „Hofer Anzeiger“ vom 17. III. 1913 nennt den Verstorbenen bei aller Gegnerschaft einen „höchst achtungswerten Charakter“, die „Münchener Zeitung“ und die „Bayerische Zeitung“ (beide sog. farblos) sagen von ihm:

„Kausen führte eine der schneidigsten Federn in der Zentrumspresse und im katholischen Schrifttum, blieb aber jederzeit ein vornehmer Polemiker. Der Allgemeinheit war er wohl am bekanntesten als unerbittlicher Gegner aller pornographischen Erzeugnisse, in den letzten Jahren als hervorragendes Mitglied des Männerbundes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Wie er hier sehr energisch war, war er natürlich selbst auch Gegenstand heftigster Angriffe. Aber auch in diesem Kampf, der ihm viele Gegner brachte, bewährte er sich immer als ein Mann, der sich nur von seiner Ueberzeugung leiten liess.“

Ein Bardengrab.

Und als man dich zu Grabe trug,
Da blieb kein Auge trocken —
Wir schritten mit im Leichenzug
Beim Klang der Friedhofglocken.

Das war ein Trauern, tief und echt
Um einen teuren Toten,
Den mitten in dem Kampf für Recht
Der Herr zu sich geboten.

Wie klang durch hohen Waldesdom
Des Chores Miserere
So seltsam feierlich und fromm
Zur letzten Totenehre — —

Und als die Scholle fiel hinab
In deinen stillen Frieden,
Da wussten's wir: Ein Bardengrab — —
Ein Grosser ist geschieden.

Dr. Hans Besold.

Immortellenkranz

von Freundes Hand gelegt auf Freundes Grab.

Früh sank der Held, von Todes Macht bezwungen,
Der „Gottesstreiter“ allzubald entschlief,
Der Herold, dessen Flammenwort erklungen,
So mächtig zündend, wenn's zum Kampfe rief.
Wenn's hiess: des höchsten Königs Schlachten schlagen,
Gingst, Kausen, du voran uns immerdar —
Drum hörst an deinem Grab jetzt laute Klagen
Von treuer Kampfgenossen grosser Schar.
Ruh', müder Kämpfer, denn von Kampfes Mühen,
Vom Werk, dem ganz dein Leben du geweiht —
Ruh' dort, wo ew'gen Friedens Palmen blühen,
Und Siegers Ruhmeskrone dir bereit!

P. Anicet, O. M Cap.

Die Konfession der bayerischen Hochschulprofessoren.[1]

Ein Beitrag zur Parität in Bayern.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Während die bayerische Unterrichtsstatistik die Konfession der Schüler und Lehrer an den Volks- und Mittelschulen genau ausweist, konnte man sich seit dem Jahre 1896 nicht mehr entschließen, Mitteilungen über die Konfession der Hochschullehrer zu verraten. In der Sitzung vom 4. März 1896 hat der Kultusminister von Landmann in der bayerischen Abgeordnetenkammer Angaben über das Verhältnis der Konfessionen an den bayerischen Universitäten gemacht, welche großes Aufsehen hervorgerufen haben. Damals waren unter den 93 Professoren der Münchener Hochschule 52 Katholiken, 39 Protestanten und 2 Israeliten, in Würzburg unter 52 Professoren 22 Katholiken und 30 Protestanten, in Erlangen 10 Katholiken, 40 Protestanten und 2 Israeliten; im ganzen waren von 197 bayerischen Universitätsprofessoren 84 Katholiken, 109 Protestanten und 4 Israeliten, also 43 Prozent Katholiken, 55 Prozent Protestanten, 2 Prozent Israeliten. In diesen Zahlen sind die theologischen Fakultäten mitinbegriffen. Wenn man dieselben ausmerzt, wird das Mißverhältnis noch ungünstiger. Der Minister sprach damals seine Ueberzeugung dahin aus, daß das Ueberwiegen der protestantischen Professoren nicht auf irgend eine Absicht, die auf Begünstigung des Protestantismus hinauslaufe, zurückzuführen sei; er hielt vielmehr (nach Frhrn. von Hertling, das Bildungsdefizit der Katholiken in Bayern) das Ergebnis für ein zufälliges, oder nur insofern für ein absichtliches, als die Staatsregierung stets bemüht gewesen sei, die besten Kräfte zu suchen und anzustellen. Im Gegensatz zu dieser optimistischen Auffassung war man damals schon in maßgebenden Kreisen geneigt, das Mißverhältnis aus einer systematischen Verdrängung der Katholiken zu erklären, wozu das Vorschlagsrecht der Fakultäten die Handhabe biete.

Die Verhältnisse sind unterdessen hinsichtlich der Besetzung der Professorenposten an den Universitäten in Bayern mit Katholiken nur noch schlimmer geworden. Es dürfte daher der Notschrei aus Bayern, welchen die „Augsburger Postzeitung" in Nr. 113 veröffentlicht, in den weitesten Kreisen Beachtung finden. Es heißt da:

„Schon gegenwärtig sind in der I. Sektion der philosophischen Fakultät München von den 24 Ordinariaten nicht weniger als 17 in protestantischen, 7 in katholischen Händen, wobei Prof. Heigel, der schon am Abtreten ist, noch mitgerechnet wird. In der II. Sektion sind alle Ordinariate in protestantischen Händen! Da in den anderen Fakultäten, die theologische natürlich ausgenommen, die hier nicht in Betracht genommen werden kann, die Verhältnisse ebenfalls für die Katholiken ungünstig liegen, die staatswissenschaftliche etwa ausgenommen, so werden wir es in absehbarer Zeit dahin bringen, daß sich für München eine Konfessionsstatistik aufstellen läßt, ähnlich der Straßburger, wo man 61 protestantische, 6 jüdische und 4 — sage und schreibe vier — katholische Ordinarien zählt. Das ist natürlich alles Zufall und Wissenschaft.

Im letzten Wintersemester 1912/13 sind für Würzburg und München vier Ordinarien besetzt worden (Binder, Kroll, Schmidt in Würzburg, Külpe in München) und die Berufenen sind sämtlich Protestanten, während von den Abgegangenen zwei liberale Katholiken waren (Schanz und Kretz). Auch für die Besetzung der Professur Heigels werden jetzt schon lauter Protestanten, noch dazu norddeutsche, genannt. Dann wird in der I. Sektion das Verhältnis sich 18:6 gestalten, also zwei Drittel Protestanten, ein Drittel Katholiken!"

Ein derartiges unglaubliches Mißverhältnis ist in einem vorwiegend protestantischen Staate einfach undenkbar. Bekanntlich ist in Halle und in Berlin kein einziger Katholik als Universitätsprofessor zugelassen (A. v. Ruville natürlich ausgenommen, der ja Konvertit ist). Man darf bei dieser Gelegenheit wohl wieder einmal an die Antwort erinnern, welche Professor Dr. Spahn in Straßburg von dem Berliner Professor Lenz erhielt, als er sich in Berlin als Privatdozent habilitieren wollte. Bis dahin, meinte Lenz, habe sich die Universität Berlin von katholischen Professoren „rein" gehalten. Der Aspirant möge sich anderswo habilitieren. „Aber nur nicht in Berlin. Sehen Sie, wir sind gewohnt, Berlin als Hochburg des freien Protestantismus zu betrachten. Es ist uns schmerzlich, dies geändert zu sehen." Der Intoleranz der Professorenclique in Bayern ist es gelungen, die Zahl katholischer Dozenten an den bayerischen Hochschulen immer weiter zu verringern. Wir sind im katholischen Bayern, wo bekanntlich die Zentrumsherrschaft den unerträglichsten Druck ausübt, nahezu soweit gekommen, daß unsere beiden stiftungsgemäß katholischen Universitäten München und Würzburg mehr oder minder als „Hochburgen des freien Protestantismus" betrachtet werden. Protestanten und Norddeutsche gelten bei uns als die patentierten Träger der Wissenschaft, und unsere Hochschulen sind die Tummelplätze und Versorgungsanstalten für diese dem Geiste und der Kultur unseres bayerischen Volkes so wenig nahestehenden Professoren. Der Zustand im ganzen ist System. Die Professorenclique verhindert durch Nepotismus und Intoleranz das Emporkommen katholischer wissenschaftlicher Kräfte. Es fehlt am guten Willen, den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Selbst wenn das Kräfteangebot bei den Katholiken Lücken aufweist, so ist ein derartiges krasses Mißverhältnis doch unter gar keinen Umständen zu entschuldigen, wie es zurzeit an unseren Hochschulen eingerissen ist.

An unseren Hochschulen ist nur jenes Ausschaltungssystem am hervorragendsten ausgebildet, das ein Privileg des bayerischen Liberalismus seit Jahrzehnten überhaupt gewesen ist und noch ist. Dieses System beruhte auf dem Grundsatze, daß der „ultramontane" Beamte eine latente Gefahr für den Staat sei, und daß man auf gegnerischer Seite nach dem sattsam bekannten Ausspruch eines liberalen Führers die Personalien zu wahren als eine wichtige Aufgabe erblicken müsse. Nach diesem System Crailsheim-Feilitzsch sind Leute mit den besten Konkursnoten wie von Hauck, Schels, Geith usw. nur mühevoll in die Höhe gekommen. Und die liberale Presse gebärdet sich heute noch wie von einer Tarantel gestochen, wenn ein Katholik, ein Zentrumsmann für einen Staatsposten in Aussicht genommen ist. Ein ehrlicher Mensch, der bekannte Karl Jentsch kennzeichnet die Zustände mit den sehr treffenden Worten in seinem Buche „Christentum und Kirche": „Die nichtkatholische Presse führt selbst beständig den schlagendsten Beweis für die Berechtigung der katholischen Beschwerden dadurch, daß sie an jede Beförderung eines Katholiken zu einem höheren Staatsamte, zu einer Professur lange Erörterungen knüpft, sie also als eine Abnormität, als etwas Nichtseinsollendes behandelt." Der Liberalismus in Bayern gleicht dem Diebe, der da schreit: Haltet den Dieb, damit man seinen eigenen selbstsüchtigen Zwecken nicht auf die Spur kommen soll.

Angesichts dieser Sachlage ist es die gröbste Lüge, welche sich der Liberalismus seit Jahren leistet, wenn in den liberalen Zeitungen von dem Drucke der Zentrumsherrschaft in Bayern gefaselt wird. Das eine ist sicher: wenn wir kein Zentrum in Bayern hätten, dann würde Karl Jentsch recht bekommen, der in Nr. 52 der „Zukunft" vom Jahre 1910 schreibt, daß es bombenfest steht, daß, wenn die sich liberal nennenden, an Unduldsamkeit jeden Inquisitor übertreffenden Bonzen des Atheismus ans Ruder kämen, kein Katholik auch nur einen Magistratsschreiberposten, geschweige denn eine Universitätsprofessur oder ein Regierungspräsidium bekäme. Ob das neue sogen. „Zentrumsministerium", in welchem der die Korps an Einfluß und Macht ablösende Akademische Gesangverein in Bayern eine noch größere Stärkung erfahren hat, in gerechter Weise die Parität den Katholiken gegenüber wahren wird, ist erst nach Ablauf einiger Jahre festzustellen. Bei den Hochschulen wird es lange dauern, bis der unhaltbare, für die Katholiken unerträgliche Zustand der Gegenwart besseren Verhältnissen weichen wird. Eine Forderung kann und muß aber das Kultusministerium, das im katholischen Bayern einen protestantischen Universitätsreferenten hat, schon heute erfüllen, das ist das Verlangen nach einer Statistik der Hochschullehrer an den Universitäten und an der technischen Hochschule nach Fakultäten, Konfession, Provenienz und Alter, damit man in unseren katholischen, schwer geängstigten Kreisen einmal voll und ganz die Wahrheit über die Ausschaltung der Katholiken erfährt. Seit 1896 konnte man sich zu einer solchen Statistik nicht mehr entschließen. Die Konfession der Hochschullehrer braucht doch kein Staatsgeheimnis zu bleiben. Wenn schon die Verhältnisse an unseren Hochschulen für die Katholiken traurig zu nennen sind, dann wollen wir wenigstens auch volle Klarheit über die zahlenmäßige Anteilnahme der Konfessionen an dem Hochschuldozententum.

[1] Weitere Beiträge zur Parität in Bayern folgen in den nächsten Nummern der „Allgemeinen Rundschau".

Der Ackersmann.

Kaum dass im ersten Morgengrau
Die Tauben fliegen vom Schlage,
Geht er im Nebel schon hinter dem Pflug —
Gewohnheit seiner Tage.

Eh' er den Pflug in den Acker gestellt
Und eine Furche gebrochen,
Hat er am alten Feldkreuz zuerst
Ein Morgengebet gesprochen.

Er ackert die Breite nun Zug um Zug
Und treibt im Schweisse die Kühe,
Auf dass ein reifer Sommertag
Die Schollen überblühe.

M. Fr. Eisenlohr.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ostern ohne Frieden mit neuer Verwicklung.

Die stille Woche brachte statt der erhofften Friedenstaube die aufregenden Nachrichten von der Ermordung des Königs Georg von Griechenland in Saloniki und von einem scharfen Konflikt zwischen Oesterreich und Montenegro.

Zunächst hieß es, ein Bulgare habe den griechischen König gemordet. Das hätte eine folgenschwere „Blutrache" unter den bisher verbündeten, aber schon mißgünstig und mißtrauisch gestimmten Heeren und Völkern herbeiführen können. Aber der Mörder entpuppte sich als ein Grieche, dessen Hirn und Gewissen durch anarchistische Lehren und durch den Blutdunst des Krieges verdorben worden sind. Es ist ein tragisches Geschick, daß König Georg, der in seiner fast fünfzigjährigen Regierung ungeheuer viel Geduld und oft geradezu Selbstverleugnung beweisen mußte, jetzt im Augenblick des großen Erfolges eines gewaltsamen Todes sterben mußte. Der Thronwechsel hat sich ohne jeden Zwischenfall vollzogen. Der jetzige König Konstantin (der Schwager unseres Kaisers) hatte als Kronprinz, namentlich seit dem unglücklichen Kriege von 1897, unter den Vorurteilen des verhetzten Volkes viel zu leiden. Das neuere Kriegsglück, das in der Eroberung von Janina soeben seinen Höhepunkt erreichte, scheint die wankende Dynastie wieder stark verankert zu haben.

Am schlechtesten von den 4 Balkanverbündeten schnitten bisher die Montenegriner ab. Sie hatten zuerst losgeschlagen und viel Soldaten geopfert, aber nichts rechtes erreicht. Aus diesem Aerger erklärt sich wohl die Verbissenheit auf Skutari, das doch nach dem Beschluß der Mächte unter allen Umständen bei Albanien bleiben soll, und die tobsuchtartige „Tapferkeit" gegenüber Wehrlosen. Die Beschießung Skutaris richtete man mit Vorliebe auf die unbefestigten Wohnstraßen und schonte weder die religiösen Gebäude noch die Niederlassungen des roten Kreuzes und des roten Halbmondes. Es macht den Eindruck, als ob es weniger auf die Eroberung, als auf die Vernichtung der Stadt angelegt sei. In Djakova wurde eine Anzahl katholischer Albanesen unter der Drohung des sofortigen Erschießens zum Uebertritt in die orthodoxe Kirche gezwungen, und der standhafte Franziskanerpater Palitsch erlitt den Märtyrertod. Im Hafen von Giovanni di Medua versuchte man ein österreichisches Schiff zwangsweise zu militärischen Hilfeleistungen heranzuziehen. Als Oesterreich im Namen der Menschlichkeit, als Schutzmacht des katholischen Albanien und als Vertreter seiner Handelsmarine Genugtuung forderte, bekam es von dem kleinen Gernegroß eine ablehnende Antwort. Darauf wurde eine österreichische Flottendivision nach den fraglichen Gewässern entsandt, die Untersuchung des Vorgangs von Djakova durch den Erzbischof von Uesküb und einen österreichischen Konsul von Wien aus verfügt und der montenegrinischen Regierung mitgeteilt, daß die Zivilbevölkerung von Skutari freien Abzug erhalten und bis dahin die Beschießung eingestellt werden müßte, widrigenfalls Oesterreich Waffengewalt anwenden werde. Rußland hat sich erfreulicherweise der Forderung des Abzugs der Zivilisten aus Skutari angeschlossen, so daß dieserhalb kein Konflikt zwischen den beiden Großmächten droht. Zugleich haben die sämtlichen Mächte neuerdings in Cetinje erklären lassen, daß Skutari bei Albanien bleiben solle. Die Antwort Montenegros bedeutet ein Zurückweichen. Es will die Zivilbevölkerung von Skutari abziehen lassen, protestiert aber gegen die Haltung Oesterreichs.

Die allgemeine Friedensfrage ist nur um den Hahnenschritt vorwärts gekommen, daß die Großmächte gegenüber den exorbitanten Forderungen der Verbündeten ihre alten Vorschläge mit der Grenzlinie Enos-Midio usw. wiederum als Basis der Vermittelung hingestellt haben. Oesterreich und Rußland sollen sich dahin verständigt haben, daß Djakova den Siegern zufalle, während Skutari albanisch bleibe.

Ministerkrisis in Frankreich und Streik in Belgien wegen der Wahlreform.

Es müßte einmal aufgerechnet werden, wie viel Zeit und Kraft in den modernen Staaten den Wahlrechtsfragen geopfert wird. Immer neue Agitationen, Anträge, Demonstrationen, Debatten und Kämpfe wegen Abänderung des bestehenden Wahlrechts. Wenn heute eine Reform erfolgt ist, wird morgen schon eine neue verlangt. Keine Ruhe und keine Zufriedenheit. Mag das Wahlrecht noch so „demokratisch" sein, es läßt sich immer noch eine „Erweiterung" fordern. Im Deutschen Reich besteht seit dessen Begründung ein allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Wahlrecht, das lange Zeit von der ganzen Linken als Weltmuster gepriesen wurde. Aber unsere Sozialdemokraten wollen neuerdings schon über dieses „Ideal" hinaus: sie verlangen die Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht und auf die grüne Jugend von 20 bis 25 Jahren. Sollte ihnen das bewilligt werden, so würden sie sofort neue Forderungen ausbrüten. Unser Reichstagswahlrecht genießt nur deshalb eine gewisse Schonzeit, weil die Agitation vorläufig mit dem alten preußischen Landtagswahlrecht noch übergenug zu tun hat. Letzteres ist in der Tat verbesserungsbedürftig, aber gerade die sozialdemokratische Agitation für die Reform schafft die schlimmsten Hindernisse der Reform, da die konservativen Elemente sich gegen die „Demokratisierung" um so mehr sträuben, je gefährlicher die Umsturzpartei wird.

Die ärgste Rückständigkeit des Wahlrechtes herrscht in England; aber dort wird die Frage der Wahlreform mit großer Ruhe behandelt, weil die dortige Arbeiterpartei noch nicht in den Strudel der revolutionären Agitation hineingerissen ist. In Belgien dagegen, dessen Wahlrecht mit einer vernünftigen Abstufung von Pluralstimmen und mit einer subtilen Proportionalrechnung versehen ist, wird die Wahlrechtsagitation mit Berserkerwut betrieben, weil die Sozialdemokratie und der zu ihrem Anhängsel gewordene Liberalismus keine Aussicht haben, die Herrschaft wieder an sich zu reißen, so lange das gegenwärtige Wahlrecht besteht. Dort handelt es sich um die Machtfrage im schärfsten Sinne des Wortes, und darum hatte man auch das revolutionäre Mittel des Generalstreiks behufs Erpressung einer Wahlreform in Aussicht genommen. Als die Regierung fest blieb und während dieses Zwangsverfahrens jede Transaktion ablehnte, wurde bekanntlich der für den 14. April angekündigte Generalstreik vertagt. Inzwischen haben nun aber die radikalen Elemente in der Sozialdemokratie so lebhaft gebohrt und gehetzt, daß am Ostertag die Mehrheit der Parteivertreter den verwegenen Beschluß faßte, den Generalstreik doch wieder zum 14. April zu proklamieren. Der Abgeordnete Vandervelde, der bisher als belgischer Bebel die Herrschaft führte, blieb mit seinen Warnungen in der Minderheit. Man darf wohl annehmen, daß sich hier das Sprichwort von der ordre, contreordre, désordre bewährt und die Arbeitseinstellung nicht allgemein sein wird.

In Frankreich hat die Wahlreform seit einer Reihe von Jahren sich als gefährliche Klippe für die Ministerien bewährt. So ist denn auch das dritte Ministerium Briand, das im vorigen Monat mit so günstigen Aspekten anfing, wieder zu Fall gekommen, nachdem es in der Deputiertenkammer mit Hilfe der Gemäßigten und der Konservativen die Listenwahl mit dem „Proporz" durchgesetzt hatte. Im Senat erhoben die Führer des herrschgewohnten Radikalismus, die Clemenceau, Combes usw. eine erfolgreiche Opposition, indem sie die geplante Berücksichtigung der Minderheiten durch die Proportionalrechnung als „Gefahr für die Republik" hinstellten und nebenbei Rache nahmen für die Niederlage, die sie bei der Präsidentenwahl erlitten hatten. Als der Senatsbeschluß Briand gestürzt hatte, machten die Anhänger des Proporzes einen groben taktischen Fehler, indem sie noch während der schwebenden Krisis und vor Abschluß der Senatsberatungen in der Deputiertenkammer die Wiederholung des früheren Proporzbeschlusses beantragten. Dadurch gaben sie den „unsicheren Kantonisten" Gelegenheit, sich hinter den formalen Bedenken wegen der verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Zulässigkeit einer solchen Resolution zu verschanzen, und tatsächlich wurde der erneute Proporzantrag mit 280 gegen 252 Stimmen durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt. Dadurch wurde der Triumph der alten radikalen Tyrannen vollständig. Das neue Ministerium Barthou wird das „heiß Eysen" der Wahlreform auf die lange Bank und die Erledigung der Militärvorlagen in den Vordergrund schieben. Für die französischen Sitten ist es bezeichnend, daß die radikale Partei in ihren Rach- und Herrschaftsgelüsten sich durchaus nicht stören ließ durch die patriotische Besorgnis, die angeblich in Frankreich angesichts der deutschen Rüstungspläne sehr groß sein sollte. Man darf nun schon froh sein, wenn überhaupt keine Wahlrechtsänderung zu stande kommt. Denn der Radikalismus, der jetzt wieder obenauf ist, würde sonst eine Verschlechterung herbeiführen, z. B. eine Listenwahl ohne Proporz, wobei die Konservativen noch viel schlechter abschneiden würden, als bei den bisherigen Einzelwahlen. Vorläufig sind die Hoffnungen auf eine Befreiung Frankreichs vom Joch der Freimaurer und Kulturkämpfer auf 0 reduziert.

Belagerung.

Der Himmel ist weithin bewölkt. Dumpf brummen
Des Vorwerks Feldhaubitzen und verstummen.
Sandsäcke starren auf zerschoss'nen Schanzen;
In einer Pfütze rosten Reiterlanzen.
Die Wolken stocken, wie gepresst, mit stumpfer Gebärde.
Blitze von Wällen. Qualvoll keucht die Erde.
Splitternd krümmt sich ein Baum. Im Zerkrachen
Peitschen Granaten schmutzige Regenlachen.

So geht es herüber Tag für Tag,
Unheimlich ein Blitz und prasselnd ein Schlag.
In ewigen Aengsten kreischen die Raben,
Und russige Männer graben und graben.
Scheinwerfer spielen vom Fesselballon
Hin über die langen Gewehrpyramiden
Und leuchten im Hohn
Hinauf zum frostigen Sternenfrieden.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die fortdauernden Ausgaben der Militärvorlage.

Von M. Erzberger, Mitglied des Deutschen Reichstags.

Die Aufbringung der Mittel für die einmaligen Kosten der Militärvorlage durch die Vermögensabgabe ist gesichert. Selten wird ein tiefgreifendes Gesetz eine so große Mehrheit finden wie dieses, denn alle berechtigten Einzelwünsche, die man bisher hörte, können gut erfüllt werden, ohne daß der Grundgedanke entstellt oder beschädigt wird. Die Milliarde kann heute schon als genehmigt angesehen werden, falls der Reichstag die Militärvorlage annimmt.

Wie steht es aber mit den ca. 190 Millionen Mark fortdauernder Ausgaben aus? Wenn die Militärvorlage angenommen wird, müssen mindestens diese Mittel beschafft werden, falls man es nicht für politisch klüger hält, die Wünsche des Reichstages in bezug auf Postbeamte, Altpensionäre und Veteranen gleich mitzubefriedigen. Ob die Mittel für letztere Wünsche aus dem Etat genommen werden können, bedarf einer sorgfältigen Nachprüfung; als ganz ausgeschlossen kann man es nicht bezeichnen. Das Jahr 1912 bringt vermutlich einen Ueberschuß über den Voranschlag, der den letzten Rest der Ausgaben der Militärvorlage von 1912 deckt; die vor Jahresfrist fehlenden 100 Millionen Mark sind nun schon in einem Jahre mehr aufgekommen.

Wie aber steht es mit der lex Bassermann-Erzberger auf eine allgemeine Besitzsteuer? Als der Bundesrat anfangs Januar 1913 erstmals über die Ausführung derselben beriet, dachte man an eine Reichsvermögenszuwachssteuer. Die Reichsleitung machte diesen Vorschlag, und dieser fand keine ungünstige Aufnahme. Seither aber haben sich die Verhältnisse in doppelter Richtung verschoben. Sachsen, das damals mit seiner scharfen Opposition nahezu allein stand, hat nunmehr durch seine unermüdliche und umfassende Agitation in Artikeln und Handschreiben die Mittelstaaten allesamt zu Gegnern dieser Steuer gemacht, weil es diese als einen schweren Eingriff in die einzelstaatliche Finanzhoheit ansah. So kam es, daß bei der Märzkonferenz der Finanzminister die Vermögenszuwachssteuer keine Mehrheit fand und die Kindeserbschaftssteuer erst gar nicht vorgeschlagen wurde. Ein zweiter Grund half mit: anfangs Januar kannte der Bundesrat die neue Militärvorlage nicht. Noch weniger ahnte er etwas von der Kriegssteuer. Nun diese beschlossen werden wird, sagte man, daß hierdurch der Ertrag der Besitzsteuer auf 25 bis 30 Jahre mit einem Schlage gesichert sei, da die Jahrhundertabgabe so viel abwerfe, als die Kindeserbschaftssteuer im genannten Zeitraum, da sie eine Zinsenlast von 45 Millionen Mark und eine Tilgung von 20 Millionen Mark jährlich erspare. Die vom Reichstage beschlossene allgemeine Besitzsteuer sei also in der Kriegssteuer bereits da. Diese Auffassung des Bundesrates gebe ihm die Freiheit, eine Lösung der Deckungsfrage ohne Rücksicht auf die lex Bassermann-Erzberger vorzuschlagen, da dieses Gesetz eben durch die Kriegssteuer erfüllt sei. Der Reichstag seinerseits hat nun zu prüfen, ob er sich dieser Anschauung anschließen kann oder nicht.

Wie immer aber auch diese Prüfung ausfallen mag: eines wird man unter allen Umständen vom Reichstage verlangen müssen: die Deckungsfrage ist sofort **einheitlich und geschlossen von allen bürgerlichen Parteien zu lösen**, das heißt von allen jenen, welche für die Militärvorlage stimmen werden. Anders geht es nicht aus nationalen, finanziellen und politischen Gründen. Natürlich ist eine solche politische Notwendigkeit leichter gesagt als ausgeführt; dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn alle Parteien Opfer bringen und eine Reihe von Wünschen zurückstellen. Die Mehrheitsverhältnisse im Reichstage gebieten dies.

Wenn der Bundesrat keine Ausdehnung der Erbschaftssteuer dem Reichstage unterbreitet, dann hat er eben auch ein politisches Opfer gebracht, zumal er weiß, daß dadurch die Deckungsfrage nicht gelöst wird. Selbst wenn die Kindeserbschaftssteuer jährlich 70 Millionen Mark abwirft, dann ist dies nur 35 Prozent der Gesamtsteuern. Woher sollen die fehlenden 65 Prozent kommen? Die Anhänger der Kindeserbschaftssteuer werden sich bei hartnäckigem Versteifen auf ihre Forderung der Pflicht nicht entziehen können, offen und bestimmt zu sagen, wie sie sich die Aufbringung des größeren Teils der Kosten denken. Es steht namentlich die Hauptfrage zur Entscheidung: **sollen alle 200 Millionen Mark durch Besitzsteuern aufgebracht werden?** Ein volksparteilicher Abgeordneter hat sich kürzlich dahin ausgesprochen, daß Erbschaften und Vermögen dauernd heranzuziehen seien. Wenn der Liberalismus darauf besteht, die gesamte Mehrlast auf den Besitz zu legen, so kann man sich eine rasche und einfache Lösung der gesamten Deckungsfragen denken. Rechte und Zentrum werden einem solchen Versuche gar nicht ablehnend gegenüberstehen. Nur eine „Arbeitsteilung" kann es hier nicht geben: etwa daß die Linke die Erbschaftssteuer macht, und die Mitte und Rechte „andere Steuern" beschließen sollen. Jeder Versuch in dieser Richtung müßte zum Fiasko führen. Wenn die liberalen Parteien heute schon ein festes und unabänderliches Teilprogramm besitzen, so ist es nur recht und billig, daß sie auch den Rest ihres Steuerprogramms, d. h. zwei Drittel der gesamten Steuern, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten und ebenso bestimmt sagen, wo sie 65 Prozent des Bedarfes herholen wollen, wie einzelne Zeitungen schon erklären, woher 35 Prozent unter allen Umständen zu nehmen seien. Je früher und rückhaltloser dies bekannt wird, um so schneller ist die gesamte Deckungsfrage gelöst. Da sich meines Wissens Konservative und Zentrum auf ein bestimmtes Steuerprogramm für die fortdauernden Ausgaben nicht festgelegt haben, muß der vorangehen, der die „größten Stiefel" anhat.

Balkangreuel.

Von M. Geßner, München.

Ein Kreuzzug gegen den Halbmond sollte der Balkankrieg werden, eine Großtat zur Befreiung christlicher Balkanvölker vom türkischen Sklavenjoch sollte Europa erleben, einen Sieg christlicher Kultur und Zivilisation über türkische Barbarei. So sprach man und wiederholte gleichsam ein altbekanntes „Gott will es!" Und was hat nun Europa erleben müssen? Einen mörderischen Krieg, in dem die Taten der Kreuzfahrer nur zu sehr an die einstigen Einbrüche und Vorstöße der Türken in Europa und die dabei verübten Greueltaten erinnerten. Von der Grausamkeit des Krieges selbst braucht man dabei gar nicht zu reden. Im Kriege kommen im Menschen neben patriotischer Begeisterung und todesmutiger Heldenhaftigkeit auch rohere Triebe zur Herrschaft, denn der Kampf um die Ideale ist auch ein Kampf ums Leben. Aber ein so gewaltsam Handwerk der Krieg auch sein mag: Die Heere von Völkern, die sich auf Zivilisation und Christentum berufen und dafür kämpfen wollen, müßten unter allen Umständen von Roheiten und Unmenschlichkeiten gegen eine wehrlose Bevölkerung, gegen schwache Greise, Frauen und Kinder zurückschrecken. Und selbst, wenn wegen eines Angriffs aus dem Hinterhalt einmal ein Exempel statuiert werden soll, darf nicht allgemein sinnlose Vernichtungswut siegen. Und doch wird allerlei Furchtbares, ja geradezu Entsetzliches und Teuflisches berichtet, das sich die „Balkanchristen" in dieser Hinsicht auf ihrem Kreuzzug zu Schulden kommen ließen.

Vor allem mußte man sich von den **Serben** solcher Taten versehen. Sie haben für den Willen der Mächte, **Albanien** zu einem selbständigen Fürstentum zu machen, von Anfang an kein Verständnis gezeigt und schienen darum entschlossen, schlimmsten-

falls dafür zu sorgen, daß für diesen neuen Staat keine Einwohner mehr übrig wären. Wie die zuverlässige Wiener „Reichspost“ schon im Januar berichtete, haben sowohl serbische Banden wie auch reguläre Truppen wahre Treibjagden auf die Albaner veranstaltet. Sie haben Dörfer, deren Bewohner keinerlei Widerstand leisteten, in Brand gesteckt, alles niedergemacht und die Menschen tot und lebendig in Flüsse und Zisternen geworfen. An Frauen und Mädchen wurden die größten Schandtaten verübt, Kinder wurden mit den Bajonetten aufgespießt. In der Umgebung von Prizrend wurden zahlreiche Frauen zusammengebunden, in Reihen zu tanzen gezwungen und dann niedergeknallt. Frauen und Kinder wurden mit Stroh umwickelt und als neronische Fackeln im Angesicht der Männer und Väter verbrannt. Dieser Taten, deren immer neue berichtet wurden, und an denen auch Offiziere beteiligt waren, rühmten sich die entmenschten Gesellen noch. Feig, wie echte Verbrecherseelen fast immer sind, brachen sie nachts in die Häuser ein, um zu brennen, zu morden und zu schänden. So wurden Hunderte von Dörfern mit ihren Bewohnern vernichtet. Im Vilajet Kossovo sollen allein 25 000 Albaner umgebracht worden sein. Und diese Kreuzfahrer verschonten auch die christlichen und katholischen Albaner nicht, sie hausten unter ihnen schlimmer, satanischer als es die Türken je getan, die doch nur die „Giaurs“ mordeten.

Man hielt zunächst diese Bestialität für eine Eigentümlichkeit der Serben als des verkommensten Volkes Europas. Aber ihre Verbündeten erwiesen sich nicht als besser. Auch von den Bulgaren und Griechen wurden die größten Grausamkeiten von den verschiedensten Blättern („M.-Augsburger Abendzeitung“ Nr. 10, „Frankfurter Ztg.“ Nr. 9, erstes Morgenblatt) in der Sache übereinstimmend berichtet. In Mazedonien haben irreguläre bulgarische Truppen, die von regulären Offizieren geführt wurden, wie wahre Teufel gehaust, gebrannt, gemordet und geschändet. Türkische Frauen und Kinder wurden in Moscheen zusammengetrieben und verbrannt, oder man suchte sie mit Gewalt zu taufen und ermordete sie, wenn sie sich widersetzten. In Kavala und Dedeagatsch wetteiferten Bulgaren und Griechen in brutaler Hinschlachtung türkischer Flüchtlinge. Auf diesen Mordkampagnen stellte die bulgarische Landbevölkerung ortskundige Führer. Diese „Christen“ schonten auch der christlichen Mitbrüder nicht, wenn sie nicht orthodox waren. Italienische katholische Priester wurden mit dem Tode bedroht, damit sie ruhig plündern ließen.

In diesen Tagen haben in Skutari und Umgebung neben den Serben auch die Montenegriner, Nikitas Heldensöhne, Proben ihrer Zivilisation und ihres Christentums gegeben. Bei der Beschießung von Skutari, die rücksichtslos fortgesetzt wird, obwohl die Stadt nach dem Willen der Mächte zu Albanien gehören soll, waren Wohltätigkeitsanstalten wie Waisenhäuser und Klöster ein beliebtes Ziel. In Djakova wurde der albanische Franziskanerpater Palic ermordet, weil er nicht das „Christentum“ dieser „Befreier“ annehmen wollte, und ein würdiger orthodoxer Pope kommandierte die Exekution. Zahlreiche katholische Familien wurden unter Todesdrohungen zum Abfall an die Orthodoxie gezwungen, denn: Orthodox oder tot! lautete die Parole, nach der man Katholiken wie Mohammedaner „bekehrte“. Die montenegrinische Regierung ist als an diesem Verbrechen mitschuldig anzusehen, weil sie, wie im Falle Palic, jede Untersuchung frech verweigerte. Das alles geschieht nicht im Interesse des Kreuzes und des Christentums. Dieses kleine Land treibt nur Katastrophenpolitik, unbekümmert, ob darob ein Weltbrand sich entzündet. Es glaubt dadurch den wackelnden Thron des Königs der Schwarzen Berge stützen zu können. Ueberhaupt scheinen die Völker da unten jeden Anlaß zum Morden zu benutzen. Die braven Griechen haben gewiß ihrem König Georg das Leben oft genug schwer gemacht, so daß es mehr als einmal hieß, er wolle abdanken, jetzt aber, nachdem er in Saloniki ermordet war, haben sie schnell die Gelegenheit ergriffen, aus Rache und zur Strafe eine Anzahl Türken und Juden zu ermorden, obwohl nichts sicherer ist, als daß der Mörder weder ein Türke noch ein Jude war.

Sehr bezeichnend ist eine Mitteilung der „Wiener Reichspost“ Nr. 137, wonach es doch ein Blatt in Wien gibt, das der serbisch-montenegrinischen Soldateska die Stange hält und ihre himmelschreienden Freveltaten in Ordnung findet, nämlich die sozialdemokratische „Arbeiterzeitung“; auf dieses Organ und seine Popen können sich die Mordbrenner verlassen.

Daß sich die „Balkanchristen“ in dieser Weise aufführten, ist zwar entsetzlich, kann aber kaum sonderlich überraschen. Zu einem Teil, einem nicht allzu großen freilich, muß man ihnen wohl zugutehalten, daß sie an den Türken seit Jahrhunderten nicht das beste Beispiel hatten. Der Balkankrieg zeigt auch so recht, was aus der Religion, was aus dem Christentum werden kann, ja, werden muß, wenn man es seiner Autorität als unabhängiger Verkünderin des Willens Gottes, als sittlicher Führerin der Menschheit entkleidet und es zur kritik- und willenlosen Dienerin eines ungeläuterten und ungezügelten Nationalismus macht, der durch Brutalität zur Bestialität führen muß. Dieses staatskirchliche Christentum, das noch gerade gut genug ist als Sklavin der sogenannten Staatsraison, als Unterstreichung des Rassengegensatzes, als Maske für geschmeidige und nichts weniger als skrupulöse Staatsmänner und zum Teil recht bedenkliche Fürsten, kann die Nation nicht erheben, es entwürdigt und entweiht nur sich selbst und sinkt mit der Nation, die es nur als Führerin erheben könnte, auf das Niveau brutalen Verbrechertums herab. Einen großen Teil der Schuld an dieser Entwicklung auf dem Balkan trägt das „heilige“ Rußland, wo das Christentum zu einer ähnlichen Rolle verurteilt ist. Wohl in keinem Lande der Erde wird die katholische Religion so geknebelt wie in Rußland.

Daß Bulgarien, nachdem es gar nichts dagegen getan hatte, daß dieser „Kreuzzug“ so schrecklich mißverstanden werden konnte, schließlich einige Verbecher verhaften ließ, denen kaum viel geschehen dürfte, will wenig besagen. Aber daß die europäischen Großmächte, die ja zum Teil über das Christentum hinaus „zivilisiert“ und „kultiviert“ sind, diese Unmenschlichkeiten und glatten Völkerrechtswidrigkeiten so ruhig hinnahmen, ist bei aller Geduld, an die man sich im Laufe der Zeit gewöhnen mußte, doch einigermaßen verwunderlich. Nur Oesterreich-Ungarn macht neuerdings wieder Miene, gegen das gemeingefährliche Treiben montenegrinisch-serbischen Größenwahns einzuschreiten, der einen österreichischen Dampfer in provozierendster Weise schikanierte. Ob man aber Oesterreich nicht wieder in den Arm fallen und den wilden Völkern zeigen wird, daß sie ungestraft Europa, sein Christentum, seine Gesittung und sein Völkerrecht verhöhnen können? Zunächst hieß es, Italien sei mit Oesterreich darin einig, daß man dem verbrecherischen Treiben nicht mehr ruhig zusehen könne, aber bald haben die italienischen Offiziösen diesen schlimmen Verdacht entrüstet zurückgewiesen. Wie lange wird sich Europa zum Narren halten lassen? Und wird Albanien ein selbständiger Staat werden oder wird man warten, bis das nach Ermordung aller Einwohner keinen Sinn mehr hat? Die „Balkanchristen“ treiben mit Beelzebub den Teufel aus, und die letzten Dinge sind schlimmer geworden als die ersten.

Kirchlicher Liberalismus.

Von Dr. K. Rieder, Stadtpfarrer, Bonndorf i. Schw.

Es kann nicht genug betont werden, wie wichtig es für das Verständnis unserer Zeit ist, stets das Fortschreiten des kirchlich-liberalen Protestantismus im Auge zu behalten. So wenig wir geneigt sind, uns in innerkirchliche Angelegenheiten der Protestanten einzumischen, um so mehr muß die große Tragweite der durch den kirchlichen Liberalismus verbreiteten Ansichten für die Oeffentlichkeit hervorgehoben werden.

Beachtenswert ist vor allem, daß jüngst im Evangelischen Bund ein Wechsel in der Vorstandschaft eintrat, der sichtlich einen Ruck nach links bedeutet. Sehr ungehalten war man auch, daß der Bund offen für Jatho und Traub eintrat. Die positiven Protestanten — ein sehr weiter Begriff, nachdem der „positive“ Theologe Generalsuperintendent Lahusen die Bindung der Ordinierenden auf den Wortlaut des Apostolikums ablehnte — beginnen darum von dem Evangelischen Bunde Rechenschaft zu fordern, und da dieser gleich dem armen Sünder nicht imstande ist, Red und Antwort zu stehen, ihm den Fehdebrief vor die Füße zu werfen. In einem von 245, darunter hochangesehenen Protestanten unterzeichneten Aufruf heißt es (wir zitieren nach dem „Bayerischen Kurier“, Nr. 24, 24. Januar 1913):

„Es ist Tatsache, daß der Bund im Falle Jatho, trotz mehrfacher Anregung aus seinen eigenen Reihen heraus, geschwiegen hat, obwohl Jathos Anschauungen dem vom Bunde offiziell bekämpften Monismus sehr nahe stehen. Es ist weiter Tatsache, daß der frühere Pfarrer Lic. Traub mit seinen dem biblischen Evangelium völlig widersprechenden Anschauungen noch im Vorjahre Mitglied des Ortsausschusses für die Hauptversammlung des Bundes in Dortmund sein konnte, und daß die von positiver Seite erhobene Forderung, dieser Richtung kein Heimatrecht zu gewähren, von der Bundesleitung entschieden abgelehnt wurde, wie denn auch immer von seiten des Bundes die Mahnung ergeht, solche „innerlichen Parteikämpfe“ um der äußeren Einheit und um des Kampfes gegen Rom willen (!) zurückzustellen.

Noch in allerjüngster Zeit hat sein Berliner Zweigverein es fertiggebracht, den liberalen Bannerträger D. Baumgarten zu seiner Reformationsfeier als Redner zu berufen, der, wie allbekannt, gleichzeitig eine agitatorische Vortragstätigkeit entfaltet, die sich gegen jede Geltung des apostolischen Bekenntnisses in der Kirche wie gegen die Grundwahrheiten unseres christlichen Glaubens richtet. Weiter konnte die Herausforderung der positiven Kreise nicht getrieben werden, deutlicher die Vorherrschaft des kirchlichen Liberalismus im Bunde nicht zutage treten ....

Wir bedauern es auf das tiefste, daß der Bund in dem großen Kampfe gegen die immer bedrohlicher anschwellende Macht antichristlicher Weltanschauung, eines von jeglicher göttlichen wie menschlichen Autorität sich lossagenden Freidenkertums, wie eines das kirchliche Bekenntnis leugnenden, glaubenzersetzenden Subjektivismus

fast völlig versagt. Wir protestieren dagegen, daß er die Tatsache des in Gottes Wort gebundenen und dadurch erst freien Gewissens oft genug zurückstellt gegenüber einer rein subjektiven, willkürlichen Gewissensfreiheit und dadurch dem kirchlichen Anarchismus und einer unevangelischen Emanzipation Waffen in die Hand gibt.

Wir sind der Ueberzeugung, daß der notwendige Geisteskampf zwischen den Prinzipien Roms und denen der Reformation weder die Bereitwilligkeit, mit friedfertigen katholischen Mitbürgern in Frieden zu leben, noch die Anerkennung dessen ausschließt, was beiden Konfessionen an christlichem Wahrheitsbesitz gemeinsam und von beiden gegen die Feinde alles christlichen Glaubens und aller christlichen Sittlichkeit gemeinsam zu verteidigen ist. Deshalb protestieren wir auch gegen eine bedenkliche Art der Kampfesführung, wie sie in den Kreisen eines dem Bunde nahestehenden freisinnigen Protestantismus gegen die katholische Kirche geübt wird und in dem Satze gipfelt: „Lieber rot als schwarz!"

Hier sind mit aller Deutlichkeit die großen Gefahren genannt, die dem Protestantismus drohen. Sie finden ihre deutlichen Anzeichen darin, daß der liberale Protestantismus völlig unfähig ist, in den Großstädten die Massen der Kirche zuzuführen. Trotz allem „Nachgeben", allem „Ausscheiden dessen, was dem ‚modernen' Menschen anstößig ist", hört man aus den Reihen der liberalen Theologen nichts als Klagen, daß alles nichts fruchte. Die Kirchenaustritte mehren sich: 10000 Austritte aus der Landeskirche sollen, wie das Komitee Konfessionslos mitteilt, im Jahre 1912 in Groß-Berlin vollzogen worden sein. Davon entfallen auf das Amtsgericht Berlin-Mitte über 4000 Kirchenaustritte; auf dem Amtsgericht Charlottenburg waren 1140 Anträge gestellt, von denen über 1000 perfekt geworden sind. Auch außerhalb der 10 Amtsgerichtsbezirke Groß-Berlins sind zahlreiche Austritte in der näheren Umgebung Berlins erfolgt. Auch in Baden gewinnt diese Bewegung immer mehr Boden. Die Zeitungen berichteten kürzlich, daß in Durlach-Au, der alten badischen Markgrafenstadt, 100 ihren Austritt aus der Kirche erklärt hätten. Die „Badische Landeszeitung" hob hervor, daß die Zahl der Austritte im Jahrzehnt 1902 bis 1911 von 124 auf 544 gestiegen sei. Im Jahre 1911 haben sich von den 544 ausgetretenen Protestanten allein 353 als konfessionslos erklärt. Das ist die „Los von Wittenberg-Bewegung", ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit der Geschichte, das Jena des liberalen Protestantismus.

Gegenüber diesem Jammer und dieser Not nimmt sich das Programm der kirchlich-liberalen Vereinigung des Großherzogtums Baden wie der reinste Hohn aus:

„Darnach wird es als Aufgabe des Liberalismus bezeichnet, die abseits von der Kirche stehenden weiten Volkskreise nicht bloß für die religiösen Ideen, sondern auch für das Leben der Landeskirche wieder zu gewinnen. Da das Staatskirchentum sich überlebt hat, ist es in eine wirkliche Gemeinde- und Volkskirche umzuwandeln. Gefordert werden: Proportionalwahlen zur Generalsynode, Wahl des Kirchenregiments durch die Generalsynode, vermehrte Tagung der Generalsynode, Proportionalwahlen in den Kirchengemeinden, Auflösung der Großstadtgemeinden in übersehbare, selbständige Einzelgemeinden, Aufhebung der Zwergpfarreien, Erteilung des Religionsunterrichts durch die staatlichen Organe, Ersatz des Katechismus durch ein Spruchbuch, Gleichberechtigung der Richtungen, Agendenfreiheit und Wegfall jeglichen Konfirmationsgelübdes."

Ein Teil des Programms scheint sich schon jetzt verwirklichen zu wollen. Die neue badische Agende (Kirchenbuch), welche zur Prüfung und Kenntnisnahme an die Diözesansynoden vom protestantischen Oberkirchenrat kürzlich ausgegeben wurde, kommt dem kirchlichen Liberalismus im weitesten Maße entgegen. Hervorzuheben ist, daß eines der Taufformulare an Stelle des apostolischen Glaubensbekenntnisses ein vom Oberkirchenrat selber ausgearbeitetes Bekenntnis aufweist, das sich als kurze Zusammenstellung der hauptsächlichen Grundgedanken des Evangeliums charakterisiert. Die Konfirmation verlangt nicht mehr Zustimmung zum apostolischen Glaubensbekenntnis. Auch bei den Formularen für den Uebertritt in die evangelische Kirche ist eine gewisse Weitherzigkeit zu bemerken. Die kirchliche Rechte hat bereits erklärt, sich zum Apostolikum als Ganzem zu bekennen und an ihm festzuhalten, sodaß man voraussichtlich in der badischen Landeskirche einem Apostolikumstreit entgegengehen wird.

Wie radikal man in Baden verfahren will, zeigen die Auslassungen des Stadtpfarrers Rohde-Karlsruhe mit aller Deutlichkeit. Sein Programm ist Aufhebung der Staatsdotation und ein von der Kirche unabhängiger staatlicher Religionsunterricht. Dieses Programm hat zwar Widerspruch gefunden, dessen Ausführung kann aber nach Rhode auch noch etwas auf sich warten lassen. Auch mit der Trennung von Kirche und Staat liebäugelte Rohde offen, wenn er sich auch gegen eine „radikale" Trennung ausspricht. Ganz übereinstimmend mit Rohde sprach sich vorher schon Pfarrer Goldschmit in einer Versammlung der kirchlich-liberalen Vereinigung zu Heidelberg über die Reform des Religionsunterrichtes aus: „Als letztes Ideal bezeichnet er staatlichen überkonfessionellen Religionsunterricht als Schlußstein der Simultanschule." Das sind Dinge, die man nirgends, vor allem in Baden, nicht übersehen sollte.

Daß der kirchliche Liberalismus von Toleranz gegen die Andersdenkenden, vor allem gegen die Katholiken, nicht viel wissen will, ist jedermann bekannt. Wenn man aus der modernen Predigtbibliothek das Bändchen „Kelle und Schwert" liest, so ekelt es einem förmlich, wenn man die von Unwissenheit und Bosheit strotzenden Stellen über die katholische Kirche liest. Nur eine Stelle des Heidelberger Professors Niebergall als Probe, wie er das Mittelalter vor Luther charakterisiert: „Der Pharisäer selbsterwählte Heiligkeit lebt in den Klöstern wieder auf. Wieder fressen die Priester in ihrer frommen Habgier der Witwen Häuser und wenden lange Gebete an. Sie verzehnten alles und lassen das Schwerste im Gesetz dahinten, den Glauben, das Gericht und die Barmherzigkeit." Darum ergriff Luther den Zorn und rief: „herbei mit der Geißel und heraus mit ihnen! Was faseln die alle von Sünde und Vergebung! Die bitterste Not des Menschen wollt ihr mit ein paar Dukaten und Romfahrten, mit Treppenrutschen, mit Almosen und Rosenkränzen beseitigen? ... Eure unreinen Hände machen keine Seele rein!" usw.

Solche Vorurteile sind freilich nicht verwunderlich, wenn wir z. B. in einem Leitfaden für den Religionsunterricht für Realanstalten und Realgymnasien als Definition der katholischen Kirche die Sätze finden: „Die römisch-katholische Kirche ist eine weltlich geartete Anstalt, deren Angehörige sich durch den Gehorsam gegen die Priesterschaft und ihre Menschensatzungen glauben des ewigen Heiles versichern zu können."

Da möchte man nur wünschen, daß die Werke katholischer Gelehrten von den liberalen Protestanten mehr gelesen würden. Aber auch das will der kirchliche Liberalismus anscheinend nicht dulden. Interessant ist dafür eine Fehde, die sich zwischen Dekan Herold von Fürth und Stadtpfarrer Dr. Geyer in Nürnberg im August 1911 abspielte. Dekan Herold hatte in seiner Synode einen Vortrag über die Predigt der „Modernen" gehalten und dabei mein Buch: Zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus (Herder 1910) zu Rate gezogen. Das brachte Dr. Geyer in Nürnberg ganz außer Fassung, daß ein positiver protestantischer Dekan sich soweit habe vergessen können, einen katholischen Gelehrten ausgiebig zu benützen. „Jetzt kämpft ein Dekan gegen die moderne Predigt mit Waffen, die er sich von einem katholischen Pfarrer borgt!" ruft er. „Ich meine, das sollten wir doch nicht nötig haben. Wenn aber jemand dieses allermodernste Verfahren einschlägt, dann sollte er wenigstens die Quelle nennen, der er Zitate und Urteile entnommen hat, damit doch die Zuhörer wissen, daß nicht ein protestantischer Dekan, sondern ein katholischer Pfarrer zu ihnen redet."

Mit Ritterlichkeit verteidigte sich der Fürther Dekan und frug mit Recht, ob man nicht mehr einen Katholiken zitieren dürfe, auch wenn alles, was er behauptet, wahr ist?: „Der Vortrag hat Mitteilungen gemacht über die tiefgehende innere Krisis, in welcher sich der Protestantismus der Gegenwart befindet, welche kein mit Gegenwartssinn begabter Mensch leugnen kann — selbst dann nicht — wenn sie von katholischer Seite (Quelle „Rieder") wahrgenommen und dem Protestantismus vorgehalten wird." Ein Freund Herolds gibt auch den Grund an, warum der Dekan mein Buch nicht ausdrücklich zitierte: „Er glaubte, diesen katholischen Theologen nicht nennen zu sollen aus lauter Rücksicht auf eine gewisse protestantische Einseitigkeit, welche alles, was von katholischer Seite stammt, überhaupt mit Vorurteil ansehe und von vornherein ablehne!" Mit beißender Ironie hält er Geyer entgegen: „Wie kann sich ein Protestant soweit vergessen, zu sagen: $2 \times 2 = 4$, wenn das auch ein Katholik sagt?" — Man sieht daraus, welch schweren Standpunkt die positiven Theologen gegenüber der „Toleranz" des kirchlichen Liberalismus haben. Umso begrüßenswerter ist die Bildung eines „Evangelischen Volksbundes" in Deutschland, der im Gegensatz zu dem evangelischen Bunde und der liberalen Richtung der Theologie ein wirkliches Christentum wieder pflegen und der Not der Zeit die alten erprobten Lehren und Heilmittel des Christentums entgegensetzen will. Hält sich dieser „Evangelische Volksbund" frei von den Vorurteilen gegenüber den Katholiken, so wird man die Bewegung im Kampfe gegen den Unglauben nur begrüßen können.

Und wenn der Frühling kommt . . .

Auf ferner Heide, fern vom Menschenschwarm,
Da steht das Haus, das meiner Kindheit eigen.
Auf kargem Heideboden, schlicht und arm,
Allein beschützt von starken Eichenzweigen, —
Die niedere Mauerwand durchfurcht vom Wind,
Der von den Dünen kommt, vom rauhen Strande,
Das Tor verklommen und die Fenster blind,
So steht es mitten drinn im flachen Lande.

Und wenn der Frühling kommt, einsam und schön,
Dann hör ich wohl im Hof den Bronnen rauschen,
Dann muss ich wohl durch seine Diele geh'n
Und meiner Jugend süssen Liedern lauschen. — —
Der Herd ist warm, der Kupferkessel blinkt,
Die Mutter schaltet in der frohen Weise,
Der Tag verrinnet und der Abend sinkt,
Und leise tickt die Wanduhr, leise, leise . . .

Die Finken schlafen unterm Eichenbaum,
Aus brauner Erde quillt die würz'ge Welle,
Der Mond steht still im hellen Himmelsraum
Und schmückt mit seinem Glanz die niedre Schwelle.
Sie kennt mich besser, als der Menschenschwarm,
Der mich umkreist im lebensbunten Reigen —
Auf ferner Heideerde, schlicht und arm,
Da steht das Haus, dem meine Liebe eigen . . .

Eugenie Taufkirch.

Der Königsmord von Saloniki.

Von Joseph Valley.

Eine jener dunklen aus den Abgründen eines verirrten, menschlichen Herzens herausgeborenen Taten, wie sie von Zeit zu Zeit über den schwerbewölkten Himmel moderner Zivilisation hin wetterleuchten und mit ihren Blitzstrahlen sich die Häupter der Staaten aussuchen, hat wieder starren Schrecken über alle Gutgesinnten gebracht. In Saloniki durchbohrte die tödliche Kugel eines feigen Mörders die von triumphierender Siegesfreude geschwellte Brust Georgs, des Königs der Hellenen, eine entsetzliche Tat, der die allgemeine Empörung auf dem Fuße folgte. Der unselige Grieche Schinas, der diese Tat vollbrachte, hatte als Student der medizinischen Fakultät in Athen schon bessere Tage gesehen, war dann von Stufe zu Stufe gesunken, bis in ihm der teuflische Plan reifte. Welche psychologischen Momente mögen den giftigen Nährboden für die so furchtbare Tat vorbereitet haben? Eine lakonische Zeitungsnotiz meldet über den Königsmörder: „Er entwickelte sozialistische Ideen, indem er unter anderem ankündigte, in kurzer Zeit werde vollkommene Gleichheit herrschen und es werde weder Reiche noch Arme geben. Die Arbeitszeit werde auf zwei Stunden herabgesetzt werden." (Vergleiche „Kölnische Volkszeitung" Nr. 241 vom 20. März 1913.) Diese Worte, die man auch hierzulande gar oft hört, geben den Schlüssel zu der Aufdeckung der Motive der Freveltat.

Nicht Pulver und Blei haben dem Griechenkönig den Tod bereitet — nein, die Gedanken waren es, welche eine gewisse Internationale in unverzeihlichem Leichtsinn emsig verbreitet, und die in Saloniki zur Tat führten. Als im Jahre 1848 zwei der edelsten deutschen Männer, Felix Fürst von Lichnowsky und General von Auerswald, vom Frankfurter Pöbel in geradezu bestialischer Weise ermordet worden waren, da sprach der gewaltige spätere Mainzer Bischof Freiherr v. Ketteler am offenen Grabe die bedeutungsvollen Worte, die auch heute am Grabe des Griechenkönigs wie damals volle Geltung haben:

„Die Gedanken sind es, die auf Erden die guten und die bösen Taten gebären . . . Die Mörder sind jene Männer, die dahin streben, im Volke den Glauben an den allmächtigen Gott zu vertilgen; es sind jene Männer, die Christus, das Christentum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verspotten, verlachen und mit ihrem niedrigen Geifer beflecken; es sind jene Männer, welche die beseligende, frohe Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben; es sind jene Männer, welche den Umsturz nicht nur als eine traurige Notwendigkeit unter besonderen Umständen anerkennen, sondern welche den Umsturz zum Prinzip erheben und das Volk von Umsturz zu Umsturz hinreißen, bis in die Familie, bis zu dem Stuhle, auf dem Vater und Mutter nebeneinander sitzen; es sind jene, die dem Volke den Glauben nehmen, daß es die Pflicht des Menschen sei, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften zu bezwingen, sich dem höheren Gesetze der Sitte und der Tugend zu unterwerfen, und welche dagegen die Leidenschaften zur Herrschaft bringen wollen und das Volk damit entzünden; die Mörder sind jene Männer, die sich selbst zu den Lügengötzen des Volkes machen wollen, daß es vor ihnen niederfalle und sie anbete."

Solcher Lügengötzen, die ihren Anbetern Unglück und Elend statt Glück und Frieden geben, gibt es heute mehr denn je; Gestalten wie Schinas bewegen sich in allen Ländern. Gegen sie gibt es aber keine Ausnahmegesetze und sonstige scharfe Maßregeln. Frei und ledig ist ihr Ausgang und ihr Eingang. Kein Gesetz schreibt ihnen vor, was und wo sie predigen dürfen. In Wort und Schrift konnten sie den Samen ausstreuen, aus dem in den letzten sechzig Jahren eine Drachensaat aufgegangen ist, die in der Kulturwelt blutige Spuren hinterließ. Seit 1854 wurden u. a. auf folgende Fürsten und Staatsmänner Attentate verübt, wobei die Täter mit wenigen Ausnahmen Anarchisten waren oder Geistesverwandte von ihnen: am 26. März 1854 auf Karl II., Herzog von Parma; am 14. August 1860 auf Danilo, Fürst von Montenegro; am 14. April 1865 auf Lincoln, Präsident der Union; am 10. Juni 1868 auf Michael, Fürst von Serbien; im Juli 1872 auf Balta, Präsident von Peru; am 6. August 1872 auf Morena, Präsident von Ecuador; am 13. Juli 1874 auf Bismarck; am 4. Juni 1876 auf Abdul Afis, Sultan der Türkei; am 11. Mai und 2. Juni 1878 auf Kaiser Wilhelm I.; am 13. März 1881 auf Alexander II., Kaiser von Rußland; am 2. Juli 1881 auf Garfield, Präsident der Union; am 24. Juni 1894 auf Sadi Carnot, Präsident von Frankreich; am 1. Mai 1896 auf Nassr-ed-Din, Schah von Persien; am 10. September 1898 auf Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich; am 30. Juli 1900 auf Humbert, König von Italien; am 6. September 1901 auf W. Mac Kinley, Präsident der Union; am 31. Mai 1906 auf das spanische Königspaar; am 1. Februar 1908 auf Carlos, König von Portugal und den Kronprinzen. Dazu kommen noch Ströme von Blut, welche die gelehrigen Schüler eines Bakunin, eines Malay, eines Kropotkin, eines Reclus, eines Stirner, eines Ferrer usw. vergossen haben. Wo bleiben im Kampfe gegen die Anarchie diejenigen, welche sich sonst so sehr über angebliche Untaten der Jesuiten und der Inquisition entrüsten. Gewiß tun auch diese empört über die schlimme Tat, vermeiden es aber ängstlich, den wahren Motiven nachzugehen. Sie mögen doch einmal den Lehrsatz des Russen Michael Bakunin, des Meisters der modernen Anarchisten und des eifrigsten Predigers der „Propaganda der Tat" untersuchen, der da lautet: „Die Revolution heiligt alles in diesem Kampfe", oder die Stelle sich ansehen, wo Netschajew, ein würdiger Schüler Bakunins, in seinem „Katechismus der Revolution" von den „Pflichten des Revolutionärs gegen sich selbst", schreibt:

§ 1: Der Revolutionär ist ein geweihter Mensch (un homme voué). Er hat keine persönlichen Interessen, Angelegenheiten, Gefühle oder Neigungen, kein Eigentum, nicht einmal einen Namen. Alles in ihm wird verschlungen von einem einzigen ausschließlichen Interesse, einem einzigen Gedanken, einer einzigen Leidenschaft — der Revolution.

§ 3: Ein Revolutionär verachtet jeden Doktrinarismus und verzichtet auf die Wissenschaft der heutigen Welt . . . Er kennt nur eine Wissenschaft: die Zerstörung. Hierzu und nur hierzu studiert er die Mechanik, Physik, Chemie und vielleicht Medizin.

Damit ist der düstere schweflige Hintergrund gezeigt, aus dem jene Mächte hervorkommen, vor denen Europa in unseren Tagen zittert, jene Mächte, gegen die Eisen und Stahl, Bajonette und Schnelligkeit ohnmächtig sind, jene Mächte, die nur gebändigt und zertrümmert werden können durch die Wunderkräfte der wahren Religion Jesu Christi. Daher gebe man dieser Religion und ihren Dienern überall eine volle und wahre Freiheit.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel lag der Nummer 12 bei. Wir wiederholen die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Kolpings Erbe.

Von Johannes Dahl, Mülheim-Rhein.

In stolzen Zentenarfeiern ging seit einigen Jahren der Geist großer Männer anregend und lebenspendend durch unsere Reihen: in Mainz v. Ketteler, in Aachen Windthorst. Ein dritter wird sich in diesem Jahre anschließen: Adolf Kolping, der Gesellenvater. Köln, sein Wirkungskreis und seine Ruhestätte, und Metz, der diesjährige Tagungsort der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, rüsten sich, sein Andenken gebührend zu feiern.

Ketteler richtete den Lichtschein katholischer Weltanschauung auf die erwachenden sozialen Probleme und warf seine großen Ideen ins Volk. Windthorst führte den Kampf im Parlament und formte die politische Vertretung der deutschen Katholiken. Kolping, der Mann der Praxis, errichtete in zäher Arbeit den Bau der ersten sozialen Organisation auf dem Boden einer einheitlichen Weltanschauung.

Wohl deckt Vater Kolping seit fast fünf Jahrzehnten die kühle Erde, aber sein Erbe haben begeisterte Nachfolger auf starken Schultern weiter getragen, so daß es nichts von seiner alten Bedeutung verloren hat. Zwar ist der katholische Gesellenverein heute nicht mehr die einzig führende Organisation wie zur Zeit unseres erst aufkeimenden Vereinslebens. An seiner Seite wuchsen neue Gemeinschaften auf, mit jugendlicher Kraft und ernsten Zügen, die durch kraftvolle Werbearbeit, einzelne auch durch die schärfere Konkurrenz feindlicher Organisationen, bald das öffentliche Interesse ganz in Anspruch nahmen: Arbeitervereine, Gewerkschaften, Jünglingskongregationen, Kaufmännische Vereine. Dazwischen entstanden, anderen Bedürfnissen Rechnung tragend, allerlei Sport- und Turn- und ähnliche Vereine. Indessen wurde in den Hallen des Gesellenvereins wacker gearbeitet. Heute stehen wir vor einer innerlich starken, in ihrer Art noch immer vorbildlichen Organisation, die aus 60jährigen Erfahrungen heraus ihre Aufgaben voll und ganz erfüllt.

Als Kolping in den Jahren der Märzstürme den ersten Gesellenverein in Elberfeld übernahm, mag er noch nichts von der Weiterentwicklung seines großzügigen Werkes geahnt haben. Er wußte nur, daß gründliche Regeneration des Handwerkerstandes eine ernste Forderung der Zeit war. Das Handwerk krankte noch an der gewaltsamen Zerstörung der Zunftgesetzgebung. Der frische Zug der Freiheit verlangte seine Opfer. Und rings durch das Land schlich eine neue Gefahr: die aus der Erde erstehenden Schlote und Riesenunternehmungen zeigten erschreckend deutlich die Macht der Großindustrie. Noch mehr krankte das Handwerk an der eigenen Jugend. Zum gediegenen Meister — das war doch das Ziel eines jeden Lehrjungen — fehlte so gut wie jegliche Vorbedingung. Die einzige Ausbildungsgelegenheit, die Werkstätte, vermittelte nur das Allernotwendigste. Einen Teil seiner Jugendjahre zog der Geselle mit Stromern zusammen auf der Landstraße und verbummelte nicht selten. Die Not der Zeit drängte. Die ersten Lichter einer neuen sozialen Ordnung blitzten auf: Marx, Lasalle, Ketteler.

Sollte reformiert werden, galt es ein doppeltes: Erziehung der Handwerkerjugend, die damals die eigentliche „Arbeiterjugend" darstellte, zum Menschen und Erziehung zum Handwerker, Charakterbildung und Standesbildung. Für Kolping war das erste zunächst das dringendste. Darum hatte er den Leisten hingeworfen und war Priester geworden. Er wußte, daß nur durch die religiöse und sittliche Erneuerung der heraufziehenden Generation ein Stand gesunden kann. Erst auf dieser Grundlage baue sich das zweite auf: gründliche Durchbildung im Fache.

Den jungen Menschen aus dem Milieu der Verlumpung und des sittlichen Verfalles herauszuheben entweder durch Schaffung eigener Gesellenheime in den großen Verkehrszentren und Arbeitergegenden, oder durch die Sammlung in Vereinen auf dem Lande, war die notwendige Vorbedingung für das große Erziehungsprogramm Kolpings. Der frühere Schustergeselle hatte den ganzen Jammer seiner Standesgenossen kennen gelernt. Er kannte die riesengroßen Gefahren des Herbergswesens und des Landstreichertums, dem jede Anregung religiös-sittlicher Art fehlte. Daran waren Tausende zugrunde gegangen. Heute sind sie nicht mehr fremd und heimatlos, die Wandergesellen, die auf der Landstraße ziehen mit leichtem Sinn und leichtem Beutel. Das nächste Gesellenhaus ist ihr Ziel. Es ersetzt ihnen Heimat und Vaterhaus.[1]) 390 Hospize öffnen ihnen die gastlichen Tore und bieten den Durchwandernden freies Nachtlogis und Frühstück. Im Jahre 1910 wurde in 96068 Fällen diese Vergünstigung benutzt. Fast 6000 Gesellen, die in festem Arbeitsverhältnis stehen, wohnen ständig in den Häusern.

An diesen Sammelpunkten galt es jetzt, den ganzen Menschen in seiner Entwicklung zu erfassen und ihn zum vollwertigen Mitglied der christlichen Gesellschaft zu formen. In den filmartig vorübereilenden Eindrücken und Einflüssen mußten einzelne Linien besonders kräftig herausgearbeitet werden. Zuerst das Religiös-sittliche. In zahlreichen Vereinen wöchentlich gehaltene Religionsvorträge vertiefen und erweitern die in der Schule gewonnenen, aber zum Teil wieder verlorenen Kenntnisse. In apologetischen Kursen werden alle gerade für den leichten Sinn der Jugend gefährlichen Einwürfe gegen die Religion und christliche Moral behandelt. Die große Teilnahme an diesen Veranstaltungen und das Interesse für die Glaubensfragen sind die sichersten Gradmesser für ihren Wert. Mit dem tieferen Eindringen in die Wahrheiten der eigenen Religion und unter den reinigenden Stürmen schärfster Anfeindungen wächst dann erst die bei manchen nur noch gewohnheitsmäßig geübte religiöse Praxis zur innersten Ueberzeugung aus. Daß die moderne eucharistische Bewegung im Kreise der Gesellen große Beachtung findet, beruht darauf. Es kommt nicht von ungefähr, daß die Zahl der Vereine mit viermaliger gemeinschaftlicher Kommunion von 1908 bis 1910 von 374 auf 419 stieg und die Zahl der Vereine mit achtmaliger Kommunion von 25 im Jahre 1908 auf 149 im Jahre 1910 hinaufging, oder daß in jüngster Zeit aus den Reihen der Mitglieder selbst eine Gruppe junger Männer heraustrat, die sich Apostel der Eucharistie nennen und sich verpflichten, wenigstens alle zwei Wochen am Tische des Herrn zu erscheinen, wenn möglich täglich eine Kirche zu besuchen und unter den Standesgenossen Sakramentsempfang und Sittlichkeit zu fördern. Das ist nicht Frömmelei, sondern festgewurzelte Ueberzeugung. Bei manchen hat es harten Kampf gekostet und strenge Selbstprüfung in den Exerzitien — an denen 1907/08 2644 Gesellen teilnahmen —, bis sie so weit erstarkten. Es sind nicht die Stillen, die Duckmäuser, sondern die Strebsamen, die Intelligenten. Für einen jungen Mann in der Periode der Entwicklung und in der Gesellschaft routinierter Religionsverächter ist es wahrhaft nicht leicht, sich zu solchem Entschluß durchzuringen. Achtung vor ihm! Und vor dem Gesellenverein, der diese Vorkämpfer zu den seinen zählen kann! Ueber 2000 sind's bereits, obwohl die Gründung der ersten eucharistischen Ortsgruppe im Kölner Gesellenverein kaum ein halbes Jahr zurückliegt. Stetig wächst zudem die Zahl der Vereine, die ihre Generalkommunionen verdoppeln.

Dies tiefreligiöse Leben gibt dem Verein die Garantie, daß er gesund bleibt in seinem innersten Marke, schließt die Mitglieder enge aneinander: im Hospizium ist keiner fremd, jeder des anderen Kolpingsbruder, unter der fürsorglichen Leitung des Präses. Darum geht durch die allsonntäglich stattfindenden Versammlungen der Zug echter Fröhlichkeit und gemeinsamen Strebens nach edler Bildung. Das bringt dem katholischen Gesellenverein innerhalb der gesamten Bürgerschaft ein gutes Ansehen und eine gesunde Popularität.

Jede Organisation, die sich der Jugendpflege widmet, hat heute auch die Aufgabe, den national-staatsbürgerlichen Gedanken in den Vordergrund zu stellen gegenüber den antinationalen Tendenzen, die das Volksleben aufwühlen. Zahlreiche Vorträge in den Versammlungen orientieren über soziale Einrichtungen, über die Bedeutung der Verfassung, über Pflichten und Rechte eines jeden Staatsangehörigen. Eigene soziale Unterrichtskurse leisten darin vorzügliche Arbeit und geben den jungen Burschen treffende Waffen gegen die sozialistischen Angriffe in die Hand.

Dies alles, die religiöse Aufklärungstätigkeit und praktische Glaubensübungen, die Betonung des nationalen Elementes, verbunden mit einer vielseitigen Bildungsarbeit, gegenseitige Förderung und der ermutigende Erfolg gewährleisten eine Willensstärkung und Charakterbildung, die auch in unserem Zeitalter ausreicht.

Die zweite Aufgabe: Standesbildung ist nicht minder dringend als die erste. Der Handwerkerstand wurde von der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse am härtesten mitgenommen. Die mit reicheren Mitteln und unter günstigeren Bedingungen arbeitende Großindustrie entriß ihm ganze Produktionsgebiete. Der einzelne Handwerker stand diesem Gang der Dinge vollständig hilflos gegenüber. Es mußte ein Damm errichtet werden gegen die eindringenden neuen Großmächte —

[1]) Die statistischen Angaben sind entnommen der trefflichen Broschüre: „Der katholische Gesellenverein in seiner sozialen Bedeutung". 2. Aufl. Verlag des Generalsekretariates der kath. Gesellenvereine, Köln. ℳ —.25.

heute haben wir eine, wenn auch noch nicht voll ausreichende Handwerkerschutzgesetzgebung. Es mußte der bedrohte Stand wirtschaftlich konkurrenzfähig gemacht werden — die neuerstandenen Innungen wirken in dieser Richtung. Es mußte das Handwerk innerlich gestärkt werden durch eine intensivere, auch den höchsten Anforderungen genügende gewerbliche Vorbildung, deren Schwerpunkt naturgemäß in die Werkstatt als der gegebenen Ausbildungsgelegenheit fällt — genaue Bestimmungen über Gesellen- und Meisterprüfung stecken hier die Ziele ab; die Fortbildungsschule bietet theoretische Kenntnisse; daneben steht der Gesellenverein mit seiner ausgedehnten Unterrichtstätigkeit. Seine Mitarbeit ist durch die Neuordnung der fachlichen Ausbildung in Werkstatt und Schule durchaus nicht überflüssig geworden. Im Gegenteil. Für die Werkstatt, zumal für die Fabrikwerkstätte, die nie eine allseitige und tiefdringende Schulung geben kann, wie auch für die Fortbildungsschule, die nur das Lehrjungenalter bis zu 18 Jahren erfaßt, aber doch selten innerlich interessierend — Schulzwang ist nun einmal dem jungen Menschen verhaßt, darum weniger fruchtbar, — bedeutet die gewerbliche Bildungsarbeit des Gesellenvereins eine wertvolle Ergänzung. Um so wertvoller, je mehr der Unterricht detailliert und den augenblicklichen Verhältnissen angepaßt werden kann, je vertrauter die Stellung des Lehrers zum Schüler ist und je geringer die Anforderungen an den Geldbeutel der Gesellen sind.

Gegenstand des Unterrichts ist zunächst Auffrischung des *Volksschulwissens*. Manches ist trotz achtjährigen Besuches der Elementarschule nie in den Kopf des Jungen gedrungen, manches wieder verflogen. Da muß dann oft wieder von Grund aus aufgebaut werden, ehe ein erfolgreicher Unterricht in weitergehenden Kursen einsetzen kann. Elementarkurse und neuerdings die auch den Gesellenvereinen zugeführten sozialstudentischen Unterrichtskurse kommen diesem Bedürfnis entgegen.

Auf dieser Grundlage baut sich ein *allgemeiner Unterricht* für die Mitglieder sämtlicher Gewerbe auf. Schreiben, Rechnen, Deutsch, Geschäftskorrespondenz, Zeichnen, Buchführung waren die Unterrichtsfächer in 875 Kursen, die im Jahre 1910 von 498 Vereinen für 13 815 Teilnehmer veranstaltet wurden.

Auf eine höhere Stufe führt dann der *Fachunterricht*, der den Angehörigen einzelner Gewerbe durch Vorträge, Fachkurse, gegenseitige Aussprache und Belehrung, praktische Arbeit in eigenen im Gesellenhause vorhandenen Werkstätten, Fachbibliothek und Zeitschriften, Ausstellungen Gelegenheit zur Fortbildung gibt. 1910 bestanden in 107 Vereinen 276 Fachabteilungen mit 6340 Mitgliedern.

Das letzte Ziel des gesamten Unterrichts ist die Ablegung der *Meisterprüfung*, auf die besondere Kurse vorbereiten. 1910 richteten solche Kurse 81 Vereine ein gegen 32 im Jahre 1908. Das Ziel erreichten 1910 1187 Mitglieder gegen 680 im Jahre 1908.

Diese Zahl erscheint außerordentlich stark, und doch ist sie, gemessen am Mitgliederstand des ganzen Verbandes — am 1. Januar 1911 waren es 79 342 aktive und 131 624 außerordentliche in 1221 Vereinen, — verhältnismäßig gering. Die Erklärung liegt ganz einfach darin, daß heute die Mehrzahl der Gesellen nicht mehr zur Selbständigkeit gelangen kann. Das darf nicht übersehen werden. Die sozialen Verschiebungen im Volksganzen haben auch dem Verband der katholischen Gesellenvereine schon längst den Charakter einer reinen Handwerkerorganisation genommen und ihn mehr zum *Sammelverein* für die gesamte erwerbstätige männliche Jugend von 17 bis 25 Jahren gestempelt. In den großen Vereinen herrscht das Handwerkerelement noch vor, in den kleinen Gruppen dagegen, wie besonders in den Josephsvereinen findet sich neben dem Gesellen auch der gelernte und ungelernte Fabrikarbeiter; in 400 Vereinen überwiegt sogar die Zahl der Nichthandwerker bedeutend. Ihre beruflichen und sozialen Interessen finden im Gesellenverein*sverbande* kräftige Förderung.

Soweit es nicht in den Aufgabenkreis anderer Organisationen hinübergreift, bietet der Gesellenverein seinen Mitgliedern schätzenswerte *wirtschaftliche Vorteile*. Sparkassen mit zusammen über 6 Millionen Mark Guthaben und über 3 Millionen Mark jährlichen Einlagen leiten zum vernünftigen Haushalten an. Eine Wandersparkasse überhebt den „walzenden" Burschen der Sorge für seine Börse. Krankenunterstützungen und Sterbekassen beugen den Zeiten der Not vor. Rein wirtschaftliche Bestrebungen kann der Gesellenverein nicht in sein Programm aufnehmen. Seine Erziehungsarbeit darf nicht auf das große soziale Kampfgebiet gezogen werden. Dafür gibt's andere Vereinigungen, Innungen, christliche Gewerkschaften usw., denen er diese Fragen überläßt, ohne ihnen jedoch teilnahmslos gegenüberzustehen. Seine Tätigkeit muß sich beschränken auf die ruhige Aufklärung unter den Mitgliedern, von denen in den großen Vereinen bis zu 96 Prozent in den christlichen Gewerkschaften organisiert sind.

Summieren wir: Die religiös-moralische Förderung des in seinen bildungsfähigsten Jahren stehenden jungen Mannes, die umfangreiche, möglichst den persönlichen Bedürfnissen nachgehende Unterrichtstätigkeit, und der nicht zu unterschätzende, wenn auch bloß mittelbar wirtschaftliche Einfluß geben dem fest und stark, doch nicht starr zentralisierten Verbande der katholischen Gesellenvereine den Charakter einer durchaus modernen, vorbildlichen Organisation und machen ihn zu einem Machtfaktor unseres ganzen sozialen Lebens, der nicht übersehen werden kann und darf. Schon die Tatsache, daß innerhalb je fünf Jahren ein volles Hunderttausend junger Menschen durch seine Tore hinaus ins Leben schreitet und christlichen und nationalen Geist hineinträgt in Familie und Volksleben, verleiht ihm in unserer aufgewühlten Zeit um so größere Bedeutung. Ins Licht der Gegenwart gerückt, wächst der Wert statistischer Angaben ins doppelte und dreifache. Die Umrisse treten schärfer hervor. Ein heiliges Relief christlicher, katholischer Arbeit auf dunklem, zermeißeltem Grunde.

„Non omnis moriar!" Kolping lebt weiter in seinem Werke. Möge das bevorstehende Zentenarium, das die Augen der weitesten Kreise wieder auf den Mann lenken wird, den Windthorst den größten Sozialpolitiker des 19. Jahrhunderts genannt hat, die katholische Welt überzeugen, daß nur die Grundlage, auf welcher Kolping aufbaute, das Fundament für die *religiös-sittliche, soziale und wirtschaftliche* Hebung des Volkes sein kann.

Calderon in der modernen Großstadt.

Eindrücke, mitgeteilt von Ernst Laslowski, Kreuzburg (Schlesien).

Sind auch heute, wo ich diese Zeilen niederschreibe, bereits Wochen vergangen, so lebt doch jener Abend[1]) in meiner Erinnerung so frisch, so in ursprünglicher schönheitsvoller Hoheit und läuternder Kraft, daß ich meine, eben jetzt erst hätte sich der Vorhang gesenkt.

Es war ein Großstadtabend wie alle anderen. Elektrische Bogenlampen machen die Nacht in den Straßen zum Tage. Mit leisem Surren gleiten die Automobile über den glänzenden Asphalt. Elegant gekleidete Menschen sitzen hinter den blitzenden Scheiben. Wohin fahren sie? Riesige, taghell erleuchtete Cafés, die flammenden Lettern vor den mondänen Tanzpalästen, die Plakatsäulen, die mit frecher Stimme die vorbeiflutenden Menschen unaufhörlich zu gemeinen Kabaretts, Varietévorstellungen, zweideutigen Redouten einladen, weisen diesem vornehmeren Publikum den Weg. Aber die kleinen Leute, die Kommis, die Angestellten der Bureaus, die Arbeiter, die Kaufleute, die Geschäftsreisenden, die Kontoristinnen, die Ladenmädchen und wie sie heißen mögen? O, die Großstadt vergißt auch deren Ruf nach „mehr Freude" nicht! Und so öffnet sie Abend für Abend diesen hunderttausenden arbeitsmüden und freudehungrigen Menschen ihre Kinematographen, ihre Cafés mit den dichtverhangenen Fenstern, ihre kleinen „Tingeltangel", ihre Bierhäuser mit schlechter Musik, ihre dunstigen Destillen und in den dunkleren, stillen Nebenstraßen jene geheimnisvollen Lokale, vor denen die rote Laterne glüht. — —

Wird man diese etwas schüchterne Stimme in dem schrillen Lärm der Weltstadt hören, dachte ich, als ich in ein paar Schaufenstern und in den Vorhallen der Kirchen die Einladung zu einer Calderonaufführung las? „Sakramentsspiele", geschaffen für eine glaubensfrohe Zeit und für gläubige Zuschauer, und die moderne Großstadt, das schienen mir doch zu unversöhnliche Gegensätze.

Mit diesen Gedanken betrat ich den sehr geräumigen Saal, der über 2000 Menschen faßte. Mir bangte, denn — es war eine halbe Stunde vor Beginn — nur wenige Personen saßen hinten und an den Seiten auf den billigeren Plätzen. Aber da — es flutet und flutet hinein unaufhörlich, es füllt sich das breite Parkett, die Logen, die Galerien. Der große Saal ist nach 40 Minuten überfüllt. Und das Publikum? Ja, bin ich denn noch in Berlin? Wo sind sie, die man sonst überall in den Theater- und Konzertsälen sieht, die Lebemänner mit den ausgebrannten Gesichtern, die Damen, aus deren verschleiertem Blick und neuester Pariser Robe

[1]) Gemeint ist die Aufführung von Calderons Festspiel „Die Geheimnisse der Messe", welche die Berliner Calderongesellschaft heuer bereits zum zweiten Male am 6. Februar veranstaltete.

eine leise oder stärkere Dekadenz spricht, die blasierten Dandys und die traurigen Widerspiele der „züchtigen deutschen Jungfrau“? Da sitzen sie alle, die lieben Leute mit den offenen, freien Gesichtern, wie man sie daheim aus der Kleinstadt kennt. Und dann, und zwar in nicht geringer Zahl, die Vertreter der wahrhaft vornehmen Kreise, darunter wieder bekannte Parlamentarier und die scharfgeschnittenen, sympathischen Gesichter unseres Klerus. — Feststimmung herrscht im weiten Raum und aus den Gesichtern der zweitausend Menschen leuchtet heilige Freude. . . . Plötzlich wird eine große feierliche Stille in dem Riesensaal. Wagners unsterbliche Weisen aus „Parzifal“ und „Lohengrin“ ertönen und bereiten dem Spiel den Boden. Das angespannte Lauschen und der tosende Beifallsturm zeigen, daß das katholische Volk, auch das weniger geschulte, eine solche Sprache, die es an die keusche, erhabene Schönheit seines Kultes erinnert, wohl versteht. Und nun erklingen Kirchenglocken und leise Präludien; das Mysterium nimmt seinen Anfang.

Was ich jetzt geben kann, sind nur schwache Skizzen in ein paar unbeholfenen Strichen. Denn es würde mir sakrilegisch erscheinen, wollte ich mich vermessen, jene Stunde in ihrem vollen Stimmungszauber, ihrer Auslösung gewaltigster seelischer Erschütterung und Läuterung zu schildern.

Raum und Zeit versinkt. Wir sehen nicht, nein, wir **spielen mit, erleben** mit allen Fasern unseres Herzens das Spiel. In der „Unwissenheit“, die jetzt auf der Bühne spricht, klagt deine eigene Seele laut, was sie stumm litt, „denn voll von Zweifeln geh' ich durch die Welt“. Und als die „Weisheit“ in unbeschreiblicher Hoheit ihr antwortet, da vergessen wir, daß sie zu ihrer Partnerin spricht, zu **uns**, zu jedem einzelnen der Zweitausend spricht sie ihre tröstenden Worte. In Bildern sollen wir die tiefsten Geheimnisse schauen. — Die „Weltmesse“ hebt an. Die Urzeit der Menschheit wird wieder lebendig, und aus vieltausendjährigem Grabe erhebt sich der erste Mensch: Adam. Hingekauert am Steinaltar betet, nein, schreit der Menschheitsvater ein Staffelgebet zum Himmel hinauf, daß unser Blut erstarren möchte. Die Urschuld der Menschheit erscheint in ihrer furchtbaren Größe und lastet auf den atemlosen Hörern. Tröstende Harmonien, Symbole des Protoevangeliums, vermögen die ungeheuere Spannung etwas zu lösen. Die Weltmesse nimmt ihren Fortgang. Hoch aufgerichtet, umgeben von dem Glanz der Heroenzeit des Alten Bundes, steht nun die Monumentalgestalt des Moses auf der Bühne. Majestätische Psalmodien umrauschen ihn und wecken die Sehnsucht nach dem kommenden Erlöser. Wieder versinken Jahrtausende. Im Morgenlicht des Neuen Bundes erscheint die Asketengestalt Johannes des Täufers. Er hört der Engel „Gloria“ und setzt es im Jubelgesang fort. Dann erstirbt jeder Atemzug. Christus selbst steht auf der Bühne; der jugendliche Evangelist Johannes begleitet ihn. Als wirkungsvolle Folie zu dem hoheitsstrahlenden Bilde des Erlösers treten auf die Verkörperungen des starren Judentums und des Heidentums, Hohepriester und Prätor. In knappen, wuchtigen Bildern rollt sich die dramatische Geschichte des Neuen Bundes vor unseren Augen ab. Saulus, der fanatische Anwalt des Judentums, wird zum Paulus. Das Wort des Dichters und das, ich möchte fast sagen, ekstatische Spiel der Darsteller bringen in ihrem Zusammenklang ganz ungeahnte Wirkungen hervor. Nur als ich in der „Sixtina“ vor Michelangelos Meisterwerk stand, und als das Haydnsche „Es werde Licht“ über mich hinbrauste, habe ich ähnliche tiefe Wirkungen erlebt. — Paulus als Subdiakon schreibt und liest die Epistel. Johannes als Diakon liest den grandiosen Anfang seines Evangeliums. Diesen Johannes kann ich nicht vergessen. Er war in Maske und Spiel eine Gestalt von Sambergischer Genialität und Größe. — Das Heidentum bricht zusammen und streut Christus Weihrauch. Die Passion soll beginnen. Da, ein Hosiannarufen, Palmen wehen, Christus und die anderen Gestalten verlassen die Bühne. In Einsamkeit und Dunkel bleiben nur die beiden Frauen „Weisheit“ und „Unwissenheit“ zurück. Karfreitagsstimmung weht im weiten Raum; angstvolles Schweigen herrscht. Nur das Grollen des Donners und das Bersten der Felsen deutet an, daß sich die Passion, die heilige Wandlung, vollzieht. Plötzlich ertönt Ostergebet; in leuchtenden Gewande steht der Auferstandene am Altar. Der hartnäckigste Widerspieler, das Judentum, ist besiegt. In einem erschütternden Gesicht sieht es sein Ahasverusschicksal voraus und wankt gebrochen von der Bühne. In dem unsterblichen Hymnus „Lauda Sion“ klingt das Mysterium aus.

Langsam, wie im Traum, gehe ich mit den anderen aus dem Saale hinaus. Der Lärm der Straße schlägt mir entgegen. In den Lokalen herrscht wüster „Fastnachtstrubel“. Vor den „Kinos“ preist der Ausrufer das neue pikante Programm an und in den Nebenstraßen glühen die roten Laternen — —

Ich höre und sehe von all dem nichts. Noch stehe ich ganz unter dem Banne des Mysteriums. Heilige Worte und Töne klingen in meiner Seele und machen sie taub für den Lärm der Großstadt. Und so wird es Hunderten ergangen sein, daß sie in dieser Stunde ein Ekel erfaßt hat vor dem, was Hunderttausenden als „Kunst“ heute geboten wird — „Steine, statt Brot.“ Hilf du uns, heilige Kirche, die du solche Schätze in dir birgst. Rufe bei den Katholikentagen die Tausende in die Festhalle und führe ihnen die großen Schöpfungen deiner Künstler lebendig vor! Sammle bei den Hochfesten, besonders auch bei dem sommerlichen Fronleichnamsfest das Volk in riesigen Scharen auf dem grünen Anger oder im festlich geschmückten Saal um dich, und zeige ihm wie eine Mutter am Sonntag ihren Kindern auch **diese** Schätze deiner Lade: die Krippenspiele, die Ostermysterien, die Sakramentsspiele, die Oratorien und Volksstücke! Lauda Sion Salvatorem in **hymnis et canticis**!

Vom Büchertisch.

Die Beziehungen des klassischen Altertums zu den Schriften des Alten und Neuen Testamentes. Für die Freunde der antiken Literatur aus den Quellen dargestellt von Michael **Kröll**, Pfarrer a. D. zu Hönningen a. Rh. 3 Bände. 2. Auflage. 8⁰. XX u. 232, XVI u. 144, XIV u. 144 S. Bonn, Karl Georgi 1907—1913. M 5. In dieser umfangreichen Arbeit zieht der Verfasser zwei Gebiete vergleichend in seinen Betrachtungskreis, die nie lebendigen Interesses entbehren werden: Die Hauptzeugen des Geisteslebens der vorchristlichen Zeit und das überragendste literarische Erzeugnis, das Buch der Bücher. Der Aufbau des Werkes ist kurz folgender: Die einst die Menschheit umspannende Uroffenbarung ist mit der Völkerspaltung verblaßt, sie hat sich in sagenhafte Erzählungen verflüchtigt, ja, in Irrungen verloren; einzig im auserwählten Volk wurde sie rein bewahrt. Dabei erhielten sich allenthalben unverkennbare Spuren der Wahrheit, und diesen namentlich in der altklassischen Literatur nachzugehen, bildete ein stetes Bemühen der christlichen Theologie. An der Hand mehrfacher Beispiele erweist der Verfasser Berührungspunkte literarischer, stofflicher, idealer und geschichtlicher Art. Der 2. Band beschäftigt sich mit bemerkenswerten Berichten und Aussprüchen griechischer und römischer Klassiker. Bei der weiten Verbreitung der Heiligen Schriften des Volkes Gottes konnte es nicht ausbleiben, daß die alten Kulturvölker zu ihrem Inhalt Stellung nahmen. Der 3. Band, eine sorgfältige Blütenlese aus den altklassischen Werken, will in systematischer Anordnung den dort niedergelegten Schatz an Erkenntniswahrheiten und zutreffenden Sittenvorschriften vor Augen führen. — Ein reiches Quellenmaterial ist in diesen Büchern zur Darstellung gebracht und zur Beweisführung herangezogen. Die durchgängig festgehaltene Praxis, fremdsprachliche Texte auch in der Uebersetzung zu bieten, bedingt zwar einen erhöhten Umfang des Werkes, ist jedoch deswegen sehr zu begrüßen, weil sich so der Leserkreis der Arbeit wesentlich erweitert zu einer Zeit, wo religionsgeschichtliche Fragen mehr und mehr an Bedeutung gewinnen. O. Heinz.

Idole des 20. Jahrhunderts. Religiös-wissenschaftliche Vorträge von Otto **Cohausz**, S. J. 2. Aufl. 1912. Köln, Bachem. Brosch. M 2.80, geb. M 3.40. Der in den deutschen Landen rühmlichst bekannte P. Cohausz, S. J. übergibt hiermit der Oeffentlichkeit eine Reihe von Reden, die er „in verschiedenen Städten vor einem breiteren gebildeten Publikum“ gehalten hat. Die Tendenz dieser Vorträge ist, die falschen Götterbilder, die der moderne Mensch zur Ehre der Altäre erhoben, zu entlarven und wieder zu stürzen. In seiner klaren, bilderreichen Sprache zieht der Verfasser erfolgreich zu Felde gegen „die Götter des 20. Jahrhunderts“. Der erste Vortrag handelt von dem „**neuen Gotte**“, den sich die Moderne in ihrem Sehnen nach Religion, das sie vergeblich zu meistern suchte, schuf, d. h. von dem System des Agnostizismus, dessen Vater Kant ist, und dem des Pantheismus — Monismus. In leicht faßlicher Weise zeigt der Verfasser gegenüber Kant, wie die philosophia perennis es war, die die Vernunft wieder in ihre königlichen Rechte einsetzte und so den Widerstreit zwischen Vernunft und Glaube wieder hob. Der zweite Teil zeigt uns die Widersprüche, in die uns die Annahme der Allgotttheorie mit dem bewußten, physischen, religiösen und moralischen Leben stürzt. Der zweite Vortrag legt an die Haupterscheinung unserer Zeit die kritische Sonde an: an **das Freidenkertum**, besonders das vulgäre und dessen Kraftausdrücke von seiner Wissenschaftlichkeit und Menschenveredlung. Der dritte Vortrag, der mit einem stimmungsvollen Bilde anhebt, zeigt uns die Versuche der modernen Hyperkritik, **das historische Christusbild** aufzulösen einerseits in den mythischen Christus, anderseits in den Christus, wie der Glaube späterer Zeiten sich ihn bildete. Ersteres wird durch unumstößliche, historische Beweise aller Jahrhunderte bis zur Wiege des Christentums hinauf widerlegt, letzteres durch die religionsphilosophischen, psychologischen und pädagogischen Rätsel und inneren Widersprüche, die sich daraus für die Erklärung der weltumfassenden Erscheinung des Christentums ergeben würden. Der vierte Vortrag nimmt das Jenseits- und Ewigkeitsehnen der Menschheit gegen die Vertreter einer einseitigen und ausschließlichen Diesseitskultur in Schutz. Der fünfte Vortrag behandelt ein besonderes in Bayern in letzter Zeit aktuell gewordenes Thema: die **Urnenruhe** und begründet die Stellung der Kirche zu derselben in klarer, stichhaltiger Weise. Die vorgeschützten ästhetischen, nationalökonomischen und hygienischen Gründe haben es nicht vermocht, die wahre Tendenz zu verhüllen: die Kirchen- und Religionsfeindlichkeit. Der sechste Vortrag trägt ein Schlagwort unserer Tage auf der Stirne: **Los von Rom.** Er entlarvt die wohl-

berechneten Versuche, die uns von dem Sion des Katholizismus in das Lager des liberalen oder orthodoxen Neuchristentums locken wollen. Die Verwerfung jeglicher religiösen Autorität konnte nur den Tod alles Christlichen herbeiführen. Dies r Erscheinung vermag die Orthodoxie sich nicht entgegenzustemmen, ist sie doch ein Widerspruch in sich: die versuchte Vereinigung von Autorität und freier Forschung. Die Einheit vermag sie dem religiösen Leben nicht wieder zurückzugeben, fehlt ihr doch zu allemhin noch die göttliche „legitime Amtsbefugnis". Der letzte Vortrag befaßt sich mit der Nichtigkeit der religionslosen Neuethik. Ihr Mangel an einer Norm, Verpflichtungs- und Werbekraft weist zuletzt doch der christlichen Moral die Palme wieder zu. — So behandelt das Buch eine Reihe wichtiger, moderner Zeitfragen und wird seine Mission unter den gebildeten Katholiken Deutschlands nicht verfehlen: die siegreiche Durchdringung des konsequent durchgedachten katholischen Gedankens auf allen Gebieten modernen Denkens und Lebens.

Innsbruck. Wilh. Müller.

Das Konzil von Trient, sein Schauplatz, Verlauf und Ertrag. Herausgegeben unter Mitwirkung der theologischen Sektion der Leogesellschaft von Dr. Heinrich Swoboda. Mit 57 Abbildungen im Text, 8 Tafelbildern und 3 Beilagen. (Festgabe der österreichischen Leogesellschaft zum 22. internationalen eucharistischen Kongreß.) Wien 1912. — Festschriften, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt sind, gehören nicht gerade immer zu den wertvollsten literarischen Erscheinungen. Meist eine begeisterte Einleitung in gehobenem Stil und eine der Feier des Tages entsprechende Anzahl Druckbogen voll Geschichten, die anderwärts weit besser und richtiger zu lesen sind. Ist dann der feierliche Anlaß vorüber, so wandert die Festschrift gemeinhin in den Feuerofen oder findet in einer staubigen Ecke des Bücherschrankes ihre letzte Ruhe, ohne unter den Lebenden eine fühlbare Lücke zu hinterlassen. Zu dieser Art von Festschriften zählt unser Buch nicht. Es stellt vielmehr eine der hervorragendsten populärkirchengeschichtlichen Darstellungen der letzten Jahre dar. Bisher besaßen wir kein Werk, das der für die gesamte Kirchengeschichte der Neuzeit bestimmenden Kirchenversammlung von Trient gewidmet gewesen wäre. Sarpi und Pallavicini sind vielfach veraltet und einseitig, streng wissenschaftliche Detailforschungen und Quellenpublikationen, wie das monumentale Unternehmen der Görresgesellschaft kommen für die Allgemeinheit überhaupt nicht in Betracht. Unser Buch dagegen wendet sich an alle Gebildeten. Ueber seinen reichen Inhalt orientiert ein Blick auf die einzelnen Kapitelüberschriften. Professor V. Casagrande-(Trient) macht uns zuerst mit der Konzilsstadt bekannt. Darauf folgt die „äußere Geschichte des Konzils" nach den bekannten drei Perioden dargestellt von Rimbl. Tomek behandelt die dogmengeschichtliche Bedeutung der Kirchenversammlung. Ein eigenes Kapitel (Lehner) ist der Stellung des Konzils zum heiligsten Altarssakramente gewidmet. Neue Gesichtspunkte erschließen die sehr interessanten Abschnitte der Wiener Professoren Schindler und Swoboda, von denen der erstere „das christliche Lebensideal in den Beschlüssen des Konzils von T." zum Gegenstande seiner Ausführungen macht, während der Herausgeber die Maßnahmen des Konzils vom Standpunkte des Seelsorgebedürfnisses aus würdigt. Ein letztes Kapitel (Zehetbauer) befaßt sich mit der Reformarbeit auf kirchenrechtlichem Gebiete. Jeder Abschnitt ist in durchaus wissenschaftlicher, aber nichtsdestoweniger völlig populärer Weise von einem berufenen Fachmann ausgeführt. Auch die illustrative Ausstattung des Buches, besonders die elf Kunstbeilagen verdienen alles Lob. Joh. Dorn.

Zur Drittordensliteratur

sind Beiträge erschienen, die im Interesse des Terziarengedankens sehr zu begrüßen sind und für die Leiter von Drittordensgemeinden wertvolle Fingerzeige enthalten. Ein grundlegendes Werk über den Dritten Orden des heiligen Franziskus ist das „Handbuch zur Leitung des Dritten Ordens samt 150 Predigtskizzen für die Ordensversammlungen" von P. Franz Seraph Tischler O. M. Cap. 6. vollständig neu bearbeitete Auflage, brosch. Kr. 10.—, ℳ 8—, geb. Kr. 12.—, ℳ 10.—. Separatabdruck aus dem Handbuch „150 zeitgemäße Predigtskizzen", brosch. Kr. 6.—, ℳ 5.—. Verlag: J. N. Teutsch, Bregenz. Hier findet jeder Ordensdirektor einen zuverlässigen, allseits orientierenden Führer in Drittordensfragen. Mit eminentem Fleiße behandelt der Verfasser an der Hand eines reichen Quellenmaterials Gründung und Ausbreitung, Zweck, Zeitgemäßheit des Dritten Ordens, seine Verfassung und Rechte, seine Regel und Privilegien. Ein sehr guter Behelf sind für den viel in Anspruch genommenen Klerus die Predigtskizzen. Daß die Predigtskizzen auch in einem Separatabdruck erschienen sind, ist von vielen sehr begrüßt worden.

Ein anderer Kapuziner Tirols hat sich die Mühe genommen und uns einen Blick in die Geschichte des Dritten Ordens eröffnet. P. Kamillus Bröll O. M. Cap. nennt sein in der Drittordensliteratur einzig dastehendes Werk „Ruhmesblätter aus der Geschichte des Dritten Ordens" (Buchhandlung Riedmann in Lana, Tirol. Geb. ℳ 3.60). Der beigegebene Führer in die Drittordensliteratur ist sehr willkommen.

Gerne erwähne ich die aus der Praxis herausgewachsene, mit seltener Wärme und Begeisterung für den Dritten Orden abgefaßte Broschüre des Regelpaters Laurentius O. M. Cap. in Laufen (Obb.): Wie könnten wir den Dritten Orden zur Blüte bringen? (Im Selbstverlage des Verfassers, ℳ 1.—), die der edle Bischof v. Keppler begrüßte. Anregung und Winke für die Pflege des Dritten Ordens in der Jetztzeit geben besonders der Bericht über den II. allgemeinen österreichischen Terziarentag Innsbruck 1910 (Verlag des Franziskanerklosters Innsbruck) und der Bericht über den I. bayerischen Terziarentag in München 1912 (Selbstverlag des Franziskanermissionsvereins in Bayern, E. V. in Landshut), samt dem Berichte über die Direktorenkonferenz gelegentlich des I. bayerischen Terziarentages. In Referaten und Diskussionen sind da manche wichtige Fragen über zeitgemäße Verwendung des Dritten Ordens als Mittel der Seelsorge und Caritas behandelt, dieses Mittels der Seelsorge, das von mehr als dreißig Päpsten, besonders von den letzten drei Päpsten für die Gegenwart aufs wärmste empfohlen worden, mit dem sich über hundert päpstliche Bullen beschäftigen, das sich im Laufe der Jahrhunderte bewährt und herrliche Früchte hervorgebracht hat.

P. Aidan, O. M. Cap.

Gott weiss allein . . .

Gott weiss allein, wie viel ich schuldig blieb,
Wie tausendfach ich Dank und Preis vergass.
Und dennoch hatt' ich alle Wesen lieb,
Und segnend gab mein Herz, was es besass.

Doch nie genug. Wer tat dir je genug,
Sich und der Welt, der deine Kraft erkannt?
Ach, alle Menschengrösse ist ein Trug.
Giess Gnade, Gnade, Gnade übers Land!

Ilse Franke.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Hat unser Hofschauspiel mit „Macbeth" und der Hebbelschen „Agnes Bernauer", tiefe künstlerische Eindrücke erzielt, so wird die freundliche Aufnahme einer Lustspielnovität nur von flüchtiger Wirkung sein. Robert Faesi, ein jüngerer Dichter, war bis jetzt, so viel wir wissen, nicht über die Bühnen seiner schweizer Heimat hinausgekommen. „Die offenen Türen" nennt er seine Komödie. Sie schildert einen Geschäftsmann, der sich alle Chancen möglichst lange offen halten will, darüber den richtigen Augenblick verpaßt, so daß ein anderer die Braut heimführt, und die übrigen günstigen Aussichten sich in Nichts verflüchtigen. Diese Ereignisse sind nicht sonderlich aufregend und die Komik Faesis ein wenig dünn. Am meisten Interesse fand die Nebenfigur eines von Waldau humorvoll gespielten Weltenbummlers. Durch die Neueinstudierung von Schnitzlers „Gefährtin", die Lützenkirchen Gelegenheit zu einer starken künstlerischen Leitung bot, wurde der Abend in günstiger Weise ausgefüllt. In beiden Stücken debütierte Herr Dr. Wolff, der neue Dramaturg, als Regisseur. Im Streben nach Intimität der Wirkung wurde zuweilen die Deutlichkeit des Dialoges außer acht gelassen.

Theater am Gärtnerplatz. Unter der temperamentvollen Battutaführung des Komponisten fand Leo Aschers Operette „Hoheit tanzt Walzer", Text von Brammer und Grünwald, eine sehr beifällige Aufnahme. Wieder einmal erfreut das biedermeierliche Wien des Walzerkönigs Lanner, dazu eine munter und geschickt geführte Handlung mit Alt-Heidelbergsentimentalität und heiteren Episoden. Leo Aschers Weisen sind anmutig und volkstümlich, wenn auch seine Musik nicht sonderlich Eigenzüge aufweist. Die schöne Prinzessin und der arme Musikus, die sich nicht finden dürfen, hatten in Frl. Seeben und Seibold in Gesang und Spiel geschmackvolle Repräsentanten.

Aus den Konzertsälen. Höchst erfreulich gestaltete sich das erste Konzert des neuen, von H. Schober gegründeten Frauenchores. Die Stimmen sind schön, wohlgeschult und boten unter Schobers Leitung fein nüancierte Leistungen. Neben Brahmschen Gesängen und dem 137. Psalm für Tenorsolo, Frauenchor, Klavier, Violine und Harfe von Liszt hörte man als Uraufführung „fünf Sinnsprüche" nach Gedichten des Angelus Silesius von G. Rüdinger, eine tiefempfundene und wertvolle geistliche Tondichtung, die großen Eindruck machte. Der Dirigent kam zu Beginn des Abends als Komponist zu Wort. Schobers „Präludium und Fuge für Orgel" erwies sich, von Anton Schmid vorzüglich gespielt, als das Werk eines ernst strebenden Künstlers. Neu war auch das Quintett von Jan Ingenhoven, eine mit viel Frische und Talent entworfene Komposition von mehr impressionistischem Charakter. Die Bläservereinigung unseres Hoforchesters machte sich um die Wiedergabe verdient. Von den Mitwirkenden des reichhaltigen Konzertes sind noch auszeichnend zu nennen Pauline Schmid-Beeke (Harfe), Schlosser (Tenor), Tuckermann (Horn), Dr. N. Schmidt (Violine) und Müller-Barneck (Klavier). — Das 10. Abonnementskonzert des Konzertvereins brachte als Neuheit die kleine Suite eines bisher durch orientalisierende Musik bekannt gewordenen Komponisten Sekles. Das in Debussys Bahnen sich bewegende, in manchen Einzelheiten fesselnde Werk war in Löwes feinsinniger Interpretation von guter Wirkung. Das bedeutendste jedoch war die B-Dur-Symphonie Bruckners. Besonders hier bei seinem Lieblingsmeister bietet Ferd. Löwe hinreißende und man muß dies immer wiederholen, einzig dastehende Leistungen. Mit wunderbarer Schönheit des Anschlages und Tones, vielleicht in der Auffassung etwas weich, spielte die gleich Löwe sehr gefeierte Theresa Carenno das Es-Dur-Konzert von Beethoven. An hochstehenden pianistischen Leistungen bot die letzte Zeit eine Ueberfülle. Gabrilowitsch führte seinen Zyklus zu Ende, der, abgesehen von seiner künstlerischen Qualität, eine eminente Leistung geistiger Energie bedeutete. Am letzten Abend spielte er Franck, Saint-Saëns, Rich. Strauß und Rachmaninoff mit packendster Wirkung. Das Orchester führte wieder sicher L. Kreutzer. Ein weiterer russischer Pianist

Kamtschatoff hatte durch seine hohen technischen Fertigkeiten schönen Erfolg. Höher steht Backhaus, dessen glanzvolles Können sowohl in der Plastik des Vortrages, als auch in subtiler Ausarbeitung auf höchster Stufe steht. Seine bewunderungswürdige Virtuosität stellte Friedmann auch am letzten Abend in den Dienst Chopins. Aus Brasilien kommt die junge Pianistin Novães, die über einen reizvollen Anschlag und reiche dynamische Schattierung gebietet. Eine Schülerin Liszts war Gisela Göllerich. Die vielbewährte Künstlerin weiß auch heute die großen Traditionen in ungeschwächter Kraft fortzuführen. Mit sympathischer Schlichtheit spielt Sandra Droucker, die besonders bei Beethoven und Schumann ihrer technisch hochstehenden Interpretation den Reiz der persönlichen Auffassung zu geben weiß. Neu war uns die Amerikanerin Llewellyn, die gleichfalls stark begabt, Temperament und Kraft zu erkennen gab. Eine erfreuliche Bekanntschaft war auch die junge, russische Geigerin Rozgonyi, die durch eine besondere Schönheit des Tones entzückte. Weniger durch letztgenannten Vorzug, als durch starkes technisches Können fesselte der Geiger Kortschak. Sein Begleiter Hughes hatte als Chopinspieler einen solistischen Sondererfolg. Am gleichen Abend konzertierten die Neue Kammermusikvereinigung und das Brüsseler Streichquartett; letzteres bot Tschaikowsky, Haydn, Beethoven in subtiler Ausführung; von Schmid-Lindner, Sieben, Huber, Hitzelsberger und E. Stoeber hörte ich Tanejews Klavierquintett op. 30 durch das temperamentvolle Spiel zu besonderer Wirkung emporgehoben.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Mozartensemble der Münchener Hofoper begann in Budapest ein Gastspiel mit hervorragendem künstlerischen Erfolg. — „Das Spielwerk und die Prinzessin", betitelt sich eine Märchenoper von Frz. Schreker, die ihre Uraufführung gleichzeitig im Wiener Hofoperntheater und dem Frankfurter Opernhaus erlebte. Der Autor kommt nach Berichten als Textdichter von Maeterlinck, als Musiker über Mahler von Wagner und Debussy her. Seine Gestalten verschwimmen ins Unplastische, Körperlose; anregender berührten die sehr geschickt entwickelte Melodik, die stimmungsreichen und fesselnden Klangkombinationen. In Frankfurt war die Aufnahme respektvoll, in Wien begeistert, doch nicht ohne Opposition. — Auf der Potsdamer Freundschaftsinsel baut ein Konsortium, dem die Stadt und Max Reinhardt angehören, ein deutsches Nationaltheater. — Die deutsche Uraufführung von J. de Lavas Musikdrama: „Die drei Masken" hatte in Düsseldorf starken Erfolg. Am besten gefielen die lyrischen Partien der Musik. — Das Niederrheinische Musikfest 1913 findet unter der Leitung des Generalmusikdirektors Steinbach vom 8. bis 10. Juni in Köln statt. — „Die beiden Automaten", eine komische Oper von A. Lorentz, gefielen in Karlsruhe. Die geistreiche Instrumentierung wird rühmend hervorgehoben. — Auf gleicher Seite liegen die Vorzüge von Giehls musikalischem Lustspiel: „Der Liebestrug", das bei der Dortmunder Uraufführung mit starkem Beifall bedacht wurde. — In Münster hatte Friedrich Castelles Neudichtung von Voltaires „Mérope" einen lebhaften Erfolg. — Das mit städtischer und staatlicher Beihilfe in Blankenburg im Harz erbaute Fürstenhof-Theater wurde mit einer Festvorstellung der Freytagschen „Journalisten" eröffnet. — Eine Stiftung der Freifrau von Königswarter mit dem Sitz in Berlin in der Höhe von 30,000 ℳ bezweckt, begabte, mittellose Schauspielerinnen mit der notwendigen Bühnengarderobe zu versorgen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Meinungen über die weitere Gestaltung der momentanen und speziell der zukünftigen Entwicklung unserer heimischen Industrieverhältnisse sind zurzeit sehr auseinandergehend und widersprechend. Besonders im Montangewerbe, und hierbei im Eisen- und Stahlgeschäft in erster Linie, herrscht ein durchweg undefinierbares Gefühl der Unsicherheit und Ungewissheit. Man ist sich jedoch klar, dass angesichts der nun so lange schon anhaltenden äusserst nervösen Politik und der dadurch hervorgerufenen Unlust und Reserviertheit die Zeiten der reinen Hochkonjunktur vorüber sind. Die bekannte anormale Geldknappheit bei uns und im Auslande verhindern ebenfalls jede lebensfähige Besserung. Die deutsche Industrie kann jedoch den Kampf in der zukünftigen Wirtschaftsentwicklung ruhig und erfolgreich aufnehmen. Eine mässige Abschwächung, welche im Moment nicht zu verleugnen ist, dient dem bisher hochgespannten Beschäftigungsgrad aller Werke als ein Ventil der Entlastung. Die Berichte des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats beweisen, dass die Beschäftigung in der Kohlenindustrie zum Beispiel eine noch sehr starke ist und die Monatsausweise der Zechen immerhin noch grosse Mehrüberschüsse ergeben. Anderseits ist jedoch bekannt, dass die Schwerindustrie zurzeit vornehmlich alte Aufträge erledigt und die neuen Ordres verhältnismässig nur spärlich einlaufen. In Kreisen der Produzenten herrscht dagegen vorwiegend die Zuversicht, dass bei einem Nachlassen der politischen Spannung und dem Eintritt einer merklichen Gelderleichterung neuerdings eine lebhafte Nachfrage auf allen Märkten einsetzen wird. Durch die starken Heeresvermehrungen und den Bedarf für Rüstungszwecke, sowie Eisenbahnbauten können unseren heimischen Industriezweigen sehr namhafte und nutzbringende Bestellungen überwiesen werden. Auch vom Roheisenverband liegt ein neuerlich günstiger Bericht vor. Die Geschäftsberichte der führenden Montanes, besonders der Hibernia- und der Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaften mit den grossen Millionenumsätzen an Produktion und gewaltigen Vergrösserungen, sowie für Neubauten beweisen die enorme Wichtigkeit unserer Schwerindustrie. Diese Daten, ferner die Bilanzergebnisse der führenden Schiffahrtsgesellschaften geben ein Bild von dem ungeheuren Aufschwung, den Deutschlands Wirtschaftsmärkte innerhalb kurzer Frist genommen haben. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den übrigen deutschen Industriezweigen. Besonders zuversichtlich lauten die Meldungen aus der deutschen Baumwoll- und Lederindustrie. In diesen Branchen sind die Vorräte bis zumeist Ende des laufenden Jahres bereits völlig ausverkauft. Die chemische Sparte profitiert von der geplanten Ermässigung des Zolltarifs in der amerikanischen Union. In der Maschinenfabrikation, der Elektro-, Fahrrad- und Autobranche herrscht ebenfalls grosser Optimismus und statt erwartete Arbeiterentlassungen werden vielfach Betriebsvergrösserungen in Aussicht genommen. Die Ziffern des deutschen Aussenhandels im Februar zeigen hinsichtlich der Einfuhr und besonders der Exporttätigkeit neuerdings erhebliche Mehrungen. Die Monatsausweise der deutschen Eisenbahnen ergeben aus dem Güterverkehr ebenfalls ein beträchtliches Plus. Zu dieser Reihe von speziell gebesserten Momenten unserer wirtschaftlichen Konjunktur gesellen sich noch andere gleichlautende Daten der deutschen Märkte. Die heimischen Börsen hatten jedoch nicht die genügende innere Kraft, diesen günstigen Betrachtungen folgend, eine zufriedenstellende Tendenz zu behaupten. Das Geschäft an den Effektenmärkten bleibt zumeist still und zurückhaltend, immerhin konnte sich die Grundstimmung der Börsen bei starker Widerstandsfähigkeit trotz Quartalsschluss etwas bessern. — Der österreichische Konflikt mit den slawischen Kleinstaaten an der Adria blieb daher ziemlich eindruckslos, da man allgemein einen baldigen Friedensschluss im Orient erwartet. Bei der vorherrschenden Feiertagsstimmung und der Nähe des Monatsultimos unterblieb naturgemäss irgendwelche grössere Lebhaftigkeit an den Börsen. Die Ermordung des Königs von Griechenland, die Demission des französischen Kabinetts und des russischen Ministerpräsidenten wurden angesichts der ohnehin undurchsichtigen Auslandspolitik als weitere Hemmnisse betrachtet. — Die Situation der Geldmärkte ist nach wie vor äusserst angespannt und wird auch voraussichtlich in absehbarer Zeit keine wesentlichen Erleichterungen bringen. Die anhaltend starken Ansprüche der Staaten und Kommunen, die bedeutenden Anforderungen zum Quartalwechsel bedingen eine weitere Belastung der Geldmärkte. Die Notenbankinstitute und die Grossbankwelt stehen daher andauernd unter diesem Einfluss der grössten Geldknappheit.

München. M. Weber.

Pfälzische Hypothekenbank, Ludwigshafen. In der Generalversammlung wurde die Dividende von 9% genehmigt. Der Vorsitzende, Reichsrat von Lavale, berichtete von einer weiteren befriedigenden Entwicklung des Instituts und dem durchaus zufriedenstellenden Jahresergebnis. Neben den wiedergewählten Aufsichtsratsmitgliedern wurde Reichsrat Franz von Buhl kooptiert.

Süddeutsche Bodenkreditbank, München. In der stattgehabten Generalversammlung gelangten die Verwaltungsanträge zur Genehmigung; die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt.

Bayerische Landwirtschaftsbank, E. G. m. H., München. Die Generalversammlung beschloss die Verteilung der vorgeschlagenen Dividende von 4%. Der Vorsitzende, Landtagsabgeordneter Freiherr von Freyberg-Jetzendorf, K. Kämmer, gab unter Worten lebhaften Bedauerns das Rücktrittsgesuch des langjährigen ersten Bankvorstandes Dr. Freiherr von Cetto bekannt, welcher bei diesem Anlass das Komthurkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone verliehen erhielt. In den Aufsichtsrat wurden neugewählt: Oekonomierat und Gutsbesitzer Döderlein-Nördlingen, sowie Landtagsabgeordneter Schulz-Kleinwallstadt.

Der Geschäftsbericht der Pfälzischen Bank, Ludwigshafen erwähnt die wirtschaftliche Entwicklung des abgelaufenen Jahres, welches der Bank erhebliche Mehrgewinne und vermehrte Umsätze gebracht hat. Der Reingewinn beträgt ℳ 6,087 Millionen gegen ℳ 5,518 Millionen im Vorjahre. Der am 5. April stattfindenden Generalversammlung wird eine Dividende von 7% vorgeschlagen.

M. W.

Ueber die bekannten „**Kilo-Zigarren**“ der Firma Joh. Eggers & Co., Hemelingen b. Bremen liegt unserer heutigen Ausgabe ein Angebot bei, auf das wir unsere verehrten Leser besonders hinweisen möchten. Die genannte Firma bringt diese Zigarren, welche nach einer von ihr erdachten, überaus sparsamen Arbeitsweise angefertigt werden, unter der Marke „La Nuova Produccion“ seit März 1912 in den Handel, und haben dieselben in kurzer Zeit in der Raucherwelt eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Es liegen der Firma Joh. Eggers & Co. über die vorzügliche Qualität und Preiswürdigkeit dieser Zigarren eine sehr große Anzahl **freiwilliger Anerkennungen** aus Raucherkreisen vor, so daß wir unseren verehrten Lesern nur bestens empfehlen können, sich der beigefügten Bestellkarte für einen Versuch zu bedienen. Die günstigen Bezugsbedingungen schließen für den Besteller jedes Risiko aus, da jede nicht zusagende Lieferung, auch angebrochen, anstandslos zurückgenommen wird.

Offizieller bayerischer Rompilgerzug. Aus Anlaß des 1600jährigen Jubiläums des konstantinischen Ediktes von Mailand, durch welches der Kirche Christi nach der Zeit der Verfolgung die Freiheit gewährt wurde, wird ein offizieller Pilgerzug der bayerischen Katholiken nach Rom veranstaltet werden, welcher am 28. April von München abgehen und am 9. Mai wieder dahin zurückkehren wird. In Padua, Bologna, Florenz und Assisi wird auf der Hinreise Aufenthalt genommen werden. Die Kosten für die Fahrt, Unterkunft und vollständige Verpflegung während der Reise und in Rom sind in I. Klasse 320 M, in II. Klasse 250 M und in III. Klasse 180 M. Die Anmeldungen hierzu müssen möglichst bald, mindestens noch im Laufe des März, erfolgt sein, da bei dem großen Andrang in Rom gute Quartiere vier Wochen vor der Ankunft gesichert werden müssen. Alle weiteren Informationen sind vom Zentralkomitee (Adresse: Prälat Kirchberger, München A 2, Frauenplatz 12) zu erholen.

Jubiläumswallfahrt nach Rom und Lourdes. Das Berliner Komitee für Pilgerreisen (gegründet 1900) veranstaltet in der Zeit vom 7.—26. Juli ds. Js. seine 8. Pilgerwallfahrt, und zwar als Jubiläumsfahrt nach Rom, vereint mit der alljährlich stattfindenden Lourdesreise. Wie die Bewohner des Nordens und Ostens in Berlin und Breslau bequemen Anschluß an diese hochinteressante Reise finden, so ist auch den Teilnehmern im Westen und Süden Deutschlands auf den Haltestellen des Sonderzuges gute Gelegenheit zum späteren Anschluß und früheren Abgang gegeben. Alles Nähere ergibt das Inserat in der heutigen Nummer.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Quartal, zu welchem wir unsere Leser und Freunde zu rechtzeitigem und zahlreichem Abonnement auf das **„Bayerische Vaterland“** geziemend einladen. Die Haltung unseres Blattes ist Freund und Feind bekannt: **Katholisch, bayerisch,** das **Recht** verteidigend, das **Unrecht** bekämpfend und abwehrend, dazu allzeit **offen, ehrlich** und **gerade heraus.** Der **Preis** des Blattes ist vierteljährlich 1.95 M. **Inserate** werden billigst berechnet und haben bei der bekanntlich grossen Verbreitung des „Bayerischen Vaterland“ stets besten Erfolg.

Redaktion und Verlag des „Bayerischen Vaterland“.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allg. Rundschau“ die höchste Abonnentenzahl auf.

„Rundschau“-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Neue Prismen-Fernrohre

zum Gebrauch auf Reisen, im Gebirge, für Militär, Jagd, Sport, Theater usw.

Einstellbar für alle Augen und auf jede Entfernung, inkl. feinstem Leder-Etui u. Doppelriemen,

Modell „Rodar", 6× Vergrösserung ℳ 95.–
8× „ „ 100.–
Modell „Robra", 6× „ „ 75.–
8× „ „ 80.–

Auswahl- und Ansichtssendung portofrei. Teilzahlungen ohne Preisaufschlag!

Preisliste No. 454 über Feldstecher, Fernrohre, Barometer kostenlos.

Optisch-okulistische Anstalt

JOSEF RODENSTOCK

Wissenschaftliches Spezialinstitut für Augengläser

München, Bayerstrasse 3. **Berlin W.**, Leipzigerstrasse 101–102.

Sportkleidung

für **Autler, Touristen, Rasensportler.**

Bequemer Sitz, eisenfeste Stoffe, mässige Preise.
Verlangen Sie den Sportkatalog.

ISIDOR BACH

Sendlingerstr. 4–6. **München** Pettenbeckstr. 6.

Schreibmaschinen

aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder

Teilzahlungen.

ALFRED BRUCK :: München 2.
Bayerstrasse 25.

Cigarren.

Direkter Versand an die Konsumenten. Anerkannt billige Bezugsquelle vorzüglicher Qualitäts-Zigarren! 100 Stück M. 3.50 bis M. 25.–. Nachnahme mit 3% Skonto oder Ziel 3 Monate. Garantie Zurücknahme. Verlangen Sie Preisliste.

Bernh. Stein & Co., Aachen.

Afrikanische Weine

der Weissen Väter.

Hervorragende Qualitätsweine. Probekisten von 10 Flaschen zu Mark 13,50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. Westfalen.

Vereidigte Messwein-Lieferanten. :: Päpstliche Hoflieferanten.

Konzertverein München E. V.

Tonhalle.

Montag, den **31.** März 1913
abends 7½ Uhr

Elftes Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe** (Wien).

Solist: Kammersänger **Felix Senius.**

H. Pfitzner: Musik zu Kleists „Käthchen von Heilbronn"
F. Gotthelf: Zwei Gesänge mit Orchester
Solo: Felix Senius
Brahms: Dritte Symphonie (F-dur)

Kartenverkauf an der **Tageskasse** der Tonhalle (Türkenstrasse), bei **M. Rieger,** Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz 2 und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Königliche Bayerische und Rumänische
HOFGLASMALEREI
F·X·ZETTLER
MIENCHEN
Hofglasmaler des hl. Apostol. Stuhles

Voranschläge u. Entwürfe gerne zu Diensten.

Beamtendarlehen m. ratenw. Rückz. zu 5% Zins. nach Versich.-Abschluss, ohne Vorspesen. Streng reelle Fa., seit 10 Jahren bestehend. Prospekt gratis. Ferd. Reitz, Frankfurt/M.-Süd 90

Frische Soester Landeier in Packungen zu 60–90–120 Stück täglich zu haben bei Gust. Pfingsten, Soest i. W. Obstplantage u. Baumschule.

Münchener Sehenswürdigkeiten

und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9–7 Uhr. Sonntag von 9–1 Uhr. Eintritt ℳ 1.–.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst-Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände.

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei. Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9–12, 3–6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock. Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragmaz. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet, Jeden Dienstag und Donnerstag Gross. Militärkonzert

„Rundschau"-Leser und -Freunde, berücksichtigt bei Bedarf an erster Stelle die Inserenten Eures Leibblattes!

Pfälzische Hypothekenbank.

Bilanz am 31. Dezember 1912.

Aktiva.

Aktiva			
Inventar		M.	11,838.90
Kasse, Reichs- und Notenbank		„	457,495.84
Wechsel		„	2,287,976 30
Wertpapiere		„	2,340,972.95
Schuldner			
Guthaben bei Banken	M. 3,857,444.84		
Lombard-Darlehen	„ 108,603 61		
Zinsen- und Annuitätenrückstände	„ 91,203.90		
Zinsen und Annuitäten fällig am 1. Januar 1913	„ 4,739,334.79	„	8,796,587.14
Hypotheken-Darlehen		„	470,756,557.22
Hiervon im Hypotheken-Register eingetragen	M. 466,109,648.71		
Kommunal-Darlehen, sämtlich im Kommunal-Darlehensregister eingetragen		„	3,847,847.31
Grundstücke			
Bankgebäude	M. 124,817.77		
Sonstige	„ 40,000.—	„	164,817.77
Wertpapiere des Beamten-Unterstützungsfonds		„	1,079,380.23
Reichsstempel auf erstmalig noch nicht ausgegebene Hypothekenpfandbriefe und Kommunal-Obligationen		„	56,352.—
Zinsen aus Darlehen, berechnet bis 31. Dezember 1912		„	1,474,336.80
		M.	491,274,162.46

Passiva.

Passiva				
Aktien-Kapital			M.	10,000,000.—
Hypothekenpfandbriefe				
zu $3^1/_2$%	M. 240,336 500.—			
verloste	„ 385,500.—	M. 240,722.000.—		
zu 4%	M. 205,031,600.—			
verloste	„ 75,200.—	„ 205,106,800.—	„	445,828,800.—
Kommunal-Obligationen zu 4%			„	1,138,400.—
Kapital-Reservefonds			„	7,920,000.—
Reservefonds II			„	4,000,000.—
Reservefonds III			„	350,000.—
Rückstellungs-Konto			„	380 379 50
Talons-Steuer-Reserve			„	196,046.80
Zinsen-Reserve			„	518,518 11
Provisions-Reserve			„	189,380.34
Disagio-Reserve				
a) Agiovorträge		M. 115,249.55		
b) Disagiovorträge		„ 2,652,568.95	„	2,767,818.60
Konto für gemeinnützige Zwecke			„	17,371.07
Beamten-Unterstützungsfonds			„	1,085,878.05
Erben von Clemm-Stiftung			„	44,920.20
Gläubiger in laufender Rechnung			„	831,231.58
Unerhobene Gewinnanteilscheine			„	450.—
Unerhobene Zinsscheine			„	1,930,160.25
Hypothekenpfandbrief-Zinsen, berechnet bis 31. Dezember 1912			„	1,604,716.76
Gewinn				
Vortrag von 1911		M. 277,144.72		
Gewinn in 1912		„ 3,192,946.48	„	3,470,091.20
			M.	491,274,162.46

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.

Soll			
Geschäftskosten			
Allgemeine Unkosten		M.	329,656.35
Steuern und Umlagen		„	534,580.96
Kosten des Pfandbrief-Geschäfts			
a) Reichsstempelabgaben	M. 120,310.—		
b) Sonstige	„ 216,729 49	„	337,039.49
Abschreibung auf Wertpapiere		„	51,506.80
Hypothekenpfandbrief-Zinsen		„	16,500,389.53
Kommunal-Obligationen-Zinsen		„	46,471.70
Gewinn		„	3,470,091.20
		M.	21,269,736.03

Haben.

Haben		
Vortrag aus dem Jahre 1911	M.	277,144 72
Wechsel- und Wertpapiere-Zinsen	„	235,221.63
Zinsen aus laufender Rechnung	„	179,934.25
Hypotheken-Darlehens-Zinsen	„	20,101,510.63
Kommunal-Darlehens-Zinsen	„	161,281.29
Provisionen (Beiträge zu den Geldbeschaffungskosten	„	314,643.51
	M.	21,269,736.03

Ludwigshafen a. Rh., den 1. März 1913.

Pfälzische Hypothekenbank.

In der heutigen Generalversammlung wurde die **Dividende** für das Jahr 1912 auf **9% = M. 90.—** für jede Aktie festgesetzt, welche sofort ausbezahlt werden.

Ludwigshafen a. Rh., den 17. März 1913.

Die Direktion.

Bilanz per 31. Dezember 1912.

Aktiva.

Aktiva			
Kassa-Konto inkl. Guthaben bei der Reichs- und Notenbank		M.	129 860.61
Effekten-Konto		„	415 622.51
Effekten-Konto d. Reserve-Fonds		„	273 018 75
Effekten-Konto des Spezial-Ref.-Fonds		„	928 328.90
Effekten-Konto des Grundstück-Reserve-Fonds		„	79 813.40
Effekten-Konto des Talon-Steuer-Reserve-Fonds		„	21 807.95
Effekten-Konto d. Pensions-Fonds		„	62 188.—
Wechsel-Konto		„	1 431 490.22
Konto-Korrent-Konto			
Guthaben b. d. K. Filialbank	M. 69 000.95		
Rückst Annuität. a) p 1. Dez.1911	„ 716 655.12		
b) p.1. Sept.1911	„ 60 240.63		
c) aus früheren Terminen	„ 28 407.26		
Sonst. Debitor.	„ 117 808.38	„	992 112.34
Mobiliar-Konto	„ 20 360.96		
10% Abschreib.	„ 2 036.09	„	18 324 87
Hypothekar-Darleh.-Zinf. Konto		„	1 036 639.38
Kommunal-Darleh.-Zinf.-Konto		„	53 616.85
Hypothekar-Darlehens-Konto:			
$3^3/_4$% Darlehen	M. 84 926 200.—		
$4^1/_4$% Darlehen	„ 55 518 600.—	„	140 444 800 —
Zusatz-Darlehens Konto		„	344 063.67
Kommunal-Darlehens-Konto:			
$3^3/_4$% Darlehen	M. 6 018 500.—		
$4^1/_4$% Darlehen	„ 8 918 000.—	„	14 936 500.—
		M.	161 168 187.45

Passiva.

Passiva			
K. Staatsministerium d. Finanzen		M.	5 000 000.—
Geschäfts-Anteile-Konto		„	4 223 400.—
Geschäfts-Anteile-Zinsen-Konto		„	581.62
Reserve-Fonds-Konto		„	284 645.29
Spezial-Reserve-Fonds Konto		„	964 979.—
Grundstück-Reserve-Fonds-Konto		„	82 472.71
Talon-Steuer-Ref.-Fonds-Konto		„	27 067 20
Pensions-Fonds-Konto		„	64 112.51
Pfandbrief-Amort.-Fonds-Konto		„	250 061 31
Komm.-Obl.-Amort.-Fonds Konto		„	4 150 02
Verloste Kommunal-Obl.-Konto		„	2 000.—
Disagio-Konto		„	142 703.29
Konto-Korrent-Konto		„	167 957 92
Eigene Pfandbr.-Coupons-Konto		„	714 864.75
Eigene Kommunal-Obligationen-Coupons-Konto		„	116 692.50
Eigene Pfandbriefe-Zinsen-Konto		„	514 748.—
Pfandbrief-Kapital-Konto:			
$3^1/_2$% Pfandbr.	M. 82 911 300.—		
4% Pfandbriefe	„ 51 473 300.—	„	134 384 600.—
Kommunal-Oblig.-Kapit.-Konto:			
$3^1/_2$% Obligat.	M. 5 685 600.—		
4% Obligation.	„ 7 981 600.—	„	13 667 200.—
Gewinn- und Verlust-Konto des Jahres 1912	M. 352 527.05		
hiezu Vortrag von 1911	„ 3 429 28	„	355 956 33
		M.	161 168 187 45

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1912.

Soll.

Soll		
Staats-Vorschuß-Zinsen-Konto	M.	120 000 —
Pfandbrief-Zinsen-Konto	„	4 861 716.69
Kommunal-Obligat.-Zinsen-Konto	„	515 527.34
Mobiliar Konto, Abschreibung	„	2 036 09
Unkosten-Konto	„	274 698 76
Reingewinn pro 1911	„	355 956 33
	M.	6 129 935.21

Haben.

Haben		
Gewinn-Vortrag von 1911	M.	3 429 28
Hypothekar-Darleh-Zinsen-Konto	„	5 467 613.22
Kommunal-Darleh.-Zinsen-Konto	„	598 719.23
Konto-Korrent-Zinsen-Konto	„	28 149.94
Wechsel-Konto	„	28 187.46
Effekten-Konto	„	3 836.08
	M.	6 129 935.21

Bayerische Landwirthschaftsbank. E. G. m. b. H.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 5. April 1913. X. Jahrgang.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen.

Von F. Neunkirchner.

Am Freitag nach Ostern genehmigte der Bundesrat in einer langen Sitzung die inhaltsschweren Entwürfe, und am späten Abend dieses Tages wurde das Ergebnis veröffentlicht. Da schon alle denkbaren Lösungen der Wehr- und Deckungsfragen von den Zeitungen besprochen worden waren, gab es keine empfindliche Ueberraschung. Der erste Eindruck war: die Militärs haben uns wirklich nichts geschenkt, sondern ganze Arbeit gemacht, und die Finanzkünstler haben an den großen Gedanken des einmaligen Wehrbeitrages eine Reihe von mühsam ersonnenen Mitteln zur Deckung der dauernden Ausgaben gefügt.

1. Die Wehrvorlage.

In den Steuervorlagen sei „kein System", hieß es sofort in der linksliberalen Kritik; ob für die Steuerzahler die „systematische" Schröpfung gerade von Vorteil ist, mag dahingestellt bleiben. In der Militärvorlage ist aber jedenfalls System genug. Die allgemeine Dienstpflicht wird voll und ganz durchgeführt; jedes Jahr sollen rund 63 000 Rekruten mehr eingestellt werden, so daß sich die Friedensstärke des Heeres mit Einschluß der Offiziere um 136 000 Köpfe erhöhen wird. Dabei sind die weiteste Ergänzung der Kommando- und Verwaltungskräfte, die schnellere Beschaffung von Kriegsmaterial aller Art, der raschere und vermehrte Ausbau der Festungen und der Ausbau der Luftflotte vorgesehen. Auch für bessere Verpflegung der Mannschaften und für freie Urlaubsfahrten in die Heimat werden neue Mittel gefordert; ebenso für die bessere Versorgung der Kapitulanten. Der Gesamtbedarf stellt sich für die einmaligen Ausgaben auf 1050 Millionen, für die fortdauernden Ausgaben auf 180 bis 190 Millionen jährlich.

Zur Begründung der Heeresverstärkung wird verwiesen auf die Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse infolge der Balkanereignisse; deshalb soll die Wehrmacht so stark gestaltet werden, wie es die Volkskraft zuläßt. Das ist in der Tat ein zwingendes Argument, und man muß auch die beigefügte Trosterwägung anerkennen, daß wir bei der Erhöhung des Friedensstandes der Regimenter im Kriegsfalle nicht genötigt sind, die älteren Jahrgänge mit den Familienvätern sofort und in vorderster Linie an den Feind zu bringen. Aber trotzdem hat der Reichstag zu prüfen: 1. ob die vorgesehene Mehrquote von 63 000 Rekruten wirklich aus der Volkskraft dauernd gedeckt werden kann, ohne daß wir in Gefahr kommen, durch schwächliche Mitläufer an dem inneren Wert der Truppen mehr zu verderben, als durch die größere Quantität ausgeglichen werden kann; 2. ob all die geforderten Behörden, Einrichtungen, Bauten, Festungsanlagen usw. wirklich notwendig und dringlich sind, oder ob nicht die Fachmänner stellenweise gedacht haben, bei dem Milliardenprojekt käme es auf ein paar Millionchen mehr nicht so genau an. Ganze Arbeit — gut; aber keine übermäßige Arbeit, kein militaristischer Luxus.

2. Der Wehrbeitrag.

So soll die einmalige und außerordentliche Abgabe vom Vermögen zur Deckung der einmaligen Ausgabe von rund einer Milliarde heißen. Der Name ist gut, und der Opfergedanke hat bekanntlich eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der umfassende Gesetzentwurf zeigt aber, wieviel Umsicht und Arbeit dazu gehört, um einen so einfachen Gedanken in die rauhe Wirklichkeit zu überführen.

Dabei hat man das Verfahren möglichst einfach zu gestalten gesucht, und zwar im Anschluß an die Veranlagung in den Einzelstaaten; doch hofft man durch die Deklarationspflicht (unter Amnestie für frühere Hinterziehungen) das Vermögen sicher zu erfassen, auch den mobilen Besitz. Bei dessen Versteckfähigkeit werden die Volksvertreter diese Punkte wohl noch genau nachprüfen.

Die genaue und gleichmäßige Veranlagung des Besitzes ist um so mehr notwendig, da die Einschätzung zum Wehrbeitrag als Grundlage für die sogenannten veredelten Matrikularbeiträge benutzt werden soll. Der Maßstab der Kopfzahl, der bisher für die Matrikularlasten gilt, ist roh und für die wirtschaftlich schwächeren Reichsteile nachteilig. Allerdings hat sich bei näherer Aufrechnung gezeigt, daß der Unterschied zugunsten oder ungunsten der einzelnen Bundesstaaten nicht so groß ist, um grundstürzende Neuerungen zu rechtfertigen. Wenn nun aber bei dieser Gelegenheit der bessere Maßstab der Vermögenskraft der einzelnen Länder sich ergibt, so kann man ihn füglich ausnutzen.

Die Höhe des Wehrbeitrages ist auf 1/2 Prozent des Vermögens angesetzt, und zwar von 10,000 Mark an. Der Prozentsatz ist nicht gestaffelt. In der Tagespresse sind sofort lebhafte Angriffe erhoben worden gegen den Mangel an Progression und gegen die Heranziehung der kleinen Vermögen von 10 oder 20,000 Mark. Die Vorlage sieht aber eine gewisse Mehrbelastung der stärkeren Schultern vor, indem sie die Einkommen von 50,000 und mehr besonders heranziehen will in der Weise, daß der Wehrbeitrag wenigstens 2 Prozent dieses Einkommens betragen soll. Durch den Rückgriff auf die Einkommenschätzung wird die Sache komplizierter; doch scheint es nicht unmöglich zu sein, daß man bei der subsidiären Heranziehung des Einkommens noch um einige Zehntausend-Stufen heruntergeht und dafür die kleineren Vermögen der Witwen, Waisen, Greise und sonstigen Arbeitsunfähigen freiläßt. Auch in der Staffelung des Prozentsatzes läßt sich vielleicht ein Mittelweg finden, der die großen Vermögen in erträglichem Maße stärker heranzieht. Bis zur konfiskatorischen Höhe wird sich freilich der Reichstag von der Sozialdemokratie wohl nicht verleiten lassen. — Erfreulich ist, daß auch die Aktiengesellschaften herangezogen werden sollen.

Im ganzen hat die Vorlage über den Wehrbeitrag die besten Aussichten.

3. Die fortlaufenden neuen Steuern.

Das ist ein dorniges Kapitel, das schon dem Bundesrat sehr viel Kopfschmerzen gemacht hat und dem Reichstag viel Sorge und Arbeit bereiten wird.

Der Reichstag hat schon voriges Jahr sich für eine allgemeine Besitzsteuer erklärt, und auch die Regierung und der Bundesrat haben festgehalten an dem Prinzip, daß der Mehrbedarf nicht durch indirekte Massenabgabe, sondern durch Besteuerung der besitzenden Klassen gedeckt werden solle. Nun ergab sich aber das Dilemma: die Einzelstaaten wollen keine Reichs-Vermögens- oder -Einkommensteuer, überhaupt keinen Eingriff in ihre direkte Besteuerung; die Rechte und das Zentrum im Reichstage, auf deren Hilfe die Regierung angewiesen ist, wollen ihrerseits nicht die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf das Gatten- und Kindeserbe. Aus diesen Schwierigkeiten will man nun den Ausweg finden, indem man die eigentliche Besitzsteuer in der Hand der Einzelstaaten läßt und von letzteren 80 Mill. Mark auf dem Wege der veredelten Matrikularbeiträge einzieht. Die Bundesstaaten sollen diese 80 Mill. (1,25 Mk. pro Kopf) durch Landessteuern

von Vermögen, Ertrag, Einkommen oder Erbschaften aufbringen. Auf diese Weise kommt das Institut der Matrikularbeiträge, dessen Erhaltung den Abgg. Franckenstein und Windthorst sowie dem Zentrum von 1879 zu verdanken ist, zu neuen Ehren. Von den Zentralisten, die grundsätzlich die föderalistische Garantie der Matrikularbeiträge bekämpfen, erhebt sich natürlich sofort Widerspruch; aber der vorgeschlagene Ausweg hat doch seine großen praktischen und taktischen Vorzüge. Auch von der Gegenseite haben schon einige Eiferer Widerspruch erhoben, weil sie eine gefährliche Belastung oder gar Rechtskränkung für ihren Heimatstaat befürchten. Die Letzteren müssen aber bedenken, daß nur zwischen zwei Uebeln die Wahl bleibt: entweder greift das Reich unmittelbar in die direkten Steuerquellen ein, oder die Einzelstaaten müssen das Geld aufbringen, um sich die ungeschmälerte Selbstherrlichkeit in der Vermögens- und Einkommenbesteuerung zu sichern.

Die „partikularistischen" Bedenken sind wohl wesentlich darauf zurückzuführen, daß der Bundesrat eine Art Lückenbüßer- oder Notgesetz vorgeschlagen hat, nämlich eine Besteuerung des Vermögenszuwachses, die in jenen Einzelstaaten, die nicht die erforderlichen direkten Landessteuern selbst schaffen können oder wollen, von Reichs wegen in Kraft treten soll. Dieser Notanker ist im Grunde entbehrlich. Sollte wirklich eine Landesgesetzgebung versagen, so kann das Reich ja noch nachträglich eingreifen. Wollte man die komplizierte Zuwachssteuer (0,5 bis 2½ Prozent vom Zuwachs des Vermögens) jetzt gleich lösen, so würde der ohnehin große Arbeitsstoff ungebührlich vermehrt und obendrein eine gefährliche Streitfrage heraufbeschworen. Denn zu dem steuerpflichtigen Vermögenszuwachs soll auch das Erbe vom Vater gehören, und so ist in dieser Vorlage eine verschleierte „Waisensteuer", gegen die von konservativer Seite auch sofort Widerspruch erhoben worden ist. Also lieber diese Angelegenheit vertagen!

Aehnlich steht es auch mit der weiteren Vorlage über das Erbrecht des Fiskus. Sie greift auf einen im Jahre 1909 gescheiterten Gedanken zurück, und das Reich will von den Intestaterbfällen, bei denen der Fiskus die entfernteren Verwandten ausschließt, 15 Millionen jährlich einheimsen. Sollen wir wegen dieser 15 Millionen diese heikle Prinzipienfrage aufrollen? Ist die Summe wirklich unentbehrlich, nun, so schlage man sie zu den veredelten Matrikularbeiträgen, so daß statt 1,25 ℳ pro Kopf 1,50 ℳ erhoben werden und dafür die Einzelstaaten das fiskalische Erbrecht vollständig für sich ausbeuten können.

Weniger bedenklich sind die weiteren Deckungsvorschläge, die Zuckersteuer und den Grundstücksstempel noch drei oder vier Jahre fortbestehen zu lassen und von den Stempelsteuern die Stempel für Gesellschaftsverträge (eingeschlossen G. m. b. H.) und für Versicherungen ganz auf das Reich zu übernehmen. Ertrag 28 + 36 Millionen jährlich. Erfreulicherweise ist von der vorgeschlagenen Imperialisierung der gesamten Stempelsteuern abgesehen worden.

Lieblich ist ja das Steuerbukett nicht; aber es hätte doch noch schlimmer kommen können. Ohne Aenderungen geht es natürlich nicht ab, und da ist nun die Hauptsache: die Regierung muß mit den positiven Parteien dahin einig werden und einig bleiben, daß die Wehrvorlage und die Deckungsvorlage von derselben Mehrheit geschaffen werden und nicht der Linken gestattet wird, den Arbeitsparteien, die dem Vaterlande die Wehrmacht bewilligen, zum Dank dafür in die Steuersuppe zu spucken. Sowohl die Sozialdemokraten als auch die Freisinnigen können vollauf zufrieden sein mit dem Verzicht auf alle indirekten Abgaben und der alleinigen Heranziehung des Besitzes. Sie lästern und hetzen aber trotzdem schon jetzt wieder. Den unverbesserlichen Gegnern des Friedens und der Wahrheit darf kein verwirrender Einfluß gestattet werden. In dieser Hinsicht kommt es wesentlich an auf die Haltung der nationalliberalen Partei oder wenigstens ihres rechten Flügels. Tut man dort seine Schuldigkeit, so darf die rechtzeitige Lösung der großen Aufgabe erhofft werden.

Die Parität in Bayern.[1]

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

I.

Ein unerwünschter Zustand kann nur gebessert werden, wenn man sich über seinen Umfang und seine Ursachen klar geworden ist. Die deutschen Katholiken ringen bekanntlich seit der Säkularisation und seit dem Kulturkampf danach, die Wunden, welche eine übelwollende Staatsweisheit und die Unduldsamkeit des sogenannten Liberalismus ihnen geschlagen haben, restlos vernarben zu lassen. Zwei große Ziele stehen ihnen da vor Augen. In wirtschaftlicher Beziehung suchen sie den Vorsprung der anderen Konfessionsbevölkerungen einzuholen. Das zweite hohe Ziel besteht in der nachhaltigen Beseitigung des sogenannten Bildungsdefizits, in dem Bestreben, den Anteil an den höheren Verwaltungsposten und sonstigen Beamtenstellen ihrer Bevölkerungsmenge entsprechend zu vergrößern. Es besteht ein berechtigter Grund zu der optimistischen Annahme, daß die Verhältnisse im allgemeinen auf der Bahn der Besserung sich befinden. Doch kostet es noch viele Anstrengungen, bis ein zufriedenstellender Zustand erreicht ist.

Wenn wir im folgenden die Lage der Katholiken in den meist akademischen Berufsarten auf Grund der Zahlenergebnisse der letzten Berufszählung vom Jahre 1907 näher untersuchen, so kommt hier zu dem wissenschaftlichen und konfessionellen Interesse noch ein besonderer Reiz hinzu, der darin besteht, daß laut der fortwährenden Klagen und Beteuerungen der katholikenfeindlichen Presse in Bayern der Druck der Zentrumsherrschaft und Zentrumsanmaßung überaus unerträglich geworden sein soll.

Wir ziehen bei der Darstellung des Anteils der Bevölkerung an den wichtigeren akademischen und mit diesen verbundenen Berufsarten nach Konfessionen auf Grund der Berufszählung vom 12. Juni 1907 die Verhältnisse im Deutschen Reiche zum Vergleiche heran. Wenn wir nun zunächst der Berufsgruppe Armee und Flotte nebst Verwaltung einschließlich der Militärärzte uns zuwenden, so gab es im Deutschen Reiche 27455 oder 83.2 Prozent protestantische, 5478 oder 16.5 Prozent katholische, 16 jüdische und 118 sonstige Offiziere, Militärärzte und Beamte mit gleichstehendem Range. Die Protestanten überschreiten in dieser Berufsart ihren Bevölkerungsanteil, der 62.1 Prozent beträgt, um 21.1 Prozent, während die Katholiken einen Fehlbetrag von 20.0 Prozent aufweisen, da ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung 36.5 Prozent ausmacht. Diese Anteilnahme der Katholiken am Militärberufe muß als sehr ungünstig bezeichnet werden. Für Bayern haben wir folgende Ergebnisse:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Offiziere und Militärbeamte, Militärärzte	1451	1959	4	46
Prozent	42.0	56.5	0.1	1.3
Unteroffiziere, Gemeine, Verwaltungspersonal von gleichem Range	17746	40743	230	52
Prozent	30.3	69.3	0.3	0.09

In der Gesamtbevölkerung des Königreichs Bayern wurden am 12. Juni 1907 gezählt 28.2 Prozent Protestanten, 70.8 Prozent Katholiken, 0.8 Prozent Juden und 0.2 Prozent sonstige Konfessionsangehörige. Mit diesen Bevölkerungsprozentsätzen verglichen, haben die Protestanten in Bayern in der Berufsart der Offiziere, Beamten und Militärärzte einen ihren Bevölkerungsprozentsatz um 13.8 Prozent überschreitenden, die Katholiken einen ihn um 14.3 Prozent unterbietenden Anteil. Wir haben also in Bayern rund 70 Prozent Katholiken und nur 56 Prozent katholische Offiziere. Diese geringere Beteiligung seitens der Katholiken hat verschiedene Ursachen. Zunächst ist es teilweise ein materieller Beweggrund, da das heutige standesgemäße Leben der Offiziere verhältnismäßig hohe Anforderungen an die materielle Leistungsfähigkeit der Eltern stellt. Anderseits aber gibt es zahlreiche katholische Familienväter, welche aus religiösen und sonstigen Beweggründen den Eintritt ihrer Söhne in Offizierskorps nicht wünschen und wohl auch mitunter verhindern. Im Hinblick auf den Duellzwang und die in manchen Leutnantskreisen herrschende Simplicissimuskultur kann man es gewissenhaften katholischen Eltern gar nicht verargen, wenn sie die Offizierskarriere um dieser Begleiterscheinungen willen nicht für einen erwünschten Lebensberuf ihrer Söhne ansehen. Mit gutem Gewissen kann in der deutschen Armee kein Katholik Offizier sein. Auf der einen Seite bindet ihn sein Gewissen und das Gebot seiner Kirche, welche den Zweikampf in jeder Form unter Sünde verbietet. Auf der anderen Seite bringen ihn die sklavischen Anschauungen des militärischen Ehrenkodex in Situationen und Gewissenskonflikte, aus welchen wie im Falle Dr. Sambeth nur

[1] Die Konfession der Hochschulprofessoren in Bayern ist vom Verfasser separat behandelt in „Allgemeine Rundschau" Nr. 13 vom 29. März 1913.

der schmähliche Ausweg bleibt, den in Ehren getragenen Königsrock an den Nagel zu hängen. Mit diesen Einwänden gegen den akademischen Militärberuf vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung aus soll nicht gesagt sein, daß das Fernbleiben vom Offiziersstande seitens der Katholiken erwünscht sei. Im Gegenteil, der überzeugte Katholik muß auch als Offizier seinen Mann stellen und der katholischen Weltanschauung in diesen Gesellschaftsschichten zur Geltung verhelfen. Erfreulicherweise ist das Verhältnis zahlreicher einfacher und höherer Offiziere zur katholischen Kirche im ganzen besser, als man in verallgemeinerndem Pessimismus es glauben möchte. Daß die Protestanten infolge ihres größeren Reichtums und der laxeren moralischen Beurteilung des Duells in erheblich stärkerem Maße in der militärischen Karriere vertreten sind, ist im Zusammenhalt mit unseren die Katholiken hemmenden Ausführungen erklärlich. Wenn die Protestanten auch in der Gruppe der Unteroffiziere, Gemeinen und des gleichrangigen Verwaltungspersonals, Zahlmeister usw. ihren Bevölkerungsprozentsatz ein wenig überragen, so rührt dies daher, daß protestantische norddeutsche Studenten, Kaufleute nicht ungern in bayerischen Regimentern ihrer Militärpflicht Genüge leisten, während ferner zahlreiche Militärmusiker aus Thüringen und Sachsen das protestantische Soldatenkontingent in Bayern ebenfalls vermehren.

Betrachten wir nunmehr diejenigen Berufsarten, welche in ihrer Gesamtheit das eigentliche Beamtentum ausmachen. Wenn wir uns zunächst den höheren Kategorien dieser Berufsarten zuwenden, so zeigen sich folgende Zahlenverhältnisse:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Höhere Reichs- und Staatsbeamte . .	771	1215	22	32
Prozent	37.7	59.6	1.08	1.5
Richter, Staatsanwält.	903	1373	105	11
Prozent	37.8	57.3	4.4	0.4
Rechtsanwält., Notar., Patentanwälte . .	562	934	182	19
Prozent	33.2	55.2	10.8	1.1
Höhere Hofbeamt. aller Art	67	116	—	1
Prozent	36.4	63.1	—	0.5
Höhere Kommunalbeamte	138	160	—	1
Prozent	46.3	53.5	—	0.3
Höhere Beamte der standes- und grundherrlich. Verwaltung	34	75	3	1
Prozent	30.1	66.4	2.6	0.9
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28.2	70.8	0.8	0.2

Wenn man die Kategorie der höheren Reichs- und Staatsbeamten ins Auge faßt, so überschreiten die Protestanten im ganzen Deutschen Reiche ihren Bevölkerungsprozentsatz um 9.4 Prozent, während die Katholiken um 10,5 Prozent unter denselben herabsinken. Im vorwiegend katholischen Bayern ist das Verhältnis der Katholiken noch etwas ungünstiger, indem sie um 11,2 Prozent hinter ihrem Bevölkerungsanteil von 70.8 Prozent zurückbleiben. Die Protestanten überschreiten denselben um 9.5, die Juden um 1.0 Prozent. Bei den Richtern und Staatsanwälten stehen die Katholiken im Reiche um 12.1 Prozent hinter ihrem Bevölkerungsanteile zurück, in Bayern macht dieser Fehlbetrag 13.5 Prozent aus. Der Umstand, daß die Katholiken in Bayern bei der Besetzung der höheren, einflußreichen, juristischen Staatsstellen ins Hintertreffen geraten sind, ist eine Folge des Systems, welches die Minister Crailsheim und Feilitzsch inauguriert haben, und nur zum geringeren Teile eine Folge ungenügenden Kräfteangebots.

In der Kategorie der Rechtsanwälte, Notare und Patentanwälte bleiben im Reiche die Protestanten hinter ihrem Bevölkerungsprozentsatz um 4.6 Prozent, die Katholiken um 9.4 Prozent zurück, während die Juden hier ihren Bevölkerungsanteil nahezu um das Vierzehnfache überschreiten. In Bayern sind hier die Protestanten ihrem Bevölkerungsanteil entsprechend um 5.0 Prozent stärker vertreten, die Katholiken bleiben bei der Berufsgruppe der Rechtsanwälte, Notare und Patentanwälte um 15.6 Prozent hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück, während die Juden denselben um mehr als das Zehnfache überholen. Die Juden haben in Bayern nicht im geringsten über irgendwelche Zurücksetzung bei Besetzung der höheren Staatsstellen, sowie der Stellen als Staatsanwälte und Richter sich zu beklagen. Als Rechtsanwälte haben sie sich eine starke Domäne geschaffen. Auch in die ganz hohen Staatsstellen steigen die Juden empor, indem unter dem neuen Ministerium zum ersten Male ein jüdischer Rat am obersten Landesgericht zum Senatspräsidenten bei demselben Gericht befördert wurde, der außerdem noch Honorarprofessor an der Universität München ist.

Wenn wir die höheren Hofbeamten aller Art ins Auge fassen, so bleiben die Katholiken im Reiche um 10.2 Prozent hinter ihrem Bevölkerungsanteile zurück. In Bayern sind auch hier die Protestanten relativ in der Mehrheit, indem sie ihren Bevölkerungsprozentsatz um 8.2 Prozent überragen, während die Katholiken um 7.7 Prozent hinter demselben zurückbleiben. In Anbetracht des ganz katholischen königlichen Hofes hätte man im katholischen Bayern wohl ein besseres Verhältnis erwarten dürfen. Jedenfalls war es ein Beweis weitgehendster Toleranz, wenn selbst die beiden letzten Sekretäre der königlichen Geheimkanzlei Protestanten gewesen sind; ein Zustand, welcher umgekehrt am königlichen Hofe in Berlin einfach undenkbar wäre.

Was die höheren Kommunalbeamten anlangt, so überschreiten im Reiche die Protestanten ihren Bevölkerungsprozentsatz um 12.2, die Katholiken stehen mit 11.6 Prozent zurück. In Bayern überholen die Protestanten mit 18.1 Prozent, also nahezu mit einem Fünftel ihren Bevölkerungsanteil, während die Katholiken um diesen Betrag (mit 17.3 Prozent) hinter demselben zurückbleiben. Das sind die Früchte der liberalen und protestantischen Toleranz. Bis zur Abänderung des Gemeindewahlgesetzes hatten die Katholiken in einer großen Anzahl von Städten keinerlei Vertretung oder keinen Einfluß. Der liberale Machthunger ließ katholische Magistratsräte, katholische Rechtsräte nicht aufkommen. Da wurde bei der Besetzung einer katholischen Lehrerinnenstelle der Umstand der Zugehörigkeit des Vaters zu einer katholischen Studentenkorporation als bedenklich angedeutet; da wurde es einem liberalen katholischen Magistratsrate sehr verübelt, daß seine Töchter im katholischen Preßverein mithelfen. Tausende solcher sehr bezeichnender Beispiele können in allen Städten Bayerns gesammelt und zum lange herrschenden System verdichtet werden. An diese Früchte der Intoleranz und brutalen Machtausnützung mag wohl Karl Jentsch gedacht haben, wenn er geschrieben hat, den Katholiken würde man den letzten Magistratsschreiberposten vorenthalten, wenn sie es sich einfallen ließen, das Zentrum aufzulösen. Es wird jahrzehntelang dauern, bis die Katholiken das ungünstige Verhältnis bei der Besetzung der höheren Kommunalbeamtenstellen wieder einigermaßen ausgewetzt haben. Erst unlängst mußte in München bei der Neubesetzung einer Rechtsratsstelle ein hervorragend qualifizierter katholischer Staatsbeamter unterliegen, weil die Toleranz es anders gebot. Es bleibt eine notwendige Aufgabe der städtischen Katholiken und Zentrumswähler, ihr Augenmerk unverrückt auf das Defizit in der Besetzung der städtischen Beamtenkörper gerichtet zu halten.

Die Kategorie der höheren Beamten der standes- und grundherrlichen Verwaltung ist die einzige akademische Berufsart, in welcher die Katholiken im Reiche überwiegen, indem sie ihren Bevölkerungsanteil um 15.4 Prozent überschreiten, während die Protestanten um den gleichen Betrag hinter demselben zurückbleiben. Daß eine große Anzahl von katholischen höheren Verwaltungsbeamten in diese Berufsgruppe abströmt, hängt mit dem Umstande zusammen, daß sie als Katholiken im Reichs- und Staatsdienst in Anbetracht der sattsam bekannten Toleranz namentlich in Preußen nur langsam oder gar nicht in die Höhe kommen, während sie als adelige Domänialbeamte insbesondere beim katholischen Adel weniger Schwierigkeiten zu überwinden haben. Auch in Bayern, wo ein ziemlicher Bedarf an solchen Beamten vorhanden ist, macht sich diese Beobachtung geltend.

Wir fassen nunmehr die Beamtenschaft mittleren Ranges bezüglich ihrer Ausgliederung nach Konfessionen ins Auge:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Reichs- und Staatsbeamte mittleren Ranges (einschließlich der Justizverwaltung)	5178	10 689	39	40
Prozent	32.5	67.2	0.2	0.2
Hofbeamte mittleren Ranges	152	240	1	1
Prozent	38.6	61.0	0.2	0.2
Kommunalbeamte mittleren Ranges .	2799	4916	11	14
Prozent	36.1	63.5	0.1	0.2
Beamte der standes- und grundherrlichen Verwaltung mittleren Ranges . .	196	321	1	2
Prozent	37.7	61.7	0.2	0.4
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28.2	70.8	0.8	0.2

Auch hier sind die Protestanten stärker als ihr Bevölkerungsprozentsatz vertreten. Jedoch auch die Katholiken kommen bei den Beamten mittleren Ranges ihrem Bevölkerungsprozentsatz erheblich näher, als dies bei der Kategorie der höheren Beamten der Fall ist. Es kommt hier die große Anzahl von mittleren Bahn-, Post-, Telegraphen- und Gerichtsbeamten in Betracht, welche zum großen Teil aus überzeugten Katholiken und Zentrumsmännern bestehen.

Die Beamtenschaft niederen Ranges zeigt folgende Ausgliederung nach Konfessionen:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Niedere Reichs- und Staatsbeamte . .	764	1754	3	2
Prozent	30.3	69.5	0.1	0.08
Niedere Hofbeamte .	107	584	—	1
Prozent	15.5	84,5	—	0.1
Niedere Kommunalbeamte	1532	3055	2	11
Prozent	33.3	66.3	0.04	0.2
Niedere Standes- und grundherrl. Beamte	42	269	—	—
Prozent	13.5	86.5	—	—

Bei den niederen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten erreichen die Katholiken nahezu ihren Bevölkerungsprozentsatz, während sie ihn bei den niederen Beamten des Hofes und der standes- und grundherrlichen Verwaltung erheblich überragen.

In Anbetracht der großen Wichtigkeit der im vorstehenden näher dargelegten Berufskategorien fassen wir dieselben nunmehr noch im ganzen zusammen und bringen die Ergebnisse in Zusammenhalt mit den diesbezüglichen Verhältnissen in Preußen und im Deutschen Reiche:

Beamtenschaft in	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Bayern im ganzen	13 245	25 701	369	136
Prozent	33.5	65.2	0.9	0.3
Gesamtbevölkerung 1907	28.2	70.8	0.8	0.2
Preußen im ganzen	172 827	59 967	2846	808
Prozent	73.1	25.3	1.2	0.3
Gesamtbevölkerung 1907	62.7	35.8	0.9	0.4
Deutsches Reich im ganzen . . .	277 112	107 727	3904	1262
Prozent	71.1	27.4	1.0	0.3
Gesamtbevölkerung 1907	62 1	36.5	0.9	0.4

Aus diesen Zahlenangaben erhellt, daß im Vergleiche mit dem Prozentsatze der Konfessionsbevölkerung bei 100 Beamten bei den Katholiken im Deutschen Reiche ein Fehlbetrag von 9,1, in Preußen von 10.5 und in Bayern von 5.6 Prozent sich ergibt. Diese Defizits werden durch den Vorsprung der Protestanten und Juden ausgeglichen. Diese Zahlen geben jedoch nur im allgemeinen einen Anhaltspunkt für die Zurückgebliebenheit der Katholiken in den akademischen und halbakademischen Beamtenkörpern. Die Katholiken haben in den verschiedenen Beamtenschaften noch manche große Lücke, namentlich auch in Bayern, auszufüllen.

Es dürfte auch einigem Interesse begegnen, den Anteil der weiblichen Bevölkerung an der Beamtenschaft der aufgeführten Kategorien kennen zu lernen. Unter den höheren Reichs- und Staatsbeamten finden wir 1 Protestantin und 2 Katholikinnen, unter den Rechtsanwälten, Notaren, Patentanwälten 4 Protestantinnen und 1 Katholikin, unter den höheren Hofbeamten aller Art 4 Protestantinnen, 12 Katholikinnen und 1 Andersgläubige, unter den höheren Kommunalbeamten 1 Protestantin, 4 Katholikinnen und unter den höheren Beamten der standes- und grundherrlichen Verwaltung je 1 Protestantin und Katholikin. Die Reichs- und Staatsbeamten mittleren Ranges zählen 63 (16.2 Prozent) Protestantinnen, 316 (81.4 Prozent) Katholikinnen, 8 (2.3 Prozent) Jüdinnen und 2 (0.5 Prozent) sonstige Bekennerinnen. Unter den weiblichen Hofbeamten mittleren Ranges sind 6 protestantisch und 19 katholisch; unter den weiblichen Kommunalbeamten mittleren Ranges sind 37 (24.8 Prozent) protestantisch, 110 (73.9 Prozent) katholisch und je 1 jüdisch und andersgläubig. Die Beamtenschaft der standes- und grundherrlichen Verwaltung mittleren Ranges zählte 4 Protestantinnen und 12 Katholikinnen. Von den niederen weiblichen Reichs- und Staatsbeamten waren 32 (23.2 Prozent) protestantisch, 105 (76.3 Prozent) katholisch und 1 andersgläubig; von den weiblichen niederen Hofbeamten waren 7 (9.9 Prozent) protestantisch, 63 (88.9 Prozent) katholisch, 1 andersgläubig; von den weiblichen niederen Kommunalbeamten waren 73 (19.0 Prozent) protestantisch und 311 (81.0 Prozent) katholisch; von den niederen weiblichen standes- und grundherrlichen Beamten waren 10 (18.9 Prozent) protestantisch und 43 (81.0 Prozent) katholisch. Von der Beamtenschaft im ganzen waren 243 oder 19.2 Prozent Protestantinnen, 999 oder 79.5 Prozent Katholikinnen, 9 oder 0.9 Prozent Jüdinnen und 6 oder 0.5 Prozent sonstige Bekennerinnen. Aus diesen Zahlenangaben geht hervor, daß die weiblichen Beamten katholischer Konfession fast durchgehends stärker in den einzelnen Berufskategorien vertreten sind, als dies dem katholischen Bevölkerungskontingent entspricht.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Rüstungsfragen hüben und drüben.

Wie es mit der deutschen Aktion zur Heeresverstärkung und zur Kostendeckung gegenwärtig steht, ist schon an anderer Stelle kurz erörtert worden. Alles in allem genommen, können wir uns noch nicht beklagen. In Frankreich z. B. ist die Belastung, die dem Volk zugedacht ist, viel größer und der Ausgang der Sache zweifelhafter als bei uns. Wenn wir auch jährlich 60 000 Rekruten mehr einstellen, so greift das noch nicht so tief in das wirtschaftliche Leben ein, als wenn die Franzosen ihre gesamte Jugend fortan statt zwei Jahre drei ganze Jahre dienen lassen sollen. Ob das betreffende Gesetz in der Pariser Kammer durchgeht, ist noch nicht abzusehen. Das neue Ministerium Barthou setzt sich natürlich für die Vorlage ein, aber mit dessen Autorität ist es schlecht bestellt, da es bei seinem Debut vor der Kammer nur 255 Stimmen erhielt, während 162 gegen die Regierung stimmten und 164 sich enthielten. Daß dieses Ministerium auch noch die Wahlreform oder die Einkommensteuer durchsetzen könnte, ist vollständig ausgeschlossen. Falls die dreijährige Dienstzeit wirklich durchgedrückt wird, hat man sie vielleicht vorher mit so viel Urlaubs- und sonstigen Ausnahmebestimmungen bepackt, daß der militärische Effekt fast verschwindet. Jedenfalls wird eine Ausdehnung der Dienstpflicht erheblich die Unzufriedenheit schüren, die sich heute schon die dortigen Antimilitaristen nutzbar machen. In Deutschland herrscht trotz der roten Agitation noch eine große persönliche und materielle Opferwilligkeit. Auch unsere beiden Verbündeten hegen nach unserem Beispiele große Rüstungspläne. Oesterreich will seine Friedenspräsenzstärke um 50 000 Mann erhöhen und Italien das Rekrutenkontingent ebenfalls um 50 000 Mann erhöhen.

In England beherrscht die Sorge für die Machtstellung seiner Flotte das öffentliche Interesse. Der Marineminister Churchill hat eine große Flottenrede gehalten, die trotz aller selbstbewußten Wendungen doch das Unbehagen über die steigenden Flottenlasten deutlich erkennen ließ. Die Sache geht uns an, da Herr Churchill auch die „Abrüstung auf Gegenseitigkeit besprach" und einen neuen Vorschlag zum Ausgleich machte, der leider so echt englisch ist, daß er für uns gar nicht paßt. Der deutsche Marinesekretär hatte bekanntlich s. Z. kurz und bündig erklärt, daß ein Stärkeverhältnis von 16 : 10 (8 britische gegen 5 deutsche Geschwader) für uns annehmbar sei. Schlägt nun Churchill in diese ausgestreckte Hand? Keineswegs. Er rechnet ganz behaglich aus, daß England tatsächlich ein noch stärkeres Uebergewicht hat, mindestens 18 gegen 10. Und dabei zieht er sogar nur die englische Heimatflotte gegen die ganze deutsche Flotte in Betracht. Die Mittelmeerschiffe und die Kolonialschiffe (von denen 5 bei Gibraltar, also ziemlich nahe der Nordsee, bereitstehen sollen) sind noch extra. Will nun England seinen Schiffsbau etwa so einschränken, daß es allmählich auf 16 Kampfeinheiten gegen 10 deutsche zurückgeht? Nein, aber Herr Churchill meint, man könne ein Feierjahr einlegen, etwa 1914 oder 1915, so daß Deutschland in diesem Jahre zwei Schiffe ungebaut lasse und England 4, wodurch das Stärkeverhältnis unverändert bliebe. Ja, England, das von Jahr zu Jahr sein Bauprogramm festsetzt, könnte ein Feierjahr gut gebrauchen; denn seine Werften sind zurzeit übermäßig in Anspruch genommen, die Verstärkung der Schiffsmannschaft macht ihm zurzeit Schwierigkeiten, und nach der erleichternden Ruhepause könnte man schnell wieder in den Vorsprung kommen, da England nur zwei Jahre zur Vollendung eines Schiffes

braucht, Deutschland aber drei Jahre. Unsere Werften sind nicht überlastet, da wir weniger Aufträge von fremden Regierungen haben. Die Unternehmer und die Arbeiter sind bei uns angewiesen auf die stetige Fortsetzung des Schiffsbaues gemäß dem gesetzlich festgelegten Programm. Das Ferienjahr würde uns wirtschaftlich in schwere Schäden und militärisch in Inferiorität bringen. Das ist so klar und handgreiflich, daß man kaum annehmen kann, Herr Churchill habe den Vorschlag ernst gemeint. Nebenbei wäre es unverständlich, warum er den Vorschlag nicht auf diplomatischem Wege an seine Adresse bringt, statt ihn sofort in die Oeffentlichkeit zu werfen. Das erweckt den Verdacht, daß es ihm darauf ankam, die Schuld an den englischen Flottenlasten wieder einmal auf Deutschland zu schieben. Hoffen wir, daß diese Ausschreitung der Churchillschen Beredsamkeit die guten Beziehungen zwischen Berlin und London, die unter Mitwirkung von Asquith und Grey jetzt in so erfreulichem Aufschwung sind, nicht beeinträchtigen wird. Unser Flottenbau hat es nicht auf eine Uebertrumpfung Englands abgesehen; wir wollen nur so stark zur See sein, daß wir einerseits vor einen Angriff wegen des großen Risikos gesichert sind und anderseits unsere Interessen in der transmarinen Welt gebührend wahren können. Wer die Abrüstung erstrebt, braucht nicht viel Worte zu machen, sondern nur Tatsachen der Selbstbeschränkung als zugkräftiges Beispiel zu setzen.

Vom Kriegsschauplatz.

Adrianopel ist von den Bulgaren mit serbischer Hilfe erstürmt worden. Das kostete auf bulgarischer Seite 11000 Tote und Verwundete, auf serbischer 1200. Im Grunde war das Blutopfer überflüssig, denn Adrianopel sollten die Bulgaren auf jeden Fall bekommen. Der Fall der Festung wird einerseits der Türkei die Nachgiebigkeit erleichtern; anderseits aber besteht die Gefahr, daß die Bulgaren jetzt ihre Ansprüche steigern und namentlich statt der vorgeschlagenen Grenzlinie Enos-Midia eine östlichere Abgrenzung fordern werden. An der Tschataldschalinie wird auch von neuem gekämpft, doch sind dort die Erfolge der Bulgaren noch sehr zweifelhaft.

Wegen Skutari ist keine neue Verwicklung entstanden. Montenegro verhält sich vorläufig abwartend. Der gemeinsame Schritt der Mächte in Belgrad und Cetinje, der sich durch die Unschlüssigkeit des Zaren mehrere Tage verzögerte, hat am 28. März endlich stattgefunden, und zwar in dem Sinne, daß Europa die Nordgrenze Albaniens endgültig festgesetzt habe, und also die Aufhebung der Belagerung von Skutari und die Räumung der für das künftige Albanien vorgesehenen Gebiete angezeigt sei. Erfreulich ist die Beteiligung Rußlands an dieser Maßnahme. Ebenso waren die hochpolitischen Reden, die Mr. Asquith und Sir Eduard Grey im englischen Parlament hielten, sehr geeignet, um den Balkanstaaten den Ernst und die Festigkeit des europäischen Friedenswillens klar zu machen. Nach einer Meldung wird Serbien nun dem gemeinsamen Wunsch der Großmächte nachgeben und Skutari aufgeben. Die Verhandlungen über den rumänisch-bulgarischen Ausgleich haben am 31. März begonnen.

Die Burg.

Zum Werke in der Stille
Ward hier voll Herrlichkeit
Ein hoher, starker Wille
In einer starken Zeit.

Die grauen Mauern reden
Mit Wasserlauf und Wall
Von überstand'nen Fehden
Und manchem Ueberfall.

Die Türme an den Ecken
Sind wehrhaft, wie gefeit,
Steh'n heute noch als Recken
Der reinen Ritterszeit.

Der Bergfried in der Mitten
Steht fest, ein Feldobrist,
Der, heiss und hart umstritten,
Mit List gewehrt der List.

Mit Raten und mit Taten
Verging die Zeit dem Mann,
Da in den Kemenaten
Die Fraue sann und spann,

Wenn draussen in der Linde
Ein liebes Vöglein sang,
Wenn frisch im Sommerwinde
Der Brunnen plätschernd sprang.

Ist auch die Pracht versunken,
Ich trag' kein Leid darum:
Hat mir doch zugewunken
Ein hohes Heldentum.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Unsere Stellung zur Wehrkraftbewegung.

Von Dr. Joseph Gmelch, Jugendvereinspräses in Eichstätt.

Solange eine Bewegung noch jung ist, ist es oft schwer, über sie ein zutreffendes Urteil zu fällen. Deswegen war es auch entschuldbar, wenn zu Beginn der Wehrkraftbewegung manch unklares und unkluges Wort darüber gesprochen und geschrieben wurde. Heute, da einige Zeit seit Gründung der Wehrkraftvereine verflossen ist, vermögen wir klarer zu sehen und deutlich zu sagen, welche Stellung wir Katholiken zur Wehrkraftbewegung einnehmen sollen. Schreiber dieser Zeilen glaubt hierzu das Wort ergreifen zu dürfen, nachdem er als Ausschußmitglied eines Wehrkraft- und als Präses eines Jugendvereins mitten in der Bewegung steht.

Zunächst konstatieren wir gerne und frei, daß uns die Wehrkraftbewegung als solche sympathisch ist. Das Vaterland hat ein Recht auf einen wehrkräftigen Nachwuchs, zumal in unseren Tagen, in denen die Militärtauglichkeit immer mehr abnimmt. Wenn die Wehrkraftbewegung als solche unsere Sympathien hat, so setzen wir dabei freilich voraus, daß Exzesse in jeder Form vermieden werden. Die Uebungen dürfen nicht zu lange und zu anstrengend sein und insbesondere darf das religiöse Empfinden des Volkes und der Jugend in keiner Weise verletzt werden. In diesem Punkte sind leider aus jüngster Zeit sowohl in Bayern als im Reiche bedauerliche Entgleisungen zu verzeichnen. Der Wehrkraftkalender von 1912 brachte über die Weihnachtsfeier folgende Notiz: „Und wenn heuer Weihnachten kommt, da haben wir etwas ganz Feines vor! Da fahren tausend Jungen hinaus nach Bruck (in der Nähe Münchens) und werden untergebracht in den alten Klosterräumen der Unteroffiziersschule. Aber um Mitternacht — da wird leise geweckt — und leise, ganz leise geht es durch tiefen Schnee hinaus durch die Wälder bis auf eine Waldlichtung. Kein Hurra ertönt heute, kein schlechter Scherz wird laut; auch das kleinste Tier darf nicht erschreckt werden in der heiligen Nacht. Denn heute ist ja Frieden auf Erden. Und dann leuchtet fern ein Schimmer; mitten im Wald steht eine hohe Tanne mit Hunderten von hellen Kerzen und leise lassen sich die Wehrkraftjungen in ihrem Halbkreis nieder. Glockenklänge schweben über dem Wald. Ja, das sei unser Weihnachten, nicht im schwülen Saal, sondern hier in der Reinheit und Freiheit." Vor kurzem erließ der Vorsitzende des Jungdeutschlandbundes, Generalfeldmarschall von der Goltz, einen Aufruf an die deutsche Studentenschaft zur Mitarbeit an den nationalen Zielen dieses Bundes. Genannt sind in diesem Aufrufe nur die Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften. Unsere katholischen Studentenvereine mit ihren über 7000 aktiven Mitgliedern sind ihm Null. Zur Jahrhundertfeier auf der Befreiungshalle in Kelheim hat der bayerische Wehrkraftverein das hochheilige Osterfest gewählt und zur Reise die vorausgehende Karwoche. Derartige Vorkommnisse müssen christlich denkende Kreise auf das tiefste verletzen und sollte diese Bahn weiterhin betreten werden, dann — videant consules!

Rücksichtlich unserer Stellung zu den Wehrkraftvereinen unterscheiden wir scharf zwischen Wehrkraftvereinen für Mittelschüler und Wehrkraftvereinen für Fortbildungsschüler, für die Arbeiterjugend. Gegen Wehrkraftvereine für die Mittelschuljugend, insbesondere wenn die Versammlungen regelmäßig auf die Sonntage nachmittags beschränkt bleiben, vermöchten wir nichts einzuwenden. Im Gegenteil, wir begrüßen sie. Da der religiöse Unterricht und die religiöse Erziehung an den Mittelschulen ungleich länger und intensiver ist wie an den Volksschulen, da die Mittelschüler zudem oft noch in den so segensreichen Kongregationen zusammengeschlossen sind, dürfte ein derartiger paritätischer Verein wie der Wehrkraftverein in religiöser Beziehung für sie kaum nachteilig sein. Viele werden vielmehr durch ihn dem sittlich so verderblichen Straßen- und Backfischbummel entzogen und in dem Bedürfnis nach Ruhe nach ermüdenden Wanderungen vor sexuellen Verirrungen bewahrt.

Anders freilich denken wir bei der Arbeiterjugend. Für diese lehnen wir einen eigenen Wehrkraftverein ab und zwar aus sozialen, vaterländischen und religiösen Gründen. Die Arbeiterjugend muß aus denselben Gründen in den konfessionellen Jugendvereinen gesammelt und erhalten werden. Bei dem Kampfe um die materielle Sicherstellung, der insbesondere heutzutage in der Arbeiterbevölkerung tobt, muß die Arbeiterjugend schon frühzeitig über Standesfragen aufgeklärt und für Standesorganisationen auf national-christlichem Boden begeistert werden. Das geschieht

aber und muß geschehen im Jugendverein, der die Vorschule und die Unterstufe bildet zu den Gesellen- und Arbeitervereinen, zu den christlichen Gewerkschaften. Der Wehrkraftverein, der Pflege körperlicher Uebungen und vaterländischer Gesinnung auf seinem Programm hat, kann und will diese Aufgabe nicht erfüllen. Entzieht aber der Wehrkraftverein dem Jugendverein seine Mitglieder — und das ist unausbleiblich, wenn beide Vereine nebeneinander gegründet werden —, dann wird der national-christlichen Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung ein unermeßlicher Schaden zugefügt. Eine Arbeiterjugend, die nur durch den Wehrkraftverein hindurchgegangen ist, wird bei dem Austritte aus demselben entweder nur Sportsvereinen beitreten, oder aber, da sie sich früher oder später doch gewerblich organisieren muß und für christliche Vereine kein Verständnis und keine Begeisterung gewonnen hat, vielfach sozialistischen Organisationen zuströmen. Es wäre interessant, eine Statistik aufzustellen, wie viele Lehrlinge aus den konfessionellen Jugendvereinen und wie viele Lehrlinge, die nur Mitglieder eines Wehrkraftvereins waren, dem Sozialismus in die Arme gefallen sind.

Und damit streifen wir bereits den zweiten Grund, warum wir eigene Wehrkraftvereine für Fortbildungsschüler nicht billigen können. So paradox es klingen mag, die Sorge um unser geliebtes Vaterland führt uns zu dieser Anschauung. Wer die Jugend, in der alles gärt und nach zügelloser Freiheit strebt, kennt und die frivole Agitation von sozialistischer Seite, wird wissen, wie schnell ein jugendlicher Arbeiter umgestimmt werden kann. Ein paar Schlagwörter wie etwa: höhere Arbeitslöhne, größere Streikkassen, ehrlose Knechtung durch Pfaffen und Staatsgewalt, und der „Genosse" ist fertig oder die Vaterlandstreue wird wenigstens auf eine harte Probe gestellt, manchmal selbst dann, wenn der Junge durch Aufklärung und Erziehung im Jugendverein gegen diese Gefahren gefeit schien. Um wie viel mehr werden die Ueberläufer zunehmen, wenn diese Phantome den Reiz der Neuheit haben, wenn der jugendliche Arbeiter nur im Wehrkraftverein war, der jede Agitation gegen die sozialdemokratische Partei meidet, und gegen die verlockenden Phrasen und Zukunftsträume nicht gewappnet wird? Wenn wir bedenken, daß die sozialistischen Jugendvereine jährlich um zirka 20000 Mitglieder wachsen, dann dürften wir kaum den Ernst der Zeit erfaßt haben, wollten wir unsere Arbeiterjugend nur körperlich tüchtig und wehrkräftig machen.

Wir wollen endlich die Sammlung unserer Arbeiterjugend in den konfessionellen, in den religiösen Jugendvereinen, weil wir wollen, daß unserem Volke und insbesondere unserer Volksjugend die Religion erhalten bleibe und zwar nicht nur um ihres Ewigkeitswertes willen, sondern weil die Religion auch die beste Stütze der Wehrkraft und Vaterlandsliebe unseres Volkes ist. Die Grundpfeiler der Volkshygiene und die sicherste Prophylaxe gegen Krankheiten sind Keuschheit und Mäßigkeit, Tugenden, die auf religiösem Boden erblühen. Die beste Wehrkraft besteht in einer zahlreichen Bevölkerung. Und unsere Religion redet von Kinder„segen". Frankreich ist eine Nation am Versinken trotz blühender Wehrkraftvereine. Willensstärke, Opfermut, Fahnentreue besitzt am meisten derjenige, der nichts auf Erden zu fürchten braucht, weil er Gott im Himmel fürchtet. Die Sozialdemokratie kann letzten Endes nur durch religiöse Mittel, durch religiöse Belehrung, durch religiöses Leben überwunden werden. Die tiefste Wurzel des Umsturzes ist der Unglaube. Der Wehrkraftverein aber, der wegen seines paritätischen Charakters höchstens auf Grund einer unzureichenden religionslosen Moral erzieherisch auf die Jugend einwirken kann, muß auf das Staats- und Volkswohl erhaltende Bildungsmittel der Religion verzichten und wird deswegen auch nicht imstande sein, unsere Arbeiterjugend in allen Stürmen dem Vaterlande zu erhalten.

Wer all diese Gesichtspunkte leidenschaftslos und vorurteilsfrei überdenkt, muß wohl zu dem Schlusse kommen, daß aus sozialen, vaterländischen und religiösen Rücksichten die Gründung von eigenen Wehrkraftvereinen für die Arbeiterjugend nicht zu empfehlen ist. Sie ist auch nicht notwendig, wenn man sich auf die „körperliche Ertüchtigung" der Jugend beruft. Unsere Jugendvereine haben im Sinne der Wehrkraftvereine gearbeitet längst vor Gründung dieses Vereins und arbeiten heute in diesem Sinne intensiver als zuvor. Soll aber die Körperpflege in den Jugendvereinen mehr mit Rücksicht auf die militärischen Bedürfnisse und unter fachmännischer Leitung betätigt werden, dann mögen die Herren Offiziere, wie es mancherorts erfreulicherweise bereits geschehen ist, ihre geschätzten Kräfte den Jugendvereinen zur Verfügung stellen. Wir halten diese Bereitstellung militärischer Kräfte geradezu für das Ideal in der Frage: Wehrkraft und Jugendverein. Welch schönes Bild ist es und wie erhebend wirkt es auf die Jugend, wenn auch hier Kirche und Staat, Geistlicher und Offizier friedlich zusammenarbeiten, statt sich vielleicht, um im Wehrkraft- und Jugendverein die Mitgliedschaft zu erhalten und zu erhöhen, gegenseitig zu bekriegen.

Principiis obsta!

Von Unno Imbrecht.

Vor einiger Zeit erzählte mir ein Arbeitervereinspräses aus einem Industrieorte, in dem die christlichen Gewerkschaften ziemlich stark sind und segensreich gewirkt haben, folgendes: Da lese ich eines Tages zu meinem größten Erstaunen die Anzeige von einem „Ball der christlichen Gewerkschaften". Ich ließ darauf sofort den Obmann zu mir bitten und fragte ihn: „Sagen Sie mal, ist das auch rein wirtschaftlich?" Ja, Herr Präses, unsere Kasse kann es gut brauchen und da glaubten wir für diesmal... „Mein lieber Herr Sekretär", antwortete ich, „tun Sie für Ihre Kasse, was Sie können, aber nur das nicht. Lassen Sie es sich gesagt sein, daß Sie der Gewerkschaftssache keinen schlimmeren Dienst erweisen könnten." Der Mann hat das eingesehen und auch das Generalsekretariat, das sich mit der Sache befaßte, gab dem Präses durchaus recht.

An dieses Vorkommnis wurde ich lebhaft erinnert, als ich in Nr. 242 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 20. März d. J. die Notiz „Quertreibersprünge" las. Der Einsender meint, es würde zu weit führen, alle Angriffe der Quertreiber festzunageln, aber eine besondere Torheit der Quertreiber verdiene doch Erwähnung. Unter der Marke „Interkonfessionelle Volksbildungsabende" würden neuerdings von einem bekannten Quertreiberorgan des Ostens und Westens die gemeinsamen Veranstaltungen der katholischen Arbeitervereine und christlichen Gewerkschaften im Kölner Gürzenichsaale auf die Gabel genommen.

Gemeint ist der Brahmsabend vom 11. März (Passionswoche!). Ein Seelsorger hat dagegen geschrieben:

„Hier ist wieder einmal an einem Beispiel dargetan, daß nicht bloß die katholischen und evangelischen Mitglieder der Gewerkschaften sich zu gemeinsamen Bildungsbestrebungen zusammenfinden, sondern daß daran auch die katholischen Arbeitervereine Kölns als solche sich beteiligen. Als wenn es noch nicht genug wäre, daß die Gefahren des Interkonfessionalismus und der gemischten Ehen für die katholischen Mitglieder der Gewerkschaften beständen! Müssen denn die katholischen Arbeiter Kölns in dieser Weise den Interkonfessionalitätsbestrebungen Vorspanndienste leisten? Nach den klaren und bestimmten Weisungen der päpstlichen Enzyklika über die Arbeiterorganisation nimmt sich diese Stellungnahme der Kölner katholischen Arbeitervereine sehr sonderbar, fast unbegreiflich aus."

Darauf wird dem Seelsorger geantwortet, er habe gar keine Ahnung davon, daß es sich hier um eine Veranstaltung handle, den Volksbildungsbestrebungen der Sozialdemokratie ein Gegengewicht zu bieten. Es sei kaum glaublich, daß ein katholischer Seelsorger durch den gemeinsamen Genuß Brahmsscher Musik die Förderung eines gefährlichen Interkonfessionalismus befürchten könne. Die Leiter der Kölner Volksbildungsabende würden ob solch törichten Anwurfs erstaunt den Kopf schütteln, sich aber dadurch nicht beirren lassen.

Soweit der Kasus. Wir glauben nun aber, daß das Recht des Kopfschüttelns hier auf einer ganz anderen Seite ist. Der Schreiber dieses wenigstens, der ein großer Freund der christlichen Gewerkschaften ist, hat diese Entgegnung mit wachsender Verwunderung gelesen und glaubt, daß sie nicht unwidersprochen bleiben darf.

Zunächst: Was haben die christlichen Gewerkschaften mit Volksbildungsbestrebungen zu schaffen? Es ist hundertmal kategorisch erklärt worden, daß sie rein wirtschaftliche Standesorganisationen seien. Mit dieser reinen Wirtschaftlichkeit hat man alle Bedenken gegen ihre Interkonfessionalität zurückgewiesen und mit Recht, denn solange diese Basis ehrlich gewahrt wird, liegen diese Bedenken nicht vor und nur in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß sie ehrlich und gewissenhaft gewahrt werde, ist daher auch den katholischen Arbeitern der Beitritt zu den christlichen Gewerkschaften vom Apostolischen Stuhle gestattet worden.

Wir fragen nun: Wird dieses Formalobjekt, die reine Wirtschaftlichkeit bei derartigen Volksbildungsbestrebungen gewahrt? Die einzig richtige Antwort auf diese Frage ist ein glattes Nein. Was hat das rein wirtschaftliche Moment mit Volksbildung zu tun? Der apostrophierte Seelsorger mag daher im übrigen ein Quertreiber sein, hier ist er es nicht, hier ist er im Recht. Hier liegt — wir bedauern das feststellen zu müssen — eine handgreifliche Kompetenzüberschreitung der christlichen Gewerkschaften vor. Man lasse daher die Brahmssche Musik aus dem Spiele; um sie handelt es sich hier nicht, es handelt sich um das Prinzip, ob die interkonfessionellen Gewerkschaften bleiben sollen, als was sie gebucht sind, oder ob sie sich darüber hinaus auch anderer Aufgaben, Volksbildung, Volksunterhaltung und dergleichen annehmen sollen. Und hierauf kann die Antwort nicht schwer fallen. Sint ut sunt, aut non sint. Die Volksbildung insbesondere, die mit dem konfessionellen Element so vielfach verschränkt ist und bleiben soll, muß Sache der konfessionellen Standesvereine sein. Diese sind auch Manns genug, diese Aufgabe zu lösen und rüsten sich schon, sie in weitem Umfange aufzunehmen. Und da möge man sich das „Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie ersparen". Damit kann man rein alles beweisen. Mit gleichem Recht könnten die christlichen Gewerkschaften interkonfessionelle Bibliotheken gründen, Vorträge, Familienunterhaltungen, Shakespeareabende usw. veranstalten. Daß dadurch den Interkonfessionalitätsbestrebungen, in specie den gemischten Ehen entgegengearbeitet würde, wird man wohl nicht behaupten. Hier muß es daher heißen: Principiis obsta. So wenig wir gegen die Interkonfessionalität einer rein wirtschaftlichen Gewerkschaft etwas einzuwenden haben, so sehr müssen wir uns für interkonfessionelle Volksbildungsbestrebungen bedanken.

Diese Forderung muß aber auch nachdrücklichst im Interesse der christlichen Gewerkschaften selbst erhoben werden. Sie können überzeugt sein, daß sie ihren katholischen Gegnern gar keinen größeren Gefallen tun könnten, als wenn sie in der eingeschlagenen Richtung weitergehen. Die ganze Gewerkschaftsfrage gerät so auf ein anderes Geleise, und auf diesem Geleise werden die christlichen Gewerkschaften — darüber möge man sich keinem Zweifel hingeben — hingeschoben, wohin sie nicht wollen. Sie haben der Feinde genug und sollten es nicht darauf ankommen lassen, die Sympathien weiter Kreise durch nicht unbedenkliche Allotria zu verscherzen.

Mögen sich daher die Leiter der Kölner Volksbildungsbestrebungen nur ja nicht beirren lassen und einen törichten Anwurf erblicken, wo es sich um grundsätzliche Dinge von sehr ernster, öffentlicher Bedeutung, die oft in Präsideskreisen besprochen wurden, und um ihr eigenes Wohl handelt. Bei den in Frage stehenden Kölner Veranstaltungen mögen individuelle Gründe maßgebend gewesen sein, die das „Einmal" entschuldigen, über das Prinzip selbst kann aber keine Meinungsverschiedenheit herrschen.

Eine Ehrenrettung der Psychologie.

Von Franz Schulte, Zörbig.

In einer Schrift „Die Psychologie im Kampfe ums Dasein" behandelt der Leipziger Psychologe und Philosoph Wilhelm Wundt die zentrale Bedeutung der Psychologie im heutigen Wissenschaftsbetriebe unserer Universitäten. Der Altmeister der experimentellen Psychologie gibt in seinen Ausführungen interessante Gedanken wieder, die auch das Interesse der theologisch Geschulten in mehr als einer Richtung erwecken dürften. Sie ist vor allem symptomatisch dafür, welche Wandlungen die wissenschaftliche Psychologie in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat. Der Tatbestand ist kurz folgender:

In Marburg ist seit einiger Zeit in der philosophischen Fakultät eine Philosophieprofessur neu zu besetzen. Sie war bisher von einem Vertreter der „systematischen" Philosophie besetzt. Jetzt soll dieselbe von einem Experimental-Psychologen übernommen werden. Marburg hatte nämlich bisher zwei Lehrstühle für systematische Philosophie, aber keinen besonderen Lehrstuhl für experimentelle Psychologie. Bei der großen Bedeutung, die letzterer im heutigen Lehrbetriebe unserer Universitäten zukommt, ist es nicht zu verwundern, daß eine systematische Philosophieprofessur durch einen Experimentalpsychologen besetzt werden sollte. Darob entbrannte ein lebhafter Streit in der philosophischen und akademischen Welt. Weit über Marburg hinaus zogen sich die Wellenkreise, selbst unter der akademischen Jugend wurden Aufrufe verteilt und Unterschriften gesammelt, die sich gegen eine solche Besetzung aussprechen sollten. Die Vertreter der systematischen Philosophie wollten auf jeden Fall diesen Lehrstuhl ihrer Zunft erhalten wissen, man könne ja für experimentelle Psychologie eine neue Professur schaffen. In dieser Forderung gingen sie mit einem Teile der Psychologen zusammen, die der Ansicht sind, daß die experimentelle Psychologie zu einer selbständigen Einzelwissenschaft herangereift sei, und eine Loslösung von der Mutterwissenschaft, der Philosophie, stattfinden müsse. Man denkt hier vor allem an Amerika, wo die Psychologie überaus stark betrieben und selbständige Lehrstühle für experimentelle Psychologie eingerichtet sind. Damit hat die Frage der Stellung der Psychologie zur Philosophie eine prinzipielle Bedeutung erlangt. Daher kann man sehr wohl begreifen, daß Wundt zu ihr Stellung nimmt; hat er doch der Psychologie erst wieder zu ihrer Stellung und Selbständigkeit verholfen, die sie heute einnimmt. In den 50er und 60er Jahren vorigen Jahrhunderts galt sie noch mehr als Annexum der Physiologie, als die Zurückführung alles Psychischen auf Hirn- und Nervenmechanismus; man kannte nur eine „Psychologie ohne Seele" d. h. eine Psychologie, bei der der Seele keine Selbständigkeit zuerkannt wurde. Wundt kommt das Verdienst zu, mit dieser materialistischen Auffassung aufgeräumt und der Psychologie ihre Selbständigkeit gesichert zu haben. Er nähert sich wieder mehr der älteren Auffassung. Wundt erhebt den Neuerern gegenüber seine warnende Stimme, Philosophie und Psychologie zu trennen; die Philosophie würde mehr verlieren als gewinnen, die Psychologie aber schwer geschädigt werden, ja es bedeute die aufgeworfene Frage für die Psychologie den Kampf ums Dasein. Auf mancherlei Gebieten müssen beide zusammengehen, eine reinliche Scheidung läßt sich gar nicht vollziehen. Welcher Disziplin soll z. B. Völkerpsychologie zugewiesen werden?

Viele stoßen sich an dem Namen experimentelle Psychologie; wer sich des Experiments bedient, gehört nicht zu den Philosophen, argumentieren einige. Aber mit Recht erwidert Wundt, daß die Aufgabe der Psychologie doch eine viel umfassendere ist, als nur zu experimentieren; freilich hat sich in weiten Kreisen diese Ansicht festgesetzt — besonders auch in pädagogischen —, aber unerläßlich ist es, bei einem fruchtbaren psychologischen Forschen die Philosophie zu Rate zu ziehen. „Erkenntnistheorie und Metaphysik umgeben", so schreibt Wundt, „den Zugang zu den Grundproblemen der Psychologie."

Fehlt die enge Fühlungnahme mit der Philosophie, so ist die spekulative oder metaphysische Psychologie von der empirisch-experimentellen Psychologie getrennt und da besteht leicht die Gefahr, daß die beiden Geschwister zu feindlichen Brüdern werden. Die heute noch untereinander zusammengehaltenen Zweige der Psychologie werden zerstückelt, eine Prüfung der Kandidaten sehr erschwert. Nehmen wir an, sagt Wundt, ein in der Schule der Assoziationspsychologie herangebildeter Kandidat fällt in die Hand eines Apperzeptionspsychologen, so würde dieser wahrscheinlich sein Wissen für ungenügend halten. Hat aber der Psychologe das ganze Gebiet der Psychologie zu beherrschen, so lassen sich immer Gebiete finden, auf denen sich Examinator und Examinandus zusammenfinden. Den Hinweis auf amerikanische Verhältnisse widerlegt Wundt, indem er auf die eigenartige Entwicklung und Stellung der Psychologie in Amerika hinweist. Dort sei die Psychologie als Annexum der Pädagogik gedacht; sie sei dort ein spezifisches Fach, an denen Angehörige anderer Fächer, abgesehen von der Pädagogik, in der Regel kein Interesse hätten. In Deutschland dagegen gilt die Psychologie mehr als allgemeine Wissenschaft, an denen alle Gruppen der philosophischen Fakultät mehr oder weniger beteiligt sind. Die Psychologie bildet auch die Voraussetzung für einen fruchtbaren Betrieb der Theologie, Medizin, Jura und Philologie. Dieses enge Verhältnis wird leiden, wenn die experimentelle Psychologie aus der philosophischen Disziplin ausgeschieden wird.

Man kann Wundts Ausführungen nur warm begrüßen; nicht mechanisches Nebeneinander, sondern lebendiges Ineinander, Durcheinander und Füreinander ist das richtige Verhältnis, nicht tote Beziehungen, sondern lebendige Wechselbeziehungen befruchten beide. Besonders die Beziehung der Psychologie zur Metaphysik muß noch immer stärker betont werden. Was die alte und mittelalterliche Philosophie immer gepflegt hat, heute kommt's wieder zu Ehren. Mögen Wundts Ausführungen die verdiente Beachtung finden.

Enthaltung oder Genuß?

Eine Antwort von Dr. Max Joseph Metzger, Mannheim.

Wenn Dr. med. Heising den früheren Artikel nicht zu dem Zweck schrieb, die guten Eigenschaften des Alkohols hervorzuheben, so war dies der Zweck des letzten Artikels in Nr. 10 vom 8. März der „Allgemeinen Rundschau". Von diesem gilt aber sicher, was ich vom früheren schrieb: „Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" werden selbst den Eindruck gehabt haben, daß auch von dem auf dem Standpunkt der Mäßigkeit stehenden Arzt außerordentlich wenig zugunsten des (mäßigen) Alkoholgenusses gesagt werden konnte" („A. R.", Nr. 41, 1912). Wiederholt habe ich das in den letzten Tagen von Mäßigen mit großem Bedauern feststellen hören.

„Es kann Gelegenheiten geben, in denen der mäßige Genuß von Alkohol wirklich Gutes zu leisten imstande ist." Das wird auch von uns Abstinenten nicht bestritten, da wir ja den medizinischen Gebrauch von Alkohol gar nicht verbieten. Die Ausnahmefälle starker geistiger Depression oder sonstiger psychischer Hemmzustände, wie sie Dr. Heising konstruiert hat, könnten auch nach unserer Anschauung den ausnahmsweisen, gleichsam medizinischen Gebrauch geistiger Getränke unter Umständen rechtfertigen. Unser Bestreben ist aber, den Alkohol als Genußmittel, als regelmäßiges Getränk, auszuschalten. Und hier stimmt uns eigentlich Dr. Heising zu, wenn er sagt: „Selbstverständlich wäre es völlig zu verwerfen, wollte jemand bei jedem geringen Anlaß sich in Euphorie hineintrinken." Wenn der Alkohol nur bei solchen anormalen Verhältnissen, wie sie Dr. Heising anführt, genossen würde, dann wäre die Abstinenzbewegung überflüssig. Wenn wir auch in diesen Fällen den Alkohol meiden, so geschieht es, weil man auch leicht auf andere unschädliche Weise über Depressionen hinwegkommen kann (abstinente Lebensweise, Zerstreuung, Spaziergang, Musik, Lektüre usw.), weil wir den Gewinn dauernder Abstinenz erfahrungsgemäß viel höher einschätzen als den momentanen Gewinn des Genusses in den angedeuteten Ausnahmefällen und weil der höhere Zweck der Abstinenzbewegung als einer sozialen Bewegung dieses kleine Opfer fordert.

Ich freue mich, daß Dr. Heising die Abstinenzbewegung als eine soziale Bewegung anerkennt. Er gibt zu, daß Trinker nur durch Abstinenz gerettet werden können. Die 400000 notorischen Trinker Deutschlands müßten also alle Abstinenten werden.

Dr. Heising muß zugeben, daß die Abstinenzbewegung die Familienangehörigen der Trinker, also vor allem die Trinkerkinder — etwa eine Million an Zahl — erfassen muß, die, erheblich belastet, in größter Gefahr stehen, dem Laster des Vaters gleichfalls anheimzufallen.

Dr. Heising anerkennt, daß die Abstinenz notwendig ist zur Bewahrung der Gefährdeten, er gibt zu, daß von allen Leuten, die die Selbstbeherrschung nicht mehr haben, die von der Wissenschaft geforderte Mäßigkeit zu beobachten, die Abstinenz verlangt werden muß. Wie groß die Zahl derer ist, welche die strenge Mäßigkeit längst nicht mehr beobachten, mag die Erklärung der 134 Hochschullehrer beleuchten, daß „der wirklich mäßige Genuß geistiger Getränke" „bei deutschen Männern wohl die Ausnahme bildet".

Dr. Heising konzediert ferner, daß zur Rettung der Trinker abstinentes Beispiel und abstinente Gesellschaft erforderlich ist. Da erfahrungsgemäß etwa 10% Trinker in einem Abstinentenverein wirksam gehalten werden können, so müßte das Kreuzbündnis (Verein abstinenter Katholiken) zur Rettung der Trinker allein schon zwei Millionen Mitglieder erwerben.

Dr. Heising wird endlich nicht in Abrede stellen können, daß aber ebenso sehr zur Bewahrung der Gefährdeten, vor allem der Trinkerkinder, das Beispiel der Abstinenz durch möglichst viele opferwillige „Mäßige" eine Forderung ist, die allein Erfolg gewährleisten kann.

Bei der Schlußzusammenfassung hat Dr. Heising leider übersehen, diese von ihm doch zugestandene Notwendigkeit der Abstinenz abgesehen von den eigentlichen Trinkern in Anschlag zu bringen. Nur mit Rücksicht auf die eigentlichen Trinker hatte sein Zitat von Geheimrat Gottlieb überhaupt einen Sinn. Wer aus sozialen Gründen auf die geistigen Getränke Verzicht leistet, zeigt mindestens ebensoviel Selbstbeherrschung wie derjenige, der sein Gläslein mit oft recht schwachen Gründen zu verteidigen sucht.

Dr. Heising hat weiter übersehen, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen rein individuellen Krankheiten und dieser durch die sozialen Verhältnisse (Trinkaberglaube, Trinksitte, Uebermaß der Trinkgelegenheiten usw.), vor allem verschuldeten Krankheit, an deren Entstehen jeder einen Teil der Mitschuld trägt, der diese sozialen Verhältnisse hervorruft oder schützt. Darum muß nicht jeder gesunde Erwachsene sich der Pflege der körperlich Kranken widmen, wohl aber hat jedes Glied der Gesellschaft die Pflicht, aus sozialethischen Gründen die Sitten nicht mitzumachen, die andere gefährden, daran mitzuarbeiten, daß durch eine Erneuerung der Gesellschaft diese verführerischen Faktoren wegfallen. Dies letztere aber ist der Hauptzweck und auch der Hauptgrund der Notwendigkeit der Abstinenzbewegung.

Das war des Frühlings erste Liebestat.

Das war des Frühlings erste Liebestat:
Im Mittagssonnenscheine hat er heut
Auf feuchtem Grund, am schmalen Wiesenpfad
Zartrosige Massliebchen ausgestreut.

Die leg' ich seligfroh in deine Hand,
Ich weiss, du bist dem Frühling holdgesinnt,
Er schickt sie dir als Gruss und Unterpfand,
Dass bald des Jahres schönste Zeit beginnt.

Dass nun vorbei des langen Winters Not
Und alles Weh gleich einem bangen Traum
Versunken ist vor seinem Machtgebot,
Nur süsses Hoffen hat im Herzen Raum!

Sieh! Die Genesung naht mit leichtem Schritt
Und küsst dich holdverheissend auf den Mund,
Und ruft dir lächelnd zu: „Komm mit, komm mit,
Der Lenz und ich, wir machen dich gesund!"

Josefine Moos.

Katholisches Studententum.

Von Kooperator Joseph Haas, Donaustauf.

Ganz gewiß kann auch eine katholische Korporation von ihrer großen Aufgabe der Glaubensbegeisterung und Sittenstrenge, der Charakterbildung und Jugendfreudigkeit abweichen. Ganz gewiß finden sich wirklich da und dort Fehler, und wer ihnen abhilft, macht sich zweifelsohne sehr verdient. Trotz alledem ist heute aber für die katholischen Universitätsstudenten die katholische Korporation der sicherste Weg, durch ihre Studiensemester hindurch in der sittlich verseuchten Atmosphäre der Großstädte, an neuheidnischen Hochschulen, unter ungläubigen, charakterlosen Kommilitonen, vor „voraussetzungslosen" Professoren Glaube, Gesundheit und Glück sich zu retten. Für die meisten der sicherste Weg! Und nicht eine andere Korporation und nicht der Entschluß, wild zu bleiben. Es muß deshalb vielmehr für die katholischen Korporationen gekeilt, als vor ihnen gewarnt werden. Aber man kann den Spefüchsen manch guten Rat mitgeben in die Korporationen hinein; man kann sie vor Gefahren warnen, man kann in Fühlung mit ihnen bleiben, man kann sie besuchen, man kann ihnen manchen Halt bieten. Abgesehen von ganz seltenen Ausnahmefällen muß man jeden guterzogenen katholischen Abiturienten in eine katholische Korporation schicken. Keilen für die katholischen Studentenverbände ist viel wichtiger, als vor ihnen zu warnen. Ich schreibe es als Seelsorger.

Schauen wir nur nach Altbayern! Ein erschreckender Prozentsatz der Studenten des fast rein katholischen Altbayerns ist bei schlagenden Korporationen, ausgeschlossen von der Kirche, gebunden an glaubenslose Gesellschaftskreise fürs ganze Leben — und das nicht immer Leute aus liberalen Familien und nicht immer Leute, die schon am Gymnasium verunglückt sind, sondern nicht so selten ehrliche, noch unverdorbene junge Menschen. Und wie kommt das? Es darf schon einmal in breiter Oeffentlichkeit gesagt werden: der Makkabäer Geist, der Bekennermut ist zu schwach im katholischen Lager. Anderseits läßt man sich vom Gegner zu leicht imponieren und zuvorkommen. Der Oberprimaner wird vom Doktor zum Abendbrot gebeten. Ehren halber wird die Einladung angenommen und der Doktor ist Korpsphilister und erreicht seinen Zweck. Ein paar Tage später ist der Gast, ein Kind aus gut katholischer Familie, fürs Korps gekeilt und die katholischen Geistlichen und womöglich sogar katholische Philister haben müßig zugeschaut. Weite Kreise von Geistlichen kümmern sich wohl um katholische Jugendvereine und Burschen- und Gesellen- und Arbeiter- und Dienstboten- und Mädchenvereine, aber für die hohe Bedeutung des katholischen Studententums fehlt mit rühmlichen Ausnahmen vielerorts fast jedes Verständnis. Man hält sie für Vereine, in denen Pokulieren und Bummeln die Hauptsache ist. Es ist nicht richtig! Mehr guter Wille würde oft ein gerechteres Urteil anbahnen — zum Segen der Seelsorge, der katholischen Glaubensinteressen und des katholischen Volkes, für

die ferne Zukunft unseres deutschen Vaterlandes. Gerade das katholische Studententum hilft das Königsproblem der Seelsorge lösen, hilft, die Gebildeten wieder für den Glauben gewinnen. — Die Kritik muß Licht und Schatten sehen und schildern! Sie muß die Schäden heilen helfen, will sie dem Zwecke dienen. Unter den Heilmitteln steht an der Spitze der Ausbau der Studentenseelsorge in den Studienstädten, eine Aufgabe, auf die der Hochwürdigste Bischof Faulhaber von Speyer in seiner glänzenden Rede „Wir Akademiker und die Kirche" mit großem Nachdruck hinwies: „Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die bereits in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. . . . Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der **Hauptton** der Studentenpastoration auf der **Hebung des Gnadenlebens** durch den Empfang der heiligen Sakramente ruht". Weiter zum Teil sehr notwendige Heilmittel sind: Großer Pflichteifer der Religionslehrer an den Mittelschulen! Philosophie an der Mittelschule (cf. Schweiz und Oesterreich)! Verkehr zwischen Seelsorgern und Studenten in den Ferien, womöglich auch im Semester!

Weitere kritische Bemerkungen zu „Kolonie und Heimat".

Von P. H. Reintges, Aachen.

Den sehr treffenden Ausführungen in Nr. 12 der „Allgemeinen Rundschau" von J. Ernst möchte ich noch einiges beifügen. Die katholischen Frauen sollten nicht nur eine gründliche Säuberung des Inseratenteiles in „Kolonie und Heimat" verlangen, sie sollten auch einmal energisch protestieren gegen die Illustrationen in diesem Blatte. Ich habe eine viel zu hohe Meinung von den katholischen Frauen, als daß ich annehmen könnte, die Bezieherinnen erklärten sich ausnahmslos einverstanden mit einer Illustrationsart, wie sie manchmal in „Kolonie und Heimat" geboten wird. Man denke doch daran, daß es nicht nur Erwachsene sind, die die Zeitschrift einsehen, daß auch jüngere Leute sich gerade für die Bilder aus den anderen Ländern interessieren. Warum denn diese sonst ganz edle Neugier in fast jeder dritten oder vierten Nummer mit Darstellungen von einigen „sehr halbnackten" Mädchen und Frauen aus den Kolonien befriedigen?

Man sollte meinen, jede deutsche Frau, besonders die, welche irgendwelchen Einfluß auf andere hat, sollte peinlichste Rücksicht nehmen auf die so zarte und so leicht umflorte Schamhaftigkeit der Jugend. Und ich weiß, daß einige Leserinnen mit Entrüstung manche Nummer der Zeitschrift dem Feuer übergeben haben, damit die Kinder nichts davon sähen. So wie diese katholischen Frauen, denken auch ernsthafte Frauen anderer Konfessionen.

Es könnte für das Interesse für die Kolonien entschieden von Vorteil sein, wenn man bei der Einlegung der Bilder zu den im großen und ganzen einwandfreien Berichten und Artikeln etwas peinlicher auf Anstand sähe. Das verlangt kein Prüder!

Welchen Zweck haben die Bilder? Sollen sie zeigen, wie weit man dorten in der Kultur voran, oder wie weit man noch von aller Kultur entfernt ist? Das zu illustrieren, gibt es, und das wissen die Verantwortlichen doch ganz gewiß, noch viele andere Mittel. Oder sollen die Bilder den hohen oder niederen Wuchs und die Leibesschönheiten bei den Naturvölkern zeigen? Das haben die alten Griechen ganz großartig fertig gebracht bei ihren angestaunten Bildwerken, **und zwar auch mit Bekleidung!** Sollte man das heute vielleicht nicht mehr können?

Vielleicht wird man auch sagen: Die Eingeborenen sind drüben nun einmal unbekleidet, und wenn man Photographien und Abbildungen davon haben will, muß man sie eben so nehmen, wie sie auf die Platte gekommen sind. Schlechte Ausrede, das! Man nehme einmal unsere **Missionszeitschriften** zur Hand — und unsere Missionäre sind in **denselben** Kolonien tätig, und ihre Berichte bringen Bilder von **denselben** Leuten — und die Entschuldigung erweist sich als hinfällig. Dem edlen Interesse für unsere Kolonien geben unsere großen katholischen Missionszeitschriften viel reinere und gediegenere Nahrung. Sie zeigen aber auch, daß „Kolonie und Heimat" bei einigem guten Willen ganz gut seinen Charakter als Kolonialzeitschrift wahren kann unter gleichzeitiger Erfüllung der Wünsche der katholischen Frauen nach Weglassung der betreffenden Bilder und Anzeigen.

Selbstmord und Konfession in Elsaß-Lothringen.

Von Fr. Joseph **Jérôme**, Straßburg.

Es gibt nichts Impertinenteres als Zahlen. Wo Zahlen aufmarschieren, da pflegt jede faktische Diskussion zu verstummen. Etwas anderes ist es, die statistischen Angaben zurückzuprojizieren in das volle Leben, das wirre und wogende Leben mit all seinen Höhen und Tiefen, seinen Idealen, seinen Werten und Nichtigkeiten zu reproduzieren als den realen Untergrund kalter, starrer Zahlen, mit anderen Worten, nach Grund und Ursache der in der Statistik angegebenen Tatsachen zu forschen. Auf diese Weise hat die Statistik ihren hohen Wert für den Sozialpolitiker wie für den denkenden Menschen überhaupt.

So bieten auch die statistischen Erhebungen über den Selbstmord in Elsaß-Lothringen (aufgezeichnet in dem amtlichen „Statistischen Jahrbuch für Elsaß-Lothringen") interessante Einblicke in die realen Werte des Gegenwartslebens.

Demnach ereigneten sich in den Jahren 1907 bis 1911 insgesamt 749 Selbstmorde von Katholiken (darunter 599 männlich und 150 weiblich) und 524 Selbstmorde von Evangelischen (darunter 423 männlich und 101 weiblich).

Der Durchschnittsanteil pro Jahr beträgt mithin für Katholiken 150 und für Evangelische 105.

Der Prozentsatz der Bevölkerung nach Konfessionen weist für die Katholiken 76 Prozent und für die Protestanten 22 Prozent auf. Die Katholiken sind also in zirka $3^1/_2$ mal stärkerer Anzahl im Lande vertreten als die Protestanten. Wenn die Verteilungsquote der Selbstmorde die gleiche unter den Mitgliedern beider Konfessionen sein sollte, dann müßten auf 105 Fälle in der evangelischen Konfession zirka 398 in der katholischen kommen, in Wirklichkeit aber sind es 150. Es besteht mithin eine ganz auffällige Differenz in der Häufigkeit der Selbstmorde zugunsten der Katholiken, und diese in hohem Grade überraschende Tatsache wirft ein helles Licht auf die vielgeschmähte kulturelle Kraft des Katholizismus.

Es ist von vornherein klar, daß eine gewisse Anzahl der Selbstmorde ihren Grund in physiologisch- oder psychisch-krankhaften Veranlagungen oder Seelenstimmungen hat. Heutzutage, wo der moderne „struggle for life", der Kampf ums Dasein, so übergroße Anforderungen an die körperliche und seelische Kraft des Einzelnen stellt und das ruhelose Getriebe auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens „die Nerven" aufreibt, heutzutage mehr denn je sollte man vorkommenden Falles zuerst in krankhaften Seelenstörungen das Motiv zu dieser entsetzlichen Tat suchen und in zweifelhaften Fällen in wahrhaft menschlicher und vorzüglich christlicher Liebe sich stets dahin entscheiden.

Aber gleichwohl bleibt die Tatsache bestehen, daß ein hoher Prozentsatz aller Selbstmörder mit Ueberlegung und sittlicher Willensbetätigung den verbrecherischen Eingriff ins Leben vollzieht. Es kommen und häufen sich Schwierigkeiten und Enttäuschungen, Schuld und Fehle, es mangelt an sittlicher Energie und religiöser Lebenskraft, um die subjektiven Lebenshemmnisse zu überwinden. — Man hat bei der Wertung der moralstatistischen Ergebnisse geltend gemacht, daß geographische Entfernung und klimatische Differenzierungen nicht ohne erheblichen Belang sind für die Häufigkeit der Selbstmorde. Gewiß ist es bis zu einem gewissen Grade auch richtig, daß der sonnige Süden, wo die Zitronen blühen und die Sonne einige Celsius kräftiger auf ein rosenblühendes Rivieraland herniederscheint, die trüben Phantasmen lebenshemmender und düstergrauer Wolkengebilde in den Herzen armer, geplagter Menschenkinder vernichtet. Aber bei vorliegender Statistik handelt es sich um Bewohner des gleichen Landes, die von der gleichen Sonne beschienen werden. Man kann auch nicht behaupten, daß der protestantische Bevölkerungsteil unter ungünstigeren sozialen Bedingungen lebt. Das Gegenteil dürfte eher die Wahrheit erreichen. Die Protestanten, besonders die protestantische Landbevölkerung, erfreut sich im allgemeinen einer sozial-wirtschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber den Katholiken. Es hängt diese Tatsache innig zusammen mit der geschichtlichen Vergangenheit des Landes. Die Säkularisation hat ausgemachtermaßen den Protestanten billigen Grund und Boden gebracht, und während die katholischen Kirchengüter vom Staate eingezogen wurden, verblieben den Protestanten ihre Güter, was wieder nicht ohne erhebliche Rückwirkung auf die soziale Lage der einzelnen protestantischen Familien blieb. Wir haben demnach auf einem ganz anderen Gebiete die Gründe zu suchen für den großen Unter-

schied in der Zahl der Selbstmorde bei Katholiken und Protestanten, und da kommen wir auf das religiös-sittliche Gebiet.

Es ist ohne weiteres klar, daß auch der Protestantismus den Selbstmord nicht begünstigt etwa im Sinne einer pessimistischen Lebensverneinung in der buddhistischen Nirwanareligion, wie es auch anderseits ebenso evident ist, daß ein katholisches Land (z. B. Frankreich), in dem die Religion in weiten Kreisen nicht mehr den ihr gebührenden Ehrenplatz einnimmt, in der Selbstmordziffer steigt. Die Verteilungsquote der Selbstmorde wird letztlich bestimmt durch die Höhe oder den Tiefstand des religiösen Lebens. Eine gewisse Bekräftigung dieser These sehe ich auch in der geringeren Anzahl der Selbstmorde unter dem weiblichen Geschlecht. Mag man immerhin andere völlig begründete Ursachen dafür angeben, so bleibt trotzdem feststehen, daß das heilige Feuer der Religion vom Weibe besser gewahrt wird als vom Manne, und demnach auch mehr mit Licht und Wärme die trüben Wolkentage des Lebens erheitert.

Die katholische Kirche besitzt eben in ihrem Schoße ganz hervorragende Mittel zur sittlich-religiösen Hebung und Veredelung des Menschen, zu freudestrahlender Lebensbejahung. „Je mehr ich katholisch werde", schreibt der nordische Konvertit Jörgensen, „eine um so größere Steigerung von Leben und Kraft und Sonne fühle ich in mir." Die Sorge der Kirche für die vom Sturme des Lebens mit geknickten Masten heimkehrenden Kinder ist eine wirklich rührende. Mag das Unrecht und Verbrechen, das auf der Seele ruht, noch so schwer sein, „mögen die Sünden so rot wie Purpur und schillernd wie Scharlach sein, sie sollen bleichen wie Wolle und weiß werden wie der Schnee." Auf den Altar gehoben hat die Kirche eine büßende Magdalenagestalt, und zu Schächernaturen, die am Abende eines Sündenlebens voll Reue und Bitterkeit des Herzens ihre Sünden bekennen, spricht sie die befreienden und erlösenden Paradiesesworte. Wenn ein Katholik noch irgendwie dem religiösen Motive zugänglich ist, dann wendet er sich, einem verlorenen Sohne gleich, mit all seinem Sündenelend einem von Gott bestellten Richter zu, und beim Klange der Absolutionsworte scheint es ihm zumute zu sein, wie wenn neues Leben in zerfallenes Gebein wiederkehre, anders noch als dem Lebensüberdrüssigen in Goethes „Faust", der beim metallischen Klange der Osterglocken dem Leben wiedergegeben wurde. Wahrlich, wenn die Beicht der katholischen Kirche nur das Gute hätte, die mit dem Leben und der Welt zerfallenen Schiffbruchexistenzen wieder flott zu machen, dann wäre das allein schon ein Vorzug, wie ihn keine andere Kirche sich zu eigen nennen kann.

Nochmals: Reichsgericht und Antikonzeptionsmittel.

Von A. Wüstefeld, Hannover.

In Nummer 8 der „Allgemeinen Rundschau" waren zwei Entscheidungen des Reichsgerichts über öffentliche und private Anpreisungen von Antikonzeptionsmitteln kurz dem Inhalte nach mitgeteilt. Auf besonderen Wunsch aus dem Leserkreise seien die beiden Entscheidungen noch einmal mitgeteilt, wie sie veröffentlicht sind in der „Juristischen Wochenschrift", herausgegeben vom Deutschen Anwaltverein. (Verlag: Buchhandlung W. Moeser, Berlin. S. 14. Stallschreiberstraße 34/35. Nr. 3, 1. Februar 1913. S. 154 f.):

Aus der Praxis der Straffenate des Reichsgerichts. (Entscheidungen vom 30. September bis 6. Dezember 1912.) Bericht, erstattet im Auftrage des Vereinsvorstandes von Friedrich Kloeppel-Blasewitz, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden.

A. Zum Strafgesetzbuch.

10. § 184^3 StGB. (§ 20 Preßgesetz.) Verantwortlichkeit des Anzeigenredakteurs; Strafbarkeit trotz Fehlens der Absicht, Mittel zu unzüchtigem Gebrauche tatsächlich zu verkaufen.

Wenn eine Kundgebung von dem Publikum, an das sie sich richtet, als Ankündigung oder Anpreisung von Mitteln zur Verhütung der Empfängnis oder der geschlechtlichen Ansteckung aufgefaßt werden kann und auch tatsächlich so aufgefaßt wird, so erfüllt sie den äußeren Tatbestand des Vergehens, gleichgültig ob die Gegenstände, auf welche sie sich bezieht, in Wahrheit hierzu bestimmt und geeignet sind oder nicht, ob der Ankündigende derartige Gegenstände überhaupt vorrätig hält (oder doch zum Zwecke der Lieferung anzuschaffen beabsichtigt) oder nicht. Durch die Strafbestimmung des § 184^3 wird nicht der Handel mit den dort bezeichneten Gegenständen getroffen, sondern es soll die mit deren öffentlicher Ankündigung und Anpreisung für das Publikum verbundene Belästigung und Erregung von Aergernis verhütet werden. Diese Folgen der Ankündigung, denen das Gesetz entgegentreten will, sind unabhängig von der wirklichen Beschaffenheit der angekündigten Gegenstände; lediglich der Sinn, den der Leserkreis ihr beilegt, ist dafür maßgebend. Zum inneren Tatbestande genügt die Kenntnis des Angeklagten davon, „was unter hygienischen Bedarfsartikeln im gewissen Sinne verstanden wird", und das gleichfalls festgestellte Bewußtsein des Angeklagten, „daß bei Inseraten in den drei Zeitschriften, für deren Anzeigenteil er verantwortlich war, damit Präservativs und Aehnliches verstanden sind". Urteil des II. Senats vom 26. November 1912. (516/12.)

11. §§ 185, 193 StGB. Beleidigung durch Angebot von Empfängnisschutzmitteln (dolus eventualis).

Der Vorderrichter erwägt, daß die Benutzung empfängnisverhütender Mittel in der Ehe, wenngleich vom Rechtsstandpunkte aus nicht unzüchtig, doch zum mindesten nach der Anschauung großer Volkskreise als mit dem Wesen der Ehe unvereinbar und als moralisch verwerflich zu gelten hat, und er nimmt augenscheinlich an, daß diese Anschauung — wie das übrigens die gestellten Strafanträge auch ergaben — insbesondere auch von den im angefochtenen Urteile aufgeführten Empfängern der von der Beschwerdeführerin versandten Drucksachen geteilt wird. Wenn er unter diesen Umständen eine Mißachtung und Verletzung des keinenfalls unberechtigten sittlichen Empfindens der Empfänger, eine gegen ihre geschlechtliche Ehre gerichtete vorsätzliche Handlung und somit eine Beleidigung im Sinne des § 185 StGB. darin erblickt, daß ihnen von der — ihnen sogar völlig unbekannten, fernstehenden und in keiner Weise darum angegangenen — Beschwerdeführerin jene Drucksachen mit der Anpreisung und dem Angebote einer großen Anzahl empfängnisverhütender Mittel zugesandt wurden und also eine Benutzung solcher Mittel angesonnen wurde, so läßt diese Entscheidung jedenfalls keinen Rechtsirrtum, keine Verkennung des Rechtsbegriffs der Beleidigung im Sinne des § 185 StGB. hervortreten. Auch der auf eine Beleidigung der Empfänger gerichtete Vorsatz der Beschwerdeführerin ist in dem angefochtenen Urteile ausreichend nachgewiesen worden. Denn der Vorderrichter stellt fest, daß die oben beschriebene Anschauung großer Volkskreise über die Anwendung von Schutzmitteln gegen die Empfängnis in der Ehe auch der Beschwerdeführerin recht wohl bekannt war und daß diese, wenn sie auch keine sichere Kenntnis davon hatte, ob jene Anschauung auch von den Empfängern ihrer Sendungen geteilt wurde, doch jedenfalls mit dieser Möglichkeit gerechnet, also mit dem Bewußtsein von der Möglichkeit einer Verletzung und Ehrenkränkung der Empfänger gehandelt und den in dieser Beziehung tatsächlich eingetretenen Erfolg für den Fall seines Eintritts in ihren Willen aufgenommen hatte. Einer auf Beleidigung abzielenden Absicht bedurfte es im vorliegenden Falle nicht zur Anwendung des § 185 StGB.

Verfehlt ist auch die Rüge der Revision, daß der § 193 StGB. durch Nichtanwendung verletzt sei. Denn da die Tat der Beschwerdeführerin, wie die späteren Darlegungen ergeben werden, zugleich gegen den § 184 Nr. 3 St.G.B. verstieß, so kann gar nicht die Rede davon sein, daß die Beschwerdeführerin irgendwelche berechtigte Interessen wahrgenommen habe. Urteil des III. Senats vom 3. Oktober 1912. (586/12.)

* * *

Es erhebt sich nun die Frage: Wie nutzen wir diese Entscheidungen praktisch aus? Wenn nur hier und dort ein einzelner gegen derartige öffentliche Ankündigungen „hygienischer Bedarfsartikel" vorgeht, so läßt sich wohl manches erreichen, aber was würde das für die Gesamtheit bedeuten? Darum einen Vorschlag: Der „Kölner Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" wäre meines Erachtens eine geeignete Stelle, wo die Fäden aller Unternehmungen gegen den öffentlichen Vertrieb der genannten hygienischen Bedarfsartikel zusammenlaufen könnten. Es wäre dann notwendig, noch weit mehr als bisher überall in Städten Zweigvereine zu gründen. In jedem Zweigverein wäre dann ein Aktionskomitee von 2—3 Personen zu wählen, dessen fachmännischer Berater ein Jurist sein müßte. Regelmäßig würden dann von den Zweigvereinen Berichte über Erfolg und Mißerfolg an die Zentrale zu senden sein, die dann in der Vereinszeitschrift veröffentlicht werden könnten. Dadurch würde das gewonnene Material weiten Kreisen zugänglich gemacht. Auf einen Umstand sei aber schon jetzt aufmerksam gemacht. Wenn die Verkaufsfirmen solcher hygienischer Gummiartikel mit Klagen gegen sie bedacht sind, dann werden sie natürlich auf Mittel und Wege sinnen, wie sie den Bestrafungen aus dem Wege gehen können. Ein solcher Trick, der schon jetzt verschiedentlich angewandt wird, besteht darin, daß man nicht mehr „Gummi" anpreist, sondern man hängt in die Schaufenster u. dgl. Zettel mit der Aufschrift: „Kennen Sie schon . . . . ? Wenn nicht, dann fragen Sie hier im Laden nach." — Doch auch gegen derartige versteckte, anscheinend harmlose Anpreisungen würden sich Mittel und Wege finden lassen. Vorerst aber die Parole: Mehr gemeinschaftliches Vorgehen!

Vom Büchertisch.

Lourdes und die Gegner vor dem Forum der Wissenschaft. Antwort auf die neuesten Angriffe gegen Lourdes. Von J. P. Baustert in Rindschleiden (Luxemburg). 1913. Selbstverlag. Zu beziehen auch von der Buchhandlung R. van Acken zu Lingen (Ems). Preis ℳ 2.10. — Dieses Lourdes-Buch ist nicht eine lange und breite populäre Schilderung des Gnadenortes Lourdes und dessen, was sich dort zugetragen; es ist vielmehr ein Buch, das mit strenger Wissenschaft an das Studium der Lourdeswunder herantritt. Die Untersuchung erstreckt sich auf sehr einfach und klar gelagerte Fälle, bei denen eine Kontroverse über die Diagnose oder über eine Simulation von vornherein ausgeschlossen ist. Der Verfasser greift die Heilung eines Knochenbruches und sechs Heilungen von ausgedehnten eitrigen Wunden heraus. Mit überzeugender Schärfe, wobei es für den ehrlichen Zweifler kein Entrinnen mehr gibt, wird die Wahrheit der für die medizinische Wissenschaft unerklärbaren, ja, mit ihr in direktem Widerspruche stehenden Heilungen von Lourdes dargelegt. Der Inhalt der Erklärung der Aerzte Dr. Faltin und Dr. E. Aigner in dem „Aufruf an das deutsche Volk" der Ortsgruppe München des Deutschen Monistenbundes vom 23. Juli 1908, der da lautet: „Nie ist in Lourdes etwas geschehen, was die Einwirkung irgend einer außerordentlichen Macht annehmen ließe.... Nie hat sich dort etwas ereignet, was ein Eingreifen der ‚unbefleckten Jungfrau' anzunehmen berechtigte", zerstiebt in eitel Schaum und Dunst unter der Wucht der angeführten und durch authentische Photographien belegten Tatsachen. Wenn wir auf der einen Seite die eidliche Aussage des im Münchener Lourdesprozeß am 22. Nov. 1909 vernommenen Privatdozenten für Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der Universität München, der bekundete, daß es doch „ganz ausgeschlossen sei, daß etwa durch die Suggestion oder Autosuggestion solche organische Krankheiten wie ein Beinbruch oder eine tiefere Wunde von heute auf morgen ausheilen können, oder in wenigen Stunden oder gar wenigen Sekunden", als den Standpunkt der irdischen Wissenschaft ohne weiteres anerkennen, anderseits aber durch einwandfreie, autoritative Zeugen bekundete und durch die feinste Goldwage der Kritik hindurchgegangene Tatsachen, wie sie auch in dem Buche von Baustert mitgeteilt werden, feststehen, so gibt es eben nur eine Möglichkeit, und das ist ein Wunder. Freilich, der starre Nacken der sich selbst vergötternden Modernen will sich nicht beugen; sie lassen sich eher lächerlich machen. Doch wo Demut herrscht und der Glaube an Gott, da ist Lourdes kein Stein des Anstoßes. Das Buch „Lourdes und die Gegner" möchte ich in den Händen aller derer sehen, welche auch auf die Worte der Gegner gelauscht haben. Die Gerechtigkeit gebietet es, auch den Angegriffenen und seinen Verteidiger anzuhören. Nach der Methode der lourdesfeindlichen Presse werden zwar alle Schriften, die Lourdes verteidigen, totgeschwiegen. Doch wird das den endlichen Durchbruch der Wahrheit nicht aufhalten können. Die Freunde und Verehrer der Unbefleckten werden mit Freuden nach diesem tapferen Büchlein greifen, das ihnen wieder eine neue Wehr bietet in dem Kampfe um Lourdes. Joseph Valley.

Neue Lieder. Ausgewählte Gedichte. Von Franz Jos. Zlatnik. Peter Weber, Baden-Baden. 2.— ℳ. Der Freundeskreis der Zlatnikschen Muse ist kein kleiner. Was den Dichter auszeichnet, ist eine Innigkeit und Wärme des Gefühls, wie sie sich besonders in den Liedern an seine Mutter offenbart. Hierzu kommt noch ein Hauch leiser Melancholie, der gleich dem zarten Ton einer Geige sein Dichten durchklingt. So hat Zlatniks Lyrik etwas Ergreifendes und in der Schlichtheit ihrer Form und Anspruchslosigkeit ihres Ausdrucks für sich Einnehmendes. Da gibt's nichts, was blendet. Alles ist gediegen, echt. Keine aufgeputzten Gefühlchen, wohl aber tiefes Gefühl. Dessen sind auch die „Neuen Lieder" wieder Zeuge. Ein paar mir bekannte fand ich darunter, denen der Dichter kritisch zu Leibe gegangen. Das ist zu schätzen, denn es beweist, daß Zlatnik den eigenen Musenkindern gegenüber nicht mit Blindheit geschlagen ist. Wer sich aus dem modernen Lärmleben einmal heraussehnt, der nehme diese neue Gabe Zlatniks zur Hand. Eine feinfühlige, leidgeläuterte Menschenseele spricht da zu ihm. Fritz Decker, Düsseldorf.

Brynych, Eduard, weil. Bischof von Königgrätz. Katechetische Predigten. Zweite verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Joseph Mergl. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. Erster Band VIII und 359 S. Preis brosch. ℳ 3.60. In unserer Zeit kommen mehr und mehr selbst bei den Gebildeten die Religionswahrheiten in Vergessenheit. Unwissenheit und Mißverständnisse gewinnen die Oberhand. Deshalb sind katechetische Predigten eine Notwendigkeit. Gerne wird man dabei zu den katechetischen Predigten des obengenannten bischöflichen Redners greifen, die als homiletisches Meisterwerk gelten. Brynychs Predigten zeichnen sich aus durch Originalität, kirchlichen Geist, Popularität, Einfachheit, Herzlichkeit, übersichtliche Einteilung und praktischen Sinn. Sie erklären die Religionswahrheiten faßlich und überzeugend unter häufiger Zuhilfenahme prägnanter Stellen des Breviers und passender Gleichnisse und Beispiele. So wirken sie nachhaltig auf Verstand, Willen und Herz der Zuhörer. Diese Predigten, von denen die weiteren Bände in rascher Folge erscheinen sollen, bilden einen homiletischen Hausschatz in der Bibliothek des Seelsorgers.

Dr. Weber, Boppard.

Breitschopf, Dr. Robert O. S. B., Rektor. Einfache und kurze Predigten auf die Feste des Herrn, sowie der heiligsten Jungfrau Maria und der Heiligen mit einem Anhange von Gelegenheitsreden. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Zweite, verbesserte Auflage. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. gr. 8°, VIII und 396 S. Preis brosch. ℳ 4.40. Gerade an den Festen des Kirchenjahres besteht für die Prediger eine gewisse Schwierigkeit. Der Inhalt des Festes ist bekannt und vielfach erschöpft, man weiß häufig nichts Neues mehr zu bringen. Da wird nun das oben angezeigte Werk neue Anregung bieten. Es gibt in der ersten Abteilung für die Feste des Herrn je 2—4, in der zweiten Abteilung für die Feste Marias und der Heiligen je 2—5 und in der dritten und vierten Abteilung verschiedene Gelegenheitspredigten und Ansprachen. Verfasser, der viele Jahre als Pfarrer Landbewohnern predigte, bietet hier wirklich gehaltene Predigten, kurz, einfach und schlicht, in populär kerniger Sprache, klarer Darstellung und mit gehaltvollem Inhalt. Das beliebte Predigtwerk wird auch in dieser Neuauflage neue Freunde gewinnen

Dr. Weber, Boppard.

Albaniens Golgatha.

In der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 13 beleuchtete M. Geßner-München in naturgetreuer Farbe in dem Artikel „Balkangreuel" das entsetzliche und barbarische Eroberungswerk der Balkanvölker, besonders die Raub- und Mordgier der Scharen König Peters von Serbien im katholischen Albanien. Nun ist eine Broschüre erschienen unter dem Titel: Albaniens Golgatha. Anklageakten gegen die Vernichter des Albanervolkes. Gesammelt und herausgegeben von Leo Freundlich. Wien 1913. Preis 20 Pfg. Verlag von Joseph Roller & Co., Wien III, Seidlgasse 8, auf die wir der großen Sache halber, die sie vertritt, ganz besonders aufmerksam machen. Es ist eine Sammlung der haarsträubenden Berichte der Korrespondenten verschiedener Nationen, die man nur mit innerer Erschütterung und Empörung lesen kann, mit Empörung nicht bloß über die bluthungrige, entmenschte Soldateska, sondern auch über die sogenannten europäischen Großmächte, denen auch ein Löwenanteil dieser Blutschuld wegen ihrer unbegrenzten Langmut und ihres untätigen Zuschauens zufällt. Möge der Notschrei dieser Schrift: „Im Namen der Menschlichkeit, im Namen der Zivilisation, im Namen des unglücklichen albanischen Volkes rufe ich die Regierungen der Großmächte, rufe ich die gesamte europäische Oeffentlichkeit an", an die Ohren des zivilisierten Europas gellen und es zum Handeln bewegen. J. Ernst.

Vom Wandern.[1]

Von Dr. A. Hättenschwiller, Luzern.

Jean Paul hat in seinen wunderlichen Büchern manch tiefsinniges, gehaltvolles Wort geprägt, das uns als freundlicher Leitstern geleiten mag bei unserer Pilgerfahrt auf der Erde, dieser „Sackgasse in der großen Stadt Gottes". Nie aber vermochten wir uns zu befreunden mit dem wohlgemeinten, jedoch gewißlich verfehlten Ratschlage des gemütvollen Dichters: „Bleibe zu Hause! Verdecke dir nicht durch lange Pläne dein Hauswesen, deine Stube, deine Bekannten! Besichtige die Nachbarschaft deines Lebens, jedes Stubenbrett, jede Ecke und quartiere dich zusammenkriechend in die letzte und häuslichste Windung deines Schneckenhauses ein!" Und wenn gar der geistreiche Emerson das Reisen als „das Paradies der Toren" bezeichnet, so mag er dabei wohl an das Ungesunde, Krankhafte jenes Reisebetriebs gedacht haben, der sich zum guten Teile als eine Folgeerscheinung der modernen Blasiertheit darstellt. Die sinnlose Reisewut an sich, das rastlose Herumreisen, welches oft lediglich als ein Betäubungsmittel über die Langeweile und das Gefühl der inneren Leere hinweghelfen soll, jene Reisesucht, deren Motiv lediglich in der Mode begründet liegt, jenes förmliche Rekordschlagen in weiten Reisen, das ein ruhiges Schauen und naives Erleben, eine wirkliche Mehrung der persönlichen Kultur von vorneherein ausschließt, kann freilich nicht anders als eine Zeitkrankheit bezeichnet werden.

Das vernunftgemäße Reisen aber, das vor allem dem Natur- und Kunstgenuß, der Erweiterung des Anschauungs- und Gedankenkreises dient, hat seine große Berechtigung als wertvolles Erholungsmittel für Körper und Geist. Und mehr noch als vom Reisen mit Hilfe all der jagenden Vehikel, die der Menschengeist seit einem Jahrhundert erfunden hat, gilt dies vom Wandern zu Fuß, mit dem Stabe in der Hand und dem Rucksack über den Schultern, — von jenem Wandern, welches erst die tieferen Beziehungen zu Land und Leuten und ein innigeres Verständnis auch für die kleinsten Freudenblumen der Natur vermittelt. Und einer derartigen Wanderkunst, einem solchen Schätzesammeln verdanken wir das prächtige Buch „Die schöne Welt", das uns der Luzerner Feuilleton-Redakteur und Schriftsteller Michael Schnyder kürzlich auf den Weihnachtstisch gelegt hat.

In seinem Skizzenbuche „Im Sonnenschein" hatte uns dieser frohe Plauderer vorab das Paradies seiner Jugend geschildert, verwoben mit anziehenden Bildern aus dem Volksleben seines engeren Heimatlandes und psychologisch fein durchgeführten Charakterstudien. Die „Allgemeine Rundschau" bezeichnete damals jenes Werk Schnyders mit Recht als „ein reiches, herzerquickendes Buch, voll Frische, Gemütswärme und Gemütstiefe". Ein gleiches Lob kann auch diesem jüngsten Kinde seiner Muse gespendet werden. Auch hier erweist sich Michael Schnyder als der amüsante Erzähler und feinsinnige Naturschilderer. Mögen wir mit ihm über Bergpässe in entlegene einsame Täler wandern oder in seiner anregenden Gesellschaft die Hochgipfel unserer Alpenwelt besteigen, mögen wir mit ihm am traulichen Herdfeuer der Sennen plaudern oder ihn auf fröhlicher Journalistenfahrt nach den sonnigen, blumenduftenden Gestaden unserer südlichen Schweizerseen begleiten — immer weiß er Land und Leute getreulich so zu schildern, daß wir sie wirklich leben sehen und ihr Leben und ihre Eigenart verstehen lernen. „Mit frischem Sinn bemerke freudig!", dieses Goethesche Wort findet hier seine Verwirklichung. Als wahrer Künstler des Wanderns versteht es dieser Prosadichter, in Landschaft und Leben einzutauchen und aus beiden ästhetische Genüsse herauszuholen. Und selbst der flüchtigsten Wanderstunde vermag er reiche Früchte abzugewinnen. So reiht sich in dem Buche Bild um Bild voll harmonisch schöner Fügung und Gestaltung, und in vollem Maße erfüllt sich die Absicht des Autors, die Wanderlust beim mitfühlenden Leser zu wecken. „Wanderungen sind klare Jungbrunnen für die Seele und den Leib, an denen die Jugend kräftig wird und hochgestimmt für Natur, Gott und Vaterland... Wandern ist ja doch eine Freude des deutschen Gemütes, etwas wie die Sehnsucht der Seele, die nie zur Ruhe kommt. Sie lockt uns zum Fels und zum Meer, in fremde Länder und in eine neue Welt, sie führt uns in die Tiefe der Erde und hebt uns im Fluge über Dörfer und Städte, über Höhen und Täler. Und selbst wer seine Sehnsucht, Fremdes und Neues und Ungewohntes zu sehen, in strafferen Zügeln hält, und sein stilles Heim über alles liebt und preist —, wenn im Sommer der Himmel blaut und die Berge gar verführerisch locken, dann fühlt auch er tief innen

[1] Michael Schnyder, „Die schöne Welt." Reise- und Wanderbilder, Luzern, Verlag von Raeber & Cie. 1913. Preis Fr. 4.50.

etwas wie Heimweh, er steigt hinauf in lichtere Höhen und fühlt sich nachher zu Hause erst recht glücklich". Und in der Tat liegt in der Naturfreude, im Naturfühlen der Feingehalt der Wanderlust und Wanderkunst. Deshalb sollte, wie uns Bischof von Keppler in seinem goldenen Büchlein „Mehr Freude" zugerufen hat, alles zusammenhelfen, um im Gemüt unseres Volkes das Naturgefühl wieder aus dem Schlaf zu wecken. Eine solche Anleitung zum Selbsterleben der herrlichen Natur bedeutet auch Michael Schnyders farbenfrohes Skizzenbuch. Und darin liegt wohl dessen größter Vorzug. —

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Der Schlachtenmaler **Friedrich Bodenmüller** starb, 69 Jahre alt. Er war geborener Münchner. Werke von ihm besitzen die Pinakothek und andere Sammlungen. Zwei treffliche Meister der Malkunst, die Professoren **Joseph Wopfner** und **Gabriel von Hackl**, haben im März ihren 70. Geburtstag gefeiert. Wopfner wurde am 19. März 1843 zu Schwaz in Tirol geboren und genoß, als er nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten dazu gelangt war, die Münchener Akademie zu besuchen, daselbst den Unterricht und den Schutz Defreggers, Pilotys und Eduard Schleichs. Er ist ein Meister, der Landschaftliches und Figurales gleichmäßig beherrscht, wurzelnd in heimatlichen Gedanken- und Stoffkreisen, und begabt mit starkem und dabei tief poesievollem Naturgefühl. Gabriel von Hackl, am 24. März 1843 geboren, hat gleichfalls, wie so ungemein viele gerade der Bedeutendsten, zu den Pilotyschülern gehört, ist zuerst ein Jahr lang Lehrer an der Münchener Kunstgewerbeschule gewesen, und danach jetzt seit 35 Jahren als solcher mit größten Erfolgen an der Akademie daselbst tätig. Von seinen in großem Stil gehaltenen Historienmalereien sind sehr viele in private Sammlungen übergegangen, andere zieren Kirchen und Museen. Besonderen Ruf verschaffte ihm sein herrliches Gemälde in der Fürstengruftkirche zu Scheyern, darstellend die der Patrona Bavariae huldigenden Wittelsbacher. — Die **Stadtpfarrkirche in Giesing** erhielt zwei neue prachtvoll gemalte Fenster, welche nach Kartons von **Fritz Kunz** durch die K. B. Hofglasmalerei F. X. **Zettler** ausgeführt worden sind. — Die angeblich im 12. Jahrhundert entstandene kleine **St. Nikolauskirche am Gasteig** ist nach ziemlich lang dauernden Herstellungs- und Trockenlegungsarbeiten wieder ihrer gottesdienstlichen Bestimmung übergeben worden. — Sehr viel weniger erfreulich klingt, was gerüchtweise über das künftige Schicksal der **Augustinerkirche** verlautet. Diese soll mit ministerieller Billigung dazu ausersehen sein, ein Kinematographentheater aufzunehmen! Sollte sich die kaum glaubliche Nachricht bestätigen, so würde man einen der härtesten Verstöße gegen die Denkmalpflege und den Heimatschutz zu beklagen haben. Wie dürften diese sich darauf beschränken, alte Mauern stehen zu lassen? Ist es nicht, weil sie aus den Ideen der Pietät geboren sind, ihre vornehmste Pflicht, über die guten Geister zu wachen, welche die ehrwürdigen Denkmäler unserer Vergangenheit umschweben? — Das vom **Kommerzienrat Dall'Armi** gestiftete **Bürgerheim** ist nicht nur im ganzen als treffliche Leistung zweckmäßiger moderner Architektur, sondern auch wegen der künstlerischen Vollendung von Einzelheiten zu loben. Unter ihnen zeichnet sich die kleine Kapelle aus mit ihrem von **Baurat** Dr. **Gräßel** entworfenen, vom Bildhauer B. **Diamand** geschnitzten Altar und einem Deckengemälde vom Kunstmaler **Herz**, ferner die Sakristei mit einer Deckenmalerei von **Rudolf von Seitz**. — Ohne besondere Feierlichkeiten erfolgte am 29. März die Einweihung des **Neubaus des Verkehrsministeriums**. München ist durch dies imposante mit seiner Kuppel das Stadtbild charakteristisch beeinflussende Gebäude um eine seiner großen Traditionen würdige Schöpfung reicher geworden. Die Entwürfe stammen vom Professor C. **Hocheder**, der Bau begann im Oktober 1905. In überaus geistreicher Weise ist die Architekturgruppe so angeordnet, daß sie mittelst brückenartiger Ueberbauung der Arnulfstraße das Bahngelände mit in die Anlage hineinzieht. Mit der Zeichnung und Gruppierung, soweit mittelst des sehr glücklich gewählten Materials, sind Wirkungen erreicht, gleich den besten unserer älteren bayerischen Architektur, während doch gleichzeitig die moderne Auffassung sich überall aufs kräftigste kundgibt. — Ein herrliches Denkmal — in die Form einer bogigen Wandnische komponiert — hat Professor A. **von Hildebrand** für den großen Meister des Geigenspiels, Jos. Joachim, ausgeführt. Das Werk ist für die Akademie der Tonkunst in Charlottenburg bestimmt. — Die **März-Ausstellung der Juryfreien** bot in nicht weniger als 18 Sondergruppen nur weniges, was wirklich der Beachtung wert war. Hierzu zählen die vorzüglichen Marinen von **Emmy Lischke**, die Radierungen von W. **Waentig**, die gediegenen Blumenstücke von M. **Keller-Hermann**, die frisch empfundenen Landschaften von H. **Walther**, J. R. **Knobloch** und A. **Schlehahn**; A. **Siebners** romantische Poesien erwiesen mehr großzügiges Wollen als Können. — Die **Frühjahrs-Ausstellung der Sezession** ist reichlich beschickt und zeigt das Ueberwiegen lebhaft temperamentvoller Leistungen. Der Impressionismus führt das Wort, versteht aber — wenigstens hier, wo eine zielbewußte Jury leitend und sichtend am Werk ist — Maß zu halten und Exzentrizitäten zu meiden. Neben der beträchtlichen Menge der altbewährten und ausreichend bekannten Stützen der Münchener Kunst gibt es, wie erfreulicherweise in diesen Frühjahrs-Ausstellungen üblich, eine große Zahl von neuen Erscheinungen, von welchen einzelne Namen vielleicht einmal später auch zum alten Stamme gehören dürfen. Das alles gilt für die Malerei gleichwie für die Graphik und Plastik. Von Werken religiösen Inhaltes sei eine Kreuzaufrichtung von **Franz Reinhardt** erwähnt. — Auch von den **Kunstsalons** halten mehrere mit rühmlicher Gleichmäßigkeit an dem Grundsatze fest, nur wirklich Abgeklärtes zu bringen, nur solche Werke zu zeigen, deren Bedeutung hoffen läßt, daß sie auch vor der Zukunft standhalten. So Brakls „Moderne Kunsthandlung" mit Bildnissen und Stilleben von L. **Durm** und Werken der feinsinnigen Porträtistin Gräfin **Alberti d'Enno**. Thannhausers „Moderne Galerie" zeigte Malereien des Hodler-Nachfolgers E. **Würtenberger**, sowie eine Kollektion von Lovis Corinth, der bekanntermaßen, ohne in seinen künstlerischen Mitteln wählerisch zu sein, das Ziel verfolgt, sich den Ruf eines Kraftgenies zu sichern. Dennoch wird in alle Zukunft jene Kunst die erhabenere, die wahre und echte bleiben, die aus der Wucht des Geistes, und nicht bloß aus der der Faust erschaffen wird. Die Darbietungen des „Neuen Kunstsalons" hatten weder formell, noch inhaltlich mit Kunst etwas zu tun. — Im **Kunstverein** erschien die „Neue Vereinigung Münchener Künstlerinnen", ein Bund, der nur als solcher zum ersten Male bei uns auftrat, während die meisten seiner Mitglieder längst bekannt sind und nichts Ungewohntes bieten. Viel größere Beachtung verdient von den im März hervorgetretenen Korporationen „The Senefelder Club", London, der die Lithographie mit wahrer Meisterschaft der Technik zu behandeln, und vereinzelt auch tieferes gegenständliches Interesse zu erwecken weiß. — Von den Darbietungen einzelner Persönlichkeiten können, um diesen Bericht nicht über das mögliche Maß auszudehnen, nur wenige herausgegriffen werden: die Kollektion frischer Landschaften von R. Curry, die poesievollen Bilder zur Legende des hl. Franziskus von R. **Plehn-Lubodin**, die Lyriken von M. **Stokes**, die prächtigen Münchener Straßenimpressionen von Ch. **Vetter**, die Tier- und Landschaftsstudien von O. **Strützel**, die Phantasien von A. **Lübke**. Die Kleinplastik fand in einem vom K. Münzkabinett ausgeschriebenen Plakettenwettbewerb Gelegenheit zur Entfaltung vielseitiger Feinheiten. — Am 12. März konstituierte sich der **Wirtschaftliche Verband bildender Künstler** unter dem Vorsitze des Malers Professor E. **von Stieler**.

Augsburg. Wegen Feuergefährlichkeit der Aufbewahrungsräume wurde das etwa 200 Nummern umfassende Gemäldedepot der Galerie nach München überführt. — **Baden-Baden.** Die soeben eröffnete Kunstausstellung interessiert vor allem durch die Darbietungen von Karlsruher Meistern, u. a. Thoma, Schönleber, den Trübner-Schülern; Berlin lieferte Arbeiten von M. Liebermann und L. Corinth; München solche von R. Kaiser, Zügel, Habermann und anderen. — **Belgard** (Pommern). Kaiser Wilhelm II. beschenkte die Marienkirche mit zwei prächtigen gemalten Fenstern, die von der Münchener Anstalt C. de Bouché ausgeführt worden sind. In reicher ornamentaler Umgebung zeigen sie die Hochzeit zu Kana und die Heilung des Aussätzigen. — **Berlin.** Die Ueberführung der „Anbetung der Könige" des Hugo van der Goes aus dem Kloster Monforte in Spanien nach dem Kaiser Friedrich-Museum ist nunmehr endgültig bewilligt. Das Bild kostet dem preußischen Staate in diesen teueren Zeiten nicht weniger als eine Million Mark. Freilich handelt sich's um einen der ausgezeichnetsten altniederländischen Meister, von dem insgesamt nur drei Werke bekannt sind. — Die Akademie der Künste veranstaltet zur Vorfeier des kaiserlichen Regierungsjubiläums eine große Ausstellung am Pariser Platze. Es liegt der Gedanke zugrunde, „ein Bild des gegenwärtigen deutschen Kunstschaffens zu geben", womit, gerade unter dortigen Verhältnissen, nicht geringe Schwierigkeiten verknüpft sind. So ist nicht überraschend, daß die Kritik zwar die Bedeutung des Unternehmens nicht leugnet, aber feststellen muß, jener Gedanke sei doch nicht voll zum Ausdrucke gekommen. — Im Künstlerhause ist einer sehr bemerkenswerten Meyerheim-Ausstellung eine solche der Bracht-Schüler gefolgt, die für letztere gleich ehrenvoll ist wie für ihren Meister. — Das Rauch-Museum hat endlich die längst notwendige Neuaufstellung erfahren. — Dem preußischen Abgeordnetenhause ist der Entwurf eines Ausgrabungsgesetzes vorgelegt worden. — Im **Bodensee** wurden neuerdings wieder reichliche Reste von Pfahlbausiedelungen entdeckt. — **Dresden.** Professor Dr. Georg Treu, der bekannte Archäologe, feierte am 29. März seinen 70. Geburtstag. Treu schrieb unter anderem über den Hermes des Praxiteles, über das Problem der Bemalung von Statuen, über Olympia. Außerdem hat er sich sehr eingehend mit modernster Plastik beschäftigt. — Gestorben ist der ausgezeichnete Architekt Al. Honrath, ein Wallot-Schüler. — **Florenz.** Der Staat kaufte aus dem Besitze der Familie Martelli den um 1430 gearbeiteten Giovannino des Donatello und rettete so dies bewunderungswürdige Werk für Europa, während er ein anderes — einen David — wieder

einmal der Verschleppung anheimfallen läßt. — Die Kunsthalle zu Hamburg erwarb reiche Kollektionen von älteren dortigen Malereien, ferner Werke von Schwind, Richter, Schirmer, Courbet Renoir und anderen hervorragenden Meistern des 19. Jahrhunderts. — Köln am Rhein. Die Gemäldesammlungen des Wallraf-Richartz-Museums erhalten endlich mehr Platz dadurch, daß die Plastiken, sowie die Sammlung des Kunstvereins ganz aus dem jetzigen Gebäude entfernt und anderweitig untergebracht werden. — Neuyork. Pierpont Morgan stellt gegenwärtig im Metropolitan-Museum seine Sammlungen aus und erregt besonderes Aufsehen mit einem Skizzenbuche des Benvenuto Cellini. — Plattling. Die Herstellung der Stadtpfarrkirche St. Magdalenen ist unter der Aufsicht des Generalkonservatoriums beendet worden. — Rom. In der Nikolauskapelle des Vatikans wurden Gemälde aufgefunden, die von Fra Angelico stammen dürften. — Die Ausgrabungen der Basilika Aemilia (erbaut 179 v. Chr.) auf dem Forum ergaben höchst wertvolle Aufschlüsse über die jenem Baudenkmal während des Mittelalters beschieden gewesenen Schicksale. — Wien. Die Neuordnung der Gemäldegalerie des k. k. Hofmuseums hat, soweit sich nach den bis jetzt fertiggestellten Abteilungen (Italiener und die Werke des 15. bis 16. Jahrhunderts) beurteilen läßt, außerordentlich günstige Wirkungen.

Dr. O. Doering, Dachau.

In jungen Kämpfen.

Eine Skizze von Eugen Mack.

Endlich war das letzte Trimester, das ganze Studienjahr zu Ende. Ein ganzer Strauß schönster Tage lag vor den glücklichen Studentlein, die in die Heimat reisen durften. Früh am Morgen waren sie, die neuen Mützen auf dem Kopf, den Rucksack auf dem Rücken und einige mit einer Geige unter dem Arm auf den Bahnhof geeilt.

Unter lustigem Liedersang fuhren sie ab. Einen ganzen Waggon füllten sie. Da und dort stieg einer aus. Man wünschte sich eine gute Vakanz, gut Wetter auf die Ferienmärsche und versprach Kartengrüße.

Zuletzt saß nur noch Herbert im Waggon. Er war der Sohn eines Arztes, der auf dem Lande eine große Praxis hatte. Herbert war ein Denker: große Stirn, großes Auge, feuriger Blick. Heute schaute er wie verträumt auf die reifen Roggenfelder hinaus, zwischen welchen der Zug dahinfuhr. Er dachte vergangener Tage, vergangener Tage ..... Er reiste diesmal mit einem stillen Weh nach Hause. In seinem Innern war etwas anders geworden. Ja, da glühte es auf einmal, es war auf einmal gekommen, er wußte nicht wie. Er war sich selber nicht mehr klar über sich, aber das hatte er erfahren, es hatte ihn gebogen und gezaust wie Junigewittersturm das Birkengeäst.

Anfangs war er in seinem neuen Kampf und Sturm ein Held gewesen. Dann hatte das Sinnliche in ihm seine Seele überschauert wie Hagelschlag das Kornfeld und hatte immer dichtere Nebel um sie wallen lassen. Und die edle Seele ward wie eine verhüllte Sonne. Es war dunkel geworden in Herbert. Der Denker dachte nicht mehr in sich hinein, der Träumer vergaß seinen Willen zu steuern. Damals ... O damals blickte er nicht nach den Sternen. Und es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht....

Und Herbert trommelte mit den Fingern aufs Waggonfenster; er blickte nun über den Moorgrund, übers Ried. Dort waren immer Nebelwölkchen; die Sonne goß ihr Licht nicht voll hinein. Licht und Nebel, so war's auch bei dem jungen Träumer.

Bald würde er seinen Papa begrüßen dürfen. Ob der es merkte?... Und Herbert dachte vergangener Tage, vergangener Tage. Immer schöner und ausgedehnter standen sie vor ihm auf, wie eine Märchenau. Er war damals so glücklich und blickte so froh in die Welt, als wäre sie sein und müßte man ihm, dem glücklichen Kinde, dem lustigen Knaben, Stück um Stück davon abkaufen.....

In seinem Garten auf der kleinen Station pflückte der überall hochgeachtete Arzt ein ganzes Blumenkörbchen voll Rosen und stellte es in seinem hellen Ordinationszimmer unter das Oelbild in schwerer Goldrahme. Das war Herberts Mama. „Ludwig, gib mir auf den Knaben acht!" Das war ihr Abschiedswort gewesen. Und dann war sie wie ein Engel dagelegen, wie eine liebliche Rose, gebrochen, ehe der Sturm sie entblätterte. Er selber hatte seiner Irene noch das schöne, vergißmeinnichtblaue Auge zudrücken müssen. Und von da an las der Arzt den Blick der Heimgegangenen aus Herberts tiefem Unschuldsauge. In ihm lag es wie ein Schimmer von ihr aus anderer Welt . . ., ein keuscher Blick.

Und heute sollte Herbert wieder kommen. Bis fünf Uhr hatte der Arzt den ganzen Mittag alle Sprechstunden abgesagt. Die Stunden, da er immer sein Kind begrüßen durfte, waren ihm heilig. Sie galten ihm als Gebet. Da erlebte er in Gedanken der Erinnerung Stunden des seligsten Glückes der Brautzeit wieder.

Raschen Schrittes wie immer ging der Doktor auf den Bahnhof. Seine Zeit hieß Arbeit, heute hieß sie Freude, Vaterfreude. Herbert hatte seinem Vater noch nie Kummer bereitet; es war, als sei seine Mama immer als guter Schutzgeist um ihn gewesen. Ein so sonniges, tiefes Gemüt hatte Herbert, das leuchtete und klang, auch wenn die verstandesmäßige Tante, welche die Haushaltung führte, ihn weniger verstand. Nun würde der Junge wieder viel Sonne in die Doktorvilla am Waldsaum bringen, wo so viel Leid und Unglück anpochte . . .

Der Arzt ging und ging. Sein Gang war Freude. Die Leute grüßten mit Ehrfurcht den Herrn Doktor.

Herbert war gekommen. Salve grüßte die Goldschrift über der Türe der Villa durch den ganzen Garten, Salve jede Blume in den Rabatten, jedes Steinchen auf dem Weg, die Gartenlaube, das Elternhaus. Das war ja die Heimat.

Vater und Sohn standen im Zimmer unter Mamas lebensvollem Bild; ihr Auge blickte auf beide.

„Und nun, Herbert, sind wir daheim. Gott grüße dich!" Und der Arzt küßte seinen Sohn. Ihm war, als höre er sie wieder rufen: „Ludwig, gib mir auf den Knaben acht!"

„Herbert, du hast auch in diesem Trimester wieder ein recht gutes Zeugnis. Ich gratuliere dir. Du hast dich wacker gehalten. Du weißt aber, mein Lob und meine Anerkennung sollen dir ein Sporn zum Immerhöherstreben sein."

Da fuhr die Röte mit einer Trübung ins Rostrot in Herberts Gesicht. Und sein Blick war verträumt, wie umwölkt. Jetzt fiels dem Vater noch einmal auf, wie schon kurz drunten auf dem Bahnhof. Er schaute empor zum Bild von Herberts Mama; er sah ihr ruhiges, leuchtendes Auge; er suchte ihren Gruß in Herberts unschuldsvollem Stern. „Ludwig, gib mir auf den Knaben acht!" So tönte es im Herzen des ernsten Arztes. Und er blickte seinen Sohn schweigend an, friedlich, teilnehmend, liebevoll. Und dann: „Aber...., mein Kind!"

Wie gedehnt, wie mit- und sich einfühlend!

„Kind!" Wann hatte Papa einmal so gesagt, seit er auf dem Obergymnasium war?

Und Herbert senkte seinen Blick. Tränen tropften nieder. Schon hatte sich der verständnisvoll ernste Mann väterlich über ihn gebeugt.

„Papa!"

„Ich verstehe dich. Weine dich aus! Wir wollen mit Gottes Hilfe reden. Es ist nun doch zu rasch über dich gekommen, sonst hätte ich dich vorbereitet. „Mein Kind", — wie väterlich er es wieder sprach —, „nun mußt du dich wieder durchrudern, laß deinen Lebenskahn im Schilf dieser Gefühle nicht festhalten; es ist gut, daß du nun sechs Wochen bei mir bist; steure hinaus in die frische Strömung und bleib nicht in stehenden Gewässern, Herbert! du verstehst mich."

Der Junge blickte voll Vertrauen zu seinem Vater empor.

Tiefer Ernst kam über den Arzt. „Es hat nun eine Aenderung gegeben, mein Kind. Ich begreife das. Die Stunde ist nun heilig und ernst. Mein Sohn, ich darf nun mit vollem Ernst mit dir reden."

Herbert stand am Fenster und blickte auf die roten blühenden Geranien. „O ja, bitte, Papa."

Der Doktor nahm einen Brief in die Hand, spielte mit den Fingern an der Kante der Hülle auf- und abstreifend und redete mit seinem Sohn. Das war die Weihe einer Stunde.

„Herbert, du weißt es, jetzt ist eine andere Zeit zu dir gekommen. Du warst sehr glücklich. Gott hat deine Jahre durch siebzehn Frühlinge ruhig im lieben Lenzeswehen der Kindheit gesteuert. Nun kommt es anders. Von einem Jungen deines Alters habe ich heute einen sehr schönen Brief erhalten. Er muß sehr kämpfen, o, das müssen alle und die meisten sogar schon früher. Auch du mußt nun kämpfen, ich weiß das."

„Du weißt das, Papa." Eine Geranienblüte glitt nieder. Herbert blickte in die Blumen und auf den Garten hinab. Es war Trauer in ihm, auf seinen Zügen stiller Schmerz. Solch heiliger Schmerz legte auf einige Sekunden gleich einem Bahrtuch Schweigen übers ganze Zimmer.

Der Doktor fuhr fort: „Das ist dein Trost. Alle müssen sehr und ernst kämpfen, fast niemand ist ausgenommen, es kommt nur darauf an, daß und wie man kämpft. Nun ist es freilich nicht mehr so schön, das wirst du finden. Im Frühjahr nun ist der Prolog deines Lebens, die nur heitere Kunst, verklungen. Nun beginnt auch das ernste Leben. Die Barriere zwischen Kindheit und Leben ist niedergelassen, jetzt muß der Wille auf eisernen Geleisen gehen, vorbei ist das Spiel, der Kampf hat begonnen, und der dauert bis zum Tod."

Die allergrößte Feierlichkeit zog ins Zimmer. Vater und Sohn fühlten die segenspendende Weihe der Stunde und beugten sich vor ihrer Hoheit.

„Vertraue, kämpfe, siege!" Der Arzt hatte geschlossen. — „Und nun, Herbert, pflege dich in der Laube oder im Wohnzimmer! Erfrische dich, ruh' dich aus! Ich muß dann heute abend noch einmal mit dir reden. Von solchen Dingen redet man nur einmal, aber ich weiß, du hörst auf meine Worte."

„Wie danke ich dir, Papa."

„Wir gehen am Abend gen Maria Tann."

„Es klopft. Auf Wiedersehen."

Ein stummer Händedruck. Der Sohn fühlte tief, sein Auge war feucht.

Ein Patient trat ein. Die Sprechstunden nahmen ihren Fortgang.

In Herberts gutem Herzen wühlten die guten Gedanken. Nun hatte er eine Seele gefunden, die einen Schild über ihn hielt in seinen jungen Kämpfen, und bei der er sich aussprechen konnte.

Der Abend war lind und warm. Der Herr Doktor ging mit seinem Sohn unter den Linden hin. Er redete von der großen Sendung des Lebens und von der wichtigen Zeit, wann der Knabe zum Mann wird. Er redete als Vater, er sprach als Freund und mit dem Ernst eines Priesters. Und Herbert nahm die Worte auf wie ein Testament, das ihm Papa an den Toren des Paradieses der Kindheit in den dornenvollen steinigen Acker des Lebens hinaus übergab.

Am weiten Himmel wandelten die Sterne ihre ewige Bahn. Der Wald hatte die Wandernden aufgenommen. Der schlafende Tag schwieg.

Und der Arzt schloß: „Herbert, die Stunden also, die jetzt da sind, bilden das Modell deines ganzen Lebens. Dein Leben soll ein schönes Denkmal werden. Darum mache das Modell recht schön. Arbeite daran mit der ganzen Kunst einer von Idealismus erfüllten Jugend! Jeder Tag, jede Stunde bedeutet nun für dich ein Lebenskapitel; ein schönes Buch soll einst dein Leben sein, wenn Gott es von dir fordert."

Sie waren vor dem Madonnenbild.

„Herbert, vergiß diesen Abend nie! Bei der Liebe, die an Mamas Grab für deine Mutter in dir glüht, bitte ich dich, bleib gut und froh, durch Reinheit stark!"

„Durch Reinheit stark, Papa. Ich gelob's. Du hast Kraft in mich gelegt. Ich kämpfe."

Und beide knieten nieder und beteten still. Am Himmel zogen die ewigen Sterne, und keuscher Friede wehte durch den Wald.

Frühlingssonntag.

Der Pfirsichbäume rote Schleier wehen,
Die Kirschbaumblüten schimmern schneeigweiss.
Von Sonntagsglocken klingen alle Höhen,
Und in das goldne Licht staunt Reis an Reis.

Auf allen Wegen geh'n im Feierkleide
Geschmückte Menschen durch das lichte Land.
So jung, so bräutlich atmet rings die Weite,
Als käm sie neu aus ihres Schöpfers Hand,

Als wär' ein ferner Traum die Schuld, die Sünde,
Not und Verrat und dunkle Menschenpein,
Als würde selbst der Härteste zum Kinde
Und sagte: „Still! Lasst Gottesfrieden sein!"

Dr. Lorenz Krapp.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Es war lange der Brauch in unserem Hofschauspiel, Gäste nur für den Fall zu berufen, daß sie sich um ein Engagement bewerben. So waren bedeutende fremde Künstler darauf angewiesen, auf den Privatbühnen aufzutreten, wollten sie sich dem Münchener Publikum zeigen. Indem der neue Leiter der Hofbühne Alexander Moissi zu zwei Gastspielabenden berief, brach er mit jener alten Uebung und mit vollem Rechte. Die Vorteile von Gastspielen sind in der Tat nicht gering. Durch sie kommen, um einen gewiß auch bühnenerfahrenen Mann — Goethe — zu zitieren, gute Stücke immer wieder zum Vorschein und das Interesse wird auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt. Das Publikum gewinnt an Einsichten und unsere eigenen Schauspieler werden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gastes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Diese Sätze aus den Gesprächen Goethes mit Eckermann erschöpfen das Prinzipielle der Frage völlig. In der Oper hat man ja auch stets sich der Vorteile des Gastspielwesens bedient. Im Schauspiel ist es freilich nach dem Stande unseres heutigen künstlerischen Empfindens Bedingung, daß der Gast sich streng in das Ensemble eingliedert. Moissi gab den „Golo" in Friedrich Hebbels „Genoveva" und wird noch seinen „Hamlet" spielen, den wir bereits aus den Reinhardtschen Ensemblegastspielen im Künstlertheater kennen. Mit einem staunenswerten psychologischen Spürsinn hat Hebbel die Abgründe dieses hemmungslos zum Verbrechertum hingetriebenen Menschen aufgedeckt, eine dankbare Rolle ist Golo jedoch aus dem Grunde nicht, weil es der Dichter versäumt hat, ihn durch einige vorteilhaftere Züge unserem Mitleid zu empfehlen. Moissi bringt für Golo vor allem eines mit, sein hinreißendes Temperament. Unsere meisten Schauspieler von heute analysieren solch psychologisch schwierige Charaktere mehr, als daß sie dieselben formen. Moissis Gefühlsüberschwang dagegen hat etwas Hinreißendes. Seine Figuren leben. Wer Moissi in mehreren Rollen kennt, wird freilich finden, daß seine Gestalten eine gewisse Wesensverwandtschaft haben. Sehr schön und biegsam ist sein Organ, vorzüglich die Behandlung der deutschen Sprache, die er erst in seinen Jünglingsjahren erlernt hat. Dem Gaste, wie den übrigen Darstellern ward reicher Beifall zuteil. Die Titelrolle spielte Fräulein Berndl, der solche Frauengestalten von Seelenreinheit besonders eignen.

Münchener Schauspielhaus. „Majolika" betitelt sich ein Schwank von Leo W. Stein und Ludwig Heller, der bei sehr guter Darstellung sich eines fröhlichen Erfolges erfreuen durfte. Der kluge Jude als Beherrscher der schwierigsten Situationen ist eine in den letzten Jahren viel gebrauchte Schwankfigur, aber sie tat in der neuen Aufmachung nochmals gute Wirkung. Einem sehr kreditbedürftigen kleinen Landesherrn rät der Herr Bankier, wegen der im Herzogtum reichlich vorhandenen Tonerde eine Majolikafabrik zu gründen. Nach Ueberwindung fürstlicher Vorurteile ruft der Herzog das aussichtsreiche Unternehmen ins Leben. Die von ihm eingesetzte, mehr soldatisch stramme, als geschäftstüchtige Verwaltung bringt jedoch neue finanzielle Kalamitäten. Doch wieder weiß der Bankier Rat. Er tritt dem Herzog seinen Prokuristen ab. Herr Veilchenfeld kommt und sofort geht alles gut. Der Herzog ist aller Sorgen ledig, braucht nicht mehr zu sparen und heiratet eine schöne Prinzessin. Aus der Berührung von Hof- und Finanzwelt haben die Autoren ihre besten komischen Wirkungen gezogen.

Münchener Volkstheater. Der äußerlich würdige, ältere Herr, der sich auf Reisen zu verspäteten galanten Jugendstreichen verführen läßt und dann aus Angst, daß seine Erlebnisse zu Hause ans Tageslicht kommen, allerhand Kopflosigkeiten begeht, die zu neuen Verwicklungen führen, ist eine Figur, die in feinerer oder derberer Form schon oftmals über die Bühne geschritten. Er ist auch der Held von Schätzler-Perasinis Schwank „Sündenböcke". Dank einer flotten Technik, die jede mögliche Situationskomik geschickt herbeizuführen und voll auszunutzen versteht, fand das Publikum viel Gelegenheit zum Lachen. Einige lockere Andeutungen ließen sich tilgen, ohne die komischen Wirkungen zu schmälern. Kopp zeichnete die Hauptrolle mit feinem Humor.

Elsa Asenijeff. Die fünf oder sechs Lyrikbücher Elsa Asenijeffs, von denen eines Max Klinger so schätzte, daß er es mit Buchschmuck versah, habe ich nicht gelesen, ich kann nur danach urteilen, was die Dame an ihrem „lyrischen Abend" vorlas. Möglich, daß manches Gedicht besser wirken würde, wenn man es in einem minder süßlichen, gesucht naiven Ton vorläse und es nicht mit dilettantischen Kommentaren versähe. Die Lyrik der Dichterin ist überwiegend erotischer Natur. Vieles ist — zum mindesten gesagt — wenig geeignet, einem ganzen Saal anvertraut zu werden. Ist mir diese überleidenschaftliche Damenlyrik an sich schon nicht gerade sympathisch, so hatte ich lediglich das Gefühl, als würden hier Streichholzflämmchen zu lodernden Bränden angeblasen.

Volkssymphoniekonzert. Das 24. Konzert war Richard Strauß gewidmet. Prill dirigierte „Don Quixote und „Don Juan" mit sehr anerkennenswertem Gelingen. Orobio de Castro spielte das Solovioloncello im „Don Quixote" vortrefflich. Die Orchestergesänge „Hymnus" und „Pilgers Morgenlied" sang Udo Fußla. Auch diese Leistung fand den herzlichsten Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Die deutsche Uraufführung von Puccinis Oper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen" hatte im Charlottenburger Opernhause einen starken äußeren Erfolg. Musikalisch wird das Stück jedoch nicht den wertvollsten Opern des italienischen Komponisten zugezählt. — Der Mannheimer Stadtrat genehmigte die Errichtung einer Opernschule, die der Leitung des Hofkapellmeisters Bodansky unterstellt wird. — In Gotha wird die Erbauung eines neuen Hoftheaters geplant, da das alte Haus den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht und auch zu klein ist. „Das Waldidyll", eine Oper des Engländers R. W. Maclean, erlebte in Mainz die deutsche Erstaufführung. Das Werk ließ kühl. Einige volkstümliche Lieder gefielen; das übrige wird als Salonmusik bezeichnet. — „Maria von Magdala", ein Drama von Maeterlinck fand in Nizza beifällige Aufnahme. Es handelt sich um den oft versuchten und meist wenig geglückten Versuch einer Modernisierung des biblischen Stoffes. — Aeußeren Erfolg hatte in Monte-Carlo „Yato", eine in Japan spielende Oper der Pariserin Labori. — Ernst von Possart war bei seinen Petersburger Gastspielen Gegenstand besonderer Ehrungen. — Alfred Kames, Dramaturg des Deutschen Schauspielhauses in Berlin, wurde zur Leitung des Deutschen Theaters in Köln berufen. An letztgenannter Bühne hatte die Uraufführung von Emil Kaisers Kölner Mirakelspiel „Richmondis von Aducht" Erfolg. Das Werk behandelt im Stile der alten Moralitäten den Kampf des Guten und Bösen um die Menschenseele. — Drei Einakter aus Kranewitters Zyklus „Todsünden" hatten in Berlin keinen durchschlagenden Erfolg. Nach Ansicht der Kritik wohne den Stücken eine brutale Kraft, an den Nerven zu zerren, aber keine echte Tragik und Poesie inne. — Eine Tragödie aus dem griechischen Mythos „Alkestis" von Hellmuth-Falkenfeld erwies sich in Frankfurt a. O. als beachtenswertes Erstlingswerk. — „Das gelobte Land", Schauspiel von A. Mayer-Brandus, welches in Berlin ohne sonderlichen Erfolg gespielt wurde, behandelt das Verhältnis des Judentums zum Deutschtum. In dramatisch unglücklicher Weise wird das Thema in endlosen Reden behandelt. Das Schicksal des Privatdozenten, der sich aus Rücksicht auf seine akademische Laufbahn taufen läßt; durch diesen Schritt jedoch von seiner Braut verachtet wird und deshalb zur Pistole greift, vermochte nicht zu erschüttern. — Alexander Elsters Komödie „Törin Eveline", die in Jena beifällig gegeben wurde, versucht in feinsinniger, aber etwas akademischer Art darzulegen, daß der Genuß auf die Dauer den tiefer veranlagten Menschen nicht Befriedigung gewähre.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen, auch Handel und Industrie, warten mit der gesamten Welt in dumpfer Resigniertheit nun schon seit Monaten auf einen definitiven Friedensschluss am Orient. Mit grossen Bedenken sah man nach der osterlichen viertägigen Börsenpause den kommenden Ereignissen der Auslandspolitik am Balkan entgegen und war allgemein überrascht, seit jener Zeit fast ununterbrochen Haussetendenzen an den Börsen registrieren zu dürfen. Die gegen die störrischen Slawenreiche seitens Oesterreichs und Italiens geplanten Zwangsmassregeln blieben auf die Dauer ziemlich unbeachtet, im Gegenteil eine günstigere Beurteilung der gesamten politischen Konstellation bewirkte eine durchgreifende, völlig geänderte Tendenzbewegung der Effektenmärkte. Die Beendigung des heldenhaften, wenn auch äusserst blutigen Ringens um Adrianopel bedeutet für die Friedensaussichten eine weitere Klärung, weil man fast überwiegend annimmt, dass mit dem Fallen dieser Festung ein bisher grosses Hemmnis geschwunden ist. Lediglich das zweideutige Verhalten Russlands gegenüber den übrigen Grossmächten und zugunsten der slawischen Balkanländer verursacht, und zwar in ziemlich bedrohlicher Weise, jenes ungewisse Ahnen von immer noch vorhandenen grossen Gefahren ernster Zerwürfnisse innerhalb der Grossmächteparteien. Auch die Behandlung der rumänisch-bulgarischen Differenzen bedarf noch manchen guten Willens zur Einigkeit, welche im Punkte der Skutarifrage wiederholt schon versagt hatte. Hoffentlich verschwindet die unklare russische Stellungnahme und dadurch auch der Starrsinn und die kindische Hartnäckigkeit Montenegros. Die Reden der leitenden englischen Staatsmänner Sir Greys, Asquiths, und vor allem des Admiralitätslords Churchill, zeigten grössere Deutschfreundlichkeit und in erster Linie eine sichtliche Befestigung in der Grossmächteharmonie. Die internationalen Börsenplätze blieben andauernd in ausgesprochener Haussestimmung, besonders auf die Meldung hin, dass die Balkanstaaten die Vorschläge der Mächte als zu Friedensverhandlungen geeignet angenommen hätten. Namhafte Rückkäufe und gute Anlagegeschäfte auf der ganzen Linie wurden in unseren Aktienwerten seitens der Kapitalistenwelt vorgenommen. Die allgemeine Auffassung einer beruhigteren zukünftigen politischen Gestaltung erweiterte erneut den so lange verödeten Börsenverkehr und liess zeitweise an die besten Tage des Konjunkturjahres 1912 erinnern. Rasch vergessen wurden die noch vor wenigen Tagen vorhanden gewesenen Gefahren der russisch-österreichischen Mobilisierung und die vielfachen erdenklichen politischen und militärischen Zwischenfälle. Auch dass durch die mannigfaltigen Intriguen der Diplomatie, vor allem auf russisch-englischer Seite, ein guter Teil der bisherigen Verstimmungen dem Dreibund gegenüber noch vorhanden ist, bleibt in der Tendenzbeurteilung unerwähnt. Der Umschwung auf den Effektenmärkten war ein derart kräftiger, dass keines der ungünstigen Momente, auch neueren Datums, irgendwelche anhaltende Wirkung mehr ausüben konnte. Dazu kam noch, dass die Geldversorgungen zum Quartalswechsel bei den deutschen Zentralen verhältnismässig glatt und ohne jede besondere Schwierigkeit erledigt werden konnten. Die preussische Seehandlung und andere Geldgeber versorgten den Markt, wenn auch zu hohen Zinssätzen. Aus breiten Kreisen der Kapitalisten wurden wiederholt grosse belangreiche Anlagen vorgenommen, die das Kursniveau auf der ganzen Linie in fast allzu raschem Tempo beträchtlich heben konnten. Weitere Anregungen konnten unsere heimischen Märkte aus den Auslandsbörsen, speziell Wien und London, erhalten. Das lebhafteste Geschäft war am Kassaindustrieaktienmarkt, und hierbei vornehmliches Interesse für Maschinen-, Bergwerks-, Schiffahrts- und besonders Aktien der chemischen Industrie. Man erwartet gerade von den Werten der letzten Gattung vorzügliche Bilanzergebnisse und vermehrte Gewinne. Die Mitteilungen, welche auf den Generalversammlungen der Grossbanken über die gegenwärtige Lage unserer heimischen Industrie und des Geldmarktes gegeben werden, sind fast durchweg hoffnungsvoll. Die immerhin noch sehr abnorme Anspannung der Reichsbank dürfte mit dem Aprilmonat regulären Zeiten entgegengehen. Die grossen deutschen Goldankäufe im Auslande bilden die erste Ursache hierzu. Die nunmehr bekannt gewordenen Heeres- und Deckungsvorlagen bei uns blieben vorerst unbeachtet, auch das veröffentlichte finanzielle Endergebnis der Reichseinnahmen pro 1912 mit einem ansehnlichen Ueberschuss wirkte ziemlich eindruckslos. Die Hinweise über die Zurückhaltung auf dem Eisen- und Stahlmarkt, Meldungen über grössere Arbeiterbewegungen verursachten dagegen einige Reserve. Die Ueberschwemmungskatastrophe in Amerika mit ungeheuren Verlusten an Menschenleben, sowie noch unabsehbaren materiellen Schaden fand auch bei uns teilnahmsvollen Widerhall.

München. M. Weber.

Die Generalversammlung der **Bayerischen Handelsbank München** genehmigte die Verwaltungsvorschläge und die sofortige Auszahlung der Dividende von 8,05%. Herr Max Graf von Moy, Exzellenz, Oberstzeremonienmeister, München, wurde neu in den Aufsichtsrat gewählt. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Pius X. und die frühe „Erst-Kommunion". Ein Büchlein für Eltern und Erzieher von F. M. de Zulueta S. J. 50 Pf. (Paulinusdruckerei, Trier.)

Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin, herausgegeben von Max Sering. Geh. ℳ 7.20. (Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Das Geld. (Staatsbürger-Bibliothek Heft 10.) 8° (64). 40 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Das Leben trennt, der Tod eint. Drama in 4 Akten aus dem Bergmannsleben von Prof. Dr. Alois Außerer. ℳ 1.25. 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 12 —;

Im Hungerjahr. Volksstück aus dem Jahre 1816/17 in 5 Akten von Dr. Peter Dörfler. ℳ 1.—, 14 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 12.—; **Die Armenhäuslerin.** Volksstück in 5 Akten von A. Kaiser. 90 Pf., 10 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 10.—. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 28, 31, 62. (Theaterverlag Val. Höfling, München.)

Zugvogel. Monatsschrift für Jugendwandern. Herausgegeben vom deutschen Wanderverein und vom deutschen Jugendwanderbund, Hamburg.

Das Neue Leben. Blätter für Bildung und Kultur. Zeitschrift für alle akademischen Kreise. Herausg. Dr. Karl Picht, Gust. Halm. Monatl. 2 Hefte. Vierteljährl. ℳ 1.50. (Köln, Oster & Joisten.)

Biblische Katechesen über den Alkohol für die kath. Volksschulen. Von Pfr. Othmar Bannwolf. 65 Pf (Leutesdorf a. Rhein, Morgen-Verlag.)

Handbuch der „Volksbühne". Bühnenliterarische und bühnentechnische Auskunftstelle. (München, Amalienstr. 28, Verlag Volksbühne.)

Vermögensschutz gegen Bankkrach. Eine Aufklärungsschrift für Sparer und kleine Kapitalisten. Von Handelslehrer Dr. Lingg und Prokurist Zinke. (Stuttgart-Gablenberg, J. Detmar.)

Albrecht Dürer und Nikolaus von Kusa. Deutung der Dürerschen „Melancholie" von Dr. J. A. Endres. ℳ 1.25. (München, Gesellschaft für christliche Kunst.)

Das kirchliche Fasten- und Abstinenzgebot. Von Dr. Aug. Egger. 56 S. 25 Pf. — **Der Tempel des Heiligen Geistes.** Von Dr. Aug. Egger. 82 S. 25 Pf. — **Die Sorge für die Abgestorbenen.** Von Dr. Aug. Egger. 36 S. 25 Pf. — **Die täglichen Gebet**. Von Dr. Aug. Egger. 24 S. 15 Pf. — **Tägliche Andachtsübungen zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion.** Von Dr. Aug. Egger, durchgesehen und ergänzt von Dr. Ferdinandus Rüegg. 56 S. 25 Pf. — **Bleib daheim.** Ein Mahnruf an die Landjugend. Von Hans von der Trisanna. 24 S. 15 Pf. — **Benzigers Exerzitien-Kalender für 1913.** Eine Zusammenstellung der Exerzitientermine in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Luxemburg, Holland und Belgien. 64 S. 10 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co.)

Jesu letzter Wille. Von P. Hermann Fischer, S. V. D. 238 S. Geb. ℳ 1.30. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Missionsdruckerei.)

Das katholische Missionsfest. Hilfsbüchlein und Materialsammlung zur Veranstaltung von Missionsfeiern. Von P. Anton Freytag, S. V. D. Größe 20×14 cm. Brosch. 80 Pf. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Missionsdruckerei.)

Joseph Sauer. Ein Lebensbild aus der Breslauer Diözesangeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Jos. Jungnitz. ℳ 8.—. (Breslau, Franz Goerlich.)

Lebenskunde für werdende Männer. Von Franz Weigl. 40 Pf. (Warendorf, J Schnellsche Buchhandlung.)

Schutzengel-Kalender für Kinder. 20 Pfg. — **Tyrolia-Kalender** für Stadt und Land, 1913. Von Dr. E. O. Gorris. 60 Pfg. — **Glöckleins-Kalender** für die Terziaren des hl. Vaters Franziskus. 60 Pf. Brixen a. E., Verlagsanstalt Tyrolia.

Die Wunder Jesu. Von Prof. Dr. Dausch-Dillingen. Bischöfliche Zeitfragen. Heft 11/12. 92 S. ℳ 1.—. Subskriptionspreis für die fünfte Folge (12 Hefte) ℳ 5.40 (pro Heft 45 Pfg.). (Münster i. W., Aschendorff.)

Zeichner und „Gezeichnete". Von P. Richards. Aus den Erinnerungen eines amerikanischen Zeichners und Journalisten. Mit 265 Illustr. ℳ 4.50. (Berlin W 30, Reflektorverlag.)

Was muß der deutsche Staatsbürger von der deutschen Landwirtschaft wissen! Von Dr. J. Frost. 8°. 121 S. ℳ 1.20, postfrei ℳ 1.30. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Der Einfluß des hl. Franziskus auf Kultur und Kunst. Von Germain Alph., Kunstschriftsteller. Nr. 29 von „Wissenschaft und Religion", Sammlung bedeutender Zeitfragen. 8°. 73 S. Brosch. 50 Pf. (Straßburg, F. X. Le Roux & Co.)

Maria und Josef. Schauspiel aus Alt-Steyr in drei Aufzügen von Josef Stohl. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—. (Steyr, Ob.-Oest., Josef Hallers Erben.)

Jahrbuch 1913. Ein Wegweiser für die Katholiken von Dortmund und Umgebung. Gr. 8°. 124 S. 60 Pf., geb. ℳ 1.—. (Dortmund, Gebr. Lensing.)

Weltfronleichnam. Ein Erinnerungsblatt an den 23. Eucharistischen Kongreß in Wien. Von Guido Haßl. 40 Pf. (Warnsdorf, Ambr. Opitz.)

Sophokles' Tragödien. Uebersetzt von J. J. Chr. Donner. Meyers Klassiker-Ausgaben. Geb. ℳ 2.50. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Von Dr. Robert Schwellenbach. Brosch. ℳ 1.80. (Berlin SW. 84, Leonhard Simion Nf.)

Sonnenlicht. Ein Vademetum für Kurgäste. Von Paul Becker. (Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt)

Verlagsbericht der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. (1913 Nr. 1.)

Die katholische Anstaltserziehung in Theorie und Praxis. Ein Handbuch für Erzieher. Von Joh. Nep. Eckinger S. J. 8°. XX u. 282 S. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.40. (Freiburg, Herder.)

P. Moritz Meschler S. J. 1830—1912. Ein Gedenkblatt. Von Otto Pfülf S. J. 40 Pf. (Freiburg, Herder.)

Der Glaubensbegriff bei Calvin und den Modernisten. Von Dr. Johannes Fritz. (Freiburger theologische Studien, 11. Heft.) Gr. 8°. XVI u. 114 S. ℳ 2.60. (Freiburg, Herder.)

Des Kindes erstes Kommunionbuch. Von P. Dröder. 70 Pf. und mehr. — **Brot der Engel.** Gebet- und Betrachtungsbuch. Von Pfr. Dr. Augustin Wibbelt. ℳ 1.35 und mehr. — **Jesus bleib in meiner Seele!** Ein Buch für Erstkommunikanten. ℳ 2.50 und 3.50; **Mein Kind gib mir dein Herz.** Erzählungen für kleine Erstkommunikanten. Von Schwester M. Paula. ℳ 1.50 und mehr. — **Bereitet den Weg des Herrn!** Erzählungen für Erstkommunikanten. ℳ 1.60 und mehr; **Bleibe treu.** Ein Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens. Von Prof. Heinr. Schwarzmann. ℳ 2.50 und ℳ 3.50. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Jesus mein Leben. Gebetbuch für Erwachsene aller Stände. Von P. H. Theller. Herausg. Dr. P. Aug. Steiger. 32°. 256 S. ℳ 1.60 und ℳ 2.20. — **Willkommen!** Von Mutter M. Loyola. Kommunion, Vorbereitung und Danksagung. Nach der englischen Ausgabe des P. Thurston S. J., übersetzt von Maria Banska. 12°. 278 S. ℳ 2.10 bis ℳ 4.60. — **Kunst und Schönheit.** Ein Grundriß der allgemeinen Aesthetik. Von Dr. E. Minjon. 8°. 110 S. ℳ 1.10 und ℳ 1.80, (Regensburg, Pustet.)

Urteil in Sachen Joseph Finck & Co., Hoflieferanten, Mainz betr. „Finck Cabinet": Der Wein ist klar und durchsichtig von goldgelber Farbe, angenehmem und spritzigem Geruch, frei von jeglichen Konservierungsmitteln und unerlaubten Zusätzen. Nährwert: ein Liter leistet 678.8 Calorien. Der Obstschaumwein „Finck Cabinet" ist, wie von einem sorgfältig bereiteten Getränk zu verlangen ist, klar und durchsichtig, sowie reich an Kohlensäure. Er zeichnet sich durch seinen geringen Alkoholgehalt aus und kann daher auch von Kindern und Kranken genommen werden, da Alkohol in dieser Menge nicht allein selbst Nahrungsmittel von hohen Calorien, sondern zugleich Eiweißsparer ist. Alle schädlichen und unzulässigen Konservierungsmittel und Zusätze fehlen ihm vollkommen. Er ist daher als völlig rein zu bezeichnen. Obgleich der Obstschaumwein **„Finck Cabinet"** arm an Alkohol ist, so unterscheidet er sich doch vorteilhaft von den meisten sogenannten „alkoholfreien- oder Seelegetränken", die oft willkürlich und ungleichmäßig zusammengesetzte Kunstfabrikate sind, während „Finck Cabinet" ein Naturprodukt von konstanter und gleichmäßiger Zusammensetzung ist. Auch ist ihm nicht die Kohlensäure künstlich in kurzer Zeit eingepreßt worden, sondern diese hat sich von selbst durch Flaschengärung entwickelt. Hervorzuheben ist ferner der relativ hohe Extraktgehalt des „Finck Cabinet". Aber nicht nur in chemischer, sondern auch in physikalischer Hinsicht kann der Obstschaumwein „Finck Cabinet" als ein Getränk von großer Bekömmlichkeit und günstiger physiologischer Wirkung bezeichnet werden, und übertrifft mit diesen Eigenschaften die meisten anderen Weine. Der Nährwert dieses Obstschaumweins an Calorien ist ebenfalls ein relativ hoher, da ein Liter des Sektes 678.8 Calorien leistet. Auf Grund der obigen Ausführungen kann daher der Flaschengär-Obstschaumwein „Finck Cabinet" auch vom chemischen und physikalischen Standpunkt als ein hervorragendes Getränk bzw. Genußmittel von großer Reinheit und Bekömmlichkeit bezeichnet werden. gez. Dr. P. Brauer, Direktor, polizeilich vereidigter öffentlicher Chemiker. Chemisches Institut Kassel. Dr. Phil. Wackenroder, öffentlich angestellter Handelschemiker. Vereidigt von der K. Polizeidirektion und Handelskammer Kassel. (Siehe auch Inserat, S. 268).

Der heutigen Nummer liegt ein Verlagsprospekt der Firma **Karl Ohlinger in Mergentheim** bei über das in diesem Verlage soeben in zweiter Auflage erschienene Werk Dr. phil. Joseph Eberle „Großmacht Presse". Die im Sommer 1912 erschienene erste Auflage erregte großes Aufsehen und war in kurzer Zeit vergriffen. Wir möchten unsere Leser in besonderer Weise auf diese Beilage aufmerksam machen.

Die Stadt Wismar beginnt demnächst mit den **Erweiterungsbauten zu den Laboratorien der Ingenieur-Akademie** daselbst, deren Frequenz von Semester zu Semester eine ständige Steigerung erfährt. Das Sommersemester der Ingenieur-Akademie beginnt am 10. April, doch dauern die Immatrikulationen noch bis Ende April. Ueber Aufnahmebedingungen, Studiendauer, Studienart und Studienziel gibt das Programm Näheres an.

DRESDNER BANK

Aktiva. **Bilanz per 31. Dezember 1912.**

Aktiva		ℳ ₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons		40 249 318 95
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		18 510 524 65
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		285 635 686 60
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	ℳ 285 624 576.60	
b) eigene Akzepte	ℳ —	
c) eigene Ziehungen	ℳ —	
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	ℳ 11 110.—	
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		41 152 457 25
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		148 125 153 40
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		106 868 069 55
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	ℳ 54 422 554.55	
b) durch andere Sicherheiten	ℳ 15 946 574 25	
Eigene Wertpapiere		61 118 284 35
a) Anleihen u verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	ℳ 22 579 788.70	
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	ℳ 9 045 386.30	
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	ℳ 26 058 430 90	
d) sonstige Wertpapiere	ℳ 3 434 678 45	
Konsortialbeteiligungen		50 177 529 05
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		36 634 530 75
Debitoren in laufender Rechnung		623 835 975 25
a) gedeckte	ℳ 467 177 746.95	
b) ungedeckte	ℳ 156 658 228 30	
ausserdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren	ℳ 79 522 181.50	
Bankgebäude		26 864 952 80
Sonstige Immobilien		2 328 584 60
Pensions-Fonds-Effekten-Konto		3 758 393 40
Effekten-Konto der König Friedrich-August-Stiftung		98 612 50
Effekten-Konto der Georg Arnstaedt-Stiftung		150 000 —
		1 445 508 073 10

Passiva.

Passiva		ℳ ₰
Aktien-Kapital-Konto		200 000 000 —
Reserve-Fonds-Konto		51 000 000 —
Reservefonds-Konto B		10 000 000 —
Talonsteuer-Reserve-Konto		600 000 —
Kreditoren		
a) Nostroverpflichtungen		1 161 639 45
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		1 749 786 50
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		58 089 350 20
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		356 790 558 60
1. innerhalb 7 Tagen fällig	ℳ 183 395 532.85	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	ℳ 108 787 757 60	
3 nach 3 Monaten fällig	ℳ 64 607 268 15	
e) sonstige Kreditoren		469 165 829 15
1. innerhalb 7 Tagen fällig	ℳ 293 548 161.40	
2 darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	ℳ 154 585 582.10	
3. nach 3 Monaten fällig	ℳ 21 032 085.65	
Akzepte und Schecks		267 787 326 70
a) Akzepte	ℳ 261 830 225.95	
b) noch nicht eingelöste Schecks	ℳ 5 957 100.75	
Ausserdem		
Aval und Bürgschaftsverpflichtungen	ℳ 79 522 181.50	
Eigene Ziehungen	„ —	
dav. f. Rechn Dritter	„ —	
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an d. Order d. Bank	„ —	
Dividenden-Konto:		
Unerhobene Dividenden		30 870 —
Pensions-Fonds-Konto		3 763 175 90
König-Friedrich-August-Stiftung		103 589 65
Georg Arnstaedt-Stiftung		150 118 80
Reingewinn		25 115 828 65
		1 445 508 073 10

Dresden, den 31. Dezember 1912. **DRESDNER BANK.**

E. Gutmann. G. von Klemperer. Mueller. Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann.

Bilanz der Deutschen Bank, Berlin.

am 31. Dezember 1912.

Aktiva.

Posten	Mark	Pf.	Mark	Pf.
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital			—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten und Kupons			88,823,876	52
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken			35,838,490	50
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	646,428,514	08		
b) eigene Akzepte	—	—		
c) eigene Ziehungen	484,135	17		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	646,912,649	25
5. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			72,715,199	73
6. Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			240,198,323	30
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			232,249,780	28
davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	78,184,916	99		
b) durch andere Sicherheiten	71,059,716	77		
8. Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	90,470,532	19		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	3,630,402	07		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	17,725,170	72		
d) sonstige Wertpapiere	1,586,086	18	113,412,191	16
9. Konsortialbeteiligungen			49,418,750	16
10. Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			78,597,977	50
11. Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte durch börsengängige Wertpapiere M. 373'616,875.65, „ andere Sicherheiten „ 171,319,160.60	544,936,036	25		
b) ungedeckte	125,361,179	26	670,297,215	51
Ausserdem: Aval- und Bürgschaftsdebitoren	136,804,546	78		
12. Bankgebäude			31,500,000	—
13. Sonstige Immobilien			—	—
14. Sonstige Aktiva			1	—
Summa der Aktiva Mark			2,259,964,454	91

Passiva.

Posten	Mark	Pf.	Mark	Pf.
1. Aktienkapital			200,000,000	—
2. Reserven			110,000,000	—
3. Kreditoren				
a) Nostroverpflichtungen	2,013,559	14		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	—	—		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	108,616,723	78		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung: 1. innerhalb 7 Tagen fällig M 597,787,170.76; 2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 172,873,933.52; 3. nach 3 Monaten fällig „ 99,156,290.—	869,817,394	28		
e) sonstige Kreditoren: 1. innerhalb 7 Tagen fällig M 338,869,657.86; 2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 102,514,162.50; 3. nach 3 Monaten fällig „ 151,619,780.86	593,003,601	22	1,573,451,278	42
4. Akzepte und Schecks				
a) Akzepte	312,246,333	11		
b) noch nicht eingelöste Schecks	15,055,116	73	327,301,449	84
Ausserdem:				
Aval- u. Bürgschaftsverpflichtungen	136,804,546	78		
Eigene Ziehungen	494,335	17		
davon für Rechnung Dritter M 337.312.30				
Weiter begebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—		
5. Sonstige Passiva				
Dividende, unerhoben	34,929	—		
Dr. Georg von Siemens-Fond für die Beamten	7,561,782	50		
Rückstellung für Talonsteuer	1,600,000	—		
Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander	5,666,771	03	14,863,482	53
6. Reingewinn			34,348,244	12
Summa der Passiva Mark			2,259,964,454	91

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.

Posten	Mark	Pf.	Mark	Pf.
An Gehälter, Weihnachts-Gratifikationen an die Beamten und allgemeine Unkosten	21,472,974	35		
„ Beamten-Fürsorge-Verein	1,295,642	78		
„ Wohlfahrtseinrichtungen für die Beamten (Klub, Kantinen und freiwillig übernommene Versicherungsbeiträge)	253,992	29		
„ Steuern und Abgaben	3,581,340	04		
„ Gewinnbeteiligung an Vorstand, stellvertretende Direktoren u. Filialdirektionen (52 Personen)	3,533,815	23		
„ Rückstellung für Talonsteuer	400,000	—	30,537,764	69
„ Abschreibungen auf Bankgebäude	3,213,818	51		
„ Abschreibungen auf Mobilien	809,990	46	4,023,808	97
„ Saldo, zur Verteilung verbleibender Ueberschuss			34,348,244	12
Mark			68,909,817	78

Kredit.

Posten	Mark	Pf.	Mark	Pf.
Per Saldo aus 1911			2,569,433	63
„ Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	32,190,526	54		
„ Gewinn auf Sorten, Kupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	472,994	44		
„ Gewinn auf Effekten	2,054,163	63		
„ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte	5,124,982	30		
„ Gewinn auf Provisions-Konto	20,458,557	61		
„ Gewinn aus Dauernden Beteiligungen bei fremden Unternehmungen und Kommanditen	6,039,159	63	66,340,384	15
Mark			68,909,817	78

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 12. April 1913. X. Jahrgang.

Die freimaurerische Gefahr.

Von Chefredakteur Dr. jur. H. Brauweiler, Hagen i. W.

Der Freimaurerbund hat in bald 200jähriger Geschichte die ganze zivilisierte Welt in den Bereich seiner Organisation einbezogen. Welche äußeren Umstände dazu geholfen haben, ist zwar reizvoll, zu erzählen, kann aber hier nicht berücksichtigt werden. Genug, daß wir heute im Freimaurertum eine zweifellos überaus mächtige Arbeitsgemeinschaft uns gegenüber sehen. Die Weltfreimaurerei hat ihre Einheit in ihrem gemeinsamen Ursprung und in der Gemeinsamkeit ihrer sogenannten humanitären, in Wahrheit antichristlichen Weltanschauung. Eine straffe, unter zentraler Leitung stehende Organisation ist die Weltfreimaurerei — was wichtig ist, festzustellen — *nicht*. Aber gewiß hat die Gesamtwirksamkeit der Freimaurerei darin eine der Vorbedingungen ihres Erfolges, daß die einzelnen nationalen Verbände, bei Aufrechterhaltung nur loser, „freundschaftlicher" Beziehungen zu einander, in die Lage versetzt sind, ihre ganze organisatorische Erscheinung und ihre ganze Tätigkeit den besonderen Verhältnissen anzupassen, in denen sie stehen.

Für die wirksame Bekämpfung der Freimaurerei ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die speziell in Betracht kommende Logenorganisation in ihrer Eigenart zu erkennen und die Methode des Kampfes danach einzurichten. Was von der französischen Freimaurerei gilt, paßt z. B. nicht für die englische Freimaurerei, und der Kampf gegen diese erfordert andere Mittel und Wege als gegen jene. Auch die *deutsche* Freimaurerei nimmt durchaus eine Sonderstellung ein, die vor allem durch den Antagonismus zwischen den mehr als zwei Drittel der deutschen Freimaurer umfassenden altpreußischen Großlogen, den sogenannten „christlichen" Systemen, die unter scharfer Kontrolle des Hohenzollern-Protektorats stehen, und den sogenannten humanitären — stark unter jüdischem Einflusse stehenden — Großlogen (vor allem Bayreuth, Frankfurt a. M. und Hamburg) ihr Gepräge erhält. Der Großlogenbund hat fast nur dekorative Bedeutung und tut jedenfalls den Tendenzen der einzelnen Großlogen keinen Eintrag. Wichtiger für die einheitliche Wegweisung der deutschen Freimaurerei ist der zirka 12000 Mitglieder — ein Fünftel der Gesamtzahl der deutschen Freimaurer — zählende „Verein deutscher Freimaurer", der sich die Pflege des „fortschrittlichen" Gedankens in der deutschen Freimaurerwelt zur Aufgabe gesetzt hat und mit großem Erfolg bemüht ist, diese Tendenzen auch in die altpreußischen Logen hineinzutragen. Dies zur kurzen Charakterisierung der Verhältnisse in der deutschen Freimaurerei.

Die Mitgliederzahl der deutschen Logen beläuft sich auf etwa 60000. Nimmt man hinzu, daß die Freimaurer ihre Adepten ausschließlich den sozial höher stehenden Bevölkerungskreisen entnimmt, so erhellt ohne weiteres, daß die freimaurerische Organisation bei einheitlicher Führung und einträchtiger Arbeit einen außerordentlichen Einfluß zu entwickeln imstande ist. Beispielsweise in der Zeit des sogenannten Kulturkampfes ist ein solcher weitreichender Einfluß zweifelsohne auch wirksam geworden. Wenn heute von einem ähnlichen einträchtigen Zusammenarbeiten aller deutschen Freimaurerlogen nicht die Rede sein kann, so ist doch für die Zukunft damit zu rechnen.

Die Freimaurerlogen wollen sein die „Kultstätten" für eine Weltanschauung, die jede dogmatische Glaubensbindung ablehnt und in Konsequenz dessen alle Religion, die den naturnotwendigen Anspruch auf den alleinigen Besitz der Wahrheit nicht preisgeben kann, insonderheit das katholische Glaubensbekenntnis, bekämpft. Die sogenannten christlichen Systeme der drei altpreußischen Großlogen erschöpfen praktisch ihre ganze „Christlichkeit" in der Stellung gegenüber der Aufnahme von Nichtchristen. Wichtig ist noch zu bemerken, daß der Protestantismus dem Logentum gegenüber in einer anderen Lage sich befindet als der Katholizismus, was wesentlich begründet ist in der ganz verschiedenen Auffassung von der Verbindlichkeit der Glaubenssätze. Immerhin stehen die orthodox-evangelischen Kreise vielfach dem Freimaurertum schroff ablehnend gegenüber. Die liberal-evangelischen und evangelibündlerischen Kreise dagegen fühlen sich in der Loge recht wohl.

Die deutschen Freimaurer wie die Freimaurer der ganzen Welt bekämpfen die katholische Kirche mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Die letzten Jahre haben anläßlich der Borromäusenzyklika und des Antimodernisteneides wieder genügende Beweise geliefert. Das von der Kraus-Gesellschaft inszenierte „Hilfswerk zur Unterstützung der Opfer des Antimodernisteneides" konnte sich der finanziellen Unterstützung zahlreicher Logen erfreuen.

Im Punkte der politischen Betätigung stehen die deutschen Logen hinter der romanischen Freimaurerei weit zurück. Speziell für die beiden Berliner Parlamente hat die Freimaurerei keine Bedeutung. Die altpreußischen Logen sind bedeutsam als Helfer der von der preußischen Regierung verfolgten Politik und kommen hierfür vornehmlich in der Ostmark und in Elsaß-Lothringen in Betracht. In Süddeutschland, vor allem in Baden und Bayern, ist die Mitwirkung der Logenarbeit in der *Rotblock*bewegung nicht zu leugnen. Von Bedeutung ist, daß die in letzter Zeit von deutschen Freimaurerkreisen so eifrig propagierten *Freundschaftsbeziehungen zur französischen Freimaurerei* vornehmlich von süddeutschen Logenkreisen gefördert und gepflegt werden. Allgemein aber muß noch gesagt werden, daß die Logen vielerorts in ihrem *örtlichen* Bereich — für die *kommunale* wie für die allgemeine Politik — einen sehr intensiven Einfluß geltend machen.

Angesichts der politischen Verhältnisse im Deutschen Reiche, welche der Freimaurerei eine intensive politische Betätigung unmöglich machen, hat der Schaffensdrang der deutschen „Brüder" sich ein anderes Feld der Betätigung ausgesucht. Die Aufgabe heißt: Erziehung der „profanen" Welt zur freimaurerischen Weltanschauung. An der Lösung dieser Aufgabe arbeiten die deutschen Freimaurer, an erster Stelle der „Verein deutscher Freimaurer", mit außerordentlichem Eifer. Die Mittel und Wege sind vornehmlich folgende:

1. *Propaganda für die Loge* zur Gewinnung neuer arbeitsfreudiger Mitglieder. Apologetische Schriften treten auf den öffentlichen Markt und werden an Lesehallen und Leihbibliotheken überwiesen. In öffentlichen Vorträgen, zum Teil im Anschluß an freimaurerische Veranstaltungen wird die freimaurerische Lehre dem „profanen" Volke verkündet. Die *öffentliche Presse* wird systematisch mit freimaurerischen Propagandaartikeln versorgt. Das Arbeitsamt des „Vereins deutscher Freimaurer" berichtete kürzlich, daß es im Zeitraum von zwei Jahren nicht weniger als 420 Artikel in die öffentliche (natürlich die liberale) Presse lanciert habe. In erster Linie sollen, wie Dr. Bischoff sagt, die „Volksaufklärer" in die Logen hereingezogen werden: Schriftsteller aller Art, Männer der Gesellschafts- und Erziehungswissenschaft, Universitätsdozenten, Journalisten, Verfasser von Dramen und Romanen. Von besonderem Interesse ist die Feststellung, daß eine verhältnismäßig große Zahl praktischer *Schulmänner* in der Loge tätig ist, etwa 4 Prozent der Gesamtzahl der deutschen Freimaurer, und von den (1907) 1231 amtierenden und zugeordneten Stuhlmeistern stellten sie nicht weniger als 298, also beinahe den vierten Teil der gesamten Stuhlmeisterschaft.

In diesem Zusammenhange ist auch darauf hinzuweisen, daß die Freimaurer in letzter Zeit der „Missionsarbeit unter der akademischen Jugend“ eine lebhafte Aufmerksamkeit schenken. Ein Beispiel aus der Praxis: Am 30. April vorigen Jahres sprach Br∴ Dr. Karl Weiß-Konstanz (altkatholischer Stadtpfarrer) in der Loge „Germania zur deutschen Treue“ in Erlangen über das Thema: „Die katholische Kirche, ihr Kampf gegen die Freimaurerei und dessen Abwehr.“ „Zu dem Vortrage hatte die Ortsgruppe des Vereins deutscher Freimaurer im größeren Umfange auch „Profane“ eingeladen, und zwar die Mitglieder zweier Burschenschaften, die in corpore erschienen; ferner jüngere Offiziere, höhere und mittlere Beamte, Lehrer, Ingenieure, Techniker, Kaufleute und Gewerbetreibende. Auch einige jüngere Gelehrte von der Hochschule waren eingeladen und erschienen; sie beteiligten sich eifrigst an der Diskussion. Der erste Versuch, mit gleichdenkenden Männern in geistigen Verkehr zu treten, ist hier als gelungen zu betrachten. Als sich die Burschenschaften verabschiedeten, stellten sie die Bitte, ihnen Bücher zur Verfügung zu stellen, aus denen sie mehr über die Freimaurerei erfahren könnten. Der Vortrag hatte die jüngeren Akademiker sehr interessiert und begeistert“. (Bauhütte 1912, Nr. 25.)

2. Beeinflussung der Jugenderziehung. Das Bestreben, die praktischen Schulmänner als Mitglieder des Bundes zu gewinnen, ist erklärtermaßen von der Absicht geleitet, die freimaurerischen Ideen in die Jugenderziehung hineinzutragen. Daß die Freimaurer ausgesprochene Anhänger der Simultanschule sind und in den Logen ermuntert werden, überall und mit allen Mitteln die Sache der Simultanschule zu vertreten, kann nicht wundernehmen. Praktische Unterstützung gewähren die Freimaurerkreise allen interkonfessionellen Veranstaltungen mit der Aufgabe der Jugenderziehung (Fröbel-Gärten, Schmid-Schwarzenbergsche Kinder- und Mädchenhorte; auch die von dem Freimaurer Nadermann gegründete Reichsfechtschule ist hier zu nennen). Das neueste ist die Gründung von „neutralen“ Schüleralumnaten, deren erstes im September des Jahres 1911 in Lörrach errichtet wurde; interkonfessionelle Töchterheime, Studentenheime, Heime für Lehrlinge, junge Kaufleute, Techniker, Künstler sollen folgen. Die interkonfessionellen Jugendpflegeorganisationen erfreuen sich gleichfalls des besonderen Interesses des Freimaurertums.

3. Beeinflussung der Volksbildungsbestrebungen. Die nahen Beziehungen der Loge zu der großen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung sind bekannt. Unter geistiger Leitung bekannter Freimaurer stehen u. a. die Comeniusgesellschaft, die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung, der Verein der Herderfreunde in Straßburg, die Pestalozzigesellschaft in Zürich. Im Vorstand des „Kartells freier Volksbildungsvereine“ sitzt eine Reihe tätiger Freimaurer. In Leipzig und anderen Orten haben die Logen Volkslehrkurse und Volksunterhaltungsabende eingerichtet. Das große „Volksbildungsheim“ in Fürth ist ein Außenwerk der Loge.

Zu den „Volksbildungsbestrebungen“ zählen die Freimaurer anscheinend auch die freidenkerische Propaganda. Die bekannten Brr∴ Ernst und August Horneffer sind Freimaurer und genießen seitens der freimaurerischen Kreise rege Unterstützung. Br∴ Dr. Ernst Horneffer erzählte in einem Vortrag, den er am 14. Februar 1912 in einer Berliner Loge gehalten hat, daß er mit Unterstützung einer Anzahl Gesinnungsgenossen der drei Münchener Logen es seit Jahren unternommen habe, an Sonntagen in gewissen Abständen Vorträge freimaurerischen (d. i. freidenkerischen) Gehaltes, aber ohne Hervorkehrung der Herkunft dieser Ideen, vor einer nach Tausenden zählenden Zuhörerschaft aus allen Schichten der Bevölkerung zu veranstalten. („Herold“ 1912, Seite 105.)[1]

[1] Außerordentlich bezeichnend ist eine Aeußerung, die derselbe Br∴ Dr. Ernst Horneffer im Januar 1912 gelegentlich eines Vortrages des gemaßregelten protestantischen Pfarrers Jatho im „Münchner Kindlkeller“ getan hat. Er bezeichnete die von den Klerikalen bekämpfte Religion der Freimaurer, die Religion der Humanität, als die „wahrhaft europäische Religion: den künstlerischen Geist des Griechentums mit dem sozialen Geist des Christentums.“ Was sich hinter dem „künstlerischen Geist des Griechentums“ verbirgt, weiß jeder, der seit Jahren die in München zentralisierten Bestrebungen verfolgt hat, den „freien“ Geist griechischer Nacktheit und Nacktkultur im bewußten Gegensatz zu christlichen Sittlichkeitsbegriffen neu zu beleben und auf jede Weise zu fördern. Der „künstlerische Geist des Griechentums“ ist es, der durch gewisse Exzesse der Ausstellungen, durch die Apotheosen des Fleisches in gewissen Zeitschriften und Verlagswerken, durch die immer aufs neue versuchten öffentlichen Nackttänze und durch die planmäßigen Spezialitäten des „Künstlertheaters“ nachzuweisen ist. Daß Methode und System in der Sache war, wußte man längst. Woher dieser Wind weht, darüber hat uns erst Br∴ Horneffer ein Licht aufgesteckt.

Wie weit alle diese Bestrebungen greifen, ist für den Nichtfreimaurer aus dem Grunde schwer festzustellen, weil die Logen ihre gesamte Tätigkeit mit dem Schleier eines strengen Geheimnisses zudecken. Und man muß sagen: Die freimaurerische Gefahr besteht mehr noch als in den Bestrebungen selbst, die von der Loge unterstützt werden, in diesem Geheimnis, in der Unkontrollierbarkeit der Logentätigkeit. Die Freimaurerei ist ein Geheimbund, weil sie grundsätzlich ihre Mitgliedschaft und ihre gesamte Tätigkeit verborgen hält. Sie kann die Charakterisierung als Geheimbund nicht ablehnen, mag auch der spezielle strafrechtliche Tatbestand nicht erfüllt sein. Es ist richtig, daß manche Freimaurer, vor allem diejenigen, welche in der Propagandaarbeit stehen, heute sich offen als Freimaurer bekennen. Das Gros der Mitglieder jedoch ist der Oeffentlichkeit nicht bekannt. In dieser Tatsache liegt der Erfolg der freimaurerischen Wirksamkeit begründet. Die freimaurerische Arbeitsmethode besteht darin, daß in den Logen die Mitglieder die Anregung und die Weisung erhalten, außerhalb der Loge zu wirken, und daß diese Wirksamkeit der einzelnen Mitglieder, deren Logenzugehörigkeit der Oeffentlichkeit unbekannt bleibt, gerade dadurch erfolgreicher geschieht, als wenn die Fäden zur Loge sichtbar wären. Das gilt ebenso für die Aktionen politischer Natur wie für die Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung und Volksbildung. Speziell die Möglichkeit, in den „profanen“ Veranstaltungen und Vereinen Einfluß zu gewinnen und sie gewissermaßen der Loge dienstbar zu machen, würde vielfach in dem Augenblick entfallen, wo die freimaurerischen Akteure in ihrer Logenmitgliedschaft erkannt würden. Und es muß gesagt werden, daß die Bestrebungen, in „profanen“ Organisationen durch Verschweigen der Freimaurereigenschaft für die Loge die geheime Leitung zu erschleichen — anders kann ich es nicht nennen — einen bedenklichen Indifferentismus gegenüber der Wahrheit und Ehrlichkeit offenbaren.

Die Geheimhaltung der Logenzugehörigkeit ihrer Mitglieder eröffnet der Freimaurerei auch einen — vom Standpunkte der Staatsraison und der öffentlichen Moral — bedenklichen Einfluß auf die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse, soweit sie durch die „Personalien“ bestimmt werden. Zu dem Bestreben, „gesinnungsverwandte“ Persönlichkeiten in alle wichtigeren Stellungen zu befördern, tritt das Gebot weitestgehender „brüderlicher“ Hilfeleistung hinzu. Und es fehlt fast vollständig die Kontrolle der Oeffentlichkeit, welche hier zügelnd eingreifen könnte. So ist denn das Protektionsunwesen der Loge geradezu eine öffentliche Kalamität zu nennen. In allen Sparten des öffentlichen Dienstes findet man seine Spuren. Es wird behauptet, daß ganze Beamtenkategorien sich aus Freimaurern rekrutieren, und daß jeder Anwärter, der aufgenommen werden und Karriere machen wolle, sich der Loge anschließen müsse. Wie weit vollends in den kommunalen Verwaltungen der Logeneinfluß greift, ist gar nicht zu schätzen. Für diese freimaurerische Ueberregierung hat vor allem Bayern seit Jahrzehnten Beweise geliefert. Auch in manchen Städten Rheinlands und Westfalens läßt sich solches nachweisen.

Noch ein anderes Gebiet des öffentlich-rechtlichen Lebens bietet den geheimen Logeneinflüssen und der geheimen „brüderlichen“ Hilfeleistung ein fruchtbares Feld der Betätigung: die Rechtspflege. Man denke an geheime „brüderliche“ Beziehungen zwischen den Prozeßbeteiligten und den Richtern, zwischen dem Angeklagten im Strafprozeß und den Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten, Sachverständigen, Zeugen. Hier zeigt sich, daß der Geheimbund der Freimaurerei in das ganze öffentliche Leben die Gefahr der Korruption hineinträgt. Weshalb beschäftigen sich die verantwortlichen Stellen und die Wächter der öffentlichen Sitte so wenig mit diesen Zuständen?

Wenn die Freimaurer uns bekämpfen, so üben sie ihr gutes Recht, und wir verargen es ihnen nicht. Aber wir dürfen die Forderung aussprechen, daß der Kampf, wie von uns, so auch von ihnen mit offenem Visier und mit ehrlichen Waffen ausgefochten werde. In der Reichstagssitzung vom 5. November 1875 feierte ein Redner „das große Prinzip der Oeffentlichkeit, was wir ja allen unseren Institutionen im Staatsleben immer mehr und mehr unterzulegen bemüht sind. Ein Verein, der die Oeffentlichkeit scheut, verdient nicht zu existieren. Jeder Verein soll Dinge treiben, die jedermann zugänglich sind, er soll eine Ehre darein setzen, in der vollen Oeffentlichkeit zu leben.“

Der Mann, der das sagte, der Abgeordnete Dr. Schulze-Delitzsch, war selber Freimaurer! Leider haben seine „Brüder“ sich dieser Erkenntnis bis heute noch nicht zugänglich gezeigt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Glück im Unglück des Zeppelin IV.

Das beste unserer starren Luftschiffe nach Frankreich abgetrieben und dort der Gnade der Franzosen und des Wetters preisgegeben — das war eine peinliche Nachricht. Aber wunderbarerweise hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst; der Zwischenfall hinterläßt geradezu eine angenehme Erinnerung; die französischen Behörden haben sich bei dieser überraschenden Probe auf ihre Besonnenheit und Gutwilligkeit tadellos benommen; ebenso sind die Leiter und Insassen des deutschen Luftschiffes korrekt und klug vorgegangen. Die Leitung des Luftschiffes trifft nur der Tadel, daß man trotz der dichten Bewölkung und der starken Winde die Probefahrt zu weit an die Grenze gerichtet hat. Aus dem Vorfall muß die Lehre gezogen werden, daß die Uebungen der Luftschiffe möglichst in das Innere des Reichs zu verlegen sind. Ob auch die Zeppelinschen Werkstätten selbst vom Bodensee fort mehr nach Nordosten verlegt werden können, ist eine beachtenswerte Frage. Auf jeden Fall muß mit allen Kräften Vorsorge getroffen werden, daß sich eine Abtreibung und eine Landung in fremdem Gebiete nicht wiederholt. Wir haben es in Deutschland selbst auch schon mehrfach erlebt, daß Starrschiffe, die auf freiem Felde lagern mußten, trotz aller Hilfe zugrunde gingen. Hätten die Winde oder die elektrischen Ströme auf dem Exerzierplatz von Luneville sich ebenfalls so verderblich betätigt, so wären Zweifel, Verstimmung, Aerger auf beiden Seiten die Folge gewesen. Darum „einmal und nicht wieder!" Es heißt, daß die französische Regierung einen Gesetzentwurf über die Luftschiffahrt dem Parlament vorlegen wolle. Dagegen können wir grundsätzlich nichts einwenden. Sollten uns die Einzelheiten nicht behagen, so bliebe nichts anderes übrig, als daß wir die Annäherung an die Grenze noch sorgfältiger vermeiden, als bisher. Für die russische Grenze gilt das erst recht.

Was da in einigen Zeitungen gemeldet wird über preußen- oder deutschfeindliche Rufe, die aus der Menge bei Luneville gehört worden seien, kann gar nicht ins Gewicht fallen. Bei der Hetze, welche zahlreiche Blätter und Redner jetzt in Frankreich betreiben, muß man die Haltung des Publikums im ganzen für überraschend gut halten. Auch die gewöhnlichen Soldaten, denen die schwere und nicht ungefährliche Aufgabe des Haltens zufiel, haben sich brav und treu gehalten. Es hätte gar keiner Böswilligkeit, sondern nur einer gewissen Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit bedurft, um den deutschen Riesenvogel dem Verderben auszusetzen. Man darf wohl die Hoffnung schöpfen, daß die Stimmung in Frankreich besser ist, als wie man nach dem chauvinistischen Geschrei annehmen müßte. Unsere Regierung hat auf diplomatischem Wege sofort den lebhaften Dank ausgedrückt für die Courtoisie, mit der man die Deutschen dort aufgenommen, und für das Entgegenkommen, mit dem man die schnelle Rückkehr ermöglicht habe. Der Dank gilt zunächst den Behörden, aber dann auch dem ganzen Volke.

Die Befürchtung, daß die Franzosen uns das wichtige Geheimnis der Zeppelinschiffe bei dieser Gelegenheit abgeguckt haben könnten, teilen wir nicht. Was äußerlich sichtbar war, ist überhaupt kein Geheimnis mehr. Der Wert der Zeppeline steckt nicht in einem einzelnen Trick, sondern in der Gesamtheit der kunstvoll abgewogenen Konstruktion des Gerüstes und der Ballons, die sich nicht so leicht abgucken und erst recht nicht glatt nachmachen läßt. Sehr erfreulich ist, daß das Luftschiff mit eigener Kraft wieder abfliegen und heimkehren konnte. Dadurch ist der Respekt vor der deutschen Luftflotte, der einen Augenblick zu wanken drohte, wieder hergestellt worden.

Ende gut, alles gut. Aber wir wollen's nicht wieder tun!

Der Zaunkönig gegen die großmächtigen Adler.

Ein Satirspiel zum Schluß des Balkandramas! Dem ganzen Europa trotzend setzt König Nikita vom kleinen Montenegro die Bestürmung von Skutari fort, und ein volles Dutzend Kriegsschiffe von 5 verschiedenen Mächten schwimmt vor seiner Küste herum, um eine „effektive Blockade" behufs Erziehung des Störenfrieds durchzuführen. Auf die Mitteilung des Kommandanten der europäischen Demonstrationsflotte, des englischen Vizeadmirals Cecil Burney, daß die Großmächte einig wären und wünschten, daß ihre Entscheidung unverzüglich angenommen werde, drückte Montenegro sein tiefes Bedauern aus über die durch die Flotte der Großmächte auf eine kriegführende Macht ausgeübte Pression und fügte hinzu, daß es trotz der Anwesenheit der Flotte von seiner den Erfordernissen des zwischen den Verbündeten und der Türkei bestehenden Kriegszustandes wie auch dem seitens der Mächte bei Ausbruch der Feindseligkeiten proklamierten Neutralitätsprinzip entsprechenden Haltung nicht abgehen könnte. Am Schlusse seiner Antwort erteilt Montenegro den Großmächten noch eine Rüge, indem es ihnen Verletzung dieses Prinzips vorwirft. So etwas hat Europa noch nie erlebt. Die Serben spielen eine zweideutige Politik. Ihre Hilfstruppen sind noch vor Skutari, und es sollen noch serbische Verstärkungen auf dem Wege sein. Die Belgrader Regierung erklärt das aber als alte Verpflichtungen und wäscht ihre Hände in der Erklärung, daß sie keine weiteren Hilfskräfte schicken werde. Rußland hat zu der europäischen Flottendemonstration mit dem nicht mehr ungewöhnlichen Zögern seine Zustimmung gegeben und schließlich sogar seinem Schleppträger Frankreich die Entsendung eines Schiffes erlaubt. Aber Rußland selbst hatte angeblich kein Kriegsschiff zur Mitwirkung disponibel. Sonderbarer Weise kam nun gerade zu Beginn der Demonstration ein russisches Schiff in Medua an, das den Montenegrinern eine hübsche militärische Liebesgabe brachte. In Petersburg erklärte man, das sei die Einlösung eines alten Versprechens, die sich nur zufällig verspätet habe. Unter solchen Umständen ist der moralische Eindruck der Flottendemonstration nicht groß genug, um die begehrlichen Emporkömmlinge nachgiebig zu machen. Skutari hält sich augenblicklich noch, aber wenn es fallen sollte, so ist erst recht eine bewaffnete Einmischung nötig, um dort der Vernunft und dem Willen Europas Geltung zu verschaffen.

Nun darf man trotz alledem noch nicht der russischen Regierung den Vorwurf der Böswilligkeit machen. Herr Sassanow will keinen Krieg, aber er muß lavieren, um nicht der großfürstlichen Kriegspartei und dem ganzen Panslawismus die Einwirkung auf den schwachen Zaren zu ermöglichen. In einer Rede auf einem parlamentarischen Teeabend (ein echt russisches Seitenstück zu den Bismarck'schen Bierabenden!) hat Herr Sassanow ausdrücklich erklärt, daß Montenegro Skutari nicht erhalten werde. Nachträglich hat freilich der Minister die Zeitungsberichte über seine Rede für unrichtig erklären lassen; aber das Wort über Skutari war gar nicht mißzuverstehen und wird auch von den deutschen Offiziösen als richtig ausgegeben. Das unbestimmte Dementi hat offenbar den Zweck, dem Ministerium den Rücken zu decken gegenüber den panslawistischen Ränken. Man muß immer noch froh sein, daß in Petersburg kein Ministerwechsel eintritt. Eine gewisse Zweideutigkeit der russischen Politik ist leider ein unvermeidliches Uebel. Damit hängt auch die schwächliche Haltung der französischen Regierung zusammen. In der Annexionskrisis vor vier Jahren war in Paris der Angelpunkt des Friedens und Herr Pichon der tatkräftige Wehrer des Krieges. Jetzt ist diese ehrenvolle Rolle an England gefallen, und man muß mit großem Danke anerkennen, daß die englische Regierung bisher tadellos für die Erhaltung des Friedens gearbeitet hat. Hoffentlich werden Asquith und Grey das Friedensschifflein auch durch den Strudel bringen, der jetzt zuguterletzt noch von Nikita und seinen Hintermännern aufgewirbelt worden ist.

Die Großmächte setzen inzwischen mit der wunderbaren Geduld, die sie sich angewöhnt haben, ihre Friedensvermittlung zwischen der Türkei und deren Gegner fort. Die Türkei hat die Vorschläge der Großmächte glatt angenommen; aber die Balkanstaaten haben wieder mit ihren üblichen Vorbehalten geantwortet, so daß die Sache wieder auf dem alten Fleck feststeht. Unsere Offiziösen sagen, es würden weitere Verhandlungen erforderlich, und die Londoner Botschafterversammlung werde über die Antwort der Mächte auf die Wünsche des Balkanbundes Beschlüsse fassen. So dreht man sich im Kreise weiter herum. Der einzige Trost ist die Erwägung, daß alles auf Erden sein Ende haben muß, und daß Europa schließlich auch die letzten Schwierigkeiten bezwingen wird, nachdem es ohne Schaden den halbjährigen Balkankrieg ausgehalten hat. Es ist aber begreiflich, wenn sich die Ungeduld regt, namentlich in Oesterreich, das von den Rüstungslasten und Geschäftsstörungen besonders bedrückt ist. Daher hat auch der Bürgermeister von Wien öffentlich und feierlich den Ruf nach dem Ballhausplatz gerichtet: Entweder — oder! Dort scheint man den Schrecken ohne Ende so satt zu haben, daß ein Ende mit Schrecken als das kleinere Uebel betrachtet wird. Hoffentlich dauert das gegenwärtige Satirspiel nicht so lange mehr, daß der letzte österreichische Geduldsfaden reißt.

Die Vorbesprechung der Deckungsvorlagen.

Die Großblockblätter behaupten, daß der Spiritus der patriotischen Opferwilligkeit sich schon verflüchtige und das Phlegma der Verdrossenheit über die neuen Steuern nach oben komme. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß bei näherer Betrachtung der Einzelheiten die nüchterne Kritik einsetzt. Aber deshalb braucht man an dem Gelingen des großen Werkes noch nicht zu verzweifeln. Die Steuergesetze müssen sich die verbessernde Hand des Reichstages gefallen lassen, und sogar die militärischen Forderungen, die sehr buntscheckig und weitgreifend sind, müssen erst im einzelnen den Beweis der Notwendigkeit für sich erbringen, wenn man auch die Kernfrage, die Mehreinstellung von 63000 Rekruten, zu bejahen geneigt ist. Es hängt schließlich alles davon ab, ob die Regierung und die positiven Parteien unverbrüchlich an dem Grundsatz festhalten, daß die Wehrvorlage und die Deckungsvorlage siamesische Zwillinge sind, die nicht getrennt werden dürfen und von derselben Mehrheit zu erledigen sind.

In dieser Hinsicht entstehen nun gewisse Besorgnisse durch eine Rede, die am 5. April der nationalliberale Führer Bassermann auf dem Parteitage in Hannover gehalten hat. Herr Bassermann behandelt den Wehrbeitrag gnädig; er will nur die soziale Gerechtigkeit im einzelnen besser geltend machen, und das Zentrum wird das gleiche Bestreben haben. Aber zum Kernpunkt der dauernden Mehreinnahmen, die Aufbringung von 80 Millionen durch die sogenannten veredelten Matrikularbeiträge, sprach sich Herr Bassermann sehr kritisch aus, wenn nicht geradezu ablehnend, und proklamierte als Standpunkt der nationalliberalen Partei, „daß sie die Einführung einer allgemeinen Besitzsteuer, einer Reichsvermögens- oder Reichserbschaftssteuer nach wie vor als eine Notwendigkeit betrachtet". Notwendigkeit ist ein hartes Wort, das hier wohl nur das lebhafteste Verlangen ausdrücken soll. Der Realpolitiker erklärt nur für notwendig, was auch durchführbar ist, und zurzeit sind die Reichsvermögenssteuer und die Reichserbschaftssteuer nicht durchführbar. Die erstere findet im Bundesrat, die zweite im Reichstag eine unerbittliche Opposition. Die Nationalliberalen bilden freilich im Reichstage jetzt das Zünglein an der Wage; aber wenn sie bei dieser Gelegenheit auf ihrer direkten Reichssteuer bestehen, so gefährden sie das Zustandekommen der Rüstungsverstärkung, die doch im vollsten Sinne des Wortes eine Notwendigkeit ist. Es wäre für die Machtstellung Deutschlands und für den inneren Frieden furchtbar gefährlich, wenn es in diesem kritischen Augenblick zu einem Konflikt oder gar zu einer Reichstagsauflösung käme. Vom Interessenstandpunkt der Zentrumspartei scheuen wir das nicht; aber das nationale Interesse gebietet allen wohlmeinenden Parteien, zugunsten einer schnellen Verständigung und glatten Erledigung Opfer zu bringen. Darum halten wir es auch für verfehlt, wenn Herr Bassermann seine Mitwirkung abhängig macht von Garantien für eine weitere freiheitliche Entwicklung, insbesondere für die stärkere Heranziehung bürgerlicher Elemente zum diplomatischen Dienst. Was würde man vom Zentrum sagen, wenn seine Führer jetzt z. B. die Aufhebung des Jesuitengesetzes erpressen wollten?

Wir wollen uns durch dieses erste Wort Bassermanns nicht erschrecken lassen, sondern ruhig abwarten, wie die nationalliberale Partei ihrem nationalen Namen gerecht wird.

Rede des Reichskanzlers zur Wehrvorlage.

Zu Beginn der Reichstagsverhandlungen gab der Reichskanzler eine klare und kräftige Darstellung der gegenwärtigen politischen Lage, die uns zwingt, vorsichtshalber die allgemeine Wehrpflicht ganz auszunutzen. Im Gleichgewicht der Kräfte sind jetzt an Stelle der Türkei slawische Staaten getreten, also ist eine Verschiebung der militärpolitischen Situation auf dem Festlande eingeleitet: Deutschland, eingekeilt zwischen der slawischen Welt und den Franzosen. Der Reichskanzler zollt der Friedensliebe der gegenwärtigen Regierungen in Petersburg und Paris warme Anerkennung, beklagt aber die Steigerung panslawistischer Strömungen und den französischen Chauvinismus; mißleitete Volksleidenschaft ist gefährlich. Sehr freundliche Worte richtet der Reichskanzler nach England, er beurteilt auch Churchills Vorschlag dankbar, wenn auch skeptisch. Die freie und starke Stellung, die Churchill für England vindiziert, will auch Deutschland, nicht zur Unterdrückung, sondern zur ungehemmten Entfaltung der nationalen Kräfte und zur Sicherung des Friedens. Der Eindruck der Rede bei den positiven Parteien war ein günstiger, weil sie zugleich entschlossen und vorsichtig, dabei aber kräftig und klug war.

Zum Jubiläum des Ediktes von Mailand.

Von Jos. Meyer, Oberlehrer, Wanne.

Mitten in den überlauten Lärm eines ungemein blutigen Krieges, da zudem zwei andere gewaltige Völker sich anschicken, mit den Waffen in der Hand sich gegenüber zu treten, fällt das Andenken an eine Friedenstat, die, gewaltiger als der Schritt über den Rubikon, folgenschwerer als der Tag von Rheims, in ihrer Größe und Bedeutung nur von dem Ostertag des Jahres 33 übertroffen wird.

Nicht Jerusalem, nicht Rom, nicht Athen, nicht Byzanz war der Schauplatz dieser Tat, es war Mailand, die Königin des italischen Gallien.

Jetzt erst wurde die alte Welt instandgesetzt, nach und nach in das Gefäß umgewandelt zu werden, in das die Vorsehung den jungen Wein unverdorbener Völker gießen wollte, um die Welt zu erneuern.

Was Wunder, daß die Welt diesen Tag sich in die Erinnerung ruft, daß sie ihn festlich zu begehen sich anschickt.

Jenen Tag im Februar 313, der den Tag im Oktober 312 erst mit dem vollendeten Siege begabte! —

Die Welt? — Was glaubt, die Welt zu sein, hat keine Zeit dazu, an solche Ereignisse sich zu erinnern!

Wie kämen diejenigen dazu, deren Zeitrechnung, wenn auch nicht der äußeren Zahl nach, erst mit dem verhältnismäßig sehr späten Auftreten eines oder mehrerer Männer beginnt, für die — törichte Verblendung! — die Jahrhunderte vorher unnütz verflossen sind!

Es ist die katholische Kirche, voran der Bischof von Rom, die jenes Ereignis uns durch festliches Erinnern wieder vor Augen bringt.

Zeigt diese Kirche nicht dadurch, daß sie dieselbe ist wie die Kirche zu Konstantins Zeiten?

Ist dieser Umstand also nicht ein neuer Beweis dafür, daß sie wahrhaft katholisch ist, zu allen Zeiten nur eine?

Sie tritt vor die Welt und sagt: „Jene Männer sind mein! Jene heiligen Frauen, wem gehören sie als nur mir? Und jene Ereignisse, deren Gedenken ich allein bewahre, sie sind mein Eigentum, als ob sie jetzt erst in meinem Schoße geschähen!"

Gemeinschaft der Heiligen und Gemeinschaft der geschichtlichen Ereignisse.

Wirft nicht eine Tatsache der Geschichte und ihre Feier nach 1600 Jahren ein helles Licht auf die Wahrheit, daß des ewigen Gottes einzige Braut von ihrem Bräutigam auch die Ewigkeit zur Morgengabe erhalten hat?

Wer würde so vermessen sein, auf die katholische Kirche das Wort anzuwenden, daß die Christen, die vor sechzehn und mehr Jahrhunderten gelebt haben, sich in der Kirche der heutigen Zeit nicht mehr auskennen würden?

„Das haben auch wir geglaubt und gehalten", würden sie bei allen Wahrheiten der Kirche unserer Zeit ausrufen! Vor dem eucharistischen Heilande würden sie sich mit derselben Glaubens- und Liebesinnigkeit niederwerfen! Für die heutige katholische Kirche würden sie ebenso gerne ihr Blut vergießen wie vor siebzehn, achtzehn Jahrhunderten!

Das Edikt von Mailand gab der Welt den Frieden; den köstlichsten, den es gibt: den Frieden zwischen den Glaubensbekenntnissen.

Um wie viel weiter war die Zeit Konstantins wie die unsrige!

Wie tobt der Kampf gegen die katholische Kirche!

Ueberall!

Mit geistigen Waffen, den stumpfsten, kann man sie nimmer überwinden. Daher greift man zu den Waffen der Macht; ja bei roheren Völkern zu denen der brutalsten Gewalt!

Wie lange noch wird dieser Kampf wüten? —

Bei der Geburt des Heilandes sangen die Engel: Et in terra pax hominibus bonae voluntatis! —

Gehört dieses Vermächtnis nicht auch zur ewigen Morgengabe der Kirche?

Fremd in der Heimat.

Heute steht die Linde noch,
Wo wir einst als Kinder lagen,
Und man hört vom Kloster her,
Wie die Uhren Mittag schlagen.

Wie ich leise für mich hin
Meiner Lieben Namen nenne,
Rauscht der Baum so fremd, als ob
Keinen er aus allen kenne.

Rauscht so fern, indes ein Pfad
Mich im Felde niederleitet,
Drauf ich einst als Hütekind
Meine Gänse heimbegleitet.

M. Fr. Eisenlohr.

Eine Ehren- und Gewissensfrage.

Von P. v. Sidershof.

Es gibt sonderbare Inkonsequenzen im menschlichen Leben. Vergißt sich in den höheren Gesellschaftskreisen das Mitglied einer Familie so weit, daß es eine Mesalliance eingeht, eine Person sich zur Lebensgefährtin erwählt, die der Neigung seines Herzens entspricht, aber den gebührenden, ebenbürtigen gesellschaftlichen Rang einzunehmen das Glück nicht besitzt, so wird es als ein Frevler an der Familienehre betrachtet und behandelt. Die gesellschaftlichen Beziehungen werden abgebrochen. Der Unglückliche wird ängstlich gemieden und ferngehalten. So, sagt man, verlangt's die Familienehre!

Hat sich ein ungeratener Sohn gegen die eigenen Eltern vergriffen, hat er durch leichtfertige Schulden, durch sündhafte, unerlaubte Verbindungen die Ehre der Eltern angetastet, schwer gefährdet, so wird er aus dem Vaterhaus verwiesen, aus dem Familienschoß ausgestoßen! Solange er seine Schuld nicht bereut und gesühnt, darf er die Schwelle des Vaterhauses nicht mehr betreten. So verlangt's die Familienehre!

Greift ein Fremder den guten Ruf einer ehrenwerten Familie durch Verleumdung und böswillige Insinuationen an, stört er das Familienglück durch Verführung, Entzweiung; wühlt er insgeheim und arbeitet an dem Ruin, an der Schädigung des Wohlstandes der Familie, so gilt er als Feind und Gegner! Keinem Menschen fällt es ein, dieses Subjekt zu schützen oder gar durch Geldmittel zu unterstützen. Das verbietet die Ehre der Familie!

Die Familienehre ist ein hohes, heiliges Gut. Eifersüchtig wacht jeder gesittete und wohlanständige Mensch darauf! Wehe dem, der ihr zu nahe tritt! Von jeher hat gerade der Germane einen ausgesprochenen Familiensinn gehegt und gezeigt. Verbrechen gegen die Familie, gegen Familiengut und Familienehre wurden schwer geahndet! Schutz dem Heiligtum der Familie war volkstümlicher Rechtssatz, war germanische Ehrensache!

Wir Katholiken haben alle eine gemeinsame, religiöse Familie: die katholische Kirche! Wir sind stolz auf ihren göttlichen Ursprung, stolz auf die makellose Reinheit ihrer Lehre, stolz auf die geschlossene Einheit ihrer Hierarchie. Wir bilden eine große religiöse Familie, geeint durch das Band des gemeinsamen Glaubens, der allvereinigenden Liebe, des allumschließenden Oberhauptes. Wir haben gemeinsame Interessen, Interessen der Seele, der Ewigkeit; die höchsten, die teuersten, die heiligsten. Unsere Familiengüter sind die Reinheit und Unversehrtheit des Glaubens, die Unantastbarkeit der Sitten, die Freiheit des Kultus, die Kraft und Innigkeit der Liebe, die Wahrung der von Gott gesetzten Autorität. Wer uns diese Güter raubt, ist uns Feind und Gegner. Ehrensache ist es, diese Familiengüter zu schützen und zu wahren.

Wenn nun Feinde sich erheben und unsere religiöse Familie beschimpfen und befehden, unsere Familienehre in den Kot ziehen, unseren Familienreichtum rauben, den Glauben bekämpfen, die Sitten untergraben, die Freiheit der Religionsübung unterbinden, den Frieden stören, die gottgewollte Autorität bei jeder Gelegenheit herabsetzen, werden wir uns mit solchen Leuten befreunden und sie unterstützen dürfen, oder werden wir sie nicht von unserer Türschwelle weisen müssen? Die Familienehre scheint es zu verlangen.

Und doch, zahllose Katholiken lassen sich ruhig alles gefallen, lassen alles geschehen, unterstützen sogar ihre Gegner und bezahlen ihre Wühlarbeit! — Ist es nur möglich? Leider. Es ist traurige Tatsache.

Gibt es nicht unzählige Blätter, Zeitungen und Zeitschriften, die jahraus, jahrein alles Katholische vornehm und kühl ignorieren, die an allem Katholischen ständig zu nörgeln und zu kritisieren haben? Die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, katholische Lehren zu bekämpfen, katholische Einrichtungen zu bespötteln, katholische Familiengüter zu schädigen? Trotzdem werden sie von Katholiken jahraus, jahrein gelesen, mit teuerem Gelde bezahlt, durch Abonnements und Inserate gestützt und gehoben! Ich kenne in einer süddeutschen Großstadt ein sogenanntes „vornehmes", „führendes" Blatt, das an Gehässigkeit gegen alles Katholische nichts zu wünschen übrig läßt, ja seine kirchenfeindlichen Kollegen aus Norddeutschland weit übertrifft; ein Blatt, das alle religiösen Fragen in einem direkt antikatholischen, oft antichristlichen Sinne behandelt. Ich habe es längere Zeit nach dieser Richtung hin verfolgt. Aber keine einzige religiöse Frage habe ich gefunden, in der es einen positiv gläubigen Standpunkt eingenommen hätte. Für Buddhisten, Monisten, Freidenker, Theosophen, Atheisten hat es ein unerschöpfliches Wohlwollen, eine an Verehrung grenzende Aufmerksamkeit, eine nie versagende, liebenswürdige Zuvorkommenheit. Jedes positive, konfessionelle Christentum dagegen wird mit einer perfekten Rücksichtslosigkeit und bewußten Feindseligkeit mißhandelt. Während sogar liberale Zeitungen die machtvolle, überwältigende Wirkung des Eucharistischen Kongresses zu Wien neidlos und ehrlich anerkannten, fand jenes Blatt darin nur eine niedrige, politischen Zwecken dienende Demonstration des Ultramontanismus! Gegen Papst und kirchliche Autorität wurde bei Gelegenheit der Gewerkschaftsenzyklika in einer Weise gehetzt, die die Grenzen des sonst üblichen Anstandes weit überschreitet. Bei jedem passenden Anlaß wird der konfessionelle Glaube mit Vorliebe abgelehnt und versichert, daß das Glaubensbedürfnis des Gebildeten immer weniger durch die konfessionellen Lehren befriedigt wird, und daß unser Gott sich in Geschichte und Natur reicher, höher, größer offenbart, als in irgendeinem konfessionellen Dogma!

Trotzdem wird das Blatt von Tausenden von Katholiken gehalten und gelesen. Kommt man in eine Familie und findet erstaunt das Blatt auf dem Tische liegen, so errötet die sittsame Hausfrau, und macht gleich Beschwichtigungsversuche: Ach, entschuldigen Sie! Es geht nicht anders. Mein Mann muß es halten! Die Annoncen. . . . Der Nachrichtendienst. . . . Die Todesfälle. . . . Wir lesen ja nur das Notwendige. . . . Die Kinder lesen es nicht! O, du naive Einfalt! — Man fragt sich oft: Wie ist denn eine solche Erscheinung möglich? Ist die katholische Gutmütigkeit nicht über alle Maßen groß, und wo ist der Freidenker, der Freimaurer, der Freisinnige, der den Freisinn so weit treibt, daß er auch nur ein katholisches Blatt regelmäßig liest, geschweige denn auf eine katholische Zeitung abonniert? Wo bleibt da die Ehre und die Ehrenhaftigkeit der katholischen Familie? Ist es nicht Ehrensache des Katholiken, wo immer nur möglich, den Bann zu brechen und eine Aenderung solcher Zustände herbeizuführen?

Ist es vielleicht auch eine Gewissensfrage?

Maßgebende Kreise sind in den letzten Jahrzehnten immer mehr zur Einsicht gelangt, daß das Ueberhandnehmen der öffentlichen Unsittlichkeit einen nationalen Schaden bedeute und dem Ruin entgegenführe; daß besonders unsittliche Schriften und Bilder ein tödliches Gift verbreiten, dem Tausende zum Opfer fallen. Man suchte nach Schutzmitteln. Es gibt kein besseres als Schärfung des Gewissens des einzelnen, und Hebung des öffentlichen Gewissens. Erst wenn das individuelle und das öffentliche Gewissen den hohen Wert und die tiefere Bedeutung der Sittlichkeit erfaßt, ist eine Besserung der unhaltbar gewordenen Zustände zu erwarten! Es ist dies eine männliche Tat; eine Gewissenssache.

Nun fragen wir: ist der Glaube nicht ein ebenso hohes „heiliges Gut"? Ist es nicht törichter Leichtsinn und mangelnde Gewissenhaftigkeit, denselben mutwillig und grundlos den größten Gefahren auszusetzen? Oder bildet denn die Lesung solcher Blätter nicht eine latente Gefahr für das hohe Gut des Glaubens? Wer daran zweifelt, glaube doch den Tatsachen,

den gemachten Erfahrungen und Beobachtungen! Es ist ein psychologischer Prozeß, daß die regelmäßige Lektüre auf jeden Menschen einen tiefgehenden Einfluß ausübt. Von selbst bilden sich bei der Lesung Vorstellungen und Vorstellungsreihen, Gemütseindrücke und Gefühlsstimmungen, Willensrichtungen und Lebensanschauungen, die sich immer tiefer in die Seele einprägen und zum verborgenen aber bleibenden Eigentum werden. Das Volkswort: „es bleibt stets was hängen" birgt tiefe Wahrheit, bekundet feine Beobachtungsgabe! Wer tagaus, tagein sein Blatt alles Katholische mit Füßen treten, in allen religiösen und kirchlichen Fragen, Leichenverbrennung, Duell, Ehe, Schule, Glauben, Sakramente einen kirchenfeindlichen Standpunkt einnehmen sieht; wer in den Leitartikeln über Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, Allerseelen den reinsten religiösen Indifferentismus predigen hört, wird nolens volens der Gefahr der religiösen Verflachung und Verwaschung, der Gefahr der Charakterlosigkeit und der Feigheit ausgesetzt. Das Gift dringt in seine Seele und schläfert sie ein! Regelmäßige Leser solcher Blätter werden leicht *morphinistische Katholiken*, deren religiöses Gewissen und Bewußtsein eingeschlummert, deren religiöse Tatkraft gelähmt und deren Widerstandsfähigkeit gebrochen ist. Es ist eine *Gewissensfrage für den einzelnen.*

Ist es nicht auch eine *Gewissenspflicht der Gesamtheit gegenüber?*

Allgemein ist die Klage über die Abnahme des religiösen Volksbewußtseins. Die religiöse Gesinnung, die vor einigen Dezennien noch das Volksleben in seinen spezifischen Erscheinungen beseelte, die bei gewissen festlichen Anlässen mächtig und urkräftig aus den Tiefen der Volksseele hervorquoll, schwindet immer mehr — alles ist verflacht und verflüchtigt. Man gehe um die Weihnachtszeit durch die Straßen der Großstadt und studiere die Ausstellungen an den hell beleuchteten Schaufenstern: der christliche Charakter des Weihnachtsfestes ist geschwunden. Es ist alles neutral, indifferent, wenn nicht heidnisch geworden.

In den Kreisen der Gebildeten steht es vielfach nicht besser. Was sich in der Oeffentlichkeit abspielt, meidet ängstlich jede religiöse Aeußerung. Viele, überviele scheuen und schämen sich, auch nur ein leises religiöses Zeichen zu geben — als ob sie eine Ungeschicklichkeit, eine Taktlosigkeit begehen würden.

Normale Zustände sind das nicht. Fortschritt bedeuten solche Erscheinungen nicht. Es sind *Symbole einer geistigen Dekadenz*, eines sittlichen Niedergangs. Wodurch werden aber solche Zustände herbeigeführt? Nicht zum mindesten durch die *Vorherrschaft* eines religiös minderwertigen Blattes. Wenn die Mehrzahl täglich eine religiös ungesunde, vergiftete Kost genießt; wenn die großen Zentralen geistiger Volksernährung verdorbene Auslandsware kaufen und sie zwei- oder dreimal des Tages ihren Konsumenten verabreichen, kann ein Volk nicht gesund und stark bleiben! Es muß zugrunde gehen. Schuld daran sind in erster Linie die geistigen Produzenten, die Verkäufer und Verbreiter solcher Waren. Schuld sind aber auch die gedankenlosen Konsumenten, die sich unbegreiflicherweise dieser Produkte bedienen! Wenn sie nur ernsten Willens solche Waren sich verbitten, und ihren Willen in die Tat umsetzend, verdächtige Fleischläden meiden würden — es wäre dem Uebel bald abgeholfen.

Statt dessen klagt man über die Rückständigkeit katholischer Blätter, ergeht sich in endlosen Lamentationen über mangelnden Nachrichtendienst — und bedenkt nicht, daß die erste Bedingung für das Aufblühen einer kraftvollen, auf der Höhe stehenden katholischen Zeitung die *finanzielle Unterstützung durch die Großzahl der Abonnenten- und Inserenten* ist. Eine Besserung wirklich bestehender Mißstände ist nur durch ein mutvolles Abrücken von einer gewissen, kirchenfeindlichen Presse und durch tatkräftiges Eintreten für religiös einwandfreie Blätter zu erwarten. Es ist dies eine Gewissenspflicht des einzelnen der Gesamtheit gegenüber.

Gewiß kann es Gründe geben, die einen zwingen, ein antikatholisches Blatt zu halten oder zu lesen — aber es sollten dies stets nur Ausnahmefälle bleiben. Der *Zustand*, daß ein religiös minderwertiges, geradezu feindseliges Blatt eine ganze Stadt mit vorwiegend katholischer Bevölkerung beherrscht und mit der Unterstützung katholischer Abonnenten und Inserenten die heiligsten Familiengüter der katholischen Kirche mit Füßen tritt, ist ein unwürdiger, unhaltbarer, der nicht ohne Versündigung am religiösen Gesamtwohl fortgesetzt werden darf.

Hebung, Kräftigung, Unterstützung unserer Presse ist vielleicht die dringendste Ehren- und Gewissenspflicht der Katholiken in der Gegenwart.

Die Parität in Bayern.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

II.

Eine sehr wichtige Gruppe im geistigen und kulturellen Leben der Bevölkerung bilden unter den Berufsarten jene der *Kirche, Mission und des Gottesdienstes*. Wir haben in Bayern folgende Zusammensetzung der Konfessionsbevölkerungen:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Geistliche Missionäre, Kirchen- u. Anstaltsbeamte	1632	6537	64	34
Prozent	19.7	79.0	0.8	0.4
Insassen von Anstalten für religiöse Zwecke	268	6625	2	—
Prozent	3.9	95.7	0.03	—
Darunter weibliche Personen	243	5324	—	—
Prozent	4.4	95.5	—	—
Kirchendiener, Dienstpersonal in Anstalten usw.	206	1309	30	4
Prozent	13.3	84.6	1.9	0.3
im ganzen	2106	14471	96	38
Prozent	12.5	86.3	0.6	0.2
Darunter weibl. Personen	289	5801	4	—
Prozent	4.7	95.2	0.07	—
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28.2	70.8	0.8	0.2

Wenn wir die Verhältnisse im ganzen Deutschen Reiche zum Vergleiche heranziehen, so ist festzustellen, daß die Protestanten im ganzen mit 30329 oder 37.9 Prozent, die Katholiken mit 47495 oder 59.3 Prozent, die Juden mit 1355 oder 1.69 Prozent und die sonstigen Bekenner mit 1011 oder 1.26 Prozent vertreten sind. Dabei sinken die Protestanten unter ihren Bevölkerungsprozentsatz um 24.2 Prozent herunter, während die Katholiken denselben mit 22.8, die Juden mit 0.77 und die sonstigen Bekenner mit 0.88 Prozent übertreffen. Am bedeutsamsten ist naturgemäß in dieser Kategorie die Gruppe der *Geistlichen, Missionäre und Kirchenbeamten*. Während im Deutschen Reiche die Anzahl der Katholiken an der Gesamtbevölkerung etwas über ein Drittel ausmacht (36.5 Prozent), beläuft sich der Anteil der Katholiken an dieser Gruppe auf nahezu die *Hälfte* aller in Betracht kommenden Geistlichen usw. aller Konfessionen, auf 48.5 Prozent. Es gab am 12. Juni 1907 im Deutschen Reiche 22822 oder 48.3 Prozent protestantische, 22854 oder 48.5 Prozent katholische, 841 oder 1.77 Prozent jüdische und 845 oder 1.79 Prozent sonstige Geistliche, Missionäre, Kirchen- und Anstaltsbeamte. Die Zahl der Katholiken übertrifft sonach die der Protestanten sogar *absolut* um eine Kleinigkeit, obwohl die protestantische Bevölkerung nahezu zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht. Die Protestanten sinken bei der Gruppe der Geistlichkeit unter ihren Bevölkerungsprozentsatz von 13.8 Prozent herunter, während die Katholiken ihn um 12.0 Prozent überragen.

In *Bayern* sind nun die Verhältnisse betreffs der katholischen Geistlichkeit ebenfalls *sehr günstig gelagert*. Die *Protestanten* haben hinsichtlich der Zahl der Pfarrer, Missionäre, Kirchen- und Anstaltsbeamten einen *Fehlbetrag* um 8.5 auf Hundert im Vergleich zu ihrem Bevölkerungsprozentsatz aufzuweisen, während die Katholiken denselben um 8.2 Prozent überragen. In sehr erheblichem Maße sind die Katholiken ferner unter den Insassen von Anstalten für religiöse Zwecke vertreten, unter denen die *Klöster* inbegriffen sind. Die Protestanten zählen hier im ganzen Deutschen Reiche 2880 oder 13.4 Prozent, die Katholiken 18508 oder 86.5 Prozent Personen. Die ersteren unterbieten ihren Bevölkerungsanteil um 48.7 Prozent, die letzteren übertreffen ihn um 50 Prozent. In *Bayern* stellen die Protestanten für diese Berufsgruppe nur 3.9 Prozent, während die *Katholiken hier 95.7 Prozent* beitragen, ihren Bevölkerungsprozentsatz also um 24.9 Prozent übersteigen. Der größte Anteil entfällt hier auf die weiblichen Personen, Klosterfrauen mit den verschiedensten religiösen, caritativen und pädagogischen Zwecken. *Hinter diesen Zahlen sind Nächstenliebe, Frömmigkeit, Barmherzigkeit, Liebe zu Kunst und Wissenschaft*, zu

Seelsorge und Erziehung verborgen. Sie bedeuten die **Blüte des Katholizismus** in Deutschland und in Bayern, und sind ein Beweis von hohem Idealismus und katholischer Glaubensüberzeugung. Der katholische Klerus ist der Hauptträger des religiösen, sozialen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Wohles des katholischen Volkes in Bayern. Es ist darum so erfreulich, daß er in so starker Anzahl, mit 6537 Personen, vorhanden ist. Was er auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Fürsorge für das Volk in Stadt und Land leistet, kann durch hämische Bemerkungen über Kaplanokratie oder durch Hinweis auf die sehr seltenen Verfehlungen einzelner Geistlicher nicht im geringsten an Anerkennung eingeschränkt werden. Ein Ruhmeszweig katholischer Glaubensüberzeugung sind ferner die 5324 weiblichen Personen für religiöse Zwecke. Die **zahlreichen Barmherzigen Schwestern**, die um Gottes Lohn Nächstenliebe in der aufopferndsten Form üben, die vielen **Schulschwestern**, die unsere Kinder im Geiste der katholischen Religion erziehen und noch obendrein so billige Kräfte darstellen, da sich viele liberale Stadtverwaltungen nicht zu einer gerechten gleichmäßigen Besoldung mit ihren weltlichen Kolleginnen aufschwingen können, die **Engel der Barmherzigkeit**, welche Krüppel, Idioten, Blinde und Taubstumme pflegen und unterrichten, sie alle sind der Stolz der katholischen Kirche in Bayern.

Auffallen muß bei der Betrachtung unserer Zahlen das **Kirchendefizit bei den Protestanten.** Den Protestanten geht es in Bayern sehr gut. Es bleibt ein unbestrittenes Verdienst des verstorbenen Prälaten Dr. **Schädler**, daß er als Kultusreferent im bayerischen Landtag den kirchlichen Bedürfnissen der Protestanten in der weitestgehenden Weise entgegengekommen ist. Eine große Anzahl von protestantischen Seelsorgestellen in der Diaspora namentlich wurde errichtet. So trifft z. B. heute auf 400 protestantische Seelen in **Niederbayern** ein Seelsorger, in **Nürnberg** kommt erst ein Seelsorger auf 7000 Katholiken. Nach protestantischem Kirchenrecht können an einer Kirche mehrere Pfarrer angestellt sein, während die katholischen Kirchen sich im Bedarfsfalle mit einer Anzahl von billigeren Kaplaneien begnügen müssen. Ferner erhält der **protestantische Kultus** im vorwiegend katholischen Bayern stets einen **höheren Staatsaufwand** als der katholische, indem z. B. von den Ausgaben auf kirchliche Zwecke in den Staatsaufwandsetats für die Jahre 1904, 1905, 1906, 1907 und 1908 beim katholischen Kultus pro Kopf der Bevölkerung 1.13, 1.14, 1.15, 1.17 und 1.22 Mark, beim protestantischen Kultus 1.48, 1.54, 1.50, 1.54 und 1.59 Mark verausgabt wurden. Ferner ist zu beachten, daß der protestantische Klerus bis in die Gegenwart herein **besser besoldet** gewesen ist als der katholische. Dazu kommt noch, daß beim protestantischen Klerus das **Zölibat** wegfällt, was nach Ansicht gewisser Leute bezüglich der Wahl des Theologiestudiums eine hemmende Wirkung haben soll; eine Ansicht, die durch den geringen Zugang zum protestantischen Theologiestudium widerlegt wird. Trotz all dieser dem Protestantismus günstigen Momente bleibt sein Anteil an der Kategorie der Geistlichen usw. um 8.5 Prozent gegenüber seinem Bevölkerungsprozentsatz zurück.

Vom Standpunkte des **Bildungsdefizits** aus allerdings haben die Katholiken infolge des starken Ueberwiegens der Geistlichkeit, das jedoch in heutiger Zeit unbedingt notwendig ist, Nachteile zu verspüren. Würde der Prozentsatz der Kategorie der Geistlichen, Missionäre usw. bei den Katholiken genau mit ihrem Bevölkerungsprozentsatz übereinstimmen, so würden rund 500 akademische Bürger für die profanen Wissenschaften und Verwaltungszweige mehr zur Verfügung stehen. Es liegt daher klar auf der Hand, welche enorme Bedeutung in Bayern dem Wirken des **Albertus-Magnus-vereins** zukommt, welcher sich angelegen sein läßt, jungen Akademikern, die für den geistlichen Beruf keine Neigung verspüren, aber im Hinblick auf diesen Lebensweg erzogen worden sind, materiell zur Durchführung eines profanen Studiums unter die Arme zu greifen. Diese Aufgabe, welche insbesondere der **katholische Klerus und die reiche Laienwelt** noch schärfer ins Auge fassen sollten, ist auch deswegen sehr vordringlich, weil die Protestanten aus dem protestantischen Pfarrhause ein starkes Kontingent von Studierenden stellen, indem z. B. von allen **protestantischen Mittelschülern in Bayern** 1909/1910 **rund 40 Prozent Pfarrerssöhne** waren. Hätten die Protestanten diesen außerordentlichen Zuwachs nicht, so wäre ihre Beteiligung am Studium und an der Beamtenkarriere um ein Erhebliches geringer. Da nun diese Quelle nicht versiegt und da außerdem die Pfarrerssöhne in der Regel dem akademischen Studium zugeführt werden, so ist dieser Vorsprung der Protestanten nur durch eine erhöhte Unterstützung des Albertus-Magnusvereins einigermaßen auszugleichen.

Eine für das Geistes- und Kulturleben äußerst wichtige Gruppe wird gebildet von den Berufsarten, die unter dem Titel **Bildung, Erziehung und Unterricht, Bibliotheken, wissenschaftliche und Kunstsammlungen** zusammengefaßt sind. Hierher gehören Lehrer an Hochschulen, Gymnasien, Real-, Volksschulen, Gewerbe- und Fachschulen, Waisenhäusern, Inhaber und Lehrer von Privatschulen, Erziehungs-, Blinden-, Taubstummen- usw. Anstalten, Privat- und Hauslehrer, Erzieher und Erzieherinnen; ferner Personal in Anstalten für Erziehung und Unterricht:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Direktions- und Lehrpersonal	8302	20 750	338	98
Prozent	28.1	70.5	1.1	0.3
Darunter weibl. Personen	2058	9502	44	28
Prozent	17.6	81.8	0.4	0.2
Verwaltungspersonal	98	318	6	1
Prozent	23.2	75.4	1.4	0.2
Darunter weibl. Personen	23	191	3	—
Prozent	10.6	88.0	1.4	—
Dienstpersonal auch in Anstalten	515	1887	1	3
Prozent	21.4	78.4	0.04	0.1
im ganzen	8915	22 955	345	102
Prozent	27.6	71.0	1.1	0.3
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28 2	70.8	0.8	0.2

In dieser Kategorie der Bildung, der Erziehung und des Unterrichts sind die Katholiken im allgemeinen nicht ins Hintertreffen geraten. Im Deutschen Reiche zählen die Protestanten in der Gruppe des Direktions- und Lehrpersonals 183 648 oder 66.3 Prozent, die Katholiken 89 251 oder 32.2 Prozent, die Juden 3235 oder 1.17 Prozent, die Sonstigen 1019 oder 0.37 Prozent Personen. Die Protestanten überschreiten ihren Bevölkerungsprozentsatz ein wenig mit 4.2, während die Katholiken ihn mit 4.3 Prozent unterbieten. In **Bayern** erreichen die beiden christlichen Konfessionen ihren Bevölkerungsprozentsatz bei dieser Berufsgruppe vollständig. Erheblich überschreiten ihn die Katholiken bei den **weiblichen Personen** dieser Gruppe. Es rührt dies daher, daß ein sehr großer Teil der katholischen weiblichen Jugend im Volksschullehrerstande und im sonstigen Erziehungs- und Unterrichtswesen sein Unterkommen sucht. Ferner sind die Katholiken deswegen zum Teil bei diesen Berufsgruppen gut vertreten, weil eine sehr große Anzahl dieser Stellen im Direktions-, Lehr- und Verwaltungspersonal **stiftungsgemäß** katholischer Konfession sein muß. Wenn die Resultate dieser Berufsgruppen auch im allgemeinen zur Befriedigung ausfallen, so muß man berücksichtigen, daß höheres und niederes Lehrpersonal zusammengeworfen sind. Vom Standpunkte des sogenannten Bildungsdefizits der Katholiken aus interessiert uns aber vor allem die Frage, welchen Anteil die Katholiken an den **Mittel- und Hochschulen** aufzuweisen haben.[1]) An den **Gymnasien** hat sich der prozentuale Anteil der **katholischen Schüler seit** 1885 **ständig gehoben**, so daß heute der Prozentsatz der katholischen Bevölkerung mit der prozentualen Beteiligung an den Gymnasien erfreulicherweise gleich geworden ist. An den **Realgymnasien**, Realschulen und Oberrealschulen allerdings sind die Katholiken noch zu wenig vertreten, jedoch sind die Prozentanteile ständig in Zunahme begriffen. Auch die katholischen **Lehrkräfte** an den bayerischen Mittelschulen sind prozentual in mitunter erheblicher Zunahme begriffen. Doch erreicht ihre Zahl noch nicht die Größe des Bevölkerungsprozentsatzes der Katholiken.

Was die Verhältnisse an den Hochschulen anlangt, so sei auf den Artikel in Nr. 13 der „Allgemeinen Rundschau" verwiesen.[2]) Zum **Kapitel der Parität** an den Hochschulen sei hier noch folgendes nachgetragen:

Daß es bei der Besetzung von Universitätsprofessorenposten am guten Willen und nicht an geeigneten Lehrkräften fehlt, hat in jüngster Zeit wieder der Fall **Stangl** in Würzburg bewiesen. Die „Augsburger Postzeitung" schreibt hierzu in Nr. 128:

„Durch die Pensionierung des Geheimrats Professor Dr. Martin v. **Schanz** war kürzlich der Lehrstuhl für klassische Philologie an der Universität Würzburg zu besetzen. Hierbei lag es nahe, auf Professor

[1]) Vergl. hierzu meine Ausführungen in Nr. 394 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 10. Mai 1909.

[2]) Unsere Angabe, wonach an der Universität in **Halle** kein einziger Katholik als Universitätsprofessor zugelassen sei, entspricht erfreulicherweise nicht den Tatsachen. Die Universität Halle hat eine kleine Anzahl katholischer Dozenten aufzuweisen. Die irrtümliche Mitteilung rührte daher, daß **satzungsgemäß** in Halle **nur Protestanten als Dozenten und Angestellte** der Universität zugelassen werden können. Bei den Angestellten wird scharf darauf gesehen, daß nur Protestanten zur Anstellung gelangen, seien es **Assistenten** oder Scheuerfrauen. Ausnahmen von dieser Regel sind selten und mit großen Schwierigkeiten verbunden. Auch an der Berliner Universität sind einige Katholiken als Professoren tätig, die offiziell ihren Austritt aus der katholischen Kirche **nicht** erklärt haben und welche auf dem Wege der Berufung nach Berlin gekommen sind. Als Privatdozenten werden jedoch nach Lenz keine Katholiken zugelassen.

Dr. Thomas Stangl zurückzugreifen, der als außerordentlicher Professor seit Jahren an der Universität Würzburg mit der Abhaltung regelmäßiger Vorlesungen aus der klassischen Philologie betraut ist. Die philosophische Fakultät der Universität Würzburg hatte aber diesen Gelehrten auf die Vorschlagsliste nicht gesetzt. Die Gründe hierfür sind zur Genüge bekannt. Obwohl Stangl nicht nur als Lehrer außerordentlich beliebt ist und eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet hat, fand er bei dem Allgewaltigen der Fakultät, Herrn Geheimrat Dr. Martin v. Schanz, keine Gnade — wohl weil er, obwohl jeder politischen Betätigung abhold, des „Ultramontanismus" verdächtig ist."

Daß es an katholischen Lehrkräften nicht gebricht, geht, abgesehen von dem vorerwähnten Falle, auch daraus hervor, daß die protestantische theologische Fakultät in Erlangen unlängst einen Katholiken für orientalische Sprachen berufen konnte, der inzwischen sogar schon ordentlicher Professor geworden ist, was im Zusammenhang mit unserer Generalanklage an das herrschende System der möglichsten Fernhaltung von katholischen Hochschullehrkräften rühmend als seltene Ausnahme hervorgehoben werden soll. Die Professur für klassische Philologie in Würzburg ist inzwischen mit einem Protestanten und Norddeutschen besetzt worden.

In den maßgebenden Stellen im Kultusministerium wird in diesen Fällen stets der Einwand gebracht, es seien nicht genügend katholische Privatdozenten vorhanden.

Allein man hat auch in Würzburg zwei Professuren für Philologie und Pädagogik und für Archäologie und Kunstgeschichte mit Herren besetzt, welche niemals Privatdozenten gewesen waren und obwohl für die eine dieser Professuren in München eine hervorragende katholische Kraft zur Verfügung gestanden wäre. Es fehlt bei der Regierung wie in den Professorenkreisen am guten Willen, denn es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn in der großen Anzahl von Gymnasial- und Lyzealprofessoren und -rektoren, von höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten, von Bibliotheks- und Archivbeamten in Bayern sich nicht genügend wissenschaftlich und praktisch erprobte Kräfte für unsere Hochschulkatheder finden lassen sollten.

In die Kategorie der liberalen Berufsarten: Gesundheitspflege und Krankendienst, fallen Aerzte — mit Ausschluß der Militärärzte — Hebammen, Tierärzte, Personal in Heil- und Pflegeanstalten und Heilbädern, Krankenwärter, Schwestern für Krankenpflege:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Direktions- und ärztliches Personal . .	3164	5607	342	84
Prozent	34.4	61.0	3.7	0.9
Darunter männl. Personen	1954	2861	319	77
Prozent	37.5	55.0	6.1	1.5
Darunter weibl. Personen	1210	2746	23	7
Prozent	30.4	69.0	0.6	0.2
Verwaltungspersonal	268	343	—	2
Prozent	44.0	56.3	—	0.3
Wartepersonal . . .	1768	6878	44	85
Prozent	20.1	78.3	0.5	0.9
Darunter weibl. Personen	1440	5735	41	82
Prozent	19.8	78.6	0.6	1.1
Sonst. Dienstpersonal	619	1894	2	15
Prozent	24.4	75.0	0.08	0.6
im ganzen	5819	14 722	388	186
Prozent	27.6	69.8	1.8	0.9
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28.2	70.8	0.8	0.2

Was den Stand der Aerzte anlangt, so bleiben die Katholiken mit 15.8 Prozent hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück, während die Protestanten denselben mit 9.3 Prozent und die Juden mit 5.3 Prozent übertreffen. Das kostspielige Studium der Medizin kann von den reicheren Protestanten und Juden leichter ergriffen werden, als von den im allgemeinen weniger wohlhabenden Katholiken. Dagegen stellen die Katholiken beim Krankenpflegepersonal ein höheres Kontingent, indem ihr Bevölkerungsanteil um 7.5 Prozent übertroffen wird. Es kommen hier die zahlreichen Krankenschwestern und Klosterschwestern zum Ausdruck, die ihr Leben dem Dienste der Krankenpflege und Barmherzigkeit weihen.

Schließlich folgen noch literarische und künstlerische Berufsarten, welche in den nachstehenden drei Gruppen zusammengefaßt sind:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige Konfessionen
Privatgelehrte, Schriftsteller, Journalisten	411	510	53	48
Prozent	40.3	50.0	5.2	4.7
Stenographen, Privatsekretäre, Rechnungsführer, Rechner, Schreiber usw. . .	298	457	12	21
Prozent	37.9	58.0	1.5	2.7
Direktionspersonal, Schauspieler, Musiker, Künstler	2364	4343	113	130
Prozent	34.0	62.5	1.6	1.9
Am 12. Juni 1907 gab es Prozent	28.2	70.8	0.8	0.2

Ein erhebliches Defizit weisen die Katholiken in den Berufsarten der Schriftsteller und Journalisten auf, indem bis zur Höhe ihres Bevölkerungsprozentsatzes volle 20.8 Prozent fehlen. Dagegen übertreffen die Protestanten und Juden ihre Bevölkerungsanteile ganz bedeutend. Vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung aus ist diese Unterbilanz tief bedauerlich. Das jüdische, sozialdemokratische und meist liberalprotestantische Schriftstellerproletariat übt mit seiner Feder einen Einfluß auf unsere bayerische Kultur und unsere katholische Weltanschauung aus, dem man katholischerseits ein viel stärkeres Aufgebot von literarischen Kräften entgegenstellen muß. Es fehlt nicht an solchen. Abgesehen von anderen Motiven wird die schriftstellerische Produktion seitens katholischer Autoren erheblich eingedämmt durch die durchgehends schlechte Honorarbesoldung unserer katholischen Zeitungen und teilweise auch Zeitschriften; ein wunder Punkt, dessen Beseitigung sehr wesentlich zur Verminderung des literarischen Defizits der Katholiken beitragen würde.

Wenn wir nochmals einen Rückblick auf die Lage der Katholiken Bayerns hinsichtlich der Anteilnahme an den akademischen Berufsarten werfen, so ergibt sich, daß es noch viel Zeit und Mühe kosten wird, das Bildungs- und Beamtendefizit der bayerischen Katholiken zu verringern. Wenn die Katholiken in vielen Beamtenstellen und Berufen zahlenmäßig zurückgeblieben sind, so ist dabei noch zu berücksichtigen, daß von dieser Anzahl noch ein Bruchteil gar nicht mehr katholisch fühlt und wirkt, sondern aus Taufscheinkatholiken besteht. An dem zahlenmäßigen Zurückbleiben der Katholiken ist der stark agrarische Charakter des Landes, das relative Ueberwiegen der Protestanten in den Städten und die größere Wohlhabenheit der Nichtkatholiken schuld. Wenn man die Beraubung der katholischen Kirche in der Säkularisation und die viele Jahrzehnte währende liberale Protektionswirtschaft ins Auge faßt, wo ein Korpsphilister den anderen in den Ministerien ablöste, dann muß man sich wundern, daß es um den Anteil der Katholiken an den Beamtenkategorien und an den akademischen Berufsarten nicht noch schlimmer steht, als dies heute der Fall ist. Durch das unleugbar vorhandene und tiefe Furchen ziehende Protektionssystem auf Grund des praktisch geübten Grundsatzes der Wahrung der Personalien durch den herrschenden Beamtenliberalismus haben zahlreiche katholische Akademiker sich bewegen lassen, mit Hinblick auf mangelhafte Anstellungs- und Vorrückungsverhältnisse nicht in den Staatsdienst einzutreten, sondern als Rechtsanwälte, standes- und grundherrliche Beamte usw. ihre Existenz zu suchen. Die große Mehrzahl der Referenten in Justiz, Verwaltung und sonstigen Staatsstellen sind im katholischen Bayern Protestanten oder Liberale, der eine oder andere ist als Katholik bekannt. Oder man beachte die Praxis bei der Verteilung von Ehrenauszeichnungen. Bis man einmal einen katholischen Hofrat, Justizrat, Kommerzienrat entdeckt, muß man erst über Dutzende von Andersgläubigen hinwegsehen.

Zu dieser Sachlage kommt noch auf seiten der Katholiken eine gewisse Verzagtheit und Schüchternheit in der Ausnützung ihrer Position, soweit dies natürlich auf einwandfreiem legalen Wege geschehen könnte. Die Stärke des Beamtenliberalismus ist die Furcht der abhängigen Katholiken. In diese Worte faßte unlängst ein höherer Staatsbeamter die tatsächliche Lage in vielen Fällen zusammen. Es gibt wirklich katholische höhere Beamte, welche sich ängstlich hüten, da sie als überzeugte Katholiken oder gar Zentrumsmänner bekannt sind, einem katholischen Beamten irgendwie und sei es auf die legalste Weise förderlich zu sein. Auf dem Wege der Protektion ist in Bayern in den letzten Jahrzehnten kein Katholik etwas geworden. Diesen haben nur glänzende Noten und beste Qualifikationen etwas

geholfen, oder sie sind Hofräte oder Justizräte geworden, weil man seitens der Regierung ihre Tüchtigkeit wohl oder übel anerkennen mußte. Nur kann man auf Grund langjähriger Beobachtungen die bombenfeste Wahrnehmung wieder einmal konstatieren, daß die Parität in Bayern stets zugunsten der Nichtkatholiken gewahrt worden ist.

Unser zahlenmäßig begründeter Nachweis dürfte die tatsächliche Situation in ihrer wenig erfreulichen Form beleuchtet haben. Wer es mit seinem katholischen Glauben und seiner Liebe zum Bayernlande aufrichtig meint, wer einen Sohn hat, der schicke ihn einem profanen akademischen Studium entgegen, wenn zur Theologie keine Neigung besteht, wer die Hände über dem Kopfe ringen will ob der Zurückgebliebenheit der Katholiken in den gebildeten Berufen, der öffne lieber seine Hand für den Albertus Magnusverein und vor allem für die Görresgesellschaft, welche ein kleiner Ersatz für die traurigen Hochschulverhältnisse ist. Wenn die Situation auch ernst für die Katholiken in Bayern ist, so besteht doch zu einem übel angebrachten Pessimismus keine Veranlassung. Die Zahlen der katholischen Studierenden an den Mittelschulen sind im Wachstum begriffen, unsere katholischen Studentenkorporationen dehnen sich immer mehr aus, nicht selten treten auch Söhne von alten Korpsphilistern in unsere Reihen, unsere Zahl von Rechtsanwälten, Aerzten, Justiz-, Verwaltungs-, Verkehrsbeamten, Professoren usw. vermehrt sich durch jüngere Jahrgänge. Es fehlt uns nur noch etwas mehr Opfersinn und Selbstbewußtsein in dem Glauben, daß dem tüchtigen katholischen Akademiker kein Weg zu irgend einem Amte versperrt bleibt, versperrt bleiben darf. Am wenigsten aber darf das verlogene Geschrei der liberalen Presse von der sogen. Zentrumsherrschaft in Bayern von der energischen Beseitigung der schlimmsten imparitätischen Zustände abhalten. Videant consules!

Mit gutem Gewissen.

Ein edles Paar, die Münchener Wochenschrift „März" (herausgegeben von Ludwig Thoma und Hermann Hesse) und die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten", begaben sich an einem schönen Frühlingsmorgen nach den „Zentrumsgewässern", um dort „Perlen" zu fischen. Sie kamen auch an die Gestade der „Allgemeinen Rundschau"; die „Münchner Neuesten Nachrichten" zwar ängstlich und zögernden Fußes, denn lebhaft gedachten sie der von Dr. Armin Kausen erhaltenen und, wie sie selber fühlen, wohlverdienten Züchtigungen und ihres einst in banger Stunde getanen Schwures, den Namen des gefürchteten Kämpfers nicht mehr in den Mund zu nehmen. In der „Allgemeinen Rundschau" fanden sie eine „Perle" und verkünden nun mit jubelndem Freudentanze auf dem Markte allen ihren Fund. In den „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 4. April 1913, Nr. 171 steht zu lesen:

„Noch eine Perle kann angereiht werden: In des verstorbenen Kausens „Allgemeiner Rundschau", in allen Zentrumskonventikeln hochgepriesen, gibt Dr. Hans Rost kund und zu wissen: „Im Hinblick auf den Duellzwang und die in manchen Leutnantskreisen herrschende Simpliccissimuskultur kann man es gewissenhaften katholischen Eltern gar nicht verargen, wenn sie die Offizierskarriere um dieser Begleiterscheinungen willen nicht für einen erwünschten Lebensberuf ihrer Söhne ansehen. Mit gutem Gewissen kann in der deutschen Armee kein Katholik Offizier sein."

Nicht zu lesen ist jedoch in diesem ritterlichen Blatte der Nachsatz in dem zitierten Artikel:

„Mit diesen Einwänden gegen den akademischen Militärberuf vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung aus soll nicht gesagt sein, daß das Fernbleiben vom Offiziersstande seitens der Katholiken erwünscht sei. Im Gegenteil, der überzeugte Katholik muß als Offizier seinen Mann stellen und der katholischen Weltanschauung in diesen Gesellschaftsschichten zur Geltung verhelfen. Erfreulicherweise ist das Verhältnis zahlreicher einfacher und höherer Offiziere zur katholischen Kirche im ganzen besser, als man in verallgemeinerndem Pessimismus es glauben möchte."

Durch dieses Herausreißen aus dem Zusammenhang — welch' billiges Manöver! — verdrehen die „Münchner Neuesten Nachrichten" den Sinn ins ungefähre Gegenteil, so zerreiben sie Perlen zu Staub, den sie dann ihren geduldigen Lesern in die Augen streuen.

Doch nun eine Kehrseite. In den Dschungeln des „März" und der „Münchner Neuesten Nachrichten" hat man allerdings mit Perlenfischerei trotz aller Mühe kein Glück. Doch gibt es dort andere Produkte, wie etwa folgende Stellen aus den Osterartikeln der letztgenannten Zeitung:

„Darum feiert die Christenheit an Ostern kein Naturfest, sondern das Andenken an die Auferstehung Jesu als der Bürgschaft für den ewig-unvergänglichen Wert der Persönlichkeit. Sie bleibt ein Postulat des Glaubens, weil sie als Tatsache unbeweisbar; sie ist im Menschenleben tief begründet, weil alle religiöse Sehnsucht auf Unsterblichkeit abzielt."

„ . . . Mütlebender Glaube und religiöse Phantasie bildeten die natürlichen Vorgänge in ergreifende Schicksale gewaltiger Geister um. Künstlerischer Drang ahmte sie nach mit Bild und Spiel im feierlichen Kultus: Es gehen die Frauen zum heiligen Grabe, beweinen den Toten und klagen um ihn. So klagten sie in den heidnischen Sagen um den schönen Adonis, den strahlenden Attis, den gewaltigen Mithra. Am anderen Tage verkündigt Jubelgeschrei und ausgelassene Freude, daß der Gott dem Leben wiedergegeben und dem Adler gleich zum Himmel entrückt sei. Der berückende Zauber, den jene mythologische Welt ausstrahlt, zerstiebt, wenn du mit Sextant und Mikroskop die wechselnden Gestalten der Natur verfolgst. Statt Götter umschwirren dich Zahlen und krause Linien; statt willkürlicher Wundermacht umfängt dich ein eisernes, unbiegsames Gesetz."

Also Leugnung der Tatsache der Auferstehung Jesu, Verwerfung des Christentums! Dasselbe Blatt bringt es aber, zwar nicht mit gutem, aber desto weiterem Gewissen fertig, über katholische Dinge ab und zu salbungsvolle Abhandlungen zu schreiben, die dann wieder von den rohesten Anwürfen und Beleidigungen gegen die Katholiken abgelöst werden.

Da erhebt sich von selbst die Frage: Darf ein Katholik mit gutem Gewissen zum Leserkreise solcher Blätter gehören?

Die Simla-Konferenz

und die Erziehung der in Indien ansässigen Europäer und Anglo-Indier.

Von C. Flink, S. J., Bombay.

Als im März 1912 die indische Regierung ankündigte, daß es ihre Absicht sei, eine Konferenz über die Erziehung der in Indien ansässigen Europäer und Anglo-Indier zu halten, verbreitete sich anfangs die Meinung, daß dies eine Antwort auf die Bemühungen des Komitees des sogenannten Fonds für Gesamt-Indien (All-India-Fund) sei, und daß es sich hauptsächlich darum handle, den protestantischen Schulen aufzuhelfen. Doch ein genauerer Einblick in das Einladungszirkular hätte eines besseren belehren können; denn außer je zwei Regierungsbevollmächtigten für neun Provinzen wurden eingeladen: ein Bevollmächtigter der Handelskammer von Bengalen, zwei der Eisenbahnverwaltung (Railway Board), zwei des anglikanischen Metropolitanbischofs, zwei der katholischen Kirche und außerdem noch Bevollmächtigte anderer Konfessionen und Interessen. Man wollte eben das Erziehungswesen der gesamten in Indien ansässigen europäischen und anglo-indischen Bevölkerung zur Beratung ziehen.

Auf katholischer Seite wurden die Erzbischöfe von Kalkutta und Simla eingeladen, Vertreter zu schicken. Der Erzbischof von Kalkutta, Msgr. Dr. Brice Meuleman, erwählte den hochw. P. van der Schueren, S. J. Der Erzbischof von Simla, Msgr. Dr. Anselm E. J. Kenealy, in seiner neugeschaffenen, an Schulen und Schulmännern armen Diözese, bat den Erzbischof von Bombay, ihm einen seiner Untergebenen zur Verfügung zu stellen. Die Wahl des letzteren fiel auf den Schreiber dieses. Obgleich beiden Bevollmächtigten eine lange Erfahrung zu Gebote stand, war dennoch ihre Aufgabe schwierig, ja heikel, da sie die Interessen der katholischen Schulen für Europäer und Anglo-Indier in ganz Indien vertreten sollten und die Verhältnisse in den einzelnen Provinzen eine ungemein große Verschiedenheit aufweisen, das Erziehungswesen aber unter Provinzialverwaltungen steht, die ihre eigenen Regeln und Gesetze haben. Außerdem ist die Lage und vielleicht auch der Charakter der Anglo-Indier in Madras und im Norden wohl kaum vergleichbar, während die große Mannigfaltigkeit der Schulorden mit ihren Eigentümlichkeiten das Bild noch komplizierter gestaltet. Es war daher sehr erfreulich, daß kurz vor der Konferenz noch drei andere katholische Delegierte zugelassen wurden: der hochw. Herr H. Norman von Agra, ein Weltpriester und Rektor des St. Peters-Kollegs, der hochw. Herr D. Kuß von Bellary, ein Mitglied der Mill-Hill-Kongregation, und der ehrwürdige Bruder Ryan, als Vertreter der Schulbrüder.

Die Vorbereitungen, welche diese fünf Herren unmittelbar vor der Konferenz in Simla selbst hielten, bewiesen zur Genüge den Nutzen einer zahlreicheren Vertretung.

Wenige Tage vor der Eröffnung der Versammlung erhielt der hochwürdigste Herr Erzbischof von Simla eine persönliche Einladung zur Konferenz, welche er nach einigem Zögern annahm.

Dies kennzeichnete die Lage.

Nicht weniger als einundvierzig Vertreter der verschiedensten Interessen waren geladen. Aus acht Provinzen waren die Unterrichtsminister persönlich erschienen. Es sind dieses die sogenannten Directors of Public Instruction, in deren Händen das ganze Erziehungswesen der betreffenden Provinzen ruht.

Der protestantische Bischof von Bombay war mit dem Erzdiakon von Kalkutta als Repräsentant der anglikanischen Kirche zugegen. Warum der anglikanische Bischof von Lahore eingeladen wurde, ist nicht ganz klar; es geschah wohl deshalb, weil Simla in seiner Diözese liegt; dies würde dann auch wohl ein Grund mehr gewesen sein, den katholischen Erzbischof von Simla zuzuziehen.

Den Vorsitz führte Sir Harcourt Butler, welcher als Mitglied für Unterricht des Rates des Vizekönigs eine gewisse Kontrolle über das gesamte indische Schulwesen ausübt. Gleich im Anfang seiner Eröffnungsrede betonte er, daß diese Konferenz nicht eine Frucht des Aufrufs des protestantischen Komitees für Unterstützung der europäischen Schulen sei. Die Katholiken hätten mit dieser Bewegung nichts zu tun und doch bildeten sie einen großen und ehrenwerten Teil der Europäer und Anglo-Indier.

Diese Konferenz sei vielmehr eine natürliche Folge der im Februar 1911 zu Allahabad abgehaltenen Konferenz, in welcher die Erziehung der indischen Kinder behandelt worden sei.

Er widerlegte dann zahlenmäßig eine zuweilen erhobene Anschuldigung, daß die indische Zentralregierung sowohl wie die Provinzialregierungen dem Erziehungswesen der Europäer und Anglo-Indier gleichgültig gegenübergestanden.

Es sei auch, so fuhr er fort, der Vorschlag gemacht worden, die Erziehung der Europäer und Anglo-Indier der Kontrolle der Provinzialregierungen zu entziehen und direkt der Zentralregierung zu unterstellen. Als Repräsentant der letzteren finde er dies zwar sehr schmeichelhaft, könne aber einem solchen Vorschlag nicht zustimmen. Die Verhältnisse in den Provinzen seien so ungemein verschieden, und da man ja gerade von den Provinzialregierungen erwarte, daß sie die jungen Leute anstelle, würde es doch wohl unweise sein, denselben die Erziehung ihrer zukünftigen Beamten zu entziehen.

Die Beratung nahm nun ihren Anfang mit einem Hinweis auf die verhältnismäßig große Zahl armer europäischer und anglo-indischer Kinder, die ohne alle Schulerziehung verwilderten. Man glaubte deren Zahl auf 7000 schätzen zu müssen, während die Gesamtzahl der die Schule besuchenden Kinder sich auf nur 30726 belaufe. Nicht wenige beantragten Schulzwang für solche Kinder; es wurde aber richtig bemerkt, daß dies unentgeltliche Erziehung voraussetze, da den Eltern die Mittel fehlten, irgendwelches Schulgeld zu bezahlen. Führe aber die Regierung Schulzwang und unentgeltliche Erziehung für Europäer und Anglo-Indier ein, so würde sie wohl folgerichtig die Forderungen der Fortschrittspartei unter den Indiern für Schulzwang und unentgeltliche Erziehung bewilligen müssen.

Dazu aber fehlten die Mittel. Die Konferenz mußte sich daher mit einem Beschlusse begnügen, welcher diese Angelegenheit der Regierung dringendst empfahl.

Man ging dann zur Beratung über die Verbesserung des Lehrplanes über. Man befürwortete allgemein eine Trennung der Schulen in solche, die für die Universitätsstudien, und solche, die für andere Berufsarten vorbereiten. Erstere sollten Collegiate Schools, letztere Secondary Schools genannt werden, und es bleibe der Regierung anheimgestellt, welche von den bestehenden Schulen sie als Collegiate Schools anerkenne.

Nun aber kam die hochwichtige Frage der Gehälter der Lehrer und Lehrerinnen an die Reihe. Es war ein interessanter Tag. Alle die, welche nichtkatholische Schulen vertraten, waren laut in ihren Klagen über die großen Schwierigkeiten, gute Lehrer für ihre Anstalten zu finden und sie dann zu behalten. Man meinte allgemein, daß, wenn bedeutend höhere Gehälter gezahlt werden könnten, bessere Aussichten auf ein ständigeres und tüchtigeres Lehrerpersonal seien. Um dieses aber zu ermöglichen, müsse die Regierung reiche Zuschüsse machen. — Die katholische Sache hat hier einen nicht zu unterschätzenden Vorteil darin, daß ihr die erziehlichen Kräfte so vieler religiöser Genossenschaften und Orden zur Verfügung stehen, welche unentgeltlich das hier in Indien doppelt beschwerliche Erziehungswerk mit großer Ausdauer, und man darf wohl sagen, mit heroischem Opfermute auf sich nehmen. Nur solche, die unter der indischen Sonne im Schweiße ihres Angesichts das dornenvolle Schulfeld bestellt, können sich einen Vollbegriff von dem gewaltigen Liebeswirken der katholischen Kirche in Indien bilden. Es gibt wohl nicht wenige, die glauben, daß eine Beschränkung der Schultätigkeit zugunsten der missionierenden Tätigkeit im engeren Sinne wünschenswert sei. Unzweifelhaft ist eine intensiv und extensiv größere Missionstätigkeit im engeren Sinne dringend notwendig, besonders bei der fast allgemeinen religiösen Gährung, die sich Indiens zu bemächtigen scheint. Die Simla-Konferenz jedoch ist ein unumstößlicher Beweis dafür, wie nützlich, notwendig, ja glorreich die großartige Schultätigkeit der Kirche war und ist. Selbst die katholischen Delegierten waren überrascht, ja erstaunt über die achtunggebietende und feste Stellung, welche die Kirche sich durch ihre opferfreudige Schultätigkeit nicht nur den Nichtkatholiken, sondern ganz besonders der Regierung gegenüber erobert hat.

An den folgenden Tagen kamen noch eine Reihe wichtiger Fragen zur Sprache, wie z. B. die Errichtung einer neuen Normalschule in Bangalore für europäische und anglo-indische Lehrer. Da diese Anstalt unter die Leitung der Zentralregierung gestellt werden soll und somit naturgemäß in religiöser Beziehung indifferent sein wird, was in der Heranbildung von Lehrern als sehr bedauerlich betrachtet werden muß, wurde auf Interpellation der katholischen Delegierten die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß es den einzelnen religiösen Konfessionen freistehen würde, in Verbindung mit dieser Anstalt Logier- und Kosthäuser (sogenannte Hostels) zu errichten, in welchen die Lehramtskandidaten unter direktem religiösen Einfluß stehen würden.

Eine Regierungs-Normalschule für Lehrerinnen wurde von den Vertretern der Provinzialregierungen ausdrücklich als überflüssig erklärt. Dies ist zum großen Teil der Unternehmungslust katholischer Nonnen zu verdanken, welche in verschiedenen Gegenden Indiens solche Anstalten leiten. Der anglikanische Bischof von Lahore hatte ebenfalls den Versuch gemacht, eine Normalschule zu errichten. Derselbe schlug aber gänzlich fehl, während das prächtige St. Bedes College in Simla, von katholischen Schwestern geleitet, eine große Zahl von protestantischen jungen Damen zu seinen Schülerinnen zählt.

Europäer verurteilen nicht mit Unrecht den indischen Kastengeist; merkwürdigerweise werden sie selbst, sobald sie in Indien ansässig sind, von demselben angesteckt. Die Forderung, daß die Regierung eine getrennte Universität für Europäer und Anglo-Indier gründen solle, ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. Die Debatte, welche sich hier entspann, war geradezu pikant und wird deshalb wohl nicht veröffentlicht werden. Leider trug der Kastengeist den Sieg davon. Die Sache wird aber wohl nicht über diesen Entschluß der Konferenz hinausgehen. Die Regierung hat kein Geld für solche Pläne von höchst zweifelhaftem Erfolg und Nutzen.

Eine ähnliche Tendenz zeigt sich in einem Beschluß über die zu bestehenden Schlußexamina. Die Majorität war gegen alles Indische, alles sollte europäisch im eigentlichsten Sinne des Wortes sein. Die von den Examinanden zu beantwortenden Fragen müssen von England kommen und die Korrektur der Antworten muß ebenfalls in England besorgt werden. Es würde zu weit führen, die Gründe eines so eigentümlichen Beschlusses zu erklären. Eines der Hauptmotive ist natürlich, daß man Examina haben will, die auch in England anerkannt werden.

Die zwei Hauptanträge der katholischen Delegierten wurden gut aufgenommen. Der erste befürwortete eine reichere Unterstützung der Waisenhäuser, Armenschulen und Lehrlingsheime, der zweite, freigebige Regierungszuschüsse zum Unterhalt der Lehrer und Lehrerinnen, die religiösen Orden angehören und deshalb keine Gehälter beziehen. Einer der früheren Beschlüsse hatte ja verlangt, die Regierung solle reichere Zuschüsse bewilligen, um es den Schulen zu ermöglichen, bessere Gehälter zu zahlen. Es war eine gewisse Gefahr, daß man den Umstand übersah, daß die Erziehung, die Reisen, der Unterhalt, die Verpflegung der Ordensmitglieder den katholischen Anstalten große Auslagen bereiten, die zwar in keinem Verhältnis stehen zu den Gehältern, die Laien bezahlt werden müssen, nichtsdestoweniger aber einen wichtigen Kostenpunkt ausmachen, der zu Regierungszuschüssen berechtigt. Daß letzterer Antrag auf keinerlei Widerspruch stieß, ist ein anderer Beweis für die Wertschätzung, mit der die Arbeiten der katholischen Orden betrachtet werden. Es war daher gar nicht zu verwundern, daß am Ende der Konferenz der anglikanische Bischof von Bombay mit warmen Worten der erziehlichen Tätigkeit der katholischen Kirche in Indien gedachte, und daß Dr. Francis, einer der beiden Sekretäre des Ganz-Indien-Fonds, erklärte, daß diese Gesinnungen auch die seinen seien. Solche Aeußerungen hoben die Stimmung gegenseitiger Wertschätzung und Wohlwollens, und einer der katholischen Delegierten bemerkte seinen Kollegen gegenüber, daß er noch nie während seines langen Aufenthaltes in Indien mit solch freudiger Genugtuung sich bewußt geworden, ein Priester der katholischen Kirche zu sein.

Ein gerechtes Urteil eines protestantischen Abgeordneten über die Jesuiten.

Der konservative sächsische Landtagsabgeordnete Landgerichtsrat Dr. *Mangler*, ein Protestant, sprach am 29. März in Chemnitz in einer öffentlichen Versammlung über die Jesuiten folgende Worte, die ihm als vorurteilsfreiem Protestanten, der den Jesuiten auf Grund der erkannten Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren läßt, alle Ehre machen. (Vgl. „Sächsische Volkszeitung" Nr. 76):

„Ich gebe zu, daß es uns schwer fällt, uns auf den Standpunkt des Zentrums zu stellen, denn *gerade über die Jesuiten ist uns ein so schiefes und ungerechtes Urteil anerzogen worden*, daß wir uns nicht leicht davon frei machen können. Hier kann nur eingehendes Studium abhelfen. Einschlägige katholische Schriften will ich Ihnen gar nicht empfehlen — das wäre Ihnen zu viel zugemutet. Aber es gibt auch protestantische Autoren, die den Jesuiten gerecht werden. Lesen Sie solche! Die Frage kann aber für uns heute nur lauten: Muß man das Zentrum verachten, weil es sich der Jesuiten annimmt? Holland, England, Dänemark lassen die Jesuiten zu. Man hört nie Klagen über sie. Wären sie so gefährlich, wie man immer glauben macht, wären sie eine Gefahr für den konfessionellen Frieden, dann würden sie jene Länder längst ausgewiesen haben.

Hat aber ein Staat wie Deutschland, der Anarchisten, Nihilisten, Sozialisten, Umstürzler und Staatsfeinde jeder Art duldet, ein Recht, die Jesuiten, denen man nichts nachsagen kann, um ihres Glaubens willen zu drangsalieren oder gar ihnen rein priesterliche Funktionen zu verbieten? Wenn sie wirklich den konfessionellen Frieden störten, so haben wir ja Paragraphen genug, sie zu belangen. Man sollte sich doch auf den Standpunkt stellen: dies ist *eine rein katholische Angelegenheit*, die uns Protestanten gar nichts angeht. Uns geht es nur soweit an, daß wir sagen: Stören sie den konfessionellen Frieden, dann bestrafen wir sie!

Die ganze Jesuitenhetze ist eine künstliche Mache. Sie geht von einer gewissen liberalen Seite aus nach dem Grundsatze: „Bringt die positiv gerichteten Mächte auseinander! Teilt, und ihr werdet herrschen!" Ich habe Bücher von Jesuiten gelesen. Und da muß ich sagen: *Ich finde keine Schuld an ihnen.* Ich habe keine Hetzereien auf Andersdenkende gefunden, keine antinationalen Tendenzen entdeckt. Wir sind geneigt, die Ursache zu dem konfessionellen Unfrieden im katholischen Lager zu suchen. Wer aber katholische Zeitungen liest — ich lese stets eine Zentrumszeitung —, der staunt über das Maß der friedfertigen Toleranz, mit dem man selbst prekäre Dinge unserer evangelischen Religion behandelt. Man würde also richtiger handeln, die wirklichen Vaterlandsfeinde, die Sozialdemokraten zu bekämpfen, anstatt das Zentrum und die Jesuiten. Das Zentrum ist eine christliche Partei, wie wir von der Anschauung durchdrungen, daß unser geistiges und Staatsleben auf christlichen Anschauungen beruhen muß. Darum bekämpft es auch die Sozialdemokratie mit einer Energie, die für uns geradezu vorbildlich sein kann."

Tageszeitung und Schule.

Von H. *Rosen*.

Aus einem neuen Buche des als feinsinniger Pädagoge geschätzten Geheimrats Dr. Matthias haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" kürzlich in Nr. 149 (vom 22. März) eine kleine Plauderei veröffentlicht: „Jugend und Presse". Die Ausführungen gipfelten in dem Gedanken, daß die Tageszeitung als Mittel der staatsbürgerlichen Erziehung beigezogen werden sollte. Der Aufsatz war Anlaß, daß in Nr. 154 des gleichen Blattes (26. März) ein Artikel erschien: „Die Zeitung im Dienste der Erziehung". Es wird dort auf die *Danziger* Versuche verwiesen, die Zeitung als Unterrichtsmittel zu benützen und dann von den *Münchener* Volksschulen erzählt, welche Beziehungen Tagespresse und Schule verbinden.

Es zeigt sich dabei vor allem einmal die ganze Zerfahrenheit der Lesebuchfrage. Es wäre sonst nicht möglich, daß in einem katholischen Lande und in ausgesprochen katholischen Schulen Stücke ins Lesebuch aus einer Zeitung aufgenommen würden, deren Tendenz darauf hinausläuft, alles andere als katholische Weltanschauung zu pflegen. Es ist ein Unding und muß, nachdem einmal in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" öffentlich davon die Rede ist, aufs schärfste verurteilt werden, daß Artikel jenes Blattes in Münchener Lesebücher, noch dazu mit der deutlichen Quellenangabe im Verzeichnis aufgenommen werden konnten, so daß schon das Lesebuch zum Reklamemittel für ein einseitiges Tagesblatt wird. Aus anderen Zeitungen sucht man nämlich vergeblich Stücke in den Lesebüchern.

Noch mehr muß man sich dagegen verwahren, daß „*geschichtliche und naturwissenschaftliche Artikel und Feuilletons*" aus diesem Blatte den Kindern als Lesestoffe vorgelegt werden. Man kennt die geschichtliche und naturwissenschaftliche Tendenz des genannten Blattes zu gut, als daß man nicht rechtzeitig *Schutz für die Jugend* in der Schule beanspruchen müßte. Daß die genannte Zeitung erst recht nicht, wie in dem Artikel gesagt wird, für die „religiös-ethische Erziehung" geeignet ist, ist so selbstverständlich, daß man nur staunen kann, wie das Gegenteil in der Oeffentlichkeit behauptet werden mag.

Sicherlich steckt in dem Gedanken, Kursberichte aus der Zeitung, die eine oder andere Annonce für den *Rechenunterricht* zu lebensvoller Ausgestaltung beizuziehen, ein guter Kern. Man darf aber nicht diesen wertvollen Gedanken so weit führen, daß man auch den *Textteil* in den Schulunterricht einbezieht. Es muß schon bei der Beiziehung von Annoncen sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden angesichts der *sittlichen Verwüstung*, die heutzutage vielfach *innerhalb der Annoncenseiten* sich breitmacht.

Dem Gedanken von Dr. Matthias, der im Hinblick auf die Vertiefung staatsbürgerlicher Bildung die Zeitung beigezogen wissen möchte, setze ich die andere Erfahrung gegenüber, daß verfrühte Zeitungslektüre und zu viel Zeitunglesen überhaupt eher *verflacht*, als tiefer macht. Wir beklagen heutzutage schon an den Erwachsenen, daß sie nur mehr Zeitungen lesen, und daß das Gros für tiefer schürfende Literatur, welche über Tageslaunen, Tagesmode und Tagesinteresse hinausgeht, kein Verständnis hat. Diese Tatsache sollte eher den Gedanken lebendig machen, wie wir die Jugend möglichst lange vor dieser Verflachung *bewahren*, statt die frühzeitige Zeitungslektüre schon in der Schule zu kultivieren, noch dazu mit Blättern, die in ihrer politischen und religiösen Tendenz vollständig einseitig sind.

Es gilt hier, Vorsicht zu üben und bei Fällen des Mißbrauches der Zeitung in der Schule klar zu machen, wie wenig Takt und wie viel pädagogischer Unverstand daraus spricht, daß man den Kindern den Textteil einer beliebigen Tageszeitung in die Hand gibt.

Drei einsame Föhren.

Drei einsame Föhren knarren
Im ewigen Höhenwind.
Rêbretter[1]) klappern im Farren
Vom ewigen Regen blind.

Still lugen durch die Stämme
Mein Dorf, die Heide, das Feld,
Die waldigen Kuppen und Kämme
Und weit eine fremde Welt.

Die silbernen Achen fliessen
Durch erlengrünes Land,
Und heisere Schwalben schiessen
Vorbei an der Felsenwand.

In Sonne liegt das Heute
Und alles ist ruhig erhellt,
Dass ich nicht sinne und deute,
Wie's morgen darum bestellt.

Ich halte das Bild umschlungen
Mit einem dankbaren Blick,
Zu meinen Erinnerungen
Fügt sich's wie Mosaik:

Drei bärtige Föhrenstämme,
Mein Dorf, die Heide, das Feld,
Die waldigen Kuppen und Kämme
Und weit eine fremde Welt.

F. Schrönghamer-Heimdal.

[1]) Totenbretter.

Vom Büchertisch.

Hermine Proschko: Gesammelte Erzählungen und Gedichte. Mit Bildern von Emilie Proschko. VI. Band: Jugendschriften. Warnsdorf 1912. Ambr. Opitz. — Die Verfasserin, zugleich Herausgeberin der Gesammelten Schriften ihres Vaters, des bekannten Jugend- und Volksschriftstellers Dr. Franz Isidor Proschko (ebenda), ist vom Kaiser Franz Josef für ihre literarische Wirksamkeit mit dem goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet worden — ein Beweis, wie hoch man ihr Bemühen um Jugend und Volk in Oesterreich wertet. Auch der vorliegende Band der vortrefflich ausgestatteten Serie gibt sich als sehr liebenswürdig in seiner reinen, frischen Darstellung und seiner edlen Tendenz. — Enrika von Handel-Mazzetti hat bekanntlich als Kind und junges Mädchen gewünscht, „einmal zu schreiben wie die Proschko“: ein anderer Beweis, welcher Reiz dieser Darstellung für das kindliche Gemüt anhaften muß. E. M. Hamann.

Bucura Dumbrava: Der Pandur, Geschichte des rumänischen Volksaufstandes im Jahre 1821. Zwei Bände. 8⁰, XIV und 318 und 221 S., geh. ℳ 6 —, in 1 Leinenband geb. ℳ 7.50, in 2 eleganten Bänden ℳ 9.—. Zweite Abteilung des Romanzyklus aus der Geschichte Rumäniens. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung. Die erste Abteilung dieses zweifellos monumentalen Werkes, der Roman „Der Heiduck“, hat bei unseren hervorragendsten Dichtern und Kritikern einstimmiges hohes, ja höchstes Lob gefunden. Viktor Blüthgen wagte sogar im „Eckart“ dieses Urteil: „Eine Schriftstellerin, die mit so elementarer Kraft und so bezaubernder Zartheit zugleich zu schreiben vermöchte oder geschrieben hätte, wie Bucura Dumbrava, kenne ich überhaupt nicht weiter. Unter den Lebenden wenigstens auch keinen Mann.“ Rumäniens Königin, Carmen Sylva, hat in einem auch kulturhistorisch anregenden Vorworte zu der Sammlung „Wogenbrecher“ in etwa das Pseudonym der noch jugendlichen Autorin gelüftet. Sie erzählt uns, daß die „junge Dichterin“, eine Deutsche, mit heißer Liebe an ihrem Adoptivlande hänge, daß für sie Rumänien keinen Fehler habe, sondern nur Schönheiten; zugleich aber seien ihre Naturbeschreibungen das Echteste, das man sich denken könne. Aus dieser Naturbegeisterung heraus hat die Landesmutter selbst ihr denn auch den Decknamen erfinden helfen: „Waldfreude“, denn nichts anderes bedeutet der erwählte Schriftstellerroman. Carmen Sylva legt auch Zeugnis ab für die „männliche Energie und Gewissenhaftigkeit“ sowie die „weibliche Liebe“, mit der Entwurf und Durchführung dieses ungewöhnlichen Werkes, das „den ganzen Duft des Bodens, die Urkraft der Bevölkerung, das Wachsen und Werden, allen Stürmen und Unterdrückungen zum Trotze“ — widerspiegelt, geschehen sei. Auch „Der Pandur“ mit der wundersamen Beherrschung des komplizierten Stoffes und der stürmischen Handlung zwingt unbedingte Hochachtung ab vor der hier sich kundgebenden dichterischen Auffassung und Gestaltungskraft und vor der ersichtlichen Treue der Darstellung, so zwar, daß Carmen Sylva für diese Bücher eine dokumentare Zukunft, den Wert der Quellenliteratur prophezeien zu dürfen glaubt. Die Urschrift des Romanzyklus ist deutsch, eine rumänische Uebersetzung kommt jedesmal gleichzeitig heraus. Ich will nicht leugnen, daß beim erstmaligen Lesen ein Verfolgen der Handlung wegen des regen Personen- und Szenenwechsels — ähnlich wie bei Shakespeare — zunächst gewisse Schwierigkeiten bereitet, die aber alsbald durch den Zauber der taufrischen Darstellung gehoben werden. Rumänien, das Land König Carols, wird dieser begeisterten und berufenen Sängerin seines Ruhmes noch Kränze zu winden haben, die unverwelklich sein dürften. E. M. Hamann.

Kalender für unsere Frauen 1913. Herausgegeben im Auftrage des Zentralvorstandes des Katholischen Frauenbundes Köln a. Rh. I. Jahrgang. 25 Pfg. (Zentralstelle des Katholischen Frauenbundes, Köln a. Rh., Roonstraße, und Ferdinand Schöningh, Paderborn.) Eine vorzügliche, weittragende Propagandaveröffentlichung des rührigen Katholischen Frauenbundes. Der populär gehaltene Kalender bietet in anregender Abwechslung „das notwendige Handwerkzeug für jede eifrige (katholische) Frauenbündlerin“. Und neben dem mannigfachen Sozialen findet sich allerlei künstlerisch Dichterisches in Poesie und Prosa. Hingewiesen sei gleichzeitig auf den hauptsächlich für gebildete Kreise bestimmten wichtigen **Katholischen Frauenkalender 1913** (Taschenkalender) Kl. 8⁰, 272 S., geb. in Leinwand ℳ 1.—, in gleichem Auftrage herausgegeben bei Breer & Thiemann, Hamm i. W. M. Rast.

Mailiteratur. Es naht sich wieder der schöne Wonnemonat Mai mit seinen lieblichen Andachten zu Ehren der hehren Himmelskönigin. Da kommen gerade zwei Neuerscheinungen aus der Verlagsanstalt vormals G. J. Manz in Regensburg (1913) recht, die ganz geeignet sind, die Liebe, Nachahmung und das Vertrauen zu Maria zu beleben. Das erste Büchlein ist von Dr. theol. Franz Klasen: Mariens Erdenglück. Maivorträge, gehalten bei St. Ludwig in München, 3. und 4. Auflage. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 12⁰. IV und 92 S. Preis brosch. ℳ 1.—. Ein allerliebstes Büchlein in seiner geschmackvollen Aufmachung. Es behandelt nicht die hohen Gnadenvorzüge der Gottesmutter, sondern mehr die übernatürlich geheiligte menschliche Seite Marias. In sieben Vorträgen, schlicht und einfach, originell und herzlich, in edler Sprache betrachtet Verfasser die Gebenedeite unter den Weibern in ihren gesellschaftlichen Tugenden: ihre Zufriedenheit, Verborgenheit, Arbeitsamkeit, Berufsliebe, Gebet, Geduld, Nächsten- und Gottesliebe. Diese Tugenden sind heute besonders wieder nötig, um den Frieden mit Gott, mit sich und dem Nächsten zu finden. Möge daher diese Maibetrachtung über Mariens Erdenglück auch uns zu neuem Glück für Zeit und Ewigkeit führen. — Das zweite Buch ist verfaßt von Anton Thim, Dechant und Pfarrer. 31 Betrachtungen über das Ave Maria. Vorträge für die Maiandachten mit einer Einleitungsrede für den 30. April abends. 2. durchgesehene Auflage. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8⁰. IV und 200 S., Preis brosch. ℳ 2.80. Der englische Gruß ist das Kompendium der Mariologie, alles was sich Großes und Erhabenes über Maria sagen läßt, ist in ihm enthalten, muß aus ihm erhoben werden. Verfasser hat es verstanden, dieses marianische Gold flüssig zu machen in einer überaus zu Herzen gehenden, kernigen, populären Sprache und klaren Darstellung. Die einzelnen Vorträge haben eine Menge Erzählungen und Beispiele, die das Interesse wach halten. Es wird nicht bloß der Prediger in dem Buch reichen Stoff und Anregung finden, sondern das Werk ist auch für Laien, Klöster, Seminarien usw. trefflich als geistliche Lesung geeignet. Man kann das Buch zu den brauchbarsten der großen Mailiteratur zählen. Dr. Weber, Boppard.

Frühlingslied . . .

Das ganze Land duftet nach Flieder,
Nach jungem frischen Maienlaub.
Es fällt ein Hauch vom Himmel nieder,
Der weht hinweg des Winters Staub.
Nun, Mensch, nun schliesse auf die Pforten
Und sieh die Welt im Frühlingshauch —
Es ist dem Land ein Heil geworden
Und deinem Herzen wird es auch . . .

Des Winters Macht sie ist versunken,
Sie hat kein Recht mehr weit im Land.
Wir haben Lebenskraft getrunken
Aus einer unsichtbaren Hand, —
Der stille Segen ihrer Gnade —
Fühlst du ihn wohl im Sonnenschein?
Nun geh auf wachgewordnem Pfade
Ins weite Land der Träume ein . . .

Eugenie Taufkirch.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Moissi zeigte sich als „Hamlet“ künstlerisch gewachsen, seit man ihn in der Rolle des Dänenprinzen vor ein paar Jahren im „Künstlertheater“ gesehen. Man mag da und dort einiges zu grell finden, kann sogar Stellen anmerken, in denen „Hamlet“ gegen die bekannten Regeln verstößt, die „Hamlet“ vor dem „Schauspiel im Schauspiele“ den Schauspielern an das Herz legt, aber man wird zugeben müssen, daß auch hier alles einem starken Empfinden entspringt. Hamlet ist die vielgedeutetste Gestalt germanischer Dichtung. Die vorherrschendste Auffassung ist diejenige des „deutschen Träumers“, der von des Gedankens Blässe angekränkelt nicht zum Handeln kommt. Moissis Hamlet ist eine im Grunde aktive Natur, die sich zwingen muß, erst auf Schleichwegen den Beweis von des Königs Schuld zu erbringen. Man hat die Erscheinung des Geistes gelegentlich, wie ich glaube nicht unglücklich, als das dichterische Symbol für ein Gerücht gedeutet, das das Königsschloß zu Helsingfors umschleicht, das wohl den Argwohn gegen Hamlets Mutter und den neuen König emporwachsen läßt, aber nichts Greifbares bietet. So nimmt Hamlet ein „wunderlich Wesen“ an, da es ihm unmöglich ist, den Unbefangenen zu spielen. Die Leidenschaftsausbrüche bei der Bestattung Opheliens und die Ermordung des unschuldigen Polonius lassen sich als Eruptionen dieser zurückgedämmten Aktivität mühelos erklären. Gerade diese Punkte in Hamlets Natur hat wohl keiner der vielen Hamletdarsteller, die ich gesehen, so packend gestaltet. Es soll hiermit durchaus nicht die hier angedeutete Auffassung als die einzig richtige hingestellt werden. Der innere Reichtum der klassischen Dichtung vermag es, daß die einzelnen Individuen und Zeitläufte sie mit verschiedenen Augen ansehen, ohne daß darum der geistige Gewinn ein geringerer wäre. — Moissi, der von unserem einheimischen, wohlabgerundeten Ensemble auf das beste unterstützt wurde, fand auch an diesem zweiten und letzten Gastspielabend stürmischen Beifall.

Kgl. Residenztheater. Wohl um Herrn Waldau Gelegenheit zu einer ergiebigen Rolle zu geben, erschien „Krieg im Frieden“ in neuer Einstudierung. Man wird Gustav von Mosers und Franz von Schönthals Lustspiel, das sich vom Ende der siebziger Jahre auf den Hofbühnen wie auf den bescheidensten Sommertheatern gut zwei Dezennien lebendig hielt, auch heute noch eine fröhliche Wirkung zuerkennen müssen trotz seiner harmlosen Fabel und des Fehlens jedes heute modischen Raffinements.

Münchener Kammerspiele. Max Dreyers da und dort bereits mit freundlichem Erfolg gegebenes „Scherzspiel aus alten Tagen“. „Der lächelnde Knabe“ fand trotz sehr lebensvoller, subtiler Aufführung nicht unwidersprochenen Beifall. Milieu: eine Ostseestadt um 1820. Ein Major a. D., der noch zu jung, um lediglich von den Erinnerungen an die große Kriegszeit zu zehren, und der an der Ausübung seiner technischen Talente durch Kleinstadtkabalen gehindert wird, und ein Fräulein, reich und unabhängig, aber ohne Lebensziel, da ihre Klugheit selbstsüchtige Freier durchschaut, wohnen in einem Hause. Beide sind tüchtige Menschen, aber unbequeme Nachbarn. Wie sie sich finden, schildert das Stück mit Humor, ja, nicht ohne Poesie. In ihrem Garten wird zu mitternächtiger Stunde ein Kind ausgesetzt. Beide fühlen in ihrem unbeschäftigten Herzen hier Aufgaben erwachsen; erst streiten sie sich um den Besitz des Findlings, um sich in der Sorge um das erkrankte Baby zu finden. Das übrige ist Rahmenwerk, gelegentlich etwas breit geraten, und das Tempo der Entwicklung entspricht für

uns zu sehr der Postkutschenzeit. Das an Thomas derbes „Säuglingsheim" gewöhnte Publikum fand an dem von besorgten Adoptiveltern gereichten Kamillentee weniger Geschmack. Gespielt wurde ganz ausgezeichnet. Noch etwas Aeußerliches: Vor ein paar Jahren, als geschäftstüchtige Enkel mit dem Großväterhausrat die „höchsten Preise" erzielten, hätten diese von einem hiesigen Antiquitätenhändler zusammengestellten Biedermeierzimmer an sich schon das Entzücken eines p. t. kunstsinnigen Publikums erregt. Allein die Mode wechselt. . . .

Aus den Konzertsälen. Das vorletzte Abonnementskonzert des Konzertvereins begann mit Pfitzners Musik zum „Käthchen von Heilbronn", die man in letzter Zeit ziemlich oft hört, aber stets im Konzertsaal, statt im Theater, wo sie als Rahmen zu Kleists romantischem Schauspiele gedacht ist. Der sehr schönen Wiedergabe unter Löwes guter Führung folgten zwei von Genius mit bekannter Kunst gesungene Lieder mit Orchester. Die beiden Gesänge von Felix Gotthelf sind geschickt instrumentiert, aber weder sehr selbständig, noch durchwegs geschmackvoll in der Erfindung. Die zugrunde liegenden Dichtungen entbehren nicht tieferer Intentionen, die jedoch künstlerisch nicht bewältigt wurden. Restlosen Genuß gewährte die Wiedergabe der Brahmsschen F-dur-Symphonie. — Ein sehr zahlreiches Publikum hatte der Liederabend Leo Slezaks angelockt. Der berühmte Wiener Wagnersänger sang Lieder von Schumann, Schubert, Liszt, Hugo Wolf und ließ Arien aus Zauberflöte und Afrikanerin, sowie die Erzählung des Assad aus der „Königin von Saba" Goldmarks folgen. Die vollendete Schönheit dieser Tenorstimme riß die Hörer zu einer begreiflichen und berechtigten Begeisterung hin. Dieser berückende Klangreiz läßt es vergessen, daß auch dieser Künstler im Konzertsaal bisweilen mit dem stärkeren Farbenauftrag der Bühne malt. O. Dachs war Slezak ein ausgezeichneter, pianistischer Begleiter und erntete auch als Solist starken Beifall. — Im Volkssymphoniekonzert bot Prill Beethovens große Fuge in B-dur und Tschaikowskys pathetische Symphonie in sorgfältig nuancierter orchestraler Ausführung. Die Pianistin Eleanor Spencer erwies sich als eine technisch reife Beethovenspielerin von gutem Geschmack, die außerordentlich beifallsfreudig begrüßt wurde. H. Klumm bot Tanzweisen aus alter und neuer Zeit. Der Pianist begann mit Bach, Gluck, Beethoven in Saint-Saensscher, Brahmsscher und Bülowscher Bearbeitung, spielte dann Chopin und wahrte auch neueren und minder wertvollen Kompositionen durch rhythmische Feinheit und Eleganz des Vortrages künstlerische Höhe. Die Konzertsaison wird sich heuer noch über den ganzen April ausdehnen. Unter anderem kündigt Herm. Kellner, ein länger hier nicht mehr gehörter Pianist, einen Wagner-Lisztabend an.

Verschiedenes aus aller Welt. Paul Claudels Mysterium: „l'annonce faite à Marie" wurde durch Mitglieder des Pariser Théâtre l'oeuvre in Frankfurt a. M. in sehr eindrucksvoller und würdiger Wiedergabe aufgeführt. In einer sehr edlen und schönen Sprache hat der in Frankfurt als französischer Generalkonsul wirkende Poet seine an die mystische Poesie des Mittelalters anknüpfende Dichtung geschrieben, aus der tiefe Empfindung spricht. Die Kritik rühmt die wunderbare Sprachkunst der französischen Darsteller. — Hans Richter, der seit 1866 mit der Kunst Richard Wagners verknüpfte große Dirigent, feierte den 70. Geburtstag. — Das Théâtre des Champs Elysées in Paris, über dessen Bau wir jüngst berichteten, wurde mit Berlioz' „Benvenuto Cellini" eröffnet. Felix Weingartner dirigierte mit großem Erfolge. Auch die von ihm geleitete Aufführung des „Freischütz" weckte stürmische Begeisterung. — Calderons „wundertätiger Magus" fand in Freiburg i. B. eine künstlerisch bemerkenswerte Wiedergabe. — Zu Ehren G. Verdis wurde dessen Requiem in Florenz in künstlerisch vollkommener Aufführung geboten. — Das von Max Reger geleitete Musikfest in Meiningen hatte großen Erfolg. Neben Werken von Beethoven, Mozart, Bach, Bruckner kam auch der Dirigent mit bester Wirkung als Komponist zu Wort. — In Bamberg erwies sich der „Klarinettenmacher", eine Oper von Weigmann, deren Text der Lortzingbiograph G. R. Kruse schrieb, als eindrucksvolles Kunstwerk. — Starken Beifall fand in Innsbruck Karl Domanigs „König Laurin". Dem an dichterischen Schönheiten reichen Stücke liegt die tiroler Sage vom Rosengarten zugrunde, die der Dichter symbolisch vertieft hat.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit dem Eintritt in das neue Jahresquartal galten die ungeheuer schwierigen Kalamitäten der Geldnot für überwunden. Ausser den grossen Anforderungen für die Staatsgeschäfte und Kommunalanleihen waren hunderte von Millionen für Coupons- und Dividendenzahlungen bereitgestellt. Der Reichsbankausweis für anfangs April zeigte denn auch eine gewaltige Inanspruchnahme des Institutes und eine Verschlechterung von über 600 Millionen Mark gegen die Vorwoche. Trotz dieser exorbitant hohen Anspannung war man in Börsen- und Finanzkreisen von der weiteren Entwicklung der Geldverhältnisse speziell in Deutschland durchweg befriedigt. Die fortwährenden politischen Unruhen beengen den Geldmarkt im höchsten Masse, und auch das Fehlen ausländischer Guthaben bei uns liess die deutschen Geldzentralen lediglich auf sich selbst angewiesen sein. Der Privatdiskont an der Börse blieb hart an der Reichsbanksatzgrenze. Durch den grossen Bedarf für die Einzahlungen der neuen deutschen Staatsanleihen wurde die Geldknappheit weiterhin verschlechtert. Doch schon in den ersten Apriltagen zeigte sich bei reichlichen Rückflüssen in die Bankkassen eine bedeutende Entlastung. Der offene Markt begann flüssig zu werden, die Privatdiskontsätze konnten erheblich abflauen und die teueren Geldraten scheinen nunmehr der Vergangenheit anzugehören. Die starke Belastungsprobe hat der heimische Geldmarkt glatt überwunden. Man wird wohl nicht fehlgehen, bereits jetzt anzunehmen, dass auch die Zinssätze der Noteninstitute unter Führung der englischen Diskontbank in Bälde ermässigt werden können. Die grossen und vielfachen Bedürfnisse unserer weit verzweigten Industrie, Betriebserweiterungen, Realisierung von Finanzplänen und die endliche Ausarbeitung längst fälliger Projekte bedingen jedoch bedeutende Mittel, welche auf Kosten des flüssigwerdenden Geldmarktes erfolgen müssen. Die Lage unserer heimischen Industrie ist übrigens schon seit langem hoffnungsvoller. Aus den Auslassungen in den verschiedensten Generalversammlungen, vornehmlich der Berliner Grossbanken und der Hamburger Schiffahrtsgesellschaften, sind Hinweise aller Art hinsichtlich einer zuversichtlichen und durchweg optimistischen Anschauung über die zukünftige Gestaltung unserer Industrie laut geworden. Lediglich die Unruhe und Unsicherheit in dem letzten Stadium des Balkankrieges, speziell hervorgerufen durch die störrische Haltung des kleinen Montenegro in der Skutarifrage, bilden hemmende Punkte in unserer Börsenentwicklung. Die Balkankönigreiche fühlen die Nichtigkeit des Grossmächtekonzerts und indirekt ermutigt durch das Verhalten Russlands, des grossen slawischen Bruders, verweigern sie dem gesamten Europa den Gehorsam. Hoffentlich gelingt es in Bälde, definitiven Frieden und endliche Ruhe am Balkan herzustellen. Die Flottendemonstrationen und andere militärische Vorkehrungen an der dalmatinischen Küste bleiben vorerst eindruckslos, und trotzdem hat das blutige Ringen um Skutari weiter angehalten. Diese politischen Vorgänge hatten an der Börse zwar keinen ausschlaggebenden Einfluss, immerhin geriet die Haussetendenz ziemlich ins Stocken. Die Erörterungen über die deutschen Wehr- und Deckungsvorlagen nahmen ausserdem einen breiten Rahmen der Börsentätigkeit ein. In Finanzkreisen brachte man speziell der geplanten Erhöhung des Reichskriegsschatzes Zustimmung entgegen. Die wirtschaftliche Lage des deutschen Volkes, der seit den letzten 30 Jahren eingetretene gewaltige industrielle und kommerzielle Aufschwung bei uns berechtigen sicherlich die geplante Bereitstellung von je 120 Millionen in Silber- und Goldmünzen für Kriegszwecke. Die vermehrte Einführung von Reichskassenscheinen an Stelle des kurrenten Geldes dürfte hierbei kein allzu grosses Hindernis bilden. — Aus Industriekreisen sind neuerdings bedeutend gebesserte Nachrichten über eine Geschäftsbelebung und grössere Verkaufstätigkeit bekannt geworden. Die Verlängerung des deutschen Roheisenverbandes auf weitere zwei Jahre bildet einen Hauptstimulus in der weiteren Industrieentwicklung. Günstige Abschlussziffern aus der oberschlesischen Eisenbranche, der verhinderte Bergwerksarbeiterstreik sind ebenfalls gute Momente. Erfreulich ist fernerhin die kräftige Aufwärtsbewegung der deutschen Staatsrentenkurse. Der deutsche Kassaindustrieaktienmarkt zeigt seit langem lebhaftes Geschäft in allen bisher schon favorisiert gewesenen Aktiengebieten. Die Nachricht von dem Ableben des bekannten amerikanischen Milliardärs Pierpont Morgan, des Beherrschers der Neuyorker Börse, machte auf die dortigen Effektenmärkte keinerlei Eindruck. Die Haussestimmung konnte sich an allen Börsenplätzen ziemlich behaupten.

München. M. Weber.

Die **München-Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München** erzielte pro 1912 einen Reingewinn von 403,775 M., aus dem eine Dividende von 15% wie im Vorjahre zur Verteilung gelangt.

Die Generalversammlung der **Heilmannschen Immobiliengesellschaft, Aktiengesellschaft, München,** genehmigte die Verwaltungsvorschläge hinsichtlich der freihändigen Aktienrückkäufe und hat die ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder wiedergewählt.

Laut Generalversammlungsbeschluss der **Bayerischen Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München,** wird an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, München, als alleinige Aktionärin dieser Gesellschaft eine Dividende im Betrage von 850,000 M. (im Vorjahre 800,000 M.) überwiesen.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen. In der Generalversammlung waren vertreten 61 Aktionäre mit M. 19'708,200. — Aktienkapital. Die Regularien wurden einstimmig genehmigt. Von den ausscheidenden Aufsichtsratsmitgliedern wurden die Herren Otto Clemm, Fabrikdirektor in Mannheim, Kommerzienrat Fritz Dörr, Worms, und Arthur Netter, Grosskaufmann in Ludwigshafen a. Rh. einstimmig wiedergewählt, während Herr Karl Freiherr von Aretin in Regensburg gebeten hatte, von seiner Wiederwahl abzusehen. Die Dividende kommt mit 7% vom 8. April ab zur Auszahlung. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Aufwärts-Broschüren! Komödien und Tragödien. Von M. v. Buol. — Lourdes und Bernadette. Von P. Fr. Marcolinus M. Houtmartels O. Pr. — Unschuldig verurteilt. Von Antonie Jüngst. — Große Männer unserer Tage. Von Fürstbischof Georg Kardinal v. Kopp. — Der Zweifel. Von M. v. Buol à 20 Pf. — **Aufwärts.** Organ des St. Josephsvereins zur Verbreitung guter Schriften. 4. Jahrg. 1912. Jährl. 10 Hefte ℳ 1.50. — **Einladung zur häufigen hl. Kommunion.** Von P. Heinr. Müller. — **Jesus, der Kinderfreund.** Mein erstes Beicht- und Kommunionbuch. Von P. Heinr. Müller. — **Das brave Kind beim hl. Gastmahl.** Von M. Müller. ℳ 1.20 und mehr. — **Das heilige Gastmahl.** Kommunion- und Gebetbuch für jüngere und ältere Kommunionkinder. Von M. Müller. 75 Pf. und mehr. — **Gastmahl der Seele.** Von P. Heinr. Müller. ℳ 1.20 und mehr. — **Herz-Jesu-Freitag.** Belehrungs- und Kommunionbuch. Von M. Müller. ℳ 1.20 und mehr. — **Himmelsweg.** Gebet- und Lehrbuch für Jünglinge; **Himmelsweg** für Jungfrauen. Von P. Heinr. Müller à ℳ 1.20 und mehr. — **Der gute Gatte und Vater.** Lehr- und Gebetbuch; **Die gute Gattin und Mutter.** Von P. Heinr. Müller. ℳ 1.50 und mehr. — **Auf zum hl. Gastmahl.** Belehrungen über die häufige Kommunion. Von P. Heinr. Müller. ℳ 1.80 und mehr. (Köln a. Rh., Verlag des St. Josephs-Vereins.)

Aus der Geschichte der Au. Von Dr. J. Freudenberger. Geb. ℳ 1.50. (München, Ph. L. Jung.)

Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. Von Dr. Simon Peter Widmann. ℳ 3.20. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Bibliothek der Kirchenväter. 7. Bd.: Tertullians private und katechetische Schriften. Von Prälat Prof. Dr. K. A. Heinr. Kellner. Geh. ℳ 2.80, geb. ℳ 3.60 und ℳ 4.10; 8. Bd.: Aurelius Augustinus' Vorträge über das Evangelium des hl. Johannes. (1—23). Von Prof. Dr. Thomas Specht. Geh. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.30 u. 4.80. (Kempten, Kösel.)

Die Erben von Blankeneck. Eine lustige Geschichte aus der Eifel. Von Julius R. Haarhaus. 205 S. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—. (Essen (Ruhr), Fredebeul & Koenen.)

Sonnige Stunden im Garten der Dichtkunst. Eine Mustersammlung moderner Dichtungen für Schule und Haus. Von Tony Kellen. (Essen (Ruhr), Fredebeul & Koenen.)

Der Tor und andere Dichtungen. Von Paul Lingens. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.50. (Aachen (Rhld.), Albert Jacobi & Cie.)

Grundfragen unserer Fleischversorgung. Von der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim gekrönte Preisschrift von Landwirtschaftslehrer Franz Weiß. gr. 8° (149). Geb. ℳ 1.—. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, GmbH.)

Soziale Gedanken eines schweizerischen Arbeitgebers vor 40 Jahren. Von Dr. Ferd. Buomberger. ℳ 1.20, geb. ℳ 2.—. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Lourdes und die Gegner vor dem Forum der Wissenschaft. Antwort auf die neuesten Angriffe gegen Lourdes von J. P. Baustert. Gr. 8°, 194 S., 33 Illustr. Brosch. ℳ 2.10, geb. ℳ 2.80. (Lingen a. d. Ems, R. van Acken, Buchhandlung.)

Rückblick auf die bayerische Landtagssession 1912. Von Prof. Dr. Schlittenbauer. 117 S. 20 Pf., bei Massenbezug billiger. (Regensburg, Gebr. Habbel.)

Die Wiedergeburt eines einheitlichen Kaisertums Oesterreich. Von F. von Schuerer. (Wien I, Verlag Schworella & Heick.)

Mitteilungen des Bayerischen Landesverbandes zur Bekämpfung der Tuberkulose. Herausgegeb. von Hofrat Dr. F. May und Hofrat Dr. A. Frankenburger. 1. u. 2. Heft. (München, Kgl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn.)

Die Schöpfung. Monatsschrift für Naturkunde. Amtl. Organ des Albert-Bundes. Vierteljährl. ℳ 1.—. (Elberfeld, Wuppertaler Aktiendruckerei.)

Der deutsche Kulturträger. Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge. Jährl. ℳ 8.50. (Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan U. S. A.)

Bei uns daheim. Skizzen aus dem Kinderleben von Rudolfina. 152 S. 8°. Broschiert ℳ 1.40, geb. ℳ 2.20. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co.,

Das katholische Kirchenjahr. Populär-wissenschaftlich dargestellt von Chr. Kunz. 8°. 204 S. Brosch. ℳ 2.10, geb. ℳ 2.80. (Regensburg, Pustet.)

Bericht über Wirken und Mitgliederstand des Kunstvereines München 1912.

Handbuch für die Vertrauenspersonen des katholischen Mädchenschutzvereins. Von Frau Justizrat Trimborn, Köln, Georgstraße 5a. 40 Pf.

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige Postamt, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den Verlag und die Buchhandels-Abonnenten stets an den betr. Buchhändler richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Urteil in Sachen Joseph Finck & Co., Hoflieferanten, Mainz, betr. „Finck Cabinet“: Der Wein ist klar und durchsichtig, von goldgelber Farbe, angenehmem und spritzigem Geruch, frei von jeglichen Konservierungsmitteln und unerlaubten Zusätzen. Nährwert: ein Liter leistet 678.8 Calorien. Der Obstschaumwein „Finck Cabinet“ ist, wie von einem sorgfältig bereiteten Getränk zu verlangen ist, klar und durchsichtig, sowie reich an Kohlensäure. Er zeichnet sich durch seinen geringen Alkoholgehalt aus und kann daher auch von Kindern und Kranken genommen werden, da Alkohol in dieser Menge nicht allein selbst Nahrungsmittel von hohen Calorien, sondern zugleich Eiweißsparer ist. Alle schädlichen und unzulässigen Konservierungsmittel und Zusätze fehlen ihm vollkommen. Er ist daher als völlig rein zu bezeichnen. Obgleich der Obstschaumwein **„Finck Cabinet“** arm an Alkohol ist, so unterscheidet er sich doch vorteilhaft von den meisten sogenannten „alkoholfreien- oder Seelegetränken“, die oft willkürlich und ungleichmäßig zusammengesetzte Kunstfabrikate sind, während „Finck Cabinet“ ein Naturprodukt von konstanter und gleichmäßiger Zusammensetzung ist. Auch ist ihm nicht die Kohlensäure künstlich in kurzer Zeit eingepreßt worden, sondern diese hat sich von selbst durch Flaschengärung entwickelt. Hervorzuheben ist ferner der relativ hohe Extraktgehalt des „Finck Cabinet“. Aber nicht nur in chemischer, sondern auch in physikalischer Hinsicht kann der Obstschaumwein „Finck Cabinet“ als ein Getränk von großer Bekömmlichkeit und günstiger physiologischer Wirkung bezeichnet werden, und übertrifft mit diesen Eigenschaften die meisten anderen Weine. Der Nährwert dieses Obstschaumweins an Calorien ist ebenfalls ein relativ hoher, da ein Liter des Sektes 678.8 Calorien leistet. Auf Grund der obigen Ausführungen kann daher der Flaschengär-Obstschaumwein „Finck Cabinet“ auch vom chemischen und physikalischen Standpunkt als ein hervorragendes Getränk bzw. Genußmittel von großer Reinheit und Bekömmlichkeit bezeichnet werden. gez. Dr. P. Brauer, Direktor, polizeilich vereidigter öffentlicher Chemiker. Chemisches Institut Kassel. Dr. Phil. Wackenroder, öffentlich angestellter Handelschemiker. Vereidigt von der K. Polizeidirektion und Handelskammer Kassel. (Siehe auch Inserat S. 292.)

„Wir Akademiker und die Kirche“.

Von dieser vortrefflichen Rede des Bischofs von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, sind einige hundert Separatabzüge erschienen, worauf wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen. Preis mit Porto 10 Pfg. Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“, München, Galeriestrasse 35a, Gartenhaus.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Mariä
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

GENF, Töchterpensionat
International „La Marjolaine".
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm, Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Pensionspreis M. 2000. Ref. Prsp.
Mme. Stuckelberger.

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer. 680 Mark.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Villa Johanna — Oss-Holland.
Französische Schwestern Filles de Notre-Dame.
Im Mai 1913 wird die Anstalt nach Nymwegen verlegt (Stadtteil St. Anna).
Unterricht besonders in Sprachen, Handarbeiten, Zeichnen, Musik, für junge Mädchen und Lehrerinnen. Das neue Institut verbindet somit die Annehmlichkeiten des Stadtaufenthaltes mit gesunder Lage und Gelegenheit zu Spaziergängen in der herrlichen Umgegend.
Preis: 45 Gulden monatlich.

Reform-Schule „Alpina" Gersau am Vierwaldstättersee
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältige Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und la Privatreferenzen. Prospekte.

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt.
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie.
Gründliche Ausbildung im Haushalte.
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an die Priorin.

Der Vervielfältiger „Kosmopolit" gestattet von **einem** Hand- oder Schreibmaschinen-Original **Tausende** von stets gleich scharf und sauber bleibenden Umdrucken sowohl in tiefschwarz als auch in jeder anderen Farbe, wie z. B. Gold, Silber, Kupfer, Orange, Rot, Grün, Blau, Violett usw., ev. jeden einzelnen Umdruck andersfarbig. **Die Umdrucke, einerlei ob der erste, hundertste, tausendste oder mehr, sind vom Original nicht zu unterscheiden. Der „Kosmopolit" ist unabnutzbar,** leicht, schnell und sauber zu bedienen, stets gebrauchsfertig und im Gebrauch bedeutend billiger wie alle anderen Apparate. Durch den einmaligen Anschaffungspreis von nur M. 60.— für einen kompl. Apparat ist jeder sein eigener Lithograph.
Viele Dankschreiben von Geistl. Herren. — Prospekte und Druckproben kostenlos durch
Val. Dietz, Langenlonsheim 9 (Rheinl.),
Fabrikation von Vervielfältigungsapparaten.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Institut Central
Pensionat Saint-Antoine
Ternath bei Brüssel
Internationales Pensionat für Knaben u. j. Leute. Französ., Englisch, Handelskorr. Prospekt durch
Prof. O. Hoffmann.

Militär-Vorbereitungsanstalt für Fähnrichprüfung und Prima.
Nimmt nur Fahnenjunker auf. Eigenes Haus, eigenes Lehrerkollegium. 1911 bestanden 75, 1912 best. 98 Junker. Berlin W., Bülowstrasse 103. Dr. Ulich.

Technikum Konstanz
am Bodensee.
Maschinenbau Elektrotechnik. Bauingenieurwesen u. Architektur.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring.
Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern. 1912 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielefabrik M. Welden, Köln. Marktstr. 37. Kataloge gratis.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder **Mauritius**, z. H. Otters, Post Schwarzbach (Rhön) oder Dr. Bererich, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Wer **Stellung** sucht, verlange die Ztg. „Deutsche Stellen-Post" Hamburg 36 J. 72.
Es genügt Postkarte.

Wandteppiche
für Chorwände und Hintergrund von Altären u. Figuren
Paramente, Fahnen,
Stoffe eigener Weberei; hervorragende künstlerische Ausführung; viele Auszeichnungen und Anerkennungsschreiben.
Arnold & Braun,
Kunstweberei und Kunststickerei
Inh.: Aug. Arnold,
Kgl. Hoflieferant, Krefeld,
Roßstr. 172 a. d. Josephskirche.
Mustersendungen frei.

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen".** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Breslau 8, Freiburger-Strasse 42
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett-, Primaner- u. Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höh. Lehranstalt. Streng geregeltes christliches Anstaltspensionat. Seit 1911 auch besond. **Damenkurse** für die Primaner- und Abiturienten-Prüfung. Bisher bestanden bereits **628** Prüflinge, darunter **83 Abiturienten.**
Seit Januar 1910 bestanden 303 Zöglinge, dar. 49 Abiturienten (dar. 16 Damen), 16 für Oberprima, 38 (dar. 1 Dame) für Unterprima, 56 (dar. 16 Extraneer) für Obersekunda, 58 für Untersekunda und 59 Einjährige.
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegründet 1883. Staatlich genehmigt. Für alle Klassen Einj.-, Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge, beste Empfehlungen d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Spa (Belgien) Kurort ersten Ranges **Collegium Thaddäum**
I. Moderne Sprachen und Handelswissenschaften, II. Vorbereitungsanstalt fürs Einjährige. NB. Einige fromme, kath., junge Leute, auch bessere Handwerker, erhalten jährl. freie Ausbildung für den Kaufmanns- u. Beamtenstand. Stellung wird von der Anstalt kostenlos nachgewiesen. Nur mässiges Kostgeld erforderlich. Anmeldungen umgehend erbeten. Direktor **Runge.**

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold). Für die ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält. akad. Berufe, ältere Priesteramtskand. 7 ak. Lehrer, kl. Schülerzahl. **Erfolge 1912:** 1 Abit., 2 O I, 3 U I, 8 O II bezw. Einj., 6 U II, 2 O III. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap. indiv. Erz. Prsp. u. Ask. d. d. geistl. Direktor.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.
Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.
Nachhilfe durch Fachlehrer in reichlichem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die **Direktion.**

vorm. Dr. **Fischer'sche Vorbereitungs-Anstalt**
Leit. Dr. Schünemann **Berlin W. 57,** Zieten-Strasse 22-23, für alle Militär- und Schul-Examina.
Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung, **vorzügl. empfohlen, unübertroffene Erfolge.**
1911/12 best. 299 Zögl.: 61 Abit., dar. (19 Dam.) 162 Fahnenj., 1 Seekad., 1 Kad., 16 Prim., 32 Einj., 26 f. höh. Kl., in 24 Jahr. 3709 Zögl.
Man verlange Prospekt.

Schreibmaschinen
aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder
Teilzahlungen.
ALFRED BRUCK :: München 2.
Bayerstrasse 25.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Pfälzische Bank.

Netto-Bilanz per 31. Dezember 1912.

Aktiva.

	M	Pf	M	Pf
1. **Nicht eingezahltes Aktienkapital**			—	—
2. **Kasse, fremde Geldsorten und Kupons**			3 829 421	48
3. **Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-)Banken**			2 965 474	99
4. **Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen:**				
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	30 419 523	54		
b) eigene Akzepte	—	—		
c) eigene Ziehungen	—	—		
d) Solawechsel der Kunden an die Ordre der Bank	—	—	30 419 523	54
5. **Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen**			9 395 039	40
6. **Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere**			7 534 951	74
7. **Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen** davon am Bilanztage gedeckt:				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	1 339 278	61		
b) durch andere Sicherheiten	—	—	1 339 278	61
8. **Eigene Wertpapiere:**				
a) Anleihen und verzinsl. Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	1 759 163	88		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	933 214	30		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	4 926 807	—		
d) sonstige Wertpapiere	6 504 462	20	14 123 647	38
9. **Konsortialbeteiligungen**			4 549 276	27
10. **Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen**			—	—
11. **Debitoren in laufender Rechnung**				
a) gedeckte	106 756 912	30		
b) ungedeckte	65 815 404	54	172 572 316	84
Ausserdem: Aval- und Bürgschaftsdebitoren M 12 485 483.46				
12. **Bankgebäude**			6 665 550	—
13. **Sonstige Immobilien**			1 186 573	98
14. **Sonstige Aktiva:**				
Mobilien	75 000	—		
Hypotheken, Zessionen und Restkaufschillinge	3 678 077	71		
Kommanditarische Beteiligungen	518 000	—	4 271 077	71
Summa der Aktiva			258 852 131	94

Passiva.

	M	Pf	M	Pf
1. **Aktienkapital**			50 000 000	—
2. **Reserven:**				
Gesetzlicher Reservefonds	10 000 000	—		
Spezial-Reservefonds	200 000	—		
Delkrederefonds	600 000	—	10 800 000	—
3. **Kreditoren:**				
a) Nostroverpflichtungen	—	—		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	—	—		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	14 280 112	59		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung (Depositen): 1. innerhalb 7 Tagen fällig M 2 495 600.37; 2. darüb. hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 5 173 478.28; 3. nach 3 Monaten fällig „ 49 692 765.79	57 361 844	44		
e) sonstige Kreditoren: 1. innerhalb 7 Tagen fällig M 51 155 221.17; 2. darüb. hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ —.—; 3. nach 3 Monaten fällig „ —.—	51 155 221	17	122 797 178	20
4. **Akzepte und Schecks:**				
a) Akzepte	65 447 594	—		
b) noch nicht eingelöste Schecks	—	—	65 447 594	—
Ausserdem: Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M 12 485 483.46				
5. **Sonstige Passiva:**				
Passiv-Hypotheken	2 167 406	34		
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	1 467 542	50		
Talonsteuer-Reserve	200 000	—		
Dividenden (pro 1912 und unerhobene früherer Jahrgänge)	3 505 343	—		
Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander	16 098	67		
Konto à nuovo	1 780 969	23	9 137 359	74
6. **Vortrag auf neue Rechnung:**				
Ordentlicher Vortrag	550 000	—		
Interessengemeinschafts-Konto-Vortrag	120 000	—	670 000	—
Summa der Passiva			258 852 131	94

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1912.

Soll.

	M	Pf
Geschäftsunkosten inkl. Tantièmen der Filialvorstände	2 542 644	87
Gewinn-Saldo	6 087 297	62
	8 629 942	49

Haben.

	M	Pf
Gewinn-Vortrag v. J. 1911	570 000	—
Ueberschuss auf Zinsen- und Diskont-Konto	3 876 759	46
„ „ Provisions-Konto	2 403 790	35
„ „ Effekten- und Konsortial-Konto	1 452 042	48
„ „ Coupons- und Sorten-Konto	61 267	93
„ „ Devisen-Konto	193 711	92
Sonstige Gewinne	72 370	35
	8 629 942	49

Genehmigt in der ordentlichen Generalversammlung am 5. April 1913.

Die Dividende für das Geschäftsjahr 1912 wurde in der heutigen ordentlichen Generalversammlung auf 7% festgesetzt und es gelangen demnach die Dividendenscheine unserer Aktien pro 1912 mit:

M. 42.— für die Aktien à M. 600.—
„ 70.— „ „ „ „ „ 1000.—
„ 84.— „ „ „ „ „ 1200.—

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 19. April 1913. X. Jahrgang.

Zeitgeist und Schule.

Von Dr. A. Hasl.

„Der höhere Unterricht der Gegenwart liegt im Sterben; nicht etwa in einem Lande oder in zweien, sondern überall.“
Pierre de Coubertin.

Die kräftigen, derben, vierschrötigen Kinder sind fast ganz aus der Schule verschwunden und haben einem hochaufgeschossenen Geschlechte mit schmalem Gesicht und bleichen Wangen Platz gemacht. Nicht bloß die allgemeine Schwächlichkeit fällt ins Auge, sondern, wie die sorgfältigen Untersuchungen bei der Aushebung der Einjährigen beweisen, es liegen bei einer großen Anzahl von Schülern direkte Krankheiten, wie die der Gliedmaßen, der Lungen und der Augen vor. Ja, wenn man die ärztlich festgestellten Prozentsätze nervöser Schüler liest, so muß man die Nervosität als die Geißel der modernen Jugend betrachten, unter der nicht mehr der einzelne, sondern geradezu die Mehrzahl der Schüler leidet.

Von diesem körperlichen Verfalle wird natürlich auch die geistige Verfassung der Schüler beeinflußt. Das Sichgehenlassen, die Bequemlichkeit, ja die Faulheit, kurz alles, was die Ruhe des Geistes und Gemütes kennzeichnet, findet man nur noch selten, dafür aber überall Beweglichkeit, haltloses Hasten und übergroße Gereiztheit. Lebhaften, unruhigen Geistes macht sich die moderne Jugend an tausenderlei Dinge, springt in raschem Wechsel von einem Gebiet zum andern, faßt Neues ebenso schnell auf, als sie das Erfaßte wieder vergißt, und haftet unablässig nach Ungewöhnlichem und Sensationellem, während alles übrige schnell in die dunkle Kammer des Unbewußten zurücktritt.

Wohl hat man diese körperliche Degeneration und diese Revolution in dem geistigen Zustande unserer Jugend gerade im Hinblick auf die Schule erkannt; da sie am meisten unter solchen Verhältnissen zu leiden hat, hat man es sich angelegen sein lassen, nach Heilmitteln Umschau zu halten, durch die Geist und Körper gesunden sollen. Und in der Tat bemerkt man jetzt schon da und dort, wo der Sport gründlich betrieben wird, Muskelmenschen heranwachsen, an denen man den Kult der Fleischmassen deutlich wahrnimmt. Wer aber davon eine Sanierung der Verhältnisse der Schule sich versprach, der sah sich gründlich getäuscht. Das Interesse wandte sich gänzlich von der Schule ab und erstickte im Sporte, so daß der Geist dem Fleische zum Opfer fiel. Die Zeit ist dahin, da der beste Schüler der Klasse die erste Rolle spielte und Ansehen genoß; er drückt sich jetzt scheu in die Ecke, und das große Wort in der Schülerschar führt der tüchtigste Schläger im Ballspiel, der erprobte Ringer — die rohe Gewalt der Faust, des Armes, des Fußes feiert ihre Triumphe, sie bildet den Gradmesser, den die modernen Schüler unter sich anlegen. Die Schule mit ihren Verpflichtungen wird als naturwidrige Beigabe empfunden, und man entzieht sich ihnen, wo es nur angeht; selbst der Anfänger im Lernen eilt, sobald sich die Tore der Schule schließen, gierig auf den Kampfplatz; dort sieht er die Muster, denen er nacheifert, dort hastet er von Erfolg zu Erfolg, und vor der Sandwüste des Spielplatzes tritt zurück nicht bloß die Schule, auch das familiäre Verhältnis leidet darunter, und die Urquelle aller Verjüngung, die Natur mit ihrer Schönheit und ihrem Frieden, ist verlassen, da man nur selten mehr den Studierenden dort wandeln sieht.

Setzen die natürlichen Verhältnisse diesem Treiben für einige Zeit Schranken, so wird der moderne Schüler von tausend Ablenkungen in Anspruch genommen, und die tolle Hast des Sportes findet in der Hetzjagd nach Vergnügungen ihre Fortsetzung. Nicht mehr findet man Ruhe und Behagen am heimlichen Herde in trautem Familienkreise, vielmehr eilt man vom Kinematographen in den Konzertsaal, von da ins Schauspielhaus und in sogenannte wissenschaftliche und belehrende Vorträge und Schaustellungen, die mit ihren bildlichen Darstellungen fast nur mehr dem Sinneskitzel dienen, eine bleibende oder tiefere Wirkung aber nicht mehr aufkommen lassen. Und ist das Kind wirklich einmal zu Hause, so wühlt es statt in seinen Schulbüchern in Sherlock Holmes wüsten Abenteuerszenen herum, fliegt in unbezähmbarer Sammelwut im Geiste von Land zu Land und vertändelt Zeit und Geld in mechanischen Spielereien und Künsteleien, seien es Dampfmaschinen, seien es Flugschiffe oder photographische Platten.

Ein ganz ausgeprägter Gegenwartssinn, ein unwiderstehlicher Zug zum Praktischen, zu dilettantenhafter Betätigung hält das Kind gefangen und zieht es ab von der herkömmlichen abstrakten, weltfremden Tätigkeit der Schule. Darunter leiden die Gymnasien ebenso empfindlich wie die Realanstalten; sobald es an die Wurzeln der Wissenschaft da oder dort geht, erscheinen sie dem Kinde bitter, und nur widerwillig folgt es dem schweren Wege, der von der sinnlichen Anschauung zu ernster geistiger Verarbeitung und Aneignung des Geschauten führt. Gewöhnt, in raschem Fluge von Eindruck zu Eindruck zu hasten, bleibt es überall an der Oberfläche hängen, und eine erschreckende Oberflächlichkeit im Lernen ist demzufolge überall in allen Fächern und allen Schulen zu beklagen. Was gar den Maßstab innerer Wertung erheischt, was erst im Laufe der Menschengeschichte Früchte tragen soll, widerstrebt dem modernen Kinde, das von den Augenblickserfolgen der Gegenwart geblendet ist und seinerseits sofort auf dem Jahrmarkte des Lebens das in klingende Münze umsetzen will, was es sich soeben angeeignet hat. Der Geist, der in den Massen wühlt, umklammert schon mit eisigen Armen den Schüler, wenn er die Schule betritt und entfremdet ihn ihren veredelnden Bestrebungen.

Nicht bloß die Umwelt greift in hemmender Weise in den Gang der schulmäßigen Erziehung und des Unterrichtes ein; es ist selbst das Fundament in die Brüche gegangen, auf dem die Schule allein aufbauen kann, das Elternhaus. Die Hast des Lebens läßt den Vater, die Mutter nicht mehr dazu kommen, den Schulschmerzen der Kinder ein geneigtes Ohr zu leihen, ratend, tröstend und helfend dem Kinde zur Seite zu stehen; selbst wo dazu der Wille vorhanden ist, sehen sich die Eltern in ihren besten Absichten lahmgelegt, da die Wissenschaften mächtig vorwärts geschritten sind, Lehrmethoden und Lehrbücher sich so geändert haben, daß das Elternhaus den neuen Anforderungen verständnislos und fremd gegenübersteht. Und die Familien sind nicht wenige, in die Sorge und Kummer ums Dasein, ja der Kampf ums tägliche Brot und geschäftliche Mißerfolge und Niederlagen ihre Schatten werfen. Greift nun die Schule mit Strafen, schlechten Zensuren und pekuniären Anforderungen in diese traurigen Verhältnisse ein, dann kommt es zu Gereiztheit und unliebsamen Auftritten, ja zur offenen Feindschaft gegen die Schule und ihre Bestrebungen, worunter Lehrer wie Schüler in unsagbarer Weise leiden.

Das öffentliche Leben der Gegenwart ist von einem Zug zur Freiheit, Selbständigkeit und Ungebundenheit beherrscht; nicht mehr hält die zersetzende und verletzende Kritik inne vor Thron und Altar. In der häuslichen Erziehung fehlt es vielfach an der Obödienz; wir gebrauchen absichtlich dieses Wort, weil wir darunter die unbedingte, vertrauensvolle Hingabe an höhere

Einsicht und Weisheit verstehen. Dem neuen Geist im Leben und im Vaterhause entspricht die Ungefügigkeit und Unlenksamkeit der Kinder in der Schule, das frühreife Aburteilen über alles, das trotzige Selbstgefühl und die eitle Selbstgefälligkeit, die in den Lehrern nicht mehr die Führer und Herren, sondern nur die Diener zu sehen gestatten. Wohl kommt es nicht mehr zu wilden Ausbrüchen der Leidenschaft, von denen uns die Geschichte der Pädagogik erzählt, daß etwa ein Junge im Grimme seinen Lehrer mit der Schiefertafel erschlägt, oder ein anderer in verletztem Ehrgefühl den Feuerbrand ins Kloster schleudert, der es in Asche legt. Aber die dauernde versteckte Renitenz, die hoheitsvolle Gleichgültigkeit gegen alte Einwirkungen, das geniale Sichhinwegsetzen über Zucht und Ordnung vergiften das Schulleben und legen die besten Absichten der Schule lahm.

Wir denken nicht daran, ein erschöpfendes Bild vom modernen Geiste, soweit davon die Schule berührt wird, zu geben; es müßten einem solchen Gesamtbilde unbedingt auch schulfreundliche Züge eingefügt werden. Auch haben wir gar nicht zu untersuchen, ob der Zeitgeist in allen seinen Aeußerungen schlechterdings zu verdammen sei. Vielleicht steckt gerade in der Beweglichkeit des Geistes der modernen Jugend, in dem Streben nach körperlicher Gesundheit, im ausgeprägten Gegenwartssinn und der regen Anteilnahme an den vielgestaltigen Erscheinungen und Bewegungen der Jetztzeit, vielleicht auch sogar im Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl ein gesunder Kern, der bei richtiger Entwicklung und Pflege zu schöner Blüte und zur Regeneration unseres Volkes sich entfalten kann; wir dürfen uns auch dem modernen Geist nicht deshalb schroff gegenüberstellen, weil ihm etwa diese oder jene alte Einrichtung, die unserem konservativen Sinn lieb und teuer geworden ist, zum Opfer fällt. Aber wenn wir auch nach allen Seiten hin den objektiven Sinn uns wahren, so geht doch aus den vorstehenden Zeilen mit Gewißheit das hervor, daß ein neuer Geist Volk und Jugend beseelt. Wie stellt sich nun zu diesem neuen Geist die Schule, wie findet sie sich mit ihm ab, da wir keine Mittel besitzen, den Zeitgeist zu bannen oder ihn in andere Bahnen zu lenken?

Diese gewichtige Frage drängt sich jedem Freunde des Volkes und der Schule gebieterisch auf, und sie ist schnell beantwortet. Ohne Rücksichtnahme auf die moderne Jugend, die weder fähig noch gewillt ist, das alte Schuljoch zu tragen, ist die Schule im wesentlichen die alte geblieben.

Sie hat trotz des leidigen Gesundheitszustandes der Schüler ihre Anforderungen aufrechterhalten, und wo ein Versuch der Milderung gemacht wurde — man denke an den „arbeitsfreien Sonntag" — wurde die Vorschrift in der Praxis meist umgangen. Ja, die Intensität des Unterrichts hat durch die methodische Verarbeitung der Fächer zugenommen, und neue Disziplinen wurden dem Lehrplane angegliedert. Die alte Schulzeit ist an fast sämtlichen Schulen noch in Uebung, und die englische Arbeitszeit, obwohl sie schon die praktische Probe bestanden hat, scheitert an der Unbeweglichkeit des überkommenen Systems. Wohl hat man an dasselbe die modernen Jugendspiele gekoppelt. Sie stellen aber, solange die Schule nichts von ihren Anforderungen abläßt, nur eine neue Belastung des Schülers dar, da die Psychologie nachgewiesen hat, daß die geistige Ermüdung nicht durch körperliche Anstrengung, wie sie die Spiele erfordern, aufgehoben, sondern vielmehr vergrößert wird. Das heißt man fürwahr eine sonderbare Reform, die die alten Anforderungen aufrechthält und neue dazufügt; dadurch wird der Schüler erst recht losgelöst vom Flusse des Lebens, von Umwelt und Vaterhaus und auf Selbsthilfe verwiesen, da er der Schule und ihren Ansprüchen nicht neben den Lockungen des Sportes gerecht zu werden vermag. Es ist widersinnig, an den modernen Schüler noch die alten Anforderungen zu stellen und die alten Resultate zu erwarten von der heutigen Jugend.

Wenn dann doch durch diese totale Beschlagnahme des Kindes durch die Schule die gesamten geistigen Interessen der Jugend erfaßt und gefördert würden! Aber es ist schon eine alte Klage, die in unseren Tagen nur lauter und allseitiger erhoben wird, daß die Schule zu sehr intellektuelle Anstalt sei. Wissen aber macht noch nicht den ganzen Mann. Viele Schüler, die nach dieser Seite hin glänzend bestehen mögen, bleiben oft an Hoheit der Gesinnung, an Charakterfestigkeit und wahrer Menschlichkeit hinter intellektuell weniger Begabten zurück, und was tut der Gegenwart mehr not, Gelehrte oder Männer, Wissen oder Mannhaftigkeit? Aber selbst davon abgesehen ist dieser Intellektualismus ein sehr allgemeiner Begriff, und die Schule verwechselt häufig freie Denkkraft mit Gedächtnisvermögen: ein treues Gedächtnis ist es meist, das über den Mangel freischaffender Geistestätigkeit hinwegtäuscht und zu jenen Schulerfolgen führt, bei denen die rezeptiven Geister die produktiven überflügeln. Und oft genug versagt Schulwissen, wenn die praktische Erprobung einsetzen sollte, ja selbst sehr konservative Schulmänner, nicht bloß die Dränger und Stürmer im Erziehungswesen, halten der alten Schule vor, daß trotz des chinesischen Examenswesens viel Dutzendware herauskommt und gerade das Wertvollste am Menschen, die Persönlichkeit, unter der Herdenpädagogik der Schule untergeht.

Man läuft auch immer wieder Sturm gegen die Disziplin der Schule. Es steht außer Zweifel, daß dieselbe viel milder geworden ist; es brauchen die Schulordnungen kaum mehr den Stock und beschimpfende Aeußerungen zu verbieten und zu verurteilen. Und doch begnügt sich der moderne Zeitgeist nicht damit. Das moderne Kind ist eben außerordentlich reizbar, empfindlich und feinfühlig, so daß oft ein unrechtes, vielleicht nicht einmal schlimm gemeintes Wort mehr verletzt, tiefer empfunden wird, als ehedem eine tüchtige Tracht Prügel. Nicht so fast ist es die Härte der Schuldisziplin, gegen die man sich empört, es ist ein unfreundlicher Geist, der Schüler und Lehrer in der Wahrung des herkömmlichen Respektes trennt, und der das moderne Kind verletzt, weil es schon in der Welt des Sportes, auf dem Spielplatz, auf dem unbeschränkten Gebiete geistreicher Einfälle etwas zu bedeuten sich einbildet und in der Schule zu einem als unwürdig empfundenen Abhängigkeitsverhältnis gezwungen wird. Zum Teil sind es aber auch heutzutage kleinlich scheinende Anordnungen und Verfügungen, an denen die Schule ebenso starr und rücksichtslos festhält, wie an ihrem gewaltigen Lehrapparat mit den wuchtigen Büchern und der Papiervergeudung, wodurch nicht bloß der Schüler sich beengt fühlt, sondern auch das Elternhaus in seinem Verfügungsrecht und seinen Dispositionen sich beeinträchtigt und beschulmeistert glaubt.

Gerade mit dem Elternhaus haben wir den empfindlichsten Punkt des Schulwesens berührt. Das Elternhaus muß sich gewissermaßen erst wieder das Recht auf das eigene Kind erkämpfen, dessen Zeit und Interesse vollständig von der Schule mit Beschlag belegt ist. Und obwohl durch diese Beschlagnahme des Kindes seitens der Schule dem Elternhause Zeit und Gelegenheit benommen ist, nachhaltig auf das Kind einzuwirken, wird trotzdem das Haus für alle Entgleisungen der Jugend und für alle Mißerfolge im Lernen verantwortlich gemacht, ja dasselbe vielfach zum Prügelmeister der Schule entwürdigt. Es untergräbt die Schule selbst ihre Grundlage, wenn sie das Haus zu sehr zur Seite drängt, und das Kind vor lauter Schule und Schularbeit sozusagen daheim nicht mehr heimisch wird. So schön und richtig sagt Pestalozzi: „Häusliche Weisheit ist in der Bildung des Menschen, wie der Stamm am Baume; auf ihn müssen alle Zweige menschlicher Kenntnisse und Wissenschaften und Lebensbestimmungen wie aufgepfropft und eingeimpft werden. Aber wo dieser Stamm schwach ist, da sterben die eingepfropften Reiser, und die eingeimpften Schüsse verwelken."

So erheben sich allseitig Klagen gegen die alte Schule. Wir haben zu ihnen ebensowenig Stellung zu nehmen, als wir mit dem Zeitgeist rechten wollten. Es genügt, bewiesen zu haben, daß moderne Denkweise und alte Schule unvermittelt nebeneinanderstehen, und daß zwischen beiden eine fürchterliche Kluft gähnt. Unendlich leidet unter diesem Zwiespalt das Volk, das trotz der bedeutenden finanziellen Opfer seiner Schule nicht mehr froh wird, nachdem solange die deutsche Schule den deutschen Stolz bildete. Es leidet darunter der Lehrer, der noch immer die alten Resultate erzielen soll, obwohl er auf Schritt und Tritt von den neuen Verhältnissen und dem neuen Geiste behindert ist und sich eingeengt fühlt. Am entsetzlichsten leiden aber die Schüler selbst, die von einem Anschauungskreis zum anderen, von einer Interessensphäre in die andere gezerrt werden, zwischen Schule, Haus und Leben haltlos hin- und herschwanken und nirgends sich mehr heimisch fühlen. Glücklich aber, möchte man sagen, noch der, der sich dieses Zwiespaltes zwischen Zeitgeist und Schule bewußt ist, da er über diese unhaltbaren Zustände hinauszukommen und nach Besserung zu streben sich angelegen sein lassen wird. Aber die Zeit der unausgeglichenen Gegensätze ist auch die Zeit, in der der Weizen des pädagogischen Hochstaplertums blüht. Es ist die Zeit der Schaustellungen, der Paradeleistungen, der schönfärberischen Berichte; an die Stelle des ehrenwerten, rechtlich unbeugsamen Schulmannes tritt der glatte Hofmann, der, nirgends anstoßend, durch die Gegensätze sich

durchwindet und sie verschleiert, so daß der endgültige Ausgleich zwischen Zeitgeist und Schule immer wieder hintertrieben und die Pädagogik als unaufrichtige Scheinwissenschaft der allgemeinen Mißachtung und Verachtung anheimfallen muß. Es war daher wohlgetan, aber auch höchste Zeit, daß auch in Bayern durch Errichtung von pädagogischen Lehrstühlen an allen Hochschulen, Universitäten wie Lyzeen, Zentren für das Studium der höchsten Fragen der Augenblickspädagogik und die Lenkung der Jugend in die Bahnen abgeklärter pädagogischer Anschauungen geschaffen wurden, da ja doch die Unterrichtsabteilung im Ministerium mit dem spezialistischen Ausbau der Didaktik der Einzelfächer mehr als genug beschäftigt ist, und die Leiter der Unterrichtsanstalten produktiver fortschrittlicher Arbeit oft abgeneigt sind und nur in der Durchführung der Vorschriften von oben ihre Lebensaufgabe erblicken. Das hilft uns nichts, wenn sorgfältig jedes Loch verstopft wird, durch das der moderne Wind pfeift, nachdem der Zeitgeist schon Feuer an das Dach des alten Unterrichtsgebäudes gelegt hat. Auf den Lehren der Geschichte der Pädagogik fußend brauchen wir jetzt große Gesichtspunkte, soll die harmonische Einigung zwischen Altem und Neuem glücken und deutsches Unterrichts- und Erziehungswesen wieder das werden, was es war, Muster und Vorbild für die ganze zivilisierte Welt!

Die Wehrvorlagen vor dem Reichstage.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Mitglied des Reichstages.

„Die Militärvorlage ist nur das Ergebnis der jeweiligen Verhältnisse, der politischen, militärischen, finanziellen." So hat der Kriegsminister im Reichstage gesagt. Das klingt ungeheuer nüchtern, ist aber sicherlich nicht zu beanstanden. Ueber die politischen und militärischen Verhältnisse hat man sich im Reichstage recht gründlich unterhalten, von den finanziellen wird man ja noch bei der Beratung der Deckungsvorlagen sprechen. Aber wohl mehr von den finanziellen Folgen der Vorlage, als von ihren finanziellen Vorbedingungen. Wenn die beiden ersten Punkte, die der Kriegsminister anführte, die Notwendigkeit der Wehrvorlage begründen, so liegt im letzten die Möglichkeit einer solchen. Wer aber hat diese Unterlage geschaffen? Seit wann ist denn das Deutsche Reich finanziell so gesundet, daß es diese neuen Lasten tragen kann? Ohne die Reichsfinanzreform von 1909 wäre das vollkommen ausgeschlossen. Und wie haben gerade die, die am meisten nach der Wehrvorlage gerufen haben, diese Reform bekämpft, wie haben sie nach deren Zustandekommen an ihrer Wirksamkeit gezweifelt! Die erhofften Einnahmen sollten sich nicht ergeben. Durch die Tatsachen aber sind diese Schreier ad absurdum geführt worden. Schon im vorigen Jahre haben wir die Kosten der Heeresvermehrung teilweise gedeckt aus den Ueberschüssen, die Herr Wehrmuth nicht gesehen hatte, und in der Deckung für die neue Vorlage spielen die über die erhöhte Ansetzung von 1912 hinausgehenden Ueberschüsse wieder eine große Rolle. Eine glänzendere Genugtuung könnte der Mehrheit des Reichstages, die die Finanzreform zustande brachte, insbesondere dem Zentrum gar nicht zuteil werden, als dieser Verlauf der Dinge und der Ausspruch des Kriegsministers, daß die Heeresvorlagen auch ein Ergebnis der finanziellen Lage seien. Freilich ist der Ausdruck nicht gerade glücklich, und er könnte wohl zu der Vermutung führen, daß die Heeresverwaltung in unersättlicher Gier alles, was irgendwie an Mitteln verfügbar wird im Reiche, für ihre Zwecke beansprucht. Aber ich glaube kaum, daß den Worten des Kriegsministers dieser Sinn unterzulegen ist, wohl aber sind sie eine Warnung und eine Mahnung für den Reichstag, ganz eingehend alle Einzelheiten der Vorlage auf ihre Notwendigkeit zu prüfen. Was nicht unumgänglich notwendig ist zur Aufrechterhaltung und Erhöhung der Schlagfertigkeit und schnellen Mobilmachung des Heeres, alles mehr oder nur Dekorative muß zurücktreten. Denn mit dem Umstande, daß wir Geld haben, darf nicht die Notwendigkeit, sondern nur die Möglichkeit einer Heeresvermehrung begründet werden.

In diesem Sinne haben denn auch alle Redner der großen bürgerlichen Parteien Stellung genommen. Es waren interessante Debatten, die im Reichstage vor dem aufhorchenden Deutschland und Europa, ja, vor der Welt geführt worden. Nach diesen Verhandlungen ist das Schicksal der Vorlage ziemlich klar. Sie wird im großen und ganzen Zustimmung finden, Einzelheiten werden allerdings manche Aenderung erfahren müssen. Es wird sich wohl herausstellen, daß manche Zahlen von der Heeresverwaltung etwas hoch gegriffen worden sind. Herr Erzberger hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man zunächst festzustellen habe, ob denn auch die Leute vorhanden sind für alle die Vermehrungen besonders der Offizier- und Unteroffizierstellen, ehe man zur Bewilligung dieser Stellen schreiten kann. Sonst haben wir ja eine Eierschale ohne Inhalt. Natürlich wurde die günstige Gelegenheit benutzt, um dem Kriegsminister, wo er seine Rechnung dem Parlament überreichte, manche Gegenrechnung aufzumachen. In der Beziehung war Herr Dr. Müller-Meiningen besonders dringlich. Es sind die alten Klagen über Zurücksetzung im Heere aus religiösen Gründen, über Militärjustiz und Luxus im Heere und vieles andere, von dem allem der Kern berechtigt ist. Aber Herr Müller pflegt in Hyperbeln zu reden und gerade darum, weil ein Prozent seiner Erzählungen ganz richtig, das übrige übertrieben ist, darum werden sie recht wenig Wirkung haben. Von seiten des Zentrums durch Herrn Erzberger wurde eine Menge von Dingen angeführt, die überflüssig sind im Herre, und die darum aus Gründen der Sparsamkeit fortfallen müssen.

Alle diese Dinge freilich traten zurück gegenüber den großen Fragen der äußeren Politik, die uns ja diese neuen Lasten aufgezwungen haben. In der Beurteilung all dieser Fragen traten die Parteigegensätze ziemlich zurück. Man ist sich unter den großen bürgerlichen Parteien einig mit dem Herrn Reichskanzler, wenn man ihm auch verschiedentlich entgegentritt und zu beweisen sucht — mit Recht —, daß er unser Verhältnis zu Frankreich und Rußland in zu rosigen Farben sieht. Man hat aber doch nicht den Eindruck eines wirklichen Gegensatzes der Parteiführer zum Reichskanzler, weil sie ja schließlich doch nur deutlicher mit dem Finger auf wunde Stellen hinweisen, die er als leitender Staatsmann mit seiner ungeheuren Verantwortung in diesem Augenblicke doch nur in etwas rosiger Beleuchtung als vorbeihuschende Bilder zeigen konnte. Der Sinn seiner Rede erhellt klar aus dem letzten Satze, in dem er mit großem Nachdruck und mit sichtlicher Wärme und Erregung im Ton den letzten Mann zur Verteidigung von Haus und Hof aufrief. Dem gegenüber verschwinden die Bemerkungen über das augenblickliche korrekte Verhältnis zu Frankreich und Rußland, deren Richtigkeit im übrigen gar nicht angezweifelt werden soll.

Gegenüber all dem waren die Tiraden der Sozialdemokraten über die Friedensliebe der Völker geradezu lächerlich. Der völkerversöhnende Sozialismus hat recht wenig Erfolge zu erzielen, in Deutschland nicht und nicht in Frankreich. Freilich rhetorisch waren die Aeußerungen des Herrn Scheidemann nicht schlecht und sie werden draußen ihre Wirkung nicht verfehlen. Das sollte man nicht vergessen. Ich möchte nicht glauben, daß die scharfe Gegnerschaft der Sozialdemokraten gegen die Wehrvorlagen, wie man vielfach annimmt, ihre eigentlichen Anhänger kopfscheu machen würde. Man überschätzt vielfach den patriotischen Sinn der Massen. Durch seine Presse hat der Sozialismus seine Anhänger ganz in der Hand und die Darlegungen über Völkerfrieden und Völkerglück finden willig Glauben. Das weiß Herr Scheidemann, und danach hat er seine Worte gesetzt. Stolz kann er sagen, daß jeder dritte Mann in Deutschland sozialdemokratisch gewählt hat und daß die Zeit nicht lange währe, bis es jeder zweite tue. Darin verrechnet er sich wohl, aber wirkungsvoll auf die Masse sind solche Worte. Das ist ja auch die ganze Taktik der Sozialdemokraten. Sie werden nicht versuchen, die Vorlage scheitern zu lassen, wenn sie sich auch die Freude der Opposition — nicht der Obstruktion — machen. Es würde ihnen ja eine Reichstagsauflösung aus dem Grunde schlecht bekommen, weil ihre Mitläufer stutzig würden und die linksliberale Hilfe für einen Augenblick ihnen verloren ginge, weil überhaupt der Linksblock in seinem Vormarsche zurückgeworfen würde. Aber die große Phrase von der völkerbeglückenden Sozialdemokratie, die kann jetzt mit Nachdruck und Erfolg gedroschen werden. Die vorgesehene Deckung hat ja für sie den Schönheitsfehler, daß sie nur die Besitzenden heranzieht: — Ihnen wäre aus agitatorischen Gründen eine andere Art lieber. — Darum wird bei der Wehrvorlage um so mehr vom Blutopfer der großen Masse gesprochen. In seinem Sinne und für seine Zwecke hat Herr Scheidemann seine Sache wirklich ausgezeichnet gemacht.

Eigenartig war bei den Verhandlungen die Lage der Polen. Sie sind durch die preußische Polenpolitik aufs äußerste erbittert.

Als Slawen sympathisieren sie mit der panslawistischen Bewegung — im Herzen, was ihnen niemand übelnehmen kann, sofern sie den politischen Konsequenzen fernbleiben. Nun aber wird die Vorlage wesentlich begründet durch das Anschwellen des Slawentums und seine erneute Aktionsfähigkeit. Ihre Seelenverfassung ergibt sich daraus ganz klar. Sehr geschickt spielte der polnische Redner den Trumpf aus, daß Deutschland die Selbständigkeit des kleinen albanischen Volkes verlangt, dagegen das polnische Volk bedrückt. Derartige Dinge, die von Herrn Erzberger auch sehr wirkungsvoll hervorgehoben wurden, gaben einen ungemütlichen Unterton zu den Verhandlungen. Das muß die Regierung fühlen.

Alles in allem: der große Augenblick hat **kein** kleines Geschlecht gefunden, die Welt hat gesehen, daß wir bei all unserer Friedensliebe vollkommen bereit sind, unsere Stellung zu wahren. Der Zentrumsführer Dr. Spahn hat das außerordentlich wirkungsvoll am Schlusse seiner Rede so ausgedrückt:

„Ich bin daher auch damit einverstanden, daß die Vorlage nicht viel neue Formationen bringt, sondern darauf ausgeht, das, was wir haben, ohne Neuformationen zu erhalten und zu verbessern. Lassen Sie mich damit die Vorlage verlassen. 42 Friedensjahre liegen hinter uns, während deren wir unsere Kulturarbeit außerordentlich vertieft haben. Die 42 Jahre haben uns an die Spitze der geistigen Kulturwelt gestellt. Das ist ein Geschenk Gottes, aber auch ein Triumph deutscher Staatskunst und auch ein Triumph für die Auffassung, die in Deutschland zwischen Herrscher und Volk besteht, in bezug auf das Gelübde, allzeit ein Mehrer des Deutschen Reiches zu sein. Kaiser Wilhelm I. und seine Nachfolger in der Kaiserkrone haben kein höheres Lob gekannt, als Fürsten des Friedens zu sein. In diesem Bestreben haben sie die Billigung des deutschen Volkes gefunden. Der Frieden hat allerdings in diesen 40 Jahren immer ein klirrendes Eisengewand getragen und wird es auch weiter tragen. Aber das deutsche Volk darf mit gutem Gewissen von sich sagen, daß dieser Zustand nicht seine Schuld gewesen ist. Wir haben alle den Wunsch, daß uns der Frieden auch fernerhin beschieden sein möge. Draußen steht in unserer Nähe ein Standbild von Roon, für uns und die nach uns Kommenden ein Wahrzeichen der höchsten Bereitschaft, für die Ehre, Würde und Unabhängigkeit des Reiches einzutreten. Sollte es einmal dazu kommen, daß der Herr Kriegsminister die Erklärung abzugeben hat, ob im Falle eines Krieges unsere Rüstungen ausreichend seien, dann wollen wir wünschen, daß er auf Grund der Beschlüsse, die in den nächsten Wochen im Reichstage gefaßt werden, er wie Roon auf die ihm gestellte Frage antworten möge, daß, wenn die Politik es verlangt, die Mittel zu einem Krieg nach zwei Fronten vorhanden seien."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die große Woche des Reichstags.

Drei Arbeitstage wurden der ersten Beratung der Wehrvorlage, drei den Deckungsvorlagen gewidmet. Die erste Lesung mit ihren großen, vielfach programmatisch abgestimmten Vorträgen der Parteiredner und der Minister macht in der Regel nach außenhin einen viel stärkeren Eindruck, als die tastende, schaffende, feilende Arbeit in den Ausschüssen und in den weiteren Einzelberatungen im Plenum. Und doch haben letztere meistens eine größere praktische Bedeutung. So wird auch in diesem Falle, obschon der Verlauf der ersten Beratung im großen und ganzen sehr zufriedenstellend war, die **entscheidende** Tätigkeit erst noch folgen. Da es sich aber um eine Heeresverstärkung von bisher unerhörtem Umfange handelt, so griff das lebhafte Interesse für die einleitende allgemeine Aussprache weit über Deutschland hinaus auf die ganze Kulturmenschheit hinüber, und darum ist es besonders erfreulich, daß diese Debatten trotz der Schwierigkeiten der Materie und der Schärfe der Parteigegensätze einen würdigen Verlauf genommen und die Welt von der Friedlichkeit und der ruhigen Festigkeit der deutschen Nation abermals überzeugt haben.

Erfreulich ist auch, daß trotz aller Vorbehalte in Einzelheiten die Bereitschaft einer großen bürgerlichen Mehrheit zur Bewilligung der Heeresverstärkung klar zutage getreten ist. Nicht ganz so einfach und klar ist die Aussicht auf die Einigung über die **Deckungsvorlage**.

Die einleitende Rede des **Reichskanzlers** zur Wehrvorlage konnten wir schon in der vorigen Nummer kurz kennzeichnen. Herr v. Bethmann Hollweg gab am dritten Tage noch einen kleinen Nachtrag, in dem er sich erstens gegen eine Mißdeutung seiner Worte über den slawisch-germanischen Gegensatz verwahrte und zweitens mitteilte, daß die Regierung bereits im November vorigen Jahres sich von der Notwendigkeit neuer Rüstungen überzeugte und an die Vorarbeiten zu dem Entwurfe gegangen sei. Das ist wesentlich, da durch diese Vorgeschichte außer Zweifel gestellt wird, daß gerade die Verschiebung der Dinge auf dem **Balkan**, die zugleich das europäische Gleichgewicht in Unruhe versetzt hat, die Entscheidung für die deutsche Heeresverstärkung gegeben hat. Die Auffassung der Regierung von dem gefährdeten Gleichgewicht wurde von den Rednern der Rechten, des Zentrums und der nationalliberalen Partei als richtig anerkannt. Durch den Aufschwung der slawischen Balkanstaaten, den wir ohne Neid und sogar mit guten Wünschen betrachten, hat die **panslawistische** Agitation einen mächtigen Aufschwung und einen neuen realpolitischen Rückhalt erlangt. Wir müssen das um so ernster in Betracht ziehen, als der **Panslawismus** sich mit dem französischen **Chauvinismus** in dem Gegensatz gegen Deutschland solidarisch verbunden hat, und als zu gleicher Zeit die Aktionskraft des italienischen Dreibundgenossen durch das libysche Abenteuer teilweise abgezogen wird. Frankreich hat das Vorgehen Deutschlands mit beachtenswerter Ruhe aufgenommen, da für den Verdacht auf deutsche Angriffsabsichten sich nicht der Schatten eines Beweises ergeben hat. Deutschland war und ist zu der freundlichen Annäherung an Frankreich bereit, — wenn nur die Franzosen endlich den Frankfurter Frieden rückhaltlos und ehrlich anerkennen wollen. Solange sie aber an dem Revanchegedanken festhalten und sich zu dem Zweck mit dem Panslawismus verbünden, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns für den Krieg „nach zwei Fronten" stark zu machen.

Der Reichskanzler betonte auch unsere Solidarität mit **Oesterreich**: es sei selbstverständlich, daß wir unsere Bündnistreue auch über die diplomatische Vermittlung hinaus bewähren werden. Das erinnert an das bekannte Wort von dem gemeinsamen „Fechten". Was damals schon gesagt wurde, gilt jetzt erst recht: indem wir uns für Oesterreich einsetzen, treiben wir keinen opferwütigen Altruismus, sondern besorgen unsere **eigene** Sache. Denn die Verstärkung des Panslawismus durch die Ereignisse auf dem Balkan läßt den Bestand Oesterreichs vollends als unentbehrlichen Ostwall des Germanentums erscheinen, wobei zugleich Oesterreich der Pfleger der **katholischen** Slawen in ihrer Gefährdung durch die schismatische Uebermacht ist.

Der Protest der **Sozialdemokratie** gegen den „Militarismus" und die geistesverwandte Nörgelei des **fortschrittlichen** Abg. Müller (Meiningen) konnten den grundlegenden Akkord der Bürgerlichen im Reichstag nicht stören.

Die Uebereinstimmung in der Grundfrage schließt freilich nicht aus, daß die positiven Parteien, vor allem das Zentrum, auf **Reformen** im Heereswesen hinarbeiten, Reformen, die ohne Beeinträchtigung der Wehrfähigkeit an Geld, Kraft, Wohlstand und auch an idealen Gütern (vgl. z. B. die Duellfrage) sparen und sichern sollen. Namens des Zentrums haben die Fraktionsredner Spahn und Erzberger das vortrefflich ausgeführt. Auch der Abg. Häusler, Generalmajor a. D., brachte manchen beachtenswerten Vorschlag, aber leider schoß er weit über das Ziel hinaus, ließ sich zu Uebertreibungen hinreißen, die coram publico universo erst recht hätten vermieden werden müssen, und beachtete in seinem Eifer nicht die Klugheitsregeln der parlamentarischen Taktik. Die Erwiderung des bayerischen Militärbevollmächtigten v. Wenninger war in der Form ungeschickt und verhalf den Sozialdemokraten für den Augenblick zu einem „Zwischenfall", nach dem sie um so eifriger greifen, je schlechter ihre sachliche Position ist. Durch eine loyale Erklärung wurde der Mißgriff schnell beigelegt. In der Kommission wird hoffentlich auch der **Kriegsminister** nachholen, was er bisher in der fachmännischen Begründung der Einzelheiten vermissen ließ.

Als im zweiten Teil der Woche die **Deckungsvorlagen** zur Besprechung kamen, wurde natürlich die Debatte prosaischer und verwickelter. Die Regierung hat ein ganzes Bukett von Steuerplänen vorgelegt, das der Kritik eine Unmasse von Angriffsflächen bietet, und daneben tauchen nun wieder Lieblingswünsche einzelner Parteien oder gar noch Revanchegelüste für 1909 auf. Die **Sozialdemokratie** verhält sich hier nicht einfach verneinend, wie es sich nach der Natur der Partei gehörte, sondern sie sucht vielmehr sich in die Schmiede zu drängen, um die Steuerpläne möglichst zentralistisch und konfiskatorisch zu gestalten. Die **Fortschrittspartei** kündigt einen Antrag

auf Neubelebung der 1909 gescheiterten Reichssteuer von Gatten- und Kindeserbe an. Die Nationalliberalen bilden das Zünglein an der Wage, und dieses Zünglein schwankte in der ersten Lesung noch. Herr Paasche vom rechten Flügel gab freilich seiner Sympathie für direkte Reichssteuern auf das Vermögen oder die Erbschaft Ausdruck, aber er wollte sich doch „nicht kaprizieren" auf eine bestimmte Steuer. Sein Parteigenosse Roland-Lück vom linken Flügel legte sich dagegen für diese Steuern auf alle Fälle ein. Für das Zentrum hielt der bayerische Abg. Speck eine sehr gehaltvolle Rede, welche die Schwächen und Mängel der Steuervorschläge, sowohl hinsichtlich der Wahrung der Rechte der Einzelstaaten als auch hinsichtlich der sozialen Gerechtigkeit und wirtschaftlichen Erträglichkeit beleuchtete, aber sich fernhielt von unfruchtbarer Verneinung oder vom Ausspielen parteipolitischer Erisäpfel, vielmehr ausklang in der Einladung, alle Parteien möchten in der gerechten und zweckmäßigen Verteilung der Lasten gemeinsam ihre Schuldigkeit tun, damit so die Arbeit die positiven Parteien wieder zusammenführe. Mit der größten Entschiedenheit stellte Abg. Speck als die unantastbare Grundlage einer solchen gemeinsamen Arbeit hin, daß die Wehrvorlage und die Deckungsvorlage von derselben Mehrheit verabschiedet werden müßte. Auf diesen Angelpunkt der ganzen Sache haben wir auch schon in der vorigen Nummer hingewiesen. Wenn man an der einheitlichen Erledigung der gesamten Vorlage festhält, so scheitert von vornherein der Versuch, mit Hilfe der sozialdemokratischen Gegner der Wehrvorlage den Steuergesetzen eine Gestalt zu geben, die das Zentrum und die Konservativen zum Nein nötigt. Dann müssen auch die Nationalliberalen auf ihre besonderen Neigungen und Reminiszenzen verzichten und die Reichsvermögenssteuer oder die direkte Erbschaftssteuer der Zukunft vorbehalten.

Der Reichskanzler selbst ergriff zum Schluß der Deckungsdebatte noch das Wort, um die Nationalliberalen vor den Verlockungen von links zu warnen. Ueber die Notwendigkeit derselben Mehrheit für Rüstung und Deckung sprach der Kanzler nicht ausdrücklich; wahrscheinlich wollte er den Schein einer Einmischung in die Geschäftsordnung des Hauses vorsichtig vermeiden. Aber sein kräftiges Verdikt gegen eine unmittelbare Reichsvermögenssteuer und gegen eine Wiederholung des Erbsteuerstreites war in der Sache eine Unterstützung der Mahnung des Abg. Speck, daß man nicht zugunsten dieser Steuerpläne eine Linksmehrheit gegen die zur Bewilligung der Wehrvorlage unentbehrlichen Parteien der Rechten und der Mitte ausspielen dürfe. Herr von Bethmann Hollweg trat bei der Schlußrede, was besondere Anerkennung verdient, sehr entschieden für die finanzpolitische Selbstherrlichkeit der Bundesstaaten ein, was zu der Hoffnung berechtigt, daß auch über die föderativen Garantien, die der Abgeordnete Speck in den vorliegenden Regierungsentwürfen vermißte, in der Kommission sich eine befriedigende Verständigung erreichen lassen wird. Die Hauptsache bleibt zunächst, daß die Nationalliberalen in ihrer ausschlaggebenden Mehrheit darauf verzichten, mit Hilfe der Sozialdemokratie Steuerpläne durchzudrücken, die auch der Regierung unannehmbar sind.

„Beschreiten Sie nicht einen Weg, der nicht zum Ziele führen wird", sagte der Reichskanzler. Damit ist deutlich gesagt, daß der Bundesrat zentralistische Steuerpläne nicht genehmigen werde. Bei derartigen Beschlüssen einer Linksmehrheit käme es also zu einem Konflikt. Das wäre sehr bedauerlich; aber schließlich könnte, zur Vermeidung größerer und dauernder Uebel, die Regierung und die Rechtsparteien einen solchen Aufschub der Sache wohl riskieren, da eine Neuwahl den Reichstag sicherlich nicht verschlechtern, aller Wahrscheinlichkeit nach verbessern würde. Hoffentlich übt die Bereitschaft zu einer solchen Probe rechtzeitig auf den linken Flügel der nationalliberalen Partei die nötige erzieherische Einwirkung aus. Herr Bassermann wird sich nicht verhehlen, daß seine Partei dann mit gebrochener Front in den Wahlkampf ziehen würde und der höchsten Gefahr einer Sprengung ausgesetzt wäre.

Abgesehen von dem Veto gegen eine Reichsvermögenssteuer oder sonstige Eingriffe in die einzelstaatliche Finanzselbstständigkeit erklärte sich der Reichskanzler zur Verständigung über die Steuerfragen bereit. Hoffentlich kommen dabei die Bedenken und Wünsche des Abg. Speck zu gedeihlicher Erledigung.

Die Entspannung in der hohen Politik.

Das Ereignis der Berichtswoche war ein Communiqué der russischen Regierung, das in sehr entschiedener Weise die Montenegriner zum Verzicht auf Skutari auffordert. Unsere Offiziösen sagen, diese Darlegungen des Herrn Sasonow seien dankenswert und würden überall gut aufgenommen. Das Ding hat zwei Seiten. Für die Gegenwart liefert es den Beweis, daß das Ministerium Kokowzow-Sasonow sich des Vertrauens des Zarens jetzt sicher fühlt, den radikalen Stürmern und Drängern des Slawentums eine Lektion zu geben wagt und in den schwebenden Verhandlungen auf der Friedensseite bleiben will. Der Rückblick auf die Vergangenheit, den das Communiqué wirft, enthält aber das beachtenswerte Eingeständnis, daß Rußland von Anfang her an der Wiege des Balkanbundes gestanden hat, und daß mit der russischen Regierung ein Abkommen getroffen worden war, das die Balkanstaaten zur vorherigen Anzeige des Losschlagens verpflichtete. Das eröffnet für die Zukunft jene Aussichten auf Verstärkung der slawischen Stoßkraft, die bei der Begründung der deutschen Wehrvorlage bereits eskomptiert waren. Dazu kommt noch das Zugeständnis, daß die slawischen Balkanstaaten auf „Assimilierung" der katholischen (und mohammedanischen) Elemente ihres neuen Gebietes angewiesen seien. Eine dringende Mahnung für Oesterreich, auf Garantien für die religiöse Freiheit zu bestehen.

Hiobsposten.

Aus dem Vatikan kommen sehr beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand des Heiligen Vaters, die jeden treuen Katholiken mit banger Sorge erfüllen. Bald wird Besserung gemeldet, und die Hoffnung auf Genesung des Papstes gewinnt neue Nahrung, bald kommt die Kunde von einer Verschlimmerung seines Zustandes. Die Bevölkerung der ewigen Stadt und mit ihr die gesamte katholische Christenheit nehmen innigen Anteil. Die nichtkatholische Welt verfolgt mit regem Interesse die Krankheit des Papstes. In solchen ernsten Stunden zeigt sich wiederum die welthistorische Bedeutung des Papsttums. Auf keinen Fürsten der Welt richten sich soviele Augen wie auf den Statthalter Jesu Christi auf Erden. Möge Gott das teure Leben Pius' X. noch viele Jahre erhalten.

Auf König Alfons von Spanien verübte ein aus Barcelona, dem Revolutionsherd Spaniens, stammender Anarchist, angeblich auch Mitglied des internationalen Ferrerbundes, ein Revolverattentat. Zum Glück wurde der König nicht verletzt. Der Attentäter war zuvor in Lissabon gewesen, wo er ohne Zweifel den letzten Anstoß zu der unseligen Tat empfing. Es ist höchste Zeit, daß die spanische Regierung gegen die revolutionären Umtriebe schärfer vorgeht.

Am Montag, den 14. April, begann in Belgien der schon einmal verschobene Generalstreik von mehreren hunderttausend Arbeitern. Damals hatten die Genossen und ihre Freunde anscheinend Furcht vor der eigenen Courage. Wohl noch nie ist ein Streik frivoler begonnen worden. Hoffentlich bleibt die Regierung fest und läßt sich nicht durch eine falsche Furcht vor dem Rotblockpopanz einschüchtern. Der Ausgang dieses Probierstreiks, den man allerorts mit größter Spannung verfolgt, wird auf die übrigen Länder, wo es sozialistische Helden gibt, von folgenschwerer Wirkung sein, entweder stark abkühlend, oder auch berauschend.

Wellenkreise.

Wirf in den Weiher einen Stein,
Es braucht kein Diamant zu sein,
Ein Kiesel tut es, ein Granit,
Wenn er nur weite Kreise zieht.

Die branden über den Uferrand
Und netzen rieselnd Gras und Sand,
Und alle Kreise fluten nach
Und drängen aufwärts in den Bach.

Herrgott, in mich wirf einen Stein,
Es braucht kein Diamant zu sein,
Nur triff mein Herz mit aller Kraft,
Dass es erwacht aus dumpfer Haft,
Auf dass ich Deiner inne werde
Und Wellen schlage durch die Erde.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Bischöfe Galiziens als politische Werkzeuge.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Das österreichische Parlament ist zum Pausieren verurteilt, weil die gemeinsame Regierung nicht will, daß es redet. Die allgemeine politische Lage, welche mit dem Worte Skutari genügend gekennzeichnet ist, bietet hauptsächlich den slawischen Brüdern so viel Stoff zum Reden über die „Slawenverfolgung“, den Sozialdemokraten zum Wettern über den „Moloch Militarismus“ und den Deutschen zur herben Kritik der Leitung unserer Auslandspolitik, daß Graf Berchtold und Graf Stürgkh es für besser halten, den Volksboten die Möglichkeit zu nehmen, ihnen die Kreise zu stören. Einen willkommenen Vorwand, sich die parlamentarische Kontrolle und Kritik jetzt vom Leibe zu halten, bietet der österreichischen Regierung die galizische Frage.

In Galizien herrschten bisher ziemlich unumschränkt die Polen, obwohl sie nur etwa drei Fünftel der Bevölkerung ausmachen; die Ruthenen mit den restlichen zwei Fünfteln sind sehr benachteiligt und kämpfen schon lange um eine ihrer Volkszahl entsprechende, gerechte Vertretung im Landtage. Die Regierung hat nun endlich eine Landtagswahlreform zustande gebracht, welche den Ruthenen ihr Recht bringen soll. Diese sind aber mit dem, was ihnen die Reform bringen will, ebenso unzufrieden wie die polnischen Katholiken mit dem, was ihnen die Reform nehmen soll, und die Ruthenen drohen, im Abgeordnetenhause des Reichsrates sowohl im Plenum wie in den Ausschüssen Obstruktion zu machen, wenn ihre Landtagsforderungen nicht erfüllt werden. Darum soll nun das Abgeordnetenhaus nicht eher zusammentreten, als bis Polen und Ruthenen sich geeinigt haben.

Da wird auf einmal in der Presse bekannt, daß die römisch-katholischen Bischöfe Galiziens alle das Land verlassen haben, und die Freimaurerpresse ist empört, daß die Hirten ihre Herde verlassen, obwohl doch die Entscheidung über die Wahlreform vor der Tür stehe. (Die Bischöfe haben beschlossen, den Landtagsverhandlungen über die Wahlreform fernzubleiben, weil sie für diese absolut keine Verantwortung auf sich nehmen können.)

In Galizien war es, ebenso wie in Ungarn, üblich, daß die Bischofssitze mit unbedingten Anhängern der im Lande herrschenden Clique besetzt wurden, und die Machthaber verlangten, daß die Bischöfe ihren Einfluß auf das Volk zugunsten der Politik der Clique gebrauchten. Das führte allmählich zu einer Entfremdung zwischen Kirche und Volk und infolgedessen zu dem Beschlusse des Episkopates, daß die gesamte Geistlichkeit sich vom politischen Getriebe zurückziehe, sich dafür um so tatkräftiger den sozialen und wirtschaftlichen Selbsthilfebestrebungen des Volkes widme, welches sich mit Raiffeisenkassen, landwirtschaftlichen Genossenschaften, Konsumvereinen usw. frei zu machen suchte von der jüdischen Ausbeutung. Diese Arbeit fürs Volk unterscheidet den römisch-katholischen Klerus auffallend vom griechischen, der an allen partei- und national-politischen Kämpfen hervorragend sich beteiligt.

In keinem anderen Kronlande Oesterreichs, ja, man kann wohl sagen: in keinem anderen Lande der Welt, nicht einmal in Ungarn, haben die Juden einen so unheimlichen Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben des Volkes wie in Galizien. Es gibt kein Geschäft ohne den jüdischen „Faktor“, den Vermittler und Zwischenhändler. Wie der Bauer keinen Sack Getreide, der adelige Grundherr kein Pferd, der Städter kein Haus verkaufen oder kaufen kann, ohne daß der Faktor da bei seinen „Rabbes“ hat, so kann auch der Reisende kein Hotelzimmer betreten, ohne daß ihm ein Faktor für die Zeit seines Aufenthaltes „weibliche Ware“ anbietet. In alle Verhältnisse drängt sich der schachernde Faktor ein und beeinflußt daher auch das gesamte Volk — unheilvoll.

Es ist selbstverständlich, daß das Judentum die volksfreundliche Tätigkeit des katholischen Klerus mit scheelen Augen betrachtet und sich um so inniger dem Statthalter Dr. Bobrzynski und seiner Clique anschließt, je mehr sich das katholische Volk der Polen auf sich selbst besinnt. Die Folge davon war eine unheimliche Korruption bei den letzten Reichsratswahlen, wo der Statthalter all seine reichlichen Machtmittel anwandte, um seiner Clique zum Siege zu verhelfen. Er brachte es denn auch glücklich dahin, daß im Polenklub, zu dessen Führern immer hervorragende geistliche Abgeordnete gehört hatten, kein einziger Priester mehr ein Mandat erhielt, dafür aber zwölf Juden. Im Landtage haben Juden die Mandate der drei Handelskammern Galiziens und der ostgalizischen Städte mit Ausnahme von Lemberg und Sambor inne. Nun sollen nach dem Wahlreformentwurf der Regierung Bobrzynski nicht nur die Städte- und damit die Judenmandate vermehrt werden, sondern es werden mit schlauer Wahlkreisgeometrie die Wahlbezirke so zusammengelegt, daß die Juden in ihnen die Mehrheit der Stimmen erhalten. So werden z. B. zu dem in seiner Mehrheit nichtjüdischen Sambor zwei jüdische Kleinstädte geschlagen, um einen jüdischen Wahlbezirk herauszubringen. Es würden in Zukunft also alle Städte Ostgaliziens — mit Ausnahme Lembergs — jüdische Vertreter im Landtage erhalten. Dem Statthalter Dr. Bobrzynski sind eben die Juden mit ihrem Faktorwesen lieber als die Katholiken. De gustibus non est disputandum.

Man wird es sicherlich überall verstehen, daß sich die römisch-katholischen Bischöfe nicht für diese Statthalterclique einsetzen können. Schon auf dem polnischen Katholikentage 1911 hat der Bischof von Tarnow, den kein Mensch in Galizien zu den sog. „Hetzpfaffen“ zu rechnen wagen wird, dem Statthalter Dr. Bobrzynski, dem Adel und dem Volke ins Gesicht gesagt, daß die bei den Juniwahlen 1911 in Galizien betriebene Korruption aufs schärfste zu verurteilen sei und daß, wenn noch einmal solch skandalöse Wahlen vorkämen, es dem Klerus nicht mehr möglich sein werde, das Volk in die Kirchen zu bringen. Noch glaubt das polnische Volk an Recht und Gerechtigkeit; werden diese mit Füßen getreten, so wird auch das Rechtsgefühl im Volke getötet. Das war eine schwere Anklage gegen den Statthalter und es hat nicht an nachdrücklichen Bemühungen gefehlt, den mutigen Bischof „amtsmüde“ zu machen. Aber umsonst; er blieb auf seinem Posten. Nun versucht dieser selbe Statthalter Dr. Bobrzynski die römisch-katholischen Bischöfe zu veranlassen, daß sie — im schroffsten Gegensatz zu dem Willen und zu den Interessen des ihrer Leitung anvertrauten Volkes — eine Wahlreform durchzupressen helfen sollen, welche ihm und seiner Clique die Herrschaft in Galizien sichern soll. Landmarschall Graf Goluchowski erhielt darauf von dem Lemberger armenisch-katholischen Erzbischof Teodorovicz die Nachricht, daß er nach einer Konferenz mit dem Krakauer Fürstbischof Fürst Sapieha und im Einvernehmen mit den übrigen polnischen Bischöfen erklären müsse, der polnische Episkopat könne seinen bisherigen ablehnenden Standpunkt in der Wahlreformfrage nicht aufgeben. Die Interessen des katholischen Volkes und die der katholischen Kirche zwingen eben die Bischöfe, sich von dem politischen Getriebe in Galizien gerade jetzt fernzuhalten, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist es der letzte Versuch, die Träger der kirchlichen Gewalt politischen Cliquenbestrebungen dienstbar zu machen. Und dieser hoffentlich letzte Versuch — wird scheitern.

Ueber englische Erziehung.

Von Rektor Bruno Clemenz, Liegnitz.

In unserer Zeit steht die Schule aus verschiedenen Ursachen in Gefahr, ihrer Erziehungspflicht untreu zu werden und sich auf die Mitteilung von Kenntnissen und die Ausbildung des Verstandes zu beschränken. Aber so unbestritten das Recht und die Herrschaft des Verstandes in der Forschung und Demonstration ist, im handelnden, sittlichen Leben, für das die Jugend erzogen werden soll, ist es so oft nicht der Verstand, was den Willen bestimmt; er läßt sich nur zu leicht als Werkzeug von Impulsen brauchen, die in den begehrlichen Neigungen des Menschen ihren Ursprung haben. Da liegen die Aufgaben der Pädagogik in der Läuterung und Befestigung des Willens. Darüber, daß hierin, d. h. in der Heranbildung freier und selbstständiger Persönlichkeit, Schule und Haus Hand in Hand gehen müssen, und daß deshalb das Lernen nicht die Hauptsache bei der Erziehung sein kann, ist man in England von jeher einverstanden gewesen.

Ein niedliches Bildchen der englischen Schule! Wer vermutet, daß es vor nahezu dreißig Jahren geschrieben wurde?

Der es schrieb, hatte für die Mängel unseres deutschen Schulwesens ebenso sensible Organe wie für die Lichtseiten der englischen Schule. Weil sich in dem Gegensatz: deutsche Lernschule — englische Erziehungsschule, bis heute noch nichts wesentlich geändert hat, vielmehr der Antagonismus nur größer geworden ist, sind Dr. L. Wieses „Deutsche Briefe über Englische Erziehung“, die 1877 erschienen (Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben, 2 Bände), keineswegs veraltet, sondern immer noch innerlich zutreffend und wahr in allem, was Fundamente und Kern der englischen Schule anlangt.

Die Bestätigung dafür gibt mir eine bedeutsame Darstellung der englischen Erziehung, die ich in dem Buche des bekannten Kolonialpolitikers Dr. Karl Peters „England und die Engländer“ (Berlin W. 35, C. A. Schwetschke u. Sohn, 284 S. 8°; brosch. M 5.—) finde (S. 168—193). Mehr wie unser Beobachter vor drei Jahrzehnten bringt es Dr. Karl Peters zum Ausdruck, von welchem Einfluß die gute oder schlechte Erziehung eines Volkes für das Volksganze sein muß, und ich glaube, daß er dieses pädagogische Kapitel seinem Buche nicht nur deshalb einverleibt hat, weil es eine wesentliche Seite des gesellschaftlichen Organismus bildet, sondern weil ihm klar ist, daß ohne Kenntnis der englischen Erziehung der Welteroberer nicht zu begreifen ist.

Als vorzüglicher Kenner des englischen Lebens und Wesens konnte Peters, selbst Deutscher und von scharfer Beobachtungsgabe, dabei ohne trübendes Vorurteil gegen seine Landsleute, am ehesten sagen, wo ein Vergleich von Deutsch und Englisch zum Vorteil des letzteren ausschlagen muß.

Für England ist es bezeichnend, daß sein größter Pädagoge, Locke, der Begründer des von Rousseau übernommenen Hofmeister-Systems ist, so wie für die Hauptrichtung der deutschen Erziehung kein anderer Name so ausschlaggebend wurde, als der Pestalozzis, womit stets die alles umfassende, auch Krüppel und Idioten nicht ausschließende Erziehung und Bildung der Massen angedeutet ist. Derselbe Gegensatz besteht noch heute zum Zeugnis für die Konservativität der volkserziehlichen Anschauungen der Rassen und Nationen. Wer findet nicht Lockes Individualerziehung in Peters Satz wieder: „Im allgemeinen läßt sich aussprechen, daß es bei der Erziehung der höheren Klassen in den englischen Ländern vielmehr auf das abgesehen ist, was man als „eine gute Kinderstube" zu bezeichnen pflegt, als bei uns."

Weiter. — In seiner noch heute lesbaren Schrift „Gedanken über die Erziehung der Kinder" sagt der englische Arzt des 17. Jahrhunderts: „Ehre und Schande sind die allermächtigsten Antriebe für das Gemüt. Wenn man ihnen einmal die Liebe zu einem guten Namen und die Furcht vor Schimpf und Schande eingepflanzt hat, dann hat man die wahre Triebfeder eingesenkt, die beständig fortwirken und sie zum Guten hinführen wird." Ja, er erblickt darin geradezu das ganze Geheimnis der Erziehung. Und an anderer Stelle sagt er, „je früher man den Knaben als Mann behandelt, desto früher wird er ein Mann." Es ist, mit anderen Worten zu sagen, die Ehrenhaftigkeit und Selbständigkeit, die das Grundprinzip der englischen Erziehung ausmachen.

Und der Beobachter des 20. Jahrhunderts, was sagt er über die Ziele der britischen Pädagogik?

„Nicht darauf kommt es Eltern und Lehrern an, die Zöglinge mit allerhand Wissen vollzupfropfen und durch eine Reihe von Staatsexamina hindurch zu pauken, sondern vielmehr, sie mit der Denkweise und den Lebensformen der guten Gesellschaft vertraut zu machen und ihren Charakter mit den Gesinnungen ehrenhafter Anschauungen zu erfüllen. Denn, wenn wir versuchen wollen, den so schwer bestimmbaren Begriff des Gentleman (und seines Korrelates, der Lady) auf eine Formel zu bringen, so birgt er in sich nicht nur die Kennzeichnung guter Umgangsformen und allgemeiner Bildung, s o n d e r n i n e r s t e r L i n i e die Bestimmung ehrenhafter Gesinnung und jener Achtung des Rechts anderer Persönlichkeiten, welche man in der englischen Welt mit „fairness" bezeichnet, was wir mit Billigkeitsgefühl übersetzen können."

Wahrlich, wo jahrhundertelang ein solches Ideal der Erziehung, das nach Peters bis tief in den Mittelstand hinein gilt, konsequent erstrebt wird, da kann man ohne alle Uebertreibung sagen, daß es da gut bestellt ist um die Zukunft der Nation. Bei uns, scheint es, wird die Jugenderziehung in zu viel Ideale zerlegt. Religiosität vor allem, dann Sittsamkeit, Vaterlandsliebe und Humanität. Dann ist auch das englische Ziel schärfer umrissen: Ehrenmann sein, sagt alles; bei uns spielen unter diesem Begriff allerlei Nebengedanken. Wer denkt hier nicht an das Ideal der altrömischen Erziehung, die virtus, den Inbegriff aller Männertugend? Im Mittelalter wuchsen noch Männer heran wie aus einem Guß. Damals trug die Schule einen streng religiösen Stempel, dessen man die moderne Schule entkleiden möchte. Daher kommt diese große Zersplitterung. Eine Schule, die streng konfessionellen Charakter trägt, bringt Leute mit festen Lebenszielen hervor. Die christliche Schule kennt nur ein Ideal, das als Vorbild fürs ganze Leben gilt, und dieser ewige Leitstern ist Christus.

Es ist bekannt, daß aus unseren deutschen Schulanstalten eine ganze Menge hervorragender Köpfe entlassen wurde, deren Großes nicht so sehr ein weitschichtiges Wissen, als ein starkes Bewußtsein des eigenen Ich und ein vielfaches Können war. Nun sind aber in England die weitaus meisten Schulen der Mittel- und höheren Volksklassen sogen. Alumnatsschulen, d. h. also der größere Teil der englischen Jugend erlangt Bildung und Charakteransätze unter den erfahrungsgemäß günstigsten Bedingungen. Wir werden begreifen, daß ein solcher Vorteil mit jedem Jahrzehnt hundertfältige Früchte trägt, und daß niemand dort Verlangen nach anderen Zuständen trägt.

Das vornehmste dieser Institute ist das Eton College, in welchem über 1500 Schüler der vornehmsten Familien Großbritanniens ihre Ausbildung empfangen. Hier werden, wie Peters berichtet, die alten Sprachen und moderne Wissenschaften neben aller Art englischen Sports gelehrt. Am rechten Ufer der Themse gegenüber von Windsor liegt das Stift im Schatten ehrwürdiger Ulmen, mit verschnörkelten Giebeln, einer gotischen Kirche und einem alten Kreuzgang. Eigenartige Etontracht: schwarzes Jakett, breiter, emporstehender Halskragen und niedriger Zylinder. Die Etonboys gewähren in ihrem Auftreten durchaus den Eindruck junger vornehmer Gentleman, wie man dies schwerlich in irgend einem anderen Lande der Erde wieder trifft. Neben Eton ist Harrow nördlich von London berühmt als Konkurrenzschule. Alle Sports: Kricket, Rudern, Golf, Lawn-Tennis u. a. sind an der Tagesordnung, ja, es erfolgen Sportkämpfe mit Herausforderungen der einzelnen Schulen. Die Pflege des Körperlichen steht n i c h t u n t e r der des Geistes und Willens, weshalb der erzogene Brite mehr wie ein anderes Erdenkind tatkräftig ist. Hierin liegt m. E. der Kern der englischen Erziehung.

Treffend wägt Peters ab: „Sicherlich lernen die jungen Engländer in ihren Mittel- und höheren Schulen nicht so viel wie die deutschen Gymnasiasten an Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte. Aber sie lernen die Formen der guten Gesellschaft und bilden Sinne und Muskeln aus. Sie bereiten sich in Eton, Harrow usw. ferner von Jugend an auf die öffentlichen Laufbahnen vor, indem sie unter sich Debattier-Klubs gründen, in welchen politische Tagesfragen in freier Rede diskutiert werden. Zur Erziehung eines englischen Gentleman, wie mir einmal ein junger Lord erzählte, gehören neben den aufgeführten Dingen ferner: Reiten, Billardspielen und sich selbst rasieren. Zur Bildung aller Volksklassen, weit über diese vornehmen Colleges hinaus, gehört es ferner, daß der einzelne appetitlich essen lernt: das Messer nicht in den Mund steckt, sich nicht mit dem Ellbogen auf den Tisch legt, sich den Schnurrbart nicht in der Oeffentlichkeit striegelt, die Zähne nicht aufdringlicherweise stochert oder gar einen gebrauchten Zahnstocher neben sich aufs Tischtuch legt usw. usw. Dies ist dem Engländer auch der unteren Klassen durch die Jugenderziehung so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihn Verstöße gegen solche Anstandsregeln bei Ausländern stets empfindlich beleidigen. Alles dies sind zwar Formen, auf welche man aber in Großbritannien mehr Wert legt, als irgendwo sonst, und auf deren Vernachlässigung ein gut Teil der Geringschätzung beruht, welcher die Fremden fast durchweg in diesem Lande begegnen.

Hinsichtlich der Hochschulen steht England uns freilich nach, überhaupt scheint dort Wissenschaft mehr im Dienste der Lebenspraxis zu stehen als bei uns. Richtig bemerkt Peters: Die Krone des deutschen Schulwesens sind die Universitäten, auf welche unser Volk stolz zu sein Grund hat. Die Verbindung exakten Studiums mit der akademischen Freiheit, wie sie bei uns geübt wird, steht in der Welt einzig da.

In England kennt man solches Universitätsleben nicht. Kein freies Burschenleben löst den Schulzwang ab, keine Verbindung, keine Korporation, kein Paukboden! Das Alumnat, welches die Schulzeit kennzeichnete, setzt sich auch in die akademische Periode des jungen Engländers fort. An die Stelle aber von Korps und Burschenschaften treten die Klubs und Sportvereine.

Oxford und Cambridge sind die vornehmsten Universitäten, die erstere mit 22 Colleges und Hallen, außer vier Privat-Hallen, die zweite mit 19 Colleges. Diese Studienanstalten sind selbständige Körperschaften, die nach eigenen Gesetzen regiert werden. Ein Rektor steht an der Spitze eines jeden Collegs, welcher von den Fellows gewählt wird. Diese gehen aus den Reihen der Graduierten hervor und sind im Genuß von festen Einnahmen aus den Stiftungsfonds. Daneben stehen als Mitglieder eines Collegs die Magistri, Doctores und Baccalaurei sowie die Undergraduates oder eigentlichen Studenten. Solcher gab es 1903 in Oxford 3570, in Cambridge 2900, während die Gesamtheit der Universitätsangehörigen dort 6361, hier 7093 betrug. Diese Gesamtheit bildet die Convocation oder den Senat, welcher die höchste Instanz über alle die Universität betreffenden Fragen bildet. Sie wählt den Kanzler, die beiden Parlamentsmitglieder, den größeren Teil der Professoren und entscheidet über die Besetzung der Pfründen.

Die Aufnahme in die Universität erfolgt nach verhältnismäßig leichter allgemeiner Prüfung. Dann folgt ein Studium von drei Jahren mit je in Oxford 4, in Cambridge 3 Terms.

In diesen drei Jahren sind drei Examina zu bestehen, um die Würde des Baccalaureus zu erlangen. Während des Studiums — und darin liegt wieder eigentlich England — wohnen die Studenten gemeinschaftlich in einem der Colleges, zu dem sie gehören und nehmen ihre Mahlzeiten in gemeinschaftlichen Speisehallen ein. In den Colleges gilt eine Tagesordnung mit fester Kontrolle.

Das allgemeine Urteil Peters' ist wieder recht interessant: Wenn das englische Studententum im allgemeinen nichts zeigt von der übersprudelnden Vitalität, welche das deutsche auszeichnet, so schlägt auf der anderen Seite freilich auch in Oxford und Cambridge der Zuschnitt des Lebens in erhöhtem Tempo. Das Jünglingsalter will sich eben auch im gemessseneren England austoben, und manche liebenswürdigen Exzentrizitäten sind auch hier seine Kennzeichen. Gastmähler und Kneipereien beleben auch die alten Kollegmauern von Oxford und Cambridge. Den Mittelpunkt des sozialen Treibens aber nehmen, wie auf der Schule und im bürgerlichen Leben, die Sports ein. Rudersport und Kricket stehen voran, und die University races im Vorfrühling, in welchen Oxford und Cambridge alljährlich um die Palme auf der Themse ringen, sind die eigentliche Klimax des gesamten akademischen Lebens und gleichzeitig ein nationales Volksfest für das ganze Land. Sich dabei auszuzeichnen, dünkt dem akademischen Bürger Englands ein weit lohnenderer Ehrgeiz, als glänzende wissenschaftliche Examina zu machen.

Wo wir auch hinblicken, zeigt sich in England gegenüber deutschen Zuständen Dilettantismus und persönliche Freiheit nebeneinander. Will man die Schärfe der Examina bei uns in Anrechnung bringen, so wiegt diese die Gebundenheit im akademischen Leben, die ohnehin mehr eine scheinbare ist, voll auf. Gar aber die Rechte des Persönlichen, die man bei uns weder in hohen noch in niederen Schulen kennt, ferner die Freiheit des körperlichen Daseins vollends.

Das gilt auch von den Volksschülern und Mädchen. Zwar ist der allgemeine Schulzwang im Prinzip durchgeführt, vom 5. bis 14. Jahre sollen alle Kinder die Elementarschule besuchen, sofern nicht höhere Bildung vermittelt wird. Jedoch können die Kinder vom 12. Jahre, auf dem Lande sogar vom 11. Jahre ab, dispensiert werden. Von 5 881 278 Schulkindern in England und Wales im Jahre 1902 besuchten nur 4 890 237 tatsächlich die Schulen. Es bestanden in den vereinigten Königreichen 1902 an Volksschulen 32 020 mit 6 023 836 Schulkindern gegenüber 58 164 Volksschulen mit 8 829 812 Schulkindern in Deutschland.

Die Verwaltung des Volksschulwesens in Großbritannien lag bis 1903 bei den sogenannten School Boards, die seit 1902 abgeschafft sind. Durch das Gesetz von 1902 sind sie unter die Kontrolle der County Councils (Bürgervorsteher-Kollegien) gestellt. Das Lernen ist auch einseitiger. Man lernt nicht viel, aber das Wenige englisch gewürzt. Das gibt dann, wie Peters sehr gut bemerkt, die insular-bornierte Grundlage, deren Kehrseite die Keckheit ist.

Vieles mag bei uns besser, weit trefflicher geordnet sein. Aber der englische Geist, der eigentlich der niederdeutsche ist, mangelt unseren Schulen fast durchweg. Allen Geredes und Referierens zum Spott sind die meisten deutschen Schüler noch ohne jeden geordneten Zusammenhang mit der Natur.

In den letzten Jahren haben sich zwar sehr erfreuliche Ansätze gezeigt, in den Lehrplan der deutschen Schulerziehung auch Licht und Luft, Sonne und Wald aufzunehmen, in Gottes herrlicher Natur die Körper gesund zu machen. Doch die Freunde der christlichen Erziehung mußten bei diesen Bestrebungen manche bedenkliche Wahrnehmungen machen, die ihnen die größte Wachsamkeit auferlegten, um so mehr, als gerade Männer und Parteien ohne positiven Glauben an Gott sich an die Jugend so frühzeitig als nur möglich herandrängen mit der verhüllten Absicht, die moderne Jugendbewegung mit antichristlichem Geiste zu erfüllen.

„Parität in Bayern".

Meine Mitteilung in Nr. 15 S. 300 der „Allgemeinen Rundschau", wonach auf den Lehrstuhl für klassische Philologie in Würzburg ein Norddeutscher und Protestant berufen worden sei, beruht auf einer falschen Information, und es sei ausdrücklich festgestellt, daß jetzt ein gläubiger Katholik diesen Lehrstuhl einnimmt. Hiermit entfallen auch die an diese Behauptung geknüpften weiteren Bemerkungen.

Dr. Hans Rost.

Fremdlinge.

Abend war's, des Stromes Flut
Lag in letzter Sonnenglut,
Müde zogen drei Gesellen
Fort am Ufer mit den Wellen.

Sprach der eine: „Herzeleid
Blühte stets an meinen Wegen."
Sprach der andere: „Traurigkeit
War mein ew'ger Erntesegen."

Und der dritte zog in Schweigen.
Allzu tiefer Traurigkeit,
Allzu herbem Herzeleid
War das Schweigen immer eigen.

Joh. Zimmermann.

Nachspiele des Passionstheaters zu Erl 1913.[1]

Von P. Redemptus, unbeschuhter Karmelit.

Die Kontroverse, welche den vorjährigen Aufführungen des Passionsspiels zu Erl folgte, hat vielleicht in manchem den Gedanken geweckt, es handle sich um ein Konkurrenzunternehmen gegen Oberammergau. Daran dachten die Erler mit nichten; eher meinten sie, überlegen zu müssen, ob sie nicht für das Jahr 1912 darauf verzichten sollten, weil die vorausgegangenen Oberammergauer Spiele eine Konkurrenz bilden könnten. Hätten sie die Absicht gehegt, eine solche Konkurrenz zu bieten, so hätten sie eine andere Zeit wählen und früher spielen müssen.

Die Erler spielten dieses Jahr, weil der Umlauf von zehn Jahren dazu gemahnte, und spielen alle zehn Jahre, weil die angeborene, ererbte Lust sie drängt.

Durch die jahrhundertlange Praxis haben sie die Befähigung erlangt, Anerkennenswertes zu leisten; im letzten Jahre brachten sie es dank der Winke, die Dr. P. Expedit Schmidt vom Franziskanerkloster St. Anna in München und Herr Professor Fugel ihnen gaben, zu verhältnismäßig großer Vollkommenheit.

Man hatte an ihrem Spiel von jeher Gefallen gefunden; bei den vor zehn Jahren vorgenommenen Aufführungen war der Zudrang ein so großer geworden, daß sich der Raum als viel zu klein erwies. Man sah sich daher genötigt, den neuen, ansehnlichen Bau auszuführen. Es war nicht umsonst gewesen; denn die Zahl der Zuschauer wurde in diesem Jahre stets eine doppelt so große als ehedem, häufig eine noch größere, und wiederholt war das Haus ganz ausverkauft.

Da sah Erl Besucher aus aller Herren Länder und wurde in einer Menge von Zeitungen und Zeitschriften Gegenstand der Erörterung. Zur Ehre Erls kann festgestellt werden, daß die Besucher durchwegs zufrieden, zum großen Teil hochbefriedigt schieden, und daß die Berichte der Zeitungen und Zeitschriften allzumal anerkennend lauteten. Das Wenige, was beanstandet wurde, ward zum Teil sogleich verbessert. — Eines vermag wegen der Kürze der Zeit wohl noch nicht geändert zu werden, obwohl es einen mächtigen Schritt vorwärts bedeuten würde: wir meinen die Musik. Daß sich doch ein begabter Komponist fände, der sich daran machte, die Musik ebenso zweckentsprechend und glücklich umzugestalten, wie Angerer den Text umgedichtet hat, damit auch der musikalische Teil, obwohl er schlicht und einfach gehalten werden darf und soll, doch etwas Selbständiges, einheitlich Ganzes mit dem Texte Verwachsenes, oder vielmehr aus dem Texte Herausgewachsenes bildete!

Vielfach ward die Höhe der Preise bedauert. Die Erler selbst wünschten alsbald, daß sie niedriger angesetzt worden wären; nunmehr sind sie in der Lage, Wandel zu schaffen und tun es sofort. Es ist ihnen Bedürfnis, möglichst vielen Gelegenheit zum Besuche zu geben; spielen sie doch nicht des Gewinnes halber — die Darsteller erhalten überaus wenig —, sondern betrachten ihre Aufführungen als eine Art Volksunterricht oder auch, wie namentlich ihr wackerer Christus, als Laiengottesdienst.

Weil im vorigen Jahre viele nicht hatten beiwohnen können, die es doch ausgesprochenermaßen gern getan hätten, sollen in diesem Jahre Nachspiele stattfinden. Mögen sie das Leiden und Sterben Jesu wieder vielen recht nahe bringen.

[1] Erl liegt bei Oberaudorf am Inn. — Die Erler Spieltage sind: Im Juni der 15., 22., 24. und 29.; im Juli der 6., 13., 20., 24. und 27.; im August der 6., 10., 17., 22., 24. und 31. und im September der 7. und 14. — Die Preise der Plätze sind: Sperrsitz 8 K, I. Platz 7 K, II. Platz 4 K, III. Platz 3 K und IV. Platz 2 K.

Im Stiergefecht.

Spanische Reiseeindrücke von Dr. Lorenz Krapp.

Vom Montjuich, dem Ferrerberg, auf dem der spanische Rebell, der Anstifter der „semana sangrienta" (blutigen Woche) vor drei Jahren erschossen wurde, hatten wir Barcelona betrachtet. Da lag es vor uns in seiner ganzen ungeheuren Breite, und selbst der Sonntagnachmittag vermochte dem Rauchen der Schlote der gewaltigsten Fabrikstadt Spaniens nicht völlig zu wehren. Noch ein Jahrzehnt: und Barcelona wird der größte Hafenplatz des Mittelmeeres sein; denn schon ist es daran, Marseille zu überflügeln.

Sonntagnachmittag! Wie heißt dein Vergnügen hier in diesem Lande, das uns durch die Eleganz dieser seiner ersten von uns berührten Stadt schon völlig bezaubert hatte? Gibt es überhaupt hier ein anderes Volksfest als die „Toros"? Als das blutige Spiel in der Arena? Als die Stiergefechte?

Wir hatten zuviel davon gehört, um nicht vor Neugier nach ihnen zu brennen. Hatten von der sittlichen Verrohung gehört, die sie mit sich brächten, der erbarmungslosen Tierquälerei, der Verhimmelung brutaler Kraft, die in ihnen liege. Andere wieder hatten gesagt, es sei eine wilde Art Poesie darin, eine Poesie der kalten Schauer. Andere wieder, so Georg Baumberger, hatten sie als eine Langweiligkeit bezeichnet. Soviele Urteile allein reizten schon dazu, sich ein eigenes zu suchen.

Wir steigen herunter in die Stadt. Die Ramblas (Boulevards) sind belebt wie nie. Trambahnen sausen vorbei; Plakate mit den Worten „A los toros" (Zum Stiergefecht) hängen an den Wagenfenstern. Die Wagen sind überfüllt. Und wie wir in die Barceloneta, die Vorstadt mit der Arena kommen, drängen sich Tausende vor den Toren. Tausende — aber fast nur Männer, kaum zwei bis drei Damen; die Fabel von den Senoritas, die ihre schönen Augen am Blute der Stiere weiden, ist eine Lüge. Es ist ein Schauspiel für die derben männlichen Nervenstränge.

Es ist fünf Uhr. Schräg fällt der Schatten der Sonne über die Arena; die eine Hälfte der Sitze — sie kosten das Doppelte, fünf Pesetas — liegen im Schatten, die andere Hälfte hat das Sonnenlicht gegen sich. Ein prachtvoller Raum, diese Arena! Ein wolkenloser Himmel darüber, rundum das helle Weiß der Steinsitze, über deren letzten sich die Balkondächer wölben, — eine Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft, daß man das geringste Detail auf der Gegenseite des Zirkus erkennen kann, — dazu das Murmeln, Plaudern, Brausen der zehntausend Menschen, die des Spieles harren: man wird unwillkürlich von der allgemeinen Spannung mitgerissen. Und dazu die Höflichkeit, die urecht spanische Courtoisie dieser Menschen, die von ihren eigenen Plätzen aufstehen, um uns, den Fremden, die günstigsten Sitze zu überlassen, — die Unbekümmertheit, mit der sich jeder auf den breiten Granitbänken lagert, wo es ihm gefällt! Da begreift man, was es um den alten Römerruf „Circenses" war.

Der Bürgermeister auf dem Ehrenbalkon winkt mit dem Taschentuch, — das Zeichen zur Eröffnung des Spiels. Da tut sich uns gegenüber das große rote Tor auf, das Vorspiel beginnt. Es ist die Entrada de la quadrilla, der Einzug der Spielteilnehmer. Voran die Espadas, die Hauptshelden des Tages, die nachher den sechs Stieren den Degen ins Herz stoßen sollen. Frische, schlanke, wie aus Stahl gegossene Gestalten sind es; ihre kurzen Kniehosen, ihr Wams, die schiffhutähnliche Kopfbedeckung glitzert von Goldfäden und schimmert in rot, grün, gelb und blau. Der kahlrasierte Schädel hat einen kleinen Haarschopf über dem Wirbel baumeln. Kühn und selbstbewußt schwingen sie den Sombrero, umjubelt von der Menge. Hinter ihnen auf ihren armen Kleppern — dürren, für den Schindanger reifen Rosinanten — kommen die Picadores, die „Lanzenstecher", die die Aufgabe haben, mit ihren Holzlanzen den Stier wild zu machen. Dann die Arenadiener, die dazu da sind, die toten Pferde fortzuschaffen; monos sabios heißen sie, „gescheite Affen", denn ihrer blitzähnlichen Geschwindigkeit verdankt mancher Picador das Leben. Endlich mit ihrem scharlachroten Aufputz, der an die Turniere des Mittelalters gemahnt, die Rosse, die dazu da sind, nach dem Ende des Kampfes den toten Stier und die verendeten Pferde hinauszuschleppen.

Mit Trompetenschmettern zieht der ganze schimmernde Zug herein. Die Picadores jagen auf ihren abgetriebenen Kleppern einmal um die Arena; es soll wohl nur beweisen, daß diese senilen Rosse überhaupt noch die Beine rühren können. Dann bricht auf einmal jäh die Musik ab. Das Zwingertor fliegt auf. Still wird es ringsum. Und mit jähen, sinnlosen Sätzen rennt der Stier in die Arena.

Blöd stiert er um sich. Einen Tag lang hat er im dunklen Zwinger gekauert; das grelle Licht blendet ihn. Da sieht er einen der Picadores, der Lanzenträger, auf ihren Pferden. Der Picador streckt ihm die Lanze entgegen und blickt ihn herausfordernd an. Fahl, bösartig blitzt es in den Augen des Stieres auf: Hier also steht der Feind! Er senkt die Hörner, er rüstet sich zum Ansturm. Ja, warum steht denn das Pferd des Picadors so ruhig? Ahnt es nichts vom wilden Feind? Da sehen wir genau hin, und was wir sehen, das wird wohl jeden mit Empörung erfüllen müssen, der dies Spiel schaut: dem Pferd ist das rechte Auge verbunden! Wehrlos steht es da vorm ungesehenen Feind. Und plötzlich rennt dieser an. Nicht den Picador faßt hält er für den Gegner, sondern das Pferd. Wild, ungestüm, mit sinnlosen Stößen bohrt er die Hörner in die Flanken des Pferdes und reißt es auf den Hörnern zur Seite empor, daß es zusammenbricht. Aber während der Stier anstürmt, hat ihm der Picador schon die mit kurzem Eisenstachel versehene Lanze in den Nacken gestoßen. Das reizt den Stier zur höchsten Wut. Sinnlos bohrt er im Leibe des zuckenden Pferdes herum, das den Picador unter seiner linken Flanke begraben hat. Da rennen die Banderilleros mit ihren roten Tüchern herbei und lenken das wütende Tier ab; es sieht den neuen Feind und berennt das rote Tuch, während der Träger des Tuches sich ihm mit gewandtem Sprung entzieht. Unter dem zuckenden Pferd schleppen die „gescheiten Affen" den Picador hervor. Er hat sich nicht verletzt, seine Beine sind ja eisengeschient. Aber das Pferd ist am Verenden.

Zwei weitere Pferde fallen noch auf diese Weise. Gestehen wir es offen: Dieser erste Teil des Spiels, die „suerte de picar", ist abscheulich von jedem Standpunkt aus. Das wehrlose, alte Pferd mit dem verbundenen Auge, das dazu noch in der Gewalt des Reiters und damit doppelt wehrlos ist, und ihm gegenüber der junge kraftstrotzende Feind: nein, dieser Teil des Kampfes ist kein Kampf, sondern ein Morden und Metzeln. „No le gustan á Vd. los caballos?" fragt mich der junge elegante Spanier neben mir, und auch in seinen Augen liegt ein Stück Abscheu. „Gefällt Ihnen die Sache mit den Pferden nicht?" Nein, sie gefällt mir wirklich nicht. „Da sind Sie wohl Amerikaner." Nein, Deutscher. „Uns gefällt sie auch nicht, wenn wir offen sein sollen. In Portugal wird auch das Pferd niemals getötet. Da sind dem Stier die Hörner mit Leder umwickelt, und die Hauptaufgabe des Picadors ist es, sein Pferd vor jeder Berührung mit dem Stier zu schützen. Wir haben eine Bewegung in Spanien, die es auch so will." Die Vorgänge werden dann geradezu widerlich, wenn das Pferd zwar schwer verletzt, aber noch leidlich gangfähig ist. Da wird es von den „gescheiten Affen" emporgerissen, emporgeprügelt, und nochmal gegen den Feind gehetzt, bis dieser ihm endgiltig den Garaus macht. Und mag man auch hundertmal sagen, morgen wären diese abgetriebenen Mähren, die zu nichts mehr taugen, doch die Beute des Wasenmeisters: dies Stück des Kampfes ist roh und bleibt es. Man kennt den Spanier, diesen wahren Gentleman unter den romanischen Völkern, nicht mehr bei diesem Teil des Gefechts.

Doch Trompetenstoß, Fanfarenklang: Der zweite Teil des Kampfes beginnt, die „suerte de banderillear." Die Banderilleros kommen, in den Händen die Banderillas, mit buntglitzernden Papierbändern umwundene Holzstäbe von zirka 80 cm Länge, die vorne mit eisernen Widerhaken versehen sind. Sie stampfen auf den Boden, herausfordernd gehen sie dem Stier auf den Leib. Wieder das scheue, tückische Leuchten in dessen Augen. Drei Sprünge: er senkt die Hörner, um den Banderillero aufzuspießen. Aber schon hat sich dieser über ihn gebeugt: Die Stäbe sitzen im Fell des Tieres und baumeln, der Kämpfer aber springt beiseite. Wie ein geschmücktes Opfertier der Alten steht der Stier da, in seiner majestätischen Größe, stutzt, schüttelt den Nacken, will die lästigen Anhängsel von sich schleudern. Da ist schon der zweite Banderillero da. Wieder der Ansturm, und wieder sitzen zwei weitere Banderillas dem Stier im Nacken. Acht, zehn Banderillas sind es endlich. Immer wilder wird der Stier. Immer lebendiger umschwärmen ihn die Kämpfer und reizen ihn durch die roten Tücher.

Und wieder Fanfarenklang: Der dritte und letzte Teil, die „suerte de matar" beginnt. Der Espada, der „matador", tritt herein. Ueber dem Degen hat er das große Scharlachtuch. Noch begrüßt er den Präsidenten und weiht ihm den Tod des

Stieres. Dann tritt er diesem gegenüber. Ansturm auf Ansturm wider das Scharlachtuch, gewandtes Ausweichen des Kämpfers. Noch steht ihm der Stier nicht stoßgerecht. Da jetzt: ein wilder Satz des Stieres! Und schon saust ihm der Degen rechts durch den Nacken schräg bis zum Griff ins Herz. Ein jähes Stocken. Noch einige abrupte Anstürme, da auf einmal ein Taumeln und Wanken. Ein Zucken durch den riesigen Körper, ein müdes Glänzen der glotzenden Augen, und er bricht tot zusammen. Das Spiel ist aus. Beifall braust, Hüte fliegen grüßend herab zum Matador, der sie dankend zurückwirft, die Pferde rasen herein und schleppen die Kadaver des Stieres und der gefallenen Mähren hinaus, neuer Trompetenstoß, und der Kampf wiederholt sich.

Wiederholt sich noch fünfmal. Sechs Stiere, zwölf Pferde bleiben tot auf der Arena. Es ist des Guten zu viel, die Sache wird eintönig. Freilich nicht für den Spanier, der hunderte technischer Ausdrücke für jede Art, den Stier zu reizen und zu töten, hat.

Mit abgespannten Nerven geht man aus der Arena. Gewiß: es ist kein frivoles Spiel mit dem Leben der Fechter; denn eine ernsthafte Verwundung kommt kaum vor. Das liegt an der Gewandtheit, am strengen Training der Kämpfer, vor allem aber an der Eigenart des Angriffs des Stieres: der Angriff ist abrupt, planlos; ist er aufs rote Tuch losgerannt und flattert dies vor ihm weg, so stockt der Toro und stiert blöde um sich, statt den Mann aufs Korn zu nehmen und ihn ununterbrochen zu verfolgen. Es ist auch ein erheblicher ästhetischer Genuß aus einzelnen Teilen des Spiels zu gewinnen, aus diesem Spiel auf sonnenüberfluteter Freilichtbühne mit der Plastik seiner einzelnen Vorgänge, aus diesem Wettkampf menschlicher Berechnung und Gewandtheit mit der plumpen, derben, brutalen Kraft des Tieres. Und wie überall in Spanien geht ein gewisser Wohltätigkeitssinn auch mit diesem Spiel Hand in Hand: das Fleisch des getöteten Stiers — das freilich durch die Angst des vorangegangenen Kampfes sehr litt — wird oft umsonst an die Armen verteilt.

Und dennoch: für unser Gefühl überwiegt der Ueberdruß. Wie in Unteritalien das Lotto mit seinen allwöchentlichen Ziehungen eine ernster Arbeit feindliche Hasardstimmung in das einfache Volk trägt, so hier der allsonntägliche Stierkampf, auf dessen Ergebnis von vornherein gewettet wird. Die konservativen Zeitungen schweigen daher teilweise die Kämpfe zum Protest völlig tot, während die übrige Großpresse in kostbaren spaltenlangen Telegrammen darüber berichtet; und dem Klerus ist der Besuch strengstens verboten. Gewiß: man soll jedes Volk aus sich heraus beurteilen und anerkennen, daß hier Rudimente uralter Volkssitten sind; daß dies Spiel gegenüber dem blutigen Zirkusspiel der Alten, wie es auf dem Boden dieses Landes stattfand, eine ungeheuere Milderung bedeutet, und daß selbst die Turniere des Mittelalters mehr frivole Riskierung von Menschenleben in sich trugen als diese Kämpfe. Aber alle diese Empfindungen schwinden vor dem Eindruck des ersten Teils des Spiels: dem grauenhaften Hinmetzeln der Pferde. Dieser Pferde, die mit verbundenen Augen, stumm, zitternd, blutüberströmt, reiterlos durch die Arena jagen, — die der Stier auf den Hörnern hin- und herschüttelt, die mit aller Kraft ihrer elenden, abgezehrten Körper sich in Todeszuckungen am Boden wälzen, — die der mono sabio emporprügelt, und mit notdürftig geflickter Wunde wieder in die Arena peitscht, — dieser erbärmlichen Ruinen des edelsten aller Tiere, die da so jämmerlich verenden. Nein, dies Bild läßt die derbsten Nerven nicht mehr los, — dies Bild ist es, das in uns bleibt, auch wenn die Erinnerungen an die leuchtende Pracht, den festlichen Jubel, die majestätischen Baulinien der Arena, das Strahlen des herrlichen Himmels darüber in uns langsam verblassen. Diese Qual der hingemetzelten Kreatur bleibt das letzte, widerlich wie Absinth schmeckende Gefühl, das wir aus dem Brausen der Arena tragen.

Es wird dringend gebeten,
alle Zuschriften, welche den redaktionellen Teil betreffen, an die **Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“** und nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Vom Büchertisch.

Zentrum und Katholizismus. Von Dr. Krueckemeyer. Verlag der Internationalen Verlagsbuchhandlung „Messis“, Amsterdam 1913. 8^{0}. Preis eleg. brosch. ℳ 3.60, geb. ℳ 5.10. Ich nahm das Buch mit ziemlichem Unbehagen in die Hand. Nach all dem, was in den letzten Jahren in der schwülen, alles positive freudige Arbeiten erschwerenden Luft des unseligen Streites, der die norddeutschen Katholiken zu zerspalten drohte, auf dem Büchermarkt erschienen war, mußte der Titel und die Inhaltsangabe stutzig machen und die bei dem tiefen Ernste dieser Tage doppelt berechtigte Besorgnis aufdrängen, zwischen den Spalten dieses Buches würden sich ganz gewiß wieder eine Menge von Spaltpilzen verbergen, welche die auf das Geheiß des Heiligen Vaters hin wenigstens auf einem wichtigen Teile des Kampffeldes, der Gewerkschaftsfrage, einigermaßen eingetretene Beruhigung wieder in Gärung versetzten. Doch hat es mich gefreut, daß bei Vornahme einiger Stichproben sich diese Besorgnis nicht erfüllte. Soweit ich das Buch, dessen Erscheinen — es mag das subjektive Ansicht des Rezensenten sein — keinem dringenden Bedürfnisse weiter Volksschichten entgegenkommt, durchgeforscht habe, erfüllt es voll und ganz das im Vorwort gegebene Signalement, „eine Zusammenstellung des gesamten einschlägigen Materials zu bieten“, an der Hand dessen „es jedem möglich sein wird, sich zu informieren“. Das Buch bringt auf 334 Seiten eine erschöpfende und fleißige Sammlung des ins ungeheuere angeschwollenen Materials zu dem leidigen Streite, angefangen vom Artikel Julius Bachems in den „Historisch-politischen Blättern“ „Wir müssen aus dem Turm heraus“ bis zu den Ereignissen des Jahres 1912. Mit diesem Zeitabschnitte wird eines der traurigsten Blätter aus der Geschichte der deutschen Katholiken aufgerollt. Das Herz blutet einem, wenn man an die Fülle der in diesem fruchtlosen Streite aufgeriebenen intellektuellen Kraft und kostbaren Zeit denkt. Cui bono? Um wieviel weiter wären wir, wenn die daran beteiligten Männer ihre ganze ungeteilte Kraft dem positiven Kampfe gegen die Feinde der katholischen Sache hätten widmen können. Der Wert des Buches liegt darin, daß es eine zeitgenössische Aufzeichnung zu dem lebendigen, rastlos fortschreitenden Flusse der Historie ist. Deshalb wird es von Politikern, Journalisten und allen, die in Ruhe die Entwicklung, Entfaltung und das allmähliche Zurückfluten und Absterben dieser neopuritanischen Bewegung im deutschen Katholizismus studieren und verfolgen wollen, nicht entbehrt werden können. Jos. Valley.

Dr. Max Ettlinger: Der Streit um die rechnenden Pferde. (Verlag Natur und Kultur, München, brosch. ℳ 1.20.) Es ist überaus dankenswert, daß der Verfasser den seinerzeitigen Vortrag in der Münchener „Psychologischen Gesellschaft“ hiermit veröffentlicht und einem weiteren Kreise zugänglich gemacht hat. Nicht nur mit Humor (man darf sagen echt „Münchener“ Humor siehe das Bräupferd Seite 18), sondern auch difﬁziler Exaktheit behandelt er die Erfahrungen mit den denkenden Pferden und prüft dieselben in scharfsinnigster Weise. Besonders wertvoll sind seine Angaben über die vermeintlichen Rechenleistungen der Tiere, denen zufolge diese größere Rechenkünstler als die Menschen sein müßten. Daß die Forderung des Verfassers, einmal wirkliche Beweise durch die sog. „unwissentliche Methode“ zu erbringen, berechtigt ist, wird jeder vernünftig Urteilende zugestehen. Wir denken, das Problem der rechnenden, denkenden Pferde, Hunde, Affen usw. wird in der Tierpsychologie und, nach den ersten Rufern im Streit zu schließen — Haeckel und Ostwald sind natürlich Anhänger der „Tierschulen“ — wohl auch im Kampf um die Weltanschauung noch eine große Rolle spielen. Möchte darum niemand versäumen, die grundlegenden Ausführungen Dr. Ettlingers zu lesen und zu studieren. — Dr. Schiela.

Peter Dochnahl: Gedanken und Töne. Gedichte. Augsburg 1912. Theodor Lampart. 8^{0}, 82 S. Hier spricht sich ein rein lyrisches, feinsinniges, idealgerichtetes Talent von sicherer technischer Durchbildung, zartem, innigem, reinem Empfinden aus. Eben dies tritt besonders in den zahlreichen erotischen und den wenigen religiösen Gedichten hervor. Von schöner Empfänglichkeit zeugen auch die Naturstimmungsgedichte. Die Sammlung deutet auf Feilung und Sichtung; das Talent des Autors aber gibt mir den Wunsch ein, daß letztere noch strenger gehandhabt worden wäre. E. M. Hamann.

Gustav Falke: „Die Stadt mit den goldenen Türmen. Die Geschichte meines Lebens.“ Berlin 1913. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 8^{0}, 479 S., geb. ℳ 5.—. Wir haben ihn sehr lieben gelernt, unseren klarblickenden, gemütstiefen Lebensdichter und -Künstler Falke, der sich durch all den Sturm und Drang der „Moderne“ zu ruhiger Abgeklärtheit der Auffassung, zu vollendeter Vornehmheit der Gesinnung durchgerungen hat, die nun seinem quellfrischen Born der Lieder einen bezaubernden Sonnenglanz der Reine, der Güte und des Edelmenschentums überhaupt verleihen. Falke ist bekanntlich nicht nur ein hervorragender Versdichter, sondern auch ein bemerkenswerter Erzähler. Den Lyriker in diesem offenbart auch sein neuestes (oben genanntes) Buch, und zwar in Poesie und Prosa; zudem zeigt es, ob in denkbar, ja ergreifend einfachster Weise, eines der höchsten Ziele des Menschenlebens als erreicht: auch Gustav Falke hat es, gleich Goethe, wiewohl in völlig anderer Weise, verstanden, aus seinem Leben ein „Kunstwerk“ zu machen. Freilich hatte er dieses mit sehr bescheidenen Mitteln aufzubauen, abgerechnet dasjenige seines sehr bedeutenden schöpferischen Talents. Das Schicksal führte ihn vor keinen Fürstenthron, auf keinen Ministerposten; es begnügte sich vielmehr, ihn zunächst zum Buchhändlerlehrling und -Gehilfen zu machen, darauf zum mählich sich aufschwingenden Klavierlehrer und dann erst, nach seinem 50. Geburtstage, an dem ihm Hamburgs Senat und Bürgerschaft wegen seiner Verdienste um die deutsche Literatur durch einen lebenslänglichen Ehrensold auszeichnete, zum freien, unabhängigen Poeten. Aber es gab ihm bei schwerer Arbeit und manchem harten Ringen lichtes Glück im Winkel: ein trautes Heim, das ihn und das er beseligte; gab ihm auch zwei sein Talent nachdrücklich fördernde Freunde: Liliencron und Dehmel; gab ihm Ausdauer und Spannkraft zum Durchsetzen seiner reichen, von ihm selbst aufs gewissenhafteste ausgeprägten Begabung; gab ihm vor allem ein glücksfähiges, genügsames Herz, das sich, nach allerlei Kampf auch mit der eigenen Natur, in dankbarem Gottvertrauen und echter Demut zu schulen verstand. „Die goldene Stadt“ ist der Geburtsort des Dichters: Lübeck; sie ist zugleich seine richtunggebende Jugend, mehr noch: sein Gesamtleben, dessen goldene Türme und Zinnen verheißungsvoll aufwärts streben und weisen. Das Buch, das

zum 60. Geburtstage Falkes in die bekannte „Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Dichter“ aufgenommen wurde, umfaßt bleibende Werte nach verschiedenen Richtungen: biographischen, psychologischen, literarischen, literar- und kulturhistorischen. Hochinteressant sind die nicht wenigen Seiten über Liliencron, sehr anregend die über Dehmels kritische Mentorschaft. Alles in allem ist es ein Denkmal gehobenen Menschen- und Dichtertums. E. M. Hamann.

Frau Venus auf Reisen.

Zur Kritik der Sitten.

Von W. Thamerus.

Der Nacktanz der Adorée Villany alias Erna Reich in München beschäftigt noch immer die Gerichte. Der Strafsenat des Obersten Landesgerichts kam auf Grund der Feststellungen der Vorinstanz zu der Anschauung, daß von dem Obwalten eines höheren Interesses der Kunst, wie es § 33a voraussetzt, bei ihren Darbietungen nicht die Rede sein könne. Er warf die Frage auf, ob die Angeklagte nicht im Wege des Gewerbebetriebs im Umherziehen eine Schaustellung dargebracht habe und hierzu eines Wandergewerbescheines und zur Ausübung am „öffentlichen Ort“ die vorgängige Erlaubnis der Ortspolizei bedurfte. Die Strafsache gegen die Nackttänzerin und ihren Impresario wurde deshalb zu neuerlicher Verhandlung an das Landgericht zurückgewiesen. Allein bei diesem Termine erschienen die beiden öffentlich geladenen Angeklagten nicht. Der Staatsanwalt sprach den Wunsch aus, dennoch in die Verhandlung einzutreten. Das Gericht beschloß jedoch, die Sache zu vertagen und die Staatsanwaltschaft zu veranlassen, Erhebungen nach Wohnsitz und Staatsangehörigkeit der Beiden zu pflegen. Die „Allgemeine Rundschau“ hat seinerzeit auf das schärfste gegen diese „Kunstdarbietungen“ Stellung genommen. In dem oben erwähnten Urteil des Obersten Landesgerichts ist besonders betont, daß von höheren Kunstinteressen nicht die Rede sein kann. Es ist erfreulich, daß diese Selbstverständlichkeit hier amtlich dokumentiert wird. Gegenüber dem Eintreten von gewissen Sachverständigen, Künstlern, „Intellektuellen“, Kritikern für die angeblich „keusche Nacktheit“ der Villany ist es nicht ohne Wert, daß das oberste bayerische Gericht es besonders hervorhebt, daß hier von „Kunst“ nicht gesprochen werden könnte. Die Klagsache gegen die Villany handelt freilich nur wegen Vergehens wider die Gewerbeordnung. Der Nacktanz als solcher wird keine Sühne finden; das wurde durch die allgemeine Suggestion der Kunststadt München erreicht, wo der Schmutz auf alle mögliche Weise durch die leider nicht allzu engen Maschen des Gesetzes zu schlüpfen sucht.

In Paris scheint man schärfer zuzugreifen. Gerade im „Seinebabel“, auf das bisher Deutschland gerne in sittlicher Hinsicht herabsah, scheinen sich die Richter nicht durch Kunstphrasen von ihren sittlichen Anschauungen abbringen zu lassen. Im Saale der Comédie Royale produzierte sich die Villany vor einem aus Schauspielern, Schriftstellern, Malern und Bildhauern gebildeten Publikum. In München waren es durchaus nicht nur jene Kunstkreise, die man eingeladen hatte, die Tänzerin sans voile zu sehen. Der französische Staatsanwalt hat sofort eine Untersuchung eingeleitet, und keine Hand rührte sich, für die „verfolgte Unschuld“ Partei zu ergreifen. Dem Untersuchungsrichter sagte die Villany, ihre Tänze seien dieselben, wie sie in Aegypten, in Hellas und in Indien getanzt worden seien. Durch ihre rhythmischen Bewegungen drücke sie ihre seelischen Erregungen gerade so aus, wie dies der Dichter in Versen oder der Bildhauer in Marmor tue. Unsittliche Absichten seien hier nicht im Spiele. Es sei weniger ihr Körper, als ihre Seele, die sie nackt den Zuschauern vorführe. Diese „ästhetischen“ Auseinandersetzungen imponierten dem Richter nicht. Es wäre überflüssig, diese Torheiten der Villany zu erwähnen, wenn man derlei Phraseologie nicht in manchem Atelier hören könnte, und wenn nicht derartige perverse Anschauungen leider bereits in weite von Simplicissimus, Wedekind und Jugend infizierte Kreise gedrungen wären. Es gibt heute so viel kuriose Köpfe, die einer Villany das Recht, sich nackt künstlerisch auszuleben, zugestehen, ohne zu bedenken, welche sittliche Schäden solche Schaustellungen hervorrufen. Der Pariser Richter hat, die Ausreden nicht achtend, die Anklage wegen Verletzung der Sittlichkeit erhoben. Er machte nach einer uns vorliegenden Pariser Korrespondenz dabei geltend, daß, wenn gegen die Nacktänze der Villany nicht eingeschritten würde, bald zahlreiche Nachahmerinnen auftreten würden, die sicherlich ausschließlich von unsittlichen Beweggründen getrieben seien.

Man darf aus diesen Präliminarien schließen, daß das französische Gericht hier ein Exempel statuieren wird, während es in Deutschland sehr zähe geht, solch klar vor Augen liegende Anstößigkeiten zu fassen, zu deren Feststellung die Richter doch wahrlich künstlerische Sachverständige entbehren könnten.

Nachahmerinnen der Villany! In Deutschland haben sich bereits solche gemeldet. Auf dem Programm des „Intimen Theaters“ in Frankfurt a. M. stand erst kürzlich zu lesen: „Carmen Tousin, Nackttänzerin“. Nach ein paar Tagen hieß es dann „Charaktertänzerin“, vermutlich deshalb, weil die Behörde sie nötigte, ihren Charakter weniger offen zur Schau zu stellen. Wenn selbst in München der Nacktanz nur vor „Geladenen“ möglich war, so wird wohl in den öffentlichen Vorstellungen in Frankfurt die Tousin nicht völlig sans voile gewesen sein, aber daß man sich der Bezeichnung „Nackttänzerin“ ungeniert als Lockmittel bedienen darf, zeigt unsere laxe öffentliche Moral. Es wäre Pflicht der dazu Berufenen, schärfer über diese kleinen, sogen. „Theater“ zu wachen, besonders jene, bei denen der „Betrieb“ erst in später Stunde richtig angeht. In den meisten Redaktionen hat man wenig Ahnung davon, wie es in diesen Kabarets zugeht. Die Kritiker halten sich für zu gut und die anderen Herren zeigen auch keine Neigung, an diesen Vergnügungen der Lebewelt teilzunehmen. Das Intime Theater in Frankfurt war einst eine Art Filiale des Müncheners. Als durch die „Reinigungsarbeiten“ der „Allgemeinen Rundschau“ dem Unternehmer in München die „künstlerische“ Tätigkeit unmöglich gemacht war, hat er in Frankfurt mit seinem „star“, der Irber, ungehindert „Erfolge“ erzielt. Jetzt ist die Leitung in anderen Händen, wie es scheint, auch „geschäftstüchtigen“.

Gewiß nicht ohne Zusammenhang mit der Duldung solcher Schaustellungen steht die immer mehr einreißende Unsitte einer unanständigen Tanzweise auf Bällen und ähnlichen Vergnügen. Zweimal hat der „Schiebetanz“ in letzter Zeit die bayerischen Gerichte beschäftigt.

In Tölz, einem oberbayerischen Städtchen, hat ein Kaufmann aus Berlin mit einer Gesellschafterin aus Berlin „Schiebetanz“ in einer Art getanzt, die den Kapellmeister veranlaßte, das Paar aus dem Saale zu entfernen. Nebenbei gesagt, wurde der Herr von Bauernburschen verprügelt. Das Gericht erkannte jedoch auf Freisprechung, da dem Angeklagten das Schuldbewußtsein gefehlt habe. Nach Behauptung des Verteidigers hätten die beiden den Schiebetanz ebenso getanzt, wie in Berlin, ohne an etwas Unsittliches zu denken. Wenn der Tanz wirklich unsittlich sei, so habe dem Angeklagten doch jedenfalls das Bewußtsein dessen ermangelt. Wenn überhaupt eine Verurteilung möglich sei, so könne diese nur wegen groben Unfuges erfolgen. Auf Grund des letztgenannten Unfugparagraphen (§ 360 Ziffer 11) ist nun in München eine Verurteilung erfolgt. Der Schiebetanz erscheint demnach nicht als eine „unzüchtige Handlung“, durch die öffentliches Aergernis gegeben wird, sondern bloß als „grober Unfug“. Zu dieser euphemistischen Auffassung mögen die Richter wohl durch die hölzernen Buchstaben des Gesetzes geführt worden sein, vom Standpunkte der ewigen Moralgesetze und des gesunden, sittlichen Empfindens des Volkes aus kommt man zu einem strengeren Urteil. Aus diesem psychologischen Grunde heraus sind auch die oben erwähnten Prügel für die Schiebetänzer in Tölz zu erklären. Dr. Friedenthal, der Münchener Korrespondent des „Berliner Tageblattes“, hatte auf der Nachfeier des „Presseballes“ den Schiebetanz, nach dem eidlichen Zeugnis des Hofballettmeisters Schuster, in einer sehr unanständigen Form getanzt. Man darf wirklich fragen, was muß einer bei uns schon alles anstellen, bis er einmal nach dem § 183 (Erregung öffentlichen Aergernisses) bestraft wird. In beiden Fällen — Tölz und München — haben sich die Schiebetänzer die Verhandlung dadurch zugezogen, daß sie den Ermahnungen, den Tanz zu beenden, nicht Folge leisteten, ja sogar grob wurden. Herr Joachim Friedenthal, der mit seinem phantastischen Interview des bayerischen Ministerpräsidenten journalistisch recht unglücklich debütierte, hat bei seinem gesellschaftlichen Debut der von ihm „vertretenen“ Mossepresse auch keine Lorbeeren gebracht.

Wir dürfen nicht erlahmen, immer von neuem gegen diese Verwilderung der Sitten Front zu machen. Nackt- und Schiebetanz sind traurige Symptome einer laxen Moral. Eine eminente Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit! Der Kampf gegen diese Unsitten ist nicht ein konfessioneller, sondern ein interkonfessioneller, nicht ein Parteikampf, sondern ein Kampf aller anständigen Leute. Frißt der Wurm der sexuellen Unsittlichkeit so wie bisher im Marke des deutschen Volkes weiter, dann werden auch Millionen von Bajonetten und Tausende von Kanonen und Panzern nicht imstande sein, Deutschlands Grenzen auf die Dauer gegen den Einbruch frischer, von dem Gifthauch moderner Ueberkultur noch unberührter Völkerschaften wirksam zu schützen. Das Schicksal der gewaltigen Roma leuchtet wie ein schauriges Mene-Tekel den modernen Völkern. Das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes erfordern die Wiederherstellung altgermanischer Sittenreinheit.

„Die Geschichte der ganzen Welt nennt uns kein Volk“, sprach der Reichskanzler in ernster Stunde, „das zugrunde gegangen wäre, weil es sich zu seiner Wehrhaftmachung erschöpft, wohl aber sehr viele, die verkommen sind, weil sie über Luxus und Wohlleben ihre Wehrfähigkeit vernachlässigt haben!“ Er hätte Luxus und Wohlleben den ihnen folgenden Verfall der Sitten hinzufügen können.

Leben.

Nackt warst du und arm, als dein Leben begann,
Da kam deine Mutter und spann und spann
Und spann dir dein erstes Kleidchen.

Jahre vergingen, du wurdest ein Mann,
Frau Liebe kam und spann und spann
Und spann dir ein Kleid von Seide.

Jahre vergehen, geschwind, so geschwind,
Bald kommt der Tod und spinnt und spinnt
Und spinnt dir das letzte der Kleider.

Hubert Rausse.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. „Das tausendjährige Reich“, ein Drama von Max Halbe, hat vor 14 Jahren auf der hiesigen Hofbühne einen Erfolg errungen, dem keine längere Dauer beschieden war. Auch die Wiedergabe des Stückes an anderer Stätte zeitigte ein dem früheren ziemlich ähnliches Ergebnis. Der Schmiedemeister von Marienwalde hegt einen tiefen Haß gegen einen Gutsherrn, der seine Frau, als sie noch Mädchen war, verführt hatte. Im letzten Feldzuge gegen Napoleon I. lagen beide auf Vorposten in tiefer Nacht. Niemand wird ihn als den Schuldigen erkennen, wenn er den Leutnant niederknallt. Die Versuchung ist übermächtig, schon legt er das Gewehr an, da trifft ihn eine feindliche Kugel. Der Schmied erblickt hierin ein Zeichen Gottes, die eine religiöse Wandlung in ihm hervorruft. Dies liegt ein Menschenalter voraus, das Drama spielt erst 1848. Der Schmied hat sich immer mehr in die Rolle eines religiös begnadeten Menschen eingelebt. Er verkündet das Nahen des „tausendjährigen Reiches“. Die auf Kap. 20 der Apokalypse fußende Lehre des Chiliasmus, deren Wurzeln auf das christliche Altertum zurückführen, hat im 18. und 19. Jahrhundert in den evangelischen Kirchen mehrfach zu Weissagungen und Sektenbildungen geführt. Irvingianer und Mormonen stehen ihr nahe, aber auch deutsche Theologen, lutherische, wie reformierte, haben das irdische Reich, in welchem die Gerechten mit Christus im Genuß aller Freuden 1000 Jahre herrschen werden, mit allen Details ausgemalt, bis in die achtziger Jahre hinein wurden die Zeitpunkte der Weltkatastrophe genau festgelegt. In dem Halbeschen Drama erscheint der Schmied als isolierte Persönlichkeit, nicht als Glied einer Bewegung. Er hat einen starken Anhang gewonnen, besonders die Leidenden und Unglücklichen hängen mit Inbrunst an den Lippen des Verkündigers. Die politisch unruhige Zeit, ungewöhnliche Hitze und Dürre sind für ihn Zeichen des Himmels, daß die Erfüllung nahe sei. Er beschließt, mit seinen Anhängern Christus entgegenzuziehen. Er, der den letzten Kreuzer mit seinen Freunden teilt, ist kalt und gleichgültig gegen seine tiefe Not leidende Familie. Er glaubt, daß seine Frau ihm treulos gewesen, in seinem geistigen Hochmut hat er sich aus dem Tod des Sohnes ein Zeichen Gottes konstruiert, dem gegenüber die Schwüre seiner Frau unerhört verhallen. Noch einmal, bevor die von Sorgen Zermürbte ins Wasser springt, beteuert sie ihre Unschuld. Auch ihr Tod vermag seinen Glauben an ihre Verfehlung nicht wesentlich zu erschüttern. Doch als er, von dem orthodoxen Geistlichen bedrängt, um ein neues Zeichen vom Himmel fleht, schlägt der erste Blitz des aufsteigenden Gewitters in seine Schmiede und das Haus brennt nieder. Bis hierher verläuft die Handlung, wenn auch nicht durchwegs dramatisch zwingend, so doch theatralisch wirksam und gradlinig in der Entwicklung. Im letzten Akte ist es zwar nicht ohne Feinheit, daß dem an seiner Sendung irre gewordenen Sektirer lediglich ein Blinder von seinen Anhängern treu bleibt, allein wie der Verzweifelte, sich durch Alkohol betäubende von einem Berliner Barrikadenkämpfer überredet wird, mit einer Rotte junger Burschen vor das Schloß des verhaßten Gutsherrn zu ziehen, und schließlich durch Selbstmord der Verhaftung entflieht, wirkt dramatisch zu flüchtig vorbereitet und darum gewaltsam und unorganisch. Diese Revolte bietet den Abschluß eines Theaterabend, aber keine Lösung der Tragik eines Mannes, der sich durch Grübeleien in den Traum eingesponnen, daß Gott ihn mit besonderer Sendung begnadet habe. Der Schmied wurde von Pepplr in einer Art gespielt, die wohl den seine Umgebung geistig überragenden Mann erkennen ließen, und auch die Besetzung im K. Residenztheater 1899 war, soweit die Umrißlinien in meinem Gedächtnisse haften, vortrefflich. Ich habe jedoch heute wie damals die Empfindung, als sei es Max Halbe über eine fesselnde Bühnengestalt hinaus nicht gelungen, die mystische Seelenstimmung des Schmiedes und seine faszinierende Kraft auf die Umgebung uns zu zwingender Ueberzeugung zu machen. Man darf an die Leidenschaft, die in Björnsons „Ueber die Kraft“ und Ibsens „Brand“ glüht, nicht denken, wenn man an Halbes „Tausendjähriges Reich“ herantritt.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Abonnementskonzert des Konzertvereins stand im Zeichen Bruckners, des Komponisten, der der Dirigentenkunst Ferd. Löwes am nächsten steht. Die achte Symphonie mit ihrer machtvollen, hinreißenden Krönung fand eine Bewunderung heischende Interpretation. Nicht minder bedeutend war die Wiedergabe von Bruckners herrlichem „Tedeum“. Obwohl Löwe die über schöne Stimmen verfügende Augsburger Liedertafel nur zu wenigen Vorproben hatte heranziehen können, gelangen die Chöre vortrefflich. Von den Solisten ist die stimmbegabte und stets im höchsten Grade stilsichere Marie Möhl-Knabl mit Auszeichnung zu nennen. Tony Canstatt, Kauer und Dr. Lauenstein hielten sich wacker. Ferdinand Löwe empfing am Ende dieses seine hervorragende Winterarbeit abschließenden Abends rauschende Ovationen. Möchten wir den hervorragenden Dirigenten im nächsten Herbste wieder an dieser für Münchens Kunstleben so bedeutungsvollen Stätte sehen. Bei allen künstlerischen Erfolgen bedarf der Konzertverein alljährlich von neuem zu seinem Fortbestande einer neuen finanziellen Befestigung. Ueberall, auch in Berlin, liegen die Verhältnisse ähnlicher künstlerischer Unternehmungen kaum günstiger. Möge sich alles gestalten, wie es einer idealen Kunstpflege zum besten dient. — Mozarts B-dur Symphonie (K.V. Nr. 319) und Schumanns B-dur Symphonie fanden in Brills sorgfältiger Interpretation im 26. Volkssymphoniekonzert eine beifallswürdige Wiedergabe. Als Neuheit wurde Fritz Volbachs „Nachtigall“ geboten. Ein Gedicht von Paul Verlaine (die Uebersetzung ist nicht restlos geglückt) hat der Tübinger Tonsetzer für Singstimme, Violine, Violoncello und Klavier und Harfe komponiert. Die Stimmungswerte der Verse haben in den sehr reizvollen Klangwirkungen eine bestechende Verkörperung gefunden. Sehr gut gesungen fand die Neuheit reichen Beifall. Eva Leßmann, die sich im Vorjahre auf einem Liederabend als nicht völlig disponiert entschuldigt hatte, brachte diesmal die Vorzüge ihrer stimmlichen Kultur, die ihr auswärts einen sehr guten Namen gemacht haben, restlos zur Geltung. — Eine Premiere hinderte mich, das Konzert Giuseppina Brellis (Klavier) und Elisabeth Bokmayers (Cello) zu besuchen. Die beiden jungen Künstlerinnen sind nach dem Urteile meines Vertreters hochbegabt und bei gediegener technischer Kultur von großer Innerlichkeit und Selbständigkeit der Auffassung. Ebenfalls um junge Künstler handelte es sich in dem Konzerte, das Lilly Hadenfeld, Edith Weiß und Joh. Koehler angekündigt hatten; für die erkrankte Erstgenannte war Käthe Schwarz eingesprungen. Diese und der Baritonist verfügen über sehr sympathische und auch wohlgeschulte Stimmen; allein sie hängen beide noch zu sehr am Notenblatt, als daß sie ihrem Vortrage ein individuelles Gepräge verleihen können. Ihnen und der Pianistin gewährte das Publikum herzlichen und ermunternden Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Wedekinds Mysterium „Franziska“ ist in Frankfurt a. M. nahezu durchgefallen. Mit erfreulicher Deutlichkeit protestiert die Kritik dagegen, schrankenlose Gemeinheit als Mysterium der Liebe zu proklamieren. Sie sieht in dem Stücke ein Konglomerat willkürlich aneinandergereihter Bilder, Zoten und Sentimentalitäten, nirgends aber einen führenden Gedanken, ein abgeschlossenes Kunstwerk. — Sehr grotesk wirkt es, wenn ein Mann, wie Herr Wedekind, mit 60 anderen Schriftstellern gegen die Wehrgesetze protestierend, an den Reichstag herantritt und behauptet, daß „das geistige Deutschland sich seiner Volksvertreter schämt“. Einer der „60“ hat übrigens erklärt, daß sein Name „mißbraucht“ worden. — Siegfried Trebitschs Schauspiel „Ein Muttersohn“ fand in Wien Widerspruch. Die Kritik wendet sich dagegen, daß das Burgtheater zu selbst technisch unzulänglichen Stücken greife. — Bonn soll ein neues Stadttheater erhalten. Als Bausumme sind 750,000 M. ausgeworfen. — Der Rat der Stadt Leipzig beschloß, den Zuschuß zum städtischen Bühnenbetrieb auf 600,000 M. zu erhöhen. — Die Deutschen in Lodz haben zur Gründung eines neuen deutschen Theaters die Summe von einer halben Million Rubel aufgebracht.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das Labyrinth der politischen Unsicherheiten am Balkan scheint sich zu klären, die Balkanländer sind auf beiden Seiten zum Frieden geneigt. Das Grossmächtekonzert konnte trotz der verschiedensten Intriguen und der erheblichen Schwierigkeiten erfolgreich seine Aufgaben lösen. Wenn der Moment nicht trügt, wird in Bälde das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt sein. Den deutlichen Reden des deutschen Reichskanzlers folgten die ebenso klaren Worte des englischen Staatssekretärs Grey. Beide Staatsmänner mussten wiederholt darauf hinweisen, dass Europa eben knapp einer Kriegsgefahr entronnen ist. Durch die Note des russischen Auswärtigen Amtes wurde ebenfalls und mit noch grösserer Schärfe, speziell an die Adresse der slawischen Balkankönigreiche, die Beachtung der Grossmächtebeschlüsse dargelegt. Der glatte Verlauf der Friedensvorverhandlungen am Balkan und das nunmehrige Einlenken Montenegros hinsichtlich Skutari bewiesen den Börsen- und Finanzkreisen, dass die vorherrschende optimistische Meinung über die politische Lage gerechtfertigt blieb. Die weiter anhaltende, grosse Entspannung am Geldmarkt seit dem Aprilmonat hat ein übriges dazu beigetragen, an den Börsen lebhafte Tendenzentfaltung und neuerweckte Geschäftstätigkeit zu fördern. Speziell die deutschen Effektenmärkte und hierbei wiederum die Berliner Börse sahen seit dem Nachlassen der politischen Unsicherheit grosses Geschäft auf der ganzen Linie bei gewaltig anziehenden Kurserhöhungen aller Aktienkategorien. Das Gefühl des Unbehagens, welches nun schon seit über ein halbes Jahr an den Börsen vorherrschend war und zur fast vollkommenen Leblosigkeit verurteilt hatte, scheint nunmehr endgültig verschwunden zu sein. In der Tat sind die überaus kritischen Situationen, die Tag für Tag nicht nur die Börsen, sondern auch den gesamten Handel und ebenfalls unsere weitverzweigte Industrie beunruhigt hatten, von einer ausschlaggebenden Einwirkung gewesen. Der lähmende Druck, der durch die kriegerischen Verwicklungen am Balkan und die manchmal unausbleiblich scheinende, europäische Kriegsgefahr hervorgerufen wurde, wird die deutschen Effektenmärkte nicht mehr belästigen. Lediglich einschüchternd wirken die Konsequenzen der bekannten Milliardenvorlagen für die neuen Militärrüstungen. Der interessante Verlauf der diesbezüglichen Reichstagsverhandlungen fand auch an den Börsen lebhaftesten Widerhall. Namentlich der Hinweis, dass mit diesen abnorm hohen Deckungsvorschlägen keinerlei Neuemissionen von Staatsanleihen geplant sind, beruhigte unsere Börsen, namentlich die Kursentwicklung der deutschen Staatsrenten. Am deutschen Fondsmarkt konnte sich das bestehende Interesse vermehren und wurde angeregt durch die Verbilligung der Geldsätze und die Zunahme der flüssigen Mittel. Die Neuemissionen von ausländischen Staatsanleihen, industrieller Obligationen und anderer Werte konnten unter der Tatsache der vorherrschenden enormen Geldabundanz glänzende Resultate erzielen. Vielfach sind dabei mehrmalige Ueberzeichnungen und Zuteilungen von lediglich Sperrstücken zu registrieren. Besonders grossen Geldbedarf zeigt wiederum die Industrie in allen Gebieten. Der Ausbau von verschiedenen elektrischen Ueberlandzentralen und -Bahnen bedingt speziell in der Elektrobranche bedeutende Kapitalien. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hat allein schon eine Anleihe von 30 Millionen Mark 5%iger neuer Obligationen aufgenommen. — Die wiederholt gemeldete Abschwächung am Eisenexportmarkt, besonders nach Belgien, wirkte hemmend auf die Betrachtung der zukünftigen industriellen Lage. Auch die unsichere Bewegung der Neuyorker Börse, hervorgerufen durch die beabsichtigte amerikanische Zolltarifreform, war ein verstimmendes Moment, wenn auch ohne grösseren Einfluss. Die Börsen erwarten vor allem eine baldige Ermässigung der offiziellen Zinssätze, um den Industriegebieten durch leichtere Kreditgewährung die Realisierung der verschiedensten Projekte zu ermöglichen. Die grossen Militärvorlagen, die Reorganisation der gesamten Verhältnisse am Balkan und dabei die starke Ausdehnung der wirtschaftlichen Lage im Heimatlande geben der deutschen Industrie in absehbarer Zeit derart viele Probleme zu lösen, dass man der weiteren Entwicklung aller Faktoren von Handel und Industrie getrost entgegensehen kann. Auch die Geldmärkte scheinen trotz der grossen Anforderungen in den nächsten Monaten erheblich leichter zu werden. Ohne gerade Optimismus zu hegen, glaubt man in Finanzkreisen nunmehr mit einer Aera von billigen Geldsätzen zu rechnen.

München. M. Weber.

Perlen alter deutscher Schnitzkunst.

Eines der bemerkenswertesten Ereignisse auf dem deutschen Kunstmarkte verspricht die Versteigerung der Sammlung Dr. Oertel-München zu werden. Nachdem am 3. bis 5. Mai in Rudolf Lepkes Kunstauktionhaus in Berlin W., Potsdamerstraße 122a—b, eine Ausstellung der kostbaren Werke stattgefunden hat, wird die Auktion daselbst am 6. und 7. Mai erfolgen. Es handelt sich um eine der herrlichsten Kollektionen von Bildwerken der Gotik und Renaissance in Ton, Stein, vor allem aber in Holz. Gerade auf die deutsche Holzplastik hat sich der Sammeleifer seit neuerer Zeit gewandt, hat auch die Preise erheblich in die Höhe getrieben, gleichzeitig aber das Gute gehabt, die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit darauf zu lenken, welchen Schatz unser Vaterland an Werken jener feinsinnigen und technisch enorm geschulten Epochen noch immer besitzt, und wie sehr dieser Besitz der Erforschung und des Schutzes bedarf. Dr. Oertel ist ein von besonders hohem Takte geleiteter Sammler gewesen. Sein Blick ließ ihn vom Guten das Beste erkennen, und er hat sich gehütet, durch eigenmächtige Ergänzungen, Herstellungen und dergleichen den Wert seiner Kunstschätze in Gefahr zu bringen. Landschaftlich bevorzugte er Schwaben, Franken, Thüringen, Bayern, Tirol, Salzburg und die Rheinlande, der Norden kam für ihn nicht in Betracht. Das Kunstauktionshaus Rudolf Lepke hat einen prachtvollen Katalog herausgegeben, dessen 122 Lichtdrucke (zur Versteigerung kommen weit über 200 Werke) mit Staunen und Bewunderung für die Schönheit alter deutscher Schnitzkunst erfüllen. Leider ist bei den wenigsten möglich, ihre Meister mit Namen zu nennen. Zu ihnen gehört der Ulmer Gregor Erhart, der Meister der Altöttinger Stiftskirchentüren Matthäus Krenitz, der Niederbayer Hans Leinberger.

Doering.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Krumbad

Am 1. Mai wird das seit 500 Jahren im besten Rufe stehende Krumbad wieder eröffnet. In den letzten Jahren hat es einen neuen Aufschwung genommen und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, dass Erweiterungsbauten notwendig werden. Die besten Erfolge weist es auf in der **Rekonvaleszenz** nach schwerer Krankheit: bei Gicht und rheumatischen Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden, bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 m über dem Meeresspiegel. Es ist ein **Körper und Geist erquickendes Ruheplätzchen**, besitzt eigene Post- u. Telephonverbindung; nächste Bahnstation ist Krumbach. Die Preise sind billigst. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephskongregation. **Prospekte** werden gratis übersandt. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die **Badeverwaltung Krumbad bei Krumbach.**

Kath. Gesellschaftshaus München

Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.
Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen.
ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.
Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts

Hotel Union

Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

Sammelmappen für die „A. R." M. 1.50.

Venedig.

Logierhaus mit Kirche für Priester u. Ordensmänner.

(Campo San Maurizio Nr. 2603, Pater Zeno Wallbröhl, O. F. M.)

3 Minuten von Santa :: Maria del Giglio, ::
Haltestelle der Dampfer (vaporetti) des Canale Grande.

Echte Straußenfedern

in schwarz, weiß, grau und schwarz-weiß, zum Preise von 12 50, 13.—, 14.—, 15.— bis 30 M. Die Federn sind fertig gekräuselt, 20—30 cm breit und 55—70 cm lang. Versand gegen Nachnahme.
Frau A. Krebe, Swakopmund, D. S.-W.-Afrika.

Dr. Wiggers Kurheim (Sanatorium) Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kurhaus NEUSATZECK

:: im Schwarzwald ::
Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, erfrischende Wälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Bedienung durch Schwestern
Kurpreis M. 4.50 bis 6.50. Auskunft durch die Oberin.

SANATORIUM HOHENWALDAU

bei Stuttgart.
Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte.
Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.
Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Kettelerheim Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Füssen-Faulenbach

ca. 800 m über dem Meere. Beliebte Sommerfrische in großartiger Lage, herrliche Schlösser (Füssen, Hohenschwangau, Neuschwanstein), gewalt. Felsberge, malerische Seen, bequeme und schöne Badegelegenheit, mächtige Wälder mit stundenweiten, wohlgepflegten, aussichtsreichen Wegen, Ausflüge vom leichten Spaziergang bis zur ernsten Hochtour. Gelegenheit zum Angel-, Ruder- und Schießsport. Wintersport. **Vorzügliche Gasthöfe an beiden Orten. Lesezimmer, Kurtheater. — Ueber Privatwohnungen gibt Aufschluß das Verkehrsbureau.** — Illustrierte Prospekte und Wohnungslisten gratis und franko.

Verschönerungsverein Füssen.

Grosses Lager in fertigen Paramenten

Caseln, Pluvialen, Velen, Baldachinen usw.

≡ Kirchen- und Vereinsfahnen ≡

Stilgerechte, künstlerische Ausführung nach eigenen oder gegebenen Entwürfen
Auswahlsendungen franko! Günstigste Zahlungsbedingungen!
Ich bitte, meinen illustrierten Katalog gratis zu verlangen.

Max Altschäffl, München, Karlstr. 52.

Münchener Sehenswürdigkeiten und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt M. 1.—.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst-Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände.

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei. Brienner str. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

≡ Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, ≡ München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock. Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragmaz. Schonung d. Augen) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet, Jeden Dienstag und Donnerstag Gross. Militärkonzert

Afrikanische Weine

der weissen Väter.

≡ Hervorragende Qualitätsweine. ≡

Probekisten von 10 Flaschen zu 13.50 Mk. versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. W.

Vereidigte Messweinlieferanten. :: Päpstliche Hoflieferanten.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Maria zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Haushaltungs-Pensionat Heppenheim, Bergstrasse
Geschw. Hack. Staatl. gepr. Lehrkr. Familienleb. Mildestes Klima
Deutschl. Hauswirtsch., Handarb., Schneid., Fortb., Gartenb., Hühnerz. Ein-, Halb- u. Vierteljahrskurse. Sechswochenkochkurse. Sport. Prosp.

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer. 680 Mark.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

GENF, Töchterpensionat International „La Marjolaine".
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm. Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Pensionspreis M. 2000. Ref. Prsp. **Mme. Stuckelberger.**

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt.
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie. **Gründliche Ausbildung im Haushalte.**
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an die Priorin.

Reform-Schule „Alpina" Gersau am Vierwaldstättersee ::
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen, real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältigste Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und la Privatreferenzen. Prospekte.

Spa (Belgien) Kurort ersten Ranges
Collegium Thaddäum
I. Moderne Sprachen und Handelswissenschaften, II. Vorbereitungsanstalt fürs Einjährige. NB. Einige fromme, kath., junge Leute, auch bessere Handwerker, erhalten jährl. freie Ausbildung für den Kaufmanns- u. Beamtenstand. Stellung wird von der Anstalt kostenlos nachgewiesen. Nur mässiges Kostgeld erforderlich. Anmeldungen umgehend erbeten. Direktor **Runge.**

Eine Uhr schenken wir Ihnen
wenn Sie unsere 100 Ansichtspostkarten verkaufen. Die Uhr ist prachtvoll graviert, hat ein richtig und verlässlich gehendes Werk, für welches wir ein Jahr Garantie leisten. Die 100 Postkarten senden wir Ihnen zum Verkauf frei, und wenn Sie sie verkauft haben, senden Sie uns 6 Mk., worauf wir Ihnen die Uhr schicken.
J. Stern Co., Berlin 7, Köpenickerstr. 55.

Als besonders preiswert und vorzüglich mundend empfehle garantiert naturreinen, französischen, roten
Trauben-Wein
d. Flasche 65 ₰, d. Liter 75 ₰. 12 Fl. franko Haus München.
Philipp Simon, Weinbergbesitzer
Seidlstr. 28 a. d. Karlstr. Frauenstr. 5, vis-à-vis der Handelsschule.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Institut Central
Pensionat Saint-Antoine
Ternath bei Brüssel
Internationales Pensionat für Knaben u. j. Leute. Französ., Englisch, Handelskorr. Prospekt durch
Prof. O. Hoffmann.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring.
Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern 1913 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche
Lehrmittel, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielfabrik M. Welden, Köln. Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder Mauritius, z. H. Eilers, Post Schwarzbach (Rhön) oder Dr. Berberich, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

1 Schreibmaschine billig
nagelneu, noch unausgepackt, erstklassiges System mit allen mod. Neuerungen, sichtbare Schrift, 2 Farben schreibend usw. ist sofort mit voller 2jähr. Garantie **80 Mark unter Preis abzugeben.**
Conrad Lerch, Neisse 19

Prima westf.
Schinken
Rundschnitt, feinste Land-Winterware, im Gewicht von 10—25 Pfd., Buchenholz-Räucherung empfiehlt und versendet per Pfd. zu Mk. 1.30 unter Nachnahme
Ignaz Kraft, Paderborn Westfalen.

Meß- und Kommunion-Hostien
empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen; auch die Kommunionhostien haben eigene Prägungen. Muster und Prospekte gratis und franko.
Franz Hoch,
kgl. bayer. Hofhostienbäcker
Bischöflich genehmigt — Pfarramtlich beeidigt
Miltenberg a. M., Diözese Würzburg.

Knaben-Pensionat St. Joseph der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen".** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold). Für die ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält. akad. Berufe, ältere Priesteramtskand. 7 ak. Lehrer, kl. Schülerzahl. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 OI, 3 UI, 8 OII bezw. Einj., 6 UII, 2 OIII. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap. indiv. Erz. Prsp. u. Ausk. d. d. geistl. Direktor.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Breslau 3, Freiburger-Strasse 42
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett.-, Primaner- und Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höheren Lehranstalt. Streng geregeltes Anstaltspensionat.
Seit 1911 auch besond. **Damenkurse** für die Primaner- und Abiturienten-Prüfung.
Bisher bestanden bereits **646** Prüflinge, darunter **83 Abiturienten.**
Seit Januar 1910 bestanden 321 Zöglinge, dar. 49 Abiturienten (dar. 16 Damen), 16 für Oberprima, 40 (dar. 1 Dame) für Unterprima, 62 (dar. 16 Extraneer) für Obersekunda, 65 für Untersekunda und 59 Einjährige.
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.
Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.
Nachhilfe durch Fachlehrer in reichlichem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die Direktion.

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegründet 1888. Staatlich genehmigt. Für alle Klassen Einj., Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge, beste Empfehlungen d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Katholischer Weltpriester sucht Stellung als Hausgeistlicher bzw. auch als Hauslehrer od. Privatsekretär
in adeligem Hause bei bescheidenen Ansprüchen; ist bereit, in der Seelsorge auszuhelfen. Offerten unter P. P. 18361 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Herm. Cassau Ww.
Paderborn.
Atelier für kirchliche Goldschmiedekunst. ::
Eigene Werkstätte
für Anfertigung aller künstl. Metallarbeiten f. kirchl. Kunst.
Auswahlsendungen und Entwürfe franko gerne zu Diensten. — Feinste Referenzen. :: Mässige Preise.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer. Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile, b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 26. April 1913. X. Jahrgang.

Die neue Wehrvorlage und die deutsche Auslandspolitik.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Eine tiefe Verstimmung durchzieht unser Volk, eine Verstimmung über die neue, schwere Belastung an Soldaten und Steuern. Seit ungefähr 15 Jahren schwellen die öffentlichen Lasten immer stärker an, zuerst in den Einzelstaaten und Gemeinden, dann seit 1909 auch im Reiche, seitdem dieses sich von der Bülowschen Schuldenwirtschaft abgewendet hat. Die allgemeinen Ursachen dieser hohen Steigerung der öffentlichen Lasten sind die vermehrten Ausgaben für Kulturzwecke und die Teuerung der Lebensbedürfnisse; dazu kommt nun im Reiche die wachsende Unsicherheit der politischen Lage. Die kleine Finanzreform von 1906 brachte dem Reiche eine Einnahme von etwa 180 Millionen, die große von 1909 brachte über 500 Millionen, weil die Voranschläge der damals bewilligten Steuern dank der aufsteigenden wirtschaftlichen Lage überschritten wurden. Jetzt verlangt das Reich vom deutschen Volke einen einmaligen Wehrbeitrag von einer Milliarde und dazu eine dauernde jährliche Mehrausgabe von etwa 200 Millionen. Die Hoffnung, daß damit das Ende erreicht sei, ist ganz aussichtslos; die Lasten werden, falls nicht energische Abwehr erfolgt, noch höher steigen. Das deutsche Volk wird auch die neue, schwere Belastung auf sich nehmen in Erkenntnis ihrer Notwendigkeit. Es tut es aber nicht mit Begeisterung, darüber möge man sich trotz aller patriotischen Zeitungsartikel und Reden keiner Täuschung hingeben. Diesem Gefühle entsprach auch die ganze Debatte vom 7. April ab im Reichstag; sie zeigte keine Hurrastimmung, wohl aber ernste Beratung angesichts einer ernsten Lage.

Wie hat sich seit 40 Jahren unsere politische Lage geändert! Damals war Frankreich in einer beispiellosen Reihe deutscher Siege niedergeworfen, hatte uns zwei schöne einst deutsche Provinzen abtreten und eine Kriegsschuld von 5 Milliarden Franks an uns bezahlen müssen. Dazu waren bei ihm die eigenen Kriegskosten gekommen. England war uns freundlich gesinnt, aber doch isoliert und stand im tiefsten Interessengegensatz zu Rußland. Diesem hatte es im orientalischen Krieg von 1854 gemeinsam mit Frankreich und Italien die Befreiung der Balkanslawen und die Zerstückelung der Türkei gewehrt und ihm demütigende Niederlagen beigebracht. Rußland hatte uns daher in dem großen Kriege mit Frankreich im Jahre 1870 den Rücken gedeckt gegen Oesterreich, das vor den entscheidenden Erfolgen von Wörth und Sedan gern auf die Seite Frankreichs getreten wäre. Diese Haltung Rußlands, ohne welche der ganze siegreiche Krieg unmöglich gewesen wäre, war ein Erfolg der traditionellen Freundschaft des preußischen mit dem russischen Herrscherhause, war noch mehr aber vielleicht durch Oesterreich veranlaßt, das in jenem orientalischen Kriege von Siebenbürgen und den Donau-Fürstentümern aus die russische Flanke bedroht und so den Dank abgestattet hatte, dafür, daß ihm Rußland bei der großen Empörung von 1849 Ungarn gerettet hatte.

Die großen Siege über Frankreich haben den Kaisertraum des deutschen Volkes, der 1848 vergeblich der Erfüllung gehofft, verwirklicht, ein deutsches Parlament tagte in Berlin, das Haus Hohenzollern stand auf der Höhe seiner Erfolge; das Ziel, das ihm anfangs unbewußt, seit einem Jahrhundert mit Bewußtsein vorgeschwebt, war durch eine umsichtige, streb- und sparsame Politik erreicht, das Haus Habsburg aus Deutschland verdrängt, die Hohenzollern hatten die Führung des deutschen Volkes übernommen.

Und heute eine neue ungeheure Wehrvorlage, die größte und teuerste, die jemals dagewesen, mit einer Heeresverstärkung von 120000 Mann, dazu eine gewaltige Steuervermehrung, und das alles mit einer Begründung, die bei aller diplomatischen Zurückhaltung zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß *ein erbitterter, rücksichtsloser Krieg mit Frankreich und Rußland nur noch die Frage einer kurzen Frist sein kann!* Wohl hat Bismarck 1879 den Bund mit Oesterreich geschlossen und 1887 auch Italien diesem Bunde zugeführt mit dem Zwecke, den Weltfrieden zu erhalten. Aber diesem Dreibund trat allmählich ein anderer entgegen, ein Bund von Rußland, Frankreich und England, und dieser uns feindliche Dreibund hat durch den unerwarteten Zusammenbruch der Türkei unter den Schlägen der Balkanvölker eine bedeutende Verstärkung erhalten. Frankreichs hysterisch gesteigerter Rachedurst ist dadurch zu einer ernsten Gefahr geworden, die Erfolge der Balkanslawen haben das allslawische Gefühl aufs höchste dermaßen erhitzt, daß, wenn es irgend möglich wäre, sofort ein allgemeiner Angriff auf Oesterreich und Deutschland losbrechen würde.

Wie ist das gekommen? Bismarck hatte den *Bund mit Oesterreich* geschlossen, weil beide Staaten gegenseitig einer Stütze bedurften. Vor die Wahl zwischen Wien und Petersburg gestellt, zog Bismarck die habsburgische Monarchie als Bundesgenossen vor, weil sie ein Teil Deutschlands ist und durch die Lage in Mitteleuropa mit diesem zahlreiche gemeinsame Interessen hat. Beide Reiche gewährleisteten sich ihr Gebiet, und unter derselben Bedingung trat auch Italien bei. Daneben aber hatte Bismarck 1887 noch den sogenannten *Rückversicherungsvertrag mit Rußland* abgeschlossen in dem Sinne, daß jede der beiden Mächte eine wohlwollende Neutralität beobachten werde, wenn die andere, ohne provoziert zu haben, angegriffen werde. Der angreifende Staat konnte Oesterreich, aber auch England sein, und insofern konnte sich diese russische Rückversicherung mit dem Dreibund vertragen, als sicher anzunehmen war, daß Oesterreich bei seinem hervorragend friedlichen Charakter Rußland nicht provozieren würde; wenn aber Rußland provozierte, so war Deutschland seiner Neutralitätspflicht ledig. Im Frühjahr 1890 *entließ nun Kaiser Wilhelm den Fürsten Bismarck* wegen Meinungsverschiedenheiten, noch mehr aber wegen zu großer Gegensätzlichkeit der beiden Charaktere. Das war der erste und vielleicht größte Fehler des jungen Kaisers, der zwei Jahre vorher, erst 29 Jahre alt, zur Regierung gekommen war und, mit großem Selbstbewußtsein erfüllt, offenbar die Schwierigkeiten seiner Stellung und der politischen Lage stark unterschätzte. Unter keinen Umständen oder nur im Falle äußersten Zwanges durfte ein Mann von der Bedeutung, der Erfahrung und dem Geiste Bismarcks aus dem Rate eines Deutschen Kaisers entfernt werden. Bismarck hatte das Reich geschaffen, ihm verdankten die Hohenzollern ihre hohe Machtstellung. Bismarcks Ansehen in der äußeren Politik war zugleich das Ansehen des Deutschen Reiches. Der Kaiser wollte, wie der Ausdruck gelautet haben soll, sein eigener Kanzler sein. Der neue Kanzler, Graf Caprivi, *kündigte* sofort, vielleicht allzusehr englischen und österreichischen Einflüssen folgend, den *Rückversicherungsvertrag mit Rußland* — ein folgenschwerer Schritt, dessen Tragweite offenbar nicht überlegt wurde und der die Grundlage der ganzen heutigen politischen Lage Europas ist. Jetzt ging die für unsere Weltstellung *unentbehrliche Rückendeckung im Osten verloren*, der Draht nach Rußland, wie Bismarck sich ausdrückte, war zerschnitten. Rußland wurde aus einem Freund ein Feind des Deutschen Reiches und suchte sich selbstverständlich

einen anderen Bundesgenossen, Frankreichs Rachedurst sah nun die Möglichkeit der Verwirklichung, England konnte seine ägyptischen und südafrikanischen Pläne ausführen.

Zunächst mußte Rußland die Kündigung des Vertrages dahin auffassen, daß ihm von Deutschland und Oesterreich Gefahr drohe und suchte einen neuen Bundesgenossen. Zwischen ihm und England bestand der alte Gegensatz wegen der orientalischen Frage, wegen Konstantinopel, der Dardanellen, Persien und Indien. Frankreich aber nahm Rußland mit offenen Armen auf.

Die atheistische kulturkämpferische Republik und die hochorthodoxe Autokratie, die extrem demokratische Freiheit und die absolutistische Willkürherrschaft, Jakobinermütze und Knute verbündeten sich. Frankreich lenkte damit zurück in die Bahnen, die es schon im 16. und 17. Jahrhundert gegangen war: sich mit dem Osten Europas gegen Mitteleuropa zu verbinden, damals mit den Türken gegen Kaiser und Reich und nun mit Rußland gegen Deutschland. Der Bund mit Frankreich brachte Rußland ungeheure Vorteile. Es erhielt bis jetzt von Frankreich etwa 15 Milliarden Mark geliehen, verstand es aber gleichzeitig, die Einfuhr atheistisch-demokratischer Ideen aus Frankreich mit Knute und Henker zurückzuweisen. Dabei ist von Jahr zu Jahr die Intimität zwischen Rußland und Frankreich gewachsen und Ende Februar hat der Zar in einem Schreiben an den Präsidenten Poincaré ausdrücklich die Beziehungen beider Staaten eine Allianz genannt und erklärt, sie sei die Grundlage der russischen Auslandspolitik; sie ist mehr als das, sie ist seit bald zwanzig Jahren der Angelpunkt der europäischen Lage.

Das zweite treibende Element unserer Auslandspolitik ist das starke Anwachsen von Deutschlands Bevölkerung, Deutschlands Industrie und Welthandel. Während Frankreich nicht ruhen möchte, bis es Elsaß-Lothringen wiedererlangt und Rache an Deutschland genommen, fühlt England seine herrschende Stellung auf dem Weltmarkte durch Deutschlands politische Macht und wirtschaftlichen Aufschwung bedroht. Der deutsche Michel, früher als Träumer, Dichter und Philosoph im Rate der Völker halb mitleidig geduldet, hat sich eine gewaltige Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande geschaffen, besitzt die erste chemische Industrie der Welt, ein mächtiges Eisen- und Stahlgewerbe, nistet sich vermöge seiner großen Anpassungsfähigkeit überall auf der Erde ein, um Geschäfte zu machen, und der angelsächsische Vetter sieht das mit begreiflichem Groll. Seit dem Niedergang der deutschen und spanischen Macht war der Brite gewöhnt, die Welt allein für sich auszubeuten. England wird sich aber daran gewöhnen und hat sich im allgemeinen auch bereits daran gewöhnt, den deutschen Wettbewerb überall zu finden; nicht immer aber hat sich unsere Politik bemüht, dem englischen Volke die Ueberzeugung beizubringen, daß es außer dem wirtschaftlichen Wettbewerbe nichts von uns zu fürchten habe. Im Gegenteil, das Glückwunschtelegramm, das Kaiser Wilhelm 1896 an den Präsidenten Krüger nach Südafrika schickte, als die Buren den Jameson-Einfall zurückgeworfen hatten, mußte in England den Verdacht erwecken, daß Deutschland die Buren unterstütze gegenüber dem damals schon offenkundigen Bestreben Englands, ein großes südafrikanisches Reich mit Einverleibung der Buren-Republiken zu schaffen. Solche Telegramme darf man entweder gar nicht abschicken, oder man muß dann auch den Mut und die Macht haben, mit aller Wucht die Tat folgen zu lassen. So aber haben wir uns nur verdächtig gemacht und konnten im Ernstfalle den Buren doch nicht helfen; wenn wir nicht unsere ganze Flotte und wenigstens fünf Armeekorps im Burenkriege gegen England verwenden wollten, was für jeden besonnenen Politiker von vornherein ausgeschlossen war, mußten wir schweigen. Auch Frankreich war damals noch mit England verfeindet und schwärmte ebenfalls für die Buren, aber es schickte auch diesen, als sie zwei Jahre später in einem blutigen Kriege mit dem übermächtigen England hoffnungslos um ihre Selbständigkeit rangen, kein Gewehr, kein Geschütz, kein Schiff, nicht einmal eine Patrone. Bald darauf vertrug es sich aus Abneigung gegen Deutschland mit England, gab auf dessen brutales Verlangen 1898 die Stellung am oberen Nil auf, ertrug diese „Schmach von Faschoda", verzichtete noch dazu auf seine sämtlichen Rechte in Aegypten, so daß dieses nun eine englische Provinz wurde. Dafür erhielt es später Englands Unterstützung bei der Besitzergreifung von Marokko. Als König Eduard 1901 die Regierung Englands übernahm, verständigte er sich mit Rußland über die wichtigsten Fragen der mittelasiatischen Politik, verbündete sich mit Japan zur gegenseitigen Gewährleistung des asiatischen Besitzes und verwendete dann seine ganze diplomatische Kunst, um Deutschland einzukreisen. An Ruhe, Planmäßigkeit und staatsmännischem Geschick zeigte er sich seinem deutschen Neffen weit überlegen. Italien machte er wankend, an der Bundestreue des greisen Kaisers Franz aber scheiterte sein Versuch, den feindlichen Ring um Deutschland zu schließen.

Angesichts der Mißstimmung Englands versuchte Deutschland sich mit der Türkei und dem Islam anzufreunden und als deren Schützer aufzutreten. Offenbar hoffte man, auf diese Weise den Dreibund bis tief in den Orient hinein auszudehnen, ihn gegen England und Rußland zu verstärken. Die türkische Armee schien immer noch, wenn gut geführt, eine der besten der Erde. Noch Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Oesterreichs Orientpolitik das Ziel, die Türkei zurückzuwerfen und die Balkanslawen zu befreien. Prinz Eugen hatte Bosnien und große Teile von Serbien und der Walachei dem Kaiser unterworfen. Nach seinem Tode wurde 1739 Oesterreich gezwungen, das alles wieder herauszugeben. Das Ziel seiner Politik wurde nun die Erhaltung der Türkei. Es mußte diese Politik einschlagen, weil es in den jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Türken von Deutschland und besonders dem deutschen Protestantismus immer nur höchst mangelhaft unterstützt worden war. Gab doch schon Luther die Parole aus: der päpstliche und der kaiserliche Türke sei schlimmer als der türkische Türke.

Kaiser Wilhelm reiste nun im Herbst 1898 mit dem ganzen kaiserlichen Pomp nach Palästina. Es war eine Wallfahrt zu den heiligen Stätten und ein Bekenntnis der Freundschaft zur Türkei. Verkündet wurde diese deutsch-türkische Politik wie immer geräuschvoll der ganzen Welt. Am 8. November 1898 bei dem Festmahl im Stadthause zu Damaskus erklärte der Ulema, dieser Besuch bringe dem Deutschen Kaiser die begeisterte Liebe von 300 Millionen Mohammedanern. Kaiser Wilhelm erwiderte: möge der Sultan und mögen die 300 Millionen Mohammedaner, die auf der Erde zerstreut sind und im Sultan ihren Kalifen verehren, versichert sein, daß der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird. Als vorläufiges Ergebnis dieser Freundschaft erhielt Deutschland 1899 die türkische Konzession zur Erbauung der Bagdad-Bahn. Das Zweiströmeland, ehemals ungeheuer reich an Menschen, Getreide und Kultur, soll wieder erschlossen werden, nachdem der Fuß des Islam seit mehr als einem Jahrtausend dort Tod, Verödung und Barbarei gebracht hatte. Aber schon der Versuch, eine rein deutsche Eisenbahn zu bauen, ist im Beginn gescheitert, Deutschland mußte sich mit 40% Kapital begnügen und 30% französisches und 30% schweizerisches dazu nehmen. In der 26köpfigen Direktion sind nur 11 Deutsche, dagegen 8 Franzosen, allerdings kein Engländer. Die Oberleitung ist in deutschen Händen.

Die politischen Hoffnungen auf die türkisch-deutsche Freundschaft konnten sich nicht erfüllen. Man konnte damals schon wissen, daß die Türkei gegenüber den aufstrebenden christlichen Balkanvölkern wegen ihrer ungeheuren inneren Schäden auf die Dauer sich nicht halten kann. Statt dessen mögen manche geglaubt haben, in einem Kriege Englands gegen Deutschland könne dieses von der Türkei aus die nach Abwerfung des englischen Joches verlangende arabische Bevölkerung Aegyptens zum Aufstand bringen und Englands Straße nach Indien bedrohen —, ein abenteuerlicher Gedanke, der das Augenmaß für die Wirklichkeiten der Politik, für die geographische Lage und die Machtmittel Deutschlands und Oesterreichs vermissen ließ. Der Bund mit der Türkei war ein Bund mit einem Leichnam. Das hat sich inzwischen durch den vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch der Türkei gezeigt. Unsere Diplomatie freilich war durch diesen Zusammenbruch ebenso überrascht wie im Jahre 1909 durch die jungtürkische Revolution, dieses Verzweiflungsmittel der Türkei, die aber, statt das Reich zu retten, seinen Untergang beschleunigte. Die tiefste Ursache des Zusammenbruches der Türkei ist die innere Fäulnis des Islam in der Vielweiberei und Sklaverei, in der hochmütigen Verachtung der Christen, in der gänzlichen Unfähigkeit der Türkei, ein höheres Wirtschaftsleben zu schaffen, so daß Handel, Industrie und das höhere Gewerbe fast nur von Juden, Griechen, Armeniern, Italienern und Levantinern betrieben werden. Daher sind noch alle diese islamitischen Gemeinwesen auf einer tiefen Kulturstufe stehen geblieben und unter jedem kräftigen Anstoß von außen zusammengebrochen. Der Islam besitzt nicht entfernt die Anpassungs- und Fortbildungsfähigkeit wie das Christentum sie hat. Er ist eine Religion für ein halbbarbarisches Herrenvolk. Alles

ist käuflich, die Weiterentwicklung zu einem modernen Staate mit fortschreitender Volksbildung, mit Aufblühen von Ackerbau und Industrie, mit einer unabhängigen, unbestechlichen Rechtspflege, mit einem gerechten Steuerwesen, geordneter Finanzgebarung und pflegsamer Verwaltung ist in der Türkei undenkbar. Der Islam kann nicht reformieren, und der Versuch der Jungtürken, dem Islam gegen seine Natur den modernen Staat aufzuzwingen, war der Anfang vom Ende. Aller Heldenmut konnte das nicht aufhalten. Daher darf man wohl bezweifeln, ob die Türkei durch Beschränkung auf ihren asiatischen Besitz zu retten sei. Die dortigen Völker ringen ebenso nach Selbständigkeit wie die Balkanvölker, und sie werden sie auch erhalten mit oder ohne Hilfe der Türken. Dabei wird allerdings der deutsche Besitz an der Bagdadbahn stark gefährdet.

Ebenso unglücklich wie die südafrikanische und die orientalische war die nordafrikanische Seite der deutschen Politik. Nachdem Südafrika englisch geworden, begann unsere Politik dasselbe Spiel, das sie dort mit dem Telegramm an den Präsidenten Krüger begonnen hatte, mit Marokko. Frankreich hatte 1883 Tunis sich angeeignet mit Ausschließung der Italiener und zeigte nun immer deutlicher das Bestreben, neben Tunis und Algier, die es besaß, auch Marokko zu verschlingen. Auch hier war, wie in all den islamitischen Staaten der unrettbare innere Verfall des Landes die treibende Kraft. Ebenso geräuschvoll wie Englands südafrikanische, suchten wir nun Frankreichs nordafrikanische Politik zu durchkreuzen. Kaiser Wilhelm machte eine Fahrt in das Mittelmeer und hielt am 31. März 1905 zu Tanger an den Vertreter des Sultans eine Ansprache: Er besuche den Sultan als unabhängigen Herrscher und hoffe, daß unter der Herrschaft des Sultans ein freies Marokko der friedlichen Konkurrenz aller Nationen ohne Monopole und Ausschließungen eröffnet werde. Gegenüber der deutschen Kolonie in Tanger betonte der Kaiser: Die großen Handelsinteressen Deutschlands in Marokko müßten gefördert werden, das sei aber nur möglich unter der Voraussetzung der Gleichberechtigung aller Mächte, der Souveränetät des Sultans und der Unabhängigkeit des Landes; sein Besuch sei die Anerkennung dieser Unabhängigkeit.

Aber auch diesen starken Worten entsprach später nicht die politische Tat. Bei der Konferenz zu Algeciras stand nur Oesterreich auf unserer Seite, alle anderen Mächte traten gegen uns auf. Noch suchte man den Schein der marokkanischen Unabhängigkeit zu wahren, aber auch dieser Schein ist sehr rasch durch die französisch-englische Politik zerrissen worden auf Grund der gänzlichen Unfähigkeit Marokkos, seine Unabhängigkeit zu retten. Marokko ist heute eine französische Provinz. Spanien erhielt einen kleinen Teil davon; sonst ist ganz Nordafrika französisch, und nur Tripolis hat Italien noch rasch 1911 für sich gerettet. Auch wegen Marokko haben wir ebensowenig einen Krieg angefangen als wegen der Buren, und das war klug, weil durch die politische Lage unbedingt geboten. Um so weniger aber durfte die Kaiserreise unternommen werden, denn auch sie endete mit einer Niederlage. Dreimal, im Orient, bei den Buren und in Marokko ist die deutsche Politik unterlegen, und das empfinden wir um so schmerzlicher, weil in diesen drei Fällen stets der Kaiser persönlich sich einsetzte.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zwischenfall von Nancy.

Ein Trupp von Rohlingen hat in der Sonntagsnacht zum 14. April in Nancy einen „Zwischenfall" herbeigeführt, der eine Woche lang die europäische Kulturwelt in Spannung hielt. Auf zwei Gruppen von friedlichen deutschen Vergnügungsreisenden (je 2 und 4 Personen) wurde auf Anstiftung von Studenten, unter „begeisterter" Beihilfe von Nachtbummlern und „wohlwollender" Indolenz der dortigen Polizei eine Hetze veranstaltet, die von groben Beschimpfungen zu rohen Tätlichkeiten sich steigerte. Die deutsche Regierung griff auf die ersten Nachrichten von der Gewalttat sofort ein, und der Staatssekretär des Auswärtigen erklärte im Reichstage, daß im Falle der Bestätigung unser Botschafter Vorstellungen wegen des Mangels an Schutz der Deutschen in Frankreich erheben werde.

Erfreulicherweise hat die französische Regierung durch schnelles, kräftiges und kluges Einschreiten dem Zwischenfall die gefährliche politische Spitze abgebrochen. Es wurde alsbald der Staatsrat Ogier als besonderer Untersuchungskommissär nach Nancy geschickt; auf seinen Bericht hin verfügte der Minister unverzüglich die Maßregelung der säumigen Beamten. Zwei Polizisten, die am Bahnhof in der kritischen Zeit Dienst hatten, wurden abgesetzt; die Polizeikommissäre von Stadt und Bahnhof Nancy wurden versetzt „im Interesse des Dienstes" und die Reorganisation der dortigen Polizei verfügt. Ferner verfiel sogar der Präfekt, der nicht rechtzeitig nach Paris berichtet hatte, der Strafversetzung. Von deutscher Seite ist daraufhin halbamtlich öffentlich anerkannt worden, daß die französische Regierung unverzüglich, und noch bevor sie von den Aussagen der beteiligten Deutschen in Kenntnis gesetzt werden konnte, die Versäumnisse der Beamten geahndet hat und damit die politische Seite der Sache in befriedigender Weise erledigt zu sein scheint, — selbstverständlich unter Vorbehalt der Ansprüche der Geschädigten.

Die Bemerkung, daß die französische Regierung schon vor der Uebermittlung der Aussage der verfolgten Deutschen ihre Maßregeln getroffen habe, ist von besonderem Interesse. Offenbar hat das Pariser Ministerium sich in berechneter Absicht so beeilt, daß sie bei dem Wettrennen mit der deutschen Bureaukratie einen Vorsprung hatte. Sie rettete das Gesicht, wie man in China sagt, wenn sie die Disziplinarstrafen ausschließlich auf Grund ihrer eigenen Information verhängte, ohne erst weitere Mitteilungen von deutscher Seite abzuwarten. Zugleich hatte sie Gelegenheit, den Bericht ihres Staatsrates als maßgebendes Aktenstück zu veröffentlichen, ehe die Berichtigungen und Ergänzungen von deutscher Seite vorlagen. Der Bericht Ogiers treibt nämlich einige Schönfärberei, um das schmähliche Verhalten der französischen Rohlinge nicht gar zu grell erscheinen zu lassen. Die glaubwürdige Aussage der Gegenseite stellt eine halbstündige Tortur fest, und wider Willen mußte der amtliche französische Bericht die Realinjurien bestätigen. Es muß einwandfrei vor aller Welt festgestellt werden, daß Angehörige jener Nation, die sich selbst als Kulturspitze betrachtet, gegen friedliche und wehrlose Deutsche handgreiflich geworden sind. Diese beschämende Tatsache wird zur Erziehung des französischen Volkes hoffentlich in ähnlicher Weise beitragen, wie die Maßregelung der Polizisten und des Präfekten zur Erziehung der dortigen Beamtenschaft.

Unsere Sozialdemokraten, die in jeder nationalen Angelegenheit dem eigenen Volkstum ein Bein zu stellen suchen, haben die Behauptung aufgestellt, die Ausweisung des französischen Genossen Compère-Morel aus Magdeburg sei ein Gegenstück als deutsche Verletzung der Gastfreundschaft. Besagter Franzose sollte bei uns zu Lande in der Opposition gegen die deutsche Heeresverstärkung mitwirken. Eine solche Einmischung eines Ausländers in eine innerpolitische Angelegenheit, und nun gar in die Frage der Landesverteidigung, ist offenbar ungehörig und wird mit Recht verhindert. Wie es mit der deutschen Gastfreundschaft gegen friedliche Gäste aus Frankreich bestellt ist, zeigte sich gerade an dem kritischen Tage der Spannung, als der glückliche Vollender des Fluges Paris—Berlin bei uns im Triumph auf den Schultern getragen und im kaiserlichen Aeroklub gefeiert wurde. „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen", und wir wollen es auch bleiben, wenn die chauvinistische Erregung in Frankreich noch zu weiteren Exzessen führen sollte. Unser Kriegsminister aber lacht sich still ins Fäustchen, da die Rohlinge von Nancy einen neuen Beitrag zur Notwendigkeit der Heeresverstärkung geliefert haben. Der Chauvinismus ist leider kein leerer Wahn.

Die braunschweigische Frage.

Der Herzog von Cumberland hat mit seiner Gemahlin dem Kaiserpaar in Homburg v. d. H. seinen Besuch abgestattet. Die persönliche Begegnung besiegelt den Ausgleich zwischen den beiden Fürsten und ihren Häusern, der durch die Vermählung der beiden Kinder bald seine Krönung erfahren soll. Natürlich erwartet man allgemein, daß Prinz Ernst August nunmehr die Regierung des Herzogtums Braunschweig antreten werde. Nach dem Bundesratsbeschluß, den seinerzeit der Blockkanzler Bülow bei dem Wechsel in der braunschweigischen Regentschaft durchgesetzt hat, gilt ein förmlicher, ausdrücklicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf alle Ansprüche auf Hannover als Vorbedingung. Der Herzog hat aber eine solche Erklärung in Worten bisher nicht abgegeben, wenn er auch tatsächlich mit dem preußischen Herrscherhause nicht bloß in den Friedensstand, sondern sogar in den

engsten Verwandtschaftsstand getreten ist. Die Offiziösen sprechen sich nun über die Frage der braunschweigischen Thronfolge in orakelhaftem Stil aus. Es heißt da in der „Nordd. Allgem. Ztg.", die Familienverbindung sei vom Volk als friedlicher Ausgleich bisheriger Gegensätze freudig begrüßt worden, und wie diese Familienverbindung auf der verbürgten Gewähr vollster Aussöhnung beruhe, so werde auch eine anderweite Regelung der braunschweigischen Thronfolge, die nur durch einen erneuten Beschluß des Bundesrats erfolgen könne, die Herstellung desjenigen friedlichen Verhältnisses zur Grundlage haben, das nach den Prinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung die Beziehungen unter allen Bundesstaaten ordne und sichere. Aus diesen Wendungen kann man alles folgern und auch das Gegenteil. Es scheint doch wenigstens eine erneute Beschlußfassung des Bundesrates in Aussicht genommen zu sein. Daß der Schwiegersohn des Kaisers als Herzog von Braunschweig eine Gefahr für den preußischen Staat und das Deutsche Reich wäre, kann doch niemand annehmen.

Zur Jesuitenfrage

machte der Reichskanzler gelegentlich der Etatsberatung eine kurze Mitteilung. Er betrachtet den Beschluß des Reichstags auf Aufhebung des Ausnahmegesetzes als ein „Novum", über das die Entschließung des Bundesrats noch aussteht. Es ist nicht viel, aber doch etwas, wenn man über den Reichstagsbeschluß nicht einfach zur Tagesordnung übergeht, wie es die Scharfmacher vom Evangelischen Bunde voraussetzten. Der Reichskanzler bestätigte ferner, daß die Rückfrage bei den Bundesregierungen, die das Reichsamt des Innern angestellt hat, sich beziehen auf das Verhältnis des Reichsrechts zum Landesrecht in Sachen des Jesuitenordens. Die Frage war bekanntlich bei den letzten Reichstagsdebatten angeschnitten worden. Wir haben nichts dagegen, wenn die Sache recht gründlich klargestellt wird. Die Nutzanwendung wird auf alle Fälle dahin gehen, daß die kirchliche Tätigkeit der Jesuiten verfassungsrechtlich nicht Reichssache ist, sondern in die Autonomie der Einzelstaaten gehört, und daß die Beschränkung der Jesuiten und ihrer außerkirchlichen Tätigkeit als Versammlungsredner usw. nichts anderes ist, als eine ganz unmotivierte, willkürliche Verletzung der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit und Freiheit. Bei gutem Willen findet sich da ein Boden für die Beseitigung des Reichsverfolgungsgesetzes. Ohne voreilige Hoffnung darf man es doch immerhin begrüßen, daß die Sache in Fluß bleibt. Der Reichskanzler erklärte nebenbei, daß ihm von einem „Kuhhandel", wie ihn die gegnerische Presse an die Wand malt, nichts bekannt sei. Dem Zentrum auch nicht. Das Zentrum, die Jesuiten selbst und das ganze katholische Volk würden auch jeden Vorschlag von der Schwelle abweisen, der unser gutes Recht von einem politischen Schachergeschäft abhängig machen oder auch nur abhängig erscheinen lassen wollte.

Aus dem Reichstage.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen sind in die Kommission gewandert, und zwar alles zusammen in die Budgetkommission, was die gleichzeitige Erledigung von einer und derselben Mehrheit erleichtert. Die weiteren Erörterungen in der Presse haben kein entscheidendes Material zutage gefördert. Die Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause haben eine Demonstration gegen die Eingriffe des Reiches in das einzelstaatliche direkte Steuerwesen veranstaltet, wobei der preußische Minister des Innern sich im Sinne der Warnungsschlußrede des Reichskanzlers aussprach. Die Entscheidung liegt aber bei der noch immer unschlüssigen nationalliberalen Fraktion des Reichstages.

Die neue große Arbeitslast trug dazu bei, daß die Budgetkommission des Reichstages den mühseligen Kampf gegen das Duellunwesen im Heere zunächst nicht zum Abschluß bringen konnte, sondern auf einen besonderen Strang schieben mußte. Es ist das eine Geduldprobe, wie überhaupt die traditionellen Mißstände auf militärischem Gebiete den zähesten Bäumen im Urwald gleichen.

Der sozialdemokratische Wortführer Liebknecht warf nun eine sensationelle „Enthüllung" in diese Debatte. Er beschuldigte die deutsche Waffen- und Munitionsfabrik, in französische Zeitungen Artikel lanziert zu haben, die das Wettrüsten und somit das Geschäft fördern sollten. Von größerer Bedeutung war die Anschuldigung gegen die Firma Krupp in Essen, daß einer ihrer Beamten in Berlin, ein früherer Feuerwerker, sich durch Bestechung von Beamten der Heeres- und Marineverwaltung Schriftstücke verschafft habe, die nicht bloß Konkurrenzverhältnisse, sondern auch geheim zu haltende Konstruktionen beträfen. Dieserhalb schwebt bereits ein gerichtliches Verfahren, das der Kriegsminister sofort veranlaßt hat, als ihm die Sache gemeldet wurde. Der Abschluß und das Urteil sind abzuwarten. Dem rücksichtslosen Geschäftstrieb der Waffenfabriken kann ein Dämpfer nicht schaden. Vom Zentrum war schon längst gerügt worden, daß Krupp von der eigenen Regierung höhere Preise eintrieb, als von fremden Regierungen. Hoffentlich wird jetzt fest in dieses Wespennest gegriffen. Aber wenn die Sozialdemokratie diese Aergernisse benutzen will, um gegen die notwendige Heeresverstärkung Stimmung zu machen, so muß man solchen Versuchen entschieden entgegentreten. Die Sicherheit des Vaterlandes steht turmhoch über den Ausschreitungen einzelner Geschäftsleute.

Streikrecht und Staatseisenbahn.

In die neuen Bestimmungen über die Aufnahme in den Dienst der bayerischen Staatseisenbahnen wird, nach einer offiziösen Mitteilung der „Bayerischen Staatszeitung", voraussichtlich folgende Klausel eingefügt werden, durch welche den Arbeitern der Streik verboten wird: „Von dem Personal der Verkehrsverwaltung muß im staatlichen und dienstlichen Interesse der unbedingte Verzicht auf gemeinsame Einstellung der Arbeit oder des Dienstes (Streik) gefordert werden. Das Personal darf Vereinigungen nicht angehören, deren Verhalten nicht genügende Sicherheit dafür bietet, daß sie von dem Mittel einer solchen Einstellung der Arbeit oder des Dienstes im Bereiche der Verkehrsverwaltung keinen Gebrauch machen werden." Im Interesse des Gesamtwohls und der Landesverteidigung ist es nur zu begrüßen, daß hier ein fester, entschiedener Standpunkt gewahrt ist.

Letzte Nachrichten.

Das Befinden des Hl. Vaters hat sich in sehr erfreulicher Weise gebessert. Da der Rückgang des Fiebers und die Zunahme der Kräfte schon sechs Tage anhalten, darf man wieder auf Genesung hoffen. Allerdings macht die tückische Art der Krankheit (Bronchienentzündung) noch eine längere sorgsame Schonung notwendig, da immer die Gefahr des Rückfalles besteht. Verharren im Gebete, — wie einst die ersten Christen bei der Bedrängnis Petri.

Der Friedensschluß am Balkan rückt nun endlich in greifbare Nähe. Ueber die Annahme der Vorschläge der Großmächte in der Hauptsache haben sich die Balkanstaaten verständigt und in ihrer Antwortnote unter einigen Vorbehalten wegen der Inseln und der Grenzen Thraziens und Albaniens die Vermittlung angenommen. Montenegro hat auch von der weiteren Berennung Skutaris stillschweigend Abstand genommen, nachdem die Serben von der Teilnahme an der Belagerung zurückgetreten waren. Es heißt, daß König Nikita eine Proklamation an sein Volk entwerfe, um ihm den bitteren Verzicht verständlich zu machen. Vermutlich wird die Hauptschuld auf das Abschwenken der Serben geschoben werden; so ergibt sich ein weiterer Beitrag zu dem Kapitel vom nachträglichen Bruderzwist, der noch viele Aergernisse zeitigen dürfte. Die Bulgaren haben vernünftigerweise schon am 14. ds. Mts. an der Tschataldschalinie einen mündlich vereinbarten Waffenstillstand eintreten lassen. Die Griechen bringen bereits einen Gefangenen-Austausch in Gang. Es wird!

Der belgische Streik dauert fort. Vorläufig keine ernsteren Ruhestörungen; nur hitzige Debatten in der Kammer. Die Großblock-Agitatoren haben aber die Festigkeit der Regierung und der Mehrheit nicht erschüttert. Die deutschen Offiziösen bemerken zu dem Versuch, durch den Streikzwang eine politische Forderung der Minderheit durchzusetzen: „Es ist nicht nur eine törichte, sondern auch eine verbrecherische Demonstration, die sich da austobt und deren Ende noch nicht abzusehen ist."

Interessant, wenn auch vorläufig noch ohne politische Bedeutung, ist die Nachricht von der Verlobung des Exkönigs Manuel von Portugal mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern zu Sigmaringen, der Tochter des Fürsten Wilhelm von der katholischen Linie des Hohenzollernhauses.

Schließlich verzeichnen wir noch, daß der französische Ministerpräsident Barthou nach der vernünftigen Erledigung des Zwischenfalles von Nancy eine Rede gehalten hat, die Frankreich gegen den Vorwurf des Chauvinismus verwahren sollte, aber selbst im alten chauvinistischen Tone gehalten war. Offenbar zur Beschwichtigung der „Patrioten", die sich über die Nachgiebigkeit der Regierung ärgern könnten! Wir sehen darin die Unzuverlässigkeit der französischen Friedensliebe beleuchtet.

Aus der Zentrale des deutschen Freidenkertums.

Von M. Geßner, München.

Die Königlich Bayerische Haupt- und Residenzstadt München ist schon mehr als einmal als Mittelpunkt des Monismus, als erste Pflanzstätte des Freidenkertums in Deutschland hingestellt worden. Auch Dr. Ernst Horneffer hat in einem am 15. April vor dem Schöffengericht in München verhandelten Beleidigungsprozeß gegen den Chefredakteur Osterhuber des „Bayerischen Kurier" für München den Ruhm der Zentrale der „Freiheitlichen" oder „Freireligiösen" oder dergleichen in Anspruch genommen. Ob diese Bezeichnung mehr den Tatsachen oder dem Selbstbewußtsein der „Freiheitlichen" Münchens entspricht, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls scheint es der Ehrgeiz Dr. Horneffers zu sein, München zur Zentrale der vielgestaltigen antichristlichen Bewegung zu machen und den in diesem Sinne schon vorhandenen Nimbus nicht verderben zu lassen. Gerade aus letzterem Grunde scheint er auch gegen Herrn Osterhuber eine empfindliche Strafe beantragt zu haben, da in einem Artikel des von diesem geleiteten „Bayer. Kurier" sittliche Verwahrlosung als Folge des „freireligiösen" sogenannten konfessionslosen Moralunterrichts, dessen Lehrplan Horneffer entworfen hat, bezeichnet worden war. Das Urteil lautete auf eine Geldstrafe von 100 ℳ. Wollte man auf katholischer Seite in gleicher Weise empfindlich sein, so hätte schon mancher „Freiheitliche", ob er nun dem bürgerlichen sogenannten freiheitlichen Kartell oder der proletarischen Freidenkerbewegung angehört, vor Gericht gestellt werden müssen.

Zwar erscheinen, genau genommen, Weltanschauungsdebatten, wie sie mit solchen Prozessen verbunden zu sein pflegen, im Gerichtssaal etwas deplaziert, und es mag dem Katholiken auch richtiger vorkommen, persönlich nicht so empfindlich zu sein, wie andere Leute, indes: Wenn der Monist oder Freidenker bei jeder Gelegenheit den Richter gegen uns anruft, so brauchen auch schließlich wir die Leute aus jenen Lagern nicht ungestraft und, im Vertrauen auf unsere Gutmütigkeit, unverdrossen unsere Ideale in den Schmutz ziehen zu lassen. Wenn, wie es noch kürzlich geschah, der Redakteur eines Münchener freidenkerischen Organs vom katholischen Religionsunterricht als von „blödesten Albernheiten" redet, wenn er den katholischen Gottesgedanken Gotteslästerung nennt, so hat der katholische Geistliche, der Katholik mehr Anlaß, sich beleidigt zu fühlen als Dr. Horneffer hatte. Es wäre zweifellos von großem Interesse, einmal festzustellen, wie viele derartige Prozesse vor deutschen Gerichten stattfinden, festzustellen, welches die Klagegegenstände und Urteile sind, Freisprechungen und Verurteilungen nebeneinander zu stellen und Begründungen und Argumente zu prüfen und zu vergleichen. Vielleicht würden sich auch da für uns Gründe ergeben, der Erörterung von Weltanschauungsfragen an Gerichtsstelle nicht aus dem Wege zu gehen, denn schließlich muß doch der Wahrheit Vernunftgemäßheit und solider Ernst über der Phrase Nebelhaftigkeit und Oberflächlichkeit siegen.

Die formale Verurteilung, die Dr. Horneffer in unserem speziellen Falle gegen seinen Gegner erzielt hat, ist zur Propaganda für den „konfessionslosen Moralunterricht" jedenfalls nicht auszubeuten. Die von ihm selbst geladenen Sachverständigen haben ihn sachlich ziemlich vollständig im Stich gelassen. Sowohl Universitätsprofessor Dr. Albert Rehm wie Schulrat Dr. Kerschensteiner erkennen nur einen relativen Nutzen der Hornefferschen Erziehungsmethode an, etwa in dem Sinne: Wer von der geeigneteren, wirklich religiösen Basis zur sittlichen Beeinflussung der Jugend nichts wissen will, mag mit einigem Vorteil sich dieser Methode bedienen. Daß aber von einem wirklichen Ersatz des konfessionellen Religionsunterrichts keine Rede sein kann, hat Prof. Dr. Rehm deutlich genug erkennen lassen, indem er meinte, er würde den Hornefferschen Unterricht auch vom staatlichen Standpunkt aus für nützlich und vielleicht gar als wünschenswert erachten können, wenn daneben jede Konfession ihren Religionsunterricht regele. So mag also dieser konfessionslose Moralunterricht, indem er sich unbewußt auf Postulate des Christentums stützt, wozu er freilich nur gegen den Willen der „Freiheitlichen" in der Lage ist, noch einen gewissen Nutzen haben gegenüber dem grundsätzlichen Verzicht auf jeden Moralbegriff; viel größer muß der Schaden sein, der dadurch entsteht, daß er den konfessionellen Unterricht, den er ersetzen will, eigentlich nur unmöglich macht. Nur so lange der Einfluß des Christentums auf dem Gebiete von Moral und Sitte vorherrschend ist, kann der religionslose Moralunterricht in Anlehnung an christliche Grundsätze eine gewisse Moral und Sittlichkeit vermitteln. Wäre dieser Einfluß gebrochen und vernichtet, und das ist ja das Ziel Dr. Horneffers, so träte voll in Geltung die Wirkung der Tatsachen, die Domkapitular Hartl als vom Beklagten geladener Sachverständiger so klar und deutlich herausgehoben hat: Der Monismus leugnet und muß leugnen die Freiheit des menschlichen Willens, also kann er nicht von Moral reden, weil es keine Verantwortung gibt. Er leugnet den persönlichen Gott und deshalb gibt es für seine allenfallsigen moralischen Forderungen keine Verpflichtung. Seiner Moral fehlen die Hauptstützpunkte, und die natürliche Folge ist, daß die Kinder dem sittlichen Verderben entgegengeführt werden.

Dr. Horneffer versuchte zwar verschiedene Ausreden wie: Er habe mit dem (proletarischen) Freidenkertum nichts gemein, er mache sich nicht alle Ansichten des Monismus zu eigen. Derselbe Dr. Horneffer ist aber der Mann, unter dessen Verantwortung die Aufrufe hinausgehen, in denen das bürgerliche Freidenkertum dem Christentum den Kampf ansagt und die „planmäßige Volksbildung" propagiert, „die den Priester entbehrlich macht". Er ist es, der Christus als den „gefährlichsten Schwärmer, den es gegeben hat", hinstellte und als seine und seiner Freunde Aufgabe bezeichnete, die „Autorität Jesu zu erschüttern", „Jesus seiner Göttlichkeit zu entkleiden." Das ist Dr. Horneffers Ziel, die Beseitigung des Glaubens an einen persönlichen Gott überhaupt, ein Ziel, hinter dem sich die sittliche Haltlosigkeit auftut. Diesem Ziel dient auch der „konfessionslose Moralunterricht", für den die Autorität, die Göttlichkeit Jesu, von vornherein nicht existiert, so daß die Erschütterung dieser Autorität, soweit es auf diesen Unterricht ankommt, vollkommen erreicht werden muß. Die Konsequenzen eines weiteren Umsichgreifens dieser Unterrichtsbewegung sind klar genug. Nicht minder klar aber auch andere Konsequenzen für diejenigen, die Zustände, wie sie die natürliche Folge dieser Bewegung sein müßten, nicht herbeigeführt sehen wollen. Nach dem Bericht des „Bayer. Kurier" (Nr. 107) hat Dr. Horneffer sein Abrücken vom Freidenkertum u. a. damit begründet, daß er sagte, die von ihm vertretene Richtung laufe darauf hinaus, die Menschen zu erziehen, wobei das Denken die kleinste Rolle spiele. Das ist bekanntlich beim Freidenkertum auch so. Aber wir wollen, daß das Denken nicht die kleinste Rolle spiele. Es muß gründlich bedacht werden, wie allein mit Aussicht auf Haltbarkeit eine religiös-sittliche Erziehung möglich ist: Auf der Basis des Glaubens an Gott und des verpflichtenden Charakters seiner Gebote. Mögen das alle bedenken, die es angeht, und mögen sie dann danach handeln, nicht zuletzt die Verantwortlichen im christlichen Staate Bayern!

Der Rotblockpopanz in Belgien.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

Wie bereits gemeldet, wurde am 14. April in Belgien von den Sozialisten der sogenannte „allgemeine Ausstand" angezettelt. Wir haben erst kürzlich in der „Allgemeinen Rundschau" die Vorgeschichte dieser Bewegung erörtert und nachgewiesen, daß keine Regierung auf der Welt vor den Drohungen der roten Gesellschaft die Waffen gestreckt hätte, und daß die katholische Mehrheit nur die heiligsten Interessen der Nation verteidigt, wenn sie den plumpen Anzapfungen der Opposition ein für allemal ein energisches non possumus entgegenhält.

Nur zu gut hat jeder richtig denkende Mensch seit langem verstanden, daß es sich bei dieser sozialistischen Mobilmachung nicht so sehr um die Erlangung des allgemeinen gleichen Stimmrechts handelt, das ja doch über kurz oder lang kommen dürfte, als um eine Truppenschau des internationalen Umsturzes, der ja mit Vorliebe Belgien als Versuchsfeld für seine Generalproben wählt. Nur unsere kurzsichtigen Liberalen, die sich seit Jahr und Tag daran gewöhnt haben, aus Katholikenhaß mit den Sozialisten durch dick und dünn zu gehen, merken nicht, daß es gerade ihnen an den Kragen ginge, wenn sein Bundesgenosse die Oberhand gewänne. Man kann allerdings diese Leute nicht daran hindern, politischen Selbstmord zu üben, aber wenn sie nun nicht mehr imstande sind, die sie umgarnenden roten Bande zu lockern, sollen sie wenigstens die Ehrlichkeit haben, nicht zu behaupten, die Regierung sei an allem schuld.

Die Regierung tut einfach nur ihre Pflicht, indem sie die bestehende Ordnung gegen umstürzlerische Wühlungen verteidigt. Sie hat im ganzen Lande die notwendigen Maßregeln getroffen,

und an ein Ueberrumpeln seitens der Revolutionspartei ist nicht zu denken. Daß wir in Belgien noch nicht reif sind für den Zukunftsstaat, beweist anderseits der Umstand, daß gerade die Einrichtungen, die imstande wären, das wirtschaftliche Leben lahm zu legen, sich um den Ausstand nicht kümmern. Kein einziger Eisenbahner streikt, Post und Telegraph, Straßenbahnen funktionieren wie zuvor. Auch Patauds nach Pariser Muster haben wir nicht. Städtische Gasanstalten, Elektrizitätswerke und Wasserleitungen blieben überall in vollem Betrieb. Im Antwerpener Hafen ist die Arbeit normal. Selbst in der Privatindustrie ist der Ausstand nur ein teilweiser, mit Ausnahme vielleicht in der Kohlenindustrie. Es handelt sich alles in allem also nur um einen Teilstreik, und der genügt nicht, um die Revolution durchzusetzen.

Jedenfalls verdient aber der von den belgischen Sozialisten angestrengte Probierstreik auch die Aufmerksamkeit des Auslandes, und wenn dort vielfach behauptet wird, man verlange nur politische Gleichheit, so wird das von den roten Herren selbst Lügen gestraft. Unter allgemeinem Beifall erklärte am Ostersonntag auf dem Sozialistenkongreß einer der Hauptparteiführer, das heurige Unternehmen sei schlechterdings nur eine Episode in dem Klassenstreit, im Kampfe gegen den Kapitalismus und den Arbeitgeber. Was das in sozialistischem Munde bedeutet, braucht nicht näher erörtert zu werden. Und um einem solchen Unternehmen Vorschub zu leisten, soll die Regierung nachgeben! Das glauben die Sozialisten doch wohl selber nicht, und ihre Großtuerei macht auf niemanden Eindruck. Portugiesische Zustände sind in Belgien nicht zu befürchten. Wie ein Mann steht die Nation hinter der Regierung und der Ordnungspartei, und diese wird in letzter Instanz die Oberhand behalten. Das möge sich die rote Internationale merken; die Verantwortung für all das Elend, in das sie die Arbeiter stürzt, und die wirtschaftlichen Verluste, die sie dem Lande bereitet, wird sie allein zu tragen haben. Eine große Verantwortung laden aber auch auf sich jene kurzsichtigen Politiker, die wie die Liberalen, mit dem Umsturz liebäugeln und sich allmählich von ihm aufzehren lassen. Ob ihnen aber nach dem Scheitern der sozialistischen Kraftprobe endlich die Augen aufgehen werden, ist eine andere Frage.

„Hinausgeschmissene."

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Wie schnell man doch im Lande der Dichter und Denker berühmt werden kann und wie vielerlei Verdienste es gibt, die geeignet sind, das ewige Einerlei des Tuches in auffallender Abwechslung zu unterbrechen! Bald wird noch „Pächter Sohst" eine zugkräftige Komödie abgeben — und wieder ist das Kapitel von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen um einen besonders instruktiven Beitrag bereichert. Und nun gibt es noch Leute, welche glauben, die Dekorierung des „Hinausgeschmissenen" sei etwas Ungewöhnliches oder Neues. Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß schon ganz andere hinausgeschmissen wurden, denen als Alterstrost der Orden blieb. In diesen vielen anderen Fällen kam nur die kaiserliche Privatschatulle, die dem zu schneller Berühmtheit gelangten Pächter noch 120,000 M zahlen mußte, billiger weg; da zahlte der Staat die Pension. Wie es sich mit der Information der höchsten Stelle dabei verhielt, wird meistens weniger bekannt. Mit einem Worte: Der Pächter Sohst hat große Vorbilder, von Bismarck angefangen. Mit den vielen seiner Leidensgenossen im Ministerfrack und im Militärrock hat er aber noch etwas gemeinsam: er ist arbeitsfähig; er ist sogar recht tatkräftig. Auch das Recht hatte Sohst auf seiner Seite. Man sieht, es wäre recht verführerisch, den Vergleich weiterzuspinnen. Doch steht höher das Interesse an der Frage, wieso solche Fälle vorkommen können. Falsche Information des Trägers der Krone heißt es. Die Klage ist nicht neu, um so befremdender also ist es, wenn sie immer wiederkehrt. Ich weiß nicht, inwieweit der berühmte Sohst über die feinen, unsichtbaren Fäden stolperte, welche liebenswürdiger Egoismus und dienernde Herrschsucht gerade in den höchsten Kreisen mit Bieneneifer und Spinnengeschick ziehen. Das aber ist bekannt, daß oft schon die Größten und Besten sich in diesen Netzen verfingen. Wenn es in der Beziehung mangelt, dann muß die Möglichkeit um so größer sein, daß der Monarch selbst den Dingen auf den Grund gehen kann, ehe er zur Abgabe eines unzutreffenden und unberechtigten Urteils geradezu gezwungen wird. Dazu allerdings ist notwendig, daß überall die rechten Leute am rechten Platze sind. Gewiß: minima non curat praetor. Ich möchte aber nicht wünschen, daß der Satz uneingeschränkte Gültigkeit habe. An der Allgemeinheit gemessen, gehört der Fall des Pächters Sohst sicher zu den „minima". Und welche Bedeutung hat er heute erlangt! Die Tatsache, daß er möglich war, ist geeignet, das Vertrauen zu erschüttern, so ritterlich und edel die Genugtuung war, welche der Kaiser bot.

Gerade der katholische Volksteil hat noch so viele und so laute Klagen, die unbedingt auch an der höchsten Stelle gehört werden müssen. Klagen sind es aus unverjährten Forderungen und Rechten. Und doch ist es nicht anders geworden. Da drängt sich die Frage auf: Ist auch in diesen Fällen eine Sohstsche Information erfolgt? Der Weg zum Fürstenthron muß in gewissem Maße frei sein für alle Untertanen. Das ist die beste Gewähr gegen Einseitigkeiten, die aus egoistischen Treibereien, aus den Schiebungen einzelner Kreise, auch aus parteipolitischen Bestrebungen entstehen können. Mancher der Hinausgeschmissenen würde mir recht geben, wenn ihm diese Ausführungen zu Gesicht kommen würden.

Bis jetzt redete ich von den Hinausgeschmissenen, denen die finanzielle Sicherheit gewährleistet war, und die noch mit Ordensbändern geschmückt wurden. Die Größe des Verdienstes ist dabei natürlich maßgebend für die Stufe des Ordens; so genügte im Fall Sohst der Kronenorden 4. Klasse, da des Pächters Verdienst darin bestand, daß der kaiserliche Gutsherr die Wahrheit erfuhr. Wieder andere Hinausgeschmissene mit größeren Verdiensten erhielten höhere Auszeichnungen, Handschreiben oder gar nichts. Nun gibt es aber eine Kategorie „Hinausgeschmissene", deren Verdienste eigentlich inkommensurabel sind. Sie wollen dasselbe, was der Kaiser wollte, wenn er verlangte, daß dem Volke die Religion erhalten bliebe. Daß sie des Kaisers Willen zur Tat werden lassen, daß sie für Kirche, Staat und Volk sorgen, ist ihr Verdienst, für das ihnen keine Krone, kein Kreuz und kein Stern winkt. Auch sie sind hinausgeschmissen, grundloser als der Pächter Sohst. Und fragt man nach den Gründen? Falsche Information; diesmal falsche Information in besonders böswilliger Absicht. Unkorrigierte Vorurteile, himmelschreiendes Unrecht. Dazu ein gesetzlich sanktionierter Hinauswurf. Als ob der tote Buchstabe des Gesetzes geformtes Unrecht zu lebendigem Rechte schaffen könnte! Diese Hinausgeschmissenen sind die Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu. Man kann es für zweifelhaft halten, ob der Augenblick jetzt kommen wird, in dem die gesetzliche Vertretung des Volkes, ich wage nicht zu sagen des Volkswillens — hätte der zu entscheiden, so wären längst die Grenzen für den Jesuitenorden offen — in gleich ritterlicher Weise den schwer und zu Unrecht Gekränkten wird Genugtuung angedeihen lassen. Es wäre gerecht und deutsch zugleich.

Noch gibt es eine andere Klasse der Hinausgeschmissenen, eine Klasse ganz eigener Art. Ein Verdienst fehlt ihnen nicht. Sie haben Gottes Gebot und der Menschen Gesetz befolgt, und Pflichterfüllung ist in gewissem Grade doch ein Verdienst. Aber gerade deswegen wurden sie hinausgeschmissen, weil sie ihre Pflicht taten. Hinausgeschmissen ohne ein entschuldigendes Wort, ohne eine Ordensauszeichnung — im Gegenteil „schlicht" hinausgeschmissen. Es sind jene, denen göttliches und weltliches Gebot die Hand vom Duellmord reinhielt, und denen ein mehr als vormärzlicher Ehr- und Standesbegriff den weiteren Aufenthalt in der Armee unmöglich machte. Ob auch hier die Zeit kommt, in der diesen Hinausgeschmissenen Sühne und Genugtuung widerfährt?

Man sieht: wollte man alle zu Unrecht Hinausgeschmissenen entschädigen und dekorieren, es wären eine Millionen-Finanzreform und viele neue Orden nötig. Doch darum ist's diesen Hinausgeschmissenen nicht zu tun; sie wollen nur Recht und Gerechtigkeit. Um so charakteristischer ist es, daß die Presse, welche die Sache Sohsts vertrat, seinen Erfolg registrierte und des Kaisers Handeln rühmte, vor diesen Hinausgeschmissenen doppelt und dreifach die Tore verschließt. Eins aber lehrt die Geschichte: man soll mit dem Hinausschmeißen recht vorsichtig sein, dann spart man Geld und Ordenssterne. Vor allem aber soll man jene nicht hinausschmeißen, die es nicht verdienen; es könnte sich bitter rächen.

Wandernde Winde.

Winde wandern und wehen,
Wissen selbst nicht, woher.
Wehen hoch in den Lüften,
Suchen in Schluchten und Grüften,
Rollen die Fluten im Meer.

Hoch durch die Pappeln, die schlanken,
Segeln sie säuselnd einher,
Dass die Kronen schwanken.
Winde, seid ihr Gedanken?
Winde, seid ihr mehr?

F. Schrönghamer-Heimdal.

Von der Wehrkraftbewegung.

I.

Von Exzellenz M. Graf Moy, I. Vorsitzender des Bayerischen Wehrkraftvereins.

In Nr. 14 der „Allgemeinen Rundschau" vom 5. April 1913 findet sich ein längerer Aufsatz, der zur Wehrkraftbewegung Stellung nimmt. Der Verfasser, Präses eines katholischen Jugendvereines, befürchtet, daß bei den Veranstaltungen der Wehrkraftvereine dem religiösen Empfinden des Volkes und der Jugend nicht immer hinlänglich Rechnung getragen werde, und er sieht Beweise dafür, daß seine Besorgnisse nicht unbegründet seien, in gewissen Einzelheiten — er nennt sie „Vorkommnisse, welche christlich denkende Kreise auf das tiefste verletzen müssen" —. Da ist zunächst ein Aufsatz im Wehrkraftkalender 1912, an dem er Anstoß nimmt; wir zitieren die Stelle genau so wie es in der „Allgemeinen Rundschau" geschehen ist:

„Und wenn heuer Weihnachten kommt, da haben wir etwas ganz Feines vor! Da fahren tausend Jungen hinaus nach Bruck und werden untergebracht in den alten Klosterräumen der Unteroffiziersschulen. Aber um Mitternacht — da wird leise geweckt — und leise, ganz leise geht es durch tiefen Schnee hinaus durch die Wälder bis auf eine Waldlichtung. Kein Hurra ertönt heute, kein schlechter Scherz wird laut; auch das kleinste Tier darf nicht erschreckt werden in der heiligen Nacht. Denn heute ist ja Frieden auf Erden. Und dann leuchtet fern ein Schimmer; mitten im Wald steht eine hohe Tanne mit hunderten von hellen Kerzen und leise lassen sich die Wehrkraftjungen in ihrem Lichtkreis nieder. Glockenklänge schweben über dem Wald. Ja, das sei unser Weihnachten, nicht im schwülen Saal, nein, hier in der Reinheit und Freiheit."

Bedarf es wirklich noch einer eigenen Versicherung, daß derartige Feiern im Wehrkraftverein niemals am Heiligen Weihnachtsabend abgehalten wurden, sondern an einem anderen Tag, wie bei anderen Vereinen auch? So gut wie jetzt andere Vereinigungen irgendwelcher Art ihre Christbaumfeiern veranstalten, so gut wie auch bei konfessionellen Jugendvereinen dieser schöne Brauch geübt wird, ebenso wird man auch den Wehrkraftjungen nicht in dieser Richtung Schranken aufrichten wollen. Nun herrscht in den Wehrkraftvereinen aus guten Gründen das Prinzip strenger Enthaltung von Nikotin und Alkohol, wodurch eine gemeinsame Weihnachtfeier in einem Wirtschaftslokal sich von selbst verbietet. Und **darum** eben entstand der schöne, poetische Gedanke, der in den oben zitierten Zeilen näher ausgeführt ist.

Es wird ferner beanstandet, daß zur Jahrhundertfeier bei der Befreiungshalle der Ostersonntag gewählt wurde. Da wegen der zum Teil sehr großen Entfernungen nicht für alle Ortsgruppen die Hin- und Rückfahrt an **einem** Tage möglich war, so konnten nur zwei aufeinanderfolgende Feiertage in Betracht kommen, und dadurch ergab sich, weil Pfingsten aus anderen Gründen auszuschalten war, mit zwingender Notwendigkeit der Ostersonntag als Termin; übrigens hatte die Vereinsleitung es sich besonders angelegen sein lassen, daß die Jungen noch vor Beginn der Feier ihren religiösen Pflichten nachkamen und allgemein wurde anerkannt, daß die Feldgottesdienste beider Konfessionen den weihevollsten Verlauf nahmen.

Die Predigt des Herrn Dompredigers Dr. Kumpfmüller hat auf alle Anwesenden sichtlich tiefen Eindruck gemacht, und es kann ruhig gesagt werden, daß die Jungen gerade **diesen** Gottesdienst ihr ganzes Leben lang nie vergessen werden.

Falsch informiert ist der Verfasser des Artikels, wenn er schreibt, daß zur Reise die vorausgehende Karwoche gewählt wurde. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Festteilnehmer benützte zur Hinfahrt die frühesten Züge am Ostersonntag, und wenn einzelne, ganz wenige Ortsgruppen bereits am Karsamstag die Reise antraten, so geschah dies erst **nach** den kirchlichen Auferstehungsfeiern, soweit Katholiken in Frage kommen.

Weiterhin wird dann der Anschluß der Arbeiterjugend, also der Fortbildungsschüler, an die Wehrkraftvereine bekämpft, während die konfessionellen Jugendvereine für jene jungen Leute empfohlen werden. — Der Herr Verfasser irrt, wenn er annimmt, daß die katholischen Jugendvereinigungen durch den Wehrkraftverein irgend eine Einbuße erleiden: im Verhältnis zur Gesamtzahl unserer Fortbildungsschüler ist die Anzahl der beim Bayerischen Wehrkraftverein angemeldeten Fortbildungsschüler keine große. Der Wehrkraftverein nimmt sich in erster Linie jener Jungen an, die sozusagen herrenlos ihre Sonntage in dumpfer Stube oder im Wirtshaus bei Alkohol und Nikotin zubrachten und solcher, die einem konfessionellen Verein überhaupt nicht beitreten wollen. Eine Statistik darüber, wieviel Fortbildungsschüler eigentlich richtigen Anschluß haben, um die freien Sonntage nützlich zu verbringen, würde trotz des Bestehens der konfessionellen Jugendvereine und der Wehrkraftvereine leider immer noch ein betrübendes Bild geben.

Das sogenannte Keilen allerdings kennt der Wehrkraftverein überhaupt nicht; die an der Spitze des Vereins stehenden Männer sind zufrieden, wenn andere Organisationen dem Beispiel des Wehrkraftvereins folgen, die Jugend in Gottes freier Natur sich tummeln lassen und ihre Gedanken dadurch von manchem Laster abwenden. Man kann bestimmt behaupten, daß durch die Wehrkraftbewegung **alle Jugendvereinigungen** — auch die konfessionellen — nicht bloß nichts verloren, sondern viel gewonnen haben. Man lasse deshalb den Wehrkraftverein ruhig seinen Weg gehen.

Die Leitung des Vereins ist in richtigen Händen. Für die positive religiöse Erziehung ist man im Wehrkraftverein mehr besorgt als ein Fernstehender es vielleicht zu beurteilen vermag. Alle Veranstaltungen geben davon beredtes Zeugnis.

Statt sich gegenseitig zu bekämpfen, sollten doch alle Freunde unserer Jugend einig sein in dem Gedanken, daß in ihr, der Jugend, die Zukunft unseres Vaterlandes liegt, daß **alle** Vaterlandsfreunde, die sich um die geistige und körperliche Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts annehmen, in ihren Bestrebungen aufs kräftigste in Wort und Tat unterstützt werden sollen.

II.

Zu diesen Ausführungen schreibt der Redaktion Jugendvereinspräses Dr. Joseph Gmelch, der Verfasser des Artikels „Unsere Stellung zur Wehrkraftbewegung" in Nr. 14 der „Allgemeinen Rundschau":

„Für die Versicherung, daß eine Feier, wie sie im Wehrkraftkalender 1912 geschildert ist, in Wirklichkeit niemals am Heiligen Weihnachtsabend beziehungsweise in der Heiligen Nacht abgehalten wurde, bin ich Sr. Exzellenz von Herzen dankbar, denn ich bin nach wie vor der Ueberzeugung, daß obige Schilderung gerade dazu **zwingt**, an die Heilige Weihnacht selbst zu denken.

Das Empfinden, dem ich hinsichtlich der Veranstaltung am Ostersonntag Ausdruck gegeben habe, wurde und wird noch, dessen bin ich sicher, von den weitesten Kreisen geteilt. Ueber eine solche Sache des religiösen Empfindens des einzelnen weiter zu rechten, ist unnötig.

Den Hauptteil meiner Ausführungen hat, wie ich mit Bedauern der Antwort entnehme, Se. Exzellenz mißverstanden. Ich habe ausdrücklich mein Einverständnis mit den Bestrebungen des Wehrkraftvereins an sich ausgesprochen, und es lag mir völlig ferne, einen Kampfartikel zu schreiben oder zum Kampfe gegen den Wehrkraftverein aufzufordern. Ich bin vielmehr ganz mit dem Herrn Grafen Moy darin einig, daß alle Freunde unserer Jugend in ihren Bestrebungen auf das kräftigste in Wort und Tat sich unterstützen sollen. Was ich behauptet und auch bewiesen zu haben glaube, ist dieses, daß für Fortbildungsschüler der Anschluß an den Jugendverein besser ist als an den Wehrkraftverein, und daß es eben deswegen dort, wo ein Jugendverein schon besteht, zweckmäßig ist, bei Gründung eines Wehrkraftvereins die Fortbildungsschüler hiervon auszuschließen. Und gerade auf letzteres lege ich Gewicht. Denn andernfalls erleiden — ich bleibe trotz der gegenteiligen Meinung Sr. Exzellenz bei dieser Auffassung —

die bestehenden Jugendvereinigungen durch die Gründung eines Wehrkraftvereins Einbuße und wird leicht Anlaß zu Mißhelligkeiten zwischen beiden Vereinen gegeben. Mit Beispielen könnte ich dienen. Zum Schlusse möchte ich Sr. Exzellenz noch besonders dafür danken, daß er ausdrücklich das Wirken der katholischen Jugendvereine anerkennt, die gleich dem Wehrkraftverein, und ich darf ohne Unbescheidenheit sagen, schon vor dessen Gründung bemüht waren und bemüht sind, die Jugend in Gottes freier Natur sich tummeln zu lassen und ihre Gedanken dadurch von manchem Laster abzuwenden.

Mit Freude wird auch jeder Leser, ob nahe- oder fernstehend, die Versicherung begrüßen, daß man im Wehrkraftverein für die positive religiöse Erziehung besorgt ist."

Ein Jesuitenlied aus Holland.

Der größte holländische Dichter Joost van den Vondel, der in den letzten Jahrzehnten in seinem Heimatlande wie in Deutschland immer mehr gefeiert wird, kehrte bekanntlich im Jahre 1641 zur katholischen Kirche zurück. Das nachfolgende, von ihm „an die Gesellschaft Jesu in den Niederlanden" gerichtete Gedicht erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache, uns zur Veröffentlichung überlassen von der Dichterin und Vondel-Uebersetzerin Frau Marie von Seydewitz. Wie ganz anders hat dieser klassische niederdeutsche Geist den vielgeschmähten Orden beurteilt, als die meisten unserer heutigen Literaten!

Der Leuchtturm des Ignatius von Loyola.

Der weiße Pharus, weltbekannt,
Der helle Leuchtturm — nicht im Tal
Des Niles, doch am Tiberstrand,
In Jesu Namen, ohne Stahl
Und Meißel, Kelle, Säg' und Beil
Erbaut in dieser dunklen Welt
Nur mit des Gotteswortes Keil,
Der Marmor und Granit zerschellt —:

Er steht und trotzt dem Giftgespei
Des Abgrunds. Er beschämt die Nacht
Des Irrtums und der Ketzerei.
Er hält an finst'rer Flut die Wacht
Und schickt mit gold'ner Strahlen Wehr
Den weitverschlag'nen Seelen Licht.
Wo müdgewälzt das Weltenmeer
Am harten Felsgestad zerbricht,
Rings unterm Sternenfirmament
Ist keine Reede, ist kein Strand,
Wo er nicht hinscheint. Wer in Not
Gewalt'gen Schiffbruchs jäh erschrickt
Vor nimmer endigendem Tod
Wird von dem heil'gen Licht erquickt,
Das von fünf Lettern[1]) niederblinkt,
Wie in fünf roten Strahlen Blut
Aus Gottes Herzen leuchtend sinkt.

Hauptstern der Christen! Helle Glut!
An Liebe stark, in Demut Knecht,
Wie preis' Ignatius ich recht? —
Weil er gelegt den ersten Stein
Zu diesem Wunder Roms. Gering
Begann es, doch zum Himmelslicht
Gestiegen, zeugt es: Jesus hat
Gesegnet es aus ew'ger Welt,
Aus Zions goldgetürmter Stadt.

Gottfürchtige Wächter, schlummert nicht,
Nein, nährt und schürt das ew'ge Feuer!
Nicht Blut noch Tränen — Pein, die bricht
Das Herz — nicht Arbeit sind zu teuer,
Wenn Ihr sie wäget mit dem Lohn,
Der Euch vom Himmel zugelobt.
Wie reich glänzt Eurer Armut Kron'!
Gehorsam, Keuschheit, treu erprobt,
Sind sel'ger Trost im Erdenspott —
Und Jesus Euer Teil bei Gott!

[1]) JESUS.

Die Ordensfrage in Hessen.

Von Generalsekretär Lorenz Diehl, Mainz.

Eine große Enttäuschung bedeutet die Antwort der hessischen Regierung auf die Anfrage der Zentrumsfraktion in der Ordensfrage.

Die kulturkämpferische Ordensgesetzgebung, durch die in Hessen die katholischen Orden teilweise überhaupt nicht zugelassen, sonst aber den lästigsten Einschränkungen unterworfen sind, ist heute noch in Kraft. Nur einige Milderungen in der Kontrolle insbesondere der krankenpflegenden Orden wurde in den 90er Jahren auf das Drängen der kirchlichen Behörde gewährt. Bis heute aber ist in Hessen mit Ausnahme der Kapuziner, die in Mainz und Diburg Niederlassungen haben, kein katholischer Männerorden für die Seelsorge zugelassen, trotzdem die Regierung in ihrer Antwort selbst zugeben muß, daß der Bevölkerungszuwachs der Katholiken in Hessen von 239084 im Jahre 1871 auf 397549 im Jahre 1910 gestiegen ist, während das Studium der katholischen Theologie keinen gleichen Schritt mit diesem Zuwachs gehalten hat.

Die in Hessen zugelassenen Ordensgesellschaften und Kongregationen, insbesondere Krankenschwestern, Englische Fräulein, Kapuziner und Barmherzige Brüder, unterstehen sowohl in der Zahl der Mitglieder, als auch der Niederlassungen der schärfsten Kontrolle der Regierung, so daß es bei den zunehmenden Anforderungen unmöglich ist, daß die Ordensleute den religiösen, caritativen und sozialen Aufgaben der Zeit gerecht werden können. Man glaubte bisher in maßgebenden Kreisen annehmen zu können, daß die Regierung dem Landtage eine Gesetzesvorlage vorlegen werde, in der die der Gleichberechtigung der Konfessionen widersprechenden Ausnahmebestimmungen beseitigt oder wenigstens wesentlich gemildert würden.

Manche Anzeichen schienen hierfür zu sprechen. Jedoch muß in den letzten Wochen ein Umschwung im Staatsministerium erfolgt sein, der auf besondere Einflüsse zurückzuführen sein dürfte. Im Lande Philipp des Großmütigen, in dem nach einem Ausspruch, der vor einigen Jahren von hoher Stelle gefallen sein soll, ein Katholik kein Minister werden kann, muß man ja auf derartige Ueberraschungen gefaßt sein.

Die Regierung hat sich lediglich mit einer Antwort auf die Anfrage, die Abg. Dr. Schmitt namens der Fraktion gestellt, begnügt, in der sie einige Milderungen der Ausnahmebestimmungen in Aussicht stellt, wenn die Verhandlungen im Landtag Aussicht für die Annahme ihrer Vorschläge ergeben würden. Eine schwächlichere Haltung kann man sich kaum denken; die Regierung lehnt jede Initiative ab und versteckt sich hinter den Landtag. In einer Frage der Gerechtigkeit hätte die Regierung die Pflicht gehabt, ohne Rücksicht auf die politische Stimmung in der Kammer, eine Gesetzesvorlage vorzulegen, die auch bei vielen vorurteilsfreien protestantischen Abgeordneten wohl auf Annahme rechnen könnte. Doch dem katholischen Volksteil Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, scheint den hessischen Regierungsgrundsätzen nicht zu entsprechen.

Die hessische Regierung will die kulturkämpferischen Kampfesbestimmungen gegen die katholischen Orden in der Hauptsache beibehalten, sie will insbesondere den dringenden Wunsch der kirchlichen Behörde, ein oder den anderen weiteren Männerorden für die Seelsorge zuzulassen, nicht erfüllen; nur den Kapuzinern will sie einige Erleichterungen gestatten, weil — das ist bezeichnend für die Anschauungen, die im hessischen Ministerium herrschen, — deren Tätigkeit bis jetzt zu Klagen über Störung des konfessionellen Friedens noch keine Veranlassung gegeben habe.

Nicht einmal für die Barmherzigen Brüder, deren opferwillige Krankenpflege von allen Konfessionen anerkannt wird, die in Hessen nur 2 Niederlassungen mit 13 Mitgliedern halten dürfen, und die doch auch im Kriegsfalle dem Staate ihre Dienste leisten, sind Erleichterungen vorgesehen worden. Für die katholischen Knabenerziehungsanstalten, die auch im Interesse des Volkes bedeutendes leisten, sollen ausnahmsweise einige Mitglieder eines katholischen Männerordens zugelassen werden; aber auch bei diesem Zugeständnis geht es ohne eine Kränkung der Katholiken nicht ab, denn die Zulassung soll nur insoweit erfolgen, als sie Gewähr bieten, daß sie die Zöglinge außer in religiös-sittlichem auch in nationalem Geiste erziehen.

Die Regierung scheut sich also nicht, wenn auch in verschleierter Form, die nationale Gesinnung katholischer Ordensleute zu bezweifeln; eine Aeußerung, die an den Kulturkampf erinnert. — Es wird nun Aufgabe der parlamentarischen Vertretung der hessischen Katholiken sein, im Ständehaus in Darmstadt ein deutliches Wort zu sprechen.

Es muß verlangt werden, daß die hessische Regierung eine Gesetzesvorlage einbringt, die den gewiß bescheidenen Forderungen der kirchlichen Behörde und des katholischen Volksteils entspricht und zum mindesten außer weitgehenderen Erleichterungen für die in Hessen zugelassenen Orden und Kongregationen, die so notwendige Zulassung eines weiteren Ordens für die Seelsorge zubilligt. Was in Preußen möglich ist, wo Benediktiner und Dominikaner zugelassen sind, muß auch für Hessen, das sich ja sonst so gern Preußen zum Vorbild nimmt, möglich sein.

Im hessischen katholischen Volke will man noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß die Verhandlungen über die Ordensfrage in der hessischen Ständekammer doch noch zu einer Verständigung führen, die dem Grundsatze der Gerechtigkeit gegen die Katholiken entspricht.

Katholisches freies Studententum.

Von Anton Halbedel.

Voll und ganz unterstütze ich die an dieser Stelle[1]) erst jüngst wieder erhobene Aufforderung, die katholischen Studenten möchten sich den katholischen Korporationen anschließen, möchte sie aber noch durch einen Hinweis auf andere, jüngere katholische Studentenorganisationen ergänzen, die eben wegen ihrer Jugend, trotz ihrer Leistungen noch viel zu wenig in der breiteren Oeffentlichkeit bekannt sind. Das sind die Freien Vereinigungen katholischer Studenten. Im Jahre 1907 in Freiburg, 1910 in Berlin, 1911 in München und Bonn, 1912 in Münster und Gießen sind sie in rascher Folge als völlig zwanglose Organisationen entstanden zu dem Zweck, wie es in den Berliner Satzungen heißt, alle katholischen Nichtinkorporierten zu sammeln und ihnen zur Selbsterziehung zu tüchtigen Katholiken und Staatsbürgern Gelegenheit und Anregung zu geben. Mehr als 10000 katholische Nichtinkorporierte gibt es heute auf Deutschlands hohen Schulen, und dem Wachstum der katholischen Korporationen haben selbst die 102, bzw. 90 Mitglieder zählenden Vereinigungen in München und Münster keinen Abbruch getan. Die Korporationen brauchen also nichts zu fürchten!

Was leisten und wes Geistes Kind sind die Freien Vereinigungen? Zunächst eine trockene Aufzählung. In den fünf erstgenannten Organisationen wurden im letzten Wintersemester allein 53 Vorträge gehalten: 21 aus dem Gebiet der Theologie und Philosophie, 12 aus Literatur und Kunst, 13 über staatsbürgerliche und soziale Dinge und 7 Vorträge zur Einführung bzw. über die Organisation selbst. Es sprachen 47 verschiedene Redner, davon waren 23 Geistliche: 2 Universitätsprofessoren, 3 Privatdozenten, 5 Jesuiten, 2 Franziskaner, 1 Benediktiner, 1 Spiritual, 1 Domprediger und Generalsekretär des Zentralkomitees der Katholikentage, 2 Generalsekretäre des Akademischen Bonifaziusvereins und des Borromäusvereins, 1 Verbandssekretär katholischer Arbeitervereine, 1 Landessekretär des Volksvereins, 1 Leiter des Sekretariats sozialer Studentenarbeit und 3 Seelsorgsgeistliche. Dazu kamen neben 14 Studierenden und 1 Dame noch ein Reichstagsabgeordneter, 2 Schriftsteller und 6 Redakteure. Kein studentischer Korporationsverband hat ein so glänzendes Vortragswesen, wie der Verband der Freien Vereinigungen katholischer Studenten, wenn man die Zahl der Organisationen, die Redner und die Themata in Betracht zieht. Die Zahlen beweisen einen streng kirchlich religiösen Sinn bei den Vereinigungen, die sich solche Redner, solche Themata wählten. Daß solche Redner kamen, beweist zugleich, daß man in führenden Kreisen der deutschen Katholiken den Geist „hingebungsvoller Arbeit im Dienste religiöser, kirchlicher und sozialer Ideen", wie er in den Freien Vereinigungen wirksam ist, mehr und mehr schätzen lernt.

[1]) Vgl. Artikel „Katholisches Studententum" von Kooperator Joseph Haas in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 14 vom 5. April 1913.

Im Vorbereiten und Anhören der Vorträge erschöpft sich die Tätigkeit nicht. Die dort gehörte Theorie des Katholizismus, die wahrlich nichts mit übertriebener, weltfremder Prinzipienreiterei zu tun hat, führt zum Katholizismus der glaubenstreuen Tat. Die dort geschöpfte Begeisterung wird hinausgetragen, setzt sich um in opferwillige ideale Arbeit in der katholischen, in der gesamten Studentenschaft. Als Vorsitzende der Marianischen Akademikerkongregation, wie der Freien Studentenschaft, in sozialcaritativen Vereinigungen, wie in allen studentischen Vereinen und Ausschüssen, die ein geeignetes Arbeitsfeld boten, waren allein im vergangenen Winter Dutzende von Mitgliedern tätig, überall ihre Ueberzeugung vertretend. Mit der Tätigkeit in der Studentenschaft begnügten sie sich jedoch nicht; mutig trugen sie z. B. in München den „Sauerteig ihrer . . . katholischen Anschauung und Ueberzeugung mitten hinein in die ungeformte Masse freidenkerischer Wünsche und Wollungen", indem sie auf den Diskussionsabenden des Kartells freiheitlicher Vereine Referate hielten oder in der Diskussion die Anerkennung und schließlich auch die Eifersucht des Gegners erregten. Von dem studentischen Frohsinn, wie er im zwanglosen Beisammensein nach den Vorträgen oder auf den Ausflügen sich entfaltet, muß ich hier schweigen, ebenso absehen von einer Aufzählung der mannigfaltigen Arbeit in sozialen Organisationen, in der Jugendpflege usw.

Alles das wird geleistet unter Verwerfung jeden Zwanges, lediglich auf Anregung der Vereinigung oder aus eigener Initiative und auf eigene Verantwortung der Mitglieder. In den „Freien Vereinigungen katholischer Studenten" ist wahrlich Selbsterziehung nicht gleichbedeutend mit Selbstverziehung; das beweisen die Tatsachen. Und diese fordern, daß das alte Wort: Jeder katholische Student gehört in eine katholische Korporation, den Zusatz erhält: oder in eine Freie Vereinigung katholischer Studenten.

79 Religionen in Kanada.

Von P. Peter Bour, O. M. J., Regina Sask, Kanada.

Anfang März dieses Jahres wurde dem Senate in Ottowa, der Hauptstadt Kanadas, das Endresultat der im Jahre 1911 vorgenommenen kanadischen Volkszählung vorgelegt. Die Dominion hat eine Bevölkerung von 7204838.

Interessant ist der Religionszensus. Kanada, das an Flächeninhalt ungefähr ganz Europa gleichkommt und keine größere Bevölkerungsziffer aufweist als die Großstadt London allein, besaß im Jahre 1901 auf 5327224 Seelen 57 Religionen. Die letzte Volkszählung gibt 79 religiöse Bekenntnisse an.

Die katholische Kirche steht an Seelenzahl obenan mit 2833041 Bekennern oder 40 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die an Zahl nächsten christlichen Bekenntnisse sind die Presbyterianer mit 1115324, die Methodisten mit 1079892 und die Anglikaner mit 1043017.

Nach den einzelnen Provinzen verteilt, stellt sich die Zahl der Katholiken zusammen wie folgt:

Alberta 62193, Britisch-Kolumbien 58397, Manitoba 73994, Neu-Braunschweig 144889, Neu-Schottland 144991, Ontario 484997, Prinz Eduard-Insel 41994, Quebek 1724683, Saskatchewon 90092, Jukon 1849, Nordwest-Territorien 4962.

Welch ein Babylon von religiösen Bekenntnissen Kanada ist, zeigen die Namen und Zahlen, welche dem Senate in Ottawa vorgelegt wurden und weit über Kanada hinaus Tausende interessieren:

Anglikaner 1043017, Agnotisten 3110, Adventisten 10406, Apostel 28, Armenier 15, Baptisten 382666, Gläubige 582, Bibel-Christen 101, Bibel-Studenten 518, Brüder 9278, Buddhisten 10021, Karmeliten 101, Katholisch-Apostolische 830, Christadelphianer 1436, Christen 16773, Christliche Brüder 350, Christlich-Katholische 222, Christliche Kirche 135, Christliche Wissenschaftler 5074, Christliche Arbeiter 491, Kirche Christi 3225, Kirche Gottes 1094, Kirchen-Arbeiter 436, Konfuzianer 14562, Kongregationalisten 34054, Covenanters 88, Independenten 43, Juden 74564, Lutheraner 229864, Marschalliten 42, Mennoniten 44611, Methodisten 1079892, Tausendjährige Reich-Gläubige 407, Missionisten 863, Mohammedaner 797, Mormonen 15971, Neue Kirche 1015,

Non-Conformisten 540, Non-Sektarianer 1118, Religionslose 26027, Daniels Bande 64, Deisten 34, Dissenters 55, Doukhobors 10493, Evangelische 10595, Brüder-Ausschluß 14, Forringdon-Independenten 156, Freie Kirche 278, Freunde (oder Quäker) 4027, Evangelium Leute 512, Griechische Kirche 88507, Heilige Roller 20, Horneriten 3856, Pfingst-Bewegung 513, Plymouth Brüder 3088, Presbyterianer 1115324, Protestanten 30265, Reformierte Kirche 922, Römisch-Katholische 2833041, Heilige 297, Heilige Gottes 39, Heilsarmee 18834, Schintos 1289, Sikhs und Hindus 1758, Spiritualisten 674, Theosophisten 177, Undenominationalisten 290, Uniten 633, Unitarier 3224, Unierte Brüder 3333, Unierte Freie 19, Universalisten 1995, Welsch-Kirche 55, Zionisten 55, Verschiedene 640, Ohne Religionsangabe 32490.

Wer die lange Liste von 79 Bekenntnissen durchgelesen hat, möge ja nicht glauben, daß es in Kanada nur 79 Religionen gäbe. Manche der hier angeführten Bekenntnisse sind in viele Unterabteilungen zersplittert, die vieles gemein haben, nur keine Einheit des Glaubens. Die deutschen Protestanten zum Beispiel sind zersplittert als Anhänger der „Ohio-Synode", der „Missouri Synode", der „evangelisch-lutherischen Gnadengemeinde ungeänderter Augsburger Konfession", des „Generalkonzils der evangelisch-lutherischen Kirche von Nordamerika" usw. Nur in einer Universalkirche Kanadas finden wir, wie überall auf dem weiten Erdball, vollkommene Einheit des Glaubens trotz der Verschiedenheit der Nationalitäten: unter den 2833041 Gläubigen der römisch-katholischen Kirche.

Wenn Sie nach Granada kommen ...

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der K. Technischen Hochschule zu Aachen.

... „Versäumen Sie nicht, die Ave Maria-Schulen des Padre Manjón zu besuchen!" So sagte man uns schon in Burgos, als wir an einem Hause des Espolón eine dem Padre Manjón gewidmete Inschrift entzifferten.

So rufe auch ich den katholischen Spanienfahrern zu und warne sie, diesen Besuch über lauter Alhambra, Generalife, Karthäuserkloster nicht wie wir bis auf den letzten Tag aufzuschieben. Wir betraten die Schulen nicht einmal, sondern musterten sie durch den Feldstecher aus der Vogelschau über das Darrotal hinüber: neue, blanke Häuschen, sie enthalten die Schulsäle; Höfe davor und dazwischen mit Orangenbäumen, Weinlauben, Blumen- und Gemüsebeeten; dort werden die Kleinen im Freien unterrichtet, dort spielen und lernen sie.

Nun bin ich dank der schlichten Aufrichtigkeit und der bescheidenen Sachlichkeit der Schreibweise des Mannes, der seine Genialität nicht ahnt, als Schulmann in den Ave Maria-Schulen heimisch geworden. Im Jahre 1901 und 1902 sind in der Werkstätte der Schulen selbst eine Anzahl Schriften gedruckt worden: Pensamiento del Ave Maria ‚Modes de enseñar' u. a., worin der Gründer die ihn leitenden Gedanken niedergelegt hat.

Ein spanischer Priester hat nicht etwa die deutsche Volksschule in seine Heimat verpflanzt, sondern etwas ihr an Leistungsfähigkeit Ebenbürtiges als einheimisches Gewächs zum Blühen und Fruchten gebracht, dabei die unserer Schule aus deutscher Steifheit und Uebergründlichkeit angewachsenen Mängel vermieden und seiner Pflanze Vorzüge verliehen, die unser Wesen und Klima uns nachzuahmen schwerlich erlauben, und diese spanische, das vierte bis zwölfte, vierzehnte, ja zwanzigste Lebensjahr umfassende Schule hat ihren Siegesgang durch Spanien angetreten ... Ein altes, wie sich bald erwies, irres Weiblein, das in einer Höhle an dem Bergpfad über den Hängen am Darro eine kleine Schar Mädchen den Katechismus überhörte, brachte im Sommer 1886 Manjón auf den Gedanken, hier eine der schmalen Terrassengärten, Cármenes, anzukaufen, welche im malerischsten Gewirre diese zerklüfteten Hügel des Albaicin umkleiden, und darin im Jahre 1889 eine Mädchenschule einzurichten: eine Gartenschule, wie wir Waldschulen haben, eine Art Bauer, im Freien zwischen Blumen aufgehängt, von kaum flüggen Menschlein belebt. Zwölf Jahre später sind es sechs Cármenes mit Schulhäusern und Werkstätten, worin mehr als tausend Kinder erzogen werden, dazu zwei in einem Weiler bei Burgos, die ihre Wiege in einer verfallenen Scheune hatten. Im Jahre 1908, nachdem in den zwei Jahren vorher 120,000 Pesetas auf Neubauten verwandt worden sind, während der laufende Bedarf für Lehrer, Kinder, Gesinde, Geräte, Bücher, Drucksachen, Speisung und Kleidung der ärmsten Kinder 88,000 Pesetas beansprucht hat, werden die Ave Maria-Schulen allein in Granada von mehr als fünfzehnhundert Kindern besucht und es wirken an ihnen 40 Lehrer, 11 Priester und 12 in der Vorbereitung zum Priesterstande begriffene Jünglinge, außer zahlreichen Dienstboten, worunter keine Pedelle sind, denn die Ave Maria-Schulen stehen vom Morgengrauen bis zum Abenddunkel jedermann offen. „Die sechs Schulgärten sind getrennt von einander, damit mehr Ordnung herrsche, sie grenzen aneinander, damit ein paar Augen sie überwachen, eine Hand sie regieren kann. Hier ist alles weitläufig, heiter, gesund; Raum genug ist für Spiel und Arbeit; schöne Gärten laben Gesicht und Geruch; reichliche, reinliche Brunnen dienen der Bewässerung, der Sauberkeit und der Löschung des Durstes; Lauben von Reben, Geisblatt, Rosen und Passionsblumen brechen die Sonnenglut; stattliche Bäume spenden kühlen Schatten und süße Früchte zugleich, balsamische Luft durchströmt die Lungen; ohne Unterlaß folgen sich der Blumen Geschlechter, die Vögel singen um die Wette, die Kinder tummeln sich nach Herzenslust, alles ist Gesundheit, Heiterkeit, Bewegung und Leben."

Wer Granadas private Lustgärten kennt, weiß, daß diese Beschreibung keine Schönfärberei sein kann: der Vergleich würde das Wagnis zu hart Lügen strafen. Um uns ganz zu Gemüte zu führen, welche Leistung diese Schulgärten bedeuten — mit Trennung der Geschlechter vom neunten Lebensjahre an, mit Klassenstufen je nach dem Alter, wovon man sonst in Spanien als einem fernen Ideal erst nur träumt, mit methodischem Unterricht in allen deutschen Volksschulfächern, Gesang und Leibesübungen, den ganzen lichten Tag in froher Tätigkeit zumeist unter freiem Himmel, das alles bestritten für jetzt mehr als zweitausend Kinder mit noch nicht 100,000 Pesetas, vergegenwärtigen wir uns die Zustände, in die dieses Schulparadies hineingezaubert wurde.

„Das spanische Volk hungert am Leibe und am Geist. In Spanien wird wenig und schlecht gegessen: ein Stück Brot mit einer süßen Zwiebel ist die Nahrung der Armen (daher das Sprichwort Verliebter: Contigo pan y cebolla: Mit dir Brot und Zwiebel!), eine Handvoll Hülsenfrüchte, mit etwas Fett, Oel oder Essig angerichtet, ist die Speise der Mittelschicht, Fleisch im Topf ist eine Nascherei, die sich nur wenige Glückskinder in Spanien erlauben können" ...

„Spanien ist ein Volk, das nicht ißt, die Not macht es mäßig; es ist sparsam bis zur Knauserei, schlägt sich durch mit Wasser und Brot, das ganze Jahr ist für dasselbe Fastenzeit, die fahlen Gesichter reden von der Entbehrung, die verschossenen ärmlichen Kleider von der Armut" . . . (Pens. I, Seite 100.)

Und erst in Granada, in Manjóns Viertel, wo einst die arabische Aristokratie schwelgte, am besungenen Darro, im Angesicht der Alhambra: „Die Hälfte unserer Kinder essen nur Brot — wenn man es ihnen schenkt; als Leckerei wird es geschätzt, wenn man zu dem Stücklein Brot eine Sardine, einen Hering, eine Pfefferschote, einen Salatkopf fügt; an dem Tag, wo alle einen Teller Reis bekommen, werden sie närrisch vor Uebermut."

Es versteht sich, daß Manjón seine Schüler erst, wenn nicht sättigen, so doch ihren Hunger stillen muß. In seinen Schulen ist alles unentgeltlich, das Kind stellt nur seine Person. Außerdem werden regelmäßiger Schulbesuch und Fleiß belohnt: täglich erhalten die dürftigsten Kinder Brot und ein warmes Gericht; zu Weihnachten und Fronleichnam werden alle treuen Schüler neu gekleidet, drei oder viermal im Jahre speisen alle zusammen in ihren Schulräumen oder draußen Brot, Wein, Braten, Obst oder Gebäck! An den Hauptfesten des Heilandes und seiner heiligen Mutter gehen sie zum Tisch des Herrn und erhalten darnach Schokolade mit Backwerk oder Obst; in der Christenlehre, die an allen Sonn- und Feiertagen nach dem Hochamt in der eigenen Kirche gehalten wird, werden zahlreiche Preise, Kleidungsstücke, Schuhe, Bücher, Bilder verlost; der Lohn der älteren, nützlich beschäftigten Mädchen wird von der Schulsparkasse mit 1 % monatlich verzinst; Arzt und Arznei kosten nichts, dem arbeitslosen Vater wird Beschäftigung gesucht.

Das Elend, dem die Schule mit großen und kleinen Waffen hier zu Leibe geht, stammt aus der wilden Ehe. „Sie ist unter dem Volk hier gang und gäbe ... Wie Tiere tun sich Mann und Weib zusammen, ohne der Eltern und der Kirche Segen ... zu flüchtigen Verbindungen, deren Sprößlinge, auf die Gasse gejagt, schamlos ausgebeutet, schmählich verwahrlosen ... Der Staat bestraft die Soldaten, die vor Ablauf der Reservezeit heiraten ... Das ist das schlimmste Uebel, womit unser Werk ringt ..."

Ein anderes, fast noch größeres, ist das Zigeunerblut, das Manjón nicht aus seinen Schulen ausschließen wollte. „Schwächlich, mager, früh reif und früh alt, einzig auf Lug und Trug bedacht, stumpf und trübselig, lebt der Zigeuner in den Tag hinein und vertut zweck- und sinnlos sein Leben. Ist dieses Wesen erziehbar? Die Antwort: „Ich habe Zigeunerinnen in meiner Schule, die Muster der Ehrlichkeit und Sittsamkeit sind, die nicht lügen, nicht stehlen, von den ehrbarsten und gebildetsten Kastilierinnen sich in nichts unterscheiden."

Nicht geringer als die körperliche ist die geistige Blutarmut des Volkes. Volksschulen, Mittelschulen, Universitäten stehen mit ehrenvollen Ausnahmen in jeder Hinsicht weit unter unseren Ansprüchen an jede dieser Schularten. Für Einzelheiten bitte ich, den Leser auf meine Aufsätze in den letzten Heften der „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaften" verweisen zu dürfen. Und die Gründe dieses Elendes, die Schuld daran? „Die Hauptschuld, die einzige Schuld der Rückständigkeit der Volksbildung liegt in Madrid mit den Wolkenkuckucksheimern, welche ohne Kenntnis der Wirklichkeit (Idealismo) nach französischen Mustern (Galicismo) und persönlichen Rücksichten (Personalismo), durch endlose, nie das Ganze erfassende Reformen (Reformismo), die keinen Unterschied in den Bedürfnissen der Bevölkerung beachten (Centralismo), das gesamte Unterrichtswesen so zerrüttet haben, daß das ganze vom Staate seit hundert Jahren daran gewandte Geld in die Gosse geworfen ist." Vergl. „Köln. Zeitung", 23.—26. Sept. 1912: Sachlich wertvolle Betrachtungen, die nur verschweigen, daß, wenn

Spanien noch Gelehrte hat, es sie den Orden verdankt. Auch aus den Angaben der „Köln. Zeitung" ist, obwohl sie das so nebenher abtut, unschwer zu ersehen, daß die kirchlichen Kreise riesenhafte Anstrengungen machen, die Versäumnisse des Staates auszuwetzen; und sie hätten es weit vollständiger zu tun vermocht, wenn nicht der leidige Karlismus und der Unfehlbarkeitsdünkel gewisser Gruppen alle Kräfte zusammenzufassen hinderte.

Das Almosen ist noch eine Macht in Spanien, wie wir sie bei uns nicht kennen. Von Almosen leben auch Manjóns Schulen. 1 + 1 gleich 50,000, 50,000 + 50,000 = 100,000, das ist Manjóns närrische Hausarithmetik; oder anders ausgedrückt: ganz Granada, d. h. jeder, der zwischen Brustlatz und Rücken etwas mehr als den Magen hat, arbeitet Manjón in die Hände.

Und die inneren Mittel? Soll ich bekennen, daß ich bei dem Studium der Manjónschen Schriften als alter Schulmeister über so viel Weisheit, Klugheit und modernen Geist in helles Erstaunen geraten bin? Freilich hat Manjón ein gut Teil gelesen, er weiß, was man leisten kann und wie. Aber das haben unsere Pädagogen auch; aber wo haben sie die Methode des Unterrichts durch Spiel, Nachahmung und persönliche Interessierung in der Weise in der Praxis so heimisch gemacht, wie er? Wo den Unterricht so unmittelbar auf die Lebenszwecke hingeordnet wie er? Die Schüler personifizieren Buchstaben, deren Bilder sie an der Brust tragen, und stellen so Silben, Worte und Sätze zusammen; sie nennen sich spanische Könige und tragen ihre Lebensgeschichte in lapidaren Sätzen vor; sie rechnen mit Dingen, die in ihren Händen sind; sie beschreiben, indem sie zeichnen; sie beobachten die Natur bei ihrer Pflege, sie singen immer wieder, üben sich in kriegerischen Formationen . . . sie haben ihr Schulbad und spielen Theater . . .

Mit dem Unterricht wird es, trotz des Grundsatzes des Lernens durch Spielen, sehr ernst genommen. Die Ferien sind sehr karg bemessen, auch während derselben — vom 15. Juli bis 15. August — ist nach der heiligen Messe Unterricht von 8 bis 10 Uhr. Sonst ist, von kurzen Unterbrechungen, von Weihnachten, Ostern und Fronleichnam abgesehen, Unterricht von 9 bis 12, 2 bis 5 Uhr mit je einer halben und einer Viertelstunde Spielpause. Jeder Tag beginnt mit der Erörterung einer praktischen Wahrheit aus dem Erfahrungsbereich der Schüler; vor der Morgenpause trägt jedes Kind, das schreiben kann, in ein besonderes Tagebuch die Antwort auf eine das kindliche Leben betreffende Frage des Lehrers ein; der Lehrer unterzieht sich der mühsamen Aufgabe, diese Schriftstellerei zu verbessern und die Silber- oder gar Goldblicke daraus für die Wochenschrift der Schulen, die Hojas del Ave Maria, auszuwählen. So wird dieses leidenschaftliche Geschlecht, bei dem der jähe Gedanke allzu oft der Vater der jähen Tat ist, zur Besonnenheit, zur Sinnigkeit erzogen. Das ist es, was die romanische Gemütsart bedarf, die deutsche, schwerfällig, scheu und unentschlossen, verlangt im Gegenteil Anregung und Belebung.

Zu den Dingen, deren sich der gebildete Spanier vor dem Ausländer am meisten schämt, ist der zudringliche Bettel, dem dieser immerfort ausgesetzt ist. Hat man in Madrid kaum den Bahnhof verlassen, so umschwärmen Dutzende arbeitskräftiger Burschen den Reisenden mit der Bitte um die Reste des Speisekörbchens. Bettler überall: an den Kirchtüren, an den Gasthöfen, an den Denkmälern; selbst schriftlich wird der Fremdling angebettelt, bis in die Heimat verfolgen ihn die Bettelbriefe. Wir waren daher in Granada nicht wenig erstaunt, als wir hier auch in den ärmeren Vierteln von dieser Plage so gut wie verschont blieben. Das ist Padre Manjóns Werk. Ein Volk, das nicht mehr bettelt, hat seine Ehrenliebe wiedergewonnen; es lernt, arbeitet und vertraut der eigenen Kraft. Selbstachtung ist alles.

Irdisches Glück . . .

Ein seifenschaumblasend herziges Kind. — —
Ah, — wie entzückend — welch liebliche Schau!
Vom flüchtigen Hauche belebt,
Schillernd in leuchtendem Himmelsblau,
Wie Rosenschimmer — wie grünende Au,
Die Kugel dem Rohre entschwebt.
Nun hascht es nach ihr — —: das Wunder zerrinnt . . .
Ein klagendes Kind.

Glück, du mein Glück, — süssgoldiges Glück!
Lachend und lockend — ein schimmernder Traum —
Blitzt es und schwebt vor mir her.
Will nach ihm greifen —: wie haltloser Schaum
Fliesst es dahin in den endlosen Raum,
In ein weites grundloses Meer . . .
Ich starre ihm nach mit verschwimmendem Blick,
Dem trugvollen Glück!

Else Friedrich.

Vom Büchertisch.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig von Pastor. Neunter Band. Preis brosch. M 16.40, geb. M 18.—. Der Franziskaner Dr. Thomas Murner. Von Dr. Theodor von Liebenau, Staatsarchivar in Luzern. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung 1913. Als der Vater der deutschen sogenannten „Reformation" in wildem Frevlermut die verheerende Brandfackel der Empörung in das durch ehrwürdiges Alter geheiligte Gebäude der römischen Mutterkirche hineinschleuderte, erstanden dieser so hart bedrängten Kirche alsbald von allen Seiten wohlgerüstete und kampfesfreudige Verteidiger. In der glänzenden „Ruhmesgalerie" dieser mutvoll-beherzten und vorzüglich gewappneten Vorkämpfer der alten Kirche wider den wütenden „Herostraten" Luther und dessen Kampfgenossen gebührt unbestrittenermaßen ein besonderer Ehrenplatz den Söhnen des heiligen Franziskus von Assisi. Und unter diesen tüchtigen Glaubensstreitern im Franziskusgewande hinwiederum behauptet gewiß nicht die letzte Stelle jener Franziskaner, von welchem der gelehrte Luzerner Staatsarchivar uns hier ein mit vieler Liebe und trefflicher Farbengebung gezeichnetes Lebensbild vorlegt. Der streitbare Dr. Thomas Murner hat hier durch Theodor von Liebenau eine ganz unparteiische und vorurteilslose Würdigung erfahren: der so gefürchtete und so viel befehdete und geschmähte Gegner der „Reformation" steht hier vor uns, wie er leibt und lebt, mit all seinen Vorzügen, all seinen Charakterschwächen, und Fehlern — wir sehen ihn hier klar und deutlich in seiner so vielseitigen Befähigung und demgemäßen mannigfachen Betätigung: als Philosophen und Theologen, als Juristen und Dichter, als Prediger, Polemiker und Apologeten. Murners neuester Biograph hat sich mit seiner gediegenen Schrift ein unbestreitbares Verdienst erworben, insbesondere um eine günstigere und gerechtere Beurteilung dieses noch bis in die jüngste Zeit viel zu gering eingeschätzten und gewerteten großen Satirikers. Zum Zustandekommen und beschleunigten Erscheinen der Monographie hat durch seine eifrige und tatkräftige Unterstützung am meisten beigetragen ein Ordensgenosse von Murner: der als Historiker seines Ordens hochangesehene P. Conrad Eubel, Exgeneraldefinitor der Minoriten (Konventualen) und ehemaliger Apost. Pönitentiar an St. Peter in Rom. P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Kino und Jugend. Von Lehrer Diehle, Münster. kl. 8°; 64 Seiten. 40 Pf. J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf i. W. (C. Leopold). Lehrer Diehle hat hier seine warm geschriebenen Ausführungen im „Münsterschen Pastoralblatt" weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Auf engem Raum ist viel behandelt; kurz, knapp, jedoch ohne das Verständnis zu beeinträchtigen. Der Kinematograph, wie er heute ist, schadet dem Volksleben, vor allem unserer Jugend; mit ganz besonderer Anteilnahme hat der Verfasser die Prostituierung der deutschen Frau durch das Kino gezeichnet; die deutschen Frauen werden ihm für diese Worte dankbar sein müssen. Neben den Mitteln, wie diesen Uebelständen abzuhelfen sei, behandelt Diehle dann „weitere neuzeitliche Bestrebungen zur Beseitigung der Mißstände". Mit Recht hat er auf diesen Teil den Hauptnachdruck gelegt. Kurze, aber praktische Orientierung ist da geboten über Reklame, Zensur, Erlasse von Behörden, Kinosteuern usw. bis zur „Einrichtung von Reform- und Gemeindekinos". Wer sich schnell über schwebende Fragen aus dem Kinowesen unterrichten will, nehme das Werkchen zur Hand; er wird es nicht unbefriedigt fortlegen. Dem Büchlein wünschen wir, daß es dazu beitrage, die Schlußzeilen wahr zu machen: „Möge bald in dem hin- und herwogenden Kampfe der Siegesruf erschallen: der Schundfilm ist tot, es lebe der Kino!" Dr. Hüttermann.

M. Vincentia Neusee O. S. W.: **Die heilige Angela Merici.** Ein Lebensbild. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg i. Breisgau, Herder. 8°, 190 S, geb. M 3.80. Unter den zahlreichen mit außergewöhnlichen Geistesgaben begnadeten Frauen auf der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts: Coleto, Katharina von Bologna, Seraphine von Montefeltro, Osanna von Mantua, Stephana von Quinziani, Columba von Rieti, Johanna von Valois, Katharina von Genua, Franziska von Rom, Katharina von Rizzi, Luise Torelli von Guastalla usw., ragt die Stifterin des Ursulinenordens nicht zuletzt durch ihre wachsend altuelle Bedeutung hervor. Von Anfang an war ihr Innenleben „ein ununterbrochenes Sichausleben der durch die Gnade erhobenen und verklärten Natur. . . . Als geniale Frau steht sie in der Geschichte. Dem berechtigten Neuen die Wege bereiten und zugleich den unverrückbaren Idealen im Leben des einzelnen, der menschlichen Gesellschaft die ewigen Rechte wahren helfen — für beides die Frau heranbilden, befähigen: das war die große Idee im Leben Angelas" — die sie erfüllte, und die Kirche hat diese „Bannerträgerin auf den Wegen geistiger und sittlicher Hebung des Frauengeschlechtes, vorab der weiblichen Jugend", zu ehren gewußt. Das vorliegende, reich illustrierte Werk ist von seltener Anziehungskraft: stilistisch und auch wissenschaftlich modern im besten Sinne, entspricht es in schöner Weise allen gerechten „Forderungen der kritisch gerichteten Hagiologie", um das Urteil P. A. Röslers zu gebrauchen. Er legt auch den Wert des Buches für die Gegenwart fest, „die das Problem der besten Mädchenerziehung zu lösen sucht und vor die Frauenfrage gestellt ist." Sehr richtig fügt er hinzu, daß M. Angela dies Problem für ihre Zeit hinreichend gelöst und eine solch tatkräftige Beantwortung der Frauenfrage geliefert habe, daß heute, nach fast 400 Jahren, ihr Werk noch in Blüte stehe und durch den Ursulinenorden an der zeitgemäßen Regelung der Frauenbewegung nach katholischen Prinzipien mitarbeite. Wie dies durch die geniale Stifterin angebahnt, wie diese selbst durch Berufung und Selbsttätigkeit für ihr großes Werk bereit gemacht wurde, zeigt dies Buch, das am Schlusse eine Geschichte des Ursulinenordens selbst (hoffentlich aus gleicher Feder!) verheißt. Ich wünsche den schmucken Band in tausende von Frauen-, Familien- und Bildungsbibliotheken, da er eine Fülle intellektueller und seelischer Anregungen auszustreuen geeignet ist. E. M. Hamann.

Antonie Haupt: Unter dem Kreuzesbanner. Heiligenstadt (Eichsfeld). F. W. Cordier. Die durch ihre frische und anschauliche Auswertung ihrer mannigfachen historischen Kenntnisse beliebte Erzählerin bietet hier einen bunten, im einzelnen ungleichwertigen Kranz: Geschichten aus der Zeit Christi, der Apostel, des Mittelalters, des 16. Jahrhunderts, aus dem Leben Achtermanns, aus modernen Tagen und Verhältnissen. Das

Büchlein wird in Volks- und Familienbibliotheken Eingang finden — ich persönlich hätte den Wunsch, daß die Dichterin bald wieder einmal zu ausgiebigeren Stoffen greifen möchte, wie sie sie früher („Hexe und Jesuit", „Bernward von Hildesheim", „Tapfere Frauen der Reformationszeit" usw.) verwertete.
E. M. Hamann.

M. Homscheid: „Folge mir nach!" Legendenerzählungen. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen, 1912. 8°, 157 S., geb. ℳ 1.50. Ich habe die auf zarte Tiefe und lebhaftes Erfassen deutende Begabung M. Homscheids schon früher gewürdigt. Sie tritt auch in dem vorliegenden Büchlein zutage, dessen Erzählreihe berichtet von dem armen „reichen Jüngling", von „des Königs Stern", von „der Geschichte des Oelbaumes, aus dem das Kreuz des Erlösers" gezimmert wurde, vom Blindgeborenen, vom „unheiligen Volk", vom Einzug und „vom Sterben des Herrn". Das schmucke Bändchen mag es schwer haben, sich neben Anna von Kranes künstlerischen Legendenerzählungen zu behaupten, aber es wird sich, wenn auch bescheiden, durchsetzen als ein Gutes, das Besseres verheißt.
E. M. Hamann.

Der Einfluß des hl. Franziskus von Assisi auf Kultur und Kunst. Von Alphons Germain. Aus dem Französischen übersetzt. Straßburg, Le Roux & Co. 16°, 76 S. brosch. 50 Pf. In kurzen Strichen entwirft der Verfasser ein mächtig wirkendes Bild des weitverzweigten, tiefgreifenden Einflusses, den der hl. Franz von Assisi und die von ihm gegründeten drei Orden durch Erneuerung des religiösen, Gesundung des sozialen Lebens, sowie durch fruchtbare Anregung der dichtenden und bildenden Kunst geübt haben. Das Werkchen reiht eine Fülle von Gedanken und Daten aneinander, ohne naturgemäß eine systematische oder erschöpfende Darstellung des Gegenstandes erstreben zu wollen. Die deutsche Uebersetzung klingt da und dort an das Original an. Beim letzten Abschnitt sind die wirkungsvollen Franziskusbilder von Kunz anzureihen.
O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Pfitzners „Armer Heinrich" auf der Münchener Hofbühne. Achtzehn Jahre nach seiner Entstehung ist Hans Pfitzners bedeutsames musikalisches Erstlingsdrama erstmals über die Bretter der Münchener Hofbühne geschritten. Man weiß, daß der Komponist nicht ohne Schuld daran ist, daß die Intendanz ein paar Jahre lang seine Werke ignorierte, darf sich jedoch freuen, daß diese Ausbrüche eines Künstlertemperamentes, denen die Pfitznerverehrer Resonanz verliehen, statt sie zu dämpfen, vergessen sind. — Der „Arme Heinrich" hat seine Uraufführung in Mainz erlebt und ist dann da und dort auch auf großen Bühnen mit künstlerischem Erfolge gegeben worden. Achtzehn Jahre sind in unseren Tagen eine lange Zeit und bei gar vielen Werken, die damals Interesse erweckten, hätte man bei einer so späten Aufführung die Empfindung von zu spät. Gerade im Jahre der Richard Wagner-Zentenarfeier ist das Schlagwort „Wagnermüde" aufgetaucht. Ich glaube nicht daran, schon aus dem Grunde, weil der Genuß der Wagnerschen Kunst weiteren, minderbesitzenden Volkskreisen erst erschlossen werden soll, aber der Epigonen Wagners ist man müde. Selbst ein Name von so internationalem Klang wie Richard Strauß bestimmt keine Bühne, mit dessen „Guntram" einen neuen Versuch zu wagen, und Werke, wie Schillings „Ingwelde" sind trotz liebevollster kritischer Analysen über Achtungserfolge nicht hinausgelangt.

Auch Pfitzner steht auf dem Boden Wagnerscher Kunstanschauung, aber das Eigene, was er zu sagen hat, ist stark genug, daß es nicht durch das gigantische Vorbild erdrückt wird; selbst in Szenen, deren gedanklicher Inhalt gewisse Aehnlichkeiten mit Wagnerschen hat, schützt ihn sein mächtiges Empfinden, selbständig zu bleiben. Die Dichtung von James Grun folgt den Richtlinien des mittelalterlichen Epos ziemlich genau. Man kann finden, daß die Dramatisierung diesen epischen Ursprung nicht verleugne. Leute, denen in „Tristan und Isolde" zu wenig Handlung ist, werden insbesondere den zweiten Akt nicht nach seinem vollen Werte schätzen. Die sehr erheblichen Vorzüge liegen jedoch darin, daß Grun die Handlung so führte, daß der Musik überlassen bleibt, das zu sagen, wozu die Worte fehlen. Bekanntlich hat das Epos Hartmanns von der Aue später als Grun G. Hauptmann zu einem Drama angeregt. Ein Vergleich wäre unbillig, da die Ziele verschieden. In sehr vielen Operndichtungen wird dies freilich übersehen, und die Musik erscheint dann im besten Falle als eine Unterstreichung der Wirkung des Wortes, somit ästhetisch genommen keine Notwendigkeit. Düstere Schatten liegen über dem ersten Akte, der uns an das Siechbett des Ritters führt. Die Verzweiflung des Kranken, der sich sein geliebtes Schwert bringen läßt und fühlt, daß er zu schwach ist, es zu halten, ist musikalisch von einer erschütternden, elementaren Wucht. Die Erzählung des treuen Lehnsmannes, der nach Salerno gezogen, um einen großen Arzt zu befragen, unterbricht vorübergehend den düsteren, pessimistischen Grundton. Man hat Dietrichs Gesang gelegentlich im Konzertsaal gehört, woselbst die üppige orchestrale Farbenpracht in der Schilderung Italiens großen Eindruck macht, der durch den Kontrast zu der düsteren Umgebung auf der Bühne doppelt wirkt. Trostlos lautet der Spruch des Salerner Meisters, nur das freiwillig hingegebene Herzblut einer reinen Jungfrau kann Heinrich Genesung bringen. Agnes, des Lehensmannes jugendliche Tochter, beschließt, in selbstlosem Mitleid, sich für den Ritter zu opfern. Im zweiten, ganz auf seelische Erlebnisse gestellten Aufzuge weiß sie der Eltern Einwilligung zu erringen. Im letzten Akte soll das Opfer vollzogen werden. Die Zurüstung wäre ästhetisch genommen fast zu nervenerregend (Hauptmann ging der Situation aus dem Wege), wenn sie in Ritter Heinrich nicht die Wandlung vollzöge. Er bereut seine Selbstsucht, die ihn das Opfer des Mädchens annehmen ließ. Gerade als der Arzt gegen Agnes das Messer gezückt, sprengt er die Türe und nun tritt das Wunder ein. Agnes Opferwille hat bereits ihm Erlösung gebracht. Die Kraft der Empfindung, mit der Pfitzners Töne dieses Wunder malen, zeigt nicht nur das souveräne Können, über welches der damals vierundzwanzigjährige Komponist schon verfügte, sondern zugleich jenen ethischen Hochflug, der keinem wahrhaft bedeutendem Werke germanischer Kunst fehlen kann.

Walters musikalische Direktion brachte die hohen Schönheiten des musikalischen Dramas zu schlackenloser Geltung. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Aufführung mit Erb in der Titelrolle, Frau Kuhn-Brunners Agnes, Brodersens Lehensmann, Frau Mottl und Bender geradezu festspielwürdig war. Inszenierung und Regie waren vorbildlich. Den Zuschauern möchte ich raten, sich im Textbuche etwas umzusehen. Bei allem Streben nach Deutlichkeit geht doch manches Wort verloren, solange man den „Armen Heinrich" nicht mit dem versenkten Orchester unseres Festspielhauses spielt.

Kgl. Residenztheater. Zu der jüngst neu einstudierten „Gefährtin" Schnitzlers hat man jetzt „Paracelsus" und den „grünen Kakadu" gesellt. Das erstgenannte Vorspiel gefiel in frischer Darstellung recht gut. Wenn man die Groteske „Kakadu" aus der französischen Revolutionszeit hier nochmals spielen wollte, so wären Schauspielhaus und Kammerspiele die richtigen Stätten gewesen. Man hat ja zuweilen mit Erfolg Stücke ausgetauscht. Ich erkenne an, daß Schnitzler diese Szenen, in denen sich aristokratische Herren und Damen aus Sensationssucht ihrer blasierten Nerven in ein Milieu von Dirnen und katilinarischen Existenzen mischen, rein artistisch genommen, mit einem gewissen starken Können gestaltet hat, — darum sind sie — an einer Hofbühne doch fehl am Ort. Daran ändert auch die geschickte Inszenierung des Herrn Steinrück nichts.

Aus den Konzertsälen. Daß ein so bedeutender Dirigent wie Löwe ein großes Publikum anlockt, auch wenn er einmal als Pianist zu hören ist, ist begreiflich. Abgesehen von diesem persönlichen Interesse verdient er es aber auch vollkommen, als Kammermusiker gehört zu werden. Mit Heyde, Wittmann und Orobio de Castro fügte er sich zu einem fein abgestimmten Ensemble. Mozart, Brahms und Beethoven interpretierte Löwe mit plastischer Klarheit. Heyde und Castro haben wir oft gerühmt. Starken Erfolg hatte im Volkssymphoniekonzert die Geigerin Marie von Stubenrauch-Kraus, die zu den schönen Begabungen gehört, deren Entwicklung man in den hiesigen Konzertsälen mit freudigem Anteil miterleben konnte. Prill dirigierte Schumanns selten gehörte Genovevaouverture mit vorzüglichem, die erste Symphonie von Brahms mit gutem Gelingen. — Am gleichen Abend gab Marie Geselschap einen sehr beifällig aufgenommenen Klavierabend. Meinem Vertreter machten Dukas Variationen und Liszts Mephistowalzer (von Busoni bearbeitet) den stärksten Eindruck. Das technische Vermögen und das feinfühlige Nachempfinden der Pianistin verdienen den ihr dargebotenen herzlichen Beifall.

Wagnerfeier. Aus Anlaß des 100. Geburtstages Wagners werden in München Vorstellungen gegeben, an denen die Minderbemittelten, denen es seither versagt war, die Werke des Meisters in künstlerisch vollendeter Form zu genießen, teilnehmen können. Wir haben von diesem schönen Plane bereits vor Monaten berichtet. Durch finanzielles Eintreten der Stadtgemeinde und Entgegenkommen der Generalintendanz ist die Verwirklichung nunmehr gesichert.

Verschiedenes aus aller Welt. Ein vaterländisches dramatisches Gedicht: „Schill" von K. H. Müller fand in Berlin rauschenden Beifall. Obwohl sprachlich nicht immer bedeutend, hat das Stück doch manche Szene von starker Wirkung. — „L'Amore dei tre Re", eine Oper des jungen Komponisten Montemezzi, hatte in Mailand sehr starken Erfolg. Die Musik findet, nach Berichten, für Liebe und Haß, für Freude und Schmerz, für Jubel und Verzweiflung herzbewegenden Ausdruck. Die Liebesszenen gemahnen in ihrer Innigkeit an deutsche Vorbilder. — Birinski, dessen Komödie „Narrentanz" im Anfang des Winters über zahlreiche Bühnen ging und sehr schnell wieder verschwand, hat Dostojewskis Roman „Schuld und Sühne" dramatisiert. Die Uraufführung auf der Geraer Hofbühne war erfolgreich, dennoch hat die Kritik das Gefühl, als ob es in der Hauptsache Gefallen am Sensationellen sei, das sich hier mit gutem formalen Talent verbunden habe. — Hebbels „Genoveva" hatte in Dresden einen künstlerischen Erfolg. Die neue Bühnenbearbeitung von Karl Zeiß wird gelobt. — Das Theater in Zürich brachte eine sehr würdig verlaufene Aufführung von Wagners „Parsifal". Die Schutzfrist ist in der Schweiz am 30. Todestage, nicht erst nach Beendigung des Kalenderjahres, wie bei uns, abgelaufen. Kunstliebende Bürger hatten zur Inszenierung 30,000 Franks aufgebracht. — Ansehnliche Wagnerfestvorstellungen bot das Hoftheater in Darmstadt. — Festspiele von weiter gestecktem Spielplan werden an den Hofbühnen von Berlin, Wiesbaden und Stuttgart vorbereitet. — Professor Littmann in München wurde mit der Erbauung eines neuen Hoftheaters in Rudolstadt beauftragt. — Ein Wedekind-Bund, welcher sich den Dichter der „Büchse der Pandora" zum Führer „moderner Sittlichkeit" erkoren hat, soll in Frankfurt a. M. gegründet sein, wie von zuverlässigen Seiten berichtet wird. — Goethes „Faust" wurde im Reichstheater in Tokio in japanischer Sprache aufgeführt und hat begeisterte Aufnahme gefunden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen erhalten endlich wieder freiere Luft. Mit der anhaltenden politischen Entspannung gehen Hand in Hand kräftige Gelderleichterung und neues Vertrauen zur Industrieentwicklung. Die anscheinend ernst zu nehmenden Streitigkeiten der verbündeten Balkanstaaten über die Verteilung der eroberten türkischen Gebiete haben zwar einen bedrohenden Charakter angenommen und werden aller Wahrscheinlichkeit nach zu kriegerischen Verwicklungen führen. Die diesbezüglichen militärischen Rüstungen Griechenlands und Serbiens gegen das allzu mächtig werdende Bulgarien werden jedoch an den internationalen Börsenplätzen nicht für zu tragisch gehalten. Man hofft in Finanz- und Börsenkreisen zuversichtlich, dass Russland in seiner Eigenschaft als Vorhut des Slawentums die noch siegestrunkenen Balkanländer zur Vernunft bringen wird. Für die deutsche Wirtschaftslage kommt als Faktum die voraussichtlich stärkere Inanspruchnahme für Handel und Industrie nach erfolgtem definitiven Friedensschluss am Balkan in Betracht. Die Differenzen wegen Montenegro blieben ebenfalls unbeachtet, sie bieten höchstens genügenden Stoff für die Witzblätter aller Nationen. Die vielfach besprochenen Finanzpläne und Börsenoperationen des Königs Nikita beruhen doch mehr oder weniger auf Tatsachen. — Mit dem Eintritt des türkisch-bulgarischen Waffenstillstandes und der nahen Friedensaussichten wurden die Berichte über die zunehmende Belebung der Industriezentralen wiederum mehr beachtet. Die Börsen und besonders der Berliner Effektenmarkt konnten bei grosszügiger Vermehrung der Geschäfte erfolgreich auf die günstige Zukunftslage reagieren. In allen Effekten erreichen die Aktienumsätze eine seit langer Zeit nicht registrierbare Höhe, welche von Tag zu Tag noch gesteigert wurde. Besonders bewerkenswert war hierbei die Zunahme von Kaufordres des Publikums aus dem ganzen Reiche. Meinungsanlagen waren in fast allen Aktienwerten vorgenommen worden. Die Elektrogruppe, Schiffahrtsaktien, der Bankenmarkt und in erster Linie das grosse Gebiet der Kassaindustriewerte können zum Teil enorme Kursbesserungen innerhalb weniger Tage aufweisen. Durch den rasch überhand genommenen Generalstreik in Belgien sind die deutschen Industriemärkte plötzlich mit riesigen Kaufsaufträgen überschwemmt worden. Die Schwerindustrie, hierbei vor allem Kohlen und Koks, bekam umfangreiche Ordres zur Deckung des belgischen Industriebedarfs. Andere Zweige, wie die Glas-, Porzellan- und Textilsparte, konnten ebenfalls innerhalb der deutschen Industriewelt hiervon profitieren. Mit der Zunahme der Beruhigung des Kapitalisten- und Privatpublikums und der vermehrten Tätigkeit desselben an den Börsen war eine bedeutende Gelderleichterung und Zuversicht in der Entwicklung unserer monitären Verhältnisse wahrzunehmen. Die deutschfeindlichen Auftritte in Frankreich und die sich hieran knüpfenden Pressepolemiken blieben daher an der Börse fast unbeachtet. Die fieberhafte Lebhaftigkeit an den Effektenmärkten erhielt dagegen eine weitere Zunahme nach dem Bekanntwerden der Diskontermässigung der Bank von England. Genanntes Institut hat nach halbjähriger Dauer um $^1/_2$% auf $4^1/_2$% ermässigt Die deutschen Bankkreise legen diesem Vorgange grosse Bedeutung schon deswegen bei, weil dadurch ein wertvolles Zeichen der politischen Entspannung dokumentiert ist. Die Reichsbank wird diesem Beispiele nicht unmittelbar folgen können, nachdem unser Notenbankinstitut durch die verschiedensten grossen Geldansprüche zur weiteren Reserve gezwungen ist. Immerhin zeigt der Reichsbankausweis eine ansehnliche Besserung in der Liquidität. Mit der zunehmenden Geldflüssigkeit bietet auch der Markt der heimischen Renten und Fonds eine weitere Belebung bei anziehenden Kursen. Die Subskriptionen der letzten Zeit hatten durchweg günstige Erfolge und speziell die hochverzinslichen industriellen Emissionen sind in kurzer Zeit ausverkauft gewesen. Vorsichtige Beobachter der wirtschaftlichen Verhältnisse sehen jedoch in der Mehrung der einzelnen, undurchsichtigen Situationen in der Montanbranche Möglichkeiten von Rückschlägen an den Börsen. Auch vom Auslande, besonders in den österreichischen, ebenso wie auch in den amerikanischen Stahl- und Eisengebieten waren wiederholt Momente ungünstiger Natur vorhanden. Die weitere Entwicklung der Politik bedingt ebenfalls Zurückhaltung und Reserve. M. Weber.

Wohl eines der ärmsten Missionsgebiete der P. P. Franziskaner ist das Vikariat Ostschantung in China — arm, wegen der zahlreichen Heimsuchungen, arm besonders, weil wenig bekannt bei den Missionsfreunden. Ostschantung wurde offiziell der französischen Ordensprovinz Aquitanien anvertraut. Nun sind in Frankreich die Ordensprovinzen bekanntlich stark zertrümmert und können die Mission nicht mehr halten. Seit langem wirken in Ostschankung auch deutsche Franziskaner. Elsaß-Lothringer (sie gehörten bis zirka 1871 zur genannten französischen Provinz, sind aber jetzt den Deutschen angegliedert), ja in ihren Händen liegen gegenwärtig die drei Hauptstellen des Vikariates. Was Wunder, wenn nun die deutschen Patres notgedrungen bei den deutschen Brüdern Hilfe suchen! Liegt ja zudem Ostschantung in der deutschen Interessensphäre, wird von einer deutschen Eisenbahn durchquert und ist zwischen zwei deutschen Vikariaten eingeschlossen. Der „Franziskaner-Missionsverein in Bayern (E. V.)“ in Landshut, sowie die Zeitschriften „Sendbote des heiligen Franziskus“ (Metz) und „Antonius von Padua“ (Landshut) wollen nun für Ostschantung mitarbeiten und bitten herzlichst um Unterstützung. Besonders empfehlen sie beiliegenden „Hilferuf“ einer geneigten Beachtung.

Es wird dringend gebeten,
alle Zuschriften, welche den redaktionellen Teil betreffen, an die **Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“** und nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Bequemlichkeit im Heim. Die Einrichtungsfrage unserer Wohnungen ist im letzten Sinne ständig aktuell. Wenn auch das Fundament der Einrichtung bleibt, ist die Entwickelung stets fortschreitend. Je arbeitsreicher unser Leben wird, in demselben Maße steigert sich die Sehnsucht nach Ruhe, die wir einzig und allein in unserm Heim finden können. Die Erkenntnis, daß das Heim eine Stät e des Ausruhens sein muß, hat mit manch überkommener Konvention aufgeräumt. Selbst in den Kreisen, in denen man früher glaubte, ohne Salon nicht existieren zu können, ist das mit bequemen Möbeln ausgestattete Wohnzimmer an seine Stelle getreten. Man findet häufig Wohnungen mit mehreren Wohnräumen, bei denen die Inhaber den überflüssigen Salon mit überlegenem Lächeln als überwunden betrachten. Man will keine zierlichen Möbelchen mehr, die auf unsicheren Füßen stehen, nein, unsere Möbel sollen einem wirklichen Zwecke dienen und im Gebrauch bequem sein. Diesem Wunsche kommen in allererster Linie die Klubsessel entgegen. Ihre weiten, gemütlich wirkenden Formen prägen dem Wohnraum seinen anheimelnden Stempel auf, und man kann in Gesellschaften bemerken, daß jeder trachtet, sich beizeiten einen solchen Stuhl zu sichern. Wieviel angenehmer läßt es sich in bequemer Lage plaudern. Die Ruhestellung des Körpers hat ihre nicht zu unterschätzende Wirkung auf den Geist. Deshalb sollte jeder, der auf anregende Geselligkeit Wert legt, nicht nur für einen wohlbesetzten Tisch sorgen, sondern auch nachdrucklichen Wert auf wohltuende Sitzgelegenheiten legen. Ungemein praktisch sind die Sessel der bekannten Firma Fritz Stephany in Gera, R. 87. Form und Ausstattung dieser Sessel sind im vornehmsten Stil gehalten und lassen sich durch ihre Polsterung jedem Wohnraum farblich anpassen. Ihre hervorragende Konstruktion ermöglicht es, aus dem geringen Raum erfordernden Sessel ein Liegsofa zu zaubern, das durch ein seitlich versteckt gehaltenes Lesepult überrascht. Diese Sessel sind für jung und alt ein Geschenkgegenstand im allerbesten Sinne und werden niemals zu einem sogenannten Wandergeschenk werden. Jeder Empfänger wird durch diese Gabe sehr beglückt sein. Sie sind in echtem Eichenholz, hell, mittel und dunkel gebeizt ausgeführt und mit losen Rücken- und Sitzkissen aus allerbestem Cordsamt mit Roßhaarfüllung ausgestattet und für den Preis von ℳ 68.— bezw. ℳ 78.— frachtfrei von dem Fabrikanten zu beziehen. Die Firma sendet auf Wunsch kostenlos Prospekt B. 87 und Stoffproben.

Abgelegte Prüfungen nach erfolgreichem Selbststudium. Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben, oder die zum Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin (Verlag von Bonnes & Hachfeld, Potsdam) nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Namentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährigfreiwilligenprüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaraufnahmeprüfung bestanden. Für Autodidakten können wir die mit großer Sachkenntnis verfaßten Werke wärmstens empfehlen. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist; nichts Ueberflüssiges, das Notwendige aber in vollem Umfange.

Die Rede des Bischofs von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, „**Wir Akademiker und die Kirche**“ kann nicht weiter geliefert werden, da die Abzüge vergriffen sind. Eine neue Auflage wird nicht gedruckt. In Kürze erscheint die Rede als Broschüre bei Kirchheim & Co., Mainz. Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau“, München.

Krumbad

Am 1. Mai wird das seit 500 Jahren im besten Rufe stehende Krumbad wieder eröffnet. In den letzten Jahren hat es einen neuen Aufschwung genommen und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, dass Erweiterungsbauten notwendig werden. Die besten Erfolge weist es auf in der **Rekonvaleszenz** nach schwerer Krankheit: bei Gicht und rheumatischen Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden, bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 m über dem Meeresspiegel. Es ist ein **Körper und Geist erquickendes Ruheplätzchen,** besitzt eigene Post- u. Telephonverbindung; nächste Bahnstation ist Krumbach. Die Preise sind billigst. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephskongregation. **Prospekte** werden gratis übersandt. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die **Badeverwaltung Krumbad bei Krumbach.**

Kettelerheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Pension Maria Elisabeth

Gardone Riviera am Gardasee (Italien).

Eigentum des deutschen Caritas-Stiftes in Freiburg im Breisgau, geleitet von den Grauen Schwestern von der hl. Elisabeth.

Inmitten einer 8000 ha grossen alten Parkanlage am See erbaut. ruhige Lage, 40 Betten, Südzimmer mit grossen Terrassen, Wannen- und Seebäder, Liegehalle am See, Zentralheizung im ganzen Hause, grosse Hauskapelle, das ganze Jahr über geöffnet.

Man verlange Prospekte.

„Priesterheim St. Michael"

Rom

(auch für kath. Laien.) Lungotefere Farnesina 40.
Leitung: Franziskanerbrüder vom St. Josephshaus bei Waldbreitbach, Rheinland.

Schön gelegen und Aussicht auf die Stadt. 15 Minuten von St. Peter, in der Nähe der elektr. Straßenbahn, Kirche anschließend, Heizung, elektr. Licht, Badeeinrichtung, deutsche Küche. Pension von 6 Lire an.

Hotel Union

Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine.—**Preisliste auf Wunsch zugesandt.**
Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Bayerische Hypotheken- u. Wechselbank.

Freitag, den 2. Mai 1913, vormittags 8 Uhr, findet im Bankgebäude, Promenadestraße Nr. 10, Zimmer 37, in Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrats Oskar Schmidt in München die

97. öffentliche Verlosung

unserer Pfandbriefe statt.

Die Verlosungsliste wird im Deutschen Reichsanzeiger, im Kgl. Bayerischen Staatsanzeiger, sowie in einer Reihe anderer Blätter veröffentlicht.

München, im April 1913.

Die Bank-Direktion.

Venedig.

Logierhaus mit Kirche für Priester u. Ordensmänner.

(Campo San Maurizio Nr. 2603, Pater Zeno Wallbröhl, O. F. M.)

3 Minuten von Santa :: Maria del Giglio, ::

Haltestelle der Dampfer (vaporetti) des Canale Grande.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Henssen-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Prima westf.

Schinken

(Rundschnitt) zum Rohschneiden, das Feinste was es gibt, **unübertroffen,** Landware, Winterdauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. 1,40, Garantie Zurücknahme. Ia Zervelatwurst 1,65, Plockw. 1,55, Mettw. 1,35, Leberw. 1,10, Blutw. 1,00, Speck 1,10. Versand u. Nachnahme.

Wilhelm Bartscher
Rietberg 85 i. Westf.
Westf. Schinkenräucherei.

Frühere Jahrgänge der „Allgem. Rundschau" zu bedeutend ermässigten Preisen.

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen
(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Füssen-Faulenbach

ca. 800 m über dem Meere. Beliebte Sommerfrische in großartiger Lage, herrliche Schlösser (Füssen, Hohenschwangau, Neuschwanstein), gewalt. Felsberge, malerische Seen, bequeme und schöne Badegelegenheit, mächtige Wälder mit stundenweiten, wohlgepflegten, aussichtsreichen Wegen, Ausflüge vom leichten Spaziergang bis zur ernsten Hochtour. Gelegenheit zum Angel-, Ruder- und Schießsport. Wintersport. **Vorzügliche Gasthöfe an beiden Orten. Lesezimmer, Kurtheater. — Ueber Privatwohnungen gibt Aufschluß das Verkehrsbureau.** — Illustrierte Prospekte und Wohnungslisten gratis und franko.

Verschönerungsverein Füssen.

Nerven- und alkoholkranke

Herren besserer Stände finden freundliche Aufnahme in dem vom Kath. Bund gegen den Alkoholismus gegründeten

Sanatorium Johannisheim zu Leutesdorf am Rhein.

Prachtvolle Lage unmittelbar am Rhein gegenüber Andernach u. dem Namedyer Sprudel. Vornehme Einrichtung. Schattiger Laubengang mit Pavillon am Rhein. Lese- u. Gesellschaftszimmer mit Balkon. Kapelle im Hause. Aerztliche und geistliche Leitung. Illustrierter Prospekt gratis.

Amrum-Norddorf. Nordseepensionat Hüttmann.

Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen. Seebad. Strandbäder 30 Pf. **Keine Kurtaxe.** El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung mit Verpfleg. bei d. meisten Zimmern tägl. 4.25 M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — **Kathol. Gottesdienst** ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Carl Walter

Bildhauer

TRIER Südallee 59

empfiehlt seine kunstgerecht gearbeiteten

Statuen, Gruppen, Reliefs, Kreuzwege :: Krippenfiguren

aus vorzüglichster Terrakotta

einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre Haltbarkeit in den feuchtesten Kirchen und im Freien,

sowie Ausführung in Holz und Stein.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Moritz
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

GENF, Töchterpensionat International „La Marjolaine“.
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm. Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Pensionspreis M. 2000. Ref. Prsp. **Mme. Stuckelberger.**

Pensionat Notre Dame des Anges
Courtrai (Belgien).
Erziehungshaus für junge Mädchen aus guter Familie; Familienleben, Unterricht nach dem staatlichen Lehrplan; staatlich geprüfte Volksschul-, Mittelschul-, Musik-, Zuschneide-, Haushaltungs-, Turn- und Tanzlehrerinnen. Weite, helle und luftige Räume, großer Park, vorzügliche Lebensweise, hygienische Einrichtung, täglicher Besuch des Arztes, Pflege durch geprüfte Krankenschwestern, Pension, Musik und alle Fächer. 680 Mark.
Nähere Auskunft durch **die Oberin.**

Villa Johanna — Oss-Holland.
Französische Schwestern Filles de Notre-Dame.
Im Mai 1913 wird die Anstalt nach Nymwegen verlegt (Stadtteil St. Anna).
Unterricht besonders in Sprachen, Handarbeiten, Zeichnen, Musik, für junge Mädchen und Lehrerinnen. Das neue Institut verbindet somit die Annehmlichkeiten des Stadtaufenthaltes mit gesunder Lage und Gelegenheit zu Spaziergängen in der herrlichen Umgegend.
Preis: 45 Gulden monatlich.

Reform-Schule „Alpina“ Gersau am Vierwaldstättersee
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen, real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältige Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und la Privatreferenzen. Prospekte.

Spa (Belgien) Kurort ersten Ranges
Collegium Thaddäum
I. Moderne Sprachen und Handelswissenschaften, II. Vorbereitungsanstalt fürs Einjährige. NB. Einige fromme, kath., junge Leute, auch bessere Handwerker, erhalten jährl. freie Ausbildung für den Kaufmanns- u. Beamtenstand. Stellung wird von der Anstalt kostenlos nachgewiesen. Nur mässiges Kostgeld erforderlich. Anmeldungen umgehend erbeten. Direktor **Runge.**

Prima Rollschinken
à Pfd. 1.30, Lachsschinken 1.45, Nußschinken 1.20, ff. Zervelatwurst u. Salami à Pfd. 1.20, Leberwurst 1.10, Preßwurst Schles. 80 Pf., Preßkopf u. Kaiserjagdwurst à Pfd. 1.—, Kasselerrippenspeer à Pfd. 1.05 empf. u. Gar. p. Nachn. Karl Wägner, Wurstfabrik, Glogau.

Prima westf.
Schinken
Rundschnitt, feinste Land-Winterware, im Gewicht von 10—25 Pfd., Buchenholz-Räucherung empfiehlt und versendet per Pfd. zu Mk. 1.30 unter Nachnahme
Ignaz Kraft, Paderborn Westfalen.

Nomis
voller, kräftiger, halbsüsser Wein, per Fl. 1 M, 12 Fl. à 90 Pf. empf.
Ph. Simon, München, Seidlstrasse 28 (an der Karlstrasse) und Frauenstrasse 5, gegenüber der Handelsschule.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion.

Institut Central
Pensionat Saint-Antoine
Ternath bei Brüssel
Internationales Pensionat für Knaben u. j. Leute. Französ., Englisch, Handelskorr.
Prospekt durch
Prof. O. Hoffmann.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring.
Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern. 1913 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel. Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielefabrik M. Welden, Köln.
Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die Aufnahme sende man gütigst an den Bruder Mauritius, z. Z. Elters, Post Schwarzbach (Röhn) oder Dr. Berberich, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Wandteppiche
für Chorwände und Hintergrund von Altären u. Figuren
Paramente, Fahnen,
Stoffe eigener Weberei; hervorragende künstlerische Ausführung; viele Auszeichnungen und Anerkennungsschreiben.
Arnold & Braun,
Kunstweberei und Kunststickerei
Inh.: Aug. Arnold,
Kgl. Hoflieferant, Krefeld, Roßstr. 172 a. d. Josephskirche.
Mustersendungen frei.

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen“.** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Breslau 3, Freiburger-Strasse 4x
Dr. J. Wolff's Vorbereitungs-Anstalt
gegr. 1903, für die Einj.-Freiw.-, Fähnrichs-, Seekadett.-, Primaner- und Abiturienten-Prüfung, sowie zum Eintritt in die Sekunda einer höheren Lehranstalt. Streng geregeltes Anstaltspensionat. Seit 1911 auch besond. **Damenkurse** für die Primaner- und Abiturienten-Prüfung. Bisher bestanden bereits **646** Prüflinge, darunter **83 Abiturienten.**
Seit Januar 1910 bestanden 321 Zöglinge, dar. 49 Abiturienten (dar. 16 Damen), 16 für Oberprima, 40 (dar. 1 Dame) für Unterprima, 62 (dar. 16 Extraneer) für Obersekunda, 65 für Untersekunda und 59 Einjährige.
Prospekt. Telephon Nr. 11687.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold). Für die ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält akad. Berufe, ältere Priesteramtskand. 7 ak. Lehrer, kl. Schülerzahl. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 OI, 3 UI, 8 OII bezw. Einj., 6 UII, 2 OIII. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap. indiv. Erz. Prsp. u. Ask. d. d. geistl Direktor.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.
Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.
Nachhilfe durch Fachlehrer in reichlichem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die Direktion.

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt.
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie.
Gründliche Ausbildung im Haushalte.
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an die Priorin.

Frauenkloster Immaculée Conzeption de Notre Dame de Lourdes
in Lourdes hinter der Basilika (Frankreich).
Hauptsächlichste Zweigniederlassungen:
Italien: Rom, Via Grégoriana 18
Belgien: Lüttich, Quai Mativa 43
Belgien: Brüssel, Rue de Ten Bosch 101 a
England: London, Oxhey Rise Harrow-Weald.
Berufszweck der Genossenschaft: Erziehung u. Wissenschaft. Ewige Anbetung der hl. Eucharistie. Damenpension u. geistliche Exerzitien. Noviziate Lourdes u. Rom.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 3. Mai 1913. X. Jahrgang.

Die Fabel vom Wahlbündnis im Kaiserdom.[1]

Ein Beitrag zur Entstehung der Geschichtslügen.

Von Hofrat Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.

I.

Die Fabel, daß Zentrum und Sozialdemokratie „an geheiligter Stätte", im Kaiserdom zu Speyer, ein Wahlbündnis abgeschlossen hätten, kommt nicht zur Ruhe, alle Richtigstellungen prallen ab an dem bösen Willen jener, welche durchaus an dieser Fabel festhalten wollen. Bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen wird diese Fabel wieder ihre Rolle spielen. *Zu solchem Zwecke ist sie ja erfunden worden.* Im Februar hat bereits ein liberales Blatt zu Aachen die Mär wieder aufgeworfen, und die „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 210 vom 25. April 1913 wollen genau wissen, „daß sogar der oberste Seelenhirte der Erzdiözese München-Freising, der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. v. Bettinger, im Dom zu Speyer segnend die Hand über das Bündnis mit dem ‚Umsturz' gehalten". Ich möchte daher hier noch einmal die *geschichtliche Wahrheit feststellen.*

Zweimal hat die Zentrumspartei in Bayern *in einzelnen Wahlkreisen* sich mit der Sozialdemokratie zu gemeinsamer Wahl von Landtagsabgeordneten vereinigt, 1899 und 1905; beide Male selbstverständlich nicht aus innerer Geistesverwandtschaft, sondern zur Befriedigung dringender Forderungen der *Tagespolitik.* Beide Vorgänge können nicht verstanden und gewürdigt werden, wenn man sich nicht in die Zustände *jener Tage* hineindenkt.

Die sogenannte Reaktionszeit, die mit Wiederherstellung der Ordnung im Jahre 1849 begonnen hatte, war schon unter Max II. und besonders unter Ludwig II. in die *Herrschaft des Liberalismus* ausgelaufen. Dieser hatte im Sturm die wichtigsten Stellungen in der Beamtenschaft, im Bürgertum, in Handel, Gewerbe und besonders auch in der Presse errungen, ein Vorgang, der in den katholischen Kreisen Bayerns anfangs nicht genügend beachtet wurde. Um die Herrschaft des Liberalismus im Landtage festzulegen, suchte die Staatsregierung die konservative und katholische Bevölkerung politisch zurück zu drängen. Das wichtigste Mittel dazu war eine *raffiniert ausgedachte Wahlkreiseinteilung.* Die katholische Bevölkerung wurde entweder in kleine Wahlkreise zusammengedrängt, deren Bevölkerungsziffer gerade noch dem Gesetze entsprach, oder, wo die konfessionelle Mischung der Bevölkerung es gestattete, in benachbarte Wahlkreise mit protestantischer Bevölkerung untergebracht, so daß sie dort überstimmt werden mußte. Diesen Wahlkreisen wurden dann recht viele Abgeordnete, 3 bis 5, zugesprochen. Was das Ministerium durch Einteilung der Wahlkreise für die Abgeordneten begonnen hatte, mußten dann die unteren Verwaltungsbehörden durch entsprechend fortgesetzte Bildung der Urwahlbezirke nach unten weiterführen. Die ganze Einteilung erfolgte *nach rein konfessionellen* Gesichtspunkten: die Katholiken galten als konservativ, die Protestanten als liberal, und so wurden die Katholiken systematisch um eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung gebracht. Das Hauptturnmelfeld dieser „*Wahlkreisgeometrie*" waren die Provinzen mit starker Mischung der Konfessionen, besonders die Pfalz, Unterfranken, Mittelfranken, Oberfranken und Schwaben. Die unglaublichsten Wahlkreisgebilde wurden dabei zustande gebracht, manchmal mußten die Wahlmänner eines Wahlkreises durch einen anderen Wahlkreis hindurchreisen, um zu ihrem Wahlorte zu kommen, wo sie dann von einer geringen Mehrheit der protestantischen Wahlmänner totgestimmt wurden und diesen die ganze Vertretung des Wahlkreises zufiel. Alle Begeisterung der Wählerschaft, die bei den Wahlen stets wieder treu dem Rufe der Führer folgte, alle Bemühungen im Landtage, die Staatsregierung zu veranlassen, der Zentrumspartei ihren natürlichen politischen Einfluß zu gewähren, waren vergebens. Selbst noch, als die *Sozialdemokratie* mächtig heranwuchs und dem Liberalismus einen Teil seiner Wählerschaft entzog, verstand die Staatsregierung nicht die Zeichen der Zeit, sondern verharrte dabei, dem Liberalismus jetzt erst recht die Herrschaft zu sichern, besonders auch, um dessen *Personalien*, d. h. den *Anspruch auf Besetzung aller höheren Stellungen* zu retten. Daß gerade der *konservativste und königstreueste Teil der Bevölkerung* von der Staatsregierung fortgesetzt so mißhandelt wurde, mußte in der Wählerschaft des Zentrums, besonders in der Pfalz, allmählich eine tiefe *Erbitterung* hervorrufen. Diese war nicht mehr zurückzuhalten, als durch Erstarkung der Sozialdemokratie endlich die Gelegenheit kam, gegenüber einer verblendeten Staatsregierung sich selbst Recht zu verschaffen.

Dieser Fall trat ein im Jahre 1899. In *drei Wahlkreisen* konnte die Herrschaft des Liberalismus durch Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie gebrochen werden, in *Speyer, Zweibrücken und München I.* Für die Pfalz mußte ich kraft meiner Stellung als Abgeordneter im Reichs- und Landtag die Sache in die Hand nehmen. Hätte ich es nicht getan, so wäre die tiefe *Erbitterung unserer treuen Wählerschaft* über ihre jahrzehntelange politische Mißhandlung *auf ungeordnete Weise* zum Ausdruck gekommen. Denn derartige Bündnisse werden nicht gemacht, sie entstehen von selbst, der Parteiführer aber muß sie lenken. Ich verhandelte daher während des *Frühjahrs 1899* mit dem sozialdemokratischen Reichs- und Landtagsabgeordneten Franz Joseph Ehrhart von Ludwigshafen über ein solches Zusammengehen für die Pfalz. Die gleichzeitige Anwesenheit im Reichs- und im Landtage, sowie gemeinsame Eisenbahnfahrten boten die natürliche Gelegenheit zur Aussprache. *Der endgültige Abschluß des Wahlbündnisses* durch Handschlag erfolgte zwischen Ehrhart und mir *im Mai 1899 im Zimmer des Beschwerdeausschusses des Bayerischen Landtages.* Das Bündnis wurde geschlossen für die Wahlkreise *Zweibrücken und Speyer,* dann durch die beiderseitigen Parteien in *München* auf den dortigen fünfmännigen Wahlkreis ausgedehnt, wo die gleichen Verhältnisse bestanden. Auf diese Weise wurden 12 liberale Abgeordnete verdrängt und durch 7 Zentrumsmänner und 5 Sozialdemokraten ersetzt, die liberale Partei im bayerischen Landtage dauernd in die Minderheit gedrängt.

II.

Der sozialdemokratische Abgeordnete *von Vollmar* hat später in einem Schreiben an die sozialdemokratische „Münchener Post" (vom 31. Oktober 1911) behauptet, das Bündnis sei im Kaiserdom zu Speyer in seiner Gegenwart abgeschlossen worden; er sei von Ehrhart ersucht worden, „einer wichtigen Wahlbesprechung mit einem Vertreter des Zentrums beizuwohnen, und zwar solle dies im Dom stattfinden, weil dies dort am unauf-

[1] Die Redaktionen der Zentrumsblätter werden ersucht, den Artikel aufzubewahren und beim jedesmaligen Auftauchen der Fabel ihr mit dem hier gebotenen Material sofort entgegenzutreten; nur auf diese Weise ist es möglich, die Fabel allmählich auszurotten.

fälligsten für das Zentrum erfolgen könne". Durch eine Seitenkapelle seien sie in den Dom eingetreten, an deren Eingang ein Domgeistlicher sie empfing. „Unter dessen Vortritt gingen Ehrhart und ich und noch einer durch die Reihe der knienden Beter von der Seite in den Dom und dann wenige Schritte weiter in die Krypta, die der Geistliche persönlich öffnete und, nachdem wir eingetreten, wieder versperrte. In der Krypta befanden sich ein paar Altäre, vor denen einige Reihen von Betstühlen standen. Wir ließen uns auf ein paar derselben nieder, die sich nahe der Mauer der Krypta befanden. Man unterhielt sich eingehend über das für die Pfalz abzuschließende Wahlbündnis und die noch dazu gehörigen Dinge."

Diese Darstellung Vollmars enthält schon in den Aeußerlichkeiten einige wesentliche unrichtige Angaben. Vor allem kennt er den Domgeistlichen nicht mehr, der sie, wie er sagt, empfing und in die Krypta führte. Es war Domkapitular Dr. Zimmern, derselbe, mit dem Vollmar vom Herbst 1899 bis Sommer 1904 drei Tagungen hindurch im bayerischen Landtage zusammensaß und verkehrte. Schon das ist ein Zeichen, daß Vollmars Gedächtnis nicht sicher genug ist, um eine solche Erklärung abzugeben. Auch den vierten Teilnehmer der Besprechung weiß er nicht zu nennen; es war ein in Speyer allgemein bekannter Gast- und Weinwirt, der mit Ehrhart befreundet war. Ferner behauptet Vollmar, in der Krypta seien ein paar Altäre, vor denen einige Reihen Betstühle standen. Nun sind in der Krypta vor allen Altären, mit Ausnahme des Hauptaltares, der in der Apsis steht, seit vielen Jahrzehnten schon keine Betstühle, weil diese Altäre nicht benutzt werden. Vollmar kann also die Betstühle, von denen er spricht, gar nicht gesehen haben, denn sie waren damals nicht vorhanden und sind es auch heute noch nicht. Es ist also schon an sich höchst wahrscheinlich, daß er auch in der Hauptsache sich irrt, und so ist es in der Tat.

Vollmars Besuch in Speyer hatte eine andere Ursache, als den Abschluß des Wahlbündnisses. Kurz vor den Wahlen der Wahlmänner zum Landtage, also vor dem 10. Juli 1899, wollte ein Teil der Pfälzer Sozialdemokraten das zwischen mir und Ehrhart vereinbarte Bündnis nicht einhalten. Ehrhart hielt es daher für gut, daß Vollmar selbst komme und den „Genossen" seine Zustimmung zu dem Bündnis erkläre. Bei diesem Besuch in Speyer wollte Vollmar auch den Kaiserdom besichtigen und Domkapitular Dr. Zimmern als Domkustos führte die Herren im Dome umher. Es war nicht mehr als selbstverständlich, daß sie dabei auch, besonders als sie in der Krypta zu viert allein waren, über das Wahlbündnis sprachen, schon weil Dr. Zimmern neben Dr. Julius Siben als Kandidat der Zentrumspartei in Aussicht genommen war. Das Bündnis selbst war, wie ich oben erzählte, zwischen Ehrhart und mir bereits im Mai 1899 endgültig abgeschlossen worden. Die Einzelheiten für die Pfalz, besonders für den Wahlkreis Speyer und die Verteilung der vier Abgeordneten dieses Wahlkreises unter die beiden Parteien, hatte Ehrhart mit Dr. Zimmern auch bereits geregelt und zwar teils in einem Privathause zu Ludwigshafen, teils in einem Gasthause zu Speyer. Die Unterredung der vier Herren in der Krypta des Kaiserdomes konnte sich daher nur auf allgemeine Besprechung der Sache beziehen, einzelne Abmachungen waren nicht mehr notwendig, weil alles bereits geregelt war.

Unnatürlich ist die Behauptung von Vollmars, der Dom sei gewählt worden, weil die Zusammenkunft dort für das Zentrum am unauffälligsten geschehen könne. Das Gegenteil liegt auf der Hand! Nachdem Ehrhart und ich seit Herbst 1898 durch das Zusammensein im Reichs- und Landtage, durch gemeinsame Eisenbahnfahrten zwischen der Pfalz, München und Berlin genügend Gelegenheit hatten, die ganze Frage unauffällig zu erwägen und abzuschließen, sollen wir das alles nicht benutzt, sondern kurz vor der Wahl die Sache noch geschwind im Kaiserdom erledigt haben! Es wäre eine Torheit gewesen, eine so wichtige Angelegenheit erst einige Tage vor der Wahl zu erledigen und es wäre eine Torheit gewesen, dazu den Kaiserdom zu wählen! Herr von Vollmar ist ein großer breitschulteriger Mann, geht infolge einer Kriegsverwundung mühsam an einem Stock, fuhr noch dazu in einem Hotelomnibus am Dom vor, alles doch Dinge, welche die Aufmerksamkeit auf ihn lenken mußten. Sonst reden die Liberalen dem Zentrum „jesuitische" Schlauheit nach, hier unterschieben sie uns eine Dummheit.

Ehrhart ist leider gestorben und kann kein Zeugnis mehr geben, hat aber dem Abgeordneten Erzberger meine Darstellung bestätigt. Erzberger berichtete darüber in der Reichstagssitzung vom 13. November 1909, als ein fortschrittlicher Abgeordneter die Fabel wieder aufgetischt hatte. Erzberger sagte damals:

„Ich muß mich wundern, daß sowohl der Herr Kollege Dr. Frank wie Herr Kollege Müller-Meiningen solche Unrichtigkeiten beibringen wie die, daß dieses Abkommen in einem Dom abgeschlossen sein soll. Jahrelang war der Dom von Bamberg derjenige, in dem das Abkommen unterzeichnet worden sein soll; heute soll es der Dom zu Speyer sein. Ich kann nur wiederholen, daß mir Ihr eigener verstorbener Kollege Ehrhart, als ich das letztemal — vor zwei Jahren — nach München fuhr, ausdrücklich erklärte, daß die Sache im Münchener Landtagsgebäude vorbereitet, besprochen und fertiggemacht worden sei. Er selbst hat die Verhandlungen geführt."[2])

Ueber den Besuch Vollmars im Dome gab ich schon mehrmals richtigstellende Erklärungen ab, und zwar Anfang Juli 1909 in der „Pfälzer Zeitung", in der „Augsburger Postzeitung" und der „Augsburger Abendzeitung", dann wieder in der „Pfälzer Zeitung" vom 3. November 1911. Auch Dr. Zimmern gab Erklärungen ab in der „Augsburger Postzeitung" Nr. 251 vom 5., Nr. 258 vom 14. und Nr. 260 vom 16. November 1911. Viele Zentrumsblätter haben diese Darstellungen abgedruckt, die liberale Presse aber hat sie, wie das ihre Gewohnheit ist, ihren Lesern vorenthalten.

In seinen Erklärungen sagte Dr. Zimmern ausdrücklich:

„Der Besuch Vollmars stand mit den damaligen Wahlen zum Landtage in keinem innersachlichen Zusammenhang. Die Einzelheiten in der Pfalz wurden zwischen dem Abgeordneten Ehrhart und allein mir besprochen und geordnet. Als Kandidaten waren Dr. Julius Siben und ich für das Zentrum, Ehrhart und Huber für die sozialdemokratische Partei aufgestellt. Die eigentlichen Verhandlungen fanden zu Ludwigshafen bei Ehrhart und noch in einem sicheren weltlichen Privathause, zu Speyer in einem Gasthause statt. Als Herr von Vollmar hierher kam, gab es nichts mehr zu verhandeln."

Das ist die Wahrheit. Alles übrige sind phantastische und parteipolitische Zutaten. Die liberale Presse bleibt trotzdem hartnäckig bei der Fabel von dem „blasphemischen" Bündnis im Kaiserdom, „zwischen Altar und Kaisergräbern", von einem „hohen geistlichen Würdenträger", der dabei gewesen sein soll („Hamburger Fremdenblatt", 1912, Nr. 199 vom 25. August) usw.

Alle diese Darstellungen, und seien sie noch so positiv aufgestellt und mit der sichersten Miene behauptet, sind ausnahmslos Erfindung und können nicht durch Zeugen bewiesen werden. Bei dem Besuche Vollmars im Kaiserdom war niemand anwesend außer den obengenannten vier Herren. Trotzdem gehört diese Erzählung bereits zum eisernen Bestande der liberalen Geschichtsfabeln und wird ebenso hartnäckig festgehalten, wie die vielen anderen Fabeln, daß z. B. Tilly es gewesen sei, der Magdeburg zerstört habe.

III.

Jenes Wahlabkommen von 1899 war eine politische und taktische Notwendigkeit; die Stimmung der Wähler, aus welcher es entstand, habe ich bereits geschildert. Das Wahlabkommen war durch das damalige Wahlgesetz geradezu erzwungen. Daher konnte bisher noch kein Gegner jenes Wahlabkommens uns sagen, wie wir es in jener Zeit in München, Zweibrücken und Speyer hätten anders machen sollen. Das Wahlgesetz verlangte für die Wahl der Abgeordneten die absolute Mehrheit der Wahlmänner. In jenen drei Wahlkreisen hatten aber die Liberalen durch das Aufkommen der Sozialdemokratie die absolute Mehrheit, die sie früher besaßen, verloren, und um die Wahl von Abgeordneten überhaupt zustande zu bringen, mußten daher zwei Parteien zusammengehen. Nach der Stimmung unserer Wählerschaft konnte mit den Liberalen ein solcher Bund nicht geschlossen werden, weil man der festen Ueberzeugung war, ihre Wähler würden den Vertrag nicht halten, den die Führer mit uns geschlossen hätten. Die Weigerung des Zentrums, zur Herbeiführung einer Abgeordnetenwahl mit den Sozialdemokraten zusammenzugehen, hätte diese Partei unbedingt an die Seite der Liberalen getrieben; denn es wird wohl niemand glauben, daß die Landeshauptstadt München, daß die großen Industriestädte Ludwigshafen und Pirmasens auf eine Vertretung im Landtage verzichtet hätten, wenn das Zentrum sich geweigert hätte, mit den Sozialdemokraten die Wahlen vorzunehmen. Das hätte nicht nur dem Zentrum sieben Abgeordnete entzogen, sondern auch sofort den Großblock herbeigeführt. Liberale und Sozialdemokraten hätten sich trotz ihrer damaligen tiefen Verfeindung unter dem Zwang der Verhältnisse zusammengefunden, nicht nur die Abgeordnetensitze

[2]) Reichstagsverhandlungen, Band 258, S. 304.

unter sich verteilt, sondern sehr rasch ihren gemeinsamen Weltanschauungsgegensatz zum Zentrum erkannt. Ob dann noch das neue Wahlgesetz von 1905 und das jetzige konservative Ministerium gekommen wären, ist sehr zu bezweifeln. So aber hat unser Zusammengehen mit der Sozialdemokratie das alte Wahlgesetz ad absurdum geführt und einen Druck ausgelöst, der selbst die Staatsregierung unter dem gleichen Ministerium veranlaßte, im Jahre 1903 dem Landtage das jetzige Wahlgesetz vorzulegen. Diese Vorlage sollte auch Wahlbündnisse, wie sie 1899 geschlossen werden mußten, unnötig machen; sie beseitigte die Wahlmänner und suchte die Stichwahlen dadurch zu vermeiden, daß sie statt der absoluten Mehrheit die relative Mehrheit für die Wahl der Abgeordneten einführte. Auf dieser relativen Mehrheit bestand besonders die Zentrumspartei. Die Liberalen stimmten nun am letzten Februar 1904 gegen das neue Wahlgesetz, verhinderten dadurch das Zustandekommen der verfassungsmäßig erforderlichen Zweidrittelmehrheit, und so mußten die beiden anderen Parteien bei der Neuwahl im Sommer 1905 dort, wo es möglich war, gemeinsam die Liberalen verdrängen. Das gelang auch so gründlich, daß im neuen Landtage vom Herbst 1905 zum Zustandekommen des Wahlgesetzes die Stimmen der Liberalen entbehrlich waren. Dieses Wahlbündnis zwischen Zentrum und Sozialdemokratie wurde am Schlusse des Landtags im Sommer 1904 in einem Zimmer des bayerischen Landtages von je drei Mitgliedern des Landtages als Vertretern beider Parteien und nur für eine ganz bestimmte Klasse von Wahlkreisen abgeschlossen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Erisapfel Skutari.

Es ist anders gekommen, wie wir bei Abfassung der vorigen Weltrundschau noch annehmen durften: Skutari ist von den Montenegrinern mit Hilfe serbischer Kanonen und Truppen erobert worden. Man hat dort mit landesüblicher Hinterlist operiert. Der geräuschvolle Abzug der Serben von Skutari war nicht vollständig; es blieben so viel Geschütze und Leute zurück, daß unter montenegrinischer Flagge bombardiert und gestürmt werden konnte. Die „Nachrichten" von dem schmerzlichen Verzicht und der bevorstehenden Trauerproklamation des Königs Nikita waren nur Kulissen, hinter denen Nikita die Entscheidung betrieb. Er wußte offenbar, daß er nur noch einige Tage gebrauchte, um das ausgehungerte Skutari in seine Gewalt zu bringen. Die Festung war fünf Monate lang in Ehren verteidigt worden; man kann begreifen, daß die hilflose Besatzung endlich mürbe wurde.

Als die Kunde von der Eroberung Skutaris anlangte, hielten einige Optimisten noch an dem Glauben fest, König Nikita und Genossen würden doch nicht ernstlich dem Gesamtwillen Europas zu trotzen wagen, sondern nach Befriedigung ihres Ehrgefühls Skutari wieder herausgeben, höchstens es als Faustpfand zur Erlangung von finanziellen oder territorialen Kompensationen benutzen wollen. Aber Held Nikita erklärte einfach nach berühmten Mustern: J'y suis, j'y reste! Alsbald wurden die Werke wieder in Verteidigungszustand gesetzt.

„Europa" ist wieder einmal blamiert durch den vorläufig erfolgreichen Trotz des Zaunkönigs. Am ärgsten gefährdet sind das Ansehen und die Interessen Oesterreichs, des Vaters von Neualbanien, das in die Abtretung von Djakova, Prizrend usw. nur gewilligt hat unter der entscheidenden Bedingung, daß Skutari bei Albanien verbleibe. Oesterreich mußte naturgemäß die Initiative ergreifen, damit die restitutio in integrum erzwungen werde. Eine österreichische Note an die Botschafterkonferenz und die begleitenden Artikel der Wiener Presse forderten schnellstes und kräftiges Vorgehen der Großmächte, ohne Verwässerung und Verschleppung unter dem Hinzufügen, daß sonst Oesterreich selber die Durchführung des Beschlusses in die Hand nehmen müßte. Die Botschafterkonferenz hat zunächst eine gemeinschaftliche Aufforderung an Montenegro beschlossen, und demgemäß haben die anderen Staaten sofort die diplomatische Mahnung ergehen lassen, während die russische Diplomatie in nicht mehr ungewöhnlicher Weise im Nachtrab blieb. Die Mahnung wird wohl fruchtlos bleiben und dann muß die Botschafterkonferenz sich doch mit der heiklen Frage des Zwangsverfahrens beschäftigen. Bisher war die Blockade das äußerste, worüber Einstimmigkeit unter den Großmächten zu erzielen war. Der große Apparat, den sechs Mächte aufboten, hat sich als eine hohle Demonstration erwiesen; denn vor dem Angesicht der großmächtlichen Strafflotte haben die Montenegriner und die verkappten Serben ihren Trotzstreich vollführt. Wenn man die Blockade auch ausdehnen und verschärfen wollte, so wäre es doch noch sehr unsicher, ob durch Absperrung der Zufuhr Montenegro kirre gemacht werden könnte. Darf „Europa" ein halbes oder gar ein ganzes Jahr lang seine Beschlüsse und seine Schiffe zum Narren halten lassen? Das einzig Richtige ist offenbar die Landung von Exekutionstruppen, wie Oesterreich sie vorgeschlagen und seinerseits angeboten hat. Aber davon will Rußland nebst seinem Schildträger Frankreich nichts wissen und warnt obendrein noch Oesterreich vor einem überstürzten Vorgehen. Die gegenwärtige russische Regierung sieht ihre Stellung gefährdet angesichts der Agitation, die durch ein „antislawisches" Zwangsvollstreckungsheer hervorgerufen würde. Deutschland steht natürlich hinter Oesterreich, und auch Italien hält sich brav an der Abmachung wegen Albaniens. Als Zünglein an der Wage zeigt sich auch hier wieder England. Die Londoner Regierung hat durchaus keine Schwenkung nach der russisch-französischen Seite vollzogen, aber in ihrem Schoße herrscht gewiß derselbe Wunsch, der auch in der englischen Presse vielfach zum Ausdruck kommt, daß eine Truppenlandung, deren Nachwirkungen schwer abzusehen wären, so lange als irgend möglich vermieden werden möchte. Demgegenüber steht das dringende Interesse Oesterreichs, schleunigst seine Ehre auf dem Balkan wiederherzustellen und die Beendigung der lästigen Kriegsbereitschaft herbeizuführen.

Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, Herr v. Jagow, konnte gerade vor Eintritt der Reichstagsferien noch folgende Erklärung im Parlament abgeben:

„Durch einen früheren Beschluß der Botschafterkonferenz in London haben die Großmächte festgesetzt, daß Skutari zu Albanien gehören soll. Damit ist die Angelegenheit für die Großmächte eine res judicata. Wir und die anderen Mächte haben auch jetzt wieder gefunden, daß an diesem Beschluß auch durch die Einnahme Skutaris nichts geändert werden kann. Die Londoner Botschafterkonferenz hat beschlossen, den König von Montenegro aufzufordern, die Stadt Skutari zu räumen. [Lebhafte Zustimmung.] Ueber weitere Maßnahmen, die zu ergreifen wären, falls sich der König von Montenegro dieser Aufforderung nicht fügen sollte, wird unter den Mächten beraten werden. Weiteres kann ich heute nicht sagen."

Das ist ganz korrekt, aber zur Aufklärung und Beruhigung trägt es nicht sonderlich bei. Gerade das, worauf es ankommt, das Zwangsverfahren, „wird beraten werden". Also abwarten muß wiederum die misera plebs Europas. Der Reichskanzler hat vor den Mitgliedern der Budget-Kommission ganz vertrauliche Erklärungen abgegeben, die der Oeffentlichkeit nicht zugänglich sind. Sie werden gewiß den Ernst der Lage beleuchtet haben, und dem entspricht es auch, wenn die Budgetkommission möglichst schnell die Beratung der Wehrvorlage erledigt.

Die albanische Frage wird immer verwickelter. Die „Eroberung" Skutaris entpuppt sich immer mehr als politischer Handel. Essad Pascha, der Verteidiger von Skutari, soll sich im Einvernehmen mit dem König Nikita zum Herrscher eines autonomen Albanien unter türkischer Oberhoheit proklamiert haben. Durch schriftlichen Vertrag soll er als solcher Skutari an Montenegro abgetreten haben.

Die österreichisch-ungarische Regierung greift nun mit kräftiger Faust in das diplomatische Gewirre ein. Sie erklärte, wenn am Montag die Botschafterkonferenz nicht eine sofortige Aktion gegen Montenegro beschließen würde, dann werde die Monarchie ohne weiteres Zuwarten die Exekution gegen Montenegro ausführen. Weiter bringt ein Telegramm der „Vossischen Zeitung" die Alarmmeldung: „Die 2. österreichisch-ungarische Panzerdivision ist Samstag von Pola abgefahren und wird 10000 Mann Landungstruppen nach Dalmatien eskortieren. Oesterreich-Ungarn beabsichtigt, die montenegrinischen Hafenstädte Antivari und Dulcigno, sowie die albanische Hafenstadt San Giovanni di Medua zu besetzen, und von der Höhe von Budua und Risana aus konzentrisch gegen Cetinje zu marschieren."

Das Ende des belgischen Erpressungsstreiks.

Zehn Tage hat er bestanden, vier Tage kommen noch wenigstens dazu, bis die Arbeit wieder in das alte Geleise gebracht ist. Der wirtschaftliche Schaden, den der zweiwöchige Unfug angerichtet hat, ist ungeheuer. Der politische Schaden ist glücklicherweise nicht groß, wenn auch die sozialdemokratischen

Führer als Rückzugskanonade krampfhaft Triumphlieder auf den „großen Erfolg" erschallen lassen.

Dieser Generalstreik war eine kriegerische Machtprobe. Der Krieg erfüllt seinen Zweck, wenn er ein falsches Rechenexempel über die Machtverhältnisse durchschlagend berichtigt. Im vorliegenden Falle wäre es zweckmäßig gewesen, wenn die von einer herrschsüchtigen Minderheit angegriffene Mehrheit des Volkes sich vollständig unnahbar verhalten, jedes Entgegenkommen und auch den Schein eines Entgegenkommens vermieden und sich einfach auf den Standpunkt gestellt hätte: Ueber die Wahlreform reden wir überhaupt nicht, so lange ihr die Streikwaffe schwingt! Bei einer solchen intransigenten Haltung hätte sich der Streik noch eine Weile hingeschleppt, wahrscheinlich unter Rückgang der Zahl der Streikenden, die jetzt schon anfing, abzunehmen, aber auch unter steigender Erbitterung und scharfen Konflikten. Schließlich hätte der Streik ein Ende mit Schrecken und Elend gefunden, die Niederlage der Sozialdemokratie wäre vollständig geworden, aber dieser durchschlagende Sieg hätte furchtbare Opfer gekostet für das ganze Land und Volk. Daher erklärt sich der Entschluß der Kammermehrheit, durch eine Parlaments-Resolution, die ihrem Standpunkt nichts vergab, den sozialdemokratischen Führern einen Anhaltspunkt für den Rückzugsbeschluß zu geben.

Die Resolution war sachlich einwandfrei. In ihrem ersten Teil nahm sie nur Akt von Erklärungen des Ministerpräsidenten, die derselbe bereits vor Ausbruch des Streiks abgegeben hatte, und die kein Versprechen enthielten, sondern nur die Möglichkeit gelten ließen, daß die zur Beratung von Reformen des kommunalständischen Wahlrechts für Kreise und Provinzen bestimmte Kommission vielleicht auch eine neue Formel für die politischen Wahlen finden und diese Formel bei den nächsten Wahlen im Jahre 1914 den Parlamentswählern unterbreitet werden könnte.

Der zweite Teil der Resolution des Parlaments enthält die ausdrückliche Verurteilung des Streiks als eines politischen Kampfmittels. Diese Aechtung des Erpressungsstreiks hat die Rechte eingefügt und durchgesetzt mit dem Erfolge, daß sogar von der liberalen Partei, die doch im Blockverhältnis mit den Roten steht, zwei Drittel für die Aechtung stimmten; das andere Drittel enthielt sich der Stimmabgabe. Damit ist nicht bloß ein Keil in den Großblock getrieben, sondern auch eine Sonderung der gemäßigten Elemente von den radikalen innerhalb des Liberalismus angebahnt.

Die Politik ist die Kunst des Erreichbaren, und wenn wir die belgischen Verhältnisse in ihrer Gesamtheit abschätzen, so scheinen uns die dortige Regierung und die Konservativen das beste erreicht zu haben, was zurzeit möglich war. Wer das formale „Entgegenkommen", das man in der Resolution allenfalls finden kann, für ein Uebel halten will, der muß wenigstens zugeben, daß die Fortsetzung des Kampfes bis aufs äußerste noch größere Uebel nach sich gezogen hätte.

Daß die „Nachgiebigkeit" nicht zu weit gegangen ist, ersieht man auch aus dem zähen Widerstand, den der Abrüstungsbeschluß bei fast einem Viertel der sozialdemokratischen Delegierten fand, namentlich bei den Vertretern des Borinage. Sie sagten mit Recht, daß nichts Neues „errungen" worden sei, was nicht schon vor dem Streik dagewesen wäre.

Trotz der herben Erfahrungen, die man 1902 mit dem Generalstreik gemacht hatte, ist doch der frivole Versuch erneuert worden. Das Damoklesschwert kann man nicht entfernen. Es kommt nur darauf an, nach besten Kräften zu verhüten, daß eine Situation wiederkehre, die den Sozialdemokraten eine abermalige Kraftprobe mit Unterstützung des Liberalismus möglich erscheinen lasse. Das ist ein Stück von der großen Kunst, welche die christlich-konservativen Volkskräfte von Belgien aufwenden müssen, um ihr Regiment, das schon die unerhörte Dauer von 30 Jahren erreicht hat, bis zum goldnen Jubiläum und womöglich noch weiter aufrecht zu erhalten.

Die Beratung des Militäretats.

Angesichts der riesigen Heeresverstärkung, die beantragt ist, hätte man sich etwas mehr bemühen sollen, die Verhandlungen über den Militäretat erbaulich zu gestalten. Namentlich hätte die Regierung den Sparsamkeitsbestrebungen der Volksvertreter besser entgegenkommen sollen. Wenn alle Welt Opfer auf dem Altar des Vaterlandes bringen muß, so können auch herkömmliche Liebhabereien und angestammte Sinekuren, die den militärischen Zweck nicht fördern, geopfert werden. Das Volk ist bereit, allen notwendigen Bedarf aufzubringen, aber es verlangt entschieden eine sparsame Wirtschaft.

In dieses Kapitel gehört auch das richtige Vorgehen der Regierung bei Grundstücksgeschäften und bei Lieferungsgeschäften. Eine lehrreiche Niederlage erlitt die Regierung bei dem Versuch, Berliner Grundstücke so umzutauschen, daß das Militärkabinett ein üppiges Heim, das Reichskanzlerpalais eine angenehme Erweiterung erhält und das Parlament vor eine unabänderliche Tatsache gestellt werde. Angesichts des ernsten Widerspruchs in der Kommission wurden diese Etatspositionen zurückgezogen. In Bezug auf die Lieferanten für Heer und Marine, deren Praktiken durch die jüngsten Enthüllungen grelle Streiflichter erhielten, beschloß der Reichstag auf Anregung des Zentrums die Einsetzung einer besonderen Kommission für alle Rüstungslieferungen. Mag auch der Reichskanzler über die Zusammensetzung der Kommission verfügen, so wird doch die Teilnahme von sachkundigen Mitgliedern des Reichstags schon ausreichen, um die Kontrolle wirksam zu machen. Sonst würde es eine Flucht in die Oeffentlichkeit geben, die der Regierung noch unangenehmer werden könnte, wie die gegenwärtigen Enthüllungen Liebknechts, der durch seine Uebertreibungen und Uebereilungen sich selbst schadet.

Die Offiziösen haben gewiß recht, wenn sie sagen, die vom bitteren Zwang der Tatsachen gebotene Heeresverstärkung dürfe nicht von Stimmungen und Treibereien abhängig gemacht werden. Aber wenn jetzt ein wirkliches Volksheer mit so großen Geld- und Kraftopfern geschaffen werden soll, so muß die Regierung auch den berechtigten Wünschen des Volkes entgegenkommen, sowohl in der Sparsamkeit, als auch in der kräftigen Abwehr von Soldatenmißhandlungen und ähnlichen Aergernissen.

Eucharistischer Kongreß in Malta.

Auf dem historischen Boden Maltas, wo so reiches katholisches Leben blüht, findet der diesjährige Eucharistische Weltkongreß unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten, Kardinal Ferrata, statt. 12000 Jünglinge empfingen am Eröffnungstage die heilige Kommunion. Zum ersten Male fand auf dem Kongresse die feierliche Weihe des Meeres statt. Die „Allgemeine Rundschau" wird ihren Lesern über den glänzenden Kongreß einen Rückblick aus der Feder eines Teilnehmers bringen.

Historisch-politisches aus Lothringen.

Von Matthias Salm, Aachen.

Nancy la Belle — so nennen die Franzosen, besonders diejenigen des Nordostens, Nancy, das alte deutsche Nanzig. Mit Stolz nennen sie es die Hauptstadt ihres Lothringens, zu dem sie auch die „Lorraine annexée", den 1871 deutsch gewordenen Teil Lothringens rechnen. Nancy ist eine schöne Stadt mit prächtigen Bauten und Plätzen, ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner des Reichslandes, auch für die Eingewanderten. Nancy war bisher auch eine gastfreundliche Stadt. Die Bewohner waren den Deutschen gegenüber immer sehr höflich und zuvorkommend. Das liegt so in der Art des Lothringers, der durchaus nicht so hitzig ist, wie etwa der Südfranzose, und überhaupt nicht als echter Franzose angesehen werden darf. Der Deutsche fühlte sich in Nancy auch deshalb wohl, weil es eine Bierstadt ist. Wer dort abends in die Bierhallen geht, wo die stämmigen, bedächtigen Lothringer bei ihrem Humpen sitzen, gemütlich plaudernd, kann sich nicht genug über diese „Franzosen" wundern, und wer sich dann die Ohren zuhalten würde, damit er die französischen Laute nicht hört, und das französische Militär sich hinwegdenkt, der glaubt gar nicht, in Frankreich zu sein. Der Lothringer hat eigentlich gar nichts vom typischen französischen Aussehen und Charakter an sich.

Und doch ist dieser Lothringer, der Bewohner des ältesten deutschen Herzogtums, gerne französisch. Wie kam das? Solange das lothringische Volk zu Deutschland gehörte, war es gerne deutsch. Mit einer Zähigkeit, die man kaum bei irgend einem anderen deutschen Volksstamme in der Geschichte kennt, hing es an Deutschland und wehrte sich gegen die eindringenden Franzosen. Als sein Herzog Franz Stephan die nachmalige Kaiserin Maria Theresia heiratete, und durch den schmählichen Wiener Frieden vom 3. Oktober 1735 Lothringen ganz an Frankreich fiel, konnten die Lothringer diesen Verrat an ihnen gar nicht fassen. Derichsweiler schreibt darüber in seiner Geschichte Loth

ringens (Band II Seite 565), die Kunde von dem Friedensvertrag habe das Gefühl erzeugt, als ob ein ungeheures Unglück sich auf das Land herabsenke. „Die Menschen liefen durcheinander, weinten, fluchten, zerrissen in jener Bitterkeit des Schmerzes, die nur ein Ausdruck verzweifelter Liebe ist, in den Gassen die Bilder des Herzogs, der sie dem gehaßten Feinde überantwortet hatte." Die Lothringer hatten von nun an eine Abneigung gegen Deutschland, das sie so im Stiche ließ, auch die Achtung schwand allmählich vor dem ohnmächtigen Reiche, während sie das einheitliche Frankreich, wenn nicht bewundern, so doch respektieren lernten. Es kam die französische Revolution, der die freiheitlich gesinnten Lothringer entgegenjubelten. Dem ersten Napoleon stellte Lothringen seine besten Generale, die Ney, Oudinot, St. Cyr, Kellermann und andere. Napoleon imponierte den Lothringern und verstand es, ihnen zu schmeicheln. Eine geschickte Behandlung Lothringens ließen sich auch die nachfolgenden französischen Regierungen angelegen sein. So neigte der Lothringer allmählich ganz nach Frankreich hin, vor Deutschland hatte er recht wenig Achtung. Die Siege Preußens 1866 waren in seinen Augen eine weitere Zertrümmerung Deutschlands, da Oesterreich, der Kernstaat des früheren deutschen Kaisertums, hinausgedrängt wurde. Die Erfolge der Deutschen in dem Kriege 1870 und 1871 waren für ihn lediglich Erfolge Preußens, das sie nach allen ihren geschichtlichen Erinnerungen gar nicht als deutschen Staat gelten lassen wollten. So war die Stimmung auch nach 1871. Zahllose Lothringer wanderten nach dem französisch gebliebenen Teil ihres Landes aus, besonders nach Nancy, Epinal, Lunéville und Belfort, viele Kaufleute und Industrielle verlegten ihre Geschäfte und Fabriken dorthin. Frankreich suchte den Revanchegedanken zu erhalten und tat natürlich alles, um in den Lothringern, auch in den deutsch gewordenen, die Hoffnung auf eine Wiedereroberung des ihnen „freventlich geraubten" Gebietes zu wecken und zu erhalten.

Diejenigen Lothringer, die in dem deutsch gewordenen Teil blieben, haben, von einigen Fällen abgesehen, bis jetzt durchaus keine illoyale Haltung bekundet. Alle gegenteiligen Behauptungen alldeutscher Blätter sind falsch. Die alten Grundbesitzer blieben vielleicht in ihren Herzen Franzosen, aber sie schlossen sich von dem Verkehr mit dem Deutschen nicht ab, und zahlreiche Verheiratungen beweisen, daß die Söhne und Enkel einmal ganze Deutsche werden. Bezeichnend für die von Anfang an bewiesene Loyalität des katholischen Klerus ist das Verhalten des Bischofs Dupont des Loges von Metz, der, trotzdem er durch und durch Franzose blieb, einer gerechten deutschen Regierung niemals absichtlich Schwierigkeiten bereitet hat. Dupont des Loges, geboren 1804, stammte aus einem alten südfranzösischen Geschlecht, dessen Sprossen Jahrhunderte hindurch im französischen Staatswesen eine bedeutende Rolle gespielt hatten. 1842 wurde er Bischof von Metz, war also, als Metz deutsch wurde, bereits ein Greis und fast 30 Jahre französischer Bischof von Metz. Nach 1871 fügte sich der Bischof der neuen Regierung und erfüllte seine oberhirtliche Tätigkeit in Treue und Liebe auch gegenüber den eingewanderten katholischen Deutschen, hatte er doch bei der Belagerung der Stadt Metz deutsche gefangene Verwundete in der liebevollsten Weise gepflegt, wofür ihm in zahllosen Briefen, die später aus Deutschland eintrafen, in der rührendsten Weise gedankt wurde. Dupont des Loges mahnte seinen Klerus in ernsten Worten, sich ebenfalls der neuen Regierung zu fügen und alles sorgfältig zu vermeiden, was als Widerstand gegen die neue Gewalt ausgelegt werden könne. Mannigfache Versuche von Frankreich aus sind an ihn herangetreten, er möge die französischen Revanchetreibereien unterstützen; er hat sie alle ganz entschieden abgelehnt. Zum Reichstagsabgeordneten gewählt, war er ein Protestler und forderte in der denkwürdigen Sitzung des Reichsparlaments vom 18. Februar 1874 die Zurückgabe des deutsch gewordenen Teiles Lothringens an Frankreich. Können wir das bei ihm, dem Sohne einer uralten südfranzösischen Familie, nicht verstehen? Er hielt sich aber bei seinen Wünschen durchaus in den gesetzlichen Schranken. Als ihm später in Anerkennung seiner liebevollen Sorge um die eingewanderten deutschen Katholiken der preußische Kronenorden zweiter Klasse verliehen wurde, trug er ihn zwar nicht, aber er lehnte ihn auch nicht ab. Bei allen einsichtigen Deutschen genoß der Bischof die größte Hochachtung. Als im September 1886, einige Wochen nach seinem Tode, der damalige deutsche Kronprinz, nachherige Kaiser Friedrich, mit seinem ältesten Sohne, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., und mit dem verstorbenen Großherzog Friedrich I. von Baden nach Metz kam, begab er sich mit diesen an das Grab des Bischofs, verweilte einige Augenblicke dort und zog sich ganz bewegt mit den Worten zurück: „Das war ein vornehmer Charakter, wir hatten eine große Achtung vor seinen Tugenden, wir haben ihn aufrichtig betrauert."[1])

Wenn unser Lothringen noch nicht so deutsch geworden ist, wie wir es wünschen, so sind hieran viele Umstände schuld. Zunächst sind die nach Lothringen geschickten Beamten durchaus nicht immer so taktvoll gewesen, wie es für die moralische Gewinnung eines eroberten Landes durchaus erforderlich ist. Viele Momente aus der Geschichte des lothringischen Volkes zeigen, daß es nicht von heute auf morgen wieder deutsch werden konnte. Man mußte das Land, die Psyche des Volkes kennen und hätte sich dann vor so manchen Mißgriffen gehütet. Neben den Ungeschicklichkeiten dieser Beamten wurden und werden auch von anderen Seiten in Wort und Schrift manche Fehler begangen. In Redaktions- und Studierstuben, wo Leute hausten und noch hausen, die Lothringen noch nie gesehen haben, geschweige denn sich um die Geschichte und um die Seele des Lothringer Volkes gekümmert haben, wurde und wird noch immer die kühne Rechnung gestellt, daß Lothringen schon längst hätte deutsch sein müssen. Es fehlt da nicht an den abfälligsten und verletzendsten Bemerkungen über das lothringische Volk selbst. Daß auf diese Weise für Deutschland das Volk nie gewonnen werden kann, ist einleuchtend.

Der schon erwähnte Geschichtsschreiber Lothringens, Derichsweiler, dem sicher niemand Mangel an deutscher Gesinnung vorwerfen kann, bespricht am Ende seines bereits genannten Werkes (Band II, Seite 638) die Aussichten des Deutschtums in Lothringen und schreibt u. a. auch folgendes:

„Wie jeder Unbefangene zu bezeugen vermag, der im Lande selbst den Gang der Dinge beobachten konnte, hat von Anfang an der Konfessionalismus, mit der Politik sich vermengend, einen schlimmen Meltau auf die junge deutsche Pflanzung im Reichsland geworfen. Man schien sich der einfachen Wahrheit gar nicht mehr bewußt zu sein, daß eine große und weitschauende Politik, wie sie die Zustände des Reichslandes forderten, und wie sie dem neuen Deutschen Reiche als einem auf Weltmacht gerichteten Großstaate allein ansteht, nicht durch konfessionelle Ziele und Einseitigkeiten geleitet sein kann. Das haben die Meister aller Staatskunst, die Römer, doch besser gewußt, als sie den Göttern aller Nationen ihr Pantheon bauten."

Wenn schon der langjährige Bezirkspräsident von Straßburg und Colmar, der nachherige Oberpräsident von Westpreußen, E. von Ernsthausen, in bezug auf Elsaß sagte, daß das Verhältnis der katholischen Geistlichkeit gegen die Regierung nach dem Kriege zunächst ein befriedigendes war, daß aber der unheilvolle Kulturkampf in Preußen immer dunklere Schatten auf das Elsässer Land geworfen habe, so trifft dies um so mehr für Lothringen zu. Die lothringischen Katholiken können für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sie alle Jahrhunderte hindurch fest und treu zur katholischen Kirche und ihrem Oberhaupt gestanden haben, wie wohl kein anderes Volk nördlich der Alpen. Lothringen hat sich rein katholisch erhalten bis auf den heutigen Tag, und wenn auch in französischen Gebieten eine religiöse Gleichgültigkeit Platz gegriffen hat, so will doch das ganze Volk katholisch sein und bleiben. Der Kulturkampf hat den Lothringern gezeigt, daß die damalige Leitung des Deutschen Reiches der katholischen Kirche durchaus nicht günstig gesinnt war, und das gerade kurz nach 1871 und zu einer Zeit, als in Frankreich die katholische Kirche von der Regierung geschützt und gefördert wurde. Allerdings ist der Kulturkampf vorüber. Gott sei Dank! Aber die alldeutsche Presse spricht noch tagtäglich vom „protestantischen" deutschen Kaisertum, und der Evangelische Bund, der es zu seinem Berufe gemacht zu haben scheint, Deutsche gegen Deutsche aufzuhetzen, läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne daß er den „protestantischen" Charakter des neuen Deutschen Reiches betont und die katholischen Deutschen als Deutsche zweiter Klasse bezeichnet. Hat der Kulturkampf dem katholischen Volksteil Preußens schwere Wunden geschlagen und seine Liebe zum neuerstandenen deutschen Kaiserreich, für dessen Zustandekommen er ebenso wie die Protestanten Gut und Blut geopfert hat, auf eine überaus harte Probe gestellt, so ist es begreiflich, daß die katholischen deutschen Lothringer sich zu diesem Reiche nicht hingezogen fühlen konnten. Und daß die Hetze der Alldeutschen und des Evangelischen Bundes sie ebenfalls nicht gewinnt, ist für jeden vernünftigen Menschen ebenso begreiflich.

Man unterschätze doch das religiöse Moment bei der Beurteilung der politischen Zustände in Lothringen durchaus nicht! Die Franzosen haben sich die Fehler Deutschlands in ganz vor-

[1]) Vgl. Klein, La vie de Mgr. Dupont des Loges. Paris 1899. Seite 395.

züglicher Weise zunutze gemacht. Die Nationalisten weisen auf die Anfeindungen der katholischen Kirche in Deutschland bei jeder Gelegenheit hin. Wir Deutsche meinen, die französischen Katholiken und auch die deutsch-lothringischen müßten doch einsehen, daß die katholische Kirche bei uns mehr geachtet und respektiert wird, wie in Frankreich. Aber man befürchtet dort, daß das „protestantische" Kaiserreich bei der nächsten Gelegenheit wieder gegen die katholische Kirche, ähnlich wie im Kulturkampf, vorgehen wird, und man wird in dieser Furcht erhalten, während man anderseits der festen Ueberzeugung ist, daß in Frankreich bald wieder bessere Tage anbrechen. Frankreich ist in ihren Augen katholisch, Deutschland protestantisch, das ist das ausschlaggebende Moment.

Nach dem Streik in Belgien.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

Just zehn Tage nach dem Ausbruch des Ausstandes in Belgien hat die sozialistische Partei die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit verordnet. Der Streik ist also zu Ende, und die sozialistische Kraftprobe im Sande verlaufen. Die Sozialdemokraten im Auslande dürften von dem Ausgang der Truppenschau wenig erbaut sein; denn wenn auch die internationale Blockpresse sich alle Mühe geben wird, um zu zeigen, daß die Regierung vor der Minderheit die Waffen streckte, verhält es sich mit der Wahrheit ganz anders.

Immer deutlicher tritt zutage, daß wir es in den letzten Wochen mit einem Erpressungsversuch niedrigster Art zu tun hatten. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die Regierung für die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechtes freundlich zu stimmen, und ihr eine diesbezügliche Erklärung zu entlocken. Auf diese Weise hatte der Streik eine Berechtigung, und man konnte den Sozialisten nicht den Vorwurf machen, die Arbeiter mutwillig ins Elend zu stürzen, und die Liberalen nicht bezichtigen, daß sie dem Umsturz Vorschub geleistet. Doch ließ sich die Regierung, gestützt auf die geschlossene katholische Mehrheit, auf nichts ein und beharrte bei dem, was sie bereits im November versprochen. Nach langen, weitschweifigen Verhandlungen, und immer mehr überzeugt, daß die Regierung unter keiner Bedingung nachgeben würde, stellte sich endlich die Opposition mit dem zufrieden, was die Mehrheit vor sechs Monaten zugestanden. Der Streik flaute derart ab, daß die Sozialisten, um nicht ohne Truppen dazustehen, zum Rückzug blasen mußten, und die Liberalen ernteten bei ihren Wählern ob ihres Bündnisses mit dem Umsturz derartige Vorwürfe, daß sie nicht eilig genug den roten Staub von ihren Stiefeln schütteln konnten. Um den Anschein zu retten, nehmen sie alles, was die Rechte vorschlug, an, und nach der Kammersitzung am 22. April sagte ein Sozialist, es sei wirklich nicht der Mühe wert, einen Streik anzuzetteln, um zu erlangen, was die Regierung im November versprochen hatte. Die Liberalen spielen sich dagegen als Friedensengel auf, derweil die Sozialisten schleunigst den Streik absagen. „Die Katholiken allein haben gesiegt", sagte dem Schreiber dieses ein überzeugter Liberaler, „und wir Liberalen haben Selbstmord geübt." Besser kann die energische Haltung der Regierung nicht gekennzeichnet werden. Jedenfalls gereicht es ihr zur Ehre, daß sie nach zehn Tagen, ohne ein Haar breit ihrer Autorität preisgegeben zu haben und ohne Blutvergießen, mit einem Putschversuch fertig geworden ist, dem man in ganz Europa mit einiger Besorgnis zusah. Das ist ein gutes Omen für die Zukunft. Wenn dem Rotblockpopanz Rückgrat geboten wird, kommt er eben mit seiner Großmaulpolitik nicht weit. Das ist die Lehre der letzten Ereignisse in Belgien.

Poetenglück.

Das ist ein Summen und Schwirren,
Ein lenzfrohes Locken und Girren
Im duftenden, maifrischen Wald.
Doch lieber noch lausch' ich der Weise,
Die brausend mir bald und bald leise,
Aus dem eigenen Busen erschallt!

Dr. Heinrich Beisenherz.

Bayerns Elektrizitätsversorgung.

Von H. Osel, Mitglied des Landtags.

Auch in Bayern war zu Anfang die Elektrizitätserzeugung für öffentliche Zwecke völlig frei gegeben, so daß eine Reihe von größeren und kleineren Ueberlandzentralen entstand, die zusammenhangslos und rein privatwirtschaftlich arbeiteten. Daneben war völlige Freiheit in bezug auf Installationen von Licht und Kraft und Lieferung des Materials. Unwirtschaftliche Gründungen, nicht selten durch das Bestreben von sog. Elektrofirmen zum Zwecke des Absatzes ihrer Maschinen und Motore hervorgerufen, liefen mit unter, Uebervorteilung der Verbraucher und insbesondere monopolistische Bestrebungen der Elektrogroßfirmen setzten ein.

Die Staatsregierung konnte nicht länger achtlos an der Entwicklung vorübergehen. Aber auch die Kammer der Abgeordneten griff die Frage energisch auf und faßte unter Führung des Zentrums Beschlüsse gegen die Gefahren eines Stromlieferungs- und Installations- bzw. Materiallieferungs-Monopoles. Leider entstand sehr rasch ein Dualismus in der staatlichen Verwaltung, der sich mehr und mehr als unzweckmäßig erweist. Die große überschwängliche Begeisterung, welche der „Entdeckung" unserer bayerischen Wasserkräfte folgte, ist nüchterner Auffassung gewichen, die sich des Besitzes für die Zukunft freut. Nur zwei bis drei der vom Staat für sich reservierten Wasserkräfte haben Gegenwartswert. Die eine — kurz Walchenseekraft genannt — ist seit Jahren zum Ausbau durch die Verkehrsverwaltung bestimmt, während die eigentliche Landesversorgung und Ueberlandzentralenpolitik dem Ministerium des Innern obliegt. Die Verkehrsverwaltung braucht zunächst nur einen Bruchteil der Walchenseekraft für Bahnelektrisierung, den Rest muß sie ebenfalls an Städte und sonstige Elektrizitätswerke absetzen.

Dem gesteigerten Verlangen der Landesversorgung stellte sich das Ministerium des Innern nicht entgegen. Da aber die übergroße Mehrheit des Landtages eine Gesamtversorgung des Landes aus zu errichtenden Staatswerken ablehnte, die Schaffung gemischt wirtschaftlicher Werke sich nicht überall als tunlich erwies, indem z. B. die Distrikte und Kreise finanziell nur teilweise sich beteiligten, mußte der Privatindustrie die Versorgung zugewiesen werden. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, daß alle Elektrofirmen von entsprechender Leistungsfähigkeit zuzulassen seien, und tatsächlich werden so jeweils von Privatfirmen eine Reihe von Projekten kostenlos zur Prüfung durch die Staatsregierung ausgearbeitet. Praktisch entsteht trotzdem die Gefahr, daß zwei Großfirmen sich in Bayern teilen, wenn man weiter Augenblickserfolge dem großen antimonopolistischen Gedanken vorzieht. Eine Erhebung durch die Bezirksämter, wie sich die Installation im weiteren Sinn auf die Werks-Unternehmerin aus der Großindustrie verteilt, wird diese Tatsache erweisen. Das Prinzip der Einholung von Konkurrenzprojekten also ist gut, doch muß es auch in der Erbauung Ausdruck finden.

Als Unterlagen für sämtliche Projekte wurden den einzelnen Gesellschaften vom Staatsministerium bestimmte Richtpunkte vorgeschrieben, die in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine möglichst einheitliche Versorgung des Landes gewährleisten; auch wird die Erlaubnis für die Durchführung dieser Projekte nur dann erteilt, wenn die Gesellschaften sich bereit erklären, mit dem Staate wegen Ueberlassung staatlichen Eigentums einen Vertrag abzuschließen.

Diese Verträge enthalten all die Bestimmungen, die die Staatsregierung im Interesse der Allgemeinheit für notwendig erachtet; so wird z. B. die Erlaubnis für das Unternehmen nur für eine bestimmte Zeitdauer erteilt, in der Regel auf 50 Jahre. Ferner sind Ablösungsbestimmungen festgesetzt, die es dem Staate, den Kreis- oder Gemeindeverbänden ermöglichen, falls dies aus zwingenden Gründen erforderlich erachtet werden sollte, schon nach wenigen Jahren die Anlagen nach einem in dem Vertrag fixierten Schlüssel abzulösen.

Die Stromtarife werden von der Staatsregierung geprüft und genehmigt. Eine Erhöhung dieser Tarife ist vertragsmäßig ausgeschlossen; dagegen müssen von fünf zu fünf Jahren Tarifrevisionen vorgenommen werden und bei Erfüllung gewisser Voraussetzungen die Tarife ermäßigt werden. Der Zeitpunkt, bis zu welchem jede einzelne Gemeinde mit Elektrizität versorgt

sein muß, ist in den Verträgen festgelegt; würde er von den Unternehmungen nicht eingehalten werden, so sind Vertragsstrafen vorgesehen.

Der Staat stellt ferner einen rechtskundigen und einen technischen Kommissär für Ueberlandwerke auf, deren Aufgabe es ist, die wirtschaftliche Entwicklung des Unternehmens genau zu verfolgen und auf die Durchführung aller Maßnahmen hinzuwirken, die sich im Interesse der Allgemeinheit als notwendig erweisen.

Durch dieses Vorgehen ist eine Einheitlichkeit erzielt, die anderen deutschen Staaten und wohl auch dem Auslande noch fehlt. Im preußischen Landtag beschäftigte man sich am 25. Februar ds. Js. mit der Frage, und es bemerkte der Handelsminister Dr. Sydow hierbei u. a.: „daß, wenn eine Elektrizitätszentrale einmal besteht, sich auch im übrigen in bezug auf Stromlieferung eine gewisse monopolistische Tendenz zeigt, weil es schwer ist, neben einer bestehenden Zentrale noch eine neue zu errichten ...... Die Frage, ob wir nicht von Staatswegen etwas dagegen tun sollten, daß die Elektrizitätszentralen den Konsumenten gegenüber nicht übermächtig werden, ob wir nicht suchen sollen, einen Einfluß auf die Tarife, überhaupt auf die Anlage zu gewinnen, wird bereits geprüft."

Man soll nun sogar die Frage einer staatlichen Versorgung in Preußen ventilieren. Dieses Unternehmen wird angesichts der großen Zentralen, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, Siemens-Schuckertwerke usw. schon haben, schwer sein. Die erstere (A. E.-G.) hat weiter durch Pachtungen schon das ganze Rheingebiet an sich gebracht, so daß es für eine einheitliche Regelung höchste Zeit wäre, wohl aber nicht mehr für ein Staatsmonopol. Bayern hat insoferne ein leichteres Zusammenfassen in der Elektrizitätsversorgung, als es ein staatliches Wegerecht besitzt, auf Grund dessen es die Ueberlandwerke zu den vorher skizzierten Verträgen zwingen kann. In Anwendung dieses Rechtes sucht die Regierung nun auch jene älteren Werke zur Anerkennung solcher Verträge zu zwingen, die zu einer Zeit entstanden, in welcher die Regierung sich um die Dinge nicht kümmerte. Die Anwendung dieses staatlichen Machtmittels fängt allerdings nachgerade an, nicht nur die zum Teil nicht besonders rentabel arbeitenden Werke zu unterbinden, sondern es wird auch für die Konsumenten elektrischer Energie ein schweres Hemmnis, ja sogar die Entstehung von Industrie kommt in Gefahr, vereitelt zu werden. Diese Erscheinung wird auch für außerbayerische Staaten beachtenswert sein. Wir werden in Bayern darauf zu achten haben, daß nicht einer oder zwei Einzelfirmen, die sich den angedeuteten Wünschen der Regierung besonders willfährig zeigen, deswegen sämtliche Hasen in die Küche gejagt werden, so daß ihnen der reiche Segen unserer Jagdgründe in der Gegenwart allerdings das Ertragen von Einschränkungen in der Zukunft als ein lukratives Geschäft erscheinen läßt.

Das Mandat des Landtages an die Verkehrsverwaltung, neben der vorher skizzierten Entwicklung auch Walchensee und später noch andere Wasserkräfte nutzbar zu machen, mag bei den Hemmungen nicht ohne Einfluß sein. Allein kühle, sachkundige Beobachter erklären, daß die überschüssige Kraft des Walchensees trotz der bisherigen Entwicklung unserer Elektrizitätsversorgung spielend abzusetzen sei. Ich sah mit eigenen Augen, daß die Industrie einer südbayerischen Stadt 40 Millionen Kilowattstunden in einer Art Vorverträgen aus einer anderen Kraftquelle sich sichern wollte, die bei billiger Kraft und zeitiger Lieferung dem Walchensee gewiß sind. Unsere Großstädte werden noch immer gezwungen sein, trotz staatlicher Wasserkräfte sich Reserven anzulegen, die ihrem eigenen Wachstum in gar nicht ferner Zukunft Sicherheit geben. Dieses Wachstum ist umso gewisser, als unsere Elektrisierung bis jetzt nur einen ganz geringen Bruchteil der Bevölkerung erfaßt hat.

Das Ineinanderspielen privater und staatlicher elektrischer Energiequellen herbeizuführen, ist natürlich schon ein Problem der Gegenwart, doch darf diese nicht unter der Zukunftsnotwendigkeit besonders zu leiden haben und erfordert eigentlich gebieterisch, wovon schon zu Eingang dieser Zeilen die Rede war, die einheitliche Leitung. Und wenn hier Regierung und Parlament bei erstmaligem Auftauchen der Frage die heutigen Schwierigkeiten nicht voraussehen, ist das keine Schande. Die Gutmachung des Fehlers würde allen Beteiligten sicher ebenso als Verdienst angerechnet werden, wie Bismarck die Abkehr vom Freihandel.

Die Mönche von Caldy und ihre Schwestern.

Von Father Mac Kee, O. Orat. M. A. Oxon., London.

Wenn nicht unvermeidliche Abhaltungen dazwischen getreten wären, so würden die Leser der „Allgemeinen Rundschau" schon lange aufgefordert worden sein, an der apostolischen Freude teilzunehmen, die die Herzen aller Katholiken Englands erfüllt in dem Bewußtsein, daß ihre Zahl nun um die Schar edeldenkender Männer und Jungfrauen verstärkt ist, von deren beabsichtigten Uebertritt zur katholischen Kirche unser Artikel in Nr. 12 vom 22. März meldete.

Als dieser Artikel den Lesern vor Augen kam, da war die Aufnahme der beiden Gemeinden von Caldy und St. Bride (letztere zu Milford Haven in Pembrokeshire) schon vollzogen. Es müssen tief ergreifende Tage der Gnade gewesen sein, in denen die Unerforschlichkeit der Ratschlüsse Gottes sich überwältigend aufdrängte, und die Unermeßlichkeit seiner Erbarmungen in heiligen Schauern aufleuchtete. Für die, die nicht dabei sein konnten, gibt Dom Bede Camm O. S. B. einen anziehenden Bericht in der Wochenschrift „The Universe".

Als in ihnen der Entschluß gereift war, den eigentlichen Nährboden für ihr Leben, die katholische Kirche, aufzusuchen, riefen die Mönche von Caldy diesen Benediktiner herbei, der, alles hintansetzend, ihnen zur Hilfe eilte. Er prüfte die Aufnahmesuchenden einzeln und fand, daß sie aus freiem Entschluß und wahrlich nach reiflicher Ueberlegung sich zu dem gewichtigen Schritte entschlossen hatten. Schon die Fastenzeit 1912 hatten sie in besonderer Weise dem Gebete und dem Studium ihrer Stellung zur katholischen Kirche gewidmet, doch war ihnen nicht die Notwendigkeit aufgegangen, sich dem Heiligen Stuhl zu unterwerfen und die anglikanische Kirche zu verlassen; es erwuchs ihnen vielmehr ein neuer Antrieb daraus, durch Gebet und Opfer von Gott zu erlangen, daß das Schisma zwischen England und Rom ein Ende nehme. Erst der Brief des Bischofs von Oxford, in dem dieser ihnen die Aufgabe vieler, allerdings katholischer Gebräuche und Lehren zur Bedingung machte für die Sanktion durch die englische Kirche, öffnete ihnen die Augen. Nachdem der ganzen Gemeinschaft der Briefwechsel mit dem Bischof bekanntgegeben worden war, mußten sich alle schriftlich erklären, was jetzt nach ihrer Meinung getan werden sollte, und einstimmig sprachen sie aus, was sie dann bald in die Tat umsetzten: Unterwerfung unter den Heiligen Stuhl.

Klar und edel sind die Worte, die der Abt als erster verlas, und von denen Dom Camm einen Auszug gibt: „Ich kann niemals dankbar genug sein für die Erfahrungen, die wir im vergangenen Frühjahr machten, und das ganze Jahr seit den letzten Ostern hat unser Leben in einem Brennpunkt vereinigt. Ich habe gefühlt, daß mein Werk zu einem Punkte kam, wo ich nichts mehr tun konnte ohne Führung und Hilfe. Dinge, an denen ich mich früher hartnäckig anklammerte, scheinen mir jetzt kaum mehr des Festhaltens wert. Ich liebe mein Werk und meine Brüder hier nicht weniger, aber ich fühle ein großes Bedürfnis in mir nach etwas, das ich nicht habe, das mich in den Stand setzen könnte, weiterzuschreiten zu einem wirklichen Fortschritt. Dieses Bedürfnis schien mir immer Unterwerfung und Opfer zu bedeuten, und ich fühle, daß dazu die Gelegenheit gekommen ist mit dem Entschlusse, den ich gefaßt habe. Ich will mich völlig unterwerfen, ich will ein endgültiges Opfer bringen, ich will, daß mein Gelübde des Gehorsams wahre Geltung in mir gewinne. Und nicht nur für mich persönlich, auch für uns alle als Gemeinschaft, fühle ich, sprechen Gehorsam und Opfer aus, was unser geistiges Bedürfnis ist. Ohne diese, des bin ich gewiß, gibt es keinen Fortschritt für uns, und ich möchte euch jetzt sagen, daß ich Gott meinen ganzen Willen übergeben will ohne Hinterhalt, daß ich alles uneingeschränkt in seine Hände zu legen wünsche. Mein tiefstes Verlangen ging immer darauf aus, daß wir unser Leben und Arbeiten nach einer Autorität ordnen könnten. Deshalb bin ich solange an dem Platze geblieben, wo ich bin. Jetzt hat mir Gott ohne mein Zutun gezeigt, was ich zu tun habe, und ich wünsche in jeder Beziehung für die Forderungen bereit zu sein, die an mich herantreten können. Das Prinzip der Autorität hatte immer eine hohe Bedeutung für mich, eine höhere niemals als heute. Ich bin gewiß, daß mein ganzes zukünftiges Leben auf meine wahrhaftige und vollständige Unterwerfung unter die katholische Kirche gestellt ist, und daß ich, indem ich mich der Führung anderer überlasse, Gottes Willen tue, seinen Ruhm mehre und euer Bestes fördere, meine lieben Brüder, die ihr auf meine Seite treten könnt."

Man begreift, daß bei solch klarer Erkenntnis der eigenen Seelenverfassung und der Tragweite des beabsichtigten Schrittes

die Vorbereitungszeit nicht lange zu dauern brauchte. Am 22. Februar kam Dom Bede Camm nach Caldy, am 28. Februar las er die erste heilige Messe dortselbst, am 5. März, dem Tage des heiligen Aelred, des Schutzpatrons des Abtes, nahm der Bischof von Menevia im Beisein der Aebte von Maredsous und Downside 22 Mönche in die katholische Kirche auf. Ein feierliches Veni Creator ging dem Glaubensbekenntnis voraus, und nachdem einige Mitglieder bedingt getauft worden waren und gebeichtet hatten — der größte Teil hatte das schon vorher getan — ertönte ein mächtiges Te Deum zum Danke. Dann las der Bischof die heilige Messe und teilte die heilige Kommunion an die neuen Jünger aus, die den Herrn am Brotbrechen erkennen. Als am Mittag die Vesper gefeiert wurde, da hätte man vergessen können, daß man sich in einer Versammlung von Jungkonvertierten befand, so schön wurden die Gesänge und Zeremonien ausgeführt. Mit der Erteilung des sakramentalen Segens durch den Bischof schloß der einzigartige Tag.

Am 7. und 8. März vollzog sich die Aufnahme von 34 Nonnen von St. Bride in ähnlicher Weise durch den Bischof. Dann kehrte dieser nach Caldy zurück und spendete das Sakrament der Firmung, und am folgenden Tage war er wieder in Milford Haven, um hier die gleiche Funktion zu verrichten.

Es bestand von vornherein kaum ein Zweifel, daß die beiden klösterlichen Gemeinschaften ihr Gott geweihtes Leben in der katholischen Kirche fortsetzen dürften. Und so ist denn bestimmt worden, daß Abt Aelred sein Noviziat unter dem Abte von Maredsous durchmacht, und daß Dom Bede Camm mit Hilfe eines anderen Benediktinerpaters das Kloster von Caldy leiten wird, bis dessen Oberer zurückkehrt.

Beiden Gemeinschaften hat der Uebertritt zum Katholizismus nicht geringe finanzielle Schwierigkeiten gebracht. Die Mönche haben £ 20,000 durch diesen Schritt eingebüßt und haben ungefähr £ 2000 an Donationen zurückgezahlt, die man ihnen widerforderte. Die Insel gehört ihnen aber vollständig, und aus den Erträgen der Marmorbrüche, die sich dort befinden, wird sich wohl bald genug ziehen lassen, um sie selbständig zu machen. Einstweilen sind aber auch viele Aufträge für Marmorsteine zurückgezogen worden.

Es ist das gerade keine schöne, aber doch verständliche Handlungsweise der Anglikaner. Für viele von ihnen wird diese Zeit eine schwere Zeit sein mit Kämpfen und Erschütterungen, denen wir unsere Teilnahme nicht versagen können, und um deretwillen die Katholiken Englands sich hüten müssen, ihrer Freude zu triumphierend Ausdruck zu geben. Die Briefe, die auf Caldy einlaufen, geben nach Dom Camm Zeugnis von diesen Seelenstürmen. Wohl seien einige voll Schmähungen darunter, die meisten aber seien geradezu herzzerreißend. Wer kann da anders als seine schönen Worte unterschreiben: Wenn der Engel Gottes herabgestiegen ist, um das Wasser zu erregen, so können wir nur beten, daß seine gnadenreiche Hilfe Frieden und Heilung bringe denen, die den Willen Gottes zu tun suchen und noch nicht wissen, wo sie ihn finden können.

Für andere ist der entschiedene Schritt eine Quelle der Klarheit und ein hinreißendes Beispiel geworden. Wie im Umkreise der Nonnen, so ließ sich auch in der Umgebung der Mönche eine Reihe von Personen bestimmen, Unterweisung in der katholischen Lehre nachzusuchen. Von den Laien, die auf Caldy wohnen, sind es zwanzig, das ist ungefähr die Hälfte der Bewohner, die dies taten, und es steht zu erwarten, daß diese Insel (neben Malta) bald ein vollständig katholischer Stein in der Krone Englands sein wird, der sicher nicht im schwächsten Glanze leuchtet.

Vom „Simplicissimus".

Der Zentrumsabgeordnete Frhr. v. Wolff-Metternich fällte bei der Beratung der Position „Förderung der Volksbibliotheken" im Kultusetat am 11. April ds. Js. im preußischen Abgeordnetenhause über den „Simplicissimus" folgendes Urteil:

„Ich erinnere z. B. an den „Simplicissimus", dessen Inhalt vielfach geradezu unflätig ist (sehr wahr! im Zentrum und rechts), mit dem in der Hand jeder anständige Mensch Scham empfinden muß, sich öffentlich sehen zu lassen." (Sehr wahr! im Zentrum und rechts — Lachen bei den Sozialdemokraten.) (Stenograph. Bericht des Abgeordnetenhauses, Seite 13938.)

„Schundfilmmoral."[1]

Von Dr. Hüttermann, Beckum.

In der „Deutschen Tageszeitung" (Nr. 659, 30. Dez. 1912) lese ich folgendes: „Skrupellos feiert im Kino der krasse Egoismus, die Jagd nach dem gleißenden Golde ihre Triumphe über alle ideal gerichtete Weltanschauung, über Sittlichkeit, Rechtsordnung und Volkswohlfahrtspflege." Leider sind diese herben Worte Wahrheit, bittere Wahrheit. Der protestantische Pfarrer Conradt hat neben den in Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" erwähnten 51 Ehebrüchen noch 19 Verführungsszenen, 97 Morde, 45 Selbstmorde und 22 Entführungen in 250 Stücken gesehen; das Publikum befand sich dabei in Gesellschaft von 176 Dieben, 25 Dirnen, 33 Trunkenbolden usw. „Streitlust, Habgier, Haß, Rachsucht, Mordlust, Eifersucht, Untreue verbinden sich, um die Menschen wie wilde Tiere aufeinander zu hetzen." Wie häufig das vierte Gebot in nichtswürdiger Weise übertreten wird, darauf sei nicht näher eingegangen. Nur etwas über freie Liebe und Selbstmord im Kinotheater.

Das Stück von Maeterlinck: „Monna Vanna" hat seinerzeit zum Teil ein großes Rauschen im deutschen Blätterwald hervorgerufen wegen seines unsittlichen Inhaltes. Und doch werden täglich im Kino Millionen von Menschen derartige Stücke vorgeführt, ohne daß man — von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen — gegen eine solche Volksvergiftung energisch genug Front macht. Oder ist es etwas anderes, wenn ein Beamter einem Mädchen eine Bitte zu erfüllen verspricht, wenn es ....! Zuerst Entrüstung! Werben! Sträuben! Erneutes Werben! Schließlich ein Niedersinken auf die Chaiselongue! Schluß! Dann Filmtext: „Ein Jahr später!" ein Erdenbürger ist angekommen. Nun vergleiche man Maeterlincks Stück mit einem solchen Film, der vor Halbwüchsigen beiderlei Geschlechts vorgeführt wird. Das Urteil überlasse ich dem Leser.

Daß Mädchen zu ihren Geliebten ziehen, mit ihnen die Wohnung teilen, ist im Kino gang und gäbe. Der Deutlichkeit halber kommt dann oft der Filmtext: „Ein Jahr später", der die Geburt eines Kindes anzeigt. Muß dieses ständige Predigen der freien Liebe als etwas ganz Selbstverständliches nicht jede Moral ertöten?

Das Kino ist modern, ganz modern! Deshalb verficht es auch das Recht auf freie Mutterschaft. „Geliebter, da ich mir versprochen, niemals mehr die Sklavenketten eines Weibes zu tragen, kann ich nicht dein Weib sein. Aber auf einige Augenblicke will ich dein sein." (Wie aus der vorhergehenden Handlung hervorging, wollte das Weib gern Mutter werden.) So zu lesen auf dem Film: „Maskierte Liebe." Zu obigem Zweck führt dann diese „moderne Mutter" ihren „Gatten" in ihre Wohnung. Ein neues Bild! Amor steht am Fenster und schaut in das Zimmer der Beiden. Ob der Vorgänge drinnen klatscht er vor Freude in die Hände. Damit nun das Bild noch deutlicher werde, hat der Kleine ein wenig später beim Zuschauen einen Storch bei sich, der dann bald ein kleines Mädchen bringt. Deutlicher, pikanter geht's nimmer, es sei denn, daß man den — man verzeihe das Wort — Vorgang selbst darstellt. Den Film verbieten, weil er für freie Mutterschaft ist, kann man nicht, denn diese darf im deutschen Vaterland frei gepredigt werden. Aber wegen der gemeinen Andeutung durch Amor und den Storch, die doch die Gedanken der Zuschauer in ausgiebigster Deutlichkeit auf den Verkehr der beiden hinlenkt, sollte, nein, muß der Film verboten werden; denn wenn das nicht unzüchtig ist, unzüchtig im schlimmsten Sinne, was soll man dann so nennen, oder geht es vielleicht nach der frivolen Devise: „Dem Reinen ist alles rein." Ja dann — — —!

Nicht weniger oft als die freie Liebe wird der Selbstmord gepredigt. Das Ladenmädchen, von seinem Galan verlassen, mit dem es „in Verkehr" stand, hungert, und anstatt seine gesunden Glieder zu gebrauchen, geht es zum Wasser, das ihm zuruft: „Komme zu uns, hier findest du Ruhe, hier findest du Frieden vor der Qual des Lebens." (Aus einer Erläuterung zu dem Film: „Wogen des Lebens.") Warum so poetisch? aber im Ernst! das heißt doch, den Selbstmord den Leuten empfehlen, ihm das Schreckliche nehmen, ja sie in ähnlicher Lage — und wie viele Ladenmädchen der Großstadt finden sich nicht oft in ähnlicher Lage — zur Selbstvernichtung aufzufordern. Daß Defraudanten usw. Selbstmord verüben, ist fast täglich in den Zeitungen zu lesen. Warum sollte das Kino das nicht etwas deutlicher vorführen, nicht etwas mehr mit der Technik des Selbstmordes bekannt machen? Zählt doch Conradt in 250 Stücken nicht weniger als 45 (!) Selbstmorde. Es wäre eine dankbare Untersuchung einmal festzustellen, ob mancher Selbstmörder nicht eifriger Kinobesucher gewesen ist. Ich bin mit anderen der Ansicht, daß mancher Selbstmord, namentlich von Schülern, auf Konto des Kinos zu setzen ist. Darum fort mit dieser Verherrlichung des Selbstmordes!

Wie sollte es sein? Das sagt uns kein Geringerer als der Deutsche Kaiser selbst in einer Ausführung über das Theater — was auch von dem Kino gelten könnte — vom 16. Juni 1898: „Das Theater hat die Aufgabe, neben Schule und Universität, das heranwachsende Geschlecht heranzubilden und vorzubereiten zur Arbeit für die Erhaltung der

[1] Vergleiche hierzu die lesenswerte Broschüre von Prof. Dr. Brunner, der als Zensor für Films beim Berliner Polizeipräsidium einen tiefen Einblick in den Schundfilm getan hat und auch die teilweise recht scharfen Ausführungen des fortschrittlichen Abgeordneten von Gauß in der Württembergischen Zweiten Kammer am 27. Juni 1912.

höchsten geistigen Güter unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Ebenso soll das Theater beitragen zur Bildung des Geistes und des Charakters und zur Veredelung der sittlichen Anschauungen. Das Theater ist auch eine meiner Waffen." Jawohl, das **Kino mit seinem Schundfilm ist auch eine Waffe, aber zum Verderben unseres herrlichen deutschen Vaterlandes!**

Die Modekrankheit in unseren Schulen, auch eine Wirkung moderner Kultur.

Von Oberlehrer Dr. H. Beisenherz.

Erzieher und Lehrer in den Städten oder Großstädten, namentlich die letzteren, können zu der vielfach als modernes Uebel bezeichneten Krankheit, der Neurasthenie, zu ihrem großen Leidwesen manchen Beitrag liefern.

Die allgemeine physische Inferiorität der Stadtkinder, verglichen mit denen vom Lande, wird bekanntlich am lautesten beklagt und durch manchmal besorgniserregende Statistiken bewiesen von den militärischen Aushebungsbehörden. Anämie und die mit diesem Leiden so eng liierten nervösen Erscheinungen mannigfachster Art, eine, wenn nicht gar die Hauptquelle der häufigen Schwächlichkeit und Gebrechlichkeit der modernen Stadtjugend, sind Faktoren, die wohl kaum irgendwo so sehr ihre hemmenden Einflüsse geltend machen als im Schulbetriebe. Gehen wir z. B. etwa in eine Quinta einer größeren Stadt, in welcher die Knaben durchschnittlich in einem Alter von 10½—11 Jahren stehen. (Von ähnlichen Erscheinungen bei Mädchen soll hier aus bestimmten Gründen nicht gesprochen werden.) Da ist es nun keine außergewöhnliche Beobachtung, daß bei acht, ja zehn Prozent dieser Kinder beim Unterricht frühzeitige Ermüdung und Erschlaffung, im Verkehr mit Mitschülern und Lehrern große Reizbarkeit und andere oft noch schlimmere Begleiterscheinungen jugendlicher Nervosität sich zeigen. In den nächstfolgenden Klassen muß der Lehrer wegen dieses Uebels eher auf einen höheren als auf einen geringeren Prozentsatz seiner Schüler besondere Rücksichten nehmen: er muß sie schonend behandeln, sie manchen Tag im Unterrichte entbehren, sie manchmal gar zu längeren Sommer- oder Winterfrischen beurlauben und bei der Zensierung ihre Leistungen unter anderen Gesichtspunkten bewerten als die seiner übrigen Jungen, die an Leib und Seele gesund, frisch und froh jeder Unterrichtsstunde folgen konnten.

Als Gründe für das häufige Vorkommen nervöser Störungen bei Stadtkindern nennt man: Unterernährung, Mangel an Luft und Licht (Folgen der Landflucht und der Stadtsucht), der moderne Lebensbetrieb mit seiner aufreibenden Hast, und endlich erbliche Veranlagung. Diese Zöglinge höherer Schulen nun, von denen hier speziell die Rede ist, werden nicht selten nach den modernsten Grundsätzen der heutigen Ernährungstheorien erzogen und, wo nur immer möglich, in die frische Luft gebracht, nicht bloß zur Ferienzeit, um sie durch Spiel und Sport zu stärken. Da sie auch, wenigstens in den Häusern, wo vernünftige Eltern die Kinder frühzeitig ins Bett schicken und von Ueberanstrengung abhalten, die Beschwerden des modernen aufreibenden Lebens kaum empfinden, kann man wohl nicht sagen, daß sie unter der Automobilhast unserer Zeit zu sehr leiden. Woher denn nun trotzdem diese große Anzahl früh zerrütteter junger Menschen, diese geknickten Menschenblüten, die schon welken zu einer Zeit, wo alles an ihnen nur üppig und duftig aufsprießendes Leben sein sollte!

Die Antwort lautet verschieden; es ist vornehmlich Sache der Aerzte und Pädagogen, sie richtig zu geben und eventuell Heilmittel zu empfehlen und anzuwenden. Eine Beobachtung darf dabei nach unserer Ansicht nicht außer acht gelassen werden: der Lehrer der Großstadtjugend macht sehr häufig die Erfahrung, daß dieser oder jener nervöse Knabe, dessen Behandlung ihm Schwierigkeiten bereitet, nur ein oder zwei Geschwister hat, oder daß er gar der einzige Sprößling der Familie, das Angstkind seiner Eltern ist; und dabei ist die Mutter des Kindes noch jugendlich und rüstig, der Vater noch in den besten Jahren. Das ist eine Feststellung, die zu denken gibt und leicht dazu führt, einen Kausalnexus zwischen jugendlicher Nervosität und geringer Kinderzahl anzunehmen, der eine höchst betrübliche Abnahme der Ehemoral andeutet.

Schlözers Römische Briefe.[1]

Von Dr. Edgar Fleig.

Memoirenwerke werden in unseren Tagen stets mit großem Interesse vom lesenden Publikum aufgenommen. Die Persönlichkeit, die eben bei dieser Literaturgattung stark zum Ausdruck kommt, zieht Personen wieder an, vor allem solche, die selbst wieder starke Betonung ihres Ichs gewöhnt sind. Dann steht es zweifellos fest, daß von jeher die Schilderungen persönlicher Erlebnisse überhaupt das Leseinteresse viel mehr in Anspruch genommen haben, als die Geschichte eines Volkes oder die von einem Dritten geschriebene Geschichte eines Großen. So fordern auch die vorliegenden „Römischen Briefe" des Gesandtschaftssekretärs bei der preußischen Gesandtschaft am Vatikan in den Jahren 1864—1869 die Zuwendung des Interesses des gebildeten Leserpublikums. Umfassen doch die hier der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe die fünf Jahre politischer Hochspannung in Italien, das auf Kosten des Kirchenstaates zu einem Einheitsstaate sich zu entwickeln im Begriffe stand. Die nervöse Stimmung der maßgebenden Kreise spiegelt sich in den bezüglichen Aeußerungen der Briefe deutlich wieder. Mit einer, manchmal wohl ungerechtfertigten, scharfen Ironie beurteilt der Diplomat die kirchliche Diplomatie, für deren Verknöcherung Consalvi selbst klagendes Zeugnis abgelegt habe (S. 86). Man würde, bemerkte Consalvi, in der römischen Diplomatie stets nach Analogien, wenn der ähnliche Fall auch 1900 Jahre zurückliege, verfahren. So würde, „wenn z. B. Petrus nach Rom käme, er ganz gewiß wieder gekreuzigt werden, weil er vor 1800 Jahren auch gekreuzigt worden ist." Man begegnet in den Briefen einem unleugbaren Hange zur Ironisierung von Institutionen, Verhältnissen und Persönlichkeiten, welcher den Katholiken bisweilen sehr belästigt. Sehr abstoßend ist es, wenn Schlözer (S. 79) die Seligsprechung mit der Verleihung des Roten Adlerordens und die Heiligsprechung mit dem Schwarzen Adlerorden vergleicht. Sehr stark ist es auch, wenn der Briefschreiber (S. 289) „die vielgepriesene allgemeine Uniformität der katholischen Kirche" „ein Luftgebilde" nennt. Für Schlözer mag es eine Entschuldigung sein, daß er Protestant war, der — nach einer eigenen offenherzigen Aeußerung — eben römisch-katholische Dinge nie im richtigen Lichte wird sehen können. Die Bemerkungen über die wichtigsten Persönlichkeiten der damaligen Zeitgeschichte zeugen von feiner Beobachtungsgabe. Er charakterisiert Louis Napoleons Rolle und Persönlichkeit mit scharfen Strichen, schildert den unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko und seine noch unglücklichere Gemahlin Charlotte, die er beide gesehen, mit wenigen Worten sehr lebendig. Schlözer sah den abgesetzten Franz II., König von Neapel. Wir lernen die am Vatikan beglaubigte Diplomatie kennen, für die er sehr harte Worte findet wegen ihrer kleinlichen Rangstreitigkeiten. Die Oesterreicher Hübner, Bach werden genannt, der Franzose Sartiges und der Portugiese Duc de Saldanha, der wegen seiner „diabolischen Routine", Militärrevolten anzustiften, im ganzen Lande gefürchtet, nach Rom gesandt wurde. Sympathische Worte der Hochschätzung findet Schlözer für Antonelli. Nicht zuletzt bezeugt er seine aufrichtige Achtung und lebhafte Sympathie für die edle Gestalt des Papstes Pius IX. Er rühmt seine auffallend einfache Lebensweise, seinen Eifer und das Sanfte, Einschmeichelnde in dem Wesen des guten Pio nono. Aber Schlözer verkehrte nicht bloß mit Fürsten und Diplomaten. Mit besonderer Vorliebe suchte er Gelehrte und Künstler auf. So lernen wir den Maler Wieder kennen, de Rossi, den Katakombenforscher, Gregorovius, den Geschichtsschreiber, und vor allem Liszt. Für letzteren empfand Schlözer eine wahre Begeisterung. Er nennt ihn seinen „herrlichen" Liszt und übermittelt von dem großen Musiker manchen interessanten Zug, den er in engem, freundschaftlichem Verkehr an ihm beobachten konnte. Der Grundzug seines Wesens war Melancholie.

Aber nicht Politik allein, politische oder andere hervorragende Persönlichkeiten interessierten Schlözer. Der Briefschreiber, der von Hause aus Historiker war, nützte jeden Augenblick aus, um mit offenem Auge und hochgebildetem Geiste die erinnerungs- und schönheitsreichen Stätten Roms und Italiens zu durchwandern. Dem Geschichts- und Altertumsfreund bietet die Sammlung eine Fülle prächtig gezeichneter Skizzen aus Geschichte, Kunst und Natur. In äußerst gewandter Sprache entwirft Schlözer seiner Mutter und seinem Bruder, an welche die Briefe gerichtet sind, farbensatte Bilder dessen, was er geschaut. Gelegentliche, flüchtige Skizzen aus dem Straßen- und Volksleben tragen zur buntesten Abwechslung bei. An der Hand des geschichtskundigen, künstlerisch veranlagten Gesandtschaftssekretärs vermag der Leser im Geiste genußreiche Wanderungen durch die „Ewige Stadt", durch Italiens Kunstschätze und Geschichte zu machen. Die warme Begeisterung, die Schlözer für Roms und Italiens Herrlichkeiten empfand, teilt sich durch den beredten Plauderer dem Leser mit. Die geheimnisvolle Anziehungskraft der „**Roma aeterna**" hat auch der preußische Diplomat lebhaft verspürt und widerstandslos hat er sich dem Zauber ihrer Vergangenheit und der überragenden Bedeutung ihrer Gegenwart anheimgegeben. Man lese die herrliche Schilderung der Aussicht auf Rom von den Quirinalgärten aus (S. 25/26), die abschließt mit den bewundernden Worten: „Ueber alles empor aber ragt St. Peter." Nach „vier reichen Jahren" und mit „namenlos schönen Erinnerungen" nahm er Abschied von der liebgewordenen Stadt, um 13 Jahre später als Bote Bismarcks sie wieder zu betreten. Die Briefsammlung ist eine reiche Gabe für Unterhaltung und Belehrung.

[1]) Konrad von Schlözer, Römische Briefe 1864—1869. Stuttgart Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1912. 379 S. M 10.—

Ave Maria.

„Maria, sei gegrüsst!" Ich stand von fern.
Maiandacht war's. Hell schien im Kirchendunkel
Aus roten Rosen und aus Goldgefunkel
Ein süsses Antlitz wie ein Blütenstern.

„Maria, sei gegrüsst!" Es schien das Bild
Von einem gold'nen Gnadenstrom zu quellen,
Der sich vereinte mit des Liedes Wellen,
Das alle sangen. Innig klang's und mild:

„Maria, sei gegrüsst!" Am Pfeiler kniet
Ein mädchenzartes Weib im Trauerkleide,
Mit tiefen Augen, wachgeküsst vom Leide.
Licht über allen andren schwebt ihr Lied:

„Maria, sei gegrüsst!" Leis hub es an,
Dann wuchs und schwoll das silberklare Singen.
Hoch, hoch, bis in den Himmel schien's zu dringen.
Süss war's, dass ich es nicht vergessen kann.

„Maria, sei gegrüsst!" Es ging die Zeit.
Du fremde Frau, das Lied, das du gesungen,
Hat andachttief im Herzen mir geklungen,
Und sieh, nun ist es mir ein Trost im Leid.

Maria, sei gegrüsst! Mein Weg war steil.
Doch fand ich dich, und nun, zu deinen Füssen,
Will ich, ein gläubig Kind, die Mutter grüssen.
Maria, sei gegrüsst, mein Hort und Heil!

Ilse Franke.

Zum zwanzigjährigen Bestehen der Münchener Sezession.

Von Dr. Oskar Doering-Dachau.

In diesen Wochen vollendet sich das zweite Jahrzehnt, seit die Münchener Sezession ins Leben getreten ist. Jahrelang hatte der Streit gedauert zwischen den Anhängern des beliebten, weil bequemen Systems der Fortschrittlosigkeit — die ja nicht zu verwechseln ist mit Treue gegen die Tradition! — und den Verfechtern der großen Idee einer kräftig strebenden, wirklichen Kunst, einer solchen, die keine Person und Richtung privilegiert, sondern nur Tüchtigkeit und Echtheit achtet und der Förderung für wert hält. Eines Tages kam es zur endgültigen Absonderung. Die „Sezession" stellte sich der Welt dar als eine Gründung zur Pflege wahren Künstlertums ohne Ansehen von Namen, Abkunft und Programm. Nachdem die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden waren, und es überhaupt erst feststand, daß München der Vorort des neuen Bundes bleiben konnte, diente als erstes Heim ein nach dem Entwurfe von Baurat Brandl durch den Architekten P. Pfann in der Prinzregentenstraße errichteter Bau; seit 1898 benutzt die Sezession den gegenüber der Glyptothek am Königsplatze gelegenen Palast. Die Männer, welche 1893 in den Vorstand gewählt wurden, kennt ein jeder: Buttersack, Dill, Habermann, Herterich, Höcker, A. von Keller, Keller-Reutlingen, Kühl, Langhammer, Piglhein, Pötzelberger, Stuck, Uhde, Zügel. Einige sind inzwischen gestorben, die meisten leben und üben noch eine lebendige Kunst. Und die Idee der Sezession ist so unlöslich an jene Männer geknüpft, daß man ohne weiteres ihrer gedenkt, wenn der Name des Bundes genannt wird. Letzterer aber hat so bedeutenden Klang, daß wenigstens ehedem, bevor verschiedene neue vorzügliche Verbände sich gebildet hatten, der Begriff der Sezession mit dem von Tüchtigkeit und fruchtbarer künstlerischer Leistungsfähigkeit identisch erschien. Es ist ja auch kein Zweifel, daß von ihr überaus bedeutende Anregungen ausgegangen sind, welche auf andere Kunststätten Deutschlands entscheidende Wirkungen üben. Was innerhalb unserer Grenzen heute auf künstlerischem Gebiete geleistet wird, verdankt in nicht wenigen Fällen sein Bestes dem Einflusse der Münchener Sezession.

Als der Bund sich zusammentat, war eine seiner wichtigsten Absichten, alljährlich eine internationale Ausstellung zu veranstalten. Denn man stellte sich mit Recht auf den Standpunkt, daß zwar die Pflege und Erhaltung der heimischen Eigenart eine der vornehmsten Pflichten wäre, daß man aber kurzsichtig handeln würde, wollte man die wertvollen und förderlichen Errungenschaften fremder Kunst, zumal der französischen, ungenützt lassen. Diese internationalen Veranstaltungen sind auch beibehalten worden, aber sie sind nicht die einzigen. Zurzeit dienen diesem Zwecke die sommerlichen Ausstellungen. Außerdem finden jährlich noch zwei statt: im Frühjahr eine, wo die aufstrebende Jugend zu ihrem Rechte kommt und zeigen kann, — manchmal ein wenig extrem, aber doch innerhalb der Grenzen von Vernunft und Geschmack — was sie vermag, und eine im Winter, wo die altbewährten Kräfte auftreten, immer nur ein paar Auserwählte, die das Werk ihres Lebens in großen Sondergruppen vor Augen stellen. Noch gedenkt man mit Bewunderung der Ausstellung des letzten Winters, wo Floßmann die Bildhauerkunst und Samberger die Malerei Münchens vertrat, und das Ausland mit den sprühenden Werken Zuloagas glänzte. Frühere Winterausstellungen brachten anderes Hochbedeutende, sogar die Kunst der Vergangenheit wurde gelegentlich mitherangezogen, wie bei einer Frans Hals-Ausstellung oder bei einer herrlichen Schau kunstgewerblicher Gegenstände der Renaissance. Zu erwähnen ist endlich die aus einer Auslese vorzüglicher Leistungen ihrer Mitglieder gebildete Galerie der Sezession; um ihr Zustandekommen hat sich besonders der Landschaftsmaler M. Lehmann verdient gemacht.

So geht der Bund ins dritte Jahrzehnt seines Bestehens hinein. Welche Wünsche soll man ihm auf den Weg geben? Ich dächte, erstens, daß er den rein künstlerischen Ueberlieferungen treu bleibe und sie frisch erhalte, die ihm und München zum Ruhm, der deutschen Kunst zu gedeihlichem Aufschwunge verholfen haben. Zum zweiten, daß er dem großen Gedanken, weder parteilich noch einseitig zu sein, andauernd Rechnung trage, ja sich ihn lebhafter vor Augen halte, als es gelegentlich scheinen will. Die Kunst der Sezessionsgründer ist trotz ihrer Größe nicht jene, welche allein Geltung hat, noch haben soll; ihr Urteil darf auch das anderer neben sich anerkennen. Die Schranken, welche die vorsichtige Jury errichtet, sollen nicht allein solche Dinge fernhalten, die vom künstlerischen Standpunkte nicht voll genügen, sondern auch imponderabile Schädlichkeiten, welche sich leider nicht selten in sittlich anfechtbaren Darstellungen fühlbar machen. Anderseits aber sollen jene Schranken sich weit auftun für alles, was in hohem und höchstem Sinne monumental ist. Hier fehlt noch sehr viel. Die kirchliche Kunst namentlich kommt — gleichviel aus welchen Gründen — weitaus zu knapp fort bei diesen Ausstellungen, welche die Augen der Welt auf sich lenken. Man soll nicht Kunstwerte schaffen und fördern, die nichts als modern sind, sondern solche, welche Dauer verheißen.

Vom Büchertisch.

Dr. Konstantin Holl: Die Jugend großer Frauen. Sonntagslesungen für Jungfrauen. Mit 20 Bildern. Freiburg i. Breisgau, Herder. 8°, 497 S., geb. ℳ 3.—. Eine dankenswerte Gabe. Nicht weniger als 40 hervorragende Frauen: vom 13. Jahrhundert (die heilige Elisabeth von Thüringen) bis herab in unsere Zeit (1905 Ferdinand v. Brackel †) werden uns im Lebensbilde ihrer Jugend nahegeführt, und zwar derart, daß jedes der Bilder abgerundet wird durch einen knappen Hinblick auf die weitere Entwicklung der Heldin. Das Vorwort bemerkt, daß zwar manches in dem Leben dieser Frauen zu außerordentlich sei, um nachgeahmt werden zu können, daß aber jede Jungfrau an all diesen Beispielen aus den verschiedensten Ständen und Charakteranlagen viel des vorbildlichen Großen und Schönen finden könne. Jede Einzelbiographie ist unter Hinblick auf eine Sonntagslesung eingerichtet, die zugleich für die Woche Stoff zum Nachdenken bieten soll. Die Ausstattung ist selbstverständlich vortrefflich.
E. M. Hamann.

Sophie Freiin von Künsberg: Alpenkräuter. Ravensburg, Friedrich Alber. Zehn Berggeschichten, die als Ganzes das bereits gebildete Urteil über die ersichtliche Begabung der Verfasserin bestätigen: „Des Wildbergs Zeugnis", „Die Walburgisglocke", „Der Einsiedlersepp", „Der Gang auf den Rehzacken", „Wie Seelen wandern", „Treu hat an festen Stand", „Die brave Hex", „Lenis Waldkreuz", „Das Hauskreuz", „Irrlichter". Viel klare Beobachtung und sinnige Auffassung wie herzwarme Anteilnahme steckt in der — bei aller mitunter reichlich behaglichen Breite — frischen Darstellung, die sich nicht selten poetisch und ethisch vertieft. Wir dürfen hoffen, daß sich auch die rein künstlerische Ausgestaltung bei diesem liebenswürdigen Talent immer überzeugender Bahn brechen wird.
E. M. Hamann.

Der jetzige Stiftsbau Maria-Einsiedeln. Geschichtliches und Aesthetisches. Von D. P. Albert Kuhn O. S. B., Professor der Aesthetik und klassischen Literatur. Zweite umgearbeitete und neu illustrierte Auflage. Mit 50 Abbildungen im Text und vier Einschaltbildern. 126 S., gr. 8°. Verlagsanstalt Benziger & Co., 1913. Preis broschiert ℳ 9.20, gebunden ℳ 10.20. Der rühmlich bekannte Verfasser der großen „Allgemeinen Kunstgeschichte", einer der erfahrensten und zugleich fleißigsten unserer Kunstgelehrten, hat soeben sein vor dreißig Jahren erschienenes Werk über die herrliche Stiftskirche von Maria-Einsiedeln wiederum herausgegeben. Er bezeichnet dies Buch als die zweite Auflage jenes früheren, doch ist es, genau betrachtet, eine zum großen Teil neue Erscheinung. In besonderem Maße gilt dies von den zahlreichen ausgezeichneten Abbildungen; sie sind nach Photographien ausgeführt, welche nach der 1910 erfolgten Herstellung des Hauptschiffes aufgenommen wurden, als die Gerüste noch nicht beseitigt waren und mit ihrer Hilfe von erhöhten Standpunkten gearbeitet werden konnte. Die Einschaltblätter bieten mehrere große Pläne und Aufrisse, die dem Architekten willkommen sein müssen. Zu loben ist die Allgemeinverständlichkeit des Textes, sowie die Beifügung sorgfältiger Register, deren Fehlen so oft die Benutzung sonst vortrefflicher Werke empfindlich erschwert. Größte Anerkennung erfordert das immense Studium des ausgedehnten urkundlichen Materials. — Die Geschichte des Stiftes geht bis ins Jahr 835 zurück, wo der heilige Meinrad sich an jener Stätte eine Klause eingerichtet hatte. Daraus ist im 10. Jahrhundert das Kloster erwachsen. Die jetzige Kirche aber stammt erst aus dem Zeitalter des Barock; ihre Bauzeit fällt hauptsächlich in die Jahre 1719—1735. Zum wichtigsten und interessantesten gehört bekanntlich die aus schwarzem Marmor 1815 neu erbaute Gnadenkapelle. Die Stiftskirche von Maria-Einsiedeln wird mit Recht als eines der ausgezeichnetsten Baudenkmäler der Schweiz gerühmt, in seiner Gesamtanlage und Grundriß-

disposition, sowie in seiner Ausschmückung von schier unübertrefflicher Schönheit und Klarheit. Das Kuhnsche Buch bespricht zunächst die früheren Stiftsbauten, um sich dann eingehend mit der Baugeschichte zu beschäftigen. Der ästhetische Teil bringt die Besprechung und Würdigung alles dessen, was die Künste aller Arten, Architektur, Plastik, Malerei, Kunstindustrie in wundervollem Zusammenwirken an dieser Stätte vollbracht haben. Seit dem ersten Erscheinen des Kuhnschen Werkes hat die Stiftskirche mehrerlei Veränderungen erfahren; sie haben dazu geführt, die alte Pracht herrlich wieder erstehen zu lassen. Sie wird in Wort und Bild nach Gebühr dargestellt, und so wird niemand, sei er Künstler oder Kunstfreund, das wertvolle Buch ohne dauernden Nutzen aus der Hand legen. Kurt Freden.

Beamtenbesoldung. Von Ludwig Bengert. Verlag des Bayer. Verkehrsbeamtenvereins. München 1913. Preis 60 Pf. Daß das junge bayerische Beamtengesetz schon kurz nach seinem Entstehen manchen Mangel offenbart, haben praktische Fälle gelehrt. Noch dringender aber bedarf die neue Gehaltsordnung der Reform. Die gegenseitigen unerquicklichen Befehdungen der einzelnen Beamtengruppen lassen erkennen, daß Unstimmigkeiten bestehen, die nicht allein organisatorische Eifersüchteleien als Nährboden haben. Mit kräftiger, aber sachlicher Klarheit unterwirft Bengert diese Schäden einer kundigen Kritik. Er betont die Grundlinien, deren Verlassen zu zersetzenden Verhältnissen geführt hat, und zieht die Grenzen der sozialen Schichten des Beamtenkörpers in scharfen Umrissen. So sind die Bedingungen deutlich erkennbar, nach denen ein gesundes Besoldungsgesetz aufgebaut sein muß: Vereinfachung des Besoldungswesens, Abgrenzung der Dienstgebiete und daraus zu folgernde „tunlichst weitfassende Uebereinstimmung in der Unterhaltsversorgung gleichartiger Beamtengruppen". „Wirtschaftlichkeit in allen Dingen ist die erste und wichtigste Regel für einen Staatshaushalt." Die Höhe der verlangten Vorbildung, die Schwierigkeit oder die Dauer des dienstlichen Lehrganges müssen die Richtpunkte für die Bemessung des Anfangsgehaltes werden. Bengert redet der Berücksichtigung der großstädtischen Teuerung und der Einführung von Familienzulagen das Wort. Damit sind nur einige charakterisierende Merkmale der tüchtigen Broschüre hervorgehoben. Möge die Schrift, die sich durch Klarheit, Logik und Tendenzlosigkeit auszeichnet, unseren Politikern und Beamtenorganisationen zum Führer durch das wichtige soziale Problem einer gesunden staatlichen Besoldungsordnung werden. Guido Hartmann.

Zweites Jahrbuch der südbrasilianischen Franziskanerprovinz 1911 und 1912. Im Auftrage des Provinzialates, herausgegeben von P. Petrus Sinzig O. F. M. Petropolis (Rio de Janeiro) 1913. Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, durch ein Jahrbuch der deutschen Heimat das Wirken in der Mission kundzutun. Mit großer Freude und katholischem Stolze habe ich das vorliegende Jahrbuch durchgelesen. Welch eine Fülle von Arbeit, welche Kämpfe und Entbehrungen, welcher apostolische Feuereifer! Jede Seite des Buches erzählt in schlichter Sprache davon. Ich wünschte, aus diesen fesselnd geschriebenen Jahresberichten der Söhne des heiligen Franziskus würde in jeder katholischen Familie vorgelesen. Meine Bewunderung erregte vor allem das Arbeiten auf dem Felde der Presse. In Brasilien haben unsere Missionare auch einen Preßverein gegründet, eine Preßzentrale mit einer Zeitungskorrespondenz geschaffen und den Grundstein zu einer katholischen Literatur gelegt. Auch an die Herausgabe künstlerisch hochstehender Werke machte man sich, doch leider fehlt das Geld, um hier einen schreienden Bedürfnis abhelfen zu können. Der Bericht schreibt hierzu: „Erwähnt sei ferner, daß in Brasilien ungemein viele französische Werke im Original oder in Uebersetzung gelesen werden. Schon darum ist es zu bedauern, daß so manches mit Erlaubnis des Verfassers übersetzte deutsche Werk, das druckfertig vorliegt, aus Mangel an den nötigen Mitteln nicht herausgegeben werden kann. Die hier gelesenen französischen Romane sind meist solche, die mit Recht berüchtigt sind. Die Herausgabe guter deutscher Werke in fließender Uebersetzung würde ein mächtiges Gegengewicht bieten und bei dem starken Lesehunger ungemein viel Gutes stiften." Möge das Jahrbuch überall recht opferfreudige Herzen erschließen. Joseph Balley.

Der Thronfolger Oesterreichs und der Krieg. Von Austriakus. Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater („Weltensegler") von Franz Ketner, Zürich, Preis ℳ 1.25. Eine Broschüre mit der auf der letzten Seite klar ausgesprochenen Tendenz, die Stellung des greisen Kaisers noch in seinen letzten Lebensjahren zu untergraben. Ein Faustschlag in das Gesicht eines monarchentreuen Volkes! Der Verfasser ist denn auch ein abgesagter Feind „klerikaler Machtgelüste", eines „reaktionären klerikalen Regiments". Das Buch kann in unserer sowieso schon genug radikalisierten Zeit nur Schaden anrichten. Es gilt heute, die Throne zu festigen, nicht zu lockern. Es wundert uns gar nicht, daß das Machwerk in Oesterreich mit Konfiskation belegt wurde. Jos. Balley.

Mondnacht.

Wie eine Schale ist der Mond,
Daraus des Lichtes Tropfen fliessen,
Die über alle Wälder giessen
Der Wehmut unermess'nen Strom.

Wie Kronen gleissen goldne Sterne,
Die unsichtbare Hände halten
Ueber der Berge Traumgestalten
Durch des Himmels dunklen Dom.

Wie Meere fluten blaue Fernen,
Die über Mond und über Sternen,
Die über Lust und über Härmen
Mit ewig stiller Woge schwärmen.

Otto Agnes.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Münchener Hoftheater werden heuer als Volksfestspiele „Rienzi", „Der fliegende Holländer", „Lohengrin", „Tannhäuser" und „Die Meistersinger" in Szene gehen. Die Eintrittspreise betragen 2 Mark, 1 Mark und 50 Pfennig. Die Abgabe der Karten erfolgt an Vereinigungen und Einzelpersonen. Als geeignete Vereinigungen kommen solche in Frage, die die Förderung der wirtschaftlichen und geistigen Interessen ihrer Mitglieder und ihres Standes bezwecken oder sich der Kunstpflege widmen. Die Kartenabgabe darf nur an minderbemittelte Mitglieder erfolgen. Auch bei den Einzelbewerbern haben nur Minderbemittelte Aussicht auf Erfolg. In der Regel wird nur eine Karte abgegeben. Ausnahmsweise kann für Angehörige eine weitere Karte erlangt werden. — Man darf hoffen, daß diese Einrichtung nicht auf das Wagnerzentenarjahr beschränkt bleibt und es gelingt, immer weiteren Kreisen die Kunst Richard Wagners zu erschließen.

Münchener Kammerspiele. Zwischen Direktor Robert und der Theatergesellschaft m. b. H. ist ein Streit ausgebrochen. Letztere hat den Bühnenleiter seines Amtes enthoben. Direktor Robert ist der Ansicht, das könne die Gesellschaft nicht. Er sei der Herr im Hause. Das Gericht wird den anscheinend verwickelten Rechtsfall bald entscheiden, jedenfalls haben wir einstweilen mit einer neuen Direktion zu rechnen. Diese bot als erste Leistung Otto Borngräbers erotisches Mysterium: „Die ersten Menschen". Wir haben es im vorigen Jahre im Schauspielhaus gesehen und uns mit dem peinlichen Stücke, welches den ersten Brudermord damit motiviert, daß sich zwischen Mutter und Söhnen erotische Fäden spinnen, damals unzweideutig auseinandergesetzt. Es ist wohl unnötig, die Debatte von neuem zu eröffnen, nachdem die literarischen Fürsprecher Borngräbers wenig Neigung zeigen, neuerdings für dieses einst von der Polizei „unterdrückte" Werk einzutreten. Das Publikum blieb kühl. Die Schauspieler waren sämtlich Gäste, die aus Berlin, Mannheim und Dessau gekommen. Ihre Leistungen waren durchwegs tüchtig. Schon aus ästhetischen Gründen allein würde ich trikotartige Beinbekleidung wünschen. Diese Aufführung geschah wohl faute de mieux, da nicht alle Schauspieler und Bühnenautoren der Kammerspiele der neuen Leitung zur Verfügung standen. Eine Strindbergpremière wird die künstlerischen Absichten der neuen Direktion besser kundgeben.

Aus den Konzertsälen. Richard Strauß F-Moll-Symphonie op. 12 stand an der Spitze des 28. Volkssymphoniekonzertes. Das reizvolle Werk der Frühzeit, in dem sich noch im Rahmen strenger Form schon viel Straußsche Eigenart ankündigt, fand unter Prills Führung eine sehr gute, fesselnde Wiedergabe. Orobio de Castro spielte Tschaikowskys „Variations sur un thème rococo“ mit technischer Vollendung. „Les Préludes“ von Liszt schlossen den Abend. — Dr. K. L. Lauenstein hatte auch an seinem zweiten Liederabend viel Erfolg. Besonders in den Liedern von Rich. Strauß gelang es dem Sänger, einen engen Kontakt zwischen sich und der Hörerschaft herzustellen. Die Stimme und ihre Schulung sind vorzüglich. Auch im Vortrag zeigt der Tenorist Geschmack, wenn auch manches noch eine individuellere Färbung vertrüge. — Gemeinschaftlich konzertierten Ilona v. Regèczy und Hans Bolliger. Die Geigerin besitzt nach dem Urteil meines Vertreters tüchtiges Können, das beim Publikum beifällige Anerkennung fand. Die sympathischen Mittel des Baritonisten bedürfen noch weiterer Schulung. Zum ersten Male hörten wir Max Regers Sonate in A-Dur für Klavier und Violine op. 103 b Nr. 2, die lebhaft interessierte. Dr. F. Berend und Anton Huber spielten diese und Schuberts G-Moll-Sonatine technisch vorzüglich und mit bestem Geschmack. Der Abend brachte auch das Debut einer Sängerin, deren Erwartungen sich nicht erfüllen konnten. Einen wirklichen Genuß bereitete uns der Vortrag über „Richard Wagner und die deutsche Kultur“, den Geh. Rat Professor Dr. Max Koch, der bekannte Literarhistoriker an der Universität Breslau, in München, seiner Vaterstadt, hielt. Von einer hohen Warte aus alle musikalischen Streitfragen vermeidend, zeichnete er das Bild Wagners und die Bedeutung seines Lebenswerkes für die Nation. Nicht allein die künstlerische Durchdringung des großen Materials und der Scharfblick, mit dem der Redner alle Fäden bloßzulegen wußte, die aus der Vergangenheit zu Wagner führen, machten der Vortrag äußerst lehrreich. Professor Koch weiß seine Hörer durch die von hoher Begeisterung erfüllte Vortragsweise hinzureißen. Der Beifall übertraf das bei Vorträgen übliche Maß bei weitem.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin begann ein Bach-Beethoven-Brahmsfest unter der musikalischen Leitung von Professor Siegr. Ochs mit starkem künstlerischen Erfolg. — Großen Beifall fand in Hamburg die Oper: „Der Heilige“, Text und Musik von Max Wolff. Die Dichtung, die nach einer altindischen Legende gebildet ist, ist nach Berichten wenig dramatisch. Die Musik ist packend. Sie geht in moderner Kühnheit weit über Richard Strauß hinaus. — Wilhelm von Scholz' Schauspiel „Gefährliche Liebe“ zeigt frivole Genußmenschen bei Ausbruch der französischen Revolution. Er läßt nach der Kritik die Straffheit in der Führung der Handlung vermissen; seine fließenden Jamben werden als bemerkenswert schön bezeichnet. — „Die kleine Quelle“, ein Schauspiel von R. Bracco interessierte in Wien. Das Stück schildert eine Dichterehe, in der die Ungleichheit der Charaktere schwere Konflikte erzeugt. — In Berlin wurde Giovanni Paisiellos „Barbier von Sevilla“, der einst durch die genialere Oper Rossinis in Vergessenheit geriet, zu neuem Leben erweckt. Die anmutigen Melodien gefielen, dennoch muteten die durch Rossini uns vertrauten Gestalten hier wie blasse Schemen an. — Sandbergs Komödie, „Seidene Strümpfe“ zeigten sich bei der Uraufführung an der Mannheimer Hofbühne als eine kraftlose Satire auf die Frauenemanzipation. — Gut besprochen wird die Komödie: „Das Frühstück bei dem Minister“ von Th. Heinrich, die in Barmen gefiel. Es handelt sich um einen demokratischen Stadtverordneten, der sich nach dem Frühstück von minder starren Prinzipien zeigt. — „Die klingende Schelle“, Schauspiel von Ludwig Rohmann, schildert die innere Leere eines äußerlich glanzvollen Hauses. Das Stück gefiel bei der Uraufführung in Erfurt. — In Mailand hatte „Le Vie della Salute“, Komödie von E. A. Butti, Erfolg. Das letzte Werk des kürzlich verstorbenen Autoren ist in der Hauptsache eine Satire auf Sanatoriumsärzte. — „La vie brève“, eine Oper des Spaniers Manuel de Falla, wurde in Nizza beifällig aufgenommen. Die Musik hat starke Stimmungswerte, weiß Chöre mit Solostimmen geschickt zu verweben, Balletts zu illustrieren und orchestrale Dramatik zu entfalten, wo sie dem Libretto fehlt.

L. G. Oberlaender.

München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Skutari gefallen und in den Händen Nikitas, trotz der energischen, vielfachen Aufforderungen, Vorstellungen und Drohungen der gesamten Grossmächte Europas! Was nun? Die verschiedensten Komplikationen, die neuerdings akut werdende Möglichkeit, ob wegen der Balkankrisis nun doch noch ein europäischer Krieg entflammen könnte, diese und ähnliche Fragen von höchst bedeutsamer Natur waren die Folgen der wiederum brennend gewordenen Skutariaffäre. Die Effektenmärkte aller internationalen Plätze zeigten als Antwort auf all diese Unklarheiten eine gleichmässig flaue Tendenz. Speziell machte das untätige Verharren der Diplomaten und jedes Versagen von definitiven Beschlüssen die Börsen wiederum mürbe und äusserst lustlos. Dabei hatte man vorwiegend in den deutschen Industriewerten eine breit angelegte Haussebewegung bereits registriert, welche innerhalb kurzer Zeit ein derart hohes Kursniveau erreicht hatte, dass bei der Mehrzahl dieser Papiere bessere Kurse als vor Ausbruch der Balkankriege notiert waren. In wenigen Tagen wurde am Frankfurter und Berliner Kassamarkt trotz der ausgesprochenen, stets unsicheren politischen Tendenz grosszügiges Geschäft und rege Teilnahme des Privatpublikums wahrgenommen. Die Börsen waren sich der friedlichen Abwicklung der Balkanfragen so bewusst, dass jedwede ungünstigere Mitteilung oder Kalkulation einer Friedensverzögerung ungehört blieb. Durch die eingetretene neue, äusserst gefahrvolle Situation an der Adria und die Stellungnahme Oesterreich-Ungarns gegen die Balkankönigreiche sind auch die Börsen derart ernsten Zuständen gegenüber gestellt, dass jede Kursbewegung nach oben vorerst fast aussichtslos erscheint. Dabei sind natürlich die wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs durch die Neugestaltung der Balkanereignisse noch kritischer geworden. Als börsentechnische Schwierigkeit kommt noch hinzu die umfangreiche Effektenregulierung zum Monatsultimo und die damit verbundene, immer komplizierter werdende Geldversorgung. Die derzeit unabsehbare Weiterentwicklung der Politik verhindert ebenfalls eine sichtliche Klärung des Geldmarktes. — Der Status der ausländischen Notenbanken zeigt eine zunehmende Flüssigkeit, die es dem Londoner Institut bei politisch friedlichen Zeiten ermöglichen würde, neuerdings eine Diskontermässigung eintreten zu lassen. Bei den Wochenausweisen der Reichsbank ist jedoch als wenig erfreuliches Charakteristikum zu erwähnen, dass sich die Rückflüsse nur verhältnismässig langsam vollziehen. Es ist zwar der Reichsbank gelungen, der Notensteuer zeitweise zu entkommen; immerhin dürfte an eine Diskontermässigung bei uns vorerst nicht zu denken sein. Die monitären Ansprüche an die Geldzentralen sind derzeit andauernd enorm. Abgesehen davon, dass die Industrie auf allen Gebieten durch Aktienemissionen und Neuausgaben von — wenn auch hoch verzinslichen — Obligationen fortgesetzt den Geldmarkt stört, sind in erster Linie die grossen 100 Millionen-Emissionen von Rentenwerten zu bemerken. Auf Ungarn folgt nunmehr Oesterreich mit seiner 122 Millionen $4\frac{1}{2}$%igen Anleihe. Im Inlande sind neben neuen Kommunalpapieren die belangreichen Begebungen seitens Baden und Hamburg zu berücksichtigen. Das Publikum findet in diesen Neuemissionen zwar reichliche Gelegenheit zum Erwerb gut verzinslicher Werte — der Geldmarkt wird jedoch hierdurch keineswegs irgendwie entlastet. — In den Industriegegenden überwiegen die Momente ungünstiger Natur, speziell im Hinblick auf die anscheinend grosse Ueberhandnahme der Streikbewegung in den Montanrevieren Oberschlesiens und des Saargebietes. Schon aus diesen Gründen sollte sich die Börsentendenz einer gewissen Zurückhaltung mehr denn je befleissigen. Vom rheinisch-westfälischen Eisenmarkt sind weiter nachgebende Preise gemeldet. Allgemein erwartet man in diesen Industriebezirken erst nach Gelderleichterung neueinsetzende Geschäftstätigkeit. Dabei ist immerhin erwähnenswert, dass die führenden Werke der Schwerindustrie geradezu glänzende Quartalsabschlüsse veröffentlichen können. Die Bilanzergebnisse von Gesellschaften der übrigen Branchen der deutschen Industrie zeigen gleichfalls fast einheitlich günstige Resultate und versprechende Hoffnungen für eine weitere normale gesunde Wirtschaftsentwicklung. Mit dem Schwinden der langatmigen Balkanwirren und des dadurch vielfach vorhandenen Zündstoffes politischer Unsicherheiten würden wir in Bälde bestimmt jenen grossen impulsiven Aufschwung bei uns neuerdings erleben, der schon wiederholt Deutschlands Konjunktur in das Vordertreffen des europäischen Industriewettkampfes gebracht hat. Dabei harren schon seit langem sowohl im Inlande, wie an ausländischen Plätzen für die deutsche Industrie die grössten Probleme der Erledigung. Die Elektrobranche hat ganz besonders durch die Elektrisierung der Bahnen grosse lohnende Objekte. Durch die Wehrvorlagen wird der heimische Markt schon allein mehr als genügend beschäftigt. Notwendig ist hier und dort der Eintritt normaler politischer Zeiten — wann jedoch solche eintreten — nous verrons.

M. Weber.

München.

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige **Postamt**, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den **Verlag** und die **Buchhandels-Abonnenten** stets an den betr. **Buchhändler** richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Concordia, Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft. Die Bilanz des abgelaufenen Geschäftsjahres 1912 weist trotz erheblicher Abschreibungen an Kursverlusten auf Staatspapiere den höchsten Reingewinn auf, den die Gesellschaft seither erzielt hat. Der Nettogewinn von 3 881,839.35 M. (im Vorjahre 3'566,260.39 M.) soll nach Aufsichtsratsbeschluss zu Reservezwecken verwendet werden. Ein Betrag von 3'050 017,53 M. (im Vorjahre 2,852,380.77 M.) wird den mit Gewinnanteil Versicherten überwiesen. Aus dem Rest sollen an die Aktionäre 9½% Dividende, sowie die Tantièmen verteilt werden. Die Gewinnreserven der einzelnen Dividenden-Versicherungsnehmer betragen alsdann ca. 12½ Millionen Mark, welchem Fonds an Sicherheitsdeckungen ca. 35½ Millionen Mark gegenüberstehen. Die gesamten Sicherheiten der Gesellschaft beziffern sich auf ca 157¾ Millionen, das Gesamtvermögen beträgt ca. 174 Millionen Mark. Von letzterem sind angelegt in erststelligen Hypotheken ca. 125 Millionen, der Rest in Bankguthaben und deutschen Staatseffekten. Der Gesamtbestand der Lebensversicherungen am Jahresschluss beträgt 82 614 Versicherungen mit ca. 389¾ Millionen Mark. M. W.

Ausstellung „Büro und Geschäftshaus München 1913“. Die in den Hallen II und III des Ausstellungsparks auf der Theresienhöhe in München stattfindende Ausstellung „Büro und Geschäftshaus“ wird am Donnerstag, den 12. Juni 1913, eröffnet werden. Die Dauer der Ausstellung ist auf einen Monat festgesetzt. Im Rahmen der Veranstaltung sollen mehrere Kongresse, darunter solche des Bayerischen Verbandes Kaufmännischer Vereine und des Deutschen Registratoren-Verbandes stattfinden.

„Der Würzburger Fortbildungskursus für Schulgesanglehrer findet in diesem Jahre in den Tagen vom 21. mit 25. Juli statt. Einführung in die wissenschaftlichen Grundlagen der naturgemäßen Schulgesangpädagogik soll dem Hörer vor allem selbständige sachliche Beurteilung aller schulgesangmethodischen Erscheinungen ermöglichen. Deshalb und als einzige Gelegenheit zum authentischen Studium des durch Carl Eitz begründeten Tonwortverfahrens erfreuen sich die Würzburger Fortbildungskurse im In- und Auslande höchsten Ansehens und eines von Jahr zu Jahr steigenden Besuches. Unter 112 Teilnehmern des Kursus 1912 waren 60 Abgeordnete von Ministerien, Regierungen und Stadtverwaltungen. Weiteres im heutigen Inserat.

Zigarren zu kaufen, ist für die meisten Herren eine heikle Sache, da sie nie wissen, welcher Firma sie bei dem riesigen Angebot den Vorzug geben sollen. Noch schlimmer sind natürlich die Damen daran, die zu Geschenkzwecken kaufen möchten, da sie ja ganz auf die Reellität des Händlers angewiesen sind. Um so mehr freuen wir uns, in unserer heutigen Ausgabe auf den beiliegenden Prospekt einer Zigarrenfirma hinweisen zu dürfen, die zu den allerersten der Branche zählt, nämlich die Firma B. Ostermaier & Co. in München. Besonders möchten wir unsere Leser auf das Angebot der Firma in feinen Fehlfarben aufmerksam machen. Bei den heutigen teuren Zeiten will jeder sparen und da tut man es lieber auf Kosten des Aussehens als auf Kosten der Qualität. Nochmals! Machen Sie einen Versuch mit der Firma Ostermaier, wir sind überzeugt, die Firma hält, was ihr Renommee verspricht.

Die Rede des Bischofs von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, **„Wir Akademiker und die Kirche“** kann nicht weiter geliefert werden, da die Abzüge vergriffen sind. Eine neue Auflage wird nicht gedruckt. In Kürze erscheint die Rede als Broschüre bei Kirchheim & Co., Mainz. Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau“.

Pensionat der Englischen Fräulein, St. Mariä
zu Bensheim a. d. Bergstrasse.
Unterricht in allen Fächern, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein. (Ausländerinnen im Hause.) Erlernung der Haushaltung. Pensionspreis 700 Mk. Näheres im Prospekt.

Haushaltungs-Pensional Geschw. Nack Staatl. gepr. Lehrkr. Familienleb.
Heppenheim :: Bergstrasse. Mildest. Klima Deutschlands. Hauswirtsch. Handarb. Schneid. Fortbild. Gartenb. Hühnerz. Ein., Halb- und Vierteljahrkurse. Sechswochenkochkurse. Sport. Prosp.

Deutsch-franz. Pensional zu Eich bei Luxemburg
geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

Höhere Mädchenschule und Kindergärtnerinnenseminar der Englischen Fräulein, Aschaffenburg.
Prospekte dieser beiden Anstalten sowie des Internates, der Vorbereitungskurse auf das Erzieherinnenexamen und auf die Handarbeitsprüfung durch die **Oberin.**

GENF, Töchterpensionat International „La Marjolaine“.
Kath. Haus I. R. Sprach., Wissensch., Musik, Mal., Sport usw. Haushalt. Neues, zweckentsprech., vornehm. Haus. Eigen. Bergferienheim, Bischöfl. Empf. Pensionspreis M. 2000. Ref. Prsp. **Mme. Stuckelberger.**

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.
Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.
Nachhilfe durch Fachlehrer in reichlichem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die Direktion.

Höhere Mädchenschule und Erziehungsinstitut der Salesianerinnen zu
Dietramszell.
Station Holzkirchen. Oberbayern.
Gesunde, waldreiche Gegend in den bayerischen Vorbergen. Schöne, helle Räume. Spielplatz und Wandelbahn. Vielfacher Aufenthalt im Freien. Gelegenheit zu Wintersport. Lehrplan nach der neuen Schulordnung vom 8. April 1911. Unterricht in Fremdsprachen, Musik, Buchführung und Stenographie. Prospekte durch das Direktorat.

Reform-Schule „Alpina“ Gersau am Vierwaldstättersee :: ::
Moderne Land- und Waldschule zur Vorbereitung für alle Klassen, real u. gymnasial, f. Einjährig- und Abitur-Examen. Für Zurückgebliebene u. Schwachbegabte sicherste Förderung da bewährte Methode, vollkommenste Lehrmittel, tüchtige Lehrkräfte und nur kl. Schülerzahl. Sorgfältige Verpflegung und gute Erziehung. Grosser Park. Spielplätze. Schülerwerkstätten. Herrliche Lage u. gesundes, kräftigendes Alpenklima. Erholungsheim. Mässige Preise. Behördliche, bischöfliche und Ia Privatreferenzen. Prospekte.

Reinseidene Gesundheitswäsche
prämiiert auf der intern. Hygiene-Ausstellung
die Idealität aller Unterkleidung, bei jeder Temperatur überraschend angenehm, leicht, haltbar, sehr porös, gekocht nicht einlaufend; rheum. Leidenden ärztl. empfohlen. Eigene Weberei. Mass-Konfektion. Probehemd M. 8—9. Muster usw. frei.
M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61. R. (Filiale in Oesterreich. — Vertreter in Berlin SO., Neanderstrasse 36, Herr Fried. Vorlauf.)

Eine Uhr schenken wir Ihnen
wenn Sie unsere 100 Ansichtspostkarten verkaufen. Die Uhr ist prachtvoll graviert, hat ein richtig und verlässlich gehendes Werk, für welches wir ein Jahr Garantie leisten. Die 100 Postkarten senden wir Ihnen zum Verkauf frei, und wenn Sie sie verkauft haben, senden Sie uns 6 Mk., worauf wir Ihnen die Uhr schicken.
J. Stern Co., Berlin 7, Köpenickerstr. 55.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg
(staatl. genehmigt).
Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Berufe stehen. Vorzügl. Pensionat.
Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion

Das **Kath. Haushaltungspensionat „Marienburg“** in
Godesberg Rheinallee 56
wird bestens empfohlen zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt, Schneidern usw. für junge Mädchen bess. Stände. Zugleich gesellschaftl. Ausbildung. Prospekt und Referenzen d. d. Vorsteherin
Frau Maria Pahlke.

Schülerheim Oberneubrunn i. Thüring. Sexta — Sec. u. Einj., 20 Schül., 4 akad. Lehr. Auch Ostern. 1913 best. alle Prüflinge. Prosp. 8.

Institut Central
Pensional Saint-Antoine
Ternath bei Brüssel
Internationales Pensionat für Knaben u j. Leute. Französ., Englisch, Handelskorr. Prospekt durch
Prof. O. Hoffmann.

Der Orden der christlichen Schulbrüder
besitzt in Belgien eine große Anzahl von Schulen. Derselbe ist gerne bereit, gut erzogene, intelligente Knaben und Jünglinge, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich der Erziehung der Jugend widmen wollen, aufzunehmen. Die Bitte um die **Aufnahme** sende man gütigst an den Bruder **Mauritius**, z. Z. **Elters**, Post Schwarzbach (Röhn) oder Dr. **Werberich**, Pfarrer u. Geistl. Rat, Bühl (Baden).

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel. Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst **Spielefabrik M. Welden, Köln.** Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Theologe,
dem der Tod seinen bisherigen Wohltäter plötzlich entrissen hat, bittet um
Unterstützung.
Beiträge wolle man richten unter Nr. 18108 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“, München.

Mess- und Kommunion-Hostien
empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend u. in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen; auch die Kommunionhostien haben eigene Prägungen. Muster und Prospekte gratis und franko.
Franz Hoch,
kgl. bayer. Hofhostienbäcker
Bischöflich genehmigt — Pfarramtlich beeidigt.
Miltenberg a. M.,
Diözese Würzburg.

Knaben-Pensionat St. Joseph
der Hieronymiten zu Looz bei St. Trond, Belgien.
Gegründet 1858.
Sechsklassige lateinlose Realschule. Umgangssprache französisch. Erfolgreiche gründliche Vorbereitungen zum **„Einjährigen“.** Pension 400 M. Gute, reichliche Kost, liebevolle Verpflegung. Beste Referenzen. Modernste Einrichtung. — Prospekte versendet kostenfrei.
Br. Philippus, Direktor.

Priv. Lehrinstitut Bad Meinberg
(b. Detmold). Für die ob. Gymn.-Klassen m. Realabt. (ab U III) u. das Abit. Wichtig für zurückgebl. Schüler, ält akad. Berufe, ältere Priesteramtskand. 7 ak. Lehrer, kl. Schülerzahl. Erfolge 1912: 1 Abit., 2 OI, 3 UI, 8 OII bezw. Einj., 6 UII, 2 OIII. Pr. Lage, eig. Anst.-Kap. indiv. Erz. Prsp. u. Ask. d. d. geistl. Direktor.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. **Engelhardt.**

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat
Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegründet 1883. Staatlich genehmigt. Für alle Klassen Einj., Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge, beste Empfehlungen d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten.
Herrlicher Aufenthalt.

Waldsassen, Oberpfalz. Lehrerinnen-Bildungsanstalt.
Fortbildungs- und Haushaltungsschule.
Gesunde Lage in waldreicher Gegend. Sorgfältige Erziehung. Gediegener Unterricht in allen Elementarfächern, sowie in weiblichen Handarbeiten, Musik, Sprachen, Buchführung, Stenographie.
Gründliche Ausbildung im Haushalte.
Pensionspreis 350 M. Anmeldungen zu richten an die Priorin.

Städt. Gymnasialpensionat Rosenheim,
mit dem Gymnasialgebäude durch eine Wandelhalle verbunden, gewährt den Schülern des K. Humanistischen Gymnasiums Rosenheim beste Aufnahme. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 2 Präfekten. Pensionspreis 550 M. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Prospekte und Auskunft durch den Vorstand Joh. B. Geiger, K. Gymnasialprofessor.

Städt. Realschulpensionat Rosenheim,
in der Nähe des Realschulgebäudes — für Schüler der K. Realschule Rosenheim mit Handelsabteilung. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 3 Präfekten. Pensionspreis 550 M. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Prospekte und Auskunft durch das K. Rektorat der Realschule oder den Pensionatsvorstand Johann Grünschneder, Kgl. Professor.

Städt. Höhere Mädchenschule in Rosenheim mit Erziehungsinstitut,
unter Leitung der armen Schulschwestern v. U. L. F.
Sechsklassige höhere Mädchenschule im Anschlusse an die 4. Volksschulklasse. Schule und Institut in einem schönen Neubau; Einrichtung und Ausstattung durchwegs modern. Pensionspreis (einschließlich Schulgeld) 500 M. Halbzöglinge werden gleichfalls aufgenommen. Prospekte und Auskunft durch die Schul- und Institutsvorsteherin Oberin M. Clesopha Bradl.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Löwenbräu-Flaschenbier :: dunkel und hell

In der Brauerei vom Mutterfass auf Flaschen gefüllt. :: Die ganze Flasche 30 Pfg., die halbe Flasche 15 Pfg. :: Bei Bestellung von 12 Flaschen frei ins Haus. In der Brauerei und bei allen Wirten derselben erhältlich. :: :: Telephon Nr. 8294.

Löwenbräu München

Concordia Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1912.

Einnahmen.	ℳ	₰
Prämienreserven und Prämienüberträge aus dem Vorjahre	116 953 430	48
Schadenreserve aus dem Vorjahre	142 237	68
Gewinnreserven der Versicherten aus dem Vorjahre	11 363 161	61
Besondere Reserven aus dem Vorjahre	5 540 469	03
Prämieneinnahme	15 911 031	78
Einnahme an Zinsen, Mieten und dergl. mehr	6 744 264	47
	156 654 595	05

Ausgaben.	ℳ	₰
Schäden	8 742 554	—
Rückkäufe	1 052 701	42
Gezahlte Dividenden an die Versicherten	2 139 652	53
Rückversicherungsprämien	440 369	59
Steuern, Verwaltungskosten u. Provisionen	2 837 070	98
Prämienreserven und Prämienüberträge	122 328 736	71
Gewinnreserven der Versicherten	9 553 916	34
Besondere Reserven	5 569 919	77
Sonstige Ausgaben	607 834	36
Gewinn	3 881 839	35
	156 654 595	05

Bilanz für das Geschäftsjahr 1912.

Aktiva.	ℳ	₰
Einlageverpflichtungen der Aktionäre	24 000 000	—
Grundbesitz	2 695 334	06
Hypotheken und Darlehen an Stadtgemeinden	124 428 673	73
Mündelsichere Wertpapiere	4 860 720	50
Darlehen auf Policen	11 455 366	04
Guthaben bei Bankhäusern, Versicherungsgesellschaften, Generalagenten und Agenten	1 440 370	41
Gestundete Prämienraten	3 324 050	14
Stückzinsen	1 564 744	71
Rückständige Zinsen	24 284	41
Barer Kassenbestand	106 663	62
Sonstige Aktiva	78 901	42
	173 979 109	04

Passiva.	ℳ	₰
Aktienkapital	30 000 000	—
Prämienreserven und Prämienüberträge	122 328 736	71
Schadenreserve	153 256	89
Gewinnreserven der Versicherten	9 553 916	34
Besondere Reserven	5 569 919	77
Guthaben der Sparkasse der Gesellschaft	1 842 178	44
Sonstige Passiva	649 261	54
Gewinn	3 881 839	35
	173 979 109	04

Heinrich Georg

G. m. b. H.

München, Lindwurmstr. 5

am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme

Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räumen.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

= Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters. =

Telephon 6877.

Kranken- u. Ruhestühle

Verstellbare Keilkissen

für Wöchnerinnen, Asthmatiker etc.

Preisliste III gratis und franko.

R. Jaekel's Patentmöbelfabrik

München, Dienerstr. 6.

Franz Wüsten

Päpstl. Goldschmied

Hofl. I. Majestät der Königin Wwe. von Sachsen.

Cöln a. Rhein

Hunnenrücken 28.

Telephon B 9445.

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stilarten. Rennovier., Neuvergolden.

Jos. Pet. Bockhorni :: MÜNCHEN ::

Theresienstr. 14.

Inh. **Hans Bockhorni** Tel. 4090. Gegr. 1864.

Hofglasmaler Weiland Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef v. Oesterreich. Hoflieferant und Hofglasmaler Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Joseph von Oesterreich.

Spezialität: **Kirchen-Fenster** aller Art.

Kostenanschlag, illustrierte Preisliste gratis.

Wir vergeben

an Personen mit flotter Schrift, einerlei wo wohnend, selbständige **Adressenschreibarbeit** im Hause zu verrichten. Es handelt sich um mehrere **100 000 Adressen,** welche zwanzig und mehr Mal auf Kuverts, Streifen usw. geschrieben werden, daher eine dauernde Beschäftigung. Monatlich gute Nebeneinnahme von **80–120 M.,** bei regerer Tätigkeit entsprechend mehr. Auch durch Mithilfe geeigneter Familienmitglieder wird Verdienst höher. Das Material, wie Kuverts, Streifen, wird Ihnen jeweils franko ins Haus gesandt. Man wolle nur dann Bewerbung einsenden unter Chiffre **„Beschäftigung“** an **Annon.-Exped. Rud. Mosse, Frankfurt (Main),** wenn man sich wirklich für diese Arbeit geeignet fühlt.

Teppichfabrik Fulda: :: Kirchen-Teppiche. ::

Hygiea-Klosett

Hartsteingut ohne Wasser, auf jeden Abort sofort aufzuschrauben, hält üblen Geruch und Zugluft fern. Präm. m. Gold. u. Silb. Medaille. — Ansichtssendung ohne Kaufzwang. Preisliste gratis und franko.

Otto Franz, Dresden 16, Postf. 181

Prima westf. **Schinken**

(Rundschnitt) zum Rohschneiden, das Feinste was es gibt, **unübertroffen,** Landware, Winterdauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. 1,40, Garantie Zurücknahme. Ia Zervelatwurst 1,65, Plockw. 1,55, Mettw. 1,35, Leberw. 1,10, Blutw. 1,00, Speck 1,10. Versand u. Nachnahme.

Wilhelm Bartscher

Rietberg 85 i. Westf.

Westf. Schinkenräucherei.

Münchener Sehenswürdigkeiten

und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9–7 Uhr. Sonntag von 9–1 Uhr. Eintritt ℳ 1.—.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst-Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände.

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei. Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9–12, 3–6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock. Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragmaz. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Weinrestaurant „Schleich“ I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet, Jeden Dienstag und Donnerstag **Gross. Militärkonzert**

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

■ Ia Kanarienhähne ■

veredelte Harzer, echt Seifert, fleissig, tief, tourenreich, 8, 10, 12, 15, 18, 20, 25 ℳ. In- u. Ausland-Versand. Garantie: Wert, leb., gesunde Ankunft. 8 Tage Probe, Umt. oder Betrag zurück. Eigene gr. Züchterei.

I. Preise und goldene Medaillen.

G. Hohagen, Barmen U1

Viel. lob. Anerk. lag. vor. Die Exped.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Kurorte · Bäder · Sommerfrischen · Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Krumbad

Am 1. Mai wird das seit **500 Jahren** im besten Rufe stehende Krumbad wieder eröffnet. In den letzten Jahren hat es einen neuen Aufschwung genommen und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, dass Erweiterungsbauten notwendig werden. Die besten Erfolge weist es auf in der **Rekonvaleszenz** nach schwerer Krankheit: bei Gicht und rheumatischen Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden, bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 m über dem Meeresspiegel. Es ist ein **Körper und Geist erquickendes Ruheplätzchen,** besitzt eigene Post- u. Telephonverbindung; nächste Bahnstation ist Krumbach. Die Preise sind billigst. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephskongregation. Prospekte werden gratis übersandt. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die **Badeverwaltung Krumbad bei Krumbach.**

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8.— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Füssen - Faulenbach

ca. 800 m über dem Meere. Beliebte Sommerfrische in großartiger Lage, herrliche Schlösser (Füssen, Hohenschwangau, Neuschwanstein), gewalt. Felsberge, malerische Seen, bequeme und schöne Badegelegenheit, mächtige Wälder mit stundenweiten, wohlgepflegten, aussichtsreichen Wegen, Ausflüge vom leichten Spaziergang bis zur ernsten Hochtour. Gelegenheit zum Angel-, Ruder- und Schießsport. Wintersport. **Vorzügliche Gasthöfe an beiden Orten. Lesezimmer, Kurtheater. — Ueber Privatwohnungen gibt Aufschluß das Verkehrsbureau.** — Illustrierte Prospekte und Wohnungslisten gratis und franko.

Verschönerungsverein Füssen.

Kettelerheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Bad Nauheim

Villa Maria

Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Nordseebad Westerland auf SYLT

32000 Besucher · Familien Bäder

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger Strand. Prospekte kostenlos durch die **Badedirektion** und die Annoncenbüros **Rudolf Mosse, Daube & Co.** und **Invalidendank.**

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Venedig.

Logierhaus mit Kirche für Priester u. Ordensmänner.

(Campo San Maurizio Nr. 2603, Pater Zeno Wallbröhl, O. F. M.)

3 Minuten von Santa :: Maria del Giglio, ::

Haltestelle der Dampfer (vaporetti) des Canale Grande.

Rom

reisende Priester finden gute Aufnahme im

Priesterheim St. Michael

Lungtevere Farnesina 40, Roma.

Leitung deutsche Franziskanerbrüder.

Mässige Preise. **Kapelle im Hause.**

Kurhaus NEUSATZECK

:: im Schwarzwald ::

Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, erfrischende Wälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Bedienung durch Schwestern. Kurpreis M. 4.50 bis 6.50. Auskunft durch die Oberin.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

SANATORIUM HOHENWALDAU

bei Stuttgart.

Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte. Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.

Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Sofort Geld für eine Erfindung oder Idee. Auskunft gratis d. **Globus,** Brüssel, Bd. Militaire, 129. Auslandporto!

Kath. Gesellschaftshaus München

Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.

Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen.

ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.

Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts.

Amtliches Bayer. Reisebureau G. m. b. H. vorm. Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Hotel Union

Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc. stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Ausstattung und Organisation des modernen Büros u. Geschäftshauses

Musterbüros, moderne Büromaschinen u. Hilfsmittel, Automobile, Reklame-, Buchdruckkunst, Kaufmänn. Bildungswesen, Schaufensterdekoration, Architektur d. Geschäftshauses

AVSSTELLVNG BVRO- u. GESCHÄFTSHAVS MVNCHEN 1913. JUNI-JULI

JUNI — JULI

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau“ :: die höchste Abonnentenzahl auf. ::

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 10. Mai 1913. X. Jahrgang.

Pfingsten.

Von Georg Stipberger, München.

Wie in den Tagen der Apostel, da die Charismen aus gottentflammten Seelen unerhörte Sprachen klingen ließen, geht heute noch die Strömung des Schöpfergeistes durch die ungeordneten Wogen und Revolutionen des Menschenlebens. Sie konnte nicht gehemmt und nicht aufgelöst werden, ob auch Stahlgewalt oder Zweifelsmacht für kurze Stunden sie niederzuhalten sich mühten. Wie oft schien der Tauftag des Antichrists der Tag der letzten Oelung für den Geist des Herrn zu werden! Waren aber die verführerischen Orgien einer flüchtigen Nacht verrauscht, stieg immer wieder der alte Pfingstmorgen mit seinem Siegesevangelium, seiner sonnenhellen Dogmatik empor:

Veni creator Spiritus!

Versteht die Jüngergemeinde Jesu auch heute in allen Sprachen zu Wartenden und Suchenden zu reden? Oder bangen wir selbst hinter verschlossenen Türen, immer noch nicht bis in die letzte Fieber der Ueberzeugung hinein erfüllt vom Geist der Pfingstbotschaft? Das alte Dogma vom Hagion Pneuma, das in der großen Vorzeit der Väter stürmische Kriege und Siege des göttlich konsekrierten Intellektes schuf, das bis in den letzten Winkel praktischer Seelsorge belebend drang, ist verblichen. Tausend Federn werden in diesen Tagen wieder vom Pfingstgeist schreiben, als wollten sie unseren Händen unsere strahlendste Waffe entwinden: Der Geist des Ewigen vollende und offenbare sich in der stets höheren Entwicklung der Menschheit, seine unwiderstehlichen Fluten lassen sich nicht in den morschen Damm eines von antiker Philosophie konstruierten Dogmas bannen. Wie werden wir uns den Massen und den vereinsamten Grüblern wieder zu verstehen geben? Müssen nicht die ehernen Portale der Kirche gesprengt werden, muß nicht im Leuchten des ewig jungen Pfingstgeistes der alte Petrus wieder vor die Menschheit treten? Zu ihr reden von einer seligen Trunkenheit, nicht in träumerischer Mystik, nicht in starrer Glaubensdisziplin allein, sondern in der Sprache der heiligsten Liturgie, des frohen Willens zum Verstehen, der großherzigen Seelsorge? Im idealen sacrificium intellectus, dessen Erziehungsmacht die Pfingstpredigt der Gegenwart zu offenbaren hat, wird er die einzige Höhe des religiösen Lebens zeigen. Und ein jeder wird Petrus wieder in seiner Sprache reden hören. (Vgl. Apostelgeschichte 2, 6.)

Pfingstgeist ist der rechte Weltgeist. Werbend wandert er heute durch das Gewühl der Großstadtstraßen und sammelt Katechumenen zum großen Tauftag des Friedens zwischen dem alten Credo und der neuen Menschheit. Mitten in die Unrast der modernen Arbeit hinein wirft er die Flammen einer höheren Lebensauffassung, als sie die Leute an der Feueresse oder im toten Besitz des Goldes pflegen. Nicht als wollte er in die Speichen des Riesenrades fallen, das die Maschine der Industrie und des Handels, den sittlich erlaubten Kapitalismus und den sozialen Ausgleich bewegt. Aber aus Arbeitskräften und technischen Funktionen, aus unbewußter Mühe und ungelohnter Plage will er das Persönliche, will er den Menschen wieder heben. Stumme Zungen will er für höhere Sorge redend machen. Im Sprachengewirr wirtschaftlicher Gegensätze will die sozial-religiöse Fürsorge und das Vinzenzideal eines Ozanam die einigende Formel finden. Immer ist es der alte Schöpfergeist, der als der rechte Geist der Zeit auch unsere Tage wie flüchtige Tropfen in den Strom der Ewigkeit leitet.

Die Pfingstpredigt klingt den Grüblern nach, die in lebensfernen Sphären die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens verzehren. Wenn in religiösen Geheimzirkeln, in schmerzlichen Einsamkeiten eine trübe Mystik gepflegt, gestaltlosen Schemen von religiösem Idealismus nachgejagt wird, es ist doch im Kerne das ungestillte Heimweh nach dem kristallklaren Dogma, darunter allerdings unmeßbare Tiefen für den unrastigen Erdengeist leuchten. Das gesamte religiöse Leben der Gegenwart, wie es nicht zuletzt Rudolf Eucken wieder und wieder bekennt, strebt nach einer Synthese, der es sich in fröhlichem Gehorchen beugen möchte. Das Stückwerk wissenschaftlichen Erkennens ist dem Heute eine schmerzende Enttäuschung geworden. Und wissenschaftliche Ergebnisse, mögen sie noch so tief in die Wirklichkeit Breschen geschlagen haben, werden nie ein Fundament für eine lebendige Religion bilden können. Das fühlt der Monismus, so oft er zu beten versucht. Das liest man aus Friedrich Naumanns Briefen über Religion, die nicht in einer Antwort, nur in einer herben Frage schließen. Das alte Dogma der Kirche aber weiß auch heute noch aus seiner liturgischen Feierlichkeit zu treten und mit dem Suchenden an der Straße und mit dem Grübler in stürmischer Nikodemusnacht sich zu bereden, weil es den innersten Ton seines Sehnens wie ein wohltätiges Echo trifft. Es ist ein köstliches sich Schenken und sich Begreifen, ein Ueberwinden und Erheben des Kleinmenschlichen zum Unendlichen in diesem Opfergottesdienst des unbändig stolzen Intellektes. Der Glaube ist kein Fliehen vor Tiefen und kein Ausruhen, sondern ist Wille zur Tat, herb und streng. Er kennt höhere Werte und Pflichten, als sie sich ergeben aus Maß und Gewicht der empirischen Wissenschaft. Er reißt das Reich der Wahrheit mit Gewalt an sich, wo andere schrittweise vorwärts dringen und nicht selten rückwärts gleiten. Dem bequemen Geist aber, der keine Pfingsterschütterung und keine Durchstrahlung von oben kennt, gilt Nietzsches Wort: „Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung. Gelobt sei, was hart macht! Du wolltest aller Dinge Grund schauen und Hintergrund: so mußt du schon über dich selber steigen, — hinan, hinauf, bis du auch deine Sterne noch unter dir hast!“

Pfingststürme bringen den wahren Christusgeist einer Generation zurück, die in der Pflege der selbständigen Persönlichkeit ihre erlesenste Seelsorgsaufgabe erblickt. Die Großmächte des Diesseits, Glaube an die Menschheit, Idealismus, heroische Entsagung steigen empor aus den strahlenden Tiefen eines Geistes, der sich auf Christus besinnt. Nicht ein literarisches Erlöserbild wie die gebrechliche Messiasgestalt in Frenssens „Hilligenlei“, nicht der Heilandstraum frommer Schwärmer, nicht der kühle, allzu menschliche Nazarener gegenwärtiger Jesusforschung wird unseren Tagen die Feuertaufe spenden können. Wohl wird die rechte Pfingstpädagogik der Kirche stets ein freudig waches Auge auf dieses sich Hinandrängen zu Jesus in allen Lagern sich bewahren. Dann aber, wenn sie auf dem Wege müde und an ihrer eigenen Freiheit unfrei geworden sind, wird wieder das alte Christusbild im Pfingstglanz kirchlicher Dogmatik und göttlicher Größe den ermatteten Pilgern gezeigt werden müssen. Und sie werden die Hände anbetend zu ihm emporheben, und des Lebens Rätsel werden ihnen erst klar werden im Lichte der Nachfolge Christi, diesem Meisterwerk des unerschöpflichen Pfingstgeistes.

Nietzsche erzählt in seinem „Zarathustra“ von einem einsamen Baume auf Bergesgipfel, der, wenn er reden wollte, niemanden hätte, der ihn verstünde. Nun wartet er auf seinen ersten Blitz. Ob nicht die Menschheit von heute selbst auf stiller Höhe steht vor einer machtvollen Entscheidung, vor einem Entweder oder, wie es nie furchtbarer blitzesgleich entzünden und

zerstören konnte? Oder soll es ein Strahl des Pfingstfestes sein, der nicht vernichtet, sondern ungeahntes Leben und Glauben in schmerzlich leere Herzen streut? Ein Blitz wie jener Eine vor Damaskus' Toren? Wir dürfen hoffnungsfrohe Pfingsten halten, wenn wir dem Tauflied unserer Katechumenen lauschen, die heute schon aus dumpfen Niederungen wieder bergwärts ziehen:

Die Menschheit fiebert. Geister glüh'n empor,
Mit Schwung getränkt, mit Kräften, stürmisch großen.
Schon steh'n sie hin bis an der Himmel Tor,
Mit Lustgeschrei die Pforten einzustoßen.

Laßt alles fallen! Lust und Leid sei tot,
Verloschen aller Hoffnung bunte Gaben —
Gott, höre uns und unsers Schreiens Not:
Wir müssen Dich für unsere Kinder haben!

(Gustav Schüler.)

Zur Fabel vom Wahlbündnis im Kaiserdom.[1]

Von Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Was Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Jäger als Beitrag zur Entstehung der Geschichtslügen veröffentlicht hat, glaube ich als Mitbeteiligter noch ausdrücklich bestätigen zu sollen. Ich habe als Abgeordneter in der öffentlichen Sitzung, in der auch die Wahlvorgänge besprochen wurden, einem Vorwurfe des Herrn Dr. Casselmann gegenüber kein Hehl daraus gemacht, daß ich aus den von Herrn Dr. Jäger erklärten Ursachen die Wahlverbindung mit dem Abgeordneten Ehrhart zur Ausführung gebracht habe, und daß dieser Wahlerfolg mich entfernt nicht reue, sondern daß ich ähnlichen Falles noch einmal so handeln würde. Nicht eine „langjährige treue aber stille Freundschaft" für die Sozialdemokratie, sondern der langjährige Ingrimm über die ebenso durchtriebene als boshafte Vergewaltigung unseres Wahlrechtes hat uns dahin gebracht, uns von den Sozialdemokraten endlich zu unserem Rechte verhelfen zu lassen. Im Jahre 1849 hörte ich zu Mannheim singen: „Mathy der Schuftminister." Daran mußte ich angesichts der berüchtigten „Wahlkreisgeometrie" denken. Der Eisenbahndirektionsrat Becker versuchte noch kurz vor der Wahl, ohne Parteiauftrag, wie er sagte, mich zu einem Wahlbündnis mit den Liberalen zu verleiten. „Ihnen, Herr Direktionsrat, sagte ich, schenken wir das Vertrauen, daß Sie unseren Kandidaten, Dr. Julius Siben und mir, ehrlich Ihre Stimme geben. Aber Sie können gar keine Bürgschaft stellen, daß Ihre Wählermassen Ihnen folgen. Wir kennen Ihre Leute." Er kannte sie auch, und verabschiedete sich daraufhin. Die Erklärung des Herrn v. Vollmar in der „Münchener Post" vom 31. Okt. 1911 hat mir leid getan für ihn. Ich hätte von ihm eine andere Handlungsweise erwartet, und nicht den bekannten Dank für meine Führung, welche ich später noch einmal auch seiner Frau Gemahlin zu Ehren ihm gewährte. Nach der Art und Weise, wie eine Höflichkeit des Herrn Erzbischofs von München gegen einen sozialdemokratischen Abgeordneten ausgebeutet wurde, darf man heute sich in acht nehmen, solchen Leuten gegenüber nach Knigges „Umgang mit Menschen" sich noch zu richten. Denjenigen Leuten, die uns aus dem damaligen Wahlbündnis einen Vorwurf heute noch zu machen den Mut haben, stellen wir aber die Tatsache entgegen, daß bei den letzten Landtagswahlen bis in die höchsten Kreise hinauf sozialdemokratisch gewählt wurde, aber nicht deshalb, weil diese Leute sich von unserem schlechten Beispiel zu langjährigen stillen treuen Freunden der Sozialdemokratie haben verderben lassen. Es sind die nämlichen Kreise, denen wir auch die berüchtigte Wahlkreisgeometrie zu verdanken hatten. Es wäre schon längstens Zeit gewesen, daß man die „Staatsfeinde", als welcher ich von Minister von Lutz dem hochseligen Bischof von Ehrler gegenüber erklärt, und noch vom Minister von Müller behandelt worden bin, in der „Stille" in nächster Nähe gesucht hätte.

[1] Vgl. auch „Allgemeine Rundschau", Nr. 18 vom 3. Mai 1913, Artikel „Die Fabel vom Wahlbündnis im Kaiserdom. Ein Beitrag zur Entstehung der Geschichtslügen. Von Hofrat Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags." Hierzu ist noch folgendes zu ergänzen: „Der Vierte der Besucher des Kaiserdoms war Hotelbesitzer Josef Schäfer, zum Engel in Speyer, in dessen Hause auch die Besprechungen zwischen Ehrhart und Dr. Zimmern stattgefunden hatten."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das militärische Eingreifen Oesterreichs und Italiens.

Die Vorbereitungen zur Besetzung von Albanien und zum Zwangsverfahren gegen Montenegro sind von Wien und von Rom aus getroffen worden; von den verworrenen Reden wird man nun endlich zur klärenden Tat kommen, — wenn nicht in letzter Stunde noch ein kleines Wunder passiert.

König Nikita und seine stillen Hintermänner haben die letzte Woche hindurch das großmächtliche Europa so zum Narren gehalten, daß sogar unsere halbamtliche „Nord. Allg. Zeitung" die Unwahrhaftigkeit als „grob" bezeichnen muß. Schon für Montag, den 28. April, hatte Oesterreich die Alternative gestellt: entweder Abzug aus Skutari oder militärisches Einschreiten! Auf der Londoner Botschafterversammlung ließ es sich aber bewegen, noch bis Donnerstag (Himmelfahrtstag) zu warten, da sich bis dahin wohl noch eine friedliche Lösung anbahnen lassen werde. Am Donnerstag lag nun eine lange Antwortnote von Montenegro vor, die unter sophistischer Berufung auf das Völkerrecht und die Neutralität die sog. Eroberung von Skutari als unantastbar hinstellte, aber zum Schlusse die Ablehnung etwas milderte durch den Hinweis, daß die Skutarifrage bei der Gesamtbestimmung der albanischen Grenzen mit zu erledigen sein würde. Dieses diplomatische Schwänzchen an der Note hätte auf die Friedensmächte wohl keinen Eindruck gemacht, wenn nicht zugleich der Vertreter von Montenegro, Popowitsch, mündliche Mitteilungen gemacht hätte, die eine gewisse Hoffnung auf Nachgiebigkeit weckten. So einigten sich denn die Botschafter wieder auf eine Vertagung (bis Montag, 5. Mai), um inzwischen abermals Montenegro zum freiwilligen Rückzug aufzufordern unter dem Hinweise, daß es sonst zur gewaltsamen Vertreibung und zur Versagung aller wirtschaftlichen Hilfe kommen werde. Aber was tat Montenegro während dieser neuen Frist? Es ließ durch den Erbprinzen Danilo feierlich Skutari als Hauptstadt von Montenegro proklamieren und obendrein ließ es seine Truppen in albanische Küstenstädte einrücken.

Die Lage wurde auf den Gipfel der Unerträglichkeit gebracht durch das Treiben des Essad Pascha in Albanien. Dieser gewissenlose Abenteurer hat Skutari an die Montenegriner verschachert unter der Abmachung, daß man ihn mit der Besatzung abziehen lasse und ihm freie Hand gewähre in der Usurpation des Restes von Albanien. Essad wollte sich mit den Resten der türkischen Armee unter Dschavid Bey vereinigen. Die beiden „Helden" sind aber bald in Streit geraten, und Essad hat nach den neuesten Berichten den Dschavid bei Durazzo besiegt. Essad haust als Herr in dem zerrütteten Lande. Die Gunst der Montenegriner hat er durch den Verrat von Skutari erkauft; mit den Griechen sucht er sich zu befreunden, indem er ihnen von Südalbanien alles abtritt, was sie verlangen. Er denkt offenbar, daß für ihn noch genug zum Erpressen und zum Menschenquälen übrig bleibt. Wenn nun auch Montenegro in letzter Stunde Skutari räumen sollte, so bleibt doch die Anarchie in Albanien, und es ist nicht abzusehen, wie ohne militärisches Einschreiten der Räuberhauptmann, der Nikita hineingelassen hat, wieder hinausbefördert werden soll. So sehen Oesterreich und Italien, die Eltern des jungen Albanien, sich gerade gezwungen, für das Leben ihres Sprößlings aktiv einzugreifen.

Sind Oesterreich und Italien einig? Wie es heißt, ist die prinzipielle Einigung erzielt, aber über die Details werde noch verhandelt. Einige meinen, diese „Details" beträfen auch die Frage, ob Oesterreich nur das künftige Nordalbanien okkupieren oder auch in das Stammland Montenegro einrücken solle. Der König von Italien ist bekanntlich der Schwiegersohn des Königs von Montenegro, und insoferne ist der menschliche Wunsch nach Schonung des Großvaters seiner Kinder begreiflich. In der Politik können aber Affinitätsgefühle nicht ausschlaggebend sein. Oesterreich wird gewiß gern das alte Montenegro verschonen, wenn der König Nikita seine Truppen in seine Grenzen zurückzieht. Aber sonst muß eine gründliche Abrechnung stattfinden. Die italienischen Gefühle können ja dadurch geschont werden, daß sich die Aktion Italiens auf Südalbanien beschränkt. Oesterreich gibt schon einen gewichtigen Beweis seines Vertrauens, wenn es überhaupt die Italiener an die Ostküste der Adria läßt. Bisher legte man Wert darauf, daß Italien nicht in Valona festen Fuß fasse, damit nicht die beiden Seiten der Meeresstraße von Otranto in seine Macht kämen. Unter den obwaltenden Umständen scheint man in Wien diese Adriasorge

fahren zu lassen. Wahrscheinlich denkt man, daß die Straße doch immer noch breit genug ist, um eine Art Dardanellensperre unmöglich zu machen, und daß ja das gemeinsame Einrücken in Albanien überhaupt nicht eine dauernde Festsetzung, sondern nur die Begründung eines autonomen Staates bezwecken soll. Jedenfalls ist es zurzeit von großem Werte, daß Oesterreich nicht allein in das Abenteuer geht, sondern eine zweite Großmacht, und zwar einen Dreibundgenossen zur Seite hat. England wird sich nicht aktiv beteiligen, und es ist auch vielleicht besser, wenn England eine wohlwollende Neutralität bewahrt. Es deckt so politisch den Rücken der Aktionsmächte, ohne daß sich die Gefahr einer Reibung einstellt, die bei einem dreifältigen Kompagniegeschäft nicht ausgeschlossen wäre. Serbien scheint sich von der Teilnahme am montenegrinischen Widerstande fern halten zu wollen, was vielfach als ein Anzeichen für die Unentschlossenheit Rußlands gedeutet wird. Bulgarien tut erst recht nicht mit, es wartet auf die Auseinandersetzung mit Serbien wegen der eroberten Länder, wobei Rußland die nicht sehr dankbare Funktion des Schiedsrichters hat. Die gemeinsame österreichisch-italienische Aktion kann also leicht und schnell zu Ende geführt werden, — wenn nur nicht die Panslawisten den russischen Zaren zur Einmischung verführen. An Versuchen wird es nicht fehlen; doch müßte Zar Nikolaus das Augenmaß vollständig verloren haben, wenn er die gegenwärtigen Verhältnisse als günstig für eine große Kraftprobe erachten sollte. Rußland und Frankreich ohne England gegen den festgeschlossenen Dreibund marschieren zu lassen, das wäre mehr als Verwegenheit. Sollten aber die psychologischen Voraussetzungen für einen solchen Friedensbruch wirklich vorhanden sein, nun, dann ist es am Ende besser, daß jetzt die große Kraftprobe stattfindet, als wenn sie hinausgeschoben wird bis zu einer anderen Konstellation, die nach der Wiedererholung der Balkanstaaten und bei einem Umschwung in der englischen Politik für uns ungünstiger enden könnte. Der Dreibund muß ein lebensfähiges Albanien durchsetzen oder er verliert selber seine Lebensfähigkeit.

Wir knüpfen hieran die neuesten Nachrichten vom diplomatischen und militärischen Kriegsschauplatz:

Vor der Montagssitzung der Botschafter hatte Nikita eine überraschende Schwenkung gemacht. Gegen sein unnachgiebiges Ministerium hat er beschlossen, wegen der großen Pression Europas Skutari zur Verfügung der Großmächte zu stellen. Oesterreich nahm Kenntnis von dem bedingungslosen Verzicht, forderte aber unverzüglich die tatsächliche Räumung der Stadt, damit nicht Nikita mit Hilfe der auf Donnerstag berufenen Skupschtina wieder Vorbehalte machen oder rückfällig werden kann. Wird die Räumung sofort und ehrlich vollzogen, dann braucht Oesterreich nicht in Montenegro einzurücken. Doch bleiben zwei Schwierigkeiten bestehen, erstens wegen der Kompensation, die anscheinend Rußland und Frankreich versprochen haben, die aber Oesterreich in seinem und Albaniens Interesse nicht zugibt, zweitens wegen der Erlösung Albaniens aus der Anarchie, die durch Essad Pascha, dem Spießgesellen Nikitas, auf die Spitze getrieben wurde. Daher ist es wahrscheinlich, daß Oesterreich und Italien trotz der Räumung Skutaris doch gemeinsam Albanien besetzen müssen, bis das Land für die Selbstregierung reif sein wird. Römische Offiziöse sagen freilich, daß Aussicht sei, Essad werde mit der provisorischen Regierung Albaniens sich versöhnen und Dschavid werde mit den Türken abziehen, so daß vielleicht ein Einschreiten unnötig werde. Es wäre schade, wenn diese flaue Stimmung die Oberhand gewänne. Das gäbe nur Halbheiten und spätere Verwickelungen. Besser ist es, jetzt gründliche Arbeit zu tun, nachdem sich klar gezeigt hat, daß ein tatkräftiges Vorgehen der Dreibundmächte ungefährlich ist. Die Botschafterkonferenz hat sich wieder auf Donnerstag vertagt, um Maßnahmen für die Zukunft Skutaris zu erwägen. Oesterreich und Italien sollten dem ewigen Erwägen jetzt durch zielbewußtes Handeln ein Ende machen.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen in der Budget-Kommission.

Der Anfang der Beratung war nicht schön, da die Liberalen aus parteipolitischen Hintergedanken im Verein mit der Sozialdemokratie Widerspruch erhoben gegen den vernünftigen Vorschlag des Vorsitzenden Spahn, auf die erste Lesung der Wehrvorlage die erste Lesung der Deckungsgesetze folgen zu lassen. Dann aber kam es zu einem erfreulichen Beschluß der gesamten bürgerlichen Parteien, indem die Erhöhung des Mannschaftsstandes, der Kernpunkt der Vorlage, glatt bewilligt wurde. Mit Recht sagen die Offiziösen, daß damit das Prinzip des Gesetzes, die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, anerkannt worden sei. Nicht so glatt ging es bei der Abstimmung über die neuen Kavallerieregimenter; die Notwendigkeit dieser neuen Formation wurde nicht allseitig anerkannt. Es wurden schließlich drei Kavallerieregimenter gestrichen. Die Regierung hofft auf ein günstigeres Ergebnis in dem zweiten Stadium der Beratung. Was sie wirklich für notwendig erachtet, muß sie natürlich durchzusetzen trachten; aber man braucht doch nicht gerade bei jeder Einzelheit das gefährdete Vaterland bengalisch zu beleuchten. Unseren Abgeordneten, die gewissenhaft das ganze Material zu prüfen und zu sichten haben, kann man in der Presse keine Marschroute vorschreiben; aber das darf man wohl als dringenden Wunsch der Wählerschaft bezeichnen, daß unsere Vertreter einig vorgehen, sowohl in der Kommission wie im Plenum. Persönliche Stimmungen oder Neigungen müssen sich dem großen Zweck unterordnen. Die Erhaltung der Einigkeit und die Konzentrierung der Kräfte ist umso notwendiger, als die Deckungsfrage noch viele Weiterungen und einen scharfen Parteistreit herbeiführen werden. Das Verhalten der Nationalliberalen gegenüber dem zweckmäßigen Vorschlage des Vorsitzenden Spahn und die geradezu gehässige Sprache, welche darauf die parteiamtliche „Nationalliberale Korrespondenz" gegen Zentrum und Konservative führte, lassen deutlich erkennen, daß rührige Kräfte im Gange sind, um eine „Revanche für 1909" herbeizuführen und mit Hilfe der Sozialdemokratie die Deckungsvorlagen so zu gestalten, daß sie für das Zentrum und die Rechte unannehmbar werden. Es muß alle Kunst und Kraft eingesetzt werden, um das durchzuhalten, was der Abgeordnete Speck so entschieden als unablässig hingestellt hat: die Verabschiedung der Wehrvorlage und der Deckungsvorlagen durch dieselbe Mehrheit. Diesen Punkt darf man bei keiner Abstimmung aus den Augen verlieren.

Prinzregent Ludwig über Heerestüchtigkeit und Reichsfreudigkeit.

Die Frühjahrsparade in München, die wegen des hohen Alters des Prinzregenten Luitpold in den letzten Jahren ausfallen mußte, hat der neue Verweser des Königreichs Bayern wieder in alter Feierlichkeit abgenommen und bei der nachfolgenden Hoftafel einen wuchtigen Trinkspruch auf die bayerische Armee ausgebracht, der in den Worten gipfelte:

„Sollte je die bayerische Armee wieder vor den Feind treten, und auf das müssen wir uns ja jederzeit gefaßt machen, so zweifle ich nicht, daß sie mir und unserem Bayernlande Ehre machen wird. Ich zweifle nicht, daß die bayerische Armee unter dem Oberbefehl Seiner Majestät des Kaisers als Bundesfeldherrn einer der besten vollwertigen Bestandteile im deutschen Heere sein wird."

Bei seinem Antrittsbesuch am württembergischen Hofe besuchte Prinzregent Ludwig auch das Stuttgarter Rathaus. Der dortige Oberbürgermeister erinnerte an das herrliche Wort von der Reichsfreudigkeit, das der Prinzregent bei der Zusammenkunft der Bundesfürsten seinerzeit gesprochen, und in der Erwiderung auf diese Ansprache gab der Prinzregent zu dem angeschlagenen Thema folgende programmatischen Ausführungen:

Die erste Aufgabe des Deutschen Reiches sei es, daß nicht nur ein einzelner Staat, sondern daß alle Staaten gedeihen und blühen möchten. Es fänden ja manchmal einzelne Widersprüche und Gegensätze statt. Diese solle man aber nicht auf die Spitze treiben, sondern denken, daß der andere Staat gerade so ein deutscher sei wie der eigene und gerade so gefördert werden solle. Wenn das geschehe, so werde das Deutsche Reich jederzeit sich durch Reichsfreudigkeit auszeichnen. Der Redner ging dann noch näher auf die Verkehrspolitik im Reiche ein, um die er sich bekanntlich schon seit Jahren die höchsten Verdienste erworben hat, — man kann sagen: zu Wasser und zu Lande! Der Mittelweg zwischen Zentralisation und Partikularismus, den Prinzregent Ludwig von der brüderlichen Solidarität der deutschen Staaten finden lassen will, ist in der Tat die richtige Bahn für das nationale Gemeinwesen, und gerade in dieser ernsten Zeit ist der Aufruf zur Reichsfreudigkeit an beiden Seiten des Mains dankbar zu begrüßen.

Am Montag traf das bayerische Regentenpaar unter dem stürmischen Jubel der Bevölkerung in Karlsruhe zum Besuche des großherzoglichen Hofes ein. In diesem Jubel klingt auch die Freude wieder über die glückliche Errettung des Großherzogs vor dem tags vorher in Mannheim geschehenen ruchlosen Anschlag eines anscheinend Geisteskranken.

Mein Luginsland.

Hoch oben auf luftiger Bergeshöh',
Am schattigen Waldesrand,
Wo friedlich äset das scheue Reh,
Dort ist mein Luginsland!

Zu Füssen schwellender Wiesenplan,
Von grünem Tann umsäumt,
Zu Häupten blauende Sonnenbahn,
Von goldenem Licht durchträumt.

Wie leuchten die Schroffen im Morgenschein,
Wie strahlet der silberne Firn!
Mit einer Krone aus Demantstein
Umflicht er die blendende Stirn!

Rings weidende Herden im duftigen Tal,
Melodisches Glockengeläut';
Der Waldessänger heller Choral
Die fröhliche Antwort beut'.

Und Dorf und Weiler in lachender Rund,
Und Kirche und Burg und Schloss!
Ich grüsse euch alle mit freudigem Mund
Als euer Heimatgenoss.

So liegst du vor mir, du schöner Gau
Gar lieblich und ernst zugleich:
Mein Luginsland, meine liebste Schau,
Mein kleines Königreich! Karl Kohler.

Trialismus.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Am 19. April beging die Habsburgermonarchie den zweihundertjährigen Gedenktag der feierlichen Verkündigung der Pragmatischen Sanktion. Schon im Familienvertrag des Jahres 1703 war die Unteilbarkeit der Länder des Erzhauses festgelegt und beschworen worden, aber erst der 19. April 1713, an dem Kaiser Karl VI. durch öffentliche Verkündigung des Erbfolgevertrages diesen zu einem allseits gültigen Staatsakt erhob, ist der Geburtstag der unwiderruflichen Unteilbarkeit der Habsburgermonarchie geworden. Mögen auch welche Bestrebungen immer innerhalb der Monarchie nach Geltung gerungen haben; mag auch das Verfassungsleben bis zur weitgehenden Mitbestimmung der Völker an ihrem Schicksal ein ganz anderes Antlitz erhalten haben — alle staatlichen Verhältnisse, mögen sie auch noch so unvollkommen und noch so unwillkommen sein, beruhen letzten Endes auf dieser Pragmatischen Sanktion. Darum kann auch nur auf ihrem Fundamente eine Aenderung der jetzigen staatsrechtlichen Verhältnisse erfolgen.

Nun haben die Waffenerfolge der slawischen Balkanstaaten den nationalen Bestrebungen der österreichischen Südslawen neue Nahrung gebracht. Schon die endgültige Einverleibung Bosnien-Herzegowinas vor vier Jahren brachte den Trialismus in den Vordergrund des nationalpolitischen Interesses aller Südslawen, und man darf sich wohl nicht wundern, daß jetzt mehr als je über diese Neugestaltung der Monarchie geredet wird. Es ist ja klar, daß staatsrechtlich Bosnien-Herzegowina dem Staatsganzen noch nicht eingefügt werden konnte, und niemand kann bestreiten, daß der Dualismus auch gar nicht imstande ist, diese Einfügung vorzunehmen. Freilich: Ungarn, oder besser gesagt die Magyaren, würde diese bosnische Frage schnell und radikal lösen können. Es bildet sich das wenigstens ein. Denn Ungarn, um mit dem Dichter zu reden, hat einen guten Magen und glaubt auch noch diese Reichslande „vertragen" zu können. Aber so einfach geht das denn doch nicht. Es ist zu viel österreichisches Kapital an Blut und Geld in diese Lande hineingesteckt worden, als daß Cisleithanien sie jetzt dem Bruder von Trans zur Ausbeutung überlassen dürfte. Aus solchen Erwägungen heraus entstand dann bei den Kroaten, Slowenen und Serben der Monarchie die Idee, im Süden ein südslawisches Reich innerhalb der Monarchie zu gründen und so aus dem Dualismus den Trialismus zu erzeugen. Es bekäme dann der slawische Südstaat ebenso wie Ungarn eine eigene Regierung und ein eigenes Parlament und die Delegationen einen weiteren, den dritten Bruder.

Man darf nicht verkennen, daß, so sehr auch nationale Bestrebungen die Südslawen zum Trialismus drängen mögen, und so sehr auch das grausame magyarische Unterdrückungssystem in Kroatien-Slawonien diese Bestrebungen erklärlich macht, doch der Wunsch nach einem Herauskommen aus dem Dualismus die eigentliche Triebkraft für die Trialismusagitation ist. Man will allenthalben die unhaltbaren Zustände des Dualismus beseitigen und sucht nach staatsrechtlichen Formen, die an dessen Stelle treten könnten. Und es ist auch unbestreitbar, daß die Verfassung der Gesamtmonarchie geändert werden muß, wenn man aus dem jetzigen innerpolitischen Elend, welches zugleich auch die außerpolitische Macht so beschämend lahmlegt, herauskommen will. Es ist dabei höchst bezeichnend, daß selbst unter den so zentralistisch veranlagten Deutschen sich zeitweise starke Strömungen zugunsten des Trialismus bemerkbar machten.

Heute gibt sich wohl kein Oesterreicher mehr der Täuschung hin, daß der vor 46 Jahren eingeführte Dualismus ein Glück für Cisleithanien oder für die Monarchie gewesen sei. Man erkennt ihn allgemein als schweres Unglück, aus dem nur die Magyaren Vorteil ziehen. Das heißt: eigentlich nicht das Magyarenvolk, sondern nur jene aus Adeligen und Intelligenzlern zusammengesetzte Clique, welche sich durch Magyarisierung von Juden, Slawen und leider auch Deutschen zu verstärken sucht. Diese verhältnismäßig kleine Schaar beherrscht Ungarn und die ganze Monarchie und erbringt bei jeder Gelegenheit den Beweis, daß sie bessere Politiker besitzt als Oesterreich. Der Dualismus, von Deák erdacht und von Graf Julius Andrassy, dem späteren Minister des Aeußern, zugunsten Ungarns ausgestaltet, ist eine rein magyarische Schöpfung zur Schröpfung Oesterreichs für magyarische Zwecke: er sollte die Herrschaft der Gentryklique für ewige Zeiten begründen. Diese stand auch damals ganz im Zeichen des Liberalismus, und um in Oesterreich stets willfährige Helfershelfer zu haben, wurde hier dem liberalen Deutschtum dieselbe Herrschaft eingeräumt, welche dort die Andrassypartei besaß. Jeder Politiker weiß, wie richtig die Magyaren unsere liberalen Deutschen eingeschätzt hatten, und wie die beiden liberalen Parteien sich gegenseitig halfen, an der Macht zu bleiben. Ist es doch z. B. noch nicht vergessen, daß die magyarische Regierung sich herausnahm, gegen die kaiserliche Bestätigung Dr. Luegers, der den Liberalismus in Wien zu Boden gerungen hatte, zum Bürgermeister von Wien Protest einzulegen. Rein parteipolitische Rücksichten haben damals zwei der schärfsten Gegensätze miteinander vereinigt: einerseits zerriß man die Monarchie in zwei Teile und gab jedem eine bis zur vollen Selbständigkeit gehende Selbstverwaltung, und anderseits führte man den starrsten Zentralismus ein, um drüben den Magyaren, herüben den Deutschen, in Wirklichkeit aber in beiden Reichsteilen der nationalen Bureaukratie und dem kapitalistischen Liberalismus die Vorherrschaft zu sichern.

In Oesterreich hat das deutschzentralistische System des Dualismus vollständig Schiffbruch gelitten, und in Ungarn kann es nur durch die brutalste Verwendung der Regierungsgewalt aufrecht erhalten werden. Diese Tatsachen, die kein ehrlicher Politiker abstreiten kann, führen doch wohl zur Erkenntnis, daß man die Staatsfeindlichkeit des Dualismus nicht verdreifachen darf durch Einführung des Trialismus. Dieser Weg in der Entwicklung der Habsburgermonarchie müßte mit Riesenschritten zu deren vollständigem Zerfall führen. Gäbe man den Südslawen die staatliche Selbständigkeit, so würde man den Nordslawen auf die Dauer die Autonomie der „Länder der hl. Wenzelskrone" (Sudetenländer) nicht vorenthalten können, und zweifellos würden dann Polen und Ruthenen von ähnlichen Gelüsten befallen werden. Es ist klar, daß die Deutschen bei Einführung des Trialismus in dem österreichischen Drittel der Monarchie wieder größeren Einfluß haben würden als jetzt, aber ihr Einfluß in der Gesamtmonarchie würde immer noch mehr sinken. Bei dem Gegensatze zwischen Germanentum und Slawentum würde der Magyarismus erst recht zum Herrscher der Monarchie werden, zur Schmach des Deutschtums in Oesterreich.

Die unausweichlich notwendige staatsrechtliche Neugestaltung der Habsburgermonarchie darf daher nicht heißen „Vom Dualismus zum Trialismus", sondern „Zurück vom Dualismus zum Unismus", zur Staatseinheit. Der Dualismus hat überall als Keim der Zersetzung gewirkt; er muß beseitigt werden, um die Wiedergeburt des einheitlichen Kaiserstaates auf Grund der Pragmatischen Sankion herbeiführen zu können.

Ziele und Erfolge der Ulmer Fleischpolitik.

Ein Beitrag zur Frage der kommunalen Fleischversorgung.

Von Finanzamtmann Wilhelm, Ulm a. D.

Der Streit, ob Maßnahmen der Lebensmittelversorgung zu den kommunalpolitischen Aufgaben gehören, mit denen sich die Stadtverwaltungen unter allen Umständen zu befassen haben, oder ob die den Gemeinden dadurch zugewiesenen Aufgaben über ihren Betätigungskreis hinausgehen, darf als im erstgenannten Sinne entschieden gelten. Die württembergische Kreisstadt Ulm a. D., die sich durch ihre im Interesse der minderbemittelten Bevölkerungsklassen schon früh unternommene und mit bestem Erfolg bis heute durchgeführte Bodenpolitik einen Namen gemacht hat, ist auch in der Bekämpfung der Fleischteuerung eigene Wege gegangen. Der Reichskanzler hat ihr Vorgehen als vorbildlich anerkannt und den rührigen Oberbürgermeister von Wagner in die Kommission zur Beratung der Frage der Fleischteuerung nach Berlin berufen. Es dürfte daher auch für den Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" von Interesse sein, Näheres über die getroffenen Maßnahmen zu erfahren und, soweit zurzeit ein Urteil möglich ist, über die damit bis jetzt erzielten Erfolge.[1]

I.

Während viele Stadtvertretungen sich lange Zeit damit begnügten, unsere Wirtschaftspolitik für die zunehmende Steigerung der Fleischpreise verantwortlich zu machen und in aussichtslosen Resolutionen die Oeffnung der Grenzen zu verlangen, entschied sich die Stadtgemeinde Ulm für die Tat. Sie schloß am 13. Dezember 1911 mit Wirkung vom 1. Januar 1912 ab und zunächst auf die Dauer von fünf Jahren mit der bayerischen Genossenschaft für rationelle Schweinezucht im Amtsbezirk Neuulm, E. G. m. b. H., einen Vertrag über den Bezug von Mastschweinen durch die Stadt für die Metzgerinnung. Danach verpflichtet sich die Genossenschaft, zunächst im Jahre 1912 der Stadt Ulm bis 1000 Mastschweine im Gewicht von 220 Kilogramm zu liefern; am Anfang jedes der folgenden Vertragsjahre wird die entsprechend zu steigernde Zahl vereinbart und soll im Beharrungszustand mindestens 250 Stück im Monat betragen. Der Preis beträgt 63 Mark für den Zentner Schlachtgewicht und 50 Mark für den Zentner Lebendgewicht. Sinkt der allgemeine Marktpreis für den Zentner Schlachtgewicht wenigstens ein Vierteljahr lang dauernd unter 63 Mark, so ermäßigt sich auch der Uebernahmepreis für die Stadt um 1 Mark für den Zentner. Zum Zweck der Errichtung von 5—6 Maststationen mit je 200—250 Einstellschweinen, einer Futterzentrale und einer Feldbahn stellt die Stadt Ulm der Genossenschaft den erforderlichen Grund und Boden unentgeltlich bereit und überläßt ihr im Bedarfsfalle weitere Grundstücke zu einem vertragsmäßig vereinbarten durchschnittlichen Pachtpreis. Der Bau der Maststationen, sowie die ganze Einrichtung, der Betrieb und die Unterhaltung des Unternehmens ist Sache der Genossenschaft; sie trägt auch das ganze Betriebsrisiko. Die vierprozentige Verzinsung der im Höchstbetrag mit 15,000 Mark in Ansatz gebrachten Baukosten übernimmt die Stadt Ulm. Zur Bestreitung der Futterkosten räumt sie der Genossenschaft einen ständigen unverzinslichen Kredit von 60 Mark für jedes eingestellte Schwein ein. Außerdem wurde ein Vertrag zwischen der Stadtverwaltung und der Metzgerinnung geschlossen, der die Rechte und Pflichten betreffend die Uebernahme und Abgabe der Schlachttiere und die Verkaufspreise des Fleisches festsetzt.

Bereits im Mai 1912 konnte die Genossenschaft mit der Lieferung schlachtreifer Schweine beginnen. Die Lieferungen konnten aber die vertragsmäßig festgesetzte Mindestzahl von 200 Stück im Monat natürlich nicht sofort erreichen, sondern betrugen zunächst nur etwa 70 Stück (ein Zehntel des gesamten Bedarfs an Schweinefleisch). Bei der Verteilung der einzelnen Sendungen konnte daher nur etwa der vierte Teil der Metzger berücksichtigt werden. Diese waren dann verpflichtet, bis zum Eintreffen der nächsten Sendung (also in der Regel vier Wochen lang) an jedem Mittwoch nicht nur das von der Stadt um 68 Mark[2] für den Zentner übernommene, sondern alles Schweinefleisch bei einem sonstigen Ladenpreis von 95 Pfennig bis 1 Mark um 87 Pfennig für das Pfund abzugeben, wobei aber an niemand mehr als 1 Kilogramm abgegeben werden durfte und Wirte usw. überhaupt ausgeschlossen waren.

Diese Einrichtung hat den Zweck, der Stadtverwaltung einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Preisbildung des Fleischmarktes zu sichern, im ersten Jahre noch nicht voll erreicht. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn die vertragsmäßige Mindestlieferung von 250 Schweinen im Monat für etwa 50 000 Einwohner erreicht wird, was für Mai dieses Jahres zu erwarten steht. Immerhin trug sie zweifellos dazu bei, den Fleischgenuß der minderbemittelten Volksklassen nicht unter ein gewisses Mindestmaß sinken zu lassen.

II.

Eine weitere Verbilligung des Schweinefleisches, das in Deutschland über 60 Prozent der gesamten Fleischnahrung ausmacht und für die minderbemittelte Klasse hauptsächlich in Betracht kommt, wurde erreicht dank des Reichsgesetzes vom 13. Februar 1913, das den Bundesrat ermächtigt, bis zum 31. März 1914 den 18 Mark für den Doppelzentner übersteigenden Eingangszoll für Fleisch zu erstatten. Diese Zollerleichterung war von den Behörden bereits vom 1. Oktober 1912 ab zugelassen worden. Die Stadt Ulm machte davon ähnlich wie andere Städte in der Weise Gebrauch, daß sie durch Vermittlung eines Viehhändlers und mit Hilfe der vom Staat gewährten Fracht- und Zollermäßigung holländisches und schwedisches Schweinefleisch einführte und an die Metzgerinnung zum Selbstkostenpreis abgab. Etwa ein Drittel des Fleischbedarfes konnte damit gedeckt werden. Weil rechtzeitig für regelmäßigen wöchentlichen Eingang des Auslandsfleisches Vorsorge getroffen war, konnte den Metzgern durchschnittlich ein Drittel ihrer Wochenschlachtung in ausländischen Schweinen zur Verfügung gestellt werden. Der Selbstkostenpreis schwankte zwischen 76½ bis 78 Pfennig für das Pfund. Zu diesen Beträgen ging das Fleisch in die Hand der Metzger über. Dieses Fleisch wurde aber nicht gesondert verkauft, sondern die Metzger waren vertragsmäßig verpflichtet, mit der Uebernahme der ersten ausländischen Schweine alles Schweinefleisch fortlaufend um den Einheitspreis von 95 Pfennig, später 94 Pfennig für ½ Kilogramm abzugeben. Dies bedeutet gegenüber dem sonstigen Ladenpreis von 1 Mark allerdings keine bedeutende Ermäßigung, aber es gelang durch diese Maßregel doch, ein weiteres Steigen der Schweinepreise zu verhindern und die Marktlage zu erleichtern.

Das ausländische (holländische und schwedische) Fleisch hat Metzger und Verbraucher in gleicher Weise befriedigt. Der Eingangszoll für das Auslandsfleisch berechnet sich für die Monate November bis Februar auf zirka 30,000 Mark, der zu erstattende Betrag somit auf etwa 10,000 Mark. Diese Summe bedeutet für sich genommen einen Ausfall für die Reichskasse. Durch die gesteigerte Fleischeinfuhr, die ohne Zollermäßigung nicht möglich gewesen wäre, ist im ganzen eine Steigerung des Zollaufkommens zu erwarten.

III.

Endlich hat die Stadt Ulm schon vor mehreren Jahren einen Seefischmarkt eingerichtet, zu dessen vermehrter Inanspruchnahme die Fleischteuerung Anlaß gab. Die Stadt bezieht in den Wintermonaten frische Seefische für ihre Rechnung von Großfischereien und gibt sie zum Selbstkostenpreis an die Verbraucher ab. Die Erfahrungen, die mit dieser Maßregel bis jetzt gemacht wurden, haben am wenigsten befriedigt. Unserer vom Meere weit abgelegenen Inlandsbevölkerung sind der Seefisch und die verschiedenen Arten seiner Verwendbarkeit zu wenig bekannt. Man sieht daher auf den wöchentlichen Seefischmärkten mehr Offiziersburschen und Dienstmädchen als Hausfrauen der minderbemittelten Bevölkerungskreise, denen die Einrichtung in erster Linie galt. Um auch diese mit der Zubereitung der Seefische bekannt zu machen, wurden erstmals im Winter 1911/12 von der Stadtverwaltung unentgeltliche Seefischkochkurse veranstaltet. Sie wurden auch im letzten Winter wieder abgehalten, aber gerade von den Kreisen, denen sie Aufklärung bringen sollten, nur ungenügend besucht.

Die Nachbarstadt Neuulm ist dem unter Ziffer I behandelten Vertrag beigetreten.[3] Die beiden Städte haben damit einen anerkennenswerten Anfang gemacht auf dem Gebiete der Fleischversorgung, ausgehend von der Ueberzeugung, daß es, um der Fleischnot wirksam abzuhelfen, geboten ist, daß Stadt und Land, Stadtverwaltung und landwirtschaftliche Genossenschaften sich zusammenfinden, um — die einen mit ihrer Finanzkraft, die anderen mit ihrer Erfahrung und ihren Arbeitsleistungen — den stets wachsenden Bedarf an Fleisch zu decken. Sie haben erreicht, daß bis jetzt seit fünf Monaten der Ladenpreis für Schweinefleisch um fünf bis sechs Pfennig für das Pfund herabgedrückt wurde und daß infolge hiervon auch auf dem allgemeinen Fleischmarkt eine rückbildende Wirkung nicht zu verkennen ist. Würde eine größere Zahl deutscher Städte das gleiche Verfahren beobachten und würde es auch auf Rindvieh[4]) ausgedehnt, so wäre die deutsche Volksernährung vom Ausland in Bälde unabhängig gemacht.

[1]) Vgl. zu der Frage der Fleischversorgung auch „Allgemeine Rundschau", Nr. 5 vom 1. Februar 1913, Artikel: „Die Stellungnahme des Deutschen Veterinärrates zur Fleischteuerung" von Tierarzt F. A. Hoffmann.

[2]) Dem vertragsmäßigen Lieferungspreis mit 63 Mark für den Zentner werden zugeschlagen 2 Mark zur Bildung eines Reservefonds bei der Stadtkasse und 3 Mark Schlachthauskosten.

[3]) Auch die bayerischen Städte Bamberg und Bayreuth sind dem Beispiel Ulms gefolgt.

[4]) Die Stadt Frankfurt a. M. hat bereits einen Versuch in dieser Richtung unternommen.

Warum dürfen wir nicht vereinsmüde werden?

Von Dr. K. Neundörfer, Worms.

„Wenn nur diese vielen Vereine nicht wären!" — so hört man oft klagen von Geistlichen und Laien, von Männern und Frauen, von Alten und Jungen; „die kosten viel Zeit und viel Geld, und es hat ja alles doch keinen Wert!" — So bleiben viele dem katholischen Vereinsleben ganz fern, andere kehren ihm den Rücken, nachdem sie eine Zeitlang mitgetan haben, und wieder andere bleiben zwar aus äußeren Gründen dabei, bezahlen aber nur brummend ihre Beiträge und lassen sich nie auf einer Versammlung sehen.

Nun ist es ja richtig, daß manchmal im Vereinsleben des Guten zuviel verlangt und auch getan wird. Wenn einer einem ganzen Dutzend Vereine angehören soll, jeden Abend seinem Heim, seiner Familie entzogen, alle Sonntage von einem anderen Verein mit Beschlag belegt wird, und dann nicht nur für die vielen Beiträge, sondern auch für all die besonderen Sammlungen und die Vereinsfestlichkeiten bluten muß, — dann ist es schon begreiflich, wenn er eines Tages die ganze Sache müde wird und sich von allem zurückzieht. Begreiflich ist das also schon; ob es aber auch recht ist, nun ohne Unterschied alle Vereine fahren zu lassen, das ist allerdings eine andere Frage. Die Vereine stehen doch nicht alle auf einer Stufe des Wertes; wenn manche bloß der Annehmlichkeit, dem Vergnügen dienen wollen, so stiften doch andere wirklichen Nutzen, und wieder andere sind eine gesellschaftliche Notwendigkeit und verpflichten somit unser soziales Gewissen.

Aber gar oft sind die Vereinsmüden gar nicht solche vielgeplagte Vereinsmenschen; oft reden die am lautesten über die Zwecklosigkeit des Vereinswesens, die es praktisch gar nicht kennen gelernt oder sich doch am wenigsten tätig daran beteiligt haben; und nicht selten stehen gerade die abseits, die viel mehr als manches eifrige Vereinsmitglied Zeit und Geld für das Vereinswesen übrig haben könnten, wenn sie nur wollten. Da fehlt es dann meist an dem rechten Verständnis für die Notwendigkeit des Vereinswesens, oft aber auch an der Opferwilligkeit, die doch bei einem Christen nie versagen sollte, wo ideale Interessen des Gemeinschaftslebens auf dem Spiele stehen.

Zu diesen notwendigen Vereinen, die ein Recht haben auf Beachtung und Unterstützung von seiten aller glaubenstreuen Katholiken, gehören vor allem die caritativen Vereine, wie der Bonifatiusverein, die Vereine für Heidenmission, der Vinzenz- und Elisabethenverein, die Mädchenschutz- und Jugendfürsorgevereine, die Vereine für Krüppel-, Gefangenen- und Auswandererfürsorge, der Caritasverband und wie sie sonst noch heißen. Das alles sind Vereine, die wirklicher Not, leiblicher und geistiger, abhelfen wollen; und wo ein Christ jemanden in Not sieht, da ist es seine Pflicht, zu helfen, soviel er kann. Wir vergessen zu leicht, daß das Gebot der Nächstenliebe das erste und drängendste Gebot der Religion Jesu Christi, und daß Almosengeben für einen Christen nicht bloß ein guter Rat, sondern Pflicht ist. Nun liegen aber heute die Verhältnisse so, daß viele gar keine oder doch wenig Gelegenheit haben, persönlich Werke christlicher Nächstenliebe zu üben, weil ihnen die unmittelbare Berührung mit dem Volke fehlt. Anderseits erheischen die Notstände unserer Tage vielfach organisierte Wohltätigkeit, wenn überhaupt mit Erfolg geholfen werden soll. Wie könnte deshalb einer sich seiner christlichen Pflicht des Almosens besser entledigen, als indem er durch seinen Beitrag und, soviel er kann, auch durch seine Mitarbeit solche Vereine unterstützt, welche die christliche Wohltätigkeit sich zum Zwecke gesetzt haben? Bei solchen Vereinen darf es für einen Christen auf keinen Fall Vereinsmüdigkeit geben; sie können die Mahnung des Apostels für sich in Anspruch nehmen: „Laßt uns nicht müde werden, Gutes zu tun!" (Gal. 6.) Gewiß kann und braucht nicht jeder allen diesen Wohltätigkeitsvereinen angehören, aber doch so vielen, daß er mit ruhigem Gewissen sich sagen kann: was ich für Wohltätigkeit ausgebe, das steht im rechten Verhältnis zu dem, was ich für mein Vergnügen und für meine Liebhabereien verwende.

Zu den notwendigen Vereinen gehören aber auch die, welche es sich zum Ziele gesetzt haben, im Kultur- und Geistesleben unseres Volkes den christlichen Ideen, dem katholischen Glauben die ihm gebührende Stellung zu sichern, wie der Volksverein, die Schul- und Preßvereine, die Görresgesellschaft und die Gesellschaft für christliche Kunst, der Albertus Magnus- und der Hildegardisverein, der Borromäusverein u. a. Manchem mögen diese Vereine nicht so wichtig erscheinen als die zuerst erwähnten, die Missions- und Fürsorgevereine. Aber was nützt es, in Afrika wilde Heiden zu bekehren, wenn dafür im eigenen Land gerade die führenden und gebildeten Kreise dem Glauben den Rücken kehren? Was hilft es, in der Diaspora Kirchen zu bauen, wenn eine moderne Literatur und Presse ungehindert daran arbeitet, immer weitere Kreise dem kirchlichen Leben innerlich zu entfremden? Was ist gewonnen, wenn wir bloß für leiblich Bedürftige sorgen, die Seelen aber durch schlechte Bücher vergiften lassen? — Der Einfluß unseres Glaubens auf das Geistesleben unseres Volkes ist sicherlich nicht weniger bedeutungsvoll, als unsere Stellung im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben; dafür sollten vor allem gebildete katholische Kreise Verständnis haben und wenigstens durch ihre Mitgliedschaft in diesen Vereinen für ihren Teil dazu beitragen, daß wir diesen Einfluß behalten, sichern und vertiefen.

Und schließlich sind für Macht und Gedeihen katholischen Lebens beim einzelnen wie in der Gesellschaft unsere katholischen Standesvereine unentbehrlich: Die Jünglings- und Gesellenvereine, die Vereine für Mütter und Jungfrauen, für Dienstboten und weibliche Angestellte, die Standesorganisationen der Arbeiter, der Schiffer, der Kaufleute und Beamten, die Priestervereine und Studentenorganisationen. Schon im wohlverstandenen eigenen Interesse sollte jeder Katholik dem ihm zukommenden Standesvereine angehören; in der einen oder anderen Weise, früher oder später wird er Nutzen davon haben. Wer aber glaubt, für seine Person solcher Vereine nicht zu bedürfen, der sei an ein treffendes Wort erinnert, das Bischof von Keppler jüngst in Schwäbisch-Gmünd gesprochen hat: „In Zeiten wie den heutigen darf niemand sich auf seine Person und seinen individuellen Lebenskreis zurückziehen wollen, darf niemand denken: was geht das mich an? Ich lebe für mich." Ein immer dichter werdendes Netz von Standesorganisationen spannt sich über unser gesellschaftliches Leben, und in dem Wettstreit und Kampf dieser Organisationen untereinander spielt die Weltanschauung keine geringe Rolle. Da ist es Pflicht eines jeden Katholiken, die Standesorganisation zu unterstützen, welche seine christkatholische Ueberzeugung auch im wirtschaftlich-sozialen Leben hochhält, ob er nun glaubt, einer solchen Organisation auch für seine Person zu bedürfen oder nicht. Da heißt es, soziales Verantwortlichkeitsgefühl besitzen und seine persönliche Neigung und Bequemlichkeit vor dem allgemeinen Wohl zurücktreten lassen. Wenn gerade die, welche moralisch, finanziell und sozial so stehen, daß sie wirklich für ihre Person solche Vereine entbehren könnten, wenn gerade die, welche durch diese ihre Stellung das feste Fundament und die Elite ihres Standesvereins bilden könnten und sollten, von den Vereinen sich fernhalten, was soll denn überhaupt aus diesen werden? Und denke keiner: es sind ja andere genug da, welche die Sache hochhalten; da bin ich entbehrlich. Der Eifer der anderen ist nie eine Entschuldigung für deine egoistische Bequemlichkeit; nur dann kannst du dich als einen Menschen betrachten und achten, der das Gute will, wenn du stets so handelst, daß es gut um das Ganze stünde, wenn andere gerade so handeln würden wie du.

Mit jedem Tag wird heute der Ausbau und die Stärkung unseres katholischen Vereinslebens eine größere Notwendigkeit. Die äußere staatliche Nötigung, die in früheren Jahrhunderten den Zusammenhalt der christlichen Glaubensgemeinschaft stärkte, ist in Wegfall gekommen, und auch die Unterstützung, die der Staat heute der Kirche noch gewährt, wird ihr vielleicht nicht lange mehr zugute kommen. Die ordentlichen Mittel der kirchlichen Seelsorge erreichen namentlich in den Städten immer weniger die große Masse der kirchlich Getauften. Dazu bestürmen die Gegner des christlichen Glaubens und unserer Kirche immer heftiger unsere Stellung, und zwar nicht zum wenigsten durch ihr ausgebreitetes, finanzkräftiges und rühriges Vereinswesen. Da muß auch das christlich-katholische Volk in seinen Vereinen Bataillone aller Waffengattungen auf die Beine bringen, um diese Angriffe abzuwehren. Aber nicht nur zur Verteidigung müssen wir uns rüsten; auch heute noch sollen wir sein „das Licht der Welt, das Salz der Erde"; und gerade durch unsere Vereine sollen wir der feindlichen Umwelt zeigen, daß das Evangelium Christi auch heute noch bedeutet: unerreichbare Opferwilligkeit der Nächstenliebe, idealstes Streben nach dem Wahren, Guten und Schönen, treueste Pflichterfüllung auch im irdischen Beruf.

Diese drängende Notwendigkeit und diese hohen Aufgaben des katholischen Vereinslebens müssen wir uns manchmal vor Augen halten, wenn bei den Schwierigkeiten der Vereinspraxis uns die Geduld auszugehen, Vereinsmüdigkeit uns zu befallen droht. Hindernisse sind da, um überwunden zu werden, das gilt auch hier; und was notwendig ist, das kann man auch. Ausdauer und Klugheit, Opferwilligkeit und — nicht zu vergessen — das Gebet erreichen auch im Vereinswesen, wie sonst überall im Leben, ihr Ziel. Und wo es notleidenden Mitmenschen zu helfen, wo es um die höchsten Güter zu kämpfen gilt, da darf es keine Müdigkeit geben; da darf nur eines die Parole sein: Alle Mann heran! Frisch angepackt! Mutig ausgehalten! Voran mit Gott!

Kleinstadtzauber.

Die Giebelstädtchen im deutschen Staat,
Die lieben, traulichen, alten,
Wollest du, weiser Herr Magistrat,
In Gunst und Gnaden erhalten.
Schaun sie nicht reizvoll in ihrer Art
Traumhaft still und verwundert,
Gleich einem Mütterchen hochbejahrt
In unser neues Jahrhundert?

Plaudern sie nicht aus der alten Zeit,
Die Giebel, Erker und Bronnen,
Aus Tagen stiller Beschaulichkeit,
Da man den Flachs noch gesponnen?
Künden getreulich und wundersam,
Wie man es damals gehalten,
Als Grossvater die Grossmutter nahm,
Im Seidenkleide voll Falten.

Und wollt ihr ihn voll und ganz verstehn,
Den traulichen Kleinstadtzauber,
Dann müsst ihr einmal zur Pfingstzeit gehn
Nach Rothenburg an der Tauber.
Dort grüsst noch die gute, alte Zeit
Aus allen Winkeln und Türen,
Der echten, deutschen Gemütlichkeit
Könnt einen Hauch ihr verspüren.

Die Giebelstädtchen im deutschen Staat,
Die lieben, heimlichen, alten,
Wollest du, weiser Herr Magistrat,
In Gunst und Gnaden erhalten;
Lass Schonung walten und Pietät,
Sei ihrer Traulichkeit Wächter,
Schirmherr und Schutzwehr, eh' es zu spät,
Dir danken's noch künft'ge Geschlechter!

Josefine Moos.

Vom 24. internationalen eucharistischen Kongreß in Malta, 23. bis 27. April 1913.

Von Jac. Odenthal, Pfarrer in Düren.

Malta, 27. April 1913.

Sicherlich war im vorigen Herbste beim letzten eucharistischen Kongreß in Wien das Staunen allgemein, als die folgende Tagung des Kongresses zu Ehren des heiligsten Sakramentes nach der Insel des heiligen Apostel Paulus im Mittelmeer angesagt wurde: „Aber nach Malta! Das ist ja aus der Welt heraus!" Und doch war es gut so. Die gewaltigen Versammlungen von Köln, Montreal, Madrid, Wien, die eine immer großartiger wie die andere, können natürlich in Malta nicht erreicht werden. Aber wenn Malta an äußerer Großartigkeit den genannten Großstädten es nicht gleich tun konnte, selbstverständlich, das ersetzte es, wenn ich so sagen soll, an innerer Geschlossenheit, an Intimität, an allgemeinster Teilnahme aller Schichten des Volkes, von den höchsten Würdenträgern in Kirche und Staat bis zu dem frommen Mütterchen in schwarzer, sonderbar geformter Riesenkapuze.

Maltas reger Geschäfts- und Handelsbetrieb steht in diesen Tagen still. Alles, aber auch buchstäblich alles steht im Zeichen des Kongresses. Den Untergrund, den Resonanzboden bildet die tiefe Gläubigkeit des Volkes, die nicht bloß äußeren Firnis verleiht, sondern mehr, unvergleichlich mehr dem ganzen Leben das Gepräge verleiht. Hier ist ein katholisches Volk in des Wortes allerschönster Bedeutung. Es steht unter britischer Herrschaft, also unter andersgläubiger Regierung, aber diese gewährt der katholischen Kirche in Malta allerfreieste Bewegung. Von irgend einem mißtrauischen und mißgünstigen Beobachten und täppischen Dreinregierenwollen, wie es so oft anderswo regierende Kreise gegenüber der katholischen Kirche belieben, ist in Malta nicht die Spur zu finden. Ungehemmt durch irgend welche grämliche staatliche Bureaukratie kann die Kirche hier ihre Mission entfalten, und so ist Malta ein katholisches Land κατ' ἐξοχήν. St. Paulus selbst, der, wie die Apostelgeschichte erzählt, vom Sturm hierhin verschlagen wurde auf seiner Fahrt nach Rom zum Martyrium und drei Monate auf Malta verweilte, hat hier den Samen des Evangeliums ausgestreut, und er hat reichstes Wachstum, Gedeihen und Reifen gezeitigt bis in die Gegenwart hinein, und es ist Ruhm und Stolz der Malteser, daß sie nie den Stürmen der Irrlehre unterlegen sind. Malta war nicht bloß als Felsenfestung ersten Ranges ein Bollwerk in sarazenischen Sturmzeiten, sondern auch ein Bollwerk christlicher Lebensführung in allen Kämpfen bis heute. Das offizielle Vademekum des Kongresses hat recht, wenn es behauptet, „sans crainte d'être démentis, qu'à travers le cours des siècles les Maltais ont gardé et gardent toujours en eux cette foi vive, ce respect souverain, cet amour saint et sacré pour tout ce, qui concerne Dieu et son culte, qui font leur force et leur salut." So ist die Ansage des eucharistischen Kongresses für Malta eine Huldigung für das echt katholische Volk dieser Insel. Und es war dankbar dafür.

Welch ein herrlicher Schmuck in den Straßen, an allen Häusern Blütenfülle, prunkende Farbenpracht, vielleicht für uns phantasielosere Nordländer überladen! Die zahlreichen Kirchen und Kapellen wahre Schmuckkästchen in ihrer Dekorierung: Leuchtende Gobelins, die den Wettstreit aufnehmen mit den farbensprühenden Gemälden der Gewölbe und der Kuppeln. Rauschende Musik, Orgel und Orchester in den Kirchen bei den Pontifikalämtern. Und draußen durch die Straßen Prozessionen mit Musikkorps und Massengesängen, die uns ja stellenweise fremdartig anmuten, aber von hinreißender Wirkung sind. Tausende und Abertausende Schulkinder, von ihren Lehrpersonen geistlichen und weltlichen Standes geleitet, defilieren prozessionaliter durch die Straßen zwischen festen, lückenlosen Menschenmauern, die leuchtenden Auges auf ihre Kleinen und ihre Freude, dem eucharistischen Heilande huldigen zu können, schauen. Eine große Prozession Spanier und Spanierinnen zieht vorüber, und sie singen den herrlichen Hymnus, der für den Kongreß in Madrid 1911 komponiert wurde und uns alle damals durch das Feuer seiner Empfindung, durch die Pracht seiner Melodie mit heller Begeisterung erfüllte.

Die großen Nachmittagsversammlungen wurden in der Riesenrotunde der Maria-Himmelfahrtskirche in Musta, etwa 9 Kilometer von der Hafenstadt La Valletta entfernt, gehalten. Die große Entfernung vom Hafen war ein großer Uebelstand. Die Rotunde ist von ganz großartiger Schönheit und Wirkung. Sie hat einen Durchmesser von 40 Meter und eine Höhe von 52 Meter und vermag 10—12 000 Menschen zu fassen. Sie wurde nicht immer ganz gefüllt. Der innere Schmuck dieser Riesenkirche ist ganz großartig. Sie ist 1833 begonnen und 1863 vollendet worden. Es ist unbegreiflich, daß ein nur wenige tausend Einwohner zählendes Dorf, Musta, einen solchen Prachttempel errichten konnte. Er ist ein herrliches Zeichen für die Glaubensfreudigkeit und die Opferwilligkeit dieser Landbewohner, die den herrlichen Bau in 30 Jahren vollendeten, indem sie selbst, und zwar das ganze Dorf, Sonntags freiwillig und ohne jede Vergütung an der Kirche arbeiteten. Zudem haben sie noch das Kunststück fertig gebracht, die Riesenkuppel ohne Gerüst zu bauen.

Unseres Erachtens war es ein Fehler, daß die Versammlung in dieser allerdings so ideal schönen Kirche gehalten wurde, wegen der Entfernung von fast zwei Stunden von Valletta. In der bolzigen Hitze von Malta ist eine Wanderung von zwei Stunden ein heroisches Opfer, und so war jeder auf Wagen angewiesen, um an den Versammlungen teilnehmen zu können. Die nächste Eisenbahn- und Tramwahstation ist ebenfalls reichlich eine halbe Stunde entfernt. Ferner waren nur sehr wenige Redner, die bei der nicht sonderlich guten Akustik der Riesenrotunde sich allgemein verständlich machen konnten. Zudem lasen die meisten Redner ihr Manuskript ab, was sehr störend wirkte und die Lebendigkeit der Rede wesentlich beeinträchtigte. In großen Massenversammlungen muß man doch wohl eigentlich erwarten, daß die Redner in freiem Vortrage sprechen. Den Vogel abgeschossen hat wohl der Karmelit P. Anastasius Cuschieri, Professor der Universität Malta, über die heilige Messe als Sühnungsopfer. Das war ganz hinreißend nach Inhalt und Vortragsweise. Die offizielle Kongreßsprache war italienisch.

Die Beteiligung der Malteser an den Kongreßveranstaltungen ist ganz allgemein. Namentlich die Männerwelt nimmt Anteil an den religiösen Uebungen, Anbetungen, Messen, Kommunionen in einer Weise, die ganz ergreifend wirkt: Beamte, Offiziere und Soldaten, Kaufleute und alle Stände bis zu den Bootsleuten

und Arbeitern im Hafen, die unbekümmert darum, daß sie die Jacke zu Hause oder im Boot haben liegen lassen, hemdärmelig mitten unter den elegant gekleideten Besuchern in den strahlenden Kirchen knien und mit ausgebreiteten Armen beten.

Am Samstag nachmittags wohnten wir einem Schauspiele bei, das wohl in seiner einzigartigen Schönheit nur in Malta sich vollziehen kann und wesentlich durch die ungemein pittoreske Lage von Valletta auf einer hügeligen, langgestreckten Landzunge zwischen zwei riesigen Hafenbuchten, die eine ganze Anzahl weit ins Land einschneidender Bassins haben, verschönert wird. Das ist die feierliche Segnung des Meeres. In großartiger, farbenprächtiger Prozession wird das Sanktissimum auf den höchsten Punkt der Festungsanlagen getragen. Drunten im großen Hafen 500 bis 600 bewimpelte und geschmückte Boote mit Menschen gefüllt. Die Riesendampfer haben höchste Flaggengala angelegt. Drüben auf der andern Seite des Hafens die volkreichen Vorstädte Senglea, Cospiena, Vittoriosa mit dräuenden Bastionen stehen im buntesten Festesschmuck, und so weit man sehen kann, steht in den Straßen die Menschenmenge Kopf an Kopf. Die Zinnen der Bastionen, die flachen Dächer der Häuser, alles mit Menschen gesäumt. Auf einmal erscheint hoch oben auf höchstem Festungsplateau auf einem turmartigen Vorsprung der Kardinallegat Ferrata mit dem Sanktissimum und gibt nach allen Himmelsrichtungen den Segen über Insel und Meer. Nun bricht der Jubel los von über 100000 Menschen. Tücherschwenken, Jubelrufe, Massengesang, vollends Salvenfeuer von den Festungswerken, Glockengeläute, und aus der Tiefe herauf vereinigen sich die riesigen Schiffspfeifen zu einem ohrenbetäubenden Konzert ... Eine Symphonie zu Ehren des heiligsten Sakramentes, die ich noch nicht erlebt habe. Von diesen Wällen haben so oft die Kanonen gedröhnt, wenn es galt, die wütenden Angriffe der Türkenflotte zurückzuweisen. Um diese Wälle und Insel sind so oft die Stürme gebraust, als sollte die Welt untergehen. Auf diesem Meere erstritt sich Malta so manchen Siegesruhm und auf diesem Meere geht es seinem täglichen Brode nach. Nun erscheint über diesem Meere, hoch oben auf riesiger Bastion, der eucharistische Herr und Gott, der Wind und Wellen gebot „und es ward eine große Stille", der segenspendend zog durch die Gauen des Landes und über die Meereswogen, und segnend streckt er seine allmächtige Hand über Insel und Meer und Volk, und alles jubelt ihm zu in seiner Art und Sprache, die Geschütze öffnen ihren ehernen Mund und die fürchterlichen Schiffspfeifen stimmen ein .... Welch eine Symphonie! Welcher Komponist kann sie in seiner Tonsprache auch nur annähernd wiedergeben!

Einige 20 deutsche Teilnehmer haben sich zum Kongreß eingefunden. Unserer Sektion ist die Kirche Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel in Valletta zugewiesen, ein Schmuckkästchen von ganz auserlesener Pracht. Deutsche Kaufleute, die in Malta ansässig sind, schließen sich uns an. Der deutschsprechende Bischof Graf Mikesc (wenn ich recht verstanden habe) von der Diözese Steinamanger in Ungarn — er hat in München studiert — liest uns die hl. Messe. An diese schließt sich die Versammlung unserer deutschen Sektion. P. Augustinus aus Altötting, Provinzial der bayerischen Kapuzinerprovinz, war mit einem Pater seines Ordens auf der Rückreise von Chile in Südamerika, wo er die Kapuzinerklöster visitiert hatte, hier in Malta angekommen. Wir bestimmten ihn als den Vorsitzenden unserer Sektion. Den ersten Vortrag mußte ich übernehmen und sprechen über das Thema: Das heilige Altarssakrament und die Männerwelt. An zweiter Stelle sprach der deutsche Prälat Heer, Pfarrer einer deutschen Gemeinde in Amerika, über das Dekret des Hl. Vaters betr. die Kommunion der Kinder. Den Schluß der Vorträge hielt der Begleiter des P. Provinzial, der über die Beziehungen der Eucharistie zur Marienverehrung sprach. Mit dem vom Bischofe gespendeten sakramentalen Segen schloß die Versammlung unserer Sektion.

Am Sonntag, 27. April, erreichte aller Festesjubel den Höhepunkt in den Massenkommunionen in überfüllten Kirchen und in der Schlußprozession, die alles zusammenfaßt, was der farbenfreudige Malteser nur ersinnen kann in seiner Begeisterung zu Ehren des hl. Sakramentes. Bei strahlendem Sonnenglanz, der alles mit goldenen Händen umfängt, zieht die Riesenprozession in überwältigender Herrlichkeit durch die unbeschreiblich geschmückten Straßen. Blumenpracht überall, Blumenduft weht von allen Seiten. Von den Balkonen flattern Garben von Rosenblättern herab. Den Weg entlang stehen Männer mit Körben voll Blumen, die auf den Weg gestreut werden. Andere wieder haben Rauchfässer mit stark duftendem Weihrauch — doch wohin soll ich kommen, wollte ich auch nur ein annäherndes Bild dieser Riesenprozession geben? Außerhalb der Festungsmauern, die mit langen Menschenreihen besäumt sind, auf einem weiten, herrlich geschmückten Platze, ist der riesige, ganz in unzählige Blumen eingefaßte Hochaltar aufgeschlagen, wo der Schlußsegen gegeben wird. Doch, das will ich lieber nicht zu beschreiben versuchen.

Am Abend, während unser Dampfer die Anker lichtet zur Fahrt nach Tunis, schwimmt Malta im Lichtmeer einer Illumination, wie nur Südländer es verstehen. Es ist der würdige Ausklang der eucharistischen Tage.

Malta hat sich der Ehre und Aufgabe, den Kongreß zu beherbergen, in aller und jeder Beziehung würdig gezeigt. Mir ist es in diesen Tagen immer gewesen, als ob in dem Hymnus des heiligen Thomas von Aquin statt Sion Malta gesetzt werden müßte: Lauda, Malta, Salvatorem, lauda ducem et pastorem in hymnis et canticis. Es ist dieser Aufforderung in vollkommenster Weise nachgekommen.

Ein mutiges Bischofswort.

Von M. Geßner, München.

Nürnberg mit seinen mehr als hunderttausend Katholiken soll zur Unterstützung der vorhandenen Weltgeistlichen in Seelsorge und Unterricht eine Franziskanerniederlassung erhalten. Das hat schon dem Evangelischen Bunde in Nürnberg nicht geringe Beklemmungen bereitet, wie eine von ihm veröffentlichte Erklärung bewies. Daß aber seine Angst einigermaßen deplaziert ist, zeigt die Tatsache, daß von den etwa 400 Personen, die im Jahre 1912 in Nürnberg aus der evangelischen Kirche austraten, ganze siebzehn katholisch wurden, während die übrigen zum Teil zu alten und neuen Sekten gingen, der größere Teil aber, über zweihundert, sich keiner Konfession anschloß. Diese Gefahr der Konfessions- oder Religionslosigkeit, die ja auch auf katholischer Seite droht, wird nicht zuletzt den Wunsch nach einer Ordensniederlassung beeinflußt und bestimmt haben. Auf Ersuchen der mittelfränkischen Kreisregierung hatte sich nun auch der Magistrat der Stadt Nürnberg mit der Frage der Ordensniederlassung zu befassen. Die liberale Mehrheit hat daraufhin die Regierung wissen lassen, daß sie ein Bedürfnis nicht für gegeben erachte, und daß sie nicht gewillt sei, den Religionsunterricht durch Franziskaner erteilen zu lassen. Zur Begründung wurde in letzterer Hinsicht u. a. auf die „Weltfremdheit" der Ordensgeistlichen verwiesen. Das war am Vormittag des 25. April. Am Abend desselben Tages hielt der Evangelische Bund eine Versammlung ab, in der Pfarrer Fikenscher dem Magistrat für sein „Bekenntnis" — wohl zum „Antiklerikalismus" — dankte. Hinsichtlich der Unterrichtserteilung waren auch die Sozialdemokraten mit von der Partie, während sie im übrigen das Bedürfnis nicht verneinen wollten. Oberbürgermeister Dr v. Schuh aber und der magistratische Referent Wagner waren objektiv genug, keine Einwendungen zu erheben. Man hat es also mit einem Dokument liberaler Toleranz zu tun, wie sie von parteiwegen den Katholiken gegenüber verstanden wird. Gegenüber dieser Anmaßung hat am Christi Himmelfahrtsfeste Erzbischof Dr. v. Hauck in einer Ansprache an mehr als Tausend Nürnberger Katholiken, die zu den Gräbern der Diözesanheiligen nach Bamberg gewallfahrtet waren, deutliche und mannhafte Worte gefunden, die wir hier folgen lassen. (Vgl. „Bayerischer Kurier", Nr. 123, vom 3. Mai 1913):

„Wir leben in ernsten Tagen. Der Tag, an dem wir die Treue zum Vaterlande zeigen müssen, wird vielleicht eher kommen als wir denken. Wenn dann die Bataillone der Sozialdemokraten gegen das Vaterland stehen, dann wird es sich zeigen, daß gerade bei der katholischen Männerwelt die wahren Stützen des Thrones zu suchen sind. Vielleicht werden das dann auch jene einsehen, die heute die sozial demokratischen Vereine höher einschätzen als die Kreise der Katholiken. Die katholischen Männer werden ihre Treue bewahren, selbst wenn man heute ihre wohlverbrieften Rechte mit Füßen tritt. Wir wollten der katholischen Seelsorge in Nürnberg zu Hilfe kommen durch die Berufung von Ordensleuten, an deren Frömmigkeit, an deren Toleranz, an deren wahrhaft deutschem Sinn wohl niemand im Ernste zweifelt; Ordensleute, die in der Hauptstadt des Bayernlandes seit langem erfolgreich tätig sind und allgemeine Verehrung genießen. Wir tun nichts anderes als unsere selbstverständliche Pflicht, wenn wir das katholische Leben zu heben bestrebt sind. Wir haben die Pflicht, daß für die Katholiken alles getan wird, was sich als notwendig erweist. Darüber, ob die Ordensleute in Nürnberg

nötig sind, darüber zu entscheiden steht ganz allein der oberhirtlichen Stelle zu. (Lebhafte Zustimmung.) Wir allein nehmen das Recht für uns in Anspruch, darüber zu urteilen, ob die Seelsorge in der Diaspora Nürnberg die Zuziehung von Ordensleuten erheischt. (Stürmischer Beifall.) Ich bin dem Oberbürgermeister von Nürnberg besonders dankbar, daß er objektiv genug geurteilt hat, um die Notwendigkeit der Zuziehung von Ordensgeistlichen für die Seelsorge und den Religionsunterricht anzuerkennen. Ich danke auch dem Kultusreferenten im Magistrat, daß er den Ausführungen des Oberbürgermeisters nicht nur beipflichtete, sondern sie recht kräftig unterstrich. Wenn die K. Regierung in der Frage entscheiden wird, dann wird man, so hoffe ich, diese objektiven Urteile wohl zu werten wissen und sie in die Wagschale werfen. Ich bin friedliebend, so lange es geht und ich freue mich, mit den religiös anders Gesinnten in Frieden zu leben. Diese Friedensliebe habe ich auch betont in meinem ersten Hirtenschreiben. Wenn es aber gilt, die Rechte der Kirche zu schützen, für ihre Interessen einzutreten, dann spreche ich mit dem Papste Leo aus: „Auch ich kann von Eisen sein." (Tosender Beifall.) Die große Mehrheit der wahrhaft Gläubigen aus anderen Konfessionen haben sich soviel Objektivität bewahrt, daß sie für die Bedürfnisse unserer Religion Verständnis haben. Wenn die Ordensleute nach Nürnberg kommen, dann werden sie durch ihr Wirken, durch ihre Arbeit und auch durch ihre Toleranz beweisen, daß die Gegner sie falsch beurteilt haben. Ich hoffe, daß die Katholiken Nürnbergs auch fernerhin die Einigkeit bewahren, auf daß ihr Ansehen im öffentlichen Leben steigt und ihr Gewicht in den öffentlichen Körperschaften wächst." (Langandauernder lebhafter Beifall.)

Der liberalen Presse gefällt dieser entschiedene Ton nicht. Sie möchte dem Bamberger Oberhirten sogar eine Inkorrektheit nachweisen, da die Verfassung die Genehmigung von Ordensniederlassungen durch die Regierung vorsehe. Als wenn damit bewiesen wäre, daß auch die Regierung oder ein liberaler Magistrat, ein Kollegium von Nichtkatholiken, darüber zu entscheiden hat, ob für die Seelsorge unter Katholiken ausreichend gesorgt ist oder nicht. Das muß Sache der kirchlichen Behörden sein, Sache des kirchlichen Oberhirten, der in diesem Falle auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in Nürnberg ganz besonders sachverständig ist. Seine Worte werden weithin ein kräftiges Echo wecken unter den bayerischen und deutschen Katholiken. Wir sind alle friedliebend und wollen, indem wir unsere Interessen wahrnehmen, niemanden etwas zu leide tun, aber über unsere Bedürfnisse können wir unbeschadet höherer Genehmigung allein am besten urteilen, und wir müssen Männer von Eisen sein, wenn es gilt, uns unser Recht zu erkämpfen. Wir reden über Bedürfnisse anderer Konfessionen nicht und können von Nichtkatholiken den gleichen Takt verlangen.

George Washington und die Jesuiten.

Von Rev. Kaplan F. Krings, Rushville, Nebraska, Nordamerika.

Für den fernstehenden, in Amerika lebenden Deutschen und Leser der „Allgemeinen Rundschau" gewährt es kein größeres Vergnügen, als zu beobachten, mit welch objektivem Rechtsinn diese Zeitschrift in der Jesuitenfrage Stellung nimmt. Das kann ja auch gar nicht anders sein! — Nichts ist schwerer als dem praktisch veranlagten Amerikaner die deutsche Politik in diesem Punkte plausibel zu machen. Es geht über seinen Horizont, wie man hochverdiente Männer der Wissenschaft, Männer, die zu den Edelsten der Nation gehören, von der Schwelle des Vaterlandes fernhält, ihnen das Bürgerrecht verkürzt, sie zu den Geächteten zählt. — Jüngst noch sagte mir ein Mann des öffentlichen Lebens: „Wer z. B. nur einmal das Wirken der Jesuiten hier bei den Indianern gesehen, der kann die deutsche Politik in diesem Punkte nur Engherzigkeit, Rückständigkeit, Kurzsichtigkeit und Unlogik nennen. Bei aller Hochachtung vor deutschem Können, Fleiß und kulturellem Leisten, — in der Jesuitenfrage ist die deutsche Politik auf dem Holzweg."

Der Amerikaner weiß die Jesuiten zu schätzen, und was er alles diesen verdankt, wird aus dem Folgenden erhellen.

Ein merkwürdiges Faktum aus dem Leben George Washingtons wurde jüngst durch ein Buch zutage gefördert, dessen Titel lautet: „Belgien, das Land der Kunst", erschienen bei der Mifflin Co. in Neuyork. — Dr. Griffis, Protestant, dazu noch Prediger, stellt da fest, daß Amerikas erster Präsident sein gewinnendes, überaus höfliches Benehmen seinem Lehrer verdankt, der beim Unterricht in der Höflichkeit ein Handbuch brauchte, das ein Jesuit geschrieben. Sein Name ist P. Leonard Perin. Dr. Griffis schreibt unter anderm: Es ist sonderbar, daß wir Amerikaner in bezug auf Höflichkeit so viel unsern ersten Präsidenten Washington, Madison und Monroe verdanken. Wir waren damals noch eine jugendlich starke Nation, noch vieles lag bei uns im Rauhen und Rohen. — Das hervorragende Beispiel unserer Präsidenten war von tiefgehender Bedeutung. — Ihre Erziehung stand unter dem moralischen Einfluß eines Jesuitenpaters im Wallonenlande. P. Leonard Perins Buch „The life-blood of a masterspirit" lehrte späteren Generationen Höflichkeit. P. Perin verdiente ein Denkmal in Amerika.

Leonard Perin war geboren in Stenai, einem Städtchen an der Maas, in der Wallonei, Anno 1567, im gleichen Jahr, als Alba nach den Niederlanden kam. — Er machte glänzende Fortschritte im Latein und Französischen und wurde bald zum Lehrer der Humaniora nach Paris berufen. Auf Geheiß des Bischofs übertrug er hier einen Leitfaden der Höflichkeit ins Lateinische zum Gebrauch für die Studenten des Jesuitenkollegs La Flèche. Perin fügte aus eigener Initiative ein Kapitel hinzu über das Benehmen bei Tisch. Dies Werk wurde 1617 gedruckt. — Es wurde typisch erweitert und verbessert, verschiedene Male neu aufgelegt, unter anderm auch ins Englische übertragen, und so von einem reformierten französischen Pastor nach Fredericksburg, Virginia, überbracht. Genannter Pastor leitete eine Schule, in dem Höflichkeitskursus zum täglichen Studienprogramm gehörte, und in der drei Knaben ihre Erziehung genossen, welche alle drei später Präsidenten wurden.

Lange hat man geglaubt, besonders nachdem einige Biographen Washington zu einer Art Halbgott zu stempeln suchten, er habe als Schulknabe diese bekannten „110 Höflichkeitsregeln" zusammengestellt. Nachdem man aber das Manuskript von George Washingtons Schulheft auf dem Speicher zu Mount Vernon gefunden, ziemlich verblichen und von den Mäusen angenagt, hat es sich herausgestellt, daß 90 von den 110 Regeln der Höflichkeit aus P. Perin S. J. Handbuch stammen und einfach übernommen sind. — Also im Grunde genommen war der Anstandslehrer George Washingtons ein Jesuit. — Wer den moralischen Einfluß Washingtons auf die Amerikaner kennt, wird folgerichtig auch den Einfluß des schlichten Jesuiten aus der Wallonei verstehen, der es allerdings nicht geahnt hat, daß sein Anstandskursus für die Heranbildung eines solch eminenten Staatsmannes grundlegend und einigermaßen rückwirkend auf eine Nation gewirkt hat. „Habent fata sua libelli."

Ein Willkomm den katholischen Lehrern Schlesiens.

Von Bruno Clemenz, Rektor, Liegnitz.

Die katholischen Lehrer Schlesiens versammeln sich zu Pfingsten dieses Jahres in der Hauptstadt Niederschlesiens, in Liegnitz, um dem Vereinsgedanken, der zur Gründung des Provinzialvereins unter konfessioneller Fahne geführt hat, erneut Ausdruck zu verleihen. Das ist in unseren, an die Zeit vor hundert Jahren erinnernden Tagen von mehr als alltäglicher Bedeutung. Mit Recht erinnert daher die soeben zur Versendung gelangende Festschrift, die von den schriftkundigen Lehrern von Liegnitz verfaßt wurde, im Denkspruch an leitender Stelle an den Gedanken, den Dr. L. Kellner in seinen „Losen Blättern" (Nr. 302) mitteilt:

„Der mißtrauische Blick, mit dem man die Vereine katholischer Lehrer zurzeit betrachtet, kann um so weniger gerechtfertigt erscheinen, als sich bisher in keinem derselben eine gehässige und feindliche Richtung gegen Andersgläubige gezeigt hat. Neben dem Sta firmiter in fide wurde auch das Gebot wechselseitiger Achtung und des Friedens festgehalten. Zur Störung der konfessionellen Eintracht werden die katholischen Vereine und die konfessionelle Schule nicht schüren, wohl aber auf religiös-kirchlichem Boden für das Vaterland, für die Autorität und gegen den alles untergrabenden Unglauben standhaft ankämpfen."

Heute sehen wir, wie notwendig die streng und unerschütterlich festgehaltene Frage der Konfessionalität ist, nicht bloß die der konfessionellen Volksschule, sondern auch die der Jugendpflege und des Vereinslebens. Es ist ja von protestantischer Seite vorgemacht und nachgefolgt worden, je nachdem; es wäre also gar nicht einzusehen, weshalb die Lehrer, die doch wahrlich mit ideellen Angelegenheiten zu tun haben, bei denen die Weltanschauung wesentlich mitzusprechen hat, auf die Betonung des Bekenntnisses

verzichten sollten. Wir stehen genau noch auf dem Boden, wie ihn Lorenz Kellner einst beschrieben hat, wir gehen gern, wo es geschehen kann, mit den Lehrern des anderen Lagers zusammen. Wir haben aber außerdem soviel besondere Angelegenheiten zu erörtern, daß wir die katholischen Lehrervereine und -verbände gründen müßten, wenn sie noch nicht beständen.

Mehr als 5000 schlesische Lehrer gehören dem Provinzialverbande an — eine achtunggebietende Zahl, deren Vertreter schon etwas zu sagen haben müssen. Hunderte ihrer werden sich am Feste des heiligen Geistes in Liegnitz zusammenfinden, um der Vereinsidee frisches Blut zuzuführen. Das geschieht durch geistige Kost, und diese ist sorgfältig vorbereitet worden. Dem Jahrhundertgedanken und der schlesischen Geschichte in den Befreiungskriegen werden die beiden Hauptvorträge, sowie die Nebenversammlungen schon durch die Wahl der Themen gerecht.

So ist alles aufs beste angeordnet, um die große Versammlung zu einer recht wirkungsvollen zu gestalten. Wir freuen uns, hier verkünden zu können, daß hierzulande in dem einen wichtigen Punkte, der recht oft solche Versammlungen zu Scheinkünsten hingleiten läßt, nämlich in dem Verhältnis zwischen Lehrerschaft und Kirche, nur das Beste gesagt werden kann. Unsere Beziehungen sind nicht angekränkelt von Reibereien oder künstlich erhalten durch gegenseitige Machtproben — wir haben auch noch nicht unter Spaltungsversuchen zu leiden gehabt, kurz, hier ist das historische Band noch intakt, unbeschadet der frischen und selbständigen Entwicklung der Schule und der Lehrerschaft. Wir fühlen uns alle wohl dabei. Und so werden die Worte, die der Herr Erzpriester **Blaeschke** als Vertreter der Kirche an die Versammlung richten wird, begrüßt werden als herzlicher Ausdruck eines gesunden und wohlgeordneten Verhältnisses!

Und so dürfen wir auf eine schöne und erhebende Pfingsttagung in unseren Mauern hoffen, aber auch, daß sie segenbringend werde für die Schule, für die Kirche und für das Vaterland!

Dantes Monarchie.[1]

Von Dr. Lorenz **Krapp**.

Das merkwürdige Schicksal vieler Großen, daß die Mitwelt zuerst durch mehr untergeordnete Schöpfungen ihres Geistes auf sie aufmerksam wird, ist auch an Dante wahr geworden. Nicht sein Hauptwerk, die „Göttliche Komödie", lenkte zuerst die Aufmerksamkeit breiter Kreise in Italien und Deutschland auf ihn, sondern die politisch-philosophische Streitschrift, der er den Titel „Monarchie" gab. Das ist nicht verwunderlich, fiel das Werk doch mitten in die publizistischen Kämpfe um den Vorrang von Kaisertum und Papsttum und nahm es doch in denkbar entschiedener Weise hierzu Stellung.

In drei Büchern behandelt Dante sein Thema. Im ersten weist er nach, daß zum Heile der Welt eine Monarchie notwendig sei; im zweiten, daß das römische Volk sich von Rechts wegen das Weltkaisertum aneignete; im dritten vertritt er, der glühende Ghibelline, die Auffassung, daß die Autorität des Kaisertums unmittelbar von Gott abhänge, nicht dem Kaiser vom Papste zu Lehen übertragen sei. Es ist eine Streitschrift gegen das Programm der Bulle Unam sanctam (S. 68), gegen die kurialen Gegner des Kaisertums, aber ebenso gegen die französischen und italienischen Guelfen, die für die Freiheit ihres nationalen Königtums bzw. ihrer Städterepubliken von der obersten Autorität des Kaisers fochten. In seiner Beweisführung ist Dante freilich völlig Kind seiner Zeit. Seine Thesen und Schlüsse, mit denen er sein System von einem Idealstaat stützen will, erscheinen uns alle als unbehelflich, nicht selten als Trugschlüsse. Bräche nicht hier und da kraftvoll das Temperament des künstlerischen Genius durch, so würde sich der Gang durch das Labyrinth dieser Syllogismen sehr einförmig gestalten.

Und doch hat das Werk — ein Alterswerk Dantes — seine hohe Bedeutung als Schlüssel zu vielen Stellen der „Göttlichen Komödie". Was hier mit kühler Sachlichkeit vorgetragen wird, ballt sich in der „Komödie" zusammen zu lauten Aufschreien, zu zürnenden Gerichten. Die Leidenschaft, mit der der Dichter der „Komödie" politische Fragen behandelt und seine Gegner in die Höllenkreise schleudert, erklärt sich aus der tiefen Ueberzeugung von der unverrückbaren Wahrheit seiner Ansicht, wie sie in diesem Werke des dem Greisenalter zuschreitenden Mannes zum Ausdruck kommt. Noch höher aber ist ihre Bedeutung für das Verständnis von Dantes Lebensgang. Den Gedanken, die er in dieser Schrift verficht, opferte er alles; um ihretwillen erlitt er ein glanz- und glückloses Alter.

Das Werk vollendet die Herdersche Ausgabe von Dantes Schriften. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß inzwischen bereits von den „Poetischen Werken" (Komödie, Neues Leben, Gedichte)[2], die Zoozmann übersetzte, die zweite Auflage erscheinen konnte. Bekanntlich sind die „Poetischen Werke als en regard-Ausgabe erschienen, bei der italienischer Text und deutsche Uebertragung nebeneinanderstehen. Zoozmann hat viel an seiner Uebertragung geändert; deren Treue, stilistische Feinheit und künstlerische Anschaulichkeit hat dadurch noch gewonnen. Buchtechnisch ist die außerordentlich glückliche Beigabe von Sauters Erläuterungen hervorzuheben; diese sind am Schlusse der einzelnen Bände derart angebracht, daß sie beim Aufklappen des Werkes jederzeit neben dem Text her gelesen werden können.

Die deutsche Standardausgabe Dantes ist mit der „Monarchie" nunmehr zum Abschluß gekommen. Sie ist einer der nicht wenigen Ruhmestitel des Verlages Herder, dem wir nunmehr einen deutschen Dante verdanken, um den uns andere Völker, so erst jüngst Frankreich in der Revue des deux mondes, durch den Mund Levassiers, beneiden.

[1]) **Dantes Monarchie.** Uebersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. Konstantin **Sauter**. Freiburg i. Br., 1913, Herder. 209 S., geb. M 5.40.

[2]) 4 Bände, 1659 S., geb. in Leinwand M 20.—, in Pergament M 30.—.

Vom Büchertisch.

C. Viebig: Das Eisen im Feuer. Roman. 8°, 383 S. Berlin 1913. **Egon Fleischel & Co.** M 5.—. Ich schätze dies neueste Werk der vielgelesenen, vielbewunderten und vielumstrittenen Dichterin naturalistischer Wirklichkeit als auf fast gleicher künstlerischer Ranghöhe mit ihrer „Wacht am Rhein" ein — trotz diesem und jenem „aber". Der Roman führt uns zunächst nach dem vormärzlichen Berlin, mitten ins Herz des damaligen Berliner Bürgertums, das, unter den Sturmwind der revolutionären Bewegung gestellt, aus der „Spießer"ruhe zu ungeahntem Freiheitsrausch und -Kampf erwacht. Dies Bürgertum selbst wird hauptsächlich verpersönlicht in dem Hünen Hermann Henze, der als Schlossergeselle mit heldenhafter Begeisterung am Barrikadenkampfe teilnimmt, der rächenden Polizeigewalt aber entgeht, durch Schneidigkeit und berufliche Tüchtigkeit sich bald darauf zur unentbehrlichen Stütze eines wohlhabenden Schmiedemeisters macht, mit dessen bereits anrüchiger „vornehmen" Gattin ein Liebesverhältnis eingeht und diesem frönt, während der Mann bereits mit dem Tode ringt, dann diese Frau heiratet und somit diesen Mann beerbt, ein skandalöses Eheleben der Ausschweifung führt, sich aber mählich zum ehrlich fürsorgenden Vater seiner schönen Stieftochter und schließlich auch noch zum leidlich braven Lebenskameraden seiner nicht nur durch feinere Bildung ihm zutiefst wesensfremden Gattin auswächst. Man kann nicht leugnen, daß der Verfasserin die wahrlich nicht leichte selbstgestellte Aufgabe gelungen ist, unsere Anteilnahme an der Entwicklung dieses „Helden" lebendig zu erhalten — trotz des Schmutzes, den sie selbst auf eben diesem Entwicklungswege — wenn auch zumeist in erträglicher Entfernung — vor uns aufwirft. Ob aber das Berliner Bürgertum von heute mit diesem seinem Repräsentanten von Anno dazumal zufrieden sein wird? Wir hoffen — nein. Was die übrige Personenzeichnung betrifft, so überrascht sie wiederum durch ihre Reichhaltigkeit, blutwarme Lebendigkeit und strotzende Kraftfülle. Tatsächlich lebt alles und jeder vor uns — wir vergessen der eigenen Zeit, des eigenen Bodens und fühlen uns mitten in den mit blühendsten Farben der Realistik vor uns aufgerufenen Zeitverhältnissen von 1848—1864, an deren letztem Grenzsaum das Feuer einer neuen großen Zeit aufleuchtet. Kaum jemand wird C. Viebigs Buch einen Geschichtsroman benennen wollen, dazu tritt das Historische — nicht das Kulturhistorische — doch zu wenig bezwingend hervor — bis auf das eine (fünfte) Kapitel. Aber die Zeit selbst ist scharfängig, herzfrisch und mutig erfaßt, und eben deshalb wird auch der Geschichtskenner nicht um „Das Eisen im Feuer" herum können noch wollen.
E. M. Hamann.

Karl Tilly Lindner: Bauernsommer. Gedichte. Mühldorf 1913. **D. Geiger.** 8°, 121 S. Der Titel paßt nicht für den Gesamtinhalt, was nicht heißen soll, daß man alles nicht unter den Titel Passende an sich wegwünschen möchte. Vieles andere dagegen wohl, nicht um des gewählten Stoffes, sondern um der Unzulänglichkeit der Ausführung willen, wenn diese gegen das Talent gehalten wird, das es schuf. Denn letzteres wirkte auf mich — trotz einzelner Anklänge — wo fände man die heutzutage nicht? — als auffallend kräftig, ja nicht selten als kraftstrotzend, ursprünglich. Das meiste solcher Art steht in der ersten Abteilung: „Heimat-, Korn- und Schollenlieder"; das Feinste dagegen in der dritten: „Naturbilder und andere Gedichte." (Die zweite: „Bilder aus Italien" eignet sich nicht für diese Sammlung.) Prachtvolle Bildhaftigkeit — zu viele Bilder! Ueberraschende Mannigfaltigkeit innerhalb des Anschauungskreises — zu starke Begrenztheit dieses Kreises selbst. Wundervolle Tiefe und Zartheit und dann wieder ein ärgerndes Schleudern im Erfassen und Ausgestalten. Unmittelbare Hingegebenheit dagegen der Empfänglichkeit. Zu viele Wiederholung aber der Themen! Ueberhaupt: strenge Sichtung notwendig! Und Strenge der Selbstzucht durchaus! Dann müßte es wunderlich zugehen, wenn ein Eigener wie dieser hinfort nicht nur Eigenstes zu sagen hätte.
E. M. Hamann.

Dr. Adolf Trampe: Es lebe der Optimismus! („Die Freude." Warendorf i. W. **J. Schnellsche Buchhandlung.** 8°. 48 S.) Dieser kleinen Schrift wünsche ich die denkbar weiteste Verbreitung wegen der auf echter Lebenskenntnis fußenden Gesundheit aller in ihr ausgestalteten Anschauungen. Der in sechs Hauptabschnitte („Der Pessimismus", „Die Ursachen des Pessimismus", „Das Fundament des Pessimismus", „Das Leben des Christen", „Ostern") gegliederte Inhalt legt zunächst ohne jedwelche Konzessionsmacherei das Elend unserer neuzeitlichen Verhältnisse dar, um dann die rettenden Wege aus diesem Elend aufzudecken. Daß wir das Büchlein mit dem Gefühl zuversichtlicher Erhebung aus der Hand legen, beweist an sich dessen Berechtigung. Wie sagt der vom Autor zitierte

Ernest Hello? „Wir haben die Schrecken der Nacht gekostet, wir wollen nicht nur die Dämmerung mehr, die Sonne tut uns not."
E. M. Hamann.

Johannes Mayrhofer: Der kleine Abenteurer und andere Geschichten für Volk und reifere Jugend. Verlag Johannes Korzeniewski, Berlin 58, Greifenhagenerstr. 3. 8° 141 S., geb. ℳ 1.50. Des von der Jugend- und Volksschriftenkommission des katholischen Lehrerverbandes Brandenburg-Pommern herausgegebene Buch verleugnet nicht seinen gewollten Charakter erziehlicher Unterhaltungslektüre, aber die Tendenz erstickt nicht den Genuß, was bei der Einzel- wie Familienlektüre, zumal bei der lachfrohen („lachseligen" könnte man fast sagen) Titelnovelle, zu der als ernstes Seitenstück die Höhlengeschichte „Unter der Erde" tritt, nicht nur von der Jugend dankbar empfunden werden wird. Die dritte Erzählung: „Zum Weihnachtsfrieden", geht zumal die akademische Jugend an, die nur zu oft über der glänzenden Hörsaalrhetorik der eigenen Logik vergißt und darüber Lebensglauben und -halt verliert. Möge denn das Büchlein den vom Verfasser ins Auge gefaßten Segen weithin verbreiten! M. Rast.

Die katholische Abstinenzbewegung, ihr Werden und Wesen, ihre Wege und Ziele. Von Dr. med. Schmüdderich. Verlag von Breer & Thiemann in Hamm (Westfalen). 1913. Brosch. 50 Pf. Diese Broschüre sollte auf jedem Biertisch, neben jeder Weinkaraffe liegen. Ich glaube, sie täte dort gute Wirkung. Manchem würden dann die Augen aufgehen über das entsetzliche Meer von Elend, von Sünden und bitteren Not, von gemordeten Lebenskräften und vernichteten Menschenhoffnungen, zu dem er selber meist unbewußt beiträgt. Gegen die Wucht der angeführten Zahlen kann kein denkender Mensch gefühllos bleiben. Wir sehen: Das Vaterland liegt an der Alkoholseuche krank darnieder. Die Tugend der Enthaltsamkeit würde uns sämtliche Militär- und Flottenvorlagen ersparen. Dann führt uns das Buch die katholische Abstinenzbewegung mit ihren Prinzipien und großen Zielen vor Augen. Viel hat sie schon erreicht, größeres steht noch bevor. Dem Werkchen Dr. med. Schmüdderichs ist der beste Erfolg und die weiteste Verbreitung zu wünschen. Gerade die Eltern sollen es ihren vor dem Scheideweg stehenden Söhnen in die Hand drücken.
Jos. Valley.

Das Lebensbrot des Christen. Von Karl Joseph Dick, Priester der Kongregation der Pallottiner. 18° XIV und 610 S. ℳ 1.80 und höher. Limburg, Kongregation der Pallottiner, 1913. Ein neues, gediegenes Kommunionbuch, das vornehmlich auf einläßliche Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand hinarbeitet. Im ersten und zweiten Teil wird näher ausgeführt, wie ersprießlich der öftere Empfang des Lebensbrotes sei, und wie viele dies unschwer ermöglichen könnten. Der Unterricht gestaltet sich naturgemäß zur Begründung und Erläuterung der in den letzten Jahren erlassenen einschlägigen kirchlichen Verfügungen. Seite 205 bis 256 wird eine übersichtliche Zusammenstellung und kurzer Kommentar der päpstlichen Dekrete über die tägliche Kommunion, die Kinder- und Krankenkommunion, sowie die daran geknüpften Ablaßbewilligungen geboten. Der dritte Teil bildet ein vollständiges Gebetbuch, dessen Hauptinhalt Kommunionandachten, ausmachen, die großenteils an altehrwürdige Gebetstexte (Thomas v. Kempis, Kardinal Bona) anlehnen. So verdient dieses Werkchen wohl einen Platz neben den in jüngster Zeit sich häufenden Kommunionbüchern.
O. Heinz.

Keiters Katholischer Literaturkalender 1913. Herausgegeben von Dr. Karl Menne. 13. Jahrgang. Mit 6 Bildnissen. Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr, geb. ℳ 5. — Ein gut eingebürgertes, gediegenes Handbuch, dem Manne der Feder unentbehrlich geworden, dessen vorliegender Jahrgang in gründlicher Neubearbeitung sich würdig den bisherigen anreiht. Das Autorenverzeichnis ist von 624 auf 683 gestiegen. Wenn bei manchen Autoren Unrichtigkeiten stehen geblieben sind, so liegt die Schuld hieran an den betreffenden Herren selber, weil sie die Fragebogen unbeantwortet ließen. Solche Handbücher gehören zum Gesamteigentume des katholischen Volkes, und unter diesem Gesichtspunkte ist es eine heilige Pflicht, daß jeder Berufene seinen Baustein rechtzeitig abliefere, damit ein vollständiges und lückenloses Werk zustande kommt. Möge der Literaturkalender zu den alten sich recht viele neue Freunde erwerben.
Jos. Valley.

Der sonnige Tag.

Sieh, wie sich der Tag über die Bäume
grüngoldig giesst!
und du willst weinen?
Sieh, wie alles in Sonne und Leben
und Wunderträume
überfliesst . . .
Soviel ist deinen
Augen und Händen gegeben!
Und du willst weinen?
Sieh, wie die Menschen geh'n,
verschlungen, zum Tor hinaus. Wie sie lachen!
Und glücklich sind! Handküsse senden
sie uns jetzt zu;
sie sagen sich gewiss zum ersten Male: du . . .

Lass uns am Balkone steh'n!
Da kann man ihnen noch lange,
lange nachseh'n!

Hans Steiger.

Durch die Welt der Fjorde.

Von Johannes Mayrhofer.

Als ich zum ersten Male die norwegischen Fjorde bereiste, machte ich auf einem kleinen Lokaldampfer, der uns zu einem weltverlorenen, verträumten Nest am Fuße dräuender Felstitanen hinführte, die angenehme Bekanntschaft eines höchst intelligenten, feingebildeten bayerischen Geistlichen, der mir im Laufe des Gesprächs erzählte, daß er schon seit einem Dezennium seinen Sommerurlaub regelmäßig in diesen von Isar-Athen doch immerhin etwas entfernten Regionen zubringe. Ich ziehe meinerseits eine größere Abwechslung vor und bewundere einmal die erhabene Einsamkeit droben im Reich der Mitternachtssonne und dann das tolle, farbenreiche Gewühl in den Bazaren von Stambul oder den Souks von Tunis, freue mich heute an der malerischen Volkstracht adretter, frischer Hardangermädchen und sinne morgen über düstere mohammedanische Rätsel im Anblick ernstverschleierter Orientalinnen. Aber wer weiß, ob ich mich nicht noch eines Tages zu der abgeklärten Reiseweisheit des bayerischen Pfarrers bekehre.

Denn es ist wahr, was man im allgemeinen von einer guten Sommererholung erwarten muß, das ist nicht eine strapazenreiche Expedition durch aller Herren Länder mit einem wohlgerüttelten Tagespensum von Architekturstudien, Gemäldegalerien, Theatern und tausend anderen Dingen, die im Bädeker einen oder zwei Sterne bekommen haben; es ist anderseits auch nicht ein vier Wochen lang fortgesetztes Hinschlummern an einem sanften Badestrand mit mäßigem Wellen- und noch mäßigerem Unterhaltungsgeplätscher. Was der gute Durchschnitt unserer erholungsbedürftigen Kulturwelt in seinen Sommerferien nötig hat, das ist die rechte Mischung von tadelloser Nervenruhe in Dolce far niente, Sonne und freier, stärkender Luft und anderseits ein wohltuender Wechsel von lieblichen und erhabenen Landschaftsbildern, die wie in einer Riesenzauberlaterne, aber mit der ganzen Pracht der Wirklichkeit an einem vorüberziehen.

Die Eisenbahn ist ein unschätzbares Fahrzeug. Wäre sie nicht erfunden, man sollte es möglichst rasch tun. Aber um Landschaften zu genießen, muß man sich einen Dampfer nehmen. Selbstverständlich nur da, wo es das entsprechende Wasser gibt. Das ist aber gerade das Unbeschreibliche, das Wundervolle in den Fjorden des westlichen Norwegens, daß man Tag für Tag in ständigem Wechsel der Szenerie auf diesen von keinem Sturm des in der Ferne brandenden Meeres aufgepeitschten friedlichen Gewässern dahingleitet, in einem Wandelpanorama, vor dessen Großartigkeit die genialsten Maler Pinsel und Palette senken und die raffiniertesten Künste unserer gefeiertsten Theaterleute mit all ihren Drehbühnen, Versenkungen und rollenden Dekorationen in nichts zerstieben. Der Direktor des „Großen Welttheaters", um in Calderons geistreichem Bilde zu reden, der auch für die Glanznummer der norwegischen Fjorde verantwortlich zeichnet, kann eben von uns kleinen Menschenzwergen nur sehr bescheiden und ärmlich kopiert werden.

Die Meeresbuchten, die man mit dem Namen Fjorde bezeichnet, schneiden tief ein in die Felsenküsten des gebirgigen Landes, durchweg nicht sehr breit, aber langgedehnt, oft von unglaublicher Länge, und in Verzweigungen und Verästelungen und Wendungen, die eine ganze Welt überraschender, ja überwältigender Perspektiven erschließen. Was im Reiche der Baukunst etwa die Mezquita zu Cordoba ist, mit ihrem Urwald von Säulen, mit ihren gleichsam in Unendlichkeiten versinkenden Ausblicken und Durchblicken, das ist in unendlich höherem Grade und viel strahlender, farbenreicher und nie zu Ende zu genießen, das Zauberlabyrinth der norwegischen Fjorde. Kaiser Wilhelm hat mit seinen norwegischen Reisen keinen schlechten Geschmack bewiesen.

Eigenartig ist es, wie jeder der Fjorde im Gesamtcharakter von den übrigen abweicht. Auf die zarten Schönheiten des Hardanger folgt die wilde Pracht des Sognefjords, nur gelegentlich unterbrochen etwa von der Lieblichkeit Balholms, des Schauplatzes der Frithjofsage, das so lächelnd und verführerisch mit seinen reichen Fluren zwischen den Fjordgewässern und den ragenden Bergeshöhen ruht. In kühnster Phantastik steigen die zerrissenen Felsengipfel des Hjörundfjords in die Lüfte, in fast senkrechtem Absturz brausen im Geirangerfjord die Wasserfälle der „Sieben Schwestern" aus schwindelnden Höhen über das Gestein der Bergeswand zu den schweigenden Fluten nieder. Ach, es ist vergebliche Mühe, diese Wunderwelt der seltsamsten Kontraste, der lieblichsten Fluren und wirklich poetischen Menschensiedlungen, der rauhesten, gigantisch zum Himmel auftrotzenden Felsenberge, der

schäumenden Wasserstürze und der majestätisch ruhenden Gletscher in den schwachen Worten menschlicher Sprache schildern zu wollen.

Norwegen wird viel von uns Deutschen besucht. Ich glaube, es sollte noch mehr geschehen. Als alter Freund des Landes begrüße ich es, daß der „Norddeutsche Lloyd" sich in diesem Jahre entschlossen hat, außer seiner größeren Polarfahrt auch eine kurze, fünfzehntägige Norwegenfahrt mit gut gewählten Landausflügen zu unternehmen (vom 16. bis 30. Juni). Der kundige Reisende entwirft sich auch mühelos seine Tour mit norwegischen Dampfern, der ungeübte Binnenländer — und das soll kein Tadel sein — ist immer dankbar für eine Gelegenheit, die ihm jedes weitere Nachsinnen erspart.

Vor einigen Jahren fuhr ich mit einem Dresdener Kunstmaler durch die Fjorde. Es war eine robuste, gelegentlich ein wenig derbe Natur, ein Mann, der jedenfalls nicht in den Verdacht lyrischer Sentimentalitäten kam. Aber eines Tages, da wir auf die wechselnden, an uns vorübergleitenden Felsenszenerien schauten, sagte er in seiner impulsiven Art: „Da kriegt man Religion in den Leib!" Etwas kräftig, massiv ausgedrückt, aber derselbe Gedanke, dasselbe Empfinden, das schon so viele beseelt im Anblick dieser hinreißenden Schönheit der Fjorde Norwegens: Welch eine Offenbarung der Größe und Herrlichkeit des Höchsten! Ein Empfinden, das einen in anbetender Morgenandacht das Haupt senken läßt vor dem, den ringsum die leblose Kreatur, Fels und Gletscher und Wasserfall und grünende Flur und die in der Sonne leuchtenden Fjordgewässer vernunftlos und doch so unendlich beredt verherrlichen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Als erste der Aufführungen aus Anlaß der Wagnerfeier erschien „Rienzi", auf dessen musikalische Neueinstudierung Bruno Walter große Sorgfalt verwendet hatte, und für dessen feurige Leitung er mit stürmischem Beifall geehrt wurde. Von Wagner, dem Neuschöpfer, steckt ja in dieser „großen Oper" noch weniger, als heute manche Interpreten hineindeuten, aber in einer Besetzung, wie die unsrige mit Barys vertieftem Titelhelden, den Damen Fay und Dahmen wird man die ohnehin selten gegebene Oper immer wieder einmal mit Interesse hören. Neu einstudiert erschien auch „Mignon", in der die Damen Dahmen und Tordek alternieren. Daß die französischen Librettisten den Goetheschen Gestalten nicht gerecht wurden, ist tausendmal gesagt worden; aber die Ziele, die sie und der Komponist Ambroise Thomas sich gesteckt, wurden erreicht. Sie schufen eine liebenswürdige Spieloper, deren Melodien, gut gesungen, noch recht frisch anmuten.

Münchener Schauspielhaus. „Mein Freund Teddy", Lustspiel von André und Lucien Besnard, hat zwei muntere Akte und einen etwas schleppenden dritten. Ein junger Amerikaner lernt eine Pariserin kennen und lieben, die an einen politischen Faselhans gebunden. Er weiß es einzurichten, daß die junge Frau immer mehr von Untreue und Unwert ihres Gatten überzeugt wird und die Bande löst, um — mit üblicher Respektsfrist — neue einzugehen: Teddy kommt hierbei sich und den Herren Autoren als ein Ausbund von moralischer Korrektheit vor. Das Stückchen ist zu anspruchslos, als daß man ernsthafte Einwände erheben möchte, es war den Verfassern darum zu tun, derbe Ehrlichkeit und elegante, aber innerlich unwahre Salonkultur in bühnenwirksamen Kontrast zu setzen. Dieses Stück steht und fällt mit den Schauspielern. Herrn Randolf gelang es in seinem Amerikaner, das „goldene Herz" so zu betonen, daß die unkultivierten Umgangsformen Teddys mehr urwüchsig, als flegelhaft erscheinen konnten.

Münchener Kammerspiele. Zwischen der alten und der neuen Leitung werden die Streitpunkte noch nicht so bald verschwinden. Uns können hier nur die künstlerischen Leistungen beschäftigen. Mit Strindbergs „Kameraden" und Peter Nansens „glücklicher Ehe" zeigte die neue Direktion, daß es ihr gelang, neue Kräfte zu den alten zu wohlabgestimmtem Ensemble zu fügen. Die Ehe, deren „Glück" darin besteht, daß der Gatte grenzenlos blind und vertrauensselig, haben wir vor sechs Monaten im Schauspielhaus gesehen und damals besprochen. Das Stück spielt im Norden, seine geistige Heimat ist jedoch das Paris der Schwankliteratur. Das Ensemble traf den entsprechenden leichten, eleganten Ton. Strindbergs Komödie spielt in Paris, aber über ihm hängen die schweren Nebel des Nordens. Komödie? Der Dichter mochte das Stück wegen einiger komischer Lichter, die er seinen Vorgängen aufsetzte, so nennen, freilich Humor wird man nicht finden. Die Komödie ist kurz nach der krassen Tragödie „Der Vater" geschrieben. Hier ringt die Frau den Gatten nieder, um die Erziehung des Kindes allein leiten zu können, in den „Kameraden" geht der Kampf um den Vorrang in der Kunst. Immer ist die Frau der geistig geringere Teil, der sein Ziel mit allen Mitteln niedriger Gesinnung verfolgt. Strindberg hat diese Stücke, wie wir aus seinen Bekenntnissen wissen, aus trüben Erfahrungen und aus Widerspruch gegen die vorwärts drängende Frauenemanzipation geschaffen. Sie wirkten seinerzeit als Kampfschriften und könnten heute nur historisches Interesse beanspruchen, wenn diese Gestalten nicht voll plastischen Lebens wären, trotzdem sie durchaus aus tendenziös verzerrender Perspektive gesehen sind. Die Wiedergabe wies einige sehr packende, lebenswarm wirkende Gestaltungen auf.

Münchener Volkstheater. Tilly Waldegg, Otto Gebühr und Kaiser-Titz, drei angesehene Lustspielgrößen der Reichshauptstadt, gastieren auf unserer Volksbühne. Sie begannen mit Ludwig Fuldas Lustspiel: „Der Dummkopf", dessen Aufnahme noch um einige Grade wärmer war, wie die frühere im Kgl. Residenztheater. Fulda zeichnet hier einen Träumer, dessen reiches Innenleben ihm ständig den Blick für die Realitäten des Lebens verschließt, der durch Schaden nie klug wird und die eigene Gutherzigkeit stets bei den anderen voraussetzt. Nur seinen egoistischen Gegenspielern, nicht dem Publikum soll „Justus" als Dummkopf erscheinen. In dem stilisierten Rahmen eines Vers- und Kostümstückes wäre es Fulda eher gelungen, die zahlreichen starken Unwahrscheinlichkeiten minder fühlbar zu machen, im Milieu der modernen Großstadt wird es uns schwerer, uns dieses große Kind zu denken. Das Stück fließt jedoch in frischem Tempo dahin, die heiteren Situationen sind zahlreich und immer mit Geschick herbeigeführt. Gebühr wußte die Titelrolle im Sinne der dichterischen Idee tiefer zu fassen, und so war der Eindruck der Aufführung ein sehr günstiger, zumal da die anderen Darsteller durchwegs auf sehr guter Höhe standen.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Volkssymphoniekonzert brachte in sehr guter Wiedergabe Beethovens zweite und Bruckners siebente Symphonie. Die Tonhalle war wie an jedem der 29 Abende stark besucht, und man spendete Paul Prill und dem Orchester herzlichen Beifall. Sie haben die große Arbeit des Winters wiederum mit großem Können und echter künstlerischer Sorgfalt gelöst. Groß ist die Zahl der Konzerte, die trotz guter Leistungen wegfallen könnten, ohne in dem Musikleben Münchens eine Lücke entstehen zu lassen. Die Volkssymphoniekonzerte jedoch sind für weite Kreise von Musikfreunden, die mehr suchen, als leere Zerstreuung, eine Stätte wirklicher Erhebung. Daß die Programme niemals zugunsten „populärer Wirkung" Konzessionen machen, ehrt den Konzertverein noch besonders. — Die „Münchener" brachten auf ihrem letzten Kammermusikabend außer Beethovens Es-Dur-Quartett op. 127 Hans Pfitzners Streichquartett op. 13, ein fesselndes Werk von Eigenart, das in manchen Teilen hohe Reize besitzt. Die Wiedergabe war des starken Beifalls würdig. — Eduard Mörike bot für mich die stärksten Eindrücke in der dritten Leonorenouvertüre, mit welcher er sein in der Tonhalle dirigiertes Symphoniekonzert schloß; aber auch in der Uraufführung zweier Werke Friedrich Schuchards zeigte er seine hier schon bekannten schönen Fähigkeiten. Was diese Neuheiten betrifft, so fesselte das Vorspiel zum Musikdrama „Der Paria" stärker, als die Symphonie in F-Moll. In beiden jedoch erweist sich Schuchardt als ein kultivierter Musiker, der klangschön zu schreiben weiß. Der anwesende Komponist fand herzlichen Beifall. Vida Llewellyn spielte das B-Moll-Konzert von Tschaikowsky mit wachsender Wirkung. Der Abend brachte der jungen Pianistin einen vollen Erfolg.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Gothaer Hofbühne brachte die Uraufführung von Felix Draesekes „Merlin"; der vor einigen Wochen verstorbene greise Komponist hatte das Mysterium als die Krönung seines Schaffens für die Bühne betrachtet. Das Werk steht musikalisch im Banne Richard Wagners. Die Textdichtung schließt sich an Immermanns Mythe: „Merlin" an, ist reich an poetischen Schönheiten, aber wenig dramatisch. — Die Tagung der Deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar war gut besucht. Professor Dr. A. Klaar, Berlin, hielt den Festvortrag über: „Shakespeares Charaktere und ihre Darstellung". Die Festvorstellung des Hoftheaters brachte den „Sommernachtstraum". — Das Dorf St. Radegund in Oberösterreich hat ein Spielhaus erbaut, um heuer die Passion erstmalig im größeren Stile zu spielen. Ueber die Dichtung Professor Bermanschlägers aus Linz und die würdige Darstellung liegen günstige Berichte vor. — In Bonn wurde ein Beethovenfest erfolgreich veranstaltet. — Die Uraufführung zweier Einakter „Das Winterfest" und „Der Fremdling" von Albert Geiger fanden durch lyrische Stimmungsreize gute Aufnahme in Karlsruhe. — „Kaiserliche Hoheit", eine Doppelgängerkomödie des Holländers Simons-Mees, gefiel dank einer sehr wirksamen Rolle in Königsberg. — Die Musik des symphonischen Balletts „Zlaterog" des früh verstorbenen jungen Komponisten Erich J. Wolff, dessen Uraufführung in Prag stattfand, wird sehr günstig besprochen. — Aus Anlaß des 50. Geburtstages Felix Weingartners plant seine Vaterstadt Zara besondere Festlichkeiten. — Der Münchener Tonsetzer Ernst Boehe wurde als Hofkapellmeister nach Oldenburg berufen. — In Braunschweig trat Intendant v. Frankenberg-Ludwigsdorf von der Leitung der Hofbühne zurück. — In London hatte Rudyard Kiplings dramatischer Erstling „Die Hafenpatrouille" starken Erfolg. Für deutschen Geschmack ist dies Melodram des bekannten Novellisten von altmodischer Sentimentalität.

München. L. G. Oberlaender.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 27. April starb der berühmte Architekt Gabriel von Seidl.[1] Mit ihm ist eine der markantesten Künstlerpersönlichkeiten Münchens und Deutschlands dahingegangen. Er war ein Sohn der bayerischen Hauptstadt, wo er am 9. Dezember 1848 geboren wurde. In seinen Werken verband er in genialer Weise die Anlehnung an die großen Traditionen der Vergangenheit, deren Geist er im Innersten zu erfassen verstand, mit der Erfüllung aller, auch der schwierigsten Anforderungen, welche das moderne Leben mit seinen veränderten Zwecken und Zielen stellt. München verdankt der Kunst Gabriel von Seidls eine Reihe berühmt gewordener Bauten, darunter von Kirchen die zu Sankt Anna auf dem Lehel und Sankt Rupertus im Westend; von Profanbauten unter anderem das Künstlerhaus, das Bayerische Nationalmuseum, den Entwurf zum Deutschen Museum. Seidl war aber auch weit über die Grenzen Bayerns hinaus tätig. Er erbaute Schlösser, unter anderem in Büdesheim, in Repten (Schlesien), die Rathäuser zu Ingolstadt und Worms stammen von ihm, auch der große An- und Umbau des Rathauses zu Bremen, der erst im Januar dieses Jahres eingeweiht wurde. Nicht vergessen sei das hohe Verdienst, welches Seidl sich in unserer bayerischen Heimat um die Erhaltung der volkstümlichen Bauweise in den kleineren Städten und am Lande erworben hat. — Am 7. April starb hier Karl von Lemcke, früher Professor für Aesthetik und Kunstgeschichte zu Stuttgart und Inspektor der Gemäldegalerie daselbst. 1831 in Schwerin geboren, hat er lange Zeiten seines Lebens und wichtigste Teile seiner Tätigkeit mit München verknüpft. Von seinen Werken ist die „Populäre Aesthetik", welche seit 1896 in zahlreichen Auflagen erschien, am bekanntesten geworden. — Die nach dem Entwurfe des Regierungsbaumeisters Bergthold in gotischem Stile als Ziegelrohbau errichtete neue englische St. Georgskirche wurde kürzlich eingeweiht. — Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst veranstaltete einen Wettbewerb zur Gewinnung von Entwürfen für einen Erweiterungsbau der St. Agathakirche zu Aschaffenburg. Es waren nur neun Architekten zur Beteiligung eingeladen worden, von denen drei besonders Bemerkenswertes geliefert haben. An erster Stelle zur Ausführung empfohlen wurde der Entwurf Rupert von Millers, an zweiter der von Friedrich Freiherrn von Schmidt, an dritter jener von Hans Brühl. Der Wettbewerb hat wieder, wie auch die sonst von der Deutschen Gesellschaft ausgeschriebenen das Verdienst gehabt, der modernen kirchlichen Kunst wertvolle und bedeutende Anregungen zu geben, welche ebenso sehr dem neuzeitlichen Kirchenbau an sich, als der Förderung heimatlicher Bauweise zugute kommen. — In den Räumen derselben Gesellschaft zeigte der Maler Max Roßmann ein Christus- und ein Marienbild, beide von tüchtigen Qualitäten in Ausdruck und Farbe, der Bildhauer Wallisch wertvolle Plastiken. Auf die sonstigen interessanten Darbietungen dieser Ausstellungen einzugehen, verbietet leider die Rücksicht auf den Raum. — Der „Deutsche Künstlerverband" der Juryfreien brachte in seiner neuesten Ausstellung wieder, wie gewöhnlich, ziemlich Verschiedenwertiges, doch im ganzen Erfreuliches. Einzelnes darf als hervorragend bezeichnet werden. So die ausgezeichneten Plastiken von Mania Kacer, darunter mehrere tiefsinnig erfaßte Christusstudien. Von Malereien greife ich die koloristisch sehr feinen Arbeiten von Hugo Schimmel und die temperamentvollen von Fritz Scherer heraus. — Von den Kunstsalons bot jener von Littauer eine recht interessante Kollektion eindringlich beobachteter und kraftvoll gegebener Landschaften von A. Stagura-Dieffen. — Recht tüchtige Arbeiten zeigte in Brakls Moderner Kunsthandlung die Schule der Malerin Frida Blell. Thannhausers Moderne Galerie brachte landschaftliche, figurale und andere Studien von A. Neumann, welchen freilich, besonders in der Farbe, die rechte Ausgeglichenheit fehlte. Daß es im Neuen Kunstsalon, sowie in der „Neuen Kunst" an den daselbst gewohnten Auswüchsen moderner Bluffmalerei nicht fehlte, sei der Vollständigkeit halber mitgeteilt. Wer dagegen nach Höhepunkten echter Kunst suchte, fand diese bei Heinemann, der sich wieder einmal das große Verdienst erwarb, eine Zusammenstellung vorzüglichster Meisterwerke zu veranstalten. Diesmal gab er französische Kunst des 19. Jahrhunderts in einer gegen 200 Nummern umfassenden Zusammenstellung, welche die ganze, so ungeheuer mannigfaltige und erfolgreiche Entwicklung der Malerei Frankreichs seit den Zeiten Davids und Delacroix' bis zur Neuzeit in wahrhaft überraschender Weise illustrierte. — Der Kunstverein folgte im letzten Monate seinen besten alten Traditionen. Von seinen Darbietungen sind voran zu nennen zwei Leiblsche Bildnisse, ein männliches und ein weibliches, aus den Jahren 1890 und 1891, klein an Umfang, aber unendlich fein an Qualität. Von großem Reize waren ferner die schon ihrer Seltenheit wegen bemerkenswerten kraftvoll poetischen Marinen von Leopold Schönchen, sowie die Landschaften des Dachauers Felix Bürgers mit ihrer vornehmen und großzügigen Art. Ernst Liebermanns Kunst ist umfassender, aber leider auch äußerlicher geworden als früher, wo man in ihr die freundlichen Töne des deutschen Volksliedes erklingen hörte. Außerhalb gewöhnlicher und in irgend einem der bekannten Schubfächer unterzubringender Richtungen standen die Werke von Alfred Lüdke. Ein Poet durch und durch, kerndeutsch in seinem Empfinden, gibt er seine auf landschaftliche Themata gebauten Schöpfungen in ruhig erhabener Art. Form und Gedanke erscheinen zumeist im Gleichgewicht, und es mag vielleicht persönlich sein, wenn ich einigen an das religiöse Gebiet streifenden Werken noch etwas mehr äußerlich überzeugende Darstellungsweise wünschen möchte.

Ain-Shems (Palästina). Die Ausgrabungen lieferten höchst wertvolles Material über die Geschichte jener Gegend vom 3. Jahrtausend bis zur byzantinischen Zeit. — Augsburg. Im Kunstverein gab es eine Ausstellung von Werken des ausgezeichneten Meisters christlicher Malerei Professor Gebhard Fugel. Der an dieser Stelle wiederholt geschehenen Würdigung der Fugelschen Kunst braucht Neues nicht hinzugefügt zu werden. Wer sie kennt, wird einsehen, daß der Erfolg der Augsburger Ausstellung ein starker und bleibender sein mußte. — Dem vom Standpunkte der Denkmalpflege und des Heimatschutzes aufs stärkste zu mißbilligenden Entschlusse der Bürgerschaft, das schöne alte „Weberhaus" abzureißen, sind zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten in einem gemeinsamen offenen Schreiben entgegengetreten, welchem dringend Erfolg zu wünschen ist. — Baden-Baden. Die deutsche Kunstausstellung bringt außer einer höchst bedeutenden Sondergruppe Hans Thomascher Werke erlesene Darbietungen der Münchener, Stuttgarter, Straßburger, Dresdener, Karlsruher und Berliner Kunst, dazu viele treffliche Graphiken und Plastiken. — Berlin. Hochinteressante Leistungen moderner Glasmalerei zeigte im Hohenzollern-Kunstgewerbehause G. Heinersdorff nach Entwürfen des in Düsseldorf 1909 zuerst bekannt gewordenen Thorn-Prikker. Es sind herbe, in der Farbe prächtig wirkende Fenster für eine katholische Kirche des Rheinlandes. — Am 1. April starb der besonders um den modernen Städtebau hoch verdiente Geh. Baurat Otto March. — Compiègne. Eine altrömische Niederlassung mit Resten eines Bades, Tempels usw. wurde aufgedeckt. — In Dessau veranstaltet der „Ausstellerverband Münchener Künstler" eine seiner tüchtigen Wanderausstellungen. Es bieten sich Werke von Bolgiano, Eißfeldt, Grönvold, Petuel, Schönchen, B. L. Voß und zahlreichen anderen. — In Dietenheim bei Bruneck (Pustertal) fand Professor Dr. H. Hammer aus Innsbruck Teile eines Laurentiusaltares, dessen andere Hälfte der Münchener Pinakothek gehört. Ueber die Frage der angeblichen Autorschaft Michael Pachers glaube ich in meinem soeben bei Kühlen in M. Gladbach erschienenen Buche „Michael Pacher und die Seinen" das Erforderliche gesagt zu haben. — Düsseldorf. Zum Direktor der Städtischen Galerie wurde Professor Dr. K. Koetschau vom Berliner Kaiser Friedrich-Museum erwählt. — Der Kunstgewerbler und Schriftkünstler Professor F. H. Ehmcke wurde an die K. Kunstgewerbeschule in München berufen. — Florenz. Durch Neueröffnung der Galleria d'Arte Moderna hat die Stadt einen bedeutenden Schritt zur Förderung der zeitgenössischen Kunst vorwärts getan. — London. Im University College-Museum gibt es eine äußerst wertvolle Ausstellung ägyptischer Altertümer, unter denen sich herrliche Schmuckgegenstände, Keramiken und als Besonderheit eine Sammlung von weit über tausend Skarabäen befindet. — Paris. Der Amerikaner Vanderbilt hat das Schloß Chenonceaux angekauft, wiewohl dies zu den klassierten staatlichen Baudenkmälern gehört. — Im Musée des Arts décoratifs beweist die zurzeit stattfindende Ausstellung, daß das französische Kunstgewerbe unter dem Einflusse des Münchnerischen bemüht ist, sich aus seiner bereits sehr fühlbaren Stagnation aufzuraffen, freilich ohne daß bisher der Erfolg bemerkenswert wäre. — Weimar. Der Maler Professor Albin Egger-Lienz hat seinen Vertrag mit der Großherzoglichen Regierung wieder gelöst und kehrt zu den heimischen Tiroler Bergen zurück.

Dr. O. Doering-Dachau.

[1] Anmerkung der Redaktion: Gabriel von Seidl war ein frommer, überzeugungstreuer Katholik, der seinen Glauben auch im Leben offen bekannte. Am besten offenbaren die tiefreligiöse Gesinnung des Verstorbenen die Worte, welche er am Ostersonntag zu dem ihn besuchenden Priester sagte: „Christentum und Kirche sind mir etwas so Hohes und Heiliges, daß mir heute der Anschluß daran ein Herzensbedürfnis war als Ausdruck meiner innersten Ueberzeugung."

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit dem Akutwerden der Skutarifrage und den plötzlich hell auflodernden Gegensätzen Oesterreich-Ungarns zu den slawischen Balkankönigreichen und dadurch zu Russland herrscht an allen internationalen Börsenplätzen Konsterniertheit und planloses, unsicheres Geschäft. Die scharfen Kontraste, welche durch die Hintertreppenpolitik Russlands und die dadurch aufgestachelte revoltierende Tätigkeit Montenegros gegenüber der Grossmacht Oesterreich-Ungarn entstanden sind, steigern sich von Tag zu Tag. Niemand sieht ein klares Ende der verschiedentlichen Differenzen der hohen Politik. Bei den diplomatischen Schwankungen der Botschafterkonferenzen und sonstigen Instanzen gerieten die Börsen vollkommen ins Stocken. Paniken, hervorgerufen durch die mehr oder minder ernst zu nehmende Kriegsfurcht, beeinflussten alle Börsentransaktionen. Hinweise auf wirtschaftliche Entwicklungen, industrielle Nachrichten, Geldmarktkonstellation — alle diese Momente blieben unbeachtet oder wurden verdrängt von dem Auf und Nieder der ratlosen, desparaten Balkanereignisse. Die Anzeigen über eine getrennte Marschroute Oesterreich-Ungarns und ein nunmehriges energisches Vorgehen im Verein mit Italien gegenüber der Skutariangelegenheit gaben wiederholt Veranlassung an den Börsen, jene klägliche Kriegsfurcht vor Augen zu führen, wodurch im Nu das ganze stolze Kursgebäude zerstört wurde. Die geheimnisvollen Vorkommnisse, wobei Russland eine peinlich intriguierende Rolle gespielt hat, gaben mit der Spitze gegen Oesterreich und

den Dreibund Veranlassung, der zukünftigen Gestaltung mehr als je abwartend gegenüberzustehen. Die Kriegsvorbereitungen in Dalmatien, die deutliche Sprache Oesterreichs und das treue Ausharren des Dreibundes im Gegensatz zur zweischneidigen Haltung der Triple-Alliance gaben den Effektenmärkten wiederholt harte Nüsse zu knacken. Bei der Aenderung der politischen Zustände in den letzten Tagen und der sich stets widersprechenden Darlegungen war es nur zu begreiflich, dass auch die flaue Tendenz nicht so recht zum Durchbruch kommen konnte. An den Börsen sah man vielfach in Finanz- und Geldkreisen, dass trotz dieser schwierigen Lage eine gewisse starke Widerstandskraft den Kursen innewohnte. Es wäre sonst undenkbar gewesen, dass sich das Niveau der meisten Industriewerte verhältnismässig fest gehalten hat. Besondere Ueberstürzung in grösseren Angstverkäufen konnte nur vorübergehend wahrgenommen werden. Anderseits muss erwähnt sein, dass die kritische Lage der Politik und die direkte Kriegsgefahr speziell an den Börsen in Erwägung gezogen wurde, man also von einer „Vogel Strausspolitik“ an den Effektenmärkten nicht sprechen kann. Auch die Banken liessen ihre Kundschaft keineswegs im unklaren hinsichtlich der Möglichkeit eines Krieges. Lediglich der Wiener Platz, als die zunächst beteiligte Börse, war von grossen Kursschwankungen und totaler Ratlosigkeit beherrscht. Die Schwierigkeiten der politischen Situation erklärte selbstredend die allgemein geübte grosse Zurückhaltung an den Börsen. Wie sehr jedoch die Märkte innerlich auf bessere zukünftige Nachrichten hofften, bewies der Wochenschluss, woselbst die Tatsache einer gewissen Einmütigkeit der Mächte sofort eine stürmische Haussebewegung der Kurse hervorgerufen hatte. Der Staatskommissar der Wiener Börse sah sich ebenso wie die Berliner Bankwelt deswegen zu Warnungen bezüglich einer allzu optimistischen Anschauung veranlasst. In den Montanwerten, Schiffahrtsaktien und in den Papieren der Elektrobranche war besonders in Berlin zeitweise lebhaftes Geschäft entwickelt. Die Elektrogruppe wurde beherrscht von der scharfen Aufwärtsbewegung der Schuckert-Aktien, welche durch grosse Millionenfinanzprojekte dieser Gesellschaft profitierten. Eine gleichfalls starke Haussetendenz in Neuyork, ferner erhebliche Teilnahme am Kolonialmarkt mit 100%igen Kurssteigerungen gaben den deutschen Börsen wiederum Stimulus zur Beruhigung. Die vielen Anzeichen und Befürchtungen über eine weitere Entwicklung der Politik sollten jedoch jede irgendwie nach oben gehende Börsenrichtung verhindern. Die plötzliche starke Geldverteuerung bei uns, das scharfe Anziehen der Privatdiskontsätze und knappes Geld, auch im Maimonat, geben ebenfalls zu gewissen Bedenken genügenden Anlass. Der andauernde Kursrückgang der heimischen Rentenwerte, welche wiederum Tiefrekordkurse aufweisen, bildet ebenfalls ein bedauerliches Moment an den Börsen.

München. M. Weber.

Für die Reisezeit

richten wir an unsere Leser und Freunde ganz besonders die herzliche Bitte, in **Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants** und **Cafés** stets nachdrücklichst die »Allgemeine Rundschau« verlangen zu wollen. Bei längerem Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort dürfte es sich empfehlen, das Auflegen seiner Leiblektüre zu beanspruchen. Wenn die »Allgemeine Rundschau« irgendwo nicht zu haben ist, bitten wir, die Geschäftsstelle, München, Galeriestr. 35a, freundlichst verständigen zu wollen. — Auch auf **Bahnhöfen** wolle man stets die »A. R.« verlangen.

Im Laufe dieses Monats erscheint in dem Verlage der A. Laumann-schen Buchhandlung, Dülmen i. W., eine wichtige Novität aus der Feder des bekannten Oblatenpaters A. Schwala unter dem Titel: **„Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel“**, worauf schon jetzt hingewiesen sei.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Amrum-Norddorf. Nordseepensionat Hüttmann.

Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen Seebad. Strandbäder 30 Pf. **Keine Kurtaxe.** El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung mit Verpfleg. bei d. meisten Zimmern tägl. 4.25 M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — **Kathol. Gottesdienst** ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Bad Adelholzen

Kurhaus im Betriebe von barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul aus dem Mutterhause München.

Rubidiumhaltige (S. Primus) Quelle (vgl. Münch. medicin. Wochenschrift Nr. 13 v. J. 1913, Gutachten von Hofrat Dr. Emmerich), Harntreibende, Harnsäure und Harnsteine lösende Heilerfolge seit Jahrhunderten. — Das Kurhaus befindet sich 656 m über dem Meere in gesunder, ruhiger, staubfreier Gebirgslage, herrliche Aussicht, schöne reizvolle Umgebung. — Trink- u. Badekuren, Saison: Mai—Oktober; sehr gesucht von Erholungsbedürftigen.

Für die Hochw. H. H. Geistlichen stehen **5 Altäre** zum Celebrieren zur Verfügung. Post und Telephon im Hause.

Mineralwasser und Prospekte: Mutterhaus der barmherzigen Schwestern, Nussbaumstrasse 5, München u. Kurhaus Adelholzen

Schonach bei Triberg (Bad. Schwarzwald)

Gasthof und Pension zum Ochsen.

Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer **Kosmas Scherer.**

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium) Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)

Kurhaus und Pension Monte Brè

Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause. Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch

Dir. Max Pfenning.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau“ :: die höchste Abonnentenzahl auf. ::

Prien am Chiemsee, zwischen München u. Salzburg, kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Berühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis

Bad Nauheim Villa Maria

Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spottel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Venedig.

Logierhaus mit Kirche für Priester u. Ordensmänner.

(Campo San Maurizio Nr. 2603, Pater Zeno Wallbröhl, O. F. M.)

3 Minuten von Santa :: Maria del Giglio, ::

Haltestelle der Dampfer (vaporetti) des Canale Grande.

Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- u. mehrfarbige Rundschreiben, Kostenanschläge, Einladungen, Noten, Exportfakturen, Preislisten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, vom Original nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm mit allem Zubehör nur M. 10.—.

— 1 Jahr Garantie. —

Otto Henss Sohn, Weimar 303 b.

M. 1,45 Qualitäts-Obst-Sekt Trebeta Gold wie französisch. Champagner durch Flaschengärung hergestellt. An Private zu Engros-Preisen. Verl. Sie Angebot.
Hunger & Schönhofen, Trier 1

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser **Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.**

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet

Kurfürstenhof

Berlin W, Kurfürsten-Str. 33

an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.

:: Behagliches ::
Familien-Hotel

Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause. Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Ketteleгheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Nerven- und alkoholkranke

Herren besserer Stände finden freundliche Aufnahme in dem vom Kath. Bund gegen den Alkoholismus gegründeten

Sanatorium Johannisheim zu Leutesdorf am Rhein.

Prachtvolle Lage unmittelbar am Rhein gegenüber Andernach u. dem Namedyer Sprudel. Vornehme Einrichtung. Schattiger Laubengang mit Pavillon am Rhein. Lese- u. Gesellschaftszimmer mit Balkon. Kapelle im Hause. Aerztliche und geistliche Leitung. Illustrierter Prospekt gratis.

Amtliches Bayer. Reisebureau G. m. b. H. vorm. Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Rom

reisende Priester finden gute Aufnahme im

Priesterheim St. Michael

Lungtevere Farnesina 40, Roma.
Leitung deutsche Franziskanerbrüder.

Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Jaekel's Bett-Stuhl

„Komet“
Ein Griff, ein Bett.
Preis Mk. 30.—
Preisliste I gratis-franko.

R. Jaekel's Patentmöbel Fabrik München, Dienerstraße 6.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 17. Mai 1913. X. Jahrgang.

Die deutsche Arbeiterversicherung und ihre Kritiker.

Von Dr. Emil van den Boom, M.Gladbach.

In dem Bestreben, an dem großen sozialen Werk der deutschen Arbeiterversicherung, das trotz aller Nachahmungen seitens des Auslandes in der Welt unerreicht dasteht, nörgelnde Kritik zu üben, begegnen sich neuerdings zwei Kreise, die sonst schroff einander gegenüber zu stehen pflegen, Vertreter der Sozialdemokratie und Anwälte des organisierten Scharfmachertums. Sind die übertriebenen, zu einem großen Teil von parteipolitischen Rücksichten eingegebenen Ausstellungen der ersteren nur zu geeignet, berechtigte sozialpolitische Fortschritte hintanzuhalten — die Versicherten würden doch nicht zufrieden, weshalb da weiter die reformierende Hand anlegen, so behaupten nämlich die bürgerlichen Gegner der Sozialreform, die sich die Kritik der Sozialdemokratie geschickt zunutze machen —, so sind die Nörgeleien der Scharfmacher ausdrücklich zu dem Zwecke bestimmt, den sozialen Fortschritt zu verhindern und dem deutschen Volke die Freude an seiner sozialen Versicherung zu nehmen. Es kann da nur gut tun, ab und zu uns rückblickend wieder vor Augen zu führen, was uns unsere soziale Versicherung in Wirklichkeit ist und bietet, betrachtet nicht von dem Standpunkt des sozialpolitischen Pessimismus, sondern der höheren Warte des über den Interessentenkreisen stehenden Sozialpolitikers. Auf diese Weise kann der unberechtigten Kritik am besten die Spitze abgebrochen werden.

Nehmen wir einmal die Gesamtleistungen der deutschen Arbeiterversicherung. Seit Bestehen der Krankenversicherung (1885), der Unfallversicherung (1885) und der Invalidenversicherung (1891) wurden bis einschließlich 1911 insgesamt 12,64 Milliarden Mark vereinnahmt. Von dieser Summe werden nachgewiesen 5,69 Milliarden als Beiträge der Arbeitgeber, 5,03 Milliarden als Beiträge der Versicherten, 1,23 Milliarden Zinsen usw. Die Gesamtsumme der an die Versicherten gezahlten Entschädigungen beziffert sich auf 9,16 Milliarden Mark. Den Versicherten wurden demnach 4,13 Milliarden Mark mehr an Unterstützungen gezahlt, als sie zu den Versicherungen beigetragen haben. Im Jahre 1911 stellte sich die Gesamtsumme der Entschädigungsbeiträge auf 767,53 (718,04) Millionen, mithin 1911 mehr 49,49 Millionen. Auf die Krankenversicherungen (einschließlich Knappschaftskassen) entfallen hiervon 397,05 (i. V. 356,79) Millionen, auf die Unfallversicherungen 166,61 (164,42), auf die Invalidenversicherungen 203,86 (196,82) Millionen. Die angesammelten Vermögensbestände erreichten Ende 1911 2660 Millionen Mark. Davon sind über 908 Millionen Mark für den Bau von Arbeiterwohnungen, Kranken- und Genesungshäusern und ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen ausgegeben worden. Der Zuschuß des Reiches, der aus den Mitteln der Allgemeinheit gezahlt wird, belief sich bis 1911 auf 693 Millionen Mark.

Die Kritik, die neuerdings wieder besonders lebhaft an der deutschen Arbeiterversicherung beliebt wird, setzt im wesentlichen bei zwei Punkten ein: 1. der angeblichen Ueberlastung Deutschlands durch seine Versicherungsgesetzgebung und 2. den sogenannten „unerwünschten Folgen“ derselben. Was zunächst den ersten Vorwurf anbetrifft, so wird da ausgeführt: durch die sozialpolitische Belastung Deutschlands infolge der sozialen Versicherung im Verhältnisse zu seinen Konkurrenzstaaten werde seine Stellung auf dem Weltmarkte bedroht. Anzeichen dafür seien bereits vorhanden in dem Rückgang der deutschen Ausfuhr nach einigen Importstaaten. — Nun kann man im vollsten Maße überzeugt sein von der Notwendigkeit der Erhaltung der Exportkraft der deutschen Industrie, zumal mit wachsender Bevölkerungsvermehrung, ohne jedoch die Anschauungen der oben sich äußernden Pessimisten zu teilen. Denn erstens ist es auch heute noch schwer zu bestimmen, wo die Grenze einer unsere Industrie übermäßig bedrückenden und ihre Stellung im internationalen Konkurrenzkampf erschwerenden Belastung durch die Arbeiterversicherungskosten zu finden ist. Anderseits wird von den Pessimisten viel zu sehr übersehen, daß auch die Staaten des Auslandes immer mehr dazu übergehen oder vielmehr dazu gezwungen werden, ihre Sozialpolitik weiter auszubauen. Und vornehmlich sind es auch die Staaten mit einer sogenannten erwachenden Industrie, die heute zu einer immer lebhafteren sozialpolitischen Betätigung sich entschließen. Damit wird ohne Zweifel ein Ausgleich in den Konkurrenzmöglichkeiten zwischen Deutschland und unseren Auslandsstaaten geschaffen.

Nach dieser Richtung hin denke man doch nur an das jüngste große, Millionen erfordernde soziale Versicherungswerk in Großbritannien, an die neue Kranken- und Unfallversicherung der Schweiz sowie die neue Zwangskranken- und Unfallversicherung in Rußland. Im Jahre 1911 haben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht weniger als neun Staaten neue Unfallversicherungsgesetze eingeführt. In einer Reihe europäischer Staaten ist die soziale Versicherung in einem weiteren Ausbau bzw. in einer Reform begriffen. Gegenüber den angeblichen großen Lasten infolge der Arbeiterversicherung übersehen die Kritiker nur allzusehr deren unleugbaren großen Vorteile, und zwar nicht bloß für den einzelnen Versicherten, sondern auch für unsere gesamte Volkswirtschaft. Die Aufwendungen für die Versicherung sind nicht bloß eine Belastung, sondern sie haben sich auch bezahlt gemacht. Nach dieser Richtung hin betont Dr. Kaufmann:

> „Die mannigfaltigen unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen unserer Arbeiterversicherung, vor allem die durch sie gehobene Gesundheit, Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, Konsum- und Kaufkraft der breiten Massen sind für das gesamte Wirtschaftsleben segensreich geworden. Alles dieses muß als Guthaben in die Rechnung eingestellt werden, wenn die nach Abzug der ausgleichenden Vorteile verbleibende Reinbelastung ermittelt werden soll. Ein Vergleich der Ausgaben für die Arbeiterversicherung etwa mit den Lohnsummen, dem Aktienkapital oder der Dividende bei einzelnen Betrieben kann hierüber ein einwandfreies Bild nicht ergeben. Es war kein Zufall, daß die Zeit des gewaltigen Aufschwunges der deutschen Volkswirtschaft mit der durchgreifenden Verbesserung der Lage unserer Arbeiter zusammenfiel. Hier bestanden nahe innere Zusammenhänge.“ („Licht und Schatten bei der deutschen Arbeiterversicherung.“ Von Dr. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts. Berlin 1912. J. Springer.)

Heute sind die Aufwendungen für unsere Arbeiterversicherung nicht mehr lediglich Lasten, sondern auch sehr notwendige, sich aber auch sehr rentierende Spesen der Produktion unserer Volkswirtschaft.

Was den zweiten Vorwurf anbelangt, die Arbeiterversicherung zeitige „unerwünschte Folgen“ (man vergleiche die in letzter Zeit viel genannte Tendenzschrift von Professor Bernhard-Berlin: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Berlin, J. Springer), so u. a. Simulation, Rentensucht usw., so wäre es uns ein Leichtes, den für diese Behauptung angeführten Stimmen nicht weniger und minder gewichtige Gegenstimmen gegenüberzustellen. Mit diesem Hinweis müssen wir uns hier mit Rücksicht auf den Raum begnügen. Den Kritikern und Nörglern haben hier diese angeblich „unerwünschten Folgen“ den Blick genommen für die Arbeiterversicherung als Ganzes, die, mag man an

ihr mit Recht manches auszusetzen haben, doch ein Kulturwerk von epochemachender Bedeutung ist. Dafür nur einige wenige Betrachtungen, die sich leicht noch erweitern ließen. Man vergleiche zunächst nur einmal: Früher und Heute. Darüber bemerkt z. B. Dr. Wuermeling:

„Wie rechtlich beschränkt und unzulänglich war denn für weite Kreise des Arbeiterstandes früher die Grundlage für die Schadenersatz- und Haftpflichtansprüche, wie schwierig, wie langwierig, wie kostspielig war es für sie, solche Ansprüche im ordentlichen Rechtsweg durchzuführen. Denke man doch auch an den Schutz vor wirtschaftlichem Untergang oder Ueberlast, der durch den Uebergang der Haftung auf die Unfallberufsgenossenschaft dem einzelnen Unternehmer zuteil geworden ist, denke man auch an das große Werk der Unfallverhütung, das auf dem berufsgenossenschaftlichen Boden erwachsen ist. Mangelte es doch ferner vorher in weitem Umfang an einer gesetzlichen Fürsorge für die kranken Arbeiter, für die Invaliden und die Veteranen der Arbeit sowie für ihre Hinterbliebenen." (Geh. Oberregierungsrat Dr. Wuermeling in der „Concordia" 1911.)

Dieser Schutz hat letzthin durch die Reichsversicherungsordnung einen wesentlichen und im allgemeinen abschließenden Ausbau erfahren.

In Vorstehendem ist schon kurz hingewiesen worden auf die Unfallverhütung. Eine derartige vorbeugende Tätigkeit erstreckt sich jedoch nicht bloß etwa auf Unfälle. Seitdem vielmehr auf Grund einer sorgsam gepflegten Arbeiterstatistik Hergang, Ursachen und Folgen der vorkommenden Krankheiten, Invaliditätsfälle usw. klargelegt werden, erfolgt eine systematische Bekämpfung der Hauptschädlinge, welche das Arbeitsleben bedrohen, so der Tuberkulose, der Trunksucht, der Geschlechtskrankheiten, der Arbeiterwohnungsnot, der Arbeitslosigkeit, eine sozialhygienische Schulung der Arbeiterschaft und ihrer Familien, eine Aufklärung der Versicherten durch regelmäßige Vorträge, Merkblätter usw. Was hierdurch gewonnen wird, liegt auf der Hand: Nicht mehr bloß unterstützte Kranke, Verletzte, Invalide, sondern Geheilte und Arbeitsfähige! Wo sonst der Tod eintrat, wird jetzt das Leben erhalten, wo sonst dauernde Verkrüppelung die Folge gewesen, tritt jetzt Erhaltung der Gliedmaßen ein. Tausende von vorher ganz oder teilweise Arbeitsunfähigen werden wieder arbeitsfähige Elemente. Die erwachsene Arbeiterschaft ist den Gefahren der Krankheit, Invalidität und Unfall jetzt überhaupt weniger ausgesetzt und erscheint gegen sie widerstandsfähiger, das heranwachsende Geschlecht aber entfaltet sich von vornherein gesünder und kräftiger. Mit der Hebung der Gesundheit der Versicherten wird, wenn nicht gänzliche Verhütung, mindestens eine Hinausschiebung der Invalidität erzielt, und es werden auch die übrigen Schichten der Bevölkerung mehr als früher vor Ansteckung bewahrt und anderseits zu gesundheitsmäßigem Leben erzogen. Die hierdurch erzielte Hebung der Lebenskraft kommt der Arbeits- und Schaffenskraft des einzelnen wie der Nation zugute. (Ministerialrat Dr. Zahn, München, in einer Abhandlung: „Arbeiterversicherung und Armenwesen in Deutschland" im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" 1912 II. 2.)

Durch diese vorbeugende Tätigkeit der Arbeiterversicherung und ihre Organe tritt vor allem auch, wie Zahn weiter ausführt, eine Entlastung der Armenpflege ein. Das zeigt sich deutlich, wenn man zunächst die Versicherungsleistungen nach der Art des damit bedachten Personenkreises analysiert. Die Versicherten (1911: 14,5 Millionen gegen Krankheit, 15,9 Millionen gegen Invalidität, 24,6 Millionen gegen Unfall) gehören Schichten an, die nicht etwa nur die Elite der Arbeiterschaft, sondern in der Hauptsache die breiten Massen der Lohnarbeiter und damit einen namhaften Teil der früheren Klienten der Armenpflege umschließen. Wenn bis Ende 1910 rund 100 Millionen Erkrankte, Unfallverletzte, Erwerbsunfähige und deren Angehörige eine Entschädigung aus der Arbeiterversicherung bekommen haben, so waren das ganz wesentliche Elemente, die früher der Armenpflege zur Last gefallen wären. Und die 8,4 Milliarden Mark, auf welche die Entschädigungen sich bezifferten, galten den hauptsächlichsten Verarmungsursachen (Krankheit, Tod des Ernährers, Invalidität und Altersschwäche). Würde für die Unterstützten nicht die Arbeiterversicherung eingetreten sein, so hätten sie Kostgänger der Armenpflege werden müssen. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Armenpflege durch die Arbeiterversicherung ganz eminent entlastet wurde.

Sehen wir uns zum Schluß die deutsche Sozialversicherung noch bezüglich einer Reihe sonstiger Wirkungen an. Durch sie wird ohne Zweifel die Arbeitsfreude erhöht und der Arbeiter fähig zu höheren Leistungen. Tatsächlich war die deutsche Arbeiterschaft in der Lage, die ihr heute gegenüber früher erwachsenden schwierigen Aufgaben im modernen Produktionsprozeß zu bewältigen. Ohne die von der Arbeiterversicherung namhaft geförderte Hebung des allgemeinen Niveaus unserer Arbeiterschaft wäre der Aufschwung unseres Wirtschaftslebens schwerlich so rasch vorangegangen als er in Wirklichkeit erfolgt ist. Durch die Arbeiterversicherung stieg ohne Zweifel die Konsum- und Kaufkraft der Arbeiterschaft auf dem Binnenmarkte für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft. Indirekt waren die Versicherungslasten wieder mit ein Anlaß zur Hebung der heimischen Produktion. Die Unternehmer suchten die erhöhten Produktionskosten durch verbesserte Betriebe, durch technische Fortschritte wieder wettzumachen. Eine größere Unfallsicherheit des Betriebes wurde erreicht, der gesundheitliche Zustand der Betriebe wesentlich gebessert. Dadurch, daß der Arbeiter bei Empfang der Versicherungsleistung seine volle Selbständigkeit behält, den Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte, daß er ferner nicht auftritt als Almosenempfänger, sondern daß er die Leistungen der Sozialversicherung als sein wohlerworbenes Recht fordert, wird sein Selbstgefühl, das Bewußtsein des persönlichen Wertes, gestärkt. Die Arbeiterschaft gewinnt durch Mitwirkung bei Vollzug des Versicherungsgesetzes eine größere Rechtskenntnis und Rechtssicherheit wie auch ein tieferes Vertrauen zur Rechtsprechung selbst.

Wenn man im Lichte dieser Tatsachen die deutsche Sozialversicherung auf sich wirken läßt, so erhält man doch einen anderen Eindruck von derselben, als ihn die Schwarzseher von rechts und links aufkommen lassen möchten. Sie kleben an gewissen Aeußerlichkeiten und Unvollkommenheiten und verlieren über diesen den Blick für das Ganze: die Bedeutung der Sozialversicherung für Leben und Gesundheit eines Millionen Köpfe betragenden Arbeiterheeres mit seinem, ebenfalls auf Millionen Köpfe sich belaufenden Familienanhange und damit für die Gesundheit des deutschen Volkes. Es ergeht hier der Arbeiterversicherung wie z. B. der Frage des Agrarschutzes. Seine Kritiker, die langatmige Untersuchungen anstellen über diese und jene mit ihm zusammenhängende Nebenfragen, verkennen dabei die Hauptsache: die Möglichkeit der Erhaltung der deutschen Landwirtschaft gegenüber der auf sie eindringenden, vernichtenden Auslandskonkurrenz, sowie ihre Befähigung zur tunlichsten Eigenversorgung des deutschen Volkes mit den Mitteln des täglichen Lebensbedarfes. In diesem Sinne ist der Agrarschutz ein organisches Ganzes. Nicht minder unsere Arbeiterversicherung, die nicht nach dieser oder jener Nebenerscheinung gewürdigt und beurteilt sein will, sondern als eine große soziale Tatsache und Einrichtung. Den Schwarzsehern von links und rechts möchten wir im übrigen die Worte entgegenhalten, mit denen sich in seinem auf dem 26. Berufsgenossenschaftstage in Hamburg gehaltenen Vortrag der Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann gegen die Kritiker der Rechtsprechung der ihm unterstellten Behörde wandte: „Alles Menschenwerk ist Stückwerk."

Die drei gestrichenen Kavallerieregimenter.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

In der halbamtlichen Auslassung werden die drei gestrichenen Kavallerieregimenter als ein „Schatten" in den Arbeiten der Budgetkommission bezeichnet; gleichzeitig wird mit dem Verschwinden desselben gerechnet. Damit ist die ganze Angelegenheit auf den einzig zutreffenden Standpunkt gestellt worden. Die Kommission hat mit recht erheblicher Mehrheit (18 gegen 10 Stimmen) den Kern der Vorlage im ersten Teil bewilligt: die gewaltige Etatsverstärkung bei allen Waffengattungen. Der zweite Teil besteht in der Schaffung der überzähligen Majors- und Hauptmannsstellen als Reservekadres; ob dieser zweite Teil ebenso glatt Annahme finden wird, kann heute niemand sagen.

Die Vermehrung der Kavallerie ist nicht in demselben Maße ein wesentlicher Bestandteil der Vorlage. Man tut aber dem Kriegsminister bitter Unrecht, wenn man sagt, er habe diese Forderung nicht mit aller Energie vertreten; er tat dies vielmehr in sehr geschickter Weise. Herr von Heeringen spricht übrigens in der Kommission, wo er sich offener und freier gehen lassen kann, viel besser als im Plenum des Reichstages und hat durch seine Darlegungen wesentlich die bisherigen Resultate gezeitigt.

Wer aber den Reichstag kennt, der weiß, daß die Vermehrung der Kavallerie noch nie glatt vor sich gegangen ist; im Jahre 1905 ging es in der ersten Lesung so, daß die ganze Kavallerie abgeschafft wurde und auch die schon bestehenden Formationen keine Mehrheit mehr fanden. Die zweite Lesung brachte dann die Annahme der Vorlage. Die Abneigung gegen die Kavallerie stützt sich auf eine Reihe von Gründen, welche nie ganz entkräftigt werden können. In weiten Kreisen bringt man dieser sehr teuren Waffe schon aus Sparsamkeitsgründen keine besondere Sympathie entgegen. Der Führer der Nationalliberalen aber schlug diesmal in der Kommission eine Saite an, deren Schwingung den Abstrich wesentlich herbeigeführt hat. Herr Bassermann wies auf die Tatsache hin, daß in dieser Truppe der Adel immer mehr überwiege, das Bürgertum zurückdränge und daß die besten und schönsten Garnisonen für die Kavallerie ausgesucht würden; er wies dabei besonders auf die Residenzstädte hin. Damit war von selbst die Basis geschaffen, zu untersuchen, ob nicht die Garde eine Anzahl Regimenter an die Grenze abgeben könne. Die 8 Gardekavallerieregimenter standen damit im Vordergrund der Debatte. Behandelt man das Gardekorps wie alle anderen Armeekorps, trägt man seiner besonderen Aufgabe im Kriegsfalle Rechnung, so bleibt unerschüttert die Tatsache bestehen, daß 2 Garderegimenter an die Grenze abgegeben werden können. Um diese Tatsache kommt man nicht herum. So erklärt sich auch der Antrag, statt 6 nur 4 Regimenter zu bewilligen. Eine Reihe von Abgeordneten ging noch weiter und vertrat die Auffassung, daß gerade im Interesse der leichteren Mobilmachung schon in Friedenszeiten mehr Kavallerie aus dem Innern des Landes an die Grenze geschoben werden könne, und daß dann der Grenzschutz ein weit stärkerer sei, als wenn alle 6 Regimenter genehmigt würden. Diese Maßnahme ließe sich zweifelsohne für das 18., 14. und 13. Armeekorps glatt durchführen, wodurch die Westgrenze stark geschützt sein würde.

Neben diesen Gesichtspunkten trat noch ein anderer hervor: auf Grund zahlreicher amtlicher Berichte (auch der Publikation des Generalstabes) wurde die Anschauung vertreten, daß der Gefechtswert der Kavallerie ein stetig sinkender sei: rauchloses Pulver, Repetiergewehre, Maschinengewehre, schnellfeuernde Kanonen einerseits, Grenzforts, Pionierarbeit und künstliche Hindernisse, Radfahrer, Ballon, Telephon und Telefunken, Flieger und Luftschiffe anderseits seien es, die der Kavallerie die wichtige Bedeutung genommen hätten. Auch dieses Moment kann nicht ganz entkräftet werden. So hatte die Militärverwaltung einen harten Stand, um wenigstens 3 Regimenter zu retten. Was die zweite Lesung bringen wird? Quien sabe?

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Albanien auf der langen Bank.

Skutari geräumt, aber nicht von der albanischen Regierung besetzt oder von dem natürlichen Vormund Oesterreich, sondern von einem Detachement des Blockadegeschwaders. So nisten sich auch englische und französische Truppen ein in einem Lande, das nur unter österreichischem und italienischem Einfluß stehen sollte. Die letztgenannten Pflegemächte haben der Botschafterkonferenz am Donnerstag vor Pfingsten den Entwurf eines Statuts für Albanien vorgelegt. Das wird nun erst von den einzelnen Mächten geprüft. Die Konferenz wird erst am 20. Mai wieder zusammentreten. Ob dann das Statut schon spruchreif sein wird, ist noch sehr zweifelhaft. Inzwischen verbreitet man die schönsten Nachrichten über Essad Pascha, der von einem verräterischen Räuberhauptmann zu einem patriotischen Musterknaben sich entwickelt haben soll. Wer von der Tugendhaftigkeit dieses Abenteurers und von der Selbstregierungsfähigkeit der albanischen Stämme nicht überzeugt ist, wird den Verzicht auf eine österreichisch-italienische Okkupation des Landes bedauern. Das Eisen war heiß geworden mit Hilfe des Blasebalgs von Skutari: man hätte es sofort schmieden sollen. Jetzt hat man ein internationales Detachement in Skutari, und wenn nun von neuem der albanische Knoten sich so verwirrt, daß er nur durch das Schwert gelöst werden kann, so ist ein Eingreifen der berufenen Vormünder viel gefährlicher geworden, da Engländer und Franzosen in Skutari Fuß gefaßt haben.

Die Welt hat sich zu Pfingsten über den geretteten Frieden gefreut. Schön; die Ueberwindung einer akuten Gefahr ist auch etwas wert. Der bedächtige Mann hält aber das chronische Uebel auch im Auge. Wir sind über einen Bergrücken gekommen, aber noch längst nicht über das Gebirge. Die Zwistigkeiten zwischen den Balkanstaaten haben sich schon zu einigen blutigen „Zwischenfällen" zwischen bulgarischen und griechischen Truppen ausgebildet. Man mag ja sagen, daß die nachträglichen Kämpfe um die Jagdbeute „Europa" wenig angehen, und man mag auch die neuen Unruhen in Anatolien vorläufig als „Fernbeben" betrachten. Doch die Unzufriedenheit Rumäniens mit der neuen Grenze geht uns schon näher an, da der Dreibund ein großes Interesse daran hat, Rumänien auf seiner Seite zu behalten. Und an der Herstellung eines lebensfähigen Albanierstaates sind wir mit allen Fasern der Ehr- und Nützlichkeitspolitik verknüpft. Was hilft uns der moralische Erfolg des Augenblicks, den Oesterreich und mit ihm der Dreibund in Skutari errungen hat, wenn die albanische Gründung nicht aus den Geburtswehen herauskommt?

Der rechte Moment, um von dem ewigen Wortgeklingel zur befreienden Tat überzugehen, war durch Skutari gegeben. Es zeigte sich klar, daß Rußland und Frankreich vor der erhobenen Faust bedächtig zurückwichen. Das halb aus der Scheide gezogene Schwert erwies sich als wirksam. Jetzt ist es wieder in sein friedfertiges Futteral zurückgesteckt worden. Auf den Ansatz zur Kraftprobe folgt jetzt eine neue Geduldprobe. Oesterreich verdient wieder einmal den Tugendpreis; doch manche werden sagen: der Lorbeer hätte in diesem realpolitischen Erdental einen größeren Wert. Es wäre vermessen, über die Haltung des Grafen Berchtold und der Wiener Hofburg den Stab brechen zu wollen; um zu richten, müßte man erst alle obwaltenden Verhältnisse von Grund aus kennen, namentlich auch die innersten Willensmeinungen des Königs von Italien und seiner Minister. Wir lassen also gerne die Möglichkeit bestehen, daß man in Wien zurzeit nicht weiter gehen konnte und durfte. Aber auch die Anerkennung eines Zwanges zur weiteren Vorsicht und Nachgiebigkeit darf uns nicht hindern, vor einer Ueberschätzung des Errungenen und vor einer Unterschätzung der noch schwebenden Lasten und Gefahren zu warnen. Nach wie vor muß „fortgewurstelt" werden.

Die Pfingstkonferenz in Bern.

Auf Betreiben von deutschen und schweizerischen Sozialisten war zu Pfingsten in Bern eine interparlamentarische Konferenz zusammengetreten, die das Problem der Abrüstung und des Friedens von dem kritischen Punkte der französisch-deutschen Beziehungen in Angriff nehmen sollte. An der Konferenz haben sich von französischer Seite 164 Deputierte und 21 Senatoren beteiligt, von deutscher Seite nur 33 Reichstagsabgeordnete. Die Zurückhaltung von deutscher Seite finden wir sehr begreiflich. Die Ursache liegt nicht, wie die Franzosen sagen, in der „größeren Gebundenheit" der deutschen Parlamentarier, sondern einfach in der Erkenntnis, daß die Herstellung von besseren und allerbesten Beziehungen zwischen den beiden Ländern ausschließlich von den Franzosen abhängt. Sobald die Franzosen den Frankfurter Frieden und den darauf beruhenden gegenwärtigen Besitzstand rückhaltlos anerkennen, also auf Revanche und Rückeroberung ehrlich verzichten, findet die Republik die Arme des deutschen Nachbarn weit geöffnet. Haben nun die französischen Friedensdelegierten sich klipp und klar für den status quo erklärt? Leider nicht. Man hat sich auf eine Resolution geeinigt, die sich gegen den Chauvinismus auf beiden Seiten ausspricht (obschon doch die Revanchetreibereien in Frankreich eine ganz andere Rolle spielen, als bei uns gelegentliche alldeutsche Protuberanzen), die ferner den elsaß-lothringischen Abgeordneten Beifall zollt (was eigentlich eine Einmischung in innerdeutsche Dinge ist), die für Beschränkung der Land- und Seerüstungen sich ausspricht und einen Schiedsgerichtsvertrag nach Bryanschen Vorschlägen empfiehlt (ohne zu bedenken, daß Deutschland nicht abrüsten kann, so lange Frankreich mit Rußland zusammen es bedroht), und daß die sogenannte elsaß-lothringische Frage endgültig gelöst ist und vor der Möglichkeit eines Schiedsantrages als endgültig gelöst anerkannt werden muß. Wenn die Konferenz ihren Vorstand als ständiges Komitee niedergesetzt hat, so wollen wir gern abwarten, ob diese Herren zur Belehrung und Beruhigung der Gemüter etwas beitragen können. Sie müssen nur immer im Auge behalten, daß Frankreich zum Verzicht auf Wiedereroberung gebracht werden muß. Auf deutscher Seite will weder die Regierung noch das Volk von Frankreich irgend etwas haben; es wünscht nur gute Nachbarschaft. Hoffentlich wird das permanente

Komitee trotz seines sozialdemokratischen Charakters keinen Schaden anrichten.

Wie stark die Revanche-Idee in Frankreich noch grassiert, hat sich in der Woche vor Pfingsten wieder einmal gezeigt bei einem Besuche des spanischen Königs Alfons in Paris. Nach mühseligen Verhandlungen, die sich ein Jahr hinschleppten, haben die beiden Regierungen sich endlich über die Abgrenzung ihrer marokkanischen Interessen verständigt. Das Abkommen wäre auch heute noch nicht fertig, wenn nicht England einen kräftigen Druck ausgeübt hätte. Spanien ist politisch vollständig abhängig von England, das sogar das vertragsmäßige Recht zur Benützung der spanischen Häfen in Friedens- und Kriegszeiten hat. Wirtschaftlich ist es abhängig von Frankreich. Es ist also kein Wunder, wenn Spanien zu der bescheidenen Abfindung in Nordmarokko noch ein dankbares Gesicht macht. Die militärische Leistungsfähigkeit des armen und schlecht regierten Landes ist gleich null. Trotzdem haben die französischen Chauvinisten großes Gerede gemacht von einem politischen und militärischen Bündnis mit Spanien, das nach ihrer Ansicht eine Viertelmillion Soldaten für den Revanchekrieg bereitstellen könnte. Der deutsche Kriegsminister wird es sicherlich nicht wagen, das Phantom der spanischen Hilfstruppen als Argument für unsere Heeresverstärkung ins Feld zu führen. Den spanischen Strohhalm gönnen wir neidlos unseren Nachbarn. Uebrigens ist auch die gegenwärtige liberale Regierung in Madrid trotz aller freimaurerischen Beziehungen klug genug, sich auf unverbindliche Freundschaftsdemonstrationen zu beschränken und nicht ein formelles Bündnis einzugehen, durch das Spanien zu einem Schergen Frankreichs gemacht würde. Wahrscheinlich hat auch England in Madrid sagen lassen: Flirtet, aber heiratet nicht! Tatsächlich ist England der Vormund von Spanien wie von Portugal.

Daß die Beziehungen der deutschen Regierung zur französischen augenblicklich nicht die allerbesten sind, zeigte sich in einer Berliner offiziösen Entgegnung auf eine Rede des französischen Ministerpräsidenten Barthou. Letzterer arbeitet nach dem Muster, das seinerzeit die englische Regierung in der Flottenfrage gegeben hatte, mit einer starken Uebertreibung der deutschen Wehrmacht. Um für seine dreijährige Dienstzeit Stimmung zu machen, behauptet er, daß der gegenwärtige Friedensstand in Deutschland schon um 180000 Mann den französischen übertreffe. Die „Nordd. Allg. Ztg." stellte fest, daß das deutsche Uebergewicht zurzeit nur 60000 oder (bei Abrechnung der französischen „Krümper") höchstens 90000 Mann betrage, also nur die Hälfte der Barthouschen Angabe. Hierbei fällt obendrein entscheidend ins Gewicht, daß wir eine Wehrmacht nach zwei Fronten aufstellen müssen, während die Franzosen nur eine Front zu berücksichtigen haben. Wenn sie trotzdem den dreijährigen Dienst auf sich nehmen wollen, wie der Ausschuß der Kammer empfiehlt, so ist das ihre Sache. Sie dürfen nur über die deutsche Armee keine unrichtigen Angaben aufstellen. Solche tendenziöse Irrtümer zu berichtigen, wäre eine nette Arbeit für das neue permanente Friedenskomitee!

Die preußischen Landtagswahlen.

Am 16. Mai sollen die Urwahlen für das preußische Abgeordnetenhaus stattfinden. Um diesen Termin zulässig zu machen, hat man das Abgeordnetenhaus aufgelöst: eine rein formale Maßnahme. Da seit Jahren so viel über die Reform des „elendesten aller Wahlgesetze" geschrieben und geredet worden ist, so wird man in der außerpreußischen Welt denken, daß die preußischen Wähler jetzt von einer gewaltigen Agitation geschüttelt und gerüttelt würden und die „brennende Frage der Wahlreform" alle Gemüter in Hitze setze. Aber die Wahlbewegung ist von verblüffender Ruhe — matt und langweilig. Die Agitatoren auf der Linken sagen, das liege an dem mangelhaften Verständnis für die Wichtigkeit des Staatsparlaments, das gegenüber dem Reichstag ins Hintertreffen geraten sei. Aber in anderen Bundesstaaten, z. B. in Bayern und Baden, ist doch das Interesse des Volkes für die Landtagswahlen viel größer. Die phlegmatische Stimmung in Preußen hat ihre besonderen Gründe. Die meisten Wähler sagen sich: An den bestehenden Mehrheitsverhältnissen im Abgeordnetenhause oder gar am Bestand der Regierung wird doch nichts wesentliches geändert werden. Und ein sehr großer Teil der Wähler fügt hinzu: Das ist auch gut, denn jede ernstliche Verschiebung würde uns nur weitere Störungen und Gefahren von seiten der Sozialdemokratie bringen! Der große Erfolg der Sozialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen, die Aergernisse bei der Präsidentenwahl im Reichstage und das ganze Treiben der Roten in den beiden Berliner Parlamenten haben das Bürgertum, auch das liberale, nachdenklich und besorgt gemacht. Die vorherrschende Stimmung ist: Lieber gar keine Wahlrechtsänderung, als eine Verstärkung der Sozialdemokratie! Und in den Kreisen der Roten sagt man sich mit Resignation: Eine Wahlrechtsreform nach unserem Sinn bekommen wir in der nächsten Legislaturperiode doch nicht!

Das preußische Zentrum hat in der Wahlrechtsfrage trotz der üblichen Angriffe von verschiedenen Seiten eine günstige und gesicherte Stellung. Es hat im letzten Landtag mit viel Geschick die Möglichkeit herbeigeführt, daß zunächst die geheime Wahl durchging und somit die Bresche gebrochen wurde für eine stufenweise wirkliche Verbesserung des Systems. Der aussichtsreiche Versuch scheiterte an dem gemeinsamen Widerstand der Regierung und der Nationalliberalen. Nun können unsere Freunde ihre Hände in Unschuld waschen und sagen: Wer den Karren verfahren hat, mag ihn auch wieder ins rechte Gleis bringen.

Schlaue Leute wollten Sorge in das Zentrum und zugleich „Leben in die Bude" bringen, indem sie die Gefahr einer reinen Rechtsmehrheit für das neue Abgeordnetenhaus an die Wand malten. Freilich fehlen den Konservativen und Freikonservativen nur ein Dutzend Mandate an der Mehrheit; aber einerseits ist es nicht wahrscheinlich, daß sie einen solchen Reingewinn davontragen, und anderseits würde eine solche Rechtsmehrheit für das Zentrum noch nicht so bedrohlich sein, wie für die Nationalliberalen. Also lassen sich die Zentrumswähler nicht in Aufregung stürzen, sondern sorgen in aller Ruhe für die Aufrechterhaltung des Besitzstandes ihrer Partei. Wenn es gelingt, so wird das Zentrum seine Bedeutung im neuen Parlament schon zu behaupten wissen, namentlich auch in dem wichtigsten Punkt: der Wahrung der konfessionellen Jugenderziehung.

Die Abwehrstimmung gegenüber der Sozialdemokratie, die in der Wahlbewegung vorherrscht, ist noch gefördert worden durch das Erkenntnis des Reichsgerichts in Sachen der roten Abgeordneten Borchardt und Leinert, das dem Präsidenten in der bekannten Anwendung des sogenannten Hausknechtsparagraphen vollständig recht gibt. Die Bürger wollen Ruhe haben.

Im Münster der Zisterzienser.

Im Münster der Zisterzienser
Hallt keine Vesper mehr.
Die Fenster sind halb verhangen,
Die Mönche sind heimgegangen,
Das Chorgestühl ist leer.

Die Rokokoputten jauchzen
Verzückt und starr am Sims,
Und wie im Nachhall klingen
Choräle noch aus den Schwingen
Eines ernsten Seraphims.

In goldenen Schreinen schlafen
Die Heiligen der Abtei.
Kein Hall dringt in die Stille,
Nur Zirpen einer Grille
Und flüchtig ein Schwalbenschrei.

Drei goldene Berge glänzen
Im Wappen am Hochaltar.
So konnte des Stiftes Zeichen
Noch immer nicht erbleichen?
Noch strahlt es wunderbar.

Und jauchzende Putten hallen
Es hoch über Tod und Zeit
In schwindelnde Deckenhimmel,
In seliger Geister Gewimmel,
In leuchtende Ewigkeit.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Wirtschaftspolitischer Erfolg.

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Gewiß handelt es sich bei christlicher Politik vor allem um den idealen Erfolg; es gibt aber gerade in der Gegenwart genug Beispiele von praktischen Erfolgen, welche beweisen, daß so ehrliche Bemühung auch in weltlichen Angelegenheiten sich bewährt, gleichsam nach der Verheißung: suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird euch im Uebermaße göttlicher Freigebigkeit hinzugeworfen werden.

Eines der bekanntesten Beispiele dieser Art ist die christlichsoziale Verwaltung von Wien und Niederösterreich. Es ist schon in aller Welt bekannt, daß die Kaiserstadt an der blauen Donau dermalen eine der bestverwalteten modernen Weltstädte ist. An persönlicher Anerkennung hat es dem großen Manne, welchem dies in erster Linie zu danken ist, nicht gefehlt. Aber es handelt sich um viel mehr, als um solchen persönlichen Lohn: das wichtigste dabei ist die geschichtliche Erfahrung der praktischen Durchführbarkeit dieser Ideen. Man kann mit Hinweis auf solche Fragen, wenn sie in Wien und überhaupt in diesem und jenem Gemeinwesen so nützlich sind, warum kann solches nicht im öffentlichen Leben überall durchgesetzt werden?

In Wien war die Aussicht dazu möglichst ungünstig. Wien stand vor zwanzig Jahren noch unter der Führung der manchesterliberalen Partei; Stadt- und Landesverwaltung waren das Ausbeutungsobjekt der Privatindustrie und allmächtigen Geldwirtschaft. Obwohl der Standpunkt wissenschaftlich bereits überwunden war, daß die Aufgabe des Gemeinwesens nur die Rechtspflege und die Sicherheit im Innern und nach außen sei, war diese veraltete Theorie in Wien bis in das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch in voller praktischer Geltung. Ja, die rückständige Clique von Gnaden der „Neuen Freien Presse" hatte knapp vor Ablauf der Gas-, Pferdebahn-, Versicherungs-Verträge und -Konzessionen für Straßenreinigung usw. nicht im geringsten auch nur die Miene gemacht, solche Gelegenheit zur Verstadtlichung, Verländerung des Lokalbahnwesens und Verstaatlichung großer Privatunternehmungen zu benützen. Alle Verwaltungskosten wären auch fernerhin nur den Steuerzahlern aufgebürdet worden; und die großen Profite der betreffenden Privatunternehmungen wären (seither noch um ein erkleckliches vermehrt) ausschließlich den — zum Teil sogar ausländischen — Kapitalisten in die Säcke gefallen, wenn nicht in den letzten 90er Jahren die Christlich-Sozialen unter dem zielbewußten und tatkräftigen Lueger die große Wendung herbeigeführt hätten.

Es war in den Jahrzehnten nach dem großen Krach von 1873 ein rücksichtsloser Kampf um die Macht, den er und seine Partei gegen die eigentlich Schuldigen jenes Zusammenbruches geführt hatte. Wien und Oesterreich standen im Begriffe, sich ihnen neuerdings zu überantworten. Nur die Christlich-Sozialen blieben unversöhnlich gegen die moralischen Urheber der Staatsausbeutung durch das Privatkapital; sie begnügten sich nicht mit der kriminalistischen Verfolgung des übrigens bekanntlich freigesprochenen Ofenheim und seiner Mitunschuldigen. Sie setzten den politischen Kampf zunächst auf kommunalem Gebiete fort, bis das liberale Karthago in der österreichischen Reichshauptstadt selbst gebrochen war.

Als dies endlich gelungen war, entstand aber die bange Frage, ob denn die neuen Männer auch die Eignung besitzen werden für die unleugbar großen autonomen Verwaltungsaufgaben. Nicht nur die Praktiker des Kapitalismus bestritten es im eigenen Geldinteresse, sondern auch die doktrinär-liberale Bureaukratie konnte es gar nicht glauben, daß Gevatter Schuster und Handschuhmacher, welche mit Lueger ins Rathaus einzogen, ihre Verwaltungskünste erlernen könnten! Bekanntlich war auch bis in die höheren und höchsten Kreise das Mißtrauen gedrungen, zwar nicht in die Ehrlichkeit und den guten Willen, aber in die sachliche Leistungsfähigkeit des unternehmenden Lueger. Wohl auch über Einflüsterung der um ihre Profite bangen Hochfinanz wurde ihm und seinen Wählern und Mitstreitern die unverdiente Unbill angetan, die Wahlbestätigung als Bürgermeister zu verweigern. Alles hatte Lueger gegen sich von oben bis unten!

Nur der gesunde Sinn des Urwieners, den der gewandte Agitator von seiner gemütlichen Seite zu packen verstand, hielt treu zu ihm. Aber ob diese Gefolgschaft die notwendigen Verwaltungstalente, administrativen und technischen Arbeitskräfte auftreiben könne, und ob der humorvoll schneidige Volksredner als Haupt eines vielfach ganz neu zu schaffenden Beamtenkörpers auch selbst der übernommenen Aufgabe gewachsen sein werde, das schien denen, die ihn von dieser Seite nicht kannten, zweifelhaft. Nicht nur seine Feinde, auch manch zaghafter Gesinnungsgenosse befürchtete ein beschämendes Fiasko. Aber zur namenlosen Ueberraschung von Freund und Feind bewährte sich der neue Bürgermeister, der so vielen nicht gefiel, der bisherige Agitator, als eines der glänzendsten Verwaltungstalente seiner Zeit. Er war nicht nur am Schreibtisch, sondern auch in der Auswahl seiner Mitarbeiter und Gehilfen von solcher Treffsicherheit und Arbeitstüchtigkeit, daß alsbald nur mehr die ganz Uebelwollenden ihm die sachliche Befähigung abstreiten wollten.

Und so kam er und seine Partei in den Vollbesitz der Macht innerhalb der Gemeinde- (und Landes-) Selbstverwaltung. Und es ist im einzelnen noch immer viel zu wenig bekannt, was von ihm und seinen an die richtige Stelle gesetzten richtigen Männern in Wien und Niederösterreich geleistet wurde. Im allgemeinen bewundert man ihn ja, und der eine staunt die Schönheit, der andere die Zweckmäßigkeit, ein dritter die Einträglichkeit, ein vierter die Freigebigkeit der Wohlfahrts-, Schul- und sonstigen Einrichtungen und die musterhafte Finanzgebahrung an. Aber so ein rechtes, gründliches Verständnis für die Vielseitigkeit und gleichzeitige Nützlichkeit dieser öffentlichen Arbeiten der Christlich-Sozialen Wiens und Niederösterreichs haben nur wenige. Denn es ist ihre schwache Seite, daß diese Männer der Tat und der wirksamsten mündlichen Beredsamkeit das geschriebene Wort, die Tages- und Fachliteratur unterschätzen, daß sie zu wenig für die Geschichtsschreibung, das dauernde Andenken ihrer zeitlichen Wirksamkeit vorsorgen.

Die offiziellen Verwaltungsberichte der Stadt und des Kronlandes liegen selbstverständlich Jahr für Jahr vor. Aber eine Partei, die keine Eintagserscheinung sein will, müßte dafür sorgen, daß ihre Taten auch literarisch, fachwissenschaftlich verwertet werden, als Fundgrube für kompetente Beurteiler und Nacheiferer. Es fehlt ja weder an technischen und administrativen Kräften für die vielen Kapitel eines derartigen Geschichts- und Sammelwerkes, noch kann das Geld für ein solches bei einem Millionen-Budget in Frage kommen. Wenn es aber nicht rechtzeitig in Angriff genommen wird, so wird das Material für eine quellenmäßige Geschichte dieser großen Zeit bald gar nicht mehr zu bewältigen sein, und in wenigen Jahrzehnten ist dann die Wertschätzung der Werke dieses sozusagen perikleischen Zeitalters der Stadt Wien im Tageslärm versunken und vergessen!

Angesichts dieses vielleicht einer falschen Bescheidenheit entspringenden Versäumnisses wollen wir wenigstens ein kleines aber sehr schön ausgestattetes Handbüchlein begrüßen, das jüngst erschienen ist: „Das Neue Wien" von Josef Gürtler. Es entspricht dem Zwecke eines gemeinverständlichen Führers durch die baulichen, technischen, humanitären und sonstigen Schöpfungen der christlichen-sozialen Partei in Wien und Niederösterreich. Aus der Ueberfülle derselben hebt es das Bewunderswerteste hervor und gibt einen Begriff von der Großartigkeit und erstaunlichen Mannigfaltigkeit dieser Denkmale gemeinnütziger Tätigkeit seit 14 Jahren; jedes einzelne derselben würde ein Buch verdienen über Zielbewußtsein und Tatkraft der Gemeinde- und Landesvertretung und ihrer eine kleine Armee bildenden Beamten- und Arbeiterschaft. Eine auf den kürzesten Raum zusammengedrängte Geschichte und Schilderung der städtischen Gas- und Elektrizitätswerke, der Straßenbahnen, des Wiener Versorgungsheimes in Lainz, des Seehospizes in San Pelagio, des Kaiserin Elisabethhospitals in Bad Hall, des großen Jubiläumskrankenhauses in Wien-Lainz, der zweiten Hochquellenwasserleitung, des Kobenzlhotels, des Steinhofes und der elektrischen Landesbahn St. Pölten—Mariazell, dann eine in allgemeinsten Umrissen gegebene Charakterisierung der Finanzgebahrung, der Landesversicherungsanstalten, der Gewerbeförderung, Beamten- und Arbeiterfürsorge, des Bildungs- und Schulwesens, der Stadterweiterung und -verschönerung usw. zeigt, wie zahlreiche und erstklassige Werke auf dem Gebiete der Kunst, Wohlfahrtspflege, Ausnützung aller technischen Errungenschaften der Neuzeit geschaffen wurden.

Wer Interesse hat für das eingangs angeschnittene Thema, versäume nicht, wenigstens durch Anschaffung dieses inhaltsvollen und reich illustrierten Büchleins sich einen ungefähren Begriff zu machen von den sozial- und kommunalpolitischen Erfolgen, welche da in kaum anderthalb Jahrzehnten von jenen erzielt wurden, die alle christlich denkenden Menschenfreunde mit Stolz ihre Gesinnungsgenossen nennen. Sie haben auch wirtschaftspolitische Erfolge errungen, welche den unwiderleglichsten praktischen Beweis für die Richtigkeit der Grundsätze bilden, die in solchen Werken zur Erscheinung kommen.

Weiteres zu „Historisch-politisches aus Lothringen".

Von Domkapitular Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Die Aeußerung des Lothringischen Geschichtsschreibers über die Politik der alten Römer in Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" hat mich an ein fast gleichlautendes Wort eines modernen Preußen erinnert.

Um meinen Dank für eine Gefälligkeit in einer Familienangelegenheit abzustatten, hatte ich zu einer Aufwartung in der Wohnung Sr. Exzellenz des Herrn v. Puttkammer zu Straßburg mich eingefunden. Während ich nun im Vorzimmer auf Einlaß wartete, kam ein Herr zu mir herein und setzte sich, ohne sich vorzustellen, zu mir. Erst im Laufe der freundlichen Unterhaltung merkte ich, daß es Herr v. Puttkammer selbst war. Er brachte das Gespräch auch unvermerkt auf Politik, wobei ich kein Hehl daraus machte, wie schädlich der Kulturkampfgeist, der die aus Preußen gekommenen Beamten erfülle, auf die Bevölkerung wirke, und so deren Gewinnung für Deutschland erschwere.

Während z. B. die mir durch die Verbindung von Speyer und Straßburg (Räß und Weis) befreundeten Brüder Gerber unter Napoleons III. Regierung für die deutsche Sprache gewirkt hätten, sei nun ihre alte Stimmung gänzlich umgeschlagen. Süddeutsche, besonders Badenser und Pfälzer Katholiken, wie z. B. meinen Schulfreund Joseph v. Stichaner, damals Kreisdirektor in Weißenburg, hätte man in die Reichslande ziehen sollen, diese hätten die mehrheitlich katholische Bevölkerung sehr bald für das Deutsche Reich gewonnen. Da bemerkte Herr v. Puttkammer: „Ich bin ja selbst ein Altpreuße, aber ich gestehe, daß wir Preußen wenig Geschick haben, moralische Eroberungen zu machen." Ich entgegnete darauf, daß meine Erinnerungen an die Preußen, die 1849 in Mundenheim-Ludwigshafen eingerückt seien und von den Freischärlern uns befreit hätten, durch ihr Auftreten im Quartier allerdings moralische Eroberungen gemacht hätten, gegenüber den groben altbayerischen Burghauser Jägern, die hintennach unter dem Fürsten Taxis kamen, nachdem die Preußen schon die zu Ludwigshafen-Mannheim nicht ganz unblutige Arbeit getan hatten. Allerdings, fügte ich bei, seien jene Preußen Landwehrmänner vom Rhein gewesen. Darauf sagte Herr v. Puttkammer: „Ich halte es in dieser Angelegenheit mit der Politik der alten Römer. Wenn diese ein Volk unterworfen hatten, so waren sie zufrieden damit, Soldaten und Geld zu bekommen, seine Götter aber ließen sie unangetastet." „Exzellenz, sagte ich darauf, mit einer solchen Politik könnten wir Katholiken vollständig zufrieden sein." Offenbar ist für die Kriegskunst moralischer Eroberungen in Berlin aber kein Generalstab gewesen, daher das Geschick Puttkammers und Manteuffels.

Noblesse oblige!

Von Chefredakteur Heinrich Wagner, Passau.

Bei aller Einsicht, daß es gesellschaftliche Unterschiede geben muß und von jeher gegeben hat, kann das Bedauern nicht unterdrückt werden, daß durch manche leicht vermeidliche Begleiterscheinungen die Kluft zwischen den Ständen ganz unnötigerweise erweitert wird. Das Beamtentum, der Offiziersstand beanspruchen eine andere Umgebung, haben eine andere Interessensphäre wie die dem Nährstand angehörigen Kategorien, allein zur Ueberhebung, die sich vielfach bis zur Nichtachtung steigert, ist kein vernünftiger Grund vorhanden. Auch der Beamte, der Offizier darf nicht vergessen, daß die Steuerkraft des Volkes ihm die Existenz sichert, daß das arbeitende Volk ebenfalls der staatliche Mitarbeitgeber ist und infolgedessen das Recht der Beachtung beanspruchen darf. Im Uhrwerk kommt dem größeren Rädchen keine höhere Bedeutung zu wie dem kleineren, es vermag seinem Zwecke nur zu dienen, wenn auch die kleinen Rädchen sich dem Organismus harmonisch einfügen. So ist es auch im Staatengebilde, von welchem wir alle ohne Unterschied des Standes Glieder sind, die nur durch einträchtiges Zusammenwirken, jedes an dem ihm zugewiesenen Posten, dem Ganzen dienen. Gewiß wird diese Arbeit voll und ganz geleistet, es muß aber auch verlangt werden, daß jede Arbeit respektiert wird, dann heben sich unnötige Verschärfungen, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, von selbst auf. Hierzu gehört in erster Linie die Beobachtung von allgemeinen Formen, die von jedem, auch dem einfachsten Staatsbürger, ganz gleichmäßig verlangt wird.

Demnächst wird wieder die Fronleichnamsprozession stattfinden, an der sich in herkömmlicher Weise Beamtentum und Offizierskorps beteiligen. Die Rang- bzw. Zugsordnung weist ihnen einen besonderen Platz an. Damit sollte der gesellschaftliche Unterschied genügend gekennzeichnet sein, allein die Beobachtung lehrt, daß gerade manche aus diesen Kreisen in einer Weise an der Prozession teilnehmen, welche das einfache andächtige Volk vor den Kopf stoßen muß. Es ist doch anzunehmen, daß die gebildeten Kreise wissen, weshalb die Prozession stattfindet; andernfalls will nicht angenommen werden, daß die Teilnahme an der Prozession nur aus liebedienerischen Rücksichten erfolgt oder weil man einmal die der Lüftung bedürftige Uniform spazieren tragen will; mithin bliebe nur die Verehrung als Grund übrig, die man dem allerheiligsten Altarssakramente erweisen will. Ist das aber der Fall, so macht es den denkbar häßlichsten Eindruck, viele hochgeborene, hochgelehrte und hochgebildete Herren in der zwanglosesten Unterhaltung hinter dem Allerheiligsten einhergehen zu sehen. Wenn das „gewöhnliche" Volk einem kirchlichen Akte beiwohnt, so wird es niemals die dem heiligen Orte, der heiligen Handlung schuldige Achtung verletzen; was soll es aber von jenen denken, zu welchen es als den naturgemäß Höhergestellten aufblickt, die aber nicht einmal wissen, wie man sich bei einer Prozession zu benehmen hat, oder es wenigstens nicht wissen wollen? Möchten es diese Herren doch bedenken, was sie tun! Von dem schlechten Beispiel wollen wir nicht reden, aber in dem einfachen Mann werden gegen den Höherstehenden und mit Recht auch eine höhere Wertung Beanspruchenden Empfindungen ausgelöst, welche namentlich in unserer, dem Umsturz so sehr geneigten Zeit ängstlich vermieden werden müssen. Vor Gott sind alle gleich und haben alle gleiche Pflichten; der Mann aus dem Volke muß sehen, daß auch die bevorzugten gebildeten Kreise nach dieser Richtung keinen Unterschied kennen.

Die gleichen Gründe wie für die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession sind maßgebend für den Besuch der Königsgottesdienste; leider sind auch die Beanstandungen die gleichen. Der Gottesdienst wird für den König oder den Regenten gehalten, damit wir den Segen für ihn vom Himmel erflehen. Was tun denn dann diese Leute in der Kirche, die nicht beten wollen oder können? Freilich muß man sich vor der Verallgemeinerung hüten, aber es treibt einem doch die helle Zornesröte ins Gesicht, wenn man sieht, wie beim Meßopfer im Angesicht des Bischofs und seiner Assistenz der gemütlichste Plauderton von einzelnen beliebt wird, wenn bei der heiligen Wandlung von einigen zugesehen wird, als ob sich ein langweilendes Schaustück dort am Altare abspielte, kein Kreuzmachen, kein einziges Zeichen von Verständnis für die Erneuerung des Geheimnisses, die sich dort vollzieht. Da wäre es doch besser, solche Herren würden ihre Uniform im Schrank lassen und von der Kirche fern bleiben. Wenn sie aber kommandiert sind, zu erscheinen, so möchten wir doch fragen: Wird man es wagen, sich im Audienzsaal des Landesfürsten, auch in seiner Abwesenheit, so zu betragen, wie man das bei offiziellen Anlässen mitunter in der Kirche beobachten kann? Wenn bei einem Festgottesdienste das ganze Gotteshaus voller andächtiger Beter ist, deren Blick sich auf den Altar richtet und damit auch die exponiert plazierten „höheren Herrschaften" trifft: was soll man sich denken, wenn da oben in den Chorstühlen fortwährend geschwätzt und gelacht wird? Das Beten kann man nicht befehlen, aber verlangen kann und muß man, daß die einfachsten Regeln des Anstandes, wie sie in der Kirche geboten sind, eingehalten werden. Da fehlt es!

Möchten sich diejenigen, die es angeht, darauf besinnen, daß gerade das Auftreten bei kirchlichen Feiern einen großen Eindruck bei der scharf beobachtenden Volksmenge hinterläßt; möge darum dieses Auftreten so beschaffen sein, daß es leider nun einmal bestehende Gegensätze nicht noch klaffender macht!

Es wird dringend gebeten,
alle Zuschriften, welche den redaktionellen Teil betreffen, an die **Redaktion der „Allgemeinen Rundschau"** und nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Madonna in Rosen.

Im Walde war's. — Ich hatte mich verirrt
In grüner Wildnis auf verworr'nen Steigen,
Und schritt dahin in Einsamkeit und Schweigen,
Durch Farrn und Moos, vom Abendlicht umflirrt.

Da schimmerte tiefdunkle Farbenglut. —
In morscher Nische unter Laubgebreiten
Fand ich das Bild der Heilig-Benedeiten,
Taufrisch umrankt von roter Rosenflut.

In weichen Wellen quoll der Düfte Hauch,
Und hundertfältig drängten sich die süssen
Lenzkinder ihrer Königin zu Füssen,
In Purpurschleier stand der Rosenstrauch.

Ich hob den Blick zur Himmelskönigin,
Und wie der Pilger, der nach langem Wallen
Geöffnet sieht die heil'gen Gnadenhallen,
Lag ich voll Inbrunst betend auf den Knie'n.

Da war's, als spielte wundersam und mild
Ein Lächeln um das Antlitz der Madonne. —
Die Rosen glühten, — Scheidend spann die Sonne
Rotgoldnen Schein um das Marienbild.

Und meine Seele war voll Zuversicht. —
Beruhigt schied ich von der Makellosen,
Jungfräulich holden Himmelsbraut in Rosen,
Und grüsste bald der Heimat süsses Licht!

Josefine Moos.

Der neue „Katechismus der Jesuitenmoral".

Von W. Bogener.

Vor einiger Zeit wurde allen Mitgliedern des Reichstags ein „Katechismus der Jesuitenmoral" von einem anonymem Kompilator, der sich als „Landsmann Luthers und Kants" vorstellt, auf ihre Plätze gelegt. Im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels machte der Verlag Breitkopf und Härtel große Reklame für diese „höchst aktuelle Broschüre". Hier redet ein „Fachmann", der mit rücksichtsloser Hand die staatsgefährlichen Theorien des Jesuitenordens ans Tageslicht zieht. „Wissenschaftlich genaue Quellenangaben ermöglichen jedem Leser eine Nachprüfung der Zitate".

Nach diesen Anpreisungen sollte man eine gediegene wissenschaftliche Leistung erwarten. Dem ist nicht so. In der Einleitung gesteht der „Verfasser", die Doctrina moralis und die Schriften Hoensbroechs hätten ihm als „Führer" gedient. Bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß das Ganze zum größten Teil aus der 1874 in Celle (Literarische Anstalt, August Schultze) erschienenen Doctrina moralis Jesuitarum abgeschrieben ist.

Die einzige „wissenschaftliche" Leistung besteht darin, daß der „Katechismus" die Zitate aus den jesuitischen Moralbüchern in systematischer Ordnung mit Paragraphenüberschriften bringt, während die Doctrina moralis Jesuitarum in einer gewissen chronologischen Reihenfolge die lateinischen und deutschen Texte nebeneinander bietet. Weiter enthält der „Katechismus" das Autorenverzeichnis, das die Doctrina moralis am Anfang und in chronologischer Reihenfolge hat, am Ende in alphabetischer Ordnung und fügt Notizen über Lebensstellung, die Titel der Bücher und die Approbationen der Ordensobern hinzu, welche die Doctrina moralis Jesuitarum jedesmal vor dem betreffenden Texte hat. Die ohnehin schon verstümmelten Zitate der Doctrina werden im „Katechismus" durch Auslassungen zuweilen noch mehr zugerichtet, und in acht bis zehn Fällen wird ein Wort geändert.

Das ist aber auch die ganze wissenschaftliche Arbeit in dem Buche, alles übrige ist **Plagiat**. Die Schrift zählt 102 Seiten. Von diesen sind im ganzen ungefähr **56** (sechsundfünfzig) Seiten wortwörtlich aus der Doctrina moralis Jesuitarum herübergenommen: also **mehr als die Hälfte** des „Werkes" hat dieser „**Fachmann**" abgeschrieben. Einige Beispiele dürften genügen. Ich greife eine Stelle heraus, z. B. den Paragraphen 7 (S. 31—34). Die beiden Stellen aus Rhodes finden sich in der Doctrina moralis Jesuitarum S. 184 f.; Fagundez in Doctrina moralis S. 165; Baldellus S. 139; Escobar S. 107 und 113; Filliucius S. 92; Castro-Palao S. 54 f.; Casnedi S. 126; Taberna S. 99; Stotz S. 86; Wagemann S. 213; Gury S. 252. Hinzufügen will ich noch, daß die Stellen von Bischof Konrad Martin und aus der Denkschrift der deutschen Bischöfe (S. 7 f.) aus dem Schlußworte der Doctrina moralis S. 335 herstammen. Das Wort Gretsers (S. 9) findet sich in dem Vorwort der Doctrina moralis, S. IX. Das Motto zu dem Schlußwort (Mahnwort) des „Katechismus" (S. 87) ist dasselbe, welches die Doctrina moralis auf ihrem Titelblatt hat.

Noch schlimmer wird die Sache, weil die Schrift, aus welcher der „Katechismus" abgeschrieben, selber ein Plagiat ist, also ein Plagiat aus einem Plagiat. Die Doctrina moralis Jesuitarum stellt sich auf ihrem Titelblatt vor als „zweite erweiterte Ausgabe der „Flores theologiae moralis Jesuitarum — Blüten der Jesuitenmoral" (Celle 1873). Dieses letztere altkatholische Werk nennt der Protestant Viktor Naumann „tendenziös entstellend bis ins maßlose, ins grenzenlose". Von dem Verfasser sagt er: „Nicht in den Gärten der Jesuiten ist Catholicus heimisch, sondern in den Zwiebelgärten Pascals, der Nouvelle Theologie, Du Moulins, Harenbergs, Ellendorffs usw." Ueber die Arbeitsweise des pseudonymen Verfassers fällt derselbe Schriftsteller das abfällige Urteil: „Die Methode ist die bekannte: herausgerissene Sätze aus großen Abhandlungen, mitunter entstellt, Sätze, die nur im logischen Zusammenhang verständlich sind" (Pilatus [Naumann], Der Jesuitismus, S. 533. Vgl. Duhr S. J., Jesuitenfabeln 466 f.).

Von diesem Buche also ist die Doctrina moralis Jesuitarum eine zweite erweiterte, aber keineswegs verbesserte Auflage. Kurz, aber geradezu vernichtend ist die Kritik, die Prof. Böhmer daran übt. Er bezeichnet sie als „unzuverlässig, oft direkt fälschend" (Die Jesuiten, 3. Auflage. S. 174). In einer Besprechung von Mirbts „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus" (3. Auflage) gibt Böhmer näheren Aufschluß über den Wert des anonymen Machwerkes: „Diese vielbenutzte Publikation ist, wenn sie auch in der unschuldigen Maske einer Stellensammlung auftritt, doch nur ein Pamphlet. Die Stellen sind oft und willkürlich aus dem Zusammenhang herausgerissen und falsch übersetzt, und zwar merkwürdigerweise immer zu ungunsten der zitierten Moralisten." (Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. Bd. II, Kanonistische Abteilung, 1912, S. 361 ff.)

Aus diesem Werke also, das schon so gebrandmarkt war, hat der „Verfasser" des Katechismus seine Zitate mit sämtlichen Fehlern, Verstümmelungen und Fälschungen herübergenommen und noch neue hinzugefügt. Zu den neuen Leistungen gehört die Behauptung, daß „Hoensbroech (damals noch Jesuit) im Jahre 1876 durch seinen Ordensvorgesetzten Franzelin veranlaßt wurde, zu Kleve den preußischen Beamteneid mit dem stillschweigenden Vorbehalt zu schwören. . . ." Mehr Unrichtigkeiten konnte man kaum in so wenigen Zeilen zusammendrängen. Erstens war Hoensbroech 1876 noch nicht Jesuit; zweitens war P. Franzelin nie sein Vorgesetzter, und drittens wird es wohl für immer des „Verfassers" eigenstes Geheimnis bleiben, wie man als Jesuit in die Gelegenheit kommen sollte, den preußischen Beamteneid zu leisten.

Schlimmer ist es schon, wenn er — ebenfalls wie die Doctrina moralis — den Weltpriester Moullet zu einem Jesuiten macht. Seine völlige Unkenntnis verrät der „Fachmann", wenn er den P. Gretser (der „Verfasser" schreibt Gretzer, Grätzer), der schon 1625 starb, noch im Jahre 1738 schreiben läßt. Des Rätsels Lösung besteht darin, daß 1738 der 11. Band von dessen Opera omnia erschienen ist.

Manche der Paragraphenüberschriften erwecken den Eindruck einer beabsichtigten Täuschung. Peccatum veniale übersetzt der „Fachmann" wiederholt mit „verzeihliches Laster", z. B. S. 62: „Trunkenheit ist ein verzeihliches Laster". S. 66 lautet die Ueberschrift: „Der Mißbrauch des Beichtstuhles zu unkeuschen Handlungen ist **keine schwere Sünde**." Wie aus dem Text hervorgeht, handelt es sich gar nicht um die Frage, ob hier eine Sünde vorliegt, das wird als selbstverständlich vorausgesetzt; es wird vielmehr dort die kanonistische Frage erörtert, ob das Beichtkind in einem solchen Falle verpflichtet ist, den Beichtvater zur Anzeige zu bringen. Ebenso zweideutig und irreführend ist die Ueberschrift S. 78: „**Das Verführen** von Mädchen mit gewöhnlichen Schmeicheleien ist **kein Unrecht**", sowie S. 82: „**Die Schändung von Jungfrauen** selbst unter Mißbrauch des Eheversprechens ist **erlaubt**." Nach dem ganzen Zusammenhang wird dort gesagt, der Verführer sündige nicht gegen die **Tugend der Gerechtigkeit**. Daß er eine **große und schwere Sünde gegen die Keuschheit** und die Liebe begeht, braucht, weil für jeden katholischen Christen selbstverständlich, nicht immer wieder eigens hervorgehoben zu werden. S. 37 läßt der „Fachmann" des Katechismus P. Wagemann folgende Entscheidung treffen. „Ob die Absicht eines guten Zweckes durch die Wahl eines schlechten Mittels verletzt wird? — **Nein**, wenn der Zweck ohne Richtung auf das Mittel beabsichtigt wird. . . . Z. B. Cajus beabsichtigt, ein Almosen zu geben, indem er jetzt an kein Mittel denkt (nunc nihil cogitans de medio); nachher beschließt er aus Geiz, es aus einem Diebstahl zu geben, den er dieserhalb begeht." Dieses Zitat ist eine durch Auslassung wesentlicher Teile herbeigeführte grobe Fälschung, die er wortgetreu aus der Doctrina moralis Jesuitarum S. 213 herübergenommen hat. Der wirkliche und vollständige Text lautet in deutscher Uebersetzung: „Wird die Absicht eines guten Zweckes durch die Wahl eines schlechten Mittels verletzt? Ich antworte mit einer Distinktion (Unterscheidung): Wenn der Zweck mit Richtung auf ein schlechtes Mittel beabsichtigt wird, so ist der Akt absolut schlecht. Nicht so, wenn der Zweck ohne Richtung auf das Mittel beabsichtigt wird. Beispiele (für die beiden Fälle) sind folgende: Titius stiehlt, um von dem Gestohlenen ein Almosen zu geben; Cajus dagegen beabsichtigt ein Almosen zu geben, ohne im Augenblick an ein Mittel zu denken; nachher aber beschließt er aus Geiz, dasselbe aus einem Diebstahl zu bestreiten, den er deshalb begeht. Die erste Absicht, ein Almosen zu geben, war gut bei Cajus (nicht aber seine zweite).

Nicht anders ist es mit den Worten, die der Plagiator S. 25 dem P. Roh S. J. bezüglich der Toleranz in den Mund legt. Das Zitat ist in der gehässigsten Weise verstümmelt. In der Mitte ist eine ganze große Oktavseite ausgelassen, welche notwendig ist, um den Gedankengang des P. Roh zu verstehen. P. Roh will nur die Toleranz geißeln, insoweit sie im Gegensatz zur christlichen Liebe steht. Am Ende sind wiederum einige Zeilen gestrichen. Der geradezu ergreifende Schlußsatz lautet: „Fort mit der Toleranz! Du aber, göttliche Caritas, welche nie aus unserer Mitte! Gieße du lindernden Balsam in die Wunden, welche die traurigste aller Spaltungen in uns allen geschlagen hat! Banne du den Haß, und wir werden miteinander ruhig das besprechen, was uns entzweit, und ganz gewiß verstehen wir dann einander wieder" (Duhr, Jesuitenfabeln. 4. Auflage. S. 873 ff.).

Solcher Fälschungen und Entstellungen ließen sich noch Dutzende beibringen. Es ist also eine Unwahrheit, wenn der „Verfasser" des Katechismus S. 9 schreibt: „Damit Sie uns bei diesem Geschäft nicht der Voreingenommenheit beschuldigen können, wollen wir in diesem System uns aller eigenen Meinungsäußerung enthalten und nur die „ausgezeichneten Männer" vom Orden der Gesellschaft Jesu selbst in wörtlichen Zitaten aus ihren Schriften mit peinlichst genauer Quellenangabe (und bei wichtigen Stellen mit Angabe des Originaltextes) zu Worte kommen lassen."

Nein, der Katechismus gibt keine genaue, sondern durch vielfache Verstümmelungen gefälschte Zitate und zwar schreibt er diese Fälschungen wörtlich ab aus einem als „direkt fälschend" gebrandmarkten Werke. Man weiß wirklich nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Ignoranz des „Verfassers" oder seine Dreistigkeit, ein solches Plagiat den Mitgliedern des Reichstags als Wissenschaft vorzulegen. Es muß wirklich verzweifelt um die Sache der Jesuitengegner stehen, wenn sie zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen.

Das „ultramontane" Gespenst.

Von Rechtsanwalt August Nuß, Seligenstadt (Hessen).

Von befreundeter Seite wurden mir nachträglich die Nummern 260 und 318 der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" vom 1. und 15. März 1913 zugeschickt, in denen von angeblich katholischer Seite ein großes Lamento über die „Ultramontanisierung der rheinisch-westfälischen Beamtenschaft" angeschlagen wird. Mein zu Beginn dieses Jahres im Volksvereinsverlag zu München-Gladbach erschienenes C. V.-Broschürchen hat es den beiden „katholischen" Gewährsmännern des patentiert nationalen Blattes offensichtlich angetan (vgl. „Allg. Rundschau", Nr. 5, 1913, S. 91). Deshalb fühle ich mich verpflichtet, die aufgeregten Gemüter des „katholischen höheren Staatsbeamten" und des — berühmten „katholischen Theologen" (wo darf er heutzutage in liberalen Blättern fehlen?) wieder zu beruhigen.

Das „unheimliche Wachstum", die „steigende Entwicklung" der katholischen Studentenverbindungen sind diesen „echt nationalen" Staatskatholiken ein dicker Dorn im Auge. Und daß es diese Verbindungen gar wagen, der Welt in stolzem Selbstbewußtsein die Tatsache zu verkünden, daß ihre „Alten Herren" in allen Ständen, vom Lehramtspraktikanten bis zum Universitätsprofessor, vom Referendar bis zum Gerichtspräsidenten, vom Kaplan bis zum Erzbischof vertreten sind, ja, daß sie — horribile dictu! in Bayern sogar wirkliche Ministersessel innehaben, das bringt die „gut katholischen", aber nicht „ultramontanen" Herren der „waschecht nationalen Couleur" völlig aus dem Häuschen. Hätten sie, hätte namentlich der — „katholische Theologe" mein Schriftchen über den C. V. gründlich und ohne Voreingenommenheit gelesen, so hätten sie der Gründe genug gefunden für das so erfreuliche starke Wachstum der katholischen Korporationen, speziell des C. V.[1]) Wir sind im Kampf und in Entbehrung jenseits der Sonne gütiger Staatsfürsorge groß geworden und haben gelernt, uns auf uns selbst zu stellen und aus eigner, urkatholischer Kraft zu einem geachteten und beneideten Machtfaktor im deutschen Hochschulleben emporzuwachsen. Besser Neider wie Mitleider! Unsere Ideale und Prinzipien und unsere Solidarität mit dem guten katholischen Volke, nicht Protektionswirtschaft und Staatsgunst, haben uns zu dem gemacht, was wir sind! Damit sollten sich die zwei „zuverlässigen, katholischen Staatsbürger" der „Rhein.-Westf. Zeitung" endlich einmal abfinden. Wer hätte uns begünstigen und großpäppeln sollen? Vielleicht die Korps, die dieses Geschäft ja anerkanntermaßen von jeher tadellos verstanden, oder die anderen schlagenden Korporationen? Statt unsere nationale Zuverlässigkeit anzuzweifeln und unsere echt deutsche Gesinnung zu schmähen, hätten die Herren klüger getan, ihre Behauptungen über die „Ultramontanisierung" der Beamtenschaft mit Zahlen und bestimmten Belegen zu beweisen. Vorerst ist diese Behauptung eine Phrase, wie auch die Bemerkung von der „Unzuverlässigkeit" der deutschen „Ultramontanen" trotz der ewigen Wiederholung ein demagogisches Schlagwort ist. Wir maßen uns an, ebenso zuverlässige Staatsbürger zu erziehen wie die Korps usw. Ja, noch mehr! Bei uns ist noch nie, auch nicht in den Tagen der Verfolgung, mit der Revision unserer monarchischen Gesinnung gedroht worden! Bei uns hält der echte, ehrliche Patriotismus dank unserm Religionsprinzip auch dann noch stand, wenn mehr verlangt wird, als Hurra zu rufen und sich Orden an die Brust zu heften. Aber es gilt in denjenigen Kreisen, die sich als Satte, als gesättigte Genießer, im selbstverständlichen Monopolbesitz aller angesehenen Staatsämter fühlten und fühlen, nachgerade als etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes, wenn jetzt endlich auch einmal ein — „ultramontaner" Katholik, ein Philister einer katholischen Studentenverbindung zu Rang und Würde kommt. Darin liegt das Symptomatische dieser beweglichen Klagen! Und zugleich das Häßliche und Gefährliche. Darin liegt das System der Wahrung der „Personalien", des altererbten Besitzstands, gegen das der allzu früh verstorbene Dr. Armin Kausen namentlich in bezug auf Bayern so oft und eindrucksvoll mit dem ihm eigenen Temperament zu Felde zog. Ich empfehle den beiden Staatskatholiken der „Rhein.-Westf. Zeitung", die statistischen Aufsätze von Dr. Hans Rost in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 14 und 15 dieses Jahres (S. 270 und 298) zu eingehendem Studium, ebenso den Aufsatz „Der stille Kulturkampf" in Nr. 45, 1912 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 891). Da werden die Herren finden, wieweit die „Ultramontanisierung" gediehen ist! Sie scheinen von unseren katholischen Studentenverbänden zu verlangen, daß sich ihre Mitglieder nach zurückgelegtem akademischen Studium mit der Stellung eines Stiefelputzers begnügen und um der schönen Augen der „nationalen" Sionswächter willen sich selbst für so dumm oder gefährlich halten, die kurulischen Sessel in den Staatsämtern zu besetzen. Gottlob müßten solch gescheite und selbstlose katholischen Korporationsstudenten erst noch geboren werden!

Der „katholische Theologe" schreibt auch von einem katholischen Geheimbund und ist so unglaublich taktlos, dabei den „guten Erzbischof Bettinger" zu apostrophieren. Die Gespensterseher und Geistergeschichtenerzähler der anderen Couleur können sich beruhigen. Vorerst gibt es solche Geheimbünde nur bei den Br.·. der Loge, den Freimaurern. Die Geheimniskrämerei und geheime Protektionswirtschaft dieser Leute ist traurige Wirklichkeit. Ich rate dem katholischen „Theologen", den Artikel Dr. Brauweilers: „Die freimaurerische Gefahr" in der Nr. 15 der „Allgemeinen Rundschau" nachzulesen. Vielleicht bekehrt er dann auch seinen Gesinnungsgenossen, den „katholischen höheren Staatsbeamten", von seiner Gespensterseherei in bezug auf die wachsende „ultramontane Gefahr" des zwanzigsten Jahrhunderts.

[1]) Dem „katholischen Theologen" passiert der „Flüchtigkeitsfehler", den katholischen Studentinnenverein „Hrotsvit" im C. V., statt im K. V. zu sehen.

Das römische Generalvikariat unter Leo XIII. und Pius X. und dessen Inhaber.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Vor beiläufig zwei Monaten hat Papst Pius X. seinen treuen Gehilfen in der Leitung und Verwaltung der Diözese Rom, seinen so rührigen, allgemein beliebten und hochverdienten Generalvikar durch den Tod verloren: Kardinal Pietro Respighi ist am 22. März einer schleichenden Zuckerkrankheit erlegen. Ausnehmend befähigt für die Erfüllung der so vielgestaltigen und schwierigen Aufgaben und Anforderungen dieser seiner Stellung hat Respighi durch 13 Jahre zur vollsten Zufriedenheit zweier Päpste, Leo XIII. und Pius X., das römische Vikariat versehen. Hervorragend tüchtige und hochbedeutende Männer waren auch die drei unmittelbaren Vorgänger von Respighi im Kardinalvikariate: Domenico Maria Jacobini, † am 1. Februar 1900, Lucido Maria Parocchi, † am 15. Januar 1903 als vorletzter der 146 unter Leos XIII. Papstregierung ins Grab gestiegenen Purpurträger, Raffaelle Monaco La Valletta, † am 14. Juli 1896

Respighi und Jacobini befanden sich bei ihrem Ableben noch im Amte des Generalvikars, Monaco La Valletta und Parocchi hingegen nicht. Kardinal Monaco La Valletta starb als Dekan, Parocchi als Subdekan des Heiligen Kollegiums. Monaco war zuletzt Suburbikarbischof von Ostia und Velletri, als Nachfolger des Kardinals Carlo Sacconi († 81jährig am 25. Februar 1889, ebenfalls dem obersten Rate des Papstes als Dekan präsidierend), Parocchi Suburbikarbischof von Porto und Santa Rufina als Nachfolger des jetzt noch lebenden 85jährigen Kardinaldekans Luigi Oreglia di Santo Stefano, Bischofs von Ostia und Velletri.

Kardinal Monaco La Valletta, welcher dem edlen Geschlechte des durch die heldenhafte Verteidigung Maltas gegen die Türken im Jahre 1565 berühmten Johanniter-Großmeisters Jean Parisot de La Vallette († am 21. August 1568) entstammte, wurde noch von Pius IX. nach dem am 17. Dezember 1876 erfolgten Hingange des Kardinaldekans Costantino Patrizi zum Generalvikar erkoren. Als solcher wirkte er, getragen von dem besonderen Vertrauen Pius IX. wie dessen Nachfolger Leos XIII., stark 7 Jahre, worauf er neben der Würde eines Erzpriesters der Basilika S. Giovanni im Lateran noch diejenige des Sekretärs des heiligen Offiziums (oder der Inquisition) und die des Großpönitentiars erhielt. In dem nach Pius' IX. Tode abgehaltenen Konklave zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes vereinigte Monaco trotz seiner damals erst eben 50 Jahre 4 Stimmen für das Pontifikat auf seine Person — die gleiche Stimmenzahl erlangten der mit 76 Jahren am 14. Januar 1892 als Präfekt der Propaganda gestorbene Kardinal Simeoni und die am 21. November 1885 im 78. Jahre aus dem Leben geschiedene Konventualeneminenz Panebianco. Der Wahltag des 20. Februar 1878 brachte alsdann bekanntlich mit 44 von 61 Stimmen die dreifache Krone dem 68jährigen Kardinal-Camerlengo Pecci. Die hohe Wertschätzung, welche vornehmlich dieser große Papst seinem Generalvikar zollte, fand wohl den sprechendsten Ausdruck in jenem höchst ehrenden längeren Nachrufe, welchen der greise Leo demselben im öffentlichen Konsistorium vor versammeltem heiligen Kollegium widmete.

Bei Monacos Rücktritt von dem so rühmlich bekleideten Posten des römischen Kardinalvikars übernahm diesen sofort, am 24. Februar 1884, der ehemalige, seit 1882 in Rom weilende Bologneser Erzbischof Kardinal Lucido Maria Parocchi — ein wahrer Titanengeist von fast universaler Vielseitigkeit. Tiefer Philosoph und gründlicher Theolog, gewandter Apologet und geschickter Kontroversist, feinsinniger literarischer Kenner und Kritiker, klarer Prediger und Redner von Gottes Gnaden, der stets seinen Gegenstand mit der gleichen Leichtigkeit beherrschte wie seine Worte, dabei ein Mann von gewinnendster Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit war Parocchi eine Erscheinung, die auf jeden einen durchaus überraschenden und bleibenden Eindruck machen mußte. Der Kirchenfürst ging völlig auf in den Pflichten seines Amtes: kaum verstrich ein Tag, an dem er nicht eine Kirche oder ein Kloster, oder eine Lehranstalt visitierte, oder dem Papste Bericht erstattete, oder an Sitzungen teilnahm oder als geistlicher Richter in Tätigkeit trat. Woche für Woche versammelte er sodann den jüngeren römischen Klerus um sich, um demselben wissenschaftliche Vorträge zu halten, welche wegen ihrer Gediegenheit, ihrer Gedankenfülle und ihrer Formvollendung eines ganz ungewöhnlichen Rufes sich erfreuten. Bei nicht wenigen Maßnahmen und Verfügungen des gelehrten Carpinetanerpapstes vorzugsweise hinsichtlich der theologischen Studien ist der Einfluß seines Generalvikars Parocchi ein sehr bedeutender, wenn nicht ein direkt bestimmender und entscheidender gewesen. Als tatsächlich staunenswert müssen wir die durch Parocchi entfaltete Wirksamkeit bezeichnen, wenn wir erwägen, daß der Kardinal außerdem noch tätiges Mitglied von 11 der wichtigsten Kardinalskongregationen war und das Protektorat über 71 Orden, religiöse Genossenschaften, Kollegien, Institute, Vereine u. dgl. führte. Seine durch eine solche Unmasse von Arbeit äußerst geschwächte Gesundheit nötigte ihn schließlich, das fast 16 Jahre verwaltete Kardinalvikariat am 14. Dez. 1899 zu vertauschen mit dem ruhigeren Posten des Vizekanzlers der heiligen römischen Kirche, welcher 5 Monate vorher, am 11. Juli 1899, durch den Tod des 94jährigen Kardinaldiakons Teodolfo Mertel zur Erledigung gekommen war.

Wetteifernd mit Parocchi an unermüdlicher Schaffensfreude, wie auch zugleich an Beliebtheit und Popularität folgte jetzt diesem Mantuaner im römischen Generalvikariate ein geborener Römer, der 62jährige Kardinal und Protektor der theologischen Akademie Domenico Maria Jacobini. In ihm besaß während eines Zeitraumes von etwa 2½ Jahren — vom 22. Januar 1897, dem Todestage des päpstlichen Prodatars Kardinals Angelo Bianchi bis zum 19. Juni 1899, dem Kreationsdatum der Eminenz Francesco di Paola Cassetta — das Heilige Kollegium das einzige Mitglied, welches innerhalb der Mauern Roms selbst geboren war. Gegenwärtig birgt der höchste kirchliche Senat zwei Söhne der ewigen Roma in seinem Schoße: den eben erwähnten Cassetta, Kardinalbischof von Sabina, geb. am 12. August 1841, und den Kardinaldiakon Giovanni Battista Lugari, den bekannten langjährigen promotor fidei der Ritenkongregation, geb. am 18. Februar 1846, zum Kardinal kreiert am 27. November 1911. — — Selbst ein Kind des Volkes — der Vater war ein nur sehr kärglich besoldeter Gutsverwalter — zeigte sich Jacobini schon von seinen frühesten Priesterjahren in rastlosem und hingebendstem Eifer bemüht um das geistige wie materielle Wohl der gedrückten arbeitenden Klassen. Um hiefür eine feste Basis zu schaffen, gründete er den bald die segensvollsten und erfreulichsten Früchte zeitigenden katholischen Handwerker- und Arbeiterverein (die unione artistica operaja) — auch in dem gesamten katholischen Vereinsleben Roms war er sozusagen die Seele und der treibende Faktor. Viel, ungemein viel schuldet seinem ganz ungewöhnlichen Organisationstalente alsdann auch das katholische Parteileben in Rom, und ihm hauptsächlich verdanken Roms Katholiken ihre glänzenden kommunalen Siege. Unter den sog. „cardinali papapili“, d. h. den aussichtsreichsten Kandidaten für die päpstliche Tiara, stand Jacobini in der allerersten Reihe, neben Kandidaten wie Parocchi, Rampolla, Gotti, Serafino, Vannutelli und dem am 10. Aug. 1907 erst 56jährig gestorbenen Bologneser Erzbischof Svampa. — Indes ein nur allzufrüher Tod sollte Leos XIII. dritten Generalvikar seinem so weitgedehnten und umfassenden Wirkungskreise entreißen: am 14. Dezember 1899 hatte Jacobini das Generalvikariat übernommen, und bereits nach genau 7 Wochen zwang ihn der Tod, dasselbe niederzulegen, am 1. Februar 1900. Zum Amtsnachfolger hatte der Römer Jacobini seit Mai 1900 den Bolognesen Respighi, die jüngst dahingegangene Eminenz. — Keiner der vier genannten päpstlichen Generalvikare sollte es auf volle 70 Jahre bringen: während Jacobini 62 Jahre und 5 Monate erreichte (geb. am 3. Sept. 1837), starben die drei anderen sämtlich mit 69 Jahren und 5—6 Monaten. Monaco war geboren am 23. Februar 1827, Parocchi am 13. August 1833, Respighi am 22. September 1843. Den römischen Purpur trug Kardinal Monaco 28⅓ Jahre (vom 13. März 1868 bis 14. Juli 1896), Parocchi stark 25½ (vom 22. Juni 1877 bis 15. Januar 1903), Respighi 13¾ (vom 19. Juni 1899 bis 22. März 1913). Jacobini nur 3⅗ (vom 22. Juni 1896 bis 1. Februar 1900).

Bereits 2 Wochen nach Respighis Ableben erkor der damals ständig kränkelnde Papst zu seinem Generalvikar den jüngsten Kardinaldiakon, den Spoletaner Basilio Pompili. Möge dem neuen päpstlichen Generalvikar, welcher mit den römischen Verhältnissen durch und durch vertraut ist, ein recht langes Wirken beschieden sein, wozu die rüstige Manneskraft des erst kaum 50jährigen ja vollauf berechtigt. Pompili, besonders bekannt als früherer Sekretär der Kommission zur Kodifizierung des kanonischen Rechtes, ist geboren am 16. April 1863 und wurde am 27. November 1911 ins Kardinalkollegium berufen, der jüngste unter den 18 an diesem Tage mit dem Purpur Geschmückten.

Studentische Wohnungsfragen.

Von Hans Freundorfer, München.

Die Wohnungsfrage ist eines der brennendsten sozialen Probleme des studentischen Lebens der Gegenwart. Die gewaltige Zunahme der Studenten an den deutschen Hochschulen hatte eine große Wohnungsnot mit im Gefolge, deren Bekämpfung in Anbetracht der eminenten Bedeutung der Wohnung für den Studenten zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden ist. Soll doch die „Bude“ dem von der Heimat fernen Studio wenigstens einigermaßen einen Ersatz für das Vaterhaus bieten. Von ihrer Lage an der Universität und ihrer gemütlichen Ausstattung hängt auch ein gut Teil seines häuslichen Fleißes ab. Von welch entscheidendem Einflusse sie oft für sein sittliches Leben ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Kurz gesagt: Die Studentenwohnung ist für die wissenschaftliche, seelische, hygienische und sittliche Entwicklung des Studierenden von größter Bedeutung.

Es gibt eine große Zahl einwandfreier, echt studentischer Wohnungen. In kleinen Universitätsstädten kann oft von einer Wohnungsfrage gar nicht die Rede sein. Aber auf der anderen Seite finden sich auch zahlreiche schwarze Schatten. Besonders in den Großstädten ist die Vermittlung von Wohnungen äußerst mangelhaft. Die Preise stehen mitunter in gar keinem Verhältnis zur Lage und Ausstattung; letztere ist für einen gebildeten Menschen vielfach geradezu unerträglich. Diese Uebel haben schon eine so gewaltige Ausdehnung erlangt, daß das Wohnungswesen und speziell die Wohnungsvermittlung gründlicher Reform bedarf. Das Sekretariat sozialer Studentenarbeit hat von 36 Universitäten, bei denen es über diesen Punkt anfragte, Antwort erhalten. Darnach hatten 4 Universitäten ein besonderes Wohnungsamt, 24 ließen durch Pedell und das schwarze Brett vermitteln, 8 besaßen gar keine diesbezügliche Einrichtung, und Zeitungsannonce und Aushängeschild waren die einzige Vermittlung.

Ansätze zur Besserung liegen bereits vor. Vereine, wie Verkehrsvereine, Vinzenzvereine, Frauenbund haben sich der Sache mit Erfolg angenommen. Die Universitäten haben den von der Freistudentenschaft eingerichteten Wohnungsämtern Unterstützung gewährt. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Wohnungsämter nun überall eingeführt und alle berufenen Faktoren zugezogen werden, Stadt, Universität, studentische Vereine, auch volkstümliche Vereine, Wohnungsvereine, Wohlfahrtsvereine usw., damit das Wohnungsamt in die lebendigste Fühlung mit dem Volke kommt. Seine Tätigkeit wäre dann eine Zusammenstellung einwandfreier Wohnungen, womit auch Beratung der Studenten in Wohnungsangelegenheiten Hand in Hand gehen müßte. Namentlich sollte es in Konfliktsfällen dann das Schiedsamt bilden.

Besonders zahlreiche Klagen werden erhoben über die inneren Bedingungen der studentischen Bude, die einen geistig arbeitenden Menschen oft direkt in seinem Streben hindern. Die Freude am Wohnzimmer hat auf die Gemütsverfassung großen Einfluß. Dunkle Lage, Mangel an der nötigen Ruhe und Ausstattung, unsauberes Licht und schlechte Luft, dazu eine Pflege und Bedienung, die ein hohes Maß von Geduld, Gutmütigkeit und Anspruchslosigkeit erfordern, können den Studio wohl nicht zu Hause halten. Schon eine Liste des Wohnungsamtes, welche einwandfreie Wohnungen besonders anmerkt und nach ihrer Güte klassifiziert, wird in diesem Punkte erzieherisch und auch preisregulierend einwirken. Auch könnten hier Handwerkskammern oder Möbelfirmen Ausstellungen und Vorträge über einfache und stilgerechte Studentenbuden für den Vermieter halten. Vieles wäre dann noch speziell vom sittlichen Standpunkt aus über die studentischen Wohnungsfragen zu erwähnen. Hier steht es äußerst betrübend[1]). 4 Universitäten, nämlich Bonn, Münster, Freiburg und Würzburg haben bei der Aufnahme von Wohnungen in den Wohnungsanzeiger auch die sittliche Seite berücksichtigt. Vereine könnten auf diesem Gebiete sehr ersprießlich arbeiten.

Diese Erwägungen haben in erster Linie die Einzelbude im Auge, die ja bei dem Reiz, den sie auf den freien akademischen Bürger ausübt, stets das Normale bleiben wird.

Einige Worte mögen noch über das studentische Wohnungsheim angefügt werden, deren es bereits eine große Zahl gibt. Dort finden die Studenten meist volle Pension. Größere Wohnungsheime sind weniger gut; den kleineren ist aus naheliegenden Gründen der Vorzug zu geben. Wir denken hier an Studentenpensionen, wo etwa 6—8 Musensöhne, die miteinander gut harmonieren, zusammenwohnen, wo an der Mahlzeit noch einige andere teilnehmen können und im Mittelpunkte eine hauswirtschaftlich geschulte, gebildete und charakterfeste echte Studentenmutter steht. So würde das Heim den Reiz der Einzelbude mit dem Vergnügen größeren Anschlusses vereinigen.

So sieht es heute im studentischen Wohnungswesen aus und so soll die Reform in der Zukunft sich gestalten.[2]) Mögen alle interessierten Kreise hierin auch kräftig mitarbeiten.

[1]) Einen erschütternden Einblick nach dieser Seite hin gewährt Theodor Lemming in einem soeben bei Fredebeul & Koenen (Essen-Ruhr) erschienenen Büchlein „Sturmfreie Buden", I. Kapitel: „Blicke in Abgründe."

[2]) Am 24. Mai findet in München die erste „Konferenz über studentisches Wohnungswesen an den Hochschulen des deutschen Sprachgebietes" unter Mitwirkung hervorragender Männer statt. Die Konferenz wird eröffnet durch den Rektor der Universität München.

Dom zu Limburg.

Vor meinen Augen steigt ein Wunderbau
Mit sieben Türmen in des Himmels Blau;
Aus Felsenquadern blüht in Herrlichkeit
Ein duftig Märchen der Vergangenheit.

Und ihm zu Füssen rauscht der grüne Strom
Ein Harfenlied auf seinen hohen Dom,
Bis zu des Westerwaldes dunklen Höh'n:
O Dom von Limburg, wie bist du so schön!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Vom Büchertisch.

Alice Freiin von Gaudy: Das eiserne Halsband und andere Legenden. Köln, J. P. Bachem. 8⁰. 108 S. Geb. M 3.20. Ueber Alice von Gaudy lese ich in „Engel", daß dieser sie unter die „Gesunden unter den Dichterinnen" zählt; doch erkennt er ihrem 1900 erschienenen Bande „Balladen und Lieder" die „straffe, wortkarge Zusammenfassung" ab und die zu lose Zügelführung der Erzählung zu. — Max Geißler rechnet in seinem vielgenannten, auch uns Katholiken trotz einigen Danebenfahrens im ganzen bewußt gerecht werdenden „Führer durch die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts" (Alexander Duncker, Weimar 1913) diese Balladendichterin zu den besten ihrer Zeit, also doch wohl in dieselbe Reihe mit einer Lulu von Strauß und Torney und mit einer Agnes Miegel. Glanz und Sicherheit ihres epischen Stils, Anschaulichkeit und Bedeutsamkeit ihrer Stoffe seien Vorzüge, die ihrem Namen Klang und Dauer verleihen könnten. Im Erhabenen wie im Graziösen habe sie gleich Vortreffliches gegeben, und über allem stehe ihr scharfes Eigenprofil. Einen leisen Wink nach der Engelschen Richtung gibt er mit der Wendung: „Etliche mögen den Wunsch nach stärkerer sprachlicher Konzentration offen finden." Auch darin, wie in allem übrigen, stelle ich mich im Urteil über diese hervorragende epische und lyrisch-epische Dichterin durchaus zu Geißler, angesichts der soeben erschienenen, oben angezeigten Sammlung, die eine ganze Reihe prachtvoller Stücke enthält, unter denen nicht wenige der an die Spitze gestellten „westfälischen Historie" von Lambert von Oer, der hier „Trotz-Lambert" genannt wird, an Kraft und Schönheit nichts nachgeben, sie vielleicht hier und da noch an Schmelz und Tiefe der Sprache und Auffassung übertreffen. — Zu beanstanden ist meines Erachtens die Verweisung des immer fesselnden Gesamtinhaltes in die Kategorie der „Legende", was übrigens dem Gewichte des Gesamtwertes keineswegs Abbruch tut. — Der auch in seiner Ausstattung eindrucksvolle Band sei hiermit warm empfohlen.

E. M. Hamann.

Heinrich Federer: „Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzen." Heilbronn 1913. Eugen Salzer. 12⁰, 115 S. in Leinwand gebunden M 1.—, in Leder mit Goldschnitt M 2.50. — Dieses neue Bändchen der allerliebst ausgestatteten Eugen Salzerschen „Taschenbücherei deutscher Dichter" wird voraussichtlich weiteste Verbreitung finden. Federers Name ist rasch und kühn aufgestiegen am literarischen Horizont; nach „Berge und Menschen" und „Pilatus" wird alles, was von ihm kommt, mit lebhaftem Interesse begrüßt werden. Auch die vorliegende außerordentlich anschauliche und stimmungsvolle kleine Erzählung aus dem Leben des Papstes Sixtus V. und seines Bruders Sesto verdient das, wenn sie auch selbstverständlich an Gewicht nicht jenen beiden anderen Werken gleichkommen kann. Selten wohl ist ein von unbeschränkter Heimatliebe durchglühtes und eben deshalb aufs Banditentum geradezu hingewiesenes Völklein so blutwarm vor dem Leser aufgerufen worden wie hier. Zu einer der Hauptpersönlichkeiten des Büchleins gestaltet sich Sestos Sohn Poz'do, der mit seinem Vater in der „Petersburg" eingekerkert wird, um das Todesurteil von dem unerbittlich alles Raubwesen aus dem Kirchenstaat bannenden päpstlichen Verwandten zu erwarten. Bei der Zeichnung Poz'dos zeigt sich wieder Federers fast leidenschaftlich liebevolles Verständnis für die Knaben- und Jünglingsseele, das schon in seinen früheren Schöpfungen, besonders in „Berge und Menschen", zutage trat.

E. M. Hamann.

Steinmann, Dr. Alphons, O. Professor an der kgl. Akademie zu Braunsberg. **Die Apostelgeschichte,** übersetzt und erklärt. XII und 244 S. Berlin 1913. Verlag Herm. Walther. 1.—5. Tausend. Preis brosch. M 3.60. Die Apostelgeschichte ist in mancher Hinsicht „das wichtigste und beste Buch" des Neuen Testamentes. In ihr kommt zur Darstellung das Fortleben Christi durch seinen Geist in den Taten der Apostel, die Gründung und Ausbreitung des Christentums in Palästina durch Petrus und die Entfaltung der Kirche in der griechisch-römischen Welt durch Paulus. Wir bekommen da einen tieferen Einblick in das sozial-charitative Leben der Jerusalemischen Urgemeinde, in die urchristliche Mission mit ihren Förderungen und Hemmungen, in die Verfassung und den Gottesdienst, in das Verhältnis zwischen Juden- und Heidenchristentum und in die Entwicklung der Weltkirche. Wir leben jene begeisterte Zeit mit und sehen sie in lebensvollen Bildern vor unserem Geiste neu erstehen. Und diese Zeit ist so reich an Vorbildern und Lehren für die Gegenwart, daß die Apostelgeschichte fast eine Pastoral zu nennen ist. Der heilige Klemens Hofbauer betrachtete sie mit Vorliebe und schöpfte aus ihr seinen Glaubenseifer und seinen apostolischen Starkmut. — Daneben hat die Apostelgeschichte auch eine Leidensgeschichte. Die Kritik hatte sich aus den paulinischen Briefen ein einseitiges Paulusbild zusammengestellt und geglaubt, dieses restlos in der Apostelgeschichte wieder finden zu müssen; dabei gefiel sie sich in der Rolle „eines sublimen Psychologen und böswilligen Staatsanwaltes" und hauste mit „säubernder Logik und unausstehlicher Pedanterie". — Demgegenüber löst Verfasser in seiner Einleitung ebenso knapp und klar wie glücklich die wichtigsten kritischen Fragen über Paulus, den Verfasser, die Quellen,

Zweck und Ziel der Apostelgeschichte und über ihr Verhältnis zu Josephus und den Apokryphen. Die Textübersetzung ist eine neue, selbständige, wirklich gut lesbare und gut deutsche Uebersetzung. Der Kenner findet darin die sorgfältigste Wahl des Ausdrucks unter Abwägung aller Gründe und Gegengründe, um das Alte dem modernen Menschen wahrheitsgetreu zu überliefern und mundgerecht zu machen. Die Erklärungen sind kurz, klar und wahrhaft orientierend; sie verraten durchweg eingehende Studien in gediegener Zusammenfassung. Obwohl sie Vers für Vers behandeln, bieten sie doch die Erläuterungen in einem fließenden Zusammenhang. Das Wichtigste am ganzen Werke aber sind die ungefähr 80 Exkurse, in denen das sprachliche, zeit- und religionsgeschichtliche Material und besonders der biblisch-theologische Stoff in eingehender und höchst interessanter Weise besprochen werden. Diese gründliche Behandlung der hier liegenden Probleme bilden ein Fundament zu einer Geschichte des Urchristentums. Ein ausführliches Register über die geographischen, antiken Personen- und modernen Schriftstellernamen erhöht die Brauchbarkeit des Werkes. — Das im treukatholischen Geist mit gründlicher Gelehrsamkeit und populärer Klarheit geschriebene Buch sei hiermit angelegentlichst den Theologen, Seelsorgern und gebildeten Laien empfohlen. Verstand und Herz werden in gleicher Weise angesprochen, der Glaube an die katholische Kirche gestärkt und der Wille zu einem Leben mit der Kirche nach dem herrlichen Vorbild der ersten Christen angespornt. Dr. Weber, Boppard.

P. Moritz Meschler S. J. Ein Gedenkblatt von Otto Pfülf S. J. Herder. 1913. 40 Pf. Der vorliegende Sonderabdruck aus den „Stimmen aus Maria-Laach" (Februar 1913) zeigt den Lebensgang und die anziehende Persönlichkeit eines der bekanntesten und edelsten deutschen Jesuiten. Der reiche und formschöne Gehalt seiner Schriften, die eines tiefen Verständnisses unserer Zeit keineswegs entbehren, hat P. Meschler schon längst zu Lebzeiten einen Ehrenplatz in der aszetischen Literatur erworben. Seine Freunde werden deshalb dieses Andenken seines vielgestalteten Lebens mit Freuden begrüßen.

Innsbruck. Wilh. Müller.

Hartig, Michael: Bayerns Klöster und ihre Kunstschätze von der Einführung des Christentums bis zur Säkularisation. I. Band 1. Heft: Die Benediktinerstifte in Oberbayern. Diessen 1913. ℳ 2.50. Seit einigen Jahrzehnten schenkt die wissenschaftliche Forschung den im Lande zerstreuten Kunstschätzen erhöhte Beachtung. Allenthalben werden sie in großen, reich illustrierten Sammelwerken veröffentlicht und gewürdigt. Dagegen ist bisher nur wenig geschehen, um den Nichtfachmann mit den Perlen der heimatlichen Kunst vergangener Jahrhunderte bekannt zu machen. Da sucht Hartig abzuhelfen. Er will „eine Uebersicht über die Kunstschätze der bayerischen Klöster rechts des Rheines geben. Nicht das Wort, das Bild soll Zeugnis geben". Die zahlreichen, gut ausgeführten Reproduktionen geben in der Tat ein äußerst vielseitiges und lebendiges Bild von der künstlerischen Tätigkeit der bayerischen Benediktinerstifte: Bald wird uns die Gesamtanlage des Klosters, bald das Innere des Gotteshauses vorgeführt, hier lenkt eine wertvolle Monstranz, dort ein reiches Meßgewand oder ein Bucheinband mit köstlichem Schmuck unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Text beschränkt sich auf das Allernotwendigste. Doch ist ein ganz kurzer Ueberblick über die Geschichte sämtlicher Klöster beigegeben und die wichtigste Literatur aufgeführt. Möge das Werkchen die Verbreitung finden, die es verdient und die der niedere Preis ermöglicht. — Ein paar Kleinigkeiten: S. II muß es heißen: Kehr . . . Germania pontificia Bd. 1; S. XII wäre zu Freising Domkloster und Hugibertsmünster nachzutragen: Joh. Doll, Die Anfänge der altbayerischen Domkapitel, 1907. H. Diehl.

F. M. Glassen (M. Quetsch): Anleitung zur Anfertigung kirchlicher Handarbeiten. Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage mit 324 Mustervorlagen. Donauwörth, Ludwig Auer. — Fol. 195 S. Geb. ℳ 6. Die verhältnismäßig rasche Aufeinanderfolge der Neuauflagen dieses mit Bienenfleiß und scharfem Weitblick geschaffenen Buches spricht an sich für dessen großen praktischen Wert hinsichtlich breiter Kreise. Die letzte Bearbeitung zielte vor allem auf neue Einteilung, auf Ausscheidung von inzwischen Veraltetem und Einschaltung von Neuem (nicht weniger als 120 schöne, meist originale Mustervorlagen wurden neu aufgenommen) und insgesamt auch auf die so wichtige besondere Brauchbarmachung für Missionszwecke. — Manche schöne Muster werden von unseren Damen als auch für Profanzwecke verwendbar begrüßt werden. E. M. Hamann.

Gesprengte Fesseln.

Von Franz Rainer, München.

Der Verein für Kunst und künstlerische Kultur in München kündigte eine kleine Schrift an mit dem Titel: „Die kulturelle Bedeutung des Odeonskasinos."[1] Ich kenne die Schrift nur aus einer Besprechung; Zeit und Geld sind mir zu kostbar, um nähere Kenntnisse zu erwerben. Aber das Odeonskasino selbst kannte ich; zwar nicht aus eigenen Erfahrungen, aber aus den gerichtlichen Verhandlungen, die sich damit befaßten und aus den Erörterungen im Stadtmagistrat, die sich an seine angebliche Unterdrückung anschlossen. Und hiernach habe ich allerdings auch den Eindruck, daß das Odeonskasino eine kulturelle Bedeutung gewonnen hat — freilich eine andere, als die Verteidiger dieses Lokales meinten.

Vielfach hat es überrascht, daß gerade die Sozialdemokratie sich zur Wortführerin der Kreise machte, die sich in ihren heiligsten Rechten gekränkt fühlen, wenn sie nicht länger als bis Mitternacht ihrem Vergnügungen nachgehen können; dieselbe Sozialdemokratie, die sonst mit so viel sittlicher Entrüstung über die Verkommenheit und Fäulnis zu reden weiß, die angeblich in den höheren Kreisen herrschen. Ihre Erklärung, daß sie eben deshalb, weil sie an sich ganz unbeteiligt sei, sich um die Sache angenommen habe, konnte ja doch nicht ernstlich genommen werden; es wäre das erstemal, daß diese Partei, die alles nur unter dem Gesichtswinkel ihres Vorteils zu betrachten pflegt, so vorgegangen wäre. In den Kreisen ihrer Wähler konnte ihr die Sache leicht Schaden bringen; denn selbst wenn die Polizei einen Fehlgriff macht, entrüstet man sich darüber ja doch nicht, wenn das nur den politischen Gegner berührt. Oder hätte sich die Sozialdemokratie vielleicht sehr aufgeregt, wenn irgendwo den Jesuiten polizeiliche Hindernisse in den Weg gelegt worden wären, zu denen sich im Gesetz kein Anhalt gefunden hätte?

Wer die politische Entwicklung Münchens in den letzten zehn Jahren mit Aufmerksamkeit verfolgte, findet ohne Mühe den Schlüssel zu dieser seltsamen Erscheinung. Die Sozialdemokratie verlor im Jahre 1907 den Wahlkreis München I an die Liberalen. Den Ausschlag bei der Wahl gaben damals jene Kreise, die man als die Simplicissimuspartei bezeichnet. Diese Kreise, denen allerdings im ersten Aerger über ihr Versagen recht unfreundliche und geringschätzige Worte gesagt worden waren, wieder zu gewinnen, ist seitdem ein eifriges Bestreben der Parteileitung und der von ihr geführten Presse. Kennzeichnend für diese Kreise ist ihr unbändiger Freiheitsdrang, ihr Widerwille gegen eine strenge staatliche Ordnung. Bei einem Teil ihrer Mitglieder erklärt sich das aus starkem Selbstgefühl, das sich immer und unter allen Umständen durchsetzen möchte und darum gegen jedes Hindernis, auf das es hierbei stößt, voll Ingrimm ist; bei den meisten ist politische Unreife der eigentliche Grund der Erscheinung. Klug, wie immer, knüpft die Sozialdemokratie an diese tatsächlichen Verhältnisse an. Wie sie den wirtschaftlich Unzufriedenen durch ihren scharfen Kampf gegen den Besitz Freude macht, so den Freiheitsdrängern durch ihre rücksichtslosen Angriffe auf die Stützen der staatlichen Ordnung. In engem Zusammenhange damit stand eine Erscheinung, die an sich schwer zu verstehen war: die lebhafte Verteidigung des Schmutzes in der Literatur und in der Kunst durch die Sozialdemokratie. Daß eine Partei, die immer betont, die Korruption bekämpfen zu wollen, die schlimmsten Erzeugnisse der Korruption in Schutz nahm, wenn die Organe der Staatsgewalt dagegen einschritten, erklärt sich eben damit, daß sie in ihrem Bestreben, die von solchem Einschreiten betroffenen Kreise zu gewinnen, ihnen zu Gefallen redete. Und so trat sie auch für das genannte Nachtlokal, d. h. für dessen Freunde ein. Gedacht war die Sache ja gar nicht übel. Der liberalen Gefolgschaft fühlte man sich durchaus sicher; hatten doch die liberalen Zeitungen der Stadt voll Eifer die Sache verfochten. Indem nun die sozialdemokratische Partei die Führung übernahm, kennzeichnete sie sich als die eigentliche Vorkämpferin der Ziele, die in der Simplicissimuspartei verfolgt werden und fing so mit Hilfe der liberalen Partei selbst dieser ihre Anhänger weg. Ein schlauer Plan, der übrigens nicht einzig dasteht; in einer Reihe von Maßnahmen der Sozialdemokratie seit der Gründung des Großblocks kehrt der gleiche Gedanke wieder.

Diesmal ging aber die Rechnung fehl. Schon im Gemeindekollegium fand zu vielfacher Ueberraschung ein Liberaler den Mut, gegen die sozialdemokratische Aktion zu sprechen, und wie gründlich sie im Magistrat durch einen liberalen Rechtsrat abgefertigt wurde, das wird nicht so leicht überwunden werden. Und darin liegt wirklich ein Vorkommnis von kultureller Bedeutung. Endlich sind hier Ketten gebrochen worden, die man in München lange trug, als ob das so sein müsse. München ist Kunststadt — also dürfen die Künstler tun, was sie wollen, und alle anderen Leute müssen es nicht nur dulden, sondern auch gut und schön finden; sonst sind sie muckerisch rückständig, borniert. Das galt als fester Grundsatz. Der maßgebende Gerichtshof, der hierüber zu entscheiden hatte, war die liberale und sozialdemokratische Presse unter der Führung des „Simplicissimus" und der „Jugend". Seit einer Reihe von Jahren war dann noch etwas dazu gekommen: München wurde immer mehr das Ziel eines großen Reisestroms. Nun hieß es in entsprechender Abänderung des gleichen Gedankens: München ist Fremdenstadt — also haben sich die Einwohner in allen Dingen den Wünschen der Fremden anzupassen, vor allem natürlich der Fremden, die den Gasthäusern und vielleicht auch anderen Gewerbetreibenden möglichst viel zu verdienen gaben. Für diese Fremden wurde die Bezeichnung

[1] Das Odeonskasino ist ein Münchener Nachtlokal, das wegen der Polizeistunde mit der Behörde in Konflikt geriet und dann eine Zeitlang verärgert seine Pforten schloß. Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 10, 1913.

„Qualitätsfremde“ erfunden. Bei den Gastwirten heißen sie feine Leute; sie verlieren diese Bezeichnung auch dann nicht, wenn sie sich nachträglich als Gauner entpuppen, vorausgesetzt, daß sie sich mit ihren Gaunereien nicht gegen ihre Wirte selbst gewendet haben.

Um diesen Ruhm Münchens als Kunst- und Fremdenstadt ja nicht in Gefahr zu bringen, ertrug die geduldige Einwohnerschaft eine Reihe von Dingen, über die sie sich innerlich ärgerte und schämte. München kam in den Ruf, durch seine Ausstellungen und Schaufenster dem Anstand und der guten Sitte Hohn zu sprechen; der Haut gout der Münchener Literatur widerte selbst Leute an, die gepfefferte Kost liebten; die Vorstellungen im Künstlertheater und im Parkkasino waren zum Teil geradezu schamlos; Nackttänzerinnen fanden Zulauf und Anerkennung und anständige Frauen wagten nicht, sich darüber offen zu entrüsten; der Münchener Karneval, früher bekannt durch seine feine Gemütlichkeit, artete in offenbare Schweinerei aus — und all das sahen Leute mit an, die in ihrem Herzen durchaus dagegen waren, nur deshalb, weil sie es nicht wagten, die Ketten abzuschütteln, die ein paar kecke Gesellen ihnen angelegt hatten. Die höchstverehrlichen Fremden verlangten noch mehr; sie verlangten vor allem, daß man auch noch in besonderer Weise für ihr Vergnügen sorge. Man geht doch heute nicht mehr nach München, um dessen Kunstschätze sich anzusehen; wenigstens der „Qualitätsfremde“ ist über solche Dinge längst erhaben. Amüsieren will man sich; und nachdem man doch aus der Münchener Literatur zu der Auffassung kommen muß, daß die Befriedigung der Erotik in München die Hauptsache ist, versteht es sich von selbst, wie man sich amüsieren will. Und dazu braucht man geeignete Lokale; und diese müssen notwendig über Mitternacht offen bleiben, denn vor Mitternacht stellt sich die rechte Stimmung nicht ein. Und wer sagt, daß Leute, die erst nach Mitternacht die rechte Stimmung zur Unterhaltung finden, offenbar den ganzen Tag über nichts gearbeitet haben und folglich nichts taugen, der ist rückständig, muckerisch, borniert. Und die Partei der Arbeit tritt heftig ein für das Recht dieser Arbeitsscheuen, sich nach Mitternacht in ihrer Art unterhalten zu können!

Jetzt ist aber eine entscheidende Wendung eingetreten. Der Kampf gegen diese Entwicklung ist als eine gemeinsame Sache aller anständigen Leute, gleichviel, welcher politischen Richtung sie angehören, anerkannt worden. Das törichte Vorurteil, daß es sich hierbei um eine Angelegenheit des Zentrums handle, das manchen liberalen Mann veranlaßte, sich zurückzuhalten oder gar das widerwärtige Treiben in Schutz zu nehmen, ist gebrochen, ist hoffentlich endgültig überwunden. Es hat endlich eine Gruppierung eingesetzt, die zu einer Gesundung unserer Verhältnisse führen wird. Die Simplicissimuspartei wirtschaftet ab. Die anständigen Leute lassen sich nicht weiter von den Verächtern der guten Sitte Gesetze vorschreiben. Sie verbitten sich die Zumutung, daß sie sich in den Hintergrund stellen sollen, nur damit ein paar Dutzend eingebildete Genies mit ihrem Anhang sich nach ihrem Belieben ausleben können. Sie wehren sich dagegen, daß unsere heitere, aber auch arbeitsfreudige Stadt in einen Sumpf für faule Lüstlinge umgewandelt wird, die deren Ruf in der ganzen Welt verderben. Solche werden sich ja, wie in jeder Großstadt, auch bei uns immer finden; aber sie werden nunmehr hoffentlich mit der Verachtung behandelt, die sie verdienen. Mögen sie sich in Zukunft zusammenfinden, wo nur immer sie wollen; die gepflogenen Verhandlungen werden die Wirkung haben, daß sie dort mit dem Brandmal auf der Stirne unter sich bleiben. Und dann mögen sie sich nach Belieben als Kulturträger bezeichnen; in den Kreisen, in denen als der erste Kulturfaktor die Arbeit gilt, hat man ganz andere Bezeichnungen für sie.

Genesen.

Zum erstenmal, nach langer, langer Haft,
seh ich vor mir das frische Grün des Gartens.
Von all der wehen Pein des müden Wartens
sind meine Hände weiss. Ganz ohne Kraft.

Ich muss mich wieder langsam an die Pracht
gewöhnen, die mir froh entgegenlacht. —
War das denn immer so gewesen?
Ach wie so schön, so schön ist dies genesen!

Mathilde Fritsch.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Liliom“, eine Vorstadtlegende von Frz. Molnár, fand eine beifällige Aufnahme. Anders, wie in den Premièren zu Wien und Frankfurt schlug die Stimmung des Publikums auch nicht um, als die irdische Tragödie in himmlischen Sphären ihre Fortsetzung fand. Nach sechzehn Jahren Fegefeuer darf Liliom auf einen Tag zu den Seinigen zurückkehren, um eine gute Tat zu tun. Aber sie gelingt ihm nicht. Die Roheit seiner Natur bricht wieder hervor. Was will uns der ungarische Autor sagen? Fünf Akte müssen wir ihm durch den Schmutz folgen. Man erwartet, Liliom, der Strolch und Tagedieb, solle durch die unverdient ihm zugefallene, opferfreudige Liebe eines Mädchens zu Besserem emporgehoben werden, aber das Ewig-Weibliche zieht ihn so wenig hinan, wie nach seinem Selbstmorde die Mahnung des Himmels. Molnár behauptet also, daß die Individualität unabänderlich sei. Und zur Bekräftigung dieser vagen Meinung bewegt er Erde und Himmel! Seine Schilderung des Ueberirdischen im Geschmacke einer Polizeikanzlei soll vermutlich „volkstümlich naiv“ sein, muß jedoch als abstoßend, zum mindesten als töricht empfunden werden. Sehr vieles hört man im ersten Akte, was einem auf einer königlichen Bühne sehr — wundern muß. Wie ich einer Frankfurter Besprechung entnehme, hatten dort Zensor oder Dramaturg die derbsten Stellen gestrichen. Hier sprach man sie. Ich bezweifle noch, daß sie so echt und charakteristisch sind. Diese Pester Dienstmädchen mögen von moralischen Hemmungen wenig beschwert sein, aber sie werden kaum so peinlich darüber philosophieren. Daß Molnár seine Charaktere plastisch auf die Bretter zu stellen vermag, daß die Wiedergabe bestechend gut war, sei zugegeben. Dies kann uns nicht hindern, unsere Bedenken gegen die von unserer Hofbühne getroffene Stückewahl wieder einmal nachdrücklich zu betonen.

Münchener Künstlertheater. Im Spielplan der am 27. Mai beginnenden Saison des Künstlertheaters nimmt heuer das Schauspiel einen breiteren Raum ein. Nach einem Wedekindschen Auftakt werden Jakob Schaffner und Hermann Essig mit Uraufführungen, Lud. Hadvany mit einer Komödie zu Worte kommen. Von klassischen Werken ist „Antonius und Kleopatra“ von Shakespeare gewählt worden. Von Ben Jonson, dem Zeitgenossen des großen Briten, soll das Lustspiel „Volpone“ in einmaliger Aufführung geboten werden. Die Mitte Juli beginnende musikalische Spielzeit bringt „Bezwinger des Lebens“, eine Pantomime des jungen Komponisten Heinrich Bienstock, und den „Mikado“ von Sullivan. Die Darstellerliste weist manchen bekannten Namen auf, und die Ausstattungen werden von Münchener Künstlern entworfen. Das Prinzip stilisierter Vereinfachung soll heuer noch stärker betont werden.

Aus den Konzertsälen. Doris Frieß-Lanquillon, Dr. Rich. Gschrey und Rich. Rettich widmeten einen Konzertabend Werken von Emanuel Moor. Eine Suite in C-Dur op. 73 und eine Sonate in A-Moll fanden eine sehr feinsinnige Wiedergabe, in der der Geiger, sowohl wie der Pianist ihre bekannten, trefflichen Qualitäten aufs schönste bewährten. Was die Werke selbst betrifft, so fühlte man sich da und dort gefesselt, konnte jedoch bei anderen Partien sich nicht immer zu lebhafterem Mitempfinden hingezogen fühlen. Die Aufnahme war eine sehr freundliche, ebenso bei vier Klavierstücken, die Gschrey sehr schön spielte. Es hätte den Eindruck verstärkt, hätte man zwischen den Moorschen Kompositionen das Werk eines anderen Tonsetzers eingeschoben. Den Liedern lieh Frau Frieß-Lanquillon ihre schönen Mittel und ihre künstlerische Delikatesse. Die Vertonungen zeigen sympathische Stimmungswerte, mit Moors Auffassung Goethescher Lyrik wird man sich jedoch schwer befreunden können. Die Sängerin fand herzlichen Beifall!

Lucy Kieselhausen. Eine junge Tänzerin aus Wien debütierte mit gutem Erfolg. Lucy Kieselhausen besitzt natürliche Anmut und rhythmisches Gefühl, ein Menuett, eine Kinderszene und ein Altwienerwalzer fanden sehr starken Beifall. Kühler ließ die Künstlerin, wenn sie für ernste Stoffe nach Ausdruck sucht, und wie so manche moderne Tänzerin die Grenzen der Tanzkunst erweitern möchte, wie z. B. im Erlkönig. Das Arrangement war geschmackvoll. Daß Fräulein Kieselhausen in Schuhen und Strümpfen tanzt, das muß heutzutage schon anerkennend hervorgehoben werden. Der unsichtbare Pianist spielte vorzüglich und errang sich einen Separatapplaus.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Kölner Blumenspiele wurden in den üblichen Formen gefeiert. Die Ehrengaben aus der Fastenrathstiftung wurden Schriftstellern verschiedenster Richtung zuerkannt. Es wurden bedacht Arno Holz, der zu den Führern des naturalistischen Sturm- und Dranges gehörte, dem breiteren Publikum jedoch hauptsächlich als Autor des „Traumulus“ bekannt ist, Gustav Meyrink, Wedekind (!), Gerdt von Bassewitz, der Lyriker M. R. von Stern, Gustav Renner, Dr. Cajus Möller und Heinrich Penn. — In Berlin starb Professor Erich Schmidt, der berühmte Literaturhistoriker. Dem vielseitigen Gelehrten ist die Auffindung der Urfassung von Goethes „Faust“, die für verloren galt, zu danken. — Zum 100. Geburtstag von Robert Franz wird ein Musikfest in Halle geplant. — Die Berliner Singakademie unternimmt zum erstenmal in ihrer nun 122-jährigen Geschichte eine Auslandreise. In Mailand bot sie mit außerordentlichem Erfolge Brahms „Deutsches Requiem“ und Bachs „Johannes-

passion". In Turin und Bologna wird die Matthäuspassion aufgeführt. Die italienische Kritik erklärt, daß das gute Stimmenmaterial auch in Italien vorhanden, das Zusammenwirken und die Disziplin aber daselbst nicht zu erreichen sei. — Im Naturtheater zu Meusdorf bei Leipzig wurde „1813", ein Jahrhundertfestspiel von Hans Liebstöckl erfolgreich aufgeführt. Es besteht aus 16 historischen Bildern, von denen manche einen tiefergreifenden Eindruck machten. — Das im Kgl. Residenztheater zu München vor Jahresfrist uraufgeführte Künstlerdrama: „Veit Stoß" von Tim Klein fand nun im Kgl. Schauspielhause zu Berlin freundliche Aufnahme. — „Das Wundermädchen von Berlin", ein 1848 spielendes Drama von Hanns Heinz Ewers, wurde in Freiburg i. Br. mit starkem Beifall aufgeführt. Die Urteile über den künstlerischen Wert des vielfach mit Ruederers „Morgenröte" verglichenen Stückes gehen auseinander. — „Die ewige Angst", ein Lustspiel von Leo Feld und K. von Levetzow, fand in Prag beifällige Aufnahme. Die Handlung, die sich in einer Reihe hübscher Dialoge abwickelt, folgt nach Berichten den Spuren Schnitzlers. — Die Londoner Shakespearegesellschaft führte in Düsseldorf den „Kaufmann von Venedig" in englischer Sprache auf. Besonders wird Cellier, der Shylockdarsteller, gerühmt. — „Oberon" und „Flachsmann als Erzieher" wurden als Festvorstellungen der Wiesbadener Hofbühne in Anwesenheit des Kaisers gegeben. — Smetanas Oper: „Die verkaufte Braut" wird in der wilden Sarka, einer romantischen Gegend bei Prag, den Sommer über an jedem Sonn- und Festtag gespielt. — In Mailand wurden altgriechische Dramen und Komödien von Euripides und Aristophanes in der Uebersetzung Ettore Romageolis mit Erfolg aufgeführt. — Die Wiedergabe antiker Dramen auf dem wohlerhaltenen altgriechischen Theater von Syrakus wird für das nächste Jahr vorbereitet. — Bei dem unter starker Beteiligung und schönen künstlerischen Erfolgen in Anwesenheit des Kaisers in Frankfurt a. M. abgehaltenen Kaiserpreiswettsingen errang der Lehrergesangverein Berlin die Kaiserkette.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die beiden vorhergehenden Berichtswochen boten den Börsen reichliche Gelegenheit zu grossen Entlastungen. Vom börsentechnischen Standpunkte aus betrachtet war das gewaltige „Reinemachen" der Märkte sehr notwendig gewesen. Die äusserst ernsten, politischen Zeiten der Skutarifrage hatten den Effektenmärkten mehr als genügend Stoff und Ursache zu Börsenpaniken, Effektenrealisationen und flauesten Stimmungen gegeben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn manch grosser Aktienbesitz aus schwachen Händen abgelöst und so der Weg für allenfallsige politische Besserungen auch an den Börsen frei wurde. Das plötzliche Einlenken Montenegros in letzter Stunde und die Wahrnehmung, dass die Börsen endlich von dem erdrückenden Alp der politischen Unklarheit befreit worden sind, brachten im Nu an den Effektengebieten jene ungeahnte kräftige Kursaufwärtsbewegung mit sich, welche eben nur durch die Wendung in der Politik bedingt werden konnte. Mit dem Schwinden aller diplomatischen und kriegsverwickelten Gefahren konnte für die Börsen wiederum die Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung als neue Lösung gelten. Seit den mehr als Halbjahrsfrist dauernden vollkommen unsicheren und total unklaren Verhältnissen am Balkan und den dadurch hervorgerufenen europäischen Kriegsgefahren war es den Finanz- und Handelskreisen nicht mehr möglich, irgend welche Kalküle über die wirtschaftlichen Momente und Handelsbeziehungen unserer deutschen Märkte aufzustellen. Industrie und Geldmarkt hatten jedoch während dieser schwierigen, aber immerhin höchst interessanten Krisenzeit derart komplizierte Vorgänge erlebt, dass auf beiden Gebieten vielfach gänzlich geänderte Situationen vorhanden sind. Die Geldmarktverhältnisse leiden immer noch unter der grossen Reserviertheit der Geldgeber und vornehmlich durch die Zurückhaltung in der Bankwelt. Die Notenbanken sind durch die politischen Vorgänge selbstverständlich in erster Linie gezwungen gewesen, durch Häufung gewaltiger Bargelder und Goldreserven kriegsbereit zu sein. Anderseits hatten diese Institute von allen Seiten ungeheure Bedürfnisse zu befriedigen. Unsere Reichsbank zeigt in ihren wöchentlichen Ausweisen heute noch deutliche Spuren jener Tage, die auch wohl weiterhin in ihrer Wirkung fühlbar bleiben werden. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, dass bei einer dauernden politischen Klärung und dem Schwinden der bisherigen ernsten Lage die Bank von England und sodann in Gefolgschaft die Reichsbank eine merkliche Zinssatzermässigung vornehmen werden. Man erwartet bei der englischen Bank eine Diskontherabsetzung. Die deutsche Reichsbank wird wohl noch im Mai-Monat den Zins um ein volles Prozent auf vielleicht 5 Prozent reduzieren können. Die verschiedenen Börsenvorkommnisse, die fortwährenden Anleihe-Emissionen von Staaten und Kommunen, die vielfachen Anforderungen an Handel — in erster Linie an die mächtig impulsive Industrie — lassen jedoch in den deutschen Geldverhältnissen keinerlei stärkere Entlastung aufkommen. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass ein Zinssatz unter 5 Prozent in Deutschland in absehbarer Jahresfrist nicht mehr erreicht werden kann. — Die Börsenhausse, welche vornehmlich in exaltierten Ausschreitungen am Kassaindustrieaktienmarkt äusserst ungesunde Zustände gezeitigt hatte, veranlasste gerade in den letzten Tagen eine allgemeine ernste Kritik. In den Werten des Waffenkonzerns, der chemischen Industrie und einzelner Maschinenaktien fand die Berliner Spekulation dankbare Objekte zu fast 100%igen Kurssteigerungen innerhalb einer Woche. Lediglich die vagesten Gerüchte — oft ohne rechtliche Grundlage — bildeten die Ursache zu diesen aufsehenerregenden Vorgängen an der Berliner Börse. Dabei kommt in Betracht, dass die Meldungen aus der Schwerindustrie in letzter Zeit nicht gerade günstig lauteten. Die wiederholten Preisabschläge in der Eisenbranche, die vielfachen Schwierigkeiten in der Kartellierung einzelner Fabrikate beanspruchen sogar wirklichen Pessimismus, sicherlich jedoch keine Kursbesserung gerade dieser Werte. Die Mitteilungen aus der Elektrobranche, Nachrichten aus der Kolonialgruppe und der chemischen Industrie — sämtliche erstklassige Meldungen von wirtschaftlichen Fortschritten — fanden jedoch an den Börsen willig aufnahmsfähige Käuferschichten. Die verschiedensten Kapitalsvermehrungen und die sich hieran knüpfenden, oft äusserst wertvollen Bezugsrechte der betreffenden Aktiengebiete bildeten allgemein ein klares Rechenexempel für künftige Kurssteigerungen. Die unternehmungslustigen deutschen Börsen bleiben in ihrer Grundtendenz vorerst fest, trotz des Hinweises, dass der Privatdiskontsatz seit kurzem um über ½ Prozent angezogen hat. Man betrachtet in den zuletzt publizierten Ziffern des deutschen Aussenhandels, sowie den Einnahmen der deutschen Eisenbahnen Zeichen einer fortwährend guten und gesunden Entwicklung des heimischen Wirtschaftsgebietes.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Verlagskatalog d. Alphonsus-Buchhandlung. (Münster i. W., A. Ostendorff.)

Das Einigungsamt. Monatsschrift zur Pflege des gewerblichen Einigungswesens und der Tarifverträge. Herausgegeben von M. von Schulz, Dr. H. Prenner, A. Rath. Jährl. M 4.—. Berlin W 9, Verlagsbuchhandlung Julius Springer.)

Zur katholischen Schulunterhaltungsfrage. Vortrag von Oberamtsrichter Dr. Brandeis in Braunschweig.

Theologie und Glaube. Zeitschrift für den katholischen Klerus. Herausgegeben von den Professoren Dr. Dr. A. Kleffner, N. Peters, H. Poggel, B. Bartmann, H. Müller, B. Funke, F. Tenkhoff, J. Linneborn, A. Fuchs. Jährlich zehn Hefte. Pro Jahrgang im Buchhandel und durch die Post M 10.—, mit Postzusendung M 11.—.

Das deutsche Zentrum. Von M. Erzberger. — The German Centre Party by M. Erzberger. — **Zentrum und Katholizismus** von Dr. Kruedenmeyer. (Politische, Volkswirtschaftliche und Apologetische Studien.) (Amsterdam, Internationale Verlagsbuchhandlung „Messis".)

Ein arktischer Robinson. Von Kapitän Mikkelsen. Geb. M 10.— (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Aegyptische Terrakotten der griechisch-römischen und koptischen Epoche, vorzugsweise aus der Oase El Faijûm. Gesammelt und beschrieben von Carl Maria Kaufmann. 140 S. 4°. M 12.—. (F. Diemer, Finck & Baylaender Succ., Cairo. Aegypten).

Domanig Karl, Tyroler Hausgärtlein. 8°. 423 S. Geh. M 5.—, geb. M 6. (Kempten und München, Verlag Kösel.)

Domanig Karl, Kleine Erzählungen 8°. VIII und 216 S. Geh. M 2.50, geb. M 3.50. (Kempten und München, Verlag Kösel.)

Domanig Karl, Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. 8°. 75 S. Geh. M 2.—, geb. M 2.80. (Kempten und München, Verlag Kösel.)

Geist des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des Bischofs Joh. Pet. Camus. Neu dargestellt vor Dr. L. Ackermann. 2. Aufl. 8°. XVI und 360 S. Brosch. M 3.—, geb. M 4.50. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die deutsche Erhebung im Jahre 1813. Von Generalleutnant Karl Ritter von Landmann. 2. Aufl. mit 17 Illustr. und 3 Uebersichtskarten. 8°. VIII und 150 S. Brosch. M 1.20, Geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Der ewige Jude. Eine Geschichte aus den Bergen. Von Otto von Schaching. 3. Aufl. 8°. 157 S. Brosch. M 1.—, geb. M 1.35. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Vor hundert Jahren. Deutschlands glorreiche Freiheitskriege gegen Napoleon 1813 bis 1815. Von Dr. Leo Smolle. M 1.50. (Graz und Wien, Verlagsbuchhandlung „Styria".)

Lieder eines fahrenden Schülers. Ein Epos in Liedern. Von Theodor Senestréy. M 3.—. (München-Leipzig, Hans Sachs-Verlag.)

59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Aachen. Herausgegeben vom Lokalkomitee. (Aachen, Cremersche Buchhandlung.)

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Prof. Dr. theol. et phil. J. Marx. 5. Aufl. Brosch. M 9.—, geb. M 11.—. (Trier, Paulinus-Druckerei.)

Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen. Herausg. Dr. J. Klug. 1. Bd. **Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Wirth. 2. Bd. **Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit.** Von Dr. F. Zach. 3. Bd. **Duell und Ehre.** Von M. Erzberger. à M 1.—. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Der erfahrene Beichtvater. Von Dr. P. Hieronymus Aebischer, O. S. B VIII und 144 S. 8°. Brosch. M 1.50, geb. M 2.20. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Eine Auswahl aus ihren Papieren. Von August Fournier. Geh. M 12.—, geb. M 15.—. (Wien 4, F. Tempsky.)

Gedichte von Dr. Heinrich Siff. (Neuyork, Roßwaags Verlags-Buchdruckerei.)

Die Organisation der katholischen Frauen. Von C. Walterbach. M 1.—. (München, Buchhandlung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine.)

Können wir noch Christen sein? Religiös-wissenschaftliche Vorträge von P. Dr. Heribert Holzapfel und P. Dr. Polykarp Schmoll. 90 Pf. (München, J. J. Lentnersche Buchhandlung.)

Der jetzige Stiftsbau Maria Einsiedeln. Geistliches und Aesthetisches. Von Professor Dr. P. Albert Kuhn. 2. Auflage. 136 S. 8°. Brosch. M 9.20, geb. M 10.20. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Maria, die Maienkönigin. Betrachtungen über die lauretanische Litanei. Von Prof. Dr. Joh. Chrys. Gspann. 96 S. 80 × 125 mm. Brosch. 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Aus Bädern und Kurorten.

Für zeitige Frühjahrskuren ist besonders zu empfehlen, das **„Chiemsee-Sanatorium für Kuren nach Dr. Lahmann“** und das **„Kurhaus Strandhotel Prien in Oberbayern“** zwischen München und Salzburg. An einer Bucht des Westgestades vom Chiemsee, dem sog. „bayerischen Meer“, liegen beide auf terassenförmig ansteigendem Gelände, durch waldige Hänge gegen rauhe Winde geschützt, breit ausladend zum grünen See, umgeben von reizenden Villen, abseits von allen störenden Betrieben. Einen besonderen Nachdruck legt das Sanatorium auf die Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten nach dem System von Dr. Lahmann, ausgeschlossen sind ansteckende und anstosserregende Leiden. Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet und steht unter erfahrener ärztlicher Leitung. Es eignet sich infolge der herrlichen, geschützten, milden Lage und inneren Einrichtungen mit allem Komfort: elektrisches Licht, Zentralheizung usw. zur Durchführung zeitiger Frühjahrskuren, die besonders wirksam sind. Illustrierter Prospekt gratis. Das Kurhaus Strandhotel eignet sich besonders für Ruhe- und Erholungsbedürftige. Gerühmte französische und Dr. Lahmannküche, kein Trinkzwang. Prospekte gratis.

„Sylt die Königin der Nordsee.“ Ein Führer durch die Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf der Insel Sylt. Soeben ist dieses von der städtischen Badeverwaltung in Westerland in farbenprächtiger geschmackvoller Ausstattung herausgegebene Büchlein erschienen, das in seiner Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sowie reicher Illustration einem jeden Besucher der herrlichen grössten deutschen Nordseeinsel ein wirklicher Führer und Ratgeber sein und gute Dienste leisten wird. Aber auch jedem anderen gibt die Broschüre ein interessantes Bild vom Badeleben an der Nordsee und allen den vielen, die früher schon einmal diese nordische Perle besucht haben, wird es eine angenehme Erinnerung an schöne Tage sein. Der Führer wird kostenlos von der Badeverwaltung an Interessenten abgegeben.

Lugano. Der noch vor wenigen Jahrzehnten fast völlig unbekannte Ort hat sich während der letzten Jahre nicht allein zur Touristenstadt durch seine unvergleichlich schöne Lage und sein mildes, nie zu heisses und nie zu kaltes Klima entwickelt, er ist auch nach allen möglichen Richtungen hin zu Kur- und Heilzwecken entwickelt worden. Unter diesen steht an der Spitze die Kuranstalt und Pension Monte Brè, der „Weisse Hirsch“ von Lugano, ein wunderbar gelegenes Erholungsheim mit Anstalt für die gesamte physikalisch-diätetisch-psychische Therapie. Alles Nähere ist aus dem reichhaltigen illustrierten Prospekt ersichtlich, der jedermann franko und gratis von der Direktion des Kurhauses Monte Brè in Ruvigliana zugesandt wird.

Oesterreich und die Ausstellung „Büro und Geschäftshaus“ München 1913. Für die im Juni–Juli in München stattfindende Ausstellung „Büro und Geschäftshaus“ zeigt sich auch in Oesterreich lebhaftes Interesse. Vom K. K. Ministerium für öffentliche Arbeiten wurde die „Ständige Oesterreichische Ausstellungskommission der industriellen und kommerziellen Körperschaften“ auf die Münchener Ausstellung besonders hingewiesen und es als wünschenswert bezeichnet, daß auch seitens der leistungsfähigen Industrien Oesterreichs von dieser günstigen Gelegenheit, Erzeugnisse für den Bürobedarf vorzuführen, Gebrauch gemacht werde. In diesem Sinne hat sich sodann die Ständige Oesterreichische Ausstellungskommission an die ihr angehörenden 29 Handels- und Gewerbekammern, sowie an die freien industriellen, kommerziellen und gewerblichen Vereine gewandt und damit die Kunde von dem verheißungsvollen Münchener Unternehmen an alle interessierten Kreise weitergegeben.

Für die Reisezeit

richten wir an unsere Leser und Freunde ganz besonders die herzliche Bitte, in **Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants** und **Cafés** stets nachdrücklichst die »Allgemeine Rundschau« verlangen zu wollen. Bei längerem Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort dürfte es sich empfehlen, das Auflegen seiner Leiblektüre zu beanspruchen. Wenn die »Allgemeine Rundschau« irgendwo nicht zu haben ist, bitten wir, die Geschäftsstelle, München, Galeriestr. 35a, freundlichst verständigen zu wollen. — Auch auf **Bahnhöfen** wolle man stets die »A. R.« verlangen.

Exerzitienhaus Feldkirch. Gemeinschaftliche Exerzitien 1913 für **Priester:** 2. Juni bis 6. Juni, 14. Juli bis 18. Juli, 21. Juli bis 25. Juli, 18. Aug. bis 22. Aug., 25. August bis 29. August, 15. September bis 19. September, 22. Sept. bis 26. Sept., 13. Oktober bis 17. Oktober, 20. Oktober bis 24. Oktober, 17. November bis 21. November. Für Herren aus gebildeten Ständen: 24. Mai bis 28. Mai, 26. Juni bis 30. Juni, 13. August bis 17. August. Für Lehrer: 29. September bis 3. Oktober. Für Akademiker und Abiturienten: 13. Mai bis 17. Mai, 5. August bis 9. August, 10. September bis 14. September, 6. Oktober bis 10. Oktober. Für Studenten der fünf obersten Klassen: 1. September bis 5. September. — Anmeldungen bezw. Abmeldungen wolle man frühzeitig richten an P. **Minister**, Exerzitienhaus Feldkirch, Vorarlberg. (NB. Für die Schweiz Auslandsporto.)

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser **Hohenschwangau, Neuschwanstein** und **Linderhof. Schwefelbad.**

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3. Aerzte.

Kurhaus NEUSATŻECK

:: **im Schwarzwald** ::

Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, erfrischende Wälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Bedienung durch Schwestern. Kurpreis M. 4.50 bis 6.50. Auskunft durch die Oberin.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)

Kurhaus und Pension Monte Brè

Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause. Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch

Dir. Max Pfenning.

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)

Gasthof und Pension zum Ochsen.

Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise. Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer Kosmas Scherer.

Hotel Union

Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine.—**Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Kath. Gesellschaftshaus München

Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.

Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen. **ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.** Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts.

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8.— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Bad Nauheim

Villa Maria Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Ia Kanarienhähne

veredelte Harzer, echt Seifert, fleissig, tief, tourenreich. 8, 10, 12, 15, 18, 20, 25 M. In- u. Ausland-Versand. Garantie: Wert, leb., gesunde Ankunft. 8 Tage Probe, Umt. oder Betrag zurück. Eigene gr. Züchterei.

I. Preise und goldene Medaillen.

G. Hohagen, Barmen U 1

Viel. lob. Anerk. lag. vor. Die Exped.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Hensson-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Echte Straußenfedern

in schwarz, weiß, grau und schwarz-weiß, zum Preise von 12.50, 13.—, 14.—, 15.— bis 30 M. Die Federn sind fertig gekräuselt, 20—30 cm breit und 55—70 cm lang. Versand gegen Nachnahme.

Frau A. Trede, Swakopmund, D. S.-W.-Afrika.

Prima westf. **Schinken**

(Rundschnitt) zum Rohschneiden, das Feinste was es gibt. unübertroffen, Landware, Winterbauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. 1,40, Garantie Zurücknahme. Ia Zervelatwurst 1,70, Blockw. 1,60, Mettw. 1,85, Leberw. 1,10, Blutw. 1,00, Speck 1,10. Versand u. Nachnahme.

Wilhelm Bartscher

Rietberg 85 i. Westf.

Westf. Schinkenräucherei.

Prien

am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg,** kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Gerühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.

Illustrierte Prospekte gratis

SANATORIUM HOHENWALDAU

bei Stuttgart.

Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte. Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.

Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Bayrischzell

im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**

neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension. Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet

Kurfürstenhof

Berlin W, Kurfürsten-Str. 33

an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.

:: Behagliches ::

Familien-Hotel

Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause. Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Kettelerheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Rom

reisende Priester finden gute Aufnahme im

Priesterheim St. Michael

Lungtevere Farnesina 40, Roma.

Leitung deutsche Franziskanerbrüder.

Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

Ostseebad Misdroy

von Hochwald und Bergen umgeben

Wasserleitung · Elektrisches Licht · Freiluft-Seebad und Zeltlager.

Prospekte durch die Kurdirektion

König Otto-Bad

bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge, altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospeckte kostenlos. Dr. Becker.

Amtliches Bayer. Reisebureau G. m. b. H. vorm. Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 24. Mai 1913. X. Jahrgang.

Albanische Ereignisse und Sorgen.

Von Marie Amelie Freiin v. Godin.

Seit vielen Jahren bin ich mit zwei modernen jungen Albanesen, Avny Bey Delvino und seinem Vetter Ekrem Bey Vlora, sehr befreundet und habe oft im Schoß ihrer Familien lange Monate in Albanien verbracht. Sie gehören den mächtigsten Feudalgeschlechtern des Landes an. Da besonders Ekrem Bey die Erreichung erträglicher Verhältnisse für sein Vaterland als das Ziel seines Lebens betrachtete, und als eines der eifrigsten und begabtesten Mitglieder des albanesischen Geheimkomitees in jeder Weise für Albanien gewirkt hat, war auch ich von allem Anfang an in die Entwicklung der albanesisch-nationalen Bewegung eingeweiht und bestrebt, die deutsche Presse, so viel ich konnte, richtig darüber zu informieren.

Anfang September war ich wieder zum Besuche meiner Freunde zuerst in Delvino und dann in Valona, ließ mich bei Beginn des Balkankrieges durch mein großes Interesse für die albanesische Freiheitsbewegung bestimmen, nicht gleich abzureisen, und wurde dann durch die Blockade, aus der es einfach kein Entrinnen gab, in die Unmöglichkeit versetzt, heimzukehren.

Ich habe es nicht bedauert, denn wenn ich auch manche Gefahr mit den Albanesen zu bestehen hatte, oder besser gesagt manche Unannehmlichkeit mit ihnen zu ertragen, so habe ich doch im Hause der Vlora, der eigentlichen Schöpfer der albanesischen Unabhängigkeit, alle politischen Ereignisse miterlebt, die zur Bildung des albanesischen Staates führten, ein Ereignis, das ich mit meinen Freunden seit so vielen Jahren herbeigesehnt hatte.

Bei Beginn des Balkankrieges im Spätherbst 1912 reiste sofort Ekrem Bey Vlora, vielleicht der zielbewußteste unter den Führern der albanesischen Bewegung, nach Wien, um sich mit den maßgebenden Stellen darüber zu besprechen, was in Albanien geschehen sollte, für den Fall die Türkei von den Balkanstaaten geschlagen würde, eine Eventualität, die er mit Bestimmtheit voraussah.

Diese Beurteilung des beginnenden Krieges wurde nun zwar in Wien nicht geteilt, aber trotzdem die feste Zusicherung gegeben, daß die österreichische Regierung jeder Aeußerung albanesischen Nationallebens wohlwollend gegenüberstehen würde.

Daraufhin kehrte Ekrem Bey Vlora nach Valona zurück. „Der Hausherr wird sicher hinausgeworfen“, sagte er mir mit strahlenden Augen, als ich ihn am Landungsstege abholte. Nach seiner Heimkehr bereitete er mit seinem Vater Sureya Bey Vlora die Einberufung einer albanesischen Nationalversammlung vor. Diese Tätigkeit fand darin ihren Abschluß, daß Ismail Kemal Bey Vlora am 26. November von Durazzo kommend in Valona eingetroffen ist, begleitet von all jenen Nordalbanesen, die auf die Aufforderung seiner beiden Vettern von ihren Städten und Landschaften als Abgeordnete zur albanesischen Nationalversammlung gewählt worden waren. Ihnen hatten sich auch einige vor den Serben flüchtende Albanesenführer aus dem Vilajet Kossovo zugesellt, vor allem Issa Bolletin mit drei seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge.

Da Sureya Bey infolge verschiedener Umstände das Land verlassen hatte, außer ihm sich aber kein Mann für die Angelegenheit interessierte, der zu ihrer Leitung die nötige Erfahrung und durch sein Alter die für alle mohammedanischen Länder absolut erforderliche äußere Ehrwürdigkeit gehabt hätte, niemand, der in letzter Zeit in Europa gewesen wäre, befanden sich die albanesischen Patrioten in der Zwangslage, sich Ismail Kemal Beys zu bedienen. Ich sage in der Zwangslage, denn wenn Ismail Kemal Bey als gewiegter Politiker sicher rein äußerlich betrachtet zu einer solchen Unternehmung wohl geeignet war, so hatte doch nur ein beschränkter Kreis engster Parteigenossen Vertrauen auf ihn, weil es allgemein nur zu bekannt ist, wie Ismail Kemal stets alle politischen und persönlichen Beziehungen zu seinem eigenen Vorteil hatte auszunützen verstanden. Niemand verhehlte sich, daß er lieber eine andere Persönlichkeit an der Spitze der Unternehmung gesehen hätte, bezwang aber die eigene Abneigung im Hinblick auf die Notlage des Landes und war entschlossen, mit Ismail Kemal nach Kräften zu arbeiten. Schon am Tage nach dessen Ankunft wurde die Unabhängigkeit Albaniens erklärt. Ich selbst suchte die albanesische Flagge hervor, die Ekrem Bey schon seit vielen Jahren mit sich führt. Der Augenblick, als sie unter der Begeisterung aller Anwesenden gehißt wurde, war wirklich erhebend. Wenige Tage darauf trafen auch Abgeordnete der meisten südalbanesischen Städte in Valona ein, ebenso kehrte Ekrem Bey Vlora aus der Laberi zurück, wo er den Widerstand gegen die Griechen geleitet hatte.

Die versammelten Delegierten bestätigten daraufhin einstimmig die Erklärung der Unabhängigkeit Albaniens, erwählten Ismail Kemal Bey zum Präsidenten und Don Katschori, den katholischen Priester von Durazzo, zum Vizepräsidenten der provisorischen Regierung, ernannten den Wünschen Ismail Kemals entsprechend das gesamte Ministerium und gaben nach wenigen Tagen die Zustimmung, daß der umständliche Apparat der allzu zahlreichen Deputation in einen Senat mit 18 unter den Deputierten zu wählenden Mitgliedern umzuwandeln sei. Dieser Senat war als eine Art legislativer und beratender Körperschaft gedacht, der aber eine direkte Kontrolle oder Kritik des Ministeriums nicht zustehen sollte.

Wenn man der Wahl der vom Ministerpräsidenten vorgeschlagenen Minister anstandslos zugestimmt hatte, obwohl für die Ernennung einiger von ihnen nur ihre persönlichen Beziehungen zu Ismail Kemal den Grund gegeben hatten, so geschah es aus der Erwägung, daß im Augenblick die Uneinigkeit der Führer auch in nebensächlichen Dingen das größte Uebel wäre, dem gegenüber die Ernennung ungeeigneter Minister kaum in Betracht kam, um so mehr, als man damals überzeugt war, daß die Zeit der provisorischen Regierung höchstens einige Wochen umfassen würde.

Schlimmer war, daß die Befugnisse des Senats nicht klar dargetan, geschweige denn protokollarisch festgelegt wurden. Als Ekrem Bey Vlora und ein anderes Mitglied des Senats auf klaren Bestimmungen bestehen wollten, wurde diese Forderung bei der damals noch anhaltenden Begeisterung als überflüssig erklärt und von vielen als unberechtigte Opposition aufgefaßt, so daß es unmöglich war, weiter darauf zu bestehen.

Wenn in der ganzen Zeit der provisorischen Regierung vom Vorsitz des Senats, dem Müfti von Dibra und Ekrem Bey Vlora auf jede energische Auseinandersetzung mit dem Präsidenten der Regierung verzichtet wurde, so war auch hierfür wieder das Bestreben entscheidend, innere Konflikte zu vermeiden, während Albanien von außen von jeder Gefahr bedroht war. So kam es, daß die einzige „Tat“ der Volksvertretung bis heute in der Herabsetzung der Kopfsteuer für Schafe und Ziegen bestanden hat.

Durch die Friedensliebe der übrigen Führer hatte so Ismail Kemal Bey schon etwa 14 Tage nach der Unabhängigkeitserklärung tatsächlich alle Macht in Händen, und ihm kann allein beinahe alle Verantwortung an den Handlungen der provisorischen

Regierung zugeschoben werden. Er hat kaum den Schein aufrecht zu erhalten versucht, als ob das übrige Ministerium und die Führer irgendwelchen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte hätten, und hat mit dem Minister für Unterricht, Gurrakugj, seinem langjährigen Sekretär, und etwa noch dem ihm befreundeten Minister des Innern, Müfid Bey Libohovo, wie mit einer Art Separatkabinett im Kabinette alle Verordnungen getroffen.

Die Lage in Valona war unterdessen höchst unerfreulich geworden. Die Blockade schloß uns völlig von der Außenwelt ab, so daß es gänzlich unmöglich geworden war, die Ereignisse des Kriegsschauplatzes sowohl, als die Entwicklung der Dinge in Europa zu verfolgen, geschweige denn sich mit irgendwelcher Regierung in Verbindung zu setzen und über ihre Absichten und Wünsche zu informieren.

Dabei drangen die Armeen der Verbündeten von allen Seiten in Albanien ein, im Süden und Südosten die Griechen, die uns dreimal, freilich ohne erheblichen Schaden, bombardiert haben, im Osten, Nordosten und Norden die Serben, bis schließlich eigentlich nur noch die Provinz Valona, von fremden Truppen frei, die kleine Machtsphäre der provisorischen Regierung war, über die man in Valona aus verschiedenen Gründen zu murren begann.

Es mag in Europa Verwunderung erregt haben, daß die Albanesen ihr Land fast ohne Kampf den eindringenden Feinden überlassen haben, nachdem sie sich stets all ihrer Gegner, namentlich in den letzten Jahren mit so unvergleichlicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit der Türken, erwehrt hatten. Namentlich hat sicherlich das Verhalten der albanesischen Truppen in Janina peinliche Ueberraschung erregt und Mißbilligung gefunden. Für den Eingeweihten mit Unrecht. Das Volk jedenfalls trifft keine Schuld, und in der Çameri, im Ljumagebiet, beispielsweise, wo es gut bewaffnet war und durch die Führer über die Lage aufgeklärt wurde, hat es sich verzweifelt zur Wehr gesetzt. Man darf bei Beurteilung des albanesischen Widerstandes nicht vergessen, daß der Krieg mit den Balkanstaaten zu einer Zeit ausgebrochen ist, als der Aufstand der Albanesen eben erst durch einen Scheinfrieden mit der Türkei ein Ende gefunden hatte, der niemand befriedigte, so daß er im Frühjahr 1913 ganz sicher durch einen neuen Aufstand beendet worden wäre, zu einer Zeit also, in der der Albanese längst durch die sinn- und verständnislose Unterdrückung der letzten Jahre gelernt hatte, den Türken als den Feind seines Vaterlandes zu betrachten und jeden der Türkei zugefügten Schaden als ein Glück und einen Vorteil für die eigene Heimat.

Daß bei einer solchen Anschauungsweise die Begeisterung für den Krieg — ganz abgesehen von der durch die Entwaffnung in manchen Gegenden eingetretenen Verteidigungsunmöglichkeit — nicht groß sein konnte, liegt auf der Hand. Fast in allen Gauen Albaniens wurde vielmehr der eindringende Feind zunächst fast als der Befreier betrachtet, oder doch jedenfalls war er im Vergleich zu den Türken der weniger gehaßte Gegner. Man entzog sich darum der Militärpflicht von allem Anfang an, oder kehrte bei der ersten Gelegenheit, sogar durch die Flucht vor dem Feind auf offenem Schlachtfeld, in die Heimat zurück.

Daß die Albanesen dann nicht rasch genug begriffen haben, wie, sobald der Sieg der Balkanstaaten einmal besiegelt und die Unabhängigkeit Albaniens erklärt war, die Türken in Albanien nicht mehr für ihre eigenen, sondern buchstäblich für die Interessen Albaniens kämpften, ist zweifellos richtig; dies erleuchtete Verständnis konnte aber von einem politisch völlig ungeschulten Volke wahrhaftig nicht erwartet werden. Auch allen Führern war es nicht möglich, die Lage sofort zu überblicken, gerade weil durch die verschiedenen eingerückten Armeen die Verbindung zwischen den einzelnen albanesischen Gauen völlig unterbunden war, so sehr, daß wir z. B. in Valona erst gegen Mitte April von den Greueltaten erfuhren, welche die Serben in ganz Nordalbanien begangen haben, und das, obwohl viele der in Valona versammelten Führer ihre Familien in den betroffenen Gegenden zurückgelassen hatten. Nur bei der Verteidigung von Janina hätten die Albanesen sich anders verhalten sollen, aber hierin trifft die Schuld die provisorische Regierung, die nicht nur nichts getan hat, um die Unklarheit in den albanesischen Köpfen in bezug auf die Landesverteidigung zu beseitigen, sondern sie durch ihr Verhalten noch erhöht hat. Gleich nach der Unabhängigkeitserklärung äußerte sich nämlich Ismail Kemal dahin, daß die Albanesen weder mit Serben, noch Griechen, noch Montenegrinern im Kriege seien, daß vielmehr der Türke immer noch der Feind bleibe, unter dessen Flagge zu kämpfen für Albanesen unmöglich genannt werden müsse. Anstatt darum die albanesischen Truppen in Janina, die infolge der verwirrten Lage nicht mehr wußten, was tun, klar und kategorisch zum Ausharren zu ermutigen, wurden die obenerwähnten Aussprüche so häufig wiederholt und durch unerwünschte — oder vielleicht erwünschte — Zwischenträger nach Janina gebracht. Die Albanesen dort sahen darin eine Aufforderung, den Kampf nicht fortzusetzen, und es kam dazu, daß schon einige Wochen vor der Kapitulation fast alle albanesischen Soldaten Janina mit so viel Munition, als ihnen erreichbar war, durch die Flucht verlassen hatten. Selbst innerhalb des Ministeriums kam es infolge dieser Vorkommnisse zu direkten Angriffen. Insbesondere hat der zweite Präsident, Don Nicola Katschori, Ismail Kemal Bey wiederholt leidenschaftlich beschuldigt, die Flucht der Albanesen verursacht zu haben. Wenn man bedenkt, daß Ismail Kemal sein ganzes Leben ein ausgesprochener Freund Griechenlands war, hat seine Haltung auch nichts absolut Ueberraschendes. Bedauerlich war sie aber im höchsten Grade, viel mehr als das System des ersten Präsidenten, alle Fragen schwebend zu erhalten, alle Entschlüsse mit halben Worten hinauszuziehen, jeden Zwist mit Geschmeidigkeit nicht beizulegen, sondern zu beschwichtigen, demzufolge im politischen und sozialen Leben Valonas in kürzester Zeit eine laue, flaue, schlappe Atmosphäre Platz griff, die gerade die Besten sehr entmutigte, aber doch nicht tragisch zu nehmen war, weil sie in nichts zerstieben mußte, sobald das Meer offen und damit der kleine Kreis des winzigen Valonaer Horizontes durchbrochen war. Das ist denn auch geschehen und heute arbeiten die Führer, aus ihrer Gefangenschaft befreit, wieder mutig am Wohl ihrer Heimat. Viel wichtiger war, daß jeder Streit vermieden blieb und das gelang, denn die Opposition hatte Männer an ihrer Spitze, die viel zu ruhig denkend, gewissenhaft und geistig bedeutend waren, um sich durch die momentane Erbitterung in ihrer Ueberzeugung beirren zu lassen, daß jeder Zwist unter Albanesen ihrem Vaterland notgedrungen in den Augen Europas, das nur nach äußeren Tatsachen zu urteilen imstande war, großen Eintrag tun mußte.

Immerhin brachte die Eingeschlossenheit ein immer drückenderes Gefühl von Hilflosigkeit mit sich, das schwer zu ertragen, und weil schlechthin nicht dagegen angekämpft werden konnte, wohl imstande war, jede Unternehmungslust lahmzulegen. Was geschieht in Europa und in den Balkanstaaten, was will und erwartet Europa von Albanien, sollen alle Entscheidungen den Mächten überlassen bleiben oder soll das albanesische Volk selbst sich an der Lösung beteiligen, werden die Serben das Land gutwillig verlassen — lauter Fragen, auf die es uns unmöglich war, eine Antwort zu finden, weil es unmöglich war, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, und die wenigen Zeitungen und Boten, die durch irgend welche Gelegenheit nach Valona verschlagen wurden, haben die Verwirrung nur erhöht, da ihre Nachrichten, aus dem Zusammenhang gerissen, nur die Ansichten einzelner widerspiegelten, ohne daß es uns möglich war, sie durch Vergleich oder auch nur den Anfang oder das Ende der gedruckten Mitteilung auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Unter diesen eingeschmuggelten Nachrichten war sicher die verblüffendste, daß Europa von allen Angelegenheiten gerade die Königswahl Albanien selbst überlassen wolle. Das Verlangen war ein wenig kühn in Anbetracht dessen, daß man ja nicht einmal wußte, ob man existieren werde oder nicht, und welches Gebiet man dem betreffenden Herrscher anbieten konnte. Es ist doch ein Unterschied, ob Albanien von Antivari bis Preveza, oder von Valona bis zur Viossa reichen wird, und danach konnte man erst wissen, ob man sich an einen europäischen Fürsten oder den 50. Sohn des Königs von Siam wenden sollte.

Nun war e i n Kandidat allerdings selbst bestrebt, den Albanesen die Wahl zu erleichtern. Der Herzog von Montpensier kam auf einer schönen Jacht mit einer hübschen Cocotte mitten während der Blockade. Aber diese schamlose Art, eine ernste Angelegenheit zu behandeln und die Weise, wie er mit den Beys von seiner „gemeinsamen Arbeit“ mit ihnen und über die Summen, die er opfern wolle, sprach, hat die Aussicht seiner Kandidatur in wenig Stunden begraben.

Auf seinem Schiff verließ indes Ismail Kemal das Land, wie er dem protestierenden Ministerium sagte, um für die Aufhebung der Blockade zu wirken. Unterdessen waren nämlich die Nahrungsverhältnisse durch die lange Sperre geradezu drohend geworden. Nicht nur die bei Fieri lagernden, unbeschreiblich elenden Reste der Wardararmee litten Hunger, auch die albanesische Bevölkerung hatte entsetzlich schwer an der Teuerung zu tragen. Das Kilo Kaffee kostete 20 Frs., das Kilo Zucker 5 Frs., der Zentner Mais 20 Frs., gegen sonst 5—6. Viele Einwohner Valonas aßen höchstens einmal im Tage. Etwa am 10. April bin ich einer Frau beigestanden, die mit ihren 2 Kindern seit

drei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Um die Stadt verhungerten viele, und es war garnicht daran zu denken, ihnen allen zu helfen, weil wir selbst uns nur noch schwer Nahrungsmittel verschaffen konnten. Als am 14. April endlich das erste Schiff kam, hätten wir höchstens noch für zwei Wochen zu essen gehabt.

Seitdem sind mannigfaltige Gerüchte über Albanien verbreitet worden, nur in der Absicht, um Oesterreich die Arbeit für Albanien zu verleiden. Darum wurde die Thronkandidatur Essad Paschas erfunden, die falschen Nachrichten über Gefahren und Unruhen in Valona hingegen stammen von italienischen Reportern, die einen Praetext für eine italienische Okkupationsannexion schaffen wollten. Diesen für Albanien wenig wohlwollenden Bestrebungen gegenüber ist festzuhalten, daß Essad Pascha an eine Kandidatur gar nicht denkt, und in Valona ungestörte Ruhe herrscht. Möge dem albanesischen Volk, das um seine Freiheit so viel gelitten hat, eine glückliche Zukunft beschieden sein — möge die Arbeit seiner Führer, seine politischen Verhältnisse durch die Wahl eines geeigneten Fürsten zu konsolidieren, mit Erfolg gekrönt werden!

Pfälzisch-wittelsbachische Festtage.

Von M. Geßner, München.

Nach den Besuchen am württembergischen und badischen Hofe traf das bayerische Regentenpaar zu mehrtägigem Aufenthalt in der schönen Pfalz ein, um von Villa Ludwigshöhe bei Edenkoben aus, wo die Prinzessinnentöchter ebenfalls eingetroffen waren, das ganze weite Land zu bereisen und unter seinen freundlichen Bewohnern köstliche Stunden zu verleben. Und die Pfalz freute sich, daß ihr Pfalzgraf zu ihr kam, daß er zuerst zu ihr kam. In frischem Lenzesprangen stand sie da, und überall, auch in den kleinsten Dörfern, waren Straßen und Plätze und Häuser festlich geschmückt zum würdigen Empfang. Wo immer der Regent sich zeigte, kamen frohe Menschen, jung und alt, von allen Seiten herbei, freudige Grüße und dankbare Huldigung darzubringen, und begeistert erklangen die Hochrufe und der alte schöne Wunsch: Bayern und Pfalz, Gott erhalt's! Huldigungen eigener Art entboten die Schulkinder, die Kriegervereine, die Winzer und Winzerinnen usw. Aber nicht nur dem Landesvater galt all das, es galt auch der geliebten Landesmutter und den Prinzessinnen Adelgunde, Hildegarde, Wiltrud, Helmtrudis und Gundelinde, dem Regenten und seiner Familie, der Dynastie der Wittelsbacher, der die Pfalz durch viele Jahrhunderte unverbrüchlich die Treue gehalten. Was in Neustadt der Bürgermeister sagte, daß die Festtage noch eine besondere Auszeichnung erhalten hätten durch die Anwesenheit der Regentin und ihrer Töchter, das war eine frohe und dankbare Empfindung überall, und immer wieder wurden die Regentin und die liebenswürdigen, lebensfrohen Prinzessinnen von freudestrahlenden Mädchen mit Blumenspenden aus Feld und Garten bedacht. Manch' treues herzliches Wort klang den Repräsentanten des Hauses der Wittelsbacher entgegen in dankbar-froher Willkommrede der offiziellen Vertreter der Gemeinden oder in schwungvollen Gedichten, von Kindermund vorgetragen, wobei natürlich der Pfälzer charakteristische Mundart ebenfalls vertreten war. Und herzlich, wie Freude und Dank der Pfälzer und ihre Bitten um öfteres Wiedersehen, waren auch die Gefühle, mit denen die hohen Herrschaften dem treuen Volke begegneten. Regent und Regentin zogen allerwärts zahlreiche Vertreter aller Berufsstände ins Gespräch, anteilnehmend an den Interessen und dem Geschick des Volkes, mit dessen Verhältnissen, Freuden und Sorgen, Wünschen und Nöten selten ein Herrscher besser vertraut war als Prinzregent Ludwig.

So wurden die Tage trotz des teilweise ungünstigen Wetters zu freude- und erinnerungsreichen Feiertagen für Fürstenhaus und Volk, und der gleiche Jubel geleitete Regent und Familie durch die Weinorte des fröhlich-heiteren Landes wie durch das Bergwerksgebiet und die blühenden fleißigen Industriestädte. Ein schönes und glückliches Land in seiner bunten Mannigfaltigkeit, aber dadurch auch ein Gegenstand vielfacher Sorge für einen Landesvater, der für alles das Beste will in Dorf und Stadt, in Land und Reich. Daß Prinzregent Ludwig das will, hat er in Speyer nachdrücklich betont, unter bemerkenswerter Berufung darauf, daß er seit Jahrzehnten im öffentlichen Leben stehe. Dieses Leben hat ihn gelehrt, daß das Einzelne auf das Ganze, das Ganze auf das Einzelne Rücksicht nehmen muß, so daß er „nicht nur die Interessen einer einzelnen Stadt, eines einzelnen Landes, sondern die des ganzen Deutschen Reiches zu fördern bestrebt" sei. Bedeutungsvoll hat der Regent dann hinzugefügt: „Ich allein vermag ja nicht übermäßig viel, sondern nur, wenn meine Bestrebungen vom Volke verstanden und unterstützt werden. Wenn aber das geschieht, dann werden wir vorwärtsschreiten." Damit ist gegenseitiges Verständnis und Harmonie zwischen Fürsten und Volk als die Voraussetzung des Fortschritts eines Landes hingestellt. Nicht der Fürst allein kann alles, wie Liebedienerei nach oben manchmal tut, aber auch nicht das Volk allein, wie Byzantinerei nach unten glauben möchte. Beide müssen zusammenwirken zum Fortschritt auf der Bahn des Schönen und Guten. Wo aber die sicherste Garantie für gute Beziehungen, für das rechte Verständnis zwischen Fürsten und Volk auf die Dauer allein zu suchen ist, darauf hat Bischof Dr. Faulhaber von Speyer beim Empfang des Regenten im Dom hingewiesen in einer kurzen, aber gewichtigen Ansprache, die zwar nicht das zeitlich letzte Ereignis in diesem Kranz schöner und denkwürdiger Begebenheiten war, aber doch geeignet ist, die Pfälzer Festtage weihevoll zu krönen und deshalb mit ihrem Hauptteil hier den Schluß bilden soll:

„Der Jubel, der in diesen Tagen die Pfalzreise Euerer Königlichen Hoheit begleitet, erhält heute am Pfingstfest vor dem Altar dieser Kathedrale eine neue Note, die Note des Gebetes und des Gottesdienstes, die Königsnote im Menschenleben und im Fürstenleben. Heute, am Pfingstfest, wird der Jubel der Pfälzer zum Gebet, und Gebet ist der höchste Akt der Huldigung. Der Kirchgang eines Regenten ist mehr als eine persönliche Glaubens- und Bekenntnistat; der Kirchgang Euerer Königlichen Hoheit im Verein mit Ihren Königlichen Hoheiten der Frau Prinzessin und den Prinzessinnentöchtern bedeutet für die Männerwelt und Frauenwelt und für die Jugend der Rheinpfalz und darüber hinaus eine majestätische Kundgebung über die Heilighaltung des Sonntags, und dafür legt der Bischof dem Regenten von Gottes Gnaden ehrerbietigsten Dank zu Füßen. Das 3. Gebot, das den Tag des Herrn zu heiligen fordert, und das 4. Gebot, das die Ehrfurcht und den wetterfesten Gehorsam vor der Gott bestellten Autorität fordert, sollen nicht umsonst Nachbargebote sein. Einem Landesvater, der in Erfüllung des 3. Gebotes Gott gibt, was Gottes ist, werden und müssen die Landeskinder in Erfüllung des 4. Gebotes mit doppelter Begeisterung geben, was des Regenten ist: bayerische Treue, in heiligem Altarfeuer geschmiedete Liebe zum angestammten Herrscherhaus. Wir geben nun Euerer Königlichen Hoheit das Geleite zum Altar, um dort, wo wir alle Sonntage für unser treugeliebtes Königshaus beten, heute mit Euerer Königlichen Hoheit zu beten um die siebenfache Segensfülle des hl. Pfingstgeistes für die Regierung unseres Allergnädigsten Prinzregenten, für das ganze Königliche Haus, für das ganze bayerische Vaterland."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die preußischen Landtagswahlen.

Ruhe war in der Tat das erste Wählerbedürfnis. Die preußischen Urwähler haben es beim alten gelassen. Nur bei 24 von 443 Mandaten ist bisher ein Wechsel gemeldet, und darunter befinden sich noch mehrere freiwillige Mandatsaustausche auf Grund von Wahlkompromissen. Die Gewinn- und Verlustrechnung, die noch durch die Stichwahlen einige Aenderung erfahren kann, stellt sich bisher so, daß die Konservativen von 155 Mandaten 2 oder 3 einbüßen werden, die Freikonservativen von 60 Mandaten 3 oder 4, das Zentrum von 103 Mandaten 1 (Verlust 4, Gewinn 3), die Fortschrittliche Volkspartei von 37 Mandaten 1. Dagegen haben die Nationalliberalen zu ihren 64 Mandaten 5 gewonnen, und die Sozialdemokraten sind von 6 auf 7 gestiegen. Diese kleinen Verschiebungen haben, auch wenn sie durch die 50 Stichwahlen noch etwas verstärkt werden sollten, für die praktische Politik keine Bedeutung. Wenn z. B. das Zentrum drei heißumstrittene Wahlkreise im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die es 1908 glücklich errungen hatte, jetzt wieder einmal räumen muß, so ist das wegen des Verlustes dreier wackerer Fraktionsmitglieder und wegen der Enttäuschung der dortigen Freunde sehr zu bedauern; aber die Machtstellung des Zentrums im Abgeordnetenhause wird dadurch nicht erschüttert, um so weniger, als in Schlesien das Zentrum einen Reingewinn von 2 oder im günstigen Falle 3 Mandaten zu erwarten hat.

Die Mehrheitsverhältnisse im preußischen Abgeordnetenhause bleiben unverändert. Das ist ein Erfolg

für uns und eine Niederlage für die Linke. Die letztere wollte die „reaktionäre Mehrheit“ brechen oder wenigstens empfindlich schwächen. Wenn man den Konservativen und dem Zentrum eine Reihe von Mandaten entrissen hätte, so würden diese beiden Parteien nicht mehr für sich allein die Mehrheit gebildet haben, sondern es wären die halbliberalen Freikonservativen oder gar die Nationalliberalen zum Zünglein an der Wage geworden, der sog. konservativ-klerikale Block wäre dann ohnmächtig geworden, namentlich auch in Sachen der konfessionellen Schule. Der Ansturm auf die vielverlästerten „Schwarzblauen“ ist nun aber gründlich gescheitert. Auch die leidenschaftliche Agitation wegen der „Wahlrechtsschmach“ hat der Linken nicht genützt. Die konservative Partei hat sich offen als Gegnerin der Wahlrechtsreform hingestellt und doch ihren großen Besitzstand glänzend behauptet. Nun sagen freilich die Agitatoren auf der Linken, das sei eben ein Beweis für die haarsträubende Schlechtigkeit des Wahlrechts; nur dessen Ungerechtigkeit hätte den Fortbestand der konservativen Partei ermöglicht. Aber wenn wirklich im Volk die Entrüstung über die „Dreiklassenschmach“ und der Heißhunger nach einer Wahlreform so groß wäre, wie man links behauptet, so hätte sich doch in einer Masse von Wahlkreisen, namentlich in der III. und II. Wählerklasse, ein sichtlicher Rückgang der konservativen Anhängerschaft und eine Vermehrung der Stichwahlen zeigen müssen. Auch die nationalliberale Partei, die auf eine Verstärkung des Uebergewichts der großen Steuerzahler ausgeht, hätte unter einem wirklichen Reformeifer des Volkes leiden müssen. Aber nichts von alledem, die Wähler waren nicht novarum rerum cupidi, sondern ruhebedürftig. Das Wahlrecht ist schlecht, aber die Leistungen des Abgeordnetenhauses sind offenbar nicht so schlecht, um das Volk reformsüchtig zu machen. Der Wahlausfall bestätigt, was wir schon neulich sagten: das Anwachsen der Sozialdemokratie im Reichstag und das rüde Gebaren der Sozialdemokraten im Landtag hat die Bürgerschaft konservativ gemacht, das heißt mißtrauisch gegen Neuerungen, die dem Umsturz und seinen Schlepptträgern noch weiteren Vorschub leisten könnten.

Das Zentrum kann in dem vorwiegend protestantischen Preußen niemals die Mehrheit im Landtage erreichen. Als „geborene Minderheit“ ist es auf die Hilfe der anderen Parteien angewiesen, und da kann es keine bessere Position wünschen, als wie es sie bisher schon hatte und auch in der neuen Periode behalten wird. Es kann mit den Konservativen allein schon eine Mehrheit bilden, was in sittlich-religiösen Angelegenheiten, namentlich in Schulfragen, von großem Vorteil ist. Es kann aber anderseits, wenn die Konservativen ihre „preußische“ Eigenart überspannen, mit den anderen Parteien eine Abwehrmehrheit bilden. Die Gefahr, daß die Rechte für sich allein die absolute Mehrheit erlangen könne, hat man bekanntlich in der Wahlbewegung an die Wand gemalt. Wie das Ergebnis zeigt, lag eine solche Gefahr nicht vor. Die konservative Partei bleibt noch immer auf das Zusammengehen mit einer anderen bürgerlichen Partei angewiesen. Allerdings kann sie von der Hilfe des Zentrums sich gelegentlich emanzipieren, indem sie mit den Nationalliberalen abschließt. Insofern hat das Zentrum im Abgeordnetenhause nicht jene ausschlaggebende Stellung unter den positiven Parteien, die ihm die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag verschaffen können. Daran ist aber unter den preußischen Verhältnissen nichts zu ändern. Dort werden die Rechte und die Liberalen immer so stark sein, daß sie unter Umständen auch gegen das Zentrum eine Mehrheit bilden können. Diese arithmetische Schwierigkeit muß das Zentrum durch geschickte Taktik ausgleichen, und alle Sachverständigen, die ehrlich sind, werden zugeben müssen, daß in dieser Hinsicht meisterhaftes und mustergültiges geleistet worden ist von der Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses unter ihrem bewährten Vorsitzenden Dr. Porsch, der neuerdings von gewissen Quertreibern und verblendeten Eiferern mit einer unübertrefflichen Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, aber glücklicherweise wirkungslos angegriffen wird.

Das preußische Wahlergebnis hat auch eine gewisse Rückwirkung auf die Reichspolitik. Als 1908 die preußischen Konservativen ihre Landtagsmandate vermehrten, erhöhte das die Widerstandsfähigkeit der Gesamtpartei gegen die liberalisierende Politik des Fürsten Bülow und half den Blockkrach von 1909 vorbereiten. Jetzt geben die preußischen Wahlerfolge der Rechten und des Zentrums weitere Sicherheit gegen einen Rückfall in die Blocksünden; sie werden namentlich bei den Verhandlungen über die Deckungsfrage mit in Betracht kommen und hoffentlich auch die Regierung veranlassen, etwas energischer für die Steuerpolitik der Rechten und des Zentrums einzutreten.

Der verunglückte Streik in Oberschlesien.

Der Bergarbeiterstreik, den die polnische Berufsvereinigung in Oberschlesien in Gang gebracht hatte, ist vollständig gescheitert. Schade, daß so große Opfer umsonst gebracht sind, und daß nicht wenigstens einige Verbesserungen der dortigen rückständigen Arbeitsverhältnisse erreicht werden konnten! Das Bedauern darf aber den Tadel nicht hindern, den die Streikführer verdienen. Das war ein Streik, wie man ihn nicht machen soll. Die veranstaltende Berufsvereinigung hatte kein Geld in der Kasse. Die mitgehende Christliche Gewerkschaft konnte Streikgeld auszahlen, aber die polnische Gewerkschaft, zu der die Mehrheit gehört, war von vornherein zahlungsunfähig. Eine Arbeitseinstellung wirkt aber erst auf die Dauer. Wenn nicht die Streikkasse und die Hilfe der sympathischen Volkskreise das Durchhalten ermöglichen, dann ist der Anfang ein Unfug und Frevel. Nun sagen die Unterlegenen, Regierung und Arbeitgeber hätten aus politischen Gründen, wegen der Feindschaft gegen das Polentum, sich unbedingt ablehnend verhalten. Wohl möglich, daß hakatistische Stimmungen hier oder da ins Spiel gekommen sind. Angesichts dieser Möglichkeit hätte aber die führende Berufsvereinigung sich von vornherein hüten müssen, dem Lohnkampf auch nur den Anschein einer politischen oder nationalen Aktion zu geben. Man durfte nicht gesondert und eigenmächtig vorgehen, sondern nur in fester Geschlossenheit der ganzen Arbeiterschaft. Ein Lohnkampf ist ein ernstes Ding, das nicht sportmäßig betrieben werden darf.

Die Besuche des bayerischen Regentenpaares

an den deutschen Höfen fanden in Darmstadt ihre Fortsetzung. Auch hier betonte Prinzregent Ludwig, wie überall, den Reichsgedanken. — Im Weltbad Kissingen wurde das neue Kurhaus und der neu erschlossene Luitpold-Brunnen in Gegenwart des Prinzregentenpaares eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit stiftete der Regent 20,000 Mark für bedürftige kranke Kurgäste.

Die hochpolitische Lage.

Zur Friedenskonferenz sind die sämtlichen Delegierten eingetroffen, aber die Stimmung ist schlecht. Unter den Verbündeten herrscht Mißgunst und Kriegslust statt Bruderliebe. Das Schicksal Albaniens ruht im Schoße der Zukunft. Oesterreich hat 50000 Reservisten entlassen, aber nicht aus Bosnien und Dalmatien. Die Augen der Friedensfreunde sind in dieser Woche mehr nach Berlin als nach London gerichtet. Zur Hochzeit Hohenzollern-Cumberland erscheinen der englische König und der russische Zar. Damit tritt eine erfreuliche Fühlung zweier Ententemächte mit der ersten Dreibundmacht ein. Wir hoffen zwar vorsichtig, dürfen aber doch wohl erwarten, daß der Zar gegen die Ränke der Panslawisten gestärkt und die Annäherung Englands an Deutschland weiter gefördert werde. Mit England schweben realpolitische Verhandlungen, zunächst wegen des Endstücks der Bagdadbahn. Manche fürchten, daß wir wegen des Weltfriedens zu große Einzelinteressen opfern. Doch ist ein Urteil noch unmöglich. Der Kaiser hat drei sitzende englische Spione begnadigt, ein wohltuendes und einwandfreies Gastgeschenk. Frankreich bringt in das Friedenskonzert rauhere Töne. Das Ministerium Barthou hat die Zurückbehaltung des Jahrgangs 1910 für das dritte Dienstjahr eigenmächtig verfügt. Die Kammer hat das freilich gebilligt, aber die Mehrheit war nicht rein republikanisch. Es macht sich eine wachsende Opposition gegen die furchtbare Last eines dritten Dienstjahres bemerkbar. Vielleicht kommt ein Kompromiß auf 30 Monate zustande, wobei das Ministerium fiele. In Toul kam es bereits zur Meuterei von zurückbehaltenen Soldaten. In Deutschland sind die Rüstungsdornen längst nicht mehr so groß und spitz.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen in der Kommission.

Von Oberregierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

I.

Von dem Verlaufe der ersten Lesung der Wehr- und Deckungsvorlagen im Plenum des Reichstags zeigte sich die halbamtliche „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" befriedigt. Sie glaubte nicht nur die Bereitwilligkeit des Reichstags feststellen zu können, im Verein mit den verbündeten Regierungen die Verstärkung der Armee durchzuführen, sie meinte auch, trotz der eingehenden Kritik, welche die Deckungsvorschläge der Regierung gefunden haben, lasse sich doch erkennen, daß die bürgerlichen Parteien mit gutem Willen an die Deckungsfrage herantreten. Soweit hierbei das Zentrum in Frage kommt, ist diese Ansicht zweifellos zutreffend. Ob aber alle bürgerlichen Parteien von dem gleichen guten Willen beseelt sind, erscheint noch zweifelhaft. Vorerst hat es leider noch den Anschein, daß man selbst in den jetzigen ernsten Zeiten sich in den Reihen einzelner bürgerlicher Parteien immer noch nicht dazu verstehen kann, parteitaktische Erwägungen zurückzustellen, selbst wenn es gilt, der Not des Vaterlandes zu steuern.

In dieser Beziehung bot der Beginn der Kommissionsberatungen ein recht wenig erfreuliches Bild. Vom Vorsitzenden Dr. Spahn war der Vorschlag gemacht, zwei Lesungen sämtlicher Vorlagen vorzunehmen und zwar zunächst in die erste Lesung der Wehr- und Deckungsvorlagen einzutreten, der dann die zweite Lesung derselben Vorlagen in der gleichen Reihenfolge sich anschließen sollte. Dieser Vorschlag entsprach in seinem ersten Teil einer alten im Reichstag bestehendem Uebung, nach der nicht nur alle einigermaßen wichtigen Vorlagen in der Kommission zwei Lesungen unterzogen wurden, sondern auch sofort vor Beginn der sachlichen Kommissionsberatungen Beschluß in dieser Richtung gefaßt wurde. Im Gegensatz zu dieser bisherigen Praxis und trotzdem die jetzigen Heeres- und Deckungsvorlagen doch gewiß zu den wichtigsten Vorlagen gehören, die dem Reichstag seit seinem Bestehen zugegangen sind, wurde dieser Vorschlag nicht nur von sozialdemokratischer und fortschrittlicher, sondern auch von nationalliberaler Seite bekämpft. Und dieser Widerspruch wurde aufrecht erhalten, trotzdem von Zentrumsseite darauf hingewiesen wurde, daß doch bei einer so wichtigen Vorlage die Fraktionsmitglieder der einzelnen Parteien vor der definitiven Entscheidung der Kommission informiert und gehört werden müßten. Schließlich einigte man sich aber doch dahin, daß man zwei Lesungen in Aussicht nahm.

Die weit wichtigere Frage aber, ob vor der definitiven Entscheidung über die Wehrvorlage die erste Lesung der Deckungsvorlagen eingeschoben werden solle, blieb infolge des Widerspruchs der sämtlichen Linksparteien unentschieden. Verharren auch die Nationalliberalen bei ihrer ablehnenden Haltung in dieser Frage, so wird mit dem Schluß der ersten Lesung der Wehrvorlagen ein kritischer Tag erster Ordnung für das Zustandekommen der ganzen gesetzgeberischen Aktion gekommen sein. Bestehen die Linksparteien, die in der Kommission über eine kleine Mehrheit verfügen, auf der sofortigen definitiven Erledigung der Wehrvorlagen, ohne daß in der Deckungsfrage eine Einigung der bürgerlichen Parteien zustande gekommen ist, so wird sich für Zentrum und Konservative die entscheidende Frage ergeben, ob sie trotzdem für die Wehrvorlagen eintreten und die Erledigung der Deckungsfrage einer ungewissen Zukunft überlassen wollen. Eine solche Haltung würde allerdings dem Grundsatz direkt widersprechen, an dem man erfreulicherweise seit einer Reihe von Jahren bei allen bürgerlichen Parteien festgehalten hat: Keine Ausgaben zu bewilligen, ohne daß für die Deckung gesorgt ist. Diesen Grundsatz jetzt verlassen zu wollen, hieße aber bei der Fürsorge für die militärische Rüstung den anderen ebenso wichtigen Teil unserer Kriegsbereitschaft, die gesunde Finanzpolitik des Reichs, in schwere Gefahr bringen.

Es hat ja beinahe den Anschein, als ob man auch an gewissen maßgebenden Stellen im Reiche einer solchen Verschiebung der Deckungsfrage, wenn es nun einmal nicht anders sein kann, keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen würde, wenn nur die Wehrvorlage möglichst rasch und ungekürzt in den sicheren Hafen gebracht werden kann. Eine ebenso unangenehme wie vordringliche Aufgabe des Reichsschatzsekretärs wird es sein, hier nach dem Rechten zu sehen und mit aller Energie jedem Verschleppungsversuche bei der Erledigung der Deckungsfrage entgegenzutreten. Nicht nur ist dies geboten durch die Rücksicht auf die Gesunderhaltung unserer Reichsfinanzen, darauf haben auch die Parteien ein unbestreitbares Anrecht, die, wie das Zentrum und die Konservativen, auch diesesmal wieder bereit sind, in die Bresche zu springen und dem Vaterlande das zu seinem Schutze Notwendige zu bewilligen. Daß die Selbstlosigkeit dieser Parteien soweit gehen sollte, daß sie die Heeresvorlagen bedingungslos bewilligen und es dem Belieben der Linksparteien überlassen, in einem späteren Zeitpunkt die Deckungsfrage nach ihren Rezepten zu erledigen, ist doch ein Verlangen, dessen Erfüllung die Kräfte einer jeden Partei überschreiten dürfte.

Das Arbeiten mit zwei Mehrheiten ist ja für die Regierung außerordentlich bequem, es hat aber im vorliegenden Falle seine Grenzen an dem Willen und dem Bedürfnis der positiv mitarbeitenden Parteien, ihren Einfluß auf die Gestaltung der ganzen gesetzgeberischen Aktion auszuüben. Denn daß die Heeres- und Deckungsvorlagen auch ohne Mantelgesetz ein einheitliches untrennbares Ganzes bilden, dürfte nicht zu leugnen sein. Deshalb wäre es aber auch nicht mehr als billig, daß der Sozialdemokratie mit Rücksicht auf ihre prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber allen Heeresvorlagen ein entscheidender Einfluß auf die Gestaltung der finanziellen Deckung nicht zugestanden würde. Bedauerlich wäre es nur, wenn die bürgerliche Linke aus Rechthaberei und einseitigem Doktrinarismus heraus das Verlangen der Sozialdemokratie nach einem solchen Einfluß unterstützen und es dadurch einem Teil der rechtsstehenden Parteien unmöglich machen würde, den Wehrvorlagen seine Zustimmung zu geben. Dies ist die Kernfrage, um die sich die Kämpfe der nächsten Zeit drehen werden und deren Entscheidung für das Schicksal der ganzen Vorlagen von ausschlaggebender Bedeutung sein wird. Und bei dieser Sachlage darf man doch auch nicht an der auffallenden Tatsache vorübergehen, daß die Sozialdemokratie — entgegen ihrer bisherigen Haltung — so krampfhafte Versuche macht, sich zu der Bewilligung von Steuern zur Deckung einer Heeresvorlage, die sie selbst entschieden ablehnt, zu drängen. Daß dies nicht um der Sache willen geschieht, sondern nur zu dem Zwecke, die mögliche Einigung unter den bürgerlichen Parteien zu verhindern oder doch wenigstens zu erschweren, liegt auf der Hand. Die Sozialdemokratie bei dieser ihrer Taktik zu unterstützen, daran hat aber doch keine bürgerliche Partei ein Interesse.

Interessant an dieser Geschäftsordnungsdebatte war, daß in dieselbe — entgegen der Gewohnheit — auch ein Regierungsvertreter, der preußische Kriegsminister, eingegriffen und erklärt hat, daß die verbündeten Regierungen den größten Wert darauf legen, daß die Verabschiedung der Wehrvorlagen bis Juni ermöglicht werde, damit die Durchführung bis zum 1. Oktober erfolgen könne. Der Wunsch des Kriegsministers ist ja verständlich, aber es darf bei Würdigung desselben doch nicht übersehen werden, daß die Vorlagen dem Reichstag erst am 28. März zugegangen sind, und daß Vorlagen von gleicher oder auch nur ähnlicher finanzieller Tragweite bis jetzt im Reichstage überhaupt noch nicht zur Beratung standen. Und nachdem der Bundesrat mehrere Monate zu ihrer Ausarbeitung benötigte, wird man doch auch der Volksvertretung die nötige Zeit lassen müssen, alle Einzelheiten auf das Sorgfältigste zu prüfen vor der endgültigen Entscheidung. Das Volk, das schließlich nicht nur die 63000 Mann Rekruten jährlich mehr zur Fahne stellen, sondern auch die Mittel aufbringen muß, verlangt dies mit Recht.

Die Kommissionsberatungen ergingen sich zunächst in breiten Erörterungen über die Notwendigkeit einer Vermehrung der Rekrutenzahl und über die Möglichkeit ihrer Durchführung. Namentlich die Frage, ob eine genügende Zahl von Tauglichen vorhanden ist, um den jetzt geforderten Mehrbedarf an Mannschaften zu decken, wurde eingehend erörtert. Nach mehrtägigen Verhandlungen wurde die vorgeschlagene Erhöhung der Etatsstärken bei allen Truppengattungen gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und des elsässischen Vertreters bewilligt. Ebenso wurde die Vermehrung der Zahl der Infanteriebataillone von 651 auf 669 unverändert genehmigt.

Dagegen wurden von den neu geforderten 6 Kavallerieregimentern einem fortschrittlichen Antrag entsprechend nur drei bewilligt, nachdem ein Vermittlungsantrag der Nationalliberalen, 4 Regimenter zu bewilligen, abgelehnt worden war. Die durch den Abstrich von 3 Regimentern erzielte Ersparnis beläuft sich auf etwa 30 Millionen, da für ein vollständig marschfähiges Kavallerieregiment einschließlich Unterkunft etwa 10 Millionen in Ansatz zu bringen sind. Die Vertreter des Zentrums stimmten bei dieser Forderung nicht einheitlich. Ein solches Auseinandergehen der Partei bietet ja gewiß kein ergötzliches Schauspiel, es ist aber gerade bei dieser Forderung sehr leicht zu er-

klären, da die Ansichten über den Wert der Kavallerie im modernen Krieg auch in Sachverständigenkreisen weit auseinandergehen. Für jeden objektiven Beurteiler bot deshalb in diesem Falle das Auseinanderstimmen der Parteiangehörigen nichts besonderes.

Um so mehr mußte es auffallen, daß Herr Julius Bachem-Köln im liberalen „Tag" das Verhalten der Zentrumsabgeordneten bei dieser Abstimmung einer scharfen Kritik unterzog. Die von der Fraktion als deren Vertrauensmänner in die Budgetkommission entsandten Mitglieder sind neben ihrem Gewissen einzig und allein der Fraktion für ihre Haltung verantwortlich. Man verschone also die Kommissionsmitglieder für die Zukunft mit Ratschlägen in liberalen Blättern und überlasse es der Fraktion, zu entscheiden, ob und wie sie diese internen Angelegenheiten selbst ordnen will. Die Aufgabe der Kommissionsmitglieder ist ohnehin schon schwierig und verantwortungsvoll genug, man sollte deshalb auf allen Seiten vermeiden, ihnen ihr schwieriges Amt ohne zwingende Not noch weiter zu erschweren.

Deutschnational und christlichsozial.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Zu Pfingsten war's! In Graz, der schön an der Mur gelegenen Landeshauptstadt der grünen Steiermark, und in Wien, der einzigen Kaiserstadt an der blauen Donau — in beiden Städten ein deutsches Vereinsfest. Und doch wie verschieden: hier eitel Freude und brüderliche Gemeinbürgschaft, dort unsagbare Roheit, Straßenkrawalle und blutige Köpfe!

Graz! Eine deutsche Studentenverbindung katholischer Gesinnung feiert den Abschluß ihres 50. Bestandssemesters. Dazu sind von allen deutschen Verbindungen des CV der österreichischen Hochschulen und von den meisten Kartellverbindungen des Deutschen Reiches studentische Abordnungen und Alte Herren mit ihren Familien nach Graz gekommen. Für drei Tage mehr als 600 Fremde zu beherbergen, ist für die Geschäftswelt des fremdenverkehrsarmen Graz ein „fetter Bissen", und man sollte meinen, daß die Stadtvertretung und die gesamte Bürgerschaft alles aufgeboten hätten, um den Fremden den Aufenthalt in der „deutschesten" Stadt so angenehm wie möglich zu machen. Vielleicht wäre das auch geschehen, wenn die jubilierenden Studenten und ihre Gäste nicht Katholiken gewesen wären. Diesen gegenüber kennt man in Graz nicht deutsche Gastfreundschaft, ja nicht einmal den einfachsten Anstand, mit dem jeder Arbeiter Salzburgs wenigstens jedem Fremden sich nützlich zu erweisen gerne bestrebt ist.

Am Pfingstsonntag — über das eigentliche Fest zu berichten, ist hier nicht der Ort — wurde ein Bummel durch die Stadt mit den Couleurdamen veranstaltet. Nachts hatten deutschnationale Studenten in der ganzen Stadt Plakate angeklebt, auf welchen ein „Viehmarkt auf dem Festplatze" angekündigt wurde. Um möglichst viel Pöbel dorthin zu locken, durchfuhren zwei Spottwagen, von Ochsen gezogen, die Stadt. Auf der Bretterwand des einen Wagens sah man Karikaturen katholischer Studenten, die einem Jesuiten die Hand küssen, und ähnliches; in dem anderen tummelten sich Schulbuben(!) mit Papiermützen einer Grazer katholischen Couleur und verspotteten die ihnen begegnenden Priester und katholischen Studenten. Auch den Ochsen hatte man an den Hörnern und am Schwanz solche Papiermützen angeheftet. Tausende hatten sich inzwischen angesammelt: Studenten, Gymnasiasten, Turner, Handlungskommis; man brüllt das Rosenkranzlied, flucht, johlt, schreit und sucht den katholischen Studenten von hinten die Mützen zu stehlen, besonders gemein wird über Kirche und Religion vor der Stadtpfarrkirche gelästert. Die Stadtpolizei tat einigermaßen ihre Pflicht, so daß es zu weiteren Ausschreitungen nicht kam.

Aber am Pfingstmontag! Da fand eine feierliche Auffahrt in mehr als 50 Wagen zum Festgottesdienst in der Herz Jesu-Kirche statt. In jedem Wagen Chargierte in Wichs und die Fahne der Verbindung. Die deutschnationalen Studenten hatten die Parole ausgegeben, die Auffahrt zu verhindern, den Chargierten die Wichs zu ruinieren und die Fahnen zu rauben. Also wohlvorbereitete Wegelagerei und Straßenraub! Selbstverständlich taten auch die Spottochsenwagen mit, nur saßen diesmal alldeutsche Burschenschafter drin. Bei der Technik hatten sich gegen 2000 Mann gesammelt, meist akademischer Janhagel und Mittelschüler. Als der Zug, dem vier Burschen in Wichs vorausritten, sich näherte, fuhr ein Automobil quer in die Straße und versperrte den Weg. Mit Brandraketen suchte der Pöbel die Pferde scheu zu machen, mit Prügeln fiel er über die Insassen der Wagen her. Schwer verwundet wurden dabei der Grazer Philistersenior Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Orel, der blutüberströmt in seinem Wagen bewußtlos zusammenbrach, Primararzt Dr. Strohmeyer durch einen Hieb über die Schläfe, iur. Stumpf (Vindelicia-München), dem ein Stockhieb eine Kopfader durchschlug und der blutüberströmt in einem Automobil weggebracht werden mußte; iur. Peschgens (Rheinfranke-München) mit mehreren Kopfwunden; Abgeordneter Dr. Salzmann, dem man eine Flasche Tinte ins Gesicht schlug und damit die Wange zerschnitt. Dem Universitätsprofessor Dr. Ude raubte man hinterrücks die Kappe, und den Wagen, in dem drei Universitätsprofessoren saßen, suchte man umzuwerfen. Dabei sauste auf die Studenten ein Hagel von faustgroßen Steinen, faulen Eiern, Straßenkot u. dgl. nieder, so daß die Lage tatsächlich sehr kritisch wurde.[1]

Da begab sich eine Abordnung Reichsdeutscher, welche ihre Söhne zu einem Freudenfeste begleitet hatten, zum Statthalter Grafen Clary-Aldringen. Der Sprecher der Herren führte eine sehr entschiedene Sprache: „Exzellenz, uns verbietet die deutsche Ehre, uns derartige Beschimpfungen und tätliche Beleidigungen unserer Angehörigen ruhig gefallen zu lassen. Wir verlangen absolute Hilfe und Schutz für die Reichsangehörigen, die zu einem Feste in einer Stadt erschienen sind, die sich die deutscheste Stadt Oesterreichs nennt. Auch im Deutschen Reiche stoßen politische Ueberzeugungen mitunter heftig aufeinander, aber derartige Aeußerungen hinterhältiger und bübischer Bosheit und eine solche Schwäche der für die Sicherheit verantwortlichen Stadtbehörde haben wir nicht erwarten können, und wären im Deutschen Reiche bei einer Veranstaltung rein katholischer Kreise auch in der protestantischesten und freisinnigsten Stadt unmöglich, ja undenkbar. Wir werden bei unseren berufenen Staatsvertretern sofort und energisch Protest einlegen". Auch einige Abgeordnete legten dem Statthalter die ernste Gefahr dar, so daß dieser sich entschloß, ohne den Bürgermeister als den Chef der städtischen Sicherheitsbehörde erst zu fragen, Militär zu Hilfe zu holen. Dieses machte den katholischen Studenten die Fahrt zur Kirche frei und begleitete sie auch zur patriotischen Feier beim Denkmal des Kaisers Franz.

Daß die städtische Polizei von den geplanten „Demonstrationen gegen die Klerikalen" unterrichtet war, geht schon daraus hervor, daß sie die Verwendung der Spottwagen als Möbelwagen gestattete, so lange sie nicht Verkehrsstörungen verursachten. — Gegen 30 Personen wurden verhaftet.

Die Skandale dieser beiden Pfingstfeiertage wurden aber noch überboten durch jene des Dienstag, 13. Mai. Die vormittägigen Veranstaltungen auf dem Schloßberg hatten die katholischen Studenten abgesagt, da sie mit Damen geplant waren und schon 800 „Freiheitliche" sich dort zu einem Ueberfall versteckt hatten. Nachmittags sollte ein Familienfest im nahen Badeorte Radegund stattfinden. Bei der Straßenmaut am Hilmteich hatten 600 frei-

[1]) Anmerkung der Redaktion: Die den Grazer „Helden" gesinnungsverwandte Presse im Deutschen Reich steht mit sichtlich verlegenem Schweigen vor diesen Schandtaten, die sie nach ihren sonst sehr bewährten Rezepten nicht mehr abzuleugnen oder totzuschweigen vermag. Sogar die „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 245 vom 16. Mai), die sonst mit einer ans Uferlose grenzenden Weitherzigkeit alles unter ihre Fittige nehmen, wenn es nur gegen die bösen „Klerikalen" oder „Ultramontanen" geht, können ihre Entrüstung nicht mehr unterdrücken und müssen, so schwer es ihnen auch fallen mag, mit scharfen Worten verurteilen. Wir verzeichnen mit Genugtuung die Worte, welche dieses Blatt gegen „die groben Ausschreitungen" ihren Lesern bringt. Es druckt eine Preßstimme aus einem deutsch-antisemitischen Blatte Oesterreichs ab, in der es heißt, daß das, „was in Graz geschah, weder mit nationalem Empfinden noch auch mit der Vernunft etwas zu tun" hatte, und bemerkt dazu aus eigenem: „Die häßlichen Krawalle und Demonstrationen, mit denen deutschnationale Studenten eine Jubelfeier der klerikalen Studentenschaft in Graz gestört haben, sind ein trauriges Beispiel der Verwirrung und Verwilderung, die Parteihaß und konfessioneller Hader anrichten können." Es wird aber wohl ein vergeblicher Wunsch bleiben, daß die liberale Presse dieselben scharfen Register ziehen möchte, wenn an unseren reichsdeutschen Hochschulen von einem Teile der Studentenschaft die Katholiken und ihre heiligsten Güter öffentlich belästigt werden, wie wir das erst jüngst wieder erlebt haben. Beispiele der „Verwilderung, die Parteihaß und konfessioneller Hader anrichten können", gibt es auch bei uns. Wir haben es aber noch nie erlebt, daß vorab gewisse große Weltblätter belehrend und warnend den Ausbrüchen des Hasses akademischer Kulturkämpfer vorgebeugt hätten. Im Gegenteil, gerade diese Presse trifft der Löwenanteil der Schuld an solchen schlimmen Taten, die nichts anderes sind, als die reifen Früchte ihrer Aussaat.

heitliche Studenten sich in Kübeln Jauche zusammengetragen und sich mit Blechschaufeln bewaffnet. Infolgedessen wurde auch diese Festlichkeit abgesagt. Fabrikant Engelhofer, der an der Spitze der christlichsozialen Partei von Graz steht, wollte sich trotzdem in seinem Automobil mit Frau und Kindern nach Radegund begeben. Als er zur Maut kam, wurde der Schranken herabgelassen, so daß sein Wagen halten mußte. Da wurde er, seine Frau und seine beiden Kinder mit Steinen und Glasscherben beworfen und über und über mit stinkender Jauche begossen; durch die Blechschaufeln erhielten sie zahlreiche Hieb- und Quetschwunden am Kopfe. In diesem Zustande begab sich Fabrikant Engelhofer mit seiner Frau direkt zum Statthalter Grafen Clary, um Beschwerde zu führen über den ungemein unflätigen und gemeinen Straßenüberfall auf friedliche Steuerzahler. Wie man später erfuhr, hatten die deutschnationalen Studenten an verschiedenen engen Windungen der Straße ähnliche Ueberfälle vorbereitet. — Abends demonstrierten die freiheitlichen Hochschüler noch mit Werfen fauler Eier ans Regierungsgebäude gegen den (freiheitlichen!) Statthalter, weil er tags zuvor Militär herbeigezogen hatte.

So sah es zu Pfingsten in dem von den Deutschfreiheitlichen regierten Graz aus, als dort die katholische deutsche Verbindung „Carolina" ihr Stiftungsfest feierte. Und nun wenden wir unsere Blicke nach dem christlichsozialen Wien. Dort hat sich nach den unheilvollen Wahlen im Juni 1911, welche mit deutschnationaler Hilfe den Juden und Sozialdemokraten die Mandate für den Reichsrat in die Hände gespielt hatten, ein Umschwung bei den Deutschnationalen vollzogen: Diese sahen ein, daß im nationalen Interesse des Deutschtums in Oesterreich Wien den deutschen bürgerlichen Parteien erhalten werden müsse. Darum leisteten sie bei den Gemeinderatswahlen 1912 den Christlichsozialen Schützenhilfe, und darum schlossen sie 1913 mit den Christlichsozialen ein Wahlbündnis für die Bezirksratswahlen. Mit gutem Erfolg. Diese gegen Judenpresse und Sozialdemokratie gerichtete Gemeinbürgschaft der staatserhaltenden deutschen Parteien Wiens erhielt zu Pfingsten eine glänzende Dokumentierung nach außen durch die Tagung des ältesten deutschen Schutzvereins, des „Deutschen Schulvereins", im Wiener Rathaus. Obwohl dieser statutengemäß unpolitische Verein vollständig im liberalen Fahrwasser segelt, nahm die christlichsoziale Partei Wiens offiziell an seiner Tagung teil: alle vier Bürgermeister waren dabei erschienen, Bürgermeister Dr. Weiskirchner und Bürgerklubobmann Steiner hielten warme Begrüßungsreden. Es war ein unpolitisches Verbrüderungsfest der Deutschen, welches nicht der mindeste Mißton störte. Den Vergleich zwischen Graz und Wien, zwischen Deutschnational und Christlichsozial kann jeder selbst ziehen.

Ein anderes ist aber, ob die Grazer Bübereien nicht politische Folgen haben werden. Der so schmählich mißhandelte Fabrikant Engelhofer steht an der Spitze der christlichsozialen Partei in Graz, und erst bei den letzten dortigen Gemeinderatswahlen haben die Christlichsozialen den Freiheitlichen die Mandate gegen die Sozialdemokraten gerettet. Wohl wird jetzt gesagt, die Schuldigen in Graz seien die Alldeutschen, die ja auch in Wien gegen die deutsche Gemeinbürgschaft hetzen; aber es ist ganz klar, daß die Alldeutschen sich zu solchen wohl vorbereiteten Pöbeltaten nicht entschlossen hätten, wenn sie nicht gewußt hätten, daß ihnen der gesamte Freisinn dabei den Rücken deckt. Man wird allerdings noch abwarten müssen, wie sich die anerkannten Parteiführer im deutschfreiheitlichen Nationalverbande zu den Grazer Ereignissen stellen, jedenfalls haben die Christlichsozialen im Abgeordnetenhause und im Wiener Rathause die Pflicht, sich mit allem Nachdrucke der katholischen Verbindungen, welche ihnen den Intelligenznachwuchs liefern, anzunehmen, und wenn darüber das Wiener Pfingstbündnis in Scherben gehen sollte, so müssen die Christlichsozialen trotz allem jegliche Verbindung mit Parteien ablehnen, welche sich solidarisch erklären mit dem Grazer Studentenmob. Die christlichsoziale Partei wird nicht umhin können, mit der Regierung und mit dem Nationalverband ein sehr ernstes Wort wegen des Pfingstskandals in Graz zu reden.[1])

[1]) Ist inzwischen durch eine Interpellation im Abgeordnetenhause angebahnt worden.

Feldprozession.

Es war im Mai und man sang sie wieder
Die lieben, alten Marienlieder,
Sang sie mit innigem Herzenston
Und durch das Feld zog die Prozession.

Voran die Knaben mit seid'nen Fahnen,
Mägdlein auf blumenbestreuten Bahnen,
Wie lichter Engel liebliche Schar,
Mit bunten Blütenkränzen im Haar.

Festtagsglanz auf den jungen Gesichtern.
Bruderschaften mit brennenden Lichtern,
Betende Nonnen, Männer und Frau'n,
Wallten dahin durch die Blütenau'n.

Und huldvoll lächelnd, geschmückt mit Rosen,
Grüsste das Bildnis der Makellosen.
Priester schritten vorüber im Zug.
— Und Einer, der das Sanktissimum trug,

Segnete rings die blühenden Felder,
Segnete rings die duftblauen Wälder.
Silberner Glöcklein festlicher Klang
Schwebte den sonnigen Pfad entlang. —

Kräuselnd lag eine Weihrauchwolke
Ueber dem tief sich neigenden Volke:
„Ave Maria", klang es im Chor,
Bis sich der Zug in der Ferne verlor.

Josefine Moos.

Richard Wagner.

Zum hundertsten Geburtstag (22. Mai).

Von L. G. Oberlaender.

„Wort- und Tondichter" nannte sich Richard Wagner. Es sollte hiermit nicht lediglich ausgedrückt sein, daß der Komponist genug literarisches Können besaß, der Mithilfe eines Librettisten entbehren zu können, sondern, daß seine künstlerischen Ziele in der Verschmelzung von Wort und Ton lagen. In der Tat ist von dem wenigen, was Richard Wagner lediglich als Musiker oder lediglich als Poet geschrieben hat, nichts, was seine eigentliche kulturelle Bedeutung ausmacht.

Die Erweiterung der musikalischen Ausdrucksmittel, das, was einst, um mit Wagners Hans Sachs zu sprechen, den Meistern Pein machte, ist eine Errungenschaft, die heute das mittlere Talent beherrscht. Das Verständnis hierfür ist in weite Kreise gedrungen. Dagegen wird nicht immer beachtet, daß bei Richard Wagner die künstlerische Idee und der musikalische Ausdruck organisch verwachsen sind. Man kann über Wagners „blühende Orchestersprache" verfügen und doch im Fühlen der von ihm überwundenen „großen Oper" näher stehen, als dem „Musikdrama". Die beispiellosen technischen Errungenschaften unserer Zeit haben auch in den Künsten eine übermäßige Schätzung des reintechnischen herausgebildet. Man ist dazu gekommen, lediglich auf das Können zu sehen und die Stoffwahl als etwas Nebensächliches zu betrachten. Ein Weg, der dahin führt, um nach dem Beifall des fachmäßig Vorgebildeten zu geizen. Man hat hierfür das Schlagwort l'art pour l'art geprägt. Richard Wagners Ziel lag viel höher, in dem Schaffen einer deutschen Nationalbühne. Und es tragen die Werke Wagners die spezifischen Wesenszüge germanischer Kunst. Diese lagen niemals — man soll dies gerade in unseren Tagen nicht vergessen — in dem Formalen, in dem Glitzernden, Gleißenden der Oberfläche, sondern in der Innenkultur, in der Tiefe des Gemütes. Wagners künstlerische Anfänge können wir beiseite lassen. Erst seit dem „Holländer" fühlte er sich als Dichter. Es fällt uns heute schwer, die Sagen und Dichtungen uns anders vorzustellen, als in der Form, die sie von Wagner erhalten, weil sie eben durch das Medium der Musik jene grandiose, symbolische Ausdeutung erhielten, die die Wortkunst nur andeuten kann. Die Mitwelt hat es Wagner verübelt, daß er sich theoretisch mit Fragen beschäftigte, die dem Interesse eines Opernkomponisten scheinbar fern liegen, denn die Allgemeinheit hält es gerne mit dem Worte: „Schuster, bleib' bei

deinem Leisten". Wir sehen jedoch heute, daß hier nicht Wagner Steckenpferde ritt, sondern die treibenden Ideen späterhin sich zu Kunstwerken verdichteten. Wagners Protest gegen die Vivisektion z. B. mochte für die Wissenschaft gleichgültig sein, aber der spätere Schöpfer des „Parsifal" hatte so empfinden müssen. Hierin steckt ein gut Stück seiner Größe in jener Einheit zwischen eigenem Fühlen und Dichten. Nicht als ob bei Richard Wagner Leben und Kunst eins gewesen seien. Es wird uns nicht einfallen, jeden Zug seines Wesens, jede Handlung seines Lebens gutzuheißen oder schön zu färben, aber die in seinen Werken verkörperten Ideale wurzeln darum doch in seinem Innern.

Gluck ist auf dem Wege der neuen Verbindung zwischen Drama und Musik Wagner vorausgeschritten, und die Gegnerschaft, die Wagner fand, war nur eine Wiederholung dessen, was im achtzehnten Jahrhundert die Piccinisten gegen die Gluckisten ins Feld führten. Allein Gluck fußte in der Antike, d. h. in der Form, wie sie die französische Klassizität übermittelt hat. Erst Wagner wurde für die Bühne, was Johann Sebastian Bach für das Oratorium, Beethoven für die Symphonie gewesen, der deutsche Meister. Die Huldigung, die das Ausland den Werken Wagners darbringt, ist eine Huldigung vor dem deutschen Genius. Wenn die schöpferischen Geister anderer Völker andere künstlerische Wege suchen, so ist dies nicht nur ihr Recht, sondern auch eine künstlerische Notwendigkeit. Lessings Kampf gegen die klassische Tragödie Frankreichs, Wagners Verdammung der welschen Oper sind, objektiv betrachtet, von Einseitigkeiten nicht frei, aber es galt, die Uebermacht der fremden Vorbilder zu brechen, und so sehen wir mit vollem Rechte anderseits Franzosen und Italiener ihre romanischen Kunstideale wahren. Man hat in den letzten Jahren die Entdeckung zu machen geglaubt, daß die Anziehungskraft der Wagnerschen Werke ein wenig nachlasse. Wagner wollte bekanntlich seine Musikdramen dem regulären Spielplan der Bühnen entzogen wissen. Seine „Festspielidee" führte nach Bayreuth, die Aufführungen sollten den Stempel des Außergewöhnlichen tragen, wie ja auch das Drama der Griechen nur an gewissen Festtagen zum Ereignis ward. Die Wagnervorstellungen auf den großen und mittleren deutschen Bühnen haben zwar im Durchschnitt eine Qualität erreicht, wie Wagners auf bitteren Erfahrungen fußender Pessimismus sie nicht hatte erwarten können, doch mag sich die Wirkung bei manchen abstumpfen, wenn sie, was bei dem Wagnerenthusiasmus nichts Ungewöhnliches, keine Gelegenheit versäumen, Wagner zu hören. Den verminderten Eindruck jedoch dem Kunstwerk in die Schuhe zu schieben, wäre unrecht. Wir, die wir in älteren oder mittleren Jahren stehen, die wir den endgültigen Sieg Wagners noch miterlebt, wir haben wohl alle gegen Mißverständnisse und Torheiten angekämpft. Da die Widersacher im Lager der Ewiggestrigen und Banausen zu suchen waren, so hat man sich gewöhnt, jeden Einwand als inferior zu betrachten. Daß Schillers Dramen auch Schwächen haben, daß die Musik der Zauberflöte an einen unterwertigen Text gebunden, mag finden, wer Lust hat. Sagt jemand jedoch, daß in Wagners „Siegfried" Stellen von minderer dramatischer Kraft seien, ruft er die Leidenschaften alter Kampfesstimmung wach. Inzwischen sind jedoch Generationen aufgewachsen, die Wagners Werke als autoritative Schönheitswerte überliefert erhielten. Darf man sich wundern, daß sie die Schöpfungen mit etwas kühleren Augen betrachten, als wir? Hierdurch kann ihrem Werte kein Eintrag geschehen, wie dies auch Goethes und Schillers Größe nicht schmälerte, als sie aus einer zeitgenössischen in eine historische Perspektive rückten.

Was die Wagner schöpferisch Nachstrebenden betrifft, so klammerten sie sich lange an ähnliche Stoffe, und hierdurch wurde ihre Eigenart meist erdrückt. Daß man auf dem Wege einer Erlösungsmusik nicht weiter schreiten könne, daß hier Wagner für unsere Zeit das letzte Wort gesprochen habe, erkannte am schärfsten Hugo Wolf. Als sich der Liederkomponist der Bühne zuwandte, empfand er, daß dies nicht auf dem Gebiete des Tragischen, sondern des Heiteren möglich war. Der „Corregidor" leidet am Textbuch. Hugo Wolfs weitere Entwicklung schnitten Krankheit und Tod ab.

Manch tüchtiger Komponist, der uns leicht „unterhält", glaubt damit Wagner überwunden zu haben, indem er sich auf Nietzsche stützt, der Bizets „Carmen" die Erlösung von Wagner nannte. Sicherlich ist es nicht unverdienstlich für den Tagesbedarf zu schreiben, aber dies berührt gar nicht das Wesen der Wagnerschen Kunst, die mit dem Transzendentalen verknüpft ist. Auch die Beziehungen des vielgewandten „neueren" Richard Strauß zu Wagner sind mehr formaler Natur.

Schillers und Wagners der Schaubühne gestellten hohen Aufgaben werden im Theaterbetriebe des Alltages nie ihre volle Lösung finden. Es wird zum mindesten nicht zu verhindern sein, daß neben echter Feiertagskunst vieles Kunstlose, Unwürdige und Häßliche auf den Brettern sein Wesen treibt; dennoch hat Wagners Wirken dem Respekt vor dem Kunstwerk eine breite Bahn gebrochen. Während die Romanen den Bühnenvorgängen sich nur so lange widmen, als Laune und Plaudersucht sie nicht ablenken, wagt doch in deutschen Bühnenhäusern auch nicht die prosaischste Natur die weihevolle Stimmung zu stören. Die Würde der gesamten theatralischen Kunst hat hieraus Nutzen gezogen, wie auch die hohen Anforderungen, die Wagner an den letzten an der Verlebendigung des Gesamtkunstwerkes tätigen Gehilfen stellte, auf die Bühnenkunst von weittragender erzieherischer Bedeutung gewesen ist. Der künstlerische Ehrgeiz mit den ihm möglichen Mitteln das möglichst Beste zu geben, beseelt heute auch viele kleinere Bühnen. Ihr Leiter mag im übrigen noch so sehr Geschäftsmann sein und viele Schundstücke geben. Oefter oder seltener greift er doch nach Besserem.

Der von Wagner nur für sein Bayreuther Festspielhaus bestimmte „Parsifal" wird nun frei. Viele befürchten hierdurch eine Profanierung des Weihespieles. Wenn die Zeichen nicht trügen, mit Unrecht. Wo man bis jetzt eine Aufführung plant, oder in Zürich, woselbst eine solche bereits erfolgt ist, fühlen die Veranstalter sich verantwortlich, der gewaltigen Aufgabe die Mühe einer monatelangen Vorbereitung zu widmen, und so darf man hoffen, daß auch im kleineren Rahmen „Parsifal" immer Festspielcharakter trage; dieser liegt ja nicht lediglich in der Größe und Bedeutung der Gesangsstimmen, sondern in der Einfügung aller in den Geist des Kunstwerkes.

Dem endgültigen Sieg der Wagnerschen Kunst ist ein langes, bitteres Ringen vorausgegangen, und unter unsäglichen Kämpfen, die andere vernichtet hätten, hat Wagner geschaffen. Oft waren jede Aussicht, jede Hoffnung geschwunden. „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun", so lautet ein unvergeßlicher Ausspruch des Meisters. Sein Sieg ist ein Sieg des deutschen Idealismus. Es ist der Geist, der sich den Körper baut!

Eine Liga für die gute Presse.

Von Prof. Dr. Nic. Hein, Echternach.

Seit etwa zehn Jahren besteht in Frankreich eine Vereinigung, die es sich zur direkten und ausschließlichen Aufgabe macht, die gute Presse im Volke zu verbreiten. Dieselbe führt den Namen „Die Presse für Alle" und hat in der ersten Märzwoche dieses Jahres ihre zehnte Generalversammlung zu Paris abgehalten. Der Gedanke, der diesem Unternehmen zugrunde liegt, und die Art und Weise seiner Verwirklichung sind geeignet, auch uns deutschen Katholiken praktische Anregungen zu geben und uns etwas mehr Opfersinn und Solidarität für die Unterstützung unserer Zeitungen und Zeitschriften beizubringen.

Gegründet wurde die „Presse für Alle" im Jahre 1902, von der überlebenden Gattin Hippolyte Taines, des großen Kritikers und Geschichtsschreibers. Er selbst hatte den Plan dazu schon dreißig Jahre vorher wenigstens andeutungsweise entworfen. Den ersten Anlaß dazu bot ihm ein kleines, aber charakteristisches Erlebnis in einem französischen Provinzstädtchen. Er kam dort ins Café und verlangte die Tageszeitungen. Man brachte ihm einige radikale und revolutionäre Blätter. „Habt Ihr nur solche?" fragte er in wegwerfendem Ton. — „Mein Herr," bekam er zur Antwort, „die da schickt man uns unentgeltlich; weshalb also noch auf andere abonnieren?" — Daran anknüpfend richtete nun Taine, im Jahre 1872, an den Direktor des „Temps" einen bekannten Brief, in dem er zunächst allgemeine Betrachtungen anstellt über die Propagandawut der umstürzlerischen Theorien, die an sich schon die schwachen Geister leicht fascinieren. Demgegenüber stellt Taine eine unbegreifliche Unbekümmertheit der gemäßigten Kreise fest, in bezug auf die Förderung und Verbreitung ihrer Presse. Vom Gedanken durchdrungen, daß die Presse eines der wertvollsten Organe der Volkserziehung sei, und daß „ein einziges Wort", ein kleiner Zeitungsartikel für eine Seele unter Umständen zum moralischen Stützpunkt durchs ganze Leben werden könne, gibt dann Taine Anweisungen, wie jeder-

mann ohne besondere Opfer den Einfluß der guten Presse stärken und fördern könne, nämlich zunächst durch Weitergabe der gelesenen Zeitungen an Bekannte, Nachbarn, Geschäftsleute, Personen, die dieselben aus pekuniären Gründen oder aus unbegründeter Voreingenommenheit nicht halten.

Bei gegenseitigem Austausch könnten dann in größeren Zentren Lesezirkel sich bilden, deren Mitglieder nicht bloß Ausleiher wären, sondern auch für andere Personen auf bestimmte Blätter abonnierten und sogar ihre Zeitungen nach auswärts schickten. So würde sich nach und nach eine Art Liga für die gute Presse bilden, deren segensreiches Wirken die Schund- und Skandalblätter, die ja in Frankreich so zahlreich sind, bald empfindlich fühlen würden.

Man könnte nun in diesen Vorschlägen eine Gefahr erblicken für die Existenz der guten Presse selbst, indem ja so ihre finanzielle Leistungskraft nicht gefördert, sondern eher vielleicht etwas gehemmt würde. Aber einerseits sind die Zeitungen für das Publikum da, und nicht umgekehrt, und anderseits würde der moralische Gewinn, der ja in der Verbreitung und Einwurzelung ihrer Ideen besteht, auf die Dauer auch materiell hervortreten und die Werbekraft des Guten sich bald intensiv betätigen.

Daß diese Anregungen Taines übrigens nicht so unpraktisch sind, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sondern daß sie auch in weitem Maße ausführbar sind, geht nun gerade aus der Tätigkeit der „Presse für Alle" hervor. Ihr Programm ist nämlich nichts anders als die Verwirklichung seiner Gedanken. Sie leistet vor allem praktische Arbeit und zwar auf mehrfache Weise: zunächst, indem sie auf gute Zeitungen, besonders auf Sonntagsblätter, abonniert, zugunsten von Lesezirkeln, Cafés, Gasthäusern, Geschäften, in denen dieselben nicht aufliegen; sodann, indem sie all denen, die ihre gelesenen Zeitungen zur Lektüre weitergeben wollen, die Adresse von Personen angibt, die dieselben zu lesen wünschen; endlich durch Einrichtung von Lesesälen, wo nur die gute Presse vertreten ist.

Im verflossenen Jahr hat die „Presse für Alle" wieder wirklich Anerkennenswertes geleistet. Im Jahresbericht wird festgestellt, daß von den Teilnehmern an diesem schönen Werk mehr als 50000 Zeitungen täglich an andere Personen weitergeschickt werden und die Zahl der Abonnements, die für andere Leser, besonders aus der Landbevölkerung, auf Kosten der Vereinigung, genommen wurden, beläuft sich auf nicht weniger als 90000! Ein schönes Stück sozialer Arbeit!

Und noch etwas ist zu betonen, das schon Taine eingesehen hatte: eine solche Vereinigung ist mit am besten geeignet, das Gefühl der Einheit und Einigkeit unter den Gleichgesinnten zu stärken, das Bewußtsein ihrer Solidarität zu heben.

Auf der Generalversammlung sprach der Präsident über die moralische Bedeutung der Presse. Ihre politische Rolle ist jener untergeordnet, denn Politik ist nur Mittel zum Zweck. Verbrechertum und Unsittlichkeit machen unheimliche Fortschritte in der Gesellschaft. Und was tut die Presse dabei?

Ein Teil derselben verteidigt diese Schäden offen oder versteckt, ein anderer Teil spekuliert damit, indem sie die Sensationslüsternheit und die niedrigen Instinkte des Publikums ausbeutet. Was enthalten in der Tat die großen Pariser Boulevard- und Skandalblätter als Hauptartikel? Berichte über Verbrechen und Schmutzaffären, lang und breit erzählt, oft bis in die abstoßendsten Einzelheiten. Ueber abscheuliche Perversitäten kein rügendes Wort, kein Ton der Mißbilligung, im Gegenteil, alles das wird als ein selbstverständliches, notwendiges Ding der menschlichen Gesellschaft angesehen. Und diese Artikel stehen an der sichtbarsten Stelle, auf der ersten Seite, mit fett gedruckten, sensationellen Titeln und enthalten die Lebensgeschichte der „Helden" mit ihrer Photographie und womöglich noch einem kleinen Interview! Muß diese Publizität des Verbrechens, diese Art des Berühmtwerdens nicht auf schwache Geister eine hinreißende Suggestion ausüben, ganz abgesehen von dem Schwinden jedes moralischen Bewußtseins bei den ständigen Lesern dieser Blätter? Der Präsident der „Presse für Alle" hatte an drei aufeinander folgenden Tagen ein paar dieser Zeitungen gekauft und teilte nun die Titel der Artikel mit, die sie enthielten. Für den dritten Tag lauteten sie: Ein Säufer begeht Selbstmord nach einem vergeblichen Mordversuch auf seine Frau und seine Kinder. — Ein junges Mädchen tötet sich aus Liebesgram. — Ein Arbeiter wird beim Austritt aus einem Ballhause erstochen. — Ein Angestellter erschlägt seine Frau und schneidet sich den Hals auf. — Eine Maschinenschreiberin ersticht eine ihrer Nachbarinnen. — Rabeneltern. — Selbstmord einer jungen Mutter — usw. Wie soll man sich die Geistesverfassung jener Leute denken, die täglich solche Kost gierig verschlingen? Und gerade diese Blätter sind es, die das Volk liest, die in einer Auflage von Hunderttausenden, ja von über 1 Million ins Land geworfen werden! In dieser Atmosphäre muß ja auf die Dauer überhaupt schon der Sinn für sittliche Begriffe erstickt werden. Ein Knabe, der in diesem Milieu aufgezogen wird, hört z. B. daß das Leben ein Kampf sein soll. Er versteht das natürlich wörtlich, als einen Kampf mit Dolchmesser und Revolver gegen die Reichen, Höhergestellten, gegen Polizei und Staatsgewalt.

Im Autobanditenprozeß konstatierte wieder einmal der Staatsanwalt die wachsende Verrohung und Entsittlichung. „Das Verbrechertum," sagte er, „überschwemmt uns von allen Seiten; zu lange schon haben wir ruhig zugesehen! Wir hatten gehofft, daß die Fortschritte des Volksunterrichts und die Verbreitung der Moral die Sitten verbessern würden . . . Heute können wir uns diesem trügerischen Optimismus nicht mehr hingeben . . ." — In der Tat, Frankreich erntet die Früchte, die es säte. Der Unterricht allein hilft nicht; lesen, schreiben, rechnen können trägt an sich nichts bei zur Hebung der Sittlichkeit. Es muß etwas hinzukommen: die moralische und religiöse Erziehung. Nicht die Laienmoral — denn sie hat keinen Halt und keine Stütze. „Wir wollen uns ausleben", riefen die Autobanditen dem Richter zu; was scheren sich in der Tat die Verbrecher um das „Gemeinwohl" und den „Fortschritt des Menschengeschlechts", die Stützen der „Laienmoral." Nein, jene Moral allein, die in der Religion wurzelt, kann uns aus dem Bankrott heraushelfen und vor dem endgültigen Ruin bewahren.

Die Presse, die für diese höheren Güter eintritt, muß unterstützt und verbreitet werden. Alles hängt davon ab, was man liest. Die Presse hat nicht bloß das Bild des zeitgenössischen Lebens zu bieten. Sie hat auch eine volkserzieherische Rolle. Sie soll nicht die Schattenseiten des Lebens allein aufzeigen, auch das Schöne, Erhebende, das uns draußen, wenn wir nur sehen wollen, auf Schritt und Tritt begegnet, soll in ihr an erster Stelle und mit Anerkennung hervorgehoben werden. So werden die edleren Regungen im Menschen geweckt. Gegen Voreingenommenheit und Irrtum soll sie aufklärend wirken, wahre Menschlichkeit und Toleranz seien ihre Leitsterne!

In diesem Sinne wirkt die „Presse für Alle". Der sittliche Einfluß der guten Zeitungen wird durch ihre Bemühungen in unschätzbarem Maße ausgedehnt. Ihre stille, aber zielbewußte Arbeit bereitet langsam das Erdreich für eine kommende Regeneration.

Es ging ein Lied durch meinen Traum.

Es ging ein Lied durch meinen Traum so lind.
Das wollt' ich dir zur Freude, Mutter, singen
Und dir des Lenzes schönste Blumen bringen:
Denn es war Mai — und ich ein frohes Kind. — —

Du lauschtest lächelnd meinem leisen Sang
Und fuhrst mir sanft durch meine wirren Locken. — —
Dann plötzlich warst du traurig und erschrocken,
Indes vom Turm das Sterbeglöcklein klang. — —

Da lagen meine Blumen weiss und rot
Mir plötzlich welk in meinen heissen Händen — —
Ich liess mein Lied in lauter Klage enden
Und fragte bang: „Kommt auch zu uns der Tod?"

Da weintest du mit mir.... und ach, da war
Der Traum dahin mit Lied und Lenzesgaben. —
Da wusst' ich wieder, dass du längst begraben,
Und an den Schläfen mir manch graues Haar!

Ludwig Nüdling.

Kulturkräfte des Christentums im Lichte modernster Psychologie.

Von Kurat Weis, Zweibrücken.

Wohl auf keinem Gebiet menschlicher Geistestätigkeit wird heute soviel Kleinarbeit geleistet, wie auf dem der Psychologie. Experiment und Enquete, Fremd- und Selbstbeobachtung haben wertvolle Ergebnisse gezeitigt. Psychologen haben wir viele, auch große, — ob auch ebensolche Philosophen? Das A und O ist Psychologie ohne Seele, Monismus. Die auf scholastischem Boden erwachsene Literatur wird fast systematisch als quantité négligeable behandelt, wiewohl wissenschaftlicher Ernst und modern-wissenschaftliche Leistungen unserer Gutberlet, Geyser, Dyroff, Ettlinger manchen Vergleich aushalten. Aber es ist ja keine Novität mehr der modernen Kultur, daß Katholisches, Christliches, hier Scholastisches „vorurteilslos" behandelt wird!

Anderseits konnte schon wiederholt konstatiert werden, daß auch die moderne Psychologie zur Anerkennung alter Wahrheiten und alter Kulturwerte kommt — nicht zu ungunsten unserer Weltanschauung! Ein neues Beispiel:

Ebbinghaus (Führer auf dem Gebiet der Assoziationspsychologie) gibt in seinen „Grundzügen der Psychologie" (fortgeführt von Dürr. Leipzig 1908—13. Bd. 2, S. 511 ff.) eine Religionspsychologie, die zwar als vielfach unangemessen abgewiesen werden muß. Aber erfreulicherweise stoßen wir hier auf eine Lichtung: Versuch einer Psychologie des Gebetes und nebenbei — der Beicht. Es klingt fast wie ein Notschrei des modernen Menschen, was er auf Seite 558 schreibt von „Hemmungen, die in dem höher entwickelten Geistesleben oft eine verhängnisvolle Rolle spielen. Der Kulturmensch darf nicht alles sagen, was er denkt. Ja, er muß gerade das oft unterdrücken, was am meisten nach Aussprache drängt. . . . Verschweigen muß er auch, was sein Gewissen bedrückt. . . . Dieses Vermeiden einer „befreienden Aussprache" kann nun unter Umständen schwere Schädigungen der geistigen und nervösen Gesundheit zur Folge haben." Er erwähnt die Psychoanalyse, den modernsten Zweig der Seelenheilkunde, und fährt fort: „Auch Einrichtungen, wie die Ohrenbeichte der katholischen Kirche, verdanken ihre Entstehung und ihre Lebenskraft zwar nicht der klaren Erkenntnis, aber einer instinktiven Beobachtung der Gesetze geistiger Hygiene und Therapie." (S. 559).

Wir eliminieren aus diesem Satz, was von Mißverständnis und Vorurteil stammt, und freuen uns, daß die moderne Psychologie aus dem Verständnis der Seelennot des modernen Kulturmenschen Verständnis gewinnt für die meistgeschmähte Einrichtung des Christentums, die Beicht. Und die Auffassung ist recht, kann sogar ausgedehnt werden auf das ganze Gebiet des Uebernatürlichen: Die Beicht birgt in sich „Lebenskraft", sie ist ein Institut für „geistige Hygiene und Therapie".

Zweitens legt er die Maßstäbe seiner Wissenschaft an das Gebet und rühmt ihm dreifachen psychologischen Wert nach: „Erbauung, Befreiung, Stärkung." Insbesondere wirkt das Gebet nach ihm kraftsteigernd durch die „Ueberwindung innerer Hemmungen", durch „die im Gebet stattfindende Konzentration auf die wertvollsten Willensziele, die Vertiefung der sittlichen Interessen, durch die lebhafte Vergegenwärtigung des Persönlichkeitsideals." Er schließt: „Was ohne die Kraft des Glaubens nicht vollbracht werden könnte und von dem im Gebet zu höherer Sammlung und Glaubensstärke gediehenen Menschen vollbracht wird, das bildet diejenigen Fälle von „Gebetserhörung", die auch der gar nicht mehr wundergläubige wissenschaftliche Mensch als Gebetserfolge gelten lassen wird." (S. 561).

Was dem Christen auf Grund der „Fremd- und Selbstbeobachtung" durchaus nichts Neues ist, wird also erkannt resp. bestätigt von der modernsten Psychologie: Daß christliche Heilsmittel auch psychologisch fein orientiert sind, und daß sie kulturell effektive Lebenskräfte in sich bergen. Interessant aber ist uns, daß sie bezüglich der „Befolgung der Gesetze geistiger Hygiene und Therapie" sogar neben die modernste Seelenheilkunde gestellt werden. Und noch interessanter, daß die Psyche des Kulturmenschen hungert nach solchen „Mitteln zur Erleichterung". Fast pastoral klingt's und wie eine Mahnung des modernen Psychologen an den modernen Kulturmenschen: „Und das am weitesten verbreitete, am bequemsten zu handhabende und am wenigsten schädliche Nebeneffekte herbeiführende Mittel zur Erleichterung eines bedrückten und nach Aussprache drängenden Herzens ist das Gebet." (559).

Des freuen wir uns: Alles Gestrüpp moderner Kultur kann doch den rechten Weg nicht überwuchern. Ehrliches Forschen kommt wieder auf die alte sichere Bahn: Zuerst Innenkultur mit Hilfe der unerschöpflichen Gesittungskräfte des Christentums; dann wird auch der moderne Mensch den Belastungsproben durch die moderne Kultur gewachsen sein.

Der hebräische Unterricht am Gymnasium.

Von Professor Dr. theol. Schanzenbach, Freiburg i. Br.

Der Artikel „Katholisches Studententum" in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" vom 1. Februar ds. Js. aus der Feder von Professor Dr. Gottfried Hoberg bezweckt gewiß in erster Linie Abhilfe für einen von dem Autor schwer empfundenen Mangel an hebräischen Kenntnissen bei den Kandidaten der Theologie. Ob freilich der eingeschlagene Weg über die breite Oeffentlichkeit zur Erreichung des Zieles führt, ist eine Frage, über welche man verschiedener Ansicht sein kann. Vielleicht gegen die Absicht des Verfassers wurde sein hartes Urteil über den Stand des „Hebräertums" vielfach als ein schwerer Tadel empfunden, insofern das Urteil auf die Erfahrung sich stützt, und für diese ein bestimmter Kreis von Schülern und demnach auch von Lehrern in Betracht kommt. Die Tatsache, daß der Artikel diese Empfindung hervorgerufen hat, ist uns durch mehrere Zuschriften bezeugt und veranlaßt uns, ein Wort der Erwiderung zu schreiben, damit die Beteiligten nicht das Urteil trifft: qui tacet, consentire videtur.

Vollständig einig sind wir mit dem Verfasser des bewußten Artikels in der Wertschätzung hebräischer Kenntnisse für die wissenschaftliche Behandlung des Alten Testaments. Wie es für den Philologen selbstverständlich ist, daß er die klassischen Autoren in der Ursprache studiert, so müssen wir auch wünschen, daß unbeschadet der Auktorität der Vulgata unsere Theologen imstande sind, das Buch der Bücher in den Sprachen zu lesen, in welchen uns die Offenbarung gegeben ist. In dieser Hinsicht ist es zu begrüßen, daß man in Württemberg mehr als anderswo bis in die neuere Zeit dem praktischen Bedürfnisse der künftigen Theologen größere Rücksicht getragen und dem humanistischen Gymnasium seinen früheren Charakter möglichst gewahrt hat. Großen Einfluß übt dort sicher die zur Aufnahme in das theologische Stift verlangte Prüfung im Hebräischen. Ob aber im hebräischen Unterricht eine bessere Methode eingehalten wird, und ob die einzelnen Stunden besser ausgenützt werden, läßt sich aus dem Resultate nicht mit Sicherheit behaupten, weil die Bedingungen zum Vergleich ganz andere sind, und die wenigen Herren, die gelegentlich ihrer Promotion geprüft werden, doch ganz andere Vorstudien gemacht haben, als die Herren im ersten und zweiten Semester, welche zum größten Teile für die praktische Seelsorge sich vorbereiten.

An den badischen Gymnasien, deren Abiturienten hauptsächlich das berührte ungünstige Urteil über das Hebräertum veranlaßten, liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Wie die Programme zeigen, wird an manchen Anstalten gar kein Hebräisch gegeben, weil keine Schüler sich melden, an anderen sind es nur wenige, die auf verschiedenen Stufen in einem Kurse vereinigt werden, natürlich außerhalb des Stundenplanes.

Aber auch an den Anstalten, wo eine größere Schülerzahl drei Kurse gestattet, sind die Schwierigkeiten groß genug, um die Lehrer vor dem schweren Vorwurf „systematisch durchgeführter Verhöhnung einer gesunden Pädagogik" zu schützen, sofern und soweit diese Verhöhnung persönliche Subjekte voraussetzt. Denn ohne Schuld des einzelnen Lehrers fallen wegen der Konferenzen, Vorbereitung zur Feier von Schulfesten, wegen Klassenausflügen und Hitzferien, Abiturientenprüfung mit folgender Dispense vom Nachmittagsunterricht gerade die hebräischen Stunden sehr oft aus.

Im Interesse der ganzen Schule müssen die fakultativen Fächer nach den obligaten angesetzt werden. Wer nun längere Jahre von 4—5 Uhr, also in der 7. Unterrichtsstunde des Tages, namentlich nach vorausgehenden Turnstunden, fakultativen Unterricht erteilt hat, der weiß, daß die beste Methode und energischer Wille nicht verhindern, daß das Ergebnis einer solchen Stunde oft sehr gering ist. Denn die jungen Leute von 16—20 Jahren sind vielfach körperlich so müde und geistig so erschöpft, daß sie auch einem Nürnberger Trichter gegenüber die Rezeption verweigern würden. Wir sind für die akademische Mahnung, die Stunden gut auszunützen, recht dankbar, erlauben uns aber doch eine kleine Gegenbemerkung.

Vor zwei Jahren erschienen zur Eröffnung des neuen Kollegiengebäudes in Freiburg in der Rheinischen Buchdruckerei von W. G. Schmitz in Düsseldorf recht interessante Beiträge zur Kenntnis „der akademischen Holzschnitzkunst und Bankpoesie". Diese Sammlung stammt nicht von den Bänken der Gymnasien, sondern aus den akademischen Hörsälen. Dort sollen nach derselben Schrift (Seite 23) bei allen Fakultäten sehr oft mit verschiedenen Namen Variationen des klassischen Wortes sich finden: ave Caesar, dormituri te salutant. Nach diesen

Versen muß man annehmen, daß auch auf der Universität nicht alle Stunden entsprechend ausgenützt werden und wenigstens manche „Hörer" einen titulus coloratus führen.

Bezüglich der kirchlichen Duldung des gerügten Mangels hebräischer Kenntnisse sei darauf hingewiesen, daß die Kirchenbehörde nur auf den Religionsunterricht an den Mittelschulen einen Einfluß ausüben kann; jeden anderen würde sich die staatliche Unterrichtsverwaltung verbitten. Ueber die Befähigung zum hebräischen Unterricht urteilt nicht die Kirchenbehörde, sondern der vom Staate bestellte Examinator, also in der Regel ein Professor der Universität. Von staatlicher Seite steht kein Hindernis im Wege, daß auch Abiturienten der Realanstalten sich der Theologie zuwenden. Die Kirchenbehörde verlangt die Teilnahme am betreffenden Unterricht nur für die oberen Klassen der Konvikte und für die Bewerber um theologische Stipendien. Da unter diesen sich immer einzelne finden, die im innersten Herzen bereits die Ueberzeugung haben, daß sie zur Theologie nicht berufen sind und den hebräischen Unterricht ad hoc besuchen, wird die Mahnung, den hebräischen Unterricht als obligatorisch anzusehen, nicht viel fruchten. Selbst unter den sicheren Aspiranten der Theologie hören viele während ihrer Ferienzeit von ihren Seelsorgern, daß für das praktische Leben andere Kenntnisse und namentlich die modernen Sprachen notwendiger seien als das Hebräische. Andere haben uns schon direkt gesagt: wir kommen in den Kurs, in welchem die Psalmen nach der Vulgata gelesen werden, da brauchen wir kein Hebräisch. Vielfach wird ja an unseren Universitäten die alttestamentliche Exegese aus praktischen Rücksichten nach dem lateinischen Texte gegeben, und das ist den jungen Leuten wohl bekannt. Manche denken auch mit dem Engländer time is money; sie kennen Theologen, die vom Gymnasium gar keine hebräischen Sprachkenntnisse mitbringen; diese hören neben ihren 25 bis 30 obligaten Wochenstunden auch einen Kursus Hebräisch in wöchentlich 1—2 Stunden von November bis Ende Februar (mit Unterbrechung der Weihnachtsferien), machen am Schluß ein Examen und erhalten so gute, wenn nicht bessere Noten als die Gymnasialhebräer, die unter ihren Kommilitonen als gute oder doch leidlich gute Hebräer bekannt waren. Es kann übrigens ohne jede Schuld des Lehrers ein Abiturient im Hebräischen eine gute Note und doch ungenügende Kenntnisse haben. Wir erinnern uns mehrerer Fälle, wo Schüler erst in Prima sich zum Studium der Theologie entschlossen, den ersten Kursus im Hebräischen sehr eifrig, vielleicht als die besten der Abteilung mitmachten und eine gute Note verdienten; sie haben aber vieles gar nicht gehört, was sie an der Universität wissen sollten, weil es eben erst in den folgenden Kursen behandelt wird. Es kommt nicht gerade selten vor, daß akademische Lehrer nicht immer in feinen Wendungen über mangelhafte Fachkenntnisse auf verschiedenen Gebieten sich beklagen; die Hebräer teilen ihr Schicksal mit den Griechen, Historikern und Mathematikern u. a. Die Lehrer dieser Fächer an Mittelschulen haben den Trost, daß auch die Männer der Praxis sehr oft klagen über mangelhafte Vorbereitung auf der Universität, daß die jungen Leute von dort nicht mitbringen, was man billigerweise erwarten dürfe. Es bleiben eben viele Menschen in ihren Leistungen hinter der Erwartung zurück oder sie vergessen gar bald, was sie gelernt haben, vielfach weil das entsprechende Interesse fehlt. Ob das Interesse am hebräischen Unterricht wenigstens für die badischen Abiturienten durch den von der Unterrichtsbehörde verfügten Wegfall des Examens für geistliche Lehrer an Mittelschulen gefördert wurde, soll hier nicht näher untersucht werden. Aber die Frage sei zum Schluß gestattet: Welches Resultat würde sich ergeben, wenn man unsere Abiturienten ein Jahr nach dem Weggang von der Schule über Mathematik, griechische Formenlehre und dgl. prüfen würde? Bei sehr vielen würde das Ergebnis wenig befriedigen, es wäre aber unseres Erachtens ungerecht zu sagen: „Hier ist die gesunde Pädagogik systematisch verhöhnt worden." Wir meinen darum zu dem besprochenen harten Urteil: etwas weniger wäre mehr gewesen, denn nihil probet, qui nimium probet. Möge von den Gegnern des Hebräischen am Gymnasium nicht der Schluß gezogen werden: wenn das Resultat so kläglich ist, wie hier ein Fachmann urteilt, dann weist man besser den ganzen hebräischen Unterricht der Universität zu, wo er nur vorzüglich und erfolgreich gegeben wird.

Im Vorsommer.

Den Feldweg säumen grüne Spreiten
Der jungen Saat, im Halm schon stark.
Es liegt, so fern die Blicke gleiten,
Wie Sonnensegen auf der Mark.

Wie Hoffnungsträumen und Verkünden,
Verheissung froher Erntezeit —
Mein Herz, das will sich dir verbünden;
O öffne deine Tore weit!

Jos. Heinr. Berlenbach.

Bevölkerungsvermehrung und Antike.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Nicht mit Unrecht hat der bekannte Politiker Friedrich Naumann in einem in Frankfurt a. M. (7. November 1912) über das Problem der Bevölkerungsvermehrung gehaltenen Vortrage darauf hingewiesen, daß die Urkraft und Ursehnsucht des Menschen, sich in seinen Nachkommen wiederzufinden und fortzusetzen in die Ewigkeit, unserem Geschlechte deshalb abhanden gekommen sei, weil die Stimme der Natur und damit die des Schöpfers von ihm unterdrückt werde.

Wie einfach und gesund urteilen die antiken Völker, die noch nicht angekränkelt sind von der blassen Unkultur eines augusteischen Zeitalters, über ihre Pflichten gegenüber der Familie und dem Stamme! Einem Grabschänder, der die Gebeine seiner Vorfahren nicht ruhen läßt, weiß man keine größere Strafe anzudrohen als die Ausrottung seiner Nachkommenschaft. „Einem solchen Frevler", sagt die Sarginschrift des phönizischen Königs Esmun-azar (4. Jahrh. v. Chr.) „soll nicht sein weder eine Wurzel nach unten noch Frucht nach oben, noch Ansehen unter den Lebenden unter der Sonne". In ähnlicher Weise redet der Prophet Amos (2, 9) von den Amoritern, deren „Frucht oben und Wurzel unten" Gott der Herr ausgerottet habe um seines auserwählten Volkes willen. Auf babylonischen Keilinschriften begegnet uns immer wieder die Fluchformel: „es soll (der Gott) ausrotten seinen (des Verfluchten) Namen und seine Nachkommenschaft." Ueberall im semitischen Paganismus wie innerhalb des Judentums gilt „die Pflanze, deren Krone auf dem Felde keine Blüte hervorbringt, deren Wurzeln verdorrt und ausgerissen sind", als ein Symbol der Oede und des Totenreiches, wie umgekehrt Heil und Segen einem Volke dann garantiert erscheinen, wenn es „wieder von unten Wurzel schlägt und oben Früchte trägt". (Js. 37, 31.) Und wenn es auch zunächst die physische Verwandtschaft der Familienmitglieder untereinander ist, die in all diesen Texten zum Ausdruck kommt, so sind es dem tiefsten Grunde nach doch geistige Faktoren: der Glaube an ein unendliches Leben, die Hoffnung auf andauerndes Glück und ein Aufgeschlossen-Sein für das unvergängliche Jenseits, das uns hier entgegenleuchtet.

Was Wunder, daß die Wertschätzung solcher Imponderabilien einer materialistisch angehauchten Generation abhanden kommt! Tausendfach läßt sich aus Grabsteintexten und Darstellungen ägyptischer Totenstelen beweisen, daß auch in dem uralten Kulturlande des Nil Eltern ihr höchstes Glück darin fanden, gute Kinder zu haben, „die ihren Namen fortleben lassen". Dabei zielten die Hoffnungen, welche Vater und Mutter auf die Früchte ihrer Liebe setzten, mehr noch auf das Jenseits als auf das Diesseits, denn zu einem glücklichen Fortleben nach dem Tode war den Eltern die Erhaltung, „das Fortleben des Namens" durchaus notwendig. (Vgl. Poertner, Die ägyptischen Totenstelen, Schöningh, Paderborn 1911). Im Zusammenhang damit steht es, wenn auf phönizischen wie ägyptischen Inschriften, wenn in der Hl. Schrift (Judith c. 8) die Familiengenealogie so weit hinaufgeführt wird, als es eben möglich ist. Auch bei den alten Germanen ist des Vaters selige Hoffnung, des Weibes Glück die Zahl der Kinder, denn durch diese kann man noch nachträglich Ruhm erlangen, und der Ruhm gilt „von des Lebens Gütern allen als das höchste doch". (Vgl. Kochs, Die Ethik der Edda, Georgi, Bonn 1911.) So verbindet sich bei den von dem Raffinement einer gewissen Zivilisation annoch unberührt gebliebenen Völkern des Altertums die Idee der Familienliebe mit den Gesetzen der natürlichen Sittlichkeit und der lauteren Hoffnung auf Unsterblichkeit. Und als von Plato her der Monotheismus immer lebendiger wurde und um die Wende der Antike der niemals hoch genug zu bewertende Philo Judaeus zum ersten Male die Verbindung der griechischen Spekulation mit der jüdischen Lebens- und Geschichtserfahrung vollzog, da konnte er u. a. schreiben: „Alle aufrichtigen Gottesverehrer werden das Naturgesetz der Kindererzeugung erfüllen: die Männer werden Väter sein und kinderreiche Väter, die Frauen werden Mütter sein und mit Kindern gesegnete Mütter, und so wird jedes Haus eine zahlreiche Verwandtschaft bilden, worin kein Teil und keine Bezeichnung, die von Angehörigen gebraucht wird, fehlen soll, weder in aufsteigender Linie, also die Namen der Eltern, Oheime und Großeltern, noch in absteigender Linie, also die Namen der Söhne, Brüder, Bruderskinder, Enkelkinder von Sohn und Tochter, Vettern, Vetterskinder und aller Blutsverwandten." (Ueber Be-

lohnungen und Strafen 109.) Ebenso brandmarkt der Philosoph an zahllosen anderen Stellen seiner Werke jeden nicht auf Kindererzeugung gerichteten Verkehr der Geschlechter als Verstoß gegen den ethischen Gehalt des Dekalogs.

Mit der Anerkennung dieser Wahrheit steht und fällt das Wohl der Völker im zwanzigsten Jahrhundert so gut wie zur Zeit des Hellenismus und der Antike! Wie aber, so darf man wohl fragen, harmoniert die Feststellung der Tatsache, daß Männer wie Philo oder Herodot — so gehört z. B. hierhin des Letzteren Diktum: „Mit dem Kleide zieht das Weib auch die Scham aus" (I, 8) — als Mahner unserer Zeit angerufen werden können, mit dem vielgepriesenen Kulturfortschritt der Menschheit?

Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren.

Von F. Weigl, München-Harlaching.

Es ist eine bedeutsame und zugleich schwierige Aufgabe, die der erzieherischen Arbeit auf der letzten Stufe ihrer Einflußnahme auf den jungen Menschen erwächst. Die physischen und psychischen Bedingungen in dem reifenden und werdenden Menschenkind sind so mannigfaltig und so eigenartig, daß nicht selten gerade diese letzten Handreichungen, die die Führung dem Jüngling und der Jungfrau bietet, fehlgehen. Besonders der viel in Anspruch genommene und tatsächlich praktisch äußerst wirksame pädagogische Takt, der angeboren ist, versagt hier häufig. Die rechte Führung der Jugend im Entwicklungsalter setzt eben doch bestimmte Kenntnisse, feste, klare Urteile über die geistige und körperliche Eigenart dieser Entwicklungsperiode voraus. Die eingehendere Beschäftigung mit dem Problem ist deshalb auch nicht nur für Berufserzieher, für Lehrer, Schuldirektoren, Anstaltspädagogen, Seelsorger von Bedeutung, sondern für jeden ernster urteilenden Vater, für jede tiefer schauende Mutter.

Leider gähnte bis zuletzt hier zur Orientierung eine Lücke in dem sonst reich bestellten Felde der pädagogischen Literatur. Die Jahre der Reife waren nicht zum Gegenstand der einheitlichen zusammenfassenden Bearbeitung gemacht. Da schenkte uns neuestens der den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" wohlbekannte Gymnasialprofessor und Religionslehrer Dr. Jakob Hoffmann durch den Herderschen Verlag ein Buch, „Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren (XVI, 280 S. 2.80 ℳ) das von der Erkenntnis ausgeht: „Ein Meisterstück erfordert die Erziehung des in der Pubertätsentwicklung stehenden jungen Menschen." Ja, ein Meisterstück ist es, das zu leisten ist, und Dr. Hoffmann liefert das Rüstzeug hierzu, daß das Werk gut gelingen möge! Die Stärke seiner Darstellung ist in der mit allen modernen Mitteln arbeitenden Methode der wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes zu suchen, die doch nirgends die Gemeinverständlichkeit verliert, ferner in der besonnenen Stellungnahme zu den modernen Forschungsergebnissen und endlich im Reichtum der praktischen Deutungen, die der Verfasser vorlegt.

Vor allem scheint es mir bedeutungsvoll, daß für die psychologische Analyse der Weg der Befragung ehemaliger Schüler beschritten wurde. Wir kommen auf diesem Weg der Behandlung psychologisch-pädagogischer Fragen sicherlich bedeutend vorwärts, nicht nur die Erfahrung und die darauf gegründete Spekulation des einzelnen, sondern eine breit angelegte Erfahrungsbasis bildet die Voraussetzung für Normen, die wir aufstellen wollen. Die Fragen bezogen sich auf den Unterschied der Neigungen, Stimmungen, Kämpfe, zwischen dem Entwicklungsalter und der vorausgehenden und nachfolgenden Zeit, auf den Einfluß der elterlichen Erziehung, von Büchern, Freunden, Kirche, Musik, Kunst, Naturerscheinungen, Todesfällen, persönlichen Kämpfen, Unglück auf die Entwicklung; weiterhin auf etwaige Veränderungen der Lebens- und Weltanschauung in den Entwicklungsjahren, auf die Perioden der Entwicklung auf sittlichem und intellecktuellem Gebiet, auf Perioden religiösen Zweifels und sittlicher Lässigkeit, auf die Abhängigkeit des intellecktuellen und sittlichen Lebens von körperlichen Zuständen.

Die pädagogischen Ratschläge für das Entwicklungsalter werden nun nicht ausschließlich auf das hier gesammelte Material gegründet, aber es bildet doch eine ergiebige Unterlage für die rechte Stellungnahme zu dem Problem. Die Ergänzung der Selbstbekenntnisse aus den Zensuren und Qualifikationen während der Schulzeit, die lebendige Erfahrung an dem reichen Material, das dem langjährigen Religionslehrer unterstellt war, die medizinisch-physiologische Forschung, der Reichtum der Erfahrungen nach der religiösen Seite, wie sie etwa in den „Bekenntnissen des hl. Augustinus", in der „Summe" des hl. Thomas, in der „Nachfolge Christi" und sonst niedergelegt sind, das alles gibt zusammen die Erfahrungsunterlage, auf der der Verfasser aufbaut.

Es ist wertvoll schon für die Sphäre des leiblichen Lebens, zusammengestellt zu sehen, wieviel an körperlicher Pflege und Sorgfalt in diese Zeit zu verlegen ist. Besonders die Bewahrung vor Alkohol und Nikotin, die sexuelle Bewahrung, die körperliche Bewegung durch Turnen, Spiel, mäßigen Sport und Wanderungen, entsprechende Zuweisung von Ruhe und Schlaf kommen hier in Betracht. In der Leitung des rationellen Lebens gilt es, die Phantasie des Jünglings und der Jungfrau zu bewahren, das Gedächtnis zu stärken, die geistige Arbeit den eigenartigen Interessen und Kräften anzupassen, die Differenzierung der Geschlechter zu beachten und die Hindernisse zu beseitigen, die nicht selten Ermüdungszustände, Zerstreuungen aller Art, Alkoholgenuß, Sport und Vereinswesen mit sich bringen.

Die sittliche Erziehung findet vollends ihre ausschlaggebende Richtung in dieser Periode. Besonders die männliche Jugend schafft sich ihr Ideal, ein Persönlichkeitsbild, das der Klärung und Reinigung durch den Erzieher bedarf. Die Unfertigkeit und die tiefgehenden Widersprüche im Werden der neuen Persönlichkeit sind auszugleichen. Das Gefühlsleben muß in die richtigen Bahnen gelenkt werden, die höheren Gefühle als Träger unserer Kulturideale bedürfen der Lenkung.

Die religiöse Entwicklung endlich ist in dieser Zeit des Stürmens und Drängens besonders mit starkem Arm nach aufwärts durchzuführen. Nur zu viel Versuchungen locken zum Niedergang des religiösen Lebens; Glaubensfestigkeit, Erfüllung der religiösen Pflichten, haben ihre Eigenartigkeit in diesen Jahren. In all diesen Fragen ist nun das Buch, das in seinem letzten Teil auch noch die Pubertätskrankheiten behandelt, ein sicherer Führer, und es ist berufen, all denen ein geschätzter Ratgeber zu werden, die als Baumeister an jene Periode der jugendlichen Entwicklung gestellt sind, die die letzte Hand anlegt, das Erziehungswerk zu krönen und den Jüngling, die Jungfrau dem Leben zu vertrauen.

Vom Büchertisch.

Geschichte der Französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Suchier und Birsch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band: Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert von Dr. Hermann Suchier. Bibliographisches Institut 1913. XII. und 333 Seiten; gebunden ℳ 10.—. Die erste Auflage dieser Literaturgeschichte erschien 1900, damals XII und 733 Seiten in einem Band. Das verflossene Jahrzehnt mit seinem so reichen literarischen Leben mußte naturgemäß bei einem Werke, das ganz up to date sein will, eine ziemliche Erweiterung zeigen, und so erscheint jetzt diese Literaturgeschichte in zwei Bänden, was aus mehreren Gründen zu begrüßen ist. Der vorliegende erste Band weicht nur ganz wenig von dem betreffenden Abschnitt der ersten Auflage ab. Auch in der Einteilung des Stoffes ist nichts geändert. Es sind auch in den verflossenen zehn Jahren, wenigstens u. W., keinerlei Umwälzungen oder so nennenswerte andere Ansichten über das hier behandelte Gebiet zu verzeichnen, daß eine Aenderung oder Erweiterung an diesem Bande hätte vorgenommen werden müssen. Volles Lob verdient das sehr stark erweiterte, überaus sorgfältig angelegte Namenregister (es ist für den 1. Band fast so umfangreich als in der alten Auflage für das Gesamtwerk). Von den 79 Textabbildungen sind 5 neu aufgenommen. Auch ein neuer Farbendruck ([1]14, jetzt 15), das Widmungsbild der Vivianusbibel, und ein sehr interessantes Faksimile ([1]5, jetzt 6), die 3. Planche der „Neuf Preus", wurden eingefügt. Einige Nörgeleien ließen sich anbringen. Saint-Beuve meint irgendwo: Gott sei Dank lassen sich bei einer Kritik immer welche machen. Zum Beispiel die verschiedene Schreibung des gleichen Namens (Hodenc 210, Houdan 215), die allzu knappe Fassung über Vers und Strophe in der mittelalterlichen Dichtung (317, 318), das Fehlen jedweder Textprobe oder Abbildung zum Roland. — Papier, Druck und äußere Aufmachung sind ganz auf der Höhe unserer Zeit. Man müßte das Buch empfehlen, wenn es nicht schon längst in den Händen der Studierenden und der gebildeten Laien wäre.

Anselm Köppl.

Christian Kragh, Albertine, Roman. Autorisierte Uebersetzung (von wem? Der Name des Uebersetzers sollte nicht fehlen!) aus dem Norwegischen. Hamburg 1913. Alfred Janssen. 8⁰ 182 S., geb. ℳ 3.50. Dieses Werk geht nicht zuletzt die „Allgemeine Rundschau" als ein Hauptorgan im Kampfe gegen sittliche Fäulnis an. Das heute noch brennend aktuelle, aber jetzt erst verdeutschte Buch wurde bereits 1882 in Brüssel geschrieben von dem jetzigen Direktor der Kunstakademie in Christiania, der in der Vorrede der heutigen Ausgabe rundweg die Absicht ausgeprägter Tendenz, besonders aber eines Angriffes auf die damalige Polizei, und dadurch auf das Prinzip der öffentlichen Prostitution ableugnet. Er gesteht, ihn habe beim Zustandekommen des Werkes wie auch des dem letzteren beigegebenen von ihm gemalten Bildes „Im Wartezimmer des Polizeiarztes" nur das Dramatische des Themas interessiert. Nun, jedenfalls hat er dieses so gründlich zu erfassen und beweglich wiederzugeben verstanden, daß die von ihm nachträglich als „unglückliche Folge" bezeichnete Wirkung eintrat: Die Prostitution, die Professor Kragh „immer als das kleinste von zwei Uebeln und daher als durchaus notwendig" betrachtet hat, wurde infolge seines Buches in Norwegen aufgehoben. Ob so etwas bei uns möglich wäre? Ich sehe das Lächeln vieler, auch solcher, die eine Lektüre wie diese in ihrem wiederholt peinlichen Naturalismus mit heiligem Ernst auf das heilige Ziel der Volks-, der Menschheitssanierung hin in sich aufzunehmen vermögen.

E. M. Hamann.

Hedwig Kiesekamp (L. Rafael): Ausgewählte Gedichte. Zweite stark vermehrte Auflage. Münster; Westfalen 1913. Verlag der Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath. 8⁰. 125 S., geb. ℳ 1.75. Als ich die erste Auflage der obigen Sammlung an dieser Stelle anzeigte, sprach ich mein Bedauern aus, daß die Auswahl nicht umfassender ausgefallen sei. Die Neuauflage hat nun zu meiner großen Freude den damaligen berechtigten Wunsch erfüllt. Das Buch, wie es jetzt vorliegt, ist ganz danach angetan, uns ein schönes Konzentrationsbild von dem Gesamtschaffen (mit Ausschluß der epischen Prosa) und der Gesamtpersönlichkeit dieser hervorragenden Dichterin, die unter die besten des Landes und der Zeit zählt, zu geben. Reinere, köstlichere Lyrik findet man selten; ich gebe das einzige Beispiel der „Waldesstille", um zu zeigen, was und wie diese Dichterin kann: „Und haben auch im grünen Wald die Vögel ausgesungen, Ihr holdes Lied ist

nicht verhallt, Ist nur im Wald verklungen. — Aus allen Zweigen rauscht der Klang geheimnisvoll hernieder: Was je im Wald ein Vöglein sang, Die Stille tönt es wieder." — Holde Natur- und Mutterliebe sprechen in der Auswahl das erste Wort und in ihr Tiefe und Unmittelbarkeit. Auch sonst tritt Persönliches gewinnend, nicht selten bezaubernd hervor, und zwar alles im echt musikalischen Wortgewande. Den Eindruck des fraglos Bedeutenden macht das aufgenommene Monodrama „Judith" sowie das lyrisch Epische: „Die Trauerweide", „Napoleon auf St. Helena", „Die Frau Amtmann" und „Bergfahrt". — Der Inhalt des nun auch äußerlich stattlichen, mit einem sympathischen Bildnis der Verfasserin geschmückten Bandes ist aus den früher erschienenen Sammlungen verständnisvoll zusammengestellt: „Gedichte", „Neue Gedichte", „Ebbe und Flut", „Abendglühen", „Tiefen der Sehnsucht." Die „Ausgewählten Gedichte" werden einst zu Deutschlands Dauergut literarischen Besitzstandes gerechnet werden.

E. M. Hamann.

Carl Sonnenschein. Wie Studenten wohnen. Heft 2 der Flugschriften des Sekretariats sozialer Studentenarbeit. Preis 10 Pfg. Der unermüdliche und rastlos anregende Leiter des Sekretariats sozialer Studentenarbeit hat kurz vor dem studentischen Wohnungskongreß in München (24. Mai d. J.) über die brennende und wichtige Wohnungsfrage unserer Studenten ein Schriftchen im Volksvereinsverlag zu München-Gladbach erscheinen lassen. Es ist sehr klar und übersichtlich gehalten und in jener kurzpackenden Sprache geschrieben, in der Dr. Sonnenschein Meister ist. Die Anregungen des Broschürchens sind praktischer Natur und verdienen allseitige Beachtung. Unter diesen Umständen gewinnt der in Nr. 20 der „Allgemeinen Rundschau" (17. Mai 1913) erschienene Artikel Freundorfers zum gleichen Gegenstand doppelte Bedeutung. Sonnenscheins neuestes Schriftchen sei bestens empfohlen. Aug. Nuß.

Konstantinfeier in München.

Im Kgl. Odeon. Die Festversammlung der katholischen Männer der bayerischen Hauptstadt im festlich geschmückten Saale des Kgl. Odeon am 18. Mai zur Erinnerung an die Freigabe der christlichen Religion im Jahre 313 gestaltete sich zu einer imposanten Huldigung der geistlichen und weltlichen Autoritäten. Zu Tausenden waren katholische Männer aus allen Ständen dem Rufe des Festkomitees gefolgt, an dessen Spitze der Hochwürdigste Herr Erzbischof v. Bettinger stand, welcher auch persönlich erschienen war. Zahlreiche Fahnendeputationen in voller Wichs verliehen der Versammlung ein farbenfrohes Relief. Der Kämpfe und Siege der Kirche über einengende Mächte gedachte Dr. Ferdinand Freiherr von Moreau, K. Kämmerer, in seiner Begrüßungsansprache, die in ein stürmisches Hoch auf Prinzregent Ludwig ausklang, der mit den Prinzen Franz, Alfons, Leopold, Heinrich und Ludwig Ferdinand an der erhebenden Feier teilnahm. Geh. Hofrat Universitätsprofessor Dr. Hermann Grauert hob in der Festrede das in der Geschichte noch viel verdunkelte Charakterbild Konstantin des Großen nach der Seite seiner ehrlichen religiösen Ueberzeugung beim Erlasse des Toleranzedikts von Mailand in scharfen Konturen hervor, betonte besonders, daß auch die Israeliten, ja selbst die Freidenker sich dieses Gesetzes erfreuen und brachte das Hoch auf Papst Pius X. aus. Als musikalischer Teil wurden in meisterhafter Weise aufgeführt: „Phantasie" in F-Dur für Orgel von J. P. Ertel, „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", Chor aus dem Oratorium „Die Schöpfung" von J. Haydn und „Altniederländisches Dankgebet" für Chor, Orchester und Orgel von E. Kremer. Besonders letzteres Stück war ein musikalisches Te Deum oon überwältigender Wirkung. Die Orgel spielte Professor Ludwig Felix Maier, die Leitung der Chöre lag in der Hand von Josef Reitmeier. Mitglieder des Lehrer-Gesangvereins, das Orchester der K. Akademie der Tonkunst und Schüler der städtischen Zentralsingschule hatten ihre künstlerische Kraft dem erhebenden Feste zur Verfügung gestellt. Alle Mitwirkenden ernteten reichen Beifall. Der Regent verließ unter brausenden Hochrufen den Saal. Es war ein Fest katholischer Freude über die Freiheit der Kirche, durchweht von Treue und Anhänglichkeit an Thron und Altar.

In der Tonhalle. Die Entschließung des Katholischen Frauenbundes, mit Beteiligung der katholischen Frauenvereine zu gleicher Stunde eine Parallelfeier zu veranstalten, hatte allseitigen Beifall gefunden. Auch der große Saal der Tonhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. Vom K. Hofe waren erschienen Frau Prinzessin Ludwig nebst den Prinzessinnentöchtern, Frau Prinzessin Arnulf, Frau Prinzessin Alphons, Prinzessin Klara. Das Podium war nach Anregungen Professor Fugels mit echt künstlerischem Geschmack dekoriert. Der vierte Satz aus der gotischen Symphonie für Orgel von Ch. M. Widor, von Anton Schmid mit echter Empfindung gespielt, leitete die Feier stimmungsvoll ein. Darauf rezitierte einen sprachschönen, schwungvollen „Festspruch" Frau Ria Schmujlow-Claaßen mit der ihr eigenen eindringlichen Sprachkunst. „Halleluja", für Chor und Orchester aus Händels „Messias" unter der sicheren Leitung Hans Schobers vom Schoberchor klangschön gesungen, fand nicht minderen Beifall. Die Festrede hielt Hedwig Dransfeld, die 1. Vorsitzende des Katholischen Frauenbundes (Zentrale Köln). In formvollendeter Weise zeichnete sie ein Bild des vom römischen Weltreich bekämpften Christentums, dessen werbende Idee trotz aller Verfolgungen in immer weitere Kreise drang. Die Rednerin würdigte in überzeugenden Ausführungen Helenas Anteil an der welthistorischen Tat ihres Sohnes. Während die Kaisermutter als Vorbild einer Christin gelten müsse, habe in Konstantins Charakter noch heidnisches und christliches Wesen im Widerstreit gelegen. In fesselnden Ausführungen schilderte die Rednerin, wie das Christentum der Frau erst die sittliche Gleichstellung gebracht habe. Zum Schlusse warf sie die Frage auf, ob unsere Zeit mit der Dekadenze des römischen Weltreiches Aehnlichkeiten aufweise, um sie in optimistischem Sinne zu beantworten, indem sie auf die vielerlei Anzeichen wiedererwachenden religiösen Lebens hinwies. Die ebenso warm empfundene, wie geistvolle Rede fand begeisterte Aufnahme. Haydns Chor „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" (mit Elly Frank-Niggl, Ad. Schön und F. Schober als stimmbegabte Solisten) schloß die denkwürdige Feier.

Als Antwort auf das Huldigungstelegramm an den Hl. Vater lief folgendes Telegramm an die Zentralvorsitzende des Katholischen Frauenbundes, Frl. Hedwig Dransfeld, welche die Festrede hielt, ein: „Der Hl. Vater hat mit großem Wohlgefallen die kindliche Versicherung der Verehrung und des Gehorsams entgegengenommen, welche die katholischen Frauen im Verein mit den Prinzessinnen des K. Hauses bei der in München veranstalteten Jubelfeier zum Gedächtnis des von Kaiser Konstantin dem Großen der Kirche gewährten Friedens Ihm zum Ausdruck brachten. Er erteilt Ihnen Allen als Unterpfand der himmlischen Güter aus der Fülle des Herzens den erbetenen apostolischen Segen. Kardinal Merry de Val."

Die als Gegendemonstration gedachte Versammlung der „Freidenker" am Tage vorher in den Zentralsälen verlief bedeutungslos.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Während das eigene Ensemble in Hannover gastiert, ist die Künstlerschaft des Berliner Lessingtheaters zu Besuch gekommen. Sie begann ihre Vorstellungen mit „Tantris der Narr". Das 1908 mit dem doppelten Schillerpreis gekrönte Tristandrama Ernst Hardts ist an allen großen und fast allen kleinen Bühnen gegeben worden, nur München ist es fremd geblieben, da die Hofbühne keinen Geschmack daran fand, und das Schauspielhaus nicht alle anspruchsvollen Rollen entsprechend besetzen konnte. Sie sind nicht leicht zu spielen. „Tantris" ist eine der letzten Rollen gewesen, die Joseph Kainz studierte und der König Marke war die letzte Gestalt, die Sonnenthal schuf. Im Lessingtheater hat vormals Monnard, der von München aus kam und auf der Höhe seiner Entwicklung sterben mußte, die Titelrolle gegeben; sein Nachfolger Loos verfügt über starkes Können. Auch Marrs König Marke besitzt Größe. Die Isolde gibt Lina Lossen mit herb verhaltener Empfindung, auch im Schmerz voll königlichem Stolze. Den Herzog Denovalin stilisiert Reicher im Geschmacke des „Herzog Alba". Ich habe von der Besetzung zuerst gesprochen, denn sie fesselte stärker, als das Stück, dessen Sprachkunst und dessen Stilempfinden Respekt einflößt, aber doch nicht mitreißt. Die Griechen liebten es, daß ihre Dichter ihre Kraft immer wieder an den überlieferten Stoffen bewährten, und wir preisen wohl das reife Künstlergefühl der Antike, dessen Interesse nur auf die Behandlung, statt auf die Fabel gerichtet war. Allein uns Heutigen fällt es schwer, Gestalten, die so fest in unser Gedächtnis geprägt, in anderer Auffassung über die Bühne gehen zu sehen. Tristan und Isolde sind für uns so eng mit der Vorstellung des Wagnerschen Musikdramas verknüpft, daß es nicht leicht ist, die Erinnerungsbilder zu verjagen. Des Neuromantikers Hardts Gestalten stehen zudem in einer viel rauheren, blutigeren Kultur, als Wagners Helden. König Marke, der im Zorn Isolde den Siechen preisgibt, einzig allein, weil der verbannte Tristan unerwiesenermaßen in sein Land zurückgekehrt sei, ist ein Charakter, mit dem wir nicht fühlen können. Wie die Schar dieser Ausgestoßenen an Isolde herandrängt, ist uns weniger tragisch ergreifend als ekelhaft. (Die Szene wurde übrigens mit künstlerischer Dezenz gespielt.) Tristan mischt sich als Siecher verkleidet unter die Kranken, rettet Isolde, indem er die Siechen verjagt und Isoldens Widersacher tötet. Dann springt er unverletzt von der Burgmauer. Das Volk glaubt, der heilige Georg habe Frau Isolde gerettet, und der König nimmt sie wieder in Gnaden auf. Zum zweiten Male erscheint Tristan, diesmal verkleidet als Narr. Trotz stärkster Anspielungen erkennt ihn niemand, selbst die Geliebte nicht. Man empfindet dies als erklügelt, nur der Hund, der böse geworden, jeden, der seinem Zwinger naht, zerfleischt, erkennt in dem Narren freudig seinen Herren. Tristan zieht mit dem Hund von dannen. Isoldens Rufe verhallen unerhört. Die Inszene war einfach, aber suggestiv. Boten uns die Gäste mit „Tantris" vorzügliches, so betraten sie mit den „Stützen der Gesellschaft" den Boden, auf dem sie Meister und Vorbild sind. Für Ibsen und Hauptmann ist der vor kurzem verstorbene Direktor des Lessingtheaters Dr. Otto Brahm derjenige gewesen, der die Vorstellungen auf eine in ihrer Art klassische Höhe hob. Die Anregungen, die von ihm ausgingen, haben allerorts gewirkt. Auch Reinhardt verdankt ihm viel, wenn auch in dessen geräuschvoller Art vieles von der Verinnerlichung des einseitigeren Brahm verloren ging. Unter Lessings Regie wirken die Errungenschaften der Brahmsschule nach. Wie ist das Ensemble fein abgestimmt, wie greifen die Töne ineinander über! Selbst so starke Rollen, wie der Konsul und Lona, treten nie über den Rahmen hinaus. Lona erscheint bei den meisten Darstellerinnen als ein Sprachrohr des gegen die Lüge kämpfenden Dichters, Else Lehmann überzeugt uns davon, daß ihre sittlichen Forde-

rungen zwingend aus ihrem Charakter fließen. Der Reichtum an Tönen dieser Künstlerin ist groß. So, wenn Lona sich des aufsteigenden Gefühls schämt und dem fast schon ausgesprochenen Worte eine ironische Klangfarbe gibt. Marr wußte aus dem Consul viel mehr zu machen, als aus dem König Marke. Die auf ihn eindringenden Ereignisse spiegelten sich in ihm zu so erschütternden Erlebnissen, daß sein Geständnis wirklich zu einer dramatischen Läuterung wurde. „Die Stützen der Gesellschaft" bedürfen keiner Inhaltsangabe. Das alte, bekannte Stück wirkte wieder mit neuer Kraft. Die Aufnahme, die bei „Tantris" herzlich, war bei dem Ibsenschauspiel enthusiastisch.

Münchener Volkstheater. Die Komödie „Les pattes de mouche" war 1860 Sardous erster durchschlagender Erfolg. Sie ist etwa vor 20 Jahren im K. Residenztheater vielfach gegeben worden. Ich persönlich kann zwischen dem bei unserem Publikum unvergessenen Keppler und der Heese von damals und den heutigen Berliner Gästen keinen Vergleich ziehen; jedenfalls spielten letztere sehr liebenswürdig und anmutig und wußten den gefeilten Dialog treffsicher zu geben. Alfred Halms Verdeutschung unter dem Titel „Ihr Brief" ist flott und graziös. Die einheimischen Künstler fügten sich stilistisch ganz gut ein, was bei einem Stück der Krinolinenzeit nicht eben ganz leicht ist. Die um Briefe, die ihn nie erreichten, gefügte Handlung, die uns heute recht harmlos anmutet, hat man seinerzeit im Residenztheater, wie mir erzählt wird, als ziemlich leichtfertig empfunden. Vergleicht man damit ein neues Stück, wie Lothar Schmidts Lustspiel: „Das Buch einer Frau", mit seiner sich in Ehebrecherei erschöpfenden Komik, so fällt der Vergleich gewiß nicht zu Gunsten unserer heutigen Geschmacksrichtung aus. Die Idee, daß ein Schriftsteller, der sich die Psyche der Frau zum Spezialstudium erkoren, nicht merkt, daß ein sensationell wirkendes „Buch einer Frau" von seiner eigenen Gattin geschrieben ist und seine eigene Ehe behandelt, ist ganz drollig. Gespielt wurde ohne naheliegende Unterstreichungen. Auch der Autor konnte erscheinen.

Verschiedenes aus aller Welt. Das vierte bayerische Musikfest fand mit starkem künstlerischen Erfolge in Nürnberg statt. Drei Nürnberger Meister Hans Leo Haßler (1564—1612), Lechner und Haiden fand stilgerechte Interpretation, ferner wurden Beethoven, Brahms, Bruckner mit bezeichneten Meisterwerken geboten. Der dritte Tag brachte Händels Oratorium „Jephta". — Das in Köthen abgehaltene Anhaltische Musikfest bot u. a. Beethovens Missa solemnis und Draesekes Osterszene aus Goethes Faust. — Das Kgl. Schauspielhaus in Berlin veranstaltet anläßlich des Kaiserlichen Regierungsjubiläums zwanzig Volksvorstellungen meist klassischer Werke. — Das Münchener Gärtnerplatztheater, das umgebaut wird, hat sein Ensemble auf eine Gastspielreise geschickt. Es wurde in Berlin bei der Wiedergabe der Operette „Alt-Wien" sehr herzlich aufgenommen. — Mit einer guten Meistersingervorstellung eröffnete Hch. Hagin eine Sommeroper bei Kroll in Berlin, womit die seither als Kino benutzte Bühne für die Kunst wiedergewonnen ist. — Die Maifestspiele der Coburger Hofbühne begannen mit Humperdincks „Königskindern" und brachten dem anwesenden Tondichter besondere Ehrungen. — „Der Bund der Schwachen", ein Schauspiel von Sch. Asch, das zwei zerrüttete Ehen schildert, wurde in Berlin freundlich aufgenommen. Die Kritik knüpft an das unsympathische Stück die Hoffnung auf dichterische Entwicklung. — „Jettchen Gebert", der auflagereiche Roman Gg. Hermanns aus dem jüdischen Biedermeiermilieu Berlins, gelangte in einer Dramatisierung in Frankfurt a. M. erfolglos zur Uraufführung. — Eine internationale Ausstellung für Theaterdekorationen in Paris erwies sich als reichhaltig und lehrreich. — Die German Publication Society, welche eine englische Ausgabe deutscher Klassiker in 20 Bänden vorbereitet, feierte in Neuyork ein durch die Teilnahme der bedeutendsten dortigen amerikanischen und deutschen Persönlichkeiten verschöntes erstes Jahresfest.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit der dreitägigen Pfingstpause an den Börs n ist die Tendenzbewegung der deutschen Effektenmärkte derart rückläufig, dass dieselbe überall grösstes Erstaunen und berechtigte Beunruhigung hervorgerufen hat. Optimisten, welche mit dem Verschwinden der politischen Wolken einen Haussetaumel aller internationalen Börsenplätze erhofft hatten, sind daher auf das empfindlichste getäuscht worden. Die Lethargie, speziell in Frankfurt und Berlin, umfasst alle Kreise und beherrscht die sämtlichen Börsenmomente. Mit dem Ausbleiben neuer Käuferschichten und der Erledigung des vorhandenen Deckungsbedürfnisses erlahmte das Geschäft der deutschen Märkte vollkommen, und auch der bisherige Stimulus in den schweren Favoritpapieren — Waffenkonzern, chemische Papiere, Maschinen — gehört der Vergangenheit an. Die Verzögerung der Friedensunterzeichnung der Balkanländer und die aufgeschobene Demobilisierung der österreichisch-ungarischen Armee an der Südostgrenze, ferner Reibereien mit Serbien und die unklare Situation der Balkankönigreiche untereinander bildeten sachliche Gründe einer schlechteren Beurteilung der allgemeinen Politik. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Konstellation an den deutschen Börsenplätzen war jedoch die Tatsache des Niedergangs der industriellen Hochkonjunktur. In gleichem Masse, wenn nicht noch mehr erschwerend, blieb die überaus unklare und vollkommen versagende Gestaltung der deutschen Geldmarktlage. Wiederholte Preisermässigungen in der belgischen Eisenindustrie und am rheinisch-westfälischen Eisenmarkt im Verein mit den schlechteren Kabeldepeschen vom amerikanischen Montanmarkt gaben deutlich Zeugnis von der sichtlichen Abflauung der internationalen Bergwerksverhältnisse. Die Wochenberichte der Berliner Grossbanken besagen denn auch glatt, dass die Wirtschaftskonjunktur bei uns ihren Höhepunkt sichtlich überschritten hat und die Tage der fortgesetzten Industrie-Aufwärtsbewegung vorerst hinter uns sind. Ungünstige Meldungen von einzelnen Kaliunternehmungen und die verschiedenen Nachrichten über Arbeiterbewegungen, wodurch wiederholte Lohnsteigerungen und Verteuerung der Fabrikate bedingt sind, bildeten mit weiteren gleichfalls minderwertigen Hinweisen genügende Ursache zu jeder Einschränkung an den Börsen. Anderseits sollte jedoch nicht vergessen werden, dass die deutschen Industrieunternehmungen dennoch jeden Vergleich mit dem ausländischen Wettbewerb weiterhin erfolgreich aushalten und leistungsfähiger sind denn je. Abgesehen von den günstigen Exportverhältnissen einzelner Branchen und den andauernden, erweiterten Absatzgebieten unserer Industrie ist im Moment auch im Inlande für ausreichende, wenn nicht sogar übergrosse Geschäftstätigkeit gesorgt. Die bedeutenden Millionenaufträge unserer Elektrobranche, die angespannte Beschäftigung einzelner Maschinenfabrikationen, die vorzügliche Konjunktur für die Zementindustrie und eine vermehrte Baunachfrage, alles veranlasst durch die enormen Neuaufträge für die Wehrvorlage, sowie für Eisenbahnzwecke geben unseren Wirtschaftskreisen derart kräftigen Rückhalt, dass wohl von einem schärferen Rückgang in der Konjunktur nicht gesprochen werden braucht. Die durch die kriegerischen Ereignisse und absolut unsicheren, unklaren Zukunftsaussichten der Auslandspolitik hervorgerufene Nervosität und abwartende Haltung nötigte unserer Industrie, in erster Linie den Konsumenten, eine leicht erklärliche, berechtigte Reserviertheit auf. Absatz- und Verkaufsmöglichkeit gerieten dadurch ins Stocken und im Gegensatz hierzu häuften sich die angesammelten Produkte. Die Geldmarktverhältnisse hatten besonders unter dem abgelaufenen Kriegsemester zu leiden. Die einzelnen Phasen, seit Beginn des Balkankrieges bis heute, sind mit Schuld an der anormalen, in jeder Richtung hin vollkommen prekären Lage unseres derzeitigen Geldmarktes, auch im Auslande. Die Geldgeber sind heute noch äusserst zurückhaltend und das Fehlen der sonst den deutschen Markt stützenden Auslandsgelder verhindert ausserdem jede grössere Flüssigkeit. Der Reichsbankausweis zeigt zuletzt eine Verschlechterung von über 150 Millionen Mark gegenüber der Parallelwoche des Vorjahres. Die grossen Anforderungen für die unklugerweise in Deutschland plazierten Auslandsemissionen lassen ausserdem eine Besserung für die nächste Zeit unmöglich erwarten. Das Realisationsbedürfnis an den deutschen Börsen war daher fortgesetzt gross und schärfere Kurseinbussen fast auf der ganzen Linie die Folge. Staunenswert bleiben bei all dem die fortwährenden industriellen Kapitalsvermehrungen, welche ungeheure Summen der ohnehin raren Geldmittel verzehren. Dass Deutschland trotz dieser momentanen geldarmen Zeit sogar an der neuen chinesischen Anleihe mit über 120 Millionen Mark beteiligt ist, wird allgemein abfällig beurteilt.

München. M. Weber.

Münchener Glasmalkunst. Das Atelier des Hofglasmalers J. B. Bockhorni, München, Theresienstraße 14, hat wiederum ein bedeutendes Werk, ein 30 Quadratmeter großes Glasgemälde, vollendet. Dieses riesige, über 6 Meter breite und 5 Meter hohe fünfteilige Fenster ist bestimmt für die von Herrn Architekten Elsner jr. neuerbaute Kirche zu Dietelskirchen und ersetzt, dem Zwecke der Kirche entsprechend, zugleich das Altargemälde. In der Mitte des Gemäldes erscheint in über Lebensgröße „Maria Immaculata“ in weiß leuchtender Draperierung auf farbigem Strahlengrund, welcher von unmerklich hellblauen Tönen, in hellen Farben bis zu vollen, tiefen, grünen Tönen sich steigert. Diese riesige, ovalförmige Strahlenlösung umschließen mehr als hundert Engelsgestalten, die die Symbole der lauretanischen Litanei in Händen halten und sich nach oben zu allmählich auflösen. Oben in der Mitte ist in goldgelbem Grund das Symbol der Dreieinigkeit. Im Vordergrund knieen vor einem Walde, welcher sich durch das ganze Fenster durchzieht, betende Engel in anmutiger Gruppierung und raffinierter Farbentönung. Die Außenfenster haben stehende Engel, welche die 8 Symbole „Die Epistel von Maria Himmelfahrt“ halten, alle oberen dagegen sind wieder betend, auf tiefem, sattem Hintergrund als Ausklang. Die Farbigkeit des Gemäldes, der Zusammenklang der Farbentöne, sowie die gesamte Arbeit repräsentiert eine ungewöhnlich schöne wie seltene Kunst. Die Kartons hierzu wurden von Kunstmaler R. Edenhofer nach einer Komposition des Malers August Bacher gezeichnet.

Für die Reisezeit

richten wir an unsere Leser und Freunde ganz besonders die herzliche Bitte, in **Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants** und **Cafés** stets nachdrücklichst die »Allgemeine Rundschau« verlangen zu wollen. Bei längerem Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort dürfte es sich empfehlen, das Auflegen seiner Leiblektüre zu beanspruchen. Wenn die »Allgemeine Rundschau« irgendwo nicht zu haben ist, bitten wir, die Geschäftsstelle, München, Galeriestr. 35a, freundlichst verständigen zu wollen. — Auch auf **Bahnhöfen** wolle man stets die »A. R.« verlangen.

Bayerische Pilgerkarawane ins heilige Land, Sommer 1913. Da der Kriegszustand im Oriente sich so lange hinausgezögert hat, war der Bayerische Pilgerverein vom hl. Lande gezwungen, die für heuer geplante große billige Volkswallfahrt auf nächstes Jahr zu verschieben. Da nunmehr der Friede in sicherer Aussicht steht, wird der genannte Verein einem vielfach geäußerten Wunsche nachkommen und ab Mitte Juli bis Anfang September 1913 eine Karawanenreise ins hl. Land organisieren. Wahrscheinliche Reiseroute: München—Triest, Unterägypten, ganz Palästina, Syrien bis Damaskus und Balbek, Beyrut, Smyrna, Ephesus, Athen, Konstantinopel, Adrianopel, Sofia, Budapest, München. Kosten alles 2. Klasse zirka 1250 Mark, Schiff 1. Klasse und Eisenbahn 2. Klasse zirka 1500 Mark. Nähere Aufschlüsse: Prälat Kirchberger, München, Frauenplatz 12/II.

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige Postamt, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den Verlag und die Buchhandels-Abonnenten stets an den betr. Buchhändler richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Dringende Bitte!

Zu **Aura** (Sinngrund) besteht z. Z. eine gänzlich unwürdige und baufällige Kirche bekannt als die ärmste der Diözese Würzburg, von den Behörden als unzulänglich und baufällig erklärt. Sobald als möglich soll eine neue gebaut werden. Da die Gemeinde aber **sehr arm** ist, bittet sie herzlich ihre Glaubensbrüder, zu diesem guten unbedingt nötigen Werke eine Beisteuer zur Ehre Gottes zu spenden. Der ewige Vergelter wird jede Gabe reichlich belohnen. Beiträge sind zu senden an die Lokalkaplanei **Aura** (Sinngrund).

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau" für die Reisezeit bestens empfohlen.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. Dr. Becker,

Prien am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg,** kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 8 M., Pension 6 M. Gerühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis

Nerven- und alkoholkranke
Herren besserer Stände finden freundliche Aufnahme in dem vom Kath. Bund gegen den Alkoholismus gegründeten
Sanatorium Johannisheim zu Leutesdorf am Rhein.
Prachtvolle Lage unmittelbar am Rhein gegenüber Andernach u. dem Namedyer Sprudel. Vornehme Einrichtung. Schattiger Laubengang mit Pavillon am Rhein. Lese- u. Gesellschaftszimmer mit Balkon. Kapelle im Hause. Aerztliche und geistliche Leitung. Illustrierter Prospekt gratis.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**
neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension.
Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet
Kurfürstenhof
Berlin W, Kurfürsten-Str. 33
an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.
:: Behagliches ::
Familien-Hotel
Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause.
Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Abbazia :: Pension Wienerheim
Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

Rom
reisende Priester finden gute Aufnahme im
Priesterheim St. Michael
Lungtevere Farnesina 40, Roma.
Leitung deutsche Franziskanerbrüder.
Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Schreibmaschinen
aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder
Teilzahlungen.
ALFRED BRUCK :: München 2.
Bayerstrasse 25.

Bad Nauheim
Villa Maria Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. Ad. **Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Junger Mann,
früher Gymnasiast, mit einfacher und doppelter Buchführung, Stenographie und Maschinenschreiben vertraut, bilanzsicher, **sucht** sofort oder später **Stellung als Buchhalter.** Offerten unter J. 18488 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Für Schuhmacher! Kupon-Abschnitte z. Besohl. u Fleck f. Schuh und Stief. 10 Pfd.-Pak. f. 7.50 M. geg. Nachn. E. Schirmer, Erfurt.

Prima westf. **Schinken**
(Rundschnitt) zum Rohschneiden, das Feinste was es gibt, unübertroffen, Landware, Winterdauerware, Buchenholzräucherung per Pfd. 1,40, Garantie Zurücknahme. Ia Servelatwurst 1,70, Blockw. 1,60, Mettw. 1,35, Leberw. 1,10, Blutw. 1,00, Speck 1,10. Versand u. Nachnahme.
Wilhelm Bartscher
Rietberg 85 i. Westf.
Westf. Schinkenräucherei.

Kindergarten-Materialien Fröbelsche Lehrmittel. Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele etc. fabriziert und liefert billigst
Spielefabrik M. Welden, Köln.
Martinstr. 37. Kataloge gratis.

Dem Herzen Jesu
Sühne und Liebe.
Vollst. Gebetbuch für die Verehrer des göttlichen Herzens Jesu. Von P. B. Kolb, O. Carm. 512 Seiten.
Eine Fülle v. Andachten u. Gebeten.
Gebunden 1 Mk. u. teurer.
Herz-Jesu-Büchlein
v. P. J. A. Krebs. 87. Aufl. Geb. 75 Pf. In Grobdruck 1 M.
Herz-Jesu-Andacht
f. d. Monat Juni. 31 Erwägungen, Gebete usw. 6. Auflage. Nur 40 Pfg.
Herz Jesu, Quelle der Gnaden.
In grober Schrift.
1 Mk. und teurer.
Ausführl. Verzeichnis über diese u. a. Herz-Jesu-Bücher gratis.
Vorrätig in allen Buchhandl.
Verlag A. Laumann, Dülmen.

Füssen-Faulenbach.
800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser **Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.**

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)
Gasthof und Pension zum Ochsen.
Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise. Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer Kosmas Scherer.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè
Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause.
Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Hotel Union Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.
Wein-Regie.
Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.**
Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Schönecker Stahlbrunnen
(unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle d. Prof. Dr. med. Kionka, Vorsteher d. pharmakologischen Instituts d. Universität Jena) ein **vorzügliches natürliches Heilmittel** gegen Blutarmut, Bleichsucht, Herzkrankheiten, Zirkulationsstörungen, Magenbeschwerden, Frauenkrankheiten, nervöse Zustände, für Anreicherung und Auffrischung des Blutes, Stärkung des Wohlbefindens, Anregung zur Nahrungsaufnahme, Förderung der Magen- und Darmtätigkeit, Stärkung nach überstandenen Operationen, Blutverlusten. Wochenbetten, Influenza usw. — Ausführliche Mitteilungen über Bezug des Brunnens durch Schönecker Stahlbrunnen, Boppard a. Rhein 24.

Reinseidene Gesundheitswäsche
prämiiert auf der intern. Hygiene-Ausstellung
die Idealität aller Unterkleidung, bei jeder Temperatur überraschend angenehm, leicht, haltbar, sehr porös, gekocht nicht einlaufend; **rheum. Leidenden ärztl. empfohlen.** Eigene Weberei. Mass-Konfektion. Probehemd M. 8—9. Muster usw. frei.
M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61. R. (Filiale in Oesterreich. — Vertreter in Berlin SO., Neander-Strasse 36, Herr Fried. Vorlauf.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 31. Mai 1913. X. Jahrgang.

Die neugegründete Universität der deutschen Jesuiten in Tokio.

Mitgeteilt von Dr. Adam Senger, Weihbischof von Bamberg.

In der Hauptstadt Japans, und zwar in dem aristokratischen Stadtteil Kojimachi, der die Paläste der ehemaligen Daimios in sich schließt, haben die deutschen Jesuiten den stattlichen Bau einer Universität aufgeführt[1]). Einer der bekanntesten Professoren ist P. Joseph Dahlmann; die Werke über indische Religionsphilosophie haben den Ruf des gelehrten Verfassers in weite Kreise getragen. Seinem Ersuchen entsprechend, habe ich ihm einige Bilder des Bamberger Domes geschickt, die bestimmt sind, nebst den Photographien anderer deutschen Dome, in den Gängen des Universitätsgebäudes aufgehängt zu werden und so als Anschauungsmaterial zu dienen.

Der Brief, in dem mir P. Dahlmann die richtige Ankunft der Bilder bestätigt, scheint mir nun so interessant zu sein, daß ich ihn (von einigen rein persönlichen Stellen abgesehen) einem weiteren Leserkreis zugänglich machen möchte. Der Brief ist vom 6. April 1913 datiert:

„Die Bilder geben ein vorzügliches Bild der Kathedrale. Sie werden eingerahmt werden und dann die Blicke unserer jungen Studenten nach dem Grabe des heiligen Heinrich im fernen Bayernland hinlenken. Möchte es doch mit der Zeit gelingen, die Bilder aller Kathedralen vom Rhein bis zur Donau zu erhalten. Das wäre ein prächtiger Schmuck eines Kulturwerkes, an dessen Aufbau das katholische Deutschland einen so regen Anteil auf die vom Grabe des heiligen Bonifatius ausgehende Anregung hin genommen hat.

Eine schöne Osterfreude ist uns in der Osterwoche zuteil geworden. **Am 28. März hat unser Institut die staatliche Anerkennung als Hochschule erhalten.** Die Rechte einer juristischen Persönlichkeit hatte dasselbe seit bereits zwei Jahren. Als juristische Persönlichkeit war unsere Körperschaft befähigt worden, Grundbesitz zu erwerben. Ein vorzüglicher Grund und Boden konnte in bester und vornehmster Lage, dicht beim neuen kaiserlichen Palais, zentral und leicht zugänglich, erworben werden. Das auf diesem herrlichen Fleck japanischer Erde, im Herzen der Hauptstadt, in Angriff genommene Institut hat jetzt vom Unterrichtsministerium die Anerkennung als Hochschule erhalten. und zwar auf Grund eines zustimmenden Beschlusses des Gesamtministeriums.

Einen Augenblick schien die Anerkennung auf Schwierigkeiten zu stoßen. Denn mit deutscher Kultur sind auch gewisse Vorurteile, die in Deutschland gegen die Jesuiten gepflegt werden, nach Japan eingedrungen. Da muß nun aber gesagt werden, daß die amtlichen japanischen Kreise sich sehr nobel benommen haben. Sie erkundigten sich bei uns selbst und erbaten über gewisse „Jesuitenfabeln" Auskunft, unter anderem über die berüchtigten Monita secreta.

Am peinlichsten war es, als der stellvertretende Unterrichtsminister an P. Hoffmann[2]) die Frage richtete: **„Können die Jesuiten in Deutschland Schulen leiten?" Darauf wurde ehrlich, gerade und offen geantwortet: „Nein."** — Es folgte die weitere Frage: „Warum nicht?" — Als Antwort wurde darauf hingewiesen, daß in Deutschland die katholische Kirche nicht die volle Freiheit genießt, wie sie diese z. B. in Amerika und England besitzt. Darum konnten dieselben deutschen Jesuiten, denen in ihrer eigenen Heimat das Recht zu unterrichten versagt ist, unter englischem Schutz und unterstützt von der Munifizenz der englischen Regierung große Kollegien in Indien gründen. In einer besonderen Denkschrift wiesen wir auf die Tatsachen hin, welche die Unterrichtstätigkeit der deutschen Ordensprovinz in Zahlen beleuchteten.

Die japanische Regierung gab uns daraufhin zu verstehen, der Anerkennung stehe kein Hindernis entgegen. Der stellvertretende Unterrichtsminister erklärte, die katholische Kirche genieße in Japan alle Rechte, welche die Protestanten beanspruchen. Darum könne den Jesuiten nicht verweigert werden, was den anderen zugestanden werde. So erfolgte denn die staatliche Anerkennung schneller, als wir hoffen konnten.

Die Hochschule wird unter deutscher Leitung stehen, deutsch wird die Haupt- und Unterrichtssprache sein. Mit der neuen Hochschule kommt zu den unter englischer oder amerikanischer (natürlich protestantischer) Leitung stehenden Hochschulen, denen Englisch den Charakter aufdrückt, die erste Hochschule, wo Deutsch die führende Sprache sein wird. Wir deutschen Patres freuen uns, der Hauptstadt Japans die erste Hochschule unter deutscher Leitung geben zu können.

Durch alle japanischen Blätter geht jetzt die Ankündigung der vorbereitenden Kurse der neuen Hochschule. Die Kunde wird wohl auch nach Deutschland gelangen, aber kaum das Echo finden, das das Beispiel und die Haltung der japanischen Regierung wecken könnte.

Mich erfüllt es mit herzlichem Dank gegen Gott, der bisher alles so gnädig gefügt hat. Zehn Jahre sind es her, daß ich zum erstenmal (1903) Japan sah. Keine Gesellschaft Jesu gab es damals in Japan, am allerwenigsten Mitglieder ihrer deutschen Ordensprovinz. Das Erzbistum Tokio, wie alle übrigen Bistümer, hatte nur französische Institute. Heute — im Jubiläumsjahr des Deutschen Kaisers — wird in Japans Hauptstadt von deutschen Jesuiten der deutschen Sprache das erste Heim als staatlich anerkannte Hochschule eröffnet. Das ist unsere Antwort auf den Bundesratsbeschluß vom 28. November letzten Jahres[3]).

Es wird ja noch viele Arbeit und ein nicht geringes Aufgebot materieller Mittel in Anspruch nehmen, bis erreicht und ganz verwirklicht ist, was der Heilige Vater im Auge hatte, als er die Gesellschaft Jesu nach 250 Jahren der Trennung (wieder) in das Erbland des Apostolates des heiligen Franz Xaver berief. Nie werde ich vergessen, was mir der Heilige Vater bei meiner Rückkehr aus dem Osten sagte: „Ego volo, ut Societas Jesu in Japoniam redeat et magnum collegium aperiat, magnam universitatem".[4])

---

[1]) S. Katholische Missionen. Juliheft 1912, S. 244 f.

[2]) P. Hermann Hoffmann ist Direktor des Instituts.

[3]) Dieser Bundesratsbeschluß gibt bekanntlich die von der bayerischen Regierung beantragte „authentische Auslegung" des Begriffes der verbotenen Ordenstätigkeit. Darnach ist verbotene Ordenstätigkeit „jede priesterliche oder sonstige (!!) religiöse Tätigkeit gegenüber anderen, sowie die Erteilung von Unterricht".

[4]) „Ich will, daß die Gesellschaft Jesu nach Japan zurückkehre und eine große Anstalt, eine große Universität eröffne."

Darum hoffe ich zu Gott, daß er mit der Zeit für alles, was noch fehlt, sorgen wird. Auch Bambergs herrlicher Dom ist nicht in einem Tag gebaut worden. Die Großmut des Deutschen Kaisers, der da ruht, ist in den deutschen Katholiken nicht gestorben." . . .

Ich bin überzeugt, daß die Lesung des herrlichen Briefes in den deutschen Katholiken zwei Gefühle auslösen wird: patriotischen Stolz über diese Großtat deutscher Kultur in der Hauptstadt Japans, aber auch brennende Scham über den Fortbestand des Ausnahmegesetzes gegen unsere hochgebildeten Glaubensbrüder. Im verflossenen Monat hat der nationalliberale Abgeordnete Dr. Paasche im Deutschen Reichstag mitgeteilt[5]), daß das Jesuitenkolleg in Tokio als Hochschule mit deutscher Leitung staatlich anerkannt worden sei. „Das muß dankbar anerkannt werden, es sind deutsche Männer, die das geschaffen und dafür gesorgt haben, daß so der deutsche Einfluß gegenüber dem französischen zum Durchbruch gekommen ist." — „Lebhaftes Bravo" wird verzeichnet. Ganz recht so — aber die Konsequenzen hieraus?

Wenn nicht alle Vorzeichen trügen, werden wir es viel eher erleben, daß in Berlin ein Lamakloster, oder in Nürnberg eine klösterliche Niederlassung der heulenden Derwische gegründet, als daß den Jesuiten irgendwelche erzieherische Tätigkeit in Deutschland gestattet wird. Die japanischen Staatsmänner freilich besitzen mehr Gerechtigkeitssinn und auch eine schärfere Logik als viele ihrer europäischen Kollegen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die schöne Hochzeitsfeier und die rauhe Umwelt.

Die Festlichkeiten zur Vermählung der Kaisertochter mit dem Prinzen von Cumberland sind sehr erbaulich verlaufen. Wertvoller noch, als der große Glanz und die reiche Pracht, war der herzliche Geist, der die hohen Festteilnehmer, das zuschauende Berlin und das ganze aufmerksame Volk im Reich gleichmäßig beseelte. Diese fürstliche Hochzeit stellte, um sportmäßig zu reden, einen neuen Rekord der Sympathie auf. Ringsum aufrichtige Teilnahme und Befriedigung über den Ehebund, der zwischen dem Hohenzollern- und dem Welfengeschlechte endlich die Harmonie wiederherstellt, die seit dem schicksalsreichen Jahre 1866 gestört war. Durch die Anwesenheit der Herrscher von Rußland und England wurde das allgemeine Behagen noch gesteigert, denn man sagt sich: Um den europäischen Frieden kann es doch nicht so ganz schlecht stehen, wenn die Herrscher der zwei größten Ententestaaten mit dem Herrscher der ersten Dreibundmacht in Berlin ein so gemütliches Familienfest begehen!

Als die innerpolitische Frucht der Prinzenehe ist die Regelung der braunschweigischen Thronfolge zu erwarten. Unglücklicherweise hat Fürst Bülow in seiner Blockzeit den Bundesrat zu einem recht schneidigen Beschluß veranlaßt, der jeden Welfen von der Thronfolge ausschließt, so lange nicht alle Mitglieder des Welfenhauses den Verzicht auf Hannover ausgesprochen haben. Der Herzog von Cumberland hat sich nun aber mit dem Kaiserhause verständigt und verschwägert, ohne daß er eine wörtliche Verzichterklärung ausgesprochen. Diese Tatsache beweist klar, daß Fürst Bülow bei der Formulierung des Bundesratsbeschlusses zu viel Schärfe und zu wenig Voraussicht angewendet hat. Da nun aber die überflüssigen Klauseln in den Akten stehen, so muß der Bundesrat um Abänderung seines Beschlusses bemüht werden. Ein Berliner Blatt will wissen, daß der Abänderungsantrag Preußens dahin lauten werde: nach Versicherungen des derzeitigen Chefs des Hauses Cumberland, die dem König von Preußen und dem preußischen Ministerpräsidenten gegeben worden, seien die vom Bundesrat seinerzeit aufgestellten Bedingungen für die Thronbesteigung in Braunschweig als erfüllt anzusehen, so daß eine „Behinderung" nicht mehr vorliege. Auf welche Weise die Staatsmänner den unvermeidlichen Rückzug stilistisch maskieren werden, dürfte dem Volke ziemlich gleichgültig sein. Die öffentliche Meinung sagt sich einfach, die Behauptung, daß der Schwiegersohn des Kaisers mit dem preußischen Staate nicht in dem verfassungsmäßig gewährleisteten Frieden lebe, sei zum hellen Unsinn geworden.

Vielleicht wird der rechtmäßige Thronfolger in Braunschweig erst zum Herbste einziehen. Dann hat die Regentschaft des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg ihr Ende erreicht, und darüber wird sich der Regent selber am meisten freuen, denn er hat den Posten ohne alle Selbstsucht nur übernommen in der Hoffnung, daß bald die endgültige Regelung erfolgen werde. Es ist schon das Gerücht aufgetaucht, daß der bisherige Regent von Braunschweig an die Spitze von Elsaß-Lothringen berufen werden solle. Leider fehlt noch die Bestätigung. Nichts wäre heilsamer für Elsaß-Lothringen, als wenn dort ein neuer Statthalter mit neuen Gehilfen seiner Wahl die Führung der Geschäfte in die Hand nehmen würde. Denn der einzige Schatten, der auf die Fest- und Friedenswoche fiel, war die Nachricht, daß die gegenwärtige Regierung des Reichslandes Ausnahmebestimmungen beantragt hat, die ihr nicht allein die Unterdrückung fremdsprachlicher Zeitungen ermöglichen sollen, sondern auch die Auflösung von Vereinen, die ordnungsgefährlich sind oder andere Zwecke verfolgen, als in ihren Satzungen angegeben sind. Weil ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung sich in Demonstrationen à la Wetterlé und Souvenir français aufzuspielen liebt, soll das ganze Volk in die zweite Klasse des Rechtsstandes versetzt werden! Und das zwei Jahre nach Einführung der neuen Verfassung in Elsaß-Lothringen, ohne daß man erst den Ausgang der unvermeidlichen „Kinderkrankheiten" abwartet! Die zweite Kammer in Elsaß-Lothringen ist in vier Parteien gespalten, die sich recht feindselig gegenüberstehen; in diesem Falle aber waren die sämtlichen Vertreter eines Sinnes und eines Herzens und beschlossen einstimmig, einen geharnischten Protest gegen die geplante Entrechtung. Man sieht, daß das Volk von Elsaß-Lothringen und die regierenden Herren in Straßburg sich absolut nicht mehr verstehen. Es fehlen die Vorbedingungen für ein gedeihliches Zusammenarbeiten, und es bleibt nichts anderes übrig, als ein gründlicher Personenwechsel. Nun sagte der Staatssekretär Zorn v. Bulach nach berühmtem Muster: So lange der Kaiser ihn auf seinem Posten beließe, bliebe er im Amte. Das ist ein unzulässiger Versuch, die verantwortliche Regierung mit der unverantwortlichen Person des Kaisers zu decken. Der gewissenhafte Minister muß rechtzeitig erkennen, daß seine Persönlichkeit für den Amtszweck weniger geeignet geworden ist, und muß dann seinerseits durch ein Abschiedsgesuch dem Monarchen den Rat geben, einen besser geeigneten Mann an die Stelle zu setzen. Schon bei Einführung der Verfassung in Elsaß-Lothringen hätte man den alten Spruch beherzigen sollen, daß neuer Wein nicht in alte Schläuche gehört.

Hoffentlich wird schon der Bundesrat die verlangten Ausnahmebestimmungen ablehnen. Sonst sicherlich der Reichstag, der sich nicht verhehlen wird, daß dieser neuen Diktatur nicht allein die Vereine der Französlinge, sondern die sämtlichen Vereine von mißliebigen Parteien, vor allem die katholischen Vereine und die Zentrumsorganisation, ausgeliefert sein würden. Zum Ueberfluß sagt heute schon die Scharfmacherpresse in Alldeutschland, man müsse gegen Polen und Dänen auch solche Kampfmittel anwenden. Hinter den Polen wird dann gleich der „polenfreundliche Ultramontanismus" kommen! Es ist ein wahres Verhängnis, daß wir aus inneren „Kämpfen" nicht herauskommen können. Kaum hat sich die „welfische Wunde" geschlossen, da fängt man im Westen wieder einen Krieg gegen Mitbürger an, der den Angegriffenen weniger Schaden tut, als dem ganzen übrigen Bürgertum, das nach Ruhe und Rechtssicherheit verlangt.

Die Bedeutung der Berliner Festlichkeiten für die auswärtige Politik haben wir schon in der vorigen Nummer abzumessen versucht. Unsere Offiziösen hüten sich diesmal vor Ueberschwenglichkeiten und bemerken einfach: das gleichzeitige Verweilen der Herrscher Großbritanniens und Rußlands und ihr freundlicher Verkehr mit Kaiser Wilhelm sei, wenn auch durch einen unpolitischen Anlaß herbeigeführt, überall als ein weiteres, bemerkenswertes Anzeichen dafür gedeutet worden, daß Europa in der Orientfrage einer fortschreitenden Klärung und Beruhigung vertrauen dürfe. — Eine solche Aufmunterung des hoffenden und harrenden Europas ist allerdings sehr zeitgemäß, da die Friedensarbeit in London nicht vorwärts kommen will. Der Präliminarfrieden ist noch längst nicht unterzeichnet, aber die Griechen und Bulgaren sind sich wieder einmal in die Haare geraten. Die lange Bank spielt ihre Rolle weiter.

[5]) „Augsburger Postzeitung" vom 16. April 1913.

Nach den letzten Nachrichten dauern die bulgarisch-griechischen Kämpfe zwischen Saloniki und Serres fort. Die Serben scheinen anzurücken. Es wird der Ausbruch eines Krieges zwischen Bulgarien und dem Sonderbund Serbien-Griechenland befürchtet.

Auch die Früchte der Hochzeitsfeier von Berlin stellen unsere Geduld noch auf die Probe.

Heeresreform in Deutschland, Heereszersetzung in Frankreich.

Der Budgetausschuß hat die Wehrvorlage erledigt. Es ist eine fleißige und tüchtige Arbeit. Eine große Reihe Reformen behufs Sparsamkeit, Zweckmäßigkeit, Gerechtigkeit, Zufriedenheit im Heerwesen wird angeregt werden. Zumeist muß der Reichstag sich auf vorbereitende Resolutionen beschränken, da nicht alles in das Wehrgesetz gepackt werden kann und manches noch nicht spruchreif ist. Das Militär hat besonders starke Traditionen und einen sehr konservativen Zug. Reformen nnd steter Fortschritt sind nötig, doch ohne Ueberstürzung und in friedlicher organischer Fortentwicklung. Die Kommandogewalt ist sakrosankt, aber wir haben ein wahres Volksheer, bei dessen Einrichtung auch das Volk durch sein Parlament mitraten und -taten soll. Wie wohltuend sind unsere friedlichen Reformbestrebungen gegenüber den französischen Wirren und Kämpfen! Die meuterischen Demonstrationen wegen Zurückhaltung eines Jahrgangs und gegen die dreijährige Dienstzeit haben sich von Toul auf Belfort, Nancy, Paris, Orleans und andere Städte ausgedehnt. Die Regierung glaubt, den Geheimbund „Sous du Soldat“ aufgehoben zu haben. Die Zersetzung des militärischen Geistes schwächt Frankreich mehr, als es durch Vergrößerung des Heeres gut zu'machen ist.

Zur Abstimmung der Zentrumsmitglieder in der Budget-Kommission.

Herr Oberregierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags, bemerkt in einem Artikel „Die Wehr- und Deckungsvorlagen in der Kommission“ (Nr. 21 der „Allg. Rundsch.“): Da die Ansichten über den Wert der Kavallerie im modernen Krieg auch in Sachverständigenkreisen weit auseinandergehen, habe es auffallen müssen, daß der Unterzeichnete im liberalen Tag das Verhalten der Zentrumsabgeordneten bei dieser Abstimmung (über die angeforderten sechs Kavallerie-Regimenter) einer scharfen Kritik unterzog. Die von der Fraktion als deren Vertrauensmänner in die Budgetkommission entsandten Mitglieder seien neben ihren Gewissen einzig und allein der Fraktion für ihre Haltung verantwortlich.

Herr Reichstagsabg. Speck ist hier meiner Aeußerung im „Tag“ (gemeint ist wohl die Nummer 103) nicht ganz gerecht geworden. Ich habe nicht etwa, wie es scheinen könnte, den Mitgliedern der Zentrumsfraktion in der Budgetkommission nahegelegt, wie viel Kavallerie-Regimenter sie hätten bewilligen sollen. Ueber diese Frage kann man, wie ich das auch in einem anderen Artikel des „Tag“ ausdrücklich betont habe, sehr wohl verschiedener Ansicht sein. Ich habe lediglich dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Kommissionsmitglieder aus dem Zentrum in solchen Fragen einig und geschlossen auftreten möchten, und bemerkt: „Man sieht nicht ein, warum die Zentrumsmitglieder der Kommission nicht ebensogut zu einer einheitlichen Haltung hätten gelangen können wie die Mitglieder der anderen Fraktionen.“

Ich bin überzeugt, daß die Zentrumspartei im Lande diesen Wunsch mit Bezug auf die gesamte Behandlung der Wehrvorlage und der Deckungsvorlagen teilt. Diese Vorlagen haben auch eine große Bedeutung für die politische Stellung des Zentrums. Wer diesen Wunsch ausspricht, übt damit noch keine „scharfe Kritik“.

Uebrigens habe ich meinen Artikel nicht im „liberalen Tag“ veröffentlicht, sondern im sogenannten Roten Tag, der „freies Wort jeder Partei“ zusichert und auch loyal gewährt, in welchem Mitglieder aller Parteien, auch der Zentrumspartei, die Anschauungen ihrer Partei vertreten. Daß auch Mitglieder der Zentrumspartei und der Zentrumsfraktionen an dieser Stelle zu Wort kommen, halte ich mit dem Abg. Erzberger und zahlreichen anderen Mitgliedern der Zentrumsfraktionen für sehr nützlich.

Dr. Jul. Bachem.

Eine ernste Mahnung an das deutsche Volk.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Vor bald einem Jahrzehnt frug mich ein sächsischer Reichstagsabgeordneter, was ich von dem französischen Kulturkampf und der dortigen Trennung von Kirche und Staat halte. Die Antwort war: Als Katholik bedauere ich die Maßnahmen des Ministeriums Combes, als Deutscher stehe ich ihnen mit dem Gleichmut getrübter Schadenfreude gegenüber. Recht gedacht habe ich aber, daß schon in wenigen Jahren die Folgen des französischen Kulturkampfes sich in einer solchen Zerrüttung der französischen Armee zeigen wird. Was heute in vielen französischen Garnisonen sich abspielt, ist die ernsteste Mahnung an das deutsche Volk, dem französischen Beispiel des Kampfes gegen Religion und Kirche nicht zu folgen, wenn man nicht den Bestand des Vaterlandes aufs Spiel setzen will. Zwar hat der französische Schriftsteller Anatole France dieser Tage gesagt: „Wenn ich heute mit einem Minister sprechen würde, so würde ich ihm sagen: „Bestraft für eure Fehler nicht die Soldaten und nicht die Arbeiter, sondern bestraft euch selbst. Ihr allein seid die Urheber des Komplotts, das ihr jetzt dem Allgemeinen Arbeitsbund zuschreiben wollt. Ihr werdet immer weiter den Zorn des Volkes erregen und werdet nicht die Mittel haben, die Erregung zu besänftigen. Es bleibt euch nur eines zu tun: „Verschwindet!““ Der gemütsgute Mann irrt und hat doch teilweise recht! Man lasse nicht die Opfer einer unglücklichen Politik die Fehler der Urheber dieser Maßnahme büßen. So steht es derzeit in Frankreich.

Bis zur Jahrhundertwende ging die Hälfte des französischen Volkes durch die Schulen der Ordensleute und Kongregationen, diese Schüler hatten überall Oberwasser, wo sie die Mehrheit bildeten. Seit 1900 ist es anders. Die reine atheistische Staatsschule beherrscht alles. Sie hat wohl den Chauvinismus befördert, aber sie lehrte auch den Satz ni Dieu, ni maître! Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Wo einmal unser Herrgott als Gesetzgeber für ein Volk abgesetzt worden ist, hat der député auch keine Autorität mehr. Wer heute in Frankreich unter der Fahne steht, ist die Frucht der Schutzpolitik der Combisten und Briandisten; es sind die ersten Jahrgänge dieser Politik! Die folgenden werden nicht besser werden. Die derzeitigen französischen Soldaten sind zum Gebrauch der Vernunft gelangt in den Tagen des heftigsten Kulturkampfes, der Verleugnung jeder göttlichen Autorität. Ein glühender Haß gegen diese ist ihnen eingeflößt worden. Während in früheren Jahren die Wirkung der religionslosen Schule ein Gegengewicht fand in den Segnungen der Kongregationsschule, sind jetzt letztere beseitigt, und die religionslose Schule lebt sich aus. Darum sind die Meutereien auch keine zufällige Erscheinung; sie sind das ganz erklärliche Produkt der französischen Kulturkampfspolitik. Es wäre nur verwunderlich, wenn sich solche Vorkommnisse nicht einstellen würden. Sie mußten in dem Momente kommen, in dem den so erzogenen Soldaten eine unerwartete Unannehmlichkeit zugefügt wurde. Man steht noch lange nicht am Ende dieser Entwicklung, darum bereitet es nur Spaß, das heiße Bemühen anzusehen, den „Syndikalismus“ als den Sündenbock zu bezeichnen; auch der ist nicht Ursache, sondern Wirkung. Der „Syndikalismus“ im Offizierskorps ging voraus, indem der Kriegsminister André die famosen Gesinnungsschnüffeleien gegen katholische Offiziere amtlich einleitete. Mit allen Mitteln hat das amtliche Frankreich den religiösen Einfluß aus dem Volksleben, aus dem Heere zu bannen gesucht; nun hat es die Bescherung. Wenn auch der Präsident der Republik dieser Tage ein Dekret auf Wiedereinführung der Armeeseelsorge unterzeichnete, so kann er hierdurch nicht viel erreichen; freilich Raymond Pruscari sieht auch viel tiefer und kennt den Herd der militärischen Anarchie seines Landes.

Die französischen Vorfälle sind eine bitterernste Mahnung an das deutsche Volk, seine eigene Volkskraft nicht ebenso zu vergeuden wie der Nachbar, nicht an den religiösen und idealen Gütern zu rütteln, sondern sich dieses unschätzbaren Gutes jederzeit bewußt zu bleiben. Wer eine starke Armee haben will, braucht ein glaubensstarkes Volk.

Zur Dänenpolitik in Nordschleswig.

Von Hans Norden.

Es klingt wie ein schlechter Witz, wenn den Dänen in Nordschleswig, so besonders ihrem verstorbenen Führer F. Jessen, „katholisierende Tendenzen" nachgesagt worden sind. Es gehört wahrlich keine eingehende Kenntnis nordschleswigscher Verhältnisse dazu, um zu wissen, daß von der dortigen restlos protestantischen Bevölkerung keine Verbindungsfäden zum Bekenntnis der katholischen Kirche hinüberführen. Unter diesem Gesichtspunkte allein wird es erklärlich, wenn kürzlich ein Flensburger Pastor nach Aufzählung der übrigen Sünden der Dänen in ihrem „Zusammengehen mit den katholischen Polen" den schwersten Vorwurf fand. Und auch nur so versteht man es, daß dem dänischen Reichstagsabgeordneten Hanssen seine für einen Anhänger der gleichen Gerechtigkeit gegen alle und einen Gegner jeder Ausnahmebestimmung selbstverständliche Abstimmung anläßlich des Jesuitenantrags in der deutschen Presse Nordschleswigs als Verrat an „seiner gut evangelischen Gesinnung" ausgelegt werden konnte.

Diese Tatsache der absoluten konfessionellen Getrenntheit ist wichtig für das Verständnis der hakatistischen Ratlosigkeit gegenüber der Haltung des Zentrums zur Dänenpolitik. Die Annahme, der Abgeordnete Hanssen habe bei der genannten Abstimmung die nahe bevorstehenden Verhandlungen über die Heimatlosenfrage vor Augen gehabt, ist wohlfeilen Kaufes; aber die Frage, was denn das Zentrum veranlasse, seine Verurteilung der Polenpolitik auch auf die Behandlung der rein evangelischen Dänen zu übertragen, deren parlamentarische Vertretung überdies bei den parteipolitischen Gruppierungen völlig belanglos ist, ist nicht einmal aufgeworfen worden. Die Unanwendbarkeit der für die Stellungnahme zur Polenfrage bequemen Formel der „konfessionellen Gesichtspunkte" bereitet Verlegenheit, weil die gleiche Verurteilung der Polen- und Dänenpolitik durch das Zentrum sich nur als Betätigung des leitenden Parteigrundsatzes „iustitia fundamentum regnorum" deuten läßt.

Während also Parteiinteressen irgendwelcher Art beim Zentrum den Dänen gegenüber nicht in Frage kommen können, und von „katholisierenden Tendenzen" bei diesen nicht wohl die Rede sein kann, ist ein näherer Anschluß der Dänen an die Polen ebenso wahrscheinlich wie erklärlich. Im letzten Jahre, nach der Ausdehnung der sog. Besitzbefestigung auf Nordschleswig, ist das auch dadurch zum Ausdruck gekommen, daß bei keiner Polendebatte im Reichstage oder im preußischen Abgeordnetenhause ein dänischer Redner gefehlt hat. Es liegt auf der Hand, daß die Dänen, bei denen der „Kampf um den Boden" erst in den letzten Jahren in den Mittelpunkt gerückt ist, sich die Erfahrungen der Polen zunutze zu machen suchen, das um so mehr, als bei den Verhandlungen über das Besitzbefestigungsgesetz von zuständiger Stelle aus noch weitere Kampfmaßnahmen für Nordschleswig in Aussicht gestellt wurden. Wenngleich die neueste Polenvorlage diese Ansage nicht bestätigt, so kann doch eine Betrachtung der bisherigen Erfolge der nordschleswigschen Bodenpolitik auch für weitere Kreise von Interesse sein. Einen Anlaß gibt der dritte Jahresbericht des „Nordschleswigschen Kreditvereins", des durch die Bodenpolitik der Regierung hervorgerufenen dänischen Kreditinstituts.

Der nordschleswigsche Bodenkreditverein, dessen Gründung im Jahre 1909 als Gegengewicht gegen die kurz vorher entstandene schleswig-holsteinische Siedlungsgesellschaft beschlossen wurde, verdankt der damals stark zunehmenden Domänen- und Rentengutsbildung seine Entstehung. Nach dem Berichte der preußischen Domänenverwaltung vom Jahre 1909, in dem ausdrücklich hervorgehoben wird, daß auch in der Nordmark die Domänen aus nationalpolitischen Rücksichten erworben werden, entfallen von den vom Staate angekauften 1810 Hektar 893 auf Schleswig-Holstein, während von den verkauften 4332 Hektar nur 2 in der genannten Provinz zu suchen sind. Die einzeln aufgeführten Domänen, die 650 Hektar umfassen — einzeln werden nur diejenigen aufgeführt, deren Preis die Höhe von 100,000 Mark übersteigt — liegen sämtlich in Nordschleswig; aber es ist auch ohne weiteres anzunehmen, daß die übrig bleibenden 243 Hektar ebenfalls dort angekauft sind. Die Gründung des dänischen Kreditvereins erscheint demgegenüber lediglich als eine Maßnahme der Abwehr. Das Stammkapital des Vereins, das durch Zeichnungen in wenigen Wochen zusammengebracht wurde, beträgt 830,000 Mark. Zur Erhöhung des Betriebskapitals wurde vor einem Jahre beschlossen, 4½ prozentige, auf den Namen lautende, fundierte Partialobligationen zu 1000 und 500 Mark auszugeben, für die außer dem Vermögen des Vereins und dem Reservefonds Hypotheken in Höhe der ausgegebenen Obligationen haften. Von diesen Obligationen waren nach dem Berichte von 1911 für 250,000 Mark, 1912 für 328,000 Mark abgesetzt. Es wird damit gerechnet, daß mit Ablauf des Jahres 1915 die Million voll sein wird; dann beginnt die Amortisation mit 3 Prozent.

Zur Beleuchtung des Umfanges der Tätigkeit des Vereins seien aus den Jahresberichten einige Zahlen mitgeteilt. Der Gesamtumsatz betrug im Jahre 1912: 7'163,294.73 Mark (1911: 7'318,402.04 Mark, 1910: 7'318,201.56 Mark), der Bruttoverdienst 64,578.19 Mark (1911: 64,130.61 Mark, 1910: 38,778.71 Mark), der Nettoüberschuß 43,339.22 Mark — dazu ist eine Abschreibung von 7000 Mark für Obligationsstempel zu zählen — (1911: 51,416.95 Mark, 1910: 9405.89 Mark), es wurde eine Dividende von 4% gezahlt (1911: 4%, 1910: 3,65%), dem Reservefonds wurden überwiesen 9640 Mark (1911: 18,000 Mark, 1910: 9000 Mark), so daß dieser jetzt 36,640 Mark beträgt. An Darlehensanträgen waren 353 zu 3'088,725 Mark im Jahre 1912 eingegangen; davon konnten bewilligt werden 122 zu 1'063,475 Mark (1911: 258 zu 2'970,995 bzw. 126 zu 1'359,150 Mark, 1910: 460 zu 3'509,910 bzw. 247 zu 1'861,577.50 Mark).

Der Jahresbericht des Kreditvereins für das Jahr 1911 hatte in einer Reihe von Zeitungen, wie der „Kreuzzeitung", „Deutschen Tageszeitung", „Täglichen Rundschau" Artikel hervorgerufen, die durch allerhand Mißverständnisse die dänische Bodenpolitik als eine Gefahr für das Deutschtum Nordschleswigs erscheinen ließen, die nur durch ein Eingreifen des Staates abgewendet werden könnte. Die Hilfe kam in der Gestalt des Besitzbefestigungsgesetzes. Es ist nun bemerkenswert, daß angesichts des letzten Berichtes die „Schleswigsche Grenzpost" erklärt, die Bäume der dänischen Bodenpolitik werden nicht in den Himmel wachsen. Die angeführten Zahlen geben dem Blatte insoferne recht, als von einer gefahrdrohenden Entwicklung nicht die Rede sein kann. Die Dänen behaupten nur ihre Stellung; an ein aggressives Vorgehen können sie überhaupt nicht denken. Selbst die in der „Nordmark", der Zeitschrift des „Deutschen Vereins", enthaltenen Zusammenstellungen über den Besitzwechsel, die übrigens an Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit leiden, zeigen das. Unter diesen Umständen aber wird der Gedanke staatlicher „Abwehr"-Maßnahmen illusorisch.

Der „Nordschleswigsche Kreditverein" ist das erste und bisher einzige Kampfinstitut der Dänen Nordschleswigs; die Uebertragung des Kampfes auf das wirtschaftliche Gebiet machte, wie gesagt, seine Entstehung notwendig. Es ist auch nicht zu leugnen, daß, wie im Osten, so auch im Norden die Entfesselung des „Kampfes um den Boden" eine gesteigerte Erbitterung herbeigeführt hat. Es bedarf nur des fortgesetzten Eingreifens von seiten der Staatsgewalt, um Zustände zu schaffen, wie sie zum Leidwesen aller Beteiligten in den polnischen Landesteilen bestehen. Auch in Nordschleswig wird es schließlich so weit kommen, daß sich die Bevölkerung wirtschaftlich in zwei getrennten Lagern gegenübersteht. Wie wenig das bisher der Fall gewesen ist, wie falsch die Behauptungen von einem gar systematisch durchgeführten dänischen Boykott sind, dafür hat der Bankdirektor Hübbe in Hadersleben in dem Jahrgange 1911 der „Sönderjydske Aarböger" in einem grundlegenden Aufsatze über das Geldwesen in Nordschleswig, dessen Objektivität von allen Seiten anerkannt worden ist, einen unumstößlichen Beweis geliefert. Es ist da der Nachweis geführt, daß der weitaus größere Teil des nordschleswigschen Kapitals trotz der numerischen Ueberlegenheit und der größeren Kapitalstärke des dänischen Elements unter deutscher Verwaltung steht! In diesem Verhältnisse eine Aenderung herbeizuführen, liegt schwerlich im Interesse des Staates und des Deutschtums. Die preußische Regierung sollte sich darum recht hüten, hakatistischem Geschrei ihr Ohr leihend, durch eine weitere Verschärfung des Kampfes auf wirtschaftlichem Gebiete die Dänen in eine Lage zu versetzen, die schließlich, wie das Beispiel im Osten zeigt, die rücksichtslose Anwendung der ebenso unerfreulichen wie unvermeidlichen Waffen dieses Kampfes zur Notwendigkeit machen muß. Polonica terreant!

Hütten der Heimat.

O Hütten der Heimat,
An Hängen zerstreut,
Von Aehren umbrandet,
Von Wäldern betreut,
Im Kranze der Wiesen,
Vom Himmel umblaut,
Von Stürmen umschüttert,
Von Sonne betaut:

Zieht auf in den Bergen
Verspätet der Mai,
Wie tönt da so lieblich
Verträumt die Schalmei.
Da schimmern die Weiten,
Da zittert's im Feld,
So herrlich blüht nirgends
Ein Mai in der Welt.

In euch wohnt der Friede,
Das Glück und die Ruh;
Die Liebe, der Frohsinn
Und Kraft immerzu.
Sie teilen mit Freunden
Und Fremden das Brot,
Behüte die Heimat,
O gütiger Gott!

Bin lange gefahren
Landab und landauf,
Bei den Hütten der Heimat
Hielt immer mein Lauf.
Da singt sich die Amsel
Vor Wonne fast tot —
Behüte die Heimat,
O gütiger Gott!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die ethnologische Schichtung im Zarenreiche.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

In der Begründung der neuen Heeresvorlage spielt unsere und unserer verbündeten Nachbarn Stellung zu Rußland eine große Rolle. Besonders der Reichskanzler hat mit Nachdruck auf die von dem Panslawismus drohenden Gefahren hingewiesen. Es wäre indessen falsch, anzunehmen, daß die eigentlichen Russen, also die Slawen, überall in dem weit ausgedehnten Reiche in der Majorität sind. In manchem Distrikt und selbst in manchen großen Gebieten hat die „fremde" Bevölkerung noch die numerische Suprematie bewahrt. Im europäischen Rußland herrschen die Slawen, die verschiedene Völker mit verschiedenen Dialekten umfassen, ohne Zweifel vor, da sie 73 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Indessen leben dort verschiedene Völkerschaften isoliert und zerstreut und haben ihre Charaktereigenschaften bewahren können. Die Slawen nehmen fast ganz Zentralrußland ein. In den industriellen Gebieten Moskaus, „den schwarzen Ländereien" des Zentrums, Kleinrußland und der Gegend der großen Seen beträgt die Zahl der Russen 94 Prozent der Gesamtbevölkerung, die asiatischen Stämme haben indessen leicht die offenen Grenzen „beider Rußland" überschreiten können, wo der Ural das einzige ernstliche Hindernis bildete. Im Norden bevölkern die Samojeden, Zirenen, Lappen usw. allein weite Gebiete, und die letzteren haben sogar bis in das Zentrum Skandinaviens dringen können. Im Süden haben asiatische Horden ihren Weg nach Europa durch die Nachbarstaaten des Kaspischen Meeres und des Schwarzen Meeres fortsetzen können, und oft sind sie mächtig genug gewesen, um die Slawen von jeder Verbindung mit dem Mittelmeere zu trennen.

In dem Wolgabassin bilden die Russen jetzt mehr als 3/4 der Bevölkerung, aber im Osten des Zusammenflusses der Wolga und der Oka sind auf mehr oder minder großen Inseln nichtslawische Bevölkerungen zerstreut, uralisch-finnische gegen Norden, mongolisch-türkische gegen Süden. Im Westen Rußlands halten andere Finnen, im Norden Tavasten nnd Karelier, im Süden Esthen und die Ingerer die Küste der Bucht besetzt, wo die Hauptstadt des Reiches gegründet ist. Im Süden der Esthen dehnt sich die Domäne einer anderen, den Slawen verwandten, aber dennoch von ihnen sehr verschiedenen Nationalität aus, die der Letten und Littauer, endlich im Süden bevölkern Tataren zum Teil die Krim, während die Rumänen den südwestlichen Teil Rußlands zwischen Prut und Dnjestr an beiden Ufern dieses Flusses in seinen unteren Teilen und selbst an bestimmten Stellen bis zum Bug einnehmen. Außerdem haben Juden ihre Handelskolonien in allen westlichen Städten des Landes errichtet. Schließlich sind auch die Deutschen im Westen Rußlands zahlreich. Sie bilden ganze Sprachinseln in Polen und den baltischen Provinzen; ihre Ackerbaukolonien an der unteren Wolga, dem unteren Don, der Krim, Neurußlands stehen in hoher Blüte, ihr intellecktueller Einfluß ist bedeutend. Die Slaven halten fast allein das ungeheure Gebiet besetzt zwischen den Ufern der Wolga und des Oka, der großen Seen und dem Schwarzen Meere.

Die Slawen sind nicht alle Russen, aber sie bilden die große Majorität. Sie teilen sich in weiße Russen, die in dem westlichen Rußland, den Ebenen und Wäldern zwischen der Düna, dem oberen Dniepr und den Sümpfen des Pripet wohnen, Kleinrussen, deren Gebiet sich in dem südöstlichen Rußland von Donetz bis nach Galizien und Ungarn erstreckt, wo sie den Namen Ruthenen annehmen, Großrussen oder Moskowiter, bei weitem die stärksten und zahlreichsten, die den ganzen Rest des europäischen Rußlands, besonders den mittleren Teil bevölkern und bis nach Asien zu den Ufern des Stillen Ozeans und dem Norden Chinas eindringen und sich in den Tälern der sibirischen Flüsse eingenistet haben.

Die Polen gehören ebenfalls zur slawischen Familie; sie sind einst politisch mit den weißen Russen und den Kleinrussen vereint gewesen, und noch heute existieren zahlreiche Polen zwischen dem Dnjepr und der Narew.

Die Großrussen, die das hauptsächlichste Element der neukolonisierten Länder bilden, streben mehr und mehr danach, der charakteristische Typus der Untertanen des Zaren zu sein. Die zahlreichen, nichtslawischen Elemente des Reiches haben den nichtrussischen Typus beeinflußt, und die Mischung der Völker ist nicht immer zum Schaden derjenigen verwirklicht worden, die numerisch und politisch die Schwächsten sind; so haben im Norden in der Nähe der finnischen Stämme viele Russen das platte Gesicht und die hervorspringenden Backen, wie die wirklichen Finnen, im Süden haben die Mongolen und Türken, Tataren oder Tartaren einen neuen Typus durch ihre Mischung mit den Slawen gebildet; die Kosakenzaporogen, die Kosaken des Don, der Wolga und des Ural raubten einst tatarische Weiber und haben so dazu beigetragen, die Reinheit des russischen Blutes zu beeinträchtigen.

Resümieren wir, so bilden die Russen, die 90 Millionen in ihrem Reiche zählen, 66 Prozent der Bevölkerung, die Polen (gegen 9 Millionen) sind im Verhältnis von 5:100 vertreten. Die Letten und Littauer zählen zusammen 5 700 000, die Juden 4 Millionen, die Deutschen 1 Million, die Rumänen 350 000, die Schweden 400 000, die türkische Rasse mit Einschluß der Tataren, der Türken, der Sarten, der Türkmenen, der Kirgisen, der Baskieren, der Jakuten usw. zählen 11 Millionen und bilden 9 Prozent der Bevölkerung des Reiches. Der Mischcharakter Rußlands in ethnographischer Hinsicht hat seine Parallele in der Verschiedenheit der Religion, davon 71 Prozent orthodoxe Russen, 9 Katholiken, 5 Protestanten, 1 Prozent gregorianische Armenier. Die Bekenner des Islam bilden 9 Prozent, dann kommen die Israeliten mit 3 Prozent und die Buddhisten mit 0,75 Prozent.

Seit einigen Jahren finden wegen der unausgesetzt rohen Behandlung gewisser Nationalitäten, neuerdings auch infolge der Massendesertion, zahlreiche Auswanderungen statt. Kann man sich darüber wundern, wenn man an die Schandtaten, die entsetzlichen Greuel, über die zu uns von Zeit zu Zeit Kunde dringt, denkt und nicht vergißt, daß es nur ein ganz geringer Teil von den furchtbaren Ereignissen ist, was langsam zu uns durchsickert? So kann man heute wohl die Zahl der Auswanderer auf 1 Million schätzen, während die Zahl der Einwanderer, die noch vor drei Jahren 800 000 betrug, heute bei weitem diese Höhe nicht mehr erreichen dürfte.

Friedrich der Große und die Freimaurer.

Von K. Groß, Gymnasiallehrer in Edenkoben, Pfalz.

Vor mehreren Tagen ging die Notiz durch die Blätter, daß eine Gesellschaft englischer Freimaurer das Grab Friedrich II. in der Garnisonskirche zu Potsdam besuchte und, empfangen vom Presbyterium (!), unter Orgelklang in den Dom einzog, also unter ähnlicher Ehrung, wie sie vorigen Herbstes sozialdemokratischen Friedensdemonstranten im Baseler Münster von der reformierten Geistlichkeit und der Staatsbehörde zuteil wurde. Vielleicht interessiert es hier unter Hinweis auf „Die freimaurerische Gefahr" in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 15 eine historische Erinnerung nach Paulig aufzufrischen. Als Kronprinz war Friedrich gegen den Willen seines Vaters Friedrich Wilhelm I., der die Freimaurerei als ein Irrlicht bezeichnete, diesem Geheimbunde beigetreten. Als er den Thron bestieg, stiftete

er die große Nationalmutterloge zu den „Drei Weltkugeln". Er war Meister vom Stuhl und in seiner Loge von 24 Mitgliedern befanden sich nur die intimsten Vertrauten. Zu ihnen gehörte der General Wallrave, Kommandant der schlesischen Grenzfestung Neisse. Dieser wollte 1745 die wichtige Festung den Oesterreichern verraten; ein Zufall vereitelte den Handstreich. Ein aufgefangener Brief erwies dem König die Schuld des Hochverräters. Friedrich II. wollte ihn in der Loge entlarven und berief ihn in die Loge der „Drei Weltkugeln". Als die ∴Brüder versammelt waren, redete sie der Meister vom Stuhle an: „Einer unter uns hat sich an den Gesetzen des Ordens und Staates, an seinem Treueide gegen mich als vorsitzenden Meister und seinen König todesstrafbar vergangen. Ich verlange, er soll sein Verbrechen hier eingestehen; in diesem Falle bleibt alles unter uns. Schweigt er aber, so muß ich als Meister für immer die Loge verlassen und ihn als König dem Gerichte übergeben." Alles schwieg betreten, auch Wallrave. Noch zweimal fragte der König, dann sagte er: „Als Maurer habe ich meine Pflicht erfüllt. Leider überzeuge ich mich, daß auch ein Freimaurer die Treulosigkeit und den Treubruch nicht scheut. Ich schließe für immer diese Loge und nie werde ich den Hammer wieder führen." Wallrave wurde zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt und lebte sieben Jahre in strengster Kerkerhaft zu Magdeburg und noch 23 Jahre in einem leichteren Gefängnisse. Ein späteres Gnadengesuch des Hochverräters mit Hinweis auf den 88. Psalm lehnte der König ab mit Berufung auf den 101. Psalm. Friedrich II. betrat keine Loge mehr.

Zurück vom Dualismus zum Unismus.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

„Der Dualismus hat überall als Keim der Zersetzung gewirkt, darum muß er beseitigt werden." Aber nicht durch den Trialismus, sondern durch Rückkehr zum Unismus. (Vgl. Heft 19 der „Allgemeinen Rundschau" vom 10. Mai 1913.) Allerdings bereitet der Weg, der zum Unismus zurückführt, ungeheuere Schwierigkeiten, die nur anläßlich eines Thronwechsels beseitigt werden könnten und auch dann einen Mann mit Bismarckischer Eisenfaust erforderten. Nicht als ob mit einem rücksichtslosen Verfassungsbruch vorgegangen werden müßte; im Gegenteil: man hätte nur mit aller Rücksichtslosigkeit die bestehenden Verfassungsgesetze in Anwendung zu bringen. Allerdings würde man dabei auf den schärfsten Widerstand der mächtigen Clique stoßen, welche seit 1867 Ungarn beherrscht, aber mit dem Volke, bzw. den Völkern Ungarns, denen ein ehrliches Wahlrecht zur Selbstverwaltung garantiert werden müßte, wäre auch dieser Widerstand zu brechen. Um hierin zu einem klaren Einblick zu kommen, muß man einen Gang durch die österreichische Verfassungsgeschichte seit 1847 machen.

Als erstes Verfassungsgesetz gilt das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860. Darin bestimmt der Kaiser, daß die allen Königreichen (also auch Ungarn) und Ländern gemeinsamen Angelegenheiten in dem auch von Ungarn beschickten Reichsrat in Wien verhandelt werden sollen, während die reinen Länderangelegenheiten den einzelnen Landtagen überlassen bleiben, wie das ja auch heute in Zisleithanien noch der Fall ist. Es wären also die Angelegenheiten Ungarns im Preßburger Landtage, die Siebenbürgens im Hermannstädter Landtage, die Böhmens im Prager Landtage usw. zu regeln gewesen. In diesem Oktoberdiplom, welches der Kaiser selbst als unwiderrufliches Staatsgrundgesetz bezeichnete, heißt es: „Unsere Nachfolger haben dasselbe Diplom sogleich bei ihrer Thronbesteigung, in gleicher Weise mit ihrer kaiserlichen Unterschrift versehen, an die einzelnen Königreiche und Länder auszufertigen." Nun ist es ja bekannt, daß die Magyaren dieses Diplom niemals anerkannt haben und daß es auch unter den ungarischen Verfassungsgesetzen nicht vorkommt; es fragt sich nur, ob die Nichtanerkennung des Oktoberdiploms berechtigt war. Die Magyaren berufen sich darauf, daß Kaiser Ferdinand 1848 die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns anerkannt habe, und daß deshalb sein Nachfolger nicht das Recht hatte, aus eigener Machtvollkommenheit über Ungarn wie über eine andere Provinz zu verfügen. Nun stand aber die Gesamtmonarchie 1860 unter dem Absolutismus, erst mit dem Erlaß des Oktoberdiploms wurde Franz Josef I. ein konstitutioneller Herrscher, und in diesem Diplom lautet der erste Artikel: „Das Recht Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben wird von uns und unseren Nachfolgern nur unter Mitwirkung der gesetzlich versammelten Landtage bzw. des Reichsrates ausgeübt werden."

Die Magyaren wenden dagegen ein, daß der ungarische Landtag 1861 das Oktoberdiplom als für Ungarn nicht verpflichtend erklärt und seine „avitische" Verfassung zurückgefordert habe; daß er gegen die Einmischung des Reichsrats in ungarische Verhältnisse protestiert und die „völlig rechtskräftigen Artikel von 1848 nicht einseitig durch die Regierung werde auslöschen lassen". So hieß es in der Adresse Franz Deaks. Diese 48er Artikel waren ein Kind der Revolution. Mitten in dem Rummel des März 1848, als Metternich schon hatte flüchten müssen, begab sich eine Abordnung des ungarischen Reichstages, bestehend aus den Grafen Ludwig Batthyanyi und Julius Andrassy und Ludwig Kossuth nach Wien zum Kaiser Ferdinand und erreichten von ihm ein Handschreiben, in dem die Bildung eines selbständigen ungarischen Ministeriums zugestanden wurde; sogar ein eigener ungarischer Kriegsminister sollte ernannt werden. Das war die Personalunion, zustandegekommen unter dem Ministerium Kolowrat-Pillersdorf. Am 11. April 1848 sanktionierte Ferdinand der Gütige die neue ungarische Verfassung: Batthyanyi wurde der erste ungarische Ministerpräsident, Meszaros der erste ungarische Kriegsminister, Kossuth Finanzminister. Damit war die Grundlage für den Abfall Ungarns von Habsburg gegeben, und als der Kaiser vom selbständigen Ungarn Truppen zum Feldzug in Italien verlangte, hatte Finanzminister Kossuth die Verwegenheit, im Reichstage sich gegen die Dynastie und auf Seite Savoyens zu stellen. Damit begann der Abfall, der seinen Höhepunkt erreichte, als Kossuth am 14. April 1849 auf dem Reichstag zu Debreczin beantragte, „das treubrüchige Haus Habsburg-Lothringen von der Herrschaft über Ungarn, Siebenbürgen ... im Namen der Nation auf ewige Zeiten als thronverlustig und verbannt" zu erklären. Der Antrag wurde angenommen, Ungarn als Freistaat erklärt und Kossuth zum Gouverneur dieses freien Staates erwählt.

Nach diesem Beschlusse war also nach magyarisch-ungarischer Auffassung der Kaiser nicht mehr König von Ungarn, sondern als Kaiser von Oesterreich ein Feind des Freistaates Ungarn. Infolgedessen brauchte aber auch der siegreiche Kaiser die „avitische" Verfassung des eroberten Freistaates nicht zu respektieren. Am 4. März 1849 war die vom Grafen Stadion ausgearbeitete Verfassung erlassen worden, sie trennte Siebenbürgen, Kroatien, das Banat und die Militärgrenze von Ungarn und stellte dieses den anderen Königreichen und Ländern gleich. Im Laufe des Jahres 1850 wurde die Einverleibung Ungarns in das Reich vollendet. Von da ab herrschte in der Gesamtmonarchie der Absolutismus. Aus all diesen historischen Tatsachen folgt: Ungarn hatte durch sein Verhalten 1848/49 und besonders durch den Debrecziner Beschluß seine Verfassung verwirkt, infolgedessen hatte schon die Stadionsche Verfassung von 1849 für Ungarn Rechtsgültigkeit, und ist das Oktoberdiplom von 1860 auch für Ungarn „unwiderrufliches Staatsgrundgesetz". Es gilt daher aber auch für Ungarn das kaiserliche Februarpatent 1861, in dem es heißt: „Wir verleihen dem beiliegenden Gesetz über die Reichsvertretung für die Gesamtheit unserer Königreiche und Länder die Kraft eines Staatsgrundgesetzes."

Nach diesem Staatsgrundgesetze können Anträge auf Aenderungen dieses Grundgesetzes nur mit einer Zweidrittelmehrheit der Stimmen beschlossen werden, d. h. in dem gesamten Reichsrate, zu dem Ungarn 85, Kroatien 9 und Siebenbürgen 26 Mitglieder zu ernennen hat. Die dualistische Verfassung ist aber nie vor diesen Reichsrat gekommen; wenn der ungarische Landtag und der österreichische Reichsrat sie annahmen, so ist sie trotzdem ungesetzlich, da diese beiden Korporationen nicht kompetent waren zu einer solchen Beschlußfassung. Auch die vom Grafen Belcredi am 1. September 1865 verkündete Sistierung des Februarpatentes war ungesetzlich, ein Verfassungsbruch, denn im Oktoberdiplom heißt es: „Das Recht Gesetze aufzuheben wird von uns und unseren Nachfolgern nur unter Mitwirkung des Reichsrates ausgeübt werden", und hierzu war der Reichsrat nicht einmal einberufen worden.

Nun wird man noch einwenden, Kaiser Franz Josef I. habe aber die dualistische Verfassung beschworen. Gut. Aber ebensowenig wie er bei seiner Thronbesteigung an die selbständige ungarische Verfassung von 1848 gebunden war, ebenso ist sein Nachfolger nicht an die dualistische Verfassung gebunden, er braucht

sie nicht zu beschwören. *Verpflichtet* ist er nur, das Oktoberdiplom zu unterschreiben und an die Königreiche und Länder auszufertigen und zu *geloben*, die im Februarpatente verkündete Verfassung des Reiches „*unverbrüchlich zu befolgen und zu halten*“.

Der Gang durch die Verfassungsgeschichte der Monarchie lehrt also, daß die dualistischen Gesetze *gesetzwidrig* zustandegekommen sind und für den Thronfolger nicht verbindlich sind; er lehrt uns ferner, daß die Sistierung des Februarpatentes gesetzwidrig war, und endlich, daß auch für Ungarn Oktoberdiplom und Februarpatent noch Gültigkeit haben. Kaiser Franz Josef I. hat in einem Manifest vom 4. März 1849 „die Wiedergeburt eines einheitlichen Oesterreichs“ seine „Lebensaufgabe“ genannt. Es war ihm nicht vergönnt, sie zu lösen; seinem Nachfolger ist die *Möglichkeit* gegeben, das „unteilbare Oesterreich“ wiederherzustellen und so die *Gesamtmonarchie zu retten*. Rückkehr zum Unismus! Aber nicht als Versuch, sondern als unwiderrufliche Tat. Die *Völker* diesseits und jenseits der Leitha würden sie ihm einst nicht weniger danken als das Herrscherhaus.

Mehr Korpsgeist!

Von Rechtsanwalt August Nuß in Seligenstadt (Hessen).

Schon viel ist über dieses ernste und wichtige Kapitel aus dem privaten und öffentlichen Leben der deutschen Katholiken gesagt, geklagt und geschrieben worden. Auch die „Allgemeine Rundschau“, dieser belehrende und warnende Zeitspiegel, hat sich schon oft und auf den verschiedensten Gebieten mit der Frage und Förderung des *katholischen Korpsgeistes* auseinandergesetzt. Mancher wird meinen, da es trotz aller Mahnungen in Wort und Schrift nicht besser geworden sei, so solle man es genug sein lassen der Lamentationen und Klagelieder. Wir aber sagen: Nein, dann gerade erst recht nicht geruht! Abgesehen davon, daß doch schon manches auf diesem Gebiete infolge unablässiger Aufrüttelung besser geworden ist, sind Schwierigkeiten da, um überwunden zu werden. Mit nutzlosen und negativen Klagen geben wir uns auch nicht ab. Wir wollen positiv arbeiten, damit Früchte reifen, wir wollen aufbauen, damit Werte entstehen, wir wollen sammeln und nicht zerstreuen! Steter Tropfen höhlt den Stein! Dieses Sprichwort ist auch da ein Wahrwort, wo wir den Katholiken Deutschlands zurufen: *Mehr Korpsgeist!* Die *Erkenntnis* dessen, was fehlt und verbesserungsbedürftig ist, wird und muß zur wahren Besserung führen.

Es fragte mich einmal ein gebildeter Katholik, ob ich schon jemals gehört oder gesehen hätte, daß ein gläubiger Protestant oder Israelit ruhig gewesen sei, wenn andere an seinem Glauben oder seinen Glaubensgebräuchen ihren schalen Witz versuchten? Ich mußte mit Nein antworten. Und der Herr fragte mich weiter, ob es schon vorgekommen sei, daß gar ein gläubiger Protestant oder Israelit sich selbst an der Bespöttelung seiner Religion beteiligt habe. Auch hierauf ein Nein. Hinsichtlich meiner Glaubensbrüder konnte ich aber diese Fragen *leider* nicht so unbedingt verneinen! Man wird mich verstehen. Mehr Rückgrat, mehr Glaubensmut, mehr Stolz und Selbstbewußtsein, mehr Korpsgeist, deutsche Katholiken!

Lassen sich liberale oder sozialdemokratische oder auch konservative Kreise täglich katholische Kost und Zentrumsnahrung vorsetzen? Sind unsere Gegner so „dumm“ und so „selbstlos“ und so „weitherzig“, daß sie katholische Zeitungen abonnieren und mit ihrem Gelde unterstützen? Nur dann tun sie es im Inseratenteil, wenn sie sich davon geschäftliche Vorteile versprechen. Kaufen Frankfurter Juden an Bahnhöfen statt der „Frankfurter Zeitung“ vielleicht das große Kölner Zentrumsblatt, oder Münchener Liberale statt ihrer „Neuesten Nachrichten“ die „Augsburger Postzeitung“, das „Münchner Tagblatt“ oder den „Bayerischen Kurier“? Diese Frage stellen heißt unseren Glaubensbrüdern und politischen Gesinnungsgenossen zurufen: Mehr Zusammengehörigkeitsgefühl, mehr Courage in der Oeffentlichkeit mehr Korpsgeist!

Ich weiß, daß kleine israelitische Gemeinden keines ihrer Mitglieder im Stiche lassen, wenn Not und Armut an deren Türen pochen. Eine geradezu rührende finanzielle Hilfsbereitschaft ist hier vorhanden. Auch in den großen Städten. Der Zusammenhang und Zusammenhalt in den gegnerischen Gruppen, z. B. bei den Freimaurern, beruht nicht nur auf der Liebe zur gemeinsamen Sache und auf dem Hasse gegen alles Katholische, sondern teilweise auch auf einem bis zur materiellen Unterstützung sich erstreckenden, stark ausgeprägten Korpsgeist. Was wir hieraus lernen können, ist so klar, daß ich es nicht näher darzulegen brauche. Mehr Korpsgeist!

Bei katholischen Aerzten, besonders aber bei katholischen Rechtsanwälten bildet das Thema Korpsgeist schon seit vielen Jahren den Gegenstand lebhafter und zum großen Teil berechtigter Beschwerden. Selbst unter den Medizinern und Rechtsanwälten, die denselben katholischen Philisterverbänden angehören, sind solche Klagen nicht ausgeschlossen. Das *muß* unbedingt anders werden! In zwei katholischen Studentenorganen wurden jüngst interessante und sehr beachtenswerte Anregungen und praktische Winke gegeben, wie gerade unter den gleichgesinnten Rechtsanwälten dem Korpsgeist etwas mehr aufzuhelfen wäre. Dabei wurde auch in dem einen Organ mitgeteilt, daß die meisten israelitischen Anwaltskollegen in Logen vereinigt seien und sich gegenseitig unterstützten. Mehr Zusammenhalt, mehr Korpsgeist, ihr deutschen Katholiken! Verheißungsvolle Ansätze sind bereits vorhanden.

Auch unseren katholischen Geschäftsleuten gegenüber gilt dieser zeitgemäße Appell. Ich rede keiner Boykottierung Andersgesinnter das Wort. Das wäre unmoralisch und unklug! Aber, man soll unsere katholischen Gewerbetreibenden nach Möglichkeit merken lassen, daß sich die Katholiken auch dann ihrer erinnern, wenn man sie nicht gerade für diesen oder jenen katholischen Verein gewinnen will. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß manche katholischen Geschäftsleute mehr Eifer, mehr Erwerbssinn, mehr Geschäftigkeit entfalten dürften, damit sie gegenüber den vielen anderen Kaufleuten, die, namentlich was die Israeliten angeht, oftmals viel rühriger, zäher und entgegenkommender sind, konkurrenzfähig werden und bleiben. Natürlich können überzeugte Katholiken nicht alles mitmachen, was manche Konkurrenten an „Geschäftsvorteilen“ und „Geschäftsusancen“ zu bieten vermögen. Aber etwas mehr Emsigkeit und betriebsame Ausdauer wäre wohl der Mehrzahl der katholischen Geschäftsleute zu wünschen. Dann können wir auch, ohne auf Widerspruch zu stoßen, allen Katholiken zurufen: Mehr Solidaritätsgefühl, mehr Korpsgeist gegenüber der katholischen Geschäftswelt!

Eine der typischsten und gefährlichsten Erscheinungen unserer Tage sind die sogenannten *liberalen Katholiken*, die katholischen „*Bildungsphilister*“. Ihnen haben wir es vielleicht hauptsächlich zu verdanken, daß die deutschen Katholiken immer und immer wieder mehr Korpsgeist fordern müssen. Diese „katholischen“ Allerweltsfreunde mit dem liberalen Herzen und der tadellosen weißen Weste handeln auch in bezug auf ihr Glaubensleben nach dem trivialen Grundsatz: Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!“ Katholisch sein und katholisch tun, solange es nicht unangenehm, ungemütlich oder gar gefährlich wird. Liberal und „gebildet“ sein, wenn es Vorteil bringt. Kann man von solchen liberalen „Katholiken“ katholischen Korpsgeist fordern?

Hätten wir im katholischen Deutschland mehr Korpsgeist gezeigt, so wären bei dem unglückseligen Gewerkschaftsstreit manche Bosheiten und Kränkungen, manche Mißverständnisse und Härten vermieden worden. Deutsche Katholiken, bleibt doch stets des Wortes vom tertius gaudens eingedenk und vermeidet es doch, den lauernden Gegnern und Feinden die ehrlichste aller Freuden, die Schadenfreude, zu bereiten! Darum immer und immer wieder: *Mehr Korpsgeist!*

Nachtgebet.

Spielend am Ufer plätschern die Wellen,
Heimlicherweise flüstert's im See;
Traulich darüber giesst seinen hellen
Glitzernden Schein der Mond aus der Höh'.

Unter den Bäumen kann ich erkennen
Drüben am See ihr friedliches Haus.
Nur noch ein mattes Licht seh' ich brennen,
Aber auch dieses löscht sie nun aus.

Jetzt — o, ich weiss es — kniet sie sich nieder,
Faltet die Hände, betet für mich.
Neige dich, Vater, gnädig hernieder!
Sieh'! auf den Knien bete auch ich.

Dr. Lassalle.

Sag, weisst du noch?

Wir beide werden alt und müd.
Dem trüben Sinn entschwindet Lied
um Lied. Kein ander Fragen drängt von mir
zu dir, denn dieses: Weisst du noch, wie wir
im Mai einst sassen überm Amselschlag?
Wie wir einst schritten in den jungen Tag?
Sag — weisst du noch?

Längst trieb ein Herbst die Mailust von den Bäumen.
Dein Haar und meines will sich silbern säumen;
und welken Blättern gleichen unsere Hände.
So sitzen wir, und warten auf das Ende
und haben nur noch eine wehe Frage,
die greift zurück in jene Maientage —
sag, weisst du noch?

Mathilde Fritsch.

Student und Lehrling.

Von Ferdinand Weber, München.

In der Reihe derer, die sich mit den großen sozialen Problemen unserer modernen Zeit beschäftigen, hat sich auch die katholische Studentenschaft seit langem schon einen beachtenswerten Platz errungen. In 38 deutschen Städten haben sich bereits im Anschluß an das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, München-Gladbach, Sozialstudentische Zentralen gebildet, die den Mittelpunkt des sozialstudentischen Lebens für die betreffende Stadt darstellen und zur Erzielung einer fruchtbringenden Arbeit für ihre einzelnen Zwecke sich jeweils wieder in eine Reihe von Abteilungen gliedern. Mit der ganzen Kraft ihres jugendlichen Idealismus versuchen die Studenten in stiller, unermüdlicher Arbeit Brücken zu bauen, die ausgleichend und versöhnend die akademisch gebildeten und die handarbeitenden Schichten unseres Volkes einander näher bringen.

In diesem Streben hat die Sozialstudentische Zentrale München in das große, reiche Programm ihrer Jugendabteilung, das Jugendpflege, Jugendfürsorge und Jugendgerichtshilfe umfaßt, besonders auch die **Mitarbeit in den katholischen Jugendvereinen** aufgenommen. Die Studenten wollen die Jugend kennen lernen und wollen, daß auch die Jugend die Studenten kennen lernt. Die Pflege des freundschaftlichen Verkehrs gerade zwischen der Akademikerjugend und der Handwerkerjugend ist vortrefflich geeignet, nicht bloß den Studenten in ein intimes, herzliches Verhältnis zu dem Lehrling und damit zu dem künftigen Gesellen und Arbeiter zu bringen, sondern auch den zumeist ungerechtfertigten Vorurteilen und falschen Vorstellungen, die selbst in den Kreisen der Jugendlichen bezüglich der Studenten bestehen, durch die Tat zu begegnen und sie schon im Keime zu entkräften und zu beseitigen.

Nach beiden Richtungen hin hat die von uneigennützigem Opfersinn geleitete Betätigung der Studenten, die in der Jugendabteilung der Sozialstudentischen Zentrale München vereint nunmehr seit drei Semestern mit freudiger Begeisterung ihre Kräfte in den Dienst der Jugend gestellt haben, einen schönen Erfolg gezeitigt.

Die Studenten haben es selbst erfahren und die Lehrlinge bestätigen es, daß vordem bei den Lehrlingen die Meinung vorherrschte, ein Student sei nur ein Müßiggänger, dessen einziger Lebensinhalt darin bestehe, der Eltern Geld in flottem Lebenslauf zu vergeuden und dem lieben Gott die Zeit abzustehlen. Man schien den Musensohn nur aus der trüben Quelle gewisser Witzblätter zu kennen, oder hatte sich nach den leider ja auch vorkommenden traurigen akademisch gebildeten Exzedenten ein allgemeines Urteil gebildet. Die Studenten aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bestand aber keine Gelegenheit. Kein Wunder darum, daß ein Student, wenn er zu einer Zeit, in der Studentenbesuche im Jugendverein noch eine Seltenheit waren, einmal dorthin kam, von den Lehrlingen mit staunenden Blicken gemessen wurde. Aus demselben Grunde erklärt es sich, daß nach Schluß der ersten gemeinsamen Festversammlung für Studenten und Lehrlinge ein Lehrling unter Bezugnahme auf die damals anwesenden Studenten mit unverhohlenem Staunen sagen konnte: „Das sind ja lauter anständige Herren gewesen!"

Das ist nun alles anders geworden. Die Studenten haben den Bann gebrochen, indem sie **selbst** zu den Lehrlingen gingen. Längst sind sie seitdem bei diesen heimisch geworden und haben das Vertrauen ihrer jungen Freunde erworben. Die Lehrlinge haben gar bald entdeckt, daß der Student nicht dem Zerrbild gleicht, das man so oft von ihm entwirft. Heute weiß der Lehrling im Jugendverein, daß der Student nicht bloß für des Tages Notdurft sorgt, sondern daß er auch von hohen Idealen erfüllt ist, daß er sich große, edle Ziele gesteckt hat, daß er mit aller Kraft und Redlichkeit vorwärts und aufwärts strebt.

Und umgekehrt ist das gleiche der Fall. Auch die Studenten kamen früher mit den Lehrlingen in keine Berührung. Sie kannten den Lehrling nur von der Straße her, wo sie ihn mit rußigem Gesicht und schwarzen Händen in seinen Arbeitskleidern sein schweres Tagewerk verrichten sahen. Eine tiefe Kluft trennte beide.

Infolge des persönlichen Verkehrs zwischen Studenten und Lehrlingen ist hier eine erfreuliche Wandlung eingetreten. Die Studenten haben ein richtiges Verständnis für die Lehrlinge bekommen, für deren Sorgen und Freuden, haben erkannt, daß auch hinter einem rußigen Gesicht ein gutes, goldenes Herz wohnt und ein guter Kern im Lehrling steckt, der ans Licht drängt und aufgehen will, daß auch der Lehrling mit dem besten Willen beseelt vorwärts und aufwärts strebt.

Ein herzliches, aufrichtiges Freundschafts- und Kameradschaftsverhältnis hat sich zwischen den Studenten und den Lehrlingen gebildet, das die aufopfernde Arbeit der Studenten mit der Krone des Erfolges krönt, und das keiner der beiden Teile mehr missen möchte. Nach allen Richtungen suchen die Studenten hier einer großen Aufgabe gerecht zu werden. Sie sorgen für religiöse Belehrung, für geistige Fortbildung, für soziale Erziehung, für Gemütsbildung, für veredelnde Unterhaltung, für körperliche Ausbildung ihrer jungen Freunde. Sie übernehmen die Leitung von Unterrichts- und Uebungskursen, halten geeignete Vorträge aus allen Gebieten, pflegen Gesang und Musik, geben literarische, musikalische und Rezitationsveranstaltungen, fördern Spiel und Sport, Wanderungen und Kriegsspiele, betätigen sich als Leiter von Turnerriegen und greifen überall im Vereinsleben helfend ein.

Einer bemerkenswerten Veranstaltung der Jugendabteilung soll hier besonders gedacht werden, weil sie in ihrer Art einzig dasteht. Zum erstenmal in Deutschland haben die Studenten den Lehrlingen, von diesen freudigst begrüßt, einen Unterhaltungsnachmittag größeren Stils gegeben. „Ernst und Scherz" war er betitelt. An drei Sonntagen im Januar des heurigen Jahres wurde er in verschiedenen Jugendheimen bei freiem Eintritt veranstaltet, jedesmal für mehrere bestimmte Jugendvereine gemeinschaftlich, so daß die 20 Jugendvereine der Stadt daran teilnehmen konnten. Ein glücklicher Gedanke fand hier seine Verwirklichung. Die Studenten wollten ihren jungen Freunden vom Handwerkerstand etwas Schönes und Gutes bieten, das auf einer höheren Stufe steht, als was sie sonst zu sehen und zu hören Gelegenheit haben, wollten ihnen zeigen, daß sie auch innerhalb der erlaubten Grenzen in echter jugendlicher Fröhlichkeit frohe Stunden genießen können. Das reichhaltige Programm, von 20—25 Studenten durchgeführt, brachte zunächst sorgfältig ausgewählte Solovorträge in Musik, Gesang und Rezitationen in vielgestaltiger Abwechslung. Es folgte eine bunte Reihe lustiger, humoristischer Darbietungen. Den wirksamen Schluß bildete ein kleines komisches Theaterstück. Der ungezwungene Beifall der Lehrlinge, der zuletzt in stürmischen Jubel ausklang, sowie Lehrlingsbriefe und Zuschriften von Präsides bekundeten der Jugendabteilung, daß sie mit diesen Veranstaltungen einen großen Wurf getan hat.

In Nr. 5 des Organs der katholischen Jugendvereine „Der treue Kamerad" von 1913 berichten die Lehrlinge von den Studenten u. a. folgendermaßen:

„Wir Münchener Lehrlinge sind viel umworben." „Daß wir aber in der Münchener sozialen Studentenschaft wahre und echte Freunde gewonnen haben, das wird uns immer klarer. Des öfteren erscheinen diese Studenten in unserer Mitte, in unseren Versammlungen, plaudern mit uns, halten uns Vorträge und besuchen unsere Veranstaltungen. Unsere Präsides sind sehr gut auf sie zu sprechen, und das ist uns ein untrügliches Zeichen, daß wir hier echte Freunde gefunden. Eine ganze Schar solcher idealgesinnter Studenten hat sich bereits zusammengefunden, um die soziale Frage der arbeitenden Jugend zu erforschen, persönlich mit ihr zu verkehren, und so den Riß zwischen den höheren und niederen Gesellschaftsklassen zu überbrücken. Unermüdlich arbeiten sie vorwärts an der Erstrebung ihres Zieles. . . . Die

Studenten haben gezeigt, daß sie sich für uns interessieren und uns wohlwollen. Wir haben in ihnen echte und wahre Freunde gewonnen, denen auch unsere Herzen entgegenschlagen."

Die sozialstudentische Jugendarbeit hat die Billigung aller wohlmeinenden Freunde der Jugend und die warme Anerkennung weiter Kreise, auch hoher und höchster Stellen, gefunden. Nicht an letzter Stelle begrüßen die Präsides der Jugendvereine die Mitarbeit der Studenten. Sie wissen dieselbe wohl zu würdigen. Zur Illustrierung ihrer Stellungnahme zu der sozialstudentischen Jugendarbeit sei im folgenden ein Brief eines Jugendvereinspräses auszugsweise mitgeteilt. In diesem heißt es: „Die Tätigkeit der Jugendabteilung der Sozialstudentischen Zentrale München halte ich für sehr segensreich und ersprießlich. Sie bietet bedeutende Erleichterung in der Vereinsarbeit. Die jungen Leute wünschen sich jeden Sonntag einen Vortrag und sind hierfür dankbar. Haben die Herren Studenten ihr Thema durchstudiert und die Abhandlung gut memoriert, sind die Jungens Aug und Ohr für die Darbietungen. Die Leitung von Gesangs-, Turnstunden u. a., die unentgeltlich übernommen werden, bedeutet außerdem noch einen Trost für die in der Regel schier leere Vereinskasse.

Besonders möchte ich bei dieser Gelegenheit hervorheben, daß mir der freundliche, gütige Ton gefällt und der durchaus höflich gehaltene Tadel, mit dem etwaigen übermütigen Störungen Einhalt geboten wird. Es wird dadurch unwillkürlich auch das Benehmen der jungen Leute manierlicher und taktvoller.

Die jungen Leute fühlen sich geehrt, daß Universitätsstudenten ihre Gäste werden und ihre Freunde sein wollen. Und auch der Präses, dem die Erfüllung seiner sonstigen Berufspflichten in Schule und Kirche und am Krankenbett genugsam Mühe und Sorge kosten, fühlt sich aufs neue angespornt und begeistert, auf dem dornenvollen Gebiet der Jugendpflege unverdrossen weiter zu arbeiten, wenn er so viel Opferwilligkeit und Schaffensfreudigkeit bei den Herren der Sozialstudentischen Zentrale München findet. Er weiß, daß er jetzt nicht mehr allein für eine große und schöne Sache arbeitet, daß er nicht mehr allein für einen wahrhaft caritativen und sozialen Zweck, für Hebung eines großen Elends unter unserer Großstadtjugend, zur Beseitigung einer großen Gefahr sich Verdienste erwirbt."

Daß dieser Jugendarbeit, die von der Jugendabteilung der Sozialstudentischen Zentrale München geleistet wird, und die sich aus einer Unmenge von gewissenhaftester und sorgfältigster Kleinarbeit zusammenfügt, eine nicht zu unterschätzende soziale, erzieherische und staatserhaltende Bedeutung zukommt, bedarf keiner besonderen Betonung. Der große Nutzen dieser Jugendarbeit erstreckt sich nicht nur auf unsere Tage, sondern vor allem auf die Zukunft; erst in späteren Jahren wird sie ihre schönsten Früchte reifen. Die Betätigung der Studenten für die Jugend unseres Volkes wird einen immer größeren Umfang annehmen, denn die Keime, die hier ausgestreut wurden, sind so gesund und lebenskräftig, daß sie unter des Himmels Schutz gute Früchte tragen müssen. Die ehrliche Arbeit an dem Ausgleich der klaffenden Gegensätze zwischen den einzelnen sozialen Schichten ist eine der gewaltigsten und dringlichsten Gegenwartsaufgaben der Zeit, ganz abgesehen von dem eigenen Vorteil für die studentischen Jugendfreunde. Segen für unsere Jugend und Heil für unser liebes deutsches Vaterland werden aus diesen Bestrebungen ersprießen. Mag des vollen Erfolgs dieser Arbeit auch erst ein späteres Geschlecht sich erfreuen — uns treibt die christliche Liebe zum Nebenmenschen und die freudige Ueberzeugung, auch auf diese Art unserem Gotte zu dienen.

Ave Maria.

Ave Maria! Königin!
Von Reinheit strahlend und von Milde,
Erhabene Frau und Mittlerin,
Mich zieht's zu deinem Gnadenbilde!
Aus Leidensnacht den Weg zu finden,
Reich mir die heiligen Mutterhände.
Ich leg' in diese himmlisch-linden
All meine Not bis an das Ende!

Emilie Leyendecker.

Die Organisation der katholischen Frauen.

Von A. Pichlmair, Redakteur der „Arbeiterin", München.

Die Zeiten sind vorüber, wo man für das Wort „Frauenorganisation" nur ein geringschätziges Lächeln hatte, gleich als ob eine Organisation der Frauen das Ueberflüssigste von der Welt wäre. In den weitesten Kreisen ist heute nicht bloß Interesse geweckt für eine Frauenorganisation, sondern überall ist man davon überzeugt, daß die Frauenwelt den letzten Entscheid des Sieges geben wird im gegenwärtigen Kampfe der Weltanschauungen. Und wer sich wirklich nicht selber zu der Erkenntnis durchzuringen vermöchte, dem wird sie nachhaltig genug vom Gegner beigebracht. Ob wir unsere politischen Gegner oder unsere Gegner in Fragen der Weltanschauung betrachten: überall sehen wir, wie eifrig daran gearbeitet wird, noch die letzten Hilfstruppen für den Kampf zahlreichst aufzubieten, nämlich die Frauenwelt. Mit welch' fieberhafter Eile, um nur einen Gegner zu nennen, macht sich gegenwärtig die Sozialdemokratie an die Arbeit, die Frauenwelt für ihre Ideen zu gewinnen. In das zweihundertste Tausend gehen bereits die „frei" organisierten Arbeiterinnen, und in die hundertfünfzigtausend die Frauen, die in der sozialdemokratischen Parteiorganisation zusammengeschlossen sind.

Es ist hohe Zeit, daß auch auf unserer Seite die reichen Kräfte, die in unserer katholischen Frauenwelt noch ruhen, gefaßt und in den Dienst unserer katholischen Sache gestellt werden. Man kann nicht sagen, daß wir bisher geschlafen haben. Nein, es ist auch im katholischen Lager bereits eine große Bewegung im Gang. Es sei nur verwiesen auf das rasche Emporblühen des katholischen Frauenbundes, auf das schöne Anwachsen unserer weiblichen katholischen Standesvereine (Arbeiterinnenvereine, Dienstmädchenvereine, Handlungsgehilfinnenvereine). Bisher mehr kirchliche Vereine (Müttervereine, Kongregationen, Jungfrauenvereine) haben die Notwendigkeit empfunden, ihre Mitglieder auch sozial aufzuklären, ihnen hauswirtschaftliche Schulung zu bieten, und dementsprechend mit mehr oder weniger Glück ihr Programm zu erweitern. Andere Organisationen, die sich zunächst der Männerwelt widmeten, wie z. B. der Volksverein für das katholische Deutschland, suchen jetzt ihren Wirkungskreis auch auf die Frauenwelt auszudehnen.

An kräftigen Ansätzen zur Organisation unserer katholischen Frauenwelt fehlt es also gewiß nicht. Was noch fehlt, das ist eine zielbewußte Organisation. Die einzelnen Organisationen haben zu wenig gegenseitige Fühlungnahme und verstehen sich dementsprechend auch nicht. Man macht sich gegenseitig Konkurrenz oder läßt eine andere, notwendige Organisation aus Furcht vor Konkurrenz nicht aufkommen. Man arbeitet zuviel ineinander hinein oder nebeneinander vorbei aus Mangel an einem klaren und bestimmt abgegrenzten Arbeitsprogramme. „Grenzstreitigkeiten" in diesem Sinne hat es jetzt schon vielfach gegeben; für die Zukunft werden sie um so bedenklicher, je mehr Organisationen auf den Plan treten und die Frauen- und Mädchenwelt für sich beanspruchen. Wer sieht nicht sofort diese Schwierigkeiten ein, wenn er nur die Namen der Organisationen hört, die hier in Betracht kommen. Es sind die Kongregationen, die Jungfrauenvereine, die Müttervereine, die weiblichen Standesvereine mit den Jugendvereinen, die Arbeiterinnenvereine, der katholische Frauenbund, der Volksverein.

Es ist zweifellos sicher, daß ein unklares Drauflosarbeiten der einzelnen Organisationen der Todeskeim wäre für unsere so hoffnungsfroh erstehende katholische Frauenbewegung. Eine klare Scheidung aber und bestimmte Fixierung des Arbeitsprogrammes und Arbeitsbereiches wird nur dann möglich sein, wenn nicht einseitiger Parteistandpunkt, sondern das Interesse der katholischen Frauenwelt und das katholische Gesamtinteresse die einzige Richtschnur bilden. Von diesem Standpunkt aus ist geschrieben worden die soeben erschienene Broschüre von C. Walterbach: „Die Organisation der katholischen Frauen." (Verlagsbuchhandlung süddeutscher katholischer Arbeitervereine, München 28. Preis Mk. 1.—.) Ist die Broschüre freudigst zu begrüßen, schon weil sie einmal diesen Gedanken aufgegriffen hat, — eine derartig zusammenfassende Arbeit über die katholischen Frauenorganisationen fehlte uns bisher, — so ist sie ganz besonders deshalb begrüßenswert, weil sie sich über den engen Interessenstandpunkt erhebt und von höherer Warte aus einen großzügigen und einheitlichen Organisationsplan entwirft. Diesen wohltuenden Eindruck wird jedermann bekommen, der die Broschüre liest.

Nach einer kurzen Fixierung des Fragestandpunktes werden die Hauptgrundsätze, die bei der Organisation der katholischen Frauen maßgebend sein müssen, herausgehoben. Es darf fürs erste „über die katholische Frauenwelt nicht in Bausch und Bogen verfügt werden". „ebensowenig darf sie einer regellosen Konkurrenz preisgegeben werden. „Der gegenwärtige, wohlerwogene Organisationsbesitzstand und das katholische Gesamtinteresse müssen gewahrt bleiben". Fürs zweite sind „die Aufgaben der katholischen Frauenbewegung so gewaltig und vielseitig, daß sie nur auf dem Wege weitgehender Arbeitsteilung gelöst werden können, die, wenn weise geregelt, allein die Einheitlichkeit des Erfolges sichert". Als dritter Hauptgrundsatz gilt: „Für die Organisation der erwerbstätigen Mädchen und Frauen ist der religiös vertiefte Standesgedanke als allein konkretes Kulturziel und einzig wirksamer Schutz gegen die Sozialdemokratie in den Vordergrund zu stellen." Endlich sollen „die Ansprüche der einzelnen Organisationen zwecks Uebernahme der Hebung und Bildung der katholischen Frauenwelt" vom Standpunkt des allgemeinen katholischen Interesses aus geregelt werden.

Eingehend auf die einzelnen Organisationen wird sodann in erster Linie das Programm des katholischen Frauenbundes entrollt, das „ein schier unübersehbares Feld für die Betätigung" bietet. Hier kann es sich nicht darum handeln, noch neue Arbeitsgebiete aufzuspüren, sondern zu fragen, welche Arbeiten können dem Katholischen Frauenbund abgenommen werden, damit er Zeit und Kraft gewinne, die übrigen Probleme desto energischer in Angriff zu nehmen. Bei der Arbeitsteilung kommen in erster Linie die Kongregationen und Jungfrauenvereine in Betracht. C. Walterbach unterscheidet mit Recht zwischen Marianischer Kongregation im strengen historischen Sinne und zwischen den sogenannten Jungfrauenvereinen oder Marienvereinen. Letztere sind religiöse Massenvereine, während die Kongregation ihrem ursprünglichen Wesen nach keine Massenorganisation, sondern eine Vereinigung der Standeselite bildet. Als Organisation der Standeselite kommen den Marianischen Kongregationen beider Geschlechter in unseren Tagen große und dringende Aufgaben zu. Vor allem sollen sie die Schule sein für das „immer unentbehrlichere Laienapostolat im Dienste aller übrigen Organisationen".

Bezüglich der Jungfrauenvereine schlägt der Verfasser vor, daß sie dem Katholischen Frauenbund vor allem die Jugendorganisation abnehmen sollen. Nicht auf die Jugendpflege, wohl aber auf die Jugendorganisation soll der Frauenbund verzichten. Das Wie und Warum ist in der Broschüre ausführlich begründet. Doch sind die Jungfrauenvereine, die Verfasser als Vorschule für den Katholischen Frauenbund betrachtet, nicht die Organisation für die gesamte schulentlassene weibliche Jugend. Die erwerbstätigen Mädchen müssen der Erziehung durch die Standesvereine vorbehalten bleiben in den Jugendvereinen, wie sie in Süddeutschland seit vielen Jahren schon bestehen. Für die nähere Begründung dieser Forderung verweise ich auf die eingehenden Ausführungen der Broschüre.

Mit besonderem Nachdruck wird für die erwerbstätigen Frauen und Mädchen der Standesgedanke in den Vordergrund gerückt. Er ist so wichtig, daß alle anderen Organisationen dem Standesverein weichen müssen. Wer die Standesnot kennt, wer weiß, wie gerade durch die Standesnot Tausende von Frauen und Mädchen der Sozialdemokratie in die Arme getrieben werden, der wird vollauf die Forderungen der Broschüre unterschreiben. Aus der gleichen Standesnot heraus ist auch die andere Forderung zu verstehen, die Gegenstand eines weiteren Kapitels ist, und die da lautet: die Arbeiterfrauen können zum Verständnis für die christlichnationale Arbeiterbewegung nur durch den Standesverein ihres Mannes, durch den Arbeiterverein, erzogen werden. Darum müssen die Arbeiterfrauen in erster Linie hinein in den Arbeiterverein.

Ein letztes Kapitel nimmt Stellung zur jüngsten Organisation, die ebenfalls Anspruch auf die gesamte katholische Frauenwelt erhebt, nämlich zum Volksverein. Vor allem will der Volksverein die politische Schulung der Frauen übernehmen. Mit Gründen, die gewiß voll und ganz anerkannt werden müssen, will die Broschüre „dringend warnen, die politische Schulung der katholischen Frauen ausschließlich dem Volksverein zu überlassen". „Wir möchten dafür eintreten, daß die Frauenorganisationen, der Katholische Frauenbund und die weiblichen Standesvereine, die politische und vor allem die parteipolitische Erziehung ihrer Mitglieder tatkräftig fördern. Der Volksverein braucht deshalb nicht ausgeschlossen zu sein; aber „nur Volksverein" halten wir für eine kurzsichtige Lösung." Ebenso entschieden lehnt die Broschüre den „eigentlichen Beitritt der Frauen und Mädchen zum Volksverein für das katholische Deutschland" ab. Es wird mit Recht hingewiesen, daß wir dadurch „die Organisationsfähigkeit der Frauenwelt gleich im Beginne ihrer Entwicklung auf das bedenklichste überlasten."

„Eine Arbeiterin müßte beispielsweise dem Standesverein, der Pfarrkongregation, der Gewerkschaft, dem Frauenbund, dem Volksverein angehören." Eine derartige Ueberlastung mit Organisationen wäre für eine Arbeiterin, für eine Arbeitersfrau unerschwinglich. In den Leitfäden am Schlusse faßt darum die Broschüre die Aufgaben des Volksvereins gegenüber der katholischen Frauenwelt in folgende Forderung zusammen: „Der Volksverein für das katholische Deutschland wirbt nicht um die Mitgliedschaft der Frauen, sondern bleibt, was er war, ein ausschließlicher Männerverein, beteiligt sich aber an der apologetischen, sozialwirtschaftlichen und politischen Schulung der katholischen Frauenwelt durch die Fortsetzung und Ausdehnung der alten Praxis, d. h. Zulassung der Frauen zu seinen Versammlungen."

Aus den kurzen Andeutungen über den Inhalt der Broschüre kann bereits erschlossen werden, daß ihr Wert über das Interesse eines engeren zunächst in Betracht kommenden Kreises weit hinausragt. Nachdem die Frauenfrage von so einschneidender Bedeutung für das gesamte Volkswohl ist, muß auch die Frage der Organisation der katholischen Frauenwelt das Interesse aller jener Katholiken wachrufen, denen eine große, einheitliche katholische Bewegung am Herzen liegt. Das ist auch der Grund, warum an dieser Stelle die Broschüre in etwas eingehender Weise zur Besprechung kam. Es ist hier ein positives Programm geboten, das wert ist, einer eingehenden Prüfung unterzogen zu werden. Notwendig ist eine peinliche Gewissenhaftigkeit bei Abwägung der einzelnen Ansprüche, um wirklich gerecht und im Sinne des katholischen Gesamtinteresses urteilen zu können. Wenn die Broschüre nur das eine bezweckt, daß sie eine gegenseitige Aussprache aller beteiligten Organisationen im Sinne des Verfassers bewirkt, dann hat sie ihren Zweck vollauf erfüllt. Das schönste wäre freilich, wenn sie nicht bloß zu einer Aussprache führen würde, sondern wenn sie das erreichte, was den Leitsätzen so recht als Krone und Vollendung aufgesetzt ist, nämlich: „Zur Sicherung der Einheitlichkeit und Geschlossenheit der gesamten katholischen Frauenbewegung die Gründung eines Kartells aller katholischen Frauenorganisationen."

Adolphe Retté.

Ein Konvertit. Von Paul Lainé.

Die französische Literatur der neuesten Zeit zählt zu ihren namhaftesten Vertretern eine Reihe von Konvertiten. Die wenigsten von diesen haben mit der Vergangenheit derart gebrochen, daß sie am Kampfe der Gläubigen direkt sich beteiligten. Schon wenn sie sich auf seiten der alten Traditionen stellten, wie beispielsweise Jules Lemaitre und Maurice Barrès, war der Eindruck gewaltig. Weiter sind die François Coppée, J. K. Huysmans, Ferdinand Brunnetière und Paul Bourget gegangen. Am Ende dieser Reihe, als Künstler der geringere, aber groß als Bekenner, steht Adolphe Retté, der seit seiner Umkehr die Feder ausschließlich der Verherrlichung der Kirche und der Verbreitung des Glaubens geweiht hat. Sein erstes Buch in diesem Sinne erschien 1907, sein letztes vor einigen Monaten.

Retté kam zur Kirche von weit her. Doch ist fremde Schuld an den Wirren seines Lebens nicht kleiner als die eigene. Es fehlte dem Knaben, der in Paris 1863 geboren wurde, die christliche Erziehung. Sein Vater war Hauslehrer beim Großfürsten Konstantin gewesen, seine Mutter die Tochter eines antiklerikalen Historikers, dessen Zivilbegräbnis in Lüttich 1873 peinliches Aufsehen erregte. Im Elternhause herrschte Unfriede, das Kind blieb sich selbst überlassen. Seine ersten Studien machte Retté in einem Gymnasium der Franche Comté, Pflege genoß er in protestantischem Hause. Vage Vorstellungen von einem Gott, das war alles, was der junge Mann mit ins Leben nahm, der mit 18 Jahren bei den Kürassieren als Freiwilliger eintrat. Im Jahre 1887 debütierte er als Literat in Paris, und seither war er in der Publizistik unaufhörlich tätig, in Vers und Prosa, dazwischen machte er Reisen nach Belgien und Holland. Der „Mercure de France" und eine Reihe kleinerer Zeitschriften veröffentlichten seine Beiträge, die meist in Sammelbänden erschienen; an der „Plume" war Retté längere Zeit Redaktionssekretär. Literatur und Kunst genügten dem temperamentvollen Manne nicht, er mischte sich auch in die Politik, um seine Ideen und Lehren mitten ins Volk zu bringen. Welches waren diese? „Grobe Sinnlichkeit und Gotteslästerung", urteilt der Bekehrte kurz und streng. Ohne positiven Halt, schwamm Retté auf dem Meer des Irrtums hin und her. Um 1890, so erzählt er in seinem ersten Bekennerbuch: „Vom Teufel zu Gott" (das auch in deutscher Uebersetzung vorliegt, bei Fredebeul & Koenen in Essen) war er Anarchist. Er nennt die Anarchisten weniger eitel und selbstsüchtig als die Sozialisten. Zu diesen schlug er sich nämlich, als ihn die blutgierigen Phantastereien der ersteren unbefriedigt ließen. Aber auch im neuen Lager erlebte er nur Enttäuschungen. Als er ein Bauarbeitersyndikat gegründet hatte, ward man seiner überdrüssig: er stand im Verdacht, ein Stadtratsmandat zu erstreben, auf das sich schon andere zuvor gefreut hatten. Bei den Intellektuellen unter den Sozialisten erging es ihm nicht besser; in seinem Buche persifliert er nicht übel die Jaurès und Anatole France, wo diese um die Gunst des Pöbels wetteifern. Im ganzen glaubt Retté den Sozialismus charakterisieren zu können als ein Mittel zur Ausbeutung der Dummen, das von seinen Koryphäen raffiniert gehandhabt wird. Angeekelt wurde Retté förmlich durch das Treiben der Radikalen vom Block, mit denen er's nun versuchte. Deren Taktik, das hungrige Proletariat mit der Verfolgung der Klöster zu beschäftigen, derweil man in Ruhe die Schäflein scherte, durchschaute er nur zu bald. Der einzige, dem er Respekt bezeugt, ist hier Clemenceau; der sei ein „Jakobiner, aber ein gebildeter Jakobiner, was eine ungewöhnliche Spielart ist". Diesen pfiffigen Politiker schildert Retté ausführlich in seinem zweiten Buche „Das Reich der Bestie", wo Clemenceau unter dem Titel des Ministerpräsidenten „Legranpau" nebst einer Reihe seiner Kreaturen und Rivalen unter ähnlichen Decknamen auftritt; Sarrien heißt „Saurien", Aristide Briand = Périclès Briais, Fallières = Deurière, Delcassé = Bécassean, Pichon = Canichon usw. Das Buch will die Folgen einer materialistischen Erziehung vor Augen führen. Der Sohn eines angesehenen Senators vom Blocke geht unter die Anarchisten und findet sein Ende bei einem Bombenattentat. Die Heuchelei im Vaterhause mochte er länger nicht mitansehen.

Unstet irrte so Retté in der Wüste der christusfremden Welt, von Lager zu Lager. Einigen Trost gewährte ihm die Einsamkeit im Walde von Fontainebleau. Einmal zu Hause, begann das Elend gleich von neuem; seit dem frühen Tode seiner Gemahlin lebte er mit einem jener Geschöpfe zusammen, die trotz offenkundiger Laster den Mann durch das Band der Sinne an sich zu fesseln wissen. Umsonst sucht der Verlassene Ruhe bei der heidnischen Kultur, bei Kant, bei Schopenhauer und Buddha, sein Inneres bleibt zerrissen. Dante erregt ihm die Seele zuweilen zum Guten; aber darin sieht der Irrende nur eine Schwäche und um so heftiger lästert er danach das Heiligste in seinen Zeitungsartikeln. Diese erste Regung datiert aus dem Jahr 1905. Das Jahr

darauf wird er von schwerer Krankheit heimgesucht. Das war eine Zeit zur Einkehr, und der Kranke profitierte davon. Doch fehlte es auch hier nicht an Rückfällen. Als ihm das neueste Buch von Huysmans (über Lourdes) zugeschickt wurde, den er schon früher in seinen Kritiken wiederholt mißhandelt hatte, fiel er, wie um sich zu rächen für die religiösen Anwandlungen, mit einer förmlichen Wut über dessen Frömmigkeit her. Der Bekehrte gedenkt dieses Zwischenfalls nachträglich in einem besonderen Buche über Lourdes („Ein Besuch in Lourdes. Tagebuch einer Wallfahrt zu Fuß. Eindrücke eines Krankenträgers" 1909). Nicht ohne Rührung liest man, wie der ältere Konvertit, den eben ein schreckliches Leiden heimgesucht hatte (H. starb am Krebs), dem jüngeren Mut zuspricht. „Trotz der Qualen, die er ohne Unterlaß auszustehen hatte, fand er die Kraft, mir wunderbare Briefe zu schreiben, voll herzlicher Ratschläge, überquellend von religiösem Eifer und gekennzeichnet durch die vollständigste Ergebenheit in sein Los . . . Die wenigen Male, da ich im Winter nach Paris kam, besuchte ich Huysmans. Beim Anblick seines zerfallenden Leibes, seines mit Binden verwickelten Gesichtes, aus dem ein trockener, fieberhafter Blick leuchtete, empfand ich beinahe Angst, so sehr glich er einem Sterbenden. Aber da begann er zu sprechen, mit kaum vernehmbarer Stimme, und nun erstrahlte die Schönheit einer Seele, die, geläutert durch den Schmerz, mehr und mehr im Uebernatürlichen aufging." Der Dulder tröstet den aus der Welt zurückgekehrten: „Beten sie immer zur heiligen Jungfrau, auch wenn Ihnen dies umsonst erscheint. Es sind übrigens Gott die angenehmsten Gebete, die Gebete ohne Freude und Hoffnung, weil sie uns Mühe kosten. Die anderen sind uns angenehmer, folglich wiegen sie leichter. Bemerken sie auch, daß das Leiden das Zeichen der göttlichen Liebe ist. Keinen Heiligen gibt es, den er nicht mit Leiden erdrückt hätte."

Bevor aber Retté zu Huysmans kam (im Oktober 1906), machte er noch eine schwere Krisis durch. Von Zweifeln hin- und hergeworfen, unzufrieden mit der Welt und vor allem mit sich selbst, war er im Begriff, Hand an sich zu legen. Er stand am Schrank, um den Strick zu suchen. „Ich hielt schon den Schlüssel in der Hand", so berichtet er, „als ich plötzlich wie geblendet wurde von einem Licht in meiner verfinsterten Seele. Ich blieb sofort stehen. Und nun hörte ich, jawohl, hörte ich — ich beschwöre es bei meinem Seelenheil — die himmlische und wohlbekannte Stimme, die mir zurief: Gott! Gott ist hier! Von der Gnade getroffen, fiel ich in die Knie: Dank, o Herr! betete ich schluchzend, du bist wiedergekehrt!" Der Dichter François Coppée, ein anderer Konvertit, dem Retté schon einmal seine Verzweiflung bekannt hatte, wies ihn an einen frommen Priester, der sich liebevoll des Gequälten annahm, um ihn in den Schoß der Kirche zu geleiten. Coppée schrieb dann auch die Einleitung zum Buche „Vom Teufel zu Gott", die seinerzeit in der Presse großes Aufsehen erregte, und also schloß: „Was mich betrifft, so läßt mir dieses Buch die süßeste aller Genugtuungen, daß eine Seele gerettet ist und die schöne Freude, zu wissen, daß die verfolgte Religion einen Verteidiger mehr zählt in der Person dieses tüchtigen Poeten, der gestärkt durch Buße und Gebet, bereit ist, Mut und Talent ganz in den Dienst seines Glaubens zu stellen."

Man erfuhr mittlerweile, daß Retté, dessen viertes Buch („Unter dem Morgenstern", 1910) der Verherrlichung des heiligen Altarsakraments und der Gottesmutter geweiht war — es ist wohl sein schwächstes — in ein belgisches Kloster ging. Wie er in seiner neuesten Schrift mitteilt („Im Lichte von Ars". Vierzehn Tage beim seligen Pfarrer von Ars. Exerzitien in Notre Dame d'Hautecombe 1912), war es sein Entschluß, die Klostermauern nicht mehr zu verlassen; darüber sollte der geistliche Rat im Kloster von Hautecombe (Savoyen) entscheiden. Der sagte ihm schließlich: „Ich habe gebetet, und die Gemeinschaft hat gebetet, und dies ist nun meine Meinung: Sie haben nicht das Recht, in einer Kutte sich zu begraben . . . Sie haben Beweise dafür, daß Ihre Arbeit nicht unfruchtbar geblieben ist; Ihre Bücher und Vorträge haben Gutes gewirkt . . . Dabei müssen Sie bleiben. Ich glaube, das ist Gottes Wille." Im Schlußwort wendet sich Retté an Frankreichs Jugend, die er zur „Einigkeit in der Liebe zur Kirche" aufruft, das „einzige Mittel", sagt er „um unser Frankreich aus der Kloake zu ziehen, worin es die Freimaurer festhalten". Die Republik sagt ihm nichts mehr: „Es erscheint notorisch, daß unser Land, nachdem die jahrhundertelangen Wirren, in denen versucht wurde, es den Prinzipien der Revolution anzupassen, ohne Erfolg geblieben sind, nicht nur katholisch, sondern monarchisch sein muß."

Nur wer den bissigen, nörgelnden Mitarbeiter der „Plume" als Schriftsteller näher gekannt hat, kann die Ironie ermessen, wenn derselbe Mann heute in der Sprache der „Croix" zu uns redet! Auf französische Verhältnisse sind die genannten Schriften meist zugeschnitten; deutsche, von denen er kaum eine genauere Vorstellung zu haben scheint, berührt er nur flüchtig, so, wo er Goethe verteidigt gegen die Parteirhetorik von Jaurès. Von allgemein menschlichem Interesse ist indessen genug in diesen Büchern, namentlich im ersten, daß man sie auch weiteren Kreisen, wenigstens als Dokumente, empfehlen kann. Der Leser, der etwa mit den Werken Huysmans vertraut ist, wird dessen Einfluß in Rettés Schriften finden, in gewissen Ausdrucksformen sicherlich; was den Geist betrifft, das ist freilich eine andere Sache. Huysmans ist aus einem Stück, eine Persönlichkeit; an Retté haftet der Journalist aus Drumonts Schule. Die Klarheit leidet indessen nicht darunter, und das ist nicht nebensächlich in Schriften, die in ein breiteres Publikum gehen sollen. (Rettés Bekennerschriften sind bei Léon Vanier in Paris, die neueste bei Tobra & Simonet daselbst erschienen.)

Tante Emmy*)

zum fünfzigsten Jahrestag ihrer Erkrankung.

(30. Mai.)

Fünfzig Jahre voll Leiden
Und fünfzig Jahre Geduld,
Die wussten sie einzukleiden
In selige Gotteshuld.
Tausend Nächte voll Schmerzen,
Tausend Tage voll Weh,
Die wuschen ihrem Herzen
Die Schleier weiss wie Schnee,
Die lehrten sie sagen und singen
Von himmlischen Dingen viel,
Die lehrten sie aufwärts dringen
Zu Kreuzes Höh' und Ziel.

M. Herbert.

*) Die bekannte Jugendschriftstellerin Emmy Giehrl.

„Vor heiligen Toren."[1]

Ein Hinweis von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Was ich hier anzeige, ist kein Aufklärungsbuch in landläufigem Sinne, da es vor allem den inneren, den geistigen, den seelischen jungen Menschen ins Auge faßt und zu ihm spricht. Im Vorworte bemerkt die Verfasserin, daß das Werk auf zahlreiche Anfragen hin entstanden sei, trotz ihrer (sehr begreiflichen) Scheu einerseits vor der schroff ablehnenden Haltung, und anderseits vor der Gleichgültigkeit einzelner Kreise der noch immer brennenden Aufklärungsfrage gegenüber, aber auch vor der „Schwere und Aufgabe, gerade auf diesem eminent wichtigen und heiklen Gebiete in etwa nur Passendes zu schaffen". Nun, was hier auf dem Grunde einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit in der Jugendaufklärung und unter dem unmittelbaren Einflusse einer die ganze Darstellung durchglühenden Liebe zur Jugend entstanden ist, hat keine nur halbwegs gerechte Kritik zu fürchten. — Da das Buch mir gewidmet wurde, glaubte ich zuerst, nicht darüber berichten zu dürfen. Nachdem ich aber das Ganze gelesen hatte, sagte ich mir: Hier gilt es in erster Linie die große Sache, und für diese Zeugnis abzulegen, ist auch hier meine Pflicht, da jede Erkenntnis heiliger Wahrheit heutzutage ihren Träger mehr oder weniger, je nach seinen Kräften, vor die Front ruft. Und so bezeuge ich, ohne Scheu vor falscher, das ist ungerechtfertigter, weil etwa auf unvornehme Beweggründe schließender Auslegung: Dieses Buch ist die echt künstlerische Schöpfung eines führenden Geistes von reicher (auch ärztlicher) Erfahrung, einer Persönlichkeit voll Menschenliebe, Mütterlichkeit und Mut, die ständig scharf und sehnend nach Rettungsmöglichkeiten für andere in die Wirklichkeit schaut und der eine ungewöhnliche Begabung und Lebensauswertung die Sprache des Dichters fest und zündend aufs erwählte Ziel gerichtet hat. Die Liebe zur Jugend, die sich hier alsbald dem verständnisvollen Leser als eine nicht nur „wissende", sondern auch bis in die tiefsten und höchsten Gründe unterscheidende, im Wurzelboden sicherer Heil- und ewiger Heilsmittel fußende dartut, gibt denn auch diesem Buche „zur Aufklärung, zur Festigung, zur Wahrung" so recht seine autoritative Bedeutung — eine Liebe, von der die Verfasserin sagen durfte, daß sie ihres „kampfschweren Lebens einziger Reichtum und seine Verklärung" sei. Eben „darum" fügt sie hinzu, „konnte ich geben und mußte ich geben". Schon das nach einer gewissen Richtung hin seltsam umstrittene Werk der Autorin: „Vom Mädchen zur Frau" hat nicht zuletzt bei der männlichen reiferen Jugend ein starkes, vielfaches Echo der begeisterten Zustimmung und der — infolge dieser Lektüre — einem idealen Lebensziel sich zuwendenden Willensentschlossenheit hervorgerufen. Solche Zeugnisse tiefer seelischer Ergriffenheit auf Reinheit und Güte, auf sittlichen Charakteraufbau für sich und andere hin werden voraussichtlich noch zahlreicher sich ergeben durch die Verbreitung des neuen, oben angezeigten Werkes: „Vor heiligen Toren", das sich seiner Anlage und Wesensart nach, unter Ausscheidung einiger weniger an sich notweniger, aber besser im vertrauten Einzelaustausch zu erörternder Absätze, besonders auch zur gemeinsamen Lektüre in der Familie eignet.

Der Untertitel bezeichnet das Buch sehr richtig als ein „Vademekum auch den Erziehern und Jugendfreunden"; ich persönlich möchte es sogar in erster Linie in der Hand der Mütter und der Väter sehen, die es dann zusammen mit ihren Kindern: Jünglingen und Jungfrauen (die Autorin zieht die Grenze vom

[1] Frau Dr. Emanuele L. M. Meyer: Vor heiligen Toren. Ein Aufklärungsbuch der Jugend zum Eintritt ins Leben und in den sittlichen Kampf. Ein Vademekum auch den Erziehern und Jugendfreunden. Stuttgart 1913; Strecker & Schröder. 175 S. Preis geb. ℳ 2.80, 3.80 und 4.50.

14. Lebensjahre an) lesen mögen in gehobener, andächtiger Stimmung, die diese Lektüre so gut wie unfehlbar wecken wird. Danach möge das Werk in den bleibenden Besitz der betreffenden Jugend selbst übergehen, der man es übrigens auch — bei einigermaßen gereiftem Bereitsein — ohne Gefährdung unvermittelt überreichen kann, denn alle zartesten Themen sind hier mit wundervoller mütterlicher Zartheit angeschlagen und ausgestaltet, zugleich im Lichte ausgedehnten Wissens und scharf logischer Schlußfolgerung durchgeführt. Die persönliche Note fehlt auch in „Vor heiligen Toren" nicht — wie sollte sie? Ein ganzer Mensch mit allem, was er innerlich hat und ist, steht ja dahinter. Diese persönliche Note weist wiederholt auf die mitreißende und auch selbst hingerissene Volksrednerin. Aber das schadet nicht, erst recht nicht der Jugend gegenüber, die gepackt sein will. Zudem ist das Gleichgewicht zwischen der hie und da unmittelbar zündenden, nicht selten flammenden und der vorwiegend angewandten bedacht künstlerisch-maßvollen Diktion kraft meisterhafter Beherrschung der Sprachmittel und ununterbrochener Blickhaftung am selbstgesteckten Ziele vollkommen hergestellt. — Zur Orientierung über den Inhalt, vor dessen Was und Wie — so möchte ich hoffen — eine nörgelnde Kritik angesichts des hier so edel bekundeten Gewollten und Geleisteten Halt machen wird, sei die Kapitelreihe des Buches aufgeführt: Im seligen Traumland der Kindheit; Die große Frage; Im Anfange war Gott; Gott und die Schöpfung; Nach Seinem Bild und Gleichnis (als Mann und Weib erschuf er sie); Wachset und mehret euch! (In Gottes Werkstatt, Menschwerdung und Elternerbe, Die Ehe, der gottgesetzte Lebensquell, meine Mutter und mein Vater); Heilig die Jugendzeit, heilig ihr Reifen! (An den Quellen des Wissens, Wenn die Knospen springen in den Tagen des Stürmens und Drängens;) Geschlechter und Geschlechtlichkeit; Geschlecht, Charakter und Persönlichkeit; Vor den Toren ins Leben, Wegwahl; Die Not der Zeit; Tempelschändung; Die Waffen hoch für unsern Gott; An reinen Quellen. — So möge denn das Buch hinausgehen in ungezählte Heimstätten der Jugend, um diese, die männliche wie die weibliche, auszurüsten für den in unseren Tagen doppelt gefährdeten Eintritt ins Leben und in den doppelt unumgänglichen heiligen sittlichen Kampf, um auch die Eltern, die Erzieher und alle, die ein nach Betätigung drängendes Herz für die Jugend, für die Menschheit, für Gott haben, auszurüsten mit dem erneuten und gefestigten, auch erweiterten Wissen der geeigneten Wege und Mittel zur gottgewollten Führung durch heilige Tore ins Reich der berufenen Gottesstreiter für Zeit und Ewigkeit.

Vom Büchertisch.

Konstantin der Große und das Toleranzedikt von Mailand. Festrede bei der Konstantinfeier im Kgl. Odeon zu München am 18. Mai von Universitätsprofessor Dr. Hermann Grauert. Verlag Herder & Co., München, Löwengrube 14. Preis mit Porto 23 Pf. Eine tiefgründige, äußerst reichhaltige und großzügige Rede des bekannten Historikers, die auf alle Zuhörer großen Eindruck machte. Die Herausgabe in billiger Broschürenform ist sehr zu begrüßen. Grauerts Rede bietet nicht bloß ein wertvolles Gedenkblatt, sondern auch eine Fundgrube von anregenden, großen Gedanken als Material zu ähnlichen Reden in Vereinen.

Rob. Büchl.

Dr. J. A. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten. Achte und neunte Auflage. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8⁰. XXXVI und 637 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 3.20. In hocheleganten Halbfranzband ℳ 5.—. Möhlers Symbolik ist eines der Glanzwerke katholischer Theologie, die nie veralten und nicht genug zu empfehlen sind. Jeder Theologe muß dieses Buch gelesen haben, um die dogmatischen Gegensätze zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus richtig zu erfassen. Unzähligen Konvertiten war das Werk der oft entscheidende Wegweiser zur Mutterkirche. Die ganze Kontroversliteratur schöpft mehr oder minder aus Möhler, und für den Konvertitenunterricht ist er unersetzlich. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß der rührige Manz-Verlag in Regensburg wiederum das herrliche Buch neu herausgegeben hat mit einer Lebensskizze des Verfassers und pietätvoll unverändert gewahrtem Inhalt, mit schönem klaren Druck auf gutem Papier und zu erstaunlich billigem Preise. Jeder wird gerne zu dieser schönen Neuausgabe des unvergänglichen Werkes greifen.

Dr. Weber Boppard.

Franz von Assisi. Legenden von F. A. Holland. (Kempten und München, Kösel.) Geb. 2.—, geb. 3.—, in Pergament ℳ 8.—. 155 Seiten. Der heilige Franziskus von Assisi hat es auch den Kindern unserer Zeit angetan. Freilich ist ja seine Edelgestalt besonders geeignet, die Herzen sich ihr zuwenden zu machen. Denn Franziskus vollbrachte nicht bloß eine große Tat; es sei denn, daß man sein ganzes Leben zusammengenommen als eine solche auffaßt. Franz von Assisis Leben war wie ein wunderbarer Duft aus dem verlorenen Paradiese. Und da des Menschen tiefste Sehnsucht — oft unbewußt — immer noch jenem verschlossenen Glücksgarten zustrebt, so war es begreiflich, daß jedermann sein Augenmerk auf die Paradiesesblüte von Assisi richtete. Und so gewaltig ist die Wirkung einer großen, gütereichen Persönlichkeit, daß die Erinnerung an sie niemals erlischt auf Erden. Auch heute bewegt Franziskus noch das Fühlen der Menschen, aber wir sind so klein geworden, daß unser Herz die schlichte Größe des Heiligen nicht mehr voll erfaßt. Auch er ist uns Meisten ein verlorenes Paradies. Den meisten von uns, nicht allen! F. A. Holland ist in dieses Seelen-Eden eingedrungen. Einen zarten Duft hat er mit sich herausgetragen und mit ihm seine neun Legenden umhüllt, daß sie uns an die Seele greifen mit himmlischer Macht. In stiller Schlichtheit, die so überzeugend wirkt, berichtet Holland uns seine Erlebnisse mit dem umbrischen Heiligen, denn erlebt, innerlich erlebt hat der Legendendichter alle diese Begebenheiten. Das Buch ist so recht geeignet, uns zu Franziskus-Freunden zu wandeln, uns von unserem Aeußerlichkeitsstreben zurückzuführen zu jenem Innerlichkeitsleben, das den Wert des Mitmenschen nach dessen Tiefe, nicht nach seinem Firnis bemißt. Deshalb liebe ich auch so sehr die tiefsinnige Legende vom „Lächeln des Narren", weil hier der Heilige sich liebend um ein verachtetes Menschenkind bemüht und es durchleuchtet mit dem Goldstrahl seiner Herzenssonne, daß es Licht wird in der dunklen Narrenseele. Ich könnte noch viel Rühmens von dieser Legenden-Sammlung Hollands machen, aber der kurze Hinweis muß genügen. Jeder, der sich das Buch anschafft, wird bereichert: er selbst und auch seine Bibliothek, der, auch rein äußerlich betrachtet, der Band zur Zierde gereicht, ist doch die künstlerische Ausstattung mit feinsinnigem Geschmack von Karl Köster und der klare Druck von der bekannten Offizin W. Drugulin in Leipzig besorgt.

Fritz Decker, Düsseldorf.

Die sieben Worte Christi am Kreuze. Ein Zyklus in sieben Bildern mit einem Titelblatt. Komponiert und mit kurzer textlicher Erläuterung versehen von Max Fürst, Historienmaler. München-Gladbach, Kunstverlag B. Kühlen, Folio, ℳ 3.—. Dem überaus rührigen Verlage B. Kühlen in M.Gladbach verdankt die christliche Kunst außerordentliche Förderung; er hat das Verdienst, Verständnis und Liebe für sie in immer weitere Kreise zu tragen. Soeben beschert er uns ein Werk von so tiefer religiöser Empfindung und so hoher künstlerischer Vollendung, wie in den letzten Jahren kaum eins entstanden ist. In den Bildern, welche der rühmlich bekannte Münchener Maler Max Fürst über das Thema der sieben letzten Aussprüche des Heilandes geschaffen hat, ruht tiefe Poesie, es spricht aus ihnen die Auffassung eines wahrhaft religiös denkenden Menschen, und die Fülle der Phantasie, das künstlerische Können reiht dies Werk den bedeutendsten der modernen christlichen Kunst überhaupt an. Wir sehen auf jedem Blatt den gekreuzigten Heiland; er bildet, wie sich von selbst versteht, den Mittelpunkt jeder dieser Kompositionen, aber immer ist es nur der Kopf und der nächst daran grenzende Ansatz des Körpers, welcher innerhalb einer medaillonartigen kreisrunden Einrahmung erscheint. So wirkt er gleich einer Vision, alles Irdische ist von ihm genommen, er erscheint wie der Inbegriff der christlichen Lehre und ihrer erhabenen Heilswahrheiten. In kräftiger Zeichnung erscheinen auf jedem Bilde zu Füßen Christi die jeweils zugehörigen Hauptpersonen des Kalvarienberges; oben und unten in den vier durch das Kreuz gebildeten Zwickeln sieht man alt- und neutestamentliche Bilder, welche mit dem Vorgange der Leidensgeschichte im geistigen Zusammenhange stehen. Durch reichen symbolischen Schmuck, Sprüche usw. erhält jedes Blatt seine Vervollständigung. Die gewaltige Fülle der Motive ist mit großer Meisterschaft behandelt worden. Ausgeführt sind die Bilder als schwarz-weiße Aquarelle. Die künstlerische Auffassung steht ersichtlich unter nazarenischem Einflusse, aber es fehlt jene Weichlichkeit, die so oft die modernen religiösen Kunstwerke wenig erquicklich macht. Noch zu erwähnen ist der schöne Text, welchen kein gläubiger Christ ohne tiefe Bewegung lesen wird; die Einleitung bildet ein herrliches Sonett. — Für vorzügliche Wiedergabe der Malereien und würdige Ausstattung des wahrhaft populären Werkes hat der Verlag B. Kühlen in anerkennenswertester Art Sorge getragen.

Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Wagners 100. Geburtstag ist überall in deutschen Landen würdig begangen worden. In München wurde unweit des seiner Kunst geweihten Prinzregententheaters das von Waderé geschaffene Denkmal enthüllt, ein Marmorbildnis, das äußere Porträttreue und verinnerlichte Geistigkeit zu vereinen weiß. Ernst von Possart, der ein paar Tage zuvor zugunsten des Denkmalsfonds zum letztenmal, aber in unverblaßter Meisterschaft auf der Bühne gestanden, hielt die begeisterungdurchwehte Festrede. Von ihm war auch der Denkmalsgedanke ausgegangen, den die so kraftvolle Tatkraft des Zweiundsiebzigjährigen mit einem engeren Kreise Wagnerfreunde durchzuführen wußte. Der Sockel trägt die Widmung: „Dem Herrscherhause der Wittelsbacher, der holden Kunst Beschützer, zu dauerndem Danke." Prinzregent Ludwig wohnte der Enthüllungsfeier mit allen in München anwesenden Mitgliedern des kgl. Hauses bei und sprach den um die Errichtung des Denkmals verdienten Männern seine volle Anerkennung aus. Das Hoftheater brachte eine künstlerisch vollendete Aufführung der „Meistersinger", die einst an gleicher Stelle (1868) ihre denkwürdige Uraufführung erlebt haben. Die Vorstellung wurde durch eine feinsinnige Festrede des Universitätsprofessors Dr. Muncker eingeleitet. Am Schlusse ward der Preisgesang auf deutscher Meister Ehr' zu einer enthusiastischen Ovation für den Genius Wagners. — In Berlin haben auf kaiserlichen Befehl in beiden Hoftheatern Feiern stattgefunden, an denen auch die reifere Schuljugend teil haben durfte. In Wagners Vaterstadt Leipzig wurde der Grundstein eines von Max Klinger entworfenen Denkmals gelegt. Bayreuth ernannte Hans Richter, den genialen Wagnerdirigenten, und Siegfried Wagner zu Ehrenbürgern. Der Kaiser und Prinzregent Ludwig von Bayern haben am Gedenktage an Frau Cosima Wagner Telegramme gesandt.

Münchener Schauspielhaus. Die Gäste vom Berliner Lessingtheater setzten ihr Gastspiel mit den „Gespenstern" und „John Gabriel Borkmann" von Ibsen, sowie Hauptmanns „Einsamen Menschen" fort. Dieses so vielgepriesene Ensemble, dem wir naturgemäß mit den gesteigertsten Erwartungen entgegentraten, hat uns bis jetzt nicht in der geringsten Kleinigkeit enttäuscht. Außer den starken Begabungen, die dieses Ensemble zieren, ist die künstlerische Disziplin zu bewundern, die diese Künstler zusammenhält. Diese Schau-

spieler haben die Dramen ungezählte Male gespielt, oft einzelne en suite viele Wochen lang, und trotzdem merkt man nirgends eine Vergröberung oder auch nur kühle Routine. Else Lehmann, Lina Lossen, Reicher, Marr, Stieler, Rickelt, um nur einige herauszugreifen, jede Nuance bei ihnen ist ein nachschaffendes Miterleben, ein treues Dienen der dichterischen Intentionen, ein fast herbes Vermeiden äußeren „Effektes". „Die Einsamen Menschen", die allmählich aus der Gegenwart gerückt sind, scheinen mir in der Retrospektive noch zu gewinnen. Typen des Sturmes und Dranges der Achtzigerjahre sind hier mit Meisterstrichen gezeichnet. Begabte Köpfe, geistreich, mit idealistischen Zielen, aber willenlos schwankend, von Skepsis zerfressen, klammern sich diese Menschen am Ende an ihre Leidenschaft, da alles andere ihnen zwischen den Fingern in Nichts zerrinnt.

Münchener Kammerspiele. Verdienstlicher als die Aufwärmung anderswo abgestandener Wedekindkost, war die Aufführung von Schmidtbonns Schauspiel: „Mutter Landstraße", das Ende einer Jugend. Wilhelm Schmidtbonn kennen wir durch seinen an der Hofbühne gegebenen „Grafen von Gleichen". Im Schauspielhaus fiel vor Jahren seine „Goldene Türe" durch, weil realistischen Vorgängen eine Symbolik mehr dekorativ aufgeklebt war, als daß sie aus der Handlung zwanglos erwachsen wäre. „Mutter Landstraße" ist Schmidtbonns Erstlingswerk. Auch hier muß die Handlung mit romantischen Maßen gemessen werden. Sie spiele in den bayerischen Bergen, sagt der Theaterzettel. Diese überflüssige territoriale Umgrenzung veranlaßte einen Teil des Publikums, sich an der unbäuerlichen Sprache und vielen Unwahrscheinlichkeiten zu stoßen. Der gebrochen heimkehrende Sohn und der starre, ihn auf die Landstraße hinausstoßende Vater sind nicht realistisch gedacht. Der Phantasiemensch, den die Sehnsucht in die Ferne treibt, der jedoch über die realen Forderungen des Lebens stolpert und der lebenstüchtige Hüter der Scholle stehen sich fühlensfremd gegenüber. Die drei Akte, deren balladesker Reiz durch kürzere Pausen verstärkt würde, haben manchen dichterischen Zug, aber auch manchen bühnentechnischen Mangel. Gespielt wurde gut.

Uniontheater. Tschaikowsky, als Symphoniker uns vertraut, ist als Opernkomponist in Deutschland fast unbekannt. Nicht ohne Grund, die lyrisch sentimentale Oper in italienischem Geschmacke „Eugen Onegin", welche in Rußland große Popularität genießt, läßt uns kühl. Die von Madeleine Roubaud sorgfältig vorbereitete und hübsch ausgestattete Aufführung der wichtigsten Szenen fand anerkennenden Beifall. Elli Frank-Niggl (Tatjana) und der Pianist F. C. Müller dürfen hervorgehoben werden.

Verschiedenes aus aller Welt. Calderons Drama: „Der Prinz von Fez" wurde im Koblenzer Stadttheater mehrmals vor ausverkauftem Hause mit starker Wirkung gegeben. Vorliegende Berichte rühmen die von Damen und Herren der Gesellschaft unter der Leitung des Herrn Oberpfarrers a. D. Ley durchgeführte Wiedergabe der klassischen Dichtung. — Felix Nowowiejskis Oratorium „Quo vadis!" hat in kaum drei Jahren 92 Aufführungen erzielt. Besonders hervorragende Wiedergaben fand das oft genannte Werk in den letzten Wochen in Kiel, Kaiserslautern, Lemberg, Baltimore und Indianapolis. Vorbereitet werden Aufführungen in Berlin, Hamburg, Posen, Bonn, Barmen, Bochum und in verschiedenen amerikanischen Großstädten. — Die heurige Tagung der Goethegesellschaft in Weimar stand unter dem Eindruck der Trauer. Der verstorbenen Vorsitzenden Erich Schmidt und Jakob Minor gedachte Dr. v. Oettinger, der Direktor des Goethe-Schillerarchives, in fein und warm charakterisierenden Ausführungen. Als ihre Nachfolger wurden der frühere preußische Minister und jetzige Oberpräsident der Rheinprovinz Freiherr von Rheinbaben und Geheimrat v. Bürklin (Karlsruhe) gewählt. Der Festredner Professor Dr. Seuffert (Graz) gab in Anknüpfung an das Säkulargedenken eine Charakteristik Wielands und seinen Beziehungen zu Weimar. Ein Ausflug führte nach Oßmannstedt an Wielands Grab. — Lewis Wallaces Roman „Jude Ben Hur" gelangte in der wirksamen Dramatisierung Joseph Jufingers auf der Passionsbühne in Thiersee bei Kufstein mit begleitender Musik Prof. Weißenhofers erfolgreich zur Uraufführung. — Unter Mitwirkung des Münchener Konzertvereinsorchesters wurde „Loys", eine dramatische Legende von Gustave Doret, in Vevey mit großem Beifall zum ersten Male aufgeführt. — Für den Neubau eines Stadttheaters in Krefeld, das 1200 Sitzplätze enthalten soll, wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Die Baukosten sind auf 1'600,000 Mark veranschlagt. — Ein künstlerisch sehr glücklich verlaufenes Musikfest wurde in Königsberg i. P. abgehalten. Solostücke und Chöre aus Mozarts „Idomeneo" wurden in großer Vollkommenheit geboten. Da sich die Bühnen der Oper des Fünfundzwanzigjährigen nur selten erinnern, so war eine konzertmäßige Wiedergabe nicht ungerechtfertigt. Die Aufführung von Joh. Sebastian Bachs großer Messe in H-Moll war der alles krönende Abschluß des Festes. — In Eisenach wurde anläßlich der Tagung des Deutschen Bühnenvereins eine Uraufführung mit bekannten Gästen besetzt geboten. Herbert v. Fuchs' „Katharina von Medici" unterschied sich jedoch nach Berichten nichts von den vielen mißglückten Versuchen, mit einem großen Aufwand von leidenschaftlichen Worten die Renaissance zu beleben. Die Aufnahme war höflich. — Geringen Erfolg hatte Eulenbergs Versschwank: „Das Geheimmittel", der in Breslau uraufgeführt wurde. In derber Holzschnittmanier wird ein Apotheker geschildert, der der leichtgläubigen leidenden Menschheit das Geld aus der Tasche lockt. — Der auch in Deutschland bekannte junge isländische Dichter Johann Sigurjonsson kam am Kopenhagener kgl. Theater mit einem neuen Bühnenwerk: „Der Hof Hraun" zu Wort. Das Stück bringt nach Berichten reizvolle Bilder aus dem Volksleben Islands. Leider konnten die poetischen Schönheiten die dramatischen Schwächen nicht völlig ausgleichen. — „La nuit de Shakespeare" von van Offel hatte in Brüssel Erfolg. Die Kritik meint jedoch mit Recht, der Dichter sei so groß, daß seine Gestalt als leichtfertige Komödienfigur peinlich wirke.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Schwarzseher haben an den Börsen erheblich zugenommen. Es mehren sich die deutlichen Zeichen des Tiefganges unserer industriellen Konjunktur und geben denen Recht, welche schon seit Semesterfrist einem kommenden Rückgang unserer Wirtschaftslage lebhaft das Wort gesprochen hatten. Speziell in der Montanbranche beweisen die fortschreitenden Preisermässigungen, dass Absatz, Konsum und Nachfrage nicht mehr im Einklang miteinander stehen. Die Marktberichte in der Eisensparte geben besonders zu ernsten Bedenken Anlass. Dazu kommen die andauernde grosse Anspannung am Geldmarkt, die anormale und überall befremdende Geldknappheit und die ernsten Folgen, welche für Handel, Industrie und Börse dadurch entstanden sind. Die verschiedentlichen, stets sich widersprechenden Meldungen aus der Balkanpolitik vermochten ebenfalls die vorherrschende Börsenfläue zu verstärken. Die Betrachtungen über die voraussichtliche Gestaltung der Konjunkturverhältnisse nahmen zeitweise einen derart bedrohlichen Charakter an, dass seitens Börse und Grossbankwelt mit Recht alle Massnahmen zur Einschränkung und Eindämmung der fortlaufend grossen Millionenbedürfnisse aus der Industrie getroffen werden mussten. Die Handelszeitungen wissen schon seit Monaten ununterbrochen von Kapitalsvermehrungen und Geldnachfrage der gesamten Industrie zu melden. Alle Branchen sind mit beträchtlichen Emissionen für Industriezwecke beteiligt. Die lähmende Geldverteuerung und vor allem die Reserviertheit der Finanziers haben jedoch bereits ein gut Teil dieser Geldansprüche abgelehnt und für einen späteren Termin zurückgestellt. Bei den hochgespannten Geldsätzen an den Börsen und der beunruhigenden Zuspitzung der Privatsätze ist es natürlich ausgeschlossen, dass die Notenbankinstitute und vornehmlich unsere Reichsbank für die nächste Zeit günstigere Ausweise zeigen. Nachweisbar sind seit der letzten Kriegsfurcht noch immer erheblich grosse Summen Bargelder dem Verkehr entzogen. Nur langsam kommen diese thesaurierten Beträge wiederum in die Kanäle des offenen Geldmarktes. Die in letzter Zeit zur Zeichnung aufgelegten hochverzinslichen Auslandsanleihen konnten hierdurch besonders profitieren. Auch die zur Emission gelangten grossen $4\frac{1}{2}$—5% rentierenden deutschen Industrieobligationen erzielten durch die dadurch freiwerdenden Barsummen meist glänzende Erfolge. Der Markt der heimischen Staatsrenten geriet allerdings ins Hintertreffen. — Wahrnehmungen aus früheren Jahren lassen den sicheren Schluss zu, dass die Börse in der Kalkulation des Industriewerdeganges weit über das Ziel des Sachlichen hinausgegangen ist. Es konnte und musste unausbleiblich sein, dass nach Jahren äusserst seltener und gewinnreicher Epochen eine Abflauung möglich sein kann. Die innere Lage der hochmodern angelegten Industriewerke und die seit Jahren ununterbrochen vorgenommenen Bilanzreserven der leitenden Gesellschaften lassen mit anderen Momenten jedoch keineswegs eine Rückgangsperiode von längerer Dauer erwarten. Auf die jetzige Zeit eines ruhigeren Geschäftsganges wird sicherlich in Bälde die alte lebhafte Tätigkeit von Handel und Industrie der deutschen Kreise einsetzen. Das grosszügige Arbeiten des deutschen Stahlwerkverbandes, dessen wertvolle Beziehungen zum Auslande, die durchaus befriedigenden Nachrichten des deutschen Kohlensyndikates sind ebenfalls Marksteine einer immer noch gesunden Situation des inländischen Montangebietes. Nach einer vollkommen beruhigten Auslandspolitik kann damit gerechnet werden, dass die gesamte deutsche Industrie einen neuen Impuls erhält und dadurch in die Lage versetzt wird, wiederum mächtig und tonangebend den Weltmarkt zu beherrschen. Die leichte Abschwächung, welche in den letzten Wochen wahrgenommen werden musste, wird durch die Neubestellungen, speziell vom Balkan, genügend ausgeglichen werden. — Der Verkehr an den Börsen war naturgemäss in seiner Allgemeintendenz fast durchweg schwach und grosse Kursverluste mussten auf der ganzen Linie verzeichnet werden. Die seither vorhandene starke Widerstandsfähigkeit hielt jedoch trotzdem an. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit konnten denn auch Deckungskäufe in allen Industrieaktien registriert werden. Die Wiederkehr der bisher fehlenden Auslandsgelder und die überaus günstigen Ziffern des deutschen Aussenhandels im April-Monat verhalfen den Börsen zu neuer Tatkraft. Die Wahrnehmung von ernsten Zerwürfnissen zwischen den Balkanländern und die scharfen Gegensätze zwischen Japan und der amerikanischen Union, sowie die Annäherung Spaniens an die Triple-Alliance blieben dagegen auffallenderweise unbeachtet.

München. M. Weber.

Aus Bädern und Kurorten.

Bad Orb. Vielfach kommen Anfragen nach hier um Auskunft über das Schicksal der angeblich im Winter v. J. ausgebliebenen Philippsquelle. — Der starke Sprudel der Philippsquelle sollte versiegt sein, aber das war überhaupt nicht der Fall. Unerhebliche Störungen des Auslaufes rührten daher, dass das im Jahre 1839 eingebaute Steigrohr aus Messing in der Naht aufgeplatzt war und mit den einfassenden Holzröhren nicht mehr in vorschriftsmässiger Verbindung war. Nachdem ein neues kupfernes Rohr eingebaut worden ist, springt die Quelle stärker wie zuvor Seit Anfang März ist nicht die geringste Störung vorhanden. Störungen der oben bezeichneten Art können aber im Laufe der Jahre bei jeder tiefgebohrten Solquelle vorkommen. — Im vorliegenden Falle trug das genähte Messingrohr die Schuld, da man im Jahre 1839 gezogene Kupferrohre noch nicht kannte — Seit vergangenem Jahre ist die Bautätigkeit in Bad Orb eine ausserordentlich lebhafte gewesen; eine ganze Reihe von Villen ist neu erbaut, mehrere vielfach erweitert worden.

Für die Reisezeit

richten wir an unsere Leser und Freunde ganz besonders die herzliche Bitte, in **Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants** und **Cafés** stets nachdrücklichst die »Allgemeine Rundschau« verlangen zu wollen. Bei längerem Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort dürfte es sich empfehlen, das Auflegen seiner Leiblektüre zu beanspruchen. Wenn die »Allgemeine Rundschau« irgendwo nicht zu haben ist, bitten wir, die Geschäftsstelle, München, Galeriestr. 35a, freundlichst verständigen zu wollen. — Auch auf **Bahnhöfen** wolle man stets die »A. R.« verlangen.

Kirchliche Kunst. Herrn Ferdinand Stuflesser, St. Ulrich Gröden (Tirol): „Die für eine Seitenkapelle unserer neuen Generalats- und Kollegiumskirche bestimmte 1.70 m hohe Statue des hl. Antonius von Padua ist glücklich hier angekommen. Alle, die diese Statue sehen, bewundern die kunstvoll ausgeführte und zum andächtigen Vertrauen stimmende Arbeit. Der Preis für die Statue, den ich beigeschlossen sende, ist in Anbetracht der schönen Arbeit sehr gering. Möge daher der heilige Wundermann durch Beschaffung von vielen Aufträgen reichlich belohnen. Mit vielen Grüßen und in aller Hochachtung Ihr ergebenster P. Fulgens Hinterlechner, Generaldefinitor des Kapuzinerordens. Rom, am Feste des hl. Antonius 1912.“

Frühere Jahrgänge der „Allgem. Rundschau“

1. Jahrgang 1904 (39 Nummern) geb. 5 Mk. (statt 9.50), brosch. Mk. 3.— (statt 7.20). — II., III., IV., V., VI., VII., VIII. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je Mk. 6.— (statt 11.90), brosch. Mk. 4.— (statt 9.60)

Der Jahrgang 1912 kostet geb. M. 6.80, brosch. M. 4.80.

Zu beziehen durch die

Expedition der „Allgemeinen Rundschau“, München.

Prachtvolles Geschenk für alle Zeiten des Jahres.

Auf Höhenpfaden.

Gedichte.

Aus Originalbeiträgen der „Allgemeinen Rundschau.“

Herausgegeben von Dr. Armin Kausen. 350 S. 8°. Feinster Salonband. Preis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau“ M. 2.—, für Nichtabonnenten M. 3.—.

Zu beziehen gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“, München.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste Abonnentenzahl auf.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospeckte kostenlos. **Dr. Becker**,

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose**, neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension. Besitzer **Hans Scharmann**, früher Besitzer d. Post.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Amrum-Norddorf. Nordseepensional Hüttmann.
Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen. Seebad. Strandbäder 30 Pf. **Keine Kurtaxe.** El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung **mit** Verpfleg. bei d. **meisten** Zimmern tägl. **4.25** M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — **Kathol. Gottesdienst** ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè
Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. **Schär**, ständig im Hause.
Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Schweiz **Tessenberg** (Préles) 820 m ü. m. am **Bielersee**. Bevorzugter Luftkurort, schönstes Ausflugsziel. Route: Basel-Délémont-Biel-Bern-Simplon.
Neue Drahtseilbahn von Station Ligerz.
Hotel-Pension Mont-Souhait.
Deutsch geführtes Haus, ruhiger stärkender Aufenthalt, schöne Tannenwaldungen, **ebene** Spaziergänge, Alpenpanorama. Pension von Fr 7.— an. Prospekte. **F. Durrer.**

Rom
reisende Priester finden gute Aufnahme im
Priesterheim St. Michael
Lungtevere Farnesina 40, Roma.
Leitung deutsche Franziskanerbrüder.
Mässige Preise. **Kapelle im Hause.**

Bad Nauheim
Villa Maria Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Luzern
(Schweiz)
In vorwiegend katholischer Gegend, in prächt., staubfreier und etwas erhöhter Lage ist eine mit allem Komfort ausgestattete und solid gebaute
Villa
zu verkaufen.
Preis 70000 Mark.
Eine andere Villa mit Autogarage à 75000 Mk.
Billige Steuerverhältn.
Offerten richte man an E. Abry, Dreilindenstr. 12, Luzern (Schweiz).

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz
alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden
Henssons-Kasten.
Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.
Otto Henss Sohn. Weimar 303 N.

Füssen-Faulenbach.
800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser **Hohenschwangau, Neuschwanstein** und **Linderhof. Schwefelbad.**

SANATORIUM HOHENWALDAU
bei Stuttgart.
Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte.
Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.
Besitzer: **DR. KATZ**, Oberstabsarzt a. D.

Prien am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg**, kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Gerühmte **französische** und **Dr. Lahmann-Küche.** Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach **Dr. Lahmann** bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)
Gasthof und Pension zum Ochsen.
Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer **Kosmas Scherer.**

Kath. Gesellschaftshaus München
Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.
Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen. **ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.** Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts

Abbazia :: Pension Wienerheim
Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo— Istrien. Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet
Kurfürstenhof
Berlin W, Kurfürsten-Str. 33
an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.
:: Behagliches ::
Familien-Hotel
Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause. Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Attendorner Tropfsteinhöhle
Grösste und schönste Höhle Deutschlands!
Am Bahnhof Attendorn — im Sauerland.
Strecke: Köln—Overath—Attendorn—Finnentrop u. Hagen—Finnentrop-Betzdorf. Täglich geöffnet.
Elektrisch beleuchtet mit 600 Lampen.
Prospekte gratis d. die Höhlenverwaltung.
Sehenswürdigkeit ersten Ranges!

Bad Orb
Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Scherf** u. d. **Schwester Oberin.**

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe deren Ursachen deren Komplikationen
Die an Kohlensäure überreichen Solsprudel von Orb, seine Lage in den Ausläufern des Spessarts in einem wald- und wiesengeschmücktem Tale mit abwechslungsreicher Steigung, für Terrainkuren, seine an Kohlensäure und Lithion reiche Trinkquelle, die **Martinusquelle**, als Kampfmittel gegen Ursachen und Folgen der Herzfehler und der Aderverkalkung: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstockungen in Lunge und Unterleibsorganen, Stockung d. Gallenflusses, Verdauungsstörungen machen „das Kleinod d. Spessarts“ zu ein. Wallfahrtsstätte für Herz- u. Gefässkranke, zu ein. Heilbade für die vielfachen Ursachen u. Komplikationen d. Herzleiden. Ein ruhiges Heim findet dort jeder in der von Barmherzigen Schwestern geleiteten Kurpension St. Elisabeth.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.60 (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandeln. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 7. Juni 1913. X. Jahrgang.

Die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“,

Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kausen, wird ab 1. Juli 1913 Herr Dr. Ferdinand Abel übernehmen. Hiezu schreibt die „Kölnische Volkszeitung“ (Nr. 460 vom 29. Mai 1913):

„Dr. Abel, ein geborener Nassauer, steht im 43. Lebensjahre und geniesst den Ruf eines tüchtigen Journalisten. In sorgfältigen, mit ausgezeichneter Promotion bei Lujo Brentano abgeschlossenen rechts- und staatswissenschaftlichen Studien an den Universitäten Würzburg, Marburg und München und in 15 jähriger Praxis als politischer Redakteur an angesehenen rheinischen Zentrumsblättern, an der Zentrale des Volksvereins in M.Gladbach, an der Redaktion der C. P. C. und zuletzt während dreier Jahre als Leiter des Landesausschussekretariats der preussischen Zentrumspartei in Berlin, hatte er Gelegenheit, ein Mass von Kenntnissen und politischer Erfahrung zu sammeln, das ihn befähigt, die „Allgemeine Rundschau“ im Einvernehmen mit den Erben Dr. Armin Kausens in den von ihrem unvergesslichen Begründer vorgezeichneten bewährten Bahnen weiterzuführen. Längere Aufenthalte in Süddeutschland, insbesondere Bayern, lassen Dr. Abel auch als mit den süddeutschen Verhältnissen durchaus vertraut erscheinen. Dies ist für die in ganz Deutschland gleichmässig verbreitete „Allgemeine Rundschau“ von besonderer Wichtigkeit. Es erfüllt uns mit Genugtuung, zu konstatieren, dass die Hinterbliebenen Dr. Armin Kausens mit bestem Gelingen alles darangesetzt haben, die unentbehrlich gewordene Wochenschrift, den Stolz der deutschen Katholiken, auf der alten Höhe zu erhalten. Wir wünschen ihr weitere gedeihliche Entwicklung und stets wachsende Verbreitung.“

Wir richten an unsere Mitarbeiter, Leser und Freunde die herzliche Bitte, gemeinsam mit der neuen Redaktion, welche die „Allgemeine Rundschau“ ganz im Sinne des edlen Begründers fortzuführen gewillt ist, an der immer grösseren Ausgestaltung und Verbreitung derselben mitzuwirken.

Die Familie des Verstorbenen als die jetzigen Inhaber des Verlags möchten nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit den herzlichsten Dank dafür auszusprechen, dass auch nach dem Tode des „tapferen Kämpen für Kirche und Vaterland, Glauben und Sitte“ die Abonnenten ohne Ausnahme in der alten stattlichen Zahl der „Allgemeinen Rundschau“ treu geblieben sind. So wird die „Allgemeine Rundschau“ in der Tat für Dr. Armin Kausen ein Denkmal bleiben aere perennius.

München, 1. Juni 1913.

Verlag der „Allgemeinen Rundschau“.

„Oh Kallias!“

Von Domkapitular Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Aus der Pfalz, Ludwigshafen, bringt das Morgenblatt Nr. 142 der „Frankfurter Zeitung“ folgende Mitteilung:

„Das Ministerium Hertling, von der Zentrumspresse geschoben und gedrängt, macht nun ernst mit den seit Monaten drohenden Maßnahmen gegen den von den freireligiösen Gemeinden des Königreichs teilweise seit langen Jahren eingeführten Religionsunterricht. Schon im Februar erschienen entsprechende Brandartikel in den beiden maßgebenden Zentrumsblättern des Landes, die der Staatsregierung Mangel an Umsicht in der Fürsorge für die religiöse Erziehung der Schuljugend vorwarfen und die Nachahmung des preußischen Ministeriums forderten. Ein Artikel in der „Kölnischen Volkszeitung“ gegen den Anspruch der Dissidentenkinder goß noch mehr Oel ins Feuer. Die im Bereiche des Bezirksamts Ludwigshafen a. Rh. im April ds. Jrs. ergangene Aufforderung an die Eltern freireligiöser Kinder, ihre Kinder am konfessionellen Unterricht der Volksschulen teilnehmen zu lassen, ist in dem Städtchen Oggersheim, den Dörfern Rheingönheim, Maudach usw., sowie den ehemaligen Dörfern, jetzigen Ludwigshafener Vorstädten Mundenheim und Friesenheim (wo die Volksschulen konfessionell sind, während die eigentliche Stadt nur simultane hat) mit Wirkung vom 2. Mai zum Befehl erhoben worden. Die widerstrebenden Kinder und Eltern werden gleichzeitig mit Strafen bedroht. Eine gestern von der freireligiösen Gemeinde Ludwigshafen abgehaltene große öffentliche Protestversammlung nahm nach schlagenden Ausführungen des Vorsitzenden Stadtrat Gerisch, sowie des Predigers Dr. K. Weiß eine energische Resolution an, welche die betroffenen Eltern (bisher 75 mit 155 Kindern) auffordert, sich dem als ungesetzlich bezeichnetem Zwang nicht zu fügen.“

Der Artikel, der „noch mehr Oel ins Feuer gegossen“ haben soll, ist in Nr. 316 der „Kölnischen Volkszeitung“ sowie auch in Nr. 109 der „Pfälzer Zeitung“ erschienen. Er stammt von einem höheren Gerichtsbeamten und ist der streng juristisch durchgeführte Beweis, „daß die Genehmigung eines konfessionslosen Unterrichtes, welcher zum Ersatz des allgemeinen Religionsunterrichtes den Kindern der Freidenker erteilt wird, der Verfassung ganz besonders widerspricht“. „Denn es wird von letzteren (den Freidenkern) zugegeben, daß sie das Christentum bekämpfen, und es geht aus dem der Regierung vorgelegten Programm des Dr. Ernst Horneffer in München (Konfessionsloser Moralunterricht. Jena, Diederichs, Seite 29.) hervor, daß er den Pantheismus als Grundlage des sogenannten Ersatzunterrichtes bekennt.“

Aber „Religion ist nicht jeder beliebige Glaube, sondern nur ein solcher, der auf der Verehrung einer persönlichen Gottheit beruht...“ „Atheismus und Pantheismus sind demnach keine Religion.“ „So Seydel in seinem Bayerischen Staatsrecht, Band 3, Seite 486. Solche Lehren müssen aber, wie mit Recht in den erwähnten Ministerialentschließungen vom 2. und 5. November 1851 (nach den Erfahrungen der Revolution, D. E.) betont ist, zum Verfall des Glaubens und der hierauf gegründeten bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse führen.“

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die „Brandartikel“ der bayerischen Zentrumsblätter und besonders der oben angeführte Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 316, der auch die Plenarentscheidung des bayerischen obersten Verwaltungsgerichtshofes vom 23. Oktober 1889 (Band 11 der Entscheidungen, Seite 17) ausführlich und gründlich als irrtümlich und unrichtig erweist, „Oel ins Feuer“ oder besser gesagt Oel in die Lampe des Herrn Ministers für Kirchen- und Schulangelegenheiten gegossen haben sollte, denn: „oh Kallias!“

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau" für die Reisezeit bestens empfohlen.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospeckte kostenlos. Dr. Becker,

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,** neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension. Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Amrum-Norddorf. Nordseepensional Hüttmann.

Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen. Seebad. Strandbäder 30 Pf. **Keine Kurtaxe.** El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung **mit** Verpfleg. bei d. **meisten** Zimmern tägl. **4.25** M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — **Kathol. Gottesdienst** ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè
Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause. Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Schweiz **Tessenberg** (Prêles) 820 m ü. m. am Bielersee. Bevorzugter Luftkurort, schönstes Ausflugsziel. Route: Basel-Délémont-Biel-Bern-Simplon.
Neue Drahtseilbahn von Station Ligerz.
Hotel-Pension Mont-Souhait.
Deutsch geführtes Haus, ruhiger stärkender Aufenthalt, schöne Tannenwaldungen, **ebene** Spaziergänge, Alpenpanorama. Pension von Fr 7.— an. Prospekte. **F. Durrer.**

Rom
reisende Priester finden gute Aufnahme im
Priesterheim St. Michael
Lungtevere Farnesina 40, Roma.
Leitung deutsche Franziskanerbrüder.
Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Bad Nauheim
Villa Maria Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. Beste **Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Luzern
(Schweiz)
In vorwiegend katholischer Gegend, in prächt., staubfreier und etwas erhöhter Lage ist eine mit allem Komfort ausgestattete und solid gebaute
Villa
zu verkaufen.
Preis 70000 Mark.
Eine andere Villa mit Autogarage à 75000 Mk.
Billige Steuerverhältn.
Offerten richte man an E. Abry, Dreilindenstr. 12, Luzern (Schweiz).

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz
alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden
Henssop-Kasten.
Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.
Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Füssen-Faulenbach.
800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

SANATORIUM HOHENWALDAU
bei Stuttgart.
Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte.
Physikal.-diät. Heilverfahren: Moderner Komfort. Prospekt gratis.
Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Prien am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg,** kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Gerühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)
Gasthof und Pension zum Ochsen.
Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer **Kosmas Scherer.**

Kath. Gesellschaftshaus München
Hotel u. Restaurant. Brunnstr. 7.
Dem hochw. Klerus, allen Reisenden und Vereinen bestens empfohlen.
ca. 40 Hotelzimmer. — Säle. — Gesellschaftszimmer. — Elektr. Licht. — Zentralheizung.
Treffpunkt der Katholiken Münchens u. von auswärts

Abbazia :: Pension Wienerheim
Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo—Istrien. Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet
Kurfürstenhof
Berlin W, Kurfürsten-Str. 33
an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.
:: Behagliches ::
Familien-Hotel
Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause. Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Attendorner Tropfsteinhöhle
Grösste und schönste Höhle Deutschlands!
Am Bahnhof Attendorn — im Sauerland.
Strecke: Köln—Overath—Attendorn—Finnentrop u. Hagen—Finnentrop-Betzdorf. Täglich geöffnet.
Elektrisch beleuchtet mit 600 Lampen.
Prospekte gratis d. die Höhlenverwaltung.
Sehenswürdigkeit ersten Ranges!

Bad Orb
Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe deren Ursachen deren Komplikationen
Die an Kohlensäure überreichen Solsprudel von Orb, seine Lage in den Ausläufern des Spessarts in einem wald- und wiesengeschmücktem Tale mit abwechslungsreicher Steigung, für Terrainkuren, seine an Kohlensäure und Lithion reiche Trinkquelle, die **Martinusquelle,** als Kampfmittel gegen Ursachen und Folgen der Herzfehler und der Aderverkalkung: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstockungen in Lunge und Unterleibsorganen, Stockung d. Gallenflusses, Verdauungsstörungen machen „das Kleinod d. Spessarts" zu ein. Wallfahrtsstätte für Herz- u. Gefässkranke, zu ein. Heilbade für die vielfachen Ursachen u. Komplikationen d. Herzleiden. Ein ruhiges Heim findet dort jeder in der von Barmherzigen Schwestern geleiteten Kurpension St. Elisabeth.
Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Scherf** u. d. Schwester Oberin.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der unterzeichnete Vorfriede und der drohende Nachkrieg.

Sir Edward Grey hat seine ganze Autorität als englischer Minister und Vorsitzender der Botschafter-Reunion eingesetzt, um endlich auch die obstinaten Serben und Griechen zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu veranlassen. Am 30. Mai setzten die Vertreter aller kriegführenden Staaten ihre Unterschrift unter das Friedensdokument; der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanverbündeten erhielt seinen Totenschein, und es war, als ob man nach dem Vorbild des alten französischen Thronwechsel-Zeremoniells den Ruf anschließen müßte: Es lebe der neue Krieg — zwischen Bulgarien und Serbien! Die bulgarischen Bevollmächtigten reisten nach der Unterzeichnung sofort ab, um vor aller Welt zu bekunden, daß Bulgarien im Punkte der Beuteverteilung sich nicht auf die Großmächte, sondern auf sein eigenes Schwert verlassen wolle. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hatte kurz vor der Londoner Unterzeichnung eine dreiste Rede gehalten, die in Sofia als eine Herausforderung und in Wien als eine nicht mehr ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit empfunden wurde. Herr Paschitsch behauptete u. a. mit einem deutlichen Blick auf Oesterreich, daß eine Großmacht den Serben für den Verzicht auf die Adriaküste eine Entschädigung im Wardartale versprochen habe. Oesterreich bestritt sofort diese Behauptung, und als die bulgarische Presse auf den russischen Busch klopfte, kam auch von da die Erklärung, Rußland habe eine solche Kompensation nicht versprochen. Die Bulgaren halten sich an den Vertrag, der vor dem Kriege geschlossen ist und lehnen es entschieden ab, aus „ihrem“ Mazedonien den Serben eine Entschädigung für den an anderer Stelle entgangenen Gewinn zu geben. Zar Ferdinand ist ein geriebener Politiker. In Erwartung des Beutestreits hat er den Ausgleich mit Rumänien wegen Silistrias beschleunigt und sich damit Rückendeckung im Norden gesichert, auch gegen Rußland. Ferner hat er auf die Unterzeichnung des Präliminarfriedens gedrängt, um seine Truppen möglichst bald von der neuen türkischen Grenze zurückziehen und gegen die serbischen und griechischen Nebenbuhler verwenden zu können. Kommt es zur Kraftprobe, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien sich als der Stärkere erweisen und die Hegemonie auf dem Balkan an sich reißen. Wird dagegen der Krieg durch die Einwirkung von Rußland diesmal noch vermieden, so ist er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, da dann die alte Mißgunst fortwährt, und namentlich der serbische Größenwahn seine friedensgefährliche Rolle weiterspielen wird. Man sieht, daß der Balkan auch fortan noch, obschon der angebliche Störenfried Türkei vor die Tür gesetzt ist, noch der Wetterwinkel Europas bleiben will. Obschon wir mit der armen contribuens plebs menschliches Mitleid haben, müssen wir doch gestehen, daß es im Interesse Europas besser wäre, wenn die ungezogenen Serben von ihren bulgarischen Nachbarn eine heilsame Tracht Prügel bekämen und überhaupt die Vorherrschaft am Balkan den Bulgaren zufiele. Denn mit Sofia kann Wien eher zu einem modus vivendi kommen, als mit Belgrad. Bei der bulgarischen Hegemonie ist auch die Zukunft Albaniens eher zu sichern, als wenn die Serben und Montenegriner mit ihrem kleinlichen Brotneid vorherrschend blieben.

Was bei der Abgrenzung von Albanien sehr hervortrat, wird jetzt durch den Beutestreit völlig klargestellt: das Nationalitätsprinzip, das die Balkanstaaten an ihre Kriegsfahne geheftet hatten, ist dekoratives Beiwerk; jeder Staat sucht möglichst viel Land und Leute zu erobern, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sprache und des Bekenntnisses zu bekümmern, da er die Absicht hat, den Zuwachs in der Zukunft zu seiner Nationalität zu „bekehren“. Wie man auch die Grenzstriche ziehen mag, die nationalen und konfessionellen Verhältnisse sind dort zu Lande so verzwickt, daß es immer Vergewaltigungen und Klagen und Streitigkeiten geben wird.

Die Großmächte überlassen nun die Auseinandersetzungen zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen diesen Staaten selbst, ohne sich anders als mit vermittelnden Ratschlägen einzumischen. Die Großmächte selbst haben ja auch noch genug zu tun mit den offiziellen Aufgaben, die sie sich in dem Vorfrieden vorbehalten haben, nämlich der Abgrenzung Albaniens im Süden und der Aufteilung der Aegäischen Inseln. Unsere Offiziösen sagen: „Zwischen den Großmächten scheint jede Gefahr eines Zusammenstoßes beseitigt, und die letzten Wolken im nahen Osten werden sich hoffentlich bald zerstreuen.“ Die letztere Hoffnung ist noch recht gewagt, doch richtig ist wohl die Ansicht, daß zu einer europäischen Konflagration jetzt bedeutend weniger Anlaß vorliegt, als bisher. Rußland könnte Serbien wohl im Falle eines Konflikts mit Oesterreich unterstützen, aber schwerlich in einem Konflikt mit Bulgarien. Und wenn bei der Abgrenzung von Albanien oder bei der Verteilung der Inseln Zwistigkeiten entstehen, so ist Griechenland der klagende Teil, und das ist glücklicherweise kein slawischer Staat. Quertreibereien von seiten der russischen Panslawisten und der französischen Chauvinisten sind freilich noch möglich bei den Verhandlungen über die albanische Staatsordnung und die Besetzung dieses neuen Thrönchens; doch sollte man denken, daß Oesterreich und Italien, die berufenen Pflegeräte, nach den bisherigen Erfahrungen Mut genug haben, um sich jede arglistige Einmischung einfach zu verbitten.

Russische Spione im österreichischen Heer.

Es ist gut, daß der europäische Friede sowohl während der bosnischen Annexionskrisis als in den jüngsten Balkanwirren erhalten geblieben ist. Die Genugtuung darüber wird noch verstärkt durch die Enthüllung, daß Rußland sich seit Jahren im Besitz der wichtigsten österreichischen Militärgeheimnisse befindet. Der rollende Rubel hatte im habsburgischen Heer ein Unheil angerichtet, dessen Aufdeckung einen wahren Schrecken hervorrufen mußte. Die Entlarvung eines Oberleutnants Mandritsch war nur ein kleines Vorspiel. Bald stellte sich heraus, daß der Oberst Redl, der früher selbst an der Spitze des österreichischen Nachrichtenbureaus gestanden hatte und dann Chef des Generalstabs des böhmischen Korpskommandanten geworden war, den Russen alles ausgeliefert hat, was er in seinen hohen Stellungen erkunden konnte. Leider sollen Kameraden, die den Schuldigen verhaften sollten, ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gegeben haben. Das ist nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus zu bedauern, sondern würde auch gegen das wohlverstandene militärische und staatliche Interesse verstoßen. Denn nach Entdeckung des Skandals kam es darauf an, den ganzen Umfang der Korruption bloßzulegen und die sämtlichen faulen Elemente aus dem Heere und den übrigen Behörden und Gesellschaftskreisen zu beseitigen. Ob nach dem Tode des Hauptschuldigen das Werk der Aufklärung und Reinigung gründlich werden wird, ist sehr zweifelhaft. Die furchtbare Gefahr der Spionage, die hier so erschreckend zutage tritt, bedarf aber der sorgfältigsten und schärfsten Abwehr. Mit dem gelegentlichen Abfangen und Verurteilen des einen oder andern Spions oder Verräters ist wenig getan. Die militärischen und zivilen Autoritäten müssen alle Personen, die an wichtigere Geheimnisse herankommen, einer fortwährenden Bewachung unterwerfen, um festzustellen, daß sie keinerlei zweifelhaften Umgang haben, keinerlei Leidenschaften unterworfen sind, keinen anormalen Aufwand machen und sich überhaupt in ganz geregelten wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen befinden. Hätte man in Wien auf die „Passionen“ und den Aufwand des Obersten Redl ein aufmerksames Auge gehabt, so wäre dieser gefährliche Mensch schon längst unschädlich gemacht worden. Die „Gemütlichkeit“ ist da wirklich nicht am Platze. Wir wollen hoffen, daß es in Deutschland kein Seitenstück zu diesem Oberst und Stabschef gibt; aber da die russischen Rubel gewiß auch den Weg über die deutsche Grenze gesucht haben, so ist die strengste Kontrolle auch hierzulande geboten. Ohne Ansehen der Person, wenn man es klug anfängt, geht es auch ohne Kränkung der Person.

Das elsaß-lothringische Ausnahmegesetz.

Dieser Wechselbalg ist in der Geburt erstickt. Als die Zweite Kammer von Elsaß-Lothringen den Plan ihrer Regierung verurteilte, konnten die Machthaber noch allenfalls von demokratischer Befangenheit reden. Aber dann fällte die Erste Kammer ihren Spruch, jene Kammer, welche die Regierung selbst als Auslese der besten Kräfte des Landes und als Hort der rechten Staats- und Reichsweisheit geschaffen hatte. Und auch sie verwarf gegen wenige Stimmen ganz entschieden den unglückseligen Gedanken. Darauf folgte eine Interpellation im Reichstage. Deren Ergebnis war, daß der Reichskanzler ohne Wärme und ohne Hoffnung, nur anstandshalber das „pflichtbewußte“ Vorgehen der Landesregierung verteidigte, und die Parteien des Zentrums, sowie der Linken entschiedenen Widerspruch einlegten. Wenn nicht schon der Bundesrat dem Straßburger Antrage ein stilles Begräbnis bereitet, so wird er im Reichstage „glänzend“ durchfallen, da nur die Konservativen und vielleicht ein paar Nationalliberale für eine solche Vorlage stimmen würden. Der Reichskanzler bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um sich leidlich

Nämlich der „Lehrplan nebst Begründung", der von Dr. Horneffer dem Ministerium vorgelegt worden ist, will den „Zusammenbruch des dogmatischen religiösen Glaubens", den er sich einbildet, „*überwinden durch die Philosophie*", und zwar *durch den Pantheismus*. „Obwohl ich diese Weltanschauung selbst nicht teile", gesteht Horneffer, S. 29, „halte ich es für die *unbedingte Pflicht unseres Unterrichtes*, unsere Jugend mit dieser religiösen (? D. E.) Auffassung bekannt zu machen. Denn diese Auffassung ist nun einmal der religiöse Mutterboden der größten Kulturschöpfungen der Neuzeit geworden, wie ein Hinweis auf Goethe lehrt." Nun ist aber 1. der dogmatisch religiöse Glaube nicht zusammengebrochen, sondern steht ungebrochen fest auf dem Fels der katholischen Kirche; 2. ist zusammengebrochen gerade der Pantheismus, den Horneffer ja selbst nicht festhält; 3. ist der Pantheismus, wie Seydel erklärt, gar nicht religiös; 4. hat der Pantheismus gar keine Kulturschöpfung hervorgebracht, geschweige denn die „größten"; 5. wird Goethe bloß die Entdeckung des os intermaxillare zugestanden — oder ist der zweite Teil des Faust etwa eine Kulturschöpfung?; 6. antwortet Goethes Faust dem Famulus Wagner auf seine gutmütige Forderung: „doch ein Begriff muß bei dem Worte sein": „nur müßt ihr euch nicht allzu ängstlich quälen, denn eben, *wo Begriffe fehlen, stellt oft ein Wort zu rechter Zeit sich ein*"; und 7. wer hat denn Horneffers „Unterricht" die „unbedingte Pflicht" auferlegt, der Jugend den *von ihm selbst nicht geteilten* Pantheismus einzutrichtern? Difficile est, satyram non scribere.

Und gar Dr. Horneffers „Philosophie", durch die er den dogmatischen religiösen Glauben zu ersetzen versucht! (S. 22.) Auf diese „Philosophie" paßt nicht mehr das Wort: O vitae philosophia dux! Bei dem Namen „moderne Philosophie" muß ich immer an den Vortrag meines Professors Döllinger denken, der das Feld der modernen Philosophie mit einem Leichenacker verglichen hat, wo der eine Philosoph das System des anderen begraben und auf den Stein geschrieben habe: „hic jacet." Nach der heutigen Mode würden sie einander verbrennen und ihre „Aschenhäuflein" in Columbarien aufstellen mit Etiketten auf den Urnen, zum Beispiel „Cogito ergo sum", „Kategorischer Imperativ" und dergleichen.

„*Ich zweifle nicht*", schreibt Horneffer auf S. 29, „daß, wie man der Jugend in schlichter und verständlicher Weise die religiösen und sittlichen Grundgedanken eines *Sokrates*, *Plato* und *Aristoteles* vermitteln kann, ihr ebenso einen *wirksamen* Begriff von dem modernen Pantheismus geben kann im Anschluß an *Giordano Bruno* und *Spinoza*. Auf eine tiefere Einführung in die metaphysischen Gedanken, Gegensätze und Kämpfe der Neuzeit wird man verzichten müssen. Aber großes Gewicht möchte ich gelegt wissen auf eine Vermittlung der bedeutsamsten *ethischen Ideale* der letzten Jahrhunderte. Ich denke hiebei an das Bild des *Weisen Spinoza* und den kategorischen Imperativ *Kants*."

Ob Herr Dr. Horneffer mit seinen ethischen Idealen nur die Personen meint oder auch deren Systeme, ist nicht ganz deutlich. Spinoza starb an der Auszehrung, woran er sein ganzes Leben hindurch litt. Durch mäßige und behutsame Lebenshaltung hat er es auf 45 Jahre gebracht. Darin scheint auch seine ganze ethische Weisheit bestanden zu haben; Giordano Bruno, der ausgesprungene Dominikanermönch, kann nur von Leuten, die keine Kenntnis haben von der Unstätigkeit seines Lebenswandels und philosophierenden Denkens, unter die „bedeutsamen ethischen Ideale" für die Jugend gerechnet werden. Sonst nennt aber Herr Dr. Horneffer kein anderes „ethisches Ideal" mehr, nur noch den „*kategorischen Imperativ Kants*".

Das soll also eines „der bedeutsamsten ethischen Ideale" und gewissermaßen die Philosophie mit Vorzug sein, um den „dogmatischen religiösen Glauben" zu ersetzen! Aehnlich wie Döllingers Trauerrede über die moderne Philosophie lautet eine Abhandlung des *Paters Kempf* über „die Ratlosigkeit der modernen Philosophie" in den „Stimmen aus Maria Laach", Band 79, S. 21. Unter moderner Philosophie versteht der Verfasser besonders die Philosophie, „wie sie, *meistens auf Kant fußend*, auf den Kathedern unserer Hochschulen und in den literarischen Erzeugnissen der Gegenwart sich kundgibt". Er läßt die hervorragenden Forscher in Kants „Kulturschöpfungen": 1. „Kritik der reinen Vernunft", 2. „Kritik der praktischen Vernunft" und 3. „Kritik der Urteilskraft" sich selber aussprechen. Kants größter Verehrer, *Hans Vaihinger*, gibt offen zu, daß *in Kants Lehre offenbare Widersprüche* vorkommen, allein er entschuldigt Kants grobe Verstöße gegen die Gesetze des gesunden Denkens damit, daß der „menschliche Geist *vermöge seiner Einrichtung gezwungen*" sei, in Widersprüche zu verfallen. Diese logischen Unfälle Kants werden bestätigt durch *Paulsen* in seinem Buche „Kant". Paulsen schreibt S. 251, Kants Lehre habe „etwas eigentümlich Schillerndes, *zwischen Wissen und Nichtwissen schwebendes*; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt." Und diese Kennzeichnung der Philosophie Kants wird von Vaihinger für „ganz zutreffend" erklärt. Als Paulsen 1898 in einem Buche Kants Lehrgebäude darzustellen versucht hatte, fielen die anderen Kantforscher Cohen, Goldschmidt, Vaihinger, Hermann, Rickert, Romund und andere über das Buch her, um Kants reine Lehre gegen Paulsens falsche Darstellungen zu beschützen. Paulsen suchte sich zu verteidigen, allein er kam gegen diese Uebermacht der Kantvorkämpfer nicht auf. „*Meine Hoffnung*", gestand er schließlich, „*daß es überhaupt möglich sei über Kant zu reden und verstanden zu werden, ist längstens fast bis auf den Nullpunkt herabgesunken.*"

Und angesichts einer solchen Verzweiflung eines Paulsen zweifelt ein Horneffer nicht, daß er imstande sei, von der widerspruchsvollen Philosophie Kants den Knaben in den Flegeljahren und den Mädchen im Backfischalter einen „wirksamen Begriff" zu geben, und den „kategorischen Imperativ Kants" als „bedeutsamstes ethisches Ideal der letzten Jahrhunderte" vorzustellen! Bereits Schiller spottet über „Kant und seine Ausleger":

„Was doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." An den Bauten Kants haben die Kärrner freilich zu tun, aber mit dem *Abfahren von Schutt*. Ist denn die Schule ein Schuttabladeplatz? Herr Dr. Horneffer scheint die Schule als Abladeplatz zu behandeln für den Schutt, den er bei dem „Zusammenbruch" des verpfuschten Baues der Kantischen Philosophie sich erbettelt hat. Herr Dr. Horneffer glaubt offenbar, trotz Vaihinger, Paulsen, Cohen, Goldschmidt, Hermann, Rickert, Romund von Kant etwas zu verstehen, und das Kultusministerium, das seinen auf Spinozas und Giordano Brunos Pantheismus und Kants kategorischen Imperativ gegründeten konfessionslosen Moralunterricht genehmigt hat, scheint diesen Glauben zu teilen.

Da erlauben wir uns doch an folgendes Urteil zu erinnern, das *Exzellenz v. Hertling*, als er noch Professor der Philosophie war, über Kant gefällt hat. Es lautete: „In dem Kantschen Kritizismus ist die subjektivische Tendenz zu vollständiger Entwicklung gebracht. *Aufgegeben* ist die Objektivität des Erkennens in dem eigentlichen Sinne; *aufgegeben* ist das ganze Gebiet der übersinnlichen Wahrheiten; *die Denknotwendigkeit soll nicht mehr als Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gelten*; zugleich aber erscheint die menschliche Vernunft, ein neuer Tantalus, dazu verurteilt, unaufhörlich nach Erkenntnissen zu jagen, die ihnen doch niemals zuteil werden, *und diese Vernunft soll auf dem praktischen Gebiete als unbedingte und ausschließliche Gesetzgeberin gelten!!!*" „Das Heil der Philosophie", so schließt Hertling, „läßt sich nur durch *Ueberwindung der sämtlichen von Kant zusammengehäuften Irrtümer* gewinnen."

Herr Dr. Horneffer beruft in seinem von dem Kultusministerium genehmigten Schulprogramm auch die Geister des Sokrates und Plato. „*Oh Kallias*", redet Sokrates in seiner von Plato überlieferten Apologie einen Vater an, der seine Söhne zu einem Sophisten in die Schule geben wollte, „Oh Kallias! Wenn deine zwei Knaben *Füllen oder Kälber* wären, so müßten wir doch einen Mann gewinnen, der fähig wäre, sie in der ihnen als Füllen und Kälbern zukommenden Tüchtigkeit schön und gut zu machen (für Isarathen wäre das die Ausbildung zu Wettrennern oder Preistieren auf der Theresienwiese), und dazu würde ein Pferdezüchter oder ein Landwirt gehören. *Da sie nun aber Menschen sind, was für einen Vorsteher wirst du für sie nehmen?*"

So sprach Sokrates, wurde aber von dem Gerichte, das einige Jahre vorher die Hetäre Phryne unter dem „ästhetischen" Eindruck des sachverständigen Kunstgriffes ihres Anwaltes Hyperides von der Anklage des Atheismus freigesprochen hatte, zum Giftbecher verurteilt. Was würde wohl dem Sokrates, wenn er heute in Isarathen mit gleichem Freimut gegen die modernen, ministeriell genehmigten Sophistenschulen aufträte, geschehen, falls er dem verfassungsgesetzlich obersten Vormunde der Väter des Volkes wegen dieser Genehmigung auch zurufen würde: „Oh Kallias" usw.?

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der unterzeichnete Vorfriede und der drohende Nachkrieg.

Sir Edward Grey hat seine ganze Autorität als englischer Minister und Vorsitzender der Botschafter-Reunion eingesetzt, um endlich auch die obstinaten Serben und Griechen zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu veranlassen. Am 30. Mai setzten die Vertreter aller kriegführenden Staaten ihre Unterschrift unter das Friedensdokument; der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanverbündeten erhielt seinen Totenschein, und es war, als ob man nach dem Vorbild des alten französischen Thronwechsel-Zeremoniells den Ruf anschließen müßte: Es lebe der neue Krieg — zwischen Bulgarien und Serbien! Die bulgarischen Bevollmächtigten reisten nach der Unterzeichnung sofort ab, um vor aller Welt zu bekunden, daß Bulgarien im Punkte der Beuteverteilung sich nicht auf die Großmächte, sondern auf sein eigenes Schwert verlassen wolle. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hatte kurz vor der Londoner Unterzeichnung eine dreiste Rede gehalten, die in Sofia als eine Herausforderung und in Wien als eine nicht mehr ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit empfunden wurde. Herr Paschitsch behauptete u. a. mit einem deutlichen Blick auf Oesterreich, daß eine Großmacht den Serben für den Verzicht auf die Adriaküste eine Entschädigung im Wardartale versprochen habe. Oesterreich bestritt sofort diese Behauptung, und als die bulgarische Presse auf den russischen Busch klopfte, kam auch von da die Erklärung, Rußland habe eine solche Kompensation nicht versprochen. Die Bulgaren halten sich an den Vertrag, der vor dem Kriege geschlossen ist und lehnen es entschieden ab, aus „ihrem" Mazedonien den Serben eine Entschädigung für den an anderer Stelle entgangenen Gewinn zu geben. Zar Ferdinand ist ein geriebener Politiker. In Erwartung des Beutestreits hat er den Ausgleich mit Rumänien wegen Silistrias beschleunigt und sich damit Rückendeckung im Norden gesichert, auch gegen Rußland. Ferner hat er auf die Unterzeichnung des Präliminarfriedens gedrängt, um seine Truppen möglichst bald von der neuen türkischen Grenze zurückziehen und gegen die serbischen und griechischen Nebenbuhler verwenden zu können. Kommt es zur Kraftprobe, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien sich als der Stärkere erweisen und die Hegemonie auf dem Balkan an sich reißen. Wird dagegen der Krieg durch die Einwirkung von Rußland diesmal noch vermieden, so ist er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, da dann die alte Mißgunst fortwährt, und namentlich der serbische Größenwahn seine friedensgefährliche Rolle weiterspielen wird. Man sieht, daß der Balkan auch fortan noch, obschon der angebliche Störenfried Türkei vor die Tür gesetzt ist, noch der Wetterwinkel Europas bleiben will. Obschon wir mit der armen contribuens plebs menschliches Mitleid haben, müssen wir doch gestehen, daß es im Interesse Europas besser wäre, wenn die ungezogenen Serben von ihren bulgarischen Nachbarn eine heilsame Tracht Prügel bekämen und überhaupt die Vorherrschaft am Balkan den Bulgaren zufiele. Denn mit Sofia kann Wien eher zu einem modus vivendi kommen, als mit Belgrad. Bei der bulgarischen Hegemonie ist auch die Zukunft Albaniens eher zu sichern, als wenn die Serben und Montenegriner mit ihrem kleinlichen Brotneid vorherrschend blieben.

Was bei der Abgrenzung von Albanien sehr hervortrat, wird jetzt durch den Beutestreit völlig klargestellt: das Nationalitätsprinzip, das die Balkanstaaten an ihre Kriegsfahne geheftet hatten, ist dekoratives Beiwerk; jeder Staat sucht möglichst viel Land und Leute zu erobern, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sprache und des Bekenntnisses zu bekümmern, da er die Absicht hat, den Zuwachs in der Zukunft zu seiner Nationalität zu „bekehren". Wie man auch die Grenzstriche ziehen mag, die nationalen und konfessionellen Verhältnisse sind dort zu Lande so verzwickt, daß es immer Vergewaltigungen und Klagen und Streitigkeiten geben wird.

Die Großmächte überlassen nun die Auseinandersetzungen zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen diesen Staaten selbst, ohne sich anders als mit vermittelnden Ratschlägen einzumischen. Die Großmächte selbst haben ja auch noch genug zu tun mit den offiziellen Aufgaben, die sie sich in dem Vorfrieden vorbehalten haben, nämlich der Abgrenzung Albaniens im Süden und der Aufteilung der Aegäischen Inseln. Unsere Offiziösen sagen: „Zwischen den Großmächten scheint jede Gefahr eines Zusammenstoßes beseitigt, und die letzten Wolken im nahen Osten werden sich hoffentlich bald zerstreuen." Die letztere Hoffnung ist noch recht gewagt, doch richtig ist wohl die Ansicht, daß zu einer europäischen Konflagration jetzt bedeutend weniger Anlaß vorliegt, als bisher. Rußland könnte Serbien wohl im Falle eines Konflikts mit Oesterreich unterstützen, aber schwerlich in einem Konflikt mit Bulgarien. Und wenn bei der Abgrenzung von Albanien oder bei der Verteilung der Inseln Zwistigkeiten entstehen, so ist Griechenland der klagende Teil, und das ist glücklicherweise kein slawischer Staat. Quertreibereien von seiten der russischen Panslawisten und der französischen Chauvinisten sind freilich noch möglich bei den Verhandlungen über die albanische Staatsordnung und die Besetzung dieses neuen Thrönchens; doch sollte man denken, daß Oesterreich und Italien, die berufenen Pflegeräte, nach den bisherigen Erfahrungen Mut genug haben, um sich jede arglistige Einmischung einfach zu verbitten.

Russische Spione im österreichischen Heer.

Es ist gut, daß der europäische Friede sowohl während der bosnischen Annexionskrisis als in den jüngsten Balkanwirren erhalten geblieben ist. Die Genugtuung darüber wird noch verstärkt durch die Enthüllung, daß Rußland sich seit Jahren im Besitz der wichtigsten österreichischen Militärgeheimnisse befindet. Der rollende Rubel hatte im habsburgischen Heer ein Unheil angerichtet, dessen Aufdeckung einen wahren Schrecken hervorrufen mußte. Die Entlarvung eines Oberleutnants Mandritsch war nur ein kleines Vorspiel. Bald stellte sich heraus, daß der Oberst Redl, der früher selbst an der Spitze des österreichischen Nachrichtenbureaus gestanden hatte und dann Chef des Generalstabs des böhmischen Korpskommandanten geworden war, den Russen alles ausgeliefert hat, was er in seinen hohen Stellungen erkunden konnte. Leider sollen Kameraden, die den Schuldigen verhaften sollten, ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gegeben haben. Das ist nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus zu bedauern, sondern würde auch gegen das wohlverstandene militärische und staatliche Interesse verstoßen. Denn nach Entdeckung des Skandals kam es darauf an, den ganzen Umfang der Korruption bloßzulegen und die sämtlichen faulen Elemente aus dem Heere und den übrigen Behörden und Gesellschaftskreisen zu beseitigen. Ob nach dem Tode des Hauptschuldigen das Werk der Aufklärung und Reinigung gründlich werden wird, ist sehr zweifelhaft. Die furchtbare Gefahr der Spionage, die hier so erschreckend zutage tritt, bedarf aber der sorgfältigsten und schärfsten Abwehr. Mit dem gelegentlichen Abfangen und Verurteilen des einen oder andern Spions oder Verräters ist wenig getan. Die militärischen und zivilen Autoritäten müssen alle Personen, die an wichtigere Geheimnisse herankommen, einer fortwährenden Bewachung unterwerfen, um festzustellen, daß sie keinerlei zweifelhaften Umgang haben, keinerlei Leidenschaften unterworfen sind, keinen anormalen Aufwand machen und sich überhaupt in ganz geregelten wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen befinden. Hätte man in Wien auf die „Passionen" und den Aufwand des Obersten Redl ein aufmerksames Auge gehabt, so wäre dieser gefährliche Mensch schon längst unschädlich gemacht worden. Die „Gemütlichkeit" ist da wirklich nicht am Platze. Wir wollen hoffen, daß es in Deutschland kein Seitenstück zu diesem Oberst und Stabschef gibt; aber da die russischen Rubel gewiß auch den Weg über die deutsche Grenze gesucht haben, so ist die strengste Kontrolle auch hierzulande geboten. Ohne Ansehen der Person, wenn man es klug anfängt, geht es auch ohne Kränkung der Person.

Das elsaß-lothringische Ausnahmegesetz.

Dieser Wechselbalg ist in der Geburt erstickt. Als die Zweite Kammer von Elsaß-Lothringen den Plan ihrer Regierung verurteilte, konnten die Machthaber noch allenfalls von demokratischer Befangenheit reden. Aber dann fällte die Erste Kammer ihren Spruch, jene Kammer, welche die Regierung selbst als Auslese der besten Kräfte des Landes und als Hort der rechten Staats- und Reichsweisheit geschaffen hatte. Und auch sie verwarf gegen wenige Stimmen ganz entschieden den unglückseligen Gedanken. Darauf folgte eine Interpellation im Reichstage. Deren Ergebnis war, daß der Reichskanzler ohne Wärme und ohne Hoffnung, nur anstandshalber das „pflichtbewußte" Vorgehen der Landesregierung verteidigte, und die Parteien des Zentrums, sowie der Linken entschiedenen Widerspruch einlegten. Wenn nicht schon der Bundesrat dem Straßburger Antrage ein stilles Begräbnis bereitet, so wird er im Reichstage „glänzend" durchfallen, da nur die Konservativen und vielleicht ein paar Nationalliberale für eine solche Vorlage stimmen würden. Der Reichskanzler bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um sich leidlich

Nämlich der „Lehrplan nebst Begründung", der von Dr. Horneffer dem Ministerium vorgelegt worden ist, will den „Zusammenbruch des dogmatischen religiösen Glaubens", den er sich einbildet, „überwinden durch die Philosophie", und zwar durch den Pantheismus. „Obwohl ich diese Weltanschauung selbst nicht teile", gesteht Horneffer, S. 29, „halte ich es für die unbedingte Pflicht unseres Unterrichtes, unsere Jugend mit dieser religiösen (? D. E.) Auffassung bekannt zu machen. Denn diese Auffassung ist nun einmal der religiöse Mutterboden der größten Kulturschöpfungen der Neuzeit geworden, wie ein Hinweis auf Goethe lehrt." Nun ist aber 1. der dogmatisch religiöse Glaube nicht zusammengebrochen, sondern steht ungebrochen fest auf dem Fels der katholischen Kirche; 2. ist zusammengebrochen gerade der Pantheismus, den Horneffer ja selbst nicht festhält; 3. ist der Pantheismus, wie Seydel erklärt, gar nicht religiös; 4. hat der Pantheismus gar keine Kulturschöpfung hervorgebracht, geschweige denn die „größten"; 5. wird Goethe bloß die Entdeckung des os intermaxillare zugestanden — oder ist der zweite Teil des Faust etwa eine Kulturschöpfung?; 6. antwortet Goethes Faust dem Famulus Wagner auf seine gutmütige Forderung: „doch ein Begriff muß bei dem Worte sein": „nur müßt ihr euch nicht allzu ängstlich quälen, denn eben, wo Begriffe fehlen, stellt oft ein Wort zu rechter Zeit sich ein"; und 7. wer hat denn Horneffers „Unterricht" die „unbedingte Pflicht" auferlegt, der Jugend den von ihm selbst nicht geteilten Pantheismus einzutrichtern? Difficile est, satyram non scribere.

Und gar Dr. Horneffers „Philosophie", durch die er den dogmatischen religiösen Glauben zu ersetzen versucht! (S. 22.) Auf diese „Philosophie" paßt nicht mehr das Wort: O vitae philosophia dux! Bei dem Namen „moderne Philosophie" muß ich immer an den Vortrag meines Professors Döllinger denken, der das Feld der modernen Philosophie mit einem Leichenacker verglichen hat, wo der eine Philosoph das System des anderen begraben und auf den Stein geschrieben habe: „hic jacet." Nach der heutigen Mode würden sie einander verbrennen und ihre „Aschenhäuflein" in Columbarien aufstellen mit Etiketten auf den Urnen, zum Beispiel „Cogito ergo sum", „Kategorischer Imperativ" und dergleichen.

„Ich zweifle nicht", schreibt Horneffer auf S. 29, „daß, wie man der Jugend in schlichter und verständlicher Weise die religiösen und sittlichen Grundgedanken eines Sokrates, Plato und Aristoteles vermitteln kann, ihr ebenso einen wirksamen Begriff von dem modernen Pantheismus geben kann im Anschluß an Giordano Bruno und Spinoza. Auf eine tiefere Einführung in die metaphysischen Gedanken, Gegensätze und Kämpfe der Neuzeit wird man verzichten müssen. Aber großes Gewicht möchte ich gelegt wissen auf eine Vermittlung der bedeutsamsten ethischen Ideale der letzten Jahrhunderte. Ich denke hiebei an das Bild des Weisen Spinoza und den kategorischen Imperativ Kants."

Ob Herr Dr. Horneffer mit seinen ethischen Idealen nur die Personen meint oder auch deren Systeme, ist nicht ganz deutlich. Spinoza starb an der Auszehrung, woran er sein ganzes Leben hindurch litt. Durch mäßige und behutsame Lebenshaltung hat er es auf 45 Jahre gebracht. Darin scheint auch seine ganze ethische Weisheit bestanden zu haben; Giordano Bruno, der ausgesprungene Dominikanermönch, kann nur von Leuten, die keine Kenntnis haben von der Unstätigkeit seines Lebenswandels und philosophierenden Denkens, unter die „bedeutsamen ethischen Ideale" für die Jugend gerechnet werden. Sonst nennt aber Herr Dr. Horneffer kein anderes „ethisches Ideal" mehr, nur noch den „kategorischen Imperativ Kants".

Das soll also eines „der bedeutsamsten ethischen Ideale" und gewissermaßen die Philosophie mit Vorzug sein, um den „dogmatischen religiösen Glauben" zu ersetzen! Aehnlich wie Döllingers Trauerrede über die moderne Philosophie lautet eine Abhandlung des Paters Kempf über „die Ratlosigkeit der modernen Philosophie" in den „Stimmen aus Maria Laach", Band 79, S. 21. Unter moderner Philosophie versteht der Verfasser besonders die Philosophie, „wie sie, meistens auf Kant fußend, auf den Kathedern unserer Hochschulen und in den literarischen Erzeugnissen der Gegenwart sich kundgibt". Er läßt die hervorragenden Forscher in Kants „Kulturschöpfungen": 1. „Kritik der reinen Vernunft", 2. „Kritik der praktischen Vernunft" und 3. „Kritik der Urteilskraft" sich selber aussprechen. Kants größter Verehrer, Hans Vaihinger, gibt offen zu, daß in Kants Lehre offenbare Widersprüche vorkommen, allein er entschuldigt Kants grobe Verstöße gegen die Gesetze des gesunden Denkens damit, daß der „menschliche Geist vermöge seiner Einrichtung gezwungen" sei, in Widersprüche zu verfallen. Diese logischen Unfälle Kants werden bestätigt durch Paulsen in seinem Buche „Kant". Paulsen schreibt S. 251, Kants Lehre habe „etwas eigentümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen schwebendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt." Und diese Kennzeichnung der Philosophie Kants wird von Vaihinger für „ganz zutreffend" erklärt. Als Paulsen 1898 in einem Buche Kants Lehrgebäude darzustellen versucht hatte, fielen die anderen Kantforscher Cohen, Goldschmidt, Vaihinger, Hermann, Rickert, Romund und andere über das Buch her, um Kants reine Lehre gegen Paulsens falsche Darstellungen zu beschützen. Paulsen suchte sich zu verteidigen, allein er kam gegen diese Uebermacht der Kantvorkämpfer nicht auf. „Meine Hoffnung", gestand er schließlich, „daß es überhaupt möglich sei über Kant zu reden und verstanden zu werden, ist längstens fast bis auf den Nullpunkt herabgesunken."

Und angesichts einer solchen Verzweiflung eines Paulsen zweifelt ein Horneffer nicht, daß er imstande sei, von der widerspruchsvollen Philosophie Kants den Knaben in den Flegeljahren und den Mädchen im Backfischalter einen „wirksamen Begriff" zu geben, und den „kategorischen Imperativ Kants" als „bedeutsamstes ethisches Ideal der letzten Jahrhunderte" vorzustellen! Bereits Schiller spottet über „Kant und seine Ausleger":

„Was doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." An den Bauten Kants haben die Kärrner freilich zu tun, aber mit dem Abfahren von Schutt. Ist denn die Schule ein Schuttabladeplatz? Herr Dr. Horneffer scheint die Schule als Abladeplatz zu behandeln für den Schutt, den er bei dem „Zusammenbruch" des verpfuschten Baues der Kantischen Philosophie sich erbettelt hat. Herr Dr. Horneffer glaubt offenbar, trotz Vaihinger, Paulsen, Cohen, Goldschmidt, Hermann, Rickert, Romund von Kant etwas zu verstehen, und das Kultusministerium, das seinen auf Spinozas und Giordano Brunos Pantheismus und Kants kategorischen Imperativ gegründeten konfessionslosen Moralunterricht genehmigt hat, scheint diesen Glauben zu teilen.

Da erlauben wir uns doch an folgendes Urteil zu erinnern, das Exzellenz v. Hertling, als er noch Professor der Philosophie war, über Kant gefällt hat. Es lautete: „In dem Kantschen Kritizismus ist die subjektivische Tendenz zu vollständiger Entwicklung gebracht. Aufgegeben ist die Objektivität des Erkennens in dem eigentlichen Sinne; aufgegeben ist das ganze Gebiet der übersinnlichen Wahrheiten; die Denknotwendigkeit soll nicht mehr als Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gelten; zugleich aber erscheint die menschliche Vernunft, ein neuer Tantalus, dazu verurteilt, unaufhörlich nach Erkenntnissen zu jagen, die ihnen doch niemals zuteil werden, und diese Vernunft soll auf dem praktischen Gebiete als unbedingte und ausschließliche Gesetzgeberin gelten!!!" „Das Heil der Philosophie", so schließt Hertling, „läßt sich nur durch Ueberwindung der sämtlichen von Kant zusammengehäuften Irrtümer gewinnen."

Herr Dr. Horneffer beruft in seinem von dem Kultusministerium genehmigten Schulprogramm auch die Geister des Sokrates und Plato. „Oh Kallias", redet Sokrates in seiner von Plato überlieferten Apologie einen Vater an, der seine Söhne zu einem Sophisten in die Schule geben wollte, „Oh Kallias! Wenn deine zwei Knaben Füllen oder Kälber wären, so müßten wir doch einen Mann gewinnen, der fähig wäre, sie in der ihnen als Füllen und Kälbern zukommenden Tüchtigkeit schön und gut zu machen (für Isarathen wäre das die Ausbildung zu Wettrennern oder Preistieren auf der Theresienwiese), und dazu würde ein Pferdezüchter oder ein Landwirt gehören. Da sie nun aber Menschen sind, was für einen Vorsteher wirst du für sie nehmen?"

So sprach Sokrates, wurde aber von dem Gerichte, das einige Jahre vorher die Hetäre Phryne unter dem „ästhetischen" Eindruck des sachverständigen Kunstgriffes ihres Anwaltes Hyperides von der Anklage des Atheismus freigesprochen hatte, zum Giftbecher verurteilt. Was würde wohl dem Sokrates, wenn er heute in Isarathen mit gleichem Freimut gegen die modernen, ministeriell genehmigten Sophistenschulen aufträte, geschehen, falls er dem verfassungsgesetzlich obersten Vormunde der Väter des Volkes wegen dieser Genehmigung auch zurufen würde: „Oh Kallias" usw.?

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der unterzeichnete Vorfriede und der drohende Nachkrieg.

Sir Edward Grey hat seine ganze Autorität als englischer Minister und Vorsitzender der Botschafter-Reunion eingesetzt, um endlich auch die obstinaten Serben und Griechen zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu veranlassen. Am 30. Mai setzten die Vertreter aller kriegführenden Staaten ihre Unterschrift unter das Friedensdokument; der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanverbündeten erhielt seinen Totenschein, und es war, als ob man nach dem Vorbild des alten französischen Thronwechsel-Zeremoniells den Ruf anschließen müßte: Es lebe der neue Krieg — zwischen Bulgarien und Serbien! Die bulgarischen Bevollmächtigten reisten nach der Unterzeichnung sofort ab, um vor aller Welt zu bekunden, daß Bulgarien im Punkte der Beuteverteilung sich nicht auf die Großmächte, sondern auf sein eigenes Schwert verlassen wolle. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hatte kurz vor der Londoner Unterzeichnung eine dreiste Rede gehalten, die in Sofia als eine Herausforderung und in Wien als eine nicht mehr ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit empfunden wurde. Herr Paschitsch behauptete u. a. mit einem deutlichen Blick auf Oesterreich, daß eine Großmacht den Serben für den Verzicht auf die Adriaküste eine Entschädigung im Wardartale versprochen habe. Oesterreich bestritt sofort diese Behauptung, und als die bulgarische Presse auf den russischen Busch klopfte, kam auch von da die Erklärung, Rußland habe eine solche Kompensation nicht versprochen. Die Bulgaren halten sich an den Vertrag, der vor dem Kriege geschlossen ist und lehnen es entschieden ab, aus „ihrem" Mazedonien den Serben eine Entschädigung für den an anderer Stelle entgangenen Gewinn zu geben. Zar Ferdinand ist ein geriebener Politiker. In Erwartung des Beutestreits hat er den Ausgleich mit Rumänien wegen Silistrias beschleunigt und sich damit Rückendeckung im Norden gesichert, auch gegen Rußland. Ferner hat er auf die Unterzeichnung des Präliminarfriedens gedrängt, um seine Truppen möglichst bald von der neuen türkischen Grenze zurückziehen und gegen die serbischen und griechischen Nebenbuhler verwenden zu können. Kommt es zur Kraftprobe, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien sich als der Stärkere erweisen und die Hegemonie auf dem Balkan an sich reißen. Wird dagegen der Krieg durch die Einwirkung von Rußland diesmal noch vermieden, so ist er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, da dann die alte Mißgunst fortwährt, und namentlich der serbische Größenwahn seine friedensgefährliche Rolle weiterspielen wird. Man sieht, daß der Balkan auch fortan noch, obschon der angebliche Störenfried Türkei vor die Tür gesetzt ist, noch der Wetterwinkel Europas bleiben will. Obschon wir mit der armen contribuens plebs menschliches Mitleid haben, müssen wir doch gestehen, daß es im Interesse Europas besser wäre, wenn die ungezogenen Serben von ihren bulgarischen Nachbarn eine heilsame Tracht Prügel bekämen und überhaupt die Vorherrschaft am Balkan den Bulgaren zufiele. Denn mit Sofia kann Wien eher zu einem modus vivendi kommen, als mit Belgrad. Bei der bulgarischen Hegemonie ist auch die Zukunft Albaniens eher zu sichern, als wenn die Serben und Montenegriner mit ihrem kleinlichen Brotneid vorherrschend blieben.

Was bei der Abgrenzung von Albanien sehr hervortrat, wird jetzt durch den Beutestreit völlig klargestellt: das Nationalitätsprinzip, das die Balkanstaaten an ihre Kriegsfahne geheftet hatten, ist dekoratives Beiwerk; jeder Staat sucht möglichst viel Land und Leute zu erobern, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sprache und des Bekenntnisses zu bekümmern, da er die Absicht hat, den Zuwachs in der Zukunft zu seiner Nationalität zu „bekehren". Wie man auch die Grenzstriche ziehen mag, die nationalen und konfessionellen Verhältnisse sind dort zu Lande so verzwickt, daß es immer Vergewaltigungen und Klagen und Streitigkeiten geben wird.

Die Großmächte überlassen nun die Auseinandersetzungen zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen diesen Staaten selbst, ohne sich anders als mit vermittelnden Ratschlägen einzumischen. Die Großmächte selbst haben ja auch noch genug zu tun mit den offiziellen Aufgaben, die sie sich in dem Vorfrieden vorbehalten haben, nämlich der Abgrenzung Albaniens im Süden und der Aufteilung der Aegäischen Inseln. Unsere Offiziösen sagen: „Zwischen den Großmächten scheint jede Gefahr eines Zusammenstoßes beseitigt, und die letzten Wolken im nahen Osten werden sich hoffentlich bald zerstreuen." Die letztere Hoffnung ist noch recht gewagt, doch richtig ist wohl die Ansicht, daß zu einer europäischen Konflagration jetzt bedeutend weniger Anlaß vorliegt, als bisher. Rußland könnte Serbien wohl im Falle eines Konflikts mit Oesterreich unterstützen, aber schwerlich in einem Konflikt mit Bulgarien. Und wenn bei der Abgrenzung von Albanien oder bei der Verteilung der Inseln Zwistigkeiten entstehen, so ist Griechenland der klagende Teil, und das ist glücklicherweise kein slawischer Staat. Quertreibereien von seiten der russischen Panslawisten und der französischen Chauvinisten sind freilich noch möglich bei den Verhandlungen über die albanische Staatsordnung und die Besetzung dieses neuen Thrönchens; doch sollte man denken, daß Oesterreich und Italien, die berufenen Pflegeräte, nach den bisherigen Erfahrungen Mut genug haben, um sich jede arglistige Einmischung einfach zu verbitten.

Russische Spione im österreichischen Heer.

Es ist gut, daß der europäische Friede sowohl während der bosnischen Annexionskrisis als in den jüngsten Balkanwirren erhalten geblieben ist. Die Genugtuung darüber wird noch verstärkt durch die Enthüllung, daß Rußland sich seit Jahren im Besitz der wichtigsten österreichischen Militärgeheimnisse befindet. Der rollende Rubel hatte im habsburgischen Heer ein Unheil angerichtet, dessen Aufdeckung einen wahren Schrecken hervorrufen mußte. Die Entlarvung eines Oberleutnants Mandritsch war nur ein kleines Vorspiel. Bald stellte sich heraus, daß der Oberst Redl, der früher selbst an der Spitze des österreichischen Nachrichtenbureaus gestanden hatte und dann Chef des Generalstabs des böhmischen Korpskommandanten geworden war, den Russen alles ausgeliefert hat, was er in seinen hohen Stellungen erkunden konnte. Leider sollen Kameraden, die den Schuldigen verhaften sollten, ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gegeben haben. Das ist nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus zu bedauern, sondern würde auch gegen das wohlverstandene militärische und staatliche Interesse verstoßen. Denn nach Entdeckung des Skandals kam es darauf an, den ganzen Umfang der Korruption bloßzulegen und die sämtlichen faulen Elemente aus dem Heere und den übrigen Behörden und Gesellschaftskreisen zu beseitigen. Ob nach dem Tode des Hauptschuldigen das Werk der Aufklärung und Reinigung gründlich werden wird, ist sehr zweifelhaft. Die furchtbare Gefahr der Spionage, die hier so erschreckend zutage tritt, bedarf aber der sorgfältigsten und schärfsten Abwehr. Mit dem gelegentlichen Abfangen und Verurteilen des einen oder andern Spions oder Verräters ist wenig getan. Die militärischen und zivilen Autoritäten müssen alle Personen, die an wichtigere Geheimnisse herankommen, einer fortwährenden Bewachung unterwerfen, um festzustellen, daß sie keinerlei zweifelhaften Umgang haben, keinerlei Leidenschaften unterworfen sind, keinen anormalen Aufwand machen und sich überhaupt in ganz geregelten wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen befinden. Hätte man in Wien auf die „Passionen" und den Aufwand des Obersten Redl ein aufmerksames Auge gehabt, so wäre dieser gefährliche Mensch schon längst unschädlich gemacht worden. Die „Gemütlichkeit" ist da wirklich nicht am Platze. Wir wollen hoffen, daß es in Deutschland kein Seitenstück zu diesem Oberst und Stabschef gibt; aber da die russischen Rubel gewiß auch den Weg über die deutsche Grenze gesucht haben, so ist die strengste Kontrolle auch hierzulande geboten. Ohne Ansehen der Person, wenn man es klug anfängt, geht es auch ohne Kränkung der Person.

Das elsaß-lothringische Ausnahmegesetz.

Dieser Wechselbalg ist in der Geburt erstickt. Als die Zweite Kammer von Elsaß-Lothringen den Plan ihrer Regierung verurteilte, konnten die Machthaber noch allenfalls von demokratischer Befangenheit reden. Aber dann fällte die Erste Kammer ihren Spruch, jene Kammer, welche die Regierung selbst als Auslese der besten Kräfte des Landes und als Hort der rechten Staats- und Reichsweisheit geschaffen hatte. Und auch sie verwarf gegen wenige Stimmen ganz entschieden den unglückseligen Gedanken. Darauf folgte eine Interpellation im Reichstage. Deren Ergebnis war, daß der Reichskanzler ohne Wärme und ohne Hoffnung, nur anstandshalber das „pflichtbewußte" Vorgehen der Landesregierung verteidigte, und die Parteien des Zentrums, sowie der Linken entschiedenen Widerspruch einlegten. Wenn nicht schon der Bundesrat dem Straßburger Antrage ein stilles Begräbnis bereitet, so wird er im Reichstage „glänzend" durchfallen, da nur die Konservativen und vielleicht ein paar Nationalliberale für eine solche Vorlage stimmen würden. Der Reichskanzler bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um sich leidlich

Nämlich der „Lehrplan nebst Begründung", der von Dr. Horneffer dem Ministerium vorgelegt worden ist, will den „Zusammenbruch des dogmatischen religiösen Glaubens", den er sich einbildet, „überwinden durch die Philosophie", und zwar durch den Pantheismus. „Obwohl ich diese Weltanschauung selbst nicht teile", gesteht Horneffer, S. 29, „halte ich es für die unbedingte Pflicht unseres Unterrichtes, unsere Jugend mit dieser religiösen (? D. E.) Auffassung bekannt zu machen. Denn diese Auffassung ist nun einmal der religiöse Mutterboden der größten Kulturschöpfungen der Neuzeit geworden, wie ein Hinweis auf Goethe lehrt." Nun ist aber 1. der dogmatisch religiöse Glaube nicht zusammengebrochen, sondern steht ungebrochen fest auf dem Fels der katholischen Kirche; 2. ist zusammengebrochen gerade der Pantheismus, den Horneffer ja selbst nicht festhält; 3. ist der Pantheismus, wie Seydel erklärt, gar nicht religiös; 4. hat der Pantheismus gar keine Kulturschöpfung hervorgebracht, geschweige denn die „größten"; 5. wird Goethe bloß die Entdeckung des os intermaxillare zugestanden — oder ist der zweite Teil des Faust etwa eine Kulturschöpfung?; 6. antwortet Goethes Faust dem Famulus Wagner auf seine gutmütige Forderung: „doch ein Begriff muß bei dem Worte sein": „nur müßt ihr euch nicht allzu ängstlich quälen, denn eben, wo Begriffe fehlen, stellt oft ein Wort zu rechter Zeit sich ein"; und 7. wer hat denn Horneffers „Unterricht" die „unbedingte Pflicht" auferlegt, der Jugend den von ihm selbst nicht geteilten Pantheismus einzutrichtern? Difficile est, satyram nou scribere.

Und gar Dr. Horneffers „Philosophie", durch die er den dogmatischen religiösen Glauben zu ersetzen versucht! (S. 22.) Auf diese „Philosophie" paßt nicht mehr das Wort: O vitae philosophia dux! Bei dem Namen „moderne Philosophie" muß ich immer an den Vortrag meines Professors Döllinger denken, der das Feld der modernen Philosophie mit einem Leichenacker verglichen hat, wo der eine Philosoph das System des anderen begraben und auf den Stein geschrieben habe: „hic jacet." Nach der heutigen Mode würden sie einander verbrennen und ihre „Aschenhäuflein" in Columbarien aufstellen mit Etiketten auf den Urnen, zum Beispiel „Cogito ergo sum", „Kategorischer Imperativ" und dergleichen.

„Ich zweifle nicht", schreibt Horneffer auf S. 29, „daß, wie man der Jugend in schlichter und verständlicher Weise die religiösen und sittlichen Grundgedanken eines Sokrates, Plato und Aristoteles vermitteln kann, ihr ebenso einen wirksamen Begriff von dem modernen Pantheismus geben kann im Anschluß an Giordano Bruno und Spinoza. Auf eine tiefere Einführung in die metaphysischen Gedanken, Gegensätze und Kämpfe der Neuzeit wird man verzichten müssen. Aber großes Gewicht möchte ich gelegt wissen auf eine Vermittlung der bedeutsamsten ethischen Ideale der letzten Jahrhunderte. Ich denke hiebei an das Bild des Weisen Spinoza und den kategorischen Imperativ Kants."

Ob Herr Dr. Horneffer mit seinen ethischen Idealen nur die Personen meint oder auch deren Systeme, ist nicht ganz deutlich. Spinoza starb an der Auszehrung, woran er sein ganzes Leben hindurch litt. Durch mäßige und behutsame Lebenshaltung hat er es auf 45 Jahre gebracht. Darin scheint auch seine ganze ethische Weisheit bestanden zu haben; Giordano Bruno, der ausgesprungene Dominikanermönch, kann nur von Leuten, die keine Kenntnis haben von der Unstätigkeit seines Lebenswandels und philosophierenden Denkens, unter die „bedeutsamen ethischen Ideale" für die Jugend gerechnet werden. Sonst nennt aber Herr Dr. Horneffer kein anderes „ethisches Ideal" mehr, nur noch den „kategorischen Imperativ Kants".

Das soll also eines „der bedeutsamsten ethischen Ideale" und gewissermaßen die Philosophie mit Vorzug sein, um den „dogmatischen religiösen Glauben" zu ersetzen! Aehnlich wie Döllingers Trauerrede über die moderne Philosophie lautet eine Abhandlung des Paters Kempf über „die Ratlosigkeit der modernen Philosophie" in den „Stimmen aus Maria Laach", Band 79, S. 21. Unter moderner Philosophie versteht der Verfasser besonders die Philosophie, „wie sie, meistens auf Kant fußend, auf den Kathedern unserer Hochschulen und in den literarischen Erzeugnissen der Gegenwart sich kundgibt". Er läßt die hervorragenden Forscher in Kants „Kulturschöpfungen": 1. „Kritik der reinen Vernunft", 2. „Kritik der praktischen Vernunft" und 3. „Kritik der Urteilskraft" sich selber aussprechen. Kants größter Verehrer, Hans Vaihinger, gibt offen zu, daß in Kants Lehre offenbare Widersprüche vorkommen, allein er entschuldigt Kants grobe Verstöße gegen die Gesetze des gesunden Denkens damit, daß der „menschliche Geist vermöge seiner Einrichtung gezwungen" sei, in Widersprüche zu verfallen. Diese logischen Unfälle Kants werden bestätigt durch Paulsen in seinem Buche „Kant". Paulsen schreibt S. 251, Kants Lehre habe „etwas eigentümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen schwebendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt." Und diese Kennzeichnung der Philosophie Kants wird von Vaihinger für „ganz zutreffend" erklärt. Als Paulsen 1898 in einem Buche Kants Lehrgebäude darzustellen versucht hatte, fielen die anderen Kantforscher Cohen, Goldschmidt, Vaihinger, Hermann, Rickert, Romund und andere über das Buch her, um Kants reine Lehre gegen Paulsens falsche Darstellungen zu beschützen. Paulsen suchte sich zu verteidigen, allein er kam gegen diese Uebermacht der Kantvorkämpfer nicht auf. „Meine Hoffnung", gestand er schließlich, „daß es überhaupt möglich sei über Kant zu reden und verstanden zu werden, ist längstens fast bis auf den Nullpunkt herabgesunken."

Und angesichts einer solchen Verzweiflung eines Paulsen zweifelt ein Horneffer nicht, daß er imstande sei, von der widerspruchsvollen Philosophie Kants den Knaben in den Flegeljahren und den Mädchen im Backfischalter einen „wirksamen Begriff" zu geben, und den „kategorischen Imperativ Kants" als „bedeutsamstes ethisches Ideal der letzten Jahrhunderte" vorzustellen! Bereits Schiller spottet über „Kant und seine Ausleger":

„Was doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." An den Bauten Kants haben die Kärrner freilich zu tun, aber mit dem Abfahren von Schutt. Ist denn die Schule ein Schuttabladeplatz? Herr Dr. Horneffer scheint die Schule als Abladeplatz zu behandeln für den Schutt, den er bei dem „Zusammenbruch" des verpfuschten Baues der Kantischen Philosophie sich erbettelt hat. Herr Dr. Horneffer glaubt offenbar, trotz Vaihinger, Paulsen, Cohen, Goldschmidt, Hermann, Rickert, Romund von Kant etwas zu verstehen, und das Kultusministerium, das seinen auf Spinozas und Giordano Brunos Pantheismus und Kants kategorischen Imperativ gegründeten konfessionslosen Moralunterricht genehmigt hat, scheint diesen Glauben zu teilen.

Da erlauben wir uns doch an folgendes Urteil zu erinnern, das Exzellenz v. Hertling, als er noch Professor der Philosophie war, über Kant gefällt hat. Es lautete: „In dem Kantschen Kritizismus ist die subjektivische Tendenz zu vollständiger Entwicklung gebracht. Aufgegeben ist die Objektivität des Erkennens in dem eigentlichen Sinne; aufgegeben ist das ganze Gebiet der übersinnlichen Wahrheiten; die Denknotwendigkeit soll nicht mehr als Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gelten; zugleich aber erscheint die menschliche Vernunft, ein neuer Tantalus, dazu verurteilt, unaufhörlich nach Erkenntnissen zu jagen, die ihnen doch niemals zuteil werden, und diese Vernunft soll auf dem praktischen Gebiete als unbedingte und ausschließliche Gesetzgeberin gelten!!!" „Das Heil der Philosophie", so schließt Hertling, „läßt sich nur durch Ueberwindung der sämtlichen von Kant zusammengehäuften Irrtümer gewinnen."

Herr Dr. Horneffer beruft in seinem von dem Kultusministerium genehmigten Schulprogramm auch die Geister des Sokrates und Plato. „Oh Kallias", redet Sokrates in seiner von Plato überlieferten Apologie einen Vater an, der seine Söhne zu einem Sophisten in die Schule geben wollte, „Oh Kallias! Wenn deine zwei Knaben Füllen oder Kälber wären, so müßten wir doch einen Mann gewinnen, der fähig wäre, sie in der ihnen als Füllen und Kälbern zukommenden Tüchtigkeit schön und gut zu machen (für Isarathen wäre das die Ausbildung zu Wettrennern oder Preistieren auf der Theresienwiese), und dazu würde ein Pferdezüchter oder ein Landwirt gehören. Da sie nun aber Menschen sind, was für einen Vorsteher wirst du für sie nehmen?"

So sprach Sokrates, wurde aber von dem Gerichte, das einige Jahre vorher die Hetäre Phryne unter dem „ästhetischen" Eindruck des sachverständigen Kunstgriffes ihres Anwaltes Hyperides von der Anklage des Atheismus freigesprochen hatte, zum Giftbecher verurteilt. Was würde wohl dem Sokrates, wenn er heute in Isarathen mit gleichem Freimut gegen die modernen, ministeriell genehmigten Sophistenschulen aufträte, geschehen, falls er dem verfassungsgesetzlich obersten Vormunde der Väter des Volkes wegen dieser Genehmigung auch zurufen würde: „Oh Kallias" usw.?

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der unterzeichnete Vorfriede und der drohende Nachkrieg.

Sir Edward Grey hat seine ganze Autorität als englischer Minister und Vorsitzender der Botschafter-Reunion eingesetzt, um endlich auch die obstinaten Serben und Griechen zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu veranlassen. Am 30. Mai setzten die Vertreter aller kriegführenden Staaten ihre Unterschrift unter das Friedensdokument; der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanverbündeten erhielt seinen Totenschein, und es war, als ob man nach dem Vorbild des alten französischen Thronwechsel-Zeremoniells den Ruf anschließen müßte: Es lebe der neue Krieg — zwischen Bulgarien und Serbien! Die bulgarischen Bevollmächtigten reisten nach der Unterzeichnung sofort ab, um vor aller Welt zu bekunden, daß Bulgarien im Punkte der Beuteverteilung sich nicht auf die Großmächte, sondern auf sein eigenes Schwert verlassen wolle. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hatte kurz vor der Londoner Unterzeichnung eine dreiste Rede gehalten, die in Sofia als eine Herausforderung und in Wien als eine nicht mehr ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit empfunden wurde. Herr Paschitsch behauptete u. a. mit einem deutlichen Blick auf Oesterreich, daß eine Großmacht den Serben für den Verzicht auf die Adriaküste eine Entschädigung im Wardartale versprochen habe. Oesterreich bestritt sofort diese Behauptung, und als die bulgarische Presse auf den russischen Busch klopfte, kam auch von da die Erklärung, Rußland habe eine solche Kompensation nicht versprochen. Die Bulgaren halten sich an den Vertrag, der vor dem Kriege geschlossen ist und lehnen es entschieden ab, aus „ihrem“ Mazedonien den Serben eine Entschädigung für den an anderer Stelle entgangenen Gewinn zu geben. Zar Ferdinand ist ein geriebener Politiker. In Erwartung des Beutestreits hat er den Ausgleich mit Rumänien wegen Silistrias beschleunigt und sich damit Rückendeckung im Norden gesichert, auch gegen Rußland. Ferner hat er auf die Unterzeichnung des Präliminarfriedens gedrängt, um seine Truppen möglichst bald von der neuen türkischen Grenze zurückziehen und gegen die serbischen und griechischen Nebenbuhler verwenden zu können. Kommt es zur Kraftprobe, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien sich als der Stärkere erweisen und die Hegemonie auf dem Balkan an sich reißen. Wird dagegen der Krieg durch die Einwirkung von Rußland diesmal noch vermieden, so ist er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, da dann die alte Mißgunst fortwährt, und namentlich der serbische Größenwahn seine friedensgefährliche Rolle weiterspielen wird. Man sieht, daß der Balkan auch fortan noch, obschon der angebliche Störenfried Türkei vor die Tür gesetzt ist, noch der Wetterwinkel Europas bleiben will. Obschon wir mit der armen contribuens plebs menschliches Mitleid haben, müssen wir doch gestehen, daß es im Interesse Europas besser wäre, wenn die ungezogenen Serben von ihren bulgarischen Nachbarn eine heilsame Tracht Prügel bekämen und überhaupt die Vorherrschaft am Balkan den Bulgaren zufiele. Denn mit Sofia kann Wien eher zu einem modus vivendi kommen, als mit Belgrad. Bei der bulgarischen Hegemonie ist auch die Zukunft Albaniens eher zu sichern, als wenn die Serben und Montenegriner mit ihrem kleinlichen Brotneid vorherrschend blieben.

Was bei der Abgrenzung von Albanien sehr hervortrat, wird jetzt durch den Beutestreit völlig klargestellt: das Nationalitätsprinzip, das die Balkanstaaten an ihre Kriegsfahne geheftet hatten, ist dekoratives Beiwerk; jeder Staat sucht möglichst viel Land und Leute zu erobern, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sprache und des Bekenntnisses zu bekümmern, da er die Absicht hat, den Zuwachs in der Zukunft zu seiner Nationalität zu „bekehren“. Wie man auch die Grenzstriche ziehen mag, die nationalen und konfessionellen Verhältnisse sind dort zu Lande so verzwickt, daß es immer Vergewaltigungen und Klagen und Streitigkeiten geben wird.

Die Großmächte überlassen nun die Auseinandersetzungen zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen diesen Staaten selbst, ohne sich anders als mit vermittelnden Ratschlägen einzumischen. Die Großmächte selbst haben ja auch noch genug zu tun mit den offiziellen Aufgaben, die sie sich in dem Vorfrieden vorbehalten haben, nämlich der Abgrenzung Albaniens im Süden und der Aufteilung der Aegäischen Inseln. Unsere Offiziösen sagen: „Zwischen den Großmächten scheint jede Gefahr eines Zusammenstoßes beseitigt, und die letzten Wolken im nahen Osten werden sich hoffentlich bald zerstreuen.“ Die letztere Hoffnung ist noch recht gewagt, doch richtig ist wohl die Ansicht, daß zu einer europäischen Konflagration jetzt bedeutend weniger Anlaß vorliegt, als bisher. Rußland könnte Serbien wohl im Falle eines Konflikts mit Oesterreich unterstützen, aber schwerlich in einem Konflikt mit Bulgarien. Und wenn bei der Abgrenzung von Albanien oder bei der Verteilung der Inseln Zwistigkeiten entstehen, so ist Griechenland der klagende Teil, und das ist glücklicherweise kein slawischer Staat. Quertreibereien von seiten der russischen Panslawisten und der französischen Chauvinisten sind freilich noch möglich bei den Verhandlungen über die albanische Staatsordnung und die Besetzung dieses neuen Thrönchens; doch sollte man denken, daß Oesterreich und Italien, die berufenen Pflegeräte, nach den bisherigen Erfahrungen Mut genug haben, um sich jede arglistige Einmischung einfach zu verbitten.

Russische Spione im österreichischen Heer.

Es ist gut, daß der europäische Friede sowohl während der bosnischen Annexionskrisis als in den jüngsten Balkanwirren erhalten geblieben ist. Die Genugtuung darüber wird noch verstärkt durch die Enthüllung, daß Rußland sich seit Jahren im Besitz der wichtigsten österreichischen Militärgeheimnisse befindet. Der rollende Rubel hatte im habsburgischen Heer ein Unheil angerichtet, dessen Aufdeckung einen wahren Schrecken hervorrufen mußte. Die Entlarvung eines Oberleutnants Mandritsch war nur ein kleines Vorspiel. Bald stellte sich heraus, daß der Oberst Redl, der früher selbst an der Spitze des österreichischen Nachrichtenbureaus gestanden hatte und dann Chef des Generalstabs des böhmischen Korpskommandanten geworden war, den Russen alles ausgeliefert hat, was er in seinen hohen Stellungen erkunden konnte. Leider sollen Kameraden, die den Schuldigen verhaften sollten, ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gegeben haben. Das ist nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus zu bedauern, sondern würde auch gegen das wohlverstandene militärische und staatliche Interesse verstoßen. Denn nach Entdeckung des Skandals kam es darauf an, den ganzen Umfang der Korruption bloßzulegen und die sämtlichen faulen Elemente aus dem Heere und den übrigen Behörden und Gesellschaftskreisen zu beseitigen. Ob nach dem Tode des Hauptschuldigen das Werk der Aufklärung und Reinigung gründlich werden wird, ist sehr zweifelhaft. Die furchtbare Gefahr der Spionage, die hier so erschreckend zutage tritt, bedarf aber der sorgfältigsten und schärfsten Abwehr. Mit dem gelegentlichen Abfangen und Verurteilen des einen oder andern Spions oder Verräters ist wenig getan. Die militärischen und zivilen Autoritäten müssen alle Personen, die an wichtigere Geheimnisse herankommen, einer fortwährenden Bewachung unterwerfen, um festzustellen, daß sie keinerlei zweifelhaften Umgang haben, keinerlei Leidenschaften unterworfen sind, keinen anormalen Aufwand machen und sich überhaupt in ganz geregelten wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen befinden. Hätte man in Wien auf die „Passionen“ und den Aufwand des Obersten Redl ein aufmerksames Auge gehabt, so wäre dieser gefährliche Mensch schon längst unschädlich gemacht worden. Die „Gemütlichkeit“ ist da wirklich nicht am Platze. Wir wollen hoffen, daß es in Deutschland kein Seitenstück zu diesem Oberst und Stabschef gibt; aber da die russischen Rubel gewiß auch den Weg über die deutsche Grenze gesucht haben, so ist die strengste Kontrolle auch hierzulande geboten. Ohne Ansehen der Person, wenn man es klug anfängt, geht es auch ohne Kränkung der Person.

Das elsaß-lothringische Ausnahmegesetz.

Dieser Wechselbalg ist in der Geburt erstickt. Als die Zweite Kammer von Elsaß-Lothringen den Plan ihrer Regierung verurteilte, konnten die Machthaber noch allenfalls von demokratischer Befangenheit reden. Aber dann fällte die Erste Kammer ihren Spruch, jene Kammer, welche die Regierung selbst als Auslese der besten Kräfte des Landes und als Hort der rechten Staats- und Reichsweisheit geschaffen hatte. Und auch sie verwarf gegen wenige Stimmen ganz entschieden den unglückseligen Gedanken. Darauf folgte eine Interpellation im Reichstage. Deren Ergebnis war, daß der Reichskanzler ohne Wärme und ohne Hoffnung, nur anstandshalber das „pflichtbewußte“ Vorgehen der Landesregierung verteidigte, und die Parteien des Zentrums, sowie der Linken entschiedenen Widerspruch einlegten. Wenn nicht schon der Bundesrat dem Straßburger Antrage ein stilles Begräbnis bereitet, so wird er im Reichstage „glänzend“ durchfallen, da nur die Konservativen und vielleicht ein paar Nationalliberale für eine solche Vorlage stimmen würden. Der Reichskanzler bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um sich leidlich

Nämlich der „Lehrplan nebst Begründung", der von Dr. Horneffer dem Ministerium vorgelegt worden ist, will den „Zusammenbruch des dogmatischen religiösen Glaubens", den er sich einbildet, „überwinden durch die Philosophie", und zwar durch den Pantheismus. „Obwohl ich diese Weltanschauung selbst nicht teile", gesteht Horneffer, S. 29, „halte ich es für die unbedingte Pflicht unseres Unterrichtes, unsere Jugend mit dieser religiösen (? D. E.) Auffassung bekannt zu machen. Denn diese Auffassung ist nun einmal der religiöse Mutterboden der größten Kulturschöpfungen der Neuzeit geworden, wie ein Hinweis auf Goethe lehrt." Nun ist aber 1. der dogmatisch religiöse Glaube nicht zusammengebrochen, sondern steht ungebrochen fest auf dem Fels der katholischen Kirche; 2. ist zusammengebrochen gerade der Pantheismus, den Horneffer ja selbst nicht festhält; 3. ist der Pantheismus, wie Seydel erklärt, gar nicht religiös; 4. hat der Pantheismus gar keine Kulturschöpfung hervorgebracht, geschweige denn die „größten"; 5. wird Goethe bloß die Entdeckung des os intermaxillare zugestanden — oder ist der zweite Teil des Faust etwa eine Kulturschöpfung?; 6. antwortet Goethes Faust dem Famulus Wagner auf seine gutmütige Forderung: „doch ein Begriff muß bei dem Worte sein": „nur müßt ihr euch nicht allzu ängstlich quälen, denn eben, wo Begriffe fehlen, stellt oft ein Wort zu rechter Zeit sich ein"; und 7. wer hat denn Horneffers „Unterricht" die „unbedingte Pflicht" auferlegt, der Jugend den von ihm selbst nicht geteilten Pantheismus einzutrichtern? Difficile est, satyram non scribere.

Und gar Dr. Horneffers „Philosophie", durch die er den dogmatischen religiösen Glauben zu ersetzen versucht! (S. 22.) Auf diese „Philosophie" paßt nicht mehr das Wort: O vitae philosophia dux! Bei dem Namen „moderne Philosophie" muß ich immer an den Vortrag meines Professors Döllinger denken, der das Feld der modernen Philosophie mit einem Leichenacker verglichen hat, wo der eine Philosoph das System des anderen begraben und auf den Stein geschrieben habe: „hic jacet." Nach der heutigen Mode würden sie einander verbrennen und ihre „Aschenhäuflein" in Columbarien aufstellen mit Etiketten auf den Urnen, zum Beispiel „Cogito ergo sum", „Kategorischer Imperativ" und dergleichen.

„Ich zweifle nicht", schreibt Horneffer auf S. 29, „daß, wie man der Jugend in schlichter und verständlicher Weise die religiösen und sittlichen Grundgedanken eines Sokrates, Plato und Aristoteles vermitteln kann, ihr ebenso einen wirksamen Begriff von dem modernen Pantheismus geben kann im Anschluß an Giordano Bruno und Spinoza. Auf eine tiefere Einführung in die metaphysischen Gedanken, Gegensätze und Kämpfe der Neuzeit wird man verzichten müssen. Aber großes Gewicht möchte ich gelegt wissen auf eine Vermittlung der bedeutsamsten ethischen Ideale der letzten Jahrhunderte. Ich denke hiebei an das Bild des Weisen Spinoza und den kategorischen Imperativ Kants."

Ob Herr Dr. Horneffer mit seinen ethischen Idealen nur die Personen meint oder auch deren Systeme, ist nicht ganz deutlich. Spinoza starb an der Auszehrung, woran er sein ganzes Leben hindurch litt. Durch mäßige und behutsame Lebenshaltung hat er es auf 45 Jahre gebracht. Darin scheint auch seine ganze ethische Weisheit bestanden zu haben; Giordano Bruno, der ausgesprungene Dominikanermönch, kann nur von Leuten, die keine Kenntnis haben von der Unstätigkeit seines Lebenswandels und philosophierenden Denkens, unter die „bedeutsamen ethischen Ideale" für die Jugend gerechnet werden. Sonst nennt aber Herr Dr. Horneffer kein anderes „ethisches Ideal" mehr, nur noch den „kategorischen Imperativ Kants".

Das soll also eines „der bedeutsamsten ethischen Ideale" und gewissermaßen die Philosophie mit Vorzug sein, um den „dogmatischen religiösen Glauben" zu ersetzen! Aehnlich wie Döllingers Trauerrede über die moderne Philosophie lautet eine Abhandlung des Paters Kempf über „die Ratlosigkeit der modernen Philosophie" in den „Stimmen aus Maria Laach", Band 79, S. 21. Unter moderner Philosophie versteht der Verfasser besonders die Philosophie, „wie sie, meistens auf Kant fußend, auf den Kathedern unserer Hochschulen und in den literarischen Erzeugnissen der Gegenwart sich kundgibt". Er läßt die hervorragenden Forscher in Kants „Kulturschöpfungen": 1. „Kritik der reinen Vernunft", 2. „Kritik der praktischen Vernunft" und 3. „Kritik der Urteilskraft" sich selber aussprechen. Kants größter Verehrer, Hans Vaihinger, gibt offen zu, daß in Kants Lehre offenbare Widersprüche vorkommen, allein er entschuldigt Kants grobe Verstöße gegen die Gesetze des gesunden Denkens damit, daß der „menschliche Geist vermöge seiner Einrichtung gezwungen" sei, in Widersprüche zu verfallen. Diese logischen Unfälle Kants werden bestätigt durch Paulsen in seinem Buche „Kant". Paulsen schreibt S. 251, Kants Lehre habe „etwas eigentümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen schwebendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt." Und diese Kennzeichnung der Philosophie Kants wird von Vaihinger für „ganz zutreffend" erklärt. Als Paulsen 1898 in einem Buche Kants Lehrgebäude darzustellen versucht hatte, fielen die anderen Kantforscher Cohen, Goldschmidt, Vaihinger, Hermann, Rickert, Romund und andere über das Buch her, um Kants reine Lehre gegen Paulsens falsche Darstellungen zu beschützen. Paulsen suchte sich zu verteidigen, allein er kam gegen diese Uebermacht der Kantvorkämpfer nicht auf. „Meine Hoffnung", gestand er schließlich, „daß es überhaupt möglich sei über Kant zu reden und verstanden zu werden, ist längstens fast bis auf den Nullpunkt herabgesunken."

Und angesichts einer solchen Verzweiflung eines Paulsen zweifelt ein Horneffer nicht, daß er imstande sei, von der widerspruchsvollen Philosophie Kants den Knaben in den Flegeljahren und den Mädchen im Backfischalter einen „wirksamen Begriff" zu geben, und den „kategorischen Imperativ Kants" als „bedeutsamstes ethisches Ideal der letzten Jahrhunderte" vorzustellen! Bereits Schiller spottet über „Kant und seine Ausleger":

„Was doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." An den Bauten Kants haben die Kärrner freilich zu tun, aber mit dem Abfahren von Schutt. Ist denn die Schule ein Schuttabladeplatz? Herr Dr. Horneffer scheint die Schule als Abladeplatz zu behandeln für den Schutt, den er bei dem „Zusammenbruch" des verpfuschten Baues der Kantischen Philosophie sich erbettelt hat. Herr Dr. Horneffer glaubt offenbar, trotz Vaihinger, Paulsen, Cohen, Goldschmidt, Hermann, Rickert, Romund von Kant etwas zu verstehen, und das Kultusministerium, das seinen auf Spinozas und Giordano Brunos Pantheismus und Kants kategorischen Imperativ gegründeten konfessionslosen Moralunterricht genehmigt hat, scheint diesen Glauben zu teilen.

Da erlauben wir uns doch an folgendes Urteil zu erinnern, das Exzellenz v. Hertling, als er noch Professor der Philosophie war, über Kant gefällt hat. Es lautete: „In dem Kantschen Kritizismus ist die subjektivische Tendenz zu vollständiger Entwicklung gebracht. Aufgegeben ist die Objektivität des Erkennens in dem eigentlichen Sinne; aufgegeben ist das ganze Gebiet der übersinnlichen Wahrheiten; die Denknotwendigkeit soll nicht mehr als Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gelten; zugleich aber erscheint die menschliche Vernunft, ein neuer Tantalus, dazu verurteilt, unaufhörlich nach Erkenntnissen zu jagen, die ihnen doch niemals zuteil werden, und diese Vernunft soll auf dem praktischen Gebiete als unbedingte und ausschließliche Gesetzgeberin gelten!!!" „Das Heil der Philosophie", so schließt Hertling, „läßt sich nur durch Ueberwindung der sämtlichen von Kant zusammengehäuften Irrtümer gewinnen."

Herr Dr. Horneffer beruft in seinem von dem Kultusministerium genehmigten Schulprogramm auch die Geister des Sokrates und Plato. „Oh Kallias", redet Sokrates in seiner von Plato überlieferten Apologie einen Vater an, der seine Söhne zu einem Sophisten in die Schule geben wollte, „Oh Kallias! Wenn deine zwei Knaben Füllen oder Kälber wären, so müßten wir doch einen Mann gewinnen, der fähig wäre, sie in der ihnen als Füllen und Kälbern zukommenden Tüchtigkeit schön und gut zu machen (für Isarathen wäre das die Ausbildung zu Wettrennern oder Preistieren auf der Theresienwiese), und dazu würde ein Pferdezüchter oder ein Landwirt gehören. Da sie nun aber Menschen sind, was für einen Vorsteher wirst du für sie nehmen?"

So sprach Sokrates, wurde aber von dem Gerichte, das einige Jahre vorher die Hetäre Phryne unter dem „ästhetischen" Eindruck des sachverständigen Kunstgriffes ihres Anwaltes Hyperides von der Anklage des Atheismus freigesprochen hatte, zum Giftbecher verurteilt. Was würde wohl dem Sokrates, wenn er heute in Isarathen mit gleichem Freimut gegen die modernen, ministeriell genehmigten Sophistenschulen aufträte, geschehen, falls er dem verfassungsgesetzlich obersten Vormunde der Väter des Volkes wegen dieser Genehmigung auch zurufen würde: „Oh Kallias" usw.?

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der unterzeichnete Vorfriede und der drohende Nachkrieg.

Sir Edward Grey hat seine ganze Autorität als englischer Minister und Vorsitzender der Botschafter-Reunion eingesetzt, um endlich auch die obstinaten Serben und Griechen zur Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu veranlassen. Am 30. Mai setzten die Vertreter aller kriegführenden Staaten ihre Unterschrift unter das Friedensdokument; der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanverbündeten erhielt seinen Totenschein, und es war, als ob man nach dem Vorbild des alten französischen Thronwechsel-Zeremoniells den Ruf anschließen müßte: Es lebe der neue Krieg — zwischen Bulgarien und Serbien! Die bulgarischen Bevollmächtigten reisten nach der Unterzeichnung sofort ab, um vor aller Welt zu bekunden, daß Bulgarien im Punkte der Beuteverteilung sich nicht auf die Großmächte, sondern auf sein eigenes Schwert verlassen wolle. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hatte kurz vor der Londoner Unterzeichnung eine dreiste Rede gehalten, die in Sofia als eine Herausforderung und in Wien als eine nicht mehr ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit empfunden wurde. Herr Paschitsch behauptete u. a. mit einem deutlichen Blick auf Oesterreich, daß eine Großmacht den Serben für den Verzicht auf die Adriaküste eine Entschädigung im Wardartale versprochen habe. Oesterreich bestritt sofort diese Behauptung, und als die bulgarische Presse auf den russischen Busch klopfte, kam auch von da die Erklärung, Rußland habe eine solche Kompensation nicht versprochen. Die Bulgaren halten sich an den Vertrag, der vor dem Kriege geschlossen ist und lehnen es entschieden ab, aus „ihrem" Mazedonien den Serben eine Entschädigung für den an anderer Stelle entgangenen Gewinn zu geben. Zar Ferdinand ist ein geriebener Politiker. In Erwartung des Beutestreits hat er den Ausgleich mit Rumänien wegen Silistrias beschleunigt und sich damit Rückendeckung im Norden gesichert, auch gegen Rußland. Ferner hat er auf die Unterzeichnung des Präliminarfriedens gedrängt, um seine Truppen möglichst bald von der neuen türkischen Grenze zurückziehen und gegen die serbischen und griechischen Nebenbuhler verwenden zu können. Kommt es zur Kraftprobe, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien sich als der Stärkere erweisen und die Hegemonie auf dem Balkan an sich reißen. Wird dagegen der Krieg durch die Einwirkung von Rußland diesmal noch vermieden, so ist er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, da dann die alte Mißgunst fortwährt, und namentlich der serbische Größenwahn seine friedensgefährliche Rolle weiterspielen wird. Man sieht, daß der Balkan auch fortan noch, obschon der angebliche Störenfried Türkei vor die Tür gesetzt ist, noch der Wetterwinkel Europas bleiben will. Obschon wir mit der armen contribuens plebs menschliches Mitleid haben, müssen wir doch gestehen, daß es im Interesse Europas besser wäre, wenn die ungezogenen Serben von ihren bulgarischen Nachbarn eine heilsame Tracht Prügel bekämen und überhaupt die Vorherrschaft am Balkan den Bulgaren zufiele. Denn mit Sofia kann Wien eher zu einem modus vivendi kommen, als mit Belgrad. Bei der bulgarischen Hegemonie ist auch die Zukunft Albaniens eher zu sichern, als wenn die Serben und Montenegriner mit ihrem kleinlichen Brotneid vorherrschend blieben.

Was bei der Abgrenzung von Albanien sehr hervortrat, wird jetzt durch den Beutestreit völlig klargestellt: das Nationalitätsprinzip, das die Balkanstaaten an ihre Kriegsfahne geheftet hatten, ist dekoratives Beiwerk; jeder Staat sucht möglichst viel Land und Leute zu erobern, ohne sich um den gegenwärtigen Stand der Sprache und des Bekenntnisses zu bekümmern, da er die Absicht hat, den Zuwachs in der Zukunft zu seiner Nationalität zu „bekehren". Wie man auch die Grenzstriche ziehen mag, die nationalen und konfessionellen Verhältnisse sind dort zu Lande so verzwickt, daß es immer Vergewaltigungen und Klagen und Streitigkeiten geben wird.

Die Großmächte überlassen nun die Auseinandersetzungen zwischen den Bulgaren, Serben und Griechen diesen Staaten selbst, ohne sich anders als mit vermittelnden Ratschlägen einzumischen. Die Großmächte selbst haben ja auch noch genug zu tun mit den offiziellen Aufgaben, die sie sich in dem Vorfrieden vorbehalten haben, nämlich der Abgrenzung Albaniens im Süden und der Aufteilung der Aegäischen Inseln. Unsere Offiziösen sagen: „Zwischen den Großmächten scheint jede Gefahr eines Zusammenstoßes beseitigt, und die letzten Wolken im nahen Osten werden sich hoffentlich bald zerstreuen." Die letztere Hoffnung ist noch recht gewagt, doch richtig ist wohl die Ansicht, daß zu einer europäischen Konflagration jetzt bedeutend weniger Anlaß vorliegt, als bisher. Rußland könnte Serbien wohl im Falle eines Konflikts mit Oesterreich unterstützen, aber schwerlich in einem Konflikt mit Bulgarien. Und wenn bei der Abgrenzung von Albanien oder bei der Verteilung der Inseln Zwistigkeiten entstehen, so ist Griechenland der klagende Teil, und das ist glücklicherweise kein slawischer Staat. Quertreibereien von seiten der russischen Panslawisten und der französischen Chauvinisten sind freilich noch möglich bei den Verhandlungen über die albanische Staatsordnung und die Besetzung dieses neuen Thrönchens; doch sollte man denken, daß Oesterreich und Italien, die berufenen Pflegeräte, nach den bisherigen Erfahrungen Mut genug haben, um sich jede arglistige Einmischung einfach zu verbitten.

Russische Spione im österreichischen Heer.

Es ist gut, daß der europäische Friede sowohl während der bosnischen Annexionskrisis als in den jüngsten Balkanwirren erhalten geblieben ist. Die Genugtuung darüber wird noch verstärkt durch die Enthüllung, daß Rußland sich seit Jahren im Besitz der wichtigsten österreichischen Militärgeheimnisse befindet. Der rollende Rubel hatte im habsburgischen Heer ein Unheil angerichtet, dessen Aufdeckung einen wahren Schrecken hervorrufen mußte. Die Entlarvung eines Oberleutnants Mandritsch war nur ein kleines Vorspiel. Bald stellte sich heraus, daß der Oberst Redl, der früher selbst an der Spitze des österreichischen Nachrichtenbureaus gestanden hatte und dann Chef des Generalstabs des böhmischen Korpskommandanten geworden war, den Russen alles ausgeliefert hat, was er in seinen hohen Stellungen erkunden konnte. Leider sollen Kameraden, die den Schuldigen verhaften sollten, ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand gegeben haben. Das ist nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus zu bedauern, sondern würde auch gegen das wohlverstandene militärische und staatliche Interesse verstoßen. Denn nach Entdeckung des Skandals kam es darauf an, den ganzen Umfang der Korruption bloßzulegen und die sämtlichen faulen Elemente aus dem Heere und den übrigen Behörden und Gesellschaftskreisen zu beseitigen. Ob nach dem Tode des Hauptschuldigen das Werk der Aufklärung und Reinigung gründlich werden wird, ist sehr zweifelhaft. Die furchtbare Gefahr der Spionage, die hier so erschreckend zutage tritt, bedarf aber der sorgfältigsten und schärfsten Abwehr. Mit dem gelegentlichen Abfangen und Verurteilen des einen oder andern Spions oder Verräters ist wenig getan. Die militärischen und zivilen Autoritäten müssen alle Personen, die an wichtigere Geheimnisse herankommen, einer fortwährenden Bewachung unterwerfen, um festzustellen, daß sie keinerlei zweifelhaften Umgang haben, keinerlei Leidenschaften unterworfen sind, keinen anormalen Aufwand machen und sich überhaupt in ganz geregelten wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnissen befinden. Hätte man in Wien auf die „Passionen" und den Aufwand des Obersten Redl ein aufmerksames Auge gehabt, so wäre dieser gefährliche Mensch schon längst unschädlich gemacht worden. Die „Gemütlichkeit" ist da wirklich nicht am Platze. Wir wollen hoffen, daß es in Deutschland kein Seitenstück zu diesem Oberst und Stabschef gibt; aber da die russischen Rubel gewiß auch den Weg über die deutsche Grenze gesucht haben, so ist die strengste Kontrolle auch hierzulande geboten. Ohne Ansehen der Person, wenn man es klug anfängt, geht es auch ohne Kränkung der Person.

Das elsaß-lothringische Ausnahmegesetz.

Dieser Wechselbalg ist in der Geburt erstickt. Als die Zweite Kammer von Elsaß-Lothringen den Plan ihrer Regierung verurteilte, konnten die Machthaber noch allenfalls von demokratischer Befangenheit reden. Aber dann fällte die Erste Kammer ihren Spruch, jene Kammer, welche die Regierung selbst als Auslese der besten Kräfte des Landes und als Hort der rechten Staats- und Reichsweisheit geschaffen hatte. Und auch sie verwarf gegen wenige Stimmen ganz entschieden den unglückseligen Gedanken. Darauf folgte eine Interpellation im Reichstage. Deren Ergebnis war, daß der Reichskanzler ohne Wärme und ohne Hoffnung, nur anstandshalber das „pflichtbewußte" Vorgehen der Landesregierung verteidigte, und die Parteien des Zentrums, sowie der Linken entschiedenen Widerspruch einlegten. Wenn nicht schon der Bundesrat dem Straßburger Antrage ein stilles Begräbnis bereitet, so wird er im Reichstage „glänzend" durchfallen, da nur die Konservativen und vielleicht ein paar Nationalliberale für eine solche Vorlage stimmen würden. Der Reichskanzler bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um sich leidlich

aus der verpfuschten Angelegenheit zu ziehen. Seine Bitte um eine „ruhige“ Beurteilung der Sache läßt sich wohl erfüllen, da ja die Gefahr selbst abgewendet ist. Aber hätte man die unangenehme Nachwirkung des verfehlten Versuches nicht auch vermeiden können, wenn in den maßgebenden Kreisen die Frage von Anfang an mit staatsmännischer Besonnenheit geprüft worden wäre? Auf die erste Anfühlung von Straßburg hätte der Reichskanzler sofort antworten sollen: Zu reponieren bei den geheimsten Akten und vor Ablauf von wenigstens zwei Jahren nicht zu reproduzieren.

Arbeit und Taktik im Reichstage.

A bissel Falschheit ist alleweil dabei. Die Erledigung der Wehrvorlage im Budgetausschuß, die wir bereits in der vorigen Nummer verzeichnen konnten, war von einem taktischen Satirspiel begleitet, bei dem die Sozialdemokratie die Hauptrolle spielte. Als der sachgemäße Antrag wiederholt wurde, vor der Schlußberatung über die Wehrvorlage erst die Deckungsvorlagen in Behandlung zu nehmen, vereinigten sich die Nationalliberalen, die Freisinnigen und die Sozialdemokraten zu einem Linksblock, der mit 15 gegen 13 Stimmen den Antrag ablehnte. Dieser Beschluß hat vorläufig keine materielle Bedeutung; denn erst während der zweiten und dritten Lesung der Wehrvorlage im Plenum wird sich entscheiden, ob die einheitliche Erledigung der Rüstung und der Deckung durchzuführen ist. Der Beschluß ist aber ein bedenkliches Symptom einerseits für die Rücksichtslosigkeit der nationalliberalen Partei, die sogar ein Bündnis mit der äußersten Linken nicht verschmäht, um ihren Willen durchzusetzen, anderseits für die Absicht der Sozialdemokratie, sich zum entscheidenden Faktor in den Steuerfragen zu machen. Es war höchst bezeichnend, daß die Sozialdemokratie zuerst auf dem Plan erschien mit der Erklärung, sie sei bereit, sofort in die zweite Lesung der Wehrvorlage einzutreten. Das tat sie natürlich nicht aus Liebe zu der Heeresverstärkung, sondern in der Berechnung, daß sie selbst aus der Trennung der Deckungs- von den Wehrvorlagen ihren Parteiprofit ziehen werde.

Das Zentrum gab mit voller Entschiedenheit die Erklärung ab, daß es seine Stellung zur Wehrvorlage von der Sicherung der Deckung abhängig mache. Die konservative Partei sprach sich in demselben Sinne aus, wenn auch gemäß ihrem Charakter in milderer Form. Die Nationalliberalen verschanzten sich hinter der elastischen Formel, daß die Wehrvorlage unbedingt sofort, die Deckungsvorlage möglichst noch in diesem Sommer zu erledigen seien. Die Regierung hielt zwar an dem Grundsatze fest: Keine Ausgabe ohne Deckung, doch ließ deren korrekte Erklärung die entschiedene Nutzanwendung auf die aktuelle Frage vermissen. Die Regierung sollte führend vorangehen, aber sie pflegt abwartend zu folgen.

Bisher hatte man vielfach die Ansicht, die Nationalliberalen wollten mit Hilfe der Sozialdemokratie durchaus die direkte Erbschaftssteuer, die sog. Witwen- und Waisensteuer zur Revanche für 1909 durchdrücken. Das hätte sich mehr gegen die Konservativen und das Zentrum, als gegen die Regierung zugespitzt. Neuerdings aber wird es wahrscheinlicher, daß die nationalliberale Taktik sich auf die Reichsvermögenssteuer orientiert. Dann richtet sich die Spitze geradezu gegen die Regierungsvorlagen, die bekanntlich mittels der veredelten Matrikularbeiträge die unmittelbare Reichsabgabe vom Vermögen vermeiden will. Wenn die Reichsleitung und der Bundesrat die Zügel wie bisher am Boden schleifen lassen, so wird es kaum noch möglich sein, die Reichsvermögenssteuer zu vermeiden. Inzwischen hat sich der Budgetausschuß an die erste Deckungsvorlage gemacht, die den einmaligen und außerordentlichen Wehrbeitrag von einer Milliarde regeln soll. Der Ausschuß will diese Vorlage, die allgemein im Prinzip gebilligt wird, durch Schonung der kleinen Vermögen, Einführung einer progressiven Staffel und stärkere Berücksichtigung der besseren Einkommen vervollkommnen. Das ist ein löbliches Streben; es zeigt sich aber, daß bei dem feineren Ausbau der Vorlage die Zweifel und die Schwierigkeiten sich überraschend vermehren. Auch die zweckmäßige Regelung des Fürstenbeitrags macht noch Kopfzerbrechen. Trotzdem braucht man noch nicht die Hoffnung fahren zu lassen, daß nicht bloß über den Wehrbeitrag, sondern auch noch über die Deckung der fortdauernden Ausgaben schließlich noch eine Verständigung unter den bürgerlichen Parteien zustande kommt, ehe die Sozialdemokratie im Trüben zu fischen vermag. Die nationalliberale Parteileitung wird ihre „Taktik“ nicht aufs äußerste treiben, — wenn nur die Regierung ihrer Aufgabe halbwegs gewachsen ist.

Traum.

Als ich in stiller Nacht mein Herz beklagte,
Da führte mich ein gütig milder Traum
An seiner Hand durch mondenhelle Gassen
Vor einen dunkelblüh'nden Rosenbaum.

„Ja, Traum, der blüht“, so fing ich an zu hadern,
„Es ist nicht schwer, in Blüten froh zu sein!“
Zur Antwort gab der Traum mir milde lächelnd,
„So schaue tiefer in sein Blüh'n hinein!“

Und zart bog er die Rosen auf die Seite
Und wies mich stumm zu seinem Astwerk hin,
Wie ward mir da von stillem Leiden Kunde,
Wie sah ich's kreuz und quer von Narben zieh'n!

Da überkam's mich wie ein Offenbaren,
„Auch ich will meine Schmerzen überblüh'n,
Um alle meine Wunden, meine Narben
Will ich den Blütenkranz der Freude zieh'n!“

O. Frauenfelder.

Das „Verbrechen“ des Fürsten Hatzfeldt.

Von Franz Ehrlich.

Der Tatbestand: Die herzogliche Domänenverwaltung zu Trachenberg hatte an die unterstellten Inspektoren eine Verfügung mit folgendem Wortlaut erlassen:

„Da es von Jahr zu Jahr schwieriger wird, brauchbares Gesinde zu bekommen, müssen schon frühzeitig, und zwar ein Vierteljahr vor dem gesetzlichen Vermietungstag, Schritte getan werden, Gesinde zu beschaffen. Es ist aber dabei zu beachten, daß kein Ausmieten von Nachbarn, insbesondere von herzoglichen Pächtern erfolgt. Jedes zu mietende Gesinde muß den Nachweis liefern, daß es zu dem betreffenden Termin auch wirklich dienstfrei ist. Ferner wird verfügt, daß in Zukunft nur Gesinde katholischer Konfession gemietet werden darf. Leute anderer Konfession dürfen nicht angenommen werden. Dagegen ist es gestattet, polnische Familien zu mieten, weil diese Leute recht brauchbar und meistens auch sauber und ordentlich sind.

Herzogliche Domänenverwaltung. (gez.) v. Unwerth.“

Die Wirkung: Große Entrüstung in den Blättern verschiedenster politischer Färbung und religiöser Richtung über diese Unduldsamkeit des Fürsten Hatzfeldt, des früheren Oberpräsidenten von Schlesien und freikonservativen Politikers katholischer Konfession.

Unmaßgebliche Randglossen: Die scharfen Verurteilungen des Vorgehens der fürstlichen Verwaltung kann man sich wohl erklären; sie zu verstehen und zu rechtfertigen dürfte kaum möglich sein. Daß so ein Erlaß den „toleranz“triefenden liberalen Zeitungen Anlaß zu schweren Angriffen bietet, ist bei ihrer Auffassung von Toleranz selbstverständlich. Hätte der Fall umgekehrt gelegen, wäre von irgend einer protestantischen oder israelitischen Seite eine Verfügung desselben Inhalts gekommen, dann wäre alles in Ordnung gewesen; ein Protest von katholischer Seite gegen das Vorgehen hätte sich die Note „anmaßend“ oder „kleinlich“ gefallen lassen müssen. Hätte die Domänenverwaltung wenigstens polnisches Gesinde ausgeschlossen, die hakatistische Presse hätte ihr wohl auch die konfessionelle „Entgleisung“ zugute gehalten. — Aber so was! Ein katholischer Hausherr will sein Haus Katholiken reservieren! Unduldsamkeit! Da sieht man die katholische Absonderung! — Ist es nicht das gute Recht eines jeden, bloß solche Leute in seine Dienste zu nehmen, die ihm behagen? Und wenn Fürst Hatzfeldt eine ausgesprochene Vorliebe für seine Glaubensgenossen hat, wer will es dem Katholiken verargen? Das ist keine Anwendung des berüchtigten „Cujus regio, ejus religio“ „Der Grundherr bestimmt die Konfession der Insassen“. Fürst Hatzfeldt läßt jedem seinen Glauben; er nimmt nur keine Nichtkatholiken unter sein Gesinde (vielleicht auch nicht unter seine Beamten) auf. — Es ist kein wirtschaftlicher Abschluß gegen Andersgläubige. Denn das ist doch etwas ganz anderes: seinen Bedarf an irgendwelchen Artikeln bei einem Lieferanten decken und jemand in feste Dienste, womöglich ins

Haus aufnehmen. Um nur auf eine Unzuträglichkeit aufmerksam zu machen: Wenn, wie das — Gott Dank! — noch in vielen katholischen Adelsfamilien der Fall ist, das gemeinschaftliche Gebet auch auf den Hatzfeldtschen Gütern gepflegt wird, kann doch der Herr verlangen, daß alle daran teilnehmen, die in seinen Diensten stehen; wollte er aber Protestanten in katholische Andachtsübungen rufen, da möchte ich mal das Geschrei über Proselytenmacherei usw. hören. — Es ist keine Rücksichtslosigkeit. Wer kann denn Rücksicht verlangen, gestützt auf ein Recht oder eine Pflicht der Liebe, die von dem Fürsten mißachtet würden? Ob sich auch sozialdemokratische Blätter an dem Entrüstungsrummel beteiligten, entzieht sich meiner Kenntnis. Grund hat die Partei des wirtschaftlichen und antireligiösen Terrorismus dafür jedenfalls nicht.

Das Vorgehen des katholischen Großgrundbesitzers bleibt seine persönliche Sache, für die er sich zur Rechtfertigung nicht auf die Religion zu berufen braucht, noch auch berufen hat. Also gar kein Grund, durch ein Verurteilen den Gedanken: Qui s'excuse, s'accuse auszulösen. — Beispiellos steht auch das Hatzfeldtsche Vorgehen nicht da; nur muß man, wenn man sich die Sache leicht machen will, die Beispiele nicht bei den Katholiken suchen. Man darf auch nicht verlangen, daß bei diesen Beispielen — wie da sind: staatliche Stellenbesetzung, städtische Berücksichtigung katholischer Bewerber, Verwendung von Katholiken in den industriellen Unternehmen, zumal was in all diesen und ähnlichen Fällen höhere Stellen angeht — so klares Aussprechen des Standpunktes vorliegt. Im Gegenteil. Man geht via facti voran, betont aber bei jeder günstigen oder ungünstigen Gelegenheit sein von rein sachlichen Gründen bedingtes Vorgehen. Unser Sprachschatz hat ja neben judenrein auch das für uns beschämende Wort katholikenrein. Und der Erfolg eines Protestes in dem einen oder anderen katholischen Blatte? Die Sache bleibt, wie sie war. Und wenn einmal ein schreiendes Unrecht abgestellt wird, dann kommt ein Artikel: „Was bringt zu Ehren? — Sich wehren!" und tausend andere, oft ebenso krasse Fälle bleiben nach wie vor bestehen. Da wäre sicher manchmal ein viel energischeres Auftreten angezeigt. Wenn aber einmal die Selbstverteidigung so weit ausgedehnt wird, daß einer, wie Fürst Hatzfeldt, ihm nicht zusagende Elemente aus seinem kleinen oder großen Betriebe fernhalten will, so sollte man ihm billigerweise keinen Vorwurf daraus machen.

Das ist jedenfalls eine falsch verstandene Toleranz, wenn man in katholischen Städten und Dörfern für eine verschwindende Minderheit von Nichtkatholiken die angesehensten und einflußreichsten Stellen geradezu monopolisiert, ihnen Kirchen und Schulen aus öffentlichen Mitteln errichtet und das als Großtaten der erstaunten Mitwelt anzeigt, während bei anders gelagerten Verhältnissen auf Katholiken gar keine Rücksicht genommen wird. — Schalte man einmal die Kirchturmspolitik und die Sucht nach Lob aus fremdem Munde (das von einem bezeichnenden Lächeln über „die Dummen, die man gefunden hat", nur zu oft begleitet ist) aus; werde man sich seiner Solidarität mit allen Katholiken des Vaterlandes bewußt und treibe mutig und offen do ut des-Politik: kein Zugeständnis auf unserer Seite ohne entsprechende Gegenleistung; kein Einmischen in unsere Sachen, weil auch wir uns peinlich vor solcher Einmischung hüten; was stillschweigend als gutes Recht von tausenden von Nichtkatholiken ausgeübt und ihnen auch zugestanden wird, das verüble man auch einem Katholiken nicht, wenn er es einmal für sich beansprucht.

* * *

Fürst Hatzfeldt hat den Erlaß zurücknehmen lassen. Es steht zu befürchten, daß ihm das als Rückzug und Zeichen der Schwäche ausgelegt wird. Daß damit die Gegner nicht befriedigt sind, zeigt die „Kölnische Zeitung" mit ihrer Bemerkung:

„Daß die Trachenbergsche Verwaltung den anstößigen Erlaß jetzt verleugnet, beweist ja, daß auch sie an seinem Inhalt Anstoß nimmt. Wie die Dinge liegen, muß man aber doch bitten, einmal mitzuteilen, was denn eigentlich „entstellt" worden ist und was nun der Fürst Hatzfeldt über diese Dinge eigentlich denkt. Denn wo Rauch ist, da ist auch Feuer; es wäre darum doch wissenswert, wie eine so herausfordernde, rücksichtslose Anordnung überhaupt hat ergehen können. Wie die Dinge jetzt liegen, behält man den Eindruck, als ob im Hintergrunde trotz allem Bestrebungen wirksam seien oder gewesen seien, die den Gedanken eines so unduldsamen Vorgehens erstehen ließen."

Nachgiebigkeit einem anmaßenden Gegner gegenüber ist noch immer von Uebel gewesen.

Ernste Wahlziffern.[1]

Allen Patrioten und Staatsmännern vorgelegt.

Von B. Möhringer.

Auch Zahlen sprechen. Bisweilen lauter als Redner. Die Zahlen der letzten Reichstagswahl geben jedem Patrioten zu denken. Vielleicht bringen sie manchem Gedanken, auf die er noch gar nicht gekommen ist. Wenn wir die 397 Reichstagswahlkreise auf die konfessionelle Zusammensetzung hin untersuchen, ergeben sich 251 Kreise mit 50—99% Evangelischen, 146 Kreise mit 50—100% Katholiken.

I. Gruppe: Kreise von 90—99—100%.

A) Evangelische: deren gibt es 154. Wir dürfen sie „rein evangelische" nennen. Von diesen 154 „rein evangelischen" Kreisen eroberten

die Kandidaten der Sozialdemokratie	61
„ „ „ Rechten	37
„ „ „ Fortschrittlichen Volkspartei	27[2]
„ „ „ Nationalliberalen	24
„ „ Deutsch-Hannoveraner	4
Däne	1

Wir wollen nun die Nationalliberalen nicht ohne weiteres zur Linken rechnen, obgleich sie ja auch mit der eigentlichen Linken um die Vernichtung der Schwarzblauen sich bemühten; somit erhielt die Linke, deren Kerntruppe die Sozialdemokratie bildet, 88 Mandate in den „rein evangelischen" Kreisen, das bedeutet 22,2% von sämtlichen Abgeordnetensitzen. Oder: von den 154 „rein evangelischen" kommen auf die Linke 57,1%. Die 61 Sitze der Sozialdemokratie gehören meist zu den bombensicheren Kreisen dieser Partei. Die Katholiken kommen kaum in Betracht, so daß man mit der oft beliebten Auslieferung von Wahlkreisen an die Sozialdemokratie nicht kommen kann.

Gewiß besitzt die Rechte (Konservative, Reichspartei, Hannoveraner, Wirtschaftliche Vereinigung und Hospitanten) unter den eroberten 41 Mandaten auch eine erkleckliche Anzahl bombensichere. Doch sind z. B. die wenigen Mandate, welche der Rechten im ganz evangelischen Königreich Sachsen (hier von 20 nur 2) und in den Thüringischen Staaten (hier von 20 nur eines) zufielen, erst in mühsamer Stichwahl gegen die Sozialdemokraten erobert worden.

B) Katholiken: Kreise mit 90—100% Katholiken gibt es 55. Von diesen 55 „rein katholischen" Kreisen eroberten:

die Kandidaten des Zentrums	46
„ „ „ Elsässischen Zentrums (bzw. deren Hospitanten)	3
„ „ der Polen	3
„ „ des Bayerischen Bauernbundes	2
eroberte der Kandidat der Nationalliberalen	1

Somit fielen den Parteien, welche 1909 die große nationale Tat der so notwendigen Reichsfinanzreform gemacht hatten, von 55 Kreisen 52 zu. Von den 46 Mandaten des Zentrums gehören 43 zum absolut sicheren Besitzstand; denn ohne bedeutenden Gegner fielen sie ihm sofort im I. Wahlgange zu. In 54 von den 55 katholischen Bezirken ist die Sozialdemokratie schwach, teilweise sehr schwach vertreten. Mit dem Zentrum kam sie nirgends in Stichwahl. Nur in Oppeln 6 (Kattowitz-Zabrze) kam der Sozialdemokrat mit dem Polen in Stichwahl, in der der Pole siegte. Zur Zeit der letzten Wahl wurden auch die Polen zur Rechten gezählt. Denn sie haben an der Finanzreform mitgearbeitet. Wenn sie zurzeit vielleicht mehr der Linken zuneigen, ist das der verfehlten Polenpolitik der preußischen Regierung zur Last zu legen. Immenstadt—Lindau kann nicht zum sicheren Besitzstand der Liberalen gerechnet werden und wurde von diesen in der Stichwahl auf sozialdemokratischen Krücken geholt.

Geben diese Zahlen nicht zu denken? Von 154 „rein evangelischen" Wahlkreisen gehören nur 37 zur eigentlichen Rechten; bzw. mit den Hannoveranern 41, dagegen von 55 „rein katholischen" 46 oder gar 52 (mit Polen und Elsäßer). Von 154 „rein evangelischen" Kreisen gehören 61 den Sozialdemokraten, und 27 den Freisinnigen; von 55 „rein katholischen" gehört kein einziger den Sozialisten oder den Freisinnigen. Wo sind die

[1] Die Zahlen sind aus „Kürschners Deutscher Reichstag 1912—17" Berlin und Leipzig, Hermann Hillger Verlag. Ferner wurde zu Rate gezogen: Reichstags Handbuch. Amtliche Ausgabe. 13. Legislaturperiode. 1912.

[2] Mitgezählt ist der in der Nachwahl durchgedrungene Abgeordnete von Mecklenburg-Schwerin 1, nachdem die Wahl des Konservativen Pauli ungültig erklärt war.

staatserhaltenden, königstreuen Wähler zu suchen? Und diesen verweigert der Bundesrat die ihnen zukommenden Rechte. **Den „rein evangelischen" zuliebe läßt er ein gehässiges Ausnahmegesetz gegen deutsche Staatsbürger, gegen die Stützen der Autorität bestehen!** Ist das nicht Verblendung? Ungerechtigkeit?

II. Gruppe: 80—89%.

A) Evangelische: Kreise mit 80—89% Evangelischen gibt es 29, von welchen eroberten

die Sozialdemokraten	16
„ Freisinnigen	3
„ Nationalliberalen	2
„ Rechtsparteien	7
„ Deutsch-Hannoveraner	1

Es erhielt somit die Linke 19 Mandate, die Rechte bloß 7 bzw. 8. Die Sozialdemokratie holte sich in der Hauptwahl 9 Sitze, zum Teil bombensichere. Die Rechtsparteien erhielten in der Hauptwahl nur 3 Mandate. Das eine (Kreis Arnsberg 1) nur deshalb, weil ungefähr 3000 Zentrumsleute, in der Mehrzahl doch wohl Katholiken, ihre Stimme sofort dem Lic. Mumm, einem evangelischen Geistlichen, gaben. In der Stichwahl retteten in Kassel 5 (Marburg) zirka 2300 Zentrumsstimmen das Mandat der Rechten. Trotzdem ist die Linke so stark vertreten, daß sie von 29 Sitzen 19 = 65,5% innehat.

B) Katholiken: Kreise mit 80—89% Katholiken gibt es 33; von diesen eroberten

die Kandidaten des Zentrums	20
„ „ der Polen	6
„ „ des Elsässischen Zentrums	4
„ „ der Sozialdemokratie	3

Die Parteien also, welche das schwere Werk der Finanzreform auf sich nahmen, erhielten 30 Mandate von 33. Und zwar 28 sofort. Diese gehören zum sicheren Besitz der genannten Parteien. Nur in 2 Kreisen hatte das Zentrum seine Sitze in der engeren Wahl erobert: Baden 2 (Donaueschingen) und Augsburg 1.

Die Linke bekam München II (von Vollmar) und Mülhausen im Elsaß in der Hauptwahl. Wer die Kreise kennt, besonders die Kirchennot in München II, wird sich nicht wundern über das Resultat. Der Stichwahlsieg in Würzburg ist ein „Erfolg" von 6400 freisinnig-liberalen „Staatstreuen".

Wir fragen: Reden diese Zahlen nicht eine ernste Sprache? Viele Tausende von katholischen Wählern helfen der Rechten, um sie gegen die Linke zu verteidigen; die eigentlichen **katholischen Kreise** sind die **widerstandsfähigsten gegen die staatsfeindliche Sozialdemokratie.** Wir sagen nur eines: **Gerechtigkeit, Gerechtigkeit den Katholiken!**

III. Gruppe: 70—79%.

A) Evangelische: Kreise mit 70—79% Evangelischen sind es 26, von welchen

die Rechtsparteien erhielten (hierzu gerechnet Graf Posadowsky)	10	Mandate,
„ Nationalliberalen erhielten	2	„
„ Freisinnigen „	5	„
„ Sozialdemokraten „	9	„

Die Linke ist also wieder am stärksten mit 14 Sitzen: 54%; die eigentliche Rechte hat höchstens 10 Sitze; davon sind 6 aus der Hauptwahl. Von diesen sechs verdankt die Rechte **fünf** den **katholischen** Wählern. Denn es fielen ihr zu:

2500 Stimmen in Breslau	1
2600 „ „ „	2
4000 „ „ „	5
2500 „ „ Mittelfranken	5
4000 „ „ Württemberg	12

Außerdem hat das Zentrum sowohl in Arnsberg 4, wie in Düsseldorf 1, auf eigene Kandidaten verzichtet und seine 5000 bzw. 6200 Stimmen dem Kandidaten der Rechten sofort zugeführt. Es gelang nicht, in diesen vorwiegend evangelischen Kreisen die Rechtsparteien auch nur in die Stichwahl zu bringen.

B) Katholiken: Kreise, deren Bevölkerung 70—79% Katholiken zählt, sind es 20. Es erhielten

die Zentrumskandidaten	9	Sitze,
das Elsässische Zentrum	1	„
die Polen	6	„
„ Sozialdemokraten	3	„
„ Freisinnigen	1	„

Von den 20 Kreisen, die noch ³/₄ katholisch sind, fielen nur vier der Opposition zu: München I dem Freisinn, Metz mit offener freisinniger Hilfe an die Sozialdemokraten. Die Auslieferung der Stadt Köln durch die Liberalen ist bekannt. Düsseldorf-Stadt, wo nur zirka 800 Stimmen fehlten, hätte gerettet werden können, wenn die Liberalen ebenso treu, wie die Zentrumswähler in Duisburg und Bochum-Gelsenkirchen (vgl. Gruppe V) zum Kompromiß in der Stichwahl gestanden hätten.

Die Zahlen, die Tatsachen sprechen für sich: die Katholiken haben meist bombensichere Mandate, arbeiten redlich unter schweren Opfern an des Reiches Wohlfahrt mit. Dafür werden sie ungerecht behandelt; ein von der katholischen Kirche approbierter Orden ist verbannt! **Und das in einem Rechtsstaate!!** Nicht Gnade, sondern **Gerechtigkeit verlangen wir!**

IV. Gruppe: 60—69%.

A) Evangelische: Kreise, deren Bevölkerung zu 60—69% evangelisch ist, gibt es 16. Es erhielten

die Rechte	6	Mandate,
„ Sozialdemokraten	6	„
„ Freisinnigen[3])	3	„
„ Nationalliberalen	1	„

Bei den sechs „Rechten" ist der Abg. Wittum-Pforzheim (Baden 9) eingerechnet. Er bekennt sich offen als Gegner des Großblocks und erhielt sofort 6900 Zentrumsstimmen. Dadurch wurde sein Sieg in der Hauptwahl herbeigeführt, und das Mandat den Sozialisten abgenommen, die es seit 1898 zum sicheren Besitzstand rechneten. Auch die anderen fünf Rechtskandidaten erhielten energische Hilfe vom Zentrum, so daß 2 sofort, 3 in der Stichwahl gegen Linkskandidaten siegten. Trotzdem haben diese vorwiegend evangelischen Kreise für die Rechte nur 6 Sitze, d. i. 37,5%, während der Linken 56,25% zufielen. 3 Mandate hat die Sozialdemokratie in der Hauptwahl erhalten.

B) Katholiken: Kreise mit katholischer Bevölkerung von 60—69% gibt es 20. Es erhielten

Zentrum	10	Sitze,
Polen	2	„
Elsässisches Zentrum	1	„
Graf Oppersdorff	1	„
Konservative	1	„
Liberal	1	„
Freisinn	2	„
Sozialdemokratie	2	„

Rechnet man Herrn Bassermann, der sozialdemokratische Krücken hat, nicht zur Linken, so holte sich diese von den 20 Mandaten nur 4 = 20%. Davon hat der Freisinn seine 2 Sitze nur mit Sozzenhilfe und wird Baden 7 (Offenburg-Kehl) wohl an das Zentrum abgeben müssen. Es ist schon merkwürdig, daß die protestantischen Bauern im Hanauer Land einen freisinnigen Hansabündler wählten und ihren Standesgenossen Schüler durchfallen ließen, weil er dem Zentrum zugehört. Und zur gleichen Zeit wählen viele Tausend Katholiken die protestantischen Rechtskandidaten! Uebrigens gehören von den zehn Zentrumssitzen neun zum sicheren Besitzstand.

Und wie werden diese staatstreuen Katholiken behandelt? Katholisches Volk, du wirst geehrt nur soviel als du dich wehrst. Es handelt sich um deine Rechte!

V. Gruppe: 50—59%.

A) Evangelische: Kreise mit 50—59% evangelischer Bevölkerung gibt es 26. Davon erhielten

die Rechtsparteien	7	Mandate,
Nationalliberale gegen Linkskandidaten	4	„
„ „ Rechtskandidaten	5	„
Sozialdemokraten	6	„
Freisinnige	4	„

Gerade in diesen Kreisen hätte die Linke reichere Beute gemacht, wenn nicht die Katholiken die Streitaxt begraben und energisch für rechtsstehende Kandidaten eingetreten wären. Be-

[3]) Bezüglich des Abgeordneten für Danzig 1 (Abg. Schroeder) hieß es eine Zeitlang, er hätte bei der Reichspartei Anschluß gesucht, aber nicht gefunden. Schroeder ist im amtlichen Verzeichnis unter den Fraktionslosen aufgeführt. Er ist gegen einen Rechtskandidaten (früheren Abg. v. Oldenburg-Konservativ) in der Stichwahl (wohl mit Hilfe der Sozialdemokraten) durchgedrungen.

sonders hat sich ihre Selbstlosigkeit und ihr Patriotismus gezeigt bei den vier Nationalliberalen. Wir rechnen sie zur Rechten: zwei wurden von der Fraktion nicht aufgenommen: Becker-Hessen und Freiherr v. Heyl, beide gewählt gegen Linkskandidaten. Bartling (Wiesbaden 2) verdankt seinen Sieg den 9000 Zentrumsstimmen, sonst wäre der Sozialdemokrat gewählt worden. Geradezu heroisch muß man das Eintreten der Zentrumsleute in Bochum-Gelsenkirchen nennen. Was haben sie sich früher nicht alles von nationalliberaler Seite gefallen lassen müssen! Und die katholischen Arbeiter hielten Versammlungen ab für den verunglückten liberalen Kandidaten Bergarbeiter Heckmann; 37000 Stimmen des Zentrums führten zum Sieg gegen den Sozialdemokraten Otto Hué. Die anderen 5 Liberalen muß man mehr zur Linken rechnen. Sie sind gegen Konservative und Zentrum gewählt mit sozialdemokratischer Hilfe.

B) Katholiken: Kreise mit 50—59% Katholiken gibt es 18. Davon erhielt

das Zentrum	5 Sitze,
die Rechte (Konservative und Reichspartei)	3 „
Polen	1 „
Rechtsliberale (einer mit Zentrumshilfe in. Duisburg 31000 Stimmen)	2 „
Liberale mit sozialdemokratischer Hilfe	3 „
Sozialdemokraten	4 „

Somit erhielt die Rechte 9 Sitze = 50%. Auch hier ist das Gesamtresultat für die Katholiken günstiger als für die Protestanten. Die Katholiken stellen die meisten Kandidaten bzw. Abgeordneten für die Rechtsparteien. Sie bringen Opfer für das Vaterland. Die Hauptherde für die Linke, vor allem für die 110 Sozialdemokraten, sind in den **rein evangelischen Staaten und Wahlkreisen.**

Ihr Staatsmänner, öffnen euch diese ernste Zahlen nicht die Augen? Sollen diese Katholiken weiterhin als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt werden? Es ist endlich an der Zeit, den deutschen Katholiken ihr Recht zu geben. Sie haben lange genug gewartet; das Maß ist voll. Es ist einfach empörend, eine Schmach für das Deutsche Reich, wenn ein Ausnahmegesetz deutschen Priestern, nur weil sie Jesuiten sind, die Predigt des Gottesglaubens im eigenen Vaterland verbietet. Da liegt vor mir die Nr. 282 des „Pfälzer Boten": Auf der einen Seite wird berichtet, wie der Freidenker und Genosse Dr. Maurenbrecher zu Heidelberg **öffentlich** den jedem Christen, ob Protestant oder Katholik, teuren **Gottesglauben verhöhnen darf.** Auf der ersten Seite steht die Ausweisung des Jesuiten Cohausz, dem die Großherzoglich Badische Regierung verbietet, religiös-wissenschaftliche Vorträge zu halten über die Fundamentalwahrheiten des Christentums! **Freiheit** also **dem Unglauben,** der das Fundament des Staates unterwühlt — **Knebelung katholischer Priester,** die den **Gottesglauben,** auf dem unsere Staaten ruhen, **predigen wollen!** Weiter kann die Verblendung nicht gehen!

Das Fortbestehen des Jesuitengesetzes ist ein offenbares Unrecht. Es kann dem Vaterland nur Fluch und Verderben bringen. Wer für das unterdrückte Recht eintritt, tut eine edle nationale Tat.

Nacht in Speyer.

Ueber die blühenden Reiser
Beugt der Mond sich sacht,
Siehe, die toten Kaiser
Reiten durch die Nacht.

Ihrer Helme Blenden
Ist wie blitzverklärt,
In den eisernen Händen
Funkelt das goldne Schwert.

Zu den Säulenhallen
Reiten sie, auf zum Dom.
Ihres Purpurs Wallen
Wogt wie breiter Strom.

Wo ihrer Rüstung Klirren
Sich im Dunkel verlor,
Tauben aus Träumen schwirren
Flügelrauschend empor.

Hoch auf stillem Gelände,
Ragend im Sternenschein,
Heben sie segnend die Hände
Ueber den deutschen Rhein.

Dr. Lorenz Krapp.

Organisierte Schulung für praktische Volksbildungsarbeit.

Von Domvikar P. Weber, Trier.

An Aufrufen und Anregungen zur Arbeit im Dienst der Volksbildung fehlt es bei uns Katholiken nicht. Die auf den Katholikenversammlungen gefaßten und gedruckt ins Land hinaus gegangenen Resolutionen weisen auf die Notwendigkeit und Ersprießlichkeit dieser Arbeit hin und fassen die Aufgaben zusammen, die durch die Gegenwart gestellt werden, und wenn Resolutionen Taten wären, dann würde unsrerseits schon lange kein Manko mehr auf diesem von den Gegnern der positiv-christlichen, konfessionell-katholischen Volksbildung so eifrig in Pflege genommenen Gebiete zu verzeichnen sein.

Nur Taten im großen und im kleinen, eine Summe von anhaltenden aufopferungsvollen Taten der geistig Höherstehenden und finanziell Bessergestellten können helfen und bewirken, daß wir katholischen Christen in dem allgemeinen geistigen Ringen um die Volks- namentlich um die Jugendseele einigermaßen das Heft in der Hand behalten und nicht ins Hintertreffen kommen.

Eine solche Tat im größeren Stile ist die Schaffung eines neuen Zentralgeschäftshauses des Borromäus-Vereins zu Bonn, das jüngst seine Einweihung durch den neuen Erzbischof von Köln erhielt.

Dieses Haus, das mit einem Aufwand von rund ¼ Million hergestellt, auf das Beste eingerichtet, dem Betrieb am 8. Mai ds. J. übergeben wurde, soll auch ein Heim und ein Ausgangspunkt für organisierte Volksbildungsarbeit werden. Es ist gleichsam die Herzkammer all der Büchereien, die in dem weitverzweigten Verband des Vereins unterhalten werden. Aber es soll doch noch mehr werden. Von hier aus soll auch die gesamte Arbeit, die in diesen Büchereien geleistet wird, übersehen, gelenkt und dem richtigen Ziele zugeführt werden.

In dieser Beziehung dürfte eine Veranstaltung vorbildlich sein, die unlängst in der Moselstadt Trier stattfand, und die der Heranbildung geschulter Kräfte für die zweckmäßige Verwaltung der Volksbüchereien galt. Volks- und Jugendbüchereien sind nun einmal das beste dauernd zu gebrauchende Werkzeug für die Bildungsarbeit, um die es sich hier handelt.

Der Kursus für Leiter von Jugend- und Volksbibliotheken, der Mitte April ds. Js. in Trier gehalten wurde, vereinigte eine stattliche Schar von Damen und Herren, die in diesem Fache tätig sind oder werden wollen, zu dreitägiger ernster Arbeit.

Die Veranstaltung fand unter der Leitung des Generalsekretärs des genannten Vereins, Herrn Braun-Bonn, unter Mitwirkung des Vorstandes der vereinigten katholischen Bibliotheken Triers in der Aula der städtischen Kunst- und Gewerbeschule statt. Die Kgl. Regierung hatte ihr Verständnis für die Ziele des Kursus und ihr Entgegenkommen dadurch bewiesen, daß sie die Lehrpersonen des Bezirkes, die daran teilnehmen wollten, beurlaubte. Auch sonst fanden die Veranstalter manches erfreuliche Entgegenkommen.

Die Disposition der Vortragsreihe und die Gegenstände der Diskussion seien hier kurz angegeben: Generalsekretär Braun behandelte in seiner Eröffnungsrede das Thema: Jugendbüchereien, ein notwendiges und zeitgemäßes Mittel der Jugendpflege. Frl. Pagés aus Boppard sprach über die Frage: Welche Bücher stellen wir für Mädchen in unsere Jugendbüchereien ein. Darauf folgte der Vortrag des Pfarrers Tressel (Ernst Thrasolt) über die Erziehung zur Lektüre. Abends fand ein Mustervolksbildungsabend statt mit patriotischem Programm. Professor Dr. Rautert sprach über die Dichter der Befreiungskriege. Am folgenden Tag behandelte Generalsekretär Braun das Katalogisieren des Bücherbestandes und Frl. Isenkrahe das Ausleihesystem in der Volksbücherei. An alle Vorträge schloß sich eine rege Diskussion. Praktische Arbeit wurde vor allem anschaulich von der verdienstvollen Leiterin der vereinigten Bibliotheken vorgeführt, indem sie die Einrichtung der Ausleihe und Kontrolle der Bücherei erklärte und an Ort und Stelle zeigte.

Wenn in dieser Weise Kräfte gewonnen, geschult und organisiert werden, und wenn immer mehr der Gedanke an praktische Arbeit im Dienst der guten Sache um sich greift, dann kommen wir dem Ziele näher, das uns durch die Bedürfnisse und Nöten der Zeit gestellt ist.

Der Verbildung der Volkskreise, der Korruption von Phantasie und Gemüt, der Verblödung und Verrohung des Geschmacks und der Verwirrung aller sittlichen Begriffe dient eine

immense Flut von Druckerzeugnissen, die durch eine organisierte Macht, die Schmutzpresse und den Schundhandel angebracht werden. Unsere Bestrebungen bilden einen Damm gegen diese Flut. Wir haben angefangen, uns entgegenzustemmen, wir wollen es mit geordneten, d. h. organisierten Kräften weiterhin tun. Darum noch mehr und noch häufigere Gelegenheit zur Schulung für praktische Volksbildungsarbeit in den Volks- und Jugendbüchereien.

Fünfzig Jahre benediktinisches Gotteslob im Donautal.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

Von heiliger Himmelsruhe umschlossen, ragen sie droben auf luftiger, waldumkränzter Bergeshöhe, die stillen Wohnungen der Ordenssöhne des hl. Benedikt, und senden von hier, „der Erde so fern, dem Himmel so nah", ihr liebliches „Pax", ihren so freundlich ladenden Friedensgruß einem friededürstenden, ruhelos hastenden und jagenden Geschlecht. Nicht zu berechnen, nicht zu ermessen ist in Wahrheit der Segen, welcher gleich einem mächtigen Strome von diesen Stätten eifrigsten Gotteslobes und werktätigster Menschenliebe nun schon durch fast vierzehn lange Jahrhunderte unausgesetzt über die Menschheit dahingeflutet. Fürwahr: nicht zu kühn ist das Wort eines Benediktiners unserer Tage, der seinen Orden als eine „zweite Arche" bezeichnet. Diese „Arche" trug die Stammväter eines gottbegeisterten Geschlechtes, sowie die Schätze des christlichen und heidnischen Altertums durch die Sturmflut der Völkerwanderung. Als dann die Wasser verliefen und die Tage des Friedens kamen, öffneten allenthalben, in Italien, in Gallien, in Spanien, Klöster des hl. Benedikt ihre Tore, und die Mönche traten heraus mit dem Oelzweig des Friedens. Da pfropfen sie das edle Reis christlicher Wissenschaft auf die verwilderten Stämme an den Gestaden des Mittelmeeres bis an die Ufer des atlantischen Ozeans. Der Prior Augustin zieht mit seinen vierzig Brüdern hinüber nach England und bringt aufs neue dorthin die Leuchte des Evangeliums, welche im Blute der Martyrer sozusagen erloschen war. Ein Jahrhundert später schlägt dann auch den noch heidnischen Distrikten unseres deutschen Vaterlandes die Stunde des Heiles: da dringen die angelsächsischen Glaubensboten, die Schüler und Nachfolger jener nach England vorgedrungenen Benediktinermönche, mit der Fackel des heiligen Glaubens in die dunklen Wälder Germaniens vor, und in jahrhundertelangen Kämpfen weicht die Nacht des Heidentums ihren Worten und mehr noch ihrem Beispiele. Von diesem Augenblicke an knüpft sich durch die ganze Zeit des Mittelalters fast alles Glück und Heil an die Klöster des hl. Benedikt, so daß es nicht unberechtigt ist, was angesichts dieser großartigen und wahrhaft welterneuernden Tätigkeit ein Gelehrter ausspricht: „Die Geschichte des Benediktinerordens ist gleichbedeutend mit der Geschichte der europäischen Kultur diesseits der Alpen während des ersten Jahrtausends."

Recht lebhaft und deutlich wird alles dies, wird dieses ganze segensvolle Wirken der Benediktiner uns wiederum vor die Seele geführt durch jenes schöne und denkwürdige Jubelfest, welches in diesen Tagen der Abtei Beuron, wie der gesamten Beuroner Kongregation beschieden war[1]). Am 24. Mai hat nämlich ein halbes Säkulum seinen Abschluß gefunden seit jenem Pfingsttage des Jahres 1863, an welchem die feierlich-erhabenen Weisen des benediktinischen „Gotteslobes" erstmals durch die altehrwürdigen Räume des früheren Augustiner-Chorherrnstiftes St. Martin zu Beuron sich bewegten. Wohl kaum mochten die gottbegeisterten Begründer dieser neuen Benediktinerniederlassung, das hochideale Bonner Brüderpaar Maurus und Placidus Wolter, dazumal es ahnen, zu welch gewaltig ragendem Baume in kurzer Zeit jenes so winzige Reis sich entwickeln würde, das sie aus dem Boden Roms in deutsches Erdreich verpflanzt hatten. Das neue, vor nunmehr einem Halbjahrhundert als Priorat ins Leben getretene Heim der Benediktussöhne im Donautal stieg bereits 5 Jahre nach der Gründung, im Jahre 1868, zur Würde einer Abtei empor und zum ersten Abte der Abtei wurde durch Papst Pius IX. ihr bisheriger Prior Maurus Wolter, der ältere des genannten Brüderpaares, befördert. Noch volle 22 Jahre stand der damals 43jährige — geboren am 4. Juni 1825 — dem Kloster Beuron als Abt vor und starb in seinem begonnenen 66. Jahre am 8. Juli 1890. Im Jahre 1884, 6 Jahre vor seinem Tode, wurde ihm die Krönung seines großen Lebenswerkes zuteil durch die päpstliche Approbation der Konstitutionen, welche er für die junge Kongregation entworfen hatte, sowie durch seine gleichzeitig damit erfolgte Erhebung zum Erzabte über die ganze Kongregation.

Von der Pflanzstätte Beuron zweigten sich im Laufe der verflossenen 50 Jahre 10 Männerklöster und 3 Frauenklöster ab, die sich nach der Zeit ihrer Gründung folgendermaßen gruppieren: a) die Männerabtei zum hl. Benedikt bei Maredsous unweit der belgischen Bischofsstadt Namur, begründet am 15. Oktober 1872, somit ungefähr ein Jahrzehnt nach dem Mutterkloster Beuron; b) die Männerabtei zum hl. Thomas in Erdington, einem Vororte von Birmingham in England, gegründet genau 4 Jahre nach Maredsous, am 15. Oktober 1876; c) die Männerabtei Emaus zur allerseligsten Jungfrau Maria zu Prag in Böhmen, bezogen am 19. März 1880, etwa 3½ Jahre nach Erdington; d) die Männerabtei zur seligsten Jungfrau in Seckau (Steiermark), gegründet am 8. September 1883, 3½ Jahr nach Emaus und 2 Jahrzehnte nach Beuron; e) die Frauenabtei zum hl. Gabriel in Smichow (vor Prag), errichtet am 13. November 1889; f) die Männerabtei von Maria-Laach bei Andernach; dieses bereits im Jahre 1093 gegründete, nach über 700jährigem ruhmreichem Bestande im Jahre 1802 durch die französische Republik aufgehobene Benediktinerkloster wurde am 25. November 1892 wiederum von Beuroner Mönchen neu in Besitz genommen und bevölkert (10 Jahre hindurch, von 1863 bis 1873, hatten hierselbst bekanntlich die deutschen Jesuiten ihr Studienhaus); g) die Frauenabtei zum hl. Johannes und zur hl. Scholastika in Maredret (Belgien), ins Leben gerufen am 8. September 1893; h) die Männerabtei zum hl. Martinus in Cucujães (Portugal), im Jahre 1895 der Beuroner Kongregation affiliiert — des Klosters erster Prior war der noch im gleichen Jahre am 9. August gestorbene P. Benediktus (vorher Edmund) aus dem berühmten Fürstengeschlechte der Radziwill; i) die Männerabtei (Regina Coeli" zu Löwen (Mont César), in der belgischen Provinz Brabant, gegründet am 13. April 1899; k) die Männerabtei von St. Joseph bei Coesfeld in Westfalen — die Gründung der ersten Ansiedelung, der unteren, erfolgte am 19. September 1899, diejenige der zweiten, der oberen, fast fünf Jahre später, am 10. Juni 1904; l) die Frauenabtei zur hl. Hildegard in Eibingen (im Rheingau), errichtet am 17. September 1904; m) das Männerpriorat von „Mariä Heimgang" auf Sion (Jerusalem), begründet am 21. März 1906; n) das Männerpriorat ad S. Mariam zu Schmalbroich bei Kempen (Rheinland), bezogen am 31. Oktober 1908.

Den Angaben des neuesten Personalstatus — vom Beginn des gegenwärtigen Jahres 1913 — zufolge zählen die sämtlichen vorbenannten 13 Ordenshäuser 1066 Insassen; davon haben die 11 Männerklöster 859, die 3 Frauenabteien 207 aufzuweisen — 4 Häuser erscheinen vor uns mit je über 100 Bewohnern: an der Spitze Beuron mit fast schon 200, genau 194; Maredsous mit 146, Maria-Laach mit 136, Emaus mit 113. Die nächstgrößten der Männerklöster sind Seckau mit 96, St. Joseph mit 49, Löwen mit 41 Angehörigen; es schließen sich an Erdington mit 32, Cucujaes mit 23, Sion mit 15 und Kempen mit 14 Insassen. Die Zahl der Profeß-Priester innerhalb der ganzen Kongregation beläuft sich auf 317 (davon in Maredsous 69, in Beuron 68), Profeß-Laienbrüder (oder Conversi) sind es 346, Profeß-Kleriker 67, Chornovizen und Chorpostulanten 46, Laiennovizen und Laienpostulanten 83 . . . Von den 3 weiblichen Klosterfamilien zeigt uns Smichow 96, Eibingen 59, Maredre t52 Mitglieder.

Möge denn — das ist unser aufrichtig-inniger Glückwunsch zu Beurons Jubelfest — der herrlichen Ordensstiftung eines Maurus und Placidus Wolter, eine wahrhaft „goldene" Aera erblühen, eine Aera stetigen schönsten Gedeihens, eine Aera des prächtigsten äußeren Wachstums wie des machtvollsten inneren Erstarkens!

[1]) An dieser Stelle sei hingewiesen auf das soeben bei Herder zu Freiburg i. Br. erschienene Buch: „Wahre Gottsucher". Worte und Winke der Heiligen. Zum Beuroner Jubiläum ausgewählt von P. Hildebrand Bihlmeyer, O. S. B. 94 S. M 1.30. 1.70 und 2.60.

Einladung zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Metz.

(17.—21. August 1913.)

Metz, die alte Feste am Moselstrande, hat in diesem Jahre zum ersten Male die hohe Ehre, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in ihren Mauern zu bergen.

Der großartige Verlauf des Internationalen Eucharistischen Kongresses im Jahre 1907 hat den Beweis erbracht, daß die Hauptstadt Lothringens ein zugkräftiger Versammlungsort ist, und daß die Metzer Bevölkerung große Tagungen glanzvoll einzurichten versteht. Es wurden daher in unserer Mitte die Stimmen immer zahlreicher, welche wünschten, daß die Katholiken Deutschlands einmal ihre Generalversammlung in unserer ehrwürdigen Bischofsstadt abhielten. Und als am 15. August vorigen Jahres aus Aachen die Nachricht eintraf, Metz sei als nächster Tagungsort gewählt, da bemächtigte sich eine große Freude und Begeisterung unserer katholischen Bevölkerung. Seit Monaten schon sind Hunderte fleißig und opferfreudig an der Arbeit, die Versammlung vorzubereiten und all den lieben Glaubensgenossen, die im nächsten August aus des Deutschen Reiches Gauen und seinen Nachbarländern in Metz zusammenströmen werden, einen schönen und würdigen Empfang zu bereiten.

So kommt denn zu uns, teure Glaubensbrüder! Im Kampfe des Lebens, in den Sorgen ums tägliche Brot, ums irdische Fortkommen, da verblassen oft die Ideale. Die materialistische Lebensauffassung und die Vergnügungssucht der heutigen Welt lassen die Liebe zur Religion, die Begeisterung für unsere heilige Kirche oft erkalten. Angesichts der großen, stets wachsenden Aufgaben, die die Gegenwart an uns stellt, verliert der einzelne oft die richtige Einsicht, übersieht er schlimme Gegner und große Gefahren, irrt er sich in der Wahl der Verteidigungsmittel. Die Menge der Gegner, die Vielseitigkeit ihrer Angriffe raubt ihm oft den Mut. Wo aber die Glaubensgenossen zu Tausenden zusammenströmen, um die großen religiösen und sozialen Fragen der Zeit zu studieren und zu besprechen, da schöpfen wir Mut und Kraft, da entbrennt in uns die Begeisterung für unsere Religion und unsere Kirche.

Das Jahr 1913, das Jahr der konstantinischen Erinnerungsfeier, ist besonders dazu angetan, die Liebe zu unserer Kirche und ihrer Freiheit neu zu beleben und zu kräftigen. Unser Hl. Vater Pius X. lädt mit dringenden Worten alle seine Kinder ein zur Betrachtung jener großen Zeiten, in denen der jungen, lebenskräftigen Christenheit die Religion, der Glaube an den Auferstandenen alles war, wo die schönsten Tugenden sich in makelloser Reinheit entfalteten, wo die todesmutigen Christusjünger in froher Begeisterung ihr Leben und ihre Güter hingaben für den Glauben. Das Jahr 1913 lenkt unseren Blick auf den stets wachsenden Einfluß, den das Christentum auf die Menschheit ausübte, auf den Sieg und die Freiheit der Kirche, die durch unerschütterlichen Glaubensmut und zähe Ausdauer in einem dreihundertjährigen Kampfe erstritten werden mußten.

Dieser großen Zeit, dieser Kämpfe, dieses Sieges, dieser mühsam errungenen Freiheit wollen wir auf der diesjährigen Versammlung der Katholiken Deutschlands gedenken. An den Idealen der damaligen Christenheit wollen wir uns stärken und begeistern und diese Begeisterung mitnehmen in unser trautes Heim sowohl wie ins öffentliche Leben.

Auf denn zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz!

Das Lokalkomitee.

Glück zur Fahrt.

Im blauen Himmelswasser fährt ein Wolkenkahn.
Den zieht im Abendglanz ein Silberschwan von hinnen.
Glück auf zur Fahrt ins helle Reich der Sterne!
Schützt mir den Kahn, Ihr Genien der Ferne,
Denn meine Sehnsucht fährt darinnen.

Vally Wustmann

Kinematograph und Kirche.

Von Friedrich Beulke, Pfarrvikar.

Daß der Kinematograph neben zahlreichen Schattenseiten auch seine Lichtseiten hat und damit die Bestrebungen der Kinoreformer rechtfertigt, ist in dieser Zeitschrift des öfteren ausgeführt worden. Heute soll uns die Frage beschäftigen, welche Vorteile die Kirche aus dem Kinematographen ziehen kann.

Maßgebende Faktoren des katholischen Deutschland haben schon lange die hohe Bedeutung des Kinos erkannt. Das zeigt u. a. auch die Behandlung, die der Kinofrage auf dem Aachener Katholikentage durch Professor Dr. Mausbach zuteil wurde. Er sagte: „Mit Klagen und Warnungen von christlicher Seite ist wenig getan. Die bloße Bekämpfung, die reine Negation ist überall unfruchtbar. Der wahre erleuchtete Eifer ist bestrebt, Hand ans Werk zu legen durch feinfühlige, verständige Mitarbeit, durch wetteiferndes Schaffen, moderne Gebiete für die christliche Kultur zurückzuerobern oder in Fühlung mit ihr zu erhalten."

Diesen Anregungen folgend sind in der letzten Zeit zahlreiche katholische Vereine und einflußreiche Persönlichkeiten eifrig bemüht gewesen, die Auswüchse des Kinos zu beseitigen und durch positive Einwirkung eine wahre Reform des Kinos anzustreben. Wenn auch noch manche Vorurteile zu bekämpfen und große Schwierigkeiten zu beheben sind, so darf man doch hoffen, daß immer weitere Kreise sich von der Notwendigkeit der Kinoreform überzeugen werden.

Ein Mittel zur Kinoreform glaubte man gefunden zu haben in der Einführung religiöser Filme, d. h. solcher, die Darstellungen entweder aus dem Leben und Leiden des Heilandes oder heiliger Personen der Kirchengeschichte bringen. Was ist von solchen Filmen zu halten? Auf der Versammlung des württembergischen Landesverbandes der Jugendfürsorge in Reutlingen am 28. April 1912 hielt der Tübinger Psychiater Professor Dr. Gaupp einen Vortrag, indem er auch auf die Filme zu sprechen kam, die die Leidensgeschichte Jesu darstellen. Er erzählte, wie er in Florenz einen solchen Film gesehen habe. „Ein Realismus widerlichster Sorte machte sich breit; aus den Wunden des gegeißelten Christus floß das Blut in Strömen. Das Ganze war von unsagbarer Scheußlichkeit, aber nach Tausenden strömten die Menschen in dieses Theater und folgten mit südländischer Begeisterung dem Lichtspiel. Ich habe mich schon damals gefragt: Ist es nicht traurig, wenn unsere heranwachsende Jugend sich das anschauliche Bild von dem, was Familie und Schule ihr an religiösen Lehren ins Herz pflanzt, künftig im Kino statt bei den großen Werken unserer Künstler sucht und dort findet. Sollen die großen Darsteller göttlicher Schönheit und Harmonie durch den Kinematographen verdrängt werden? Einer rein vergeistigten Religion ohne sinnliche Anschauung der großen religiösen Gestalten ist weder das Volk noch das Kind fähig. Die Gottesgestalt, wie sie etwa Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle geschaffen hat, ist ein edler Bundesgenosse, wenn es gilt, dem Kinde sein religiöses Gefühl mit dem Inhalt der Biblischen Geschichte in Einklang zu bringen, der Kinematograph macht daraus eine gruselige Schauergeschichte und nimmt zugleich den Geschmack an der Größe und Schönheit echter Kunst." („Chronik der christl. Welt." Nr. 22 vom 30. Mai 1912.)

Wenn auch nicht überall in solch stark realistischer Weise religiöse Ereignisse dargestellt werden, so muß man doch sagen, daß religiöse Filme mit Vorsicht aufgeführt werden sollten. Sie eignen sich nur dann, wenn die Zuschauer in der rechten Stimmung sind, um die Weihe und den Ernst solcher Darbietungen auch nachhaltig auf sich einwirken lassen zu können. Sonst wirkt manches trivial, ja lächerlich. Aber auch dann, wenn die Zuschauer genügend disponiert sind, wird doch die Vorführung manches Sujets mehr enttäuschen als erfreuen. Man hat sich in seiner Phantasie irgend ein Bild z. B. von einem biblischen Vorgange gemacht, zumeist stark idealisiert. Nun bringt der Film dieses Ereignis, von Personen dargestellt, die in den Theatern als Helden, als Bühnensterne bewundert werden. Die Art ihres Spiels ist so theatralisch, dem biblischen Gegenstande so wenig angepaßt, daß es sich wie ein Rauhreif auf den religiösen Zuschauer legt. Die ideale Vorstellung ist fort, der wenig günstige Eindruck des Geschauten prägt sich aber tief dem Geiste ein.

Schon für Gläubige derselben Konfession ist die Vorführung der religiösen Filme ein zweischneidiges Schwert. Durchaus abzulehnen sind sie aber für einen Zuschauerkreis, der aus Angehörigen verschiedener Konfessionen besteht. Wie können Protestanten einen Film verstehen, der z. B. das Leben des hl. Franziskus

schildert? Dazu ist unbedingt eine genaue Kenntnis des katholischen Ordenswesens und seiner Eigenheiten erforderlich. Protestanten können auch beim besten Willen die Vorführungen nicht so auffassen, wie sie aufgefaßt sein wollen. Darum sind religiöse Filme für öffentliche Kinos vollständig zu verwerfen.

Von religiösen Filmen hat also unsere Kirche wenige Vorteile zu erhoffen. Es gibt aber Gebiete des Katholizismus, für die das Kino von reichstem Segen sein kann. Wir denken zunächst an die Heidenmission. Es gibt ja eine Menge von Filmen, die das Leben und Treiben auf der Farm, in den Urwäldern Afrikas und den Steppen der Sahara usw. schildern. Könnten da nicht auch Filme hergestellt werden, die das Leben und Treiben auf einer Missionsstation vorführen: die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, den Unterricht der Heidenkinder, die Anleitung der Erwachsenen zur Arbeit durch den Missionar, die mühsamen Reisen der Missionare durch weite Länderstrecken? Alles das, in anschaulicher Weise zusammengefügt, würde gewiß den nachhaltigsten Eindruck auf die Zuschauer machen. Wir leben jetzt in der Zeit, da die christlichen Konfessionen zu Beiträgen zur Kaiserjubiläumsspende aufgefordert werden, da neue Begeisterung für die Missionen durch die Reihen der Katholiken geht. Da würden Filme aus den Missionen die Begeisterung noch vermehren und die Katholiken zu freudigeren und reicheren Spenden veranlassen. Es müßte allerdings den Filmfabrikanten genügend Garantie geboten werden, daß ihre Fabrikate auch von der nötigen Anzahl von Kinematographentheatern erworben würden. Hat aber die Kinoreform und namentlich die Lichtbilderei M.Gladbach erst einmal in weiteren Kreisen Fuß gefaßt, dann können die Filmfabrikanten auf eine genügend große Anzahl von Interessenten rechnen. Man richtet in der letzten Zeit Wanderkinos ein. Wie wäre es, wenn z. B. in katholischen Gegenden je ein Dekanat sich ein solches Wanderkino anschaffte und jede Gemeinde bei den Vorführungen auch einige Bilder aus der Heidenmission in das Programm aufnähme? Den Missionsrednern könnte das nur angenehm sein; denn ein Anschauungsunterricht übt auch auf die Erwachsenen noch eine große Anziehungskraft aus. Die Missionen aber hätten davon den reichsten Nutzen.

Die Frage, ob nicht auch der Bonifatiusverein von dem Kinematographen profitieren könnte, sei heute nur aufgeworfen.

Man kann nur wünschen, daß die Kirche sich die Vorteile des Kinematographen zunutze mache und daß die maßgebenden kirchlichen Persönlichkeiten den Kinematographen als einen mächtigen Kulturfaktor, auch im Interesse der Kirche, schätzen und fördern möchten!

Ethische Lektüre für Katholiken.

Von P. H. Küches.

Es ist noch nicht so lange her, daß wir in Deutschland unsere aszetisch ethische Lektüre fast ausschließlich von Frankreich her bezogen. Dies gilt nicht bloß für Heiligenbiographien, die zu Dutzenden alljährlich — und oft herzlich schlecht — übersetzt wurden, sondern auch für die aszetisch-theoretischen Bücher. Die Verhältnisse brachten das so mit sich; dem französischen Priester stand bei seiner prinzipiellen Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben und seiner Konzentration auf spezifisch geistlichem Gebiete größere Muße, auch aszetisch-theoretisch größere Schulung zu Gebote, wie dem Deutschen. Viel Gutes kam uns von jenseits der Grenze: mancher Kerngedanke christlicher Lebensweisheit, manche vertiefte Betrachtung des katholischen Dogmas fand sich in diesen Büchern, aber auch manche eigenartige und seltsame Anschauung vom christlichen Leben und christlicher Frömmigkeit; bizarre und überschwengliche Auffassungen fehlten nicht.

Seit einigen Jahren nun besitzen wir auch die Anfänge einer in Deutschland heimischen aszetischen Literatur. Nicht als ob dies einen Wesensunterschied aufzeigte zwischen der jetzigen und der früheren; die katholische Aszese muß sich stets auf die unvergänglichen Prämissen des katholischen Dogmas und der Moral stützen. Jedes Volk hat aber seine Eigenart, seinen Charakter; die Art und Weise, das innerliche Leben zu gestalten, hängt ganz von der Eigenart des Gemütes, von der Art des Schlußfolgerns ab: Die Anwendung der ewig gültigen Wahrheiten durch die Seele wird notwendig beeinflußt durch die Anlage des Individuums, in welchem Rasse und Volksstamm sich konzentriert.

Man braucht also nicht gerade an den unliebsamen Unterschied der Meinungen in Deutschland und Frankreich über die großen Probleme der Betätigung des Glaubens im öffentlichen Leben usw., wobei wir von seiten unberufener französischer Organe oft als Ketzer verschrien wurden, zu denken, um die Tatsache zu begrüßen, daß man sich in Deutschland auch in der aszetisch-ethischen Literatur selbständiger machen will. Die Aszese greift ernst ins geistige Leben einer Persönlichkeit ein; und steht diese Persönlichkeit im öffentlichen Leben, so werden die Grundsätze des innerlichen Lebens, die sie mit der Kraft der Seele umfangen hat, notwendigerweise für ihr öffentliches Auftreten für die Beurteilung der schwebenden Geistes- und Volksprobleme maßgebend sein. Ein geistig und sittlich reifer Mann allerdings findet die Richtschnur seiner Handlungsweise selbst, auch in Beziehung auf seine Auseinandersetzung mit Gott, im Bestreben, sein Inneres zu reinigen, zu verfeinern, zu sublimieren, worin gerade die Aszese besteht. Sein persönliches Streben wird ja auch objektiv unterstützt durch die Gnadenmittel der Kirche, deren Gebrauch ihm schon die einfachste Christenpflicht vorschreibt. Und doch; auch dieser starken Persönlichkeit wird ein geistiger Mentor oft vonnöten sein. Allerdings, die großen und kraftvollen Wahrheiten des Christentums stehen rasch vor dem Geistesauge; aber bei dem feinverschlungenen, nüancierten Seelenleben des Christen in der modernen Zeit wird ein Buch, das die echte Signatur christlichen Geistes trägt, zugleich aber auch den Bedürfnissen des Rassenempfindens des Stammescharakters entspricht, von ungemeiner Bedeutung werden.

Solche Bücher fehlten uns vielfach. Nicht jeder greift gern zu den Kirchenvätern, nicht jeder vertieft sich leicht in die Lektüre der deutschen mittelalterlichen Mystiker — ausgenommen Kempis; — ein modernes Buch voll christkatholischen Geistes und echter Innerlichkeit sucht man. Tausende begrüßten das Erscheinen von Kepplers „Mehr Freude"; sie sind zu vielen Zehntausend angewachsen. Mit Recht, der Ostergruß des Bischofs kündigte vielen — ich weiß es aus Erfahrung für einige — einen Auferstehungsmorgen des geistigen Lebens an. Es waren alte christliche Grundsätze, die da vorgetragen wurden; und doch empfand man es, daß sie in einem Geiste und einem Herzen voll deutscher Kraft, Innigkeit und Empfindung ein uns Deutschen zusagendes Gepräge erhalten hatten. Einem empfundenen, aber oft nicht zur Klarheit gekommenen Bedürfnisse kamen sie entgegen und ermöglichten vielen — wie vielen weiß Gott allein — eine innerliche und freie, katholische und lebendigem Menschentum entsprechende Lebensanschauung. Möge der hochwürdigste Herr viele Nachfolger finden, die das weite Gebiet mit ebenso echtem christlichen, wie deutschen Gemütsgeiste bebauen.

Neben Kepplers Buch sind es die Bücher einiger anderer Germanen, welche weiteste Verbreitung und gerade auch unter Katholiken gefunden haben. Im Verlage von Langewiesche in Düsseldorf erscheinen die bekannten blauen Bücher, von denen die einen bis zu 150 000 Exemplaren Auflagen erhielten. Abgesehen von den Werken, welche Kunstwerke der Betrachtung vermitteln, stellen die meisten Bände Bearbeitungen und Auszüge der Werke von den bekanntesten neueren ethisch-philosophischen Schriftstellern dar, wie Carlyle, Ruskin, Emerson usw. Gerade die Genannten galten als die Führer ihrer Nation, Klassiker des Geistes. Herrliche Gedanken, dem Aufblitzen und der Intuition des Genius entstammend, abgeklärte feingefühlte Lebensweisheit, geistreiche Aperçus über Kultur und Leben dürften unbestrittenes Gut dieser Männer sein. Sie schöpfen aus der Fülle ihres unversiegbaren Geistesbornes, und schon ihr bloßer Name genügt dem Dürstenden, sich ihnen zu nahen. Und durstig ist gerade unsere Zeit nach Erschließung von Geistesquellen. Auch Katholiken sagen diese Bücher ungemein zu.

Da ist z. B. Thomas Carlyle. „Arbeiten und nicht verzweifeln" ist der Titel einer Auswahl aus seinen Werken. Carlyle war für seine Nation eine Art Prophet, der mit Worten, die oft einer Vision entlehnt sein könnten, den Menschen predigte, den Schein zu lassen und sich am wahren Sein zu halten. Darum könnte auch der Katholik die Worte unterschreiben, die der Verlag zur Einführung dem Buche mitgab. Tausenden ist es in Zeiten innerer Mutlosigkeit, in denen ihnen all ihr Arbeiten vergeblich schien, eine Quelle neuer Kraft geworden. Gerade der Ausblick aufs Jenseits, gerade die Folgen, die jedwede Tat, im Diesseits geschehen, nicht nur für die nachkommende Menschheit, sondern auch für das handelnde Individuum selbst für alle Zeit hat, gibt dem menschlichen Handeln den wahren Wert. Darum: „Arbeiten heißt beten; ja, in einem höchst bedeutenden Sinn." Wer ihn richtig versteht, der versteht die Prophezeiung der ganzen Zukunft; seine Kathedrale ist der Dom der Unermeßlichkeit — hast du ihn gesehen? Sein Dach ist die Milchstraße, sein Fußboden die grüne Mosaik des Landes und des Meeres, und sein Altar der Sternenthron des Ewigen! Seine Litaneien und Psalmen sind die edlen Taten, das heldenmütige Wirken und Leiden, und die aufrichtige Herzenssprache aller tapferen Menschensöhne. Seine Chormusik sind die alten Winde und Ozeane und die tieftönenden, unartikulierten aber beredten Stimmen des Schicksals der Geschichte."

Doch der Katholik erwartet mehr; ich weiß nicht, welche Grundsätze die deutschen Herausgeber befolgten, gerade die gegebenen Stücke herauszuwählen. Einen vollen Abschluß nach positiv christlicher Weltanschauung bietet die vorliegende Carlyleausgabe nicht, obschon sie einen solchen zuläßt; der katholische Leser muß sich ihn selbst suchen; ein Finden von Carlyles Prämissen aus ist möglich. So für die zitierte Stelle. Es ist ein erhabener Gedanke, daß jede Handlung, sei sie an sich noch so unscheinbar, eingereiht ist als Baustein des Universums, ebenso wirklich und in ihren Folgen bestehen bleiben wird, wie die Milchstraße. Er muß den nachdenkenden Menschen aufmerksam machen, daß er handeln und gut handeln muß. Der christliche Gedanke aber geht weiter, da er aufzeigt, daß jede Handlung für den Menschen nicht bloß ewige sittliche Folgen hat, sondern auch solche, die sich auf Gott und das Heil seiner ganzen ewigen Zukunft erstrecken.

Für den Katholiken kann es nicht anders sein; in der Betrachtung seiner Handlungen muß er notwendig aufs Jenseits Rücksicht nehmen, und unbewußt tut er es in seinen Gedanken stets. Die Welt des Uebernatürlichen ist ebenso real und wirklich wie die Welt des Diesseits.

Die Lektüre Carlyles ist demgemäß äußerst anregend und, weil seine Grundanschauung christlich ist, des Ausbaues im katholischen Sinne fähig. Das ist Aufgabe eines katholischen ethischen Schriftstellers. In der Heiligen Schrift und in unseren klassischen katholischen Denkern findet er die herrlichsten Fruchtkeime katholischer Ethik. Sie nach Anleitung eines solchen modernen Klassikers in modernes Denken und Fühlen zu pflanzen, dürfte dankbare und lohnende Aufgabe sein.

Carlyle sollte nur ein Beispiel sein. Nicht alle Bände erwähnter Sammlung dürften den gleichen Wert haben. Gleich Emerson bietet seine ethischen Gedanken als auf pantheistischem Boden gewachsen; doch auch er kann anregen, wenn der reife Leser die Goldkörner sammelt und die pantheistische Spreu auszuscheiden vermag. Förster nannte Emerson einen gefährlichen Führer. Sein Buch ist in den Händen von Zehntausenden, wohl sicher auch von Katholiken; möchten sie alle einen Mentor finden, der Wahres vom Falschen scheidet. — Der Büchermarkt bietet die Werke anderer führender Geister in Fülle. Die gebildete katholische Laienwelt darf nicht den Eindruck gewinnen, daß katholische Ethik und Aszetik sie allein lasse im modernen Leben; was ihnen oft als offizielle katholische Ethik und Aszetik geboten wird, sagt nicht jedem zu, wohl verstanden, in Anwendung auf modernes Denken und Fühlen. Die Grundprinzipien sind unverrückbar, ewig in sich selbst leuchtend; ihr Durchführen jedoch, man könnte öfters sagen, Ausschlachten nach einer bestimmten Richtung, wie sie vielleicht ein führender Geist, ein Volk sie wies in früherer Zeit, ist es, was des öfteren abwendig macht.

Christliche Ethik, Aszetik und Mystik haben einen ewigen Tempel auf dauernden Fundamenten errichtet; aber in dem gewaltigen Rundtempel baute jede Zeit und jedes Volk seine Kapelle: wir deutsche Katholiken wollen in der unseren, die unser Empfinden erbaut, anbeten und vom Mittelpunkt des Altares des Tempels die Strahlen der göttlichen Sonne auf uns wirken lassen.

Vom Büchertisch.

J. Engelhorns Nachfolger Stuttgart, legt eine Reihe von Veröffentlichungen vor, unter denen der 28. Jahrgang von **Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek** zunächst unsere Aufmerksamkeit fesselt. Das Prinzip der Ausscheidung ausgesprochen anrüchiger Motive ist dankenswerterweise wiederum festgehalten worden; Viktor von Kobleneggs psychologisch interessanter Roman, „Die schöne Melusine“ (zwei Bände) bildet die einzige schwerwiegende Ausnahme innerhalb immerhin vornehmer Grenzen. Psychologisch Interessantes findet sich auch sonst in der abwechslungsreichen Reihe. An der Spitze möchte ich nach dieser Richtung das an seelisch feinsten und ergreifenden Szenen reiche „Ein Gemeindekind“ von T. Combe (aus dem Französischen) stellen und gleich daneben den markigen märkischen Bauernroman: „Der gemordete Wald“ von Fedor von Zobeltitz (zwei Bände). Seelischen Auf- und Ausbau von bereits mehr oder weniger fest umrissenen „Frauencharakteren spiegeln wider die sehr unterhaltsam geschriebenen: „Das gastliche Haus“ von J. W. Tompkins (aus dem Englischen) und „Pastinas Duve“ von Marianne Mewis sowie der darstellerisch „brillant“ durchgeführte, von kluger, scharfer Beobachtung sprühende „Roman einer Hofdame“ (zwei Bände) von Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau). Mehr spannendes Geschehnis als seelische Entwicklung bei unverkennbarem psychologischen Blick seitens der Autorin umschließen Ida Boy-Eds Roman einer Telephonistin: „Hardy von Arnbergs Leidengang“ (zwei Bände) und B. M. Crokers „Die stolze Katharina“ (aus dem Englischen, zwei Bände). Einen anziehenden Helden, der durch Selbstzucht von drohendem Alkoholismus zu „alles“könnender Lebensbetätigung aufsteigt, zeigt uns die bestrickend vorgeführte Handlung in Harald Selmer-Geeths „Der Inspektor auf Siltala“ (aus dem Schwedischen). — Künstlerische Novellen: aus dem Bühnen- und Gesellschaftsleben, bietet Carry Brachvogels satirisch gesehene Reihe „Komödianten“, aus dem ländlichen Leben Helene Raffs prächtiger Band „Der Nebelreiter und andere Geschichten“. Der so ungleichwertige Richard Voß gibt von seinem Besten in „Lenzl von der Blauen Genziane“ (Psyche), dem Hohelied einer unzerstörbaren verzeihenden und nachgehenden Gattinnenliebe, die erst im Tode sich zur verwirklichten Mission erfüllt. Ins ausschließlich Amüsante, auch Abenteuernde und Kriminelle, immer aber fraglos Spannende schlagen: Anne Warners international schillerndes „Leslie und ihre Verehrer“ (aus dem Englischen); Max Dürrs höchst drollige Humoreske „Die verschwundene Frau“, der kriminalromantische „Fall von Millbank“ (aus dem Englischen) von George Dyre Eldridge; die den Leser mit Gänsehaut überjagende „Schatzinsel“ von Louis Joseph Vance (aus dem Englischen); der in Marokko spielende Roman „Kismet“ von Severin Lieblein (aus dem Norwegischen); die Fortsetzung der beliebten gentleman-gauerischen Raffles-Reihe: „Raffles als Richter“ von E. W. Hornung (2 Bände aus dem Englischen) und der von Landschaftsschilderung reizvoll durchwobene Sportroman „Die letzte Karte“ von H. de Vere Stacpoole (zwei Bände aus dem Englischen.) — Als nicht nur äußerlich stattliche Einzelveröffentlichung erschien im gleichen Verlage Carry Brachvogels oberbayerischer Dorfroman **„Die Könige und die Kärrner.“** 8°. 320 S., M 4.—. Kompositionell nötigt die Handlung Respekt ab, auch die Charakteristik tut dies, und zwar in hohem Grade hinsichtlich des scharfäugigen Insichaufnehmens, sowie der knappen, zielsicheren Wiedergabe. Aber der Naturalismus spricht in der Darstellung das erste Wort und just das wollen wir ihm in der Kunst nicht mehr lassen. — Der Verlag J. Engelhorns Nachf. gibt auch die vom katholischen Standpunkte aus allemal mit gewissenhafter Vorsicht zu prüfenden „Lebensbücher“ (R. W. Trine, O. S. Marden, Max Müller usw.) heraus, in deren Reihe sich zwei Neuerscheinungen stellen: **„Was dir gegeben, bring es zum Leben!“** Von **Orison Swett Marden.** Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. 8° 241 S., gebunden M 4.— und **„Alltagsethik“** von **Ella Lyman Cabot.** Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Scheu-Rietz. Dem letzteren Buche fügt der Streifband die kennzeichnende Bemerkung bei: „Eine höchst originelle Jugendlehre im Foersterschen Sinne auf konfessionsloser Grundlage.“ Beide Werke sind wohl zunächst für die Leitung der reiferen Jugend wie der breiteren Volksschichten gedacht; beide sind voll von ethisch ausgewerteten Bildern vom und Beziehungen zum praktischen Leben; beide, zumal das erstgenannte, sind auch durchweht von religiösem Geiste, ohne diesem bestimmte Ausprägung zu geben; beide enthalten einen Schatz von mehr oder weniger tief dringender Lebensweisheit, die ausgetretene Pfade mit allgemein führendem Lichte erhellt; für beide gilt Rudolf Euckens über die „Alltagsethik“ gefällte Urteil, das von durchaus tüchtiger Gesinnung, von offenem Sinn für die Breite des Lebens bei Vermeidung des Trivialen, von geschickter Wahl der Beispiele und entschiedenem pädagogischen Talent spricht.

M. Rast.

Veröffentlichungen des Volksvereinsverlags: A 1 und 2 (Führer des Volkes, Sammlung von Zeit- und Lebensbildern“ à Heft 60 Pf.). 1. **Franz von Assisi.** Von Emil Dimmler; 2. **Melchior Diepenbrock.** Von Universitätsprofessor Dr. Kosch. — Der Volksvereinsverlag macht sich mit seinen wachsenden Veröffentlichungen immer reicher und tiefer verdient um das geistige Wohl unseres Volkes. Die beiden obengenannten Biographien sind Muster ihrer Art, von frisch-energischer Darstellung und vertiefter, weitblickender Auffassung, für ausgedehnte segensreiche Beeinflussung durchaus geeignet. B 1., 2. und 3: 1. **Der christlichsoziale Staat der Jesuiten in Paraguay** in wirtschaftlicher und staatsbürgerlicher Bedeutung von Dr. Franz Schmidt (Staatsbürger-Bibliothek Heft 32, 8°, 60 S., 40 Pf.); 2. **Deutsche Eisenbahnkunde.** Von Dr. P. Hausmeister. 8°. 173 S. Geb. M 1.20; **Rechtsstudium und Sozialarbeit** von Gerichtsreferendar Rudolf Amelunxen, kl. 8°. 48 S. 40 Pf. — Dr. Schmidts Werk bedeutet eine Art Bollwerk gegen die stark vordringende Jesuitenhetze. Der seit 1606 während rund 150 Jahren bestehende Jesuitenstaat war nicht mehr und nicht weniger als die Verwirklichung der „Utopia“ des edlen Lordkanzlers Thomas Morus, keineswegs aber — wie Gothein behauptet — eine solche des „Sonnenstaates“ Campanellas, der im scharfen Gegensatze zu Morus Christentum, Ehe und Familie preisgab. F. X. Kraus beurteilte bekanntlich den Jesuitenstaat unter den Wilden Paraguays dahin: im großen und ganzen sei er die einzige Kolonisation der Neuen Welt gewesen, welche die Einwohner glücklicher und besser gemacht und sie nicht auf Kosten ihrer Wohlfahrt und Existenz niedrigen Motiven der Selbstsucht unterstellt habe. Dr. Schmidt betont mit Recht die Unmöglichkeit eines völlig abschließenden Urteils, da der Jesuitenstaat, „dessen wirtschaftliches System dem Charakter und den Bedürfnissen seiner Bevölkerung entsprach“, bei seiner Zerstörung nach 150jähriger Dauer, die volle Entwicklungshöhe noch nicht erreicht haben konnte. Immerhin ist es bezeichnend, daß schon vier Jahre nach Vertreibung der Jesuiten eine der hauptsächlichen Ernährungsquellen des Landes: der Viehstand, auffällig dezimiert war (statt 787, 722 Rindern fand man nur noch 184, 192, statt 99 211 Pferden 57 373, statt 225 486 Schafen 93 747). Die sehr interessante Schrift verbreitet sich zunächst über Geschichtliches, dann über die inneren Einrichtungen sowie über die äußere Anlage einer Reduktion und über die Beurteilung des Jesuitenstaates, endlich über dessen fragliche Vorbilder. — 2 und 3 empfehlen sich ebenfalls selbst durch die hochaktuelle Themenwahl und deren voll entsprechende Durchführung.

E. M. Hamann.

Konstantin der Große. Ein Festspiel von Pfarrer Wilh. Biesten, Trier, Paulinus-Druckerei. Preis 50 Pf. Sechs lebende Bilder, zu denen in wirklich poesievoller Sprache und Schönheit des Gedankens der Verfasser erläuternde Prologe schrieb, führen uns vor Augen: Das Kreuz, den Heiden eine Torheit; die Christenverfolgung; das Himmelszeichen; die Schlacht an der milvischen Brücke; den Erlaß von Mailand und den Triumph der Kirche. Wirkungsvolle, passende musikalische Einlagen erhöhen die Weihe des Singspiels, dessen technisch nicht schwierige Aufführung bei Konstantinfeiern wärmstens empfohlen werden kann.

Rob. Büchl.

Dr. Hans Rost: Geburtenrückgang und Konfession. Köln 1913. Verlag von J. P. Bachem. Preis M 2.40, geb. M 3,—. Auf Grund gründlicher Untersuchung, wobei ein ausgedehntes statistisches Zahlenmaterial verwendet ist, kommt hier der Verfasser, der auf dem Gebiete volkswirtschaftlicher Fragen schon aufsehenerregende Abhandlungen herausgab, zu dem Ergebnis, daß bei der Frage des Geburtenrückganges die religiöse Ueberzeugung die Hauptrolle spielt, und daß die katholische Religion hier im günstigsten Lichte erscheint. Zum Studium des Neomalthusianismus, des modernen Völkersiechtums, ist dieses Buch unentbehrlich.

Joseph Valley.

Herz-Jesu-Freitag. Belehrungs- und Kommunionbuch zu Ehren des göttlichen Herzens. Von M. Müller, Schulvorstand a. D. 12°. VI und 538 S. Geb. M 1.20 und höher. St. Josephs-Verein, Köln. Die Verehrung des gottmenschlichen Herzens, so naturgemäß, so inhaltstief, bedarf der klaren Begründung, soll sie voll erfaßt und recht geübt werden. Mit Geschichte, Warum und Wie dieser Verehrung beschäftigt sich denn auch in bündiger Darstellung vorliegendes Herz-Jesu-Büchlein, das seinen Sonderzweck in der Belehrung und Anleitung zur fruchtbaren Feier der ersten Monatsfreitage sieht. Dem entspricht die Durcharbeitung der im Mittelpunkt stehenden Kommunionandacht, die für jeden Monat einen anderen Ehrentitel des heiligsten Herzens zugrunde legt. Des weiteren bringt das Büchlein eine herrliche Blütenlese aus dem reichen Schatze der Gebete und Andachten zum heiligsten Herzen, darunter die in den letzten Jahren durch Ablaßbewilligung ausgezeichneten Anrufungen.

O. Heinz.

Michael Pacher und die Seinen. Eine Tiroler Künstlergruppe am Ende des Mittelalters. Von Dr. Oskar Doering. Buchschmuck von Professor Ehmcke. 168 Seiten mit einem Lichtdrucktitelbild und 81 Abbildungen. Preis geb. M 6.—, brosch. M 5.—. M.Gladbach, B. Kühlens Kunstverlag. Dr. Doering, der ausgezeichnete Kunsthistoriker und feinsinnige Kritiker, ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ kein Fremder.

In dem vorliegendem Buche, welches als III. Band der von Beda Kleinschmidt herausgegebenen „Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst" erschienen ist, gibt er eine umfassende Uebersicht und tiefschürfende Darlegung über die Kunst des deutschen Meisters. Hell leuchtete Pachers Name, in dem sich wie in einen Brennspiegel die Strahlen vereinigen, welche von der Kunst aller jener ausgingen, die er die Seinen, seine Gehilfen, die Gefährten seiner Arbeit nennen konnte. Kurze Zeit nach seinem Tode kam die Renaissance und ließ die Kunst des gotischen Meisters mehr und mehr in Vergessenheit geraten. In den letzten fünf Dezennien hat sich die Kunstgeschichte wieder eifrig mit Pachers Kunst beschäftigt. Säkularisation, Verkäufe im josephinischen Zeitalter und der moderne Antiquitätenhandel hatten jedoch viele Schätze Tiroler Kunst zerstreut, wenn nicht vernichtet. Unversehrt ist der Altar zu St. Wolfgang in Oberösterreich, der uns in Schnitzerei wie Malerei die Größe dieser Kunst voll dartut. Neben diesem ist besonders der Schnitzaltar der Pfarrkirche von Gries bei Bozen zu nennen. Bedeutsame Stücke besitzt auch die Münchener Pinakothek, bei denen sich zusammengehörige Teile erst in jüngster Zeit wieder zusammengefunden. Michael Pacher stellt sich uns als das Haupt der Brunecker Werkstätte dar, er war es, welcher die Entwürfe verfertigte und besonders die Arbeiten ausführte, welche an Ort und Stelle der Aufstellung geschehen mußten. Er war, wie Doering nachweist, unzweifelhaft der großartige Meister der Schnitzkunst, der sie in einer Weise der Vollendung zuführte, die weit und breit Bewunderung erregte, so daß andere Meister sich ihm unterordneten. Mit künstlerischem Scharfblick weiß Dr. Doering alle Einflüsse, die auf Pacher eingewirkt, darzulegen, wie auch eine eminente Kenntnis weit verstreuter Kunstschätze ihm gestattet, die Spuren Pacherschen Kunst in alle Ausläufer zu verfolgen. So bietet Dr. Doering auch dem Kunsthistoriker Wertvolles und Neues, obwohl die Pacherliteratur in unseren Tagen recht reichhaltig ist. Durch seine feinsinnige Analysen weiß jedoch der Verfasser auch den Laien die christliche Kunst des deutschen Meisters und der Seinen näher zu bringen. Seine klargefaßten Darlegungen werden durch das reichhaltige Bildermaterial aufs glücklichste unterstützt. Die Reproduktionen sind technisch vorzüglich. Auch, wer wie Referent, die Hauptwerke Pacherscher Kunst in den Originalen kennt, darf von den Abbildungen befriedigt sein. Dr. Doering ist in dem auf das wärmste zu empfehlenden Buche geglückt, gleichzeitig dem kunsthistorischen Fachinteresse und den breiteren Kreisen der Kunstfreunde zu dienen. Der Buchschmuck zeigt die oft bewährte, reife Stilkunst F. H. Ehmckes. L. G. Oberlaender.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 20. Mai feierte der Maler Professor Emil Adam seinen 70. Geburtstag. Er ist ein Enkel des berühmten Münchener Schlachtenmalers Albrecht Adam, wurde in München geboren und hat seine ausgezeichnete Begabung für Reit- und Jagdszenen zuerst bei seinem Oheim Franz Adam, später bei Portaels ausgebildet. — Der nunmehr fertiggestellte Erweiterungsbau der Technischen Hochschule wurde errichtet von Prof. Dr. Friedrich von Thiersch. Das monumentale Aeußere mit dem hoch emporsteigenden, viereckigen Turm, das allen seinen mannigfaltigen Zwecken aufs genaueste Rechnung tragende, in einzelnen Partien (z. B. dem Treppenhause) prächtig wirkende Innere, machen diesen Bau zu einem der bemerkenswertesten, die neuerdings in München entstanden sind. — Auf starken Widerspruch stößt die Idee, die Neue Pinakothek mit einem Erweiterungsbau zu versehen, da dieser nur unter Aufopferung der schönen, für das Gesamtbild wie für die gesundheitliche Beschaffenheit und die ungefährdete Erhaltung des wirtschaftlichen Zustandes im dortigen Stadtteil als unentbehrlich bezeichneten Gartenanlagen ausgeführt werden könnte. Andererseits drängt die Ueberfüllung der beiden Pinakotheken auf baldige Lösung dieser schwierigen Frage. Das Fernhalten der Oeffentlichkeit von der Betrachtung und Kritisierung der bereits vorliegenden Pläne halte ich für unangebracht. — Der Bayerische Museumskurs, der unter Führung des K. Generalkonservators Dr. Hager mit einer großen Zahl von Teilnehmern, darunter vielen Geistlichen, durch eine große Reihe von bayerischen Städten geführt wurde, muß als eine Veranstaltung bezeichnet werden, die vom Standpunkte der Verwaltung, der Wissenschaft, der Kunst höchst verdienstlich und nachahmenswert ist. — In den Räumen der Gesellschaft für christliche Kunst gab es eine Ausstellung von Werken des rühmlichst bekannten Schweizers Fritz Kunz. Er versteht wie wenige die ehrwürdigen Gedanken unserer heiligen Religion in neuzeitlichen Formen und Farben auszusprechen, Wucht und Kraft mit tief poetischer Auffassung zu verbinden. Kunz's Fra Angelico, der vor der Madonna und Heiligen kniet, welche er malerisch zu verherrlichen sich sehnt; die hl. Cäzilia, welche auf blumiger Wiese, von Engeln umringt, himmlische Weisen erklingen läßt, und andere derartige Bilder zeigen einen wahrhaft dichterischen Feinsinn; ins Grandiose steigert er sich bei der großen dreiteiligen Komposition Redemptor mundi. Als bedeutend in Auffassung und Durchführung sind endlich verschiedene Aktstudien (Abel, Johannes der Täufer als Jüngling), sowie Frauenköpfe hervorzuheben. — In der Ausstellung des Münchener Paramentenvereins (Türkenstraße 2) sah man eine große Auswahl wertvoller Gewänder und Vasa sacra, welche teils für weniger bemittelte Kirchen der Münchener Erzdiözese, teils für das Ausland bestimmt waren. — In der Ausstellung der Juryfreien, die neuerdings eine günstigere Raumanordnung erhalten hat, und die auch dadurch übersichtlicher geworden ist, daß jeder Aussteller nur mehr zwei Werke beisteuern durfte, heben sich aus dem im ganzen auf erträglicher Höhe befindlichen Durchschnitt wieder die Arbeiten etlicher Künstler und Künstlerinnen besonders hervor, auf die so ziemlich immer hingewiesen werden muß. Ich nenne M. von Seydewitz (wegen einer wirklich bedeutenden Kreuzigung), L. von Senger, J. Hegenbarth-Elbleiten, M. E. Giese, H. Schimmel, die Plastikerin Mania Kacer. — Von den Kunstsalons erweckte die Moderne Kunsthandlung von Brakl lebhaftes Interesse durch das neue Heim, in welches sie übergesiedelt ist. Das Gebäude ist eine Meisterleistung Emanuels von Seidl; dem Hause wäre zu allen übrigen trefflichen Eigenschaften des anmutigen Aussehens, der zweckgemäßen Einrichtung, der hochkünstlerischen Ausstattung nur noch die zu wünschen gewesen, daß es sich seiner Umgebung besser angepaßt hätte. Wofern die Auswahl der bei der Eröffnung ausgestellten Gemälde eine programmatische Bedeutung gehabt haben sollte, so darf man das Vertrauen haben, auch ferner wie bisher dieses Institut als Heimstätte wirklich bedeutender neuzeitlicher Kunst betrachten zu dürfen. Im Salon von Schmidt-Bertsch sah man großzügig erfaßte, inhaltlich feine radierte Landschaften, Dorfstudien und dergleichen von A. Schinnerer, F. Hecker, E. Eckert. — Die Galerie Heinemann bot eine Kollektion von P. Nauen, der als Maler von Stilleben, besonders aber von Porträts auf den Bahnen alter münchnerischer Tüchtigkeit wandert, also Solidität der Durchführung mit gesundem Empfinden vereinigt. — Im Kunstverein sahen wir eine an interessanten Einzelheiten reiche Kollektion koloristisch fesselnder Malereien des Karlsruhers Prof. F. Fehr. Von großem Reize waren die oberbayerischen, mit besonderer Vorliebe vom Chiemsee geholten Studien Joseph Wopfners, der, wie hier schon berichtet worden ist, vor kurzem seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Beppo Steinmetz zeigte farbig bedeutende Bildnisse und anderes. Im übrigen wurde den ganzen Mai hindurch die Privatgalerie des verstorbenen Prinzregenten Luitpold ausgestellt, deren an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" gedacht wird.

Bangkok (Siam). Es ist gewiß eine nicht geringe Auszeichnung für das Münchener Kunstgewerbe, daß die gesamte Innenausstattung des neuen königlichen Palastes im nahe gelegenen Petschaburi nach Entwürfen des Münchener Architekten Peter A. Danzer ausgeführt worden ist; aber schade ist es doch, daß die eingeborene, einst so herrliche indische Kunst keiner eigenen Leistungen mehr fähig ist. — Berlin. Die vorderasiatische Abteilung der königlichen Museen erwarb ein kunst- und kulturgeschichtlich überaus wichtiges hethitisches Kunstwerk, eine kleine, aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. stammende Bronzefigur des Sonnengottes, gefunden bei Sidon an der syrischen Küste. — Die von der Ausstellung der Sezession Zurückgewiesenen haben eine eigene Ausstellung eröffnet. Die zum Teil sehr beachtenswerten Qualitäten der Werke erschweren das Urteil darüber, nach welchen Grundsätzen eigentlich in der Sezession über Annahme oder Ablehnung entschieden wird. — Dachau. Der Münchener Volkskunstverein hat in den Zimmern der Herzogin Anna im Dachauer Schlosse ein Heim für seine Sammlung gefunden, welche am 28. Mai eröffnet wurde. Um die Aufstellung der höchst wertvollen Museumsbestände haben sich die Kunstmaler Pfalz und Professor Stockmann dankenswerte Verdienste erworben. — Düsseldorf. Die große Kunstausstellung 1913 wurde am 3. Mai eröffnet. Wir gedenken auf sie noch zurückzukommen. — Bei Eberswalde fand sich bei Gelegenheit von Ausschachtungsarbeiten ein Schatz, bestehend aus 78 massiv goldenen Gegenständen: acht etwa handgroßen Schalen, vielen spiraligen Ringen, Armspangen und ähnlichem; auch Stücke von Gold wurden aufgefunden, welche erst zur Verarbeitung bestimmt gewesen sind. Die bestens erhaltenen Sachen stammen etwa aus dem 7.—8. Jahrhundert der vorchristlichen Zeit, also aus der sogenannten Hallstatt-Epoche, und gehören dem Lausitzer Typus an. Es ist wahrscheinlich, daß sie in der dortigen, vom Volke der Semnonen bewohnten Gegend nach Vorbildern gearbeitet worden sind, die aus dem Süden importiert waren. Der überaus merkwürdige, in mannigfaltigster Hinsicht wertvolle Fund ist dem Kaiser zum Geschenke gemacht worden und dürfte voraussichtlich in ein Museum kommen. — Mannheim. Am 4. Mai wurde die große Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes eröffnet. — Die Kunsthalle erwarb das berühmte, 1852 in Paris gemalte Werk Anselm Feuerbachs „Hafis vor der Schenke". — Regensburg. Die in der Walhalla am 18. Mai enthüllte Marmorbüste Richard Wagners ist ein Werk des Münchener Bildhauers Professor Bernhard Bleeker. Sie schildert in den außerordentlich ähnlichen Zügen, wie in der charakteristischen Haltung des Kopfes, der nicht wie bei allen übrigen Walhallabüsten geradeaus, sondern energisch seitwärts blickt und infolgedessen besonders lebensvoll wirkt, die Geistesart des großen Komponisten eindringlich und überzeugend. — Reichenhall. Im benachbarten Dorfe Marzoll wurden außer einer Anzahl römischer Goldmünzen, die aus der Zeit der Kaiser Vespasian und Titus stammen, auch Reste umfangreicher römischer Bauwerke entdeckt. — In Rockbourne (Hampshire, England) wurden die Reste einer altrömischen Niederlassung entdeckt, eines Landhauses mit Nebengebäuden, alles von Wall und Graben umgeben. — In Washington soll ein neuer Palast für die deutsche Botschaft erbaut werden; das Auswärtige Amt will einen Wettbewerb dafür ausschreiben, an dem sich deutsche Baukünstler beteiligen können. Dr. O. Doering-Dachau.

Sei stille!

Wenn beugt deine Seele ein tiefes Weh,
Verschweig es, verbirg es, dass niemand es seh!
O Tor! der du glaubest an Mitgefühl:
Des eigenen Leides hat jeder so viel.
Und lacht dir das Leben, und winkt dir Licht
Sei stille, sei stille und sage es nicht!
Wer weiss? Wenn du zeigst, dass du glücklich bist,
Ob gleich nicht dein Freund ein Verräter ist!
Das Leid und die Freude, o trag sie allein:
Denn Leben ist Suchen und Einsamsein.

Maria Funck.

Auf zur deutschen Riviera!

Von Aloys v. Hellknapp.

Mit Frühlingserwachen und Mailuftwehen beginnt auch in der Menschenbrust wieder neues Hoffen und Streben. Was bis jetzt der unwirtliche Winter noch zurückgehalten, ersteht nun zu neuem Leben. Und gerade in diesen Tagen erstrahlt die liebe Natur in solch reizender Frühlingspracht, daß schönere Pfingsten uns nur selten beschieden waren.

Pfingsten, ja, Pfingsten bringt für gewöhnlich auch die Entscheidung, wohin „die Saison" uns führen wird. Eines möchte ich den Ausflüglern und Erholungsbedürftigen sagen: Vergesset doch nicht die deutsche See! Diese rate ich allen Interessenten aus einem zweifachen Grunde an.

Erstens aus gesundheitlicher Rücksicht. Soviel Reklame wird in diesen Monaten und Tagen für Bäder und Kurorte gemacht. Aber mir scheint, die deutsche See findet nicht das Interesse, welches ihr wegen des heilbringenden Klimas zukommt. Manch treffliche Notiz finden wir hin und wieder in unseren Tagesblättern über die Nordsee; doch genügt dieses bei weitem nicht, um dem gebildeten und breiten Publikum genügende Kenntnis über ihre Heilkraft zu geben. Zugunsten der Nordseekur fanden wir vor kurzem recht treffliche Worte in der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 223. Manchen Aerzten, die selber keine genauere Erfahrung und Praxis mit der Nordseekur gemacht haben, und die nur auf das gewöhnliche medizinische Urteil hin ihren Patienten und Rekonvaleszenten den Besuch der Nordseebäder empfehlen, und allen übrigen Interessenten sind dieser Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" sowie die Broschüre „Die Wirkung des Seeklimas" von Dr. Bockhorn (Verlag bei Stallung in Oldenburg) und die Führer durch unsere Nordseebäder sehr zum Lesen anzuraten. Besonders ist ängstlichen Seelen die oft und oft zu hörende Ansicht zu nehmen, unsere Nordsee sei zu rauh. Abgesehen von einzelnen, wirklich stürmischen Tagen im Winter, ist das Klima in der Saison sehr milde und auch die winterliche Temperatur ist milder, als auf dem Festlande.

Wenn nun unsere Nordseebäder wegen ihrer Insellage den weniger Bemittelten den Aufenthalt in der eigentlichen Sommersaison zu kostspielig machen, so bieten sie diesen im Winter, in der Vor- und Nachsaison wegen der erniedrigten Preise, und allen denjenigen, die mehr die Ruhe lieben, die geeignetste Kurzeit.

An zweiter Stelle empfehle ich die deutsche See aus vaterländischer Rücksicht. Wenn man die vielen Annoncen von ausländischen Bädern und Sommerfrischen durchschaut, so muß man unwillkürlich den Schluß ziehen: Wieviele Tausende gehen auf diese Weise dem Vaterlande verloren! Nicht, als wenn man überhaupt vom Besuche des Auslandes abraten sollte, sei dieses betont, sondern es sei hierdurch nur davor gewarnt, daß man doch ja nicht unnötigerweise die langen und teueren Reisen ins Ausland, an die verschiedensten Rivieren mache, während doch die deutsche Riviera durchweg für den Deutschen indiziert erscheinen muß. Hier muß man auch einen Grund suchen, warum so manche, die die wärmeren südlichen Rivieren besucht haben, keine dauernde Heilung erlangen: denn die deutsche Heimat ist gegen die südlichen Klimate zu rauh. Nordsee und Festland, zumal Westdeutschland, unterstehen aber nicht solchen großen klimatischen Schwankungen.

Aus dem Gesagten möchte ich nun den Verwaltungen der Nordseebäder empfehlen: Mehr Reklame für die deutschen Nordseebäder, als bisher! und dem deutschen Volke: Nicht so ängstlich vor der sogenannten rauhen Nordsee, sondern hin und auf zur deutschen See, auf zur deutschen Riviera!

Zu diesen realeren Erwägungen kommt noch ein idealer Grund, der hier nur angedeutet sei. Dem Deutschen sind die Schönheiten der fremden Länder oft mehr bekannt, als die des eigenen Vaterlandes. Er möge sich doch erst an den Wundergaben seiner germanischen Erde letzen. Dadurch werden deutscher Eigenstolz und die Liebe zum Vaterlande geweckt und gestärkt, die ungesunde und übertriebene Schwärmerei für fremdes Wesen und fremde Länder aber geheilt, was in den gegenwärtigen Zeitläuften ein ernstes Gebot ist.

Wedekind und kein Ende!

Von W. Thamerus.

Die Spielzeit des Münchener Künstlertheaters begann im Vorjahre mit Calderon, heuer mit Wedekind. Man sieht, die Herrschaften sind weitherzig und nehmen den Begriff „Künstlertheater" nicht streng. Aus „Erdgeist" und der „Büchse der Pandora" hat Frank Wedekind mit dem Rotstift das Ganze zu einem Fünfakter zusammengestrichen. Eine an die Presse versandte Notiz nannte dies etwas pompös eine „Neuschaffung" des Dichters. Nach anderer Lesart soll es sich in „Lulu" um die „Urschrift" handeln, die Wedekind später aus Zensurrücksichten änderte! Aus Zensurrücksichten! Also glaubte man, diesmal gehe es leichter, weil die Behörde sich dem „Künstlertheater" manchmal sehr, sehr nachsichtig gezeigt hat. Aber es kam anders. „Lulu" wurde nur für eine einmalige Vorstellung vor Geladenen frei gegeben und die Behörde stand hierbei im Einklang mit der Mehrzahl der Herren vom Zensurbeirat, in dem, nebenbei gesagt, die Männer von liberaler Weltanschauung überwiegen. Thomas Mann, der Dichter der Buddenbrooks, der für Wedekind stimmte, ist aus dem Zensurbeirat ausgetreten, der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" faßte eine der im deutschen Vereinswesen so beliebten Resolutionen, ja nach Zeitungsnotizen „wird erwogen", ob man überhaupt im Künstlertheater im nächsten Jahre noch spiele, und ob der „Dreimaskenverlag" nicht nach Berlin übersiedeln solle. Alles nichts weiter als Schreckschüsse, die kein Vernünftiger ernst nimmt.

Daß es zu starken Ovationen für Wedekind kommen würde, war bei dieser Besetzung des nicht völlig gefüllten Zuschauerraumes zu erwarten, doch klang der Beifall nach den ersten Akten ziemlich flau. Ganze Reihen saßen ruhig, eher gelangweilt da. Wenn Lulus erster Gatte am Schlaganfall stirbt, weil sie ihm untreu ist, der zweite aus gleicher Ursache sich mit dem Rasiermesser die Kehle durchschneidet und der dritte, damit es doch mal etwas Abwechslung gibt, von ihr erschossen wird, so erinnert diese Häufung von Unglücksfällen doch zu stark an die „Moritaten" mit Drehorgelbegleitung, die man in früheren Jahren auf Jahrmärkten hören konnte, als daß man Furcht und Mitleid empfinden könnte. Bei den Szenen der „Pandorabüchse", die einst Wedekind eine seiner schwersten Niederlagen brachten, wurde der Beifall lebhafter. Allein die widerlichen Szenen des Schlußaktes, in welchem die auf die tiefste Stufe herabgesunkene Dirne verschiedene Männer von der Straße heraufholt, haben doch ein paar Leute veranlaßt, das Haus vorzeitig zu verlassen. Man hörte auch Zischen, aber der Widerspruch erstarb in tosendem Beifall. Während die Gleichgültigen schon längst in der Garderobe waren, brüllte man Wedekind, der eine Dankrede hielt, immer und immer hervor. Es mußte eben demonstriert werden, damit man glaubt, der Abend sei ein künstlerisches Ereignis. „Tausende" „verlangen nach seinem Werke", heißt es in einem Leitartikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 266 vom 28. Mai), der versucht, „die Partei, die gegenwärtig in Bayern den Ton angibt", mit dieser Sache in Beziehung zu bringen, im übrigen mit den ältesten Phrasen gegen die Zensur Attake reitet und sich selbst widerspricht mit dem Satze: „Sie (die Zensur) könnte heilsam wirken, wenn sie sich darauf beschränkte, die Staatsbürger vor den Aufdringlichkeiten von Schmutz und Gemeinheiten zu bewahren." — Schmutz und Gemeinheiten! — nun also? . . .

Bemerkenswert ist noch eine drohende Stelle in dem Artikel des Romanschriftstellers Kurt Martens: „— die Herren, die jetzt am Ruder sind, sollten es sich zweimal überlegen, ob es politisch klug ist, die Intelligenzen, die sie für ihre Schlachtreihen nur allzu nötig brauchen, systematisch zu mißachten und zu unterdrücken. Sie treiben damit die deutschen Schriftsteller, die von Natur aus durchaus keine Feinde der staatlichen und sittlichen Ordnung sind, scharenweise in das Lager einer grundsätzlichen Opposition hinüber." — Das ist sehr undiplomatisch und sehr ungeschickt gesagt und erinnert einigermaßen an gewisse Warnungen, die vor nicht allzulanger Zeit „in letzter Stunde" an das Haus Wittelsbach Herr Georg Hirth zu richten für gut fand.

Herr Wedekind tut sich etwas darauf zu Gute, daß er von seiner Musterkarte von Liederlichen und Perversen, Jack, den Bauchaufschlitzer gestrichen hat, der in der ersten Fassung Lulu umbrachte. Als bliebe nicht an „Schmutz und Gemeinheit" über und übergenug, wie die anormale „Gräfin", die Lulu mit ihrer „Liebe" verfolgt und von der Dirne zu Grunde gerichtet wird und vieles andere Widerliche. — Wedekind sprach den Prolog als Tierbändiger im roten Frack mit selbstverliehenen Orden, Stellen, die besonders satanisch sein sollen mit Peitschen- und Pistolenknall begleitend. Diese Fazen nimmt ein gebildetes Publikum ernst. Insofern hatte das Künstlertheater sein Niveau bewahrt, daß es keine Rollen mit den „Künstlern" Frank und Tilly Wedekind besetzte. — Frau Durieux spielte die Titelrolle. Ich glaube nicht, daß man die Dirne besser geben kann. An die stilisierende Inszene war viel Fleiß verwendet worden. — An die Vorstellung schloß sich ein Festessen. Man hatte auch diejenigen mit einer Aufforderung beehrt, die es ablehnen müssen, ihr Glas zu Ehren Frank Wedekinds zu erheben.

So erschien es durchaus gerechtfertigt, daß die Zensur nicht gestattete, daß die „geschlossene Vorstellung" wiederholt und somit die Beschränkung der Oeffentlichkeit zu einer Farce gemacht werde. Natürlich hat es wieder an Stimmungsmache für den „Dichter" nicht gefehlt, man bringt die alte, fadenscheinige Phrase von der Reife des

Publikums, ja man deutet mit sentimentaler Geste auf Herrn Wedekinds fünfzigsten Geburtstag hin.

Wir haben keinen Anlaß, diesen Tag zu feiern, im übrigen ist er nach den Nachschlagebüchern erst 1914. Selbst von einem enragierten Wedekindianer ist eine so längliche Vorfestesstimmung nicht zu erwarten. So viel läßt sich allerdings bei diesem Termine sagen, auf eine günstigere Entwicklung des „Dichters" ist nicht mehr zu hoffen. Blicken wir auf die lange Reihe der Wedekindschen Bücher zurück, so erkennen wir, eine Entwicklung hat niemals stattgefunden. Von Anfang an das ungesunde Beschnuppern sexueller Probleme, die moralstürzenden Raisonnements, über die man früher lachte, weil man meinte, solchen Unsinn könne kein Mensch ernst nehmen. Dazu kommt das szenisch gestaltende und dramatische Unvermögen, das den geringsten Operettenlibrettisten an seiner Dichterberufung verzweifeln ließe. Das eben erscheint uns als eine Gefahr unserer Kultur, daß auch das Unsinnigste Gläubige findet, wenn man es mit der Zähigkeit und Beharrlichkeit des Marktschreiers immer und immer wiederholt. Frank Wedekind ist ja vor kurzem sogar preisgekrönt worden. Es war — risum teneatis, amici? — die Stiftung Johannes Fastenraths, welche diesen Schriftsteller eines Preises würdig erkannte. Wenn der Gründer der Kölner Blumenspiele und idealistische Mittler zwischen deutscher und spanischer Poesie erwartet hätte, daß wenige Jahre nach seinem Tode Dichter dieser Art bedacht würden, er hätte wohl die Bestimmungen seiner hochherzigen Stiftung schärfer umgrenzt. Wedekind hat übrigens das Geld zur einen Hälfte einer literarischen Korporation, zur anderen zur Subvention eines Blättchens verschenkt. Man sieht hieraus, die oft gehörte Behauptung, die Zensur untergrabe Wedekinds Existenz, trifft nicht zu. Da wir in diesem Zusammenhange jenes Blättchen berühren mußten, sei eine Angelegenheit gestreift, die wir aus Reinlichkeitsbedürfnis gerne unerwähnt ließen. Noch waren die Kränze frisch, mit denen wir Dr. Armin Kausens Grab zierten, da ließ das von einem literarischen Anarchisten herausgegebene Zeitschriftchen an den Straßenecken plakatieren: „Abschied vom Kausen", dann nach Einschreiten der Polizei: „Nachruf auf Dr. Armin Kausen." Es mochte die geschäftliche Notwendigkeit bestehen, auch einmal außerhalb anarchistischer Bohème und ihrer gedankenlosen bürgerlichen Mitläufer, die ja immerhin den Stammtisch einer Weinkneipe füllen, einige Hefte abzusetzen. Die Subvention Frank Wedekinds war ja damals noch nicht zu erwarten. Eine derartige schamlose, unglaublich niedrige und rohe Schmähung eines Toten, wie sich der Herausgeber dieses sich im Untertitel komischerweise Blätter für Menschlichkeit nennenden Preßproduktes erlaubt, hätten wir uns selbst von diesem Literaten nicht erwartet. Es mag verschiedenen Herrschaften nicht angenehm sein, wenn wir sie in gleichem Atemzuge nennen müssen. Lassen wir die Notiz der Zeitschrift „März" für sich sprechen: „Arminius Kausen ist am 15. März gestorben. Otto v. Erlbach ist nicht mehr. Die Pornographie ist verwaist." — Daß es auch die „Kulturträger" der „Jugend" sich nicht versagen konnten, den Tod des Gegners mit Schmunzeln zu quittieren, sei hier beiläufig angefügt. Der platte Witz mit einer plumpen Illustration zeigt nur zu deutlich das Unvermögen, gegen den verdienstvollen Kämpfer sachlich etwas vorzubringen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Wagner-Feier in der Walhalla. Daß Richard Wagners Büste in der Walhalla, dem von König Ludwig I. erbauten Ruhmestempel deutscher Größe aufgestellt werde, hatte wenige Monate vor seinem Tode Prinzregent Luitpold bestimmt. Die am 29. Mai erfolgte Enthüllungsfeier war eindrucksvoll durch die imposante Teilnehmerschaft und durch die durch den sonnenglitzernden Maientag gehobene künstlerische und natürliche Schönheit der Stätte mit ihrem unvergeßlichen Blick hinab auf die Donau und die sich weithin dehnende, mit dem Horizont verschwimmende Ebene. Das Innere des klassischen Meisterbaues Leo von Klenzes war mit illustren Festgästen gefüllt. Fanfaren kündeten die Ankunft des Prinzen Rupprecht, der als Vertreter des Prinzregenten Ludwig erschien. Bald erfolgte der Einzug, der Prinz führte die Frau Fürstin von Thurn und Taxis, es folgten der Fürst, der bayerische Kultusminister Dr. v. Knilling, Siegfried Wagner, Bildhauer Bleeker, der Schöpfer der Büste, und Spitzen der Behörden. Auf ein Zeichen des Prinzen fiel die Hülle. Wagners Büste steht einstweilen neben denjenigen des alten Heldenkaisers und seiner Paladine Bismarck und Moltke. Blickt man von dem Marmorbildnis des Vaters auf den Sohn, der mit schlichter Würde dem Festakte beiwohnte, so tritt die große Aehnlichkeit eindringlich zutage. Bleeker hat mit Recht die Züge gesteigert, den Ausdruck der Willenskraft besonders akzentuiert, die bedeutende Stirn und die in die Ferne blickenden Poetenaugen mit besonderer künstlerischer Liebe gebildet. Nun bestieg Minister v. Knilling das Rednerpult. Er feierte den Denker, Dichter und Musiker mit innerlicher Sympathie in feinsinnigen und erschöpfenden Ausführungen. Die Rede geht weit über das hinaus, was gemeinhin bei festlichen Anlässen für den Tag gesprochen wird. Ich bin überzeugt, daß sie auch gedruckt mit zu den wertvollsten Publikationen zählen würde, die diese so viele Federn in Bewegung setzende Zentenarfeier hervorgebracht hat. Des königlichen Gründers der Walhalla Begeisterung für die Sagen germanischer Vorzeit gab ungezwungene Parallelen zu Wagners Schaffen. Natürlich gedachte der Redner auch Ludwigs II. Eintreten für Wagner, wodurch der König zum „Mitschöpfer der Nibelungen" wurde, die der Tondichter ohne die gewordene Rettung aus widrigen Umständen nicht hätte vollenden können. Er gedachte auch Frau Cosima Wagners Wirken für Bayreuth und des Prinzregententheaters, durch welches Ludwigs II. und Wagners Plan eines Münchener Festspielhauses durch Prinzregent Luitpold Wirklichkeit wurde. Nachdem der Minister geendet, legte Prinz Rupprecht im Namen des Regenten einen Kranz nieder. Weiteren Lorbeer widmeten der Fürst von Thurn und Taxis, welcher mit Einwilligung des Regenten die Büste in hochherziger Weise gestiftet hatte, Exzellenz Knilling namens der Staatsregierung, der Münchener Hoftheaterintendant und viele andere Vertreter von Städten und Korporationen. Der Regensburger Liederkranz, eine der ältesten musikalischen Vereine Deutschlands, welcher den Festakt mit dem Chore „Seid getrost" aus dem Liebesmahl der Apostel von Wagner eingeleitet hatte, bot nun mit sehr gutem Gelingen den „Wach auf"-Chor aus den Meistersingern. Hiermit hatte die Feier ihr Ende erreicht. Bald fuhren in endlosem Korso die Festteilnehmer durch die festlich geschmückten Orte nach Regensburg zurück. Auch die alte Reichsstadt hatte ihr Festkleid angelegt. Am Tage zuvor hatte das Theater unter dem Protektorate des Fürsten von Thurn und Taxis „Die Meistersinger" gegeben. Hofkapellmeister Röhr und das Orchester der Münchener Hofoper, sowie deren erste Kräfte Bender (Sachs), Wolf (Stolzing), Frl. Fay (Evchen), Frl. Höfer, Gillmann, Kuhn, Brodersen, Geis waren der Einladung gefolgt, durch ihre Mitwirkung die Regensburger Festvorstellung auf glanzvolle Höhe zu heben. Das Theater zeichnet sich durch eine glückliche Akustik aus. Mit einem von Ferdinand Löwe dirigierten Festkonzert, dem wir nicht mehr beiwohnen konnten, schlossen die Regensburger Festtage aufs würdigste.

Kgl. Residenztheater zu München. Als Uraufführung wurde geboten „Burg Weibertreu", ein deutsches Lustspiel in fünf Akten von F. Bartels. Es wäre betrübend, wenn die schlechten Premierensitten an unserer Hofbühne überhandnehmen würden. Ist es wirklich angängig, daß ein paar junge Leute auf dem Hausschlüssel pfeifen und zischen, bei einem Stücke, das mit ganz mäßigem Applaus bedacht wird? Durch diese Unart wurden die Zuschauer erst veranlaßt, mit allem Nachdruck Beifall zu spenden und so den tüchtigen Intentionen des Verfassers und den Darstellern ihre Achtung zu beweisen. Das Stück fußt auf jener historisch beglaubigten Anekdote der treuen Weiber von Weinsberg, die das Liebste, das sie besitzen, aus der bedrohten Burg tragen durften und nun, anders wie dies Königswort gemeint, sich ihre Männer auf den Rücken setzen. Dieser rührende Zug deutscher Frauentreue ist dramatisch nicht sehr ergiebig und so wird dieser nur ein Glied in den wenig straff gefaßten pathetischen Aktionen: Hie Welf, hie Waiblingen! Der Entschluß der beiden versöhnten Gegner, gemeinsam einen Kreuzzug zu unternehmen, bietet einen äußerlich wirksamen Abschluß. Dieses Ritterschauspiel „Lustspiel" zu bezeichnen, wirkt irreführend, seine Verse sind schwungvoll, sein Humor liegt mehr in idealistischem Optimismus, als in der etwas zähen Komik einiger Szenen. Das Stück wurde in Dr. Kilians Regie mit Fräulein Berndl, Ulmer, Basil, Jacobi in den Hauptrollen gut gespielt. Der Autor erschien mehrmals.

Münchener Schauspielhaus. Das Ensemble des Berliner Lessingtheaters, das noch eine eindringliche Wiedergabe von Ibsens „Frau vom Meere" gegeben, wurde in der Abschiedsvorstellung enthusiastisch gefeiert, wie die verinnerlichte Kunst dieser Darsteller es im vollem Maße verdiente.

Münchener Kammerspiele. Das Düsseldorfer Schauspielhaus, dessen Künstler als Gäste in unseren Kammerspielen weilen, haben die von dem Münchener Künstlertheater propagierten Ideen einer stilisierten, nur andeutenden Inszene in noch schärferer Konsequenz ausgeführt. Die begannen mit Ibsens „Komödie der Liebe", ließen dann „Leonce und Lena" von Georg Büchner (1813—1837) und Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" unter dem Titel „Die geflickte Braut" folgen. Die Komödie aus Ibsens Frühzeit läßt zwar bereits einige Leitmotive des Dichters aufblitzen, bietet jedoch in der Spießbürgersatire manches Moment, das nicht mehr so recht wirken will. Man hilft sich deshalb, wenn man das Stück geben will, mit dem historischen Kostüm der Entstehungszeit. Die Düsseldorfer taten dies mit be-

sonderer Liebe. Sie boten dem Auge ein Fest und kultivierten das Bildmäßigschöne für meinen Geschmack oft zum Nachteil eines rascheren Handlungsverlaufes. Das Scherzspiel des Verfassers von „Dantons Tod" zeigt in den Szenen des Königssohnes und der Prinzessin, die sich incognito verlieben, viel romantische Poesie. Wie diesen flüchtigen Stimmungsbildern in den künstlerisch hochstehenden Bildausschnitten, der auf ein Minimum reduzierten Bühne der Duft eines lyrischen Gedichtes bewahrt wird, ist erstaunlich. Mit Serenissimusfarcen sind wir doch allzusehr überfüttert, so daß ich mich wundere, daß auch Szenen dieser Art vom Publikum als gar so ergötzlich empfunden wurden. — Der Triumph der Empfindsamkeit ist eine „ausgesuchte Narrenspoffe", die Goethe gegen die Empfindelei schrieb, der er selbst durch die Leiden des jungen Werther den klassischen Zeitausdruck gegeben hatte. G. Lindemann hat das Werk leicht modernisiert, manche Aesthetenphrase von heute an die Stelle schwerer verständlicher Anspielungen gesetzt. Nun man könnte dies noch schärfer und packender machen. Das Hauptinteresse des Bearbeiters ging nach prächtigen Bühnenbildern, in denen die Farben reizvoll ineinander klingen. Der Beifall war sehr stark. In der Wiedergabe steckt jedenfalls eine gewaltige Summe künstlerischen Fleißes. Es wurde graziös gespielt.

Verschiedenes aus aller Welt. Gerh. Hauptmanns Festspiel für die Jahrhundertfeier in Breslau hinterließ nach vorliegenden Depeschen starken Eindruck durch seine dramatische Kraft. — Wedekinds „Kammersänger" wurde im Dresdener Hoftheater aufgeführt, was gewisse Kreise mit großer Befriedigung konstatieren. — Das Berliner Oberverwaltungsgericht erklärte das Aufführungsverbot von Franz Dülbergs „Korallenkettlin" für zu Recht erfolgt. In Bayern ist das mittelalterliche Dirnenstück in München verboten, in Nürnberg jedoch zur öffentlichen Aufführung zugelassen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit Hochdruck und ersichtlichem Eifer bemühen sich die Börseninteressenten, dass die Wirkung der flauen, apathischen und vollkommen direktionslosen Tage an den deutschen Effektenmärkten schwindet. Bei den fortwährenden Einflüssen der verschiedensten Art war es jedoch dem Wirtschaftsmarkt unmöglich, sich zu irgend einer entscheidenden Stellungnahme zu entschliessen. Bemerkenswert bleibt dabei die schon seit langer Zeit vorhandene zähe Widerstandsfähigkeit, wodurch trotz aller erdenklichen Vorkommnisse der ungünstigsten Art Kurseinbussen von Bedeutung vermieden werden konnten. Die politische Lage sowohl, wie auch die Vorgänge am internationalen Geldmarkt berechtigen allein schon zu Börsenabflauungen und grösster Reserviertheit. Dazu kamen die immer lauter werdenden Hinweise auf die Konjunkturabschwächung, speziell die Zeichen einer immerhin scharfen, rückläufigen Bewegung in der Montanbranche. Man konnte auch an allen Effektenmärkten erhebliche Realisationen und Aktienverkäufe bemerken. Erst als der Geldmarkt eine freundlichere Beurteilung erfuhr und die politischen Aussichten durch das endliche energische Vorgehen der Grossmächte hinsichtlich des Abschlusses des Präliminarfriedens zwischen den Balkanreichen Klarheit schaffen musste, gelangte auch an den Börsen eine sichtliche Besserung bei erhöhter Geschäftstätigkeit zum Durchbruch. Die glatte Erledigung der Geschäfte zum Monatsschluss, die Verbilligung der Sätze und die Ansammlung der ausländischen Kapitalien bei uns bildeten kräftige Merkmale der Wiederkehr von normalen Zuständen unserer Geldmarktlage. Auch die monitären Verhältnisse im Auslande besserten sich zusehends, sodass die englische Notenbank wohl in absehbarer Zeit eine wenn auch unerhebliche Diskontermässigung vornehmen kann. Die Bewegungen der Zinsraten im Mai-Monate zeigen eine vollkommen anormale Höhe, und es wird geraume Zeit dauern, bis wieder von billigen Zinssätzen und flüssigen Geldern am offenen Markt die Rede sein kann. Man erwartet keineswegs vor Jahresfrist eine merkliche Erleichterung — im Gegenteil, die kommenden Erntebedürfnisse, die fortwährenden industriellen Anleihen und die zu erwartenden grossen Ausgaben für militärische Rüstungen verhindern jede, auch die kleinste Erleichterung unseres Geldmarktes. Dieser Punkt gilt also für die Börsen für erledigt. Man hat sich bereits eingerichtet, für das laufende Jahr mit teuren Zinssätzen und rarem Geld zu rechnen. Für die Industrie bedeutet dieser Faktor natürlich ein nicht unwesentliches Hemmnis, das um so unerwünschter kommt, als die Anzeichen des Konjunkturrückganges nicht mehr zu leugnen sind. Die fortwährenden Eisenpreis-Ermässigungen an den ausländischen Märkten und auch in den heimischen Bezirken, die geringe Kauflust der Konsumenten, selbst bei diesen grösseren Preiskonzessionen, veranlassten naturgemäss unsere Börsen zu begreiflicher Verstimmung. Erst die Meldung vom Stahlwerksverband, dass die Eisenbahnverwaltungen wiederum erhebliche Aufträge eingebracht und die Werke wenigstens in diesen Fabrikaten stark besetzt sind, liessen freundlichere Aussichten auch für den seither arg vernachlässigten Montanaktienmarkt erkennen. Amerika kabelt gleichfalls zuversichtlicher über den dortigen Eisenmarkt. Vom deutschen Kohlengebiet wurden zufriedenstellende Meldungen laut. — Neben den tristen Vorgängen in der Kali-Industrie — hervorgerufen durch forcierte Gründungen und Ueberproduktion — bewirkten vornehmlich die flaue Neuyorker Börsentendenz und charakteristisch unklare Verhältnisse am amerikanischen Eisenbahnmarkt grosse Zurückhaltung an unseren Börsen. Beträchtliche deutsche Kapitalien erleiden durch die starken Rückgänge von amerikanischen Werten, insbesondere von notleidenden Bonds nennenswerte Verluste. Von ganz bedeutendem Einfluss für die Kursentwicklung an der Berliner Börse war auch die Lösung der 10 Millionen Mark Börsenengagements, welche ungetreue Beamte eines norddeutschen Bankinstitutes für dasselbe fälschlicherweise eingegangen hatten. — Die sich allmählich bahnbrechende bessere Börsenstimmung war berechtigt durch die Mehrung der günstigen Momente, welche ein gut Teil der seitherigen pessimistischen Anschauung hinsichtlich des zukünftigen Industriewerdeganges eskomptieren. Hervorgehoben sei der Hinweis auf voraussichtliche reichliche Ernten in allen Herrenländern, speziell in Amerika, ferner die Tatsache, dass nach endgültigem Friedensschluss am Balkan und der Wiederkehr normaler Verhältnisse für die Industrie goldene Tage kommen dürften. Die grossen überseeischen Aufträge für unsere Elektrobranche seien gleichfalls noch erwähnt. — Die allgemein überraschende Neuemission von 225 Millionen Mark 4%iger Reichs- und preussische Staatsanleihe verhinderte jedoch irgendwelche Besserung der Börsentendenzen.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Jünglinge des Alten Testaments. Von Dr. Adolf Fäh. VIII u. 128 S. 8°. Broschiert 90 Pf., geb. M 1.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.; Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

2. **Jahrbuch** der südbrasilianischen Franziskanerprovinz von der unbefleckten Empfängnis. 1911 und 1912. Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. (Petropolis, Druckerei der „Vozes de Petropolis".)

Geburtenrückgang und Konfession. Eine Untersuchung von Dr. Hans Rost. M 2.40. (Köln, Bachem.)

Das eiserne Halsband und andere Legenden. Von Alice v. Gaudy. Geb. M 2.80. (Köln, Bachem.)

Unsere Jüngsten. Musen-Almanach, herausgegeben von der Redaktion des „Leuchtturm für Studierende". Leuchtturm-Bücherei Band 6. Brosch. M 1.—, geb. M 2.—; **An Bord des Sirius,** Reise- und Kriegserlebnisse aus der Zeit des fliegenden Menschen. Nach dem Tagebuch des Volatilius Volantius von Wilh. Middeldorf. M 1.—, geb. M 1.60; **Naturphilosophische Weltanschauung.** Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von Jakob Schmitz. Leuchtturm-Bücherei Bd. 5. M 1.20, geb. M 1.80; **Die Burg,** illustrierte Zeitschrift für die studierende Jugend. Herausgeber J. Sartorius und K. Faustmann, Mainz. (Paulinus-Druckerei, Trier.)

Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Martin Spahn. VI. Band: **Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland** von 1814—1848. Von Dr. A. Schnütgen. M 4.20. (Straßburg i. E., Herder.)

Glockenkunde. Von Karl Walter. Mit 29 Abbildungen. Brosch. M 9.—, geb. M 10.60. (Regensburg, Pustet.)

Pick F., Das Lebensbrot des Christen. Worte über die öftere und tägliche heilige Kommunion nebst Kommunionandachten und Gebeten. XIV u. 610 S. Geb. M 1.80, M 2— und höher. (Limburg a. d. Lahn, Kongregation der Pallottiner.)

Minichthaler Joseph, Heiligenlegenden. 2. Heft. 8°. VIII u. 84 S. Geh. M 1.—. (Kösel, Kempten und München.)

Prohászka, Dr. Ottokar. Die Mutter der schönen Liebe. Uebersetzt von Baronin Rosa von der Wense. 16°. VIII u. 176 S. Geb. M 1.50 u. M 3.—. (Kösel, Kempten und München.)

Bibliothek der Kirchenväter. Band IX: **Des Eusebius von Cäsarea ausgewählte Schriften aus dem Griechischen.** Geb. M 4.30 und M 4.80. (Kösel, Kempten und München.)

Meine Lieder „Was ich in 50 Jahren sang". Von Emmy Giehrl („Tante Emmy"). 8°. 206 S. M 2.40. (München, J. Pfeiffers Kunstverlag.)

Katechismus der christlichen Lehre. Herausgegeben im Auftrage Sr. Heiligkeit Papst Pius X. Uebersetzt von Professor Dr. Wilhelm Weth S. J. M 1.—. (Klagenfurt, Verlag des St. Josefs-Vereins.)

Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas. Von Professor Dr. Gustav Roloff. Brosch. M 3.—, geb. M 4.—. (Heilbronn, Eugen Salzer.)

Der wirtschaftliche Imperialismus und die Trusts. Vortrag von Dr. M. Dietze. M 1.50. (Berlin-Ch., Cordel und Renné G. m. b. H.)

Die religiöse Grundlage der K. K. V. Vortrag von Tegeder. (Essen-Ruhr, Verlag des Verbandes k. k. Vereinigungen Deutschlands.)

Der K. K. V. als Berufsorganisation. Antwort auf Dr. Höfles Schrift „Aus der neuesten Entwicklung der Privatangestellten. (Essen-Ruhr, Verband K. K. Vereinigungen Deutschlands.

Im Kampfe gegen den Modernismus. Abwehr zweier Angriffe von Dr. Anton Gisler. 50 Pf. (Stans, Hans von Matt & Co.)

Marie Gabrielle, Prinzessin von Bayern. Von Dr. P. Engelbert Huber, O. F. M. Mit 130 Bildern und 2 Faksimilen. M 2.80. (Diessen vor München, Jos. C. Huber.)

Kaiser Wilhelms II. Religiosität und Pflichtbewußtsein. Von Prof. Dr. A. Baldus. (Köln, Bachem.)

Altarssakraments- und Herz-Jesu-Predigten. Von Dr. Philipp Hammer. Broschiert ℳ 2.—. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

Die Sünden im deutschen Buchhandel. Von Arthur Heß. 50 Pf. (Stuttgart, J. Heß.)

Die erzieherische Arbeitsgemeinschaft in der Pädagogischen Stiftung Cassianeum zu Donauwörth. Von Ludwig Auer. 1. Teil: **Die Entstehung der Stiftung.** 2. Teil: **Der Situationsplan.** VII und 81 S. Brosch. ℳ 1.—. (Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth.)

Naturwissenschaft und Religion. Von Prof. Dr. J. Reinke. Sammlung „Natur und Kultur" Nr. 4. 50 Pf. (München, Verlag Natur und Kultur.)

P. **Wasmann, S. J., Wie man die Entwicklungslehre mißbraucht.** Sammlung „Natur und Kultur" Nr. 5. (München, Verlag Natur und Kultur.)

Deutscher Geschichtskalender für 1913. 3. Heft. Die Ereignisse des März. Halbjährlich 6 Hefte. ℳ 6.—. (Leipzig, Felix Meiner.)

Lehrbuch der Fundamentaltheologie oder Apologetik von Prof. Dr. Franz Hettinger. Gr. 8°. XVI u. 860 S. ℳ 14.—, geb. ℳ 15.50. (Herder, Freiburg.)

Sturmfreie Buden. Von Rektor Theod. Temming. (Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.)

Das heilige Land in Bild und Wort. Eine Sammlung von Abbildungen der heiligen Stätten des Gelobten Landes nach Originalphotographien mit erläuterndem Text. 2. Auflage neubearbeitet von Msgr. L. Richen, Köln. (Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.) Gebunden ℳ 5.—.

Aus Bädern und Kurorten.

Westerland auf Sylt. Der Bau der festen Eisenbahnverbindung zwischen der Insel Sylt und dem Festlande ist nunmehr endgültig gesichert, nachdem die Mittel zum Bau des Dammes in Höhe von 10 Millionen Mark vom Abgeordnetenhause bewilligt sind. Mit dem Bau des Dammes, der einen direkten D-Zugverkehr Berlin—Hamburg—Westerland ins Leben ruft, wird bereits im diesjährigen Sommer begonnen werden.

Wildbad Adelholzen. Zwischen Traun- und Marquartsteiner Achen liegt im herrlichen, wald- und wiesenreichen, vielgegliederten Chiemgauer Voralpenlande zu Füssen des Hochfellen das uralte Wildbad Adelholzen, dessen starke Heilquelle mit besonderem Erfolge bei allen Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie bei Frauenleiden von jeher benützt wurde. Eines stetigen Aufschwunges und steigenden Besuches erfreut es sich, seit es 1907 in den Besitz der Barmherzigen Schwestern gelangt ist. Die so viel erprobte Heilkraft der Adelholzer Quelle führt Hofrat Dr med. Emmerich, früher in Nürnberg, jetzt in München, auf das in ihr 1881 nachgewiesene Rubidium zurück. — Ueber all das, über Topographie und Geschichte des Wildbades und seiner näheren und weiteren herrlichen Umgegend, unterrichtet in anziehender und eingehender Weise der Adelholzer Kurat Alfons Haslberger in seiner eben erschienenen kleinen Schrift „Wildbad Adelholzen einst und jetzt", Kommissionsverlag von Magnus Endters Buchhandlung, Traunstein (Oberbayern). Die Schrift ist reich und gut mit Bildern aus der Gegenwart und aus den letzten Jahrhunderten illustriert und zudem mit einer trefflichen Karte der Umgegend von Adelholzen ausgestattet. Die vielen Freunde des Wildbades werden sie mit Genuss lesen, möge sie aber auch recht viele neue Gäste zur Herstellung und zur Kräftigung gen Adelholzen führen, sie alle werden dem einleitenden Worte Ottos von Schaching zu Haslbergers Schriftchen beipflichten: „Nie sah ich einen traut'ren Port, als dich, mein Adelholzen."
(Siehe Inserat.) Dr. von Baumann, ein Stammgast von Adelholzen.

Für die Reisezeit

richten wir an unsere Leser und Freunde ganz besonders die herzliche Bitte, in **Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants** und **Cafés** stets nachdrücklichst die »Allgemeine Rundschau« verlangen zu wollen. Bei längerem Aufenthalt in einem Kur- oder Badeort dürfte es sich empfehlen, das Auflegen seiner Leiblektüre zu beanspruchen. Wenn die »Allgemeine Rundschau« irgendwo nicht zu haben ist, bitten wir, die Geschäftsstelle, München, Galeriestr. 35a, freundlichst verständigen zu wollen. — Auch auf **Bahnhöfen** wolle man stets die »A. R.« verlangen.

Ausstellung „Büro und Geschäftshaus München 1913". Die feierliche Eröffnung der Ausstellung „Büro und Geschäftshaus München 1913" findet nunmehr definitiv Sonntag, den 15. Juni 1913, vormittags 11 Uhr statt. Von mittag 1 Uhr ab sind die Hallen für den allgemeinen Besuch geöffnet.

K. Erziehungs-Institut Albertinum, München. Wir machen auf die Bekanntmachung im Inseratenteil dieser Nummer aufmerksam, welche die Aufnahme von Zöglingen betrifft.

Standes-Exerzitien bei den Deutschen Jesuiten in Valkenburg bei Aachen. Für Priester: Vom 14. Juli bis 18. Juli; vom 4. August bis 8. August; vom 15. September bis 19. September. Für Universitätsstudenten: Vom 25. September bis 29. September; vom 2. Oktober bis 6. Oktober. Für Lehrer: Vom 26. August bis 30. August. Für Lehrerseminaristen: Vom 30. August bis 3. September. Anmeldungen wolle man frühzeitig richten an den hochw. P. Rektor, Ignatiuskolleg, Valkenburg (L. Holland).

Exerzitien für Herren der gebildeten Stände im Bonifatiushause bei Emmerich. Vom 28. Juni bis 2. Juli; vom 15. Juli bis 19. Juli; vom 16. August bis 20. August; vom 31. Oktober bis 4. November.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 14. Juni 1913. X. Jahrgang.

Zu Kaiser Wilhelms Regierungsjubiläum.

Von Hofrat Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.

Am 15. Juni begeht Wilhelm II. den Abschluß der ersten 25 Jahre seiner Regierung. Der Tag wird in Preußen und im Reiche festlich begangen werden, Schule und Kirche, Armee und Marine, Beamten- und Bürgerschaft werden Festversammlungen halten, besonders großartig wird die Feier am Berliner Hofe sein, denn der Kaiser liebt Feste und versteht, sie zu feiern. Auch die „Allgemeine Rundschau“ kann nicht schweigend an diesem Gedenktage vorübergehen. Wenn der höchstgestellte Mann aus der ersten Familie im Reiche, der Vertreter der geeinigten Nation, vor dieser selbst und vor den anderen Großmächten einen solchen Tag begeht, so soll auch von uns nicht versäumt werden, dem hohen Jubilar ehrerbietigen Glückwunsch darzubringen. Möge es Kaiser Wilhelm noch lange vergönnt sein, in voller Gesundheit erfolgreich nach innen und nach außen an der Spitze Preußens und des Reiches zu stehen!

Damit erschöpft sich unsere Aufgabe nicht. Neben der Freude, daß der Kaiser diesen Tag feiern kann und der Hoffnung einer noch langen glücklichen Regierung obliegt uns auch die Würdigung dieses Tages vom Standpunkte der großen nationalen, politischen und kulturellen Interessen, die zu vertreten Aufgabe der „Allgemeinen Rundschau“ ist. Der feste Boden grundsätzlicher Königstreue, welche mit voller Ueberzeugung die verfassungsmäßige Monarchie jeder anderen Regierungsform vorzieht, gibt uns das Recht und die Kraft zu freimütiger Meinungsäußerung, die nur die Interessen der Monarchie und des Vaterlandes im Auge hat.

Was bei Kaiser Wilhelm im Gegensatz zu anderen hervorragenden Fürsten der Vergangenheit und Gegenwart zunächst auffällt, ist der Mangel an Rast. Der Kaiser ist fast immer unterwegs, aber nicht wie Kaiser Diokletian und Karl V. zur Besorgung der Regierungsgeschäfte eines Weltreiches, sondern genau betrachtet der Abwechslung wegen: zum Besuch eines Fürsten, einer Stadt, einer Burg, selbst eines Klosters, wie Beuron oder Maria Laach, zur Jagd, zur Grundsteinlegung oder Enthüllung von Denkmälern, zu einem Sängerwettstreit, zur Alarmierung einer Garnison, zur Eröffnung eines Museums, eines Hafens, zum Bankett eines Provinziallandtages, zu Armeemanövern, zur Vereidigung von Rekruten, zum Stapellauf eines Schiffes, zur Feier eines militärischen oder geschichtlichen Gedenktages, denn gerade für solche Tage, besonders wenn sie Preußen und Hohenzollern betreffen, hat der Kaiser große Vorliebe, wie er auch die historischen Tage einzelner Regimenter und ihre Beziehungen zum Hause Hohenzollern eifrig pflegt. Berühmte Regimenter bekommen dann als besonderen Gnadenbeweis ein Fahnenband, eine für den Laien rätselhafte Verschnörkelung auf den Achselklappen, andere dürfen allein einen besonderen Marsch blasen und ähnliche Dinge, die vielleicht für den Stolz des Regimentes sehr wichtig, aber weiteren, auch patriotischen Kreisen, nicht verständlich sind. Bei all diesen Gelegenheiten hält der Kaiser regelmäßig eine Ansprache; seine gesammelten Reden umfassen jetzt schon mehrere Bände.

Die Reden des Kaisers zeigen eine starke Persönlichkeit, eine kräftige impulsive Natur von starker Empfänglichkeit für die verschiedenen Seiten des politischen und Kulturlebens, Verständnis für Kunst und Wissenschaft und eine große, vielleicht allzu große Vielseitigkeit, bei der die Befürchtung aufkommt, es könnte bei dieser Art der Behandlung der Dinge oft gerade das Wichtigste Not leiden. Auch als Dichter und Zeichner hat sich der Kaiser versucht, der Sang an Aegir gilt als sein Werk und ebenso eine Zeichnung, die er vor etwa 15 Jahren dem Kaiser von Rußland schickte mit der Ueberschrift „Völker Europas, wahrt eure höchsten Güter“. Die Zeichnung sollte die Zusammenfassung der Kräfte Europas anregen zur gemeinsamen Abwehr der asiatisch-heidnischen Gefahr für christliche Sitte, Religion und Kultur. Die kaiserlichen Reden sind durchweg sehr gewandt und zeigen, daß der Redner sich gerne hört und es wohl versteht, die ganze Umwelt des Ortes, an dem er spricht, die dazu gehörigen geschichtlichen Erinnerungen einzuflechten und überhaupt der Stimmung des Tages oft in geradezu glänzender Weise Ausdruck zu geben. Auch die Unmittelbarkeit seiner Unterhaltung, die gewinnende persönliche Art des Kaisers werden gerühmt.

* * *

Die Reden des Kaisers Wilhelm haben anfangs dem Volke mächtig imponiert; ein Kaiser, der ständig reiste und redete und dabei sein Herz soweit öffnete, war etwas ganz Neues. Allmählich aber ist der Zauber gewichen. Man fand in vielen Reden und Aeußerungen einen Ueberschwang, der Einwendungen zuließ, man fand, daß sie vielfach sehr unmodern-romantisch seien, daß mitunter das Augenmaß für die Wirklichkeit fehle, daß die Ausdrucksweise manchmal burschikos, besonders aber allzu autoritär und absolutistisch klinge. Dazu gehörte z. B. das Wort von den „Kanalrebellen“, das zwar nicht öffentlich, aber in engerem Kreise gefallen sein soll, als 1898 ein Teil der konservativen Partei gegen die Kanalvorlage stimmte, und das den Eindruck erweckte, als verwechsle der Kaiser die Abgeordneten mit seinen Beamten; dann das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen“, das gegen Abgeordnete gerichtet war, die eine Flottenbewilligung versagt hatten; dann das Wort, das der Kaiser in Potsdam bei der Rekrutenvereidigung am 28. November 1891 sprach, daß die Soldaten, je mehr der Unglaube sein Haupt erhebe, vielleicht ihre eigenen Verwandten, ja, was Gott verhüten möge, ihre Eltern niederschießen und dem Befehl dazu ohne Murren folgen müßten.

Schon zweimal haben Aussprüche des Kaisers zu einem Sturm im Reichstage geführt. Zunächst am 10. und 11. November 1908, als sich sämtliche Parteiredner ohne Ausnahme über gewisse bedenkliche Aeußerungen aufhielten, die der Kaiser zu einem englischen Staatsmanne getan haben sollte; dann am 17. Mai 1912, als ein allzulaut geführtes Tischgespräch, das der Kaiser am 13. Mai bei einem Festessen zu Straßburg mit dem Bürgermeister der Stadt hatte, tags darauf im Pariser „Matin“ veröffentlicht war. Der Bürgermeister gab öffentlich zu, daß der Sinn der Worte des Kaisers richtig wiedergegeben sei. Die Worte enthielten allerdings sehr bedenkliche Ansichten, denn sie drohten den Elsaß-Lothringern, wenn sie nicht zufrieden sein wollten, mit der Aufhebung ihrer Verfassung und Einverleibung in Preußen. Die Worte, wenn auch so gesprochen, waren jedenfalls nicht so gemeint. Nach dem Reichstagssturm vom November 1908 hatte sich der Kaiser eine zweijährige Pause im Reden auferlegt und sich inzwischen auf harmlose Trinksprüche beschränkt.

* * *

Der romantische Grundzug des Kaisers trat voll zur Erscheinung bei der Grundsteinlegung des Limesmuseums auf der wiederaufgebauten Saalburg bei Frankfurt am 11. Oktober 1900. Unter Vorantritt römischer Tubabläser zog er als römischer Imperator und Triumphator gekleidet in die Burg ein und ließ

sich von römischen Soldaten mit einer lateinischen Ansprache begrüßen, alles unter Leitung eines Wiesbadener Schauspielers. Demselben romantischen Grundzuge entsprang es auch, daß der Kaiser auf einem Korpsstudentenkommers in Bonn am 7. Mai 1891 eine begeisterte Lobrede auf das Korpsstudentenwesen und die Studentenduelle hielt: das Korpswesen sei die beste Erziehung für den jungen Mann, und er hoffe, daß sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führten! Die Korps bilden kaum den zwanzigsten Teil der deutschen Studentenschaft und sind mit dem Junkertum die einzige feste Stütze des Duellwesens. In späteren, ebenso begeisterten Reden, die der Kaiser am 24. April 1901 bei der Immatrikulation des Kronprinzen auf einem Festkommers im Bonner S. C. (Korpsstudenten) und am 18. Juni 1902 im Korps Borussia, dem er selbst angehört hatte, und dem er den Kronprinzen zuführte, hielt, hat er das Duell nicht mehr erwähnt.

Eine gewisse Neigung zu Ueberschwang und zu Plötzlichkeiten zeitigten manchmal Vorkommnisse, die besser unterblieben wären. So verlieh der Kaiser nach der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner dem Verteidiger der Festung, dem russischen General Stössel unter großen Lobsprüchen für seine tapfere Verteidigung den Orden „Pour le mérite"; derselbe Stössel wurde bald darauf von einem russischen Kriegsgericht wegen verräterischer Uebergabe der Festung zum Tode verurteilt. Noch in neuerer Erinnerung ist das peinliche Vorkommnis mit dem kaiserlichen Pächter Sohst, der ein Vorwerk des kaiserlichen Gutes zu Kadinen bei Elbing gepachtet hatte und mit dem der Kaiser als Privatmann in einem Prozeß lag. In der Versammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 12. Februar 1913 hielt der Kaiser eine seiner frischen Reden, sprach dabei über die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft, rühmte die seines Kadiner Gutsbetriebes und erklärte dabei, er habe den Pächter, der nichts tauge, hinausgeschmissen. In Wirklichkeit hat dieser Pächter Sohst den Prozeß gegen den Kaiser bald darauf gewonnen, die Gutsverwaltung leistete im Namen des Kaisers Abbitte, und Sohst erhielt aus der Privatkasse des Kaisers für Abtretung seiner im Prozeß ihm bestätigten Rechte und als Schmerzensgeld 120,000 Mark. Diese Lösung zeigt einerseits die vornehme Gesinnung des Kaisers, hinterließ aber doch einen peinlichen Eindruck und warf die höchst wichtige Frage auf, wie denn der Kaiser überhaupt sich unterrichten läßt. Daß er vielfach mangelhaft unterrichtet ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein; die Ursache liegt teilweise in dem stets in Demut ersterbenden Schranzentum, das ein freimütiges offenes Wort nicht wagt, teils in des Kaisers eigener Unrast. Er hört sich gern selbst reden und ist daher ein schlechter Zuhörer. Darauf hat schon 1906 Waetzel in der Schrift „Unser Kaiser und sein Volk" bedauernd hingewiesen.

* * *

Das größte Interesse beanspruchen die Aeußerungen des Kaisers über die religiös-sittlichen Fragen, denn das sind die Kulturfragen ersten Ranges. Ein Grundgedanke, den der Kaiser schon im Anfange seines Auftretens verkündigte, und der heute noch stets wiederkehrt, ist das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und seinem Gott, die Aufforderung, der Staats- und Gesellschaftsordnung treu zu bleiben, gegen den Umsturz zu kämpfen und die Betonung des Königtums von Gottes Gnaden, das aus eigener Kraft dasteht. Dazu kommen stets wiederkehrende Mahnungen und Aufforderungen zu Treue und Einfachheit, zu tüchtiger Arbeit, zur Entfaltung aller guten Kräfte des germanischen Wesens, zur energischen Teilnahme am Wettbewerb der Völker. Das unbedingte Gottvertrauen zeigte sich z. B. bei der Vereidigung der Marinerekruten zu Wilhelmshaven am 12. März 1906, wo der Kaiser sagte: wahres Gottvertrauen ist die einzige Stütze im Unglück; haltet daran fest! Zu Schweidnitz sprach er am 8. September 1906 von dem festen Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Führung. Treffliche ernste Worte sprach der Kaiser am 17. Oktober 1903 in Potsdam, als zwei seiner Söhne konfirmiert wurden. Was er dort sagte von der Pflichterfüllung nach Christi Vorbild, gehört zu dem Besten, was bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden kann. In einer Kampfrede gegen die Sozialdemokratie zu Breslau am 5. Dezember 1902 sagte er zu einer Arbeiterdeputation: sendet uns (statt Sozialdemokraten) den schlichten Mann aus der Werkstatt in die Volksvertretung. Er übersah dabei, daß dieser Rat bei dem preußischen Wahlgesetze kaum durchführbar ist. Das Gottesgnadentum, von dem er stets erfüllt ist, pries Kaiser Wilhelm unter anderem am 31. August 1897 zu Koblenz, als er von Kaiser Wilhelm I. rühmte, er habe das Kleinod wieder emporgehoben, das Königtum von Gottes Gnaden mit seiner schweren Pflicht, seiner niemals endenden, furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, keine Volksvertretung den Fürsten entbinden könne. Derselbe Gedanke kehrt wieder in einer Rede vom 25. August 1910 in Königsberg und drei Tage später in Marienburg, wo der Kaiser erklärte, er betrachte sich als Instrument des Herrn, sein Wirken geschehe im höchsten Auftrage Gottes, Deutschtum und Christentum gehörten untrennbar zusammen.

Ein besonderer Lieblingsgedanke des Kaisers ist die Betonung der christlich-konservativen Staatsidee, die Wiederherstellung oder Erhaltung des Gottesglaubens und der religiös-sittlichen Zucht. Schon am 23. August 1888 sagte er bei einem Festessen den Johannitern: zur religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes, zur Hebung christlicher Zucht und Sitte brauche ich die Hilfe des Adels. Im Rathause zu Aachen sprach er am 19. Juni 1902 unter dem romantischen Eindrucke des alten christlich-römisch-germanischen Kaisertums von dem neuen Kaisertum des germanischen Geistes und sagte: der Urgrund des neuen Reiches seien die Einfachheit, Gottesfurcht und die hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren; daher müßten alle mithelfen, die Religion im Volke und dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Denselben Geist atmen die neuesten Reden, die der Kaiser z. B. am 5. Februar 1913 vor dem Provinziallandtage zu Königsberg und am 9. Februar 1913 vor der Berliner Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der Volkserhebung von 1813 hielt: nicht Wohlstand und Macht, sondern die sittliche Kraft, die aus Gottesfurcht und Pflichttreue stammt, sichert die Zukunft unseres Volkes; die Pflege der idealen und religiösen Güter sei daher das Entscheidende. In Berlin fügte er noch bei: Der Schild des im Feuer bewährten Glaubens dürfe in der Waffenrüstung eines Preußen und Deutschen nie fehlen. In Bremen, wo bekanntlich die Gottesleugnung in der Schule und im Lehrerstande fast allgemein herrscht, sprach der Kaiser am 5. März 1913 bei Besichtigung des neuen Rathauses, wie schon wiederholt, von dem Eingreifen Gottes, der die Völker demütige, sie aber auch wieder erhebe. Aehnlich sprach er im Landwehrkasino zu Berlin am 10. März 1913: in unserer ernsten Zeit gelte es besonders, auch in der Jugend den Geist der Hingabe an das Vaterland zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben, Selbstsucht, Genußsucht und Abfall vom Glauben der Väter abzuwehren, im Kampf gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am Marke unseres Volkes zehren und seine und unsere Zukunft zu zerstören drohen.

* * *

Der Liberalismus hat anfangs gegen die christlich-konservativen und christlich-gläubigen Aeußerungen des Kaisers aufgemuckt, bald aber sich nicht weiter darum bekümmert, denn er erkannte, daß sie für ihn keine Gefahr haben, weil den Worten die Tat nicht folgte. Seitdem Kaiser Wilhelm noch als Prinz auf der Walderseeversammlung am 28. November 1887, wo es sich um Unterstützung der Berliner Stadtmission und der Stöckerschen Richtung handelte, dann 1892 beim Versuch, in einem Schulgesetze die christlich-konfessionelle Erziehung zu verbürgen, den Liberalismus als entschiedenen und leidenschaftlichen Gegner getroffen, hat er aufgehört, durch wichtigere Regierungsmaßregeln im Sinne des Offenbarungsglaubens tätig zu sein. Der Liberalismus hat tatsächlich die Schlacht gewonnen. Das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und die Aufforderung, die Religion zu erhalten und zu heben, wiederholt Kaiser Wilhelm zwar immer noch, aber Einfluß auf seine Regierungshandlungen hat es nicht. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat (1910 Nr. 953) diese Erkenntnis in die Worte gekleidet: die Programmreden des Kaisers seien ein Donner ohne Blitz.

So ist es in der Tat. Alle diese Reden des Kaisers sind nicht nur ohne jede Wirkung auf unsere innere Politik, sondern der Liberalismus hat auch alle Ursache, mit der preußischen Regierung zufrieden zu sein. In dieser Richtung bewegte sich die Blockpolitik des Reichskanzlers Bülow mit dem Gedanken, den katholischen und damit den konservativsten und königstreuesten Teil des deutschen Volkes in der inneren Politik ganz auszuschalten! Vom Standpunkte einer christlichen Monarchie und der Reden des Kaisers ist eine solche Politik unbegreiflich, aber doch wurde sie, wie damals glaubwürdig verlautete, vom

Kaiser selbst mitveranlaßt. Bülow war zu seiner Blockpolitik genötigt, um nicht beim Kaiser in den Verdacht der Parteinahme für das Zentrum zu kommen. Damals sei das Wort gefallen „Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein". Bülow ist gegangen, aber die Wiederkehr seiner Politik wird nur dadurch zurückgehalten, daß die Konservativen sich dabei die Finger verbrannt haben. Das Preußische Schulgesetz von 1906 legt die Entscheidung über den konfessionellen oder simultanen Charakter der Volksschule mehr oder weniger in die Hände der meist liberalen Gemeindevertretungen, das Leichenverbrennungsgesetz von 1911 gibt den Gemeinden das Recht, Leichenverbrennungsöfen zu errichten, selbstverständlich doch als Kampfmittel gegen den christlichen Glauben. Auf demselben Gebiete liegt die hartnäckige Weigerung der preußischen Regierung, der Jugend in den Fortbildungsschulen, also gerade in den wichtigsten, entscheidungsvollsten Jahren, die Stütze der Religion mitzugeben.

* * *

Um diese Zustände besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu den Konfessionen. Der Kaiser hat sich stets als entschiedener Protestant bekannt und ist dem Katholizismus trotz mancher gegenteilig scheinenden Aeußerung durchaus abgeneigt. Noch mehr darf das von der Kaiserin und ihrer Umgebung gelten. In Eisleben pries Kaiser Wilhelm am 12. Juni 1900 den „großen Reformator", der die „evangelische Wahrheit" gebracht und unentwegt sein hohes Ziel im Auge behalten, die „evangelische Sache, die wir hoch und heilig halten wollen". Der Kaiser pries damals sogar den Schwedenkönig Gustav Adolf, der sein Blut für die evangelische Sache verspritzt habe. Diese letzten Worte hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damals ausdrücklich bestätigt. In Merseburg sprach der Kaiser am 3. Oktober 1903, ohne daß ein äußerer Anlaß dazu vorhanden war, von Wittenberg, wo der „größte deutsche Mann die große befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde erschallen ließ". Bei der pomphaften Einweihungsfeier des neuen Domes zu Berlin am 27. Februar 1905 hatte der Kaiser ein Privatgespräch mit dem Hamburger Pastorensenior Dr. Behrmann, worüber dieser in dem „Hamburger Kirchenblatt" damals folgendes bekanntgab: Der Kaiser habe gesagt: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen bleiben; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin sich der Sieg neigt, ob Gott mit uns ist oder mit jenen; ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 und 200, so vielleicht in 500 Jahren." (Wippermann, Geschichtskalender, 1905, 1, S. 8.) In Worms sagte der Kaiser am 8. Dezember 1889 bei der Begrüßung durch den Bürgermeister: mit inniger Rührung habe er das Denkmal Luthers gesehen, „von dem das Werk der religiösen Reform ausgegangen ist". In Magdeburg sagte er am 25. August 1897 beim Empfang im Rathause: die Stadt habe im Märtyrergeist in edler Hingabe für ihren protestantischen Glauben gelitten. In Wahrheit hatte der schwedische Oberst Falkenberg im Interesse Gustav Adolfs und wohl auch in dessen Auftrage die Stadt angezündet, damit sie mit ihren reichen Vorräten keinen Stützpunkt für Tilly abgeben könne, ganz ebenso wie die Russen durch den Brand Moskaus 1812 Napoleon besiegt haben. Bei einer Hoftafel zu Berlin in Gegenwart der Königin der Niederlande pries Kaiser Wilhelm am 31. Mai 1892 stark übertreibend das „gewaltige Geschlecht der Oranier"; in einem Telegramm an dieselbe Königin vom 18. Januar 1901 sagte er sogar: „dem großen Oraniergeschlecht verdanken wir die Tugenden, die den großen Kurfürsten schmückten". Neben Luther haben es besonders zwei protestantische Kriegshelden dem Kaiser angetan, der französische Hugenottenhäuptling Admiral Coligny und der „große Schweiger" Wilhelm von Oranien, Führer des Adels und des Calvinismus in dem Aufstand der Niederlande gegen den König von Spanien. Dem Hugenottenadmiral setzte der Kaiser ein Denkmal vor dem Berliner Schloß, und bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm von Oranien in Wiesbaden pries der Kaiser diesen als Helden seines Glaubens. Coligny führte er den Marinerekruten am 19. Oktober 1912 zu Wilhelmshaven als Beispiel der Königstreue und Opfer seines Glaubens vor. Von dem „großen Schweiger" sagte die liberale „Münchener Zeitung" aus Anlaß jener Kaiserrede zu Wilhelmshaven (1912 Nr. 246) mit Recht, er sei ein Rebell gegen seinen Landesherrn, dem König von Spanien gewesen und eigne sich daher eher zur Verherrlichung durch Völker, die um ihre Freiheit gegen Fürstenwillkür kämpfen. Dem großen Schweiger war die Religion nur Vorwand. Den Admiral Coligny ließ die Königin von Frankreich in der Bartholomäusnacht 1572 ermorden, nicht wegen seines Glaubens, denn das war der Königin gleichgültig, sondern weil die Hugenotten eine kriegführende Partei waren und ständig in bewaffnetem Bunde mit dem Auslande, mit England, der Schweiz und den deutschen Protestanten gegen das französische Königtum standen. Vom Standpunkte der konservativen und monarchischen Interessen läßt sich daher gegen diese beiden Lieblingshelden des Kaisers gar vieles einwenden. Sie zeigen uns aber mit vielem anderen, daß Kaiser Wilhelm, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Erziehung und Umgebung ganz im Banne der zahlreichen protestantischen Geschichtsfabeln lebt. Zu den Kämpfen im Protestantismus selbst hat der Kaiser seit dem Kampfe um das Schulgesetz von 1892 keine Stellung mehr genommen. Sein Telegramm um 1895, wohl von dem verstorbenen Großindustriellen Stumm veranlaßt: „politische Pastoren sind ein Unding", richtete sich gegen die soziale Tätigkeit der gläubigen protestantischen Geistlichkeit und fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die konservative protestantische Arbeiterbewegung. Als der Assyriologe Delitzsch einen Streit über Bibel und Babel eröffnet hatte, bekannte sich Kaiser Wilhelm in einem Schreiben an Admiral Hollmann vom 19. Februar 1903 für die Gottheit Christi, doch fließen rationalistische Vorstellungen hinein; so sagt der Kaiser, Gott habe sich in großen Menschen geoffenbart, so in Hammurabi, in Luther, Kant, Goethe, Wilhelm dem Großen und anderen; der Gesetzgebungsakt von Sinai könne jedenfalls nur symbolisch als von Gott inspiriert betrachtet werden. Man begreift nun auch, daß sich Harnack besonderer Wertschätzung beim Kaiser erfreut. Harnack ist aber einer der bedeutendsten Vorkämpfer eines dogmenlosen rein rationalistischen Christentums ohne Offenbarung, ohne feste Glaubens- und Sittenlehre.

* * *

Daß Kaiser Wilhelm dem Katholizismus im allgemeinen nicht freundlich gegenübersteht, wird kein Kenner bezweifeln. Man weise nicht hin auf die Worte, die er noch unlängst am 13. Februar zum Erzbischof Hartmann von Köln gesprochen, als er sagte: im Vertrauen darauf, daß der Erzbischof und seine Geistlichkeit dem Volke Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit anempfehle, versichere er ihn seines landesväterlichen Wohlwollens für seine Diözese und für alle seine Untertanen katholischen Glaubens. Was hätte der Kaiser bei solchem Anlasse anders sagen sollen? Man weise auch nicht hin auf die Worte, die der Kaiser beim Besuch der Abtei von Maria Laach am 25. April 1901 sprach. Er versicherte den Orden seines Schutzes und betonte, er werde überhaupt alle Bestrebungen unterstützen, die dahin gerichtet seien, dem Volke die Religion zu erhalten, wie er das auch tags vorher auf einem Studentenkommers zu Bonn zum Ausdruck gebracht habe.

Die Erhaltung der Religion zur Entfesselung der sittlichen Kräfte gegen den mächtig vorwärts schreitenden Umsturz ist unmöglich ohne die kirchliche Freiheit und die nach jeder Richtung hin durchgeführte Gleichberechtigung der Katholiken. Die immer wiederholte Betonung des protestantischen Bewußtseins und die protestantische Auffassung von Geschichte, Staat und Volk, die beim Kaiser regelmäßig zum Ausdruck kommt, läßt eine objektive Würdigung des Katholizismus nicht aufkommen. Man spricht sogar von einem Briefe, den der Kaiser an die Landgräfin von Hessen, eine preußische Prinzessin, aus Anlaß ihres Uebertritts zum Katholizismus geschrieben haben soll, worin er ihr in erregten Worten die Zugehörigkeit zum Hause Hohenzollern aufgekündigt und sich über den Katholizismus in einer Weise geäußert haben soll, die wiederzugeben sich verbietet, weil die Aeußerungen nicht sicher beglaubigt sind. Jedenfalls ist gerade in der Gegenwart angesichts des lawinenartig anwachsenden religiösen, sozialen und politischen Radikalismus, angesichts der Ausbreitung der Umsturzbestrebungen in bürgerlichen und Arbeiterkreisen die Stärkung des religiös-sittlichen Lebens die wichtigste Frage unserer inneren Politik. Statt dessen steht die ganze preußische Regierung und Verwaltung, der ganze Geist der Beamtenschaft und auch des Hofes trotz der warnenden Zeichen

sich von römischen Soldaten mit einer lateinischen Ansprache begrüßen, alles unter Leitung eines Wiesbadener Schauspielers. Demselben romantischen Grundzuge entsprang es auch, daß der Kaiser auf einem Korpsstudentenkommers in Bonn am 7. Mai 1891 eine begeisterte Lobrede auf das Korpsstudentenwesen und die Studentenduelle hielt: das Korpswesen sei die beste Erziehung für den jungen Mann, und er hoffe, daß sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führten! Die Korps bilden kaum den zwanzigsten Teil der deutschen Studentenschaft und sind mit dem Junkertum die einzige feste Stütze des Duellwesens. In späteren, ebenso begeisterten Reden, die der Kaiser am 24. April 1901 bei der Immatrikulation des Kronprinzen auf einem Festkommers im Bonner S. C. (Korpsstudenten) und am 18. Juni 1902 im Korps Borussia, dem er selbst angehört hatte, und dem er den Kronprinzen zuführte, hielt, hat er das Duell nicht mehr erwähnt.

Eine gewisse Neigung zu Ueberschwang und zu Plötzlichkeiten zeitigten manchmal Vorkommnisse, die besser unterblieben wären. So verlieh der Kaiser nach der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner dem Verteidiger der Festung, dem russischen General Stössel unter großen Lobsprüchen für seine tapfere Verteidigung den Orden „Pour le mérite"; derselbe Stössel wurde bald darauf von einem russischen Kriegsgericht wegen verräterischer Uebergabe der Festung zum Tode verurteilt. Noch in neuerer Erinnerung ist das peinliche Vorkommnis mit dem kaiserlichen Pächter Sohst, der ein Vorwerk des kaiserlichen Gutes zu Kadinen bei Elbing gepachtet hatte und mit dem der Kaiser als Privatmann in einem Prozeß lag. In der Versammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 12. Februar 1913 hielt der Kaiser eine seiner frischen Reden, sprach dabei über die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft, rühmte die seines Kadiner Gutsbetriebes und erklärte dabei, er habe den Pächter, der nichts tauge, hinausgeschmissen. In Wirklichkeit hat dieser Pächter Sohst den Prozeß gegen den Kaiser bald darauf gewonnen, die Gutsverwaltung leistete im Namen des Kaisers Abbitte, und Sohst erhielt aus der Privatkasse des Kaisers für Abtretung seiner im Prozeß ihm bestätigten Rechte und als Schmerzensgeld 120,000 Mark. Diese Lösung zeigt einerseits die vornehme Gesinnung des Kaisers, hinterließ aber doch einen peinlichen Eindruck und warf die höchst wichtige Frage auf, wie denn der Kaiser überhaupt sich unterrichten läßt. Daß er vielfach mangelhaft unterrichtet ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein; die Ursache liegt teilweise in dem stets in Demut ersterbenden Schranzentum, das ein freimütiges offenes Wort nicht wagt, teils in des Kaisers eigener Unrast. Er hört sich gern selbst reden und ist daher ein schlechter Zuhörer. Darauf hat schon 1906 Waetzel in der Schrift „Unser Kaiser und sein Volk" bedauernd hingewiesen.

* * *

Das größte Interesse beanspruchen die Aeußerungen des Kaisers über die religiös-sittlichen Fragen, denn das sind die Kulturfragen ersten Ranges. Ein Grundgedanke, den der Kaiser schon im Anfange seines Auftretens verkündigte, und der heute noch stets wiederkehrt, ist das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und seinem Gott, die Aufforderung, der Staats- und Gesellschaftsordnung treu zu bleiben, gegen den Umsturz zu kämpfen und die Betonung des Königtums von Gottes Gnaden, das aus eigener Kraft dasteht. Dazu kommen stets wiederkehrende Mahnungen und Aufforderungen zu Treue und Einfachheit, zu tüchtiger Arbeit, zur Entfaltung aller guten Kräfte des germanischen Wesens, zur energischen Teilnahme am Wettbewerb der Völker. Das unbedingte Gottvertrauen zeigte sich z. B. bei der Vereidigung der Marinerekruten zu Wilhelmshaven am 12. März 1906, wo der Kaiser sagte: wahres Gottvertrauen ist die einzige Stütze im Unglück; haltet daran fest! Zu Schweidnitz sprach er am 8. September 1906 von dem festen Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Führung. Treffliche ernste Worte sprach der Kaiser am 17. Oktober 1903 in Potsdam, als zwei seiner Söhne konfirmiert wurden. Was er dort sagte von der Pflichterfüllung nach Christi Vorbild, gehört zu dem Besten, was bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden kann. In einer Kampfrede gegen die Sozialdemokratie zu Breslau am 5. Dezember 1902 sagte er zu einer Arbeiterdeputation: sendet uns (statt Sozialdemokraten) den schlichten Mann aus der Werkstatt in die Volksvertretung. Er übersah dabei, daß dieser Rat bei dem preußischen Wahlgesetze kaum durchführbar ist. Das Gottesgnadentum, von dem er stets erfüllt ist, pries Kaiser Wilhelm unter anderem am 31. August 1897 zu Koblenz, als er von Kaiser Wilhelm I. rühmte, er habe das Kleinod wieder emporgehoben, das Königtum von Gottes Gnaden mit seiner schweren Pflicht, seiner niemals endenden, furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, keine Volksvertretung den Fürsten entbinden könne. Derselbe Gedanke kehrt wieder in einer Rede vom 25. August 1910 in Königsberg und drei Tage später in Marienburg, wo der Kaiser erklärte, er betrachte sich als Instrument des Herrn, sein Wirken geschehe im höchsten Auftrage Gottes, Deutschtum und Christentum gehörten untrennbar zusammen.

Ein besonderer Lieblingsgedanke des Kaisers ist die Betonung der christlich-konservativen Staatsidee, des Glaubens, die Wiederherstellung oder Erhaltung des Gottesglaubens und der religiös-sittlichen Zucht. Schon am 23. August 1888 sagte er bei einem Festessen den Johannitern: zur religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes, zur Hebung christlicher Zucht und Sitte brauche ich die Hilfe des Adels. Im Rathause zu Aachen sprach er am 19. Juni 1902 unter dem romantischen Eindrucke des alten christlich-römisch-germanischen Kaisertums von dem neuen Kaisertum des germanischen Geistes und sagte: der Urgrund des neuen Reiches seien die Einfachheit, Gottesfurcht und die hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren; daher müßten alle mithelfen, die Religion im Volke und dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Denselben Geist atmen die neuesten Reden, die der Kaiser z. B. am 5. Februar 1913 vor dem Provinziallandtage zu Königsberg und am 9. Februar 1913 vor der Berliner Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der Volkserhebung von 1813 hielt: nicht Wohlstand und Macht, sondern die sittliche Kraft, die aus Gottesfurcht und Pflichttreue stammt, sichert die Zukunft unseres Volkes; die Pflege der idealen und religiösen Güter sei daher das Entscheidende. In Berlin fügte er noch bei: Der Schild des im Feuer bewährten Glaubens dürfe in der Waffenrüstung eines Preußen und Deutschen nie fehlen. In Bremen, wo bekanntlich die Gottesleugnung in der Schule und im Lehrerstande fast allgemein herrscht, sprach der Kaiser am 5. März 1913 bei Besichtigung des neuen Rathauses, wie schon wiederholt, von dem Eingreifen Gottes, der die Völker demütige, sie aber auch wieder erhebe. Aehnlich sprach er im Landwehrkasino zu Berlin am 10. März 1913: in unserer ernsten Zeit gelte es besonders, auch in der Jugend den Geist der Hingabe an das Vaterland zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben, Selbstsucht, Genußsucht und Abfall vom Glauben der Väter abzuwehren, im Kampf gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am Marke unseres Volkes zehren und seine und unsere Zukunft zu zerstören drohen.

* * *

Der Liberalismus hat anfangs gegen die christlich-konservativen und christlich-gläubigen Aeußerungen des Kaisers aufgemuckt, bald aber sich nicht weiter darum bekümmert, denn er erkannte, daß sie für ihn keine Gefahr haben, weil den Worten die Tat nicht folgte. Seitdem Kaiser Wilhelm noch als Prinz auf der Waldersee-Versammlung am 28. November 1887, wo es sich um Unterstützung der Berliner Stadtmission und der Stöckerschen Richtung handelte, dann 1892 beim Versuch, in einem Schulgesetze die christlich-konfessionelle Erziehung zu verbürgen, den Liberalismus als entschiedenen und leidenschaftlichen Gegner getroffen, hat er aufgehört, durch wichtigere Regierungsmaßregeln im Sinne des Offenbarungsglaubens tätig zu sein. Der Liberalismus hat tatsächlich die Schlacht gewonnen. Das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und die Aufforderung, die Religion zu erhalten und zu heben, wiederholt Kaiser Wilhelm zwar immer noch, aber Einfluß auf seine Regierungshandlungen hat es nicht. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat (1910 Nr. 953) diese Erkenntnis in die Worte gekleidet: die Programmreden des Kaisers seien ein Donner ohne Blitz.

So ist es in der Tat. Alle diese Reden des Kaisers sind nicht nur ohne jede Wirkung auf unsere innere Politik, sondern der Liberalismus hat auch alle Ursache, mit der preußischen Regierung zufrieden zu sein. In dieser Richtung bewegte sich die Blockpolitik des Reichskanzlers Bülow mit dem Gedanken, den katholischen und damit den konservativsten und königstreuesten Teil des deutschen Volkes in der inneren Politik ganz auszuschalten! Vom Standpunkte einer christlichen Monarchie und der Reden des Kaisers ist eine solche Politik unbegreiflich, aber doch wurde sie, wie damals glaubwürdig verlautete, vom

Kaiser selbst mitveranlaßt. Bülow war zu seiner Blockpolitik genötigt, um nicht beim Kaiser in den Verdacht der Parteinahme für das Zentrum zu kommen. Damals sei das Wort gefallen „Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein". Bülow ist gegangen, aber die Wiederkehr seiner Politik wird nur dadurch zurückgehalten, daß die Konservativen sich dabei die Finger verbrannt haben. Das Preußische Schulgesetz von 1906 legt die Entscheidung über den konfessionellen oder simultanen Charakter der Volksschule mehr oder weniger in die Hände der meist liberalen Gemeindevertretungen, das Leichenverbrennungsgesetz von 1911 gibt den Gemeinden das Recht, Leichenverbrennungsöfen zu errichten, selbstverständlich doch als Kampfmittel gegen den christlichen Glauben. Auf demselben Gebiete liegt die hartnäckige Weigerung der preußischen Regierung, der Jugend in den Fortbildungsschulen, also gerade in den wichtigsten, entscheidungsvollsten Jahren, die Stütze der Religion mitzugeben.

* * *

Um diese Zustände besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu den Konfessionen. Der Kaiser hat sich stets als entschiedener Protestant bekannt und ist dem Katholizismus trotz mancher gegenteilig scheinenden Aeußerung durchaus abgeneigt. Noch mehr darf das von der Kaiserin und ihrer Umgebung gelten. In Eisleben pries Kaiser Wilhelm am 12. Juni 1900 den „großen Reformator", der die „evangelische Wahrheit" gebracht und unentwegt sein hohes Ziel im Auge behalten, die „evangelische Sache, die wir hoch und heilig halten wollen". Der Kaiser pries damals sogar den Schwedenkönig Gustav Adolf, der sein Blut für die evangelische Sache verspritzt habe. Diese letzten Worte hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damals ausdrücklich bestätigt. In Merseburg sprach der Kaiser am 3. Oktober 1903, ohne daß ein äußerer Anlaß dazu vorhanden war, von Wittenberg, wo der „größte deutsche Mann die große befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde erschallen ließ". Bei der pomphaften Einweihungsfeier des neuen Domes zu Berlin am 27. Februar 1905 hatte der Kaiser ein Privatgespräch mit dem Hamburger Pastorensenior Dr. Behrmann, worüber dieser in dem „Hamburger Kirchenblatt" damals folgendes bekanntgab: Der Kaiser habe gesagt: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen bleiben; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin sich der Sieg neigt, ob Gott mit uns ist oder mit jenen; ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 und 200, so vielleicht in 500 Jahren." (Wippermann, Geschichtskalender, 1905, 1, S. 8.) In Worms sagte der Kaiser am 8. Dezember 1889 bei der Begrüßung durch den Bürgermeister: mit inniger Rührung habe er das Denkmal Luthers gesehen, „von dem das Werk der religiösen Reform ausgegangen ist". In Magdeburg sagte er am 25. August 1897 beim Empfang im Rathause: die Stadt habe im Märtyrergeist in edler Hingabe für ihren protestantischen Glauben gelitten. In Wahrheit hatte der schwedische Oberst Falkenberg im Interesse Gustav Adolfs und wohl auch in dessen Auftrage die Stadt angezündet, damit sie mit ihren reichen Vorräten keinen Stützpunkt für Tilly abgeben könne, ganz ebenso wie die Russen durch den Brand Moskaus 1812 Napoleon besiegt haben. Bei einer Hoftafel zu Berlin in Gegenwart der Königin der Niederlande pries Kaiser Wilhelm am 31. Mai 1892 stark übertreibend das „gewaltige Geschlecht der Oranier"; in einem Telegramm an dieselbe Königin vom 18. Januar 1901 sagte er sogar: „dem großen Oraniergeschlecht verdanken wir die Tugenden, die den großen Kurfürsten schmückten". Neben Luther haben es besonders zwei protestantische Kriegshelden dem Kaiser angetan, der französische Hugenottenhäuptling Admiral Coligny und der „große Schweiger" Wilhelm von Oranien, Führer des Adels und des Calvinismus in dem Aufstand der Niederlande gegen den König von Spanien. Dem Hugenottenadmiral setzte der Kaiser ein Denkmal vor dem Berliner Schloß, und bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm von Oranien in Wiesbaden pries der Kaiser diesen als Helden seines Glaubens. Coligny führte er den Marinerekruten am 19. Oktober 1912 zu Wilhelmshaven als Beispiel der Königstreue und Opfer seines Glaubens vor. Von dem „großen Schweiger" sagte die liberale „Münchener Zeitung" aus Anlaß jener Kaiserrede zu Wilhelmshaven (1912 Nr. 246) mit Recht, er sei ein Rebell gegen seinen Landesherrn, dem König von Spanien gewesen und eigne sich daher eher zur Verherrlichung durch Völker, die um ihre Freiheit gegen Fürstenwillkür kämpfen. Dem großen Schweiger war die Religion nur Vorwand. Den Admiral Coligny ließ die Königin von Frankreich in der Bartholomäusnacht 1572 ermorden, nicht wegen seines Glaubens, denn das war der Königin gleichgültig, sondern weil die Hugenotten eine kriegführende Partei waren und ständig in bewaffnetem Bunde mit dem Auslande, mit England, der Schweiz und den deutschen Protestanten gegen das französische Königtum standen. Vom Standpunkte der konservativen und monarchischen Interessen läßt sich daher gegen diese beiden Lieblingshelden des Kaisers gar vieles einwenden. Sie zeigen uns aber mit vielem anderen, daß Kaiser Wilhelm, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Erziehung und Umgebung ganz im Banne der zahlreichen protestantischen Geschichtsfabeln lebt. Zu den Kämpfen im Protestantismus selbst hat der Kaiser seit dem Kampfe um das Schulgesetz von 1892 keine Stellung mehr genommen. Sein Telegramm um 1895, wohl von dem verstorbenen Großindustriellen Stumm veranlaßt: „politische Pastoren sind ein Unding", richtete sich gegen die soziale Tätigkeit der gläubigen protestantischen Geistlichkeit und fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die konservative protestantische Arbeiterbewegung. Als der Assyriologe Delitzsch einen Streit über Bibel und Babel eröffnet hatte, bekannte sich Kaiser Wilhelm in einem Schreiben an Admiral Hollmann vom 19. Februar 1903 für die Gottheit Christi, doch fließen rationalistische Vorstellungen hinein; so sagt der Kaiser, Gott habe sich in großen Menschen geoffenbart, so in Hammurabi, in Luther, Kant, Goethe, Wilhelm dem Großen und anderen; der Gesetzgebungsakt von Sinai könne jedenfalls nur symbolisch als von Gott inspiriert betrachtet werden. Man begreift nun auch, daß sich Harnack besonderer Wertschätzung beim Kaiser erfreut. Harnack ist aber einer der bedeutendsten Vorkämpfer eines dogmenlosen rein rationalistischen Christentums ohne Offenbarung, ohne feste Glaubens- und Sittenlehre.

* * *

Daß Kaiser Wilhelm dem Katholizismus im allgemeinen nicht freundlich gegenübersteht, wird kein Kenner bezweifeln. Man weise nicht hin auf die Worte, die er noch unlängst am 13. Februar zum Erzbischof Hartmann von Köln gesprochen, als er sagte: im Vertrauen darauf, daß der Erzbischof und seine Geistlichkeit dem Volke Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit anempfehle, versichere er ihn seines landesväterlichen Wohlwollens für seine Diözese und für alle seine Untertanen katholischen Glaubens. Was hätte der Kaiser bei solchem Anlasse anders sagen sollen? Man weise auch nicht hin auf die Worte, die der Kaiser beim Besuch der Abtei von Maria Laach am 25. April 1901 sprach. Er versicherte den Orden seines Schutzes und betonte, er werde überhaupt alle Bestrebungen unterstützen, die dahin gerichtet seien, dem Volke die Religion zu erhalten, wie er das auch tags vorher auf einem Studentenkommers zu Bonn zum Ausdruck gebracht habe.

Die Erhaltung der Religion zur Entfesselung der sittlichen Kräfte gegen den mächtig vorwärts schreitenden Umsturz ist unmöglich ohne die kirchliche Freiheit und die nach jeder Richtung hin durchgeführte Gleichberechtigung der Katholiken. Die immer wiederholte Betonung des protestantischen Bewußtseins und die protestantische Auffassung von Geschichte, Staat und Volk, die beim Kaiser regelmäßig zum Ausdruck kommt, läßt eine objektive Würdigung des Katholizismus nicht aufkommen. Man spricht sogar von einem Briefe, den der Kaiser an die Landgräfin von Hessen, eine preußische Prinzessin, aus Anlaß ihres Uebertritts zum Katholizismus geschrieben haben soll, worin er ihr in erregten Worten die Zugehörigkeit zum Hause Hohenzollern aufgekündigt und sich über den Katholizismus in einer Weise geäußert haben soll, die wiederzugeben sich verbietet, weil die Aeußerungen nicht sicher beglaubigt sind. Jedenfalls ist gerade in der Gegenwart angesichts des lawinenartig anwachsenden religiösen, sozialen und politischen Radikalismus, angesichts der Ausbreitung der Umsturzbestrebungen in bürgerlichen und Arbeiterkreisen die Stärkung des religiös-sittlichen Lebens die wichtigste Frage unserer inneren Politik. Statt dessen steht die ganze preußische Regierung und Verwaltung, der ganze Geist der Beamtenschaft und auch des Hofes trotz der warnenden Zeichen

sich von römischen Soldaten mit einer lateinischen Ansprache begrüßen, alles unter Leitung eines Wiesbadener Schauspielers. Demselben romantischen Grundzuge entsprang es auch, daß der Kaiser auf einem Korpsstudentenkommers in Bonn am 7. Mai 1891 eine begeisterte Lobrede auf das Korpsstudentenwesen und die Studentenduelle hielt: das Korpswesen sei die beste Erziehung für den jungen Mann, und er hoffe, daß sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führten! Die Korps bilden kaum den zwanzigsten Teil der deutschen Studentenschaft und sind mit dem Junkertum die einzige feste Stütze des Duellwesens. In späteren, ebenso begeisterten Reden, die der Kaiser am 24. April 1901 bei der Immatrikulation des Kronprinzen auf einem Festkommers im Bonner S. C. (Korpsstudenten) und am 18. Juni 1902 im Korps Borussia, dem er selbst angehört hatte, und dem er den Kronprinzen zuführte, hielt, hat er das Duell nicht mehr erwähnt.

Eine gewisse Neigung zu Ueberschwang und zu Plötzlichkeiten zeitigten manchmal Vorkommnisse, die besser unterblieben wären. So verlieh der Kaiser nach der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner dem Verteidiger der Festung, dem russischen General Stössel unter großen Lobsprüchen für seine tapfere Verteidigung den Orden „Pour le mérite"; derselbe Stössel wurde bald darauf von einem russischen Kriegsgericht wegen verräterischer Uebergabe der Festung zum Tode verurteilt. Noch in neuerer Erinnerung ist das peinliche Vorkommnis mit dem kaiserlichen Pächter Sohst, der ein Vorwerk des kaiserlichen Gutes zu Kadinen bei Elbing gepachtet hatte und mit dem der Kaiser als Privatmann in einem Prozeß lag. In der Versammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 12. Februar 1913 hielt der Kaiser eine seiner frischen Reden, sprach dabei über die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft, rühmte die seines Kadiner Gutsbetriebes und erklärte dabei, er habe den Pächter, der nichts tauge, hinausgeschmissen. In Wirklichkeit hat dieser Pächter Sohst den Prozeß gegen den Kaiser bald darauf gewonnen, die Gutsverwaltung leistete im Namen des Kaisers Abbitte, und Sohst erhielt aus der Privatkasse des Kaisers für Abtretung seiner im Prozeß ihm bestätigten Rechte und als Schmerzensgeld 120,000 Mark. Diese Lösung zeigt einerseits die vornehme Gesinnung des Kaisers, hinterließ aber doch einen peinlichen Eindruck und warf die höchst wichtige Frage auf, wie denn der Kaiser überhaupt sich unterrichten läßt. Daß er vielfach mangelhaft unterrichtet ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein; die Ursache liegt teilweise in dem stets in Demut ersterbenden Schranzentum, das ein freimütiges offenes Wort nicht wagt, teils in des Kaisers eigener Unrast. Er hört sich gern selbst reden und ist daher ein schlechter Zuhörer. Darauf hat schon 1906 Waetzel in der Schrift „Unser Kaiser und sein Volk" bedauernd hingewiesen.

* * *

Das größte Interesse beanspruchen die Aeußerungen des Kaisers über die religiös-sittlichen Fragen, denn das sind die Kulturfragen ersten Ranges. Ein Grundgedanke, den der Kaiser schon im Anfange seines Auftretens verkündigte, und der heute noch stets wiederkehrt, ist das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und seinem Gott, die Aufforderung, der Staats- und Gesellschaftsordnung treu zu bleiben, gegen den Umsturz zu kämpfen und die Betonung des Königtums von Gottes Gnaden, das aus eigener Kraft dasteht. Dazu kommen stets wiederkehrende Mahnungen und Aufforderungen zu Treue und Einfachheit, zu tüchtiger Arbeit, zur Entfaltung aller guten Kräfte des germanischen Wesens, zur energischen Teilnahme am Wettbewerb der Völker. Das unbedingte Gottvertrauen zeigte sich z. B. bei der Vereidigung der Marinerekruten zu Wilhelmshaven am 12. März 1906, wo der Kaiser sagte: wahres Gottvertrauen ist die einzige Stütze im Unglück; haltet daran fest! Zu Schweidnitz sprach er am 8. September 1906 von dem festen Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Führung. Treffliche ernste Worte sprach der Kaiser am 17. Oktober 1903 in Potsdam, als zwei seiner Söhne konfirmiert wurden. Was er dort sagte von der Pflichterfüllung nach Christi Vorbild, gehört zu dem Besten, was bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden kann. In einer Kampfrede gegen die Sozialdemokratie zu Breslau am 5. Dezember 1902 sagte er zu einer Arbeiterdeputation: sendet uns (statt Sozialdemokraten) den schlichten Mann aus der Werkstatt in die Volksvertretung. Er übersah dabei, daß dieser Rat bei dem preußischen Wahlgesetze kaum durchführbar ist. Das Gottesgnadentum, von dem er stets erfüllt ist, pries Kaiser Wilhelm unter anderem am 31. August 1897 zu Koblenz, als er von Kaiser Wilhelm I. rühmte, er habe das Kleinod wieder emporgehoben, das Königtum von Gottes Gnaden mit seiner schweren Pflicht, seiner niemals endenden, furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, keine Volksvertretung den Fürsten entbinden könne. Derselbe Gedanke kehrt wieder in einer Rede vom 25. August 1910 in Königsberg und drei Tage später in Marienburg, wo der Kaiser erklärte, er betrachte sich als Instrument des Herrn, sein Wirken geschehe im höchsten Auftrage Gottes, Deutschtum und Christentum gehörten untrennbar zusammen.

Ein besonderer Lieblingsgedanke des Kaisers ist die Betonung der christlich-konservativen Staatsidee, die Wiederherstellung oder Erhaltung des Gottesglaubens und der religiös-sittlichen Zucht. Schon am 23. August 1888 sagte er bei einem Festessen den Johannitern: zur religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes, zur Hebung christlicher Zucht und Sitte brauche ich die Hilfe des Adels. Im Rathause zu Aachen sprach er am 19. Juni 1902 unter dem romantischen Eindrucke des alten christlich-römisch-germanischen Kaisertums von dem neuen Kaisertum des germanischen Geistes und sagte: der Urgrund des neuen Reiches seien die Einfachheit, Gottesfurcht und die hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren; daher müßten alle mithelfen, die Religion im Volke und dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Denselben Geist atmen die neuesten Reden, die der Kaiser z. B. am 5. Februar 1913 vor dem Provinziallandtage zu Königsberg und am 9. Februar 1913 vor der Berliner Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der Volkserhebung von 1813 hielt: nicht Wohlstand und Macht, sondern die sittliche Kraft, die aus Gottesfurcht und Pflichttreue stammt, sichert die Zukunft unseres Volkes; die Pflege der idealen und religiösen Güter sei daher das Entscheidende. In Berlin fügte er noch bei: Der Schild des im Feuer bewährten Glaubens dürfe in der Waffenrüstung eines Preußen und Deutschen nie fehlen. In Bremen, wo bekanntlich die Gottesleugnung in der Schule und im Lehrerstande fast allgemein herrscht, sprach der Kaiser am 5. März 1913 bei Besichtigung des neuen Rathauses, wie schon wiederholt, von dem Eingreifen Gottes, der die Völker demütige, sie aber auch wieder erhebe. Aehnlich sprach er im Landwehrkasino zu Berlin am 10. März 1913: in unserer ernsten Zeit gelte es besonders, auch in der Jugend den Geist der Hingabe an das Vaterland zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben, Selbstsucht, Genußsucht und Abfall vom Glauben der Väter abzuwehren, im Kampf gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am Marke unseres Volkes zehren und seine und unsere Zukunft zu zerstören drohen.

* * *

Der Liberalismus hat anfangs gegen die christlich-konservativen und christlich-gläubigen Aeußerungen des Kaisers aufgemuckt, bald aber sich nicht weiter darum bekümmert, denn er erkannte, daß sie für ihn keine Gefahr haben, weil den Worten die Tat nicht folgte. Seitdem Kaiser Wilhelm noch als Prinz auf der Walderseeversammlung am 28. November 1887, wo es sich um Unterstützung der Berliner Stadtmission und der Stöckerschen Richtung handelte, dann 1892 beim Versuch, in einem Schulgesetze die christlich-konfessionelle Erziehung zu verbürgen, den Liberalismus als entschiedenen und leidenschaftlichen Gegner getroffen, hat er aufgehört, durch wichtigere Regierungsmaßregeln im Sinne des Offenbarungsglaubens tätig zu sein. Der Liberalismus hat tatsächlich die Schlacht gewonnen. Das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und die Aufforderung, die Religion zu erhalten und zu heben, wiederholt Kaiser Wilhelm zwar immer noch, aber Einfluß auf seine Regierungshandlungen hat es nicht. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat (1910 Nr. 953) diese Erkenntnis in die Worte gekleidet: die Programmreden des Kaisers seien ein Donner ohne Blitz.

So ist es in der Tat. Alle diese Reden des Kaisers sind nicht nur ohne jede Wirkung auf unsere innere Politik, sondern der Liberalismus hat auch alle Ursache, mit der preußischen Regierung zufrieden zu sein. In dieser Richtung bewegte sich die Blockpolitik des Reichskanzlers Bülow mit dem Gedanken, den katholischen und damit den konservativsten und königstreuesten Teil des deutschen Volkes in der inneren Politik ganz auszuschalten! Vom Standpunkte einer christlichen Monarchie und der Reden des Kaisers ist eine solche Politik unbegreiflich, aber doch wurde sie, wie damals glaubwürdig verlautete, vom

Kaiser selbst mitveranlaßt. Bülow war zu seiner Blockpolitik genötigt, um nicht beim Kaiser in den Verdacht der Parteinahme für das Zentrum zu kommen. Damals sei das Wort gefallen „Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein". Bülow ist gegangen, aber die Wiederkehr seiner Politik wird nur dadurch zurückgehalten, daß die Konservativen sich dabei die Finger verbrannt haben. Das Preußische Schulgesetz von 1906 legt die Entscheidung über den konfessionellen oder simultanen Charakter der Volksschule mehr oder weniger in die Hände der meist liberalen Gemeindevertretungen, das Leichenverbrennungsgesetz von 1911 gibt den Gemeinden das Recht, Leichenverbrennungsöfen zu errichten, selbstverständlich doch als Kampfmittel gegen den christlichen Glauben. Auf demselben Gebiete liegt die hartnäckige Weigerung der preußischen Regierung, der Jugend in den Fortbildungsschulen, also gerade in den wichtigsten, entscheidungsvollsten Jahren, die Stütze der Religion mitzugeben.

* * *

Um diese Zustände besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu den Konfessionen. Der Kaiser hat sich stets als entschiedener Protestant bekannt und ist dem Katholizismus trotz mancher gegenteilig scheinenden Aeußerung durchaus abgeneigt. Noch mehr darf das von der Kaiserin und ihrer Umgebung gelten. In Eisleben pries Kaiser Wilhelm am 12. Juni 1900 den „großen Reformator", der die „evangelische Wahrheit" gebracht und unentwegt sein hohes Ziel im Auge behalten, die „evangelische Sache, die wir hoch und heilig halten wollen". Der Kaiser pries damals sogar den Schwedenkönig Gustav Adolf, der sein Blut für die evangelische Sache verspritzt habe. Diese letzten Worte hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damals ausdrücklich bestätigt. In Merseburg sprach der Kaiser am 3. Oktober 1903, ohne daß ein äußerer Anlaß dazu vorhanden war, von Wittenberg, wo der „größte deutsche Mann die große befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde erschallen ließ". Bei der pomphaften Einweihungsfeier des neuen Domes zu Berlin am 27. Februar 1905 hatte der Kaiser ein Privatgespräch mit dem Hamburger Pastorensenior Dr. Behrmann, worüber dieser in dem „Hamburger Kirchenblatt" damals folgendes bekanntgab: Der Kaiser habe gesagt: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen bleiben; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin sich der Sieg neigt, ob Gott mit uns ist oder mit jenen; ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 und 200, so vielleicht in 500 Jahren." (Wippermann, Geschichtskalender, 1905, 1, S. 8.) In Worms sagte der Kaiser am 8. Dezember 1889 bei der Begrüßung durch den Bürgermeister: mit inniger Rührung habe er das Denkmal Luthers gesehen, „von dem das Werk der religiösen Reform ausgegangen ist". In Magdeburg sagte er am 25. August 1897 beim Empfang im Rathause: die Stadt habe im Märtyrergeist in edler Hingabe für ihren protestantischen Glauben gelitten. In Wahrheit hatte der schwedische Oberst Falkenberg im Interesse Gustav Adolfs und wohl auch in dessen Auftrage die Stadt angezündet, damit sie mit ihren reichen Vorräten keinen Stützpunkt für Tilly abgeben könne, ganz ebenso wie die Russen durch den Brand Moskaus 1812 Napoleon besiegt haben. Bei einer Hoftafel zu Berlin in Gegenwart der Königin der Niederlande pries Kaiser Wilhelm am 31. Mai 1892 stark übertreibend das „gewaltige Geschlecht der Oranier"; in einem Telegramm an dieselbe Königin vom 18. Januar 1901 sagte er sogar: „dem großen Oraniergeschlecht verdanken wir die Tugenden, die den großen Kurfürsten schmückten". Neben Luther haben es besonders zwei protestantische Kriegshelden dem Kaiser angetan, der französische Hugenottenhäuptling Admiral Coligny und der „große Schweiger" Wilhelm von Oranien, Führer des Adels und des Calvinismus in dem Aufstand der Niederlande gegen den König von Spanien. Dem Hugenottenadmiral setzte der Kaiser ein Denkmal vor dem Berliner Schloß, und bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm von Oranien in Wiesbaden pries der Kaiser diesen als Helden seines Glaubens. Coligny führte er den Marinerekruten am 19. Oktober 1912 zu Wilhelmshaven als Beispiel der Königstreue und Opfer seines Glaubens vor. Von dem „großen Schweiger" sagte die liberale „Münchener Zeitung" aus Anlaß jener Kaiserrede zu Wilhelmshaven (1912 Nr. 246) mit Recht, er sei ein Rebell gegen seinen Landesherrn, dem König von Spanien gewesen und eigne sich daher eher zur Verherrlichung durch Völker, die um ihre Freiheit gegen Fürstenwillkür kämpfen. Dem großen Schweiger war die Religion nur Vorwand. Den Admiral Coligny ließ die Königin von Frankreich in der Bartholomäusnacht 1572 ermorden, nicht wegen seines Glaubens, denn das war der Königin gleichgültig, sondern weil die Hugenotten eine kriegführende Partei waren und ständig in bewaffnetem Bunde mit dem Auslande, mit England, der Schweiz und den deutschen Protestanten gegen das französische Königtum standen. Vom Standpunkte der konservativen und monarchischen Interessen läßt sich daher gegen diese beiden Lieblingshelden des Kaisers gar vieles einwenden. Sie zeigen uns aber mit vielem anderen, daß Kaiser Wilhelm, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Erziehung und Umgebung ganz im Banne der zahlreichen protestantischen Geschichtsfabeln lebt. Zu den Kämpfen im Protestantismus selbst hat der Kaiser seit dem Kampfe um das Schulgesetz von 1892 keine Stellung mehr genommen. Sein Telegramm um 1895, wohl von dem verstorbenen Großindustriellen Stumm veranlaßt: „politische Pastoren sind ein Unding", richtete sich gegen die soziale Tätigkeit der gläubigen protestantischen Geistlichkeit und fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die konservative protestantische Arbeiterbewegung. Als der Assyriologe Delitzsch einen Streit über Bibel und Babel eröffnet hatte, bekannte sich Kaiser Wilhelm in einem Schreiben an Admiral Hollmann vom 19. Februar 1903 für die Gottheit Christi, doch fließen rationalistische Vorstellungen hinein; so sagt der Kaiser, Gott habe sich in großen Menschen geoffenbart, so in Hammurabi, in Luther, Kant, Goethe, Wilhelm dem Großen und anderen; der Gesetzgebungsakt von Sinai könne jedenfalls nur symbolisch als von Gott inspiriert betrachtet werden. Man begreift nun auch, daß sich Harnack besonderer Wertschätzung beim Kaiser erfreut. Harnack ist aber einer der bedeutendsten Vorkämpfer eines dogmenlosen rein rationalistischen Christentums ohne Offenbarung, ohne feste Glaubens- und Sittenlehre.

* * *

Daß Kaiser Wilhelm dem Katholizismus im allgemeinen nicht freundlich gegenübersteht, wird kein Kenner bezweifeln. Man weise nicht hin auf die Worte, die er noch unlängst am 13. Februar zum Erzbischof Hartmann von Köln gesprochen, als er sagte: im Vertrauen darauf, daß der Erzbischof und seine Geistlichkeit dem Volke Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit anempfehle, versichere er ihn seines landesväterlichen Wohlwollens für seine Diözese und für alle seine Untertanen katholischen Glaubens. Was hätte der Kaiser bei solchem Anlasse anders sagen sollen? Man weise auch nicht hin auf die Worte, die der Kaiser beim Besuch der Abtei von Maria Laach am 25. April 1901 sprach. Er versicherte den Orden seines Schutzes und betonte, er werde überhaupt alle Bestrebungen unterstützen, die dahin gerichtet seien, dem Volke die Religion zu erhalten, wie er das auch tags vorher auf einem Studentenkommers zu Bonn zum Ausdruck gebracht habe.

Die Erhaltung der Religion zur Entfesselung der sittlichen Kräfte gegen den mächtig vorwärts schreitenden Umsturz ist unmöglich ohne die kirchliche Freiheit und die nach jeder Richtung hin durchgeführte Gleichberechtigung der Katholiken. Die immer wiederholte Betonung des protestantischen Bewußtseins und die protestantische Auffassung von Geschichte, Staat und Volk, die beim Kaiser regelmäßig zum Ausdruck kommt, läßt eine objektive Würdigung des Katholizismus nicht aufkommen. Man spricht sogar von einem Briefe, den der Kaiser an die Landgräfin von Hessen, eine preußische Prinzessin, aus Anlaß ihres Uebertritts zum Katholizismus geschrieben haben soll, worin er ihr in erregten Worten die Zugehörigkeit zum Hause Hohenzollern aufgekündigt und sich über den Katholizismus in einer Weise geäußert haben soll, die wiederzugeben sich verbietet, weil die Aeußerungen nicht sicher beglaubigt sind. Jedenfalls ist gerade in der Gegenwart angesichts des lawinenartig anwachsenden religiösen, sozialen und politischen Radikalismus, angesichts der Ausbreitung der Umsturzbestrebungen in bürgerlichen und Arbeiterkreisen die Stärkung des religiös-sittlichen Lebens die wichtigste Frage unserer inneren Politik. Statt dessen steht die ganze preußische Regierung und Verwaltung, der ganze Geist der Beamtenschaft und auch des Hofes trotz der warnenden Zeichen

sich von römischen Soldaten mit einer lateinischen Ansprache begrüßen, alles unter Leitung eines Wiesbadener Schauspielers. Demselben romantischen Grundzuge entsprang es auch, daß der Kaiser auf einem Korpsstudentenkommers in Bonn am 7. Mai 1891 eine begeisterte Lobrede auf das Korpsstudentenwesen und die Studentenduelle hielt: das Korpswesen sei die beste Erziehung für den jungen Mann, und er hoffe, daß sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führten! Die Korps bilden kaum den zwanzigsten Teil der deutschen Studentenschaft und sind mit dem Junkertum die einzige feste Stütze des Duellwesens. In späteren, ebenso begeisterten Reden, die der Kaiser am 24. April 1901 bei der Immatrikulation des Kronprinzen auf einem Festkommers im Bonner S. C. (Korpsstudenten) und am 18. Juni 1902 im Korps Borussia, dem er selbst angehört hatte, und dem er den Kronprinzen zuführte, hielt, hat er das Duell nicht mehr erwähnt.

Eine gewisse Neigung zu Ueberschwang und zu Plötzlichkeiten zeitigten manchmal Vorkommnisse, die besser unterblieben wären. So verlieh der Kaiser nach der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner dem Verteidiger der Festung, dem russischen General Stössel unter großen Lobsprüchen für seine tapfere Verteidigung den Orden „Pour le mérite"; derselbe Stössel wurde bald darauf von einem russischen Kriegsgericht wegen verräterischer Uebergabe der Festung zum Tode verurteilt. Noch in neuerer Erinnerung ist das peinliche Vorkommnis mit dem kaiserlichen Pächter Sohst, der ein Vorwerk des kaiserlichen Gutes zu Kadinen bei Elbing gepachtet hatte und mit dem der Kaiser als Privatmann in einem Prozeß lag. In der Versammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 12. Februar 1913 hielt der Kaiser eine seiner frischen Reden, sprach dabei über die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft, rühmte die seines Kadiner Gutsbetriebes und erklärte dabei, er habe den Pächter, der nichts tauge, hinausgeschmissen. In Wirklichkeit hat dieser Pächter Sohst den Prozeß gegen den Kaiser bald darauf gewonnen, die Gutsverwaltung leistete im Namen des Kaisers Abbitte, und Sohst erhielt aus der Privatkasse des Kaisers für Abtretung seiner im Prozeß ihm bestätigten Rechte und als Schmerzensgeld 120,000 Mark. Diese Lösung zeigt einerseits die vornehme Gesinnung des Kaisers, hinterließ aber doch einen peinlichen Eindruck und warf die höchst wichtige Frage auf, wie denn der Kaiser überhaupt sich unterrichten läßt. Daß er vielfach mangelhaft unterrichtet ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein; die Ursache liegt teilweise in dem stets in Demut ersterbenden Schranzentum, das ein freimütiges offenes Wort nicht wagt, teils in des Kaisers eigener Unrast. Er hört sich gern selbst reden und ist daher ein schlechter Zuhörer. Darauf hat schon 1906 Waetzel in der Schrift „Unser Kaiser und sein Volk" bedauernd hingewiesen.

* * *

Das größte Interesse beanspruchen die Aeußerungen des Kaisers über die religiös-sittlichen Fragen, denn das sind die Kulturfragen ersten Ranges. Ein Grundgedanke, den der Kaiser schon im Anfange seines Auftretens verkündigte, und der heute noch stets wiederkehrt, ist das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und seinem Gott, die Aufforderung, der Staats- und Gesellschaftsordnung treu zu bleiben, gegen den Umsturz zu kämpfen und die Betonung des Königtums von Gottes Gnaden, das aus eigener Kraft dasteht. Dazu kommen stets wiederkehrende Mahnungen und Aufforderungen zu Treue und Einfachheit, zu tüchtiger Arbeit, zur Entfaltung aller guten Kräfte des germanischen Wesens, zur energischen Teilnahme am Wettbewerb der Völker. Das unbedingte Gottvertrauen zeigte sich z. B. bei der Vereidigung der Marinerekruten zu Wilhelmshaven am 12. März 1906, wo der Kaiser sagte: wahres Gottvertrauen ist die einzige Stütze im Unglück; haltet daran fest! Zu Schweidnitz sprach er am 8. September 1906 von dem festen Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Führung. Treffliche ernste Worte sprach der Kaiser am 17. Oktober 1903 in Potsdam, als zwei seiner Söhne konfirmiert wurden. Was er dort sagte von der Pflichterfüllung nach Christi Vorbild, gehört zu dem Besten, was bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden kann. In einer Kampfrede gegen die Sozialdemokratie zu Breslau am 5. Dezember 1902 sagte er zu einer Arbeiterdeputation: sendet uns (statt Sozialdemokraten) den schlichten Mann aus der Werkstatt in die Volksvertretung. Er übersah dabei, daß dieser Rat bei dem preußischen Wahlgesetze kaum durchführbar ist. Das Gottesgnadentum, von dem er stets erfüllt ist, pries Kaiser Wilhelm unter anderem am 31. August 1897 zu Koblenz, als er von Kaiser Wilhelm I. rühmte, er habe das Kleinod wieder emporgehoben, das Königtum von Gottes Gnaden mit seiner schweren Pflicht, seiner niemals endenden, furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, keine Volksvertretung den Fürsten entbinden könne. Derselbe Gedanke kehrt wieder in einer Rede vom 25. August 1910 in Königsberg und drei Tage später in Marienburg, wo der Kaiser erklärte, er betrachte sich als Instrument des Herrn, sein Wirken geschehe im höchsten Auftrage Gottes, Deutschtum und Christentum gehörten untrennbar zusammen.

Ein besonderer Lieblingsgedanke des Kaisers ist die Betonung der christlich-konservativen Staatsidee, die Wiederherstellung oder Erhaltung des Gottesglaubens und der religiös-sittlichen Zucht. Schon am 23. August 1888 sagte er bei einem Festessen den Johannitern: zur religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes, zur Hebung christlicher Zucht und Sitte brauche ich die Hilfe des Adels. Im Rathause zu Aachen sprach er am 19. Juni 1902 unter dem romantischen Eindrucke des alten christlich-römisch-germanischen Kaisertums von dem neuen Kaisertum des germanischen Geistes und sagte: der Urgrund des neuen Reiches seien die Einfachheit, Gottesfurcht und die hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren; daher müßten alle mithelfen, die Religion im Volke und dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Denselben Geist atmen die neuesten Reden, die der Kaiser z. B. am 5. Februar 1913 vor dem Provinziallandtage zu Königsberg und am 9. Februar 1913 vor der Berliner Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der Volkserhebung von 1813 hielt: nicht Wohlstand und Macht, sondern die sittliche Kraft, die aus Gottesfurcht und Pflichttreue stammt, sichert die Zukunft unseres Volkes; die Pflege der idealen und religiösen Güter sei daher das Entscheidende. In Berlin fügte er noch bei: Der Schild des im Feuer bewährten Glaubens dürfe in der Waffenrüstung eines Preußen und Deutschen nie fehlen. In Bremen, wo bekanntlich die Gottesleugnung in der Schule und im Lehrerstande fast allgemein herrscht, sprach der Kaiser am 5. März 1913 bei Besichtigung des neuen Rathauses, wie schon wiederholt, von dem Eingreifen Gottes, der die Völker demütige, sie aber auch wieder erhebe. Aehnlich sprach er im Landwehrkasino zu Berlin am 10. März 1913: in unserer ernsten Zeit gelte es besonders, auch in der Jugend den Geist der Hingabe an das Vaterland zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben, Selbstsucht, Genußsucht und Abfall vom Glauben der Väter abzuwehren, im Kampf gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am Marke unseres Volkes zehren und seine und unsere Zukunft zu zerstören drohen.

* * *

Der Liberalismus hat anfangs gegen die christlich-konservativen und christlich-gläubigen Aeußerungen des Kaisers aufgemuckt, bald aber sich nicht weiter darum bekümmert, denn er erkannte, daß sie für ihn keine Gefahr haben, weil den Worten die Tat nicht folgte. Seitdem Kaiser Wilhelm noch als Prinz auf der Walderseeversammlung am 28. November 1887, wo es sich um Unterstützung der Berliner Stadtmission und der Stöckerschen Richtung handelte, dann 1892 beim Versuch, in einem Schulgesetze die christlich-konfessionelle Erziehung zu verbürgen, den Liberalismus als entschiedenen und leidenschaftlichen Gegner getroffen, hat er aufgehört, durch wichtigere Regierungsmaßregeln im Sinne des Offenbarungsglaubens tätig zu sein. Der Liberalismus hat tatsächlich die Schlacht gewonnen. Das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und die Aufforderung, die Religion zu erhalten und zu heben, wiederholt Kaiser Wilhelm zwar immer noch, aber Einfluß auf seine Regierungshandlungen hat es nicht. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat (1910 Nr. 953) diese Erkenntnis in die Worte gekleidet: die Programmreden des Kaisers seien ein Donner ohne Blitz.

So ist es in der Tat. Alle diese Reden des Kaisers sind nicht nur ohne jede Wirkung auf unsere innere Politik, sondern der Liberalismus hat auch alle Ursache, mit der preußischen Regierung zufrieden zu sein. In dieser Richtung bewegte sich die Blockpolitik des Reichskanzlers Bülow mit dem Gedanken, den katholischen und damit den konservativsten und königstreuesten Teil des deutschen Volkes in der inneren Politik ganz auszuschalten! Vom Standpunkte einer christlichen Monarchie und der Reden des Kaisers ist eine solche Politik unbegreiflich, aber doch wurde sie, wie damals glaubwürdig verlautete, vom

Kaiser selbst mitveranlaßt. Bülow war zu seiner Blockpolitik genötigt, um nicht beim Kaiser in den Verdacht der Parteinahme für das Zentrum zu kommen. Damals sei das Wort gefallen „Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein". Bülow ist gegangen, aber die Wiederkehr seiner Politik wird nur dadurch zurückgehalten, daß die Konservativen sich dabei die Finger verbrannt haben. Das Preußische Schulgesetz von 1906 legt die Entscheidung über den konfessionellen oder simultanen Charakter der Volksschule mehr oder weniger in die Hände der meist liberalen Gemeindevertretungen, das Leichenverbrennungsgesetz von 1911 gibt den Gemeinden das Recht, Leichenverbrennungsöfen zu errichten, selbstverständlich doch als Kampfmittel gegen den christlichen Glauben. Auf demselben Gebiete liegt die hartnäckige Weigerung der preußischen Regierung, der Jugend in den Fortbildungsschulen, also gerade in den wichtigsten, entscheidungsvollsten Jahren, die Stütze der Religion mitzugeben.

* * *

Um diese Zustände besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu den Konfessionen. Der Kaiser hat sich stets als entschiedener Protestant bekannt und ist dem Katholizismus trotz mancher gegenteilig scheinenden Aeußerung durchaus abgeneigt. Noch mehr darf das von der Kaiserin und ihrer Umgebung gelten. In Eisleben pries Kaiser Wilhelm am 12. Juni 1900 den „großen Reformator", der die „evangelische Wahrheit" gebracht und unentwegt sein hohes Ziel im Auge behalten, die „evangelische Sache, die wir hoch und heilig halten wollen". Der Kaiser pries damals sogar den Schwedenkönig Gustav Adolf, der sein Blut für die evangelische Sache verspritzt habe. Diese letzten Worte hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damals ausdrücklich bestätigt. In Merseburg sprach der Kaiser am 3. Oktober 1903, ohne daß ein äußerer Anlaß dazu vorhanden war, von Wittenberg, wo der „größte deutsche Mann die große befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde erschallen ließ". Bei der pomphaften Einweihungsfeier des neuen Domes zu Berlin am 27. Februar 1905 hatte der Kaiser ein Privatgespräch mit dem Hamburger Pastorensenior Dr. Behrmann, worüber dieser in dem „Hamburger Kirchenblatt" damals folgendes bekanntgab: Der Kaiser habe gesagt: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen bleiben; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin sich der Sieg neigt, ob Gott mit uns ist oder mit jenen; ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 und 200, so vielleicht in 500 Jahren." (Wippermann, Geschichtskalender, 1905, 1, S. 8.) In Worms sagte der Kaiser am 8. Dezember 1889 bei der Begrüßung durch den Bürgermeister: mit inniger Rührung habe er das Denkmal Luthers gesehen, „von dem das Werk der religiösen Reform ausgegangen ist". In Magdeburg sagte er am 25. August 1897 beim Empfang im Rathause: die Stadt habe im Märtyrergeist in edler Hingabe für ihren protestantischen Glauben gelitten. In Wahrheit hatte der schwedische Oberst Falkenberg im Interesse Gustav Adolfs und wohl auch in dessen Auftrage die Stadt angezündet, damit sie mit ihren reichen Vorräten keinen Stützpunkt für Tilly abgeben könne, ganz ebenso wie die Russen durch den Brand Moskaus 1812 Napoleon besiegt haben. Bei einer Hoftafel zu Berlin in Gegenwart der Königin der Niederlande pries Kaiser Wilhelm am 31. Mai 1892 stark übertreibend das „gewaltige Geschlecht der Oranier"; in einem Telegramm an dieselbe Königin vom 18. Januar 1901 sagte er sogar: „dem großen Oraniergeschlecht verdanken wir die Tugenden, die den großen Kurfürsten schmückten". Neben Luther haben es besonders zwei protestantische Kriegshelden dem Kaiser angetan, der französische Hugenottenhäuptling Admiral Coligny und der „große Schweiger" Wilhelm von Oranien, Führer des Adels und des Calvinismus in dem Aufstand der Niederlande gegen den König von Spanien. Dem Hugenottenadmiral setzte der Kaiser ein Denkmal vor dem Berliner Schloß, und bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm von Oranien in Wiesbaden pries der Kaiser diesen als Helden seines Glaubens. Coligny führte er den Marinerekruten am 19. Oktober 1912 zu Wilhelmshaven als Beispiel der Königstreue und Opfer seines Glaubens vor. Von dem „großen Schweiger" sagte die liberale „Münchener Zeitung" aus Anlaß jener Kaiserrede zu Wilhelmshaven (1912 Nr. 246) mit Recht, er sei ein Rebell gegen seinen Landesherrn, dem König von Spanien gewesen und eigne sich daher eher zur Verherrlichung durch Völker, die um ihre Freiheit gegen Fürstenwillkür kämpfen. Dem großen Schweiger war die Religion nur Vorwand. Den Admiral Coligny ließ die Königin von Frankreich in der Bartholomäusnacht 1572 ermorden, nicht wegen seines Glaubens, denn das war der Königin gleichgültig, sondern weil die Hugenotten eine kriegführende Partei waren und ständig in bewaffnetem Bunde mit dem Auslande, mit England, der Schweiz und den deutschen Protestanten gegen das französische Königtum standen. Vom Standpunkte der konservativen und monarchischen Interessen läßt sich daher gegen diese beiden Lieblingshelden des Kaisers gar vieles einwenden. Sie zeigen uns aber mit vielem anderen, daß Kaiser Wilhelm, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Erziehung und Umgebung ganz im Banne der zahlreichen protestantischen Geschichtsfabeln lebt. Zu den Kämpfen im Protestantismus selbst hat der Kaiser seit dem Kampfe um das Schulgesetz von 1892 keine Stellung mehr genommen. Sein Telegramm um 1895, wohl von dem verstorbenen Großindustriellen Stumm veranlaßt: „politische Pastoren sind ein Unding", richtete sich gegen die soziale Tätigkeit der gläubigen protestantischen Geistlichkeit und fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die konservative protestantische Arbeiterbewegung. Als der Assyriologe Delitzsch einen Streit über Bibel und Babel eröffnet hatte, bekannte sich Kaiser Wilhelm in einem Schreiben an Admiral Hollmann vom 19. Februar 1903 für die Gottheit Christi, doch fließen rationalistische Vorstellungen hinein; so sagt der Kaiser, Gott habe sich in großen Menschen geoffenbart, so in Hammurabi, in Luther, Kant, Goethe, Wilhelm dem Großen und anderen; der Gesetzgebungsakt von Sinai könne jedenfalls nur symbolisch als von Gott inspiriert betrachtet werden. Man begreift nun auch, daß sich Harnack besonderer Wertschätzung beim Kaiser erfreut. Harnack ist aber einer der bedeutendsten Vorkämpfer eines dogmenlosen rein rationalistischen Christentums ohne Offenbarung, ohne feste Glaubens- und Sittenlehre.

* * *

Daß Kaiser Wilhelm dem Katholizismus im allgemeinen nicht freundlich gegenübersteht, wird kein Kenner bezweifeln. Man weise nicht hin auf die Worte, die er noch unlängst am 13. Februar zum Erzbischof Hartmann von Köln gesprochen, als er sagte: im Vertrauen darauf, daß der Erzbischof und seine Geistlichkeit dem Volke Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit anempfehle, versichere er ihn seines landesväterlichen Wohlwollens für seine Diözese und für alle seine Untertanen katholischen Glaubens. Was hätte der Kaiser bei solchem Anlasse anders sagen sollen? Man weise auch nicht hin auf die Worte, die der Kaiser beim Besuch der Abtei von Maria Laach am 25. April 1901 sprach. Er versicherte den Orden seines Schutzes und betonte, er werde überhaupt alle Bestrebungen unterstützen, die dahin gerichtet seien, dem Volke die Religion zu erhalten, wie er das auch tags vorher auf einem Studentenkommers zu Bonn zum Ausdruck gebracht habe.

Die Erhaltung der Religion zur Entfesselung der sittlichen Kräfte gegen den mächtig vorwärts schreitenden Umsturz ist unmöglich ohne die kirchliche Freiheit und die nach jeder Richtung hin durchgeführte Gleichberechtigung der Katholiken. Die immer wiederholte Betonung des protestantischen Bewußtseins und die protestantische Auffassung von Geschichte, Staat und Volk, die beim Kaiser regelmäßig zum Ausdruck kommt, läßt eine objektive Würdigung des Katholizismus nicht aufkommen. Man spricht sogar von einem Briefe, den der Kaiser an die Landgräfin von Hessen, eine preußische Prinzessin, aus Anlaß ihres Uebertritts zum Katholizismus geschrieben haben soll, worin er ihr in erregten Worten die Zugehörigkeit zum Hause Hohenzollern aufgekündigt und sich über den Katholizismus in einer Weise geäußert haben soll, die wiederzugeben sich verbietet, weil die Aeußerungen nicht sicher beglaubigt sind. Jedenfalls ist gerade in der Gegenwart angesichts des lawinenartig anwachsenden religiösen, sozialen und politischen Radikalismus, angesichts der Ausbreitung der Umsturzbestrebungen in bürgerlichen und Arbeiterkreisen die Stärkung des religiös-sittlichen Lebens die wichtigste Frage unserer inneren Politik. Statt dessen steht die ganze preußische Regierung und Verwaltung, der ganze Geist der Beamtenschaft und auch des Hofes trotz der warnenden Zeichen

sich von römischen Soldaten mit einer lateinischen Ansprache begrüßen, alles unter Leitung eines Wiesbadener Schauspielers. Demselben romantischen Grundzuge entsprang es auch, daß der Kaiser auf einem Korpsstudentenkommers in Bonn am 7. Mai 1891 eine begeisterte Lobrede auf das Korpsstudentenwesen und die Studentenduelle hielt: das Korpswesen sei die beste Erziehung für den jungen Mann, und er hoffe, daß sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führten! Die Korps bilden kaum den zwanzigsten Teil der deutschen Studentenschaft und sind mit dem Junkertum die einzige feste Stütze des Duellwesens. In späteren, ebenso begeisterten Reden, die der Kaiser am 24. April 1901 bei der Immatrikulation des Kronprinzen auf einem Festkommers im Bonner S. C. (Korpsstudenten) und am 18. Juni 1902 im Korps Borussia, dem er selbst angehört hatte, und dem er den Kronprinzen zuführte, hielt, hat er das Duell nicht mehr erwähnt.

Eine gewisse Neigung zu Ueberschwang und zu Plötzlichkeiten zeitigten manchmal Vorkommnisse, die besser unterblieben wären. So verlieh der Kaiser nach der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner dem Verteidiger der Festung, dem russischen General Stössel unter großen Lobsprüchen für seine tapfere Verteidigung den Orden „Pour le mérite"; derselbe Stössel wurde bald darauf von einem russischen Kriegsgericht wegen verräterischer Uebergabe der Festung zum Tode verurteilt. Noch in neuerer Erinnerung ist das peinliche Vorkommnis mit dem kaiserlichen Pächter Sohst, der ein Vorwerk des kaiserlichen Gutes zu Kadinen bei Elbing gepachtet hatte und mit dem der Kaiser als Privatmann in einem Prozeß lag. In der Versammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 12. Februar 1913 hielt der Kaiser eine seiner frischen Reden, sprach dabei über die Fortschritte der deutschen Landwirtschaft, rühmte die seines Kadiner Gutsbetriebes und erklärte dabei, er habe den Pächter, der nichts tauge, hinausgeschmissen. In Wirklichkeit hat dieser Pächter Sohst den Prozeß gegen den Kaiser bald darauf gewonnen, die Gutsverwaltung leistete im Namen des Kaisers Abbitte, und Sohst erhielt aus der Privatkasse des Kaisers für Abtretung seiner im Prozeß ihm bestätigten Rechte und als Schmerzensgeld 120,000 Mark. Diese Lösung zeigt einerseits die vornehme Gesinnung des Kaisers, hinterließ aber doch einen peinlichen Eindruck und warf die höchst wichtige Frage auf, wie denn der Kaiser überhaupt sich unterrichten läßt. Daß er vielfach mangelhaft unterrichtet ist, dürfte kaum zu bezweifeln sein; die Ursache liegt teilweise in dem stets in Demut ersterbenden Schranzentum, das ein freimütiges offenes Wort nicht wagt, teils in des Kaisers eigener Unrast. Er hört sich gern selbst reden und ist daher ein schlechter Zuhörer. Darauf hat schon 1906 Waetzel in der Schrift „Unser Kaiser und sein Volk" bedauernd hingewiesen.

* * *

Das größte Interesse beanspruchen die Aeußerungen des Kaisers über die religiös-sittlichen Fragen, denn das sind die Kulturfragen ersten Ranges. Ein Grundgedanke, den der Kaiser schon im Anfange seines Auftretens verkündigte, und der heute noch stets wiederkehrt, ist das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und seinem Gott, die Aufforderung, der Staats- und Gesellschaftsordnung treu zu bleiben, gegen den Umsturz zu kämpfen und die Betonung des Königtums von Gottes Gnaden, das aus eigener Kraft dasteht. Dazu kommen stets wiederkehrende Mahnungen und Aufforderungen zu Treue und Einfachheit, zu tüchtiger Arbeit, zur Entfaltung aller guten Kräfte des germanischen Wesens, zur energischen Teilnahme am Wettbewerb der Völker. Das unbedingte Gottvertrauen zeigte sich z. B. bei der Vereidigung der Marinerekruten zu Wilhelmshaven am 12. März 1906, wo der Kaiser sagte: wahres Gottvertrauen ist die einzige Stütze im Unglück; haltet daran fest! Zu Schweidnitz sprach er am 8. September 1906 von dem festen Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Führung. Treffliche ernste Worte sprach der Kaiser am 17. Oktober 1903 in Potsdam, als zwei seiner Söhne konfirmiert wurden. Was er dort sagte von der Pflichterfüllung nach Christi Vorbild, gehört zu dem Besten, was bei einer solchen Gelegenheit gesprochen werden kann. In einer Kampfrede gegen die Sozialdemokratie zu Breslau am 5. Dezember 1902 sagte er zu einer Arbeiterdeputation: sendet uns (statt Sozialdemokraten) den schlichten Mann aus der Werkstatt in die Volksvertretung. Er übersah dabei, daß dieser Rat bei dem preußischen Wahlgesetze kaum durchführbar ist. Das Gottesgnadentum, von dem er stets erfüllt ist, pries Kaiser Wilhelm unter anderem am 31. August 1897 zu Koblenz, als er von Kaiser Wilhelm I. rühmte, er habe das Kleinod wieder emporgehoben, das Königtum von Gottes Gnaden mit seiner schweren Pflicht, seiner niemals endenden, furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, keine Volksvertretung den Fürsten entbinden könne. Derselbe Gedanke kehrt wieder in einer Rede vom 25. August 1910 in Königsberg und drei Tage später in Marienburg, wo der Kaiser erklärte, er betrachte sich als Instrument des Herrn, sein Wirken geschehe im höchsten Auftrage Gottes, Deutschtum und Christentum gehörten untrennbar zusammen.

Ein besonderer Lieblingsgedanke des Kaisers ist die Betonung der christlich-konservativen Staatsidee, die Wiederherstellung oder Erhaltung des Gottesglaubens und der religiös-sittlichen Zucht. Schon am 23. August 1888 sagte er bei einem Festessen den Johannitern: zur religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes, zur Hebung christlicher Zucht und Sitte brauche ich die Hilfe des Adels. Im Rathause zu Aachen sprach er am 19. Juni 1902 unter dem romantischen Eindrucke des alten christlich-römisch-germanischen Kaisertums von dem neuen Kaisertum des germanischen Geistes und sagte: der Urgrund des neuen Reiches seien die Einfachheit, Gottesfurcht und die hohen sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren; daher müßten alle mithelfen, die Religion im Volke und dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Denselben Geist atmen die neuesten Reden, die der Kaiser z. B. am 5. Februar 1913 vor dem Provinziallandtage zu Königsberg und am 9. Februar 1913 vor der Berliner Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der Volkserhebung von 1813 hielt: nicht Wohlstand und Macht, sondern die sittliche Kraft, die aus Gottesfurcht und Pflichttreue stammt, sichert die Zukunft unseres Volkes; die Pflege der idealen und religiösen Güter sei daher das Entscheidende. In Berlin fügte er noch bei: Der Schild des im Feuer bewährten Glaubens dürfe in der Waffenrüstung eines Preußen und Deutschen nie fehlen. In Bremen, wo bekanntlich die Gottesleugnung in der Schule und im Lehrerstande fast allgemein herrscht, sprach der Kaiser am 5. März 1913 bei Besichtigung des neuen Rathauses, wie schon wiederholt, von dem Eingreifen Gottes, der die Völker demütige, sie aber auch wieder erhebe. Aehnlich sprach er im Landwehrkasino zu Berlin am 10. März 1913: in unserer ernsten Zeit gelte es besonders, auch in der Jugend den Geist der Hingabe an das Vaterland zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben, Selbstsucht, Genußsucht und Abfall vom Glauben der Väter abzuwehren, im Kampf gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am Marke unseres Volkes zehren und seine und unsere Zukunft zu zerstören drohen.

* * *

Der Liberalismus hat anfangs gegen die christlich-konservativen und christlich-gläubigen Aeußerungen des Kaisers aufgemuckt, bald aber sich nicht weiter darum bekümmert, denn er erkannte, daß sie für ihn keine Gefahr haben, weil den Worten die Tat nicht folgte. Seitdem Kaiser Wilhelm noch als Prinz auf der Walderseeversammlung am 28. November 1887, wo es sich um Unterstützung der Berliner Stadtmission und der Stöckerschen Richtung handelte, dann 1892 beim Versuch, in einem Schulgesetze die christlich-konfessionelle Erziehung zu verbürgen, den Liberalismus als entschiedenen und leidenschaftlichen Gegner getroffen, hat er aufgehört, durch wichtigere Regierungsmaßregeln im Sinne des Offenbarungsglaubens tätig zu sein. Der Liberalismus hat tatsächlich die Schlacht gewonnen. Das Bekenntnis zum gläubigen Christentum und die Aufforderung, die Religion zu erhalten und zu heben, wiederholt Kaiser Wilhelm zwar immer noch, aber Einfluß auf seine Regierungshandlungen hat es nicht. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat (1910 Nr. 953) diese Erkenntnis in die Worte gekleidet: die Programmreden des Kaisers seien ein Donner ohne Blitz.

So ist es in der Tat. Alle diese Reden des Kaisers sind nicht nur ohne jede Wirkung auf unsere innere Politik, sondern der Liberalismus hat auch alle Ursache, mit der preußischen Regierung zufrieden zu sein. In dieser Richtung bewegte sich die Blockpolitik des Reichskanzlers Bülow mit dem Gedanken, den katholischen und damit den konservativsten und königstreuesten Teil des deutschen Volkes in der inneren Politik ganz auszuschalten! Vom Standpunkte einer christlichen Monarchie und der Reden des Kaisers ist eine solche Politik unbegreiflich, aber doch wurde sie, wie damals glaubwürdig verlautete, vom

Kaiser selbst mitveranlaßt. Bülow war zu seiner Blockpolitik genötigt, um nicht beim Kaiser in den Verdacht der Parteinahme für das Zentrum zu kommen. Damals sei das Wort gefallen „Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein". Bülow ist gegangen, aber die Wiederkehr seiner Politik wird nur dadurch zurückgehalten, daß die Konservativen sich dabei die Finger verbrannt haben. Das Preußische Schulgesetz von 1906 legt die Entscheidung über den konfessionellen oder simultanen Charakter der Volksschule mehr oder weniger in die Hände der meist liberalen Gemeindevertretungen, das Leichenverbrennungsgesetz von 1911 gibt den Gemeinden das Recht, Leichenverbrennungsöfen zu errichten, selbstverständlich doch als Kampfmittel gegen den christlichen Glauben. Auf demselben Gebiete liegt die hartnäckige Weigerung der preußischen Regierung, der Jugend in den Fortbildungsschulen, also gerade in den wichtigsten, entscheidungsvollsten Jahren, die Stütze der Religion mitzugeben.

* * *

Um diese Zustände besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Stellung des Kaisers zu den Konfessionen. Der Kaiser hat sich stets als entschiedener Protestant bekannt und ist dem Katholizismus trotz mancher gegenteilig scheinenden Aeußerung durchaus abgeneigt. Noch mehr darf das von der Kaiserin und ihrer Umgebung gelten. In Eisleben pries Kaiser Wilhelm am 12. Juni 1900 den „großen Reformator", der die „evangelische Wahrheit" gebracht und unentwegt sein hohes Ziel im Auge behalten, die „evangelische Sache, die wir hoch und heilig halten wollen". Der Kaiser pries damals sogar den Schwedenkönig Gustav Adolf, der sein Blut für die evangelische Sache verspritzt habe. Diese letzten Worte hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damals ausdrücklich bestätigt. In Merseburg sprach der Kaiser am 3. Oktober 1903, ohne daß ein äußerer Anlaß dazu vorhanden war, von Wittenberg, wo der „größte deutsche Mann die große befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde erschallen ließ". Bei der pomphaften Einweihungsfeier des neuen Domes zu Berlin am 27. Februar 1905 hatte der Kaiser ein Privatgespräch mit dem Hamburger Pastorensenior Dr. Behrmann, worüber dieser in dem „Hamburger Kirchenblatt" damals folgendes bekanntgab: Der Kaiser habe gesagt: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen bleiben; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin sich der Sieg neigt, ob Gott mit uns ist oder mit jenen; ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in 20 und 200, so vielleicht in 500 Jahren." (Wippermann, Geschichtskalender, 1905, 1, S. 8.) In Worms sagte der Kaiser am 8. Dezember 1889 bei der Begrüßung durch den Bürgermeister: mit inniger Rührung habe er das Denkmal Luthers gesehen, „von dem das Werk der religiösen Reform ausgegangen ist". In Magdeburg sagte er am 25. August 1897 beim Empfang im Rathause: die Stadt habe im Märtyrergeist in edler Hingabe für ihren protestantischen Glauben gelitten. In Wahrheit hatte der schwedische Oberst Falkenberg im Interesse Gustav Adolfs und wohl auch in dessen Auftrage die Stadt angezündet, damit sie mit ihren reichen Vorräten keinen Stützpunkt für Tilly abgeben könne, ganz ebenso wie die Russen durch den Brand Moskaus 1812 Napoleon besiegt haben. Bei einer Hoftafel zu Berlin in Gegenwart der Königin der Niederlande pries Kaiser Wilhelm am 31. Mai 1892 stark übertreibend das „gewaltige Geschlecht der Oranier"; in einem Telegramm an dieselbe Königin vom 18. Januar 1901 sagte er sogar: „dem großen Oraniergeschlecht verdanken wir die Tugenden, die den großen Kurfürsten schmückten". Neben Luther haben es besonders zwei protestantische Kriegshelden dem Kaiser angetan, der französische Hugenottenhäuptling Admiral Coligny und der „große Schweiger" Wilhelm von Oranien, Führer des Adels und des Calvinismus in dem Aufstand der Niederlande gegen den König von Spanien. Dem Hugenottenadmiral setzte der Kaiser ein Denkmal vor dem Berliner Schloß, und bei der Enthüllung des Denkmals für Wilhelm von Oranien in Wiesbaden pries der Kaiser diesen als Helden seines Glaubens. Coligny führte er den Marinerekruten am 19. Oktober 1912 zu Wilhelmshaven als Beispiel der Königstreue und Opfer seines Glaubens vor. Von dem „großen Schweiger" sagte die liberale „Münchener Zeitung" aus Anlaß jener Kaiserrede zu Wilhelmshaven (1912 Nr. 246) mit Recht, er sei ein Rebell gegen seinen Landesherrn, dem König von Spanien gewesen und eigne sich daher eher zur Verherrlichung durch Völker, die um ihre Freiheit gegen Fürstenwillkür kämpfen. Dem großen Schweiger war die Religion nur Vorwand. Den Admiral Coligny ließ die Königin von Frankreich in der Bartholomäusnacht 1572 ermorden, nicht wegen seines Glaubens, denn das war der Königin gleichgültig, sondern weil die Hugenotten eine kriegführende Partei waren und ständig in bewaffnetem Bunde mit dem Auslande, mit England, der Schweiz und den deutschen Protestanten gegen das französische Königtum standen. Vom Standpunkte der konservativen und monarchischen Interessen läßt sich daher gegen diese beiden Lieblingshelden des Kaisers gar vieles einwenden. Sie zeigen uns aber mit vielem anderen, daß Kaiser Wilhelm, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Erziehung und Umgebung ganz im Banne der zahlreichen protestantischen Geschichtsfabeln lebt. Zu den Kämpfen im Protestantismus selbst hat der Kaiser seit dem Kampfe um das Schulgesetz von 1892 keine Stellung mehr genommen. Sein Telegramm um 1895, wohl von dem verstorbenen Großindustriellen Stumm veranlaßt: „politische Pastoren sind ein Unding", richtete sich gegen die soziale Tätigkeit der gläubigen protestantischen Geistlichkeit und fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf die konservative protestantische Arbeiterbewegung. Als der Assyriologe Delitzsch einen Streit über Bibel und Babel eröffnet hatte, bekannte sich Kaiser Wilhelm in einem Schreiben an Admiral Hollmann vom 19. Februar 1903 für die Gottheit Christi, doch fließen rationalistische Vorstellungen hinein; so sagt der Kaiser, Gott habe sich in großen Menschen geoffenbart, so in Hammurabi, in Luther, Kant, Goethe, Wilhelm dem Großen und anderen; der Gesetzgebungsakt von Sinai könne jedenfalls nur symbolisch als von Gott inspiriert betrachtet werden. Man begreift nun auch, daß sich Harnack besonderer Wertschätzung beim Kaiser erfreut. Harnack ist aber einer der bedeutendsten Vorkämpfer eines dogmenlosen rein rationalistischen Christentums ohne Offenbarung, ohne feste Glaubens- und Sittenlehre.

* * *

Daß Kaiser Wilhelm dem Katholizismus im allgemeinen nicht freundlich gegenübersteht, wird kein Kenner bezweifeln. Man weise nicht hin auf die Worte, die er noch unlängst am 13. Februar zum Erzbischof Hartmann von Köln gesprochen, als er sagte: im Vertrauen darauf, daß der Erzbischof und seine Geistlichkeit dem Volke Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit anempfehle, versichere er ihn seines landesväterlichen Wohlwollens für seine Diözese und für alle seine Untertanen katholischen Glaubens. Was hätte der Kaiser bei solchem Anlasse anders sagen sollen? Man weise auch nicht hin auf die Worte, die der Kaiser beim Besuch der Abtei von Maria Laach am 25. April 1901 sprach. Er versicherte den Orden seines Schutzes und betonte, er werde überhaupt alle Bestrebungen unterstützen, die dahin gerichtet seien, dem Volke die Religion zu erhalten, wie er das auch tags vorher auf einem Studentenkommers zu Bonn zum Ausdruck gebracht habe.

Die Erhaltung der Religion zur Entfesselung der sittlichen Kräfte gegen den mächtig vorwärts schreitenden Umsturz ist unmöglich ohne die kirchliche Freiheit und die nach jeder Richtung hin durchgeführte Gleichberechtigung der Katholiken. Die immer wiederholte Betonung des protestantischen Bewußtseins und die protestantische Auffassung von Geschichte, Staat und Volk, die beim Kaiser regelmäßig zum Ausdruck kommt, läßt eine objektive Würdigung des Katholizismus nicht aufkommen. Man spricht sogar von einem Briefe, den der Kaiser an die Landgräfin von Hessen, eine preußische Prinzessin, aus Anlaß ihres Uebertritts zum Katholizismus geschrieben haben soll, worin er ihr in erregten Worten die Zugehörigkeit zum Hause Hohenzollern aufgekündigt und sich über den Katholizismus in einer Weise geäußert haben soll, die wiederzugeben sich verbietet, weil die Aeußerungen nicht sicher beglaubigt sind. Jedenfalls ist gerade in der Gegenwart angesichts des lawinenartig anwachsenden religiösen, sozialen und politischen Radikalismus, angesichts der Ausbreitung der Umsturzbestrebungen in bürgerlichen und Arbeiterkreisen die Stärkung des religiös-sittlichen Lebens die wichtigste Frage unserer inneren Politik. Statt dessen steht die ganze preußische Regierung und Verwaltung, der ganze Geist der Beamtenschaft und auch des Hofes trotz der warnenden Zeichen

der Zeit immer noch auf einem Standpunkte, dem Blick und Verständnis für die hohe konservative Bedeutung des Katholizismus ganz fehlen. Von der näheren Umgebung des Kaisers und der Kaiserin sind katholische Herren und Damen in höherer Stellung, im Gegensatz zu dem katholischen bayerischen Hofe, ausgeschlossen. Immer noch besteht die Kabinettsordre, wonach ein katholischer Offizier, der eine Protestantin heiratet, seine Kinder protestantisch erziehen lassen muß; immer noch ist es preußische Politik, von den Katholiken wohl die Steuern und Soldaten zu nehmen, aber sie nur ausnahmsweise zu den höheren Stellungen zuzulassen. In diesem Geiste geschehen auch die wichtigsten Ernennungen, und ein Kennzeichen des ganzen Systems war es, daß der am 9. März 1913 verstorbene Prinz Hohenlohe-Langenburg, an sich eine unbedeutende Persönlichkeit, aber ein Mitgründer des Evangelischen Bundes, 1894 zum Statthalter des fast ganz katholischen Reichslandes ernannt wurde und 13 Jahre in dieser Stellung bleiben konnte. Welche Summe von Verstand, Wissen und Begabung durch diese preußische Politik von der Fruchtbarmachung für das Staatsleben zum großen Nachteil Deutschlands ferngehalten wird, kann der Kenner ermessen. Ob die Taktik der preußischen Katholiken gegenüber diesen Zuständen richtig ist, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Mehr Energie wäre zu wünschen. Mit Zeitungsartikeln und Parlamentsklagen wird ein so tiefliegendes Uebel nicht geheilt, denn seine Wurzel liegt nicht bloß in den protestantischen Vorurteilen, sondern weit mehr noch in der engverfilzten Interessengemeinschaft der ungeheuren Zahl hochstehender und einflußreicher Familien, welche die Katholiken schon deswegen vom Aufsteigen zu den höheren Stellungen fernhalten, um nicht die Laufbahn ihrer eigenen Söhne, Verwandten und Freunde zu hemmen. Ich möchte hier mich auf die Worte berufen, die der verstorbene Herausgeber dieses Blattes, Dr. Armin Kausen am 8. Januar 1913 mir schrieb: „Das bevorstehende Regierungsjubiläum des Kaisers soll der „Allgemeinen Rundschau" wieder einmal Gelegenheit geben, Dinge auszusprechen, die von den meisten katholischen Zeitungen aus falschem Opportunismus verschwiegen werden. Stoff ist ja im Ueberfluß vorhanden, um nicht nur die fortwuchernden protestantischen Instinkte zu beleuchten, sondern auch den unaufhaltsamen religiösen und sittlichen Niedergang neben bestechenden äußerlichen Erfolgen." Kurz vorher hatte Dr. Kausen in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 49 vom 7. Dez. 1912, S. 986) folgendes geschrieben:

„Derweil unsere kulturkämpferischen Gegner beim geringsten Anlaß mit der Aufkündigung ihrer monarchischen Gesinnung drohen, gibt es Katholiken, die sich nicht genug tun können in überschwenglichen Loyalitätskundgebungen gegenüber Fürsten und Fürstinnen, die im Ernstfalle vor keiner Brüskierung der Katholiken zurückschrecken und auf das Wort der „Täglichen Rundschau" hundertmal mehr achten als auf die heiligsten Versicherungen des gesamten deutschen Episkopates. Unserer unbedingten Treue ist man ja ohnehin sicher. Seien wir daher etwas steifnackiger und nicht gar so eifrig bei der Hand, vor denen den Rücken zu krümmen, die uns zurückstoßen."

* * *

In dem großen Ringen, das das christliche Deutschland unter Führung der katholischen Kirche und der Zentrumspartei mit den entfesselten Mächten des Unglaubens um die Seele unseres Volkes und damit um die Zukunft Deutschlands führt, haben wir leider von Kaiser Wilhelm keinen wirksamen Beistand zu erwarten. Wohl vermag kein Fürst, und sei er noch so hoch gestellt, allein die geistig-sittlichen Strömungen seiner Zeit zu bekämpfen oder gar zu besiegen, aber stark beeinflussen kann er sie immerhin. Es ist aber unmöglich, konservativ zu sein, wenn man den Katholizismus ablehnt oder bekämpft. In dieser Wahrheit, die auch von den Protestantisch-Konservativen nicht genügend gewürdigt wird, liegt ein großer Teil der Ursachen, warum die Strömung der Gegenwart so stark nach links geht. Wie sehr sich die öffentliche Meinung dieser Richtung zugewandt hat, zeigt z. B. die Tatsache, daß beim Regierungsantritt des Kaisers 11 Sozialdemokraten im Reichstage saßen, 1890 35, 1913 110. Gleichzeitig ist in der ganzen bürgerlichen Linken das leidenschaftliche Bestreben erwachsen, sich mit der Sozialdemokratie zu einer gemeinsamen Schul- und Kirchenpolitik zu verbinden, in gemeinsamer planmäßiger Tätigkeit die rein naturalistische Weltanschauung, die der des Kaisers unmittelbar entgegengesetzt ist, die Vertreibung jedes übernatürlichen Elementes aus dem ganzen öffentlichen Leben energisch zu fördern. Gleichzeitig wachsen im Protestantismus Unglaube, Pantheismus und Monismus immer weiter und führen eine innere Auflösung herbei, die nur dadurch verschleiert wird, daß die Staatskasse unterschiedlos beiden Teilen, ob sie die Gottheit Christi bejahen oder verneinen, die Gehalte auszahlt, wogegen der Katholizismus, wenn auch manches abgebröckelt ist, im großen ganzen immer noch steht wie ein Fels im brandenden Meer.

* * *

Auch die äußere Politik hat unter Wilhelm II. keine erfreuliche Wendung genommen. Ich habe diesen Gegenstand ausführlich in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 17 vom 26. April behandelt. Als Prinz galt Kaiser Wilhelm für kriegslustig, aber er hat den Frieden gewahrt. Die Entlassung Bismarcks darf wohl ein großer Fehler des jungen, allzu selbstbewußten Herrschers genannt werden. So unglücklich Bismarcks Hand in der inneren Politik gewesen, in der äußeren hätte der junge Kaiser ihn noch recht notwendig gebrauchen können. Das Fallenlassen des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, das die nächste Folge von Bismarcks Entlassung war, hat nicht bloß dem Deutschen Reiche die traditionelle Rückendeckung nach Osten genommen, ohne welche die Gründung des Reiches unmöglich gewesen wäre, sondern hat Rußland dauernd in die Arme Frankreichs getrieben und eine Lage geschaffen, aus der die französische Revanchepolitik mit wachsender Leidenschaft Hoffnung und Kraft schöpft. Wenn Kaiser Wilhelm auch nicht, wie man es dem Kronprinzen nachgeredet, zu den Alldeutschen gerechnet werden kann, so war seine äußere Politik doch nicht ganz frei von derartigen Anwandlungen. Sie sind aber höchst gefährlich, denn zu ihrer Durchführung fehlt uns die Kraft. Das Ergebnis ist daher nach allen Seiten Argwohn, Feindschaft und Niederlage. England wurde 1896 durch das Glückwunschtelegramm an die Buren beleidigt, ohne daß wir die Kraft besaßen, die Einverleibung jener südafrikanischen Republiken in das englische Weltreich zu verhindern. Die nachträglichen Freundlichkeiten gegen England, die sogar, wie der „Daily Telegraph" im Oktober 1908 berichtete, soweit gegangen sein sollen, ihm einen Feldzugsplan gegen die Buren auszuarbeiten und es vor Rußlands und Frankreichs damals noch englandfeindlichen Plänen zu warnen, konnte das Mißtrauen der öffentlichen Meinung jenseits des Kanals nicht mehr beseitigen. Die Proklamierung der Unabhängigkeit Marokkos durch den Kaiser in Person endete mit Einverleibung dieses Landes in das ohnedies so große französische Kolonialgebiet im Sommer 1911. Wie viel persönliche Liebenswürdigkeit hat Kaiser Wilhelm in jenen Zeiten an England und Frankreich verschwendet ohne den geringsten Erfolg! Der Versuch, sich mit Nordamerika anzufreunden, die Sendung des Prinzen Heinrich nach diesem Lande, die Freundschaftsbeweise des Kaisers gegenüber dem Präsidenten Roosevelt haben nicht verhindert, daß dieser auf der Konferenz zu Algeciras seine Gesandten anwies, mit allen anderen Staaten außer Oesterreich Stellung gegen uns zu nehmen. Auch unsere Orientpolitik ist in Trümmer gegangen und endete mit einer gewaltigen Stärkung des Panslawismus. Vor allem aber erschwert der impulsive Charakter des Kaisers das Aufkommen eines gesicherten Vertrauens zur deutschen Politik. Die tiefste Ursache der Erregung aller Parteien in der Reichstagssitzung vom 10. und 11. November 1908 war ja die wohl übertriebene, aber angesichts der damaligen Veröffentlichungen sehr begreifliche Besorgnis der ganzen Nation, Kaiser Wilhelm könne durch ein persönliches Regiment und unbesonnene Worte uns ohne Not in einen unabsehbaren Krieg hineintreiben.

* * *

In die Regierung Kaiser Wilhelms fällt ein großer Teil des starken Wachstums unserer Bevölkerung, des gewaltigen Aufschwungs der deutschen Nation auf wirtschaftlichem, industriellem und kulturellem Gebiete. Zielbewußt, mit offenem Auge und fester Hand hat der Kaiser die Folgerungen dieses Aufschwunges gezogen, den Eintritt in die Weltpolitik, die Entwicklung unserer Kolonien, die Schaffung einer Kriegsflotte geleitet. Das Verständnis für die Notwendigkeit dieser Umgestaltung wird aller-

dings in weiten Kreisen erschwert durch das starke Anwachsen der öffentlichen Lasten, das im engsten Zusammenhange steht mit der Weltmacht Deutschlands, mit der Unsicherheit der Weltlage und den großen Fehlschlägen unserer äußeren Politik. Auch der Gesichtskreis des deutschen Volkes hat sich unter Kaiser Wilhelm mächtig erweitert, das Interesse für Bildung und allgemeine Kulturbestrebungen ist stark gewachsen.

* * *

Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta sind Muster eines christlichen deutschen Familienlebens und einer ihrer Aufgabe bewußten sorgfältigen Erziehung der Kinder. Der preußische Hof gibt in dieser Hinsicht weitesten Kreisen und auch manchem anderen fürstlichen Hofe ein gutes Vorbild. Die Verheiratung der einzigen Tochter des Kaiserpaares mit dem Erben der Welfenansprüche, die am 24. Mai als Bund der Herzen und der Politik gleichzeitig stattfand, ging weit über die Bedeutung eines Familienfestes hinaus. Das preußische und deutsche Volk nahmen innigen Anteil daran, nicht bloß wegen der allgemeinen Verehrung für die hohen Eltern, sondern auch wegen der großen politischen Bedeutung dieser Verbindung, aus welcher man die Beilegung eines gerade für die konservative und monarchische Sache so lähmenden Gegensatzes erhofft. Anderseits darf der gewissenhafte Chronist nicht übersehen, daß gerade durch den Pomp und die Prachtliebe Kaiser Wilhelms die altpreußische Schlichtheit und Einfachheit, die noch Wilhelm I. eigen war, in der Lebenshaltung am Berliner Hofe verschwunden sind. Es ist ein Luxus eingezogen, der schon viele ernste Mahner gefunden hat und verderblich wirkt auf weite Kreise des Offiziers-, Beamten- und Bürgerstandes.

* * *

Der Gesamteindruck und Gesamtverlauf der Politik Kaiser Wilhelms ist, das muß mit Bedauern konstatiert werden, bisher nicht günstig gewesen. Eine Mitschuld daran trägt die dem Kaiser innewohnende Unrast und der Umstand, daß die ganze innere Politik vorwiegend vom Gesichtspunkte des Protestantismus und nicht von einer höheren Warte behandelt wird.

Der Protestantismus, besonders der deutsche, verengt den Gesichtskreis. Man hat auch durchweg den Eindruck, daß keine der wichtigen inneren Fragen, die nach Lösung schreien, mit jener Ruhe, Sachlichkeit und Ausdauer studiert und behandelt werden, die so notwendig wären. Mit Reisen und Redenhalten ist noch kein Reich auf die Dauer gut regiert worden, daher haben wir als bisheriges Ergebnis der äußeren Politik Fehlschlag auf Fehlschlag, Verschlechterung unserer Stellung nach außen mit ununterbrochener Verstärkung unserer Rüstung und Erhöhung unserer Steuerlast, im Inneren bleiben die wichtigsten Fragen nicht bloß ungelöst, sondern ihr Zustand verschlimmert sich, während die religiöse und sittliche Auflösung, Materialismus, Radikalismus und Republikanismus mächtig weiter wuchern. Die Eingliederung des Katholizismus als gleichberechtigtes Element im Leben unseres Volkes ist gänzlich versäumt worden, und doch ist dies eine der wichtigsten Fragen für eine wirklich konservative Politik. Die polnische und elsaß-lothringische Frage sind mit einem derartigen Unglück behandelt worden, daß die Bevölkerung unserer Ost- und Westgrenze politisch jetzt weniger zuverlässig ist als vor 40 Jahren. Auch in der Wahl seiner Mitarbeiter, der Kanzler, Minister und Diplomaten, scheint der Kaiser nicht immer jene glückliche Hand besessen zu haben, die der Regierung seines Großvaters den Stempel aufprägte.

Möge der weitere Verlauf der Regierung Kaiser Wilhelms unter einem glücklicheren Stern sich vollziehen. Die großen Anlagen, der gute Wille, das hohe Streben und der sittliche Charakter des Kaisers verdienen es!

Es wird dringend gebeten,
alle Zuschriften, welche den redaktionellen Teil betreffen, an die **Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“** und nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Balkanfragen wieder auf der langen Bank.

Die beiden Ministerpräsidenten von Bulgarien und Serbien waren in Zaribrod zusammengetroffen, aber die Besprechung blieb erfolglos. Das bulgarische Ministerium reichte sofort darauf seine Demission ein, und bis zur Lösung dieser Krisis mußte die vereinbarte Zusammenkunft der Vertreter der vier bisher verbündeten Staaten verschoben werden. König Ferdinand behauptet, die Bildung des neuen Ministeriums erfordere Zeit, und in den anderen Ländern behauptet man, Bulgarien verzögere listig die Zusammenkunft, weil es inzwischen sein Heer zusammenziehen wolle.

Nach den letzten Meldungen ist die Lage sehr ernst. Die serbische Regierung hatte ihre Delegierten von der Londoner Friedenskonferenz zurückberufen, welche sich dann am Montag nach Fassung einer Resolution auflöste. In Belgrad fand eine Besprechung zwischen dem Ministerpräsidenten Pasitsch und den Parteiführern statt. Man ist sich einig darüber, in dem Streite mit Bulgarien nicht länger mehr zuzuwarten, sondern, wenn binnen zwei Tagen keine befriedigende Erklärung aus Sofia erfolge, sofort mit der Annexion der eroberten Gebiete vorzugehen.

Einen ganz neuen Verschleppungstrick hat das französische Ministerium in der albanischen Angelegenheit ausgeheckt. Albanien, so sagen die Pariser Staatsweisen, sei ein noch ganz unbekanntes Land, und deshalb empfehle es sich, zunächst dort nur ein Provisorium zu schaffen, um inzwischen die Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes gründlich zu studieren. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß die Franzosen in der Geographie sehr schwach sind; aber daß die Pariser Regierung diese landesübliche Weltunkenntnis zur Begründung eines diplomatischen Vorschlages anführt, ist etwas Neues. Das Geständnis der Unwissenheit wirkt um so verblüffender, als jetzt schon ein halbes Jahr lang über den neuen Staat Albanien verhandelt wird, ja dessen Nordgrenze schon umständlich vereinbart worden ist. In Oesterreich und Italien will man sich diese Ignorantentaktik natürlich nicht gefallen lassen, sondern läßt energisch erklären, daß man über die albanischen Verhältnisse bis ins einzelne unterrichtet sei und ein endgültiges Statut als Grundlage für eine ordentliche Verwaltung des Landes als unbedingt notwendig erachte. Die Minister in Wien und Rom brauchten sich von den Parisern und ihren Hintermännern nicht aufhalten zu lassen, wenn sie nur seinerzeit, als die Gelegenheit günstig war, Albanien besetzt hätten. Jetzt sitzt in Skutari ein internationales Korps und bis man das wieder los wird, kann es noch lange dauern.

Das Ergebnis der preußischen Landtagswahlen.

Nachdem das umständliche Verfahren (bis auf eine Stichwahl) zu Ende gekommen ist, bestätigt sich das, was nach dem ersten Akt (der Wahlmännerwahlen) gesagt wurde: Es bleibt beim alten. Die Rechte hat freilich 14 Stimmen eingebüßt, aber sie konnte sich das erlauben; denn sie besaß nahezu die Hälfte der Mandate und hat jetzt noch 201 von den 447. Das Zentrum kehrt in alter Zahl und in altem Einfluß wieder. Die Polen haben 2 Mandate verloren, weil sie unter ihrer radikalen Führung dem Zentrum das Zusammengehen mit ihnen absolut unmöglich machen. Die Nationalliberalen haben 8 Mandate gewonnen, aber der Ruhm ist sehr mäßig, denn vier von den Mandaten waren alte Stammburgen der nationalliberalen Partei im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die im Jahre 1908 überraschenderweise dem Zentrum zugefallen waren, und die anderen „gewonnenen“ Mandate waren zumeist freiwillig abgetreten worden. Die Sozialdemokratie hat zuletzt noch das Glück gehabt, 3 Mandate in den Berliner Vorortkreisen Ober- und Niederbarnim zu ergattern, und zwar mit Hilfe der Fortschrittspartei. Letztere hat nur 2 Mandate hinzugewonnen, obschon sie skrupellos à deux mains operierte. Sie hatte einerseits mit den Nationalliberalen ein Bündnis unter der Fahne des bürgerlichen Liberalismus abgeschlossen und machte anderseits mit der Umsturzpartei ein Compagniegeschäft nach dem Muster der Reichstagswahlen. Die einst so stolze Partei Eugen Richters braucht zwei Krücken, um sich mühsam aufrechtzuerhalten. Ob nun im neuen Landtag statt 6 Sozialdemokraten deren 10 sitzen und die gesamte Linke statt 106 Stimmen deren 123 hat, ist nebensächlich.

Die welfische Frage.

Da die welfische Presse auch nach der Hochzeit im alten Fahrwasser blieb, erfolgte eine offiziöse Erklärung des Inhalts:

Eine hannoversche Frage gibt es überhaupt nicht; Prinz Ernst August hat mit Genehmigung seines Vaters ein feierliches Wort gegeben, das ein Streben nach Aenderung des preußischen Besitzstandes ausschließt. Auch die Nachricht, daß das Herzogtum Braunschweig eine Vergrößerung durch den preußischen Distrikt Lüneburg erhalten sollte, wird dementiert, wie nicht anders zu erwarten war. Dagegen ist mit dem Einzug des neuvermählten Paares in die Braunschweiger Löwenburg für den Herbst zu rechnen. Der Bundesrat wird inzwischen beschließen, daß das feierliche Wort des Prinzen genügt, um den „reichsverfassungsgemäß gewährleisteten Frieden" herzustellen, den der Bülowsche Bundesratsbeschluß von 1909 überflüssigerweise von dem förmlichen Verzicht aller Mitglieder des Hauses Cumberland abhängig machen wollte. Mit dem Antritt der braunschweigischen Erbschaft durch den Schwiegersohn des Kaisers wird tatsächlich die welfische Frage erledigt sein. Wenn die bisherigen Mitglieder der deutsch-hannoverschen Partei und deren Presse nicht sofort den Anschluß an die neue Ordnung der Dinge finden, so brauchen unsere „nationalen" Kampfhähne deshalb nicht gleich zu einem neuen inneren Kriege aufzurufen. Die sog. Welfen haben bisher keine Friedensstörung herbeigeführt und werden es fortan erst recht nicht tun.

Wehrbeitrag und fortlaufende Deckung.

Der Budgetausschuß ist mit der schwierigen Aufgabe der Vervollkommnung des Wehrbeitrages in erster Lesung fertig geworden. Die Hauptarbeit war die Ausdehnung der Beitragspflicht auf die besseren Einkommen, und zwar in einer solchen Form, daß der einheitliche Maßstab in einer Vermögenssumme für die Veranlagung gewahrt blieb. Man hat das dadurch erreicht, daß das Arbeitseinkommen von 5000 M an aufwärts mit dem Sechsfachen, in den höheren Stufen mit dem Acht-, Zehn- und Zwölffachen kapitalisiert und als steuerpflichtiges Vermögen angerechnet wird. Daneben hat man eine sehr starke Staffelung des Tarifs beschlossen; der Abgabesatz soll von 0,15% bis auf 1,5% steigen. Gegen diese ersten Beschlüsse erheben sich von zwei Seiten noch Einwendungen. Einige meinen, der Höchstsatz von 1½% für die großen Vermögen sei bedenklich, unter anderem auch in der Hinsicht, daß er zur Hinterziehung oder Auswanderung der mobilen Vermögen Anlaß geben könne. Anderseits wird geltend gemacht, daß das Arbeitseinkommen eines besitzlosen Mannes von 5000 M zum standesgemäßen Unterhalt einer größeren Familie kaum ausreiche, daß also entweder die Familienverhältnisse berücksichtigt oder überhaupt die Einkommen von 5 bis 6000 M noch freigelassen werden sollten. Ueber diese Einzelheiten wird man wohl noch leichter zur Verständigung gelangen, als über die richtige Veranlagung des unbeweglichen Besitzes. Der Ausschuß hat zum Schutze der Landwirte die Einschätzung nach dem 20fachen Reinertrag beschlossen, doch wird diese angebliche Begünstigung der „Agrarier" von links bekämpft.

Noch schwieriger wird die Beratung der neuen fortlaufenden Steuern sich gestalten. Die „veredelten Matrikularbeiträge", welche die Regierung vorgeschlagen, finden bisher wenig Freunde. Die direkte Erbschaftssteuer, welche die Linke vorschieben möchte, hat rechts und im Zentrum zähe Gegner. So tritt die Reichsvermögenssteuer mehr in den Vordergrund, und gegen deren Einführung will angeblich der Reichskanzler im Namen des Bundesrats ein kategorisches Unannehmbar richten. Angesichts dieser Spannung malen einige Zeitungen schon die Reichstagsauflösung an die Wand. Aber so sehr haben sich die Dinge noch nicht zugespitzt. Zwischen der angeblich unmöglichen Reichsvermögenssteuer und dem System der Matrikularbeiträge lassen sich vielleicht noch Mittelwege finden, die für die Steuersouveränetät der Einzelstaaten nicht vernichtend sind und doch dem Reiche zu dem Seinigen verhelfen. Es wird aber hohe Zeit, daß die Regierung das Werk der Sammlung und Verständigung tatkräftig in die Hand nimmt.

Stürme in Ungarn.

Graf Stephan Tisza ist vom Kaiser und König Franz Josef mit der Neubildung des ungarischen Kabinetts betraut worden. Das Präsidium des Ministeriums übernimmt Graf Tisza selbst, zum zweiten Male, nachdem er vor sieben Jahren einen jähen Sturz erlitten hatte. Die Signatur der Lage ist: geringer Personenwechsel, altes System! Bezeichnend ist ein Ausspruch Tiszas nach seiner Audienz beim Monarchen: „Wir werden den bisherigen Weg ruhig weitergehen, keinen Kampf provozieren, aber auch vor keinem Kampf zurückweichen."

Deutsche Zukunft.

Durch brausende Wogen, Gischt und Riff
Bis zu den fernsten Meeren
Fahr hin, du herrliches Wikingsschiff,
Du Schiff von Deutschlands Ehren!
Der Kaiseradler funkelt blank,
Der Zukunft Sterne brennen,
Mit deinem Stahlleib, hoch und schlank,
Sollst jeden Feind du berennen.

Hoch über dir in Wolken weit
Weht's wie von rauschenden Fahnen.
Es sind die Geister der alten Zeit,
Die Geister deutscher Ahnen.
Ich seh' sie durch den strahlenden Raum
Die Hände wie segnend regen:
„O Wikingsschiff, o herrlicher Traum,
Fahr wohl in Gottes Segen!"

„Fahr wohl! Die Zeit des Träumens ist aus,
Des Träumens und Sichverliegens.
Durch deine Masten ein Windsturm braus',
Ein Sturm des Jauchzens und Siegens!
Bis zu der Südsee schimmernder Flur
Sollst deutsche Art du tragen!
Soweit der Hammer von Tor einst fuhr,
Soll Deutschlands Grösse ragen!"

Dr. Lorenz Krapp.

Niederlands Wahlen.

Das religiöse Moment bei der Koalition der Rechtsparteien.

Von P. H. J. Terhünte, S. C. J., Sittard.

Während bei den Wahlkämpfen anderer Länder die Schulfrage die Gemüter manchmal heftig erregt, steht sie bei den diesjährigen Wahlen zu der Zweiten Kammer der Niederlande, die am 17. Juni stattfinden, im Vordergrunde. Die Schulfrage fast allein hat zur abermaligen Koalition der Rechten geführt, und sie ist es auch, welche die heterogenen Elemente der Linken zusammenhält.

Der Rechten, welche 58 von 100 Sitzen innehat, und die zusammengesetzt ist aus der katholischen Staatspartei, den Antirevolutionären und den Christlich-Historischen, steht eine Linke von Liberalen der verschiedensten Schattierung, Freisinnig-Demokraten und Sozialisten gegenüber. Der Gegensatz ist nicht wirtschaftlicher, sondern religiöser Natur, da die Rechte ausschließlich Katholiken und gläubige Protestanten umfaßt, die Linke hingegen sich zum größten Teile aus liberalen Protestanten und Ungläubigen rekrutiert.

Aber auch die Rechtsparteien haben sich nicht auf wirtschaftliche, sondern auf religiöse Gründe hin geeinigt. Ein kleiner Einblick in ihre Geschichte zeigt uns dies.

Die katholische Staatspartei, die seit 1864 eine politische Einheit bildet, birgt in ihrem Schoße Männer der verschiedensten Richtung: Freihändler und Anhänger des Schutzzolles, Militaristen und Antimilitaristen, Förderer einer sozialen Gesetzgebung und solche, die ein langsames Tempo wünschen, die auch diese ihre Anschauungen bei den Abstimmungen manchmal zum Ausdruck bringen, sich aber immer dann zur gemeinsamen Arbeit finden, sobald Fragen religiöser Art angeschnitten werden. Sie ist die jüngste, aber die stärkste der drei Parteien.

Ihr mächtigster Bundesgenosse ist die antirevolutionäre Partei, deren Entstehung nach dem Revolutionsjahr 1830 anzusetzen ist. Sie empfing ihre Eigenart durch den Historiker Groen van Prinsterer, dem als Ziel die Einführung des christlichen Geistes in das ganze Staatsleben vorschwebte. Großen Zuwachs erhielt sie durch jene gläubigen Protestanten, die mit Besorgnis dem Anwachsen des Indifferentismus und des Unglaubens im Protestantismus zusahen und dem politischen Liberalismus einen großen

Teil der Schuld zuschrieben. Langsam gingen die Konservativen in jener Partei unter. Zur Stärkung der Antirevolutionären diente ihm Opposition gegen die konfessionslose Schule in den achtziger Jahren. Zu Einfluß kamen beide Parteien erst, als Dr. Schaepmann, der katholische Dichter und Staatsmann, und der großzügige, tiefgläubige Realpolitiker Dr. Kuyper 1887 eine Einigung beider Parteien bewerkstelligten.

Ein anderer Teil der gläubigen Protestanten sah in der Abtrennung der Antirevolutionären zu selbständigen Kirchen und in der Errichtung der freien Universität zu Amsterdam und der theologischen Schule zu Kampen zur Heranbildung orthodoxer Prediger eine Gefahr für die große niederländisch reformierte Kirche. Ferner war ihnen die Gleichberechtigung der katholischen Kirche, die 1853 verkündet wurde und durch den liberalen Minister Thorbecke veranlaßt war, ein Dorn im Auge, da sie für ihre Kirche einen Vorrang beanspruchten, weil die Niederlande ein protestantischer Staat seien. Indes, sie wollten sich auch nicht den Liberalen anschließen, da sie die unheilvollen Fortschritte des Rationalismus sahen, und gründeten eine kleine Partei, die Christlich-Historischen, die anfangs einen stark antikatholischen Einschlag hatten. Erst 1893 verstanden sie sich dazu, den beiden anderen Parteien beizutreten.

Die Christlich-Historischen sind die Unzuverlässigen im Bunde, wie ihre Geschichte es ja auch erwarten läßt. Ganz klar tritt dies zutage in einer Idee der Neugründung, welche dem Dr. van Hoogenhuyse vorschwebt, und die er und einige seiner Freunde in den letzten Monaten warm befürworten. Sie möchten gerne, daß die Vermengung von Religion und Politik im niederländischen Staatsleben verschwände. Auch stoßen sie sich an der Antithese, die Dr. Kuyper in den letzten Jahren scharf herausgearbeitet hat: hie christlich, hie heidnisch, womit er aber nur ein stärkeres Hervortreten heidnischer Ideen im Staatsleben bezeichnen wollte. Ihr Ziel ist eine Partei der Unabhängigen, deren Grundsätze auf religiösem Gebiet sich kurz auf drei Punkte zurückführen lassen: 1. Anerkennung Gottes auf allen Lebensgebieten, 2. Hintanhaltung einer Zersplitterung in der protestantischen Kirche, 3. Verhinderung einer steigenden Macht der katholischen Kirche.

Trotz mancherlei Schwierigkeiten ist für diese Wahlen die Koalition der Rechtsparteien zustande gekommen, und in den Vordergrund hat man nicht die Kuypersche Antithese, sondern die Gleichberechtigung der privaten mit den Staatsschulen, auch was die Staatszuschüsse angeht, gestellt. Die gesamte Linke dagegen tritt für die konfessionslose Staatsschule ein und nennt sie sogar die Nationalschule, obwohl sie immer mehr zurückgeht, seitdem die Lehrer an den Privatschulen den anderen gleichberechtigt sind, und die Privatschulen auch schon einigen Staatszuschuß erhalten:

1890	Staatsschulen	454 926	Schüler;	Privatschulen	188 052
1904	„	562 620	„	„	268 969
1911	„	563 047	„	„	353 547

Das Ziel, welches erstrebt wird, ist eine Reform des Grundgesetzes der Schule, nämlich die Privatschule soll Regel sein und die Staatsschule nur da eintreten, wo die Privatschule den Bedürfnissen und Anforderungen nicht genügt. Dies aber können die Rechtsparteien nur dann erreichen, wenn sie einig zusammenstehen, da es zu einer solchen Umänderung einer Zweidrittelmehrheit bedarf, zu der der Rechten noch 9 Sitze fehlen.

Es gilt also, die rechte Mehrheit wenigstens zu erhalten und wenn möglich zu vermehren. Um dieses zu erreichen, müssen sich die Katholiken mit ihren 26 Sitzen begnügen, von denen sie 2 der Koalition verdanken, obwohl sie in zehn anderen Wahlkreisen der Koalition mehr als die Hälfte der Rechtswähler stellen; denn in manchen Kreisen der Christlich-Historischen sind die Vorurteile zu groß, um einen Katholiken zu wählen.

Ueber den Ausgang der Wahl und die wirtschaftlichen Momente des Wahlkampfes zu schreiben, überschreitet das gesteckte Thema. Eines aber ist gewiß, das religiöse Moment bildet den Unterton des Wahlkampfes hüben und drüben.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen in der Kommission.[1]

Von Oberregierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

II.

Im weiteren Verlaufe der Kommissionsberatungen wurde das Friedenspräsenzstärkegesetz in seinem wesentlichen Inhalte mit den Stimmen des Zentrums, der Liberalen und Konservativen gegen diejenigen der Sozialdemokraten und des elsässischen und polnischen Vertreters angenommen. Abgelehnt blieben lediglich, trotz einer nochmaligen eingehenden Begründung durch den Kriegsminister, die drei Kavallerieregimenter. Die definitive Entscheidung über diese Forderung wird also im Plenum fallen. Welches das Endergebnis des Kampfes um diese viel umstrittene Forderung sein wird, ist noch ungewiß. Wollte aber die Reichsleitung wirklich, wie man sich in den Wandelgängen des Reichstags erzählte, die eventuelle definitive Ablehnung der drei Regimenter durch den Reichstag mit einer großen Staatsaktion beantworten — man sprach sogar schon von einer Auflösung des Reichstags aus diesem Grunde —, so müßte ein solches Vorgehen ein eigentümliches Licht werfen auf die immer wieder betonte absolute Vordringlichkeit der ganzen Heeresvermehrung. Denn eine Auflösung des Reichstags müßte natürlich die ganze Aktion auf Monate hinaus zurückwerfen, sodaß gar nicht mehr daran zu denken wäre, bis zum 1. Oktober dieses Jahres schon, wie der preußische Kriegsminister als unumgänglich notwendig erklärte, die Präsenzverstärkungen in Wirksamkeit treten zu lassen. Schon aus diesem Grunde allein erscheinen diese Gerüchte nicht glaubhaft, wie es sich überhaupt empfehlen dürfte, solchen und ähnlichen Nachrichten mit Vorsicht und mit einem gesunden Mißtrauen gegenüberzutreten.

Auch der zweite Teil der Wehrvorlagen, die Ergänzung zum Reichshaushaltsetat für 1913, in welcher die etatsmäßige Bewilligung der für die zu schaffenden Neuorganisationen erforderlichen Mittel, ausgeschieden nach den einzelnen Verwendungszwecken, vorgeschlagen wurde, fand in der Kommission die gleiche Mehrheit. Abgelehnt wurde hier nur die Forderung von 570,000 ℳ für Löhnungszuschüsse an Unteroffiziere usw. bei den Truppen in Elsaß-Lothringen. Man wollte nach der Begründung dieser Forderung durch dieselbe u. a. den „in Elsaß-Lothringen noch immer bestehenden Mangel an Zusammenhang zwischen Bevölkerung und Unteroffizierkorps" beheben. Dieser Gedanke findet eine eigentümliche Beleuchtung in dem Umstande, daß just in den Tagen, in welchen diese Forderung in der Kommission zur Beratung stand, die Absicht der elsässischen Regierung bekannt wurde, durch Ausnahmegesetze die Freude der elsässischen Bevölkerung am Reiche zu erhöhen und der verfehlten preußischen Ostmarkenpolitik gegen die Polen eine noch mehr verfehlte Westmarkenpolitik als würdiges Pendant zur Seite zu stellen. Ob man durch solche unglaublich verkehrte Maßnahmen wohl den „Zusammenhang" zwischen Bevölkerung und Regierung im Elsaß wieder herzustellen hofft?

Abgesehen von einigen Intendanturräten und Kriegsgerichtsräten fielen sodann noch 1008 Leutnants und 1044 Unteroffiziere dem Rotstift zum Opfer, diese aber nicht definitiv, sie werden vielmehr im Etat für 1914 bzw. 1915 wieder erscheinen, wenn wirklich ein Bedürfnis dazu besteht. Es handelt sich also hier nur um eine Verschiebung der Bewilligung auf den richtigen Zeitpunkt und die Aufregung liberaler Blätter über diesen auf Antrag des Zentrums erfolgten Abstrich war gar nicht begründet. Sie bewies aber aufs neue, wie Anträge, sobald sie nur von Zentrumsseite kommen, in einer gewissen Presse von vornherein verdächtigt und diskreditiert werden, selbst wenn sie von der Regierung als sachlich begründet anerkannt werden müssen.

Die erste Beratung der Wehrvorlagen im Plenum des Reichstags ließ schon erwarten, daß bei deren Verabschiedung in Form von Resolutionen eine ganze Reihe von Forderungen wiederkehren würden, die aus der Mitte des Reichstags schon oft erhoben wurden, auf seiten der Regierung aber bisher keine Berücksichtigung gefunden hatten. Dazu kamen neue Wünsche, die mit Rücksicht auf die mit der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke verbundene stärkere Belastung in persönlicher Hinsicht gewisse Erleichterungen für die ihrer gesetzlichen Dienstpflicht genügenden Söhne des Volkes und deren Angehörigen anstreben, oder auf eine Erhöhung der Wehrfähigkeit unserer Jugend und auf eine

[1] Vergl. hierzu: Die Wehr- und Deckungsvorlagen in der Kommission. I. Von Oberregierungsrat Karl Speck, M. d. R., in „Allg. Rundschau", Nr. 21, vom 24. Mai 1913.

Hebung der Schießfertigkeit bei den Reservisten und Landwehrmännern sowie auf eine Sicherstellung der Leistungsfähigkeit der freiwilligen Krankenpflege abzielen. Auch die alte Klage über die Exklusivität gewisser Regimenter in bezug auf die Rekrutierung der Offizierskorps ausschließlich oder überwiegend aus adeligen Kreisen hat in einem Beschluß der Kommission Ausdruck gefunden. Sie verlangt ferner, daß ein ständiger Austausch zwischen den Offizieren der sogenannten Grenzregimenter und der unter günstigeren örtlichen Verhältnissen garnisonierenden Truppenteile stattfinden solle, ein Verlangen, dem zweifellos eine Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Daß angesichts der ganz kolossalen Opfer und Leistungen, die jetzt dem deutschen Volke neuerdings auferlegt werden sollen, in der Kommission der dringende Wunsch nach größter Sparsamkeit zum Ausdruck kam, wird nicht überraschen können. Jedoch auch die Optimisten zweifeln, ob dieser ernste Appell jetzt endlich Gehör findet.

Einem Antrag des Zentrums entsprechend wurde sodann noch beschlossen, daß die Soldaten mindestens durchschnittlich jährlich vier Wochen Urlaub erhalten, und daß dieser Urlaub für die aus der Landwirtschaft stammenden Mannschaften tunlichst in der Erntezeit erteilt werden soll. Zur Erleichterung der Urlaubsreisen soll jedem Soldaten jährlich einmal freie Fahrt nach der Heimat und zurück in die Garnison gewährt werden. Bei der großen Bedeutung, die einer solchen Rücksichtnahme der Militärverwaltung auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse zukommt, nicht nur für die direkt Beteiligten selbst, sondern auch für die rechtzeitige Einbringung der zur Volksernährung notwendigen Getreide- und Futterernten, begnügte sich das Zentrum aber nicht bei dieser Resolution; auf seinen Antrag wurde vielmehr noch in das Friedenspräsenzstärkegesetz selbst als § 3a eine Bestimmung aufgenommen des Inhalts, daß die Mannschaften des Beurlaubtenstandes, soweit militärische und wirtschaftliche Gründe es gestatten, nur in den Wintermonaten zu Uebungen einberufen werden sollen. Um so mehr muß es befremden, daß nach einer kürzlich durch die Tagesblätter gegangenen Notiz neuerdings wieder Bauernknechte für die Zeit von Mitte Juni bis Ende Juli dieses Jahres zu militärischen Uebungen einberufen wurden, also gerade zur Haupterntezeit der Landwirtschaft entzogen werden sollen. Möge man sich doch an den maßgebenden Stellen gegenwärtig halten, wie schwer der einzelne Bauer durch solche Maßnahmen getroffen wird, und wie wenig diese geeignet sind, die Opferfreudigkeit des Bauernstandes zu erhöhen.

Bei dem künftighin erheblich höheren Bedarf an Mannschaftsersatz lag die Befürchtung nahe, daß nun in solchen Fällen, wo bisher auf Reklamation hin Befreiung vom aktiven Heeresdienst eintrat, infolge bürgerlicher Verhältnisse, wenn es sich zum Beispiel um den einzigen Ernährer bedürftiger Familien handelte, nicht mehr in der gleichen rücksichtsvollen Weise vorgegangen würde wie bisher. Dem trug die Kommission durch einen Beschluß Rechnung, daß auch in Zukunft in solchen Fällen mit dem gleichen Wohlwollen wie bisher verfahren werden und keine Verringerung der Zahl der wegen bürgerlicher Verhältnisse frei werdenden Rekruten eintreten solle.

Der viel erörterte Gedanke, daß solche Familien, die eine unverhältnismäßig große Zahl von Söhnen zum Dienst im Heere oder in der Marine stellen, eine Entschädigung für die damit verbundenen finanziellen Opfer bekommen sollten, fand ebenfalls auf Antrag des Zentrums in einem Beschluß der Kommission einen der Billigkeit wohl entsprechenden Ausdruck. Es soll hienach solchen Familien eine Summe von 240 M für das Jahr während der gesetzlichen Dienstzeit des vierten und eines jeden weiteren Sohnes als Aufwandsentschädigung gewährt werden.

Alle diese und die übrigen Resolutionen einzeln aufzuführen, ist hier nicht der Platz. In der Oeffentlichkeit wurde aber diese Tätigkeit der Kommission vielfach bemängelt und insbesondere getadelt, daß hier unmittelbar vor der Verabschiedung der großen Heeresvorlagen gewissermaßen versucht würde, einen Druck auf die Verwaltung auszuüben. Diese Kritik kann als sachlich berechtigt nicht anerkannt werden. Denn es war doch selbstverständlich, daß angesichts der großen persönlichen und finanziellen Lasten, die dem deutschen Volke jetzt wiederum auferlegt werden sollen, die Vertreter des Volkes im Parlament den Versuch machten, diese Lasten auch nach der persönlichen Seite hin für die von ihnen Betroffenen möglichst erträglich zu gestalten und tunlichst zu erleichtern. Und an Versuchen in dieser Richtung hat es die Kommission mit Recht nicht fehlen lassen. Sache der Militärverwaltung wird es nun aber sein, die von ihren Vertretern gegebenen Zusicherungen auch entsprechend den Wünschen des Parlaments loyal durchzuführen.

Das Zentrum ist mit seiner Anregung, daß schon in der Kommission vor der definitiven Entscheidung über die Wehrvorlagen in zweiter Lesung die erste Lesung der Deckungsvorlagen eingeschoben werden solle, unterlegen. Die gesamte Linke stimmte geschlossen dagegen und glaubte damit offenbar eine große Heldentat verrichtet zu haben. Wenigstens schrieben liberale und sozialdemokratische Blätter im Anschluß an die betreffende Abstimmung triumphierend von einer „Niederlage“ des Zentrums. Ja, es wurde diesem sogar der Vorwurf gemacht, es wollte durch diese Anregung die Beratung der Wehrvorlage absichtlich verschleppen. Davon kann natürlich im Ernste keine Rede sein. Das Zentrum hat doch wohl zur Genüge bewiesen, daß es auch diesmal bereit ist, dem Schutzbedürfnis des Reiches Rechnung zu tragen und das zu unserer Wehrhaftigkeit Notwendige zu bewilligen. Solche durch nichts begründete Unterstellungen können also nur aus dem Gesichtswinkel heraus versucht werden, daß eben jedes Mittel für recht und erlaubt gehalten wird, wenn es gilt, das Zentrum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Uebrigens wird ja wohl der weitere Verlauf der Dinge ergeben, ob durch den mit Hilfe der Sozialdemokraten in der Kommission errungenen „Sieg“ der Linken über Zentrum und Konservative das Zustandekommen der Wehr- und Deckungsgesetze tatsächlich gefördert wurde oder nicht.

Jugendziele.

Von M. Buczkowska, München.

„Die Gegenwart scheint in ihrer Weiterentwicklung nicht gewillt, die Jugend zu schonen. Sie kann es auch nicht, denn fast jeder neue Tag entrollt ein neues Problem, zu dessen Lösung die denkenden Geister, die mitfühlenden Herzen und die tätigen Hände aller notwendig sind.“

Wenn Hedwig Dransfeld diese ernsten Worte an die Jugendabteilungen des Katholischen Frauenbundes richten konnte, so geschah es im Bewußtsein, daß eine verständnisvolle und tatenfrohe Jugend schon in den Reihen des Bundes heranwächst.

Die Jugendabteilungen fassen in über 50 Städten Deutschlands diese jugendlichen Mitglieder des Frauenbundes zusammen. Bildungsstreben — Arbeitsfreudigkeit — Gesinnungstüchtigkeit sind ihre Programmpunkte.

Der oben erwähnte Appell an die geistigen Fähigkeiten der Jugend beweist, wie sehr der Frauenbund bemüht ist, das Bildungsniveau seines Nachwuchses auf eine möglichst hohe Stufe zu entwickeln; dazu sollen Kurse, Führungen und Vorträge, sowie die möglichst kunstsinnige Ausgestaltung aller Veranstaltungen der Jugendabteilungen dienen. Ist ein gewisses Maß von Allgemeinbildung ehedem für das junge Mädchen allein erstrebenswert gewesen, so sucht es heutzutage vielfach nach Fachbildung. Diesem Bedürfnis kommen die Berufsberatungsstellen[1]) des Frauenbundes entgegen mit ihrem wertvollen Material über alle Bildungsanstalten, mit ihren unermüdlichen Leiterinnen, die durch freundschaftlichen Rat Eltern und Töchter in den entscheidenden Augenblicken der Berufswahl unterstützen. Welch große Bedeutung diese Einrichtung gerade für die gebildeten Kreise gewinnen kann, — in Volkskreisen sind die Beratungsstellen längst populär, — bewies, wohl ungewollt, ein Artikel von Dr. Hans Rost in der „Allgemeinen Rundschau“ Nr. 14, 5. April 1913, S. 272. Während Dr. Rost zahlenmäßig bis ins einzelne beweist, daß der Anteil der Katholiken in Bayern an den „höheren Verwaltungsposten und sonstigen Beamtenstellen“ unter dem Bevölkerungsprozentsatz steht, kommt er zu dem Resultat, „daß die weiblichen Beamten katholischer Konfession fast durchgehend stärker in den einzelnen Berufskategorien vertreten sind, als dies dem katholischen Bevölkerungskontingent entspricht.“ Wollen die Katholikinnen diese glückliche Position fürderhin behaupten, so wird in Zukunft ein systematisches Hinweisen auf die Notwendigkeit des Frauenstudiums gerade für uns Katholiken unerläßlich sein. Eine wesentliche Erleichterung in dieser Frage ist die so sehr zu begrüßende Tat-

[1]) Zentrale für die Berufsberatungsstellen des K. F.-B. Köln, Roonstr. 36, für Bayern München, Theresienstr. 25 Ggb.

sache, daß die Englischen Fräulein in Regensburg Realgymnasialkurse eingerichtet haben, und wir somit in Bayern endlich das erste von Klosterfrauen geleitete Gymnasium besitzen.

Es ist selbstverständlich, daß die Organisation der katholischen Frauenbewegung dieses Bildungsstreben der Jugend fördert; ihr Hauptgewicht aber wird sie immer auf den erzieherischen Wert der Arbeit legen. Darum hat der Katholische Frauenbund seine Jugendabteilungen zur Mitarbeit auf dem Feld sozialcaritativer Tätigkeit berufen. Jugendkraft, Phantasie und Arbeitsbegeisterung bringt die Jugend dem Frauenbund entgegen, und dieser lehrt sie Ausdauer, Pflichttreue und Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten. Anknüpfend an die Tätigkeit der Haustochter und älteren Schwester will die Jugendabteilung das junge Mädchen lehren, ihre freie Zeit den Kindern überbürdeter Mütter zu widmen und den Platz jener älteren Schwester zu vertreten, die von der Kinderstube aus durch die Not ins Erwerbsleben gedrängt wird. Krippe, Bewahranstalt, Kindergarten, Hort, Kinderlesestube, Flickschule, Ferienkolonien müssen ja unzähligen Kindern des Volkes für Stunden und Tage das Familienleben ersetzen.

Das vielfach ungenützte Kapital einer guten Bildung will die Jugendabteilung für die großen Zwecke der Volksbildung verwerten. Und so treffen wir die Mitglieder im Verein kaufmännischer Gehilfinnen fremdsprachlichen Unterricht erteilen, sehen sie in den verschiedensten Vereinen der im Erwerbsleben stehenden Mädchen den Singchor leiten, geschmacksbildende Aufführungen veranstalten, kleine Vorträge halten oder in Volksbibliotheken sich betätigen. Schriftstellerische Begabung und kaufmännische Vorbildung werden besonders in der Sekretariatsarbeit geschätzt. Geschickte Hände sind bei den Arbeitsvermittlungen für Heimarbeiterinnen, in Brockensammlungen und im Nähverein willkommen. Durch all diese und unzählige andere kleine und große Hilfeleistungen kommt die Jugend in enge Fühlung mit den breiten Schichten des Volkes, lernt ihre verantwortungsvolle Stellung im Volksganzen verstehen und wächst in einer Atmosphäre sozialer Gesinnung heran. Und schon sehen wir diesen Nachwuchs in die sozialen Berufe einrücken, von ehrenamtlicher Tätigkeit zu honorierten Posten berufen und als Hausfrauen und Konsumentinnen diese Gesinnung in die Tat umsetzen.

Der Katholische Frauenbund, als die großzügige Vertretung der katholischen Weltanschauung innerhalb der gesamten Frauenbewegung, erzieht seine Jugend naturgemäß zu jener Gesinnungstüchtigkeit und tief gläubigen Ueberzeugung, die überall im gesellschaftlichen Leben und den modernen Verhältnissen mutiges Bekennertum schafft.

Darum war der Zusammenschluß der jugendlichen Mitglieder in eigene Jugendabteilungen, die mit dem Gesamtbund organisch verbunden, eine Notwendigkeit. Die günstige Entwicklung derselben drängte bei der letzten Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes in Straßburg (Oktober 1913) zu einem weiteren Ausbau. Als glückliche Lösung wurde eine „Jugendkommission" in den Zentralausschuß eingefügt und mit besonderen Aufgaben betraut.

Die Herausgabe der „Jugendziele" (Januar 1913) war das erste Arbeitsergebnis. Sie erscheinen als bescheidenes Beiblatt zum Organ „Der Katholische Frauenbund". Mitten im Widerstreit der Meinungen des modernen Lebens, sollen sie den jugendlichen Leserinnen Halt sein und klare Ziele stecken.

Der soziale Gedanke, welcher die Jugendabteilungen beherrscht, findet hier ein Organ, welches die viele bereits geleistete Arbeit bespricht und wertvolle Zusammenstellungen von Arbeitsgebieten und Anregungen bringt. Jugendliche Talente können zu Worte kommen und werden schriftstellerisch geschult.

Der große erzieherische Einfluß von Studienanstalten auf ihre ausgetretenen Schülerinnen kommt in den „Jugendzielen" zu Wort. In der Rubrik „Aus der Studienzeit" finden Klöster, Seminarien, Fachschulen usw. Gelegenheit, durch Mitteilungen, sowie durch Bekanntgabe etwaiger Zusammenkünfte diesen Verkehr aufrecht zu erhalten, ein längst empfundenes Bedürfnis.

So sind die „Jugendziele" (6 Nummern liegen vor) die programmatische Zusammenfassung all dessen, was die Jugend anstrebt, ein Gedankenaustausch, der Gleichgesinnte zusammenführt, ein Ruf der Führerinnen an die Jugend, von der Hedwig Dransfeld in ihrem Geleitwort der Jugendziele sagen konnte: „Katholische junge Mädchen! Der Frauenbund hat Euch notwendig. Ohne Euch wäre er ein Gebilde ohne Zukunft, trüge er also den Todeskeim im Herzen. Ihr seid an seinem weitverzweigten Stamme die lebensjungen, knospenreichen Sprossen; Stamm und Sprossen gehören organisch zusammen."

Krieg.

Heulende Wetter stürmen zusammen.
Donnernder Prall. Und Schreie der Qual.
Waffengetos. Und lodernde Flammen
Rings auf dem Feld — des Krieges Fanal.

Weinende Mütter, weinende Bräute!
Dumpf tobt die männermordende Schlacht.
Grausen verschlingt das blutige Heute,
Schrecken durchgellt das Schweigen der Nacht.

Das ist der Krieg! Herr, wend' es zum Besten,
Wenn seine Greuel unsre Heimstatt bedroht.
Hilf uns des Friedens Bruderband festen,
Lösche den Brand, der fernher schon loht.

Jos. Heinr. Berlenbach.

Herr von Puttkammer und Elsaß-Lothringen.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg.

Was Herr Domkapitular Dr. Zimmern in Nr. 20 der „Allgemeinen Rundschau" über Herrn von Puttkammer schrieb, erweckte gewiß in vielen von uns Alten manche Erinnerungen.

Die Jungen von heutzutage kennen nur die Reichslande, die noch immer nicht in ihrem Sinne deutsch geworden sind. Natürlich tragen böser Wille — und wenn der nicht ausreicht — konfessionelle Zustände die Schuld daran.

General Graf Kirchbach, der Sieger von Wörth, erzählt, daß er spät am Abend nach der Schlacht in das Haus eines elsässischen Pastors gekommen sei. Dieser konnte noch nicht ahnen, wie die Würfel fallen würden, und doch sagte er dem General, seine Glaubensgenossen seien in letzter Zeit von Angst erfüllt gewesen, daß Napoleon III. den Protestanten im Elsaß Schwierigkeiten machen würde. Erhoffte also dieser Pastor schon am 6. August einen Sieg der Preußen in seinem Herzen, so sollte man doch meinen, daß heutzutage alle Protestanten des Elsaß mit Leib und Seele deutsch geworden wären. Nun glaube ich aber nicht, daß der kranke Kaiser einen Kulturkampf eröffnen wollte. Napoleon III. war gutmütig und schlau zugleich. Elsässische Stimmzettel für seine Dynastie waren ihm sicher lieber als unfreiwillige Beichtzettel.

In Frankreich spottete man ja viel über die Elsässer, aber gerade die Napoleoniden — der große Onkel und der kleinere Neffe — überhäuften das Elsaß mit Gnadenbeweisen. Auch Lothringen hatte sich nicht zu beklagen. Die reichen Familien spielten in Paris ihre Rolle und auch das Volk hatte am Sonntag sein Huhn im Topfe.

Was sind aber jetzt die Bewohner der Reichslande nach 43 Jahren im neuen Deutschen Reiche? Der Pastor des Grafen Kirchbach dürfte längst verstorben sein, und in Berlin gibt es keine ellenlangen Gendarms, die aus dem Elsaß stammen, wie einst in Paris. Haben mich doch 1871 zwei solche Gendarmen beschützt, als mich auf der place de la Bastille der Janhagel der Seine bedrängte. Das waren eigentlich gute Süddeutsche, obwohl weder ihr Deutsch noch ihr Französisch erste Güte verriet.

Süddeutsch — besonders schwäbisch — ist das breite Volk der Reichslande. Wann hat sich aber ein Süddeutscher je gerne von einem Preußen meistern lassen? Schon als junger Mensch, wenn ich aus der Garnison Sedan die Reichslande besuchte, fiel mir das auf. Der spätere Statthalter Manteuffel hielt als unser Befehlshaber Hof in Nancy. Seine Bälle in der Präfektur erweckten in mir ganz eigentümliche Gefühle. Goldstrotzende Säle, für die Kaiserin Eugenie hergerichtet, enthielten eine Gesellschaft, die mich an die Romane der vergessenen Wildermuth erinnerten.

Feldmarschall Manteuffel liebte die Pose. Als wir uns im Garten bei ihm meldeten, stützte er sich auf seinen Stock wie Friedrich der Große. Ein Mann, der die Pose kennt, paßte sicher später als Statthalter nach Straßburg, und der Feldmarschall erreichte dort ziemlich viel. Manteuffel war glatt und schlau genug, auch das konfessionelle Moment in Betracht zu ziehen. Der Wörther Pastor kam bei ihm nicht zu Wort. Aber Herr von Manteuffel

und Bismarck liebten sich allzusehr. Das ist nicht schwer zu beweisen.

Nach Manteuffel kam in den Reichslanden Kirchbachs Pastor von Wörth wieder ins Vordertreffen. Dann waren mit der Zeit die sozialdemokratischen Kinder auch im Elsaß herangewachsen. Napoleons Huhn im Sonntagstopfe lief aber ungerupft auf den Höfen herum. In Berlin sah man keine barons de Geigers und auch keine langen Gendarms. Die Reichslande waren ein Kummerkind geworden. Ein Kind, das mit dem linken Auge nach Frankreich schielte. Und dort? Auf der place de la concorde tat sich aber ein Augenarzt auf. Unverfroren — oft mehr als das — winkte der immer in unsere Reichslande herüber.

Und bei den Zuständen will man immer Elsaß-Lothringen germanisieren. Da hat nun Herr Domkapitular Dr. Zimmern an Herrn von Puttkammer erinnert. Das war ein Altpreuße — nicht nach Art Manteuffels — aber einer, wie wir sie alle lieben. Jedenfalls war er ein Mann von Gedanken. Gedanken sind Dinge, die oft den gescheitesten Leuten nicht kommen. Wenn man einen süddeutschen Volksstamm mit altpreußischen Beamten und Wörther Pastoren überschwemmt, so vermute ich, daß sonst gescheite Leute mit den Gedanken ungefähr wie die Türkei mit den Balkanstaaten stehen. Und es wäre so leicht. — — Ja — leicht!

Ein Sohn des Herrn von Puttkammer erzählte mir vor Jahren die Lieblingsidee seines Vaters. Danach wären die Reichslande zu verteilen gewesen. Man schafft ein Königreich Baden mit der Hauptstadt Straßburg. Paris ist Festung, also könnte die Residenz des Königs es auch sein. Das Königlich badische Heer bliebe dem preußischen wie bisher einverleibt. Baden gibt an Bayern Weißenburg, Mannheim und Heidelberg ab. Dafür werden im linksrheinischen Bayern nur im Einvernehmen mit dem Deutschen Kaiser die dortigen obersten Kommandostellen besetzt. Lothringen — also den Löwenanteil — sollte Preußen erhalten.

Auf diese oder ähnliche Art würden die Reichslande nochmals erobert. Heute ist es allerdings eine verpaßte Gelegenheit. Wer wollte damals dagegen auftreten? Allenfalls die Lothringer? Kaum. Einem Großstaat gehört man ja gerne an, wenn dieser statt mit der Knute mit Zuckerbrot winkt. Es geht doch auch mit den Rheinlanden, obwohl dort noch immer der Geist des alten Napoleon lebt. Man lasse doch den Leuten ihre Geister. Man besiegt leicht die Leute — Geister auszumerzen ist eine eigene Sache und wirklich nicht nötig. Wo Geist zu Geist sich gesellt, gedeiht der Mensch.

Es ist aber Frankreich seit 1870 Republik. Wenn es auch den portugiesischen Sonnenglanz der Freiheit noch nicht erreicht hat, so wird es doch regiert, daß der alte Carnot, wenn er lebte, nochmals einem Napoleon sich verschreiben würde.

Kann denn unseren Reichsländern nicht bewiesen werden, daß es sich in einer vernünftigen Monarchie am ruhigsten und sichersten lebt? Schon deshalb wäre des Herrn von Puttkammer dereinstige Idee das Mittel gewesen, nicht allein die Herzen, sondern auch — die Geschäftsleute zu gewinnen.

Kein Mensch liebt es, alle paar Jahre nach anderem Muster erobert oder gewonnen zu werden. Einmal — ist gerade genug.

Moderne Kulturbestrebungen.

Von Paul Koselke, Arnsberg.

In kurzem ist der Hauptgedanke des Vortrages, den Dr. Forel für den Internationalen Orden für Ethik und Kultur (I. O. E. C.) gehalten hat, folgender: Bekämpfung der katholischen Kirche und ihrer Lehre.

Dr. Forel wagt sich zunächst auf ein Gebiet, dessen Boden ihm unter den Füßen zu schwinden droht, auf das der Dogmatik. Mit veralteten Redensarten sucht er sich zu halten und das Unzulängliche der Dogmen, die auch durch das „Märchen der Willensfreiheit und des Sündenfalls" nicht gestützt würden, darzutun. Ja, die Kirche hätte sogar, durch Galileis Lehre veranlaßt, ihre Dogmatik abändern müssen. Galileis Behauptungen beziehen sich aber nur auf naturwissenschaftliche Fragen, ein kirchliches Dogma hat aber rein religiösen Charakter.

Nachdem er so schon Farbe bekannt hat, geht Dr. Forel zu seiner und des ganzen Ordens Lehre über. Das Hauptfundament seines Lehrgebäudes ist die Evolutionstheorie.

Durch den Schöpfungsakt eines persönlichen Gottes sind der Mensch und das Tier geworden. Sollten sie sich aber — nach Forel — aus Urzellen entwickelt haben, so bleibt immer noch die Frage nach dem Ursprunge dieser Zellen unbeantwortet. Lebenspendende Materie kann sich nicht aus dem erkalteten Gasball entwickeln; das beweisen aber auch eben dieselben Wissenschaften, auf die Forel zu seinen Gunsten hinzeigte. Ich erinnere nur an die Versuche eines Pasteur. Aber von unbekannten Elementen zu reden, widerspricht jeder exakten Forschung. Die Empirie darf nur mit sicheren Tatsachen und Bekanntem rechnen.

Ebenso zu verwerfen ist die zweite, ich möchte sagen, absurde Folgerung der Evolutionstheorie, die unsere Seele der sich selbst reflektierenden Tätigkeit des Großgehirns gleichsetzt. Also philosophisch ausgedrückt: Materie soll sich selbst zum Gegenstande ihres Denkens machen können. Dazu ist eine rein organisch materielle Tätigkeit nicht fähig.

Aehnlich verhält es sich dann mit dem Gedächtnis und der Erinnerung. Sobald man die Seele und natürlich ihre Vermögen als organische Tätigkeit betrachtet, bleiben diese Erscheinungen ungelöst; die Ideenassoziationen sind ebenso unerklärlich. Mithin ist der Gedanke als Produkt einer organischen Tätigkeit materiell und unterliegt folglich dem Gesetze, dem alle Materie des Körpers untertan ist; „er verfällt der regressiven Stoffmetamorphose und wird in der einen oder anderen Form aus dem Körper ausgeschieden".

Statt zu erleuchten, verdunkelt diese Lehre und gibt uns Rätsel über Rätsel auf. Was ist das für eine Wissenschaft, die die tiefgehendsten Erscheinungen unseres psychischen Lebens in völligem Dunkel läßt und nur zur Identität von Stoff und Geist greift, um nicht für die Existenz der Seele eine Ursache, Gott, annehmen zu müssen!

Ferner ist „der gewaltige Fäulniskeim" nach der Evolutionstheorie mit ihrer Zuchtwahl unerklärlich. Es hat so das Schlechtere die Oberhand gewonnen. Und dieses nicht allein heute, sondern schon oftmals, wie die Geschichte lehrt. „Der Kampf ums Dasein" ist zum Ideal geworden und die reale Welt straft die Anhänger Darwins und des Lamarckismus Lügen. Aristoteles sagt, das Maß für die Wahrheit unserer Erkenntnis ist die Wirklichkeit. Warum stimmt nun schon jahrhundertelang die Natur nicht mit den evolutionistischen Lehren überein? Gerade dieser Umstand ist von Bedeutung für die Haltlosigkeit der sich aus dem Darwinismus und Lamarckismus ergebenden Theorie. Es ist eigenartig, daß die Natur so lange dem Gesetze der Zuchtwahl folgte, als man ihr Wirken in eine Zeit verlegt, wo das objektive Auge der Geschichte undurchdringliches Dunkel umgibt. Es liegt doch im Wesen der Natur, das einmal geschaffene Gesetz zu befolgen. Empirisch und vorurteilsfrei gedacht, würde man zu anderen, diametral entgegengesetzten Resultaten gelangen als Forel.

Da das Prinzip unhaltbar, werden auch die auf ihm beruhenden Folgerungen zu verwerfen sein.

Moral und Religion sind untrennbar. Der reine Autonomismus, wie ihn der Atheismus und Kant lehren, würde die Folge sein. Eine Moral ohne Gott und ohne Religion, d. h. ohne Verhältnis des Menschen zu Gott, ist vollständig unmöglich. Denn woher hat das Sittengesetz, das alle Menschen verpflichtet, seine Sanktion? Doch nur aus seiner Quelle und Ursache, aus Gott. Gerade das umgekehrte Verhältnis besteht zwischen Moral und Religion. Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn wir das Verhältnis vom Gesichtspunkte der Jenseitslehre betrachten. Die moralischen Gesetze sind uns von Gott gegeben, damit wir für die Irrfahrten des Lebens eine helleuchtende Fackel haben. Nur so ist es uns möglich, zur Beruhigung unseres Gewissens zu tun, was zu tun, zu unterlassen, was zu unterlassen ist, und in der anderen Welt Lohn oder Strafe zu erlangen. Mit anderen Worten, unsere Endbestimmung in Gott steht mit der Moral in inniger, untrennbarer Verbindung.

Aus diesem erhellt, daß Gott — Religion — Moral eine feste, unzerreißbare, in sich geschlossene Kette bilden, die zusammenhält, solange alle Glieder vorhanden, aber ihre Kraft verliert, wenn man nur eines fortnimmt. Fehlt Gott, dann entbehrt die Moral — und auf sie kommt es im Rahmen der Ausführung am meisten an — des Quells, der verpflichtenden Kraft; fehlt das religiöse Moment, das den Preis für die Kämpfe im Erdenleben verheißt, so sinkt die Moral zu einem krassen Egoismus herab.

In diesem Punkte liegt gerade das Verführerische und zugleich Unheilvolle der von Dr. Forel vertretenen Kulturbestrebung. Uebertrage man einmal seine Grundsätze auf das Staats- und Gesellschaftsleben! Gerade das Gegenteil von dem wird eintreten, was er von seiner Kultur erwartet; keine Glückseligkeit des

Menschen, sondern Kampf, innere Leere, sittliche Haltlosigkeit. Fragen nach der gesetzgebenden Macht der Staaten der Obrigkeiten, nach der verpflichtenden Kraft der Gesetze werden aufgeworfen. Man muß im Sinne Rousseaus und der von Dr. Forel auch anerkannten gemäßigten Marxisten antworten.

Außer diesen falschen Prinzipien enthält Dr. Forels Vortrag noch mehrere Inkonsequenzen, ja Widersprüche. Einmal verbietet er sich jeden Eingriff des Staates in die Erziehung des Kindes, fordert jedoch seine Unterstützung, sobald es sich um Verbreitung seiner Lehren handelt.

Die Unzulänglichkeit des „Köhlerglaubens“ will er dadurch erhellen, daß seine Vertreter in Wort und Schrift gegen Anfeindungen ankämpfen. Doch man kann ihn fragen, warum er denn mit aller Gewalt als Anwalt seiner Weltanschauung auftritt?

Wenn man den Rückschluß macht?!

Nicht minder ist Dr. Forels Weltanschauung — denn eine solche hat er unzweifelhaft in seiner Ausführung niedergelegt — vom philosophischen Standpunkte aus zu verwerfen. Gott und die Welt sind eins, Geist und Materie sind eins, heißt, der Welt die gleichen Eigenschaften wie Gott zulegen, und umgekehrt, heißt den Geist, der von Natur unsterblich ist, sterblich, heißt die Materie, die von Natur vergänglich ist, unvergänglich machen. „Letztere Annahme widerspricht aller Erfahrung und der Lehre aller Philosophen, selbst die monistischen nicht ausgenommen; erstere Behauptung hebt den Begriff der Gottheit einfach auf und setzt an deren Stelle einen gähnenden Abgrund, ein leeres, schreckliches Nichts, das den forschenden Geist von allen Seiten mit Zweifeln umklammert“ (Klimcke S. J. Die Hauptprobleme der Weltanschauung).

Vom Büchertisch.

Schnütgen, Alex., Dr. phil., Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland. VI. Bd. der Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Spahn in Straßburg. Herder 1913. 164 S. 4.20 ℳ. — Wieder haben die Freunde einer gründlichen Erforschung der so hochinteressanten Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland die Freude, einen sehr wichtigen Beitrag dazu entgegennehmen zu können. Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die merkwürdige Rolle zu schildern, die das damals noch französische Elsaß bei Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland spielte. Schnütgen verfolgt mit Fleiß und Liebe die geheimen Fäden, die zwischen Deutschland und dem Elsaß hin- und herliefen. Die führenden Persönlichkeiten Colmar, Liebermann, vor allem aber Raeß erfahren eine ruhige, gerechte Würdigung. Des letzteren entscheidendes Wirken für das katholisch-literarische Leben in Deutschland im engen Bunde mit dem großen, in Straßburg der Kirche wieder näher geführten Görres wird auf Grund eines gewissenhaften Studiums eingehender geschildert. Die Darlegungen über den Einfluß französischer katholischer Literatur auf die deutschen Werke sind sehr kurz, aber recht wertvoll. Sie müßten zu einer tieferen Prüfung und breiteren Darlegung Anregung geben. Hier ist gewiß noch viel klarzulegen. Raeß hat einen großen Anteil an dem neuerwachenden Vertrauen des deutschen Katholizismus auf dem literarisch-kulturellen Gebiete. Seinen ganzen Menschen legte Raeß in die Betätigung auf kirchenpolitischem Gebiete. Die Behandlung dieser Frage nimmt Schnütgen mit viel Takt und psychologischem Verständnis auf. Die kraftvolle, auch von Schattenseiten nicht freie Gestalt des späteren Straßburger Bischofs, der mit entschlossener Hand in manche kirchenpolitische Frage seiner Heimat, der ferneren und näheren Nachbarschaft eingriff, wird vom Verfasser nach allen Seiten ihrer vielseitigen Tätigkeit geprüft und beurteilt. Das Schlußkapitel wendet sich der höchst verdienstvollen Arbeit des unermüdlichen Raeß auf dem Gebiete der Caritas und der Propaganda zugunsten Deutschlands, besonders Badens, zu. Das Endergebnis stellt eine eigenartig wichtige Rolle des französischen Elsaß bei der katholischen Bewegung in Deutschland fest, einen tiefen, nachhaltigen Einfluß, der Deutschland dem Elsaß zu Dank verpflichtet. Dank auch dem fleißigen Forscher dieser Wechselbeziehungen. Mögen sich viele junge Kräfte an diese Epoche heranwagen! Dr. Edgar Fleig.

Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen, herausgegeben in Verbindung mit hervorragenden Schriftstellern von Dr. J. Klug. Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn und Würzburg 1913. Preis des Bändchens ℳ 1.—. Diese Sammlung hat sich ein erhabenes Programm gegeben. Es gilt, Brücken zu schlagen für die unter dem Gifthauche des Materialismus seufzende Menschheit unserer Tage hinüber zu dem idealen Lande, das sie unter der Irreführung falscher Aufklärer verlassen hat. Alle Fragen, bei denen Ideal und Kultur sich berühren, sollen von hervorragenden Schriftstellern behandelt, vorzugsweise aber gewisse moderne Kulturschäden und deren Heilung aufgezeigt werden, bei denen die Ethik eine große Rolle spielt. Die bis jetzt vorliegenden gediegen ausgestatteten drei Bändchen haben meinen vollen Beifall: „Vergangenheit und Gegenwart“, von Privatdozent Dr. A. Wirth; „Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit“, von Dr. Franz Zach und „Duell und Ehre“, von M. Erzberger, Mitglied des Reichstages. Diese wichtigen Kulturfragen werden hier von hoher Warte aus erörtert. Die Bändchen sind fesselnd geschrieben, so daß man sie am liebsten in einem Zuge zu Ende lesen möchte. „Vergangenheit und Gegenwart“ ist eine gedankenvolle, ernste Parallele von tiefbetrübenden Volksschäden von heute und der Zeit der alten Römer. Zu der Fülle des Gebotenen hätte der Verfasser auch noch die Richter von heute mit den Richtern zu den Zeiten der alten Römer vergleichen können, sowohl was Verurteilungen als auch Freisprechungen anbetrifft. Mit dem Vergleiche zwischen der alten Sklaverei mit der modernen Fabrikarbeit auf Seite 13 f. bin ich nicht ganz einverstanden. Die mir sehr sympathischen Ausführungen über das Eindringen der Frau in ehedem männliche Berufe dürften auch auf Widerspruch stoßen. Dr. Zachs Bändchen ist ein wahres Schatzkästlein von goldenen Gedanken, das ausgeschmückt ist mit einer Anthologie von prägnanten Stellen aus Schriftstellern verschiedener Geistesrichtung. „Duell und Ehre“ ist eine erprobte Waffenrüstung zur Aufklärung und zum Kampfe auf dem vielumstrittenen Gebiete. Die Bändchen von „Ideal und Leben“ werden sich nach diesen ersten Proben bald einen großen Freundeskreis erobern. Es ist ein zeitgemäßes Unternehmen, das weiteste Förderung und Unterstützung verdient. J. Valley.

Neue Veröffentlichungen des Kunstwart: Schwarze Kinder. Schattenbilder nach Elisabeth Müller; mit Versen und einem Nachwort von F. A. (Ferdinand Avenarius). Preis ℳ 2. — **Spaß auf der Straß.** Schattenbilder von Paul Konewka. Mit Versen herausgegeben vom Kunstwart. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Preis ℳ 1. — Die Herstellung von Schattenrissen hat für unsere Voreltern insofern Interesse gehabt, als sie diese für bescheidene porträtistische Andenken zu verwerten wußten. Das Verdienst, eine eigentliche Kunst der Silhouette geschaffen und dieser ausgedehnte Stoffgebiete erobert zu haben, gebührt dem bekannten Paul Konewka. Man erinnere sich nur seiner reizvollen Silhouetten zum Shakespeareschen Sommernachtstraum. Aus den zahlreichen Werken, welche er für Kinder bestimmte, sehen wir in dem vorliegenden Heftchen eine kleine Auswahl, begleitet von Versen, die Ferdinand Avenarius gedichtet hat. In den Bildern herrscht, entsprechend ihrer um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Entstehungszeit, unverkennbar ein leiser akademischer Zug, zugleich in verschiedenen von ihnen und auch in den zugehörigen Versen eine Neigung zur Spöttelei, die man an modernen Kindern wahrlich nicht noch eigens zu fördern suchen sollte. Auch sie sollen doch nicht gewöhnt werden, an den Erscheinungen des Lebens die lächerlichen Seiten zu sehen und zu bekritteln, sondern jedes harmlose Ding auch arglos fröhlich hinzunehmen, wie es eben ist. Die künstlerische Feinheit der Zeichnungen ist eine Sache für sich, die deswegen keineswegs in Abrede gestellt werden soll. — Die bisher wenig bekannte Breslauerin Elisabeth Müller, welche neuerdings das Silhouettenfach pflegt, unterscheidet sich von Konewka dadurch, daß sie ihre Bilder nicht erst zeichnet, sondern schneidet. So erreicht sie eine Linienführung von bedeutenderer Wirkung, alles erscheint unmittelbarer und naturwahrer. Sie schildert mit anmutigem Humor kleine Szenen aus dem Leben der Kinder, die sie mit sichtlichem Interesse beobachtet. Doch ist mir zweifelhaft, ob die Kleinen, welche bei aller Illusionsfähigkeit bekanntlich große Realisten sind, an derartigen Darstellungen von etwas abstrakter Art rechte Freude haben können, und ob derlei nicht vielmehr eigentlich ein Genuß für die Großen bleibt. Kurt Freden.

Glockenkunde. Bearbeitet von Karl Walter, Diözesan-Glocken- und Orgelbauinspektor. 8° XXV und 988 S. ℳ 9.—, geb. ℳ 10.60. Pustet, Regensburg 1913. Was uns die Glocken sind, wie sehr sie in unser Leben eingreifen, das zeigt der Verfasser zu Eingang seiner zu ihrem Lobpreis geschriebenen Arbeit. Dann erfahren wir Genaueres über das wechselvolle Schicksal so mancher Glocke. Die weiteren Abschnitte handeln über die Geschichte des Glockengusses, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, wobei insbesondere die heutige Gestaltung und Vervollkommnung an der Hand mehrerer Abbildungen mitgeteilt wird (Glockenspeise, Ton-, Maß- und Gewichtsverhältnisse). Das umfangreichste Kapitel (S. 148—545) beschäftigt sich mit den Glockeninschriften und zeugt vom beharrlichen Sammelfleiß des Verfassers, der zu seiner Arbeit eine erstaunlich große Anzahl von Fundstellen herangezogen hat. Das Literaturverzeichnis umfaßt 23 Seiten (III—XXV). Des weiteren gibt Walter aus reicher Erfahrung wertvolle Anweisungen für die Zusammenstellung eines Geläutes mit mehreren Tabellen von Geläuten mit 3—9 und 11 Glocken; ebenso für die Behandlung der Glocken. Auch die elektromagnetischen Glockenläutmaschinen werden näher erklärt (mit Abbildung). Ein Verzeichnis der berühmtesten Glockengießer und ihrer bedeutendsten Schöpfungen (176 Nummer), sowie zum Abschluß ein recht erwünschtes Sach-, Personen- und Ortsregister machen dieses Werk zu einem erschöpfenden, verlässigen Nachschlagebuch der Glockenkunde.
O. Heinz.

Die Garbe. Lieder, Gebete, Zierstücke. Von Hans Steiger. A. Bagel, Düsseldorf. — Hans Steiger, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ kein Unbekannter, hat seiner Gedichtesammlung „Laute Wasser“ nun ein neues schmales Bändchen Lyrik nachgeschickt: „Die Garbe.“ Steiger ist entschieden ein Talent. Dem Inhalte seiner Gedichte weiß er Form und Rhythmus überraschend anzupassen. Seine Sprache sucht die ausgetretenen Pfade der Konvention zu meiden, ohne deshalb geziert zu werden. Ein Sonnenleuchten aber hat diese Garbe übergoldet. Ein lebensfrohes, jugendheiteres Herz pocht in den Strophen, und ein zukunftshelles Auge blitzt in die Natur hinaus, ihren Reiz in sich aufnehmend und mit taufrisch anmutendem Wort schildernd. Ein paarmal klingt ein dunklerer Ton an. Aber, einer augenblicklichen Stimmung entsprungen, wirft er sich nicht zum Herrscher auf. Da siegt Steigers gesunde Jugendnatur. Ein Zierstück lautet: „Den Kopf voll dummer Gedanken, — Voll Schelmenlieder den Mund! — Und eine lodernde Sehnsucht — Im betenden Herzensgrund ...“ So ist's recht! Keine angequälte Weltschmerzerei, die geschmacklos ist! Dem persönlich und dichterisch so sympathischen Hans Steiger wünsche ich recht viele Lebens- und Lesefreunde. Fritz Decker, Düsseldorf.

Katholische Urteile über die Jesuiten? Widerlegung der neuesten Angriffe des Evangelischen Bundes von Wilhelm Kratz S. J. 48 Seiten. Brosch. 25 Pf. Verlag der Limburger Vereinsdruckerei, Limburg. Diese Broschüre ist eine streng sachlich gehaltene Verteidigungsschrift gegen eine Rede des altkatholischen Pfarrers Dr. Kirsch auf einer vom Evangelischen Bunde im katholischen Limburg a. d. L. veranstalteten Protestversammlung gegen Aufhebung des Jesuitengesetzes. Eine Fülle wertvollen Materials enthält diese Broschüre, die weit über Nassau hinaus Interesse erregen wird. Wegen des billig bemessenen Preises eignet sie sich vorzüglich zur Massenverbreitung. Joh. Ernst.

An die Stille.

Seid mir gegrüsst und seid gesegnet mir,
ihr! meine einsam-stillen, heil'gen Stunden,
die ihr wie Balsam euch auf meine Wunden
gelegt, so weich und gut, als wüsstet ihr

wie mir der laute Tag mit seiner Hast,
mit seinem Ungestüm so weh getan. —
In solchen Stunden trug ich froh bergan
des Lebens ganze, graue Sorgenlast,

und immer leichter wurde, was ich trug
und immer freier atmete ich auf —
es war zuletzt nur noch ein Siegeslauf,
zu dem mein freudig Herz den Wirbel schlug.

Und Keiner, der mir störend wär begegnet! —
Wie drängt die Seele da sich tief hinein
in solch ein Ganzinsichversunkensein —
Ihr, meine stillen Stunden — seid gesegnet.

Mathilde Fritsch.

Antonie Jüngst zum siebzigsten Geburtstage.

13. Juni 1913.

Plauderei von M. Herbert.

Einst wollte ich Tony Jüngst in ihrem alten Heim in der Bahnhofstraße in Münster besuchen, hatte aber die Hausnummer vergessen. Da fragte ich einen Dienstmann: „Kennen Sie vielleicht Fräulein Jüngst und wissen Sie, wo Sie wohnt?"

Tief beleidigt warf der Mann sich in die Brust und rief pathetisch: „Ich, Fräulein Jüngst nicht kennen? Ich nicht wissen, wo Fräulein Jüngst wohnt?" — —

Diese kleine Episode ist gewiß ein Zeichen für Antonie Jüngsts Popularität in ihrer schönen Heimatstadt, welche den Manen der Droste ein Denkmal errichtete. Tonys lichte, schlichte, nun ehrwürdig gewordene Erscheinung ist eine Gestalt, welche in die Straßen Münsters gehört, wie einst die der Droste auf die Heidewege um Rüschhaus.

Es ist ja nicht bloß die Dichterin, welche Münster kennt und liebt, es ist auch die rein verehrungswürdige, wohltuende Frau, die stille segnende Walterin aus der alten, strengen — man möchte sagen — klassischen Schule, welche sich unter ihren Landsleuten allgemeiner Verehrung und Wertschätzung erfreute. Das caritative Wirken von Antonie Jüngst hat stets sehr weiten Umfang gehabt.

Sie hat im verborgenen und im öffentlichen Leben auf den Vorposten der Liebe und Güte gestanden, hat gegeben und geholfen, oft zum Schaden der eigenen Persönlichkeit, indem die Dichterin für andere die notwendige Ruhe des Schaffens preisgab und in echter christlicher Lebenserkenntnis die Anforderungen des Nächsten über die ihrer Kunst stellte.

Dennoch dankt dieser Kunst das katholische Volk reiche, milde und reife Gaben. Nie hat ihr Wort ein kindlich Herz verletzt, eine reine Seele getrübt, das stolzeste „noblesse oblige" stand auf ihrem Schild; heute auf der Höhe ihrer Jahre trägt Antonie Jüngst das Füllhorn der Abundantia und das schöne Sinnbild des geistigen Reichtums, die blumengeschmückte Erntegarbe in den Armen. Menschlich und dichterisch steht sie hoch in der Wertschätzung ihrer Mitlebenden. Groß ist die Zahl ihrer Werke.

Am liebsten sind mir, künstlerisch gewertet, ihre lyrischen Gedichte. Diese stillen träumerischen Lieder mit dem zarten Silberklang des Tons, diese blauen, leichthin flatternden Heidefalter, diese auf Reinheit, Klarheit, und Schönheit gestimmten Bekenntnisse ihrer Innerlichkeit! Aber neben den sanft hindämmernden Naturstimmungen, dem mit feinem Stift gezeichneten Idyll erhebt sich zuweilen wie ein roter, leuchtender Rubin im Lebenswerke der blonden Westfalin ein brennender, rotflammender Sang sozialer Erkenntnis, gewaltiger Nächstenliebe, oder tosenden Zornes gegen irgend eine Entartung oder schnöde Vergeßlichkeit unserer Zeit.

Diese Ausbrüche eines sonst meisterhaft beherrschten Temperamentes bringen uns Antonie Jüngst erst ganz menschlich nahe, eröffnen uns die wahre Perspektive ihrer Seele. Die große Signatur ihres geklärten Wesens ist aber jetzt eine tiefe Kindlichkeit und Ausgeglichenheit. Auf ihrem Schreibtisch steht eine wundervolle Kopie des unbärtigen Christus von Leonardo da Vinci, aus der Brera in Mailand, jener unirdischen Vision, die er „auf Erden nicht gefunden".

Man begreift, daß gerade dieses Bild in seiner unendlichen Milde und Versöhnlichkeit als Sinnbild über der nur dem Höchsten geweihten Dichterseele von Antonie Jüngst schweben muß.

Das studentische Wohnungswesen.

Von Dr. Alb. Franz, Düren.

Am 24. Mai fand in München die erste Konferenz über studentisches Wohnungswesen an den Hochschulen des deutschen Sprachgebietes statt. Diese nahm sich als solche erstmals einer Frage an, die noch kaum in der Oeffentlichkeit beachtet wurde, weil die hier in Frage stehenden Bedürfnisse einen Stand betreffen, den die Oeffentlichkeit nur in seinen äußerlichen Erscheinungsformen seit Jahrhunderten zu kennen pflegt. Ein Rattenkönig von tief bedeutsamen Fragen ist unter dem Begriff studentischer Wohnungsfürsorge zusammenzufassen. Die Tatsache, daß es gelungen, diese Frage gerade von München aus in Fluß zu bringen — in einer Stadt, die wie kaum eine andere jedes reale Moment mit einer eigenen Plastik zu einem ideellen Element des Volks- und Kulturlebens auszuprägen imstande ist — diese Tatsache rückt auch die Wohnungsfrage des Studierenden in ihrer wahren Bedeutung und Aktualität ins rechte Licht. Eine bescheidene Literatur, aber mit einigen sehr beachtenswerten Erscheinungen darunter, hat die hier offenliegenden Fragen schon behandelt; eine Reihe von studentischen und nichtstudentischen Gruppen hatte sich bereits vor dieser Konferenz mit der Hebung des studentischen Wohnungswesens befaßt. Aber die wichtigste Institution fehlte: Die Universität, die Hochschulbehörde. Infolgedessen war es der Zweck der von Herrn Dr. Sonnenschein, M.Gladbach, angeregten Konferenz, die akademischen Kreise für diese materielle Frage der akademischen Studiengemeinschaft zu interessieren, der Zehntausende akademischer Bürger, die bislang allein vor den Lehrstühlen der akademischen Lehrer saßen, aber von ihnen nichts für ihre materielle Lage, ihre persönlichen Verhältnisse zu erwarten hatten. Das ist anders geworden. Von zahlreichen deutschen und ausländischen Städten und Hochschulen beschickt, unter Anteilnahme von Vertretern der Regierung tagte die genannte Konferenz im Auditorium maximum der Universität München vor einer großen Zahl von Studierenden und von Angehörigen aller Stände. Die um fünf Referate gruppierten Arbeiten ergaben die einmütige Erkenntnis der akademischen Kreise, daß es hohe Zeit sei, daß die Universitätsbehörden zu der Wohnungsfrage Stellung nähmen. Vermittlung und Einrichtung, Hygiene und Statistik, Wohnungsheimfrage und Gemeinschaftsarbeit aller interessierten Gruppen wurden erörtert und an Hand von Leitsätzen die gangbaren Reformwege erörtert. Insbesondere ergab sich für die akademische Behörde die Notwendigkeit, in der Wohnungsnachweisfrage und bei der Schaffung einer Wohnungsstatistik mitzuwirken. Hierfür wurden aus dem Arbeitsausschuß der Konferenz zwei permanente Kommissionen gebildet, in deren Händen die Weiterarbeit liegen soll. An Aufklärung ist in dieser Hinsicht in akademischen Kreisen noch sehr viel zu tun; denn über die schwerwiegenden Mängel des gesamten studentischen Wohnungswesens herrscht in der akademischen Lehrerschaft eine eigenartige Unkenntnis. Besonders ist dies in bezug auf die sittliche Seite des Wohnungswesens der Fall, und in dieser Unkenntnis der Lage ist einer der wichtigsten Gründe zu suchen, die zu einem Zwischenfall führten, der allerdings in der Presse vor den praktischen Erfolgen der Konferenz zu sehr in den Vordergrund gerückt wurde. Man mag sowohl über die in der Schrift von Temming „Sturmfreie Buden" wie über die von Sr. Magnifizenz Professor Dr. Krückmann, Münster, gemachten Vorschläge geteilter Meinung sein, so ist doch unbedingt zu bejahen — und auf diesen Standpunkt stellte sich auch einmütig die Konferenz, daß es nicht angehe, daß die akademischen Behörden von der sittlichen Frage des Wohnungswesens bei der Inangriffnahme der Reform absehen. Daß die Meinungen, richtiger die Weltanschauungen, sich hier gegenüberstehen, ist klar, denn die Bejahung oder Verneinung sittlicher Direktive in der Reform ist nicht mehr eine Frage akademischer Freiheit oder Erziehungstätigkeit allein, sondern von eminent völkischer und nationaler Bedeutung. Wenn eine linksstehende studentische Gruppe es versuchte, den individual-egoistischen Standpunkt des sexuellen Genusses entgegen jeder Allgemeinverantwortlichkeit der Konferenz aufzudrängen und dieselbe dies ablehnte, so bedeutet dies eine Klärung von hoher Tragweite. Die in studentischen Kreisen eingerissene Idiosynkrasie gegen den Begriff „sittlich" (ein Wort von Geh. Obermedizinalrat von Gruber in der öffentlichen Akademikerversammlung am Abend des Konferenztages) rief in dem genannten Herrn einen Fachmann von heiligem pädagogischen und ärztlichen Ernst auf den Plan und ließ ihn in eindrucksvollster Weise dem Standpunkt der Konferenz Ausdruck verleihen. Zwang und Reglement schreckhaft an die Wand zu malen als die beabsichtigten Maßregeln der akademischen Behörden, zeugt von einer etwas naiven Auffassung einer so hochstehenden Konferenz. Niemand verhehlt sich nach wie vor der Tagung, daß die Moral nicht in Gesetz und Hausordnung und mit Polizeiaufsicht wird erzeugt werden wollen; die sittliche Seite des Wohnens hängt mit der hygienischen zusammen und kann im Zusammenhang mit dieser gefördert werden. Aber die Universität wird auf keinen Fall zum Gehilfen von einzelnen Organisationszwecken gemacht werden dürfen. Persönliche Kultur und religiöse Kräfte werden allein dazu führen, ein reines Geschlecht von Volksführern der Zukunft und ein vor der Psyche des Weibes und der Hoheit der Ehe heilig fühlendes Männergeschlecht von sozialer und nationaler Leistungsfähigkeit zu erzeugen. Diese Erkenntnisse sind mit der tatsächlichen Flüssigmachung der Reformbewegung die den akademischen Kreisen so dankenswerten Erfolge der Tagung.

Der Abschluß einer Prozeßsache gegen die „Petrusblätter".

Herr Dr. Froberger (Bonn) sendet uns nachstehende Zuschrift:

Die Trierer „Petrusblätter" hatten Aeußerungen des „Basler Volksblattes" wiedergegeben, in denen gegen mich der Vorwurf des Modernismus erhoben wurde. Das geistliche Gericht in Trier verurteilte auf meine Klage hin die „Petrusblätter", die gegen dieses Urteil an die römische Rota appellierten. Wegen Formfehler wurde an der Rota das Trierer Urteil aufgehoben und in der Sache selbst ein Vergleich vorgeschlagen, der von mir angenommen wurde.

Der Wortlaut dieses Vergleichs lautet:

1. Die Redaktion der Wochenschrift „Petrusblätter" erklärt, daß sie bei der Uebernahme des Zitates aus der Zeitung „Basler Volksblatt" nicht die Absicht hatte, den Sinn und den Vorwurf dieses Zitates gegen den hochw. Herrn Froberger zu richten, sondern daß sie lediglich, wie dies üblich ist, eine vollständige Zusammenstellung der Urteile geben wollte, die bis dahin über das Werk des hochw. Herrn P. Weiß erschienen waren.

2. Seinerseits nimmt der hochw. Herr Froberger die Erklärung der Wochenschrift „Petrusblätter" an; deshalb zieht er alle Vorwürfe zurück, die er in seiner Klageschrift gegen die Wochenschrift „Petrusblätter" erhoben hat und tilgt dieselben.

3. Der Wortlaut dieser Vereinbarung ist innerhalb 20 Tagen, von dem Tag der Mitteilung des Urteils an gerechnet, in deutscher Sprache zu veröffentlichen, und zwar nicht allein in der Wochenschrift „Petrusblätter", sondern auch in den sechs folgenden Zeitungen: „Kölnische Volkszeitung", „Germania", „Augsburger Postzeitung", „Schlesische Volkszeitung", „Neue Züricher Nachrichten", „Allgemeine Rundschau". Die Veröffentlichung in den genannten sechs Zeitungen nimmt der hochw. Herr Froberger auf sich.

4. Alle Gerichtskosten sind unter die Parteien zu gleichen Teilen zu verteilen.

5. Beide Parteien verzichten freiwillig auf jede weitere gerichtliche Klage sowohl vor dem geistlichen als dem weltlichen Gericht, sowie auf jedes Anrufen einer Behörde, soweit der gegenwärtige Prozeß in Frage kommt.

Bäderlektüre.

Von Alois v. Hellknapp.

An Eltern, Erzieher, Geistliche und alle ernstlich Gesinnten seien folgende Ausführungen vor allem gerichtet. Als vor kurzem der herrliche Bau des Borromäusvereins in Bonn seiner Bestimmung entgegen ging, und damit der Gedanke an das wichtige Thema der Lektüre angeregt wurde, kam auch in mir der im Vorjahre durch Erfahrungen gereifte Entschluß zur Ausführung, einige Bemerkungen über die Lektüre in Bädern zu veröffentlichen. Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen möchte ich wünschen, daß von diesem Gedanken auch in anderen Blättern Notiz genommen werde.

In unserer modernen Zeit des gedruckten Gedankens, der Ueberproduktion an Lesestoff in Zeitungen, Broschüren und Büchern können wir uns selbst, besonders aber unsere liebe Jugend, nie genug vor der schlechten Lektüre hüten. Hierdurch möchte ich oben Genannten vor Augen führen, was gerade die Jugend in den Bädern alles zu Gesichte und lesen bekommt. Alles Reizende und Schlechte steht ihnen hier in reichlichster Auswahl zur Verfügung, in Zeitungen, Zeitschriften, Witzblättern und Romanen. Wovon die Angehörigen und Erzieher die Jugend in der Heimat mit besonderem Fleiß zurückhielten, hier in den Bädern wird es ihr in Unmenge in den Lesehallen oder Pavillons, Zeitungsständen und Leihbibliotheken in ungehindertster Weise feilgeboten. Nicht, als wenn man in der Heimat dergleichen Lektüre nicht bekommen könnte, aber hier in den Bädern geht es ungenierter. Im Bade fühlt man sich freier. Nicht immer kann der Sohn, die Tochter unter Aufsicht stehen, und wohin der Weg manche, die den Reiz, sei es auch nur der Neugierde, in sich verspüren, führt, das kann jeder Interessent zur Genüge beobachten. In Zeitungsständen ist gewöhnlich an erster Stelle ein gewisses, auf den Bahnhöfen mehrerer Länder nicht geduldetes Münchener Witzblatt zu finden: Denn dieses oder ein ähnliches Witzblatt, wird ja am meisten verlangt, so sagt der Verkäufer. Gibt man dann weiter Obacht, so sieht man, daß dieses Witzblatt mit seiner Verhöhnung von Religion und Sitte auf seiner Wanderung bis in die schuldlosesten Hände gerät. Da bleibt es gewöhnlich nicht nur beim bloßen oberflächlichen Beschauen, nein, lange und intensiv sieht man da den Blick auf dem Reizbaren ruhen.

Wie von ungefähr schleichen sich auch die jüngsten adeligen Leutchen ein in die Lesehallen, denn dort ist immer und sogar unentgeltlich Pikantes zu erhaschen. Ertappt man die Kleinen beim Durchblättern von Heften und Zeitungen, so sagen sie selbstverständlich, daß sie die schlechten Sachen überschauen! So habe ich es an einem Beispiel erfahren. Ein andermal kam ich eben aus der Lesehalle und siehe da, es kommt mir mein Schutzbefohlener, ein zwölfjähriger Student, entgegen. Zum ersten Male hatte er in der Mittagsstunde, wo die Lesehalle weniger besucht wird, seine Neugierde befriedigen wollen. Natürlich ging er wieder mit mir zurück und mußte versprechen, nie wieder allein die Lesehalle zu betreten.

Was alles die gewöhnlichen Leihbibliotheken enthalten, ist zur Genüge aus den Katalogen zu ersehen. Im Bade ist Zeit und Gelegenheit genug, eine Reihe der spannendsten und zu Hause nur schlecht erreichbaren Romane zu lesen. Im Strandstuhl, in den Dünen, auf Promenadebänken und an sonst zahlreichen Gelegenheiten fehlt es nicht, die Bücher mit Gier zu verschlingen.

Darum achtet alle auf die Bäderlektüre der Jugend und helfet gute Bibliotheken in Bädern zu unterstützen oder auch neue ins Leben zu rufen!

Neue Werke von Georg Busch.

Die christliche Bildhauerkunst Münchens hat, wie genugsam bekannt, an Professor Georg Busch einen ihrer berufensten Vertreter. In hervorragendem Maße besitzt er die Eigenschaft, in seinen Werken Großartigkeit der Empfindung mit Stärke der Naturbeobachtung zu vereinigen. Er schildert die Wahrheit mit jener hohen künstlerischen Vereinfachung, welche das Sichtbare in das Reich der Begriffe erhebt. Beim religiösen Kunstwerk ist es ja freilich allermeist schon der Gegenstand, welcher die Eigenschaften des Ideals von selbst besitzt, aber wieviel kommt es gleichwohl auf die Art der Erfassung und Behandlung an. Busch ist es gegeben, das Bedeutende in einer Weise zu erleben und zu gestalten, welche nur überragenden Künstlern verliehen ist. — Von seinen neueren Werken ist die in Holz geschnitzte und polychromierte Reihe von Reliefs des heiligen Kreuzweges in der St. Paulskirche zu München auch an dieser Stelle bereits wiederholt gewürdigt worden. Die bisher noch fehlenden letzten drei — die Kreuzigung, die Abnahme vom Kreuz und die Grablegung — stehen nunmehr dicht vor der Vollendung. Einen strengen Aufbau zeigt die Kreuzigung, und besitzt dabei doch volle Lebendigkeit und Freiheit in den Einzelheiten. Der Heiland ist an das Kreuz gebunden, zwei Schergen, auf Leitern stehend, mit den Oberkörpern weit vorgebeugt, sind soeben am blutigen Werke, die Hände des Verurteilten anzunageln. In erhabener Ruhe, das Gefühl des körperlichen Schmerzes überwältigend und zurückdrängend durch die Ergebung in Gottes Willen, nimmt Jesus die Qualen hin. Um so leidenschaftlicher ist der Ausdruck von Schreck und Jammer bei den Freunden. St. Johannes hat das Antlitz verhüllt und neigt sich; er kann den furchtbaren Anblick nicht ertragen, wie sein Herr und Heiland schmählich gefoltert und getötet wird; Maria sinkt schmerzgebrochen zusammen, Magdalena verhindert, daß sie zu Boden fällt. Diese ist es auch, welche allein zu Jesus aufblickt, gramdurchwühlt und zugleich in zitternder Erwartung, was weiter geschehen soll. — Bei der Kreuzabnahme imponiert die lebensvolle Gruppierung der heiligen Männer und Frauen um Christi Leichnam, der langgestreckt und in fein bewegter Linie die Gruppe zugleich teilt und verknüpft. Die einzelnen Figuren sind in Zeichnung, Haltung und Ausdruck von großer Schönheit, dabei völlig abweichend von aller äußerlich idealisierenden Art, welche den Werken neuerer kirchlicher Künstler nur zu oft etwas Unerquickliches gibt. — Von der Grablegung ist erst das Modell in der Entstehung begriffen, aber doch bereits so weit gefördert, daß man die Neuartigkeit der Auffassung und die künftige Wirkung des Reliefs vollständig zu beurteilen vermag. Die Gruppierung der Personen ist noch dieselbe, in welcher der Zug der Leidtragenden mit dem Leichname Christi am offenen Grabe angekommen ist. Nun haben die vier Männer, welche die Bahre trugen, diese von den Schultern gehoben und sind im Begriffe, sie zu Boden zu setzen, während die Frauen trauernd zu beiden Seiten stehen. Vorzüglich lebenswahr ist die Bewegung, womit die Träger sich ihrer schweren Last entledigen, die Vorsicht, mit welcher sie diese niederlassen, während sich zugleich in jedem Zuge der Kummer offenbart, der ihre Herzen erfüllt. Die Haltung und Gemütsbewegung der Frauen ergänzt das Bild in äußerlich wie innerlich vollendeter Art. — Der in dem Grablegungsrelief durchgeführte kompositionelle Gedanke ergibt sich aus demjenigen, mit welchem Professor Busch vor einiger Zeit eine große freistehende Gruppe des Leichenzugs Christi geschaffen hat. Dies Werk ist für die Herstellung in Bronze bestimmt; der Guß ist gegenwärtig in Arbeit und wird hoffentlich so rechtzeitig fertig, daß die Gruppe noch auf die Sommerausstellung gebracht werden kann. Um von dem Umfang eine Vorstellung zu geben, sei bemerkt, daß der Leichnam Christi eine Länge von 78 cm erhalten hat. Er liegt ausgestreckt auf der Bahre, die von vier, in lange Mäntel gehüllten Männern getragen wird; St. Magdalena führt, mit der Dornenkrone des Heilandes in den Händen, den Zug an, während die Mutter des Herrn mit den anderen Frauen wehklagend folgt. Die Gruppe macht in ihrer schlichten

Großartigkeit einen wahrhaft ergreifenden Eindruck und gehört, auch als Meisterwerk bildhauerischer Technik, zum bedeutendsten, was die neuzeitliche christliche Kunst überhaupt aufzuweisen vermag. — Weiter gedenke ich der großen in Holz geschnitzten und bemalten Gruppe einer Pietà, die Busch soeben vollendet und an ihren Bestimmungsort, eine Kapelle der bekannten pfälzischen Wallfahrtskirche Maria Rosenberg bei Waldfischbach, überführt hat. Die Muttergottes sitzt, den Leichnam des Sohnes auf ihrem Schoße haltend, gramerfüllt da und blickt uns an, fragend, welcher Schmerz dem ihrigen gleich sei. Die Formgebung ist von edler Ruhe, die Farben voll, mild und harmonisch. — Endlich sei ein Grabdenkmal erwähnt, welches seine Aufstellung in Arnsberg in Westfalen erhalten hat. Es ist ein Relief der stehenden ganzen Figur des segnenden Heilandes, umrahmt von einem auf Säulen ruhenden, von lieblichen Engelsköpfchen belebten Kleeblattbogen. Dieser ist in Muschelkalk, das Relief in Bronze ausgeführt. Unter den von Busch geschaffenen Grabdenkmälern gehört das neueste zu den bemerkenswertesten.

Dr. Oskar Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Künstlertheater. Die Reformbühne sucht heuer den Kontakt mit der literarischen Produktion der Gegenwart herzustellen. Es ist im Grunde verwunderlich, daß dies erst im vierten Spielsommer geschieht, denn von den zeitgenössischen Dramatikern — mögen wir sie klein oder groß schätzen — hängt es ab, ob die neue Stilkunst ein Glied der Entwicklung wird. Die Auswahl war bis jetzt nicht gerade glücklich getroffen. Dem Modegötzen Wedekind folgte die Uraufführung eines dramatischen Erstlings des Romandichters Jakob Schaffner. Das Opferspiel: „Die Heilige" brachte den geringsten Beifall, der überhaupt jemals in dem Theater des Ausstellungsparkes gehört wurde, und mehrmals hörte man jenes Lachen im Publikum, das sich immer einstellt, wenn die tragische Illusion durch dichterische Unzulänglichkeit zerreißt. Diese Klippen waren von jedem mit der Bühne Vertrauten unschwer zu sehen. Wenn das Künstlertheater dennoch dieses Stück zur Aufführung annahm, so läßt dies mutmaßen, daß dramaturgischen Kräften weniger Gehör geschenkt wird, als — bildenden Künstlern, die gewiß als solche unseren besten Namen zuzugesellen sind. Der erste Akt fesselt durch Stimmungskraft. In einer von Ibsen erlernten Technik, die der Autor freilich schwerfällig handhabt, werden die Vorhänge der Vergangenheit aufgezogen. Man nimmt die einfachheiterstrebende, aber ach, so gespreizt wirkende Sprache anfänglich willig mit in den Kauf, solange man glaubt, Klarheit zu gewinnen, aber die Ereignisse und die Folgen der Vergangenheit führen zu Katastrophen, in denen wir nicht den ehernen Schritt der Notwendigkeit, sondern lediglich die Willkür des Dichters erkennen. Frau Toni ist eine „Heilige" (im speziellen Sinne Schaffners) geworden, als sie erfuhr, daß ihr Gatte der Sohn eines Mörderpaares ist. Sie treibt, indem sie ihre Kammer vor Adam verschließt, diesen brutalen Triebmenschen in die Arme einer leichtfertigen Person und zu Brutalitäten gegen sich selbst. Nebenher geht die Aufdeckung der alten Mordtat. Die alte Frau, die, sich gelähmt stellend, das Blutmesser 29 Jahre lang in dem Polstersitz verborgen, steht auf und ist zur Sühne bereit. Sie und ihr Mitschuldiger erwarten übrigens nicht das Gericht, sondern töten sich selbst. Die „Heilige" geht ins Wasser. Wenn die lange Duldende erklären würde, sie wolle auch weiter dulden, so wäre dies zum mindesten gerade so wahrscheinlich. Ueber das Milieu der Leute wird man nicht klug, anscheinend Schenke mit Landwirtschaft in desolatem Zustande, aber dies paßt schlecht zu Menschen, die so überbildet sprechen und italienische Reisen machen. Die schmucklose Inszene schien die allzu große Nüchternheit oft durch Dunkelheit bannen zu wollen. Der Beifall genügte Schaffner zum Hervortreten. Nach einem programmatischen Wort des Dichters entsprang das Werk „aus psychischem Leiden am Zuständlichem. Wenn es aber nicht darüber hinausgewachsen ist, so ist es nichts wert". Frau Durieux, die sonst den Typus leidenschaftlicher Sinnenweiber bevorzugt, überzeugte hier in der ganz anders gearteten Rolle von den weiten Möglichkeiten ihrer Kunst. Auch Clewing und Maria Mayer boten Bedeutendes.

Münchener Kammerspiele. „Vom Teufel geholt", Schauspiel von Knut Hamsun, fand bei dem Gesamtgastspiel des Düsseldorfer Schauspielhauses eine freundliche Aufnahme. Ich muß gestehen, daß der norwegische Dichter meine Erwartungen nicht ganz erfüllt hat. Wie Schaffner, der oben genannte Verfasser der „Heiligen", kommt er ursprünglich vom epischen Schaffen, das zu psychologischer Ausmalung Raum bietet. In der Kurzschrift der Bühne wird letztere zusammengedrängt und das Geschehen an sich tritt in den Vordergrund. In dem Schauspiel des Norwegers lernen wir eine alternde Brettlkünstlerin kennen. Sie hat einen reichen, alten Trottel geheiratet, mit dessen Geld sie einen Liebhaber aushält, doch dieser möchte aus ihren Schlingen heraus und verlobt sich. Auch ihre anderen Verehrer kann die Alternde nicht mehr fesseln. In ihrer Eifersucht sucht sie eine junge Nebenbuhlerin durch einen Schlangenbiß aus der Welt zu schaffen. Allein das Reptil beißt den zur Hilfe eilenden Besitzer, der daran stirbt. Frau Juliane wirft sich, am Ende von allen Liebhabern verlassen, in die Arme eines Negers. Dies ist gewiß widerwärtig genug, kann jedoch keine Sühne für einen Mordversuch darstellen. In kurzer Schilderung ähnelt diese Fabel an solche der Kinematographentheater und das literarische Raffinement Hamsuns kann diesen peinlichen Eindruck nicht ganz vertreiben. Der Autor stellt seine Charaktere mit großer Plastik hin, aber von einem organischen Handlungsverlauf ist nichts zu sehen. Man muß sich immer und immer wieder fragen, ob denn die Welt so konfliktsarm geworden, weil die Liederlichkeitssucht solcher Damen unsere Bühnen gar so ausgiebig beschäftigt. In den lyrischen Stellen von „Leonce und Lena" hat sich die stilisierte Inszene jüngst sehr brauchbar erwiesen. Hier wirkten die vielfach verwendeten spanischen Wände gekünstelt. Wenn jemand eine Tür zuschließen will und stellt sich statt dessen ins Dunkel, irgend ein Geräusch machend, oder wenn jemand aufgefordert wird, nicht auf den gar nicht vorhandenen Rasen zu treten, so geht mir diese „Stilisierung" zu weit. Zum mindesten vermag ich nicht einzusehen, warum eine wirkliche Türe und ein Rasenbeet minder künstlerisch sein sollen. Wieder gab es schöne Bilder, deren „Einfachheit" übrigens gar nicht so unkompliziert ist. Die Regie gelangt in dem Bestreben, jede Nuance auskosten zu lassen, zu einer schleppenden Breite. Gespielt wurde gut; allein die Truppe vermag noch mehr. Sie wird von Louise Dumont geleitet, die die bedeutendste Heroine der Jetztzeit genannt wird. Es wäre schade, wenn diese Künstlerin für München hinter dem Vorhang bliebe.

Münchener Volkstheater. „Autoliebchen", Posse mit Gesang und Tanz nach einem französischen Schwanke von Jean Kren; Musik von Jean Gilbert, ist an vielen großen und kleinen Bühnen schon gegeben worden. Die Melodien sind bereits populär durch Cafehausmusik und Drehorgeln. Man hat sich hier dieses „Kassenstück", dessen unbekümmerte Komik Lachsalven auslöst, lange aufgespart und scheint nach dem Erfolg zu schließen, nun auf längere Zeit der Repertoirsorgen ledig zu sein. Das Stück, das keinerlei literarische Ansprüche erhebt, wird von einem Gaste und den Einheimischen sehr flott gespielt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Brixlegger Passionsspiel, welches von Professor Anton Müller (Bruder Willram) geleitet wird, erweckte nach Berichten starke Eindrücke. Die bildmäßigen Wirkungen überragen die darstellerischen. Der Text ist nach dem Urteile mancher veraltet; gelobt wird die Musik von Schöpf in Bozen. — In Paris wurde „Marie Magdeleine" von Maeterlinck erstmalig gegeben. Der Autor fußt auf dem Drama Paul Heyses; er bat den deutschen Dichter, ihm zwei Motive zur Benützung zu gestatten. Heyse hat abgelehnt; Maeterlinck grollte und tat dann doch, was er wollte. Die bei Heyse von der Zensur beanstandete Stelle, in der die Entscheidung über Christi Opfertod in der Hand einer Hetäre liegt, ist auch der Kernpunkt des Maeterlinckschen Dramas. Die Kritik nennt es ein wenig angenehmes Gemisch von Mystizismus und Rationalismus, von Sentimentalität und Klügelei. — In London starb Alfred Austin. Der Nachfolger Tennysons in der mehr dekorativen Stellung eines poeta laureatus galt auch in England nicht als ein Mann von überragender Bedeutung, doch wurden seine Romane, Satyren und seine die Heimat preisenden Verse viel gelesen. In dramatischer Form schrieb er „Savonarola" und „Prince Lucifer". — Im Schloßtheater zu Ballenstedt wurde durch das Dessauer Hofschauspiel Otto Ludwigs Schauspiel: „Das Fräulein von Scudery" gegeben. Durch die geschickte Bearbeitung Karl Bömlys hat das an fesselnden Bühnengestalten reiche, aber unförmige Stück viel an Wirkung gewonnen. — Ludw. Thomas „Säuglingsheim" hatte in Frankfurt a. M. einen Mißerfolg. Das Publikum ließ sich, wie ein dortiges Blatt berichtet, die Verhöhnung der katholischen und der jüdischen Konfession nicht gefallen und quittierte durch Pfeifen auf dem Hausschlüssel. So hat, um ein Wort Thomas zu gebrauchen, der gesunde Sinn des Volkes gesiegt. — „Des Teufels Pergament", eine Oper von Schattmann, gefiel in Weimar. Die ungekünstelte musikalische Erfindung wird gelobt. — Ein Musikfest in Mainz war Händel und Bach gewidmet, ein solches in Straßburg bot Werke von Händel, Gluck, Beethoven, Brahms, Wagner und Pfitzner, sowie einen französischen Abend. — Charpentiers neue Oper „Julien", die in Paris erfolgreich neu aufgeführt wurde, lehnt sich stark an Wagner an. Die minder glückliche Fabel läßt vermuten, daß das Werk nicht so zahlreiche Aufführungen erleben wird, wie Charpentiers auch in Deutschland oft gegebene „Louise".

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den deutschen Börsen gärt und rumort es fürchterlich. Die Effektenmärkte, ganz besonders die führende Berliner Börse, verfolgen blindlings, ohne jede Logik und trotz verschiedentlicher gegenteiliger Zukunftsaussichten seit Wochen einen anhaltenden Marasmus. Eine tiefgehende Kursentwicklung, selbst der bestfundierten Werte, erregt ebenso das berechtigte Erstaunen aller Beteiligten, ja in noch höherem Masse, wie vor Monaten jene gigantische Kurve der deutschen Börse nach oben, die begreifliches Kopfzerbrechen und Mahnungen aller Art hervorgerufen hatte. **Was hat nun wohl diese ungeheure Fläue am deutschen Aktienmarkt verursacht und welche Gründe mögen diese Börsenbewegung sachlich und unparteiisch rechtfertigen?** Die Politik hat sich seit dem Frühjahr erheblich entwölkt, und die damals vorhanden gewesene europäische Kriegsgefahr gehört der Vergangenheit an. Diese Wiederkehr der Ruhe und des Einvernehmens zwischen den Grossmächten sollte die Börsen allein schon zu einer durchgreifenden Klärung in der Tendenzgestaltung der Kurse veranlasst haben. Der langersehnte Frieden am Balkan — die Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Balkanvölkern zählen nicht mehr — bildete doch für die Börsen seit Monaten die Hoffnung auf Wiederherstellung von normalen Zuständen. Das eingetretene Faktum findet dagegen besonders unsere deutschen Effektenmärkte in einem Delirium der vollständigen Auflösung und eine Kursderoute der schlimmsten Art vor. Als die deutschen Aktienwerte im Zenith von Rekordkursen standen und der gewaltigen Nachfrage, trotz der schwindelnden Höhe, nur mit Mühe — zumeist jedoch gar nicht — gerecht werden konnten, drohten bekanntlich neben der erwähnten Weltkriegsgefahr auch vom mobilen Kapital und vom gesamten internationalen Geldmarkt grosse, unabsehbare Gefahren von Zusammenbrüchen. **Die momentane Geldknappheit ist sowohl wegen des Zeitpunktes ihres Eintreffens als auch in ihren Begleiterscheinungen noch bedenklich und nicht von der Hand zu weisen.** Die ernstlichen Bemühungen der Reichsbank, welche direkt und auch auf Umwegen alles verfügbare Gold vom Auslande an sich zu ziehen versucht, dienen dazu, den heimischen Geldverhältnissen nach wie vor die nötige Ventilation zu verschaffen. Viele Unsicherheiten am Geldmarkt sind dadurch überwunden und manche Missstände auch erfolgreich beseitigt worden. Die Wochenausweise der Notenbankinstitute zeigen trotz liquiderer Posten anhaltend scharfe Anspannung. Die derzeit geringen Bedürfnisse für die Börsen werden ein übriges dazu beitragen, bald weitere Flüssigkeit bemerkbar zu machen. Auch die gesamte deutsche Grossbankwelt hat sich in dem neuen Banken- und Konditionenkartell — fast sämtliche deutsche Banken und Bankfirmen sind hieran beteiligt — zusammengefunden mit der Hauptaufgabe, eine kräftige Unterstützung der Reichsbank nach dieser Richtung hin zu betätigen. — Aus der Industrie liegen neuerliche Momente schlimmerer Art nicht vor. Immerhin bekunden fortwährende Hiobsbotschaften aus dem Montangebiet, speziell wiederholte, erschreckend grosse Preisabschläge für Eisen- und Schwerfabrikate die deutliche Sprache des tatsächlichen Niederganges unserer Industrie. Der trotzdem geringere Absatz, die ersichtliche Reserviertheit der Käufer und Konsumentenkreise geben Beweise einer immer noch **grossen Unklarheit in der Zukunftsaussicht unserer so bedeutsamen Bergwerkindustrie.** Dabei liegen auch vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt äusserst triste Meldungen vor, die ebenfalls eine bedeutende Minderung der Preise und Einschränkung der Produktion kabeln. Bei dem amerikanischen Stahltrust erwartet man allein schon eine Monatsabnahme der Aufträge von mehr als 200000 Tonnen. Die ungünstige Gestaltung der Auslandsmärkte, — in erster Linie, wie in früheren Jahren, der Neuyorker Börse — die dortigen heftigen Kurspaniken gaben unseren Börsen ein getreues Spiegelbild, um so mehr, als tagtäglich Neuemissionen gewaltiger Art bekannt wurden. Der jedermann überraschend gekommenen Zeichnungseinladung auf 225 Millionen Mark neuer deutscher Anleihen suchen verschiedene Auslandsemissionen an Zeit und Gelegenheit zuvorzukommen. Auf die Emission von zirka 40 Millionen Mark 4 $^1/_2$ %ige russische Wladikawkas-Eisenbahnanleihen folgt die Begebung von Neuemissionen der mexikanischen, bulgarischen, serbischen Staatskredite. Auch die inländischen Staaten suchen durch Ausgabe von Schatzscheinen auf kurze Termine ihre Geldbedürfnisse zu befriedigen. Der Rentenmarkt war naturgemäss ebenso in seinem innersten Kern verflaut, wie das gesamte Aktiengebiet Kurseinbussen schlimmster Sorte verzeichnen muss. Die Versuche der Grossbankwelt, zu den Neuemissionen schönes Börsenwetter zu schaffen, hatten nur zeitweise einigen Erfolg.

München. M. Weber.

Die neuen deutschen Anleihen.

Der peinlichen Ueberraschung, welche die allgemein unerwartete Bekanntgabe einer Emission von neuen Anleihen verursacht hatte, folgte in Finanz- und Handelskreisen rasch eine nüchterne Auffassung. Massgebend hierfür war hauptsächlich der Hinweis, dass die Neuausgabe von 50 Millionen Mark 4%ige Reichsanleihe und 175 Millionen Mark 4%ige preussische Konsols ausschliesslich werbenden Zwecken (Eisenbahn- und Kanalbauten) dienen. **Die näheren Daten sind aus der in dieser Nummer veröffentlichten Zeichnungseinladung ersichtlich.** Die Zeichnung auf die neuen Anleihen erfolgt **am 12. Juni durch das grosse Preussenkonsortium**, welchem alle bedeutenden Banken und Bankfirmen Deutschlands angehören, **zum Kurse von 97.90 % für freie Stücke.** Dieser Preis ermässigt sich **für Schuldbuchzeichnungen**, welche vorzugsweise berücksichtigt werden und einer Sperre bis zum 15. Februar 1914 unterworfen sind, um 20 Pfennig. Der Kurs für diese Stücke stellt sich also **auf 97,70%.** Neben dem verhältnismässig günstigen Emissionspreis — bei früheren Emissionen musste für 4%ige Anleihen ein Kurs von 102—101.40 und zuletzt von 98.60 gezahlt werden — welcher eine Verzinsung von etwa 4,08% ergibt, wird dem Zeichnungserfolg hauptsächlich auch das Moment zugute kommen, dass diese Anleihen **eine aussergewöhnlich lange Frist der Unkündbarkeit — bis zum Jahre 1935 —** erhalten haben. Dem Kapitalisten bieten sich daher in diesen neuen deutschen Anleihen, welche an Bonität, Sicherheit und Marktfähigkeit alle Auslandsrenten weit überragen, eine erstklassige Anlage mit einer langsichtigen, gleichmässigen Verzinsung. Die vielen sonstigen Emissionen und die derzeit unklare Börsenlage werden daher einen zufriedenstellenden Zeichnungserfolg der Anleihen nur wenig beeinflussen.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Novum Jesu Christi Testamentum. Vulgatae Editionis Sixti V. P. M. jussu recognitae et Clementis VIII. P M. auctoritate editae. 24°. 538 S. Ungeb. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60 und ℳ 3 80. (Regensburg, Friedr. Pustet.)

Martin, P. L., Die heilige Theresia von Jesus, Lehrerin der Mystik. Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen. 18°. 156 S. Ungeb. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.80. (Regensburg, Friedr. Pustet.)

Das Lebensglück der Männer. Gebetbuch für katholische Jünglinge und Männer. Von Prof. Dr. Bernh. Schäfer. ℳ 1.— bis ℳ 2.—. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Apologie der Kirche. Von Constantin Kempf S. J. VIII und 384 S. 8°. Brosch. ℳ 3 —, geb. ℳ 3.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Vom köstlichen Gewinn. Von Ralph Waldo Trine. Aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Geb. ℳ 2.—. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.)

Katholisches Jahrbuch für die Stadt Konstanz 1913. 80 Pf. (Konstanz, Verlag der „Konstanzer Nachrichten".)

Josef Bachem und die Entwicklung der kath. Presse in Deutschland. 2. Bd. 1848 bis 1860. Von Dr. Karl Bachem. Brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—. (Köln, Bachem.)

Sisto e Sesto. Erzählung aus den Abruzzen. Von Heinr. Federer. Geb. ℳ 1.—. (Heilbronn, Eugen Salzer.)

Kino und Jugend. Von Lehrer H. Diehle. — **Der Kaiser und die Jugend.** Von Dr. Widmann. (Warendorf, J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung.)

Beamtenbesoldung. Von Ludwig Bengert. 60 Pf. (München, Verlag des Bayer. Verkehrsbeamtenvereins.)

Katholische Urteile über die Jesuiten! Widerlegung der neuesten Angriffe des Evangelischen Bundes, von W. Kratz, S. J. 48 S. 25 Pf. (Limburg a. d. Lahn, Verlag der Limburger Vereinsdruckerei.)

Der Streit um die rechnenden Pferde. Vortrag von Dr. Max Ettlinger. (Sammlung „Natur und Kultur" Nr. 6) ℳ 1.20. (München, Verlag Natur und Kultur.)

„Volkslektüre" von Dr. A. Hättenschwiller. (Heft VIII der „Stimmen aus dem Volksverein".) 2. Auflage. 30 S. 20 Cent. (Luzern, Verlag des Schweizer Vereins für gute Volkslektüre.)

Zur Reform der Mittelschule. Gedanken und Vorschläge. Von Professor A. Jarotzky. (Reval, Franz Kluge.)

Die katholische Abstinenzbewegung. Von Dr. med. Schmüderrich. 50 Pf. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Bd. XXXII Heft 6. (Hamm, Westf., Breer & Thiemann.)

Juda Ben Hur. Drama aus der Messiaszeit. 6 Akte. Von Joseph Jussinger. 70 Pf. (Kufstein, Ed. Lippott.)

Das Geheimnis des Kreuzes. Eine Passion. Von L. J. Bermanschläger. ℳ 1.—. (Linz a. D., Preßverein.)

Die Jesuitenfrage im Lichte des Reiches Gottes. Von einem gläubigen, evangelischen Christen. 60 Pf., 50 Stück ℳ 25.—. (Winnenden, Lämmle & Müllerschön.)

Die Aufgaben der Vorstände und Vertrauensmänner in den Arbeitervereinen. Arbeiter-Bibliothek, 10. Heft. 8° (38). 20 Pf. (M. Gladbach, „Westdeutsche Arbeiterzeitung" G. m. b. H.)

Antworten auf sozialdemokratische Schlagwörter. 4. Heft: Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. gr. 8° (54). 25 Pf. (M. Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b H.).

Zeichnungs-Aufforderung.

Mark 50 Millionen 4% Reichsanleihe
Mark 175 Millionen 4% Preußische Staatsanleihe

Unkündbar bis 1. April 1935

werden namens des Uebernahme-Konsortiums zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt:

Bedingungen

1. **Zeichnungen** werden bis einschließlich

Donnerstag, den 12. Juni d. J., mittags 1 Uhr

entgegengenommen bei: dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere,** der **Königlichen Seehandlungs-Hauptkasse** und der **Preußischen Central-Genossenschafts-Kasse,** bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und den **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung,** bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihren **sämtlichen Zweiganstalten,** sowie bei den nachstehenden Stellen:

in **Berlin:** Bank für Handel und Industrie. — Berliner Handels-Gesellschaft. — S. Bleichröder. — Commerz- und Disconto-Bank. — Delbrück Schickler & Co. — Deutsche Bank. — Direction der Disconto-Gesellschaft. — Dresdner Bank. — Hardy & Co., Ges. mit beschränkter Haftung. — F. W. Krause & Co., Bankgeschäft. — Mendelssohn & Co. — Mitteldeutsche Creditbank. — Nationalbank für Deutschland. — A. Schaaffhausen'scher Bankverein. — Gebrüder Schickler.
„ **Aachen:** Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft Actiengesellschaft.
„ **Barmen:** Barmer Bank-Verein Hinsberg, Fischer & Comp.
„ **Braunschweig:** Braunschweig. Bank und Kreditanstalt A.-G.
„ **Bremen:** Deutsche Nationalbank, Kommandit-Gesellschaft auf Aktien
„ **Breslau:** Eichborn & Co. — E. Heimann. — G. v. Pachaly's Enkel. — Schlesischer Bank-Verein.
„ **Cassel:** L. Pfeiffer.
„ **Chemnitz:** Chemnitzer Bank-Verein.
„ **Coblenz:** Mittelrheinische Bank.
„ **Cöln:** Deichmann & Co. — A. Levy. — Sal. Oppenheim jr. & Co. — J. H. Stein.

in **Dresden:** Gebr. Arnhold. — Philipp Elimeyer.
„ **Elberfeld:** Bergisch-Märkische Bank. — von der Heydt-Kersten & Söhne.
„ **Essen:** Essener Credit-Anstalt. — Rheinische Bank — Simon Hirschland.
„ **Frankfurt a. M.:** Deutsche Effecten- und Wechselbank. — Deutsche Vereinsbank. — Frankfurter Bank. — Lazard Speyer-Ellissen. — Jacob S. H. Stern. — L. & E. Wertheimber.
„ **Halle a. S.:** Hallescher Bankverein von Kulisch, Kaempf & Co. Commandit-Gesellschaft a. Actien. — H. F. Lehmann. — Reinhold Steckner.
„ **Hamburg:** L. Behrens & Söhne. — Joh. Berenberg, Goßler & Co. — Conrad Hinrich Donner. — Norddeutsche Bank in Hamburg. — Schröder Gebrüder & Co. — Vereinsbank in Hamburg. — M. M. Warburg & Co.
„ **Hannover:** Hannoversche Bank. — Ephraim Meyer & Sohn.
„ **Karlsruhe:** Veit L. Homburger. — Straus & Co.
„ **Königsberg i. Pr.:** Norddeutsche Creditanstalt.
„ **Leipzig:** Allgemeine Deutsche Creditanstalt. — Hammer & Schmidt.

in **Ludwigshafen (Rh.):** Pfälzische Bank.
„ **Magdeburg:** Magdeburger Bank-Verein. — Mitteldeutsche Privat-Bank Actiengesellschaft. — F. A. Neubauer.
„ **Mannheim:** Rheinische Creditbank. — Süddeutsche Disconto-Gesellsch. A.-G.
„ **München: Bank für Handel und Industrie Filiale München. — Bayerische Handelsbank. — Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank. — Bayerische Vereinsbank. Deutsche Bank Filiale München. — Dresdner Bank Filiale München. — Mitteldeutsche Creditbank-Niederlassung München. — Pfälzische Bank Filiale München.**
„ **Nürnberg:** Bayerische Disconto- und Wechselbank A.-G. — Anton Kohn. — Vereinsbank.
„ **Posen:** Ostbank für Handel u. Gewerbe.
„ **Straßburg i. E.:** Allgemeine Elsässische Bankgesellschaft.
„ **Stuttgart:** Württembergische Vereinsbank

und bei den in **Deutschland belegenen Haupt- bezw. Zweigniederlassungen dieser Firmen.**

2. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen über vom 1. Oktober d. J. laufende Zinsen. Der erste Zinsschein ist am 1. April 1914 fällig.

3. **Der Zeichnungspreis beträgt:**
a) für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 15. April 1914 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, 97,70 Mark für je 100 Mark Nennwert;
b) für alle übrigen Stücke 97,90 Mark für je 100 Mark Nennwert.
} **unter Verrechnung von 4% Stückzinsen.**

Die Eintragung in die Schuldbücher erfolgt gebührenfrei. Der amtliche Schriftwechsel in Schuldbuchangelegenheiten erfolgt als portopflichtige Dienstsache.

4. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5% des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) vertreten die Stelle der Wertpapiere.

Den Zeichnern steht im Falle einer geringeren Zuteilung die freie Verfügung über den überschießenden Teil der geleisteten Sicherheit zu.

Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben. Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:

„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten 4% Reichs- bezw. Preußischen Staatsanleihen

nom. M. .... **Reichsanleihe**
nom. M. .... **Preuß. Staatsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.

(Soweit meine Zeichnung bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt Reichsanleihe auch Preuß. Staatsanleihe oder statt Preuß. Anleihe auch Reichsanleihe zugeteilt wird*).

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die unter Sperrung bis 15. April 1914 für mich in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, zum Preise von **97,70** Mark.

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die bis 15. Februar 1914 der Sperre unterliegen, zum Preise von **97,90 Mark.**

Ich bitte um Zuteilung*)
von freien, d. h. keiner Sperre unterliegenden Stücken, zum Preise von **97,90 Mark.**

*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Als Sicherheit hinterlege ich ...."

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ d. 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 21. Juni 1913. X. Jahrgang.

Lehrer und Schüler vor Gericht.

Von Staatsanwalt Dr. Elwert, Stuttgart.

Das statistisch nachgewiesene rapide Anwachsen der Kriminalität jugendlicher Personen zwingt dazu, die Aufmerksamkeit der Pädagogen immer aufs neue wieder auf die besonderen und außerordentlich schwierigen Aufgaben zu lenken, die ihnen ihr Beruf auferlegt, wenn sie dem Gericht Auskunft geben sollen in einem Strafverfahren, in das ein jetziger oder früherer Schüler als Angeklagter oder als Zeuge verwickelt ist. In solchen Fällen hängt von der Aussage des Lehrers viel, oft alles ab: das ganze fernere Leben, die ganze Zukunft des jugendlichen Angeklagten, die Ehre und das Glück seiner mitbetroffenen Familie. Tritt der Jugendliche vor Gericht als Zeuge auf, und soll der Lehrer seine Aussagen begutachten, so wird die Schuld oder Unschuld eines Menschen oft entscheidend beurteilt nach der Aussage des Jugendlichen unter Begutachtung durch den Lehrer.

Ein Beispiel aus der Praxis des Gerichtssaales: In einer mittelgroßen Stadt wurden fortgesetzt raffinierte Ladendiebstähle verübt. In verschiedenen Geschäften verschwanden immer wieder Waren aller Art; eine Diebsbande mußte hier ihr Wesen treiben. Endlich gelang es den Bemühungen der Polizei, vier Gymnasisten abzufassen, wie sie einen Buchbinderladen in der Weise plünderten, daß zwei von ihnen einige Kleinigkeiten kauften und die beiden anderen verabredungsgemäß, während das Ladenfräulein die gekauften Sachen aussuchte und verpackte, alles mögliche Erreichbare in die Taschen steckten: Notizbücher, Kalender, Indianergeschichten usw. Die Jungen gestanden alsbald unumwunden ein, daß sie auch die früheren Diebstähle begangen hätten, und man fand das früher Entwendete bei ihnen vor. Sie wurden angeklagt und vor Gericht gestellt. Im Vorverfahren und in der Hauptverhandlung wurden ihre Lehrer gehört, ob die jugendlichen Sünder die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht besessen haben. Die Frage wurde in unserem Fall von den Lehrern bezüglich sämtlicher vier Angeklagten bejaht. Der älteste war 15 Jahre, die anderen 13 und 14 Jahre alt. Sämtliche vier Angeklagten wurden denn auch vom Schöffengericht schuldig befunden und verurteilt; in der Berufungsinstanz wurden dann aber diese Urteile abgeändert, und es wurden die beiden jüngsten Angeklagten freigesprochen, nachdem der Hausarzt des einen Knaben diesen für körperlich und geistig zurückgeblieben bezeichnet hatte und ebenso der andere von einem früheren Lehrer, der in erster Instanz nicht zugezogen war, als außerordentlich schwach begabt charakterisiert worden war. Die beiden Verurteilten erhielten Strafaufschub mit Aussicht auf spätere Begnadigung; die Strafe ist ihnen im Gnadenweg später erlassen worden. Das Urteil und der Ernst der drohenden Strafe war für sie eine heilsame Warnung für ihr ganzes Leben.

Was an diesem Fall, wie an zahllosen anderen Fällen, zunächst auffällt, das ist die große Bereitwilligkeit der meisten Lehrer, die Einsichtsfrage bei ihren Schülern ohne weiteres zu bejahen. Man erlebt es äußerst selten, daß ein Lehrer bei einem jungen Menschen im Alter von 12 bis 14 Jahren ernstliche Zweifel an dieser Strafbarkeitseinsicht äußert. Es ist dies auch begreiflich. Es klingt wie eine Art Selbstkritik, wie ein Zweifel an den Erfolgen des eigenen Unterrichts, wenn ein Lehrer diese Frage verneint.

Die Einsichtsfrage geht nicht dahin: besitzt der Jugendliche ein gewisses Maß von Kenntnissen, versteht er insbesondere den Tatbestand und die Strafbarkeit gewisser Delikte? Es wäre wirklich zuviel verlangt, wollte man dem Lehrer neben all dem anderen Unterrichtsstoff auch noch zumuten, seine Schüler nebenher über Strafrecht und Strafprozeß zu unterrichten. Die Einsichtsfrage ist vielmehr die Frage nach der Begabung, nach der geistigen und sittlichen Reife des Schülers; es kommt für das Gericht darauf an, einen bestimmten Grad der Verstandesentwicklung festzustellen. Das Reichsgericht sagt: Es komme bei der Beurteilung eines Jugendlichen darauf an, ob er die Strafbarkeit seines Tuns hat erkennen können, nicht ob er sie tatsächlich erkannt hat. Daraus folgt für den vom Gericht als Sachverständigen gerufenen Lehrer ein Doppeltes: einmal, daß er sich den betreffenden Schüler nach seiner Begabung, nach seiner Verstandesentwicklung, vielleicht im Vergleich mit anderen Schülern desselben Jahrganges oder früherer Jahrgänge vergegenwärtige und sich nicht geniere, einen unbegabten oder schwach begabten Schüler ganz offen als solchen zu bezeichnen. Ich habe es noch nie erlebt, daß ein Lehrer einfach erklärte, er könne diese Frage überhaupt nicht beantworten, eben weil er den Schüler nicht genügend kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und doch ist es ganz selbstverständlich, daß ein Lehrer, an dem jahraus, jahrein soundso viel Schüler vorübergehen, ganz unmöglich jeden genau genug kennen kann, um sich über diese geistige und sittliche Reife ein Urteil zu bilden. Manche Schüler geben sich in der Schule ja auch ganz anders, als sie von Natur sind, und es bedarf schon einer gewissen Erfahrung und eines mit dem Bestehen der Oberlehrerprüfung noch lange nicht garantierten pädagogischen Taktes, um jedem Schüler gerecht zu werden. Noch unverständlicher ist mir immer gewesen, weshalb viele Lehrer, namentlich an höheren Schulen, eine gewisse Scheu zeigen, einen Schüler als schwach begabt zu bezeichnen. Für die Begabung des Schülers ist doch der Lehrer nicht verantwortlich, und die Rücksicht darauf, daß etwa die Familie des schwach begabten Schülers ein solches Urteil des Lehrers diesem verübeln könnte, muß denn doch zurückstehen, wo es sich um Schuld oder Unschuld, um Ehre, Freiheit und vielleicht ein ganzes Lebensglück handelt.

Sodann folgt aus der oben erwähnten Auslegung der Einsichtsfrage durch das Reichsgericht: Die Frage nach der Strafbarkeitseinsicht darf nicht deswegen vom Lehrer verneint werden, weil der Schüler etwa die strafrechtlichen Folgen im einzelnen nicht gekannt habe. War der junge Bursche imstande, bei einiger Ueberlegung das Unrechtmäßige seiner Tat einzusehen, dann ist er für diese verantwortlich ohne Rücksicht auf Leichtsinn oder Verführung. Das verlangt unser Gesetz auch schon von den Angehörigen dieser Altersklassen und etwaige daraus sich ergebende Härten bleiben der Begnadigungsinstanz zur Abstellung überlassen, die sich in allen Bundesstaaten gerade auf dem Gebiet der Jugend-Kriminalität außerordentlich weitherzig zeigt.

Ich habe es schon für praktisch wertvoll gefunden, wenn der als Sachverständiger vor Gericht gerufene Lehrer sich selbst und dem Gericht die Frage so stellt und beantwortet: Was würde der betreffende jugendliche Angeklagte von anderen, etwa von Kameraden, denken und sagen, wenn er diese bei Ausführung der betreffenden Straftat beobachten würde? Die Beantwortung dieser Frage gibt unter Umständen schon einen sehr wertvollen Maßstab für die Beurteilung der Einsichtsfrage. Dagegen halte

ich davon nicht viel, daß man den Jungen fragt, ob er sich gefürchtet hätte und vielleicht davongesprungen wäre, wenn ihn bei der fraglichen Tat etwa ein Schutzmann überrascht hätte. Aus der Bejahung dieser Frage allein ist nichts für die Strafbarkeitseinsicht zu schließen; denn vor einem Polizeiorgan geht jeder Junge durch, wenn er irgendwie ein schlechtes Gewissen hat, was bei manchem Jungen vielleicht aus ganz anderem harmlosen Anlaß der Fall ist.

Natürlich ist in erster Linie zu sehen auf die Art des in Frage stehenden Deliktes. Daß man nichts stehlen, nichts unterschlagen darf, daß man keine Häuser anzünden darf, das allerdings kann jeder normal veranlagte Schüler schon mit 12 und 13 Jahren wissen. Hier sind der Tatbestand und seine Folgen auch für das Verständnis des Jugendlichen klar zu überschauen. Bei der Körperverletzung, den Vergehen gegen die Sittlichkeit, der Sachbeschädigung ist dies schon anders. Vollends, wo der dem Jugendlichen innewohnende Tatendrang ihn zu Gewalttätigkeiten verführt (Felddiebstahl, Forstfrevel, Zerstören von Straßenlaternen, Telegraphenanlagen), da muß man beim normalen Jugendlichen schon vorsichtiger sein, die Einsichtsfrage zu bejahen. Gewisse Fälle von Betrug oder Urkundenfälschung oder Münzfälschung verlangen geradezu ein entwickeltes Denkvermögen. Es würde zu weit führen, das alles an einzelnen Beispielen zu illustrieren oder gar das ganze Heer von Polizeiverfügungen heraufzubeschwören, die gerade der Jugendliche in Leichtsinn, Trotz oder Unerfahrenheit so gern übertritt. Je nach der Natur des betreffenden Schülers hat der Lehrer diese schwierige Frage zu beantworten. Hier kann er wirklich zeigen, ob er verstanden hat, in das Auffassungsvermögen eines jungen Menschen hinabzusteigen, ob er dem Schüler und dieser ihm näher gekommen ist, ob er nicht bloß Schulmeister, sondern auch Freund und Kamerad seiner Jungen sein kann.

Der als Sachverständiger vor Gericht gerufene Lehrer soll Gehilfe des Richters sein; er soll also nicht sich darauf beschränken, einfach sein eigenes Urteil über den betreffenden Schüler abzugeben, sondern er soll sich der Mühe unterziehen, dieses Urteil so zu begründen, daß der Richter ihm folgen kann. An der Charakteristik des Schülers durch den Lehrer soll der Richter selbst ein Bild von der Person des Jugendlichen gewinnen, um die Beurteilung des Lehrers an der Hand seiner eigenen Erfahrung und Menschenkenntnis nachzuprüfen. Es gilt, über die ganze Persönlichkeit des Jugendlichen ein Urteil zu gewinnen; deshalb geize der Lehrer nicht mit der Wiedergabe seiner Beobachtungen, wenn diese vielleicht auch dürftig sind und scheinbar nebensächliche Dinge betreffen. Auch Kleinigkeiten dienen zur Illustration und manches Bild erhält erst durch kleine Radierungen und Schattierungen den richtigen Charakter. Der Lehrer kennt den Akteninhalt meist nicht; er weiß nicht, was über die Persönlichkeit, die Familie, die häuslichen Verhältnisse schon erhoben worden ist. Meist ist das recht dürftig und der Lehrer sollte doch hier in den meisten Fällen, wie kaum eine zweite Person, Auskunft geben können. Welche Erziehung ein Kind im Elternhaus genießt, ob die Tätigkeit des Lehrers unterstützt wird von sorgsamen, verständigen Eltern, oder ob ein Knabe oder ein Mädchen sich selbst überlassen bleibt und in der schulfreien Zeit vielleicht gar in eine schlechte Umgebung gerät, das sieht der erfahrene Lehrer bald. Auch die Kleidung, die Erledigung der Hausaufgaben, das Benehmen in der Freizeit, in der Pause, vielleicht beim Spielen und so fort geben manchen Anhaltspunkt, und das alles kann unter Umständen für das Gericht von Wichtigkeit werden; darum geize der Lehrer nicht mit seinen diesbezüglichen Beobachtungen.

Derlei Mitteilungen sind viel wichtiger als die Vorlegung der Schulzeugnisse, die landauf landab den Hauptinhalt der Lehrergutachten bilden. Was soll das Gericht damit anfangen, wenn dem jugendlichen Angeklagten bezeugt wird, daß er fortlaufend das Zeugnis „Betragen gut" erhalten habe. Auch der „Fleiß" spricht weder zugunsten noch zuungunsten eines jugendlichen Angeklagten. Was er vollends im „Schönschreiben" oder „Memorieren" oder „Turnen" leistet, besagt dem Richter gar nichts. Wichtiger sind schon die Zeugnisse in denjenigen Fächern, die ein gewisses selbsttätiges Denken voraussetzen, wie der Aufsatz und das Rechnen. Nur muß man sich auch bei den Zeugnissen hierüber und ebenso bei der Lokation vergegenwärtigen, daß der Maßstab ein außerordentlich schwankender ist. Viele Lehrer geben strebsamen Schülern überhaupt gern gute Zeugnisse, und in manchen Schulen, z. B. Privatschulen, erhalten die Zöglinge überhaupt kaum einmal eine wirklich schlechte Note. Die Lokation vollends richtet sich doch immer nach den Leistungen der Klassengenossen, die da und dort in den verschiedenen Jahrgängen eine total verschiedene sein kann. Auch ein schwachbegabter Schüler kann einmal unter den Ersten sitzen, wenn die ganze Klasse nichts taugt. Und umgekehrt folgt aus der Tatsache, daß ein Schüler unter den Letzten sitzt, noch lange nicht, daß er unbegabt sei. Es klingt beinahe trivial, diese für den erfahrenen Lehrer selbstverständlichen Dinge sagen zu müssen, aber man muß darauf hinweisen angesichts der allerorts beliebten Praxis vieler Lehrer, bei der Einsichtsfrage immer mit der Lokation und den Zeugnissen zu operieren.

* * *

Es ist ein in der Jugend-Gerichtsbewegung viel besprochenes Problem, ob man nicht jeden jugendlichen Delinquenten eigens auf seine Zurechnungsfähigkeit untersuchen soll. Eine weit verbreitete Richtung moderner Kriminalisten wittert hinter jedem Menschen, der irgend ein Strafgesetz übertritt, gleich einen Geisteskranken. Vollends bei der kriminell gewordenen Jugend finden die Anhänger dieser Schule immer neues Beweismaterial, das um so ergiebigere Ergebnisse liefert, je mehr die Jugendlichen aus der physisch oder psychisch degenerierten Großstadtjugend sich rekrutieren. Es ist geradezu eine Gefahr, wenn man, wie dies beispielsweise vor den Jugendgerichten in Frankfurt a. M. und anderen Städten schon praktisch so gehandhabt wird, jeden Jugendlichen, der einen Hut voll Kirschen gestohlen hat, auf seinen Geisteszustand untersucht. Die moderne Psychiatrie, deren täppische Art am besten beweist, wie sehr sie noch in den Kinderschuhen steckt, ist so gründlich, daß sie schon ein angewachsenes Ohrläppchen oder einen Papa, der gern über Durst trinkt, oder einen Großpapa, der das perpetuum mobile hat erfinden wollen, als Indizien für eine „erbliche Belastung" oder eine „psychopathische Minderwertigkeit" des jugendlichen Angeklagten erklärt. Und ein derartiger Makel ist für diesen vielleicht viel schlimmer als ein Verweis oder eine auf Wohlverhalten geschenkte Freiheitsstrafe. Gerade die Rücksicht auf derartige gerichtsärztliche Begutachtungen eines Jugendlichen sollte die Lehrer zwingen, ihre Beobachtungen dem Gericht und dem medizinischen Sachverständigen recht ausgiebig mitzuteilen. Auch hier können oft scheinbar nebensächliche Dinge von entscheidendem Einfluß sein. Ich habe es neulich erlebt, daß ein Mädchen, das wegen eines an ihm begangenen Sittlichkeitsverbrechens Zeugnis abzulegen hatte und einen erschrockenen verschüchterten Eindruck machte, von seinem eigenen Hausarzt als „träumerisch veranlagt", „zu phantasievoller Uebertreibung neigend", hingestellt wurde, was ihrem Bruder, dem Angeklagten, der sich an ihr vergangen haben sollte, wesentlich zu statten kam. Der Lehrer des Mädchens, ein älterer Oberlehrer, sagte mir nach der Verhandlung, daß es ihm bitter weh getan habe, wie er es habe mit ansehen müssen, daß man diese seine Schülerin jetzt auf einmal als unglaubwürdig hinstellen wolle; er kenne das Mädchen doch besser als der Arzt auf Grund seiner nur flüchtigen und gelegentlichen Untersuchungen. Ich konnte ihm nur erwidern, daß es ihm freigestanden hätte, auch nachdem der Arzt sein Gutachten erstattet hatte, nochmals ums Wort zu bitten und seine entgegengesetzte Meinung zu äußern. Denn der Sachverständige soll der ganzen Verhandlung anwohnen und wird deswegen auch nicht ins Zeugenzimmer verwiesen, damit er das Ergebnis der ganzen Verhandlung auf sich einwirken lassen kann und darnach dem Gericht seine Meinung sagt, und nötigenfalls, wenn er noch etwas vorzubringen hat, nochmals ums Wort bittet. Nur was in der Verhandlung zur Sprache kommt, ist für das Urteil zu berücksichtigen; der bloße Akteninhalt existiert für das Gericht nicht. Der Lehrer darf sich also nicht dabei beruhigen, daß er im Vorverfahren seine Meinung in schriftlicher Aeußerung deponiert habe, vielmehr muß er das dort Niedergelegte vollständig wiederholen und auf etwaige im Lauf der Verhandlung neu aufgetauchte Gesichtspunkte selbsttätig eingehen.

Bei der Beurteilung der Wahrheitsliebe einer jugendlichen Person ist das Gericht auf die Aussage des Lehrers noch mehr angewiesen als bei der Einsichtsfrage. Die Verstandesentwicklung eines Burschen kann das Gericht auf Grund eigener Menschenkenntnis und Erfahrung an der Hand des festgestellten Sachverhalts und des persönlichen Eindrucks selbständig

prüfen und beurteilen. Dagegen kann es bei der flüchtigen Begegnung mit einem Jugendlichen, der als Zeuge auftritt, sich darüber kein Urteil bilden, ob der Zeuge Glauben verdient. Hier ist das Gutachten des Lehrers, der den Schüler aus längerer Beobachtung kennt, geradezu unentbehrlich. Es ist aber die Beurteilung der Glaubwürdigkeit etwas ganz anderes als die Beurteilung der Einsichtsfrage. Hier handelt es sich um ein Zeugnis über Begabung und Intellekt, dort um ein solches über die moralische Qualifikation: Ist der Zeuge aufrichtig, ehrlich, wahrheitsliebend? Am häufigsten wird der Lehrer vor diese Frage gestellt bei der Aburteilung von Sittlichkeitsdelikten, wo alles auf die Würdigung der Aussage des Mädchens ankommt, an dem sich der Angeklagte vergangen haben soll. Es ist bekannt, daß gerade bei Mädchen in gewissen Jahren die Phantasie auf sexuellem Gebiet eine sehr rege ist, besonders wenn Einflüsse der Umgebung einwirken. Auch Mädchen, die sonst vielleicht einen wenig aufgeweckten Eindruck machen, haben auf diesem Gebiet auffallend viel Interesse und ein frühreifes Verständnis. Es ist schwer, oft unmöglich, in der Darstellung eines solchen Mädchens auseinanderzuhalten, was eigene Phantasiegespinste sind, und was wirklich erlebt ist. Und es ist auch für den Lehrer, der das Mädchen gut zu kennen glaubt, alle Vorsicht geboten, zumal er naturgemäß wenig Gelegenheit haben wird, die Entwicklung einer Schülerin auf diesem Gebiet zu verfolgen. Darum beschränke er sich ruhig darauf, seine eigenen Wahrnehmungen darüber dem Gericht mitzuteilen, ob er die Zeugin sonst als lügenhaft oder aber als aufrichtig kennen gelernt hat; auch was er sonst über die sittlichen Zustände in Haus und Familie der Zeugin etwa weiß, mag er noch besonders anführen. Und nur dann, wenn er ganz bestimmte eigene Wahrnehmungen gemacht haben sollte über konkretes unsittliches Verhalten, wird er das dem Gericht sagen müssen. Nichts ist verfehlter, als wenn der Lehrer oder auch die Lehrerin in solchen Fällen den Untersuchungsrichter spielen zu müssen glaubt.

Das mag in anderen Fällen mit Erfolg versucht werden. Es ist nur dankenswert, wenn der Lehrer, der das Vertrauen seiner Schüler besitzt, sich von diesen darin einweihen läßt, wenn sie bei irgend einem Vorkommnis beteiligt gewesen sind, das nachher zu einem gerichtlichen Nachspiel führt. Junge Augen sehen manchmal viel schärfer als die eines Erwachsenen und beobachten oft auch scheinbar nebensächliche Dinge; aber junge Köpfe sind auch sehr vergeßlich, und bis es zur Vernehmung oder gar Verhandlung kommt, sind die Eindrücke durch andere Ereignisse längst verwischt. Da kann es der Ermittlung der Wahrheit sehr förderlich sein, wenn der vor Gericht zitierte Lehrer die Schilderung des Schülers nach dessen eigener Erzählung ergänzen kann, wie er sie unmittelbar nach dem betreffenden Ereignis dem Lehrer gegenüber gegeben hat: für die kritische Würdigung der Aussage eines jugendlichen Zeugen oder auch Angeklagten ist durch eine derartige Kontrolle an seiner früheren Darstellung viel gewonnen.

Daß der Lehrer aber überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen lassen darf, ohne seine Schüler mit ernsten Worten zur strengen Wahrheitsliebe zu ermahnen, das braucht an dieser Stelle nicht besonders gesagt zu werden. Das wird der wichtigste Dienst sein und bleiben, den der Lehrer dem Gericht leistet. „Dem Volk und vor allem der Jugend muß von allen, die dazu berufen sind, besonders auch von seinen Geistlichen und Lehrern gepredigt werden, daß Gericht und Strafe ein ernstes feierliches Ding sind und heilig gehalten werden müssen." So sagt Professor Mendelsson-Bartholdy.

Fahr zu!

Bläh stolz die Segel, kleines Schiff
und lass den scharfen Wind einstreichen;
wir werden noch so manches Riff
umfahren, ehe wir's erreichen,
das Ziel, mit seinem sichren Hafen,
in dem die Stürme alle schlafen.
Fahr zu — fahr zu,
sei tapfer kleines Schiff! Fahr zu!

Mathilde Fritsch.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Feier des kaiserlichen Regierungsjubiläums

ist im ganzen Inlande und auch in zahlreichen Auslandsstätten in der schönsten Weise erfolgt. Auch der Hl. Vater hat durch den Kardinalfürstbischof von Breslau ein herzliches Glückwunschschreiben überreichen lassen. Abgesehen von der Sozialdemokratie, die aus ihrer verneinenden und republikanischen Tendenz nicht herauskam, haben alle Parteien der kraftvollen und edlen Persönlichkeit des Monarchen und seiner Verdienste um den Frieden und die Wohlfahrt des Volkes gerechte Anerkennung zuteil werden lassen, wenn sie auch in manchen Dingen in loyaler Opposition zu einzelnen Regierungsmaßnahmen stehen mußten oder noch stehen müssen.[1] In den Parlamenten fand nicht bloß der konservative Vorsitzende des preußischen Abgeordnetenhauses, sondern auch der von der Linken gewählte freisinnige Reichstagspräsident treffliche Worte der Freude und des Dankes. So ist es recht: an einem solchen Festtage muß man die Blicke vereinigen auf das Gute und Angenehme, auf die Rosen am Strauch, um die Behandlung der Dornen, die auf dieser Erde unvermeidlich sind, dem Werktagsdienst zu überlassen. Das Volk nimmt alles in allem und sagt sich: Wie schwer hätte Deutschland heimgesucht werden können von äußeren und inneren Verhängnissen, wäre nicht ein so gewissenhafter, pflichteifriger, friedliebender und christlich gesinnter Mann an der entscheidenden Stelle gestanden!

Die zum Fest erwartete Amnestie ist im einzelnen noch nicht kundgegeben, doch ist der preußische Justizminister beauftragt worden, Vorschläge für Erlaß oder Milderungen von Strafen „in weitem Umfange" zu machen, und zwar vornehmlich zugunsten solcher Personen, die zu ihren Straftaten durch Not, Leichtsinn, Unbesonnenheit oder Verführung veranlaßt worden sind. Hoffentlich geht der Minister über die „altpreußische Sparsamkeit", die auch in der Amnestierung bisher üblich war, dieses Mal kühn hinaus. — 600 Veteranen erhalten ein Gnadengeschenk von je 50 Mark.

Die Ordensverleihungen sind nicht übermäßig zahlreich. Interessant ist, daß auch der elsaß-lothringische Staatssekretär Zorn von Bulach den Roten Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub erhalten hat. Man weiß freilich nicht, ob die Auszeichnung schon vor oder erst nach den Verhandlungen über die Ausnahmegesetzgebung in die Wege geleitet war.

Ihren Höhepunkt erreichte die Jubiläumsfeier in der gemeinschaftlichen Beglückwünschung des Kaisers durch seine hohen Verbündeten. Die deutschen Bundesfürsten haben sich zu diesem Zwecke nach Berlin begeben, an ihrer Spitze Prinzregent Ludwig von Bayern. Mit Recht wird sowohl in München als in Berlin halbamtlich auf die hohe Bedeutung dieses Aktes hingewiesen. Die „Bayerische Staatszeitung" sagt: „Die innige Gemeinschaft blutbeschworener Verträge kommt in dieser Kundgebung macht- und bedeutungsvoll zum Ausdruck; sie zeige dem Auslande, wie festgefügt und unverrückbar die Grundmauern des Deutschen Reiches sind; sie lege feierliches Zeugnis ab für die Treue und die Gewissenhaftigkeit, mit der Kaiser Wilhelm seines Amtes gewaltet." Die „Nordd. Allg. Ztg." findet ebenfalls in der feierlichen Kundgebung zum Ausdruck gebracht, wie fest und innig sich Kaiser und Bundesfürsten, Reich und Einzelstaaten einander verbunden wissen. Der Reichsgedanke habe sich lebendig und fruchtbar bewährt; die Verfassung habe die Nation zu machtvoller Entwicklung ihrer Gesamtkraft, die einzelnen Staaten und Stämme zu ungestörter Weiterbildung des eigenen Lebens befähigt. — Den Familientag der deutschen Fürsten am Silberfest des Kaisers begleitet das ganze Bürgertum mit voller Sympathie, da es die Verdienste des Jubilars um die Erhaltung der verfassungsrechtlichen Ordnung, des Friedens und gegenseitigen Vertrauens, der Harmonie und Brüderlichkeit im deutschen Bundesstaate kennt und dankbar schätzt.

[1] Die „Allgemeine Rundschau" war vermöge ihrer Aufgabe als zeitgeschichtlich wertvolle Ergänzung zur Tagespresse der richtige Ort, um vor dem Fest nochmal die Sorgen der deutschen Katholiken in geschichtlich streng objektiver Weise zusammenzufassen. Vgl. den Artikel von Hofrat Dr. Eugen Jäger, M. d. R., in Nr. 24, welcher einen lebhaften Widerhall gefunden hat. Ueber die erhebenden Feierlichkeiten, die bei Redaktionsschluß noch fortdauern, werden wir in der nächsten Nummer noch einen umfassenden Ueberblick geben. (D. Red.)

Die Kompromißverhandlungen im Reichstag.

Der Gedanke der Sammlung und Verständigung unter den bürgerlichen Parteien marschiert. Zum Ziele ist er allerdings in dem Augenblick, wo dieses geschrieben wird, noch nicht gelangt. Was da schwebt, ist das Werk arbeitseifriger und mutiger Abgeordneter, während die Regierung sich abwartend, statt führend verhält.

Als im Jahre 1909 nach dem Scheitern des Blocks eine Vereinbarung über die Finanzreform erzielt werden mußte, konnten noch das Zentrum und die Rechte die Mehrheit bilden. Im gegenwärtigen Reichstage ist zur Mehrheitsbildung zum mindesten noch die nationalliberale Partei notwendig. Ja, wenn Zentrum und Konservative nicht vollständig geschlossen stimmen, ist sogar der Beitritt der fortschrittlichen Volkspartei anzustreben. Und wenn man die gesamte Entwicklung des Parteilebens ins Auge faßt, so ist es überhaupt höchst wünschenswert, den Liberalismus in möglichst weitem Umfange von der Verbindung mit der Sozialdemokratie abzuziehen und für die positive Arbeit mit den anderen bürgerlichen Parteien zu gewinnen.

Die Verhandlungen über die Deckung der fortlaufenden Ausgaben mußten naturgemäß anknüpfen an das Kompromiß, das schon voriges Jahr, allerdings in unbestimmter Form, in dem bekannten Antrage Bassermann-Erzberger abgeschlossen war. Auf dem Wege der Besitzsteuer mußten die alten und neuen Erfordernisse herbeigeschafft werden; der Rückgriff auf Verbrauchsabgaben war ganz ausgeschlossen; wenigstens 80 Millionen jährlich mußten vom Besitz eingebracht werden.

Die Regierung hatte den „Umweg über die Einzelstaaten" vorgeschlagen. Das Reich sollte nach dem Maßstabe der Steuerkraft, die sich in den einzelnen Bundesstaaten durch die Veranlagung zum Wehrbeitrag ergeben hatte, „veredelte Matrikularbeiträge" erheben, indem den Einzelstaaten die Umlegung ihres Bedarfs auf den Besitz überlassen blieb. Nur für den Fall, daß die Gesetzgebung in einem Einzelstaate versagen könnte, hatte die Regierung als Notanker und Lückenbüßer eine Steuer auf den Vermögenszuwachs vorgesehen, die dort in Kraft treten sollte, wo die landesgesetzliche Regelung fehlte. Dieser Regierungsvorschlag fand auffällig wenig Anklang. Die Liberalen wollten eine reichseigene, unmittelbare Besitzsteuer, und von den Anhängern des föderativen Prinzips hatten manche staatsrechtliche und praktische Bedenken. Der Gedanke einer regelrechten Reichsvermögensteuer drängte sich in den Vordergrund. Der Reichskanzler und mittelstaatliche Regierungen erhoben dagegen kräftigen Widerspruch, und das Zentrum mußte getreu seinen Grundsätzen diesen schweren Eingriff in die Steuerhoheit und die Finanzgebarung der Einzelstaaten zu verhüten suchen.

Zur Vermeidung dieses großen Uebels wurde zunächst von einem Zentrumsmann angeregt, den Einzelstaaten zwar die landesgesetzliche Regelung der Besitzsteuer zu überlassen, aber gewisse Normen für die richtige Aufbringung des Reichsbedarfs ihnen vorzuschreiben. Letzteres erschien, abgesehen von sachlichen Erwägungen, behufs Erlangung der liberalen Mitarbeit geboten. Dieser dankenswerte Versuch, die Regierungsvorlage zur Grundlage eines Kompromisses auszubauen, fand bei den Konservativen weniger Entgegenkommen, als er verdiente.

Nun wurde ein neuer Ausweg in Vorschlag gebracht, der von der subsidiären Zuwachssteuer des Regierungsentwurfs ausging. Eine allgemeine und unmittelbare Besteuerung des Zuwachses an Vermögen, sagte man sich, bedeutet noch nicht die Imperialisierung der Vermögenssteuer selbst; der Bundesrat wird sie nicht unbedingt ablehnen können, da er sie ja bedingungsweise vorgeschlagen hat. Bei künftigem Ausbau der Zuwachssteuer, sagte man sich weiter, lassen sich nicht nur 80, sondern sogar 100 bis 130 Millionen aufbringen, und diesen Mehrertrag kann man ausnutzen zur Abschaffung gewisser alter lästiger Steuern (zum Beispiel Umsatzstempel und Wertzuwachssteuer für Grundstücke) sowie zur Verhütung neuer bedenklicher Kleinsteuern. Bei den Liberalen fand der Gedanke freundliche Aufnahme, weil er deren Wünsche nach einer unmittelbaren Reichssteuer auf den Besitz entgegenkam. Auf der anderen Seite erhoben sich aber lebhafte Bedenken, sowohl wegen des Eingriffs in die Steuerordnung der Einzelstaaten, als noch besonders wegen der Belastung der Erbschaften durch diese Zuwachssteuern. Wenn man nämlich jede Vermögensvermehrung, mag sie von der Arbeit oder vom Glück herrühren, mit einer Abgabe belegt, so läßt sich der Zuwachs infolge des Erbganges nicht ausschließen. Höchstens kann man das Gattenerbe vom Gesichtspunkte des Fortbestandes der alten Vermögensgemeinschaft ausnehmen. Für die Freilassung des Kindes-

erbes sind die Liberalen, die Vorkämpfer der „Witwen- und Waisensteuer", natürlich nicht zu haben. Man muß sich darauf beschränken, Milderungen vorzusehen für die Fälle, wenn das Familienvermögen übergeht auf Kinder, die im elterlichen Haushalt lebten oder zur Erwerbung dieses Vermögens selbst mittätig gewesen waren. Es fragt sich dann, ob diese gemilderte Belastung des direkten Erbganges im Rahmen der allgemeinen Zuwachsabgabe erträglich ist auch vom Standpunkt derjenigen, die auf die Pflege des Familiensinnes und auf die Schonung der Eigenart des landwirtschaftlichen und mittelständischen Erwerbslebens den entscheidenden Wert legen. Die konservative Partei kann sich bisher mit dieser Hereinziehung des Erbganges nicht befreunden; auch in Zentrumskreisen bestehen noch schwere Bedenken. Andere stellen sich auf den Standpunkt des kleineren Uebels und meinen, die Erbanfallsteuer, welche die Liberalen so eifrig verfolgen und die Regierung schon 1909 selbst beantragt hatte, würde auf die Dauer nicht zu vermeiden sein, wenn man nicht jetzt durch die allgemeine Zuwachssteuer eine gemilderte Abgabe vom Elternerbe einführte. Tatsächlich unterscheidet sich die jetzt geplante Abgabe wesentlich von der kritischen „Waisensteuer". Letztere war eine Ausnahmebelastung des Kindeserbes, während der übrige Vermögenszuwachs ganz unbehelligt blieb; zudem sollte die Waisensteuer gerade in dem ungünstigsten Augenblick erhoben werden, wo die Familie durch den Verlust des Ernährers in Leid und Angst gestürzt ist. Nach dem jetzigen Vorschlage bleiben die erbenden Kinder unbehelligt, bis der regelmäßige Termin der allgemeinen Vermögensfeststellung (alle drei Jahre) herangekommen ist und sie angeben müssen, was sie gegenwärtig besitzen. Indem die Veranlagungsbehörde die alte Vermögensziffer von der neuen abzieht, wird zugleich mit jedem andern Zuwachs die Erbschaft erledigt, soweit sie noch vorhanden ist. Wenn obendrein die Hauskinder geschont und die Mitarbeit der Kinder angerechnet, vielleicht auch für wirtschaftliche Schäden infolge des Todesfalls ein Ausgleich vorgesehen wird, so erscheint allerdings eine solche Heranziehung der Erbschaft viel erträglicher als ein Erbanfallgesetz, das uns die Linksmehrheit bescheren könnte.

In der konservativen Presse wird neuerdings erklärt, daß die konservative Partei natürlich bestrebt sein würde, alles zu unterstützen, was zu einer Milderung dieser Belastung führe, sich aber vollkommen freie Hand für ihre Schlußentscheidung vorbehalte. Eine redliche Mitarbeit an der Ausgestaltung des Kompromißvorschlages ist schon wertvoll. Es muß freilich schnell, sehr schnell gearbeitet werden. Sollte die Sammlung auf dem Boden der Zuwachssteuer sich als unmöglich erweisen, so bliebe als letzter Rettungskahn vielleicht noch der Rückgriff auf den ersten Kompromißgedanken (landesgesetzliche Vermögenssteuer nach Reichsnormen). Von konservativer Seite wird jetzt diesem Wege (leider verspätet) der Vorzug gegeben.

Die Schwierigkeiten sind, wie man sieht, noch zahlreich und groß; die arbeits- und verantwortungsreichen Abgeordneten sind nicht zu beneiden. Die Presse soll ihre Zirkel nicht stören, sondern nur beleuchten. Wir sagen nur: es wäre jammerschade, wenn der erlösende Gedanke der bürgerlichen Sammlung, der so nett zu marschieren begann, schließlich im Sande der Einzelbedenken stecken bliebe.

Ausländisches.

In den Balkanstreit hat der Zar unmittelbar eingegriffen durch einen Ukas nach Sofia und Belgrad. Er fordert Unterwerfung unter seinen Schiedsspruch im Interesse der slawischen Sache. Das Aufspielen zum Obernherrn der Balkanstaaten könnte zwar Oesterreich ärgern, doch entschuldigt der Friedenszweck dieses Mittel. Die Balkanstaaten antworteten höflich, aber mit Vorbehalten. Schließlich nahmen alle vier Balkanstaaten die Einladung zu einer Konferenz in Petersburg an. Nachdem Danew das neue Ministerium fertig hatte, kam eine Ministerkrisis in Serbien, wodurch die geplante Zusammenkunft der vier Präsidenten in Petersburg sich wieder verzögerte. Die Großmächte kamen hinter dem Zarenbrief hergehinkt mit dem Anraten der Demobilisierung. Die Entscheidung über Krieg und Frieden ist noch in der Schwebe. In Konstantinopel wurde der Großwesir Mahmud Schewket ermordet. Sein Nachfolger ist Prinz Said Halim. Das jungtürkische Regiment ist nicht erschüttert. Der Mord soll auf die oppositionelle Liga geschoben werden, doch scheint mehr die Rache für die Ermordung Nasims als revolutionäre Berechnung die Waffe geführt zu haben. Ungarn ist unter Tisza ruhig, in England wurde die Homerule im Unterhaus neuerdings angenommen. Die Protestanten in Ulster verstärken die Vorbereitungen zu bewaffnetem Widerstande.

Was hat er gesagt?

Zur Sitzung des Reichstags vom 11. Juni.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Es hat lange gedauert, bis der Reichskanzler etwas zu der Frage der Zusammengehörigkeit von Wehr- und Deckungsvorlage gesagt hat. Aber endlich hat er doch auf vielseitiges Drängen hin etwas gesagt, aber — was hat er denn eigentlich gesagt? Diese neugierige Frage konnte man nach der Rede auf allen Seiten des Reichstags hören. Auch die Herren von der Presse waren sich noch am folgenden Tage nicht darüber klar, wie er's denn eigentlich gemeint hätte. Woran mag es nun liegen, daß man gerade diese Rede, die doch in einer möglichsten Klarheit zur Klärung der verworrenen Lage ihren Zweck haben sollte, so wenig verstanden hat? Das kann einen dreifachen Grund haben: Vielleicht bewegte sich Herr v. Bethmann, der Philosoph, in so hohen Gedankengängen, daß er für gewöhnliche Sterbliche schwer verständlich wurde; vielleicht wollte er auch nicht allzu deutlich werden, um nicht bei gewissen befreundeten Leuten anzustoßen; vielleicht wollten ihn aber auch manche Leute gar nicht verstehen. Von den Abgeordneten hatte ihn offenbar nur einer verstanden, Herr Bassermann, und der hatte die Rede dahin aufgefaßt, daß der Reichskanzler überhaupt nichts gesagt hätte. Denn der Zweck der Rede sollte sein, die Parteien zu einer Einigung zu bringen, zu einem Kompromiß. Herr Bassermann aber besteigt die Rednertribüne, um zu erklären, daß seine Partei nur einen Weg der Lösung kenne. Das klingt nicht nach Nachgiebigkeit und Einigung. Er wußte in dem Augenblicke aber schon mehr, wie andere Leute, der kluge Bassermann.

Was hat also Herr v. Bethmann gesagt? Eines scheint klar zu sein: Die Wehrvorlage muß bewilligt werden. Die Ehre und Sicherheit des Landes verlangt das. Das war keine neue Entdeckung, auch nicht die Drohung, daß im Falle einer Ablehnung der Reichstag aufgelöst werden solle. Das war jedem Blinden klar. Dann hat Herr v. Bethmann gesagt, auch die Deckung müsse gefunden werden. Das war auch nichts Neues. Man hatte erwartet, daß er nun im Anschluß daran auch noch sagen sollte, er sei gewillt, die gleichen Schritte zu tun in dem Falle, daß die Deckungsfrage nicht gleichzeitig mit der Wehrvorlage gelöst werden sollte. Damit würde er freilich die liberalen Parteien ins Unrecht setzen. Denn diese verfolgen lediglich den Zweck, die Erbschaftssteuer durchzusetzen. Das können sie nur mit Hilfe der Sozialdemokraten. Deshalb muß zunächst die Wehrvorlage unter Dach und Fach gebracht werden mit Hilfe der Rechten und des Zentrums, um dann gegen diese im Großblock Steuern machen zu können. Daß der Reichskanzler diesen Weg nicht mitgehen würde, wagt wohl niemand zu behaupten. Man darf ruhig annehmen, daß er die Deckung für das große vaterländische Werk auch aus den Händen der „vaterlandslosen Gesellen" entgegennehmen würde. Das Gegenteil hat er jedenfalls nicht gesagt. In offiziösen Preßstimmen wird nachträglich gesagt, der Reichskanzler habe auch in dem Falle, daß eine Einigung über die Deckungsfrage zwischen den bürgerlichen Parteien nicht zustande komme, mit einer Auflösung gedroht. Das läßt sich jetzt leicht sagen, um nachher behaupten zu können, des Kanzlers Rede habe die Einigung zustande gebracht, während man andernfalls stets darauf verweisen kann, daß die Rede so nicht gelautet habe. Vielleicht ist diese Haltung klug, oder vielmehr schlau, klar ist sie nicht und nicht konsequent, — von Bismarck keine Spur.

Jedenfalls war der Tag, an dem der Kanzler seine Rede hielt, ein bedeutsamer, ein großer Tag, wie man zu sagen pflegt. Aber der Reichskanzler hat nicht dazu beigetragen, ihn dazu zu machen. Eigentlich hatte er leichtes Spiel. Denn als er redete, war das Uebereinkommen unter den bürgerlichen Parteien schon fast fertig. Man las abends darüber schon allerlei in der Presse. Die Anbahnung der Verständigung ist es gewesen, die dem 11. Juni seine Bedeutung gab. Es war ja ganz gut, daß der Kanzler noch einmal vor dem Lande und der Welt feststellte, daß eine Verständigung eine unabweisbare Notwendigkeit sei. „Wir können nicht das Volk um den Schutz betrügen, von dem wir überzeugt sind, daß er ihm nottut." Die Volksvertretung wird somit in Gegensatz zum Volke gestellt, eine Art von Appell an das Volk, die nicht ganz gewöhnlich ist. Die Einigung unter den Parteien mußte von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß niemand die Verantwortung tragen könne für eine eventuelle Ablehnung der Wehrvorlage. Die aber mußte mit Naturnotwendigkeit in dem Falle erfolgen, wenn eine Einigung über die Deckung vor der dritten

lesung der Heeresvorlage nicht zustande kam. Denn in dem Falle mußte das Zentrum unbedingt diese Vorlage ablehnen. Keine Ausgabe ohne Deckung! Den Grundsatz durchzuführen, war nie notwendiger als heute. Wer Ausgaben bewilligt, muß auch die Folgen tragen. Steuern zu machen ist aber immer sehr unpopulär. Also was hat der Kanzler an dem denkwürdigen Tage gesagt? Nichts. Und wenn das seine Absicht gewesen ist, kann man die Rede loben. Sie war dann sehr vielsagend.

Nach dem Kampf.

Das Fazit der Landtagswahlen in Preußen.

Von Wilh. Gansweidt, Weibern (Rheinland).

Die Wahlen für die XXII. Legislaturperiode unseres Abgeordnetenhauses sind vorbei. Dem schlechten Wahlrecht entsprechend war auch diesmal wieder das Interesse und die Beteiligung an der Wahl seitens der Wählerschaft sehr gering. Während bei den Reichstagswahlen mehr als 80 Prozent der Wähler Preußens ihr Wahlrecht auch auszuüben pflegen, beteiligen sich bei den Landtagswahlen noch nicht einmal die Hälfte aller Urwähler. Ein Wahlrecht wie das in Preußen, das mehr als 4/5 aller Wähler zu politischen Heloten stempelt, verdient allerdings auch, daß es so wenig ausgeübt wird. Schon bei der erstmaligen Anwendung des Dreiklassenwahlrechtes im Jahre 1849 betrug die Anzahl der Wahlberechtigten in der I. Klasse nur 4,7 Prozent und in der II. Klasse nur 12,6 Prozent. Der Rest (82,7 Prozent) aller Urwähler wählte in der III. Klasse, die etwa die gleiche Zahl Wahlmänner zu wählen hat wie jede der beiden anderen Klassen. Und je mehr in den oberen Regionen die großen Vermögen anwachsen und ihre Besitzer daher auch wieder mehr Steuern zahlen müssen, desto geringer wird naturgemäß auch die Zahl derer, die zusammen den für jede der beiden oberen Klassen geforderten Drittelbetrag aller Steuern aufzubringen haben. Demnach hat sich das Dreiklassenwahlrecht im Laufe der Jahre analog der fortschreitenden Konzentration großer Kapitalien in den Händen einzelner Personen für die Wähler der niederen Klassen immer mehr verschlechtert, und immer mehr Wähler gleiten in die nächst niedrigere Klasse.

Die Machtverhältnisse der einzelnen Fraktionen sind so ziemlich die gleichen wie in der vorigen Legislaturperiode. Die Hoffnung der Linken, die Mehrheit der Rechten in Gefahr zu bringen, hat sich also nicht erfüllt. Allerdings können die Nationalliberalen einen Gewinn von 8 Mandaten buchen, und auch der Linksliberalismus zählt heute 3 Mandate mehr als bei Schluß des Landtags. Aber man hatte doch auf noch mehr gehofft. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Man glaubte, daß der Abmarsch nach links, der bei den Reichstagswahlen im Vorjahr eingetreten war, auch vielleicht jetzt noch anhalte. Und die Erfolge der Linken sind ja nur Stichwahlerfolge. Sonst hat es sich aber auch überall in Preußen wie ja schon bei den Wahlen in Württemberg und bei den Nachwahlen in Bayern (trotz Mallersdorf) wieder gezeigt, daß in Deutschland die große Bewegung nach links zum stehen gekommen ist.

Im Jahre 1903 beteiligte sich die Sozialdemokratie zum ersten Male an den preußischen Wahlen. Der alte Liebknecht hat einmal gemeint, man solle sich um den Landtag Preußens gar nicht kümmern und ihn in sich verfaulen lassen. Noch auf dem Parteitag zu Köln im Jahre 1893 beschloß man auf Anregung Bebels Wahlenthaltung. Aber schon in Hamburg wurde dieser Beschluß aufgehoben und in Mainz (1900) wurde die Wahlbeteiligung allen Parteimitgliedern zur Pflicht gemacht. Bei den Wahlen von 1903 erhielt die Sozialdemokratie zwar 314 149 Stimmen, aber keine Abgeordnete. Im Jahre 1908 konnte sie aber schon 7 Kandidaten durchdrücken, und heute sind es bereits 10. Die „Zentrale der preußischen Intelligenz", die Reichshauptstadt Berlin, entsendet neben 7 Linksliberalen noch 5 Sozialdemokraten in das Haus in der Prinz Albrechtstraße. Auffallend ist es gewiß, daß Preußen im Jahre 1912 51 sozialdemokratische Abgeordnete, d. h. 21 Prozent der preußischen Reichstagsabgeordneten, stellte, daß aber im Landtage nur 2 Prozent der Abgeordneten Sozialdemokraten sind.

Mit seinen 40 Abgeordneten bildet der Linksliberalismus heute noch ganze 9 Prozent der Mitgliederzahl unseres Abgeordnetenhauses. Um diese Tatsache richtig einschätzen zu können, muß man sich daran erinnern, daß die liberale Linke in den sechziger Jahren mit etwa 140 Abgeordneten ungefähr 40 Prozent der damaligen Landtagssitze behauptete.

Und nicht viel besser steht es mit den Nationalliberalen. Im Jahre 1873 174 Abgeordnete (40 Prozent) und heute 72 Abgeordnete (16 Prozent). Tempora mutantur . . .

Der Liberalismus hat eben seine historische Mission erfüllt. Und im „Musterländle" wird es ihm bei den nächsten Wahlen ja wohl auch an den Kragen gehen. Daß das preußische Wahlgesetz gerade auch für den Liberalismus so ungünstig sei, wie man oft hören kann, ist eitel Humbug. Ich erinnere nur an die Wahlen während der Konfliktszeit in Preußen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals konnte sich doch die Regierung noch eine Wahlbeeinflussung erlauben, wie es heute gar nicht mehr möglich ist. Aber jede Neuwahl, so oft auch das Haus wieder aufgelöst wurde, brachte eine liberale Mehrheit. Und heute? O quae mutatio . . .

Die Konservativen, die ja im allgemeinen seit Gründung der deutschkonservativen Partei (1876) Regierungspartei geblieben sind und sich ihre Machtstellung zu bewahren gewußt haben, haben ihren Mandatsbesitz hauptsächlich in den ländlichen Gegenden Altpreußens, vor allem in Pommern und Ostpreußen. Daneben besitzen sie auch noch eine gute Anzahl Mandate in Brandenburg und im Norden der Provinzen Schlesien, Sachsen und Hessen-Nassau. Dagegen findet man in den neupreußischen Landesteilen mehr die Freikonservativen wie ja auch die Mehrzahl der liberalen Abgeordneten hier gewählt wird. Gut 2/3 der 148 Mitglieder der konservativen Fraktion werden aber jenseits der Elbe in „Ostelbien" gewählt. Von ihren 53 Mandaten verdanken die Freikonservativen sehr viele der konservativen Wahlhilfe. Darum ist auch ein sogen. „Kulturblock", eine Verbindung zwischen Liberalen und Freikonservativen, nicht möglich, und bis zu einer Phalanx mit der Front gegen „Junker und Mucker" hat es noch gute Weile.

Die Polen haben von ihren 14 Sitzen zwei verloren. Unter den Polen Schlesiens gewinnt der Radikalismus immer mehr an Boden. Darum konnte das Zentrum in Oberschlesien mit den Polen auch diesmal nicht mehr zusammengehen.

Neugewählt wurde ein Christlich- und ein Deutschsozialer.

Die beiden Abgeordneten der Dänen wurden wiedergewählt.

Die Zentrumspartei hat wie immer ihren Bestand zu behaupten gewußt. Allerdings war im Ruhrbezirk gegen den Wahldruck der liberalen Zechenbarone nicht aufzukommen und dort konnten nicht alle Kandidaten des Zentrums durchdringen. Aber im Wahlkreis St. Goarshausen-Rheingau-Meisenheim konnte die Zentrumspartei mit Hilfe des Freisinns obsiegen. An der Mandatsziffer der Partei (103) ändert sich also nichts.

Am 12. Juni ist der Landtag zusammengetreten. Das Abgeordnetenhaus hat aber nur ein Präsidium gewählt, das beim Jubiläum des Kaisers die Vertretung übernahm. Die eigentlichen Arbeiten beginnen natürlich erst im November. Ob der neue Landtag uns auch ein neues Wahlgesetz schaffen kann? Eine Mehrheit dafür wäre ja wohl vorhanden.

Alte Kirchen.

Alte Kirchen stehen versteckt im Land
Zwischen schattenden Linden, weissen Hollunderbüschen
Mit verblindeten Fenstern, staubigen Heiligennischen,
Die zum Nisten ein Schwälblein fand.

Hier hat die Stille ihr Weihgebiet:
Du siehst den Himmel, vieltausend blaue Meilen
Und weisse Wolken, die weilen und eilen,
Und hörst nichts als ein Amsellied.
Gräber mit Kreuzen, morsch und krumm,
Reihen sich wie Maulwurfshügel
Im Hummelgesumm
Und verwilderlem Blühen herum.
Dann und wann regt ein Wind die Flügel,
Und verweht den Düftehauch
In das menschenvergessene Tal,
Weht dir ins Herz ein Wünschen auch,
Hier in Frieden zu schlafen einmal.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Diese Frage hat sich in den letzten Tagen mancher Leser vorlegt; er wurde aber aus den Mitteilungen über die Kommissionsbeschlüsse nicht recht klug, auch sind diese teilweise unvollständig, teilweise falsch veröffentlicht worden. Diese kurze Zusammenstellung soll daher die Leitsätze über die Berechnung des Wehrbeitrages wiedergeben und an einigen Beispielen die jetzigen Beschlüsse illustrieren.

1. Die Ermittlung des Vermögens und Einkommens.

Die Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens ist schon erfolgt; es gilt die letzte Veranlagung zur Landeseinkommensteuer, also in Preußen die vom Januar 1913.

Die Feststellung des Vermögens erfolgt nach dem Stande vom 31. Dezember 1913; dabei wird der Verkaufswert zugrunde gelegt mit folgenden Ausnahmen:

1. Wer geregelte Buchführung mit jährlichen Abschlüssen hat, kann aus diesen sein Vermögen feststellen.

2. Die Landwirtschaft nimmt den reinen Ertragswert und multipliziert ihn mit 20.

3. Der Hausbesitz nimmt den dreijährigen Durchschnitt der Miete, multipliziert diesen mit 20 und zieht dann 1/5 für Abschreibungen und Instandhaltungen ab. Sind die Ausgaben für letztere größer, dürfen diese abgezogen werden. Ein Haus mit 30 000 ℳ Jahresmiete stellt ein Vermögen von (30 000 × 20) — 1/5 dieser Summe = 480 000 ℳ dar, d. h. der Mietswert wird mit 16 vermehrt, falls nicht höhere Nebenausgaben als 6000 ℳ vorhanden sind.

2. Die Vorschriften über die Besteuerung des Vermögens und des Einkommens

finden sich in folgenden drei Artikeln:

§ 1a.

Der Beitrag beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 ℳ und bei größeren Vermögen von

den ersten	50 000	0,15	v. H.
den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35	„ „
„ „ „ „ „	100 000	0,5	„ „
„ „ „ „ „	300 000	0,7	„ „
„ „ „ „ „	500 000	0,85	„ „
„ „ „ „ „	1 000 000	1,1	„ „
„ „ „ „ „	3 000 000	1,3	„ „
„ „ „ „ „	5 000 000	1,4	„ „
von den höheren Beträgen		1,5	„ „

§ 13.

Der Wehrbeitrag wird nicht erhoben von dem Vermögen, das den Betrag von zehntausend Mark nicht übersteigt.

Beitragsfrei sind, sofern nicht das Einkommen (§ 31 Abs. 1) fünftausend Mark übersteigt, Vermögen (§ 1 Abs. 1), die den Betrag von dreißigtausend Mark, und sofern der Pflichtige ein Einkommen von weniger als dreitausend Mark hat, den Betrag von fünfzigtausend Mark nicht übersteigen.

§ 31.

Als Einkommen im Sinne des § 1 gilt das auf Grund der Landeseinkommensteuergesetze zuletzt vor oder gleichzeitig mit der Veranlagung des Wehrbeitrags festgestellte steuerpflichtige Einkommen. Als Einkommen gilt das niedrigste Einkommen der Steuerstufe, in welcher der Steuerpflichtige unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse zur Einkommensteuer veranlagt ist. In den Bundesstaaten, in denen eine Einkommensteuer nicht eingeführt ist, trifft die Landesregierung Bestimmungen über die Ermittlung des Einkommens.

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung vom 5 v. H. des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Das hiernach festgestellte Einkommen wird,

wenn es nicht mehr als fünfzigtausend Mark beträgt, mit seinem sechsfachen,

wenn es mehr als fünfzigtausend, aber nicht mehr als hunderttausend Mark beträgt, mit seinem achtfachen,

wenn es mehr als hunderttausend Mark beträgt, mit seinem zehnfachen

und wenn es mehr als zweihunderttausend Mark beträgt, mit seinem zwölffachen

Betrage in Ansatz gebracht.

Beträgt das veranlagte Einkommen (Abs. 1) weniger als fünftausend Mark, so wird das Einkommen nur dann berücksichtigt, wenn es einem beitragspflichtigen Vermögen (§ 1 Abs. 1, § 13 Abs. 1) hinzuzurechnen ist.

Auf Antrag des Beitragspflichtigen ist für die Erhebung des zweiten oder letzten Drittels die neueste Einkommensteuerveranlagung zugrunde zu legen, sofern diese gegenüber der ursprünglichen Veranlagung ein Weniger von 40 und mehr vom Hundert ergibt.

Aus diesen Vorschriften ergibt sich, daß das Einkommen kapitalisiert und dann als Vermögen besteuert wird, so daß eine besondere Steuerskala für die Einkommen nicht festzusetzen ist.

3. Einige Beispiele für die Berechnung des Wehrbeitrages.

a) Vermögen ohne beitragspflichtiges Einkommen, das heißt, das Vermögen rentiert sich im Durchschnitt nicht höher als 5 Prozent; gibt es eine höhere Rente, so fällt der Beitragspflichtige unter c. Die Klasse a stellt also im allgemeinen die Rentner mit niedriger Verzinsung dar; diese haben keinerlei Einkommen oder solches unter 5000 Mark aus gewinnbringender Beschäftigung.

1. Vermögen von 80 000 Mark:

50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
30 000 „	0,35 „	105 „	
80 000 ℳ		180 ℳ	Wehrbeitrag.

2. Vermögen von 260 000 Mark:

50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
60 000 „	0,7 „	420 „	
260 000 ℳ		1170 ℳ	Wehrbeitrag.

3. Vermögen von 650 000 Mark:

50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
300 000 „	0,7 „	2100 „	
150 000 „	0,85 „	1275 „	
650 000 ℳ		4125 ℳ	Wehrbeitrag.

4. Vermögen von 4 500 000 Mark:

50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
300 000 „	0,7 „	2 100 „	
500 000 „	0,85 „	4 250 „	
1 000 000 „	1,1 „	11 000 „	
2 500 000 „	1,3 „	32 500 „	
4 500 000 ℳ		50 600 ℳ	Wehrbeitrag.

5. Vermögen von 32 000 000 Mark:

50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
300 000 „	0,7 „	2 100 „	
500 000 „	0,85 „	4 250 „	
1 000 000 „	1,1 „	11 000 „	
3 000 000 „	1,3 „	39 000 „	
5 000 000 „	1,4 „	70 000 „	
22 000 000 „	1,5 „	330 000 „	
32 000 000 ℳ		457 100 ℳ	Wehrbeitrag.

b) Einkommen ohne beitragspflichtiges Vermögen.

Unter diese Rubrik fallen alle Personen, welche mehr als 5000 Mark Einkommen und weniger als 10 000 Mark Vermögen besitzen.

1. Einkommen von 5600 Mark:

Bei 6 facher Vervielfältigung	33 600 ℳ,	
daher zu 0,15 v. H.	50 ℳ	Wehrbeitrag.

2. Einkommen von 8900 Mark:

Bei 6 facher Vervielfältigung		53 400 ℳ:	
50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
3 400 „	0,35 „	11 „	
53 400 ℳ		86 ℳ	Wehrbeitrag.

3. Einkommen von 40 000 Mark:

Bei 6 facher Vervielfältigung		240 000 ℳ:	
50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
55 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
40 000 „	0,7 „	280 „	
240 000 ℳ		1 030 ℳ	Wehrbeitrag.

4. Einkommen von 80 000 Mark:

Bei 8 facher Vervielfältigung		640 000 ℳ:	
50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
300 000 „	0,7 „	2 100 „	
140 000 „	0,85 „	1 190 „	
		4 040 ℳ	Wehrbeitrag.

5. Einkommen von 160 000 Mark:

Bei 10 facher Vervielfältigung		1 600 000 ℳ:	
50 000 ℳ	0,15 v. H.	75 ℳ,	
50 000 „	0,35 „	175 „	
100 000 „	0,5 „	500 „	
300 000 „	0,7 „	2 100 „	
500 000 „	0,85 „	4 250 „	
600 000 „	1,1 „	6 600 „	
		13 700 ℳ	Wehrbeitrag.

6. **Einkommen von 280 000 Mark:**

Bei 12facher Vervielfältigung . . 3 360 000 M:

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
50 000 „	0,35 „	. . .	175 „
100 000 „	0,5 „	. . .	500 „
300 000 „	0,7 „	. . .	2 100 „
500 000 „	0,85 „	. . .	4 250 „
1 000 000 „	1,1 „	. . .	11 000 „
1 360 000 „	1,3 „	. . .	17,680 „
3 360 000 M	. . . .		35 780 M **Wehrbeitrag.**

Die Beispiele von 3—6 dürften im praktischen Leben kaum vorkommen; es soll an ihnen nur die Wirkung der Vorschriften illustriert werden.

c) Einkommen und Vermögen:

Die Masse der Beitragspflichtigen dürfte unter diese Rubrik fallen; sie stellt im allgemeinen den dauernden Reichtum gegen den Tagesreichtum der Klasse b dar und erfaßt namentlich auch alle hochrentierenden Vermögen, da sie nur 5 Prozent Rente als Abzug gestattet.

1. **Vermögen von 40 000 Mark,**
Einkommen „ 8 000 Mark:

a) 8000 M Einkommen,
abzüglich 2000 „ (5 v. H. Zinsen von 40 000 M
6000 M Einkommen 6fach vervielfältigt . 36 000 M,
b) Vermögen . . . . 40 000 „
zusammen . . 76 000 M.

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
26 000 „	0,35 „	. . .	91 „
76 000 M	. . . .		161 M **Wehrbeitrag.**

2. **Vermögen von 200 000 Mark,**
Einkommen „ 20 000 Mark:

a) 20 000 M Einkommen,
abzüglich 10 000 „ (5 v. H. Zinsen von 200 000 M)
10 000 M Einkommen, 6fach vervielfältigt . 60 000 M,
b) Vermögen . . . . 200 000 „
zusammen . . 260 000 M.

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
50 000 „	0,35 „	. . .	175 „
100 000 „	0,5 „	. . .	500 „
60 000 „	0,7 „	. . .	420 „
260 000 M	. . . .		1 170 M **Wehrbeitrag.**

3. **Vermögen von 420 000 Mark,**
Einkommen „ 55 000 Mark:

a) 55 000 M Einkommen,
abzüglich 21 000 „ (5 v. H. Zinsen von 420 000 M
34 000 M Einkommen, 6fach vervielfältigt 204 000 M,
b) Vermögen . . . . 420 000 „
zusammen . . 624 000 M.

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
50 000 „	0,35 „	. . .	175 „
100 000 „	0,5 „	. . .	500 „
300 000 „	0,7 „	. . .	2 100 „
124 000 „	0,85 „	. . .	1 054 „
624 000 M	. . . .		3 904 M **Wehrbeitrag.**

4. **Vermögen von 2 000 000 Mark,**
Einkommen „ 360 000 Mark:

a) 360 000 M Einkommen,
abzüglich 100 000 „ (5 v. H. Zinsen von 2 000 000 M)
260 000 M Einkommen, 12fach vervielfältigt 3 120 000 M,
b) Vermögen . . . . 2 000 000 „
zusammen . . 5 120 000 M

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
50 000 „	0,35 „	. . .	175 „
100 000 „	0,5 „	. . .	500 „
300 000 „	0,7 „	. . .	2 100 „
500 000 „	0,85 „	. . .	4 250 „
1 000 000 „	1,1 „	. . .	11 000 „
3 000 000 „	1,3 „	. . .	39 000 „
120 000 „	1,4 „	. . .	1 680 „
5 120 000 M	. . . .		58 780 M **Wehrbeitrag.**

5. **Vermögen von 30 000 000 Mark,**
Einkommen „ 3 000 000 Mark:

a) 3 000 000 M Einkommen,
abzüglich 1 500 000 „ (5 v. H. Zinsen von 30 000 000 M,
1 500 000 M, 12fach vervielfältigt . . . . 18 000 000 M,
b) Vermögen . . . . 30 000 000 „
zusammen . . 48 000 000 M.

50 000 M	0,15 v. H.	. . .	75 M,
50 000 „	0,35 „	. . .	175 „
100 000 „	0,5 „	. . .	500 „
300 000 „	0,7 „	. . .	2 100 „
500 000 „	0,85 „	. . .	4 250 „
1 000 000 „	1,1 „	. . .	11 000 „
3 000 000 „	1,3 „	. . .	39 000 „
5 000 000 „	1,4 „	. . .	70 000 „
38 000 000 „	1,5 „	. . .	570 000 „
48 000 000 M	. . . .		697 100 M **Wehrbeitrag.**

An der Hand dieser Materialien kann sich jedermann seinen Wehrbeitrag selbst berechnen, falls sein Vermögen am 31. Dezember 1913 noch unverändert ist und der Reichstag die mit großer Mehrheit gefaßten Kommissionsbeschlüsse bestätigt.

Wie man Klosterskandale — macht!

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

In Innsbruck erscheint ein Wochenblatt „Tiroler Wastl“, herausgegeben, geschrieben und redigiert von einem alldeutschen Los von Rom-Mann namens Jenny, der sein Blatt mit dem Untertitel kennzeichnet: „Brandfackel zur Beleuchtung der finsteren Kehrseite Roms und des völkerversklavenden Jesuitismus“. Am 3. Juli 1910 (!) erschien in diesem Blatte ein von Jenny selbst geschriebener Artikel: „Ein neuer Klosterskandal, Raub einer Jungfrau“. Darin wurde mit ausschweifendster Phantasie und in rohem Tone erzählt, daß die Barmherzigen Schwestern in Zams (Oberinntal) einer Mutter ihr Kind geraubt hätten, um es zur Klosterfrau zu machen; als die Mutter das Kind holen wollte, sei es verschwunden gewesen. Daran schloß Jenny eine Flut der ungeheuerlichsten Schmähungen der Klosterfrauen. Dieser Artikel machte natürlich die Runde durch die gesamte antiklerikale Presse.

Jenny betrieb mit der Mutter die Sache auch bei Gericht, es wurde die strafgerichtliche Untersuchung gegen die Schwestern Aloisia Hasler und Maria Mayer wegen Verbrechens der Entführung durchgeführt. Das Strafverfahren ergab nicht den geringsten Anhaltspunkt für Jennys Beschuldigung, so daß es von der Staatsanwaltschaft eingestellt wurde. Die Großmutter des Kindes hatte erklärt, daß sie für das Kind die Hilfe des Gerichtes habe anrufen müssen, um es vor der verkommenen, der Prostitution ergebenen Mutter zu schützen, sie habe es ins Waisenhaus in Kaltern und von da mit Hilfe guter Leute zu den Schwestern nach Zams gebracht, wo es zur Handarbeitslehrerin ausgebildet wurde. Nachdem das Mädchen — Emma Eulenhaupt heißt es — in Zams seine Ausbildung mit guten Prüfungen beendet hatte, fuhr es nach Kaltern ins Waisenhaus und ersuchte von dort das Gericht um Bewilligung zum Eintritt bei den Schulschwestern. — So der gerichtlich erhobene Sachverhalt.

Am 29. November 1910 fand vor dem Innsbrucker Schwurgerichte eine Verhandlung gegen den Redakteur Gufler der „N. T. Stimmen“ statt, welchen Jenny wegen Ehrenbeleidigung geklagt hatte. Gufler erzählte in Jennys Gegenwart den Sachverhalt des „Zamser Klosterskandals“, um zu beweisen, daß er berechtigt gewesen war, Jennys Blatt „berüchtigt“ zu nennen. Trotzdem also Jenny damals die Unwahrheit seiner Skandalgeschichte vor Gericht erfahren hatte, erhob er am 12. Februar 1911 dieselben ungeheuerlichen Beschuldigungen gegen die Klosterfrauen von Zams. Im Juli 1911 hatte der Advokat Dr. Greiter öffentlich gegen Jenny den Vorwurf erhoben, er greife wider besseres Wissen die Ehre dritter Personen an. Jenny klagte wegen Ehrenbeleidigung. Dr. Greiter erbrachte mit dem Zamser Fall den Wahrheitsbeweis und wurde in allen Instanzen freigesprochen. Auch hier erfuhr Jenny also wieder, daß sein „Klosterskandal“ eine erlogene Verleumdung sei.

Trotz alledem erhob Jenny am 19. Januar 1913 in seinem „Wastl“ dieselbe Beschuldigung wieder gegen die Zamser Klosterfrauen und behauptete, der Staatsanwalt habe die jungfernräuberischen Klosterschwestern von Zams straflos ausgehen lassen. Jetzt riß denn doch auch den Barmherzigen Schwestern die Geduld, waren sie es doch auch der Ehre ihres Klosters schuldig, den Verleumder der gerichtlichen Abstrafung zuzuführen. In ihrem Namen erhob Dr. Greiter die Ehrenbeleidigungsklage, welche am 9. Juni vor den Geschworenen verhandelt wurde.

Jenny bekannte sich nichtschuldig, bestritt die Klageberechtigung der beiden obengenannten Klosterfrauen und erbot sich, den — — Wahrheitsbeweis zu führen. Als seinen Hauptzeugen führte er die Mutter der Emma, die Frau Luise Eulenhaupt, welche bekundete, daß sie ihre Tochter aus Zams abholen wollte, sie aber nicht erhielt, nach Innsbruck fuhr und dann mit Jenny zu Gericht ging, um die Anzeige wegen Entführung zu erstatten. Aus den Akten wurde dann der (oben geschilderte) Lebenslauf des Mädchens bekanntgegeben, ebenso die Bestätigung des Gerichtes, bei welchem die Emma ersucht hatte, ihr beim Vater die Einwilligung zum Eintritt ins Kloster zu erwirken, und die Anmerkung dieses Gerichtes, daß das Mädchen ihren Wunsch „freiwillig und unbeeinflußt" (es war damals schon 15 Jahre alt) vorgebracht habe. Es wurde weiter aus den Akten festgestellt, daß die Mutter Luise Eulenhaupt einen schlechten Lebenswandel führt, sie ist zwölfmal abgestraft wegen Uebertretung der sittenpolizeilichen Vorschriften und hat in ihrer Strafkarte als Beruf „Prostitution" angemerkt. Das allein würde wohl genügen, einer solchen Mutter eine jungfräuliche Tochter vorzuenthalten. — Der Vater Anton Eulenhaupt sagte aus, daß er sich wegen des liederlichen Lebenswandels von seiner Frau habe scheiden lassen; dabei sei das Kind der Mutter bis zum 14. Lebensjahre zugesprochen worden. Zur Zeit des Jennyschen Jungfernraubes hatte also die Mutter kein Verfügungsrecht mehr über das Kind. Der Vater hat 1911 dem Mädchen durch das Gericht den Eintritt ins Kloster bewilligt.

Advokat Dr. Greiter stellte fest, daß Jenny die öffentlich gegen ihn erhobenen Vorwürfe, sein Blatt sei ein berüchtigtes Organ, er selbst sei ein Revolverjournalist und begehe Erpressungen, ruhig auf sich sitzen lasse. Sein Blatt sei schon dreißigmal wegen Religionsstörung konfisziert worden, er habe zur Zeit des Eucharistischen Kongresses im Wiener Bürgertheater ein Passionsspiel, auf dessen Titel er sich selbst als Verfasser „Pater Hildebrand" genannt habe, aufführen lassen und gleichzeitig mit der Festaufführung seines Passionsspieles eine „Wastl"-Schmähnummer gegen den Eucharistischen Kongreß herausgegeben. Der so charakterisierte Jenny wurde von den Geschworenen mit 9 gegen 3 Stimmen schuldig gesprochen und vom Gerichtshof zu einem Monat mit Fasten verschärften Arrest verurteilt. Ob die Barmherzigen Schwestern, diese Engel in Menschengestalt, wie Dr. Lueger zu sagen pflegte, nun vor den Verfolgungen Jennys Ruhe haben werden?

Es wurde dieser Fall hier etwas ausführlicher dargelegt, weil er ein Musterbeispiel dafür ist, wie die antikatholische Hetzpresse in Oesterreich Klosterskandale — macht.

Das betende und werktätige Madrid.

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der K. Technischen Hochschule zu Aachen.

I.

Wieder eine Krisis! Vergebens sucht der Telegraph, sucht die liberale Presse daraus ein Ereignis von sachlicher Wichtigkeit zu machen. Als ob Spanien seit hundert Jahren auch nur einen einzigen Politiker gehabt hätte, fähig, zu säen und zu pflügen und zu ernten; als ob das spanische Parlament je etwas anderes gewesen wäre als ein gackerndes Huhn auf Gipseiern! Drei und einhalb Jahre liberaler Regierung, ohne daß für die Allgemeinheit auch nur ein Hälmchen aufgesproßt, ein Hühnchen ausgekrochen wäre; die einzige, in blendende Nähe gerückte große Hoffnung auf die Verwirklichung der Zweckverbände, welche dem wüsten Lügendrachen der spanischen Politik das Rückgrat ausgebrochen und die Wähler durch die Sorge um das Nächste zum Interesse an sozialen und kulturellen Aufgaben erzogen haben würde, immer wieder getäuscht und durch den unfruchtbaren Zank, die ohne Mühe Mann und Magen mästet, hinter die Kulissen geschoben; und so wird es bleiben, so lange die Lüge einer Volksvertretung lebt mit ihren hundert Lügen, von denen sie besteht, und die abermals hundert Lügen, die sie gebiert, und das Mißtrauen, womit in Spanien alles aufgenommen wird, was den Makel, im Schatten dieser Lüge geboren zu sein, an sich trägt: alles, was Gesetz heißt, verhöhnt, jede Wohltat, die das Gesetz verspricht, verkleinert, jede Pflicht, die es auferlegt, gehässig gemacht wird; hecha la ley, hecha la trampa: facta lege, facta fraus, dieses eine, ins deutsche mit der Präzision, die nur die Brutalität der Tatsache verleiht, unübersetzbare Sprichwort erwürgt einstweilen in Spanien jedes Gesetz unbarmherzig in den Windeln der Anwendung, so verheißungsvoll es sich auch einführen möge.

Das katholische Spanien hat das Heilmittel dagegen nicht gefunden: welcher Ausländer möchte wagen, ihm eines zu empfehlen? Inzwischen betet es und sucht, die Wohltaten, die das Gesetz nicht spendet, mit zagenden Händen auszuteilen. Das größte Kind der großen politischen Lüge ist Madrid; nirgendwo anders auch als in Madrid, eine Tagreise mit dem Eilzug entfernt von den Provinzen, wo ehrlicher Fleiß um die Früchte der Erde ringt, konnte sie entstehen und die Polypenarme ausbreiten, mit denen sie die rüstigen Hände am Werke hindert und Lähmung und Verzweiflung bis an den Fuß der Pyrenäen- und Nevadagletscher und bis an die brandende Küste verbreitet; in Madrid müssen wir uns zuerst nach den Betern und Arbeitern umsehen, die keinen Teil haben an der einen großen fahlen Lüge.

Mit diesem Madrid wurde ich einst früh genug bekannt, um nicht an dem Spanien meines Traumes ganz irre zu werden. Drei Jahre lang tat ich im Vinzenzverein mit; er war der Balsam meines Heimwehs; ihm verdanke ich in Ziffern nicht auszudrückende Kenntnisse spanischen Volkslebens und Charakters, die ich vergebens im Parlament oder im Theater — die Wahl wäre mir schwer gefallen — gesucht haben würde. Inzwischen aber ist die Bedeutung der Ziffer, der Wert der Statistik, auch meinen Madrider Freunden jener Tage oder ihren Söhnen aufgegangen; und nur, um auch hier bei der Wahrheit zu bleiben, haben sie bei der Veröffentlichung der Guia práctica de las obras religiosas, benéficas y sociales de la Diócesis de Madrid-Alcalá den Anspruch, eine statistische Arbeit zu liefern, ausdrücklich abgelehnt. Mir aber und jedem katholischen Freunde Spaniens ist dieses Werk, dessen Vorwort im Dezember 1911 geschrieben wurde, hoch willkommen.

Die Einteilung, die der Titel verspricht, hält freilich das Buch nicht. Jede der dreißig rund 500 000 Seelen umfassenden Pfarreien zählt schlicht und recht die frommen, wohltätigen und sozialen Vereine und Anstalten ihres Bereichs auf. Mit ziemlicher Mühe habe ich eine gegliederte Uebersicht zu gewinnen gesucht: vielfach vermischen sich die Zwecke, fromme Gesellschaften unterhalten Schulen und pflegen Kranke, Schulen belohnen den treuen Besuch mit Mahlzeiten und Kleidern, soziale Vereine erteilen Religionsunterricht und halten zum Gebrauch der Sakramente an; die leibliche Wohltat erscheint oft als Belohnung kirchlichen Wohlverhaltens. Die Bezeichnungen der Veranstaltungen führen daher oft irre. Ein asilo nennt sich colegio und umgekehrt, eine escuela (meist einklassige Volksschule) nennt sich colegio (höhere Privatschule), ein Verein nennt sich bald centro, bald círculo; alle erdenklichen Zwecke und Verfassungen haben die asociaciones; den guten klassischen Namen junta haben nur die juntas parroquiales und de beneficencia domiciliaria angenommen; nur bei den talleres (Werkstätten), cofradías, bis auf vier archicofradías (Erzbruderschaften), und congregaciones (fromme Vereine) weiß man ohne weiteres, woran man ist.

Den unerläßlichen Zusammenhang und Ausgleich sucht der Consejo diocesano de Acción católica social (Diözesanrat für katholisches soziales Wirken) zu wahren. Gemäß seiner im Boletín eclesiástico am 11. November 1909 veröffentlichten Verfassung soll er dieses Wirken leiten und entwickeln durch Anregung und Vermittlung, besonders aber die Tätigkeit der Junta central de Accion católica del Consejo nacional de las Corporaciones católico-obreras (Nationalrat der katholischen Arbeitervereine) befördern. Seine nächsten Organe sind die Juntas parroquiales (Pfarrausschüsse). Er tritt an allen Donnerstagen des Jahres in dem Hause Calle de Duque de Osuna 3 zusammen. Dort hat auch der Nationalrat der katholischen Arbeitervereine seinen Sitz. Diesem sind im Januar 1910 von dem Kardinalerzbischof von Toledo, Fray Gerundio Aguirre, seine Befugnisse angewiesen worden: Ausbreitung und Pflege dieser Vereine im Geiste der päpstlichen Weisungen und „bei den öffentlichen Gewalten die für die Besserung der sittlichen und materiellen Lage der arbeitenden Klassen notwendigen Maßnahmen durchzusetzen". Im selben Hause wohnt die Asociación general para el estudio y defensa de la clase obrera (für das Studium und den Schutz der arbeitenden Klasse). Im Jahre 1895 gegründet, verlangt sie zwölf Pesetas von ihren Gönnern und 250 von ihren Ehrenmitgliedern. Sie hat die fünf katholischen Arbeitervereine Madrids alle im selben Jahre gegründet, unterstützt einige andere soziale Anstalten, unterhält eine Arbeitsbörse, anscheinend besonders für das Baugewerbe und „hat der Regierung eine ziemliche Anzahl Vorschläge zu sozialen Gesetzen vorgelegt". Während diese leitenden Organe die soziale Frage in unverkennbar fortschrittlichem und selbstlosem Geist anzugreifen gewillt scheinen, sind die Centros de defensa social (Vereine der sozialen Verteidigung) wegen der mehr abwehrenden Gebärde, die aus ihrem Namen spricht, häufig beargwöhnt und gerügt worden. Der Madrider Centro haust auch nicht Duque del. Osuna 3, wohin wir zurückkehren müssen, um eine Anzahl sozialer Veranstaltungen kennen zu lernen, die den Bedürfnissen des arbeitenden Volkes auf den Leib gehen, die wir aber später an ihrem Orte erwähnen wollen. Jedenfalls müssen wir nach der Duque de Osuna 3 gehen, um einen Ueberblick über das soziale Wirken der Madrider Katholiken im kirchlichen Geist und gleich auch einen Einblick in einzelne praktische Zweige zu erhalten. Hier hat ja auch die soziale Presse ihr Heim: das ‹Eco del Pueblo›, eine Arbeiterwochenschrift (2.50 Pesetas jährlich; Abonnentenzahl ?), ‹La Paz social› (der soziale Friede), eine Monatsschrift (64 Seiten das Heft, 5 Pesetas jährlich; Abonnentenzahl ?), freundnachbarlich mit der ‹Revista parroquial› (monatlich 32 Seiten für 1.50 Pesetas jährlich, Auflage 15 000), und der ‹Semana parroquial› (religiöses Wochenblatt, Auflage 30 000).

Von hier ausgehend finden wir an der Spitze der rein religiösen Vereine die Obra de la conservación y defensa de la Fé en España. Sie sucht ihren Zweck zu erreichen durch Missionen, Verbreitung guter Schriften, Unterstützung der katholischen Presse und Unterhaltung unentgeltlicher katholischer Schulen, ist über ganz Spanien verbreitet und hat Diözesanjuntas in Granada, Pamplona, Murcia, Málaga und Bilbao. Ihre Wohltäter zahlen 12 Pesetas aufs Jahr, ihre Teilnehmer 10 Cent. auf den Monat; diese bilden Gruppen zu 10 mit einer Sammlerin.

Der frommen Genossenschaften gibt es nach der Guia in Madrid folgende: Das Apostolat des Gebetes in 12 Pfarreien mit ziemlicher Unabhängigkeit in den Mitteln, welche sich nicht auf das Gebet, besonders Verehrung des allerheiligsten Herzens Jesu, beschränken, sondern auch wilde Ehen ordnen, Christenlehre halten und der Verstorbenen gedenken; die Zahl der meist weiblichen Mitglieder ist durchweg beträchtlich und stieg zuletzt in der Pfarrei der Unbefleckten Empfängnis auf 2240. 22 Erzbruderschaften, meist zu feierlicher Verehrung der Mutter Gottes unter verschiedenen Anrufungen, ihrer manche sehr alt, so die U. L. F. der Liebe und des Friedens in der Pfarrkirche U. L. F. von Covadonga, im Jahre 1421 von dem Königspaare für die Bestattung der auf dem Schafott oder heimatlos Gestorbenen gegründet, jedoch auch zum Preise des allerheiligsten Altarsakramentes, des hl. Antonius von Padua, immer aber mit dem Nebenzweck, den Mitgliedern ein feierliches Begräbnis und kirchliche Fürbitte für ihre Seelen zu sichern, was bei dreien, den sogenannten sacramentales, zum Besitz eigener, jetzt geschlossener Kirchhöfe führte, nachdem die Bestattung unter dem Kirchenboden seit Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr gestattet wurde. — Einfache Bruderschaften gibt es nur 5, darunter die im Jahre 1581 gegründete der Schreiner, mit ähnlichem Charakter, wenn auch wohl schlichter im Kultus. — 25 Asociaciones, allermeist jüngeren Ursprungs, sonst in ihren kirchlichen Veranstaltungen, Andachten, Umzügen, Predigten, den Bruderschaften ähnlich, daher wie diese darin untereinander ganz ungleich. Zu ihnen gehören die Töchter Marias, welche die gemeinschaftliche hl. Kommunion pflegen, die Müttervereine zur Förderung religiöser Erziehung, der 1834 von Studenten der Philosophie gegründete Verein zur hl. Rita, jetzt in der Kirche von Calatravas; besondere Verehrer haben auch der hl. Expeditus und das hl. Antlitz. — Die Heiligenverehrung hat jedoch ihr blühendstes Feld in den 95 Congregaciones, doch wieder mit Bevorzugung der Mutter Gottes (52: davon 7 vom Carmel, je 5 von den Schmerzen und der Einsamkeit Mariens usw.), in zweiter Reihe des Heilandes selbst (10: davon 3 vom allerheiligsten Herzen, sonst vom hl. Grab, von der göttlichen Erbarmung, vom Troste, vom hl. Glauben u. a.); die Heiligen sind Antonius von Padua 5mal, die hl. Theresa 2mal, Isidor, Rochus, Cosmas und Damian, Saturius, Casilda, Franz von Assissi, Hieronymus, Johannes der Apostel, Philipp von Neri, Crispin, Julian, Fermin, Joachim, Aloysius von Gonzaga. Gemeinschaftliche Züge der Kongregationen sind die feierliche Begleitung der hl. Wegzehrung mit Kerzen, Bestreitung von Totenmessen und Novenen; viele bringen auch Unterstützungen für ihre Mitglieder auf, erteilen Unterricht, so vor allem die von der Christenlehre in zwei Pfarreien und die Verehrer des Englischen Jünglings, die 400 Mitglieder zählt und eine gute Abendschule unterhält. Auf besondere Berufe beschränken sich die der Architekten (Cristo de San Belén), die der Aerzte (Cosmas und Damian), der Schuhmacher (Crispin). Der hl. Joseph hat einen besonderen Hof (corte) in der Pfarre zum hl. Markus. Als Knechtschaft (esclavitud) bezeichnet sich die Vereinigung der Verehrer der Einsamkeit Mariens, welcher am Karfreitagabend erschütternde Betrachtungen gewidmet werden, und der Mutter Gottes der Almudena, deren uraltem Bilde ein prunkvoller Dom im ältesten Teile Madrids ersteht, wie gewöhnlich sehr, sehr langsam. — Samstägige Beglückwünschung (felicitación sabatina) heißt ein Verein von 139 Damen und 56 Herren, die jeden Sonnabend zum Tisch des Herrn gehen, der Mutter Gottes die Monate Dezember und Mai widmen und ihren Verstorbenen mit 12 Kerzen die heilige Wegzehrung bringen. — Der alte Name Hermandad findet sich nur noch zweimal, die eine zur Verehrung der Mutter Gottes, die andere zur Krankenpflege in drei Pfarreien. — Gegen die Protestantische Propaganda richtet sich die 1893 gegründete Obra de Maria immaculada. — Ein Instituto de damas catequistas läßt in drei Vereinen einige hundert Männer in den Glaubenswahrheiten unterrichten, bezweckt aber auch die Heiligung seiner Mitglieder durch Beobachtung der evangelischen Räte. — Die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes bei Tag und Nacht finde ich nur in der Pfarre zum hl. Ildefonso.

Wir sehen in diesen frommen Vereinigungen, welche die Guia sicher nicht vollständig aufzählt, einmal die Pflege überlieferter Frömmigkeit mit dem hervorstechenden Gedanken an einen guten Tod und anständig christliche Bestattung, dann das Streben nach mehr modernen Formen mit Einbeziehung geistiger und leiblicher Werke der Nächstenliebe, beides an sich löblich in einem Lande, wo die Kirche und ihre Diener ebenso arm sind, wie die liberale Unwissenheit sie als reich verschreit, der lehrenden Kirche keine Pflichtschule offensteht und der Armen so viele sind, aber durch die Vermengung der religiösen und irdischen Zwecke die unsägliche Zersplitterung auf dem eigentlichen Gebiete der Nächstenliebe nur noch vermehrend.

(Schluß folgt.)

Die Jesuiten und die Evangelische Italiener-Mission.

Von K. G. Pingel, Bork a. d. Lippe.

Vor einem halben Jahr erlebten wir, kurz vor dem Bekanntwerden des Bundesratsbeschlusses vom 28. November 1912, das betrübende Schauspiel, daß ein Teil des deutschen Volkes der von den Katholiken erwünschten Rückkehr des Jesuitenordens mit großer Angst entgegensah. Der deutsche Michel fürchtete, in seinem „konfessionellen Frieden", (dessen er sich „im ganzen erfreute"), gestört zu werden. Der Evangelische Bund schickte seine Größen ins Treffen und forderte, angesichts der großen Gefahr für das Seelenheil seiner Mitglieder, die Aufrechterhaltung des Gesetzes gegen den Orden der Gesellschaft Jesu. Wie sprach doch der Jenenser Prof. Dr. Thümmel in seinem Auftrage am 16. Oktober vorigen Jahres in Bremen:

„Der Jesuitenorden richtet sich gegen den Protestantismus, und deswegen bekämpfen wir ihn. Loyola wollte nur Türken und Heiden bekehren. Im Breviarium romanum aber heißt es, daß die Vorsehung Luther den hl. Ignatius entgegengestellt habe. Dieser Kampf ist keine Schande, aber dabei den braven friedlichen Bürger spielen, das ist Schande."

Man befürchtet, daß die verbannten Schüler des hl. Ignatius nach ihrer Rückberufung den „blühenden" Protestantismus mit „Feuer und Schwert" vernichten. Wird es so kommen? Nein. Das weiß nicht nur jeder Katholik, sondern auch jeder klar denkende Protestant, dem nicht glühender Haß gegen unseren heiligen Glauben den Verstand verdunkelt.

Wollen Sie einen glänzenden Beweis haben, daß unsere Gegner das tun, was sie den armen Jesuiten zutrauen, so lesen Sie den Jahresbericht von 1912 der Evangelischen Italiener-Mission in Deutschland (Düsseldorf 59, Brunnenstr. 55). Auf der ersten Seite leuchtet uns das fettgedruckte Programm entgegen:

„Kein Italiener soll Luthers Vaterland wieder verlassen, ohne mit dem Evangelium in Berührung gekommen zu sein. So lautet das stolze Programm der Italiener-Mission, aber wie viel fehlt noch an der Verwirklichung dieses Programms! Wir haben uns redlich Mühe gegeben und wir haben getan, was in unseren Kräften stand, um unsere schönen Aufgaben zu lösen" usw.

Das sind etwa keine Phrasen. Der Abschnitt „Evangelisation und Seelsorge" gibt statistische Angaben über die geleistete Arbeit.

In italienischer Sprache wurden 62 Versammlungen und Vorträge gehalten, letztere teilweise mit Lichtbildern, 384 Hausbesuche wurden gemacht und 409 Besuche in der Geschäftsstelle empfangen, 191 Arbeitsplätze wurden besucht und 80 073 italienische Schriften konnten verbreitet werden."

So werden „Scharen italienischer Arbeiter" durch materielle Not aus der Heimat vertrieben, hier „im Mutterlande der Reformation mit den Segnungen des Evangeliums bekannt gemacht" und der katholischen Kirche entrissen. Das Missionswerk ist so eifrig betrieben worden, daß das Totaldefizit auf fast 5000 Mark herangewachsen ist.

Das Organ der Italiener-Mission, eine illustrierte Monatsschrift „Grüße aus Italien", atmet Haß gegen alles Katholische. Vor mir liegt das Aprilheft dieses Jahres. Der erste Aufsatz erzählt von der Einweihung des für abgefallene katholische Priester errichteten Institutes „Savonarola" (Rom, Via Monesiglio 21):

„Dies Priesterzufluchtshaus entspricht einem tief gefühlten Bedürfnis und ist der Unterstützung aller derer wert, die mithelfen möchten an der Erlösung und Befreiung des römischen Klerus".

Von dem zweiten Artikel, „Polemik" überschrieben, will ich auch nur einige bezeichnende Sätze herausgreifen:

„Sonderbar mutet Dein Vorschlag an, den Austritt aus der römischen Kirche zu verhindern und die Gläubigen zu ermutigen, das Gute in den Symbolen und im Kultus zu suchen. Wie könnte man wohl einen schönen Ring im Straßenkot bewundern, wenn man ihn nicht zuvor vom anhängenden Schmutze befreien wollte. Wie könnte man die tiefe Bedeutung des Abendmahles verstehen, wenn man nicht vorher die Anhängsel von der Transsubstantiation wegnehmen wollte. Wie könnte man die Erhabenheit des Sündenbekenntnisses und der Ehelosigkeit hervorheben, wenn man sie nicht vom Schutze des Zwanges löst" usw.

Ich glaube, das Angeführte genügt, um das Arbeitsfeld der Evangelischen Italiener-Mission vollständig zu übersehen. Vernichtung alles Katholischen, das ist ihre Losung.

Doch sind unter solchen Umständen unsere bekannten Jesuitengegner zu verstehen, die von einer Verletzung des protestantischen Volksempfindens sprechen? — Nein!

Der Orden der Gesellschaft Jesu hat den konfessionellen Frieden nicht gestört, und er wird es in Zukunft nicht tun. Das Wort des hl. Augustinus wird ihm heilig sein: „Rühmet euch der Wahrheit ohne Ueberhebung, streitet für die Wahrheit ohne Gehässigkeit."

Monistenbündlerischer Angriff auf Lourdes.

Von Pfarrer M. Rogg, Kirchhaslach.

Der Ausschuß der Ortsgruppe München des Deutschen Monistenbundes bläst in jüngster Zeit zum Sturme gegen die deutschen Lourdeswallfahrten.[1]) Er fühlt wohl das Bedürfnis, wieder einmal von sich reden zu machen und macht gar gewaltig in „Aufklärung" und Schutz deutscher Interessen. Im folgenden sei dieses „Kulturdokument" abschnittweise mit Beifügung einiger Blitzlichter wiedergegeben.

„Das Ergebnis des am 6. Mai vor dem Münchener Schöffengerichte verhandelten Lourdesprozesses rechtfertigt neuerdings die Annahme, daß die angeblichen Wunderheilungen von Lourdes nur eine Täuschung sind." — „Wunderheilungen von Lourdes nur eine Täuschung" ist in Groß-, Fett- und Sperrdruck gesetzt. Aus dem bekannten Beleidigungsprozeß wird flugs ein „Lourdesprozeß" gemacht. Welche offizielle Persönlichkeit von Lourdes hatte mit diesem Prozeß etwas zu tun? Das Ergebnis dieses Prozesses war doch nur, daß der Gewährsmann der beiden beklagten Geistlichen diese mit unwahren Aussagen über seine persönlichen Erfahrungen mit Lourdes und Dr. Aigner hintergangen hatte, und daß die beiden Angeklagten wegen der auf jenen Aussagen basierten Beleidigungen verurteilt wurden. Grundehrliche Naturen denken nicht gleich an Schwindel und fallen manchmal durch Leichtgläubigkeit herein. Aber, was beweist das für oder gegen Lourdes? Man soll doch nicht Dinge miteinander verquicken, die nur in einem ganz äußerlichen Zusammenhang miteinander stehen.

„Wegen der bedeutenden Opfer, die weite Kreise unserer deutschen Bevölkerung diesem ausländischen Wallfahrtsorte bringen, ist eine Aufklärung über diese beschämenden Vorgänge in volkswirtschaftlicher, hygienischer und nationaler Hinsicht dringend geboten. Beträgt doch die Schar der jedes Jahr nach Lourdes wallfahrenden Pilger über eine Million und die Summe, welche die gegen uns nichts weniger als liebenswürdige Nachbarnation auch von den deutschen Gläubigen einzieht, ein Vielfaches dieser Zahl." Jährlich eine Million Lourdespilger! Das ist ein wertvolles Geständnis. Was bedeutet dagegen das streitbare Fähnlein Monistenbündler der Ortsgruppe München, von denen jedenfalls die allerwenigsten in ihrem ganzen Leben Lourdes gesehen haben, die vielmehr fast ausnahmslos dem einen Chorführer mit rührender Vertrauensseligkeit das lourdesfeindliche Liedlein nachpfeifen? Eine Million Lourdespilger jedes Jahr — wieviel Millionen sind da in Lourdes gewesen! Diese Millionen waren auch nicht blind, da sie nach Lourdes zogen, und hätten eine Täuschung viel klarer erkannt als jene Wenigen, die mit dem Brett absoluten Unglaubens vor dem Kopf nach Lourdes kamen und suchten, was sie gegen Lourdes sagen könnten. Opfer werden für Lourdes gebracht. Gott sei's gedankt, daß opferfreudiger Idealismus in Deutschland nicht erstorben ist, wie man glauben möchte, da reiche, ihrer Firma nach sehr „national" gesinnte Leute, die ihrer Weltanschauung nach dem ungläubigen Monismus jedenfalls näher stehen als christlichem Glauben, ihre Millionen in schweizerische und engländische Banken flüchten, um nur nicht zu vaterländischen Opfern herangezogen zu werden. Im übrigen hat sich der Monistenbund noch nicht entrüstet über jene „Nationalen", welche ihr Geld nach Frankreich fließen lassen für Champagner und anderen Franzosenwein, welche nach Paris reisen und ihr schweres Geld dort unter anderem manchmal an sehr zweifelhaften Orten lassen oder ihr deutsches Geld in Monakos Spielhölle vergeuden. Wo bleibt da das monistische Interesse „in volkswirtschaftlicher, hygienischer und nationaler Hinsicht"? Vielleicht kennen die Monisten auch jenes Buch, in dem der Größte der Weltgeschichte von solchen spricht, die Mücken seien und Kamele schlucken?

„Wie sich ferner in dem erwähnten Prozeß ergab, ist es in erster Linie der deutsche katholische Klerus, der den Vertretern der Lourdespropaganda Vorschub leistet und den Glauben an die Lourdeswunder geflissentlich fördert." Daß der katholische Klerus in Deutschland in seiner überwiegenden Mehrheit Lourdes günstig gesinnt ist, das hätte man wissen können ohne Berufung auf den „erwähnten" Prozeß, mit dem jetzt dem Klerus und Lourdes zugleich eines angehängt werden soll. Der katholische Klerus bewahrt sich eben in diesem Punkte ein ruhiges, logisches und objektives Urteil. Logik und Unbefangenheit vermißt man aber in diesem monistischen Aufrufe, wo wegen einer einzigen Täuschung nach beliebter Methode sofort der „kühne" Schluß gezogen wird, daß nun einfach alle Wunderheilungen von Lourdes nichts weiter als Täuschungen seien.

[1]) In den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 254 geschieht dies durch eine gewaltige ganzseitige Annonce.

„In dem erst vor einigen Monaten mit bischöflicher Druckgenehmigung erschienenen Werke „Lourdes, die größte Gnaden- und Wunderstätte der katholischen Kirche" des Paters C. Th. Strecker, lesen wir wörtlich (S. 165): „Die zahlreichen sich stets erneuernden Wunder sind die glänzendste und erfolgreichste Widerlegung der Zeitirrtümer des Materialismus, Monismus und Atheismus. In Lourdes ist eine „Klinik des Wunders" errichtet, wo das Uebernatürliche wissenschaftlich bewiesen wird." Demgegenüber stellen wir auf Grund von Beobachtungen an Ort und Stelle fest, daß das ärztliche Konstatierungsbureau jeden wissenschaftlichen Charakters entbehrt und die Nachprüfung der Wunderberichte bisher deren Haltlosigkeit ergeben hat. Wir sehen in der Lourdespropaganda lediglich ein Geschäftsunternehmen, das den Hang der Gläubigen nach Mystik und Wunder mißbraucht. Mit Religion haben die Vorgänge in Lourdes nicht das geringste gemein. Daß dennoch die Vertreter der katholischen Kirche in Deutschland derartigen Vorspiegelungen ihre Unterstützung gewähren, muß von jedem rechtlich denkenden Deutschen aufs tiefste bedauert werden." — „Wir stellen fest", wie das zuversichtlich klingt — als ob Dr. Aigner der einzige Arzt wäre, der in Lourdes „Beobachtungen an Ort und Stelle" machte! Seit Jahrzehnten kommen jährlich Hunderte von Aerzten nach Lourdes, und man wird unter ihnen wenige zitieren können, die dem ärztlichen Konstatierungsbureau jeden wissenschaftlichen Charakter absprechen. Die Lourdespropaganda soll lediglich ein Geschäftsunternehmen sein. Geschäfte werden in Lourdes allerdings gemacht von unternehmenden Kaufleuten, zumeist Juden. Geschäfte macht Frankreich für seine Eisenbahnen. Aber gerade der Klerus, der in Deutschland nach eigener Angabe der Monisten Propaganda macht, und die Teilnehmer an früheren Pilgerzügen, welche durch ihre Begeisterung am meisten propagandistisch wirken, macht kein Geschäft, hat keinen Profit davon. „Mit Religion haben die Vorgänge in Lourdes nichts gemein" — das können natürlich Leute, die an keinen persönlichen Gott glauben, denen die katholische Religion ein Dorn im Auge ist, das kann wohl das monistische „Konstatierungsbureau" am besten beurteilen! „Die Vorgänge in Lourdes" — da kann doch nur gemeint sein, was vor sich geht, wenn die Pilger nach Lourdes kommen, besonders wenn ein Pilgerzug dort eingetroffen ist. Mit Gebet und frommem Gesang sind sie hergezogen aus weiter Ferne zur Gnadenstätte, mit Gebet und Gesang weilen sie bei der Grotte, und es wird wohl auf Erden keinen Ort geben, wo soviel und so innig gebetet wird, wie in Lourdes. Von aller Frühe bis zur Mittagszeit wohnen die Gläubigen den zahllosen heiligen Messen bei, und empfangen mit glühender Andacht die heiligen Sakramente. Predigten werden gehalten, in feierlicher Prozession wird das Allerheiligste begleitet, mit dem zum Schlusse den Kranken der Segen erteilt wird. In abendlicher Stille ziehen die Tausende bei der Lichterprozession dahin und singen mit nimmermüder Begeisterung das Lourdeslied. Manche durchwachen die Nacht im Gebet bei der Grotte. Kranke sind gewöhnlich auch bei größeren Pilgerzügen. Diese werden in die Piszinen gebracht, in die das Wasser der Quelle geleitet wird, deren Entstehen die Kirchenfeinde nicht zu erklären vermögen, und erhalten dort ein Bad, während draußen gebetet wird um Heilung der Kranken. Das sind „die Vorgänge in Lourdes", die nach monistischer Ansicht mit Religion nichts zu tun haben sollen. Wahrhaftig, da muß einer in Lourdes gewesen sein, der von all diesen Dingen nichts gesehen oder nichts verstanden hat, dem aber seine Parteigänger urteilslos glauben. Wer glaubt, daß die Katholiken nur wegen wunderbarer Krankenheilungen nach Lourdes wallfahren, der hat den Pilgern nicht ins Herz geschaut. Wer selbst als Pilger dort war, der muß dieses „auf Grund von Beobachtungen an Ort und Stelle" besser wissen.

Dann fährt der Aufruf fort: „Angeblich durch Wunder geheilte, nichts weniger als zuverlässige Persönlichkeiten" bereisen Städte und Dörfer und halten Vorträge über die „Wunderheilungen in Lourdes". Die gläubige Bevölkerung, der die tatsächlichen Vorgänge in dem fremden „Wunderland" unbekannt sind, ist dieser Propaganda wehrlos ausgeliefert. Sie vertraut blind den Heilung verheißenden Worten, um so mehr als deutsche katholische Geistliche diese Versammlungen leiten und so mit ihrer ganzen Autorität die Lourdespropaganda unterstützen." — Eine Gewissensfrage muß doch den also Lamentierenden die Schamröte ins Gesicht treiben: Wie viele „angeblich durch Wunder geheilte, nichts weniger als zuverlässige Persönlichkeiten", die mit solchen Vorträgen „Dörfer und Städte bereisen", können sie namhaft machen? Eine solche Person konnte leider eine kurze Zeit lang ihr tiefbedauerliches Treiben fortsetzen, ohne daß weitere katholische Kreise überhaupt etwas von ihr hörten, und nun lärmt man, als ob es hunderte wären. Das ist monistische Aufklärungsarbeit!

„Hier kann, solange die Staatsregierung gegen solchen Mißbrauch des Glaubensbedürfnisses und gegen die Ausbeutung des Heilungsbedürfnisses ihre Hilfe versagt, nur eine aus dem deutschen Volk heraus zum Schutze der leicht betörten Massen organisierte Aufklärungsarbeit helfen." Wie rührend ist doch diese monistische Fürsorge für die breiten Massen des katholischen Volkes! Diese Worte richten sich offenbar nicht bloß gegen den wirklichen Mißbrauch in dem einen bedauerlichen Fall — wozu würde man sonst so viele Worte machen und mit Kanonen auf Spatzen schießen? — sondern gegen die ganze als „Geschäftsunternehmen" deklarierte Lourdespropaganda. Und da versagt die Staatsregierung! Sie sollte doch jeden einsperren lassen, der für Lourdes ein Wort spricht, und mit Gendarmen und Militär die Grenze absperren lassen, daß ja kein Pilger mehr hinüber kann. Es ist nur jammerschade, daß der Staat nicht den gleichen Begriff von Freiheit hat wie der Monistenbund!

„Der deutsche Monistenbund sieht in dieser Aufklärungsarbeit eine seiner vornehmsten Pflichten und ist sich bewußt, damit eine gemeinnützige Tätigkeit zu entfalten." Der Deutsche Monistenbund entfaltet eine „gemeinnützige" Tätigkeit, merke das, Staatsregierung! Die Ansichten über die Gemeinnützigkeit des Monistenbundes waren bisher bekanntlich geteilt. Aber in Zukunft kann kein Zweifel sein, der unentwegte Kämpfer gegen Lourdes, gegen Katholizismus und jedes positive Christentum, der Monistenbund, entfaltet eine gemeinnützige Tätigkeit und muß darum auch die finanziellen Vorteile gemeinnütziger Vereinigungen genießen. Und so scheint zu guter Letzt der Kampf gegen Lourdes zu einem reichen Fischzug für den Monistenbund werden zu sollen. Es geht halt nichts über Ideale!

„Hoffen wir, daß in Erinnerung an die Befreiungskämpfe vor hundert Jahren das deutsche Volksgefühl sich gegen solche Brandschatzung deutscher Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit von seiten französischen Geschäftsgeistes einmütig erhebt und so einer auch gerade jetzt wieder einsetzenden Lourdespropaganda — es sind schon sechs deutsche Pilgerzüge nach Lourdes für das Frühjahr 1913 in Vorbereitung — erfolgreichen Widerstand entgegensetzt. Dazu einen Anstoß gegeben zu haben, wird sich der Deutsche Monistenbund stets zur Ehre rechnen und bittet um tatkräftige Unterstützung seiner Bestrebungen von seiten aller national gesinnten für Volksaufklärung sich bemühenden Kreise."

Wozu nicht nationale Gesinnung und die Befreiungskämpfe von 1813 herhalten müssen! Ja, Deutschland möge sich nur erinnern, wie vor hundert Jahren ein nicht in letzter Linie durch eine seichte Aufklärung herabgekommenes, matt und schlapp gewordenes Volk wieder den Weg zur Freiheit und Größe fand, nachdem es im Glauben wieder erstarkt war. Welcher Held aus jener Zeit war ein Monist?

Im übrigen ist der ganze Aufruf nur ein Abklatsch von einem anderen, der im Jahre 1908 in Nr. 341 derselben liberalen Zeitung ebenso breitspurig erlassen und von Dr. Hermann Faltin und Dr. Eduard Aigner gezeichnet worden ist. Neue Geistesblitze scheinen auf monistischer Seite ein rarer Artikel zu sein. Und es gäbe doch so prächtige Aufklärungsarbeit zu tun. So geht in deutschen Landen ein Buch des Ehrenvorsitzenden des Deutschen Monistenbundes, Ernst Häckels „Die Welträtsel", in hunderttausenden von Exemplaren um, ein Buch, von dem der Monist Paulsen schrieb, er habe das Buch mit „brennender Scham" gelesen. Paulsen schämte sich für das deutsche Volk, daß „dieses Buch gedruckt, gekauft, gelesen" wurde. Warum klärt der Monistenbund nicht auf? Die Aufklärung ist ganz leicht. So macht sich Häckel in der Volksausgabe des Buches in fünf Spalten gegen das Dogma von der „Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria" Luft (S. 149—151), hat aber keine blasse Ahnung, daß dieses Dogma die Freiheit Mariens von der Erbsünde lehrt, wofür er eigentlich selbst eintreten müßte, da er ja die Erbsünde überhaupt leugnet. Häckel schöpft aus Pamphleten. Warum klärt der Monistenbund nicht auf? Häckel hat zur Begründung seiner Theorie der Abstammung des Menschen vom Affengeschlecht Zeichnungen hinausgegeben, die öffentlich als „Fälschungen" bezeichnet werden konnten. Warum klärt der Monistenbund nicht auf über solche „Brandschatzung deutscher Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit"? Das wäre „gemeinnützige" Tätigkeit und die Lourdesgegner wüßten dann, wieviel es vor der monistischen Türe zu kehren gäbe!

Persönlichkeit.

Von Dr. Friedrich Zoepfl, Mindelheim.

Persönlichkeit ist ein modernes Schlagwort und ein modernes Ideal. Der Mensch von ehedem fühlte sich nicht in dem Maße, wie der von heute als Individuum mit Eigenrecht und Eigenart; der Autoritätsgedanke hatte tiefe Wurzeln in ihm geschlagen, und das Bewußtsein von Gehorsams- und Entsagungspflicht war lebendig in ihm. Ein großer Teil der heutigen Menschheit aber fühlt sich keiner Autorität mehr verpflichtet, als der eigenen: ich will mein Leben leben; ich will so sein, wie es meiner inneren Wahrhaftigkeit entspricht; ich bin mir selber Gesetz und Verbot.

Machtvoll geht diese Strömung durch unsere Zeit; freilich ist diese Betonung des Persönlichkeitsstrebens nicht von heute. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, sie und noch andere haben den Wert der Persönlichkeit in stolzen Worten gefeiert, und Persönlichkeit ist ein Hauptpunkt ihres Systems; auch die deutsche Romantik war von dem Streben nach Originalität, Freiheit, Persönlichkeit erfaßt; als höchstes Glück der Erdenkinder pries Goethe die Persönlichkeit. Aber das Volk in seiner Gesamtheit war von solchen Gedanken noch nicht gepackt. Heute jedoch ist's anders. Persönlichkeit, Freiheit, Selbstbestimmung — ein Schlachtruf ist's geworden, der weithin erschallt, laut und berauschend. Nietzsche hat ihn für unsere Zeit ausgegeben: Du bist frei geworden, Mensch, und nun gebrauche deine Freiheit! Lebe dein Leben! Binde deine Triebe los! Geendet hat alle Autorität, vergangene und gegenwärtige; Gesetze sind Hemmungen, machen den Menschen blutleer, krank; Freiheit, Leben über alles! — So der Held und Heros; tausende rufen es ihm nach. Ellen Key hat ein pädagogisches und kulturelles Programm darauf aufgebaut und der gegenwärtigen Erziehungsweise den Krieg erklärt, weil sie es bloß zu dem traurigen Ideal von Kopien bringe. So auch verwirft L. Gurlitt das herrschende Erziehungssystem, das die Individualität des Kindes unterdrücke. — Tausende haben angefangen, nach dem Grundsatze zu leben: Gib deine Triebe frei! Rücksichtslos, unbekümmert, frei, frei mußt du werden!

Es ist merkwürdig. Unsere Philosophen sind eifrig am Werke, den Glauben an einen persönlichen Gott und an ein ewigdauerndes Seelenleben zu zerstören und den Glauben an das Göttliche zu verbreiten. Der Sozialismus will alle Einzelrechte aufheben und den Menschen zu einem bloßen Glied der Staatsmaschine machen. Die höhere Gesellschaft huldigt vielfach Buddhas Ideen von einer Allvernichtung und Zerstörung jeder persönlichen Lebensregung, sie erbaut buddhistische Tempel und Quartiere. Vor der alles gleichmachenden Mode beugt die Dame, mag sie auch hochgestellt und sehr gebildet sein, ihr Haupt. Ueberall in unserem Kulturleben — Verflachung, Vereinheitlichung. Und doch — oder vielleicht gerade deswegen — dieses fieberkranke Streben nach Persönlichkeit und voller Freiheit, diese Verachtung all dessen, was Autorität anerkennt und eigenen Trieben zu entsagen weiß.

Die um Nietzsche verachten das Christentum als Armeleutereligion. Und doch: Persönlichkeiten zu bilden, starke, große Menschen, das ist ja Grundtendenz des Christentums. Ihr sollt Persönlichkeiten werden und sein! Das verlangen eben auf Grund des Christentums christliche oder doch dem Christentum nahestehende Denker und Lebenskünstler. In seinem „Christus" tritt H. Schell so warm ein für das Streben nach Persönlichkeit; Jesus ist ihm der Ursprung des Besten und Stärksten, was die moderne Kultur erstrebt: das Ideal der geistigen Persönlichkeit; das Evangelium vom Gottesreiche ist ihm die Schule der geistigen Persönlichkeit (a. a. O. S. 16). In ähnlicher Weise spricht sich E. Gnauck-Kühne in einem Hochland-Aufsatze aus (Februar 1910, S. 513—523). So namentlich auch Fr. W. Foerster; in seinen verschiedenen Schriften sucht er das in unserer Zeit so brennend gewordene Problem zu lösen, wie persönliche Freiheit, d. h. Persönlichkeit und Autorität nebeneinander bestehen können; so auch R. Eucken, Fr. Niebergall, J. Müller, der eigene Blätter für persönliches Leben herausgegeben hat, und noch zahlreiche andere.

Sie alle erkennen das Streben nach Persönlichkeit an; ja, sie sagen, Persönlichkeiten seien einzig und allein möglich auf dem Boden des Christentums. Das Christentum ist fraglos die hohe Schule der Persönlichkeit. Was Nietzsche und seine Anhänger unter Persönlichkeit verstehen, dem kann man überhaupt nicht das Adelsprädikat Persönlichkeit geben. Wenn der Mensch eine Persönlichkeit ist, der seine Triebe ungehindert dahinstürmen läßt, unbekümmert um ewige, allgemeine Gesetze, unbekümmert um andere Menschen, der seiner Eigenart, ob zerstörend oder auferbauend, rücksichtslos nachlebt, dann muß ja, folgerichtig gedacht, das Tier Urbild unserer Menschenwürde sein; das Tier hat gewaltigere Triebe und Leidenschaften, ist mächtiger, kräftiger, rücksichtsloser denn der Mensch. Dann ist der große Mensch jener Cäsar, der in seinem Wahnsinn die ganze Welt enthaupten will, oder der Wüstling, der an der Lustseuche endet, oder der Pariser Apachenhäuptling Bonnot, der die Philosophie des „vivre sa vie" zu Wahrheit und Tat machte und so der erschreckten Welt zeigte, wohin Persönlichkeitskult solcher Art führt. Nein, Eigenart ist noch lange nicht Persönlichkeit, wenn auch jede Persönlichkeit eine Eigenart sein wird. Nietzsches Philosophie führt, zur Tat geworden, zum Zusammenbruch der Menschheit, und jede Philosophie, welche die Menschheit und den Menschen nicht aufwärts bringt, ist von vorneherein schon gerichtet. Der Triebmensch ist niemals Adelsmensch, niemals Persönlichkeit.

Persönlichkeit ist nicht denkbar beim Tier, auch nicht beim Kinde, auch nicht beim geistig anormalen Menschen, auch nicht beim Altersschwachen, in dem die Geisteskräfte zu verfallen beginnen. Persönlichkeit ist ein edel Wort und ein edel Ding. Den heißen wir Persönlichkeit, in dem der Geist, das Dauernde, Edle, Bessere, Gottähnliche im Menschen, über Körper und Naturtriebe herrscht; den, der sich seines Redens, Handelns stets vollkommen bewußt ist, der weiß, warum er so redet und so handelt; den Menschen, der wohl seine Eigenart behauptet, diese

seine Eigenart aber kraft seines Geistes in den Dienst des Wahren, Guten, Schönen zwingt. Der Geistesmann ist eine Persönlichkeit, nicht der Triebmensch. Persönlichkeit ist, wie H. Schell treffend sagt, die geistige, selbstbewußte und selbstmächtige Einzelnatur.

Und dieser Persönlichkeit Ursprung und Ideal ist Jesus Christus; er und seine Lehre und seine ewigen Kräfte erziehen den Menschen zur Persönlichkeit; er verhalf und verhilft dem Geiste zur Herrschaft über das Fleisch. Herrschaft des Geistes — wohl ist das auch das uralte Ideal, das den Denkern und Volkserziehern entschwundener Zeiten leuchtend vor Augen stand; wohl ist dies das Ziel der mosaischen Gesetzgebung und der prophetischen Verkündigung. Aber erst Jesus Christus hat dieses Ideal in seiner vollen Reinheit und Schöne in die Welt hereingetragen und dem Menschen auch die Mittel zur Erreichung dieses Ideals geboten. Mit allem Feuer seiner Seele hat er dies Persönlichkeitsstreben heimisch machen wollen auf der Erde: Mag der Leib zugrunde gehen, und Haus und Besitz und Familie; laß den Geist herrschen in tatkräftigem Leben! So hat's auch Paulus in Flammenzungen verkündet in Athen, Korinth, Rom, allwo Venus, das Symbol der Triebe, herrschende Göttin war. Herrschaft des Geistes, Rettung der Seele vor dem Versinken ins Triebleben und in die Nichtigkeit, Persönlichkeit — das ist der große Grundgedanke und das leuchtende Endziel des Christentums. — Die Gegner sagen: Christentum, vor allem Kirchentum und Persönlichkeit schließen sich schon deshalb aus, weil Christentum und Kirchentum alle Selbstständigkeit des Denkens, alle Eigenart des seelischen Lebens vernichten; das Kirchentum verlangt blinde Unterwerfung und das ist menschenunwürdig. — Nein! Wir sind nicht deshalb Christen, weil wir — eben Christen sind, weil wir gerade in diese Verhältnisse hineingeboren sind; der wär' ein schlechter Christ, der solcher Art und Gesinnung wäre. Gott hat uns Vernunft und freien Willen gegeben, und wir sind ihm Rechenschaft schuldig über alles, Rechenschaft auch darüber, warum wir der Autorität uns unterworfen haben, warum wir Christen sind, ob aus wirklicher, innerer Ueberzeugung oder vielleicht bloß aus Rücksichten und Trägheit. Freiwillige und freibewußte Unterwerfung, das will das Christentum. — Und das Christentum ist die letzte Macht, welche die Eigenart und Besonderheit des Einzelnen vernichtet. Christus hat in seinem Freundeskreise die verschiedensten Naturen gehabt: Stürmer und Dränger, langsame und bedächtige Geister, beschauliche und werktätige Seelen. Auch die Kirche der alten Zeit hat scheinbar entgegengesetzte Elemente in ihrem Schoß geduldet: Asketen, welche in die Wüste gingen und sich zerfleischten; Männer, welche mit der Welt sich vermischten und äußerlich sich in nichts von den Heiden unterschieden; dialektische und mystische Naturen; starke Männer mit starker Religion und innige, zartfromme Frauenseelen; Plato sowohl als Aristoteles. Wir dürfen uns auf A. Harnack berufen, welcher sagt: „Das Evangelium . . . ist im tiefsten individualistisch, weil es den unendlichen und selbständigen Wert jeder einzelnen Menschenseele feststellt." (Das Wesen des Christentums 64.)

Auf Markt und Straße, auf der Bühne und auf dem Rednerpult, überall erklingt das lockende Wort Persönlichkeit. Aber gerade die, welche es am lautesten rufen, sind oft am weitesten entfernt von dem Ideal der Persönlichkeit. Das Christentum aber rettet und erzieht in stiller Arbeit Persönlichkeiten.

Ein freies Wort und eine Bitte.

Von Dr. Johannes Wülk, Mergentheim.

Nicht selten haben angesehene katholische Zeitungen und Zeitschriften in den letzten Wochen und Monaten ihre Spalten für Zuschriften über katholisches Studententum geöffnet. Gott sei Dank, ja, wir sind eine Macht geworden, mit der man heute rechnen muß, mag man wollen oder nicht. Nichts ist in der Welt zu dem, was es ist, auf einmal geworden, und nur eine gesunde Entwicklung trägt die Keime der Fruchtbarkeit in sich. In diesen Tagen fiel mir die Geschichte einer hochangesehenen katholischen Korporation in die Hände. Wahrlich, hätte die betreffende Korporation in ihrem langen Bestehen auch nichts Positives geleistet, dieses Emporringen allein schon verdient Anerkennung und Bewunderung. Die Lebensbedingungen der katholischen Korporationen sind heute andere geworden als in den Frühlingstagen ihrer Gründung. Wer hätte es ahnen können, daß das schwache Pflänzchen, in stürmischen Zeiten gepflanzt, sich gar so mächtig entwickeln würde! Ob man ihm dann nicht auch schon damals Licht und Wärme zu entziehen sich bemüht hätte! Anläßlich eines Festkommerses glaubte der Vertreter der Universität einst den katholischen Korporationen mehr Weitherzigkeit empfehlen zu müssen. Das Jahr 1913 hätte ja gerade der deutschen Studentenschaft so viel Anlaß zu gemeinsamer Begeisterung gegeben. Doch diese Zeiten sind leider vorbei. Während noch vor 70 und 80 Jahren auch der gute Katholik ruhig Burschenschaftler werden konnte, ohne den Hohn über seine Ueberzeugung an der Biertafel befürchten zu müssen, sind die Zeiten heute andere geworden. Daran zweifelt, theoretisch mindestens, niemand mehr. Freilich, die Praxis ist vielfach eine andere. Aber dazu gehört eben auch mehr Mut. Zu Semesteranfang beginnt für die katholischen Korporationen ein Stück heißer Arbeit. Kein katholischer Abiturient darf unserer Sache verloren gehen. Man bedenke doch das eine, daß es sich dabei mindestens um Generationen handeln kann. Allen Gefahren — das sei ruhig zugegeben — ist der Katholik durch seinen Eintritt in die katholischen Korporationen nicht enthoben, aber doch vielen.

Ein mutig kühnes Wort ist in Nr. 14 der „Allgemeinen Rundschau" gefallen. Was hier der Geistliche vorgetragen, möge dem Laien zu wiederholen gestattet sein. „Weite Kreise von Geistlichen kümmern sich wohl um katholische Jugendvereine und Burschen- und Gesellen- und Arbeiter- und Dienstboten- und Mädchenvereine, aber für die hohe Bedeutung des katholischen Studententums fehlt mit rühmlichen Ausnahmen vielerorts fast jedes Verständnis." Warum das? Einmal deshalb, weil es wohl dem größten Teil des Klerus Studien halber unmöglich ist, aktiv zu werden, und derselbe schon dadurch den Korporationen absolut ferne steht. Es ist nicht zu leugnen: der Theologe spielt in der Korporation, sagen wir einmal — eine etwas eigentümliche Rolle. Woher das rührt, tut hier nichts zur Sache. Aber daran erinnern darf man doch auch die Korporationen, daß die Gründer gerade der mächtigsten katholischen akademischen Verbände junge weitsichtige und begeisterte Theologen waren. Begeisterte junge Theologen sind zum mindestens kein Schaden für die Verbindung. Ich glaube aber ebenso unumwunden und unzweideutig es aussprechen zu müssen, daß es gerade der Theologe ist, der seiner Korporation am meisten zu verdanken hat und zwar in vielfacher Hinsicht.

Eben der Umstand aber, daß die angehenden Theologen in ihrer Mehrheit meist nur unter sich verkehren, von dem Verkehr mit den Studierenden der übrigen Fakultäten abgeschlossen sind, eben der Umstand bringt es mit sich, daß von dem Tage des Abiturientenabschiedskommerses ab nicht nur die äußere Lebensweise der Theologie- und Laienstudenten in durchgreifendem Maße eine andere ist, sondern daß auch ihre Gedanken, selbst da, wo sie eins bleiben könnten, gewaltig differieren. Vor wenig Tagen sprach ich mit einem Juristen, einem durch und durch katholischen Manne, in hoher Stellung, auch über diese Dinge. Derselbe hatte an dem weltlichen Teile der priesterlichen Jubelfeier ehemaliger Studiengenossen teilgenommen. Er sagte mir: Meine Freunde und ich, die wir uns ehemals so gut verstanden, wir verstanden uns nicht mehr. Dieses Angewiesensein nur auf den Verkehr mit Angehörigen derselben Fakultät während seiner akademischen Jahre wird es wohl auch mit sich bringen, daß der Geistliche auch noch im späteren Leben dem Laienstudenten eine ziemliche Zurückhaltung entgegenbringt; allerdings sucht letzterer auch nicht gerade den Verkehr mit der Geistlichkeit, aber ein Versuch des Geistlichen, in Verkehr mit dem Laienstudenten zu treten, wird wohl sicher von letzterem nicht zurückgewiesen werden. Wie dankbar wäre manch junger Akademiker für ein seelsorgerliches Wort gerade in der Ferienzeit, wo die Gedanken vielfach ganz andere sind — infolge der total veränderten Umgebung — als im Semester! Nimmt sich der Priester des angehenden Akademikers nicht an, so nehmen sich andere seiner an und das nicht nur zum Schaden des Studenten, zum vielleicht noch viel größeren Schaden des Priestertums: Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft.

Sommer.

Wenn die ersten Sommerrosen
In den stillen Gärten glühen,
Hebt sich aus den grenzenlosen
Märchenlanden buntes Blühen,

Perlen, deren Farben glimmen
Rein im Strom der Morgengluten,
In dem Meer der Pflanzen schwimmen,
Hangen an den saft'gen Ruten.

Falter, die in weicher Seide
Rätselhaften Prinzen gleichen,
Küssen Blumen auf der Heide,
Die verschämt die Lippen reichen . . .

Und vom Morgenwind getragen
Zieht mein kleines Lied von hinnen,
Klingt, wo aus dem Dufte ragen
Meiner Jugend Tempelzinnen.

C. Kloep.

Vom Büchertisch.

Die Geschichte des deutschen Katholizismus hat durch ein eben bei Herder in Freiburg erschienenes Buch des bekannten Historikers Otto Pfülf S. J. (Joseph Graf zu Stolberg-Westheim. Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands. 8°. 193 S., M 3.40 brosch., M 4.40 geb.) eine wertvolle Bereicherung erfahren. Wohl selten hat ein Politiker eine so eigenartige Lebensbahn durchlaufen, bevor er sich der öffentlichen Tätigkeit widmete, wie Stolberg; wohl selten haben sich in einem einzigen Manne soviele, für sein öffentliches Wirken höchst vorteilhafte Eigenschaften vereinigt, wie in Stolberg. Seine Erziehung durch seinen strengreligiösen Vater, den edlen Konvertiten Leopold Stolberg, gab seinem Wesen einen starken religiösen Einschlag und verlieh seinem Charakter eine ausgeprägt religiöse Note. Der achtjährige Aufenthalt im Jesuitenorden hatte ihn zu einem Manne gemacht, der wußte, was die Zeit erforderte. Vier Jahre flotten Offizierslebens in Ungarn gaben ihm die Sicherheit des Auftretens in der großen Welt und die Vertrautheit mit ihren Anschauungen. Und die sieben Jahre, die er als Landrat des Kreises Büren in preußischen Diensten stand, ließen ihn einen Einblick tun in die preußische Politik. Als reifer Mann schuf er unter unsäglichen Schwierigkeiten den Bonifatiusverein und verlieh ihm ein kräftiges Leben; als Mitglied der katholischen Fraktion (1852—1853) machte er durch sein entschiedenes Auftreten bei den Verhandlungen über die Raumerschen Erlasse großen Eindruck. Pfülfs Schrift bildet durch das umfangreiche handschriftliche Material, das er erstmalig in seiner Schrift verwertet, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Katholizismus, insbesondere der Gründung des Bonifatiusvereins und der katholischen Fraktion. Stolbergs fortlaufende Berichte an seine Gattin, die Pfülf veröffentlicht (S. 124—159), werfen neues Licht auf die Haltung der Fraktion in der kurzen, aber überaus schweren Zeit, in der Stolberg ihr angehörte. Sein Charakterbild tritt uns in Pfülfs Biographie, der auch sein Bild beigegeben ist, scharf entgegen und läßt ihn neben einen Ketteler, Windthorst und Mallinckrodt treten.

R. H. de Bleuel.

Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Herausgegeben von Max Sering. Berlin und Leipzig 1913. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. VIII und 283 S. Preis 7.20 M. Der Frühjahrskursus 1912 der Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung endete mit einer sechzehntägigen Studienfahrt nach Rußland. An ihr beteiligten sich 108 Herren, meistens Richter und höhere Verwaltungsbeamte. Die Leitung lag in den Händen der Professoren Auhagen und Sering. Um die Teilnehmer in den Stand zu setzen, größeren Nutzen aus der Studienfahrt zu ziehen, wurde zu ihrer Information vorher eine Reihe von Vorträgen gehalten. Solche Vorträge und sonstige das russische Kulturleben betreffende Aufsätze hat Professor Sering im Auftrage der Vereinigung herausgegeben. Außer einem orientierenden Geleitwort des Herausgebers enthält die Sammlung folgende Abhandlungen: Die religiösen Grundlagen der russischen Kultur von Dr. Holl, Professor an der Universität Berlin. Die Bedeutung der neueren russischen Literatur von Dr. Brückner, Professor an der Universität Berlin. Die Grundzüge des russischen Rechts von Dr. Neubecker, Professor an der Universität Berlin. Die innere Entwickelung Rußlands seit 1905 von Professor Dr. Hoetzsch, Berlin. Die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der russischen Volkswirtschaft von Dr. Ballod, Professor an der Universität Berlin. Zur Beurteilung der russischen Agrarreform von Dr. Auhagen, Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule Berlin. Die russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis von Dr. Koefoed, Revisor der Agrarorganisation, St. Petersburg. Russische Industrie von Dr. Otto Goebel, Berlin. Die Petersburger Industrie von Wossidlo, Handelssachverständiger beim Kaiserlich deutschen Generalkonsulat in St. Petersburg. Die russischen Finanzen von Dr. Willkow, Dozent an der Universität Warschau. Rußlands Stellung in der Weltwirtschaft von Dr. Kurt Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Handelshochschule Köln. Auf den Inhalt der einzelnen Abhandlungen einzugehen, verbietet der verfügbare Raum. Jeder, der sich über die kulturellen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse unseres östlichen Nachbars unterrichten will, wird hier reiche Belehrung und Anregung finden.

Schweidnitz. Landgerichtsrat Hackenberger.

Sturmfreie Buden. Von Theodor Temming, Rektor am St. Johannes-Hospital und den Kgl. Universitätskliniken zu Bonn. Verlag und Druck von Fredebeul und Koenen, Essen (Ruhr). Dieses Büchlein gewährt einen tiefen Einblick in die entsetzliche geschlechtlich-sittliche Fäulnis, die von den „sturmfreien Studentenbuden" ausgeht, welche Tausenden von hoffnungsvollen Menschenleben zum zeitlichen und ewigen Ruine werden. Das Buch ist eine Denkschrift für alle, denen das Wohl unserer studierenden Jugend und die Zukunft unseres Volkes am Herzen liegen. Es war höchste Zeit, daß dieses Buch geschrieben wurde, denn das Uebel hat schon eine solche Ausdehnung angenommen, daß das ganze deutsche Volk in Mitleidenschaft gezogen ist. Alle berufenen Faktoren müssen sich über die Ursachen und Wirkungen dieser Pest klar werden und dann fest und ohne Aufschub zur Rettung zusammenstehen. Nur dann ist noch Hoffnung auf ein Besserwerden. Das mutig geschriebene Büchlein „Sturmfreie Buden", mit dem der Verfasser, ein wahrer Cato, dem deutschen Volke einen großen Aufklärungsdienst erwiesen hat, weist hierzu den Weg. Der Preis von M 1.20 ist so niedrig bemessen, daß es in Massen verbreitet werden kann, was unbedingt geschehen soll.

Jos. Valley.

Fliegende Blätter, München, Verlag Braun und Schneider. Abonnementspreis vierteljährlich 3 M 50 Pf. = 4 Kr. 20 H. Vor mir liegt der 138. Band, umfassend das erste Halbjahr 1913, der sich in recht geschmackvollem Einbande repräsentiert und sich an die stattliche Reihe seiner Vorgänger würdig anschließt. Die „Fliegenden Blätter" können mit gutem Gewissen aufs wärmste empfohlen werden. Sie stehen auf einem gesunden Boden. Kerniger Humor und echter Witz wehen aus diesen Spalten und den auf künstlerischer Höhe stehenden Bildern. Es tut einem wirklich wohl, daß es noch urwüchsig frische und sittlich einwandfreie Tempel eines herzerfreuenden Lachens gibt, wohin man sich vor dem Schmutz und dem aus den schwülen Kunstsümpfen einer gewissen Witzblattliteratur aufsteigenden Moder noch retten kann. Mit besonderer Vorliebe folge ich immer der Muse der „Fliegenden Blätter", wenn sie ihren Freunden mit goldenem Schlüssel das Zauberreich einer längst versunkenen Sagen- und Märchenwelt aufschließt. Wer diese Muse in sein Haus aufnimmt, läßt einen guten Geist ein und wird es sicherlich nicht bereuen.

Joseph Valley.

Bild und Film. Zeitschrift für Lichtbilderei und Kinematographie. Verlag der Lichtbilderei G. m. b. H. München-Gladbach. Zweiter Jahrgang, jährlich 12 Hefte. Preis M 4.80. Der Kinozeitschriften gibt es viele. Aber derer, die die Reform auf ihre Fahne geschrieben, und diesen Gedanken mit Energie und Konsequenz durchzuführen suchen, nur eine: „Bild und Film." Schon durch ihre vornehme Aufmachung hebt sie sich vorteilhaft von den übrigen Fachblättern ab. Dem Aeußern entspricht der wirklich gediegene Inhalt, der laufend über die wichtigsten Vorgänge aus dem Kinoleben orientiert und manche treffende Anregung bietet. Aus den letzten Nummern seien hervorgehoben die Aufsätze von Dr. Wagner: „Kinematograph und Theaterwesen", Dr. Warstat: „Kinematograph und Schule", dann mehrere Aufsätze des bekannten Kinoreformers Dr. Hellwig, Berlin. Ganz besonders sei hingewiesen auf einen Beitrag von W. Brepohl: „Die Steuer im Dienste der Kinoreform". Ständige Literaturnachweise, eine technische Auskunftsstelle und ein juristischer Briefkasten erhöhen den Wert dieser von Dr. L. Pieper vorzüglich redigierten Zeitschrift, der wir die weiteste Verbreitung wünschen und deren Abonnement keiner unterlassen sollte, der sich für die so notwendige Reform des Kinos interessiert.

Dr. Hüttermann.

Fünfzig Vorträge für christliche Müttervereine. Von Wilh. Kraneburg, emer. Pfarrer in Münster. Mit kirchlicher Genehmigung. Paderborn, Verlag der Bonifatiusdruckerei. Brosch. M 3.—. Die Predigten dieses Buches zeichnen sich durch streng rhetorischen Aufbau, mustergültige Anordnung des Stoffes und vor allem durch eine edle fließende Sprache aus, welche der Schönheit und dem Reichtum der Gedanken erst das richtige Relief gibt. Von den Predigten behandeln vierzig „Die christliche Mutter", vier sind der „christlichen Ehefrau" und sechs der „christlichen Hausfrau" gewidmet. Unter den der „christlichen Mutter" gewidmeten Predigten befinden sich wahre Schmuckstücke. Das Buch ist in erster Linie für die Vereinspräsides und Seelsorger geschrieben, denen es sicher eine hochwillkommene Gabe sein wird. Ich möchte es aber auch wegen des reichen pädagogischen Inhalts gerne in der Hand jeder christlichen Mutter sehen.

Joh. Ernst.

Ueber Klaus Groth.

Von Fritz Decker, Düsseldorf.

Der Ruhm Klaus Groths ist nicht immer so unbestritten gewesen, wie er heute wohl glänzt. Es hat eine lange Reihe von Jahren gegeben, in denen man ihm nicht den Platz anwies, den er kraft seiner Kunsthöhe verdiente. Aber sonderbarerweise begegnete diese Mißschätzung ihm nicht gleich zu Beginn seines dichterischen Schaffens. Der Dichter hatte schon manches Jahr der Anerkennung erlebt, als sich die Gunst des Publikums von ihm ab und einem Neuling auf dem Gebiete der plattdeutschen Dichtung zuwandte: Fritz Reuter. Ohne Klaus Groth hätte jener vielleicht gar nicht oder doch wenigstens nicht so bald den für ihn richtigen Weg gefunden. Seine „Reise nach Belgien" hatte er bereits hochdeutsch begonnen, auch die „Stromtid" war entworfen, als 1852 Klaus Groth mit seinem „Quickborn" hervortrat. Wie nach dem Erfolg der „Briefe, die ihn nicht erreichten, der Heyking und des „Tagebuch einer Verlorenen" der Böhme die Briefe und Tagebücher gleich Pilzen aus der Erde schossen, so erstanden damals auch plattdeutsche Dichter dutzendweis, als sie sahen, daß „Quickborn" eingeschlagen; und allen voran Fritz Reuter.

Hatte man vorher die uns heute sonderbar dünkende Meinung gehegt, daß die plattdeutsche Sprache zum Aussterben verurteilt sei, daß nichts sie von ihrem Untergang erretten könne, indem sie dem Verstande der Zeit längst zu enge geworden sei und mit dem geistigen und materiellen Wachstum der Zivilisation nicht habe Schritt halten können, ja, daß sie eine Feindin der Volksbildung sei, so sollte Klaus Groth mit seinem „Quickborn" diese Absurdität aufs glänzendste widerlegen.

Man hatte dem plattdeutschen Idiom eine Gegensätzlichkeit zum Fühlen und Empfinden der sogenannten Gebildeten angedichtet: es sei die Sprache des Mittelalters, die rohe Ausdrucksart der Bauernkriege. Diese Ungereimtheiten strafte der „Quickborn" Lügen. Groth bewies durch diese Tat die Literaturfähigkeit des Plattdeutschen auch für die Jetztzeit schlagender, als er es durch ein Schock theoretischer Schriften hätte tun können. So wurde er zum Anreger einer nicht mehr zum Stillstand gekommenen niederdeutschen Sprach- und Literaturbewegung.

Aber auch die oberdeutsche Dialektdichtung befruchtete der Erfolg Groths und der seiner Nachkommen. Zu Anfang der Sechzigerjahre hebt auch in Bayern und Schwaben wieder ein neues mundartliches Singen an, was sich dann weiter zu einer wahren Volksangelegenheit entwickelte.

Jedoch inzwischen hatte Fritz Reuter seinen Anreger in der Gunst des Publikums weit überflügelt. Reuters Kunst, nicht minder wahr und naturwüchsig, als die Klaus Groths, war nämlich mehr der Oberfläche des Humors, wie ihn das tägliche Leben wohl oft erzeugt, zugewandt, wohingegen Groth tiefer in die unter rauher Hülle verborgen liegende nordische Volksseele hinabstieg und die dort gespannten zarteren Saiten zum Tönen brachte. Naturgemäß war der Geschmack der breiteren Menge der robusten Komik Reuters mehr zugeneigt, als der

ernsten Innigkeit und der idyllischen Behaglichkeit Groths. So kam dann schließlich die Meinung auf, daß die plattdeutsche Sprache sich mehr zur Wiedergabe des Komischen eigne als des Ernstes, wie man die gleiche Erscheinung bei den von Hofrat Fastenrath begründeten Kölner Blumenspielen beobachten kann. Fast alljährlich sind die weitaus meisten Einsendungen von Dichtungen in kölnischer Mundart humoristischen (oder gar wohl karnevalistischen) Charakters, und Karl von Perfall hat mit Recht schon öfters nachdrücklich darauf hingewiesen, daß auch ernste Stoffe die Wiedergabe in kölnischem Dialekt recht wohl vertrügen.

Auch Groth hat immer betont, daß die plattdeutsche Sprache zu allem fähig sei, da sie ja doch auch tagtäglich zu allen möglichen Gefühlsausdrücken, von lachender Lust bis zum lähmenden Leid, in Anspruch genommen würde.

Hat man bis zu Beginn der neunziger Jahr Reuter nun auch mehr gelesen, als den tieferen Groth, so ist letzterer aber doch mehr gesungen worden. Die „Quickborn"-Lieder haben zahllose Komponisten gefunden. und „auf den Flügeln des Gesanges" ist der Lieder-Dichter durch die deutschen Lande gezogen, während der Prosa-Dichter trotz fortdauernder Gemütstiefe und stets steigender Sicherheit in der Charakteristik seiner Menschen schnöde mißachtet wurde.

Erst mit dem Erscheinen von Klaus Groths gesammelten Werken im Jahre 1892 setzte dann der Umschwung ein. Man erkannte, mit welch sicherer Künstlerhand hier ein Mensch die Gestaltenwelt seines Stammes und den Charakter ihrer Landschaft aufgezeichnet. Und es ist ein erfreulicher Gedanke, daß die Deutschen diesem Manne das Schicksal einer erst posthumen Anerkennung, wie dies so ihre Eigentümlichkeit zu sein pflegt, erspart haben. In den Ehrungen, die sie dem Dichter noch zu seinen Lebzeiten bereiteten, ehrten sie sich auch selbst.

† Prinzregent Luitpold als Kunstsammler.

Der Münchener Kunstverein hat sich das Verdienst erworben, mittelst einer durch den ganzen Mai sich hinziehenden Ausstellung die Oeffentlichkeit mit den Leitgedanken näher bekannt zu machen, nach welchen der verstorbene Prinzregent Luitpold seine Liebe zu den bildenden Künsten betätigt hat. Einem ausdrücklichen Wunsche des Verewigten gemäß ist die Ausstellung erst nach seinem Tode veranstaltet worden. Sie umfaßte über fünfhundert Gemälde, auch eine Anzahl von Plastiken, alles das Ergebnis einer bedächtigen, von Feinsinn, Verstand und Wohlwollen geleiteten Sammelneigung, welche, seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzend, unter allmählich immer stärkerer Zunahme bis in die letzten Lebenszeiten des Prinzregenten fortgedauert hat. Es war seine Privatgalerie, die wir sahen, an welcher wir uns erfreuen durften, ehe sie — leider! — infolge Vererbung und Verschenkung aufgelöst werden muß.

Der Sammler gibt es mancherlei. Unter ihnen sind solche, welche die Kunstwerke nur kaufen, um sie zu haben, um damit zu prahlen, um sich mit Kunstmodernismen und Absonderlichkeiten auffallend zu machen, viele, die damit spekulieren und Handel treiben; doch auch solche, die da sammeln aus reiner Liebe zu den Künsten, voll Teilnahme für ihre gesunde Entwicklung, die sie nach Kräften zu fördern streben, bewegt durch die schöne Darstellung interessanter, erhebender, wichtiger und hoher Dinge, und um von ihrem Anblick Gedanken, Erinnerungen, Entschlüsse anregen, Empfindungen beleben oder beruhigen zu lassen. Zu dieser letzteren Art, derjenigen, welche allein Sympathien wachruft und als kulturförderlich begrüßt werden darf, gehörte Prinzregent Luitpold. Er ist ein Mäcen gewesen, soweit seine Mittel es ermöglichten. Freilich, an die Aufwendungen amerikanischer Nabobs darf man dabei nicht denken. In seiner ganzen langen Sammelzeit hat der Prinzregent nicht mehr als 900,000 Mark für diese Zwecke ausgeben können. Aber welch großen Nutzen hat er damit gestiftet, wie manchem im rechten Augenblicke geholfen, wieviel Mut der aufstrebenden Kunst gemacht! Er wußte die Bedeutung von Künstlern mit sicherem Blicke zu erkennen in Zeiten, wo sie — wie z. B. Hans von Marees — von allgemeiner Anerkennung noch weit entfernt waren. Ihm galt der etwas, welcher Leistungen von wirklichem, innerlichem Wert anzubieten hatte. Das lehrte die Ausstellung mit ihrer erstaunlichen Anzahl vorzüglich qualitätvoller Werke. Zugleich war es dem Prinzregenten klar, daß in der Kunst keine Einseitigkeit und kein Stillstand herrschen dürfe, daß das Schöne mannigfaltige Ausdrucksformen haben darf und soll, und daß Schönheit in allem lebt, was innerlich wahr ist. Deshalb waren ihm die verschiedensten Richtungen gleich wichtig und lieb. Natürlich lag ihm die Fürsorge für die heimatliche Kunst am nächsten. Münchener Werke hat er in Menge erworben von Künstlern mit und ohne Berühmtheit. Er sammelte aber auch aus dem Auslande, am wenigsten aus Frankreich, lieber aus Oesterreich, Belgien, Italien, Skandinavien und erfreute sich an der herrlichen Feinheit schottischer Gemälde. Ausgeschlossen aber blieben für sein unverfälschtes, natürliches Kunstgefühl gewisse Große des Tages, die Blender, die Schaumschläger. Viel eher war er geneigt, seine Ansprüche an hohes Können etwas zu mindern, wenn nur die Werke eines Künstlers seinem Herzen etwas zu sagen wußten. Auch entschädigte ihn der glücklich gewählte Gegenstand. Er liebte anmutige Genres, geschichtliche Ereignisse, an welche sich persönliche Erinnerungen knüpften, Bildnisse von Persönlichkeiten, die ihn interessierten, ganz besonders aber Landschaftsstudien aus seinen geliebten Bergen und damit verknüpft, oder auch selbständig, Motive der Jagd. Das alles sammelte er um sich, ohne äußerliches Programm oder System, aber in dem wahrhaft rühmlichen Streben, auch in unserer neuen, an Idealen so armen Zeit ein Schützer der Kunst zu sein, wie es des Wittelsbachischen Geschlechts altehrwürdiges Herkommen ist, und ein Hüter der guten Geister zu bleiben, die insonderheit in unserer deutschen Kunst von je gewaltet haben. Diese Gedanken des verewigten Prinzregenten sprachen stark und eindringlich aus seiner Kunstsammlung, und verliehen ihr schönen, warmen, dauernden Eindruck.

Dr. O. Doering-Dachau.

Wie mein Tag ausklang ...

Skizze von Karl Tilly Lindner.

Den ganzen Tag bin ich heute nicht aus dem Zimmer gekommen. Nur noch ein Stündchen, ein gutherziges Stündchen, ehe die Sonne hinuntersinkt. Fast fallen mir die Wimpern zu. Ich denke, es ist am besten, ich schiebe das Buch beiseite. Und wäre es mein Lieblingsbuch.

Diese ewigen Bücher! Immer wieder. Nichts denn Buchweisheit. Was wissen Bücher? Und ich will Großes, Modernes, Lebendiges. Mit ganzer Seele will ich dabei sein! So schlendere ich hinüber die paar Minuten auf staubgrauer Straße. Werktagstolz. Wo ein hoher Schlot steht. In die Fabrik. Zu den Arbeitern.

Man kann da noch am besten das Lied der Arbeit hören. Freilich ein Lied. Aber was für eins. Die vielen, vielen Dissonanzen! Mitunter ohrenzerreißend.

Eigentlich sollte ich mich schämen. Ein Faulenzer paßt nicht hieher. Das nächste Mal will ich auch Werktagshosen anziehen. Immerhin schaue ich gerne zu: vergleichend, beobachtend, ratend, helfend, versöhnend. Anfangs ein wenig fatal. Aber nicht lange. Dann ein Wort, ein Gruß, eine Frage. So lerne ich sie kennen. Unaufdringlich. Aber stet und immer besser. Schließlich fühle ich meine Kleinheit, ihre Größe. Immer mehr. Das Eine fällt mir auf: Die harten Hände, die breiten Schultern, der Schmerz, die Sehnsucht ihrer Augen. Noch mehr: ihr Hunger nach Liebe, ihr Durst nach Erlösung. Die schlummernde Kraft, die Resignation, die Energie. Trotzdem und alledem. In diesen Niederungen des Menschenreiches.

Büßer ohne Schuld — — der beste Ausdruck, den ich finden kann. Nun fühle ich langsam die Antwort auf die Frage: Was ist Leben? Was Wirklichkeit?

Wie auf einem Schlachtfeld komme ich mir vor. Freilich unsereiner müßte erst Waffen holen. Kampf über Kampf. Siegen und Erliegen. Darben und Hoffen. Wimmern und Weinen. Blut und Wunden. Dürsten und Hungern. Immer so fort, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Und das alles um ein winziges Dasein, um die Notdurft des Lebens. Auf einer Seite. Auf der anderen so wenig Kontakt mit dieser ganzen Wirklichkeit. Soviel Blasiertheit, Langweilen, Egoismus, Gegensatz. Wenig guter Wille. Blutwenig Versöhnlichkeit. Dann das Mißtrauen auf beiden Seiten. Natürlich.

So stehe ich da. Mir selbst ein wunderliches Rätsel. Vergleichend, beobachtend, lernend. Da und dort. Mit weltoffenen Augen. Unter proletarischen Altersgenossen. Etwas fatal. Mitten in der Bitternis. Immer dasselbe Bild: Not und Fron, zermürbende, rückenkrümmende Sorge, nerventötendes Einerlei. „Arbeitsteilung", „Virtuosenarbeit" sagt man drüben. Hm. Soundso oft. Ich bin auch von drüben. Fast überkommt mich eine Anklage. Aber eins habe ich gelernt: Produktives Zusammendenken mit der Wirklichkeit. So also ist das Leben. So und nicht anders. Eine Tat. — —

Für heute schlendere ich heim. Ein kurzer Gruß. Ein Wort. Ein Versprechen „Nächstens wieder!" Hier sogar ein Händedruck. Wie warm so eine Schwielenhand ist!

Dann gehe ich. Den Kopf voll Gedanken. Kein fruchtloses Stündchen. Nein, ein fruchtbares, volles.

Proletarische Volksgenossen. Suchen und Sinnen, Harren und Hoffen, Sorgen und Borgen, Gestern wie heute. Wanken und Wähnen. Noch einmal alles in einem Atemzug. Ob so oder so. Ob am Billard oder hier bei der Arbeit. Ich werde immer daran denken. Wie wunderlich mein Tag ausklang . . .!

Es war ein Stündchen. Was helfen Bücher! Was hilft ein Achselzucken. Ins Volk will ich gehen. Nächstens wieder. — —

Langsam gleitet die Sonne hinunter. . . .

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. An der Bühne seiner Vaterstadt München, woselbst er seine Theaterlaufbahn begonnen, feierte Anton Fuchs sein vierzigjähriges Jubiläum. Der ausgezeichnete Sänger und Regisseur ist ohne Unterbrechung diese langen Jahre der Münchener Bühne treu geblieben, eine Seltenheit in dem wanderfrohen Künstlerberufe. Als Sänger war er bis in die neunziger Jahre tätig, er verband schöne Mittel, hochentwickelte Technik mit geistreichem Spiel und warmem Gefühl. So ist er unter anderem ein idealer „Figaro" gewesen, für den er alle äußeren und inneren Vorzüge in höchstem Grade besaß; aber auch sein „Alberich", Gunther, Papageno, Leporello waren vorbildlich. Seit 1880 ist er Regisseur, seit 1891 Oberregisseur und als solcher hat er Glänzendes geleistet und leistet es heute noch. Ich erinnere nur an die in Gemeinschaft von Possart und Hermann Levi vollzogene Reorganisation der Mozartopern, die für keine deutsche Bühne von Rang ohne Einfluß geblieben ist und an seine Inszenierungen der Musikdramen Wagners. 1884 wurde er zum Spielleiter nach Bayreuth berufen, welche Stelle er mit größtem Erfolge in jedem Spieljahre inne hatte, bis München (1889) daran ging, in dem Prinzregententheater sein eigenes Festspielhaus zu bauen. Es waren sehr glückliche Jahre für Bayreuth, die von den intimen Kennern der Festspiele der heutigen Aera vorgezogen werden. Im „Parsifal" sang er in Bayreuth im Laufe der Zeit den „ersten Ritter", Titurel, Klingsor, Amfortas, im „Tristan" den Kurwenal. Professor Fuchs wurde auch nach Amerika, England, Holland und Italien berufen, um als Wagnerregisseur zu wirken. Im Prinzregententheater hat er für sein Teil dazu beigetragen, diese zweite deutsche Festspielbühne zu einer mustergültigen zu machen. Fuchs ist der bewährte Hüter einer großen Tradition, die er mitzuschaffen berufen war. Den stilisierenden Tendenzen jüngerer Inszenierungskünstler will er kein Hemmschuh sein. Wenn jedoch da und dort die Freude am Neuen schöne Errungenschaften allzu leichtherzig über Bord werfen läßt, so bietet Fuchs' Wirken die Gewähr einer gesunden, nicht überhasteten Fortentwicklung. Die ungewöhnliche, jugendliche Frische des Jubilars läßt hoffen, daß sich die Münchener Hofbühne noch lange Anton Fuchs' Schaffenskraft wird erfreuen können.

Kgl. Residenztheater. Anton Tschechoffs Szenen aus dem Landleben „Onkel Wanja" fanden bei sehr guter Darstellung starken Beifall. Wie in der „Möwe", die uns vor kürzerer Zeit die „Kammerspiele" boten, erweist sich der vor neun Jahren in Deutschland einem Lungenleiden früh erlegene Russe als ein wirklicher Dichter, der freilich jede starke Bühnenwirkung vermeidet. Wenn Werke dieser Art Erfolg haben, so liegt ein großes Verdienst in der Regie, welche die subtilen Stimmungswerte eindringlich zu machen weiß. Dies gelang Herrn Basil, der auch den „Wanja" spielte, vortrefflich. — „Die Bauern sind sehr einförmig, unentwickelt, leben im Schmutze, mit der intelligenten Gesellschaft aber ist schwer auszukommen .... Diejenigen aber, die etwas gescheiter und hervorragender sind, sind hysterisch, verzehren sich durch Analyse, Reflexion ....", so schildert in dem Stücke der kluge Arzt das Milieu seines Lebens. (Uebersetzung von W. Czumikow. Leipzig 1902, E. Diedrichs). Man sieht, das sind keine Menschen, die dramatische Entladungen herbeiführen. Eine späte Liebe bringt Onkel Wanja zum Bewußtsein, daß er kein Eigenleben gelebt, daß seine Talente und Fähigkeiten verdorrten, während er jahrein, jahraus für den Schwager und die Tochter der toten Schwester als schlichter Gutsverwalter arbeitete. Es kommt zu einem kurzen sinnlosen Aufbäumen gegen das Schicksal, dem die Resignation folgt. Aehnliche Geschicke haben die anderen. Die junge, schöne Jelena ist die zweite Frau des alten pensionierten Universitätsprofessors geworden, weil sie den Respekt für den geachteten Gelehrten für Liebe hielt. Nun wird sie Tag und Nacht von dem herzlosen Egoisten gequält, der bei seinen Podagraanfällen das ganze Haus tyranisiert. Nur die Pflicht hält sie ab, dem Liebeswerben des Arztes nachzugeben. Resignation ist auch das Los Sjonjas, deren äußere Unansehnlichkeit verhindert, daß der Mann, den sie liebt, Interesse für sie empfindet. Auf allen lastet schwere Melancholie ohne Lichtschimmer in der Ferne. „Was ist dabei zu machen, man muß leben", sagt Sjonja. „Wir wollen leben, Onkel Wanja. Eine lange, lange Reihe von Tagen . . . wir wollen geduldig die Prüfungen tragen, die uns das Schicksal schickt; wir wollen für andere arbeiten, jetzt und im Alter, ohne Ruhe zu kennen . . . aber, jenseits des Grabes, werden wir sagen, daß wir gelitten haben, daß wir geweint haben, daß wir es schwer hatten, und Gott wird Mitleid mit uns haben..." — Neben Basil waren noch die Damen v. Hagen und Michalek, die Herren Höfer und Graumann wirksam bemüht, uns die von Schwermut umflossenen Gestalten des Dichters zu verkörpern.

Münchener Schauspielhaus. G. Dregelys Komödie: „Der gutsitzende Frack" fand sehr freundlichen Beifall. Der Schneidergeselle, der sich durch einen eleganten Frack und sein keckes Mundwerk in der Gesellschaft Eingang verschafft, Abgeordneter, Minister und Gatte einer Millionenerbin wird, bietet sehr hübsche Ansätze zu einer Satire auf die nach dem äußerlichen Schein urteilende Oeffentlichkeit; leider mündet die Komödie sehr früh in die erfolgbewährten Pfade des Schwankes ein, denen eine lachfrohe Aufnahme sicher ist. Die Bonvivantrolle spielte Günther mit Frische und Eleganz, andere Darsteller folgten allzu willig dem Beispiel des ungarischen Verfassers und trugen die Farben mit derben Pinselstrichen auf.

Münchener Kammerspiele. Als weitere Gastspielvorstellung boten die Düsseldorfer: „Rosmersholm". Louise Dumont, die längst erwartete, gab die Rebekka West. Die mit robuster Skrupellosigkeit aus der Tiefe emporgestiegene, die sich unter dem liebenden Einfluß Rosmers veredelt, besaß in ihrer Darstellung Töne, die überzeugen mußten. Lindemann, der im Aeußeren nicht unrichtig den verfeinerten Sprossen eines alten Geschlechtes akzentuirte, spielte gut. Auch die übrigen trafen den Ibsenton, nur die Wirtschafterin rückte in eine Nüchternheitszone, in der die Spukgestalten der weißen Rosse von Rosmersholm nie sichtbar werden können. In der Ausstattung hielt man sich ohne Stilisierungskünste an die bewährte Ibsentradition.

Verschiedenes aus aller Welt. Die 48. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Jena bot ein allzureichhaltiges Programm, von dem das meiste als wenig bedeutend beurteilt wird. Sehr starken Beifall fanden Friedrich Kloses Streichquartett in Es-Dur und Regers „Römischer Triumphgesang" nach Hermann Lingg für Männerchor und Orchester. Delius' Tondichtung „In a summergarden" besitzt aparte Klangreize; auch Hermann Zilchers Gesänge nach Dehmelschen Gedichten interessierten. Zwei eindrucksvolle Uraufführungen für gemischten Chor brachte das Kirchenkonzert in der St. Michaelskirche, der 90. Psalm von Julius Weismann und das Siegeslied von Kurt v. Wolfurt. Ein Sonderzug führte die Festgäste nach Weimar. Pierre Maurices handlungsarme Oper: „Lanval" hatte mittleren Erfolg. Er versteht leicht und faßlich zu schreiben, seine Lyrik ist nicht ohne Eigenart. — Gustav Mahlers achte Symphonie wurde auf dem 84. niederrheinischen Musikfest in Köln mit großem Beifall aufgenommen. Generalmusikdirektor Steinbach erntete rauschende Ovationen für seine besonders in den Chören ganz prachtvolle Wiedergabe. — In Berlin wurde mit künstlerischem Erfolg ein viertägiges Beethovenfest abgehalten. — „Vaterland", eine patriotische Dichtung von A. Herzog, welche die Einsegnung der Lützower Freischaren in den Mittelpunkt eines Zeitbildes stellt, fand in Karlsruhe lebhaften Beifall. — „Hagenbachs Ende", ein Drama vom Oberrhein von Max Bittrich, interessierte in Freiburg i. B.; nach Berichten geht das Werk nicht über das Maß des tüchtigen Epigonendramas hinaus. — Die französische Akademie verlieh den großen Literaturpreis dem Schriftsteller Romain Rolland. Er hat eine Anzahl idealistischer, den Anforderungen der Bühne widerstrebender Dramen geschrieben, sowie eine geschätzte Biographie Beethovens und einen zehnbändigen Roman „Jean-Christoph", der zu allen Fragen der Philosophie und der Gegenwart Stellung zu nehmen sucht. — Im antiken Theater der Ruinen von Karthago fand eine Aufführung von Mortiers Drama: „Marius vaincu" jubelnden Beifall der mehr als 3000 Zuschauer.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Stimmung an den deutschen Börsen bleibt fast durchweg flau. Die Kursgestaltung der hauptsächlich in Betracht kommenden Werte hatte eine erschreckend schwache Tendenz angenommen. Die besorgniserregenden scharfen Rückgänge der deutschen Industriepapiere haben dieselben bereits auf ein derartig niedriges Niveau herabgedrückt, dass hinsichtlich Rente und Zukunftsaussichten sicherlich die Hauptmöglichkeit eines noch augenscheinlicheren Konjunkturrückschlages ausgeprägt ist. Die Bankwelt und die Industriekreise sind sich jedoch darin klar, dass die jetzigen rückläufigen Bewegungen der deutschen Wirtschaftsepoche einem ähnlich totalen Niedergang, wie solche in früheren Perioden leider zu verzeichnen waren, nicht mehr entgegengehen können. Seit Jahren hat die Technik mit ihren modernen Errungenschaften auch in der Industrie dazu beigetragen, dass alle Sparten und Branchen intensiv zu arbeiten vermögen. Dabei haben die industriellen Werke unter der finanziellen Führung der Grossbankwelt schon seit langem das sichtliche Bestreben, durch Ansammlung und Kräftigung der inneren Reserven und einer vorsichtig geübten Bilanzpolitik auch in punkto finanzieller Bereitschaft in Zeiten des schlechten Geschäftsganges Ruhe zu bewahren. Nicht zu vergessen ist, dass die Exportmöglichkeit bei uns ungeahnt gesteigert werdan konnte und noch fortwährend nach dieser Richtung hin fördernd gearbeitet wird. Diese Hinweise dienen dem deutschen Handelsverkehr ganz besonders im derzeitigen Augenblick, um über all die gegenwärtigen Gefahren des Missmutes hinwegzukommen. Der Pessimismus an den Börsen jedoch bleibt auch gegenüber diesen tonangebenden Momenten vollkommen teilnahmslos, wie überhaupt schon seit Monaten keiner der günstigen Punkte unseres Wirtschaftslebens irgendwie von bleibendem Einfluss sein konnte. Das allgemeine Bestreben, die grossen Effektenpositionen auf das möglichste zu vermindern und zu jedem Preis loszuschlagen, hat das derzeitige anormal gedrückte Kursgebäude an den Börsen gezeitigt. Auf der ganzen Linie des deutschen Effektenmarktes waren ungeheure Kursrückgänge bei ganz enormen Vermögensverlusten aufzuweisen. Die erfolgte Reinigung der deutschen Märkte, welche allerdings verschiedentliche Zahlungseinstellungen verursacht hatte, bildet jedoch hinsichtlich der zukünftigen Börsengestaltung einen nicht unwichtigen Faktor. Die Tatsache der Verlangsamung unserer Industrie-Entwicklung, die tagtäglich notierten und ganz bedeutenden Preisabschläge

in der Montanindustrie sind an den Börsen nunmehr genügend bekannt und gewürdigt worden. Die tristen Vorgänge in amerikanischen Finanz- und Handelskreisen, besonders die Wirkung der oberstrichterlichen Frachtratenentscheidung, allerlei Börsenausschreitungen dortselbst waren mit Ursache an dem vollkommenen Brachliegen unserer Effektenmärkte. Besonders die Aktien im Terminhandel und im freien Verkehr erfuhren ganz erhebliche Kursstürze. Die allgemeine Marktschwäche wurde erhöht durch die Betrachtung der Industrieverhältnisse und der einzelnen Vorkommnisse im Montangebiet. Die Schwierigkeiten der Erneuerungsverhandlungen beim rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat mit dem preussischen Bergfiskus, ferner die Zusammenschlussbestrebungen am deutschen Stabeisenmarkt, sowie des Walzdraht- und Zementkartells bildeten mit die Ursache der grössten Reserviertheit in allen Handelskreisen. Die Nachrichten vom Balkan und die stete Furcht eines Krieges zwischen den früheren Verbündeten hinderten ebenfalls jede, auch die geringste Beruhigung der Börsen. Erst die Klarheit der Intervention Russlands brachte nach dieser Richtung hin den Effektenmärkten die ersehnte Erholung. Die Geldmarktlage sah in der erheblichen Besserung der Reichsbank, speziell der Kräftigung des Goldvorrates — derselbe dient bekanntlich zur Auffüllung des deutschen Reichskriegsschatzes — eine wesentliche Entlastung. Der anscheinende Misserfolg auf die Subskription der neuen deutschen Anleihen blieb auf die allgemeine Tendenz nur von vorübergehender Wirkung. Mehr beachtet waren die neuerlichen Tiefrekordkurse der deutschen Renten und die fortwährenden Neuemissionen für alle möglichen Staatsanleihen, sowie für industrielle Zwecke. Das Kompromiss in der Wehrvorlage, besonders die Aufgabe der Wertzuwachssteuer, gaben den Börsen neuerdings Animo, in erster Linie für die Belebung des Immobilienmarktes. In den veröffentlichten Ziffern der preussischen Eisenbahnvorlage sah man durch die Bekanntgabe der grossen Aufträge für die Industrie ebenfalls Lichtblicke für die Zukunft.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Spaß auf der Straß. Schattenbilder. Von Paul Konewka. Mit Versen herausgegeben vom „Kunstwart". M 1.—. — **Schwarze Kinder.** Schattenbilder nach Elisabeth Müller mit Versen und Nachwort von F. A. M 2.—. (München, Georg D. W. Callwey.)

Kellers Katholischer Literatur-Kalender. Herausgegeben von Dr. Karl Menne. 13. Jahrg. 784 S. kl. 8°. Geb. M 5.—. (Fredebeul & Koenen, Essen a. d. Ruhr.)

Michael Pacher und die Seinen. Von Dr. Oskar Doering. 168 S. Brosch. M 5.—, geb. M 6.—. (M. Gladbach, B. Kühlen.)

Der Monat Mariä. Von Peter Johann Beckx, weiland General der Gesellschaft Jesu. Neu durchgesehen von Peter Diel S. J. 16°, XVI u. 252 S. M 1.20; geb. M 1.60. (Freiburg, Herder.)

Das Büchlein von Unserer Lieben Frau. Von Joseph Hilgers S. J. Mit drei Bildern von F. Ittenbach. 12°, VIII u. 374 S. M 2.—; geb. M 2.60. (Freiburg, Herder.)

Auer, Heinrich, Friedrich Ozanam, der Gründer des Vinzenzvereins. Ein Leben der Liebe. 8°, VIII u. 204. Kart. M 2.40, geb. M 3.20. (Freiburg i. B., Caritasverlag.)

Die Mißerfolge in der Polenpolitik. Von Baron Karl Puttkamer. 50 Pf. (Berlin, Karl Curtius.)

Der Kartellverband der katholischen Studentenvereine Deutschlands (K. V.). Von Dr. Karl Hoeber. 10. Heft der Studenten-Bibliothek. Kl. 8°. 40 Pf., postfrei 45 Pf.

Ludwig Windthorst. Von A. Reumont. 8°. 115 S.

England. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. 8°. 72 S. — **Das Zuwachssteuergesetz** vom 14. Februar 1911. Von Kgl. Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags. — **Der preußische Kommunalbeamte.** 8°. 64 S. — **Die Balkanstaaten.** 8°. 72 S. à 40 Pf., postfrei 45 Pf.

Peter Reichensperger. Von Dr. Franz Schmidt. (Heft 3 und 4 der „Führer des Volkes". Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 8°. 64 S. Jedes Heft 60 Pf., postfrei 70 Pf. (M. Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Wie ist Luther gestorben? Eine kritische Untersuchung. Von Bruno Grabinski. Broschiert M 2.—. (Paderborn, Junfermann.)

Ender A., Katechesen. 2 Bände in Oktav, VII u. 798 S. Brosch. M 6.50, geb. M 8.50. (F. Unterberger, Buchs [Kanton St. Gallen], Feldkirch [Vorarlberg], Lindau [Bayern].)

Pharus Wander-Karte ins Münchener Ausflugsgebiet. Maßstab 1:100000. Preis M 2.—. (Sonderverlag Max Riehn, München.)

Vor heiligen Toren. Ein Aufklärungsbuch für die Jugend zum Eintritt ins Leben und in den sittlichen Kampf. 187 S. M 2.80, M 3.80 u. M 4.50. (Strecker & Schröder, Stuttgart.)

Der Balkankrieg 1912/13 und seine Lehren. Von H. Meyer, k. b. Generalmajor z. D. Preis M 2.—. (Im Selbstverlage des Verfassers: München, Franz Josephstraße 9/III.)

Quickborn. Zur Pflege der Nüchternheit. Monatsschrift für die katholische Jugend auf höheren Schulen. Schriftleiter Dr. Bernhard Strehler, Neisse. Jährlich M 1.20. 10 Exemplare M 1.—. (Kreuzbündnisverlag Heidhausen, Ruhr.)

Adolf Bartels, Einführung in die Weltliteratur im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. 3 Bände. 916, 815 u. 890 S. M 21.—, geb. M 26.—. (München, Georg D. W. Callwey.)

Elementares Lehrbuch der Physik. Von Ludwig Dressel. 4. Aufl. von Prof. Joseph Paffrath. 2 Bde. Mit einer Spektraltafel in Farbendruck und 705 Figuren. gr. 8°. (XXVIII u. 1202 S.) M 20.—, geb. M 22.—. (Herder, Freiburg i. Br.)

Joseph Plaßmann, Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 282 Illustrationen u. 3 Sternkarten. gr. 8°. XVI u. 572 S. M 11.—, geb. M 13.—. (Freiburg, Herder.)

Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen. Zum Beuroner Jubiläum ausgewählt von P. H. Bihlmeyer O. S. B. M 1.30 u. M 1.70. (Herder, Freiburg.)

Licht und Schatten. Zeitgemäße Plaudereien. Nr. 1: Der Flappes. Nr. 2: Der Lappes. Nr. 3: Der Tappes. Nr. 4/5: Der Schlappes. Von Max Kassiepe, Obl. M. J. à 10 Pf. — **Die Pflichten des Ehelebens.** Ein zeitgemäßes Mahnwort Sr. Eminenz des Kardinals Mercier. Deutsch von P. Bernh. Bahlmann S. J. 32 S. kl. 8°. Brosch. 10 Pf. — **Tue dies und du wirst leben!** Kurzer Inbegriff der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Hirtenbrief Sr. Eminenz des Herrn Kardinals Mercier. Deutsch von P. Joseph Classen Obl. M. J. 24 S. kl. 8°. Brosch. 10 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Die Münchener Ausstellung „Büro und Geschäftshaus".

Am 15. ds. Mts. wurde auf der Theresienhöhe die unter dem Protektorate Sr. K. H. des Prinzen Rupprecht von Bayern stehende Ausstellung „Büro und Geschäftshaus" eröffnet. Sie erfüllt die Hallen 2 und 3 und bietet nicht allein für den Geschäftsfachmann, sondern auch für den, welcher in diesen Richtungen Laie ist, des Interessanten in Fülle. Ist doch schließlich ein jeder abhängig von dem Zustande der modernen Handels- und Verkehrsverhältnisse; die große Mehrheit des Publikums aber läßt sich nichts träumen von dem außerordentlichen, einer völligen Umwälzung gleichkommenden Aufschwunge, den jene Dinge in neuester Zeit gewonnen haben und noch ständig gewinnen, noch von den Anforderungen, welche sie an das Wissen, das technische und künstlerische Können usw. stellen, um sich innerhalb des modernen Lebens die Bedeutung eines maßgeblichen Kulturfaktors zu sichern. Aeußerst lehrreich ist in dieser Richtung eine der Ausstellung beigefügte historische Abteilung. Von den einzelnen Abteilungen, welche je nach den Neigungen der Beschauer Beachtung finden werden, aber alle in ihrer Art gleich interessant sind, seien nur ein paar wahllos herausgegriffen: die des Münchener Rabatt-Sparvereins, des „Münchner Bundes", des Internationalen Institutes „Die Brücke"; die im höchsten Grade lehrreiche des K. B. Arbeitermuseums; ferner der Deutschen Gesellschaft für kaufmännische Erholungsheime, e. V., der Esperantovereine, der Münchener Städtischen Kaufmanns- und Handelsschulen u. s. f. Von den ausgezeichneten Darbietungen der einzelnen Geschäftsfirmen eine oder die andere herauszugreifen, kann ich nicht unternehmen. Die künstlerische Anordnung des Ganzen lag in den bewährten Händen des Kunstmalers Oscar Graf. Besondere Anerkennung gebührt schließlich noch dem trefflichen Katalog, der außer den Hinweisen auf die Ausstellungsobjekte mehrere überaus beachtenswerte Aufsätze enthält. F. Jsberner.

Wismar a. Ostsee. An der Ingenieur-Akademie Wismar fand kürzlich der mündliche Teil der Ingenieur-Hauptprüfung statt, woran sich 22 Kandidaten beteiligten. Von diesen Herren waren 10 aus Deutschland, 1 aus Norwegen, 3 aus Polen, 1 aus Finnland, 2 aus dem übrigen Rußland, 2 aus Rumänien, 1 aus Holland und 2 Herren aus Böhmen. Nachdem ein Kandidat von der Prüfung zurückgetreten war, konnte den Uebrigen bezügliche Diplome mit dem Prädikat „gut" und „sehr gut" von der Prüfungskommission zuerkannt werden.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste Abonnentenzahl auf.

Welch edeldenkende Dame oder Herr leiht strebsamem katholischem Schriftsteller zur Begründung seiner Existenz 4500 Mark? Angebote unter G. G. 18575 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Prächtiges Geschenk für alle Zeiten des Jahres

Auf Höhenpfaden.

Gedichte. Aus Originalbeiträgen der „Allgemeinen Rundschau". Herausgegeben von Dr. Armin Kausen. 320 S. 8°. Feinster Salonband. Preis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" M. 2.—, für Nichtabonnenten M. 3.—.

Zu beziehen gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Frühere Jahrgänge der „Allgem. Rundschau"

1. Jahrgang 1904 (39 Nummern) geb. 5 Mk. (statt 9.50), brosch. Mk. 3.— (statt 7.20). — II., III., IV., V., VI., VII., VIII. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je Mk. 6.— (statt 11.90), brosch. Mk. 4.— (statt 9.60)
Der Jahrgang 1912 kostet geb. M. 6.80, brosch. M. 4.80.
Zu beziehen durch die
Expedition der „Allgemeinen Rundschau", München.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Sanatorium St. Blasien

im südlichen Schwarzwald, 800 Meter über dem Meer

Herrlich gelegene Heilanstalt für

Lungenkranke

inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen Bekannteste Lungenheilanstalt auf dem Schwarzwald. 1900 bis 1908 mit Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut. Liegehallen und Liegekur direkt im Tannenhochwald Prachtvolle Spaziergänge. Moderner Komfort. Strenge Hygiene. Elektrische Beleuchtung. Zentralheizung. Lift. Röntgenzimmer.

Bewährtes individuelles Heilverfahren.

In geeigneten Fällen Tuberkulinkuren, künstlicher Pneumothorax und sonstige wissenschaftlich erprobte Heilmethoden

Aerztlicher Leiter: Medizinalrat Dr. A. Sander.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos.

Das Studentenheim in Bonn

Lennestrasse 26/28

Vornehm eingerichtet, mit grossem Park in bester, ruhiger Lage, nahe bei Universität und Hofgarten, bietet Studenten Wohnung und volle Beköstigung, Studierenden, die nicht im Hause wohnen, Mittagessen zu 80 Pf. und Abendessen zu 50 Pf.

In den Ferien finden geistliche Herren und andere Akademiker, die sich zur Erholung oder studienhalber in Bonn aufhalten wollen, Aufnahme unter denselben Bedingungen wie in den Paxheimen — ℳ. 4.50 pro Tag.

Auskunft erteilt der geistliche Direktor Nacken.

Rom

reisende Priester finden gute Aufnahme im

Priesterheim St. Michael

Lungtevere Farnesina 40, Roma.

Leitung deutsche Franziskanerbrüder.

Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Dr. Ziegelroth's:

Arterienverkalkung.

3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Krummhübel i. Riesengeb.

Hotel Union

Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Schönecker Stahlbrunnen

(unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle d. Prof. Dr. med. Konka, Vorsteher d. pharmakologischen Instituts d. Universität Jena) ein **vorzügliches natürliches Heilmittel** gegen Blutarmut, Bleichsucht, Herzkrankheiten, Zirkulationsstörungen, Magenbeschwerden, Frauenkrankheiten, nervöse Zustände, für Anreicherung und Auffrischung des Blutes, Stärkung des Wohlbefindens, Anregung zur Nahrungsaufnahme, Förderung der Magen- und Darmtätigkeit, Stärkung nach überstandenen Operationen, Blutverlusten, Wochenbetten, Influenza usw. — Ausführliche Mitteilungen über Bezug des Brunnens durch Schönecker Stahlbrunnen, Boppard a. Rhein 24.

Reinseidene Gesundheitswäsche

prämiiert auf der intern. Hygiene-Ausstellung

die Idealität aller Unterkleidung, bei jeder Temperatur **überraschend angenehm**, leicht, haltbar, sehr porös, **gekocht nicht einlaufend**; rheum. Leidenden ärztl. **empfohlen.** Eigene Weberei. Mass-Konfektion. Probehemd M. 8—9. Muster usw. frei.

M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61. R. (Filiale in Oesterreich. — Vertreter in Berlin SO., Neanderstrasse 36, Herr Fried. Vorlauf.)

„Schlafe patent“

„Fürst Bülow“

das vollkommenste Chaiselongue-Bett

der Gegenwart in Verbindung mit einem **modernen Metall-Bett.** **Grosser Raum für die Aufbewahrung der Betten.** Kopflage in jede Schräge stellbar **Katalog I gratis und franko.** **R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,** München, Dienerstrasse 6.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau“ die höchste Abonnentenzahl auf.

Wer krank ist

und Interesse hat für gute

Hausmittel

(keine Arznei- oder Geheimmittel!) verlange kostenlose schriftl. Aufklärung durch:

Debeka-Centrale Wiesbaden S 144

Magenleiden, Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, Blutarmut, Bleichsucht, Schwächezustände, Skrophulose, Adernverkalkung, Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Gallensteine, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Zuckerkrankheit, Ausschläge, Flechten, Krampfadern, Fuß- und Beinleiden etc.

Schliersee ·· Hotel Wittelsbach

neu renoviert, in der Nähe des Bahnhofes Auswahlreiche Speisekarte. Bier aus der Herzogl. Brauerei Tegernsee. Schöne Veranda, schattiger Garten. Elektrische Beleuchtung. **G. Dannhofer, Besitzer.**

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame

150 Betten, aller Komfort. Grosse Parkanlage. Garage. Tennis. Mäss. Preise. **A. Müller, Bes**

Bozen

Gasthof u. Restauration „Zur weissen Gans“, Museumstrasse 8. Tel 1052/IV. Gut bürgerl Haus, neu eingerichtete Fremdenzimmer, gute Speisen, vorzügl. Weine und stets frisches Fassbier. Hochachtungsvollst **L. Heldegger.**

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)

Kurhaus und Pension Monte Brè

Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause.

Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch

Dir. Max Pfenning.

Schweiz

Tessenberg

(Prêles) 820 m ü. m. am Bielersee. Bevorzugter Luftkurort, schönstes Ausflugsziel. Route: Basel-Délémont-Biel-Bern-Simplon

Neue Drahtseilbahn von Station Ligerz.

Hotel-Pension Mont-Souhait.

Deutsch geführtes Haus, ruhiger stärkender Aufenthalt, schöne Tannenwaldungen, **ebene** Spaziergänge, Alpenpanorama. Pension von Fr. 7.— an. Prospekte. **F. Durrer.**

ADELBODEN — Schweiz — 1400 m ü. M.

NEVADA PALACE VORNEHMES FAMILIENHOTEL

Grosser Garten. Tennis. Massiver Steinbau an der Bern-Lötschberg-Bahn, Station Frutigen.

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8.— aufw. **Filiale Parenzo— Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.**

Gais (Schweiz) Hotel Pension Krone. 950 m ü. M. Herrl. ruh. Lage, prächt. Spazierg Pens. v. M. 4.40 an. Prosp. z. Verfüg.

LAETITIA

Ein Toiletteessig aus Urgrossmutters Receptenschatz Gegen Müdigkeit u. Erschlaffung. Die Dämpfe in ihrer Einwirkung auf Mund, Nase, Stirn u. Schläfe benehmen das hitzige Kopfweh u. den Schnupfen. Garantiert reiner Kräuterauszug. Vollkommen unschädlich. Jahrelang haltbar. Alleinherstellung u. Versand „Villa Christina“ Röllfeld % U.F. Bay. Preis pr. Flasche ca. M. 1.

Ausstattung und Organisation des modernen Büros u. Geschäftshauses

Musterbüros, moderne Büromaschinen u. Hilfsmittel, Automobile, Reklame-, Buchdruckkunst, Kaufmänn. Bildungswesen, Schaufensterdekoration, Architektur d. Geschäftshauses

AVSSTELLVNG BVRO- u. GESCHÄFTSHAVS MVNCHEN 1913. JVNI-JVLI

JUNI — JULI

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Bad Orb

Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Scherf** u. d. **Schwester Oberin.**

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe deren Ursachen deren Komplikationen

Die an Kohlensäure überreichen Solsprudel von Orb, seine Lage in den Ausläufern des Spessarts in einem wald- und wiesengeschmücktem Tale mit abwechslungsreicher Steigung, für Terrainkuren, seine an Kohlensäure und Lithion reiche Trinkquelle, die **Martinusquelle**, als Kampfmittel gegen Ursachen und Folgen der Herzfehler und der Aderverkalkung: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstockungen in Lunge und Unterleibsorganen, Stockung d. Gallenflusses, Verdauungsstörungen machen „das Kleinod d. Spessarts“ zu ein. Wallfahrtsstätte für Herz- u. Gefässkranke, zu ein. Heilbade für die vielfachen Ursachen u. Komplikationen d. Herzleiden- Ein ruhiges Heim findet dort jeder in der von Barmherzigen Schwestern geleiteten Kurpension St. Elisabeth.

König Otto-Bad

bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. **Dr. Becker.**

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und **bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.**

Bayrischzell

im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,** neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension
Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Kaiserbad Rosenheim

(Bayer. Alpen)
Bahnlinie München Salzburg u. Kufstein.

Altbekanntes Bad und Hotel in ruhiger, staubfreier Lage. Pension inkl. Zimmer von M 4.50 an. (Kein Pensionszwang.) Elektr. Beleuchtung. **Soole- und Moorbäder,** Eisenquelle und alle Arten Kräuterbäder, Kohlensäure-, elektr. Licht- und Wannenbäder, Sonnenbad, Inhalatorium, Massage und Gymnastik Vollkommen moderne Einrichtung für Durchführung des **physik.-diätetischen** (Natur-) Heilverfahrens. Aerztl Leiter: **Dr. med. Otto Denk** (langjähriger Vertreter der phys diät. Therapie) — Prospekte und Auskunft durch den Arzt und die **Direktion**

Kurhaus NEUSATZECK

:: **im Schwarzwald** ::
Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, erfrischende Wälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Bedienung durch Schwestern
Kurpreis M. 4.50 bis 6.50. Auskunft durch die Oberin.

Neu eröffnet **Hotel** Neu eröffnet

Kurfürstenhof

Berlin W, Kurfürsten-Str. 33

an der Potsdamerstr., nahe dem Potsdamer u. Anhalter Bahnhof.

:: Behagliches ::
Familien-Hotel

Zimmer von Mk. 2.50 an inkl. Licht und Heizung. Pension zu zivilen Preisen. — Bäder im Hause. Bequeme Verbindung nach allen Richtungen.

Kettelerheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Bad Nauheim

Villa Maria Logierhaus ersten Ranges, in unmittelb. Nähe d. Bäder u. d. Kurpark, eleg. möbl. Zimmer u. Familienwohn. Gross. Speisesaal, anerk. gute Küche. Personenaufzug. — Fernspr. 378. Bill. Preise. **Ad. Spöttel.** In allernächst. Nähe d. neuen kath. Kirche. **Beste Empfehl.** Die staatl. Bäder sind seit Anf. März geöffnet.

Erholungsheim für Geistliche und andere Herren.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prsp. kostenfr.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Henssen-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Zur Gefährtin

wünsche ich eine ruhige, aber lebensfrohe Dame aus gutsituiert. kath. Familie, in voller Gesundheit, die hohe Auffassung des Berufs als Gattin mit Neigung und Fähigkeit für das Haus verbindet, Sinn für Schönheit in Kunst und Natur besitzt. Ich bin kath. Lehrer in Berlin, Westfale, 27 Jahre, meide Alkohol und Tabak und bitte, diesem Gesuch mit Vertrauen zu begegnen. Ausführliche Briefe (Bild) bitte zu senden an **Postlagerkarte 84, Berlin C 25.** Vermittlung nur von nächsten Verwandten.

Feldafing!

Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.

Hotel Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt.
Kaiserin Elisabeth!
Mässige Preise und Arrangements.
Prospekte durch den Besitzer **G. Kraft.**

Prien

am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg,** kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Gerühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis.

Tannenhof Lauterbach.

Württ. Schwarzwald. 600 Mtr.

Ideale Sommerfrische, direkt an Tannenhochwaldungen. Herrliche, ruhige, staubfreie Lage. Gut bürgerliches Haus, elektrisches Licht, Bäder, Massagen. Beste Verpflegung, mäßige Preise. Prospekt frei.
M. Schultheiß Erben.

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)

Gasthof und Pension zum Ochsen.

Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer **Kosmas Scherer.**

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen
(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Amrum-Norddorf. Nordseepensionat Hüttmann.

Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen. Seebad. Strandbäder 30 Pf. **Keine Kurtaxe.** El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung mit Verpfleg. bei d. meisten Zimmern tägl. 4.25 M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — **Kathol. Gottesdienst** ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Nerven- und alkoholkranke

Herren besserer Stände finden freundliche Aufnahme in dem vom Kath. Bund gegen den Alkoholismus gegründeten
Sanatorium Johannisheim zu Leutesdorf am Rhein.
Prachtvolle Lage unmittelbar am Rhein gegenüber Andernach u. dem Namedyer Sprudel. Vornehme Einrichtung. Schattiger Laubengang mit Pavillon am Rhein. Lese- u. Gesellschaftszimmer mit Balkon. Kapelle im Hause. Aerztliche und geistliche Leitung. Illustrierter Prospekt gratis.

„Dreizehnlinden“, Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. Nr. 177. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Hilgrainer, für den Handelsteil und Inserate: Direktor A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen G. m. b. H.; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis:
Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf.
Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Kostenanschläge unverbindlich.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 28. Juni 1913. X. Jahrgang.

Kunst und Kultur!

Von Christoph Graf zu Stolberg-Stolberg.

Wir leben heute im Zeitalter der Schlagworte und Phrasen. In unserer schnellebigen Zeit nehmen sich die meisten Menschen nicht die Ruhe und Muße, den Worten auf ihre eigentliche Bedeutung nachzugehen. Wir finden daher zu oft Worte in irrtümlichem Sinne angewandt. Häufig auch mißbraucht zum Deckmantel von Dingen, die von der eigentlichen Bedeutung der Worte weit entfernt, wenn nicht gar derselben sogar diametral entgegengesetzt sind. Wenn wir daher die zwischen Kunst und Kultur bestehenden Beziehungen klar erkennen wollen, müssen wir vor allem zunächst ins reine zu kommen suchen über den diesen Worten innewohnenden Sinn!

Was besagt also zunächst das Wort Kunst?

Die Kunst, soweit sie in Erscheinung tritt, ist das verkörperte Ideal von Schönheit. Sie hat den Zweck, wenn man überhaupt von einem Zwecke der Kunst reden kann und darf, zu erfreuen und dadurch zu erheben und zu vervollkommnen. Die Kunst ist nicht eigentlich materiell, wenn sie auch in der Art und nur in der Art, wie sie in Erscheinung tritt, durch unsere Sinne faßlich ist. Die Kunstwerke jeglicher Art, etwa die Erscheinungsart, durch die wir Menschen Kunst wahrnehmen können, sind nicht die eigentliche Kunst, vielmehr nur die vergängliche Hülle dazu, Körper gleichsam, die erst durch die ihnen innewohnende Seele, den künstlerischen Gedanken Leben erhalten. Der künstlerische Gedanke erst ist die eigentliche Kunst und ist der Gedanke der Schönheit!

Jeder Mensch spricht von Schönheit, nennt z. B. Landschaften und Gegenstände schön. Was versteht er aber unter schön? Was besagt das Wort, was macht Schönheit aus?

Etwas Schönes erfreut und muß erfreuen! Schön deckt sich in dieser Eigenschaft mit dem Begriff gut. Im eigentlichsten Sinne besagen auch „gut" und „schön" ein und dasselbe und sind im Grunde nur zwei Worte für denselben Begriff. Im speziellen Falle kann es wohl scheinen, als ob etwas Schönes nicht zugleich auch gut wäre; denken wir z. B., ein Werk der Architektur, um gleich aus dem Gebiete der Kunst ein Beispiel zu nehmen, kann äußerlich schön sein. Ist nun aber das Material schlecht, oder das Werk unsolide aufgeführt, so würde man es in der gewöhnlichen Sprechweise nicht gut, vielleicht direkt schlecht nennen. In diesem Falle liegt aber nur ein scheinbarer Widerspruch zwischen schön und gut vor; denn schön und gut bezieht sich nicht auf dieselbe Sache. Die Architektur, das Künstlerische ist schön, damit aber auch gut. Das Material oder die Bauweise ist schlecht. Die Architektur oder der Stil und das Material, wenn auch vereinigt im ganzen Bauwerk, sind dennoch zwei ganz verschiedene Sachen.

Das Gemeinsame, zugleich aber auch eigene Charakteristische bei „Gut" und „Schön" liegt also im Erfreuen. Der Grund des Erfreuens ist die Befriedigung, d. h. die Erfüllung einer Sehnsucht, damit das Auslöschen eines Wunsches. „Schön" und „Gut" im Grunde also ein und dasselbe, sind einfache Begriffe, die ein mehr oder weniger ausschließen. Wohl kennt die Sprache eine Steigerung von gut und schön. Nichtsdestoweniger ist der Begriff einfach. Es läßt sich nur ein „Gut" denken, das ganz befriedigt, also keinen weiteren Wunsch auslöst. Dies muß notwendigerweise ein in sich abgeschlossenes, folgerichtig aufgebautes, für sich bestehendes, mit anderen Worten — ein Ganzes — sein! Diese Eigenschaften hat also auch die Kunst, und muß ein wirkliches Kunstwerk an sich haben.

Jetzt bleibt noch die Frage zu beantworten: „Was ist Kultur?" Gehen wir zunächst, um den Sinn des Wortes zu fassen, von der Wortbedeutung aus. Kultur kommt vom lateinischen colere: pflegen, befördern, betreiben. Auf den Menschen angewendet, bedeutet es Pflege des ganzen Menschen und aller seiner, selbstredend guten Fähigkeiten. Diese Entwicklung der Fähigkeiten bezweckt die Dienstbarmachung der Natur und aller ihrer Kräfte dem Willen des Menschen. So redet man von Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen in der Arbeits- und Lebensweise als von Errungenschaften der Kultur.

Die Entwicklung also aller, selbstredend guten menschlichen Fähigkeiten bezweckt die Herrschaft des Menschen über die Natur, damit also Befreiung von der Herrschaft der Materie, zumal Befreiung des Geistes von der Macht der Materie. Der Geist ist das Hervorragende im Menschen, und ihm kommt aus diesem Grunde auch die Herrschaft über den materiellen Körper zu. Alle Errungenschaften auf geistigem Gebiete sind deshalb auch höher zu bewerten als materielle Erfolge. Damit der Geist aber über die Materie zu herrschen vermag, müssen seine Fähigkeiten vor allem entwickelt werden. Es ist deshalb unbestreitbar die höchste Kultarbeit die Kultur des Geistes, d. h. die Entwicklung des geistigen Menschen zu einem gleichmäßigen guten und edlen Menschen. Ein Ideal vielleicht, das wir nicht zu oft verwirklicht finden, dennoch aber ein Ideal, das wohl jedem Menschen, der über den Naturzustand hinaus ist, mehr oder weniger stark und bewußt als Ziel in der Seele schlummert! —

Wir sehen also schon durch die Klarlegung der Begriffe „Kunst" und „Kultur" sich augenfällige Beziehungen ergeben. — Kunst ist also verkörperte Schönheit, somit auch in gewisser Beziehung Konsequenz und Vollkommenheit. Was somit die Kunst selbst enthält und ist, verfolgt die Kultur im eigentlichsten Sinne als Hauptzweck, also Vollkommenheit, Schönheit, Güte! Folgert nun hieraus, daß die Kunst aus der Kultur erwächst, oder daß Kultur Kunst zur Bedingung hat? Beides ist der Fall! Nur wo Kultur, ist auch Kunst; und Kunst befördert wiederum die Kultur!

Die Kunst zunächst ist wahrlich die schönste Blüte der Kultur. Ist sie doch gewissermaßen der Kultur verkörperter Endzweck! Wirkliche Kunst sehen wir stets in Zeiten kulturellen Hochstandes und zwar zumeist als sekundäres Element. Die Kunst ist ja nicht allein das Erzeugnis eines Menschen, des Künstlers, sondern erwächst aus einer ganzen Zeit, einem ganzen Volke. Die Künstler selber sind ja auch wie jeder Mensch ein Produkt ihrer Zeit und ihrer Umgebung! So sind die Künstler nur die besonders Bevorzugten, die Herolde einer Zeit, die berufen sind, das offenkundig zu machen, was bei ihren Zeitgenossen als Ideal verborgen schlummert. Damit nun eine Zeit Künstler hervorbringen kann, müssen die Menschen dieser Zeit schon auf einer gewissen Kulturstufe stehen und müssen so schon das Streben nach Selbstveredelung haben. Kann doch nur der Mensch Kunst empfinden, der, wie Ruskin sagt, „ethischen Boden" d. h. Verständnis fürs Gute und Sehnsucht danach hat. Wie will ein Mensch etwas gutes Schönes schaffen, wenn er selbst keine gute, edle Empfindung zu haben vermag, das Gute also gar nicht kennt und somit auch keine Sehnsucht danach haben kann!

Wenden wir unsere Blicke einmal zurück in vergangene Zeiten, zurück bis zum IV. und III. Jahrhundert vor Christus, und schauen wir auf die Griechen jener Zeit. Unleugbar standen diese Griechen kulturell hoch; aber was für Kunstwerke haben sie nicht auch geschaffen! Andere ähnliche Beispiele bietet uns die Geschichte zur Genüge. Um nur noch eins zu erwähnen, verweise ich auf die Zeit der Renaissance, zumal in Spanien. —

Dann sehen wir ja auch, daß speziell religiös gläubige Zeiten dem Gedeihen der Kunst besonders förderlich waren. Was Wunder auch! Ist doch die Religion eine fortwährende Beschäftigung mit dem Guten katexochen, und bezweckt sie doch gerade die innere Vervollkommnung, etwa das, was die Kultur letzten Endes als Hauptzweck verfolgt. Schon von den frühesten Zeiten an war die Kunst gleichsam Dienerin der Religion, fand in ihr die Nahrung und die Kraft gedeihlicher Entwicklung. Ein Sinken der Religiosität hatte auch jedesmal einen Verfall der Kunst im Gefolge und muß ihn haben. Denn wahre Religiosität ist einer richtigen kulturellen Entwicklung nicht nur keineswegs entgegen, sondern direkt förderlich. Religion und Kultur gehören eng zusammen und sind in gewisser Beziehung geradezu identisch.

Wie nun die Kunst zu einer gedeihlichen Entwicklung eines kulturellen Bodens bedarf, so ist anderseits die Kunst selber auch kulturfördernd. Wir sehen so eine direkte Wechselwirkung zwischen Kunst und Kultur. Wahre Kunst veredelt. Sie entrückt uns zeitweilig ganz dem alltäglichen Getriebe, befreit uns von der Herrschaft der Materie, indem sie den Geist in höhere erhabenere Regionen entführt. Wahre Kunst veredelt, denn sie ist ja naturgemäß gut.

Wodurch aber hat die Kunst einen so starken Einfluß, dem sich fast kein Mensch entziehen kann? Die Kunst befreit eben den Geist von den Fesseln des vergänglichen Irdischen. Sie befriedigt aber auch bis zu einem gewissen Grade das stärkste Sehnen des Menschen, das Sehnen nach Glück, mit anderen Worten das Sehnen nach Zufriedenheit, Wunschlosigkeit, oder ganz kurz, nach Vollkommenheit. Die Kunst ist ja selber etwas Vollkommenes; ist doch ein Kunstwerk ein in sich geschlossenes, für sich bestehendes, ein Ganzes. Diese Geschlossenheit aber gewährt Ruhe, und diese Ruhe verursacht eben die Befriedigung. Notwendig hat diese zeitweilige Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Materie und das Aufgehen im Guten einen guten und veredelnden Einfluß, wie auch die Beschäftigung mit dem Schlechten seine Folgen hinterläßt. Gute Kunstwerke haben aber auch die Kraft, die ihnen innewohnenden guten Gedanken dem, der sich ganz in sie versenkt, zu übertragen!

Eine häufige Beschäftigung mit der Kunst muß also im Menschen die Sehnsucht nach dem Guten, Schönen anregen und bestärken und wirkt so kulturfördernd!

Diesen guten Einfluß hat aber die Kunst, wie dargelegt, durch sich selbst, nicht nach dem Willen des Künstlers. Letzteres hieße ja, der Kunst eine Tendenz unterschieben. Eine Tendenz kann die Kunst jedoch niemals haben, denn echte Kunst ist und muß gut sein. Wahre Kunst kann nie schlecht sein, denn Kunst ist ja eben verkörperte Schönheit. Etwas Schönes, damit auch Gutes kann unmöglich schlecht sein, das wäre ein Widerspruch in sich.

Es ergibt sich hierdurch auch klar, daß es eine wirkliche Streitfrage, ob sittliche oder unsittliche Kunst, gar nicht gibt, denn von sittlicher oder unsittlicher Kunst reden, hieße ja der Kunst eine Tendenz beilegen, abgesehen davon, daß etwas Unsittliches nie gut sein kann.

Wie man nun heutigentags zu gerne gleich stolz jede Neuerung als Kulturerrungenschaft bezeichnet, so auch jede Neuerung im Gebiete der Kunst. Jeder wirkliche Fortschritt in der Kunst ist auch ohne Zweifel als ein großer Kulturfortschritt zu bezeichnen. Was aber in neuerer Zeit unter der Flagge Kunst segelt, verdient vielfach wirklich nicht mehr diesen Ehrentitel. So auch die Richtung, die sich stolz „Die Zukünftige", „Futurismus" nennt. Nach der seit 3000 Jahren bestehenden Auffassung von Kunst kann man diese Richtung unmöglich noch als Kunst bezeichnen, verwirft doch der Futurismus selbst die Grundprobleme der bisherigen Kunst und verkündet er doch „Alles, was wir bis jetzt als Kunstwerke bezeichnen, sei dem Untergang, der Zerstörung zu weihen". Geht doch auch sonst nach unseren Begriffen dem Futurismus eine Hauptbedingung der Kunst ab, die Ruhe, Einfachheit, Klarheit. Je vollkommener die Kunst, um so einfacher und klarer sind die Kunstwerke.

Wo Kultur, da sehen wir Kunst und wo Kunst, dort auch wieder Kultur. Beides ist aber nur zu denken im Leben, im Leben des Menschen. Sein ganzes Leben muß ein Voranstreben auf jedem Gebiete, zumal auch auf dem der Selbstvervollkommnung, muß eben Kultur sein. Die Kunst aber darf auch nicht als außerhalb des Lebens bestehend betrachtet werden, sondern gehört ganz zum Leben. Das Leben selber muß zum Kunstwerke werden. Dann finden wir die wahre Vereinigung von Kunst und Kultur. Nicht aus dem Leben heraus muß man zur Kunst gelangen wollen, sondern durch das Leben zur Kunst. Die Schönheit, die Vollkommenheit ist Endzweck.

Die Feier des Kaiserjubiläums.

Von Fr. Neunkirchner.

Feste feiern ist keine leichte Kunst, und es sind schon manche Fehler auf diesem Gebiete gemacht worden. Diesmal darf man mit dem Verlaufe der Feierlichkeiten zufrieden sein. Keine Künstelei, keine Einseitigkeit, keine Uebertreibung. Würdig und warm! Die Anordnung war mit Geschmack, Takt und Geschick gemacht, und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Das militärische Element trat nicht übermäßig in den Vordergrund, und das höfische Element stellte sich in Harmonie mit den volkstümlichen Veranstaltungen. Es lag etwas von der Urwüchsigkeit und Herzlichkeit eines Familienfestes im ganzen. Der Grundzug war ein allgemeines Behagen. Die Volksstimmung ist weder chauvinistisch noch byzantinisch: Man hält die Gegenwart nicht für vollkommen, aber man schätzt das Erreichte und ist dankbar für die Vermeidung mancher Uebel, die unsere Vorfahren oder andere Völker betroffen haben. Man vergöttert den Kaiser nicht, aber man ehrt seine Tugenden und liebt seine urwüchsige, kraftvolle, kernige und stellenweise auch knorrige Persönlichkeit in ihrer imposanten Eigenart.

So wurde die Jubiläumsfeier zu einem wahren Feste deutscher Einigkeit und deutscher Stärke, über dem das Zeichen des Friedens schwebte. Der heißeste Dank wird dem Kaiser gerade dafür gezollt, daß er die achtzehnjährige Friedenszeit, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, um weitere 25 Jahre verlängert hat und mit Gottes Hilfe noch weiter zu verlängern strebt. In der Gewöhnung an den Frieden hat man beinahe schon vergessen, daß der jugendliche Monarch bei seiner Thronbesteigung in der Welt als ruhm- und kriegssüchtig ausgerufen wurde; jetzt denkt man aber gern an diese falschen Prophezeiungen zurück, da das erfreuliche Gegenteil zur dauernden Tatsache wurde.

Dem Friedenskaiser gilt vor allem das Jubelfest. Schön wäre es, wenn der Jubilar uns außer den Weltfrieden auch noch den inneren Frieden in ungetrübter Vollendung sichern würde, wenn sich alle inneren Reibungen und „Kämpfe" so schön glätten und beilegen ließen, wie z. B. der alte welfische Zwist durch die jüngste Hochzeit. Aber es gibt kein Fest, bei dem nicht noch Wünsche, Sorgen und Arbeiten für die bessere Zukunft übrig blieben. Leider hat eine traurige Denunziation und bureaukratische Engherzigkeit einen schrillen Mißklang in das sonst so harmonische Festkonzert gebracht, indem man gerade am Hauptfeiertage zu Koesfeld in Westfalen die Jesuitenpatres an der Fortsetzung ihrer Volksexerzitien hinderte und so den Fortbestand dieses unglückseligen Ausnahmegesetzes uns wieder einmal handgreiflich bemerkbar machte. So etwas wird wie ein Frostwind im Mai empfunden. Wir Katholiken müssen weiter ringen, bis auch der § 1 und die unglückliche Bundesratsentschließung gefallen sind, und von dieser Seite keine Feststörung mehr droht. Ebenso muß mit zäher Ausdauer weiter gestrebt werden, um die anderen inneren Zwistigkeiten, vor allem die polnische und die elsaß-lothringische, zum friedlichen Ausklang zu bringen. Dabei rechnen wir auf die Gerechtigkeit und den versöhnlichen Sinn des Kaisers; denn er hat oft schon bewiesen, daß seine Impulsivität ihr Gegengewicht findet in der Entschlossenheit, mit der er den veränderten Verhältnissen, den neuen Bedürfnissen und besserer Erkenntnis Rechnung zu tragen weiß. Vorläufig darf man festhalten, daß die noch bestehenden inneren Schwierigkeiten in der Bismarckschen Erbschaft wurzeln, und daß unter der Regierung des vielfach als absolutistisch bezeichneten Monarchen das Reich und der Staat vor schweren Erschütterungen in ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung bewahrt geblieben sind.

Bei dem Festakt der Berliner Universität flocht Professor Hintze in seine Festrede eine „Enthüllung". Kaiser Wilhelm II. habe gleich nach dem Tode seines Vaters als erstes Schriftstück auf seinem Arbeitstisch ein „Testament" König Friedrich Wilhelms IV. vorgefunden, das in beweglichen Worten jeden Nachfolger beschwören wollte, vor Ablegung des Verfassungseides die Verfassung umzustoßen. Wilhelm II. habe dieses Schriftstück, das nach der Anordnung seines Urhebers jedem Kronprinzen im Augenblick des Thronwechsels vorgelegt werden sollte, verbrennen lassen, damit es nicht etwa bei einem jungen und unerfahrenen Nachfolger Unheil anrichte. Diese Reminiszenz an die Geburtswehen des konstitutionellen Lebens in Preußen und an die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. hat ja ein gewisses historisches Interesse. Aber wenn der Festredner die Verfassungstreue des Jubilars beweisen wollte, so brauchte er auf das Krema-

torium dieses Schriftstücks nicht zurückzugreifen. Es genügt vollauf der durchschlagende Beweis und die Tatsache, daß Wilhelm II. bei aller Bewußtheit seiner Herrscherrechte und seiner Herrschermacht in den 25 Jahren niemals die Verfassung angetastet oder anzutasten versucht hat. Der letzte Eingriff in das Verfassungsrecht (zum Nachteil der katholischen Minderheit) war 1875 erfolgt unter Bismarck, also 13 Jahre vor der Aera Wilhelm II. In den neunziger Jahren hat freilich ein Minister sich mit bedenklichen Plänen getragen, aber nicht ein Minister aus den „reaktionären" Parteien, sondern Herr v. Miquel nationalliberalen Ursprungs, der hier und dort sondierte, ob nicht für den Reichstag ein anderes Wahlverfahren sich einführen ließe. Der Vorstoß auf eigene Faust blieb aber im ersten Sande stecken. Von der Krone selbst oder im ministeriellen Amtsbetrieb ist gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht nichts unternommen worden, obschon die sozialdemokratischen Erfolge unter diesem demokratischsten aller bestehenden Wahlrechte unbequem genug waren und sind. Das Gleichgewicht zwischen den Kronrechten und den Volksrechten ist vor ernsten Schwankungen bewahrt geblieben. Von ebenso großer Bedeutung ist die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Zentralgewalt im Reiche und den Bundesstaaten, die Wahrung des föderativen Friedens.

Die vertrauensvolle Eintracht unter den Gliedern des Reiches und mit dem Haupt des Reichs kam in der erhebendsten Weise zur Bekundung bei der Gratulation der Bundesfürsten und der Senatspräsidenten der Freien Städte, die den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete. An der Spitze dieser erlauchten Versammlung stand der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, der Verweser des Königreichs Bayern, Prinz Ludwig. Dessen Ansprache ist nicht nur die feierlichste, sondern auch die inhaltreichste und bestgeformte von allen Festkundgebungen. Die Antwort des Kaisers stand auf der gleichen Höhe; sie gab ein kurzes, kräftiges, wohltuendes Programm des gemeinsamen Strebens im Reiche und für das Reich. Wir lassen die beiden Aktenstücke im Wortlaut folgen.

Prinzregent Ludwig sprach zu dem Jubilar:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät! Ganz Deutschland begeht in festlicher Stimmung den Tag, an dem Eure Majestät auf ein 25jähriges segensreiches Walten als Deutscher Kaiser und König von Preußen zurückblicken. Die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter des Senats der Freien und Hansastädte, die mit dem führenden Bundesstaat Preußen in engster, unauflöslicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche vereinigt sind, fühlen sich in erster Linie berufen, dieser freudigen Stimmung voll Ausdruck zu geben. Sie haben sich deshalb heute hier versammelt, um Eurer Majestät die wärmsten Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als im Jahre 1888 der Gründer des Deutschen Reiches, Ihr unvergeßlicher Herr Großvater, reich an Jahren, reicher noch an großen Erfolgen heimgegangen und die Heldengestalt Kaiser Friedrichs allzufrüh aus vollem Wirken dahingeschieden war, haben Eure Majestät in jungen Jahren schon mit hohem Idealismus und ernstem Pflichtbewußtsein die Würde und Aufgaben des Königs von Preußen und des Deutschen Kaisers angetreten: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Erfolgen, sondern an den Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt und Gesittung!" Dies haben Eurer Majestät gottseliger Herr Großvater in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches als Leitsatz für sich und seine Nachfolger verkündet. Diesem hohen Ziele, das Eure Majestät nach Uebernahme der Regierung in der Thronrede vom 25. Juni 1888 vor dem versammelten Reichstage sich zu eigen gemacht haben, sind Eure Majestät all die Jahre hindurch unbeirrt treu geblieben. Eure Majestät haben sich in der Führung der auswärtigen Politik des Reiches, wie im Innern, stets aufs Neue als Wahrer des Friedens bewiesen, immer darauf bedacht, dem Reiche die Möglichkeit zu sichern, die eines ehrenvollen Friedens Gewähr ist.

Glänzend ist der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland in diesen 25 Jahren genommen hat und der in allen Teilen des Reiches und in allen Schichten der Bevölkerung die Zunahme des Wohlstandes gebracht hat. Umfassend und sorgsam wurden die sozialen Einrichtungen zum Wohle der arbeitenden Klassen erweitert und ausgebaut. Die Wehrkraft des Deutschen Reiches ist in unermüdlicher Arbeit gepflegt und gefördert worden, insbesondere hat sich die Marine unter der persönlichen Initiative Eurer Majestät aus kleinen Anfängen zu achtunggebietender Stärke entwickelt. Was an sittlichen Kräften, was an Edlem, Schönem im deutschen Volke lebendig ist, konnte der Aufmunterung durch Eure Majestät sicher sein.

Den Blick auf das Ganze und Eigenes gerichtet, haben Eure Majestät den Wert und die Bedeutung der Einzelstaaten in dem verfassungsmäßigen Organismus des Reiches nicht verkannt. Die Erhaltung der ihnen für die Förderung ihrer Kulturaufgaben unentbehrlichen Lebenskräfte, ihre Rechte und ihre Interessen durften sich des kaiserlichen Schutzes erfreuen. Hierfür und für alles, was Eure Majestät in diesen 25 Jahren zum Besten unseres großen Vaterlandes erstrebt und geleistet haben, möchten die deutschen Bundesfürsten und die Freien und Hansastädte in dieser Stunde ihren freudigen Dank zum Ausdruck bringen.

Als äußeres Zeiches unserer Gefühle und Gesinnungen bitten wir Eure Majestät, den Tafelaufsatz huldvollst entgegenzunehmen, den wir einstweilen im Entwurf hier zu überreichen uns gestatten. Das Schiff, das er darstellt, umrahmt von den Wappenschildern der deutschen Bundesstaaten mit dem Reichsadler auf schwellenden Segeln und der Kaiserkrone als Schiffszier, soll ein Symbol sein der Einigkeit der deutschen Fürsten, der Freien und Hansastädte, und des ganzen deutschen Volkes, eine unerschütterliche Einigkeit, die des deutschen Volkes Macht und Glanz nach außen und nach innen für immer verbürgt.

Mögen dem Schiff des Deutschen Reiches unter Euerer Majestät starker Führung wie bisher noch viele viele Jahre glückhafter Fahrt beschieden sein. Möge Gottes Gnade und Segen auf Eurer Majestät, auf der huldreichen Kaiserin und auf dem ganzen, in reichster Blüte stehenden Hohenzollernhause ruhen. Unsere Glückwünsche an diesem Festtag und Segenswünsche auf die Zukunft der Regierung Eurer Majestät fassen wir zusammen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II. lebe hoch!"

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Euere Königliche Hoheit und alle hier vereinten erlauchten Bundesfürsten wie die Vertreter der Freien und Hansastädte bitte ich, für die mir bereitete Ehrung meinen innigen Dank entgegenzunehmen. Von Herzen und mit Freude danke ich für die kunstreiche Ehrengabe, die unter einem mir besonders willkommenen Bilde Deutschlands einige Stärke und den Wert aller Glieder des Reiches für unsere Macht und Größe vor die Augen führt. Die durch die Bundesverträge umschlossene Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Lebens bedeutet einen nationalen Reichtum, den nach innen wie nach außen zu schirmen, ich als meine erhabene kaiserliche Pflicht erkenne. Wenn die Erfüllung dieser Aufgabe, an die ich in jungen Jahren nach dem Vorbild der beiden unvergeßlichen ersten Kaiser herangetreten bin, in der seither verflossenen Zeit gelungen ist, so war dies nur möglich dank der Unterstützung, die ich bei meinen hohen Verbündeten gefunden habe.

Euere Königliche Hoheit haben der Entwicklung zu gedenken geruht, die uns mit den Segnungen des Friedens während der letzten 25 Jahre vergönnt war. Wir sind vorwärts gekommen, wie in Heer und Flotte so auch in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Schiffahrt und Verkehr, in Wissenschaften und Technik, in den Künsten und — auch das ist wichtig — in der Pflege frohgemuter körperlicher Uebungen. Fern liegt mir der Gedanke, als Verdienst für einzelne in Anspruch zu nehmen, was Gesamtleistungen der Nation sind.

Wenn aber Eure Königliche Hoheit so freundlich meinen Anteil an Deutschlands Vorwärtsstreben erwähnt haben, so drängt es mich, hier zu bezeugen, mit welcher Dankbarkeit ich die vielen Jahre hindurch verfolgt habe, daß alle Bundesfürsten und die Regierungen der Freien und Hansastädte, jeder in seinen Gebieten und jeder im eigenen Bereich, mitgearbeitet haben, wie an der Erstarkung unseres nationalen Lebens, so auch an dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches und an einer deutschen Kultur. So soll es weiter gehen, damit wir in Ehren bestehen können vor den Begründern der Reichseinheit, die auf uns niederblicken aus der Ewigkeit.

Auf die gütigen Worte, die im Namen der hier Versammelten Eure Königliche Hoheit mir und meinem Hause gewidmet haben, erwidere ich mit den herzlichsten Wünschen für Deutschlands Fürsten und ihre hohen Familien, für die Bürgermeister und Senate der Freien und Hansastädte. Allezeit meine Kräfte dem Wohl des gesamten Volkes zu weihen und zu meinen hohen Verbündeten zu stehen in deutscher Treue, das sind die Gefühle, die heute in Dankbarkeit und Zuversicht mein Herz erfüllen."

* * *

Der richtige Gedanke, daß all die verschiedenen Kräfte, die an den „Gesamtleistungen" der 25 Jahre mitgearbeitet haben, auch mitfeiern sollen, kam in der Mannigfaltigkeit der festlichen Veranstaltungen trefflich zum Ausdruck. Alle Staaten, alle Stände, alle Bekenntnisse waren beteiligt.

Von katholischer Seite brachte schon der 14. Juni die Ueberreichung des päpstlichen Glückwunschschreibens durch den Kardinalfürstbischof Dr. Kopp und den Monsignore Prinz Croy. An diesen Empfang schloß sich an der des Koadjutor-Primas des Benediktiner-Ordens, Abtes von Stotzingen. Als Vertreter der Bischöfe erschienen am 16. Juni der Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, und der Bischof von Rottenburg, Dr. von Keppler. Den Ausschuß für die Sammlung der Kaiser Wilhelm-Spende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien repräsentierte der Präsident Fürst zu Löwenstein-Wertheim. (Das Ergebnis der Sammlungen — 1300000 Mark auf katholischer Seite und 2500000 Mark auf evangelischer Seite — ist in Anbetracht der numerischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Konfessionen für uns sehr ehrenvoll.) Auch der Verband der katholischen Missionen in den Schutzgebieten sowie die deutsche Maltesergenossenschaft kamen zur Vertretung. Das katholische missionswissenschaftliche Institut überreichte ein Prachtwerk über die gesamte kulturelle Tätigkeit unserer Missionen. Die katholischen Arbeitervereine erschienen

Dann sehen wir ja auch, daß speziell religiös gläubige Zeiten dem Gedeihen der Kunst besonders förderlich waren. Was Wunder auch! Ist doch die Religion eine fortwährende Beschäftigung mit dem Guten katexochen, und bezweckt sie doch gerade die innere Vervollkommnung, etwa das, was die Kultur letzten Endes als Hauptzweck verfolgt. Schon von den frühesten Zeiten an war die Kunst gleichsam Dienerin der Religion, fand in ihr die Nahrung und die Kraft gedeihlicher Entwicklung. Ein Sinken der Religiosität hatte auch jedesmal einen Verfall der Kunst im Gefolge und muß ihn haben. Denn wahre Religiosität ist einer richtigen kulturellen Entwicklung nicht nur keineswegs entgegen, sondern direkt förderlich. Religion und Kultur gehören eng zusammen und sind in gewisser Beziehung geradezu identisch.

Wie nun die Kunst zu einer gedeihlichen Entwicklung eines kulturellen Bodens bedarf, so ist anderseits die Kunst selber auch kulturfördernd. Wir sehen so eine direkte Wechselwirkung zwischen Kunst und Kultur. Wahre Kunst veredelt. Sie entrückt uns zeitweilig ganz dem alltäglichen Getriebe, befreit uns von der Herrschaft der Materie, indem sie den Geist in höhere erhabenere Regionen entführt. Wahre Kunst veredelt, denn sie ist ja naturgemäß gut.

Wodurch aber hat die Kunst einen so starken Einfluß, dem sich fast kein Mensch entziehen kann? Die Kunst befreit eben den Geist von den Fesseln des vergänglichen Irdischen. Sie befriedigt aber auch bis zu einem gewissen Grade das stärkste Sehnen des Menschen, das Sehnen nach Glück, mit anderen Worten das Sehnen nach Zufriedenheit, Wunschlosigkeit, oder ganz kurz, nach Vollkommenheit. Die Kunst ist ja selber etwas Vollkommenes; ist doch ein Kunstwerk ein in sich geschlossenes, für sich bestehendes, ein Ganzes. Diese Geschlossenheit aber gewährt Ruhe, und diese Ruhe verursacht eben die Befriedigung. Notwendig hat diese zeitweilige Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Materie und das Aufgehen im Guten einen guten und veredelnden Einfluß, wie auch die Beschäftigung mit dem Schlechten seine Folgen hinterläßt. Gute Kunstwerke haben aber auch die Kraft, die ihnen innewohnenden guten Gedanken dem, der sich ganz in sie versenkt, zu übertragen!

Eine häufige Beschäftigung mit der Kunst muß also im Menschen die Sehnsucht nach dem Guten, Schönen anregen und bestärken und wirkt so kulturfördernd!

Diesen guten Einfluß hat aber die Kunst, wie dargelegt, durch sich selbst, nicht nach dem Willen des Künstlers. Letzteres hieße ja, der Kunst eine Tendenz unterschieben. Eine Tendenz kann die Kunst jedoch niemals haben, denn echte Kunst ist und muß gut sein. Wahre Kunst kann nie schlecht sein, denn Kunst ist ja eben verkörperte Schönheit. Etwas Schönes, damit auch Gutes kann unmöglich schlecht sein, das wäre ein Widerspruch in sich. Es ergibt sich hierdurch auch klar, daß es eine wirkliche Streitfrage, ob sittliche oder unsittliche Kunst, gar nicht gibt, denn von sittlicher oder unsittlicher Kunst reden, hieße ja der Kunst eine Tendenz beilegen, abgesehen davon, daß etwas Unsittliches nie gut sein kann.

Wie man nun heutigentags zu gerne gleich stolz jede Neuerung als Kulturerrungenschaft bezeichnet, so auch jede Neuerung im Gebiete der Kunst. Jeder wirkliche Fortschritt in der Kunst ist auch ohne Zweifel als ein großer Kulturfortschritt zu bezeichnen. Was aber in neuerer Zeit unter der Flagge Kunst segelt, verdient vielfach wirklich nicht mehr diesen Ehrentitel. So auch die Richtung, die sich stolz „Die Zukünftige", „Futurismus" nennt. Nach der seit 3000 Jahren bestehenden Auffassung von Kunst kann man diese Richtung unmöglich noch als Kunst bezeichnen, verwirft doch der Futurismus selbst die Grundprobleme der bisherigen Kunst und verkündet er doch „Alles, was wir bis jetzt als Kunstwerke bezeichnen, sei dem Untergang, der Zerstörung zu weihen". Geht doch auch sonst nach unseren Begriffen dem Futurismus eine Hauptbedingung der Kunst ab, die Ruhe, Einfachheit, Klarheit. Je vollkommener die Kunst, um so einfacher und klarer sind die Kunstwerke.

Wo Kultur, da sehen wir Kunst und wo Kunst, dort auch wieder Kultur. Beides ist aber nur zu denken im Leben, im Leben des Menschen. Sein ganzes Leben muß ein Voranstreben auf jedem Gebiete, zumal auch auf dem der Selbstvervollkommnung, muß eben Kultur sein. Die Kunst aber darf auch nicht als außerhalb des Lebens bestehend betrachtet werden, sondern gehört ganz zum Leben. Das Leben selber muß zum Kunstwerke werden. Dann finden wir die wahre Vereinigung von Kunst und Kultur. Nicht aus dem Leben heraus muß man zur Kunst gelangen wollen, sondern durch das Leben zur Kunst. Die Schönheit, die Vollkommenheit ist Endzweck.

Die Feier des Kaiserjubiläums.

Von Fr. Neunkirchner.

Feste feiern ist keine leichte Kunst, und es sind schon manche Fehler auf diesem Gebiete gemacht worden. Diesmal darf man mit dem Verlaufe der Feierlichkeiten zufrieden sein. Keine Künstelei, keine Einseitigkeit, keine Uebertreibung. Würdig und warm! Die Anordnung war mit Geschmack, Takt und Geschick gemacht, und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Das militärische Element trat nicht übermäßig in den Vordergrund, und das höfische Element stellte sich in Harmonie mit den volkstümlichen Veranstaltungen. Es lag etwas von der Urwüchsigkeit und Herzlichkeit eines Familienfestes im ganzen. Der Grundzug war ein allgemeines Behagen. Die Volksstimmung ist weder chauvinistisch noch byzantinisch: Man hält die Gegenwart nicht für vollkommen, aber man schätzt das Erreichte und ist dankbar für die Vermeidung mancher Uebel, die unsere Vorfahren oder andere Völker betroffen haben. Man vergöttert den Kaiser nicht, aber man ehrt seine Tugenden und liebt seine urwüchsige, kraftvolle, kernige und stellenweise auch knorrige Persönlichkeit in ihrer imposanten Eigenart.

So wurde die Jubiläumsfeier zu einem wahren Feste deutscher Einigkeit und deutscher Stärke, über dem das Zeichen des Friedens schwebte. Der heißeste Dank wird dem Kaiser gerade dafür gezollt, daß er die achtzehnjährige Friedenszeit, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, um weitere 25 Jahre verlängert hat und mit Gottes Hilfe noch weiter zu verlängern strebt. In der Gewöhnung an den Frieden hat man beinahe schon vergessen, daß der jugendliche Monarch bei seiner Thronbesteigung in der Welt als ruhm- und kriegssüchtig ausgerufen wurde; jetzt denkt man aber gern an diese falschen Prophezeiungen zurück, da das erfreuliche Gegenteil zur dauernden Tatsache wurde.

Dem Friedenskaiser gilt vor allem das Jubelfest. Schön wäre es, wenn der Jubilar uns außer den Weltfrieden auch noch den inneren Frieden in ungetrübter Vollendung sichern würde, wenn sich alle inneren Reibungen und „Kämpfe" so schön glätten und beilegen ließen, wie z. B. der alte welfische Zwist durch die jüngste Hochzeit. Aber es gibt kein Fest, bei dem nicht noch Wünsche, Sorgen und Arbeiten für die bessere Zukunft übrig blieben. Leider hat eine traurige Denunziation und bureaukratische Engherzigkeit einen schrillen Mißklang in das sonst so harmonische Festkonzert gebracht, indem man gerade am Hauptfeiertage zu Koesfeld in Westfalen die Jesuitenpatres an der Fortsetzung ihrer Volksexerzitien hinderte und so den Fortbestand dieses unglückseligen Ausnahmegesetzes uns wieder einmal handgreiflich bemerkbar machte. So etwas wird wie ein Frostwind im Mai empfunden. Wir Katholiken müssen weiter ringen, bis auch der § 1 und die unglückliche Bundesratsentschließung gefallen sind, und von dieser Seite keine Feststörung mehr droht. Ebenso muß mit zäher Ausdauer weiter gestrebt werden, um die anderen inneren Zwistigkeiten, vor allem die polnische und die elsaß-lothringische, zum friedlichen Ausklang zu bringen. Dabei rechnen wir auf die Gerechtigkeit und den versöhnlichen Sinn des Kaisers; denn er hat oft schon bewiesen, daß seine Impulsivität ihr Gegengewicht findet in der Entschlossenheit, mit der er den veränderten Verhältnissen, den neuen Bedürfnissen und besserer Erkenntnis Rechnung zu tragen weiß. Vorläufig darf man festhalten, daß die noch bestehenden inneren Schwierigkeiten in der Bismarckschen Erbschaft wurzeln, und daß unter der Regierung des vielfach als absolutistisch bezeichneten Monarchen das Reich und der Staat vor schweren Erschütterungen in ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung bewahrt geblieben sind.

Bei dem Festakt der Berliner Universität flocht Professor Hintze in seine Festrede eine „Enthüllung". Kaiser Wilhelm II. habe gleich nach dem Tode seines Vaters als erstes Schriftstück auf seinem Arbeitstisch ein „Testament" König Friedrich Wilhelms IV. vorgefunden, das in beweglichen Worten jeden Nachfolger beschwören wollte, vor Ablegung des Verfassungseides die Verfassung umzustoßen. Wilhelm II. habe dieses Schriftstück, das nach der Anordnung seines Urhebers jedem Kronprinzen im Augenblick des Thronwechsels vorgelegt werden sollte, verbrennen lassen, damit es nicht etwa bei einem jungen und unerfahrenen Nachfolger Unheil anrichte. Diese Reminiszenz an die Geburtswehen des konstitutionellen Lebens in Preußen und an die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. hat ja ein gewisses historisches Interesse. Aber wenn der Festredner die Verfassungstreue des Jubilars beweisen wollte, so brauchte er auf das Krema-

torium dieses Schriftstücks nicht zurückzugreifen. Es genügt vollauf der durchschlagende Beweis und die Tatsache, daß Wilhelm II. bei aller Bewußtheit seiner Herrscherrechte und seiner Herrschermacht in den 25 Jahren niemals die Verfassung angetastet oder anzutasten versucht hat. Der letzte Eingriff in das Verfassungsrecht (zum Nachteil der katholischen Minderheit) war 1875 erfolgt unter Bismarck, also 13 Jahre vor der Aera Wilhelm II. In den neunziger Jahren hat freilich ein Minister sich mit bedenklichen Plänen getragen, aber nicht ein Minister aus den „reaktionären" Parteien, sondern Herr v. Miquel nationalliberalen Ursprungs, der hier und dort sondierte, ob nicht für den Reichstag ein anderes Wahlverfahren sich einführen ließe. Der Vorstoß auf eigene Faust blieb aber im ersten Sande stecken. Von der Krone selbst oder im ministeriellen Amtsbetrieb ist gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht nichts unternommen worden, obschon die sozialdemokratischen Erfolge unter diesem demokratischsten aller bestehenden Wahlrechte unbequem genug waren und sind. Das Gleichgewicht zwischen den Kronrechten und den Volksrechten ist vor ernsten Schwankungen bewahrt geblieben. Von ebenso großer Bedeutung ist die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Zentralgewalt im Reiche und den Bundesstaaten, die Wahrung des föderativen Friedens.

Die vertrauensvolle Eintracht unter den Gliedern des Reiches und mit dem Haupt des Reichs kam in der erhebendsten Weise zur Bekundung bei der Gratulation der Bundesfürsten und der Senatspräsidenten der Freien Städte, die den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete. An der Spitze dieser erlauchten Versammlung stand der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, der Verweser des Königreichs Bayern, Prinz Ludwig. Dessen Ansprache ist nicht nur die feierlichste, sondern auch die inhaltreichste und bestgeformte von allen Festkundgebungen. Die Antwort des Kaisers stand auf der gleichen Höhe; sie gab ein kurzes, kräftiges, wohltuendes Programm des gemeinsamen Strebens im Reiche und für das Reich. Wir lassen die beiden Aktenstücke im Wortlaut folgen.

Prinzregent Ludwig sprach zu dem Jubilar:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät! Ganz Deutschland begeht in festlicher Stimmung den Tag, an dem Eure Majestät auf ein 25jähriges segensreiches Walten als Deutscher Kaiser und König von Preußen zurückblicken. Die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter des Senats der Freien und Hansastädte, die mit dem führenden Bundesstaat Preußen in engster, unauflöslicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche vereinigt sind, fühlen sich in erster Linie berufen, dieser freudigen Stimmung voll Ausdruck zu geben. Sie haben sich deshalb heute hier versammelt, um Eurer Majestät die wärmsten Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als im Jahre 1888 der Gründer des Deutschen Reiches, Ihr unvergeßlicher Herr Großvater, reich an Jahren, reicher noch an großen Erfolgen heimgegangen und die Heldengestalt Kaiser Friedrichs allzufrüh aus vollem Wirken dahingeschieden war, haben Eure Majestät in jungen Jahren schon mit hohem Idealismus und ernstem Pflichtbewußtsein die Würde und Aufgaben des Königs von Preußen und des Deutschen Kaisers angetreten: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Erfolgen, sondern an den Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt und Gesittung!" Dies haben Eurer Majestät gottseliger Herr Großvater in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches als Leitsatz für sich und seine Nachfolger verkündet. Diesem hohen Ziele, das Eure Majestät nach Uebernahme der Regierung in der Thronrede vom 25. Juni 1888 vor dem versammelten Reichstage sich zu eigen gemacht haben, sind Eure Majestät all die Jahre hindurch unbeirrt treu geblieben. Eure Majestät haben sich in der Führung der auswärtigen Politik des Reiches, wie im Innern, stets aufs Neue als Wahrer des Friedens bewiesen, immer darauf bedacht, dem Reiche die Möglichkeit zu sichern, die eines ehrenvollen Friedens Gewähr ist.

Glänzend ist der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland in diesen 25 Jahren genommen hat und der in allen Teilen des Reiches und in allen Schichten der Bevölkerung die Zunahme des Wohlstandes gebracht hat. Umfassend und sorgsam wurden die sozialen Einrichtungen zum Wohle der arbeitenden Klassen erweitert und ausgebaut. Die Wehrkraft des Deutschen Reiches ist in unermüdlicher Arbeit gepflegt und gefördert worden, insbesondere hat sich die Marine unter der persönlichen Initiative Eurer Majestät aus kleinen Anfängen zu achtunggebietender Stärke entwickelt. Was an sittlichen Kräften, was an Edlem, Schönem im deutschen Volke lebendig ist, konnte der Aufmunterung durch Eure Majestät sicher sein.

Den Blick auf das Ganze und Eigenes gerichtet, haben Eure Majestät den Wert und die Bedeutung der Einzelstaaten in dem verfassungsmäßigen Organismus des Reiches nicht verkannt. Die Erhaltung der ihnen für die Förderung ihrer Kulturaufgaben unentbehrlichen Lebenskräfte, ihre Rechte und ihre Interessen durften sich des kaiserlichen Schutzes erfreuen. Hierfür und für alles, was Eure Majestät in diesen 25 Jahren zum Besten unseres großen Vaterlandes erstrebt und geleistet haben, möchten die deutschen Bundesfürsten und die Freien und Hansastädte in dieser Stunde ihren freudigen Dank zum Ausdruck bringen.

Als äußeres Zeiches unserer Gefühle und Gesinnungen bitten wir Eure Majestät, den Tafelaufsatz huldvollst entgegenzunehmen, den wir einstweilen im Entwurf hier zu überreichen uns gestatten. Das Schiff, das er darstellt, umrahmt von den Wappenschildern der deutschen Bundesstaaten mit dem Reichsadler auf schwellenden Segeln und der Kaiserkrone als Schiffszier, soll ein Symbol sein der Einigkeit der deutschen Fürsten, der Freien und Hansastädte, und des ganzen deutschen Volkes, eine unerschütterliche Einigkeit, die des deutschen Volkes Macht und Glanz nach außen und nach innen für immer verbürgt.

Mögen dem Schiff des Deutschen Reiches unter Euerer Majestät starker Führung wie bisher noch viele viele Jahre glückhafter Fahrt beschieden sein. Möge Gottes Gnade und Segen auf Eurer Majestät, auf der huldreichen Kaiserin und auf dem ganzen, in reichster Blüte stehenden Hohenzollernhause ruhen. Unsere Glückwünsche an diesem Festtag und Segenswünsche auf die Zukunft der Regierung Eurer Majestät fassen wir zusammen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II. lebe hoch!"

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Euere Königliche Hoheit und alle hier vereinten erlauchten Bundesfürsten wie die Vertreter der Freien und Hansastädte bitte ich, für die mir bereitete Ehrung meinen innigen Dank entgegenzunehmen. Von Herzen und mit Freude danke ich für die kunstreiche Ehrengabe, die unter einem mir besonders willkommenen Bilde Deutschlands einige Stärke und den Wert aller Glieder des Reiches für unsere Macht und Größe vor die Augen führt. Die durch die Bundesverträge umschlossene Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Lebens bedeutet einen nationalen Reichtum, den nach innen wie nach außen zu schirmen, ich als meine erhabene kaiserliche Pflicht erkenne. Wenn die Erfüllung dieser Aufgabe, an die ich in jungen Jahren nach dem Vorbild der beiden unvergeßlichen ersten Kaiser herangetreten bin, in der seither verflossenen Zeit gelungen ist, so war dies nur möglich dank der Unterstützung, die ich bei meinen hohen Verbündeten gefunden habe.

Euere Königliche Hoheit haben der Entwicklung zu gedenken geruht, die uns mit den Segnungen des Friedens während der letzten 25 Jahre vergönnt war. Wir sind vorwärts gekommen, wie in Heer und Flotte so auch in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Schiffahrt und Verkehr, in Wissenschaften und Technik, in den Künsten und — auch das ist wichtig — in der Pflege frohgemuter körperlicher Uebungen. Fern liegt mir der Gedanke, als Verdienst für einzelne in Anspruch zu nehmen, was Gesamtleistungen der Nation sind.

Wenn aber Eure Königliche Hoheit so freundlich meinen Anteil an Deutschlands Vorwärtsstreben erwähnt haben, so drängt es mich, hier zu bezeugen, mit welcher Dankbarkeit ich die vielen Jahre hindurch verfolgt habe, daß alle Bundesfürsten und die Regierungen der Freien und Hansastädte, jeder in seinen Gebieten und jeder im eigenen Bereich, mitgearbeitet haben, wie an der Erstarkung unseres nationalen Lebens, so auch an dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches und an einer deutschen Kultur. So soll es weiter gehen, damit wir in Ehren bestehen können vor den Begründern der Reichseinheit, die auf uns niederblicken aus der Ewigkeit.

Auf die gütigen Worte, die im Namen der hier Versammelten Eure Königliche Hoheit mir und meinem Hause gewidmet haben, erwidere ich mit den herzlichsten Wünschen für Deutschlands Fürsten und ihre hohen Familien, für die Bürgermeister und Senate der Freien und Hansastädte. Allezeit meine Kräfte dem Wohl des gesamten Volkes zu weihen und zu meinen hohen Verbündeten zu stehen in deutscher Treue, das sind die Gefühle, die heute in Dankbarkeit und Zuversicht mein Herz erfüllen."

* * *

Der richtige Gedanke, daß all die verschiedenen Kräfte, die an den „Gesamtleistungen" der 25 Jahre mitgearbeitet haben, auch mitfeiern sollen, kam in der Mannigfaltigkeit der festlichen Veranstaltungen trefflich zum Ausdruck. Alle Staaten, alle Stände, alle Bekenntnisse waren beteiligt.

Von katholischer Seite brachte schon der 14. Juni die Ueberreichung des päpstlichen Glückwunschschreibens durch den Kardinalfürstbischof Dr. Kopp und den Monsignore Prinz Croy. An diesen Empfang schloß sich an der des Koadjutor-Primas des Benediktiner-Ordens, Abtes von Stotzingen. Als Vertreter der Bischöfe erschienen am 16. Juni der Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, und der Bischof von Rottenburg, Dr. von Keppler. Den Ausschuß für die Sammlung der Kaiser Wilhelm-Spende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien repräsentierte der Präsident Fürst zu Löwenstein-Wertheim. (Das Ergebnis der Sammlungen — 1300000 Mark auf katholischer Seite und 2500000 Mark auf evangelischer Seite — ist in Anbetracht der numerischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Konfessionen für uns sehr ehrenvoll.) Auch der Verband der katholischen Missionen in den Schutzgebieten sowie die deutsche Maltesergenossenschaft kamen zur Vertretung. Das katholische missionswissenschaftliche Institut überreichte ein Prachtwerk über die gesamte kulturelle Tätigkeit unserer Missionen. Die katholischen Arbeitervereine erschienen

Dann sehen wir ja auch, daß speziell religiös gläubige Zeiten dem Gedeihen der Kunst besonders förderlich waren. Was Wunder auch! Ist doch die Religion eine fortwährende Beschäftigung mit dem Guten katexochen, und bezweckt sie doch gerade die innere Vervollkommnung, etwa das, was die Kultur letzten Endes als Hauptzweck verfolgt. Schon von den frühesten Zeiten an war die Kunst gleichsam Dienerin der Religion, fand in ihr die Nahrung und die Kraft gedeihlicher Entwicklung. Ein Sinken der Religiosität hatte auch jedesmal einen Verfall der Kunst im Gefolge und muß ihn haben. Denn wahre Religiosität ist einer richtigen kulturellen Entwicklung nicht nur keineswegs entgegen, sondern direkt förderlich. Religion und Kultur gehören eng zusammen und sind in gewisser Beziehung geradezu identisch.

Wie nun die Kunst zu einer gedeihlichen Entwicklung eines kulturellen Bodens bedarf, so ist anderseits die Kunst selber auch kulturfördernd. Wir sehen so eine direkte Wechselwirkung zwischen Kunst und Kultur. Wahre Kunst veredelt. Sie entrückt uns zeitweilig ganz dem alltäglichen Getriebe, befreit uns von der Herrschaft der Materie, indem sie den Geist in höhere erhabenere Regionen entführt. Wahre Kunst veredelt, denn sie ist ja naturgemäß gut.

Wodurch aber hat die Kunst einen so starken Einfluß, dem sich fast kein Mensch entziehen kann? Die Kunst befreit eben den Geist von den Fesseln des vergänglichen Irdischen. Sie befriedigt aber auch bis zu einem gewissen Grade das stärkste Sehnen des Menschen, das Sehnen nach Glück, mit anderen Worten das Sehnen nach Zufriedenheit, Wunschlosigkeit, oder ganz kurz, nach Vollkommenheit. Die Kunst ist ja selber etwas Vollkommenes; ist doch ein Kunstwerk ein in sich geschlossenes, für sich bestehendes, ein Ganzes. Diese Geschlossenheit aber gewährt Ruhe, und diese Ruhe verursacht eben die Befriedigung. Notwendig hat diese zeitweilige Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Materie und das Aufgehen im Guten einen guten und veredelnden Einfluß, wie auch die Beschäftigung mit dem Schlechten seine Folgen hinterläßt. Gute Kunstwerke haben aber auch die Kraft, die ihnen innewohnenden guten Gedanken dem, der sich ganz in sie versenkt, zu übertragen!

Eine häufige Beschäftigung mit der Kunst muß also im Menschen die Sehnsucht nach dem Guten, Schönen anregen und bestärken und wirkt so kulturfördernd!

Diesen guten Einfluß hat aber die Kunst, wie dargelegt, durch sich selbst, nicht nach dem Willen des Künstlers. Letzteres hieße ja, der Kunst eine Tendenz unterschieben. Eine Tendenz kann die Kunst jedoch niemals haben, denn echte Kunst ist und muß gut sein. Wahre Kunst kann nie schlecht sein, denn Kunst ist ja eben verkörperte Schönheit. Etwas Schönes, damit auch Gutes kann unmöglich schlecht sein, das wäre ein Widerspruch in sich.

Es ergibt sich hierdurch auch klar, daß es eine wirkliche Streitfrage, ob sittliche oder unsittliche Kunst, gar nicht gibt, denn von sittlicher oder unsittlicher Kunst reden, hieße ja der Kunst eine Tendenz beilegen, abgesehen davon, daß etwas Unsittliches nie gut sein kann.

Wie man nun heutigentags zu gerne gleich stolz jede Neuerung als Kulturerrungenschaft bezeichnet, so auch jede Neuerung im Gebiete der Kunst. Jeder wirkliche Fortschritt in der Kunst ist auch ohne Zweifel als ein großer Kulturfortschritt zu bezeichnen. Was aber in neuerer Zeit unter der Flagge Kunst segelt, verdient vielfach wirklich nicht mehr diesen Ehrentitel. So auch die Richtung, die sich stolz „Die Zukünftige", „Futurismus" nennt. Nach der seit 3000 Jahren bestehenden Auffassung von Kunst kann man diese Richtung unmöglich noch als Kunst bezeichnen, verwirft doch der Futurismus selbst die Grundprobleme der bisherigen Kunst und verkündet er doch „Alles, was wir bis jetzt als Kunstwerke bezeichnen, sei dem Untergang, der Zerstörung zu weihen". Geht doch auch sonst nach unseren Begriffen dem Futurismus eine Hauptbedingung der Kunst ab, die Ruhe, Einfachheit, Klarheit. Je vollkommener die Kunst, um so einfacher und klarer sind die Kunstwerke.

Wo Kultur, da sehen wir Kunst und wo Kunst, dort auch wieder Kultur. Beides ist aber nur zu denken im Leben, im Leben des Menschen. Sein ganzes Leben muß ein Voranstreben auf jedem Gebiete, zumal auch auf dem der Selbstvervollkommnung, muß eben Kultur sein. Die Kunst aber darf auch nicht als außerhalb des Lebens bestehend betrachtet werden, sondern gehört ganz zum Leben. Das Leben selber muß zum Kunstwerke werden. Dann finden wir die wahre Vereinigung von Kunst und Kultur. Nicht aus dem Leben heraus muß man zur Kunst gelangen wollen, sondern durch das Leben zur Kunst. Die Schönheit, die Vollkommenheit ist Endzweck.

Die Feier des Kaiserjubiläums.

Von Fr. Neunkirchner.

Feste feiern ist keine leichte Kunst, und es sind schon manche Fehler auf diesem Gebiete gemacht worden. Diesmal darf man mit dem Verlaufe der Feierlichkeiten zufrieden sein. Keine Künstelei, keine Einseitigkeit, keine Uebertreibung. Würdig und warm! Die Anordnung war mit Geschmack, Takt und Geschick gemacht, und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Das militärische Element trat nicht übermäßig in den Vordergrund, und das höfische Element stellte sich in Harmonie mit den volkstümlichen Veranstaltungen. Es lag etwas von der Urwüchsigkeit und Herzlichkeit eines Familienfestes im ganzen. Der Grundzug war ein allgemeines Behagen. Die Volksstimmung ist weder chauvinistisch noch byzantinisch: Man hält die Gegenwart nicht für vollkommen, aber man schätzt das Erreichte und ist dankbar für die Vermeidung mancher Uebel, die unsere Vorfahren oder andere Völker betroffen haben. Man vergöttert den Kaiser nicht, aber man ehrt seine Tugenden und liebt seine urwüchsige, kraftvolle, kernige und stellenweise auch knorrige Persönlichkeit in ihrer imposanten Eigenart.

So wurde die Jubiläumsfeier zu einem wahren Feste deutscher Einigkeit und deutscher Stärke, über dem das Zeichen des Friedens schwebte. Der heißeste Dank wird dem Kaiser gerade dafür gezollt, daß er die achtzehnjährige Friedenszeit, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, um weitere 25 Jahre verlängert hat und mit Gottes Hilfe noch weiter zu verlängern strebt. In der Gewöhnung an den Frieden hat man beinahe schon vergessen, daß der jugendliche Monarch bei seiner Thronbesteigung in der Welt als ruhm- und kriegssüchtig ausgerufen wurde; jetzt denkt man aber gern an diese falschen Prophezeiungen zurück, da das erfreuliche Gegenteil zur dauernden Tatsache wurde.

Dem Friedenskaiser gilt vor allem das Jubelfest. Schön wäre es, wenn der Jubilar uns außer den Weltfrieden auch noch den inneren Frieden in ungetrübter Vollendung sichern würde, wenn sich alle inneren Reibungen und „Kämpfe" so schön glätten und beilegen ließen, wie z. B. der alte welfische Zwist durch die jüngste Hochzeit. Aber es gibt kein Fest, bei dem nicht noch Wünsche, Sorgen und Arbeiten für die bessere Zukunft übrig blieben. Leider hat eine traurige Denunziation und bureaukratische Engherzigkeit einen schrillen Mißklang in das sonst so harmonische Festkonzert gebracht, indem man gerade am Hauptfeiertage zu Koesfeld in Westfalen die Jesuitenpatres an der Fortsetzung ihrer Volksexerzitien hinderte und so den Fortbestand dieses unglückseligen Ausnahmegesetzes uns wieder einmal handgreiflich bemerkbar machte. So etwas wird wie ein Frostwind im Mai empfunden. Wir Katholiken müssen weiter ringen, bis auch der § 1 und die unglückliche Bundesratsentschließung gefallen sind, und von dieser Seite keine Feststörung mehr droht. Ebenso muß mit zäher Ausdauer weiter gestrebt werden, um die anderen inneren Zwistigkeiten, vor allem die polnische und die elsaß-lothringische, zum friedlichen Ausklang zu bringen. Dabei rechnen wir auf die Gerechtigkeit und den versöhnlichen Sinn des Kaisers; denn er hat oft schon bewiesen, daß seine Impulsivität ihr Gegengewicht findet in der Entschlossenheit, mit der er den veränderten Verhältnissen, den neuen Bedürfnissen und besserer Erkenntnis Rechnung zu tragen weiß. Vorläufig darf man festhalten, daß die noch bestehenden inneren Schwierigkeiten in der Bismarckschen Erbschaft wurzeln, und daß unter der Regierung des vielfach als absolutistisch bezeichneten Monarchen das Reich und der Staat vor schweren Erschütterungen in ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung bewahrt geblieben sind.

Bei dem Festakt der Berliner Universität flocht Professor Hintze in seine Festrede eine „Enthüllung". Kaiser Wilhelm II. habe gleich nach dem Tode seines Vaters als erstes Schriftstück auf seinem Arbeitstisch ein „Testament" König Friedrich Wilhelms IV. vorgefunden, das in beweglichen Worten jeden Nachfolger beschwören wollte, vor Ablegung des Verfassungseides die Verfassung umzustoßen. Wilhelm II. habe dieses Schriftstück, das nach der Anordnung seines Urhebers jedem Kronprinzen im Augenblick des Thronwechsels vorgelegt werden sollte, verbrennen lassen, damit es nicht etwa bei einem jungen und unerfahrenen Nachfolger Unheil anrichte. Diese Reminiszenz an die Geburtswehen des konstitutionellen Lebens in Preußen und an die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. hat ja ein gewisses historisches Interesse. Aber wenn der Festredner die Verfassungstreue des Jubilars beweisen wollte, so brauchte er auf das Krema-

torium dieses Schriftstücks nicht zurückzugreifen. Es genügt vollauf der durchschlagende Beweis und die Tatsache, daß Wilhelm II. bei aller Bewußtheit seiner Herrscherrechte und seiner Herrschermacht in den 25 Jahren niemals die Verfassung angetastet oder anzutasten versucht hat. Der letzte Eingriff in das Verfassungsrecht (zum Nachteil der katholischen Minderheit) war 1875 erfolgt unter Bismarck, also 13 Jahre vor der Aera Wilhelm II. In den neunziger Jahren hat freilich ein Minister sich mit bedenklichen Plänen getragen, aber nicht ein Minister aus den „reaktionären" Parteien, sondern Herr v. Miquel nationalliberalen Ursprungs, der hier und dort sondierte, ob nicht für den Reichstag ein anderes Wahlverfahren sich einführen ließe. Der Vorstoß auf eigene Faust blieb aber im ersten Sande stecken. Von der Krone selbst oder im ministeriellen Amtsbetrieb ist gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht nichts unternommen worden, obschon die sozialdemokratischen Erfolge unter diesem demokratischsten aller bestehenden Wahlrechte unbequem genug waren und sind. Das Gleichgewicht zwischen den Kronrechten und den Volksrechten ist vor ernsten Schwankungen bewahrt geblieben. Von ebenso großer Bedeutung ist die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Zentralgewalt im Reiche und den Bundesstaaten, die Wahrung des föderativen Friedens.

Die vertrauensvolle Eintracht unter den Gliedern des Reiches und mit dem Haupt des Reichs kam in der erhebendsten Weise zur Bekundung bei der Gratulation der Bundesfürsten und der Senatspräsidenten der Freien Städte, die den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete. An der Spitze dieser erlauchten Versammlung stand der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, der Verweser des Königreichs Bayern, Prinz Ludwig. Dessen Ansprache ist nicht nur die feierlichste, sondern auch die inhaltreichste und bestgeformte von allen Festkundgebungen. Die Antwort des Kaisers stand auf der gleichen Höhe; sie gab ein kurzes, kräftiges, wohltuendes Programm des gemeinsamen Strebens im Reiche und für das Reich. Wir lassen die beiden Aktenstücke im Wortlaut folgen.

Prinzregent Ludwig sprach zu dem Jubilar:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät! Ganz Deutschland begeht in festlicher Stimmung den Tag, an dem Eure Majestät auf ein 25jähriges segensreiches Walten als Deutscher Kaiser und König von Preußen zurückblicken. Die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter des Senats der Freien und Hansastädte, die mit dem führenden Bundesstaat Preußen in engster, unauflöslicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche vereinigt sind, fühlen sich in erster Linie berufen, dieser freudigen Stimmung voll Ausdruck zu geben. Sie haben sich deshalb heute hier versammelt, um Eurer Majestät die wärmsten Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als im Jahre 1888 der Gründer des Deutschen Reiches, Ihr unvergeßlicher Herr Großvater, reich an Jahren, reicher noch an großen Erfolgen heimgegangen und die Heldengestalt Kaiser Friedrichs allzufrüh aus vollem Wirken dahingeschieden war, haben Eure Majestät in jungen Jahren schon mit hohem Idealismus und ernstem Pflichtbewußtsein die Würde und Aufgaben des Königs von Preußen und des Deutschen Kaisers angetreten: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Erfolgen, sondern an den Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt und Gesittung!" Dies haben Eurer Majestät gottseliger Herr Großvater in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches als Leitsatz für sich und seine Nachfolger verkündet. Diesem hohen Ziele, das Eure Majestät nach Uebernahme der Regierung in der Thronrede vom 25. Juni 1888 vor dem versammelten Reichstage sich zu eigen gemacht haben, sind Eure Majestät all die Jahre hindurch unbeirrt treu geblieben. Eure Majestät haben sich in der Führung der auswärtigen Politik des Reiches, wie im Innern, stets aufs Neue als Wahrer des Friedens bewiesen, immer darauf bedacht, dem Reiche die Möglichkeit zu sichern, die eines ehrenvollen Friedens Gewähr ist.

Glänzend ist der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland in diesen 25 Jahren genommen hat und der in allen Teilen des Reiches und in allen Schichten der Bevölkerung die Zunahme des Wohlstandes gebracht hat. Umfassend und sorgsam wurden die sozialen Einrichtungen zum Wohle der arbeitenden Klassen erweitert und ausgebaut. Die Wehrkraft des Deutschen Reiches ist in unermüdlicher Arbeit gepflegt und gefördert worden, insbesondere hat sich die Marine unter der persönlichen Initiative Eurer Majestät aus kleinen Anfängen zu achtunggebietender Stärke entwickelt. Was an sittlichen Kräften, was an Edlem, Schönem im deutschen Volke lebendig ist, konnte der Aufmunterung durch Eure Majestät sicher sein.

Den Blick auf das Ganze und Eigenes gerichtet, haben Eure Majestät den Wert und die Bedeutung der Einzelstaaten in dem verfassungsmäßigen Organismus des Reiches nicht verkannt. Die Erhaltung der ihnen für die Förderung ihrer Kulturaufgaben unentbehrlichen Lebenskräfte, ihre Rechte und ihre Interessen durften sich des kaiserlichen Schutzes erfreuen. Hierfür und für alles, was Eure Majestät in diesen 25 Jahren zum Besten unseres großen Vaterlandes erstrebt und geleistet haben, möchten die deutschen Bundesfürsten und die Freien und Hansastädte in dieser Stunde ihren freudigen Dank zum Ausdruck bringen.

Als äußeres Zeiches unserer Gefühle und Gesinnungen bitten wir Eure Majestät, den Tafelaufsatz huldvollst entgegenzunehmen, den wir einstweilen im Entwurf hier zu überreichen uns gestatten. Das Schiff, das er darstellt, umrahmt von den Wappenschildern der deutschen Bundesstaaten mit dem Reichsadler auf schwellenden Segeln und der Kaiserkrone als Schiffszier, soll ein Symbol sein der Einigkeit der deutschen Fürsten, der Freien und Hansastädte, und des ganzen deutschen Volkes, eine unerschütterliche Einigkeit, die des deutschen Volkes Macht und Glanz nach außen und nach innen für immer verbürgt.

Mögen dem Schiff des Deutschen Reiches unter Euerer Majestät starker Führung wie bisher noch viele viele Jahre glückhafter Fahrt beschieden sein. Möge Gottes Gnade und Segen auf Eurer Majestät, auf der huldreichen Kaiserin und auf dem ganzen, in reichster Blüte stehenden Hohenzollernhause ruhen. Unsere Glückwünsche an diesem Festtag und Segenswünsche auf die Zukunft der Regierung Eurer Majestät fassen wir zusammen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II. lebe hoch!"

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Euere Königliche Hoheit und alle hier vereinten erlauchten Bundesfürsten wie die Vertreter der Freien und Hansastädte bitte ich, für die mir bereitete Ehrung meinen innigen Dank entgegenzunehmen. Von Herzen und mit Freude danke ich für die kunstreiche Ehrengabe, die unter einem mir besonders willkommenen Bilde Deutschlands einige Stärke und den Wert aller Glieder des Reiches für unsere Macht und Größe vor die Augen führt. Die durch die Bundesverträge umschlossene Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Lebens bedeutet einen nationalen Reichtum, den nach innen wie nach außen zu schirmen, ich als meine erhabene kaiserliche Pflicht erkenne. Wenn die Erfüllung dieser Aufgabe, an die ich in jungen Jahren nach dem Vorbild der beiden unvergeßlichen ersten Kaiser herangetreten bin, in der seither verflossenen Zeit gelungen ist, so war dies nur möglich dank der Unterstützung, die ich bei meinen hohen Verbündeten gefunden habe.

Euere Königliche Hoheit haben der Entwicklung zu gedenken geruht, die uns mit den Segnungen des Friedens während der letzten 25 Jahre vergönnt war. Wir sind vorwärts gekommen, wie in Heer und Flotte so auch in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Schiffahrt und Verkehr, in Wissenschaften und Technik, in den Künsten und — auch das ist wichtig — in der Pflege frohgemuter körperlicher Uebungen. Fern liegt mir der Gedanke, als Verdienst für einzelne in Anspruch zu nehmen, was Gesamtleistungen der Nation sind.

Wenn aber Eure Königliche Hoheit so freundlich meinen Anteil an Deutschlands Vorwärtsstreben erwähnt haben, so drängt es mich, hier zu bezeugen, mit welcher Dankbarkeit ich die vielen Jahre hindurch verfolgt habe, daß alle Bundesfürsten und die Regierungen der Freien und Hansastädte, jeder in seinen Gebieten und jeder im eigenen Bereich, mitgearbeitet haben, wie an der Erstarkung unseres nationalen Lebens, so auch an dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches und an einer deutschen Kultur. So soll es weiter gehen, damit wir in Ehren bestehen können vor den Begründern der Reichseinheit, die auf uns niederblicken aus der Ewigkeit.

Auf die gütigen Worte, die im Namen der hier Versammelten Eure Königliche Hoheit mir und meinem Hause gewidmet haben, erwidere ich mit den herzlichsten Wünschen für Deutschlands Fürsten und ihre hohen Familien, für die Bürgermeister und Senate der Freien und Hansastädte. Allezeit meine Kräfte dem Wohl des gesamten Volkes zu weihen und zu meinen hohen Verbündeten zu stehen in deutscher Treue, das sind die Gefühle, die heute in Dankbarkeit und Zuversicht mein Herz erfüllen."

* * *

Der richtige Gedanke, daß all die verschiedenen Kräfte, die an den „Gesamtleistungen" der 25 Jahre mitgearbeitet haben, auch mitfeiern sollen, kam in der Mannigfaltigkeit der festlichen Veranstaltungen trefflich zum Ausdruck. Alle Staaten, alle Stände, alle Bekenntnisse waren beteiligt.

Von katholischer Seite brachte schon der 14. Juni die Ueberreichung des päpstlichen Glückwunschschreibens durch den Kardinalfürstbischof Dr. Kopp und den Monsignore Prinz Croy. An diesen Empfang schloß sich an der des Koadjutor-Primas des Benediktiner-Ordens, Abtes von Stotzingen. Als Vertreter der Bischöfe erschienen am 16. Juni der Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, und der Bischof von Rottenburg, Dr. von Keppler. Den Ausschuß für die Sammlung der Kaiser Wilhelm-Spende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien repräsentierte der Präsident Fürst zu Löwenstein-Wertheim. (Das Ergebnis der Sammlungen — 1300000 Mark auf katholischer Seite und 2500000 Mark auf evangelischer Seite — ist in Anbetracht der numerischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Konfessionen für uns sehr ehrenvoll.) Auch der Verband der katholischen Missionen in den Schutzgebieten sowie die deutsche Maltesergenossenschaft kamen zur Vertretung. Das katholische missionswissenschaftliche Institut überreichte ein Prachtwerk über die gesamte kulturelle Tätigkeit unserer Missionen. Die katholischen Arbeitervereine erschienen

Dann sehen wir ja auch, daß speziell religiös gläubige Zeiten dem Gedeihen der Kunst besonders förderlich waren. Was Wunder auch! Ist doch die Religion eine fortwährende Beschäftigung mit dem Guten katexochen, und bezweckt sie doch gerade die innere Vervollkommnung, etwa das, was die Kultur letzten Endes als Hauptzweck verfolgt. Schon von den frühesten Zeiten an war die Kunst gleichsam Dienerin der Religion, fand in ihr die Nahrung und die Kraft gedeihlicher Entwicklung. Ein Sinken der Religiosität hatte auch jedesmal einen Verfall der Kunst im Gefolge und muß ihn haben. Denn wahre Religiosität ist einer richtigen kulturellen Entwicklung nicht nur keineswegs entgegen, sondern direkt förderlich. Religion und Kultur gehören eng zusammen und sind in gewisser Beziehung geradezu identisch.

Wie nun die Kunst zu einer gedeihlichen Entwicklung eines kulturellen Bodens bedarf, so ist anderseits die Kunst selber auch kulturfördernd. Wir sehen so eine direkte Wechselwirkung zwischen Kunst und Kultur. Wahre Kunst veredelt. Sie entrückt uns zeitweilig ganz dem alltäglichen Getriebe, befreit uns von der Herrschaft der Materie, indem sie den Geist in höhere erhabenere Regionen entführt. Wahre Kunst veredelt, denn sie ist ja naturgemäß gut.

Wodurch aber hat die Kunst einen so starken Einfluß, dem sich fast kein Mensch entziehen kann? Die Kunst befreit eben den Geist von den Fesseln des vergänglichen Irdischen. Sie befriedigt aber auch bis zu einem gewissen Grade das stärkste Sehnen des Menschen, das Sehnen nach Glück, mit anderen Worten das Sehnen nach Zufriedenheit, Wunschlosigkeit, oder ganz kurz, nach Vollkommenheit. Die Kunst ist ja selber etwas Vollkommenes; ist doch ein Kunstwerk ein in sich geschlossenes, für sich bestehendes, ein Ganzes. Diese Geschlossenheit aber gewährt Ruhe, und diese Ruhe verursacht eben die Befriedigung. Notwendig hat diese zeitweilige Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Materie und das Aufgehen im Guten einen guten und veredelnden Einfluß, wie auch die Beschäftigung mit dem Schlechten seine Folgen hinterläßt. Gute Kunstwerke haben aber auch die Kraft, die ihnen innewohnenden guten Gedanken dem, der sich ganz in sie versenkt, zu übertragen!

Eine häufige Beschäftigung mit der Kunst muß also im Menschen die Sehnsucht nach dem Guten, Schönen anregen und bestärken und wirkt so kulturfördernd!

Diesen guten Einfluß hat aber die Kunst, wie dargelegt, durch sich selbst, nicht nach dem Willen des Künstlers. Letzteres hieße ja, der Kunst eine Tendenz unterschieben. Eine Tendenz kann die Kunst jedoch niemals haben, denn echte Kunst ist und muß gut sein. Wahre Kunst kann nie schlecht sein, denn Kunst ist ja eben verkörperte Schönheit. Etwas Schönes, damit auch Gutes kann unmöglich schlecht sein, das wäre ein Widerspruch in sich.

Es ergibt sich hierdurch auch klar, daß es eine wirkliche Streitfrage, ob sittliche oder unsittliche Kunst, gar nicht gibt, denn von sittlicher oder unsittlicher Kunst reden, hieße ja der Kunst eine Tendenz beilegen, abgesehen davon, daß etwas Unsittliches nie gut sein kann.

Wie man nun heutigentags zu gerne gleich stolz jede Neuerung als Kulturerrungenschaft bezeichnet, so auch jede Neuerung im Gebiete der Kunst. Jeder wirkliche Fortschritt in der Kunst ist auch ohne Zweifel als ein großer Kulturfortschritt zu bezeichnen. Was aber in neuerer Zeit unter der Flagge Kunst segelt, verdient vielfach wirklich nicht mehr diesen Ehrentitel. So auch die Richtung, die sich stolz „Die Zukünftige", „Futurismus" nennt. Nach der seit 3000 Jahren bestehenden Auffassung von Kunst kann man diese Richtung unmöglich noch als Kunst bezeichnen, verwirft doch der Futurismus selbst die Grundprobleme der bisherigen Kunst und verkündet er doch „Alles, was wir bis jetzt als Kunstwerke bezeichnen, sei dem Untergang, der Zerstörung zu weihen". Geht doch auch sonst nach unseren Begriffen dem Futurismus eine Hauptbedingung der Kunst ab, die Ruhe, Einfachheit, Klarheit. Je vollkommener die Kunst, um so einfacher und klarer sind die Kunstwerke.

Wo Kultur, da sehen wir Kunst und wo Kunst, dort auch wieder Kultur. Beides ist aber nur zu denken im Leben, im Leben des Menschen. Sein ganzes Leben muß ein Voranstreben auf jedem Gebiete, zumal auch auf dem der Selbstvervollkommnung, muß eben Kultur sein. Die Kunst aber darf auch nicht als außerhalb des Lebens bestehend betrachtet werden, sondern gehört ganz zum Leben. Das Leben selber muß zum Kunstwerke werden. Dann finden wir die wahre Vereinigung von Kunst und Kultur. Nicht aus dem Leben heraus muß man zur Kunst gelangen wollen, sondern durch das Leben zur Kunst. Die Schönheit, die Vollkommenheit ist Endzweck.

Die Feier des Kaiserjubiläums.

Von Fr. Neunkirchner.

Feste feiern ist keine leichte Kunst, und es sind schon manche Fehler auf diesem Gebiete gemacht worden. Diesmal darf man mit dem Verlaufe der Feierlichkeiten zufrieden sein. Keine Künstelei, keine Einseitigkeit, keine Uebertreibung. Würdig und warm! Die Anordnung war mit Geschmack, Takt und Geschick gemacht, und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Das militärische Element trat nicht übermäßig in den Vordergrund, und das höfische Element stellte sich in Harmonie mit den volkstümlichen Veranstaltungen. Es lag etwas von der Urwüchsigkeit und Herzlichkeit eines Familienfestes im ganzen. Der Grundzug war ein allgemeines Behagen. Die Volksstimmung ist weder chauvinistisch noch byzantinisch: Man hält die Gegenwart nicht für vollkommen, aber man schätzt das Erreichte und ist dankbar für die Vermeidung mancher Uebel, die unsere Vorfahren oder andere Völker betroffen haben. Man vergöttert den Kaiser nicht, aber man ehrt seine Tugenden und liebt seine urwüchsige, kraftvolle, kernige und stellenweise auch knorrige Persönlichkeit in ihrer imposanten Eigenart.

So wurde die Jubiläumsfeier zu einem wahren Feste deutscher Einigkeit und deutscher Stärke, über dem das Zeichen des Friedens schwebte. Der heißeste Dank wird dem Kaiser gerade dafür gezollt, daß er die achtzehnjährige Friedenszeit, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, um weitere 25 Jahre verlängert hat und mit Gottes Hilfe noch weiter zu verlängern strebt. In der Gewöhnung an den Frieden hat man beinahe schon vergessen, daß der jugendliche Monarch bei seiner Thronbesteigung in der Welt als ruhm- und kriegssüchtig ausgerufen wurde; jetzt denkt man aber gern an diese falschen Prophezeiungen zurück, da das erfreuliche Gegenteil zur dauernden Tatsache wurde.

Dem Friedenskaiser gilt vor allem das Jubelfest. Schön wäre es, wenn der Jubilar uns außer den Weltfrieden auch noch den inneren Frieden in ungetrübter Vollendung sichern würde, wenn sich alle inneren Reibungen und „Kämpfe" so schön glätten und beilegen ließen, wie z. B. der alte welfische Zwist durch die jüngste Hochzeit. Aber es gibt kein Fest, bei dem nicht noch Wünsche, Sorgen und Arbeiten für die bessere Zukunft übrig blieben. Leider hat eine traurige Denunziation und bureaukratische Engherzigkeit einen schrillen Mißklang in das sonst so harmonische Festkonzert gebracht, indem man gerade am Hauptfeiertage zu Koesfeld in Westfalen die Jesuitenpatres an der Fortsetzung ihrer Volksexerzitien hinderte und so den Fortbestand dieses unglückseligen Ausnahmegesetzes uns wieder einmal handgreiflich bemerkbar machte. So etwas wird wie ein Frostwind im Mai empfunden. Wir Katholiken müssen weiter ringen, bis auch der § 1 und die unglückliche Bundesratsentschließung gefallen sind, und von dieser Seite keine Feststörung mehr droht. Ebenso muß mit zäher Ausdauer weiter gestrebt werden, um die anderen inneren Zwistigkeiten, vor allem die polnische und die elsaß-lothringische, zum friedlichen Ausklang zu bringen. Dabei rechnen wir auf die Gerechtigkeit und den versöhnlichen Sinn des Kaisers; denn er hat oft schon bewiesen, daß seine Impulsivität ihr Gegengewicht findet in der Entschlossenheit, mit der er den veränderten Verhältnissen, den neuen Bedürfnissen und besserer Erkenntnis Rechnung zu tragen weiß. Vorläufig darf man festhalten, daß die noch bestehenden inneren Schwierigkeiten in der Bismarckschen Erbschaft wurzeln, und daß unter der Regierung des vielfach als absolutistisch bezeichneten Monarchen das Reich und der Staat vor schweren Erschütterungen in ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung bewahrt geblieben sind.

Bei dem Festakt der Berliner Universität flocht Professor Hintze in seine Festrede eine „Enthüllung". Kaiser Wilhelm II. habe gleich nach dem Tode seines Vaters als erstes Schriftstück auf seinem Arbeitstisch ein „Testament" König Friedrich Wilhelms IV. vorgefunden, das in beweglichen Worten jeden Nachfolger beschwören wollte, vor Ablegung des Verfassungseides die Verfassung umzustoßen. Wilhelm II. habe dieses Schriftstück, das nach der Anordnung seines Urhebers jedem Kronprinzen im Augenblick des Thronwechsels vorgelegt werden sollte, verbrennen lassen, damit es nicht etwa bei einem jungen und unerfahrenen Nachfolger Unheil anrichte. Diese Reminiszenz an die Geburtswehen des konstitutionellen Lebens in Preußen und an die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. hat ja ein gewisses historisches Interesse. Aber wenn der Festredner die Verfassungstreue des Jubilars beweisen wollte, so brauchte er auf das Krema-

torium dieses Schriftstücks nicht zurückzugreifen. Es genügt vollauf der durchschlagende Beweis und die Tatsache, daß Wilhelm II. bei aller Bewußtheit seiner Herrscherrechte und seiner Herrschermacht in den 25 Jahren niemals die Verfassung angetastet oder anzutasten versucht hat. Der letzte Eingriff in das Verfassungsrecht (zum Nachteil der katholischen Minderheit) war 1875 erfolgt unter Bismarck, also 13 Jahre vor der Aera Wilhelm II. In den neunziger Jahren hat freilich ein Minister sich mit bedenklichen Plänen getragen, aber nicht ein Minister aus den „reaktionären" Parteien, sondern Herr v. Miquel nationalliberalen Ursprungs, der hier und dort sondierte, ob nicht für den Reichstag ein anderes Wahlverfahren sich einführen ließe. Der Vorstoß auf eigene Faust blieb aber im ersten Sande stecken. Von der Krone selbst oder im ministeriellen Amtsbetrieb ist gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht nichts unternommen worden, obschon die sozialdemokratischen Erfolge unter diesem demokratischsten aller bestehenden Wahlrechte unbequem genug waren und sind. Das Gleichgewicht zwischen den Kronrechten und den Volksrechten ist vor ernsten Schwankungen bewahrt geblieben. Von ebenso großer Bedeutung ist die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Zentralgewalt im Reiche und den Bundesstaaten, die Wahrung des föderativen Friedens.

Die vertrauensvolle Eintracht unter den Gliedern des Reiches und mit dem Haupt des Reichs kam in der erhebendsten Weise zur Bekundung bei der Gratulation der Bundesfürsten und der Senatspräsidenten der Freien Städte, die den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete. An der Spitze dieser erlauchten Versammlung stand der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, der Verweser des Königreichs Bayern, Prinz Ludwig. Dessen Ansprache ist nicht nur die feierlichste, sondern auch die inhaltreichste und bestgeformte von allen Festkundgebungen. Die Antwort des Kaisers stand auf der gleichen Höhe; sie gab ein kurzes, kräftiges, wohltuendes Programm des gemeinsamen Strebens im Reiche und für das Reich. Wir lassen die beiden Aktenstücke im Wortlaut folgen.

Prinzregent Ludwig sprach zu dem Jubilar:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät! Ganz Deutschland begeht in festlicher Stimmung den Tag, an dem Eure Majestät auf ein 25jähriges segensreiches Walten als Deutscher Kaiser und König von Preußen zurückblicken. Die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter des Senats der Freien und Hansastädte, die mit dem führenden Bundesstaat Preußen in engster, unauflöslicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche vereinigt sind, fühlen sich in erster Linie berufen, dieser freudigen Stimmung voll Ausdruck zu geben. Sie haben sich deshalb heute hier versammelt, um Eurer Majestät die wärmsten Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als im Jahre 1888 der Gründer des Deutschen Reiches, Ihr unvergeßlicher Herr Großvater, reich an Jahren, reicher noch an großen Erfolgen heimgegangen und die Heldengestalt Kaiser Friedrichs allzufrüh aus vollem Wirken dahingeschieden war, haben Eure Majestät in jungen Jahren schon mit hohem Idealismus und ernstem Pflichtbewußtsein die Würde und Aufgaben des Königs von Preußen und des Deutschen Kaisers angetreten: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Erfolgen, sondern an den Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt und Gesittung!" Dies haben Eurer Majestät gottseliger Herr Großvater in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches als Leitsatz für sich und seine Nachfolger verkündet. Diesem hohen Ziele, das Eure Majestät nach Uebernahme der Regierung in der Thronrede vom 25. Juni 1888 vor dem versammelten Reichstage sich zu eigen gemacht haben, sind Eure Majestät all die Jahre hindurch unbeirrt treu geblieben. Eure Majestät haben sich in der Führung der auswärtigen Politik des Reiches, wie im Innern, stets aufs Neue als Wahrer des Friedens bewiesen, immer darauf bedacht, dem Reiche die Möglichkeit zu sichern, die eines ehrenvollen Friedens Gewähr ist.

Glänzend ist der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland in diesen 25 Jahren genommen hat und der in allen Teilen des Reiches und in allen Schichten der Bevölkerung die Zunahme des Wohlstandes gebracht hat. Umfassend und sorgsam wurden die sozialen Einrichtungen zum Wohle der arbeitenden Klassen erweitert und ausgebaut. Die Wehrkraft des Deutschen Reiches ist in unermüdlicher Arbeit gepflegt und gefördert worden, insbesondere hat sich die Marine unter der persönlichen Initiative Eurer Majestät aus kleinen Anfängen zu achtunggebietender Stärke entwickelt. Was an sittlichen Kräften, was an Edlem, Schönem im deutschen Volke lebendig ist, konnte der Aufmunterung durch Eure Majestät sicher sein.

Den Blick auf das Ganze und Eigenes gerichtet, haben Eure Majestät den Wert und die Bedeutung der Einzelstaaten in dem verfassungsmäßigen Organismus des Reiches nicht verkannt. Die Erhaltung der ihnen für die Förderung ihrer Kulturaufgaben unentbehrlichen Lebenskräfte, ihre Rechte und ihre Interessen durften sich des kaiserlichen Schutzes erfreuen. Hierfür und für alles, was Eure Majestät in diesen 25 Jahren zum Besten unseres großen Vaterlandes erstrebt und geleistet haben, möchten die deutschen Bundesfürsten und die Freien und Hansastädte in dieser Stunde ihren freudigen Dank zum Ausdruck bringen.

Als äußeres Zeichen unserer Gefühle und Gesinnungen bitten wir Euere Majestät, den Tafelaufsatz huldvollst entgegenzunehmen, den wir einstweilen im Entwurf hier zu überreichen uns gestatten. Das Schiff, das er darstellt, umrahmt von den Wappenschildern der deutschen Bundesstaaten mit dem Reichsadler auf schwellenden Segeln und der Kaiserkrone als Schiffszier, soll ein Symbol sein der Einigkeit der deutschen Fürsten, der Freien und Hansastädte, und des ganzen deutschen Volkes, eine unerschütterliche Einigkeit, die des deutschen Volkes Macht und Glanz nach außen und nach innen für immer verbürgt.

Mögen dem Schiff des Deutschen Reiches unter Euerer Majestät starker Führung wie bisher noch viele viele Jahre glückhafter Fahrt beschieden sein. Möge Gottes Gnade und Segen auf Eurer Majestät, auf der huldreichen Kaiserin und auf dem ganzen, in reichster Blüte stehenden Hohenzollernhause ruhen. Unsere Glückwünsche an diesem Festtag und Segenswünsche auf die Zukunft der Regierung Eurer Majestät fassen wir zusammen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II. lebe hoch!"

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Euere Königliche Hoheit und alle hier vereinten erlauchten Bundesfürsten wie die Vertreter der Freien und Hansastädte bitte ich, für die mir bereitete Ehrung meinen innigen Dank entgegenzunehmen. Von Herzen und mit Freude danke ich für die kunstreiche Ehrengabe, die unter einem mir besonders willkommenen Bilde Deutschlands einige Stärke und den Wert aller Glieder des Reiches für unsere Macht und Größe vor die Augen führt. Die durch die Bundesverträge umschlossene Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Lebens bedeutet einen nationalen Reichtum, den nach innen wie nach außen zu schirmen, ich als meine erhabene kaiserliche Pflicht erkenne. Wenn die Erfüllung dieser Aufgabe, an die ich in jungen Jahren nach dem Vorbild der beiden unvergeßlichen ersten Kaiser herangetreten bin, in der seither verflossenen Zeit gelungen ist, so war dies nur möglich dank der Unterstützung, die ich bei meinen hohen Verbündeten gefunden habe.

Euere Königliche Hoheit haben der Entwicklung zu gedenken geruht, die uns mit den Segnungen des Friedens während der letzten 25 Jahre vergönnt war. Wir sind vorwärts gekommen, wie in Heer und Flotte so auch in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Schiffahrt und Verkehr, in Wissenschaften und Technik, in den Künsten und — auch das ist wichtig — in der Pflege frohgemuter körperlicher Uebungen. Fern liegt mir der Gedanke, als Verdienst für einzelne in Anspruch zu nehmen, was Gesamtleistungen der Nation sind.

Wenn aber Eure Königliche Hoheit so freundlich meinen Anteil an Deutschlands Vorwärtsstreben erwähnt haben, so drängt es mich, hier zu bezeugen, mit welcher Dankbarkeit ich die vielen Jahre hindurch verfolgt habe, daß alle Bundesfürsten und die Regierungen der Freien und Hansastädte, jeder in seinen Gebieten und jeder im eigenen Bereich, mitgearbeitet haben, wie an der Erstarkung unseres nationalen Lebens, so auch an dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches und an einer deutschen Kultur. So soll es weiter gehen, damit wir in Ehren bestehen können vor den Begründern der Reichseinheit, die auf uns niederblicken aus der Ewigkeit.

Auf die gütigen Worte, die im Namen der hier Versammelten Eure Königliche Hoheit mir und meinem Hause gewidmet haben, erwidere ich mit den herzlichsten Wünschen für Deutschlands Fürsten und ihre hohen Familien, für die Bürgermeister und Senate der Freien und Hansastädte. Allezeit meine Kräfte dem Wohl des gesamten Volkes zu weihen und zu meinen hohen Verbündeten zu stehen in deutscher Treue, das sind die Gefühle, die heute in Dankbarkeit und Zuversicht mein Herz erfüllen."

* * *

Der richtige Gedanke, daß all die verschiedenen Kräfte, die an den „Gesamtleistungen" der 25 Jahre mitgearbeitet haben, auch mitfeiern sollen, kam in der Mannigfaltigkeit der festlichen Veranstaltungen trefflich zum Ausdruck. Alle Staaten, alle Stände, alle Bekenntnisse waren beteiligt.

Von katholischer Seite brachte schon der 14. Juni die Ueberreichung des päpstlichen Glückwunschschreibens durch den Kardinalfürstbischof Dr. Kopp und den Monsignore Prinz Croy. An diesen Empfang schloß sich an der des Koadjutor-Primas des Benediktiner-Ordens, Abtes von Stotzingen. Als Vertreter der Bischöfe erschienen am 16. Juni der Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, und der Bischof von Rottenburg, Dr. von Keppler. Den Ausschuß für die Sammlung der Kaiser Wilhelm-Spende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien repräsentierte der Präsident Fürst zu Löwenstein-Wertheim. (Das Ergebnis der Sammlungen — 1 300 000 Mark auf katholischer Seite und 2 500 000 Mark auf evangelischer Seite — ist in Anbetracht der numerischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Konfessionen für uns sehr ehrenvoll.) Auch der Verband der katholischen Missionen in den Schutzgebieten sowie die deutsche Maltesergenossenschaft kamen zur Vertretung. Das katholische missionswissenschaftliche Institut überreichte ein Prachtwerk über die gesamte kulturelle Tätigkeit unserer Missionen. Die katholischen Arbeitervereine erschienen

Dann sehen wir ja auch, daß speziell religiös gläubige Zeiten dem Gedeihen der Kunst besonders förderlich waren. Was Wunder auch! Ist doch die Religion eine fortwährende Beschäftigung mit dem Guten katexochen, und bezweckt sie doch gerade die innere Vervollkommnung, etwa das, was die Kultur letzten Endes als Hauptzweck verfolgt. Schon von den frühesten Zeiten an war die Kunst gleichsam Dienerin der Religion, fand in ihr die Nahrung und die Kraft gedeihlicher Entwicklung. Ein Sinken der Religiosität hatte auch jedesmal einen Verfall der Kunst im Gefolge und muß ihn haben. Denn wahre Religiosität ist einer richtigen kulturellen Entwicklung nicht nur keineswegs entgegen, sondern direkt förderlich. Religion und Kultur gehören eng zusammen und sind in gewisser Beziehung geradezu identisch.

Wie nun die Kunst zu einer gedeihlichen Entwicklung eines kulturellen Bodens bedarf, so ist anderseits die Kunst selber auch kulturfördernd. Wir sehen so eine direkte Wechselwirkung zwischen Kunst und Kultur. Wahre Kunst veredelt. Sie entrückt uns zeitweilig ganz dem alltäglichen Getriebe, befreit uns von der Herrschaft der Materie, indem sie den Geist in höhere erhabenere Regionen entführt. Wahre Kunst veredelt, denn sie ist ja naturgemäß gut.

Wodurch aber hat die Kunst einen so starken Einfluß, dem sich fast kein Mensch entziehen kann? Die Kunst befreit eben den Geist von den Fesseln des vergänglichen Irdischen. Sie befriedigt aber auch bis zu einem gewissen Grade das stärkste Sehnen des Menschen, das Sehnen nach Glück, mit anderen Worten das Sehnen nach Zufriedenheit, Wunschlosigkeit, oder ganz kurz, nach Vollkommenheit. Die Kunst ist ja selber etwas Vollkommenes; ist doch ein Kunstwerk ein in sich geschlossenes, für sich bestehendes, ein Ganzes. Diese Geschlossenheit aber gewährt Ruhe, und diese Ruhe verursacht eben die Befriedigung. Notwendig hat diese zeitweilige Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Materie und das Aufgehen im Guten einen guten und veredelnden Einfluß, wie auch die Beschäftigung mit dem Schlechten seine Folgen hinterläßt. Gute Kunstwerke haben aber auch die Kraft, die ihnen innewohnenden guten Gedanken dem, der sich ganz in sie versenkt, zu übertragen!

Eine häufige Beschäftigung mit der Kunst muß also im Menschen die Sehnsucht nach dem Guten, Schönen anregen und bestärken und wirkt so kulturfördernd!

Diesen guten Einfluß hat aber die Kunst, wie dargelegt, durch sich selbst, nicht nach dem Willen des Künstlers. Letzteres hieße ja, der Kunst eine Tendenz unterschieben. Eine Tendenz kann die Kunst jedoch niemals haben, denn echte Kunst ist und muß gut sein. Wahre Kunst kann nie schlecht sein, denn Kunst ist ja eben verkörperte Schönheit. Etwas Schönes, damit auch Gutes kann unmöglich schlecht sein, das wäre ein Widerspruch in sich.

Es ergibt sich hierdurch auch klar, daß es eine wirkliche Streitfrage, ob sittliche oder unsittliche Kunst, gar nicht gibt, denn von sittlicher oder unsittlicher Kunst reden, hieße ja der Kunst eine Tendenz beilegen, abgesehen davon, daß etwas Unsittliches nie gut sein kann.

Wie man nun heutigentags zu gerne gleich stolz jede Neuerung als Kulturerrungenschaft bezeichnet, so auch jede Neuerung im Gebiete der Kunst. Jeder wirkliche Fortschritt in der Kunst ist auch ohne Zweifel als ein großer Kulturfortschritt zu bezeichnen. Was aber in neuerer Zeit unter der Flagge Kunst segelt, verdient vielfach wirklich nicht mehr diesen Ehrentitel. So auch die Richtung, die sich stolz „Die Zukünftige", „Futurismus" nennt. Nach der seit 3000 Jahren bestehenden Auffassung von Kunst kann man diese Richtung unmöglich noch als Kunst bezeichnen, verwirft doch der Futurismus selbst die Grundprobleme der bisherigen Kunst und verkündet er doch „Alles, was wir bis jetzt als Kunstwerke bezeichnen, sei dem Untergang, der Zerstörung zu weihen". Geht doch auch sonst nach unseren Begriffen dem Futurismus eine Hauptbedingung der Kunst ab, die Ruhe, Einfachheit, Klarheit. Je vollkommener die Kunst, um so einfacher und klarer sind die Kunstwerke.

Wo Kultur, da sehen wir Kunst und wo Kunst, dort auch wieder Kultur. Beides ist aber nur zu denken im Leben, im Leben des Menschen. Sein ganzes Leben muß ein Voranstreben auf jedem Gebiete, zumal auch auf dem der Selbstvervollkommnung, muß eben Kultur sein. Die Kunst aber darf auch nicht als außerhalb des Lebens bestehend betrachtet werden, sondern gehört ganz zum Leben. Das Leben selber muß zum Kunstwerke werden. Dann finden wir die wahre Vereinigung von Kunst und Kultur. Nicht aus dem Leben heraus muß man zur Kunst gelangen wollen, sondern durch das Leben zur Kunst. Die Schönheit, die Vollkommenheit ist Endzweck.

Die Feier des Kaiserjubiläums.

Von Fr. Neunkirchner.

Feste feiern ist keine leichte Kunst, und es sind schon manche Fehler auf diesem Gebiete gemacht worden. Diesmal darf man mit dem Verlaufe der Feierlichkeiten zufrieden sein. Keine Künstelei, keine Einseitigkeit, keine Uebertreibung. Würdig und warm! Die Anordnung war mit Geschmack, Takt und Geschick gemacht, und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig. Das militärische Element trat nicht übermäßig in den Vordergrund, und das höfische Element stellte sich in Harmonie mit den volkstümlichen Veranstaltungen. Es lag etwas von der Urwüchsigkeit und Herzlichkeit eines Familienfestes im ganzen. Der Grundzug war ein allgemeines Behagen. Die Volksstimmung ist weder chauvinistisch noch byzantinisch: Man hält die Gegenwart nicht für vollkommen, aber man schätzt das Erreichte und ist dankbar für die Vermeidung mancher Uebel, die unsere Vorfahren oder andere Völker betroffen haben. Man vergöttert den Kaiser nicht, aber man ehrt seine Tugenden und liebt seine urwüchsige, kraftvolle, kernige und stellenweise auch knorrige Persönlichkeit in ihrer imposanten Eigenart.

So wurde die Jubiläumsfeier zu einem wahren Feste deutscher Einigkeit und deutscher Stärke, über dem das Zeichen des Friedens schwebte. Der heißeste Dank wird dem Kaiser gerade dafür gezollt, daß er die achtzehnjährige Friedenszeit, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, um weitere 25 Jahre verlängert hat und mit Gottes Hilfe noch weiter zu verlängern strebt. In der Gewöhnung an den Frieden hat man beinahe schon vergessen, daß der jugendliche Monarch bei seiner Thronbesteigung in der Welt als ruhm- und kriegssüchtig ausgerufen wurde; jetzt denkt man aber gern an diese falschen Prophezeiungen zurück, da das erfreuliche Gegenteil zur dauernden Tatsache wurde.

Dem Friedenskaiser gilt vor allem das Jubelfest. Schön wäre es, wenn der Jubilar uns außer den Weltfrieden auch noch den inneren Frieden in ungetrübter Vollendung sichern würde, wenn sich alle inneren Reibungen und „Kämpfe" so schön glätten und beilegen ließen, wie z. B. der alte welfische Zwist durch die jüngste Hochzeit. Aber es gibt kein Fest, bei dem nicht noch Wünsche, Sorgen und Arbeiten für die bessere Zukunft übrig blieben. Leider hat eine traurige Denunziation und bureaukratische Engherzigkeit einen schrillen Mißklang in das sonst so harmonische Festkonzert gebracht, indem man gerade am Hauptfeiertage zu Koesfeld in Westfalen die Jesuitenpatres an der Fortsetzung ihrer Volksexerzitien hinderte und so den Fortbestand dieses unglückseligen Ausnahmegesetzes uns wieder einmal handgreiflich bemerkbar machte. So etwas wird wie ein Frostwind im Mai empfunden. Wir Katholiken müssen weiter ringen, bis auch der § 1 und die unglückliche Bundesratsentschließung gefallen sind, und von dieser Seite keine Feststörung mehr droht. Ebenso muß mit zäher Ausdauer weiter gestrebt werden, um die anderen inneren Zwistigkeiten, vor allem die polnische und die elsaß-lothringische, zum friedlichen Ausklang zu bringen. Dabei rechnen wir auf die Gerechtigkeit und den versöhnlichen Sinn des Kaisers; denn er hat oft schon bewiesen, daß seine Impulsivität ihr Gegengewicht findet in der Entschlossenheit, mit der er den veränderten Verhältnissen, den neuen Bedürfnissen und besserer Erkenntnis Rechnung zu tragen weiß. Vorläufig darf man festhalten, daß die noch bestehenden inneren Schwierigkeiten in der Bismarckschen Erbschaft wurzeln, und daß unter der Regierung des vielfach als absolutistisch bezeichneten Monarchen das Reich und der Staat vor schweren Erschütterungen in ihrer verfassungsmäßigen Entwicklung bewahrt geblieben sind.

Bei dem Festakt der Berliner Universität flocht Professor Hintze in seine Festrede eine „Enthüllung". Kaiser Wilhelm II. habe gleich nach dem Tode seines Vaters als erstes Schriftstück auf seinem Arbeitstisch ein „Testament" König Friedrich Wilhelms IV. vorgefunden, das in beweglichen Worten jeden Nachfolger beschwören wollte, vor Ablegung des Verfassungseides die Verfassung umzustoßen. Wilhelm II. habe dieses Schriftstück, das nach der Anordnung seines Urhebers jedem Kronprinzen im Augenblick des Thronwechsels vorgelegt werden sollte, verbrennen lassen, damit es nicht etwa bei einem jungen und unerfahrenen Nachfolger Unheil anrichte. Diese Reminiszenz an die Geburtswehen des konstitutionellen Lebens in Preußen und an die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. hat ja ein gewisses historisches Interesse. Aber wenn der Festredner die Verfassungstreue des Jubilars beweisen wollte, so brauchte er auf das Krema-

torium dieses Schriftstücks nicht zurückzugreifen. Es genügt vollauf der durchschlagende Beweis und die Tatsache, daß Wilhelm II. bei aller Bewußtheit seiner Herrscherrechte und seiner Herrschermacht in den 25 Jahren niemals die Verfassung angetastet oder anzutasten versucht hat. Der letzte Eingriff in das Verfassungsrecht (zum Nachteil der katholischen Minderheit) war 1875 erfolgt unter Bismarck, also 13 Jahre vor der Aera Wilhelm II. In den neunziger Jahren hat freilich ein Minister sich mit bedenklichen Plänen getragen, aber nicht ein Minister aus den „reaktionären" Parteien, sondern Herr v. Miquel nationalliberalen Ursprungs, der hier und dort sondierte, ob nicht für den Reichstag ein anderes Wahlverfahren sich einführen ließe. Der Vorstoß auf eigene Faust blieb aber im ersten Sande stecken. Von der Krone selbst oder im ministeriellen Amtsbetrieb ist gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht nichts unternommen worden, obschon die sozialdemokratischen Erfolge unter diesem demokratischsten aller bestehenden Wahlrechte unbequem genug waren und sind. Das Gleichgewicht zwischen den Kronrechten und den Volksrechten ist vor ernsten Schwankungen bewahrt geblieben. Von ebenso großer Bedeutung ist die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Zentralgewalt im Reiche und den Bundesstaaten, die Wahrung des föderativen Friedens.

Die vertrauensvolle Eintracht unter den Gliedern des Reiches und mit dem Haupt des Reichs kam in der erhebendsten Weise zur Bekundung bei der Gratulation der Bundesfürsten und der Senatspräsidenten der Freien Städte, die den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete. An der Spitze dieser erlauchten Versammlung stand der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, der Verweser des Königreichs Bayern, Prinz Ludwig. Dessen Ansprache ist nicht nur die feierlichste, sondern auch die inhaltreichste und bestgeformte von allen Festkundgebungen. Die Antwort des Kaisers stand auf der gleichen Höhe; sie gab ein kurzes, kräftiges, wohltuendes Programm des gemeinsamen Strebens im Reiche und für das Reich. Wir lassen die beiden Aktenstücke im Wortlaut folgen.

Prinzregent Ludwig sprach zu dem Jubilar:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät! Ganz Deutschland begeht in festlicher Stimmung den Tag, an dem Eure Majestät auf ein 25jähriges segensreiches Walten als Deutscher Kaiser und König von Preußen zurückblicken. Die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter des Senats der Freien und Hansastädte, die mit dem führenden Bundesstaat Preußen in engster, unauflöslicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche vereinigt sind, fühlen sich in erster Linie berufen, dieser freudigen Stimmung voll Ausdruck zu geben. Sie haben sich deshalb heute hier versammelt, um Eurer Majestät die wärmsten Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als im Jahre 1888 der Gründer des Deutschen Reiches, Ihr unvergeßlicher Herr Großvater, reich an Jahren, reicher noch an großen Erfolgen heimgegangen und die Heldengestalt Kaiser Friedrichs allzufrüh aus vollem Wirken dahingeschieden war, haben Eure Majestät in jungen Jahren schon mit hohem Idealismus und ernstem Pflichtbewußtsein die Würde und Aufgaben des Königs von Preußen und des Deutschen Kaisers angetreten: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Erfolgen, sondern an den Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt und Gesittung!" Dies haben Eurer Majestät gottseliger Herr Großvater in der Geburtsstunde des Deutschen Reiches als Leitsatz für sich und seine Nachfolger verkündet. Diesem hohen Ziele, das Eure Majestät nach Uebernahme der Regierung in der Thronrede vom 25. Juni 1888 vor dem versammelten Reichstage sich zu eigen gemacht haben, sind Eure Majestät all die Jahre hindurch unbeirrt treu geblieben. Eure Majestät haben sich in der Führung der auswärtigen Politik des Reiches, wie im Innern, stets aufs Neue als Wahrer des Friedens bewiesen, immer darauf bedacht, dem Reiche die Möglichkeit zu sichern, die eines ehrenvollen Friedens Gewähr ist.

Glänzend ist der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland in diesen 25 Jahren genommen hat und der in allen Teilen des Reiches und in allen Schichten der Bevölkerung die Zunahme des Wohlstandes gebracht hat. Umfassend und sorgsam wurden die sozialen Einrichtungen zum Wohle der arbeitenden Klassen erweitert und ausgebaut. Die Wehrkraft des Deutschen Reiches ist in unermüdlicher Arbeit gepflegt und gefördert worden, insbesondere hat sich die Marine unter der persönlichen Initiative Eurer Majestät aus kleinen Anfängen zu achtunggebietender Stärke entwickelt. Was an sittlichen Kräften, was an Edlem, Schönem im deutschen Volke lebendig ist, konnte der Aufmunterung durch Eure Majestät sicher sein.

Den Blick auf das Ganze und Eigenes gerichtet, haben Eure Majestät den Wert und die Bedeutung der Einzelstaaten in dem verfassungsmäßigen Organismus des Reiches nicht verkannt. Die Erhaltung der ihnen für die Förderung ihrer Kulturaufgaben unentbehrlichen Lebenskräfte, ihre Rechte und ihre Interessen durften sich des kaiserlichen Schutzes erfreuen. Hierfür und für alles, was Eure Majestät in diesen 25 Jahren zum Besten unseres großen Vaterlandes erstrebt und geleistet haben, möchten die deutschen Bundesfürsten und die Freien und Hansastädte in dieser Stunde ihren freudigen Dank zum Ausdruck bringen.

Als äußeres Zeichen unserer Gefühle und Gesinnungen bitten wir Eure Majestät, den Tafelaufsatz huldvollst entgegenzunehmen, den wir einstweilen im Entwurf hier zu überreichen uns gestatten. Das Schiff, das er darstellt, umrahmt von den Wappenschildern der deutschen Bundesstaaten mit dem Reichsadler auf schwellenden Segeln und der Kaiserkrone als Schiffszier, soll ein Symbol sein der Einigkeit der deutschen Fürsten, der Freien und Hansastädte, und des ganzen deutschen Volkes, eine unerschütterliche Einigkeit, die des deutschen Volkes Macht und Glanz nach außen und nach innen für immer verbürgt.

Mögen dem Schiff des Deutschen Reiches unter Euerer Majestät starker Führung wie bisher noch viele viele Jahre glückhafter Fahrt beschieden sein. Möge Gottes Gnade und Segen auf Eurer Majestät, auf der huldreichen Kaiserin und auf dem ganzen, in reichster Blüte stehenden Hohenzollernhause ruhen. Unsere Glückwünsche an diesem Festtag und Segenswünsche auf die Zukunft der Regierung Eurer Majestät fassen wir zusammen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II. lebe hoch!"

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Euere Königliche Hoheit und alle hier vereinten erlauchten Bundesfürsten wie die Vertreter der Freien und Hansastädte bitte ich, für die mir bereitete Ehrung meinen innigen Dank entgegenzunehmen. Von Herzen und mit Freude danke ich für die kunstreiche Ehrengabe, die unter einem mir besonders willkommenen Bilde Deutschlands einige Stärke und den Wert aller Glieder des Reiches für unsere Macht und Größe vor die Augen führt. Die durch die Bundesverträge umschlossene Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Lebens bedeutet einen nationalen Reichtum, den nach innen wie nach außen zu schirmen, ich als meine erhabene kaiserliche Pflicht erkenne. Wenn die Erfüllung dieser Aufgabe, an die ich in jungen Jahren nach dem Vorbild der beiden unvergeßlichen ersten Kaiser herangetreten bin, in der seither verflossenen Zeit gelungen ist, so war dies nur möglich dank der Unterstützung, die ich bei meinen hohen Verbündeten gefunden habe.

Euere Königliche Hoheit haben der Entwicklung zu gedenken geruht, die uns mit den Segnungen des Friedens während der letzten 25 Jahre vergönnt war. Wir sind vorwärts gekommen, wie in Heer und Flotte so auch in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Schiffahrt und Verkehr, in Wissenschaften und Technik, in den Künsten und — auch das ist wichtig — in der Pflege frohgemuter körperlicher Uebungen. Fern liegt mir der Gedanke, als Verdienst für einzelne in Anspruch zu nehmen, was Gesamtleistungen der Nation sind.

Wenn aber Eure Königliche Hoheit so freundlich meinen Anteil an Deutschlands Vorwärtsstreben erwähnt haben, so drängt es mich, hier zu bezeugen, mit welcher Dankbarkeit ich die vielen Jahre hindurch verfolgt habe, daß alle Bundesfürsten und die Regierungen der Freien und Hansastädte, jeder in seinen Gebieten und jeder im eigenen Bereich, mitgearbeitet haben, wie an der Erstarkung unseres nationalen Lebens, so auch an dem wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches und an einer deutschen Kultur. So soll es weiter gehen, damit wir in Ehren bestehen können vor den Begründern der Reichseinheit, die auf uns niederblicken aus der Ewigkeit.

Auf die gütigen Worte, die im Namen der hier Versammelten Eure Königliche Hoheit mir und meinem Hause gewidmet haben, erwidere ich mit den herzlichsten Wünschen für Deutschlands Fürsten und ihre hohen Familien, für die Bürgermeister und Senate der Freien und Hansastädte. Allezeit meine Kräfte dem Wohl des gesamten Volkes zu weihen und zu meinen hohen Verbündeten zu stehen in deutscher Treue, das sind die Gefühle, die heute in Dankbarkeit und Zuversicht mein Herz erfüllen."

* * *

Der richtige Gedanke, daß all die verschiedenen Kräfte, die an den „Gesamtleistungen" der 25 Jahre mitgearbeitet haben, auch mitfeiern sollen, kam in der Mannigfaltigkeit der festlichen Veranstaltungen trefflich zum Ausdruck. Alle Staaten, alle Stände, alle Bekenntnisse waren beteiligt.

Von katholischer Seite brachte schon der 14. Juni die Ueberreichung des päpstlichen Glückwunschschreibens durch den Kardinalfürstbischof Dr. Kopp und den Monsignore Prinz Croy. An diesen Empfang schloß sich an der des Koadjutor-Primas des Benediktiner-Ordens, Abtes von Stotzingen. Als Vertreter der Bischöfe erschienen am 16. Juni der Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann, und der Bischof von Rottenburg, Dr. von Keppler. Den Ausschuß für die Sammlung der Kaiser Wilhelm-Spende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien repräsentierte der Präsident Fürst zu Löwenstein-Wertheim. (Das Ergebnis der Sammlungen — 1300000 Mark auf katholischer Seite und 2500000 Mark auf evangelischer Seite — ist in Anbetracht der numerischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Konfessionen für uns sehr ehrenvoll.) Auch der Verband der katholischen Missionen in den Schutzgebieten sowie die deutsche Maltesergenossenschaft kamen zur Vertretung. Das katholische missionswissenschaftliche Institut überreichte ein Prachtwerk über die gesamte kulturelle Tätigkeit unserer Missionen. Die katholischen Arbeitervereine erschienen

neben den evangelischen Arbeitervereinen. Die christlichen Gewerkschaften überreichten eine prächtige Adresse. Ebenso der Westfälische Bauernverein.

Es ist unmöglich, hier im einzelnen alle Deputationen aufzuzählen, die vor dem Kaiser erschienen, um namens des Bundesrats, des Ministeriums, der Parlamente, der Armee, der Marine, der Provinzen, der Städte, der Universitäten, vieler Verbände, Vereine, Gesellschaften usw. ihre Glückwünsche darzubringen. Wir wollen nur noch die Veranstaltungen hervorheben, die für die Universalität und die Volkstümlichkeit der Feier bezeichnend sind: Das Frühständchen von 7000 Berliner Schulkindern, Auffahrt und Fackelzug der Studenten, Festzug der Berliner Gewerke. Der Innungszug war in dieser Größe, diesem Formen- und Farbenreichtum und dieser Gemütlichkeit für die sonst schwerfällige Reichshauptstadt etwas Neues. Es verdient aber Anerkennung, daß Berlin in der Ausschmückung der Straßen dieses Mal sich selbst übertroffen hatte. Diesem Aufschwung der städtischen Leitung schloß sich das lebhafte Volkstreiben an. Nicht bloß „ganz Berlin" war auf den Beinen, sondern nach Hunderttausenden zählten die freiwilligen Deputierten, die aus den Provinzen und den anderen Staaten herbeigeströmt waren. Man wollte zum Kaiserfest froh und dankbar sein, und man war es. Der kaiserliche Dank kommt zum lebhaften Ausdruck in einem Erlaß vom 19. Juni an „jeden Einzelnen", der an diesem Nationalfesttage teilnahm.

Es ist gewiß bedauerlich, daß die sozialdemokratische Partei auch bei diesem Feste sich abseits hielt. Doch muß festgestellt werden, daß auch viele Wähler dieser Partei sich in dem Festtrubel haben mittreiben lassen und daß von der roten Parteileitung nichts Störendes unternommen worden ist. Nicht bloß der preußische Landtag mit seinen zehn Sozialdemokraten, sondern auch der Reichstag mit seinen 110 „Genossen" konnte ungestört in Festsitzung und Festmahl die patriotische Gesinnung bekunden.

Der Flieger.

Im kleinen Kirchlein liegt er aufgebahrt,
Ein Meer von Blumen duftet um ihn her,
Und morgen macht er seine letzte Fahrt,
Doch auf zur Sonne führt ihn keine mehr.
— — — — — — — — — — — —
Wie jauchzte man dem jungen Sieger zu,
Wenn ihn sein Aeroplan in raschem Flug,
Der leichtbeschwingten Schwalbe gleich im Nu
Bis zu den fernsten Wolkensäumen trug.
Sein war der Lüfte unbegrenztes Reich,
Sie dienten willig seinem Machtgebot.
War er nicht einem stolzen König gleich,
Der junge, kühne, herrliche Pilot?
Da hat die wilde, unheilvolle Boe
An seiner Kühnheit ihren Zorn gekühlt,
Aus höchsten Höhen sank er in den See,
Die Wellen haben ihn ans Land gespült.

Im kleinen Kirchlein liegt er aufgebahrt,
Mit frischen Rosen kränzte man sein Bild,
Und morgen macht er seine letzte Fahrt,
In manchem Auge eine Träne quillt.
Die Menge schreitet still an ihm vorbei,
Ergriffen huldigt sie dem Genius,
Der allzu früh, schon in des Lebens Mai,
Die Schönheit dieser Erde lassen muss.
Man streut ihm Blumen im Vorübergehn
Als letzte Gabe auf den Sarkophag,
Und will sein Bildnis gern noch einmal sehn,
Das sieghaft lächelt in den goldenen Tag. — —

Wenn eine Mutter trauernd um ihn klagt,
Ist ihrem Schmerz ein sanfter Trost geblieben:
Der ist ein Held, der kühn das Höchste wagt,
Und frühe sterben muss, wen Götter lieben!

Josefine Moos.

Weltrundschau.

Von Franz Nienkemper, Berlin.

Das Kompromiß im Reichstage.

Wenn nicht noch in letzter Stunde ein Unglück passiert, so ist die Verständigung über die Deckungsvorlagen unter der bürgerlichen Mehrheit gesichert und die gleichzeitige Verabschiedung der Wehrvorlage und der Steuergesetze zu erwarten. Auch wer an der gefundenen Lösung dies oder das aussetzen kann, muß doch anerkennen, daß das Einigungsfest im Reichstage eine wohltuende Ergänzung zu dem Friedens- und Freudenfest des Silberjubiläums bildet, und daß wir durch das Kompromiß vor bedeutenden Lasten und Gefahren bewahrt blieben. Denn die Verzögerung der Deckungsbeschlüsse würde eine kritische Lage herbeigeführt haben, da die Regierung die sofortige Bewilligung der Heeresvorlage für unbedingt notwendig erachtete, und im Reichstag mit Recht der Grundsatz hochgehalten wird, keine Ausgaben ohne Deckung zu bewilligen. Das Scheitern des Kompromisses hätte die Linksmehrheit, die im Reichstage leider besteht, ans Ruder gebracht, und damit wäre die Gefahr der „Witwen- und Waisensteuer" akut geworden. Der Bundesrat würde ein solches Angebot der Linksmehrheit schwerlich ausgeschlagen haben; denn er hat ja schon 1909 selbst die Erbanfallsteuer vorgelegt, und einzelne Regierungen, vor allem die sächsische, schwärmen noch heute unverhohlen für diese „ideale" Steuer. Das ist ein Gesichtspunkt, auf den besonders die Vertreter der Landwirtschaft hingewiesen werden müssen. Einige von ihnen, namentlich in Norddeutschland, lassen sich durch die Bedenken gegen das geplante Vermögenszuwachssteuergesetz verleiten, mit dem Hansabund und sonstigen Körperschaften aus der Handels- und Industriewelt an demselben Strange zu ziehen. Der Hansabund handelt folgerichtig: Er will einerseits gerade diejenigen Kreise schützen, in denen der größte steuerfähige Vermögenszuwachs durch ertragsreiche Arbeit oder glückliche Spekulation errungen wird; das sind aber nicht die landwirtschaftlichen Erwerbskreise. Der Hansabund will anderseits die Bahn freihalten für seine altgeliebte Erbanfallsteuer, und das ist wiederum gegen die landwirtschaftlichen Interessen. Daher sollten die Konservativen und die Landwirtschaftsfreunde im Zentrum sich von der linksliberalen Opposition fernhalten und dem Kompromisse als dem kleineren Uebel zustimmen.

Zum Rückgrat des Kompromisses ist die Vermögenszuwachssteuer geworden. An der Befreiung des Gattenerbes hat man festgehalten. Zur Milderung der Steuer auf das Kindeserbe hat man den minderjährigen Kindern einen Nachlaß bis zu 50 Prozent der Veranlagung bewilligt; es sind aber noch Bemühungen im Gange, bei der zweiten Lesung noch etwas mehr Erleichterung durchzusetzen. Immerhin kommt das Kindeserbe hier noch viel besser weg, als bei einem Erbanfallgesetze. — Beim Wehrbeitrag will man den schwierigen Versuch, das Einkommen in Kapital umzurechnen, wieder aufgeben und eine direkte Abgabe vom Einkommen (aber nur einmalig und außerordentlich!) zur Ergänzung der Vermögensabgabe einführen. Ueber die Einzelheiten läßt sich ja disputieren; die Hauptsache ist, daß die Belastung erträglich bleibt, und das ist gewiß noch der Fall, wenn ein Mann mit 5000 Mk. Jahreseinkommen davon 1 Prozent, also 50 Mk. opfern soll. Von großer Bedeutung für die Landwirtschaft ist die Grundstücksschätzung. Wenn man da nach dem wirklichen Reinertrag den Wert berechnet, so wird die Schätzung nicht drückend, mag man auch statt des zuerst beschlossenen Zwanzigfachen das Fünfundzwanzigfache des Reinertrages setzen.

Der vereinbarte Ausweg ist keine glatte und gerade Straße, aber er ist gangbar und führt zu dem Ziele, das durch die Lage der Verhältnisse unbedingt geboten ist.

Bei solchen Aufgaben, wo es gilt, die liberale Linke und die konservative Rechte in Fühlung zu bringen, fällt naturgemäß dem Zentrum die vermittelnde Rolle zu. Der „ehrliche Makler" hat aber, wie schon Fürst Bismarck auf dem hochpolitischen Gebiete erfahren mußte, auf mehr Last als Lust zu rechnen, auf mehr Nackenschläge als Lorbeeren. Wenn einige Blätter es so darstellen, als ob das Zentrum die Führung und den Ruhm und die Macht an sich reißen wollte, so ist das ganz unberechtigt und obendrein gemeinschädlich. Das sind Quertreibereien zur Erregung von Argwohn und Eigensinn, die das Einigungswerk nur erschweren. Das Zentrum als Partei hat in der ganzen Angelegenheit nur Opfer zu bringen.

Kein Wunder, daß sich hier oder da eine skeptische Stimme erhebt: „Wozu denn der Eifer? Die dornige Arbeit der Steuerfabrikation könnte man ja diesmal anderen überlassen?" Allerdings, wer die Hände in den Taschen stecken läßt, sichert seine Gliedmaßen vor Schwielen und vor Schmutz; aber der untätige Zuschauer ist erstens ohne Einfluß auf die Gestaltung des Werkes und verscherzt sich zweitens das erhebende Bewußtsein treuer und tapferer Pflichterfüllung. Aus Scheu vor der großen Verantwortlichkeit abseits stehen und die anderen „wursteln" lassen, mag für die Gegenwart bequemer sein; es schädigt aber für die Zukunft die innere und äußere Kraft.

Während der Budgetausschuß fleißige und fruchtbare Steuerarbeit leistete, ist das Plenum des Reichstages in der zweiten Beratung der Wehrvorlage nur verzweifelt langsam vorwärts gekommen. Die Sozialdemokratie treibt mit unmöglichen Resolutionen und endlosen Hetzreden Obstruktion. Der preußische Kriegsminister verdient Anerkennung für seine rednerischen Leistungen, mit denen er unermüdlich die Versuche zurückweist, dem Volke das Heerwesen zu verekeln. Wenn nur die Regierung mit der Abwehr der revolutionären Vorstöße das Entgegenkommen gegen die Reformwünsche aus den positiven Parteien verbinden wollte! Aus dem langsamen Gang der Beratungen über die Wehrvorlage hat sich bisher noch kein beträchtlicher Schaden ergeben, da die Zwischenzeit von den Kompromißverhandlungen gebraucht wurde. Wenn nun aber das Steuerkompromiß im Ausschusse fertig ist, so muß die Plenarversammlung in schnelleren Gang gebracht werden.

Immer noch die Kriegsgefahr auf dem Balkan.

Der Zwist unter den Balkanvölkern ist nicht beigelegt. Das unmittelbare Eingreifen des russischen Zaren als Oberherrn des Slawentums hat ein Fiasko erlitten. Bulgarien und Serbien beharren bei ihren Vorbehalten gegenüber dem Schiedsspruch und der Ministerkonferenz von Petersburg und lassen gegeneinander Erklärungen los, die sich nach Form und Inhalt vortrefflich zur Kriegseinleitnng eignen. Sie haben auch in der Zwischenzeit den Aufmarsch ihrer Truppen besorgt. Bei Saloniki streiten die Bulgaren und Griechen nicht nur mit Noten, sondern auch mit Kugeln. Auch an der Grenze Albaniens scheinen die Montenegriner wieder zu rumoren. Die Albaner mußten sich an den Befehlshaber des internationalen Besatzungskorps in Skutari wenden.

Die österreichische Diplomatie, die sonst ein Muster von Langmut ist, hat sich doch veranlaßt gesehen, gegen den Versuch des Zaren, sich zum Oberherrn der Balkanstaaten zu proklamieren, eine öffentliche Rechtsverwahrung einzulegen. Da das österreichische Abgeordnetenhaus wegen der Schlaffheit seines Präsidenten zu einer hochpolitischen Aktion nicht recht geeignet war, so wurde das ungarische Parlament und der neue Ministerpräsident Tisza zu der Aufgabe berufen.

Tisza entwickelte ein habsburgisches Balkanprogramm: Der Balkan den Balkanvölkern, und zwar vollständig unabhängigen Balkanvölkern. Diese hätten ihre Streitfrage selbst auszutragen oder ein Schiedsgericht oder die Vermittlung der Großmächte anzurufen. Oesterreich beharre dabei, daß ein Eingreifen von dritter Seite in die Streitigkeiten innerhalb des Balkanbundes nicht benutzt werden dürfe, um der eingreifenden Macht eine mit der Selbständigkeit der Balkanstaaten unvereinbare Schutzherrschaft zu sichern. Diesem Standpunkt werde die Monarchie unter allen Umständen Geltung verschaffen. Auf dem Balkan dürfe nichts gegen die Interessen der Monarchie geschehen, und diese fielen zusammen mit der vollen Unabhängigkeit der Balkanstaaten. Das ist klar und kräftig gesprochen. So kommt schließlich abermals der alte Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich scharf zum Vorschein. Doch ist dieser Einspruch gegen die russische Anmaßung nicht beunruhigend. Der Zar hatte den Bogen der Schutzherrlichkeit überspannt; er ist schon gebrochen am Eigensinn der Bulgaren und Serben. Der Zar kann unmöglich beiden Teilen es recht machen. Haß und Eifersucht bleiben, und wenigstens eines von den Balkanvölkern wird die Stütze Oesterreichs suchen. Den angedrohten Eingriff in den Bruderkrieg wird sich der Zar noch reiflich überlegen. Es hat doch schon viel bessere Augenblicke für eine Einmischung gegeben. Die deutschen Offiziösen unterstreichen das habsburgische Programm mit dem Hinweis auf allseitiges Festhalten der Großmächte an den Grundlinien der europäischen Friedenspolitik, zu denen auch die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Balkanstaaten gehöre.

Der Artikel über das Jubiläum des Kaisers Wilhelm,

den die „A. R.“ am 14. Juni Nr. 24 unter meinem Namen veröffentlichte, hat eine Reihe widersprechender Meinungen ausgelöst: hier tiefe Entrüstung, dort lebhafte Zustimmung. Ich bitte, mir als dem Verfasser noch einige aufklärende Worte zu gestatten.

Die einen sagen: es sei unschicklich, bei einem so allgemeinen, alle guten Elemente des Volkes bewegenden Anlaß, der zugleich eine imponierende und hocherfreuliche Kundgebung des monarchischen Gedankens war, auf die Schattenseiten hinzuweisen, die jeder Regierung und jeder Person notwendig anhaften. Auf dieser Seite herrschte daher das Gefühl der Mißstimmung, ja der Entrüstung. Sie brauchte aber nicht so weit zu gehen, wie dies geschehen ist, daß man in der Presse von einer Taktlosigkeit sprach, von der bedauerlichen Entgleisung eines einzelnen, von gröbster Uebertreibung, von der Tendenz, nur Schatten aufzutragen, so daß für eine objektive Kritik nichts übrig bleibe usw. Die andern sagen: Gerade bei diesem Jubiläum sei es notwendig gewesen, angesichts der auch in katholischen Kreisen mächtig anschwellenden Hochflut des Byzantinismus, eine Art Gewissenserforschung anzustellen, d. h. die Persönlichkeit und die Regierung des Kaisers mit ihrer Wirkung auf die großen nationalen, konservativen, religiös-sittlichen und besonders monarchischen Interessen zu beleuchten, mit einem Worte, das Ergebnis der inneren und äußeren Politik der letzten 25 Jahre darzulegen. Viele der Tadler haben den Artikel nur oberflächlich gelesen, sonst könnten sie nicht sagen, er entspringe dem Preußenhasse des Süddeutschen, oder er suche unter dem Scheine der Loyalität den Kaiser zu verunglimpfen. Gegen derartige Ansichten muß ich mich entschieden verwahren, sie haben in dem Artikel selbst keine Begründung. Den Tadlern gegenüber stehen in erdrückender Mehrzahl Stimmen, die den Artikel für eine deutschem Freimute entsprungene Mannestat erklären, die in den weitesten Kreisen lebhafte und freudige Zustimmung finde. Manche meinten sogar, der Widerspruch gegen den Artikel komme daher, daß er die Wahrheit sage, die eben nicht überall ertragen werde. Welche von beiden Anschauungen der einzelne bevorzugt, ist zum guten Teil Sache des persönlichen Geschmackes, aber nicht bloß zwei Charakterstimmungen stehen sich hier gegenüber, sondern auch zwei verschiedene Ansichten über die Art, wie unsere Politik zu führen sei. Doch will ich diesen Punkt nicht weiter berühren. Das Vorkommnis in Coesfeld hat als Ironie des Schicksals ausgerechnet am Kaisertage wieder bewiesen, daß auch in Preußen die Politik gilt, die der verstorbene König Leopold von Belgien seinem Sohne empfahl: Halte Dich gut mit den Liberalen, die könnten Deinem Throne gefährlich werden, die Katholiken sind ja ohnehin königstreu. Der Ausspruch eines Evangelischen Bundesblattes, der Artikel entspringe dem tiefen Verdruß über die starke nationale Stimmung unter den Katholiken, ist ebenso töricht wie die Meinung eines Zentrumsblattes von der gut gemimten Demokratie, die der Artikel zur Schau trage. Jedenfalls habe ich den Artikel nur geschrieben aus der ernsten Sorge heraus, die ich mit dem verstorbenen Dr. Armin Kausen teilte, daß weiten Kreisen unseres Volkes allmählich und mit wachsender Schnelligkeit die gesunde religiös-sittliche Unterlage verloren geht, ohne welche kein Volk, kein Reich und am wenigsten eine Monarchie auf die Dauer groß und mächtig bestehen kann. Diese Erkenntnis ist weit verbreitet und erfüllt, wie ich mich in den letzten Wochen wiederholt überzeugt habe, zahlreiche Patrioten nicht nur in Zentrumskreisen mit tiefstem Schmerz und ernster Besorgnis. Ich lasse jedem seine Auffassung über den Artikel, halte es aber für höchst bedenklich, wenn die selbstverständliche Ausschlachtung des Artikels durch die liberale Presse und die Organe des Evangelischen Bundes wieder benutzt wurde, um vor unseren Gegnern in die Knie zu sinken und sie um Verzeihung zu bitten mit der Bemerkung, man sei ja selbst unschuldig an dem Vorgange! Die Meute, die unsere Vaterlandsliebe, unsere Königstreue und nationale Gesinnung beim protestantischen Volke und seinen höheren Kreisen ständig anzuschwärzen sucht, wird durch solches Verhalten nur in ihrer Taktik bestärkt. Schweigen dürfen und wollen wir aber nicht, das wäre unserer Stellung und Bedeutung unwürdig. Nichts wäre für die deutschen Katholiken gefährlicher, als wenn sie in die Netze einer Politik gerieten, die durch ängstliche Leisetreterei, durch Opportunismus oder durch Erziehung zum Byzantinismus bei ihnen selbst das Bewußtsein ihrer berechtigten Ansprüche allmählich auslöschen und auch sonst ihren Blick für die großen Gefahren, die uns umgeben, trüben würde.

Hofrat Dr. Eugen Jäger, M. d. R.

„Ein schriller Mißton.“

Dem „Evangelischen Bund“ ins Stammbuch.

Von Domkapitular Dr. G. J. Zimmern, Speyer.

Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Kann ich sie doch nicht Lügner heißen.

Als ein „schriller Mißton“ wird der Aufsatz des Reichstagsabgeordneten Hofrat Dr. Jäger in Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau“: „Zu Kaiser Wilhelms Regierungsjubiläum“ von gewisser Seite gehalten. Diejenigen, die ein so empfindsames Gehör haben, würden sehr wohl daran tun, den Nachweis zu liefern, daß die von dem Verfasser zusammengestellten Angaben auf Unrichtigkeit beruhen. Aber facts are stubborn things. Der Verfasser hat seine Angaben genau belegt. Trotz seiner Kenntnis der Tatsachen hat er jedoch ein Vorkommnis vergessen. Auf der Versammlung des „Evangelischen Bundes“ zu Lampertheim 1905 hat der protestantische Pfarrer Waitz von dem Prinzen Heinrich von Preußen folgenden Ausspruch veröffentlicht: „Wir wünschen, daß im Süden und Westen eine antiultramontane Bewegung hervorbricht, die sich bis nach Preußen vordrängt.“ Am 7. Oktober 1906 wurde dann in Karlsruhe der „Antiultramontane Reichsverband“ gegründet mit dem Sitze zu Berlin. Da hätten wir also die Erfüllung des Prinz Heinrich-Wunsches: „Wir usw.“. Wollen die Herren vom „schrillen Mißton“ einen Vernünftigen glauben machen, daß dieses „Wir“ bloß ein pluralis majestaticus des Prinzen sei? Die Vororte Karlsruhe und Berlin haben einen zu ominösen Klang. Die „Augsburger Abendzeitung“, die 1906 in Nr. 280 über die Erfüllung des Wunsches mit Behagen berichtet, findet in jenem Wunsche der „Wir“ keinen Mißton in dem Konzert der konfessionellen Friedensschalmeien, das immer angestimmt zu werden pflegt, wenn es gilt, die gutmütigen Katholiken einzuschläfern, damit sie den chronischen Kulturkampf nicht merken sollen. Der nämliche Waitz hat als Vorsitzender der Versammlung zu Nidda am 27. September 1908 erklärt, der „Evangelische Bund wolle ein Hort und Schützer des konfessionellen Friedens sein“. Jedoch am 7. März 1913 schrieb offenbar als Jubelouvertüre die „Wartburg“: „Im Kulturkampf war Kaiser Wilhelm sich voll und ganz der Bedeutung und der Verantwortung bewußt, die er gerade als erster protestantischer Kaiser hatte. Wir haben nun 42 Jahre protestantisches Kaisertum gehabt, und will's Gott, bleibt es unserem Volk erhalten.“ „Wir werden es mit Rom noch einmal ernstlich aufnehmen müssen. Alle Zeichen deuten darauf hin. In diesem Kampfe wird unser Volk nur dann siegen, wenn der protestantische Kaiser die Zügel in der Hand behält.“ „Gott erhalte uns ein starkes, nackensteifes, bewußt protestantisches, im deutschen Geist und im reinen Evangelium tief wurzelndes Kaisertum, dann haben wir Rom nicht zu fürchten.“ Das ist der Ton, der vom „Evangelischen Bund“ dem antiultramontanen Prinz Heinrich-Wunsche gemäß angeschlagen wurde. Und der „Evangelische Bund“ ist der Tonangeber im Deutschen Reiche. Wenn man nun von ultramontaner Seite die Gelegenheit benützt, bei welcher einige Hoffnung vorhanden ist, daß über den in Berliner Stimmung ertönenden „Chor der Rache“ auch unsere Stimme hinter der chinesischen Mauer der „verbotenen Stadt“ vernommen werde, dann ist unser notgedrungenes Forte in die evangelibündlerische Jubelouvertüre ein „schriller Mißton“.

Das Abendrot.

Das Abendrot verglüht in hellen Strahlen
und taucht die alten Bäume ganz in Licht. —
Wo ist ein Künstler, dieses Bild zu malen,
das so beredt zu unsrer Seele spricht

von einem Leben, das in ernsten Treuen
sein Werk getan und friedenüberhaucht
sich seiner stillen Ruhe kann erfreuen,
bis es in tiefe Ewigkeiten taucht . . .

Dr. Ernst Heinz Knauer.

Klein- und Großblock in Baden.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der II. Bad. Kammer.

Am 22. Juni halten sämtliche Großblockparteien Badens ihren Parteitag ab, die Nationalliberalen in Karlsruhe, die Fortschrittliche Volkspartei in Offenburg und die Sozialdemokratie in Freiburg. Auf allen drei Tagungen muß Stellung genommen werden zu den Abmachungen, die nach unsäglichen Schwierigkeiten mit Ach und Krach zwischen den Parteileitungen zustande kamen.

Ende März hatten die Nationalliberalen mit der Fortschrittlichen Volkspartei den Kleinblock abgeschlossen und die Kandidaturen der Wahlkreise, die in fremdem Besitz waren, unter sich verteilt. Die Nationalliberalen mußten dabei alte nationalliberale Rechte an die Demokratie abtreten, nämlich die Wahlkreise: Konstanz-Ueberlingen, Villingen-Donaueschingen, Waldshut-St. Blasien, Lörrach-Stadt, Ettenheim-Emmendingen, Neustadt-Triberg-Villingen, Wolfach-Offenburg, Ettlingen-Rastatt-Karlsruhe, Karlsruhe I, Bruchsal-Durlach, Bruchsal-Stadt, Heidelberg-Wiesloch, Schwetzingen, Heidelberg-Eberbach. Die Demokratie konnte mit diesen Erfolgen vollauf zufrieden sein; die Nationalliberalen aber können ausrechnen, wann sie ihren letzten Wahlkreis an die Demokratie ausliefern werden.

Unter den verteilten Wahlkreisen befanden sich auch die sozialdemokratischen Sitze, welche zu einem guten Teil nur mit Hilfe der Parteien des Kleinblocks 1905 und 1909 erobert worden und 1913 nur mit der gleichen Hilfe zu halten sind. Ginge der Kleinblock nach seinen Abmachungen im ersten Wahlgang vor, dann könnten die Rechtsparteien sofort die Entscheidung gegen die Sozialdemokratie herbeiführen. So gefährdete der Kleinblock den sozialdemokratischen Mandatsbesitz.

Die sozialdemokratische „Volksstimme" vom 8. Mai ereiferte sich deshalb zornig, warf den Liberalen insgesamt „Doppelzüngigkeit, Skrupellosigkeit und Verschlagenheit" vor; den Demokraten wurde noch speziell ihre „Sucht nach Mandatsgewinn" vorgeworfen. Schließlich wurde gefordert „der Kleinblockvorschlag ist als politisch schädlich, ja für das ganze Land geradezu ruinös mit Entschiedenheit abzulehnen." Bleibt der Kleinblock mit seinen Abmachungen, dann wird „kein einziger sozialdemokratischer Stichwähler" für einen Kandidaten des Kleinblocks stimmen.

Diese Drohung wirkte. Am 19. Mai wurden die Großblockverhandlungen wieder angeknüpft, und am 1. Juni zum Abschluß gebracht. Was beschlossen worden war, sollte als heiliges Geheimnis bis zum Zusammentritt der Parteitage gehütet werden. Allein die „Schwäbische Tagwacht" gab den Pakt bekannt, und die badische sozialdemokratische Presse druckte das Abkommen mit sichtlicher Freude nach und gab so das ängstlich gehütete Geheimnis der politischen Welt preis.

Um den Sozialdemokraten die Mandate zu sichern, versprechen die Kleinblöckler in folgenden Wahlkreisen Doppelkandidaturen aufzustellen: Lahr-Stadt, Durlach-Bruchsal, Heidelberg-Wiesloch, Schwetzingen, Mannheim-Land, Heidelberg-Eberbach. Damit wäre also der badische Liberalismus glücklich so weit, daß er nicht einmal den Willen zum Siege haben darf, daß er vielmehr Maßnahmen treffen muß, den Sozialdemokraten ihre Mandate zu sichern, Mandate, die vor kurzem noch in den Händen der Nationalliberalen oder Demokraten waren.

Die Zumutung, dieses Abkommen zu sanktionieren, wird von den Vertrauensmännern speziell der Nationalliberalen bitter und sehr bitter empfunden werden. Allein nach allem, was bis jetzt schon hingenommen wurde, ist wohl zu erwarten, daß auch diese Pille hinabgewürgt werden wird. Der „Schwäbische Merkur" (Nr. 261) meint indessen, diese Zumutung „werde nicht ohne weitgehende Folgen bleiben".

Diese sklavenhafte Abhängigkeit des badischen Liberalismus erregt in weiten Kreisen mehr und mehr Besorgnis. Bis jetzt suchten die Nationalliberalen noch einige Selbständigkeit in verschiedenen Fragen zu bewahren. Schon auf dem Landtage 1911/12 war jedoch eine bedenkliche Abnahme darin zu bemerken. Man braucht nur an die Münchener Gesandtschaft und die Jugendpflege zu erinnern. Noch 1908 stimmten die Nationalliberalen geschlossen für die Gesandtschaft und 1912 mußte einer der Ihrigen den Antrag auf Abschaffung stellen. Alle Einflüsse, eine Bekehrung herbeizuführen, blieben wirkungslos, so fest hatte die sozialdemokratische Großblockleitung die Zügel in der Hand. Ebenso durften die Nationalliberalen es nicht wagen, für die 1500 Mark, welche zur Abhaltung von Turnkursen für den deutsch-nationalen Turnerbund bestimmt waren, zu stimmen aus Rücksicht auf die Sozialdemokratie. Diese verlangte aus dem Gelde ebenfalls Turnkurse auch für ihre Turnvereine; der Minister aber lehnte eine derartige Verwendung von Staatsgeldern ab. Daher durften die Nationalliberalen es nicht wagen, die 1500 Mark zu genehmigen.

Es liegt auf der Hand, daß diese Abhängigkeit auf den kommenden Landtagen noch größer sein und sich noch reichlicher äußern wird. Vor allem besteht ein berechtigtes Mißtrauen in der Dotationsfrage. Mit 1914 läuft nämlich das Dotationsgesetz ab. Bis jetzt stimmten die Nationalliberalen immer dafür; ob sie 1914 abermals dafür sein dürfen, erscheint mehr wie fraglich, denn die Einflüsse von links werden sich mehren. Das gleiche gilt von einer Reihe von Schulfragen, speziell von dem Religionsunterricht in der Volksschule und von der Erhaltung der theologischen Fakultäten.

Je weniger die Parteien vom Großblock offenbar jetzt vor den Wahlen dem Volke klaren Wein über diese Fragen einschenken wollen, um so intensiver wird die Arbeit nach den Wahlen einsetzen. 1909 lag der Fall ähnlich. Mit Streichhölzchen und Kaffeebohnen machte man die Wahlen; im Landtage aber trieb man dann radikale, kulturkämpferische Schulpolitik. Darum gilt's, die wenigen Monate vor den Wahlen zu benützen, dem Volke zu sagen, um was es sich handelt.

Ministerpräsident Graf Tisza.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

In den wilden Kämpfen der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhause gegen das Regime Lukacs-Tisza hatte der ehemalige Staatssekretär und jetzige Abgeordnete Zoltan von Desy dem Ministerpräsidenten Lukacs zugerufen, er sei der größte Panamist. Der Ministerpräsident klagte auf Ehrenbeleidigung, wirkte aber zugleich auf den Gerichtshof ein, daß ein Wahrheitsbeweis nicht zugelassen wurde; infolgedessen wurde Desy zu zwei Monaten Arrest verurteilt. Eine Berufung an die Königliche Tafel bewirkte, daß das Urteil aufgehoben, eine zweite Durchführung des Prozesses und die Zulassung des Wahrheitsbeweises angeordnet wurde. Es wurde der Beweis erbracht, daß die Arbeitspartei, also die Regierungspartei, mit Wissen des Ministers Lukacs von Banken mehr als vier Millionen Kronen zu Wahlzwecken erhalten habe gegen Zusicherung von Vorteilen bei Geschäften mit dem Staate. Lukacs selbst hat von diesen Millionen nichts eingesteckt, aber seine Regierungsmehrheit wurde bei den Wahlen mit diesem Gelde zusammengekauft, so daß das Gericht Desy freisprach. Da dieser Freispruch einer Verurteilung Lukacs' gleichkam, trat dieser vom Amt zurück und empfahl der Krone als einzig möglichen Nachfolger den Grafen Stephan Tisza, den eigentlichen Macher und Lenker der Regierungspartei und des Ministerium Lukacs. Und wie Lukacs geraten, entschied der Monarch: Graf Stephan Tisza wurde zum zweiten Male Ministerpräsident.

Ob Lukacs der Krone gut geraten, kann nur die Zukunft erweisen. Tisza ist eine rücksichtslose Junkernatur, die jeden Widerstand unter die Füße zu treten sucht. Jedenfalls ist er der meistgehaßte Mann in Ungarn und seine Ernennung hat zur ersten Folge gehabt, daß die Oppositionsparteien sich zu einer einzigen Partei zusammenzuschließen beginnen. Das ist ein Zeichen, daß sie auch zu einer anderen, planmäßigen Taktik übergehen wollen, und daß die sinnlose Draufgängerei der Justh-Partei nun ein Ende haben wird. Zoltan von Desy hat in der Wiener „Zeit" vom 8. Juni behauptet, daß die oppositionellen Parteien sich nichts Besseres als ein Ministerium Tisza wünschen könnten, der Triumph der Opposition werde bald vollständig sein, „wir sind mit Lukacs rasch fertig geworden, wir werden mit Tisza noch viel rascher fertig werden." Ob diese Siegeszuversicht recht ist? Jedenfalls ist Tisza nicht der Mann, der ihnen den Sieg leicht machen wird. Auch während seiner ersten Ministerpräsidentschaft, vom 3. November 1903 bis nach den Neuwahlen 1905, führte er einen hitzigen Kampf um die Revision der Hausordnung mit der Opposition, der bis zur Zertrümmerung der Einrichtung des Sitzungssaales und dann zur Auflösung des Reichstages führte. Bei den Neuwahlen wurde die liberale Regierungspartei zerrieben, Tisza mußte sich unter allseitigem Hohn ins Privatleben zurückziehen.

Während des Ministeriums Hedervary und der Koalitionsregierung Wekerle-Kossuth-Apponyi lebte er ausschließlich auf seinem Gute Geßt; als die Koalition aber zusammenbrach, trat er wieder hervor und beteiligte sich 1910 unermüdlich an der Errichtung der Arbeitspartei und den Wahlen. Ihm hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß die 67er Arbeitspartei mit so überwältigender Mehrheit in den Reichstag einzog. Graf Khuen-Hedervary wurde Ministerpräsident und brachte die Wehrvorlage ein. Die technische Obstruktion begann. Khuen trat zurück und Lukacs kam an seine Stelle. Am 22. Mai 1912 übernahm Tisza das Parlamentspräsidium und es ist noch gut in Erinnerung, wie er die Opposition brach und der Abgeordnete Kovacs am 7. Juni ihn in offener Haussitzung zu erschießen suchte. Die Oppositionellen wurden mit Polizeigewalt aus dem Parlament entfernt, und jüngst erst schlug wieder in offener Parlamentssitzung der Hauptmann der Parlamentswache Gerö den Abgeordneten Hedervary mit dem Säbel nieder.[1]) Unter solchen Parlamentszuständen übernahm Graf Tisza abermals die Regierung. Ob er diese wieder so führen wird, daß er bei Neuwahlen die große Regierungspartei zerreibt? Von Banken wird man jetzt nicht mehr so leicht die Millionen erhalten, um sich eine große Partei zusammenkaufen zu können.

Graf Tisza trat nicht als Friedenbringer seine Ministerpräsidentschaft an, er bot nicht der Opposition die Hand zum Frieden. Wenn sie sich unterwirft, gut, wenn nicht, so wird er versuchen, sie zu unterwerfen. In seiner Programmrede am 12. Juni in beiden Häusern des Reichsrates verkündete er, daß sein Ministerium den alten Kurs beibehalte und unerschütterlich auf dem 67er Ausgleich verharre, auf diesem allein könne eine ersprießliche ungarische Politik gemacht werden. (Das ist in seinem Sinne recht, soweit nämlich der Magyarismus gleichbedeutend ist mit Ungarn; für die Gesamtmonarchie und ihre Großmachtstellung ist die Beseitigung dieses Ausgleiches nötig.) Tisza möchte „die fruchtlosen staatsrechtlichen Kämpfe beseitigen“ und ebenso im Innern die „nutzlosen zwecklosen Reibereien“, man solle sich lieber zu gemeinschaftlicher ernster Arbeit zusammenfinden. (Auch das ist in seinem Sinne sehr richtig. Tisza hofft jedenfalls bis über 1917 hinaus Ministerpräsident zu sein, und wenn er dann ein geeinigtes Parlament hinter sich hat, glaubt er Oesterreich leicht überwinden zu können. Diesmal wird es sich beim Ausgleich eben weniger um staatsrechtliche, als um wirtschaftliche Interessen handeln, und da möchte Tisza natürlich wie bisher ersprießliche Politik für Ungarn machen.)

Die Versöhnungswünsche, welche Tisza für die Nationalitäten und für Kroatien zu erkennen gab, wird man nirgends ernst nehmen; das von ihm in Aussicht gestellte „größte Entgegenkommen“ gegen die Nichtmagyaren klingt gerade aus seinem Munde eher wie ein Hohn; man braucht ja nur daran zu denken, wie gerade er es war, der das an sich schon so reaktionäre und nationalitätenfeindliche Wahlreformgesetz Lukacs' noch verschlechterte. Auch Tisza wird der nichtmagyarischen Bevölkerungsmehrheit nicht jene gerechte Vertretung im Reichstage zugestehen, welche die Nationalitäten nach dem Versprechen des Monarchen zu verlangen berechtigt sind, und die jeder kluge und weitsichtige Staatsmann den Nationalitäten geben würde, um sie fest an den Staat zu knüpfen.

Einen großen Teil seines Programms nehmen gesetzgeberische Reformen ein: Steigerung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes, Sparsamkeit in der Verwaltung, modernes (!!) Wahlrecht, Verstaatlichung der Verwaltung, Reform der Justizpflege, der Grundlage der modernen ungarischen Gesellschaft, des Preßgesetzes usw. Dann will er das Recht auf Arbeit sichern, den Katholiken die so lange verlangte und so oft versprochene Autonomie gewähren (Tisza ist Kalviner), die religiöse Duldsamkeit pflegen und das Unterrichtswesen heben. Lauter schöne Pläne, für deren Verwirklichung ihm die Magyaren danken würden.

Sicher ist, daß die Krone schon angesichts der Balkanwirren in Ungarn einen Mann mit starker Hand am Staatsruder wünschen muß, und daß wohl hauptsächlich deshalb zu Tisza gegriffen wurde. Tisza hat sich auch offen für die Großmachtstellung der Gesamtmonarchie ausgesprochen und bekannt, daß dafür auch weiterhin große Opfer gebracht werden müßten „bis zur äußersten Grenze unserer Leistungsfähigkeit“. Man hat trotzdem in Oesterreich kein rechtes Vertrauen zu ihm. Seine Sache ist's, zu beweisen, ob man ihm damit unrecht tut.

[1]) Dieser Fall Hedervary bietet ein schönes Beispiel für die Verjudung des Magyarentums. Hedervarys Vater ist ein jüdischer Arzt namens Kohn in Neupest. Früher kostete es einen Stempel von 50 Kreuzer, wenn man seinen Namen magyarisieren lassen wollte, heute kostet es nichts. Die Juden wählen dann mit Vorliebe Namen aus der alten Aristokratie, so daß man ungemein vorsichtig sein muß, wenn man solch alte Namen hört. Der Neupester Kohn ließ sich in Hedervary magyarisieren. Als der jetzige Präsident der Arbeitspartei und frühere Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary den Abgeordneten von dem Säbelhieb Hauptmann Gerös bluten sah, soll er lächelnd gesagt haben: „Es haben schon viele aus meiner Familie Hedervary-Kohn bluten müssen.“

Die neue Volksfürsorge.

Von Dr. Emil van den Boom, M.Gladbach.

Ein neues Mittel der Sozialdemokratie, die Massen in ihren Organisationsapparat einzuspannen und sie dauernd mit der sozialdemokratischen Bewegung in Konnex zu bringen, tritt mit dem 1. Juli in Funktion. Die auf dem sozialdemokratischen Gewerkschaftskongreß in Dresden im Jahre 1911 angeregte und im Juni 1912 auf dem 9. ordentlichen Genossenschaftstag in Berlin unter der Firma „Volksfürsorge“ beschlossene neue Volksversicherung wird mit dem 1. Juli dieses Jahres offiziell ihre Tätigkeit aufnehmen. Die neue Einrichtung will eine Volksversicherung großen Stils sein, die alle Arten der Volksversicherung betreiben soll. Träger des neuen Unternehmens sind die in der Generalkommission zusammengeschlossenen sozialdemokratischen Gewerkschaften und die im Zentralverband vereinigten Konsumvereine, die je 500 Aktien zu 1000 ℳ gezeichnet haben, so daß sich die Aktien-Gesellschaft Volksfürsorge — diese Form soll das neue Unternehmen tragen — auf rund 1 Million ℳ belaufen wird. Für die Akquisition dürfte die Volksfürsorge in Deutschland noch ein reichliches Feld finden. Bei der bekannten Disziplin und Opferwilligkeit der dafür in erster Linie in Betracht kommenden sozialdemokratischen Kreise rechnet man, daß das neue Unternehmen direkt mit einem ansehnlichen Mitgliederstande den Geschäftsbetrieb eröffnen wird, eine Annahme, die keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, wenn man bedenkt, daß das Deutsche Reich Ende 1909 63,7 Millionen Einwohner zählte und diese Bevölkerung zu gleicher Zeit bei 11 Volksversicherungsgesellschaften nicht weniger als 6,5 Millionen Versicherungsverträge abgeschlossen hatte. Es ist demnach rund jeder zehnte Deutsche im Besitz einer Volksversicherungspolice — 1911 waren es 8,43 Millionen Versicherungsverträge. Ueberträgt man diese Zahl auf den Kreis derjenigen Personen, die als Versicherte für das neue Unternehmen in Betracht kommen, so ergibt sich, daß, da die freien Gewerkschaften heute über 2,5 Millionen Mitglieder haben, ein Versichertenbestand von über 200 000 Personen in Frage kommt.

Um der neuen Volksfürsorge einen möglichst breiten Weg zu bahnen, bemüht sich die sozialdemokratische Presse an erster Stelle den absolut neutralen und unpolitischen Charakter derselben zu betonen. Wörtlich kann man hier lesen: „Daß die Volksfürsorge mit der Sozialdemokratie in keinerlei Verbindung steht, ist an dieser Stelle schon zu dutzenden Malen betont worden.“ Wie weit dieser Versuch, der neuen Fürsorge ein Neutralitätsmäntelchen umzuhängen, der Wahrheit entspricht, zeigt allein schon der Umstand, daß ausgesprochen sozialdemokratische Organisationen, die sozialdemokratischen Gewerkschaften und Konsumvereine, die Träger der neuen Fürsorge sind. Man verfolgt eben bei der Fürsorge die alte Taktik, die man bis vor einigen Jahren auch in der sozialdemokratischen Gewerkschaft und in der Konsumvereinsbewegung getrieben hat. Wie hat man nicht auch seitens dieser Organisationen die Neutralitätsfahne herausgehangen und über die wahren Ziele Klarheit hintanzuhalten gesucht, nur um möglichst viele Mitglieder einzufangen und diesen gegenüber dann später, wenn man sich ihrer sicher fühlte, mit den wahren Zielen und Zwecken herauszurücken! Wenn die neue Fürsorge vorerst aber der Akquisition wegen nach dieser Richtung hin vielleicht mehr Vorsicht walten lassen wird, so ist nicht einzusehen, weshalb die Volksversicherung hinsichtlich der Aufgaben, die nach sozialdemokratischer Auffassung Gewerkschaften und Konsumvereine zu erfüllen haben, eine Ausnahme machen sollte. Diese haben den Zweck der Sozialisierung der heutigen Gesellschaftsordnung und Produktionsweise. Und wo die Volksversicherung Fleisch von gleichem Fleische und Bein von gleichem Beine ist, wie sozialdemokratische Gewerkschaften und Konsumvereine, dürfte sie dazu bestimmt sein, dem gleichen Zweck zu dienen bzw. mit ihren Bestrebungen zugute zu kommen wie jene. Ob öffentlich oder geheim, bleibt sich in seiner Endwirkung gleichgültig.

Daß die Volksfürsorge eine sozialdemokratische Gründung ist, läßt sich auch leicht im einzelnen nachweisen.

1. Die „Volksfürsorge“ ist von Männern gegründet worden, die ausschließlich im sozialdemokratischen Lager stehen; das Aktienkapital sodann liegt nur in den Händen der freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften und der Konsumvereine. Aus den Vertretern dieser wird Vorstand und Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft gebildet. Die Aktien der „Volksfürsorge“ können niemals in Privatbesitz gelangen, weil jede Uebertragung einer Aktie auf einen anderen Namen von einem Beschlusse des Vorstandes und Aufsichtsrates abhängig ist. In dieser Organisation der „Volksfürsorge“ als Aktiengesellschaft ist der uneingeschränkte Einfluß der Sozialdemokratie auf Wesen und Charakter der „Volksfürsorge“ gesichert. Bezeichnend nach dieser Richtung ist weiter folgendes Zugeständnis des Vorsitzenden der

„Volksfürsorge", Genossen von Elm, in der „Sozialen Praxis" 1912, 42: „Ich gebe unsern Gegnern ohne weiteres zu, wenn wir die Volksversicherung in die Hand nehmen, dann tun wir das nicht nur, um sie zu verbilligen und zu verbessern. Nein — wenn Gewerkschaften und Genossenschaften gemeinsam die „Volksfürsorge" schaffen, dann geschieht dies auch, um ihrer Bewegung neue Stützpunkte im Volke zu schaffen, um immer mehr den Beweis zu erbringen, wieviel Gutes sich durch das solidarische Zusammenwirken von Gewerkschaften und Genossenschaften erringen läßt". — Und in den „Sozialistischen Monatsheften" (1912, 15) betont einer der eifrigsten Förderer des sozialdemokratischen Konsumvereinswesens, Expastor Genosse Paul Göhre ausdrücklich: die neue „Volksfürsorge" sei ein Klassenkampfmittel, indem er schreibt: „Gewiß kann man sagen, die Volksversicherung sei eine reinwirtschaftliche Sache, wie alles, was die Konsumvereine geschaffen haben und noch schaffen. Das ist sie gewiß auch. Aber, und das ist der springende Punkt, sie ist es nicht allein. Die Massen der Mitglieder der Konsumvereine und Gewerkschaften begrüßen sie deshalb mit so ungeteilter Freude, weil sie in diesem neuen wirtschaftlichen Unternehmen ein sehr wirkungsvolles Kampfmittel der Arbeiterklasse gegen den allmächtigen privaten Kapitalismus und ein Befreiungsmittel von wenigstens einer Art privatkapitalistischer Abhängigkeit sehen. Eine Auffassung übrigens, die ja wohl auch auf dem Genossenschaftstag selbst aus berufenstem Mund zu diesem neuen Unternehmen geäußert worden ist."

2. Man vergleiche weiter den Organisationsplan der Volksfürsorge, wie er in der Nummer 21 (1913) des „Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" veröffentlicht ist. Daraus geht folgendes klipp und klar hervor:

a) Die gesamte Sozialdemokratie mit all ihren Funktionären stellt sich in den Dienst der „Volksfürsorge". Denn auch die Presse und Organe der politischen Sozialdemokratie kämpfen seit Monaten für das Unternehmen; b) die Agenten der „Volksfürsorge" sind keine andern als die Vertrauensmänner und Agitatoren der Sozialdemokratie; c) für jene Volkskreise, die für die Gewerkschaft beruflich nicht in Betracht kommen, bestellt das sozialdemokratische Gewerkschaftskartell besondere Vertrauenspersonen; d) in Orten und Bezirken — wie z. B. auf dem Lande —, wo die Sozialdemokratie organisatorisch noch keinen Boden hat, wird eine besondere (sozialdemokratische) „Volksfürsorge"-Organisation geschaffen. Das ganze Heer der Agenten und Beamten der „Volksfürsorge" ist somit völlig identisch mit dem Heere geschulter Vertrauensmänner und Agitatoren ausgesprochen sozialdemokratischer Organisationen. Kann da von einem „neutralen" Charakter der „Volksfürsorge" noch die Rede sein? Gewiß, die Volksfürsorge will eine billige Lebensversicherung sein; daß sie daneben aber auch noch die Hauptabsicht hat, weiteste Kreise des Volkes, die der Sozialdemokratie bisher fernstanden, in dauernde lebendige Fühlung mit der Sozialdemokratie und in materielle Abhängigkeit von ihr zu bringen, kann nach allem, was bisher über ihren Charakter offenkundig ist, wohl kaum mehr bestritten werden.

3. Das ist nicht nur unsere, sondern auch die feste Meinung anderer uns wohl weniger nahestehender Kreise. Man vergleiche nach dieser Richtung hin nur eine Auslassung der „Hamburger Nachrichten" vom 16. Mai.

„Nun ist der Ring", so heißt es hier, „der sozialdemokratischen Festung geschlossen. Der sozialdemokratischen Partei mit der politischen Presse, den sozialdemokratischen Gewerkschaften mit ihren Fachorganen, den Frauen-, Jugend-, Sport- usw.-Vereinen mit ihren Zeitungen, den sozialdemokratischen Genossenschaften schließt sich als letztes und bedeutsamstes Mittel die sozialdemokratische „Volksfürsorge" an. Alle künftigen Mitglieder der sozialdemokratischen „Volksfürsorge", ob Land- oder Industriearbeiter, ob Handel- oder Gewerbetreibende, ob Privat- oder Gemeinde-, Staats-, Reichsangestellte, sie alle sind durch ihre Beiträge an die Volksversicherung, durch ihre Hoffnungen auf spätere Vorteile für ihre Familien untrennbar mit der Sozialdemokratie auf Gedeih und Verderb verbunden. Mit dem Interesse für die Entwicklung der „Volksfürsorge" wird — geschickt durch die Organe der Anstalt genährt — das Interesse für andere sozialdemokratische Einrichtungen kommen. Und damit ist jeder, ob Mann, ob Frau der Sozialdemokratie verfallen. Denn diese geschickte Netzwerferin läßt keinen entweichen, der in die Maschen ihres Netzes geraten ist. Auf Millionen Mitglieder wird sich in Kürze die Zahl der Volksversicherung belaufen, mit Hilfe der Mitglieder der Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft, der Frauen- und Jugendorganisation. Aus diesen fünf Brunnen wird die Volksversicherung zunächst ihre Mitglieder und ihre Millionen in Geldeswert schöpfen. Auf dieser gewaltigen Grundlage wird sie erfolgreich weiterbauen können, gestützt auf die großen Ueberschüsse, Zinsen usw., welche die Millionenbeiträge abwerfen werden. Trotz aller gesetzlichen Vorsichtsmaßregeln, trotz aller ordnungsmäßigen Festlegung großer Teile des Vermögens wird die „Volksfürsorge" und damit die Sozialdemokratie eine gefahrdrohende Geldgeberin werden."

4. Letztere Gefahr trifft ohne Zweifel in hohem Maße zu. Durch die „Volksfürsorge" sammelt die Sozialdemokratie im Laufe der Zeit viele Millionen von Kapitalien an, die sie nicht in Staatspapieren, auch nicht in Hypotheken an Kapitalisten anlegt, sondern an die Angehörigen des Mittelstandes ausleiht und so weite Kreise des Bürgertums in materielle, willenlose Abhängigkeit von ihr bringen wird. Dazu kommt — um die Gefahren der Volksfürsorge kurz zu skizzieren — eine weitere: Die „Volksfürsorge" erfaßt nicht nur die Erwachsenen, sondern schon das Kind. Damit will die Sozialdemokratie den katholischen Vereinen, der christlichen Arbeiterbewegung, aber auch den bürgerlichen Parteien den natürlichen Nachwuchs entziehen und kettet diesen zeitlebens an eine ihren Zwecken dienstbare Wohlfahrtseinrichtung. Da sie zu diesem Zwecke für Gegenden ohne sozialdemokratische Mischung eine besondere Organisation schaffen will, wie ja aus dem eben mitgeteilten Organisationsplan ausdrücklich hervorgeht, besteht diese Gefahr in besonderem Maße auch für ländliche und katholische Gegenden. Gerade die hier vielfach herrschende Unkenntnis über die inneren Zusammenhänge zwischen Gewerkschaften, Konsumvereinen und politischer Sozialdemokratie lassen diese Gefahr als eine besonders dringende erscheinen, zumal die Volksfürsorge hier versuchen wird, unter dem Deckmantel der Volkswohlfahrt sich einzuschleichen und ihre wahren Nebenabsichten zu verschleiern.

Soviel über die neue Volksfürsorge im einzelnen. Nach dem heutigen Stand der Dinge kommen für die Volksversicherung nunmehr folgende Gelegenheiten in Betracht. 1. Die bisher die Volksversicherung betreibenden Gesellschaften: Viktoria, Friedrich-Wilhelm, Iduna, Wilhelma, Arminia usw., im ganzen heute 15 Gesellschaften. 2. Die sozialdemokratische „Volksfürsorge". 3. Der Verband der öffentlich-rechtlichen Gesellschaften. 4. Die „Deutsche Volksversicherung A.-G.", die Gründung der privaten Lebensversicherungsgesellschaften. 5. Die Kassen der katholischen Arbeitervereine, speziell die Leokasse in Köln und die Lebensversicherung der süddeutschen katholischen Arbeitervereine. Bei 3 und 4 handelt es sich um neuerdings infolge der Volksfürsorge geschaffene Neueinrichtungen. Die öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungen sind weniger bekannt, da sie erst seit kurzer Zeit bestehen, sich eng an provinzielle und kommunale vorhandene Korporationen anschließen, demgemäß vorwiegend behördlichen Charakter tragen. Vorläufig sind sie nur in Preußen zugelassen und haben ihren Verbreitungsbezirk hauptsächlich ihrem ganzen Charakter nach vorläufig nur in den ländlichen Gegenden Ostdeutschlands.

Der Verband der privaten Lebensversicherungsgesellschaften setzt sich aus 30 ersten Lebensversicherungsgesellschaften zusammen, welche bisher die große Lebensversicherung mit bedeutendem Erfolge betrieben haben, und über eine, über ganz Deutschland sich erstreckende Organisation verfügen. Dieser Verband hat die Gründung einer gemeinnützigen „Volksversicherungsaktiengesellschaft" beschlossen, das Aktienkapital ist auf 2 Millionen Mark bemessen und die Verzinsung auf 4 Prozent beschränkt. Außerdem ist ein unverzinslicher Organisationsfonds von 1 Million Mark geschaffen, der die Errichtung einer für den Zweig der Volksversicherung notwendigen großen selbständigen Organisation ermöglicht.

Wie treten wir nun der neuen Volksfürsorge entgegen? Dadurch einmal, daß wir in Versammlungen, Presse und wo sich sonst Gelegenheit bietet, über ihren wahren Charakter aufklären, sodann aber dort, wo das Bedürfnis für eine Volksversicherung besteht, dazu Gelegenheit bieten. Nach dieser Richtung hin kommen für die Mitglieder der Arbeitervereine in erster Linie in Betracht deren Kassen, in anderen Fällen tritt an deren Stelle wohl die „Deutsche Volksversicherung A. G." Für sie werben auch die christlichen Berufsorganisationen, Beamtenvereine usw. Im übrigen wird es in erster Linie Aufgabe der oben genannten Versicherungsgesellschaften und Einrichtungen sein, dafür zu sorgen, daß die Bäume der Volksfürsorge nicht in den Himmel wachsen. Gleichwohl bleiben die erwähnten Gefahren in vollem Maße bestehen!

Der Schmied.

Horch! Dröhnen und Pochen, weitschallender Klang
Von Hammer und Eisen — der Schmiede Gesang!

Und wimmernd darein eines Glöckleins Laut...
So musste sie sterben, die blühende Braut?

Ganz plötzlich der dröhnende Hammerschlag schweigt.
Am Ambos steht einer vornübergeneigt

Und wischt sich der Tränen lichtströmende Flut — —
Er war dem verblichenen Mägdlein so gut.

Wohl trug er das heimlich, hat's niemand erzählt,
Längst hatte die Braut sich ein andrer erwählt.

Das Glöcklein verstummt... Der Tag heischt sein Recht.
Der Schmied ist kein Träumer, da kennst du ihn schlecht!

Horch! Dröhnen und Pochen, weitschallender Klang
Von Hammer und Eisen — der Schmiede Gesang!

Es sprühen die Funken aus glutweissem Erz...
Ich glaube, der Schmied zerhämmert sein Herz.

Jos. Heinr. Berlenbach.

Was ist uns Horneffer? Was nimmt er uns? Was gibt er uns?

Von Dr. Emanuele L. M. Meyer.

Ich komme von einem Horneffervortrag — es ist nachts 12¾ Uhr — Horneffer ist der ausdauerndste Redner, den ich außer den Terminrednern in England und Amerika reden hörte! Er findet kein Ende! Ich kam vorurteilslos zu diesem Vortrage, Ohr und Herz offen, zu vernehmen — es sei mir nun gestattet, den Eindruck, den ich gewann, ebenso offen wiederzugeben. Wo freilich ein Saal in Betracht kommt, dreimal zu klein, absolut ungelüftet und ohne Luftzufuhr, das Luftkonglomerat gesättigt von Zigarrendampf und Speiseduft, und wo die Temperatur letztlich zum Dampfsbadpunkte stieg, ist Hören wie Verarbeiten ein Meisterstück!

Ob zu den heißen Fragen des religiösen und freireligiösen Kampfsbodens nicht auch die hygienische organisch einzubeziehen wäre?

Horneffer ist Meister der Rede, der Wendung, der Steigerung, des Pathos, des Redeeffektes der **stark suggestiven Wirkung**! Schade, daß er kein Zeitmaß anerkennt und den Glanz der Vortragstechnik durch so viele indirekte und direkte Widersprüche herabstimmt. Diese Widersprüche sind häufig, von der verworrenen Phrase, die uns in die logische Sackgasse führt bis zum diametralsten Widerspruch! Er kann im ersten Teile der Rede eine Behauptung und These aufstellen mit dem ganzen Brustton der Ueberzeugung und im zweiten Teile derselben Rede mit gleichem Pathos sie völlig aufheben; das wird, wie die Bemerkungen rings um mich dargetan, selbst von seinen enragiertesten Freunden und Anschwärmern peinlich empfunden. Zwei Stunden habe ich gehorcht mit jeder Fiber meiner Seele und fast eine weitere Stunde noch seiner Diskussionsrede: wenn ich aber, aufs Gewissen gefragt, sagen sollte, was mich mehr verwunderte, der krause Inhalt der Rede oder die Suggestivwirkung auf einen Großteil der Hörer, dann käme ich in Verlegenheit! Ich glaube, dieser Mann dürfte noch unlogischer und unmöglicher ausholen, und er würde das Amen seines Chorus haben; daß das auch bei einem Teile der Akademiker heute der Fall war, hat mich eigentlich als altes einstiges Glied der alma mater für meine geliebte und stolz im Herzen getragene akademische Jugend beschämt!

Die Grundgedanken des Abends? Der unendlich langen Rede kurzer Sinn: Allgemein religiöses Interesse und Interesse für Diskussion religiöser Probleme war zu Horneffers Studentenzeit kaum wahrzunehmen; aber ihn erfaßten diese Probleme, und in stiller Kammer verarbeitete er sie; er fand, die Religion der Systeme und die Systeme der Religionen waren von je unberechtigt und **nun** ganz unbelebt — ohnmächtig, noch zu fesseln, zu wirken, den Bedürfnissen gerecht zu werden! Die Voraussetzungslosigkeit wurde zwingendes Bedürfnis — nichts Gegebenes außer dem Denkapparat — nackt solle man suchen, forschen, ringen — die Wahrheit — jeder nach seiner Art, finden! Das Janushaupt dieser Wahrheit blieb leider in mystische Nebel — oder war's unbewußte Unklarheit? — gehüllt, und mit keinem Worte konnte man erfahren, wie sich Vater Horneffer z. B. bei sich oder in anderen in etwa diese Wahrheit vorstelle! Kein System, keine positiven ethischen Werte, kein Versuch, persönlich als Erzieher den Zögling zu beeinflussen, nur Wirken, nur Darbieten! Was? Moralsprüche, Märchen, Gedichte, eventuell auch Geschichtstypen, besonders aber Epen und Dramen. — Die mosaischen Gesetze sind brutal fürs Kind, grausam! Keine religiöse Frage darf während der ganzen Kindheit angeschnitten werden, sondern sorgsam verhütet — das Kind fragt auch nicht, hat keine Konflikte und keine Bedürfnisse; diese poetischen Gaben genügen ihm vollauf und die elterliche Autorität! Religiöse Tugend zur Kindheitsbeeinflussung ist Unrecht, ist Verbrechen und vom Uebel — später, wenn der Mensch fragt, und die Zweifel und die Konflikte kommen — da kann man von Religion reden, denn Religion ist notwendig und muß stark betont werden!

Und diese Religion? Ist **„ein sich Abfinden mit dem Leben, dem All und sich selbst!“**

Das Schrecklichste, Schwerste, Grauenvollste, Rätselvollste ist das Daseins- und Lebensrätsel! Das trostlose Suchen und Irren und Ringen und Jagen — die Qual des Lebens und auch die Religion, nach Horneffers Darlegung! Hilfskräfte in diesem grausamen Danaertum gibt es außer der natürlichen Menschenkraft keine — jeder muß sich abfinden, wie er kann — ob in Resignation, ob im Sieg, ob im Verzweifeln — Erlösung gibt es keine, und wir brauchen auch keine — nur so kann unsere Kraft frei werden und unser Leben Inhalt haben! Wichtig sind Menschheitserzieher, die zur allseitigsten Freiheit erziehen, resp. die gelegentlich, durch Märchen, Geschichten, Dichtungen nur die Resonanzböden der zu Erziehenden erklingen machen — beileibe nicht mehr, nicht beeinflussen, nicht Meinungen vermitteln — frei muß die Erziehung von System, Dogma und Richtlinien sein. Und „aus Ehrfurcht vor der Religion“ — diesem nach Horneffer grauenhaften Rätsel und Abfindungsmuß — wird sie spät erst genannt, weil das „Hohe und Hehre“ derselben die Jugend nicht fassen kann! Das Gewissen aber muß man am tragischen Helden vor allem wecken und auf die Qual des schlechten Gewissens hinweisen! Was der weise Mann sich unter diesem Gewissen dachte, ließ er schleierhaft, auch dem freien Finden der Hörer frei, und wie er dieses Gewissen begründen will bei dieser hochinteressanten Religionsdefinition und diesem Religionsinhalt; **nur sich** soll das Individuum verantwortlich sein; — denkt er sich da doch das Gewissen als sittlichen Wertmesser gegeben, also „vorausgesetzt“ oder muß sich das der verantwortungsfreie Mensch auch erst schaffen? Und wie? Auch nach seiner Fasson wie seine Religion? Wenn das Individuum nun zur Negation beider kommt, der Religion und des Gewissens — wie steht es dann mit dem Verhältnis zur Menschheit und umgekehrt der Menschheit zu solchem Individuum? Haben sich Weltordnung und Menschenordnung nach diesem absolut freien Subjekt zu richten oder dieses nach der gegebenen Ordnung? Aber dann haben wir wieder ein System, einen Kodex, einen inneren Zwang — der aber muß weg in der kommenden Nietzschen Ueber- und Herrenmenschheit!

Wie dann, wenn ein „solcher freiresonanter“ Mensch zur religiösen Ueberzeugung kommt, des Volkes Herrscher z. B. sei unnötig, unnütz, schädlich — er müsse weg. — Kann diesem Menschen rechtlich ein Vorwurf gemacht werden, wenn er der Ueberzeugung eines Tages die Tat folgen läßt? „Jeder muß sich abfinden, wie er kann.“

Ein willenloser Tropf endet eines Tages im Flußbett, und am Ufer ringt ein verlassenes Weib und weinen hungernde Waisen — der Mann hat sich „abgefunden“, er war nur sich verantwortlich, hier die Auswirkung seiner Ueberzeugung? Wer tadelt, wer klagt?

Horneffer ist Nietzschenachbeter (oder Interpret?). Aber Nietzsche war Hysteriker, Nietzsche starb im Wahnsinn und Wahnsinn ist 7/8 seines „Systems“! Nietzsche hat laut Statistik zahlreiche Schüler seiner Lehre in den Selbstmord getrieben, wenige erhoben, keinen frei gemacht! Nietzsches Ideen sind, gemessen an der Pflicht zum Höchsten, Brutalitäten trotz gelegentlicher Freiheitsphrasen. Hat sein Wahnsinn sein Ende und sein System gezeitigt, oder hat sein System seinen Wahnsinn und sein logisches Ende geboren? Nietzsche als „den“ großen Philosophen der Neuzeit darstellen, setzt ein bedenkliches Maß von Draufgängertum und Einseitigkeit voraus. Ein philosophisches System, das nur Konflikte schafft letzten Endes statt Freiheit und Klarheit, das Größenwahn des Individuums und schrankenlose Selbstsucht impft, und nur noch eine Scheidung in Ueber- und Herdenmenschen kennt, könnte experimentshalber auf den Mond verpflanzt werden, unter Menschen, die gleiche Menschheitsrechte wollen und üben — ist es — absurd!

Horneffer ist feiner Kenner und Witterer der menschlichen Instinkte auch negativer Prägung — er wußte, wie tief die Phrase von der auf die Menschheitserziehung übertragenen „akademischen Freiheit“ den jungen Musensöhnen zu seinen Füßen zu Herz und Häupten steigen würde — er legte darum seine tiefsten Brusttöne auf diesen Schlager! O Vater Horneffer, du kennst die Menschen und ihren wunden Fersenpunkt! Du verstehst es, Hungernde, die zu dir kommen, mit der Illusion heimzusenden, als wären sie reich geworden, und hast ihnen in Wahrheit nicht nur nichts gegeben, sondern vielen das Wenige noch genommen, an dem sie, wahrheitsdürstend, lichthungrig, heimwehwund noch genagt! Und wenn du **einem** Menschen seine wohltätigen Zweifel am Sinnlosen deiner Lehre genommen und ihn im Nebelmeer deiner Reden ertrinken ließest, oder einem seinen positiven Glauben zermürbtest: so wärest du ein Unheil für die Menschheit, wie jeder, der Werte nimmt und Phrasen an ihre Stelle setzt!

Selbst wenn der dogmengläubige, der positive Religionsträger im Irrtum wäre, aber im Glücke der Hoffnung, im Glauben der Ewigkeit, im Aufstiege zur sittlichsten Menschenhöhe — im trostvollen Sterben — so wäre die letzte Masche dieses Irrtums noch dem ganzen Gewebe deiner „Wahrheit“ und deiner Verzweiflungsreligion vorzuziehen! Die sittlichste Tat ist Menschenbeglückung, **Menschenerlösung**, sittliche Menschenbereicherung. Dein System — Pardon — Systeme hassest du — dein Ideenkonglomerat nimmt aber nur und gibt nichts, führt lediglich ins öde Tal des Zufallssuchens ohne ausreichendes Licht und ohne Führerhand.

Deine Lehre spielt frevelhaft Ball mit den Seelen, stempelt sie zu Experimentskaninchen — das Experiment ist deine Stärke, aber das noch nicht erbrachte! — O Trostwort „Abfinden“! Ja doch, ihr Privilegierten, Reichen, Glücksbedachten — ihr findet euch nicht allzuschwer ab. Aber du, Heer der schleppenden armen Mütter, ihr Legionen von Fronarbeitern und „Händen“, ihr Besitzlosen und kaum Beachteten, die ihr ein Leben ohne Licht beklagt, ihr „Herdentiere“ des großen Nietzsche, ihr Karrentiere des Alltags, vegetiert, leidet, duldet, schweiget, — zum Lebenselend dürft ihr die Hoffnungslosigkeit der Unsterblichkeitssehnsucht tragen — findet euch ab! „Kranke, Krüppel, Enterbte aller Erdengüter — „findet euch ab“ mit der Sphinx des Lebens — genug des Glückes, daß ihr leiden durftet, zertreten werden. Ihr, die ihr blutige Kämpfe auf der Wahlstatt euerer Seele kämpfet, sittlich Versuchte, im Zweifel Ringende, an wütendem Gotteshunger Leidende — „findet euch ab“ — kein persönlicher Gott hört euch, keine Heimat wartet euer, kein sättigendes Licht, keine Lösung der schwersten und ewigen Fragen — „findet euch ab“ — so oder so, und wird's zu schwer — schlagt die Hülle in Trümmer — das Erlöschen ins Nichts kommt dem Unglücklichen nie zu früh! Und habt ihr edle, heilige Träume der Liebe geträumt, der Jugend, der höchsten Wandlung — wozu letzten Endes? Eine Sittlichkeit mit Voraussetzung widerspricht dem Wesen des Menschengeistes!

Abfinden! Was Horneffer **neu** an seinem System, Lehrgebäude — oder wie dürfen wir dies haltlos Gestaltlose, Schwimmende, Zerrinnende, diese ethisch religiöse Molluskenmasse rechtens nennen? — nennt, **ist alt** — ist das von Millionen durch Jahrtausende Praktizierte: die Ablehnung des positiven Gottesglaubens, die Freiheit, schrankenlos für Denken, Leben und Handeln! Warum uns auf die Früchte dieser neugeborenen alten Bahn warten lassen? Die kennt die Welt längst!

Verbrecher, Sittenschänder, Mörder, Diebe, der Gesellschaft Schmarotzer und Vampyre, die haben alle, frei von positiver Religion, frei in Horneffers Sinn, in Selbstbestimmung und *nur sich* verantwortlich, „sich abgefunden" und dieser Abfindung Resultate *gelebt* in natürlicher Logik.

Ist er empört ob dieser Deutung? Kennt er seine „ernsten Sucher," seine „natürlich Sittlichen und Edlen"? Es *sind wenige*, und wenn sie eine *sittliche* Abfindung fanden — *woher?* aus sich? und dieses ihr sittlich imprägniertes Ich, woher? Dem „grauenvollen, stieren, fürchterlichen Rätsel, dem Ungetüm, das wir nie fassen", entsprungen? Das wäre absurd — vom Dornstrauch holt man keine Feigen, aus der Finsternis kein Licht, und aus der absoluten Verneinung keine Bejahung!

Horneffer hat alte Fragen im neuen Frack aufgeworfen, aber statt Antwort und Lösung zu geben, weist er uns, ohnmächtig, rechten Weg zu weisen, sich selbst im wesentlichen widersprechend, und „*selbst noch nicht wissend, was er wolle*", in die Wüste des Suchens ohne ausreichende Leuchte, ohne Hoffnung auf Landung, ohne Erlösungsverheißung für all das, was der Menschen tiefstes Wesen gefangen hält, was schicksalsmächtig jede Fiber ihrer Seele durchzittert, *was sie zu Menschen* stempelt. — Er gibt auf die tiefsten und letzten Fragen — *woher? wohin? warum?* keine Antwort. — Gibt er die *nicht*, dann hat er kein Recht, sich zum sittlichen und religiösen Führer aufzuwerfen — den Zweifel hatte die Menschheit schon vor ihm, die Sehnsucht, den Konflikt und „das Abfinden", und dazu diese historische Erfahrung vom vielgestaltigen Verkommen und Vergehen irregeführter und führerloser Menschenmassen. — Das ist *alte* Wäsche neu gebügelt — was will also der Mann? was bietet er? *Nichts — aber er nimmt und nimmt unser Bestes.* — **Volk, bist du blind und taub!?**

Das betende und werktätige Madrid.

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der K. Technischen Hochschule zu Aachen.

II.

(Schluß.)

Zögernd und widerstrebend haben sich die kirchlichen Kreise Spaniens in die bei ihren deutschen Glaubensbrüdern längst durchgedrungene Auffassung gefunden, daß dem vierten Stande vieles als Recht zustehe, was in früheren Zeiten der Reiche jedem Elenden, Schwachen und Bedürftigen aus halb erbarmenden, halb selbstsüchtigen Empfindungen heraus freiwillig, aber oft willkürlich und launisch, spendete. Dies ist kein Tadel; der vierte Stand ist eben, soweit er aus Industriearbeitern besteht, in Spanien erst in der Bildung begriffen, während die Bauernschaft störrisch der Hilfe und Beratung widerstrebt. Auf den spanischen sozialen Wochen hat sich der moderne Standpunkt, der Pflichten des Unternehmers und Rechte des Arbeiters anerkannt, durchgesetzt, der Episkopat, vielleicht einige Herren ohne rechte Freudigkeit, hat sich unumwunden auf ihn gestellt und drängt auf soziale Gesetzgebung, aber diese schreitet unsäglich träge, fast feige, voran, und die Bedürfnislosigkeit hier, die milde und freigebige Natur dort lassen selten rechten, vor allem unablässigen, Eifer aufkommen. Allmählich gewinnt der *Volksverein*, dessen die „Guia" in Madrid noch keine Erwähnung tut, nach deutschem Vorbild Boden, vorzüglich dank der rastlosen Arbeit des P. Gabriel Palau S.J. in Barcelona. Ein schlimmes Hemmnis ist die zwischen 30 und 80 Prozent schwankende Unfähigkeit, zu lesen. Der Staat hat seit hundert Jahren als Schulmeister wenig Glück gehabt; daher suchen die kirchlichen Kreise Volksschulen in ihrer einfachsten Form zu unterhalten. Doch auf diesem Feld wie auf dem der Wohltätigkeit bietet sich uns in Madrid das Bild zerfahrenen, fast ratlosen Ringens allzuschwacher, meist weiblicher Arme mit vielgestaltiger Not, welche erkannt, aber nicht von umfassenden Gesichtspunkten aus und nicht mit vereinten, disziplinierten Kräften bekämpft wird. Disziplin täte Spanien so not, und sie liegt seinem Volke in allen seinen Ständen so wenig! Ihr Geist wird durch den fadesten Liberalismus und seine überall vorherrschende Presse täglich grimmiger befehdet! Freiheit ist immer noch das zündende Schlagwort in Spanien, wo der jedem Mißbrauch zugängliche Begriff anderswo täglich mehr geläutert wird! Wieviele Kräfte allein würden nicht für frohere und edlere Ziele, für die Wissenschaft vor allem, die in Spanien so kläglich darniederliegt, entbunden, wenn Staat und Kirche von jeher einträchtig die katholische Volksschule im ganzen Lande durchgeführt hätten! Jetzt ist kaum ein Verein, der nicht daranginge, ein Schülchen in einem halben oder ganzen Stockwerk einzurichten. Und würde nicht umgekehrt auch, wenn der Staat erworbene Rechte auf Hilfe in Krankheit und Alter anerkennte, noch Bedrängnis genug übrig bleiben, woran die Nächstenliebe sich zu erproben hätte? Denn „Arme werdet ihr immer unter euch haben". So aber hat man den erschütternden Eindruck einer oft heroischen, aber gegenüber allzu viel Not und Unverstand doch ohnmächtigen Liebe.

In der Uebersicht schreite ich von Werken religiös-caritativen Charakters zu rein sozialen und mehr oder weniger amtlich unterstützten Veranstaltungen fort. Der Ehrenplatz gebührt natürlich den *Konferenzen* des hl. Vinzenz von Paul. Es sind ihrer in Madrid 36 für Herren 7 für Damen. Daß sie ihren Grundsatz (Guia, Seite 273), „kein Werk der Nächstenliebe solle der Gesellschaft fremd sein", weitherzig betätigen, dem Armen bis ins Gefängnis und Krankenhaus folgen, nicht Keller- noch Speicherwohnungen zu betreten sich scheuen, kann ich nach dreijähriger Mitarbeit, bei der ich mich für mein ganzes Leben etwas als Spanier fühlen lernte, bestätigen. Unserer Konferenz gehörten die nach Bildung und Gesinnung vortrefflichsten Eingesessenen des Bezirkes an; verbannt aus ihr war alles, was trennen konnte; auch unsere Schützlinge wurden nicht nach ihrer politischen Gesinnung gefragt; eine feine Mischung von Zartgefühl und guter Laune herrschte bei den Beratungen und Besuchen. — Das Werk des heiligen Franziskus de Regis zur Regelung wilder Ehen ist von der Vinzenz-Gesellschaft in Obhut genommen worden; es hat bei der unsinnigen Bestimmung, die den Reservisten die Verehelichung untersagt, Arbeit genug. In 11 Pfarreien werden 51 *Stiftungen* (fundaciones) aufgeführt; es wäre seltsam, wenn nicht auch in den übrigen 19 solche beständen. Sie stammen meist aus alten Zeiten, und als ihr Zweck werden meist Messen und Almosen, jedoch auch Bestreitung von Aussteuerung und der Unkosten für die Erwerbung akademischer Titel, Krankenpflege und Bekleidung der Armen angegeben; die Summen erfahren wir nirgendwo. Von den 8 *Patronaten* haben sich einige engere Wirkungskreise gezogen. Die Jünglinge der Aloysiuskongregation nehmen sich der Straßenkehrer an, besuchen sie in der Krankheit, erleichtern ihnen die Erfüllung der religiösen Pflichten und belohnen den Eifer darin. Ein anderes Patronat bemüht sich um die religiöse und sittliche Erziehung jugendlicher Gefangener. Die Vinzenzgesellschaft unterhält eine Schule, die im Jahre 1911 60 Zöglinge hatte, für Lehrlinge. Das Patronat der hl. Familie gewährt einigen 30 Familien während Zeiten der Not tägliche Speisung, schaut nach Arbeit für sie aus und gewährt den Willigen Kleidung. Eines unterhält eine Schule für Arbeiterkinder. Die anderen widmen sich der häuslichen Krankenpflege und sorgen für ein christliches Sterben. 5 *Wiegen* (cunas) erbarmen sich armer Mädchen vom 13. Tage bis zum 3. Jahre ihres Lebens. — Sehr mannigfaltige Aufgaben stellen sich die 5 *Hermandades*. Die des nationalen Gebetes fleht um die Wiederherstellung der Einheit Spaniens im Glauben, die vom hl. Kassian vereinigt 129 Schullehrer in der Verehrung ihres Patrons; auch die U. L. F. von der Almudena hat rein fromme Zwecke; eine übt häusliche Krankenpflege, eine andere zahlt 30 Tage lang täglich 3 Pesetas Krankengeld, die vom hl. Antonius von Padua, die 400 Brüder zählt, gewährt ihren Sterbenden feierliches Geleit der letzten Wegzehrung und ihren Toten das Gewand des hl. Franz und 12 hl. Messen, die der Zuflucht ist äußerst vielseitig, ein wahrer Typus der Madrider Caritas, die nicht weiß, wohin sie die Hände strecken soll: sie unterhält eine Mädchenkostschule pflegt kranke Wöchnerinnen, gewährt Säuglingsmilch, hilft Bettlern von der Straße, bezahlt Aufenthalte in gewissen Heilbädern und öffnet armen Reisenden oder auch aus dem Krankenhaus entlassenen Armen ihr Asyl. — Ebensowenig läßt sich den fünf sogenannten *Casas* (Häusern) eine gemeinsame Aufgabe zusprechen. Das im Jahre 1857 von der Marquesa de Malpica und der Gräfin de Zaldivar errichtete, mit einer Stiftung der Marquesa de Carvajal verknüpfte und von Vinzentinerinnen verwaltete Elisabethhaus unterrichtete 800 Mädchen, enthält eine Bewahrschule, bekleidet monatlich 6 Mädchen und einen Knaben und pflegt kranke Kinder in ihrer Wohnung. Das vom hl. Ildefonso unterrichtet 700 Mädchen, wovon 100 zahlende im Hause wohnen, und hat einen Saal mit 100 Säuglingen belegt. Das von der unbefleckten Empfängnis hat 6 Abteilungen: 1 Internat für 90 Waisenmädchen, 1 Freischule für 200 Mädchen, eines der wenigen abgestuften Schulsysteme Spaniens, 50 Plätze für weibliche Arbeit, die den Mädchen im Jahre 1910 14,500 Pesetas Taglohn eintrug, einen Speisesaal für nährende Mütter bis zur Dauer von 14 Monaten, 12 Abendfreitische, eine Volksküche, die täglich 250 Armen für 25 Centimos Mittagessen gibt, endlich unterstützt sie 120 Familien. Ein Haus nimmt arme verschämte Schwangere auf, die bei ihrem Eintritt einen Hausnamen erhalten und den eigenen verschweigen dürfen. Ein anderes gewährt armen Kranken unentgeltlich Rat und bestreitet Operationen nur an armen Galiziern. — Ein *Comedor gratuito* (Freitisch) für Kinder, deren Mütter den ganzen Tag arbeiten, hatte nur 9 Sitze. In dem *Consultorio de ninos de pecho* (Beratungsstelle für säugende Mütter) unterweist diese in der Kinderpflege und versorgt ihnen gute Milch. — Eine Suppenanstalt (*olla*) finde ich nur einmal verzeichnet. — Die Gesellschaft für Kinderschutz nimmt bis zu 200 kranke und verwahrloste Kinder auf. — Als *deficiente* (mangelhaft) wird beurteilt das *Hospicio y Colegio de los Desamparados* (der Schutzlosen), welches unter einem durch die Zinsen eigenen Vermögens 127,000 Pesetas jährlich, und einem Zuschuß der Provinz, 727,000 Pesetas jährlich, bestrittenen Aufwand von 854,000 Pesetas gegen 1000 verwaiste oder sonst verlassene Knaben von 5—13 Jahren durch barmherzige Brüder zu einem Handwerk heranbildet.

Der *Hospitäler* waren im Jahre 1911 in Madrid 8. Das größte ist das der Provinz, in welchem barmherzige Schwestern 1173 Kranke unentgeltlich pflegen; die Kosten werden mit 900,000 Pesetas jährlich aus eigenem Vermögen und 380,000 Pesetas Zuschuß der Provinz, die sich dafür zum Teil durch Abgaben der Stierplätze erholt, gedeckt, so daß jedes Bett jährlich etwa 1100 Pesetas erfordert. Aus eigener Anschauung kann ich sagen, daß die Pflege in jeder Hinsicht lobenswert ist, so weit es an den Schwestern liegt; mehr zu leisten,

als sie tun, würde eine gewaltige Erhöhung der Summe erfordern. Unheilbare Frauen über 50 Jahre nimmt das Hospital Jesu von Nazareth auf; die Kosten von 140,000 Pesetas für 300 Freiplätze bezahlt der Staat. Unheilbare Männer kann die Klinik U. L. F. v. Karmel bis zu 250 aufnehmen, während stets gegen 300 Gesuche um Aufnahme vorliegen. Das Krankenhaus vom Kinde Jesu hat 175 Betten für kranke Kinder, die es bis auf 6000 Pesetas Almosen und ebenso viel Staatszuschuß mit 120,500 Pesetas eigener Renten jährlich unterhält. Gerühmt werden die kleineren Hospitäler San Pedro de los Naturales, zu dessen Stiftern der Dichter Calderón de la Barca gehört, und das von San Fermin, das nur aus Navarra gebürtige Kranke aufnimmt. Das Hospital zum hl. Johann von Gott beschränkt sich auf venerische Krankheiten. Vier Institutos médicos haben auch eine gewisse Anzahl Freibetten und freie Sprechstunden.

Nicht weniger als 36 Asilos suchen aller erdenklichen Not zu steuern. Die meisten unterhält die Gemeindekasse, das größte die Provinz, einige leben von Stiftungen und Almosen, die auch die übrigen nicht verschmähen. Das größte, 1886 gegründete, ist das U. L. F. der Gnaden (Mercedes), ein Mädchenwaisenhaus mit 750 Plätzen, die 401,500 Pesetas erfordern, welche die Provinz bezahlt. In dem Asyl der allerheiligsten Dreifaltigkeit sind 600 verführte oder verwahrloste Mädchen untergebracht, die in verschiedenen Werkstätten arbeiten.

In vier Werkstätten (Druckerei, Buchbinderei, Steindruck, Schusterei) arbeiten in dem Asyl zum allerheiligsten Herzen Jesu 220 Waisenknaben. Von dem Ertrag der Lustbarkeitssteuer unterhält die Provinz in zwei Pavillons bei den barmherzigen Brüdern von San Bernardino 180 Knaben und 220 Mädchen, die beim Bettel aufgegriffen wurden. Das Colegio y Asilo von San Alfonso, den Töchtern des heiligen Vinzenz anvertraut, hat eine Bewahrschule mit 500 Kindern, eine unentgeltliche Schule für 700 Mädchen, die später in den Werkstätten des Hauses gegen Lohn arbeiten, speist bedürftige Mütter und hält Missionen für Zigarrenarbeiterinnen ab. Sonst finde ich als Zwecke der Asyle bezeichnet Nachtherberge, Unterricht und Unterhalt von Waisen, Aufnahme Arbeitsunfähiger, Beaufsichtigung, Unterricht und Beköstigung von Kindern der Waschfrauen (350) und Zigarrenarbeiterinnen, Pflege alter hilfloser Männer und Frauen, denen sich ein besonderer Orden widmet, Pflege der Blinden u. a. Die Königin Maria Christine bestreitet eine Tageskostschule für 400 Mädchen von Arbeitern aus dem Viertel des Palastes. Fast überall bestehen neben dem Hauptzweck, Verlassenen und Hilflosen jeder Art Obdach und Speisung zu geben, Kinderschulen in mehr oder minder großem Umfange, mit oder ohne Werkstätten, für deren Betrieb meist Gewerbesteuer bezahlt wird. Ob mit all diesen Asylen dem Bedürfnis der Stadt abgeholfen ist, ob nicht vielmehr aus der Provinz oder ganz Spanien mehr Hilfsbedürftige oder Arbeitsunlustige nach Madrid kommen, als dieses selbst deren stellen würde, läßt sich nicht beurteilen. Auf jeden Fall verdient der gute Wille, zu helfen, nicht nur mit Geld, das in Spanien rar ist, sondern mit der eigenen Person einzuspringen, das höchste Lob.

Für Hilfe bei Unglücksfällen oder plötzlicher Erkrankung bestehen acht Casas de [illegible]corro, für welche die Gemeinde jährlich 136,660 Pesetas aufbringt und 36,290 Pesetas an Almosen eingehen, so daß die 66,000 im Jahre 1910 vorgekommenen Fälle im Durchschnitt jeder eine Aufwendung von etwas mehr als 2,50 Pesetas erfordert haben. Neben diesen Unfallstationen sind noch zu erwähnen vier Dispensarios, welche Arzneien und anderes Erforderliche an arme Hauskranke, besonders Schwindsüchtige, abgeben; die Mittel dazu werden bei zweien von Juntas hochstehender Damen vom Hofe aufgebracht, für ein anderes wirft der Staat 100,000 Pesetas aus, ein viertes bescheideneres wird von Vinzentinerinnen unterhalten. Auch sonst viele andere Anstalten geben Arzneien ab. Den Schluß der wohltätigen Anstalten mögen die Talleres (Werkstätten) machen. Es sind ihrer 29, alle unter der Anrufung der hl. Rita und ein jeder unter dem Namen eines zweiten Heiligen. Sie wurden im Jahre 1901 von dem Augustinerpater Font gegründet und fertigen Kleider für arme Kranke an, die von den Ausschußmitgliedern besucht werden.

* * *

Mit den Círculos católicos de obreros, den katholischen Arbeitervereinen, kommen wir zu zielbewußter Erziehung der Arbeitsfähigen zur Selbsthilfe. Es sind ihrer fünf, als deren Zwecke gleichlautend die Bildung des Arbeiterstandes, die Besserung seiner äußeren Lage und die Hebung seiner Sittlichkeit angegeben werden. Zur Aufnahme werden ein Alter von 18 Jahren, die Empfehlung durch zwei Mitglieder und ein ungekündigtes Arbeitsverhältnis verlangt. Alle fünf wurden im Jahre 1895 gegründet, ein weiterer ist seit dieser Zeit nicht dazu gekommen, ihre Mitgliederzahl schwankt zwischen 374 und 2300 (San José). Sie haben ein gemeinschaftliches Konsumhaus (economato) für Waren des täglichen Bedarfes, welches auch die Gutscheine der Vinzenz- und anderer Vereine einlöst. Nach einem Besuch, den ich in Granada einem Arbeitervereine abstattete, wobei ein Studierender der Hochschule über die Streiks in England und im deutschen Kohlenrevier sprach, ich selbst später über das Verhalten des Zentrums bei den letzten Wahlen sprechen durfte und danach ein Lustspiel gegeben wurde, alles ohne Gelegenheit zu einer Erfrischung, nehme ich an, daß abgesehen von dem bei uns gebräuchlichen Bierkonsum die Vereinsabende ähnlich wie bei uns verlaufen. Ein Unterschied zwischen Industriearbeitern und Handwerkern scheint nicht gemacht zu werden. Von dem Werke Kolpings scheint keine Spur nach Spanien gedrungen zu sein. — Der Centros sind 4. Einer unterrichtet und pflegt Blinde und beschäftigt sie in Arbeitsklassen. Ein anderer umfaßt eine Spar- und Darlehenskasse, einen Einkaufsverein, Fachabteilungen und eine Arbeitsbörse (Atocha 18). Ein dritter, der sich iberisch-amerikanisch nennt, fördert die Frauenbildung, hat 10 Freistellen und einige zahlende Zöglinge. Dann ein Centro de defensa social, der drei Pesetas monatlich als geringsten Beitrag verlangt und im allgemeinen die sozialen und religiösen Interessen schützen zu wollen vorgibt, eine Verbindung, die den Vorwurf der liberalen Presse begründen hilft, als ob die Kirche an der Verteidigung der bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnisse interessiert sei, also trotz allen Werken der Caritas nicht auch ernsthaft den Interessen der aufstrebenden Stände hold sein könne. — Fachvereine (sindicatos) finde ich 3: den der Maurer, der seinen Mitgliedern 60 Tage hindurch täglich 2 Pesetas Krankengeld gewährt; den der Buchdrucker, ohne weitere Angabe; den der Arbeiterinnen, nach Beschäftigungen gegliedert; es wird die Zugehörigkeit zu den Marienkindern verlangt und Unterstützung in Krankheit und Arbeitslosigkeit, auch bei gerechten Streiks gewährt. — Kassen (cajas) gibt es außer den schon erwähnten 5; jedoch scheinen 4 volkstümliche Kreditkassen wenig zu bedeuten neben der mit dem Leihhause (Monte de piedad) verbundenen, 1838 von dem Marqués von Pontijos gegründeten Sparkasse, welche ganz wie unsere deutschen Sparkassen arbeitet und eine Zentrale und drei Nebenstellen hat. Am 31. Dezember 1909 hatte sie in 66 234 Einlagen 47'970,216 Pesetas eingenommen von 9445 Dienstboten, 5458 Taglöhnern, 4056 Beamten und Heeresangehörigen, sonst im Namen von Töchtern bis zur Großjährigkeit und Söhnen bis zum Loskauf von Waffendienst (inzwischen ist die allgemeine Wehrpflicht angebahnt); auch die religiösen und kirchlichen Kassen vertrauen der Caja de ahorros ihre Gelder an. Der Zinsfuß war 3 Prozent.

Bei der wärmsten Anerkennung des Opfergeistes, der aus allen diesem zum Wohle des kämpfenden und leidenden Nächsten geschaffenen Veranstaltungen spricht, werden die spanischen, besonders aber die Madrider Katholiken sich das Wort gegenwärtig halten müssen, das ich unter den Merksprüchen des spanischen Volksvereinsorgans »El Social« vom 29. Mai 1913 finde, welcher lautet: „Man erobert mehr Seelen für das Gute, wenn man die Rechte der Arbeiter anerkennt, als wenn man zwanzigmal ihren Magen füllt oder unablässig ihnen ihre Pflichten einprägt."

* * *

Ich komme zu dem Schmerzenskind Spaniens, der Schule. Es besteht der Schulzwang seit 1857; er hat so wenig wie irgend ein Gesetz auch nur annähernd durchgesetzt werden können. Inzwischen hat Bulgarien Spanien an allgemeiner Volksbildung hinter sich gelassen. Der Gründe sind viele. Der Hauptgrund aber wird meist vergessen: daß die überwiegend ländliche Bevölkerung Spaniens ein Bedürfnis nach Buchwissen nicht so dringend empfindet wie ein vorwiegend gewerbetreibendes Land. Außerdem lähmte das allgemeine Mißtrauen, das alles staatliche Leben in Spanien durchdringt, auch das von ihm mittelbar oder unmittelbar betriebene Unterrichtswesen, bis die kirchlichen Kreise, wenigstens in den Städten, von dem immer unabweisbarer werdenden Bedürfnis gedrängt, die Belehrung des Volkes bis in die obersten Schichten mehr und mehr in die Hand nahm. Die mir vorliegenden Statistiken bezeugen auch für Madrid, daß die amtlichen niederen und höheren Schulen kaum ein Drittel der Schulpflichtigen umfassen. Die Guia führt an Volksschulen, welche selbstständig, das heißt außer Zusammenhang mit anderen Veranstaltungen, von kirchlichen Kreisen unterhalten werden, 39 Colegios und einige 30 Escuelas auf, während der Gemeindeschulen 73 sind. Die colegios wollen anscheinend etwas höhere Ansprüche befriedigen, haben auch häufig Kostschüler; sie sind aber nach allen Anzeichen nichts anderes als escuelas, das heißt einklassige Volksschulen, in denen ein Lehrer sich gleichzeitig oder abwechselnd mit den verschiedensten Jahrgängen beschäftigt. In Madrid bestehen ganze zwei Staatsgymnasien, das von San Isidro und das des Kardinals Cisneros. Jenes hatte im Jahre 1910 444, dieses 499 Schüler. Alle anderen Anstalten sind privater Natur; dieselben hatten insgesamt 3452 Schüler, also fast viermal soviel. Hiervon ist wenigstens die Hälfte von kirchlichen Genossenschaften oder doch in kirchlichem Sinne geleiteten Anstalten zuzuweisen. Vor allem genießen die Jesuiten des besten Rufes als Lehrer und Erzieher, auch der liberalste Vater vertraut ihnen seine Söhne an. Ihre Anstalten sind in allen Einrichtungen auf voller Höhe, die zu behaupten keine Kosten gescheut werden. Das Schulgeld der reichen Schüler muß die ärmeren mit durchschleppen helfen. Die bei der wissenschaftlichen Erziehung der Jugend aufgewandte Kraft und die dafür gebrachten persönlichen Opfer sind als einer der vornehmsten Posten unter die von den katholischen Kreisen Madrids für ihre Ideale gemachten Anstrengungen zu setzen. Jedoch müssen wir auch hier erklären, daß es für ein katholisches Land ein weit mehr natürlicher Zustand sein würde, wenn Staat und Kirche auch den Mittelschulunterricht Hand in Hand gehend organisiert hätten. Dadurch wären die jetzt bestehende Zerrissenheit, Verwirrung und Unsicherheit in den Zielen, Methoden und Leistungen und eine beklagenswerte Vergeudung von anderweitig, besonders in der reinen Wissenschaft, schmerzlich vermißter Kräfte vermieden worden.

Hier wie in allem stände es unendlich besser in Spanien, wenn die Katholiken die politische Macht erobert und behauptet hätten. Der seit 1876 beliebte Wechsel zwischen liberalen und konservativen Regierungen war und ist eine feige Halbheit, ein Zugeständnis an die „große Lüge“, welches endlich zurückzunehmen ja auch Maura in seinem Januarbrief und in den ersten Junitagen im Parlament durch die auch der Lüge immanente Logik gezwungen worden ist. Ceterum censeo: die Rekonstitution des spanischen Volkskörpers durch landschaftliche Zweckverbände ist ein erster, riesiger Schritt zur Gesundung des Staates durch die Wahrheit in Leben und Streben.

Die Ausstellung im Münchener Glaspalast.

Die heurige Ausstellung bietet in ihrer äußerlichen Anordnung verschiedene Ueberraschungen. An mehreren Stellen ist die Raumeinteilung anders geworden, und man muß zugestehen, daß die Beleuchtungsverhältnisse in diesen neugeschaffenen Sälen günstiger sind als jene in den alten. Ferner sind verschiedene Versuche mit farbiger Wandbespannung gemacht worden, die ich nicht eben als durchweg günstig bezeichnen möchte.

Beteiligt ist natürlich vor allem Deutschland; hier treten wieder die einzelnen Gruppen der Münchener Kunst am meisten hervor, und die größte Aufmerksamkeit erregt die Sezession, welche getreu ihren Traditionen diesmal wieder an der allgemeinen Veranstaltung teilnimmt; die übrigen deutschen Ortsgruppen machen sich viel weniger bemerkbar. Die ganze rechte Hälfte des gewaltigen Gebäudes ist dem Auslande überlassen worden. Alles insgesamt umfaßt nicht weniger als 3600 Nummern, die in 77 Räumen verteilt sind.

Zuvörderst sei derjenigen Kunst gedacht, welche ihre Gegenstände dem Vorstellungskreise der Religion entnimmt. Die Zahl derartiger Malereien, Graphiken und Plastiken ist diesmal ungewöhnlich groß, und erfreulich ist dabei auch die immerhin erhebliche Menge von Werken echter Bedeutung. Freude bereitet uns der Altmeister Franz von Defregger mit der Ausstellung seiner vor langen Jahren gemalten Madonna, die in vielen Nachbildungen verbreitet und längst wahrhaft volkstümlich geworden ist. Georg Papperitz malt die Weihnacht mit prächtiger Charakterschilderung und schöner Lichtwirkung, die Nebenteile des Bildes zeigen Engel; der untere, einer Predella ähnelnde Teil die Beweinung des Leichnams Christi. Den letzteren Gegenstand hat auch L. Schmutzler erwählt, aber eine Gruppe daraus geschaffen, welche der nötigen Ruhe und Hoheit entbehrt. Drei Passionsszenen von R. Caspar scheinen aus Versehen hierher geraten zu sein, nachdem sie ihren Weg zu den „Juryfreien“ oder einem der ultramodernen Salons verfehlt haben. Drei ausgezeichnete Werke zeigt G. Fugel, darunter ein „Golgatha“ mit herrlicher Wirkung der hinter dem Oberkörper des Gekreuzigten feurig aufleuchtenden Gloriole; herzerfreulich ist sein „Jesus als Kinderfreund“; ergreifend die Schilderung der Volkstypen in der „Krankenheilung“. Es ist sehr erfreulich, daß dieser hervorragende Künstler mit der 2. Medaille bedacht wurde. Schwer und ernst ist eine Kreuzabnahme von M. Kuschel. Ein Bild voll lichter Schönheit ist „Salve regina“ von F. Kunz; es zeigt die thronende Madonna, von Heiligen und Engeln verehrt; ein Bild, in welchem alle Vorzüge dieses Meisters in prachtvollster Art sich aussprechen. F. v. Stuck bringt eine Kreuzigung, die freilich weit entfernt ist von den Eigenschaften eines Altarbildes, aber durch ihre seltsamen Farben eine wahrhaft dämonische Wirkung ausübt. Noch erwähnt seien ein paar tüchtige Malereien christlichen Inhaltes: die von Hengeler geschilderte „Legende“ des hl. Wolfgang, dem der Teufel die Steine zum Kirchenbau herbeikarren muß; eine feinsinnige „Auferweckung“ von F. Guillery; das sehr wirkungsvolle Innere einer Barockkirche von H. Hermanns-Düsseldorf; eine etwas zu sehr auf Farbeneffekt gemalte schlummernde Maria von H. Rettig. Von den Graphiken nenne ich die wirkungsvoll radierte Kreuzigung von O. Graf und A. Rauschs recht volkstümlich ansprechende Maria mit dem Kinde.

Geradezu hervorragend ist, was die deutsche Plastik bietet. Die durchaus neuartige „Grablegung“ von G. Busch ist an dieser Stelle bereits in anderem Zusammenhange gewürdigt worden; man hat auch diesen tüchtigen Künstler durch Verleihung der 2. Medaille ausgezeichnet. Tief ergreifende Wirkung übt eine in Holz geschnitzte Pietà von G. Wallisch; imposant ist G. Müllers Kreuztragungsgruppe für den Münchener Ostfriedhof. V. Kraus zeigt eine lebensgroße Madonna mit Kind und einem Jakobus, beide in bemaltem Gips, Figuren von großzügiger feierlicher Wirkung. Einen schönen toten Christus zeigt W. Funk-Boppard; herrlich sind die Statuen einer Madonna mit dem Jesus- und Johannesknaben, und einer St. Barbara, erstere in Marmor, letztere in Bronze, von J. Faßnacht. Endlich gedenke ich des stimmungsvollen Reliefs „Johann von Gott unter den Kranken“ von F. Hofer.

Auch die Architekturabteilung, obwohl sie gegen frühere Ausstellungen sehr knapp fortgekommen, entbehrt doch nicht ganz der Werke kirchlicher Bestimmung. O. O. Kurz beweist mit seiner wuchtigen Bamberger St. Otto-Kirche seine ausgezeichnete Begabung, in bodenständigem Sinne zu schaffen; recht heimatliche Auffassung zeigt W. Vogls projektierte Sühnungskirche für Unterhaching bei München.

Auch in den außerdeutschen Abteilungen finden sich schöne Werke christlicher Kunst. Skandinavien und Dänemark versagen dabei. Holland fesselt durch neue markige Apostelköpfe, die Jan Toorop geradeswegs aus den Typen des Volkes geholt hat, und die dabei doch gewaltig überzeugen und ergreifen. Eine etwas zerfallene Komposition ist des Belgiers A. Donnay Kreuzigungsbild. Dasselbe Thema behandelt stark und stimmungsvoll der Rumäne R. Vermont. Von erhabener Wirkung ist eine Kreuzabnahme des ungarischen Malers T. Zemplényi, während eine Pietà seines Landsmannes De. Kacziány doch allzu gesucht erscheint. Von den Russen schildert P. Petrowitschew zwei interessante Kircheninterieurs, W. Kusnezow eine stimmungsvolle, dabei ethnographisch fesselnde Prozession; W. Beljaew betritt mit schönem Erfolge das Gebiet der Andachtsmalerei mit einer Grablegung Christi. Die Spanier bringen prächtig temperamentvolle Proben davon auch bei ihren Bildern christlichen Inhaltes. So E. Salaberria mit einer Fronleichnamsprozession in Lero, A. Rodiguez mit dem Innern einer Wallfahrtskirche. Eine schöne St. Franziskusstatuette schnitzte R. Atché. Unter den Werken der Italiener ist in diesem Zusammenhange nur ein trefflich modellierter und durchgeistigter Kruzifixus von A. Dazzi zu erwähnen. Die Schweiz, deren Darbietungen auch diesmal bis an die Grenze gehen, wo das Erträgliche aufhört, benutzt mit einer Büßerprozession in Wallis von E. Vallet und mit einer Kreuzigung von R. Donzé ernste und erhabene Gegenstände zu unerfreulichen malerischen Experimenten. Ganz ausgezeichnete Leistungen bietet Oesterreich. Freilich an eine Erscheinung wie O. Laske sich zu gewöhnen, wird nicht jedem leicht fallen. Er scheint einzelne Werke des Niederländers Breughel studiert und von daher die Neigung übernommen zu haben, seine Bilder aufs unglaublichste zu überfüllen. So mögen der kleinen Figuren auf seinem Kreuzigungsbilde wohl mehrere hundert sein; hat er doch die Hauptszene ganz in die Höhe gerückt und schildert unten im Tale ein in zahllosen Details sich abspielendes antik-jüdisches Volksfest! Von Andachtswirkung bleibt bei dergleichen natürlich kein Rest übrig. Aber dafür findet man diese in der schönen Monumentalität der Apostel von F. Andri, und ganz besonders in der herrlichen hl. Familie von K. Sterrer, jenem Werke, welchem unter allen außerdeutschen Erzeugnissen dieser Richtung zweifellos der Kranz gebührt. Alles in allem muß mit Befriedigung festgestellt werden, daß die christliche Kunst diesmal in würdiger Weise vertreten ist, und man möchte dies gern als ein Symptom davon begrüßen, daß sie, selbst unter den wenig günstigen Münchener Verhältnissen ihre Stellung wieder zu befestigen beginnt.

Noch eines muß bei der Ausstellung wieder bedauert werden, nämlich, daß die Zahl peinlich wirkender Aktdarstellungen nicht merklich abgenommen hat. Man hätte immer noch vieles fortlassen dürfen; warum kann man sich nicht entschließen, auf die unabgeklärten Empfindungen und Auffassungen jugendlicher Besucher die gebotene Rücksicht zu nehmen, und die meisten derlei Bilder dahin zu verweisen, wohin auch die Schaustellung des lebenden unbekleideten Körpers gehört, in die Ateliers! Einzelnes allzu absichtlich Wirkende fordert energischen Widerspruch heraus, wie die Nummern 431, 2898, 3125, 3441.

Von den übrigen gegenständlichen Gruppen überwiegt wie immer die Landschaft bei weitem. An Namen des alten bewährten Klanges wie P. Thiem, T. Stadler, F. Baer, M. Pietzsch, H. von Petersen, H. v. Hayek, E. T. Compton, G. von Canal, B. Buttersack, J. Wenglein, L. Bolgiano schließen sich die von neuen und verheißungsvollen Talenten, wie u. a. H. Hegnauer. Von Figurenmalern glänzt Egger-Lienz. Das Porträt als Charakterinterpretation ist zum Teil überaus bedeutend vertreten, so mit Werken von E. Liebermann, A. von Keller, E. Gerhard, W. Geffcken, L. Samberger. Wertvolle Stilleben sind u. a. von Pentelei Molnár und P. W. Ehrhardt. Von den jüngeren Plastikern sei nur der talent- und phantasievolle F. Liebermann genannt. Es würde zu weit führen, noch mehr Beispiele zu nennen. Im ganzen sei gesagt, daß die deutsche Kunst sich auf bedeutender Höhe hält; daß die norwegische zum Teil stark modern skizzenhaft, im übrigen wenig interessant ist; daß letzteres auch der dänischen Kunst gilt; daß die schwedische, welche das Bildnis bevorzugt, ruhige und vornehme Wirkungen sucht; daß die Ungarn ein ausgezeichnetes Können entfalten; daß Belgien kühl und fein wirkt; Holland vielseitiges Interesse erweckt; Italien eine Reihe virtuoser Könner vorführt; Frankreich besonders Interessantes nur in mäßiger Menge bietet; daß die Rumänen gute Talente besitzen; die Spanier rassig und derb lebensvoll malen; daß die Oesterreicher bei allem unbestreitbarem Hochstande ihrer Kunst doch gelegentlich, besonders mit Klimt, die Grenzen der Verständlichkeit zugunsten moderner Phantastik verwischen. Doch sei anerkannt, daß auch dieser Fehler seltener zu werden scheint. Zum Glück sind solche Werke vereinzelt, wie A. Wildts große, aus herrlichem Marmor gearbeitete Gruppe „Der Heilige, der Jüngling und der Weise“, bei der leider ein zweiter Weiser fehlt, der imstande wäre, zu sagen, was bei dieser Sache eigentlich zu denken ist.

Dr. O. Doering-Dachau.

Vom Büchertisch.

Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Eine Auswahl aus ihren Papieren. Von August Fournier. Wien (F. Tempsky) und Leipzig (G. Freytag). 1913. XV und 510 Seiten. Geheftet ℳ 12.—, gebunden ℳ 15.—. Schon der Titel besagt, welch interessanten Inhalt das Werk hat. Die geheime Staatspolizei in Oesterreich wurde 1786 vom Grafen Anton von Pergen organisiert. 1803 weist ihr Pergen schon die Aufgabe zu, „ihre Aufmerksamkeit nicht bloß auf die k. k. Erbstaaten, sondern auf den herrschenden Geist in ganz Europa zu richten". Im Jahre 1806 erhielt sie durch eine kaiserliche Resolution neue Normalbestimmungen. Als im September 1814 zum Besuch des Wiener Kongresses halb Europa zusammenströmte, war es der österreichischen Staatspolizei, dem Normale von 1806 entsprechend, alles zu belauschen und zu bewachen, was da fremd war, nur möglich, weil das System von 1806 schon eingelebt war. Es brauchte nur in den Mitteln vermehrt zu werden, um den vervielfachten Anforderungen zu genügen. Man vermehrte die Zahl der Vertrauten höheren Standes und der Agenten niederer Kategorie. Dazu kamen freiwillige, durch patriotischen Eifer angetriebene Helfer. Das Briefgeheimnis wurde in skrupelloser Weise verletzt. Fast alle Postbriefe wurden geöffnet, deren Herkunft oder Bestimmung ein staatliches Interesse zu rechtfertigen schien. Hierbei wurde die Grenze nach oben nicht kürzer gezogen, als die in die Breite. Alles, was die Geheimpolizei erfuhr, wurde in Berichten weitergemeldet. Aeußerst packend ist der Eindruck der Lektüre der vom Verfasser aus den Papieren der Geheimpolizei wiedergegebenen Dokumente. Diese werfen ein interessantes Schlaglicht auf geschichtliche Personen jener Zeit. An den Charakterbildern, die aus den Polizeiberichten emporsteigen, zeigt sich der geschichtliche Gewinn der Untersuchung des Verfassers. Als Beispiele dessen, was die Dokumente demjenigen, der sich ihnen widmet, erzählen, zeichnet uns der Verfasser Alexander I., dessen Bruder, den Großfürsten Konstantin, Friedrich Wilhelm III., Friedrich I. von Württemberg, Max I. von Bayern und eine Anzahl anderer Souveräne, sowie mehrere Diplomaten, in deren Händen damals das Schicksal Europas lag. Das Fourniersche Werk ist eine Fundgrube für alle, die sich mit der Geschichte jener Zeit beschäftigen.

Schweidnitz. Landgerichtsrat Hackenberger.

Ludwig Nüdling: Fallende Blätter. Gesammelte Gedichte. Warendorf i. W. Verlag der J. Schnellschen Buchhandlung. 8⁰. 120 S. Geb. 2 ℳ. — Aufmerksame Leser der „Allgemeinen Rundschau", die so manches sinnige Gedicht des obengenannten Verfassers gebracht hat, werden die vorliegende Sammlung mit Interesse begrüßen. Ludwig Nüdling ist keine stürmische, wohl aber eine kämpfende Natur und eine von denen, die in Kampf und Aufsichnehmen sich immer mehr vertiefen und läutern, immer mehr abklären. Gottzugehörigkeit ist die Grundstimmung, Liebe und Sehnsucht im Edelsinne das Gebiet dieser durchgeistigten, aber im ganzen formfesten Lyrik, die sich hier in acht Kapiteln ausströmt: Verlorene Klänge aus Heimatland und Kinderzeit; Lieder an meine tote Mutter; Aus meiner Seele kleinem Gebetbuch; Aus dem Buche meiner Freundschaft; Im Wechsel der Tage; Aus einsamen Stunden; Lose Blätter: Späne und Blätter. Nicht weniges von dem Dargebotenen geht unmittelbar zum Herzen; fast nichts unter allem, das nicht einen Werteindruck, ob auch sehr verschieden an Gewicht, hinterließe. Schlichte, wahre und reine Menschlichkeit, und zwar vertieft beseelte, in Gott gegründete, leuchtet überall auf; ein gewisser melancholischer Zug dürfte hie und da zu sehr vorspringen. Aber welche gesunde Kraft diesem selbsterbauten Charakter eignet, zeigen nicht zuletzt das Schlußkapitel mit seinem konzentriert knappen Spruchartigen und die Einführungsstrophen der Einzelkapitel.

E. M. Hamann.

Emmy Giehrl (Tante Emmy): „Meine Lieder. Was ich in 50 Jahren sang." Ein Nachtrag zu den „Kreuzesblüten". München 1913. Verlag von J. Pfeiffer (B. Hafner), Herzogspitalstraße 6. 8⁰. XI und 206 S. Geb. ℳ 2.40. Niemand, der die Geschichte dieser Sammlung kennt, wird an letztere mit kritischer Sonde herantreten mögen. Es ist die Geschichte eines 50jährigen Siechbettes, eines „goldenen" Leidensjubiläum. Und wer das weiß und dann mit der schuldigen Anteilnahme in dieses document humain hineinschaut, den wird es bald wie Ehrfurcht überschauern. Und er wird seine Lektion lernen, um sie wahrscheinlich nicht wieder zu vergessen. Denn diese Lektion trägt den Titel: Kreuzesgewinn, und Gottvertrauen, Demut, Geduld, Liebe, Mütterlichkeit sind die Hauptthemen. Gesagt soll aber sein, daß der Band durchaus nicht nur als „gereimtes Gebetbuch" zu betrachten ist; vielmehr finden sich auch, dichterisch genommen, einige Perlen in der Reihe, die fraglos ungezählten Seelen Trost, Erquickung, Ermutigung zu bringen bestimmt ist.

E. M. Hamann.

P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B.: Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen. Zum Beuroner Jubiläum ausgewählt. Freiburg im Breisgau 1913. Herdersche Verlagshandlung Kl. 8⁰ VIII und 93 S. ℳ 1.30. Geb. ℳ 1.70. Mit edlem Stolze darf Beuron auf seine 50jährige Entwicklungsgeschichte seit der „Wiedereinpflanzung des benediktinischen Ordensreises auf schwäbischem Boden" durch die Brüder Maurus und Plazidus Wolter zurückblicken. Das oben angezeigte Büchlein ist eine in seiner Weise durchaus würdige Jubiläumsausgabe. Es ist eine Art Kalendarium für alle Monate, in dem nach vorwiegend dokumentarischen Quellen in frischer, knapper Darstellung und zarter Sprache 48 Charakterbilder von heilig und selig Gesprochenen aller Zeiten, seit Beginn unserer durch Märtyrerblut gefestetem Kirche bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Titel und Zweck der Büchleins sei klar, heißt es im Vorwort. Der Gottsuchergedanke sei uralt, reiche zurück durch die Jahrhunderte in die Anfangszeiten des Christentums, bis zurück in die Urzeit der Bibel und der Menschheit. In unseren Tagen sei er wieder modern geworden, ja so modern sogar, daß er im Schlepptau eben dieser Moderne falsche Bahnen einschlage. Was läge da näher, als daß wir nach sicheren, wegkundigen Führern uns umsähen, die uns durch Wort und Wink sagen könnten, wie wir geradewegs zu unserm Schöpfer gelangen. (Regel St. Benedikts, Kap. 73). — Solche Führer sind die bewährten Gottsucher, „unsere lieben Heiligen", deren fast ein halbes Hundert in diesem schönen, erquicklichen und vom Verlage hervorragend geschmackvoll ausgestalteten Büchlein für uns den Himmelsweg beleuchtet.

E. M. Hamann.

Eucharistie. Die Geheimnisse der Liebe Jesu Christi im allerheiligsten Sakramente zur Betrachtung für alle Freunde Jesu dargestellt. Ein Handbuch für die Vereine der ewigen Anbetung und der Herz-Jesu-Andacht. Verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von Josef Ziegler, Kanonikus und geistlicher Rat. Vierte Auflage. Mit einem Stahlstich. 12⁰. VIII und 392 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 2.40. Elegant in Ganzleinen geb. ℳ 3.20. — Durch unser Jahrhundert zieht ein von Tag zu Tag sich schärfer ausprägender Gegensatz: Christentum und Neuheidentum, Glaube und Unglauben, Christus und Antichristus. Dieser Gegensatz offenbart sich auch gegenüber dem eucharistischen Zentralgeheimnis. Auf der einen Seite entsetzliche, haarsträubende Frevel der Feinde Jesu, auf der andern Seite die Scharen der Gläubigen auf eucharistischen Versammlungen, in eucharistischen Vereinen, Anbetungsstunden, Gebetsapostolaten, anbetend, liebend, dankend, sühnend. Allen diesen gottliebenden Seelen will das vorliegende Büchlein — ein eucharistisches Brevier mit herzlichen Belehrungen, innigen Betrachtungen und erhebenden Gebeten — reiche Nahrung bieten für die Stunden der Anbetung. Eine eucharistische Bewegung geht durch die Welt. Unser Buch ist recht geeignet, diese Bewegung zu fördern, ihre Anhänger mit neuem Eifer zu erfüllen, ihr neue Freunde zu gewinnen. Möchte das fromme, schmucke Büchlein darum recht weite Verbreitung und eifrige Benützung bei allen Verehrern des Sakramentes der Liebe finden. Für Klöster und zu Geschenkzwecken z. B. für Erstkommunikanten ist es besonders geeignet.

Dr. Weber-Boppard.

Eine Wiedergabe von Raffaels Disputa ist soeben im Verlage der Münchener Anstalt „Glaube und Kunst" (Dr. Wild, Gebr. Parcus) erschienen. Das sehr stattliche Blatt, um dessen Herausgabe sich der auch als Redakteur der „Walhalla" wohlbekannte Dr. Ulrich Schmid verdient gemacht hat, besitzt einen Umfang von 58:90 cm und ist in Vierfarbendruck autotypisch hergestellt, was schon wegen der für derlei Nachbildungen ganz ungewöhnlichen Größe eine hervorragende Leistung der Technik ist. Die Farben erscheinen wohl gelungen, ihre Uebereinstimmung mit denen des Originals wird voll würdigen können, wer letzteres selbst kennt. Bei solcher Gelegenheit lernt man die Vorteile der modernen Reproduktionstechniken schätzen. Sie schalten alle persönlichen Willkürlichkeiten aus, denen man früher nicht entgehen konnte, als jede Wiedergabe nur durch das Medium des individuell empfindenden und nachempfindenden Zeichners und Aquarellisten gewonnen werden konnte. Von Werken, wie die Disputa soll auch der kleinste Zug bleiben wie er ist, und das ist in diesem Falle erreicht. Erwähnt sei noch, daß der verhältnismäßig geringe Preis 30 ℳ beträgt. — Im gleichen Verlage erscheint eine Folge von Heften unter dem Titel „Glaube und Kunst". Sie enthalten je ein religiöses Meisterbild in Folioformat, begleitet von einem ausführlichen Texte aus sachverständiger Feder. Die Verfasser der bisher vorliegenden fünf Texte (zu Raffaels Disputa, Sposalizio und Transfiguration, Francesco Francias Steinigung des hl. Stephanus, Fra Bartolommeo Darstellung im Tempel) sind Dr. Ulrich Schmid, Stiftsbibliothekar Dr. A. Fäh, Prof. Dr. H. Swoboda, Msgr. Prof. A. Meyenberg. Die schönen Hefte (à 1 ℳ) dürfen warm empfohlen werden.

Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Künstlertheater. Erst mit dem dritten Stück der heurigen Spielzeit fand die Bühne im Ausstellungspark unwidersprochenen Beifall. Freilich einen Dichter ist sie uns auch diesmal schuldig geblieben, und einen solchen dürfte man mit Billigkeit von einem Theater erwarten, das so anspruchsvollen Namen trägt. Ludwig Hatvany, der Verfasser des Schauspiels „Die Berühmten" ist ein sehr geschickter Bühnentechniker, wie die meisten der Ungarn, die sich seit einigen Jahren auf unseren Bühnen durchsetzen. Die „Heldin" des Schauspieles ist eine große Schriftstellerin mit unwiderstehlichem Hang zum Dirnenleben. In einer sentimentalen Anwandlung, aus Sehnsucht nach Haus und Herd, hat sie einen Ideologen eingefangen, der sie zu seiner Frau machte und versprach, sie niemals über ihre Vergangenheit zu befragen. Dieser Gelehrte hat die Ueberreste einer altrömischen Ansiedelung in der Nähe eines ungarischen Badeortes entdeckt, deren Ausgrabung er leitet. Er ist erfüllt von Forscherfreude, sie des Glückes im Winkel längst überdrüssig. Die ersten ausgegrabenen Mauern stammen von einem römischen Freudenhaus. In diesen Ruinen spielt der erste Akt. Die Ausstattung und die Aufführung milderten immerhin die Vorschriften der Buchausgabe (München, Georg Müller) einigermaßen. Das „Milieu" hat Mathilde zu einem Drama angeregt, in welchem der Kaiser Marc Aurel eine Dirne zu retten sucht, doch „Livia läuft zurück in das Lupanar". In dieser Dichtung hat Mathilde gleichsam vorahnend ihr Schicksal beschrieben. Es vollzieht sich nach der glanz-

vollen Pester Première ihres Hetärendramas. Dieser Schluß mag „effektvoll" sein, überzeugend ist er nicht, denn in Wirklichkeit hätte Mathilde ihren guten Gatten und die Zahl ihrer Liebhaber auch weiterhin im Schach gehalten, wie sie dies zwei Akte lang tut, übrigens ein Hin und Her, über dessen dramatische Ergebnislosigkeit nur das Spiel der Durieux flüchtig hinwegtäuscht. Im übrigen steht und fällt das Stück mit ihrem Spiel, das manches ins Nervöse transponiert, was, mit geringerer Kunst dargestellt, noch gemeiner wirken würde. Was soll uns dies bei allem Bühnenraffinement häßliche Stück? Soll es zeigen, daß der vortrefflichste Mann solch eine Frau nicht zu retten vermag? Für solch billige Weisheit ist der Aufwand etwas groß. Alfred Kerr schreibt auf dem Bandstreifen des Buches: „So werden die Menschen vom Bau gemalt . . ., er zeichnet in bluterfülltem Tempo, die Qualen, die leidenschaftlichen Zermarterungen, die Unstetheit solcher Menschen — es gibt kein Zurück. . . . für einen, der Blut geleckt hat." Also typische Vertreter von Kunst und Literatur seien Mathilde und ihr liebebedürftiges Journalisten- und Schauspielergesindel! Diese Behauptung muß zurückgewiesen werden. Es dürfte doch etwas schwer fallen, solch schmutzige Gesellschaft zusammenzubringen. In einem Punkte erscheint Hatvany ein wenig komisch, (man findet ähnliches bei Wedekind!); da gibt es Liebhaber, die seit Jahren verabschiedet sind, kaum treten sie wieder in Mathildens Bannkreis, sind sie abermals voll glühender Leidenschaft, obwohl sie sich über deren Dirnencharakter durchaus im klaren sind. Irgendwelche höhere dichterische Erkenntnisse, die über das Unschöne und Abstoßende des Stückes hinweghelfen könnten, vermag ich nicht zu entdecken. Der Grund zur Aufführung dürfte darin zu suchen sein, daß es für Frau Durieux eine sogenannte „Bombenrolle" enthält; allein dies mag für ein Geschäftstheater ein genügender Anlaß sein, aber nicht für eine Schaubühne, die mit dem Anspruch auftritt, vorbildlich zu wirken. Die Dekorationen allein tun es nicht, auch nicht die „Römerinnen" in der Theatergarderobe des dritten Aktes, die wieder reichlich wenig bekleidet sind. Es bleibt also nichts übrig, als auf die versprochene Shakespeare-vorstellung Hoffnungen zu setzen.

Münchener Schauspielhaus. Zum ersten Male: „Das kleine Café, Lustspiel von Tristan Bernard. Dieser Pariser Schwank gehört zu den Erzeugnissen, die man nicht nacherzählen soll, denn ihr Wert liegt nicht in der Erfindung, sondern in der geschickten und eleganten Art, in der allerhand komische Verwicklungen herbeigeführt und in befriedigender Weise wieder gelöst werden. Die sehr freundlich aufgenommene Novität wurde sehr hübsch gespielt, ohne die billigen Uebertreibungen, die wir jüngst bei einer Première zu tadeln hatten.

Verschiedenes aus aller Welt. In München starb Ingeborg von Bronsart, geb. Stark. Die 1840 in St. Petersburg geborene Künstlerin, eine Schülerin Liszts, war in ihrer Jugend eine erfolgreiche Pianistin. Später wandte sie sich der Komposition zu. Neben Klavierstücken und Liedern schrieb sie die Opern „Die Göttin von Sais", „Jery und Bätely", „Hiarne" und die „Sühne". Außer dem Erstlingswerk wurden die Opern an vielen großen Bühnen mit Erfolg aufgeführt. Die Neuvertonung des Goetheschen Singspieles „Jery und Bätely" erlebte in der Possartära an der Münchener Hofoper eine Reihe von Wiederholungen. — Gerh. Hauptmanns Festspiel zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege, welches der Dichter im Auftrage der Stadt Breslau verfaßt hat, wird auf vielfache Proteste hin daselbst nicht mehr aufgeführt werden. Diese Maßnahme wird nun zum Gegenstand leidenschaftlicher politischer Angriffe gemacht, in denen von dem Wert oder Unwert der Dichtung gar nicht mehr die Rede ist. Das Buch liegt uns einstweilen nicht vor. In der Beilage des Literarischen Zentralblattes für Deutschland, einer durchaus unpolitischen Fachzeitschrift, lesen wir ein vernichtendes Urteil über Hauptmanns Gelegenheitswerk. Geheimrat Koch, der ausgezeichnete Literarhistoriker der Breslauer Universität, schreibt daselbst: „Wer mit Liebe und Verehrung auf die Erhebung des opferwilligen preußischen Volkes und seiner edlen Führer blickt, der muß mit Entrüstung, wer die deutsche Dichtung nicht zum berechtigten Gespött des Auslandes herabgewürdigt wissen will, mit brennender Scham sich von dieser ungebildeten Schleuderarbeit, ihren Förderern und Lobrednern abwenden." Max Reinhardt wird das Spiel nunmehr in Berlin aufführen. — Der Münchener Stadtmagistrat bewilligte dem Konzertverein München eine Subvention von 70,000 M. einstweilen probeweise auf ein Jahr. — Das Kgl. Opernhaus in Berlin bot neun Festvorstellungen, die erfolgreich verliefen. — Reichen Beifall hatte eine wirksame Freilichtaufführung von Schillers „Räubern" im Stuttgarter Bopserwald. — Innerhalb der Ruine Greifenstein bei Blankenburg in Thüringen fand die Uraufführung von G. Fritschlers Drama: „Graf Günthers Kaiserwahl und Tod" statt. Das seit Jahren vorbereitete Festspiel wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. — Das Freilichttheater Hertenstein bei Luzern eröffnete die heurige Spielzeit mit Goethes „Iphigenie". — Claudio Monteverdis 1607 geschriebene Oper „Orfeo" wurde in Breslau zu szenischem Leben erweckt. Der Bearbeiter des Werkes Dr. Erdmann-Gückel hat an Stelle der historischen die heute üblichen Instrumente gesetzt. Das Experiment ist nach Berichten geglückt. — Das 14. schweizerische Tonkünstlerfest wurde in St. Gallen abgehalten. Besondere Beachtung fand die symphonische Dichtung eines erst zwanzigjährigen Komponisten Robert Denzler, dem ein starkes Können nachgerühmt wird. Sehr günstig beurteilt werden die 6. Symphonie von Hans Huber-Basel und H. Suters „Walpurgisnacht". Lavaters Vertonung von Scheffels „Bergpsalm", Vokalwerke mit Orchesterbegleitung von Ehrenberg, Karmin und Vogler, die Lieder von Hang, ein Quartett von Schoek, sowie Klavierstücke von Stavenhagen und Ganz wurden mit großem Beifall aufgenommen. — „Eine Vergangenheit", Schauspiel von Silvio Zambaldi, fand in Berlin einen lauten Erfolg. Das Ganze behandelt nach Berichten erzählte Scheinkonflikte, die weder in der Handlung, noch in den Charakteren etwas Wesentliches zutage fördern, aber jene bekannten Bühnenzänkereien verursachen, die Entladungen großer Gefühle zum Verwechseln ähnlich sehen. — Im Lauchstedter Goethetheater wurde das kürzlich in Oxyrhynchos aufgefundene Satyrspiel von Sophokles: „Die Spürhunde", übersetzt und ergänzt von Dr. Roberts, dem Archäologen der Halleschen Universität, durch Studenten aufgeführt. Die kostümlichen und szenischen Entwürfe stützten sich auf antike Vasenbilder.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Schon seit langem herrscht an allen internationalen Börsenplätzen eine seltene Einmütigkeit über Kursgestaltung und Tendenzentwicklung. London, Paris und Neuyork haben mit den deutschen Effektenmärkten jene grosse Apathie gemeinsam, welche durch das gleichgültige Verhalten der Interessenten abbröckelnd und zersetzend das Kursgebäude hier und dort unterwühlt. Jedoch gerade die deutschen Börsen be-

kunden dabei trotz der verschiedentlich vorliegenden herben und ungünstigen Momente eine nicht zu unterschätzende Widerstandsfähigkeit, welche sich trotzdem immer wieder durchzusetzen versteht. Es ist keine Kleinigkeit, dass den heimischen Plätzen schon seit Semesterfrist eine erdrückende Geldsorge auferlegt ist, die sich mit dem Herannahen des jeweiligen Quartaltermins naturgemäss unheimlich steigert. Gerade jetzt sind alle Faktoren ernstlich bemüht, den sicherlich scharfen und von allen Seiten anstürmenden Forderungen zum Semesterwechsel möglichst schlank gerecht werden zu können. Die Parole, dass lediglich ein forciertes Nachlassen der industriellen Bedürfnisse den chronischen Geldmangel verwässern kann, beherrscht die Tagesordnung. Durch die Auflösung von umfangreichen Börsenpositionen ist dem Geldmarkt gleichfalls ein erwünschtes Ventil geschaffen. Die leitenden Reichsbankkreise sind ebenfalls, und zwar nicht nur durch die zahlreichen Insolvenzen bestrebt, auch nach dieser Richtung hin aktiv mitzuwirken. Die amtliche Notiz des preussischen Handelsministers, der mit Recht Einspruch gegen die Zulassung weiterer Auslandsemissionen an unseren Börsen erhoben hat, soll hier registriert werden. Der Misserfolg auf die Zeichnung der jüngsten deutschen Anleihen zeigte deutlich, dass hierbei mehr denn je den allgemeinen Verhältnissen unbedingt sorgfältige Rechnung getragen werden sollte. Inzwischen weisen die Rentenkurse sämtlicher Staaten erneuten Tiefstand auf. Der Rückgang der heimischen Anleihen findet in den Werten Frankreichs, Englands und Oesterreichs gleich bedauerliche Beispiele. All diese Hinweise einer selten harten Geldkrisis werden natürlich von den Börsen- und Finanzkreisen mit äusserst gemischten Gefühlen bemerkt. Die schwierige Juni-Ultimoabwicklung an der Börse, die dadurch veranlasste Erhöhung der Diskontsätze und der Raten für Ultimogeld beengen andauernd die ohnehin zusammengeschrumpfte Geschäftstätigkeit unserer Börsen. Trotzdem gelingt es der Reichsbank, sich weiter erheblich zu kräftigen und insbesondere erhält der Metallvorrat fortwährende ansehnliche Verstärkung. Diese angespannten Geldverhältnisse spiegeln sich in der undurchsichtigen Lage der politischen Zustände am Balkan, wieder. Das neuerliche Hervortreten des Grossslawentums, die vermehrten Differenzen zwischen Bulgarien und Serbien und die ernstliche Möglichkeit eines Kriegsausbruches dortselbst verhallen an den Börsenplätzen nicht ungehört. Die seither ungünstigen Momente in unserer Schwerindustrie, welche durch die fortwährenden Rückgänge und durch Schwierigkeiten in den Kartellbestrebungen veranlasst waren, lähmen dabei ebenfalls jede Widerstandskraft zur Klärung der Börsenwitterung. Immerhin trat bereits nach dem Bekanntwerden einigermassen gebesserter Meldungen vom Montangebiet sofort wieder weitere Teilnahme am Börsengeschäft hervor. Die Aussichten von diesjährigen guten Ernten, die lebhaften Bestellungen der deutschen Eisenbahnen in der gesamten Industrie wirkten mit zur einer, wenn auch vorübergehenden Abkühlung der deprimierten Effektenmärkte. In Bankkreisen verbreitet sich schon seit langem die Ansicht, dass die eingetretene grosse Entwertung unserer zumeist erstklassigen Industriepapiere nunmehr dem Kapitalisten Veranlassung geben könnte, bei Neuerwerbungen von Anlagen sich derselben zu erinnern. Die Verlangsamung in der Wirtschaftsentwicklung, die verschiedenen Vorkommnisse in der Politik und auf dem Geldmarkt haben im derzeitigen Kursniveau der noch vor wenigen Monaten als Favoritpapiere gegoltenen Industrieaktien mehr oder minder genügenden Ausgleich gefunden. Anderseits ist diesen Hinweisen zu entgegnen, dass die Unklarheit bei all den eben erwähnten, nicht zu unterschätzenden Faktoren immer noch gross ist. Die seither beobachteten Möglichkeiten von Gefahren und Verwicklungen sind durchweg nicht abzuleugnen. Unsere Renten und festverzinslichen Fonds bieten sicherlich mehr Gewähr einer stabileren Zukunft bei weniger grossem Risiko. Erst nach Beendigung der kriegerischen Konflikte am Balkan werden mit einer gestärkten Industrielage und ruhigerer Geldmarktgestaltung auch für die deutschen Börsen wiederum bessere Tage zu verzeichnen sein. Sachliche Beobachter von Finanz- und Effektengebieten haben sich durch keinerlei Uebertreibungen nach irgendwelchen Richtungen hin in ihrer Tendenz festlegen lassen.

M Weber.

Brunnenkuren im Hause. Wieder naht die Reisezeit und führt — man darf's ohne Uebertreibung sagen — unzählige in die Bäder, zu den Heilquellen, deren wir in Deutschland eine gar stattliche Zahl besitzen. Gläubigen Gemüts trinken sie hier den Quell, der Heilung und Gesundung bringen soll. Wie vielen Kranken ist es aber nicht möglich, einen Badeort zur Heilung ihrer Leiden aufzusuchen, denn eine Badereise ist eine Sache, die nicht nur vom Geldbeutel, sondern auch durch sonstige Umstände mancherlei Art beeinflusst wird. Wenngleich eine Kur an Ort und Stelle einer Hauskur vorzuziehen ist, so hat doch jahrzehntelange Beobachtung gelehrt, dass auch eine Hauskur grosse heilsame Wirkungen entwickeln kann und dass viele Leidende, welche durch die Macht der Verhältnisse verhindert wurden, selbst zur Quelle zu wandern, einer geregelten Neuenahrer Hauskur ihre Gesundung verdanken. Jedenfalls müssen wir den dringenden Rat aussprechen, lieber sofort eine Hauskur zu gebrauchen, als von Jahr zu Jahr die beabsichtigte Badereise aufzuschieben — bis man etwa das nötige Geld erspart oder Geschäft und Beruf ein längeres Fernbleiben zulassen. Dann ist es vielfach zu spät, ein Leiden auszurotten, das Zeit gefunden hat, sich im Körper einzunisten. Unter den vielen Heilwässern, welche zu Hauskuren versandt werden, nehmen die Neuenahrer Heilquellen eine einzigartige Stellung ein, es sind die einzigen ihrer Art in Deutschland. Sodann be lingt die chemische Zusammensetzung dieser Heilquellen die gute Verwendbarkeit zu Hauskuren. Die Wirkung, welche die Neuenahrer Hauskur auf den Körper ausübt, ist nämlich eine ganz milde, selbst längerer Gebrauch derselben schwächt nicht den Organismus, sondern kräftigt ihn. Es ist dies ein besonderer Vorzug der Neuenahrer Hauskur, wird durch diese Eigenschaft doch ermöglicht, dass eine Trinkkur zu Hause durchgemacht werden kann, ohne in der Ausübung der gewohnten Tätigkeit behindert zu werden. Die Neuenahrer Hauskur gebraucht man, wie viele Beobachtungen zahlreicher Aerzte bestätigen, mit gutem Erfolge gegen die gefürchtete Zuckerkrankheit, Magen-, Darm-, Leber- und Nierenleiden, Gicht, Rheumatismus, Gallensteine, Blasenkrankheiten und Bronchialkatarrh. Bei der Durchführung einer Neuenahrer Hauskur soll man möglichst in der gleichen Weise leben wie im Bade, soweit dies natürlich ohne Beeinträchtigung der häuslichen und beruflichen Tätigkeit möglich ist. Vor allem ist es erforderlich, eine dem Leiden angemessene Lebensweise zu führen, den Genuss bestimmter Speisen zu vermeiden, möglichst die Sorgen des täglichen Lebens fernzuhalten und auch durch ausgedehnten Aufenthalt in der frischen Luft günstig auf das Allgemeinbefinden einzuwirken suchen. Die Mahlzeiten müssen pünktlich eingenommen werden, und die Speisen sollen einfach und leichtverdaulich, jedoch sorgfältig zubereitet sein. Wann soll der Neuenahrer Sprudel getrunken werden? Wenn tunlich, der erste Trunk morgens nüchtern, der zweite etwa ein bis zwei Stunden nach dem Frühstück und der dritte am Nachmittag oder Abend. Hierbei ist aber obacht zu geben, dass das Wasser in einen möglichst von Speisen befreiten Magen gelangt. Gewöhnlich rechnet man zu einer Trinkkur zwei bis drei nicht zu grosse Becher. Die genaue Bestimmung der Menge des Wassers, der zu befolgenden Lebensweise kann sich natürlich nur innerhalb ganz allgemeiner Andeutungen halten, da hierüber von Fall zu Fall entschieden werden muss, wobei Natur und Art des Leidens, der Körperzustand des Kranken usw. sehr zu berücksichtigen sind. Diese Umstände alle zu beurteilen, vermag natürlich nur der Arzt, und soll man deshalb eine Neuenahrer Hauskur nur gebrauchen, nachdem man den Rat eines Arztes eingeholt hat. Der grössere Erfolg wird's reichlich lohnen. Unsere Leser verweisen wir auf den einen Teil der Auflage der heutigen Nummer beigelegten Prospekt und empfehlen, durch Einsendung der beigelegten Postkarte sich über die Neuenahrer Hauskur eingehend unterrichten zu lassen. Diejenigen, welche den Prospekt heute nicht erhalten, werden gebeten, sich an die Kurdirektion des Bades Neuenahr i. Rhld. direkt zu wenden.

Um eine empfehlenswerte Bezugsquelle für preiswerte Qualitätszigarren handelt es sich bei der Firma Paul Rausch in Bremen, auf die wir unsere verehrl. Leser aufs neue hinweisen möchten. Dieser Nummer liegt eine Preisliste genannter Firma bei, welche besondere Beachtung verdient, da sie eine ganze Reihe von hervorragenden Marken in jeder Preislage aufführt. Wer die Zigarren der Firma Rausch noch nicht probiert hat, mache jetzt einen Versuch; er wird es nicht bereuen. Die Bezugsbedingungen sind die kulantesten.

Praktische populäre Rednerschule. Jedermann, mag er einer Gesellschaftsschicht angehören, welcher er will, kommt in die Lage, bei irgend einer öffentlichen oder privaten festlichen Veranlassung reden zu müssen. Gibt es geborene Redner, die sich jede Gelegenheits- oder Festrede aus dem Aermel schütteln können, so überwiegt doch bei weitem die Zahl derer, denen das Wort nicht so leicht vom Munde fließt. Allen bietet sich Dr. Bergmanns praktische populäre Rednerschule an. Das umfangreiche Werk hat seinen ganz besonderen Wert darin, daß es unter anderem eine leicht faßliche Anleitung zur Erlernung der freien Rede und der Kunst des Vortrages gibt. Im Anschluß daran, enthält das Buch in einer bisher unerreichten Vollständigkeit die besten Muster zu Reden im Vereins- und geselligen Leben, zu allen möglichen öffentlichen Festen, bei Jubiläen und Ehrentagen aller Art, in der Schule, im Leben der Beamten, bei Einweihungen, Familienfesten sowie allen nur denkbaren Gelegenheiten. Es ist erwiesen, daß die Redekunst zu den höchsten Ehren und zur unerschöpflichen Geldquelle führt. Der Redner übt überall einen erfolgreichen Einfluß aus, sei es im engsten Bekanntenkreise, im Berufs- oder Vereinsleben, wie bei großen sozialen Bestrebungen. Die Macht des Redners übertrifft meist Wissen und Reichtum. Das Werk dürfte seiner praktischen Verwendbarkeit und Vielseitigkeit wegen einzig dastehen, und ist für den außergewöhnlich billigen Preis von nur 3 M durch Willibald Wendes Verlag, Berlin W, Lützowstr. 31 zu beziehen.

Rothenburg o. T. Die Aufnahmeprüfungen an den Mittelschulen finden heuer schon im Juli statt. Eltern, die ihre Söhne auswärts unterzubringen gedenken, seien auf das hiesige Städtische Schülerpensionat aufmerksam gemacht, in dem Real- und Progymnasialschüler Aufnahme finden bei strenger Ueberwachung und individueller Behandlung. — Da überdies das seit 20 Jahren stets gut besuchte Pensionat im letzten Jahre voll belegt war und verschiedene bauliche Veränderungen vorgenommen werden sollten, haben die städtischen Kollegien beschlossen, noch in diesem Jahre einen Neubau in schöner, gesunder Lage zu errichten, der allen Anforderungen an ein modernes Institut entsprechen und mit dem Schuljahr 1914/15 schon bezogen werden soll. Anfragen wolle man an das Direktorat des Institutes richten.

Für die Reise. Die Leser und Freunde dieses Blattes werden höflichst gebeten, in Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants und Cafés und auch auf Bahnhöfen stets nachdrücklich die „Allgemeine Rundschau" verlangen zu wollen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 5. Juli 1913. X. Jahrgang.

Die große Lüge vom liberalen Bürgertum.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Ihre Majestät die Phrase herrscht, und die sprichwörtliche deutsche Gutmütigkeit beugt sich vor ihr, ja die Talmimünzen dieser Herrscherin haben sogar Kurswert erlangt. Ein gut Teil dieser „Erziehungsarbeit" verdanken wir der Sozialdemokratie, die es von jeher meisterlich verstanden hat, Tatenarmut durch Wortreichtum zu verdecken. Nur so konnte es ihr gelingen, die Wahnidee reifen zu lassen, als sei der ganze Arbeiterstand sozialdemokratisch organisiert oder doch dem Banne sozialistischer Ideen verfallen. Streiken irgendwo 10 oder 20 sozialdemokratische Gewerkschaftler, so wird in der gesinnungsverwandten Presse sogleich ein Befreiungskampf der Arbeiterschaft daraus. Geben in einer bis dahin sozialistenreinen Gemeinde einmal drei Verärgerte einen roten Stimmzettel ab, dann geht schon die Morgenröte des vorwärts stürmenden, sieggewohnten Proletariats auf. Diese Prokura ohne Bestellung charakterisiert die ganze sozialdemokratische Agitation, die, selbst Schülerin, wieder zur Lehrerin geworden ist. Spukt doch in vielen Köpfen der haltlose Gedanke, das Bürgertum sei liberal so stark, daß sich die fixe Idee daraus entwickelte, ein Bürger, der nicht liberal sei, sei gar kein vollgültiger oder vollberechtigter Bürger. Der auf Personalienwahrung und vorzügliche Konnexionen aufgebaute Liberalismus gab diesen Haltlosigkeiten Moorboden, so daß sie noch dann fortvegetieren konnten, als das Bürgertum längst sein Votum über den Liberalismus gefällt hatte. Es ist nun durchaus kein Zufall, daß nach dem Zersetzungsprozeß innerhalb des Liberalismus gerade jener Liberalismus sich als Vertreter des Bürgertums aufspielt, der sich vom Liberalismus wie vom Bürgertum am meisten nach links entfernt hat, jene Kreise, von denen der zerfallende Liberalismus sein Heil erwartete und denen er daher die größten Konzessionen machte. Ganz ohne Grund; es gebrach eben an einer starken Führung. Doch das mag der Liberalismus mit sich selbst abmachen.

Von allgemeinem Interesse ist, welche Rolle das sogenannte liberale Bürgertum, parlamentarisch gefaßt, die fortschrittliche Volkspartei, neuerdings, insbesondere nach den preußischen Landtagswahlen spielt. Vor der Wahl hagelte es Vorwürfe und Verächtlichmachung des Linksliberalismus in der sozialdemokratischen Presse. Diese kannte ihre Pappenheimer, d. h. sie befürchtete die Fahnenflucht der Mitläufer in das nahe fortschrittliche Lager, aus dem sie ehedem gekommen waren. Das liberale Bürgertum schwieg weniger wohl deshalb, weil es sich sagen mußte, daß hier verdiente Streiche ausgeteilt wurden, sondern, weil es auf die sozialdemokratische Mithilfe bei den Stichwahlen rechnete. Tatsächlich sehen wir heute das sogenannte liberale Bürgertum bettelnd vor den sozialdemokratischen Toren. Allen voran das weder deutsche noch bürgerliche „Berliner Tageblatt". Hier ist zu lesen: „Nur ein rechtzeitiges Zusammenarbeiten von liberalem Bürgertum und organisierter Arbeiterschaft könnte den Bann der Klassenherrschaft brechen." Man sieht, wie die rote Phraseologie abfärbt! Das „Berliner Tageblatt" spricht hier schlechtweg von „der organisierten Arbeiterschaft"; es kennt also nur die sozialdemokratisch organisierte Arbeiterschaft, deren politische Beweglichkeit ihm allerdings nicht minder unbekannt zu sein scheint. Dann beginnt das freundliche Zureden: „Ob die Sozialdemokratie in den Stichwahlen, an denen sie beteiligt ist, noch das eine oder andere Mandat erringen wird, bleibt abzuwarten. Es kann jedenfalls nur unter der Bedingung geschehen, daß sie sich zwischen den Urwahlen und den Wahlmännerwahlen mit dem entschiedenen Liberalismus verständigt. Wir hoffen, daß sich jetzt wenigstens die Grundlage für ein Zusammengehen der Parteien der Linken schaffen lassen wird." („Berliner Tageblatt" Nr. 244.) Bemerkenswert ist, daß hier schon von einem Zusammengehen schlechthin die Rede ist. Aufs Zureden verlegt sich die „Frankfurter Zeitung". Sie verurteilt die sozialdemokratische Taktik, welche nicht schon von vornherein mit dem „Liberalen Bürgertum" zusammenging. „Wir haben zeitig und oft genug dargelegt, wie die Klassen- und Kastenherrschaft des Bundes der Heiligen und der Ritter nur auf dem divide et impera beruhe, nur dadurch möglich gemacht werde, daß Liberalismus und Sozialdemokratie es zu keiner taktischen Arbeitsgemeinschaft bringen. Aendert sich hierin, trotz der handgreiflichen Lehren des Tages der Wahlmännerwahlen, nichts — nun, dann ist es in fünf Jahren auch noch so."

Man muß sich wundern über die Geduld des „Bürgertums", das es sich gefallen läßt, daß seine Stimmführer so vor der Schwelle der Sozialdemokratie winseln. Und diese Verwunderung wird um so größer, wenn man sieht, wie stolz und brüsk die Internationale dieses Bürgertum behandelt. Ihr ist der Gedanke natürlich sympathisch, ja selbstverständlich („Vorwärts" Nr. 120); nur ist die Sozialdemokratie „der unerschütterlichen Ansicht, daß die „Verständigung" nicht etwa darin bestehen kann, daß die Sozialdemokratie einfach den Freisinn heraushaut, ohne auch ihrerseits vom Freisinn Gegendienste zu erhalten .... Sollte der Freisinn auch jetzt noch nur den nehmenden Teil spielen wollen, so bedeutete das von vornherein das Scheitern jeder Verständigung und damit auch die Unmöglichkeit jeder Unterstützung irgend eines freisinnigen Kandidaten". Das liberale Bürgertum wird den Wink verstehen. Die Sozialdemokratie besorgt das dividere innerhalb des Liberalismus; das imperare ist dann ihre Sache, und das „Bürgertum" mag sich dann mit der Tatsache abfinden, daß es an den Klippen einer Klassenpartei zerschellt ist, die zu sprengen es wegen seiner Uneinigkeit und wegen eines unverständlichen Hasses nicht stark genug war.

Die Tatsache wäre traurig und eine Bankerotterklärung, wenn die Phrase vom liberalen Bürgertum nicht eine Lüge wäre, eine Lüge allerdings, die zum schärfsten Protest herausfordert. Ein Protest, von dem sich die Nationalliberalen nicht ausschließen können, wollen sie nicht ihre Existenz vernichten. Vielfach haben ja die Nationalliberalen mit dem Fortschritt eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, die von fortschrittlicher Seite ganz natürlich dazu benützt wird, den Großblockgedanken durchzusetzen. Hat doch, um nur ein Beispiel aus der letzten Zeit herauszugreifen, der badische Landesausschuß der fortschrittlichen Volkspartei am 18. Mai in Lahr beschlossen, „der nationalliberalen und der sozialdemokratischen Parteileitung im Hinblick auf neuerliche Erörterungen über taktische Maßnahmen bei den kommenden Landtagswahlen wiederholt den Vorschlag eines Großblocks im ersten Wahlgang ... zu unterbreiten". Wie wird es der nationalliberalen Großindustrie in diesen Zelten? Es fehlt ja nicht an Stimmen der Vernunft im nationalliberalen Lager, die — es gehört zu den Ironien des Schicksals — vom „liberalen Bürgertum" mit Hohn und Spott überschüttet werden, weil sie sich auf Liberalismus und Bürgertum besinnen.

Noch lebt auch der Gedanke des echten Bürgertums, das sich allerdings mehr und mehr vom Liberalismus freigemacht hat, und es war daher naheliegend für einen Staatsmann, anknüpfend an diesen Gedanken, gegen den sozialdemokratischen Ansturm eine starke bürgerliche Phalanx zu bilden. Vor allem

Fürst Bülow hat in glücklichen Tagen diesen Gedanken mit Vorliebe diskutiert. Doch auch Reichskanzler sind vergeßlich. Als er in unsicherer Silvesterstimmung die an Bestand gefestigte und an Mitarbeit sicherste bürgerliche Partei aus dem Heere der bürgerlichen Parteien entfernen wollte, da erschütterte er selbst das Fundament, auf dem er ein geordnetes Haus bauen konnte. So hat die unsichere und unverständige Politik des vierten Reichskanzlers in eine fruchtlose Wüste geführt, in der die bürgerlichen Parteien sich selbst orientieren mußten. Das Bürgertum hat den richtigen Weg gefunden, nicht so das Pseudo-Bürgertum des Liberalismus. Und wenn der Nachfolger Bülows mit den meisten seiner Staatssekretäre nach dem Berichte der Berliner Zeitungen bei den preußischen Landtagswahlen liberal wählte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Erfahrung oft ein später Gast ist. Der Regierung Stütze ist doch das wahre Bürgertum, und heute braucht man wahrhaftig nicht Kompaß und Fernrohr, um den Wegen des „liberalen Bürgertums" zu folgen. Deshalb weg mit der Lüge! Noch ist das wahre Bürgertum stolz und stark genug zu einer deutschen Tat; es braucht nur zu wollen.

Zum Bagdadabkommen.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

Nachdem bereits vor zwei Jahren zwischen England und der Türkei Verhandlungen über die den persischen Golf berührenden Fragen eingeleitet worden waren, sind sie jetzt so weit abgeschlossen, daß der Entwurf eines englisch-türkischen Abkommens nach den Erklärungen Sir Eduard Greys fertig vorliegt. Sowohl die deutsche Regierung, wie die interessierte Gesellschaft ist über den Gang der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt worden, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten darf angenommen werden, daß deutscherseits dem Ergebnis zugestimmt werden wird.

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß das gemeinsame Interesse Deutschlands und Englands in den Orientangelegenheiten, das während des Balkankrieges oft genug beide zum gemeinsamen Zusammenwirken geführt und zum Teil die Balkankrise selbst der friedlichen Lösung nahegebracht hat, die Veranlassung gab, auch in der Bagdadfrage zu einer Aussprache und zu einer Verständigung zu gelangen. Um die Abmachungen, die bereits getroffen sind, und die weiteren Bestimmungen, die voraussichtlich noch getroffen werden, richtig würdigen zu können, ist es nötig, kurz auf die geschichtliche Entwicklung der Bagdadfrage einzugehen.

Vor nunmehr elf Jahren wurden zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Bankgruppe die Verhandlungen über den Bau der Bagdadbahn abgeschlossen. Die Trägerin der Bagdadbahnkonzession war zunächst die ottomanische Aktiengesellschaft „Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie", der am 5. März 1903 zum Bau der Bahn die Gründung einer anderen ottomanischen Gesellschaft übertragen wurde. Diese Gesellschaft, die „Société impériale Ottomane du chemin de fer de Bagdad", trat auf Grund der Konvention an die Stelle der Anatolischen Eisenbahngesellschaft. Ihr war das Recht übertragen worden, die Bahn von Konia nach Basra zu bauen, sowie vier Zweiglinien und weiter den Anschluß von Basra nach dem Persischen Meerbusen, wo der Endpunkt der Bahn noch näher bestimmt werden sollte. In dieser internationalen Gesellschaft hatte die deutsche Bankgruppe die Führung. Schon damals erklärte der englische Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, daß England zwar nicht die Absicht habe, den legitimen Handel anderer Mächte auszuschließen, daß es aber für sich eine bevorrechtigte Stellung im Persischen Meerbusen in Anspruch nehme, und die Anlage einer maritimen Basis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Demgemäß stellten sich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Linienführung, große politische Hindernisse der Ausführung in den Weg. Neben französischen machten sich immer wieder besondere britische Einflüsse geltend; als dennoch die Arbeiten trotz dieser Hindernisse ziemlich weit vorangeschritten waren, kamen immer wieder neue Vorschläge, die sich für eine ganz andere als die konzedierte Linie aussprachen. Sehr häufig mußten die Bahnbauten unterbrochen werden, weil die Türkei nicht imstande war, ihre finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Bagdadbahngesellschaft zu erfüllen. Namentlich wußte es England in geschickter Weise zu verhindern, daß türkische Zollerhöhungen und Finanzreformen aus Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn verwendet werden konnten.

Im Jahre 1911 bahnte sich nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Verständigung an. Nachdem es den Engländern schon vorher gelungen war, den Charakter der Bahn als einer internationalen derart festzulegen, daß die französische Sprache als Dienstsprache in der Verwaltung zu gelten habe, gab in dem Vertrag vom 21. März 1911, der zwischen der Bagdadbahngesellschaft und der türkischen Regierung geschlossen wurde, erstere der Türkei ihr wohlverbrieftes Recht auf den Bau der Strecke Bagdad—Koweit zurück. Bis Bagdad war somit der Bahnbau gesichert. Allein die Strecke Bagdad—Koweit wurde internationalisiert, da der englische Widerstand gegen eine deutsche Kontrolle über das Schlußstück nicht zu beseitigen war. Immerhin wurde bestimmt, daß in der neuzubildenden, dem Namen nach türkischen Gesellschaft, zu der deutsches, englisches, französisches und türkisches Kapital herangezogen werden sollte, das englische Kapital nicht stärker als deutsches beteiligt sein dürfe. Als Gegenleistung gestattete England die Verwendung gewisser Einnahmen der Türkei für die Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn und ermöglichte deren Weiterbau. Die Verteilung des Kapitals der internationalen Eisenbahngesellschaft Bagdad—Koweit wurde derartig geregelt, daß 40 vom Hundert auf die Türkei und je 20 vom Hundert auf Deutschland, England und Frankreich fallen sollte.

Wenn auch England, das nach wie vor sich von dem Mißtrauen gegen politische Absichten des Deutschen Reiches in Vorderasien und Persien nicht freimachen konnte, mit der genannten Verteilung nicht zufrieden war, so war dennoch nunmehr der Weg zu Verhandlungen zwischen der Türkei und England freigemacht. Zunächst kamen diese Verhandlungen nicht recht vom Fleck, da die Türkei Schwierigkeiten machte und sich nicht dazu bequemen wollte, den Engländern in dem wichtigen Gebiete zwischen Bagdad und Koweit eine bevorzugte Stellung einzuräumen.

Durch die englisch-türkischen Verhandlungen sind diese Schwierigkeiten nun beseitigt worden. Ihr Ergebnis läßt sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Bagdadbahn nur bis Basra gebaut wird, also dort ihr Ende findet. Für die Strecke Bagdad—Basra werden zwei britische Direktoren in der Verwaltung gewünscht, deren Haupttätigkeit in der Ueberwachung bestehen soll, daß keine unterschiedlichen Tarife zum Schaden britischer Fracht in Kraft treten. Im Verhältnis von Koweit zur Türkei wird nach dem neuen englisch-türkischen Vertrage nichts geändert werden. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß das vorhandene Verhältnis nunmehr von England und von der Türkei amtlich anerkannt wird: die türkische Souzeränität über Koweit, anderseits die Stellung des Scheiks von Koweit in ihrer bisherigen Selbständigkeit, und die englischen Verträge mit dem Scheik. Da Seeschiffe über die gefährliche Flußbarre über Basra nicht hinaufkommen können, so endet die Bagdadbahn im Binnenlande. Es ist England gleichgültig, wer bis dahin die Bahn baut. Von Wichtigkeit für England ist dagegen, daß das Schlußstück von Basra bis Koweit von ihm selbst gebaut wird. Durch den Vertrag wird nicht nur die Stellung Englands am persischen Meerbusen sanktioniert, sondern auch die Bagdadbahn selbst zu einem mächtigen Zubringer für einen rein englischen großen Handelshafen der Zukunft.

Nachdem einmal die Bagdadbahngesellschaft im Jahre 1911 mit der Türkei auf den Bau der Strecke Basra—Koweit verzichtet hatte, ist zuzugeben, daß das englisch-türkische Abkommen nichts enthält, was nicht mit den Rechten Deutschlands in Einklang steht. Das hat Sir E. Grey ausdrücklich betont; aber es ist anzunehmen, daß das englisch-türkische Abkommen erst unter der Voraussetzung definitiv wird, daß Deutschland seine Zustimmung dazu gibt. Hierüber und über verschiedene Einzelheiten schweben augenblicklich noch die Verhandlungen. Von einer Niederlage Deutschlands und einer Schädigung der deutschen Interessen kann aber keine Rede mehr sein, nachdem wir auf jede aktiv politische Tätigkeit am Persischen Busen und in Kleinasien verzichtet haben. Dagegen dürften für diesen Verzicht wirtschaftliche Vorteile uns zugesichert werden, namentlich die Ausführung unter Beteiligung von deutschem Kapital und deutscher Technik an den Irrigationsarbeiten in Mesopotamien, die Gewährung von Erleichterungen der deutschen Schiffahrt im Persischen Golf, Weitergewährung des türkischen Rentabilitätszuschusses an die Bagdadbahngesellschaft. England soll auch bereit sein, die Zulassung der Bagdadbehörde an der Londoner und Pariser Börse zu befürworten. Wie Frank-

reich sich zu diesen Fragen stellen wird, ist noch nicht ganz klar. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß, wenn auch die Bahn schließlich in einem unter rein britischer Kontrolle stehenden Hafen enden sollte, sich doch auf der ganzen Strecke durch Kleinasien und von Bagdad nach Alexandrette kein englischer Einfluß geltend machen wird und daß dieser Hafen, zu dem bald die Linienführung fertiggestellt ist, bestimmt sein kann, die reichen Erzeugnisse der Gegenden nordwestlich und nördlich von Bagdad auszuführen. Ganz besonders erfreulich ist unter allen Umständen, daß die bisherigen Verhandlungen, wenn man auch ihren Wert nicht überschätzen soll, doch dazu dienen und schon gedient haben, eine vertrauensvollere freundlichere Stimmung zwischen den beiden großen Mächten herbeizuführen, die zwar nicht unbedingt zu einer direkten Verständigung auch auf anderen Gebieten führen muß, aber doch immerhin führen kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wehr- und Deckungsgesetze angenommen. Frohe Reichstagsferien.

Das große Werk ist gelungen. Prompt vor dem Quartalswechsel und mit überraschend starken Mehrheiten. Wenn doch der Reichstag immer so flott arbeiten wollte mit kurzen Reden und kräftigen Entschlüssen!

In den wenigen Tagen waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Ueberfluß wurde in der vorletzten Stunde noch eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen durch das harte Urteil eines Kriegsgerichts in Erfurt, das in einem Wirtshauskampfe am Abend der Kontrollversammlung zwischen berauschten Reservisten und einem Gendarmeriewachtmeister den Tatbestand des militärischen Aufruhrs gefunden und mit Zuchthausstrafen von fünf Jahren geahndet hatte. Die Sozialdemokratie benutzte das Urteil zu einem heftigen Vorstoß gegen den „Militarismus“, und die bürgerlichen Parteien sagten sich: Angesichts dieses krassen Falles können wir unsere Reformbestrebungen nicht einfach auf dem langwierigen Resolutionswege belassen, sondern müssen verlangen, daß sofort für die Einfügung mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch gesorgt wird! Man stellte die Regierung vor die Wahl, entweder einem bezüglichen Sondergesetze ihre Zustimmung zu geben oder zu gewärtigen, daß zur Regelung dieses Punktes ein Paragraph in die Wehrvorlage eingefügt werde. Der Reichskanzler erklärte, daß er für die Annahme des Sondergesetzes im Bundesrat eintreten werde; der Reichstag nahm das Gesetz in einem Zuge in drei Lesungen mit allen gegen zwei Stimmen an; der „Zwischenfall“ war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Zur Wehrvorlage war noch die Streitfrage zu lösen: Genügen drei neue Kavallerieregimenter oder müssen es sechs sein? In zweiter Lesung hatte man nur drei bewilligt. Da jedoch von den militärischen Fachmännern der fortdauernde Wert der Kavallerie im Felde nachdrücklich hervorgehoben war, wurde ein Teil der Abgeordneten zweifelhaft, ob hier die Sparsamkeit am rechten Platze sei und ob die Verantwortlichkeit für die Beschränkung dieses Kampfmittels getragen werden könne. Konservative, Zentrum und Nationalliberale bewilligten also die ganze Forderung von 6 Regimentern. Damit werden sich auch wohl die Wähler zufrieden geben. Im Falle der Ablehnung würde doch die Heeresleitung das, was sie einmal als notwendig erkannt und bezeichnet hatte, im nächsten Jahre nachgefordert haben. Da ist es besser, die Sache gleich zu erledigen. Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über dieses Schwänzchen. — Die Militärvorlage wurde dann endgültig gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen und Elsässer angenommen.

Zu den Deckungsgesetzen wurden noch einige technische Abänderungen beschlossen und dann die kritische Frage behandelt, ob im Zuwachssteuergesetz der Paragraph über die Steuerpflicht der Fürsten, der in der zweiten Lesung auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen war, aufrecht erhalten werden solle. Die Regierung forderte die Beseitigung „im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes“. Mit 195 gegen 169 Stimmen (bei 8 Enthaltungen) verzichtete der Reichstag darauf, die Sache bei dieser Gelegenheit zum Austrag zu bringen. Die ausschlaggebende nationalliberale Partei ließ aber erklären, daß sie der Ansicht sei, die deutschen Fürsten seien nach dem geltenden Staatsrecht der direkten Besteuerung durch das Reich unterworfen, aber die Entscheidung dieser Frage der Anwendung des Gesetzes überlassen wolle.

Der einmalige und außerordentliche Wehrbeitrag wurde schließlich gegen die Polen und Elsässer angenommen. Das Gesetz über die Aenderungen im Finanzwesen und das Stempelgesetz erlangte die Mehrheit gegen Sozialdemokraten, Polen und Elsässer. Ueber die Vermögenszuwachssteuer wurde namentlich abgestimmt: 280 Ja, 63 Nein (von der Rechten) und 29 Enthaltungen (Polen und Elsässer).

Diese Abstimmungen beleuchten die eigentümliche Konstellation der Parteien: Die Sozialdemokratie hat sich bei zwei Gesetzen an die positiven Parteien herangedrängt, die Konservativen sind gegenüber dem Besitzsteuergesetz im Schmollwinkel verblieben.

Die sozialdemokratische Fraktion hat eine gewundene Taktik befolgt. Zur Befriedigung ihres radikalen Flügels hat sie gegen den „Militarismus“ die lautesten Hetz- und die längsten Dauerreden gehalten, so daß der Anschein einer unerbittlichen Obstruktion erweckt wurde. Aber sie hat nicht bloß vorher im Ausschusse, sondern auch nach Fertigstellung des Steuerkompromisses im Plenum auf die reichlich vorhandenen Mittel der Obstruktion wieder so weit verzichtet, daß das Gelingen des ganzen Werkes doch möglich blieb. Nachdem die roten Wortführer am vorletzten Beratungstage noch den Erfurter Fall in Kampf- und Kraftreden zum Fenster hinaus verwertet hatten, erklärte die sonst alles verneinende Partei am letzten Tage ihre Zustimmung zum Wehrbeitrags- und zum Zuwachssteuergesetze mit der Behauptung, diese Heranziehung der Besitzenden sei das Werk der Sozialdemokratie und bedeute den Anfang der von ihnen stets geforderten Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer. Es ist weniger Lieb und Treu, als Falschheit dabei. Die Absicht der Besitzsteuer ist nicht von den Roten suggeriert worden, sondern schon im vorigen Jahr von den bürgerlichen Parteien in dem bekannten Paragraphen Bassermann-Erzberger feierlich festgelegt worden. Die neue Steuer ist gerade deshalb auf den Zuwachs am Vermögen beschränkt worden, weil man den Einzelstaaten die regelmäßige Besteuerung des Bestandes am Vermögen und des Einkommens belassen wollte. Indem die Sozialdemokraten das Schreckgespenst der allgemeinen Reichsvermögenssteuer an die Wand malten, wollten sie ihre Antipoden, die Konservativen auf der Rechten, in der Opposition bestärken. In gewissem Maße ist der Versuch, einen Keil in die bürgerliche Gemeinschaft zu schieben, dieses Mal gelungen. Die Fortsetzung dieser Taktik würde aber bedingen, daß die Sozialdemokraten auch künftig sich zur Bewilligung der notwendigen Steuern verstehen. Sonst wird die gegenwärtige Ausnahme nur als Bekräftigung der Regel des Verneinens wirken.

Daß die Konservativen in ihrer großen Mehrzahl gegenüber dem Zuwachssteuerkompromiß unerbittlich blieben, ist bedauerlich, aber vom Standpunkt dieser Partei immerhin zu begreifen. Schon 1909 hat Herr v. Heydebrand als entscheidenden Gesichtspunkt hervorgehoben, daß man dem aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht das Heft zur Besteuerung des Besitzes in die Hand geben dürfe. Es wäre freilich besser, wenn das Reich ohne Rückgriffe auf das Vermögen auskäme. Aber das ist eine blanke Unmöglichkeit, und deshalb muß man sich gegenüber den obwaltenden Gefahren mit der Erwägung trösten, daß es einerseits noch eine bürgerliche Mehrheit im Reichstage gibt und anderseits der Bundesrat die Pflicht und die Macht hat, sowohl die besitzenden Klassen, als auch die Einzelstaaten gegen Ausschreitungen der Reichstagsmehrheit zu schützen.

Wenn auch die Konservativen augenblicklich abseits stehen, so darf man doch von diesem ersten Erfolg der Sammlungspolitik gute Nachwirkungen erwarten. Eine Niederlage haben erlitten der Hansabund und der Großblockgedanke.

Das große Werk hat viel Schweiß gekostet und viele Opfer erfordert. Aber es ist gelungen, und das ist nicht bloß ein Segen für die innere Entwicklung, sondern ein wahres Heil für die Weltstellung Deutschlands und für den Frieden.

Die Jesuitenverfolgung in Coesfeld.

Bei der Ueberlastung des Reichstags in seiner letzten Arbeitswoche konnte die Vertreibung der Jesuitenpatres von der Coesfelder Kanzel nur in Form einer kleinen Anfrage auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Antwort der Regierung war aber trotz ihrer diplomatischen Fassung auch ohne begleitende Diskussion schon ein gemeinverständlicher Beweis für die Unhaltbarkeit dieser traurigen Verfolgungspolitik. Ein schreiender Widerspruch zwischen den Worten des Reichskanzlers und den Taten

Fürst Bülow hat in glücklichen Tagen diesen Gedanken mit Vorliebe diskutiert. Doch auch Reichskanzler sind vergeßlich. Als er in unsicherer Silvesterstimmung die an Bestand gefestigte und an Mitarbeit sicherste bürgerliche Partei aus dem Heere der bürgerlichen Parteien entfernen wollte, da erschütterte er selbst das Fundament, auf dem er ein geordnetes Haus bauen konnte. So hat die unsichere und unverständige Politik des vierten Reichskanzlers in eine fruchtlose Wüste geführt, in der die bürgerlichen Parteien sich selbst orientieren mußten. Das Bürgertum hat den richtigen Weg gefunden, nicht so das Pseudo-Bürgertum des Liberalismus. Und wenn der Nachfolger Bülows mit den meisten seiner Staatssekretäre nach dem Berichte der Berliner Zeitungen bei den preußischen Landtagswahlen liberal wählte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Erfahrung oft ein später Gast ist. Der Regierung Stütze ist doch das wahre Bürgertum, und heute braucht man wahrhaftig nicht Kompaß und Fernrohr, um den Wegen des „liberalen Bürgertums" zu folgen. Deshalb weg mit der Lüge! Noch ist das wahre Bürgertum stolz und stark genug zu einer deutschen Tat; es braucht nur zu wollen.

Zum Bagdadabkommen.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

Nachdem bereits vor zwei Jahren zwischen England und der Türkei Verhandlungen über die den persischen Golf berührenden Fragen eingeleitet worden waren, sind sie jetzt so weit abgeschlossen, daß der Entwurf eines englisch-türkischen Abkommens nach den Erklärungen Sir Eduard Greys fertig vorliegt. Sowohl die deutsche Regierung, wie die interessierte Gesellschaft ist über den Gang der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt worden, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten darf angenommen werden, daß deutscherseits dem Ergebnis zugestimmt werden wird.

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß das gemeinsame Interesse Deutschlands und Englands in den Orientangelegenheiten, das während des Balkankrieges oft genug beide zum gemeinsamen Zusammenwirken geführt und zum Teil die Balkankrise selbst der friedlichen Lösung nahegebracht hat, die Veranlassung gab, auch in der Bagdadfrage zu einer Aussprache und zu einer Verständigung zu gelangen. Um die Abmachungen, die bereits getroffen sind, und die weiteren Bestimmungen, die voraussichtlich noch getroffen werden, richtig würdigen zu können, ist es nötig, kurz auf die geschichtliche Entwicklung der Bagdadfrage einzugehen.

Vor nunmehr elf Jahren wurden zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Bankgruppe die Verhandlungen über den Bau der Bagdadbahn abgeschlossen. Die Trägerin der Bagdadbahnkonzession war zunächst die ottomanische Aktiengesellschaft „Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie", der am 5. März 1903 zum Bau der Bahn die Gründung einer anderen ottomanischen Gesellschaft übertragen wurde. Diese Gesellschaft, die „Société impériale Ottomane du chemin de fer de Bagdad", trat auf Grund der Konvention an die Stelle der Anatolischen Eisenbahngesellschaft. Ihr war das Recht übertragen worden, die Bahn von Konia nach Basra zu bauen, sowie vier Zweiglinien und weiter den Anschluß von Basra nach dem Persischen Meerbusen, wo der Endpunkt der Bahn noch näher bestimmt werden sollte. In dieser internationalen Gesellschaft hatte die deutsche Bankgruppe die Führung. Schon damals erklärte der englische Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, daß England zwar nicht die Absicht habe, den legitimen Handel anderer Mächte auszuschließen, daß es aber für sich eine bevorrechtigte Stellung im Persischen Meerbusen in Anspruch nehme, und die Anlage einer maritimen Basis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Demgemäß stellten sich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Linienführung, große politische Hindernisse der Ausführung in den Weg. Neben französischen machten sich immer wieder besondere britische Einflüsse geltend; als dennoch die Arbeiten trotz dieser Hindernisse ziemlich weit vorangeschritten waren, kamen immer wieder neue Vorschläge, die sich für eine ganz andere als die konzedierte Linie aussprachen. Sehr häufig mußten die Bahnbauten unterbrochen werden, weil die Türkei nicht imstande war, ihre finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Bagdadbahngesellschaft zu erfüllen. Namentlich wußte es England in geschickter Weise zu verhindern, daß türkische Zollerhöhungen und Finanzreformen aus Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn verwendet werden konnten.

Im Jahre 1911 bahnte sich nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Verständigung an. Nachdem es den Engländern schon vorher gelungen war, den Charakter der Bahn als einer internationalen derart festzulegen, daß die französische Sprache als Dienstsprache in der Verwaltung zu gelten habe, gab in dem Vertrag vom 21. März 1911, der zwischen der Bagdadbahngesellschaft und der türkischen Regierung geschlossen wurde, erstere der Türkei ihr wohlverbrieftes Recht auf den Bau der Strecke Bagdad—Koweit zurück. Bis Bagdad war somit der Bahnbau gesichert. Allein die Strecke Bagdad—Koweit wurde internationalisiert, da der englische Widerstand gegen eine deutsche Kontrolle über das Schlußstück nicht zu beseitigen war. Immerhin wurde bestimmt, daß in der neuzubildenden, dem Namen nach türkischen Gesellschaft, zu der deutsches, englisches, französisches und türkisches Kapital herangezogen werden sollte, das englische Kapital nicht stärker als deutsches beteiligt sein dürfe. Als Gegenleistung gestattete England die Verwendung gewisser Einnahmen der Türkei für die Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn und ermöglichte deren Weiterbau. Die Verteilung des Kapitals der internationalen Eisenbahngesellschaft Bagdad—Koweit wurde derartig geregelt, daß 40 vom Hundert auf die Türkei und je 20 vom Hundert auf Deutschland, England und Frankreich fallen sollte.

Wenn auch England, das nach wie vor sich von dem Mißtrauen gegen politische Absichten des Deutschen Reiches in Vorderasien und Persien nicht freimachen konnte, mit der genannten Verteilung nicht zufrieden war, so war dennoch nunmehr der Weg zu Verhandlungen zwischen der Türkei und England freigemacht. Zunächst kamen diese Verhandlungen nicht recht vom Fleck, da die Türkei Schwierigkeiten machte und sich nicht dazu bequemen wollte, den Engländern in dem wichtigen Gebiete zwischen Bagdad und Koweit eine bevorzugte Stellung einzuräumen.

Durch die englisch-türkischen Verhandlungen sind diese Schwierigkeiten nun beseitigt worden. Ihr Ergebnis läßt sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Bagdadbahn nur bis Basra gebaut wird, also dort ihr Ende findet. Für die Strecke Bagdad—Basra werden zwei britische Direktoren in der Verwaltung gewünscht, deren Haupttätigkeit in der Ueberwachung bestehen soll, daß keine unterschiedlichen Tarife zum Schaden britischer Fracht in Kraft treten. Im Verhältnis von Koweit zur Türkei wird nach dem neuen englisch-türkischen Vertrage nichts geändert werden. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß das vorhandene Verhältnis nunmehr von England und von der Türkei amtlich anerkannt wird: die türkische Souzeränität über Koweit, anderseits die Stellung des Scheiks von Koweit in ihrer bisherigen Selbständigkeit, und die englischen Verträge mit dem Scheik. Da Seeschiffe über die gefährliche Flußbarre über Basra nicht hinauskommen können, so endet die Bagdadbahn im Binnenlande. Es ist England gleichgültig, wer bis dahin die Bahn baut. Von Wichtigkeit für England ist dagegen, daß das Schlußstück von Basra bis Koweit von ihm selbst gebaut wird. Durch den Vertrag wird nicht nur die Stellung Englands am persischen Meerbusen sanktioniert, sondern auch die Bagdadbahn selbst zu einem mächtigen Zubringer für einen rein englischen großen Handelshafen der Zukunft.

Nachdem einmal die Bagdadbahngesellschaft im Jahre 1911 mit der Türkei auf den Bau der Strecke Basra—Koweit verzichtet hatte, ist zuzugeben, daß das englisch-türkische Abkommen nichts enthält, was nicht mit den Rechten Deutschlands in Einklang steht. Das hat Sir E. Grey ausdrücklich betont; aber es ist anzunehmen, daß das englisch-türkische Abkommen erst unter der Voraussetzung definitiv wird, daß Deutschland seine Zustimmung dazu gibt. Hierüber und über verschiedene Einzelheiten schweben augenblicklich noch die Verhandlungen. Von einer Niederlage Deutschlands und einer Schädigung der deutschen Interessen kann aber keine Rede mehr sein, nachdem wir auf jede aktiv politische Tätigkeit am Persischen Busen und in Kleinasien verzichtet haben. Dagegen dürften für diesen Verzicht wirtschaftliche Vorteile uns zugesichert werden, namentlich die Ausführung unter Beteiligung von deutschem Kapital und deutscher Technik an den Irrigationsarbeiten in Mesopotamien, die Gewährung von Erleichterungen der deutschen Schiffahrt im Persischen Golf, Weitergewährung des türkischen Rentabilitätszuschusses an die Bagdadbahngesellschaft. England soll auch bereit sein, die Zulassung der Bagdadbehörde an der Londoner und Pariser Börse zu befürworten. Wie Frank-

reich sich zu diesen Fragen stellen wird, ist noch nicht ganz klar. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß, wenn auch die Bahn schließlich in einem unter rein britischer Kontrolle stehenden Hafen enden sollte, sich doch auf der ganzen Strecke durch Kleinasien und von Bagdad nach Alexandrette kein englischer Einfluß geltend machen wird und daß dieser Hafen, zu dem bald die Linienführung fertiggestellt ist, bestimmt sein kann, die reichen Erzeugnisse der Gegenden nordwestlich und nördlich von Bagdad auszuführen. Ganz besonders erfreulich ist unter allen Umständen, daß die bisherigen Verhandlungen, wenn man auch ihren Wert nicht überschätzen soll, doch dazu dienen und schon gedient haben, eine vertrauensvollere freundlichere Stimmung zwischen den beiden großen Mächten herbeizuführen, die zwar nicht unbedingt zu einer direkten Verständigung auch auf anderen Gebieten führen muß, aber doch immerhin führen kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wehr- und Deckungsgesetze angenommen. Große Reichstagsferien.

Das große Werk ist gelungen. Prompt vor dem Quartalswechsel und mit überraschend starken Mehrheiten. Wenn doch der Reichstag immer so flott arbeiten wollte mit kurzen Reden und kräftigen Entschlüssen!

In den wenigen Tagen waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Ueberfluß wurde in der vorletzten Stunde noch eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen durch das harte Urteil eines Kriegsgerichts in Erfurt, das in einem Wirtshauskampfe am Abend der Kontrollversammlung zwischen berauschten Reservisten und einem Gendarmeriewachtmeister den Tatbestand des militärischen Aufruhrs gefunden und mit Zuchthausstrafen von fünf Jahren geahndet hatte. Die Sozialdemokratie benutzte das Urteil zu einem heftigen Vorstoß gegen den „Militarismus", und die bürgerlichen Parteien sagten sich: Angesichts dieses krassen Falles können wir unsere Reformbestrebungen nicht einfach auf dem langwierigen Resolutionswege belassen, sondern müssen verlangen, daß sofort für die Einfügung mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch gesorgt wird! Man stellte die Regierung vor die Wahl, entweder einem bezüglichen Sondergesetze ihre Zustimmung zu geben oder zu gewärtigen, daß zur Regelung dieses Punktes ein Paragraph in die Wehrvorlage eingefügt werde. Der Reichskanzler erklärte, daß er für die Annahme des Sondergesetzes im Bundesrat eintreten werde; der Reichstag nahm das Gesetz in einem Zuge in drei Lesungen mit allen gegen zwei Stimmen an; der „Zwischenfall" war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Zur Wehrvorlage war noch die Streitfrage zu lösen: Genügen drei neue Kavallerieregimenter oder müssen es sechs sein? In zweiter Lesung hatte man nur drei bewilligt. Da jedoch von den militärischen Fachmännern der fortdauernde Wert der Kavallerie im Felde nachdrücklich hervorgehoben war, wurde ein Teil der Abgeordneten zweifelhaft, ob hier die Sparsamkeit am rechten Platze sei und ob die Verantwortlichkeit für die Beschränkung dieses Kampfmittels getragen werden könne. Konservative, Zentrum und Nationalliberale bewilligten also die ganze Forderung von 6 Regimentern. Damit werden sich auch wohl die Wähler zufrieden geben. Im Falle der Ablehnung würde doch die Heeresleitung das, was sie einmal als notwendig erkannt und bezeichnet hatte, im nächsten Jahre nachgefordert haben. Da ist es besser, die Sache gleich zu erledigen. Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über dieses Schwänzchen. — Die Militärvorlage wurde dann endgültig gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen und Elsässer angenommen.

Zu den Deckungsgesetzen wurden noch einige technische Abänderungen beschlossen und dann die kritische Frage behandelt, ob im Zuwachssteuergesetz der Paragraph über die Steuerpflicht der Fürsten, der in der zweiten Lesung auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen war, aufrecht erhalten werden solle. Die Regierung forderte die Beseitigung „im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes". Mit 195 gegen 169 Stimmen (bei 8 Enthaltungen) verzichtete der Reichstag darauf, die Sache bei dieser Gelegenheit zum Austrag zu bringen. Die ausschlaggebende nationalliberale Partei ließ aber erklären, daß sie der Ansicht sei, die deutschen Fürsten seien nach dem geltenden Staatsrecht der direkten Besteuerung durch das Reich unterworfen, aber die Entscheidung dieser Frage der Anwendung des Gesetzes überlassen wolle.

Der einmalige und außerordentliche Wehrbeitrag wurde schließlich gegen die Polen und Elsässer angenommen. Das Gesetz über die Aenderungen im Finanzwesen und das Stempelgesetz erlangte die Mehrheit gegen Sozialdemokraten, Polen und Elsässer. Ueber die Vermögenszuwachssteuer wurde namentlich abgestimmt: 280 Ja, 63 Nein (von der Rechten) und 29 Enthaltungen (Polen und Elsässer).

Diese Abstimmungen beleuchten die eigentümliche Konstellation der Parteien: Die Sozialdemokratie hat sich bei zwei Gesetzen an die positiven Parteien herangedrängt, die Konservativen sind gegenüber dem Besitzsteuergesetz im Schmollwinkel verblieben.

Die sozialdemokratische Fraktion hat eine gewundene Taktik befolgt. Zur Befriedigung ihres radikalen Flügels hat sie gegen den „Militarismus" die lautesten Hetz- und die längsten Dauerreden gehalten, so daß der Anschein einer unerbittlichen Obstruktion erweckt wurde. Aber sie hat nicht bloß vorher im Ausschusse, sondern auch nach Fertigstellung des Steuerkompromisses im Plenum auf die reichlich vorhandenen Mittel der Obstruktion wieder so weit verzichtet, daß das Gelingen des ganzen Werkes doch möglich blieb. Nachdem die roten Wortführer am vorletzten Beratungstage noch den Erfurter Fall in Kampf- und Kraftreden zum Fenster hinaus verwertet hatten, erklärte die sonst alles verneinende Partei am letzten Tage ihre Zustimmung zum Wehrbeitrags- und zum Zuwachssteuergesetze mit der Behauptung, diese Heranziehung der Besitzenden sei das Werk der Sozialdemokratie und bedeute den Anfang der von ihnen stets geforderten Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer. Es ist weniger Lieb und Treu, als Falschheit dabei. Die Absicht der Besitzsteuer ist nicht von den Roten suggeriert worden, sondern schon im vorigen Jahr von den bürgerlichen Parteien in dem bekannten Paragraphen Bassermann-Erzberger feierlich festgelegt worden. Die neue Steuer ist gerade deshalb auf den Zuwachs am Vermögen beschränkt worden, weil man den Einzelstaaten die regelmäßige Besteuerung des Bestandes am Vermögen und des Einkommens belassen wollte. Indem die Sozialdemokraten das Schreckgespenst der allgemeinen Reichsvermögenssteuer an die Wand malten, wollten sie ihre Antipoden, die Konservativen auf der Rechten, in der Opposition bestärken. In gewissem Maße ist der Versuch, einen Keil in die bürgerliche Gemeinschaft zu schieben, dieses Mal gelungen. Die Fortsetzung dieser Taktik würde aber bedingen, daß die Sozialdemokraten auch künftig sich zur Bewilligung der notwendigen Steuern verstehen. Sonst wird die gegenwärtige Ausnahme nur als Bekräftigung der Regel des Verneinens wirken.

Daß die Konservativen in ihrer großen Mehrzahl gegenüber dem Zuwachssteuerkompromiß unerbittlich blieben, ist bedauerlich, aber vom Standpunkt dieser Partei immerhin zu begreifen. Schon 1909 hat Herr v. Heydebrand als entscheidenden Gesichtspunkt hervorgehoben, daß man dem aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht das Heft zur Besteuerung des Besitzes in die Hand geben dürfe. Es wäre freilich besser, wenn das Reich ohne Rückgriffe auf das Vermögen auskäme. Aber das ist eine blanke Unmöglichkeit, und deshalb muß man sich gegenüber den obwaltenden Gefahren mit der Erwägung trösten, daß es einerseits noch eine bürgerliche Mehrheit im Reichstage gibt und anderseits der Bundesrat die Pflicht und die Macht hat, sowohl die besitzenden Klassen, als auch die Einzelstaaten gegen Ausschreitungen der Reichstagsmehrheit zu schützen.

Wenn auch die Konservativen augenblicklich abseits stehen, so darf man doch von diesem ersten Erfolg der Sammlungspolitik gute Nachwirkungen erwarten. Eine Niederlage haben erlitten der Hansabund und der Großblockgedanke.

Das große Werk hat viel Schweiß gekostet und viele Opfer erfordert. Aber es ist gelungen, und das ist nicht bloß ein Segen für die innere Entwicklung, sondern ein wahres Heil für die Weltstellung Deutschlands und für den Frieden.

Die Jesuitenverfolgung in Coesfeld.

Bei der Ueberlastung des Reichstags in seiner letzten Arbeitswoche konnte die Vertreibung der Jesuitenpatres von der Coesfelder Kanzel nur in Form einer kleinen Anfrage auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Antwort der Regierung war aber trotz ihrer diplomatischen Fassung auch ohne begleitende Diskussion schon ein gemeinverständlicher Beweis für die Unhaltbarkeit dieser traurigen Verfolgungspolitik. Ein schreiender Widerspruch zwischen den Worten des Reichskanzlers und den Taten

Fürst Bülow hat in glücklichen Tagen diesen Gedanken mit Vorliebe diskutiert. Doch auch Reichskanzler sind vergeßlich. Als er in unsicherer Silvesterstimmung die an Bestand gefestigte und an Mitarbeit sicherste bürgerliche Partei aus dem Heere der bürgerlichen Parteien entfernen wollte, da erschütterte er selbst das Fundament, auf dem er ein geordnetes Haus bauen konnte. So hat die unsichere und unverständige Politik des vierten Reichskanzlers in eine fruchtlose Wüste geführt, in der die bürgerlichen Parteien sich selbst orientieren mußten. Das Bürgertum hat den richtigen Weg gefunden, nicht so das Pseudo-Bürgertum des Liberalismus. Und wenn der Nachfolger Bülows mit den meisten seiner Staatssekretäre nach dem Berichte der Berliner Zeitungen bei den preußischen Landtagswahlen liberal wählte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Erfahrung oft ein später Gast ist. Der Regierung Stütze ist doch das wahre Bürgertum, und heute braucht man wahrhaftig nicht Kompaß und Fernrohr, um den Wegen des „liberalen Bürgertums" zu folgen. Deshalb weg mit der Lüge! Noch ist das wahre Bürgertum stolz und stark genug zu einer deutschen Tat; es braucht nur zu wollen.

Zum Bagdadabkommen.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

Nachdem bereits vor zwei Jahren zwischen England und der Türkei Verhandlungen über die den persischen Golf berührenden Fragen eingeleitet worden waren, sind sie jetzt so weit abgeschlossen, daß der Entwurf eines englisch-türkischen Abkommens nach den Erklärungen Sir Eduard Greys fertig vorliegt. Sowohl die deutsche Regierung, wie die interessierte Gesellschaft ist über den Gang der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt worden, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten darf angenommen werden, daß deutscherseits dem Ergebnis zugestimmt werden wird.

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß das gemeinsame Interesse Deutschlands und Englands in den Orientangelegenheiten, das während des Balkankrieges oft genug beide zum gemeinsamen Zusammenwirken geführt und zum Teil die Balkankrise selbst der friedlichen Lösung nahegebracht hat, die Veranlassung gab, auch in der Bagdadfrage zu einer Aussprache und zu einer Verständigung zu gelangen. Um die Abmachungen, die bereits getroffen sind, und die weiteren Bestimmungen, die voraussichtlich noch getroffen werden, richtig würdigen zu können, ist es nötig, kurz auf die geschichtliche Entwicklung der Bagdadfrage einzugehen.

Vor nunmehr elf Jahren wurden zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Bankgruppe die Verhandlungen über den Bau der Bagdadbahn abgeschlossen. Die Trägerin der Bagdadbahnkonzession war zunächst die ottomanische Aktiengesellschaft „Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie", der am 5. März 1903 zum Bau der Bahn die Gründung einer anderen ottomanischen Gesellschaft übertragen wurde. Diese Gesellschaft, die „Société impériale Ottomane du chemin de fer de Bagdad", trat auf Grund der Konvention an die Stelle der Anatolischen Eisenbahngesellschaft. Ihr war das Recht übertragen worden, die Bahn von Konia nach Basra zu bauen, sowie vier Zweiglinien und weiter den Anschluß von Basra nach dem Persischen Meerbusen, wo der Endpunkt der Bahn noch näher bestimmt werden sollte. In dieser internationalen Gesellschaft hatte die deutsche Bankgruppe die Führung. Schon damals erklärte der englische Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, daß England zwar nicht die Absicht habe, den legitimen Handel anderer Mächte auszuschließen, daß es aber für sich eine bevorrechtigte Stellung im Persischen Meerbusen in Anspruch nehme, und die Anlage einer maritimen Basis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Demgemäß stellten sich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Linienführung, große politische Hindernisse der Ausführung in den Weg. Neben französischen machten sich immer wieder besondere britische Einflüsse geltend; als dennoch die Arbeiten trotz dieser Hindernisse ziemlich weit vorangeschritten waren, kamen immer wieder neue Vorschläge, die sich für eine ganz andere als die konzedierte Linie aussprachen. Sehr häufig mußten die Bahnbauten unterbrochen werden, weil die Türkei nicht imstande war, ihre finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Bagdadbahngesellschaft zu erfüllen. Namentlich wußte es England in geschickter Weise zu verhindern, daß türkische Zollerhöhungen und Finanzreformen aus Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn verwendet werden konnten.

Im Jahre 1911 bahnte sich nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Verständigung an. Nachdem es den Engländern schon vorher gelungen war, den Charakter der Bahn als einer internationalen derart festzulegen, daß die französische Sprache als Dienstsprache in der Verwaltung zu gelten habe, gab in dem Vertrag vom 21. März 1911, der zwischen der Bagdadbahngesellschaft und der türkischen Regierung geschlossen wurde, erstere der Türkei ihr wohlverbrieftes Recht auf den Bau der Strecke Bagdad—Koweit zurück. Bis Bagdad war somit der Bahnbau gesichert. Allein die Strecke Bagdad—Koweit wurde internationalisiert, da der englische Widerstand gegen eine deutsche Kontrolle über das Schlußstück nicht zu beseitigen war. Immerhin wurde bestimmt, daß in der neuzubildenden, dem Namen nach türkischen Gesellschaft, zu der deutsches, englisches, französisches und türkisches Kapital herangezogen werden sollte, das englische Kapital nicht stärker als deutsches beteiligt sein dürfe. Als Gegenleistung gestattete England die Verwendung gewisser Einnahmen der Türkei für die Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn und ermöglichte deren Weiterbau. Die Verteilung des Kapitals der internationalen Eisenbahngesellschaft Bagdad—Koweit wurde derartig geregelt, daß 40 vom Hundert auf die Türkei und je 20 vom Hundert auf Deutschland, England und Frankreich fallen sollte.

Wenn auch England, das nach wie vor sich von dem Mißtrauen gegen politische Absichten des Deutschen Reiches in Vorderasien und Persien nicht freimachen konnte, mit der genannten Verteilung nicht zufrieden war, so war dennoch nunmehr der Weg zu Verhandlungen zwischen der Türkei und England freigemacht. Zunächst kamen diese Verhandlungen nicht recht vom Fleck, da die Türkei Schwierigkeiten machte und sich nicht dazu bequemen wollte, den Engländern in dem wichtigen Gebiete zwischen Bagdad und Koweit eine bevorzugte Stellung einzuräumen.

Durch die englisch-türkischen Verhandlungen sind diese Schwierigkeiten nun beseitigt worden. Ihr Ergebnis läßt sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Bagdadbahn nur bis Basra gebaut wird, also dort ihr Ende findet. Für die Strecke Bagdad—Basra werden zwei britische Direktoren in der Verwaltung gewünscht, deren Haupttätigkeit in der Ueberwachung bestehen soll, daß keine unterschiedlichen Tarife zum Schaden britischer Fracht in Kraft treten. Im Verhältnis von Koweit zur Türkei wird nach dem neuen englisch-türkischen Vertrage nichts geändert werden. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß das vorhandene Verhältnis nunmehr von England und von der Türkei amtlich anerkannt wird: die türkische Souzeränität über Koweit, anderseits die Stellung des Scheiks von Koweit in ihrer bisherigen Selbständigkeit, und die englischen Verträge mit dem Scheik. Da Seeschiffe über die gefährliche Flußbarre über Basra nicht hinaufkommen können, so endet die Bagdadbahn im Binnenlande. Es ist England gleichgültig, wer bis dahin die Bahn baut. Von Wichtigkeit für England ist dagegen, daß das Schlußstück von Basra bis Koweit von ihm selbst gebaut wird. Durch den Vertrag wird nicht nur die Stellung Englands am persischen Meerbusen sanktioniert, sondern auch die Bagdadbahn selbst zu einem mächtigen Zubringer für einen rein englischen großen Handelshafen der Zukunft.

Nachdem einmal die Bagdadbahngesellschaft im Jahre 1911 mit der Türkei auf den Bau der Strecke Basra—Koweit verzichtet hatte, ist zuzugeben, daß das englisch-türkische Abkommen nichts enthält, was nicht mit den Rechten Deutschlands in Einklang steht. Das hat Sir E. Grey ausdrücklich betont; aber es ist anzunehmen, daß das englisch-türkische Abkommen erst unter der Voraussetzung definitiv wird, daß Deutschland seine Zustimmung dazu gibt. Hierüber und über verschiedene Einzelheiten schweben augenblicklich noch die Verhandlungen. Von einer Niederlage Deutschlands und einer Schädigung der deutschen Interessen kann aber keine Rede mehr sein, nachdem wir auf jede aktiv politische Tätigkeit am Persischen Busen und in Kleinasien verzichtet haben. Dagegen dürften für diesen Verzicht wirtschaftliche Vorteile uns zugesichert werden, namentlich die Ausführung unter Beteiligung von deutschem Kapital und deutscher Technik an den Irrigationsarbeiten in Mesopotamien, die Gewährung von Erleichterungen der deutschen Schiffahrt im Persischen Golf, Weitergewährung des türkischen Rentabilitätszuschusses an die Bagdadbahngesellschaft. England soll auch bereit sein, die Zulassung der Bagdadbehörde an der Londoner und Pariser Börse zu befürworten. Wie Frank-

reich sich zu diesen Fragen stellen wird, ist noch nicht ganz klar. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß, wenn auch die Bahn schließlich in einem unter rein britischer Kontrolle stehenden Hafen enden sollte, sich doch auf der ganzen Strecke durch Kleinasien und von Bagdad nach Alexandrette kein englischer Einfluß geltend machen wird und daß dieser Hafen, zu dem bald die Linienführung fertiggestellt ist, bestimmt sein kann, die reichen Erzeugnisse der Gegenden nordwestlich und nördlich von Bagdad auszuführen. Ganz besonders erfreulich ist unter allen Umständen, daß die bisherigen Verhandlungen, wenn man auch ihren Wert nicht überschätzen soll, doch dazu dienen und schon gedient haben, eine vertrauensvollere freundlichere Stimmung zwischen den beiden großen Mächten herbeizuführen, die zwar nicht unbedingt zu einer direkten Verständigung auch auf anderen Gebieten führen muß, aber doch immerhin führen kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wehr- und Deckungsgesetze angenommen. Große Reichstagsferien.

Das große Werk ist gelungen. Prompt vor dem Quartalswechsel und mit überraschend starken Mehrheiten. Wenn doch der Reichstag immer so flott arbeiten wollte mit kurzen Reden und kräftigen Entschlüssen!

In den wenigen Tagen waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Ueberfluß wurde in der vorletzten Stunde noch eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen durch das harte Urteil eines Kriegsgerichts in Erfurt, das in einem Wirtshauskampfe am Abend der Kontrollversammlung zwischen berauschten Reservisten und einem Gendarmeriewachtmeister den Tatbestand des militärischen Aufruhrs gefunden und mit Zuchthausstrafen von fünf Jahren geahndet hatte. Die Sozialdemokratie benutzte das Urteil zu einem heftigen Vorstoß gegen den „Militarismus", und die bürgerlichen Parteien sagten sich: Angesichts dieses krassen Falles können wir unsere Reformbestrebungen nicht einfach auf dem langwierigen Resolutionswege belassen, sondern müssen verlangen, daß sofort für die Einfügung mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch gesorgt wird! Man stellte die Regierung vor die Wahl, entweder einem bezüglichen Sondergesetze ihre Zustimmung zu geben oder zu gewärtigen, daß zur Regelung dieses Punktes ein Paragraph in die Wehrvorlage eingefügt werde. Der Reichskanzler erklärte, daß er für die Annahme des Sondergesetzes im Bundesrat eintreten werde; der Reichstag nahm das Gesetz in einem Zuge in drei Lesungen mit allen gegen zwei Stimmen an; der „Zwischenfall" war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Zur Wehrvorlage war noch die Streitfrage zu lösen: Genügen drei neue Kavallerieregimenter oder müssen es sechs sein? In zweiter Lesung hatte man nur drei bewilligt. Da jedoch von den militärischen Fachmännern der fortdauernde Wert der Kavallerie im Felde nachdrücklich hervorgehoben war, wurde ein Teil der Abgeordneten zweifelhaft, ob hier die Sparsamkeit am rechten Platze sei und ob die Verantwortlichkeit für die Beschränkung dieses Kampfmittels getragen werden könne. Konservative, Zentrum und Nationalliberale bewilligten also die ganze Forderung von 6 Regimentern. Damit werden sich auch wohl die Wähler zufrieden geben. Im Falle der Ablehnung würde doch die Heeresleitung das, was sie einmal als notwendig erkannt und bezeichnet hatte, im nächsten Jahre nachgefordert haben. Da ist es besser, die Sache gleich zu erledigen. Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über dieses Schwänzchen. — Die Militärvorlage wurde dann endgültig gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen und Elsässer angenommen.

Zu den Deckungsgesetzen wurden noch einige technische Abänderungen beschlossen und dann die kritische Frage behandelt, ob im Zuwachssteuergesetz der Paragraph über die Steuerpflicht der Fürsten, der in der zweiten Lesung auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen war, aufrecht erhalten werden solle. Die Regierung forderte die Beseitigung „im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes". Mit 195 gegen 169 Stimmen (bei 8 Enthaltungen) verzichtete der Reichstag darauf, die Sache bei dieser Gelegenheit zum Austrag zu bringen. Die ausschlaggebende nationalliberale Partei ließ aber erklären, daß sie der Ansicht sei, die deutschen Fürsten seien nach dem geltenden Staatsrecht der direkten Besteuerung durch das Reich unterworfen, aber die Entscheidung dieser Frage der Anwendung des Gesetzes überlassen wolle.

Der einmalige und außerordentliche Wehrbeitrag wurde schließlich gegen die Polen und Elsässer angenommen. Das Gesetz über die Aenderungen im Finanzwesen und das Stempelgesetz erlangte die Mehrheit gegen Sozialdemokraten, Polen und Elsässer. Ueber die Vermögenszuwachssteuer wurde namentlich abgestimmt: 280 Ja, 63 Nein (von der Rechten) und 29 Enthaltungen (Polen und Elsässer).

Diese Abstimmungen beleuchten die eigentümliche Konstellation der Parteien: Die Sozialdemokratie hat sich bei zwei Gesetzen an die positiven Parteien herangedrängt, die Konservativen sind gegenüber dem Besitzsteuergesetz im Schmollwinkel verblieben.

Die sozialdemokratische Fraktion hat eine gewundene Taktik befolgt. Zur Befriedigung ihres radikalen Flügels hat sie gegen den „Militarismus" die lautesten Hetz- und die längsten Dauerreden gehalten, so daß der Anschein einer unerbittlichen Obstruktion erweckt wurde. Aber sie hat nicht bloß vorher im Ausschusse, sondern auch nach Fertigstellung des Steuerkompromisses im Plenum auf die reichlich vorhandenen Mittel der Obstruktion wieder so weit verzichtet, daß das Gelingen des ganzen Werkes doch möglich blieb. Nachdem die roten Wortführer am vorletzten Beratungstage noch den Erfurter Fall in Kampf- und Kraftreden zum Fenster hinaus verwertet hatten, erklärte die sonst alles verneinende Partei am letzten Tage ihre Zustimmung zum Wehrbeitrags- und zum Zuwachssteuergesetze mit der Behauptung, diese Heranziehung der Besitzenden sei das Werk der Sozialdemokratie und bedeute den Anfang der von ihnen stets geforderten Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer. Es ist weniger Lieb und Treu, als Falschheit dabei. Die Absicht der Besitzsteuer ist nicht von den Roten suggeriert worden, sondern schon im vorigen Jahr von den bürgerlichen Parteien in dem bekannten Paragraphen Bassermann-Erzberger feierlich festgelegt worden. Die neue Steuer ist gerade deshalb auf den Zuwachs am Vermögen beschränkt worden, weil man den Einzelstaaten die regelmäßige Besteuerung des Bestandes am Vermögen und des Einkommens belassen wollte. Indem die Sozialdemokraten das Schreckgespenst der allgemeinen Reichsvermögenssteuer an die Wand malten, wollten sie ihre Antipoden, die Konservativen auf der Rechten, in der Opposition bestärken. In gewissem Maße ist der Versuch, einen Keil in die bürgerliche Gemeinschaft zu schieben, dieses Mal gelungen. Die Fortsetzung dieser Taktik würde aber bedingen, daß die Sozialdemokraten auch künftig sich zur Bewilligung der notwendigen Steuern verstehen. Sonst wird die gegenwärtige Ausnahme nur als Bekräftigung der Regel des Verneinens wirken.

Daß die Konservativen in ihrer großen Mehrzahl gegenüber dem Zuwachssteuerkompromiß unerbittlich blieben, ist bedauerlich, aber vom Standpunkt dieser Partei immerhin zu begreifen. Schon 1909 hat Herr v. Heydebrand als entscheidenden Gesichtspunkt hervorgehoben, daß man dem aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht das Heft zur Besteuerung des Besitzes in die Hand geben dürfe. Es wäre freilich besser, wenn das Reich ohne Rückgriffe auf das Vermögen auskäme. Aber das ist eine blanke Unmöglichkeit, und deshalb muß man sich gegenüber den obwaltenden Gefahren mit der Erwägung trösten, daß es einerseits noch eine bürgerliche Mehrheit im Reichstage gibt und anderseits der Bundesrat die Pflicht und die Macht hat, sowohl die besitzenden Klassen, als auch die Einzelstaaten gegen Ausschreitungen der Reichstagsmehrheit zu schützen.

Wenn auch die Konservativen augenblicklich abseits stehen, so darf man doch von diesem ersten Erfolg der Sammlungspolitik gute Nachwirkungen erwarten. Eine Niederlage haben erlitten der Hansabund und der Großblockgedanke.

Das große Werk hat viel Schweiß gekostet und viele Opfer erfordert. Aber es ist gelungen, und das ist nicht bloß ein Segen für die innere Entwicklung, sondern ein wahres Heil für die Weltstellung Deutschlands und für den Frieden.

Die Jesuitenverfolgung in Coesfeld.

Bei der Ueberlastung des Reichstags in seiner letzten Arbeitswoche konnte die Vertreibung der Jesuitenpatres von der Coesfelder Kanzel nur in Form einer kleinen Anfrage auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Antwort der Regierung war aber trotz ihrer diplomatischen Fassung auch ohne begleitende Diskussion schon ein gemeinverständlicher Beweis für die Unhaltbarkeit dieser traurigen Verfolgungspolitik. Ein schreiender Widerspruch zwischen den Worten des Reichskanzlers und den Taten

Fürst Bülow hat in glücklichen Tagen diesen Gedanken mit Vorliebe diskutiert. Doch auch Reichskanzler sind vergeßlich. Als er in unsicherer Silvesterstimmung die an Bestand gefestigte und an Mitarbeit sicherste bürgerliche Partei aus dem Heere der bürgerlichen Parteien entfernen wollte, da erschütterte er selbst das Fundament, auf dem er ein geordnetes Haus bauen konnte. So hat die unsichere und unverständige Politik des vierten Reichskanzlers in eine fruchtlose Wüste geführt, in der die bürgerlichen Parteien sich selbst orientieren mußten. Das Bürgertum hat den richtigen Weg gefunden, nicht so das Pseudo-Bürgertum des Liberalismus. Und wenn der Nachfolger Bülows mit den meisten seiner Staatssekretäre nach dem Berichte der Berliner Zeitungen bei den preußischen Landtagswahlen liberal wählte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Erfahrung oft ein später Gast ist. Der Regierung Stütze ist doch das wahre Bürgertum, und heute braucht man wahrhaftig nicht Kompaß und Fernrohr, um den Wegen des „liberalen Bürgertums" zu folgen. Deshalb weg mit der Lüge! Noch ist das wahre Bürgertum stolz und stark genug zu einer deutschen Tat; es braucht nur zu wollen.

Zum Bagdadabkommen.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

Nachdem bereits vor zwei Jahren zwischen England und der Türkei Verhandlungen über die den persischen Golf berührenden Fragen eingeleitet worden waren, sind sie jetzt so weit abgeschlossen, daß der Entwurf eines englisch-türkischen Abkommens nach den Erklärungen Sir Eduard Greys fertig vorliegt. Sowohl die deutsche Regierung, wie die interessierte Gesellschaft ist über den Gang der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt worden, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten darf angenommen werden, daß deutscherseits dem Ergebnis zugestimmt werden wird.

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß das gemeinsame Interesse Deutschlands und Englands in den Orientangelegenheiten, das während des Balkankrieges oft genug beide zum gemeinsamen Zusammenwirken geführt und zum Teil die Balkankrise selbst der friedlichen Lösung nahegebracht hat, die Veranlassung gab, auch in der Bagdadfrage zu einer Aussprache und zu einer Verständigung zu gelangen. Um die Abmachungen, die bereits getroffen sind, und die weiteren Bestimmungen, die voraussichtlich noch getroffen werden, richtig würdigen zu können, ist es nötig, kurz auf die geschichtliche Entwicklung der Bagdadfrage einzugehen.

Vor nunmehr elf Jahren wurden zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Bankgruppe die Verhandlungen über den Bau der Bagdadbahn abgeschlossen. Die Trägerin der Bagdadbahnkonzession war zunächst die ottomanische Aktiengesellschaft „Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie", der am 5. März 1903 zum Bau der Bahn die Gründung einer anderen ottomanischen Gesellschaft übertragen wurde. Diese Gesellschaft, die „Société impériale Ottomane du chemin de fer de Bagdad", trat auf Grund der Konvention an die Stelle der Anatolischen Eisenbahngesellschaft. Ihr war das Recht übertragen worden, die Bahn von Konia nach Basra zu bauen, sowie vier Zweiglinien und weiter den Anschluß von Basra nach dem Persischen Meerbusen, wo der Endpunkt der Bahn noch näher bestimmt werden sollte. In dieser internationalen Gesellschaft hatte die deutsche Bankgruppe die Führung. Schon damals erklärte der englische Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, daß England zwar nicht die Absicht habe, den legitimen Handel anderer Mächte auszuschließen, daß es aber für sich eine bevorrechtigte Stellung im Persischen Meerbusen in Anspruch nehme, und die Anlage einer maritimen Basis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Demgemäß stellten sich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Linienführung, große politische Hindernisse der Ausführung in den Weg. Neben französischen machten sich immer wieder besondere britische Einflüsse geltend; als dennoch die Arbeiten trotz dieser Hindernisse ziemlich weit vorangeschritten waren, kamen immer wieder neue Vorschläge, die sich für eine ganz andere als die konzedierte Linie aussprachen. Sehr häufig mußten die Bahnbauten unterbrochen werden, weil die Türkei nicht imstande war, ihre finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Bagdadbahngesellschaft zu erfüllen. Namentlich wußte es England in geschickter Weise zu verhindern, daß türkische Zollerhöhungen und Finanzreformen aus Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn verwendet werden konnten.

Im Jahre 1911 bahnte sich nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Verständigung an. Nachdem es den Engländern schon vorher gelungen war, den Charakter der Bahn als einer internationalen derart festzulegen, daß die französische Sprache als Dienstsprache in der Verwaltung zu gelten habe, gab in dem Vertrag vom 21. März 1911, der zwischen der Bagdadbahngesellschaft und der türkischen Regierung geschlossen wurde, erstere der Türkei ihr wohlverbrieftes Recht auf den Bau der Strecke Bagdad—Koweit zurück. Bis Bagdad war somit der Bahnbau gesichert. Allein die Strecke Bagdad—Koweit wurde internationalisiert, da der englische Widerstand gegen eine deutsche Kontrolle über das Schlußstück nicht zu beseitigen war. Immerhin wurde bestimmt, daß in der neuzubildenden, dem Namen nach türkischen Gesellschaft, zu der deutsches, englisches, französisches und türkisches Kapital herangezogen werden sollte, das englische Kapital nicht stärker als deutsches beteiligt sein dürfe. Als Gegenleistung gestattete England die Verwendung gewisser Einnahmen der Türkei für die Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn und ermöglichte deren Weiterbau. Die Verteilung des Kapitals der internationalen Eisenbahngesellschaft Bagdad—Koweit wurde derartig geregelt, daß 40 vom Hundert auf die Türkei und je 20 vom Hundert auf Deutschland, England und Frankreich fallen sollte.

Wenn auch England, das nach wie vor sich von dem Mißtrauen gegen politische Absichten des Deutschen Reiches in Vorderasien und Persien nicht freimachen konnte, mit der genannten Verteilung nicht zufrieden war, so war dennoch nunmehr der Weg zu Verhandlungen zwischen der Türkei und England freigemacht. Zunächst kamen diese Verhandlungen nicht recht vom Fleck, da die Türkei Schwierigkeiten machte und sich nicht dazu bequemen wollte, den Engländern in dem wichtigen Gebiete zwischen Bagdad und Koweit eine bevorzugte Stellung einzuräumen.

Durch die englisch-türkischen Verhandlungen sind diese Schwierigkeiten nun beseitigt worden. Ihr Ergebnis läßt sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Bagdadbahn nur bis Basra gebaut wird, also dort ihr Ende findet. Für die Strecke Bagdad—Basra werden zwei britische Direktoren in der Verwaltung gewünscht, deren Haupttätigkeit in der Ueberwachung bestehen soll, daß keine unterschiedlichen Tarife zum Schaden britischer Fracht in Kraft treten. Im Verhältnis von Koweit zur Türkei wird nach dem neuen englisch-türkischen Vertrage nichts geändert werden. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß das vorhandene Verhältnis nunmehr von England und von der Türkei amtlich anerkannt wird: die türkische Souzeränität über Koweit, anderseits die Stellung des Scheiks von Koweit in ihrer bisherigen Selbständigkeit, und die englischen Verträge mit dem Scheik. Da Seeschiffe über die gefährliche Flußbarre über Basra nicht hinaufkommen können, so endet die Bagdadbahn im Binnenlande. Es ist England gleichgültig, wer bis dahin die Bahn baut. Von Wichtigkeit für England ist dagegen, daß das Schlußstück von Basra bis Koweit von ihm selbst gebaut wird. Durch den Vertrag wird nicht nur die Stellung Englands am persischen Meerbusen sanktioniert, sondern auch die Bagdadbahn selbst zu einem mächtigen Zubringer für einen rein englischen großen Handelshafen der Zukunft.

Nachdem einmal die Bagdadbahngesellschaft im Jahre 1911 mit der Türkei auf den Bau der Strecke Basra—Koweit verzichtet hatte, ist zuzugeben, daß das englisch-türkische Abkommen nichts enthält, was nicht mit den Rechten Deutschlands in Einklang steht. Das hat Sir E. Grey ausdrücklich betont; aber es ist anzunehmen, daß das englisch-türkische Abkommen erst unter der Voraussetzung definitiv wird, daß Deutschland seine Zustimmung dazu gibt. Hierüber und über verschiedene Einzelheiten schweben augenblicklich noch die Verhandlungen. Von einer Niederlage Deutschlands und einer Schädigung der deutschen Interessen kann aber keine Rede mehr sein, nachdem wir auf jede aktiv politische Tätigkeit am Persischen Busen und in Kleinasien verzichtet haben. Dagegen dürften für diesen Verzicht wirtschaftliche Vorteile uns zugesichert werden, namentlich die Ausführung unter Beteiligung von deutschem Kapital und deutscher Technik an den Irrigationsarbeiten in Mesopotamien, die Gewährung von Erleichterungen der deutschen Schiffahrt im Persischen Golf, Weitergewährung des türkischen Rentabilitätszuschusses an die Bagdadbahngesellschaft. England soll auch bereit sein, die Zulassung der Bagdadbehörde an der Londoner und Pariser Börse zu befürworten. Wie Frank-

reich sich zu diesen Fragen stellen wird, ist noch nicht ganz klar. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß, wenn auch die Bahn schließlich in einem unter rein britischer Kontrolle stehenden Hafen enden sollte, sich doch auf der ganzen Strecke durch Kleinasien und von Bagdad nach Alexandrette kein englischer Einfluß geltend machen wird und daß dieser Hafen, zu dem bald die Linienführung fertiggestellt ist, bestimmt sein kann, die reichen Erzeugnisse der Gegenden nordwestlich und nördlich von Bagdad auszuführen. Ganz besonders erfreulich ist unter allen Umständen, daß die bisherigen Verhandlungen, wenn man auch ihren Wert nicht überschätzen soll, doch dazu dienen und schon gedient haben, eine vertrauensvollere freundlichere Stimmung zwischen den beiden großen Mächten herbeizuführen, die zwar nicht unbedingt zu einer direkten Verständigung auch auf anderen Gebieten führen muß, aber doch immerhin führen kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wehr- und Deckungsgesetze angenommen. Frohe Reichstagsferien.

Das große Werk ist gelungen. Prompt vor dem Quartalswechsel und mit überraschend starken Mehrheiten. Wenn doch der Reichstag immer so flott arbeiten wollte mit kurzen Reden und kräftigen Entschlüssen!

In den wenigen Tagen waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Ueberfluß wurde in der vorletzten Stunde noch eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen durch das harte Urteil eines Kriegsgerichts in Erfurt, das in einem Wirtshauskampfe am Abend der Kontrollversammlung zwischen berauschten Reservisten und einem Gendarmeriewachtmeister den Tatbestand des militärischen Aufruhrs gefunden und mit Zuchthausstrafen von fünf Jahren geahndet hatte. Die Sozialdemokratie benutzte das Urteil zu einem heftigen Vorstoß gegen den „Militarismus", und die bürgerlichen Parteien sagten sich: Angesichts dieses krassen Falles können wir unsere Reformbestrebungen nicht einfach auf dem langwierigen Resolutionswege belassen, sondern müssen verlangen, daß sofort für die Einfügung mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch gesorgt wird! Man stellte die Regierung vor die Wahl, entweder einem bezüglichen Sondergesetze ihre Zustimmung zu geben oder zu gewärtigen, daß zur Regelung dieses Punktes ein Paragraph in die Wehrvorlage eingefügt werde. Der Reichskanzler erklärte, daß er für die Annahme des Sondergesetzes im Bundesrat eintreten werde; der Reichstag nahm das Gesetz in einem Zuge in drei Lesungen mit allen gegen zwei Stimmen an; der „Zwischenfall" war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Zur Wehrvorlage war noch die Streitfrage zu lösen: Genügen drei neue Kavallerieregimenter oder müssen es sechs sein? In zweiter Lesung hatte man nur drei bewilligt. Da jedoch von den militärischen Fachmännern der fortdauernde Wert der Kavallerie im Felde nachdrücklich hervorgehoben war, wurde ein Teil der Abgeordneten zweifelhaft, ob hier die Sparsamkeit am rechten Platze sei und ob die Verantwortlichkeit für die Beschränkung dieses Kampfmittels getragen werden könne. Konservative, Zentrum und Nationalliberale bewilligten also die ganze Forderung von 6 Regimentern. Damit werden sich auch wohl die Wähler zufrieden geben. Im Falle der Ablehnung würde doch die Heeresleitung das, was sie einmal als notwendig erkannt und bezeichnet hatte, im nächsten Jahre nachgefordert haben. Da ist es besser, die Sache gleich zu erledigen. Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über dieses Schwänzchen. — Die Militärvorlage wurde dann endgültig gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen und Elsässer angenommen.

Zu den Deckungsgesetzen wurden noch einige technische Abänderungen beschlossen und dann die kritische Frage behandelt, ob im Zuwachssteuergesetz der Paragraph über die Steuerpflicht der Fürsten, der in der zweiten Lesung auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen war, aufrecht erhalten werden solle. Die Regierung forderte die Beseitigung „im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes". Mit 195 gegen 169 Stimmen (bei 8 Enthaltungen) verzichtete der Reichstag darauf, die Sache bei dieser Gelegenheit zum Austrag zu bringen. Die ausschlaggebende nationalliberale Partei ließ aber erklären, daß sie der Ansicht sei, die deutschen Fürsten seien nach dem geltenden Staatsrecht der direkten Besteuerung durch das Reich unterworfen, aber die Entscheidung dieser Frage der Anwendung des Gesetzes überlassen wolle.

Der einmalige und außerordentliche Wehrbeitrag wurde schließlich gegen die Polen und Elsässer angenommen. Das Gesetz über die Aenderungen im Finanzwesen und das Stempelgesetz erlangte die Mehrheit gegen Sozialdemokraten, Polen und Elsässer. Ueber die Vermögenszuwachssteuer wurde namentlich abgestimmt: 280 Ja, 63 Nein (von der Rechten) und 29 Enthaltungen (Polen und Elsässer).

Diese Abstimmungen beleuchten die eigentümliche Konstellation der Parteien: Die Sozialdemokratie hat sich bei zwei Gesetzen an die positiven Parteien herangedrängt, die Konservativen sind gegenüber dem Besitzsteuergesetz im Schmollwinkel verblieben.

Die sozialdemokratische Fraktion hat eine gewundene Taktik befolgt. Zur Befriedigung ihres radikalen Flügels hat sie gegen den „Militarismus" die lautesten Hetz- und die längsten Dauerreden gehalten, so daß der Anschein einer unerbittlichen Obstruktion erweckt wurde. Aber sie hat nicht bloß vorher im Ausschusse, sondern auch nach Fertigstellung des Steuerkompromisses im Plenum auf die reichlich vorhandenen Mittel der Obstruktion wieder so weit verzichtet, daß das Gelingen des ganzen Werkes doch möglich blieb. Nachdem die roten Wortführer am vorletzten Beratungstage noch den Erfurter Fall in Kampf- und Kraftreden zum Fenster hinaus verwertet hatten, erklärte die sonst alles verneinende Partei am letzten Tage ihre Zustimmung zum Wehrbeitrags- und zum Zuwachssteuergesetze mit der Behauptung, diese Heranziehung der Besitzenden sei das Werk der Sozialdemokratie und bedeute den Anfang der von ihnen stets geforderten Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer. Es ist weniger Lieb und Treu, als Falschheit dabei. Die Absicht der Besitzsteuer ist nicht von den Roten suggeriert worden, sondern schon im vorigen Jahr von den bürgerlichen Parteien in dem bekannten Paragraphen Bassermann-Erzberger feierlich festgelegt worden. Die neue Steuer ist gerade deshalb auf den Zuwachs am Vermögen beschränkt worden, weil man den Einzelstaaten die regelmäßige Besteuerung des Bestandes am Vermögen und des Einkommens belassen wollte. Indem die Sozialdemokraten das Schreckgespenst der allgemeinen Reichsvermögenssteuer an die Wand malten, wollten sie ihre Antipoden, die Konservativen auf der Rechten, in der Opposition bestärken. In gewissem Maße ist der Versuch, einen Keil in die bürgerliche Gemeinschaft zu schieben, dieses Mal gelungen. Die Fortsetzung dieser Taktik würde aber bedingen, daß die Sozialdemokraten auch künftig sich zur Bewilligung der notwendigen Steuern verstehen. Sonst wird die gegenwärtige Ausnahme nur als Bekräftigung der Regel des Verneinens wirken.

Daß die Konservativen in ihrer großen Mehrzahl gegenüber dem Zuwachssteuerkompromiß unerbittlich blieben, ist bedauerlich, aber vom Standpunkt dieser Partei immerhin zu begreifen. Schon 1909 hat Herr v. Heydebrand als entscheidenden Gesichtspunkt hervorgehoben, daß man dem aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht das Heft zur Besteuerung des Besitzes in die Hand geben dürfe. Es wäre freilich besser, wenn das Reich ohne Rückgriffe auf das Vermögen auskäme. Aber das ist eine blanke Unmöglichkeit, und deshalb muß man sich gegenüber den obwaltenden Gefahren mit der Erwägung trösten, daß es einerseits noch eine bürgerliche Mehrheit im Reichstage gibt und anderseits der Bundesrat die Pflicht und die Macht hat, sowohl die besitzenden Klassen, als auch die Einzelstaaten gegen Ausschreitungen der Reichstagsmehrheit zu schützen.

Wenn auch die Konservativen augenblicklich abseits stehen, so darf man doch von diesem ersten Erfolg der Sammlungspolitik gute Nachwirkungen erwarten. Eine Niederlage haben erlitten der Hansabund und der Großblockgedanke.

Das große Werk hat viel Schweiß gekostet und viele Opfer erfordert. Aber es ist gelungen, und das ist nicht bloß ein Segen für die innere Entwicklung, sondern ein wahres Heil für die Weltstellung Deutschlands und für den Frieden.

Die Jesuitenverfolgung in Coesfeld.

Bei der Ueberlastung des Reichstags in seiner letzten Arbeitswoche konnte die Vertreibung der Jesuitenpatres von der Coesfelder Kanzel nur in Form einer kleinen Anfrage auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Antwort der Regierung war aber trotz ihrer diplomatischen Fassung auch ohne begleitende Diskussion schon ein gemeinverständlicher Beweis für die Unhaltbarkeit dieser traurigen Verfolgungspolitik. Ein schreiender Widerspruch zwischen den Worten des Reichskanzlers und den Taten

Fürst Bülow hat in glücklichen Tagen diesen Gedanken mit Vorliebe diskutiert. Doch auch Reichskanzler sind vergeßlich. Als er in unsicherer Silvesterstimmung die an Bestand gefestigte und an Mitarbeit sicherste bürgerliche Partei aus dem Heere der bürgerlichen Parteien entfernen wollte, da erschütterte er selbst das Fundament, auf dem er ein geordnetes Haus bauen konnte. So hat die unsichere und unverständige Politik des vierten Reichskanzlers in eine fruchtlose Wüste geführt, in der die bürgerlichen Parteien sich selbst orientieren mußten. Das Bürgertum hat den richtigen Weg gefunden, nicht so das Pseudo-Bürgertum des Liberalismus. Und wenn der Nachfolger Bülows mit den meisten seiner Staatssekretäre nach dem Berichte der Berliner Zeitungen bei den preußischen Landtagswahlen liberal wählte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Erfahrung oft ein später Gast ist. Der Regierung Stütze ist doch das wahre Bürgertum, und heute braucht man wahrhaftig nicht Kompaß und Fernrohr, um den Wegen des „liberalen Bürgertums“ zu folgen. Deshalb weg mit der Lüge! Noch ist das wahre Bürgertum stolz und stark genug zu einer deutschen Tat; es braucht nur zu wollen.

Zum Bagdadabkommen.

Von Dr. J. Wiese, Friedenau.

Nachdem bereits vor zwei Jahren zwischen England und der Türkei Verhandlungen über die den persischen Golf berührenden Fragen eingeleitet worden waren, sind sie jetzt so weit abgeschlossen, daß der Entwurf eines englisch-türkischen Abkommens nach den Erklärungen Sir Eduard Greys fertig vorliegt. Sowohl die deutsche Regierung, wie die interessierte Gesellschaft ist über den Gang der Verhandlungen in Kenntnis gesetzt worden, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten darf angenommen werden, daß deutscherseits dem Ergebnis zugestimmt werden wird.

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß das gemeinsame Interesse Deutschlands und Englands in den Orientangelegenheiten, das während des Balkankrieges oft genug beide zum gemeinsamen Zusammenwirken geführt und zum Teil die Balkankrise selbst der friedlichen Lösung nahegebracht hat, die Veranlassung gab, auch in der Bagdadfrage zu einer Aussprache und zu einer Verständigung zu gelangen. Um die Abmachungen, die bereits getroffen sind, und die weiteren Bestimmungen, die voraussichtlich noch getroffen werden, richtig würdigen zu können, ist es nötig, kurz auf die geschichtliche Entwicklung der Bagdadfrage einzugehen.

Vor nunmehr elf Jahren wurden zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Bankgruppe die Verhandlungen über den Bau der Bagdadbahn abgeschlossen. Die Trägerin der Bagdadbahnkonzession war zunächst die ottomanische Aktiengesellschaft „Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie“, der am 5. März 1903 zum Bau der Bahn die Gründung einer anderen ottomanischen Gesellschaft übertragen wurde. Diese Gesellschaft, die „Société impériale Ottomane du chemin de fer de Bagdad“, trat auf Grund der Konvention an die Stelle der Anatolischen Eisenbahngesellschaft. Ihr war das Recht übertragen worden, die Bahn von Konia nach Basra zu bauen, sowie vier Zweiglinien und weiter den Anschluß von Basra nach dem Persischen Meerbusen, wo der Endpunkt der Bahn noch näher bestimmt werden sollte. In dieser internationalen Gesellschaft hatte die deutsche Bankgruppe die Führung. Schon damals erklärte der englische Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, daß England zwar nicht die Absicht habe, den legitimen Handel anderer Mächte auszuschließen, daß es aber für sich eine bevorrechtigte Stellung im Persischen Meerbusen in Anspruch nehme, und die Anlage einer maritimen Basis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen ansehen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Demgemäß stellten sich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten der Linienführung, große politische Hindernisse der Ausführung in den Weg. Neben französischen machten sich immer wieder besondere britische Einflüsse geltend; als dennoch die Arbeiten trotz dieser Hindernisse ziemlich weit vorangeschritten waren, kamen immer wieder neue Vorschläge, die sich für eine ganz andere als die konzedierte Linie aussprachen. Sehr häufig mußten die Bahnbauten unterbrochen werden, weil die Türkei nicht imstande war, ihre finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Bagdadbahngesellschaft zu erfüllen. Namentlich wußte es England in geschickter Weise zu verhindern, daß türkische Zollerhöhungen und Finanzreformen aus Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn verwendet werden konnten.

Im Jahre 1911 bahnte sich nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Verständigung an. Nachdem es den Engländern schon vorher gelungen war, den Charakter der Bahn als einer internationalen derart festzulegen, daß die französische Sprache als Dienstsprache in der Verwaltung zu gelten habe, gab in dem Vertrag vom 21. März 1911, der zwischen der Bagdadbahngesellschaft und der türkischen Regierung geschlossen wurde, erstere der Türkei ihr wohlverbrieftes Recht auf den Bau der Strecke Bagdad—Koweit zurück. Bis Bagdad war somit der Bahnbau gesichert. Allein die Strecke Bagdad—Koweit wurde internationalisiert, da der englische Widerstand gegen eine deutsche Kontrolle über das Schlußstück nicht zu beseitigen war. Immerhin wurde bestimmt, daß in der neuzubildenden, dem Namen nach türkischen Gesellschaft, zu der deutsches, englisches, französisches und türkisches Kapital herangezogen werden sollte, das englische Kapital nicht stärker als deutsches beteiligt sein dürfe. Als Gegenleistung gestattete England die Verwendung gewisser Einnahmen der Türkei für die Zinsbürgschaften zugunsten der Bagdadbahn und ermöglichte deren Weiterbau. Die Verteilung des Kapitals der internationalen Eisenbahngesellschaft Bagdad—Koweit wurde derartig geregelt, daß 40 vom Hundert auf die Türkei und je 20 vom Hundert auf Deutschland, England und Frankreich fallen sollte.

Wenn auch England, das nach wie vor sich von dem Mißtrauen gegen politische Absichten des Deutschen Reiches in Vorderasien und Persien nicht freimachen konnte, mit der genannten Verteilung nicht zufrieden war, so war dennoch nunmehr der Weg zu Verhandlungen zwischen der Türkei und England freigemacht. Zunächst kamen diese Verhandlungen nicht recht vom Fleck, da die Türkei Schwierigkeiten machte und sich nicht dazu bequemen wollte, den Engländern in dem wichtigen Gebiete zwischen Bagdad und Koweit eine bevorzugte Stellung einzuräumen.

Durch die englisch-türkischen Verhandlungen sind diese Schwierigkeiten nun beseitigt worden. Ihr Ergebnis läßt sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Bagdadbahn nur bis Basra gebaut wird, also dort ihr Ende findet. Für die Strecke Bagdad—Basra werden zwei britische Direktoren in der Verwaltung gewünscht, deren Haupttätigkeit in der Ueberwachung bestehen soll, daß keine unterschiedlichen Tarife zum Schaden britischer Fracht in Kraft treten. Im Verhältnis von Koweit zur Türkei wird nach dem neuen englisch-türkischen Vertrage nichts geändert werden. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß das vorhandene Verhältnis nunmehr von England und von der Türkei amtlich anerkannt wird: die türkische Souzeränität über Koweit, anderseits die Stellung des Scheiks von Koweit in ihrer bisherigen Selbständigkeit, und die englischen Verträge mit dem Scheik. Da Seeschiffe über die gefährliche Flußbarre über Basra nicht hinaufkommen können, so endet die Bagdadbahn im Binnenlande. Es ist England gleichgültig, wer bis dahin die Bahn baut. Von Wichtigkeit für England ist dagegen, daß das Schlußstück von Basra bis Koweit von ihm selbst gebaut wird. Durch den Vertrag wird nicht nur die Stellung Englands am persischen Meerbusen sanktioniert, sondern auch die Bagdadbahn selbst zu einem mächtigen Zubringer für einen rein englischen großen Handelshafen der Zukunft.

Nachdem einmal die Bagdadbahngesellschaft im Jahre 1911 mit der Türkei auf den Bau der Strecke Basra—Koweit verzichtet hatte, ist zuzugeben, daß das englisch-türkische Abkommen nichts enthält, was nicht mit den Rechten Deutschlands in Einklang steht. Das hat Sir E. Grey ausdrücklich betont; aber es ist anzunehmen, daß das englisch-türkische Abkommen erst unter der Voraussetzung definitiv wird, daß Deutschland seine Zustimmung dazu gibt. Hierüber und über verschiedene Einzelheiten schweben augenblicklich noch die Verhandlungen. Von einer Niederlage Deutschlands und einer Schädigung der deutschen Interessen kann aber keine Rede mehr sein, nachdem wir auf jede aktiv politische Tätigkeit am Persischen Busen und in Kleinasien verzichtet haben. Dagegen dürften für diesen Verzicht wirtschaftliche Vorteile uns zugesichert werden, namentlich die Ausführung unter Beteiligung von deutschem Kapital und deutscher Technik an den Irrigationsarbeiten in Mesopotamien, die Gewährung von Erleichterungen der deutschen Schiffahrt im Persischen Golf, Weitergewährung des türkischen Rentabilitätszuschusses an die Bagdadbahngesellschaft. England soll auch bereit sein, die Zulassung der Bagdadbehörde an der Londoner und Pariser Börse zu befürworten. Wie Frank-

reich sich zu diesen Fragen stellen wird, ist noch nicht ganz klar. Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, daß, wenn auch die Bahn schließlich in einem unter rein britischer Kontrolle stehenden Hafen enden sollte, sich doch auf der ganzen Strecke durch Kleinasien und von Bagdad nach Alexandrette kein englischer Einfluß geltend machen wird und daß dieser Hafen, zu dem bald die Linienführung fertiggestellt ist, bestimmt sein kann, die reichen Erzeugnisse der Gegenden nordwestlich und nördlich von Bagdad auszuführen. Ganz besonders erfreulich ist unter allen Umständen, daß die bisherigen Verhandlungen, wenn man auch ihren Wert nicht überschätzen soll, doch dazu dienen und schon gedient haben, eine vertrauensvollere freundlichere Stimmung zwischen den beiden großen Mächten herbeizuführen, die zwar nicht unbedingt zu einer direkten Verständigung auch auf anderen Gebieten führen muß, aber doch immerhin führen kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wehr- und Deckungsgesetze angenommen. Frohe Reichstagsferien.

Das große Werk ist gelungen. Prompt vor dem Quartalswechsel und mit überraschend starken Mehrheiten. Wenn doch der Reichstag immer so flott arbeiten wollte mit kurzen Reden und kräftigen Entschlüssen!

In den wenigen Tagen waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Ueberfluß wurde in der vorletzten Stunde noch eine berechtigte Entrüstung hervorgerufen durch das harte Urteil eines Kriegsgerichts in Erfurt, das in einem Wirtshauskampfe am Abend der Kontrollversammlung zwischen berauschten Reservisten und einem Gendarmeriewachtmeister den Tatbestand des militärischen Aufruhrs gefunden und mit Zuchthausstrafen von fünf Jahren geahndet hatte. Die Sozialdemokratie benutzte das Urteil zu einem heftigen Vorstoß gegen den „Militarismus", und die bürgerlichen Parteien sagten sich: Angesichts dieses krassen Falles können wir unsere Reformbestrebungen nicht einfach auf dem langwierigen Resolutionswege belassen, sondern müssen verlangen, daß sofort für die Einfügung mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch gesorgt wird! Man stellte die Regierung vor die Wahl, entweder einem bezüglichen Sondergesetze ihre Zustimmung zu geben oder zu gewärtigen, daß zur Regelung dieses Punktes ein Paragraph in die Wehrvorlage eingefügt werde. Der Reichskanzler erklärte, daß er für die Annahme des Sondergesetzes im Bundesrat eintreten werde; der Reichstag nahm das Gesetz in einem Zuge in drei Lesungen mit allen gegen zwei Stimmen an; der „Zwischenfall" war zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Zur Wehrvorlage war noch die Streitfrage zu lösen: Genügen drei neue Kavallerieregimenter oder müssen es sechs sein? In zweiter Lesung hatte man nur drei bewilligt. Da jedoch von den militärischen Fachmännern der fortdauernde Wert der Kavallerie im Felde nachdrücklich hervorgehoben war, wurde ein Teil der Abgeordneten zweifelhaft, ob hier die Sparsamkeit am rechten Platze sei und ob die Verantwortlichkeit für die Beschränkung dieses Kampfmittels getragen werden könne. Konservative, Zentrum und Nationalliberale bewilligten also die ganze Forderung von 6 Regimentern. Damit werden sich auch wohl die Wähler zufrieden geben. Im Falle der Ablehnung würde doch die Heeresleitung das, was sie einmal als notwendig erkannt und bezeichnet hatte, im nächsten Jahre nachgefordert haben. Da ist es besser, die Sache gleich zu erledigen. Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über dieses Schwänzchen. — Die Militärvorlage wurde dann endgültig gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen und Elsässer angenommen.

Zu den Deckungsgesetzen wurden noch einige technische Abänderungen beschlossen und dann die kritische Frage behandelt, ob im Zuwachssteuergesetz der Paragraph über die Steuerpflicht der Fürsten, der in der zweiten Lesung auf Antrag der Sozialdemokratie beschlossen war, aufrecht erhalten werden solle. Die Regierung forderte die Beseitigung „im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes". Mit 195 gegen 169 Stimmen (bei 8 Enthaltungen) verzichtete der Reichstag darauf, die Sache bei dieser Gelegenheit zum Austrag zu bringen. Die ausschlaggebende nationalliberale Partei ließ aber erklären, daß sie der Ansicht sei, die deutschen Fürsten seien nach dem geltenden Staatsrecht der direkten Besteuerung durch das Reich unterworfen, aber die Entscheidung dieser Frage der Anwendung des Gesetzes überlassen wolle.

Der einmalige und außerordentliche Wehrbeitrag wurde schließlich gegen die Polen und Elsässer angenommen. Das Gesetz über die Aenderungen im Finanzwesen und das Stempelgesetz erlangte die Mehrheit gegen Sozialdemokraten, Polen und Elsässer. Ueber die Vermögenszuwachssteuer wurde namentlich abgestimmt: 280 Ja, 63 Nein (von der Rechten) und 29 Enthaltungen (Polen und Elsässer).

Diese Abstimmungen beleuchten die eigentümliche Konstellation der Parteien: Die Sozialdemokratie hat sich bei zwei Gesetzen an die positiven Parteien herangedrängt, die Konservativen sind gegenüber dem Besitzsteuergesetz im Schmollwinkel verblieben.

Die sozialdemokratische Fraktion hat eine gewundene Taktik befolgt. Zur Befriedigung ihres radikalen Flügels hat sie gegen den „Militarismus" die lautesten Hetz- und die längsten Dauerreden gehalten, so daß der Anschein einer unerbittlichen Obstruktion erweckt wurde. Aber sie hat nicht bloß vorher im Ausschusse, sondern auch nach Fertigstellung des Steuerkompromisses im Plenum auf die reichlich vorhandenen Mittel der Obstruktion wieder so weit verzichtet, daß das Gelingen des ganzen Werkes doch möglich blieb. Nachdem die roten Wortführer am vorletzten Beratungstage noch den Erfurter Fall in Kampf- und Kraftreden zum Fenster hinaus verwertet hatten, erklärte die sonst alles verneinende Partei am letzten Tage ihre Zustimmung zum Wehrbeitrags- und zum Zuwachssteuergesetze mit der Behauptung, diese Heranziehung der Besitzenden sei das Werk der Sozialdemokratie und bedeute den Anfang der von ihnen stets geforderten Reichsvermögens- und Erbschaftssteuer. Es ist weniger Lieb und Treu, als Falschheit dabei. Die Absicht der Besitzsteuer ist nicht von den Roten suggeriert worden, sondern schon im vorigen Jahr von den bürgerlichen Parteien in dem bekannten Paragraphen Bassermann-Erzberger feierlich festgelegt worden. Die neue Steuer ist gerade deshalb auf den Zuwachs am Vermögen beschränkt worden, weil man den Einzelstaaten die regelmäßige Besteuerung des Bestandes am Vermögen und des Einkommens belassen wollte. Indem die Sozialdemokraten das Schreckgespenst der allgemeinen Reichsvermögenssteuer an die Wand malten, wollten sie ihre Antipoden, die Konservativen auf der Rechten, in der Opposition bestärken. In gewissem Maße ist der Versuch, einen Keil in die bürgerliche Gemeinschaft zu schieben, dieses Mal gelungen. Die Fortsetzung dieser Taktik würde aber bedingen, daß die Sozialdemokraten auch künftig sich zur Bewilligung der notwendigen Steuern verstehen. Sonst wird die gegenwärtige Ausnahme nur als Bekräftigung der Regel des Verneinens wirken.

Daß die Konservativen in ihrer großen Mehrzahl gegenüber dem Zuwachssteuerkompromiß unerbittlich blieben, ist bedauerlich, aber vom Standpunkt dieser Partei immerhin zu begreifen. Schon 1909 hat Herr v. Heydebrand als entscheidenden Gesichtspunkt hervorgehoben, daß man dem aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag nicht das Heft zur Besteuerung des Besitzes in die Hand geben dürfe. Es wäre freilich besser, wenn das Reich ohne Rückgriffe auf das Vermögen auskäme. Aber das ist eine blanke Unmöglichkeit, und deshalb muß man sich gegenüber den obwaltenden Gefahren mit der Erwägung trösten, daß es einerseits noch eine bürgerliche Mehrheit im Reichstage gibt und anderseits der Bundesrat die Pflicht und die Macht hat, sowohl die besitzenden Klassen, als auch die Einzelstaaten gegen Ausschreitungen der Reichstagsmehrheit zu schützen.

Wenn auch die Konservativen augenblicklich abseits stehen, so darf man doch von diesem ersten Erfolg der Sammlungspolitik gute Nachwirkungen erwarten. Eine Niederlage haben erlitten der Hansabund und der Großblockgedanke.

Das große Werk hat viel Schweiß gekostet und viele Opfer erfordert. Aber es ist gelungen, und das ist nicht bloß ein Segen für die innere Entwicklung, sondern ein wahres Heil für die Weltstellung Deutschlands und für den Frieden.

Die Jesuitenverfolgung in Coesfeld.

Bei der Ueberlastung des Reichstags in seiner letzten Arbeitswoche konnte die Vertreibung der Jesuitenpatres von der Coesfelder Kanzel nur in Form einer kleinen Anfrage auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Antwort der Regierung war aber trotz ihrer diplomatischen Fassung auch ohne begleitende Diskussion schon ein gemeinverständlicher Beweis für die Unhaltbarkeit dieser traurigen Verfolgungspolitik. Ein schreiender Widerspruch zwischen den Worten des Reichskanzlers und den Taten

der Behörden. Jener versicherte feierlich an Amtsstelle, daß keine Verschärfung der bisherigen Praxis eintreten solle. Die Landesbehörden aber verbieten, was bisher zugelassen wurde, sowohl im preußischen Coesfeld als im badischen Pforzheim. Darob müßten die nachgeordneten Behörden von oben rektifiziert werden; aber das geht nicht gut, weil sie sich auf den Beschluß des Bundesrats berufen können, der klar und bestimmt eine bedeutende Verschärfung ausspricht, nämlich das Verbot jeder religiösen Tätigkeit gegenüber anderen. So gibt es eine heillose Rechtsunsicherheit. Wenn die Seelsorger und das katholische Volk auf ihre besten Hilfskräfte, die Jesuitenpatres, irgendwie rekurrieren, so kann ein gehässiger Denunziant oder eine engherzige Bezirksregierung jeden Augenblick die religiöse Veranstaltung stören, das Volk aus der erbaulichen Stimmung in Aerger und Entrüstung stürzen. Nun sagt die Regierung, das liege an der „Struktur" des Gesetzes und der Ausführungsverordnungen, die eine gleichmäßige Handhabung in allen Teilen des Reiches „schwer" mache. Allerdings, die Struktur ist verzweifelt schlecht, und auch die Flickarbeit des vorigjährigen Bundesratsbeschlusses hat sie nicht verbessert. Im Gegenteil: jetzt klafft erst recht ein großer Spalt zwischen der verschärfenden Fassung dieses Beschlusses und der beruhigenden Erklärung des Reichskanzlers. Auch der preußische Kultusminister, den man neuerdings als Nothelfer anrufen will, kann diesen Zwiespalt nicht beseitigen. Der Bundesrat hätte schon die Macht dazu, aber ihm fehlt die Entschlußfähigkeit, da Sachsen und andere kulturkämpferische Staaten von einem Milderungsbeschlusse nichts wissen wollen. Die „Struktur" spricht allen Begriffen von einem Rechts- und Kulturstaate Hohn, und das notgedrungene Eingeständnis der schlechten Struktur lehrt nichts anderes, als daß mit diesem häßlichen Ueberbleibsel aus dem Kulturkampf der siebziger Jahre aufgeräumt werden muß.

Der Wahlsieg des Linksblocks in Holland.

In Belgien gelang es den christlich-konservativen Wählern, die vereinigten Liberalen und Sozialdemokraten in der Minderheit zu halten. In Holland dagegen ist bei den letzten Wahlen die Rechte unterlegen. Eigentlich war die Aufgabe in Belgien schwieriger zu lösen, da dort die Industrie viel stärker entwickelt ist als in Holland, und obendrein die wallonische Bevölkerung den radikalen Verführungen besonders zugänglich ist. Wenn trotzdem in Belgien sich die Rechte behaupten konnte, so war das dem katholischen Charakter des Landes zu verdanken. In Holland bilden, wie in Preußen-Deutschland, die Katholiken die „geborene Minderheit", allerdings eine feste und tatkräftige Minderheit; sie haben auch bei den jetzigen Wahlen 25 von ihren 26 Sitzen behauptet. Die Kammermehrheit ging aber verloren, weil die protestantischen Konservativen (Antirevolutionäre und Christlich-historische) 14 von ihren 34 Mandaten einbüßten. Bei dem katholischen Volksteil hat offenbar die Sorge für die idealen Interessen, namentlich für die christliche Schule, nach wie vor ihre volle Kraft erwiesen, während auf protestantischer Seite die materiellen Zeit- und Streitfragen (Steuern, Schutzzoll usw.) manchen in Verwirrung gebracht haben. Es scheint auch, als ob der alte Haß gegen Rom dort wieder stärker aufgeflackert ist. Die Koalition der Rechten hat eine Bataille verloren, aber hoffentlich noch nicht den Feldzug. Denn jetzt stehen gegen 45 Abgeordnete der Rechten 37 Liberale und 18 Sozialdemokraten. Diese Linke ist trotz der Konzentration bei den Wahlen nicht regierungsfähig. Um so weniger, als der Senat noch eine konservative Mehrheit hat. Es steht also ein Geschäftsministerium in nächster Aussicht, und daran dürfte sich bald schon eine Krisis schließen, die eine neue Befragung der Wählerschaft notwendig macht. Vielleicht lernen die Wähler, die diesmal geschwankt haben, bald die Vorteile eines stetigen christlich-konservativen Regiments gegenüber der liberalen Unfähigkeit und der sozialdemokratischen Gefahr wieder schätzen.

Weltpolitisches.

Der Antrittsbesuch des französischen Präsidenten Poincaré in London ist regelrecht verlaufen. Das zuschauende Deutschland kann zufrieden sein. Natürlich ist die Entente gefeiert und gepflegt worden, aber man hat mit bemerklicher Sorgfalt darauf geachtet, daß die Friedensbestrebungen in den Vordergrund gerückt und auch die Mitwirkung der anderen Mächte an der Erhaltung des Friedens betont wurde. Der Annäherung zwischen Deutschland und England sind bei dieser Gelegenheit keine neuen Schwierigkeiten erwachsen. Allerdings konnten die alten Schwierigkeiten, z. B. die Churchill'sche Zweideutigkeit im Flottenbauprogramm, auch nicht beseitigt werden.

Die Lage am Balkan hat neuerdings ein ernsteres Gesicht dadurch erhalten, daß die Plänkeleien zwischen Bulgaren einerseits und Serben und Griechen anderseits am Montag zu regelrechten Gefechten sich entwickelt haben, deren Folgen zur Stunde, da diese Zeilen in Druck gehen, noch nicht abzusehen sind. Es wäre zu bedauern, wenn dadurch die Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens zunichte gemacht würden. In Serbien scheint Paschitsch, der viele Entlassungsgesuche stellt und zurücknimmt, die Skupschtina zur vorbehaltlosen Beschickung der Petersburger Konferenz bewegen zu wollen; doch weiß man nicht, wie weit dahinter die Zusicherung steckt, daß Rußland bei seinem Schiedsspruch über die Grenze des serbisch-bulgarischen Vertrages hinausgehen und Serbien reichlich bedenken werde. Dagegen will sich bekanntlich Bulgarien verwahren; aber dessen Widerstandskraft ist neuerdings sehr gelähmt durch das bedrohliche Hervortreten Rumäniens. Letzteres will sich vor der Uebermacht eines Großbulgarien schützen. Wenn dadurch zurzeit die Erhaltung des Friedens gefördert wird, so kann man das ruhig hinnehmen.

Unedle Kampfesweise.

Von Jos. Hartmann.

„Es ist eine merkwürdige Erscheinung in unseren Tagen, namentlich in der allerneuesten Zeit, daß die römische Kirche außerordentliche Anstrengungen macht, gerade die deutschen Kolonien für sich zu gewinnen. Die römische Kirche ist klug, und die römische Mission ist auch klug. Und sie hat gewiß gute Gründe, mit konzentrierten Kräften sich auf die deutschen Kolonien zu werfen und sie mit ihren Missionaren zu überschwemmen . . . Warum tut das die römische Kirche? Nicht aus Liebe zum Deutschen Reiche, obwohl man es auf dieser Seite sehr wohl versteht, sich „lieb Kind" zu machen. Aber sie haben es nicht getan aus selbstloser Liebe zum Deutschen Reiche. Sie haben es selber schon gelegentlich verraten. Man hat sich gesagt, daß das katholische Bekenntnis in Deutschland die Minorität habe und die politische Macht der römischen Kirche nicht ganz so weit reiche, als man gerne möchte. Darum soll ihre politische Machtstellung verstärkt werden dadurch, daß man die deutschen Kolonien katholisch macht; dann glaubt man mit ganz anderem Nachdruck auf die deutsche Politik einwirken zu können . . ."

Mit diesen Worten charakterisierte Missionsdirektor D. Oehler von der Basler Mission in öffentlicher Versammlung das Wirken der katholischen Glaubensboten in den heißen Ländern des tropischen Neudeutschlands. Man könnte über die Unterstellungen ruhig hinweggehen; denn sie sind begreiflich bei dem Direktor der Basler Gesellschaft, die in Kamerun tätig ist, wo die viel jüngere katholische Mission trotz unvergleichlich geringerer Hilfsmittel die ältere protestantische Mission längst überflügelt hat. 1912 zählte ganz Kamerun 18254 protestantische Gemeindemitglieder (vgl. „Chronik der christl. Welt" 1913, XXIII. S. 270) gegen 20277 getaufte Katholiken und 10315 Katechumenen, zusammen: 30592 (vgl. „Kath. Missionen" 1912/13, XLI. S. 232). Vielleicht beabsichtigte D. Oehler auch nur erschreckte Gemüter zu reicheren Spenden zu bewegen.

Leider haben seine Verdächtigungen Eingang in protestantische Blätter gefunden (vgl. „Die Reformation" 1913, XII. 237). Man hat nicht so viel Edelmut gehabt, Verdächtigungen von Männern, denen selbst Gegner ihre Bewunderung nicht versagten,[1]) zurückzuweisen. Auffällig ist zudem, daß die Worte des Missionsdirektors, die schon vor Jahresfrist gefallen, gerade hervorgeholt wurden, als beide Konfessionen wetteiferten in ihren Sammlungen zur Kaiserspende für die Missionen. Gerade diese Zeit hielt ja die gesamte protestantische Presse auch für besonders geeignet, Alarm zu schlagen gegen die „Eingriffe" katholischer Missionäre in „protestantische Missionsreservate".

Also aus selbstloser Liebe zum deutschen Vaterlande soll der Glaubensbote in die Ferne ziehen! Wehe ihm, wenn er die Absicht hat, unsterbliche Seelen zu retten, das hieße ja „die politische Macht" seines Bekenntnisses verstärken wollen. Aber treibt denn die protestantischen Missionare einzig „die Liebe zum Deutschen Reiche" nach Afrika? Hören wir, was der bekannte

[1]) Vgl. die prächtigen Artikel der „Katholischen Missionen" über „Anerkennung katholischer Missionsarbeit" für Förderung der Kultur, Wissenschaft und Caritas (1912/13. XLI. S. 109, 142 und 171 ff.)

protestantische Missionsschriftsteller Paul Richter in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ (1912, XXXIX. S. 101) erzählt: Als die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft vor der Entscheidung stand, ob sie ein Arbeitsfeld in Deutsch-Ostafrika übernehmen solle, betonte Missionsinspektor Bracker „mit vollem Nachdruck, daß es nicht politische, nationale Motive sein dürften, die den Ausschlag für den Beginn einer Kolonialmission geben, sondern daß das nur rein religiöse sein dürften“. Und Generalsuperintendent D. Kaftan stimmte dem bei, „daß das Prinzip der Mission das rein religiöse bleiben muß, daß neben diesem nicht ein Kulturprinzip in Geltung treten dürfe“.

Also „nicht aus nationalen Motiven“, nicht aus „selbstloser Vaterlandsliebe“ verläßt der protestantische Missionar seine Heimat, sondern nur um Seelen zu gewinnen, um seine Religion zu verbreiten. Was aber ihm recht ist, wer wollte es dem katholischen Glaubensboten verargen? Nicht um „politische Macht“ für seine Kirche zu gewinnen, verläßt er Eltern und Verwandte und opfert sogar die Freuden des Familienlebens, sondern um Seelen zu gewinnen und seine Religion zu verbreiten.

Aber sind „nationale Motive“ auch nicht ausschlaggebend für den katholischen Missionär, wenn er in die Ferne zieht, so nimmt er die Vaterlandsliebe, die seine Kirche ihm anerzogen, doch mit in die Urwälder. Mit Stolz können wir Katholiken auf Taten hinweisen, welche unsere Glaubensboten für Verbreitung deutscher Kultur, Sitte und Sprache vollbracht. Heute ist der weitüberwiegende Teil der katholischen Missionäre in den Schutzgebieten des Reiches deutscher Nationalität, während die Hälfte der protestantischen Missionsgesellschaften nicht deutsch sind. Nehmen wir nur Kamerun, das Arbeitsfeld der Baseler. Sämtliche katholische Missionäre sind Deutsche. Von den drei protestantischen Gesellschaften hat nur eine — und zwar die kleinste — ihre Zentrale im Deutschen Reiche, eine ist sogar amerikanisch. Und die Leistungen? 1910 verteilte die Regierung unter die Missionsschulen Prämien „Für Ausbreitung der deutschen Sprache“. 17,000 Mark standen zur Verfügung. Davon erhielten die Katholiken 7048 Mark, die Baseler noch nicht 6000 Mark, die Baptisten 3000 Mark. Die amerikanischen Presbyterianer hatten wegen Mangels an Lehrkräften im Deutschen auf die Schulprämien verzichtet. (Vgl. „Katholische Missionen“ 1911/12, S. 117.) Noch mehr: bis 1910 haben die katholischen Missionäre Kameruns herausgegeben: eine kleine Bibel in Duala-Deutsch, eine in Basa-Deutsch, ein Handbuch der deutschen Sprache für die Duala, ein weiteres für die Banoho und Ngumba und eines für die Jaunde, ein viertes für die Basa wurde begonnen (vgl. „Katholische Missionen“ 1911/12, S. 66). Das sind Taten und keine Verdächtigungen!

In letzter Zeit redet die protestantische Presse mit sichtlicher Entrüstung über die Friedensstörung, die katholische Missionäre in den deutschen Kolonien sich zuschulden kommen ließen, indem sie in protestantische „Missionsreservate“ eindrangen. Dabei wird immer betont: „reinliche Scheidung“ der Wirkungskreise. Aber selbst wenn chinesische Mauern die Missionäre trennten, kommt es nie zum Frieden, solange die leitenden Kreise der protestantischen Mission Gesinnungen hegen wie D. Oehler, und protestantische Blätter sich dazu hergeben, sie zu verbreiten.

Ewiges Lieben.

Ich web' aus meinen Tränen
Einen silbernen Schleier dicht!
Der soll dich umleuchten voll Sehnen,
Wie bleiches Himmelslicht.

Und meine tiefsten Gedanken,
Die mit Herzblut gesättigt sind,
Sollen dich glühend umranken,
Wie purpurnes Rosengewind.

Doch mein Lied soll dir einzig sagen,
Eh' Licht und Blume zerstiebt:
Dass ich zu allen Tagen
Nur dich allein geliebt!

Wilfried.

Soldatenmißhandlungen.

Von Matthias Salm, Aachen.

Angesichts der immer steigenden Vermehrung unseres Heeres und unserer Marine, ganz besonders angesichts der neuen gewaltigen Heeresvermehrung, die wieder viele Tausende unserer Söhne mehr als Soldaten verlangt, ist es begreiflich, daß, ganz abgesehen von unseren heutigen humaneren Anschauungen, unser Volk sich mehr wie früher mit unserem Heere beschäftigt. Wir haben ein Interesse daran, daß unsere Soldaten in der Armee die richtige Behandlung erfahren; das ist gerade in der letzten Zeit mit Recht von unseren Volksvertretern betont worden. Es ist dabei auch auf die Soldatenmißhandlungen hingewiesen worden. Und es ist wohl am Platze, einmal sine ira et studio ein Wort über die Soldatenmißhandlungen zu sagen, über deren Ursachen und Wirkungen besonders bei solchen, die nicht selbst Soldat gewesen sind, vielfach recht falsche Anschauungen herrschen.

Die leider noch immer vorkommenden Soldatenmißhandlungen sind höchst bedauerliche Erscheinungen. Ihre schlimmen Folgen sind so groß, daß durch sie der Armee unberechenbarer Schaden zugefügt wird. Die Sicherheit der vorgeschriebenen Ausbildung leidet, das Vertrauen in die Vorgesetzten wird erschüttert, die Lust und Liebe am militärischen Dienste fürs Vaterland wird vielfach sehr gemindert oder gar zerstört, und zwar nicht nur bei den Mißhandelten, sondern auch bei den Kameraden, die Kenntnis von den Mißhandlungen haben, und sogar bei der heranwachsenden Jugend, die einst des Königs Rock anziehen soll, und die aus den Zeitungen in Detailschilderung und oft übertrieben die Nachrichten von den vorgekommenen Mißhandlungen lesen kann. Auch in den Augen des gesamten Volkes gewinnt die Armee durch das Vorkommen vieler Fälle von Mißhandlungen durchaus nicht. Diejenigen Volkskreise, die grundsätzlich gegen die Armee als die beste Stütze unserer Monarchie und eines geordneten Staatswesens sind, schlachten natürlich jeden Fall von Mißhandlungen eines Soldaten weidlich aus, bringen ihn in Fettdruck an der auffälligsten Stelle ihrer Zeitungen, verallgemeinern und übertreiben systematisch, um die Vorgesetzten in der Armee und damit die Armee selbst beim gesamten Volke zu diskreditieren. Diese unehrliche und volksverhetzende Tätigkeit betreibt vor allem die sozialdemokratische Presse in der schamlosesten Weise. Dann aber sind auch linksliberale Blätter gleich bei der Hand, ihren Lesern Kriegsgerichtsberichte in aller Breite und mit verallgemeinernder Bemerkung zu bringen.

Welche Momente führen zu den Soldatenmißhandlungen? Oft ist es die schlechte Charakteranlage einzelner Vorgesetzter. Anlagen zum Zorn und falsche Einschätzung des Untergebenen verleiten dazu, die nötigen Schranken in der Bestrafung zu durchbrechen. Nervosität, Sorge um das Fortkommen verdrängen Maß und Ziel in der Durchführung der Disziplin. In ganz erfreulich ernster und eifriger Weise ist unsere Armeeleitung seit jeher bemüht gewesen, derartige Vorgesetzte aus den Truppenteilen zu entfernen, anderweitig zu verwenden oder ganz aus dem Heere zu entlassen. Es ist unter allen Umständen zum mindesten ungerecht, Verfehlungen von solchen Vorgesetzten zu verallgemeinern. Kein Stand und keine Organisation kann sich davor schützen, daß schlechte oder minderwertige Elemente sich eindrängen, und wenn die Sozialdemokraten so oft auf das Herrschen eines Schindergeistes bei unseren militärischen Vorgesetzten hinweist, so könnte man nach zahlreichen Vorkommnissen schlimmer Art bei ihnen zu Verallgemeinerungen gelangen, gegen die sie sich in den entrüstetsten Tönen und mit Händen und Füßen wehren würde.

In den allermeisten Fällen geben leider Untergebene den Anlaß zu Mißhandlungen durch ihre Unbotmäßigkeit und ihr oft wirklich schlechtes Verhalten. Der Militärdienst fordert unbedingten Gehorsam, Unterordnung unter die Vorgesetzten und Anerkennung derselben durch Gruß und Haltung, genaues Befolgen der militärischen Vorschriften im täglichen Leben im Dienste und auch außerhalb des Dienstes, im Dienste Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Sich in das alles zu fügen, fällt dem guterzogenen jungen Mann nicht schwer, der in seinem Elternhause an strengen Gehorsam gegen die Eltern, an fleißige und oft harte Arbeit, an Ordnungssinn gewöhnt worden ist, der auch Entbehrungen ertragen lernen mußte, der im Geiste der Heimats- und Vaterlandsliebe erzogen worden ist und nicht zuletzt auch im Geiste des Christentums mit seinen herrlichen Tugenden der Selbstaufopferung und der Selbstüberwindung. Schwer dagegen fällt

es dem, der keine solch gute Erziehung genossen hat. Das ist leider immer mehr bei unserer großstädtischen Jugend und bei derjenigen in Industrieorten der Fall. Die Bürgersöhnchen werden so oft verzärtelt und verwöhnt, das „Jahrhundert des Kindes“ ist für manche Familien das Jahrhundert der Herrschaft des Kindes über die Eltern geworden. In so vielen Arbeiterfamilien kann man von einer guten, strengen Erziehung so, wie sie sein soll, schon lange nicht mehr reden. Der Vater, die Mutter, die älteren Geschwister sind in der Fabrik oder sonstigen Dienststellen, die heranwachsenden Kinder bleiben sich selbst überlassen, ohne jegliche ausreichende Erziehung. Aus der Volksschule entlassen, verlassen sie auch bald das Vaterhaus, machen sich selbständig, werden ihr eigener Herr. Die Stadt mit ihren tausend Genüssen hat sie anspruchsvoll gemacht, sie entnervt oder anderweitig ihre Gesundheit geschädigt. Und nun kommt ein solcher junger Mann zum Militär, das so harte Anforderungen an die sittlichen und körperlichen Kräfte stellt. Die sind ja so oft nicht in entsprechendem Maße, sind vielleicht gar nicht vorhanden. Aber er soll ein brauchbarer Soldat werden, dafür sind seine Vorgesetzten verantwortlich. Nennt mir einen Lehrer oder einen Erzieher, an dessen Geduld, Selbstüberwindung und Hingabe größere Anforderungen gestellt werden, wie an den militärischen Vorgesetzten solcher Rekruten! Kann da nicht allzuleicht die Geduld ausgehen? Doch wenn noch ein kleiner guter Kern in dem Rekruten steckt, ist noch etwas aus ihm zu machen, und der Vorgesetzte wird gerne Nachsicht, oft fast übermenschliche, üben. Wie oft aber kommt es vor, daß Rekruten eine tiefschlechte Gesinnung in die Kaserne mitbringen und den Vorgesetzten ärgern, seine besten und sorgfältigsten Anordnungen und Einübungen, von deren Güte und Gelingen oft seine Beförderung abhängt, absichtlich nicht befolgen oder zum Mißlingen bringen, daß sie in der Kleidung, im Exerzieren, im Felddienst, im Unterrichte, bei Besichtigungen, außerhalb des Dienstes eine wohlüberlegte, verwerfliche Nachlässigkeit zeigen! Wie leicht kann sich da ein Vorgesetzter so weit vergessen, daß er einem so grundverdorbenen, ehrlosen Menschen gegenüber tätlich wird! Wenn's nicht allzu schlimm ist, dann schadet es weder dem Delinquenten noch ist es im Interesse unserer Volkserziehung zu bedauern, aber der Zorn kennt oft keine Grenzen und eine schwere Soldatenmißhandlung ist leicht wieder da. Wen die größte Schuld trifft, darüber ist sich jeder anständige und ehrliche Mensch wohl sofort klar.

Die Sozialdemokratie bringt, wie ich schon hervorgehoben habe, in ausgesuchter Breite und in weit übertriebener Form alle wirklichen und scheinbaren Soldatenmißhandlungen. Sie ist gegen das Heer, weil sie gegen die Monarchie und ein geordnetes Staatswesen ist, deren beste Stütze das Heer ist. So ist es eigentlich ganz natürlich, daß eine derartige Partei alles daransetzt, die Armee zu schädigen. Systematisch wird die Jugend von der Sozialdemokratie zur Unbotmäßigkeit erzogen gegen Lehrherren und Meister, gegen Dienstherren und Fabrikherren. Mit einer beispiellosen Raffiniertheit stachelt die rote Jugendpresse ihre unerzogenen Leser und Leserinnen zum Trotz und zur Feindschaft gegen ihre Brot- und Dienstherren auf. Diese frivole Dressur allein will dem jungen Manne schon alle sittlichen Eigenschaften rauben, die der Soldat besitzen muß. Aber damit glaubt die Sozialdemokratie noch nicht genug getan zu haben, sie will in den jungen Herzen die Vaterlandsliebe ersticken, stellt die Armee als eine das Volk in ungerechtester Weise aussaugende und tyrannisierende Einrichtung hin. In diesem Zustande kommen dann die jungen Leute zum Militär. Gott sei Dank! ist noch bei den meisten nicht der letzte Funke von Vaterlandsliebe und Christenglauben, nicht der letzte Rest von Botmäßigkeit und Pflichtgefühl erstickt; man kann ja die Beobachtung machen, daß viele sozialdemokratisch organisierte Jugendliche, wenn sie zum Militär kommen, wie umgewandelt sind und oft die besten Soldaten werden. Das hat seinen Grund darin, daß es der Sozialdemokratie bis heute noch nicht gelungen ist, ihr Ziel bei der Jugend zu erreichen. Daß ihr das noch nicht gelungen ist, weiß sie auch, und sie vermehrt deshalb von Tag zu Tag ihre Anstrengungen, die Jugend in ihrem vaterlands- und religionslosen Geiste zu erziehen, mit diesem Geiste ganz zu durchsetzen. So wird die strenge Disziplin, die die erste Voraussetzung für ein starkes und schlagfertiges Heer ist, allmählich gefährdet und strengere Maßnahmen zur Erhaltung dieser Disziplin sind notwendig. Aber nicht allein diese Notwendigkeit tritt immer mehr heran, es wächst auch die Gefahr der Mißhandlungen. Denn die Vorgesetzten sind nun einmal auch Menschen und können die ihnen gezogenen Grenzen in der Behandlung und Bestrafung der Soldaten in der Aufregung übertreten.

Wenn die Sozialdemokratie eine vollständige Beseitigung der Soldatenmißhandlungen erstreben will, dann helfe sie, die heranwachsende Jugend zur Selbstzucht, zum Verantwortlichkeitsgefühl und zur Botmäßigkeit heranziehen. Aber das will sie nicht, mit Absicht will sie den militärischen Vorgesetzten Leute in die Armee schicken, die an Widerspenstigkeit und niedriger Feindseligkeit gegen dieselben alles Erdenkliche leisten. Sie will, so scheint es, strenge Bestrafungen provozieren, um über eine „unmenschliche Grausamkeit in der Behandlung der Söhne unseres Volkes“ klagen zu können, ihr ist es erwünscht, wenn so ein von ihr erzogener junger Mensch einen Vorgesetzten derartig reizt, daß dieser ihn zu hart straft oder gar tätlich wird; dann hat sie ja wieder neue Fälle, gegen die Armee zu agitieren. Es muß einmal in aller Schärfe auf diese Arbeit der Sozialdemokratie hingewiesen werden.

Mißhandlungen kommen auch oft vor an solchen Soldaten, die geistig nicht so normal sind, daß sie gute Soldaten werden können, ferner an solchen, die körperliche Fehler haben und zum Soldatendienst nicht taugen. Daß es aber häufig Simulanten gibt, die derartige geistige oder körperliche Mängel vortäuschen, um entlassen oder geschont zu werden, konnte schon oft nachgewiesen werden. Jedenfalls muß bei der Einstellung und späteren ärztlichen Beobachtung recht vorsichtig vorgegangen werden. Die Vorgesetzten haben unter solchen Leuten am schwersten zu leiden; sie zu guten Leuten zu machen, ist rein unmöglich, trotzdem wird es oft von ihnen verlangt. Die häufig vorkommenden Fälle des Simulierens verleiten dann auch oft zu einer viel zu strengen Behandlung oder gar zu Mißhandlungen.

Schließlich sei noch auf die Mißhandlungen von Soldaten durch eigene Kameraden hingewiesen. Diese waren früher weit häufiger und ausgedehnter wie jetzt, ich erinnere nur an die oft fast grausame Behandlung von Rekruten durch die sogenannten „alten Leute“. Derartige Mißhandlungen waren gleichsam traditionell, heute sind sie fast ganz geschwunden. Auch hierbei darf man nicht immer so voreilig urteilen, wie das in der Regel geschieht. Ein unerzogener, unbotsamer Bursche kann durch seine mangelhafte Dienstleistung die von den übrigen Soldaten ehrlich angestrebten Erfolge beim Exerzieren, beim Felddienst, beim Schießen, bei Besichtigungen, kurz überall vereiteln. Daß da die Kameraden oft sehr erbost sind und zu Tätlichkeiten gegenüber dem schlechten Burschen schreiten, ist zwar nicht zu entschuldigen, aber doch zu verstehen.

Das Hauptmittel, die Soldatenmißhandlung zu vereiteln, ist die gute Erziehung unseres Volkes. Ein gut erzogener Bursche wird immer ein guter Soldat und räumt damit jeden Anlaß zu Mißhandlungen fort. Unsere Jugendbewegung hat so segensreiche Einrichtungen in unserer Volkserziehung zum Heeresdienste, daß jeder Gutsinnte sie nach besten Kräften unterstützen soll. Es sei nur hingewiesen auf die konfessionellen und sonstigen auf nationalem Boden stehenden Jugendvereine, sowie auf die in den Rekrutenexerzitien zutage tretenden Bestrebungen.

Ich möchte zum Schlusse noch auf die Aufgabe unserer Presse bei Bekanntwerden von Soldatenmißhandlungen hinweisen. Selbstverständlich sollen diese Vorkommnisse nicht verschwiegen werden, auch sind die Ausschreitungen unter allen Umständen zu tadeln, aber die nationale Presse soll sich doch stets ihrer hohen Aufgabe bewußt sein, die darin besteht, unser Volk in echt vaterländischem Sinne erziehen zu helfen. Die Schuld trifft in sehr vielen Fällen nicht lediglich den Vorgesetzten, da soll man auch auf das Verschulden der Untergebenen hinweisen und seine Mahnungen nicht allein an die Vorgesetzten, sondern auch an die militärischen Untergebenen und ganz besonders an die heranwachsende Jugend, die zukünftigen Soldaten richten. Vor allem aber muß die nationale Presse geschlossen unter Aufbietung aller Kräfte der verderblichen sozialdemokratischen Jugendverführung entgegentreten, die lediglich unser Volk aufhetzen will gegen die Armee, die beste und sicherste Stütze des Thrones und des Vaterlandes.

Es wird dringend gebeten,
alle Zuschriften, welche den redaktionellen Teil betreffen, an die **Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“** und nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Ein wichtiger Punkt im Programm der katholischen Gesellenvereine.

Von Jugendvereinspräses Dr. Joseph Gmelch, Eichstätt.

Niemand wohl hat die Gründung von katholischen Jugendvereinen wärmer begrüßt, als die katholischen Gesellenvereine. Hegten sie doch die begründete Hoffnung, daß der vorzeitigen Entführung der Arbeiterjugend durch die Jugendvereine ein Damm entgegengesetzt werde, sahen sie doch in den Jugendvereinen den Jungbrunnen, aus dem ihnen neues Leben entgegensprudeln, eine neue Schar von Mitgliedern zuströmen werde. Haben sich diese Hoffnungen erfüllt? Von vielen Gesellenvereinen wird die Frage bejaht, nicht wenige aber konstatieren, daß sie von den Jugendvereinen nicht den Zuzug bekämen, den sie erwartet hätten, vereinzelte Klagen sogar — so unglaublich manchem diese Klage klingt, so erklärlich ist sie, — daß sie seit Gründung der Jugendvereine weniger Aufnahmen zu verzeichnen hätten als früher. Da die katholischen Gesellenvereine das Bindeglied bilden zwischen den Jugendvereinen einerseits und den katholischen Arbeitervereinen und christlichen Gewerkschaften anderseits und demnach die Jugendvereinsmitglieder für gewöhnlich für das katholische Vereinsleben überhaupt verloren sind, wenn sie dem Gesellenvereine fernebleiben, so sind die erwähnten bedauerlichen Erscheinungen aller Beachtung wert, und wir berühren ein wichtiges Thema, wenn wir im nachfolgenden die Gründe andeuten, warum viele Jugendvereinsmitglieder nicht in den Gesellenverein übertreten. Es sollen uns dabei nur Gründe beschäftigen, die innerhalb der beiden Vereine gelegen sind, von außenstehenden sehen wir ab.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß mancher Verlust auf das Schuldkonto der Jugendvereinspräsides selber zu setzen sein wird. Da und dort dürfte es an der nötigen Aufklärung über Vorteile und Ziele des Gesellenvereins fehlen, welche die Mitglieder schon während der Jugendvereinszeit für die Kolpingssache begeistert. Da und dort soll es auch vorkommen, daß Jugendvereine, statt in einer eigenen oder in der bestehenden Gesellenvereinsturnriege zu turnen, zu diesem Zwecke dem Turnverein sich anschließen, ein Vorgehen, das nur die Geschäfte des Turnvereins besorgt, dem Gesellenverein aber den Zufluß versperrt. Diese Erscheinungen sind indes mehr vereinzelter Natur. Die tieferen Gründe, warum viele nach dem Austritt aus dem Jugendverein nicht in den Gesellenverein übertreten, scheinen nach unseren auf vielen Beobachtungen und Anfragen beruhenden Erfahrungen auf anderer Seite zu liegen.

Die Jugendvereinsmitglieder haben vielfach Gelegenheit, die Woche über zu baden und zu schwimmen oder ihre überschäumenden Kräfte an den Turngeräten zu messen. Sonntags ziehen sie zu fröhlichem Spiel und den verschiedensten Uebungen zur nahen Spielwiese oder in Gottes weite, herrliche Natur. Jeder hat seine Freude an diesen Beschäftigungen und keiner möchte sie missen. Am wenigsten der Präses. Dienen sie doch, auf das rechte Maß beschränkt, in hervorragender Weise hygienischen, moralischen und nicht zuletzt militärischen Zwecken. Es empfiehlt unsere Sache, wenn unsere katholischen Jungen auch beim Militär einmal ihren Mann stellen und in bezug auf Tüchtigkeit und Beförderung an der Spitze marschieren, oder mit anderen wenigstens konkurrieren können.[1]

Hat nun der Gesellenverein in seiner Arbeit Fühlung mit dem Jugendverein, hat er insbesondere körperliche Uebungen und Spiele, die von den Jungen bisher mit Lust und Liebe getrieben wurden und die sie weiter betreiben möchten, in sein Programm aufgenommen, dann wird er auf die Jugendvereinsmitglieder eine Anziehungskraft ausüben und sie werden gerne in seine Reihen übertreten. Achtet er aber nicht auf die Zeichen der Zeit, begnügt er sich, wie es vor Dezennien ausreichend war, mit familiären Zusammenkünften und Vortragsabenden, dann werden ihm die Jugendvereinsmitglieder in Massen den Rücken kehren und zu Sports- und Turnvereinen übertreten.

Wie steht es nun mit diesem wichtigen Punkt im Programm der katholischen Gesellenvereine? In bezug auf das Turnen lasse ich dem Generalpräsidium das Wort, das in den offiziellen Mitteilungen für die Vorsteher der katholischen Gesellenvereine IV. Serie, Heft 11, S. 16 konstatiert, „daß das Turnen in einer großen Zahl von Vereinen im gesamten Verbandsgebiete gepflegt werde." Also nur in einer großen Zahl von Vereinen, nicht, wie es heutzutage unbedingt notwendig ist, in allen Vereinen. Bezüglich der mindestens ebenso notwendigen Spielgelegenheit an Sonntagen nachmittags ist nach Umfragen und persönlichen Beobachtungen das Resultat ein noch weniger befriedigendes. Was ist die Folge davon? Gesellenvereinspräses Murböck-München hat auf der vorigjährigen Diözesankonferenz der katholischen Gesellenvereine des Erzbistums München-Freising die Befürchtung ausgesprochen: „Da auch in unseren Jugendvereinen, der Vorschule für den Gesellenverein, der Sport die größte Anziehungskraft für die jungen Leute bildet, so könnte eine diesbezügliche Agitation der deutschen Turnvereine unter der Jugend uns viele Aspiranten von vornherein wegnehmen (a. a. O., S. 18)." Diese Befürchtung ist längst zur Tatsache geworden. Die diesbezügliche Agitation der Turnvereine hat allenthalben bereits eingesetzt und wo ein Gesellenverein den übertretenden Jugendvereinsmitgliedern keine Sportgelegenheit bietet, um diesen Ausdruck zu wählen, treten dieselben in Scharen dem Turnverein bei. Wo ein rühriger Jugendverein besteht und ein Gesellenverein, der für die im Jugendverein befriedigten sportlichen Neigungen kein Interesse hat, ist der Jugendverein gewissermaßen sogar eine Gefahr für den Gesellenverein, und wir begreifen die anfangs erwähnte Klage vereinzelter Gesellenvereinspräsides, daß sie seit Gründung der Jugendvereine weniger Aufnahmen zu verzeichnen hätten als früher. Während nämlich früher der Gesellenverein der erste Verein war, der unserer Arbeiterjugend etwas bot und deswegen gerne von ihr aufgesucht wurde, nimmt sich jetzt bereits der Jugendverein wärmstens um sie an, und sie wird kaum in den Gesellenverein übertreten, wenn ihr dort nicht mindestens ebensoviel geboten wird.

Es ist ein billiger Beschluß, den der Gesellenverein 1907 auf seiner Generalversammlung zu Frankfurt in bezug auf die Jugendorganisationen gefaßt hat: „Es wird erwartet, daß die Leiter der Jugendvereinigungen die zu ihrer Vereinigung gehörigen jungen Handwerker, welche das 17. Lebensjahr erreicht haben, beziehungsweise in den Gesellenstand eingetreten sind, dem katholischen Gesellenverein, ihrer nunmehrigen Standesorganisation zuführen." Alle Mühe und Arbeit der Jugendvereinspräsides ist umsonst oder von wenig Erfolg begleitet, wenn die Gesellenvereine nicht durch ihre Tätigkeit, durch ein zeitgemäß ausgestaltetes Programm die Jugendvereinsmitglieder an sich ziehen.

[1] Durch die vor kurzem im Reichstag gestellte Frage, die immer wieder erhoben werden wird, ob nicht entsprechend der erhöhten körperlichen und geistigen Ausbildung unserer Jugend eine Verkürzung der Militärzeit eintreten könne, gewinnt die Pflege körperlicher Uebungen im Jugend- und erst recht im Gesellenverein doppelte Bedeutung.

Ein zeitgemäßes Studentenheim in Norditalien.

Von P. Esser, S. J., Luxemburg.

Unsere Primaner gleichen den vielen Fruchtträgern in einer Kettenblume. Die Penne ist ihnen meist noch ein windstilles, ruhiges Eckchen. Gewissermaßen zu anmutiger Dolde auf langem grünem Stengel vereint, führen sie dort ein sonnendurchglühtes Dasein. Höchstens, daß mal ein mißglückter deutscher Klassenaufsatz oder ein vom gestrengen Direx überraschter Bierkonvent etwas Schatten werfen. Doch nach bestandenem Abitur fährt es wie ein jäher Windstoß in den runden Krauskopf dieser Dolde. Die einzelnen Samen lösen sich; und von ihren bewegten Flügeln in die Luft getragen, verlieren sie sich: die einen landen hier, die andern dort. Leider ist es nicht immer nahrhafter Mutterboden, der sie aufnimmt. Davon zeugen zur Genüge neben vielen anderen Schriften auch die jüngst erschienenen: Temming, Sturmfreie Buden, und Sonnenschein, Wie Studenten wohnen.

Gar manches treubesorgte Elternherz hat deshalb schon zitternd dem jungen Mulus nachgeschaut und einen Raphael herbeigesehnt, der ihn, hegend, pflegend die lange, an Gefahren reiche Straße des Hochschulstudiums geleite. Denn mag man ihn auch nur mit irdischem Auge betrachten und, was der Glaube von seiner Seele und seiner Zukunft lehrt, nicht weiter in Rechnung bringen, so bleibt doch immer noch vollauf das Wort zu Recht bestehen, welches ich aus dem Munde einer Mutter hörte. Von St. Pölten hatte sie ihren in Wien studierenden Sohn besucht und meinte: „So ein Kind ist immer ein Kapital."

Drum jubelte mein Herz vor wahrer Freude, als ich Ende April dieses Jahres in der altberühmten Universitätsstadt Padua, die ein hl. Franz von Sales einst mit dem Glanz seiner Studien

und mehr noch seiner Tugenden erfüllt hat, solch einem treuen Weggenossen für die jungen italienischen Studenten begegnete, in der Gestalt des Antonianum, der Pensione Universitaria.

Ein wahrer Prachtbau, liegt sie im Schatten der beiden weltbekannten Basiliken des hl. Antonius von Padua und der hl. Justina. Ihr Entstehen verdankt sie dem hochgesinnten Herzen des P. Jos. Leonardi S. J., einem Herzen, in das sich Gottvertrauen und Studentenliebe zu gleichen Hälften teilten. Ohne diese beiden edlen Eigenschaften nannte er sonst nichts sein eigen, als er den Plan zu diesem segensreichen Werke faßte. Doch diese gerade machten ihn so reich und stark, daß er die Felsblöcke von Schwierigkeiten, die man von allen Seiten ihm auf den Weg zu wälzen wußte, den einen nach dem andern mit kräftigem Schub beiseite schaffte. Nun aber steht sein Werk schon mehrere Jahre vollendet da und wirkt wie eine alte Eiche, unter deren breitem Astwerk vor den Gewitterschauern eine studienfrohe Jugend sich drängt.

Will man in einem kurzen Wort die Pensione Universitaria kennzeichnen, so dürfte man sie wohl ein Hotel unter geistlicher Leitung nennen. An der Spitze steht ein Jesuitenpater als Direktor und ihm zur Seite ein weltlicher Administrator. Alle Studenten — und zwar sind es keine Theologen, sondern nur Juristen, Mediziner, Philologen usw. — haben ihre eigenen Zimmer. Die Einrichtung derselben entspricht den neuesten Anforderungen: elektrisches Licht, Zentralheizung, fließendes Wasser. Daneben gibt es eigene Billardzimmer, ein Lesezimmer mit einer großen Auswahl Zeitungen, Erholungszimmer, eine Fachbücherei mit 50 000 Bänden der neuesten Werke, Badeeinrichtungen, eine geradezu pompöse Wandelhalle, einen Park mit kahnbefahrenem See, Sportplätze, kurz alles, wonach ein junges Studentenherz verlangend Ausschau hält.

Nur eines scheint zu fehlen, die goldene Freiheit. Nicht doch! In weiser Voraussicht erzieht man hier nicht Treibhauspflanzen, sondern Männer fürs Leben, die auf eigenen Füßen stehen lernen und nicht den Rücken krümmen, wo sie ihn gerade halten müßten. Drum ist die Tagesordnung ganz entsprechend. Der junge Herr steht auf, wie es ihm paßt. Die Zeit fürs Mittagessen und Abendessen umspannt je zwei Stunden; er kann damit beginnen, wann er will, just wie in einem Restaurant. Das Menü dazu wird einige Stunden vorher ausgestellt; wenn ihm auf demselben eine Speise nicht behagt, kann er sich dafür eine andere wählen; und bedarf die durstige Kehle tagsüber der Befeuchtung, so steht zu jeder Zeit ein Kellner bereit und kredenzt ihm Bier, Wein, Sinalko, wie's beliebt. Die Pforte bleibt bis 10 Uhr abends offen; so lange ist freier Ausgang.

Ueber diese Zeit hinaus bis 3 Uhr nachts darf man nur mit Erlaubnis des geistlichen Direktors draußen bleiben. Diese aber wird in weitestgehendem Maße gewährt für Kommerse, Ausflüge, Theaterbesuch, Tanzbelustigung u. dgl. Deshalb versehen auch immer zwei Pförtner den Dienst: Der eine hat Tag-, der andere Nachtschicht. Wie sehr sich auch die italienische freiheitsdurstige Jugend mit dieser vernünftigen Tagesordnung abgefunden hat, beweist wohl am schlagendsten der Umand, daß die 100 verfügbaren Zimmer immer besetzt sind. Mußten doch in diesem Jahre sogar nicht weniger als 30 Aufnahmegesuche abgewiesen werden.

Die Anforderungen an das religiöse Leben der Studenten verraten auch eine weise, fast möchte man beifügen, allzu große Mäßigung. Abends ist ein kurzes Abendgebet und jeden Sonntag heilige Messe und, den besonderen italienischen Verhältnissen angepaßt, einmal im Jahre hl. Kommunion. Aber mit Freuden hat man die Erfahrung gemacht, daß die große Mehrzahl der Hausbewohner diese geringen Anforderungen um ein ganz Bedeutendes überholt. So aber wird der angestrebte Zweck viel vollendeter erreicht. Nur das Freigewollte ist bodenständiges Gewächs im Menschenherzen; nur dieses aber wird hinwiederum nachher den Unbilden der Witterung standhalten. Alles andere schält sich los wie eine aufgeklebte Etikette.

Ein jeder sucht sich seinen Umgang und seine Freunde nach der eigenen Wahl seines Herzens. Gewöhnlich findet einmal in der Woche am Abend in einem großen Saal mit etwa 1000 Sitzplätzen ein belehrender oder unterhaltender Vortrag statt. Die Teilnahme an demselben steht allen frei; auch Herren und Damen der Stadt haben Zutritt und finden sich natürlich recht zahlreich ein. Zu meiner Freude konnte ich auch einem solchen beiwohnen. Ein junger Jurist sprach an der Hand von schönen Lichtbildern in anregender und eingehender Weise etwa eine Stunde über die modernste Malerei Italiens. Voriges Jahr haben die Studenten gar ein selbstverfaßtes Theaterstück aufgeführt, welches den italienisch-türkischen Krieg zum Vorwurf hatte. Dasselbe fand solchen Anklang, daß die Bühnen der verschiedensten Städte die Aufführung desselben begehrten. Augenblicklich haben sie ein neues in Vorbereitung über die Zeit Konstantin des Großen.

Welch großer Segen von dieser Pensione Universitaria über das ganze Land ausgeht, ermißt sich aus dem Umstand, daß auch die Freimaurer in Padua ein ähnliches Institut errichteten. Doch nach dreimonatlichem Bestand läutete man schon die Sterbeglocke für dasselbe. Die Pensione Universitaria aber blüht und wächst und gräbt sich immer tiefer in das Herz der Paduaner und der Studenten ein. Schon denkt man an einen großen Erweiterungsbau. Es baut eben der Eltern Segen den Kindern Häuser. Und wie manche Eltern, die am Abend vor dem Schlafengehen dem Sohne ein Kreuzlein auf die Stirne drückten, mögen es um dieselbe Stunde jetzt segnend den Vätern der Gesellschaft Jesu danken, daß sie es an ihrer Stelle tun, wo der Sohn das Elternhaus verlassen und sich in schwankem Kahn auf das sturmgepeitschte Meer der Welt begeben mußte.

Und als ich von der Pensione Universitaria Abschied nahm, schwebte auch auf meinen Lippen ein warmer Segensspruch; doch heißer noch ward mir im Innern ein Wunsch: Entstünde doch auch bald in jeder großen Universitätsstadt Deutschlands solch eine Pensione Universitaria. Sie scheint mir nötiger als mancher Kirchbau.

Mädchenbildung in Bayern.

Von Dr. Franz Drexl.

Gar manchen Eltern sind in den letzten Jahren große finanzielle Opfer erwachsen, weil sie über die seit der Reform des höheren Mädchenschulwesens bestehenden Verhältnisse nicht genügend unterrichtet waren.

Die höhere Mädchenschule bildet die Grundlage aller höheren Mädchenbildung; das nach erfolgreichem Besuch der VI. Klasse ausgehändigte Abgangszeugnis ist für die Wahl eines selbständigen Erwerbsberufes von größter Wichtigkeit.

Die höhere Mädchenschule setzt die Kenntnisse der ersten vier Volksschulklassen voraus. Wer ihr also seine Tochter anvertrauen will, der lasse sie sofort nach dem vierten Schuljahr eintreten, damit sie nicht zurückversetzt oder durch kostspieligen Privatunterricht nachgeführt werden muß. Sodann lasse man sie alle sechs Klassen durchmachen, weil sonst ihr Wissen Stückwerk bleibt und das Abgangszeugnis fast die unerläßliche Vorbedingung, zum mindesten die beste Empfehlung für jede Berufsmöglichkeit ist.

Hat das Mädchen die III. Klasse der höheren Mädchenschule absolviert, so tritt an die Eltern die Frage heran: „Soll unsere Tochter in der Mädchenschule bleiben oder soll sie in die Lehrerinnenbildungsanstalt[1]) oder in das Gymnasium (humanistisches oder Realgymnasium) übertreten?“

Hier haben Veranlagung und Neigung der jungen Mädchen, aber auch die Mittel und Hilfsquellen der Eltern zu entscheiden.

Was zunächst die beiden letzten Bildungswege betrifft, so sind sie an Länge einander gleich. Der Volksschuldienst verlangt sechs Jahre Studium und vier Jahre Praxis mit anschließender Anstellungsprüfung. Das Gymnasium umfaßt gleichfalls sechs Jahreskurse, worauf drei bis vier Jahre Universitätsstudium mit Schlußexamen folgen.

Der Weg ist also gleich, nicht so die Berechtigungen.

Das Lehrerinnenseminar führt lediglich zum Lehrberuf. Das Mädchen muß sich demnach vor dem Eintritt klar sein, ob es zu diesem Beruf geneigt, geeignet und befähigt ist.

Der Gang durch das Gymnasium führt gleichfalls zum Lehramt in höheren Mädchenschulen und Mädchengymnasien, verleiht aber noch eine Menge anderer Berechtigungen (Bibliothekarin, Apothekerin, Kinder-, Frauen-, Zahnärztin, Handelslehrerin usw.). Gerade dieser Umstand gibt dem Gymnasium den Vorzug; ein 13jähriges Mädchen kann noch nicht wissen, ob der Volksschuldienst seiner Neigung und seinem geistigen Bedürfnis entsprechen wird. Ueberdies ist der Rücktritt aus dem Gymnasium in die höhere Mädchenschule leicht möglich; schwierig ist er aus der Präparandie wegen mangelnder Kenntnis der Fremdsprachen.

---

[1]) Vgl. übrigens die jüngste Ministerialentschließung vom 28. Mai 1913, wonach der erfolgreiche Besuch der VI. Klasse einer höheren Mädchenschule zum Eintritt in die IV. Klasse einer Lehrerinnenbildungsanstalt vorbehaltlich der erfolgreichen Ablegung einer Aufnahmeprüfung berechtigt.

Ein späterer Uebertritt ins Gymnasium aber gestaltet sich, wenn der richtige Zeitpunkt einmal versäumt wurde, von Jahr zu Jahr schwieriger und ist nur unter außergewöhnlichem Kraftaufwand und kostspieliger Nachhilfe möglich.

Nach Absolvierung der höheren Mädchenschule kann das Mädchen in die Frauenschule eintreten. Ihr schwebt als Erziehungsideal die gebildete deutsche Hausfrau vor, wie sie der heutige Kulturstand verlangt. Sie läßt dem jungen Mädchen volle Freiheit in der Wahl derjenigen Fächer, die seiner Neigung oder dem Bedürfnis in Rücksicht auf den späteren Beruf entsprechen. Als Abschluß kann das Erzieherinnenexamen abgelegt werden, das zum Privatunterricht bei Kindern der ersten vier Schuljahre und zur Erteilung des fremdsprachlichen Unterrichts in Fortbildungs- und Institutsschulen berechtigt.

Daß in Bayern mit seiner vortrefflichen Organisation des höheren Mädchenschulwesens den Eltern eine reiche Auswahl von Bildungsanstalten für ihre Töchter zu Gebote steht, zeigt folgende kurze Statistik: Bayern zählt 105 höhere Mädchenschulen, 53 weltliche und 52 klösterliche Anstalten. Davon treffen auf Oberbayern 26, Niederbayern 10, Pfalz 20, Oberpfalz 7, Oberfranken 5, Mittelfranken 11, Unterfranken 11, Schwaben 15. 19 dieser Anstalten führen auch Frauenschulen.

Humanistische Gymnasialkurse sind angegliedert an der städtischen höheren Mädchenschule an der Luisenstraße in München, reale Gymnasialkurse an der städtischen höheren Mädchenschule in Nürnberg und an der höheren Mädchenschule mit Pensionat der Englischen Fräulein in Regensburg.

Privat-Gymnasialkurse werden geleitet von Professor Wolpert in München, Dr. Uhlemayr in Nürnberg und an der Sophienschule in Würzburg.

* * *

Ueber Mädchenmittelschulen wird der „Allgemeinen Rundschau" von anderer Seite geschrieben:

Die Schulordnung vom 8. April 1911 hat in § 29 Absatz 2 Ziffer 3 auch ein Mittelglied zwischen Fortbildungsschule und Höherer Mädchenschule angeregt, die Bildungsziele dieses Mittelgliedes aber noch unerörtert gelassen. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß nunmehr durch die oberste Schulaufsichtsbehörde noch vor Beginn eines neuen Schuljahres klare und hoffnungsvolle Ausblicke auch für dieses Mittelglied im Mädchenschulwesen geschaffen wurden.

Mit Genehmigung des Kgl. Staatsministeriums sollen 1. die Schulen, welche nach der Schulordnung eine Mittelstellung einnehmen zwischen Fortbildungsschule und Höherer Mädchenschule, nicht mehr „Institutsschulen" heißen, sondern „Mädchenmittelschulen"; 2. die Mädchenmittelschulen gliedern sich in dreiklassige und in sechsklassige Mädchenmittelschulen; 3. den Absolventinnen der sechsklassigen Mädchenmittelschule werden auch Berechtigungen zugesichert; a) auf Stellen von Kanzleiassistentinnen bei den Bezirksämtern, bei der inneren Staatsbauverwaltung, beim Statistischen Landesamt, bei der Versicherungskammer, bei den Regierungen, Kammern des Innern, den Oberversicherungsämtern und den Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften, dann beim Staatsministerium des Innern; b) auf Stellen von Bureauassistentinnen (Rentamtsassistentinnen) bei den Rentämtern, dann von Kanzlei-, Bureau- oder Kassenassistentinnen bei den Kreiskassen, beim Hofbräuamt, bei den Regierungen, Kammern der Finanzen und Kammern der Forsten, bei der Staatsschuldenverwaltung, bei der Verwaltung der Berg-, Hütten- und Salzwerke und beim Staatsministerium der Finanzen; c) auf Stellen im Bereiche der Postverwaltung im Telephonumschaltedienst, im Telegraphen-, Rechnungs- und Kanzleidienst, im Dienste der Postagenturen (Postgehilfinnen, Telephonassistentinnen), dann Stellen im Bereiche der Eisenbahnverwaltung im Kanzleidienst der Eisenbahndirektionen und des Staatsministeriums für Verkehrsangelegenheiten; d) vereinzelte Stellen im Geschäftsbereiche anderer Staatsministerien. 4. die zutreffenden Bestimmungen der Lehrordnung für Höhere Mädchenschulen gelten sinngemäß ebenso für die Mädchenmittelschulen.

Laut einer privaten ministeriellen Entschließung vom 12. Juni 1913 werden dem Zeugnis über erfolgreichen Besuch der letzten Klasse einer sechsklassigen Mädchenmittelschule folgende Berechtigungen zuerkannt: 1. der Eintritt in ein Handarbeitslehrerinnenseminar und die Ablegung der Prüfung für Handarbeitslehrerinnen; 2. der Eintritt in ein Kindergärtnerinnenseminar und die Ablegung der Prüfung für Kindergärtnerinnen; 3. die Zulassung einzelner begabter Schülerinnen zur Prüfung für Erzieherinnen, wenn nach Abgang von der sechsklassigen Mädchenmittelschule zwei Jahre auf Fortbildung in den Gegenständen der Prüfung verwendet worden sind.

Sechsklassige Mädchenmittelschulen mit einheitlichem Lehrplan bestehen bereits in dem Institut der Englischen Fräulein zu Berg am Laim, Wasserburg am Inn, Deggendorf, Damenstift-Osterhofen, Neuötting, Krumbach, Wallerstein. Dreiklassige Mädchenmittelschulen mit einheitlichem Lehrplan sind vorderhand angegliedert an die Höhere Mädchenschule in Augsburg, Mindelheim, Kempten, Günzburg a. D., Neuburg a. D., Aschaffenburg.

Mögen Eltern und Schülerinnen diese zeitgemäßen Bildungsgelegenheiten mit Vertrauen und Verständnis ausnützen!

Wie die Glocke des Pekinger ‚Glockenturmes' entstand.

Von P. Wg. M. Ibler.

Zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt des „Reiches der himmlischen Mitte" gehört auch der sogenannte „Paukenturm". Kein Besucher Pekings läßt sich wohl die Mühe verdrießen, diesen Turm zu besteigen. Von seiner Höhe aus genießt man einen ähnlichen herrlichen Rundblick über den „großen Garten Pekings", wie von der Kuppel der St. Peterskirche in Rom über die ewige Stadt.

In der Nähe dieses „Paukenturmes" befindet sich der sogenannte „Glockenturm" oder tschung-lou, wie ihn die Chinesen nennen. Beide Türme wurden unter der mongolischen Dynastie (1278—1368 n. Chr.) erbaut und standen zu jener Zeit im Mittelpunkte der Reichshauptstadt. — Im letzten der genannten zwei Türme, dem „Glockenturm", befindet sich eine 20000 Pfund schwere Glocke, über deren Entstehung der Pekinger Volksmund folgende merkwürdige Geschichte erzählt:

„Ein geschickter Glockengießer, Kuan-ye mit Namen, war vom Kaiser Yung-lo (1403—1425) mit dem Gusse der Glocke beauftragt. Zweimal schon war die schwere Arbeit mißglückt; da drohte der Kaiser dem Glockengießer mit der Enthauptung, wenn der dritte Guß wieder nicht gelänge. Solch ein kaiserlicher Befehl ist in China unwiderruflich. Der arme Mann war der Verzweiflung nahe, doch seine Tochter tröstete ihn und versicherte ihn, daß diesmal sein Werk unfehlbar gelingen werde. Heimlich begab sie sich zu einem berühmten Wahrsager, um sich bei ihm Rat zu holen. Von diesem erfuhr sie, daß auch der dritte Guß wieder vergeblich wäre, wenn nicht das Blut einer Jungfrau mit der Glockenspeise vermischt würde.

Am Tage des Gusses nun sagte die Tochter zu ihrem Vater, sie wolle mit ihm gehen, um seinen Triumph mitgenießen zu können. Eine zahllose Menge Volkes hatte sich versammelt, um diesem dritten entscheidenden Gusse beizuwohnen, der mit dem Tode Kuan-yes oder mit großen Ehrungen für ihn endigen mußte. Ein Signal wird gegeben: zischend schießt das glühende Metall in die bereitete Form. Da hört man plötzlich einen Schrei. Mit dem Rufe: „Wei wo fu-tschi schi — für meines Vaters Sache!" stürzt sich das junge Mädchen in die glühende Masse. Und so schnell geschah dies, daß niemand hinzuspringen und die Tat hindern konnte. Nur einem war es gelungen, noch einen Schuh des Mädchens zu fassen. Mit großer Mühe nur konnte der Vater abgehalten werden, dem Beispiele seiner Tochter zu folgen. Müde und gebrochen wankte er nach Hause; daß der Guß diesmal herrlich gelungen war, konnte ihn über den Verlust seines Kindes nicht trösten.

Und wenn jetzt die volltönende Glocke des Pekinger „Glockenturmes" erklingt, so hört man deutlich das Wort „hsie" (d. h. Schuh) im zitternden Nachklange ertönen. Das Pekinger Volk sagt dann: „Kuan-yes Tochter ruft nach ihrem Schuh".

Internat.

Ein kleiner Garten, ringsherum
Die Mauern laufen kalt und stumm.

Ein Weg, kaum sechzig Schritte lang,
Ein Wiesenfleck, so scheu und bang.

Zwei altersgraue Kastanienbäume
Und tausend brennende Jugendträume.

J. R. Woworsky.

Katholikentag in Sachsen.

Von Franz Sämmer, Gräfl. Privatsekretär, Wechselburg.

Bei überaus reger Beteiligung aus den verschiedenen sächsischen Landesteilen fand am Sonntag, den 8. Juni in Werdau der IV. Kongreß der Cäcilienvereine des Vogtlandes statt, mit welchem zugleich eine Katholikenversammlung größeren Stiles verbunden war. Eine geschlossene Versammlung befaßte sich mit der Einführung sächsischer Diasporakatholikentage. Herr Fabrikant Haidorfer-Leipzig erstattete ein mustergültiges Referat über diese brennende Frage. Die anschließende rege Debatte brachte als wohlbefriedigendes Ergebnis folgenden einstimmig angenommenen Kompromißantrag: „Es ist dringend wünschenswert, daß allgemeine sächsische Katholikentage abgehalten werden und im Jahre 1914 damit begonnen werde. Die Vorarbeiten sind einem provisorischen Komitee zu übertragen, das aus den verschiedensten Landesteilen ergänzt werden soll." Nach erfolgter Wahl kam Se. Erlaucht Graf von Schönburg-Glauchau in längeren Ausführungen auf die Organisation zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung zu sprechen. Die Worte des Redners fanden warmen Anklang bei der Versammlung, und wurde einstimmig beschlossen, der Frage der christlichen Schule künftighin erhöhtes Augenmerk zu schenken, besonders auf den zu veranstaltenden Katholikentagen. Nach Absendung eines Begrüßungstelegrammes an den zu gleicher Zeit tagenden Thüringer Katholikentag in Jena nahm die Versammlung ihr Ende.

Seine Fortsetzung fand der Kongreß in der nachmittags 3 Uhr anberaumten Festversammlung, die sich eines geradezu riesigen Besuches erfreute. Der Vorsitzende, Herr Pfarrer Kirschenbauer-Werdau, wies in eindringlichen Worten darauf hin, daß wir den heutigen Tag dem Herrn weihen wollen, daß wir uns heute in der Heimat fühlen. Herr Rechtsanwalt Rothe-Chemnitz feierte unsere höchsten Autoritäten auf Thron und Altar in begeisterten Worten. Der Redner führte dabei aus, daß unser gegenwärtiger Papst geradezu wie geschaffen für unsere Zeit ist. Er hat sich als großer kirchlicher Gesetzgeber gezeigt, er hat die Kirche vom Modernismus gereinigt, und er ist der Papst der heiligen Eucharistie. Neben der Liebe zur Kirche und zum Papst haben wir Katholiken auch eine heiße Liebe zum Vaterland und zur Heimat. Wir weisen daher den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und des Ultramontanismus mit Entrüstung zurück. Unser Patriotismus kann sich ruhig neben dem Hurrapatriotismus anderer Leute sehen lassen, denken wir bloß an die Jahre 1813 und 1870. Die Liebe zu den weltlichen Autoritäten wird bei uns noch verstärkt durch die Anhänglichkeit und Treue an die beiden Träger der weltlichen Gewalt, an Kaiser und König. In warmen Worten schilderte der Vortragende die wahrhaft trefflichen Eigenschaften unseres Kaisers und unseres Königs und schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Papst, Kaiser und König. Nachdem die an Papst, Kaiser, König und Bischof abgeschickten Huldigungstelegramme verlesen waren, ergriff Se. Erlaucht der Graf von Schönburg-Glauchau das Wort. Mit bezug auf die gegnerischen Preßangriffe erwähnte der Redner einleitend ironisch, daß unsere Gegner wegen dieser Versammlung keine Furcht zu haben brauchen. Nicht schon der Umstand, daß ein Zentrumsredner in einer katholischen Versammlung spricht, könne als eine Beleidigung Andersdenkender aufgefaßt werden. Wenn Gegner bei dieser Versammlung anwesend seien, so fürchten wir uns nicht, sondern heißen sie herzlich willkommen. Des weiteren kam der Redner auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Mailänder Toleranzediktes vom Jahre 313 zu sprechen und gab eine anschauliche Schilderung der Verhältnisse der damals verlotterten Zeit. Schuld an den seinerzeitigen grausamen Christenverfolgungen war unter anderem auch die Unkenntnis des Christentums. Wenn nun auch heutzutage noch in diesen oder jenen Staaten Ausnahme- oder Unterdrückungsgesetze gegenüber den Katholiken bestehen, so dürfen wir nicht gleich überall Böswilligkeit vermuten, sondern oft spielt hier Unkenntnis der katholischen Religion mit, ähnlich wie zu den Zeiten vor Konstantin. Heute kann auch nicht wie zu Konstantins Zeiten der König oder die Regierung solche einseitige Gesetze abschaffen, sondern es bedarf hierzu der Zustimmung der verfassungsmäßigen Vertretung des Volkes. Wenn wir auch z. B. in Sachsen über manche Ungerechtigkeiten uns Katholiken gegenüber zu klagen haben, so müssen wir anderseits doch ehrlich gestehen, daß es hier in mancher Beziehung schon besser geworden ist. Man denke nur an die neuen Gesetze über Kirchen- und Schulsteuern, wonach die sächsischen Katholiken nicht mehr in Zukunft zu den Kirchenanlagen usw. anderer Konfessionen beitragen müssen. Besonders sind wir in dieser Beziehung der Haltung unserer sächsischen Regierung zum Danke verpflichtet. (Lebhafter Beifall.) Im übrigen aber dürfen wir hoffen, daß bei zielbewußter Aufklärung im Laufe der Zeit auch noch die übrigen Reste einer Gesetzgebung fallen, welche unsere katholische Kirche und den katholischen Kultus einengen.

Später legte dann Herr Chefredakteur Laven-Dresden eine scharfe Lanze für unsere katholische Presse, insbesonders für die „Sächsische Volkszeitung" ein, welch letztere noch mehr als bisher von den sächsischen Katholiken unterstützt werden muß. Mit Recht sagte der Redner, daß wir Katholiken die Presse haben, welche wir verdienen. Erwähnung verdient zum Schlusse noch, daß im Laufe des Tages Antworttelegramme Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und des Königs von Sachsen in Einlauf kamen.

Sollen unsere Schüler Ferienreisen ins Ausland machen?

Von Dr. H. Beisenherz.

Zeitungen und Zeitschriften bringen häufig Inserate, in denen unsere Schuljugend eingeladen wird, sich an Ferienreisen ins Ausland zu beteiligen. Reisekomitees, deren Mitglieder man wohl nur selten genauer kennt, bieten sich an, die Führung zu übernehmen. Auch Mädchen können mitreisen, wie es in einigen Einladungen ausdrücklich heißt. Reiseziel ist das Ausland, bald Frankreich, bald Italien, bald England. Die Programme versprechen außer dem Besuche der Weltstädte Paris, Rom, London und sonstiger größerer Plätze des Auslandes auch noch mehrwöchentlichen Aufenthalt in Seebädern, Vorträge, Sportfeste, Kunstwanderungen durch Museen und Sammlungen und schließlich noch Theaterabende. Die Reisekosten betragen zwischen 200 und 500 ℳ, zuweilen noch mehr, je nach Dauer und Ausdehnung der Tour. Dafür werden den Teilnehmern herrliche, gewinnbringende und genußreiche Ferientage in Aussicht gestellt.

Wir glauben es den Veranstaltern derartiger Schülerreisen gern, daß nicht nur das materielle Interesse an einem wahrscheinlich lukrativen Unternehmen sie leitet, sondern daß sie vielmehr auch das ideelle Ziel im Auge haben, die von ihnen Geführten in unmittelbare Berührung zu bringen mit dem gesprochenen Idiom, der Eigenart, der Lebensweise des Fremden und den Schönheiten seines Landes, um die jungen Menschen in ihrem Urteil über andere Völker reifer zu machen und sie speziell durch Uebung in der Umgangssprache der fremden Nation in ihren fremdsprachlichen Studien zu fördern. Gelegentlich wird auch noch darauf hingewiesen, daß die persönliche Fühlungnahme, das Hingehen und Selbstsehen, zum gegenseitigen Verstehen führe, zur Verständigung, nicht nur zwischen den heranwachsenden Generationen der fraglichen Länder, sondern auch zur Anbahnung besserer Beziehungen zwischen benachbarten Reichen und Völkern. Die letzte Versicherung lockt heute nicht mehr durch ihre Neuheit. Das Mittel, durch gastliche Aufnahme von Angehörigen fremder Nationen und deutsche Gesellschaftsreisen- und Besuche nach jenseits der Vogesen oder des Kanals die internationale Lage freundlicher zu gestalten, ist schon allzu oft ohne Erfolg angewandt worden, und böse Erfahrungen machen mit Recht skeptisch und vorsichtig. Trotzdem sei die gute Absicht, das lobenswerte Streben, die Beziehungen von Volk zu Volk immer friedlicher zu gestalten, immerhin dankend anerkannt. Aber es fragt sich, ob diese Auslandsreisen junger, unfertiger Menschen unter Führung sogenannter Reisekomitees zunächst einmal die Erwartungen erfüllen können, die infolge der verlockenden Phrasen der Programme gehegt wurden, und ob sie nicht noch obendrein manches Bedenkliche haben, oder doch sehr leicht haben können, und wenn, ob dann nicht der Schaden, den sie vielfach anrichten, größer ist als das Gute, das sie stiften wollen.

Man darf wohl ohne Bedenken behaupten, daß Auslandsreisen für Besucher von Gymnasien oder sonstigen Mittelschulen, vom Standpunkt der sprachlichen Ausbildung aus betrachtet, niemals eine Notwendigkeit sind. Die Schule stellte ihren Lehrern ein sonderbares Zeugnis aus, welche ihren Zöglingen zur erforderlichen Gewandtheit in der Konversation das Ausland empfehlen müßte! Unsere modernen Neuphilologen, die durchweg zur Vervollkommnung in der gesprochenen Fremdsprache außer Landes geweilt haben, leiten, den Vorschriften der amtlichen Lehrpläne entsprechend, ihre Schüler zu korrekter Aussprache und mindestens zu einfacherer Unterhaltung an, und zwar in dem Umfange, daß das Erlernte auch im Leben verwertet und, bei einiger Veranlagung und Geschicklichkeit, auf der erworbenen Basis leicht und schnell vervollkommnet werden kann, selbst bis zur Beherrschung spezieller termini technici, soweit sie für einen bestimmten Berufszweig notwendig sind. Und sollte für einen Schüler oder eine Schülerin aus irgend einem besonderen Grunde noch ein Uebriges in der Ausbildung im Französischen oder Englischen wünschenswert oder gar erforderlich sein, so dürfte der Nutzen eines Auslandaufenthaltes von nur 4 oder 5 Wochen, zumal in steter Gesellschaft mit gleichalterigen Kameraden oder Freundinnen, die unter sich natürlich nur unsere liebe Muttersprache sprechen, immerhin höchst problematisch sein. Also mit dem Bedürfnis nach Ergänzung des neusprachlichen Schulunterrichtes dürften sich diese Schülerfahrten über die Grenzpfähle des Vaterlandes hinaus wohl kaum motivieren lassen.

Und die Schönheiten, die Kunstschätze, die vielen sonstigen Sehenswürdigkeiten des Auslandes, das bedeutende Bildungsmoment, das im Reisen selbst liegt, ist das alles nicht schon Grund genug, solche Unternehmungen zu rechtfertigen? Diesen Einwand haben wir erwartet. Bietet unser eigenes Vaterland aber nicht alles dieses in überreicher Fülle! Oder kennen unsere Jungen und Mädchen die Heimat so gut? Wirklich? Das wird der mildeste Vater, die nachsichtigste Mutter demjenigen gegenüber, der mit der Jugend regelmäßig zu tun hat, im Ernst nicht behaupten wollen. Daher schickt eure Kinder zunächst ins Heimatland, und später, wenn sie verständiger und urteilsreifer geworden sind, wenn ihr Veranlassung habt, ihnen nach besonderen Erfolgen zur Belohnung etwas Besonderes zu gewähren, dann erst schickt sie ins Ausland, wenn euer Geldbeutel es leisten kann. Vorerst aber gebt ihnen Gelegenheit, das engere und weitere Vaterland kennen und schätzen, und das Volk lieben zu lernen, das nach deutscher, oft bewährter Art ernste Arbeit pflegt und frohe Feste feiert auf der heimatlichen Scholle. „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Die Komitees, welche Ferien- oder Studienreisen ins Ausland veranstalten, fordern von den Teilnehmern laut Ankündigung beträchtliche Summen. Zu dieser Ausgabe kommen dann noch „Taschengelder" für unvorhergesehene kleinere Unfälle, Abstecher von der geplanten Route, Reiseandenken und dergleichen mehr, so daß der Sohn oder die Tochter für die Ferientour mit Eleganz etwa fünf blaue Scheine „braucht". Und wie, wenn nun in einer Familie mehrere Kinder sind, die derartige Ferienwünsche haben! Und selbst, wenn für die Eltern die Ausgaben keine Rolle spielen, so wäre der Jugend mit einem bescheidenen Sümmchen für eine Erholungstour, wobei möglichst viel gewandert wird, für Streifzüge durch die heimatlichen Berge und Fluren entschieden besser gedient. So aber nährt man in unfertigen Menschen, die zwar nach der guten aber auch nach der schlechten Seite hin sehr entwicklungsfähig sind, die unersättliche Gier nach Genuß, so kommt man dem jugendlichen Streben, den Herrn zu spielen und auf großem Fuß zu leben, nur zu sehr entgegen und spricht allen Mahnungen zur Einfachheit und Sparsamkeit, die man sonst vielleicht aus prinzipiellen Gründen gelten läßt, oder gar selber anwendet, in der Praxis in gröblicher Weise Hohn.

Noch ernster als die bereits vorgebrachten sind wohl die folgenden Erwägungen mehr moralischer und sozialer Natur. Im allgemeinen kontrolliert der Vater den Verkehr seines 16- oder 17-jährigen Sohnes, und die Mutter läßt die im Backfischalter stehende Tochter zumeist nicht aus ihrem Gesichtskreis ohne „Garde" oder sonstige Aufsicht, zumal nicht, wenn das Töchterchen über Nacht fortbleibt. Und in diesem Falle? Wer führt die Kinder? Wer beaufsichtigt sie in den Eisenbahnzügen, auf den Schiffen, in ihrem Verkehr während dieser Ferienreisen, wo sie wochenlang dem wachsamen Auge des Vaters oder der Mutter weit entrückt sind? In den wenigsten Fällen dürften die Veranstalter dieser Auslandsfahrten, unter denen sicherlich oft Existenzen von irgendwelcher Provenienz und selbsteigener Qualifikation vertreten sind, den Eltern bekannt sein. Und doch sind die Eltern hier von ihrer Verantwortung nicht entbunden.

Ferner. Der junge Mensch, dessen Eltern für eine vollständig überflüssige Auslandsreise große Geldsummen wegwerfen, hat auch Mitschüler. Unter diesen sind manche, vielleicht sehr viele, die im Semester in den Leistungen vorzüglich und in ihrer Führung mustergültig gewesen sind. Ihre Eltern bringen sich mühsam von einem Tag zum andern durch und können ihnen trotz der besten Zeugnisse keine besondere Ferienfreude bereiten. Da regt sich gar leicht der Neid, vielleicht nicht nur beim Schüler, sondern auch bei dessen Eltern. Die sozialen Unterschiede unserer Gesellschaft kommen dem jungen Menschen scharf zum Bewußtsein, er verkostet sie in ihren bittersten Erscheinungsformen. Wer wollte sich da wundern, daß, falls es an Charakterfestigkeit und sittlicher Kraft mangelt, sich in der jugendlichen Brust Gefühle und Empfindungen einschleichen, die nach wiederholten Erfahrungen und Beobachtungen ähnlicher Art im späteren Leben in verhaltenen oder gar offenen Klassenhaß auflodern!

So regen sich vom elterlichen wie vom pädagogischen, wie vom sozialen und moralischen Standpunkte allerlei Bedenken gegen diese Ferienexkursionen unserer Schüler ins Ausland unter Führung sogenannter Reisekomitees. Ihre Folgen dürften bei der Jugend oft sein: Großmannssucht, Blasiertheit, Ausländerei, Anleitung zum Luxus und vielleicht noch schwerere Schäden moralischer Art.

Barmherzige Schwestern.

Euch hüllt jungfräuliches Gewand,
der Weltentsagung hehrer Kranz. —
In Leidensnacht trägt eure Hand
des Trostes lichten Sternenglanz.

Zu dienen ist euch frohe Pflicht,
um andere sorgen, euch Gebot.
Ihr opfert still euch, wie ein Licht,
zu hellen dunkler Herzen Not.

In euren reinen Zügen malt
sich frommer Freude sel'ger Schein.
Und eures Auges Leuchten strahlt
Verzagten Gottvertrauen ein.

Und Segen blüht euch unterm Fuss.
Und Sonnenschein bringt das Gewand.
Und Frieden lächelt euer Gruss:
Seid Engel, uns von Gott gesandt
dem Leid im armen Erdenland ...

Theo Rossel.

Vom Büchertisch.

Paul Keller: Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte. Erste bis sechste Auflage. Berlin-München. Wien 1913. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 8° 308 S., geb. ℳ 5.—. Paul Keller zählt unter die Dichter, die echten. Und so ist es nicht bloß das Was, es ist vor allem das Wie, das seinen Schöpfungen ihr überzeugendes, sieghaftes Eigengepräge leiht. Das vorliegende Buch ruft uns sofort Kellers köstliches „Letztes Märchen" in die Erinnerung zurück, nicht durch die Aehnlichkeit des Stoffes oder seiner Behandlung, sondern durch die Wesensgleichheit der Kraft, die dort wie hier das Leben im Bilde zeigt und dieses mit rotem Blut und hörbar pochendem Herzen, mit den Zügen der Lebenswahrheit und Lebenstreue begabt. Und Romantik hier wie dort: von jener Art, die an sich Unmögliches, und zwar in unserem Bewußtsein Unmögliches, in den Jungbrunnen der ewigen Wirklichkeit taucht, das ist der Wirklichkeit, die nie untergehen kann, die fortbestehen muß als eine Quintessenz umfassender Lebenserfahrung und Lebenserkenntnis. Umwoben aber ist das aus diesem Brunnen wiederum Gehobene von den farbenschönen, harmonischen Lichtern einer gezügelten, zielsicheren Künstlerphantasie. die längst Bekanntes als ein Neues und doch Vertrautes vor uns hinstellt und es unserem Herzen nahe bringt. Wenn jemand, so hat und weckt Paul Keller Stimmung und wenn irgendwo, so tut er es hier, in der „Insel der Einsamen", die das tiefste Poetische in uns sofort packt und an sich fesselt, um es fest zu halten bis an den letzten Satz und — selbstverständlich — darüber hinaus. Freilich muß es da sein im Leser, dies Poetische, denn wir wissens ja längst und nicht bloß von unserem Altmeister: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken." Wer aber im Gefühle des Sonnenhaften, welches das Buch selbst durchglüht, an dessen Schluß gelangt ist, der hat dann auch die mannigfachen Ausstrahlungen der in dieser wahrhaft „romantischen Geschichte" niedergelegten tieferen Bedeutung auf sich wirken lassen und weiß, daß es ein Köstliches ist, sich von dem Wunderwirklichkeiten und Wirklichkeitswunder aufweisenden Finger des begnadeten Dichters das Leben deuten zu lassen. E. M. Hamann.

Karl Domanig, „Tirols Klassiker", hatte die Freude, drei seiner Werke in demselben Jahre (1912, sämtlich bei Joseph Kösel, Kempten) neu aufgelegt zu sehen: 1. **Der Abt von Fiecht,** 6. Auflage, 8°. 73 Seiten. ℳ 2.—, gebunden ℳ 2.80, eine meisterhafte, ergreifende poetische Erzählung auf dem verschmolzenen Grunde der Geschichts- und Klostertradition; 2. **Kleine Erzählungen.** 3. Auflage, 8°, VIII. und 216 Seiten. ℳ 2.50; geb. ℳ 3.50. „Der Schatzgräber" heißt eins der zehn Stücke der Sammlung. Wer sich in diese vertieft und sie sich im besten Sinne zu eigen zu machen sucht, wird bald der Tatsache bewußt werden, daß er Schätze gräbt: echtes Gold ohne Schlacken und ohne auch nur den geringsten Talmizusatz. Stoff, Charaktere und Diktion sind dem Quellboden der tirolischen Heimat entnommen, und tirolischer Geist ist es, der sie beseelt, ohne ihnen den jeder echten Dichtung anhaftenden universalen Charakter zu nehmen; 3. **Tiroler Hausgärtlein.** Ein Volksbuch. Zweite, viel vermehrte und veränderte Auflage. 8° XII und 417 S. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—. Gleich bei Vorbereitung der ersten hohen Massenauflage dieses inhaltlich und sprachlich wahrhaft volkstümlichen Buches war die vorliegende zweite Auflage vorgesehen, die im besten Sinne als eine ergänzende zu betrachten ist. Die in Prosa und Poesie gewandeten 31 Stücke des Inhalts sind zu fünf Hauptkapiteln gruppiert: „Vom Glück"; „Von unserer Heimat"; „Von allerhand Landsleuten"; „Von Glaubenssachen"; „Von der Welt draußen". Die Gesamtdarstellung wendet sich an das hörbegierige Volk im weiteren Sinne; als Erzählzeit ist das „Hennenstündlein" gedacht: die Dämmerstunde, in der das Rasten nach der schweren Tagesarbeit und vor dem gänzlichen Ausspannen der Glieder eintritt. Es ist dieselbe Zeit, in der unser Autor die hier von ihm verwendeten und vertieften Stoffe übermittelt bekam von Erzählerlippen, die das „Heimgarten" seit langen Jahren in ernster, guter Absicht pflegten. Mit derselben schlichten Treuherzigkeit, wie die jener Männer und Frauen, berichtet nun Domanig das Vernommene, aber hinter seiner Einfachheit steht die Größe des echten Volkssängers, der überall Ewigkeitsgehalt zu finden und weiter zu geben weiß. E. M. Hamann.

Kapitän Mikkelsen. Ein arktischer Robinson. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1913. 378 Seiten; gebunden *M* 10.—. Im Jahre 1909 rüstete das Komitee der Danmark-Expedition eine neue Expedition aus, welche unter der Führung von Kapitän Mikkelsen die Tagebücher und Beobachtungsjournale der im Jahre 1908 bei der Erschließung des noch unbekannten Teiles der Nordostküste Grönlands im Kampfe mit den arktischen Naturgewalten umgekommenen Forscher Mylius-Erichsen und Hoea-Hagen aufsuchten. Mikkelsen schildert in seinem Buche die Schicksale der Expedition, die zwar von Erfolg begleitet war, aber unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen zu leiden hatte. Der Hauptinhalt des Buches erzählt das todesmutige Vordringen des Kapitäns Mikkelsen und seines treuen Gefährten Iversen nach Trennung von den übrigen Kameraden bis zu dem an der Nordostspitze Grönlands gelegenen Danmarkfjord und Kap Rigsdage und die Rückreise südwärts über Schnee und Eis an der Küste entlang bis Baß-Rock. In schlichten, naturgetreuen Farben entwirft Mikkelsen ein Bild von den Schönheiten und Wildheiten der in ewigem Eise erstarrten Natur, aus der nur zur Sommerszeit auf kurze Monate die Sonne einiges Leben hervorzuzaubern vermag. Hundertfach lauern die Gefahren auf die kühnen Männer mit dem eisernen Willen. Aus gähnenden Eisschlünden, in der öden, pflanzen- und tierleeren Eiswüste, auf der krachenden und berstenden Decke des Küsteneises, durch die große Kälte, die Quecksilber gefrieren macht, droht der Tod in tausend Gestalten. Mit steigender Spannung und großer Bewunderung der Heldenhaftigkeit und Menschenkraft verfolgen wir hier den zähen Kampf des Menschen um die Herrschaft des Erdballs, lernen aber auch wieder die unendliche Größe des Schöpfers in seinen Werken kennen. Die beiden Forscher waren sichtbar in Gottes Hand, als sie in letzter Stunde noch vor dem Hungertode gerettet wurden. Sie hatten alle ihre Schlittenhunde bereits geschlachtet, als sie, von Hunger gefoltert und entkräftet, mit immer neu aufgepeitschter Hoffnung sich von einem zum andern der von einer früheren Expedition angelegten Etappendepots an der Küste entlang schleppten, wo sie aber wenig oder gar nichts vorfinden. „Einen Wettlauf mit dem Hungertode" nennt Mikkelsen diesen traurigen Marsch. Am Ziele ihres Sehnens finden sie im Winterhafen die Trümmer des Expeditionsschiffes „Alabama". Zweieinhalb Jahre lang bleiben sie von den Menschen abgeschlossen. In ihr Schicksal sich ergebend, richten sie sich notdürftig auf dem Eiland Baß-Rock ein. Dort leben sie ein Leben wie jener Robinson, dessen Geschichte uns aus der Kinderzeit herüberklingt, und warten und warten drei endlos lange Polarnächte hindurch auf den ersten Sonnenstrahl und mit ihm auf ein rettendes Schiff. Immer reden und plaudern sie, um das Gespenst der Geistesverödung und auch des Wahnsinns fernzuhalten. „Was kümmert es uns, daß es zweieinhalb Jahre alte Interessen sind, die wir diskutieren, für uns sind sie neu. Sie waren aktuell, als wir abreisten, und seither hat die Welt für uns — stillgestanden", erzählt Mikkelsen. Tag für Tag stehen die in das ewige Eis Verbannten vor der Hütte und suchen nach den Sternen, die man auch daheim sehen kann, und dann fühlen sie sich im Kontakt mit der Heimat. Ihre Träume sind ihre Freude, und das Lied aus der Jugend: „Gott sei Lob für den Tag, der da kommt, Gott sei Lob für den Tag, der da geht" der ins Unendliche wiederholte Refrain, bis das norwegische Schiff „Sjöblomsten" (Seeblume) ihnen den Tag der Rettung bringt. Die Darstellung trägt durchweg den Stempel der Wahrheit an sich. Die Schilderung der größten Gefahren ist so schlicht und bescheiden, dabei aber so lapidar und spannend, daß es ein wahrer Genuß ist, das Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen. Das Buch enthält zahlreiche, zum Teil auch farbige Illustrationen und zwei Karten, die zum ganzen eine wertvolle Ergänzung bilden. Unser Urteil geht dahin, daß Mikkelsens Buch ein gutes Buch ist, das auch unserer Jugend in die Hand gegeben werden kann. R. Windahl.

Adolf Damaschke, Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Ueberwindung der sozialen Not. Verlag von Gustav Fischer. Jena 1912. Die Bestrebungen, innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung ein mehr soziales Bodenrecht zu schaffen, wie sie unter dem Begriffe der Bodenreformbewegung zusammengefaßt werden, sind den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" nach den Ursachen, den theoretischen Forderungen und bisherigen praktischen Ergebnissen in den Hauptgrundzügen so bekannt, daß hier von einer Erörterung derselben abgesehen werden darf. Das soeben in der siebenten Auflage erscheinende Buch Damaschkes, des verdienstvollen Leiters des „Bund der deutschen Bodenreformer" behandelt im Anschluß an die Grundlagen der Nationalökonomie in gemeinverständlicher Weise die moderne Bodenreform. Das Buch ist eine tiefgründige Arbeit. Ueber die moderne Bodenreform und ihre inneren Zusammenhänge mit unserer Kultur ist dieses Buch das beste Orientierungsmittel. Es müßte zum Bücherschatz eines jeden gehören, der in der politischen Diskussion mitreden will. Joseph Valley.

Die Frauenfrage im Handelsgewerbe. Von Hans Grefen. Essen-Ruhr 1913. Verlag des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands (E. V.). 47 S. Preis 30 Pf. Eine überaus fleißige, inhaltreiche und frisch geschriebene Arbeit, die über den gegenwärtigen Stand der Frauenfrage im Handelsgewerbe, sowie über deren Richtlinien und gesunde Weiterentwicklung auf dem Boden unveränderlich geltender Naturgesetze und im Einklang mit den Forderungen des Christentums vortreffliches, belehrendes Material enthält. In dem Werkchen sind die interessanten Ergebnisse der Statistiken, sowie die Früchte großer Belesenheit geschickt verwertet. Das Studium desselben kann nur bestens empfohlen werden. Rob. Büchl.

Quickborn. Zur Pflege der Nüchternheit für die katholische Jugend auf höheren Schulen. Monatsschrift, jährlich *M* 1.20, bei Bezug von 10 Exemplaren *M* 1.—. Schriftleiter: Dr. Bernhard Strehler, Neisse. Kreuzbündnisverlag, Heidhausen, Ruhr. Eine neue Monatsschrift, die sich ihre Freunde auf den höheren Bildungsanstalten sucht und das hohe Ziel anstrebt: „alkoholfreie Jugendzeit". Die Tugend der Nüchternheit gehört auch zur Allgemeinbildung, was man oft gerne übersieht. Gerade der Widerstand gegen den Alkoholgenuß trägt ungemein viel zur Charakter- und Persönlichkeitsbildung bei. Möge es dieser wackeren Zeitschrift, die nach den mir vorliegenden ersten zwei Nummern aus den Federn hervorragender Abstinenten eine gediegene und gesunde Kost unserer Jugend bietet, gelingen, das falsche und unverdiente Ansehen, das sich der Alkohol im Laufe der Zeiten zu erschleichen wußte, schon bei der Jugend gründlich zu untergraben. Joseph Valley.

Die Stadt im Regen.

Die ganze Stadt geht unter
Spiegelnd im nassen Asphalt;
Da baut es sich hinunter
Mit zierlicher Gewalt.
Und reiche Balkone erstehen,
Tore voll Glanz und Licht,
Verrauchte Schlote stehen
Im andern Himmel, drehen
Sich tief ihm ins Gesicht.

Die Bahnen laufen wie Feuer
Gross in die Plätze hinein
Und brennend und ungeheuer
Ist aller Strassenschein.
Da springt von neuem Regen
Weiss in die bunte Nacht:
Jetzt schwankst du wie auf Stegen;
Ein zitterndes Bewegen
Quillt auf aus jedem Schacht.

Hans Steiger.

Leo Samberger.

Die Malerei Leo Sambergers, von welcher die letzte Winterausstellung der Münchener Sezession zahlreiche Proben brachte, die das Wesen dieser Kunst wenigstens im großen ganzen ausreichend charakterisierten, wird in einem vor kurzem erschienenen Werke[1]) einer weiteren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Auswahl der Bilder setzt zeitlich da ein, wo Samberger über die ersten Kunstversuche seiner Kindheit hinaus war. Ich hätte nicht für überflüssig gehalten, wenn auch ein paar jener frühesten Versuche mitveröffentlicht worden wären. Zeigen sich doch in ihnen bereits die Andeutungen eines ganz ungewöhnlichen Talentes, einer wunderbaren Gabe, nicht nur zu beobachten und das Beobachtete zeichnerisch prägnant wiederzugeben, sondern auch bereits die Spuren jenes tiefgründigen Eindringens in den Sinn der Erscheinungen, welches aufs wesentlichste dazu beiträgt, der Kunst Leo Sambergers eine so außerordentliche Stellung und Bedeutung zu sichern. Im übrigen kommt jegliche Richtung seines Schaffens zu ihrem Rechte. Als Porträtist, als Darsteller von Einzelgestalten, wie als Bildner umfangreicher Kompositionen, und in allem und jedem als Verkünder größter, allgemein gültiger Ideen des Menschentums als Ausdrucksform des Schöpfungs- und Weltgedankens, so tritt Samberger uns in den Werken, die das Buch veröffentlicht, klar entgegen. Der in einer nicht durchweg ganz leichten Diktion gehaltene Text bringt den Gang der Entwicklung und den Sinn seiner Kunst überzeugend zum Ausdruck. Lange bevor er in die Lage kam, seinen Gedanken malerischen Ausdruck zu verleihen, waren diese bereits beschäftigt, dem Ungewöhnlichen nachzugrübeln, und als er mit dem Feuer der Jugend im eigentlichen Sinne malerisch zu schaffen begann, da stand, was er in seinem Leben auszudrücken strebte, in allen größten Zügen bereits fertig da. Aus dieser Welt seines Geistes entnahm er seine ersten großen Schöpfungen, die gewaltigen Prophetenfiguren, auch seine Kompositionsstudien, deren Gegenstände der Bibel angehören, und zeigte damit, daß sein innerstes Fühlen sich immer nur im Idealbilde würde andeuten lassen. Daß er dabei zugleich ein Porträtmaler wurde, ja diese Richtung derart zur Vollkommenheit bei sich brachte, daß man meist an sie zunächst denkt, wenn von Sambergerscher Kunst die Rede, das ist im Grunde aus der gleichen Auffassung entsprungen, wie seine Idealschöpfungen. Freilich hat Samberger eine staunenswerte Gewandtheit, die Züge, die Haltung, die Erscheinung eines Menschen außerordentlich ähnlich wiederzugeben, aber das wäre doch schließlich nur etwas Aeußerliches. Worauf es ihm ankommt, ist, das Einzelwesen als Symbol von darin sich verkündenden allgemeinen Ideen begreiflich zu machen. Mit gewaltiger Wucht und tiefstem Ernste verfolgt er diese Aufgabe und erhebt sich damit weit über das Spezialistentum des Porträtbildners. Gerade auf dem Gebiete der Idealmalerei liegt seine wahre Bedeutung, und auf diesem können Erfolge seiner Zukunft liegen, die ihm in der Geschichte der Kunst eine Stellung unter den Größten sichern. Daß dieses Meisters hohe Ideen sich mit so häufig bewiesener Begeisterung und Glut auf dem religiösen Gebiete bewegen, daß er der Welt Christus- und Marienbilder von herrlicher Tiefe geschenkt hat, sei ihm besonders gedankt. — Auf das Werk darf mit lebhafter Empfehlung hingewiesen werden; es zeichnet sich durch Gediegenheit des Wortes, wie durch Vorzüglichkeit der Bilderwiedergaben aus.

Dr. O. Doering-Dachau.

[1]) Leo Samberger. Das Werk des Künstlers in 107 Abbildungen nach seinen Gemälden und Zeichnungen mit einem Aufsatze von Hermann Eßwein. München 1913 bei Georg Müller. Geb. 20 *M*, geh. 15 *M*. —.

Das Gerhart Hauptmann-Festspiel.

Von Redakteur Paul Heßlein.

Breslau, der gewaltige Zentralisationspunkt des deutschen Ostens, das Herz Schlesiens, hat eine Jahrhundertausstellung geschaffen, die sich sehen lassen kann. Aus den Ausstellungsgebäuden heraus ragt mächtig die Jahrhunderthalle mit ihrer ungeheuren Kuppel, die bei 65 Meter Spannweite als die größte der Welt bezeichnet wird. Dieser Hallenbau hat — so jung er ist — bereits seine Geschichte. Schon vor seiner Errichtung war er stark umstritten. Und das nicht nur wegen der hohen Kosten, welche diese monumentale Festhalle verursacht. Die Geschichte des Baues hat vielmehr einen politischen Beigeschmack dadurch erhalten, daß der frühere Oberbürgermeister Dr. Bender den Sozialdemokraten zugesichert hat, daß sie diese zur Erinnerung an die Befreiungskriege von der Stadt erbaute Halle später für ihre Versammlungen benützen dürften. Nun ist zu diesem ersten ein zweites Moment getreten: Man hat das in der Jahrhunderthalle aufgeführte Festspiel eingestellt. Und diese Einstellung hat die linksliberale und sozialdemokratische Presse benutzt zu einer Hetze gegen die „Schwarz-Blauen“, die in ihrer Art wohl einzig dastehen dürfte.

Die Breslauer Jahrhundertfeier soll die Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren wachrufen und in ernster Zeit ein Mahner an eine ernste Zeit werden. Auch das Festspiel sollte diesem Zwecke dienen. Es stellte aber nichts anderes dar als eine Verherrlichung Napoleons. Man sah in der Orchestra der Jahrhunderthalle die Revolutionsszenen zu Paris „am dreiundzwanzigsten Januar im siebzehnhundertunddreiundneunzigsten Jahr nach Jesu Christi Kreuzesnot“, man hörte die Verspottung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sah und hörte eine dreimalige Verherrlichung Napoleons, herbe Worte des Spottes über die deutschen Denker und Dichter — und zum Schluß klingt das „Festspiel in deutschen Reimen“ in eine Apotheose des Friedens aus.

Das Festspiel berührte aber auch von Anfang an deshalb peinlich, weil die einseitige Hervorhebung der Reformation und des Protestantismus die Gefühle der Katholiken, deren Vorfahren vor hundert Jahren ebenso für das Vaterland gekämpft haben wie die evangelischen Glaubensgenossen, verletzt. Dazu kommt noch, daß dem Stück der zusammenfassende Gedanke fehlt und das Versmaß alles andere denn einwandfrei ist. Das Festspiel ist abgesetzt worden, da weite Kreise gegen die Aufführung protestiert haben. Mit Recht. Aber die freisinnigen Geister Breslaus haben, unterstützt vom „Berliner Tageblatt“, der Angelegenheit einen politischen Anstrich gegeben, Hauptmann auf den Schild erhoben und von einem Breslauer „Kulturskandal“ gesprochen. Dabei ist von Anfang an betont worden, daß der Dichter der „Weber“ gewiß ein bedeutender Geist der Gegenwart ist, daß er sich aber nicht zum Festspieldichter eignet. Aber die „Voraussetzungslosen“ haben geglaubt, nun einmal wieder eine passende Gelegenheit zu haben, um der „Reaktion“ einen Schlag zu versetzen. Das war ihnen doppelt willkommen, nachdem die Meldung der „Schlesischen Volkszeitung“, daß der Kronprinz, der Protektor der Jahrhundertausstellung, den zuständigen Instanzen von seiner ablehnenden Ansicht über das Festspiel Nachricht habe zukommen lassen, durch eine Erklärung des jetzigen Oberbürgermeisters Matting sozusagen bestätigt wurde. Bei dem zum großen Teil einseitig befangenen Leserpublikum der freisinnigen Presse vom Schlage des „Berliner Tageblattes“ konnte die Aktion ja noch auf Widerhall rechnen, obwohl selbst die evangelisch-bündlerische „Tägliche Rundschau“ das Festspiel in ihrer Nummer 265 als den „Unfug von Breslau“ bezeichnet hatte. Aber die Angriffe der linksstehenden Presse haben dem Dichter Gerhart Hauptmann nicht genützt, sondern nur geschadet, ja ihn um jeden Kredit bei allen wirklich Vorurteilslosen gebracht, nachdem er sich einem Mitarbeiter des „Berliner Tageblattes“ gegenüber in den schärfsten Angriffen auf den Katholizismus äußerte, dabei aber mit dankenswerter Offenheit zugab, daß er in seinem „Festspiel“ den „Ultramontanismus“ und das „Junkertum“ verletzen und angreifen wollte, es sogar seine ausdrückliche Absicht gewesen sei, „auch für seinen Teil der Allgemeinheit die Augen darüber zu öffnen, welche Gefahr die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzuenge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat heraufbeschworen. Er sieht den Geist der Reformation, diesen Lebensnerv der Vormacht des protestantischen Deutschland, gegenüber den ultramontanen Machtgelüsten ins Hintertreffen gedrängt und möchte mithelfen an der Vereitelung geheimer Bestrebungen, die auf eine unterirdische römische Gegenreformation hinauslaufen.“ Seine Ueberzeugung von dem übergroßen Einfluß des römischen Geistes sei bestärkt worden „durch die Erfahrung, welch entscheidende Rolle sich der Ultramontanismus bei Herbeiführung des „Verschwindens“ seines Festspieles angemaßt hat.“

Nach Hauptmann hätten also der katholische Volksteil Schlesiens, seine Presse und seine Führer sich die Angriffe in diesem Jubeljahr nationalen Gedenkens ruhig gefallen lassen müssen. Die oben wiedergegebenen Aeußerungen Hauptmanns beweisen, wie notwendig der Protest war. Sie zeigen aber auch, von welchen Gesichtspunkten aus Hauptmann sein Festspiel verfaßt hat. Ich möchte hier nur noch bemerken, daß meiner Ansicht nach nicht die Ablehnung, sondern die Aufführung des Festspiels einen „Kulturskandal“ bedeutet hat. Diesen Skandal aufgebauscht und ausgenützt zu haben ist das „Verdienst“ der freisinnigen Presse. Von der demokratischen „Welt am Montag“ wurde das Festspiel übrigens als eine „bodenlose Frechheit“ bezeichnet.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Kurz vor Ferienbeginn brachte unsere Hofoper noch eine Neueinstudierung der „Zauberflöte“, die seit längerer Pause heuer wiederum in den Reigen der Festspiele aufgenommen werden soll. Die einst von Possart geschaffene Rekonstruktion der Textdichtung ist beibehalten worden. Mit vollem Recht. So kühl uns auch die Dichtung Schikaneders anmutet, in der wir lediglich das gleichgültige Gefäß der herrlichen Musik Mozarts erblicken, so wenig bedeuteten die Aenderungen, die an den Bühnen gang und gäbe geworden waren, wirkliche Verbesserung. Die Ausstattung ist gegen früher intimer geworden, sie beschränkt sich oft auf Andeutungen, die der Einbildungskraft zur Stütze dienen. Ohne ein blinder Anhänger der stilisierten Inszene zu sein, wird man ihre geschickte Anwendung überall da gutheißen müssen, wo es gilt, eine phantastische Welt aufzubauen, deren naturalistische Ausmalung leicht zu kühlen Schauwundern führt, die im Laufe des Abends die Phantasie abstumpfen, statt sie anzuregen. Der in der Möglichkeit raschen Szenenwechsels bestehende Vorteil der Stilbühne könnte noch weiter ausgenutzt werden zur Vermeidung der vielen Pausen. Fraglos ist unser nervöses Geschlecht von heute empfindlicher gegen dieses Zerreißen der Stimmung. Der musikalischen Leitung Walters ist mit dem größten Lobe zu gedenken. Von den Mitwirkenden sind besonders die Damen Bosetti, Perard-Petzl und Kuhn, Bender, Broderſen, v. Scheik zu nennen, denen herzlichster Beifall zuteil wurde.

Kgl. Residenztheater. Auch als Vorbereitung zur Fremdensaison darf die Première von Sandel und Halms Lustspiel „Graf Pepi“ angesehen werden, freilich im anderen Sinne als die Festspiele: Das Stück wendet sich an diejenigen, welche sich lediglich amüsieren wollen. Diese bemängeln auch kaum, daß der Krieg von 1866 ein zu ernster, jedenfalls zu anspruchsvoller Hintergrund zu allerhand komischen Vorgängen ist, sondern freuen sich an den Verlobungen, die ja als Symbol des heutigen Sympathieverhältnisses der sich einst bekriegenden Mächte gelten dürfen. Daß solch leichte schauspielerische Aufgaben gut gelöst wurden, ist bei einer erstrangigen Bühne selbstverständlich.

Münchener Künstlertheater. Die Aufführung von Shakespeares „Antonius und Cleopatra“ konnte den Kritiker mit Freude erfüllen, der die heurige Spielzeit seither mit einigem Mißvergnügen verfolgt hatte. Auch der Wohlwollendste mußte sich sagen, diese Experimente mit Stücken von Wedekind, Schaffner und Hatvany hätten andere unserer Privatbühnen gerade so gut unternehmen können. Das Künstlertheater soll eben mehr sein, als lediglich noch ein Theater, das den anderen Konkurrenz macht. Man verlangt etwas Mustergültiges oder wenigstens Versuche, die der Lösung wichtiger Bühnenprobleme näher kommen. Mit der Aufführung des Shakespearedramas hat das Künstlertheater Terrain wiedergewonnen, das halb und halb verloren gegangen war. Das Publikum folgte der Vorstellung mit sichtlichem Anteil und der starke, ja stürmische Beifall war keineswegs nur der Ausdruck einer konventionellen Artigkeit. Ueber die Berechtigung, man darf auch sagen die Notwendigkeit der Stilbühne für Shakespeareaufführungen besteht kein Streit mehr, denn die Stücke sind für ein Theater geschrieben, das den vielfachen Wechsel des Schauplatzes mit den einfachsten Mitteln gestattete. Der „Shakespearebühne“ unseres Hoftheaters kommt in dieser Frage großes Verdienst zu, besonders nachdem man in den letzten Jahren durch die vielen Möglichkeiten malender Lichtwirkungen ihr eine gewisse doktrinäre Kühle nehmen konnte. Das Künstlertheater geht in der lediglich andeutenden Inszene noch ein paar Schritte weiter. Die Szene auf dem Schiff des Pompejus war bei Anwendung der kargesten Mittel dennoch von suggestiver Kraft. Auch wurde durch einen Bühnenhorizont die Illusion von großer Weite erzeugt und durch wechselnde Beleuchtung desselben Bühnenbilder durchaus verschiedenen Charakters geboten. Der Szenenwechsel vollzog sich spielend und rasch bei voller Verfinsterung der Bühne. Dadurch wurde es möglich, daß Shakespeares längstes, an Schauplätzen überreiches Drama ohne allzuviel Striche in knapp drei Stunden an uns vorüberzog. Ich glaube, daß dieser Vorteil nicht gering anzuschlagen ist. Fühlt der aufmerksame Theaterbesucher doch allzuoft, daß das Publikum im fünften Akt eines klassischen Dramas ermüdet, ohne daß er es deshalb interesselos schelten möchte. Die Cleopatra spielte Frau Durieux. Die zwingende Kraft ihrer Kunst bewährte sich wieder in höchstem Maße. Man wird es kaum gewahr, daß die Künstlerin im Aeußeren ja durchaus nicht der Vorstellung entspricht, die man gemeinhin von der Ptolemäerin hegt, ähnlich, wie seinerzeit eine Eleonore Duse durch Temperament und geistige Durchdringung das Blendende der Erscheinung mehr als zu ersetzen vermochte. Ihr Tod durch den Biß der Schlange war eine erschütternde darstellerische Leistung. Sie wuchs in dieser Sterbeszene, gemäß den Absichten des Dichters, zu einer sühnenden Größe. Den Antonius gab Clewing mit schönen Mitteln in guter Anlage; am stärksten individuelle Färbung hatte der Enobarbus des Herrn Hartau, dem auch besonderer Beifall zuteil wurde. Jedenfalls hatte die an Einfällen reiche, aber dem Dichterwerk getreu dienende Regie Zavrels jeden an die rechte Stelle gesetzt, so daß eine fein abgetönte Gesamtwirkung zustande kam, die ungetrübten Genuß bot.

Münchener Kammerspiele. Mit einer guten Aufführung der „Gespenster“, in der die ergreifende Gestaltung der Frau Alving durch Frau Dumont hervorragte, verabschiedete sich das Ensemble des Düsseldorfer Schauspielhauses, dem es nicht an anerkennendem Beifall, zuweilen aber wohl an stärkerem Besuch gefehlt hat. — Die nächsten Monate spielt ein von V. Hartberg und Erich Ziegel geleitetes Ensemble,

dessen Mitglieder von den verschiedensten Bühnen stammend, dennoch gutes Zusammenspiel aufweisen. Kann ich die Ensemblewirkung und die Einzelleistungen loben, so vermag ich der Novität keinen Geschmack abzugewinnen. Sie betitelt sich „Die Rückkehr von Jerusalem“, Schauspiel von Maurice Donnay. Die Jüdin Judith ist katholisch geworden, um einen vornehmen Christen zu heiraten. Bald liebt sie aber einen anderen und gelangt mit diesem auf einer Art illegitimer Hochzeitsreise nach Jerusalem. Dort erwacht der Rasseinstinkt in ihr und sie wird allmählich zu einer Fanatikerin ihres einst aus Lebensklugheit abgelegten Judentums. In ihrem Pariser Salon werden nun alle Israeliten protegiert, selbst solche, die Feinde ihres Michel sind. Diesen liebt sie nun auch nicht mehr, sondern einen ihr widerstrebenden Stammesgenossen. Am Schlusse trennen sich Judith und Michel, der um ihretwillen Frau und Kinder verlassen. Ich bezweifle, daß das Judentum Anlaß hat, auf diese zweite „Judith“ stolz zu sein, denn auch dieses hat seine ausgeprägte Achtung vor dem Bestand der Familie und verdammt den Ehebruch, Frau Judith ist entschieden für Abwechslung; daß eine Ehe auf die Dauer keinen Bestand haben kann, daß die Gatten wenigstens gegenseitig über Untreue hinwegzusehen haben, erscheint ihr als selbstverständlich. Wäre das Wort von der „vornehmen Duldung“ nicht in München geprägt worden, es könnte von Herrn Donnay und seiner Heldin stammen. Leider schien das Publikum geneigt, geistreichelnde Aussprüche eines moralischen Sansculottismus durch Sympathieäußerungen zu unterstreichen.

Uniontheater. „Die Tiroler Volksbühne München“ vermittelte uns die Bekanntschaft mit Karl Domanigs „Andreas Hofer“, dem dritten Teil aus des Dichters dramatischer Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“. Das Werk, dem in unserem Blatte E. M. Hamann anläßlich des Dichters 60. Geburtstag (cf. Nr. 13 vom 31. März 1911) Worte feinsten Verständnisses widmete, wirkte in der fleißig vorbereiteten und wacker gespielten Vorstellung stark und würde bei einer unserer Berufsbühnen die Mühen der Einstudierung in hohem Grade lohnen. Forneller, der verdiente Regisseur des Erler Passionsspieles, repräsentierte den Sandwirt in überzeugender, lebensechter Maske.

Konzertverein München. Nachdem das Gemeindekollegium die vom Magistrate beantragte Subvention abgelehnt hat, beschloß der Konzertverein, sich aufzulösen. Wenn nicht in zwölfter Stunde ein gangbarer Weg gefunden wird, muß München auf ein Orchester verzichten, dessen Konzerte zu den Höhepunkten des Konzertlebens gehörten, dessen Volkssymphonieabende für Tausende die einzige Möglichkeit boten, hohe Kunst zu genießen.

Verschiedenes aus aller Welt. Richard Wagners „Parsifal“ wurde mit großem Erfolg in Buenos Aires erstmalig aufgeführt. — Ein schwedisches Musikfest wurde in Stuttgart abgehalten. In der Kammermusik trat besonders das lyrische Element zutage. Sehr gefielen die Stimmen und die musikalische Disziplin des Studentenchores von Upsala. Eine im Hoftheater gebotene Oper: „Der Schatz des Waldemar“ von A. Hallén fußt auf der Nibelungensage. Die Musik ist melodiös, aber wenig dramatisch. — Glucks „Orpheus und Eurydike“ wurde in einer den Dalcroze'schen Kunstmaximen entsprechenden Bearbeitung bei den Hellerauer Festspielen geboten. Die Urteile sind geteilt. — In Brüssel wird die Gründung einer Bühne geplant, die ausschließlich Stücke von katholischer Weltanschauung darbieten soll.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Solange dort drunten im Wetterwinkel des Balkans die Schwerter der einst eng verbündeten Waffenbrüder so locker in der Scheide stecken, und der neuerliche Kriegsausbruch noch für unmittelbar bevorstehend gilt, bleibt die Börsentendenz unserer Effektenmärkte naturgemäss vollkommen teilnahmslos. Der immer sich durchbrechende kräftige Anstoss zu einer Kursaufwärtsbewegung, besonders in Berlin, ist von nur kurzer Dauer. Politik, Geldmarkt und Industrielage bieten genügend Stoff zu einer abbröckelnden Unlust bei geringster Anregung. Grosse Verluste unserer Industriellen durch den Stillstand der Wirtschaftslage am Balkan machen sich mehr denn je bemerkbar. Alle Industriekreise und sämtliche Sparten unserer Handelsbeziehungen zu dem Orient verspüren diesen Ausfall der Geschäfte erheblich. Dabei will die Geldmarktentwicklung keinen irgendwie sichtbaren und dauernden Fortschritt einhalten.

Der Semesterschluss verhinderte begreiflicherweise jede, auch nur die geringste Erleichterung. Die Geldzentralen sind trotz der verhältnismässig glatten Geschäftserledigung zum Monatsultimo noch andauernd bemüht, alle verfügbaren Gelder für kommende Eventualitäten bereitzuhalten und verfolgen mehr oder minder eine Eindämmung der Kreditgewährungen. Handel und Industrie sind gerade durch diese Zurückhaltung der Geldgeber gezwungen, mit verbleibenden disponiblen Mitteln haushälterisch umzugehen und dadurch verhindert, wie dies bisher üblich war, weitsichtige Geschäfte mit längeren Zahlungsterminen aufzunehmen. Eine fühlbare Einschränkung macht sich daher überall breit und verdrängt jeden noch vorhandenen Optimismus hinsichtlich einer baldigen Besserung unserer Wirtschaftsgebiete. Die neuerlichen schlechteren Nachrichten aus der Montanbranche sind nach wie vor schlimme Zeichen einer solchen Abflauung unserer Industrie. Die bisher äusserst konservative Haltung des deutschen Stahlwerksverbandes musste sich ebenfalls zu nicht unbeträchtlichen Preiskonzessionen einzelner Produkte bewegen. Auf der nunmehr scharf gedrückten, reduzierten Verkaufsbasis scheinen sich nun langsam die bisher fehlenden Käuferschichten für Stahl und Eisen einzustellen. Ob diese allmähliche Wiederkehr der Kauflust den Beginn einer, wenn auch geringen Besserung in dem jetzigen Stillstand der Industrie bedeutet, bleibt abzuwarten. Tatsache ist, dass die andauernde Geldverteuerung jede breitere Tätigkeit vermindert, wenn nicht sogar unterdrückt. Ultimogeld notierte in Berlin bis zu 7%, und der offene Markt zeitigte Privatdiskontsätze auf der knappen Höhe der offiziellen Reichsbankrate. Das internationale Rentengebiet, beeinflusst durch die fortwährend angestrengte Geldmarktsituation kommt zu keiner Beruhigung. Immerhin scheint der bisherige Tiefgang der Fondskurse zur Ruhe gebracht worden zu sein. Den Reigen von weiteren Neuemissionen vermehren die Staatsanleihen von Belgien, Schweden, Mexiko, Bosnien im Werte von zusammen zirka über 400 Millionen Mark. Deutsches Kapital ist den amtlichen Weisungen zufolge hierbei zumeist nur spärlich vertreten.

Zu diesen fortgesetzten Geldentziehungen des offenen Marktes beginnen die Vorbereitungen zur Aufbringung der Milliarden für die Wehrbeiträge bei uns sich bereits unliebsam bemerkbar zu machen. Nach der ganzen Sachlage gilt es fast für vollkommen ausgeschlossen, dass wir mit nächstem Monat und sogar nach Jahresfrist billigere Sätze als die derzeitige 6% Diskontrate erhalten werden. Dieser fortwährende Alpdruck steht auch der Börsenentwicklung äusserst hinderlich im Wege. Die Einschränkungen, welche die Grossbankwelt in der Kreditgewährung auch ihren Spekulationskunden gegenüber nunmehr beobachtet, verdienen hierbei gleichfalls genannt zu werden.

Die besorgniserregende Zuspitzung der Politik am Balkan verhindert sowohl im Geschäftsgang der Industrie, als auch im gleichen Masse in einer breiteren Börsenbewegung, jede grosszügige Tätigkeit. Die im Reichstag beschlossene Aufhebung des Scheckstempels und der Grundwertzuwachssteuer konnte daher fast keinerlei Einwirkung ausüben. Die Börsen bleiben schwach, trotz der günstigen Ziffern des deutschen Aussenhandels, speziell der starken Zunahme des Exportverkehrs. Auch die lautenden Mehreinnahmen der deutschen Eisenbahnen können keinerlei gebesserten Einfluss hinterlassen. Das fortwährend zum Verkauf gelangende Effektenmaterial findet trotz dieser und anderer günstiger Momente nur widerwillig und zu stets gedrückten Preisen Unterkunft. Die Qualität der Effektenbesitzer allerdings bessert sich und lässt bei einigermassen geklärter politischer Lage den Schluss auf baldige Genesung unseres gesamten Börsengebietes erwarten. Die Aussichten eines vorzüglichen deutschen Saatenstandes beginnen mehr und mehr Einwirkung auf derartige gute Börsentendenzen zu gewinnen.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Landersdorfer, Dr. P. S., O. S. B. **Die Kultur der Babylonier und Assyrer.** Mit 31 Abbildungen und 1 Karte. Klein-Oktav VIII und 240 S. — **Finke, Dr. Heinrich,** Geh. Hofrat, Universitätsprofessor, **Die Frau im Mittelalter.** Mit einem Kapitel „Die heiligen Frauen im Mittelalter“ von Dr. Lenné. Klein-Oktav, XII u. 192 S. à M 1.—. Sammlung Kösel, Bändchen 61 u. 62. (Kösel, Kempten und München.)

Die letzten Römer. Historischer Roman. Von Th. Jeske-Choinski. 1. Teil. Broschiert M 6.—, geb. M 8.—. (Köln, Bachem.)

Kirchengeschichtliche Festgabe, Anton de Waal zum goldenen Priester-Jubiläum (11. Oktober 1912) dargebracht. Im Auftrage und in Verbindung mit den Kaplänen und Freunden des deutschen Campo Santo in Rom. Herausgegeben von Privatdozent Dr. theol. F. X. Seppelt. XX. Supplementheft der Römischen Quartalschrift. 8°. XIV u. 488 S. M 16—. (Freiburg, Herder.)

Vorträge für Vereins- und Familienabende. 2. Zyklus von Karl Forschner, Päpstlicher Hausprälat. („Soziale Briefe“ IV. Bändchen.) 8°. VIII u. 127 S. Kart. M 1.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Das junge Mädchen im Verkehre mit der Welt. Von P. F. Peters C. SS. R. gr. 16. (IV u. 168 S. Geb. M 1.20. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Jubiläumsfragen 1913. Von Dr. theol. W. E. Hubert. 16°. 36 S. Geh. 40 Pf. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Jubiläumsbüchlein für das von Sr. Heiligkeit Papst Pius X. verkündete allgemeine Jubiläum (1913). Nach der Anleitung des † Mainzer Domdekans Dr. J. B. Heinrich. 16°. 52 S. Geh. 25 Pf. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Das morgenländische Mönchtum von Prof. Dr. theol. Stephan Schiwietz. 2. Band: Das Mönchtum auf Sinai und in Palästina im 4. Jahrhundert. VIII u. 192 S. Geh. M 5.—. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Ave Regina Coelorum. Predigten und Skizzen zu Ehren Unserer Lieben Frau. Von Prof. Dr. Joseph Seidst. 2. Hälfte. 8°. VIII u. 164 S. Geh. M 3.—. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Meß- und Kommunionandacht für Kinder. Von B. Mertens. 16°. 58 S. Geb. 40 Pf. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Dreihundertzwanzig Strafgerichte Gottes und Zufälle, welche keine Zufälle sind. Von Dr. J. A. Keller Exempelbücher VII. 8°. XX u. 501 S. Geh. M 3.50, geb. M 4.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Wir Akademiker und die Kirche. Von Bischof Dr. Michael Faulhaber. 8°. 30 S. Geh. 40 Pf. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Das Gasthaus zur „Alten Krone". Eine Pfälzer Dorfgeschichte von C. Forschner. 8°. 190 S. Geb. M 1.80 (Dorfgeschichten 1. Band.) (Mainz, Kirchheim & Co.)
Geburtenrückgang und praktische Seelsorge. Von Domkapitular Prof. Dr. Aug. Knoch. 8°. XVI u. 91 S. Geh. M 1.60. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Zwischen Lenz und Sommer. Gedichte von Alois Raif. Geb. M 2.40. (Ravensburg, F. Alber.)
Das sterile Berlin. Volkswirtschaftliche Studie von Felix A. Theilhaber. (Berlin, Eugen Marquardt-Verlag.)
In der Eisenhütte. Von Ingenieur Joh. Eug. Mayer. Mit 20 Illustr. 8°. VIII, 150 S. 64. Bändchen der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek". Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)
Der Schlosser. Von Ingenieur J. E. Mayer. 8°. VIII, 243 S. Mit 70 Illustr. Brosch. M 2.40, geb. M 3.—. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)
Mitteilungen des Mikrologischen Vereins Linz. Herausgegeben vom Mikrologischen Verein. Heft I. gr. 8°. 40 S. Geh. M 2.—. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)
Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. Von Jos. Kipper. (Soziale Tagesfragen Heft 39.) gr. 8°. 41 S. 60 Pf., postfrei 70 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)
Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Kritik der Bernhardschen Schrift: „Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik." Von Prof. Dr. Franz Hitze, M. d. R. Mit Beiträgen von Geh. Oberregierungsrat Dr. Wuermeling, M. d. Pr. A., und Sanitätsrat Dr. Faßbender. gr. 8°. 124 S. M 1.60, postfrei 1.80. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)
Der Verband der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas (U. V.) Von Werner Ohlendorf. Studentenbibliothek, 9. Heft. 40 Pf., postfrei 45 Pf. (M. Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)
Deutsche Kampfspiele. Werbeblätter für vaterländische Gedenkweihen. 1913. Nr. 1. (München, Verlag des Deutschen Kampfspielbundes.)
Vom Knaben zum Jüngling! Gedichte von Otto Belach. Geh. M 2.—, geb. M 3.—. (Leipzig-Co., Bruno Volger.)
Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel. Von P. Ad. Chwala, Obl. M. I. 8°. 240 S. Brosch. M 2.20, geb. M 3 20. (A. Laumann, Dülmen i. W.)
Außenstände ohne Kosten erfolgreich einziehen nach einem neuen Verfahren. Von der Rechtsauskunftstelle für Nassau besorgte neue Ausgabe. 75 Pf. (Wiesbaden, Emil Abigt.)
Die katholische Heidemission im Schulunterricht. Hilfsbuch für Katecheten und Lehrer. Von Friedr. Schwager, S. V. D. M 2.—. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rheinland, Missionsdruckerei.)
Tixeront, Dogmengeschichte. Bd. I. Bis zum Arianismus. Deutsch von Privatdozent Dr. K. Ziesché. Bd. 1. M 3.50, geb. M 4.—. (Breslau, Franz Goerlich.)
Der Dorfpfarrer. Gedichte von Rabe vom Zobten. (Breslau, Goerlich & Coch.)
Korsika. Von Alfred Maderno. Orell Füßli's Wanderbilder Nr. 298—301. 94 S. 8°. M 2.—. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)
Marias Wunder und Gnadenerweise in Lourdes und an ihrem Schmerzensbilde in Campocavallo. Von einem Priester der Erzdiözese Köln. Geb 80 Pf. (Trier, Paulinusdruckerei.)
Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem. Von Otto Cohausz, S. J. M 1.80. (Warendorf i. W., J. Schnellsche Buchhandlung [C. Leopold])
Die Wahrheit des Christentums. Von Prof. Dr. Franz Sawicki. M 5.25. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)
Deutschtum und Judentum. Von Kurt Bürger-Lichterfelde. 75 Pfg. (Berlin, Verein zur Abwehr des Antisemitismus.)
Fliegende Blätter. Halbjahresband: Nr. 3519—3544. Abonnement vierteljährlich M 3.50. (München, Braun & Schneider.)
Ludwig Knaus. 15 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. In künstlerisch ausgestattetem Karton geheftet M 1.—. (Joseph Scholz, Mainz.)
Leo Samberger. Das Werk des Künstlers in 107 Abbildungen mit einem Aufsatze von Herm. Eßwein. (München, Georg Müller.)
Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe: **Kaiser Wilhelm II.** Von Karl Duntmann; **Wie Deutschland seine Kolonien bekam!** Von Alexander Burger; **Die Sänger von Deutschlands Befreiung.** Von August Althaus; **Eine Schwarzwaldreise.** Von G. Mayer. à 60 Pf. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.)
Das Schweigen Christi. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Von Anna Freiin von Krane. Brosch. M 5.—, geb. M 6.—. (Köln, Bachem.)
Bibliothek der Kirchenväter. 10 Bd. **Des hl. Makarius des Aegypters 50 geistliche Homilien.** Aus dem Griechischen von Stadtkaplan Dr. Dionys Stiefenhofer. Geh. M 3.—, geb. M 3 80 u. M 4.30. (Kösel, Kempten und München.)

Ausstellung Bureau und Geschäftshaus München 1913. Die Ausstellung wurde am Mittwoch vom Prinzregenten Ludwig von Bayern in einem zweieinhalbstündigen Rundgange aufs genaueste besichtigt. Der Prinzregent zog die anwesenden Aussteller ins Gespräch, ließ sich die verschiedenen Maschinen vorführen und erläutern und sprach beim Verlassen der Ausstellung dem Präsidium seine hohe Anerkennung und Befriedigung über das Gesehene aus.

33. Bayerische Karawane ins Heilige Land. Da die Türkei nunmehr Frieden mit den Balkanstaaten geschlossen hat, kann die von Mitte Juli bis Ende August geplante Karawanenreise für Damen und Herren über Aegypten nach Palästina, Syrien und Griechenland zur Durchführung gelangen. In allernächster Zeit erfolgende Anmeldungen können noch Berücksichtigung finden. Nähere Aufschlüsse gibt: Prälat Kirchberger, München, Frauenplatz 12/II.

Der diesjährige 5. Pfälzer Lourdes-Pilgerzug in der Zeit vom 11. bis 22. August unter Leitung von Pfarrer Dr. Foohs-Landau, Pfalz, verdient besondere Beachtung. Er hat mit dem System der ermüdenden und beschwerlichen Nachtfahrten gebrochen und als obersten Grundsatz aufgestellt: keine Nachtfahrt. Auf diese Weise bleiben die Pilger frisch und gesund, und Persönlichkeiten, die sich den Strapazen einer Tag- und Nachttour nicht auszusetzen vermögen, wie beruflich Ueberangestrengte oder im Alter Vorgerückte, können diesen Pilgerzug getrost mitmachen. Gelegenheit zur Abtönung bietet ein Pilgerzug nach Lourdes ohnedies übergenug. Nicht zu vergessen ist, daß auch die Fahrsicherheit bei Tag eine ganz andere ist, als jene bei Nacht in einem fremden Lande.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

König Otto-Bad

bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge, altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. Dr. Becker.

Schliersee .. Hotel Wittelsbach

neu renoviert, in der Nähe des Bahnhofes Auswahlreiche Speisekarte. Bier aus der Herzogl. Brauerei Tegernsee. Schöne Veranda, schattiger Garten. Elektrische Beleuchtung. G. Dannhofer, Besitzer.

Bayrischzell

im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**

neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension.
Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Prien

am Chiemsee, **zwischen München u. Salzburg,** kgl. Prunkschloss Herrenchiemsee, **Kurhaus Strand-Hotel** für Ruhe, Erholung u. Passanten. Zimmer 3 M., Pension 6 M. Gerühmte französische und Dr. Lahmann-Küche. Jeder Sport. **Chiemsee-Sanatorium** für Kuren nach Dr. Lahmann bietet See, Wald und Hochgebirge. Aller Komfort.
Illustrierte Prospekte gratis.

Feldafing!

Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.

Hotel Kaiserin Elisabeth!
Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt.
Mässige Preise und Arrangements.
Prospekte durch den Besitzer **G. Kraft.**

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Schonach bei Triberg (Bad. Schwarzwald)

Gasthof und Pension zum Ochsen.
Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 23. Prosp. gratis durch den Besitzer Rosmas Scherer.

Bad Adelholzen

25 Minuten v. Station Bergen, Linie: München-Salzburg.

Kurhaus im Betriebe von barmherzigen Schwestern v. hl. Vinzenz v. Paul aus dem Mutterhause München. — Rubidiumhaltige (S. Primus) Quelle (vgl. Münch. mediz. Wochenschrift Nr. 13 v. J. 1913, Gutachten von Hofrat Dr. Emmerich). — Harntreibende, Harnsäure und Harnsteine lösende Heilerfolge seit Jahrhunderten. — Das Kurhaus befindet sich 656 m über dem Meere in gesunder, ruhiger, staubfreier Gebirgslage, herrliche Aussicht, schöne, reizvolle Umgebung. — Trink- und Badekuren. — Saison: Mai—Oktober; sehr gesucht von Erholungsbedürftigen. Für die Hochw. H.H. Geistlichen stehen 5 Altäre zum Zelebrieren zur Verfügung. — Post u. Telephon im Haus.

Mineralwasser und Prospekte: Mutterhaus der barmherzigen Schwestern, Nussbaumstrasse 5, München, und Kurhaus Adelholzen. — Führer soeben neu erschienen im Kommissionsverlag: Endter, Traunstein; zu haben in jeder Buchhandlung.

Wörishofen

Hotel u. Bad Kreuzer mit SONNENBÜCHL
Atm. Kuranst., Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbäder
Prosp. frei.

Blankenberghe

Hotel du Rhin
a. Strande. Deutsches Haus I. Ranges. Pension inkl. Zimmer von 6 M. an.
= Illustrierte Prospekte. =

Erholungsheim für Geistliche und andere Herren.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss
4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prsp. kostenfr.

Ferien in Cuma.

Deutsches Erholungsheim.
Abreise 16. Juli und 5. August, je 3 Wochen.
Gesamtkosten M. 260.—.
Societa Cumana, Stuttgart.

Mineralwasser-Apparate

anerkannt erstkl. Fabrikat. Kompl. Einrichtung. u. aller Zubehör. Fordern Sie Katalog d. Spezialfabrik
Hugo Mosblech Köln-E. 556
Abt. I: Maschinenfabrik, Ab. II: Fruchtsaftpresserei und Essenzenfabrik mit Dampfbetrieb. Export nach allen Ländern. Ueber 11 000 Apparate „Mosblech“ im Betrieb.

Fromme, talentierte

Knaben,

die sich zum **Priester-** u. **Ordensstande** berufen fühlen und militärfreie junge Männer, die Gott durch ihrer Hände Arbeit dienen wollen, mögen sich vertrauensvoll wenden an den **P. Provinzial** der **Salvatorianer** in **Lochau** bei Bregenz (Vorarlberg).

Heirat.

Junger Mann, von angenehm. Aeußern, Anf. der 30er Jahre, sucht mit gebild. kath. Fräulein, wirtschaftl. erzogen, in Korrespondenz zu treten, zwecks späterer Ehe. Etwas Vermögen erwünscht. Anonym. zwecklos. Vertrauensvolle Angebote mit genauen Angaben, möglichst mit Bild, bis 15. Juli unter „Bodensee“ 18638 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau“, München, erbeten.

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

Kaiserbad Rosenheim

(Bayer. Alpen)
Bahnlinie München Salzburg u. Kufstein.

Altbekanntes Bad und Hotel in ruhiger, staubfreier Lage. Pension inkl. Zimmer von M. 4.50 an. (Kein Pensionszwang.) Elektr. Beleuchtung. **Soole- und Moorbäder,** Eisenquelle und alle Arten Kräuterbäder, Kohlensäure-, elektr. Licht- und Wannenbäder, Sonnenbad, Inhalatorium, Massage und Gymnastik. Vollkommen moderne Einrichtung für Durchführung des **physik.-diätetischen** (Natur-) Heilverfahrens. Aerztl. Leiter: **Dr. med. Otto Denk** (langjähriger Vertreter der phys. diät. Therapie). — Prospekte und Auskunft durch den Arzt und die **Direktion**

Tannenhof Lauterbach.

Württ. Schwarzwald. 600 Mtr.
Ideale Sommerfrische, direkt an Tannenhochwaldungen. Herrliche, ruhige, staubfreie Lage. Gut bürgerliches Haus, elektrisches Licht, Bäder, Massagen. Beste Verpflegung, mäßige Preise. Prospekt frei.
M. Schultheiß Erben.

Kneippsche Kur Jordanbad

in d. ersten gross. ärztl. geleit. Kneippschen Wasser-Heilanst.
bei Biberach (Württemberg) Linie: Ulm—Friedrichshafen)

Schöne, ruhige Lage, unmittelbar an grossen Waldungen. Das ganze Jahr besucht. — Sehr mässige Preise: Verpflegung u. Zimmer I. Klasse von 4 Mk. 40 Pf. an. II. Klasse von 3 Mk. 80 Pf. an. — Wasserkur billigst. — Prospekte durch den leitenden Arzt.
Dr. J. N. Stützle oder die Badeverwaltung (Schwester Oberin).

Attendorner Tropfsteinhöhle.

Grösste und schönste Höhle Deutschlands!
An Bahnhof Attendorn. — Im Sauerland. — Strecke Köln—Overath—Attendorn—Finnentrop und Hagen—Finnentrop—Betzdorf. Täglich geöffnet. Elektrisch beleuchtet mit 600 Lampen. Prospekte gratis durch die Höhlenverwaltung.
Sehenswürdigkeit ersten Ranges!

Kettelerheim

Bad Nauheim ::

(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Nordseebad Westerland auf Sylt

32000 Besucher — Familien Bäder

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger Strand. Prospekte kostenlos durch die Badedirektion und die Annoncenbüros Rudolf Mosse, Daube & Co. und Invalidendank.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 12. Juli 1913. X. Jahrgang.

Die Wehr- und Deckungsvorlagen erledigt.

Von Oberregierungsrat Speck, M. d. R.

Rascher als der größte Optimist zu hoffen gewagt hatte, sind die Heeres- und Deckungsvorlagen im Reichstag verabschiedet worden. Rascher vielleicht, als es im Interesse einer gründlichen Durcharbeitung dieser wichtigen und schwierigen Materie zu wünschen war. Trotzdem würde man fehlgehen mit der Annahme, daß aus der verhältnismäßig schnellen Erledigung der ganzen Vorlagen im Plenum ein Rückschluß zulässig sei auf das Maß der im Reichstag und namentlich in der Budgetkommission auf die Materie verwendeten Arbeit und Mühe. Es waren saure Wochen für die Mitglieder dieser Kommission und ein den Dingen Fernstehender vermag sich wohl kein richtiges Bild zu machen von den Anforderungen, die ein solches Werk an die körperliche und geistige Spannkraft und an die Nerven der Abgeordneten stellt, die berufen sind, an dessen Ausbau in erster Linie mitzuarbeiten, auf deren Schultern also naturgemäß ein großes Maß von Verantwortung ruht. Und diese Verantwortung wird um so größer, wenn, wie es hier der Fall war, dem Plenum nur so kurze Zeit zur Durchberatung gelassen wird. Es war fürwahr kein erbauliches Schauspiel, das der Reichstag in den letzten Tagen vor seinem Auseinandergehen geboten hat. Von einer gründlichen Beratung war so gut wie keine Rede mehr, die wenigen Abgeordneten, welche die Materie beherrschen, waren durch die wochenlangen Kommissionsberatungen ermüdet und abgearbeitet, die übrigen aber zum großen Teil naturgemäß in allen Detailfragen auf das Votum der Führer angewiesen. Daß unter diesen Umständen das geschaffene Werk nicht ohne Fehl und Tadel sein kann, darf nicht wundernehmen, und dem Bundesrat kommt die schwierige Aufgabe zu, in den Ausführungsbestimmungen die vorhandenen Mängel, soweit dies der Gesetzestext überhaupt zuläßt, auszugleichen. Im übrigen werden wohl Novellen zu dem einen oder anderen der Steuergesetze nicht allzulange auf sich warten lassen.

Daß unter diesen Umständen die Kritik leichtes Spiel hat und nur allzu viele Punkte findet, wo sie mit begründetem Tadel einsetzen kann, liegt auf der Hand. Aber auch in den Kreisen der Abgeordneten selbst empfindet eigentlich niemand so rechte Befriedigung über die Art der Erledigung dieser wichtigen Vorlagen. Der Eindruck der Unzulänglichkeit der geleisteten Arbeit ist ein allgemeiner und ihm gegenüber vermag das Gefühl der Befriedigung nicht aufzukommen darüber, daß erfreulicherweise die sämtlichen größeren bürgerlichen Parteien sich zusammengefunden haben und in der großen nationalen Frage der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes der Sozialdemokratie geschlossen gegenübergetreten sind.

Es hätte wenig praktischen Wert, wollte man jetzt noch nachträglich eingehend die Frage untersuchen, wen wohl das Verschulden trifft an diesem unerwünschten Verlauf der Dinge. Immerhin aber mag konstatiert werden, daß wohl diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, die in erster Linie die maßgebenden Reichsstellen dafür verantwortlich machen, weil diese in der Vertretung der Bundesratsvorlagen zu wenig Initiative entwickelten und allzulange die Zügel am Boden schleifen ließen. Die bei so schwierigen Dingen unbedingt notwendige leitende Hand wurde schwer vermißt und die Folge war eine Monate hindurch dauernde vollständige Direktionslosigkeit. Und was man während dieser langen Zeit des ruhigen Zuschauens versäumt hatte, war in den wenigen Wochen des Juni nicht wieder gut zu machen. Und so kam's, daß schließlich die wichtigsten Dinge im Handumdrehen entschieden wurden, daß so nebenher Gesetze aufgehoben wurden ohne erheblichen Widerspruch vom Bundesratstische aus, die vor wenigen Jahren erst auf Vorschlag eben des Bundesrats eingeführt worden waren. Das Ansehen der deutschen Gesetzgebung hat durch diese Beratungen und Beschlüsse wahrlich nicht gewonnen!

Neben diesem Umstande, daß durch das lange dauernde passive Verhalten der maßgebenden Stellen der richtige Zeitpunkt der Annäherung der Parteien versäumt wurde, fiel bei der Arbeit selbst die Neuartigkeit der Steuervorschläge erschwerend ins Gewicht, was sowohl für den Wehrbeitrag als auch für die Vermögenszuwachssteuer gilt. Und die Schwierigkeiten, die sich hieraus ergaben, wurden doch vielfach unterschätzt. Mit großem Eifer und allseitig anerkanntem Fleiß hatte die Budgetkommission, sogar unter Inanspruchnahme einer Unterkommission, das schwierige Werk einer Neugestaltung der Vorlage über den einmaligen Wehrbeitrag in Angriff genommen, in ihrem Bestreben, möglichst vielen Wünschen gerecht zu werden, aber wenig Dank gefunden. Auf der einen Seite tadelte man die Gründlichkeit und die „haarspaltende Geistesschärfe" und das „übergroße Streben nach Vollkommenheit", mit dem angeblich gearbeitet wurde. Auf dieser Seite meinte man, man solle mehr auf Fixigkeit als auf Feinheit halten und in den Einzelheiten ruhig einmal Fünf gerade sein lassen. Diese Kritiker unterschätzten die Schwierigkeiten der Aufgabe, einen der Reichssteuergesetzgebung bisher vollständig fremden Gedanken in erträgliche gesetzgeberische Formen zu gießen, sie übersahen aber auch, welche unangenehmen Folgen und ungerechte Härten der Vollzug von Steuergesetzen mit sich bringen kann und muß, die nicht genügend durchgearbeitet sind.

Aber auch in sachlicher Beziehung setzte eine scharfe Kritik ein und es ist auffallend, daß sie gerade von jener Seite kam, auf der man sich zu Anfang an dem Gedanken eines einmaligen Wehrbeitrags förmlich berauscht hatte, auf der man nicht müde wurde, den genialen Erfinder dieser grandiosen Ideen zu preisen — bis das Erfinderpatent von dem sozialdemokratischen Abgeordneten David für sich in Anspruch genommen wurde. Aus den gleichen Blättern, in deren Spalten man noch kurz zuvor Tag für Tag lesen konnte von dem Opfermut des deutschen Bürgertums und auch des Großkapitals, war plötzlich die Begeisterung geschwunden. Und mit jedem halben Prozent, um das die ganz großen Vermögen und Einkommen stärker herangezogen wurden, sank das Thermometer der patriotischen Begeisterung, bis es schließlich auf dem Nullpunkt angekommen war. Ja, die „Kölnische Zeitung" sprach schon davon, daß die Regierung mit der „naheliegenden Möglichkeit" rechnen müsse, daß das Großkapital dem Gesetzgeber „ein Schnippchen schlagen", d. h. doch wohl sich trotz der Not des Vaterlandes, trotz der so großen opferfreudigen Begeisterung und trotz der für den Fall der absichtlichen Hinterziehung des Wehrbeitrags angedrohten schweren Strafen sich nicht scheuen würde, dem Vaterlande das nach Gesetz und Recht ihm Gebührende vorzuenthalten. Das Kölnische Blatt schrieb zu Anfang Juni:

„Der schöne nationale Gedanke des Wehrbeitrags ist von den Parteien des Reichstags zu einer Handhabe für die Sozialdemokratie gemacht worden, ihre Ideale zu verwirklichen und zum ersten Male im großen Maßstabe Einkommen zu konfiszieren."

Erinnert diese Stelle nicht lebhaft an die Bedenken, die gerade von Zentrumsseite aus bei der ersten Lesung gegen den ganzen Gedanken des einmaligen Wehrbeitrags geltend gemacht wurden? Eine einmalige Steuer, die nach der ausgesprochenen Absicht des Gesetzgebers die Vermögenssubstanz ergreifen soll,

wird immer und in jeder Form konfiskatorischen Charakter haben. Es ist aber geradezu spaßhaft, in einem führenden liberalen Organ einer Warnung vor der Verwirklichung sozialdemokratischer Steuerideale zu begegnen, ausgerechnet in einem Zeitpunkt, wo der Liberalismus sich anschickte, gemeinschaftlich mit der Sozialdemokratie deren nächstes Steuerideal, die Besteuerung des Kindeserbes den Rechtsparteien aufzuzwingen. Und will nicht gerade der Liberalismus bereits das Konfiskationsprinzip in die Reichsgesetzgebung dadurch einführen, daß er für die Beschränkung des Intestaterbrechts eintritt? Diese Maßnahme würde allerdings nur kleinere Leute treffen, bei denen es wohl nicht so genau genommen würde. Wird aber das Großkapital einmal um ein Prozent höher erfaßt, dann nehmen die Klagen über Vergewaltigung und Konfiskation kein Ende. Gracchi de seditione querentes!

Auf die Einzelheiten der vom Reichstag an den Gesetzentwürfen vorgenommenen Aenderungen an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich schon durch den Mangel an Raum. Zusammenfassend kann aber das Urteil über die Reichstagsbeschlüsse, trotz ihrer Mängel, dahin abgegeben werden, daß dieselben im wesentlichen erhebliche Verbesserungen der Vorlagen in der Richtung der steuerlichen Gerechtigkeit und der sozialen Ausgleichung gebracht haben. Das Bestreben, die leistungsfähigen Schultern stärker zu belasten unter tunlichster Schonung der kleineren Leute, ist in diesen Beschlüssen unverkennbar, und das Zentrum darf sich rühmen, daß es einen wesentlichen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch nehmen kann, daß es gelungen ist, diesen gesunden Gedanken in den Deckungsvorlagen zur Geltung zu bringen. Gewiß weisen diese Beschlüsse noch gar manche Mängel auf, niemand wird dies bestreiten wollen, am wenigsten diejenigen, die an ihrem Zustandekommen mitgearbeitet haben. Bei der Kritik darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es sich bei dem ganzen Gesetzgebungswerk um ein Kompromiß handelt, bei dem alle Teile etwas an ihren Wünschen nachlassen müssen. Jedenfalls darf konstatiert werden, daß es an gutem Willen, das möglichst Beste zustande zu bringen, auf keiner Seite gefehlt hat.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Wehrbeitrag ist Gesetz geworden; alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und Elsässer stimmten dafür, ebenso die Sozialdemokraten. Was ich aber an dieser Stelle (Nr. 25) andeutete, ist eingetroffen. Die Besteuerung des Vermögens ist so geblieben, wie in der ersten Lesung beschlossen; aber die Einkommensbesteuerung wurde auf eine neue Grundlage gestellt und dadurch manchen formellen Wünschen Rechnung getragen; in der Sache selbst blieb nahezu alles beim alten.

Die entscheidenden Vorschriften über die Besteuerung sind:

a) **beim Vermögen:**

Die Abgabe vom Vermögen beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 M. und bei größeren Vermögen

von den ersten	50 000	0,15 v. H.
von den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35 „ „
„ „ „ „ „ „	100 000	0,5 „ „
„ „ „ „ „ „	300 000	0,7 „ „
„ „ „ „ „ „	500 000	0,85 „ „
„ „ „ „ „ „	1 000 000	1,1 „ „
„ „ „ „ „ „	3 000 000	1,3 „ „
„ „ „ „ „ „	5 000 000	1,4 „ „
von den höheren Beträgen		1,5 „ „

b) **beim Einkommen:**

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung von 5 vom Hundert des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Abgabefrei sind die Einkommen, welche den Betrag von fünftausend Mark nicht übersteigen, sowie die nach Abzug der im vorigen Absatz genannten Einkommensquote verbleibenden Restbeträge unter eintausend Mark.

Wird nachgewiesen, daß sich das Einkommen zwischen der Erhebung des ersten und des zweiten oder letzten Drittels des Wehrbeitrags um mindestens 40 vom Hundert vermindert hat, so ist auf Antrag eine dem verbliebenen Einkommen entsprechende Ermäßigung der späteren Beitragsteile zu gewähren.

Die Abgabe vom Einkommen beträgt bei einem Einkommen

	bis zu 10,000 M	1 v. H. des Einkommens
von mehr als 10,000 M	bis zu 15,000 M	1,2 v. H. des Einkommens
„ „ „ 15,000 „	„ „ 20,000 „	1,4 „ „ „ „
„ „ „ 20,000 „	„ „ 25,000 „	1,6 „ „ „ „
von mehr als 25,000 M	bis zu 30,000 M	1,8 v. H. des Einkommens
„ „ „ 30,000 „	„ „ 35,000 „	2 „ „ „ „
„ „ „ 35,000 „	„ „ 40,000 „	2,5 „ „ „ „
„ „ „ 40,000 „	„ „ 50,000 „	3 „ „ „ „
„ „ „ 50,000 „	„ „ 60,000 „	3,5 „ „ „ „
„ „ „ 60,000 „	„ „ 70,000 „	4 „ „ „ „
„ „ „ 70,000 „	„ „ 80,000 „	4,5 „ „ „ „
„ „ „ 80,000 „	„ „ 100,000 „	5 „ „ „ „
„ „ „ 100,000 „	„ „ 200,000 „	6 „ „ „ „
„ „ „ 200,000 „	„ „ 500,000 „	7 „ „ „ „
„ „ „ 500,000		8 „ „ „ „

Aus diesen Vorschriften kann jedermann seinen Wehrbeitrag, der in 3 Raten zu bezahlen ist, selbst berechnen. Nehmen wir nur aus den 3 Gruppen von Abgabepflichtigen je einige Beispiele heraus:

1. Vermögen ohne anderes Einkommen als Zinseneinkommen

zahlen zunächst folgende Beiträge; nur sofern die Zinseneinkommen höher als 5000 M sind, fallen diese Zensiten noch in die 3. Gruppe:

in 3 Jahren zahlbar

Vermögen von 40,000 Mk.: . . . . **60 M**

Vermögen von 69,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
19,000 „ „ 0,35 „ „	=	66 „	= **141 M**

Vermögen von 138,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
38,000 „ „ 0,5 „ „	=	190 „	= **440 M**

Vermögen von 303,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
103,000 „ „ 0,7 „ „	=	721 „	= **1,471 M**

Vermögen von 687,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
187,000 „ „ 0,85 „ „	=	1,590 „	= **4,440 M**

Vermögen von 2,955,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
955,000 „ „ 1,3 „ „	=	12,415 „	= **30,515 M**

Vermögen von 17,119,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
3,000,000 „ „ 1,3 „ „	=	39,000 „	
5,000,000 „ „ 1,4 „ „	=	70,000 „	
7,119,000 „ „ 1,5 „ „	=	106,785 „	= **233,885 M**

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Staffel recht stark progressiv ist und versteht daher auch die Beschwerden der Allerreichsten im Lande.

2. Einkommen ohne Vermögen.

Hier ist die Berechnung eine sehr einfache geworden; die Abgabe beträgt bei einem Einkommen:

			in 3 Jahren zahlbar.
6,000 M	1 %	=	60 M
12,000 „	1,2%	=	144 „
18,000 „	1,4%	=	252 „
24,000 „	1,6%	=	384 „
30,000 „	1,8%	=	540 „
34,000 „	2 %	=	680 „
40,000 „	2,5%	=	1,000 „
100,000 „	5 %	=	5,000 „
500,000 „	8 %	=	40,000 „

3. Einkommen und Vermögen.

Hier wird vom Einkommen erst eine Rente von 5% abgezogen und der verbleibende Rest dann nach der Einkommenstaffel besteuert. Es seien weiter die Vermögen sub 1 genommen, und an ihnen gezeigt, was sie unter Umständen noch aus dem Einkommen zu versteuern haben.

Zensit A hat 69,180 M Vermögen und 10,000 M Einkommen; vom Einkommen gehen 5% Rente von 69,000 M = 3,450 M ab, also bleiben 6,550 M für die Einkommenbesteuerung übrig, somit sind 65,50 M noch zu zahlen, also insgesamt 206,50 M.

Zensit B hat 138,000 ℳ Vermögen und ein Einkommen von 20,000 ℳ; vom Einkommen gehen als Rente 5% = 6,900 ℳ ab, also bleiben 13,100 ℳ zu 1,2% = 157 ℳ; der Gesamtwehrbeitrag ist somit 597 ℳ.

Zensit C hat 2,955,000 ℳ Vermögen; er hat nur Zinseneinkommen, aber sein Kapital arbeitet mit 10%, so daß er 295,500 ℳ Einkommen bezieht. Als Rente darf er aber nur 5% = 147,750 ℳ abziehen und muß den Rest von 147,750 ℳ nochmals mit 6% versteuern, was 8,865 ℳ ausmacht, so daß sein Wehrbeitrag sich auf 39,380 ℳ (30,515 ℳ aus Vermögen, 8865 ℳ aus Einkommen) erhöht.

Zensit D hat 17,119,000 ℳ Vermögen, was sich zu 12% rentiert; er hat lediglich dieses Zinseneinkommen von 2,054,280 ℳ. Als Rente darf er aber nur 5% = 855,950 ℳ in Abzug bringen, hat somit 1,198,330 ℳ nochmals zu versteuern, und zwar mit 8%, was 95,866 ℳ ausmacht, so daß sich sein Wehrbeitrag auf 329,751 ℳ erhöht.

Aus dieser Art der Berechnung geht ganz klar hervor, daß hochrentierende Vermögen vom Wehrbeitrag sehr scharf angefaßt werden, daß man getrost sagen kann, daß unsere reichen Volksgenossen nicht geschont worden sind. In 100 Jahren ist keine solche Abgabe in einem Lande erhoben worden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der neue Krieg.

Wie im vorigen Herbst, so haben auch jetzt alle Bemühungen der Friedensmächte nichts genützt. Die vielgepriesene Schiedsgerichtsidee versagte auch hier, obschon der russische Zar selbst im Tone des allslawischen Kalifen die Streitenden vor seinen Richterstuhl gefordert hatte. Es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Serbien glaubt im Verein mit Griechenland die bulgarische Vormachtstellung brechen zu können. Bulgarien glaubt, die Löwenrolle in dieser Jagdgesellschaft behaupten zu müssen und zu können. Daher die Kraftprobe, die in dem alten, anscheinend unersetzlichen Verfahren des blutigen Krieges zum Austrag gebracht wird. „Angefangen" hat immer der andere Teil. Die gegenseitigen Vorwürfe über den Friedensbruch verdienen gar keine Nachprüfung; das gehört zu der „politischen Heuchelei", die Bismarck zu den Zunftgebräuchen rechnete.

Hergebracht ist auch, daß zu Anfang des Krieges beide Teile „siegen". Teils aus Eitelkeit, teils zur Aufmunterung der Kampf- und Volksgenossen sucht jede Regierung die ersten und die schönsten Siegesdepeschen auf den Markt zu bringen. Kleinigkeiten werden zu gewaltigen Heldentaten aufgeblasen, dem Feinde wird das Hasenpanier angedichtet, vereinzelte taktische Vorteile werden als Entscheidungsschlachten dargestellt. In solcher Ausnutzung des Papieres und des Drahtes waren dieses Mal die Serben vorn an. Nach den Belgrader Depeschen war das Zentrum der Bulgaren bei Kotschana alsbald durchbrochen und die halbe gegnerische Armee gefallen oder gefangen genommen worden. Von bulgarischer Seite kam das langsame, aber eindrucksvolle Echo, daß die serbische Timok-Division (eine Elitetruppe) südlich von Istip eingekreist und vernichtet worden sei. Der unbefangene Beobachter erkennt, daß trotz fünftägigen Ringens und fürchterlicher Verluste an Menschenleben noch kein entscheidender Schlag gelungen ist. Die Serben haben offenbar ihre anfänglichen Teilerfolge nicht auszubeuten vermocht, und wenn es den Bulgaren auch gelungen ist, die Serben von den Griechen abzutrennen und dem südlichen Flügel der Serben eine Schlappe beizubringen, so ist es doch noch fraglich, ob der Versuch der Umklammerung sich durchführen läßt. Die Serben sind doch zähere Gegner, als die ungeschulten türkischen Soldaten bei Kirkilisse usw. und wahrscheinlich befindet sich das bulgarische Heer auch nicht mehr in der Jugendfrische vom Herbst. Auch über den Vorstoß der Bulgaren in Altserbien hinein läßt sich noch nichts prophezeien.

Die Lage Bulgariens wird besonders erschwert durch das Damoklesschwert, das ihm von Norden her über dem Haupt hängt. Rumänien hat wirklich mobilisiert, aber erfreulicherweise noch nicht losgeschlagen. Die Volksstimmung in Rumänien ist kriegerisch und zugleich gegen Oesterreich zugespitzt. Wenigstens sind in Bukarest die Rufe „nieder mit Oesterreich" laut geworden. Vielleicht stecken panslawistische Agenten mit russischen Rubeln dahinter; das macht aber die Erscheinung nicht harmloser. Die österreichische Diplomatie mußte natürlich Bulgarien in seinem Gegensatz gegen das drohende Großserbien unterstützen; sie durfte aber auch das Vertrauen Rumäniens nicht verlieren. Ob Graf Berchtold in letzter Hinsicht etwas versäumt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht entscheiden. Jedenfalls hat er versucht, der ungünstigen Wendung entgegenzutreten. Oesterreich hat Verhandlungen behufs Verständigung zwischen Bulgarien und Rumänien in Gang gebracht. Wenn daraus etwas werden soll, so muß Bulgarien die Landstrecke, die an Rumänien abgetreten werden sollte, erheblich vergrößern. Es ist sogar möglich, daß Rumänien jetzt den Grenzstrich von Silistria bis Varna am Schwarzen Meere verlangt. Die Realpolitiker in Sofia könnten darauf wohl eingehen, da sie im Süden reichen Ersatz finden und bei günstigem Kriegsverlauf sogar den hochwichtigen Handels- und Hafenplatz Saloniki den Griechen entreißen können. Es fragt sich nur, ob die öffentliche Meinung in Bulgarien sich mit der Amputation im Norden versöhnen läßt. Vielleicht wirken die ersten serbischen Siegesdepeschen dazu mit, daß die Bulgaren den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines Versöhnungsopfers erkennen lernen. Gelingt es, Rumänien zufrieden zu stellen, so können unsere österreichischen Bundesgenossen und wir mit ihnen den Ausgang des Krieges ohne ernste Besorgnisse abwarten. Ein Sieg Bulgariens ist dann wohl möglich, und sollte schließlich die bulgarische Kraft erlahmen, so werden doch die persönlichen und wirtschaftlichen Verluste der Serben so groß sein, daß der Uebermut in Belgrad in absehbarer Zeit kaum gefährlich werden dürfte.

Europa würde erst in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn Rußland sich zu der Einmischung entschlösse, die in dem Mahntelegramm des Zaren in etwas unbestimmter Form angedroht war. Doch wird man in St. Petersburg sich das Losschlagen noch zwei und dreimal überlegen. Wäre Rußland aktionslustig und zugleich aktionsfähig, so hätte es schon längst bessere Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Die Berliner Offiziösen haben offenbar dieserhalb keine Sorgen. „Sämtliche Großmächte", sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", „bekennen sich zum Grundsatze der Nichteinmischung in die militärischen Vorgänge zwischen den früheren Verbündeten; die Aufgabe Europas kann vorläufig nur darin bestehen, die Feindseligkeiten örtlich und zeitlich einzuschränken." Auch in der rumänischen Frage scheinen unsere Offiziösen Ausgleichshoffnungen zu haben, denn sie bemerken: „Das mit der rumänischen Mobilmachung verbundene politische Programm dürfte bis auf weiteres in dem Wunsche umschrieben sein, der Silistriafrage eine für Rumänien befriedigendere Lösung zu geben, als sie bisher durch die Beratungen der Botschafter in St. Petersburg gefunden war."

Für Europa ist es freilich sehr unangenehm, daß die Unsicherheit noch länger andauert. Aber da hilft keine Klage; der Hund des Balkankrieges hat einen Schwanz, und über den müssen wir auch hinüberkommen. Zum Troste kann man sich sagen, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Beutejägern doch einmal in Gang kommen mußte. Wenn jetzt sofort der Streit über die Hegemonie am Balkan ausgetragen wird, so ist es ein Aufwaschen.

Die Monarchenbegegnung in Kiel.

Das italienische Königspaar ist auf der Reise nach Skandinavien in Kiel mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen, und die beiderseitigen Staatsmänner waren zugezogen. Es gab also einen richtigen politischen Meinungsaustausch, und die Offiziösen sagen, er habe das herzliche und vertrauensvolle Gepräge getragen, das den Beziehungen Deutschlands zu Italien und beider Staaten zu Oesterreich aufgeprägt sei. Das wird wohl stimmen, denn zu den beruhigenden Erscheinungen in dieser kritischen Zeit gehört die Befestigung des Dreibundes. Italien ist mit seinem früheren Adria-Rivalen Oesterreich jetzt so im Einklange wie niemals zuvor. Daß die Triple-Entente ebenso fest und geschlossen dastände, kann auch ihr bester Freund nicht ehrlich behaupten. Frankreich hängt allerdings vollständig an den Rockschößen Rußlands, aber England geht in der hohen Politik seine eigenen Wege, und die englische Presse macht es neuerdings sogar den Franzosen zum Vorwurf, daß sie so blindlings alles russische mitmachen. In Paris streitet man sich inzwischen noch immer über die dreijährige Dienstzeit. Sie wird wohl schließlich durchgehen, aber der moralische Eindruck dieser französischen Rüstungsverstärkung ist doch paralysiert durch das schnellere Vorgehen Deutschlands. In der deutschen Presse, sowohl in der unabhängigen als in der offiziösen, wird mit Recht hervorgehoben, wie tief und nachhaltig die rasche und unverkürzte Erledigung der Wehrvorlage und die gleichzeitige Bewilligung der Deckung im ganzen Auslande gewirkt habe. Nachträglich liefert der neue Krieg auf dem Balkan auch den Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Rüstung unter den fortdauernden gespannten Verhältnissen.

wird immer und in jeder Form konfiskatorischen Charakter haben. Es ist aber geradezu spaßhaft, in einem führenden liberalen Organ einer Warnung vor der Verwirklichung sozialdemokratischer Steuerideale zu begegnen, ausgerechnet in einem Zeitpunkt, wo der Liberalismus sich anschickte, gemeinschaftlich mit der Sozialdemokratie deren nächstes Steuerideal, die Besteuerung des Kindeserbes den Rechtsparteien aufzuzwingen. Und will nicht gerade der Liberalismus bereits das Konfiskationsprinzip in die Reichsgesetzgebung dadurch einführen, daß er für die Beschränkung des Intestaterbrechts eintritt? Diese Maßnahme würde allerdings nur kleinere Leute treffen, bei denen es wohl nicht so genau genommen würde. Wird aber das Großkapital einmal um ein Prozent höher erfaßt, dann nehmen die Klagen über Vergewaltigung und Konfiskation kein Ende. Gracchi de seditione querentes!

Auf die Einzelheiten der vom Reichstag an den Gesetzentwürfen vorgenommenen Aenderungen an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich schon durch den Mangel an Raum. Zusammenfassend kann aber das Urteil über die Reichstagsbeschlüsse, trotz ihrer Mängel, dahin abgegeben werden, daß dieselben im wesentlichen erhebliche Verbesserungen der Vorlagen in der Richtung der steuerlichen Gerechtigkeit und der sozialen Ausgleichung gebracht haben. Das Bestreben, die leistungsfähigen Schultern stärker zu belasten unter tunlichster Schonung der kleineren Leute, ist in diesen Beschlüssen unverkennbar, und das Zentrum darf sich rühmen, daß es einen wesentlichen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch nehmen kann, daß es gelungen ist, diesen gesunden Gedanken in den Deckungsvorlagen zur Geltung zu bringen. Gewiß weisen diese Beschlüsse noch gar manche Mängel auf, niemand wird dies bestreiten wollen, am wenigsten diejenigen, die an ihrem Zustandekommen mitgearbeitet haben. Bei der Kritik darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es sich bei dem ganzen Gesetzgebungswerk um ein Kompromiß handelt, bei dem alle Teile etwas an ihren Wünschen nachlassen müssen. Jedenfalls darf konstatiert werden, daß es an gutem Willen, das möglichst Beste zustande zu bringen, auf keiner Seite gefehlt hat.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Wehrbeitrag ist Gesetz geworden; alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und Elsässer stimmten dafür, ebenso die Sozialdemokraten. Was ich aber an dieser Stelle (Nr. 25) andeutete, ist eingetroffen. Die Besteuerung des Vermögens ist so geblieben, wie in der ersten Lesung beschlossen; aber die Einkommensbesteuerung wurde auf eine neue Grundlage gestellt und dadurch manchen formellen Wünschen Rechnung getragen; in der Sache selbst blieb nahezu alles beim alten.

Die entscheidenden Vorschriften über die Besteuerung sind:

a) **beim Vermögen:**

Die Abgabe vom Vermögen beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 M. und bei größeren Vermögen

von den ersten	50 000	0,15 v. H.
von den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35 „ „
„ „ „ „ „ „	100 000	0,5 „ „
„ „ „ „ „ „	300 000	0,7 „ „
„ „ „ „ „ „	500 000	0,85 „ „
„ „ „ „ „ „	1 000 000	1,1 „ „
„ „ „ „ „ „	3 000 000	1,3 „ „
„ „ „ „ „ „	5 000 000	1,4 „ „
von den höheren Beträgen		1,5 „ „

b) **beim Einkommen:**

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung von 5 vom Hundert des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Abgabefrei sind die Einkommen, welche den Betrag von fünftausend Mark nicht übersteigen, sowie die nach Abzug der im vorigen Absatz genannten Einkommensquote verbleibenden Restbeträge unter eintausend Mark.

Wird nachgewiesen, daß sich das Einkommen zwischen der Erhebung des ersten und des zweiten oder letzten Drittels des Wehrbeitrags um mindestens 40 vom Hundert vermindert hat, so ist auf Antrag eine dem verbliebenen Einkommen entsprechende Ermäßigung der späteren Beitragsteile zu gewähren.

Die Abgabe vom Einkommen beträgt bei einem Einkommen

	bis zu 10,000 M	1 v. H.	des Einkommens
von mehr als 10,000 M	bis zu 15,000 M	1,2 v. H.	des Einkommens
„ „ „ 15,000 „	„ „ 20,000 „	1,4 „ „	„ „
„ „ „ 20,000 „	„ „ 25,000 „	1,6 „ „	„ „
von mehr als 25,000 M	bis zu 30,000 M	1,8 v. H.	des Einkommens
„ „ „ 30,000 „	„ „ 35,000 „	2 „ „	„ „
„ „ „ 35,000 „	„ „ 40,000 „	2,5 „ „	„ „
„ „ „ 40,000 „	„ „ 50,000 „	3 „ „	„ „
„ „ „ 50,000 „	„ „ 60,000 „	3,5 „ „	„ „
„ „ „ 60,000 „	„ „ 70,000 „	4 „ „	„ „
„ „ „ 70,000 „	„ „ 80,000 „	4,5 „ „	„ „
„ „ „ 80,000 „	„ „ 100,000 „	5 „ „	„ „
„ „ „ 100,000 „	„ „ 200,000 „	6 „ „	„ „
„ „ „ 200,000 „	„ „ 500,000 „	7 „ „	„ „
„ „ „ 500,000	. . . .	8 „ „	„ „

Aus diesen Vorschriften kann jedermann seinen Wehrbeitrag, der in 3 Raten zu bezahlen ist, selbst berechnen. Nehmen wir nur aus den 3 Gruppen von Abgabepflichtigen je einige Beispiele heraus:

1. Vermögen ohne anderes Einkommen als Zinseneinkommen

zahlen zunächst folgende Beiträge; nur sofern die Zinseneinkommen höher als 5000 M sind, fallen diese Zensiten noch in die 3. Gruppe:

in 3 Jahren zahlbar

Vermögen von 40,000 Mk.: . . . . 60 M

Vermögen von 69,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
19,000 „ 0,35 „ „	=	66 „	= 141 M

Vermögen von 138,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
38,000 „ „ 0,5 „ „	=	190 „	= 440 M

Vermögen von 303,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
103,000 „ „ 0,7 „ „	=	721 „	= 1,471 M

Vermögen von 687,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
187,000 „ „ 0,85 „ „	=	1,590 „	= 4,440 M

Vermögen von 2,955,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
955,000 „ „ 1,3 „ „	=	12,415 „	= 30,515 M

Vermögen von 17,119,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
3,000,000 „ „ 1,3 „ „	=	39,000 „	
5,000,000 „ „ 1,4 „ „	=	70,000 „	
7,119,000 „ „ 1,5 „ „	=	106,785 „	= 233,885 M

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Staffel recht stark progressiv ist und versteht daher auch die Beschwerden der Allerreichsten im Lande.

2. Einkommen ohne Vermögen.

Hier ist die Berechnung eine sehr einfache geworden; die Abgabe beträgt bei einem Einkommen:

Einkommen			in 3 Jahren zahlbar.
6,000 M	1 %	=	60 M
12,000 „	1,2%	=	144 „
18,000 „	1,4%	=	252 „
24,000 „	1,6%	=	384 „
30,000 „	1,8%	=	540 „
34,000 „	2 %	=	680 „
40,000 „	2,5%	=	1,000 „
100,000 „	5 %	=	5,000 „
500,000 „	8 %	=	40,000 „

3. Einkommen und Vermögen.

Hier wird vom Einkommen erst eine Rente von 5% abgezogen und der verbleibende Rest dann nach der Einkommenstaffel besteuert. Es seien weiter die Vermögen sub 1 genommen, und an ihnen gezeigt, was sie unter Umständen noch aus dem Einkommen zu versteuern haben.

Zensit A hat 69,180 M Vermögen und 10,000 M Einkommen; vom Einkommen gehen 5% Rente von 69,000 M = 3,450 M ab, also bleiben 6,550 M für die Einkommenbesteuerung übrig, somit sind 65,50 M noch zu zahlen, also insgesamt 206,50 M.

Zensit B hat 138,000 M Vermögen und ein Einkommen von 20,000 M; vom Einkommen gehen als Rente 5% = 6,900 M ab, also bleiben 13,100 M zu 1,2% = 157 M; der Gesamtwehrbeitrag ist somit 597 M.

Zensit C hat 2,955,000 M Vermögen; er hat nur Zinseneinkommen, aber sein Kapital arbeitet mit 10%, so daß er 295,500 M Einkommen bezieht. Als Rente darf er aber nur 5% = 147,750 M abziehen und muß den Rest von 147,750 M nochmals mit 6% versteuern, was 8,865 M ausmacht, so daß sein Wehrbeitrag sich auf 39,380 M (30,515 M aus Vermögen, 8865 M aus Einkommen) erhöht.

Zensit D hat 17,119,000 M Vermögen, was sich zu 12% rentiert; er hat lediglich dieses Zinseneinkommen von 2,054,280 M. Als Rente darf er aber nur 5% = 855,950 M in Abzug bringen, hat somit 1,198,330 M nochmals zu versteuern, und zwar mit 8%, was 95,866 M ausmacht, so daß sich sein Wehrbeitrag auf 329,751 M erhöht.

Aus dieser Art der Berechnung geht ganz klar hervor, daß hochrentierende Vermögen vom Wehrbeitrag sehr scharf angefaßt werden, daß man getrost sagen kann, daß unsere reichen Volksgenossen nicht geschont worden sind. In 100 Jahren ist keine solche Abgabe in einem Lande erhoben worden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der neue Krieg.

Wie im vorigen Herbst, so haben auch jetzt alle Bemühungen der Friedensmächte nichts genützt. Die vielgepriesene Schiedsgerichtsidee versagte auch hier, obschon der russische Zar selbst im Tone des allslawischen Kalifen die Streitenden vor seinen Richterstuhl gefordert hatte. Es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Serbien glaubt im Verein mit Griechenland die bulgarische Vormachtstellung brechen zu können. Bulgarien glaubt, die Löwenrolle in dieser Jagdgesellschaft behaupten zu müssen und zu können. Daher die Kraftprobe, die in dem alten, anscheinend unersetzlichen Verfahren des blutigen Krieges zum Austrag gebracht wird. „Angefangen" hat immer der andere Teil. Die gegenseitigen Vorwürfe über den Friedensbruch verdienen gar keine Nachprüfung; das gehört zu der „politischen Heuchelei", die Bismarck zu den Zunftgebräuchen rechnete.

Hergebracht ist auch, daß zu Anfang des Krieges beide Teile „siegen". Teils aus Eitelkeit, teils zur Aufmunterung der Kampf- und Volksgenossen sucht jede Regierung die ersten und die schönsten Siegesdepeschen auf den Markt zu bringen. Kleinigkeiten werden zu gewaltigen Heldentaten aufgeblasen, dem Feinde wird das Hasenpanier angedichtet, vereinzelte taktische Vorteile werden als Entscheidungsschlachten dargestellt. In solcher Ausnutzung des Papieres und des Drahtes waren dieses Mal die Serben vorn an. Nach den Belgrader Depeschen war das Zentrum der Bulgaren bei Kotschana alsbald durchbrochen und die halbe gegnerische Armee gefallen oder gefangen genommen worden. Von bulgarischer Seite kam das langsame, aber eindrucksvolle Echo, daß die serbische Timok-Division (eine Elitetruppe) südlich von Istip eingekreist und vernichtet worden sei. Der unbefangene Beobachter erkennt, daß trotz fünftägigen Ringens und fürchterlicher Verluste an Menschenleben noch kein entscheidender Schlag gelungen ist. Die Serben haben offenbar ihre anfänglichen Teilerfolge nicht auszubeuten vermocht, und wenn es den Bulgaren auch gelungen ist, die Serben von den Griechen abzutrennen und dem südlichen Flügel der Serben eine Schlappe beizubringen, so ist es doch noch fraglich, ob der Versuch der Umklammerung sich durchführen läßt. Die Serben sind doch zähere Gegner, als die ungeschulten türkischen Soldaten bei Kirkilisse usw. und wahrscheinlich befindet sich das bulgarische Heer auch nicht mehr in der Jugendfrische vom Herbst. Auch über den Vorstoß der Bulgaren in Altserbien hinein läßt sich noch nichts prophezeien.

Die Lage Bulgariens wird besonders erschwert durch das Damoklesschwert, das ihm von Norden her über dem Haupt hängt. Rumänien hat wirklich mobilisiert, aber erfreulicherweise noch nicht losgeschlagen. Die Volksstimmung in Rumänien ist kriegerisch und zugleich gegen Oesterreich zugespitzt. Wenigstens sind in Bukarest die Rufe „nieder mit Oesterreich" laut geworden. Vielleicht stecken panslawistische Agenten mit russischen Rubeln dahinter; das macht aber die Erscheinung nicht harmloser. Die österreichische Diplomatie mußte natürlich Bulgarien in seinem Gegensatz gegen das drohende Großserbien unterstützen; sie durfte aber auch das Vertrauen Rumäniens nicht verlieren. Ob Graf Berchtold in letzter Hinsicht etwas versäumt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht entscheiden. Jedenfalls hat er versucht, der ungünstigen Wendung entgegenzutreten. Oesterreich hat Verhandlungen behufs Verständigung zwischen Bulgarien und Rumänien in Gang gebracht. Wenn daraus etwas werden soll, so muß Bulgarien die Landstrecke, die an Rumänien abgetreten werden sollte, erheblich vergrößern. Es ist sogar möglich, daß Rumänien jetzt den Grenzstrich von Silistria bis Varna am Schwarzen Meere verlangt. Die Realpolitiker in Sofia könnten darauf wohl eingehen, da sie im Süden reichen Ersatz finden und bei günstigem Kriegsverlauf sogar den hochwichtigen Handels- und Hafenplatz Saloniki den Griechen entreißen können. Es fragt sich nur, ob die öffentliche Meinung in Bulgarien sich mit der Amputation im Norden versöhnen läßt. Vielleicht wirken die ersten serbischen Siegesdepeschen dazu mit, daß die Bulgaren den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines Versöhnungsopfers erkennen lernen. Gelingt es, Rumänien zufrieden zu stellen, so können unsere österreichischen Bundesgenossen und wir mit ihnen den Ausgang des Krieges ohne ernste Besorgnisse abwarten. Ein Sieg Bulgariens ist dann wohl möglich, und sollte schließlich die bulgarische Kraft erlahmen, so werden doch die persönlichen und wirtschaftlichen Verluste der Serben so groß sein, daß der Uebermut in Belgrad in absehbarer Zeit kaum gefährlich werden dürfte.

Europa würde erst in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn Rußland sich zu der Einmischung entschlösse, die in dem Mahntelegramm des Zaren in etwas unbestimmter Form angedroht war. Doch wird man in St. Petersburg sich das Losschlagen noch zwei und dreimal überlegen. Wäre Rußland aktionslustig und zugleich aktionsfähig, so hätte es schon längst bessere Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Die Berliner Offiziösen haben offenbar dieserhalb keine Sorgen. „Sämtliche Großmächte", sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", „bekennen sich zum Grundsatze der Nichteinmischung in die militärischen Vorgänge zwischen den früheren Verbündeten; die Aufgabe Europas kann vorläufig nur darin bestehen, die Feindseligkeiten örtlich und zeitlich einzuschränken." Auch in der rumänischen Frage scheinen unsere Offiziösen Ausgleichshoffnungen zu haben, denn sie bemerken: „Das mit der rumänischen Mobilmachung verbundene politische Programm dürfte bis auf weiteres in dem Wunsche umschrieben sein, der Silistriafrage eine für Rumänien befriedigendere Lösung zu geben, als sie bisher durch die Beratungen der Botschafter in St. Petersburg gefunden war."

Für Europa ist es freilich sehr unangenehm, daß die Unsicherheit noch länger andauert. Aber da hilft keine Klage; der Hund des Balkankrieges hat einen Schwanz, und über den müssen wir auch hinüberkommen. Zum Troste kann man sich sagen, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Beutejägern doch einmal in Gang kommen mußte. Wenn jetzt sofort der Streit über die Hegemonie am Balkan ausgetragen wird, so ist es ein Aufwaschen.

Die Monarchenbegegnung in Kiel.

Das italienische Königspaar ist auf der Reise nach Skandinavien in Kiel mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen, und die beiderseitigen Staatsmänner waren zugezogen. Es gab also einen richtigen politischen Meinungsaustausch, und die Offiziösen sagen, er habe das herzliche und vertrauensvolle Gepräge getragen, das den Beziehungen Deutschlands zu Italien und beider Staaten zu Oesterreich aufgeprägt sei. Das wird wohl stimmen, denn zu den beruhigenden Erscheinungen in dieser kritischen Zeit gehört die Befestigung des Dreibundes. Italien ist mit seinem früheren Adria-Rivalen Oesterreich jetzt so im Einklange wie niemals zuvor. Daß die Triple-Entente ebenso fest und geschlossen dastände, kann auch ihr bester Freund nicht ehrlich behaupten. Frankreich hängt allerdings vollständig an den Rockschößen Rußlands, aber England geht in der hohen Politik seine eigenen Wege, und die englische Presse macht es neuerdings sogar den Franzosen zum Vorwurf, daß sie so blindlings alles russische mitmachen. In Paris streitet man sich inzwischen noch immer über die dreijährige Dienstzeit. Sie wird wohl schließlich durchgehen, aber der moralische Eindruck dieser französischen Rüstungsverstärkung ist doch paralysiert durch das schnellere Vorgehen Deutschlands. In der deutschen Presse, sowohl in der unabhängigen als in der offiziösen, wird mit Recht hervorgehoben, wie tief und nachhaltig die rasche und unverkürzte Erledigung der Wehrvorlage und die gleichzeitige Bewilligung der Deckung im ganzen Auslande gewirkt habe. Nachträglich liefert der neue Krieg auf dem Balkan auch den Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Rüstung unter den fortdauernden gespannten Verhältnissen.

wird immer und in jeder Form konfiskatorischen Charakter haben. Es ist aber geradezu spaßhaft, in einem führenden liberalen Organ einer Warnung vor der Verwirklichung sozialdemokratischer Steuerideale zu begegnen, ausgerechnet in einem Zeitpunkt, wo der Liberalismus sich anschickte, gemeinschaftlich mit der Sozialdemokratie deren nächstes Steuerideal, die Besteuerung des Kindeserbes den Rechtsparteien aufzuzwingen. Und will nicht gerade der Liberalismus bereits das Konfiskationsprinzip in die Reichsgesetzgebung dadurch einführen, daß er für die Beschränkung des Intestaterbrechts eintritt? Diese Maßnahme würde allerdings nur kleinere Leute treffen, bei denen es wohl nicht so genau genommen würde. Wird aber das Großkapital einmal um ein Prozent höher erfaßt, dann nehmen die Klagen über Vergewaltigung und Konfiskation kein Ende. Gracchi de seditione querentes!

Auf die Einzelheiten der vom Reichstag an den Gesetzentwürfen vorgenommenen Aenderungen an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich schon durch den Mangel an Raum. Zusammenfassend kann aber das Urteil über die Reichstagsbeschlüsse, trotz ihrer Mängel, dahin abgegeben werden, daß dieselben im wesentlichen erhebliche Verbesserungen der Vorlagen in der Richtung der steuerlichen Gerechtigkeit und der sozialen Ausgleichung gebracht haben. Das Bestreben, die leistungsfähigen Schultern stärker zu belasten unter tunlichster Schonung der kleineren Leute, ist in diesen Beschlüssen unverkennbar, und das Zentrum darf sich rühmen, daß es einen wesentlichen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch nehmen kann, daß es gelungen ist, diesen gesunden Gedanken in den Deckungsvorlagen zur Geltung zu bringen. Gewiß weisen diese Beschlüsse noch gar manche Mängel auf, niemand wird dies bestreiten wollen, am wenigsten diejenigen, die an ihrem Zustandekommen mitgearbeitet haben. Bei der Kritik darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es sich bei dem ganzen Gesetzgebungswerk um ein Kompromiß handelt, bei dem alle Teile etwas an ihren Wünschen nachlassen müssen. Jedenfalls darf konstatiert werden, daß es an gutem Willen, das möglichst Beste zustande zu bringen, auf keiner Seite gefehlt hat.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Wehrbeitrag ist Gesetz geworden; alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und Elsässer stimmten dafür, ebenso die Sozialdemokraten. Was ich aber an dieser Stelle (Nr. 25) andeutete, ist eingetroffen. Die Besteuerung des Vermögens ist so geblieben, wie in der ersten Lesung beschlossen; aber die Einkommensbesteuerung wurde auf eine neue Grundlage gestellt und dadurch manchen formellen Wünschen Rechnung getragen; in der Sache selbst blieb nahezu alles beim alten.

Die entscheidenden Vorschriften über die Besteuerung sind:

a) **beim Vermögen:**

Die Abgabe vom Vermögen beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 M. und bei größeren Vermögen

von den ersten	50 000	0,15 v. H.
von den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35 „ „
„ „ „ „ „ „	100 000	0,5 „ „
„ „ „ „ „ „	300 000	0,7 „ „
„ „ „ „ „ „	500 000	0,85 „ „
„ „ „ „ „ „	1 000 000	1,1 „ „
„ „ „ „ „ „	3 000 000	1,3 „ „
„ „ „ „ „ „	5 000 000	1,4 „ „
von den höheren Beträgen		1,5 „ „

b) **beim Einkommen:**

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung von 5 vom Hundert des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Abgabefrei sind die Einkommen, welche den Betrag von fünftausend Mark nicht übersteigen, sowie die nach Abzug der im vorigen Absatz genannten Einkommensquote verbleibenden Restbeträge unter eintausend Mark.

Wird nachgewiesen, daß sich das Einkommen zwischen der Erhebung des ersten und des zweiten oder letzten Drittels des Wehrbeitrags um mindestens 40 vom Hundert vermindert hat, so ist auf Antrag eine dem verbliebenen Einkommen entsprechende Ermäßigung der späteren Beitragsteile zu gewähren.

Die Abgabe vom Einkommen beträgt bei einem Einkommen

von mehr als	bis zu	
	10,000 M	1 v. H. des Einkommens
10,000 M	15,000 M	1,2 v. H. des Einkommens
15,000 „	20,000 „	1,4 „ „ „ „
20,000 „	25,000 „	1,6 „ „ „ „
25,000 M	30,000 M	1,8 v. H. des Einkommens
30,000 „	35,000 „	2 „ „ „ „
35,000 „	40,000 „	2,5 „ „ „ „
40,000 „	50,000 „	3 „ „ „ „
50,000 „	60,000 „	3,5 „ „ „ „
60,000 „	70,000 „	4 „ „ „ „
70,000 „	80,000 „	4,5 „ „ „ „
80,000 „	100,000 „	5 „ „ „ „
100,000 „	200,000 „	6 „ „ „ „
200,000 „	500,000 „	7 „ „ „ „
500,000	. . . .	8 „ „ „ „

Aus diesen Vorschriften kann jedermann seinen Wehrbeitrag, der in 3 Raten zu bezahlen ist, selbst berechnen. Nehmen wir nur aus den 3 Gruppen von Abgabepflichtigen je einige Beispiele heraus:

1. Vermögen ohne anderes Einkommen als Zinseneinkommen

zahlen zunächst folgende Beiträge; nur sofern die Zinseneinkommen höher als 5000 M sind, fallen diese Zensiten noch in die 3. Gruppe:

in 3 Jahren zahlbar

Vermögen von 40,000 Mk.: . . . . **60 M**

Vermögen von 69,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
19,000 „	„ 0,35 „ „ =	66 „	= **141 M**

Vermögen von 138,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
38,000 „	„ 0,5 „ „ =	190 „	= **440 M**

Vermögen von 303,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
103,000 „	„ 0,7 „ „ =	721 „	= **1,471 M**

Vermögen von 687,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
187,000 „	„ 0,85 „ „ =	1,590 „	= **4,440 M**

Vermögen von 2,955,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
500,000 „	„ 0,85 „ „ =	4,250 „	
1,000,000 „	„ 1,1 „ „ =	11,000 „	
955,000 „	„ 1,3 „ „ =	12,415 „	= **30,515 M**

Vermögen von 17,119,000 Mk.:

50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
500,000 „	„ 0,85 „ „ =	4,250 „	
1,000,000 „	„ 1,1 „ „ =	11,000 „	
3,000,000 „	„ 1,3 „ „ =	39,000 „	
5,000,000 „	„ 1,4 „ „ =	70,000 „	
7,119,000 „	„ 1,5 „ „ =	106,785 „	= **233,885 M**

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Staffel recht stark progressiv ist und versteht daher auch die Beschwerden der Allerreichsten im Lande.

2. Einkommen ohne Vermögen.

Hier ist die Berechnung eine sehr einfache geworden; die Abgabe beträgt bei einem Einkommen:

			in 3 Jahren zahlbar.
6,000 M	1 %	=	60 M
12,000 „	1,2%	=	144 „
18,000 „	1,4%	=	252 „
24,000 „	1,6%	=	384 „
30,000 „	1,8%	=	540 „
34,000 „	2 %	=	680 „
40,000 „	2,5%	=	1,000 „
100,000 „	5 %	=	5,000 „
500,000 „	8 %	=	40,000 „

3. Einkommen und Vermögen.

Hier wird vom Einkommen erst eine Rente von 5% abgezogen und der verbleibende Rest dann nach der Einkommenstaffel besteuert. Es seien weiter die Vermögen sub 1 genommen, und an ihnen gezeigt, was sie unter Umständen noch aus dem Einkommen zu versteuern haben.

Zensit A hat 69,180 M Vermögen und 10,000 M Einkommen; vom Einkommen gehen 5% Rente von 69,000 M = 3,450 M ab, also bleiben 6,550 M für die Einkommenbesteuerung übrig, somit sind 65,50 M noch zu zahlen, also insgesamt 206,50 M.

Zensit B hat 138,000 ℳ Vermögen und ein Einkommen von 20,000 ℳ; vom Einkommen gehen als Rente 5% = 6,900 ℳ ab, also bleiben 13,100 ℳ zu 1,2% = 157 ℳ; der Gesamtwehrbeitrag ist somit 597 ℳ.

Zensit C hat 2,955,000 ℳ Vermögen; er hat nur Zinseneinkommen, aber sein Kapital arbeitet mit 10%, so daß er 295,500 ℳ Einkommen bezieht. Als Rente darf er aber nur 5% = 147,750 ℳ abziehen und muß den Rest von 147,750 ℳ nochmals mit 6% versteuern, was 8,865 ℳ ausmacht, so daß sein Wehrbeitrag sich auf 39,380 ℳ (30,515 ℳ aus Vermögen, 8865 ℳ aus Einkommen) erhöht.

Zensit D hat 17,119,000 ℳ Vermögen, was sich zu 12% rentiert; er hat lediglich dieses Zinseneinkommen von 2,054,280 ℳ. Als Rente darf er aber nur 5% = 855,950 ℳ in Abzug bringen, hat somit 1,198,330 ℳ nochmals zu versteuern, und zwar mit 8%, was 95,866 ℳ ausmacht, so daß sich sein Wehrbeitrag auf 329,751 ℳ erhöht.

Aus dieser Art der Berechnung geht ganz klar hervor, daß hochrentierende Vermögen vom Wehrbeitrag sehr scharf angefaßt werden, daß man getrost sagen kann, daß unsere reichen Volksgenossen nicht geschont worden sind. In 100 Jahren ist keine solche Abgabe in einem Lande erhoben worden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der neue Krieg.

Wie im vorigen Herbst, so haben auch jetzt alle Bemühungen der Friedensmächte nichts genützt. Die vielgepriesene Schiedsgerichtsidee versagte auch hier, obschon der russische Zar selbst im Tone des allslawischen Kalifen die Streitenden vor seinen Richterstuhl gefordert hatte. Es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Serbien glaubt im Verein mit Griechenland die bulgarische Vormachtstellung brechen zu können. Bulgarien glaubt, die Löwenrolle in dieser Jagdgesellschaft behaupten zu müssen und zu können. Daher die Kraftprobe, die in dem alten, anscheinend unersetzlichen Verfahren des blutigen Krieges zum Austrag gebracht wird. „Angefangen" hat immer der andere Teil. Die gegenseitigen Vorwürfe über den Friedensbruch verdienen gar keine Nachprüfung; das gehört zu der „politischen Heuchelei", die Bismarck zu den Zunftgebräuchen rechnete.

Hergebracht ist auch, daß zu Anfang des Krieges **beide** Teile „**siegen**". Teils aus Eitelkeit, teils zur Aufmunterung der Kampf- und Volksgenossen sucht jede Regierung die ersten und die schönsten Siegesdepeschen auf den Markt zu bringen. Kleinigkeiten werden zu gewaltigen Heldentaten aufgeblasen, dem Feinde wird das Hasenpanier angedichtet, vereinzelte taktische Vorteile werden als Entscheidungsschlachten dargestellt. In solcher Ausnutzung des Papieres und des Drahtes waren dieses Mal die Serben vorn an. Nach den Belgrader Depeschen war das Zentrum der Bulgaren bei Kotschana alsbald durchbrochen und die halbe gegnerische Armee gefallen oder gefangen genommen worden. Von bulgarischer Seite kam das langsame, aber eindrucksvolle Echo, daß die serbische Timok-Division (eine Elitetruppe) südlich von Istip eingekreist und vernichtet worden sei. Der unbefangene Beobachter erkennt, daß trotz fünftägigen Ringens und fürchterlicher Verluste an Menschenleben noch kein entscheidender Schlag gelungen ist. Die Serben haben offenbar ihre anfänglichen Teilerfolge nicht auszubeuten vermocht, und wenn es den Bulgaren auch gelungen ist, die Serben von den Griechen abzutrennen und dem südlichen Flügel der Serben eine Schlappe beizubringen, so ist es doch noch fraglich, ob der Versuch der Umklammerung sich durchführen läßt. Die Serben sind doch zähere Gegner, als die ungeschulten türkischen Soldaten bei Kirkilisse usw. und wahrscheinlich befindet sich das bulgarische Heer auch nicht mehr in der Jugendfrische vom Herbst. Auch über den Vorstoß der Bulgaren in Altserbien hinein läßt sich noch nichts prophezeien.

Die Lage Bulgariens wird besonders erschwert durch das Damoklesschwert, das ihm von Norden her über dem Haupt hängt. **Rumänien** hat wirklich mobilisiert, aber erfreulicherweise noch nicht losgeschlagen. Die Volksstimmung in Rumänien ist kriegerisch und zugleich gegen **Oesterreich** zugespitzt. Wenigstens sind in Bukarest die Rufe „nieder mit Oesterreich" laut geworden. Vielleicht stecken panslawistische Agenten mit russischen Rubeln dahinter; das macht aber die Erscheinung nicht harmloser. Die österreichische Diplomatie mußte natürlich Bulgarien in seinem Gegensatz gegen das drohende Großserbien unterstützen; sie durfte aber auch das Vertrauen Rumäniens nicht verlieren. Ob Graf Berchtold in letzter Hinsicht etwas versäumt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht entscheiden. Jedenfalls hat er versucht, der ungünstigen Wendung entgegenzutreten. Oesterreich hat Verhandlungen behufs Verständigung zwischen Bulgarien und Rumänien in Gang gebracht. Wenn daraus etwas werden soll, so muß Bulgarien die Landstrecke, die an Rumänien abgetreten werden sollte, erheblich vergrößern. Es ist sogar möglich, daß Rumänien jetzt den Grenzstrich von Silistria bis Varna am Schwarzen Meere verlangt. Die Realpolitiker in Sofia könnten darauf wohl eingehen, da sie im Süden reichen Ersatz finden und bei günstigem Kriegsverlauf sogar den hochwichtigen Handels- und Hafenplatz Saloniki den Griechen entreißen können. Es fragt sich nur, ob die öffentliche Meinung in Bulgarien sich mit der Amputation im Norden versöhnen läßt. Vielleicht wirken die ersten serbischen Siegesdepeschen dazu mit, daß die Bulgaren den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines Versöhnungsopfers erkennen lernen. Gelingt es, Rumänien zufrieden zu stellen, so können unsere österreichischen Bundesgenossen und wir mit ihnen den Ausgang des Krieges ohne ernste Besorgnisse abwarten. Ein Sieg Bulgariens ist dann wohl möglich, und sollte schließlich die bulgarische Kraft erlahmen, so werden doch die persönlichen und wirtschaftlichen Verluste der Serben so groß sein, daß der Uebermut in Belgrad in absehbarer Zeit kaum gefährlich werden dürfte.

Europa würde erst in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn **Rußland** sich zu der Einmischung entschlösse, die in dem Mahntelegramm des Zaren in etwas unbestimmter Form angedroht war. Doch wird man in St. Petersburg sich das Losschlagen noch zwei und dreimal überlegen. Wäre Rußland aktionslustig und zugleich aktionsfähig, so hätte es schon längst bessere Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Die Berliner Offiziösen haben offenbar dieserhalb keine Sorgen. „**Sämtliche Groß**mächte", sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", „bekennen sich zum Grundsatze der Nichteinmischung in die militärischen Vorgänge zwischen den früheren Verbündeten; die Aufgabe Europas kann vorläufig nur darin bestehen, die Feindseligkeiten örtlich und zeitlich einzuschränken." Auch in der **rumänischen** Frage scheinen unsere Offiziösen Ausgleichshoffnungen zu haben, denn sie bemerken: „Das mit der rumänischen Mobilmachung verbundene politische Programm dürfte bis auf weiteres in dem Wunsche umschrieben sein, der Silistriafrage eine für Rumänien befriedigendere Lösung zu geben, als sie bisher durch die Beratungen der Botschafter in St. Petersburg gefunden war."

Für Europa ist es freilich sehr unangenehm, daß die Unsicherheit noch länger andauert. Aber da hilft keine Klage; der Hund des Balkankrieges hat einen Schwanz, und über den müssen wir auch hinüberkommen. Zum Troste kann man sich sagen, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Beutejägern doch einmal in Gang kommen mußte. Wenn jetzt sofort der Streit über die Hegemonie am Balkan ausgetragen wird, so ist es ein Aufwaschen.

Die Monarchenbegegnung in Kiel.

Das **italienische** Königspaar ist auf der Reise nach Skandinavien in Kiel mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen, und die beiderseitigen Staatsmänner waren zugezogen. Es gab also einen richtigen **politischen** Meinungsaustausch, und die Offiziösen sagen, er habe das herzliche und vertrauensvolle Gepräge getragen, das den Beziehungen Deutschlands zu Italien und beider Staaten zu Oesterreich aufgeprägt sei. Das wird wohl stimmen, denn zu den beruhigenden Erscheinungen in dieser kritischen Zeit gehört die Befestigung des Dreibundes. Italien ist mit seinem früheren Adria-Rivalen Oesterreich jetzt so im Einklange wie niemals zuvor. Daß die Triple-Entente ebenso fest und geschlossen dastände, kann auch ihr bester Freund nicht ehrlich behaupten. Frankreich hängt allerdings vollständig an den Rockschößen Rußlands, aber England geht in der hohen Politik seine eigenen Wege, und die englische Presse macht es neuerdings sogar den Franzosen zum Vorwurf, daß sie so blindlings alles russische mitmachen. In Paris streitet man sich inzwischen noch immer über die dreijährige Dienstzeit. Sie wird wohl schließlich durchgehen, aber der moralische Eindruck dieser französischen Rüstungsverstärkung ist doch paralysiert durch das schnellere Vorgehen Deutschlands. In der deutschen Presse, sowohl in der unabhängigen als in der offiziösen, wird mit Recht hervorgehoben, wie tief und nachhaltig die rasche und unverkürzte Erledigung der Wehrvorlage und die gleichzeitige Bewilligung der Deckung im ganzen Auslande gewirkt habe. Nachträglich liefert der neue Krieg auf dem Balkan auch den Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Rüstung unter den fortdauernden gespannten Verhältnissen.

wird immer und in jeder Form konfiskatorischen Charakter haben. Es ist aber geradezu spaßhaft, in einem führenden liberalen Organ einer Warnung vor der Verwirklichung sozialdemokratischer Steuerideale zu begegnen, ausgerechnet in einem Zeitpunkt, wo der Liberalismus sich anschickte, gemeinschaftlich mit der Sozialdemokratie deren nächstes Steuerideal, die Besteuerung des Kindeserbes den Rechtsparteien aufzuzwingen. Und will nicht gerade der Liberalismus bereits das Konfiskationsprinzip in die Reichsgesetzgebung dadurch einführen, daß er für die Beschränkung des Intestaterbrechts eintritt? Diese Maßnahme würde allerdings nur kleinere Leute treffen, bei denen es wohl nicht so genau genommen würde. Wird aber das Großkapital einmal um ein Prozent höher erfaßt, dann nehmen die Klagen über Vergewaltigung und Konfiskation kein Ende. Gracchi de seditione querentes!

Auf die Einzelheiten der vom Reichstag an den Gesetzentwürfen vorgenommenen Aenderungen an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich schon durch den Mangel an Raum. Zusammenfassend kann aber das Urteil über die Reichstagsbeschlüsse, trotz ihrer Mängel, dahin abgegeben werden, daß dieselben im wesentlichen erhebliche Verbesserungen der Vorlagen in der Richtung der steuerlichen Gerechtigkeit und der sozialen Ausgleichung gebracht haben. Das Bestreben, die leistungsfähigen Schultern stärker zu belasten unter tunlichster Schonung der kleineren Leute, ist in diesen Beschlüssen unverkennbar, und das Zentrum darf sich rühmen, daß es einen wesentlichen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch nehmen kann, daß es gelungen ist, diesen gesunden Gedanken in den Deckungsvorlagen zur Geltung zu bringen. Gewiß weisen diese Beschlüsse noch gar manche Mängel auf, niemand wird dies bestreiten wollen, am wenigsten diejenigen, die an ihrem Zustandekommen mitgearbeitet haben. Bei der Kritik darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es sich bei dem ganzen Gesetzgebungswerk um ein Kompromiß handelt, bei dem alle Teile etwas an ihren Wünschen nachlassen müssen. Jedenfalls darf konstatiert werden, daß es an gutem Willen, das möglichst Beste zustande zu bringen, auf keiner Seite gefehlt hat.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Wehrbeitrag ist Gesetz geworden; alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und Elsässer stimmten dafür, ebenso die Sozialdemokraten. Was ich aber an dieser Stelle (Nr. 25) andeutete, ist eingetroffen. Die Besteuerung des Vermögens ist so geblieben, wie in der ersten Lesung beschlossen; aber die Einkommensbesteuerung wurde auf eine neue Grundlage gestellt und dadurch manchen formellen Wünschen Rechnung getragen; in der Sache selbst blieb nahezu alles beim alten.

Die entscheidenden Vorschriften über die Besteuerung sind:

a) **beim Vermögen:**

Die Abgabe vom Vermögen beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 M. und bei größeren Vermögen

von den ersten	50 000	0,15 v. H.
von den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35 „ „
„ „ „ „ „ „	100 000	0,5 „ „
„ „ „ „ „ „	300 000	0,7 „ „
„ „ „ „ „ „	500 000	0,85 „ „
„ „ „ „ „ „	1 000 000	1,1 „ „
„ „ „ „ „ „	3 000 000	1,3 „ „
„ „ „ „ „ „	5 000 000	1,4 „ „
von den höheren Beträgen		1,5 „ „

b) **beim Einkommen:**

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung von 5 vom Hundert des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Abgabefrei sind die Einkommen, welche den Betrag von fünftausend Mark nicht übersteigen, sowie die nach Abzug der im vorigen Absatz genannten Einkommensquote verbleibenden Restbeträge unter eintausend Mark.

Wird nachgewiesen, daß sich das Einkommen zwischen der Erhebung des ersten und des zweiten oder letzten Drittels des Wehrbeitrags um mindestens 40 vom Hundert vermindert hat, so ist auf Antrag eine dem verbliebenen Einkommen entsprechende Ermäßigung der späteren Beitragsteile zu gewähren.

Die Abgabe vom Einkommen beträgt bei einem Einkommen

	bis zu 10,000 M	1 v. H. des Einkommens
von mehr als 10,000 M	bis zu 15,000 M	1,2 v. H. des Einkommens
„ „ „ 15,000 „	„ „ 20,000 „	1,4 „ „ „ „
„ „ „ 20,000 „	„ „ 25,000 „	1,6 „ „ „ „
von mehr als 25,000 M	bis zu 30,000 M	1,8 v. H. des Einkommens
„ „ „ 30,000 „	„ „ 35,000 „	2 „ „ „ „
„ „ „ 35,000 „	„ „ 40,000 „	2,5 „ „ „ „
„ „ „ 40,000 „	„ „ 50,000 „	3 „ „ „ „
„ „ „ 50,000 „	„ „ 60,000 „	3,5 „ „ „ „
„ „ „ 60,000 „	„ „ 70,000 „	4 „ „ „ „
„ „ „ 70,000 „	„ „ 80,000 „	4,5 „ „ „ „
„ „ „ 80,000 „	„ „ 100,000 „	5 „ „ „ „
„ „ „ 100,000 „	„ „ 200,000 „	6 „ „ „ „
„ „ „ 200,000 „	„ „ 500,000 „	7 „ „ „ „
„ „ „ 500,000	. . . . . .	8 „ „ „ „

Aus diesen Vorschriften kann jedermann seinen Wehrbeitrag, der in 3 Raten zu bezahlen ist, selbst berechnen. Nehmen wir nur aus den 3 Gruppen von Abgabepflichtigen je einige Beispiele heraus:

1. Vermögen ohne anderes Einkommen als Zinseneinkommen

zahlen zunächst folgende Beiträge; nur sofern die Zinseneinkommen höher als 5000 M sind, fallen diese Zensiten noch in die 3. Gruppe:

			in 3 Jahren zahlbar
Vermögen von 40,000 Mk.:			60 M
Vermögen von 69,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
19,000 „	„ 0,35 „ „ =	66 „	= 141 M
Vermögen von 138,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
38,000 „	„ 0,5 „ „ =	190 „	= 440 M
Vermögen von 303,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
103,000 „	„ 0,7 „ „ =	721 „	= 1,471 M
Vermögen von 687,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
187,000 „	„ 0,85 „ „ =	1,590 „	= 4,440 M
Vermögen von 2,955,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
500,000 „	„ 0,85 „ „ =	4,250 „	
1,000,000 „	„ 1,1 „ „ =	11,000 „	
955,000 „	„ 1,3 „ „ =	12,415 „	= 30,515 M
Vermögen von 17,119,000 Mk.:			
50,000 M	zu 0,15 v. H. =	75 M	
50,000 „	„ 0,35 „ „ =	175 „	
100,000 „	„ 0,5 „ „ =	500 „	
300,000 „	„ 0,7 „ „ =	2,100 „	
500,000 „	„ 0,85 „ „ =	4,250 „	
1,000,000 „	„ 1,1 „ „ =	11,000 „	
3,000,000 „	„ 1,3 „ „ =	39,000 „	
5,000,000 „	„ 1,4 „ „ =	70,000 „	
7,119,000 „	„ 1,5 „ „ =	106,785 „	= 233,885 M

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Staffel recht stark progressiv ist und versteht daher auch die Beschwerden der Allerreichsten im Lande.

2. Einkommen ohne Vermögen.

Hier ist die Berechnung eine sehr einfache geworden; die Abgabe beträgt bei einem Einkommen:

			in 3 Jahren zahlbar.
6,000 M	1 %	=	60 M
12,000 „	1,2%	=	144 „
18,000 „	1,4%	=	252 „
24,000 „	1,6%	=	384 „
30,000 „	1,8%	=	540 „
34,000 „	2 %	=	680 „
40,000 „	2,5%	=	1,000 „
100,000 „	5 %	=	5,000 „
500,000 „	8 %	=	40,000 „

3. Einkommen und Vermögen.

Hier wird vom Einkommen erst eine Rente von 5% abgezogen und der verbleibende Rest dann nach der Einkommenstaffel besteuert. Es seien weiter die Vermögen sub 1 genommen, und an ihnen gezeigt, was sie unter Umständen noch aus dem Einkommen zu versteuern haben.

Zensit A hat 69,180 M Vermögen und 10,000 M Einkommen; vom Einkommen gehen 5% Rente von 69,000 M = 3,450 M ab, also bleiben 6,550 M für die Einkommenbesteuerung übrig, somit sind 65,50 M noch zu zahlen, also insgesamt 206,50 M.

Zensit B hat 138,000 ℳ Vermögen und ein Einkommen von 20,000 ℳ; vom Einkommen gehen als Rente 5% = 6,900 ℳ ab, also bleiben 13,100 ℳ zu 1,2% = 157 ℳ; der Gesamtwehrbeitrag ist somit 597 ℳ.

Zensit C hat 2,955,000 ℳ Vermögen; er hat nur Zinseneinkommen, aber sein Kapital arbeitet mit 10%, so daß er 295,500 ℳ Einkommen bezieht. Als Rente darf er aber nur 5% = 147,750 ℳ abziehen und muß den Rest von 147,750 ℳ nochmals mit 6% versteuern, was 8,865 ℳ ausmacht, so daß sein Wehrbeitrag sich auf 39,380 ℳ (30,515 ℳ aus Vermögen, 8865 ℳ aus Einkommen) erhöht.

Zensit D hat 17,119,000 ℳ Vermögen, was sich zu 12% rentiert; er hat lediglich dieses Zinseneinkommen von 2,054,280 ℳ. Als Rente darf er aber nur 5% = 855,950 ℳ in Abzug bringen, hat somit 1,198,330 ℳ nochmals zu versteuern, und zwar mit 8%, was 95,866 ℳ ausmacht, so daß sich sein Wehrbeitrag auf 329,751 ℳ erhöht.

Aus dieser Art der Berechnung geht ganz klar hervor, daß hochrentierende Vermögen vom Wehrbeitrag sehr scharf angefaßt werden, daß man getrost sagen kann, daß unsere reichen Volksgenossen nicht geschont worden sind. In 100 Jahren ist keine solche Abgabe in einem Lande erhoben worden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der neue Krieg.

Wie im vorigen Herbst, so haben auch jetzt alle Bemühungen der Friedensmächte nichts genützt. Die vielgepriesene Schiedsgerichtsidee versagte auch hier, obschon der russische Zar selbst im Tone des allslawischen Kalifen die Streitenden vor seinen Richterstuhl gefordert hatte. Es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Serbien glaubt im Verein mit Griechenland die bulgarische Vormachtstellung brechen zu können. Bulgarien glaubt, die Löwenrolle in dieser Jagdgesellschaft behaupten zu müssen und zu können. Daher die Kraftprobe, die in dem alten, anscheinend unersetzlichen Verfahren des blutigen Krieges zum Austrag gebracht wird. „Angefangen" hat immer der andere Teil. Die gegenseitigen Vorwürfe über den Friedensbruch verdienen gar keine Nachprüfung; das gehört zu der „politischen Heuchelei", die Bismarck zu den Zunftgebräuchen rechnete.

Hergebracht ist auch, daß zu Anfang des Krieges beide Teile „siegen". Teils aus Eitelkeit, teils zur Aufmunterung der Kampf- und Volksgenossen sucht jede Regierung die ersten und die schönsten Siegesdepeschen auf den Markt zu bringen. Kleinigkeiten werden zu gewaltigen Heldentaten aufgeblasen, dem Feinde wird das Hasenpanier angedichtet, vereinzelte taktische Vorteile werden als Entscheidungsschlachten dargestellt. In solcher Ausnutzung des Papieres und des Drahtes waren dieses Mal die Serben vorn an. Nach den Belgrader Depeschen war das Zentrum der Bulgaren bei Kotschana alsbald durchbrochen und die halbe gegnerische Armee gefallen oder gefangen genommen worden. Von bulgarischer Seite kam das langsame, aber eindrucksvolle Echo, daß die serbische Timok-Division (eine Elitetruppe) südlich von Istip eingekreist und vernichtet worden sei. Der unbefangene Beobachter erkennt, daß trotz fünftägigen Ringens und fürchterlicher Verluste an Menschenleben noch kein entscheidender Schlag gelungen ist. Die Serben haben offenbar ihre anfänglichen Teilerfolge nicht auszubeuten vermocht, und wenn es den Bulgaren auch gelungen ist, die Serben von den Griechen abzutrennen und dem südlichen Flügel der Serben eine Schlappe beizubringen, so ist es doch noch fraglich, ob der Versuch der Umklammerung sich durchführen läßt. Die Serben sind doch zähere Gegner, als die ungeschulten türkischen Soldaten bei Kirkilisse usw. und wahrscheinlich befindet sich das bulgarische Heer auch nicht mehr in der Jugendfrische vom Herbst. Auch über den Vorstoß der Bulgaren in Altserbien hinein läßt sich noch nichts prophezeien.

Die Lage Bulgariens wird besonders erschwert durch das Damoklesschwert, das ihm von Norden her über dem Haupt hängt. Rumänien hat wirklich mobilisiert, aber erfreulicherweise noch nicht losgeschlagen. Die Volksstimmung in Rumänien ist kriegerisch und zugleich gegen Oesterreich zugespitzt. Wenigstens sind in Bukarest die Rufe „nieder mit Oesterreich" laut geworden. Vielleicht stecken panslawistische Agenten mit russischen Rubeln dahinter; das macht aber die Erscheinung nicht harmloser. Die österreichische Diplomatie mußte natürlich Bulgarien in seinem Gegensatz gegen das drohende Großserbien unterstützen; sie durfte aber auch das Vertrauen Rumäniens nicht verlieren. Ob Graf Berchtold in letzter Hinsicht etwas versäumt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht entscheiden. Jedenfalls hat er versucht, der ungünstigen Wendung entgegenzutreten. Oesterreich hat Verhandlungen behufs Verständigung zwischen Bulgarien und Rumänien in Gang gebracht. Wenn daraus etwas werden soll, so muß Bulgarien die Landstrecke, die an Rumänien abgetreten werden sollte, erheblich vergrößern. Es ist sogar möglich, daß Rumänien jetzt den Grenzstrich von Silistria bis Varna am Schwarzen Meere verlangt. Die Realpolitiker in Sofia könnten darauf wohl eingehen, da sie im Süden reichen Ersatz finden und bei günstigem Kriegsverlauf sogar den hochwichtigen Handels- und Hafenplatz Saloniki den Griechen entreißen können. Es fragt sich nur, ob die öffentliche Meinung in Bulgarien sich mit der Amputation im Norden versöhnen läßt. Vielleicht wirken die ersten serbischen Siegesdepeschen dazu mit, daß die Bulgaren den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines Versöhnungsopfers erkennen lernen. Gelingt es, Rumänien zufrieden zu stellen, so können unsere österreichischen Bundesgenossen und wir mit ihnen den Ausgang des Krieges ohne ernste Besorgnisse abwarten. Ein Sieg Bulgariens ist dann wohl möglich, und sollte schließlich die bulgarische Kraft erlahmen, so werden doch die persönlichen und wirtschaftlichen Verluste der Serben so groß sein, daß der Uebermut in Belgrad in absehbarer Zeit kaum gefährlich werden dürfte.

Europa würde erst in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn Rußland sich zu der Einmischung entschlösse, die in dem Mahntelegramm des Zaren in etwas unbestimmter Form angedroht war. Doch wird man in St. Petersburg sich das Losschlagen noch zwei und dreimal überlegen. Wäre Rußland aktionslustig und zugleich aktionsfähig, so hätte es schon längst bessere Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Die Berliner Offiziösen haben offenbar dieserhalb keine Sorgen. „Sämtliche Großmächte", sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", „bekennen sich zum Grundsatze der Nichteinmischung in die militärischen Vorgänge zwischen den früheren Verbündeten; die Aufgabe Europas kann vorläufig nur darin bestehen, die Feindseligkeiten örtlich und zeitlich einzuschränken." Auch in der rumänischen Frage scheinen unsere Offiziösen Ausgleichshoffnungen zu haben, denn sie bemerken: „Das mit der rumänischen Mobilmachung verbundene politische Programm dürfte bis auf weiteres in dem Wunsche umschrieben sein, der Silistriafrage eine für Rumänien befriedigendere Lösung zu geben, als sie bisher durch die Beratungen der Botschafter in St. Petersburg gefunden war."

Für Europa ist es freilich sehr unangenehm, daß die Unsicherheit noch länger andauert. Aber da hilft keine Klage; der Hund des Balkankrieges hat einen Schwanz, und über den müssen wir auch hinüberkommen. Zum Troste kann man sich sagen, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Beutejägern doch einmal in Gang kommen mußte. Wenn jetzt sofort der Streit über die Hegemonie am Balkan ausgetragen wird, so ist es ein Aufwaschen.

Die Monarchenbegegnung in Kiel.

Das italienische Königspaar ist auf der Reise nach Skandinavien in Kiel mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen, und die beiderseitigen Staatsmänner waren zugezogen. Es gab also einen richtigen politischen Meinungsaustausch, und die Offiziösen sagen, er habe das herzliche und vertrauensvolle Gepräge getragen, das den Beziehungen Deutschlands zu Italien und beider Staaten zu Oesterreich aufgeprägt sei. Das wird wohl stimmen, denn zu den beruhigenden Erscheinungen in dieser kritischen Zeit gehört die Befestigung des Dreibundes. Italien ist mit seinem früheren Adria-Rivalen Oesterreich jetzt so im Einklange wie niemals zuvor. Daß die Triple-Entente ebenso fest und geschlossen dastände, kann auch ihr bester Freund nicht ehrlich behaupten. Frankreich hängt allerdings vollständig an den Rockschößen Rußlands, aber England geht in der hohen Politik seine eigenen Wege, und die englische Presse macht es neuerdings sogar den Franzosen zum Vorwurf, daß sie so blindlings alles russische mitmachen. In Paris streitet man sich inzwischen noch immer über die dreijährige Dienstzeit. Sie wird wohl schließlich durchgehen, aber der moralische Eindruck dieser französischen Rüstungsverstärkung ist doch paralysiert durch das schnellere Vorgehen Deutschlands. In der deutschen Presse, sowohl in der unabhängigen als in der offiziösen, wird mit Recht hervorgehoben, wie tief und nachhaltig die rasche und unverkürzte Erledigung der Wehrvorlage und die gleichzeitige Bewilligung der Deckung im ganzen Auslande gewirkt habe. Nachträglich liefert der neue Krieg auf dem Balkan auch den Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Rüstung unter den fortdauernden gespannten Verhältnissen.

wird immer und in jeder Form konfiskatorischen Charakter haben. Es ist aber geradezu spaßhaft, in einem führenden liberalen Organ einer Warnung vor der Verwirklichung sozialdemokratischer Steuerideale zu begegnen, ausgerechnet in einem Zeitpunkt, wo der Liberalismus sich anschickte, gemeinschaftlich mit der Sozialdemokratie deren nächstes Steuerideal, die Besteuerung des Kindeserbes den Rechtsparteien aufzuzwingen. Und will nicht gerade der Liberalismus bereits das Konfiskationsprinzip in die Reichsgesetzgebung dadurch einführen, daß er für die Beschränkung des Intestaterbrechts eintritt? Diese Maßnahme würde allerdings nur kleinere Leute treffen, bei denen es wohl nicht so genau genommen würde. Wird aber das Großkapital einmal um ein Prozent höher erfaßt, dann nehmen die Klagen über Vergewaltigung und Konfiskation kein Ende. Gracchi de seditione querentes!

Auf die Einzelheiten der vom Reichstag an den Gesetzentwürfen vorgenommenen Aenderungen an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich schon durch den Mangel an Raum. Zusammenfassend kann aber das *Urteil* über die Reichstagsbeschlüsse, trotz ihrer Mängel, dahin abgegeben werden, daß dieselben im wesentlichen *erhebliche Verbesserungen* der Vorlagen in der Richtung der *steuerlichen Gerechtigkeit* und der *sozialen Ausgleichung* gebracht haben. Das Bestreben, die leistungsfähigen Schultern stärker zu belasten unter tunlichster Schonung der kleineren Leute, ist in diesen Beschlüssen unverkennbar, und das *Zentrum* darf sich rühmen, daß es einen wesentlichen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch nehmen kann, daß es gelungen ist, diesen gesunden Gedanken in den Deckungsvorlagen zur Geltung zu bringen. Gewiß weisen diese Beschlüsse noch gar manche Mängel auf, niemand wird dies bestreiten wollen, am wenigsten diejenigen, die an ihrem Zustandekommen mitgearbeitet haben. Bei der Kritik darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es sich bei dem ganzen Gesetzgebungswerk um ein *Kompromiß* handelt, bei dem alle Teile etwas an ihren Wünschen nachlassen müssen. Jedenfalls darf konstatiert werden, daß es an gutem Willen, das *möglichst Beste* zustande zu bringen, auf keiner Seite gefehlt hat.

Wie berechne ich meinen Wehrbeitrag?

Von M. *Erzberger*, Mitglied des Reichstags.

Der Wehrbeitrag ist Gesetz geworden; alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und Elsässer stimmten dafür, ebenso die Sozialdemokraten. Was ich aber an dieser Stelle (Nr. 25) andeutete, ist eingetroffen. Die Besteuerung des *Vermögens* ist so geblieben, wie in der ersten Lesung beschlossen; aber die *Einkommensbesteuerung* wurde auf eine neue Grundlage gestellt und dadurch manchen formellen Wünschen Rechnung getragen; in der *Sache selbst* blieb nahezu alles beim alten.

Die entscheidenden Vorschriften über die Besteuerung sind:

a) **beim Vermögen:**

Die Abgabe vom Vermögen beträgt bei einem Vermögen bis zu 50,000 M. und bei größeren Vermögen

von den ersten	50 000	0,15 v. H.
von den nächsten angefangenen oder vollen	50 000	0,35 „ „
„ „ „ „ „ „	100 000	0,5 „ „
„ „ „ „ „ „	300 000	0,7 „ „
„ „ „ „ „ „	500 000	0,85 „ „
„ „ „ „ „ „	1 000 000	1,1 „ „
„ „ „ „ „ „	3 000 000	1,3 „ „
„ „ „ „ „ „	5 000 000	1,4 „ „
von den höheren Beträgen		1,5 „ „

b) **beim Einkommen:**

Von dem festgestellten Einkommen wird ein Betrag abgezogen, der einer Verzinsung von 5 vom Hundert des abgabepflichtigen Vermögens entspricht.

Abgabefrei sind die Einkommen, welche den Betrag von fünftausend Mark nicht übersteigen, sowie die nach Abzug der im vorigen Absatz genannten Einkommensquote verbleibenden Restbeträge unter eintausend Mark.

Wird nachgewiesen, daß sich das Einkommen zwischen der Erhebung des ersten und des zweiten oder letzten Drittels des Wehrbeitrags um mindestens 40 vom Hundert vermindert hat, so ist auf Antrag eine dem verbliebenen Einkommen entsprechende Ermäßigung der späteren Beitragsteile zu gewähren.

Die Abgabe vom Einkommen beträgt bei einem Einkommen

	bis zu 10,000 M	1	v. H. des Einkommens
von mehr als 10,000 M	bis zu 15,000 M	1,2	v. H. des Einkommens
„ „ „ 15,000 „	„ „ 20,000 „	1,4	„ „ „ „
„ „ „ 20,000 „	„ „ 25,000 „	1,6	„ „ „ „
von mehr als 25,000 M	bis zu 30,000 M	1,8	v. H. des Einkommens
„ „ „ 30,000 „	„ „ 35,000 „	2	„ „ „ „
„ „ „ 35,000 „	„ „ 40,000 „	2,5	„ „ „ „
„ „ „ 40,000 „	„ „ 50,000 „	3	„ „ „ „
„ „ „ 50,000 „	„ „ 60,000 „	3,5	„ „ „ „
„ „ „ 60,000 „	„ „ 70,000 „	4	„ „ „ „
„ „ „ 70,000 „	„ „ 80,000 „	4,5	„ „ „ „
„ „ „ 80,000 „	„ „ 100,000 „	5	„ „ „ „
„ „ „ 100,000 „	„ „ 200,000 „	6	„ „ „ „
„ „ „ 200,000 „	„ „ 500,000 „	7	„ „ „ „
„ „ „ 500,000	. . . .	8	„ „ „ „

Aus diesen Vorschriften kann jedermann seinen Wehrbeitrag, der in 3 Raten zu bezahlen ist, selbst berechnen. Nehmen wir nur aus den 3 Gruppen von Abgabepflichtigen je einige Beispiele heraus:

1. Vermögen ohne anderes Einkommen als Zinseneinkommen

zahlen zunächst folgende Beiträge; nur sofern die Zinseneinkommen höher als 5000 M sind, fallen diese Zensiten noch in die 3. Gruppe:

in 3 Jahren zahlbar

Vermögen von 40,000 Mk.: . . . . **60 M**

Vermögen von 69,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
19,000 „ „ 0,35 „ „	=	66 „	= **141 M**

Vermögen von 138,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
38,000 „ „ 0,5 „ „	=	190 „	= **440 M**

Vermögen von 303,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
103,000 „ „ 0,7 „ „	=	721 „	= **1,471 M**

Vermögen von 687,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
187,000 „ „ 0,85 „ „	=	1,590 „	= **4,440 M**

Vermögen von 2,955,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
955,000 „ „ 1,3 „ „	=	12,415 „	= **30,515 M**

Vermögen von 17,119,000 Mk.:

50,000 M zu 0,15 v. H.	=	75 M	
50,000 „ „ 0,35 „ „	=	175 „	
100,000 „ „ 0,5 „ „	=	500 „	
300,000 „ „ 0,7 „ „	=	2,100 „	
500,000 „ „ 0,85 „ „	=	4,250 „	
1,000,000 „ „ 1,1 „ „	=	11,000 „	
3,000,000 „ „ 1,3 „ „	=	39,000 „	
5,000,000 „ „ 1,4 „ „	=	70,000 „	
7,119,000 „ „ 1,5 „ „	=	106,785 „	= **233,885 M**

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Staffel recht stark progressiv ist und versteht daher auch die Beschwerden der Allerreichsten im Lande.

2. Einkommen ohne Vermögen.

Hier ist die Berechnung eine sehr einfache geworden; die Abgabe beträgt bei einem Einkommen:

			in 3 Jahren zahlbar.
6,000 M	1 %	=	60 M
12,000 „	1,2%	=	144 „
18,000 „	1,4%	=	252 „
24,000 „	1,6%	=	384 „
30,000 „	1,8%	=	540 „
34,000 „	2 %	=	680 „
40,000 „	2,5%	=	1,000 „
100,000 „	5 %	=	5,000 „
500,000 „	8 %	=	40,000 „

3. Einkommen und Vermögen.

Hier wird vom Einkommen erst eine Rente von 5% abgezogen und der verbleibende Rest dann nach der Einkommenstaffel besteuert. Es seien weiter die Vermögen sub 1 genommen, und an ihnen gezeigt, was sie unter Umständen noch aus dem Einkommen zu versteuern haben.

Zensit A hat 69,180 M Vermögen und 10,000 M Einkommen; vom Einkommen gehen 5% Rente von 69,000 M = 3,450 M ab, also bleiben 6,550 M für die Einkommenbesteuerung übrig, somit sind 65,50 M noch zu zahlen, also insgesamt 206,50 M.

Zensit B hat 138,000 ℳ Vermögen und ein Einkommen von 20,000 ℳ; vom Einkommen gehen als Rente 5% = 6,900 ℳ ab, also bleiben 13,100 ℳ zu 1,2% = 157 ℳ; der Gesamtwehrbeitrag ist somit 597 ℳ.

Zensit C hat 2,955,000 ℳ Vermögen; er hat nur Zinseneinkommen, aber sein Kapital arbeitet mit 10%, so daß er 295,500 ℳ Einkommen bezieht. Als Rente darf er aber nur 5% = 147,750 ℳ abziehen und muß den Rest von 147,750 ℳ nochmals mit 6% versteuern, was 8,865 ℳ ausmacht, so daß sein Wehrbeitrag sich auf 39,380 ℳ (30,515 ℳ aus Vermögen, 8865 ℳ aus Einkommen) erhöht.

Zensit D hat 17,119,000 ℳ Vermögen, was sich zu 12% rentiert; er hat lediglich dieses Zinseneinkommen von 2,054,280 ℳ. Als Rente darf er aber nur 5% = 855,950 ℳ in Abzug bringen, hat somit 1,198,330 ℳ nochmals zu versteuern, und zwar mit 8%, was 95,866 ℳ ausmacht, so daß sich sein Wehrbeitrag auf 329,751 ℳ erhöht.

Aus dieser Art der Berechnung geht ganz klar hervor, daß hochrentierende Vermögen vom Wehrbeitrag sehr scharf angefaßt werden, daß man getrost sagen kann, daß unsere reichen Volksgenossen nicht geschont worden sind. In 100 Jahren ist keine solche Abgabe in einem Lande erhoben worden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der neue Krieg.

Wie im vorigen Herbst, so haben auch jetzt alle Bemühungen der Friedensmächte nichts genützt. Die vielgepriesene Schiedsgerichtsidee versagte auch hier, obschon der russische Zar selbst im Tone des allslawischen Kalifen die Streitenden vor seinen Richterstuhl gefordert hatte. Es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Serbien glaubt im Verein mit Griechenland die bulgarische Vormachtstellung brechen zu können. Bulgarien glaubt, die Löwenrolle in dieser Jagdgesellschaft behaupten zu müssen und zu können. Daher die Kraftprobe, die in dem alten, anscheinend unersetzlichen Verfahren des blutigen Krieges zum Austrag gebracht wird. „Angefangen" hat immer der andere Teil. Die gegenseitigen Vorwürfe über den Friedensbruch verdienen gar keine Nachprüfung; das gehört zu der „politischen Heuchelei", die Bismarck zu den Zunftgebräuchen rechnete.

Hergebracht ist auch, daß zu Anfang des Krieges beide Teile „siegen". Teils aus Eitelkeit, teils zur Aufmunterung der Kampf- und Volksgenossen sucht jede Regierung die ersten und die schönsten Siegesdepeschen auf den Markt zu bringen. Kleinigkeiten werden zu gewaltigen Heldentaten aufgeblasen, dem Feinde wird das Hasenpanier angedichtet, vereinzelte taktische Vorteile werden als Entscheidungsschlachten dargestellt. In solcher Ausnutzung des Papieres und des Drahtes waren dieses Mal die Serben vorn an. Nach den Belgrader Depeschen war das Zentrum der Bulgaren bei Kotschana alsbald durchbrochen und die halbe gegnerische Armee gefallen oder gefangen genommen worden. Von bulgarischer Seite kam das langsame, aber eindrucksvolle Echo, daß die serbische Timok-Division (eine Elitetruppe) südlich von Istip eingekreist und vernichtet worden sei. Der unbefangene Beobachter erkennt, daß trotz fünftägigen Ringens und fürchterlicher Verluste an Menschenleben noch kein entscheidender Schlag gelungen ist. Die Serben haben offenbar ihre anfänglichen Teilerfolge nicht auszubeuten vermocht, und wenn es den Bulgaren auch gelungen ist, die Serben von den Griechen abzutrennen und dem südlichen Flügel der Serben eine Schlappe beizubringen, so ist es doch noch fraglich, ob der Versuch der Umklammerung sich durchführen läßt. Die Serben sind doch zähere Gegner, als die ungeschulten türkischen Soldaten bei Kirkilisse usw. und wahrscheinlich befindet sich das bulgarische Heer auch nicht mehr in der Jugendfrische vom Herbst. Auch über den Vorstoß der Bulgaren in Altserbien hinein läßt sich noch nichts prophezeien.

Die Lage Bulgariens wird besonders erschwert durch das Damoklesschwert, das ihm von Norden her über dem Haupt hängt. Rumänien hat wirklich mobilisiert, aber erfreulicherweise noch nicht losgeschlagen. Die Volksstimmung in Rumänien ist kriegerisch und zugleich gegen Oesterreich zugespitzt. Wenigstens sind in Bukarest die Rufe „nieder mit Oesterreich" laut geworden. Vielleicht stecken panslawistische Agenten mit russischen Rubeln dahinter; das macht aber die Erscheinung nicht harmloser. Die österreichische Diplomatie mußte natürlich Bulgarien in seinem Gegensatz gegen das drohende Großserbien unterstützen; sie durfte aber auch das Vertrauen Rumäniens nicht verlieren. Ob Graf Berchtold in letzter Hinsicht etwas versäumt hat, läßt sich augenblicklich noch nicht entscheiden. Jedenfalls hat er versucht, der ungünstigen Wendung entgegenzutreten. Oesterreich hat Verhandlungen behufs Verständigung zwischen Bulgarien und Rumänien in Gang gebracht. Wenn daraus etwas werden soll, so muß Bulgarien die Landstrecke, die an Rumänien abgetreten werden sollte, erheblich vergrößern. Es ist sogar möglich, daß Rumänien jetzt den Grenzstrich von Silistria bis Varna am Schwarzen Meere verlangt. Die Realpolitiker in Sofia könnten darauf wohl eingehen, da sie im Süden reichen Ersatz finden und bei günstigem Kriegsverlauf sogar den hochwichtigen Handels- und Hafenplatz Saloniki den Griechen entreißen können. Es fragt sich nur, ob die öffentliche Meinung in Bulgarien sich mit der Amputation im Norden versöhnen läßt. Vielleicht wirken die ersten serbischen Siegesdepeschen dazu mit, daß die Bulgaren den Ernst der Lage und die Notwendigkeit eines Versöhnungsopfers erkennen lernen. Gelingt es, Rumänien zufrieden zu stellen, so können unsere österreichischen Bundesgenossen und wir mit ihnen den Ausgang des Krieges ohne ernste Besorgnisse abwarten. Ein Sieg Bulgariens ist dann wohl möglich, und sollte schließlich die bulgarische Kraft erlahmen, so werden doch die persönlichen und wirtschaftlichen Verluste der Serben so groß sein, daß der Uebermut in Belgrad in absehbarer Zeit kaum gefährlich werden dürfte.

Europa würde erst in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn Rußland sich zu der Einmischung entschlösse, die in dem Mahntelegramm des Zaren in etwas unbestimmter Form angedroht war. Doch wird man in St. Petersburg sich das Losschlagen noch zwei und dreimal überlegen. Wäre Rußland aktionslustig und zugleich aktionsfähig, so hätte es schon längst bessere Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Die Berliner Offiziösen haben offenbar dieserhalb keine Sorgen. „Sämtliche Großmächte", sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", „bekennen sich zum Grundsatze der Nichteinmischung in die militärischen Vorgänge zwischen den früheren Verbündeten; die Aufgabe Europas kann vorläufig nur darin bestehen, die Feindseligkeiten örtlich und zeitlich einzuschränken." Auch in der rumänischen Frage scheinen unsere Offiziösen Ausgleichshoffnungen zu haben, denn sie bemerken: „Das mit der rumänischen Mobilmachung verbundene politische Programm dürfte bis auf weiteres in dem Wunsche umschrieben sein, der Silistriafrage eine für Rumänien befriedigendere Lösung zu geben, als sie bisher durch die Beratungen der Botschafter in St. Petersburg gefunden war."

Für Europa ist es freilich sehr unangenehm, daß die Unsicherheit noch länger andauert. Aber da hilft keine Klage; der Hund des Balkankrieges hat einen Schwanz, und über den müssen wir auch hinüberkommen. Zum Troste kann man sich sagen, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Beutejägern doch einmal in Gang kommen mußte. Wenn jetzt sofort der Streit über die Hegemonie am Balkan ausgetragen wird, so ist es ein Aufwaschen.

Die Monarchenbegegnung in Kiel.

Das italienische Königspaar ist auf der Reise nach Skandinavien in Kiel mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen, und die beiderseitigen Staatsmänner waren zugezogen. Es gab also einen richtigen politischen Meinungsaustausch, und die Offiziösen sagen, er habe das herzliche und vertrauensvolle Gepräge getragen, das den Beziehungen Deutschlands zu Italien und beider Staaten zu Oesterreich aufgeprägt sei. Das wird wohl stimmen, denn zu den beruhigenden Erscheinungen in dieser kritischen Zeit gehört die Befestigung des Dreibundes. Italien ist mit seinem früheren Adria-Rivalen Oesterreich jetzt so im Einklange wie niemals zuvor. Daß die Triple-Entente ebenso fest und geschlossen dastände, kann auch ihr bester Freund nicht ehrlich behaupten. Frankreich hängt allerdings vollständig an den Rockschößen Rußlands, aber England geht in der hohen Politik seine eigenen Wege, und die englische Presse macht es neuerdings sogar den Franzosen zum Vorwurf, daß sie so blindlings alles russische mitmachen. In Paris streitet man sich inzwischen noch immer über die dreijährige Dienstzeit. Sie wird wohl schließlich durchgehen, aber der moralische Eindruck dieser französischen Rüstungsverstärkung ist doch paralysiert durch das schnellere Vorgehen Deutschlands. In der deutschen Presse, sowohl in der unabhängigen als in der offiziösen, wird mit Recht hervorgehoben, wie tief und nachhaltig die rasche und unverkürzte Erledigung der Wehrvorlage und die gleichzeitige Bewilligung der Deckung im ganzen Auslande gewirkt habe. Nachträglich liefert der neue Krieg auf dem Balkan auch den Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Rüstung unter den fortdauernden gespannten Verhältnissen.

Rücktritt des Kriegsministers von Heeringen.

Nach Erledigung der Wehrvorlage ist General von Heeringen alsbald zurückgetreten, unter Beförderung zum Armeeinspekteur von Berlin. Keine Ueberraschung. Zur Durchführung der neuen Organisation ist eine frische Kraft sehr am Platze. Ebensosehr zur Vertretung der militärischen Angelegenheiten im Parlament, die Herrn von Heeringen übergroße Mühe machte. In den reinen Dienstbetrieb paßt er besser. Gemäß dem Spruche vom toten Löwen wollen wir auf seine Einseitigkeit und Engherzigkeit in der Duellfrage und gegenüber den sonstigen Reformwünschen nicht neuerdings eingehen, sondern nur den Wunsch aussprechen, daß sein Nachfolger dem Charakter unserer Armee als eines Volksheeres besser Rechnung trage und auch höhere sittliche und soziale Gesichtspunkte, als wie sie in Offizierskasinos üblich sind, zu würdigen wissen werde.

Orientfragen.

Von Hans Fritz Freiherr von Fürstenberg.

Der Orient hat immer einen fragwürdigen Charakter gehabt. Sein eigentliches Symbol ist die Sphinx. Nie aber hat das orientalische Problem drängendere Fragen gestellt als eben jetzt. Die politischen Ereignisse des letzten halben Jahres nötigen zur Stellungnahme. Den europäischen Teil des Problems haben die Balkanvölker der Hauptsache nach gelöst; der asiatische erscheint noch wie ein Bündel von Fragezeichen. Nehmen wir ihrer einige heraus, und hören wir die Antworten, die darauf gegeben werden. Diese Antworten lauten verschieden, je nach dem Standpunkt und der Charakteranlage der Befragten. Denn einige sind Idealisten, andere Realisten; einige Optimisten, andere Pessimisten; einige wohnen mitten in der Türkei und kennen Land und Leute, andere wohnen hinten weit in Europa und machen sich falsche oder gar keine Vorstellungen von orientalischen Zuständen und Verhältnissen.

1. Wie ist das türkische Volk zu beurteilen?

Der ideale deutsche Michel denkt sehr günstig über die Türkei. Er nimmt mit Recht an, daß die deutsche Politik nicht umsonst so großen Wert auf die Freundschaft der Türkei gelegt habe, und daß der Reformeifer der aus Deutschland berufenen hohen Funktionäre nicht an ein unfähiges und undankbares Volk verschwendet worden sei. Er weiß, was er von der hämischen Kritik zu halten hat, die von dritter Seite an den jüngsten Leistungen der türkischen Armee geübt worden ist; ja gerade wegen der furchtbaren Niederlage, die das edel veranlagte, aber von einem grausamen Schicksal heimgesuchte und von den Großmächten verlassene Volk erlitten hat, ist er ihm in seinem Unglück innerlich nur noch näher getreten. Hat er doch die Schriften des Dr. Jaeckh und des Davis Trietsch wie auch die Aufsätze des Feldmarschalls Freiherrn von der Goltz gelesen, und erinnert er sich doch eines angeblichen Wortes des Fürsten Bismarck, daß der Türke „der anständigste Mensch" sei. Der brave deutsche Michel nähert sich mit seiner wohlwollenden Auffassung dem Standpunkt, den der Türke — namentlich der Jungtürke! — selber stets mit überzeugungsvollem Eifer vertreten hat, daß er nämlich der anständigste Mensch der ganzen Welt, noch mehr: der allein anständige Mensch, ja, um es recht eigentlich zu sagen: daß er, der Türke, der Einzige sei, der überhaupt den Namen Mensch verdiene; denn nach seiner gewiß zutreffenden Auffassung sind alle Nichtmoslime „Hunde".

Nicht alle freilich sind mit dem deutschen Michel geneigt, dieses Urteil zu unterschreiben; viele halten es für nicht hinreichend begründet und möchten es vielmehr mindestens als Vorurteil bezeichnen. Sie warnen überhaupt davor, „schnell fertig" mit der Beurteilung des Orientalen sein zu wollen, meinen vielmehr, daß man sein Wesen und seinen Charakter nur nach langer, langer Beobachtung und selbst dann nur halb verstehen lerne, ganz abgesehen davon, daß die orientalische Psyche in sich selbst wieder nach den mannigfaltigen Rassen und Nationalitäten unendlich fein differenziert sei. Im übrigen mögen wohl diese vorsichtigen Kritiker auf dem Standpunkt des biederen tscherkessischen Arabadschi stehen, der mich einmal auf einer meiner Wagenfahrten durch Anatolien dahin belehrte, daß es Stämme und Gemeinden gebe, unter denen sehr viele Lumpen herumlaufen, andere wieder, wo nur sehr wenige Lumpen seien, und endlich solche, unter denen gar keine Lumpen herumliefen, weil dort — allesamt und sonders Lumpen seien.

Theoretisch kann man bei der moralischen Charakterisierung der Türken folgende Unterscheidung machen: Der einfache türkische Bauer ist ehrlich, zuverlässig, gefällig und fromm, aber durch seine Religion und seinen rudimentär vererbten Nomadencharakter von jeglichem Kulturfortschritt ausgeschlossen. Der türkische Beamte sowie jeder Türke, der mit europäischem Kulturleben in Berührung steht, ist in seinem innersten Wesen verdorben. Praktisch hat der Europäer jedem Türken zu mißtrauen, wenigstens sobald er mit ihm in geschäftlichen Verkehr tritt; denn sobald im Türken der „amor sceleratus habendi" geweckt ist, hört er auf, ehrlich zu sein. Der türkische Soldat ist abgehärtet, folgsam und tapfer; aber alle drei Eigenschaften sind bei ihm passive, nicht aktive Tugenden. Er ist von Haus aus an Elend und Entbehrungen gewöhnt, die er auch im Kriege ohne Murren erträgt. Er ist seiner ererbten Naturanlage nach durchaus unselbständig und in allen Dingen auf die befehlende Leitung eines Höheren angewiesen. Er besitzt endlich die Tapferkeit eines Wolfes oder eines Meutehundes, die das Gefühl numerischer Ueberlegenheit voraussetzt, zu dem sich eine Art Massensuggestion gesellt, die zum mordlustigen, tollkühnen Ansturm treibt, aber auch ebenso leicht in heillose Panik umschlagen kann. Ist der preußische Soldat in seiner formellen militärischen Vollendung ein durchaus selbständig denkender und zielbewußt handelnder Mensch, so reicht die Tüchtigkeit des türkischen Soldaten nicht viel weiter als die materiellen Eigenschaften seiner Herdennatur; die militärische Erziehung hat ihm in physischer und moralischer Hinsicht nur Unwesentliches hinzugeben können. Der Türke kennt endlich weder Vaterlandsliebe noch Freundschaft; das erste Wort hat in seinem Munde gar keinen, das zweite höchstens einen sexuellen Sinn. Ein würdiges Glied der Kulturmenschheit wird der Türke nie sein, weil ihm die Gattin und Mutter fehlt; die Frau des Harem steht außerhalb der Zivilisation und kann daher auch nicht zur Zivilisation erziehen.

2. Wie hat die Einführung der Staatsverfassung auf die Türkei gewirkt?

Auch darüber gehen — oder gingen wenigstens — die Meinungen weit auseinander. Nach der Ansicht idealer Freiheitsschwärmer war der Despotismus der früheren Sultane, zumal Abdul Hamids, die einzige Quelle allen Elends und aller Schwäche der Türkei. Dieser Despotismus, meinten sie, sei ein Hohn auf die moderne Menschheit; er brauche nur durch die Konstitution beseitigt zu werden, um auch dem armen Türkenvolk den Zugang zu Freiheit, Wohlstand und Kultur zu ermöglichen. Die so dachten, übersahen aber zweierlei. Sie vergaßen erstens, daß die Freiheit, soll sie nicht in Zügellosigkeit ausarten, eine sittliche Reife voraussetzt, die den Völkern Europas und allen, die an der europäischen Kultur teilnehmen, durch das Christentum — direkt oder indirekt — verliehen worden ist, und daß diese Erziehung zur Reife und Mündigkeit vieler Jahrhunderte bedurft hat. Das türkische Volk aber hat sich der christlichen Zivilisation stets verschlossen, es hat den Schritt der Zeit nicht mitgemacht, sondern ist hinter der allgemeinen Kulturentwicklung um ein Jahrtausend zurückgeblieben. Wie der gemeine Mann die türkische Konstitution versteht, zeigt die Anwendung, die ein anatolischer Bauer von der Freiheit, die sie ihm bringen sollte, zu machen gedachte: „Ich werde meinem Nachbarn seine Frau wegnehmen, denn sie ist sehr schön!" Man übersah zweitens, daß es zur Natur des türkischen Staatswesens gehört, reaktionär und kulturfeindlich zu sein. Der islamische Staatsgedanke ist theokratisch, ist durchaus religiös. Was die heterogenen Bestandteile des türkischen Reiches, soweit sie mohammedanisch sind, bisher zusammengehalten hat, ist die gemeinsame religiöse Hingabe an Allah, an den Propheten und an seinen Stellvertreter, den mit unumschränkter Gewalt ausgestatteten Sultan-Kalifen. Die Stärke und das alleinige Heil des Islam liegt in seiner Verknöcherung und seinem Fanatismus. Jedes Eindringen liberaler Ideen wirkt notwendig zersetzend und muß Reich und Volk um den letzten Zusammenhalt bringen. Sint ut sunt, aut non sint. Die Wirkungen der Konstitution sind denn auch nicht ausgeblieben: verlustreiche Kriege, Aufstände, heillose Parteiungen und schrankenlose Korruption. Auf eines verstehen sich die Jungtürken besser als das alte Regime, sie wissen noch weit schönere Reformgesetze auszuarbeiten, aber sie sind im gleichen Maße unfähiger, sie durchzuführen. Uebrigens liegt den jungtürkischen Beamten weit weniger

an der Reform des Landes als an der Reform ihrer persönlichen Finanzen; und diese letzteren sehen sie im gegenwärtigen Zustande der Mißwirtschaft am besten garantiert.

3. Was wird aus der asiatischen Türkei?

Nach der Ansicht wohlmeinender und offenbar einsichtsvoller Männer, die als kompetente Beurteiler des nahen Orients gelten, liegt, wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft der Türkei in Asien. Zumal Anatolien wird nach ihnen immer der Jungbrunnen ihrer Kraft sein. Befreit von den europäischen und afrikanischen Extremitäten wird der türkische Staatskörper sich auf der ihm kongenialen asiatischen Basis konsolidieren und regenerieren. Die europäischen Großmächte, zumal Deutschland, werden es an uneigennütziger Hilfe nicht fehlen lassen. Andere, offenbar weniger wohlmeinende, aber vielleicht noch einsichtsvollere Männer als die vorigen Beurteiler stehen der erhofften Konsolidierung und Regenerierung skeptisch gegenüber. Sie weisen auf den türkisch-arabischen Gegensatz hin, der zwar schon von jeher bestanden, aber gerade in den letzten Jahren Formen angenommen hat, die deutlich erkennen lassen, daß unter den arabischen Bewohnern der weiten Gebiete vom cilizischen Taurus bis zum Persischen Meerbusen und von den Quellen des Tigris bis zur Straße von Bab el Mandeb der Wunsch immer mächtiger wird, das verhaßte Joch der osmanischen Usurpatoren endlich abzuschütteln und das Kalifat in den Bereich der heiligen Städte zurückzuführen, dem es einst widerrechtlich entrissen ward. Die Araber sind aber den Türken nicht nur an Zahl, sondern auch an geistiger Fähigkeit bei weitem überlegen. Jene Pessimisten stellen ferner die kritische Frage, nach welchem System denn die asiatische Türkei regiert werden und ob alttürkischer oder jungtürkischer Einfluß in ihr vorherrschen soll. Was sollen, so fragen sie, die anatolischen Bauern mit der Verfassung anfangen, wie sollen sie parlamentarische Vertreter finden, die fähig wären, an der Gesetzgebung mitzuarbeiten? Wenn aber wieder nach alttürkischem Muster regiert werden soll, wie sollen dann Kulturbestrebungen und wirtschaftliche Reformen im Lande Eingang finden, da der strenge Islam, zu dem das Alttürkentum sich bekennt, derartiges grundsätzlich verwirft? Die Unantastbarkeit der asiatischen Türkei proklamieren, heiße dann soviel wie die Unkultur für diesen Teil der Erde in Permanenz erklären. Ferner verhehlen sich diese Kritiker nicht, daß von allen Mächten, die sich um das Wohl und Wehe der Türkei bekümmern, Deutschland allein in Wahrheit in Vorderasien „politisch desinteressiert" ist. Frankreich, England und Rußland halten es kaum noch für der Mühe wert, auch nur den Schein des politischen Desinteressements aufrecht zu erhalten. Sie haben es auch nicht nötig; denn die Bewohner der Gebiete, für die sie sich politisch interessieren, erwidern dies Interesse mit unverhohlener Sympathie; Arabien und Palästina blicken vertrauensvoll auf die Engländer, Syrien erhofft von den Franzosen mindestens ein Protektorat, und Armenien wird, wenn ihm die Wahl zwischen Türken und Russen offen steht, unbedenklich für die Russen optieren, für die überhaupt, so paradox es klingen mag, neuerdings eine beachtenswerte Stimmung durchs Türkenland geht, der sich selbst die leitenden Kreise nicht verschließen. Die Not der Zeit scheint einen gewissen gesunden Realismus geboren zu haben, und der einzelne, der am Heil des Ganzen verzweifelt, denkt ernstlich darüber nach, ob nicht sein materielles Wohl unter den Fittichen Rußlands, dessen halbasiatischer Zug ihm nicht unsympathisch ist, noch am ehesten sichergestellt sein würde. Was aber soll aus Anatolien werden? Es muß sich vorderhand damit begnügen, von Deutschland „wirtschaftlich erschlossen" zu werden, und Deutschland seinerseits kann in Kleinasien keinen anderen Wunsch haben, als durch die Deutsche Bank und die „Sociétés des Chemins de Fer d'Anatolie et de Bagdad" und ihre schweizerischen und belgischen Beamten würdig vertreten zu sein. Mehr kann Deutschland nicht tun; und es lautet wie bittere Ironie, wenn im Lande selbst Türken, Griechen, Armenier, Levantiner und selbst Franzosen und Engländer es als ausgemachte Sache bezeichnen, daß Anatolien einmal Deutschland zufallen werde. Als wenn wir nicht durch unsere afrikanischen Kolonien, die noch jüngst durch Neukamerun eine überreiche Vermehrung erfahren haben, ohnehin schwer genug belastet wären. Ja, hätten wir noch die Arme frei und könnten wir wie Rußland einige hunderttausend Bauern exportieren, so würden wir nach dem Muster unseres östlichen Nachbarn längs der mit unserem Gelde gebauten Schienenwege Siedlungsgebiete schaffen, in denen zum Staunen der braven Anatolier die märchenhafte Blüte längst vergangener Zeiten neu erstehen sollte. So aber müssen wir dieses große Kulturwerk, wenn es überhaupt getan werden soll, anderen überlassen, und wir müssen die biederen Mohadschirs, die fast täglich die deutschen Generalkonsulate in Konstantinopel und Smyrna bestürmen und um Verleihung der deutschen Reichsangehörigkeit bitten, mit der Erklärung weiterschicken, daß solche Transaktionen weder von der deutschen Gesetzgebung vorgesehen sind, noch auch im Sinne der türkischen Regierung liegen. Es ist zu hoffen, daß die Bittsteller, wenn nicht in den Konsulaten, so doch in den Staatskanzleien anderer Regierungen mehr als belehrende Worte finden. Denn davon muß jeder überzeugt sein, der Land und Volk der Türken und ihre Geschichte kennt, daß nur eine fremde Verwaltung die Reformen bringen kann, die die einheimische Regierung bisher immer vergebens angestrebt hat. An Verordnungen und Gesetzen hat sie es nicht fehlen lassen; für jeden möglichen oder tatsächlichen Uebelstand sind im Laufe des letzten Jahrhunderts, von Mahmud II. bis auf Mehmed V., die geeigneten Reformgesetze geschaffen worden; aber sie sind niemals, oder wenigstens nie konsequent durchgeführt worden. Zur Durchführung der Gesetze, die dem Lande not tun, ist und bleibt eine hohe türkische Regierung, mag sie jungtürkisch oder alttürkisch heißen, ein für allemal unfähig.

Sind wir schon so weit?

Von W. Timmen, Oldesloe.

In Nr. 17 des laufenden Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" vom 26. April 1913 findet sich ein Aufsatz: „Katholisches freies Studententum", der mit der Forderung schließt, daß das alte Wort: „Jeder katholische Student gehört in eine katholische Korporation", den Zusatz erhalten müsse: oder in eine Freie Vereinigung katholischer Studenten. Voll froher Hoffnung auf einen vollen Erfolg in der nahen Zukunft werden diesen Vereinigungen vom Verfasser die günstigsten Perspektiven eröffnet: München und Münster zählten 102 bzw. 90 Mitglieder. Im letzten Winter seien 53 Vorträge gehalten worden. Kein studentischer Korporationsverband habe ein so glänzendes Vortragswesen wie der Verband der Freien Vereinigung katholischer Studenten, wenn man die Zahl der Organisationen, die Redner und die Themata in Betracht ziehe. Die Zahlen bewiesen einen streng kirchlich-religiösen Sinn bei den Vereinigungen, die sich solche Redner, solche Themata wählten. Daß solche Redner kämen, beweise zugleich, daß man in führenden Kreisen der deutschen Katholiken den Geist „hingebungsvoller Arbeit im Dienste religiöser, kirchlicher und sozialer Ideen", wie er in den Freien Vereinigungen wirksam sei, mehr und mehr schätzen lerne. Als Vorsitzende der Marianischen Akademikerkongregation, wie der Freien Studentenschaft, in sozialcaritativen Vereinigungen, wie in allen studentischen Vereinen und Ausschüssen, seien allein im vergangenen Winter Dutzende von Mitgliedern tätig gewesen.

Gewiß muß es uns mit Freude erfüllen, daß sich auch in unserem katholischen freien Studententum so viel ideales Streben und uneigennütziges Arbeiten für unsere katholische Sache zeigt. Trotz alledem können weite Kreise nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß nunmehr die Freien Vereinigungen als gleichwertig und völlig ebenbürtig neben die alteingewurzelten Korporationsverbände treten dürften. Diese stecken sich doch viel weitere und höhere Ziele, als freie Studenten in zwanglosen Vereinigungen je zu erreichen imstande sind. Die Freistudenten arbeiten ja nur so weit und nur auf den Gebieten, die sie sich selber nach freiem Ermessen aussuchen, da aller Zwang aufs strengste verpönt ist.

Wenn aber unsere Korporationen ernst und beharrlich ihre Prinzipien virtus, scientia, amicitia in die Tat umsetzen, können sie ganz anders auf ihre Mitglieder einwirken und auch an den jungen Studenten viel mehr positive Erziehungsarbeit leisten. Nur durch den strengen korporativen Zusammenschluß werden gleichsam wie in einer regulären Armee tüchtige Soldaten und Kämpfer herangezogen. Nur durch die Macht großer, fest geschlossener und gut disziplinierter Massen werden die Katholiken im Sturmgebraus der modernen Zeit durchhalten können.

Wie wird zunächst in unseren katholischen Studentenverbänden die virtus gepflegt? Die Korporationen überlassen es nicht ihren Mitgliedern, wie sie sich privatim mit der virtus abfinden wollen. Sie ahnden etwaige Verfehlungen gegen dieselbe nicht nur durch Dimission, sondern warnen, rügen, belehren und überwachen auch, um so die Studentenehre rein zu erhalten.

Vor kurzem erschien ein treffliches Büchlein von Rektor Temming: Sturmfreie Buden. Quellen des größten sittlichen Elends werden dort aufgedeckt, zu denen leider so viele Studenten ohne äußere Schranken Zugang haben. Erschreckend viele Akademiker — so finden wir dort — trinken ungehindert und ungeniert aus diesen unreinen Wassern. Ein freier Student, der in seinen Privatverhältnissen vollständig unbeeinflußt ist und sein will, ist diesen großen Gefahren am ehesten ausgesetzt. Unsere Korporationen dagegen haben nicht nur den Keuschheitsparagraphen, sondern helfen und raten auch bei der Suche nach Wohnungen. Auch den so viel geschmähten Exkneipen müssen wir doch das Gute lassen, daß durch sie die Mitglieder zusammengehalten werden und damit vor dem Besuche unpassender Lokale bewahrt bleiben.

Was die katholischen Studentenkorporationen für die scientia erreicht haben, dafür ist der beste Beweis, daß fast alle hervorragenden Männer in Kirche und Staat aus ihnen hervorgegangen sind und als begeisterte alte Herren ihnen die Treue bewahren. Viele andere stehen ihnen als Ehrenmitglieder nahe.

Das Freundschaftsband, das die Mitglieder der katholischen Studentenkorporationen umschließt, bleibt fest fürs ganze Leben, und dieses Moment darf man keineswegs unterschätzen. Wenn in unseren Tagen geklagt wird, daß Materialismus, niedriger Krämergeist und krasser Egoismus in so erschreckendem Maße zunehmen, dann ist unsere Freude doppelt berechtigt, daß gerade auf dem Boden unserer Studentenverbände jene idealen Freundschaften erblühen, die nur der Tod zu trennen vermag.

Damit soll gewiß nicht bestritten werden, daß die katholischen Studentenkorporationen noch mehr wie bisher sich den Bedürfnissen einer neuen Zeit und in etwa auch den Wünschen der heutigen Studenten anpassen müssen. Es gibt doch sehr zu denken, daß der angeführte Artikel mit 6—7000 katholischen Freistudenten rechnen kann, wenn auch nur ein verschwindender Bruchteil in der Freien Vereinigung katholischer Studenten mitarbeitet. Unter allen Umständen bleibt es bedauerlich, daß alle diese vielen jungen Akademiker den Segen unseres katholischen Korporationslebens zurückweisen, da sie dort kein gemütliches Heim zu finden glauben.

Im katholischen Volke ist der Organisationsgedanke nach wie vor recht rege und werbend, nur für unsere katholischen Korporationen scheint er trotz der noch immer erfolgenden Neugründungen abzunehmen. Die Studentenverbände werden deshalb auf die Dauer wohl nicht an einer ernsten Gewissenserforschung vorbeikommen können, ob auch sie nicht zu einem gewissen Teile an der ausgedehnten Neutralität so vieler katholischen Studenten mitschuldig sind. Nur einige Punkte mögen hier angedeutet werden, welche viele Neutralbleibenden den Werbern für die katholischen Studentenkorporationen gerne vorhalten: die Korporation nimmt mir zuviel der heutzutage doppelt kostbaren Studienzeit hinweg; ich bin zu wenig bemittelt, um die offiziellen und offiziösen Kosten des Korporationslebens, wie es heute geworden ist, erschwingen zu können; ich will vom Biertrinken und dem ganzen Komment nichts wissen usw.

In der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 30 vom 23. Juli 1910 referierte August Nuß über einen Unitasartikel: „Was tut uns not? Gedanken über einen zeitgemäßen Ausbau der katholischen studentischen Organisationen." In demselben wurde für den Zusammenschluß aller katholischen Korporationsverbände zu einer gemeinsamen Zentrale zwecks Vertretung ihrer Interessen plädiert. Leider haben damals die Besprechungen und Vorschläge kein Resultat gezeitigt. Die Anregung wäre aber wert, gründlich zu Ende beraten zu werden. Jedenfalls wäre sehr zu wünschen, daß unsere Korporationsverbände zu einer gemeinsamen Beratung sich zusammenfänden, damit auch weiterhin der Satz wahr bleiben könne: „Jeder katholische Student gehört in eine katholische Korporation."

Drei Wanderer.

Drei Wanderer zogen frank und frei
Frühmorgens mir am Haus vorbei,
In Wettersturm und Regen
Dem fernen Ziel entgegen.

Sie liessen grau den Himmel sein
Und sangen in den Tag hinein,
Voll Lust und Lebenswonne,
Als wär' die Welt voll Sonne.

In nassem Rock und nassem Schuh
So zogen sie voll Seelenruh
Durch Wind und Regenwellen,
Die fröhlichen Gesellen.

Und lachend sah ich ihnen nach:
„Glückselig, wer ein Ungemach
Kann so wie ihr mit Singen
Und Fröhlichsein bezwingen!"

Josefine Moos.

Sport und Jugendpflege.[1]

Von Rudolf Weiß, Bezirkspräses der kath. Jugendvereine München.

Es ist noch nicht lange her, da spielte und turnte und wanderte unsere Jugend zweifelsohne zu wenig. Dann kam die Zeit der körperlichen „Ertüchtigung", in der Jugendpflege mit Körperpflege identisch schien. Heute beginnen wir schon am andern Ende wieder herauszukommen. Als Sternickel einigen halbwüchsigen Burschen begegnete und sie im Handumdrehen zu Mordgesellen machte, wußte Richard Nordhausen kein besseres Heilmittel gegen derartige Sternickeleien, als den Sport- und Spielzwang für alle Jugendlichen und prophezeite allen Ernstes für die nächsten zehn Jahre ein entsprechendes Gesetz.

Unsere katholische Jugendbewegung steht bewußt und entschieden außerhalb dieser Entwicklung. So lange von Jugendpflege die Rede ist, hat sie dem jugendlichen Körper nie seine Rechte versagt, sie sogar reichlich bemessen. Die in den katholischen Jugendvereinen organisierte Jugend turnt und wandert und spielt, daß es eine wahre Freude ist. Von einer Ueberschätzung des Sportes hat sich unsere katholische Jugendbewegung in nüchterner Auffassung der Dinge freilich ferngehalten. Für alle die sittlichen Erziehungserfolge, die auf dem Wege ausschließlicher Körperübung erreicht werden sollen, haben ihre wohlerfahrenen Vertreter nur ein Lächeln. Es kann daher auch von einer einseitigen Sportspflege in unseren Jugendvereinen nie und nimmer die Rede sein. Unsere katholische Jugendpflege erzieht ihre Jugendlichen ja auch nicht nur für die Wehrkraft, sondern fürs Leben, d. h. für Kirche, Vaterland, Beruf und Gesellschaft. Dieses umfassende, religiös vaterländische, soziale und hygienische Programm ist unserer katholischen Jugendpflege wesentlich, und darüber herrscht allseitige Uebereinstimmung, so daß keine anders geartete Richtung uns daran irre machen kann.

Weniger übereinstimmend wird die Frage beantwortet, wie unsere katholische Jugendpflege sich unbeschadet ihres umfassenden Programmes zur modernen Sportbewegung stellen soll. Es ist wiederholt und zwar aus Kreisen von Vereinspräsides das Bedenken erhoben worden, ob man in unseren Vereinen genügend der Sportneigung der Jugend entgegenkomme. Man wies auf die Gefahr hin, daß manche Jugendliche unserer Organisation entzogen würden, weil die Sportvereine eine größere Anziehungskraft auf sie ausübten. Letzteres ist gewiß wahr. Ein großer Prozentsatz der schulentlassenen Jugend ist derart auf Sport und Turnen versessen, daß neben den Turnvereinen und Fußballklubs unsere Jugendvereine für sie kaum in Betracht kommen, zumal, wenn sie durch Anlage oder Erziehung für das religiöse und sittlich-soziale Element unserer Jugendpflege kein Verständnis haben. Es fragt sich nun, ob wir mit Rücksicht

[1] Durch den vorliegenden Aufsatz wird die in Nr. 27 erörterte Frage vom speziellen süddeutschen Standpunkte aus beleuchtet und gezeigt, daß sie hier bereits ihre zweckmäßige Lösung gefunden hat. Anm. d. Red.

auf sie aus agitatorischen Rücksichten dem Sport nicht eine erhöhte Pflege in unseren Jugendvereinen widmen sollten. Diese Frage ist durch die jüngste Entwicklung praktisch verneint worden. Innerhalb des Verbandes süddeutscher katholischer Jugendvereine beginnt langsam aber unverkennbar eine rückläufige Bewegung einzusetzen. Es mehren sich die Stimmen aus den Kreisen unserer Vereinspräsides und Jugendpfleger, daß man den erzieherischen und organisatorischen Wert des Sportes überschätzt habe. Sollte diese Ernüchterung zu einer festen Stellung unserer katholischen Bewegung gegenüber dem modernen Sporttrubel führen, dann wäre sie durch den Umweg nicht zu teuer erkauft. Prüfet alles — was gut ist, behaltet.

Aber auch aus inneren Gründen scheint die veränderte Auffassung begrüßenswert. Im Kampf um den Platz an der Sonne waren wir aus sehr verzeihlichem Eifer drauf und dran, die Sportpflege zu übertreiben. Man muß daher den Männern der Praxis dankbar sein, daß sie rechtzeitig ihre warnende Stimme erhoben. Die katholische Jugendpflege stellt nun einmal eine bestimmte Mischung dar. Wir dürfen die Elemente nicht in beliebiger Quantität zusammengießen. Das hieße die Verbindung zerstören zum größten Schaden der ganzen Bewegung. *Die Aufgaben unserer Jugendpflege sind zu gewaltig und zu ernst, als daß wir uns dieselbe durch übertriebene Sportsbetätigung beeinträchtigen lassen dürften.* Diese Gefahr hat man deutlich empfunden, daher der Frontwechsel. Dazu kommt, daß der werbende Wert des Sportes für die quantitative Entwicklung unserer Organisation vielfach überschätzt wurde. Unsere Jugendarbeit muß gewiß jugendtümlich sein, das heißt den Neigungen des Jungvolkes in jeder Beziehung entsprechen, ja sie kann es kaum genug für die breitere Masse. Der Jugendverein muß dem Jugendlichen unbedingt ans Herz wachsen. Das geschieht aber nicht durch den Sport, nicht einmal vorwiegend. Wir fürchten von seiten erfahrener Pädagogen keinen Widerspruch, wenn wir behaupten, daß die Sportbewegung eine pädagogisch falsche Spekulation ist, weil sie, wie überhaupt alle ausschließliche Unterhaltungsjugendpflege, durch die genußsüchtige Schale nicht zu dem eigentlichen wertvollen und lebensechten Kern vordringt, der in unserer heutigen Jugend steckt. Diese Richtungen werden sich daher auch, wie alle unpsychologischen Bewegungen, bald überleben und zum Glück, denn unsere Jugendlichen könnten ihre innere Leere nicht besser dokumentieren, als wenn sie sich mit dieser „Pflege" auf die Dauer abspeisen ließen. Unsere katholische Jugendpflege wirkt nach hohen und fernen Zielen. Es entspricht nur ihrer Würde und dem Bewußtsein von ihrem inneren Werte, wenn sie sich durch Modeauffassungen und Augenblickserfolge von ihrer großen Route nicht abbringen läßt. Einem großen Teile katholischer Jugendlicher, die uns fernbleiben, könnten wir zudem — darüber dürfen wir uns nicht täuschen, — unsere Jugendvereine nur dadurch anziehend machen, wenn wir sie in reine Sportsvereine umwandelten. Sie sind eben Höherem nicht zugänglich. So bedauerlich das aber auch sein mag, wir können nicht dieser Minderheit zulieb uns selber untreu werden. *Unsere Jugendvereine sind Erziehungsvereine und müssen es bleiben.*

Nach diesen Grundsätzen muß und soll auch die Mittelstufenfrage beurteilt werden. Die süddeutschen Diözesanverbände haben sich nach langer eingehender Beratung unter ausdrücklicher Billigung des gesamten süddeutschen Episkopates für die Gesellenvereine als Mittelstufe zwischen Jugend- und Arbeiterverein entschieden. Diese Angelegenheit ist also für den katholischen Süden entschieden. Die süddeutschen Diözesanverbände sind der Ueberzeugung, daß das Werk Kolpings hier vor einer neuen machtvollen Entfaltung steht, die seinem innersten Wesen und den Ideen seines hochseligen Gründers entspricht. Die Ausführung dieses großangelegten Planes kann selbstverständlich nicht von heute auf morgen erfolgen. Sie wird das Werk, sagen wir einmal, des nächsten Jahrzehnts sein. Jugend- und Gesellenverein soll ja nicht aneinander *geklebt* werden, sondern organisch miteinander *verwachsen*. Dieses Wachstum kann nur durch entsprechende Erziehung innerhalb der beiden Vereine erzielt werden. Die Gesellenvereine müssen in den Jugendvereinen ihren Nachwuchs erblicken und die Jugendvereine in den Gesellenvereinen ihre Oberstufe. Die Gesellenvereine bieten den Jugendlichen in ihren ausgedehnten und bewährten Institutionen und vor allem im Kolpingsgeiste so enorme Vorteile, daß die Geneigtheit zum Eintritt in denselben durch zielbewußte und beharrliche Aufklärung bei der Mehrzahl der Jugendlichen unschwer zu erreichen sein dürfte. Dabei wird natürlich auch von seiten der Gesellenvereine darauf zu achten sein, ihr Vereinsleben für die Jugendlichen möglichst einladend zu gestalten, u. a. auch die Sportspflege gebührend zu berücksichtigen. Dazu ist die Kölner Oberleitung der Gesellenvereine auch durchaus bereit. Sie hat insbesondere der Turnsache beizeiten ihre Aufmerksamkeit geschenkt. In vielen Gesellenvereinen bestehen blühende Turnabteilungen, deren Zusammenfassung zu Turnverbänden nur eine Frage der Zeit ist. Sie verdienen schon aus dem Grunde alle Förderung, weil sie die einzige Hoffnung bieten, unsere katholischen Turner der offensichtlich katholikenfeindlichen „deutschen Turnerschaft" zu entziehen. Auch einem weiteren Ausbau der Sportspflege in den Gesellenvereinen steht nicht nur nichts entgegen, sondern er wird geradezu von der Oberleitung geplant; allerdings in angemessenen Schranken. Auch der Gesellenverein kann und darf sein bewährtes Programm nicht durch übertriebene Sportspflege derangieren lassen. Auf Leute, welche ihn trotz aller Aufklärung in den Jugendvereinen nur vom Sportsstandpunkte aus beurteilen, muß auch er verzichten. Sie wären auch nicht geeignet für ihn.

Die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland 1848—1860.[1]

Rascher als es sonst bei so umfangreichen und schwierigen Arbeiten zu geschehen pflegt, ist dem ersten Band[2]) des mit Recht freundlich begrüßten Werkes der zweite Band gefolgt. Mehr noch als der erste bietet der vorliegende Teil wertvolle Beiträge zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland. In dreizehn Kapiteln verarbeitet der Verfasser einen weitzerstreuten, verwickelten Stoff mit vollendeter Klarheit und in bescheidener, freundlicher Form. Aus der Fülle des Gebotenen kann auf dieser Spalte nur das Allerwesentlichste herausgehoben werden. Es ist keine erfreuliche Kunde, die man aus der Geschichte der beiden Zeitungsgründungen, der „Rheinischen Volkshalle" und der „Deutschen Volkshalle" vernimmt. Gerade der Inhalt dieses zweiten Bandes enthält ernste Lehren für die Gegenwart und bietet in jeder Hinsicht wertvolle Hinweise auf die „Richtungen" und Strömungen der katholischen Bewegung, welche bis heute noch nicht in ihrer tieferen, weitwirkenden Bedeutung erkannt und dargestellt wurden.

Das mit der 1848 erfolgten Aufhebung des Pressegesetzes energisch sich aufdrängende Bedürfnis nach einer großen katholischen Zeitung, welche erfolgreich und nachhaltig die Interessen ihrer Kreise vertrat, erfuhr durch die Gründung der „*Rheinischen Volkshalle*" eine hoffnungsreiche, bald aber enttäuschte Befriedigung. Die Vorgeschichte ist interessant geschildert, und das Programm des Tagblattes läßt erkennen, wie klar die Grundlinien der die katholischen Interessen vertretenden Politik erkannt waren. Doch die Grundsäule aller erfolgreichen Interessenvertretung, die Einigkeit, fehlte. Nach kaum einem Jahre wenig ruhmvollen, an inneren Zwischenfällen reichen Bestandes erfolgte die Auflösung der Gesellschaft. Der Verfasser hat mit vollem Rechte und dem Haupttitel seines Werkes entsprechend die „Rheinische Volkshalle" in den Vordergrund gestellt. Ihre Geschichte spiegelt zum großen Teil die geistige Entwicklung der Zeit wieder. Aber das Bild wird klarer und vollständiger durch die reizvollen Ausblicke auf die wichtigen Vorgänge und Fragen der politisch so hochgespannten Zeit. Die Darstellung der übrigen Zeitungsgründungen läßt das wackere Bemühen um eine geachtete Stellung in ganz Deutschland erkennen.

Am 2. Oktober 1849 erschien die Kölner Neugründung, „*Die Deutsche Volkshalle*" zum ersten Male. Man hatte sich nicht entmutigen lassen durch den bitteren Mißerfolg und sollte auch durch die längere, fast 6jährige Existenz belohnt werden. Die Behandlung der Geschichte dieser Zeit ist ziemlich ausführlich. Die hochwichtige Epoche im deutschen Pressewesen wird in 8 inhaltsreichen Kapiteln dargestellt. Die zum großen Teil markanten Gestalten der rasch wechselnden Redakteure und tätigsten Mitarbeiter werden in ihren Vorzügen und Fehlern — in Wahrheit getreue Abbilder der ringenden Zeit — gekennzeichnet. Die bedeutendsten sind Hermann Müller und Franz von Florencourt. Der hochbegabte Müller hatte das Unglück, in seine Zeit nicht zu passen und es „dem Geschmacke des überwiegend

[1]) Joseph Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Die „Rheinische" und die „Deutsche Volkshalle". Die „Kölnischen Blätter" und die "Kölnische Volkszeitung". Zugleich ein Versuch der Geschichte der katholischen Presse und ein Beitrag zur Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland. Von Karl Bachem. II. Band. 1848—1860. Die Geschichte der katholischen Presse von 1848—1860. Die „Rheinische" und die „Deutsche Volkshalle". Der Katholische Klub in der Frankfurter Nationalversammlung. Die Entstehung und Entwicklung der Katholischen Fraktion in Berlin. Die „katholische" Politik. Köln 1912. J. P. Bachem. 517 S. M. 5.—.

[2]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" (1912) Nr. 26. S 508.

bürgerlich-konstitutionellen Verwaltungsrates" als „Vertreter einer gründlichen, echten, christlichen Reaktion" nicht zu verraten. Ihn löste Florencourt, bisher ständiger Mitarbeiter, ab. Das maßlose Temperament dieses gleichfalls begabten, überzeugungsfesten Mannes war das Verhängnis der Zeitung. Beklagenswert bleibt seine Stellung zur Mehrheit der „Katholischen Fraktion", vor allem zu Peter Reichensperger. Wieder begrüßen wir die Ausführungen über inner- und außerpolitische Fragen und die Stellungnahme der deutschen „Volkshalle" dazu: Gerade die Partien über die „Katholische Fraktion" sind von hervorragendem Werte und bieten dem künftigen Bearbeiter der Geschichte dieser politischen Körperschaft bedeutsames Material. Sehr heikel sind stets die Stellen über Großdeutsche und Kleindeutsche Partei. Dieser schmerzvolle Wechsel zwischen Hoffen, Wünschen, Enttäuschung und Verzicht machte die Aufgabe einer Redaktion und die Behauptung einer führenden, beruhigenden Rolle sehr schwierig. Hieran scheiterte Florencourt und mit ihm seine Zeitung. Bald nach seinem Scheiden mußte die Volkshalle, im März 1855, ihr Erscheinen einstellen. Wegen „preußenfeindlichen Treibens der Volkshalle" wurde sie am 10. Juli 1855 durch Konzessionsentziehung unterdrückt. Die großen Verdienste der Volkshalle, ihrer Redakteure und Mitarbeiter erhalten eine ruhige Beurteilung. Die schweren Kämpfe, die bitteren Erfahrungen waren nicht umsonst. Man war klüger geworden und hatte vieles gelernt. Aber noch bedurfte es weiterer Mißerfolge, bis ein auf fester finanzieller Grundlage, nach unverrückbar festgelegten Linien arbeitendes Hauptorgan der Katholiken geschaffen war.

Die vorliegende flüchtige Skizze des ausgezeichneten Buches kann nicht geschlossen werden, ohne mit besonderer Anerkennung des 24. Kapitels über „Großdeutsche Politik" der Katholiken und die damalige „katholische" Politik zu gedenken. Mit seltener Ruhe und Klarheit ist der delikate Gegenstand, der so mannigfach schon erörtert worden, behandelt und eine jede irrtümliche oder böswillige Interpretation ausschließende Erklärung politischer Betätigung des katholischen Volksteiles in Vergangenheit und Gegenwart gegeben. Die lehrreiche Lektüre, geboten von einem vorzüglichen Kenner des umfassenden Stoffes, einem ruhigen Politiker und mustergültig historisch denkenden Forscher, kann allen, die sich für die Geschichte der katholischen Bewegung interessieren, Politikern und Gelehrten nicht warm genug empfohlen werden.

Prof. Dr. Edgar *Fleig*.

Der Einfluß der Lohnerhöhungen im Buchgewerbe auf den Bücherabsatz.

Von Direktor Otto *Hartmann*.

Jetzt erst macht es sich fühlbar, daß durch die verschiedenen wiederholten größeren Lohnerhöhungen im Buchgewerbe trotz aller möglichen technischen Verbesserungen doch mit weit höheren Herstellungskosten gerechnet werden muß, was bei der Ansetzung der Bücherpreise durchaus nicht außer acht gelassen werden darf. Zu dieser Tatsache kommt noch die allgemeine Teuerung, die wohl bei den meisten die Anschaffung aller leicht entbehrlichen Bücher vollkommen ausschaltet. Unsere Zeit neigt ja leider mehr dem Vergnügen zu, als einem guten Buche. Für ein schnell verrauschendes Vergnügen gibt die Allgemeinheit leichthin ein paar Mark aus, während man sich lange besinnt, für ein Buch von dauerndem Wert einige Mark zu opfern.

Gerade in unserer teueren Zeit kommt es so recht zum Ausdruck, daß das Buch vor allen anderen Anschaffungen in den Hintergrund gedrängt werden kann. Man braucht Kleider und Stiefel, aber noch lange kein Buch. Eine ganze Reihe von Artikeln von größter Notwendigkeit marschieren vor dem Buch bei Erledigung der Bedürfnisse auf. Viele dieser Artikel müssen sogar bar bezahlt werden, denn nicht alle Händler sind im Kreditgeben so freigebig als der Buchhändler, worunter dann vielfach auch der Verleger zu leiden hat. Höhere Preise entstanden durch erhöhte Kosten in der Herstellung, erfordern noch dazu längeres Kreditgeben. Bei Ratenzahlungen werden mehr Fristen nötig und ohne die Möglichkeit der Abschlagszahlungen würden zahlreiche größere Werke überhaupt nicht abgesetzt.

Die Lage des Verlagsgeschäftes wird von Jahr zu Jahr schwieriger. Auf der einen Seite rufen die Sortimenter energisch nach einem erhöhten Rabatt, während auf der anderen Seite die Produktionskosten durch die Erhöhung der Druck- und Buchbinderpreise und durch die Anforderungen der Autoren — es werden manchmal, insbesondere bei Romanen, auf Einbildung beruhende, überaus hohe Summen gefordert — gestiegen sind. Wie in anderen Erwerbsgebieten zeigt sich also auch im Verlagsbuchhandel, daß der Gesamtumsatz bei der zunehmenden Produktion zwar größer wird, daß aber die Unternehmergewinne geringer werden. Wenn einige gut fundierte Verleger, insbesondere große Verlagsanstalten mit eigenen, modern eingerichteten, großzügigen Druckereien und umfangreichen Buchbindereien auch noch Gewinne aus ihren Verlagsgeschäften ziehen, die der aufgewendeten Arbeit, dem Risiko und einer entsprechenden Kapitalverzinsung auch nur einigermaßen entsprechen, so muß man doch feststellen, daß die Mehrzahl der Verleger mindestens ebenso unter dem Kampf ums Dasein zu leiden hat, wie das Sortiment, und daß der Konkurrenzkampf der Verleger untereinander mindestens ebenso groß ist, wie der unter den Sortimentern. Dies darf übereinstimmend mit dem Jahresbericht des Deutschen Verlegervereins gesagt werden. Durch die Erhöhung der Herstellungskosten ist die Stellung mancher Verleger im Konkurrenzkampf sehr ungünstig gestaltet worden. Das gilt nicht zuletzt für die Verleger von Serienunternehmungen, denen seit Erscheinen der ersten Bände solcher Sammlungen Konkurrenzserien gegenübergestellt worden sind, die noch dazu billigere Preise haben. Ein solcher Verlag kann also trotz der anerkannten Erhöhung der Herstellungskosten seine Serienpreise unmöglich erhöhen, wenn er noch einigermaßen mitkommen will.

Eine allgemeine Erhöhung der Rabatte, wie sie seit Jahren vom Sortiment gefordert wird, ist einfach undenkbar, weil viele Werke nur ihrer billigen Preise wegen gangbar sind. Diesen billigen Preisen muß natürlich auch in der Rabattierung Rechnung getragen werden. Die wissenschaftlichen Verleger, deren Bücher von Jahr zu Jahr dem größeren Umfange angepaßt im Preise wachsen und daher auch für den Zwischenhändler einen entsprechend größeren Gewinn lassen, müßten andere Vertriebsmöglichkeiten für sich in Anspruch nehmen, wenn bei dem bisherigen Rabatt das Sortiment versagen sollte. Aber auch die Rabatte der Verleger allgemeiner, schön- und populär-wissenschaftlicher Literatur dürften an der Grenze des Möglichen angelangt sein. Es kann für das Sortiment aber auch gar nicht das erstrebenswerte Ziel in der Höhe der Rabatte liegen, die, *wenn sie die normale Grenze überschritten haben*, zur Schleuderei und Ueberfüllung des Berufes mit ungeeigneten Elementen führen, sondern in einer vernünftigen Spannung zwischen Laden- und Nettopreis, durch die ebenso die Existenzmöglichkeit des Buchhandels *wie die Interessen des Publikums gewahrt werden.*

Bessere Erfolge im Verdienste an neuen Werken können nur durch strenge Einhaltung der Ladenpreise erreicht werden. Jeder Sortimenter muß heute auf Bezahlung der Ladenpreise dringen, nur so ist eine Erhöhung des Umsatzes möglich. *Die Entkräftigung des Ladenpreises der neuen Bücher ist ein Uebel, ein großer wirtschaftlicher Fehler, den der Buchhandel noch ganz beseitigen muß. Dabei sollten ihn die Vertreter der Wissenschaft und das bücherkaufende Publikum überhaupt nach besten Kräften unterstützen.* Man möge bedenken, daß trotz Einhaltung der Ladenpreise die meisten hervorragenden Geistesschätze unserer Literatur doch in sehr billigen Ausgaben zu haben sind. *Gangbare, vielbegehrte Bücher werden auch von den Verlegern mit billigeren Preisen bedacht.* Ist ein rein wissenschaftliches Werk oft erheblich teuerer als ein volkstümliches Buch derselben Größe und Stärke, so liegt der Umstand des höheren Preises darin, daß eben ausgesprochene wissenschaftliche Werke viel weniger Abnehmer finden und zudem ist oft die Herstellung mit weit höheren Kosten verknüpft durch gemischten, fremdsprachigen Satz usw. Die Förderung der Literatur durch den soliden Buchhandel erstreckt sich vornehmlich auf rein wissenschaftliche Werke, denn an solchen Werken verdient der Verlag trotz der höheren Preise vielfach nichts, ja er ist sogar nicht selten großen Verlusten ausgesetzt. Wenn man nun von den Verlegern, die ihr Kapital, ihre Existenz aufs Spiel setzen, ein tüchtiges Stück verlangt, so darf man doch anderseits von der Wissenschaftsvertretung erwarten oder billigerweise verlangen, daß sie die von den Verlegern angesetzten Ladenpreise auch vollauf anerkennt und bezahlt. Kommt der Buchhandel gerade der Wissenschaft so häufig entgegen, so muß auch umgekehrt diese den Buchhandel mehr unterstützen, zu Studien benötigte Werke nicht aus- und noch dazu weiterleihen, sondern zum Ladenpreis kaufen.

Vor allem ist es jedem Laien, der von hohen Preisen spricht, klar zu machen, daß alle Bücher im Verhältnis zu den heutigen hohen Herstellungskosten so billig als möglich sind. Gute, einwandfreie Werke können nur dann in der Literatur dauernd ihre Stellung behaupten, wenn volle Preise dafür bezahlt werden. Die Vermittlung von Bildungsgütern ist eine schwere Arbeit, die auch belohnt werden muß, und an dieser Belohnung soll nicht nur der Firmeninhaber, sondern auch der Mitarbeiter entsprechenden Anteil haben. Die größten Kulturgüter vermittelt heute der Buchhandel immer noch zu billigen Preisen. In unseren Tagen kann, will und soll jederman lesen. Tatsächlich kommen auch fast in jedes Haus Bücher und Zeitschriften, viele davon sind aber geliehen. Die Bekämpfung des Bücher-Leihunwesens im Publikum ist eine Existenzfrage für den Buchhandel geworden. In einer Zeit der Teuerung macht sie sich um so mehr fühlbar.

Die Aufrechterhaltung aller Ladenpreise wird vom Sortimentsbuchhändler gerade in einer Zeit der Teuerung durchzuführen sein. Er kann mit Recht die Erhöhung seiner eigenen Spesen und die Erhöhung der Löhne im Buchgewerbe anführen. Ich denke, der gegenwärtige Zeitpunkt ist der richtige, um alle dem Publikum gewährten Vergünstigungen abzuschaffen. Gewöhnt man dieses an feste Preise, dann wird auch der Buchhandel die bis heute gestiegenen Herstellungskosten noch tragen können. Der Höhepunkt dürfte ohnehin erreicht sein, denn weitere Steigerungen würden zweifellos die Produktion ganz gewaltig zurückdrängen lassen und *viele Arbeiter des Buchgewerbes brotlos machen.* Ein fortwährendes Hinaufschrauben dürfte geradeso schadhaft wirken, wie dies im Baugewerbe in so hohem Maße der Fall war, und was nützen hohe Lohnsätze, wenn man keine Beschäftigung hat. Die Verhältnisse helfen sich in dieser Hinsicht selbst und nur die frühere Billigkeit der Herstellung hat einen so gewaltigen Aufschwung der Literatur ermöglicht. Eine zu große Teuerung kann nur einen Rückgang im Gefolge haben.

Meinem Kinde!

Unter rosigem Schleier schlummert mein Kind,
Es lächelt im Traum. —
An den Fensterläden reisst wütend der Wind:
Es merkt dies kaum,
Es lächelt im Traum.

Und hinter dem Schleier, da wartet die Welt.
Einst musst du hinein.
Noch hat sie die Mutterlieb sorgsam verstellt
Mit rosigem Schein:
Noch bist du mein.

Doch einmal der rosige Schleier wohl fällt,
Dann packt dich der Wind.
Wenn dann keine Mutterhand schützend dich hält:
Schirm Gott dich, mein Kind,
In Wetter und Wind.

Fine Bayer-Vissing.

Joseph Graf zu Stolberg-Westheim.[1]

1804—1859.

Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands.

Von C. Lichtenegg.

Es will mir scheinen, daß das Lebensbild, welches Pater Pfülf S. J. entworfen hat, von tiefer Bedeutung für uns deutsche Katholiken ist. Es liegt dies einesteils an der beschriebenen Persönlichkeit selbst und anderenteils in den damaligen Zeitverhältnissen, die in mancher Hinsicht den unseren ähnlich waren. Die erste Hälfte von Stolbergs Leben erscheint uns in ihrem Entwicklungsgang bei flüchtiger Betrachtung rätselhaft. Nach seinen ersten Studienjahren, während deren er, trotz ernster Gesinnung, sich zu übermäßigem Aufwand verleiten ließ, geht er nach Brieg ins Jesuitennoviziat; von Freiburg aus zur Vervollständigung seiner Studien nach Rom. Und dort, nach neun Jahren des Noviziates, verläßt er, da eine unüberwindliche Scheu ihn vor der Verantwortung des Priestertums zurückschrecken läßt, die Jesuiten, denen er bis dahin ein guter, eifriger Schüler gewesen war. Ein treuer, hilfsbereiter Freund blieb er ihnen fürs Leben. Kaum ausgetreten, überrascht er Kardinal Reisach durch die tadellose Eleganz seines Auftretens. Und Stolberg erwidert auf eine diesbezügliche Bemerkung desselben: er halte dies nicht für unrecht. Er sei bis vor kurzem mit Leib und Seele Jesuit gewesen. Jetzt, da der liebe Gott ihm seinen Wirkungskreis in der Welt angezeigt habe, wolle er sich auch den Aeußerlichkeiten der Welt fügen, wie es sich gehöre. Hier klingt schon die eine Grundnote seines Lebens durch: das unbedingte Vertrauen auf Gottes Führung und das unbedingte bis ins kleinste und äußerlichste gehende Sichbereithalten für denjenigen Beruf, den Gott ihm zuweisen wird. In der Garnison in Ungarn ist er einer der schneidigsten, elegantesten Offiziere, weil er glaubt, diesen Beruf fürs Leben erwählt zu haben und jede Gelegenheit eines Avancements, die sich ihm rechtmäßig bieten kann, ausnützen will. Er erfreute sich auch bald im Regiment als wahrhaft „guter Kamerad" einer ebenso großen Beliebtheit, wie einst bei seinen Mitbrüdern im Jesuitenorden. Seine Pferdepassion brachte ihn auch hier wieder, wie am Beginn seines Studentenlebens, öfters in Geldverlegenheit, obwohl er persönlich anspruchslos war. Ernster war die Gefahr religiöser Gleichgültigkeit, die hier im ungarischen Garnisonleben leicht dem jungen Offizier verderblich werden konnte. Tatsächlich traten die religiös-kirchlichen Interessen in dieser Phase von Stolbergs Leben mehr in den Hintergrund. Ein langer Urlaub sollte ihn bald in die Heimat und somit in den Brennpunkt religiösen Denkens und Fühlens bringen. Die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs wurde gerade damals bei Katholiken wie Protestanten lebhaft und leidenschaftlich besprochen. Stolberg fand sich in dieser ihm fremd gewordenen Atmosphäre schnell wieder zurecht. Kaum hatte er den Boden der deutschen Heimat betreten, so klangen Erinnerungen an seinen Vater, an das, was er gewirkt hatte und gewesen war, mit neuer Stärke in seiner Seele wieder. Der flotte Reiteroffizier las jetzt den „Athanasius" von Görres und besuchte den gefangenen Erzbischof von Köln. Hier im Verkehr mit diesem ehrwürdigen Bekenner erwachte wohl mit doppelter Stärke das katholische Bewußtsein des Bekennersohnes. Die besonders freundliche, ehrenvolle Aufnahme, die er bei Bekannten und Verwandten fand, mag auch viel dazu beigetragen haben, ihn wieder in der Heimat heimisch zu machen. Er ließ seinen Urlaub verlängern und als er bald darnach sich mit Gräfin Therese Spee verlobte, ging er nur mehr nach Ungarn zurück, um sein Soldatenlager definitiv aufzulösen. Nun stehen wir an dem zweiten Abschnitt von Stolbergs Leben. Es beginnt jetzt nach dieser eigentümlichen Vorschule Stolbergs reichgesegnetes Familienleben und seine öffentliche Tätigkeit. Nach einigem Umherwandern erwirbt er Haus und Gut Westheim und beginnt mit rastloser Energie und kühnem Unternehmungsgeist die Bewirtschaftung des Gutes. Hier stoßen wir auf ein Begebnis, das für Stolbergs Lebensauffassung charakteristisch ist. Trotzdem sein Gut ihm bei weitem nicht das trug, was er dafür auslegte und er insbesondere für die Neueinrichtung der Branntweinbrennerei bedeutende Summen geopfert hatte, zögerte er nicht, sie zu schließen, als die von katholischer Seite ausgehende Mäßigkeitsbewegung dem Branntweingenuß zu steuern versuchte. Der große Wohltätigkeitssinn, der ihn wie seine vortreffliche Gattin beseelte, kam den Bewohnern von Westheim reichlich zugute. Und in den schweren Jahren der Not, die bald nach dem Einzug der Stolbergs in Westheim über die Gegend hereinbrachen, bildete die unermüdliche Sorge der Gräfin und die Freigebigkeit ihres Gatten eine unversiegliche Quelle des Segens für die ganze Umgebung. Nun kommt der Zeitpunkt von Stolbergs erstem öffentlichen Auftreten als Landrat von Büren. Obwohl ihn diese Stelle von Westheim und seiner Familie fernhielt, verwaltete er fünf Jahre lang dieses schwierige Amt. Freilich, nicht ohne daß er durch sein freimütiges Besprechen der behördlichen Mißgriffe bei Handhabung der Parität den Katholiken gegenüber, wie bei anderen Fällen, die seinem Gerechtigkeitssinn widersprachen, nach oben unliebsam bemerkbar geworden wäre. Doch blieb er so lange als nötig auf dem Posten, ließ noch die Stürme des Revolutionsjahres vorübergehen und reichte erst dann seine Bitte um Enthebung ein. Bald sollte er bei den ersten Anfängen der Katholikentage in hervorragender Weise mitbegründend tätig sein. Die Stürme des Jahres 1848 hatten es ja zur Genüge bewiesen, daß nur die Religion den festen Schutzwall bildet für Volk und Thron und daß eine Belebung des katholischen Bewußtseins in Deutschland dringend not tat. Von jetzt ab, 1848—1859, ist Stolbergs Wirken nur mehr der guten Sache der Verbreitung und Stärkung der katholischen Kirche in Deutschland geweiht. Wir können die Größe dieses Entschlusses ermessen, wenn wir bedenken, daß Stolbergs Tätigkeit lange Abwesenheiten von zu Hause erheischte und er dort eine zahlreiche Kinderschar und eine liebevolle Gattin zurückließ. Für die letztere bedeutete die Trennung ein immer schwerer werdendes Opfer. Es ist Stolberg als eifrigem Landwirt sicherlich auch nicht leicht geworden, auf die intensive Selbstverwaltung seines Gutes zu verzichten. Aber er sah die mühevolle Gründung des Bonifaziusvereines als seinen besonderen Beruf an. Aus seinen Briefen spricht ein demütiges Mißtrauen in seine eigene Kraft und Tätigkeit und ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes Segen. Man fühlt, wie er immerzu Gottes Willen bis ins allerkleinste zu befolgen trachtet. Als darum der Bonifaziusverein gegründet ist und er einstimmig zum Präsidenten gewählt wird, nimmt er diese Bürde an und trägt — bis zu seinem Tode — die zahllosen Trennungen von seinen Lieben mit frohem Opfermut. Nichts könnte ergreifender diese Seelenverfassung schildern, als er es selbst in einem Brief an seine Frau (1849) tut: „Ich bitte Dich, mein liebes, treues Weib, bete täglich mit den Kinderchen für mich, daß Gott mir die Gnade gebe, seinen heiligen Willen zu erkennen und mit Freude, Mut und Ausdauer ihm unserem lieben Gott, alles, alles aufzuopfern. Ich bete, ich kann sagen, ohne Unterlaß im gleichen Sinn und bitte Gott, die kleinen Beschwerlichkeiten, inneren und äußeren Kampf, den er mir vielleicht zuführt, für Dich und die lieben Kinderchen ihm hinzugeben. Wie schön ist es doch, für Gott und sein Reich etwas tun zu können, und das so ganz im Geiste und unter Leitung der Kirche: Wie wollten wir wohl Besseres für unsere Kinderchen, die der liebe Gott uns schenkte, tun können?" Dieses fortwährende gemeinsame Opfer der Freude sich zu sehen, die Ergebung in Gottes Willen und der Trost im Voranschreiten des Gotteswerkes bildeten das lebendigste, innigste Band der Vereinigung dieser zwei Ehegatten. Im Jahre 1850 starb Stolbergs Gemahlin und hinterließ ihm fünf kleine Kinder. Für Stolberg war der Verlust dieser edlen, verständnisvollen Gefährtin, der unermüdlich sorgenden Hausfrau und Mutter ein furchtbarer Schlag. Aber Gottes Vorsehung schenkte ihm in seiner Nichte, Gräfin Robiano, einen vollwertigen Ersatz. Die junge Frau wurde ihm eine ebenso liebevolle Gattin, wie den Kindern eine treue Mutter. Auch sie schenkte ihm Kinder; einer ihrer Söhne, Hermann, ist der jetzige Präsident des Bonifaziusvereines. Aber nicht nur als Gründer und Ausbreiter des Bonifaziusvereines war Stolberg durch und durch katholisch, glühend vor Liebe zur armen, verödeten Kirche in den Diasporagemeinden, auch im preußischen Landtag, als Vertreter des Volkes, blieb er derselbe aufrechte, kernkatholische Mann. Daß er mit nur einigen Freunden, sogar in der eigenen, sogenannten katholischen Fraktion, ziemlich vereinsamt stand, schwächte seinen Mut und seine Ausdauer nicht. Auch die Verkennung seiner preußischen, königstreuen Gesinnung, veranlaßt durch seine Rede über den Mangel an Gleichberechtigung der Katholiken im Staate Preußen, erschütterte nicht sein Bewußtsein, ein rechtes Wort für die Sache des Rechtes gesprochen zu haben. Doch fühlte er schmerzlich diese Mißdeutung seiner patriotischen Gefühle. In dieser Zeit seines inneren Kampfes gegen die Enttäuschungen und Entmutigungen, die das öffentliche Auftreten für die katholische Sache ihm brachte, fallen zwei bemerkenswerte Aeußerungen im brieflichen Verkehr mit seiner zweiten Gattin: „Bete oft für mich, daß der liebe Gott mich davor bewahre, daß er lieber mich mit Geißeln und Skorpionen geißle, als daß er mich in Laschheit und innerer Trägheit verkommen lasse." Und in einem weiteren Briefe: „Ich denke, ein jedes offene Glaubensbekenntnis ist für

[1] Ein Lebensbild von Otto Pfülf S. J., Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1913.

unsere Kinder ein Segen mehr. Ich denke mir, es sei eine Heiligung, eine physische Weihe des Blutes dieses Bekenntnis und dieser Glaubenskampf." Der Gedanke Stolbergs an seine Kinder und an den Segen, den des Vaters Bekenntnis für ihr Leben und Wirken vom Himmel herabziehen möge, erinnert uns an den Geist der ersten christlichen Jahrhunderte. Ungemein bezeichnend für Stolbergs Auffassung aller äußeren Widerwärtigkeiten ist das Wort, daß er auch in dieser selben Zeit nach Hause schreibt: „Am Ende ist alles von außen Kommende nichts und unendlich winzig, wenn wir im Inneren ruhig und klar unser Ziel fest ins Auge fassen." In einem Brief aus der Berliner Zeit klingt auch die Begeisterung des Diasporaapostels wieder durch. „Ergreifend ist mir hier mitten im dürren Protestantismus diese katholische Gemeinde, der Gottesdienst und das heilige Sakrament. Gott muß da segnen." Stolbergs Parlamentstätigkeit sollte bald ihren Abschluß finden, doch stellte der wachsende Bonifaziusverein immer gleiche, dringende Anforderungen an Stolbergs Zeit und Gesundheit. Trotzdem nahm er in Linz 1850 die Wiederwahl zum Präsidenten an: . . . . . . „ich glaube, es ruft mich Gottes Stimme und ich folge ihr. Gott wird helfen." Und so arbeitete Stolberg bis zu seinem Tode 1859 unermüdlich an dem Werke, zu dem Gottes Willen ihn so sichtbarlich berufen, arbeitete mit zäher Ausdauer und frischem Opfermut, durch alle Enttäuschungen und zeitweiligen Mißerfolge siegreich seinen Bonifaziusverein hindurch, bis Gott seinen treuen Diener in Gnaden zu sich heimrief. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat Stolberg Großes vollbracht. Sein ganzes Wirken in der Familie sowohl, wie in der Oeffentlichkeit, war ein Gottesdienst, echt katholisches Leben. Solche Männer tun auch heute dem katholischen Deutschland not! Katholische Männer, die auch noch außerhalb der Sorge für die eigene Familie den Anforderungen, welche die Not der Zeit an ihr eigenes Leben und Wirken stellt, gerecht zu werden trachten. Möchte zumal den jungen Söhnen unseres katholischen Adels die mannhafte Gestalt Stolbergs zum Führer werden in das Leben der katholischen Tat!

Vom Büchertisch.

Anton Hessenbach: Bayerns Stolz und Bayerns Elend. Ein Aufruf an unsere Aerzte, Priester und Volksvertreter. 2. Auflage. Donauwörth 1913. Ludwig Auer. 8°. 44 S. — Bayerns Stolz: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!" — die obige Broschüre zeigt uns mit statistischer Beweiseskraft in Flammenschrift die „Kehrseite der Medaille." Von 17 943 345 in Bayern gebrauten Hektolitern Bier werden 15½ Millionen in Bayern selbst getrunken (für die nächste Auflage möchte ich der „Objektivität" halber zu einer möglichst genauen Angabe der von Fremden in Bayern getrunkenen Biermasse raten); macht auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 227 Liter. Im Jahre 1910 gab das ganze Land allein für Bier 400 Millionen Mark aus, also täglich mehr als eine Million Mark. „Und was bekommen wir dafür? Nichts als Armut" (und Elend), „die man mit Riesensummen einigermaßen zu lindern sucht, die aber immer größer wird und die Vorbedingungen schafft für alle möglichen Krankheiten." — In Bayern sind 14,5 Prozent der Gesamtbevölkerung im Besitz von Sparbüchern, im übrigen Deutschland 37,5 Prozent. Und hier treffen auf je einen Einwohner 258,67 ℳ, in Bayern nur 82,68 ℳ. Und: „Das Trinken erst züchtet menschenunwürdige Bedürfnislosigkeit und grausame Rücksichtslosigkeit gegen Weib und Kinder!" Ist es da ein Wunder, wenn der Verfasser dieser zündenden Flugschrift Kapitelüberschriften wählen durfte wie diese: „Bayern, wohin steuerst du?", „Menschenopfer!", „Die armen Kinder!", „Und der Frauen heiße Tränen!", „Die Sklaven der Trunksucht — verloren?" Von 1887—1910 sind in Bayern infolge Trunkenheit 9751 Menschenopfer durch Verbrechen und Unfall hingerafft worden; die Gesamtzahl einschlägiger Verbrechen beträgt jährlich zirka 65,000. Der bayerische Sonntag aber ist „des Teufels Werktag"! Und: „Das ist die Schuld der Zecher, das ist die Schmach des Landes: ein Heer entarteter oder verwahrloster Kinder." Bayern blickt auf ein „grenzenloses" Kinderelend: 13 Anstalten für 2009 jugendliche Kretinen, für blöde und epileptische Kinder, zwei für 104 krüppelhafte, vier für 271 blinde Kinder, zwölf für 865 taubstumme Kinder. Und ein großer Teil des Unheils kommt von der Trunksucht. Auf statistischem Wege ist zu schließen, daß die anerkannt große bayerische Kindersterblichkeit in hohem Grade durch den Alkoholismus verschuldet wird. Dieser ist auch der Moloch, dem ein bedeutender Teil der Ehescheidungen zum Opfer fällt. „Wir müssen uns schämen", heißt es zutreffend in der Broschüre, „einem Volke anzugehören, das seine Frauen und Kinder so schmachvoll behandeln läßt." — Hessenbach weist auch die Mittel zur Besserung auf: zur Trinkerrettung völlige Abstinenz durch Anschluß an einen Abstinentenverein; zur allgemeinen Sanierung des durch den Alkoholismus verschuldeten moralischen Elends: a) Einführung des Pollard-Systems (der amerikanische Richter Pollard machte stets von 100 infolge von Trunkenheit erstmals Verurteilten 90 zu nüchternen, braven Männern, indem er den Schuldigen die Wahl stellte zwischen Strafe und Freiheit: der Betreffende durfte „frei und ungezwungen" auf ein Jahr das Gelübde völliger Abstinenz ablegen; hielt er es, war er straffrei und — fast immer — gerettet); b) tatkräftige Stellungnahme unserer Volksvertreter zum Unheil des Alkoholismus. „Vertreter des Volkes, das wahre Wohl eures Volkes muß auch das höchste Gesetz sein!" — Hessenbachs Broschüre sollte in ungezählten Exemplaren gratis verteilt werden; wer hilft dazu?

E. M. Hamann.

E. von Handel-Mazzetti: Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman, 1. bis 6. Tausend. Kempten und München 1913. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 8°, 321 S. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. Wer die berühmte Verfasserin einzig aus ihren großen religions- und kulturhistorischen Romanen kennt, der wird während und nach Lektüre des oben angezeigten Werkes höchst wahrscheinlich aufs äußerste erstaunt sein. Wer jedoch ihre kleineren Erzählungen aus dem neuzeitlichen Leben gelesen hat, der mochte wenigstens in etwa vorbereitet sein auf die ihm dennoch jetzt blühende Verwunderung. Es konnte ja niemandem zweifelhaft bleiben, daß die Verfasserin jener mächtigen Ideendichtungen eine tiefschürfende Lebenskennerin sein müsse, aber daß diese sich mit bewunderungswürdiger Einfühlung in das Leben der historischen Vergangenheit versenkende Frau auch das allermodernste Leben derartig beobachtet und durchschaut hat wie es sich in diesem außerordentlich aktuellen Roman kundtut, das dürfte denn doch wohl den allermeisten sehr überraschend kommen. Das Buch ist nicht mehr und nicht weniger als ein bis in die letzten Umrisse, Züge und Farben scharfes, wenngleich negatives Spiegelbild eines größeren Teiles des Wiener Gesellschaftslebens in dessen brüchigen Ausprägungen. Einbezogen sind hauptsächlich der Beamtenadel als gewissenlos-genußsüchtiges Strebertum und das sittlich ebenfalls tief stehende geldprotzende bürgerliche Parvenütum. Der an sich alles andere als anziehende Stoff aber ist mit jener künstlerischen Kraft erfaßt, die unter entschiedener Ablehnung des krassen Naturalismus auch die scheinbar undichterische Materie schöpferisch belebend und beseelend zu durchdringen vermag. Die Darstellung der Gesamthandlung, dieses in allen möglichen Irrgängen sich abspielenden Tanzes vor dem goldenen Kalb, vor dem hohlen Götzenbild eitler Ehre und dem Moloch des Mammons ist von Anfang bis Ende plastisch geschaut und dramatisch in der Wirkung wiedergegeben; die Gefahr des erkältenden und tötenden Pessimismus wurde behoben durch die auch im gesunkenen Menschentum noch bemerkbaren Regungen edlerer Menschlichkeit, vor allem aber durch die holde Magdlichkeit der Heldin, die, wohl hauptsächlich dank ihrer vorzüglichen Klostererziehung, wie eine Lilie über dem Sumpfe erblüht, so daß man unwillkürlich fragt: Wie kamen solche Eltern zu solchem Kinde? wie gerät eine solche Offenbarung keuschester Lieblichkeit in eine derartig verrottete Umgebung? Zwei Personen sind mit fast grausamer Konsequenz durchgeführt: die der Nichtigkeit und hochmütigen Selbstsucht völlig hingegebene Mutter der Heldin und der zynische „vornehme" Streber, in dessen unwürdige Hände die verblendeten Eltern ihre unschuldige Tochter als eine Art Verkaufsobjekts ausliefern wollten. Möglich, daß hie und da die Kritik diesen Hauptgegenstand des Interesses als zu sehr nach der sentimentalen Seite hin geraten bezeichnen wird; dem einschlägigen Tadel gegenüber aber wird man auf die unterscheidende und sogar kämpfende Widerstandskraft des tragischen Opfers hinweisen dürfen. Als nicht völlig zutreffend empfinde ich den Titel, da der Träger des einen Teiles des darin wiedergegebenen Doppelbegriffes doch in der Handlung und Charakterzeichnung mehr in den Hintergrund tritt. Daß der Humor wiederholt die Maske der Satire aufweist, ist bei einer sozialen Abspiegelung wie dieser leicht begreiflich; jedenfalls steht hinter dem Ganzen wiederum die in Nächstenliebe flammende Persönlichkeit eines durchaus wahrhaftigen, hochbegabten Edelmenschen.

E. M. Hamann.

Eine ungekannte Welt. Zweiter Band: Zwischen Rhein und Wolga. Erzählungen aus dem jüdischen Familienleben. Von Judaeus. Verlag von Sänger & Friedberg, Frankfurt a. M. 5673/1913. 476 S. „Ist es nicht merkwürdig, daß Christen und Juden schon so viele Jahrhunderte nebeneinander leben, ohne sich gegenseitig zu kennen?" Diese Frage legt der Verfasser der Hauptperson einer der Erzählungen in den Mund; sie ist wie ein zarter Vorwurf an einen größeren Kreis gestellt. Denn, wieviel Unkenntnis des unverfälschten jüdischen Lebens herrscht tatsächlich, und die Oberflächlichkeit des Urteils führt so oft ungerecht zur Verurteilung. Man schöpft beispielsweise eine Geringschätzung der „Galizier" aus dem Irren eines Abgewanderten, der mit dem Losreißen von der Heimat Daseinsziel und Persönlichkeit verlor. Wie anders zeigen uns die prächtigen Gestalten der Feiwel Schick oder Hirch Pappenheim oder der beiden Hausierer in der Erzählung „Kreuzbauer" echte Jüdischkeit, die von keinen Assimilationsfehlern befleckt ist! Mit der Meisterschaft des belletristischen Künstlers zeichnet Verfasser seine Gestalten; er führt uns ein in das Leben und Treiben, Ringen und Schaffen stiller Menschen, die auf den Bahnen ihres Bekenntnisses zu der Menschheit Höhen wandern. Liebliche Idyllen wechseln mit der Erörterung ernster Probleme; feiner Humor gesellt sich zu markiger Belehrung über jüdisches Pflichtenleben. Wir lernen in unaufdringlicher Form Satzungen und Rechtsgrundsätze kennen, an deren Aufbau über drei Jahrtausende große Geister schufen. Darum für manche stille Stunde, fern von des Alltags Getriebe, ist die Lektüre des Buches freundliche Geleiterin zur Erkenntnis einer Welt, die reich an Schönheit ist; sie erschließt uns Neuland und gibt uns Menschheitswerte.

Dr. J. Weigl, München.

Dr. Anton Luible, Pestalozzi und Jean Paul. 59 S., 80 Pf. Kempten-München, Kösel. Eine Zusammenstellung dieser beiden überaus charakteristischen Pädagogengestalten kann von vornherein unser Interesse beanspruchen. Wenn es aber der Verfasser dann auch noch versteht, die beiden Männer zueinander in lebensvolle Beziehung zu setzen und zu zeigen, wie Jean Paul Ideen, die Pestalozzi zum ersten Male mit der ihm eigenen Wärme vertreten hatte, in seine von Witz und Geist sprühende Sprache faßt, so erscheint die Studie doppelt dankenswert. Aus Jean Pauls Levana Pestalozzische Gedankenreihen herauszuschälen, ist ja keine leichte Arbeit, da auch hier Jean Pauls Sprachkunst die inneren Beziehungen zu vorausgegangenen Theoretikern wohl zu verdecken weiß. Daß aber solche innere Beziehungen gerade zu Pestalozzi bestehen, scheint mir der Verfasser gezeigt zu haben.

Dr. Appel.

Dreihundertzwanzig Strafgerichte Gottes und Zufälle, welche keine Zufälle sind. Aus neuester Zeit. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer. 3. vermehrte und durchgesehene Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 16° XX und 500 S., brosch. ℳ 3.50. Mainz, Kirchheim 1913. Mit unermüdlichem Sammeleifer hat Pfarrer Keller vornehmlich aus religiösen Zeitschriften für das ganze Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre Beispiele angehäuft, die bereits 33 Bändchen füllen. Das 7. Bändchen — augenscheinliche Strafen, die der höchste Richter schon hienieden über die Verächter der Gottes- und Kirchengebote verhängte — ist bereits in dritter Auflage ausgegeben. Die Belege, von denen der Verfasser versichert, daß ihm nur in einem einzigen Punkt eine Berichtigung zuging, wurden neuerdings nachgeprüft und ergänzt. Mit diesen Büchlein soll nicht nur den Seelsorgern für den Unterricht über die Gebote Material an die Hand gegeben werden, sie wollen auch den Zwecken erbaulicher Lektüre dienen.

O. Heinz.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 28. Juni starb hier der Tiermaler J. B. Hofner. Er war 1832 zu Schrobenhausen geboren und studierte in München zusammen mit Lenbach, dessen intimer Freund er war. Während aber der letztere weltbekannt wurde, hielt sich der zeitlebens fast schüchtern bescheidene Hofner im Hintergrunde, so daß die weitere Oeffentlichkeit kaum etwas von ihm weiß. Auch die Professur, welche Lenbach ihm verschaffen wollte, hat er abgelehnt. Von seinen überaus feinen und charakteristischen Tierbildern befinden sich verschiedene in öffentlichen Galerien; eins ist im Besitze der Neuen Pinakothek. — Am 24. Juni feierte Franz Simm seinen 60. Geburtstag. Er ist geborener Wiener und hat seine Kunst unter Einflüssen Feuerbachs, sowie italienischer Eindrücke gebildet. Mit besonderer Geschicklichkeit weiß er der Kultur der Empirezeit ständig neue Reize abzugewinnen; Gemälde seiner Hand sind in zahlreichen Sammlungen, seine dekorative Kunst entfaltete er in den Museen zu Tiflis und Wien. Auch als Illustrator — z. B. in den „Fliegenden Blättern" — hat der Künstler sich bekannt gemacht. — Im Bayerischen Nationalmuseum sind die künstlerischen Adressen, welche dem Prinzregenten Luitpold bei verschiedenen Gelegenheiten überreicht wurden, untergebracht worden; eine Auswahl der besten liegt zur allgemeinen Beschau aus. — Auf kräftige Entwicklung und eine erfolgreiche Zukunft dürfte die neubegründete Sammlung für angewandte Kunst zu rechnen haben. Sie befindet sich in einer Anzahl von Zimmern des alten Verkehrsministeriums provisorisch aufgestellt. Der Zweck der vom „Münchener Bund" angeregten Gründung ist, von der Leistungsfähigkeit der angewandten Kunst, wie sie in der bayerischen Hauptstadt gedeiht, Proben vor Augen zu stellen, außerdem Vorbildliches aus anderen Ländern mitzuzeigen und sich dabei nicht auf den gegenwärtigen Augenblick zu beschränken, sondern bis gegen das Jahr 1830 zurückzugehen. Berücksichtigt sind bisher Gegenstände aus Holz, Metall, Stein, Glas, Ton, Wachs, man sieht Erzeugnisse der Graphik, der Spielwaren- und Andenken-Industrie, auch die kirchliche Kunst fehlt nicht. — Das Gebäude des erzbischöflichen Ordinariates, eines der trefflichsten Rokokodenkmäler Münchens, erhält einen Erweiterungsbau; auch die angrenzende, zu Studiengottesdiensten benutzte Karmelitenkirche wird wieder hergestellt. — Einer der imposantesten Neubauten der Stadt ist das an der Königinstraße errichtete Haus der Münchener Rückversicherung. Als Architektur von hoch monumentaler Wirkung zeigt es sich auch durch seine Ausschmückung bedeutungsvoll; hervorragendste Münchener Künstler haben dabei mitgewirkt, wie u. a. die Bildhauer Wackerle und Bermann, die Maler F. Erler und R. M. Eichler, welche beide letzteren das Stiegenhaus und den großen Sitzungssaal mit hervorragend wirkungsvollen Fresken geschmückt haben. — Der schon recht beträchtlichen Zahl von Kunstsalons hat sich wiederum einer beigesellt, die Galerie Caspari, die im Eichthalpalais beim Schillerdenkmal ihr Heim gefunden hat. Die bisher gezeigten Darbietungen sind durchweg von erster Qualität, auserlesene Proben moderner deutscher und französischer Kunst. — Von dem, was die übrigen Kunstsalons boten, erwähne ich nur die bei Thannhauser ausgestellten bewunderungswürdigen Werke von Leibl, Schuch, Trübner und Alt, sowie die bei Goltz gezeigten großstilisierten Figuren und Landschaften des Schweden Zoir. — Der Kunstverein schuf zahlreiche und mannigfaltige Eindrücke, die freilich nur vereinzelt tiefer zu wirken vermochten. Inhaltlich wie formal interessant waren die Glasgemälde des Dresdeners J. Goller, die Landschaften von Meyer-Basel, R. Büchtger, O. Fedder und besonders die sehr feinen von E. Kubierschky, die Blumenschilderungen von Eugenie v. Schacky und Emma Völcker, die radierten Phantasien von F. Preuß.

Augsburg. Eine vom Kunstverein veranstaltete Miniaturenausstellung bringt eine überraschend reiche Menge aus privatem und öffentlichem Besitze stammender Kleinmalereien; die Entstehungszeit geht bei einzelnen Stücken bis in die Renaissance zurück. Besonderes Interesse erwecken die Augsburger Arbeiten des 19. Jahrhunderts. Uebrigens besteht die zum Teil sehr wertvolle Sammlung keineswegs nur aus deutschen Werken, sondern auch aus französischen, englischen, italienischen und russischen. — Berlin. Das Kgl. Kupferstichkabinett erhielt durch Schenkung eine bisher unbekannte Federzeichnung Dürers; sie zeigt im ersten skizzenhaften Entwurfe eine Darstellung der heiligen Familie. — Dhron a. d. Mosel. Der Münchner Maler Hermann Anton Bantle schuf für die neue katholische Pfarrkirche die Kartons für einen in Fresko auszuführenden heiligen Kreuzweg. — Düsseldorf. Der Historienmaler Franz Müller feierte seinen siebzigsten Geburtstag. Er ist der Sohn des bekannten Malers Andreas Müller und hat bei diesem, sowie bei Karl Sohn, Deger und Bendemann studiert. Die kirchliche Kunst verdankt ihm ein reiche Zahl von Gemälden. — Königswinter. Am Drachenfels wurde zu Ehren Richard Wagners eine „Nibelungenhalle" eingeweiht, ein von zwei Berliner Architekten errichteter Monumentalbau, der innen mit Gemälden von Herm. Hendrichs ausgeschmückt ist. — In Kreuznach ist das von Emanuel von Seidl erbaute Kurhaus nunmehr vollendet; es zeichnet sich durch ruhige Vornehmheit und Großzügigkeit aus. — In Mainz wurde ein Gutenbergmuseum eröffnet. — Paris. Die an verschiedenen Orten, darunter auch in München ausgestellt gewesene Gemäldesammlung Nemes wurde versteigert und brachte, der Qualität der Werke angemessen, hohe Preise — gleich am ersten Tage mehr als 3 Millionen Francs. Dr. O. Doering, Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Obwohl die Zahl der heuer im sommerlichen München gastierenden Schauspieler eine sehr große ist, trägt keine Darbietung den fatalen Charakter der „Sommerbühne" und verdienen bis jetzt alle in vollem Maße unser Interesse. Auch das Schauspielhaus, in welchem sich in früheren Jahren im Juli der schauspielerische Dilettantismus des Schriftstellers Wedekind tummelte, hat zwei Gäste von künstlerischem Rang. Das Künstlerpaar Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer hat man an gleicher Stelle schon gesehen, so wie früher im Künstlertheater zur Reinhardtzeit. Sie haben sich von dem vielgenannten Berliner Theaterleiter später getrennt und spielen nur noch Stücke, die ihnen am Herzen liegen. Dabei ist ihre Neigung — was bei Schauspielern selten ist — eine ausgesprochen literarische. Leo Tolstois Drama: „Und das Licht scheint in der Finsternis", haben sie uns schon früher geboten und wenn möglich diesmal noch stärkere Eindrücke erzielt. Der russische Dichterphilosoph hat in diesem Stücke die Konflikte geschildert, die ihm bei dem Versuche, seine Lehre in Wirklichkeit umzusetzen, aus dem Schoße der eigenen Familie erwuchsen. Man muß bewundern, mit welcher künstlerischen Objektivität er nicht nur sein alter ego, sondern auch die ihm widerstreitenden Kräfte in dramatische Formen zu gießen vermochte. Kayßler trägt nicht nur die Maske Leo Tolstois, sondern zwingt auch durch sein verinnerlichtes Spiel, an die künstlerische Realität dieses eigenartigen Charakters zu glauben. Nicht minder blutvoll zeichnet Frau Fehdmer die um das Eigentum ihrer Kinder kämpfende Mutter. Ganz anders geartete Rollen hatten die Gäste in der Première von „Kapitän Braßbounds Bekehrung", ein Abenteuer in drei Akten von Bernard Shaw. Dem irischen Dichter, bei dem sonst ätzende Negation Trumpf ist, ist hier eine Frauengestalt von feinem Reize gelungen, die Lady Cicely, die durch ihre natürliche Güte das Gute auch in den verwildertsten Herzen wachruft. Ein englischer Richter macht mit der Lady eine Reise in das Innere Marokkos. Der Anführer ihrer Eskorte entpuppt sich als Neffe des Briten, den der Richter einst auf abenteuerliche Art um sein Erbe betrogen. In Haß aufgewachsen, ist er eine katilinarische Existenz geworden. Nun der Oheim in seiner Gewalt, will er ihn einem Araber und somit dem sicheren Tode ausliefern. Wie Kapitän Braßbound von Lady Cicely bekehrt wird, indem sie die besseren Saiten in dem verbitterten Gemüte des Seeräubers zum Erklingen bringt, ist von poetischem Reize. Frau Fehdmer spielte die Rolle mit einer natürlichen Liebenswürdigkeit des Herzens und feinem Humor. Auch Kayßler gelang die trutzige Natur des Kapitäns ohne alle Theatralik. Daß Gefahren mit Leichtigkeit abgewendet werden, darf als Lustspielrecht gelten. Satirische Bosheiten, die Shaw in den Sinn kommen, vermag er nie zu unterdrücken, und durch die Demaskierung des innerlich unwürdigen Richters glaubt er einer kalten, formellen Rechtspflege manchen Hieb versetzen zu können. Man wird sich lieber an manche gute Lustspielwirkung halten, als an seine Raisonnements.

Münchener Kammerspiele. Hier gastiert Harry Walden, der sehr gepriesene Berliner Schauspieler, der nun an das Wiener Burgtheater berufen wurde. Die Rolle des Francois Villiers in Etienne Reys Lustspiel „Schöne Frauen" gibt ihm Gelegenheit, die Lichtseiten seines Talentes zu zeigen, gefällige Leichtigkeit im Gehaben des flotten Kavaliers, Eleganz und Liebenswürdigkeit. Das Stück handelt, wie alle Pariser Komödien, von einem ungetreuen Ehemann, der durch Eifersucht zu seiner Frau zurückgetrieben wird. Das ist alles schon tausendmal dagewesen und es fehlt in der Tat dem Stück nicht an toten Stellen. Mit Spitzfindigkeit wird für den Ehebruch manch oratorische Lanze gebrochen. Ein anderes Thema kennen die französischen Komödiendichter nicht mehr. Was soll die Kritik dazu sagen, will sie nicht auch tausendmal gesagtes wiederholen? Neben Walden fanden auch Steinbeck und Fräulein Horwitz sehr freundlichen Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. In der abgelaufenen Theaterspielzeit waren in Berlin sechs Zusammenbrüche zu verzeichnen. Das hierbei eingebüßte Kapital wird auf zwei Millionen geschätzt. Sehr günstig schloß das Deutsche Opernhaus ab, das Eigentum der Stadt Charlottenburg, aber verpachtet ist. Das acht Monate umfassende erste Spieljahr brachte 15 bekannte ältere Opern und zwei Novitäten, ohne daß aus Rücksichten auf die Kasse zur Operette gegriffen werden mußte. — Ein deutsches Musikfest 1913, welches der „Allgemeine Deutsche Musikerverband" in Berlin abhielt, hatte großen künstlerischen Erfolg. Allein in der Mitte des Sommers, wo die Orchestermusiker abkömmlich sind und Musikfeste veranstalten können, hat Berlin kein Publikum, das eine so gewaltige Fülle von Musik genießen könnte. Die Kritik erkennt mit Freude an, wie vielfach in deutschen Landen gute Musik gemacht wird unter der Leitung ernster und hochbegabter Dirigenten, übersieht jedoch auch nicht die Schattenseiten der übermäßigen Verstärkung des für dieses Musikfest zusammengestellten Orchesters. Das Verzeichnis der Mitwirkenden wies 40 erste Violinen, 32 zweite Violinen, 27 Violen, 23 Violoncelli, 20 Bässe und entsprechend starke Besetzung der übrigen Instrumente auf. — Ein Bach-Regerfest wurde in Heidelberg erfolgreich abgehalten. — Die Düsseldorfer Festspiele begannen mit Friedrich Hebbels „Nibelungen". Die Wiedergabe fand starken Beifall, wenn auch nach Berichten die Ensemblewirkung nicht völlig ausgeglichen war. — Im Deutschen Theater in Berlin wurden „Die Schiffbrüchigen" von Brieux gegeben, ein Stück, von welchem sich Aerzte

vielfach günstige Wirkungen versprechen. Der Dichter will in diesem Werke zeigen, welche tiefeinschneidende Familienkonflikte durch vererbte Syphilis hervorgerufen werden. Ueber den didaktischen Wert einer Vorstellung dieser Art sind die Ansichten geteilt, dichterische Qualitäten werden dem Stücke nicht zuerkannt. — Der Schauspieler und Leiter des Deutschen Theaters in Neuyork Rudolf Christians veranstaltete in Berlin eine Vorlesung von Gerhart Hauptmanns Festspiel. Der Saal war ausverkauft; die Leute waren sichtlich in der Absicht gekommen, sich zu begeistern, und so mochte es ihnen auch gelingen. — In München starb Hans Julius Rahn. In den siebziger Jahren ein hochgeschätztes Mitglied der bayerischen Hofbühne war er später in Graz, Barmen, Posen, Gera, Halle und Berlin als erfolgreicher Bühnenleiter tätig. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens lebte er als Privatmann in München. — „Alessandro und der Abt", ein Lustspiel im Renaissancegewand von M. Goldstein, welches im Darmstädter Hoftheater seine Uraufführung erlebte, zeigte mehr Vorzüge lyrischer als dramatischer Art. — Den Bau eines neuen Theaters hat die Stadt Münster i. W. beschlossen. Die Gesamtkosten werden 1¼ Millionen betragen. — Das 1803 erbaute Teatro Carcano in Mailand wurde zum Abbruch bestimmt. Es hat in der Bühnengeschichte Italiens eine bedeutende Rolle gespielt, mehrere Opern Rossinis und Bellinis erlebten daselbst ihre Erstaufführungen und später verbreitete sich von dieser Bühne aus der europäische Ruf der Eleonora Duse.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Rückblick auf das erste Semester 1913. Das erste Semester 1913 bietet in seinem gesamten Verlauf derart wichtige Vorkommnisse, dass es sich auch für Handels- und Industriekreise verlohnt, mit Beginn des neuen Abschnittes rückblickend Kritik auszuüben. Die hochgehenden Wogen am Balkan und vor allem der Zusammenbruch der Türkei beherrschen den abgelaufenen Zeitabschnitt mit all seinen Folgen. Auch die Beendigung der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und den Balkanstaaten liess irgendwelche lebensfähige Aktion in dem Wirtschaftsleben Europas keineswegs zu. Die Zuspitzung der politischen Gegensätze zwischen Russland und der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie, insbesondere die anwachsende Herrschsucht des Slawentums und dessen Ausbreitung am Balkan brachten die schwersten Differenzen. Die Gefahr eines Weltkrieges konnte nirgends geleugnet werden. Ein steter Alpdruck lastete nicht nur auf den politischen Faktoren, viel mehr noch auf allen Kreisen des Kapitals und finanziellen Lebens. Direkte Kriegsfurcht war auch auf allen Gemütern der deutschen Interessenten zu lesen. Die Folgen derartiger Verhältnisse sind heute, im Zeitpunkt einer ruhigeren Auffassung, leichter zu übersehen. Das benachbarte Oesterreich-Ungarn hat vor allem die Hauptkosten dieses wirtschaftlichen Tiefganges, hervorgerufen durch die genannte politische Depression, zu tragen. Zahllose Insolvenzen und vollkommener Stillstand im Geschäftsleben überhaupt bilden dortselbst die Signatur der Wirtschaftslage. Auch bei uns sind die Handelszustände ähnlich gelagert. Lediglich die grundsolide, dezennienlange gesunde Entwicklung unserer Industrie verhindert bei uns Verkehrslähmungen ernsterer Natur. Die vielen Prophezeiungen einzelner eingeweihter Kreise hinsichtlich einer Abflauung und stärkeren Abschwächung der Industriekonjunktur scheinen sich mehr als erwünscht erfüllt zu haben. Besonders die Montanbranche hat unter der abwärtsgehenden Kurve unserer Industrie hervorragend zu leiden. Die jahrelangen forcierten Preistreibereien für Eisen- und Stahlfabrikate, die Machtherrschaft auf diesen Gebieten standen schon seit geraumer Zeit nicht im Einklang mit den Nachfragen und Absatzverhältnissen. Der Exportverkehr konnte im Hinblick auf die stärker einsetzende Konkurrenz, speziell der westlichen Auslandsbezirke, nur unwesentlich erweitert werden. Man sah sich notgedrungen zu fortwährenden Preiskonzessionen gezwungen. Das Vertrauen auf eine baldige aufwärtsgehende Aenderung wurde vielfach getäuscht. Die Geldmarktlage ist es vor allem, welche nun schon seit Jahresbeginn unerbittlich jede Erleichterung in den Industriezentralen ausschliesst. Die vorhandene Geldnot wurde verstärkt durch die unüberlegten und vollkommen unberechtigten Bargeldabhebungen der Sparkapitalisten bei den Depositenstellen. Hunderte von Millionen Mark wurden auf diese Weise in Deutschland allein dem Verkehr entzogen. Die immer wieder aufflackernde Kriegsfurcht hat das Zurückströmen dieser Geldmengen, welche auch heute noch grösstenteils zurückbehalten werden, veranlasst. Die Börsen, besonders die deutschen Effektenmärkte hatten schwere Tage erlebt. Effektenrealisationen von ganz enormer Natur verursachten äusserst starken Kursrückgang des ganzen Aktiengebietes unserer vielverzweigten Industrie. Trotzdem finden fast täglich Kapitalsvermehrungen und Betriebsvergrösserungen in den Aktienunternehmungen willige Anhänger. Die vielfachen Bedürfnisse von Staaten und Kommunen bilden ebenfalls seit langem schon eine übergrosse Belastung des Geldmarktes und nicht zuletzt der Anleihepapiere. Die Werte haben wiederholt aufsehenerregende Tiefstandkurse zu verzeichnen. Zu aller Ueberraschung, sogar des zunächst beteiligten Bankenkonsortiums, brachten das Reich und Preussen eine Neuanleihe von 225 Millionen Mark auf den Markt. Das Fiasko dieser Emission ist noch in aller Erinnerung! Es bedurfte dieses Resultates, um die betreffenden Faktoren vor weiteren Erschwerungen zu warnen. Die deutschen führenden Kreise der Geldmarktsituation verhehlen sich nicht, dass Lage und Gestaltung derselben nach wie vor undurchsichtig und vollkommen unklar sind. Das Aufbringen der neuen Steuern, speziell die Milliardenforderungen der Wehrvorlage halten jetzt noch sämtliche Gebiete in Atem. Die Zukunftsaussichten unserer Industrie bleiben in jeder Beziehung von der Entwicklung der politischen Zustände abhängig. Hand in Hand damit geht der Werdegang unseres Geldmarktes und naturgemäss die voraussichtliche Haltung unserer Börsen. Verschiedene Momente günstiger Art lassen mit Recht bei Besserung dieser Voraussetzungen für die demnächstige Gestaltung unserer Effektenmärkte einige Hoffnung auf klarere Zustände erwarten. Die Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen, die Erwartung zufriedenstellender Ernteergebnisse, der grosse Bedarf der Militärbehörden und Eisenbahnverwaltungen für Industrieprodukte aller Art sind Gründe, die hierbei unbedingt in Betracht zu ziehen sind.

München. M. Weber.

Exerzitien in der Benediktinerabtei Maria-Laach für das Jahr 1913. Für Herren der gebildeten Stände: 17. Juli bis 21. Juli. Für Akademiker und Abiturienten: 4. August bis 8. August; 13. Oktober bis 17. Oktober. Für Primaner und Abiturienten: 9. August bis 13. August; 25. August bis 29. August; 1. September bis 5. September. Für Lehrer: 18. August bis 22. August; 22. September bis 26. September; 29. September bis 3. Oktober. Die Kurse beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten. Bei allen Anmeldungen möge man bitte die Antwort des Gastpaters abwarten. Post Maria-Laach (Bezirk Koblenz), 5 km entfernt von Station Niedermendig. (Strecke Andernach-Gerolstein.)

Brüder Schuler. Die Herren Oskar und Bernhard Schuler, Gründer der im Jahre 1878 eingetragenen Firma A. & B. Schuler, sind aus der „Bayerischen Lotterie-Emissionsgesellschaft m. b. H. vormals A. & B. Schuler" ausgeschieden und haben mit Wirkung vom 1. Juli laufenden Jahres in **München** unter der Firma **Brüder Schuler** ein **Bank-** und **Lotteriegeschäft**, Maffeistraße 9, Ecke Promenadeplatz, eröffnet.

Zwei neue Serien prächtiger Reklamesiegelmarken hat die Firma Franz Kathreiners Nachfolger, G. m. b. H., München, herstellen lassen, die jetzt zur Ausgabe kommen. Wie wir uns selbst überzeugten, sind die Marken künstlerisch hervorragend zu bewerten und behandeln aktuelle Themata. Serie 4: Heerführer aus den Freiheitskriegen 1813. Serie 5: Volkstrachten vom Balkan. Prospekte sind von der Firma direkt erhältlich.

An erster Stelle. Das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) ist meiner Ansicht nach mit Recht unter den natürlichen Mineralwässern als heilkräftig mit an erster Stelle rangiert, und seines erfrischenden, angenehmen Geschmackes wegen dürfte es kaum übertroffen werden. Dr. med. N. N.

Wichtige Notiz für Zigarettenraucher. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Orientalischen Tabak- und Zigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber Hugo Zietz, Dresden, Hoflieferant Seiner Majestät des Königs von Sachsen bei, welchen wir unseren Lesern zur Durchsicht angelegentlichst empfehlen. Die Firma „Yenidze", deren bekannte Spezialmarken — Salem Aleikum und Salem Gold — sich eines vorzüglichen Rufes in der gesamten Raucherwelt erfreuen, ist die größte deutsche Zigarettenfabrik in Privatbesitz. Die hervorragenden Einrichtungen genannter Firma auf hygienischem wie sanitärem Gebiete gewährleisten, daß es sich bei den Erzeugnissen derselben um hochgradige Qualitätsmarken handelt, welche selbst den verwöhnten Geschmack voll befriedigen müssen. Nicht uninteressant ist ferner die Tatsache, daß die Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik „Yenidze" nicht zum Konzern des englisch-amerikanischen Tabaktrustes gehört, dessen Vordringen in Deutschland eine schwere Gefahr für das deutsche Nationalvermögen und die deutsche Industrie bedeutet.

Interessengemeinschaft

Pfälzische Bank	**Rheinische Creditbank**
Ludwigshafen a. Rh.	Mannheim
Gegründet 1883	Gegründet 1870
Aktienkapital: Mk. 50,000,000.—	Aktienkapital Mk. 85,000,000.—
Reserven Mk. 10,000,000.—	Reserven Mk. 18,500,000.—

Gesamtkapital und Reserven Mk. 173,500,000.—

Pfälzische Bank Filiale München

(Neuhauserstrasse Nr. 6)

Wechselstuben und Depositenkassen Frauenstr. 11 (Ecke Reichenbachstr.); Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstr.); Max Weberplatz 4 (Ecke Ismaningerstr.).

Eröffnung von laufenden **Rechnungen** mit und ohne **Kreditgewährung**; Eröffnung von provisionsfreien **Scheckrechnungen**;
Annahme von **Spargeldern** mit und ohne Kündigung.
Einzug von **Wechseln** auf das In- und Ausland, Ausstellung von Wechseln, Schecks, Akkreditiven, Kreditbriefen; briefliche und telegraphische Auszahlungen nach allen grösseren Plätzen Europas und der überseeischen Länder;
An- und Verkauf sowie Beleihung von **Wertpapieren**;
Annahme von Börsenaufträgen für alle in- und ausländischen Börsen; Einlösung von Zins- und Dividendenscheinen; Umwechselung von ausländischen Geldsorten;
Aufbewahrung und Verwaltung (einschl. Verlosungskontrolle) von **Wertpapieren** sowie Aufbewahrung von anderen **Wertgegenständen u. Dokumenten**; Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung;
Vermietung von eisernen Schrankfächern (Safes) zur Aufbewahrung von **Wertpapieren** und anderen Wertgegenständen unter Selbstverschluss der Mieter.

Die Verwahrung erfolgt in den nach den neuesten Erfahrungen konstruierten Gewölben der Bank unter deren gesetzlicher Haftbarkeit.

Jos. Pet. Bockhorni :: MÜNCHEN :: Theresienstr. 14.
Inh. Hans Bockhorni Tel. 4090. Gegr. 1864.
Hofglasmaler Weiland Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef v. Oesterreich. Hoflieferant und Hofglasmaler Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Joseph von Oesterreich.
Spezialität: **Kirchen-Fenster** aller Art.
Kostenanschlag, illustrierte Preisliste gratis.

Tausende

dauernd zu verdienen. Geistige Mitarbeiter. Damen und Herren jeden Standes allerorts gesucht. Keine Nachnahme, keine Lotterie, nur geistige, reelle Arbeitsleistung zu Hause. Anfragen befördert gratis und franko: „**Globus**", **Brüssel, Bd. Militaire 129.** Auslandsporto.

Als besonders preiswert und vorzüglich mundend empfehle garantiert naturreinen, französischen, roten

Trauben-Wein

d. Flasche 65 ₰, d. Liter 75 ₰. 12 Fl. franko Haus München.

Philipp Simon, Weinbergbesitzer

Geibelstr. 28 a. d. Karlstr. Frauenstr. 5, vis-à-vis der Handelsch.

Bitte zu verlangen: Katalog über
echt amerikanische und deutsche
Harmonium
nach amerikan. Saugsystem, sowie
Klavier- und Pedalharmonium f. Kirche, Schule u. Zimmer.
Nur preiswürdige ganz vorzügliche Instrumente, wofür vollste Garantie geleistet wird.
Bei Barzahlung Vorzugspreise, doch sind auch monatl. Ratenzahlungen gestattet ohne Katalogpreiserhöhung.
Freundlichen Aufträgen sieht hochachtungsvoll entgegen
Administration der Kirchenmusikschule Regensburg C 8/12.

Jacob Schmitt Sohn

Bingen a. Rh. — Rüdesheim.

Weinbau in den Gemarkungen **Bingen, Büdesheim, Kempten u. Sarmsheim**, empfiehlt **naturreine Eigengewächse, Rhein- und Moselweine, Rheingauer Hochgewächse, in- und ausländische garantiert naturreine Krankenweine.**

Geschmackvolle, elegante u. leicht ausführbare Toiletten

WIENER MODE

mit der Unterhaltungsbeilage „Im Boudoir". Jährlich 24 reich illustrierte Hefte mit 48 farbigen Modebildern, mehr als 2800 Abbildungen, 24 Unterhaltungsbeilagen und 24 Schnittmusterbogen. Vierteljährlich: K 3 50 = Mk. 3.—. Einzelne Hefte 60 h = 52 Pfennig. Gratisbeilagen: „Wiener Kinder-Mode", „Für die Kinderstube", „Für ältere u. stärkere Damen", „Für Haus und Küche", „Schnittmusterbogen". Schnitte nach Mass. Die Abonnentinnen erhalten Schnitte nach Mass für ihren eigenen Bedarf und den ihrer Familienangehörigen in beliebiger Anzahl gegen Ersatz der Spesen von 30 h = 30 Pf. unter Garantie für tadelloses Passen. — Die Anfertigung jedes Toilettestückes wird dadurch jeder Dame leicht gemacht.

Prachtvolles Geschenk für alle Zeiten des Jahres.

Auf Höhenpfaden.

Gedichte.

Aus Originalbeiträgen der „Allgemeinen Rundschau." Herausgegeben von Dr. Armin Kausen. 350 S. 8°. Feinster Salonband. Preis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" M. 2.—, für Nichtabonnenten M. 3.—.

Zu beziehen gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Für die Reise.

Die Leser und Freunde dieses Blattes werden höflichst gebeten, in Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants und Cafés und auch auf Bahnhöfen stets nachdrücklich die „Allgemeine Rundschau" verlangen zu wollen.

Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestrasse 10 | **11 Theatinerstrasse 11**

MÜNCHEN

Wechselstuben am Schlacht- u. Viehhof, im Tal (Sparkassenstrasse 2), in der Grossmarkthalle u. in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahr 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital Mk. 65'000,000.—
Reservefonds . . . . „ 66'000,000.—

Gewährung von Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit nach Massgabe eines besonderen Reglements.
Ausgabe von Pfandbriefen, welche von der Reichsbank in 1. Klasse beleihbar und als Kapitalsanlage für Mündelgelder zugelassen sind. Auf Antrag können die Pfandbriefe kostenfrei auf Namen umgeschrieben werden. Solche umgeschriebene Pfandbriefe werden kostenlos auf Verlosung oder Kündigung kontrolliert.
Besorgung aller in das Bankgeschäft einschlagenden Transaktionen, insbesondere auch:
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung.
Aufbewahrung von geschlossenen Depots.
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).
Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank dürfen Gelder und offene Depots der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, wie auch der Kultusgemeinden und Kultusstiftungen angelegt bezw. hinterlegt werden.
Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank beobachtet über **alle Vermögens-Angelegenheiten ihrer Kunden gegenüber jedermann**, auch gegenüber Staatsbehörden, insbesondere **gegenüber den Rentämtern**, unverbrüchliches Stillschweigen.

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.

Allen Geschäfts- und Privatleuten kann die „Allgem. Rundschau" als bestbewährtes Publikationsorgan zur Benutzung :: angelegentlichst empfohlen werden ::

„Weltrekord" Neuer Sitz- und Liegestuhl.

Grösste Neuheit für **Liegehallen, Haus** und **Garten.** Praktischster **Liegestuhl** mit selbsttätig auf- und abwärts verstellbaren Armlehnen. Ausführungen von **Mark 7.50 an.** Illustrierte Preisliste W gratis und franko.

„Weltrecord" D. R. P.

R. Jaekel's Patent-Möbelfabrik
München, Dienerstrasse 6.

Heinrich Georg
G. m. b. H.
München, Lindwurmstr. 5
am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räumen.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

= Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters. =

Telephon 6877.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Schartengko
Würz-Likör für die feine Tafel
Garantiert aus Kräutern und Früchten extrahiert. :-: Appetit anregend :-:
Allein-Herstellung und Versand „Villa Christina" Röllfeld a. M., U. F. (Bay.)

SAMRUTA
Magenbitter
Hergestellt nach altem Klosterrezept, garantiert reiner Auszug aus Kräutern und Früchten die günstig auf Magen und Darm wirken. Alleinherstellung und Versand „Villa Christina" in Röllfeld a. M., U. F. (Bayern)

Per Liter inkl. Glas M. 3.25.

Ausstattung und Organisation des modernen Büros u. Geschäftshauses
Musterbüros, moderne Büromaschinen u. Hilfsmittel, Automobile, Reklame-, Buchdruckkunst, Kaufmänn. Bildungswesen, Schaufensterdekoration, Architektur d. Geschäftshauses
AUSSTELLUNG BÜRO- U. GESCHÄFTSHAUS MÜNCHEN 1913. JUNI–JULI
JUNI — JULI

Ferien! An den Rhein!
Angenehmen Sommeraufenthalt finden Geistliche u. Laien, Herren u. Damen im
Studentenheim Bonn, Lennéstrasse 26|28
Schöne, ruhige Lage. Grosser Park. Pension pro Tag 4.50 M. Auskunft erteilt der geistl. Direktor Nacken.

Münchener Sehenswürdigkeiten
und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt M. 1.—

Brakls Kunsthaus, Beethovenplatz 1
Haltestelle der Strassenbahn 12 und 17.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst. Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände.

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9–12, 3–6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein,
München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock. Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges
Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. **American Bar** (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet. Jeden Dienstag und Donnerstag **Gross. Militärkonzert**

Mineralwasser-Apparate
anerkannt erstkl. Fabrikat. Kompl. Einrichtung. u. aller Zubehör. Fordern Sie Katalog d. Spezialfabrik
Hugo Mosblech Köln-E. 556
Abt. I: Maschinenfabrik, Abt. II: Fruchtsaftpresserei und Essenzenfabrik mit Dampfbetrieb. Export nach allen Ländern. Ueber 11000 Apparate „**Mosblech**" im Betrieb.

Hotel Union Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.
Wein-Regie.
Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.**
Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

Teilzahlung
Uhren und Goldwaren, Photo-Apparate, Feldstecher, Musikwerke, Sprechmaschinen usw.
Kataloge gratis u. franko liefern
Jonass & Co. BERLIN A 512. Belle-Alliance-Str.

Schönecker Stahlbrunnen
(unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle d. Prof. Dr. med. Kionka, Vorsteher d. pharmakologischen Instituts d. Universität Jena) ein **vorzügliches natürliches Heilmittel** gegen Blutarmut, Bleichsucht, Herzkrankheiten, Zirkulationsstörungen, Magenbeschwerden, Frauenkrankheiten, nervöse Zustände, für Anreicherung und Auffrischung des Blutes, Stärkung des Wohlbefindens, Anregung zur Nahrungsaufnahme, Förderung der Magen- und Darmtätigkeit, Stärkung nach überstandenen Operationen, Blutverlusten, Wochenbetten, Influenza usw. — Ausführliche Mitteilungen über Bezug des Brunnens durch Schönecker Stahlbrunnen, Boppard a. Rhein 24.

Herm. Cassau Ww.
Paderborn.
Atelier für kirchliche Goldschmiedekunst. ::
Eigene Werkstätte
für Anfertigung aller künstl. Metallarbeiten f. kirchl. Kunst.
Auswahlsendungen und Entwürfe franko gerne zu Diensten. — Feinste Referenzen. :: Mässige Preise

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste Abonnentenzahl auf.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz
alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden
Hensson-Kasten
Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm. Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.
Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Soziale Revue
Zeitschrift für die sozialen Fragen der Gegenwart.
Herausgegeben von Dr. oec. publ. **Anton Retzbach,** Freiburg i. Br.
Im Verlag des Verbands-Ausschusses südd. kathol. Arbeitervereine, München, Pestalozzistr. 4.
Jahres-Abonnement (6 Hefte) M. 5.— bei freier Zusendung. Bestelladresse: „Soziale Revue", München 28.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Höh. Haushaltungs-Institut „St. Anna"

für Töchter besserer Stände,

geleitet von Schwestern der Vereinigung im hl. Herzen.
Hougaerde bei Tirlemont (Belgien).

Gesunde Lage, weite Räume, herrlicher Park. Gründliche Anleitung in allen Fachkenntnissen des Haushalts. Zuschneide- und Konfektionskursus. Nach Wunsch weitere Ausbildung im Deutschen, Literatur, Kunstgeschichte usw., im Französischen und Englischen (tägl. Konversation). Umgangssprache: französ. Gesang, Klavier, Violine, Mandoline, Zeichnen, Malen, Brandmalen, Schnitzen, Tanzkursus, gesellsch. Formen. Junge Damen, die nur wissenschaftliche resp. Sprachstudien, Kunstfächer, Zuschneiden und Konfektion betreiben möchten, werden auch aufgenommen. **Jede Schülerin bewohnt ein eigenes, fein eingerichtetes Schlafzimmer.** Pensionspreis 800 Mk. inkl. Unterricht in den fremden Sprachen, Bett und Wäsche. — Prospekte und nähere Auskunft erteilt die Oberin.

Pensionat der Schwestern von Notre Dame in Arlon, Belgien

Rue de la Banque.
Bahnstrecke Luxembourg—Bruxelles.

Vorzüglichste Gelegenheit zur Erlernung der französischen und englischen Sprache, der Musik und Malerei und auf Wunsch Unterweisung im Haushalt und Zuschneiden. Umgangssprache Französisch.
Prospekte versendet **die Oberin.**

Haushaltungspensional St. Carolus zu Eich bei Luxemburg

geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus
für Töchter höh. u. besserer Stände.
Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

Haushaltungsschule des Marienheims Ingolstadt a. D.

Anstalt für Mädchen vom 13. Lebensjahre an zur theoretischen und praktischen
Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens.
Beginn des Schuljahres am 1. Oktober.
Monatlicher Pensionspreis 30 Mark. Prospekt durch die Frau Oberin, **Ingolstadt, Griesbadstraße 16.**

Privatschule Ulm-Donau, Römerstrasse 73.

Einjährige, Fähnriche, Abiturienten.
Unterricht **nur an 3** zugleich, daher indiv. Behandl. und unübertroff. Erfolge seit **16 Jahren** auch bei Schwachbegabten und Zurückgebliebenen. **Sitzen gebliebene Schüler der Klasse 4. die auf der Schule noch mindestens 3 Jahre gebraucht hätten, bestanden das Einjährige sämtlich nach 5 Monaten.** Gleiche Erfolge bei allen anderen Examina. Familienleben. Vorzügliche Verpflegung und Empfehlungen

Sanitätsrat Dr. Kober'sche Poröse Unterkleidung

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.60 Mk., in dichterer Strickart nur 3.20 Mk., mit weissem oder farbigem Piqué-Einsatz 1 Mk. mehr. Unterbeinkleider 2.50 Mk. Unterjacken 2.10 Mk. Sommer-Unterkleidung, Marke „Nobile", rehbraun, Ersatz für seidene Unterkleidung. Preis 30—80 Pfg. höher. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen.
Atteste und Muster gratis.
Math. Scholz, Regensburg 3, Bahnhof-Platz 17.

Messweine

— garantiert rein —
liefert die **Weinregie des kath. Vereinshauses Speyer.** Sowohl der Ankauf als der Bau und Versand der Weine geschieht unter der Aufsicht eines Geistlichen. Man verlange die Weinpreisliste. Adresse:
Weinregie des kathol. Vereinshauses in Speyer a. Rh.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Welche edeldenkende Dame oder Herr

wäre bereit, einem eltern- und mittellosen Studenten (Kath.) mit abgeschlossenem Universitäts-Studium, jetzt, nach Fertigstellung seiner **für den Uebertritt in die Praxis** notwendigen Doktorschrift, **die für die Promotion nötigen Mittel vorzustrecken?** Ref. und Papiere zu Diensten Freundliche Zuschriften befördert unter P. 18580 die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München.

Heirat.

Junger Mann, von angenehm. Aeußern, Anf. der 30er Jahre, sucht mit gebild. kath. Fräulein, wirtschaftl. erzogen, in Korrespondenz zu treten, zwecks späterer Ehe Etwas Vermögen erwünscht. Anonym. zwecklos. Vertrauensvolle Angebote mit genauen Angaben, möglichst mit Bild, bis 15. Juli unter „Bodensee" 18638 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München, erbeten.

Hühner beste Eierleger der Welt. Katalog umsonst.
Geflügelpark **Hefner, Hainstadt** (Baden 120).

Talar- und Altar-Filztuche,

reinwollen, alle Kirchenfarben stets lagernd u. im Ausschnitt.
Ferd. Müller in Firma Heinrich Deuster Köln a. Rh. Aposteinstrasse 14—18.

Franz Wüsten

Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Majestät der Königin Wwe. von Sachsen.
Cöln a. Rhein
Hunnenrücken 28.
Telephon B 9445.
Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stilarten. Rennovier., Neuvergolden.

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend u. in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen; auch die Kommunionhostien haben eigene Prägungen. Muster und Prospekte gratis und franko.
Franz Hoch,
Hostienbäckerei,
k. bayer. Hoflieferant.
Bischöflich genehmigt — Pfarramtlich beeidigt.
Miltenberg am Main, Diözese Würzburg.

Höhere Vorbereitungsanstalt u. Pensionat

Schüler (auch Ausländer) werden zu allen Klassen, besond. **Einjährigen- und Abitür-**Examen mit Erfolg vorbereitet. Preis mässig.
Beste Referenzen sowie Prospekte zur Verfügung.
M. Slabig, Philologe, Rolandseck a. Rhein. Nr. 5.

Städt. Gymnasialpensionat Rosenheim,

mit dem Gymnasialgebäude durch eine Wandelhalle verbunden, gewährt den Schülern des K. Humanistischen Gymnasiums Rosenheim beste Aufnahme. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 2 Präfekten. Pensionspreis 550 M. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Prospekte und Auskunft durch den Vorstand **Joh. B. Geiger, K. Gymnasialprofessor.**

Städt. Realschulpensionat Rosenheim,

in der Nähe des Realschulgebäudes — für Schüler der K. Realschule Rosenheim mit Handelsabteilung. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 3 Präfekten. Pensionspreis 550 M. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Prospekte und Auskunft durch das **K. Rektorat der Realschule** oder den Pensionatsvorstand **Johann Grünschneder,** Kgl. Professor.

Städt. Höhere Mädchenschule in Rosenheim mit Erziehungsinstitut,

unter Leitung der armen Schulschwestern d. N. D.

Sechsklassige höhere Mädchenschule im Anschlusse an die 4. Volksschulklasse. Schule und Institut in einem schönen Neubau; Einrichtung und Ausstattung durchwegs modern. Pensionspreis (einschließlich Schulgeld) 500 M. Halbzöglinge werden gleichfalls aufgenommen. Prospekte und Auskunft durch die Schul- und Institutsvorsteherin **Oberin M. Clepha Bradl.**

Schreibmaschinen

aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder
Teilzahlungen.
ALFRED BRUCK :: München 2.
Bayerstrasse 25.

Neue herrliche Lebensbeschreibungen

Paschal Baylon,
ein Heiliger der Eucharistie.
Frei nach dem Französischen des P. Mansuy Vaubourg, Le Patron des Congrès et des Œuvres Eucharistiques. Bearbeitet von P. Gerhard Zoll, Cisterzienser. — 8⁰. — 128 Seiten mit feinem Titelbild. — Broschiert Mk. 1.20. In feinem Leinenband Mk. 1.80.

Den Mitgliedern des III. Ordens gewidmet.
P. Pio da Mazzarino O. Cap.
Leben der jungfräulichen Dienerin Gottes
Veronika Barone,
Tertiarin von Vizzini, Sizilien.
Autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt durch P. Leo Schlegel, Cisterzienser von Mehrerau. — 8⁰. — 220 Seiten mit feinem Titelbild. — Broschiert Mk. 2.—. In feinem Leinenband Mk. 2.60.

Verlag: Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlouis.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 19. Juli 1913. X. Jahrgang.

Korruption.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

„Die Korruption" überschrieb die sozialdemokratische „Münchener Post" am 8. Juli ihren Leitartikel, und „Korruption" war das Leitmotiv, das sich durch die Stimmen des ganzen Chorus der rosa-roten bayerischen Großblockpresse in diesen zwei Wochen hinzog, verständnisvoll begleitet von den gesinnungsverwandten Organen im Reiche, wie „Tägliche Rundschau" e tutti quanti. Gemeint war natürlich die von der „Zentrumsherrschaft" und dem „ultramontanen" Ministerium in Bayern hervorgerufene Korruption.

Was war geschehen? Ganz einfache, natürliche Dinge. Am 20. Juni war vor dem bayerischen Verwaltungsgerichtshof die Beschwerde der Gemeinde Starnberg gegen den Zwang zum Bezug der „Bayerischen Staatszeitung" verhandelt worden. Die Beschwerde wurde abgewiesen und die Gemeinde zur Haltung der „Staatszeitung" für verpflichtet erachtet. Dies Urteil paßte natürlich der im prinzipiellen Kampfe gegen das ihr unbequeme Organ der verhaßten Regierung stehenden Großblockpresse schlecht. Da wurde bekannt, daß in der betreffenden Verhandlung nicht der zuständige Senatspräsident v. Hörmann, sondern sein Stellvertreter den Vorsitz geführt hatte. Flugs wurde diese Tatsache von der Rotblockpresse unter Führung der „M. Post" zu einem perfiden Angriff auf die Staatsregierung ausgebeutet, indem man die Verdächtigung ausstreute, das Ministerium stecke hinter diesem Präsidentenwechsel, es habe v. Hörmann, von dem es eine nicht erwünschte Entscheidung in der Sache befürchtet habe, beiseite geschoben und einen Dienstwilligeren an seine Stelle gesetzt; also in aller Form der Vorwurf unzulässigen, verfassungswidrigen Einflusses auf die Rechtsprechung des höchsten Verwaltungsgerichts. Die amtliche Widerlegung kam sofort. Der Wechsel war auf die eigene Anregung des Senatspräsidenten v. Hörmann erfolgt, der als umlagenpflichtiger Anwesensbesitzer in Starnberg es glaubte vermeiden zu sollen, die Verhandlung über die Beschwerde eben dieser Gemeinde zu leiten, und deshalb das Präsidium des Gerichtshofs um Bestellung eines anderen Vorsitzenden für den Fall gebeten hatte. Eine höchst einfache, klare Sachlage, einleuchtend und genügend auch für den ehrlichen Gegner. Trotzdem bedurfte es noch wiederholter Erklärungen der beteiligten amtlichen Stellen, bis die Rotblockpresse ihre mit den fadenscheinigsten Gründen drapierten Angriffe einstellte. Der erste Ansturm war schmählich mißglückt.

Da kam der zweite Fall. Am 1. Juli meldete die „Münchener Zeitung", daß der Polizeipräsident Freiherr von der Heydte zum Senatspräsidenten am Verwaltungsgerichtshof als Nachfolger v. Hörmanns ernannt sei. Diese Meldung entsprach offenbar gar nicht der dem Blatte gewordenen Information, denn diese lautete, wie der „Bayerische Kurier" feststellte, nicht, daß von der Heydte ernannt, sondern in Vorschlag gebracht sei; daß v. Hörmann, der im 72. Lebensjahre steht, sich mit Rücktrittsabsichten trug, war längst bekannt. Für die Linkspresse war die Sache gleichwohl erneuter Anlaß zu einer ganz maßlosen Hetze gegen das Ministerium. Ihm wurde imputiert, daß es den verdienten Beamten gegen seinen Willen wegen seiner richterlichen Wirksamkeit beseitigen wolle, v. Hörmann sei durch die Ernennung seines Nachfolgers überrascht und zum Rücktritt gezwungen worden. Also ein noch schlimmerer Eingriff in die Unabhängigkeit der Rechtspflege, die Korruption war himmelschreiend und eine Woge der Entrüstung ging durch die ganze verbündete liberal-sozialistische Presse. Prompt kam auch diesmal die amtliche Aufklärung. Die „Staatszeitung", die am 4. Juli die Versetzung v. Hörmanns in den erbetenen Ruhestand unter besonderer Allerhöchster Anerkennung seiner Verdienste meldete, stellte zugleich fest, daß derselbe schon seit Jahresfrist wiederholt die Absicht ausgesprochen, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, aber im dienstlichen Interesse die Verwirklichung dieser Absicht bis zur zweiten Hälfte dieses Jahres zurückgestellt hatte. Diese amtliche Kundgebung unterstrich von Hörmann selbst in einer öffentlichen Erklärung an die „Münchner Neuesten Nachrichten" durch die Feststellung, daß er von seiner Amtsenthebung nicht überrascht worden sei, weil er ja selbst um Versetzung in den Ruhestand vom 1. August d. Js. an nachgesucht habe. Sein Gesuch sei anfangs Juli eingereicht worden; es habe jedoch insoferne nur formelle Bedeutung gehabt, als seine Rücktrittsabsicht im Staatsministerium des Innern wie im Verwaltungsgerichtshofe seit geraumer Zeit schon bekannt gewesen sei. Also auch diesmal war es nichts mit der Korruption, wie sie die Großblockpresse so gerne aufgedeckt hätte. Unter kläglichem Geschimpfe mußte sie den Rückzug antreten, die Niederlage war gründlich.

Dies in kurzen Strichen der Verlauf des Verleumdungsfeldzuges, dessen Einzelheiten hier übergangen werden können. Und die Oeffentlichkeit könnte über die Angelegenheit zur Tagesordnung übergehen, wenn sie nicht eine tieferneste prinzipielle Bedeutung hätte.

Was in diesen Tagen in Bayern sich abgespielt hat, ist ja keine für sich zu bewertende Einzelerscheinung, sondern ein neues, und zwar ein recht häßliches Glied in der langen Kette, welche den von Anfang an mit der größten Erbitterung und den verwerflichsten Mitteln geführten Kampf der verbündeten Liberalen und Sozialdemokraten gegen das Ministerium Hertling darstellt. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen sein, daß dieser Kampf je länger desto bedauerlichere Formen annimmt, und daß die gegnerische Presse an dieser Erscheinung die größte Schuld trägt. Und die auf anderen Gebieten beobachtete Erfahrungstatsache bewahrheitet sich auch hier: durch ihre Verbindung mit den Umstürzlern sind die liberalen Zeitungen hinsichtlich des Tones wie der ganzen Auffassung über die Grenzen des Schicklichen und Erlaubten auf eine schiefe Ebene geraten, die sie schon weit abwärts geführt hat, ohne daß ein Ende des Sinkens abzusehen wäre. Es ist kaum mehr ein Unterschied zwischen den beiden Brüdern zu merken, und die massive Sprache, in welcher der unvermeidliche Ludwig Thoma in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 337) zum Fall Hörmann sein Sprüchlein gegen die Korrumpierung der öffentlichen Meinung durch das Ministerium Hertling-Soden zu sagen für gut fand, dürfte bei manchem Genossen-Kollegen den blassen Neid erregt haben.

Ach nein, die Förderer der Korruption sind ganz wo anders zu finden, als wo Thoma sie sucht. Sie sitzen dort, wo man, wie die vorhin geschilderten Schulbeispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen, in einer von nackten Parteirücksichten diktierten systematischen Hetze jeglichen Anlaß, auch die unbedeutendsten Nichtigkeiten als Mittel zur Bekämpfung einer mißliebigen Regierung und zur planmäßigen Untergrabung der staatlichen Autorität mißbraucht. Um die genannten Beispiele noch um eine besonders häßliche Blüte zu vermehren, sei nur kurz angedeutet, in welch niedriger Weise die „Münchner Neuesten Nachrichten" die jüngste Entscheidung des Obersten Landesgerichts in der Feuerbestattungsfrage kommentierten. Durch diese Ent-

scheidung wird im Gegensatz zu den Vorinstanzen die Rechtsgültigkeit der oberpolizeilichen Vorschriften des Ministeriums des Innern über die Leichenverbrennung bestätigt. Wenn diese Entscheidung auch den Anhängern der Leichenverbrennung unerwünscht sein mag, so kann doch dieser Umstand nicht im geringsten den dreisten Anwurf des genannten Blattes rechtfertigen, der Oberste Gerichtshof scheine dem Ministerium durch seine „in ihrem ganzen Umfang nicht ohne weiteres verständliche, ziemlich gewundene Urteilsfassung zur Vermeidung einer großen Blamage zu Hilfe gekommen zu sein." Und ein Blatt, das eine solche Anklage gegen den höchsten Gerichtshof zu schleudern wagt, untersteht sich, dem Ministerium Eingriffe in die Rechtspflege vorzuwerfen! Durch die Schuld der Liberalen und Sozialdemokraten hat in Bayern der politische Kampf Formen angenommen, die eine totale Verwilderung der politischen Sitten, eine Untergrabung der politischen Moral im Gefolge haben. Welch ernste Gefahren daraus für den Bestand der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung erwachsen, dessen sollten sich alle wirklichen Freunde des Vaterlandes und der Monarchie in steigendem Maße bewußt werden. Es ist ja leider Tatsache, daß ein großer Teil der Bevölkerung, in München sogar der größere, seine politische Orientierung in der liberalen oder der sozialdemokratischen Presse sucht. Um so weittragender und nachhaltiger ist deren Wirkung, um so schwerer aber auch die Verantwortung. Und doch scheint das Gefühl für die letztere zu schwinden, während die sichtbaren Zeichen der ersteren in bedenklichem Maße sich mehren. Wenn dieser Tage in der „Germania" ein Landwehrhauptmann über die Zunahme der gehässigen Stimmung in Offizierskreisen gegen Zentrum, Katholiken und Jesuiten klagen und von einem Major berichten mußte, der Zentrum und Jesuiten eine Bande nannte, wenn nach dem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" in Saargemünd ein bayerischer Oberleutnant den bayerischen Ministerpräsidenten einen Schweinehund zu titulieren sich erkühnte, so sind das doch Erscheinungen, die zum Nachdenken anregen müssen. Denn sie zeigen, daß die politische Vergiftung bereits bis in die höheren Kreise hineingedrungen ist. Nicht mit Unrecht wurde in der katholischen Presse auf den Kausalnexus zwischen der Bremer Bluttat und der antikatholischen Hetze der Presse des Evangelischen Bundes hingewiesen. Und eben erst stand vor dem Münchener Schwurgericht eine Mordtat zur Aburteilung, die auch eines politischen Beigeschmacks nicht entbehrt. Gewiß wird es keinem Menschen einfallen, jenen Major und jenen Oberleutnant, oder gar diesen Straßer der liberalen oder sozialdemokratischen Presse an die Rockschöße zu hängen. Und doch wird jeder, der den von der liberalen Presse im Kampfe gegen Zentrum und Regierung in Bayern beliebten Ton kennt, geneigt sein, in den Ausdrücken der Offiziere die in den Kasernenhofton übersetzte Sprache dieser Presse wiederzufinden; und doch ist bekannt, daß Straßer bei seiner Vernehmung sich in Gedankengängen gefiel, denen man auch oft in den sozialdemokratischen Blättern begegnet, auch ist nicht zu leugnen, daß auf dem durch die unaufhörliche sozialdemokratische Verhetzung präparierten Boden am ehesten Pflanzen wie der Mordgeselle von der Münchener Prinzregentenstraße gedeihen können. Dazu ist die gerade von liberalen Blättern ausgegangene Meldung, Straßer habe nach seinem eigenen Geständnis die Absicht gehabt, das Ministerium Hertling aus dem Wege zu räumen, und zwei Tage vergeblich dem Minister des Innern aufgelauert, nirgends bestritten worden; also gerade diejenigen Minister, die seit Jahr und Tag von der Rotblockpresse auf das heftigste verfolgt werden. Da ist es gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, bei allen diesen Dingen handelt es sich zum mindesten um Fernwirkungen, deren Eintritt von keinem Willen und keiner Berechnung abhängt, deren Möglichkeit sich aber voraussehen läßt und deren tatsächliches Vorkommen eine ernste Warnung und Mahnung sein sollte.

Der Hebung der viel mißhandelten politischen Moral zu dienen, ist eine der Hauptaufgaben, die unser unvergeßlicher Dr. Armin Kausen seiner „Allgemeinen Rundschau" bei der Begründung mit auf den Weg gab und die zu erfüllen sein stetes Bemühen blieb. Sein Vermächtnis soll der „Rundschau" heilig sein. Daher erhebt sie heute und wird auch fürderhin ihre warnende Stimme erheben, wo immer sie solche Mißstände erblickt. Es ist hohe Zeit, daß der politische Kampf in Bayern aus der von der liberal-sozialistischen Seite verschuldeten Verwilderung wieder in anständige, normale Bahnen geleitet, daß der rosa-roten Korruption ein Ende bereitet wird. Die politische Reputation des Landes steht auf dem Spiel. Was in Bayern seit anderthalb Jahren vorgeht, hat in der Geschichte seines Gleichen nicht. Noch niemals haben Minderheitsparteien es gewagt, durch eine so hartnäckige, in der skrupellosesten Weise gegen die legale Regierung geführte Kampagne die politische Ehre des Landes zu diskreditieren. Der Landtag wird in dieser Frage wohl noch ein Wort zu sprechen haben, das hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Eine aufsehenerregende Statistik.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der II. badischen Kammer.

Noch vor weniger als hundert Jahren wurde allgemein anerkannt, daß die Freiburger Hochschule „eine katholisch-kirchliche Anstalt" sei. Diese Anschauung vertrat noch 1817 der Direktor des Dreisamkreises und 1822 der Kurator der Universität, der Herr von Türkheim. Als in den fünfziger Jahren Erzbischof Hermann von Vicari auf Anerkennung des katholischen Charakters der Hochschule drang, erklärte die Regierung zwar: „sie werde die Absicht des Stifters . . . den katholischen Glauben zu befördern, ehren und nichts tun, was damit widerstreitend angesehen werden könnte"; eine formelle Anerkennung des katholischen Charakters der Hochschule war jedoch nicht mehr zu erreichen.

Schon vorher hatte man mit der Berufung nichtkatholischer Dozenten begonnen. Der bekannte liberale Politiker von Rotteck, einst selbst eine Zierde der Hochschule, sah kommen, was wir heute als Tatsache zu beklagen haben. Er schrieb: Wir Katholiken haben euch Protestanten gastfreundlich aufgenommen, ihr werdet uns noch aus unserem eigenen Hause hinauswerfen. Diese Prophezeiung ist heute vollständig erfüllt. Die Hochschule im Breisgau zählt 50 ordentliche aktive Professoren. Darunter befinden sich 7 der Theologie und je ein Professor der Geschichte und Philosophie, deren Lehrstuhl nur mit einem Katholiken besetzt werden kann. Diese 9 Lehrstühle scheiden also aus. Die übrigen bieten in ihrer gegenwärtigen Besetzung unter dem Gesichtspunkt der Konfession folgendes Bild:

			Akath.	Kath.
Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät	9	Prof.:	9	0
Medizinische Fakultät	11	„	10	1
Philosophische Fakultät	12	„	12	0
Naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät	9	„	9	0
	41	Prof.:	40	1

Diese Darstellung macht gegenwärtig die Runde in der badischen Zentrumspresse. Von sachkundiger Seite wird die Statistik bestätigt mit der einzigen Korrektur, daß in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät auch ein Katholik sich finden soll.

Nun hält man die Zeit für gekommen, auch gegen die theologische Fakultät Sturm zu laufen. Würde diese fallen, so wären natürlich auch die beiden konfessionellen Lehrstühle verloren.

Auf dem Landtage 1911/12 stellte die sozialdemokratische Fraktion folgenden Antrag: „Die Unterzeichneten beantragen, die konfessionellen theologischen Fakultäten an den badischen Universitäten durch interkonfessionelle unabhängige Forschungsinstitute für das Gebiet der religiösen Geisteswissenschaft zu ersetzen". Im Laufe der Debatte wurde diesem Antrage folgende Fassung gegeben:

„Die Unterzeichneten beantragen, die konfessionellen theologischen Fakultäten an den badischen Universitäten aufzuheben". Die Demokratie stellte sich auf den gleichen Boden, nur wünschte sie die unabhängigen Forschungsinstitute für Religion als Ersatz. Der demokratische Abgeordnete Hummel meinte sogar, diese Frage werde immer dringender. Diese Dinge beginnen im Volke Aufsehen zu erregen. Man müßte sich wundern, wenn dem nicht so wäre.

Als Stiftungszweck der Hochschule ist in der Gründungsurkunde genannt: „ut dilatetur fides catholica". An den ungeheuren Summen, welche die drei badischen Hochschulen alljährlich verschlingen, zahlt auch das katholische Volk. Darum hat es auch ein Recht zu verlangen, daß dieser himmelschreienden Imparität endlich einmal abgeholfen werde.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Bulgarien auf dem Rückzuge.

Der Traum von der Hegemonie Großbulgariens ist aus und vorbei. Der starrköpfige Minister Danew hat in Petersburg um Vermittlung eines Waffenstillstandes bitten müssen. Die bulgarischen Truppen hatten freilich noch keine entscheidende Niederlage erlitten, aber sie waren auf allen drei Teilen des Kriegstheaters zurückgedrängt worden. Die Absetzung des Generalissimus Sawow konnte das Kriegsglück nicht wenden; sie sollte auch wohl nur einen Blitzableiter schaffen, einen Sündenbock in die Wüste schicken. Nicht bloß zur Ablenkung des Volkszornes, sondern auch zur diplomatischen Verteidigung in Petersburg, indem Sawow beschuldigt wurde, durch vorschnelles Losschlagen die friedlichen Absichten seiner Regierung durchkreuzt zu haben. Nach einer Niederlage sind solche Ausreden üblich. Die Verantwortlichkeit fällt doch in voller Wucht auf die Regierung in Sofia. Es hatte freilich den Anschein, als ob König Ferdinand und seine Minister von vornherein eine gewisse Zurückhaltung beobachteten, während auf der Gegenseite die Könige von Serbien und Griechenland mit flammenden Kriegsproklamationen hervortraten. Das Zwielicht, in dem sich die bulgarische Regierung hielt, gibt aber keine Entschuldigung. Im Gegenteil: wenn man überhaupt auf einen so folgenschweren Kampf sich einlassen will, dann muß man auch sofort alle materiellen und moralischen Hilfsmittel samt und sonders planmäßig einsetzen. Die zielbewußte Entschiedenheit fehlte sowohl auf dem politischen, als auf dem militärischen Gebiete. Die unbedingt gebotene Verständigung mit Rumänien wurde hinausgeschoben, bis es zu spät war. Die kriegerische Entscheidung konnte man entweder am Wardar gegen die serbische Hauptarmee oder durch einen Vorstoß ins Herz von Serbien suchen. Auf eines von beiden hätte man sich vorher einrichten müssen. Aber man wollte beide Hasen zugleich jagen und brachte keinen zur Strecke. Die Fehler der Regierung und des Generalstabes hätten sich freilich noch ausgleichen lassen, wenn die bulgarischen Truppen eine beträchtliche Ueberlegenheit bewiesen hätten. Aber diese vielfach gehegte Erwartung wurde auch enttäuscht. War die bulgarische Armee im Türkenkriege so sehr erschöpft und durch die Einreihung von Neulingen qualitativ so sehr geschwächt? Oder ist überhaupt die militärische Tüchtigkeit der Bulgaren niemals größer gewesen, als die der Serben und Griechen? Skeptiker erinnern jetzt daran, daß die Bulgaren nach den Siegen über die panikartig flüchtenden Türken bei Kirkkilisse, Lüle Burgas usw. niemals zu einer wirksamen Verfolgung sich aufschwangen, daß sie vor der Tschataldschalinie untätig blieben und zur Bezwingung von Adrianopel die Serben zu Hilfe rufen mußten. Mag es nun früher gewesen sein, wie es will, — jetzt sind die Bulgaren ihren Rivalen nicht mehr überlegen; sie müssen auf alle Vormachtgelüste verzichten und froh sein, wenn sie von der Beute so viel behalten, daß sie im Gleichgewicht mit den anderen Mächten bleiben.

Rumänien ist nun auch noch über die Grenze des geknickten Bulgariens eingerückt. Dadurch ist aber nicht die militärische Entscheidung herbeigeführt worden. Rumänien bezweckt, soweit es sich bisher erkennen läßt, nicht einen Stoß ins Herz, sondern nur die Besetzung des Landstriches, den es als Kompensation längst gefordert hat. Angeblich soll die neue Grenze von Turkukai bis Baltschid gehen, was eine gute Verdoppelung der in Petersburg zugesprochenen Abfindung bedeuten würde, aber für Bulgarien erträglich ist, da die wichtige Hafenstadt Varna unberührt bleibt. Die Bulgaren haben auch bisher dem Einmarsch der Rumänen keinen gewaltsamen Widerstand entgegengesetzt.

Die bulgarische Regierung hat den russischen Zaren um Vermittelung des Waffenstillstandes gebeten. Aus der angeblichen Uebergehung Oesterreichs und der anderen Großmächte ihr einen Vorwurf zu machen, ist doch wohl nicht gerecht. Es handelt sich zunächst um nichts weiter, als Serbien und Griechenland zur schnellen Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Dazu war offenbar das Väterchen in Petersburg, das sich vor dem Ausbruch des Krieges als Schiedsmann empfohlen hatte, die geeignetste Instanz. Neidisch braucht man übrigens auf diese Rolle nicht zu sein. Der Zar hat mit seinen strammen Telegrammen den Krieg nicht zu verhindern vermocht, und jetzt haben die Serben und Griechen es auch gar nicht so eilig, dem Wunsche nach Waffenruhe zu folgen. Sie verlangen erst befriedigende Zusagen von Bulgarien. Ja, sie scheinen sogar die Aufforderung des Zaren zu einer Konferenz in Petersburg beiseite schieben zu wollen. Nach den letzten Nachrichten will man durch direkte Unterhandlungen unter den beteiligten Mächten, mit Einschluß von Rumänien, die Dinge in Ordnung bringen.

Wie fährt nun dabei Oesterreich und der Dreibund? Es ist nun einmal das Verhängnis, daß der militärische Erfolg auf die Seite fällt, wo unsere Sympathien nicht sind. Die Niederlage der Türkei war uns unbequem, und der Sieg der Serben ist uns nicht angenehm. Ob Graf Berchtold auf diplomatischem Wege etwas mehr hätte erreichen oder verhindern können, ist vorläufig noch unklar. Für die Schwäche der bulgarischen Armee und die militärische Tüchtigkeit der Serben kann man aber die Diplomatie nicht verantwortlich machen. Jetzt gilt es, mit den vollendeten Tatsachen sich so gut als möglich abzufinden. Serbien darf nicht zu groß und Bulgarien nicht zu schwach werden. Die neue Parole vom „Gleichgewicht auf dem Balkan" ist nicht bedrohlich, wenn wirklich die dortigen unruhigen Geister sich gegenseitig in Schach halten. Oesterreich und Italien müssen sich mit der Errungenschaft des neuen Albanien begnügen. Daß Rumänien in das Lager der Entente abschwenkt, ist kaum zu befürchten. In dieser Hinsicht wirkt die bulgarische Niederlage sogar vorteilhaft, denn gerade die Angst vor einem allzu mächtigen Bulgarien hat die antiösterreichische Strömung unter den Rumänen in Gang gebracht.

Unser Kaiser hat sich durch die Balkanwirren an dem Antritt seiner gewohnten Nordlandsfahrt nicht behindern lassen. Offenbar war unsere Diplomatie davon überzeugt, daß für Europa keine Komplikation zu befürchten sei. Hoffentlich findet diese Ansicht auch weiterhin ihre Bestätigung. Die Unsicherheit wird freilich noch eine Weile fortdauern.

Rückblick und Nachwahlen.

Die Linke des Reichstags hatte bisher ein kleines Uebergewicht. Jetzt ist es um zwei Stimmen verstärkt worden, da bei den Ersatzwahlen in Gardelegen nun an Stelle des früheren konservativen Abgeordneten ein liberaler Bauernbündler und in Zauch-Belzig an Stelle des Freikonservativen ein Sozialdemokrat gewählt ist. Die Fortschrittspartei hatte wiederum ein Wahlbündnis mit der Umsturzpartei abgeschlossen; doch muß man anerkennen, daß eine sehr große Anzahl von Freisinnigen sich nicht zur Abgabe eines roten Stimmzettels verstehen wollte. Die nationalliberale Partei erlangt, wenn der Bauernbündler Dr. Böhme bei ihr eintritt, zwar eine Nummer mehr auf der Fraktionsliste, aber der Herr hat sich den sozialdemokratischen Stichwahlbedingungen in sehr bedenklicher Weise anbequemt. Bei der Eigenart dieser Ersatzwahlen kann man für die künftigen allgemeinen Wahlen keine Schlüsse ziehen. Doch beweist das Anwachsen der Linksmehrheit nachträglich, daß die Verständigung mit den Nationalliberalen in der Deckungsfrage sehr am Platze war. Einen „Kampf aufs Messer" müssen die Rechtsparteien in der gegenwärtigen Lage zu vermeiden suchen. Besonders ist zu beachten, daß die Freisinnigen ihr Eintreten für den Sozialdemokraten mit dem Hinweis auf die bevorstehenden wirtschaftlichen Kämpfe begründeten. Die Revision des Zolltarifs und der Handelsverträge steht vor der Tür. Wenn die Freihändler sich schon vorbereiten, dann müssen die Verteidiger der geltenden Wirtschaftsordnung erst recht Sammlungspolitik treiben.

Das sollten auch die Konservativen bedenken, die sich immer noch wegen der Vermögenszuwachssteuer aufregen, obschon doch viel wichtigere Interessen, als diese mäßige Abgabe vom Besitz, in Betracht kommen. Die konservative Presse sucht krampfhaft zu leugnen, daß die ernste Gefahr der Wiederkehr der Witwen- und Waisensteuer bestanden habe. Jetzt wird von den Offiziösen die Mitteilung der Zentrumspresse bestätigt, daß die maßgebenden Stellen der Regierung in den Vorbesprechungen keinen Zweifel darüber gelassen hätten, daß sie die reine Erbschaftssteuer von einer beliebigen Mehrheit angenommen haben würde, wenn anders keine Verständigung erzielt worden wäre. Die Offiziösen berichten, daß der Reichskanzler gerade deshalb die reine Erbschaftssteuer nicht eingebracht habe, um den Parteien der Rechten die Mitarbeit zu ermöglichen, daß es aber anderseits auch keine „Schwäche" gewesen sei, wenn er es abgelehnt habe, der Erbschaftssteuer ein Unannehmbar entgegenzustellen. In der Tat hat das Damoklesschwert der Witwen- und Waisensteuer, das über dem Reichstage mit seiner Linksmehrheit schwebte, einen wirksamen Antrieb für die Kompromißverhandlungen gegeben. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die Zuwachssteuer, mag man sie auch ein Uebel nennen, doch vollauf gerechtfertigt ist durch die Vermeidung von viel größeren Uebeln.

Zum Ansturm auf die Garde.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg.

Es hat einmal in Königsberg einen Professor gegeben, der die Gesetze des Denkens in ein System zu bringen suchte. Die Deutschen nennen sich das Volk der Denker und — ich frage mich nur immer: wie würde Kant heutzutage über die Deutschen denken?

Auch hat es einmal in Weimar eine Exzellenz von Goethe gegeben. Dieser Staatsmann schrieb doch: Revolution und Reformation seien die Feinde der ruhigen Fortbildung des Menschengeschlechtes.

Lediglich deshalb und weil auch ein Kant einmal war, hat wohl unser Goethebund sich für den Anarchisten Franzesco Ferrer ins Zeug gelegt? Es lebe die Logik! Lebten Kant und Goethe noch, sie würden natürlich den letzten Verhandlungen unseres Reichstages gefolgt sein. Der Goethe unseres Goethebundes schwärmte wohl für die Sozialdemokraten, und Kant würde vielleicht äußern: Ich finde es sehr logisch, daß man das Offizierskorps zu verdemokratisieren sucht. Plötzlich ging aber dem Goethe oder dem Kant doch wohl ein Licht auf und einer der beiden müßte notgedrungen ausrufen: Ja — merken denn die Herren, so am hohen Ast sitzen, noch nicht, daß man sich schon mitten in der Revolution befindet!

Seit Jahren verzeichnen rechtsstehende Blätter Ungeheuerlichkeiten über den Einfluß der Loge auf die Offizierskorps in Frankreich, in Portugal, in Italien, in der Türkei.

Nach Kant bildet die Loge einen Staat im Staate. Zwar äußern sich die Logenblätter recht offenherzig, aber die „Dogmen" der Loge bleiben geheim, selbst wenn „Satzungen" eingereicht werden sollten. Man erlebte aber, daß die romanische Loge Anschluß an die deutsche suchte. Gerade um die Zeit soll den Offizieren Sachsens erlaubt worden sein, Freimaurer zu werden.

Die romanische Loge könnte man mit Wolfsloge bezeichnen, dann müßte die deutsche Lämmchensloge heißen. Neuestens begreifen sogar Republikaner die Staatsgefährlichkeit der Wolfsloge, aber die Lämmchensloge scheint überhaupt nichts zu begreifen. Vielleicht hätten die deutschen Fürsten ein Recht, der Sache einen gnädigen Blick zu schenken, doch wer schon eine pflichtschuldigste Geburtsfestgratulation der Lämmchensloge gelesen hat, begreift — — daß nach Immanuel Kant wohl alles in schönster monarchischer Ordnung sich befindet.

Wie könnten auch nach Kant die guten Freimaurer gefährlich sein? Man hat doch schon die Jesuiten. Ueber die Jesuiten kann man viel dümmer reden, als über die Loge. Gutzkow, selbst Heinrich Heine und andere waren dieser Ansicht, obwohl der eine Protestant, der andere Nichtkatholik war.

Verfolgt man aber die Bekenntnisse der Logenblätter, dürfte sich nach Kant ergeben, daß ein Offizier eigentlich nicht Mitglied einer Loge sein kann. Der Offizier schwört einen Königseid und es ist undenkbar, daß er dann noch einem zweiten — geheimnisvollen Oberen noch einen Eid ablegt.

Ist dieser geheimnisvolle Obere aber mit der Wolfsloge in Verbindung, dann stehen wieder nach Kant die Muster von Portugal, Frankreich, Saloniki, Italien usw. für Deutschland in Aussicht. Es geht aber z. B. Seine Exzellenz General X. X. sonntäglich in die Predigt. Die Wolfsloge verargt das dem sichtbaren Oberen der Lämmchensloge jetzt noch nicht, aber es könnte die Zeit kommen, in der die militärisch abgesägte Exzellenz — sogar freimaurerisch noch einmal abgesägt wird.

Gehört nun Religiosität zum Offizier?

Nach Kants Logik denn doch. Mindestens in Hinsicht auf den bei Gott geleisteten Eid. Ich setze nun den Fall, ein aktiver Offizier wäre Anhänger der Monisten. Ist er ein ehrlicher Mann, muß er für die Monisten eintreten.

Wenn aber Monisten sich im Offizierskorps befinden und betätigen können, dann fände ich mit oder ohne Kant, daß man auch Israeliten Tür und Tor zu öffnen habe. Es gibt nichts Geschmackloseres als den Antisemitismus Deutsch-Oesterreichs. Jemanden wegen der Religion oder gar wegen der äußeren Gestalt anfeinden — das ist die niederste Geistesstufe.

Es gibt aber außer Kants Logik eine Empirie, eine Statistik und dergleichen. Tatsächlich befindet sich die am meisten gelesene Presse fast nur in israelitischen Händen. Tatsächlich beteiligt sich der Israelit nicht an der gesamten Volkswirtschaft. Er wird weder Schuster noch Schneider, aber immer Advokat, Schauspieler oder Handelsmann. Noch grollen sie, weil sie einst verfolgt waren, und bedenken nicht, daß durch ihre Handelsgepflogenheiten unzählige Existenzen vernichtet wurden. Sie bedenken nicht, daß ihre freigesinnte Mehrzahl offen und versteckt das Christentum anfeindet.

Von der philosemitischen Presse aus erfolgen aber die Angriffe auf Thron und Altar. Diese Presse hat nun seit Jahren auch dem deutschen Offizierskorps ihr freundliches Augenmerk geschenkt.

Weder die Offiziere noch die Geistlichen werden als Engel geboren. Jeder Stand birgt in seinen Reihen Unwürdige. Hervorragende Muster wie Redl dürfen nicht einmal dem System, höchstens der Sorglosigkeit zugeschoben werden. Keine Armee der Welt ist vor einem Redl sicher. Wahnwitzige Genußsucht hat ihn geschaffen. Ein religiöser Redl ist einfach nach Kant undenkbar!

Wer hat aber die Genußsucht in das Offizierskorps getragen? Doch wohl nicht in das deutsche die Söhne der Konservativen oder des Adels? Daß unter diesen Söhnen sich zuweilen Lumpen befanden, ist doch menschlich, aber konnte nie ein Generalisieren berechtigen. Die Lumpenstatistik der gegnerischen Seite dürfte im Verhältnis genau die Wagschale halten. Wenn je ein Kant gelebt hat, muß man da nach anderen Gründen forschen.

Ich weiß nicht, ob die Herren, die jetzt gegen die adeligen Regimenter wettern, Gelegenheit hatten, mit deren Offizierskorps zu verkehren. Seit 1870 kenne ich nun Offiziere dieser Regimenter. Schon in Frankreich lachte ich über manchen preußischen Usus und die Preußen fanden sehr oft Süddeutsches unverständlich. Nach dem Feldzuge — eigentlich nach der Okkupation war ich in Berlin kommandiert. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, daß ich jetzt berechtigt bin, bei allen den Angriffen gegen die Garde nur in ein Lachen auszubrechen. Schon damals habe ich offenherzig herausgeschimpft, wenn in mir der Katholik oder der Bayer beleidigt erschien, aber schon damals habe ich mich tief vor dem alten preußischen System verneigt.

Und da reden nun Herren, die nie eine Kugel sausen hörten, deren Kenntnis aus dem Simplicissimus oder von verbitterten Leuten stammt, über Dinge, die sie einfach nicht beurteilen können!

In der Garde fand ich hervorragend vertreten: Religion — Königstreue — Hergebrachtes. In der Garde fand ich damals: Einfachheit. In Deutschland sind seit 1870 manche Leute reich geworden, der Wohlstand hat sich großartig gehoben und doch verstummen die Klagen nicht! Das kann nur nach Kant beweisen, daß wir noch nicht Engländer geworden sind, oder daß wir englischen Zuständen entgegengehen. Hie Gold — hie Bettel! Warum beschäftigt nun die weisen Herren das deutsche Offizierskorps mehr als die Sozialpolitik? Was nützt es dem deutschen Volke, wenn der Sohn eines geadelten Israeliten in der Garde dienen kann?

Das zersetzende Element, das sich in der oben gekennzeichneten Presse austobt, ist nun einmal den Israeliten angeboren. Der orthodoxe Jude erscheint ja konservativ, er kann es aber nur nach den Satzungen seiner Religion sein — und die sind von Natur aus nicht christenfreundlich.

Nicht den Israeliten an sich halte man dem Offizierskorps ferne und als Reserveoffizier füllt er schon Reihen in den Schemas aus, aber den nicht der allgemeinen Sitte im christlichen Staate sich beugenden Juden verschließe man den Zutritt. Dutzende von Beispielen könnte ich erläuternd anführen.

Der Ansturm gilt aber eigentlich nicht der Garde. Das Ganze sollte getroffen werden.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich einen kleinen Leutnant auf der Terrasse von Versailles. Ich sehe, wie mit Hacken und Sensen bewaffnet das Volk heranstürmt. Der Leutnant mit verschränkten Armen denkt: Hätte ich jetzt nur eine einzige Kanone zur Verfügung, es gäbe keine Revolution! Aber, du mein Gott, an den Leutnant darf man 1913 nicht erinnern — und doch hat er sich eine Garde erschaffen, dennoch hat er auf St. Helena gejammert, daß nur die Emporkömmlinge ihn verraten haben.

Sogar diesem Leutnant drohte später der Dolch der Geheimbündelei, weil er es gewagt hatte, die Religion wieder einzuführen.

Wir brauchen eigentlich weder Kant noch Goethe, nur auf die gute Klio sollten wir mehr hören. Die erzählt jetzt vielen Leuten ordensreife Geschichten, mir aber flüstert sie zu: Ja — steht ihr denn nicht schon ein wenig — mitten in der Revolution?

Endlich.

In Jahren sah ich nichts Grünes mehr!
Nur steinerne Häuser um mich her,
Und ein Hasten, Laufen und Jagen
Von Menschen, Pferden und Wagen,
Und Bäume und Büsche so fern, so weit!
Mir dünkt's eine halbe Ewigkeit,
Seit ich zuletzt im Grünen gegangen
Mit kühlenden Lüften auf brennenden Wangen,
Seit mich zuletzt noch ein Sträuchlein entzückt
Von oben bis unten mit Blüten geschmückt!

Nun sehe ich endlich wieder
Rotdorn, Jasmin und Flieder
Und Bäume, die schattig beisammen stehn,
Und Wiesen, die sammtig dazwischen gehn —
Und all diese leuchtende Sommerpracht
Ist tausendmal schöner, als ich es gedacht!

Anna Freiin von Krane.

Rückblick auf den 14. Vertretertag der Windthorstbunde in Saarbrücken.

Von Kaufmann und Stadtverordneten J. Bongartz, Düren.

Auf dem roten Berg bei Spichern standen am Montag morgen die meisten Teilnehmer des Vertretertages der Windthorstbunde, um sich unter der Führung der Herren Generalleutnant z. D. Freiherrn von Steinäcker und Rittmeister der Reserve Limbourg in lebendiger Weise schildern zu lassen, in welchen Etappen sich in dem vor ihnen liegenden Gelände die bedeutungsvolle Schlacht mit dem endlichen Sturme auf die Spicherer Höhen und dem damit errungenen Siege abgespielt hat. Es war kaum ein besserer Abschluß des Vertretertages denkbar, als er in dieser Besichtigung des historischen Kampffeldes geboten wurde. Es war nicht eine Besichtigung schlechthin, wie man eine Sehenswürdigkeit auf Reisen sich nicht entgehen lassen soll, sondern der zweifellos mit bestem Erfolge unternommene Versuch, all den begeisterten, opferfreudigen Anhängern der Zentrumspartei, dieser vaterländischen Partei ersten Ranges, einmal recht eindringlich vor Augen zu führen, was die Vaterlandsliebe der Tat im Augenblicke der höchsten Gefahr für hohe Anforderungen an die sittliche Kraft und den Opferwillen des einzelnen stellt. Die stumme, aber gewaltige Predigt der Massengräber konnte auf die Teilnehmer an der Besichtigung nicht ohne tiefen, nachhaltigen Eindruck bleiben. Sie setzte gleichsam den im Verlaufe der Tagung oft erklungenen Mahnungen zu unverdrossener Arbeit im Dienste des Vaterlandes die Krone auf.

Es ging durch die ganze Tagung überhaupt ein großer patriotischer Zug. Er äußerte sich weniger in dem Schwunge der Rede, als in der gegenseitigen Ermunterung, sich vor allen Dingen darüber klar zu werden, daß der Staatsbürger mit tausend Fäden ins völkische Leben verflochten ist, daß er sich aus dem Staatsganzen nicht loslösen kann und vor allen Dingen in selbstsüchtiger Weise nicht loslösen darf. Was in schweren Kämpfen errungen worden ist im Interesse der Einheit des Reiches, seiner inneren Stärke, seiner äußeren Machtstellung, das in eifriger Mitwirkung am politischen Leben sichern und festigen zu helfen, soll dem Mitgliede der Windthorstbunde, soll dem Zentrumsanhänger als Patrioten der Tat als erste hohe vaterländische Pflicht gelten. Die auf dem Vertretertage gehaltenen Referate entsprachen ganz dieser Auffassung. Sie waren gewissermaßen ein Appell an den einzelnen, sich im vorgedachten Sinne mit aller Kraft in den Dienst der Zentrumspartei zu stellen. Sie machten ihn bekannt mit der siebenten Großmacht, der Presse, an deren gewaltigem Einflusse auf die Massen des Volkes sich die Zentrumspartei einen noch viel größeren Anteil sichern muß, wenn sie den christlichen Staatsgedanken, den Gedanken, der auf die Dauer allein staatserhaltend wirkt, zur Geltung bringen, wenn sie ihm Vertreter gewinnen will, die in keiner Situation versagen.

Daß wir der inneren Stärke bedürfen, daß wir einer opferfreudigen Bevölkerung bedürfen, auf deren Schultern sich eine Wehrvorlage wie die eben angenommene durchbringen läßt, das wurde in ausgezeichneten Ausführungen über die internationale Lage sowohl als auch über die innerpolitische Situation treffend und tiefgehend nachgewiesen.

Es gibt noch Kreise, welche in weitem Maße für die Zentrumspolitik begeistert, für die Mitarbeit innerhalb der Partei gewonnen werden müssen. Es ist nicht nur die Jugend, der in dieser Richtung volles Augenmerk zuzuwenden ist, es sind ebensosehr reife Männer, welche noch nicht von derjenigen ungünstigen Seite unserer völkischen Eigenart sich freimachen konnten, die uns den Spottnamen „deutscher Michel" eingetragen hat. Wenn man in den großen Reihen der Zentrumsanhängerschaft Umschau hält und nach den Führern und Unterführern aus den Kreisen sucht, die dazu in erster Linie berufen erscheinen, aus den Kreisen der Akademiker, findet man zahlreiche Lücken. Es ist zweifellos gerade den Windthorstbunden als hohes Verdienst anzurechnen, daß sie in dieser Richtung unablässig allen denen das Gewissen geschärft haben, die in diesen Kreisen für sie irgendwie erreichbar waren. Gewiß: die Windthorstbunde haben sich damit selbst auch einen Dienst erwiesen und das geistige Niveau ihrer Bewegung in die Höhe getrieben, aber trotzdem bleibt ihnen der Ruhm, damit auch der Partei Kräfte zugeführt zu haben, welche bei der Organisations- und Agitationsweise, die für die Partei maßgebend sein muß, in solchem Umfange sicher nicht gewonnen sein würden. Es handelt sich auch nicht allein um den Gewinn für die Zentrumsidee, sondern vor allen Dingen für die sofortige lebendige Mitwirkung zur Verbreitung und Vertiefung dieser Idee. Dazu aber bietet sich in den Windthorstbunden die beste Gelegenheit.

Soll man ein bekanntes Wort variieren, dann darf man sagen, hier werden Kräfte „in den Turm hereingezogen", um seine Besatzung stärken zu helfen. Aber die Windthorstbunde vergessen trotzdem nicht, daß wir auch „aus dem Turm heraus müssen". Wie wir auf der weltpolitischen Bühne dem Deutschtum seinen Einfluß sichern, ihn im Interesse des Vaterlandes erweitern und zu Bedeutung bringen konnten dadurch, daß wir überall in der Welt unsere Pioniere an- und einsetzten, daß wir anderen Völkern nicht das Feld allein überließen, so muß auch in den Standes- und Berufsgruppierungen im Reiche der Pionier des Zentrumsgedankens überall zu finden sein. Es darf keine wirtschaftliche Organisation geben, die dann, wenn sie für die Verwirklichung ihrer Forderungen parlamentarische Hilfe braucht, nur jene Parteien kennt, die nicht Zentrum heißen. Die politische Neutralität unserer Organisationen muß und kann nur gewahrt werden, wenn es für einzelne politische Richtungen dort kein „entre nous" gibt. Dann wird es auch niemals vorkommen, daß die Organisationen sich mit politischen Parteien indentifizieren, sondern die Organisation als solche wird ihre Wünsche an die Parlamente heranbringen und dort wird jede Partei, die diese Wünsche mit ihrem Programm und mit ihren Prinzipien in Einklang zu bringen vermag, sich der Organisation dienstbar und nützlich erweisen. Dann wird, wenn die Wahlen kommen, jeder seiner politischen Ueberzeugung treu bleiben können, weil es dann keine einseitige, tendenziöse Orientierung der Mitglieder dieser wirtschaftlichen Organisation mehr gibt, sondern weil jeder erfährt und weiß, daß auch seine Partei, der er bisher angehangen, seinen billigen wirtschaftlichen Wünschen gerecht geworden ist. Der wirtschaftlich Organisierte, aber politisch Indifferente kann dann auch nicht mehr einer Organisation zum Opfer fallen, die ihn durch Irreführung in das Lager treibt, in welches er auf Grund seiner Erziehung und seiner sonstigen Anschauungen nicht gehört und in das überzugehen er sich auch gar nicht bewogen fühlen wird, sobald es ihm klar ist, daß die parlamentarische Vertretung seiner Forderungen in kultureller Beziehung ihm auch eine treue Verfechterin seiner berechtigten Wünsche in wirtschaftlicher Beziehung ist. Unter solchem Gesichtspunkte sind die Teilnehmer an der Tagung der Windthorstbunde nachdrücklichst aufgefordert worden, der Entwicklung und Zusammensetzung, sowie der Tendenz der Standesorganisationen ihre sorgfältigste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es gibt bei den großen wirtschaftlichen Umwälzungen mit ihrer Rückwirkung auf das politische Parteileben auch kaum etwas Wichtigeres.

Wer in den letzten fünf Jahren an den Zusammenkünften der Windthorstbunde teilnehmen durfte, der muß und kann übrigens nur mit freudiger Zuversicht für die Zukunft konstatieren, daß über die zahlenmäßig gute Entwicklung hinaus vor allen Dingen nach der Seite der politischen Befähigung, der politischen Urteilskraft, der dauernd steigenden Niveauhöhe der Diskussion auffällig gün-

stige Fortschritte zu verzeichnen sind. Es waltete über dem diesjährigen Vertretertage eigentlich insofern ein Unstern, als für zwei Referate die gewonnenen Referenten absagen mußten, und diesmal nicht ein Parlamentarier das Hauptreferat übernehmen konnte. Die schwebenden Entscheidungen in der Wehrvorlage machten das letztere unmöglich. Wenn es trotzdem gelang, aus den Reihen der Windthorstbunde selbst für sämtliche gestellte Themata vorzügliche im letzten Augenblicke gewonnene Referenten auf den Plan zu stellen, und wenn die Diskussionsreden auf der Höhe standen, wie es in Saarbrücken beobachtet werden konnte, dann muß man zugeben, daß die Windthorstbundbewegung wirklich in einer hocherfreulichen Aufwärtsentwicklung sich befindet. Die Teilnehmer an der Tagung durften sich, wenngleich sie für spätere Zusammenkünfte das Erscheinen von Parlamentariern als Referenten wiederum sehr erhoffen, doch dieser Signatur des Vertretertages, ihn mit eigenen Kräften würdig durchgeführt zu haben, freuen.

Der Geist, der die ganze Tagung durchwehte, kann nach unseren Beobachtungen nur geeignet sein, der Arbeit der Windthorstbunde, ihrem Streben in organisatorischer und agitatorischer Beziehung neuen nachhaltigen Schwung zu verleihen. Es muß, von ihr ausgehend, ein Strom neuer Anregungen in die Einzelvereine hineinfließen, und den Nutzen davon wird die Partei haben, die Partei im Reiche sowohl als aber auch die Partei in Saarbrücken respektive im Saarrevier, die dort ja bekanntlich unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen ihren Kampf auszufechten hat. Wer Zeuge der Begeisterung war, die in der großen öffentlichen Versammlung am Sonntag, zum erstenmal im Saalbau in Saarbrücken, bei den dort gehaltenen Reden spontan und immer wiederholend sich geltend machte, der muß überzeugt sein, daß der Vertretertag der Windthorstbunde auf besonders geeignetem Boden abgehalten worden ist und daß er eine vorzügliche und klug benutzte Gelegenheit war, auch dort in engerem Bezirke dem Zentrumsgedanken, der Begeisterung und der Kampfesfreudigkeit seiner Träger beste Dienste zu erweisen. Die Windthorstbunde bleiben, was sie waren: das stehende, schlagfertige Heer der Zentrumspartei!

Quare fremuerunt gentes?

Von Franz Rainer, München.

Kaum war die Absicht des Kultusministeriums, Professor Förster aus Wien nach München zu berufen, bekannt geworden, als schon das Münchener Sozialistenblatt Gift und Galle gegen ihn zu speien begann. Ein gutes Zeichen! Man hätte sich ohne Einschränkung darüber freuen können, wenn nicht bei unseren traurigen politischen Verhältnissen der wütende Ausfall von dieser Seite auch für unsere liberale Presse das Zeichen gewesen wäre, die gleiche Tonart anzuschlagen. Allen voran gingen natürlich die „Münchner Neuesten Nachrichten", die in ihrem famosen Waffenstillstand mit der „Münchener Post" anscheinend auf das Recht eigener Meinung vollkommen verzichtet haben. Um Gründe ist man in solchen Fällen ja nie verlegen. Die „Münchener Post" schrieb rüstig und ohne alle Scheu, daß Förster kein wissenschaftliches Ansehen besitze und daß seine Werke auf der Stufe von Traktätchen stünden. Ein solches durch Sachkenntnis gänzlich unbeeinflußtes Urteil ist ja in diesem Blatte nicht selten; es brachte dort auch keinen Schaden, denn die meisten seiner Leser kümmern sich um die Besetzung von Universitätsprofessuren herzlich wenig und die dafür Interesse haben, wußten das Urteil richtig zu werten. Und mancher von ihnen mag sich über diese plumpe Anrempelung geärgert haben; denn auch die Gegner Försters haben seine hohe Bedeutung als Pädagoge rühmend anerkannt, und eine Behauptung, wie sie hier über ihn aufgestellt ist, macht nur den lächerlich, der sie aufstellt. Erst vor kurzem hat Ernst Horneffer, der sicherlich nicht viel mit Förster gemeinsam hat, in öffentlicher Gerichtsverhandlung ausgesprochen, daß er ihn sehr hoch schätze. Im „Fränkischen Kurier" sagt Pfarrer Dr. Rittelmeyer in einem ausgezeichneten Aufsatz über ihn: „Seine aus ethischen Kursen mit Knaben und Mädchen in Zürich hervorgegangene Jugendlehre hat in Deutschland einen Eindruck gemacht, wie seit langer Zeit kein pädagogisches Werk mehr. . . . . Nicht mit Unrecht ist die Jugendlehre schon in gegen 100 000 Exemplaren verbreitet und hat weit über die Lehrerkreise hinaus neue Freudigkeit und Begeisterung für die herrliche Aufgabe der Erziehung hervorgerufen. . . . Einen Namen von besserem Klang in der gegenwärtigen Pädagogik wüßten wir kaum zu nennen." Vielleicht hat dieses ehrliche und von sehr gediegener Sachkunde getragene Urteil doch mancher liberalen Redaktion zum Bewußtsein gebracht, daß sie mit ihrer der „Münchener Post" geleisteten besinnungslosen Nachbeterei wieder einmal schmerzlich in die Irre geführt worden ist.

Daß die sozialistische Presse über die Berufung Försters aufgebracht ist, liegt allerdings sehr nahe. Obwohl Förster in allen seinen Werken der Sozialdemokratie volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und das Gute, das sie geleistet hat, unbedingt anerkennt, decken doch seine Ausführungen schonungslos und unwiderleglich die Irrtümer auf, in denen diese Richtung befangen ist, und sind gerade durch ihre vornehme Sachlichkeit besonders geeignet, in die weitesten Kreise, zumal in die Kreise der Gebildeten, die sich durch manches Blendwerk der materialistischen Literatur haben täuschen lassen, Aufklärung zu tragen. Das aber ist es, was die Führer der Sozialisten fürchten, und darum toben sie gegen Försters Berufung nach München. Weil er ihnen nicht zusagt, ist es für sie ausgemacht, daß er ein blinder Anhänger des Zentrums ist. Sie würden sich schwer tun, einen Beweis hierfür zu erbringen. Förster ist Protestant; er steht, wie aus seinen Werken deutlich hervorgeht, den politischen Bewegungen mit dem ruhigen Gleichmut des Beobachters gegenüber, der daraus für seine Wissenschaft Gewinn zu ziehen sucht. Sein Werk über „Autorität und Freiheit" ist gerade von katholischer Seite sehr entschieden bekämpft worden — nicht totgeschwiegen oder abgetan, wie Rittelmeyer irrig annimmt; denn wenn auch manche Ausführung in diesem Werke wie in anderen Werken Försters mit der katholischen Lehre und Ueberlieferung nicht übereinstimmt, so ist doch immer anerkannt worden, daß Förster aufrichtig bemüht ist, der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es scheint wirklich, daß schon das genügt, um ihn anzufeinden und zu verdächtigen. Und all das im Namen der freien Wissenschaft! Eine traurige Wissenschaft, die sich mit einer gerechten Würdigung entgegengesetzter Auffassungen nicht abzufinden vermag!

Man hängt sich noch daran, daß die Fakultät Förster nicht vorgeschlagen hat, sondern daß die Berufung ohne deren Befragung erfolgt ist. Hier handelt es sich aber um eine reine Formalität. Die Fakultät hätte es gar nicht umgehen können, Förster an erster Stelle zu empfehlen. Zudem ist die Berufung Försters nicht nur eine Angelegenheit der philosophischen Fakultät; sie geht auch die juristische sehr nahe an. Der letzte Jugendgerichtstag in Frankfurt stand, wie alle Teilnehmer bekundeten, unter dem überragenden Einflusse Försters, dessen Bericht über die Bedeutung und Notwendigkeit der Strafe für das jugendgerichtliche Verfahren ihn einleitete und dessen Werk über Schuld und Sühne in Juristenkreisen hohes Ansehen genießt. Und wenn man will, hätte auch die staatswirtschaftliche Fakultät mitzusprechen gehabt, denn gerade für die Volkswirtschaft sind Försters Werke, vor allen sein Buch über Klassenkampf und Christentum, eine Fundgrube reicher und feiner Gedanken. Vielleicht hätten sich auch die Mediziner noch gemeldet, denn die Hygieniker wissen Försters Ausführungen über sexuelle Pädagogik sehr wohl zu schätzen. Und die Theologen hätten schließlich auch gesagt, daß der Mann, der mit so überzeugenden Worten die Wichtigkeit der Religion für unser ganzes Leben dargelegt hat, für sie nicht gleichgültig ist. Es war in diesem Falle wirklich nicht nötig, sie alle zu fragen; Försters Persönlichkeit und Bedeutung sind bekannt genug, daß der Minister sich selbst über ihn ein Urteil bilden konnte. Und wem es ehrlich darum zu tun ist, daß in jedem Falle der bestberufene Mann ausgewählt wird, muß diese Wahl freudig gutheißen.

Sommernachtsegen.

O Sommernacht, in deinen Stillen
Wird meine Liederseele laut.
Mir ist, als sollte sich erfüllen,
Was jüngst im Traume ich erschaut:

Ein Engel schritt durch das Gelände,
Den gold'nen Aehrenkranz im Haar,
Hob segnend seine lichten Hände — —
Und Glanz auf allen Dingen war.

Jos. Heinr. Berlenbach.

Unser Ansehen im Ausland.

Von J. Graf, Santiago de Chile (Juni 1913).

In schwerer Arbeit und in hartem Kampf mit Neid und Konkurrenz hat sich der Deutsche im Ausland seine Stellung geschaffen. Tätige Hilfe ist ihm vom Reiche wenig, fast keine geworden. Oft ist die Frage behandelt worden, woher die Unbeliebtheit, fast möchte man sagen Feindseligkeit, kommt, mit der wir so vielfach zu kämpfen haben. Es ist im letzten Grunde gar nichts anderes als die Mißgunst, weil wir uns durch eigene Kraft Stellungen erwarben, wo andere saßen oder hinzugelangen hofften. Diese Mißgunst macht sich in der verschiedensten Weise bemerkbar, aber ganz hervorragend in der Presse. Sie bringt von Deutschland wenig, und dann meist nur, um uns zu schaden.

Ein schlagender Beweis hierfür ist der „*Fall Krupp*". Noch sind die deutschen Zeitungen nicht angekommen, und so wissen wir nur, was die englisch gefärbten Kabeltelegramme melden. Es ist ein wahrer Jubel, mit dem vom „Skandal Krupp" geschrieben wird; das Lexikon hat nicht Ausdrücke genug, um der hämischen Schadenfreude Luft zu machen. Die gelesenste Zeitung Chiles, „El diario ilustrado" ist sonst gemäßigt in ihren Ansichten, bringt natürlich mit Vorliebe französische und englische Berichte, von Deutschland wenig, aber heute auf erster Seite einen Leitartikel: „Skandal Krupp, der Schleier zurückgezogen." Und dann gießt sie aus, was sie an Gift und Galle angesammelt hat gegen das aufstrebende Deutschtum. Mit verblüffender Offenheit packt sie dann die Sache von der praktischen Seite. Es hat in den letzten Jahren die Einwanderung quantitativ nachgelassen, die Zahl der armen Einwanderer aus Deutschland ist verschwindend klein. Dagegen hat qualitativ eine Mehrung sich gezeigt, eine große Anzahl technisch und kaufmännisch gebildeter Männer hat im Ausland, namentlich Südamerika, gute Stellung gefunden. Dieselben haben sich durchgehends gut eingeführt durch ihre Tüchtigkeit und besonders durch ihre Ehrlichkeit. Eine ganze Reihe hiesiger und ausländischer Firmen arbeitet mit deutschen Kräften in leitenden Stellungen und wir wissen, daß diese oft recht jungen Leute ihre Ehre darin suchen, durch peinliche Gewissenhaftigkeit das Vertrauen, das sie besitzen, zu rechtfertigen.

Hier nun setzt die Hetze ein. Wörtlich schreibt die Zeitung: „Von der enormen Wichtigkeit, welche solche Tatsachen haben für die Kenntnis der allgemeinen Moral und der Korruption, welche in der deutschen Verwaltung herrscht . . ., es handelt sich nicht bloß um die Firma Krupp, sondern um die Ehre und das Ansehen der deutschen Angestellten, welche sich so gerne als Muster der Ehrlichkeit, Rechtlichkeit und Tüchtigkeit aufspielen — ihr moralischer Wert ist dahin." So geht es noch eine Spalte lang weiter.

Wir Deutsche im Ausland nehmen an, daß die Bestechungen, von denen Liebknecht im Reichstag redet, wahr sind.[1]) Aber wir fragen uns: „Sind es wirklich so haarsträubende und erschütternde Zustände, daß es notwendig wird, uns Deutsche als das fittlich verkommenste Volk hinzustellen und zwar an höchster Stelle, im Reichstag, von Männern, die sich Vertreter des Volkes nennen? Gibt es wirklich kein anderes Mittel, Uebel festzustellen und zu beseitigen, als die Bloßstellung vor der ganzen Welt?" Es ist ein ungeheuerer Schaden, der durch solche Darlegungen dem Deutschtum im Auslande zugefügt wird; hunderte von Existenzen werden zurückgedrängt und unmöglich gemacht.

Sollte aber der Skandal nicht den Umfang haben, den die hiesigen Blätter ihm geben gestützt auf die Ausführungen Liebknechts im Reichstag, sollte es nur ein Mittel der Politik sein, so ist es ein Verbrechen an der Ehre der Nation und an den Tausenden von Deutschen, die ihrer Ehrlichkeit ihre Stellung verdanken und die als Diebe und Betrüger hingestellt werden durch die Schuld von Parteiwut und Deutschenhaß. Für Anarchisten und Autobanditen hat das Ausland mehr Sympathie als für Betrug und Niedertracht, wie sie uns vorgeworfen wird auf Grund jener Anklagen. Die Deutschen im Ausland protestieren gegen jene kurzsichtige und törichte Kampfweise, die ihnen die Existenz vernichtet und das Leben zerstört.

[1]) Anm. der Red.: Bekanntlich schwebt zurzeit noch das vom Kriegsminister veranlaßte gerichtliche Verfahren, dessen Urteil abzuwarten bleibt. Durch die Unentschiedenheit des Falles verlieren aber die Ausführungen unseres Herrn Mitarbeiters keineswegs an Wert; sie verdienen im Gegenteil als Zeugnis dafür, wie solche Fälle infolge einseitiger Ausschlachtung durch die ausländische Presse auf das Deutschtum im Auslande wirken, ernste Beachtung. Zur Sache selbst wurde in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau" (26. April 1913) Stellung genommen.

Katholisches Studententum. Das Kommersbuch.

Von Professor Dr. Gottfried Hoberg, Freiburg i. Breisgau.

Wenn man von einem „Studenten" spricht, so kommt einem unwillkürlich auch der Gedanke an das „Kommersbuch". Denn zum Kommersbuch gehört der Student und der Student zum Kommersbuch. Ein Student ohne Kommersbuch, d. h. ohne daß er ein Kommersbuch kennt und zu handhaben weiß, ist zwar keine substantia incompleta im philosophischen Sinn, immerhin aber doch ein Wesen, das an einem physischen Uebel leidet, d. h. einen Mangel an dem aufweist, was ihm naturgemäß zukommen sollte. Ein mit solcher Privation behafteter Student gleicht einem akademisch gebildeten Manne, dem Shakespeares „Kaufmann von Venedig" unbekannt geblieben ist. Daher handhabten die im 19. Jahrhundert entstandenen katholischen Studentenkorporationen mit Eifer das *Kommersbuch*; sie mußten zu einem der vorhandenen studentischen Liederbücher greifen. Diese hatten teilweise einen lokalen Charakter, z. B. das Tübinger „Sauleder", teilweise waren sie allgemein gehalten. Unter den letzteren nahm und nimmt eine bedeutende Stellung das *Lahrer Kommersbuch* ein. Alle Kommersbücher hatten Grund zu mannigfacher Beanstandung, insbesondere aus ästhetischen, sittlichen und religiösen Gründen. Daher unternahm der Verband der katholischen Studentenvereine, ein neues Kommersbuch mit dem Namen „*Deutsches Kommersbuch*" zu schaffen. Die erste Auflage erschien 1876, die siebte Auflage erschien 1896, neu bearbeitet von Dr. Karl Reisert, Professor in Würzburg, der auch die seitdem erschienenen neuen Auflagen leitet. Reisert hat sich seiner Aufgabe mit sehr großem Geschick unterzogen, so daß er als *ein wahrer Wohltäter der katholischen Studenten deutscher Zunge bezeichnet werden muß*. Daß das „Deutsche Kommersbuch" bei den katholischen Studenten*vereinen*, dem K. V., Geltung hatte, war selbstverständlich. Auch andere kleinere Verbände katholischer Korporationen nahmen es an; nur die katholischen Studenten*verbindungen*, der C. V., verhielten sich ablehnend. Es mochte dieses zum Teil auf die Rivalisation dieser zwei großen Verbände zurückzuführen sein; die Gründe für diese Erscheinung wollen wir nicht untersuchen, es genügt hier die Konstatierung der Tatsache, daß im C. V. fast ausschließlich das Lahrer Kommersbuch gebraucht wird. Zwar machte sich schon lange eine starke Gegenströmung geltend, aber das Lahrer Kommersbuch behauptete seinen Platz. Nun hat in neuester Zeit im offiziellen Organ des C. V., in der „Akademia", sich eine rege Debatte über die „Kommersbuchfrage" festgesetzt, die durch einen Artikel „Zur Kommersbuchfrage von einem C. V.-Philister" in der „Akademia" vom 15. Oktober 1912 eingeleitet wurde. Anhänger und Gegner des Lahrer Kommersbuches sind zu Wort gekommen. Es kann kein Zweifel sein, daß die Gegner des Lahrer Kommersbuches weitaus die wichtigsten Gründe für ihre Ansicht vorgebracht haben. Erwähnen wollen wir nur, was in der „Akademia" vom 15. November 1912 Professor Dr. Bertsche, ein Mann kompetenten Urteils, und — da wir im Zeitalter des akademischen Frauenstudiums leben, so wollen wir diesen Hinweis nicht unterlassen — was die Gattin eines C. V.-Philisters, Frau Dr. B., in der „Akademia" vom 15. Januar 1913 gegen das Lahrer Kommersbuch geschrieben haben. Eine öffentliche Besprechung der Angelegenheit ist um so mehr angebracht, als auch die „Akademia" eine öffentliche Zeitschrift ist. — Ein Abwägen der Gründe für und wider (das Lahrer Kommersbuch) soll nicht vorgenommen werden, da das eigentliche Ergebnis klar vor Augen liegt: *der jetzige Zustand, d. h. der Gebrauch des Lahrer Kommersbuches im C. V. ist nicht mehr haltbar.*

Auf den Katholikenversammlungen wurden die katholischen Studentenkorporationen mit reichem Lob bedacht. Daher könnte man wünschen, daß der eine oder andere Rosen streuende und Lob spendende „A. H." oder „Philister" bei den erwähnten feierlichen Anläßen auch gelegentlich das erwähnte, was die katholischen Korporationen zu meiden hätten. Denn fortwährendes Lob ist ungesund, und wer wahrhaft das Gute will, muß auch das Schlimme nennen und dasjenige sagen, was man nicht tun soll. — Ich gebe mich daher der begründeten Hoffnung hin, daß „meine lieben Kartell- und Couleurbrüder" endlich dem Lahrer Kommersbuch den Abschied geben. Es wäre leicht, Wandel zu schaffen und zwar sehr rasch. Einen positiven Vorschlag möchte ich indes nicht machen, da ich die Ueberzeugung hege, daß das Beste schließlich doch zum Siege

kommt. Wird auch nur ein Mitglied des C. V. die Ansicht haben, daß der D. C., der S. C., der L. C. oder sonst eine „nichtkonfessionelle" Korporation ein Kommersbuch des C. V. auch nur auf der Kneipe duldete, geschweige denn gebrauchte? Ein jeder wird diese Frage mit einem klaren „Nein" beantworten. Hieraus ergibt sich die Folgerung von selbst, wo bliebe andernfalls das Selbstbewußtsein?

Ein offenes Wort über die Große Kunstausstellung in Düsseldorf.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die Große Kunstausstellung, welche in diesem Sommer in Düsseldorf stattfindet, steht unter dem Protektorate des Kronprinzen. Wer die vielen Säle durchwandert, wird, wie vor kurzem ich selbst, den Eindruck großer Reichhaltigkeit erhalten, ohne freilich auch nur ein Werk zu finden, welches geeignet wäre, der Ausstellung im ganzen zur außergewöhnlichen Anziehung oder Auszeichnung vor den vielen anderen ähnlichen Unternehmungen zu verhelfen, an welchen das heurige Jahr wieder einmal so reich ist. Aber schließlich wäre ja wohl zu viel verlangt, daß bei der modernen Massenproduktion auf dem Gebiete der Kunst alljährlich überall etwas Großes und Erhabenes herauskommen sollte. Sind doch die Zeiten vorbei, wo ein Künstler den Spitznamen Fa presto erhalten konnte. Heute wäre viel eher Aussicht, daß jemand spottweise Fa lento genannt würde. Bei der allgemeinen Ueberstürzung, bei der Jagd nach Augenblickserfolgen gilt vielen jedes Mittel recht. Bei aller Anerkennung, die indes der Ausstellung von Düsseldorf nicht vorenthalten werden soll, erfüllt von dem Wunsche, daß diese Stätte rühmlichen deutschen Kunstschaffens ihre Stellung und Bedeutung auch fernerhin wahren möge, halte ich es um so mehr für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die heuer daselbst getroffene Auswahl nach meinem Empfinden — und ich weiß, daß dies von sehr vielen geteilt wird! — nicht jenen höchsten Anforderungen entspricht, die an eine Veranstaltung eines solchen Ortes mit Recht gestellt werden müssen.

Die Düsseldorfer Große Kunstausstellung ist in einer Weise mit Werken belastet, die in der einen oder anderen Hinsicht zu ernstlichen Bedenken Anlaß geben, daß unbedingt darüber offen gesprochen werden muß, um wenigstens für die Zukunft zu größerer Vorsicht zu mahnen. Ausstellungen solcher Art, und also auch diese, hält man jedem zugänglich, der zahlt und sich angemessen benimmt. Es fällt also niemanden ein, junge Leute beiderlei Geschlechts abzuweisen. Ganz unmöglich ist, wie keiner Erläuterung bedarf, die Fernhaltung solcher Erwachsenen, deren Urteil und Charakter nicht hinlänglich ausgebildet sind. Gedenken wir nur der Jünglinge und jungen Mädchen — liefert man sie nicht der ernstesten Gefahr aus, wenn sie fast in jedem der vielen Säle eine Anzahl von Malereien oder Skulpturen finden, die den menschlichen Körper hüllenlos darstellen? Müssen die jugendlich heißen Sinne nicht dadurch gereizt, müssen nicht Wünsche und Leidenschaften dadurch geweckt werden? Weit entfernt bin ich davon, die Berechtigung des Aktes an sich bestreiten zu wollen. Sein Studium ist zu allen Zeiten die Grundlage gewissenhafter Körperzeichnung gewesen, auch bei den Schöpfungen höchster und frömmster Meister. Gewisse Gegenstände der christlichen Kunst, wie einzelne Passionsszenen und dergleichen mehr können ohne Aktdarstellung überhaupt nicht gedacht werden. Aber die Schaustellung des Aktes um seiner selbst willen ist stets ein Kennzeichen sittlich mangelhafter Epochen gewesen. Sie dient als Gradmesser auch des moralischen Standpunktes der Gegenwart. Der Akt braucht keineswegs ohne weiteres als etwas Unkeusches verdammt zu werden; der Ton macht, wie man zu sagen pflegt, die Musik — so entscheidet auch die Absichtlichkeit oder die Absichtslosigkeit darüber, ob ein Kunstwerk unkeusch ist und so wirkt, oder nicht. Wenn der Akt ganz für sich allein dargestellt wird, wie dies namentlich bei zeichnerischen Entwürfen und bei Skulpturen der Fall ist, so kann die Berechtigung seiner Schaustellung verständigerweise nicht angefochten werden. Wohl aber muß dies geschehen und gegen ihn mit allem Ernst protestiert werden, wenn er kunstfremde Nebengedanken verrät. Und das tun in der Düsseldorfer Ausstellung — die leider in dieser Beziehung keineswegs eine Ausnahme bildet — nur zu viele. Auf alle hier genauer einzugehen, kann aus zahlreichen erheblichen Gründen nicht unternommen werden. Es gibt Stücke dabei, welche schon infolge ihres Titels abstoßend wirken — ich erinnere nur an einen weiblichen Ganzakt, genannt „Erwartung"! Bei manchen ist der gegenständliche Inhalt geradezu widersinnig, die Entblößung gewaltsam herangezogen, nur damit sie da ist, wie bei einer „Nacktheit" (moderne Mutter mit Kindern), einer „Phantasie am Ammersee", einem Gange „Zum Bad", oder bei den „Nibelungen"; welcher Mensch käme, ohne den Titel im Katalog, auf den Gedanken, daß dies — was weiß ich — vielleicht Siegfried, Brunhild und Kriemhild vorstellen soll! Die Entblößungen gehen bei diesen und sehr vielen anderen Werken über jegliches erträgliche Maß hinaus. Viel bedenklicher aber als dergleichen erscheinen mir jene vielen Bilder, bei welchen die Nacktheit nicht vollständig, nur zum Teil durchgeführt ist; sie erregen die Phantasie unreifer Beschauer in ungleich höherem Maße. So wenn man eine Anzahl von Personen „im Seebad", ein nicht ordentlich zugedecktes „schlafendes Mädchen" zeigt oder dergleichen sehr vieles mehr. Und schließlich gibt es bekanntlich Bilder, die unsittlich wirken durch den Charakter des dargestellten Gegenstandes. So bei einem schwülen „Maskenspiel" oder bei einer Szene „nach dem Bade", wo ein Neger der jungen Herrin die Fußnägel beschneidet! Ich kann auf weitere Einzelheiten nicht eingehen. Soviel scheint mir sicher, daß die den Kindern verbotenen Kinotheater bei weitem nicht wagen dürften, Darbietungen zu bringen, wie sie hier unbedenklich hingenommen werden. Düsseldorf steht, wie schon bemerkt, damit nicht etwa vereinzelt da, sondern ist ein Typ!

Ein Typ auch nach einer anderen Richtung, die mir nicht minder gefährlich und destruktiv zu sein scheint. Nämlich nach derjenigen der Art und Auffassung, mit welcher die an sich hier schon nur ganz vereinzelt zu findenden religiösen Gegenstände behandelt werden. Gerade Düsseldorf hat (im Jahre 1909) in einer herrlichen Ausstellung gezeigt, welcher hohen Leistungen die moderne christliche Kunst fähig ist. Es sollte jetzt nicht gewissermaßen sich selbst widersprechen, wenn es mit sehr wenigen Ausnahmen (zu ihnen gehört die herrliche „Flucht nach Egypten" von Fritz Kunz) diesmal Bilder bringt, die jeglichem religiösen Empfinden zuwiderlaufen, inhaltlich, oft auch technisch verfehlte Leistungen, welche geeignet sind, die hohen Gegenstände, mittelst deren den zuvor besprochenen Uebelständen ein Gegengewicht gegeben werden könnte, herabzusetzen. Der düstere, furchtbare Ernst der apokalyptischen Reiter paßt nicht zu einer Darstellung, die an Faschingsulk erinnert; die Beweinung Christi widerstrebt der Art, wie sie von mehreren Seiten aufgefaßt ist; die Szene Josephs mit der Frau des Potiphar soll nicht wie eine Karikatur aussehen. Derlei Fälle wären noch mehr zu nennen. Wer in der Erhaltung des religiösen Ernstes im deutschen Volke und in dessen heranwachsender Generation eine der vornehmsten Pflichten sieht, kann auch an Erscheinungen solcher Art nicht stillschweigend und ohne Widerspruch vorübergehen und nicht ohne den dringenden Wunsch, öffentlich kundzugeben, daß die Leitungen unserer Kunstausstellungen in jenen Beziehungen mehr Vorsicht und Zartgefühl walten lassen möchten. Das hat mit Prüderie und Bigotterie nicht das mindeste zu tun. Was Düsseldorf betrifft, welches zu diesen Betrachtungen Anlaß bot, so wird, wie bekannt, im Jahre 1915 daselbst wieder eine große Ausstellung stattfinden, auf welche schon jetzt die Aufmerksamkeit weiter wie enger Kreise gerichtet ist. Man sorge beizeiten!

Pastors Geschichte der Päpste.[1]

Von Dr. Joseph Franz Knöpfler.

Die Geschichte des Papsttums ist für die Zeit des Mittelalters und weit in die Neuzeit herein die Geschichte jenes politischen Faktors, um den zum guten Teile sich die Geschicke Europas drehten. Was Wunder, wenn das Erscheinen der Pastorschen Geschichte der Päpste von der ganzen modernen Geschichtsschreibung mit Spannung verfolgt und erwartet wird. Denn die Geschichte der Päpste war bisher nicht geschrieben und v. Pastor baut aus Steinen, die er in mühevoller, langjähriger Forschungsarbeit in Archiven und Bibliotheken aller Herren Länder gesammelt hat, ein völlig neues Haus auf, sodaß sein Werk die authentische Papstgeschichte genannt werden muß. Wie viel v. Pastor gegenüber der bisherigen Forschung durch seine peinlich genaue Quellenarbeit richtigstellen kann, beweist von neuem der soeben erschienene 6. Band, welcher die Pontifikate Julius III., Marcellus II. und Pauls IV. (1550—59) umfaßt. Ein Band von über 700 Seiten für nur 10 Jahre Geschichte des heiligen Stuhles — bei diesem Werke allein ein Maßstab für die Gründlichkeit der Arbeit. Der Verfasser tritt nunmehr in die Darstellung der von der Forschung bisher meist so genannten Gegenreformation ein und vermag nachzuweisen, daß diese katholische Reformation und Restauration sich von Anfang an gar nicht direkt gegen den Protestantismus gewendet hat, sondern gegenüber dem weltlichen Sinne der Renaissancezeit das gefährdete kirchliche Leben in katholischem Sinne von Grund aus zu erneuern bestrebt war. Erst im Laufe der Zeit mußte sich notwendig der Kampf gegen die Glaubenserneuerung mit dieser katholischen Bewegung verbinden.

Noch unter Giovan Maria del Monte, der als Julius III. (1550—55) den heiligen Stuhl bestieg, stand die Kurie im Zeichen der Renaissance. Doch vermochten des Papstes weltlicher Sinn und seine Neigung zum Nepotismus es nicht zu verhindern, daß er sich der Notwendigkeit kirchlicher Reformen zugänglich zeigte und solche auch durchführte. Die unter ihm erfolgte Umgestaltung der Kurie, die Ausbreitung

[1] Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benützung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig von Pastor, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom. gr. 8°. Sechster Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration Julius III., Marcellus II. und Paul IV. (1550—59). Erste und vierte Auflage. XL u. 729. Freiburg 1913. Herdersche Verlagshandlung. ℳ 11.—, gebunden in Leinwand mit Lederrücken ℳ 13.—.

des Jesuitenordens, die Fortschritte des Christentums in den außereuropäischen Ländern beweisen dies. Auch die zweite Periode des Konzils von Trient fällt in seine Regierungszeit. Julius war ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft, dessen Gunst sich besonders Michelangelo, der Baumeister von St. Peter, erfreuen durfte. — Hier sei ganz besonders auf das fesselnde Kapitel, in welchem Pastor ein Bild von der Stadt Rom zu Ende der Renaissancezeit entwirft, hingewiesen.

Leider nur zu kurze Zeit — kaum ein Jahr — hatte Kardinal Cervini als Marcellus II. (1555) den Stuhl Petri inne. Er wäre der Mann gewesen, die katholische Reformation zum guten Ende zu führen. Das von Pastor gezeichnete Lebensbild Marcellus zeigt ihn uns als Mann von höchstem sittlichen Ernste und besonders eifrigen Förderer der Gelehrten, der sich sehr große Verdienste um die vatikanische Bibliothek erworben hat.

Der Kardinal Carlo Carafa war es, der 1555 aus dem Konklave als Gewählter hervorging und sich Paul IV. (1555—59) nannte. Eine bedeutende Persönlichkeit, die nur unter der angeborenen Heißblütigkeit des Neapolitaners zu leiden hatte, voll Bewußtsein von der höchsten Würde seiner Stellung, war Paul IV. bald eifrig auf dem Schauplatz der großen europäischen Politik tätig. „Plötzlich wie die Ausbrüche des Vesuvs waren seine Entschließungen, waren die Aeußerungen seiner vulkanischen Natur", „es war ein Unglück, daß ein solcher Mann in den Irrgarten der großen Politik hereingezogen wurde", so urteilt v. Pastor in seiner bekannten freimütigen Art über Paul IV. und das mit Recht. Schon als Kardinal ein Feind Karls V., arbeitete Paul IV. alsbald auf den Bruch mit Spanien, der ersten katholischen Großmacht, hin und hatte das Unglück, hierbei das Spiel ganz und gar zu verlieren. Dies und die schlimmen Erfahrungen, welche er mit seinem Neffen Carlo Carafa, dem er die Leitung der weltlichen Angelegenheiten völlig übertragen hatte, machte, waren für den Papst der Anlaß, sich nun mehr den kirchlichen Angelegenheiten zu widmen. Freilich zeigte sich auch hier wieder des Papstes Neigung zu Extremen, so gab er der römischen Inquisition freie Hand zu den unglaublichsten Ungerechtigkeiten, wovon Pastor drastische Beispiele aufführt. Im allgemeinen führte er aber die Reform der Kirche in konsequenter Weise fort. Eifrig bekämpfte er die Simonie, führte die Residenzpflicht der Bischöfe durch und eine strenge Reform der Klöster. Trotz aller Mißgriffe und Irrtümer dieses 80jährigen Feuergeistes, dessen Privatleben übrigens ein Muster von Frömmigkeit und Sittenstrenge war, darf nicht in Abrede gestellt werden, daß unter seiner Regierung die Reform der Kirche und die Herrschaft streng kirchlicher Grundsätze feste Wurzeln geschlagen haben, auf welcher Grundlage sein Nachfolger, der kluge Pius IV., mit Erfolg weiterarbeiten konnte.

Was wir von Pastors Werk bei Besprechung der vorausgegangenen zwei Bände in diesen Blättern (Jahrgang 6, 1909, Seite 927) rühmen durften: glänzende Darstellung, unbedingte Objektivität und volle Beherrschung des ungeheuren Stoffes, das gilt voll und ganz auch von diesem 6. Bande, dem noch als Anhang 90 ungedruckte Aktenstücke und archivalische Mitteilungen beigegeben sind.

Jeder Gebildete, besonders der gebildete Katholik, sollte sich mit Pastors Geschichte der Päpste, einem von der gesamten, auch gegnerischen Kritik ausgezeichneten Werke, vertraut machen. Dann werden sich viele Urteile mildern und mancher Zweifler wird sich beugen vor der enormen Kulturmission, welche Rom und die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte erfüllt hat.

Jeder Band des vom Herderschen Verlag vorzüglich ausgestatteten Werkes ist einzeln käuflich.

Meine Mutter.

Traumhaft steigt in stillen Stunden
Vor dem Auge tränentrübe,
Wenn das Herz enttäuscht will brechen,
Heimlich auf der Mutter Liebe.

Und wie wenn ein Friedensengel
Liebreich ins Gemach gekommen,
Wandelt sich die Nacht zum Lichtmeer,
Ist mein Leid mir all benommen.

Nur ein Blick aus Mutteraugen,
Nur ein Wort von ihr geflüstert
Teilt des Unheils wilde Wolken,
Die mein zuckend Herz umdüstert.

Ruh'n die milden Mutterhände
Auf dem Haupt des Wandermüden,
Blüh'n der Kindheit Wonnen wieder
Und ihr gold'ner Feierfrieden.

J. Pfeiffer.

„Ein Leben der Liebe."

Von Dr. K. Neundörfer.

Es ist ein tiefes Wort, der Schlüssel aller christlichen Lebensweisheit, das uns Matthäus (16, 25) von Jesus überliefert hat: „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber um meinetwillen sein Leben verlieren wird, der wird es finden." Das Ende wird uns hier gezeigt als des selbstsüchtigen Strebens nach Ehre, Gewinn und Genuß, des Nur-an-sichselber-Denkens, des Egoismus, der zufrieden ist, wenn er nur sein Interesse in Sicherheit gebracht, „sein Leben gerettet" hat: das Ende ist Unehre — wenigstens vor sich selbst; Armut — wenigstens im Inneren und Geistigen; Unzufriedenheit und Ueberdruß — wenigstens in solchen Augenblicken, in denen das tiefste und wahrste Begehren der Seele mit unwiderstehlicher Kraft auch im zerfahrenen und veräußerlichten Bewußtsein nach oben drängt; es ist Verlust gerade des persönlichen Lebensglückes, dessen Erwerb man zum einzigen Inhalt seiner Lebensarbeit machte.

„Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen", wer in selbstloser Sorge für andere sich selbst vergißt, „nicht das Seinige sucht, sondern das des anderen" (I. Cor. 10, 24), — „der wird sein Leben finden", dem wird von selbst auch das persönliche Glück zuteil, das er gar nicht suchte.

Wenn wir die Wahrheit solcher Leitgedanken christlichen Glaubens uns und anderen belegen wollen, greifen wir wohl meist zu den Leben der Heiligen, welche uns die Kirche als bewährte und übernatürlich bezeugte Verkörperungen christlicher Vollkommenheit vorstellt. Es ist aber von besonderem Reize der Erkenntnis und von besonderem Werte für die Arbeit an der eigenen Lebensvollendung, auch in das Leben solcher Menschen sich zu vertiefen, die zwar nicht in heiligmäßiger, heroischer, dafür aber in umso unmittelbar nachbildungsfähigerer Weise uns die Schönheit und Kraft christlicher Ideale in ihrem Denken, Fühlen und Wirken offenbaren. In ein solches Leben läßt uns Heinrich Auer in seinem Buche schauen, das er Friedrich Ozanam, dem Gründer des Vinzenzvereins, zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages gewidmet hat.[1]

Ozanams Leben bietet in seinem äußeren Gange nichts Außergewöhnliches. Als hochbegabtes Kind guter und angesehener Eltern machte er seine Studien in Lyon und Paris, wurde kurze Zeit Advokat, dann Lehrer des Handelsrechtes in Lyon, wandte sich in der Folge mehr literarischen Studien zu und starb mit vierzig Jahren als Professor der Literatur an der Pariser Sorbonne. Irdische Freuden waren ihm gegönnt in seinem akademischen Berufe wie in einer glücklichen Ehe; aber auch den Kelch menschlicher Leiden mußte er leeren in harter Krankheit und frühem Tode. Was aber doch dieses Leben heraushebt aus dem Alltäglichen, was es uns wertvoll und zum Ideale macht, ist, daß es in Jugend und Mannbarkeit, in Beruf und Familienleben, in glücklichen und schweren Tagen, ganz durchtränkt war von jenem Geiste der Liebe, den Jesus als das vorzüglichste Kennzeichen seiner Jüngerschaft uns schätzen lehrte, daß es war: „ein Leben der Liebe."

„In demütiger Treue und heiligem Ernste will ich mich in deinem Dienste mühen all mein Leben lang, du Liebe!" — das war Bekenntnis und Lebensprogramm des jungen Ozanam, als er mit siebzehn Jahren die Schule zu Lyon verließ. Zwei Jahre später kam er als Student der Rechte nach Paris und erkannte hier bald, daß „die Lebenskraft unseres Glaubens sich in Werken erweisen müsse", wenn man Außenstehende von seiner Wahrheit überzeugen wolle. Und er sagte sich: „Was tun, um der Wahrheit nach Katholiken zu sein, wenn wir nicht tun, was Gott am meisten gefällt? Wir müssen also unseren Nächsten eine Hilfe sein, wie Jesus Christus es gewesen, und darum: stellen wir unseren Glauben unter den Schutz der Liebe!"

Dieser edle Drang christlicher Liebe brachte den jungen Studenten auf den Gedanken, mit einigen Freunden sich zu vereinigen, um Arme persönlich zu besuchen und ihnen nach Kräften zu helfen; es entstand so die erste Vinzenzkonferenz, die, wie das Senfkorn im Gleichnis, heute zu dem weltüberschattenden, Ungezählte beglückenden Baume des Vinzenzvereines sich ausgewachsen hat. Dieses Liebeswerk lag Ozanam am Herzen bis in seine letzten Lebenstage. Ihm bestand ja die Welt „aus lauter Gelegenheiten zur Liebe"; die Liebe war für ihn die schönste Blüte der Religion; wenn er zum Tisch des Herrn gegangen war, pflegte er zuerst einige Arme zu besuchen, bevor er sich nach Hause begab. Aus seinem überzeugten christlichen Glauben schöpfte er aber auch die Kraft zu Ausdauer und Opferwilligkeit in den Werken der Liebe. Solche Werke waren ihm Gottesdienst, wie er einmal in so echt christlicher Weise bekannte: „Ihr Armen seid uns die geweihten Sinnbilder Gottes, des uns Unsichtbaren, und da wir ihn nicht anders lieben können, so lieben wir ihn in eurer Person."

Dieses „Leben der Liebe" nun will H. Auer „auf den Scheffel stellen, damit es leuchte." Sein Buch weiß sachliche Gediegenheit und warme, persönliche Sympathie mit dem geschilderten Leben zu vereinen. Möge es darum viele mit der liebwerten Persönlichkeit Ozanams bekannt machen und dadurch zugleich Interesse und regen Eifer wecken für die Gründung Ozanams, das christliche Liebeswerk des Vinzenzvereins.

[1] Friedrich Ozanam, der Gründer des Vinzenzvereins. Ein Leben der Liebe. 8° (204 S.). 2. Auflage. Freiburg i. Br., 1913. Caritasverlag. Geh. M 2.40, geb. M 3.20.

Ein geistliches Bauernspiel in Vorderthiersee bei Kufstein.

Ganz nahe der bayerischen Grenze, eine gute Gehstunde westlich von Kufstein, gibt es ein tirolisches Dörfchen, so klein und zerstreut, daß es selbst dem allwissenden Baedeker lange verborgen geblieben ist. Viele bayerische Ferienbummler, die von Bayrischzell oder Kiefersfelden auf gut Glück in die tirolischen Alpen einbrechen, werden alljährlich erstaunt von der mehr idyllischen als romantischen Landschaft, dem smaragdnen See, den Wiesen und Wälder umschmiegen. Auf den Höhen gruppieren sich die sauberen Häuschen mit den blitzenden Fenstern unter den weitausladenden Dächern, alle Fenstergesimse voll bunter Blumenstöcke, geschnitzte Söller, alte Fresken und Sprüche voll Weisheit und Humor an den Mauern. Vor der Haustüre eine Bank, die zum gemütlichen „Heimgart" einladet, und ein Streifen vor der Hausfront, mit Steinen oder Holz gepflastert, damit der Ankommende es gleich weiß, daß er den Grund und Boden des Hausvaters betritt, der sich mit Stolz als „Bauer" begrüßen läßt.

Von dem Hügel, der das anmutige Tal des Thiersees beherrscht, grüßt das einfache Passionsspielhaus, das seit 1885 steht und schon dreimal das Passionsspiel gesehen hat. Man weiß ja, daß gerade an der bayerisch-tirolischen Grenze geistliche Bauernspiele teils einstmals in großer Blüte standen, teils noch stehen. Wir brauchen nur an Rosenheim, Kiefersfelden und Erl zu erinnern; auch das berühmte Oberammergau ist nicht allzuferne. Während aber letzteres durch die Gunst des Ettaler Klosters und des Münchener Hofes heute einen ganz einzigartigen Weltruhm genießt, hat man die ganze lange Zeit vom Passionsspiel in Vorderthiersee außerhalb eines Umkreises bis Miesbach und Rosenheim so gut wie gar nichts gehört, obwohl die Thierseer Spiele, wenn sie auch die Einheimischen nur bis 1801 zurückdatieren können, wahrscheinlich auf ein ebenso ehrwürdiges Alter zurückblicken dürften als die Oberammergauer. Vorderthiersee war in seiner Entwicklung als Spieldorf durch mancherlei Schicksale zu sehr gehemmt, als daß an eine größere Entfaltung der Spiele zu denken gewesen wäre. Von 1801 konnten die Spiele mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholt werden. Das nächste Passionsspiel findet nach zehnjähriger Pause 1915 statt.

In der Umgebung von Vorderthiersee aber genießen gerade diese einfachen bescheidenen Bauern einen besonderen Ruf als Spieler und Musiker. Und das ist das Schöne an dem Thierseer Spiel, daß es noch rein und unverfälscht ist, weil es noch nicht vor die breite Oeffentlichkeit der Nörgler und Spötter getreten ist. Was die Thierseer bieten, ist durchwegs Natur, keine Künsteleien und Verstellung. Die Thierseer Bauern sind hineingewachsen in ihr Spiel.

Aber noch etwas anderes bevorzugt die Thierseer. Sie führen 1913 Juda Ben Hur auf nach dem Roman von L. Wallace. Die Bühnenbearbeitung stammt von einem Vorderthierseer, dem Wartherbauer Joseph Juffinger, der 1885, 1895 und 1905 den Christus dargestellt hat, durch 11 Jahre Theaterdirektor war und weithin in Oberbayern und im Unterinntal bekannt ist als Romanschriftsteller und Theaterdichter. Und bei seiner seltenen Begabung ein einfacher, bescheidener, tiefreligiöser Mann.

Um 1 Uhr beginnt die Vorstellung. Die Harmoniemusik läßt ihre Weisen ertönen. Düster wird es im Theater. Der Vorhang öffnet sich. Alle Zuschauer, wie sie dasitzen, ergreift eine gewisse Erregung, es wird niemand verschont, nicht der biedere Bauer aus der Miesbacher Gegend und nicht der norddeutsche Städter, der in dem Textbuche liest, weil er die Mundart nicht kennt und auf den nur die herrlichen Dekorationen, Szenen und Gebärden auf der Bühne wirken, die lebhaft und ungekünstelt sind. Und die Erregung steigert sich und wird stärker und stärker und in der Kerkerszene, da fangen sie an zu schluchzen, die guten Bauernweiber und die festen Männer, die von den Bergtälern kamen, das Spiel aus der Messiaszeit zu sehen. Auf sie wirkt es und auf alle andere, die da sitzen und deren Gemüt nicht mehr so weich, sondern mehr verhärtet ist, die aber doch glauben, sie hätten die besten und edelsten Herzen. Ein Hauch des Lebens weht durch das ganze Haus, ein Hauch des Lebens, der Erdgeruch mit sich führt und stark und kräftig macht. Weil alle Kraft von roher Erde kommt und von Gott, dessen Lehre den Darstellern Lebensinhalt ist.

So werden die Vorderthierseer auch weiters spielen am 27. Juli; 3., 10., 17. und 24. August von 1 bis 5 Uhr nachmittags. Und so werden an jedem Spieltage viele Besucher von Kufstein, Kiefersfelden und Bayerischzell nach Vorderthiersee wandern und so möge die bäuerliche Kunst sie alle befriedigen, ergreifen und erheben. Angerzell.

Vom Büchertisch.

Kaiser Wilhelm II. 15. Juni 1888—1913. Sammelwerk aus Bayern. Herausgeber: Franz Bierling, Rentier. München 1913. Druck und Verlag von J. Schön, München S.-O. (Fol. 225 S.). Prachtausgabe ℳ 20.—, Volksausgabe ℳ 2 60. Dieses Prachtwerk bayerischer oder doch in Bayern lebender Autoren dient einem Haupt- und einem Nebenzweck. Jener ist die feiernde Würdigung zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Deutschen Kaisers, dem selbstverständlich auch die Widmung gilt; diesen bezeichnen die dem Inhalt vorgesetzten Zeilen: „Der Reinertrag aus dem Verkaufe dieses Werkes wird dem „Bayerischen Veteranenverein «Feldzugssoldaten» der K. Haupt- und Residenzstadt München überwiesen." Dadurch bekommt das ganze Unternehmen ein Sondergesicht, — das ihm gut steht, ohne Zweifel. Der Herausgeber ist 1. Vorsitzender des genannten Vereins und Begründer des Historischen 1870er Kriegs-Museums, schade, daß er das nicht auf dem Titelblatte gesagt hat: es wäre soviel bezeichnender gewesen als das dort aufgeführte Personalattribut. Doch ich will nicht kritisieren, denn ein solches aus aufrichtigster Bestrebung und edler Absicht für ein derartig hohes und gemeinsames Interessenziel zusammengeschlossenes Sammelwerk rezensiert man nicht, sondern zeigt es zur Erweckung der Anteilnahme in breiten Kreisen an, zumal wenn es im Nebendienste noch ein ersichtlich „gutes Werk" fördern will. — Einen glänzenden Stab von „Beiträgern" hat der Herausgeber für seinen Zweck gewinnen können. Da ist der Prinzregent Ludwig selbst, da ist sein Sohn und Thronerbe Prinz Rupprecht, da ist Fürst Albert von Thurn und Taxis, sämtlich im Bilde mit Widmung und Unterschrift, da ist der Fürst zu Oettingen-Spielberg mit einem patriotischen Gebetswunsch, da ist der Erzbischof von München Dr. Franz von Bettinger mit einem Kernspruch über Königsschutz und Königsmilde; da ist der 1. Präsident der Kammer der Reichsräte Karl Ernst Fugger von Glött mit einem deutsch-patriotischen Gedicht — die Reihe ließe sich fesselnd fortspinnen. Selbstverständlich interessieren die längeren Artikel, außer einzelnen sehr schönen Gedichten, am meisten; doch möchte ich auf weitere Namennennung sowie Textzergliederung verzichten. Diese Feststellung genüge: daß alles und jedes an die Leser der verschiedensten Kreise zu sprechen vermag. Bemerkt sei, daß auch sechs Kompositionen eingewoben sind. Vorzüglich ist die Ausstattung: Papier, Druck, Einband und Illustration. Nicht weniger als 40 Vollbilder schmücken den Band, darunter fünf Porträts des Kaisers von Prof. Wimmer, München und ein sechstes (farbiges) als Oberstinhaber des Kgl. Bayer. 1. Ulanen-Regiments von Richard Kallen, München-Verlach. So möge denn diese besondere Kaiserhuldigung aus Bayerns Gauen, die nicht zuletzt dem Friedenskaiser gilt, freudigen Willkomm finden weit über Bayerns Grenze hinaus! E. M. Hamann.

Peter Bonn, Gesellschafter des Asyls für männliche Obdachlose G. m. b. H. in Köln: **Das Problem des fünften Standes.** Kevelaer 1913. Butzon & Bercker. 8⁰, 111 S., geb. ℳ 1.—. Ich habe schon einmal an dieser Stelle eine Schrift Peter Bonns aufs nachdrücklichste empfehlen dürfen: „Aus dem Nachtasyl. Wahrheitsgetreue Geschichten aus dem Leben der Obdachlosen und Gescheiterten." (Butzon & Bercker, Kevelaer.) In dem oben angezeigten Büchlein weht derselbe Feuergeist der Liebe zu den Armen und Elenden, und in Hunderttausenden von Exemplaren sollte es hineingeworfen werden in die Reihen der vom Schicksal Wohlgebetteten, in die Hände und Häuser jener, denen die Bedeutung der vierten Bitte nicht mehr recht im Gedächtnis herein will, die überhaupt den Begriff des christlichen Kulturmenschen als Gesellschaftswesen in seiner Vollbedeutung entweder nie so recht erkannt oder ihn wieder verloren haben. Das vorliegende Buch zeigt jedem, der sehen will, „die nackte Wirklichkeit, um sie unter die Lupe der Vernunft zu bringen und zu beurteilen." Vor mehr als hundert Jahren wollte man in Frankreich nicht den dritten Stand anerkennen; inzwischen hat der vierte über die ganze Welt viele seiner Forderungen durchzusetzen vermocht, und heute nennt man mit einem gewissen Schauder den fünften Stand und zwar aus diesem Grunde: daß für jenen keine Grenze gezogen ist, daß „keine Intelligenz, kein frischer Mut, keine gewaltige Kraft" vor ihm schützt; daß „nur ein Faktor imstande ist", für ihn die Qualifikation zu erteilen, und zwar ein für „uns alle gleich schrecklicher und fürchterlich naher" Faktor: das Unglück, dem „das Elend und die Nacht des fünften Standes" folgt (siehe Kapitel I: „Einführung und Problemstellung"). Für diesen Stand, sagt der Autor mit Recht, gibt es wenig eigene schützende Gesetze, — nur Polizeivorschriften regeln sein Leben und regeln seine traurige Entwicklung. Helfen kann ihm fast nur die freie Wohltat. Das aber bedeutet eine Forderung für den modernen Kulturstaat, der darauf achten muß, daß alle Bürger sich seiner hohen Blüte gleich erfreuen können. Er darf seine gerechten Untertanen nicht zufälliger Willkür überlassen, sondern er muß sehen, daß jeder frei ist, daß jeder tätig bleibt und es bleiben kann. Infolgedessen erzwingt das Problem des fünften Standes ein kritisches Urteil über staatlich bürgerliche Institutionen und ihre Leistungen. Ein dauerndes Elend in sozialer Hinsicht bildet für einen Staat notwendig einen Beweis für eine irgendwo klaffende Lücke. Und eben dort wird der vernünftige Gutwillige mit seinen eigenen „barmherzigen Eigenschaften einspringen müssen". Die Kapitel des vorliegenden Buches verbreiten Licht über das alles; sie sind geeignet, nicht nur Intellekt und Logik zu bereichern und zu klären, sondern auch das Erbarmen in seinen Tiefen aufzurufen und ihm Wege und Mittel zu weisen. Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis; ich nenne darum die dem bereits erwähnten ersten folgenden: Das Leben des fünften Standes; Ein Einzelfall von allgemeiner Bedeutung; Ueber den Alkohol; Vereinswesen und Leben; Erwerbslosigkeit und Berufswechsel; Schlußfolgerungen. Und wir lernen: Dem fünften Stande muß Arbeit geschafft werden. Die klaffende Lücke ist ein Arbeitshaus ohne Zwang, das in jeder Stadt von etwa hunderttausend Einwohnern zu finden sein sollte; dann erst wird dem fünften Stand eine Möglichkeit, aus der Hölle seines Daseins sich wieder zu uns herauf zu arbeiten. E. M. Hamann.

Das religiöse Suchen und Sehnen unserer Zeit. Von Dr. L. Zach. Verlag von F. Schöningh. Paterborn und Würzburg. Von Zachs „Kulturschatten" ist auch sein neuer Essay auf dem Gebiete der brennendsten Zeitfragen ein so begeistertes und in mancher Hinsicht tiefschürfendes Werk, daß man es eigentlich absolut nicht kurz abtun kann. „Nicht Jenseitshoffnung, sondern Diesseitskultur, das ward die Losung der neuen Zeit," sagt Zach auf der ersten Seite des Werkes. Der Reaktion

welche dieser starken Strömung sich entgegengesetzt hat, nachzuspüren, macht der vielbelesene Autor sich zur Aufgabe. Sagen wir es gleich zu Anfang — sein Werk hätte für diesen Zweck weit umfassender sein dürfen. Auch ihn schädigte die räumliche Beschränkung; aber Klarheit, Knappheit und Präzision helfen zum Teil über den unverschuldeten Mangel hinweg. Schon das erste Kapitel, welches in großen kühngezogenen Umrissen die philosophische Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts zeigt, ist gemeinverständlich, durchsichtig. Zu dem Kapitel „Fiasko" hält uns der Verfasser ein furchtbares Bild des Niedergangs vor, schreibt er aufs neue blutigrot das Menetekel an die babylonischen Wände unserer Volksentwicklung und zitiert die prachtvollen Gottsucherverse des Freiherrn v. Grothuß. Das dritte Kapitel handelt erschütternd und packend von der modernen Gottverlassenheit. Der Philosoph Feuerbach wird umgekehrt zitiert. „Auch für die Erde ist verloren, wer nicht für den Himmel geboren. „Dann im vierten Abschnitt wird von „Das Heimweh nach Gott" gesprochen. Das wundervoll treffende Wort von Pfennigdorf ertönt: „Tiefer und schmerzlicher als je wird der Gegensatz von Ich und Welt heute erlebt usw. — — —. Die Frage nach dem Wert und Sinn des Lebens wird dringend und die Ahnung, daß nur Glaubenskräfte helfen können, erwacht in den Geistern, so erklärt sich der Aufschwung des religiösen Sinnes, der sich weithin geltend macht." Das nächste Kapitel ist den „Stimmen der Zeit" gewidmet. Gustav Schüler singt: „All unser Zeit ist ein Geschrei nach Gott. Wer Ohren hat, der muß das Tosen hören." Die einflußreichen Religionsästhetiker Naumann, Werner usw. kommen zu Wort. Als Kronzeuge wird Eucken angeführt, Carlyle redet eine seiner gewichtigen Sentenzen. Die religiöse Bedeutung von George Elliot, Dickens, Kipling, Dostojewski, Ibsen und Björnsen — vor allem die Tolstois wird gewürdigt. Die Gewaltige der Schwedin Lagerlöff ist meines Wissens nicht erwähnt, zu viel ist hier totgeschwiegen. Wo bleibt die Heilsarmee? Der Verfasser widmet der französisch-religiösen Entwicklung ein Kapitel und sagt: Die Entwicklung der französischen Literatur gehört ohne Zweifel zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit. Das Kapitel „Die moderne Literatur als Gottsucherin" leidet unter Untiefe und Flüchtigkeit, so schön und ergreifend es auch an sich ist. Die religiöse Lyrik unserer Tage ist so stimmenmächtig, daß das Gesagte einen ganz schwachen Begriff von ihrer Bedeutung gibt. Schon die große Franziskusbewegung allein könnte einen Band füllen. Bei Zach ist nur eine blasse Andeutung gemacht. Auch den Büchern über den Heiland ist nicht Raum genug gegönnt. Es gibt tiefere Bücher und Bücher, die mehr typisch sind in Romanform über diesen erhabensten Gegenstand als Hilligenlei, das man seiner glatten Sinnlichkeit wegen nicht scharf genug verurteilen kann. Die Lösung der aufgeworfenen Probleme ist wieder zu kurz behandelt, obgleich die große Wahrheit ausgesprochen ist: „Nur das Gebet kann uns retten." Die Macht des Katholizismus ist nicht ausgeschöpft. Bei aller Dürftigkeit aber ist dieses Werk ein gewaltiger Fingerzeig für die Geister. Wenn einmal der Verfasser seine herrlichen Ideen unbeschränkt ausbauen wird, dann werden wir Großes an ihm erleben. Ein hinreißender apostolischer Geist eint sich bei ihm mit tiefem Zeitverständnis.

M. Herbert.

Ein Semester in München von stud. agr. Anton Sack (Leipzig). Heft 5 der Flugschriften des Sekretariats sozialer Studentenarbeit, Preis 15 Pf. Ein anregend geschriebenes Heftchen, das von dem ernsten Streben und idealen Sinn der sozialstudentischen Zentrale München während des W.-S. 1912/13 Zeugnis gibt. Das, was von begeisterten Studenten dort gearbeitet und geleistet worden ist, ist keine Spielerei, kein sozialer Sport, keine Utopie. Wirklichkeitsarbeit ist's und verheißungsvolle Aussaat. Mögen den künftigen Generationen die Früchte reifen! Dann werden sie das Andenken derer segnen, die die Zeichen der Zeit heute schon erkannt und an dem Auf- und Ausbau des für unsere Tage typischen sozialen Studententums mitgearbeitet haben. Die Sacksche Schrift sei allen denen empfohlen, die sich von dem ernsten und systematischen Arbeiten unserer Sozialstudenten überzeugen wollen.

August Nuß.

Eduard Brynych, weil. Bischof von Königgrätz. **Katechetische Predigten.** Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. **Jos. Mergl. 2. Band.** Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8° IV. u. 376 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 3.60. Dem vor kurzem an dieser Stelle empfohlenen ersten Band folgt hier der zweite, katechetische Zykluspredigten über die Sakramente enthaltende Band des gediegenen Predigtwerkes. Auch diese Predigten zeichnen sich aus durch reiches Wissen, edle Popularität, praktische Brauchbarkeit und rednerische Gewandtheit. Jeder Vortrag ist ein Muster dafür, wie man den reichen Stoff knapp und klar dem Volke darbieten kann, und enthält auch das Material für die Teilung desselben in mehrere Predigten. So kann dem viel beschäftigten Homileten die Arbeit erleichtert und viele Anregung zu teil werden. Daneben kann aber das Buch auch Lehrern zur Vorbereitung auf den Religionsunterricht, ja selbst Laien zur geistlichen Lesung dienen.

Dr. Weber, Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Künstlertheater. Mit Sullivans Operette: „Der Mikado" begann im Theater des Ausstellungsparkes die musikalische Spielzeit, welche seit einigen Jahren im Hauptreisemonat die Schauspielperiode abzulösen pflegt. Die Wahl dieses Werkes ist zu billigen, da es zu den künstlerisch wertvollsten seines Genres gehört. Der Mikado ist 1885 in London mit beispiellosem Erfolge erstmalig in Szene gegangen, bald darauf vermittelte eine englische Truppe auch den deutschen Bühnen die Bekanntschaft mit der Operette und die Aufnahme war hier eine gleich günstige. Es folgten nun zahlreiche deutsche Aufführungen. Konrad Drehers eminent komische Leistung als Ko-Ko dürfte noch vielen in angenehmster Erinnerung sein, aber wie es bei zugkräftigen Stücken geht, es folgten vielfach schwächere Darstellungen, so daß von den heutigen Theaterbesuchern nicht allzuviele eine wirklich gute Aufführung des „Mikado" gesehen haben werden, denn diese Operette erfordert von dem Kapellmeister und den Sängern mehr, als von den meisten Künstlern der heiteren Muse geleistet werden kann. Unser Hoftheater hatte deshalb vor kürzerer Zeit geplant, den „Mikado" als Faschingsgabe zu bieten. Leider hat das Projekt wegen dringenderer musikalischer Aufgaben zurückgestellt werden müssen. Das Künstlertheater hat die Leitung in die Hände Alexander von Zemlinskys gelegt, den wir hier schon mehrfach als einen Dirigenten kennen lernten, der Temperament mit graziöser Detailarbeit zu vereinen weiß. Die an geistreichen Feinheiten reiche Ouvertüre fand stärksten Beifall, ebenso kamen die zahlreichen musikalischen Finessen, insbesondere das köstliche Madrigal zu sehr guter Wirkung. Gerade das letztgenannte gibt einen deutlichen Beweis von der gediegenen musikalischen Bildung, die der begabte Brite sich in Deutschland erworben, als er gleichzeitig mit dem Norweger Grieg in Leipzig studierte. Von den künstlerischen Kräften des Künstlertheaters besitzen Ritter (Nanki-Poo) und Frl. Massary besonders sangliche Kultur. Den Ko-Ko spielte Pallenberg. Wie als Menelaus und Jupiter fand der wirkungssichere, wenn auch nicht gerade sehr verwandlungsfähige Komiker wieder stärksten Beifall. Er tritt gerne mit seinen Scherzen mehr in den Vordergrund, als dies dem Stil eines musikalischen Spiels förderlich. Wir haben dies schon in den Offenbachoperetten betont und dem geschickten Regisseur Herrn Zabrel wird dies wohl auch nicht entgangen sein, allein der Publikumserfolg gibt eben Pallenberg recht. Die Ensembleszenen klappten vorzüglich. Gegen Ende der Premiere wurde Formes, der sehr charakteristische Darsteller des Mikado, von einem Unwohlsein befallen, doch führte man die Vorstellung mit Geistesgegenwart zu einem guten Schlusse. (Die späteren Aufführungen verliefen glatt.) An Stelle der oft besprochenen englischen Tanzmädchen sind andere getreten. Sie teilen — im übrigen minder leicht gekleidet — mit jenen die Antipathie gegen Strümpfe, ohne ihnen an rhythmischer Feinheit gleichzukommen. Restlose Anerkennung verdient die szenische und kostümliche Ausstattung, die nach Entwürfen von Ferdinand Götz geschaffen ist. Die charakteristische Note der japanischen Kunst, die ja auf unsere zeitgenössische von so starkem Einfluß gewesen ist, tritt überall mit ihren Flächen- und Farbenwirkungen auf das reizvollste zutage und der karikierende Zug, der dem Stil dieser Operette entspricht, wahrt den guten Geschmack. Friedmann-Frederich, der bekannte Schwankdichter der „Meyers", hat W. S. Gilberts Text ein wenig aufgefrischt. Das Publikum zeigte sich von der flotten und animierten Aufführung zu herzlichem Beifall geneigt.

Wiedereröffnung des Gärtnerplatztheaters. Die Pächter des K. Theaters am Gärtnerplatz haben, während ihre Truppe in Berlin ein zweimonatliches, sehr ehrenvoll verlaufenes Gastspiel absolvierte, das Haus teilweise einem Umbau unterziehen lassen. Von außen zeigt sich der freundliche alte Bau nur etwas aufgefrischt. Die wichtigste Aenderung besteht in der Neugestaltung der Treppenanlage, durch welche das Publikum der Ränge ins Freie gelangt, ohne mit den zur Garderobe eilenden Parketbesuchern zusammenzustoßen. Ist so für die rasche Entleerungsmöglichkeit für den Fall einer Gefahr auf das beste vorgesorgt, so sind durch die praktische Neuanlage der Garderoben die modernen Forderungen der Bequemlichkeit erfüllt. In den architektonischen Künsten unerfahren, kann ich mich nur wundern, wie es möglich war, bei den gegebenen Verhältnissen so viel Raum zu finden. Das Logenhaus ist in roten, weißen und goldenen Tönen gehalten, die neubemalte Decke weist bläuliche Grundstimmung auf. Der Gesamteindruck ist ein festlich fröhlicher. Die neuen Sitze sind geschmackvoll und bequem. Es gelang, noch eine Anzahl Plätze zu gewinnen. Das Orchester ist tiefer gelegt; die Ventilation verbessert, auch Neuerungen der Bühnentechnik wurden eingeführt. In der Eröffnungsvorstellung fanden die dem alten Hause widerfahrenen Aenderungen den ungeteilten Beifall des sehr zahlreich erschienenen Publikums. Zur Aufführung gelangte „Alt-Wien", mit der liebenswürdigen Musik nach Motiven Joseph Lanners, des klassischen Meisters des Dreivierteltaktes. Die an dieser Stelle schon besprochene Operette gefiel in einer flotten Wiedergabe wieder vorzüglich, insbesondere zündete der urwüchsig-derbe, aber nie unfeine herzliche Humor Joseph Ludls, den die sonst so skeptische Kritik der Reichshauptstadt bei der Gastspielfahrt des Gärtnertheaters fast überschwenglich gefeiert hat.

Münchener Schauspielhaus. Henry Bernsteins Schauspiel „Après moi" hat die erste Bühne Frankreichs der Urpremiere für würdig erachtet. Es mag überhebend klingen, wenn wir eine Privatbühne, wie unser Schauspielhaus für solches Werk fast für zu gut halten. So gewiß mancher Dichter von dem Bühnentechniker Bernstein lernen könnte, so wenig vermag uns ein kalter Rechenkünstler zu sagen. Das Stück handelt von einer infolge Vernachlässigung ehebrecherischen Frau, die sich in dem Augenblicke wieder ihrem Manne zuwendet, da dieser durch mißglückte Finanzspekulationen vor einer Katastrophe steht. Die schauspielerischen Leistungen des Künstlerpaares Kayßler-Fehdmer an sich sind sehenswert.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Passionsspiele in Selzach, einem Uhrmacherdorfe bei Solothurn, sind erst im vorigen Jahrhundert entstanden. Diese Schweizer, die seither nur zu ihrer eigenen und ihrer Nachbarschaft Erhebung spielten, finden nun den Besuch der internationalen Reisewelt. Wie bei den meisten Passionsdarstellern geht die bildnerische Wirkung über die sprachliche. An die Mundart muß sich das Ohr der Nichtschweizer erst gewöhnen. Die umrahmende Musik, die nach Berichten durch ihren großen Umfang dem Werk Oratoriencharakter gibt, ist sehr geschickt arrangiert und von tiefem Empfinden. —

In dem Berichte über die Münchener Aufführung von Domanigs „Andreas Hofer" wurde infolge einer irreführenden Notiz auf dem Theaterzettel Forneller, der Darsteller des Sandwirtes, als Regisseur des Erler Passionsspieles bezeichnet. Dasselbe leitet jedoch Schriftsteller Dörrer (Innsbruck). Die Regie der letzten zwanzig Proben führte Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. Wir haben im Vorjahre die Verdienste der genannten Herren eingehend gewürdigt. — Der englische Premierminister ernannte den Dichter Robert Bridges zum poëta laureatus. — Durch Künstler der Großen Oper in Paris wurde in einer Gala-Matinée ein bisher unveröffentlichtes Werk von Massenet geboten. Die melodische Dichtung: „Lotis Visionen" erwies sich nach Berichten als eine ansprechende Arbeit von glücklicher Inspiration. Die Komposition, eine der letzten Schöpfungen des verstorbenen Meisters, fand stürmischen Beifall. — Mit „Agnes Bernauer" von Friedrich Hebbel hatten die Düsseldorfer Festspiele großen Erfolg. Die Turnier- und Volksszenen boten der Regiekunst Max Grubers dankbare Aufgaben. — Goethes „Satyros" kam im Naturtheater des Lustschlosses Hellbrunn bei Salzburg durch Münchener Studenten zu einer Wiedergabe, der künstlerische Werte nachgerühmt werden. — Eine Tragödie: „Die Schuld einer Mutter" von B. M. von Mellentheim, welche in Leipzig uraufgeführt wurde, erwies sich als theatralisch wirksam, aber unbefriedigend und in der Charakterschilderung oft verfehlt. — Amerikanische Blätter berichten über den großen Erfolg, den die Oper einer Indianerin in Vernal im Staate Utah errungen habe. Ob Zitkala Sas „Sonnentanz" wirklichen Kunstwert besitzt, wird sich erst bei Aufführungen in größeren Städten zeigen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Dank der umfassenden und vielseitigen Vorkehrungen der Reichsbank beim Halbjahresbeginn konnte der deutsche Geldmarkt seit dieser Zeit eine merkliche Entlastung aufweisen. Besonders die fortgesetzten Käufe der disponiblen Goldvorräte an allen Zentralen für deutsche Rechnung, vornehmlich zur Auffüllung des vom Reichstag genehmigten erhöhten Reichskriegsschatzes mildern die bisherige Schärfe der heimischen Geldmarktsituation. Auch die in den letzten Wochen zugeflossenen grossen Beträge von fremden Geldern dienten erheblich zu einer regulären Geldmarktbesserung bei uns. Die eingetretene Ruhe im Börsengeschäft trug gleichfalls viel zur Liquidität bei, in erster Linie zu jener der deutschen Reichsbank. Der Wochenausweis derselben zeigte denn auch eine erfreuliche Flüssigkeit und eine um hunderte von Millionen günstigere Aktivität des Institutes. Fortwährende Lombardrückzahlungen und hauptsächlich der bedeutend geringer gewordene Geldbedarf für Industriezwecke sichern denn auch für die nächste Zeit eine weitere Erleichterung in unserer Geldmarktpolitik. An den Börsen haben die Geldsätze eine nennenswerte Senkung erfahren, nachdem die Kreditinstitute und Pfandbriefbanken die zum Semesterwechsel freigewordenen enormen Barbeträge den Geldsuchern zumeist gerne zur Verfügung gestellt hatten. Die andauernd billiger notierten Metallpreise sowie Preisabschläge für Getreide und andere Warenprodukte bedingen für den Geldmarkt ebenfalls eine bessere Hoffnung auf das Nachlassen der seither anormalen Zinssätze. Trotzdem kann die Frage einer baldigen Diskontermässigung nicht ventiliert werden. Im Gegenteil erwartet man in Bankkreisen mit dem Herannahen der bekanntlich starken Herbstansprüche wiederum anziehendes Geld bei höheren Diskonten. Angesichts der herrschenden politischen Spannung, namentlich der akuten Lage am Balkan erscheint es ausgeschlossen, dass diese momentane Besserung der Geldverhältnisse irgend welchen Einfluss auf die trostlose Situation unserer Börsen ausüben kann. Die Rüstungen der Kapitalisten für die zu erwartenden grossen Steuervermehrungen und die erheblichen einmaligen Wehrbeiträge werfen bereits jetzt den Schatten fühlbarer Dispositionen voraus. Wirksamer ist und bleibt der nunmehr allgemein anerkannte Rückgang der industriellen Konjunktur. Obwohl die Notizen für die Kassaindustriewerte samt und sonders auf eine solche rückläufige Bewegung genügend gestimmt sind, beginnt das Kursgebäude jener Werte, wenn auch langsam, zu zerfallen. Die eingetretene Gelderleichterung trägt also nur wenig bei, an der Börse beruhigend auf die Tendenz einzuwirken. Auch die grossen Bestellungen für Staatszwecke, insbesondere für Eisenbahnbedarf und militärische Rüstungen lassen die Interessenten vollkommen apathisch. Mit grösserer Spannung erwartet man das Ergebnis der diesjährigen Ernte, welche den seitherigen Erwartungen nach befriedigend ausfallen dürfte. Mit Recht zählt man nach Realisation der Ernteerträgnisse auf die unbedingt notwendige Förderung der Kaufkraft durch die Landwirtschaft zur Hebung des gesamten Marktes. Die sich fortwährend widersprechenden Meldungen von dem blutigen und mörderischen Ringen um die Hegemonie der Balkanstaaten können die deutschen Effektenmärkte nicht weiter beunruhigen. Durch die Unlust und vollkommen tatenlose Haltung unserer Börsen verhallt auch ein solches Moment von derart ungünstiger Natur. Es bedarf eben gegenwärtig stärkerer Impulse, um irgend eine Schwankung der flauen, absolut unfähigen Tendenz herbeizuführen. Nur die fortwährende Furcht einer internationalen Einmischung, besonders die vielfach bekannt gewordenen Massnahmen Russlands, vermögen den Börsen dauernd neue Nerven zu geben. Der vorherrschend temperamentlose Verkehr wird auch fernerhin überwiegen, solange der Wetterwinkel des Balkans und die erwähnte Gefahr von Verwicklungen zwischen den europäischen Grossmächten in das Bereich der Möglichkeiten zu ziehen sind. Die längere Konferenz unseres Kaisers mit Vertretern der Berliner Hochfinanz und die Tatsache, dass die diesjährige Norlandsreise des Kaisers trotz der vielen politischen Verstimmungen keine Verzögerung erlitten hatte, werden in Bank- und Börsenkreisen immer noch vielfach im günstigen Sinne kommentiert.

München. M. Weber.

Aus dem Elektrizitätskonzern Brown Boveri. Die Stammgesellschaft des Konzerns, die Brown Boveri & Co., Akt.-Ges. in Baden (Schweiz) schlägt der Generalversammlung die Genehmigung zur Erhöhung des Aktienkapitals von 28 Millionen auf 32 Millionen Francs vor. Im Jahre 1910 hat die Stammgesellschaft des Brown Boveri-Konzerns die letzte Kapitalsvermehrung um 8 Millionen Francs vorgenommen. M. W.

Für die Reise.

Die Leser und Freunde dieses Blattes werden höflichst gebeten, in Hotels, Fremdenpensionen, Restaurants und Cafés und auch auf Bahnhöfen stets nachdrücklich die „Allgemeine Rundschau“ verlangen zu wollen.

Aus Bädern und Kurorten.

Wildbad Wemding. Bad Wemding, Haltestelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen, in anmutiger Lage am südwestlichen Abhang des sog. Hahnenkammes, von dem man eine der genussreichsten Fernsichten auf das Ries geniesst, gelegen, hat einen ungeahnten Aufschwung genommen. Vollständig neu eingerichtet und in allen Teilen den gesteigerten Anforderungen der Neuzeit entsprechend verbessert wurde das Bad, als es der jetzige Besitzer Hans Seebauer übernahm, der bemüht ist, den Aufenthalt zu einem wahren Genuss zu machen. Das Bad eignet sich vorzüglich für den Mittelstand, welcher sich ohne grossen Kostenaufwand erholen will. Die nahegelegenen herrlichen Wälder und die das Bad umgebenden grünen Wiesen laden zu Spaziergängen ein. Wer seine Nerven gründlich ausspannen will, wird hier seinen Zweck aufs beste erreichen und dies schöne Plätzchen Erde segnen. Die Heilwirkung der drei Schwefelquellen des Wildbades Wemding wird von ersten Autoritäten rühmend anerkannt. Durch ihren Gehalt an schwefel- und kohlensaurer Magnesia, salzsaurem Kali und Spuren von Schwefelwasserstoffgas und Eisen werden sie bei Gicht, Rheumatismen, chronischen Hautkrankheiten, besonders Flechten, Lähmungen, Kontrakturen, Steifigkeiten der Glieder und Gelenke samt den Folgen von Schlaganfällen, äusserlichen Verletzungen, übelgeheilten Wunden und Beinbrüchen, dann bei Hämorrhoidalleiden aller Art, Harnbeschwerden, Gries und Sand, Skropheln, bei Menstruationsunregelmässigkeiten und bei Krankheiten des Uterinsystems und der Bleichsucht und noch einer grossen Zahl aller möglichen Krankheiten mit Erfolg gebraucht.

Mädchenerziehungsinstitut der Englischen Fräulein in Wasserburg am Inn. Das Institut stellt sich als Mädchen-Mittelschule zur Aufgabe, katholischen Mädchen eine auf Religion gegründete, sorgfältige Erziehung zu geben, ihnen durch gediegenen Unterricht in den verschiedenen Zweigen weiblicher Wissenschaften und Fertigkeiten eine allseitige Bildung zu vermitteln und sie so für ihren künftigen Lebenslauf tauglich zu machen. Auf Wunsch der Eltern erhalten die Zöglinge auch Unterricht in der einfachen und doppelten Buchführung, im Maschinenschreiben, Malen, feineren Handarbeiten und in den modernen Fremdsprachen. Mit Beginn des Schuljahres 1913/14 kommt auch eine Schulküche in Betrieb. Auch für die Gesundheit der Zöglinge ist bestens gesorgt.

Marien-Au. Katholisches Mädchenpensionat zu Vallendar am Rhein. Lehrerinnen-Seminar mit drei Präparandieklassen und Seminar-Uebungsschule. Die Anstalt, gelegen in einem der reizendsten Seitentäler des Rheines, einige Minuten entfernt von der Stadt Vallendar bei Koblenz, bietet den Eltern Gelegenheit, ihren Töchtern die ihrem Stande entsprechende Erziehung und Ausbildung zu verschaffen. Die Anstalt bereitet in ihren pädagogischen Kursen zum Lehrerinnenexamen für die Volksschulen vor. In Privatkursen wird Gelegenheit geboten, sich nach Wahl in den neuern Sprachen und in Musik weiter zu bilden. Die Vorsteherin läßt es sich angelegen sein, ihre Zöglinge durch eine auf den Grundsätzen der katholischen Kirche beruhende religiöse Erziehung, durch Aneignung gediegener Kenntnisse und praktische Anleitung für das Leben und ihre dereinstige Stellung in demselben, tüchtig und geschickt zu machen. Die näheren Angaben über Unterrichtsplan, Aufnahmebedingungen, Pensionspreis usw. sind aus dem Prospekte ersichtlich, der gratis von der Vorsteherin verschickt wird.

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige Postamt, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den Verlag und die Buchhandels-Abonnenten stets an den betr. Buchhändler richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen

2000 Exemplare in 8 Wochen!

Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel.

Von P. Ad. Chwala, Obl. M. I.

Inhalt: Hausseelsorge — Laienhilfe — Pfarrkalender &c. — Pfarrkartothek. — Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8°. 240 Seiten. Broschiert 2.20, gebunden 3.20.

Verlag A. Laumann, Dülmen i. W.

Erhältlich in allen Buchhandlungen!

Vervielfältiger Thuringia

Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- und mehrfarbig, Rundschreiben, Einladungen, Preislisten, Kostenanschläge, Exportfakturen, Noten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, von Urschrift nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm mit allem Zubehör nur M. 10. 2 Jahre Garantie. **Otto Henss Sohn, Weimar 303 e.**

Wer probt — der lobt die Genossenschaftszigarren.

Verehrliche Raucher in Stadt und Land!

Wollen Sie für wenig Geld vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarren rauchen, dann kaufen Sie unsere Spezialmarken

Ziel 3 Monate. — **Ideal, 100 Stück Mark 4.80** — Illustrierter Katalog gratis und franko.

Landwirt	3.40 M.	Ideal	4.80 M.
Deutschlands Stolz	3.50 „	Mexiko	5.60 „
Glückauf	4.20 „	Hansi	5.80 „
El Conde	4.80 „	Unser Mann	5.80 „
Vorstenlanden	4.80 „	Lyra	8.50 „

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen.

Erste Pfälzer genossenschaftliche Zigarrenfabrik, E. G. m. b. H., Berg i. d. Rheinpfalz.

Anerkennungen: Zigarren sind vorzüglich. Bettingen, 23. Nov. 1912. Gg. Andr. Adler. — Zigarren sind sehr gut und preiswert. Münster i. Westf., 30. Nov. 1912. Werner, Revisor. — Die Ware ist zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen. Mittelstetten, 6. Dez. 1912. Schneider, Vorsteher. — Wir sind mit vorher gelieferten Zigarren vollständig zufrieden. Herzsprung, 9. Dez. 1912. H. Kersten, Rendant. — Mit Ihrer letzten Sendung war ich recht zufrieden. Neustadt, 11. Dez 1912. A. W. Heitzmann, Kgl. Gerichtssekretär. — Zigarren sind gut ausgefallen. Dernbach (Krs. Neuwied), 20. Jan. 1913. Friedrich Hütt.

V. Pfälzer Lourdes-Pilgerfahrt 11.—22. August ab Neustadt a. H. Paris, Biarritz, Lourdes, Toulouse, Marseille, Lyon, Ars. **Keine Nachtfahrt.** Logements in erstkl. Hotels mit voller Verpfleg. und Eisenb. II. Klasse 300 Mk. Prospekt durch Pfarrer Dr. Foohs, Landau, Pfalz.

Neues zeitgemässes Buch

Neulich ist erschienen:

Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert

Ein Beitrag zur Apologie der Kirche

Von P. Constantin Kempf, S. J.

Mit Titelbild. 384 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.—. Elegant gebunden Mk. 3.60.

. . . Grösstenteils an der Hand der Prozessakten schildert der Verfasser uns in lebendiger Darstellung eine grosse Anzahl von heiligmässigen Männern und Frauen aller Stände: Bischöfe, Priester, Ordensleute, Laien und Martyrer, zum Beweise dafür, dass die Kirche in unserer Zeit noch ebenso fruchtbar an Heiligen ist, wie sie es immer war. Das Werk ist somit eine einzig dastehende Apologie der katholischen Kirche. . . Büchermarkt, Crefeld.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Strassburg-Elsass.

Mineralwasser-Apparate

anerkannt erstkl. Fabrikat. Kompl. Einrichtung. u. aller Zubehör. Fordern Sie Katalog d. Spezialfabrik **Hugo Mosblech Köln-E. 556** Abt. I: Maschinenfabrik, Ab. II: Fruchtsaftpresserei und Essenzenfabrik mit Damp. betrieb. Export nach allen Ländern. Ueber 11000 Apparate „Mosblech“ im Betrieb.

Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photo-Apparate, Feldstecher, Musikwerke, Sprechmaschinen usw.

Kataloge gratis u. franko liefern

Jonass & Co. BERLIN A 512. Belle-Alliance-Str.

Heinrich Georg

G. m. b. H.

München, Lindwurmstr. 5

am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme

Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räume

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters.

Telephon 6877.

Schreibmaschinen

aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder

Teilzahlungen.

ALFRED BRUCK :: München 2. Bayerstrasse 25.

In unserem Verlage erschien:

Grammatik der Italienischen Sprache für Lateinkundige. Mit einem Texthefte und einem Vokabular. Preis brosch. 2 M., gebd. 2.80 M.

Das Büchlein eignet sich recht gut für den praktischen Gebrauch. Voraussetzung für das Studium ist, daß der Lernende die lateinische Sprache wenigstens einigermaßen kennt.

Kurze polnische Grammatik für Geistliche. Von P. Naz. Sasse, O. F. M. 3. Aufl. Preis brosch. 1.20 M., gebd. 1.50 M.

Die Grammatik ist zwar kurz, aber so faßlich und klar abgefaßt, wie es bei der immerhin schwierigen polnischen Sprache nur möglich war.

Polnisch-deutscher Beichtspiegel nebst Anhang, enth. u. a. eine Brevis instructio nupturientium. Ein Hilfsbüchlein für Geistliche. Von P. Naz. Sasse, O. F. M. 4. Aufl. Preis geheftet 60 Pfg.

Das Büchlein ist insofern recht praktisch, als zum Gebrauche desselben die Kenntnis der polnischen Sprache nicht erforderlich ist.

Pastoral-Medizin von Dr. C. Capellmann, Sanitätsrat. 16. Auflage. Herausgegeben von Dr. W. Bergmann. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Preis brosch. 5.50 M., gebd. 6.50 M.

Kreuz und Altar. Sieben Predigten über das Opfer des neuen Bundes. Von P. Aug. Perger, S. J. 3. Aufl. Preis brosch. 0.90 M., gebd. 1.20 M.

Der Grundgedanke dieser Predigten, die sich durch Kürze, Reichhaltigkeit des Inhalts und treffende Sprache auszeichnen, ist: die hl. Messe ist eins mit dem Kreuzopfer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

ST. LUDWIGS-HEIM
München, Schellingstrasse 5/I

Ruhige, vornehme Wohnungslage, nächst den Hochschulen und der Staatsbibliothek und dem Englischen Garten. Modern eingerichtete Zimmer für jede Zeitdauer. Mässige Preise. Trambahnlinie 3, 18, 26, 36.

Schliersee :: Hotel Wittelsbach

neu renoviert, in der Nähe des Bahnhofes. Auswahlreiche Speisekarte. Bier aus der Herzogl. Brauerei Tegernsee. Schöne Veranda, schattiger Garten. Elektrische Beleuchtung. G. Dannhofer, Besitzer.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**

neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension. Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Feldafing! Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.

Hotel Kaiserin Elisabeth! Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt. Mässige Preise und Arrangements. Prospekte durch den Besitzer G. Kraft.

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

Kaiserbad Rosenheim
(Bayer. Alpen)
Bahnlinie München Salzburg u. Kufstein.

Altbekanntes Bad und Hotel in ruhiger, staubfreier Lage. Pension inkl. Zimmer von M. 4.50 an. (Kein Pensionszwang.) Elektr. Beleuchtung. **Soole- und Moorbäder,** Eisenquelle und alle Arten Kräuterbäder, Kohlensäure-, elektr. Licht- und Wannenbäder, Sonnenbad, Inhalatorium, Massage und Gymnastik. Vollkommen moderne Einrichtung für Durchführung des **physik.-diätetischen** (Natur-) Heilverfahrens. Aerztl. Leiter: **Dr. med. Otto Denk** (langjähriger Vertreter der phys. diät. Therapie). — Prospekte und Auskunft durch den Arzt und die **Direktion**

„Dreizehnlinden“, Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. Nr. 177. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten, aller Komfort. Grosse Parkanlage. Garage. Tennis. Mäss. Preise. A. Müller, Bes.

Nerven- und alkoholkranke

Herren besserer Stände finden freundliche Aufnahme in dem vom Kath. Bund gegen den Alkoholismus gegründeten

Sanatorium Johannisheim zu Leutesdorf am Rhein.

Prachtvolle Lage unmittelbar am Rhein gegenüber Andernach u. dem Namedyer Sprudel. Vornehme Einrichtung. Schattiger Laubengang mit Pavillon am Rhein. Lese- u. Gesellschaftszimmer mit Balkon. Kapelle im Hause. Aerztliche und geistliche Leitung. Illustrierter Prospekt gratis.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)
Gasthof und Pension zum Ochsen.

Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise. Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer Kosmas Scherer.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. Dr. Becker,

Wörishofen

Hotel u. Bad Kreuzer mit SONNENBÜCHL
Atm. Kuranst., Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbäder
Prosp. frei.

Blankenberghe
Hotel du Rhin
a. Strande. Deutsches Haus I. Ranges. Pension inkl. Zimmer von 6 M. an.
= Illustrierte Prospekte. =

Erholungsheim für Geistliche und andere Herren.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele
Pension Edelweiss
4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prsp. kostenfr.

Wer krank ist

und Interesse hat für gute

Hausmittel

(keine Arznei- oder Geheimmittel!) verlange kostenlose schriftl. Aufklärung durch:

Krankenschwester Marie,
Wiesbaden S. 144, Adelheidstr. 13.

Magenleiden, Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, Blutarmut, Bleichsucht, Schwächezustände, Skrophulose, Adernverkalkung, Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Gallensteine, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Zuckerkrankheit, Ausschläge, Flechten, Krampfadern, Fuß- und Beinleiden etc.

„Schlafe patent“

„Fürst Bülow“
das vollkommenste Chaiselongue-Bett der Gegenwart in Verbindung mit einem **modernen Metall-Bett.**
Grosser Raum für die Aufbewahrung der Betten.
Kopflage in jede Schräge stellbar.
Katalog I gratis und franko.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,
München, Dienerstrasse 6.

Bozen Gasthof u. Restauration „Zur weissen Gans“, Museumstrasse 8. Tel. 1052/IV. Gut bürgerl. Haus, neu einger. Fremdenzimmer, gute Speisen, vorzügl. Weine und stets frisches Fassbier. Hochachtungsvollst L. Heidegger.

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Gais (Schweiz) Hotel Pension Krone. 950 m ü. M. Herrl. ruh. Lage, prächt. Spazierg. Pens. v. M. 4.40 an. Prosp. z. Verfüg.

Kurhaus Ober-Balmberg b. Solothurn. Herrl. Luftkurort in sehr geschützt. Lage, vorzügl. Küche, Pens. v. 5.50 an. Prosp. d. A. Mayregger.

ADELBODEN — Schweiz — 1400 m ü. M.
NEVADA PALACE VORNEHMES FAMILIENHOTEL
Grosser Garten. Tennis. Massiver Steinbau. Stat. Frutigen an der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè
Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause.
Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Ferien! An den Rhein!

Angenehmen Sommeraufenthalt finden Geistliche u. Laien, Herren u. Damen im

Studentenheim Bonn, Lennéstrasse 26|28

Schöne, ruhige Lage. Grosser Park. Pension pro Tag 4.50 M. Auskunft erteilt der geistl. Direktor Hacken.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Amrum-Norddorf. Nordseepensionat Hüttmann.

Off. Meer. Reinstes Inselklima. Strand, Bad, Dünen u. Haidetäler, herrlich. Eigen. Seebad. Strandbäder 30 Pf. Keine Kurtaxe. El. Licht. Wasserspülung in beiden neuen Hotels. Wohnung mit Verpfleg. bei d. meisten Zimmern tägl. 4.25 M. Vor- u. Nachsais. Ermäss. — Kathol. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eigener neuer Privatkapelle mit 3 Altären, nur für eigene Gäste. — Prospekte gratis.

Attendorner Tropfsteinhöhle.

Grösste und schönste Höhle Deutschlands!
An Bahnhof Attendorn. — Im Sauerland. — Strecke Köln—Overath—Attendorn—Finnentrop und Hagen—Finnentrop—Betzdorf. Täglich geöffnet. Elektrisch beleuchtet mit 600 Lampen. Prospekte gratis durch die Höhlenverwaltung.

Sehenswürdigkeit ersten Ranges!

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Lehr- und Erziehungsanstalt im Kloster Ettal bei Oberammergau

(Oberbayern)

Kath. Knabenpensionat unter der Leitung von Benediktinerordenspriestern, gelegen im bayerischen Hochgebirge, allen modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet, verbunden mit einem humanistischen Gymnasium, dessen Zeugnisse öffentliche Geltung haben. — Prospekte, welche alle nötigen Angaben über Lage, Charakter der Anstalt, Aufnahmebedingungen usw. enthalten, stellt auf Wunsch zur Verfügung das Direktorat des Erziehungsinstitutes.

In Oberbayern beheimatete, gut talentierte Mädchen, welche sich für den Lehrerinnenberuf ausbilden wollen, können in die I. Klasse der

Lehrerinnenbildungsanstalt der Ursulinen in Landshut

aufgenommen werden. Die Aufnahmeprüfung findet zu Beginn des neuen Schuljahres statt. Anmeldungen sind zu richten an das

Ursulinenkloster in Landshut,
Neustadt 535.

Pensionat der Schwestern von Notre Dame in Arlon, Belgien

Rue de la Banque.
Bahnstrecke Luxembourg—Bruxelles.

Vorzüglichste Gelegenheit zur Erlernung der französischen und englischen Sprache, der Musik und Malerei und auf Wunsch Unterweisung im Haushalt und Zuschneiden. Umgangssprache Französisch.

Prospekte versendet die Oberin.

Haushaltungspensionat St. Carolus zu Eich bei Luxemburg

geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus **für Töchter höh. u. besserer Stände.** Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekurs f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. deutschen, französischen und englischen Sprache und Konversation. Literatur, Malen, Musik, Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt durch die Oberin.

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereitungs-Anst. m. Pensionat **Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.**

Gegründet 1883. Staatlich genehmigt. Für alle Klassen Einj., Primaner und Abiturienten, auch ältere Berufe und Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroffene Erfolge, beste Empfehlungen d. hochw. Geistlichkeit, v. Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Beteiligung, Erwerb

nur nachweislich rentabler, grosszügiger Unternehmungen und Industrie-Objekte. Auch Placierung von **Erfindungen,** Hypotheken, Aktien, Erbschaften etc. Kredit und Teilhaberbeschaffung, Umwandlung und Neugründungen von Gesellschaften. Internationale Finanzierung und Vermittlung aller geschäftlichen Transaktionen. Unbedingte Verschwiegenheit zugesichert. **Kapital wird sofort nach Begutachtung unserer sachverständigen Mitarbeiter ausbezahlt.** Nur erstklassige Objekte mit detaillierten Anfragen können berücksichtigt werden und sind zu richten an

The World Trust Company, 3 Rue Palestro, Paris
(Auslandsporto.)

Vermittler verbeten. Persönliche Aussprache auf Wunsch!

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Hensson-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

KIRCHENGLOCKEN UND GLOCKENSTÜHLE

LIEFERT DIE SPEZIALFIRMA F. Hamm. AUGSBURG TEL: 2670

Erste Referenzen Höchste Auszeichnungen

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend u. in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen; auch die Kommunionhostien haben eigene Prägungen. Muster und Prospekte gratis und franko.

Franz Hoch,
Hostienbäckerei,
k. bayer. Hoflieferant.
Bischöflich genehmigt — Pfarramtlich beeidigt.
Miltenberg am Main,
Diözese Würzburg.

Kath. Lehrer, 20er Jahre, gut. Charakter, prächtig. Erscheinung und Besitzer eines herrl. Gutes von 200 Morgen im Münsterlande, sucht zw.

Heirat

Bekanntschaft mit einer kathol. Dame guten Gemütes. Gefl. Briefe möglichst mit Bild u. Ang. der Verh. unter K. O 18676 durch die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Tannenhof Lauterbach.

Württ. Schwarzwald. 600 Mtr.

Ideale Sommerfrische, direkt an Tannenhochwaldungen. Herrliche, ruhige, staubfreie Lage. Gut bürgerliches Haus, elektrisches Licht, Bäder, Massagen. Beste Verpflegung, mäßige Preise. Prospekt frei.

M. Schultheiß Erben.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

Rom

reisende Priester finden gute Aufnahme im

Priesterheim St. Michael
Lungtevere Farnesina 40, Roma.
Leitung deutsche Franziskanerbrüder.

Mässige Preise. Kapelle im Hause.

Hotel Union Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Nomis

voller, kräftiger, halbsüsser Wein, per Fl. 1 M, 12 Fl. à 90 ₰ empf.

Ph. Simon, München, Seidlstrasse 28 (an der Karlstrasse) und **Frauenstrasse 5,** gegenüber der Handelsschule.

Carl Walter

Bildhauer
TRIER Südallee 59

empfiehlt seine kunstgerecht gearbeiteten

Statuen, Gruppen, Reliefs, Kreuzwege Krippenfiguren

aus vorzüglichster Terrakotta einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre **Haltbarkeit** in den feuchtesten Kirchen und im Freien,

sowie Ausführung in Holz und Stein.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M. 2.60, (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M. 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40. Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M. 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 26. Juli 1913. X. Jahrgang.

Die bayerische Königsfrage.

Von Bezirksamtmann a. D. L. F. Wirschinger, München.

Quieta non movere war vor etlichen Monaten unter Berufung auf eine allerhöchste Willensmeinung als Parole ausgegeben worden, da Politiker und Wissenschafter sich in eingehendem Gedankenaustausch über die bayerische Königsfrage auseinandersetzten.[1] Zuletzt sprach die „Juristische Wochenschrift" für und wider, dann kam das Schweigen, das jüngst der Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer Dr. v. Orterer wieder löste mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß auch auf dem Gebiete dieser Frage in irgendwelcher Zeit und Form eine Lösung sich finden werde, welche die Einigkeit der Zentrumspartei und -Fraktion offenbare. Wenn in den Dezembertagen des vergangenen Jahres die Meinungen in der Königsfrage sich nicht einigen wollten, so ist deren Urgrund nicht sowohl in persönlichen und Parteiauffassungen zu suchen, sondern auf einen Streit der wissenschaftlichen Theorie zurückzuführen: hie v. Seydel — hie v. Pözl. Pözl war der Ansicht, daß Verfassungsänderungen und -Ergänzungen auch unter der Regentschaft zulässig seien, und v. Seydel war bemüht — Eingeweihten ist das Verhältnis beider Staatsrechtslehrer bekannt —, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß während einer Reichsverwesung Aenderungen und Zusätze zur Verfassungsurkunde ausgeschlossen seien. Das große „bayerische Staatsrecht" v. Seydels, dem die wissenschaftliche Bedeutung gewiß nicht abgesprochen werden soll, zeigt ja eine fortlaufende Reihe von Negationen Pözlscher Lehrsätze, welche die theoretische Gegnerschaft dartun. Seydel wurde in maßgebenden Kreisen als endgültige Autorität geschätzt und er hatte das letzte Wort; so war es eine sehr erklärliche Folge, daß seine Auffassung für die Meinung vieler die ausschlaggebende blieb. Und doch, unbeschadet aller Achtung vor dem Wissen und Können v. Seydels, muß gesagt werden, in dieser Frage hat ihn das negatorische Bestreben offenbar auf einen Irrweg gedrängt.

Im ersten Bande seines bayerischen Staatsrechts bezieht er sich auf eine Aeußerung König Ludwig I. als damaligen Kronprinzen bei den Beratungen des Staatsrats über den Entwurf der Verfassungsurkunde: „wie unter den Regentenhandlungen, die der Reichsverweser nicht ausüben dürfe, nicht (!) begriffen sei, daß dieser während der Reichsverwesung keine Anträge zu Abänderungen in der Verfassungsurkunde machen könnte." Aus der Mitte des Staatsrats wurde erwidert, diese zwar nicht wörtlich aufgenommene Bestimmung gehe aus dem ganzen Sinne des II. und X. Titels der Verfassungsurkunde hervor, im § 7 letzteren Titels sei bestimmt ausgesprochen, daß alle Abänderungen allein vom Könige ausgingen, dem Reichsverweser sei nicht einmal die Gründung eines neuen Amtes oder eine definitive Dienstverleihung mit Ausnahme der Justizstellen gestattet und ihm die Rückgabe der Rechte und Gerechtsame der Krone in der Art, wie ihm diese zur Verwesung anvertraut worden, worunter die Aufrechterhaltung der Verfassung, so wie sie der König gegeben, als einer der vorzüglichsten Bestandteile betrachtet werden müsse, durch einen feierlichen Eid zur Pflicht gemacht.

Die Frage erscheint hiermit erledigt. Verfassungsänderungen durch den Regenten sind nach bayerischem Staatsrechte unzulässig, folgert Seydel und führt E. v. Moys Lehrbuch an, der sich auf die Schlußfolgerung vom Kleineren aufs Größere beruft. E pur si muove — die Verfassung; Seydel ging fehl. Er hat übersehen, daß die Stelle sich mit der damaligen Beschränkung des ständischen Initiativrechts befaßt, welch letzteres der Krone allein gewahrt bleiben sollte, und daß es daher hier oder in dem Abschnitt über die Regentschaft (Titel II der Verfassungsurkunde) eines ausdrücklichen Hinweises bedurft hätte, wenn der Reichsverweser gleich wie die Stände in der Ausübung der Gesetzesinitiative beschränkt werden wollte. Der Folgerung Moys vom Kleineren zum Größeren wird mit Recht entgegengesetzt, daß auf diesem Wege und mit analoger Anwendung des Titels II § 18 der Verfassungsurkunde der Grundsatz des § 17: Der Regent übt . . . alle Regierungsrechte aus, welche nicht besonders ausgenommen sind, in sein Gegenteil verwandelt werden könnte. Der Vorschlag von Aenderungen der Verfassungsurkunde ist hier nicht besonders ausgenommen; die Stelle im X. Abschnitt bezieht sich nicht auf den Regenten als Verwalter von Rechten der Krone, sondern auf die Stände. Der Reichsverweser schwört, den Staat in Gemäßheit der Verfassung und der Gesetze zu verwalten, die Rechte der Krone zu erhalten und dem Könige die zur Ausübung anvertraute Gewalt getreu zu übergeben. Nach diesem Eide darf der Regent gemäß der Verfassung als Träger aller nicht besonders ausgenommenen Regierungsrechte auch Aenderungen der Verfassungsurkunde vorschlagen; eine Grenze, wieweit solche Vorschläge gehen können, setzen die Einleitungsworte der Verfassungsurkunde „sichernd gegen willkürlichen Wechsel". Die Grundzüge der Verfassung als solche dürfen nicht willkürlich angetastet werden, bezüglich dieses Rechts hat der königliche Geber sich und seinen Nachfolgern eine Schranke gezogen, die selbstverständlich auch den Regenten bindet. Aber Aenderungen der Ausführungsbestimmungen der Verfassungsurkunde, welche keinen Wechsel in den Grundzügen der Verfassung bewirken, sind zweifellos zugelassen. Wenn der Reichsverweser von der anvertrauten königlichen Gewalt in diesem Sinne unter Beobachtung der Verfassung Gebrauch macht, vergibt er den Rechten der Krone nichts, die ausdrücklich in den Einleitungsworten versichert, das Fortschreiten zum Besseren nach geprüften Erfahrungen solle nicht gehindert sein. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Bestimmungen über die Reichsverwesung der Staatsnotwendigkeit und dem Ansehen der Krone nicht allewegs genügen, also handelt der Regent nur im Geiste des Verfassungsgebers, wenn er hier Bestimmungen vorschlägt, die als Fortschritt zum Besseren sich notwendig erwiesen haben. Auf welchem Wege dieser Fortschritt erreicht werden soll, darüber gehen die Meinungen der Staatsrechtslehrer auseinander. Piloty empfiehlt eine Ergänzungsbestimmung zu dem Abschnitte der Verfassungsurkunde über die Regentschaft, auf Grund deren bei dauernder Regierungsunfähigkeit des Königs ohne Aussicht auf Behebung dieser Behinderung unter Mitwirkung des Landtags die Beendigung der Reichsverwesung und die „Absetzung" des Königs auszusprechen wäre. Dyroff schlägt unter gleichen Voraussetzungen vor, daß die Vormünder des Königs in dessen Namen die Niederlegung der Krone sollen erklären können. Beiden Meinungen stellen sich vom Standpunkte des Legitimitätsprinzips wie des Staatsrechts ernste Bedenken entgegen. Dem Grundsatze der Legitimität und dem Staatsrechte widerstrebt es überhaupt, den König abzusetzen, und noch mehr, daß dies unter Mitwirkung derer geschehen soll, denen der Monarch durch die Verfassung übergeordnet ist. Zum anderen hat der an der Regierung behinderte König als Monarch keine Vormünder, das Familienstatut kennt eine Vormundschaft nur für den Bereich der privatrechtlichen Verhältnisse des Königs. Die

[1] Vgl. insbesondere die im Verlage der „Allgemeinen Rundschau", München, erschienene Broschüre Zur bayerischen Königsfrage von Dr. Armin Kausen (Sonderabdruck aus Nr. 3 (1913) der „Allgemeinen Rundschau", München), Preis 20 Pf.

Niederlegung der Krone ist aber ein staatsrechtlicher Akt, zur Abgabe einer staatsrechtlich geltenden und bindenden Erklärung für den behinderten König sind die auf das privatrechtliche Gebiet beschränkten familienstatutarischen Vormünder nicht legitimiert noch berechtigt.

Das Ziel des Fortschritts zum Besseren läßt sich wohl noch auf andere Weise erreichen, welche sowohl die odiose „Absetzung“ als auch die Willenssurrogierung durch eine gesetzlich ausgeschlossene Vertretung vermeidet. Aus den letzten 27 Jahren kommen zwei Möglichkeiten dauernder und nicht behebbarer Regierungsbehinderung in Betracht. Die Behinderung tritt nach dem Antritte und der Uebernahme der Regierung oder sie tritt nach dem Anfalle der Krone aber vor Antritt und Uebernahme der Regierungsgewalt ein. Die Ausübung der Regierungsgewalt durch den König nach Anfall der Krone gemäß der Thronfolgeordnung setzt nämlich einen ausdrücklichen Willensakt, die Uebernahme der Regierung durch den Berufenen voraus. Der erste Fall hat zeitlich seine Lösung durch den Hintritt König Ludwig II. gefunden. Der zweite, jener König Ottos, beschäftigt noch die Gegenwart. König Otto war bei Anfall der Krone außerstande und wird nach menschlicher Voraussicht überhaupt nicht mehr in die Lage kommen, durch einen rechtsverbindlichen Willensakt die Annahme der Krone und den Antritt der Regierung zu erklären. Tatsächlich liegt also das Verhältnis so, wie wenn ein Thronfolger nicht vorhanden wäre. Hieraus sind die rechtlichen Folgerungen zu ziehen, indem unter Beobachtung der in der Verfassungsurkunde vorgeschriebenen Formen eine Ergänzungsbestimmung zu Titel II der Verfassungsurkunde, etwa nach § 21, beantragt und erlassen werde, daß bei festgestellter dauernder Behinderung des Monarchen an der Regierung ohne Aussicht auf Behebung dieses Hindernisses die Reichsverwesung nach Umfluß einer bestimmten Zeit — 18 Jahren analog der Minderjährigkeitsdauer — für beendigt und die ordentliche Thronfolge als eröffnet zu erklären sei. Von einer „Absetzung“ kann hier nicht die Rede sein; denn Absetzung drückt die Entziehung eines Rechtsbesitzes aus und letzterer setzt den Erwerb dieses Rechtsbesitzes voraus, den ein dauernd rechtlich Willensunfähiger nicht bewirken kann. Mit derselben Ergänzungsbestimmung läßt sich auch der erste Fall, der mit Gottes Willen hoffentlich nicht wiederkehren wird, die dauernde Regierungsbehinderung ohne Aussicht auf Behebung des Hindernisses nach Antritt der Regierung decken. Der König kann nicht gezwungen werden, König zu bleiben, wenn er es nicht mehr sein will, sagt zutreffend von Seydel. Der Satz führt in einer Umkehrung zu einem anderen: zur Innehabung der königlichen Gewalt gehört auch der Wille, sie zu üben und zu behalten. Wer mangels rechtsverbindlicher Willens- und Handlungsunfähigkeit auf die Dauer und ohne menschliches Absehen einer Aenderung behindert ist, den Willen auf Innehabung der königlichen Gewalt zu betätigen, wird demjenigen gleichzusetzen sein, der auf diese Gewalt verzichtet. Und wenn in dieser Annahme die Eröffnung der ordentlichen Thronfolge ausgesprochen wird, läßt sich nicht einwenden, daß dies eine Absetzung gegen den Willen des Königs bedeute; denn dieser Wille existiert ja tatsächlich nicht mehr.

Im Verlaufe der wissenschaftlichen Erörterung der Königsfrage ist auch auf eine Bestimmung der Goldenen Bulle Bezug genommen worden, welche den von der Thronfolge ausschließt, der mente captus, fatuus ist oder sonst an einem bekannten und besonderen Gebrechen leidet, propter quem non deberet seu posset hominibus principari. Aus dieser Bestimmung wollte gefolgert werden, daß tatsächlich in Bayern die ordentliche Thronfolge eröffnet und eine Reichsverwesung nicht geboten gewesen sei. Die Berechtigung der Einrede, daß diese in der patrimonialstaatlichen Auffassung wurzelnde Bestimmung innerhalb der durch ein konstitutionelles Grundgesetz neugeregelten Staatsordnung keine Anwendung mehr finden könne, ist zuzugeben. Immerhin erscheint aber die fragliche Bestimmung der Goldenen Bulle, herausgeschält aus der ferneren Verbindlichkeit, geeignet, als ein allgemeiner Rechtsgrundsatz betrachtet zu werden, der den vorgeschlagenen Ergänzungen der Verfassungsurkunde zu allgemein rechtlicher Stütze zu dienen vermag.

Der Gang der Einleitung dieser Verfassungsergänzungen und ihrer Ausführung dürfte folgender sein: Zunächst müßte eine einhellige Kundgebung beider Häuser des Landtags und aller Parteien dem Wunsche des Landes Ausdruck geben, daß endlich nach 27 langen Jahren der Zustand des Interregnums wieder in eine königliche Regierung übergeführt werde. Die Einhelligkeit dieser Kundgebung läßt sich gewiß sichern, wenn die führenden politischen Größen sich dessen nachdrücklich annehmen. Nach dieser Kundgebung hätte die Staatsregierung mit Ermächtigung des Regenten und nach Anhörung des Regentschaftsrates dem Landtage den Entwurf der oben empfohlenen Ergänzungsbestimmung zu Titel II der Verfassungsurkunde vorzulegen. Sobald dies Ergänzungsgesetz unter Beobachtung der verfassungsmäßigen Formvorschriften Gesamtbeschluß beider Häuser des Landtags geworden, sanktioniert und promulgiert ist, wäre sodann von der Staatsregierung mit allerhöchster Ermächtigung die Feststellung der dauernden Regierungsbehinderung des Königs und der Aussichtslosigkeit auf Behebung dieses Hindernisses dem Landtage mit dem Antrage vorzulegen, die Anerkennung auszusprechen, daß die Voraussetzungen für die Ausführung der neuen Ergänzungsbestimmungen zur Verfassungsurkunde vorliegen und demnach die ordentliche Thronfolge eröffnet sei.

Möchten diese Darlegungen dazu beitragen, die endliche Lösung der Königsfrage zu fördern, daß der Wunsch des geschiedenen Herausgebers dieser Zeitschrift, den er Bayern wie ein heiß empfundenes Vermächtnis hinterlassen,[1]) bald in dem Ruf Erfüllung finde: „Es lebe der König, es lebe die Königin!“ Ein Ruf, der in allen Bayernherzen den lauten Widerhall fände, der einer längst gehegten, sehnlichen Erwartung entspringt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper.

Die Entwirrung auf dem Balkan.

In der Berichtswoche bildete sich ein tatsächlicher Waffenstillstand aus. König Ferdinand von Bulgarien zog endlich, nachdem seine persönlichen Hilferufe erfolglos geblieben waren, die Logik aus den Tatsachen und entließ seinen unglückseligen Ministerpräsidenten Danew. Radoslawow und Ghenadiew, die aus der Stambuloff'schen Schule stammen und also im Gegensatz zu der Russophilie Danews und der Mehrheit der Sobranje stehen, wagten in die Bresche zu treten, und ihre erste Maßnahme war die Entsendung Geschows nach Bukarest zur Einleitung von Friedensverhandlungen. Rumänien hatte vorher schon den Großmächten und dem König Ferdinand persönlich mitgeteilt, daß es keinen Sonderfrieden schließen werde, sondern auf einem gemeinsamen Friedensabschluß für alle kriegführenden Staaten bestehe. Inzwischen sind nun Serbien und Griechenland mit Rumänien einig geworden über die Grundzüge des Friedens, die sie Bulgarien vorlegen wollen. Die Konferenz der Balkan- und Donaustaaten soll in Nisch stattfinden.

Diesem aditus ad pacem droht noch eine Störung von der türkischen Seite. Das regierende Jungtürkentum hat sich schon immer durch blinden Eifer ausgezeichnet. Jetzt drängen diese gierigen Phantasten auf eine Wiedereroberung von Adrianopel. Von den gegenwärtigen Ministern haben drei noch genug Einsicht und Charakterfestigkeit, um auf die ernsten Mahnungen der Großmächte hinzuweisen, namentlich auf die Drohung Rußlands mit dem Einmarsch in Armenien. Die anderen Minister berufen sich auf den Willen der Armee, die angeblich das Losschlagen fordere. Zurzeit steht die türkische Armee vor Adrianopel. Hoffentlich gelingt es den Großmächten doch im letzten Augenblick noch, die Drahtzieher des jungtürkischen Komitees von der Erfolglosigkeit einer Wegnahme von Adrianopel zu überzeugen. Allerdings hat Sir Edward Grey, der unermüdliche Auslandsminister Englands, soeben eine Lobrede auf das europäische Konzert gehalten, die als Grundlage der Eintracht nicht bloß den Verzicht auf jede Sonderaktion, sondern auch die Vermeidung aller Zwangsmaßregeln hinstellte. Er wollte die handgreifliche Einmischung in die Kämpfe der Balkanstaaten perhorreszieren. Etwas anderes ist es aber, wenn die Türkei über die Linie Enos-Midia, die ihr von der Botschafterkonferenz in London als Grenze angewiesen ist, in Auflehnung gegen Europa hinausgeht. Da ist Europa zu einem erzieherischen Zwangsverfahren, z. B. durch eine Flottendemonstration vor Konstantinopel, sehr wohl berechtigt und eigentlich auch verpflichtet. Uebrigens sollte man meinen, daß die Bulgaren auch in ihrer jetzigen Bedrängnis noch so viel Kraft hätten, um Adria-

[1]) Noch in den letzten Tagen beschäftigte die Königsfrage Dr. Kausens Geist, und unter seinem literarischen Nachlaß befindet sich der Torso eines Aufsatzes, der als Ergänzung und Fortsetzung des Artikels in Nr. 3 der „A. R.“ gedacht war, dessen Vollendung leider der Tod verhinderte. Anm. d. Red.

nopel gegen die Türken so lange zu verteidigen, bis der Bruderkrieg abgeschlossen ist.

Im Gegensatz zur Türkei handelt Rumänien korrekt und vernünftig. Gegen die Uebermacht eines Großbulgarien mußte es sich wehren. Es hat aber seine Kompensationsforderung (die Grenzlinie Turtukai-Baltschik) auch dann nicht gesteigert, als Bulgarien zu Boden gefallen war. Seine weitere Kriegführung bezweckte nur die Teilnahme an den Friedensverhandlungen, und diese Forderung ist berechtigt, da Rumänien ein wesentliches Interesse an der Herstellung des Gleichgewichtes auf dem Balkan hat. Auch in der letzten Zeit sind wieder Gerüchte in Umlauf gebracht worden über angebliche Einmischung Oesterreichs zugunsten von Bulgarien, offenbar in der Absicht, Rumänien gegen Oesterreich und den Dreibund einzunehmen und auf die russisch-französische Seite zu ziehen. Die Bukarester Regierung aber stellt dem österreichischen Nachbar ein halbamtliches Vertrauensvotum aus, indem sie hervorhebt, daß Rumänien der österreichischen Politik den Erfolg seiner Bestrebungen wesentlich mit zu verdanken habe.

Daß die Friedensverhandlungen nicht in Petersburg, sondern in Nisch stattfinden, ist für die Dreibundmächte angenehm; vielleicht auch für England. Alles in allem genommen, haben Rußland und sein Schleppträger Frankreich trotz ihrer Vordringlichkeit auf dem Balkan schlechte Geschäfte gemacht. Nach einem Berliner Kongreß, der neuerdings von den rührigen Gerüchtfabrikanten an die Wand gemalt wurde, werden unsere Staatsmänner gewiß keine Sehnsucht haben. Die Nachwehen des Berliner Kongresses von 1878, die Fürst Bismarck zu tragen hatte, sind nicht verlockend. Es genügt uns vollkommen, wenn die Balkanstaaten unter Mitwirkung von Rumänien sich selbst zum Frieden verhelfen.

Das französische Militärgesetz.

Endlich ist die Deputiertenkammer in Paris mit dem Gesetz über die Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit fertig geworden. Die Annahme erfolgte mit 358 gegen 204 Stimmen. Die Rechte stimmte für die Heeresverstärkung. Die starke Minderheit von 204 Stimmen rührt von Radikalen und Sozialisten, also von der republikanischen Linken her. Die Abstimmung zeigt also eine bedenkliche Spaltung unter den Parteien, auf welche die Republik sich stützt. Die deutsche Heeresverstärkung ist nicht bloß schneller, sondern auch in viel größerer Einmütigkeit der staatserhaltenden Parteien vor sich gegangen.

Daß in der französischen Kammer trotz aller Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften nicht einmal eine Zweidrittelmehrheit zu erzielen war, ist umso auffälliger, als zu guter Letzt das Gesetz noch wesentlich abgemildert worden war. Die Zurückbehaltung des Jahrgangs, der im Herbst nach zweijähriger Dienstzeit entlassen werden sollte, kam den Abgeordneten doch zu gefährlich vor. Ja, man glaubte sogar, um Unzufriedenheit und Aergernisse zu verhüten, auch den nächstfolgenden Jahrgängen noch die kürzere Dienstzeit belassen zu müssen. Als Lückenbüßer soll nun der junge Nachwuchs um ein Jahr früher ausgemustert und eingestellt werden. Ob die Heranziehung der Zwanzigjährigen zulässig sei, hat der allgemeine Gesundheitsrat verneint, der militärische Gesundheitsrat dagegen bejaht. Die Kammer hat sich dem letzteren Votum angeschlossen, der Not gehorchend. Denn es ist ja ganz klar, daß die Leistungsfähigkeit der Truppe, die ohnehin schon wegen der Einstellung von Halbtauglichen schwach ist, unter der Einstellung von unreifen Jünglingen weiter sinken muß. Auch wenn man von diesem Moment der physischen Schwäche absieht, ergibt sich aus den letzten Beschlüssen, daß die französische Armee erst nach drei Jahren in diejenige Verfassung gelangen wird, die sie mittels der verlängerten Dienstzeit erlangen soll. Diese Verschiebung rechtfertigt wohl die Annahme, daß die Franzosen vor dem plötzlichen Ueberfall durch die Deutschen, den man dort so oft an die Wand malt, wirklich nicht so große Angst haben. In der Tat, Deutschland wird sie nicht angreifen, auch wenn die französische Armee durch die Unzulänglichkeit des Nachwuchses und die Zersetzung der Disziplin noch weiter leidet. Wir betrachten die Schwierigkeiten, die den Franzosen auf dem militärischen Gebiete erwachsen, nur von dem Gesichtspunkt aus, daß sie den Ausbruch eines Revanchekrieges verhindern. Nebenbei können wir uns ja auch darüber freuen, daß die Militärlasten bei uns zu Lande doch noch längst nicht so schwer sind, als in Frankreich. Wir können dem Schicksal für die „gnädige Strafe" danken, so lange wir noch mit der zweijährigen Dienstzeit (und sogar unter Aufrechterhaltung des Einjährigensystems) davonkommen!

Wieder eine englische Flottenrede.

Lord Churchill hat das neueste Flottenprogramm entwickelt. Erfreulich ist immerhin, daß er für die drei Kanadaschiffe, die vorläufig nicht bewilligt sind, nicht drei neue Reichsschiffe auf Stapel legen, sondern nur den schwebenden Bau an drei Schiffen beschleunigen will. Auf die Dauer wird freilich doch die englische Marine um jene drei Schiffe verstärkt werden; denn Churchill hofft, daß Kanada sie doch noch bewilligt; im anderen Falle behält er sich den Ersatz auf Reichskosten vor. Leider hat Churchill auf sein berühmtes Ferienjahr im Schiffsbau vollständig vergessen. Auch eine Anfrage aus dem Hause vermochte sein Gedächtnis nicht aufzufrischen. In der Form zeigt er eine gewisse Rücksicht auf Deutschland, da er zunächst an Stelle der Neubauten die „Beschleunigung" setzt. In der Sache selbst bleibt es aber bei der systematischen Ueberschreitung des Verhältnisses von 16:10 zum Vorteil von England. Die Hoffnung, daß wir mit England zu einem reellen Abkommen über den Schiffsbau gelangen könnten, ist also nicht gestiegen. Wir müssen schon froh sein, wenn im übrigen die Besserung unseres Verhältnisses zu England anhält.

Notwendige Richtlinien für die deutsche Auslandspolitik.

Von Hofrat Dr. Eugen Jäger, Mitglied des Reichstags.

I.

In der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 17 vom 26. April haben wir in dem Artikel „Die Wehrvorlage und die deutsche Auslandspolitik" die großen Fehler erkannt, welche die deutsche Politik seit Bismarcks Rücktritt gemacht hat, und welchen wir zu einem guten Teile unsere jetzige schwierige Lage verdanken. In den folgenden Zeilen soll nun versucht werden, die Richtlinien zu zeichnen, nach welchen die Neuorientierung der deutschen Auslandspolitik zu gestalten wäre.

Der Zusammenbruch der Türkei unter den Schlägen der Balkanvölker hat im Osten und Südosten die slawischen Leidenschaften, im Westen den französischen Deutschenhaß und Rachedurst mächtig angeregt. Dieser Krieg war von den Balkanvölkern unter russisch-französisch-englischem Schutze mit großer Ruhe seit Jahren vorbereitet. Die ganze Ausbildung dieser Völker, die ganze Militärverfassung und alle Rüstungen galten seit Jahren diesem Ziel. Mit einer beispiellosen Opferwilligkeit und Tapferkeit haben besonders Bulgaren und Serben gefochten. Die treibende Kraft war der Freiheitsdurst und das Verlangen nach Rache, die sich bei diesen Völkern in einer mehr als 400jährigen brutalen Unterdrückung angesammelt hatten. Rußland hat als geborene Schutzmacht der orthodoxen Slawen die Bewegung hinter den Kulissen geleitet, England und Frankreich haben Geld gegeben. Das Ziel war die Zerschmetterung der deutsch-österreichischen Orientpolitik und dieses Ziel ist erreicht. Von großer Bedeutung wäre es, wenn man Griechenland und vielleicht auch Bulgarien allmählich vom Balkanbunde ablösen könnte. Aber eine solche Geschicklichkeit wird niemand der deutschen Diplomatie zutrauen. Noch wichtiger wäre es, wenn die Balkanslawen die griechische Form des Katholizismus allmählich verlassen und sich an Rom anschließen würden. Für die große politische Bedeutung dieses Wandels aber haben die Staatsmänner Europas längst das Verständnis verloren.

In eine sehr schwierige Lage kommt Oesterreich. Bis jetzt hat ihm der Krieg ungeheure wirtschaftliche Schäden zugefügt. Der ganze große Teil seiner gewerblichen Tätigkeit, der für die Ausfuhr nach dem Orient arbeitet, stockt seit vielen Monaten. Nur durch Konkurse verlor die Industrie Oesterreichs in den letzten vierzehn Monaten eine Milliarde Kronen, dazu kommen noch weit größere Summen, die verloren gingen, ohne daß die betreffenden Geschäfte zum Zusammenbruch kamen.

Serbien scheint fest entschlossen, sich im Haß gegen Deutsche und Magyaren andere Absatzmärkte für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse und andere Bezugsquellen für seine gewerblichen Bedürfnisse zu suchen als die bisherigen in Oesterreich-Ungarn. Zunächst wird allerdings eine gewaltige Erschlaffung unter den Balkanvölkern eintreten, besonders unter den Serben und Bulgaren. Ihre finanziellen Kräfte sind schwer geschädigt, ihre waffenfähige Mannschaft ist stark vermindert. Ein neues Geschlecht muß erst heranwachsen, ehe diese Staaten

wieder kriegstüchtig sind. Eine nennenswerte Kriegsentschädigung von der Türkei zu erhalten, wird ihnen kaum möglich sein. Die europäischen Gläubiger der Türkei, besonders Frankreich und England werden hier zunächst ihre eigenen Interessen wahren, um nicht selbst Kapital und Zins zu verlieren. Wohl aber werden diese beiden Staaten die jungen erschöpften Balkanvölker mit Geld unterstützen in der Hoffnung, außer dem Zins für diese Darlehen auch den Balkanmarkt für ihre Erzeugnisse zu gewinnen. Oesterreich wird große Klugheit und starkes Entgegenkommen zeigen müssen, um diesen Markt für sich zu retten. Er wird mit der Zeit sehr fruchtbringend werden, denn die neuen Reiche werden mit Energie wirtschaftlich aufwärts streben und sich die abendländischen Kulturstaaten zum Muster nehmen.

Noch schwieriger wird die Nationalitätenfrage für Oesterreich sich gestalten. Unter den 52 Millionen Einwohnern der Habsburgischen Monarchie sind nur 12 Millionen Deutsche, etwa 8 Millionen Magyaren, 3 Millionen Rumänen, nicht ganz 1 Million Italiener und Romanen, der Rest mit 28 Millionen sind Slawen, darunter haben die Serben allein 6 Millionen und mit den Kroaten sind es ca. 8 Millionen. Die Kroaten unterscheiden sich von den Serben fast nur dadurch, daß sie römisch-katholisch sind, infolgedessen aber auch auf einer weit höheren Kulturstufe stehen, wie die griechisch-katholischen Serben. Man fürchtet in Oesterreich, daß eine Serbia irredenta entstehen werde, das heißt, daß das vergrößerte serbische Königreich sich zum Ziel setzen werde, die unter Oesterreichs Herrschaft stehenden Serben und Kroaten zu annektieren und zu diesem Zwecke eine ständige nationale Agitation zu entfalten. Man war daher in Wien sehr erregt, als im Winter die Nachricht kam, die serbische Regierung verhandle mit dem Papste, um die religiösen Bedürfnisse der römischen Katholiken, die in den neu eroberten serbischen Gebieten zerstreut wohnen, zu befriedigen. Die Unduldsamkeit der Serben gegen den römischen Katholizismus überragt sogar noch die sächsische, und das will gewiß viel heißen. In jenen Gebieten hat bisher Oesterreich das Protektorat über die Katholiken ausgeübt. Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß Serbien diesen Zustand aufrecht erhalten kann, in einem selbständigen Reiche kann kein fremder Staat eine Schutzherrschaft über einen Teil der Untertanen ausüben. Das hochgesteigerte slawische Nationalgefühl spricht auch bereits davon, Galizien mit seinen Polen und Kleinrussen (Ruthenen) von Oesterreich abzureißen. Dann wäre auch Deutsch-Polen ernstlich bedroht. Einstweilen wird man aber das alles als weit entfernte Zukunftsmusik betrachten dürfen. Daß Oesterreich noch mehr, als es gegenwärtig schon ist, eine slawische Macht wird, läßt sich nicht verhindern, wenn man nicht will, daß die Süd- und Westslawen ganz zu Rußland sich hinwenden. Man spricht daher bereits nicht mehr von einer Drei-, sondern von einer Vierteilung der Donaumonarchie, von der föderalistischen Verbindung der deutschen, der nordslawischen, der südslawischen und der magyarischen Kronländer. Mit dem unglücklichen Beustschen Dualismus ist es zu Ende. Hoffen wir, daß bei dieser Neuregelung die nationalen Interessen der Deutschen in Oesterreich voll und ganz gewahrt werden.

II.

Am gefährlichsten ist für uns zunächst die Wirkung des türkischen Zusammenbruchs auf Frankreich. Der Deutschenhaß ist dort so stark geworden wie niemals seit 1871, und die ganze, auch die katholische Presse, unterstützt ihn. In demselben Sinne arbeitet seit Jahrzehnten die Erziehung in der Schule, besonders in den Geschichts- und Geographiebüchern. Die Vorkommnisse bei der unfreiwilligen Landung eines deutschen Luftschiffes in Lunéville, die Beschimpfungen und Mißhandlungen dreier harmloser Deutscher in Nancy am 13. April durch Studenten und Pöbel zeigen, wie kurzsichtig es ist, angesichts der neuen Wehrvorlage von der Friedensliebe des französischen Volkes zu reden. Das friedliebende Element ist in Frankreich vollständig zurückgetreten und im Ernstfalle weder imstande noch willens, dem Aufflammen der Kriegsleidenschaft zu wehren. Der leidenschaftliche Charakter der Franzosen birgt die Gefahr in sich, daß beim geringsten deutsch-russischen Konflikt die französischen Gewehre und Kanonen von selbst losgehen. Die Wanderreden, welche die Herren Wetterlé und Genossen im Frühjahr 1913 in Frankreich veranstalteten, um dort den Gedanken der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens zu stärken, haben eine große Bedeutung: die Französlinge im Reichslande wittern Morgenluft. Daher hat diese Richtung von jeher die Beruhigung des Volkes und jede, wenn auch nur mittelbare Anerkennung der deutschen Herrschaft zu hintertreiben gesucht. Unterstützt wurde sie dabei allerdings durch die preußische Verwaltung, die von Anfang an bis jetzt Fehler an Fehler gereiht hat und besonders mit ihrem traditionellen Ungeschick es verstand, das Vertrauen der großen Mehrheit der Bevölkerung des Reichslandes, der Katholiken, immer wieder von sich abzustoßen. Diesem Preußentum verdankt es Deutschland mehr als allen anderen Einflüssen, daß die Bevölkerung an unserer West- und unserer Ostgrenze unzuverlässig geworden ist.

Die Franzosen hoffen, in wenig Jahren werde eine starke russische Armee Deutschland von Osten, Oesterreich von Norden her angreifen, und dazu würden etwa 6 serbische, montenegrinische und bulgarische Armeekorps Bosnien, Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Ungarn überfallen, um die dortigen Slawen von der „teutonischen Herrschaft" zu befreien. Dann werde Frankreich mit Leichtigkeit Elsaß-Lothringen wiedergewinnen. Der Pariser „Temps" wies am 26. Februar darauf hin, daß Rußland einen Friedensstand von 1,700,000 Mann habe, sobald die französisch-russische Allianz über einen Friedensstand von nahezu 2½ Millionen Mann verfüge, sei der Frieden gesichert. Unter dem Wort Frieden versteht das Blatt und verstehen alle Franzosen Elsaß-Lothringen, denn ehe sie dieses nicht wieder besitzen und ehe nicht Deutschland politisch niedergeworfen ist, ist für sie ein Frieden unmöglich. In einer kürzlich erschienenen Schrift „La Riposte" sagt der französische Hauptmann Felix: es sei Zeit, daß Frankreich den Stand der Dinge in Europa nach den Forderungen der Gerechtigkeit und Zivilisation regle; England werde sich nicht länger zu den ständigen Rüstungen nötigen lassen, sondern bald Deutschland gutwillig oder mit Gewalt zur Beschränkung seiner Rüstungen zwingen; Frankreich werde dann Elsaß-Lothringen und die natürliche Rheingrenze zurücknehmen, um wieder Herr im eigenen Hause zu sein und die erste Rolle wieder zu spielen, die ihm in Europa gebühre. Ein Heeresblatt, die „France militaire", fügt dem bei: die Stunde sei gekommen, in der Frankreich das Verlorene wiedergewinnen werde, der Kampf werde kurz sein, denn schon nach dem ersten Schlag sei Deutschland zerschmettert. („Kölnische Zeitung" Nr. 383 vom 4. April.)

Was muß angesichts der bedrohlichen Lage unserer Politik getan werden? Die Verstärkung unserer Waffenrüstung läßt sich nicht umgehen. Sie wird eine gewisse Abkühlung in den feindlichen Lagern bringen, aber keine dauernde Sicherheit, denn auch die anderen Staaten werden ihr Heer verstärken und auf das äußerste rüsten. Die dreijährige Dienstzeit bringt Frankreich wieder auf die Höhe des deutschen Mannschaftsbestandes. Den Strapazen eines längeren, besonders eines Winterfeldzuges wird diese Armee zwar nicht ganz gewachsen sein, denn sie hat zu viel minderwertige Mannschaft. Haß und Rache sind wohl starke Triebfedern, ob man damit aber eine schwere Niederlage überstehen kann, ist fraglich. Die französischen Lehrer, in weitem Maße liberal-sozialistisch gesinnt, verbreiten mit Eifer den antimilitaristischen Geist im Volke. Die Zahl der Desertionen nimmt zu, der Mangel an Disziplin liegt im französischen Volkscharakter und kann für sein Heer in schweren Zeiten gefährlich werden.

Sehr bedeutsam ist auch, daß Frankreichs Offiziersersatz stark zurückgeht, kaum die Hälfte des erforderlichen Nachwuchses meldet sich noch in die Offiziersschulen. Das ist teils die Folge der Radikalisierung des Offizierskorps, noch mehr aber der überwuchernden materialistischen Gesinnung und der damit zusammenhängenden Kinderarmut. Diese sucht Frankreich, soweit sie sein Heer schwächt, durch Bildung einer schwarzen Armee zu ersetzen. Hier liegt für uns eine ernste Gefahr, wenigstens in einem Sommerfeldzuge. Der Plan, falls diese Armee nach Deutschland kommt, in Afrika den islamitischen Fanatismus gegen Frankreich aufzureizen, wird uns im Ernstfalle kaum gelingen.

Ein sehr ernster Gegner kann mit der Zeit Rußland werden, wenn es der Volksvertretung gelingt, die innere sittliche Fäulnis der bisherigen absolutistischen Regierung einigermaßen zu heilen. Wenn eine unabhängige Rechtsprechung, eine ehrliche Verwaltung und Finanzgebarung kommt, wenn besonders die Bestechlichkeit und Käuflichkeit, die jetzt in die höchsten Schichten hinaufreicht, zurückgedrängt wird, dann werden die Kräfte des Riesenreiches mächtig wachsen, besonders, wenn die jetzt begonnene planmäßige Bauernansiedlung weitergeführt wird, und eine innere Wohlfahrtspolitik, die Rußland immer gefehlt hat, die gesundheitliche, wirtschaftliche und sittliche Stärkung der breiten

Volksmasse ernst ins Auge faßt. Die absolutistische Regierungsform war nichts weiter wie eine Ausplünderung und sittliche Niederhaltung der breiten Volksmasse zugunsten eines kleinen herrschenden Kreises unter Mitwirkung der Staatskirche. Sollten die russischen Finanzen eine dauernde starke Vermehrung des Heeres nicht ertragen, so wird Frankreich willig auch dieses Geld dem Freunde leihen, selbst auf die Gefahr, es nicht wieder zu bekommen.

Unser Bundesgenosse Italien ist, seitdem die Balkanvölker den orientalischen Knoten mit dem Schwerte durchhauen haben, uns näher gerückt. Italien hat mit Oesterreich das gemeinsame Interesse, ein selbständiges, lebensfähiges Albanien zu schaffen, damit das Adriatische Meer kein slawisch-griechischer See werde; ferner muß Italien wünschen, daß der Orient der natürliche Markt für Oesterreich und Italien bleibe. Italien hat auch ein Lebensinteresse daran, daß Oesterreich als deutschslawische Großmacht erhalten bleibe. Der Streit um die Italia irredenta, um die halbe Million Italiener, die in den Südprovinzen Oesterreichs lebt, tritt demgegenüber ganz zurück. Anderseits aber hat Italien durch den Erwerb von Tripolis sich derart festgelegt, daß seine Ueberschüsse auf Jahrzehnte hinaus verwendet werden müssen, um dieses Land, das in der römischen Zeit durch eine klug ersonnene Wasserwirtschaft einer der blühendsten Teile des Reiches war, wieder einigermaßen der Kultur zuzuführen, nachdem diese von den Vandalen, dann von der byzantinischen Herrschaft schwer erschüttert und vom Islam ganz vernichtet worden ist. Italiens Mittelmeer-Interessen sind durch Tripolis so mächtig gewachsen, daß es vielleicht jetzt schon einen geheimen Rückversicherungsvertrag mit England und Frankreich geschlossen hat, damit diese ihm Tripolis lassen gegen das Versprechen, deren Mittelmeerinteresse nicht zu schädigen.

III.

Was der deutschen Politik nottut, ist ein dreifaches: Herstellung des Vertrauens in den durchaus friedlichen, jeder Eroberung abgeneigten Charakter unserer Politik, Beruhigung der slawischen Gefühle und Ablösung Englands von Frankreich und Rußland. Dazu müssen sämtliche alldeutschen Bestrebungen abgewiesen werden, wie z. B. die Eroberung der deutschen Schweiz, die Angliederung von Belgien und Holland oder gar der russischen Ostseeprovinzen. Unser nationales Selbstbewußtsein braucht dadurch nicht im mindesten zu leiden, aber unerreichbare Pläne, wie sie z. B. in dem Burentelegramm und im Kaiserbesuch zu Tanger so verständlich aller Welt angekündigt wurden, müssen wegfallen, sie machen uns nur Feinde überall, und im Ernstfalle kann ihnen die Tat nicht folgen, sie erschweren uns aber die Geltendmachung unserer großen politischen und wirtschaftlichen Interessen dort, wo diese Geltendmachung am Platze und erreichbar ist. Auch der Traum von der Errichtung eines großen deutsch-österreichisch-türkischen Reiches mit zwei Haupthandelshäfen Hamburg und Konstantinopel, mit einem Interessengebiet vom Rhein und der Elbe bis zum Euphrat und Tigris, von Helgoland bis Bagdad und von dort bis Indien ist ausgeträumt. Einen solchen Traum hat merkwürdigerweise noch Ernst Jaeckh in der Schrift „Deutschland im Orient nach dem Balkankriege", S. 9, verkündet. Den Gedanken eines britischen Weltreiches konnte England ausführen, nicht bloß weil es auf einem Isolierschemel sitzt, während wir im Herzen Europas wohnen, sondern noch weit mehr, weil die deutschen Fürsten seit dem Niedergang der Staufen ausnahmslos bestrebt waren, die Kaisermacht zu zertrümmern, das Reich aufzulösen und infolge derselben Politik und der Kurzsichtigkeit des Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert sich vielfach bemühten, unsere Vorpostenländer Burgund, die Schweiz, Belgien, Holland, Ungarn, die Ostseegebiete vom Reiche abzubringen und unseren Feinden in die Hände zu liefern. Frankreich, Schweden und England sind auf diese Weise auf Kosten Deutschlands groß geworden. Nachdem der Nordosten durch die Erstarkung des polnischen Reiches im 15. Jahrhundert sich der deutschen Kolonisation verschloß, hat man es versäumt, den Südosten zu gewinnen. Oesterreich wies den Weg dazu, die Donau hinab und in die Balkanländer, aber auch das haben weder die Fürsten, noch der Protestantismus verstanden. Oesterreich wurde in diesen Kämpfen, die damals wie nie Kämpfe für den Vormarsch des Deutschtums waren, mangelhaft unterstützt. Ohne diese Torheit wäre die Balkanhalbinsel nun wohl vorzugsweise deutsch, weil die slawischen Völker damals noch schlummerten. Das alles läßt sich nie wieder gut machen und jeder Versuch dazu würde alle anderen Völker gegen uns aufhetzen. Zu den alldeutschen Träumen gehört auch die Angliederung der deutsch-österreichischen Länder. Das ist schon wegen der Tschechen in Böhmen und Mähren unmöglich. Diese würden der Eingliederung in das Reich den schärfsten Widerstand leisten und dabei von der ganzen slawischen Welt unterstützt werden. Sollte der Plan dennoch gelingen, so würden die anderen slawischen Völker Oesterreichs unmittelbar unter russischen Einfluß kommen. Daher ist die Erhaltung und Stärkung Oesterreichs durch friedlichen Ausgleich seiner Völker unser eigenstes, dringendstes Interesse. Es war einer der größten Fehler der deutschen Politik, in den letzten Jahrzehnten die alldeutschen Pläne nicht stets mit aller Energie abzuschütteln. Das hat uns überall in Verdacht gebracht, nicht zuletzt auch in Oesterreich!

Um die slawische Welt zu beruhigen, müssen wir mit den Polen, die im Reiche wohnen, uns verständigen. Wir erkennen wohl, welch große Fehler die Polen gemacht haben und immer noch machen, und wie sie dabei dem Hakatismus die Waffen liefern. Trotzdem aber ist unsere Polenpolitik die größte Verkehrtheit, die wohl jemals in der Weltgeschichte gemacht worden ist. Denn sie ist nicht bloß ungerecht, sondern auch aussichtslos. Wohl sagte Bismarck einmal, die Polen hätten durch den Aufstand von 1863 die Versprechungen verwirkt, welche die preußischen Könige bei der Teilung Polens ihnen gemacht, daß sie ihre Sprache und nationalen Rechte beibehalten sollten. Aber dann durfte man auch dem preußischen Volke und den Berlinern die Verfassung nicht geben, denn auch sie haben 1848 sich empört, und der Prinz von Preußen mußte, um seines Lebens sicher zu sein, von Berlin in Nacht und Nebel nach England flüchten. Die Polen haben aber 1866 mit unentwegter Treue gegen Oesterreich gekämpft und die entscheidenden Siege mit erfochten. Sie haben 1871 mit derselben Heldentreue gegen Frankreich gestritten. Das deutsche Kaisertum und die Hohenzollernkrone ruht auch auf ihrem Blute und schon deswegen hätte der Dank vom Hause Hohenzollern anders sein sollen. Unsere Polenpolitik geht seit mehr als zwei Jahrzehnten darauf hinaus, den Polen ihre Nationalität und ihre natürlichen Rechte gewaltsam zu nehmen. Das hat uns bereits den ganzen Haß der slawischen Völker zugezogen, und diese Politik ist um so unkluger, weil dem Slawentum nun einmal die Zukunft Osteuropas gehört, die slawischen Völker kulturell mächtig in die Höhe streben, und wir, wir mögen wollen oder nicht, in Frieden mit ihnen zu leben gezwungen sind. Geht unsere Polenpolitik so weiter, so wird mit der Zeit nicht nur die volle Zuverlässigkeit der polnischen Regimenter in der deutschen Armee untergraben, sondern auch die slawischen Oesterreicher werden uns allmählich Schwierigkeiten machen, für deutsche Interessen ins Feld zu ziehen. Wohl sind diese Völker jetzt noch kaisertreu, aber jede Belastungsprobe muß einmal ein Ende nehmen. Daher muß auch in Ungarn die Magyarisierungspolitik gegen die Slawen aufhören. Unser Bund mit Oesterreich kann nach dem Zusammenbruch der Türkei um so weniger bestehen, wenn unsere Polenpolitik im alten Kurse verharrt. Für sie gilt dasselbe, was Thiers, als Napoleon III. zur Einigung Italiens 1859 über die Alpen zog, vom Standpunkte Frankreichs aus sagte: das ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.

Weiter müssen wir England aus der Bundesgenossenschaft Frankreichs und Rußlands abzulösen trachten und ihm diesen Schritt nach Kräften erleichtern. Die Zeit ist vorüber, da England, wie noch vor zwei Jahren, bereit war, gemeinsam mit Frankreich uns zu überfallen und zu diesem Zwecke 150000 Mann an der deutschen Küste zu landen. England hat ebensowenig Interesse an der allslawischen Politik wie an dem Rachedurst Frankreichs und der Rückkehr Elsaß-Lothringens zu diesem Lande. Englands erster Minister hat daher anfangs März öffentlich erklärt, England sei nicht verpflichtet, Frankreich auf dem Festlande Waffenhilfe zu leisten. Das war ein kalter Wasserstrahl auf die französischen Hoffnungen. England kann nicht zugeben, daß im Adriatischen Meer eine serbisch-russische Flotte sich einnistet und daß Rußland noch dazu vom Aegäischen Meer aus Englands Besitz in Aegypten und den Weg nach Indien bedroht. Zum Schutze seiner Interessen bedarf England auch eines starken, seekräftigen Italiens. Deutschland gegenüber aber muß es die Ueberzeugung gewinnen, daß es außer dem freien friedlichen Wettbewerb im Welthandel nichts von uns zu fürchten hat, solange es nicht unsere Lebensinteressen angreift. Dazu hat es aber keinen Anlaß, im Gegenteil liegt ein starkes Deutschland nach dem Zusammenbruch der Türkei mehr als je auch im englischen

Interesse. Die Gewißheit, daß es nichts von uns zu fürchten habe, so lange es unseren freien Wettbewerb achtet, würde in England mit großer Erleichterung aufgenommen werden. Denn jetzt sieht es sich durch unsere Rüstungen gezwungen, mitzurüsten, hat aber bald nicht mehr die nötige Mannschaft und will doch nicht den Dienstzwang und die allgemeine Wehrpflicht einführen.

Man liest nun viel vom Kampf des Slawentums gegen das Germanentum, und die Panslawisten träumen davon, daß die Slawen nun die Herrschaft über Europa ergreifen. In dieser Form ist die Frage falsch gestellt. Nicht Vorherrschaft einer Rasse, weder der romanischen, noch der germanischen, noch slawischen, sondern das Gleichgewicht der Kräfte muß das Ziel besonders der deutschen Politik sein, und zwar nicht nur in Europa, sondern, nachdem wir einmal in die Weltpolitik eingetreten sind, auch in dieser.

Bayerisches.

Von H. Osel, Mitglied des bayerischen Landtags.

Dazu gehörte ein Buch, wollte man nur das politische Neueste einigermaßen erschöpfend beschreiben, was sich in unserem an sich so friedlichen Heimatland ereignet. Toll geht es her.

Man braucht keineswegs der Meinung zu sein, daß die politische Welt mit nur einer Farbe angestrichen sein soll, und kann sehr wohl mit gesunden Augen die Mannigfaltigkeit und Buntheit der Umwelt schön und gut finden; an der politischen Umwelt von heute wird guter Geschmack allein schon viel auszusetzen haben. Politische Verhältnisse bauen sich oft auf Gesetze der Zahl auf, wie man auch auf Grund der Zahl Verhältnisse zu schaffen sucht. Deswegen ist die rage du nombre doch ein wenig geistreiches Ding, da sie die heterogensten Dinge unter einen Hut und auf einen nur imaginären Wert bringen muß. Von der Schule bis zu den Herrschenden aber gilt, daß zehn Fleißige mehr schaffen als zehn Faule, und zehn Gescheite etwas anderes bedeuten als zehn Dumme. Deshalb ist es keineswegs ausgemacht, ob zehn Geldsäcke mehr Wert haben als zehn Arbeiter, und noch weniger ist es berechtigt, daß zehn Liberale stets und überall mehr sein wollen als zehn Zentrumsleute. Die Menschen sind eben als mit freiem Willen begabte, organische Gebilde unter sich nicht homogen. Schon als Studentlein lernt man, daß es etwas Homogenes eigentlich nur in der anorganischen Welt gibt. Im übertragenen Sinn angewandt, ist homogen daher nur mit Vorsicht zu genießen. Natürlich hat es in Bayern nicht etwa größeren Wert, weil es da auch „politisch" geworden ist. Diese Tatsache sollte man allerseits richtig erkennen. So ist aber dem einen die Homogenität sein „Uhl", weil sie gerade nicht in sein System paßt, der anderen Seite ist sie oft zuviel „Nachtigall". Und das Ende ist, daß die ersteren nur schimpfen und verdächtigen bis zur Bewußtlosigkeit. Ja, diese „Antihomogenen" um jeden Preis sind heute schwer krank und seit 1½ Jahren infiziert von suffragettis; das ist eine geistige Störung, die auch mehr oder weniger körperliche Untaten auslöst. Im milderen Stadium führt sie zu einer absoluten Negierung des guten Knigge, verbunden mit Güssen von nicht wohlriechender Druckerschwärze.

Mit der Zeit aber wird dieser Bazillus suffr. volksgefährlich, weil er das Rechtsbewußtsein vergiftet, die staatliche Ordnung unterminiert. Für den Landtag hat der „Fränkische Kurier" schon Sturmszenen angekündigt. Eiserne Ruhe wird die Pläne der Radaubrüder zerstören. — Das Diktum muß als Beleg wiederholt werden, mit dem die „M. N. N." das höchste Urteil in der Feuerbestattung begleiteten:

„Der Oberste Gerichtshof scheint dem Ministerium durch eine in ihrem ganzen Umfang nicht ohne weiteres verständliche, ziemlich gewundene Urteilsfassung zur Vermeidung einer großen Blamage zu Hilfe gekommen zu sein . . ."

In Sachen „Staatszeitung" leistet sich dasselbe Blatt folgende Sätze über Richterernennungen:

„Dazu kommt das weitere Bedenken, daß künftig die beiden Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofs aus den Kreisen der exponiertesten Staatswillensvollstreckung genommen worden sind, der eine war Generalstaatsanwalt und der andere Polizeipräsident, und daß die letztere Berufung im intimsten Zusammenhang mit all den oben erwähnten Mißtrauensmomenten erfolgt ist."

Urteile aber werden erlassen „Im Namen des Königs!", die Richter angestellt von der Krone!!

Es gab keine Geheimnisse in all den Dingen für normale Menschen. Aber man hat die schwersten Beschuldigungen auf Grund hineingeheimnister Unterstellungen in der liberalen Presse erhoben und beschimpft dann die Richter, weil — das gesprochene Recht nicht dem Produkt der suffragettis liber. entsprach. Man knüpfte liberalerseits Verdächtigungen an die Auswahl der Richter, wie an Pensionierung und Ernennung von solchen und dann zetert man darüber, weil eine Zentrumszeitung einmal ihrem Unmut darüber Ausdruck gab, daß seit einigen Jahren unsere politischen Sünder „weniger milde" behandelt werden, als „freiheitliche"!

Wir haben den „Fall Schnitzer" und den „Fall Rektorswahl". Der erstere ist nach den Ankündigungen liberaler Gazetten noch im Wachsen, da der Philosoph Schnitzer sich noch selbst übertreffen soll. Vermutlich hat aber Dr. Schnitzer so gutes Erinnerungsvermögen, daß er weiß: Jeder Katholik, der gegen Rom losgeht, der „liberal" wird, erhält die Prädikate des Lobes in Superlativen, ob er Arbeiter, Pfarrer oder Gelehrter oder preußischer Minister ist. Nur der „= Schreiber" der „M. N. N." weiß davon nichts und verspottet die Protestanten, die als ehrliche Gläubige von katholischer Seite „edel" genannt werden. (15. Juli.) „=" ist überhaupt ein Typus des erkrankten Liberalismus! Denn sonst könnte er die scharfe Kritik des bayerischen Bauernvereinsführers Dr. Heim an einzelnen Taten der Staatsregierung nicht als „erfundenen Gegensatz" bezeichnen, also Dr. Heim bestellte Arbeit unterstellen. Das ist, mit Verlaub, hirnrissig. Die Minister von Hertling und von Soden werden alle geistig gesunden Leute auf ihrer Seite haben in ihrer Ueberzeugung, daß Dr. Heim es ernst meinte — sehr ernst sogar.

Dann noch die Rektorswahl!

Siehe Preußen! Das wird dem Herrn Kultusminister es erleichtern, der Staatsregierung den Platz neben der „Republik" zu wahren. Wer so lange im öffentlichen Leben steht, kennt doch das „Menschliche" in der „Gelehrtenrepublik", bei der neben der „Voraussetzungslosigkeit" die größere Gelehrsamkeit natürlich auch eine Rolle spielt. Daß dabei am 12. Juli 1913 in den „M. N. N." ein offenbar gänzlich „voraussetzungsloses" Mitglied unserer Münchener Universität anläßlich der Rektorswahl den Satz schreiben kann: „Daß der jetzige zu einer ausgesprochenen Privilegienwirtschaft (auf einmal?!) entartete Zustand unhaltbar ist, kann niemand leugnen" — das ist possierlich und läßt um so Interessanteres für die Zukunft erwarten. Uebrigens hat nun das Ministerium einen Fragebogen für künftige Professorenernennung herausgegeben. Die „Gelehrtenrepublik" entsetzt sich. Besonders weil auch nach der Frau gefragt wird. Man meint in der liberalen Presse wegen der Religion. Wie alte Hirsche meinen, gilt die Frage nur der für die Wissenschaft manchmal keineswegs belanglosen — Schwiegermutter des Kandidaten.

Alles in allem ist zu sagen: Es gibt keinen politischen Blödsinn, keine politische Schlechtigkeit, die der wütende Liberalismus dem Ministerium Hertling nicht nachsagt. Hierin ist er seinem Sohn Sozialismus über. Ein Teil seiner eigenen Anhänger zieht es deshalb schon selbst vor, sich auf die Seite der anständigen Leute zu stellen und von ihm abzurücken. Sie vermögen eben an den Ernst eines solch perfiden Kampfes nicht zu glauben. Kann es denn auch wirklich Ernst sein? So muß man fragen, wenn man die Lage in Bayern wirklich kennt. Wo hat nach eigenem Zeugnis der gottlose Unterricht in der Volksschule die Rechte wie in Bayern? Wo ist die „Preßfreiheit" größer als bei uns? Wo ist das Verhältnis zwischen den Konfessionen besser? Wann werden andersgläubige Mehrheiten in deutschen Landen die bayerischen Katholiken in ihrem staatsbürgerlichen Verhalten zu den konfessionellen Minderheiten nachahmen?

Doch: die gescheitesten Leute sind schon Simulanten zum Opfer gefallen. So gut der vom „Berliner Tageblatt" zum „größten deutschen Humoristen" ernannte Simplicissimus-Thoma gewiß in blutigem Ernst sich an den vorher gezeichneten liberalen Anwürfen beteiligte, ebensogut können schließlich die wirklichen politischen Auguren des Liberalismus die ganze Erkrankung nur simulieren und das Aufrühren von Schmutz, den sie selbst erst ins Wasser geworfen haben, zur Trübung benützen. Wenn die Leute nicht die Unbescheidenheit auf die

Spitze treiben wollen, müssen sie doch zugeben, daß ihnen bisher die Durchsetzung ihrer Prinzipien keineswegs vorbeigelungen ist. Es müßte nur sein, daß sie nun alles auf einmal verlangen, was ihnen früher nicht einfiel, da sie selbst die Majorität hatten. Wahlgesetz, Steuermacherei, Lehreraufbesserung, Feuerbestattung usw., das sind lauter Dinge, für die sich die Liberalen schon längst hätten einsetzen können, als sie noch als Mehrheit ohne sozialistische Peitsche den stolzen liberalen Wagen zogen, in dem auch sämtliche Minister Platz genommen hatten. Und die Hauptsache: die liberalen Personalien sind und bleiben glänzend gewahrt. Aus Objektivität! Wo nur irgend ein Nichtliberaler oder „Nichtganzliberaler" in die Nähe eines „gehobenen Postens" kommt, da rühren sich alle liberalen Vettern und Basen. Wir haben deswegen noch nie grundsätzlich die Tüchtigkeit liberaler Referenten bezweifelt, oder gar diese Männer nach liberaler Sitte von heute beschimpft.

Allerdings sollte man meinen, daß man dem heutigen Ministerium nicht mehr an der Erfüllung liberaler Forderungen zumuten sollte, als seinen liberalen Vorgängern. Aber man tut's! So wenig liberale Minister als solche sich liberal ausleben können, da das Volk eben nicht nur liberal ist, so wenig können konservative Minister den Liberalismus als nicht existierend behandeln. Aber den Gipfel der Aufgeblasenheit erreicht man doch damit, wenn man von konservativen Männern ausschließlich liberale Politik verlangt. Solche mit Dreschflegeln unterstützte liberale Anmaßung wird hoffentlich nicht nur im Staatsinteresse der ministeriellen Homogenität nützlich sein, sie muß auch die Homogenität aller anständigen Bayern zeitigen, wenn nicht die „Patentpatrioten" schließlich nicht nur über Minister, sondern auch über die Krone selbst Sieger sein sollen.

Mit Wind und Wolken.

Kommando: „Los". — Ein leichtes Heben, Senken, —
Das Steuer dreht sich unter festem Griff,
Propellerklang und frohes Tücherschwenken —
Und in die Lüfte steigt das stolze Schiff!

Tief unter uns zieh'n Stadt und Brückenbogen
In raschem Fluge pfeilgeschwind dahin,
O Seligkeit, auf blauen Aetherwogen
Mit Adlerschwung der Erde zu entflieh'n.

Es blitzt des Stromes breite Silberkette,
Landeinwärts braust der Zug im Eisenkleid,
In buntem Wechsel liegen Dörfer, Städte,
Wie Kinderspielzeug zierlich hingereiht.

Ihr Freunde, füllt die schimmernden Pokale,
Hebt sie empor zum lichten Goldazur,
Das Glück kredenzt uns selber heut' die Schale,
Im Flügelkleid auf freier Wolkenflur.

Ein jubelnd Hoch dem neuen Zeitenbringer,
Der eine Wunderwelt uns offenbart,
Heil Zeppelin! dem tapfern Luftbezwinger,
O stolzes Schiff, o königliche Fahrt!

Nur immer höher in die Wolkenauen!
All Deutschland Heil, im Siegesflug voran
Voll kühnem Ringen, stolzem Selbstvertrauen,
Pfadfinderin auf gold'ner Sonnenbahn!

Wen Wind und Wolken je emporgetragen,
Wer leichten Flugs die Höhen überschwebt,
Darf sich beglückt in tiefster Seele sagen:
„Ein Augenblick im Paradies gelebt!"

Koblenz. Josefine Moos.

„Die freimaurerische Gefahr."

Gegen den in Nr. 15 der „Allgemeinen Rundschau" unter dieser Ueberschrift veröffentlichten Aufsatz haben die Münchener Freimaurerlogen eine Erklärung verfaßt, die von den „Münchner Neuesten Nachrichten" in Nr. 343 vom 8. Juli zum Abdruck gebracht worden ist. Der Ton, der darin angeschlagen ist, macht eine sachliche Aussprache unmöglich, so daß ich die folgenden Ausführungen nicht als eine Polemik gegen die Münchener Freimaurerlogen, sondern als eine weitere Sachdarstellung für die Leser der „Allgemeinen Rundschau" aufgefaßt sehen möchte.

1. „Der Artikel geht von der falschen Vorstellung aus, daß der Bund der Freimaurer auf der Grundlage einer antichristlichen Weltanschauung jede dogmatische Glaubensbindung verwerfe und vor allem die katholische Religion bekämpfe."

Die Münchener Freimaurerlogen könnten sich von ihrem Mitglied Dr. Ernst Horneffer erklären lassen, ob die Freimaurerei nicht eine besondere, die humanitäre Weltanschauung vertritt, die in ihrem Kerne antichristlich ist und speziell die katholische Weltanschauung bekämpft. Gegenüber den Tausenden von Zitaten aus der freimaurerischen Literatur, die jene „falsche Vorstellung" als richtig erklären, mutet die Behauptung der Münchener Freimaurerlogen als eine Verhöhnung der Oeffentlichkeit an.

2. „Die Behauptung, daß im Kulturkampf die Freimaurer wirksamen Einfluß gehabt haben, ist eine unbewiesene Aufstellung."

Die Antwort mögen folgende Tatsachen geben:

Die Hetze gegen den Jesuitenorden inszenierte der Darmstädter Protestantentag anfangs Oktober 1871 unter Führung des Freimaurer-Großmeisters Professor Bluntschli. Neben ihm nahmen hervorragende Stellen im Protestantenverein ein die Brr.·. Schenkel, Holtzmann und Zittel zu Heidelberg, Oberpfarrer Schwarz in Gotha, die Professoren Baumgarten, Holtzendorff, Sydow in Berlin, die Pastoren Melle und Marchot zu Bremen, Seydel und Schiffmann! Als auf die Resolution des Protestantentages der preußische Episkopat eine ausdrückliche Gegenerklärung zugunsten der Jesuiten erließ, verfaßte Br.·. Bluntschli ein Antwortschreiben für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung". Zu Beginn des Jahres 1872 ergingen an Br.·. Bluntschli aus einer ganzen Anzahl deutscher Städte Ansuchen, „über Gegenstände, welche mit den religiösen Bewegungen der Gegenwart zusammenhängen, speziell über die Jesuitenfrage und über das Verhältnis Roms zu Deutschland, in ihrer Mitte öffentlichen Vortrag zu halten". Diesen Aufforderungen kam Bluntschli nach und hielt Vorträge u. a. in Karlsruhe, Baden, Mannheim, Köln, Elberfeld und Krefeld über den „Jesuitenorden und das Deutsche Reich". Die Logen jener Städte trafen die Vorbereitungen und machten für dieselben Stimmung, was Bluntschli von der Loge in Baden in seinem Tagebuch besonders rühmend erwähnt („Denkwürdiges aus meinem Leben" III 292). Als dann die Petitionsbewegung gegen den Jesuitenorden einsetzte, erließ die „Bauhütte" am 13. April 1872 eine formelle „Aufforderung": „Es läßt sich erwarten, daß alle Brüder Maurer die in Umlauf gesetzten Adressen betreffs Vertreibung der Jesuiten, dieser schlimmsten Feinde der Toleranz und der Zivilisation, der Verderber der Moral, der Zerstörer des Friedens, der Freiheit und des Vaterlandes und der geschworenen Gegner der Freimaurerei — nicht nur selbst mit unterzeichnen, sondern auch die Unterzeichnung und Verbreitung allewege fördern. Wir halten es für unsere Pflicht, den Brüdern dieses hiermit noch besonders ans Herz zu legen."

Der Großmeister der Hamburger Großloge Br.·. Glitza wies in einem Rundschreiben vom August 1872 ausdrücklich auf die Pflicht der Maurer hin, in den „Kulturkampf" einzutreten: „Dieser notwendige Kampf ist seiner Natur nach zwar ein Einzelkampf; nicht die Loge kann als Kämpfer hervortreten, sondern nur jeder einzelne Maurer, indes hat die Loge diesen wichtigen Kampf vorzubereiten .... Ich bin fest überzeugt, meine Brüder, daß die Freimaurer-Brüderschaft, je mehr Tatkraft sie entwickelt, namentlich wenn sie es versteht, in geräuschloser, ja geheimnisvoller Weise die größten Wirkungen zu erzielen, um so mehr Ansehen und auch Umfang gewinnen und daß sie zu einer Macht heranwachsen wird, während sie sich bisher mit einem vorzugsweise beschaulichen Dasein begnügt hat."

Wenn die Behauptung von der Mitwirkung der Logen in der Rotblockbewegung „ebenso unbewiesen" ist, so ist das Eingeständnis mit Dank zu notieren.

3. „Unendlich falsch und verzerrt ist das Bild des Freimaurerbundes, welches Dr. Brauweiler namentlich im letzten Teil seines Aufsatzes entwickelt, wo er vom freimaurerischen Geheimnis spricht."

Nun habe ich von dem, was die Freimaurer ihr „freimaurerisches Geheimnis" nennen, überhaupt nichts gesagt. Das ist nämlich der Oeffentlichkeit unendlich gleichgültig. Ich habe gesprochen von dem Geheimbund, von der Unkontrollierbarkeit der Logentätigkeit, von der grundsätzlichen Verborgenhaltung der Mitgliedschaft und der gesamten Tätigkeit der Logen. Und davon kann ich nichts zurücknehmen. Ich habe das Wort von Dr. Schulze-Delitzsch zitiert: „Ein Verein, der die Oeffentlichkeit scheut, verdient nicht zu existieren." Die Freimaurerei scheut die Oeffentlichkeit. Außer der Loge gibt es keinen Verein in unserem Lande, der so ängstlich und systematisch sich in die Dunkelheit zurückzieht, der seine Mitglieder nicht nur nicht bekannt gibt, sondern sie sogar verpflichtet, ihre Mitgliedschaft geheim zu halten. Einen solchen Verein nennen wir mit Recht einen Geheimbund. Will die Freimaurerei diesen Charakter nicht haben, so ist es ihr ein leichtes, ihn offen abzustreifen. Weshalb tut sie es nicht?

4. „Vollends unwürdig und nur erklärbar durch die abgrundtiefen Gefühle des Hasses, mit denen der Klerikalismus dem Freimaurertum gegenübersteht, sind die weiteren Ausführungen Dr. Brauweilers, in denen er davon redet, daß die deutsche Freimaurerei das Protektionsunwesen gefördert habe."

Es ist auffallend, daß auch in nichtklerikalen Kreisen die gleiche Ueberzeugung besteht. Kein geringerer als Fürst Bismarck mußte bekennen, daß er gegen „den versteckten Einfluß" der Freimaurer in Personalfragen „nicht aufkommen" könne. Der rheinische Oberpräsident v. Kleist-Retzow sah sich gezwungen, die alljährliche Vorlegung der Mitgliederlisten der rheinischen Logen zu erzwingen, „damit er sich gegen das System der Protektionierung vorsehen könnte!" Weshalb sollte übrigens die deutsche Freimaurerei in diesem Punkte rein wie ein Engel sein, da doch die ihr befreundeten Logen in Frankreich und Italien unter dem gleichen Schutze der Geheimbündelei die tollsten Orgien des Protektionsunwesens aufführen; man erinnere sich nur der Protektionsskandale in der Armee, die Frankreich unter dem Kriegsminister Br∴ André und Italien erst gerade in den letzten Wochen erlebt hat.

5. „Wenn endlich behauptet wird, daß die brüderlichen Beziehungen zwischen den Freimaurern die Rechtspflege in Deutschland in Frage stellen, so liegt in dieser ungeheuerlichen Anschuldigung nicht nur eine unbewiesene und schwere Beleidigung der deutschen Freimaurerei, sondern auch eine Herabreißung des deutschen Richtertums in den Augen der Oeffentlichkeit. Dr. Brauweiler schämt sich nicht, ausdrücklich von den Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten, Sachverständigen und Zeugen zu sprechen, die durch ihre Zugehörigkeit zur Freimaurerei eine wahre Korruption ins öffentliche Leben tragen sollen! Das kann nichts anderes heißen, als daß Dr. Brauweiler von den Freimaurer annimmt, daß sie gegen Eid und Gewissen im Strafprozeß sich gegenseitig zu nützen suchen. Dieser Angriff ist so überaus niedrig und ungeheuerlich, daß es in der Tat unter unserer Würde wäre, auch nur ein Wort hinzuzufügen, es genügt, solche gehässigen Verleumdungen niedriger zu hängen."

Wenn starke Worte eine Beweiskraft hätten, so müßte ich erschrecken. Aber gerade das Uebermaß des persönlich Gehässigen ist geeignet, den nüchternen Urteiler stutzig zu machen. Es ist eigentlich etwas unverfroren, eine Kritik an dem Freimaurertum zu einer „Herabreißung des deutschen Richtertums" umzudeuten. Die Mehrzahl der deutschen Richter gehört nicht der Loge an, und in Richterkreisen sind vielfach die Sympathien für die Freimaurerei sehr gering. Für meine Kritik genügte vollkommen die Tatsache, daß die Prozeßbeteiligten durch intime „brüderliche" Beziehungen in ihrer Stellungnahme subjektiv beeinflußt sein können und daß dann ein öffentlicher Mißstand gegeben ist, wenn solche Beziehungen der Kontrolle der Oeffentlichkeit, die sonst alle persönlichen Beziehungen kennt und wertet, vollständig entzogen werden. Soweit sollte ein Widerspruch ganz unmöglich sein. Aber wenn der Widerspruch geschieht und in einer solchen Form, wie die Münchener Freimaurerlogen sie belieben, dann muß doch auch darauf hingewiesen werden, daß in voller Oeffentlichkeit schon sehr schwere Anklagen erhoben worden sind, von denen die Freimaurerei sich nicht gereinigt hat. Im Jahre 1877 z. B. hat ein höherer Justizbeamter, Dr. Karl Tornow, in einer vielgelesenen Zeitschrift die Behauptung aufgestellt, daß er während seiner Tätigkeit in Berlin nicht weniger als vier schwere Strafprozesse erlebt habe, wo die „Brüder" Geschworenen den der Schuld überführten „Bruder" Angeklagten einfach freigesprochen haben; wörtlich fügte er hinzu: „So viel steht fest bei mir, daß, wenn ich je das Unglück hätte, vor Geschworenen erscheinen zu müssen, ich öffentlich diejenigen unter ihnen, welche dem Bunde der Maurer angehören, für Schufte erklären und sie damit perhorreszieren würde. Wer kann und soll da noch auf ein ehrliches Urteil und Gerechtigkeit hoffen, wo dergleichen Niederträchtigkeiten nicht bloß möglich sind, sondern zahlreich verübt werden? Damit hört alle Gerechtigkeit auf und die Richter werden Komödianten." In der „Sächsischen Volkszeitung" (Nr. 273 vom 1. Dezember 1911) wurde folgender Fall der „geheimen Gerichtsbarkeit der Freimaurer" mitgeteilt: Ein Freimaurer war vor dem Zivilgericht angeklagt worden. Im Termine stellte der freimaurerische Vertreter an den Richter unter Ueberreichung eines Logenbeschlusses die Anforderung, die Klage gemäß des Logenbeschlusses zu führen. Nun war der Richter noch nicht verpflichtetes Logenmitglied; er wies die Anforderung entrüstet zurück, und der Rechtsanwalt als Logenabgeordneter drohte direkt mit Hindernis in der Beförderung, wenn dem Beschlusse nicht nachgekommen würde. Der Richter erklärte, daß dieser Eingriff seinen Diensteid verletze und er das Recht habe, sich darüber bei dem Vorgesetzten zu beschweren. Darauf entgegnete der Freimaurer ruhig, daß dies mit Billigung desselben stattfände, da er den Logenbeschluß mitgefaßt habe. Im nächsten Termine wurde der gleiche Versuch erneuert. Der Verfasser dieser Mitteilung zog daraus die Forderung, daß kein Freimaurer eine Richterstelle, überhaupt keine behördliche Stelle einnehmen dürfte; denn er könne jeden Augenblick durch seinen Eid und seine Genossen gezwungen werden, gegen Pflicht und Recht zu handeln. Ich meine, wenn und solange solche schwere Anklagen öffentlich erhoben werden, ohne daß die Freimaurer sich von ihnen reinigen, sollten auch die Münchener Freimaurerlogen sich nicht allzu hoch versteigen. Ausdrücklich aber betone ich, daß ich mit der Kritik in meinem ersten Aufsatz an solche Fälle gar nicht gedacht habe, sondern nur allgemein die Gefahr kennzeichnen wollte, daß unkontrollierte und unkontrollierbare persönliche Beziehungen bestehen, welche die Stellungnahme der Prozeßbeteiligten subjektiv beeinflussen können. Und auch dies halte ich voll und ganz aufrecht.

Hagen i. W. Chefredakteur Dr. iur. H. Brauweiler.

Ein neuer antikatholischer Preßkampf in Amerika.

Von Rev. F. Krings, Rushville (Nebraska).

Bekämpft zu werden in allen Formen, in blutiger und unblutiger Fehde, das ist die Signatur der Kirche seit dem Tage ihrer Gründung. Jedes Blatt der Kirchengeschichte belegt dieses Faktum mit den überzeugendsten Dokumenten. Ja, in manchen Zeitaltern hätte man bange verzagen mögen, hätte nicht Christus seiner Kirche das Diadem der Unvergänglichkeit aufs Haupt gesetzt. Kampf ist unser Erbteil und wird es bleiben. Kampfesrufe ertönen aus allen Ländern, wo der Katholizismus sein Banner aufgepflanzt. Neuerdings aus Amerika. — In seiner verhältnismäßig jungen Kirchengeschichte hat es schon manche bitteren Fehden durchleben müssen. Dank der regen Tätigkeit des amerikanischen Episkopates, der unermüdlichen Mitarbeit seines praktisch tüchtig geschulten Klerus, der noblen Haltung der Laienwelt, die sehr opferfähig ist, ist die katholische Kirche hier der meist geachtete gesellschaftliche Faktor. Deshalb können die modernen Angriffe aus dem gegnerischen Lager ihr im Grunde genommen nur nützen, besonders wenn sie in solch gemein-plumper Form ergehen, wie in der „Menacebewegung". Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß eine Strömung wie diese, nur das Echo, der Wellenschlag von drüben ist, die hier bei den ungleich größeren territorialen Verhältnissen um so größere Kreise schlägt.

Zum Verständnis der „Menacebewegung" muß man auf deren historische Unterlagen zurückgreifen. Im Jahre 1855 war es die „Antikatholic Know-Nothings"-Bewegung, welche die Gemüter aufregte. Die Kirche gewann nur an Ansehen dadurch. Ungleich intensiver war der Kampf 1891, den die „American Protective Association" führte. — Auf Geheiß der Bischöfe und des Papstes, hieß es, sollen am Ignatius-

seit 1894 alle Protestanten im Lande ermordet und in die Luft gesprengt werden. Eine „Pulververschwörung“ könnte man's nennen. Es waren schwüle Tage, die Stimmung gereizt. Heute greifen sich die Nichtkatholiken ja selbst an die Stirn, daß sie sich von gewissenlosen Scharfmachern ins Bockshorn jagen ließen. Siebzig Wochenblätter leiteten damals den Kampf gegen die Kirche. Sie alle sind verstummt, vielleicht bis auf eines.

Die neueste Kampfepoche jüngsten Datums wird protegiert von den „Guardians of Liberty“. Sprachorgane sind „Watson's Magazine“ und „The Menace“. Besonders letztere beansprucht, das journalistische Machtwort gegen die katholische Kirche zu führen. „The Menace“ ist ein sozialistisches Wochenblatt, das in engbedruckten Spalten einen systematischen Lügenkampf gegen alle katholischen Einrichtungen führt. Bei der Lesung zweifelt man mehr, ob hier infernaler Haß die Feder führt, oder die Spekulation auf die Borniertheit und Geschichtsunkenntnis der Leser. Allem moralischen Empfinden wird hier unverfroren Hohn gesprochen. Zur Verdauung dieser Lektüre gehört schon ein starker Magen, so ähnlich meinte mir gegenüber jüngst ein loyaler Protestant. Die Schärfe und Spitze des Blattes richtet sich naturgemäß gegen Priester, Nonnen, Klöster, katholische Vereine, gegen die katholische Phalanx der Kolumbusritter. Pikante Histörchen, unglaubliche Skandalgeschichten aus Klöstern, katholischen Instituten werden da mit einer Sicherheit serviert, daß man sich darob verdutzt an den Kopf greift und fragt, wie das im Zeitalter der Aufklärung möglich sei.

Der Leitartikel ist meist eine große Geschichtslüge, die in Europa längst zum alten Eisen gehört, über die man die Achsel zuckt. Hier wird solcher Humbug aufgeschminkt und aufgedonnert, dem amerikanischen Empfinden mundgerecht gemacht und dann als neue Entdeckung gepriesen. Welche Geistesarmut in jeder Zeile! Es fehlen nicht selten Illustrationen, die den Gipfel der Gemeinheit darstellen und einem „Simplicissimus“ nicht nachstehen.

Der Bezugspreis ist billig (2 M). Katholiken, Priester erhalten sie gewöhnlich gratis übersandt von irgend einem guten Freund, der das Abonnement vorbezahlt. Der „rote Freund“ sorgt, daß man auf dem laufenden bleibt.

Der vergangene Winter scheint die Kulmination der Zeitung dargestellt zu haben. Durch die intensive und extensive Kolportage wurde das ganze Land mit dem gepriesenen Kulturblatt überflutet, Städte, Farmen, die entlegensten Ranchos in den öden Prärien. Eine eigenartige Unruhe, eine Vorahnung von Kampf ging durch die Bevölkerung, die echten psychologischen Wirkungen eines Hetzblattes mit antimoralischer, fanatischer Tendenz. Der Durchschnittsamerikaner läßt sich eben in religiösen Dingen furchtbar leicht beeinflussen, eben weil er von Kindesbeinen selbst wenig oder gar keine religiöse Erziehung mitbekommen hat.

Es war nicht so leicht, den Schleier, der über dem ganzen Feldzugsplan lag, zu lüften. Deshalb war die Haltung der katholischen Presse anfangs eine passive. Erst nachdem man das nötige Material in Händen hatte, konnte zu einem vernichtenden Schlag ausgeholt werden. Rev. J. P. Mc Key, C. M. entlarvte zuerst in einer sachlich gehaltenen Flugschrift das ganze Treiben. Der Hauptwert seiner Broschüre beruht darin, daß er die Quellen angibt, aus denen „The Menace“ ihr Material bezieht, als da sind Broschüren von Expriestern, moralisch tiefststehenden Frauen aus Besserungsanstalten, sozialistischen Tagesblättern, fanatischen protestantischen Hetzaposteln. „The Menace“ wurde begründet Mai 1911. Der Gründer ist T. A. Wayland, derselbe, welcher die um kein Haar bessere Zeitung „Appeal to Reason“ herausgibt.

Wayland beging im Dezember Selbstmord, weil er in eine Schmutzaffäre verwickelt war, die ihn vor aller Welt bloßgestellt hätte. Die jetzigen Eigentümer sind Messrs. Phelps und Mc Clure. — Der nominelle Editor ist ein gewisser Rev. Walker, der für 12,50 Dollar Gehalt wöchentlich seinen Namen hergibt. Der eigentliche Redakteur ist Marvin Brown, der vor einigen Wochen sein Heil und Rückgrat in der Freimaurerloge gesucht hat. (Cfr. „Cath. Tribune“.) Rev. Walker ist ein protestantischer Minister, den Hunger und Haß zugleich den Sozialisten in die Arme getrieben.

Augenblicklich gibt die „Menace“ 600000 Abonnenten an — eine Zahl, die man verstehen kann, wenn man sieht, wie die Kolportage betrieben, mit welchem Heißhunger die Zeitung verschlungen wird, wie gemein die öffentliche Meinung gegen den Katholizismus ausgebeutet wird. Der Rückschlag ist unverkennbar. Alle Einwürfe und Vorwürfe, denen man begegnet, fußen in der Lesung der „Menace“ und „Appeal to Reason“. „The Menace“ einzig als Machwerk des amerikanischen Sozialismus zu betrachten, ist nicht weitgreifend genug. Es wirken andere geheime Triebfedern und Kräfte mit, die erst noch entdeckt werden müssen, vielleicht in Bälde. Die Spur ist da.

Wie angedeutet, verhielt sich die katholische Presse anfangs passiv, aus Klugheitsgründen. Nun ist der Kampf aufgenommen, die Klärungsarbeit hat begonnen. Da ist vor allem der „Sunday Visitor“, das vor kurzem ins Leben gerufene katholische Wochenblatt, das fast in jeder Nummer Abwehr und Angriff bringt. Ferner die Zeitschrift „The Iconoclast“, von einem Nichtkatholiken redigiert, die die ganze sozialistische „Menacebewegung“ einer vernichtenden Kritik unterzieht. — Es bleibt abzuwarten, ob der Kampf zunehmen oder abflauen wird. — An Bigotterie und Fanatismus hat er insofern zugenommen, als eine zweite Ausgabe der Zeitung erfolgt, nur für Eingeweihte und Förderer der „guten“ Sache bestimmt. Es gehört schon viel Diplomatie dazu, diese Spezialnummer in die Hände zu bekommen. Der Inhalt spricht jeder Beschreibung Hohn. — Eine Reihe hervorragender Journale verurteilt die „Menace“ und ihre Helfershelfer als ein schmutziges Gewerbe. „Die Menace ist eine Schmach für die amerikanische Intelligenz“ schreibt das „Niagara Falls Journal“ nach einer vernichtenden Kritik. — Obschon man ja angesichts solcher Fakta mit Körner sagen kann: „Was kümmert es den Mond, wenn ihn der Hund anbellt“ (Zriny), bleibt doch anderseits wahr, was Voltaire sprach: „Nur immer fest draufzugelogen, es bleibt immer etwas hängen.“ — Von diesem Standpunkt aus, daß ein solcher Verleumdungsfeldzug tief schadet, muß man die ganze Bewegung verurteilen und tief bedauern. „Protestantismus und Freiheit verzichten gern auf solche Verteidiger wie die ‚Menace‘“ — „Independent“ (Newyork).

Mittag im Sommerfeld.

Ein Falter flatterte verloren
Hoch über'm goldnen Weizenfeld.
Die Stunden rannen — kaum geboren,
Verrauscht schon — durch die stille Welt,
Der Weizenkörner leises Beben
Verebbte mählich, müde, sacht,
Als wär' entschlummert alles Leben
In seiner höchsten Reife Pracht.

Da hobst du aus der Aehren Schwanken
Dein lichtes Haupt, von Mohn umkränzt:
Frau Einsamkeit, tief in Gedanken,
Von heissem Licht die Stirn umglänzt . . .
Und stiller noch . . . Kein Windeshauchen
Bog mehr die Aehren erdenwärts;
Nur deine grossen Träumeraugen
Durchschimmerten mein tiefstes Herz.

Dr. Lorenz Krapp.

Erheb' dein Haupt.

Erheb' dein Haupt und schau umher:
Noch blühen rings die Weiten.
Hoch wogt der Halme rauschend Meer
So golden, wie vor Zeiten.

Erheb' dein Haupt! Die Sonne neigt
Voll junger Kraft sich nieder,
Und himmelwärts die Lerche steigt
Und singt dem Sturme Lieder.

Spann deine Flügel frohgemut,
Du darfst mir nicht erliegen!
Und musst du kämpfen bis aufs Blut —
Mein Herz, du wirst doch siegen!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

„Ein Puppenspiel."

Von W. Thamerus.

Daß irgend ein Schauspieler Gerh. Hauptmanns vielgenanntes „Festspiel" in München vorlesen werde, war vorauszusehen. Das Bedürfnis, Rezitationsabende abzuhalten, ist ja viel größer, als das Bedürfnis, solche anzuhören, und so wird man einem jungen Künstler nicht übelnehmen, wenn er sich auf ein Werk stürzt, das in aller Leute Munde ist und darum „ziehen" wird. Im Gegenteil, ich halte solche Vorlesung sogar für nützlich, denn es soll Leute gegeben haben, die in einem gewissen Moment Herrn Hauptmann begeisterte Huldigungstelegramme gesandt haben, ohne daß sie zuvor Zeit oder auch nur Lust gefunden, das Buch aufzuschlagen, das der meistgenannte deutsche Dichter dem Geist der deutschen Freiheitskriege zu widmen für gut genug fand.

Man griff jedoch zu einem Anlockungsmittel, das im Rahmen einer künstlerischen Darbietung ungewöhnlich ist, man kündigte an, daß der Vorlesung des Puppenspieles eine Diskussion folgen werde, und diese eigentümliche Maßnahme zeitigte jene Ergebnisse, die uns veranlassen, außerhalb der literarischen Kritik uns mit der Veranstaltung zu beschäftigen.

Zuvor ein paar Worte über die Rezitation selbst. Herr Danegger, Mitglied der Berliner Reinhardtbühnen, las mit Geschmack und Routine. Die mangelnde Gefühlswärme der Hauptmannschen Dichtung ersetzte er durch den warmen Ton seines sonoren, weittragenden Organs. Ueber schlimme Holperigkeiten der Verse und unreine Reime las er geschickt hinweg. Daß er gelegentlich besonders mißglückte Stellen einfach ausließ, nahm ihm kein Mensch übel, er ist ja ein Schauspieler; wäre er Zensor oder Fürst, die Leute würden sagen, er unterdrücke „geistige Werte". Ueber das Stück selbst ist eigentlich schon genug geschrieben. Die Form des ganzen als Puppenspiel mit Gott als Direktor ist abgeschmackt und bis in Einzelheiten Goethes „Faust" und tausend anderen Vorbildern nachempfunden, auf das schwächlichste nachempfunden. Lange hielt sich Hauptmann bei der französischen Revolution auf und ihren Greuelszenen; man weiß wirklich nicht, welche Beziehungen zwischen dem Scharfrichter Samson und den deutschen Freiheitskriegen bestehen sollen. Napoleon als zwölfjähriger Knabe spielt in den Straßen von Paris, er spielte damals freilich schon mit ernsteren Dingen, aber gleichgültig, Dichter mögen mit der Zeit souverän umgehen; wie jedoch das zwölfjährige Genie gefeiert wird, ist geradezu kindisch. Hat sich jemals der in der Diskussion des Abends ganz ohne Anlaß mehrfach verhöhnte Dichter von Hohenzollerndramen solche Geschmacklosigkeiten zuschulden kommen lassen, wie Hauptmann, der bereits hinter seinem Helden in den Knabenjahren bengalisches Feuer abbrennt? Später läßt der Dichter Napoleon noch mehrmals erscheinen, immer sind es willkürlich gewählte Momente, solche von größter historischer Bedeutung dagegen bleiben fort. „Philistiades" erzählt sie. Diese Puppe hat keinen anderen Zweck als die Schrifttafeln im „Kino" zwischen den „Bildern". In einem ist Napoleon auch den Deutschen ähnlich. Sie verzapfen reichlich Banalitäten und erklären, was sie sind und was sie wollen. Man wird immerfort an die Komödie im „Sommernachtstraum", dieser genialen Verspottung künstlerischer Gestaltungsunfähigkeit, erinnert. Friedrich der Große, Hegel, Scharnhorst, Blücher, Heinrich von Kleist, sie reden alle, und infolge dieses ewigen Redens scheint Napoleon überwunden worden zu sein. Dazwischen wird — man kennt nicht den Kausalnexus — ein Loblied auf den Protestantismus gesungen; vielleicht ist Hauptmann ein fragmentarisches Reformationsspiel zufälligerweise in das Manuskript gefallen, etwa wie im „Rosenkavalier" Richard Strauß eilends eine Stelle vertont haben soll, die Hofmannsthal als Regiebemerkung gedacht hatte. Man würde schließlich Hauptmann den Mangel an gestaltender Phantasie verzeihen, wenn nur irgendwo die begeisterte Stimmung durchschlüge, wie sie jene Zeit durchbrauste, wie sie in Theodor Körners feurigen Rhythmen den Nachgeborenen bewahrt ist. Gelegentlich muß ein Wort im Fuhrmannston Urkraft vortäuschen. Ein hohles Symbol in griechischer Maskerade ist „Athene-Deutschland". Man hat zur Entschuldigung gesagt, das Stück spiele eben in der Empirezeit! Und schließlich klingt alles in Bertha von Suttnerschen Friedenstönen aus und Blücher, der für Heeresvermehrung ist, wird in den Puppenkasten geworfen. So gestaltet ist das Werk, für welches sich seit Wochen die deutsche „Intelligenz" ereifert. Ich möchte fast diesen Dichter von bestem literarischem Ruf fragen, ob er sich vielleicht nicht irrt, wenn er meint, er habe das Festspiel selbst geschrieben. Man könnte jenen „literarischen Bureaux", welche gelegentlich in den Zeitungen Festspiele für Vereinszwecke promptest und billigst offerieren, schlechtere Arbeit nicht zutrauen. — Nachdem Herr Danegger für seine gute rezitatorische Leistung Beifall geerntet, wurde ein Tintenfaß und ein Rednerpult in den Saal gebracht. Der neue Geschäftsführer der Schmidschen Konzertagentur übernahm den Vorsitz. Er bat, nicht über den ästhetischen Wert der Dichtung zu sprechen, sondern nur über die Behandlung, welche Hauptmann in Breslau zuteil geworden sei. Um diese Bitte kümmerten sich die Redner allerdings wenig, allein keiner fragte den Herrn Vorsitzenden, aus welcher Machtvollkommenheit er die Diskussion einschränke, resp. diese sofort in politische Bahnen weise, die als Ziel eine von ihm später vorgeschlagene Entrüstungsresolution haben sollten. Eine Frage. Wer dirigierte dies politische Puppenspiel und ernannte für die Oeffentlichkeit Herrn Alfieri zum Vorsitzenden? Natürlich niemand. Herr Alfieri nimmt selber glühendes Interesse an dem Dichter und weiß natürlich genau, wie wir Deutsche uns gegen einen deutschen Dichter zu benehmen haben. Fiele es einem Deutschen ein, in Rom, Paris oder sonstwo in der Fremde eine Versammlung ähnlicher Art leiten zu wollen, die Leute wären so unhöflich, von der Einmischung eines Ausländers zu reden; wir Deutsche sind höflicher, oder — es fällt uns gar nichts dabei ein.

Herr Alfieri erteilte das Wort zuerst einem „anarchistischen" Zeitschriftenherausgeber. NB.! ohne zuvor gefragt zu haben, wer das Wort wünsche. Es muß also ausgemacht gewesen sein, daß dieser Herr zuerst das Wort erhielt. Puppenspiel! Nun wird mir allerdings erzählt, daß man sich um einen Professor der Aesthetik zuvor bemüht habe; dieser soll erklärt haben, er wünsche nicht über solcherlei zu reden. Ein Münchener Dramatiker zog es vor, einen Schnupfen zu bekommen. Diese Absagen sind jedoch keine Entschuldigung dafür, daß man die Diskussion mit „anarchistischen" und sozialistischen Rednern einleitete. Wenn andere Leute nicht zu gewinnen waren, dann stand eben fest, daß für ein Entrüstungspuppenspiel kein Bedürfnis vorhanden war. Ich behandle die Ausführungen des Herausgebers der sogenannten Zeitschrift für Menschlichkeit, mit der wir uns leider schon öfters höchst widerwillig beschäftigen mußten, und diejenigen des Sozialdemokraten zusammen. Man hörte, daß Hauptmanns Festspiel mißlingen mußte, weil Deutschland keinen Grund habe, diese Zeit zu feiern, weil Dichter von geistigem Wert sich nicht in die Kreise nationaler Begeisterungsmache ziehen lassen können. Wir mußten hören, daß die Männer, die für ihr Vaterland in den Krieg zogen, gar nicht wußten, warum sie ihr Leben opferten. Solche Phrasen und Schmähungen darf man heute in Deutschland äußern, ohne daß ein Entrüstungssturm losbricht, der dem Redner das Wort im Munde ersterben läßt, und dies nicht einmal in sozialistisch aufgehetzten Volksmassen, sondern bei einem sogenannten „distinguierten" Publikum in einem der vornehmsten Konzertsäle. Interessant ist, daß heute auch „Anarchisten" von dem Worte Kultur angekränkelt sind; ich dachte, von dieser Seite wolle man gerade die Kultur vernichten, aber nein, diese Herren sind kultiviert, unkultiviert sind jene, die etwas gegen das Festspiel unternahmen, wir anderen haben in unserem unkultivierten Zustande einfach hinzunehmen, was Hauptmann uns gibt. Daß der Dichter aber von so unkultivierten Banausen sich einen Auftrag geben ließ, das dürfen nur die Kultivierten ihm vorwerfen. Der Sozialdemokrat wurde noch persönlicher, als er über den literarischen Konkurrenten (?) Hauptmanns, den hohen Verfasser eines Jagdbuches, der noch nichts geleistet habe, auf das Ungehörigste loszog. Als er später ganz sinnlos die Spitzenhöschen einer Prinzessin in die Debatte warf und darob einigen Widerspruch erntete, zog er über die Zischenden in persönlicher, beleidigender Art zu Felde und verglich sie mit der von Hauptmann höchst idiotisch geschilderten Bürgerschaft von 1813. Zu all diesen sozialistischen Anwürfen gesellen sich Widersprüche reich an Zahl. Die Stadtväter Breslaus durften nichts gegen Hauptmann unternehmen, weil sie keine Schriftsteller sind, also ästhetisch suspekt, dem Kronprinzen aber wird gerade vorgeworfen, daß er dies tat, obwohl er literarischer Konkurrent sei. Während man dem König Friedrich Wilhelm vorwirft, daß er unter dem Banne von Napoleons Größe gestanden, lobt man dies bei Goethe. Als dritter Redner trat ein blutjunger Student auf, er schmähte Hauptmann als Lohnschreiber und verlas eine Resolution beleidigender Art. Durch die persönlichen Attacken des Sozialdemokraten bekam die Diskussion immer mehr den Charakter einer Streiterei. Mit der Logik des Herzens traten eine Amerikanerin und ein Schweizer für den Dichter ein, der so „Großes geschaffen". Dazwischen kam es zu humoristischen Intermezzi und verspätetem Schuljungenübermut von höheren Semestern. Ein Hin und Her. Beifall für Hauptmann, Beifall gegen Hauptmann. Der leitende Vorsitzende war längst der geleitete in diesem Puppenspiel; immerhin wäre es wohl zur Annahme der Resolution des Herrn Alfieri gekommen, wenn nicht ein Herr aufgetreten wäre, der als „Nationalliberaler" protestierte gegen die Verunglimpfung des monarchischen Empfindens, gegen die Verhöhnung der Tausende von ehrenwerten Männern der Kriegervereine. Daß an diesem Abend ausschließlich „Anarchisten" und Sozialisten gesprochen, nagelte er mit temperamentvollen Worten fest, ohne sich von der Erregung zu Uebertreibungen hinreißen zu lassen. Tief bedauerlich war es zu sehen, daß Worte einer selbstverständlichen Vaterlandsliebe bei sehr vielen höhnisches Lachen hervorriefen; daß nicht wenige alles versuchten, Herrn Schriftsteller Dr. Sack zu überschreien. Der Vorsitzende sah nun doch ein, daß man zum Schluß kommen müsse. Seine Resolution wurde abgelehnt, er glaubte es nicht und ließ nochmals abstimmen. Das Resultat war das gleiche. Das Puppenspiel war zu Ende.

Das sozialistische, „anarchistische" Gefasel ist uns gleichgültiger, als die Haltung des Publikums, welches eine große Zeit der eigenen Nation schmähen läßt. Es ist in diesen Blättern mehrfach die Rede davon gewesen, wo diese unpatriotische Gesinnung vorbereitet wird. In dem „März" schreibt Ludwig Thoma: „Wir haben in diesem Jahre neben freudigeren Jubiläen auch das 25jährige Jubiläum der Plötzlichkeiten zu begehen die Ehre gehabt, ohne den Wunsch „ad multos annos"." Und das „Weltblatt" einer bürgerlichen Partei druckt dies nach ohne auch nur ein Wort des Tadels gegen diese Roheit.

Vom Büchertisch.

Otto Cohausz, S. J.: Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem. Warendorf i. W. J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung. 188 S., ℳ 1.80. Der ersten und zweiten Auflage ist die vorliegende dritte alsbald gefolgt, die wiederum ein Vorzeichen schneller und starker Verbreitung sein dürfte. Wer unter den „Gebildeten" versucht sich heutzutage nicht am Lebensproblem? Hier hat es ein Meister getan, einer von jenen, die berufen erscheinen, auf die leeren Seiten der beklagenswerterweise so unheimlich weit verbreiteten Halbbildung die ergänzenden Aeußerungen echter Durchbildung zu schreiben. Die aufmerksame Lesung dieses Buches, das auf Grund von Vorträgen („vor einem gemischten Publikum") des rasch berühmt gewordenen geistvollen Jesuitenpaters entstand, bedeutet wenn nicht den Gewinn eines fest zusammengeschlossenen geistigen Vermögens, so doch jedenfalls eine erhebliche Bereicherung des inneren Menschen. In fundamentalem Aufbau und kühnen Linien errichtet der Verfasser vor uns das Gesamtgebäude zunächst der antiken, dann der modernen Lebensanschauungen. Der Ursprung des Lebens ist das erste Hauptthema mit den drei Unterthemen: Mosaisch christliche Lehre, Darwins Urmensch, Der Urmensch in historischer Beleuchtung. Das zweite Hauptthema ist das Ideal des Lebens mit den Unterthemen des antiken, des modernen und des christlichen Lebensideals. Hier wird im einzelnen das klassische Ideal (Sokrates, Plato, Aristoteles) und das nachklassische (Epikur, Stoa, Zyniker) behandelt, dann das moderne mit dem Werdegang des modernen Menschen und dessen Ideal: dem idealistisch-schöngeistigen (Goethe), dem praktisch-materialistischen (Marx) und dem religiös-mystischen (Tolstoi); endlich die im christlichen Lebensideal enthaltenen Begriffe vom Gottesreiche im allgemeinen und vom Gottesreiche hienieden, sowie von dem Verhältnis zwischen Gottesreich und Weltreich. Folgen die Kapitel vom übernatürlichen Leben: dessen Geschichte, dessen Pädagogik (ferner: „Natur und Uebernatur" [Jean Jaques Rousseau]); vom Seelenleben: Die Modernen auf der Suche (Theosophie, Gefühlsreligion), das Gottsuchen des Christen (Aszese, Mystik); von den Disharmonien des Lebens: Schuld, Frau Sorge; vom jenseitigen Leben; von Parzival als Spiegel des Christenlebens und vom „Buch des Lebens". Ganz hervorragend bekundet sich des Autors Kunst der übersichtlichen Darstellung, der Konzentrationsanschaulichkeit in seiner Abrißgebung von den verschiedenen philosophischen Systemen. Hier hat ihm besonders der Laie zu danken, der selten wohl Gelegenheit findet, in so knapper, präziser und zugleich so fesselnder Weise über das mannigfach geteilte Gebiet der „Weltweisheit" orientiert zu werden. Die schätzenswerterweise sehr eingehenden Ausführungen über Tolstoi sind meisterhaft; interessant und tiefschürfend die über G. Hauptmanns „Versunkene Glocke"; bedeutend die über Goethes drei Dichtungen „Adler und Taube", „Prometheus" und „Ganymed"; anregend die über Goethes Faust. Anregung ist überhaupt der Zweck des Buches, das keinen Anspruch auf Darbietung neuer Theorien noch auf Ausschöpfung seines Gegenstandes erhebt, sondern nur Gedanken zum Weiterdenken geben, nur das Gold der Größten aller Zeiten in gangbare Münzen umprägen will (siehe Vorwort). Eben das hat es in selten eigenartiger und anziehender Weise getan, wofür wir dem Verfasser den Dank der willigen Entgegennahme des von ihm Gebotenen schulden. E. M. Hamann.

Anna Freiin von Lilien: Duell und Ehre. Roman aus den höheren Gesellschaftskreisen. Mit einem Anhang: Die Zeitaufgaben der Aristokratie von Alois Fürst zu Löwenstein. Köln am Rhein, J. P. Bachem. 8⁰. 303 S. Viertes und fünftes Tausend. ℳ 4.50. Geb. ℳ 6. — Sicher hat auch unsere neuzeitliche Belletristik unter ihren vielen „Duellromanen" nur äußerst wenige ausdrücklich gegen das nicht nur unchristliche, sondern überhaupt unsittliche und just darum völlig antikulturelle Duellunwesen gerichtete Werke zu verzeichnen; die Verlagshandlung meint sogar, der hier vorliegende, „Antiduellroman" sei „vielleicht der einzige in der deutschen Literatur". Und zwar ist es derjenige, der, wie sie mit Recht betont, das Seinige zu der Entwicklung jener starken Gärung beigetragen hat, die auf die baldige gänzliche Beseitigung des „wahnwitzigen Duellprinzips" zielt. Anna von Liliens Buch, das in seinen früheren Auflagen ebenfalls durch mich wiederholte Würdigung gefunden hat, verdient einen Ehrenplatz in der Geschichte dieser überaus verdienstlichen Gegenbewegung, denn auch seine künstlerische Aufmachung erzwingt Hochachtung, und der ethische Gewinn, den es eröffnet, ist in dauernder und einschneidender. Die in die Aristokratie verlegte höchst aktuelle Handlung spielt sich flott, überzeugend, packend ab. Die mannigfach gegliederte Personenzeichnung ist lebenswahr getroffen; die Bloßlegung der gesellschaftlichen Schäden und Wunden vollzieht sich ohne Bitterkeit, weil aus echter Liebe zu eben dieser Gesellschaft. Es steckt viel psychologische Motivierung und Entwicklung in der Erzählung, und hinter dem Ganzen steht ein unerschrockener, klaräugiger Mut, ein zielsicheres, kühnes Wollen ohne jedwede ob noch so nahe liegende Konzessionenmacherei, Uebertreibung und Schönfärberei. Gesunde Logik hat hier, ohne rechts und links zu tasten, auf Grund einer reichen Erfahrung und scharfen Beobachtungsgabe tapfer ihre Folgerungen gezogen, und sie versteht es zugleich, den Leser zum selben Vorgehen anzuregen. Eine schöne, tröstliche Gerechtigkeit spricht zudem das letzte Wort, sodaß auch die dichterische Befreiung nicht fehlt. Goethes Wort „Greift nur hinein ins volle Menschenleben — und wo ihr's packt, da ist es interessant!" stieg mir mehr als einmal beim Lesen auf, und zuletzt auch jenes andere: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — Der Verlag tat recht daran, dem Werke den von dem bekannten Reichstagsmitgliede Fürst Alois von Löwenstein zum Goldenen Jubiläum der „Kölnischen Volkszeitung" beigesteuerten Aufsatz über „die Zeitaufgaben der Aristokratie" dem Buche anzufügen und ihn dadurch „der deutschen Literatur einzuverleiben." — „Duell und Ehre" gehört in jede deutsche öffentliche und häusliche Bibliothek, denn die hier ausgewerteten Grundsätze geben allen, da die in Frage kommenden falschen Ehrbegriffe sich leider schon längst von oben nach unten durchgesetzt und bedauerlicherweise eine durchschlagende sieghafte Bekämpfung noch nicht gefunden haben; das aber kommt nicht zuletzt daher, daß jene Kreise, von denen die Verbreitung des — der Ausdruck sei absichtlich wiederholt — „wahnwitzigen Duellprinzips" ausgegangen ist, sich noch zu sehr hinsichtlich der Gegenbewegung zurückgehalten haben. — Anna von Liliens Buch liefert mehr als eine gute Waffe zum Edelkampf — so sei es denn aufs wärmste empfohlen. E. M. Hamann.

Das Gasthaus zur „Alten Krone". Eine Pfälzer Dorfgeschichte von C. Forschner, Päpstl. Hausprälat. 1913. Mainz, Verlag von Kirchheim & Co. 8⁰ (190 S.) Preis gebunden in Leinwand ℳ 1.80 (Dorfgeschichten, 1. Band). — In geschmackvollem Einbande stellt sich dieses erste Buch einer Dorfgeschichten-Serie vor. Der bekannte katholische Sozialpolitiker, Prälat Forschner, hat ein entschiedenes Erzählertalent, speziell für den Literaturzweig der Dorfgeschichte. Das Pfälzer Land mit seiner geradseligen Bewohnerschaft weiß Prälat Forschner in seiner ganzen Frische und Eigentümlichkeit in dieser Geschichte eines Gasthauses und seiner Besitzer aufleben zu machen. Der kernige Pfälzer mit seiner anheimelnden Sprache ist mit liebevoller Hand gezeichnet, mit richtiger Belichtung, die auch kleine Schatten nicht anzubringen vergißt. Der Kobold eines schalkhaften Humors hüpft zwischen den Zeilen herum und verrät die Schwächen der Dorfbewohnerschaft mit gutmütigem Lächeln. Das Buch, das für ein inniges Vertrautsein mit pfälzischen Gewohnheiten zeugt, sollte in keiner Schul- und Volksbibliothek fehlen, und als Geschenkband sollte es in manche Familie getragen werden. Man kann, wenn das Unternehmen so fortgesetzt wird, den Verlag hierzu nur beglückwünschen und hoffen, daß er auf die weiteren Bände nicht zu lange warten läßt. Frühjahr 1914 als Erscheinungstermin für den dritten Band stellt eine zu harte Geduldsanforderung. Fritz Decker, Düsseldorf.

Katechesen, entworfen für katechetische Predigten, Christenlehren, Zehnminuten-Predigten, höhere Schulkatechesen und zum Selbstunterricht von Anton Ender, fb. geistl. Rat, Dekan und Stadtpfarrer. 3. Auflage. 2 Bände. 8⁰. VII u. 798 S. Brosch. ℳ 6.50, geb. ℳ 8.50. Unterberger, Lindau i. B. 1913. Genau umschriebene, klar entwickelte Darstellung der einzelnen Wahrheiten des katholischen Glaubens, das ist Arbeitsziel und -methode des bereits weitbekannten Verfassers, bewährt durch den Erfolg mehrerer auf gleicher Unterlage aufgebauten Hilfsbücher für den Klerus. Diese erschöpfenden Katechesen, die im Rahmen des großen österreichischen Katechismus gehalten sind, bieten sich ebenso als Entwürfe für den Unterricht an, wie zur homiletischen Benützung, besonders im Sinne der mehr und mehr üblichen sogenannten Zehnminuten-Predigten, und sie mögen wohl auch zur Selbstbelehrung der Laien, namentlich wegen der durchgängigen Betonung der Unterscheidungslehren, sich als dienlich erweisen. Sie sind überdies eine Materialiensammlung nach der Richtung, daß sie in den Fußnoten auf einen Grundstock theologischer Werke verweisen, die zusammen mit dieser Neuerscheinung eine Katechetenbücherei ausmachen, die in keiner Frag versagen wird. Dem Charakter eines Sammelwerkes entsprechen die Verzeichnisse S. 722—66: Stoffverteilung auf die Sonn- und Festtage, S. 767—74 alphabetisches Sachregister. O. Heinz.

Aegyptische Terrakotten der griechisch-römischen und koptischen Epoche, vorzugsweise aus der Oase El Faijûm gesammelt und beschrieben von Msgr. Carl Maria Kaufmann. Mit 700 Abbildungen in Autotypie. Verlag von F. Diemer, Finck und Baylaender Succ. Cairo 1913. Preis ℳ 12. — Der Verfasser des vorliegenden, trefflich ausgestatteten Werkes ist der auch unter dem Pseudonym Marchese di S. Callisto in der wissenschaftlichen Welt rühmlich bekannte Frankfurter Archäolog, welcher 1905 zusammen mit J. C. Ewald Falls eine Expedition nach Aegypten und in die Libysche Wüste unternahm. Es gelang dabei, die altchristliche Menasstadt aufzufinden, welche dann bis 1907 mit Unterstützung der Stadt Frankfurt und des Generaldirektors der preußischen königlichen Museen, Bode, durch Kaufmann ausgegraben worden ist. Den glänzenden Publikationen, zumal über das erste Christentum in Aegypten, welche jenen Unternehmungen ihr Entstehen verdanken, schließt sich jetzt die hier in Rede stehende über die ägyptischen Terrakotten an. Sie bilden den wesentlichen Teil der von Kaufmann angelegten Sammlungen, welche er in Dankbarkeit für die ihm geleistete Beihilfe der Stadt Frankfurt überwiesen hat. Es handelt sich um heidnische Denkmäler einer Gattung, an der nur das Museum zu Alexandrien und das zu Berlin größeren Reichtum aufzuweisen hat, und ihre Veröffentlichung war schon darum eine Notwendigkeit, weil bisher dergleichen noch nie gesammelt und wissenschaftlich ausreichend gewürdigt worden ist. Erheblich über 800 Statuetten und ähnliches, ferner einige hundert Terrokatta-Lampen, Gefäße und dergleichen mehr werden in dem Kaufmannschen Werke vorgeführt und nach ihren kulturellen und künstlerischen Eigenschaften analysiert. Zum ersten Male sehen wir den Reichtum an Typen vor uns, den besonders der Gau von Arsinoe darbietet. Nach einer Einleitung über den Ursprung der ägyptischen Terrakottaplastik werden diese an Gestalt und Bestimmung äußerst verschiedenartigen Typen nach einander beschrieben und durch ein überaus reichliches, vorzüglich ausgeführtes Bildermaterial zur Anschauung gebracht. Mehrere Aufnahmen der ägyptischen Landschaft geben dem Ganzen einen die Situation andeutenden Hintergrund. Das Werk darf als ein grundlegendes bezeichnet werden, als ein Erzeugnis echter deutscher Gelehrsamkeit. Da der Verfasser erklärt, daß er sich den heidnischen Denkmälern nur in zweiter Linie widmen könne, und daß die Resultate seiner christlich-archäologischen Forschung in einem Spezialwerke folgen werden, so darf man auf dies letztere um so gespannter sein. O. Doering.

„Die Kunst dem Volke." Die unter diesem Gesamttitel von der „Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst" in München herausgegebenen populären Monographien haben den vierten Band mit einem Hefte begonnen, wie man es für jeglichen Gebildeten, zumal aber für den katholischen Leser nicht fesselnder wünschen kann. „Ein Besuch im Vatikan" wird durch den Rektor des deutschen Campo Santo in Rom, den bekannten Msgr. Anton de Waal, in Wort und Bild beredt und anschaulich geschildert. Anknüpfend an eine Audienz beim Hl. Vater zeigt der ausgezeichnet sachkundige Führer die wichtigsten Höfe, Säle und Zimmer des päpstlichen Palastes, erklärt ihre herrlichen Wandmalereien, Gobelins und andere Kunstschätze, geleitet auch hinaus in die südliche Pracht der Gärten. Freilich, nicht alles, was der Vatikan an wunderbaren und niemals zu übertreffenden Schätzen der Kunst bietet, konnte für diesmal beschrieben werden. Trotzdem ist eine wahrhaft bewundernswerte Fülle des Schönen übrig geblieben, und der reichliche und trefflich ausgeführte Schmuck von 56 Abbildungen sorgt dafür, daß der Leser eine Anschauung davon erhält. Der Preis ist der bekannte höchst geringe von 80, bei Mehrbezug 50 Pfennigen. Hoffentlich lassen die weiterhin beabsichtigten Teile dieser Vatikanschilderung nicht lange auf sich warten. Kurt Freden.

Warnungstafeln.

Von Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann, München.

In der Schrannenhalle unserer Residenzstadt München ist zurzeit eine Warnungstafel mit erschreckender Aufschrift zu sehen: Wachspräparate zeigen die Symptome der Geschlechtskrankheiten. Nur mit Selbstüberwindung kann man dieses Menetekel lesen. Ueberall in der Stadt laden sodann Plakate Abiturienten der Mittelschulen, ihre Eltern und Lehrer zu einem Vortrage über „die Gefahren des Geschlechtslebens" ein. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die den menschlichen Körper in Geschwüren auflösende Vergiftung der Gottesgeisel, Geschlechtskrankheiten genannt, darzutun. Es seien nur einige prinzipielle Bemerkungen gemacht.

Die menschliche Gesellschaft seufzt heute unter der Rache des verletzten und verhöhnten Sittengesetzes. Die Zahl der venerischen Erkrankungen ist stark gestiegen. Besondere Sorge verursacht die Wahrnehmung, daß die Jugend hieran in erschreckender Weise teilnimmt. Nur ein Hinweis sei gestattet: der Münchener Arzt Graßmann gibt aus einigen ernst zu nehmenden Publikationen einen kurzen Ueberblick: „Nach Hecht (Prag) erwies sich die traurige Tatsache, daß von 1843 Mittelschülern der Hauptstadt 7,7 Prozent, von 1866 solcher aus kleineren Städten 8,1 Prozent venerisch waren. Nach Meirowsky (Köln) hatten von 170 Universitätsstudenten 45 Prozent schon als Schüler sexuellen Verkehr, 73 Prozent infizierten sich. Meirowsky meint, daß im ganzen zirka 20 Prozent aller Schüler in den oberen Klassen venerisch sind. (Sexualpädagogische Fragen in der Münchener medizinischen Wochenschrift, 1912, Nr. 33, Sonderdruck S. 4.) Angesichts solcher Feststellungen ist es begreiflich, daß man sich nach Hilfe umsieht. Der Krankheitsherd ist bekannt.

Woher soll die Hilfe kommen? Mit intellektueller Aufklärung glaubt man die kranke Welt heilen zu können. Es geschieht nicht allzu oft, daß man das nämliche Problem, das sich einmal gründlich als ungeeignet erwiesen hat, nach kurzer Zeit von neuem in derselben Weise wieder aufnimmt, als ob die Geschichte gar nichts zu lernen aufgegeben hätte. Hier haben wir diese Erscheinung. Die Bestrebungen der Philanthropen, das sexuelle Unheil durch Aufklärung zu heben, sind mißglückt, dennoch wollte man in unseren Tagen hierin wiederum das Heilmittel sehen. Bereits dämmert ein zweites Mal die Erkenntnis, daß Aufklärung allein dem Verderben nicht wehren kann. In der Belehrung wird nun zurzeit ein Moment besonders stark hervorgehoben: die entsetzlichen physischen Wirkungen jener Vergehen. Darum die eingangs erwähnten Vorträge und Ausstellungen.

Seit Jahren wird in München unmittelbar mit dem Schulschlusse verbunden ein solcher Vortrag gehalten. Hofrat Dr. med. Uhl unterzieht sich dieser Aufgabe. In der Weise, wie dieser Herr es tut, dürfen wir die Belehrung begrüßen. Mit großem sittlichen Ernste weist er auf die schlimmen Folgen sexueller Ausschweifung und zeigt die schwere Verantwortung, die jeder hat gegen die eigene Person, den Nächsten und die Gesellschaft. Allerdings vermissen wir ein wesentliches Moment, die Verankerung dieser Ausführungen in dem göttlichen Imperativ des Sittengesetzes; doch nehmen wir gerne die Darlegungen des Fachmannes als Ergänzung oder Bekräftigung dessen, was der Religionslehrer den Schülern bereits mitgeteilt hat. Leider aber muß betont werden, daß die Aufklärung von seiten der Aerzte nicht allwegs in diesem Geiste geschieht. Nicht wenige sind es, die kein Bedenken tragen, zur direkten Verletzung des Sittengesetzes mit ihrer Autorität aufzufordern. Auf solche Tatsachen gestützt, brachte der „Volkswart, Organ des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit", 2. Jahrg., Nr. 7 und 8, einen Artikel, der in der Oeffentlichkeit größere Beachtung verdient hätte: „Sittenruin aus der Medizin". Auch die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" scheint in der Mehrzahl ihrer Mitglieder zu einem ersprießlichen Wirken nicht den richtigen Weg zu finden. Ueber den II. Kongreß dieser Vereinigung, der 1905 in München gehalten wurde und auf dem der bekannte Professor der Hygiene, Obermedizinalrat Dr. von Gruber, in entschiedenster Form auf die negativen Tendenzen hinwies, urteilt ein Referent: „Die Verhandlungen auf demselben haben bekundet, daß eine Reihe von Vertretern verschiedener Stände, insbesondere Aerzte und Rechtsanwälte, das Verlangen des Volkes, ein die Nation bedrohendes Uebel eingedämmt zu sehen, benutzen, um das Fundament der Sittlichkeit zu erschüttern: Nicht der Kampf gegen die Ursache des Uebels, die sittlichen Ausschweifungen, nur die Angabe von Mittel und Wegen, um sich vor physischer Ansteckung zu bewahren, sind das Ziel der Gesellschaft. Dieses wird in einer Art vorgetragen, die teilweise dem Laster das Beschimpfende nimmt, teilweise dasselbe direkt empfiehlt. Mit Recht nennt daher Dr. Gruber ein solches Vorgehen ‚gemeingefährlich'". (Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, 1905, Seite 119.) Eine Unterweisung über die schlimmen Folgen sexueller Vergehen, die von sittlichem Ernst getragen wird, heißen wir gerne gut, selbst wenn sie sich nicht über die natürliche Sphäre der Ethik erhebt; eine Aufklärung aber, die direkt niederreißt, ist ein Verbrechen an dem Individuum und an der Gesellschaft.

Eine Belehrung über die gesundheitszerstörenden Folgen des Verkehrs mit Prostituierten oder auch anderen mit venerischen Krankheiten belasteten Personen bieten auch die „Kundgebung der deutschen Hygiene-Professoren an die Studierenden der Hochschulen in bezug auf die geschlechtlichen Erkrankungen" und das „Merkblatt der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten". Beide verdienen alle Anerkennung, allerdings zerstören sie durch ihren Inhalt grausam, wenn auch ohne ihre Schuld, die Poesie von der goldenen akademischen Zeit, mit der erfüllt der junge Student an die Alma mater zieht.

Ebenso sind die Ausstellungen, in denen die Worte der Aufklärung über diese Krankheiten gleichsam illustriert werden, im allgemeinen zu empfehlen. Von der gegenwärtig in der Schrannenhalle hier stattfindenden gilt dieses in vollem Umfange. Dagegen kann es kaum gut geheißen werden, wenn solche veranstaltet werden z. B. bei Gelegenheit des Oktoberfestes in München und unter Umständen, wie sie dieses bietet. Man sieht hier auf den ersten Blick, daß es sich um eine Unternehmung des materiellen Gewinnes wegen handelt; daher die Reklame, die nicht zum mindesten mit der Ankündigung gemacht wird: Nur Erwachsene haben Zutritt! Darum werden in diese Ausstellungen Präparate aufgenommen, die trotz der tiefernsten Seite geeignet sind, die Sinnlichkeit zu reizen; manche Menschen finden auch im Schmutze noch Pikantes. Nach dem Besuche anderer „Sehenswürdigkeiten" und nicht selten nach reichlichem Alkoholgenuß geht man auch zu diesen Stätten tiefsten menschlichen Elends. Wir meinen, diese Ausstellungen gehörten nicht in das sie dort umgebende Milieu und sollten durch die Verwaltung des Oktoberfestes von dem „Feste" ferngehalten und an einen Ort in der Stadt selbst verlegt werden.

Die Absicht, in welcher solche Aufklärung durch berufene Personen in Wort oder in sachlicher Darstellung geboten wird, ist im allgemeinen zweifellos gut. Man will insbesondere der Jugend vor Augen führen: Siehe, dieses wartet deiner, wenn du dich der Sünde hingibst, vielleicht trifft dich das Unheil, wenn du auch nur einmal fehlst! Die Abschreckungsmethode wird in Anwendung gebracht. Wird sie ihre Schuldigkeit tun? Gewiß wird mancher junge Mann in Entsetzen vor dem ihm drohenden Unheil sich noch im letzten Momente von der Sünde abwenden. Wäre die Zahl dieser auch nur gering, so würden jene Veranstaltungen schon berechtigt sein. Einen allzu großen Erfolg darf man sich auch von einer derartigen Aufklärung indes nicht versprechen. Den verhängnisvollen ersten Schritt zum Laster tut der junge Mann doch meistens nur, wenn er durch Alkoholgenuß in einen willensschwachen Zustand versetzt ist. In diesem aber wird die Angst vor den geschilderten schlimmen Folgen den Sieg der Enthaltsamkeit meistens nicht zu sichern vermögen. Einen Beweis, wie wenig hier Wissen um sexuelle Dinge im allgemeinen, sowie im besonderen um das drohende Unheil, ich will nicht sagen tugendhaft, sondern nur vorsichtig macht, bietet die Tatsache, daß gerade unter den Studierenden der Medizin jene Krankheiten verhältnismäßig sehr stark verbreitet sind. Es wurde wiederholt hierauf hingewiesen. In der „Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", Band XII Heft 10 (1912) wird das Resultat einer Umfrage, die Geh. Medizinalrat Professor Neisser (Breslau) an 800 Aerzte richtete, von denen 90 antworteten, bekannt gegeben. Es war u. a. auch die Frage gestellt: „Haben Sie an Geschlechtskrankheiten gelitten?" **48,1 Prozent antwortet mit Nein, 51,9 Prozent mit Ja** (Seite 354). Dieses ist eine erschreckende Konstatierung, aber auch ein Beweis, wie wenig die Kenntnis selbst der unseligsten Folgen der Sünde vor ihr zu schützen vermag, denn es muß doch angenommen werden, daß die überwiegend größere Zahl der Erkrankungen jener Männer in die Lebenszeit fiel, wo jene bereits Wissen besaßen.

Es mag die Belehrung namentlich über die schlimmen Folgen des Lasters wohl statthaben, doch müßten auch andere Heilmittel, die sich als wirksam erweisen, in Anwendung gebracht werden. Die Jugend bedürfte vor allem des Schutzes; es sei nur darauf hingewiesen, daß auf dem herrlichen Gebiete von Kunst und Literatur sich zahlreiche Auswüchse breit machen, die dem Laster geradezu Zutreiberdienste leisten. Auch freigesinnte Männer beklagen dieses (Forel, Die sexuelle Frage, 1905, S. 75. Paulsen, Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit, 1908, S. 18). In größeren Städten darf das Laster frei auf Opfer ausgehen und junge Leute, die vielleicht durch Alkoholgenuß um vernünftiges Denken und Ueberlegen gebracht sind, einfangen. Das vorzüglichste Mittel gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten wäre es, wenn alle beteiligten Faktoren einmütig eine religiös-sittliche Willensbildung der Jugend zu vermitteln sich bestrebten. Nur ein starker, religiös fundierter Wille wird den mächtigen Lockungen der Sünde zu widerstehen vermögen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Björnsons Schauspiel: „Paul Lange und Tora Parsberg" haben wir um 1900 zuerst im Kgl. Residenztheater kennen gelernt mit Wilhelm Schneider und Klara Heese in den Titelrollen, Leistungen einer vornehmen, vollendeten Kunst, die noch unvergessen in der Erinnerung der Münchener Theaterfreunde fortleben. Kayßler und Helene Fehdmer wußten sehr starken Eindruck zu erzielen. Der Beifall war an den Aktschlüssen ungemein stark und in vollem Maße verdient. Man denkt sich den Staatsminister repräsentativer, wie Kayßler ihn hinstellt, aber dies gilt nur für den Anfang, man erkennt immer mehr die Richtigkeit der Zeichnung, die der Schauspieler von dem Bilde des Mannes gibt, der das Aufwärtssteigen mit tausend Wunden erkämpft hat, dessen Kräfte in den langen Kampfes-

jahren zermürbt sind. Tora ist eine ihm geistig gleichstehende Natur, die sich jedoch unter günstigeren Lebensbedingungen entwickeln konnte. So besitzt sie die ungebeugte, innere Selbständigkeit, an der sich die müde gewordene Gestalt Paul Langes aufzurichten vermag. Tora Parsbergs Liebe gibt ihm den Mut, ohne Rücksicht auf Freunde und Parteiungen sein Ziel zu verfolgen, aber der große parlamentarische Sieg, den er erringt, ist ein Pyrrhussieg. Zetteleien und Verdächtigungen seiner Freunde stellen ihn in ein schiefes Licht und machen ihn politisch unmöglich. Den Kampf aufs neue zu beginnen, ist er zu müde und an den vom Schicksal Besiegten mag er Tora Parsberg nicht ketten, deshalb greift er zur Pistole. Paul Lange ist nicht der Streber und eitle Karrieremacher, für den die öffentliche Meinung ihn ausschreit, aber um seine staatsmännischen Ideen ausführen zu können, muß er mit tausend kleinlichen Mittelchen mit Parteigängern paktieren und gegen Kabalen ankämpfen. In diesem Kleinkrieg zehrt Paul Lange seine Kräfte auf. Mit wundervoller Plastik ist auch der Charakter Toras gezeichnet. Es liegt eine feine Geistigkeit über den Liebesszenen dieser beiden. Sie gehören zu dem schönsten, was Björnson geschrieben hat. Frau Fehdmer spielte die Tora Parsberg mit sonniger Wärme, dem vornehmen Empfinden einer tiefen und innerlich klaren Frauennatur. Den übrigen Darstellern gelang es, die politische Umwelt der beiden angemessen zu verkörpern. Man wird im Schauspielhause nicht verlangen, daß einer dem einstmaligen alten „Storm“ Häußers gleichkommt, denn einen solchen besitzt auch unsere Hofbühne nicht mehr.

Münchener Künstlertheater. „Mikado“ beherrscht einstweilen tagtäglich den Spielplan und findet starken Besuch. Die Vorstellungen leitet jetzt Kapellmeister Br. Hartl mit musikalischer Feinheit und Schwung. Einige Rollen sind neu besetzt worden. Fräulein Bachrich besitzt einstweilen nicht so viel stimmliche Mittel, wie ihre Vorgängerin, spielt jedoch ihre Yum-Yum mit Anmut und frischer Laune und entspricht so dem Bilde der jugendlichen Japanerin aufs angenehmste. Nanki-Poo sowie die Titelrolle sind bei Pfann und Busch in guten Händen. Die übrigen sind geblieben. Pallenberg sang das Bachstelzenlied mit Zartheit und schränkte seine Groteskwirkungen ein wenig ein. Daß Hofbräuhaus- und Weißwurstscherze fortblieben, ist gewiß kein Fehler. Die Ensembleszenen haben an Rundung und Flüssigkeit noch gewonnen, ein paar hübsche neue Regieeinfälle die Wirkung erhöht. Die Wiedergabe und die schönen Bühnenbilder finden ungeteilten Beifall.

Konzertverein München. Nachdem das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten zweimal die Subvention abgelehnt hat, löst sich der Verein auf. Zuvor wird er jedoch unter Ferdinand Löwes Leitung, die seit mehreren Jahren in der Münchener Festspielsaison (August bis September) üblichen Festkonzerte durchführen und ihnen vier Volkssymphoniekonzerte anschließen. Neuerdings besteht jedoch wieder größere Hoffnung, das für Münchens musikalisches Leben so bedeutungsvolle Orchester vor der Auflösung zu bewahren. Der Oberbürgermeister hat eine Anzahl opferfreudige Musikfreunde gewonnen und man hofft, wenn sich noch mehrere bereitfinden, dem Orchester eine neue finanzielle Grundlage geben zu können, auf der es weiterarbeiten kann.

Verschiedenes aus aller Welt. Mit Otto Ludwigs „Maccabäern“ und Lessings „Minna von Barnhelm“ schlossen die Düsseldorfer Festspiele ab. Beide Aufführungen vermittelten starke Eindrücke. — In Düsseldorf fand die Uraufführung von Hans Müller-Schlößers

Komödie „Schneider Wibbel" lebhaften Beifall. Das Milieu Düsseldorfs vor hundert Jahren und die Mundart wurden als sehr echt empfunden, das Stück hat manche fesselnde Szene, der Schluß verminderte ein wenig die Wirkung. — Das Harzer Bergtheater bei Thale brachte ein sprachschönes Drama: „Frithjof" von August Hinrichs, welches jedoch seinen epischen Ursprung nicht verleugnen konnte. Die Meeresstimmung wurde in diesem Stücke schwer entbehrt, weshalb es für eine Illusionsbühne geeignet erscheint. — Das Leipziger Stadttheater brachte „Wallensteins Lager" und „Die Piccolomini" in völlig neuer Ausstattung. Die Aufführung wies vorzügliche Einzelleistungen auf und Bühnenbilder von entzückender Schönheit; es fehlte jedoch nicht ganz an eigenmächtigen Regiezutaten. — „Musica Divina" ist der Titel einer neuen Monatsschrift für Kirchenmusik, welche von der Schola Austriaca unter der Oberleitung von Abt Alban Schachleiter O. S. B. in Wien erscheint. — Die Waldbühne bei Zoppot bot eine schöne Aufführung von Glucks „Maienkönigin". — Der französische Bund der Künstler und Freunde der Oper ließ auf der Bühne eines Schloßgutes Romainville „Parsifal" aufführen. Da das Werk jedoch vor dem 1. Januar nicht frei ist, wurde das Orchester durch Kammermusik angedeutet, es behauptet jedoch die Pariser Presse, daß die Vorstellung hinter dem, was Bayreuth bietet, kaum zurückstehe. — „Daphnis und Chloe", eine Oper von Ewald Nacke, der volkstümliche Innigkeit nachgerühmt wird, gelangte auf einer Hamburger Naturbühne zu freundlich aufgenommener Uraufführung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In der Tendenzgestaltung der deutschen Börsen ist ein fortwährendes Auf- und Abwärtsgehen der Kurse bemerkbar. Es gelingt den Effektenmärkten nicht, eine einheitliche, durchgreifende und charakteristische Haltung einzunehmen. Die an widerspruchsvollen Momenten so reiche Gegenwart bedingt denn auch mit Recht eine derartige nervöse, unstäte Lage. Es sind wahrlich genügende Ursachen vorhanden, welche die Börsen und vornehmlich die deutschen Märkte nicht zur Ruhe kommen lassen. In erster Linie sind naturgemäss die politische Unsicherheit und die überhastenden Vorgänge am Balkan die grössten Hemmnisse. Die Friedenssehnsucht ist bei allen kämpfenden Parteien, zu denen sich Rumänien und neuerdings auch die Türkei bekennen, in stärkerem Masse als bisher vorhanden. Die grösseren Geldbedürfnisse, welche derart kriegerische Verwicklungen mit sich bringen, verhindern ohnedies eine noch längere Dauer der Kriegslage. Die täglich auftauchenden, mehr oder minder auf Wahrheit beruhenden Meldungen von Interventionen der Grossmächte finden an den Börsen wenig Glauben. Mehr Beachtung verdienten die Finanzverhandlungen dieser Staaten mit europäischen Geldgebern und die Tatsache, dass dabei den Balkanstaaten durchweg ablehnende Antworten zuteil wurden. Unsere Börsen bekennen sich mehr und mehr zur Ueberzeugung, dass dieser Balkankrieg zweiter Auflage über kurz oder lang doch der Vergangenheit angehören muss. Sie finden sich auch mit dem Moment ab, dass die Aufteilung des Balkans in irgendeiner Form und unter Zustimmung der Grossmächte zwischen den sich jetzt feindlich gegenüberstehenden Parteien bald erfolgen wird. Um die Details einer solchen Lösung kümmern sich unsere Effektenmärkte wenig. Ausschlaggebend ist hierbei der Hinweis, dass mit dem Aufhören der langatmigen diplomatischen Schwierigkeiten und der Wiederherstellung normaler Friedensverhältnisse für Handel, Industrie und den gesamten Wirtschaftsmarkt neue Tage des Aufschwungs und der unbedingt notwendigen Wiederentfaltung kommen dürften. Vorbedingungen für ein solches Prognostikon sind bereits vorhanden. Neben den Aussichten einer befriedigenden Getreideernte ist für die Börsen ausschlaggebend die erfreuliche Entwicklung der Geldmarktlage. Die industrielle Konjunktur lässt allerdings weiterhin zu wünschen übrig. Immerhin finden sich auch hier Ansätze einer, wenn auch sehr langsamen Besserung in einzelnen Sparten. Die Ziffern des deutschen Aussenhandels im Juni, wie auch des gesamten abgelaufenen Semesters zeigen besonders deutlich die starke Steigerung des Warenexportverkehrs. Aus der Elektrobranche liegen weiterhin Berichte zufriedenstellender Art vor, speziell hinsichtlich einer bedeutenden Zunahme der Beschäftigung. So konnte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in einer Aufsichtsratssitzung geradezu glänzende Details bekanntgeben. Die seit dem Juli vorherrschende Gelderleichterung hat eine weitere grössere Ausdehnung erfahren. Die Wochenausweise der Reichsbank besonders zeigen neuerdings erhebliche Flüssigkeit. Die Liquidität im Status unseres Notenbankinstitutes ist gegenüber der Parallelzeit im Vorjahre erheblich günstiger. Von welch grosser Bedeutung diese Tatsache für unser Wirtschaftsgebiet ist, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Die vielfachen Anstrengungen der Grossbankwelt nach dieser Richtung hin verdienen denn auch ganz besonders genannt zu werden. Die akuten politischen Verhältnisse lassen den Notenbankinstituten und sonstigen Geldquellen das Heranziehen der Goldvorräte und anderer Barmittel ganz besonders schwierig erscheinen. Ob es der Reichsbank jedoch möglich wird, den bisherigen hohen 6%igen Zinsfuss in absehbarer Zeit zu ermässigen, bleibt dahingestellt. Es ist immer noch fraglich, ob im laufenden Jahre an eine solche Zinssatzreduktion gedacht werden kann. Grosses Aufsehen erregte die Massnahme eines norddeutschen Hypothekenbank-Institutes, welches durch Emission von 4½%igen Pfandbriefen berechtigte Beunruhigung in Kapitalistenkreisen und auf dem Hypothekenwesen hervorgerufen hatte. Es lässt sich im Moment noch nicht ermessen, ob die Schaffung dieses 4½%igen Pfandbrieftypus, obwohl bereits früher die gleiche Transaktion von einer anderen Bank versucht worden ist, Nachahmung durch andere Hypothekenbanken finden wird. Es wäre bedauerlich, wenn durch diese Absicht die niedriger verzinslichen Werte eine weitere Entwertung erleiden würden. Eine derartige neuerliche Verschlechterung wäre jedoch durch keinerlei Gründe irgendwie berechtigt oder notwendig.

München. M. Weber.

Aus Bädern und Kurorten.

Wo bringe ich meinen Urlaub zu? Wessen Herz schlägt nicht höher bei dem Worte „Urlaub" und wessen Geist beschäftigt sich nicht schon seit Wochen mit der Frage „Wohin"? Fern sei es mir, eine Legende über Ferienreisen zu schreiben, nur eine Anregung möchte ich durch diese Zeilen geben, wo ein schönes, ruhiges und gesundes Fleckchen Erde zu finden ist. Auch an mich kam die Reihe Urlaub zu haben und fasste ich den Entschluss, das Grödental zu durchwandern. Von Wolkenstein kommend, durch einen tüchtigen Marsch ermüdet war ich froh, das Familien und Touristenheim „Academia" in St. Ulrich erreicht zu haben. Die äusserst gute und preiswerte Aufnahme veranlasst mich, dieses Haus jedem Wanderlustigen zu empfehlen. Das Grödental, meines Erachtens das schönste Tal der Dolomiten, gibt dem Touristen Gelegenheit zu herrlichen Ausflügen, vom mühelosen Bummel bis zur schwierigsten Kletterpartie. Gerade St. Ulrich ist seiner zentralen Lage wegen als Standquartier zu wählen, um von da aus seine Wanderungen anzutreten. Bei meinem Aufenthalte hatte ich Gelegenheit, einige Werkstätten der Bildhauerei, welche Kunst in St. Ulrich in hoher Blüte steht und deren Erzeugnisse in alle Länder verschickt werden, zu besichtigen. Unter anderen besuchte ich auch das berühmte Atelier des akademischen Bildhauers Ferdinand Demetz. Ein herrlicher Altar, darstellend „Die Kreuzigungsgruppe" in Lebensgrösse für die grossh. Kirche in Warren in Mecklenburg-Schwerin bestimmt, stand zum Versand bereit. Herrlich ist die Luft in St. Ulrich, einzigartig das des öfteren zu sehende Alpenglüh'n und unschätzbar die Ruhe, eine wahre Nervennahrung für die dem Grossstadttrubel Entronnenen. Darum ins Grödental! Auf nach St. Ulrich.

G. B., Baden-Baden.

Naturwein ist das reine Produkt der Rebe ohne jeglichen Zusatz.

Die „Deutsche Aerzte-Zeitung" Berlin vom 1. Mai 1908 schreibt auf Seite 216: Naturreiner Wein. Wenn es auch für den Allgemeingebrauch Gesunder als absolut erforderlich bezeichnet werden muß, daß nur naturreine Weine genossen werden, so gilt diese Forderung doch noch in viel höherem Maße für Kranke. Daß unter den zahllosen Weinproduzenten sich manche befinden, deren Erzeugnissen man mit berechtigtem Mißtrauen gegenübersteht, ist eine Erscheinung, die wohl nicht so leicht aus der Welt geschafft werden wird. Die Vorsicht des Publikums, um sich bei Einkäufen von Weinen vor minderwertigen Erzeugnissen zu schützen, ist daher wohl begreiflich. Bekanntlich sind für Pantschereien und sonstige unlautere Geschäfte im Weinbetrieb die üblichen Strafen sehr wenig empfindlich und stehen in keinem Vergleich mit den Nachteilen, die dem Publikum durch ein derartiges Geschäftsgebaren entstehen. Einigermaßen geschützt werden Käufer und Verbraucher nur durch § 2 Abs. 4 des Reichsweingesetzes von 1901, der verbietet, den mit Zucker in wässerige Lösung versetzten Wein als „Naturwein" oder „naturrein" zu verkaufen. Fehlt dieser schriftliche Vermerk auf Rechnungen, Weinlisten usw., dann liegt die Vermutung vor, daß der Wein nicht naturrein sei. Jedenfalls ist für denjenigen, der sich reine Weine zulegen will, die Wahl einer guten Bezugsquelle nicht so einfach, falls ihm eine solche nicht von kompetenter Seite empfohlen worden ist. Deshalb sei auf ein Unternehmen hingewiesen, das sich durch seine hervorragenden Erzeugnisse schon seit langer Zeit in den weitesten Kreisen einen Namen gemacht hat, auf den Trierischen Winzer-Verein A.-G. in Trier, als Bezugsquelle höchst preiswerter und zugleich durchaus naturreiner Mosel-, Saar- und Ruwer-Weine. Die Weine rühren her von Winzergenossenschaften, die laut Statut „durch gemeinsames Keltern der Trauben reine Weine erzielen wollen", oder von Winzern, die „die eidesstattliche Versicherung" abgeben, daß der von ihnen verkaufte Wein reiner Naturwein ohne jeglichen Zusatz ist. Daß dies bei den Weinen des Trierischen Winzer-Vereins zutrifft, wird jeder sofort erkennen, der damit einen Versuch macht. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Trier, in Berlin und Leipzig Filialen und Probierstuben.

Schulnachrichten. Die Ingenieur-Akademie Wismar (Ostsee) hat nunmehr auch den Erweiterungsbau ihres Maschinen-Laboratoriums beendet. Das Sommersemester schließt im August, während das Wintersemester am 27. Oktober beginnt und ein Vor- und Repetitionskursus am 1. Oktober seinen Anfang nimmt. Die Frequenz der Akademie hat von Semester zu Semester eine ständig weitere Entwicklung genommen, so daß jetzt ebenfalls der Entwurf für einen Neubau des Hauptgebäudes vom Stadtbauamt fertiggestellt werden mußte.

„Katholisch oder protestantisch?" Auf die unter diesem Titel von Karl von Bredow verfaßte, im Verlag von Ignaz Schweitzer, Aachen, erschienene Broschüre sei aufmerksam gemacht unter Hinweis auf die im Inseratenteil enthaltene Anzeige.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. Dr. Becker.

ST. LUDWIGS-HEIM
München, Schellingstrasse 5/I
Ruhige, vornehme Wohnungslage, nächst den Hochschulen und der Staatsbibliothek und dem Englischen Garten. Modern eingerichtete Zimmer für jede Zeitdauer. Mässige Preise. Trambahnlinie 3, 18, 26, 36.

Schliersee .. **Hotel Wittelsbach**
neu renoviert, in der Nähe des Bahnhofes Auswahlreiche Speisekarte. Bier aus der Herzogl. Brauerei Tegernsee. Schöne Veranda, schattiger Garten. Elektrische Beleuchtung. G. Dannhofer, Besitzer.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**
neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension.
Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Feldafing! Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.
Hotel Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt.
Kaiserin Elisabeth!
Mässige Preise und Arrangements.
Prospekte durch den Besitzer G. Kraft.

Füssen-Faulenbach.
800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

Kaiserbad Rosenheim
(Bayer. Alpen)
Bahnlinie München Salzburg u. Kufstein.
Altbekanntes Bad und Hotel in ruhiger, staubfreier Lage. Pension inkl. Zimmer von M. 4.50 an. (Kein Pensionszwang.) Elektr. Beleuchtung. **Soole- und Moorbäder,** Eisenquelle und alle Arten Kräuterbäder, Kohlensäure-, elektr. Licht- und Wannenbäder, Sonnenbad, Inhalatorium, Massage und Gymnastik. Vollkommen moderne Einrichtung für Durchführung des physik.-diätetischen (Natur-) Heilverfahrens. Aerztl. Leiter: Dr. med. Otto Denk (langjähriger Vertreter der phys. diät. Therapie). — Prospekte und Auskunft durch den Arzt und die **Direktion**

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kranken-Fahr- und Ruhestühle
verstellbare Keilkissen
R. Jaekel's
Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstr. 6
Preisliste III B gratis und franko.

Wörishofen
Hotel u. Bad Kreuzer mit
SONNENBÜCHL
Atm. Kuranst., Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbäder
Prosp. frei.

Blankenberghe
Hotel du Rhin
a. Strande. Deutsches Haus I. Ranges. Pension inkl. Zimmer von 6 M. an.
Illustrierte Prospekte.

Wer krank ist
und Interesse hat für gute
Hausmittel
(keine Arznei- oder Geheimmittel!) verlange kostenlose schriftl. Aufklärung durch:
Krankenschwester Marie,
Wiesbaden S. 144, Adelheidstr. 13.
Magenleiden, Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, Blutarmut, Bleichsucht, Schwächezustände, Skrophulose, Adernverkalkung, Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Gallensteine, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Zuckerkrankheit, Ausschläge, Flechten, Krampfadern, Fuß- und Beinleiden etc.

Rot- u. Weißwein
pr. Ltr. v. 90 Pfg. bzw. pr. Fl. v. 80 Pf. an, exkl. Glas, versendet in Fässern v. 20 Liter u. in Kisten v. 12 Fl. an die Winzergenossenschaft zu Heimersheim a. d. Ahr.

Holder's Staub-
Saugapparate erzeugen größte Saugkraft Handhabung kinderleicht. Anschaffungspreis gering. Zahlreiche Modelle. :: Broschüre No. 289 gratis. ::
Gebr. Holder, Metzingen (Wbg.)

Den Kurverwaltungen, Badedirektionen, Hoteliers, Inhabern von Pensionen usw. kann die „Allgemeine Rundschau“ als glänzend bewährtes Inserlionsorgan immer wieder angelegentlichst empfohlen werden.

Bozen Gasthof u. Restauration „Zur weissen Gans“, Museumstrasse 8. Tel. 1052/IV. Gut bürgerl. Haus, neu einger. Fremdenzimmer, gute Speisen, vorzügl. Weine und stets frisches Fassbier. Hochachtungsvollst L. Heidegger.

Abbazia :: Pension Wienerheim
Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Gais (Schweiz) Hotel Pension Krone. 950 m ü. M. Herrl. ruh. Lage, prächt. Spazierg. Pens. v. M. 4.40 an. Prosp. z. Verfüg.

Kurhaus Ober-Balmberg b. Solothurn. Herrl. Luftkurort in sehr geschützt. Lage, vorzügl. Küche, Pens. v. 5.50 an. Prosp. d. A. Mayregger.

ADELBODEN — Schweiz — 1400 m ü. M.
NEVADA PALACE VORNEHMES FAMILIENHOTEL
Grosser Garten. Tennis. Massiver Steinbau. Stat. Frutigen an der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè
Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause.
Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten, aller Komfort.
Grosse Parkanlage. Garage. Tennis. Mäss. Preise. A. Müller, Bes.

„Dreizehnlinden“, Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. Nr. 177. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve System Kneipp. Bei Nervenleiden auch seelische Behandlung usw. Prosp. gratis.

SANATORIUM HOHENWALDAU
bei Stuttgart.
Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte.
Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.
Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Wildbad Wemding Haltestelle der Lokalbahn Wemding — Nördlingen.
Das ganze Jahr geöffnet. Elektr. Licht. Dampfheizung. Sichere Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, große Erfolge bei Bleichsucht und Nervenleiden. Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge aller Art, Frauenkrankheiten. Gute Verpflegung. Post und Telephon. **Hans Seebauer,**

Schonach bei Triberg (bad. Schwarzwald)
Gasthof und Pension zum Ochsen.
Gut bürgerlicher Gasthof. — Mäßige Preise.
Tel. 33. Prosp. gratis durch den Besitzer Kosmas Scherer.

Tannenhof Lauterbach.
Württ. Schwarzwald. 600 Mtr.
Ideale Sommerfrische, direkt an Tannenhochwaldungen. Herrliche, ruhige, staubfreie Lage. Gut bürgerliches Haus, elektrisches Licht, Bäder, Massagen. Beste Verpflegung, mäßige Preise. Prospekt frei.
M. Schultheiß Erben.

V. Pfälzer Lourdes-Pilgerfahrt 11.—22. August ab Neustadt a. H. Paris, Biarritz, Lourdes, Toulouse, Marseille, Lyon, Ars. **Keine Nachtfahrt.** Logements in erstkl. Hotels mit voller Verpfleg. und Eisenb. II. Klasse 300 Mk. Prospekt durch Pfarrer Dr. Foohs, Landau, Pfalz.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M 2.60, (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40. Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung, Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit"[1] —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren" Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet" mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran" für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinem Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln" die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!" steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lebensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand." Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer", die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit" — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Albdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

---

[1] May, Geschichte der Generalversammlungen des katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

angeht. Peinlichst enthalten sich unsere Generalversammlungen jedes Uebergreifens und Hinüberspielens auf nichtkatholische Gebiete. Das ist eine unanfechtbare, ruhmvolle Tatsache, die von erbitterten Gegnern unumwunden zugestanden wird. Es wird in Mainz erst recht nicht anders sein. Unwillkürlich aber drängt sich aus allem, was wir seit Jahr und Tag besonders vom Erscheinen der Borromäus-Enzyklika an erleben mußten, die schmerzliche Erkenntnis auf, daß von anderer Seite dieselbe Zurückhaltung und der gleiche Takt nicht zu gewärtigen ist. Bei diesem Vergleich, wenn man ihn ernsthaft anstellen wollte, ergäbe sich sonnenklar eine hundertfach noblere Art katholischer Auffassung der Gravamina corporis evangelici als umgekehrt. Indes, wir verspüren keine Lust, „nobel zugrunde zu gehen“, unser wohlerworbenes, katholisch-kirchliches Renommee einfältig in den Grund bohren zu lassen. Es soll nach außen nicht der Eindruck erweckt oder verstärkt werden, als ob das katholische Deutschland sein kirchliches Denken und Gehorchen von anderer Seite schulmeistern oder gar schuhriegeln ließe. Es ist wahrlich genug und übergenug der Anmaßung, wie von drüben und draußen über die innerkirchlichen Angelegenheiten stets und ständig abgesprochen, über die Kundgebungen des Hl. Vaters räsoniert, über katholischen Glaubensgehorsam geistige Sperre verhängt wird. Insofern gibt es auch im katholischen Deutschland eine römische Frage in eigenartiger Beleuchtung durch die Scheinwerfer einer respektlosen Presse, die in öffentlicher Meinung macht und sich aufs Einschüchtern versteht. Der Wiesengrund ist schon so bunt und wird noch täglich bunter. Hier dürfte wohl die Demarkationslinie schärfer gezogen werden, und zwar vom Katholikentag selber am Grabe Kettelers, der allzeit nach dem Rechten scharf geschaut und furchtbar wie Gideon für die Sache der Kirche, wie für die Rechte des Apostolischen Stuhles sein gutes Schwert gezogen hat. Wo immer sie bedroht waren oder Irreführung des katholischen Volkes zu befürchten stand! Die Stunde ist da. Für eine schneidige Verwahrung im Namen und aus dem Herzen der deutschen Katholiken, die mit ganzer Seele die Kirche lieben, die im besten Sinne des Wortes Klerikale und Ultramontane zu sein willens sind. — —

So hebe denn an, du großer Tag, Tag der Ehre, Tag der Ernte für das katholische Deutschland! „Des Zeitengeists gewaltig freches Toben“ fordert uns auf die Schanzen. Adsumus — wir sind da, die Gerufenen: Arbeiter, Bauern, Gelehrte, Handwerker, Kaufherren, Studenten, Techniker, Laien und Geistliche, Adel und Volk. Schön mit der Feier des Gedächtnisses der Verklärung Christi setzt die Heerschau der deutschen Katholiken ein, selbst eine Verherrlichung des verklärten Gottmenschen. Da wir eine solche Wolke von Zeugen — eine so große Menge von Zeugnissen für die Kraft und Macht unseres Glaubens — haben, lasset uns unerschrocken den Kampf aufnehmen, im Aufblick zum Urheber und Vollender unseres Glaubens, der zur Rechten Gottes sitzt! Du aber, guter Ketteler, so steig' aus deinem Grabe — du Heldenführer hervor: „Vater, der Wagen Israels und sein Fuhrmann, laß deinen Geist doppelt über uns sein und lege deine Hände auf der Deinen Hand, in der Bogen und Pfeile: Der Pfeil des Heiles des Herrn und der Pfeil des Heiles wider Syrien.“ (4. Kö. 2.)

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Ein voller Erntetag dem Volke Gottes komme!

Möge die 58. Generalversammlung im goldenen Mainz unter der geistigen Aegide des verklärten Ketteler halten, was sie verspricht an Arbeitsleistung in Hülle und Fülle!

Willkommen! Willkommen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

England als dirigierende Weltmacht.

Der deutsche Kaiser ist von seiner vierwöchigen Erholungsfahrt an den nordischen Küsten heimgekehrt. Ohne jede Ueberhastung; Herr von Bethmann Hollweg und Herr von Kiderlen-Wächter sind zum Vortrag nach Swinemünde gereist, auch ohne Ueberhastung, erst am nächsten Tage. Der Besuch des Nachmittagthees einer würdigen Konsulsgattin in Heringsdorf wurde durch die marokkanische Frage nicht beeinträchtigt. Es ist vielleicht ganz gut, wenn auch weiterhin die sog. hohe Politik mit sichtlicher Gelassenheit betrieben wird. Unsere Gegner und Neider müssen erkennen, daß Deutschland es ganz gut aushalten kann: wenn uns die gebotenen Entschädigungen nicht voll befriedigen, so lassen wir es einfach beim alten, d. h. wir verlangen die Durchführung der Algecirasakte, den Rückzug des französischen Militärs aus Marokko und die wirtschaftliche Parität im unabhängigen Scherifenreich.

Das erste, was dem Kaiser bei seiner Rückkehr aufgefallen sein wird, ist die überaus selbstbewußte Haltung Englands, das in die schwebenden Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, welche die Nächstbeteiligten geheim halten wollten, vor aller Oeffentlichkeit sich wiederholt eingemischt hat, als ob es die Generalvormundschaft für den ganzen Erdkreis innehätte.

Die hochtönenden Reden des Schatzkanzlers Lloyd George im Mansion House, die wir in der vorigen Nummer dieses Blattes schon erwähnten, erzeugten eine kritische Stimmung. In der Rede selbst war Deutschland nicht genannt worden, aber die Presse stellte es als zweifellos hin, daß ihr Sinn dahingehe: England könne und werde nicht dulden, daß Deutschland in Afrika einen erheblichen Gebietszuwachs erlange. Infolgedessen sank bei den Franzosen und deren Freunden die Neigung zu „Kompensationen“ nahezu auf den Nullpunkt; vielfach befürchtete man das Scheitern der Verhandlungen. Ob von Berlin aus eine Anfrage wegen dieses Zwischenfalles nach London ergangen war, oder ob die englische Regierung selbst der übermäßigen Wirkung der Drohrede eine Schranke ziehen zu müssen glaubte: genug, der Premier Asquith nahm die weitere Aktion selbst in die Hand. Bei der nächsten besten parlamentarischen Gelegenheit verlas er eine wohlabgewogene Rede, die in der Form viel diplomatischer war als die des Schatzkanzlers, in der Sache jedoch das Veto Englands gegen Kompensationen innerhalb Marokkos entschieden aufrecht erhielt. „Aber“, so fügte Herr Asquith großmütig hinzu, „außerhalb Marokkos, in anderen Teilen von Westafrika, denken wir nicht daran, eine Einmischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden.“

Man muß anerkennen, daß die Sache geschickt gemacht war. Auf dem dunkeln Hintergrunde der allgemeinen Drohrede des Ministers Lloyd George erscheint das Zugeständnis von Kompensationen an der südlichen Westküste Afrikas als ein Gnaden- und Friedensakt, so daß die meisten Leute vergessen zu fragen, ob denn England irgend ein Recht habe, Zugeständnisse Frankreichs an Deutschland von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Jedenfalls ist das „Opfer“, das Herr Asquith vor dem Altar des Friedens so feierlich darbringt, sehr billig. Die französische Regierung ist ja von der englischen so sehr abhängig, daß sie vor jedem Angebot an Deutschland erst in London anfragen wird, ob der Herr Vormund nichts einzuwenden habe. Das ist gerade das Bezeichnende, daß die englische Regierung sich mit der stillen, indirekten Einwirkung über Paris nicht begnügt hat, sondern direkt und öffentlich ihr Veto geltend machte, und zwar durchaus zuungunsten Deutschlands.

Herr Asquith versucht seine Einmischung zu rechtfertigen mit der Bemerkung: es würde ein schwerer Fehler sein und gewesen sein, einer solchen Situation ihren Lauf zu lassen, bis die Geltendmachung des englischen Interesses an ihr infolge des voraufgegangenen Stillschweigens Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen hätte in dem Augenblick, wenn diese Geltendmachung zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden wäre. — Das stimmt nicht. Herr Asquith hatte Mittel und Wege genug, um in Paris und auch in Berlin das englische Interesse in einer rücksichtsvollen Form geltend zu machen. Er wählte die Form eines öffentlichen Machtgebotes, obschon er sich sagen mußte

daß gerade dadurch Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen werden konnte.

Die deutschen Offiziösen nehmen das Vorgehen Asquiths mit großer Ruhe auf und suchen es so gut wie möglich zu deuten. Zu der Erklärung wegen der Kompensationen außerhalb Marokkos bemerken sie: „Diese bestimmte Absage an deutschfeindliche Drohnoten in der Presse haben wir erwartet.“ In etwas orakelhaftem Stile fügen sie dann hinzu, „daß daneben Herr Asquith den bereits in seiner früheren Erklärung über Marokko enthaltenen Hinweis auf die Wahrung der eigenen Interessen Englands in Nordafrika unterstrichen hat, kann um so weniger befremden, als gerade die Lage, welche im Scherifischen Reiche durch Handlungen außerhalb der Akte von Algeciras entstanden ist, auch den Anlaß zu der jüngsten Aktion gebildet und zu den Verhandlungen mit Frankreich geführt hat.“ Das deutsche Volk wird diesen kunstvollen Satzbau schwerlich verstehen. Aber um so deutlicher wird ihm zum Bewußtsein kommen, daß England auch hier wieder einmal im Wege steht. Wer hat die ganzen Marokko-Schwierigkeiten angestiftet? England, indem es das Scherifenreich, das ihm gar nicht gehörte, an Frankreich verschenkte, ohne sich um das in Marokko stark interessierte Deutsche Reich im mindesten zu kümmern! Wer erschwert jetzt den endgültigen Ausgleich? Wiederum England, indem es gegen die naturgemäßeste Lösung durch Kompensationen innerhalb Marokkos sein unbedingtes Veto einlegt und auf die Kompensationen an anderer Stelle durch den Vorbehalt der Nachprüfung drückt! Wenn die Offiziösen auch vorläufig mit diplomatischem Stillschweigen darüber hinweggehen, so läßt die öffentliche Meinung sich doch nicht die Tatsachen entgehen, daß Herr Asquith die Drohrede seines Schatzkanzlers nicht getadelt, sondern vielmehr wohlwollend zitiert hat, und daß auch der Premier in seiner sog. Friedensrede die Klausel aufrecht erhalten hat, daß die britische Regierung von den Vereinbarungen (außerhalb Marokkos) „aufrichtig werde sagen können, daß sie die britischen Interessen in keiner Weise präjudizieren.“

Die deutsche Diplomatie will offenbar weiter arbeiten an dem Verständigungswerk. Wir wollen festhalten an der Hoffnung, daß es ihr trotz alledem gelingen werde, einen annehmbaren Ausgleich zu finden. Aber wenn es gelingt, so wird doch in den deutschen Gemütern eine Stachel zurückbleiben: das Gefühl der schlechten Behandlung von seiten Englands.

Der Aerger über die anmaßende und unfreundliche Haltung richtet sich nicht gegen einzelne Persönlichkeiten oder einzelne Parteien Englands, sondern wir spüren nur zu deutlich, daß die Gesamtheit der politisch tätigen Engländer sich an allen Ecken und Enden der Welt von der Mißgunst gegen Deutschland leiten läßt. Herr Asquith hat seine letzte Rede dazu benutzt, um im Londoner Parlament recht effektvoll sowohl von der konservativen Opposition als auch von der Arbeiterpartei die Solidarität mit der auswärtigen Politik der Regierung öffentlich erklären zu lassen. Damit sollte der Ansicht vorgebeugt werden, als ob die innerpolitischen Schwierigkeiten, namentlich die Verfassungsfrage, die hochpolitische Aktionslust und Aktionskraft der britischen Weltmacht irgendwie lähmen könnten. In der Tat ist das nicht der Fall. Was den Verfassungsstreit angeht, so darf Herr Asquith auf den baldigen Triumph seiner Vetobill rechnen. Die unionistische Opposition ist bereits gespalten. Die Mehrzahl der konservativen Lords ist entschlossen, es nicht zu dem angedrohten Peersschub kommen zu lassen. Sie wollen die liberale Vetobill durchgehen lassen, um das größere Uebel eines liberalen Oberhauses zu vermeiden und wenigstens eine Mehrheit mit dem aufschiebenden Veto sich für die Zukunft zu retten. Aber wie auch die Machtverhältnisse zwischen den beiden großen Parteigruppen sich für die nächsten Jahre gestalten mögen, in der auswärtigen Politik wird England nach wie vor von seinem urkräftigen Egoismus und seinem überaus hochgespannten Machtbewußtsein sich rücksichtslos leiten lassen. Die liberale Regierung muß in diesem Punkte, ebenso wie im Flottenbau, schon der Selbsterhaltung wegen mindestens ebenso forsch auftreten, wie es die konservative Regierung zu Eduards Zeiten tat. Offenbar fühlen sich die Engländer als die stärkste Macht der Welt. Dieses Gefühl [illegible]itet sie zu einem diktatorischen Auftreten, und es [illegible] sich, wie lange die kontinentalen Mächte, namentlich Deutsch[illegible] ertragen werden, daß England als „Weltherr“ sich [illegible]chen Dinge kommandierend einmischt. Die Friedens[illegible]icht in Paris oder in Petersburg, wo man seine [illegible]t, und nicht in Berlin, wo man seine Stärke von [illegible]fern hält, sondern in London, wo man seine [illegible]t.

Bischof Wilhelm Emanuel v. Kettelers Persönlichkeit und kirchliches Wirken.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Nicht zu jenen Persönlichkeiten gehört Bischof Wilhelm Emanuel v. Ketteler, auf die sich eine dankbare und einsichtige Nachwelt erst forschend besinnen muß. Schon die Mitwelt hat ihn erkannt und ist nicht achtlos und gleichgültig an ihm vorübergegangen. Die Gegner der damals so schwer bedrängten katholischen Kirche Deutschlands sahen im „streitbaren“ Bischof von Mainz den ebenso mutigen und schlagfertigen, wie Achtung gebietenden und ernst zu nehmenden Partner, ja das eigentliche Haupt einer Geistesrichtung, deren systematische Bekämpfung sie sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schienen und deren völlige Vernichtung sie mit Hilfe staatlicher Machtmittel in energischer, skrupelloser, schließlich brutaler Weise betrieben. Die Katholiken hinwiederum betrachteten den westfälischen Edelmann auf dem altehrwürdigen Bischofsstuhle des hl. Bonifatius in schwer bedrängter Zeit als den besonderen Mann der Vorsehung, dessen „einzige Erscheinung“ sie bewunderten, dessen mannhaftes Eingreifen und opfermutiges Arbeiten auch dem Fernerstehenden zur Ermutigung und Stärkung im aufgenötigten Kampf gereichte. Indem Bischof v. Ketteler die Gärungen, Strömungen und Entwicklungen seinerzeit — weniger bewußterweise als instinktiv — erkannte, überschaute und beherrschte, wurde er für seine Mitwelt hinwiederum der Melder, Verkünder, Deuter eben dieser Zeit. Jahrzehntelang war er des katholischen Deutschlands Mahner, Warner, Wächter. Und man horchte gern auf ihn. Freudig und gehobenen Herzens vertraute man sich seiner Führung und Leitung an. Gelegentlicher Widerspruch und Meinungsverschiedenheiten bei Erörterung konkreter Einzelfragen konnten seine Führerstellung nicht erschüttern. An der Totenklage um ihn beteiligte sich die ganze katholische Welt. Widerspruchslos wurde er schon damals bezeichnet als einer der größten Bischöfe, die je die Kirche Gottes regiert haben.

Was hat Bischof v. Ketteler so groß gemacht? War ihm doch nur eine der kleinsten Diözesen Deutschlands als Wirkungsfeld beschieden. Zudem hatte er in seinen zeitgenössischen deutschen Mitbischöfen keineswegs unbedeutende Männer neben sich, im Gegenteil, manche der großen Bekennerbischöfe der Kulturkampfszeit mögen ihn in dieser oder jener Beziehung an Geistesgröße sogar überragt haben. Was hat ihn trotzdem zum ausgesprochenen Führer der deutschen Kirche jener Zeit werden lassen?

In erster Linie ist es die Macht seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit, die Bischof v. Ketteler von selbst als geborenen Führer erscheinen ließ. Schon die äußere Gestalt zeigte etwas Außergewöhnliches, Markantes, Scharfgeschnittenes. Jeder Zoll verriet den Mann, den Edelgeborenen. Dabei war sein Leben voll unmittelbarer Natürlichkeit, Lebendigkeit und Anteilnahme. Alles, was er tat und unternahm, diente nur dem Leben. Ein Mensch von unverwüstlicher Arbeitskraft und schier fieberhaftem Schaffensdrang, war er überall dabei, wo seine Interessensphären in Frage kamen. „Wohl nur alle hundert Jahre“, meint ein Pfarrer, der ihm näher gestanden, „werde ein Bischof kommen, der über einen solchen Vorrat von körperlichen und geistigen Kräften verfügt und eine solche ungeschwächte Arbeitslust besitzt.“ Bischof v. Ketteler war eine wahre Kraftnatur, voll übermenschlicher Energie, aber auch voll elementarer Ursprünglichkeit und Heftigkeit. Auftreten, Blick und Rede vermochten förmlich niederzuschmettern. Seine Feder konnte scharfe, schneidende Sätze niederschreiben. Indem er ganz von dem durchdrungen war, was er als richtig und erstrebenswert erkannt hatte, konnte er voll starrer Energie und voll überschäumendem Mut- und Kraftgefühl gegen eintretende Hindernisse und störende Hemmungen angehen. Doch war er ein hochgesinnter, stets ideal und edel denkender, gegen Ende seines Lebens auch milder und abgeklärter Charakter. Durch energischen jahrelangen Kampf gegen die Ursprünglichkeit seines gewaltigen Temperaments und durch fortwährende Selbstkontrolle arbeitete sich seine unglaubliche Energie und Willensstärke zur völligen Selbstbeherrschung bis zur Liebenswürdigkeit durch. „Sein ganzes Wesen war Wahrhaftigkeit.“ Vorkommende kleinere Unvorsichtigkeiten und persönliche Mißstimmungen entsprangen fast allein dem offenen und geraden Wahrheitssinn. Und doch wollte er mit Wissen und Willen niemandem wehe

tun! Voll tief fühlender Weichherzigkeit und seelischer Güte, war er gleichsam die verkörperte Humanität und Menschenfreundlichkeit. Redlich hat er, ohne je persönliche Mühen und Opfer zu scheuen, das Seinige getan, die Erde im Himmelssonnenschein der christlichen Caritas erleuchten, erstrahlen, verklären zu helfen. Dazu führte ihn ein tiefes religiöses Innenleben. Die Pflege der verschiedenen Frömmigkeitsübungen war ihm innerstes Bedürfnis. Er lebte buchstäblich aus dem Glauben heraus. Seine religiösen Ueberzeugungen regelten und normierten ganz und gar seine persönliche Lebensführung wie sein öffentliches und amtliches Wirken. Andere Interessen als religiöse kannte er nicht. Sie allein ließen ihn tätigen Anteil nehmen an den verschiedensten Zeitfragen.

Dieser streng religiösen Lebensrichtung huldigte Frhr. v. Ketteler im Grunde schon von Haus aus. Dank der Tätigkeit eines Overberg, Franz v. Fürstenberg und anderer Mitglieder des sog. Gallitzinschen Kreises war das Münsterland von den rationalisierenden Tendenzen der Aufklärungszeit im allgemeinen freigeblieben. Besonders der westfälische Adel, der dem 19. Jahrhundert eine große Anzahl ganz hervorragender Männer geben sollte, zeichnete sich durch eifrige praktische Glaubensbetätigung aus. In reinster religiöser Atmosphäre wuchs der am Weihnachtstage 1811 geborene spätere Bischof von Mainz heran, zuerst im elterlichen Hause, später in der Erziehungsanstalt der Jesuiten zu Brig in der Schweiz. Das Universitätsleben konnte ihn in seinen Ueberzeugungen nicht wankend machen. Vom Rationalismus wie überhaupt von den Nachwehen der Aufklärung ist er innerlich völlig unberührt geblieben. Das „Kölner Ereignis" (1837) gab seinem ferneren Leben wohl eine andere Wendung, keine eigentliche neue Richtung. Wie so mancher andere, wurde auch er, damals ein recht lebenslustiger Referendar, von der Begeisterung der neuanbrechenden Zeit erfaßt. Grundsätze und Ideen, für die der seiner Familie so nahe stehende Kölner Erzbischof aus dem Geschlechte der Droste-Vischering leiden und streiten mußte, die dafür ein Josef v. Görres um so machtvoller und eindringlicher als Lebensmaximen der Kirche proklamierte, machte er sich in freudigem Enthusiasmus völlig zu eigen. Frucht seiner ganzen Geistes- und Lebensentwicklung war der Austritt aus dem preußischen Staatsdienst, der Eintritt in den geistlichen Stand. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn wir den spät ins Heiligtum Eingetretenen schon wenige Jahre nach Empfang der hl. Priesterweihe in leitender kirchlicher Stellung antreffen: ohne es zu wollen, mußte er schon bald die Augen aller auf sich lenken.

Die Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Mainz (1850) gab ihm das rechte Wirkungsfeld. 27 Jahre lang durfte er es bebauen. Hier hatte er Gelegenheit, einen in trauriger Verwahrlosung daniederliegenden Kirchensprengel religiös-sittlich zu erneuern und umzugestalten. Von Mainz aus konnte er aber auch mit leichtem und sicheren Blick die überall neu einsetzende kirchliche Bewegung in Nord- und Süddeutschland verfolgen und überschauen. In Mainz, der bedeutendsten katholischen Stadt im Herzen Deutschlands, liefen hinwiederum die verschiedenen Lebensadern des Organismus der deutschen Kirche wie von selbst als in ihrer natürlichen Zentrale zusammen. Kein Wunder, wenn gerade jetzt, wo die Notwendigkeit einheitlichen Vorgehens und geschlossenen Handelns den deutschen Katholiken so recht zum Bewußtsein gekommen war, die altehrwürdige Metropole wieder wie ehedem im alten Deutschen Reiche zu einem geistigen Mittelpunkte der katholischen Kirche Deutschlands wurde, da ein tatkräftiger Bischof wie v. Ketteler auf die geistige Zirkulation des überall neu pulsierenden kirchlichen Lebens in überaus machtvoller Weise einwirken konnte.

Man kann demnach nicht sagen, daß Bischof v. Ketteler die neue Bewegung erst hervorgerufen hat. Nicht einmal für seine eigene Diözese. In Mainz hatten die traurigsten Vorkommnisse die segensreichen Spuren eines Colmar, Liebermann u. a. nicht völlig verwischen können; außerdem hatten edle Priesterpersönlichkeiten, wie Adam Lennig, den Boden bereitet. Im weiteren Deutschland hatte die kräftige Erneuerung des kirchlichen Denkens und Lebens auf den verschiedensten Gebieten bereits noch stärker eingesetzt. Die geistige Bewegung der Aufklärung war im großen und ganzen überwunden; der Polizei- und Diplomatenstaat mit seinem kirchenpolitischen Absolutismus war gestürzt. Kein Zeitpunkt erschien günstiger, die Lage der katholischen Kirche zu verbessern. Nirgends fehlte es an gutem Willen. Es bedurfte nur der Persönlichkeiten, um durch positive Restaurationsarbeit die Keime zur Entwicklung zu bringen.

Und positive Arbeit hat Bischof v. Ketteler geleistet. Er war keine Kampfesnatur. Sein Streben war auf inneren Aufbau der Kirche gerichtet. Gewiß erblicken wir ihn auch gelegentlich als Vorkämpfer bei Abwehrbestrebungen. Aber nie hat er den Streit um des Kampfes willen vom Zaune gebrochen. Kämpfend finden wir ihn stets in der Defensive. Mutig und offen trat er jederzeit für die Freiheit und innere Selbständigkeit der Kirche in die Schranken. Aber nicht, um sich als Politiker zu betätigen, sondern als treuer Sohn und Wächter der Kirche verfocht er die kirchenpolitischen Kämpfe der Zeit. Um die religiös-kirchlichen Interessen wahrnehmen zu können, ließ er sich 1848 als Pfarrer von Hopsten i. W. ins Frankfurter Parlament wählen, versuchte er kurze Zeit selbst als Bischof ein Reichstagsmandat auszuüben. Im Kulturkampf nahm er zu der ungerechten kirchenpolitischen Gesetzgebung wiederholt schriftstellerisch energisch Stellung. Mißerfolge schreckten ihn nicht ab. Auch nicht maßlose persönliche Anfeindungen seitens der Gegner oder gelegentliche Unstimmigkeiten aus dem eigenen Lager heraus. Nie zog er sich aus Verzagtheit oder in verärgerter Stimmung in den Schmollwinkel der Schweigsamkeit und Untätigkeit zurück. Bei Verteidigung und Wiedereroberung alter kirchlicher Rechte ging er nicht weiter, als unbedingt notwendig war. Ehrlich suchte er mit der weltlichen Macht auszukommen; unnötige Konflikte und Kollisionen mit der Staatsregierung suchte er zu vermeiden. Dank der wohlwollenden Gesinnung seines gerecht denkenden Landesherrn Ludwig III. und dessen verständigen Ministers v. Dalwigk gestaltete sich sein Verhältnis zur großherzoglich-hessischen Regierung im allgemeinen erträglich. Selbst die kirchenpolitischen Gesetze, die der Kulturkampf auch in Hessen zeitigte, brachten darin keine wesentliche Veränderung.

Die eigentlichen Wurzeln seiner Kraft liegen bei Bischof v. Ketteler auf dem Gebiete der praktischen kirchlichen und religiösen Lebenserneuerung. Auch hier hatte sein Wirken nichts Absonderliches an sich. Nicht neue Bahnen wollte er wandeln. Er hatte vielmehr zunächst nur das eine Bestreben, die ihm anvertraute Herde in Lehre und Sitte, in Disziplin und Gottesdienst zu innigster Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit der Gesamtkirche zu verbinden. Stets handelte er nach echt kirchlichen Grundsätzen. Seine innige Anhänglichkeit an Rom und das Papsttum bekundete er durch wiederholte Pilgerfahrten zur ewigen Stadt. Mit Vorliebe leistete er den Einladungen Pius' IX. zur Teilnahme an besonderen Feierlichkeiten Folge. Eine rührende Zuneigung, die sich besonders in den verschiedenen Bedrängnissen der Kurie offenbarte, verband ihn mit dem großen Dulderpapste, der selber hinwiederum den Bischof sehr hoch schätzte. Seine bekannte Haltung auf dem Vatikanischen Konzil in der Frage der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit entsprang nicht Bedenken dogmatischer Natur, auch nicht irgendwelcher Abneigung gegen Rom und den Primat, sondern einzig der Befürchtung, daß die Definition manchem zum Anlaß des Anstoßes oder gar des Abfalles von der Kirche werden könnte. Nie aber hat ihn diese seine Ansicht zu irgend einem unkorrekten, unkirchlichen Schritte gedrängt. Aus Ueberzeugung hatte er auf dem Konzil gekämpft, aus Ueberzeugung erfolgte aber auch seine sofortige unbedingte Unterwerfung, nachdem die Entscheidung gefallen war.

Dem Zuge der Zeit folgend, die sich aus romantischen Bestrebungen heraus und als Reaktion gegen die rationalisierende Aufklärungsepoche in pietätvoller Weise wieder dem Erbe der Vergangenheit zugewandt hatte, suchte Bischof v. Ketteler, ohne die Bedürfnisse seiner Zeit aus dem Auge zu verlieren, in erster Linie die überkommenen bewährten Pastorationsmittel wieder wirksam und fruchtbar zu machen. Die Heranbildung und religiöse Erneuerung des Klerus bildete jahrelang seine Hauptsorge. Neben der Gründung zweier Gymnasialkonvikte errichtete er unter großen Schwierigkeiten das später durch seine hervorragenden Professoren so bedeutungsvoll gewordene Mainzer Priesterseminar, da die theologische Fakultät an der Universität Gießen ihrer Bestimmung leider nicht entsprochen hatte. Die zahlreichen Visitationen und Pastoralanweisungen waren ihm keine leere Formsache. Durch Anordnung der Kuraexamina und Einführung wissenschaftlicher Dekanatskränzchen, sowie durch [illegible] haltung von Diözesankonferenzen suchte er die wissenschaf[illegible]tend- und religiöse Fortbildung seines Klerus zu befördern. Al[illegible]rauf- sonderes Heiligungsmittel schrieb er die regelmäßige [illegible]ang her- an Priesterexerzitien vor. Zur Unterstützung des [illegible]tendmachung standes rief er die Kapuziner und die Jesuiten in [illegible] wäre. — Das

Bischof v. Ketteler war nicht der Mann, Wege genug, um den Klerus mit seiner Herde in Berührung tr[illegible]Interesse in einer grenzenloser Liebe zum Volke beseelt, lebte er [illegible] wählte die Form [illegible] sich sagen mußte

Besonders zog es ihn hin zu den Kindern, den Kranken, den Schwachen und Gedrückten. Seiner großen Liebe zum Volke, um dessen zeitliches und ewiges Wohl zu fördern, entsprang die intensive Beschäftigung mit sozialen Problemen. Doch mochte er auch, um materielle Not zu lindern, kein Opfer scheuen, und mochten darum ungezählte Summen für Werke christlicher Caritas durch seine Hände gehen, stets fühlte er sich in erster Linie als erster Seelsorger der Diözese. In zahlreichen Hirtenschreiben hat er sich während der 27 Jahre seines bischöflichen Amtes direkt an seine Diözesanen gewandt. Häufig hatten sie Gelegenheit, aus seinem Munde das Wort Gottes zu vernehmen. In Mainz wie auf seinen vielen Firmungsreisen, die ihn alle drei Jahre durch das ganze Bistum führten, pflegte er eifrig den Beichtstuhl. Die Firmungsreisen gestalteten sich zu apostolischen Missionsfahrten. Ein besonderes Augenmerk legte der Bischof auf die Katechese der Kinder, auf häufigen Sakramentenempfang und Pflege des Gottesdienstes. Er führte den Deharbeschen Katechismus ein, ließ ein neues Gesang- und Gebetbuch ausarbeiten, sorgte für Kirchenrestaurationen u. dgl. Gern benutzte er Wallfahrten, Bruderschaften und außerordentliche kirchliche Festlichkeiten zur religiös-sittlichen Lebenserneuerung der Gläubigen. Aus solchen Anlässen ließ er sich sogar häufig aus seiner Diözese entführen, um anderswo irgend ein bedeutsames Fest durch seine Teilnahme, besonders auch durch seine Predigten, zu verherrlichen. Groß war nämlich sein Ruf als Kanzelredner. Ein ganz besonderes Mittel der Pastoration erblickte er in der Abhaltung von Volksmissionen, die er durch Ordensleute abhalten ließ. Gern pflegte er sich an denen der Kapuziner persönlich zu beteiligen durch Uebernahme von Predigten und eifrige Mitarbeit im Beichtstuhl.

Für das weitere katholische Deutschland ist Bischof v. Ketteler von großer Bedeutung geworden durch seinen Einfluß auf die Mitbischöfe, namentlich auf die der oberrheinischen Kirchenprovinz, durch seinen ausgedehnten Freundes- und Bekanntenkreis, durch seine mannigfachen hohen Konnexionen, ferner durch einen ausgedehnten brieflichen Verkehr mit hervorragenden und hochgesinnten Männern, die ihn vielfach um Rat und Beistand angingen, durch seine Predigten und Reden bei besonderen Anlässen innerhalb und außerhalb der Diözese, durch seine parlamentarische Tätigkeit. Besonders aber waren es seine zahlreichen Schriften, die seinen Namen weit über die Grenzen seiner Diözese hinaus bekannt, geachtet, ja populär machten. Die schriftstellerische Tätigkeit betrachtete der rastlos tätige Bischof als ein seiner Zeit besonders entsprechendes Mittel der Seelsorge.

Von der Bedeutung des geschriebenen Wortes durchdrungen, wollte er öffentlich Stellung nehmen zu so vielen brennenden Fragen. Geschickt und gewandt wußte er die Feder zu handhaben. Schon zu Lebzeiten hat man ihn bezeichnet als einen „geborenen Journalisten".

Bei weitem die meisten der Kettelerschen Broschüren repräsentieren sich als Gelegenheitsschriften; sie sind zumeist aus dem Augenblick herausgeboren. Seine Werke enthalten durchweg programmatische Darlegungen und Erwägungen. Sie durften bei ihrem Erscheinen der Beachtung bei Freund und Feind sicher sein.

Und der Ertrag des rastlosen Arbeitslebens? Die Verwirklichung des äußeren kirchlichen Freiheitsideals, das ihm seit den Tagen der Gefangenschaft eines Klemens August vorschwebte, hat er nicht erreichen können. Vielmehr hat er noch erleben müssen, wie der Kulturkampf in seiner ganzen Schärfe über die Kirche hereinbrach. Dagegen sah er seine religiös-sittlichen Ideale zum guten Teil verwirklicht. Sein eigener Kirchensprengel war reformiert und von Grund aus umgestaltet. Und wenn das weitere katholische Deutschland innerlich so geeint und gefestigt war, daß es den aufgezwungenen äußeren Kampf aufnehmen konnte, so war das nicht zum geringen Teil Bischof Wilhelm Emanuel v. Kettelers Werk.

Bonifatius und Rom.

Von Prof. Dr. A. Scharnagl, Freising.

Wenn die Katholiken Deutschlands in diesem Jahre in dem altehrwürdigen Mainz sich versammeln, wird der dortige Dom in ihnen die Erinnerung wecken an die lange und glänzende Reihe der Bischöfe dieser Stadt. In erster Linie werden dann ihre Gedanken verweilen bei Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Einmal aus dem äußeren Grunde, daß wir heuer seinen hundertsten Geburtstag feiern, in viel höherem Grade aber deshalb, weil er, obwohl seit mehr als einem Menschenalter von uns genommen, heute noch ein Führer der deutschen Katholiken ist: die Ideen, denen er mit wunderbarem Weitblick und unübertroffener Klarheit in Wort und Schrift Ausdruck verliehen hat, sind auch in unseren Tagen die Leitsätze für die öffentliche Betätigung der deutschen Katholiken, und an dem Feuereifer, mit dem er die katholische Bewegung belebt hat, erwärmen sich alle, die ihr heute ihre Dienste widmen.

Ueber dem großen Bischof von Mainz werden aber die deutschen Katholiken den größten nicht vergessen, den heiligen Bonifatius. Wohl liegt sein Wirken mehr als elfhundert Jahre zurück, aber sein Werk, die katholische Kirche Deutschlands, steht lebensfroh und lebenskräftig mitten unter uns. Winfrid-Bonifatius war nicht der erste Glaubensbote in deutschen Gauen. Gallus, Eustasius, Rupert, Emmeram und Korbinian wirkten vor ihm. Aber jeder von ihnen war nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise tätig, in den ihn der Ruf eines Stammesherzogs oder eigene Wahl geführt hatte. Sie konnten deshalb auch nur einzelne Bausteine für die katholische Kirche in Deutschland liefern. Den einheitlichen, wohldurchdachten Bau hat erst Bonifatius aufgeführt. Dabei hat auch er begonnen wie die anderen, mit einem Missionsplan für einen einzelnen Stamm. Aber er hat, im Unterschied zu seinen Vorgängern, seine Missionstätigkeit von Anfang an unter die Autorität der Päpste gestellt und wurde durch sie den weiteren Zielen zugeführt. So ist die dauernde, enge Verbindung mit Rom das charakteristische Zeichen seiner Arbeit und die Ursache seines Erfolges.

Als er nach dem ersten erfolglosen Versuche in Ostfriesland im Jahre 718 zum zweiten Male von England auszog, ging er direkt nach Rom. Wie einst der hl. Augustin von Gregor dem Großen als Missionär nach England geschickt worden war, so wollte er sich jetzt dem Papste zur Verfügung stellen, um als Glaubensprediger dorthin zu gehen, wohin der oberste Hirte ihn senden wollte. Gregor II. sandte ihn, nachdem er ihn geprüft und ihm statt des „barbarischen" Namens Winfrid den Namen des römischen Martyrers Bonifatius (14. Mai) gegeben hatte, als Missionär zu den unter fränkischer Herrschaft stehenden Heiden, in erster Linie zu den Thüringern und Hessen. Seine zweite Romreise im Jahre 722 brachte ihm nicht nur eine Bestätigung und Erneuerung seines Missionsauftrages, sondern auch zur Anerkennung seiner Erfolge und Befestigung seiner Stellung die bischöfliche Weihe. Der Treueid, den er dabei dem Papste leistete und in dem er versprach, die Einheit der Kirche zu bewahren und den Papst stets zu unterstützen, entsprach ganz und gar den Ideen, die ihn von Anfang an in seiner Missionstätigkeit leiteten. Anderseits zeigen die Empfehlungsbriefe, die der Papst dem neugeweihten Missionsbischofe an Karl Martell, an alle geistlichen und weltlichen Würdenträger sowie an die Priester und alle Christen des ihm zugewiesenen Missionsgebietes ausstellte, daß Gregor II. mit seiner ganzen Autorität für Bonifatius und sein Werk eintrat. Darum gelang es diesem jetzt auch, die Schwierigkeiten zu überwinden, die er vorher namentlich in Thüringen nicht hatte beseitigen können. Daneben widmete er seine Tätigkeit auch wieder den Hessen, um durch immer weiter nach Norden vorgeschobene Missionsposten seinen Herzenswunsch, die Christianisierung der stammverwandten Sachsen, der Erfüllung näher zu bringen. Weitergreifende Pläne als diese Missionsabsichten hatte Bonifatius nicht. Da griff wiederum Rom ein: er sollte nach dem Willen des Papstes nicht nur Missionär für die Heiden, sondern auch ein Organisator für die ganze deutsche Kirche sein. Gelegentlich seines dritten Aufenthaltes in Rom 737/38 erhielt er von Papst Gregor II. als päpstlicher Legat für das rechtsrheinische Frankenreich diesen Auftrag, der die zweite Periode seiner Tätigkeit einleitet. Nun folgen Schlag auf Schlag seine organisatorischen Maßregeln: 739 die kirchliche Organisation Bayerns, 741 die Organisation Thüringens, 742 die Errichtung eines Metropolitenverbandes für das Ostfrankenreich mit Bonifatius als Erzbischof an der Spitze, 744 die Einleitung

der Reform der fränkischen Kirche durch die Synode von Soissons, 745 das erste und 747 das zweite Generalkonzil sämtlicher Bischöfe des ganzen Frankenreiches. Indem die letztgenannte Synode feierlich ihre Einheit mit der römischen Kirche und ihre Unterwerfung unter den heiligen Petrus und seinen Stellvertreter aussprach, bedeutet sie den Höhepunkt der organisatorischen Tätigkeit des hl. Bonifatius und den Abschluß des Verfassungsbaues der deutschen Kirche: sie war jetzt fest dem Weltbau der katholischen Kirche eingefügt.

Nicht nur in den großen Fragen der Organisation hat Bonifatius unverbrüchlich an der Einheit mit Rom festgehalten. Seine Briefsammlung zeigt, wie er auch in den kleineren Angelegenheiten der Seelsorge sich in Rom Rat erholte. Fiel dann einmal eine Entscheidung gegen seine Anordnungen aus, so tat das seiner Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl und dessen Inhaber keinen Eintrag. Anderseits scheute er sich aber nicht, mit edlem Freimut auf Mißstände hinzuweisen, die etwa in der Stadt der Päpste bestanden und bei seinen Neubekehrten Aergernis erregten. Die Päpste haben ihm auch ein offenes Wort nicht übel genommen und ihrerseits den besonderen Verhältnissen in Deutschland soweit als möglich Rechnung getragen. Das innige Verhältnis, das auf diese Weise zwischen dem heiligen Bonifatius und dem Apostolischen Stuhle bestand, hat einen letzten, rührenden Ausdruck gefunden in dem Schreiben, das er gegen das Ende seines Lebens an Papst Stephan III. richtete. Er bat darin den neuen Papst um die Ehre, ihm weiter treu und ergeben dienen zu dürfen, wie er unter dessen Vorgängern dem Heiligen Stuhl gedient habe. Daran fügt er die demütige Versicherung: „Wenn ich an der Sendung, die ich von Rom empfing, etwas Nützliches für die Kirche getan habe, so will ich es noch vollenden und vermehren. Wenn man aber findet, daß ich unerfahren gehandelt oder etwas Unrechtes gesagt oder getan habe, so gelobe ich, nach dem Urteil der römischen Kirche mich willig und demütig bessern zu wollen.“ (Ep. 108).

Mit dem Martertod, den der Heilige bald darauf erlitt, ist dieses Bekenntnis ein würdiger Ausklang seines tatenreichen Lebens, ein Ausdruck seiner Treue bis zum Tode. Ganz mit Recht hat der neueste Biograph des Heiligen, G. Schnürer, darauf hingewiesen, daß gerade diese anhängliche Unterordnung unter die kirchliche Autorität der deutschen Art in Bonifatius entspricht: es ist die deutsche Treue, die seine ganze Tätigkeit beherrschte. Daß diese deutsche Treue zur Kirche auch in den deutschen Katholiken der Gegenwart noch fortlebt, werden die Tage von Mainz aufs neue beweisen.

Wilhelm Emanuel von Ketteler als Bahnbrecher unserer heutigen Sozialpolitik.

Von Dr. Emil van den Boom, M.-Gladbach.

Was bedeutet Wilhelm Emanuel von Ketteler für unsere Sozialpolitik? Diese Frage dürfen wir in diesen Tagen um so eher stellen, als es Kettelers Einfluß besonders zu verdanken ist, wenn im Laufe der Jahrzehnte die soziale Frage in ihren verschiedenen Verzweigungen auf den Katholikenversammlungen in bedeutsamen Kundgebungen behandelt worden ist, und sie sich hier bis zur Stunde Heimatberechtigung erworben hat. Und die Antwort kann nur lauten: „In Wilhelm Emanuel von Ketteler erblicken wir Katholiken Deutschlands den Mann, der mit nachhaltigstem Erfolge unter ihnen soziales Fühlen und Empfinden geweckt, der mit nachdrucksvoller Kraft dem Gedanken der Sozialreform eine Gasse gebahnt und in fast prophetischem Vorgefühl dieser die Ziele vorgedeutet hat, zu der die namhaften Vertreter der christlichen Sozialreform sich auch heute noch bekennen.“

Wenn wir ermessen wollen, was die Entzündung des sozialen Gedankens durch Ketteler bedeutete, dann müssen wir uns kurz die Zeitläufe vor Augen führen, in welche er diesen hineinwarf. Auf wirtschaftlichem Gebiete herrschte uneingeschränkt der Liberalismus, jene ökonomische Richtung, die von der Entfesselung der freien Kräfte des einzelnen und einem durch keine staatliche Regel gehemmten Auswirken derselben zugleich die beste Gestaltung der Gesamtkräfte und des Gesamtwohls versprach. Auf der anderen Seite sehen wir den aufkeimenden Sozialismus, nicht einen solchen, wie wir ihn jetzt haben, mit gewissen mehr oder weniger umgrenzten Zielen, sondern den Sozialismus der Utopien, der zugleich in den Zeiten politischer Unklarheit und politischen Schwärmens den richtigen Untergrund für seine revolutionären Tiraden und seine volksbeglückenden Versprechungen fand. Währenddem begann schon der Uebergang von der alten Ordnung zur neuen anzuheben. Das Aufkommen der Maschine und die durch sie erst ermöglichte Industrie mit ihrer veränderten Arbeitsweise rüttelte an den bisher üblichen gewerblichen Produktionsweisen und führte Hand in Hand mit einer Umgestaltung in den Gewohnheiten des Handels und Verkehrs zu einer neuen Zeit- und Wirtschaftsepoche, die in bezug auf die Stellung der einzelnen Stände im Gesellschaftsleben auch heute noch nicht zu einer durchgreifenden Klärung gelangt ist.

In einer solchen Zeit der Gärung war es Bischof von Ketteler, der im Gefühl der Bedrängnisse der damaligen und kommenden Jahre mit frischem Mut die Fahne der Sozialreform aufgriff und zum sozialpolitischen Kreuzzug aufforderte. Niemand hat die Bedeutung dieses Schrittes treffender gekennzeichnet als ein anderer Großer im Reiche der deutschen Katholiken, Ludwig Windthorst, der in einem Schreiben (1890) an den Verleger von Kettelers: „Die Arbeiterfrage und das Christentum“ sich vernehmen läßt: „Es ist und bleibt unser Ruhm, daß ein katholischer Kirchenfürst es war, welcher zuerst den Mut hatte, zu einer Zeit (1864), wo das Manchestertum die ganze öffentliche Meinung beherrschte, unter gerechter Würdigung der Wahrheit, welche in der Kritik eines Lassalle den bestehenden Zuständen und Anschauungen gegenüber sich fand, aber auch unter Klarstellung ihrer Irrtümer und Schwächen, die Fahne einer christlichen Sozialreform aufzupflanzen. Mußte doch der hochwürdigste Verfasser 1871 noch im deutschen Reichstag von seiten eines hervorragenden liberalen Wortführers den Vorwurf sozialdemokratischer Tendenz sich gefallen lassen.“ Und an dieser Schrift selbst, die mit ihrem Freimut der Anerkennung der Berechtigung der Arbeiterfrage und der Mahnung an Staat und Arbeitgeber, sich ihrer Dringlichkeit nicht zu verschließen, für die damaligen Verhältnisse wirklich eine Tat war, lobt der gleiche parlamentarische Führer der deutschen Katholiken „den praktischen Inhalt, die einfache, klare Darlegung christlicher Weltanschauung, den sittlichen Ernst, mit welchem die weltbewegenden Fragen des vierten Standes behandelt sind.“ „Einen wirksameren Appell, sich der Lebensfragen der christlichen Gesellschaftsordnung, der Interessen der Armen und Schwachen anzunehmen“, so gesteht er weiter, „eine klarere Darstellung der Einseitigkeit und Mängel der naturalistischen — sei es liberaler, sei es sozialdemokratischer — Lösungsversuche kenne ich nicht.“

Und wo immer nur von Ketteler mit seinen Gedanken und Vorschlägen, mit seinen feurigen Aufrufen zu sozialem Empfinden und sozialen Taten auftrat — erstmalig auf der Tagung der deutschen Katholiken in Frankfurt, dann in seinen sozialen Predigten im Mainzer Dom, als Bischof und Abgeordneter —, sie alle durchweht die gleiche warme Liebe zum Arbeiterstand und der ernsteste Wille, demselben zu helfen. Einen großen Fortschritt im Sinne seiner Bestrebungen bedeutet ein auf dem Katholikentag vom Jahre 1863, der in Frankfurt stattfand, von Domkapitular Heinrich von Mainz eingebrachter Antrag: „Die Generalversammlung wolle in Betracht ziehen, was katholischerseits geschehen könne und solle, um die soziale Stellung des Handwerker- und Arbeiterstandes zu bessern und die Angehörigen desselben vor Teilnahme an Bestrebungen zu bewahren, die in Wirklichkeit nicht auf Hebung ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt hinauslaufen.“ Dieser Antrag fand dann in Frankfurt mit folgendem Beschluß seine Erledigung: „Die Generalversammlung empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der großen sozialen Zeitfrage zu beschäftigen, welche sicherlich nur im Licht und durch den Geist des Christentums einer entsprechenden Lösung entgegengeführt werden kann.“ Damit war die soziale Frage auf den Katholikenversammlungen „offiziell“ geworden.

Was Ketteler bisher in seinen Kundgebungen gelehrt und aufgestellt hatte, das brachte er — nachdem er noch 1870 kurze Zeit dem Reichstag als Abgeordneter angehört hatte — 1873 in seiner Schrift: „Die Katholiken im Deutschen Reich. Entwurf zu einem politischen Programm“ in klaren Forderungen zum Ausdruck. Für den Arbeiter- und Handwerkerstand verlangt er hier: „Korporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes (die wieder zu lebenskräftigen Organisationen kommen müßten); gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder

und **Arbeiterfrauen** gegen die Ausbeutung der Geldmacht; Schutz der **Arbeitskraft** durch Gesetze über **Arbeitszeit** und **Sonntagsruhe**; gesetzlicher Schutz der **Gesundheit** und **Sittlichkeit** der Arbeiter bezüglich der **Arbeitslokale**; Aufstellung von **Inspektoren** zur Kontrolle der zum Schutze des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze." Als Höchstarbeitszeit forderte er (1873) den **Zehnstundentag**, zum allerwenigsten den **Elfstundentag**. Diesen Forderungen **entsprach** vier Jahre später im Reichstag der berühmt gewordene **Antrag Galen**, der den Anstoß zu einer umfassenden sozialen Gesetzgebung in Deutschland gab.

Was Ketteler in seinem sozialen Programm forderte, heute ist es im großen und ganzen **verwirklicht**. Hinsichtlich des Schutzes von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter, insbesondere der weiblichen und jugendlichen, hat die Gesetzgebung genaue Bestimmungen über die innere Einrichtung der **Arbeitslokale** erlassen. **Arbeitszeit** und **Sonntagsruhe** sind eingehend geregelt. Die Dauer der Beschäftigung der jugendlichen und weiblichen Arbeiter ist fest umgrenzt. Für letztere besteht der gesetzliche **Zehnstunden-**, an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage der Achtstundentag. Hinsichtlich der Beschäftigung der **Kinder** hat sich die Gesetzgebung nicht auf die Fabriken und diesen gleich gestellten gewerblichen Betriebe beschränkt, sondern 1903 ist der Gesetzgeber über die Schwelle des Hauses geschritten, um auch bezüglich der hier leider noch in viel zu großem Umfang üblichen Kinderarbeit regulierend einzugreifen. Und was die Gesetzgebung auf dem Gebiete des **Arbeiterschutzes** nicht vollbringen konnte, das durchzusetzen haben die **Berufsorganisationen** übernommen, die in stattlicher Größe die Arbeiter sich geschaffen haben. Sind diese aus der Initiative der Arbeiter selbst hervorgegangen, so bot für eine „Reorganisation" des Handwerks die Grundlage das **Handwerkerschutzgesetz** vom Jahre 1897, unter dem das erstere sich wieder konsolidiert hat und zu neuem Leben erwacht ist. Speziell der Arbeitskraft der Jugendlichen im Handwerk hat der Gesetzgeber seine ganz besondere liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt und das **Lehrlingswesen** auf eine ganz neue Basis gestellt. Zur Durchführung und Ueberwachung der Schutzgesetzgebung dient ein wohlgegliederter Stab von **Fabrikinspektoren**, hinsichtlich deren Zahl sowohl wie Ausbildung Deutschland an der Spitze der Kulturvölker steht. **So ist ein herrliches Werk emporgediehen, was v. Ketteler in vorderster Reihe mit hat aussäen helfen.** Und wir, die wir an diesem Werk weiter fortarbeiten, **wir stehen dabei auf den Schultern des Sozialpolitikers v. Ketteler.**

An erster Stelle von Kettelers Programm steht die **Organisation des Arbeiterstandes**. Und wie aus Kettelers **nachgelassenen Papieren** hervorgeht, betrachtete er als Grundlage dieser Organisation die **Gewerkschaft**, die alle Standesgenossen umfassen müsse. „Ueber diese Gewerkschaften an Ort und Stelle müßten dann nach demselben Vorbild Kreisgewerkschaften gestellt werden. In den Einzelverbänden stehen die Gewerke allein, in den Kreisverbänden alle Gewerke zusammen." In diesen Kreisverbänden, die wir wohl als gewerkschaftliche Bezirksverbände nach Art der englischen lokalen Gewerkvereinsverbände, trade councils, zu denken haben, wollte Ketteler ein Gegengewicht gegen revolutionäre Strömungen in den Gewerkschaften erblicken. Er schreibt: „Eine Gefahr ist hierbei nur die, daß diese großen Verbände Werkzeuge revolutionärer Bewegungen werden könnten. Wenn aber ihre Leiter auf den Kreis beschränkt werden, und jede Politik verboten wäre, so würde dies nicht eintreten." In den Gewerkschaften sieht er im Gegensatz zu der Produktivgenossenschaft, seiner einstigen Lieblingsidee, das wesentlichste Mittel zur allgemeinen Hebung des Arbeiterstandes. „In den Gewerkschaften", so führt er aus, „liegt dagegen wirklich ein Kern, der wenigstens den Weg zeigt, auf dem eine allgemeine Organisation erstrebt werden könnte. Ob es möglich ist, sie in wahre Wirtschaftsgenossenschaften zu verwandeln und sie ihres politisch-revolutionären (nicht ganz leserlich im Manuskript D. V.) Charakters zu entledigen, steht dahin. Eine bleibende, in ihnen liegende Wahrheit ist es aber, daß eine Organisation des Arbeiterstandes sich anschließen muß an die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen. Im gegebenen Fall, daß die alten Grenzen gefallen, und jetzt dafür neue (sich gebildet hätten), so würde genügen, wenn jeder Arbeiter verpflichtet wäre, sich einem Gewerbe anzuschließen, das in seine Arbeit eingreift." Die Gewerkschaften müssen nach Ketteler Verbindungen zu wirtschaftlichen Zwecken sein; „sie müssen wieder einen **sittlichen Boden** mit dem Bewußtsein der **Standesehre, Standespflicht, Standessitte** haben." Diese Stellungnahme des Freiherrn v. Ketteler zu den Berufsorganisationen der Arbeiter ist von hohem Interesse; sie bildet gewissermaßen den **Schlußstein** zu seinen sozialpolitischen Anschauungen.

Da Ketteler die letzteren entwickelt zu einer Zeit, in die zugleich das Aufkeimen der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland fällt, dürften noch einige Worte über das Verhältnis Kettelers zur **Sozialdemokratie** gestattet sein. Dem anfänglichen Auftreten Lassalles stand Ketteler nicht unbedingt ablehnend gegenüber, weil er den berechtigten Kern der Arbeiterbewegung nicht verkannte. Mit dem Fortschritt der sozialdemokratischen Bewegung überzeugte er sich jedoch immer mehr von deren Gefahr, namentlich seitdem die Marxsche Richtung die Lassallesche vollständig verdrängt hatte. In dieser Beziehung ist es von hohem Interesse, zu wissen, daß Ketteler noch kurz vor seinem Tode damit beschäftigt war, in einer eigenen Schrift die Frage zu beantworten: „Kann ein katholischer Arbeiter Mitglied der sozialistischen Arbeiterpartei sein?" Hierüber heißt es in dem Fragment seines Nachlasses: „Ich fühle mich um so mehr zu ihrer Besprechung aufgefordert und fast verpflichtet, weil seit meiner ersten verwandten Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum" (Mainz, Kirchheim 1863) die Arbeiterfrage eine vielfach andere geworden ist. Durch die Verschmelzung der beiden damals bestehenden Parteien der deutschen Arbeiter in Gotha am 25. Mai 1875, unter dem Namen der „Sozialistischen Arbeiterpartei" und auf Grund eines einheitlichen Programms, haben die früheren Verbindungen nicht nur an innerer Kraft und Einheit zugenommen, sondern auch ihren Charakter vielfach wesentlich verändert. Aus einer Bewegung, welche vorwiegend Deutschland im Auge hatte und national war, ist eine entstanden, welche sich auf die Arbeiter aller Länder erstreckt und international ist; aus einer Bewegung, welche hauptsächlich eine Reihe praktischer Forderungen für die Verbesserung des Arbeiterstandes im Auge hatte, ist eine entstanden, welche als Hauptziel eine Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse bezüglich des Erwerbes und der Verteilung der Güter dieser Welt, die sogenannte „sozialistische Gesellschaft", anstrebt, während die praktischen Ziele fast ganz in den Hintergrund treten. Was ich daher in jener Schrift sagte, reicht zur Beurteilung der jetzigen Zustände nicht aus, und es wäre sogar falsch, wenn man alles damals Gesagte ohne weiteres auf diese anwenden wollte." Aus diesem Fragment allein kann man wohl ohne Zweifel entnehmen, daß Ketteler, hätte er, wie er wollte, dasselbe zu einer Schrift ausarbeiten können, in dieser die obige Frage durchaus **verneinend** beantwortet haben würde. Nach dieser Richtung hin ist auch lehrreich sein Urteil über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat, das in nachstehender drastischer Weise das Fragment beschließt: „Wenn nun aber auch alle Phantasien Wahrheit wären und alles fett gefüttert würde in dem allgemeinen Arbeiterstaat, so möchte ich doch lieber in Frieden die Kartoffeln essen, die ich baue, und mit dem Pelz der Tiere mich kleiden, die ich pflege, und dabei Freiheit haben — als in der Sklaverei des Arbeiterstaates leben und fett gefüttert werden."

So steht vor uns das **Bild des großen Sozialpolitikers**. Wir aber wollen versprechen, in einer **neuen Zeit** im **alten** Kettelerschen Geiste weiter zu arbeiten an den sozialen Aufgaben, die uns deutschen Katholiken noch beschieden sind. Zu diesem Gelöbnis möge uns in diesen Tagen Kraft verleihen das **Gedächtnis an Wilhelm Emanuel von Ketteler.**

Aus dem Inhalt des II. Katholikentagheftes (Nr. 32).

(Verschiebungen vorbehalten.)

Ver sacrum.

Ich möchte ein Krieger und König sein
Und mutige Mannen haben,
Die schickte ich ins Land hinein:
„Nun lasst von den Bergen den Feuerschein
Der Oriflammen waben!“

„Wir künden Krieg dem faulen Geschlecht,
Das sich dehnt auf weichlichem Pfühle,
Und Fehde der Lüge! Recht sei Recht!
Was an Freveln geschehen, wird heilig gerächt,
Wir stürzen des Truges Stühle!“

Dann ziehen wir in die Welt hinaus
Und jagen nach allen Winden,
Wir schleudern die Fackel ins Lotterhaus,
Wir stören der Schlemmer lachenden Schmaus,
Wir brechen die Burgen der Sünden.

Und ist die Welt in Flammen rein,
Dann kommt wohl ein Sturm gefahren,
Der fegt von der Scholle Schutt und Gebein.
Und Friede soll wieder und Freude sein
Wie einst in besseren Jahren.

Dann greifen wir wieder fröhlich zum Pflug
Und furchen die frische Erde.
Und was uns der Herbst an Früchten trug,
Das weihen wir dem, der mit uns schlug,
Am alten heiligen Herde.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die deutschen Katholiken und der christliche Optimismus.

Von Dr. E. Fleig.

Manchem möchten vorstehende Worte als weltferne Klänge eines bedauernswerten Idealisten erscheinen. Mit barmherzigem Lächeln wird man sich abwenden von seinen Gedanken und als Besserer sich in der Rolle eines strengen Richters der Gegenwart und des unheilverkündenden Sehers der Zukunft fühlen. Nachstehende Sätze richten sich an alle jene im katholischen Deutschland, die keineswegs ihre Augen verschließen vor den Gefahren der Zeit und dem Verbesserungsfähigen im eigenen Lager, sondern freudig und fest entschlossen sind, an den großen Aufgaben mitzuarbeiten, die noch zu lösen sind.

Die letzten Jahre haben dem deutschen Katholizismus unruhige Tage gebracht. In den eigenen Reihen wurden Erörterungen gepflogen über die Lage und die Stimmung der Katholiken, die auf einen pessimistischen Grundton gestimmt waren. Gut- und bösmeinende Unglückspropheten kamen in reichem Wechsel zum Worte. Bald wurde die politische Vertretung katholischer Interessen heftig angegriffen und verdächtigt, bald wandte man sich nicht minder scharf gegen die sozialen, wissenschaftlichen und kirchlichen Organisationen. Zuletzt entwirft nahezu völlig verzagender, aber doch wohl gutmeinender Pessimismus vom gesamten deutschen Katholizismus ein solch düsteres, verzerrtes Bild, daß alle mit Schrecken erfüllt werden und unwillkürlich glauben müssen, Deutschlands Katholiken stünden am Vorabend einer schweren inneren Katastrophe.

Solche Stimmen, solche Bilder sind nur zu sehr geeignet, in weiten Kreisen Arbeitsmüdigkeit und eine Stimmung lähmender Gleichgültigkeit zu zeitigen. Sie scheinen jenen recht zu geben, die immer untätig und ängstlich beiseite gestanden. Sehr schlimm ist es auch, daß dadurch den ohnehin verkehrten Ansichten des Auslandes über das katholische Deutschland willkommener Vorschub geleistet wird. Mit größtem Eifer trägt man dort, zumal in Frankreich, alles zusammen, was irgend Ungünstiges über den deutschen Katholizismus aufgetrieben werden kann, um dadurch die eigene traurige, vielfach selbstverschuldete Lage zu vergessen. Man versteht dort vorzüglich, aus solchen Bildern und Betrachtungen über die katholische Kirche in Deutschland an maßgebenden Stellen Vorteil zu ziehen.

Haben sie nun aber recht, diese Unzufriedenen, diese Unruhigen? Verdienen ihre Vorwürfe, ihre Befürchtungen bedingungslosen Glauben, entspricht alles, was sie sagen, den Tatsachen? Wäre es denkbar, sind nicht anders zu deutende Erscheinungen in den letzten Jahren hervorgetreten, die befürchten lassen, daß die deutschen Katholiken mit vollem Bewußtsein sich anschicken, ihre eben und unter so schweren Kämpfen vollzogene Sammlung wieder lösen wollten?

Ein Blick auf die Geschichte der Kirche und den Werdegang der katholischen Bewegung in Deutschland bis zur Stunde erscheint in hervorragender Weise geeignet, Beruhigung und feste Zuversicht zu bieten für die Zukunft. Gewiß, die Kirchengeschichte ist die Geschichte eines nie endenden, harten Kampfes gegen innere und äußere Feinde. Aber hingebende und vertrauende Arbeits- und Opferfreude, entstammend einer tiefgewurzelten Liebe zur katholischen Wahrheit, haben stets den Sieg gewonnen. Ohne Felsenglauben, der zu zähem, nie verzagendem Schaffen treibt, wären die zweitausendjährigen Wandlungen der Kirche ein ewig unlösbares Rätsel. Derselbe Geist, dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe, welche zu jeder Zeit die Glaubensboten hinaustreibt in die Welt, er hat auch alle die edlen Gestalten aus der erhebenden Zeit der Kämpfe und der Siege der Katholiken beseelt und geleitet. Er ist nicht minder wirksam in unseren Tagen des mehr denn je einmütigen Schaffens der Geistlichen und der Laien auf dem weiten Gebiete katholischer Glaubens- und Lebensbetätigung. Man betrachte doch das großartige Gesamtbild des Strebens und Wirkens, man schaue hinein in die mühselige, unverzagte, stille Kleinarbeit, die in Stadt und Land geleistet wird. Alles verfolgt das eine große Ziel der Verherrlichung und Erhöhung der Kirche, das irdische und ewige Wohl der Beteiligten. Die geheimnisvolle Triebkraft, die sich da unablässig äußert, ist freilich nicht auf Erden zu suchen, sie ist übernatürlich. Irdische Motive und Erwägungen könnten nimmermehr die Quelle eines solchen arbeitsfrohen Optimismus sein. Es ist völlig unerklärlich und ein Widersinn, jetzt von einer Lockerung, Verwässerung des katholischen Glaubensbestandes, von einer Sucht der Anbequemung reden zu wollen. Nur auf dem Felsenboden unwandelbaren Glaubens kann jene Arbeit geleistet werden und Früchte tragen. Kann man im Ernste glauben, daß jemand jene Grundlage lockere und verschiebe, die allein seinem Schaffen sicheren Erfolg verbürgt? Die ferne Vergangenheit lehrt wahrhaft eindringlich, daß die Katholiken nur in festem, einigem Zusammenschluß auf dem unverrückbaren Boden katholischer Weltanschauung ihrer Kirche und sich selbst eine Achtung gebietende Stellung und Geltung erringen können. Die Gegenwart zeigt ebenso deutlich, daß die heutigen Führer diese Erfahrung in allen ihren Konsequenzen sich zu eigen gemacht haben, daß diese Erkenntnis wertvolles Gemeingut aller Katholiken geworden ist, an dem keiner ungestraft rütteln darf. Traut man den heutigen Katholiken und ihren bewährten Führern so wenig Einsicht zu, daß man auf Grund vereinzelter Aeußerungen glaubt annehmen zu müssen, sie alle wollten sich von dem erprobten Wege entfernen und die bitteren Erfahrungen vergangener Tage von neuem durchkosten? Eben das Bewußtsein, im Besitze reicher historischer Erfahrungen zu sein, verleiht auch vorsichtigen, mutigen Optimismus, und sie verbürgen ihn auch für die Zukunft. Gerade sie sind ein kostbares Regulativ für gefährliches, einschläferndes Hellsehen. Sie ermöglichen das Erkennen auftauchender Gefahren und schädlicher Nebenerscheinungen und bieten schützende Gegenmittel, zu denen dann wachsamer, tätiger Optimismus rasch und erfolgreich greifen wird, während der verzweifelnde Pessimismus untätig zumeist zusieht.

Der Arbeitseifer, das rastlose Schaffen der deutschen Katholiken ist aber auch ohne Zweifel eine herrliche Frucht wahrhaft christlichen Geistes. Er baut zuversichtlich auf die Hilfe des Himmels und ist überzeugt, daß im Schutze des göttlichen Segens der Erfolg nicht ausbleibt. Diese Gesinnung weiß auch menschliche Schwächen, die nie fehlen werden, auf ihre tatsächliche Bedeutung einzuschätzen. Sie wird nie einseitig und kleinlich zweifellos vorhandene Auswüchse betonen und darüber das hohe Gesamtziel, den Zentralgedanken aus den Augen verlieren. Pessimistische, kleingläubige Auffassung hat ihre Heimstätte nur auf Erden und entspricht nicht der gottgewollten Arbeitsfreudigkeit des Christen. Sie leugnet unbewußt die

übernatürliche, nie versagende Kraftquelle des vertrauenden, mutigen Streiters und nähert sich so bedenklich einer materialistischen Lebensanschauung. Jener christliche Geist kennt aber auch das Gebot gegenseitiger Wertschätzung und Liebe, die die Schwächen des Nebenmenschen geduldig trägt und mit Klugheit und Kraft nur da eingreift, wo die Sache zu leiden droht. Vergangenheit und Gegenwart erwerben den deutschen Katholiken den Anspruch auf das Zeugnis, daß in ihnen edler christlicher Sinn und Liebe wohnten, mit denen sie ihrer treuen, schweren Arbeit obliegen. Sie sind auch starke Bürgschaft dafür, daß sie die Zukunft, was sie auch bringen mag, ehrlich bestehen werden. Die bewährten Führer der Katholiken werden sich und ihre Scharen vor gefährlicher Selbsttäuschung zu schützen wissen. Es wäre ernstlich wünschenswert, daß wohlmeinende Mahner und griesgrämige Pessimisten in Zukunft nicht mehr an die breite Oeffentlichkeit sich wendeten, sondern auf anderen, taktvolleren und wirksameren Wegen ihre Sorgen anbrächten und dann auch tätig an der Abstellung der Uebel mitarbeiteten, die sie glauben beobachtet zu haben. Sie werden stets dankbarem Verständnis begegnen und ihr Gewissen nicht mehr mit dem schweren Vorwurfe belasten, die im tosenden Sturm der Zeit stehenden Katholiken entmutigt zu haben. Jeder Aufsatz, jedes Buch dieser ungeschickten Warner schafft den lauernden Gegnern ein unerschöpfliches Arsenal giftiger Waffen, gegen welche die Katholiken sich gar nicht wehren können. Noch ernster aber ist zu wünschen, daß man nicht mehr den schmerzlichen, äußerst ungerechten Vorwurf der Kompromißsucht gegen zahllose kirchentreue Katholiken erhebe.

Das katholische Deutschland rüstet sich zu seinem alljährlichen Katholikentage. Gäbe es kein anderes für die im ganzen und einzelnen kerngesunde Verfassung des deutschen Katholizismus zeugendes Beweismoment, es würde vollauf genügen. Derartig majestätische, auch von den Feinden des In- und Auslandes bewunderte Versammlungen können nur hervorgehen aus einer großartigen, von Anfang an nach einem festen, hohen Ziele gerichteten Tradition und aus einem felsenfest vertrauenden, schaffensfrohen Optimismus. In diesen Tagungen treffen sich, wie in einem Brennpunkte, alle die zahllosen Organisationen. Durch den lebhaften Gedankenaustausch und die reichen Anregungen, die alljährlich hier gegeben werden, wird eine lebenspendende, gesunde Atmosphäre geschaffen, in welcher frische Arbeit und frohe Zuversicht wohl geborgen sind, die auch jede Stagnation zurückhält und tatenlose Selbstzufriedenheit nicht aufkommen läßt. Das reiche Kapital an mächtiger Begeisterung, das allsommerlich auf Zinsen gelegt wird, ist ein weiterer, wertvoller Ansporn zum Wirken für die katholische Sache. Der jeweilige harmonische Verlauf der Generalversammlung ist ein zuverlässiger Gradmesser für die Disposition im katholischen Lager. So sind die deutschen Katholikentage ein lautes Zeugnis des christlichen Optimismus, sie sind Belohnung und Aufmunterung zugleich.

Wichtige Aufgaben der katholischen Frauenbewegung.

Von Ellen Ammann,
Vorsitzende des Münchener Katholischen Frauenbundes.

Die Zunahme der Frauenarbeit, welche sich in der Berufszählung von 1907 ergab, beweist so klar das Dasein der Frauenfrage, daß es wohl keinem Einsichtigen mehr einfallen kann, ihre Existenz zu bezweifeln und noch mit dem stereotypen Worte allein: „Die Frau gehört ins Haus" die Lösung versuchen zu wollen. Vielmehr ist eine zielbewußte Arbeit nötig, um das Haus der Frau zu retten und die Mutter den Kindern zu erhalten.

Daß aber die Frauenfrage ohne die Frauen nicht gelöst werden kann, ist ebenso selbstverständlich, wie erwiesen ist, daß die Arbeiter an der Lösung der Arbeiterfrage und der Mittelstand an derjenigen der Mittelstandsfrage mitarbeiten müssen. Heutzutage kann man über das Wohl und Wehe einer Klasse, eines Standes nicht bestimmen, ohne daß die Mitglieder befragt werden, und je intensiver diese selbst für ihre Rechte eintreten, ihre Interessen zu wahren suchen, je besser, den natürlichen Verhältnissen entsprechend, wird denselben Rechnung getragen werden können.

Es ist eine notwendige Forderung für jeden wahren Kulturfortschritt, daß er das für seine Zeit höchstmöglichste Niveau erreicht, sonst wird die Entwicklung der Gesamtkultur zurückgehalten. Eine solche Höhe kann im sozialen Leben nur dann errungen werden, wenn die wirklichen Bedürfnisse, die nicht nur in den äußeren Umständen, sondern auch in der psychischen Veranlagung und Entwicklungsfähigkeit eines Standes begründet sind, in ihrem Verhältnis zu den anderen Ständen, berücksichtigt werden.

Eine Frauenbewegung war unter den obwaltenden Zeitverhältnissen etwas Naturnotwendiges. Ohne die Frau ist die Frauenfrage nicht zu lösen, und ihre Mitwirkung wird unfehlbar zu einem großen Kulturfortschritt führen.

Bis jetzt waren Männeransichten allein vorherrschend. Bei der Riesenhaftigkeit des Sprunges, den die Welt durch die Entwicklung der Industrie vorwärts machte, und den daraus entstandenen Härten, trat der eingetretene Schaden alsbald augenscheinlich hervor. Da besann man sich auf den Wert der Mütterlichkeit, der ersten prädominanten Naueneigenschaft, in welcher man heutzutage alle anderen natürlichen Tugenden der Frau personifiziert. Ihr räumte man mit Freuden einen wichtigen Platz ein, damit sie die Wunden heilen helfe, welche die rasche Entwicklung teils geschlagen, teils nur bloßgelegt hat. Man bedarf ihrer jetzt in der Armen- und Waisenpflege, Jugendfürsorge, Gewerbeinspektion, im Schulwesen usw.

Unbewußt besinnt man sich darauf, daß das Weib zur Gehilfin des Mannes geschaffen war, ohne welche es ihm nicht gut ist zu sein, auch nicht in der Familie der Oeffentlichkeit.

Zwar wurde ein Teil dieser Mitarbeit der Frau erst auf ihr eigenes Verlangen eingeräumt, aber das ist etwas psychologisch Erklärliches. Die Mütterlichkeit des Weibes erspähte die Wunden, in ihr regte sich der Wunsch der Abhilfe mit unwiderstehlicher Naturgewalt. Der Mann sah allmählich die Richtigkeit der Forderung und ihre Vorteile ein und, abgesehen von einzelnen Rückfällen, bricht sich die Idee der Notwendigkeit der Mitarbeit der Frau in einzelnen öffentlichen Angelegenheiten siegreich ihre Bahn zum Wohle der Völker.

Der zähe Widerstand einzelner Kreise darf uns nicht entmutigen. Man will eben nicht glauben, man will erst sehen; nur wählt man einen unpraktischen und langsamen Weg, um den Beweis zu erhalten.

Ob die Tausende, die ohne entsprechende Hilfe in der Zwischenzeit untergehen, in der Weltgeschichte aufgewogen werden durch die Tatsache, daß die Frauenwelt Zeit gewinnt, sich für diese naturgemäße Erweiterung ihres Pflichtenkreises vorzubereiten, ist fraglich.

Jedenfalls ist es eine Aufgabe der Frauenbewegung, durch intensives Studium der Zeitfragen, durch Arbeit an sich selbst und für die Mitmenschen nicht nur jene Scharen aufzurufen, welche in die soziale Tätigkeit eintreten müssen, sondern auch das Verständnis für soziale Pflichten in der Frauenwelt zu wecken.

Die Führerinnen der Frauenbewegung sollen Wächter auf dem Turm sein, die das ganze Land überblicken, welche die besten Gelegenheiten erspähen, um Hilfe zu bringen, auf Gefahren aufmerksam machen, damit sie nach Möglichkeit verhindert werden. Sie sollen ihren Mahnruf immer wieder erheben, selbst wenn es manchem lästig erscheint, und alle zur Wachsamkeit und Mitarbeit aufrufen.

Wer einmal verstanden, um wie viel es sich wirklich handelt, der tritt auch in irgend einer Form für die Sache ein. Aufklärung tut also not! In den meisten Fällen erfolgt eine solche leichter an Einzelbeispielen als an der Hand von theoretischen Darlegungen, über welche man sich kaum einigen würde, ehe die Zeit weitergeschritten und selbst eine demonstratio ad oculos gebracht, mit der man sich abzufinden hat.

Die Fragen sind auch zu weitumfassend, als daß man sie in kurzer Zeit abmachen könnte. Ich will darum heute die Aufmerksamkeit nur auf einige Einzelpunkte lenken und darzulegen suchen, welches vitale Interesse gerade wir Katholiken, wir katholische Frauen daran haben. —

Zwei Erscheinungen traten bei der Bearbeitung des statistischen Materials der Volkszählung 1907 deutlich zutage. Die eine ist die Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte in den ungelernten Berufen, die andere die Zunahme der jugendlichen Arbeiterinnen.

Hiermit stehen wir mitten in der Frauenfrage. Hier handelt es sich um den Hauptpunkt. Sollen die Frauen zu den nebensächlichsten Handlangerarbeiten verurteilt sein, welche infolge ihrer anscheinenden Unbedeutlichkeit stets am schlechtesten entlohnt sind? — Dieselbe Erscheinung, welche bei Einführung der Maschine die Kinder- und Frauenarbeit zeitigte, drängt heute noch die Frau in die ungelernten Berufe. Dort verdient sie sofort etwas, ohne vorher Zeit und Geld aufs Lernen „verschwendet zu haben".

Denn, so natürlich die meisten Eltern es finden, den Sohn in eine Lehre zu tun und Lehrgeld für ihn zu bezahlen, ebenso selbstverständlich huldigen sie der verhängnisvollen Ansicht, daß das Mädchen gleich verdienen solle.

Warum? Wohl ist ursprünglich die Annahme maßgebend gewesen, daß es doch einmal heiraten würde, und dann wäre das Geld nutzlos ausgegeben gewesen. — Die Mehrzahl der Frauen zwar heiratet noch, aber erst spät, nach 30 Jahren — und dann müssen doch noch viele ums Brot wieder arbeiten. Ohne ordent-

liche Lehrzeit sind viele arbeitende Frauen Schmutzkonkurrentinnen für den Arbeiter und für einander.

Darum ist „der kleine Befähigungsnachweis" als ein Wendepunkt im Leben der Frau anzusehen; nach meiner Ansicht kommt ihm dieselbe epochemachende Bedeutung zu, wie seinerzeit dem neuen Vereinsrecht.

Im Handwerk muß jetzt nach dem neuen Gesetze das Mädchen genau wie der junge Mann eine Lehrzeit durchmachen und muß eventuell Gesellen- und Meisterinnenprüfung ablegen. In erster Linie handelt es sich für uns außer dem Handelsgewerbe, für welches dieselben Forderungen aufgestellt werden, um den Beruf als Näherin, Schneiderin und Modistin, wohl auch um Uhrmacherei und einige andere Fächer, für welche die Frau sich eignet.

Sache der Frauenbewegung ist es nun, dafür zu sorgen, daß die jetzt arbeitenden Frauen sich die Vergünstigungen der Uebergangszeit zunutzen machen, so daß nicht im Jahre 1913, wenn das Gesetz vollinhaltlich in Kraft tritt, viele in ihrem Erwerb schweren Schaden erleiden. Ungeheuer wichtig ist es, daß die Frauenvereine bei den Handwerkskammern wiederholt vorstellig werden und die Abhaltung von Meisterinnenkursen, Gesellen- und Meisterinnenprüfungen veranlassen, dafür sorgen, daß Frauen in die Prüfungskommissionen kommen usw.

Bekanntlich treten verschiedene Handwerkskammern mehr als zögernd an die Ausführung des Gesetzes heran. Hier gilt es nicht nachzulassen, sondern immer wieder seine Stimme zu erheben. In Süddeutschland scheint mir übrigens ein größeres Entgegenkommen vorhanden zu sein, als in nächster Nähe der Reichshauptstadt!!

Die so wichtige Innungsfrage ist brennend. Heute können Frauen nicht im Vorstand einer Innung sein, da sie die Voraussetzung der Wählbarkeit als Schöffe nicht besitzen. Eine reiche Literatur orientiert über diese so wichtigen Angelegenheiten, ebenso die Zentralen der verschiedenen Frauenorganisationen.

Hand in Hand hiermit ist die Frage der jugendlichen Arbeiterin zu lösen.

Hier gilt es nun erstens eine gesundheitliche Fürsorge zu treffen, damit die Zukunft der Generationen nicht bedroht sei. Dann muß die wichtige Frage des Fortbildungswesens studiert und behandelt und der hauswirtschaftlichen Ausbildung des jungen Mädchens der richtige Platz eingeräumt werden. Die Hausfrauentätigkeit ist ein nicht zu unterschätzender Faktor im Volkswohl.

Nicht nur erwerben heißt den Reichtum des Volkes erhöhen, sondern auch das Geld richtig verwerten. Vielleicht sieht man jetzt ein, was die Frau für die Volkswirtschaft, für die Nation bedeutet, wie sie durch ihre Tätigkeit im Hause dem erwerbenden Manne vollwertig zur Seite steht, — jetzt da die Gefahr droht, daß die Frau des Volkes nicht mehr Zeit findet, Hausfrau und Mutter zu sein, oder ihre Ausbildung dazu ernstlich bedroht ist. Möglicherweise liegt darin eine besondere Fügung Gottes.

Das Fortbildungswesen bringe dem jungen Mädchen nicht nur, wie ein Teil der Frauenbewegung es will, dieselbe Ausbildung wie dem Lehrjungen ihres Faches; nein, sie bringe ihr neben derselben auch hauswirtschaftliche Bildung, wenn nicht anderweitig dafür gesorgt ist. Möge sie in diesem Fall für die jungen Mädchen etwas länger dauern, das schadet nicht, wenn sie wenigstens für gewisse Kreise obligatorisch ist.

„Hier gilt es, in der Schulbildung des Mädchens, ohne das Niveau der Allgemein- und Fachbildung herabzudrücken, der Hauswirtschaft den ihr zukommenden Platz einzuräumen.

Alle diese Bestrebungen müssen Hand in Hand gehen mit einer vorsorgenden Tätigkeit. Nur wenn wir uns planmäßig um die Schulentlassenen annehmen, wird jener erschreckenden Tatsache, daß der größte Prozentsatz der Verbrechen von Jugendlichen im Alter von 14—16 Jahren begangen wird, Einhalt getan.

Grundbedingung bei der Vorsorge ist, daß die Frau den Hauptfaktor darin bilde und eine dementsprechende Stellung in den Vereinen habe. Hier kommt der Satz zur vollsten Geltung, der besagt, daß die Frau die Frau am besten versteht. Ohne sich dem Vorwurf der Aengstlichkeit auszusetzen, darf man wohl alle männlichen Vereinsvorstände bitten, sich aufs tiefste von dieser Wahrheit durchdringen zu lassen. Besonders hervorzuheben ist, daß durch vertrauensvolle Aussprache mit einer Geschlechtsgenossin oft unberechenbarer Schaden und große Gefahren verhindert werden können.

Stellenvermittlung für Lehrmädchen, Einführung in die Jugendvereine, Einrichtung von Fortbildungsschulen, Beibehaltung und glückliche Ausgestaltung des Religionsunterrichtes in denselben sind vitale Fragen für uns. Die Lehrzeit bringt gewöhnlich die Entscheidung: „Hie Christus, hie Welt und ihre Torheit." — Darum wollen wir Christen suchen, die Jugend vollwertig auszurüsten für den Brotkampf, sonst müssen sie zu Nichtgläubigen gehen, deren Ansichten sie dann selbstverständlich annehmen.

Katholische Frauen, jene Frage der Mädchenbildung, welche die glückliche Verteilung von beruflicher und hauswirtschaftlicher Bildung umfaßt, harrt unserer Mitarbeit.

Darum soll der Katholische Frauenbund, sollen die Frauen in den Berufsvereinen die Fragen studieren, sollen Spezialistinnen ausbilden, welche theoretisch und praktisch gebildet imstande sind, auf den Kongressen die katholischen Frauen würdig zu repräsentieren.

Es soll keine wichtige Beratung geben, an der wir katholische Frauen nicht teilnehmen, in welcher wir nicht in der Lage wären, unsere Stimme sachkundig zu erheben. Es gibt keinen Teil der sozialen Frage, bei der wir nicht mitreden dürften, denn uns trifft sie fast am stärksten.

Lassen wir die Welt weder glauben, daß die deutsche Frau für die Leiden ihrer Mitschwestern, ihres Volkes taub ist, noch, daß sie sich von extremen Richtungen regieren lassen will. Studieren wir die Fragen, arbeiten wir hochherzig mit, caritativ oder sozial, unsere Ansichten werden siegen, wenn ihre Wurzeln auf jene göttliche Vernunft zurückgehen, nach der die Weltgesetze entstanden.

Von unserer Seite müssen wir Fabrikinspektorinnen, Polizeiassistentinnen, Jugendfürsorgerinnen, Waisenpflegerinnen, Armenrätinnen, Vormünderinnen, Kindergärtnerinnen, Hortleiterinnen usw. stellen. In diesen Berufen muß eine „heilige Schar" von gläubigen Frauen und Jungfrauen tätig sein, welche nicht nur die natürlichen Kräfte der Mütterlichkeit, sondern auch die der übernatürlichen christlichen Tugend in den Dienst der Menschheit stellen.

Hier winken herrliche Berufe, die das Herz befriedigen können, obgleich sie nicht ohne Dornen sind! Hier winkt wahre Nachfolge Christi.

Katholische Mütter, diese Berufe werden unsere Töchter glücklich machen, die sich heute vielleicht fragen, welchen Nutzen sie auf Erden bringen. Und wenn sie einst heiraten, haben sie gelernt, was das Leben ist, und ihr eigenes Glück wird gesicherter sein, als wenn sie, den Kopf voll von romanenhaften Illusionen, in die Ehe treten.

Der Prozentsatz, den wir Katholiken auf diesen Gebieten stellen, ist, wie unter den höheren Lehrerinnen, viel zu gering.

Zwar wurde der größte Teil dieser modernen Vor- und Fürsorgetätigkeit seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten in den Klöstern ausgeübt, auch von den Töchtern der höheren Stände. Nichts ist so verkehrt wie die Behauptung einiger liberalen Frauenrechtlerinnen, daß die Klöster den Töchtern besserer Stände zu starke Konkurrenz machen. Im Gegenteil! Gerade für diese war die Lösung der Frauenfrage und ist sie heute noch vielfach im hehren Beruf einer Klosterfrau zu finden.

Wie wenig „weltentfremdet" diese sind, zeigt die Tatsache, daß von 67 höheren Mädchenschulen unter klösterlicher Leitung in Preußen 65 die Bedingungen der Reform erfüllen konnten, eine Tatsache, die jeden nicht blind sein wollenden zum Nachdenken bringen sollte.

Unsere Klosterfrauen passen sich immer mehr den modernen Verhältnissen an. Die Klöster arbeiten intensiv, um der gerechten Forderung des sie stützenden katholischen Volkes zu entsprechen, nicht nur auf dem Gebiet der Pädagogik und Charakterbildung führend zu sein, sondern auch in bezug auf Qualität der Technik usw. Man sieht ja Klosterfrauen nicht nur an der Universität, auch auf wichtigen Tagungen grüßt uns Vertreterinnen der katholischen Frauenbewegung öfters das Gewand einer Klosterfrau glückverheißend für die Zukunft und unsere Herzen mit Stolz über die Vergangenheit erfüllend. Mögen sie immer zahlreicher die Kongresse besuchen, um die großen Zusammenhänge kennen zu lernen und stets Fühlung zu haben mit den Ereignissen.

Aber das alles genügt noch nicht! Die katholischen Mädchen und Frauen müssen lernen, sich zahlreich um die öffentlichen Stellen zu bewerben. Die Inhaber dieser Stellen werden mit der Zeit die ausschlaggebenden sein — und dann helfen uns unsere herrlichsten, durch private Aufopferung erbauten Anstalten nicht genug. Amtliche Gelder und amtlicher Einfluß werden über uns hinweggehen. — Das ist die Hauptgefahr, die uns von der nicht auf konfessionellem Boden stehenden Frauenbewegung droht, daß sie im stillen so gut mit den amtlichen Behörden steht, und daß man für sogenannte interkonfessionelle Schöpfungen stets Geld erhalten kann, während uns die öffentlichen Mittel verweigert werden!

Um genügende Arbeitskräfte für all diese neuen amtlichen und halbamtlichen Berufe herbeizurufen — vorhanden sind sie ja —, muß die Masse der Frauen über die Zeitverhältnisse aufgeklärt werden. So sehr zu begrüßen ist, daß der Katholische Frauenbund[1]) heute über 30000 Mitglieder zählt, so sehr hervorzuheben ist, daß kaum eine Organisation sich in 7 Jahren unter solchen Schwierigkeiten so rasch entwickelt hat, so stark in die Wagschale fällt, daß die Zweigvereine so viele Einzelaufgaben zu bewältigen hatten — ebenso stark muß betont werden, daß jetzt die Zeit gekommen ist, in denen die Massen für die Aufgaben des Frauenbundes gewonnen werden müssen. —

Trotz der mir nur allzugut bekannten Schwierigkeiten der vielen Vereine behaupte ich: „Zuerst muß ein Katholischer Frauenbund überall eingeführt werden." Er wird jede andere Tätigkeit fördern und anbahnen, denn er wird das Verständnis für die Zeitfragen wecken, das Solidaritätsgefühl stärken und dadurch

[1]) Zentrale, Köln, Roonstraße 9.

Einzelarbeiten vorbereiten, ja manchmal übernehmen in Orten, in denen es besser ist, daß ein einziger allumfassender Verein tätig ist. Wie oft begegnen wir aber dem Einwand, daß schon so viele Vereine da sind.

Gewiß, aber keiner, in welchem die Frauen gesammelt werden und über die Zeitfragen aufgeklärt werden können. Das geschieht eben im Katholischen Frauenbund und seinen Zweigvereinen.

Und das ist es, was heutzutage nottut. Möge man sich bewußt werden, daß die Frau, welche die kommende Generation erziehen soll, ihre Zeit kennen und verstehen muß. In jenen Zeiten, in denen große äußere Gefahren das Land bedrohten, da waren die Frauen informiert wie die Männer. Die jungen Helden der Befreiungskriege verdankten die herrliche Begeisterung ebensoviel Mutter und Braut als Vater und Freund. — Auch jetzt gilt es herrliche Güter, und das Frauengeschlecht ist ebenso tief ja intensiver noch getroffen.

Darum müssen alle Frauen des katholischen Volkes, Frauen aller Kreise im Frauenbund vereinigt werden, um dort zu lernen und dann ihre Kraft in den Dienst der hehren Sache zu stellen. Wer nicht mitarbeiten kann, möge durch seinen Namen die Bewegung unterstützen, stets und überall für die katholische Frauensache eintreten.

Nur wenn mit allen Kreisen die Fühlung hergestellt ist, werden den obengenannten Berufen genügend christliche Elemente zugeführt werden können, nur dann werden wir uns nicht selbst ausschalten im Kulturleben der Nation.

Jede, der die Aufforderung zugeht, in den Katholischen Frauenbund einzutreten, jeder, der gebeten wird, die Gründung eines Zweigvereins zu fördern und der gesonnen wäre, eine abwehrende Antwort zu geben, möge sich erst die Frage vorlegen, ob bei dieser Verneinung nicht Sonderinteressen über die großen allgemeinen gesiegt haben, und ob die Folgen solch kurzsichtiger Handlungsweise nicht sogar in allernächster Zeit rückwirkend verhängnisvoll sein würden.

Ehe ich schließe, möchte ich noch die Aufmerksamkeit der Frauenwelt auf eine wichtige Sache lenken.

Es handelt sich um die uns drohende Gefährdung der Sittlichkeitsbegriffe.

Die letzten Berichte über die Verbreitung der Schund- und Schmutzliteratur, die letzten Verurteilungen „künstlerischer" und angeblich „wissenschaftlicher" Pornographie zeigen, daß wir an den Rand eines Abgrundes gelangt sind. Jedoch ist die Schar derjenigen, welche die Gefahr erkennen, noch zu klein. Die beanstandeten Sachen sind ja solcher Natur, daß man ihre Kenntnis dem Publikum entziehen muß. Darum schwieg die öffentliche Meinung, die ja in dieser Sache ausschlaggebend ist, so lange und richtete sich lieber nach den bequemen „Weitherzigen", welche die Sache als übertrieben darstellten.

Gott sei Dank, ein Umschwung ist eingetreten, aber nicht auf der ganzen Linie. Die Theater bringen Tag für Tag stärkere Sachen, und unsere Frauen gehen hin und fördern so die Erniedrigung ihres Geschlechtes. Das neue Heidentum vergiftet mit seiner Sittlichkeitsauffassung die gebildeten Kreise immer mehr. „Die Kinder", „Rosenkavalier", „Salome", „Die schöne Helena" in modernster, gewagtester Ausstattung usw. füllen die Theatersalons mit einem aufmerksamen, oft nur allzu unreifem Publikum, und wenn dann die Söhne besserer Familien im Leben Rollen in Ehetragödien spielen, fragt man sich noch erstaunt, wie so was kommen konnte.

Christliche Frauen, werden wir nicht den Mut finden zu erklären, daß wir nichts mit dem gemeinsam haben?

Verzichten wir auf ein solches Theater und halten wir unsere Söhne und Töchter fern von derartigen Stücken. Beweisen wir den Theaterdirektoren, daß wir nicht mehr gedenken, ihre Taschen zu füllen, wenn sie nicht Frauenehre und Frauengefühl achten und ehren. Der Besuch eines zweifelhaften Theaterstückes, die Duldung eines laszivten Gespräches im Salon sind Sünden, oft ebenso verhängnisvoll wie Sünden gegen den Glauben.

Wo ist jene deutsche Frau geblieben, welche als „Hüterin der Sitten" gepriesen wurde? Sie schweigt und läßt zu, daß ihr Volk vergiftet wird. In Uruguay haben die Frauen sich gegen die schlechten Theaterstücke erhoben und große Erfolge errungen. In England und Amerika verbietet man teilweise, auf Verlangen der Frauen hin, Stücke, welche hier auf den angesehensten Bühnen gegeben werden. Auch hier tut Aufklärung und Solidarität not!

Und da ich doch schon so viel gesagt, will ich noch ein Wort über die heutige Mode hinzufügen. Verzweifeln könnte man an der Frauenwelt, wenn man diese Figuren auf der Straße sieht! Einen besseren Weg, die Frau nur zum Geschlechtswesen herabzuwürdigen, gibt es nicht. Wo ist Schönheitsgefühl vorhanden bei diesen „Linien", die die weibliche Form hervorheben sollen? Wo ist noch Anstand bei dieser Durchsichtigkeit der Kleidung? Müssen wir den Franzosen alle ihre zweifelhaften Geschmacklosigkeiten, die ihr Unglaube ihnen erlaubt, nachmachen? Diese Mode hat eine traurigere Wirkung, als jene der paar Pioniere der Frauenbewegung, welche der „Kinderkrankheit" der kurzen Haare huldigten; denn ihr liegt ein noch gefährlicherer Gedanke zugrunde.

Diese Worte über Mode versöhnen vielleicht manchen Herren mit meinen Ausführungen. So viel Interesse für die alten Forderungen der Weiblichkeit bleibt also auch der katholischen Vertreterin der Frauenbewegung. Ja! Was wir wollen, ist eben wahre Weiblichkeit, welche sich ihrer Verantwortung bewußt ist.

Die Frau des 20. Jahrhunderts muß verstehen, daß, wenn auf irgend einem wichtigen Gebiet die nichtchristliche Auffassung über die Würde und die sittliche Stellung der Frau siegt, das Frauengeschlecht herabsinkt von jener Höhe, auf welche das Christentum sie erhoben, und damit verschwindet der veredelnde Einfluß auf das Menschengeschlecht, zu dessen Ausübung Gott sie schuf. Die Menschheit büßt dann unersetzliche Güter ein, und die einzelne Frau fällt dem inneren Elend anheim — ein Elend um so entsetzlicher, als der dumpfe Stumpfsinn heidnischer und mohammedanischer Frauen nicht in uns entstehen kann, deren Voreltern so viel Besseres erlebt.

Auf allen Gebieten tut ein Erwachen der Frau not; dazu ist in erster Linie Zusammenschluß der Einzelbestrebungen und Sammlung der Frauen not. Zeigen wir der Welt, daß wir katholische Frauen ein Faktor sind, mit dem man rechnen muß. Arbeiten wir an uns selbst, um unseren hohen Aufgaben gerecht werden zu können, um unserem Volke mit vollen Händen jene Schätze des Edelmutes, der Reinheit, Güte, Milde, Aufopferungsfähigkeit und Mütterlichkeit, welche der Allmächtige zum Besten der Welt in unsere Herzen legte, spenden zu können.

Mainz in Wendepunkten deutscher Geschichte.

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In Nr. 39 vom 24. September 1910 der „Allgemeinen Rundschau" habe ich, belehrt durch auf der letzten Katholikenversammlung zu Augsburg gemachte Beobachtungen, dafür plädiert, daß auf jeder Katholikenversammlung ein spezifisch geschichtlicher Vortrag über die katholische Vergangenheit des Festortes oder wenigstens über eine bedeutende Episode aus der Geschichte desselben gehalten werden sollte. Schon an sich gelte: Variatio delectat. Auch stehe solches Vorgehen mit den Zwecken der Katholikentage in bestem Einklang. Es sei doch erhebend, ermutigend und stärkend, daß wir Katholiken nach einem bekannten Worte von Görres überall nur den Boden der Gegenwart etwas anzuschürfen brauchten, um alsbald denselben mit dem Schweiß, den Tränen und dem Herzblut unserer Bekennerahnen getränkt zu sehen.

Nun bietet wohl fast keine deutsche Stadt mehr und erhebendere geschichtliche Reminiszenzen als die heurige Feststadt, das „goldene Mainz". Darum seien uns hier einige historische Gedanken über die Stellung und Bedeutung von Mainz in Wendepunkten deutscher Geschichte gestattet.

Wohl war durch Chlodovechs Taufe 496 das römisch-katholische Christentum bei dem edelsten und mächtigsten deutschen Stamme, dem der salischen und ripuarischen Franken, zur Herrschaft gelangt. Aber es schien erliegen zu sollen an der mühevollen Umarbeitung dieser ungeschlachten Deutschen mit ihren riesenhaften Körperkräften, ihren dämonischen Leidenschaften. Es fehlte der fränkischen Landeskirche ein Rückhalt an einem Mittelpunkt, der Zug zum Ganzen. Da hat der hl. Bonifatius, der Apostel Deutschlands und seit 747 Erzbischof in der altrömischen Moguntia, die deutsche Kirche mit Hilfe von Rom hierarchisch organisiert und mit dem Herzen der katholischen Kirche, dem Papsttum, verbunden, damit von diesem göttlich aufgegrabenen Quellpunkt des Katholizismus immer neues Herzblut in die deutsche Kirche einfließe. Diese riesige Erzdiözese Mainz war dann nach Roms Kirche der größte kirchliche Verwaltungskörper des Abendlandes bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Man will freilich Bonifatius wegen dieser Verkettung der deutschen Kirche mit Rom protestantischerseits manchmal tadeln. Aber der beste protestantische Kenner der mittelalterlichen Kirchengeschichte Deutschlands, Professor A. Hauck in Leipzig, schreibt am Schlusse des ersten Bandes seiner Kirchengeschichte Deutschlands, der fast zur Hälfte dem hl. Bonifatius gewidmet ist: „Es ist nicht zu verkennen, daß die Einheit der Kirche die Einheitlichkeit der abendländischen Kultur möglich gemacht hat. Was ist aber die abendländische Kultur anderes als die Weltkultur? Wer sie in

ihrem Wert zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Tätigkeit des größten angelsächsischen Missionars in Deutschland, Bonifatius, gehabt hat."

Daß Bonifatius auch Pippin den Kleinen zum König gekrönt und damit die Stellung des Erzbischofs von Mainz in Wahl und Krönung des deutschen Königs mit ihrem wechselnden Verlauf begründet hat, sei nur nebenbei bemerkt.

Wie den Völkern selbst, so hat Gott auch der Aufeinanderfolge der Kulturstufen bei denselben Lauf und Grenzen vorgezeichnet. Die mittelalterliche Kultur, sagen wir die Bonifatianische Klosterkultur, mit ihrer die heimische Scholle bearbeitenden Landwirtschaft, ihren sehr gelehrte scholastische Bücher schreibenden, mit Rom eng verbundenen Mönchen, neigte nach mehr als einem halben Jahrtausend allmählich dem Ende zu. Die Renaissance, der städtische Industrialismus und Handelsgeist, die ihre Geisteswäre ebenso leicht verfrachtende Buchdruckerkunst, der Gedanke einer romfreien deutschen Nationalkirche standen an der Pforte und begehrten trotzig Einlaß. In alledem spielte Mainz seine Rolle. Mainz, Worms und Oppenheim stifteten 1254 den Rheinischen Städtebund zum Schutze des Landfriedens, zum Kampfe gegen das Pfahlbürgertum und ungerechte Zölle, einen Bund, dem nach und nach ganz Deutschland beitrat. Und ist der Bund auch bald zerfallen, die Stadt hatte sich gegen das bisher herrschende Land in ihm zum Worte gemeldet, und dem Stadtbürger gehörte es bis zum Ende des Mittelalters. Daß dann Mainz unter seinen Bürgern den Erfinder der Buchdruckerkunst mit ihren kolossalen Umwandlungen auf dem Gebiete des ganzen Geisteslebens, Gutenberg, hervorgebracht hat, wer weiß das nicht? Der Gedanke endlich einer romfreien deutschen Nationalkirche bzw. einer Kirchenreform, der am Ende des Mittelalters auf den Synoden zu Konstanz und Basel und auch sonst so scharf hervorbrach, hat an den Mainzer Erzbischöfen Dieter von Isenburg († 1482) und Bertold von Henneberg († 1504), dem Reformer auch an der Reichsverfassung, hitzige Verfechter gefunden. Redigierte doch der letztere die „Gravamina nationis Germanicae" gegen Rom mit. Tatsächlich wollte dann aber, als Luther auftrat, der erste deutsche Kirchenfürst, der Erzbischof von Mainz, doch nie etwas von der Trennung von Rom wissen im Gegensatz zu Köln. So bildete das „goldene Mainz" die zähe Klammer mit Rom und die gewaltige Grenzfeste für den Katholizismus gegen den Protestantismus, eine Rolle ähnlich jener der altrömischen Moguntia in der Völkerwanderung, nur glücklicher.

Und wieder nach einigen hundert Jahren, nachdem die Hochfluten des fürstlichen Absolutismus, der in der Reformation und im Dreißigjährigen Krieg so unsäglich viel religiöses und soziales Elend über Deutschland heraufbeschworen hat, verlaufen waren, stieg eine neue Zeit herauf: Die französische, die soziale Revolution. Es ist vor allem Mainz gewesen, welches, obgleich deutsche Stadt, die herüberbrechenden Jakobiner und Sansculotten nach einem zuletzt zu guten Stücken verliederlichten, aufklärerisch verseuchten Kirchenregiment mit Freuden im Jahre 1792 aufnahm. Niemand hat diese Zeit der republikanischen Freiheitsbäume, mit allem was drum und dran hing, klassischer geschildert als der nimmer zu vergessende große Historiker Johannes Janssen in seinen Zeit- und Lebensbildern, in dem köstlichen Essay: Eine Kulturdame (Karoline Michaelis) und ihre Freunde. Aber diese Illuminaten, Aufklärer und Revolutionäre lösten die heraufgetauchte soziale Frage nicht. Sie hatten mit dem Glauben auch die echte, entsagungsfrohe Nächstenliebe und damit den Schlüssel zu der Lösung dieser Frage verloren. Diesen Schlüssel in der gewaltig steigenden sozialen Not unserer Tage wieder hervorgeholt und dessen allseitigen Gebrauch gezeigt zu haben, nämlich den felsenfesten Glauben und die opferfrohe Liebe, das ist das unsterbliche Verdienst des gottgesandten Mainzer Bischofs Emanuel Freiherrn von Ketteler. Sein Stern ging auf 1848, als der erste Katholikentag zu Mainz die wieder aufgekommene Freiheit der deutschen Katholiken nach dem Elend der Aufklärungszeit inaugurierte. Doch wird Kettelers Lob in diesen schönen, gottgesegneten Tagen so laut gesungen werden, daß wir ruhig hier die Feder niederlegen dürfen.

Abend am Rhein.

Es schaut aus blauen Nebeln
Die Drachenburg ins Land,
Und bunte Träume steigen
Von ihr herab zum Strand,

Wo eine frohe Menge
So sorglos scherzt und lacht
Und sich erzählt von Freuden,
Die ihr der Tag gebracht. —

Wo von den Schiffen funkeln
Die Lichter übern Rhein,
Und auf den Fluten wandelt
Geheimnisvoll ihr Schein;

Ich wandere am Ufer
Und lausch dem Wogenlied
Und schau, wie Well' auf Welle
Rastlos vorüberzieht.

Fritz Flinterhoff.

Das religiöse Interesse im Studententum.

Von Dr. Max Metzger, Freiburg i. Br.

Vom religiösen Interesse unseres katholischen Studententums hängt zu einem guten Teil die Zukunft der katholischen Sache in Deutschland ab. Aus dem katholischen Studententum kommen die katholischen Gebildeten. Und sie bilden einen wichtigen Bruchteil der Katholiken, sie sind geborene Vertreter der Kirche im öffentlichen Leben, führende Arbeiter in allen sozialcaritativen Aufgaben. Von höchster Bedeutung ist daher das Verhältnis des katholischen Studententums zur Religion, zu religiösen Fragen und Aufgaben.

Pessimisten und Optimisten kommen in der Beurteilung unserer Studenten zu geradezu diametral entgegengesetzten, aber beidemal gleich unrichtigen Anschauungen. Es gibt namhafte Männer, die tatsächlich an unserem Studententum verzweifeln, andere, die alles in bester Ordnung glauben oder wenigstens praktisch verfahren, als wäre es so. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ueber jeden Zweifel sicher ist, daß unser Studententum dem Ansturm der widerchristlichen Gewalten innerlich nicht gewachsen, darauf in keiner Weise hinreichend gerüstet und geschult ist. Vielleicht ist nur die heute so große Menge der Vergnügungen schuld, daß unsere Studenten die Zeit und die Lust nicht finden, sich mit den tieferen Fragen des Lebens und der Religion näher einzulassen, daß sie deshalb auch vor vielen Gefahren bewahrt bleiben. Ein allgemein beklagter Mißstand hätte also in dieser Hinsicht eine gewisse gute Nebenfolge. Natürlich werden wir gleichwohl nicht für Beibehaltung solcher Sitten plädieren, die auf der anderen Seite eben auch eine tiefere Religiosität, positives Eindringen in religiöse Fragen und Mitarbeit an den religiösen Aufgaben unmöglich machen.

Unserem Studententum mangelt die religiöse Belehrung, die das religiöse Wissen mindestens auf das Niveau der übrigen Allgemeinbildung erheben müßte. Aber es ist doch auch durch vielfache Tatsachen und Erfahrungen bewiesen, daß ein nicht zu unterschätzendes religiöses Interesse und Bedürfnis im Studententum schlummert, das in dem Augenblick erwacht und zum Vorschein kommt, wo man ihm eine assimilationsfähige Nahrung bietet: die Religion in der Form, wie sie der Gebildete aufnehmen kann und will. Erfreulicherweise wächst das Verständnis dafür, daß der Gebildete einer seinem Geisteszustand entsprechenden religiösen Unterweisung bedarf, und es mehren sich die Bestrebungen, hier einem tiefen Bedürfnis entgegenzukommen.

Die Akademischen Bonifatiusvereine vor allem haben seit Jahren durch Erweiterung und Entfaltung ihres Programms diese Aufgabe zu einem großen Teil in ihre Hand zu nehmen versucht. Sie gingen dabei von der richtigen Annahme aus, daß die rein kirchliche Belehrung allein nicht hinreiche, daß anderseits ein Erfolg nur durch Zusammenarbeiten aller Gruppen der Studentenschaft erreicht werden könne. Begreiflicherweise sind die Schwierigkeiten zu Anfang größer als je. Und doch ist schon, zumal durch die vorzüglich sich entwickelnde Akademische Bonifatius-Korrespondenz, viel Gutes geleistet worden. Die naturgemäße Entwicklung der Vereine führte dazu, in Breslau vor zwei Jahren und letztes Jahr in Augsburg dieses Programm mit Begeisterung zu proklamieren. Auf der Liste der Aufgaben stand: Einrichtung von entsprechenden Vorträgen und Diskussionen in den einzelnen Vereinen, Ausnützung der Ferien zu religiöser Schulung der Studenten in „Bonifatius-Ferienzirkeln", Inangriffnahme eines religiösen Hochschulkurses für Studenten und gebildete Laien, eines Akademikertages zur Beratung aktueller Fragen des

katholischen Studententums, Veranstaltung großer Studentenversammlungen auf den Katholikentagen, Schaffung akademischer Gottesdienste u. a. m. Ein großer Teil dieses reichen Programms ist schon teilweise zur Durchführung gekommen oder wird in kurzem der Realisierung entgegengehen. Die diesjährige Generalversammlung in Mainz wird vor die endgültige Entscheidung gestellt sein, ob sie dieses Programm als die eigentliche Hauptaufgabe der ABV. mit aller Kraft in die Hand nehmen will. Die Vorarbeiten, die Tagesordnung, sowie die allgemeine Stimmung in den Vereinen lassen keinen Zweifel daran, daß die Entscheidung in bejahendem Sinn ausfallen wird.

Nur ein praktisches Bedenken hat noch im Weg stehen können, ob sich nämlich dieses Zusammenarbeiten aller Gruppen der Studentenschaft werde durchführen lassen. Darauf hat der Akademische Bonifatiusverein Freiburg i. Br. nun die denkbar überzeugendste Antwort durch die Tat gegeben. Er griff den Gedanken eines religiösen Hochschulkurses für Studenten und gebildete Laien auf, verwirklichte ihn aber mit Rücksicht auf augenblickliche besondere Umstände in Form eines Zyklus von alle 14 Tage stattfindenden großen „Religiös-wissenschaftlichen Abendvorträgen“ über die „Grundwahrheiten des Christentums im Gegensatz zu ihrer modernen Bestreitung“. Der geradezu glänzende Erfolg des Unternehmens hat den Unglückspropheten das Spiel gründlich verdorben. Die Vorträge waren trotz vieler hinderlicher Umstände durchschnittlich von 400—500 Zuhörern, meist Studenten, besucht. Alle Referate wurden von Autoritäten gegeben. Es sprachen: Prälat Universitätsprofessor Braig über „Der Realismus unserer Erkenntnis und Kant“, sowie „Unsere Gotteserkenntnis“, Prof. Dr. theol. et rer. nat. Schmitt-Offenburg über „Naturwissenschaft und Gottesglaube“, Universitätsprofessor Weber über „Die Gottheit Christi“, Universitätsprofessor Pfeilschifter über „Die katholische Kirche eine Stiftung Christi“, Universitätsprofessor Heer über „Kirche und Papsttum“. Die Aufnahme war eine begeisterte.

Der Akademische Bonifatiusverein Freiburg hat mit dieser mühevollen Arbeit nicht bloß der katholischen Studentenschaft in Freiburg einen großen Dienst erwiesen, sondern auch dem ganzen katholischen Studententum gezeigt, daß durch einmütiges Zusammenarbeiten aller Faktoren in den Akademischen Bonifatiusvereinen ein großes Werk zustande kommen kann.

Ein Wort zum Zusammenschluß der katholischen Studentenschaft.

Von Th. Wilms.

In der „Unitas“, dem Organ des Unitasverbandes, ist in letzter Zeit der „Konzentrationsgedanke“ wieder angeregt und eifrig erörtert worden. Die Akademischen Monatsblätter bringen in ihrer Nummer 9 dieses Jahrganges zu dieser Frage eine sehr klare und durchsichtige Abhandlung von Landesrat Dr. Schmittmann, Düsseldorf, in der das Fazit gezogen ist aus der Diskussion über den Zusammenschluß der katholischen Studentenschaft. Danach handelt es sich um zwei verschiedene Fragen:

1. um die Schaffung einer Zentrale für die katholischen Korporationen; 2. um einen Zusammenschluß der gesamten katholischen Studentenschaft.

Die einzelnen Korporationen wie auch die Korporationsverbände bedürfen einer engeren Fühlungnahme untereinander

a) zur Anregung des inneren Lebens;
b) zur einflußreichen Vertretung der Interessen der inkorporierten Studentenschaft nach außen hin.

Wegen der Beschränktheit des in der „Allgemeinen Rundschau“ verfügbaren Raumes möge die Begründung übergangen und der andere Hauptpunkt näher ins Auge gefaßt werden.

„Die zweite Frage ist die nach einer Zusammenfassung unserer gesamten katholischen Studentenschaft. Eine solche ist notwendig aus den gleichen Gründen wie eine Zentrale für die Korporationen. Sie ist nur in noch weit höherem Maße notwendig, weil es hier auch all die isoliert stehenden Katholiken zu erfassen gibt, die entweder überhaupt keinem Verbande sich angeschlossen oder der Freistudentenschaft sich zugewendet haben.“

Es wird dann weiter ausgeführt wie die letztgenannten in der freien Studentenschaft zwar als Mensch Anschluß und Rückhalt gefunden hätten, aber für ihre religiösen Interessen ganz auf sich selbst angewiesen seien. Für diese wäre ein Zusammenschluß von größtem Werte, zunächst „für die geistige, insbesondere apologetische Anregung des einzelnen“, sodann zur Vertretung der äußeren Interessen der gesamten katholischen Studentenschaft.

Wie aber soll man sich eine solche Zentrale organisiert denken? Die Organisation müßte eine „großzügig einfache“ sein, bei der der einzelne nicht zu sehr durch viele Verpflichtungen eingeengt wäre. „Nichts Geringeres als ein katholischer Studentenvolksverein müßte das Ziel sein.“

Es drängt sich nun die Frage auf: „Wer soll diese Zusammenfassung organisieren, von wem soll sie ausgehen?“

Dr. Schmittmann schlägt dafür die Akademische Bonifatiuseinigung vor. Man hätte dann von vornherein einen festen Kern, der sich schon in positiv aufbauender Arbeit bewährt hätte. Damit aber die Akademische Bonifatiuseinigung eine solche Aufgabe erfüllen könnte, wird von ihr eine Um- und Ausgestaltung ihrer Statuten und ihrer Vereinszeitschrift verlangt.

Hieran anknüpfend möchte Verfasser dieser Zeilen die Frage aufwerfen: Kann die Akademische Bonifatiuseinigung sich hierzu bereit erklären? Ist es zweckmäßig für sie zu sagen: Ich will jetzt die Zentrale für die katholische Studentenschaft sein? Könnte eine solche Anmaßung nicht verhängnisvoll für sie werden? Vestigia terrent! Es ist nicht das erstemal, daß der Versuch eines Zusammenschlusses gemacht ist.

Allerdings vertritt J. Mumbauer, Redakteur der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz“, in dem Leitartikel der Julinummer die Ansicht, daß die Akademischen Bonifatiusvereine auf ihrer Generalversammlung in Mainz die Akademische Bonifatiuseinigung zur „religiösen Aktionszentrale“ proklamieren sollten. Nach meiner Ansicht ist die Angelegenheit noch nicht spruchreif. Die Wege sind noch zu wenig gebahnt. Die Akademische Bonifatiuseinigung genießt noch nicht das Vertrauen und das Verständnis bei der katholischen Studentenschaft, das sie benötigte, um eine Aktionszentrale bilden zu können. Abgesehen von der großen Masse der Freistudenten steht eine große Anzahl der katholischen Korporationen der Akademischen Bonifatiuseinigung noch fern.

Anderseits aber ist, wie mir scheint, die Akademische Bonifatiuseinigung auf dem besten Wege, den Gedanken des Zusammenschlusses der katholischen Studenten zu realisieren. Nach dem Grundsatze: „Probieren geht über studieren“, zeigt sie in zielbewußtem Streben durch die Tat, daß sie gesonnen ist, alle katholischen Akademiker für die Mitwirkung zur Förderung unserer heiligen Religion zu gewinnen. Gerade seit einigen Jahren geht ein neuer, lebensfrischer Hauch durch diese Organisation, seitdem sie sich nicht mehr lediglich auf materielle Unterstützung der Diaspora beschränkt, sondern, ihre Ziele weiterstecktend, durch geeignete Veranstaltungen zur Förderung der katholischen — sit venia verbo — Weltanschauung an die Studenten herantritt. Freilich hat man den Akademischen Bonifatiusvereinen deswegen den Vorwurf gemacht, daß sie dadurch den Namen Bonifatiusvereine verwirkt hätten. Jedoch, wie mir scheint, mit Unrecht. Denn auch der Allgemeine Bonifatiusverein beschränkt sich nicht lediglich auf die Unterstützung von Kirchenbauten. Sorgt er nicht auch für die sogenannte geistige Diaspora durch Errichtung katholischer Schulen, Anstellung und Besoldung von Lehrern und Seelsorgern, durch religiöse Unterweisung der in der Diaspora lebenden Kommunionkinder? Sollte es da dem Akademischen Bonifatiusverein verwehrt sein, in analoger Weise für die geistige Diaspora unter den Akademikern Sorge zu tragen? Vor mir liegt gerade die letzte Nummer der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz“, sie bietet ein treffliches Spiegelbild von der Tätigkeit der Akademischen Bonifatiuseinigung.

Die stummen Zahlen der Statistik führen eine sehr beredte Sprache. In dem von einem jugendlichen Optimismus getragenen Vorortsbericht über das Wintersemester 1910/11 tritt besonders hervor der Bericht über die Wirksamkeit des Akademischen Bonifatiusvereins Halle. Ist er nicht allein schon Beweis dafür, daß auch das neue Programm vollauf berechtigt ist? Hier arbeiten die Mitglieder der verschiedenen Korporationen und die Freistudenten Hand in Hand mit den Alten Herren für das gemeinsame katholische Ideal, und damit dem Verein auch die materielle Basis nicht fehlt, gewährt ihm der über reiche Geldmittel verfügende Akademische Bonifatiusverein Trier finanzielle Unterstützung. Anerkennung gebührt dem rührigen Vorort dafür, daß er durch die Veröffentlichung der Exerzitientermine den katholischen Akademiker darauf hingewiesen hat, wann und wo er Gelegenheit hat zu diesem wahrhaft „religiösen Erlebnis“. In dem Aufsatz über die Ferienorganisationen sind praktische Winke gegeben für die religiöse Anregung des Studenten in den Ferien. Die im Anschluß hieran aufgestellte Rednerliste bietet eine treffliche Ergänzung dazu. — Sind hier nicht in der Tat die meisten Anforderungen erfüllt, die Dr. Schmittmann an die Aktionszentrale stellt, wenigstens was die Vertiefung des religiösen Lebens betrifft? Wie ist es aber mit der zweiten Forderung: Vertretung nach außen? Wenn man darunter eine öffentliche gemeinsame Kundgebung der kath. Studentenschaft versteht — nur das wird vorläufig erreichbar sein —, so ist auch an die Lösung dieses Problems die Akademische Bonifatiuseinigung praktisch herangetreten. Es war

ein glücklicher Griff des Vororts, bei Gelegenheit der Katholikentage in Augsburg durch die Akademische Bonifatiuseinigung eine öffentliche allgemeine Studentenversammlung einzuberufen. Wie aus dem Protokoll zu ersehen ist, war sie von ungeahntem Erfolg gekrönt. Es wurden eben nicht die Interessen eines Sonderverbandes vertreten, sondern die der gesamten katholischen Studentenschaft. Wie aus der Einladung auf der ersten Seite der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz" hervorgeht, ist auch dieses Jahr in Mainz wieder eine solche Versammlung geplant. Liegt hier nicht vielleicht der Keim, der sich später auswachsen wird zu einer Kundgebung der katholischen Studenten, die ein Gegenstück wäre zum großen Arbeiterfestzuge?

Aus den Darlegungen ersieht man, daß die Akademische Bonifatiuseinigung sich wohl zu dem entwickeln könnte, was gewünscht wird. Zwar ist eine solche Aktionszentrale vorläufig noch ein fernes Land, unnahbar unseren Blicken, aber eine Utopie ist sie nicht. Der Boden ist geebnet, die Fundamente sind gelegt, aber es fehlen das Material und die Kräfte zur weiteren Ausführung des großen Baues. Hier gilt es nun, die Hebel in Bewegung zu setzen. Darum katholische Akademiker, Theologen und Laien, inkorporierte und nichtinkorporierte Studenten, Aktive und Alte Herren, helfen wir zu diesem großen Werke! Regen wir unsere Kräfte in munterem Bunde, stellen wir uns nicht abseits, indem wir in unfruchtbarem Philosophieren und Kritisieren den Anstrengungen der anderen müßig zusehen, sondern legen wir selbst mit Hand ans Werk! Seb. Münster sagt an einer Stelle von dem Turm des Freiburger Domes: „desgleichen man in Teutschen Landen nicht findet nach dem Turm zu Strassburg. Die Heyden hetten jhn vor zeiten under die Sieben Wunderwerk gezehlt, wo sie ein sollich Werk gefunden hetten." Die Worte auf unser Werk anwendend möchte ich sagen: „Wahrlich es wäre ein Werk, desgleichen man in deutschen Landen nicht findet nach dem katholischen Volksverein, fürwahr ein Schauspiel für unsere akademisch gebildeten modernen Heiden." Opus grande facimus! Poscimur!

Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft.

Von Jos. Schorn, Vorsitzender des „Katholischen Lehrervereins" im Großherzogtum Hessen.

Der gewaltige Kampf zwischen Glauben und Unglauben, der in unseren Tagen die Welt durchtobt, hat besonders auch die Lehrerschaft ergriffen und wird innerhalb derselben mit großer Heftigkeit geführt. Alle Stände und Kreise unseres Volkes schauen diesem Kampfe mit stets wachsendem Interesse zu; denn von seinem Ausgang hängt viel, sehr viel ab. Es handelt sich hier um einen Stand, dem das kostbarste Gut der Nation, die **Jugend**, übergeben und anvertraut wird. Die Ueberzeugung und Gesinnung des Lehrers ist aber von weittragendem Einfluß auf das Kind, wichtiger als alles andere, als alle noch so vorzüglichen Schuleinrichtungen, Schulgesetze und Verordnungen. Darum sagt **Hirscher** mit vollem Recht: „Nehmt uns alles und gebt uns nur das eine: Erleuchtete, tief fromme, um die ihnen anvertraute Jugend glühend eifernde, an dieselbe wie heute so morgen mit unermüdbarer Liebe andringende Lehrer und Hirten der Jugend, **und wir haben genug**. Gebt uns dagegen alles, aber versagt uns dieses eine — **und wir haben nichts**."

Der gegenwärtig so heftig entbrannte Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft ist also von großer Bedeutung. Geführt wird dieser Kampf aber vorzugsweise von den bestehenden Lehrerorganisationen und den diesen zur Verfügung stehenden pädagogischen Organen. Nun gibt es, wie bekannt, in Deutschland zwei große Lehrerorganisationen, den „**Deutschen Lehrerverein**" und den „**Katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches**". Ersterer zählt 118000, letzterer einschließlich der drei noch nicht angeschlossenen Landesvereine 22000 Mitglieder. Zwar bestehen auch noch einige andere Lehrerorganisationen, wie der vor zwei Jahren ins Leben gerufene „Neue preußische Lehrerverein" und ein auf positivem Boden stehender „Evangelischer Lehrerverein". Diese können jedoch hierbei nicht wesentlich in Betracht kommen, da ihre Mitgliederzahl nur eine verhältnismäßig geringe ist. Dem „Deutschen Lehrerverein" gehören also fast sämtliche evangelische Lehrer Deutschlands an, sowie auch etwa 20000 katholische Lehrer, von denen das größte Kontingent **Bayern** stellt.

Nun kann ernstlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der „Deutsche Lehrerverein" in religiös-kirchlicher Beziehung **links** steht und auch seine Mitglieder immer mehr nach Links zu führen sucht. Zwar sucht man das, wie besonders die letzten Vorgänge in Bayern wieder dargetan haben, geflissentlich abzuleugnen. Aber alle diese Ableugnungsversuche können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen; denn die Sprache, die in den Versammlungen und in den Organen genannten Vereins geführt wird, ist zu klar und unzweideutig. Auch können wir hierfür einen gewiß unverdächtigen Gewährsmann und Kronzeugen anführen. Der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung", **Ernst Linde**, gibt in dem Artikel „Die Konfessionellen und der deutsche Lehrerverein" (Nummer vom 10. Februar dieses Jahres) unumwunden zu:

> „Die Mehrheit des Deutschen Lehrervereins und alle die Persönlichkeiten, die eine führende Stellung darin einnehmen oder jemals darin eingenommen haben, gehören dem religiös-kirchlichen Liberalismus an: Von **Diesterweg** und **Dittes** bis zu **Richard Lange** und **Scherer** und **Tews** und **Schubert**. So sehr sie sich auch hinsichtlich ihrer religiösen Richtung von einander abschattieren mögen, links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen, welche mit verschwindenden Ausnahmen auf einem freieren Standpunkte stehen."

Ja, „**links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen**" — auch Schubert und die — „**Bayerische Lehrerzeitung**"! Wenn man diesem offenen Geständnis Ernst **Lindes** gegenüber das doch endlich auch eingestehen und alle Ausflüchte und Ableugnungen beiseite lassen wollte. Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird tatsächlich in den Lehrervereinen und ihren Organen geführt und ausgekämpft. Daraus ergibt sich für die katholische Lehrerschaft, soweit sie noch auf kirchlich-gläubigem Boden steht, die unabweisbare Pflicht, in die Reihen der katholischen Lehrervereine einzutreten und dort den Kampf ausfechten zu helfen. Wie die Verhältnisse heute liegen, und wie die Strömungen nun einmal gehen, kann es keine gemeinsame, alle umfassende Organisation der deutschen Lehrerschaft geben. Die Geister scheiden sich, und ein Zusammenstehen und Zusammengehen ist auf die Dauer unmöglich. Das beweisen unter anderem auch die neuerlichen Vorgänge im „**Frankfurter Lehrerverein**". Dort haben etwa 80 katholische Lehrer, die seither treue Mitglieder des dem „Deutschen Lehrerverein" angeschlossenen „Frankfurter Lehrervereins" waren, ihren Austritt aus demselben erklärt. Veranlassung zu diesem Schritte gab die Haltung der „Frankfurter Lehrerzeitung" (in bezug auf das Vorgehen des bayerischen Episkopats), durch die sich die katholischen Lehrer in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen verletzt fühlen mußten. Da ihre dringende Bitte, solche Artikel aus dem Vereinsorgan fernzuhalten, schroff abgewiesen wurde, so blieb ihnen als **Männern** nichts anderes übrig, als ihren Austritt aus dem Verein zu erklären. So haben nunmehr auch die katholischen Lehrer Frankfurts die Erfahrung machen müssen, daß man in den sogenannten „paritätischen" Lehrervereinen nicht gewillt ist, auf die katholische Ueberzeugung und das katholische Empfinden irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Und dieselbe Erfahrung wird man auch noch anderwärts machen, und die Scheidung der Geister innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird sich immer mehr vollziehen. Wie sagte doch der Hochwürdigste Bischof Dr. **Faulhaber** von Speyer in der diesjährigen Versammlung des katholischen Lehrervereins der Pfalz? „Meine Herren", — so sprach er dort — „gerade in der modernen Weltanschauungsdebatte ist der religiöse Gedanke nicht mehr auszuschalten. Man kann gegen den Sauerwurm Kommissionen bilden und Obstbaumgenossenschaften gründen ohne religiösen Zweck; aber wo immer Lehrer mit Lehrern sich zusammenschließen, um nicht bloß über Schulbankfragen und Gehaltsforderungen zu beraten, da führt notwendig auch die Aussprache der Lehrer von selbst auf das Gebiet der Weltanschauung zur Debatte und damit hinein in das religiöse Fragegebiet". Ja, so ist es, in Lehrervereinen lassen sich religiöse und Weltanschauungsfragen nicht umgehen, und darum müssen die Geister aufeinanderstoßen und zur Scheidung drängen. Vergessen wir es nicht, es handelt sich in diesem Kampfe — um zum Schlusse noch ein Wort Goethes anzuführen — „**um das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen: das ist der Konflikt des Glaubens und des Unglaubens**".

Sexuallektüre und Pornographie.

Zugleich ein Nachwort zum Prozeß Semerau.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Einen sachlichen Irrtum oder eine tatsächliche Unrichtigkeit einzugestehen und nach Möglichkeit sofort zu korrigieren, ist der „Allgemeinen Rundschau" noch niemals schwer geworden. Die „Pessimistischen Randglossen" über den Prozeß Semerau in Nr. 29 (S. 49 ff.) haben in zwei Punkten eine Beanstandung erfahren. Mit Vergnügen sei zunächst festgestellt, daß uns bezüglich der Person des Semerau-Verteidigers Dr. Halbe eine verzeihliche Verwechslung begegnet ist. Rechtsanwalt Dr. Halbe ist nicht identisch mit dem bekannten Schriftsteller Dr. Max Halbe. Der Irrtum, den die unrichtige Angabe des Vornamens durch einen Berichterstatter erweckt hatte, war um so verzeihlicher, als erstens in München die Personalunion von Schriftsteller und Rechtsanwalt gar nicht zu den Ungewöhnlichkeiten gehört, zweitens Dr. Max Halbe kürzlich erst in der endgültig zu unseren Gunsten entschiedenen Beleidigungsklage Schüler ein Gutachten erstattet hatte, das sich in ähnlichen Ideengängen bewegte wie die Semerau-Verteidigung.[1])

Wie wir einer Zuschrift des Kulturhistorikers Dr. Hermann Popp (in Herrsching) entnehmen, fühlt dieser sich durch die in Nr. 29 an seinem Gutachten geübte Kritik beschwert. Dr. Hermann Popp schreibt an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" u. a.:

„Auf meiner Vorladung war vermerkt „behufs Aussage über den kulturhistorischen Wert der inkriminierten Bücher." Meine Aufgabe war also klar vorgezeichnet, und sie bestand darin, die fraglichen Bücher aus ihrer Entstehungszeit heraus zu erklären. Gleich zu Anfang aber sagte ich, die Bücher seien „ohne jede Frage schamlos, unzüchtig und säuisch: es sei in ihnen die Kunst des Wortes zum Werkzeug brutalster Sinnlichkeit entwürdigt." Dann erst ging ich zur kulturgeschichtlichen Seite über, indem ich ein kurzes Bild der Zeit gab und nachwies, daß die Schriften des Nerciat auf allen großen Bibliotheken zu finden sind, daß sie von Männern der Wissenschaft benutzt und zitiert worden sind. Konnte ich denn, nachdem diese Aufschlüsse ausdrücklich von mir verlangt wurden, diese Tatsachen verschweigen, und ist es etwa unmoralisch, daß ich sie aussprach? Wenn ein anderer Sachverständiger eine abweichende Meinung über das sittliche Gebaren des 18. Jahrhunderts hatte, so war der Gerichtssaal nicht der Ort, um darüber zu streiten, und darauf kam es mir auch gar nicht an ich hatte nur die Pflicht, das zu sagen, was ich wußte, nicht aber kam es mir in den Sinn, eine von meinen Ausführungen abweichende Meinung zu wiederlegen und so den Verteidiger des mir völlig gleichgültigen Herrn Semerau zu spielen. Sie dürfen überzeugt sein, daß es mich keine Mühe gekostet hätte, die Richtigkeit meiner Anschauung über das 18. Jahrhundert zu beweisen; wer anderer Ansicht ist und behaupten will, die Perversität sei keine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen, dem muß ich eben erklären, daß er von jener Epoche keine genügenden Kenntnisse besitzt; wer solche wissenschaftlich unhaltbare Behauptungen aufstellt, der sollte erst einmal die Fachliteratur durcharbeiten."

Bekanntlich ist es der gleichfalls als Kulturhistoriker geladene Sachverständige Prof. Graf Du Moulin gewesen, der entschieden bestritt, daß Perversitäten eine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen seien. Ohne uns in diesen Streit der Fachgelehrten weiter einzumischen, möchten wir nochmals die Gegenfrage unterstreichen, ob Dr. Hermann Popp Perversitäten als eine Spezialität unseres heutigen Zeitalters gelten lassen will, weil nachweislich die heute so massenhaft produzierte pornographische „Literatur" und „Kunst" in der Schilderung von Perversitäten sich nicht genug tun kann. Wir sind der beinahe völlig umgekehrten Meinung: daß nämlich eine in den ärgsten Schamlosigkeiten und Perversitäten schwelgende „Literatur" die Kenntnis und damit die Ausübung der unnennbarsten Laster erst popularisiert und künstlich zu einer „Spezialität" gestaltet, an der aber gottlob immer nur ein Bruchteil der Zeitgenossen Anteil hat.

Daß durch die ungeahnte Erleichterung und Vervollkommnung der technischen Reproduktion und durch eine kaum noch zu steigernde Verbreitung des gedruckten Wortes jede nicht auf die medizinische oder kriminalistische Fachliteratur beschränkte Schilderung unsittlicher Exzesse und Perversitäten weit verheerendere Wirkungen haben muß als zu jeder früheren Zeit, sollte nicht erst dargelegt zu werden brauchen. Ein oft genanntes Münchener Blatt hat soeben aus einer kriminalpsychologischen Großstadtstudie des Münchener Jugendstaatsanwalts Rupprecht (Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", VIII. Jahrgang, S. 221 ff.) einen Auszug veröffentlicht, der sich mehr oder minder auf das Gegenständliche des höchst bedenklichen Kapitels beschränkt, aber gerade diejenigen Gesichtspunkte ausschaltet, die für Presse und Literatur von so verhängnisvoller Bedeutung sind. Wir erwähnen die Sache in diesem Zusammenhange, weil sie für die unbeabsichtigte Wirkung von Preß- und Literaturerzeugnissen ein geradezu klassisches Beispiel darstellt. Der Münchener Jugendstaatsanwalt Rupprecht behandelt (wir zitieren wörtlich) „den Kampf gegen die männliche Prostitution (§ 175 R.-Str.-G.-B.), die sich insbesondere in gebildeten Kreisen (!) hiesiger Stadt immer mehr breit macht und eine trübe Folgeerscheinung des zunehmenden Fremdenverkehrs bildet". Rupprecht schildert die Zunahme von Perversitäten „in neuerer Zeit, nicht zuletzt auch, seitdem die Schmutzwellen widerlicher Strafprozesse sich verheerend über das ganze Deutsche Reich ergossen hatten". Und nun folgt (an einer späteren Stelle) das, worauf wir in diesem Zusammenhange das entscheidende Gewicht legen: eine schwere Anklage gegen die Presse und damit indirekt gegen die Literatur, soweit sie durch allzu deutliche Schilderungen Schamlosigkeiten und Perversitäten, anstatt davon abzuschrecken, erst recht erzeugt, zu ihrer weiteren Verbreitung beiträgt und sich damit, wenn auch unbewußt und ungewollt, zum Mitschuldigen macht.

Jugendstaatsanwalt Rupprecht schreibt wörtlich: „Bezeichnend, aber auch tief betrübend für jeden, dem ein sittlich kraftvolles Wachstum des Volkes und besonders unserer Jugend am Herzen liegt, ist die Bestätigung, die auf die Frage nach der Kenntnis von der Strafbarkeit dieses Vergehens fast stets aus Knabenmund erfolgt: Aus der Zeitung wissen wir es, die Berichte über den Eulenburgprozeß haben wir gelesen." Auf die seit einigen Jahren gleich giftigen Pilzen massenhaft aus dem Boden geschossene sog. Sexualliteratur nebst Zubehör angewandt, die teils unter dem Vorwande medizinischer Volksaufklärung, teils unter dem weiten Mantel „wissenschaftlicher" oder „künstlerischer" Zwecke den Büchermarkt in geradezu grauenhafter Weise überflutet, ergibt sich die Schlußfolgerung ganz von selbst. Durch Einzelfälle, wie den Berliner Schmutzprozeß Sternberg, den Eulenburg-Prozeß usw., mögen unheilvolle Nachwirkungen in Presse und Literatur getragen werden. Aber in der Regel ist es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Lesewut, umgekehrt. Unendlich verheerender sind die Nachwirkungen des gedruckten Wortes, wenn es die Phantasie weiter Kreise, auch sog. gebildeter, mit allen möglichen Schamlosigkeiten erfüllt und so unter Umständen Dinge, die man früher kaum den Namen nach gekannt hat, in den Geruch von „Spezialitäten" eines Zeitalters bringt.

Zahlreiche sachverständige Gutachten von Kulturhistorikern, die uns in der letzten Zeit zu Gesicht kamen (auch im Prozeß Schüler), kranken an dem gemeinsamen Fehler, daß sie die Dinge nicht nach den Ergebnissen der nüchternen Praxis, sondern lediglich unter dem Gesichtswinkel ihrer wissenschaftlichen Arbeitsweise und theoretisierender Begriffe beurteilen. Man schenkt der selbstverständlichen Versicherung des Verlagsunternehmers oder Buchhändlers, daß er bei der Herausgabe oder beim Vertrieb an und für sich höchst bedenklicher Werke „nur rein wissenschaftliche Zwecke" verfolge und nur an wirkliche Fachinteressenten herangehe, blindlings Glauben und verschließt vor der erdrückenden Wucht von Gegenbeweisen, die den skrupellosesten Geschäftsstandpunkt

[1]) Dr. Albert Halbe hätte sich übrigens gar nicht zu beklagen, wenn wir, seine persönliche Anrempelung in Nr. 345 der „M. N. N." entsprechend erwidernd, den von ihm ausstrahlenden „eigentümlichen Duft" einer näheren Analyse unterzögen. Wir verschmähen eine solche Kampfesweise. Die kurze Abfertigung in Nr. 29 parierte ja auch lediglich den durch nichts veranlaßten, rein vom Zaun gebrochenen Seitenhieb des Semerau-Verteidigers, der sich laut „M. N. N.", Nr. 317, in seinem Plaidoyer vor dem Schwurgericht zu bemerken erkühnte: „Sonst bestellen sich die Bücher nur noch jene, die angebliche Unsittlichkeiten denunzieren. Ein Herr, der in München die Sittlichkeit fördert, hat z. B. in einem Jahre um 700 ℳ solcher Sachen erworben." Was in dieser Form eine glatte Unwahrheit ist. Gerne entsprechen wir übrigens dem Wunsche Dr. Halbes, öffentlich festgestellt zu sehen, daß weder er noch sein Berliner Kollege Alsberg sich mit den im Prozeß Semerau inkriminierten Sachen „identifiziert„ hätten. Was auch kein Mensch behauptet hat. Nicht einmal der Angeklagte Dr. Semerau selbst hat sich mit den von ihm als „Kulturdokumente", herausgegebenen Cochonnerien persönlich „identifiziert".

ein glücklicher Griff des Vororts, bei Gelegenheit der Katholikentage in Augsburg durch die Akademische Bonifatiuseinigung eine öffentliche allgemeine Studentenversammlung einzuberufen. Wie aus dem Protokoll zu ersehen ist, war sie von ungeahntem Erfolg gekrönt. Es wurden eben nicht die Interessen eines Sonderverbandes vertreten, sondern die der gesamten katholischen Studentenschaft. Wie aus der Einladung auf der ersten Seite der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz" hervorgeht, ist auch dieses Jahr in Mainz wieder eine solche Versammlung geplant. Liegt hier nicht vielleicht der Keim, der sich später auswachsen wird zu einer Kundgebung der katholischen Studenten, die ein Gegenstück wäre zum großen Arbeiterfestzuge?

Aus den Darlegungen ersieht man, daß die Akademische Bonifatiuseinigung sich wohl zu dem entwickeln könnte, was gewünscht wird. Zwar ist eine solche Aktionszentrale vorläufig noch ein fernes Land, unnahbar unseren Blicken, aber eine Utopie ist sie nicht. Der Boden ist geebnet, die Fundamente sind gelegt, aber es fehlen das Material und die Kräfte zur weiteren Ausführung des großen Baues. Hier gilt es nun, die Hebel in Bewegung zu setzen. Darum katholische Akademiker, Theologen und Laien, inkorporierte und nichtinkorporierte Studenten, Aktive und Alte Herren, helfen wir zu diesem großen Werke! Regen wir unsere Kräfte in munterem Bunde, stellen wir uns nicht abseits, indem wir in unfruchtbarem Philosophieren und Kritisieren den Anstrengungen der anderen müßig zusehen, sondern legen wir selbst mit Hand ans Werk! Seb. Münster sagt an einer Stelle von dem Turm des Freiburger Domes: „desgleichen man in Teutschen Landen nicht findet nach dem Turm zu Strassburg. Die Heyden hetten jhn vor zeiten under die Sieben Wunderwerk gezehlt, wo sie ein sollich Werk gefunden hetten." Die Worte auf unser Werk anwendend möchte ich sagen: „Wahrlich es wäre ein Werk, desgleichen man in deutschen Landen nicht findet nach dem katholischen Volksverein, fürwahr ein Schauspiel für unsere akademisch gebildeten modernen Heiden." Opus grande facimus! Poscimur!

Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft.

Von Jos. Schorn, Vorsitzender des „Katholischen Lehrervereins" im Großherzogtum Hessen.

Der gewaltige Kampf zwischen Glauben und Unglauben, der in unseren Tagen die Welt durchtobt, hat besonders auch die Lehrerschaft ergriffen und wird innerhalb derselben mit großer Heftigkeit geführt. Alle Stände und Kreise unseres Volkes schauen diesem Kampfe mit stets wachsendem Interesse zu; denn von seinem Ausgang hängt viel, sehr viel ab. Es handelt sich hier um einen Stand, dem das kostbarste Gut der Nation, die Jugend, übergeben und anvertraut wird. Die Ueberzeugung und Gesinnung des Lehrers ist aber von weittragendem Einfluß auf das Kind, wichtiger als alles andere, als alle noch so vorzüglichen Schuleinrichtungen, Schulgesetze und Verordnungen. Darum sagt Hirscher mit vollem Recht: „Nehmt uns alles und gebt uns nur das eine: Erleuchtete, tief fromme, um die ihnen anvertraute Jugend glühend eifernde, an dieselbe wie heute so morgen mit unermüdbarer Liebe andringende Lehrer und Hirten der Jugend, und wir haben genug. Gebt uns dagegen alles, aber versagt uns dieses eine — und wir haben nichts."

Der gegenwärtig so heftig entbrannte Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft ist also von großer Bedeutung. Geführt wird dieser Kampf aber vorzugsweise von den bestehenden Lehrerorganisationen und den diesen zur Verfügung stehenden pädagogischen Organen. Nun gibt es, wie bekannt, in Deutschland zwei große Lehrerorganisationen, den „Deutschen Lehrerverein" und den „Katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches". Ersterer zählt 118000, letzterer einschließlich der drei noch nicht angeschlossenen Landesvereine 22000 Mitglieder. Zwar bestehen auch noch einige andere Lehrerorganisationen, wie der vor zwei Jahren ins Leben gerufene „Neue preußische Lehrerverein" und ein auf positivem Boden stehender „Evangelischer Lehrerverein". Diese können jedoch hierbei nicht wesentlich in Betracht kommen, da ihre Mitgliederzahl nur eine verhältnismäßig geringe ist. Dem „Deutschen Lehrerverein" gehören also fast sämtliche evangelische Lehrer Deutschlands an, sowie auch etwa 20000 katholische Lehrer, von denen das größte Kontingent Bayern stellt.

Nun kann ernstlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der „Deutsche Lehrerverein" in religiös-kirchlicher Beziehung links steht und auch seine Mitglieder immer mehr nach Links zu führen sucht. Zwar sucht man das, wie besonders die letzten Vorgänge in Bayern wieder dargetan haben, geflissentlich abzuleugnen. Aber alle diese Ableugnungsversuche können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen; denn die Sprache, die in den Versammlungen und in den Organen genannten Vereins geführt wird, ist zu klar und unzweideutig. Auch können wir hierfür einen gewiß unverdächtigen Gewährsmann und Kronzeugen anführen. Der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung", Ernst Linde, gibt in dem Artikel „Die Konfessionellen und der deutsche Lehrerverein" (Nummer vom 10. Februar dieses Jahres) unumwunden zu:

„Die Mehrheit des Deutschen Lehrervereins und alle die Persönlichkeiten, die eine führende Stellung darin einnehmen oder jemals darin eingenommen haben, gehören dem religiös-kirchlichen Liberalismus an: Von Diesterweg und Dittes bis zu Richard Lange und Scherer und Tews und Schubert. So sehr sie sich auch hinsichtlich ihrer religiösen Richtung von einander abschattieren mögen, links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen, welche mit verschwindenden Ausnahmen auf einem freieren Standpunkte stehen."

Ja, „links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen" — auch Schubert und die — „Bayerische Lehrerzeitung"! Wenn man diesem offenen Geständnis Ernst Lindes gegenüber das doch endlich auch eingestehen und alle Ausflüchte und Ableugnungen beiseite lassen wollte. Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird tatsächlich in den Lehrervereinen und ihren Organen geführt und ausgekämpft. Daraus ergibt sich für die katholische Lehrerschaft, soweit sie noch auf kirchlich-gläubigem Boden steht, die unabweisbare Pflicht, in die Reihen der katholischen Lehrervereine einzutreten und dort den Kampf ausfechten zu helfen. Wie die Verhältnisse heute liegen, und wie die Strömungen nun einmal gehen, kann es keine gemeinsame, alle umfassende Organisation der deutschen Lehrerschaft geben. Die Geister scheiden sich, und ein Zusammenstehen und Zusammengehen ist auf die Dauer unmöglich. Das beweisen unter anderem auch die neuerlichen Vorgänge im „Frankfurter Lehrerverein". Dort haben etwa 80 katholische Lehrer, die seither treue Mitglieder des dem „Deutschen Lehrerverein" angeschlossenen „Frankfurter Lehrervereins" waren, ihren Austritt aus demselben erklärt. Veranlassung zu diesem Schritte gab die Haltung der „Frankfurter Lehrerzeitung" (in bezug auf das Vorgehen des bayerischen Episkopats), durch die sich die katholischen Lehrer in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen verletzt fühlen mußten. Da ihre dringende Bitte, solche Artikel aus dem Vereinsorgan fernzuhalten, schroff abgewiesen wurde, so blieb ihnen als Männern nichts anderes übrig, als ihren Austritt aus dem Verein zu erklären. So haben nunmehr auch die katholischen Lehrer Frankfurts die Erfahrung machen müssen, daß man in den sogenannten „paritätischen" Lehrervereinen nicht gewillt ist, auf die katholische Ueberzeugung und das katholische Empfinden irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Und dieselbe Erfahrung wird man auch noch anderwärts machen, und die Scheidung der Geister innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird sich immer mehr vollziehen. Wie sagte doch der Hochwürdigste Bischof Dr. Faulhaber von Speyer in der diesjährigen Versammlung des katholischen Lehrervereins der Pfalz? „Meine Herren", — so sprach er dort — „gerade in der modernen Weltanschauungsdebatte ist der religiöse Gedanke nicht mehr auszuschalten. Man kann gegen den Sauerwurm Kommissionen bilden und Obstbaumgenossenschaften gründen ohne religiösen Zweck; aber wo immer Lehrer mit Lehrern sich zusammenschließen, um nicht bloß über Schulbankfragen und Gehaltsforderungen zu beraten, da führt notwendig auch die Aussprache der Lehrer von selbst auf das Gebiet der Weltanschauung zur Debatte und damit hinein in das religiöse Fragegebiet". Ja, so ist es, in Lehrervereinen lassen sich religiöse und Weltanschauungsfragen nicht umgehen, und darum müssen die Geister aufeinanderstoßen und zur Scheidung drängen. Vergessen wir es nicht, es handelt sich in diesem Kampfe — um zum Schlusse noch ein Wort Goethes anzuführen — „um das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen: das ist der Konflikt des Glaubens und des Unglaubens".

Sexuallektüre und Pornographie.

Zugleich ein Nachwort zum Prozeß Semerau.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Einen sachlichen Irrtum oder eine tatsächliche Unrichtigkeit einzugestehen und nach Möglichkeit sofort zu korrigieren, ist der „Allgemeinen Rundschau" noch niemals schwer geworden. Die „Pessimistischen Randglossen" über den Prozeß Semerau in Nr. 29 (S. 49 ff.) haben in zwei Punkten eine Beanstandung erfahren. Mit Vergnügen sei zunächst festgestellt, daß uns bezüglich der Person des Semerau-Verteidigers Dr. Halbe eine verzeihliche Verwechslung begegnet ist. Rechtsanwalt Dr. Halbe ist nicht identisch mit dem bekannten Schriftsteller Dr. Max Halbe. Der Irrtum, den die unrichtige Angabe des Vornamens durch einen Berichterstatter erweckt hatte, war um so verzeihlicher, als erstens in München die Personalunion von Schriftsteller und Rechtsanwalt gar nicht zu den Ungewöhnlichkeiten gehört, zweitens Dr. Max Halbe kürzlich erst in der endgültig zu unseren Gunsten entschiedenen Beleidigungsklage Schüller ein Gutachten erstattet hatte, das sich in ähnlichen Ideengängen bewegte wie die Semerau-Verteidigung.[1])

Wie wir einer Zuschrift des Kulturhistorikers Dr. Hermann Popp (in Herrsching) entnehmen, fühlt dieser sich durch die in Nr. 29 an seinem Gutachten geübte Kritik beschwert. Dr. Hermann Popp schreibt an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" u. a.:

„Auf meiner Vorladung war vermerkt „behufs Aussage über den kulturhistorischen Wert der inkriminierten Bücher." Meine Aufgabe war also klar vorgezeichnet, und sie bestand darin, die fraglichen Bücher aus ihrer Entstehungszeit heraus zu erklären. Gleich zu Anfang aber sagte ich, die Bücher seien „ohne jede Frage schamlos, unzüchtig und säuisch; es sei in ihnen die Kunst des Wortes zum Werkzeug brutalster Sinnlichkeit entwürdigt." Dann erst ging ich zur kulturgeschichtlichen Seite über, indem ich ein kurzes Bild der Zeit gab und nachwies, daß die Schriften des Nerciat auf allen großen Bibliotheken zu finden sind, daß sie von Männern der Wissenschaft benutzt und zitiert worden sind. Konnte ich denn, nachdem diese Aufschlüsse ausdrücklich von mir verlangt wurden, diese Tatsachen verschweigen, und ist es etwa unmoralisch, daß ich sie aussprach? Wenn ein anderer Sachverständiger eine abweichende Meinung über das sittliche Gebaren des 18. Jahrhunderts hatte, so war der Gerichtssaal nicht der Ort, um darüber zu streiten, und darauf kam es mir auch gar nicht an ich hatte nur die Pflicht, das zu sagen, was ich wußte, nicht aber kam es mir in den Sinn, eine von meinen Ausführungen abweichende Meinung zu wiederlegen und so den Verteidiger des mir völlig gleichgültigen Herrn Semerau zu spielen. Sie dürfen überzeugt sein, daß es mich keine Mühe gekostet hätte, die Richtigkeit meiner Anschauung über das 18. Jahrhundert zu beweisen; wer anderer Ansicht ist und behaupten will, die Perversität sei keine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen, dem muß ich eben erklären, daß er von jener Epoche keine genügenden Kenntnisse besitzt; wer solche wissenschaftlich unhaltbare Behauptungen aufstellt, der sollte erst einmal die Fachliteratur durcharbeiten."

Bekanntlich ist es der gleichfalls als Kulturhistoriker geladene Sachverständige Prof. Graf Du Moulin gewesen, der entschieden bestritt, daß Perversitäten eine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen seien. Ohne uns in diesen Streit der Fachgelehrten weiter einzumischen, möchten wir nochmals die Gegenfrage unterstreichen, ob Dr. Hermann Popp Perversitäten als eine Spezialität unseres heutigen Zeitalters gelten lassen will, weil nachweislich die heute so massenhaft produzierte pornographische „Literatur" und „Kunst" in der Schilderung von Perversitäten sich nicht genug tun kann. Wir sind der beinahe völlig umgekehrten Meinung: daß nämlich eine in den ärgsten Schamlosigkeiten und Perversitäten schwelgende „Literatur" die Kenntnis und damit die Ausübung der unnennbarsten Laster erst popularisiert und künstlich zu einer „Spezialität" gestaltet, an der aber gottlob immer nur ein Bruchteil der Zeitgenossen Anteil hat.

Daß durch die ungeahnte Erleichterung und Vervollkommnung der technischen Reproduktion und durch eine kaum noch zu steigernde Verbreitung des gedruckten Wortes jede nicht auf die medizinische oder kriminalistische Fachliteratur beschränkte Schilderung unsittlicher Exzesse und Perversitäten weit verheerendere Wirkungen haben muß als zu jeder früheren Zeit, sollte nicht erst dargelegt zu werden brauchen. Ein oft genanntes Münchener Blatt hat soeben aus einer kriminalpsychologischen Großstadtstudie des Münchener Jugendstaatsanwalts Rupprecht (Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", VIII. Jahrgang, S. 221 ff.) einen Auszug veröffentlicht, der sich mehr oder minder auf das Gegenständliche des höchst bedenklichen Kapitels beschränkt, aber gerade diejenigen Gesichtspunkte ausschaltet, die für Presse und Literatur von so verhängnisvoller Bedeutung sind. Wir erwähnen die Sache in diesem Zusammenhange, weil sie für die unbeabsichtigte Wirkung von Preß- und Literaturerzeugnissen ein geradezu klassisches Beispiel darstellt. Der Münchener Jugendstaatsanwalt Rupprecht behandelt (wir zitieren wörtlich) „den Kampf gegen die männliche Prostitution (§ 175 R.-Str.-G.-B.), die sich insbesondere in gebildeten Kreisen(!) hiesiger Stadt immer mehr breit macht und eine trübe Folgeerscheinung des zunehmenden Fremdenverkehrs bildet". Rupprecht schildert die Zunahme von Perversitäten „in neuerer Zeit, nicht zuletzt auch, seitdem die Schmutzwellen widerlicher Strafprozesse sich verheerend über das ganze Deutsche Reich ergossen hatten". Und nun folgt (an einer späteren Stelle) das, worauf wir in diesem Zusammenhange das entscheidende Gewicht legen: eine schwere Anklage gegen die Presse und damit indirekt gegen die Literatur, soweit sie durch allzu deutliche Schilderungen Schamlosigkeiten und Perversitäten, anstatt davon abzuschrecken, erst recht erzeugt, zu ihrer weiteren Verbreitung beiträgt und sich damit, wenn auch unbewußt und ungewollt, zum Mitschuldigen macht.

Jugendstaatsanwalt Rupprecht schreibt wörtlich: „Bezeichnend, aber auch tief betrübend für jeden, dem ein sittlich kraftvolles Wachstum des Volkes und besonders unserer Jugend am Herzen liegt, ist die Bestätigung, die auf die Frage nach der Kenntnis von der Strafbarkeit dieses Vergehens fast stets aus Knabenmund erfolgt: Aus der Zeitung wissen wir es, die Berichte über den Eulenburgprozeß haben wir gelesen." Auf die seit einigen Jahren gleich giftigen Pilzen massenhaft aus dem Boden geschossene sog. Sexualliteratur nebst Zubehör angewandt, die teils unter dem Vorwande medizinischer Volksaufklärung, teils unter dem weiten Mantel „wissenschaftlicher" oder „künstlerischer" Zwecke den Büchermarkt in geradezu grauenhafter Weise überflutet, ergibt sich die Schlußfolgerung ganz von selbst. Durch Einzelfälle, wie den Berliner Schmutzprozeß Sternberg, den Eulenburg-Prozeß usw., mögen unheilvolle Nachwirkungen in Presse und Literatur getragen werden. Aber in der Regel ist es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Lesewut, umgekehrt. Unendlich verheerender sind die Nachwirkungen des gedruckten Wortes, wenn es die Phantasie weiter Kreise, auch sog. gebildeter, mit allen möglichen Schamlosigkeiten erfüllt und so unter Umständen Dinge, die man früher kaum den Namen nach gekannt hat, in den Geruch von „Spezialitäten" eines Zeitalters bringt.

Zahlreiche sachverständige Gutachten von Kulturhistorikern, die uns in der letzten Zeit zu Gesicht kamen (auch im Prozeß Schüller), kranken an dem gemeinsamen Fehler, daß sie die Dinge nicht nach den Ergebnissen der nüchternen Praxis, sondern lediglich unter dem Gesichtswinkel ihrer wissenschaftlichen Arbeitsweise und theoretisierender Begriffe beurteilen. Man schenkt der selbstverständlichen Versicherung des Verlagsunternehmers oder Buchhändlers, daß er bei der Herausgabe oder beim Vertrieb an und für sich höchst bedenklicher Werke „nur rein wissenschaftliche Zwecke" verfolge und nur an wirkliche Fachinteressenten herangehe, blindlings Glauben und verschließt vor der erdrückenden Wucht von Gegenbeweisen, die den skrupellosesten Geschäftsstandpunkt

---

[1]) Dr. Albert Halbe hätte sich übrigens gar nicht zu beklagen, wenn wir, seine persönliche Anrempelung in Nr. 345 der „M. N. N." entsprechend erwidernd, den von ihm ausstrahlenden „eigentümlichen Duft" einer näheren Analyse unterzögen. Wir verschmähen eine solche Kampfesweise. Die kurze Abfertigung in Nr. 29 parierte ja auch lediglich den durch nichts veranlaßten, rein vom Zaun gebrochenen Seitenhieb des Semerau-Verteidigers, der sich laut „M. N. N.", Nr. 317, in seinem Plaidoyer vor dem Schwurgericht zu bemerken erkühnte: „Sonst bestellen sich die Bücher nur noch jene, die angebliche Unsittlichkeiten denunzieren. Ein Herr, der in München die Sittlichkeit fördert, hat z. B. in einem Jahre um 700 *M* solcher Sachen erworben." Was in dieser Form eine glatte Unwahrheit ist. Gerne entsprechen wir übrigens dem Wunsche Dr. Halbes, öffentlich festgestellt zu sehen, daß weder er noch sein Berliner Kollege Alsberg sich mit den im Prozeß Semerau inkriminierten Sachen „identifiziert„ hätten. Was auch kein Mensch behauptet hat. Nicht einmal der Angeklagte Dr. Semerau selbst hat sich mit den von ihm als „Kulturdokumente", herausgegebenen Cochonnerien persönlich „identifiziert".

und die offensichtliche Spekulation auf klingenden Erfolg mittels systematischer Reklame dartun, beide Augen.

In unserem Kampfe gegen eine verderbliche Sexualliteratur unterscheiden wir scharf zwischen solchen Werken, deren Herausgeber wir unter allen Umständen und bedingungslos verdammen, und solchen, die in den Händen beruflich interessierter, ernster und gereifter Männer, aber auch nur dann, trotz mancher prinzipiell verwerflicher Grundsätze keinen sittlichen Schaden anrichten und unter Umständen auch als wissenschaftliche Arbeit anerkannt werden können. Wir stellen dies ausdrücklich fest, weil die kurze, summarische Form, in der wir in Nummer 29, Seite 492, Iwan Blochs Arbeiten streiften, mißverstanden werden könnte. Wogegen wir aber mit allem Nachdruck und mit ehrlicher Entrüstung von jeher protestiert haben, das ist der buchhändlerische Massenvertrieb und die ganze abstoßende Art der Massenreklame, die unter Berufung auf die immer höher anschwillende Auflageziffer beispielsweise alle Studierenden deutscher Hochschulen und selbst die Zöglinge theologischer Anstalten in die Geheimnisse moderner Sexualforschung einzuweihen bestrebt ist. Inwieweit der jeweilige Autor für diese schamlose buchhändlerische Ausbeutung mitverantwortlich gemacht werden kann, kommt auf die Umstände an.[2]) Derartige Werke eignen sich ebensowenig zur Massenverbreitung, wie etwa die in lateinischer Sprache geschriebene Kasuistik katholischer Moraltheologen über das sechste und neunte Gebot.

Schließlich noch ein Wort zum Kapitel Bibliotheken. Wer als wissenschaftlicher Forscher in gedruckte Obszönitäten früherer Zeiten Einsicht nehmen will, findet dieselben, und zwar in der Originalsprache, bei gehöriger Legitimation in Geheimabteilungen großer wissenschaftlicher Bibliotheken. Damit ist einem etwaigen wissenschaftlichen Bedürfnis vollständig genügt. Es war ein durchsichtiger Trugschluß, wenn in der Schwurgerichtsverhandlung sowohl der Angeklagte als auch seine Verteidiger aus der Tatsache, daß Semerau das Original einer inkriminierten Schrift in einer „öffentlichen Bibliothek" gefunden habe, eine Art Entschuldigung herleiten wollten. Zwar hat auch Dr. Hermann Popp sich ausdrücklich darauf bezogen, daß gewisse Werke „auf allen großen Bibliotheken" zu finden seien. Indem Semerau und seine Verteidiger das Wort „öffentliche" Bibliotheken betonten, wollten sie bei den Geschworenen wohl den Eindruck erwecken, als ob diese Obszönitäten der Allgemeinheit zugänglich seien. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum, den wir nicht besser widerlegen können, als durch die wörtliche Wiedergabe der Bemerkungen des Sachverständigen Prof. Grafen Du Moulin laut „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 316:

> „Auf eine Frage des Verteidigers Dr. Halbe bemerkt der Sachverständige weiter, daß es in jeder größeren Hof- und Staatsbibliothek sogen. **Giftschränke** gebe, in denen solche Werke mit krassen Schilderungen kulturgeschichtlich-sexuellen Inhaltes enthalten sind. Es ist klar, daß diese Werke nicht an die Oeffentlichkeit gelangen können."

Wenn also ein wirklicher Kulturhistoriker das Bedürfnis hat, an der Quelle zu forschen, so stehen ihm diese „Giftschränke" zur Verfügung. Wer aber den Inhalt von „Giftschränken" an eine breitere Oeffentlichkeit vermittelt, begeht ein Verbrechen an seinen Zeitgenossen und an der Nachwelt. Und was den so viel mißbrauchten Hinweis auf die angebliche Immunität der sog. „Gebildeten" anbelangt, so genügt die oben zitierte nüchterne Feststellung des Jugendstaatsanwalts Rupprecht, um diese Ausnahmestellung der „Gebildeten" in Sachen der sexuellen Anfechtbarkeit so gründlich als möglich zu demaskieren.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, daß die überaus scharfen Worte, mit denen Obermedizinalrat Professor Dr. von Gruber im Schwurgerichtssaale eine gewisse Sorte von „wissenschaftlicher" Pornographie geißelte, ganz allgemein gehalten, auf keine bestimmte wissenschaftliche Sparte und auf keinen bestimmten Autor zugespitzt waren.

Des Lebens Erntelied.

Ich kann es nicht verstehen,
Daß alles sterben soll;
Die Stunden kommen und gehen,
Und jede ist lebensvoll.

Man sagt wohl, jede wetzte
Die Sense sichelfein —
Ich glaube, auch die letzte
Holt mich zum Leben ein.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Für die soeben beginnenden Mozart- und Richard Wagner-Festspiele wurden, wie man uns mitteilt, noch die Kammersängerinnen Edyth Walker und Lucy Weidt verpflichtet. Beide werden die „Isolde" singen. Frl. Walker wird auch die Partie der Brunnhilde in den ersten zwei Ringzyklen innehaben.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Festspiele in Bayreuth haben sich auch heuer die Anziehungskraft auf ein aus aller Welt zusammengeströmtes Publikum bewahrt. Die „Meistersinger" und der „Zaubergarten" im „Parsifal" sind dekorativ neu ausgestattet worden. Auch Beleuchtungsnüancen von feinster, der Handlung sich anschmiegender Abtönung werden lobend hervorgehoben. Siegfried Wagners Meistersingerregie findet viel Anerkennung; auch diejenigen, welche die eine oder andere Neuerung mißbilligen, erkennen den ernsten Kunstwillen an, eine Erstarrung der Tradition zu verhüten. Hans Richter leitete das Orchester so frisch und rüstig, wie vor 35 Jahren als erster Bayreuther Dirigent. Als besonders hervorhebungswerte Leistungen werden genannt der Sachs des Herrn Weil (Stuttgart), die Kundry der Frau Bahr-Mildenburg, der Parsifal van Dycks. Frau Cosima Wagner fühlt sich heuer nicht wohl genug, um den von ihr so lange Jahre geleiteten Festspielen beizuwohnen. — Die Nationalfestspiele im Hoftheater zu Weimar nehmen einen die jugendlichen Teilnehmer hochbefriedigenden Verlauf. — Eine gute Freilichtaufführung der Goetheschen „Iphigenie" fand in einem Buchenwalde bei Bad Kösen statt. — Auf der Rudelsburg wird mit ansehnlichen schauspielerischen Kräften ein historisches Schauspiel von Karl Grunert gegeben, welches die Erstürmung dieser Burg durch Naumburger Bürger im 14. Jahrhundert schildert. — Als ein feinkomisches, echt deutsches Stück wird das Lustspiel: „Bad Elster" von Rudolf Fastenrath bezeichnet, das in Ilmenau seine erfolgreiche Urpremière erlebte. — Die im Vorjahre in Zürich aufgefundene erste Fassung von Goethes „Wilhelm Meister", welche von der bekannten Form des Romanes wesentlich abweicht, wird unter dem Titel: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten nunmehr bei Cotta erscheinen. — Die unter dem Protektorate des Herzogs von Sachsen-Meiningen stehende Deutsche Brahmsgesellschaft veranstaltet das zweite Deutsche Brahmsfest vom 29. Mai bis 3. Juni 1912 in Wiesbaden. Wie bei dem ersten in München abgehaltenen Fest liegt die Leitung in den Händen des Generalmusikdirektors Fritz Steinbach. — Bei dem „jungdeutschen Opernpreisausschreiben" des Verlegers Fliegel in Berlin haben die Preisrichter Rich. Strauß, E. v. Schuch, Leo Blech und Gustav Brecher keinem der eingereichten Werke einen Preis zuerkannt, doch wurden die Opern der Komponisten Schattmann, Krumbiegel und Sormann vom Verlage erworben. — Die Skizzen zu Gustav Mahlers zehnter Symphonie wurden seiner testamentarischen Bestimmung gemäß vernichtet. Die nachgelassene „neunte" und die symphonische Dichtung „Das Lied der Erde" werden demnächst veröffentlicht werden. — Das Komödienhaus in Frankfurt a. M., dessen Leistungen sehr günstig besprochen wurden, sah sich genötigt, den Konkurs erklären zu lassen. — Shakespeares „König Heinrich VIII." ist in England während der letzten Bühnensaison 280 mal gespielt worden, eine seither unerreichte Aufführungsziffer. — In Wien starb der Schriftsteller Otto Leitenberger im Alter von 64 Jahren. Nach manchen schönen dramatischen Erfolgen in seiner Jugendzeit hatte er sich später ausschließlich dem politischen Journalismus zugewendet. — In Berlin hat sich eine Versuchsbühne für unaufgeführte Autoren konstituiert. Die „Berliner freie Bühne" fordert alle zurückgewiesenen Dramatiker zur Einsendung ihrer Werke auf. Für die kommende Spielzeit sind ungefähr zwanzig Aufführungen vorgesehen, die teils in Berlin, teils in Wien und München stattfinden. Die Eintrittskarten sollen unentgeltlich abgegeben werden. Es dürfte freilich nicht ganz leicht fallen, das Unternehmen dauernd zu finanzieren. — In Boulogne sur mer fand die Enthüllung eines Denkmals für Constant und Ernest Coquelin statt. Die Brüder, beide hervorragende Schauspieler, waren daselbst geboren. — In Paris wird Pfingsten nächsten Jahres ein internationalen Charakter tragendes Musikfest abgehalten werden. Ungefähr 25 000 Einladungen werden an europäische und amerikanische Musikgesellschaften und Gesangsvereine durch die Munizipalbehörde versandt. Die bekanntesten Vertreter der französischen Musikwelt, wie Saint-Saëns, Massenet, Fauré und Widor werden teilnehmen. Die Summe der ausgesetzten Preise beträgt 200,000 Franken. — Das Mailänder Scalatheater schloß kürzlich seine Pforten, um sie erst gegen Weihnachten wieder zu öffnen. Nach vielen Jahren schließt die Spielzeit wieder einmal ohne Defizit ab. Die größten Erfolge hatten heuer Strauß' „Rosenkavalier" und Cimarosas mehr als hundert Jahre alte opera buffa: „Die heimliche Ehe." — Im Geburtshause Goldonis in Venedig wird ein Museum angelegt von Gegenständen, die sich auf den Dichter und das Theaterwesen seiner Zeit beziehen.

München. L. G. Oberlaender.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5'spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 p. o Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindlich. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 9. August 1913. X. Jahrgang.

Franz Xaver Lender †.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Dienstag, den 29. Juli, wollten die einstigen Schüler der Lenderschen Anstalt in Sasbach mit der jüngeren Generation das diamantene Priesterjubiläum des Gründers, des Prälaten Lender, feiern. Doch der Festtag brachte statt der Freude tiefe Trauer. Gottes Vorsehung nahm den Jubilar zur Stunde, mit der das Fest beginnen sollte, aus unserer Mitte. Statt zum Jubelfeste kamen nun Schüler und Freunde zur Trauerfeier.

Der Verewigte hatte eine Bedeutung weit über Badens Grenzen hinaus; darum scheint es angemessen, daß auch unsere Zeitschrift über sein Leben und Wirken orientiert.

Das Geschlecht der Lender stammt aus der alten Reichsstadt Pfullendorf. Von dort war der Vater des Verewigten, der Metzgermeister Jakob Lender, nach Konstanz hinübergewandert. Seiner Ehe mit Agatha Hahn sind fünf Kinder entsprossen. Franz Xaver Leopold wurde am 20. November 1830 geboren und am gleichen Tag im altehrwürdigen Münster zu Konstanz getauft. Den Namen Franz Xaver trug der geistliche Oheim, der Direktor am Lyzeum zu Konstanz, und Leopold nannte sich der andere geistliche Oheim, der spätere Regens am Priesterseminar zu St. Peter. Unter der Leitung des ersteren vollendete der Neffe 1848 seine humanistischen Studien. Daß der Feuergeist des jungen Lender auch von der Zeitströmung erfaßt wurde, kann nicht verwundern. Die Schweiz gab für kurze Zeit Zuflucht. An den Hochschulen in München und Freiburg wurde dann Philosophie, Geschichte und Theologie studiert; die reichen Talente ließen neben den Studien noch Zeit zur Organisation der Kommilitonen und zum Kampfe für akademische Freiheit; die zwölf Stunden Karzer wegen „Unbotmäßigkeit" gereichen heute dem Führer seiner Kommilitonen nicht zur Unehre.

Am 10. August 1853 von Erzbischof Hermann von Vicari zum Priester geweiht, fand der junge Vikar, von Gengenbach nach Offenburg versetzt, bald Gelegenheit, seinen Mut und seine Kirchentreue zu beweisen. Die Wogen des Kirchenstreites gingen hoch. Der Erzbischof hatte sich mit einem Hirtenschreiben an die Gläubigen gewandt. Die Regierung aber verbot die Verkündigung. Lender trug das im Stiefelschaft wohlverwahrte Hirtenwort nach Offenburg und verlas es am folgenden Sonntag trotz Gendarmen von der Kanzel. Seit 1856 Pfarrverweser in Schwarzach bei Bühl und seit 1862 trotz aller behördlichen Hindernisse definitiver Pfarrer daselbst, begann Lender eine außergewöhnliche Arbeit, nicht selten im Widerspruch mit kirchenfeindlichen Faktoren. Um armen, elternlosen Kindern ein Heim zu schaffen, gründete er, immer ein Mann der Tat, 1859 das Waisenhaus zu Schwarzach und gewann für die Arbeiten eine Anzahl Jungfrauen; aus diesen Anfängen ging die Kongregation hervor, welche in Nordamerika und später in Luxemburg bzw. in Straßburg ihr Mutterhaus besitzt. Eine der Jungfrauen von damals ist jetzt die ehrwürdige Frau Mutter in Straßburg-Ruprechtsau. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief Lender schon in seinem 13. Priesterjahre (1866) an die Spitze des größten Kapitels der Erzdiözese Freiburg. 1867 ernannte die Kirchenregierung den jungen Dekan zum Prosynodalexaminator und später zum Schulinspektor. 1872 Pfarrer in Sasbach geworden, nahm er die durch die Kulturkampfgesetzgebung gesperrten Priester in sein Haus auf und ließ durch sie talentvollen Knaben Unterricht geben und diese so für die Studien vorbereiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die große Lendersche Privatanstalt.

Hunderte von Söhnen des werktätigen Volkes haben durch dieses Werk den Weg gefunden zum Studium und zu geachteten Stellungen in Staat und Kirche. Anfangs war Lender Anstaltsleiter, Kostgeber und Lehrer in einer Person. Später übertrug er die Anstaltsleitung nach der schultechnischen Seite jüngeren Kräften. Im Jahr 1912/13 zählte die Gymnasialabteilung 280 und die Realschule 187 Schüler. Wenn in der Erzdiözese Freiburg die Wunden, die der Kulturkampf der Kirche geschlagen hat, rascher heilten und wenn speziell der Priestermangel in kürzerer Frist behoben wurde, so danken wir das in nicht geringem Maße der Lenderschen Anstalt zu Sasbach.

Zu den Arbeiten der Seelsorge und dieser außerordentlichen Tätigkeit für die Waisen und Studenten kamen die Mühen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens. 1865 Kreisabgeordneter geworden, seit 1884 Mitglied des Kreisausschusses und seit 1900 Vorsitzender dieser Körperschaft, hat Lender eine ganze Reihe sozialer Einrichtungen ins Leben rufen oder verwalten helfen.

Die schweren Kämpfe der Kirche um ihre Freiheit und das Interesse um das öffentliche Leben riefen 1869 Lender in das badische Parlament. Dort gehörte er dem berühmten Festungsviereck, also der katholischen Volkspartei an. Die geistige Befähigung gab ihm bald eine hervorragende Führerrolle. Als am 17. Januar 1870 das Stiftungsgesetz in der II. Kammer beschlossen und so der Kirche Millionen an Stiftungsgeldern weggenommen wurden, erhob die katholische Volkspartei unter Lenders Führung einen flammenden Protest und verließ den Sitzungssaal; die Uebermacht kümmerte sich jedoch nicht darum, wie so oft in den folgenden Jahren, wenn die anderen Kulturkampfgesetze beschlossen wurden. 1886 schied Lender aus der Zweiten badischen Kammer. Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege in der Kirchenpolitik, nicht solche über die Ziele, hatten eine Krisis herbeigeführt. Schon 1871 hatte der Wahlkreis Achern-Bühl-Baden-Rastatt Lender in den Deutschen Reichstag entsandt und so oft die Wähler zur Urne gerufen wurden, übertrugen sie dem „Dekan von Sasbach" das Mandat. Wiewohl über 80 Jahre alt, hielt er noch im Winter 1912 seine Wahlversammlungen ab und übte diesen Sommer sein Mandat in Berlin aus. Als im letzten Winter die Jesuitenverfolgung neu einzusetzen drohte, sagte er einem ehemaligen Schüler: Ich gehe nach Berlin und werde zum Jesuitengesetz mir das Wort erbitten. Ein Unwohlsein verhinderte die Ausführung des Planes.

Das so vielseitige und arbeitsreiche Leben wurde von geistlicher und weltlicher Seite mit Titeln und Orden ausgezeichnet. Die schönste und dem Verewigten wohl liebste Auszeichnung brachte jedoch die Pietät der ehemaligen Schüler, die Verehrung des katholischen Volkes. Auch an bitteren Stunden hat es diesem Leben nicht gefehlt. Sie sind vorbei; die treue Liebe aber überdauert das Grab.

Mit Franz Xaver Lender ist ein edler, frommer Priester, ein Wohltäter des Volkes, der Nestor einer deutschen Volksvertretung, einer der alten Kämpen von hinnen geschieden. An den Lorbeerkranz der Festesfreude hat Gottes Vorsehung die Trauerschleife geheftet. Das Fest sollte in der Ewigkeit gefeiert werden und uns die Trauer bleiben.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der Tod Lenders weckt Erinnerungen an die Vorgänge innerhalb der katholischen Volkspartei Badens, welche im Winter 1885/86 die gesamte Oeffentlichkeit beschäftigten und auch heute noch des Interesses, speziell der Leserschaft der „Allgemeinen Rundschau", sicher sein

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 9. August 1913. X. Jahrgang.

Franz Xaver Lender †.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Dienstag, den 29. Juli, wollten die einstigen Schüler der Lenderschen Anstalt in Sasbach mit der jüngeren Generation das diamantene Priesterjubiläum des Gründers, des Prälaten Lender, feiern. Doch der Festtag brachte statt der Freude tiefe Trauer. Gottes Vorsehung nahm den Jubilar zur Stunde, mit der das Fest beginnen sollte, aus unserer Mitte. Statt zum Jubelfeste kamen nun Schüler und Freunde zur Trauerfeier.

Der Verewigte hatte eine Bedeutung weit über Badens Grenzen hinaus; darum scheint es angemessen, daß auch unsere Zeitschrift über sein Leben und Wirken orientiert.

Das Geschlecht der Lender stammt aus der alten Reichsstadt Pfullendorf. Von dort war der Vater des Verewigten, der Metzgermeister Jakob Lender, nach Konstanz hinübergewandert. Seiner Ehe mit Agatha Hahn sind fünf Kinder entsprossen. Franz Xaver Leopold wurde am 20. November 1830 geboren und am gleichen Tag im altehrwürdigen Münster zu Konstanz getauft. Den Namen Franz Xaver trug der geistliche Oheim, der Direktor am Lyzeum zu Konstanz, und Leopold nannte sich der andere geistliche Oheim, der spätere Regens am Priesterseminar zu St. Peter. Unter der Leitung des ersteren vollendete der Neffe 1848 seine humanistischen Studien. Daß der Feuergeist des jungen Lender auch von der Zeitströmung erfaßt wurde, kann nicht verwundern. Die Schweiz gab für kurze Zeit Zuflucht. An den Hochschulen in München und Freiburg wurde dann Philosophie, Geschichte und Theologie studiert; die reichen Talente ließen neben den Studien noch Zeit zur Organisation der Kommilitonen und zum Kampfe für akademische Freiheit; die zwölf Stunden Karzer wegen „Unbotmäßigkeit" gereichen heute dem Führer seiner Kommilitonen nicht zur Unehre.

Am 10. August 1853 von Erzbischof Hermann von Vicari zum Priester geweiht, fand der junge Vikar, von Gengenbach nach Offenburg versetzt, bald Gelegenheit, seinen Mut und seine Kirchentreue zu beweisen. Die Wogen des Kirchenstreites gingen hoch. Der Erzbischof hatte sich mit einem Hirtenschreiben an die Gläubigen gewandt. Die Regierung aber verbot die Verkündigung. Lender trug das im Stiefelschaft wohlverwahrte Hirtenwort nach Offenburg und verlas es am folgenden Sonntag trotz Gendarmen von der Kanzel. Seit 1856 Pfarrverweser in Schwarzach bei Bühl und seit 1862 trotz aller behördlichen Hindernisse definitiver Pfarrer daselbst, begann Lender eine außergewöhnliche Arbeit, nicht selten im Widerspruch mit kirchenfeindlichen Faktoren. Um armen, elternlosen Kindern ein Heim zu schaffen, gründete er, immer ein Mann der Tat, 1859 das Waisenhaus zu Schwarzach und gewann für die Arbeiten eine Anzahl Jungfrauen; aus diesen Anfängen ging die Kongregation hervor, welche in Nordamerika und später in Luxemburg bzw. in Straßburg ihr Mutterhaus besitzt. Eine der Jungfrauen von damals ist jetzt die ehrwürdige Frau Mutter in Straßburg-Ruprechtsau. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief Lender schon in seinem 13. Priesterjahre (1866) an die Spitze des größten Kapitels der Erzdiözese Freiburg. 1867 ernannte die Kirchenregierung den jungen Dekan zum Prosynodalexaminator und später zum Schulinspektor. 1872 Pfarrer in Sasbach geworden, nahm er die durch die Kulturkampfgesetzgebung gesperrten Priester in sein Haus auf und ließ durch sie talentvollen Knaben Unterricht geben und diese so für die Studien vorbereiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die große Lendersche Privatanstalt.

Hunderte von Söhnen des werktätigen Volkes haben durch dieses Werk den Weg gefunden zum Studium und zu geachteten Stellungen in Staat und Kirche. Anfangs war Lender Anstaltsleiter, Kostgeber und Lehrer in einer Person. Später übertrug er die Anstaltsleitung nach der schultechnischen Seite jüngeren Kräften. Im Jahr 1912/13 zählte die Gymnasialabteilung 280 und die Realschule 187 Schüler. Wenn in der Erzdiözese Freiburg die Wunden, die der Kulturkampf der Kirche geschlagen hat, rascher heilten und wenn speziell der Priestermangel in kürzerer Frist behoben wurde, so danken wir das in nicht geringem Maße der Lenderschen Anstalt zu Sasbach.

Zu den Arbeiten der Seelsorge und dieser außerordentlichen Tätigkeit für die Waisen und Studenten kamen die Mühen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens. 1865 Kreisabgeordneter geworden, seit 1884 Mitglied des Kreisausschusses und seit 1900 Vorsitzender dieser Körperschaft, hat Lender eine ganze Reihe sozialer Einrichtungen ins Leben rufen oder verwalten helfen.

Die schweren Kämpfe der Kirche um ihre Freiheit und das Interesse um das öffentliche Leben riefen 1869 Lender in das badische Parlament. Dort gehörte er dem berühmten Festungsviereck, also der katholischen Volkspartei an. Die geistige Befähigung gab ihm bald eine hervorragende Führerrolle. Als am 17. Januar 1870 das Stiftungsgesetz in der II. Kammer beschlossen und so der Kirche Millionen an Stiftungsgeldern weggenommen wurden, erhob die katholische Volkspartei unter Lenders Führung einen flammenden Protest und verließ den Sitzungssaal; die Uebermacht kümmerte sich jedoch nicht darum, wie so oft in den folgenden Jahren, wenn die anderen Kulturkampfgesetze beschlossen wurden. 1886 schied Lender aus der Zweiten badischen Kammer. Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege in der Kirchenpolitik, nicht solche über die Ziele, hatten eine Krisis herbeigeführt. Schon 1871 hatte der Wahlkreis Achern-Bühl-Baden-Rastatt Lender in den Deutschen Reichstag entsandt und so oft die Wähler zur Urne gerufen wurden, übertrugen sie dem „Dekan von Sasbach" das Mandat. Wiewohl über 80 Jahre alt, hielt er noch im Winter 1912 seine Wahlversammlungen ab und übte diesen Sommer sein Mandat in Berlin aus. Als im letzten Winter die Jesuitenverfolgung neu einzusetzen drohte, sagte er einem ehemaligen Schüler: Ich gehe nach Berlin und werde zum Jesuitengesetz mir das Wort erbitten. Ein Unwohlsein verhinderte die Ausführung des Planes.

Das so vielseitige und arbeitsreiche Leben wurde von geistlicher und weltlicher Seite mit Titeln und Orden ausgezeichnet. Die schönste und dem Verewigten wohl liebste Auszeichnung brachte jedoch die Pietät der ehemaligen Schüler, die Verehrung des katholischen Volkes. Auch an bitteren Stunden hat es diesem Leben nicht gefehlt. Sie sind vorbei; die treue Liebe aber überdauert das Grab.

Mit Franz Xaver Lender ist ein edler, frommer Priester, ein Wohltäter des Volkes, der Nestor einer deutschen Volksvertretung, einer der alten Kämpen von hinnen geschieden. An den Lorbeerkranz der Festesfreude hat Gottes Vorsehung die Trauerschleife geheftet. Das Fest sollte in der Ewigkeit gefeiert werden und uns die Trauer bleiben.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der Tod Lenders weckt Erinnerungen an die Vorgänge innerhalb der katholischen Volkspartei Badens, welche im Winter 1885/86 die gesamte Oeffentlichkeit beschäftigten und auch heute noch des Interesses, speziell der Leserschaft der „Allgemeinen Rundschau", sicher sein

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5 pal. ige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 p. o Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindlich. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.•

№ 32. München, 9. August 1913. X. Jahrgang.

Franz Xaver Lender †.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Dienstag, den 29. Juli, wollten die einstigen Schüler der Lenderschen Anstalt in Sasbach mit der jüngeren Generation das diamantene Priesterjubiläum des Gründers, des Prälaten Lender, feiern. Doch der Festtag brachte statt der Freude tiefe Trauer. Gottes Vorsehung nahm den Jubilar zur Stunde, mit der das Fest beginnen sollte, aus unserer Mitte. Statt zum Jubelfeste kamen nun Schüler und Freunde zur Trauerfeier.

Der Verewigte hatte eine Bedeutung weit über Badens Grenzen hinaus; darum scheint es angemessen, daß auch unsere Zeitschrift über sein Leben und Wirken orientiert.

Das Geschlecht der Lender stammt aus der alten Reichsstadt Pfullendorf. Von dort war der Vater des Verewigten, der Metzgermeister Jakob Lender, nach Konstanz hinübergewandert. Seiner Ehe mit Agatha Hahn sind fünf Kinder entsprossen. Franz Xaver Leopold wurde am 20. November 1830 geboren und am gleichen Tag im altehrwürdigen Münster zu Konstanz getauft. Den Namen Franz Xaver trug der geistliche Oheim, der Direktor am Lyzeum zu Konstanz, und Leopold nannte sich der andere geistliche Oheim, der spätere Regens am Priesterseminar zu St. Peter. Unter der Leitung des ersteren vollendete der Neffe 1848 seine humanistischen Studien. Daß der Feuergeist des jungen Lender auch von der Zeitströmung erfaßt wurde, kann nicht verwundern. Die Schweiz gab für kurze Zeit Zuflucht. An den Hochschulen in München und Freiburg wurde dann Philosophie, Geschichte und Theologie studiert; die reichen Talente ließen neben den Studien noch Zeit zur Organisation der Kommilitonen und zum Kampfe für akademische Freiheit; die zwölf Stunden Karzer wegen „Unbotmäßigkeit" gereichen heute dem Führer seiner Kommilitonen nicht zur Unehre.

Am 10. August 1853 von Erzbischof Hermann von Vicari zum Priester geweiht, fand der junge Vikar, von Gengenbach nach Offenburg versetzt, bald Gelegenheit, seinen Mut und seine Kirchentreue zu beweisen. Die Wogen des Kirchenstreites gingen hoch. Der Erzbischof hatte sich mit einem Hirtenschreiben an die Gläubigen gewandt. Die Regierung aber verbot die Verkündigung. Lender trug das im Stiefelschaft wohlverwahrte Hirtenwort nach Offenburg und verlas es am folgenden Sonntag trotz Gendarmen von der Kanzel. Seit 1856 Pfarrverweser in Schwarzach bei Bühl und seit 1862 trotz aller behördlichen Hindernisse definitiver Pfarrer daselbst, begann Lender eine außergewöhnliche Arbeit, nicht selten im Widerspruch mit kirchenfeindlichen Faktoren. Um armen, elternlosen Kindern ein Heim zu schaffen, gründete er, immer ein Mann der Tat, 1859 das Waisenhaus zu Schwarzach und gewann für die Arbeiten eine Anzahl Jungfrauen; aus diesen Anfängen ging die Kongregation hervor, welche in Nordamerika und später in Luxemburg bzw. in Straßburg ihr Mutterhaus besitzt. Eine der Jungfrauen von damals ist jetzt die ehrwürdige Frau Mutter in Straßburg-Ruprechtsau. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief Lender schon in seinem 13. Priesterjahre (1866) an die Spitze des größten Kapitels der Erzdiözese Freiburg. 1867 ernannte die Kirchenregierung den jungen Dekan zum Prosynodalexaminator und später zum Schulinspektor. 1872 Pfarrer in Sasbach geworden, nahm er die durch die Kulturkampfgesetzgebung gesperrten Priester in sein Haus auf und ließ durch sie talentvollen Knaben Unterricht geben und diese so für die Studien vorbereiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die große Lendersche Privatanstalt.

Hunderte von Söhnen des werktätigen Volkes haben durch dieses Werk den Weg gefunden zum Studium und zu geachteten Stellungen in Staat und Kirche. Anfangs war Lender Anstaltsleiter, Kostgeber und Lehrer in einer Person. Später übertrug er die Anstaltsleitung nach der schultechnischen Seite jüngeren Kräften. Im Jahr 1912/13 zählte die Gymnasialabteilung 280 und die Realschule 187 Schüler. Wenn in der Erzdiözese Freiburg die Wunden, die der Kulturkampf der Kirche geschlagen hat, rascher heilten und wenn speziell der Priestermangel in kürzerer Frist behoben wurde, so danken wir das in nicht geringem Maße der Lenderschen Anstalt zu Sasbach.

Zu den Arbeiten der Seelsorge und dieser außerordentlichen Tätigkeit für die Waisen und Studenten kamen die Mühen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens. 1865 Kreisabgeordneter geworden, seit 1884 Mitglied des Kreisausschusses und seit 1900 Vorsitzender dieser Körperschaft, hat Lender eine ganze Reihe sozialer Einrichtungen ins Leben rufen oder verwalten helfen.

Die schweren Kämpfe der Kirche um ihre Freiheit und das Interesse um das öffentliche Leben riefen 1869 Lender in das badische Parlament. Dort gehörte er dem berühmten Festungsviereck, also der katholischen Volkspartei an. Die geistige Befähigung gab ihm bald eine hervorragende Führerrolle. Als am 17. Januar 1870 das Stiftungsgesetz in der II. Kammer beschlossen und so der Kirche Millionen an Stiftungsgeldern weggenommen wurden, erhob die katholische Volkspartei unter Lenders Führung einen flammenden Protest und verließ den Sitzungssaal; die Uebermacht kümmerte sich jedoch nicht darum, wie so oft in den folgenden Jahren, wenn die anderen Kulturkampfgesetze beschlossen wurden. 1886 schied Lender aus der Zweiten badischen Kammer. Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege in der Kirchenpolitik, nicht solche über die Ziele, hatten eine Krisis herbeigeführt. Schon 1871 hatte der Wahlkreis Achern-Bühl-Baden-Rastatt Lender in den Deutschen Reichstag entsandt und so oft die Wähler zur Urne gerufen wurden, übertrugen sie dem „Dekan von Sasbach" das Mandat. Wiewohl über 80 Jahre alt, hielt er noch im Winter 1912 seine Wahlversammlungen ab und übte diesen Sommer sein Mandat in Berlin aus. Als im letzten Winter die Jesuitenverfolgung neu einzusetzen drohte, sagte er einem ehemaligen Schüler: Ich gehe nach Berlin und werde zum Jesuitengesetz mir das Wort erbitten. Ein Unwohlsein verhinderte die Ausführung des Planes.

Das so vielseitige und arbeitsreiche Leben wurde von geistlicher und weltlicher Seite mit Titeln und Orden ausgezeichnet. Die schönste und dem Verewigten wohl liebste Auszeichnung brachte jedoch die Pietät der ehemaligen Schüler, die Verehrung des katholischen Volkes. Auch an bitteren Stunden hat es diesem Leben nicht gefehlt. Sie sind vorbei; die treue Liebe aber überdauert das Grab.

Mit Franz Xaver Lender ist ein edler, frommer Priester, ein Wohltäter des Volkes, der Nestor einer deutschen Volksvertretung, einer der alten Kämpen von hinnen geschieden. An den Lorbeerkranz der Festesfreude hat Gottes Vorsehung die Trauerschleife geheftet. Das Fest sollte in der Ewigkeit gefeiert werden und uns die Trauer bleiben.

* * *

Nachschrift der Redaktion. — Der Tod Lenders weckt Erinnerungen an die Vorgänge innerhalb der katholischen Volkspartei Badens, welche im Winter 1885/86 die gesamte Oeffentlichkeit beschäftigten und auch heute noch des Interesses, speziell der Leserschaft der „Allgemeinen Rundschau", sicher sein

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 9. August 1913. X. Jahrgang.

Franz Xaver Lender †.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Dienstag, den 29. Juli, wollten die einstigen Schüler der Lenderschen Anstalt in Sasbach mit der jüngeren Generation das diamantene Priesterjubiläum des Gründers, des Prälaten Lender, feiern. Doch der Festtag brachte statt der Freude tiefe Trauer. Gottes Vorsehung nahm den Jubilar zur Stunde, mit der das Fest beginnen sollte, aus unserer Mitte. Statt zum Jubelfeste kamen nun Schüler und Freunde zur Trauerfeier.

Der Verewigte hatte eine Bedeutung weit über Badens Grenzen hinaus; darum scheint es angemessen, daß auch unsere Zeitschrift über sein Leben und Wirken orientiert.

Das Geschlecht der Lender stammt aus der alten Reichsstadt Pfullendorf. Von dort war der Vater des Verewigten, der Metzgermeister Jakob Lender, nach Konstanz hinübergewandert. Seiner Ehe mit Agatha Hahn sind fünf Kinder entsprossen. Franz Xaver Leopold wurde am 20. November 1830 geboren und am gleichen Tag im altehrwürdigen Münster zu Konstanz getauft. Den Namen Franz Xaver trug der geistliche Oheim, der Direktor am Lyzeum zu Konstanz, und Leopold nannte sich der andere geistliche Oheim, der spätere Regens am Priesterseminar zu St. Peter. Unter der Leitung des ersteren vollendete der Neffe 1848 seine humanistischen Studien. Daß der Feuergeist des jungen Lender auch von der Zeitströmung erfaßt wurde, kann nicht verwundern. Die Schweiz gab für kurze Zeit Zuflucht. An den Hochschulen in München und Freiburg wurde dann Philosophie, Geschichte und Theologie studiert; die reichen Talente ließen neben den Studien noch Zeit zur Organisation der Kommilitonen und zum Kampfe für akademische Freiheit; die zwölf Stunden Karzer wegen „Unbotmäßigkeit" gereichen heute dem Führer seiner Kommilitonen nicht zur Unehre.

Am 10. August 1853 von Erzbischof Hermann von Vicari zum Priester geweiht, fand der junge Vikar, von Gengenbach nach Offenburg versetzt, bald Gelegenheit, seinen Mut und seine Kirchentreue zu beweisen. Die Wogen des Kirchenstreites gingen hoch. Der Erzbischof hatte sich mit einem Hirtenschreiben an die Gläubigen gewandt. Die Regierung aber verbot die Verkündigung. Lender trug das im Stiefelschaft wohlverwahrte Hirtenwort nach Offenburg und verlas es am folgenden Sonntag trotz Gendarmen von der Kanzel. Seit 1856 Pfarrverweser in Schwarzach bei Bühl und seit 1862 trotz aller behördlichen Hindernisse definitiver Pfarrer daselbst, begann Lender eine außergewöhnliche Arbeit, nicht selten im Widerspruch mit kirchenfeindlichen Faktoren. Um armen, elternlosen Kindern ein Heim zu schaffen, gründete er, immer ein Mann der Tat, 1859 das Waisenhaus zu Schwarzach und gewann für die Arbeiten eine Anzahl Jungfrauen; aus diesen Anfängen ging die Kongregation hervor, welche in Nordamerika und später in Luxemburg bzw. in Straßburg ihr Mutterhaus besitzt. Eine der Jungfrauen von damals ist jetzt die ehrwürdige Frau Mutter in Straßburg-Ruprechtsau. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief Lender schon in seinem 13. Priesterjahre (1866) an die Spitze des größten Kapitels der Erzdiözese Freiburg. 1867 ernannte die Kirchenregierung den jungen Dekan zum Prosynodalexaminator und später zum Schulinspektor. 1872 Pfarrer in Sasbach geworden, nahm er die durch die Kulturkampfgesetzgebung gesperrten Priester in sein Haus auf und ließ durch sie talentvollen Knaben Unterricht geben und diese so für die Studien vorbereiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die große Lendersche Privatanstalt.

Hunderte von Söhnen des werktätigen Volkes haben durch dieses Werk den Weg gefunden zum Studium und zu geachteten Stellungen in Staat und Kirche. Anfangs war Lender Anstaltsleiter, Kostgeber und Lehrer in einer Person. Später übertrug er die Anstaltsleitung nach der schultechnischen Seite jüngeren Kräften. Im Jahr 1912/13 zählte die Gymnasialabteilung 280 und die Realschule 187 Schüler. Wenn in der Erzdiözese Freiburg die Wunden, die der Kulturkampf der Kirche geschlagen hat, rascher heilten und wenn speziell der Priestermangel in kürzerer Frist behoben wurde, so danken wir das in nicht geringem Maße der Lenderschen Anstalt zu Sasbach.

Zu den Arbeiten der Seelsorge und dieser außerordentlichen Tätigkeit für die Waisen und Studenten kamen die Mühen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens. 1865 Kreisabgeordneter geworden, seit 1884 Mitglied des Kreisausschusses und seit 1900 Vorsitzender dieser Körperschaft, hat Lender eine ganze Reihe sozialer Einrichtungen ins Leben rufen oder verwalten helfen.

Die schweren Kämpfe der Kirche um ihre Freiheit und das Interesse um das öffentliche Leben riefen 1869 Lender in das badische Parlament. Dort gehörte er dem berühmten Festungsviereck, also der katholischen Volkspartei an. Die geistige Befähigung gab ihm bald eine hervorragende Führerrolle. Als am 17. Januar 1870 das Stiftungsgesetz in der II. Kammer beschlossen und so der Kirche Millionen an Stiftungsgeldern weggenommen wurden, erhob die katholische Volkspartei unter Lenders Führung einen flammenden Protest und verließ den Sitzungssaal; die Uebermacht kümmerte sich jedoch nicht darum, wie so oft in den folgenden Jahren, wenn die anderen Kulturkampfgesetze beschlossen wurden. 1886 schied Lender aus der Zweiten badischen Kammer. Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege in der Kirchenpolitik, nicht solche über die Ziele, hatten eine Krisis herbeigeführt. Schon 1871 hatte der Wahlkreis Achern-Bühl-Baden-Rastatt Lender in den Deutschen Reichstag entsandt und so oft die Wähler zur Urne gerufen wurden, übertrugen sie dem „Dekan von Sasbach" das Mandat. Wiewohl über 80 Jahre alt, hielt er noch im Winter 1912 seine Wahlversammlungen ab und übte diesen Sommer sein Mandat in Berlin aus. Als im letzten Winter die Jesuitenverfolgung neu einzusetzen drohte, sagte er einem ehemaligen Schüler: Ich gehe nach Berlin und werde zum Jesuitengesetz mir das Wort erbitten. Ein Unwohlsein verhinderte die Ausführung des Planes.

Das so vielseitige und arbeitsreiche Leben wurde von geistlicher und weltlicher Seite mit Titeln und Orden ausgezeichnet. Die schönste und dem Verewigten wohl liebste Auszeichnung brachte jedoch die Pietät der ehemaligen Schüler, die Verehrung des katholischen Volkes. Auch an bitteren Stunden hat es diesem Leben nicht gefehlt. Sie sind vorbei; die treue Liebe aber überdauert das Grab.

Mit Franz Xaver Lender ist ein edler, frommer Priester, ein Wohltäter des Volkes, der Nestor einer deutschen Volksvertretung, einer der alten Kämpen von hinnen geschieden. An den Lorbeerkranz der Festesfreude hat Gottes Vorsehung die Trauerschleife geheftet. Das Fest sollte in der Ewigkeit gefeiert werden und uns die Trauer bleiben.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der Tod Lenders weckt Erinnerungen an die Vorgänge innerhalb der katholischen Volkspartei Badens, welche im Winter 1885/86 die gesamte Oeffentlichkeit beschäftigten und auch heute noch des Interesses, speziell der Leserschaft der „Allgemeinen Rundschau", sicher sein

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 9. August 1913. X. Jahrgang.

Franz Xaver Lender †.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Dienstag, den 29. Juli, wollten die einstigen Schüler der Lenderschen Anstalt in Sasbach mit der jüngeren Generation das diamantene Priesterjubiläum des Gründers, des Prälaten Lender, feiern. Doch der Festtag brachte statt der Freude tiefe Trauer. Gottes Vorsehung nahm den Jubilar zur Stunde, mit der das Fest beginnen sollte, aus unserer Mitte. Statt zum Jubelfeste kamen nun Schüler und Freunde zur Trauerfeier.

Der Verewigte hatte eine Bedeutung weit über Badens Grenzen hinaus; darum scheint es angemessen, daß auch unsere Zeitschrift über sein Leben und Wirken orientiert.

Das Geschlecht der Lender stammt aus der alten Reichsstadt Pfullendorf. Von dort war der Vater des Verewigten, der Metzgermeister Jakob Lender, nach Konstanz hinübergewandert. Seiner Ehe mit Agatha Hahn sind fünf Kinder entsprossen. Franz Xaver Leopold wurde am 20. November 1830 geboren und am gleichen Tag im altehrwürdigen Münster zu Konstanz getauft. Den Namen Franz Xaver trug der geistliche Oheim, der Direktor am Lyzeum zu Konstanz, und Leopold nannte sich der andere geistliche Oheim, der spätere Regens am Priesterseminar zu St. Peter. Unter der Leitung des ersteren vollendete der Neffe 1848 seine humanistischen Studien. Daß der Feuergeist des jungen Lender auch von der Zeitströmung erfaßt wurde, kann nicht verwundern. Die Schweiz gab für kurze Zeit Zuflucht. An den Hochschulen in München und Freiburg wurde dann Philosophie, Geschichte und Theologie studiert; die reichen Talente ließen neben den Studien noch Zeit zur Organisation der Kommilitonen und zum Kampfe für akademische Freiheit; die zwölf Stunden Karzer wegen „Unbotmäßigkeit" gereichen heute dem Führer seiner Kommilitonen nicht zur Unehre.

Am 10. August 1853 von Erzbischof Hermann von Vicari zum Priester geweiht, fand der junge Vikar, von Gengenbach nach Offenburg versetzt, bald Gelegenheit, seinen Mut und seine Kirchentreue zu beweisen. Die Wogen des Kirchenstreites gingen hoch. Der Erzbischof hatte sich mit einem Hirtenschreiben an die Gläubigen gewandt. Die Regierung aber verbot die Verkündigung. Lender trug das im Stiefelschaft wohlverwahrte Hirtenwort nach Offenburg und verlas es am folgenden Sonntag trotz Gendarmen von der Kanzel. Seit 1856 Pfarrverweser in Schwarzach bei Bühl und seit 1862 trotz aller behördlichen Hindernisse definitiver Pfarrer daselbst, begann Lender eine außergewöhnliche Arbeit, nicht selten im Widerspruch mit kirchenfeindlichen Faktoren. Um armen, elternlosen Kindern ein Heim zu schaffen, gründete er, immer ein Mann der Tat, 1859 das Waisenhaus zu Schwarzach und gewann für die Arbeiten eine Anzahl Jungfrauen; aus diesen Anfängen ging die Kongregation hervor, welche in Nordamerika und später in Luxemburg bzw. in Straßburg ihr Mutterhaus besitzt. Eine der Jungfrauen von damals ist jetzt die ehrwürdige Frau Mutter in Straßburg-Ruprechtsau. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief Lender schon in seinem 13. Priesterjahre (1866) an die Spitze des größten Kapitels der Erzdiözese Freiburg. 1867 ernannte die Kirchenregierung den jungen Dekan zum Prosynodalexaminator und später zum Schulinspektor. 1872 Pfarrer in Sasbach geworden, nahm er die durch die Kulturkampfgesetzgebung gesperrten Priester in sein Haus auf und ließ durch sie talentvollen Knaben Unterricht geben und diese so für die Studien vorbereiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die große Lendersche Privatanstalt.

Hunderte von Söhnen des werktätigen Volkes haben durch dieses Werk den Weg gefunden zum Studium und zu geachteten Stellungen in Staat und Kirche. Anfangs war Lender Anstaltsleiter, Kostgeber und Lehrer in einer Person. Später übertrug er die Anstaltsleitung nach der schultechnischen Seite jüngeren Kräften. Im Jahr 1912/13 zählte die Gymnasialabteilung 280 und die Realschule 187 Schüler. Wenn in der Erzdiözese Freiburg die Wunden, die der Kulturkampf der Kirche geschlagen hat, rascher heilten und wenn speziell der Priestermangel in kürzerer Frist behoben wurde, so danken wir das in nicht geringem Maße der Lenderschen Anstalt zu Sasbach.

Zu den Arbeiten der Seelsorge und dieser außerordentlichen Tätigkeit für die Waisen und Studenten kamen die Mühen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens. 1865 Kreisabgeordneter geworden, seit 1884 Mitglied des Kreisausschusses und seit 1900 Vorsitzender dieser Körperschaft, hat Lender eine ganze Reihe sozialer Einrichtungen ins Leben rufen oder verwalten helfen.

Die schweren Kämpfe der Kirche um ihre Freiheit und das Interesse um das öffentliche Leben riefen 1869 Lender in das badische Parlament. Dort gehörte er dem berühmten Festungsviereck, also der katholischen Volkspartei an. Die geistige Befähigung gab ihm bald eine hervorragende Führerrolle. Als am 17. Januar 1870 das Stiftungsgesetz in der II. Kammer beschlossen und so der Kirche Millionen an Stiftungsgeldern weggenommen wurden, erhob die katholische Volkspartei unter Lenders Führung einen flammenden Protest und verließ den Sitzungssaal; die Uebermacht kümmerte sich jedoch nicht darum, wie so oft in den folgenden Jahren, wenn die anderen Kulturkampfgesetze beschlossen wurden. 1886 schied Lender aus der Zweiten badischen Kammer. Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege in der Kirchenpolitik, nicht solche über die Ziele, hatten eine Krisis herbeigeführt. Schon 1871 hatte der Wahlkreis Achern-Bühl-Baden-Rastatt Lender in den Deutschen Reichstag entsandt und so oft die Wähler zur Urne gerufen wurden, übertrugen sie dem „Dekan von Sasbach" das Mandat. Wiewohl über 80 Jahre alt, hielt er noch im Winter 1912 seine Wahlversammlungen ab und übte diesen Sommer sein Mandat in Berlin aus. Als im letzten Winter die Jesuitenverfolgung neu einzusetzen drohte, sagte er einem ehemaligen Schüler: Ich gehe nach Berlin und werde zum Jesuitengesetz mir das Wort erbitten. Ein Unwohlsein verhinderte die Ausführung des Planes.

Das so vielseitige und arbeitsreiche Leben wurde von geistlicher und weltlicher Seite mit Titeln und Orden ausgezeichnet. Die schönste und dem Verewigten wohl liebste Auszeichnung brachte jedoch die Pietät der ehemaligen Schüler, die Verehrung des katholischen Volkes. Auch an bitteren Stunden hat es diesem Leben nicht gefehlt. Sie sind vorbei; die treue Liebe aber überdauert das Grab.

Mit Franz Xaver Lender ist ein edler, frommer Priester, ein Wohltäter des Volkes, der Nestor einer deutschen Volksvertretung, einer der alten Kämpen von hinnen geschieden. An den Lorbeerkranz der Festesfreude hat Gottes Vorsehung die Trauerschleife geheftet. Das Fest sollte in der Ewigkeit gefeiert werden und uns die Trauer bleiben.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der Tod Lenders weckt Erinnerungen an die Vorgänge innerhalb der katholischen Volkspartei Badens, welche im Winter 1885/86 die gesamte Oeffentlichkeit beschäftigten und auch heute noch des Interesses, speziell der Leserschaft der „Allgemeinen Rundschau", sicher sein

dürften. Jene Differenzen betrafen nicht so sehr Fragen prinzipieller Natur, sondern wurzelten in Meinungsverschiedenheiten über die zur Erstrebung der Beseitigung der Kulturkampfsgesetzgebung einzuschlagende Taktik. Lender, damals Parteiführer und Vorsitzender der Kammerfraktion, huldigte mit der Mehrheit der Fraktion einem, wie sich nachher herausstellte, in den Verhältnissen nicht begründeten Opportunismus, der im Vertrauen auf das Entgegenkommen der Regierung und der nationalliberalen Kammermehrheit von den Verhandlungen der Freiburger Kurie mit der badischen Regierung sich mehr Erfolg versprach, als von einer energischen parlamentarischen Initiative, während die Mehrheit der Partei draußen im Lande und die katholische Presse, allen voran der „Badische Beobachter", an dessen Spitze damals Dr. Armin Kausen stand, mit Entschiedenheit und Schärfe verlangte, daß die Fraktion die Bemühungen der Kurie in der Kammer unterstützen und ihnen größeren Nachdruck verleihen müsse. Der Konflikt erreichte seinen Höhepunkt, als der Abgeordnete Lender in der Sitzung der Kammer vom 28. Januar 1886 sich zu einer förmlichen Desavouierung des „Badischen Beobachters" und zu dem Vorwurf gegenüber der katholischen Presse hinreißen ließ, diese verletzte die Gebote der Wahrheit und der Nächstenliebe häufig in schreiender Weise. Aus der eigenen Fraktion trat der Abgeordnete Wacker sofort diesem Vorwurf entgegen, den er als unbegründet und höchst bedauernswert bezeichnete, und im Lande äußerte sich die Zustimmung zu der vom „Beobachter" vertretenen Politik in einer Menge von Adressen, Beschlüssen und Zuschriften, namentlich von ganzen geistlichen Kapiteln, an die Redaktion und ihren leitenden Redakteur, sowie in einem einstimmigen Beschluß der Vertrauensmännerversammlung der Gesamtpartei in Freiburg am 23. Februar. Bei den Landtagswahlen 1887 bot man Dr. Kausen sogar die Kandidatur im Lenderschen Wahlkreise an; er lehnte aber ab, weil er prinzipiell kein Mandat annehmen und weil er auch nur den Schein vermeiden wollte, als ob in seinem Kampf gegen die Lendersche Politik persönliche Motive mitspielten. Angesichts dieser Objektivität und der auf beiden Seiten vorhandenen und beobachteten Loyalität war denn auch bald die persönliche Verstimmung durch einen klärenden Briefwechsel zwischen Dr. Kausen und Lender vom 31. Januar bzw. 3. Februar 1887 beseitigt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Verhandlungen in Bukarest. Endlich Waffenstillstand.

Der 1. August d. J. kommt in den Geschichtskalender als Anfangstag des vereinbarten Waffenstillstandes. Zunächst auf 5 Tage abgeschlossen und dann um 3 Tage verlängert. Welch große Erbitterung zu überwinden war, zeigt sich in den scharfen Kämpfen, die noch in den letzten Tagen und Stunden vor der Verkündung des Waffenstillstandes sowohl im Süden als im Norden des Kriegsschauplatzes stattfanden. Besonders scharf gingen die Serben gegen Widdin vor, das sie gar zu gerne noch in ihre Gewalt gebracht hätten, ehe der Ruhebefehl aus Bukarest eintraf. Es gelang ihnen nicht; Tausende von Menschen waren wieder einmal ohne Not und Nutzen hingeopfert. Uebrigens muß man anerkennen, daß die Ordre zur Einstellung der Feindseligkeiten überall ohne Verzug befolgt worden ist. Die Türken, die bei der Abmachung nicht beteiligt sind, haben sich auch weiterer Unternehmungen enthalten; doch sitzen sie nach wie vor in Adrianopel und erklären so laut als möglich, daß sie dort bleiben wollten und müßten.

Der Schwerpunkt der hohen Politik ist nun von London nach Bukarest gerutscht, wo die Delegierten der fünf Balkanstaaten über den Ausgleich beraten. An Selbstbewußtsein fehlt es dieser Balkankonferenz nicht, wiederholt wird verkündet, daß die Herren die Neuordnung des Balkans selbständig endgültig erledigten und das europäische Konzert „nix to seggen" hätte. „Stolz lieb' ich den Balkanier." Die Selbstherrlichkeit ist nicht so gefährlich. Das Damoklesschwert des großmächtlichen Veto hat doch seine Wirkung. Die Serben und Griechen, die zuerst natürlich hochgeschraubte Forderungen aufgestellt haben, werden schon nachgeben in der Erkenntnis, daß die Mächte auf keinen Fall die Lähmung Bulgariens sich gefallen lassen werden. Zur Vertretung der europäischen Interessen ist durch die Logik der Tatsachen Rumänien berufen worden, und man muß es dem König Carol und seinem Minister Majorescu hoch anrechnen, daß sie überhaupt die Konferenz zustande gebracht und den Waffenstillstand prompt durchgedrückt haben. Rumänien hat seine eigene Auseinandersetzung mit Bulgarien schnell erledigt und kann nun alle Kraft und Kunst daran setzen, um die Serben und Griechen zur Rücksicht auf die bulgarischen Lebensinteressen zu bewegen. Das Markten und Feilschen, namentlich um Kavalla und den Zugang Bulgariens an das Aegäische Meer, wird wohl noch geraume Zeit erfordern und vielleicht noch Spannungen herbeiführen; doch läßt sich nicht leugnen, daß das Friedenswerk vorwärts gekommen und die Hoffnungen auf ein Ende der Wirren gestiegen sind.

Ungelöst ist allerdings noch immer das Problem der Wiederbefreiung von Adrianopel. Die Mächte haben sich endlich zu einer „Tat" ermannt und beschlossen, in einer gleichlautenden, von den Botschaftern einzeln zu überreichenden Note der Pforte die Notwendigkeit der Räumung Adrianopels eindringlich ans Herz zu legen. Der Erfolg bleibt abzuwarten. Für die Zwischenzeit möchten wir um einen oratorischen Waffenstillstand im englischen Parlament bitten. Denn so wie jetzt da die kurzen Anfragen über die europäische Politik gestellt und beantwortet werden, muß der letzte Rest an Respekt vor dem „Konzert" verloren gehen. Dem armen Sir Edward Grey setzte man dort so lange Daumschrauben an, bis er vor aller Welt mit der Erklärung herausplatzte, die europäischen Großmächte ließen sich überhaupt nicht von Logik und Gerechtigkeit leiten, sondern von ihren Interessen und von der Sorge um die Erhaltung des Friedens. Müssen denn die Blößen der „hohen" Politik coram publico entschleiert werden?

Die Bündnisfähigkeit der Sozialdemokratie.

Die Großblockverirrung, der sich der Liberalismus in verschiedenen Ländern hingegeben hat, beruht auf der falschen Annahme, daß die Sozialdemokratie mit den Parteien, die sich in den konstitutionellen Staaten auf Grund der Verfassung entwickelt haben, gleichartig und gleichberechtigt sei. Das Gegenteil hat sich bis jetzt in Holland drastisch gezeigt. Dort wird parlamentarisch regiert; die Krone wählt nach festem Brauch die Minister aus der jeweiligen Parlamentsmehrheit gemäß dem Vorschlage eines dazu berufenen Mitgliedes derselben Mehrheit. Als die Liberalen und die Sozialdemokraten das Wahlbündnis abschlossen, wußten beide Teile schon im voraus, daß sie im Falle des Wahlsieges das neue Ministerium zu stellen hätten. Die Liberalen hätten die Pflicht gehabt, schon vor dem Abschluß des Wahlbündnisses über diese Konsequenz eines Wahlsieges mit ihren Genossen sich auseinanderzusetzen. Aber man ließ die Wähler im Dunkeln. Jetzt zeigt es sich, daß die Sozialdemokratie nur zur Kritik und Verneinung, nicht zu positiver Mitarbeit an verantwortlicher Stelle befähigt und gewillt ist. Die Parteileitung beschloß, daß kein Sozialdemokrat in das Ministerium eintreten solle. Damit ist die Linksmehrheit, die man als große Errungenschaft des gemeinsamen Wahlkampfes gepriesen hatte, unbrauchbar geworden. Infolge des Anwachsens der sozialdemokratischen Fraktion ist überhaupt keine regierungsfähige Mehrheit vorhanden. Schuld daran tragen die Liberalen, die sich mit der Sozialdemokratie verbündet haben, obschon sie wissen mußten, daß das nur eine Umsturzpartei, aber nicht eine konstitutionelle Arbeitspartei ist. (Vgl. den folgenden Artikel: Der neue Kurs in den Niederlanden.)

In Baden hat der Großblock bisher noch nicht zu einer solchen Verwirrung und Lähmung des Staatslebens geführt, weil dort das parlamentarische Regiment à la Holland nicht durchgeführt ist und das monarchische System der Ministerberufung die schlimmsten Aergernisse verhütet. Aber das Wesen der Sozialdemokratie ist hüben und drüben dasselbe. Eine bürgerliche Partei, die sozial und ehrlich für Staat und Volk arbeiten will, darf sich nicht mit Leuten verbinden, die nur das Zersetzen und Zerstören, aber nicht das verantwortliche Wirken und Schaffen auf dem Boden der Verfassung als Parteiaufgabe betrachten. Die rote Partei ist ein eigenartiges Gebilde, das keine Gleichberechtigung verlangen kann, weil es nicht die gleichen Pflichten übernimmt. Wahlsiege, die man mit Hilfe solcher Blockbrüderschaft erzielt, sind trügerische Augenblickserfolge, denen Schaden und Schande folgt.

Prinzregent Ludwig über militärische Technik und Tüchtigkeit.

Den zahlreichen Aeußerungen aus früheren Jahren, die in dem Prinzen Ludwig von Bayern den weitblickenden Kenner des modernen Lebens und seiner Bedürfnisse offenbaren, reihen

sich die zwei bedeutsamen Reden an, die der Regent bei der Hundertjahrfeier der bayerischen Ingenieurtruppen in Ingolstadt am letzten Sonntag hielt. In beiden Ansprachen behandelte er die große Bedeutung der Technik und der technischen Truppen im Frieden und im Kriege zur Verhütung und Beseitigung von Katastrophen und zur Unterstützung der Marsch- und Schlagfertigkeit der Armee. Aber die Hauptsache im Kriege sei nicht die Technik, sondern der Mensch, und zwar der tüchtige Mensch, als Soldat. Daher solle jeder trachten, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes zu sein und zu bleiben, keiner sich über den andern erheben und die Strapazen und Opfer des Militärdienstes im Krieg und Frieden auf sich nehmen für das allgemeine Wohl. — In dieser Verbindung von Technik und moralischer Qualifikation liegt die Bedeutung der Kundgebung des Prinzregenten.

Der neue Kurs in den Niederlanden.

Von Peter Wirtz.

Bei den im verflossenen Monate vollzogenen Neuwahlen für die Zweite Kammer hat sich die niederländische Nation für die kommenden vier Jahre eine liberal-sozialistische Mehrheit gegeben, und da in der nächsten Legislaturperiode der Sozialismus die ausschlaggebende Partei sein wird, dürfte es angebracht erscheinen, dem Gang der Dinge in Holland alle Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei Beurteilung der politischen Lage in den Niederlanden muß man zunächst auf kirchliches Gebiet zurückgreifen, denn die christlichen Parteien entlehnen ihren Namen verschiedenen Strömungen im kalvinistischen Lager. Dr. Kuyper, der Führer der Antirevolutionären, ist ein streng gläubiger Kalvinist, huldigt aber, was die äußere Organisation der Kirche anbetrifft, der möglichen Dezentralisierung, im Gegensatz zu den konservativen Protestanten, die, der Synode treu bleibend, sich deshalb Christlich-historische nennen. Ihr Führer ist Savornin-Lohmann. Längere Zeit bekämpften sich beide Fraktionen, bis es schließlich zu einer Verständigung kam. Der Name Antirevolutionär ist darauf zurückzuführen, daß Kuyper als Anhänger der von Groen van Prinsterer nach Holland verpflanzten Lehre Stahls in der französischen Revolution die Untergrabung jeglichen Autoritätsprinzips und in der Bekämpfung der von ihr heraufbeschworenen liberalen Weltanschauung das Ideal der christlichen Parteien erblickt. Dieses Programm kann jeder Christ unterschreiben, und so gelang es Dr. Kuyper, nicht nur alle gläubigen Protestanten, sondern auch die Katholiken 1901, 1905 und 1909 geeint in den Wahlkampf zu führen. Die katholische Fraktion zählte früher auch zwei Gruppen, die Konservativen und die Demokraten, letztere unter Leitung des bekannten Dr. Schaepman, der es dazu brachte, die Einheit in der Partei herzustellen und diese in die Koalition einzuverleiben. Seit dem Tode Schaepmans hat die Partei keinen eigentlichen Führer mehr; aber sie weist nichtsdestoweniger bedeutende Männer auf, wie Regout, Jonkheer van Nispen und den Vorsitzenden der Fraktion in der Kammer, Mgr. Nolens, dem zur Leitung der Partei ein parlamentarischer Ausschuß, wie auch der Zentralausschuß der katholischen Wahlvereine zur Seite stehen. Katholiken, Antirevolutionäre und Christlich-historische bilden die sogenannte christliche Koalition.

Ihr gegenüber stand im diesjährigen Wahlkampf die „liberale Konzentration". Denn, wie in anderen Ländern, sind die Vertreter der liberalen Weltanschauung auch in den Niederlanden in verschiedene Fraktionen aufgeteilt. Da haben wir zunächst die Freisinnig-Liberalen oder Alt-Liberalen, deren Programm eher konservativ als freisinnig ist; unter Leitung des Führers Tydeman war diese Gruppe bisher ein Gegner einer Ausdehnung des Wahlrechts. Die weitaus stärkste Fraktion sind die Unie-Liberalen, die unter Goeman-Borgesius bisher das Gros der liberalen Ministerien 1897 und 1905 bildeten. Die freisinnigen Demokraten, unter Führung des Universitätsprofessors Drükker, bilden in etwa ein Uebergangsstadium zwischen dem Liberalismus und dem Sozialismus.

Letzterer endlich ist in den Niederlanden ebenfalls durch zwei Fraktionen vertreten, nämlich die revisionistische Gruppe unter dem opportunistischen Führer Troelstra (S. D. A. P.) und die Marxisten (S. D. P.), deren Ideal unverbesserlicher Klassenstreit bildet.

Im Jahre 1909 waren die Liberalen getrennt, die christlichen Parteien geeinigt in den Wahlkampf gegangen und letztere hatten die 1905 verlorene Mehrheit wieder erobert. Das bereits damals fungierende Ministerium Heemskerk blieb am Ruder und hatte die Gelegenheit, in den letzten vier Jahren gediegene Arbeit zu leisten, namentlich in der Landesverteidigung und auf sozialem Gebiete. Die Fürsorgegesetzgebung des Ackerbauministers Talma erntete selbst bei den Oppositionsparteien Beifall. Wenn auch nicht alle Punkte des Programms zur Debatte gestellt werden konnten, war das Resultat doch recht ansehnlich, und mit neuer Hoffnung ging die Mehrheit in den Wahlkampf.

Um sie zu stürzen, schlossen die liberalen Parteien einen Wahlbund, dessen Programm das allgemeine Stimmrecht mit Frauenwahlrecht, Einführung der staatlichen Arbeiterpension und Beibehaltung des Freihandels verspricht. Die christlichen Parteien traten dagegen ein für Wahlrecht der Familienväter, Gleichberechtigung der freien und der öffentlichen Schulen und gemäßigt gehaltenen Zolltarif. An der Wahlurne sprach sich Holland für die liberale Konzentration gegen die christliche Koalition aus, wie aus nachstehender Zusammenstellung der Parteischattierungen vor und nach den Wahlen von 1913 hervorgeht.

Abgeordnete vor den Wahlen		Abgeordnete nach den Wahlen
26	Katholiken	25
21	Antirevolutionäre	11
11	Christlich-historische	7
1	Fraktionslose	2
59	Rechte	45
4	Freisinnig-Liberale	10
21	Unie-Liberale	20
9	Freisinnige Demokraten	8
34	Liberale	38
7	Sozialisten	17
41	Linke	55

Die christliche Mehrheit von 59 Mandaten wurde zu einer Minderheit von 45, und die Abgeordnetenzahl der Linken stieg von 41 auf 55. Zunächst verdient hervorgehoben zu werden, daß die Katholiken nur ein Mandat verloren; die schwerste Niederlage erlitten die Antirevolutionären, wie auch die Christlich-historischen. Aber auch bei den Liberalen ist die Freude keine ungeteilte. Die Konzentration hat nur 4 Mandate erobert und die Sieger des Tages sind die Sozialisten, die von 7 auf 17 Mandate stiegen, und mit Recht nennt ein deutsches Blatt den letzten Wahltag den „roten Mittwoch".

Wie erklärt sich aber diese plötzliche radikale Umwälzung in dem sonst so ruhigen Holland? Wie überall, haben auch dorten seit Jahr und Tag Liberalismus und Freisinn daran gearbeitet, den Arbeiter dem Christentume zu entfremden; so kommt er allmählich dazu, christlich mit kapitalistisch zu verwechseln, und da er außer hohlen Phrasen von den liberalen Manchesterleuten nichts zu gewärtigen hat, wirft er sich den Sozialisten in die Arme. Die katholischen Provinzen allein bilden noch einen Damm gegen den Umsturz. Anderseits wurde auch ärger als früher die ultramontane Gefahr an die Wand gemalt und der furor protestanticus einzelner Prediger und Hochschullehrer schürte den Haß gegen die christlichen Parteien, zumal auch einzelne Katholiken (sogenannte Integrale) in ihrem Uebereifer ihrer Sache nur geschadet haben, indem sie die Handlungsweise der katholischen Politiker als nicht übereinstimmend mit derjenigen wahrer Söhne der Kirche hinzustellen suchten. Dadurch entstanden bei den Katholiken Zögerung und Dissidenzen, die ihre Kräfte zersplitterten. Bei den Kalvinisten anderseits wurden diese Machenschaften als eine Drohung der „römischen Gefahr" ausgelegt, und der Opposition wurde es ein leichtes, die Sachlage in diesem Sinne gegen die christlichen Parteien auszubeuten, was namentlich in dem Kampfe gegen die konfessionelle Schule der Fall war. Noch andere Motive trugen zur Niederlage der Christlichen bei, wie z. B. die große Stimmenthaltung, die etwa 25 Prozent erreichte. Anderseits, während die Liberalen strenge Parteidisziplin übten und sich nirgends gegenseitig bekämpften, traten in verschiedenen Wahldistrikten Antirevolutionäre gegen Christlich-historische, Katholiken gegen Katholiken auf, was jedenfalls den Sieg erschwerte. Dann sind bei den Stichwahlen die Liberalen dem Grundsatz treu geblieben, lieber für einen Sozialdemokraten als für einen Christlichen zu stimmen, während den christlichen Wählern Wahlenthaltung anbefohlen wurde. Zu all dem kommt für die christlichen Parteien noch der Umstand, daß die Holländer eingefleischte Freihändler sind. Trotzdem das Land immer ärmer wird, die Nationalindustrie in ihrer Entwicklung gehemmt ist und die Staatsfinanzen sich nicht in beneidenswerter Situation befinden, lassen

sie nicht von ihrem Ideal. Um all diesen Uebeln abzuhelfen, hatte das Ministerium Heemskerk einen Gesetzentwurf über die Zolltarifreform eingebracht und einem gemäßigten Schutzzoll Vorschub geleistet. Hier haben die liberalen Manchesterleute und ihre Presse eingesetzt und die Tarifreform bis aufs Messer bekämpft. Wie 1897 und 1905 fiel auch 1913 die christliche Mehrheit vor allem wegen ihrer schutzzöllnerischen Tendenzen.

Ueber kurz oder lang werden auch die Liberalen zu besserer Einsicht kommen; bislang freuen sie sich ihres Pyrrhussieges. Aber 38 Mandate von 100 stellen keine Mehrheit dar, die regierungsfähig ist und wohl oder übel sind nun die Liberalen auf die Mithilfe der Sozialisten angewiesen. Königin Wilhelmine hat die politischen Führer und auch den Sozialistenhäuptling Troelstra in Privataudienz empfangen und den freisinnigen Demokraten Bos mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut. Bos gehört der radikalen Gruppe des Liberalismus an, hat aber doch vor seinen Wählern erklärt, der Staat als solcher könne der freien konfessionellen Schule Zuschüsse nicht verweigern. Er ist also keineswegs ein radikal-sozialistischer Draufgänger. Das hat ihn allerdings nicht gehindert, den Sozialisten drei Ministerportefeuilles anzubieten. Anfangs schienen die Sozialdemokraten sehr geneigt, ein derartiges Angebot anzunehmen. Später meinten sie, nur ein Kongreß könnte die Frage lösen, und schließlich verwarfen sie jede Beteiligung an einem bürgerlichen Ministerium. Und infolgedessen will Herr Bos ein Kabinett nicht bilden. So liegen die Dinge. Holland ist wirklich in Not!

Jugendpflege und Jugendzeitschrift.

Von Anno Imbrecht.

Mit der Jugendpflege, die in wenigen Jahren zu einer Volksbewegung geworden ist, haben sich auch die Jugendblätter kräftig entwickelt. Selbstverständlich, eine große Bewegung ist heute ohne Presse nicht mehr denkbar. Jede Gruppe hat ihr Organ. Ihre Zahl wächst unausgesetzt und jeder Bund ist emsig um Ausbau und Verbreitung seiner Zeitschrift bemüht.

Auch auf katholischer Seite hat es an Eifer und Opfer für die Entwicklung einer charaktervollen Jugendpresse nicht gefehlt. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Wir besitzen im Norden und Westen in „Wacht", „Kranz", „Jung-Land" und im Süden in „Der treue Kamerad" und „Die gute Freundin"[1]) Jugendzeitschriften, die, was Inhalt und Ausstattung angeht, durchaus auf der Höhe stehen und zum Teil einen sehr ausgedehnten Leserkreis besitzen. Dennoch wird zweifellos die eminente Bedeutung der Jugendzeitschriften in weiten katholischen Kreisen immer noch nicht genügend erkannt. Das gilt besonders vom katholischen Süden, dessen Jugendzeitschriften sonst trotz ansehnlicher Erfolge doch eine viel günstigere Entwicklung genommen haben müßten. Es scheint daher im katholischen Interesse geboten, auf diesen wenig beachteten Punkt einmal nachdrücklich hinzuweisen. Wir haben dabei, wie sich aus obiger Aufzählung schon ergibt, ausschließlich die Pflege der volksschulentlassenen Jugendlichen beider Geschlechter zwischen 14 und 18 Jahren im Auge.

Die richtige Einschätzung der Jugendpresse können wir am besten von unseren radikalsten Gegnern lernen. Die Sozialdemokratie hat ihre „Arbeiter-Jugend", die im Vorwärtsverlag erscheint, in den vier Jahren ihres Bestehens auf eine Auflage von fast 100 000 gebracht und das, obwohl ihr die Gründung eigener Jugendvereine durch das Reichsvereinsgesetz untersagt ist, ein Erfolg, an den unsere Jugendzeitschriften, die fast ausschließlich als Obligatorium in unseren Jugendvereinen gehalten werden, bei weitem nicht heranreichen. „Der treue Kamerad", der in 450 süddeutschen katholischen Vereinen verbreitet ist, hat in seinem siebenten Jahrgang zirka 23 000, „Die gute Freundin" bei 120 Vereinen zirka 9000 Abonnenten erreicht.

Der badische Rotblockführer Dr. Frank sagte 1909 auf dem Leipziger Parteitage: „Die Gegner haben Angst vor unserer Jugendagitation, und das ist das beste Zeichen, daß wir auf dem rechten Wege sind. Hunderttausend neue Leser der „Arbeiter-Jugend" werden den Gegnern mehr Schrecken einflößen als eine halbe Million sozialdemokratischer Stimmen." (Beifall.) Das ist allerdings richtig. Wer sich die Mühe nimmt, einen Jahrgang der „Arbeiter-Jugend" durchzublättern, wird erschrecken bei dem Gedanken, daß all dieses Gift und dieser Haß von 100 000 jungen Menschenherzen aufgesogen wird. Hier wird der nackte Atheismus und Haeckelismus und die Hetze gegen Staat und Gesellschaft in jeder Nummer gepredigt. Das „Glaubensbekenntnis", das gleich in der zweiten Nummer des ersten Jahrgangs (1909 S. 24) steht, lautet:

„Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das."

Man mag sich hierüber entrüsten. Die Konsequenz hat die Sozialdemokratie jedenfalls für sich. Sie weiß, was man mit einer Jugendzeitschrift erreichen kann und wie sie sein muß, um die Jugend proletarisch zu durchsäuern und zu tatbereiten Genossen zu erziehen. Sie würde sich daher auch eine bürgerliche Zeitschrift für ihre Jugend unhöflichst verbitten, genau so, wie sie an der Arbeit ist, auch den letzten ihrer Jugendlichen aus den bürgerlichen Turn- und Sportvereinen herauszuholen. Tun wir Katholiken das auch? Oder glauben wir, daß eine interkonfessionelle Zeitschrift unseren Interessen an der Jugend genügen kann? Angesichts der Erfolge interkonfessioneller Neugründungen — „Jung-Bayern" z. B. schloß sein erstes Quartal mit einer Abonnentenzahl von rund 25 000 — drängt sich einem diese Frage doch mit Gewalt auf.

Es ist zunächst der Mangel an Geschlossenheit, der drauf und dran ist, uns in der Jugendzeitschriftenfrage sehr übel mitzuspielen. Viele wissen nicht nur nicht, was wir schon besitzen, sondern sind sich auch über Aufgabe und Notwendigkeit einer Jugendzeitschrift und über ihre Stellung innerhalb der Jugendpflege ganz im unklaren.

Daß die Jugendpflege als Erziehungstätigkeit an werdenden Menschen notwendig konfessionell sein muß und wir daher unbedingt und ausschließlich katholischer Vereine für unsere Jugendlichen bedürfen, diese Erkenntnis beginnt allmählich durchzudringen. Die Jugendzeitschrift ist nun aber ein wesentlicher Faktor der Jugendpflege und muß daher notwendig konfessionell sein wie diese. Das liegt auf der Hand. Wenn wir die farblose Presse für das erwachsene Volk für verderblich halten, dann doch gewiß für die unreife Jugend. Wir sehen hier ganz davon ab, daß diese Blätter, zum Beispiel die Pfadfinderzeitung und die Wandervogelzeitschriften, manches bieten, was wir für unsere Jugendlichen durchaus nicht empfehlen können, darauf kommt es uns gar nicht an. Hauptsache ist: Das religiöse Element kommt in diesen Blättern zu kurz und dadurch sind wir geschädigt. Freilich wollen auch die interkonfessionellen Jugendzeitschriften zur religiös-sittlichen Festigung des Charakters beitragen, also doch auf das religiöse Moment nicht verzichten. Aber das ist gerade das Bedenkliche; denn Religion ohne Konfession ist bekanntlich Konfusion. Wir haben so viel auf dem Herzen, was wir unseren jungen Leuten mit auf den Weg ins Leben zu geben haben, wir fühlen es tief, daß wir es ihnen bei den großen Gefahren für Glaube und Sitte, denen sie vielleicht nichts ahnend entgegengehen, nicht oft genug sagen können; wollen wir da auf die Gelegenheit, ständig durch ihr Organ zu ihnen zu sprechen, verzichten? Das kann uns doch wohl keiner zumuten. Wir wüßten zudem auch nicht, mit welchem Rechte wir später die Unterstützung der katholischen Presse von Leuten fordern könnten, denen wir selbst in ihrer Jugend ein konfessionsloses Blatt in die Hand gegeben haben.

Wir Katholiken stehen auf dem Standpunkte, daß die ganze Erziehungs- und Bildungsarbeit an den Jugendlichen religiös durchtränkt sein muß, und Gott sei Dank, daß wir auf ihm stehen. Er allein wird uns vor dem Fiasko bewahren, dem die vielgestaltige interkonfessionelle Jugendpflege über kurz oder lang entgegengeht. Bleiben wir diesem Standpunkte also auch in der Jugendzeitschriftenbewegung treu. Wir müssen zu Weihnachten und Ostern, im Maimonat und im Oktober, zu Peter und Paul und Allerseelen katholisch für unsere jungen Burschen und Mädchen schreiben können. Auch den bildenden und unterhaltenden Teil dieser Zeitschriften wollen wir von der Pflege des Einen Notwendigen nicht ausschließen. Desgleichen wollen wir in Wandern, Spiel und Sport unsere eigene Ansicht vertreten und endlich unsere Jugendlichen durch den ideellen Zusammenschluß mit hunderttausend Gleichgesinnten für unsere katholische Jugendbewegung begeistern. Es wäre unendlich beklagenswert, wenn der große

[1]) Redaktion und Verlag der süddeutschen katholischen Jugendschriften sind München 28, Pestalozzistraße 4, der übrigen M.-Gladbach, Volksverein.

Idealismus, der in diesen jungen Seelen schlummert, für unsere Sache verloren ginge.

Diese Worte sind nicht von einem quertreiberischen Ueberkatholizismus diktiert, sie entspringen auch nicht einem Uebelwollen gegen interkonfessionelle Jugendzeitschriften, von deren aufrichtiger Neutralität wir überzeugt sind; sie sind für uns von grundsätzlicher Notwendigkeit. Wir können und dürfen nicht anders. Mit demselben Rechte wie auf die Zeitschriften könnten wir und müßten wir konsequent auf unsere Organisationen verzichten und unsere Jugendlichen den interkonfessionellen Jugendvereinen zuführen. Und das würde auch von selbst so kommen, oder glauben wir, unsere Buben würden unseren Jugendvereinen treu bleiben oder ihnen beitreten, wenn sie durch konfessionslose Blätter ständig im entgegengesetzten Sinne bearbeitet werden? Hier gilt also: caveant consules!

Es ist eigentlich zu begrüßen, daß die Frage der Jugendzeitschriften einmal ins Rollen gekommen ist. Wo Kampf ist, da ist Leben. Möge die Propaganda zur Verbreitung interkonfessioneller Jugendblätter dazu führen, die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit unserer katholischen Jugendzeitschriften in die weitesten Kreise zu tragen. An so manchen kleinen Orten auf dem Lande ist es nicht möglich oder angängig, einen Jugendverein zu gründen, die Schulentlassenen straff zu organisieren, nun so organisiere man sie doch wenigstens lose und gebe ihnen wenigstens ein katholisches Jugendblatt in die Hand. Dann wachsen sie doch nicht ohne jede Jugendpflege auf. Gewiß, unsere Jugendblätter müssen noch ausgebaut werden, aber dazu bedarf es zunächst der Mithilfe, denn der Bezugspreis von 1 *M* für ein illustriertes Blatt ist so gering, daß nur der Massenbetrieb das Unternehmen fördern kann. Diese Blätter, die alles tun, den vaterländischen und königstreuen Sinn in der schulentlassenen Jugend zu pflegen und sie vor der Sozialdemokratie zu bewahren, hätten übrigens auch eine ministerielle Empfehlung sehr wohl verdient. Warum ignoriert man so wertvolle Helfer in einer Zeit, wo doch alles zur Jugendrettung geschehen soll?

In dem Aufruf für „Jung-Bayern" wird gesagt, „bei allen maßgebenden Kreisen sei längst das Verlangen nach einem Organ laut geworden, das die Jugend auf dem Boden des christlichen und nationalen Geistes zu sammeln verstünde." Nun, dann wissen diese „maßgebenden" Kreise eben nicht, daß diesem Verlangen in Bayern längst ausgiebig Rechnung getragen ist. Oder tun das die konfessionellen Jugendzeitschriften nicht oder kann das vielleicht nur auf interkonfessionellem Wege geschehen? Wir möchten doch ergebenst bitten, sich diese Fragen zu beantworten, ehe man Dinge unternimmt, die den Verdacht eines gefährlichen Interkonfessionalismus gegen uns nur nähren können.

Lassen wir es uns gesagt sein: was wir heute durch die konfessionelle Jugendpflege nicht erfassen, das fehlt uns in den dreißiger und vierziger Jahren an bekenntnis- und königstreuen Männern und Frauen. Die Zeiten haben sich eben radikal geändert. Die sozialdemokratische Jugendbewegung setzt auch schon auf dem platten Lande ein. Der Kampf um die Jugend war nie so akut in der Weltgeschichte. Machen wir die Nutzanwendung auf unsere Jugendpresse.

Erinnerung . . .

Zu deinen Füssen kniet' ich
Im Abenddämmerschein —
Durchs hohe Bogenfenster
Kam leis der Mond herein.
Auf deine stillen Züge
Legt er sein mildes Licht,
Wie eine weisse Blume
Schien mir dein Angesicht.
Um deine schmalen Hände
Wob er den seidnen Glanz,
Er flocht zu flücht'gem Spiele
Dir einen Silberkranz.
Und meine Wünsche schliefen.
Sie schliefen glückverweht, —
Nur meine Seele wachte
Und träumte ein Gebet . . .

E. Taufkirch.

Dem „Evangelischen Bund" ins Stammbuch.

Von Kaplan G. Blum, Koblenz.

Die Zeitschrift „Evangelischer Bund" Juli 1913, Nr. 7, brachte eine Schmähung des katholischen Klerus, deren Gipfel in folgender Partie erreicht wurde

„Ein Beichtstuhl steht auf deutscher Erde. . . . Und vor dem Beichtstuhl kniet das deutsche Mädchen. Seine Augen strahlen noch sonnige Unschuld der Kindheit. Aber da zischelt die Zunge aus dem Beichtstuhl. Es sickert der unreine Strom jesuitischer Lüsternheit und Unmoral in die ahnungslose Seele. Da wird versehrt, was gut und fromm war, da wird die deutsche Herzensreinheit befleckt und beschmutzt, da wird das frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches verwischt unter fremder, unverstandener Schrift."

In der Be- und Verurteilung dieser Begeiferung des katholischen Klerus — man vermißt die Abwehrstimmen aus dem jenseitigen Lager — schien mir ein Punkt, und schier der verwundbarste, noch nicht berührt. Der Verfasser hat sich auf das „frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches" berufen, das im Beichtstuhl unter „fremder unverstandener Schrift verwischt" werde. Was lag näher als dies „frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches", d. h. der Werke Luthers im Original, in Punkto „Sittlichkeit" reden zu lassen? In diesem Gedanken sandten wir der „Allgemeinen Rundschau" eine Zuschrift, in der wir die Aussprüche Luthers 1. über die Unmöglichkeit der Keuschheit und Ehelosigkeit, über Mittel gegen Versuchungen; 2. über die Ehe, das Eheleben, den Zweck des Weibes, die Einehe und die Polygamie; 3. über Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Anstand in Denken, Reden und Lektüre dem gegenüber stellten, was die „jesuitische Unmoral und Lüsternheit" über dieselben Punkte lehrt. Die Zitate aus Luthers Werken, unsere Feder hatte sich gegen die Niederschrift der Unflätigkeiten gesträubt, waren wörtlich und drastisch, wie die Worte klingen, aus den Werken der neuesten und bedeutendsten Lutherforscher — Denifle und H. Grisar — genommen. In der Einleitung der Zuschrift hatten wir gesagt: „Man mag uns verzeihen, daß wir das Lutherbuch nicht „verwischen unter fremder unverstandener Schrift", sondern sprechen lassen „gut und rein und fromm". Bitten auch gleichzeitig jeden christlichen Vater und jede deutsche Mutter, ihr „deutsches Mädchen, dessen Augen noch sonnige Unschuld strahlen" um des Himmelswillen das „Lutherbuch" nicht lesen zu lassen, weil ihnen — Eltern und Kindern — die „jesuitische Lüsternheit und Unmoral" solches verbietet." Diese Bedenken veranlaßten die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" die Zuschrift zu retournieren mit folgender Begründung: „So gerne wir im Interesse der Sache Ihren Artikel aufnehmen möchten, so haben wir doch gegen den Inhalt die schwersten Bedenken. Sie wollen berücksichtigen, daß die „Allgemeine Rundschau" auch in die Hände von Frauen und Unerwachsenen gelangt — wie uns noch dieser Tage mitgeteilt wurde, wird sie vielfach auch den sogenannten Lesemappen beigelegt. Deshalb glauben wir nicht, daß wir die in dem Artikel mitgeteilten Stellen, die in einem wissenschaftlichen Werke gewiß am Platze sind, in einem der breitesten Oeffentlichkeit zugänglichen Organ veröffentlichen dürfen. Wir stellen Ihrer . . . geneigten Erwägung anheim, ob sich nicht auf eine — wenn wir so sagen dürfen — unverfänglichere Weise derselbe Zweck erreichen läßt."

Diesen Zweck glauben wir hiermit erreicht zu haben und bitten jeden, der an der Stichhaltigkeit der Gründe der „Allgemeinen Rundschau" für die Ablehnung des Abdruckes einzelner Partien des „Lutherbuches" Zweifel hegt, die betreffenden Partien aus den genannten Autoren nachzulesen. Aber die Schlußbemerkung unserer ersten Zuschrift möchten wir noch hierhersetzen: Hoffentlich bringt die Zeitschrift „Evangelischer Bund" anstatt der beschriebenen zwei Bilder von Meister Reinick und ihrer Gegenstücke bald den einen oder anderen der angeführten Holzschnitte — es handelte sich um die „Abbildung des Papsttums", von Luther selbst als „Testament" bezeichnet — und einzelne vorstehende Zitate zum Abdruck, damit ihre jungen Leserinnen ein Lutherbuch lesen können im Original „ganz unverwischt, ganz rein und gut und fromm". Vielleicht wird die eine oder andere bei dieser Lektüre ähnliche Eindrücke erleben, wie eine mir bekannte gebildete Dame, die, in streng evangelischen Kreisen und Vorurteilen aufgewachsen, durch die Lektüre der Schriften Luthers in ungereinigter Ausgabe zur Konversion bewogen wurde.

Also noch einmal: nur die Scheu vor „den Augen, die noch Unschuld strahlen", verbietet uns, diesen Stammbuchvers in diesem Organ mit den Originalstellen zu belegen.

Programm der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Metz (17.—21. August 1913).

Samstag, den 16. August 1913. Abends von 7—8 Uhr: Feierliches Glockengeläute von allen Kirchen der Stadt.

Sonntag, den 17. August 1913. Vormittags 9½ Uhr Pontifikalamt in der Kathedrale zur Anrufung des Hl. Geistes. Um 9, 10 und 11¾ Uhr hl. Messen in der Festhalle, besonders für die Teilnehmer des Festzuges. In allen Kirchen der Stadt hl. Messen um 11½ Uhr, in der Kathedrale um 11 und 12 Uhr. Vormittags 11 Uhr: Erste geschlossene Versammlung im Festsaal des Hotel Terminus am Kaiser Wilhelm-Ring. Nachmittags 2 Uhr: Festzug der katholischen Vereine. Im Anschluß daran Festversammlungen der Vereine in verschiedenen Lokalen. Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung in der Festhalle.

Montag, den 18. August 1913. Vormittags 8 Uhr: Pontifikalamt zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, der Patronin der Generalversammlung, in der Kathedrale. Vormittags 9¼ Uhr: Versammlung der „Organisation der Katholiken Deutschlands zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung" in der Festhalle. (Eintritt frei.) Vormittags 9¼ Uhr: Generalversammlung der "Union populaire" (Volksverein) für das katholische Lothringen im Festsaal des Hotel Terminus; in französischer Sprache. (Eintritt frei.) Lundi matin 9 h ¼: Assemblée générale de l'Union populaire catholique lorraine à la salle des fêtes de l'Hôtel Terminus. (Entrée libre.) Vormittags 11 Uhr: Zweite geschlossene Versammlung im Festsaal des Hotel Terminus. Nachmittags 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Hotel Terminus und im Hotel Royal. Nachmittags 3 Uhr: Erste öffentliche Versammlung mit französischen Vorträgen im Festsaal des Hotel Terminus. Lundi après-midi 3 h.: Première grande réunion publique avec discours français à la salle des fêtes de l'Hôtel Terminus. Nachmittags 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der Festhalle.

Dienstag, den 19. August 1913. Vormittags 8 Uhr: Heilige Messen in allen Kirchen der Stadt. Vormittags 9 Uhr: Ausschußsitzungen in französischer Sprache in den kleinen Sälen des Hotel Terminus. Mardi matin 9 h.: Séances des commissions dans les petites salles de l'Hôtel Terminus. Vormittags 9½ Uhr: Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in der Festhalle. (Eintritt frei). Vormittags 11 Uhr: Dritte geschlossene Versammlung im Festsaal des Hotel Terminus. Nachmittags 2½ Uhr: Sitzung der Ausschüsse im Hotel Terminus und Hotel Royal. Nachmittags 3 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung mit französischen Vorträgen im Festsaal des Hotel Terminus. Mardi après-midi 3 h.: Deuxième réunion publique avec discours français à la salle des fêtes d'Hôtel Terminus. Nachmittags 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der Festhalle.

Mittwoch, den 20. August 1913. Vormittags 8 Uhr: Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Generalversammlungen in der Kathedrale. Vormittags 9 Uhr: Ausschußsitzungen in französischer Sprache im Hotel Terminus. Mercredi matin 9 h.: Séances des commissions à l'Hotel Terminus. Vormittags 9½ Uhr: Allgemeine Missionsversammlung in der Festhalle, veranstaltet vom 1. Franziskus-Xaverius-Verein, 2. Werk der hl. Kindheit, 3. Ludwigs-Missionsverein, 4. Afrika-Verein, 5. Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, 6. St. Petrus-Claver-Sodalität. (Eintritt frei). Vormittags 11 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung im Festsaal des Hotel Terminus. Nachmittags 2½ Uhr: Sitzung der Ausschüsse im Hotel Terminus und im Hotel Royal. Nachmittags 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung in der Festhalle. Abends 8 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung mit französischen Vorträgen in der Festhalle. Mercredi soir 8 heures: Troisième réunion publique avec discours français au grand hall du Congrès.

Donnerstag, den 21. August 1913. Vormittags 7 Uhr: Heilige Messen in allen Kirchen der Stadt nach den Intentionen des Bonifaziusvereins. Vormittags 8 Uhr: Fünfte geschlossene Versammlung in der Festhalle. Vormittags 10 Uhr: Vierte öffentliche Versammlung in der Festhalle. Nachmittags 2½ Uhr Festmahl im Festsaal des Hotel Terminus.

Die Ausschußsitzungen am Montag, Dienstag und Mittwoch, nachmittags 2½ Uhr, die in den beiden nebeneinander liegenden Hotels Terminus und Royal stattfinden, sind auf folgende Weise verteilt: 1. Ausschuß für kirchliche Fragen und Generalversammlung: im Hotel Terminus, 1. Stock, kleiner Ausstellungssaal. 2. Ausschuß für soziale Fragen: im Hotel Terminus, 1. Stock, großer Ausstellungssaal. 3. Ausschuß für christliche Caritas: im Hotel Royal. 4. Ausschuß für christliche Bildung: im Hotel Terminus, Erdgeschoß.

Abends von 8½ Uhr ab ist auf der Esplanade Konzert und Beleuchtung. An einem der Abende wird auf der Symphorieninsel Feuerwerk abgebrannt.

Der vierte nationale Katholikenkongreß in Plymouth.

Von Dr. H. Traugott Schorn, London.

Westward Ho! war die Parole der englischen Seefahrer und Kolonisatoren, die von Plymouth, dem Hauptstapelplatz Devonshires und dem eigentlichen Ausgangspunkt der englischen Weltmacht aus in die See stachen. Westward Ho! war auch in den Julitagen die Parole der englischen Katholiken, die von Lands End bis zum Loch Shin und Firth of Forth, vom alten Hastings bis zu den Buchten von Argyll und Inverneß geistig den Blick nach der alten Hafenstadt richteten, in der einst jugendliche Tatkraft und Energie ein unbegrenztes Feld selbstsicherer Entwicklung fand! Westward Ho! war aber auch im Juli der stille Gedanke aller ernst denkenden Andersgläubigen und Politiker, die den Gefahren eines skrupellosen Materialismus gegenüber alle Faktoren im öffentlichen Leben unterstützen, denen die Reinheit des Privat- und Familienlebens, die Erhaltung von Staats- und Gesellschaftsordnung und der Glaube an das Walten einer höheren göttlichen Macht die Hauptbedingungen einer weiteren Entwicklungsmöglichkeit unserer Kultur sind. Dieser Gedanke war es auch, der einen protestantischen Prediger Plymouths veranlaßte, während des sonntäglichen Gottesdienstes öffentlich mit seiner Gemeinde für den Erfolg des Kongresses zu beten, was der Jesuitenpater C. C. Martindale gelegentlich einer Kongreßsitzung der Catholic Truth Society den Anwesenden bewegt berichtete.

Es scheint, als ob weitgreifende organisatorische Ideen die Wahl der katholischen Kongreßstädte bestimmen. Wie der Katholikentag zu Norwich im letzten Jahre an das erste Aufblühen der katholischen Kirche an der englischen Nordseeküste zur Zeit der alten sächsischen Könige erinnerte, so weist Plymouth sowohl auf die katholische Missionsarbeit über See als auch auf den Höhepunkt katholischen Kirchenlebens im Mittelalter hin. War es doch der Bischof von Bath und Wells aus dem benachbarten Somerset, der im Jahre 1521, also vor beinahe 400 Jahren, als Gesandter Heinrichs VIII. vor versammeltem Konsistorium in Gegenwart aller Botschafter und Kardinäle in Rom also sprach: „Andere mögen in betreff ihrer Nationen sprechen. Mein England aber — darin besteht kein Zweifel — hat sicherlich niemals Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien oder selbst Rom im Dienste Gottes und der christlichen Glaubenslehre und im Gehorsam gegen die heilige römische Kirche etwas nachgegeben." Zwölf Jahre später erfolgte die Trennung des Königs von Rom und der Beginn jener schweren Leidenszeit, die bis in das 19. Jahrhundert hinein dauerte. Die eigentliche geschichtliche Perspektive kam auf dem Katholikenkongresse in der umfassenden Rede des Abbé Gasquet O. S. B. zum Ausdruck, der die Zeit der Verfolgungen in Cornwall und Devonshire schilderte, wo unzählige Blutzeugen für ihren Glauben ihr Leben ließen und jede katholische Lebensäußerung mit solch fanatischem Haß unterdrückt wurde, daß es im Jahre 1686 nur noch 300 Katholiken in den beiden Grafschaften gab. Unter Todesstrafe war der katholische Gottesdienst untersagt und selbst die Erteilung der Sakramente machte eine irrsinnig gewordene Gesetzgebung unmöglich. Kein Wunder, daß der als apostolischer Vikar des westlichen Englands tätige Bischof Walmesley im Jahre 1770 in sämtlichen ihm anvertrauten Grafschaften, zu denen Hereford, Gloucester, Somerset und Wiltshire gehörten, kaum mehr als 3000 Katholiken zählte, unter denen 37 Geistliche als Seelsorger tätig waren. Traurige Bilder waren es fürwahr, die der bekannte Historiker vor unseren Augen entrollte, Bilder, die uns jedoch untrüglich den Beweis erbrachten, daß eine Vorsehung über Staaten und Königen waltet, die fein berechnetes Menschenwerk mit Leichtigkeit zerstört und trotz aller politischen Maßnahmen noch immer die Geschicke dieser Erde lenkt und entscheidet. Wie sehr strafte doch der Katholikenkongreß diese menschlichen Verirrungen fanatischer Politiker Lügen! An dem zwischen den Sitzungstagen fallenden Sonntage hatten sich die katholischen Soldaten und Matrosen Plymouths in der Kathedrale zusammengefunden, wo der Kardinalerzbischof in seiner Predigt von den Pflichten eines katholischen Soldaten sprach, der nur im Zeichen des Kreuzes seine schweren Berufspflichten gewissenhaft erfüllen und seinem Könige und Volke den schuldigen Dienst leisten kann. Wie viel Gutes könne gerade er durch sein Beispiel daheim und in der Fremde leisten, in der Fremde, wo er in heidnischen Ländern mitunter als Repräsentant des Christentums in erster Linie betrachtet würde und bei schlechtem Vorbilde unsäglichen Schaden religiös und politisch anrichten könne.

Wie vornehm und patriotisch erscheint doch hier der englische Kardinal dem kleinlichen Treiben moderner Fanatiker wie Sir Edward Carson gegenüber, die in dem irischen Ulster ungestraft Auflehnung gegen die Staatsgesetze proklamieren!

Aber auch apologetische, soziale und künstlerische Fragen wurden auf dem Kongresse von sachkundigen Rednern behandelt. Die Trennung von Rom war einst viel mehr noch das Werk schlau berechnender Staatskunst als brutaler Gewalt, da die Kirchenbewegung für Heinrich VIII. eine Machtfrage war und er die katholische Lehre mit seiner Person als Oberhaupt erhalten wissen wollte. Deshalb waren auch weite Kreise des englischen Volkes sich der revolutionären Kirchenänderung kaum bewußt, da man das heilige Meßopfer darbrachte, Sakramente spendete und Glaubenslehren verkündete, wie dies seit Jahrhunderten geschah. Allerdings fanden die Lehren der Reformation unter Eduard VI. und der Königin Elisabeth in der englischen Staatskirche Eingang, in der sich seitdem zwei Strömungen geltend machten: die hochkirchlich-orthodoxe und die puritanische. Während die zweite dem Katholizismus feindlich entgegentritt, ist die erste mit dem katholischen Leben mehr verwandt, als man vielfach annimmt, und hält auch an einer gewissen inneren Glaubenseinheit fest. Die hochkirchlich-orthodoxe Richtung glaubt zudem alle Bestandteile einer wahren Kirche zu besitzen und zeigt sich einer Aussöhnung mit der römisch-katholischen Kirche bei näherer Berührung geneigt. In den Predigten ihrer Geistlichen wird vielfach der Primat des heiligen Petrus anerkannt und in einem Kirchenliede selbst die Idee eines bestehenden Schismas in dem Verse zurückgewiesen:

„We are not divided,
All one body we;
One in hope and doctrine,
One in charity.“

Man bemüht sich daher auf katholischer Seite mit Takt und Entgegenkommen, Gläubige hochkirchlicher Richtung für das aufgegebene römisch-katholische Kirchenleben zurückzugewinnen und wie es scheint, mit wachsendem Erfolge. Von diesem Gedanken beseelt, erörterte auch Monseigneur Bickerstaffe die strategisch-theologische Frage einer weiteren Ausbreitung katholischen Lebens in der anglikanischen high church, während andere Redner die einzelnen taktischen Methoden mit großem Geschicke behandelten.

Arbeiterfragen streifte der Bischof von Northampton Dr. Keating sowie Mr. James Barrel, ein Führer der katholischen Gewerkschaften in England, der ausdrücklich betonte, daß die Parteimitglieder in keinem Gegensatze zur englischen Arbeiterbewegung stehen, nichtsdestoweniger aber auch an ihren katholischen Grundsätzen festhalten. Für katholische Gefangene aber zeigte ein Gefängnisgeistlicher, Rev. A. J. O. Soughlin aus Portland ein sympathisches Verständnis, der die Methoden entwickelte, durch die entlassene Gefangene als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgewonnen werden können.

Da wir aus dem eisernen 19. Jahrhundert allmählich in ein neues papierenes Zeitalter gelangen, worin schon jetzt häufig Feder und Druckerschwärze mächtiger sind als Bajonett und Pulver, war natürlich auch die Pflege der katholischen Presse und Literatur auf dem Katholikenkongresse ein Gegenstand besonderer Beratung, da ihre Organe gleichsam den modernen Telegraphendienst der katholischen Sache ausüben und den Worten der katholischen Führer durch ihre Resonanz das Gewicht verleihen, das dieselben verdienen. Warm vertrat vor allem der Kardinalerzbischof Dr. Bourne die Idee der Errichtung eines internationalen katholischen Preßbureaus, das die Katholiken der einzelnen Länder in innigeren Verkehr bringen und namentlich gegnerische Angriffe infolge guten Lokaldienstes erfolgreich abwehren solle.

So stellt in der Tat der Katholikenkongreß ein hochbedeutsames Ereignis dar und rechtfertigt auch einen geschichtlichen Rückblick. Trug doch der Lordmayor bei der großen Eröffnungsfeier dieselbe Amtskette, die zur Zeit der Königin Elisabeth Sir Walter Raleigh als Mayor von Plymouth schmückte, und war es doch im benachbarten Somerset, wo nach alter Ueberlieferung Joseph von Arimathäa im Jahre 63 n. Chr. in Bridgwater im Besitze des heiligen Grals ans Land stieg, um in Glastonbury die älteste Kirche Englands zu bauen. Die Zeiten haben sich geändert. Nicht mehr gegen heidnischen Druidenkult und nordische Götter, sondern gegen die Tagesgötzen einer religions- und autoritätslosen Konvention und eines ideallosen Materialismus kämpft heute die Kirche ihren Kampf, vielleicht unter schwierigeren Verhältnissen als einst, wo irische und sächsische Mönche den eingesessenen Heiden, in deren Brust der Trieb nach Wahrheit schlummerte, das Evangelium verkündeten!

Heide.

Ich höre tausend Stimmen
Von tausend fleissigen Immen,
Ein altvertrauter Klang,
Der irgendwann und irgendwo
Schon einmal ähnlich oder so
Mir in die Seele drang.

Das summt in feinen Chören
In Birken und in Föhren,
Im roten Heidekraut,
Das mittagsmüd, weithin gedehnt
In lauter Sonne sinnt und sehnt
Wie eine stille Braut.

Von Bienen, Hummeln, Käfern
Die vielen Stimmen schläfern
Mich und die Heide ein.
Die Welt ist mir schon lang entrückt,
Ich lausche, in mir selbst entzückt,
Still in mich selbst hinein.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Zersplitterung unserer Kräfte.

Von Dr. H. Rost, Augsburg.

Es darf als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden, daß auf katholischer Seite im Gegensatz zu früher ein regeres literarisches Leben eingesetzt hat. Ein Beweis für diese Behauptung ist die reichhaltige Erzeugung unserer katholischen Verleger auf allen Gebieten, die Entstehung neuer und der Ausbau alter Zeitschriften nach Inhalt und Form. Wir befinden uns ohne Zweifel in einem geistig-literarischen Aufschwunge. Einige Sterne erster Größe leuchten an unserem Literaturhimmel: M. Herbert, Handel-Mazzetti, Heinrich Federer, Anna v. Krane und Paul Keller, von zahlreichen Sternen zweiter und dritter Größe ganz abgesehen. Auch auf wissenschaftlichen Gebieten gehen die Leistungen der Katholiken erheblich in die Höhe. Wir erinnern nur an unser vortreffliches Staatslexikon, das mitten im Drucke aus einer dritten in eine vierte Auflage sich umwandeln mußte, an das Herdersche Konversationslexikon, an die Sammlung Kösel, an das im ersten Band vorliegende Habbels Konversationslexikon, an das Roloffsche Lexikon der Pädagogik, an Peschs Nationalökonomie, an die zahlreichen Veröffentlichungen der Görresgesellschaft, an unsere herrlichen apologetischen Werke von Hettinger, Weiß, Schanz, Mausbach usw. Wir sind gewachsen hinsichtlich der literarischen Erzeugung auf allen Gebieten und hinsichtlich des geistigen Wertes unserer Leistungen.

So erfreulich diese Tatsachen sind, so beschleicht den genauen Beobachter dieser literarischen Entwickelung im Hinblick auf manche Erscheinungen ein unangenehmes Gefühl, welches seinen Grund hat in der Zersplitterung unserer Kräfte. Es ist ja naturgemäß eine gewisse Konkurrenz nützlich und notwendig, und es kann keinem Verleger verübelt werden, wenn er glaubt, mit seinen Autoren ein Unternehmen ins Leben rufen zu müssen, dem ein anderer eventuell nicht gewachsen ist. Aber gerade auf katholischer Seite ist eine Zersplitterung der Kräfte von großem Nachteil, weil unser Publikum trotz des eingangs erwähnten Aufschwungs noch lange nicht in dem Maße kaufkräftig und kauflustig ist, als das beim protestantischen und israelitischen Leserpublikum beobachtet werden kann. Es ist ohne Zweifel eine gewisse Konzentrierung und ein Austausch bezüglich der literarischen Produktion seitens unserer katholischen Verleger notwendig. Dies dürfte jedermann einleuchten, wenn er den Verfasser dieser Betrachtung ein wenig anhört. Durch konkrete Beispiele seien unsere Ausführungen erhärtet.

Vor einigen Wochen ging die Klage durch die Blätter, daß das populärwissenschaftliche Organ Natur und Kultur in München, das unter großen Opfern seiner Aufgabe vollauf gerecht wird, in der Schöpfung, die im Rheinland erscheint, eine Kon-

kurrenz erhalten hat. Noch nicht genug, auch in Trier beginnt noch ein weiteres Blatt, mit dem gleichen Zwecke der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse auf katholischer Grundlage, die Albertblätter, zu erscheinen. Da taucht sofort die Frage auf, wie lange werden sich diese drei Konkurrenzunternehmungen halten? Die alte hochangesehene, strengwissenschaftliche Revue Natur und Offenbarung auf katholischer Grundlage hat ihr Erscheinen einstellen müssen, drei Konkurrenzblätter werden jetzt um Abnehmer ringen. Das ist unsere Lage auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur.

Welch eine riesige Zersplitterung herrscht nicht auf dem Gebiete der katholischen Missionszeitschriften. P. Schlager gibt in Nr. 11 des Literarischen Handweisers eine kurze Uebersicht über die wichtigeren deutschen Zeitschriften und ist in der Lage, deren rund 40 aufzählen zu können. Wenn man ferner berücksichtigt, welch eine Zahl von Kalendern alljährlich das katholische Volk überschwemmt, unter welchen nicht gerade immer Gediegenheit in der Ausstattung und Erhabenheit im Inhalt zu finden sind, so hat man eine ungefähre Ahnung von der Zersplitterung unserer Kräfte sowohl seitens der Produktionsstellen, wie seitens des kaufenden Publikums.

Wäre es ferner nicht im Interesse unserer Jugendzeitschriftenliteratur gelegen, wenn die Hauptverleger in Trier, Donauwörth und M.-Gladbach mit ihren vielfachen Zeitschriften einmal eine gegenseitige Abgrenzung und Einigung herbeiführen würden?

Unserm vollwertigen Hochland, das eine gewaltige Bresche in die Mauer der Vorurteile unserer Gegner gelegt hat, steht zur Seite der Aar, nicht als Konkurrent. Der Aar kann und soll als ein Gegenstück der Monatshefte von Westermann und Velhagen und Klasing gelten. Mehr als diese beiden Monatsschriften auf höherer geistig-kultureller katholischer Grundlage können die Katholiken nicht „verkraften". Daneben besteht aber nun noch die Walhalla, deren Zweck durch Hochland und Aar aber vollkommen erfüllt ist.

Von unseren schöngeistigen Zeitschriften ist zu berichten, daß sie nicht gerade an Ueberfluß an Beziehern leiden. Wir besitzen den Gral, Ueber den Wassern, die Gottesminne, Die Dichterstimmen der Gegenwart, Zeitschriften aus verschiedenen Ursachen und mit gesonderten Zielen zwar entstanden, aber doch unter dem Gesichtspunkte einer einheitlichen Weltanschauung arbeitend. Es wäre im Interesse unseres Ansehens in der gesamten Literaturwelt besser, wenn unter diesen Zeitschriften eine geeignete Fusion eintreten könnte, damit Leistungsfähigkeit und Einfluß auf Grund einer größeren Lesermasse sich steigern könnten. (Wie wir bestimmt wissen, ist in den letzten Tagen bereits eine Verschmelzung einiger dieser Zeitschriften eingetreten. D. Verf.)

Nehmen wir ein neues Gebiet: die Musik. Wir besitzen an kirchenmusikalischen Zeitschriften die Gregorianische Rundschau, die Musica sacra, das Cäcilienvereinsorgan, die für die Bedürfnisse der kirchenmusikalischen Welt wohl hingereicht hätten. Da tritt nun eine neue Monatsschrift für Kirchenmusik Musica Divina auf den Plan, welche allerdings für Wien und Oesterreich Einfluß und Verbreitung sucht, die aber doch für die bestehenden Organe eine empfindliche Konkurrenz darstellt. Eine Verschmelzung dieser neuen mit einer der obigen alten Zeitschriften wäre entschieden für beide Teile von Vorteil.

Aehnlich liegen die Verhältnisse auch auf sozialwissenschaftlichem Gebiete. Der Volksverein in M.-Gladbach gibt die Soziale Kultur heraus, der Verband der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands in München die Soziale Revue und in der Schweiz erscheint die Monatschrift für christliche Sozialreform, die in der Hauptsache von Mitarbeitern und Abonnenten aus Deutschland unterhalten wird. Welch eine hervorragende wertvolle sozialwissenschaftliche Monatsschrift könnte entstehen, wenn es gelänge, alle drei genannten Zeitschriften in eine einzige zu verschmelzen! Dann hätten die Sozialistischen Monatshefte und andere gegnerischen Organe ein bedeutendes Gegenstück. Damit soll natürlich nicht etwa der bisherige Wert der genannten drei Organe irgendwie herabgesetzt werden.

Wer die Augen aufmacht, der entdeckt deutlich, daß in unserem Lager wirklich viele Kräfte zersplittert werden, wo Konzentration und Vertiefung der Kräfte viel heilsamer wären. Lediglich die Stärkung der Kulturkraft der deutschen Katholiken auf allen Gebieten ist der Zweck, dem die vorstehenden Anregungen dienen sollen. Vielleicht trägt eine Aussprache über die angeschnittenen Punkte zur Klärung der Sachlage noch mehr bei.

Zentenarfeier der Geburt Adolf Kolpings.

Von Dr. Ludwig Schiela, München.

Man hat ihn begraben hier unter dem Stein,
Doch schließet der Stein seine Liebe nicht ein!

Das war keine Jubelfeier, wie sie reklamehaft ausposaunt werden mußte, das war nicht künstliche und gemachte Freude, wie sie am 20. Juli in Köln sich zeigte. Wie hätten so weite Entfernungen sonst überwunden und solche Opfer gebracht werden können, daß im Festzug am Sonntag, der durch den Gesellenverein Elberfeld mit der alten Kolpingsfahne eröffnet wurde, unter den 450 Vereinen mit 20000 Gesellenvereinsmitgliedern Abordnungen aus den verschiedensten Städten des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Hollands, Belgiens sich befanden, ja sogar aus Chicago, London, Newyork, Paris, Stockholm. Auch die teilnehmenden Ehrengäste, allen voran Erzbischof Dr. Felix von Hartmann, Regierungspräsident und Oberbürgermeister der Stadt Köln, bekundeten das große Interesse an der Kolpingssache auch in höheren und höchsten Kreisen.

Was mag wohl der schlichte Wanderbursche, der vielleicht eben an diesem Tage beim Gesellenvater Kolping in Köln eingetroffen, vom Gesellenvereine und seiner Bedeutung im sozialen und öffentlichen Leben der Gegenwart gedacht haben? Nicht nur, daß er ein großes, fast vornehmes Haus an Stelle des alten „Kolpinghauses" gefunden — so war das Jubelfest des hundertsten Geburtstages Vater Kolpings mit der Einweihung und Eröffnung des neuen „Kolpinghauses" in der Breitestraße zu Köln zum Doppelfest gestempelt — auch daß so viele, herrliche Worte aus dem Munde der höchststehenden Persönlichkeiten in Kirche und Staat gesprochen wurden, mußten jeden mit Liebe und Freude erfüllen. „Als Kind habe ich oft auf den Knien Kolpings gesessen," so führte Oberbürgermeister Wallraf beim Festakte aus, „den bis zu seinem Tode innige Freundschaft mit meinem Vater verband. Schon damals habe ich empfunden, welche wunderbare Macht in seinen Augen lag. Pflicht und Ernst, eine große Herzensgüte und Liebe sprachen aus diesen. Mit diesen Gaben hat Kolping besiegt, was ihm in seinem Wirken widerstand."

Doch sollte der Jubel auch hinausdringen in die breiteste Oeffentlichkeit und nicht nur den Gesellen ihren Vater nahe bringen. Deshalb feierten am Nachmittage in den fünf Festversammlungen die Hauptredner Adolf Kolping zumeist als Führer des Volkes. Ueberaus eindrucksvoll war vor allem die herrliche Rede des bekannten Professors Dr. Meyers-Luxemburg, welcher den großen Volksführer darstellte in seiner Herrschergröße, die er besessen dank seiner Fühlung mit dem Volke, dank seines festen Charakters und seines großartigen Welten- und Zeitenblickes, wie auch seines kühnen Mutes, um zu schließen mit dem bekannten Worte des sterbenden Gesellenvaters: „Herr, lehre sie dankbar sein!" Die Tausende, die an diesem Jubeltag ihre Fahnen vor Kolpings Standbild gesenkt und ihr Gebet an seinem Grabe verrichtet haben, sind dieses Wortes eingedenk geblieben.

Und wie zur Bestätigung der herrlichen Gedanken brach die Menge spontan und mächtig mit heller Begeisterung in das Kolpingslied aus. Wie volkstümlich übrigens dieses Lied besonders in Köln ist, konnte man dieser Tage erleben, am rührendsten an jenem stillen Abend nach der vom Herrn Erzbischof selbst abgehaltenen eucharistischen Feier in der Grabkirche Vater Kolpings, vor dem sinnig und stimmungsvoll beleuchteten und geschmückten Kolpingsdenkmal, einem herrlichen Schmuck der Stadt. Nichts war vorgesehen: manche gingen unter dem tiefen Eindrucke der Worte des Herrn Erzbischofes auf der Kanzel an die Gesellen: „Nimm das Kind und seine Mutter . . .!" mit ernsten Gedanken nach Hause, da bricht es mit einem Male aus kräftigen Männerkehlen tausendstimmig mit Wucht und Wärme durch das nächtliche Dunkel der flimmernden Straßenlichter:

War einst ein braver Junggesell,
Er lebe ewig hoch! . . .

Damit ist wohl am besten der Festcharakter geschildert: Das Spontane und Einmütige, das Universelle und Herzliche; das war ein Festtag, inhaltsvoller Festtag, fortreißende und tiefgreifende Feststimmung. Doch sollte dieser Jubel auch verdichtet werden zu praktischen Konsequenzen, mußte auch programmatisch das Werk des Gesellenvaters dargelegt und von neuem der Welt verkündet werden. Das geschah am zweiten Tage in der stark überfüllten Versammlung durch die Referate über die religiösen und sozialen Aufgaben der Gesellenvereine. In diesen Referaten wurde nicht das Programm revidiert, sondern in neuer Form Kolpings Ideen dargestellt: „Der Weg zur Kirche und zur Kommunionbank, der Weg zur Arbeit und zum Gesellenverein, das sind die Wege des katholischen Gesellen, die ihn glücklich und zufrieden machen im Leben und ihm eine gute Zukunft verbürgen." Nachdem die Festteilnehmer sich schon nach allen Richtungen zerstreut hatten, blieben die Präsides im Festsaale versammelt zur 16. Konferenz der Präsides des Gesamtverbandes, um in dreitägiger ernster Beratung die Aufgaben des Gesellenvereins in den neuen Zeitverhältnissen zu besprechen und die Richtlinien für erfolgreiche Weiterarbeit aufzustellen. Die Verhandlungen bedeuteten einen mächtigen Schritt vorwärts in der katholischen Jungmännerorganisation der Gegenwart.

Das Alter des Gesellenvereins, seine sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen, sein im besten Sinne moderner Geist, sowohl was das religiöse wie berufliche Leben anlangt, wie auch seine 400 Ledigenheime und 220000 Mitglieder werden ihm seine führende und umfassende Stellung im sozialen Leben der Gegenwart sichern.

Abendfeier.

Nun will's im Tal allmählich Abend werden
Und Silberduft steigt aus den Gründen auf,
Im Spätlicht blinkt des Kirchturms goldner Knauf,
Und sanft verhallt das Glockenspiel der Herden.

Im Westen schimmern goldne Strahlenbrücken,
Und durch die sommerliche Feierruh
Ziehn nun die Schnitter ihren Hütten zu,
Müd und bestaubt, die Sensen überm Rücken.

Gebunden ruht die goldne Last der Garben,
Im Winde schwimmt ein Hauch von reifem Korn,
Und in den Wolken taucht das schmale Horn
Des Mondes auf und schimmert bernsteinfarben.

Der Tag versinkt in lichte Purpurschleier,
Und auf der Schöpfung reinem Hochaltar
Bringt die Natur sich selbst zum Opfer dar
Und rüstet sich zur stillen Abendfeier.

Josefine Moos.

Der internationale Delegiertentag der katholischen Frauenbunde.

Von Gräfin Gertha Walterskirchen, Präsidentin der katholischen Frauenorganisation für Niederösterreich.

Internationaler Zusammenschluß ist zur Signatur unserer Tage geworden. Es gäbe wohl kaum so viele internationale Kongresse, wenn ihre Nützlichkeit, oder sagen wir, ihre Wirksamkeit nach verschiedenen Richtungen sich nicht bewährt hätte. Es ist schon recht lange her, daß die Sozialdemokraten die Wichtigkeit eines solchen Zusammenschlusses begriffen haben! So sind es auch die katholischen Frauenbunde, die im Juni dieses Jahres zum viertenmal ihren internationalen Delegiertentag in London abhielten.

Das englische Bureau, bestehend aus den Damen: Mrs. James Hope, Miß Margaret Fletscher, Miß Streeter, Counteß of Denbigh, Miß Fitssimon, Miß Stourton, Msgr. Bidwell, hatte die Tagung vorbereitet und als Delegierte waren gekommen von Deutschland: Baronin Mirbach, Fräulein von Schalscha-Ehrenfeld, Fräulein Schmitz, Abbé Fournelle; von Oesterreich: Gräfin G. Walterskirchen; von Belgien: Marquise de Chasteler, Baronin Nicaise, Marquise de Liederkerque; von Amerika: Mrs. Walsh, Marquise de Courcy; von Spanien: Md. Giraundier, y Badia; von Frankreich: Vicomtesse de Vélard, Mll. Pézet, Md. Chenu, Md. Leroy-Liberge; von Galizien-Polen: Ctsse. Wodzicka, Miß Alma Tadema; von der Schweiz: Baronin Montenach, Msg. Müller-Simonis, Mll. Clément, Ctsse. de Villeneuve; von Argentinien: Mde. Gramajo. Der Heilige Vater hatte geruht sich durch Msg. Bidwell vertreten zu lassen.

Die katholischen Frauenbunde hatten sich schon auf ihrer Tagung zu Madrid mit der großen Frage des Heimarbeitelendes beschäftigt. Sie kehrte diesmal in noch intensiverer Form wieder, indem Md. Leroy-Liberge ein höchst beachtenswertes Referat über die englischen Lohnämter und deren am Kontinent noch viel zu wenig gekannten großartigen Erfolge hielt. Als im Jahre 1908 das Gesetz, welches einen Minimalarbeitslohn festsetzte, vom Parlament angenommen wurde, da sagten sich selbst diejenigen, die es gemacht hatten, das Gesetz sei ein großes Experiment und wie dasselbe ausfallen würde, könne noch niemand sagen. Fünf Jahre sind seitdem vergangen und England kann stolz sein auf sein Experiment — es bedeutet einen vollen, unbestrittenen und von allen anerkannten Erfolg.

Die Wirkungen kann man geradezu als erstaunliche bezeichnen. Die Löhne der Heimarbeiter in den vier Industrien, auf die das Gesetz sich bezog, sind vielfach über das doppelte gestiegen, und das fürchterliche „Sweatingsystem" ist gebrochen. Das Parlament wird demnächst das Gesetz auf vier weitere Industrien ausdehnen.

Es ist damit bewiesen, daß die Gründe, die man gegen den Minimallohn ins Feld führte, — erstens, daß man sich auf keinen Fall auf eine Grundzahl würde einigen können und zweitens, daß die Industrie die Belastung nicht ertragen könne, — hinfällig sind. Wie sehr sollten sich die Staaten des Kontinents die englischen Lohnämter zum Vorbild nehmen!

Dem Katholischen Frauenbund ist oft seine Daseinsberechtigung abgesprochen worden, man meinte, die katholischen Frauen hätten ruhig in der allgemeinen Frauenbewegung bleiben können. Warum aber die Frauenbunde die katholische Fahne hochhalten mußten, bewies Baronin Mirbach in ihrer Rede über den deutschen Frauenbund. Um der Menschheit willen mußten wir das alte Ideal der Frau, mit ihrem tiefen Glauben, ihrem ruhigen und reinigenden Einfluß bewahren. Wenn die Ziele der allgemeinen Frauenbewegung in engeren Schranken geblieben wären, hätten alle Frauen an ihr festhalten können, aber unsere Haltung in den kommenden moralischen Schlachten war durch ungeheuer wichtige Grundsätze bestimmt, die von unserer religiösen Ueberzeugung untrennbar waren. Die Religion ist der Ausgangspunkt weiblichen Denkens und das Charakteristische weiblicher Individualität. Eine Frau ohne Religion ist wie ein Schiff ohne Kompaß, eine endlose Wüste, eine sonnenlose Welt, ein Leben ohne Hoffnung. Darum war es notwendig, das Banner der katholischen Frauenbewegung hochzuhalten, katholische Frauen in die Frauenbewegung zu ziehen, die ohne diesen Einfluß unfehlbar gestrandet wäre.

Alle anderen Bünde, an Zahl der Mitglieder, übertrifft die „Ligue patriotique des Françaises"; 540000 sind es, die sie in ihren Reihen zählt; von Tag zu Tag wächst ihre Macht und ihr Einfluß, und sie ist eine mächtige Waffe zur Verteidigung des Glaubens gegenüber den immer stärker werdenden Angriffen der Freimaurer in Frankreich geworden.

Kardinal Bourne, der die große öffentliche Versammlung präsidierte, hat dem englischen Frauenbund ein glänzendes Zeugnis ausgestellt, . . . vorbildlich ist seine Arbeit, die er in der Auswanderungsfürsorge nach Canada leistet. Aber nicht nur dem englischen, sondern allen Frauenbünden drückte der Kardinal seine besondere Befriedigung aus. „Die Frauenbunde tragen viel dazu bei, die bestehenden Organisationen zu befestigen und eine einigende und zentralisierte Tätigkeit zu schaffen, — ich hoffe, sie werden nie zurückschrecken vor der ihnen bevorstehenden Arbeit."

Nicht nur Arbeit, sondern auch gesellschaftliche Genüsse bot der Aufenthalt in London den Delegierten. Ein Empfang bei der Herzogin von Norfolk und ein Ausflug nach dem berühmten, an historischen Erinnerungen so reichen Oxford verdienen besonders hervorgehoben zu werden.

Metz, die Stadt des Katholikentages.

Von Hel. Schleicher.

Metz, die alte Lothringer Hauptstadt, rüstet sich zum Katholikentag. Nichts wird versäumt werden, um diese Zusammenkunft würdig zu gestalten und den Teilnehmern die Stadt und Feste im schönsten Lichte zu zeigen. Gar Manches hat sich in den letzten Jahren zu ihren Gunsten geändert und wer sie nach längerer Zeit in diesen festlichen Tagen wieder besucht, wird überrascht sein von der Entwicklung und großstädtisch geführten Vergrößerung von Metz. Die Wälle sind verschwunden, die düsteren Mauern gefallen — trotzdem ist ja Metz Grenzfestung geblieben, nur hat es als Stadt ein anderes Gesicht bekommen. Was in der Spanne Zeit von sechs bis sieben Jahren neu geschaffen, geändert und verschönert worden, ist staunenswert. Das Prinz Friedrich Karltor, das vom einstigen Bahnhof in die Stadt führte, durch einen engen Tunnelschacht hindurch, steht nur noch als Torbogen, als interessantes Fragment. Im Herzen von Metz, mit seinen engen Straßen und Sträßchen, mit seinen alten Häusern und Höfen, hat sich freilich nicht viel ändern können. Wie viel Pittoreskes und Altertümliches birgt sich in dieser Winkelidylle! Aus dem Häusermeer ragt würdevoll die mächtige Kathedrale empor mit ihren eigenartigen Türmen. Ihr hat zwar die Neuzeit nicht allzuviel antun können, doch hat sie dem altehrwürdigen Gotteshaus neuen Schmuck gebracht durch Renovierung der prachtvollen Tore, durch Aufstellung neuer Statuen in den Nischen der Außenmauern. Der Kathedrale gegenüber steht noch das alte Rathaus, die einstige mairie. Auch die enge, in den Abendstunden so belebte Römerstraße, einst rue serpenoise, ist geblieben. Breiter konnte sie nicht werden, nur mußte manch altes Haus einem Neubau weichen; aus düsteren Gewölben entstanden schmucke Läden mit Riesenspiegelscheiben, moderne Cafés und Restaurants. In den engen Seitengäßchen der Römerstraße ist freilich noch weniger renoviert worden. Hier gibt es noch die winzigen Läddchen, die schmalen Bürgersteige, die vur für

schlanke Leute berechnet sind. Wie eine Oase in dieser Beschränkung tritt uns in der Ziegengasse die prächtige Notredamekirche vor Augen. Ihre äußere Schlichtheit läßt nicht ahnen, wie schön und imponierend sie von innen wirkt. Das erhabene Meisterwerk der Gottesmutter über dem Hochaltar wirkt so andachtstimmend, so ergreifend, wie nicht leicht ein anderes Altarbildnis. Eine andere stimmungsvolle Kirche in der Nähe der Notredame ist die St. Martinskirche, die uns schon von weitem mit ihrem Spitzturm den Weg weist. Von der Martinskirche sind wir in wenigen Minuten auf dem Kaiser Wilhelmsplatz und dann auch auf der Esplanade, einer der schönsten Gartenanlagen von Europa, wie schon Humboldt geäußert hat. Marschall Ney steht am Rande des Platzes auf seinem Sockel, den Zeitereignissen Trotz bietend. Zur Frühlingszeit, wenn der Flieder en masse blüht, ist es auf der Esplanade betäubend schön. Hier hat die neue Zeit geherrscht und manche Aenderung gebracht. Eine große Freitreppe führt breit und mächtig, vom Kaiser Wilhelmsstandbild aus, hinunter in das anmutvolle Moseltal. Der dominierende Bau der einstmaligen Präfektur (französischen Angedenkens), des jetzigen Justizpalastes, bildet einen eigenartigen, machtvoll wirkenden Hintergrund für das schöne Landschaftsbild. Unten am Moselkai hat das letzte Jahrzehnt mit Dampf gearbeitet — viel Neues ist entstanden, Altes entschwunden. Reizend angelegte Wege mit Bosquets und Blumenbeeten einer südländischen Flora führen der Mosel entlang. Oben am Merowingerring reiht sich ein schmuckes Landhaus an das andere, mit Vorgärten, wie in einem Badeorte. Und jenseits der Mosel grüßen uns — die Pappeln von Gravelotte und die ernsten Forts!

Die größte Neubildung ist der Kaiser Wilhelmsring, der sich rechts vom alten Bahnhof ab um die Stadt zieht. Vor kaum einem Jahrzehnt war hier noch der Theobaldswall mit seinen Bollwerken, seinen Türmen und Schießscharten. Er ist verschwunden und statt seiner umgrenzt eine breite Avenue die alte Feste Metz. Fahr-, Reit- und Fußwege, Teppichbeete und englische Rasenflächen sind entstanden; große Hotels, Villen mit Türmchen, Erkern und Veranden, stolze Bankgebäude haben die geschickten Metzer Architekten hier erstehen lassen. Mitten unter diesen Errungenschaften einer neuen, schaffenden Zeitperiode steht der uralte Camoufleturm mit seinem spitzen, zuckerhutförmigen Dach, als letztes Ueberbleibsel einer verschollenen Zeit — hier grüßen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vom Kaiser Wilhelmsring führt eine breite, elegante Straße zum „Neuen Bahnhofe". Dieser kann sich stolz zu den schönsten Werken dieser Art auf deutschem Boden zählen. Er zieht sich die ganze Länge des Platzes entlang, nicht hoch, aber machtvoll, überragt von einem ganz charakteristischen Turme mit weithin sichtbarer Uhr. Gar traurig und verlassen steht in der Nähe der „Alte Bahnhof". Geschlossen sind die Eingänge, die zum Bahnsteig führten, und in den sonst so belebten Räumen ist es still geworden, wenigstens verhältnismäßig. Nun steht vor dem alten Bahnhofe die Festhalle für den Katholikentag — nun wird hier neues Leben erwachen und Alles wird geschehen, um den aus weiter Ferne herbeigeeilten Gästen zu zeigen, wie gastfrei, wie schön und stimmungsvoll die alte und die neue Stadt Metz ist!

Vom Büchertisch.

Die Heeresvermehrung des Jahres 1913 und ihre Deckung. Von Oberregierungsrat K. J. Speck, Mitglied des Reichstags. Herausgegeben vom Verband der Windthorstbunde Deutschlands. Verlag der Windthorstbunde, Köln 1913. Mk. 0.60 (einschließlich Porto). — Der Verfasser, der sich um das Zustandekommen der Gesetze selbst so verdient gemacht hat, schreibt im Vorwort: „Auch die Wege, die zur Deckung des Wehrbedarfs eingeschlagen wurden, sind zum großen Teil neue und so ist es erklärlich, daß in den weitesten Kreisen eine große Unklarheit über die neuen Gesetze und deren Tragweite herrscht und daß sich allenthalben das Bedürfnis geltend macht, möglichst bald Aufklärung hierüber zu erhalten. Diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen, ist der Zweck der nachstehenden Darlegungen. Daß dabei neben der Darstellung der sachlichen Inhalts des Gesetze auch die Haltung der Parteien und ihrer Vertreter in einzelnen wichtigeren Fragen hervorgehoben und beleuchtet wird, dürfte wohl dem Wunsche der Leser entsprechen." Diese Aufgabe hat Verfasser in vorbildlicher Weise gelöst. Auf knappem Raum behandelt er das Gesetz über die Friedenspräsenzstärke und geht dann im einzelnen die Vorschläge der Regierung zur Deckung des Wehrbedarfs durch. Man lese besonders die klare Uebersicht über den Gesamtbedarf und Gesamtdeckung, die Ausführungen zum Erbrecht des Staates, die Darstellung über den einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag, sowie über die Besitzsteuer. Die Kritik der einzelnen Gesetze ist maßvoll, ruhig, überaus klar und sachlich. Vergleichende Tabellen erhöhen noch den praktischen Wert des Büchleins, das wir nur aufs wärmste empfehlen können. Dr. Stadtler.

Adolf Trampe: Nemt, frouwe, disen kranz. Neue Gedichte. Warendorf 1913. J. Leopold (Schnellsche Verlagsbuchhandlung.) 8°. 160 S. — Ich pflege mir bei dem auf Besprechung hin übernommenen Lesen einer Gedichtsammlung diejenigen „Stücke" zu notieren, die mich tiefer angesprochen haben. Die Ausbeute aus dem vorliegenden Bande war groß, das hergestellte Verzeichnis, sehr häufig noch mit bestätigenden Strichen und Doppelstrichen versehen, umschloß so ziemlich das Ganze. Damit wäre das Urteil über letzteres für mich persönlich festgestellt. Aber ich glaube auch, daß die Sammlung vielen anderen nicht wenig zu sagen haben wird — wie könnte es anders sein? Eine mannhafte Persönlichkeit mit tief und reich bewegter Seele und mit weichem, gottsuchendem Herzen strömt sich hier aus in Versen, die nur selten noch von einem Ringen mit der Form zeugen, die aber fast alle künden von echter, ersichtlich auf künstlerische Konzentration gerichteter Begabung. Zudem ist es ein Lebensbuch, das sich hier vor uns auftut: die Offenbarung eines aufs Gute, aufs Göttliche gestellten Lebens, das unter Lust und Leid, unter Kämpfen, Unterliegen und Siegen aufstrebt zu Ihm, dem es sich völlig zu eigen fühlt in freier, vertrauender Hingabe: „Ich bin der Reim, du bist die Seele." — Der Dichter hat den Band seiner jungen Frau gewidmet, und seinem in ihr gefundenen Glück gelten die beiden, in wundervoll schlichter Innigkeit empfangenen Anfangskapitel: „Aus Tagen des Harrens" und „Erfüllung". Was dann folgt, trägt fast ausschließlich das Gepräge der Gottsehnsucht, der Gottdurchdrungenheit, den Ton ergreifender Einfachheit und Unmittelbarkeit religiösen Empfindens. Dazwischen fällt hie und da ein aufsprühender Strahl durstiger Lebensfreude, ein huschender wohliger Gedanke der sich wie blitzschnell in lichtes, warmes, weiches Wortgewand hüllt, ein paarmal auch irrlichterartig ein grelles Aufzucken glühender Glückssehnsucht. Aber das alles findet jenen Weg, der zu Gott führt und in ihm mündet. Großen Zug weisen die Gedichte „Vision", „Der Freund" und „Die Heimat" auf, desgleichen ein paar episch gestaltende. — Gern sagte ich mehr über das Gebotene, aber Raumrücksichten lassen mich abbrechen. So möge der gegebene Wink genügen, um die Lust zur Förderung eines schönen Talents vielerorts zu wecken. E. M. Hamann.

Der neuere Geisterglaube. Tatsachen, Täuschungen und Theorien. Von Dr. Wilhelm Schneider. 3. verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. Franz Walter. Paderborn 1913. (XII, 610 S.) Preis *M* 10.—. Wir freuen uns, die 3. Auflage eines ausgezeichneten Buches empfehlen zu können. Ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen der 2. Auflage hat es — der Verfasser starb bekanntlich inzwischen als Bischof von Paderborn — die sachkundige Hand des Münchener Moralisten Franz Walter einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen. Der Spiritismus drängt sich zwar heute nicht mehr in dem Maße in die Oeffentlichkeit, wie vor einigen Jahrzehnten, aber gleichwohl erfreut er sich allenthalben des größten Interesses. Das beweist schon die Zahl der Bücher und Broschüren, die sich mit ihm befassen. Aus dem letzten Jahrzehnt allein sind mir neben mehreren spiritistischen Zeitschriften weit über 100 größere und kleinere Schriften für, wider und über den Spiritismus bekannt. Davon ist zwar eine Anzahl vom Standpunkt des positiven Christentums aus geschrieben. Aber das sind meist kleine Werkchen, dazu bestimmt, das Volk aufzuklären und zu warnen. Es bestand daher wirklich ein Bedürfnis nach einem umfassenden, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehenden Buch, in dem sich der Gebildete orientieren konnte, aus dem sich vor allem der Seelsorger, an den nicht selten Fragen nach dem Wesen des Spiritismus herantreten, das nötige Wissen holen konnte. Dieses Buch besitzen wir jetzt. Kein Problem des „neueren Geisterglaubens" ist hier übergangen. Die Einleitung gibt einen großzügigen Ueberblick über die Beziehungen zwischen dem modernen Aberglauben und den antikirchlichen und antireligiösen Bewegungen der Gegenwart, legt dann die Aufgabe der Theologie gegenüber diesem neuen Rivalen des kirchlichen Christentums dar und lehnt mit Recht die bei manchem älteren Theologen sich findende ausschließlich dämonistische Erklärungsweise spiritistischer Phänomene ab. Es folgt eine Darstellung der verwandten Erscheinungen bei manchen Naturvölkern und den Kulturvölkern des Altertums, sowie anderer „Vorläufer des modernen Spiritismus", des Hexenwesens usw. Hierauf geht der Verfasser auf den Spiritismus im engeren Sinn ein, auf seine Anfänge, die bekannten Vorgänge im Hause des Methodisten Fox zu Hydesville und seine epidemienartige Verbreitung in der neuen und alten Welt. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit den berühmtesten Medien und den mit ihnen veranstalteten Versuchen. Daran schließt sich eine spiritistische Dogmatik, soll heißen eine Zusammenstellung der angeblichen Offenbarungen abgeschiedener Seelen über religiöse Fragen, über Gott, Himmel, Hölle, Jenseitsleben u. dgl. Die flüchtigste Vergleichung dieses Lehrgehaltes mit den Wahrheiten des Christenglaubens zeigt die gewaltige Ueberlegenheit des letzteren über die bald sich widersprechenden, bald naiven und unklaren Offenbarungen der „Geister". Ebenso schlimm wie mit der Lehre steht es mit dem moralischen Wert des Spiritismus — und der spiritistischen Medien. — Der Raum verbietet uns den Inhalt der zweiten Hälfte des Buches, die sich mit der Tatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene und den verschiedenen Erklärungsversuchen derselben befaßt, ausführlich vorzuführen. Ich wiederhole: Es ist ein treffliches Buch, in dem ein gewaltiger Stoff verarbeitet ist, ein Buch, das sich trotz seines Umfanges und der etwas breiten Darstellung einiger Kapitel durchweg angenehm liest, aus dem auch der Unterrichtete manches Neue erfährt. H. Diebl.

„Turnier mit dem Modernismus". Kritische Parade der Vorstöße Professor Schnitzers in seiner Rede zu Bernkastel-Cues, Diskussion mit Professor Bares und in seiner Schrift „Katholizismus und Modernismus" von J. Nevses, Rektor. Paulinus-Druckerei, Trier 1913. Broschiert *M* 0.75. Von Gesinnungsgenossen eingeladen und ermuntert hatte es seinerzeit Professor Schnitzer unternommen, seine antipäpstlichen und antikatholischen Ideen den katholischen Bewohnern des Mosellandes zu bringen. Er hielt in Bernkastel vor etwa 80 mit ihm sympathisierenden Personen (meistens Protestanten) und etwa 30 Katholiken seinen Vortrag und mit der Furcht im Herzen, „den Eindruck seines Vortrages auf die Hörer zu verwischen und abzuschwächen", entzog er sich der Diskussion mit Professor Bares, obschon freie Diskussion vorher zugestanden war, mit dem Bemerken, „er sei zu müde". Die Folge seines Vortrages waren zwei vollbesetzte Parallelversammlungen der Katholiken, die dem Herrn Professor und seinen Gesinnungsgenossen zur Genüge klar machten, daß er besser in München geblieben sei. Man hätte so die glanzvolle Manifestation des katholischen Glaubensbewußtseins in Bernkastel-Cues und Umgebung als einen nicht gewollten Erfolg des Modernismus buchen und die Weltgeschichte hätte sich ruhig weiter entwickeln können, aber Professor Schnitzer ließ seinen Vortrag in erweiterter Form drucken und in der Stadt verbreiten. Das gab dem Rektor des Hospitals, der bekannten Stiftung des berühmten Kardinals Nikolaus Cusanus, Veranlassung, in der oben genannten Broschüre sich kritisch mit den Behauptungen Schnitzers zu befassen. In vornehmer Ironie und Sachlichkeit behandelt Nehses die Art und Weise, wie Professor Schnitzer vorgegangen ist und vor allem, wie er Quellen zitiert und „wissenschaftlich" verwertet. Daß Schnitzer sich arg getroffen fühlt, beweisen eine Reihe Artikel im „Neuen Jahrhundert", in denen er eine Kraftleistung an unparlamentarischen Ausdrücken und öder Schimpferei vollbringt. Die Broschüre

von Neyses ist besonders deshalb zu empfehlen, weil manche Behauptungen Schnitzers wohl demnächst als Rüstzeug antirömischer und antikatholischer Tendenzen fungieren werden. A. Homscheid, Lieser.

Dr. Franz Sawicki, Professor am Priesterseminar in Pelplin. **Die Wahrheit des Christentums.** 2. verbesserte Auflage. 8° XII und 480 S., brosch. M 5.25. Paderborn, Schöningh 1913. Die bereits erforderte Neuauflage dieses beifällig aufgenommenen Werkes zeugt sehr erfreulicherweise für ein reges Streben nach gründlicher Belehrung auf religiösem Gebiet, ebenso für die Gediegenheit dieser Arbeit. In den zwei großen Abschnitten: die natürliche, sittlich-religiöse Ordnung — die übernatürliche Offenbarungsreligion wird ein umfangreicher Stoff mit besonderer Betonung der modernen Probleme abgehandelt. Die Darstellung ist demzufolge bündig, aber stets klar und ansprechend. Neben den erkenntnistheoretischen Fragen beansprucht hauptsächlich das Persönlichkeitsproblem aktuelles Interesse. Der Verfasser hat letzterem übrigens auch eine eigene, weiter ausholende Studie gewidmet: das Problem der Persönlichkeit und des Uebermenschen. Die „Wahrheit des Christentums" erweist sich nicht nur als zünftige Apologetik mittleren Umfangs für den Theologen, das Werk will nach der ausgesprochenen Absicht des Verfassers auch weiteren Kreisen, den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechend, eine zureichende und dabei knappe Begründung der Glaubenswahrheiten mit schlagender Antwort auf die Angriffe ihrer Gegner sein. O. Heinz.

The Catholic Encyclopedia.

Von J. Pietsch, Obl. M. J., Hünfeld.

Unser Zeitalter wird immer mehr eine Epoche der Enzyklopädien, der gewaltigen Nachschlagewerke, die sich weniger durch literarische Schönheit oder geniale Auffassung auszeichnen, als durch Zusammendrängung des Wissenswerten auf einen engen Raum, bei möglichst knapper Fassung, unbedingter Zuverlässigkeit und möglichster Vollständigkeit. Während das katholische Deutschland schon mehrere derartige Werke besitzt (Kirchenlexikon, Herders Konversationslexikon, Staatslexikon, Buchbergers Kirchliches Handlexikon und das im Erscheinen begriffene Lexikon der Pädagogik), während in Frankreich gegenwärtig eine Reihe katholischer Enzyklopädien ins Leben gerufen werden, waren die Millionen Katholiken englischer Zunge bisher nur auf kirchenfeindliche oder doch außerhalb der kirchlichen Interessen stehende Nachschlagewerke angewiesen. Diesem Mangel ist nun in kurzer Zeit durch die Catholic Encyclopedia abgeholfen worden, und zwar in einer Weise, daß das neue Unternehmen durch Umfang und Leistungen sich mit den besten der bisherigen derartigen Werke, soweit sie auf katholischem Boden stehen, messen kann.

Die „Allgemeine Rundschau" hat schon früher von den ersten Bänden der Encyclopedia berichtet. Das Werk liegt nun vollendet vor.[1] Mit Stolz können die Herausgeber darauf hinweisen, daß sie mit echt amerikanischer Geschwindigkeit in 5½ Jahren die 15 Bände fertiggestellt haben. Der Charakter des Werkes schwankt zwischen dem eines Konversations- und eines Kirchenlexikons. Die Kirche, ihre Lehren, Gebräuche und Einrichtungen, ihre Geschichte im Laufe der Jahrhunderte, ihr gegenwärtiger Bestand, ihr Einfluß auf die Geschicke der Menschheit, der Anteil der Katholiken an der Entwicklung der Wissenschaften und Künste, das sind die Gegenstände, die man in den Rahmen der Darstellung hineinbezogen hat. Insbesondere sind die kirchlichen Verhältnisse des englischen Sprachgebietes und Südamerikas, die in andern derartigen Werken oft recht stiefmütterlich und wenig sachgemäß behandelt werden, eingehend berücksichtigt. In dieser Beziehung dürfte die Encyclopedia unerreicht dastehen und eine sehr fühlbare Lücke ausfüllen. Sie darf deshalb namentlich in größeren deutschen Büchereien einen Platz beanspruchen, denn sie ist, wie kein zweites Werk, geeignet, mit den Anschauungen der englisch-amerikanischen Katholiken vertraut zu machen.

Wenn das ganze Unternehmen in seiner Auffassung und Ausführung amerikanisch ist, so zeigt sich doch gleichzeitig sein internationaler Charakter durch die Auswahl seiner Mitarbeiter. Die meisten der bekannten Größen der katholischen Wissenschaft aller europäischen Länder sind neben den amerikanischen Gelehrten durch Beiträge vertreten, die Deutschen in besonders großer Zahl. Ein eigenes Uebersetzungsbureau mit 16 Arbeitskräften war die ganze Zeit über beschäftigt, die fremdsprachlichen Artikel ins Englische zu übersetzen, und es scheint seiner Aufgabe ganz gut gerecht geworden zu sein. Durch diese Universalität des Mitarbeiterkreises ist zugleich eine Garantie geboten, daß die Artikel über die einzelnen Länder von wirklichen Sachverständigen herrühren. Die Gesamtzahl der Mitarbeiter betrug gegen 1600.

Die fünf letzten Bände schließen sich den hier schon besprochenen zehn ersten würdig an. Einige Artikel erwecken besonderes Interesse. So im 11. Bande Oxford und Catholic Periodical Literature, welch letzterer auf 28 Seiten nach Ländern geordnet einen Ueberblick über das katholische Pressewesen der ganzen Welt bietet. Ein Artikel Pilgrimages gibt eine Zusammenstellung aller berühmten Wallfahrtsorte der Welt, wobei Deutschland im Verhältnis zu anderen Ländern sehr wenig berücksichtigt wird. Sehr eingehend berichtet ein umfangreicher Artikel Schools über die so wichtige Schulfrage in Amerika und England; das deutsche Schulwesen in den Vereinigten Staaten kommt dabei etwas zu kurz weg. Unter dem Stichwort Universities gelangt das Hochschulwesen der ganzen Welt zur Darstellung. Der Frauenfrage wird ein sehr gründlicher Artikel gewidmet. Beachtung verdienen besonders auch alle Artikel über fremde Länder und die kirchlichen Jurisdiktionsbezirke. Wenn auch nicht alle Beiträge auf derselben Höhe stehen, so wird man doch im allgemeinen der Catholic Encyclopedia das Lob gründlicher und gewissenhafter Information nicht absprechen dürfen. Ein apologetischer Geist durchweht das ganze Werk; häufig wird ausdrücklich Rücksicht genommen auf die mannigfaltigen Entstellungen und Irrtümer, die über die Lehren, die Einrichtungen und die Geschichte der Kirche verbreitet sind.

Die Illustration ist fast zu verschwenderisch; alle bedeutenden Persönlichkeiten haben ihr Bildnis, kaum einer der bedeutenden kirchlichen Bauten der katholischen Welt dürfte fehlen; von berühmten Künstlern werden die Hauptwerke reproduziert, einige sogar in Farben.

Das Werk hat auch in der andersgläubigen Presse Englands und Amerikas die beste Aufnahme gefunden. Es bedeutet eine Kulturtat, zu der man dem amerikanischen Katholizismus nur Glück wünschen kann.

[1] The Catholic Encyclopedia. An International Work of reference on the Constitution, Doctrine, Discipline and History of the Catholic Church. 15 Quartbände mit 2000 Illustrationen und Karten. Preis je nach Einband: 405 M 525 M und 975 M. Neuyork, Rob. Appleton & Co. Alleinvertrieb für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. Es soll noch ein Registerband erscheinen.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Reihe der von dem Maler F. Hoffstötter ausgeführten Stationen des heiligen Kreuzwegs in der St. Maximilianskirche ist um weitere fünf vermehrt worden, so daß nur noch vier fehlen; immer mehr zeigt sich, welch prachtvollen Schmuck das Gotteshaus an diesen Mosaiken gewinnt. Auch die Ausschmückung der St. Johanniskirche in Haidhausen hat durch die von dem Maler A. Pacher entworfenen Glasfenster eine höchst wertvolle Bereicherung erfahren. Gegenstand der Darstellung bei den zwei neuesten Fenstern sind die heiligen Frauen und Bekenner aus dem Laienstande. — Von den Kunstsammlungen des verewigten Prinzregenten Luitpold ist in diesen Spalten bereits die Rede gewesen. Neuerdings hat man in der Residenz eine Anzahl dazu gehöriger, ungemein wertvoller Gegenstände des Kunstgewerbes ausgestellt, die dem Prinzregenten als Ehrengeschenke überreicht worden waren. — Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst brachte eine Ausstellung des Albrecht Dürervereins, in der neben manchem Konventionellen doch auch eine erfreuliche Menge selbständig empfundener, technisch tüchtig durchgeführter Arbeiten zu finden war. Wagenbrenner bewies dabei seine kräftige Begabung für dekorative Malerei; Eberle seine stark persönliche, offenbar in Abklärung begriffene Eigenart; als Plastiker, welche von gutem Stilgefühl geleitet werden, zeigten sich u. a. Negretti und Zehentbauer. Auch unter den Arbeiten der übrigen gab es viel Erfreuliches, so daß man der Gesellschaft wiederum nur lebhafte Anerkennung dafür zollen kann, durch sie alle diese aufstrebenden Talente so verständnisvoll und bereitwilig gefördert zu sehen. — Das vom Geh. Archivrat von Destouches geleitete Historische Museum der Stadt München ist am 29. Juli fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Es hat sich in dieser Zeit trotz mancherlei Schwierigkeiten zu einer der wichtigsten, in verschiedenster Hinsicht interessanten Sammlungen herausgebildet, der von Herzen weiteres gutes Gedeihen gewünscht werden darf. — Die Kunstsalons interessierten durch überwiegend abgeklärte und gefestigte Leistungen. Bei Brakl leuchteten die farbensprühenden Bildnisse und Szenen von W. Schnackenberg, den man wohl hie und da als eine Art von deutschen Zuloaga bezeichnet, ohne zu bedenken, daß man seiner Selbständigkeit damit kein Kompliment macht. Josse Goossens veranstaltete seine bekannten Farbenkonzerte, Fritz Erler zeigte Proben seiner dekorativen Malereien, die, wie nun einmal zumeist bei ihm, eine Wirkung in die Tiefe der Beschauerseele nicht auszuüben vermochten. Eine wahre Erquickung boten die prachtvollen Landschaftsstudien des Schweizers Hans Beatus Wieland. Bei Wimmer entfalteten sich die robusten, leider nur zu oft unerquicklichen Eigenschaften der Malerei L. Corinths. Was könnte dieser Maler für die Welt werden, wenn er imstande wäre, sich zu zügeln. In immer größere Vereinfachung, welche deutlich der Manier zustrebt, sind die bei Thannhauser gezeigten Landschaftsstudien J. Seylers geraten, Werke, denen man die Absicht zu sehr anmerkt, als daß man rechten Genuß davon haben könnte. In der gleichen Galerie gab es Studien von Walter Klemm, der sich mancherlei Stilen hingibt, nur keinem eigenen, und wegen seiner Neigung, an biblischen Thematen herumzutasten, die doch für ihn nichts sind als Versuchsobjekte, geradehin Mißbilligung verdient. Im Salon „Neue Kunst" gaben sich wie gewöhnlich allerlei Extravagante ein Stelldichein. Die Plastik kam in den bei Heinemann ausgestellten Werken von Henryk Glicenstein-Rom in vielseitiger und wertvoller Art zur Geltung. Das Stilgefühl, wie die Echtheit der Empfindung machen diesen Künstler, einen Schüler Ruemanns, zu einer der beachtenswertesten neueren Erscheinungen. Hervorgehoben sei der hohe Wert seiner biblischen Figuren. — Im Kunstverein traten sehr beachtenswert die Poesien des an Stuck und Böcklin gebildeten J. F. Falkenbach hervor. Manches recht Bedeutende enthielt die Kollektion der Düsseldorfer „Freien Gruppe", deren modernes Streben und kräftige Solidität schon durch den einen Namen des ausgezeichneten Landschafters E. Steppes

hinlänglich charakterisiert wird. Die Architektur trat in einer Reihe vornehm empfundener Entwürfe für Schloßbauten, Friedhofskunstwerke und anderes von E. Haiger vorteilhaft hervor. Die „Lehr und Versuchsanstalt für Photographie" zeigte technisch wohlgelungene und mit Künstlerblick erfaßte Arbeiten ihrer Schüler.

Augsburg. Das „Weberhaus" soll nun doch abgerissen und durch ein neues ersetzt werden, dessen Front und Freskenschmuck in den alten Formen wieder erstehen, dabei aber mehrerlei erhebliche Aenderungen erhalten soll. Welcher Nutzen dabei für die moderne Kunst oder für die Denkmalpflege zu erreichen ist, will mir nicht einleuchten. — Eine Reiterstatue Kaiser Maximilians I., die vom Münchener Bildhauer Professor G. Albertshofer ausgeführt ist, wird nächstens enthüllt werden. — Brüssel. Der Internationale Kunstkongreß erörterte unter anderem den Urheberrechtsschutz; die im Interesse der Gerechtigkeit dringend einer Lösung bedürftige Frage des Wertzuwachses; die Organisation internationaler Kunstausstellungen; die ebenfalls im höchsten Grade wichtige Angelegenheit der Ausfuhr von Kunstwerken, die wenn möglich bedeutend erschwert werden müßte, um der Verschleppung und der entsetzlichen Preistreiberei entgegen zu arbeiten. — Bei Donauwörth fand sich der Ueberrest eines spätrömischen Begräbnisplatzes. — Frankfurt a. M. Der verstorbene Bildhauer J. Kowarzik hat ein nach dem Tode seiner Frau auf eine Million anwachsendes Kapital zur Förderung der deutschen Kunst hinterlassen. — Das Museum erwarb um 360,000 Mark einen überaus kostbaren, wahrscheinlich mittelrheinischen Altar eines unbekannten Meisters vom Anfange des 15. Jahrhunderts. — In Gortina (auf Kreta) fand sich ein verschiedenen ägyptischen Gottheiten geweihter Tempel nebst einer Anzahl sehr wertvoller dazugehöriger Statuen. — Die Behandlung des Berges Hohenstoffeln (im Hegau), dessen Besitzer dies Juwel der deutschen Landschaft zu industriellen Zwecken ausnutzt und den in der Oeffentlichkeit entstandenen Protest mit einigen spöttischen Worten abfertigen zu dürfen glaubt, liefert wieder einmal den Beweis, wie weit manche Kreise noch davon entfernt sind, den Heimatschutz als eine Kulturpflicht geachtet zu sehen, und wie dringend diese Dinge nach gesetzlicher Regelung verlangen. — Innsbruck. Das Schloß Ambras soll auf Veranlassung des Erzherzog Thronfolgers Franz Ferdinand einem Umbau unterzogen werden, der seine ehemalige Gestalt wieder herzustellen bestimmt ist. — Leipzig. Innerhalb des Völkerschlachtdenkmals wird ein Museum zur Erinnerung an den Befreiungskampf eingerichtet werden. — Mailand. Der in der Ambrosiana befindliche, bisher dem Ambrogio Prede zugeschriebene „Musiker" ist mit Hilfe einer Zeichnung im Louvre nunmehr als Werk Lionardos erkannt worden. — In Mochbern (bei Breslau) wurden Fresken des berühmten Willmann entdeckt, des 1706 gestorbenen Meisters, der die herrlichen Malereien im Kloster Leubus ausgeführt und sich damit den Beinamen des „Schlesischen Raffael" erworben hat. — Paris. Der Maler Gaston la Touche, eines der größten Farbengenies, starb im Alter von 66 Jahren. Der Louvre gedenkt aus der bekannten Sammlung Kleinberger ein hervorragend schönes Triptychon des Rogier van der Weyden zu erwerben. — In Prien wurde ein Heimatsmuseum eröffnet. — In Rom gelang es im letzten Augenblick, eine Madonna des Giovanni Bellini vor der Ausfuhr zu retten. Das Bild sollte bei einem Brande in der Kirche Sta. Maria in Trastevere untergegangen sein, doch hat sich herausgestellt, daß das Feuer durch den Küster gelegt war, um das Bild entwenden zu können. — Rudolfswert. In der Kapitelkirche fand sich eine Himmelfahrt des hl. Nikolaus von Tintoretto. — In Venedig starb, 49 Jahre alt, der Architekt Giovanni Sardi, welcher sich um die Neubelebung der venezianischen Gotik, wie um die Erhaltung dortiger Denkmäler größte Verdienste erworben hat.

Dr. O. Doering-Dachau.

Neubelebung der Gobelinweberei.

Die Gobelinweberei war in früheren Zeiten ein selbständiger, hochentwickelter Kunstzweig. Man verfolgte in der Blütezeit des Gobelins hauptsächlich dekorative Zwecke. Die ersten Anfänge reichen bis in das 14. Jahrhundert zurück. Bekannt ist das Neuaufblühen unter Ludwig XIV., dessen Kgl. Manufaktur den Brüsseler Fabrikaten starke und erfolgreiche Konkurrenz bereitete. In München gründete 1668 Kurfürst Maximilian I. unter Berufung hervorragender flandrischer Gobelinmaler und -weber die kurfürstlich bayerische Gobelin-Manufaktur, welche bis 1802 bestanden hatte, und von deren ersprießlichem Wirken heute noch einige Stücke im bayer. Nationalmuseum, in der Kgl. Residenz und im Schloß Schleißheim Zeugnis ablegen. Bald setzte jedoch das Streben ein, mit der Malerei zu wetteifern, man richtete das ganze Bemühen darauf, dem Oelgemälde an Zeichnung und Farbenwirkung gleichzukommen. Damit hatte im Ausgang des 18. und im 19. Jahrhundert der Verfall der Gobelinweberei begonnen. Darauf ist auch der Niedergang der Pariser Staatsmanufaktur zurückzuführen. Die Gobelinweberei sank zu einer kopierenden Kunst herab. In den letzten Monaten hat in Frankreich eine Bewegung eingesetzt, um die Manufaktur in Paris durch Erhöhung des Haushaltsetats in den Stand zu setzen, das alte Ansehen zurückzuerobern.

Seit einigen Jahren schon haben in der Kunststadt München Bestrebungen eingesetzt, diesen edlen Zweig kunstgewerblichen Schaffens durch Annäherung an die dekorative Richtung wieder zu neuer Blüte gelangen zu lassen. Erstmals auf der Ausstellung München 1908 trat die „Münchener Gobelin-Manufaktur" in die Oeffentlichkeit. Seitdem arbeitete sie im stillen eifrig weiter und hat nun in den letzten Tagen, nachdem das Unternehmen in der Form einer G. m. b. H. größeren Umfang angenommen hat, durch Eröffnung der Ausstellungs- und Verkaufsräume (München, Barerstr. 12) die Kunstliebhaber vor die vollendete Tatsache der Neuerschließung dieses herrlichen Kunstzweiges gestellt. Die Münchener Manufaktur hat sich die Mitarbeit der bedeutendsten zeitgenössischen Künstler gesichert und will neben der Kunst, die Werke alter und neuer Meister getreu zu kopieren, eine hochentwickelte Technik pflegen, die es ermöglicht, alte, unersetzliche und schwer beschädigte Stücke zu restaurieren, sowie auch moderne Gobelins herzustellen. Im Sommer 1911 hat sie bei der Wiederherstellung von 10 stark beschädigten, großen altfranzösischen Gobelins der Kgl. Akademie der bildenden Künste durch vollkommene Anpassung in Material und Farben ein glänzendes Zeugnis von ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt. In gleich hervorragender Weise sind bereits die Restaurierungsarbeiten an den für Schloß Berg bestimmten Gobelins und denjenigen des Kgl. Residenzschlosses in Stuttgart durchgeführt worden.

In den Ausstellungsräumen fallen dekorativ besonders wirkungsvoll zwei Parkszenen, Original-Szenen von Prof. Rob. Engels auf. In der Ideallandschaft von Bruno Goldschmitt möchte man fast einen Anklang an die alten Bibellandschaften in der alten Pinakothek erkennen. Nicht minder gut ist ihm die Versinnbildlichung der vier Jahreszeiten gelungen. Eine brillante Technik zeigt der nach einem Originalentwurf von Prof. v. Hildebrand in der Farbengebung von Botho Schmid fertiggestellte Gobelin, welcher den Wittelsbacher Brunnen darstellt. Als weiteres Verwendungsgebiet wird von der neuen Münchener Manufaktur auch die Möbelindustrie und die textile Kleinkunst hereingezogen werden. In der Ausstellung sind schon heute solche Erzeugnisse in künstlerisch hochstehender Ausführung zu sehen. Die Pflege der textilen Kleinkunst (Schreibmappen, Damentaschen usw.) hat zudem eine Förderung der Heimindustrie zur Folge.

Die Ausstellung ist mit erlesenem künstlerischen Geschmack zusammengestellt. Neben den Erzeugnissen der Manufaktur gewähren alte Kunstgegenstände, Möbel und Teppiche ein stilvolles Milieu. Besonders zu erwähnen wären zwei gotische Holz-Skulpturen, zwei deutsche Renaissance-Sessel, eine Kommode in Palisanderholz, zwei mit altem, reichem Brokat bezogene Fauteuils, sowie eine vollständige Möbelgarnitur mit schweren originalseidenen Bezügen aus der Zeit Ludwigs XVI., ferner ein kompletter Salon aus der Barockzeit, antike Bilder, kaukasier, teheraner, indische, afghanistanische usw. Teppiche. Interessant sind verschiedene Münchener Klein-Bronzen von Beck.

Die Münchener Gobelin-Manufaktur, G. m. b. H., ist auf dem besten Wege, und es wäre Sache der in Betracht kommenden Kreise, dem Unternehmen in reichlichem Maße Förderung zuteil werden zu lassen. Der Stadtmagistrat München hat durch unentgeltliche Zuweisung von Fabrikationsräumen in einem städtischen Anwesen einen guten Anfang gemacht. Auch für die kirchlichen Kreise ist das Unternehmen von größtem Interesse. Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof von München-Freising, Dr. v. Bettinger, besichtigte vor einiger Zeit eingehend mit größter Befriedigung die Fabrikationsräume.

M. Pauli.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Mozartfestspiele haben wie alljährlich unter lebhafter Anteilnahme des internationalen Reisepublikums begonnen. Zu „Figaros Hochzeit", „Entführung aus dem Serail" und „Don Giovanni" gesellt sich heuer die „Zauberflöte". Die letztgenannte wird im Hoftheater gegeben, die anderen im Kgl. Residenztheater, der historischen Stätte, an der Wolfgang Amadeus Mozart die Uraufführung seines „Idomeneo" dirigierte und deren vollendete Rokokoarchitektur diesen Opern einen idealen Rahmen gibt. Die Vorzüge unseres intimen Mozarttheaters sind in dem Lauf der Jahre ungezählte Male gerühmt worden, es wäre unnötig, sie stets von neuem zu erwähnen, wenn sie nicht stets von neuem empfunden würden, insbesondere von unserem Fremdenpublikum, das die Werke meist nur aus den großen Opernhäusern kennt. Anderseits ist für die dekorativen Schauwunder der „Zauberflöte" das geräumige Hoftheater durchaus die richtige Stätte. Wir haben die neue Inszenierung der „Zauberflöte" schon bei der sogenannten öffentlichen Generalprobe des Juni kurz besprochen. Die schönen Bühnenbilder sind auch bei wiederholtem Sehen von starkem Eindruck. Lediglich zur Vermeidung des allzuhäufigen Gebrauches des Zwischenvorhanges wäre einer verstärkten Stilisierung das Wort zu reden. Ueber die Menagerie (Löwen, Vögel, Meerkatzen) kann man verschiedener Meinung sein. Sicherlich wurde dies alles bühnentechnisch mit größtem Geschick gemacht, aber eben so sicher ist, daß es auf das Publikum nicht wirkt. Manches in der Mozartinszenierung dürfte wohl stets problematisch bleiben. Man weiß, wie sehr Emanuel Schikaneder auf populäre, somit dem damaligen Zeitgeschmack entsprechende Wirkung bedacht war, wie lediglich der Umstand, daß eine Konkurrenzbühne ein Stück ähnlicher Art brachte, den gewandten Theatermann veranlaßte, die humanitären Ideen in das halbentworfene heitere Spiel hineinzutragen. Die geniale Musik muß uns Heutigen über manches hinweghelfen und sie vermag es auch. Die Aufführung war eine künstlerisch hochstehende, in der Besetzung des Sarastro durch Bender, des Tamino durch Wolf und der Pamina durch Frl. Perard-Petzl sogar bedeutend. Seit Richard Strauß im Vorjahre forderte, daß Margarete Siems seine „Zerbinetta" „kreiere", hat die Dresdener Künstlerin als Koloratursängerin besonderen Ruf, obwohl die Vorzüge ihrer bedeutenden Gesangskunst auf anderem Gebiete liegen. Ihre „Königin der Nacht" enttäuschte. Daß eine andere, sonst ausgezeichnete Künstlerin nicht allzu sicher war, hat die Kritik die unangenehme Pflicht zu er-

wähnen. Die Wagner-Festspiele haben gegenüber den Mozartschen den Vorteil, daß sie eine Dekade später beginnen, während welcher die „Ferienstimmung“ sich verflüchtigt hat. Die oben genannten Werke im Residenztheater fanden noch stärkeren Beifall, als die „Zauberflöte“. Ihre Besetzung ist des öfteren gewürdigt, Feinhals, die Damen Fay, Bosetti, von Fladung, Geis, Walter, Sieglitz mögen von neuem gerühmt sein. Die Wiederholungen geben vielleicht noch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Der neue Vertreter der Figarorolle macht Schreiner nicht vergessen. Bruno Walters vornehme und geistvolle Interpretation brachte viel Feinheiten, mag dem Dirigenten die „Zauberflöte“ auch innerlich ferner stehen, als das musikalische Lustspiel von „Figaros Hochzeit“. Der Besuch der Vorstellungen ist ein sehr guter. Die Festkonzerte, welche das „Mozarteum“ in Salzburg mit dem Münchener Konzertvereinsorchester unter Mitwirkung erster Solisten, wie Lilli Lehmann und Petschnikoff während der ersten Augustwoche veranstaltet, scheinen München keinen Eintrag zu tun, das mozartliebende Reisepublikum wird sich wohl veranlaßt sehen, hier und in Salzburg die eine oder andere künstlerische Darbietung zu genießen.

Münchener Kammerspiele. Edward Knoblauch, den englischen Dichter mit dem deutschen Namen, haben wir im Künstlertheater durch seine orientalische Pantomime „Kismet“ kennen gelernt. Die Novität: „Der Faun“, eine Komödie in drei Akten, hat in England und in Ungarn großen Erfolg gehabt. Max Reinhardt wollte sie als erster auf die deutsche Bühne bringen; das Münchener Kammerspielhaus ist ihm jedoch zuvorgekommen. Vom Standpunkte des Schauspielers ist es begreiflich, wenn man nach diesem Stücke greift. Wie in „Kismet“ verrät der Autor wieder starkes theatralisches Geschick und die Fähigkeit, wirksame Rollen zu schreiben. Wie Erich Ziegel als menschlich verkleideter Halbgott im Frack immer der Faun bleibt, das zeigt eine schauspielerische Virtuosität, die Respekt erheischt. Literarisch werte ich das Stück nicht eben hoch. Die Komödie gehört zu den Werken, die im ersten Akt durch die Neuheit oder sagen wir einmal Neuaufbügelung der Idee spannen, aber in der Folge das Interesse nicht in gleicher Intensität wach erhalten können. Der antike Halbgott erscheint einem modernen Lord, der sich gerade erschießen will. Er gibt dem Engländer die Möglichkeit, seine Wettverluste auszugleichen, für diese Gefälligkeit muß ihn der Lord in die „Gesellschaft“ einführen. So gestaltet sich die Komödie zu einer stellenweise recht lustigen — hauptsächlich auf englische Verhältnisse eingestellte — Gesellschaftsatire, die zeigt, welche Grobheiten sich jemand gestatten darf, wenn er für einen Prinzen gilt und seiner Umgebung finanzielle Vorteile verschafft. Nun geht jedoch der Ehrgeiz des Dichters Knoblauch höher, sein Faun soll als Vorkämpfer der von der „Gesellschaft“ vergewaltigten Natur gelten und manche Grobheit, die er den Leuten an den Kopf wirft, sollen wir als Lebensweisheit nehmen. Daß er eine Konvenienzverlobung zur Auflösung und passendere Pärchen zusammenbringt, mag sein, seine Plaidoyers für die Entfesselung der Instinkte begegnen sich mit ähnlichen „modernen“ Tendenzen, die sich für besonders kühn und fortschrittlich halten, während sie in Wahrheit rückschrittlich sind. Das Publikum bereitete der sehr gut gespielten Neuheit eine sehr beifällige Aufnahme.

Die Festkonzerte, welche der Konzertverein München an festspielfreien Tagen alljährlich in der Zeit vom 15. August bis 15. September unter Ferdinand Löwes Leitung in der Tonhalle veranstaltet, werden u. a. die neun Symphonien Beethovens, sowie solche von Mozart, Schumann, Brahms, Tschaikowsky, Liszt, Bruckner, Max Reger und einen Rich. Strauß-Abend bringen. Am ersten Oktober würde sich das Orchester aus den bekannten finanziellen Ursachen auflösen, wenn es nicht inzwischen den Bemühungen des Herrn Oberbürgermeisters Dr. v. Borscht gelungen wäre, den Fortbestand des Tonkörpers — einstweilen für die nächsten sieben Monate — sicherzustellen.

Verschiedenes aus aller Welt. Harry Févriers Oper „Monna Vanna“, der Maeterlincks bekanntes Drama zugrunde liegt, hatte in Berlin freundlichen Erfolg. Das Werk ist stark von Puccini beeinflußt. — „Rudlieb, der Christ“, ein Drama aus der Zeit Karls des Großen von Heinz Lorenz, fand bei der Uraufführung im Harzer Bergtheater bei Thale beifällige Aufnahme. — Das Bergwaldtheater von Reichenhall wurde mit Hauptmanns „Versunkene Glocke“ eröffnet, für deren Märchenpoesie der Wald einen köstlichen Rahmen hat. Die Hauptrollen waren vorzüglich besetzt. — Gute Berichte liegen auch über eine Aufführung des „Nachtlagers von Granada“ vor, die das Ensemble des Detmolder Hoftheaters auf der Naturbühne zu Pyrmont gab. — Bei den Freilichtaufführungen von Schillers „Wilhem Tell“ in Interlaken und Altdorf handelt es sich nach Berichten um Darbietungen kunstbegeisterter Dilettanten. — Ein etwas rührseliges Offiziersdrama „Weiße Rosen“ von Ernst Frehse hatte im Leipziger Battenbergtheater Erfolg. Die Kritik hebt hervor, daß diese Bühne dank den sich zwischen 30 Pfennig und einer Mark bewegenden Eintrittspreisen fast täglich ausverkauft sei und somit das „Kino“ erfolgreich bekämpfe. Die schauspielerischen Leistungen werden als tüchtiger Durchschnitt bezeichnet. — In Naumburg hatte die Uraufführung von Bruno Mundhaß' „Verkehrter Welt“, einem die Frauenbewegung behandelnden Schwank, fröhlichen Lacherfolg. — In Berlin starb Professor Arno Kleffel, dessen Musik zu Goethes Faust und zahlreiche Lieder sich großer Schätzung erfreuen. Seine Oper „Des Meermanns Harfe“, ein Jugendwerk, wurde in Riga erfolgreich gegeben. Kleffel war 18 Jahre Opernkapellmeister in Köln. Seit 1910 wirkte er an der Akademischen Hochschule für Musik in Berlin.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„Still, aber fest“ — richtige Ferienstimmung, müde Börsentage kennzeichnen die derzeitige Tendenz unserer Effektenmärkte. Dabei erhält sich immer wieder jene charakteristische, kräftige Widerstandsfähigkeit, welche besonders grössere Kursverluste oder abflauende Börsen verhindert. Die ernsten Tage der jüngsten Vergangenheit haben in der Tat per saldo keinerlei Spuren einer Zerstörung oder eines finanziellen Verfalles gebracht. Mit dem Schwinden der zeitweise drohenden Wolken internationaler politischer Verwicklungen waren gleichzeitig die Börsenrückgänge verweht. Das Gros unserer Kapitalisteninteressenten vergass allzu rasch die Einzelheiten der noch akuten Balkankrisis und übersah in seinem neuerdings übersprudelnden Optimismus die vielen Klippen und Gefahren, die noch vorliegen. Denn wer kann mit Siegel verbriefen, dass Differenzen zwischen den Grossmächten nicht doch noch Zwietracht und Störungen mit sich führen? Ist denn nicht auch möglich, dass Geldmarkt und Konjunktur neuerliche schlechtere Beurteilung erfahren? Auch die Ernte, auf deren bessere Aussichten sich ein guter Teil der Beobachter unserer heimischen Wirtschaftssituation stützt, muss erst noch gesichert unter Dach und Fach kommen. Zugegeben darf allerdings werden, dass in der börsentechnischen Marktlage unserer Effekten eine Gesundung eingetreten ist, so dass schon aus diesem Grunde eine mässige Kurserhöhung gerechtfertigt erscheint. Die Befürchtungen eines anhaltenden Konjunkturrückganges, die allgemeine Geldteuerung des ganzen laufenden Jahres haben die gesamten Börsenpapiere auf ein derartig gedrücktes Kursniveau gebracht, dass dasselbe tief unter dem inneren Wert, sowie dem Renteergebnis steht. Das anlagesuchende Kapitalistenpublikum findet daher gute Auswahl in solchen kaufwerten Papieren. Der Markt der deutschen Fonds, Pfandbriefwerte und auch der hypothekarisch verzinslichen Industrieobligationen bietet allein schon eine grosse Reihe in Betracht kommender Effekten. Der Verlauf der Monatsliquidation an den deutschen Börsen zeigt ausserdem, wie gering die derzeitigen Effektenpositionen sind und wie die seitherigen grossen Engagements an den Börsen zur Abwicklung kamen. Immerhin bleibt das Geschäft allgemein ruhig. Auch nach Schluss der norddeutschen Ferien konnte sich noch keine grössere Belebung bemerkbar machen. Die widerspruchsvolle Haltung des Newyorker Platzes beeinflusst insbesondere unsere Märkte, welche gleichwohl noch unter dem Eindrucke der unklaren Aussichten am Balkan stehen. Die eingetretene Waffenruhe zwischen den kämpfenden Parteien vermochte denn auch keinerlei Unternehmungslust zu fördern. Mehr Beachtung fanden und ausschlaggebend für die Tendenzen blieben die Berichte aus den deutschen Wirtschaftsgebieten. Die bessere Lage der Metallmärkte in erster Linie zeigt anhaltend, dass der Rückgang in der Montankonjunktur zum Stillstand kommen wird. Immerhin geben Auslassungen, wie beispielsweise aus dem Reichsbankdirektorium über die allgemeine Wirtschaftslage, zu bedenken, dass hierbei keineswegs in Bälde eine kräftige Erholung erwartet wird. Die Börsen in ihren festen Grundtendenzen sehen jedoch überall die günstigere Auffassung als massgebend an. Man kalkuliert vielleicht mit Recht, dass die neuen Finanzoperationen aus der Industrie gerade in der jetzigen Zeit optimistische Meinungen auslösen müssten. Die an dieser Stelle bereits erwähnte Gründung einer Ueberlandzentrale in Bayern und ebenso die ins Leben gerufene neue Bayerische Schiffahrtsgesellschaft mit dem Sitz in Regensburg geben mit Veranlassung zu jenen Anschauungen. Auch die Aussichten in der Textilindustrie sind besser, die Tätigkeit in der Elektrobranche zeigt nach wie vor eine durchaus befriedigende Lage. Von der Schiffbausparte liegen gleichfalls Meldungen von reichlichen Aufträgen vor. Die erfreulich lautenden Nachrichten aus der Montanindustrie beherrschen ebenfalls unsere Effektenmärkte. Trotz des geringen Geschäftes konnte daher wieder Interesse für all diese Industriewerte geweckt werden. Neben Bankaktien zeigte sich in erster Linie für die Elektrowerte, Eisen- und Kohlenaktien, Maschinen- und chemischen Papiere nennenswerte Kauflust. Der feste Unterton wurde durch die wachsende Zuversicht weiterhin gestärkt und schwächere Auslandskurse konnten nur vorübergehend diese Grundstimmung nachhaltend beeinflussen. Die weiterhin bestehenden Differenzen zwischen unseren grossen Schiffahrtsgesellschaften hinterliessen allerdings grössere Beunruhigung. Die fortgesetzte gute Beurteilung der Geldmarktverhältnisse kam ins Hintertreffen, nachdem erwiesenermassen an eine Diskontermässigung in diesem Jahre nicht mehr zu denken ist.

München. M. Weber.

Bayerische Handelsbank, München. Am 30. Juni 1913 beträgt der Gesamtumlauf an Hypothekenpfandbriefen der Bank Mk. 386'187,500, also gegen das Ende des Vorjahres eine Zunahme von Mk. 6'537,800. Der Gesamtbestand an registrierten Hypotheken beziffert sich per 30. Juni 1913 auf Mk. 394'422 508,59, d. i. gegen Ende des Vorjahres eine Zunahme von Mk. 6'317,762 15, wie dies aus der hier veröffentlichten Bekanntmachung der Bank (nach §§ 23 und 41 des Hypothekenbankgesetzes) ersichtlich ist.

Aus der Münchener Bankwelt ist zu berichten, dass die Bayer. Hypotheken- und Wechselbank im kommenden Jahre in Schwabing eine Depositenkassa errichten wird. — Mit dem 1. August 1913 wurde seitens der Pfälzischen Hypothekenbank in Ludwigshafen eine Filiale in München eröffnet. M. W.

Ein alkoholfreies Erholungsheim von vornehmer Einrichtung hat der kath. Mässigkeitsbund Deutschlands geschaffen: es ist das Johannisheim in Leutesdorf am Rhein. In wundervoller Lage auf hoher Terrasse direkt am Rheine gelegen, schräg gegenüber Andernach, bietet das Haus einen Erholungsaufenthalt, so behaglich und ruhig, wie es kaum anderswo möglich ist. Staub und Automobilplage fehlen vollständig. Die wundervolle Rheinluft, die umgebenden Gärten, der gegenüberliegende grossartige Wald des Krahnenberges machen den Aufenthalt in hohem Grade gesund. Ein herrliches Schauspiel bietet der berühmte Geiser des Namedysprudels, der dem Johannisheim gegenüber mehrmals am Tage bis zu 60 Meter in die Höhe steigt. Das Haus besitzt einen reizvoll angelegten Garten mit schattigem Laubengang und Pavillon, eine gedeckte Kegelbahn, ein grosses Gesellschafts- und Lesezimmer mit Balkon, einen geschmackvollen Musiksalon und vor allem, was vielen erwünscht sein wird, eine eigene Hauskapelle. Allen denjenigen, die einen wirklich behaglichen Ferienaufenthalt suchen, wo sie dem Trinkzwang nicht unterworfen sind, kann das Haus ganz besonders empfohlen werden. Es hat den Charakter eines vornehmen, trauten Familienheimes. Daneben verfolgt es noch einen besonderen Zweck. Herren besserer Stände, die sich von der Neigung nach geistigen Getränken freimachen wollen, finden im Johannisheim unter sachgemässer geistlicher und ärztlicher Leitung einen sichern Weg zur Gesundung. Ein illustrierter Prospekt wird von der Direktion des Johannisheims kostenlos versandt.

Die Besucher des Metzer Katholikentages werden, soweit Zeit und Umstände es irgendwie erlauben, auch die Schlachtfelder um Metz besichtigen. Wir machen darauf aufmerksam, daß der Metzer Hofbuchhändler Rud. Lupus, Bahnhofstraße 20, mündlich und schriftlich für den Besuch der Stadt und der Schlachtfelder unentgeltlich Auskunft erteilt. Auch die Ordnung von Schlachtfelderausflügen wird übernommen, Unterkunft in Hotels und Gastwirtschaften besorgt und die Bestellung von Kutschen, Schlachtfelderwagen und Automobilen vermittelt. Außerdem wird die Führung einzelner Personen, von Gesellschaftsgruppen und Vereinen nach vorheriger Vereinbarung übernommen. Die Firma hat auch einen Stadt- und Schlachtfeldverlag, in welchem treffliche Fremdenführer und Karten erschienen sind. Die historische Karte der Kriegsoperationen um Metz 1870, die im Maßstab von 1:50000 erschienen ist, liegt bereits in 11. bis 13. Auflage und die Metzer Schlachtfelderkarte mit Denkmälern usw. im gleichen Maßstab sogar schon in 26.—28. Auflage vor, gewiß ein Beweis für ihre Vorzüglichkeit. Die Firma bietet ferner Stadt-, Denkmäler- und Schlachtenbildpostkarten in größter Auswahl an. Der Bezug von Postkarten stellt sich für Vereine, die im voraus bestellen, sehr vorteilhaft. Alle Preise sind billigst gestellt.

Kurorte, Bäder, Sommerfrischen, Hotels

Den Lesern und Freunden der „Allgem. Rundschau“ für die Reisezeit bestens empfohlen.

ST. LUDWIGS-HEIM
München, Schellingstrasse 5/I

Ruhige, vornehme Wohnungslage, nächst den Hochschulen und der Staatsbibliothek und dem Englischen Garten. Modern eingerichtete Zimmer für jede Zeitdauer. Mässige Preise. Trambahnlinie 3, 18, 26, 36.

Schliersee :: Hotel Wittelsbach

neu renoviert, in der Nähe des Bahnhofes. Auswahlreiche Speisekarte. Bier aus der Herzogl. Brauerei Tegernsee. Schöne Veranda, schattiger Garten. Elektrische Beleuchtung. G. Dannhofer, Besitzer.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,**

neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension. Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Feldafing! Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.

Hotel Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt. **Kaiserin Elisabeth!**

Mässige Preise und Arrangements.

Prospekte durch den Besitzer G. Kraft.

Füssen-Faulenbach.

800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

Kaiserbad Rosenheim
(Bayer. Alpen)
Bahnlinie München Salzburg u. Kufstein.

Altbekanntes Bad und Hotel in ruhiger, staubfreier Lage. Pension inkl. Zimmer von M 4.50 an. (Kein Pensionszwang.) Elektr. Beleuchtung. **Soole- und Moorbäder,** Eisenquelle und alle Arten Kräuterbäder, Kohlensäure-, elektr. Licht- und Wannenbäder, Sonnenbad, Inhalatorium, Massage und Gymnastik. Vollkommen moderne Einrichtung für Durchführung des physik.-diätetischen (Natur-) Heilverfahrens. Aerztl. Leiter: Dr. med. Otto Denk (langjähriger Vertreter der phys. diät. Therapie). — Prospekte und Auskunft durch den Arzt und die Direktion.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)

Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

„Weltrekord“ Neuer Sitz- und Liegestuhl.

Grösste Neuheit für **Liegehallen, Haus** und **Garten.** Praktischster **Liegestuhl** mit selbsttätig auf- und abwärts verstellbaren Armlehnen. Ausführungen von **Mark 7.50 an.** Illustrierte Preisliste W gratis und franko.
R. Jaekel's Patent-Möbelfabrik
München, Dienerstrasse 6.

Wörishofen

Hotel u. Bad Kreuzer mit SONNENBÜCHL
Atm. Kuranst., Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbäder
Prosp. frei.

Blankenberghe
Hotel du Rhin
a. Strande. Deutsches Haus I. Ranges. Pension inkl. Zimmer von 6 M. an.
= Illustrierte Prospekte. =

Wer krank ist

und Interesse hat für gute
Hausmittel
(keine Arznei- oder Geheimmittel!) verlange kostenlose schriftl. Aufklärung durch:
Krankenschwester Marie,
Wiesbaden S. 144, Adelheidstr. 13.

Magenleiden, Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, Blutarmut, Bleichsucht, Schwächezustände, Skrophulose, Adernverkalkung, Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Gallensteine, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Zuckerkrankheit, Ausschläge, Flechten, Krampfadern, Fuß- und Beinleiden etc.

Gewünscht

wird für gebild. Dame kath., aus gut. Fam. häusl. erzog., v. angenehm. Aeuß., größ. Vermög. vorh., v. Angehörige d. Bekanntschaft m. gt. kath. charakterfest. Herrn v. tadellos. Vergangenheit u. i. angesehener Lebensstell. i. Alt. v. 38—42 J. zwecks Ehe. (Witw. m. 1 Kind nicht ausgeschl.) Nur Herren, die gleich der Dame Wert legen auf christl. glückliche Famil. m. treuer Lebensgefährt. werd. u. Zuschrift gebet. Aber nur eigene Zuschrift. m. voller Namensnennung u. ausführl. Angaben d. Verhältn. w. berücks. Vermittl. u. Anonym. verb. Diskret. verl. u. verl. Off. u. F. 1125 an Haasenstein & Vogler, A.-G., Breslau.

Prima Rollschinken

à Pfd. 1.35, Lachsschinken 1.45, Nußschinken 1.20, ff. Servelatwurst u. Salami à Pfd. 1.20, Leberwurst 1.10, Preßwurst Schles. 80 Pf., Preßkopf u. Kaiserjagdwurst à Pfd. 1.—, Kasselerrippenspeer à Pfd. 1.05 empf. u. Gar. p. Nachn. **Karl Wagner,** Wurstfabrik, **Glogau.**

Holder's Staub-

Saugapparate erzeugen größte Saugkraft. Handhabung kinderleicht. Anschaffungspreis gering. Zahlreiche Modelle. :: Broschüre No. 289 gratis. ::

Gebr. Holder, Metzingen (Wbg.)

„Dreizehnlinden“, Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. Nr. 177 Prosp. gratis Pension 4—4.50 Mk.

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten, aller Komfort. Grosse Parkanlage. Garage. Tennis. Mäss. Preise. A. Müller, Bes.

Bozen Gasthof u. Restauration „Zur weissen Gans“, Museumstrasse 8. Tel. 1052/IV. Gut bürgerl. Haus, neu eingerichtet. Fremdenzimmer, gute Speisen, vorzügl. Weine und stets frisches Fassbier. Hochachtungsvollst L. Heidegger.

ADELBODEN — Schweiz — 1400 m ü. M.
NEVADA PALACE VORNEHMES FAMILIENHOTEL

Grosser Garten. Tennis. Massiver Steinbau. Stat. Frutigen an der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn.

Kurhaus Ober-Balmberg b. Solothurn. Herrl. Luftkurort in sehr geschützt. Lage, vorzügl. Küche, Pens. v. 5.50 an. Prosp. d. A. Mayregger.

Abbazia :: Pension Wienerheim

Hotel International, 30 Z., Pens. K. 8— aufw. Filiale Parenzo-Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Lugano-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus und Pension Monte Brè

Physik.-diät. Kuranstalt. 150 Betten. Das ganze Jahr stark besucht. — Aerztl. Leiter Dr. med. Schär, ständig im Hause. Illustrierte Prospekte und Heilberichte frei durch
Dir. Max Pfenning.

Ferien! An den Rhein!

Angenehmen Sommeraufenthalt finden Geistliche u. Laien, Herren u. Damen im
Studentenheim Bonn, Lennéstrasse 26|28
Schöne, ruhige Lage. Grosser Park. Pension pro Tag 4.50 M. Auskunft erteilt der geistl. Direktor Hacken.

Tannenhof Lauterbach.
Württ. Schwarzwald. 600 Mtr.

Ideale Sommerfrische, direkt an Tannenhochwaldungen. Herrliche, ruhige, staubfreie Lage. Gut bürgerliches Haus, elektrisches Licht, Bäder, Massagen. Beste Verpflegung, mäßige Preise. Prospekt frei.
M. Schultheiß Erben.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

Wildbad Wemding Haltestelle der Lokalbahn Wemding — Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet. Elektr. Licht. Dampfheizung. Sichere Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, große Erfolge bei Bleichsucht und Nervenleiden. Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge aller Art, Frauenkrankheiten. Gute Verpflegung. Post und Telephon. Hans Seebauer.

SANATORIUM HOHENWALDAU
bei Stuttgart.
Das ganze Jahr geöffnet. 78 Betten. 2 Ärzte. Physikal.-diät. Heilverfahren. Moderner Komfort. Prospekt gratis.
Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Hotel Union Kathol. Kasino München A. V. Barerstr. 7. Telephon 9300.

Wein-Regie.

Garantiert reine Naturweine — Fass- u. Flaschenweine. — **Preisliste auf Wunsch zugesandt.** Für Diners, Soupers etc. stellen wir Weine, Champagner u. s. w. in jeder Auswahl zur Verfügung und nehmen nicht angebrochene, unversehrte Flaschen wieder zurück.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Bekanntmachung.

(§ 23 des Reichshypothekenbankgesetzes)

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gesamtbetrag der umlaufenden Pfandbriefe am 30. Juni 1913	ℳ 1,149,636,000.—
Gesamtbetrag der am 30. Juni 1913 in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken (nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen)	ℳ 1,156,626,217.49

München, den 1. August 1913.

Die Direktion.

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung nach §§ 23 und 41 des Hypothekenbankgesetzes für den 30. Juni 1913.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe	ℳ 386,187,500.—
Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	ℳ 394,422,508.59
Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von . . . . als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz.	ℳ 326.800.—
Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunalschuldverschreibungen	ℳ 8,624,000.—
Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darlehen nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen . . .	ℳ 10,066,373.94

München, den 1. August 1913.

Bayerische Handelsbank.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich ℳ 2.60, (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China ℳ 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 780, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand ℳ 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 33. München, 16. August 1913. X. Jahrgang.

Willkommen in Metz!

Von

Oberlehrer Dr. H. Neumont, Montigny.

So oft sind im Laufe der Jahrhunderte waffengerüstete Heere vor die Tore der Stadt Metz gerückt und haben die Feste zu erzwingen versucht. Die Inschriften an dem einstigen, jetzt verstümmelten Römertor und die blutgetränkten Gefilde im Metzer Lande zeugen davon. Heute sind es Männer des Friedens, die nach der Moselfeste ziehen. Die alten Stadttore dienen ihnen nur als Schaustücke und zur Erinnerung, und wenn sie vor dem alten Römertor lagern, so wollen sie nur Kämpfe des Geistes, Kämpfe, in denen gerungen wird um hohe Güter, um die Freiheit der Kirche und um das Wohl des katholischen deutschen Volkes.

In der Nähe der Stätte, wo kühn und edel sich die Festhalle erhebt, stand einst das gewaltige Amphitheater, in dem so oft fünfzigtausend Augen von Kelten oder Römern aufleuchteten, wenn Blut floß oder ein unglückliches Wesen zuckend verendete. Wie haben sich die Zeiten geändert! Ein neues Amphitheater sieht heute die Scharen zusammenströmen. Nicht Mordlust treibt sie hierher, nicht Freude an Blut und Tod, sondern die Liebe zu ihrem heiligen Glauben, die Liebe zur Kirche, der Hüterin dieses kostbaren Glaubensschatzes. Auch in der mächtigen Festhalle leuchten die Augen, auch da lodert die Begeisterung, auch da ertönt lauter Beifall, aber er gilt den edlen Worten, die aus der Redner Mund strömen, und der Wahrheit, die sie vertreten, und den Idealen, die sie verteidigen.

Wenn solche Männer des Friedens und des Glaubens in Metz einziehen und in Metz weilen, dann freut sich die Bevölkerung der alten Metis. Sie hat ihre Straßen reich geschmückt und ihre Herzen weit geöffnet, weil es Glaubensbrüder sind, die da kommen. Sie empfängt sie alle mit offenen Armen und sie ist stolz, sie zu beherbergen. Sie ist stolz darauf, daß so erlauchte Männer, Bischöfe und Prälaten, Aebte und Ordensobern, Sprößlinge edler Geschlechter und Führer aus dem Volke, die Zierden der Parlamente und einfache, schlichte Männer, Geistliche und Laien gerade sie erkoren haben, um jene große Heerschau aufzunehmen, die alljährlich die Katholiken Deutschlands zusammenführt. So mannigfaltig auch der Ursprung der Metzer Bürger ist und so verschieden ihre Sprache klingt, sie haben sich gefunden in der Einheit des Glaubens, und in dieser Einheit und Einigkeit werden sie auch die Tage der Generalversammlung feiern.

Ein inniges Band verknüpft den diesjährigen Tagungsort mit dem vorigen, Metz mit Aachen. Metz hat zum Bischof den heiligen Arnulf gehabt, aus dessen einstiger Ehe das Geschlecht Karls des Großen entsprießen sollte. Und wenn der mächtige König und Kaiser Aachen zu seiner Residenz erkor, so barg er in Metz die Gebeine seiner Lieben: zwei seiner Schwestern, zwei seiner Töchter und seine Gemahlin Hildegard vertraute er hier der Abtei St. Arnulf an, und auch seine Söhne Ludwig der Fromme und Erzbischof Drogo sollten hier ihre Ruhe finden. So haben Aachen und Metz die Ehre genossen, von der Familie Karls des Großen zu hüten, was sterblich war. Freilich, der Krieg hat die altehrwürdige Abtei vernichtet, und die Revolution hat die Asche entweiht und verweht. Vor nicht langer Zeit ist zum letzten Male die Stätte aufgedeckt worden, an der bis zum Jahre 1552 die Gebeine ruhten. Heute ersteht auf den alten Trümmern, nahe der Festhalle, ein neues Kloster, das Marienhospiz, das der Genossenschaft Unserer lieben Frau von der Hoffnung gehört.

Aachen und Metz verbunden durch die Geschichte, verwandt als einstige Hüterinnen kostbarer Schätze. Aber noch weit inniger ist das geistige Band, das beide verknüpft, das alle Städte umschlingt, in denen Katholikentage abgehalten werden. Es ist wie ein mächtiger Strom, der dahinrauscht. In dem Revolutionsjahre 1848 ist er als kleines Bächlein an die Oberfläche getreten. Es wagte sich heraus, nachdem zuvor Despotensinn und Unduldsamkeit ihm die Oeffentlichkeit und die Betätigung versagt hatten. Und seither ist das Wässerlein angewachsen und geschwollen, ist zum Fluß geworden und zum Strom, der seit Jahrzehnten die Gefilde Deutschlands durcheilt, befruchtend und Segen spendend. Wenn einmal Dürre und Oede drohen, dann wälzt er seine Wasser heran und tränkt den rissigen Boden und erfrischt wieder die versengten Pflanzen. Und jedes Jahr wird er von neuem gespeist, bald hier, bald dort, um dann, gleich dem Nil, die neu erhaltenen Massen wieder abzugeben zu fruchtbringendem Wirken. Von Mainz ist er ausgegangen, ist durch die Gauen des alten Deutschlands geflossen, hat dann seinen Lauf auf die Gebiete des neuen Deutschen Reiches beschränkt und ist 1905 zum ersten Male in das Reichsland gekommen.

Jetzt wendet er sich von neuem dem Grenzlande zu, diesmal in das alte Lothringen und nach dem festen Metz. Auch hier werden sich ihm neue Quellen eröffnen, um seine Fluten zu speisen und zu verjüngen. Auch von hier, so hoffen wir zuversichtlich, wird Kraft und Leben ausgehen und sich über die katholische Kirche Deutschlands und über das ganze liebe Vaterland ergießen.

So seid denn, liebe Glaubensbrüder, willkommen in Metz! Erfreuet euch an den herrlichen Werken, die Natur und Kunst hier geschaffen: an der Kathedrale, deren Säulen und Gewölbe dem Himmel zustreben und deren Glasfenster Wunder der Farbenpracht bieten; an den Gotteshäusern, die von dem frommen Sinn der Vergangenheit und der Gegenwart zeugen; an den engen malerischen Straßen mit ihren eigentümlichen Bauten; an der Esplanade und dem poesievollen Ausblick ins Moseltal und auf die rebenbedeckten Höhen; an den lieblichen Dörflein, die mit ihrem Aufbau und ihren Häusern an Italiens Bergnester erinnern; an den üppigen Gefilden und Gärten und Weinbergen des Metzer Landes. Betretet mit heiligem Schauer die Aecker, auf denen zwei Völker um Besitz und Ehre gerungen, und gedenket in Wehmut der Toten, die hier gebettet liegen.

Aber nehmet besonders teil an den Sitzungen des Katholikentages und schöpfet hier neue Kraft für euch selbst und für das große Werk, an dem ihr alle arbeitet.

Es sind mehr als achthundert Jahre her, da ging eine hohe Begeisterung durch die lothringischen Gefilde, und zahllose Ritter zogen von hier aus, um die heiligen Stätten zurückzuerobern. Gott will es! so klang ihr Ruf durch die Lande. Möge in diesen Tagen von neuem edler Eifer und Kampfesmut die Scharen in Metz beseelen. Dann werden auch sie ausziehen, ausziehen als neue Kreuzritter, um die heiligen Güter zu schirmen, die vom Unglauben und von der Genußsucht bedroht sind, zu schirmen die Freiheit der Kirche, die in dreihundertjährigem Kampfe errungen worden, zu schirmen die Heiligkeit der Ehe, zu schirmen die christliche Schule, zu schirmen Glauben und Sitte, zu schirmen die Schwachen und Hilfsbedürftigen, zu schirmen nicht am mindesten die Autorität des Staates, die oft am meisten von denen bedroht ist, die ihre Stützen sein sollten. Gott will es! Gott will es!

Zum Metzer Katholikentag

richtet die „Allgemeine Rundschau" an ihre alten und neuen Freunde die Bitte, das ihnen liebgewordene Blatt in immer weitere Kreise einzuführen. Noch immer stehen, zumal unter den gebildeten Katholiken, zahlreiche Gruppen abseits, die bei einiger Mühe für unsere Sache gewonnen werden könnten. Hier bietet sich der persönlichen Propaganda ein dankbares Feld der Betätigung. Möchten recht viele unserer Freunde sich gedrängt fühlen, die aus den erhebenden Verhandlungen des Katholikentages geschöpfte Begeisterung in die Tat umzusetzen durch eine rege Werbetätigkeit für die „Allgemeine Rundschau" in Freundes- und Bekanntenkreisen!

Die Richtung der „Allgemeinen Rundschau" wird durch die infolge des leider viel zu frühen Ablebens Dr. Armin Kausens notwendig gewordene Neubildung der Redaktion nicht im geringsten beeinflusst werden. Nach wie vor wird das von dem unvergesslichen Begründer der „Allgemeinen Rundschau" gegebene, in mehr denn neunjährigem Bestehen bewährte Programm unabänderliche Richtschnur sein. Nach wie vor wird die „Allgemeine Rundschau" sein und bleiben eine in der Sache entschiedene, in der Form vornehme Wochenschrift, welche die Vorgänge in der Politik wie auf allen Gebieten der Kultur (Religion, Wissenschaft, Literatur, Kunst, wirtschaftliche und soziale Fragen, Technik, Gewerbe, Handel und Verkehr usw.) von erhöhtem Standpunkte betrachtet und, alles Gute und Kernige treu bewahrend, einem gesunden, bedachtsamen Fortschritt huldigt. Namentlich auch wird der der „Allgemeinen Rundschau" durch die Not der Zeit aufgedrängte energische, rücksichtslose Kampf gegen den Schmutz und alle sonstigen Missstände auf dem Boden der öffentlichen Moral mit unverändertem Nachdruck weitergeführt werden.

Die alten bewährten Mitarbeiter sind der „Allgemeinen Rundschau" treu geblieben. Neue Kräfte heranzuziehen, ist das von Erfolg bereits begleitete Streben der Redaktion; Namen von bestem Klang werden zu Worte kommen. Von allen Seiten, auch von hohen und höchsten kirchlichen Stellen, wird, wie aus zahlreichen mündlichen und schriftlichen Aeusserungen hervorgeht, der „Allgemeinen Rundschau" das unveränderte Wohlwollen und Vertrauen entgegengebracht. Mögen alle diese Umstände im Lande ein freundliches Echo finden und in einer stetig wachsenden Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" ihre Wirkung äussern!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Friedensvertrag von Bukarest und die europäische Revision.

Ausnahmsweise können auch einmal gute Dinge sich schnell entwickeln. Die Verhandlungen in Bukarest haben überraschenderweise schon am 8. August zum Abschluß und am 10. August zur feierlichen Unterzeichnung des Friedensvertrages geführt. Das Ergebnis ist einesteils auf die Erschöpfung der vier ehemaligen Verbündeten zurückzuführen, andernteils auf das geschickte und kräftige Eingreifen Rumäniens. Unter den vielen Ueberraschungen, die uns der Balkan beschert hat, figuriert last not least der Uebergang der Hegemonie an das Königreich Rumänien, das im Anfange sich abwartend verhielt und dann im richtigen Augenblick seine intakte Kraft entscheidend in die Wagschale warf. Mit solcher durchschlagender Wirkung, daß die rumänische Hegemonie sogar von den Siegern im letzten „Bruderkampf" förmlich und feierlich anerkannt wurde.

König Karl von Rumänien hat sofort, als der Friede gesichert war, dem Deutschen Kaiser davon Mitteilung gemacht und so den Anstoß zu einem bemerkenswerten Depeschenwechsel gegeben. Dabei tritt nicht bloß die innige Freundschaft der beiden Herrscher hervor, sondern es wird auch festgestellt, daß Kaiser Wilhelm sich an dem Friedenswerk wirksam beteiligt hat. Es fehlt freilich noch die nähere Angabe, in welcher Weise unser Kaiser zu dem Erreichten beigetragen hat. Kaiser Wilhelm zollt in der Depesche der rumänischen Politik nicht nur das höchste Lob, sondern spricht der herrlichen Entwicklung des Landes sogar seine Bewunderung aus. Dem rumänischen Ministerpräsidenten Majorescu hat er das Großkreuz des Roten Adlerordens verliehen. Nicht ganz so unbedenklich, wie diese Auszeichnung des Friedensmaklers, ist die Verleihung des deutschen Feldmarschallstabes an den König Konstantin von Griechenland. Nicht als ob dieser wackere Heerführer die höchste militärische Ehre nicht verdient hätte; aber in Bulgarien wird man in der militärischen Auszeichnung wirklich eine politische Parteinahme sehen, die gewiß nicht im Rahmen der deutschen Politik liegt.

Noch bedenklicher erscheint die Wendung in dem ersten Telegramm des Königs Karl, daß der Friedensschluß „dank Dir (scilicet Kaiser Wilhelm) ein definitiver bleibt". Daraus hat man vielfach gefolgert, daß Deutschland sich bereits entschieden gegen eine Revision des Friedensvertrags durch die Großmächte festgelegt habe. Dadurch würde Deutschland in Gegensatz kommen nicht bloß zu Rußland, das sich zuerst für die Revision erklärte, sondern auch zu Oesterreich, das aus leicht begreiflichen Gründen ebenfalls für eine Revision zugunsten Bulgariens eingetreten ist. Die Revisionstaktik Rußlands hatte zunächst zu einem Dissensus mit Frankreich geführt, dessen Presse sich entschieden gegen jeden Abänderungsversuch aussprach; da die französische Regierung offenbar derselben Meinung war, mußte Rußland einen diplomatischen „Meinungsaustausch" in Paris eintreten lassen. Einen solchen Luxus einer Meinungsverschiedenheit (auch nur einer vorübergehenden) dürfen sich Deutschland und Oesterreich nicht gestatten. Wenn wir auch vom Standpunkte unserer unmittelbaren Interessen eine Abänderung der in Bukarest gezogenen Grenzlinien nicht für notwendig erachten und die schnelle Beruhigung Europas für wichtiger halten, als dieser oder jener nachträgliche Trostpreis für das unglückselige Bulgarien, so müssen wir uns doch der österreichischen Taktik anschließen, schon um den Respekt vor der Solidarität der beiden Kaiserreiche vor dem geringsten Zweifel zu bewahren. Die Natur der Dinge bringt es ja mit sich, daß Deutschland in der Balkanpolitik in die zweite Reihe gehört, und zwar hinter das nächstbeteiligte Oesterreich.

Unsere Offiziösen begrüßen es mit Lob und Dank, daß Rumäniens Bemühungen, den Krieg durch selbständige Unterhandlungen der Balkanstaaten zu beenden, den erwünschten Erfolg gehabt haben, und bemerken zum Trost für Bulgarien: „Aus den harten Kämpfen geht keiner der Balkanstaaten ohne neue Gebiete hervor, in denen lohnende Aufgaben und Hoffnungen winken. Auch wenn vielleicht nicht alle Fragen für immer gelöst sind, können die Kriegführenden sich beglückwünschen, daß sie in Bukarest den Frieden gefunden haben, dessen der verwüstete Balkan und seine schwer heimgesuchten Völker bedürfen. Auch Europa wünscht, daß nun endlich Frieden werde und bleibe." Das ist alles sehr richtig; aber auffallenderweise schweigen die Offiziösen vollständig über die brennende Frage, ob und in welcher

Weise die Großmächte den Bukarester Vertrag nachzuprüfen und zu genehmigen haben.

Zweifellos ist die Sanktion der Großmächte ein rechtliches Erfordernis. Denn der Vertrag von Bukarest stellt eine ganz andere Ordnung auf, als wie der Kongreß von Berlin geschaffen hatte, und deshalb bedarf der Friede der Bestätigung durch die Unterzeichner der Kongreßakte. Zweitens bedarf der Vertrag einer Ergänzung, da man in Bukarest über einen hochwichtigen Punkt, die Garantien für die religiöse und die nationale Freiheit der Minderheiten, nicht zur Einigung kommen konnte. Die europäischen Mächte haben das Recht und die moralische Pflicht, in das neue Friedensinstrument die Grundsätze hineinzubringen, die man in der Kongoakte sogar für die ganz wilden Gegenden für angemessen hielt. Der brutalen Methode der Assimilierung, durch die bekanntlich Serbien mit seinen Zwangsbekehrungen sich besonders ausgezeichnet hat, muß ein Riegel vorgeschoben und die Freiheit für Kirche und Staat vorgeschrieben werden. Das wäre nur eine Ergänzung des Friedensvertrags. Eine Abänderung würde in Frage kommen, wenn sich die Mächte einigen könnten über eine Berichtigung der Grenzen zugunsten Bulgariens. Auf der einen Seite haben die Griechen hartnäckig den Besitz von Kavala behauptet, obschon dieser brauchbare Hafen den Bulgaren notwendig ist, um ihren Küstenstrich am Aegäischen Meere für den Handel auszunutzen. Auf der anderen Seite haben die Serben sich freilich zur Abtretung von Strumitza an die Bulgaren verstanden, aber sie haben Kotschana, Istip und einige andere Städte, die vorwiegend bulgarische Einwohner haben, zurückbehalten. Rußland interessiert sich anscheinend besonders für ein bulgarisches Kavala, und Oesterreich wünscht den Bulgaren auf Kosten Serbiens noch die bezeichneten Städte zuzuwenden. Die Lösung wird gewiß ohne Konflikt erfolgen, da die ganzen Grenzfragen überhaupt minderwertig sind. Aber wir möchten wünschen, daß auch jede vorübergehende Reibung unter den befreundeten Mächten unterbleibe, und deshalb empfiehlt sich offenbar für die deutsche Politik auch fernerhin die ruhige Zurückhaltung, die wir bisher beobachtet hatten. Keine Gefühls- oder Prestigepolitik, keine Impulsivität! Zur Entfaltung der deutschen Kraft bleibt in Vorderasien noch Raum und Gelegenheit genug.

Die innere Politik.

Ausgeprägte Sommerruhe! Nur der Bundesrat hat sich eine Ferienarbeit geleistet, und zwar eine sehr erfreuliche. Der Gesetzentwurf über die Milderung des Militärstrafgesetzbuches, den der Reichstag infolge des harten Erfurter Urteils beschlossen hatte, war am 3. Juli den zuständigen Ausschüssen überwiesen worden. Das sah nach einer Verschleppung bis zum Herbst aus. Aber man hat nicht auf die förmliche Wiedereröffnung der Bundesratssitzungen gewartet, sondern sich mit der Einholung der Zustimmung der Bundesregierungen begnügt. Das Gesetz ist am 8. August vom Kaiser vollzogen worden und kommt also den Exzedenten von Erfurt zugute, ohne daß der Berufungsprozeß weiter verschoben zu werden braucht.

Erfreulich ist auch die Mitteilung, daß der Gnadenerlaß vom Tage des Kaiserjubiläums rund 24000 Verurteilten zugute gekommen ist. Hoffentlich gibt man noch nähere Mitteilung über die Art und das Maß der Straferlasse.

Eine Aufregung in der Ferienzeit drohte uns der sogenannte Krupp-Prozeß zu bringen. Aber die kriegsgerichtliche Verhandlung gegen sieben Zeugoffiziere, die sich von dem Kruppschen Agenten Brandt zur Indiskretion hatten verlocken lassen, lief auf eine Beruhigung hinaus. Es zeigte sich, daß von einem „deutschen Panama", das der rote Großsprecher Liebknecht an die Wand gemalt hatte, gar keine Rede sein konnte. Mit kameradschaftlicher Freundlichkeit, gelegentlichen Freizechen und bescheidenen Geschenken von 10 bis 100 M hatten sich die subalternen Beamten zum Plaudern verleiten lassen, aber sie hatten weder die Sicherheit des Reiches noch die Reichskasse gefährdet. Die Hauptverhandlung gegen den Verführer steht noch aus; doch ist auch davon nichts Schlimmeres zu erwarten, als die erneute Feststellung, daß die Firma Krupp eine bedenkliche Vorzugsstellung genossen und in ihrem Konkurrenzkampf sich unwürdiger Mittel bedient hat. Die Wirkung der Enthüllungen wird einerseits dahin gehen, daß das Gleichgewicht unter den Lieferanten für Heer und Marine hergestellt wird, und anderseits, daß den Beamten mehr Gewissenhaftigkeit und Vorsicht gegenüber den sich andrängenden Interessenvertretern anerzogen wird. Die Untersuchungskommission ist ja schon eingesetzt, die das weitere zu beraten und vorzuschlagen hat.

Das Vertrauen der Katholiken zum Staate.

Von Dr. M. Eberhard, Marzoll.

Das Vertrauen ist ein Wort, das aus dem Staatslexikon nicht gestrichen werden darf; andere Worte wie Macht, Gesetz, Pflicht und ähnliche stehen dort fetter gedruckt; aber, da Neigung und Liebe die tiefsten Triebkräfte, wie des Menschenwesens überhaupt, so auch der gesellschaftlichen Bildungen sind, muß der Staatsmann nicht bloß erwägen, was das Recht bestimmt und wieweit die Macht reicht, sondern auch das Imponderabile des Vertrauens in seine Erwägungen hereinziehen. Es ist nicht das Normale, daß Mauern durch eiserne Klammern, sondern daß sie durch Mörtel zusammengehalten werden. Das Vertrauen bindet.

Der Staat also braucht das Vertrauen. Der Staat aber, was ist das? Das ist in unserem Sinne die staatliche Autorität, zunächst die Gewalt, dann auch der Träger der Gewalt, also die Krone, die Regierung, das Parlament, die Gesetzgebung, die Rechtspflege, die Verwaltung, dann auch die Personen, in denen diese Gewalten investiert sind. Die Personen kommen für uns aber hauptsächlich in ihrer staatlichen Eigenschaft in Frage; ihr Privatcharakter und Privatverhalten ist selbstverständlich von hoher Bedeutung, scheidet aber zunächst aus.

Der Staat kann sich auf seine Souveränität zurückziehen und versuchen von innerstaatlichen Richtpunkten aus das Leben zu interpretieren und seine Aufgaben zu erfüllen. Das ist eine gerechtfertigte Abstraktion, aber eine miserable Fiktion. Der Staat ist ja von vornherein schon von der Weltanschauung durchtränkt wie der Schwamm vom Wasser. Der Staat ist nicht der Schöpfer einer Weltanschauung, sondern das Geschöpf einer Weltanschauung. Seine Grundlagen: Autorität und Freiheit, Recht und Pflicht liegen nicht da als unbewegbare Granitblöcke, sondern im Mittelpunkte der am meisten erschütterten Erdbebenzone der Geister. Gesetzgebung, Rechtsprechung, Verwaltung, hier besonders das Unterrichtswesen, sind nicht klösterlich abgeschlossene Gebiete, sondern Hallen, in die vernehmlich der Lärm des Lebens dringt. Die Katholiken haben also ein namhaftes Interesse daran, ob das Staatswesen in einer Weise geleitet wird, daß sie Vertrauen zu ihm haben können.

Die Katholiken sind nun in jedem Falle an den Staat gebunden durch ihre Gewissenspflicht, die Machthaber wissen es; viele glaubten darum die Katholiken weniger beachten zu dürfen; weit entfernt, den eisernen Zügel der Gewalt in das silberne Lenkzeug der Neigung zu verwandeln, glaubten sie, des Vertrauens jener, zu denen sie selbst kein Vertrauen hatten, entraten zu können, und menschlich unritterlich und politisch unklug mißhandelten sie die wehrlosen Opfer ihrer Ueberzeugung. Die Unritterlichkeit und Brutalität gegenüber den Katholiken ist auch in unserer Zeit noch nicht ausgestorben.

Oder sind wir Katholiken vielleicht suspekt? Verdienen wir die Staatsverdächtigung etwa durch einen ungerechten Maß-

stab, den wir an die Leistungen des Staates anlegen, damit er, nicht bloß unsere Pflichtleistung, sondern auch unsere Sympathie erhalte? Sind wir vielleicht so unbescheiden, einen katholischen Staat zu verlangen, wo die Verhältnisse es nicht zulassen? Die Zeitschrift, in der diese Zeilen erscheinen, ist bestimmt für die Ländergebiete deutscher Zunge. Hier verlangt niemand einen katholischen Staat, sondern höchstens einen paritätischen Staat, ja, wo die Zeitentwicklung weiter fortgeschritten ist, sind die Katholiken unter dem vollen Einverständnisse Roms zufrieden mit einem indifferenten Staate, dessen Indifferenz rein negativ und nicht Prinzip, sondern Taktik ist. Einen religionslosen Staat kennen wir nicht, denn Menschen sind nicht Bestien.

Was verlangen wir also z. B. vom paritätischen Staate, damit wir ihm unsere Neigung schenken? Begünstigung, Vorrechte? Nein. Wir wollen nur Recht und Gerechtigkeit. Wir verlangen also 1. ideell: Schutz des Christentums; 2. rechtlich: Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte; 3. politisch: Rücksichtnahme auf den Prozentsatz der katholischen Bevölkerung überhaupt und insbesondere der katholischen Wähler.

Von seiten des Staates, so hat es wenigstens den Anschein, wird gegenwärtig vieles von dem, was wir Katholiken in gutem Glauben als Stabilitäten des öffentlichen Lebens betrachten, für im Flusse befindlich gehalten; es wird auf eine Zukunft hin regiert, von der es aber durchaus nicht so sicher ist, daß sie sich so gestalten werde, wie der Zug der Zeit geht; es wird als öffentliche Meinung behandelt, was beileibe nicht die Stimme des Volkes, sondern Mache einer gewissen Presse und gewisser Kreise ist.

Will man, daß das Christentum die Grundlage unseres Staatswesens bleibe, so schütze man es, „convenienti vigore sanciendo“, wie es bei St. Augustin (ep. ad. Bonif. n. 19) heißt; man schütze Offenbarung und Glauben, man schütze Dekalog und christliche Sitte, man schütze die Kirche und ihre Einrichtungen. Wir rufen nicht nach dem Knüppel, sondern wir rufen nach Recht oder vielmehr nach dem vigor sanctionis. Wir gestehen der diplomatischen Geschmeidigkeit und der politischen Rücksichtnahme ihre vollen Rechte zu; wir sehen es ja selbst, wie heftig die Wogen das Staatsschiff umbranden, aber wir wollen auch sehen, ob das Schiff trotzdem seinen Kurs einhält und eine kräftige Hand das Steuer führt; wir hören selbst die Platzregen auf das Haus des Ministers und des Polizeipräsidenten und des Richters und des Staatsanwaltes und des Verwaltungsbeamten niederprasseln und hören die Stürme es umtoben, aber wir wollen eben daran prüfen, ob das Haus auf den festen Grund des Christentums oder aber auf den Flugsand des individuellen Meinens und Wollens aufgebaut ist.

Sieht der Staat alles als im Flusse befindlich an, so daß ein entschiedenes Eingreifen nicht rätlich ist, so müssen wir mit dieser Anschauung der Regierung rechnen und den Rückzug von unseren bisher staatlich geschützten Positionen auf unser katholisches Selbst und unsere katholische Freiheit vorbereiten. Betrachtet der Staat gleich der modernen Weltanschauung das Christentum als einen mit Ehren ausgedienten Veteranen, und will er die neue Jungmannschaft von einer Religion ohne Offenbarung, von einer Moral ohne wahre Autorität entgegennehmen, so werden wir Katholiken dem Kaiser auch dann noch geben, was des Kaisers ist, aber wir werden auch dann noch, wenn der Staat es nicht mehr tut, Gott geben, was Gottes ist.

Sollte aber die große Mißstimmung im Staatsorganismus daher rühren, daß ihm die Zentrumspartei als ein unverdaulicher Brocken im Magen liegt, so wäre das ein sehr bezeichnendes Symptom. Dann wäre die Antwort auf die Befürchtungen der Katholiken ohne Antwort gegeben. Dann wäre es höchste Zeit, sich nicht mehr mit den Scheinbanknoten schöner Worte, sondern endlich mit gewichtiger Münze zahlen zu lassen. Dann dürfte Verschiedenes, was in letzter Zeit sich zugetragen hat, nicht bloß als Ventil für explosionsbedürftige Meinungen, sondern als Pulsschlag eines neuen Lebens betrachtet werden, das in den Staatsorganismus eingeführt wird. Einstweilen müssen wir glauben, daß es so komme, und fast auch, daß man wünsche, daß es so komme. Alles, was uns entgegen ist, wird gehätschelt oder ist ein Kräutlein Rühr mich nicht an; gar manche Hände würden, und versuchen auch so schon, anders arbeiten, wenn sie nicht die eisernen Handschellen der Verfassung trügen; der Motor der Staatsmaschine ist auf die Säkularisierung dessen konstruiert, was man Ueberrest aus dem Mittelalter nennt — kurz, wir Katholiken haben Grund über genug, daß man unsere Befürchtungen zerstreue und uns von den beiden eines schenke: Vertrauen oder Freiheit.

Kathedralenlied.

Es brennt mein Herz dem schweren Abendgrollen
Des dunklen Kathedralenlieds zu lauschen,
Wenn in den Stimmen, in den schwermutsvollen
Die Heil'gensagen grauer Vorzeit rauschen.
Dann fallen von den gotischen Portalen
Die nächt'gen Schatten auf des Domes Stufen,
Die Kronenträger hoch in den Fialen
Will strenger Glockenklang ins Leben rufen
Und all der Speier ungestüme Drachen,
Die recken ihre weitgesperrten Schlünde
Nach Seelen aus! Die kleinen Teufel lachen
Und spähen aus den steingehau'nen Gründen.
Es ziehen aus den hochgewölbten Bogen
Die Prozessionen längst verblichner Ahnen,
Und ihre Psalmensänge weh'n und wogen,
Es weh'n und wogen ihre goldnen Fahnen.
Dann flattert meines Herzens Eintagsträumen
Hoch um den Dom in leichten Mückentänzen,
Und meine heissen Phantasien schäumen
Ums schwarze Chor gleich roten Rosenkränzen.

Mir ist es Lust, so ganz in mich verloren,
So unerkannt, von aller Welt verlassen
Dahin zu schreiten unter dunklen Toren,
Schweigsam zu pilgern in des Schweigens Gassen.

Jäh packen nach mir mit Polypenarmen
Das grosse Grausen und die tiefen Schauer,
Die blasse Furcht, das weinende Erbarmen,
Das Bussgebet und die Karsamstagstrauer.
Und mich umtosen grelle Notfanfaren
Von Krieg und Pest, von blutiggrellen Bränden.
Der Hexenglauben kommt emporgefahren,
Das Flammenscheit in seinen Geierhänden.
Auch grosse, helle Liebestaten steigen
Wie Engel auf mit breiten, weissen Schwingen —
In dieser Klänge schwarzen Todesreigen
Aufjubelnd mischen sie das süsse Singen.

M. Herbert.

Adel und Bürgertum in der Armee.

Von Generalleutnant z. D. Frhr. v. Steinaecker, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, Berlin-Wilmersdorf.

Wenn man die Rangliste der Preußischen Armee einschließlich des 13. Königlichen Württembergischen Armeekorps durchsieht, fällt zweierlei auf: 1. daß die Stellen der höheren Führer mit adeligen Offizieren besetzt sind und daß es 2. eine Reihe von Regimentern gibt — 4 von der Infanterie, 28 von der Kavallerie —, in denen man, so weit das Auge, das suchende, auch schaue, keinen Herrn mit bürgerlichem Namen antrifft.

Man schließt prompt daraus, daß beim Aufrücken in höhere Stellen nicht allein die Befähigung, sondern auch der Name, und zwar dieser ein besonders gewichtiges, Wort mitspreche; ferner daß manche Offizierkorps in einem Bürgerlichen etwas sähen, was der Berliner mit den Worten auszudrücken die Güte hat: „Mank uns mank is eener mank, der nich mank uns mank jeheert!“ Man spricht von einer Sucht des Adels, auch in der Armee sich abzuschließen, man redet von Unmodernität der Anschauung, von Ungerechtigkeit des Militärkabinetts, man geht in manchen Kreisen, besonders in denen, die dem Heere nicht hold sind, so weit, von einem Gegensatz zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren in der Armee zu sprechen.

Was das letztere anbetrifft, so muß vorab auf das allerentschiedenste festgestellt werden, daß davon überhaupt und auch nicht im allergeringsten die Rede sein kann. Adelige und bürgerliche Offiziere macht der königliche Dienst gleich, alle ziehen an demselben Strang, sie wissen, daß es die Leistungen sind, nicht der Name, die den Offizier machen und das Vorgesetztenverhältnis

begründen, alle, alle verbindet das feste, auf gegenseitiger Achtung begründete Band der Kameradschaft.

Wenn es einmal vorkommt, und es kommt vor, daß ein Herr mit den drei Buchstaben „von" auf einen Kameraden ohne diese vererbte Verzierung, oder gar ein Offizierkorps, weil es nur adelige Mitglieder hat, auf ein anders zusammengesetztes mitleidig herabzublicken sich erlaubt (so etwas gibt es auch in der Beamtenschaft), so ist das eine Ausnahme, die nur die Regel bestätigt, und ein Auftreten, das in der Armee selbst auf das schärfste verurteilt wird. Es wird daher auch folgerichtig darauf gehalten, daß im Dienst alle Offiziere mit dem Dienstgrad angeredet werden. Also der Schluß, daß ein Gegensatz zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren in der Armee zu beklagen sei, ist eine völlig willkürliche Konstruktion.

Wird aber nicht der Adelige beim Aufrücken grundsätzlich bevorzugt? Ich behaupte: nein! Tatsächlich aber hat der Adelige durch seinen Namen hierbei manches voraus. Wenn zu einer Stelle zwei gleich gut empfohlene Offiziere zur Verfügung stehen, von denen der eine adelig, der andere bürgerlich ist, so ist es wahrscheinlich, daß die maßgebende Stelle sich für ersteren entscheidet. Das kann man aber nicht ein Unrecht nennen. Denn einer kann nur genommen werden und wie die Anschauungen heutzutage in der Gesellschaft nun einmal sind, ob mit Recht oder mit Unrecht, das sei dahingestellt, ist adelig sein noch immer ein Vorzug: vergleiche die vielfachen auch begehrten Erhebungen in den Adelstand.

Ferner tut eine Fürsprache (Protektion) beim Aufrücken sehr viel — auch beim Militär! Nun haben aber im allgemeinen adelige Offiziere durch ihre Familienverbindungen eher einen geeigneten Fürsprecher, wie ein bürgerlicher, der vielleicht keinen Menschen bis dahin in der Armee näher gekannt, keine Beziehungen zu Militärkreisen gehabt hat. Dadurch wird bei manchen Entscheidungen auch wieder sehr oft das Los zugunsten des Adeligen gegen einen gleich tüchtigen, wenn nicht gar tüchtigeren Bürgerlichen fallen. Auch geschieht für manchen Herrn „von" etwas mehr, weil er der Sohn seines Vaters ist. Das soll übrigens auch z. B. in der Verwaltung nicht zu den Seltenheiten gehören!

Wie ist denn augenblicklich (nach dem Stande vom 10. Mai ds. Js.) das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Adeligen und Bürgerlichen? 1. Die 15 Feldmarschälle und Generalobersten sind alle adelig, darunter aber eine Reihe Fürstlichkeiten ohne Kommandos, also in Ehrenstellen. 2. Unter den 38 ein Kommando führenden Generalen sind 34 adelig, davon aber 4 während der Dienstzeit geadelt; also eigentlich 30:8. 3. Von den 100 Generalleutnants sind 71 adelig (darunter 10 Fürsten meist ohne Kommando), 12 davon sind geadelt, 29 sind noch bürgerlich; also eigentlich 59:41. 4. Von den 202 Generalmajors sind 118 adelig, 2 geadelt, 84 bürgerlich, also 116:86. 5. Von den 198 Obersten der Infanterie sind 131 adelig, 67 bürgerlich, von 49 der Kavallerie sind 42 adelig, davon 1 geadelt, 7 bürgerlich; von 56 der Feldartillerie 29 adelig, 27 bürgerlich, von 10 der Fußartillerie ist nur 1 adelig, von den 22 der Pioniere und der technischen Institute sind alle bürgerlich, von den 6 Obersten des Trains ist 1, von 17 Vorstehern der Bekleidungsämter sind 3 adelig. Da die Oberstleutnants, ehe sie in ihren Dienstgrad aufrücken, schon die Geeignetheit zum Regimentskommandeur haben müssen, so lasse ich auch noch für diese die entsprechenden Zahlen folgen. Von den 272 Oberstleutnants beim Stabe bei der Infanterie sind 142, von den 88 der Kavallerie (einschließlich der in diese Stellung schon aufgerückten Majors) 16 bürgerlich, 1 geadelt. Von den 73 Oberstleutnants der Feldartillerie sind 40, von den 19 der Fußartillerie 17, von den 23 der Pioniere 21, von den 8 der Verkehrstruppen 7 bürgerlich.

Diese Zahlen dürfen nicht an sich betrachtet werden, man muß sie mit den entsprechenden Zahlen für die Fähnriche der Jahre vergleichen, in denen die heutigen Generale und Obersten eintraten. Leider habe ich mir diese nicht verschaffen können. Wenn ich aber die Zahlen von diesem Jahre heranziehe, so sind z. B. in dem ersten Halbjahr 1913 332 Fähnriche ernannt worden, von denen nur 68 adelig waren; von 58 aus der Hauptkadettenanstalt in die Armee als Offiziere übergetretenen waren nur 15 adelig. Das Verhältnis der bürgerlichen zu den adeligen Fähnrichen hat sich aber mit Beginn der Armeevermehrung nach dem Kriege 1866 von Jahr zu Jahr mehr zuungunsten des adeligen Elements verändert. Als die heutigen Generale Fähnriche waren, war das Verhältnis noch das Umgekehrte, das weiß ich aus eigener Anschauung. In 30 Jahren wird das Verhältnis in den oberen Kommandostellen ein ganz anderes wie heute sein. Es zeigt sich hier eine Folge der Vermehrung der Offizierstellen. Weitere bürgerliche Kreise, wie früher, ließen und lassen ihre Söhne jetzt Offizier werden. Leider werden hierdurch aber auch oft junge Leute der Armee zugeführt, die sehr wenig Beruf zum Offizier haben: Wer kennt nicht das geflügelte Wort: „Ich lasse meinen Jungen Offizier werden, es ist das einzige, wozu er taugt." Gerade unter den Herren dieser Gattung mit bürgerlichem Namen findet dann der Würgengel bald reiche Beute — auch eine Ursache der Abnahme der bürgerlichen Namen in den höheren Stellen!

Dafür gibt es aber auch noch einen anderen Grund. Der liegt in den Offizieren selbst. Es ist nämlich nicht zu bestreiten, daß Söhne aus adeligen Familien, aus denen schon ganze Generationen in der Armee gedient haben und die daher für die Entwicklung militärischer Anschauungen einen besonders günstigen Boden geben, meist auch für den Soldatenberuf befähigter sind, wie Söhne aus solchen, die vielleicht nie einen Krieger unter ihren Vorfahren gehabt haben. Es fehlt den Nachkommen das Soldatenblut! Das will bedacht sein. So wie sich in Familien die Befähigung für den Beruf zum Juristen vererbt, so geht dies auch mit der für den Beruf zum Soldaten.

Es muß ferner zugegeben werden, daß in der Armee, vielleicht noch mehr wie in der Verwaltung, Vorgesetzte, und nicht nur vereinzelt, vorkommen, die an Adelsdünkel leiden, die drei Buchstaben für ein Verdienst halten und sich bei Beurteilung ihrer Untergebenen von diesem Vorurteil nicht frei machen können. Sie beurteilen oft unwillkürlich den Adeligen günstiger, wie den Bürgerlichen. Es gibt auch in der Armee „Junker" in der weniger vorteilhaften Bedeutung des Wortes. Ihre Zahl nimmt aber ab. Auch das ist ein Grund dafür, daß mancher Bürgerliche im Wettkampf mit dem Adeligen unterliegt. Wenn man aber behauptet, das Militärkabinett begünstige dieses, so tut man doch dieser viel geplagten und oft sehr zu Unrecht angegriffenen Behörde schweres Unrecht. An dieser Stelle werden Adelige und Bürgerliche mit demselben Maße gemessen. Das Kabinett kennt ja die Offiziere selbst gar nicht. Es macht seine Beförderungsvorschläge auf Grund der vom Regimentskommandeur geschriebenen, von den Zwischeninstanzen begutachteten bzw. vervollständigten Konduiten. Diese aber werden, das kann ich versichern, in gewissenhaftester Weise aufgestellt. Das eigene Gewissen und die Allerhöchsten Befehle machen das zur ersten Pflicht der Vorgesetzten.

Daß zumal heutzutage von einer Zurückdrückung der bürgerlichen Offiziere von dem Zugang zu den höheren Stellen überhaupt keine Rede ist, zeigen die Verhältniszahlen im Generalstabe. Da finden wir, daß von 211 Generalstabsoffizieren 130 bürgerlich, von den dem Generalstab zugeteilten 61 Offizieren 46, von den 130 zur Kriegsakademie befehligten Herren 89 bürgerlich sind, und diese Offiziere sind doch die Anwärter auf die höheren Stellen. Aehnlich ist es im Kriegsministerium!

Nun noch ein Wort über die rein adeligen Regimenter. Das Offizierkorps eines Regiments ergänzt sich aus in dasselbe Versetzten und aus in dasselbe Eintretenden. Die Annahme dieser liegt ganz allein und ausschließlich in der Hand des Regimentskommandeurs; er kann annehmen und abweisen, wen er will, er ist darüber keinem Menschen außer Seiner Majestät Verantwortung schuldig. Aus durchaus begreiflichen und berechtigten Gründen geht das Bestreben jedes Kommandeurs nun dahin, sich ein nach Herkunft, Vorbildung und Mitteln möglichst einheitliches Offizierkorps zu bewahren oder zu schaffen. Wenn daher ein Kommandeur ein Regiment übernimmt, in dem nur adelige, vielleicht nur Söhne ehemaliger Regimentskameraden oder Reserveoffiziere sich befinden, so wird er natürlich einen Bürgerlichen, dessen Vater beispielshalber Kaufmann ist, nicht gern nehmen, schon aus Rücksichten auf den Aspiranten selber, der sich in einem solchen Kreise vermutlich nicht heimisch fühlen wird. Nun ist es aber notorisch zu einer Menge von Regimentern, besonders von der Garde und der Kavallerie, der Zulauf von Adeligen so groß, daß ihre Kommandeure stets alle Stellen besetzt haben und daher auch einen Bürgerlichen gar nicht annehmen können. Daß bei Versetzungen, auch der Kadetten, das Militärkabinett dieselbe Absicht auch vielfach vertritt, ist ebenfalls nicht unverständlich. Ferner aber: die vermögenden jungen Herren, und bei der Kavallerie ist eine hohe Zulage erforderlich, haben natürlich keine Lust, in schlechten, wenig Vergnügen bietenden Garnisonen an der Ost- und Westgrenze, fern von der Heimat ihre schönsten Jahre, die goldene Leutnantszeit zuzubringen. Daraus ergibt sich eine Bevorzugung mancher Regimenter. Wenn heute das Leibgardehusarenregiment nach Mörchingen käme, würde es mit dem adeligen Nachersatz bald hapern!

Wenn man das alles zusammenhält, selbst wenn man zugeben muß, daß dem Adeligen bei manchen Gelegenheiten für sein Fortkommen in der Armee die Wege besser geebnet sind wie dem Bürgerlichen, liegt das zum großen Teil in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen und Anschauungen. Es ist, so meine ich, das doch kein Grund, jungen Leuten auch ohne das Wörtchen „von" von dem Eintritt in das Heer abzuraten, zumal augenblicklich, wo die Heeresverstärkung eine gewaltige Reihe von neuen Stellen geschaffen hat. Wer tüchtig und fleißig ist, bricht sich auch in der Laufbahn als Soldat Bahn, mag er heißen, wie er will, wenn er von dem heiligen Feuer des Berufs durchglüht ist für seinen Stand, der die ideale Aufgabe hat, im Frieden als Lehrer und Erzieher der heranwachsenden Mannschaft zu wirken, im Kriege aber für das Vaterland und seine heiligsten Güter zu kämpfen und zu sterben.

Verständigung!

Von Michael Rogg, Pfarrer in Kirchhaslach.

I.

Es drängt mich zu schreiben von einem schweren Schaden, der in Bayern und sicher auch über die weiß-blauen Grenzpfähle hinaus immer mehr sich einfrißt, von einer Kluft, die immer breiter und tiefer sich auftut zwischen zwei Ständen, die vor Gott und der Welt zusammengehören, zwischen Klerus und Volksschullehrerschaft. Die Existenz dieser Kluft wird kaum einer leugnen, manche ignorieren sie, andere finden sich eben damit ab als einem nun einmal vorhandenen Uebel. Doch damit ist nicht geholfen, Kirche, Schule und sittliches Volkswohl leiden darunter, und werden darunter leiden, oft mehr als den beteiligten Kreisen zum Bewußtsein kommt. Parteipolitischer Eigennutz und Kirchenfeindlichkeit sucht diese Kluft absichtlich immer tiefer zu machen, namentlich nach der Seite der Lehrerschaft hin.

Auf seiten des Klerus findet man bei manchen ein bloß passives Bedauern dieses Verhältnisses, ein bekümmertes Fragen: „Was soll das noch werden, wenn es so weitergeht?" Bei dem energischen Teil macht sich das Bestreben geltend, die eigene Position innerlich und äußerlich zu festigen, ohne daß immer auch alle Mittel gesucht wurden, die bestehende Kluft zu überbrücken. Auch das führt zu keinem Ziel, wenn jeder der beiden Stände dem anderen alle Schuld zuschiebt; mit Schlagworten von „Lehrerradikalismus" oder „klerikalen Machtgelüsten" ist wenig erklärt, nichts gebessert, der Erbitterung neue Nahrung gegeben.

Es hat sich ein Lehrerradikalismus herausgebildet, das ist sicher, nicht bloß in Bremen und Sachsen. Beyhl läßt aus Bayern die Brandraketen der „Freien bayerischen Schulzeitung" aufsteigen, und wenn er über Mangel an Abonnenten bittere Klage führte, so kann das nicht dahin gedeutet werden, daß er der einzige radikale Lehrer in Bayern wäre, sondern die „Bayerische Lehrerzeitung" selbst ist so radikal, daß die meisten Leser derselben nach etwas noch Massiverem doch keine Sehnsucht mehr haben dürften.

Der Volksschullehrerstand ist ein anderer geworden, als vor hundert oder auch noch vor fünfzig Jahren. Er hat sich emporgerungen und viel tüchtige Kraft hat sich dabei gezeigt, die aufrichtige Achtung verdient. Die äußere Anerkennung wuchs aber nicht in dem Maß der besseren theoretischen Schulung, der erhöhten Anforderung an seine Kraft und sein Wissen. Der Kampf ums tägliche Brot und um soziale Besserstellung hat die Lehrer zusammengeführt zur Vertretung ihrer Standesinteressen, zu solch intensiver und einseitiger Vertretung derselben, daß viele von ihnen andere Interessen, z. B. die idealen Interessen ihrer kirchlichen Gemeinschaften zu sehr in den Hintergrund treten ließen. Sie sind zu einer scharf abgegrenzten Berufsklasse geworden und manche Stimme bezeugt, daß auch Klassenhaß in ihren Reihen nicht unbekannt ist. Eine „Gewerkschaft" nennen sie manchmal selbst den bayerischen Lehrerverein und berufen sich darauf, daß auch andere Stände mit kirchlicher Genehmigung in interkonfessionellen Gewerkschaften sich zusammengeschlossen haben. Fragt sich nur, ob sie auch wirklich eine „christliche" Gewerkschaft sein wollen, welche die konfessionellen Differenzen zurückstellt, um gemeinsam einerseits um gerechte Lohnverhältnisse zu kämpfen, anderseits ein Bollwerk gegen den Unglauben aufzurichten. Zu bedenken wäre ferner, daß der Maurer kein Lehrer und der Lehrer kein Metall- oder Transportarbeiter ist, d. h. daß des Lehrers ganze Tätigkeit mit Weltanschauung doch viel mehr zu tun hat, als die der Gewerkschaftler, daß also beim Lehrer eine Zurückstellung der Weltanschauung hinter irdische Ziele viel bedenklicher ist, als bei diesen.

Frühzeitig geriet die Lehrervereinsbewegung in Bayern ins Schlepptau des Liberalismus, der ja in der Beamtenwelt, welcher man gleichkommen wollte, tonangebend war, dem hervorragende Lehrerführer und Vereinszeitungsleiter angehörten. Offiziell ist man auch jetzt kein politischer Verein und Oberlehrer Schubert erklärte noch gelegentlich der letzten Wahlkämpfe, es liege ihm ferne, im „Vereinsorgane die politische Anschauung der Mitglieder beeinflussen zu wollen" („Bayerische Lehrerzeitung" 1912 Nr. 1). So wurde auf Seite 11 des Blattes erklärt, aber auf Seite 2 hat dasselbe Blatt etwas gegen „Zentrumsleute", auf Seite 3 hat „das Zentrum sein Ohr der Stimme der Gerechtigkeit verschlossen", besitzt wenig „Humanität und Gerechtigkeitssinn"; auf Seite 4 lassen die „Zentrumsdonnerer" die „Volksseele kochen"; Seite 5 ist gegen „Hetzpolitik" der Zentrumsgeistlichen und gegen „klerikale Diplomatie"; Seite 6 kommentiert die Landtagsauflösung dahin: „Die Stützen von Thron und Altar kamen ins Zittern. Auch für die Boten des Landes lebt ein Simson", da braucht man auf Seite 11 freilich „die politische Anschauung der Mitglieder nicht mehr beeinflussen". Wozu die Eingeseiften noch weiter einseifen? Und so ist es in der „Bayerischen Lehrerzeitung": Der Liberalismus wird gehätschelt, die Sozialdemokratie wird geschont, der „Ultramontanismus" wird verdammt. Aber man ist kein politischer Verein.

Der Liberalismus braucht den Lehrer zur Wahlmache auf dem Land und tut ihm offiziell schön. Daß man in den „besseren" liberalen Kreisen auf den „Schulmeister" noch mehr herabschaut als auf den „Pfaffen", braucht man ja jenem nicht vor die Nase zu reiben. Der Liberalismus verspricht dem Lehrer auch, daß er ihn aus der „Knechtschaft" des Klerikalismus befreien wolle und damit ist es ihm sicher ernst; denn wo der Liberalismus die Macht der Kirche brechen kann, da tut er es.

Daher kann der Geistliche, der es mit seiner Kirche hält und die Zeichen der Zeit versteht, niemals „liberal" sein. So ergibt sich von selbst eine Kluft zwischen Klerus und der zum größeren Teil liberalen Lehrerschaft auf politischem Gebiet. Wer weiß, wie Politik die Gemüter erhitzt, der weiß, welche Gefahr hierin liegt, wie viel Zündstoff da aufgehäuft wird, wenn er auch durchaus nicht immer zur Entzündung kommt, da persönlich konziliantes Wesen die Gegensätze mildert. Viel tiefer greift noch der Gegensatz in der Schulpolitik: Der Klerus ist für „geistliche Schulaufsicht", die Lehrerschaft für „Fachaufsicht", „muß" dafür sein. Es sagte mir einmal ein Mitglied des bayerischen Lehrervereins: „Ich habe die Ueberzeugung: Unter dem Krummstab ist gut wohnen. Aber offiziell bin ich für Fachaufsicht; man würde ja sonst gesteinigt. Ich habe vielen meiner Kollegen auf den Zahn gefühlt und die gleiche Ansicht gefunden." So wenig die Lehrer im allgemeinen unter der geistlichen Schulaufsicht wirklich zu leiden haben, so wird doch der Kampf gegen den „klerikalen Druck", gegen die „ultramontanen Machtgelüste", gegen das „unmoralische" Institut mit einer Leidenschaft geführt, daß von diesem „Kampf um die Freiheit der Lehrpersönlichkeit" viele Köpfe erhitzt und verwirrt werden. Die Maßlosigkeit des Kampfes stößt den Klerus ab und reizt die Lehrerschaft auf. Des Kampfgeschreies ist fast jede Nummer der „Bayerischen Lehrerzeitung" voll und der Kampf wird durchaus nicht immer nobel geführt.

Was würden die Lehrer empfinden, wenn das Organ der geistlichen Schulvorstände ähnlich vorginge? Die „Bayerische Lehrerzeitung" liebt es, von irgend einer pädagogischen Ungeschicklichkeit irgend eines Geistlichen im ganzen Königreich zu erzählen, um dann ihre Glossen über den „geborenen Schulinspektor" machen zu können. Ach, wenn wir Geistliche aus der Schule reden wollten, was gäbe es da zu erzählen, wie Lehrer der verschiedensten Kategorien vom Hilfsschullehrer bis zum Oberlehrer sich schon blamiert haben, oder von liberal-politischer Wirtshauslehrertätigkeit bis früh 7 Uhr, die zur Schularbeit unfähig machte — Interessenten stehen authentische Beispiele zur Verfügung — jede Nummer unseres Standesorganes könnte man davon erzählen lassen. Die Lehrer würden sich über diese Kampfesweise entrüsten und mit Recht sagen: Die Dummheiten einzelner soll man nicht einem Stand anhängen. Warum herrscht bei ihnen nicht die Einsicht, daß auch ihr Standesorgan nach dieser Maxime verfahren und auf all die Mätzchen verzichten müßte, bei deren einen Hälfte man nicht weiß, ob die Sache ganz so gewesen ist, bei deren anderen Hälfte man aber weiß, daß es doch nicht ganz so gewesen ist, wie ein einseitiger Berichterstatter mit Schadenfreude spottet.

Wenn die „Bayerische Lehrerzeitung" wirklich eine Verständigung will, wie sie in Nummer 19 dieses Jahres sich den Anschein gab — diese Nummer sollten die Lehrer nach dem Willen der Redaktion auch in die Pfarrhöfe geben — dann lasse sie einmal diese Art der Polemik weg. Es ist auch von geistlicher Seite gelegentlich in Versammlungen ein Wort gesprochen, in der politischen Presse ein Wort über die Lehrer geschrieben worden, das bedauert werden muß — das war aber nicht im Standesorgan. Auf beiden Seiten melden sich naturgemäß die heißen Köpfe am schnellsten zum Wort, aber das Standesorgan kann durch eine vernünftige, nur auf die Sache bedachte Redaktion von hitzigen Ergüssen frei bleiben. Das Standesorgan des bayerischen Lehrervereins werde so vornehm sachlich wie es das Standesorgan des geistlichen Schulvorständeverbandes ist — das ist der erste und ein notwendiger Schritt zur Verständigung. Wird dieser Schritt nicht getan, so ist es ein Zeichen, daß gewisse Persönlichkeiten eine Verständigung überhaupt nicht wollen, weil sie aus der Zwietracht zwischen Lehrer und Pfarrer für ihre Zwecke sich Nutzen versprechen. Den Interessen des Lehrerstandes ist durch eine Verständigung besser gedient als durch ewiges Kampfgeschrei und gar durch die Art und Weise, wie dieser Kampf teilweise geführt wurde. Die Lehrer sollten nie vergessen, wie das Ansehen der Schule durch innige Verbindung mit der Kirche gewinnt. Schon mehr als ein Lehrer hat es erfahren in seinem Leben und beruflichen Wirken, daß es für den Lehrer oft recht gut ist, wenn „das Schulhaus im Schatten der Kirche steht". Die Lehrer sollen ebensowenig vergessen, daß eine Verständigung mit dem Klerus für sie viel besser ist, als wenn sie all ihre Ansprüche gegen den Klerus durchsetzen würden. Selbst wenn der Klerus in der Schule nichts mehr zu sagen hätte, wenn aber die Schule und ihre Lehrer den Klerus gegen sich hätten, so wäre das ein gewaltiger Schlag für das Ansehen von Schule und Lehrer. Die Interessen von Kirche und Schule, von Geistlichen und Lehrerstand rufen nach Verständigung. (Schluß folgt.)

Lied aus der Heimat.

Wie hat mir so seltsam und sehnsuchtsbang
Den Sinn und die Seele bezwungen
Das Lied, das beim lockenden Lautenklang
Der nordische Spielmann gesungen.
Einst sang es die Mutter, in goldner Zeit,
In meinen glückseligsten Tagen,
Sie sang es, als ich noch das Flügelkleid
Der fröhlichen Kindheit getragen.

Nun traf mich die Weise so wundersam
Am Lido, dem fremdenumschwirrten,
Tief blaute das Meer, in den Lüften schwamm
Der Duflhauch von Rosen und Myrten.
Ich sass im verrinnenden Abendlicht
Still lauschend im Kreis der Genossen,
Und wehrte der blinkenden Träne nicht,
Die mir von der Wimper geflossen.

Und über mir schwebten in südlicher Pracht
Venedigs hellflammende Sterne,
Ich aber habe voll Sehnsucht gedacht,
O Heimat, an dich in der Ferne.
Ich sah dich im wogenden Funkelschein,
Umblitzt von den Segeln, den hellen,
Du König der Ströme, du stolzer Rhein,
Und deine grüngoldigen Wellen!

Wie feurige Glut floss Falernerblut
In den Schalen, den rosenumkränzten,
Ich schaute verträumt in die Rebenflut,
Die Jugend und Schönheit kredenzten. — —
In schweigendem Sinnen sass ich noch lang,
Der Nachtwind veratmete leise,
Und hörte noch immer den Heimatklang
Und des Liedes lockende Weise.

Josefine Moos.

Katholisches Studententum und Habilitation.

Von Professor Dr. Gottfried Hoberg, Freiburg im Breisgau.

Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, daß seit der Säkularisation bzw. der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse in unserem Vaterlande nach 1815 die Katholiken unter den Professoren an den Universitäten in ungenügendem Maße vertreten gewesen sind. Früher schrieb man dieses allein oder doch vorherrschend der Abneigung der meisten deutschen Regierungen gegen die Katholiken zu. Freiherr von Hertling hat in seiner verdienstvollen Schrift „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" gezeigt, daß der beklagenswerte Zustand nicht ohne Unterlassungssünden der Katholiken herbeigeführt worden ist. Waren damals, als Hertling die genannte Schrift verfaßte, gegen Ende der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts, die Katholiken unter den deutschen Hochschulprofessoren in ungenügender Weise vertreten, so ist heute die Zahl der katholischen Universitätslehrer noch geringer als 1898, und wenn es so weiter geht, wie im letzten Jahrzehnt, so ist die Zeit nicht mehr ferne, in der es katholische Universitätsprofessoren (die Professoren der katholischen Theologie und die Inhaber der „konfessionellen" Lehrstühle ausgenommen) nicht mehr gibt. Wollen wir Katholiken diesen Zustand nicht heraufbeschwören helfen, so ist es in erster Linie notwendig, daß das katholische „Angebot" in ausreichender Zahl vorhanden und vor allem, daß es tüchtig ist. Hier hat das katholische Studententum der Gegenwart und das der Zukunft eine sehr ernste Aufgabe zu erfüllen. Das katholische Studententum der Vergangenheit hat sie nicht erfüllt, wie auch nicht in anderen Dingen.[1]) Daher muß Gegenwart und Zukunft die Lücke der Vergangenheit ausfüllen. Die katholischen Korporationen können sich kein besseres Denkmal ihrer Begeisterung für ihre Grundsätze schaffen als dadurch, daß aus der Zahl ihrer Mitglieder recht viele Dozenten hervorgehen. Auf die Gründe, warum bisher die katholischen Korporationen sehr wenige Universitätsprofessoren geliefert haben, gehe ich hier absichtlich nicht ein; ich denke nur an die Zukunft. Gewiß ist die Habilitation als Privatdozent mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, aber diese muß jeder, der sich der akademischen Karriere widmen will, überstehen, der Akatholik auch. Für den Katholiken sind sie insofern größer, als es akatholische Professoren gibt, die dem katholischen Kandidaten Schwierigkeiten bereiten, wie und wo sie können. Der katholische Kandidat muß sich daher des Beistandes eines solchen Professors vergewissern, der rechtlichen Sinnes ist und der nachdrucksvoll auch für seinen katholischen Schüler eintritt, vorausgesetzt, daß dieser allen Anforderungen, die man an ihn stellen kann, genügt und möglicherweise noch über die Anforderungen hinausgeht.

Der Vertreter der Universität München in der bayerischen Reichsratskammer im Jahre 1895, Professor von Bechmann, sagte in der Kammerdebatte, es sei einige Zeit vorher die Professur für Kirchenrecht in München zu besetzen gewesen. „Wir (die juristische Fakultät in München) haben es für durchaus angemessen gehalten, daß diese Professur in München von einem Katholiken vertreten werde. Es ist uns aber nicht möglich gewesen, eine in erster Linie kanonistische Kraft zu finden, und daher, da auch ein Protestant als ausgeschlossen schien, haben wir die Sache umdrehen und den Schwerpunkt auf das Staatsrecht legen und einen hervorragenden Staatsrechtslehrer, der auch das Kirchenrecht würdig vertritt, berufen müssen." Das katholische Studententum muß sorgen, daß ein derartiger Mangel aus der Welt geschafft wird. Dazu kommt, daß der Geisteskampf auf akademischem Boden gegenüber den Akatholiken keine unbezwingbare Herkulesarbeit ist. Sind denn die letzteren etwa Riesen an Geist und Leistung? Diese Antwort soll uns Lamprecht nach den „Grenzboten" 1911, April, S. 193 geben: „Das peinliche Thema, Professor Karl Lamprecht hat es wieder einmal angeschnitten und auf dem Hochschullehrertage noch dazu, nämlich das Thema vom wissenschaftlichen Durchschnittshabitus des heutigen Universitätslehrers, vom steigenden Ueberwuchern eben dieses Durchschnitts und der darin liegenden Gefahr für das Gesamtniveau und die künftige Geltung deutschen Wissenschaftsbetriebes."

Daher: non timere, katholische Studenten!

[1]) Meine Ausführungen über einen ganz speziellen Punkt, nämlich über häufigen Mangel der Kenntnisse im Hebräischen bei den Theologen in Nr. 5 dieser Zeitschrift laufenden Jahres haben in Nr. 21 eine Kritik erfahren, die ich ablehne. Wenn ich darauf nicht eingehe, so hat dieses seinen Grund darin, daß ich nicht eine öffentliche Diskussion über diesen Gegenstand hervorrufen, sondern auf einen Mißstand aufmerksam machen wollte.

Heil Licht!

Absonderliches Logentum.

Von Thaddaeus Heisborn.

Ein sonderbarer Naturschwärmer ist der Schriftsteller Richard Ungewitter in Stuttgart. Man könnte ihn füglich seinen eigenartigen Liebhabereien überlassen, wenn er sich nicht berufen fühlte, ein Apostel des ihn bewegenden Geistes für die Menschheit zu werden und einen Anhängerkreis um sich zu scharen, der — wenn man ihn gewähren läßt, — im Laufe der Zeit einen verhängnisvollen Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnen kann. Es ist daher nicht mehr zu umgehen, die Bestrebungen Ungewitters öffentlich zu beleuchten.

Zunächst fiel Ungewitter den Kreisen, welche sich mit der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit befassen, durch die Herausgabe mehrerer Druckschriften über Nacktkultur auf, welche sich wegen ihres geringen Preises (zwei Mark) zur Massenverbreitung eigneten. Es gelang seinen Gegnern nicht, eine Bestrafung Ungewitters vor Gericht oder wenigstens die Einziehung dieser Werke zu erreichen. Wohl ereilte ihn das Mißgeschick, daß ein Buchhändler in Wiesbaden wegen Verbreitung des Werkes Kultur und Nacktheit von der Strafkammer in Wiesbaden zu einer geringen Strafe verurteilt wurde, und daß als Nebenstrafe die Einziehung des ganzen Werkes ausgesprochen wurde. Dieses Urteil ist rechtskräftig geworden.

Ein empfindlicher Schlag für Ungewitter, der ihn aber keineswegs zu Boden drückte; er ist zu sehr von der Güte seiner Ideale überzeugt. Charakteristisch ist, was er selbst (Heft 9 der Vertr. Mitteilungen, April 1913, Seite 230) hierüber berichtet:

„Kultur und Nacktheit ist nun doch endgültig verloren. (Dafür erscheint im Januar 1914 ein neues Buch!) Außer der Eingabe an den Reichstag habe ich auch ein Gnadengesuch an den Kaiser gerichtet, in welchem vor allem auf das Bedauern des Reichsgerichtspräsidenten wegen der Lücke im Gesetz Bezug genommen wurde, das mich zu der Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis berechtigte.

Das wäre wohl auch sicher zugetroffen, wenn es wirklich objektive Staatsanwälte ohne subjektive Beeinflussung gäbe; den Glauben an die Staatsanwaltschaft als „objektivste Behörde der Welt" habe ich gründlich verloren, und die nachstehende Entscheidung hat dem Faß vollends den Boden ausgeschlagen. Rich. Ungewitter.

Königlicher Erster Staatsanwalt.

Wiesbaden, den 26. März 1913.

Das von Ihnen in der Strafsache wider den Buchhändler N. N. von hier an Seine Majestät den Kaiser und König gerichtete Begnadigungsgesuch vom 24. Februar 1913 ist auf Allerhöchsten Befehl dem Herrn Justizminister und von diesem mir zur Prüfung zugefertigt worden.

Ich habe das Gesuch an der Hand der Akten dieser Prüfung unterzogen, nach Lage der Verhältnisse mich aber nicht veranlaßt finden können, dasselbe höheren Orts zu befürworten. Dasselbe ist daher als abgelehnt zu betrachten. (Unterschrift unleserlich.)"

Wie wenig empfänglich Ungewitter für die gerichtliche Verurteilung seines Werkes „Kultur und Nacktheit" sich gezeigt hat, geht auch daraus hervor, daß bereits im folgenden Heft der Vertr. Mitteilungen (Mai 1913) ein neues Buch — desselben Inhalts mit etwas abgeändertem Titel und Text von Ungewitter seinen Verehrern als versandfertig angezeigt wurde.

Wie zu erwarten stand, begnügten sich die Leser der gekennzeichneten Schriften Ungewitters nicht damit, die dort vertretenen Ideen in sich aufzunehmen, sie beeilten sich, diese Ideen auch in die Tat umzusetzen und scharten sich um ihren Großmeister Ungewitter, der sich nunmehr berufen fühlte, eine eigene Loge — „die Loge des aufsteigenden Lebens" (abgekürzt L. D. A. L.) zu gründen, die bereits in folgenden Städten: Barmen, Basel, Berlin, Bremen, Breslau, Bromberg, Chemnitz, Danzig, Dresden, Duisburg, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. Oder, Freiburg i. Br., Göttingen, Hamburg, Hannover, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Oldenburg, Saarbrücken, St. Gallen, St. Petersburg, Stuttgart, Wien, Wilhelmshaven, Zürich, Zwickau i. Sachsen festen Fuß gefaßt hat.

Die Loge besitzt in diesen Städten Vertreter, deren Namen zu nennen vorläufig kein Anlaß vorliegt; sie gehören meist dem Kaufmannsstande an, es sind aber auch ein Bezirksbeamter, ein Notariatsbeamter, ein Sparkassenassistent, ein Kgl. Oberlehrer (Ingenieur), ein Ingenieur, ein Obergärtner, ein Fabrikant, ein Villenbesitzer, ein Landwirt, ein Seminarist, ein Schneider, ein Handwerksmeister darunter.

Diesen sogenannten „Gauführern" sind vielfach zweite Führer, ferner eine erste Führerin und manchmal auch eine zweite Führerin beigegeben. Der Ruf: „Licht Heil!" wird von den Logenmitgliedern, — den Luft- und Lichtfreunden (sie nennen sich nicht Brüder, sondern Freund oder Freundin) — ähnlich wie in anderen Sportkreisen „All Heil!" usw. gebraucht. Ihr Organ nennt sich: „Vertrauliche Mitteilungen für die „Loge des aufsteigenden Lebens" (L. D. A. L.). Nur für Mitglieder bestimmt. Versand nur in geschlossenem Umschlage," das monatlich erscheint (Heft 1 im „Wonnemond") (Mai). Verantwortlich für die Schriftleitung ist: Richard Ungewitter in Stuttgart.

Diese Loge ist keine gewöhnliche Freimaurerloge, sie ist eine Loge für sich, aber immerhin eine Loge mit gewissen Geheimnissen, mit Schweigegebot und mit einem „Paßwort", das vom Großmeister vorläufig alle zwei Monate ausgegeben und in zwei Teile getrennt von den Mitgliedern zur gegenseitigen Legitimation ausgesprochen wird; der eine sagt zum Beispiel: „Blumen", worauf ihm der andere „Auslese" ins Ohr raunt, wenn das Paßwort eben Blumenauslese ist.

Sie haben also etwas zu verschweigen. Angeblich suchen sie das Germanentum zu heben. Ihr Ziel läßt sich kurz in den Worten: Körperpflege, Rassenreinheit, Naturgenuß verbunden mit Schönheitskult ausdrücken; sie vermeiden es demnach, Personen semitischer Abstammung aufzunehmen und verlangen von dem neu aufzunehmenden Logenmitglied die unterschriftliche Versicherung, von germanischer Abstammung zu sein. Alkohol, Tabak und Fleischnahrung zu genießen, soll möglichst vermieden werden. Sie selbst geben ihr Ziel, wie folgt, an: (Heft, Juli 1913, Seite 71): „Wir gestatten uns zu bemerken, daß unsere Vereinigung nur streng sittliche Menschen aufnimmt. Religiöse und parteipolitische Bestrebungen betreiben wir grundsätzlich nicht. Unser Hauptziel ist: die Veredelung der germanischen Rasse körperlich und geistig, außer einigen anderen hohen und edlen Zielen."

Bevor nun gezeigt wird, welcher Art die Logenarbeit ist, um dieses selbstgesteckte Ziel zu erreichen, ist es sicher erwünscht, zunächst einmal nachzusehen, wes Geistes der Großmeister und Stifter der Loge, der Schriftsteller Richard Ungewitter, ist, denn nach dem Meister und Herrn bilden sich die Jünger. Die Vertraulichen Mitteilungen haben das Wort.

Heft 1 (Mai) 1913.

„Die im Zeichen des arisch-germanischen Sonnenrades kämpfenden und, wie ich, dem „G. O." angehörenden Mitglieder, von denen mir nur zwei als solche bekannt sind, bitte ich um Mitteilung. Rich. Ungewitter."

Ferner Heft 9 (April) 1913, Seite 227:

„In Berlin sollen auch die Standesunterschiede ziemlich große sein, was unserer Sache dort hinderlich wäre. Immerhin sollte man von den Mitgliedern hierin eine Annäherung erwarten. Nun erzählte mir Br. S., der einige Zeit in Berlin war, ein Vorkommnis, das mir der Gauführer verheimlichte. Als ich nämlich Berlin im August des vorigen Jahres den Rücken gekehrt hatte, trat die „Dame" aus der Loge aus, die mich tags zuvor am Bahnhof mit einem Strauß empfangen hatte. Und der Grund: weil ich im Touristenanzug mit offener Kniehose und Rucksack nach Berlin gekommen war! Sie hatte mich jedenfalls in Lackschuhen, weißer Weste, Frack und Zylinder erwartet. Ich meine, die Mitglieder sollten doch alle wissen, daß ich ein Feind solcher Aeußerlichkeiten bin. Um Mitglieder, die wegen solcher Lappalien austraten, ist es allerdings nicht schade usw.

Rich. Ungewitter."

Damit vergleiche man die Einladung zum Gautage Pfingstsonntag 1913 im Hause Juliana in Barmen-Haßlinghausen, Schmiedestraße (Heft 9 „Ostermond" 1913); die Einladung enthält folgenden Satz:

„Wir bitten die Mitglieder, nicht in auffälliger Kleidung (barfuß, nur mit Hose und Hemd) zu erscheinen, damit wir hier nicht unangenehm auffallen, Touristenanzug genügt."

Im selben Heft (Seite 224) fordert ein Leser der Schrift „Nackt" den Rich. Ungewitter auf, die heutige Kulturwelt einmal zu brüskieren und mit seiner Schar der „Kultur" ins Angesicht zu treten und im natürlichen Gewande scharenweis auf offener Straße zu erscheinen. Hierzu schreibt Ungewitter seine Antwort:

„Im Prinzip muß ich Ihren Ausführungen, zuerst den Zwang der Kleidung zu bekämpfen, wohl zustimmen, doch ist unter den gegebenen Verhältnissen an eine solche Aktion nicht zu denken, da sich wohl kaum 100 Anhänger finden würden, die völlig unabhängig sind, um dieses auszuführen. Aber selbst, wenn es mehrere Hundert wären, so würden doch sämtliche verhaftet und ganz sicher hart bestraft.

Damit würden die Gegner aber eine Waffe in die Hände bekommen, die sie gegen die Bewegung im höchsten Maße gebrauchen würden, wodurch die Anhänger derart geächtet würden, daß die bisher geleistete jahrelange Arbeit zunichte würde. Das würde uns also mehr schaden als nützen und selbst 1000 Personen können die auf falscher Moral aufgebauten und wirkenden Gesetze nicht plötzlich umstoßen. Zudem würde kein Angestellter, kein Beamter oder Lehrer mittun, und das könnte man ihnen nicht verdenken. Aber ich hoffe, daß wir in zehn Jahren so weit sind. Rich. Ungewitter."

Wenn der letzte Satz wirklich ernst gemeint ist, so liegt das jedwede Schamhaftigkeit vernichtende Ziel der Ungewitterschen Bemühungen klar vor Augen.

Was Ungewitter und seine Freunde wollen und manchmal in ärgerniserregender Weise treiben, darüber berichten die Freunde Ungewitters in eben denselben „Vertr. Mitteilungen".

Heft 3 (Juli) 1913, S. 69.

Gau Barmen. ... Vom Gautage habe ich noch zu erwähnen, daß am 1. Pfingsttag in unserm Park ein junger Mann aus einem süddeutschen Gau aus dem Bereich der schützenden Leinwand ging mit dem Bemerken, er wolle die draußen am Zaun stehenden jungen Bauernburschen einmal aufklären. Ich zweifle nicht an der guten Absicht dieses jungen Mannes, doch hätte er wissen müssen, daß man auf diese Art und Weise keine Leute aufklären kann, besonders ungebildete, rohe, rauflustige Burschen. Daß man ihn ganz nackt am Zaun gesehen hat, hat in der Bevölkerung sehr böses Blut geschaffen. Durch ein solches Vorgehen kann ein einzelner, der nur einmal im Jahr kommt, die Veranlassung sein, daß ein solcher Park, in dem sehr viele des Sonntags Ruhe und Erholung suchen, einfach gesperrt wird. ...
gez. F. H.

Gau Berlin. Am Sonntag, den 15. Juni, unternahmen wir einen Ausflug nach Zeuthen. Wir trafen uns früh 9 Uhr auf dem Görlitzer Bahnhof. Nach halbstündiger Fahrt kamen wir in Zeuthen an, woselbst wir nach kurzem Spaziergang durch den Wald auf einer schönen, still und einsam gelegenen Waldwiese anlangten. Dort wurde zunächst gefrühstückt und dann ein zweistündiges Luft- und Sonnenbad genommen, wobei sich unsere Gesellschaft, drei Damen und vier Herren, sehr fröhlich unterhielten usw.
gez. E. B.

Heft 1 (Mai) 1913, S. 5.

Vor allem aber ist unser Luftbadeleben so reich an Freude und Genuß durch das Leben ganz in und mit der Natur, ohne die trennende Scheidewand der Kleider, daß uns da jeder Moment weit lebenswerter und genußvoller ist, als sonst die mit den größten Geldausgaben erkauften Genüsse, die doch nicht recht befriedigen. ...
gez. O. W.

Heft 9 (April) 1913, S. 242.

Gau Stuttgart. ... Bald ist wieder der Lichtgott Baldur zur Herrschaft gelangt, dann ziehen wir wieder mit Sang und Spiel hinaus, um uns in stiller Waldeseinsamkeit, ledig aller häßlichen Kleider, im Sonnenlicht zu tummeln. ...
gez. H. F.

Daselbst S. 238.

Gau Breslau. ... Vor kurzem erfreute uns Freund B. vom Gau Barmen mit seinem Besuch, und wir lauschten mit Freuden seinen Schilderungen über das in Haslinghausen belegene Paradies. ...
gez. B.

Ja! Das Paradies in Haslinghausen vom Gau Barmen — oder vielmehr Elberfeld-Barmen — das Haus Juliana in Barmen-Haslinghausen, Schmiedestraße, das sogar zur Versammlung des Gautages auserkoren war, spielt eine Hauptrolle in der Geschichte der Loge.

Der Gau Elberfeld-Barmen scheint überhaupt zum Vorbild für die anderen Gaue zu werden, er ist als Vorort ausersehen und verspricht ein Großgau zu werden: „Elberfeld als Mittelpunkt mit den späteren Gauorten Köln, Düsseldorf, Dortmund, Münster, Osnabrück, Paderborn und dem schon bestehenden Gau Duisburg." (S. 223 daselbst.)

Licht Heil! Elberfeld-Barmen!

Der Gau Elberfeld-Barmen hat sich übrigens auch schon in einer solchen Weise hervorgetan, daß er das Mißfallen des Meisters erregte.

Hören wir zunächst — (etwas abgekürzt) — den Meister: (Heft 1 aus Mai 1913, S. 11):

„Wiederholt habe ich in früheren Heften, und zwar nachdrücklichst, mich gegen jede Nacktveranstaltung **seitens der Gaue** in geschlossenen Räumen ausgesprochen und ich verlange unbedingt, daß die von mir allein gegründete Loge sich genau in dem von mir bestimmten Rahmen bewegt. Wem dieser Rahmen zu eng ist, kann austreten und in privaten Zirkeln seinen Vergnügungen nachgehen. Gegen gemeinsame Zimmerluftbäder von Mitgliedern der Loge unter sich habe ich nicht das geringste einzuwenden, da dies eine „private Angelegenheit" der Beteiligten ist.

Aus dem heutigen Gaubericht ... geht zu meiner Beruhigung hervor, daß die beiden Gauberichte im letzten Heft recht ungeschickt abgefaßt waren und dadurch ein ganz falsches Bild von den Festen gaben, die sehr harmloser Natur waren. ... Trotzdem die Sache nunmehr in befriedigender Weise aufgeklärt ist, lasse ich die obigen bereits fertiggestellten Zeilen als Warnung für alle Gaue bestehen." ...
Rich. Ungewitter.

Einer der beiden beanstandeten Gauberichte, der nach der Unterschrift von einer Dame herrührt, lautet, unter Weglassung weniger in Betracht kommender, übrigens harmloser Teile, wie folgt:

Gau Elberfeld-Barmen. Heft 9 (April) 1913, S. 238:

„Gott sei Dank, daß der Spaß nicht tot zu kriegen ist, in dieser sonst so mürrischen Welt." Wilh. Raabe hat uns diese lieben Worte hinterlassen. ...

Und da sich das rheinische Volk nicht lange besinnt, besonders nicht, wenn es sich um einen Spaß handelt, erließen wir die Einladung zu einem Fest in unserem Sinne, in geschlossenem Raum, denn der Winter ließ uns ja nicht hinaus in die benachbarten Gaue flattern. Unser Großmeister verbietet ja sozusagen die Veranstaltungen zwischen vier Wänden. Aber uns sollten verbotene Früchte besonders gut schmecken. ... Bis 5 Uhr morgens haben wir getobt und gesungen. Lustig sind wir gewesen, ... Gelacht haben wir, ... Gesangvorträge wechselten ab mit Klavier- und Trompetenvorträgen. Zwischendurch wurde getanzt, auch Theater haben wir gespielt. ... Und alle diese Genüsse schlürften wir in der köstlichsten Ungezwungenheit. Keinem Herrn wurde vom Tanzen der Kragen naß, keine Dame zwickte der Lackschuh, keine Toilette wurde beschmutzt und zerknittert, denn unsere Kleider lagen vergessen und verachtet im Nebenraum. — Diesen Bericht gebe ich etwas spät, das Fest fand schon im November statt. Aber weil es zu gut gefallen hat, deshalb vereinigt uns bald wieder eine gleiche Veranstaltung, zu der alles, was Freund heißt, herzlich eingeladen ist. Licht Heil!"
gez. E. R.

Hiermit mag der Bericht vorläufig geschlossen werden. Ob wohl alle der von Ungewitter auf diese Wege geführten Geister sich der Gefahr bewußt sind, welche ihr Treiben nach sich zieht? Betrachtungen an diesen Bericht zu knüpfen, bleibt dem ernsten Leser überlassen. Mögen diejenigen, die es angeht, nach dem Rechten sehen!

Der Luftverkehr im öffentlichen Recht.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen, München.[1])

Die ungeahnt schnellen Fortschritte auf dem Gebiete der Luftschiffahrt haben eine solche Fülle rechtlicher Fragen, an die früher kein Mensch und kein Gesetzgeber dachte, mit sich gebracht, daß man daran gehen muß, auf allen Rechtsgebieten, im bürgerlichen und öffentlichen Recht, besonders auch im Völkerrecht, den Verkehr im Luftraum in den Bereich der Betrachtungen zu ziehen. Das Comité juridique international de l'aviation (Sitz Paris), eine juristisch-wissenschaftliche Vereinigung von Gelehrten und Praktikern aus allen Kulturstaaten, hat sich seit einigen Jahren das Spezialstudium dieser Fragen zur Aufgabe gemacht.

In den Tagen vom 25., 26. und 27. September hält das genannte Komitee zu Frankfurt a. M. seinen dritten internationalen Kongreß für Luftrecht ab. Dort werden die bereits früher gepflogenen Beratungen über das öffentliche Luftrecht zu Ende geführt werden, und es ist geplant, mit der Kodifizierung des Privatrechts der Luftfahrt zu beginnen.

Die internationale Zusammensetzung des Komitees bietet eine Gewähr dafür, daß nicht auf Theorien herumgeritten wird, sondern den praktischen Bedürfnissen entsprechende Rechtsbegriffe herausgeschält werden. Auf den Kongressen wird ein Code de l'air beraten, welcher der Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten zum Vorbild dienen soll.

Auf dem ersten Kongreß zu Paris 1911 hatte man sich ungefähr zu folgenden Grundsätzen geeinigt:

Der Luftverkehr ist frei, vorbehaltlich des Rechts der Staaten, im Luftraum über ihren Gebieten gewisse noch näher zu bestimmende Maßregeln zu ergreifen, die sie zum Schutze ihrer eigenen Sicherheit, sowie derjenigen ihrer Bewohner und deren Güter für nötig erachten. Jedes Luftfahrzeug muß eine Nationalität haben, und zwar eine einzige. Die Nationalität des Luftfahrzeuges wird durch die Nationalität seines Eigen-

[1]) Der Verfasser, dessen Untersuchungen über Luftrechtsfragen (vgl. seine Schrift „Die Radiotelegraphie im Völkerrecht", München 1910, Verlag Lentner) in der in- und ausländischen Presse einen starken Widerhall gefunden haben, ist Mitglied des Comité juridique international de l'aviation. Die Red.

tümers bestimmt. Wenn es einer Gesellschaft gehört, so richtet sich seine Nationalität nach derjenigen des Ortes, wo die Gesellschaft ihren Sitz hat. Gehört ein Luftfahrzeug mehreren Miteigentümern verschiedener Nationalität, so ist die Nationalität derjenigen Miteigentümer maßgebend, welche $^2/_3$ des Wertes des Fahrzeuges besitzen. Jedes Luftfahrzeug muß ein erkennbares Nationalitätsabzeichen, ferner solche Ausweispapiere mit sich führen, welche alle Angaben enthalten, die zur Individualisierung nötig sind. Jeder Eigentümer eines Luftfahrzeuges kann Fahrten außerhalb eines Flugplatzes erst unternehmen, nachdem die Eintragung des Fahrzeuges in das von der zuständigen Behörde geführte Register erfolgt ist. Jeder Staat erläßt die für die Eintragungen in das Register nötigen Bestimmungen innerhalb seines Gebietes selbständig. Die Fahrzeuge müssen daher auch Abzeichen mit sich führen, aus welchen der Eintragungsort ersichtlich ist. Die Registerlisten werden veröffentlicht.

Die Landung auf offenem Felde ist gestattet. Es ist dagegen, abgesehen von Fällen höherer Gewalt, verboten, zu landen in Festungen und in der Umgebung von Befestigungswerken, innerhalb des von der Militärbehörde bestimmten Rayons, sowie innerhalb bewohnter Orte, abgesehen von den durch die öffentliche Behörde bestimmten Plätzen.

Jede Landung verpflichtet zum Ersatz des dadurch verursachten Schadens. Sollte jedoch die Beschädigung durch eigenes Verschulden des Beschädigten mitentstanden sein, so kann der Urheber des Schadens nach Maßgabe dieses Verschuldens ganz oder zum Teil von der Schadenersatzpflicht befreit werden.

Abgesehen von Fällen dringender Gefahr ist der „Auswurf" (freiwilliges Hinabwerfen von Gegenständen) aller Gegenstände verboten, welche irgendwie geeignet sind, Personen oder Sachen Schaden zuzufügen. In jedem Falle verpflichtet der angerichtete Schaden zum Ersatz.

Jeder, welcher ein beschädigtes und verlassenes Luftfahrzeug oder Teile eines solchen findet, muß hiervon der zuständigen Behörde Anzeige machen. Die in gehöriger Weise benachrichtigte Behörde ist verpflichtet, sofort die nötigen Maßregeln zu ergreifen, um die Erhaltung des Fundes und die Ermittlung des Eigentümers zu veranlassen. Der Eigentümer kann sein Eigentum innerhalb eines Jahres vom Tage der Auffindung von der zuständigen Behörde zurückfordern, nachdem er die Kosten der Aufbewahrung bezahlt hat. Er ist außerdem verpflichtet, dem Auffinder einen Finderlohn von 10% des Wertes nach Abzug der Kosten zu zahlen.

Der zweite Kongreß zu Genf 1912 legte dann über die Gesetzesanwendung und Gerichtsbarkeit in Sachen des Luftverkehrs ungefähr folgendes fest:

Luftfahrzeuge, welche sich über dem offenen Meer oder staatenlosen Gebieten befinden, sind den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit des Landes unterworfen; dessen Nationalität das Luftfahrzeug besitzt. Befindet sich ein Luftfahrzeug über dem Gebiet eines fremden Staates, so sind diejenigen Handlungen und Ereignisse, welche die Sicherheit oder öffentliche Ordnung des darunter liegenden Staates schädigen, den Gesetzen dieses Landes unterworfen und fallen unter dessen Gerichtsbarkeit. Werden Personen oder Güter, welche sich auf dem Territorium des unter dem Luftfahrzeug liegenden Landes befinden, beschädigt, so ist der Ersatz nach den Gesetzen dieses Staates zu leisten. Die Schadenersatzklage kann jedoch sowohl vor den Gerichten dieses Staates, als auch vor den Gerichten desjenigen Staates anhängig gemacht werden, dessen Nationalität das Luftfahrzeug besitzt.

Handlungen und Vorgänge, welche sich auf der Fahrt eines Luftfahrzeuges im Luftraum ereignen, jedoch die Sicherheit und öffentliche Ordnung des darunter liegenden Staates nicht berühren, bleiben der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit des Landes unterworfen, dessen Nationalität das Luftfahrzeug besitzt. Im Falle von Geburten und Todesfällen an Bord eines Luftfahrzeuges während der Fahrt hat der Führer im Bordbuch dies zu vermerken. Eine Abschrift der Urkunde ist an dem ersten Landungsort von dem Führer zu hinterlegen, und zwar bei der zuständigen Ortsbehörde, falls der Landungsort sich in dem Staatsgebiet befindet, dessen Nationalität das Luftfahrzeug besitzt; bei dem Konsul des Heimatstaates, falls der Landungsort auf fremdem Gebiete liegt. Befindet sich am Landungsort kein Konsul, so hat der Führer die Abschrift der Urkunde der nächsten Konsulatsbehörde des Heimatstaates des Luftfahrzeuges durch eingeschriebenen Brief einzuschicken.

Es wäre zu wünschen, daß sich diese Grundsätze allmählich so einbürgern, daß man sie als geltende Rechtsbegriffe bezeichnen kann. Ein tatsächlicher Rechtszustand auf diesem Gebiete ist am 26. Juli 1913 durch das deutsch-französische Abkommen über den Luftverkehr geschaffen worden, welches bereits am 14. August 1913 in Kraft getreten ist. Allerdings regelt dieses durchaus noch nicht in erschöpfender Weise alle Möglichkeiten von Flugfahrten über die Landesgrenze der beiden Vertragsstaaten. Die den Militärverwaltungen gehörenden Flugfahrzeuge unterliegen künftig auf fremdem Gebiet einem Durchsuchungsrecht, welches zwar nur bestimmt ist, festzustellen, ob ein Fall der Not vorliegt, in Wirklichkeit aber einer weitgehenden Einmischung fremder Staatsbehörden in die Bordverhältnisse usw. Tür und Tor öffnet. Die Exterritorialität, welche nach Seekriegsrecht Kriegsschiffe in fremden Gewässern genießen, konnte also für die militärischen Luftfahrzeuge noch nicht festgesetzt werden.

Private Luftfahrzeuge dürfen das fremdstaatliche Gebiet überfliegen und dort landen, ausgenommen die verbotenen Zonen, worunter hauptsächlich Festungen und militärische Arsenale, sowie deren Umgebung innerhalb des von der Militärbehörde bestimmten Rayons zu verstehen sind. Selbstredend haben sie sich den allgemeinen und insbesondere Zollvorschriften zu unterwerfen, haben deutliche Merkmale usw. zu führen.

Diesem Abkommen dürften wohl in Bälde weitere Staatsverträge folgen. Am zweckmäßigsten wäre wohl, wenn sich die anderen Kulturstaaten dem deutsch-französischen Abkommen anschließen würden, etwa nach dem Muster des internationalen Telegraphenvertrages vom 10./22. Juli 1875 und des internationalen Funkentelegraphenvertrages vom 3. November 1906. Zuvor wäre aber ein intensiver weiterer Ausbau und eine möglichste Anpassung an die sonst geltenden völkerrechtlichen Grundsätze dringendes Bedürfnis.

Einfluß der neuzeitlichen Frau auf dem Gebiete der Kunst.

Aphoristische Gedanken zu diesem Thema von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Die meisten unter denen, die unser buntes Tages- und Zeitleben nachdenklich betrachten, sind sich längst dahin einig, daß die Höhe der unsere rein äußerlichen Lebensverhältnisse hebenden und fördernden Zivilisation nicht zugleich die Höhe der Kultur bedeutet, die zwar den Zivilisationsfortschritt mit einschließt, aber vor allem die Festigung und Aufwärtsentwicklung des inneren, das ist des geistigen und seelischen Lebens in sich faßt. Ihr, der Kultur, gehört daher alles zu, was das familienhafte, gesellschaftliche und nationale, was das Leben der Menschheit überhaupt erziehlich beeinflußt. Also auch, und zwar in hervorragender Weise, die Kunst, der heute bekanntlich nicht nur als Erziehungsmittel, sondern in erster Linie als Erzieherin selbst eine an sich hohe Bedeutung zugesprochen wird.

Die Frau, die geborene Erzieherin des Einzelmenschen wie der Gesamtgesellschaft, der gegenwärtigen wie der künftigen Generation, ist selbstverständlich auch berufen, auf dem Gebiete der Kunst ihre einschlägige Veranlagung zur Geltung zu bringen: ihre eigentätige Leistung, vor allem aber, weil — nach meiner Ansicht — von noch eindringlicherer Bedeutung, ihre allgemeinere veredelnde Beeinflussung, sowie ihre persönliche Anregung. Unsere Zeit — so herrlich weit haben wir's denn glücklich gebracht — hat nichts so bitter nötig, wie die Segenswirkung wahrer Kultur. Auch auf dem Gebiete der Kunst, erst recht eben dort. Wir wissen von dem seit länger begonnenen Kampfe, dem auch der Besten Einer, der Begründer dieser Zeitschrift, bis zum letzten Atemzuge wie ein Held treu geblieben ist: dem Kampfe gegen die „Hetäre" Kunst. Nie hätte diese sich der jetzt von ihr in Umlauf gesetzten Gewalt bemächtigen können, wenn die Frau rechtzeitig und ausgiebig sich auf ihre eigenste Pflicht und Mission nach dieser Richtung hin besonnen hätte.

Die Frau ist durch ihre Veranlagung berufen, Freude- und Friedeweberin, Ausgleicherin und Harmonieverbreiterin im Familien- und Gesellschaftsleben zu sein. Wesensgleichen Zweck hat die Kunst: die Kunst nicht als „Hetäre", sondern als Priesterin, die dem Schönen dient, zugleich das Gute darstellt und auch auf profanem Boden im tiefsten Grunde dem Göttlichen eignet. Selbstverständlich handelt es sich hier um echten Frieden, um reine Freude, um lösende Ausgleichung, um aus innerer Tiefe quellende Harmonie. Wie aber steht es um dies alles in der Kunst von heute, die allzu häufig die Grundbedingung ver-

missen läßt: den Anstand ihrer selbst? Die oft so krasse Wirklichkeit gibt eine nur zu deutliche Antwort. — — —

„Und willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“ Mit diesem Wort wies Goethe der Frau die Führerschaft zu auf dem alle Bereiche des Guten und des Schönen in sich begreifenden Gebiete des Anstandes, der Wohlanständigkeit. Daß die Frau inzwischen ihre Aufgabe nicht hinreichend erfüllte, entweder aus nachlässigem oder aus verhindertem Willen heraus, beweist ein großer Teil des heutigen Kunstlebens. Aber auch hier heißt es: Zum Bessermachen kein Zuspät! Die Frau hat, in erster Linie selbstverständlich als Mutter und Erzieherin, unabsehbare Macht und Gelegenheit zur mittelbaren Beeinflussung des Kulturlebens, eine Macht und Gelegenheit, die höchstwahrscheinlich alle unmittelbare an Einflußmöglichkeit weit überragt. Die gebildete Frau, die zugleich Christusjüngerin ist, mache sich dies einmal, und immer wieder, so recht klar: was alles sie zur Auferweckung, Wiederbeseelung und Neuadelung der wahren Kunst tun kann. Vor allem durch Wachsamkeit gegen alles Unheilige, dem Göttlichen Widerstrebende und gegen alles Unechte, Ueberflüssige. Wenn die Frauen beginnen wollten, in ihrem Heim, ihrer Umgebung jedes Vielzuviel in Form, Farbe, Ton und Wort gegen vornehme Einfachheit möglichst vollkommenen Wertes einzutauschen, alles leere Füllsel der Pseudokunst unnachsichtig fern zu halten und dafür, ob auch unter persönlichen Opfern und enger Beschränkung, alljährlich eine gewisse Summe für Erwerbung eines echten Kunstgegenstandes festzusetzen, an dem der Geist sein Urteil bilden, die Seele sich klären, der ganze innere Mensch sich erheben und bereichern kann! Wenn sie beginnen wollten, dem Werke des Altmeisters von Weimar zu folgen und nicht nur sich, sondern auch den Ihren täglich den auskostenden (selbstverständlich oft zu wiederholenden) Genuß eines schönen Bildes, einer schönen Musik und Dichtung zu verschaffen! Fehlt es an großen Mitteln: wir haben sehr viele echt künstlerische Reproduktionen von schier beispielloser Billigkeit. Fehlt es an Zeit: wenn irgendwo, so fällt hier weit mehr die Qualität als die Quantität ins Gewicht. — Ja, wenn unsere Frauen hier mit Nachdruck reformierend einsetzen wollten! Das Bild unserer Gesellschaft trüge bald lichtere, reinere, geistigere Züge.

Freilich, eine Vorbedingung wäre so gut wie unerläßlich: zielbewußte Schulung, die in Einzelfällen auch Selbstschulung sein kann, aber allemal Selbstzucht bedeuten muß. Also Vorbildung: auf dem Boden der äußeren und der inneren Ordnung in Ethik und Aesthetik, auf dem Entwicklungsgange der vernünftigen, klaren Anschauung, der objektiven Unterscheidung und des gewissenszarten Urteils.

Ein Schlußwort zu dem angedeuteten Thema der persönlichen Anregung. Nachgerade wissen die Frauen, daß es sich da weit weniger um ihr Bewandertsein auf dem Gebiete künstlerischer Ideen handelt als um ihre eigene Empfänglichkeit für diese, als zumal um die Wirkung ihrer Persönlichkeit auf den Künstler. Fraglos kann uns dies nur im lautersten, edelsten Sinne gelten. Im Kunst- und Gesellschaftsleben würde die tiefgesunkene Reinheit und Innerlichkeit bald ersichtlich aufleben und hochkommen, wenn unsere Frauen den willensfesten Entschluß faßten, jede für sich und alle gemeinsam nach Kräften dahin zu streben, daß den Trägern der Kunst das Vorbild und die nachhaltigste Anregung alles Schönen: die Harmonie, durch die Frau unserer Zeit vorgelebt wird. Wir aber wissen, daß das nur geschehen kann, wenn die Frau sich bewußt zu Gott stellt, und daß eben dies in erhöhtem Maße geschieht, wenn die christliche Frau zur demütigen Nachahmung in das Wesen ihres vollkommensten Vorbildes, der Gottesmutter, einzudringen sucht. Die Frau als Heilandsjüngerin, als treues Kind unserer heiligen Kirche wird darum auch nie der christlichen, der christkatholischen Kunst in ihrem Heim weder für sich noch für die Ihren entbehren wollen, ohne jedoch die edle profane Kunst auszuschließen, die in ihrer Art ebenfalls Gott dient und für das Göttliche wirbt.

Je innigeres und feinsinnigeres Verständnis die neuzeitliche Frau hinsichtlich der Kunst zeigt und auswertet: in Schlichtheit und Festigkeit, ohne „Prätension“, die unfehlbar und mit Recht abstößt, um so erhebender nnd erhabener wird die Kunst selbst sich ausgestalten können. Die Frau dient daher Gott, ihrer nächsten Umgebung, sich selbst, der Gesellschaft, der Menschheit, wenn sie in Wort und Tat mit klarem Bekennermut für die wahre Kunst des Reinen, des Schönen, des Ewigen eintritt.

Maria!

(Zum Feste Maria Himmelfahrt.)

Hoch über der Wolken ewigem Firnenglanz
Thronst du umbraust von himmlischen Sphärengesängen,
Deine Stirn umwallt der Unschuld Lilienkranz
Und hoheitblickend lauschst du den Jubelklängen.

An deinem Scheitel brandet der Jahre Flut
Und machtlos umrauscht dich der Wirbelsturm der Zeiten.
In mildem Glanz umwirbt dich der Sonne Strahlenglut
Und zitternd neigen sich dir die Ewigkeiten.

Ueber Aeonen von Jahren wandelt ewig gleich dein Fuss
Ueber der Welten Grund in ewigen, seligen Sphären,
Myriaden Cherubim neigen sich dir zu Dank und Gruss
Und singen dir Lob mit himmlischen Seraphsehren.

Der Demantreifen der Liebe dein Haupt umloht,
Und goldner Sterne Licht umfliesst dich mit Strahlengefunkel,
So thronst du in lichter Schöne in des Himmels Morgenrot
Hoch über der Welten ewigem Rätseldunkel.

Heinr. Tesch.

Eindrücke von der Diaspora.

Von P. Lippert S. J., München.

Daß ich unsere Brüder in der Diaspora lieb gewonnen habe, das ist mir der wertvollste Ertrag einer Reise in der Diaspora von Hessen, Preußen, Sachsen und Thüringen. Und daß der katholischen Kirche die Zukunft gehört, das ist die frohlockende Erkenntnis, die mir aufgegangen. Nicht als ob diese Diasporakatholiken auf eine Vertilgung ihrer andersgläubigen Mitbürger ausgingen oder zelotische Propaganda betrieben. Nein! Nirgends habe ich eigentliche Kampfesstimmung wahrgenommen oder gar Glaubenshaß. Nirgends einen Anti-Lutherzorn, nirgends eine Spur von furor antiprotestanticus. Ach! Diese Katholiken beanspruchen nur, katholisch sein zu dürfen. Daß man ihnen ihre Liebe zu ihrer Kirche nicht übel entgelte, daß man ihre treuen Hirten nicht kränke, daß man sie die Gotteshäuser bauen lasse, die sie sich Groschen um Groschen zusammengespart, die sie Stein für Stein zusammengetragen haben auf langwierigen und unermüdlichen Bittgängen bei ihren Glaubensgenossen. Solches und ähnliches ist alles, was sie begehren.

Es wird viel, sehr viel gearbeitet in der Diaspora, von Priestern und Laien, von den Lehrern und den Studenten, von Krankenschwestern, Frauen und Mädchen. Aber diese Arbeit schweift nicht in die Ferne, sie drängt sich nicht in fremde Gebiete. Sie gilt der Ausgestaltung des eigenen Wesens, der Verwirklichung des katholischen Glaubens im eigenen Herzen und in der eigenen Gemeinde. Sie gilt den Katholiken, die hilflos und ratlos aus katholischen Gebieten hineinverschlagen werden in eine fremde Welt. Hier ist einer und dort einer; und ein paar Stunden weiter sind wieder zwei Familien katholisch.

Das sind die Zugewanderten, die Neulinge. Noch sehr scheu und furchtsam. Wagen kaum an ihre Daseinsberechtigung zu glauben. Von so manchen meiner bayerischen Landsleute hörte ich da, die zum erstenmal über den Sehkreis ihres heimatlichen Kirchturms hinausgekommen sind, in ein Land, wo man nicht mit dem Rosenkranz in der Hand in Prozessionen mitgeht nach altem Brauch. Und nun sind sie wie betäubt, wie vor den Kopf geschlagen durch den ungewohnten und unvorhergesehenen Wechsel. Sie vergessen in wenigen Tagen und Wochen, daß sie katholisch waren. Oder vielmehr: Ihr Katholizismus stak in der heimatlichen Scholle, und bei dem Umzug vergaßen sie, ihn mitzunehmen. Ein vergessenes Gerät! Es braucht unsäglich viel Arbeit und Geduld, bis von dem Mut und der Selbstbehauptung und der Sicherheit der einheimischen Diasporakatholiken ein Weniges übergeht auf diese ungeübten und ungeschulten Zuzügler! Und meist ist nicht viel mit ihnen auszurichten.

Auch die Einheimischen haben sich ja nur mühsam emporgerungen. Sie sind in einer harten Schule groß und stark ge-

worden. Da sind vor allem ihre Pfarrer. Bewunderungswürdige Priester! Zwei, drei Jahrzehnte und noch länger haben sie an ihrem Posten ausgeharrt. Ach, diese ersten Jahre, das waren schwere Zeiten! Das waren kümmerliche Anfänge und bittere Erlebnisse! Keine Kirche, oder nur elende, verfallene Bauwerke, wo das Wasser von allen Wänden troff. Eingebaut in irgend einen Winkel. Wie viele Schreibereien, wie viele Prozesse, wie viel Verdruß, wie viele grimmige Anfeindungen hat sie's gekostet, bis sie auch nur einen ungestörten Zugang zur Kirche hatten, oder bis sie den kleinen Vorplatz pflastern durften, oder eine Sakristei anbauen, oder gar die Kirche vergrößern konnten. Da ist jede Steinplatte und jedes Altarbild und jede Empore und jede Treppe eine Station von einem langen Schmerzensweg, von jeder weiß der Pfarrer dem Gaste eine Geschichte zu erzählen, mit jener wehmütig milden Freude, wie sie nach langem Weinen sich einstellt. O, sie haben Bitterkeiten ohne Zahl gekostet, diese alten Pfarrherren, und auch von den eigenen Pfarrkindern wurden sie nicht immer verstanden. Und dabei waren sie so mutterseelenallein mit ihren Sorgen und ihren Enttäuschungen. Erst viele Wegstunden weit war wieder ein Mitbruder und in der fernen Bischofsstadt der Oberhirte. Nun sind freilich allgemach bessere Zeiten gekommen. Die Kirchen sind vergrößert oder neu gebaut; manchmal sogar recht stattlich; immer aber höchst reinlich; man sieht, daß ihrer mit Liebe gewartet wird. Daß sie nicht bloß Gotteshaus, sondern auch Familienheiligtum sind, wo die Gemeindemitglieder sich zu Hause fühlen. Die Diasporakatholiken lieben ihre Kirchen mit einer wahren Kinderzärtlichkeit. Sie haben schon als Kinder sich dort heimisch gefühlt. Ich sah nach der Nachmittagsschule Kinder hereintrippeln und vor dem Marienaltar beten, lange Zeit, ohne auch nur einmal das Köpfchen umzudrehen nach dem fremden Geistlichen, der die Kirche besichtigte; andere beteten den Kreuzweg, und einen Knaben sah ich in einer Bank knien und mit großen Buchstaben seine Schulaufgabe in das Heft malen. Oder war es die Gewissenserforschung zur Kinderbeicht, die am nächsten Morgen stattfinden sollte?

Diese Diasporakirchen sind auch regelmäßig zu klein, selbst wo sie groß sind. Bei jedem Gottesdienst am Sonntag sind sie dicht gefüllt, und bis auf die Straße hinaus stehen die Gläubigen. Eine katholische Diasporakirche ist nicht leicht zu groß oder wird es wenigstens nicht bleiben. Nur die herrlichen Bauwerke, die von den katholischen Vorfahren in einer glücklicheren Zeit aufgeführt wurden und jetzt in anderen Händen sich befinden, sind meist viel zu groß. Man kann sie indessen für 25 Pfennige betreten und besichtigen.

Wie gesagt, jetzt sind die Zeiten für die Diasporaseelsorger heller geworden: der Preis eines sauren, jahrzehntelangen Ringens. Aber nicht weniger arbeitsreich. Da ist eine Pfarrei, die so groß ist, wie drei mittelalterliche Bistümer, die dort bestanden. Die Anliegen aber, für die des Pfarrers Hilfe in Anspruch genommen wird, reichen noch weit darüber hinaus. Eine große Zahl seiner Schäflein ist immer am Wandern. Da gibt es ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Tagesarbeit — und Nachtarbeit. Und sie ist fast so vielseitig, wie die Seelsorgearbeit einer ganzen Diözese, und kann doch nirgends en masse betrieben werden; schier jedes Schulkind und jeder polnische Saisonarbeiter muß einzeln für sich betreut werden; und kostet eigene, lange Reisen. Diese Seelsorge muß das weitverzweigte Ganze im Auge behalten und muß sich noch auf das letzte der lebenden Bilder an einem Gemeindefamilienabend erstrecken. Da gibt es noch keine Möglichkeit einer vereinfachenden Arbeitsteilung, so daß einer sagen könnte: ich bin nur Katechet oder nur Frühmesser, und der andere ist Gesellenvereinspräses. Freilich ist diese Diasporaseelsorge auch freudenreich. Sie kennt und gewinnt eine verhältnismäßig große Zahl von Seelen, denen nicht leicht etwas zu viel ist oder zu schwer.

So ein Familienabend in einer Diasporagemeinde, eine Konstantin- oder Ozanamfeier! Das ist etwas entzückend Katholisches! Da sitzt gleich hinter einem Regierungsrat ein schlichtes Mütterchen, das mit unverstellter naiver Neugierde um sich schaut und mit offenem Munde auf die Wunder der Bühne hinstaunt, die bunten Gruppen und die roten und grünen Lichter. Da sitzen die katholischen Akademiker mitten in der Gemeinde. An ihrem eigenen Tisch, aber mit jener Selbstverständlichkeit, wie in einer Familie der studierende Bruder unter der Schar seiner Geschwister sitzt. Diese Studenten beteiligen sich auch an der Vorbereitung der Festfeier; sie spielen Theater zusammen mit jungen Handwerkern und Schulkindern. Sie sind ebenso gutwillig, so empfänglich, von so geradem und entschiedenem Idealismus erfüllt wie die übrige Gemeinde. Schade nur, daß nicht alle katholischen Studenten, die eine Diaspora-Universität beziehen, den Mut finden, sich ihren Glaubensbrüdern anzuschließen!

Es sind empfängliche und dankbare Menschen, unsere Brüder in der Diaspora. Sie können so vergnügt lachen und wieder so aufmerksam zuhören, sie können so herzlich und ungezwungen miteinander plaudern, und sind so offen für die schlichten Freuden, die ihnen geboten werden. Ach, sie sind ja so gar nicht übersättigt. Sie sind auch nicht uneins untereinander. Wie könnten sie es auch sein? Wo sie doch zusammengehören, und wo von außen her ihnen so oft zum Bewußtsein gebracht wird, daß sie doch alle miteinander „Katholische" seien.

Kurz und gut: Wer so viel Idealismus, so viel lautere Religiosität, so viel kindlich unschuldige Herzensfreude, so viel opferwillige Bruderliebe, so viel zähe Geduld und Leidensbereitschaft aufbringt, wie diese Diasporakatholiken, der muß vorankommen, der muß wachsen und sich durchsetzen. Nicht mit Gewalt, nicht mit lautem Poltern und Stoßen, sondern still wie ein Sonnenstrahl, unwiderstehlich wie Frühjahrswinde und liebenswürdig wie eine aufbrechende Blumenknospe. Und sie sind auch schon vorangekommen, diese Katholiken. Und sie werden noch weiter kommen. Sie sind wie ein Samenkorn, das nach jahrhundertelangem Winter sich dehnt und reckt und seine Hüllen sprengt und die Erdschollen über sich wegschüttelt. „Das Reich Gottes ist wie ein Samenkorn, das das kleinste ist unter allen Samenarten, aber heranwächst zu einem Baum, der größer ist als alle Sträucher des Gartens."

Unter blühenden Linden.

Eine Skizze von Eugen Mack.

Eine Nachmittagsstunde voll wunderbarer Schönheit, Licht über all dem buschigen Grün, die ganze Villeggiatur da außen im blühendsten Land. Drüben das Krankenhaus, Kreuzstock um Kreuzstock voll Geranien, Erdenleid überblüht von Blumen. Und die Straße unter blühenden Linden wie ein Silberstrom.

Aber das Schönste in all dem Schönen drin war doch die Heimat, die liebe Heimat, die schimmernd weiße Villa mit der Stuckarbeit im Fries, mit den Balkonen, dem Blick zu den waldigen Bergen, dem feinsinnig angelegten Garten, den Spalierbäumen, den stillen Plätzchen, besonders mit der lauschigen Ecke bei der Pappel-, Birken- und Jasmingruppe.

Wolfram, der Kandidat der Medizin, überblickte noch einmal alles, alles, wie um Abschied zu nehmen, Abschied für immer. Er hatte wahrlich ein innig Ade zu sagen.

So lange er wußte, hatte ihn hier nur Liebe gepflegt. Da war der Vater, der freilich gestorben war, ehe er die große Praxis als Arzt seinem Sohn hatte übergeben können. Da war Mütterchen, das frauliche Mütterchen, das an Wolfram nur eines zu tadeln hatte, daß er zu viel arbeite und fast zu ernst im Leben stand und ins Leben blickte. Zu ernst? O, Mütterchen verstand ihn gar wohl. Sie wußte, warum es so gekommen. Wenn man den Hofrat Tag für Tag hatte seiner Pflicht nachgehen sehen, wenn man wußte, wie strenges Verantwortlichkeitsgefühl echteste Liebe zum leidenden Mitmenschen in sein Wirken hatte klingen lassen, wenn man gerade nicht so gleichgültig und teilnahmslos der Nachbar des Krankenhauses war, wie hätte es denn anders sein sollen? Eine war freilich immer lustig, ein so sonniges Wesen, Gretchen, Wolframs Schwester, ein siebzehnjähriges Herz. Sie ließ auch das Lied nicht schweigen, als Wolfram von der Hochschule ganz unerwartet heimgekehrt war, krank, mitten aus der Vorbereitung aufs Examen heraus.

An jenem Tag waren zwar alle erschrocken; da gingen die Stunden mit schwerem Pendelschlag. Aber Gretchen verklärte das Leid, Ueberanstrengung müsse durch Ruhe, Liebe, Lied und Luft und Licht geheilt werden.

Wenn es bloß Ueberanstrengung wäre . . . Aber es war noch etwas anderes. Wolfram wußte es allein. Ein großes Ziel hatte er sich gesteckt. Erfahren würden es jetzt andere kaum. Denn ob seine Arbeit überzeugte, jetzt, da er mitten in seinem Studium gehemmt war und zum geschriebenen Wort nicht den gelungenen Versuch fügen konnte? An Professor Kochs Entdeckung des Tuberkelbazillus hatte er angeknüpft. Er war daran gegangen, das große Finden weiter zu führen. War es zu viel . . .? Dort, damals hatte er sich den Keim geholt,

so gewiß, mehr als den Keim. Er wußte die Stunde, da seine Stimme, fest wie Metall, auf einmal brach. Tausenden jener Leidenden hatte er Hilfe bringen wollen und jenes Leiden hatte ihn selbst erfaßt. Das wußte nur er allzu gut.

Und immer noch glaubte er an seine Pflicht. Pflicht! Wenn jene Untersuchung zwecks Herstellung des Präparats sein Tod war, dann fiel er als Opfer seines Berufes, dann hatte er wenige Jahre geopfert, um Tausenden ihr Leben um Jahre zu verlängern. Wozu Pessimismus? Konnte er etwas Schöneres sich denken, als Arzt zu sein, bevor er als candidatus approbatus die Hochschule verlassen hatte, Arzt noch, wenn er längst im Grabe ruhte, wenn Linden blühten und verblühten und wieder blühten?

Sein Leiden war sein Tod. Das wußte nur er. Nur er, weil er es als Geheimnis bewahrt hatte und bewahren wollte, wie es so gekommen.

Sie hofften alle noch, sie werden ihn retten. Er habe ja das, was er brauchte: Luft, Licht, Liebe. Die Linden blühten, die Gartenpfade waren beteert, die Lunge konnte gesunden. Nur abwarten!

Und er durfte nimmer hoffen. Die Linden blühten, ihm zum letztenmal. Das war daheim immer die wonnigste Zeit gewesen, wenn die Linden blühten. Da blühte einfach immer die ganze häusliche Freude. Da stand das lindenumblühte Elternhaus im Freudenlenz. Und gerade jetzt sollte sich in lenzliches Leben das Bild des Sterbens drängen!

Nein, nein! Ganz still wollte Wolfram scheiden. Er wollte still von hinnen gehen, den Seinigen nicht zu wehe tun; sie sollten ihn nicht sterben sehen.

Fort, fort, noch einmal in die Universitätsstadt. Dort hatte er als Abschluß seiner Studien beim Universitätsamt seine Doktorarbeit eingereicht. Dort würde er sein Leben beschließen müssen. Dort würden seine Freunde ihm Lebewohl sagen, seinen Lieben von seinen letzten Tagen erzählen, singen: „Ist einer unserer Brüder dann geschieden“ ... vorher ... vielleicht ... noch melden, seine Arbeit. ...

O nein, es konnte nicht sein, daß die Arbeit ... Und wenn? O, vielleicht ... Fort, fort ... in das Sanatorium bei der Klinik. Vielleicht würde der Ordinarius ihn besuchen. Und dann ...

So sann er. Und dabei war alles schon eingeleitet, ohne daß sie es wußten. Er hatte heute für Mütterchen und Gretchen immer Geschäfte gehabt. Es wäre sein letzter Nachmittag mit ihnen. Sie durften nicht viel um ihn sein, nicht ahnen, wie schwer er sich losriß. Zuletzt hatte er um einen Strauß Lindenblüten gebeten. Während sie ihn holen gingen, nahm er Abschied vom ganzen Heim, von allem, was das Glück im Elternhaus gebaut hatte.

Sein Plan, sein Scheiden war entsetzlich überraschend für die Seinen. Ihm selbst brach fast das Herz, doch die starke Seele ließ es nicht merken. „Nur für einige Tage“ sagte er. „Man bringt mich euch bald genug wieder. Drum behüt euch Gott!“

Und rasch ging's fort, im Auto. Noch ein Blick: Heimat, seine Lieben ... vorbei.

* * *

In der Universitätsstadt. Im Sanatorium. Wolfram im hellsten Zimmer. Ruhe, Ruhe, Wolfram war todkrank. Besuche wurden nicht eingelassen.

Einmal ritt seine Verbindung vorbei. Er hörte singen, er kannte die Stimmen, ein Freudeleuchten verklärte seine vom Schmerz geschärften Züge. Er dachte an den Mairitt, den seine Freunde noch jüngst zu ihm gemacht hatten. Er wußte, sie hatten ihn sehr gern. Nun würden sie bald singen müssen:

„Ist einer unsrer Brüder dann geschieden,
Vom blassen Tod gefordert ab,
So weinen wir und wünschen Ruh' und Frieden
In unsres Bruders stilles Grab.“

Und seine Treuesten müßten Trost kränzen in den großen Schmerz daheim. Dort hofften sie immer. Er solle doch kommen, solange noch die Linden blühten. Sie hatten ganze Sträuße Lindenzweige gesandt.

Als er eben wieder auf den Strauß blickte, kam ein Brief vom Universitätsamt, ganz amtlich. Rigorosum? Nein, wann der Ordinarius ihn amtlich sprechen könne. Amtlich?

Am Mittag kam der liebenswürdige Herr. Die Arbeit verspreche eine unendliche Bereicherung der Wissenschaft zu werden. Die Fakultät behalte sich vor, falls die letzten Voraussetzungen zutreffen, ihm zu gegebener Zeit die höchste Ehre ...

Der Ordinarius konnte nicht weiter reden. Wie ein Schlag war es über den Kranken gekommen. Im Blick lag seine Freude, sein Dank.

Als nach der Schwäche eine kleine Besserung eingetreten war, ließ er die letzten Grüße heimtelegraphieren: Ich komme, aber trauert nicht. Mein Wirken war nur eine Tat. Möge aus ihr der Wissenschaft Segen erblühen.

Das war sein letzter Gruß.

Still schied er. Arbeit war sein kurzes Leben gewesen.

Tot kam er heim. Mit akademischen Ehren, unter den blühenden Linden hin, trugen sie ihn zum Gottesacker. So war noch kein Arzt hinausgeleitet worden. „Er beginnt seine Praxis, da er nicht mehr ist. Die da leiden, werden sein Andenken segnen,“ hieß es. Und der Lorbeerkranz rauschte nieder aufs Grab. Auf der Schleife stand: Dem Dr. med. h. c.

Die Denkmäler alter Kunst in Metz.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Die ehrwürdige Hauptstadt Lothringens gehört zu jenen Stätten Deutschlands, an welche sich meine liebsten Erinnerungen knüpfen. Höre ich ihren Namen, so stehen jene Tage mir wieder vor Augen, wo ich mir mit emsiglichen Studien über ihre mittelalterliche Stadtverfassung den Doktorhut erwarb. Ich sehe mich wieder durch die alten Straßen wandern und vor den herrlichen Bauwerken, welche der Vorzeit kirchliches und profanes Leben uns hinterlassen hat, bewundernd stehen, um ihre Schönheit mir klar zu machen und Verständnis und Urteil über alte Kunst überhaupt damals zum ersten Male mit Absicht und Bewußtsein zu gewinnen. Geschichte und Kunstgeschichte vereinigen sich, um diesen Ort zu einem der interessantesten Deutschlands zu machen.

Dasjenige Bauwerk, welches unsere Gedanken bis in die urälteste Zeit zurückleitet, ist die Kirche St. Maximin. Soll sie doch bereits im 4. Jahrhundert gegründet worden sein. Der jetzt dastehende Bau ist freilich erheblich jünger; eine urkundliche Nachricht haben wir über ihn aus dem Jahre 1191 und etwa diesem Zeitpunkt gehören die ältesten Bestandteile der Kirche auch an; die Formen zeigen den Charakter des französischen Uebergangsstiles. Das Langhaus ist spätgotisch, und die drei Portale der Hauptfront stammen gar erst aus der Barockzeit. — Als seit der Errichtung des ältesten Baues von St. Maximin schon ein halbes Jahrtausend verflossen war, entstanden zwei Kirchen, die allerdings auch längst wieder beseitigt sind, aber ihren Namen an ihre Nachfolgerinnen abgegeben haben, St. Segolena (912) und die Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Vincent (968). Die erstere ist im 13. Jahrhundert neu erbaut und 1897 erweitert worden; der Bau der zweiten zog sich von 1248 bis 1376 hin und führte zu schönem Erfolge, denn nur wenige Gotteshäuser in Metz erfreuen durch ähnliche großartige Wirkung des Raumes. Schade, daß die Türme nicht ausgeführt worden sind; sie hätten dem edlen Bau erst die rechte Vollendung verliehen. Aus frühgotischer Zeit ist die St. Euchariuskirche; von dem Schmucke ihres Innern sei besonders ein wertvolles Grabrelief genannt, datiert von 1493, mit dem Bilde der stehenden hl. Veronika. Der Gotik gehörte ferner die Kirche St. Martin an, eine der größten dieser Stadt und baulich für den Fachmann vielseitig interessant. Etwas älter ist die Kapelle der Templer, welche sich nach urkundlicher Beglaubigung 1147 zuerst hier niederließen. In der Nähe befindet sich auch ihr Kapitelhaus, welches noch Reste des alten Malereischmuckes aufweist, freilich leider in arg verdorbenem Zustande. Einige Kirchen von Metz gehören der Barockzeit an. So St. Clemens, welches durch den italienischen Baumeister Spinga 1680—1693 als Benediktinerkirche errichtet wurde; St. Glodesindis, ein Bau von 1752, der an die Stelle eines uralten, wie es heißt schon von 614 stammenden getreten ist; Notre-Dame de l'Assomption, ein Gotteshaus, welches die Jesuiten 1665 zu bauen begannen, und welches 1739 fertig geworden ist; in höchst interessanter Weise zeigt sich hier, wie der Orden bestrebt war, an den Formen der Gotik festzuhalten, eine Beobachtung, die, wie Braun erwiesen hat, sich auch anderswo vielfach machen läßt. Die wichtigste von allen Metzer Kirchen aber ist natürlich der Dom, welcher der heiligen Jungfrau und dem heiligen ersten Märtyrer Stephanus geweiht ist. Er ist an der Stelle errichtet, wo bis gegen 1220 zwei andere Kirchen gestanden haben, nämlich der alte St. Stephansdom und die Kollegialkirche St. Maria Rotunda. Sie verdankten ihre Entstehung mehreren Bischöfen des 10. und 11. Jahrhunderts. Nachdem dann unter Konrad von Scharfenberg der Grund zu den Türmen des jetzigen Domes gelegt war, erfolgte unter Jakob von Lothringen († 1260) der Beschluß, die beiden alten Kirchen zu einem Ganzen zu vereinigen. Alsbald wurde an die Ausführung dieses Gedankens gegangen, aber lange dauerte die Vollendung. Erst 1381 ist die Mauer beseitigt worden, welche bis dahin die beiden Bestandteile voneinander trennte. Aus dieser Zeit stammen die wundervollen Glasgemälde, welche ein Meister Hermann aus dem westfälischen Münster gefertigt hat; eine Fensterrose von solcher

Pracht wie die des Metzer Domes ist nur selten wieder zu finden. Die Baugeschichte des Domes war damals keineswegs abgeschlossen. Sie zog sich vielmehr durch das 15. und 16. Jahrhundert und setzte von neuem im 18. ein, wo der berühmte Architekt Blondel einige Anfänge zu einem Umbau machte, ohne damit aber sehr weit zu kommen. Eine durchgreifende Restaurierung, bei der besonders auch die barocke Westfront wieder beseitigt und diese sowie das Liebfrauenportal in schmuckvoller Weise erneuert wurden, begann seit 1880 und kam 1903 zum Abschlusse. Die eigentümliche uneinheitliche Entstehung des Domes hat verschuldet, daß sein Aeußeres keinen recht klaren Eindruck macht; doch kann man sich, besonders wenn man das Bauwerk von Norden anschaut, der Großartigkeit der Gesamtwirkung nicht entziehen. Bedeutender aber ist der Anblick des Innern, welches infolge der Zusammenziehung der zwei Kirchen sehr lang geworden ist. Der Kenner kunstgeschichtlicher Formen gewahrt die Einflüsse zweier Bauschulen, derjenigen der Kathedrale von Reims und der nordburgundischen. Von den Ausstattungsgegenständen verdient besonders jene römische Porphyrschale Beachtung, welche als Taufbecken dient, und der marmorne Bischofsstuhl, der sich in der Kapelle St. Livier befindet. Im übrigen ist es dem Metzer Dome leider recht schlecht ergangen; fast alles ist dahin, womit das Mittelalter und die Barockzeit ihn ausgeschmückt hatten. Und was im Domschatze sich an Kostbarkeiten befand, ist überwiegend in die Hände der Franzosen gekommen; in Paris kann man noch etliches davon finden. Von den noch vorhandenen Dingen verdienen einige größere Beachtung, namentlich der Ring, welcher dem heiligen Arnulf gehört haben soll, eine Arbeit des 4. Jahrhunderts; ferner ein romanischer Tragaltar und ein herrlicher Elfenbeinstab gotischer Zeit.

Hat man sich der kirchlichen Altertümer erfreut, so tut man wohl, sich auch den profanen zuzuwenden. Metz ist noch reich an wertvollen und merkwürdigen Wohnhäusern aus mittelalterlichen Zeiten. Ganz besonderes Interesse erregt das Hotel St. Livier in der Trinitariergasse, ein befestigtes Wohnhaus aus dem 13. Jahrhundert, also eines der ältesten in Deutschland überhaupt. Aehnliches Alter besitzt das Hotel de la Bullette am Heiligkreuzplatze, gleich dem vorigen noch mit seinem alten Zinnenkranze dräuend. Noch ein drittes Beispiel dieses so überaus selten gewordenen Typus gibt es hier, das Hotel de Gargan in der Bankstraße. Spätere Zeiten haben weniger ernste Denkmäler profaner Baukunst hinterlassen. So nenne ich ein wunderhübsches kleines Haus in der Goldschmiedegasse aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Wer Zeit dazu hat, die Straßen daraufhin zu durchsuchen, wird noch manches Interessante entdecken, was von der Blüte deutscher Kunst am Westrande des Reiches Kunde gibt. Und daß man auch dort auf seiner Hut war, um Feinde abzuwehren, davon spricht mit mächtigem Tone das trotzigmalerische „Deutsche Tor".

Vom Büchertisch.

Alois Roik: Zwischen Lenz und Sommer, Gedichte. Ravensburg, Friedrich Alber. Kl. 8⁰ 142 S., geb. ℳ 2.40. Dem Verfasser von „Ver Sacrum" „Heiliger Frühling" (ebenda, zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage) begegnen wir hier gern von neuem. „Mein Lied ist ein stiller, sanfter Sang", heißt es in dem Schlußgedichte der vorliegenden Sammlung. Dem grünen Gelände, dem niederen Hang, dem Bächlein in Büschen und Weiden, der Heimat stillfriedlicher Flur gleiche es, bekennt der Dichter, der sich überhaupt zu bescheiden weiß. „Ich wollt', ich hätt' ein sonniges Gemüt und könnte Menschenblumen Wonne strahlen", sagt er — und beweist doch in dem ganzen Buche, daß er hat, was er sich da als erstes wünscht. Sonne lacht ihm aus Auge und Seele, und zweifellos wird ihm darum auch der zweite Wunsch erfüllt, denn was so aus dem Herzen kommt, pflegt zu Herzen zu gehen und auch reine und höchste Freude zu wecken. Innige Sinnigkeit, warme, schlichte Frömmigkeit, echte Kindlichkeit verbunden mit der tiefen und milden Auffassung des wahren Heilandsjüngers und Priesters bekundet sich auf diesen Blättern, zugleich eine herzerquickende Natur- und Menschenliebe von edelster Lauterkeit. Ein geborener Optimist steckt in diesem Dichter, aber einer, der auch das Leid kennt und es zu besingen versteht. Ein geborener Poet reicht dem Optimisten in Alois Roik die Hand, — vielleicht, nein: gewiß, daß der Wohllaut der Poesie jenen bisweilen etwas gar zu lockend umschmeichelt, so daß er vor lauter Klangfreudigkeit sich dann einer technischen Unbekümmertheit überliefert, die jedoch allemal auch auf sprachliche Sicherheit deutet. Strengere Sichtung des Geschaffenen wäre ebenfalls förderlich für dieses liebenswürdige Talent, das seine Berechtigung zum Anstreben einer mehr als Durchschnittshöhe erwiesen hat.
E. M. Hamann.

Sebastian Wieser: Zarathustras neue Avestalieder. München, Isariaverlag. Gr. 8⁰ 71 S. Diese Sammlung dürfte Aufsehen erregen. Avesta, das heilige Buch der Parsen, kündet von den zwei Reichen des Guten und des Bösen. Am Ende der Tage wird der Erlöser Saoschjan erscheinen und ein ewiges Reich des Guten errichten. Der älteste Avestateil umschließt 17 Hymnen, die von dem Priester Zarathustra und seinen Jüngern verfaßt wurden; ihr dichterischer Inhalt tritt hinter dem ethischen zurück, der bis in unsere Tage hineinleuchtet. Wie wir alle wissen, übernahm Nietzsche das Amt des „neuen Zarathustra", und gegen ihn als Irrlehrer ist im allgemeinen das Ganze und speziell ein Teil der oben angezeigten Avestalieder gerichtet. Diese zeichnen sich vor allem aus durch Kraft und Tiefe der Auffassung und der Ausgestaltung; zugleich bewahren sie den Eigencharakter des Urbildes (siehe unter anderem den wiederholten Hinweis auf den heiligen berauschenden Soma- oder Haomatrank). Ohne ungerecht zu werden, kennzeichnet Sebastian Wieser die im Pseudo-Zarathustra beschlossene Gefahr mit flammenden Worten (siehe S. 15, 19—23, 27, 36). Flammende, glühende, sprühende Unerschrockenheit der Ueberzeugung spricht überhaupt aus der Sammlung, die sich in vier Hauptteile gliedert: Das Lied vom großen Tag, Saoschjan, Zarathustra, Zarathustras Predigt. Hoher seelischer Schwung leiht dem Bande das Gepräge, der dichterische schmiegt sich ihm fast durchweg an; nur hie und da empfinden wir ein gewisses, der Erhabenheit des Gegenstandes gegenüber leicht begreifliches Unzureichen der Ausdrucksfähigkeit, niemals einen eigentlichen Absturz. Jesus Christus ist im tiefsten Grunde das A und das O dieser poetischen Schöpfung, die uns als Verheißung dienen mag für die weitere bedeutsame Entwicklung eines starken Talents, das ins Licht zu stellen ich persönlich für eine Ehrenpflicht halte.
E. M. Hamann.

Im Tale der Wunderblume von Helfta. Erinnerungsblätter aus der Zeit, dem Leben und den Werken der heiligen Gertrudis der Großen, sowie ihrer Ordensgenossinnen im Kloster Helfta bei Eisleben. Mit 20 Original-Illustrationen. Von Guido Haßl. Verlag von Karl Ohlinger in Mergentheim. 1913. 8⁰. 272 Seiten. Preis fein kartoniert ℳ 2.80; in Ganzleinenband ℳ 3.80. In eine kirchengeschichtlich bedeutsame Zeit führt dieses Leben der hl. Gertrud der Großen den Leser, in die Zeit des schwindenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts, wo der jugendliche Papst Innozenz III. das Steuer der Kirche Gottes mit starker Hand führte; das war eine Zeit, die nicht in letzter Linie sich auszeichnet durch den allenthalben neu erwachenden Eifer für das klösterliche Leben, was namentlich in bedeutsamen Klosterstiftungen und -Förderungen zum Ausdruck kam. Der Verfasser läßt uns hineinblicken ins tiefste Herz einer Klostergemeinde, die lange Zeit von größter Bedeutung war für das katholische Deutschland, ja für die katholische Welt — als ein Mittelpunkt und Herzpunkt klösterlichen Lebens und religiöser Anregung und Erneuerung. Es ist das durch die Edlen von Hackeborn und die Grafen von Mansfeld gestiftete Zisterzienserinnenkloster zu Helfta bei Eisleben. Das ganze Buch ist wie ein staunendes Stillestehen vor der, die diesem Kloster den Geist und die Seele gegeben und die seinen Namen unsterblich gemacht, vor dem inhaltsreichen Leben der Wunderblume in diesem Gottesgarten von Helfta, vor der hl. Gertrud der Großen, in der sich ein Tugendleben offenbart, wie nicht jedes Jahrhundert uns eines zeigt. Nicht erst auf der Höhe der Vollendung läßt der gewandte Verfasser den Leser diese gottbegnadete Seele schauen; man bekommt bei der Lektüre dank der anschaulichen und packenden Darstellung gleichsam das werdende und wachsende Innenleben der großen Dienerin Gottes zu sehen — angefangen beim ersten, frommen Gottsuchen bis empor zum mystischen, opferfreudigen, dem eigenen Ich abgestorbenen Sichversenken in die geheimnisvollen Tiefen der vollkommensten Gottesliebe. Schon die erste Lektüre dieser von Anfang bis Ende frisch und lebendig geschriebenen Biographie der gotterwählten Jungfrau genügt, um dieses so anziehende und schöne Heiligenleben als bleibendes Geisteseigentum in sich aufzunehmen und volle Bewunderung für diese große Tochter des hl. Bernhard zu empfinden. Das Ganze ist anregend, nicht selten spannend geschrieben; auf jeder Seite spricht der stille Ernst dieses auf Gott gerichteten Lebens zum Herzen, das noch auf Erden weilend, nur noch dem Himmel lebte. — Daß dem Leben Gertruds wie eine Beigabe im gleichen Buche noch eine kurze Lebenszeichnung ihrer Mitschwestern, der hl. Mechtild von Hackeborn und der hl. Mechtild von Magdeburg, angefügt ist, möchte auf den ersten Blick nicht recht verständlich erscheinen. Doch man braucht das Leben der beiden letzteren nur flüchtig durchzusehen, um zu erkennen, daß es ein Stück von Helftas Geschichte und von Gertrud der Großen eigenem Leben verschweigen hieße, wären diese beiden, deren Seelenleben ebenfalls eine herrliche, innere Welt wunderbaren Tugendreichtums offenbart, übergangen worden. Der Leser empfindet unwillkürlich: Hier steht man vor einem heiligen Dreibund, ausgezeichnet durch ein beharrliches, gegenseitiges Geben und Empfangen. — Es sei auch rühmend hingewiesen auf die edle und vornehme Innenausstattung des nicht genug zu empfehlenden Gertrudenbuches Haßls, das durch eine Reihe von gelungenen Bildern und Zeichnungen Aufschluß gibt über die Anlage und Größe von Alt-Helfta, und das in der Abbildung des jetzigen, armseligen Gertrudenkirchleins zu Eisleben einen anblickt wie eine lebendige Bitte um eine Liebesgabe für ein neu zu erstehendes, der großen Heiligen würdiges Gotteshaus, auf daß an Stelle des längst verödeten Alt-Helfta ein neues erstehe, um nie wieder zu verschwinden.
Ströbele, Deggingen.

Durchs Heilige Land. Führer für Pilger und Reisende. Deutsche Ausgabe des von der Kustodie des Hl. Landes herausgegebenen offiziellen Pilgerführers von P. Barnabas Meistermann O. F. M., bearbeitet von Dr. P. Engelbert Huber O. F. M. 16⁰. XVI u. 740 S. Geb. ℳ 10.—. Mosella-Verlag Trier, Isaria-Verlag München 1913. Ist Palästina schon an sich jener Fleck Erde, dem ein ehrfürchtiges Interesse nie fehlen wird, weil es der Schauplatz des gottmenschlichen Lebens und Sterbens geworden, so darf in neuerer Zeit von gesteigerter Aufmerksamkeit für seine Gegenwart und Vergangenheit gesprochen werden. Die rührige Forschung auf und unter dem Boden des Hl. Landes hat ja in den letzten Jahrzehnten reiche Ergebnisse gebracht, die manche bisherige Vermutung bestätigten oder berichtigten, die vor allem sichere Aufschlüsse in Fragen von erster Wichtigkeit boten. Ein vollwertiger Palästinaführer muß auf dieser Grundlage aufbauen. Die Kustodie des Hl. Landes hat daher die Herausgabe eines offiziellen Pilgerführers von berufener Feder in die Wege geleitet, der auf der Höhe der jetzigen Kenntnis der heiligen Orte steht. Das französisch geschriebene Werk P. Meistermanns liegt nunmehr in einer vorzüglich ausgestatteten deutschen Bearbeitung vor. Das durch die Franziskaner, die treuen Wächter der heiligen Orte, seit langer Zeit angesammelte Material, das zum guten Teil dem beharrlichen Eifer des Fr. Liévin von Hamme zu danken ist, dann die Berichte über Forschungen und Funde (Verzeichnis XII—XIII) dienten dem Werke als Quelle. Einleitend bringt das Buch genaue Anweisungen über Ausrüstung und Gestaltung einer Pilgerfahrt ins gelobte Land, sowie Aufschlüsse über die Verkehrsverhältnisse Palästinas. Die Geschichte dieses Landes wird in ihren wichtigsten Daten entwickelt und eine Charakterisierung der jetzt dort vertretenen religiösen Bekenntnisse geboten. Der vorliegende Führer behandelt dann das ganze Hl. Land vom Libanon und Damaskus bis Gaza und Beerseba. Die Anlage des Werkes ist auf 40 geschlossene Reiserouten, davon 16 im Bereiche Judäas, 13 in den Grenzen Samarias und Galiläas und 11 im Gebiete Syriens eingestellt mit einläßlicher Schilderung der Land- und Ortschaften, sowie der Heiligtümer nach ihrer Geschichte und gegenwärtigen Gestaltung. Es ist eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten und oft auch Kleinigkeiten, die hier berücksichtigt sind und in dem 38seitigen Register ausgewiesen werden. Eingeschaltet sind eine Karte über das Mittelmeergebiet, 16 Routenkarten, 13 Stadtpläne, darunter die in Betracht

kommenden europäischen Seehäfen, eine Münztabelle und rund 100 Grundrisse beziehungsweise Situationspläne. Den Abschluß bildet eine fein ausgearbeitete Generalkarte von Palästina mit Ausschnitten über das Hochland von Judäa und die Gegend zwischen Nazareth und Tiberias, ferner das Weichbild von Jerusalem. Die christlichen Klöster, muslimische Heiligtümer und Ruinenstätten sind auf der Karte kenntlich gemacht. Als Anhang enthält das Werk den Text des sogenannten Franziskanerkreuzweges und die auf die heiligen Orte bezüglichen Evangelienperikopen nach der Eckerschen Hausbibel. Dieses Buch ist wirklich ein treuer, nie versagender Führer für alle, die auf Pilgerpfaden oder im Geiste im Hl. Lande wallfahrten. — **Memento Jerusalem.** Blicke des Glaubens auf die Wege Gottes im Hl. Lande. Ein Pilger-Andenken von Wilhelm Maier. 8°. VIII u. 204 S. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50. (Der Erlös ist für die Kustodie des Hl. Landes bestimmt.) Aktiendruckerei Fulda 1913. Pfarrer Maier ließ es sich angelegen sein, die allzu flüchtigen, sich überstürzenden Eindrücke einer bei der kurzen Dauer fast rastlosen Pilgerfahrt ins Hl. Land noch einmal mit Muße geistig zu durchleben, sie dabei zu vertiefen, zu ergänzen und zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen. Er folgt hierbei den Spuren des göttlichen Heilandes zu allen durch seinen Erdenwandel denkwürdigen Stätten, wie sie sich in zeitlicher Ordnung aufeinanderreihen, so daß das ganze Leben Jesu zur Darstellung kommt. In beschaulicher Ruhe läßt die Seele das Gesehene nochmals an sich vorüberziehen und sucht in den Rahmen der Oertlichkeit all das hineinzuverweben, was die Hl. Schrift und Ueberlieferung an diese Stätten knüpft, in tiefgründiger Betrachtung des Erlösungswerkes, die einzudringen sucht in das geheimnisvolle Walten der göttlichen Vorsehung im ganzen Verlauf der Heilsgeschichte. Denn, so argumentiert der Verfasser mit Recht (Einleitung 2): Soll die große Gotteshandlung, mit welcher der Gottmensch leibhaftig vor das Angesicht aller Völker hingetreten ist, in den begleitenden Umständen des Ortes nicht ebenso wie in den Umständen der Zeit jenes Wahrzeichen einer erstaunlichen Zweckmäßigkeit an sich tragen, welches alle Werke Gottes auszeichnet? Die auf dem Goldgrunde solcher Würdigung des Heilsplanes gezeichneten, bei allem Gedankenreichtum knappen Einzelbilder schließen sich zu einer Symbolik des Hl. Landes zusammen. So wird eine tatsächlich oder nur in Betrachtung unternommene Palästina-Pilgerfahrt in innigster Anlehnung an die Hl. Schrift, gleichsam an der Seite Jesu, ein Unterrichtskurs zur Erhebung und Erbauung. — **Biblischer Bilderatlas.** Ein Handbuch zum Verständnis der Hl. Schrift, für Schule und Haus bearbeitet von Dr. P. Engelbert Huber O. F. M. 454 Abbildungen mit erläuterndem Text. gr. 8°. LII u. 144 S. Kart. ℳ 6.—. Isaria-Verlag München, Mosella-Verlag Trier. 1913. Eifriger Religionsunterricht wird die Anschauung möglichst in seinen Dienst stellen, damit so, was er der Jugend bieten soll, tiefer erfaßt und besser behalten wird. Der von Dr. Frohmeyer, Nagold und Dr. Benzinger vor Jahren veröffentlichte Bilderatlas zur Bibelkunde hatte denn auch gute Aufnahme und rasche Verbreitung gefunden. Das angezeigte Werk ist eine sorgfältig durchgeprüfte Ueberarbeitung nach den von Anfang maßgebenden Grundsätzen bezüglich der Anlage. Der einführende, das Wesentliche nach dem jetzigen Stand der Kenntnisse bietende Text dient der Erklärung der Abbildungen und weist nunmehr, unter Ausschaltung der biblischen Naturgeschichte, 4 Gruppen auf: Zur biblischen Geographie — Zur Geschichte Israels — Zum Kultus Israels — Alltagsleben der alten Israeliten. Die Bilder, neu gesichtet und teilweise ergänzt, sind durchwegs technisch gut ausgeführt. Dieses Bilderbuch ist berufen, Jung und Alt zu belehren und zu erfreuen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Das Münchener Festspielhaus begeht heuer seine 13. Spielzeit und wir können mit Freude ersehen, daß die Anziehungskraft, welche das Prinzregententheater auf die internationale Reisewelt ausübt, nicht nur nicht nachgelassen, sondern eher sich noch gesteigert hat. Von einer Uebersättigung an Wagnerscher Kunst, wie sie Statistiker da und dort wahrzunehmen glauben, ist nichts zu verspüren. Ebensowenig scheinen die Verschlechterung der wirtschaftlichen Konjunktur und die heurige Erhöhung des Eintrittspreises den Festspielen Eintrag zu tun. Die erste Vorstellung war ausverkauft. Während man sonst meist das Preislied deutscher Kunst, „Die Meistersinger", zum Auftakt der Festspiele gewählt hatte, begann man heuer mit dem düsteren Liebesdrama „Tristan und Isolde", dessen musikalische Leitung Bruno Walter mit vollem Gelingen innehatte. Dr. v. Bary (Tristan) und Benders Marke sind an dieser Stelle oft gepriesene ideale Repräsentanten der Wagnerschen Gestalten. Die Isolde sang Olive Fremstad. Die Künstlerin ist der Münchener Bühne keine Fremde. Wurde sie auch, wie es in der Theatersprache heißt, in Köln „entdeckt", so hat sie doch ihren großen Ruf während der letzten Jahre der Aera Possart in München gewonnen. Sie legte daraufhin, wie so mancher „star" den Schwerpunkt ihrer künstlerischen Tätigkeit nach Amerika, woselbst übrigens die geborene Schwedin schon ihre früheste Jugend verlebt hatte. Olive Fremstad sang früher im Prinzregententheater die Brangäne. Sie hat nun die Umbildung ihres klangschönen Mezzosopranes zur Isolde vollzogen und beherrscht heute in hoher Vollkommenheit diese gewaltige Rolle, unterstützt durch eine fesselnde, an Nüancen fast überreiche Darstellung. Die Brangäne singt jetzt Madame Cahier, deren hohe gesangliche Kultur stets zu rühmen ist. Die nächste Woche bringt den ersten Ringzyklus.

Mozartfestspiele. Auch in der Wiederholung zeigte es sich, daß „Die Zauberflöte" von dem im sommerlichen München ausschlaggebenden Fremdenpublikum nicht so stark begehrt wird, wie „Figaros Hochzeit" oder „Don Giovanni", obwohl in der zweiten Besetzung Jadlowker von der Berliner Hofoper, auch ein „star" von amerikanischem Ruf, den „Tamino" sang. Es ist uns nicht möglich gewesen, den ganzen zweiten Mozartzyklus zu besuchen. In zwei Vorstellungen wurde Bruno Walter schmerzlich vermißt, den Unpäßlichkeit verhinderte. Auch daß man auf Frau Bosettis unvergleichliche „Königin der Nacht" infolge Heiserkeit der Künstlerin verzichten mußte, wurde vielfach bedauert. Die Wahl der Stellvertreter kann nicht als durchwegs glücklich bezeichnet werden. Als Don Giovanni-Dirigent hätte man in Vertretung Walters Otto Heß zur Stelle gehabt, auch hätte der zur Vorbereitung seiner dann mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen „Ariadne" anwesende Richard Strauß seine kollegiale Aushilfe kaum versagt. — „Cosi fan tutte" vermißte man heuer im Spielplan, um so mehr, als diese Oper außerhalb Münchens fast gar nicht mehr gegeben wird. Wegen des schwächlichen Textes hat gerade diese Oper zu den verschiedensten Bearbeitungen den Anlaß gegeben, während einzig die Possart-Levische Rekonstruktion sich lebensfähig erwiesen hat. Gerne würde man auch „Idomeneo" wieder sehen. Ist doch diese Oper in München und für unser kleines Theater geschaffen, an der Mozart ihre Uraufführung dirigierte. Nicht alles kann man von einer Festspielzeit erwarten, aber diese selten gehörten Werke, auf die der reguläre Spielplan der Bühnen nur zu leicht vergißt, eignen sich deshalb besonders für Festspiele.

Verschiedenes aus aller Welt. In dem Amphitheater von Saintes in Südfrankreich, dessen Entstehung auf die Zeit der Römerherrschaft in Gallien zurückgeht, wurde Gounods „Faust" gegeben. Die Stimmen und Orchesternüancen kamen in dem freien Raume aufs glücklichste zur Geltung. Die gemalten Dekorationen wirkten im Vergleich zu der Schönheit der Natur ärmlich. Nahezu 15000 Menschen füllten das weite Rund des antiken Baues. — Eine schöne Freilichtaufführung von Grillparzers „Sappho" fand am kleinen Wannsee bei Berlin statt. Einen vollen Erfolg hatte Richard von Kraliks poesievolles Drama „Merlin", das bei den Hunenringspielen in Grotenburg in vortrefflicher Besetzung zur Uraufführung gelangte. — „Der Wächter", ein Drama der deutschen Schriftstellerin Marie Louise Becker, das zuerst in Paris gegeben wurde, erlebte im Harzer Bergtheater bei Thale die erste deutsche Aufführung. Den Hintergrund des Stückes bildet der trojanische Krieg. Die Schönheit der Sprache wird gerühmt. — Die diesjährigen Festspiele auf der Rudelsburg an der Saale bieten zur Erinnerung an Friedrich Hebbels hundertsten Geburtstag: „Agnes Bernauer". Die sorgfältig vorbereitete Wiedergabe der Tragödie packte inmitten der halbverfallenen Mauern unter freiem Himmel die Zuschauer nach Berichten stark. — Deutsche Kolonisten Palästinas haben in Jaffa eine Aufführung eines Schauspiels „Lichtenstein" nach Hauffs romantischer Dichtung veranstaltet. Das Spiel und die reiche Ausstattung fanden sowohl bei den Deutschen, als auch bei den anderen Nationalitäten warme Anerkennung. Es wurden drei öffentliche Vorstellungen geboten. — Auf der Wartburg wurden kinematographische Aufnahmen von Wagners „Tannhäuser" veranstaltet. Anwesende Touristen und Einheimische gaben den probenden Filmdarstellern ihr Mißfallen in scharfer Form zu erkennen. — Björn Björnson wurde, wie es heißt zu glänzenden Bedingungen, als Filminstrukteur verpflichtet. Er wird hauptsächlich das psychologische und feinkomische Genre pflegen, folgt jedoch nicht dem Beispiel Sigurd Ibsens, der die Werke seines Vaters für den Film frei gab. — Eine Serenade von Ditters von Dittersdorf, sowie eine Symphonie, eine Ouvertüre und zwei Tenorarien von Joseph Haydn, die im Archive des Fürsten von Fürstenberg aufgefunden wurden, erregten in einem Sonderkonzert des Kurorchesters von Baden-Baden großes Interesse. — Von dem Neubau des Kgl. Schauspielhauses in Dresden, das im September eingeweiht wird, sind nun die Gerüste gefallen. Die ungefügige Masse der Architektur, welche die Schönheit des gegenüberliegenden Zwingers störe, wird von manchen Seiten herb beurteilt. — Günstiges liest man über das neue Schauspielhaus in Bremen, das in diesen Tagen seine Pforten öffnet. Die einfache, aber monumentale steingraue Fassade mit ihrer mächtigen Loggia, dem krönenden Giebel und dem schlichten roten Ziegeldach ruft nach Berichten einen bedeutenden Eindruck hervor. Auch die vornehme und reiche Innenausstattung wird gerühmt. Die Bühne mit ihrem 19 Meter hohen Rundhorizont, ihrer Tiefe von 17 Metern und ihrem Umfang von 40 Metern eignet sich für jede Stilgattung. Die Baukosten betrugen 1'200,000 ℳ. — Goldonis Geburtshaus in Venedig, welches nahezu baufällig ist, soll zu einem italienischen Theatermuseum umgestaltet werden. — Der amerikanische Musikklub in Neuyork erließ ein Ausschreiben für eine sittenreine Oper. Der Preis beträgt 10,000 Dollars.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit einer zähen und systematischen Haltung verfolgen die Effektenmärkte, und zwar aller internationalen Börsen ihre feste Absicht zur Aufwärtsbewegung. Momente, welche eine derartige Tendenz und den Willen zum Beharren auf dem vorherrschenden Optimismus rechtfertigen können, liegen eigentlich nur wenig vor. Beispielsweise hat der endgültige Friedensschluss zu Bukarest zwischen den Balkanvölkern eine besondere Hausse den deutschen Effektenmärkten nicht gebracht. Man hat doch schon seit Wochen mit einer vollendeten Tatsache in der Verteilung des dem Türkenreiche ursprünglich gemeinsam abgerungenen Landes rechnen können. Infolge der allgemeinen Kräfteerlahmung der streitenden Balkankönigreiche wird es auch den europäischen Grossmächten nicht schwer fallen, bei der Ueberprüfung der Friedensbedingungen eine etwa sich notwendig erweisende Korrektur bald vorzunehmen. Mit mehr Unbehagen betrachtet unsere Börse die Gestaltung des politischen Verhältnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland und sieht mit einer übergrossen Aengstlichkeit zu, ob zwischen diesen Parteien sich nicht doch irgendwelche Komplikationen aus den Balkanwirrnissen ausschälen könnten. Der Zweifel, ob zwischen diesen Grossmächten sich noch grössere Reibungsflächen bieten könnten, beherrscht daher die gesamte Börsenbewegung. Man erblickt besonders an den westlichen Auslandsplätzen in dem Bukarester Abkommen kein in sich abgeschlossenes Friedenswerk. Immerhin konnte sich gerade am deutschen Aktienmarkt eine grössere Kursbewegung auslösen. Diese durchaus günstige Beurteilung der Börsentendenz erhielt reichlich Stoff durch das zuversichtliche Vertrauen, welches neuerdings das Kapitalistenpublikum diesen Effektengebieten zuwendet. Nach langer Zeit konnte eine kräftigere Teilnahme desselben an den allgemeinen Vorkommnissen wahrgenommen werden. In dem Kursstand fast aller Werte sieht man denn auch bei grösseren Umsätzen regere Teilnahme und lebhafte, geschäftstätige Haltung. Die Tatsache, dass die verschiedenen gut zu nennenden Momente mehr Berücksichtigung fanden als bisher und dagegen die Daten von widerspruchsvoller Natur in den Hintergrund getreten sind, gibt ebenfalls Zeugnis von einer gebesserten Auffassung über die Zukunftsgestaltung von Wirtschaftsmarkt und Börsenbetrieb. Erwähnenswert ist der Rarität wegen, dass auch der Rentenmarkt von dieser gehobenen Stimmung nennenswert profitiert hat. Die Festigkeit des Anleihemarktes übertrug sich erfreulicherweise besonders auf die deutschen Staatsfonds und hierbei zeigen speziell die deutschen Reichsanleihen nach langer Zeit endlich kräftigere Kurserholung. Auch Auslandswerte, in erster Linie die besonders im Kurs geworfenen österreichisch-ungarischen Papiere, wie die Goldrente, konnten zeitweise eine erhebliche Aufwärtsbewegung registrieren. — Die Konjunkturberichte geben jedoch in ihren Einzelheiten immer noch zu verschiedenartigen Auslegungen Anlass. Neben den zunehmenden, steigenden Ausfuhrpreisen des belgischen Eisenmarktes finden sich wieder gute amerikanische Montanberichte. Man kann deshalb schon daraus den Wiederbeginn der Besserung des für die Allgemeinheit so hochwichtigen Gesamtmontangebietes erkennen. Von den deutschen Industriezentralen stimulieren die zufriedenstellenden Absatzziffern der Mai- und Junimonate aus dem rheinisch-westfälischen Bezirk, sowie aus Oberschlesien. Besonders im Kohlengeschäft gibt man befriedigende Ausweise, welche bereits in absehbarer Zeit vorzunehmende Preiserhöhungen bedingen. Auch die Meldung, dass die ungarische Regierung ein grösseres Quantum oberschlesische Kohlen zu kaufen gedenkt, und eine weitere Besserung auf dem Stabeisenmarkt trugen dazu bei, dass besonders die Werte des Montangebietes wiederum in den Mittelpunkt des Börseninteresses kamen. Das Geschäft der deutschen Effektenmärkte zeigte auch ausserdem in dem Hervorheben von verschiedenen Spezialwerten besondere Anregung. Der Kassamarkt bevorzugte anhaltend die chemischen Werte und Elektroaktien infolge Wahrnehmung eines sehr günstigen Geschäftsganges dieser bedeutenden Sparten. Die kommende Herbstmode für Damen, welche Tüll und Samt bevorzugen wird, machte sich auf diese Spezialaktien besonders fühlbar. Maschinen-, Waffen-, Linoleum- und Waggonaktien standen gleichfalls im Mittelpunkt des Verkehrs. Einzelne Börsenvorgänge wichtiger Art seien noch erwähnt. Das Hauptinteresse ist schon seit Wochen durch das Bekanntwerden der Kapitalschwierigkeiten auf die deutsch-luxemburger A. G. gerichtet. Zweifel über Dividendenermässigungen und die unangenehmen Details über geplante Kapitalsaufnahmen u. a. beim Knappschaftsverein verstimmten. Diese Hinweise, sowie die allgemein beobachteten Verschleuderungen der im sogenannten Fürstenkonzern liegenden Werte und Objekte aller Art — Braunkohlengruben, Schiffahrtslinien, Berliner Verkehrsmittel, Warenhausbetrieb und andere Gebiete mehr — zeigen die Schattenseiten der in der Hochkonjunktur vielfach übertriebenen Expansionstätigkeit unserer Grossindustriellen.

München. M. Weber.

Die neue Ueberlandzentrale in Franken wird nunmehr — nach Verhandlungen der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg und der Mannheimer Firma Brown Boveri & Co. mit dem bayerischen Staat — in Wüstensachsen in der Nähe von Fulda unter Benützung der dortigen grossen Braunkohlenfelder mit 250 000 Volt Drehstrom errichtet. Die Kosten dieser Anlage, welche 1200 Gemeinden und 25 grössere Plätze mit der erforderlichen Elektrizität versorgen wird, sollen 20 Millionen Mark betragen. Weitere Verhandlungen mit den Pfalzwerken und nach Hessen hinsichtlich Interessengemeinschaft mit dieser einzig dastehenden grossen Ueberlandzentrale in Bayern sollen unmittelbar zum Abschluss kommen. Die Siemens-Schuckert-Gruppe dürfte aus dieser kolossalen Neugründung bedeutende Geschäftszuführung erzielen. M. W.

Ratgeber für katholische Eltern. Webers Führer durch katholische Pensionate, Lehr- und Erziehungsanstalten für die Schuljahre 1913 bis 1915. Achter Jahrgang. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Schulmänner und der betr. Institutsvorstände. Baden-Baden, Peter Weber, Verlagshandlung. Das Verzeichnis umfaßt etwa 900 Lehr- und Erziehungsanstalten, mit welchen Internate für katholische Knaben und Mädchen verbunden sind. Von nichtdeutschen Instituten sind nur solche aufgeführt, welche von deutschsprechenden Zöglingen vorzugsweise zur Erlernung fremder Sprachen besucht zu werden pflegen. Im Ratgeber fehlen jene Institute, welche ausdrücklich gebeten haben, ihre Adresse wegen Ueberfüllung oder aus anderen Gründen nicht zu veröffentlichen. Es fehlen ferner die Adressen derjenigen Anstalten, welche nur lokale Bedeutung haben, ebenso die Lehrerseminare und die theologischen Konvikte. Diese sind den Interessenten ja bekannt. Der Ratgeber bietet nur zuverlässige Angaben. Sie beruhen auf den eigenen Mitteilungen der Institutsvorstände. Um Ungenauigkeiten dabei zu vermeiden, wurden seitens der Herausgeber an alle Institute einheitliche Fragebogen versandt.

Bei der jetzigen sommerlichen Hitze scheint es geboten, auf die der Gesundheit so zuträglichen alkoholfreien Erfrischungsgetränke, wie Selterswasser und Brauselimonaden hinzuweisen, die eine steigende Beachtung auch in den Kreisen finden, die nicht grundsätzlich auf jeden Alkoholgenuß verzichten möchten. Die fortschreitende Technik hat Apparate hervorgebracht, die es jedem größeren Verbraucher ermöglichen, seinen Bedarf an Selterswasser und Brauselimonaden in vorzüglicher Beschaffenheit mit geringem Kostenaufwand selbst herzustellen. Als Spezialfabrik auf diesem Gebiete ist die Firma Hugo Mosblech in Köln-Ehrenfeld bekannt, die alle erforderlichen Apparate von den kleinsten bis zu den größten Anlagen baut und gleichzeitig alle Bedarfsartikel für die Erzeugung dieser Getränke liefert. Man lasse sich den Katalog kommen, der kostenlos abgegeben wird, und orientiere sich über die Vorteile, die mit der eigenen Erzeugung dieser Getränke verbunden sind. Die Firma hat schon zahlreiche vollständige Einrichtungen an Gesellenhäuser, Klöster, Konvikte, Hospitäler und ähnliche Anstalten im In- und Auslande, sowie an Missions-Niederlassungen in überseeischen Ländern, zu deren vollständiger Zufriedenheit geliefert, worüber eine Referenzenliste zur Verfügung steht.

Hermann Trapp, ein Name von gutem Klange und weltberühmt durch die Lieferung der besten Musikinstrumente, sowohl für Künstler und Kunstfreunde, wie auch für Schule, sei wieder in Erinnerung gebracht. Dessen Fabriksetablissement zählt entschieden zu den besten Bezugsquellen für vorzügliche Musikinstrumente und Saiten aller Art, von garantiert reiner Stimmung. Man verlange den Preiskurant, der überallhin gratis versandt wird, umgehend per Postkarte. (Ausführliches Inserat siehe Seite 610.)

Die Kunst, gut zu schlafen und früh aufzustehen! In dem Verlage Dorio Ohelmann, Berlin W 312, Hohenstaufenstraße 42, ist ein Buch erschienen, das eine epochemachende Anleitung gibt, Schlaflosigkeit ohne Medizin, ohne Apparate, ohne Geheimmittel zu heilen, Schnarchen, Alpdrücken, schreckliche Traumbilder, Schlafsucht zu beseitigen und vor allem früh aufzustehen. Der Preis beträgt nur ℳ 3.—. Es dürfte im Interesse eines jeden Lesers liegen, sich die bezügliche Broschüre, die gratis abgegeben wird, vom genannten Verlag kommen zu lassen.

Jeder Tag der Arbeit stellt die weitgehendsten Anforderungen an unsere Körper- und Nervenkraft. Darum sollte der moderne Mensch vor allem daran denken, sich gesund und leistungsfähig zu erhalten und für vollwertigen Ersatz der verbrauchten Stoffe zu sorgen. Das von der Wissenschaft anerkannte und von den Aerzten erprobte Mittel für alle, die sich matt und elend fühlen, heißt Sanatogen. Sanatogen führt dem erschöpften Organismus gerade diejenigen Stoffe zu, deren er zur völligen Neubelebung und Verjüngung, zur Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen bedarf. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogenwerke Bauer & Cie., Berlin SW. 48, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels, sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Empfehlenswerte Firmen des kirchlichen Kunstgewerbes.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste Abonnentenzahl auf.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 23. August 1913. X. Jahrgang.

Deutschland und Frankreich.

Von Dr. Edgar Fleig.

Es ist eine reizvolle Eigenart, eine bezeichnende Gewohnheit der deutschen Katholikentage, daß ihre Heimstätte wechselt zwischen Brennpunkten der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie und Orten, an denen sich ein bedeutsamer Teil deutscher Geschichte vollzog. So erscheint in markanter Form die gesunde Lebenskraft des deutschen Katholizismus, sein inniges Verwachsensein mit allen Erscheinungsformen deutschen Lebens, seine kerndeutsche Bodenständigkeit, zugleich in machtvoller Verbindung mit der universalen Richtung und Stellung der Kirche, durch die Wahl des Tagungsortes allein zum Ausdruck gebracht. Glanzvolle und schmerzliche Vergangenheit deutschen Werdens spricht in ermunternden und in warnenden Worten zur aufhorchenden Gegenwart. An Stätten der Industrie freut man sich über den Aufschwung des Vaterlandes und berät in ernsten Stunden über soziale Fragen. An Mittelpunkten künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens erquickt man Geist und Auge am Geschaffenen, man gewinnt Anregung zum Vorwärtsstreben und erörtert höchste Fragen des menschlichen Lebens. An historisch bedeutungsvollen Stätten versenkt man sich in die Freuden und Schmerzen verflossener Tage und läßt sich trösten und erheben durch die stummen Zeugen einer nahen oder fernen Vergangenheit. Wenn der Katholikentag dieses Jahres in Metz stattfindet, so ist die Tagung nicht nur selbst eine historisch bedeutsame, sondern sie hat sich eine Stätte auserſehen, die geweiht ist durch eine unendlich reiche und bewegte Entwicklung. In der Geschichte Lothringens und seiner Hauptstadt Metz spiegelt sich der Niedergang der alten deutschen Reichsherrlichkeit und der Aufstieg des neuen Reiches wieder. Hier auf den lothringischen Gefilden, wo man unter dem unmittelbaren Eindruck der letzten folgenschweren Kämpfe zwischen zwei großen Nationen steht, wo die Metzer Kathedrale herübergrüßt aus fernabliegenden Zeiten und Jahrhunderte verschiedenartigster Geschichte in e i n e m Gedanken verbindet, dürfte es von einem gewissen Interesse sein, in einer flüchtigen Skizze die wechselvollen Berührungen der beiden Länder zu verfolgen.

Man wird mit Recht annehmen, daß die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Franzosen mit der Schlacht bei Fontenay im Jahre 841 beginnen. Diese Schlacht ist „die blutige Geburtsstunde" der Nationalitäten und ihrer Reiche gewesen, wenn gewiß auch nicht davon gesprochen werden kann, man habe in derselben in bewußter Weise um nationale Ziele gerungen. Aber das Zeichen war gegeben zu dem immer wieder durchbrechenden Kampfe zwischen Frankreich und Deutschland. Die endgültige geographische Scheidung, welche die beiden Reiche auch einer getrennten politischen Entwicklung zuführen sollte, ward mit dem Vertrage von Verdun vom Jahre 843 vollzogen. Mit dieser Vereinbarung ist das Deutsche Reich geschaffen. Zum ersten Male waren die wichtigsten germanischen Stämme Mitteleuropas in einem Staatengebilde zusammengefaßt, und die Hauptmasse der Romanen hatte in dem Westfränkischen Reiche ihre Wohnstätte gefunden. An das nach wenigen Jahren im West- und Ostreich aufgegangene Mittelreich erinnert heute nur noch der Name Lothringen, d. i. „Lothars Reich", wohl das einzige Beispiel in Europas Geschichte, daß eine von einem Personennamen hergeleitete Land- und Völkerbezeichnung bleibende historische und geographische Bedeutung erlangt hat.

Lothringens Geschicke blieben von jetzt an unzertrennbar verknüpft mit der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen und werden bei der weiteren Entwicklung derselben stets bedeutsam sein und in Mitleidenschaft gezogen werden. Wiederholt war Lothringen, bereits im folgenden Halbjahrhundert, das Streitobjekt zwischen dem französischen und dem deutschen Königreiche. Nach der kurzen, wenig ruhmvollen Königsherrlichkeit Zwentibolds ward ein lothringisches Herzogtum unter Reginar geschaffen. Das Herzogtum wandte sich alsbald dem westlichen Nachbarn zu, und die ganze Herzogspolitik war in den folgenden Jahren in dem Maße Frankreich zugeneigt, als dies aus der Normannennot des 9. Jahrhunderts erstandene Herzogtum in seiner Selbständigkeit durch die Politik der deutschen Könige den Herzogtümern gegenüber sich bedroht glaubte. Es wäre verfehlt zu glauben, nationale Interessen hätten in dieser Periode eine Rolle gespielt. Das zwischen Frankreich und Deutschland hin- und herschwankende Land ward von dynastischen Motiven geleitet. Sie sind der Ausgangspunkt geworden für den erst viel später hervortretenden nationalen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich. So ist auch das Auftreten Ottos des Großen zu erklären, der im Streite zwischen Ludwig D'Outremer und Herzog Hugo von Francien vermittelnd, bald für den einen, bald für den anderen eintrat. Lothringens geschichtliche Stellung legte dem deutschen Könige die Pflicht auf, mit Aufmerksamkeit die Vorgänge im Westen zu verfolgen. Der starke Otto I. hat nie die Schwäche des französischen Königtums mißbraucht, um die seit 843 bzw. 870 festgelegte deutsch-französische Grenze zu verschieben. Dagegen versuchte es König Lothar von Frankreich, der vorletzte Karolinger, in der Zeit des zweiten Otto Lothringen zu seinem Reiche zu bringen. Er besetzte Aachen, worauf der Kaiser mit einem erfolgreichen Zuge nach Paris antwortete.

Die folgenden Jahrhunderte kennen kein feindliches Zusammentreffen zwischen Deutschen und Franzosen. Die ersten drei Kreuzzüge — den ersten derselben hatte ein hochedler Lothringer, Gottfried von Bouillon, geführt, Lothringer schmückte die Königskrone von Jerusalem — hatten die Streiter der beiden Völker Schulter und Schulter gesehen. Der Grund für die auffallende Ruhe zwischen Deutschland und Frankreich liegt jedoch nicht etwa in einer beginnenden Verständigung oder in einer Interessengemeinschaft der beiden Königreiche, sondern in der Tatsache, daß jedes derselben in einer hochbedeutsamen inneren Entwicklung begriffen war. Unter den Sachsen und Saliern war Deutschland zu jener glanzvollen Stellung erhoben worden, in welcher sein Kaiser der starke Schutzherr von Kirche und Welt gewesen ist, während Frankreichs Könige nur mühsam sich zu behaupten vermochten inmitten ihrer mächtigen Vasallen. Bald aber sollte das Schicksal die beiden Reiche einer völlig entgegengesetzten Entwicklung zuführen. Mit Friedrich II. begann die langsame, aber bis 1806 stetig fortschreitende Auflösung des Deutschen Reiches. Zur selben Zeit gelang es dem französischen Königtum, welches das Glück hatte, nicht so häufig den Träger der Krone wechseln zu müssen wie der östliche Nachbar, seine Kräfte zu sammeln und unbestrittener Herr aller eben noch so unbotmäßiger Großen zu werden. Verfiel Deutschland einer ihm jede innere und äußere Kraft raubenden Dezentralisation, so verbürgte die rasch vollendete Zentralisation Frankreich eine Machtstellung, die es bis zum heutigen Tage nie wieder ganz verlieren sollte.

Die geschichtliche Entwicklung wollte, daß die beiden Mächte auf jenem Boden im 13. Jahrhundert einander feindlich gegenübertreten sollten, auf dem die Kaisermacht ihre glanzvollsten Tage erlebt hatte, wo die Heimat ihrer erhabenen Würde war, in Italien. Jetzt hebt die Reihe jener Kämpfe an, in welchen Frankreich nicht nur territoriale Erwerbungen an der Ostgrenze machte, zum Teil

auf Kosten Deutschlands, sondern auch jene überragende Vormachtstellung zu erringen suchte, welche die deutschen Kaiser in den Tagen ihrer Größe einnahmen. So muß der Gegensatz von da ab wieder als ein sehr tiefer bezeichnet werden, der nicht allein beruhte auf territorialen Differenzen von fortgesetzt ernstem Charakter, sondern auch auf dem bald akuten, bald latenten Ringen um die Vormachtstellung. Zunächst wurde deutscher Einfluß in Unteritalien verdrängt, wo freilich Frankreichs Könige nicht viel Freude erlebten. Mit ungleich mehr Erfolg war die französische Expansionspolitik an der Ostgrenze tätig. Lothringische Grenzbistümer und das burgundische Gebiet wurden nach und nach dem wehrlosen Nachbarn entrissen. Welcher Wandel auch im Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten war, vermag allein der Name Avignon in wünschenswerter Klarheit vor Augen zu führen. Welche Pläne Frankreichs Herrscher verfolgten, wie sehr sie die alte deutsche Kaiserherrlichkeit lockte, beweist die nicht bloß einmal erfolgte Bewerbung des Königs oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses um die deutsche Königs- und damit um die Kaiserkrone. Ein gefährlicher Vorposten französischer Macht ward im 14. Jahrhundert vor die Pforten des Deutschen Reiches gestellt durch das Herzogtum Burgund, das Ländergebiete umfassen sollte, welche heute im nördlichen Teile — Lothringen und das Elsaß gehörten dazu — vorwiegend deutsch sind. Freilich wurde die Neubildung für Frankreichs Pläne selbst recht unbequem, so daß es neben den Eidgenossen an der Vernichtung des ehrgeizigen Karls des Kühnen hervorragenden Anteil nahm. Kaiser und Reich waren fern, als am 5. Januar 1477 vor Nancy das Burgundenreich niedergerungen wurde.

Die folgenden vier Jahrhunderte westeuropäischer Geschichte sind im wesentlichen beherrscht von dem Gegensatz zwischen Frankreich und dem Reiche, besser gesagt der Habsburgischen Macht, die allein noch dem dahinsiechenden Deutschen Reiche etwas Leben verlieh. Mit unverkennbar zäher Energie steuerte Frankreich, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse, seiner Hegemonie entgegen, die es im Zeitalter Ludwigs XIV. aufrichten konnte. Auf dem Wege zu diesem Ziele trat ihm vorläufig noch die Habsburgische Monarchie erfolgreich in den Weg. Ein Blick auf die europäische Lage zeigt deutlich, daß das Westreich dem Emporkommen Habsburgs nicht untätig zusehen konnte. Maximilian, „dem letzten Ritter und ersten Landsknecht", dem Kaiser und König, welchem das Volk eine so freundliche Erinnerung bewahrte, war es beschieden, sein Haus an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen. Die von ihm begründete habsburgische Anwartschaft auf das vereinigte Spanien brachte zum historisch gewordenen burgundischen Gegensatz zu Frankreich den vielleicht noch gefährlicheren spanisch-aragonischen. Auch um Italiens gesegnete und begehrte Fluren sehen wir bald die zwei großen Mächte des Abendlandes sich streiten. Im Norden an den Pyrenäen, an den Alpen, am Apennin und am Vesuv sah sich Frankreich der geeinten habsburgischen Macht gegenüber. Das Ringen um das europäische Gleichgewicht hatte begonnen. So sind die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. im Grunde aufzufassen. Die Westmacht mußte sich in ihrer Bewegungsfreiheit bedroht glauben. War es dem edlen Karl V. gelungen, Kaiserwürde und Vorrangstellung, welcher dem Kaiserstaate gebührte, gegenüber dem nüchternen Franz I. erfolgreich zu verteidigen, so bedeutete das Zeitalter Ludwigs XIV. eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im westlichen Europa. Die zielbewußte, rücksichtslose Eroberungspolitik des Sonnenkönigs hob Frankreich auf eine ungeahnte Höhe weltpolitischer Bedeutung und drängte die habsburgische Macht stetig zurück, sie stieß Deutschland in jene tiefe Bedeutungslosigkeit hinab, aus welcher es erst nach zwei Jahrhunderten wieder herausgehoben werden sollte. Es ist hier nicht der Raum, die einzelnen Etappen zu schildern, auf denen die gewissenlose, wunderbar meisterhafte Diplomatie des großen Herrschers nicht weniger wie seine brutale Kriegführung jenes Ziel erreichten. Nunmehr beginnen die Leidensjahre Lothringens, des Elsasses und der Pfalz. Niemals waren die Deutschen, auch nicht in den Tagen ihrer unumstrittenen Ueberlegenheit nach Westen gezogen, um die mittelalterliche deutsch-französische Grenze zu verschieben. Aber zur selben Stunde, da mit dem Niedergange der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, setzen die Versuche Frankreichs ein, jene Grenze zu seinem Vorteile zu verlegen. Ludwig XIV. schloß diese Versuche mit großem Erfolge ab. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, erst Ludwigs XIV. Politik gegen Deutschland, die zerstampften Felder und die Brandruinen der unglücklichen Grenzlande haben den tiefen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hervorgerufen. Es ist die schlimmste Erbschaft Europas aus dem Zeitalter Ludwigs, daß es ihm die stets latente Spannung zwischen den zwei größten Kulturvölkern des Festlandes bescherte. Was Ludwig XIV. und das 18. Jahrhundert nicht vollenden konnten, führten die Revolution und Napoleon I. zu Ende. Zerrissen und wehrlos lag das deutsche Volk am Boden, seine Heimat der Schauplatz blutiger Eroberungs- und Plünderungszüge. Aber gerade das Uebermaß der Leiden und der Verdemütigung in der napoleonischen Zeit erzog die Nation zu erfolgreichem Widerstande. Die Jahre 1813 und 1814 vertrieben die fremden Herren von deutschem Boden. Die Ereignisse von 1870/71 brachten dann Lothringen und das Elsaß wieder an Deutschland. Die Schuld der Vergangenheit hatte ihre schwere Sühne gefunden. Das Gleichgewicht Europas ist seit 40 Jahren der Hauptgrundsatz der europäischen Politik. Noch immer aber fehlt die völlige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Elsaß-Lothringen hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, indem es mitarbeitet an der Verständigung zwischen beiden Ländern. Wenn der diesjährige Katholikentag an der Westpforte des Reiches seinen Anteil zu dieser Annäherung beiträgt, so weiß ihm dafür jeder gerechte Franzose und echte Deutsche Dank.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Revision und Konfusion.

Das fehlte nun gerade noch, daß der sogenannte Balkanfriede zwischen Deutschland und Oesterreich Unfrieden säet! Der ganze Bukarester Vertrag ist es nicht wert, daß seinetwegen das älteste, schönste, notwendigste und segensreichste aller europäischen Bündnisse auch nur die geringste Einbuße erleide. Eine gewisse Verstimmung ist aber leider eingetreten. Oesterreich setzte sich kühn für die Revision ein, Deutschland erklärte sich demonstrativ für die Endgültigkeit, Rußland ließ die Revision fallen, Oesterreich stand isoliert da und richtete seinen Aerger gegen Deutschland.

Auch in der besten Ehe gibt es mal Meinungsverschiedenheiten und zeitweilige Depressionen der Stimmung. Die Liebe überwindet alles, wenn sie echt ist.

Auch Frankreich und Rußland sind wegen desselben Erisapfels in Mißhelligkeit geraten. Frankreich hat sich (zum ersten Male seit der Annexionskrisis von 1909) eine abweichende Meinung zugunsten Griechenlands gestattet. Rußland hat dann seinen Revisionswunsch so eingeschränkt, daß er ziemlich gleich Null wurde; den Ausschlag für diese Schwenkung wird weniger die Folgsamkeit gegeben haben, als vielmehr die Erkenntnis, daß die Revision nicht durchführbar ist. Für das russisch-französische Bündnis wird dieser Zwischenfall keine störenden Nachwirkungen haben. Im gemeinsamen Antagonismus gegen Deutschland finden sich die beiden stets wieder. Unser Bündnis mit Oesterreich entbehrt des häßlichen, aber festen Kittes des gemeinsamen Hasses. Es ist sozusagen ein Liebesbund, der unbegrenztes Vertrauen auf Gegenseitigkeit voraussetzt. Wir müssen nicht bloß in dem einen oder anderen Punkt verbündet, sondern durchweg solidarisch sein. G. m. u. H.! Daher ist diese störende Nachwirkung des Balkanhandels sehr zu bedauern.

Wer trägt die Schuld? Oder ist auch hier der eine Teil schuldig und der andere nicht unschuldig, wie das bei menschlichen Mißhelligkeiten die Regel ist? Oesterreich hat offenbar einen Mißgriff in der Sache gemacht, Deutschland hat anscheinend die rechte Form verfehlt.

Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn Oesterreich den begreiflichen Wunsch hatte, den mangelhaften Friedensvertrag aufzubessern, so mußte es sich zuerst fragen, ob denn die Revision durch die Großmächte durchführbar sei. Jetzt hat sich schon handgreiflich gezeigt, daß es nicht geht. Auch wenn Deutschland das österreichische Revisionsbegehren unterstützt hätte, wäre der Karren stecken geblieben. England und Frankreich wollten gar nicht revidieren, Rußland wollte wohl Kavalla den Bulgaren zuschanzen, aber beileibe nicht Kotschana, Istip und die sonstige Serbenbeute. Woher sollte da die erforderliche Einstimmigkeit der Mächte kommen? Und wenn Europa wirklich neue Grenzlinien beschlossen hätte, wie sollte man die siegreichen Serben und Griechen zum Verzicht zwingen? Europa vermag ja nicht einmal die Türken zum Rückzuge aus Thrazien zu bewegen. Die Großmächte machen eine feierliche Demarche in Konstantinopel und die Pforte fertigt sie mit einem höflichen,

aber bestimmten „Nein" ab. Haben wir von den Demarches der großen Ohnmächte nicht schon übergenug?

Die Oesterreicher sagen nun, die Gebietsverteilung von Bukarest sei so schlecht, daß sicherlich in absehbarer Zeit dieser faule Friede einen neuen Balkankrieg gebären würde. Das stimmt zweifellos. Aber wenn man den siegreichen Serben ein Herzstück von Mazedonien aus den Fingern reißt, um es dem geschlagenen Bulgarien zu schenken, sind dann etwa die Mißgunst, der Nationalitätenhader, die Rachsucht und die Großmannssucht ausgeräumt? In diesem Hexenkessel wird es fortgesetzt gären und brodeln. Ein ewiger Friede ist nicht zu erreichen. Wohl aber kann bei der Jagd nach dem Besseren das vorhandene Gute verloren gehen. Wollen die Balkanstaaten sich nach einiger Zeit von neuem schlagen, so ist das doch ein kleineres Uebel, als wenn die Großmächte sich wegen der Revision in die Haare geraten.

Darum bedauern wir, daß Graf Berchtold sich auf die schlüpfrige und brüchige Revisionsplanke verirrt hat. Aber wir bedauern ebenfalls, daß Deutschland so scharf und schroff vor aller Oeffentlichkeit sich gegen den Revisionsgedanken ins Zeug gelegt hat, sogar unter Einsetzung der kaiserlichen Persönlichkeit.

Mußte das sein? Wir wissen freilich nicht, welche vertraulichen Verhandlungen zwischen Berlin und Wien vorhergegangen sind. Es ist ja möglich, daß Wien dem Freundesrat gegenüber eine Unzugänglichkeit bewiesen hätte, die unangenehm empfunden wurde. Doch in jedem Fall hätte Deutschland in dieser Frage, die uns nicht unmittelbar auf den Fingern brannte, eine schonende Zurückhaltung vor der Oeffentlichkeit bewahren können und sollen.

Jetzt sind die gallischen und die slawischen Gegner, auch die Tschechen in Oesterreich, eifrig an der Arbeit, um das Bündnis der beiden Kaiserreiche zu untergraben. Das schöne Wort von der „Nibelungentreue" suchen sie zum Gespött zu machen. Hoffentlich sehen die vernünftigen Oesterreicher über das Gestrüpp der Gegenwart hinweg zu den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Hat Deutschland in der schweren Annexionskrisis vor 4 Jahren nicht eine wahre Nibelungentreue bewahrt? Als da ein Kampf auf Leben und Tod drohte, trat Deutschland rückhaltlos auf Gedeih und Verderb an die Seite des bedrohten Oesterreichs. Wer mir in Lebensgefahr opferwillig und erfolgreich beigesprungen ist, dem nehme ich es nicht übel, wenn er mir gelegentlich das Hühnerauge anstößt. Ob ich meinen Fuß falsch gestellt oder ob er unvorsichtig zugetreten hat, das wiegt man nicht lange auf der Goldwage ab, sondern geht über den Zwischenfall so schnell als nur möglich zur Tagesordnung über. Unsere Tagesordnung ist aber die unbedingte Aufrechterhaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses in seiner alten Festigkeit und Herzlichkeit. Das ist ein Gut von so hoher Bedeutung, daß die ganzen balkanischen Grenzfragen im Vergleich zu ihm Lappalien sind.

Mögen die Balkanier ihre Toten begraben. Wir wollen leben und streben in dem Frieden, den wir seit 40 Jahren genießen, und dazu brauchen wir vor allem das Bündnis Berlin-Wien, die beste Säule des europäischen Friedens. — Wenn revidiert werden soll, so revidieren wir unser Bundesgewissen.

Die Sozialdemokratie ohne Bebel.

August Bebel ist gestorben, im 74. Jahre seines Lebens, im 46. Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre Spitze verloren. Er war unter den Republikanern der König, unter den Revolutionären die Autorität, unter den Umstürzlern der feste Punkt. Der einfache Drechslergeselle war der oberste Machthaber der größten Partei Deutschlands geworden, und dabei wunderbarerweise sich selbst immer treu geblieben. Stets strebsam, aber nie ein Streber nach eigenem Vorteil; von der großen Macht, die ihm zugefallen war, hat er eher zu wenig, als zu viel Gebrauch gemacht. Ein Schwärmer und Fanatiker des Zukunftsstaates, aber ein braver Familienvater und guter Geschäftsmann in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der erklärte „Todfeind der Gesellschaft" und langjährige Sträfling, aber ein liebenswürdiger und hochgeachteter Mitbürger. Er selbst sah seinen Ruhm darin, daß er ein „ehrlicher Mann" sei. In der Tat, sein Irrtum war seine ehrliche Ueberzeugung, und wenn er den großen Kladderadatsch prophezeite und vorzubereiten strebte, so suchte er seine vermeintliche Pflicht zum Wohle der Menschheit ehrlich zu erfüllen. Niemand dachte weniger an Repräsentation als er, und doch war er der einzige Repräsentant seiner Partei, der ihr einen gewissen Glanz verleihen konnte. Bei den alten großen und den neuen kleinen Vertretern der roten Partei schaut so viel Menschliches, allzu Menschliches an feiner und grober Selbstsucht aus den Falten der Toga, daß keiner so vollständig das Vertrauen und die Verehrung der Massen finden konnte, nur der integre Bebel. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in absehbarer Zeit ein derartiger Patriarch der Umsturzpartei nicht wieder erstehen. Unter dem Abgang Bebels leiden das Ansehen und die Zugkraft der Partei, vielleicht auch ihre innere Festigkeit. Bebel war freilich kein Alexander, aber es können auf ihn doch die Diadochenkämpfe folgen.

Die inneren Schwierigkeiten der Partei wachsen mit ihrem Umfange und ihrem Alter. Mit den beliebten Kategorien der Radikalen und Revisionisten läßt sich die Spaltung in den Ansichten und Tendenzen nicht erschöpfen. Es ist ja bekannt, daß die Reichstagsfraktion bei der Entscheidung über die Stellung zu den letzten Deckungsgesetzen in zwei fast gleiche Hälften zerfiel. Wenn der beste und einzig sichere Träger der Tradition und Autorität ausscheidet, so werden die Eigenbrödler von links und von rechts zu frischem Vorgehen ermuntert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Massen seit dem „großen" Wahlerfolge von 1912 ihre Erwartungen auf greifbare Erfolge der Partei aufs höchste gesteigert haben. Das Ausbleiben der Erfolge führt zu Mißstimmung unter der Herde und zu krampfhaften Anstrengungen der Führer. Beides wird durch das Ausscheiden Bebels gesteigert werden.

Er war von höchstem Werte für seine Partei. Aber der unparteiische Richter wird bei Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines Eifers sagen müssen, daß er auch die „Fehler seiner Tugenden" in vollstem Maße besaß. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Maß von Kenntnissen erworben, doch fehlte ihm die rechte Schulung des Geistes, die zu wissenschaftlicher Betätigung notwendig ist. Aus der Halbbildung entsprang die Einseitigkeit, der Fanatismus, die Unfähigkeit zur kritischen Sichtung des ihm zugetragenen „Anklagematerials", vielfache Maßlosigkeit und objektive Ungerechtigkeit. Zu seinen Gunsten muß man freilich bemerken, daß mehrere Akademiker in der Partei in solchen Exzessen noch mehr leisten, als Bebel. Ueberhaupt zeigt der Nachwuchs in der Führerschaft eine arge Entartung. Sollte nach dem Tode Bebels die rote Partei klein werden, so wird sie doch gewiß nicht besser und erträglicher werden. Das Wort Shakespeares: „Er war ein Mann!" kann man auf ihn anwenden. Schade, daß die Tatkraft dieses Mannes nicht auf ein positives Gleis geraten ist!

Das frohe Lied.

Sieh doch nur! sie können nicht
Sonnenschein vertragen:
Müssen, Aerger im Gesicht,
Rackern sich und plagen,
Müssen einen Kreuzer doch
Hastiger gewinnen,
Müssen immer, immer noch
Bloss ein Fädchen spinnen!
Denken nicht an Morgenschein,
Blumen, Wald und Auen;
Riegeln sich im Kasten ein,
Um ihr Geld zu schauen . . .
Wehren allem Sonnenlicht
Einlass in die Kammer.
Gott, ich möchte sehen nicht
Ihren Sterbbettjammer!
In den letzten Stunden bang
Werden sie's verstehen. —
Du . . . wir warten nicht so lang!
Willst du mit mir gehen?

Hans Steiger.

auf Kosten Deutschlands, sondern auch jene überragende Vormachtstellung zu erringen suchte, welche die deutschen Kaiser in den Tagen ihrer Größe einnahmen. So muß der Gegensatz von da ab wieder als ein sehr tiefer bezeichnet werden, der nicht allein beruhte auf territorialen Differenzen von fortgesetzt ernstem Charakter, sondern auch auf dem bald akuten, bald latenten Ringen um die Vormachtstellung. Zunächst wurde deutscher Einfluß in Unteritalien verdrängt, wo freilich Frankreichs Könige nicht viel Freude erlebten. Mit ungleich mehr Erfolg war die französische Expansionspolitik an der Ostgrenze tätig. Lothringische Grenzbistümer und das burgundische Gebiet wurden nach und nach dem wehrlosen Nachbarn entrissen. Welcher Wandel auch im Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten war, vermag allein der Name Avignon in wünschenswerter Klarheit vor Augen zu führen. Welche Pläne Frankreichs Herrscher verfolgten, wie sehr sie die alte deutsche Kaiserherrlichkeit lockte, beweist die nicht bloß einmal erfolgte Bewerbung des Königs oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses um die deutsche Königs- und damit um die Kaiserkrone. Ein gefährlicher Vorposten französischer Macht ward im 14. Jahrhundert vor die Pforten des Deutschen Reiches gestellt durch das Herzogtum Burgund, das Ländergebiete umfassen sollte, welche heute im nördlichen Teile — Lothringen und das Elsaß gehörten dazu — vorwiegend deutsch sind. Freilich wurde die Neubildung für Frankreichs Pläne selbst recht unbequem, so daß es neben den Eidgenossen an der Vernichtung des ehrgeizigen Karls des Kühnen hervorragenden Anteil nahm. Kaiser und Reich waren fern, als am 5. Januar 1477 vor Nancy das Burgunderreich niedergerungen wurde.

Die folgenden vier Jahrhunderte westeuropäischer Geschichte sind im wesentlichen beherrscht von dem Gegensatz zwischen Frankreich und dem Reiche, besser gesagt der Habsburgischen Macht, die allein noch dem dahinsiechenden Deutschen Reiche etwas Leben verlieh. Mit unverkennbar zäher Energie steuerte Frankreich, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse, seiner Hegemonie entgegen, die es im Zeitalter Ludwigs XIV. aufrichten konnte. Auf dem Wege zu diesem Ziele trat ihm vorläufig noch die Habsburgische Monarchie erfolgreich in den Weg. Ein Blick auf die europäische Lage zeigt deutlich, daß das Westreich dem Emporkommen Habsburgs nicht untätig zusehen konnte. Maximilian, „dem letzten Ritter und ersten Landsknecht", dem Kaiser und König, welchem das Volk eine so freundliche Erinnerung bewahrte, war es beschieden, sein Haus an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen. Die von ihm begründete habsburgische Anwartschaft auf das vereinigte Spanien brachte zum historisch gewordenen burgundischen Gegensatz zu Frankreich den vielleicht noch gefährlicheren spanisch-aragonischen. Auch um Italiens gesegnete und begehrte Fluren sehen wir bald die zwei großen Mächte des Abendlandes sich streiten. Im Norden an den Pyrenäen, an den Alpen, am Apennin und am Vesuv sah sich Frankreich der geeinten habsburgischen Macht gegenüber. Das Ringen um das europäische Gleichgewicht hatte begonnen. So sind die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. im Grunde aufzufassen. Die Westmacht mußte sich in ihrer Bewegungsfreiheit bedroht glauben. War es dem edlen Karl V. gelungen, Kaiserwürde und Vorrangstellung, welcher dem Kaiserstaate gebührte, gegenüber dem nüchternen Franz I. erfolgreich zu verteidigen, so bedeutete das Zeitalter Ludwigs XIV. eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im westlichen Europa. Die zielbewußte, rücksichtslose Eroberungspolitik des Sonnenkönigs hob Frankreich auf eine ungeahnte Höhe weltpolitischer Bedeutung und drängte die habsburgische Macht stetig zurück, sie stieß Deutschland in jene tiefe Bedeutungslosigkeit hinab, aus welcher es erst nach zwei Jahrhunderten wieder herausgehoben werden sollte. Es ist hier nicht der Raum, die einzelnen Etappen zu schildern, auf denen die gewissenlose, wunderbar meisterhafte Diplomatie des großen Herrschers nicht weniger wie seine brutale Kriegführung jenes Ziel erreichten. Nunmehr beginnen die Leidensjahre Lothringens, des Elsasses und der Pfalz. Niemals waren die Deutschen, auch nicht in den Tagen ihrer unumstrittenen Ueberlegenheit nach Westen gezogen, um die mittelalterliche deutsch-französische Grenze zu verschieben. Aber zur selben Stunde, da mit dem Niedergange der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, setzen die Versuche Frankreichs ein, jene Grenze zu seinem Vorteile zu verlegen. Ludwig XIV. schloß diese Versuche mit großem Erfolge ab. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, erst Ludwigs XIV. Politik gegen Deutschland, die zerstampften Felder und die Brandruinen der unglücklichen Grenzlande haben den tiefen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hervorgerufen. Es ist die schlimmste Erbschaft Europas aus dem Zeitalter Ludwigs, daß es ihm die stets latente Spannung zwischen den zwei größten Kulturvölkern des Festlandes bescherte. Was Ludwig XIV. und das 18. Jahrhundert nicht vollenden konnten, führten die Revolution und Napoleon I. zu Ende. Zerrissen und wehrlos lag das deutsche Volk am Boden, seine Heimat der Schauplatz blutiger Eroberungs- und Plünderungszüge. Aber gerade das Uebermaß der Leiden und der Verdemütigung in der napoleonischen Zeit erzog die Nation zu erfolgreichem Widerstande. Die Jahre 1813 und 1814 vertrieben die fremden Herren von deutschem Boden. Die Ereignisse von 1870/71 brachten dann Lothringen und das Elsaß wieder an Deutschland. Die Schuld der Vergangenheit hatte ihre schwere Sühne gefunden. Das Gleichgewicht Europas ist seit 40 Jahren der Hauptgrundsatz der europäischen Politik. Noch immer aber fehlt die völlige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Elsaß-Lothringen hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, indem es mitarbeitet an der Verständigung zwischen beiden Ländern. Wenn der diesjährige Katholikentag an der Westpforte des Reiches seinen Anteil zu dieser Annäherung beiträgt, so weiß ihm dafür jeder gerechte Franzose und echte Deutsche Dank.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Revision und Konfusion.

Das fehlte nun gerade noch, daß der sogenannte Balkanfriede zwischen Deutschland und Oesterreich Unfrieden säet! Der ganze Bukarester Vertrag ist es nicht wert, daß seinetwegen das älteste, schönste, notwendigste und segensreichste aller europäischen Bündnisse auch nur die geringste Einbuße erleide. Eine gewisse Verstimmung ist aber leider eingetreten. Oesterreich setzte sich kühn für die Revision ein, Deutschland erklärte sich demonstrativ für die Endgültigkeit, Rußland ließ die Revision fallen, Oesterreich stand isoliert da und richtete seinen Aerger gegen Deutschland.

Auch in der besten Ehe gibt es mal Meinungsverschiedenheiten und zeitweilige Depressionen der Stimmung. Die Liebe überwindet alles, wenn sie echt ist.

Auch Frankreich und Rußland sind wegen desselben Erisapfels in Mißhelligkeit geraten. Frankreich hat sich (zum ersten Male seit der Annexionskrisis von 1909) eine abweichende Meinung zugunsten Griechenlands gestattet. Rußland hat dann seinen Revisionswunsch so eingeschränkt, daß er ziemlich gleich Null wurde; den Ausschlag für diese Schwenkung wird weniger die Folgsamkeit gegeben haben, als vielmehr die Erkenntnis, daß die Revision nicht durchführbar ist. Für das russisch-französische Bündnis wird dieser Zwischenfall keine störenden Nachwirkungen haben. Im gemeinsamen Antagonismus gegen Deutschland finden sich die beiden stets wieder. Unser Bündnis mit Oesterreich entbehrt des häßlichen, aber festen Kittes des gemeinsamen Hasses. Es ist sozusagen ein Liebesbund, der unbegrenztes Vertrauen auf Gegenseitigkeit voraussetzt. Wir müssen nicht bloß in dem einen oder anderen Punkt verbündet, sondern durchweg solidarisch sein. G. m. u. H.! Daher ist diese störende Nachwirkung des Balkanhandels sehr zu bedauern.

Wer trägt die Schuld? Oder ist auch hier der eine Teil schuldig und der andere nicht unschuldig, wie das bei menschlichen Mißhelligkeiten die Regel ist? Oesterreich hat offenbar einen Mißgriff in der Sache gemacht, Deutschland hat anscheinend die rechte Form verfehlt.

Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn Oesterreich den begreiflichen Wunsch hatte, den mangelhaften Friedensvertrag aufzubessern, so mußte es sich zuerst fragen, ob denn die Revision durch die Großmächte durchführbar sei. Jetzt hat sich schon handgreiflich gezeigt, daß es nicht geht. Auch wenn Deutschland das österreichische Revisionsbegehren unterstützt hätte, wäre der Karren stecken geblieben. England und Frankreich wollten gar nicht revidieren, Rußland wollte wohl Kavalla den Bulgaren zuschanzen, aber beileibe nicht Kotschana, Istip und die sonstige Serbenbeute. Woher sollte da die erforderliche Einstimmigkeit der Mächte kommen? Und wenn Europa wirklich neue Grenzlinien beschlossen hätte, wie sollte man die siegreichen Serben und Griechen zum Verzicht zwingen? Europa vermag ja nicht einmal die Türken zum Rückzuge aus Thrazien zu bewegen. Die Großmächte machen eine feierliche Demarche in Konstantinopel und die Pforte fertigt sie mit einem höflichen,

aber bestimmten „Nein“ ab. Haben wir von den Demarches der großen Ohnmächte nicht schon übergenug?

Die Oesterreicher sagen nun, die Gebietsverteilung von Bukarest sei so schlecht, daß sicherlich in absehbarer Zeit dieser faule Friede einen neuen Balkankrieg gebären würde. Das stimmt zweifellos. Aber wenn man den siegreichen Serben ein Herzstück von Mazedonien aus den Fingern reißt, um es dem geschlagenen Bulgarien zu schenken, sind dann etwa die Mißgunst, der Nationalitätenhader, die Rachsucht und die Großmannssucht ausgeräumt? In diesem Hexenkessel wird es fortgesetzt gären und brodeln. Ein ewiger Friede ist nicht zu erreichen. Wohl aber kann bei der Jagd nach dem Besseren das vorhandene Gute verloren gehen. Wollen die Balkanstaaten sich nach einiger Zeit von neuem schlagen, so ist das doch ein kleineres Uebel, als wenn die Großmächte sich wegen der Revision in die Haare geraten.

Darum bedauern wir, daß Graf Berchtold sich auf die schlüpfrige und brüchige Revisionsplanke verirrt hat. Aber wir bedauern ebenfalls, daß **Deutschland** so **scharf** und **schroff** vor aller Oeffentlichkeit sich gegen den Revisionsgedanken ins Zeug gelegt hat, sogar unter Einsetzung der kaiserlichen Persönlichkeit.

Mußte das sein? Wir wissen freilich nicht, welche vertraulichen Verhandlungen zwischen Berlin und Wien vorhergegangen sind. Es ist ja möglich, daß Wien dem Freundesrat gegenüber eine Unzugänglichkeit bewiesen hätte, die unangenehm empfunden wurde. Doch in jedem Fall hätte Deutschland in dieser Frage, die uns nicht unmittelbar auf den Fingern brannte, eine schonende Zurückhaltung vor der Oeffentlichkeit bewahren können und sollen.

Jetzt sind die gallischen und die slawischen Gegner, auch die Tschechen in Oesterreich, eifrig an der Arbeit, um das Bündnis der beiden Kaiserreiche zu untergraben. Das schöne Wort von der „Nibelungentreue“ suchen sie zum Gespött zu machen. Hoffentlich sehen die vernünftigen Oesterreicher über das Gestrüpp der Gegenwart hinweg zu den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Hat Deutschland in der schweren Annexionskrisis vor 4 Jahren nicht eine wahre Nibelungentreue bewahrt? Als da ein Kampf auf Leben und Tod drohte, trat Deutschland rückhaltlos auf Gedeih und Verderb an die Seite des bedrohten Oesterreichs. Wer mir in Lebensgefahr opferwillig und erfolgreich beigesprungen ist, dem nehme ich es nicht übel, wenn er mir gelegentlich das Hühnerauge anstößt. Ob ich meinen Fuß falsch gestellt oder ob er unvorsichtig zugetreten hat, das wiegt man nicht lange auf der Goldwage ab, sondern geht über den Zwischenfall so schnell als nur möglich zur Tagesordnung über. Unsere Tagesordnung ist aber die unbedingte Aufrechterhaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses in seiner alten Festigkeit und Herzlichkeit. Das ist ein Gut von so hoher Bedeutung, daß die ganzen balkanischen Grenzfragen im Vergleich zu ihm Lappalien sind.

Mögen die Balkanier ihre Toten begraben. Wir wollen leben und streben in dem Frieden, den wir seit 40 Jahren genießen, und dazu brauchen wir vor allem das Bündnis Berlin-Wien, die beste Säule des europäischen Friedens. — Wenn revidiert werden soll, so revidieren wir unser Bundesgewissen.

Die Sozialdemokratie ohne Bebel.

August Bebel ist gestorben, im 74. Jahre seines Lebens, im 46. Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre Spitze verloren. Er war unter den Republikanern der König, unter den Revolutionären die Autorität, unter den Umstürzlern der feste Punkt. Der einfache Drechslergeselle war der oberste Machthaber der größten Partei Deutschlands geworden, und dabei wunderbarerweise sich selbst immer treu geblieben. Stets strebsam, aber nie ein Streber nach eigenem Vorteil; von der großen Macht, die ihm zugefallen war, hat er eher zu wenig, als zu viel Gebrauch gemacht. Ein Schwärmer und Fanatiker des Zukunftsstaates, aber ein braver Familienvater und guter Geschäftsmann in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der erklärte „Todfeind der Gesellschaft“ und langjährige Sträfling, aber ein liebenswürdiger und hochgeachteter Mitbürger. Er selbst sah seinen Ruhm darin, daß er ein „ehrlicher Mann“ sei. In der Tat, sein Irrtum war seine ehrliche Ueberzeugung, und wenn er den großen Kladderadatsch prophezeite und vorzubereiten strebte, so suchte er seine vermeintliche Pflicht zum Wohle der Menschheit ehrlich zu erfüllen. Niemand dachte weniger an Repräsentation als er, und doch war er der einzige Repräsentant seiner Partei, der ihr einen gewissen Glanz verleihen konnte. Bei den alten großen und den neuen kleinen Vertretern der roten Partei schaut so viel Menschliches, allzu Menschliches an feiner und grober Selbstsucht aus den Falten der Toga, daß keiner so vollständig das Vertrauen und die Verehrung der Massen finden konnte, nur der integre Bebel. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in absehbarer Zeit ein derartiger Patriarch der Umsturzpartei nicht wieder erstehen. Unter dem Abgang Bebels leiden das Ansehen und die Zugkraft der Partei, vielleicht auch ihre innere Festigkeit. Bebel war freilich kein Alexander, aber es können auf ihn doch die Diadochenkämpfe folgen.

Die inneren Schwierigkeiten der Partei wachsen mit ihrem Umfange und ihrem Alter. Mit den beliebten Kategorien der Radikalen und Revisionisten läßt sich die Spaltung in den Ansichten und Tendenzen nicht erschöpfen. Es ist ja bekannt, daß die Reichstagsfraktion bei der Entscheidung über die Stellung zu den letzten Deckungsgesetzen in zwei fast gleiche Hälften zerfiel. Wenn der beste und einzig sichere Träger der Tradition und Autorität ausscheidet, so werden die Eigenbrödler von links und von rechts zu frischem Vorgehen ermuntert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Massen seit dem „großen“ Wahlerfolge von 1912 ihre Erwartungen auf greifbare Erfolge der Partei aufs höchste gesteigert haben. Das Ausbleiben der Erfolge führt zu Mißstimmung unter der Herde und zu krampfhaften Anstrengungen der Führer. Beides wird durch das Ausscheiden Bebels gesteigert werden.

Er war von höchstem Werte für seine Partei. Aber der unparteiische Richter wird bei Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines Eifers sagen müssen, daß er auch die „Fehler seiner Tugenden“ in vollstem Maße besaß. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Maß von Kenntnissen erworben, doch fehlte ihm die rechte Schulung des Geistes, die zu wissenschaftlicher Betätigung notwendig ist. Aus der Halbbildung entsprang die Einseitigkeit, der Fanatismus, die Unfähigkeit zur kritischen Sichtung des ihm zugetragenen „Anklagematerials“, vielfache Maßlosigkeit und objektive Ungerechtigkeit. Zu seinen Gunsten muß man freilich bemerken, daß mehrere Akademiker in der Partei in solchen Exzessen noch mehr leisten, als Bebel. Ueberhaupt zeigt der Nachwuchs in der Führerschaft eine arge Entartung. Sollte nach dem Tode Bebels die rote Partei klein werden, so wird sie doch gewiß nicht besser und erträglicher werden. Das Wort Shakespeares: „Er war ein Mann!“ kann man auf ihn anwenden. Schade, daß die Tatkraft dieses Mannes nicht auf ein **positives** Gleis geraten ist!

Das frohe Lied.

Sieh doch nur! sie können nicht
Sonnenschein vertragen:
Müssen, Aerger im Gesicht,
Rackern sich und plagen,
Müssen einen Kreuzer doch
Hastiger gewinnen,
Müssen immer, immer noch
Bloss ein Fädchen spinnen!
Denken nicht an Morgenschein,
Blumen, Wald und Auen;
Riegeln sich im Kasten ein,
Um ihr Geld zu schauen . . .
Wehren allem Sonnenlicht
Einlass in die Kammer.
Gott, ich möchte sehen nicht
Ihren Sterbbettjammer!
In den letzten Stunden bang
Werden sie's verstehen. —
Du . . . wir warten nicht so lang!
Willst du mit mir gehen?

Hans Steiger.

auf Kosten Deutschlands, sondern auch jene überragende Vormachtstellung zu erringen suchte, welche die deutschen Kaiser in den Tagen ihrer Größe einnahmen. So muß der Gegensatz von da ab wieder als ein sehr tiefer bezeichnet werden, der nicht allein beruhte auf territorialen Differenzen von fortgesetzt ernstem Charakter, sondern auch auf dem bald akuten, bald latenten Ringen um die Vormachtstellung. Zunächst wurde deutscher Einfluß in Unteritalien verdrängt, wo freilich Frankreichs Könige nicht viel Freude erlebten. Mit ungleich mehr Erfolg war die französische Expansionspolitik an der Ostgrenze tätig. Lothringische Grenzbistümer und das burgundische Gebiet wurden nach und nach dem wehrlosen Nachbarn entrissen. Welcher Wandel auch im Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten war, vermag allein der Name Avignon in wünschenswerter Klarheit vor Augen zu führen. Welche Pläne Frankreichs Herrscher verfolgten, wie sehr sie die alte deutsche Kaiserherrlichkeit lockte, beweist die nicht bloß einmal erfolgte Bewerbung des Königs oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses um die deutsche Königs- und damit um die Kaiserkrone. Ein gefährlicher Vorposten französischer Macht ward im 14. Jahrhundert vor die Pforten des Deutschen Reiches gestellt durch das Herzogtum Burgund, das Ländergebiete umfassen sollte, welche heute im nördlichen Teile — Lothringen und das Elsaß gehörten dazu — vorwiegend deutsch sind. Freilich wurde die Neubildung für Frankreichs Pläne selbst recht unbequem, so daß es neben den Eidgenossen an der Vernichtung des ehrgeizigen Karls des Kühnen hervorragenden Anteil nahm. Kaiser und Reich waren fern, als am 5. Januar 1477 vor Nancy das Burgunderreich niedergerungen wurde.

Die folgenden vier Jahrhunderte westeuropäischer Geschichte sind im wesentlichen beherrscht von dem Gegensatz zwischen Frankreich und dem Reiche, besser gesagt der Habsburgischen Macht, die allein noch dem dahinsiechenden Deutschen Reiche etwas Leben verlieh. Mit unverkennbar zäher Energie steuerte Frankreich, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse, seiner Hegemonie entgegen, die es im Zeitalter Ludwigs XIV. aufrichten konnte. Auf dem Wege zu diesem Ziele trat ihm vorläufig noch die Habsburgische Monarchie erfolgreich in den Weg. Ein Blick auf die europäische Lage zeigt deutlich, daß das Westreich dem Emporkommen Habsburgs nicht untätig zusehen konnte. Maximilian, „dem letzten Ritter und ersten Landsknecht", dem Kaiser und König, welchem das Volk eine so freundliche Erinnerung bewahrte, war es beschieden, sein Haus an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen. Die von ihm begründete habsburgische Anwartschaft auf das vereinigte Spanien brachte zum historisch gewordenen burgundischen Gegensatz zu Frankreich den vielleicht noch gefährlicheren spanisch-aragonischen. Auch um Italiens gesegnete und begehrte Fluren sehen wir bald die zwei großen Mächte des Abendlandes sich streiten. Im Norden an den Pyrenäen, an den Alpen, am Apennin und am Vesuv sah sich Frankreich der geeinten habsburgischen Macht gegenüber. Das Ringen um das europäische Gleichgewicht hatte begonnen. So sind die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. im Grunde aufzufassen. Die Westmacht mußte sich in ihrer Bewegungsfreiheit bedroht glauben. War es dem edlen Karl V. gelungen, Kaiserwürde und Vorrangstellung, welcher dem Kaiserstaate gebührte, gegenüber dem nüchternen Franz I. erfolgreich zu verteidigen, so bedeutete das Zeitalter Ludwigs XIV. eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im westlichen Europa. Die zielbewußte, rücksichtslose Eroberungspolitik des Sonnenkönigs hob Frankreich auf eine ungeahnte Höhe weltpolitischer Bedeutung und drängte die habsburgische Macht stetig zurück, sie stieß Deutschland in jene tiefe Bedeutungslosigkeit hinab, aus welcher es erst nach zwei Jahrhunderten wieder herausgehoben werden sollte. Es ist hier nicht der Raum, die einzelnen Etappen zu schildern, auf denen die gewissenlose, wunderbar meisterhafte Diplomatie des großen Herrschers nicht weniger wie seine brutale Kriegführung jenes Ziel erreichten. Nunmehr beginnen die Leidensjahre Lothringens, des Elsasses und der Pfalz. Niemals waren die Deutschen, auch nicht in den Tagen ihrer unumstrittenen Ueberlegenheit nach Westen gezogen, um die mittelalterliche deutsch-französische Grenze zu verschieben. Aber zur selben Stunde, da mit dem Niedergange der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, setzen die Versuche Frankreichs ein, jene Grenze zu seinem Vorteile zu verlegen. Ludwig XIV. schloß diese Versuche mit großem Erfolge ab. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, erst Ludwigs XIV. Politik gegen Deutschland, die zerstampften Felder und die Brandruinen der unglücklichen Grenzlande haben den tiefen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hervorgerufen. Es ist die schlimmste Erbschaft Europas aus dem Zeitalter Ludwigs, daß es ihm die stets latente Spannung zwischen den zwei größten Kulturvölkern des Festlandes bescherte. Was Ludwig XIV. und das 18. Jahrhundert nicht vollenden konnten, führten die Revolution und Napoleon I. zu Ende. Zerrissen und wehrlos lag das deutsche Volk am Boden, seine Heimat der Schauplatz blutiger Eroberungs- und Plünderungszüge. Aber gerade das Uebermaß der Leiden und der Verdemütigung in der napoleonischen Zeit erzog die Nation zu erfolgreichem Widerstande. Die Jahre 1813 und 1814 vertrieben die fremden Herren von deutschem Boden. Die Ereignisse von 1870/71 brachten dann Lothringen und das Elsaß wieder an Deutschland. Die Schuld der Vergangenheit hatte ihre schwere Sühne gefunden. Das Gleichgewicht Europas ist seit 40 Jahren der Hauptgrundsatz der europäischen Politik. Noch immer aber fehlt die völlige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Elsaß-Lothringen hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, indem es mitarbeitet an der Verständigung zwischen beiden Ländern. Wenn der diesjährige Katholikentag an der Westpforte des Reiches seinen Anteil zu dieser Annäherung beiträgt, so weiß ihm dafür jeder gerechte Franzose und echte Deutsche Dank.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Revision und Konfusion.

Das fehlte nun gerade noch, daß der sogenannte Balkanfriede zwischen Deutschland und Oesterreich Unfrieden säet! Der ganze Bukarester Vertrag ist es nicht wert, daß seinetwegen das älteste, schönste, notwendigste und segensreichste aller europäischen Bündnisse auch nur die geringste Einbuße erleide. Eine gewisse Verstimmung ist aber leider eingetreten. Oesterreich setzte sich kühn für die Revision ein, Deutschland erklärte sich demonstrativ für die Endgültigkeit, Rußland ließ die Revision fallen, Oesterreich stand isoliert da und richtete seinen Aerger gegen Deutschland.

Auch in der besten Ehe gibt es mal Meinungsverschiedenheiten und zeitweilige Depressionen der Stimmung. Die Liebe überwindet alles, wenn sie echt ist.

Auch Frankreich und Rußland sind wegen desselben Erisapfels in Mißhelligkeit geraten. Frankreich hat sich (zum ersten Male seit der Annexionskrisis von 1909) eine abweichende Meinung zugunsten Griechenlands gestattet. Rußland hat dann seinen Revisionswunsch so eingeschränkt, daß er ziemlich gleich Null wurde; den Ausschlag für diese Schwenkung wird weniger die Folgsamkeit gegeben haben, als vielmehr die Erkenntnis, daß die Revision nicht durchführbar ist. Für das russisch-französische Bündnis wird dieser Zwischenfall keine störenden Nachwirkungen haben. Im gemeinsamen Antagonismus gegen Deutschland finden sich die beiden stets wieder. Unser Bündnis mit Oesterreich entbehrt des häßlichen, aber festen Kittes des gemeinsamen Hasses. Es ist sozusagen ein Liebesbund, der unbegrenztes Vertrauen auf Gegenseitigkeit voraussetzt. Wir müssen nicht bloß in dem einen oder anderen Punkt verbündet, sondern durchweg solidarisch sein. G. m. u. H.! Daher ist diese störende Nachwirkung des Balkanhandels sehr zu bedauern.

Wer trägt die Schuld? Oder ist auch hier der eine Teil schuldig und der andere nicht unschuldig, wie das bei menschlichen Mißhelligkeiten die Regel ist? Oesterreich hat offenbar einen Mißgriff in der Sache gemacht, Deutschland hat anscheinend die rechte Form verfehlt.

Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn Oesterreich den begreiflichen Wunsch hatte, den mangelhaften Friedensvertrag aufzubessern, so mußte es sich zuerst fragen, ob denn die Revision durch die Großmächte durchführbar sei. Jetzt hat sich schon handgreiflich gezeigt, daß es nicht geht. Auch wenn Deutschland das österreichische Revisionsbegehren unterstützt hätte, wäre der Karren stecken geblieben. England und Frankreich wollten gar nicht revidieren, Rußland wollte wohl Kavalla den Bulgaren zuschanzen, aber beileibe nicht Kotschana, Istip und die sonstige Serbenbeute. Woher sollte da die erforderliche Einstimmigkeit der Mächte kommen? Und wenn Europa wirklich neue Grenzlinien beschlossen hätte, wie sollte man die siegreichen Serben und Griechen zum Verzicht zwingen? Europa vermag ja nicht einmal die Türken zum Rückzuge aus Thrazien zu bewegen. Die Großmächte machen eine feierliche Demarche in Konstantinopel und die Pforte fertigt sie mit einem höflichen,

aber bestimmten „Nein" ab. Haben wir von den Demarches der großen Ohnmächte nicht schon übergenug?

Die Oesterreicher sagen nun, die Gebietsverteilung von Bukarest sei so schlecht, daß sicherlich in absehbarer Zeit dieser faule Friede einen neuen Balkankrieg gebären würde. Das stimmt zweifellos. Aber wenn man den siegreichen Serben ein Herzstück von Mazedonien aus den Fingern reißt, um es dem geschlagenen Bulgarien zu schenken, sind dann etwa die Mißgunst, der Nationalitätenhader, die Rachsucht und die Großmannssucht ausgeräumt? In diesem Hexenkessel wird es fortgesetzt gären und brodeln. Ein ewiger Friede ist nicht zu erreichen. Wohl aber kann bei der Jagd nach dem Besseren das vorhandene Gute verloren gehen. Wollen die Balkanstaaten sich nach einiger Zeit von neuem schlagen, so ist das doch ein kleineres Uebel, als wenn die Großmächte sich wegen der Revision in die Haare geraten.

Darum bedauern wir, daß Graf Berchtold sich auf die schlüpfrige und brüchige Revisionsplanke verirrt hat. Aber wir bedauern ebenfalls, daß Deutschland so scharf und schroff vor aller Oeffentlichkeit sich gegen den Revisionsgedanken ins Zeug gelegt hat, sogar unter Einsetzung der kaiserlichen Persönlichkeit.

Mußte das sein? Wir wissen freilich nicht, welche vertraulichen Verhandlungen zwischen Berlin und Wien vorhergegangen sind. Es ist ja möglich, daß Wien dem Freundesrat gegenüber eine Unzugänglichkeit bewiesen hätte, die unangenehm empfunden wurde. Doch in jedem Fall hätte Deutschland in dieser Frage, die uns nicht unmittelbar auf den Fingern brannte, eine schonende Zurückhaltung vor der Oeffentlichkeit bewahren können und sollen.

Jetzt sind die gallischen und die slawischen Gegner, auch die Tschechen in Oesterreich, eifrig an der Arbeit, um das Bündnis der beiden Kaiserreiche zu untergraben. Das schöne Wort von der „Nibelungentreue" suchen sie zum Gespött zu machen. Hoffentlich sehen die vernünftigen Oesterreicher über das Gestrüpp der Gegenwart hinweg zu den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Hat Deutschland in der schweren Annexionskrisis vor 4 Jahren nicht eine wahre Nibelungentreue bewahrt? Als da ein Kampf auf Leben und Tod drohte, trat Deutschland rückhaltlos auf Gedeih und Verderb an die Seite des bedrohten Oesterreichs. Wer mir in Lebensgefahr opferwillig und erfolgreich beigesprungen ist, dem nehme ich es nicht übel, wenn er mir gelegentlich das Hühnerauge anstößt. Ob ich meinen Fuß falsch gestellt oder ob er unvorsichtig zugetreten hat, das wiegt man nicht lange auf der Goldwage ab, sondern geht über den Zwischenfall so schnell als nur möglich zur Tagesordnung über. Unsere Tagesordnung ist aber die unbedingte Aufrechterhaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses in seiner alten Festigkeit und Herzlichkeit. Das ist ein Gut von so hoher Bedeutung, daß die ganzen balkanischen Grenzfragen im Vergleich zu ihm Lappalien sind.

Mögen die Balkanier ihre Toten begraben. Wir wollen leben und streben in dem Frieden, den wir seit 40 Jahren genießen, und dazu brauchen wir vor allem das Bündnis Berlin-Wien, die beste Säule des europäischen Friedens. — Wenn revidiert werden soll, so revidieren wir unser Bundesgewissen.

Die Sozialdemokratie ohne Bebel.

August Bebel ist gestorben, im 74. Jahre seines Lebens, im 46. Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre Spitze verloren. Er war unter den Republikanern der König, unter den Revolutionären die Autorität, unter den Umstürzlern der feste Punkt. Der einfache Drechslergeselle war der oberste Machthaber der größten Partei Deutschlands geworden, und dabei wunderbarerweise sich selbst immer treu geblieben. Stets strebsam, aber nie ein Streber nach eigenem Vorteil; von der großen Macht, die ihm zugefallen war, hat er eher zu wenig, als zu viel Gebrauch gemacht. Ein Schwärmer und Fanatiker des Zukunftsstaates, aber ein braver Familienvater und guter Geschäftsmann in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der erklärte „Todfeind der Gesellschaft" und langjährige Sträfling, aber ein liebenswürdiger und hochgeachteter Mitbürger. Er selbst sah seinen Ruhm darin, daß er ein „ehrlicher Mann" sei. In der Tat, sein Irrtum war seine ehrliche Ueberzeugung, und wenn er den großen Kladderadatsch prophezeite und vorzubereiten strebte, so suchte er seine vermeintliche Pflicht zum Wohle der Menschheit ehrlich zu erfüllen. Niemand dachte weniger an Repräsentation als er, und doch war er der einzige Repräsentant seiner Partei, der ihr einen gewissen Glanz verleihen konnte. Bei den alten großen und den neuen kleinen Vertretern der roten Partei schaut so viel Menschliches, allzu Menschliches an feiner und grober Selbstsucht aus den Falten der Toga, daß keiner so vollständig das Vertrauen und die Verehrung der Massen finden konnte, nur der integre Bebel. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in absehbarer Zeit ein derartiger Patriarch der Umsturzpartei nicht wieder erstehen. Unter dem Abgang Bebels leiden das Ansehen und die Zugkraft der Partei, vielleicht auch ihre innere Festigkeit. Bebel war freilich kein Alexander, aber es können auf ihn doch die Diadochenkämpfe folgen.

Die inneren Schwierigkeiten der Partei wachsen mit ihrem Umfange und ihrem Alter. Mit den beliebten Kategorien der Radikalen und Revisionisten läßt sich die Spaltung in den Ansichten und Tendenzen nicht erschöpfen. Es ist ja bekannt, daß die Reichstagsfraktion bei der Entscheidung über die Stellung zu den letzten Deckungsgesetzen in zwei fast gleiche Hälften zerfiel. Wenn der beste und einzig sichere Träger der Tradition und Autorität ausscheidet, so werden die Eigenbrödler von links und von rechts zu frischem Vorgehen ermuntert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Massen seit dem „großen" Wahlerfolge von 1912 ihre Erwartungen auf greifbare Erfolge der Partei aufs höchste gesteigert haben. Das Ausbleiben der Erfolge führt zu Mißstimmung unter der Herde und zu krampfhaften Anstrengungen der Führer. Beides wird durch das Ausscheiden Bebels gesteigert werden.

Er war von höchstem Werte für seine Partei. Aber der unparteiische Richter wird bei Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines Eifers sagen müssen, daß er auch die „Fehler seiner Tugenden" in vollstem Maße besaß. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Maß von Kenntnissen erworben, doch fehlte ihm die rechte Schulung des Geistes, die zu wissenschaftlicher Betätigung notwendig ist. Aus der Halbbildung entsprang die Einseitigkeit, der Fanatismus, die Unfähigkeit zur kritischen Sichtung des ihm zugetragenen „Anklagematerials", vielfache Maßlosigkeit und objektive Ungerechtigkeit. Zu seinen Gunsten muß man freilich bemerken, daß mehrere Akademiker in der Partei in solchen Exzessen noch mehr leisten, als Bebel. Ueberhaupt zeigt der Nachwuchs in der Führerschaft eine arge Entartung. Sollte nach dem Tode Bebels die rote Partei klein werden, so wird sie doch gewiß nicht besser und erträglicher werden. Das Wort Shakespeares: „Er war ein Mann!" kann man auf ihn anwenden. Schade, daß die Tatkraft dieses Mannes nicht auf ein positives Gleis geraten ist!

Das frohe Lied.

Sieh doch nur! sie können nicht
Sonnenschein vertragen:
Müssen, Aerger im Gesicht,
Rackern sich und plagen,
Müssen einen Kreuzer doch
Hastiger gewinnen,
Müssen immer, immer noch
Bloss ein Fädchen spinnen!
Denken nicht an Morgenschein,
Blumen, Wald und Auen;
Riegeln sich im Kasten ein,
Um ihr Geld zu schauen . . .
Wehren allem Sonnenlicht
Einlass in die Kammer.
Gott, ich möchte sehen nicht
Ihren Sterbbettjammer!
In den letzten Stunden bang
Werden sie's verstehen. —
Du . . . wir warten nicht so lang!
Willst du mit mir gehen?

Hans Steiger.

auf Kosten Deutschlands, sondern auch jene überragende Vormachtstellung zu erringen suchte, welche die deutschen Kaiser in den Tagen ihrer Größe einnahmen. So muß der Gegensatz von da ab wieder als ein sehr tiefer bezeichnet werden, der nicht allein beruhte auf territorialen Differenzen von fortgesetzt ernstem Charakter, sondern auch auf dem bald akuten, bald latenten Ringen um die Vormachtstellung. Zunächst wurde deutscher Einfluß in Unteritalien verdrängt, wo freilich Frankreichs Könige nicht viel Freude erlebten. Mit ungleich mehr Erfolg war die französische Expansionspolitik an der Ostgrenze tätig. Lothringische Grenzbistümer und das burgundische Gebiet wurden nach und nach dem wehrlosen Nachbarn entrissen. Welcher Wandel auch im Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten war, vermag allein der Name Avignon in wünschenswerter Klarheit vor Augen zu führen. Welche Pläne Frankreichs Herrscher verfolgten, wie sehr sie die alte deutsche Kaiserherrlichkeit lockte, beweist die nicht bloß einmal erfolgte Bewerbung des Königs oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses um die deutsche Königs- und damit um die Kaiserkrone. Ein gefährlicher Vorposten französischer Macht ward im 14. Jahrhundert vor die Pforten des Deutschen Reiches gestellt durch das Herzogtum Burgund, das Ländergebiete umfassen sollte, welche heute im nördlichen Teile — Lothringen und das Elsaß gehörten dazu — vorwiegend deutsch sind. Freilich wurde die Neubildung für Frankreichs Pläne selbst recht unbequem, so daß es neben den Eidgenossen an der Vernichtung des ehrgeizigen Karls des Kühnen hervorragenden Anteil nahm. Kaiser und Reich waren fern, als am 5. Januar 1477 vor Nancy das Burgunderreich niedergerungen wurde.

Die folgenden vier Jahrhunderte westeuropäischer Geschichte sind im wesentlichen beherrscht von dem Gegensatz zwischen Frankreich und dem Reiche, besser gesagt der Habsburgischen Macht, die allein noch dem dahinsiechenden Deutschen Reiche etwas Leben verlieh. Mit unverkennbar zäher Energie steuerte Frankreich, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse, seiner Hegemonie entgegen, die es im Zeitalter Ludwigs XIV. aufrichten konnte. Auf dem Wege zu diesem Ziele trat ihm vorläufig noch die Habsburgische Monarchie erfolgreich in den Weg. Ein Blick auf die europäische Lage zeigt deutlich, daß das Westreich dem Emporkommen Habsburgs nicht untätig zusehen konnte. Maximilian, „dem letzten Ritter und ersten Landsknecht", dem Kaiser und König, welchem das Volk eine so freundliche Erinnerung bewahrte, war es beschieden, sein Haus an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen. Die von ihm begründete habsburgische Anwartschaft auf das vereinigte Spanien brachte zum historisch gewordenen burgundischen Gegensatz zu Frankreich den vielleicht noch gefährlicheren spanisch-aragonischen. Auch um Italiens gesegnete und begehrte Fluren sehen wir bald die zwei großen Mächte des Abendlandes sich streiten. Im Norden an den Pyrenäen, an den Alpen, am Apennin und am Vesuv sah sich Frankreich der geeinten habsburgischen Macht gegenüber. Das Ringen um das europäische Gleichgewicht hatte begonnen. So sind die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. im Grunde aufzufassen. Die Westmacht mußte sich in ihrer Bewegungsfreiheit bedroht glauben. War es dem edlen Karl V. gelungen, Kaiserwürde und Vorrangstellung, welcher dem Kaiserstaate gebührte, gegenüber dem nüchternen Franz I. erfolgreich zu verteidigen, so bedeutete das Zeitalter Ludwigs XIV. eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im westlichen Europa. Die zielbewußte, rücksichtslose Eroberungspolitik des Sonnenkönigs hob Frankreich auf eine ungeahnte Höhe weltpolitischer Bedeutung und drängte die habsburgische Macht stetig zurück, sie stieß Deutschland in jene tiefe Bedeutungslosigkeit hinab, aus welcher es erst nach zwei Jahrhunderten wieder herausgehoben werden sollte. Es ist hier nicht der Raum, die einzelnen Etappen zu schildern, auf denen die gewissenlose, wunderbar meisterhafte Diplomatie des großen Herrschers nicht weniger wie seine brutale Kriegführung jenes Ziel erreichten. Nunmehr beginnen die Leidensjahre Lothringens, des Elsasses und der Pfalz. Niemals waren die Deutschen, auch nicht in den Tagen ihrer unumstrittenen Ueberlegenheit nach Westen gezogen, um die mittelalterliche deutsch-französische Grenze zu verschieben. Aber zur selben Stunde, da mit dem Niedergange der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, setzen die Versuche Frankreichs ein, jene Grenze zu seinem Vorteile zu verlegen. Ludwig XIV. schloß diese Versuche mit großem Erfolge ab. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, erst Ludwigs XIV. Politik gegen Deutschland, die zerstampften Felder und die Brandruinen der unglücklichen Grenzlande haben den tiefen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hervorgerufen. Es ist die schlimmste Erbschaft Europas aus dem Zeitalter Ludwigs, daß es ihm die stets latente Spannung zwischen den zwei größten Kulturvölkern des Festlandes bescherte. Was Ludwig XIV. und das 18. Jahrhundert nicht vollenden konnten, führten die Revolution und Napoleon I. zu Ende. Zerrissen und wehrlos lag das deutsche Volk am Boden, seine Heimat der Schauplatz blutiger Eroberungs- und Plünderungszüge. Aber gerade das Uebermaß der Leiden und der Verdemütigung in der napoleonischen Zeit erzog die Nation zu erfolgreichem Widerstande. Die Jahre 1813 und 1814 vertrieben die fremden Herren von deutschem Boden. Die Ereignisse von 1870/71 brachten dann Lothringen und das Elsaß wieder an Deutschland. Die Schuld der Vergangenheit hatte ihre schwere Sühne gefunden. Das Gleichgewicht Europas ist seit 40 Jahren der Hauptgrundsatz der europäischen Politik. Noch immer aber fehlt die völlige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Elsaß-Lothringen hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, indem es mitarbeitet an der Verständigung zwischen beiden Ländern. Wenn der diesjährige Katholikentag an der Westpforte des Reiches seinen Anteil zu dieser Annäherung beiträgt, so weiß ihm dafür jeder gerechte Franzose und echte Deutsche Dank.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Revision und Konfusion.

Das fehlte nun gerade noch, daß der sogenannte Balkanfriede zwischen Deutschland und Oesterreich Unfrieden säet! Der ganze Bukarester Vertrag ist es nicht wert, daß seinetwegen das älteste, schönste, notwendigste und segensreichste aller europäischen Bündnisse auch nur die geringste Einbuße erleide. Eine gewisse Verstimmung ist aber leider eingetreten. Oesterreich setzte sich kühn für die Revision ein, Deutschland erklärte sich demonstrativ für die Endgültigkeit, Rußland ließ die Revision fallen, Oesterreich stand isoliert da und richtete seinen Aerger gegen Deutschland.

Auch in der besten Ehe gibt es mal Meinungsverschiedenheiten und zeitweilige Depressionen der Stimmung. Die Liebe überwindet alles, wenn sie echt ist.

Auch Frankreich und Rußland sind wegen desselben Erisapfels in Mißhelligkeit geraten. Frankreich hat sich (zum ersten Male seit der Annexionskrisis von 1909) eine abweichende Meinung zugunsten Griechenlands gestattet. Rußland hat dann seinen Revisionswunsch so eingeschränkt, daß er ziemlich gleich Null wurde; den Ausschlag für diese Schwenkung wird weniger die Folgsamkeit gegeben haben, als vielmehr die Erkenntnis, daß die Revision nicht durchführbar ist. Für das russisch-französische Bündnis wird dieser Zwischenfall keine störenden Nachwirkungen haben. Im gemeinsamen Antagonismus gegen Deutschland finden sich die beiden stets wieder. Unser Bündnis mit Oesterreich entbehrt des häßlichen, aber festen Kittes des gemeinsamen Hasses. Es ist sozusagen ein Liebesbund, der unbegrenztes Vertrauen auf Gegenseitigkeit voraussetzt. Wir müssen nicht bloß in dem einen oder anderen Punkt verbündet, sondern durchweg solidarisch sein. G. m. u. H.! Daher ist diese störende Nachwirkung des Balkanhandels sehr zu bedauern.

Wer trägt die Schuld? Oder ist auch hier der eine Teil schuldig und der andere nicht unschuldig, wie das bei menschlichen Mißhelligkeiten die Regel ist? Oesterreich hat offenbar einen Mißgriff in der Sache gemacht, Deutschland hat anscheinend die rechte Form verfehlt.

Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn Oesterreich den begreiflichen Wunsch hatte, den mangelhaften Friedensvertrag aufzubessern, so mußte es sich zuerst fragen, ob denn die Revision durch die Großmächte durchführbar sei. Jetzt hat sich schon handgreiflich gezeigt, daß es nicht geht. Auch wenn Deutschland das österreichische Revisionsbegehren unterstützt hätte, wäre der Karren stecken geblieben. England und Frankreich wollten gar nicht revidieren, Rußland wollte wohl Kavalla den Bulgaren zuschanzen, aber beileibe nicht Kotschana, Istip und die sonstige Serbenbeute. Woher sollte da die erforderliche Einstimmigkeit der Mächte kommen? Und wenn Europa wirklich neue Grenzlinien beschlossen hätte, wie sollte man die siegreichen Serben und Griechen zum Verzicht zwingen? Europa vermag ja nicht einmal die Türken zum Rückzuge aus Thrazien zu bewegen. Die Großmächte machen eine feierliche Demarche in Konstantinopel und die Pforte fertigt sie mit einem höflichen,

aber bestimmten „Nein" ab. Haben wir von den Demarches der großen Ohnmächte nicht schon übergenug?

Die Oesterreicher sagen nun, die Gebietsverteilung von Bukarest sei so schlecht, daß sicherlich in absehbarer Zeit dieser faule Friede einen neuen Balkankrieg gebären würde. Das stimmt zweifellos. Aber wenn man den siegreichen Serben ein Herzstück von Mazedonien aus den Fingern reißt, um es dem geschlagenen Bulgarien zu schenken, sind dann etwa die Mißgunst, der Nationalitätenhader, die Rachsucht und die Großmannssucht ausgeräumt? In diesem Hexenkessel wird es fortgesetzt gären und brodeln. Ein ewiger Friede ist nicht zu erreichen. Wohl aber kann bei der Jagd nach dem Besseren das vorhandene Gute verloren gehen. Wollen die Balkanstaaten sich nach einiger Zeit von neuem schlagen, so ist das doch ein kleineres Uebel, als wenn die Großmächte sich wegen der Revision in die Haare geraten.

Darum bedauern wir, daß Graf Berchtold sich auf die schlüpfrige und brüchige Revisionsplanke verirrt hat. Aber wir bedauern ebenfalls, daß **Deutschland** so **scharf** und **schroff** vor aller Oeffentlichkeit sich gegen den Revisionsgedanken ins Zeug gelegt hat, sogar unter Einsetzung der kaiserlichen Persönlichkeit.

Mußte das sein? Wir wissen freilich nicht, welche vertraulichen Verhandlungen zwischen Berlin und Wien vorhergegangen sind. Es ist ja möglich, daß Wien dem Freundesrat gegenüber eine Unzugänglichkeit bewiesen hätte, die unangenehm empfunden wurde. Doch in jedem Fall hätte Deutschland in dieser Frage, die uns nicht unmittelbar auf den Fingern brannte, eine schonende Zurückhaltung vor der Oeffentlichkeit bewahren können und sollen.

Jetzt sind die gallischen und die slawischen Gegner, auch die Tschechen in Oesterreich, eifrig an der Arbeit, um das Bündnis der beiden Kaiserreiche zu untergraben. Das schöne Wort von der „Nibelungentreue" suchen sie zum Gespött zu machen. Hoffentlich sehen die vernünftigen Oesterreicher über das Gestrüpp der Gegenwart hinweg zu den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Hat Deutschland in der schweren Annexionskrisis vor 4 Jahren nicht eine wahre Nibelungentreue bewahrt? Als da ein Kampf auf Leben und Tod drohte, trat Deutschland rückhaltlos auf Gedeih und Verderb an die Seite des bedrohten Oesterreichs. Wer mir in Lebensgefahr opferwillig und erfolgreich beigesprungen ist, dem nehme ich es nicht übel, wenn er mir gelegentlich das Hühnerauge anstößt. Ob ich meinen Fuß falsch gestellt oder ob er unvorsichtig zugetreten hat, das wiegt man nicht lange auf der Goldwage ab, sondern geht über den Zwischenfall so schnell als nur möglich zur Tagesordnung über. Unsere Tagesordnung ist aber die unbedingte Aufrechterhaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses in seiner alten Festigkeit und Herzlichkeit. Das ist ein Gut von so hoher Bedeutung, daß die ganzen balkanischen Grenzfragen im Vergleich zu ihm Lappalien sind.

Mögen die Balkanier ihre Toten begraben. Wir wollen leben und streben in dem Frieden, den wir seit 40 Jahren genießen, und dazu brauchen wir vor allem das Bündnis Berlin-Wien, die beste Säule des europäischen Friedens. — Wenn revidiert werden soll, so revidieren wir unser Bundesgewissen.

Die Sozialdemokratie ohne Bebel.

August Bebel ist gestorben, im 74. Jahre seines Lebens, im 46. Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre Spitze verloren. Er war unter den Republikanern der König, unter den Revolutionären die Autorität, unter den Umstürzlern der feste Punkt. Der einfache Drechslergeselle war der oberste Machthaber der größten Partei Deutschlands geworden, und dabei wunderbarerweise sich selbst immer treu geblieben. Stets strebsam, aber nie ein Streber nach eigenem Vorteil; von der großen Macht, die ihm zugefallen war, hat er eher zu wenig, als zu viel Gebrauch gemacht. Ein Schwärmer und Fanatiker des Zukunftsstaates, aber ein braver Familienvater und guter Geschäftsmann in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der erklärte „Todfeind der Gesellschaft" und langjährige Sträfling, aber ein liebenswürdiger und hochgeachteter Mitbürger. Er selbst sah seinen Ruhm darin, daß er ein „ehrlicher Mann" sei. In der Tat, sein Irrtum war seine ehrliche Ueberzeugung, und wenn er den großen Kladderadatsch prophezeite und vorzubereiten strebte, so suchte er seine vermeintliche Pflicht zum Wohle der Menschheit ehrlich zu erfüllen. Niemand dachte weniger an Repräsentation als er, und doch war er der einzige Repräsentant seiner Partei, der ihr einen gewissen Glanz verleihen konnte. Bei den alten großen und den neuen kleinen Vertretern der roten Partei schaut so viel Menschliches, allzu Menschliches an feiner und grober Selbstsucht aus den Falten der Toga, daß keiner so vollständig das Vertrauen und die Verehrung der Massen finden konnte, nur der integre Bebel. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in absehbarer Zeit ein derartiger Patriarch der Umsturzpartei nicht wieder erstehen. Unter dem Abgang Bebels leiden das Ansehen und die Zugkraft der Partei, vielleicht auch ihre innere Festigkeit. Bebel war freilich kein Alexander, aber es können auf ihn doch die Diadochenkämpfe folgen.

Die inneren Schwierigkeiten der Partei wachsen mit ihrem Umfange und ihrem Alter. Mit den beliebten Kategorien der Radikalen und Revisionisten läßt sich die Spaltung in den Ansichten und Tendenzen nicht erschöpfen. Es ist ja bekannt, daß die Reichstagsfraktion bei der Entscheidung über die Stellung zu den letzten Deckungsgesetzen in zwei fast gleiche Hälften zerfiel. Wenn der beste und einzig sichere Träger der Tradition und Autorität ausscheidet, so werden die Eigenbrödler von links und von rechts zu frischem Vorgehen ermuntert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Massen seit dem „großen" Wahlerfolge von 1912 ihre Erwartungen auf greifbare Erfolge der Partei aufs höchste gesteigert haben. Das Ausbleiben der Erfolge führt zu Mißstimmung unter der Herde und zu krampfhaften Anstrengungen der Führer. Beides wird durch das Ausscheiden Bebels gesteigert werden.

Er war von höchstem Werte für seine Partei. Aber der unparteiische Richter wird bei Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines Eifers sagen müssen, daß er auch die „Fehler seiner Tugenden" in vollstem Maße besaß. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Maß von Kenntnissen erworben, doch fehlte ihm die rechte Schulung des Geistes, die zu wissenschaftlicher Betätigung notwendig ist. Aus der Halbbildung entsprang die Einseitigkeit, der Fanatismus, die Unfähigkeit zur kritischen Sichtung des ihm zugetragenen „Anklagematerials", vielfache Maßlosigkeit und objektive Ungerechtigkeit. Zu seinen Gunsten muß man freilich bemerken, daß mehrere Akademiker in der Partei in solchen Exzessen noch mehr leisten, als Bebel. Ueberhaupt zeigt der Nachwuchs in der Führerschaft eine arge Entartung. Sollte nach dem Tode Bebels die rote Partei klein werden, so wird sie doch gewiß nicht besser und erträglicher werden. Das Wort Shakespeares: „Er war ein Mann!" kann man auf ihn anwenden. Schade, daß die Tatkraft dieses Mannes nicht auf ein **positives** Gleis geraten ist!

Das frohe Lied.

Sieh doch nur! sie können nicht
Sonnenschein vertragen:
Müssen, Aerger im Gesicht,
Rackern sich und plagen,
Müssen einen Kreuzer doch
Hastiger gewinnen,
Müssen immer, immer noch
Bloss ein Fädchen spinnen!
Denken nicht an Morgenschein,
Blumen, Wald und Auen;
Riegeln sich im Kasten ein,
Um ihr Geld zu schauen . . .
Wehren allem Sonnenlicht
Einlass in die Kammer.
Gott, ich möchte sehen nicht
Ihren Sterbbettjammer!
In den letzten Stunden bang
Werden sie's verstehen. —
Du . . . wir warten nicht so lang!
Willst du mit mir gehen?

Hans Steiger.

auf Kosten Deutschlands, sondern auch jene überragende Vormachtstellung zu erringen suchte, welche die deutschen Kaiser in den Tagen ihrer Größe einnahmen. So muß der Gegensatz von da ab wieder als ein sehr tiefer bezeichnet werden, der nicht allein beruhte auf territorialen Differenzen von fortgesetzt ernstem Charakter, sondern auch auf dem bald akuten, bald latenten Ringen um die Vormachtstellung. Zunächst wurde deutscher Einfluß in Unteritalien verdrängt, wo freilich Frankreichs Könige nicht viel Freude erlebten. Mit ungleich mehr Erfolg war die französische Expansionspolitik an der Ostgrenze tätig. Lothringische Grenzbistümer und das burgundische Gebiet wurden nach und nach dem wehrlosen Nachbarn entrissen. Welcher Wandel auch im Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten war, vermag allein der Name Avignon in wünschenswerter Klarheit vor Augen zu führen. Welche Pläne Frankreichs Herrscher verfolgten, wie sehr sie die alte deutsche Kaiserherrlichkeit lockte, beweist die nicht bloß einmal erfolgte Bewerbung des Königs oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses um die deutsche Königs- und damit um die Kaiserkrone. Ein gefährlicher Vorposten französischer Macht ward im 14. Jahrhundert vor die Pforten des Deutschen Reiches gestellt durch das Herzogtum Burgund, das Ländergebiete umfassen sollte, welche heute im nördlichen Teile — Lothringen und das Elsaß gehörten dazu — vorwiegend deutsch sind. Freilich wurde die Neubildung für Frankreichs Pläne selbst recht unbequem, so daß es neben den Eidgenossen an der Vernichtung des ehrgeizigen Karls des Kühnen hervorragenden Anteil nahm. Kaiser und Reich waren fern, als am 5. Januar 1477 vor Nancy das Burgundenreich niedergerungen wurde.

Die folgenden vier Jahrhunderte westeuropäischer Geschichte sind im wesentlichen beherrscht von dem Gegensatz zwischen Frankreich und dem Reiche, besser gesagt der Habsburgischen Macht, die allein noch dem dahinsiechenden Deutschen Reiche etwas Leben verlieh. Mit unverkennbar zäher Energie steuerte Frankreich, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse, seiner Hegemonie entgegen, die es im Zeitalter Ludwigs XIV. aufrichten konnte. Auf dem Wege zu diesem Ziele trat ihm vorläufig noch die Habsburgische Monarchie erfolgreich in den Weg. Ein Blick auf die europäische Lage zeigt deutlich, daß das Westreich dem Emporkommen Habsburgs nicht untätig zusehen konnte. Maximilian, „dem letzten Ritter und ersten Landsknecht", dem Kaiser und König, welchem das Volk eine so freundliche Erinnerung bewahrte, war es beschieden, sein Haus an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen. Die von ihm begründete habsburgische Anwartschaft auf das vereinigte Spanien brachte zum historisch gewordenen burgundischen Gegensatz zu Frankreich den vielleicht noch gefährlicheren spanisch-aragonischen. Auch um Italiens gesegnete und begehrte Fluren sehen wir bald die zwei großen Mächte des Abendlandes sich streiten. Im Norden an den Pyrenäen, an den Alpen, am Apennin und am Vesuv sah sich Frankreich der geeinten habsburgischen Macht gegenüber. Das Ringen um das europäische Gleichgewicht hatte begonnen. So sind die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. im Grunde aufzufassen. Die Westmacht mußte sich in ihrer Bewegungsfreiheit bedroht glauben. War es dem edlen Karl V. gelungen, Kaiserwürde und Vorrangstellung, welcher dem Kaiserstaate gebührte, gegenüber dem nüchternen Franz I. erfolgreich zu verteidigen, so bedeutete das Zeitalter Ludwigs XIV. eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im westlichen Europa. Die zielbewußte, rücksichtslose Eroberungspolitik des Sonnenkönigs hob Frankreich auf eine ungeahnte Höhe weltpolitischer Bedeutung und drängte die habsburgische Macht stetig zurück, sie stieß Deutschland in jene tiefe Bedeutungslosigkeit hinab, aus welcher es erst nach zwei Jahrhunderten wieder herausgehoben werden sollte. Es ist hier nicht der Raum, die einzelnen Etappen zu schildern, auf denen die gewissenlose, wunderbar meisterhafte Diplomatie des großen Herrschers nicht weniger wie seine brutale Kriegführung jenes Ziel erreichten. Nunmehr beginnen die Leidensjahre Lothringens, des Elsasses und der Pfalz. Niemals waren die Deutschen, auch nicht in den Tagen ihrer unumstrittenen Ueberlegenheit nach Westen gezogen, um die mittelalterliche deutsch-französische Grenze zu verschieben. Aber zur selben Stunde, da mit dem Niedergange der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, setzen die Versuche Frankreichs ein, jene Grenze zu seinem Vorteile zu verlegen. Ludwig XIV. schloß diese Versuche mit großem Erfolge ab. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, erst Ludwigs XIV. Politik gegen Deutschland, die zerstampften Felder und die Brandruinen der unglücklichen Grenzlande haben den tiefen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hervorgerufen. Es ist die schlimmste Erbschaft Europas aus dem Zeitalter Ludwigs, daß es ihm die stets latente Spannung zwischen den zwei größten Kulturvölkern des Festlandes bescherte. Was Ludwig XIV. und das 18. Jahrhundert nicht vollenden konnten, führten die Revolution und Napoleon I. zu Ende. Zerrissen und wehrlos lag das deutsche Volk am Boden, seine Heimat der Schauplatz blutiger Eroberungs- und Plünderungszüge. Aber gerade das Uebermaß der Leiden und der Verdemütigung in der napoleonischen Zeit erzog die Nation zu erfolgreichem Widerstande. Die Jahre 1813 und 1814 vertrieben die fremden Herren von deutschem Boden. Die Ereignisse von 1870/71 brachten dann Lothringen und das Elsaß wieder an Deutschland. Die Schuld der Vergangenheit hatte ihre schwere Sühne gefunden. Das Gleichgewicht Europas ist seit 40 Jahren der Hauptgrundsatz der europäischen Politik. Noch immer aber fehlt die völlige Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Elsaß-Lothringen hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, indem es mitarbeitet an der Verständigung zwischen beiden Ländern. Wenn der diesjährige Katholikentag an der Westpforte des Reiches seinen Anteil zu dieser Annäherung beiträgt, so weiß ihm dafür jeder gerechte Franzose und echte Deutsche Dank.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Revision und Konfusion.

Das fehlte nun gerade noch, daß der sogenannte Balkanfriede zwischen Deutschland und Oesterreich Unfrieden säet! Der ganze Bukarester Vertrag ist es nicht wert, daß seinetwegen das älteste, schönste, notwendigste und segensreichste aller europäischen Bündnisse auch nur die geringste Einbuße erleide. Eine gewisse Verstimmung ist aber leider eingetreten. Oesterreich setzte sich kühn für die Revision ein, Deutschland erklärte sich demonstrativ für die Endgültigkeit, Rußland ließ die Revision fallen, Oesterreich stand isoliert da und richtete seinen Aerger gegen Deutschland.

Auch in der besten Ehe gibt es mal Meinungsverschiedenheiten und zeitweilige Depressionen der Stimmung. Die Liebe überwindet alles, wenn sie echt ist.

Auch Frankreich und Rußland sind wegen desselben Erisapfels in Mißhelligkeit geraten. Frankreich hat sich (zum ersten Male seit der Annexionskrisis von 1909) eine abweichende Meinung zugunsten Griechenlands gestattet. Rußland hat dann seinen Revisionswunsch so eingeschränkt, daß er ziemlich gleich Null wurde; den Ausschlag für diese Schwenkung wird weniger die Folgsamkeit gegeben haben, als vielmehr die Erkenntnis, daß die Revision nicht durchführbar ist. Für das russisch-französische Bündnis wird dieser Zwischenfall keine störenden Nachwirkungen haben. Im gemeinsamen Antagonismus gegen Deutschland finden sich die beiden stets wieder. Unser Bündnis mit Oesterreich entbehrt des häßlichen, aber festen Kittes des gemeinsamen Hasses. Es ist sozusagen ein Liebesbund, der unbegrenztes Vertrauen auf Gegenseitigkeit voraussetzt. Wir müssen nicht bloß in dem einen oder anderen Punkt verbündet, sondern durchweg solidarisch sein. G. m. u. H.! Daher ist diese störende Nachwirkung des Balkanhandels sehr zu bedauern.

Wer trägt die Schuld? Oder ist auch hier der eine Teil schuldig und der andere nicht unschuldig, wie das bei menschlichen Mißhelligkeiten die Regel ist? Oesterreich hat offenbar einen Mißgriff in der Sache gemacht, Deutschland hat anscheinend die rechte Form verfehlt.

Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn Oesterreich den begreiflichen Wunsch hatte, den mangelhaften Friedensvertrag aufzubessern, so mußte es sich zuerst fragen, ob denn die Revision durch die Großmächte durchführbar sei. Jetzt hat sich schon handgreiflich gezeigt, daß es nicht geht. Auch wenn Deutschland das österreichische Revisionsbegehren unterstützt hätte, wäre der Karren stecken geblieben. England und Frankreich wollten gar nicht revidieren, Rußland wollte wohl Kavalla den Bulgaren zuschanzen, aber beileibe nicht Kotschana, Istip und die sonstige Serbenbeute. Woher sollte da die erforderliche Einstimmigkeit der Mächte kommen? Und wenn Europa wirklich neue Grenzlinien beschlossen hätte, wie sollte man die siegreichen Serben und Griechen zum Verzicht zwingen? Europa vermag ja nicht einmal die Türken zum Rückzuge aus Thrazien zu bewegen. Die Großmächte machen eine feierliche Demarche in Konstantinopel und die Pforte fertigt sie mit einem höflichen,

aber bestimmten „Nein" ab. Haben wir von den Demarches der großen Ohnmächte nicht schon übergenug?

Die Oesterreicher sagen nun, die Gebietsverteilung von Bukarest sei so schlecht, daß sicherlich in absehbarer Zeit dieser faule Friede einen neuen Balkankrieg gebären würde. Das stimmt zweifellos. Aber wenn man den siegreichen Serben ein Herzstück von Mazedonien aus den Fingern reißt, um es dem geschlagenen Bulgarien zu schenken, sind dann etwa die Mißgunst, der Nationalitätenhader, die Rachsucht und die Großmannssucht ausgeräumt? In diesem Hexenkessel wird es fortgesetzt gären und brodeln. Ein ewiger Friede ist nicht zu erreichen. Wohl aber kann bei der Jagd nach dem Besseren das vorhandene Gute verloren gehen. Wollen die Balkanstaaten sich nach einiger Zeit von neuem schlagen, so ist das doch ein kleineres Uebel, als wenn die Großmächte sich wegen der Revision in die Haare geraten.

Darum bedauern wir, daß Graf Berchtold sich auf die schlüpfrige und brüchige Revisionsplanke verirrt hat. Aber wir bedauern ebenfalls, daß Deutschland so scharf und schroff vor aller Oeffentlichkeit sich gegen den Revisionsgedanken ins Zeug gelegt hat, sogar unter Einsetzung der kaiserlichen Persönlichkeit. Mußte das sein? Wir wissen freilich nicht, welche vertraulichen Verhandlungen zwischen Berlin und Wien vorhergegangen sind. Es ist ja möglich, daß Wien dem Freundesrat gegenüber eine Unzugänglichkeit bewiesen hätte, die unangenehm empfunden wurde. Doch in jedem Fall hätte Deutschland in dieser Frage, die uns nicht unmittelbar auf den Fingern brannte, eine schonende Zurückhaltung vor der Oeffentlichkeit bewahren können und sollen.

Jetzt sind die gallischen und die slawischen Gegner, auch die Tschechen in Oesterreich, eifrig an der Arbeit, um das Bündnis der beiden Kaiserreiche zu untergraben. Das schöne Wort von der „Nibelungentreue" suchen sie zum Gespött zu machen. Hoffentlich sehen die vernünftigen Oesterreicher über das Gestrüpp der Gegenwart hinweg zu den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Hat Deutschland in der schweren Annexionskrisis vor 4 Jahren nicht eine wahre Nibelungentreue bewahrt? Als da ein Kampf auf Leben und Tod drohte, trat Deutschland rückhaltlos auf Gedeih und Verderb an die Seite des bedrohten Oesterreichs. Wer mir in Lebensgefahr opferwillig und erfolgreich beigesprungen ist, dem nehme ich es nicht übel, wenn er mir gelegentlich das Hühnerauge anstößt. Ob ich meinen Fuß falsch gestellt oder ob er unvorsichtig zugetreten hat, das wiegt man nicht lange auf der Goldwage ab, sondern geht über den Zwischenfall so schnell als nur möglich zur Tagesordnung über. Unsere Tagesordnung ist aber die unbedingte Aufrechterhaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses in seiner alten Festigkeit und Herzlichkeit. Das ist ein Gut von so hoher Bedeutung, daß die ganzen balkanischen Grenzfragen im Vergleich zu ihm Lappalien sind.

Mögen die Balkanier ihre Toten begraben. Wir wollen leben und streben in dem Frieden, den wir seit 40 Jahren genießen, und dazu brauchen wir vor allem das Bündnis Berlin-Wien, die beste Säule des europäischen Friedens. — Wenn revidiert werden soll, so revidieren wir unser Bundesgewissen.

Die Sozialdemokratie ohne Bebel.

August Bebel ist gestorben, im 74. Jahre seines Lebens, im 46. Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre Spitze verloren. Er war unter den Republikanern der König, unter den Revolutionären die Autorität, unter den Umstürzlern der feste Punkt. Der einfache Drechslergeselle war der oberste Machthaber der größten Partei Deutschlands geworden, und dabei wunderbarerweise sich selbst immer treu geblieben. Stets strebsam, aber nie ein Streber nach eigenem Vorteil; von der großen Macht, die ihm zugefallen war, hat er eher zu wenig, als zu viel Gebrauch gemacht. Ein Schwärmer und Fanatiker des Zukunftsstaates, aber ein braver Familienvater und guter Geschäftsmann in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der erklärte „Todfeind der Gesellschaft" und langjährige Sträfling, aber ein liebenswürdiger und hochgeachteter Mitbürger. Er selbst sah seinen Ruhm darin, daß er ein „ehrlicher Mann" sei. In der Tat, sein Irrtum war seine ehrliche Ueberzeugung, und wenn er den großen Kladderadatsch prophezeite und vorzubereiten strebte, so suchte er seine vermeintliche Pflicht zum Wohle der Menschheit ehrlich zu erfüllen. Niemand dachte weniger an Repräsentation als er, und doch war er der einzige Repräsentant seiner Partei, der ihr einen gewissen Glanz verleihen konnte. Bei den alten großen und den neuen kleinen Vertretern der roten Partei schaut so viel Menschliches, allzu Menschliches an feiner und grober Selbstsucht aus den Falten der Toga, daß keiner so vollständig das Vertrauen und die Verehrung der Massen finden konnte, nur der integre Bebel. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch in absehbarer Zeit ein derartiger Patriarch der Umsturzpartei nicht wieder erstehen. Unter dem Abgang Bebels leiden das Ansehen und die Zugkraft der Partei, vielleicht auch ihre innere Festigkeit. Bebel war freilich kein Alexander, aber es können auf ihn doch die Diadochenkämpfe folgen.

Die inneren Schwierigkeiten der Partei wachsen mit ihrem Umfange und ihrem Alter. Mit den beliebten Kategorien der Radikalen und Revisionisten läßt sich die Spaltung in den Ansichten und Tendenzen nicht erschöpfen. Es ist ja bekannt, daß die Reichstagsfraktion bei der Entscheidung über die Stellung zu den letzten Deckungsgesetzen in zwei fast gleiche Hälften zerfiel. Wenn der beste und einzig sichere Träger der Tradition und Autorität ausscheidet, so werden die Eigenbrödler von links und von rechts zu frischem Vorgehen ermuntert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Massen seit dem „großen" Wahlerfolge von 1912 ihre Erwartungen auf greifbare Erfolge der Partei aufs höchste gesteigert haben. Das Ausbleiben der Erfolge führt zu Mißstimmung unter der Herde und zu krampfhaften Anstrengungen der Führer. Beides wird durch das Ausscheiden Bebels gesteigert werden.

Er war von höchstem Werte für seine Partei. Aber der unparteiische Richter wird bei Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines Eifers sagen müssen, daß er auch die „Fehler seiner Tugenden" in vollstem Maße besaß. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Maß von Kenntnissen erworben, doch fehlte ihm die rechte Schulung des Geistes, die zu wissenschaftlicher Betätigung notwendig ist. Aus der Halbbildung entsprang die Einseitigkeit, der Fanatismus, die Unfähigkeit zur kritischen Sichtung des ihm zugetragenen „Anklagematerials", vielfache Maßlosigkeit und objektive Ungerechtigkeit. Zu seinen Gunsten muß man freilich bemerken, daß mehrere Akademiker in der Partei in solchen Exzessen noch mehr leisten, als Bebel. Ueberhaupt zeigt der Nachwuchs in der Führerschaft eine arge Entartung. Sollte nach dem Tode Bebels die rote Partei klein werden, so wird sie doch gewiß nicht besser und erträglicher werden. Das Wort Shakespeares: „Er war ein Mann!" kann man auf ihn anwenden. Schade, daß die Tatkraft dieses Mannes nicht auf ein positives Gleis geraten ist!

Das frohe Lied.

Sieh doch nur! sie können nicht
Sonnenschein vertragen:
Müssen, Aerger im Gesicht,
Rackern sich und plagen,
Müssen einen Kreuzer doch
Hastiger gewinnen,
Müssen immer, immer noch
Bloss ein Fädchen spinnen!
Denken nicht an Morgenschein,
Blumen, Wald und Auen;
Riegeln sich im Kasten ein,
Um ihr Geld zu schauen . . .
Wehren allem Sonnenlicht
Einlass in die Kammer.
Gott, ich möchte sehen nicht
Ihren Sterbbettjammer!
In den letzten Stunden bang
Werden sie's verstehen. —
Du . . . wir warten nicht so lang!
Willst du mit mir gehen?

Hans Steiger.

Hilf dir selbst!

Ein Wort über Erfolge und Anfeindungen des Albertus-Magnus-Vereins der Deutschen Katholiken.

Von Domvikar Weber, Trier,
Schriftführer des Zentralvorstandes.

Daß die deutschen Katholiken, vorab in Preußen, nicht gewillt sind, sich die gegen sie geübte imparitätische Behandlung ruhig gefallen zu lassen, das zeigten ihre energischen Klagen, die im Parlament und in der Presse immer wieder laut geworden sind und nicht verstummen werden, bis die maßgebenden Stellen in ihrem Verhalten eine entschiedene Aenderung eintreten lassen. Daß es aber beim bloßen Klagen über den tiefempfundenen Druck und die offensichtliche Zurücksetzung bei der Verwendung in einflußreichen Stellen im öffentlichen Leben sein Bewenden nicht haben soll, daß vielmehr auch das „Hilf dir selbst" verstanden wird, in Anwendung kommt und nach Kräften geübt wird, das beweist nicht leicht etwas so klar, wie die Gründung und Entwicklung des Werkes der Selbsthilfe, das in der Aufschrift dieses Artikels genannt ist, des Werkes der Förderung des Hochschulstudiums unter dem katholischen Nachwuchs, einer verhältnismäßig noch jungen Organisation der Unterstützung nicht hinreichend bemittelter studierender junger deutscher Katholiken, für die hier ein Wort gesprochen werden soll.

Männer von Weitblick und Tatkraft waren es, die dieses jetzt durch alle preußischen Diözesen hindurch einheitlich eingerichtete Werk zielbewußter Selbsthilfe erdacht und ins Leben gerufen haben. Es war zur selben Zeit, da die vollere Erkenntnis von dem wirklich vorhandenen, folgenschweren Mißverhältnis inbezug auf den Anteil der Katholiken an den akademischen Studien und infolgedessen an der Bewerbung in den dieses Studium fordernden höheren Laienberufen sich durchrang, es war just zu derselben Zeit, da als Erwiderung auf die Imparitätsbeschwerden der Katholiken das Wort geprägt wurde, sie seien „inferior" und ließen es an geeigneten Bewerbern fehlen, da die Tat folgte, die einer segensreichen Vereinigung das Leben gab, die heute auf dem geistigen Kampffelde steht, um Kräfte zu entsenden, die das Feld wieder erobern sollen, aus dem wir verdrängt worden sind.

Das erste Zirkular, das die Mitteilung über die Gründung des neuen Vereins und die Aufforderung zum Beitritt enthält, trägt das Datum der Pfingsttage des Jahres 1898. Es zeigt die volle Erkenntnis des Uebelstandes, dessen Beseitigung Ehre und Existenz der Katholiken verlangt; es verrät auch den entschlossenen Willen, hier Wandel zu schaffen. In sich ein gutes Werk, lenkt diese Organisation durch den Zusammenschluß vieler Kräfte eine beachtenswerte Quelle materieller Mittel und ideeller Fürsorge auf ein Gebiet, das von höchster Bedeutung ist für die Entwicklung des fähigen Nachwuchses unserer oft im selben Maße kinderreichen wie geringbemittelten katholischen Mittelstands- und Beamtenfamilien, in denen manches Talent nur deswegen verkümmert, weil die Mittel zur Ausbildung nicht zu erschwingen sind.

Vierzehn Jahre ist dieses Werk nun an der Arbeit und hat merkliche Erfolge bereits zu verzeichnen. Nach dem unlängst erschienenen 14. Jahresbericht des Zentralvorstandes zu Trier hat der Verein in den zwölf preußischen Diözesen feste Wurzel gefaßt und umschließt in ebensovielen Diözesanverbänden 340 Orts- oder Dekanatsgruppen mit rund 40 000 Mitgliedern. Die Jahreseinnahme betrug im letzten Geschäftsjahre an Mitgliederbeiträgen 72,895.95 M, an Stiftungen, Schenkungen und Zinsen von Stiftungen 36,893.66 M, an Rückzahlungen früher gewährter Studienbeihilfen von solchen Stipendiaten, die mittlerweile in Amt und Stellung gelangt sind, 23,551.80 M, insgesamt **133,341.91 M**; an Studienbeihilfen konnten gewährt werden: **107.395 M**. Die Gesamtleistung an solchen Studienbeihilfen beläuft sich bereits auf **873.108 M**, die in die Hände würdiger und dürftiger Hochschulstudierenden geflossen sind. Nicht weit von 1000 Stipendiaten haben an den Wohltaten des A.-M.-V. teilgenommen und dadurch eine wesentliche Beihilfe durch ihre Studienzeit hindurch erlangt, die die meisten mit größter Dankbarkeit zurückerstatten, sobald sie hierzu in der Lage sind. Da die Studienbeihilfen zinslose Darlehen sind, die vom Stipendiaten nach Möglichkeit zurückgezahlt werden sollen, so verdoppelt und vervielfältigt sich die Wirksamkeit dieser finanziellen Hilfsquelle; sie fließt, wenigstens zum größeren Teil, zum Ursprung zurück, um neue Wohltaten zu gewähren.

Neben den preußischen A.-M.-V. müssen die dem gleichen Ziel zugewendeten katholischen Studienunterstützungsvereine in anderen deutschen Bundesstaaten, die bayerischen, ein badischer, ein hessischer, ein württembergischer, zwei reichsdeutsche erwähnt werden, die mit dem Verband der preußischen A.-M.-V. zum Teil in Fühlung stehen. Man sieht, der Ansatz ist überall vorhanden; das Streben zu kräftiger Selbsthilfe hat begonnen, und dann hilft auch Gott. Darum dürfen die Katholiken nicht nachlassen in dem begonnenen Streben und sollten sich durch allerlei Stimmen aus dem Lager der Gegner nicht irremachen lassen.

Obwohl die bisherigen, im Vorhergehenden geschilderten Erfolge zur Besserung der Lage des katholischen Volksteiles noch nicht wesentlich beitragen und namentlich inbezug auf die Verwendung in ausschlaggebenden Stellungen noch sozusagen kaum einen Einfluß üben konnten, so haben sie dennoch zu wiederholtenmalen zu Anfeindungen und gehässigen Auslassungen im Parlament, wie in der Presse geführt. Wiederholt, namentlich aber im Laufe des letzten Jahres sind Stimmen laut geworden, die lebhafte Beklemmungen über das Wirken und die Erfolge des A.-M.-V. verrieten.

So hat ein um die Karriere besorgter Philologe in der „Täglichen Rundschau" seine Beschwerden über angebliche „systematische Ultramontanisierung" seines Standes, über die katholischerseits angeblich geübte „unverantwortliche Förderung der akademischen Berufe," die zu einer „Ueberfüllung der Karriere" führen müßte, laut werden lassen. Er hat sich sogar nicht gescheut, der Leitung des A.-M.-V. den Vorwurf zu machen, sie „dirigiere den Ansturm der ultramontanen Studierenden auf jene Stellungen, mit denen der Unterricht in den sogenannten Gesinnungsfächern (Deutsch und Geschichte) verbunden sei." Der Abgeordnete Maurer, ein ungläubiger, liberaler Schulmann, hat im Verlauf der letzten Session des preußischen Landtages seinen großen Besorgnissen für die Zukunft Ausdruck gegeben, wenn der A.-M.-V. so wie bisher weiterwirken werde. Er stellte allerdings dem katholischen Volksteil, ohne es zu wollen, ein glänzendes Zeugnis in bezug auf Verständnis und Disziplin aus, das man dankend akzeptieren kann, wenn er konstatieren zu müssen glaubte, daß das katholische Volk auf den Ruf der Führer nach mehr akademischem Studium sofort „eingeschwenkt" sei. Dann aber jammert der liberale Führer über Ueberproduktion durch den A.-M.-V.

Was ist zu all diesen Vorwürfen und Angriffen zu sagen? Darauf hier ganz kurz eine Antwort. Wenn wirklich die Beteiligung des katholischen Volksteiles am akademischen Studium und infolgedessen auch das Angebot von geeigneten katholischen Kräften, die sich zum Dienst in den öffentlichen Anstellungen qualifizieren, wächst, dann ist nicht die erste Konsequenz, hiergegen Stellung zu nehmen, sondern man muß anfangen, damit zu rechnen, und man muß endlich von dem alten Mindermaß in der Verwendung solcher Kräfte abgehen. Es geht durchaus nicht an, jetzt mit einer anderen Redensart, die der früheren von dem „mangelnden Angebot" entgegengesetzt ist, zu operieren. Wenn andrerseits wirklich einmal die Verminderung der Zahl der Studierenden in einem Fach oder Beruf angezeigt erscheinen würde, dann dürfte sich diese nicht so vollziehen, daß nun den Angehörigen der aus der Minderheit und Niederhaltung aufstrebenden Konfession zugemutet wird, sie solle ihrerseits nun auf die weitere Ausbildung von Kräften verzichten; sondern diese muß im Wettbewerb belassen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß die Gesamtzahl der Studierenden vorübergehend sich steigern sollte. Indessen ist die Zahl der katholischen Studierenden in vielen Laufbahnen noch so weit hinter jener der nichtkatholischen zurück, daß der Zeitpunkt wahrlich noch nicht gekommen ist, auf eine Verminderung derselben hinzuarbeiten. Gewiß ist es eines der Probleme für die Leitung des A.-M.-V, worin sie aber die Belehrung von übelwollender Seite ablehnen muß, wie die Studierenden in die richtigen Bahnen zu lenken sind, damit sie eine möglichst aussichtsvolle Laufbahn vor sich haben. Nach dieser Richtung sind schon Schritte geschehen und sind gutgemeinte Ratschläge nur erwünscht. Jedenfalls aber darf vorläufig keine Rede davon sein, daß in dem kaum begonnenen Streben, würdigen und talentvollen katholischen Studenten in ihrer Studentenlaufbahn voranzuhelfen, ein Stillstand oder Rückgang einzutreten habe, weil gewissen Leuten das Angebot solcher Kräfte unsympathisch ist. Wir Katholiken Deutschlands dürfen uns durch solche Stimmen nicht irremachen lassen. Darum immer noch rüstig weiter in der Förderung des A.-M.-V.! Weg mit aller Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit! Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, katholisches Deutschland, auch auf diesem Gebiet.

Verständigung!

Von Michael Rogg, Pfarrer in Kirchhaslach.

II. (Schluß.)

Der aufrichtige Wille zur Verständigung schafft natürlich nicht mit einem Schlag alle sachlichen Differenzen aus dem Weg. Aber man wird zunächst nach einem Gebiete suchen, auf dem ein Zusammengehen unmittelbar möglich erscheint.

Eine Hauptforderung der Volksschullehrer ist der Ruf nach Aufbesserung. Sicher gönnt der Geistliche dem Lehrer eine materielle Besserstellung von ganzem Herzen. Er dürfte dieses vielleicht noch öfter zum Ausdruck bringen, nachdrücklicher betonen auch bei jenen Stellen, die Einfluß auf eine Lösung dieser Frage haben. Am dringendsten bedürften der Aufbesserung wohl eine Reihe junger Filialschullehrer, die keinen Kirchendienst und keine sonstige Gelegenheit zu Nebenverdienst haben, deren Einkommen zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht. Man sagt freilich, die Lehrer sollen eben nicht so jung heiraten. Aber auch auf dem Filialdorf sieht man den verheirateten Lehrer lieber kommen als den ledigen. Das Junggesellenleben hat seine Gefahren, die dem Ansehen und der Persönlichkeit des Lehrers großen Schaden bringen können. Der Mangel einer geregelten Häuslichkeit ist für den unverheirateten Lehrer doch eine recht harte Sache und verurteilt ihn vielfach zur Fortsetzung eines Wirtshauslebens, das schon der Hilfslehrer führen mußte, da ja die Verpflegung beim Lehrer mit Wunsch und Willen der Regierung immer seltener wird. Der Klerus möge also nicht übersehen, daß es Lehrerkategorien gibt, die einer Aufbesserung dringend bedürfen.

Es soll aber nicht der Lehrer dahin verhetzt werden, als ob ihm der Geistliche die Aufbesserung nicht vergönnte. Auch dürfen die Lehrer nicht übersehen, daß eine Reihe von Lehrern auch auf dem Lande sich verhältnismäßig ganz gut stellt, daß es auch andere Stände gibt, die hart mit dem Leben und seinen Sorgen zu ringen haben, daß wirklich eine finanzielle Notlage des Staates einer umfassenden Aufbesserung zurzeit große Schwierigkeiten bereitet, Schwierigkeiten, welche alle jene Lehrer erhöhen halfen, die in den letzten Wahlkämpfen den Steuerhetzern eifrig zur Seite standen.

Die Lehrer kämpfen für Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienst. Daß sie den niederen Kirchendienst abgeben wollen, ist ihnen nicht zu verübeln, jedenfalls noch nicht als Kirchenfeindlichkeit auszulegen, wenn auch bei manchen die Abneigung nicht bloß gegen das „Schmieren der Kirchenuhr" und das „Hängen an den Glockenseilen" gerichtet ist, sondern in gefährlicheren Tiefen gründet. Auch ist bei Abtrennung des niederen Kirchendienstes vom Schuldienst im allgemeinen nicht der Klerus den Lehrern im Wege, sondern einfach der Geldpunkt. Wird der durch die Abtrennung des niederen Kirchendienstes dem Lehrer entgehende Betrag durch Staat oder Gemeinde ersetzt, dann ist die Hauptschwierigkeit behoben. Für eine völlige Trennung des Chordienstes vom Schuldienst werden zurzeit wenig Geistliche zu haben sein. Aber sicher ist eine zeitgemäßere Bezahlung des Chorregenten- und Organistendienstes an nicht wenigen Orten angezeigt. Wenn die Geistlichen da bisher im allgemeinen nur langsam auf die Wünsche der Lehrer hörten, so war es zumeist nicht böser Wille und Lehrerfeindlichkeit, wie es ihnen ausgelegt wurde, sondern einfach die Kargheit der vorhandenen Mittel, welche mit jedem Pfennig sparen hieß. Die Erhebung von Kirchenumlagen wird in Zukunft die Kirchenverwaltungen eher in den Stand setzen, daß sie sich etwas splendider zeigen können. Verständigung wird auch hier die Losung lauten müssen, nicht Kampf übertriebener Anforderungen gegen übertriebene Sparsamkeit.

Die größte Schwierigkeit für Verständigung bereitet die Frage der geistlichen Schulaufsicht. Aber das sollte sich wenigstens erreichen lassen, daß man sich gegenseitig besser versteht, daß man nicht überall bösen Willen sieht. Nach meiner Ueberzeugung kann ein Lehrer im Prinzip für Fachaufsicht und zugleich ein aufrichtiger Freund und Sohn seiner Kirche sein, und umgekehrt kann ein Geistlicher energisch für die geistliche Schulaufsicht eintreten und es mit Schule und Lehrerstand aufrichtig gut meinen; er braucht noch lange nicht „der Feind" zu sein, wie die „bayerische Lehrerzeitung" gern den Klerus tituliert. Sicher ist, daß ein Teil der Lehrerschaft gegen geistliche Schulaufsicht und gegen Konfessionsschule ist, weil sie von allem „Dogmenzwang" befreit werden wollen, weil sie innerlich mit ihrer Konfession gebrochen haben. Aber es gibt auch Lehrer, denen ist die Frage der Schulaufsicht nur eine Standes-

frage, sie glauben, daß durch „Fachaufsicht" das Ansehen ihres Standes gehoben, Vorrückungsmöglichkeiten geschaffen, daß durch solche Inspektoren, welche auch die Kleinarbeit in den einzelnen Schulfächern geleistet haben, eine entsprechendere Beurteilung und Förderung derselben zu erhoffen sei. Sie sagen, daß durch einen gut katholischen Oberlehrer der katholische Geist für die Schule so gut erhalten bleiben könne, als durch einen geistlichen Distriktsschulinspektor. An diesen Gründen ist sicher etwas Berechtigtes. Wenn daher ein Lehrer für Fachaufsicht und damit ein Gegner der geistlichen Schulaufsicht ist, so ist darauf zu sehen, aus welchem Grunde er das ist und wie er diese Stellungnahme zum Ausdruck bringt. Die äußere Stellung zur Schulaufsicht allein für sich darf nicht zum Kriterium seines Katholizismus gemacht werden. Eine Konsequenz daraus ist, daß auch Mitgliedern des katholischen Lehrervereins eine Neigung zum Prinzip der Fachaufsicht an sich noch nicht zu sehr verübelt werden soll.

Eine Scheidung der Geister bringt die Frage, ob die Schule Konfessionsschule oder Simultanschule sein soll. Ein Lehrer, in dem sein Katholizismus Leben hat und der die Bedeutung eines lebendigen Katholizismus, der durchaus nicht Antiprotestantismus ist, für die Kinder kennt, muß für die Konfessionsschule sein. Wer hier versagt, stellt seinem Glauben oder der Konsequenz seines Denkvermögens ein Armutszeugnis aus. Wenn alle jene Lehrer, die gegen die geistliche Schulaufsicht sind, ebenso entschieden für die Konfessionsschule eintreten, dann liefern sie einen Beweis, daß sie die Schulaufsichtsfrage nur als Standesfrage betrachten, aber nicht kirchenfeindlich sind. Dann ist auch ein Entgegenkommen des Klerus in dieser Frage viel leichter möglich und die Herstellung eines Modus denkbar, welcher der Kirche die notwendigen Garantien bietet, daß unkirchlicher Geist von der Schule ferngehalten wird, und zugleich den Lehrerwünschen möglichst gerecht wird.

Dem Klerus ist die geistliche Schulaufsicht nicht ein Werkzeug „klerikaler Machtgelüste" zur „Knechtung" des Lehrerstandes, sondern ein Teil ihrer pastorellen Obsorge zur Erhaltung des religiösen Geistes für die Schule, zur Fernhaltung religionsfeindlicher, antikatholischer Einflüsse auf dieselbe. Es ist hier nur vom katholischen Klerus die Rede. Die protestantische Geistlichkeit, die der Schule im allgemeinen überhaupt ferner steht, als die katholische, hat in dieser Frage wie in verschiedenen anderen keinen klaren, festen Standpunkt. Der größte Teil des katholischen Klerus betrachtet die Ausübung der geistlichen Schulaufsicht als eine Pflicht, die für ihn mit zahlreichen Unannehmlichkeiten verbunden ist, der er sich gleichwohl in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse nicht entschlagen darf.

Vor einigen Jahren wuchs auch bei ihm die Zahl derjenigen, welche mit Rücksicht auf die Standesinteressen der Lehrer und im Vertrauen auf die katholischen Lehrer dem Gedanken der Fachaufsicht sympathischer gegenübertraten. Da kam die schroffe Ablehnung des nur allzu berechtigten, in mildester Form gehaltenen Mahnwortes des bayerischen Episkopates durch die Mehrzahl der Mitglieder des bayerischen Lehrervereins. Dieser Affront gegen den Episkopat, der allerdings nur durch Hinüberzerrung der absolut politikfreien Sache — wie kann man auch ein Vorgehen gegen ein Blatt, das „unpolitisch" sein will, so schnell aus politischen Motiven erklären wollen? — auf das Gebiet der Politik und durch Vorspiegelung von Intentionen, die den Bischöfen durchaus ferne lagen, sich erklären läßt, hat dem Lehrerstand eine Unsumme von Vertrauen unter dem Klerus und dem katholischen Volke geraubt. Er hat sich zu viel durch jene gängeln lassen, die ihm jede Woche predigen, daß der Lehrer eine freie Persönlichkeit sein müsse und sich nicht gängeln lassen dürfe. Hievon sprachen freilich jene nicht, die ihren mit so billigen Mitteln erfochtenen „Sieg" in die Welt hinausposaunten.

Auch ist der Geist der „Bayerischen Lehrerzeitung" seit jener Zeit um nichts besser, der Ton noch etwas gereizter, die Ausdrucksweise kaum in etwas vorsichtiger geworden. Der Geist des Blattes ist der des Liberalismus, jener Geist, der in Nr. 26 dieses Jahrganges an dem früheren Redakteur Fr. W. Pfeiffer belobt wird, wenn es von ihm, der mit dem Pantheisten und späteren Atheisten Feuerbach Freundschaft schloß, heißt: „Seine Seminaranschauung revidierend und umdenkend, lernte er die Dinge in einem höheren Zusammenhang auffassen und dem Welträtsel und den Ewigkeitsfragen kühne ins Auge schauen: Religion wurde ihm Freiheit, Toleranz das letzte Wort des Gesetzbuches". Wann und wo spricht sich die „Bayerische Lehrerzeitung" für positives Christentum aus, wie hier für die durch Umgang mit einem Atheisten gewonnene Religion der Freiheit? Wenn sie für positives Christentum ist, warum hat sie dann ihren Lesern durch Prospekt „drei Monate kostenlos" die Frankfurter christenfeindliche Zeitschrift „Das freie Wort", welches programmäßig „den konfessionellen Religionsunterricht aus der Schule verbannt", durch beigelegten Prospekt offeriert? Warum hat sie dann ebenso die Romane Zolas, darunter auch „Lourdes" und „Rom" ihren Lesern, unter denen doch auch sehr junge Lehrer sind, angeboten? Und das alles, nachdem man sich die bischöfliche „Einmischung in Vereinsangelegenheiten" verbeten hatte.

Man möchte meinen, daß unter diesen Umständen, da der „kirchenfreie" Geist im bayerischen Lehrerverein herrscht und tonangebend ist, jeder kirchentreue Lehrer ein Verständnis dafür besitzt, daß der Klerus jetzt nicht die Macht aus der Hand geben darf, die er in der Schule noch hat. Der Geist, der im bayerischen Lehrerverein, nicht ohne Schuld der zu passiven katholischen Lehrer, sich die Herrschaft angemaßt hat, würde ungeniert in der Schule sich Geltung verschaffen wollen. Daher hat Hauptlehrer F. Feldigl einmal ganz richtig gesagt, daß es für die Lehrer in der Schulaufsichtsfrage nicht vorwärts gehe, daran sei nicht der Klerikalismus, sondern der Radikalismus gewisser Lehrer und Lehrerführer schuldig. Wer das nicht berücksichtigt, versteht nicht, um was es sich für den Klerus und Episkopat, den offiziellen Hüter der katholischen Kirche, in der Schulaufsichtsfrage handelt.

Auch wem die geistliche Schulaufsicht, rein prinzipiell gesprochen, nicht als Idealzustand erscheint, wird unter den gegebenen Verhältnissen, die eben keineswegs ideale sind, den Standpunkt des Verbandes katholischer Schulvorstände in Bayern verstehen: Beibehaltung der geistlichen Schulaufsicht, innere Stärkung derselben durch möglichste pädagogische und methodische Durchbildung des Klerus, wohlwollendes Entgegenkommen gegen den einzelnen Lehrer und gegen den Lehrerstand, wo nicht ein Entgegenkommen eine Gefährdung der von dem Geistlichen mit Pflicht und Herz vertretenen Sache bedeutet. Je mehr die katholischen Lehrer im bayerischen Lehrerverein sich als entschiedene katholische Männer zeigen oder je mehr der katholische Lehrerverein an Einfluß gewinnt, desto mehr wird sich der Klerus mit dem Gedanken an die Fachaufsicht befreunden können und auf Wege sinnen, wie dieselbe ohne Preisgabe kirchlicher Interessen in die Wege geleitet werden kann. Ein Zustand, der beide Teile befriedigt, der auch nur einen Teil ganz zufriedenstellt und ihm wahrhaft nützt, wird nicht die Frucht eines bis aufs äußerste getriebenen Kampfes sein, sondern einer von Selbstsucht freien, den Frieden und das wahre Wohl von Kirche und Schule suchenden Verständigung.

Das Christentum gegen den Sozialismus.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

„So erhob sich (1813) im Glauben an Gott ein unterdrücktes, zerstückeltes Volk, ein Wunder, wie es noch nicht dagewesen, und warf alles vor sich nieder. Das war nicht die Tat des Menschen, das war Gottes Tat." Mit den Worten hat der Kaiser den Grundton angegeben, in dem er das Jubiläum von Preußens Heldentaten gefeiert wissen will, und zwar mit dieser Nutzanwendung: „Wir können den heutigen Gedenktag nicht schöner begehen, als durch das erneute Gelöbnis, uns unserer Vergangenheit und unserer Väter allzeit würdig zu erweisen und die uns als köstliches Erbe überkommenen Ideale und religiösen Güter zu pflegen und zu mehren für den opferwilligen Dienst am teuern Vaterlande." Das soll nicht nur gelten für die Zeiten der Gefahr und des Krieges, sondern auch im Frieden gibt es Feinde, die bekämpft werden müssen: „Ihr Beispiel (das der Landwehroffiziere), ihre Lebensauffassung und ihre Pflichterfüllung gegen Gott, König und Vaterland sind von außerordentlicher Bedeutung im Kampfe gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unseren Tagen am gesunden Marke unseres Volkes zehren." Der Kaiser steht also auf dem Standpunkte, daß die Vaterlandsliebe ihre beste Stütze im Gottesglauben und in religiöser Uebung hat. Er weist hin auf die grimmigsten Feinde des Volkes, die aber nicht wie 1813 Deutschlands Grenzen bedrohen, sondern in der Bürger Mitte wohnen. Die Parallele ist klar und deutlich: Wie damals das Volk erst nach seiner Rückkehr zu Gott den

Feind schlug, so, meint er, wird es auch heute sein. Er will — und das sieht er als seine Aufgabe an — den Kampf führen gegen Unglauben und Umsturz; so faßt er darum den Wert und Inhalt des Jubiläumsjahres. Gerne und freudig wird ihm der größte Teil des Volkes darin zustimmen. Besonders den Katholiken bringen derartige Gedankengänge den Kaiser nahe.

Die Sozialdemokratie hat sich darüber im Reichstage beklagt, daß sie mit den finsteren Mächten des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit gemeint gewesen sei. Darauf hat der Reichskanzler geantwortet, daß der Kaiser zu seiner Aeußerung voll berechtigt gewesen sei; denn die religionsfeindlichen Tendenzen der Sozialdemokratie seien doch jedem offenbar. Der erste verantwortliche Staatsmann stellt sich also vollkommen auf die Seite seines kaiserlichen Herrn. Auch er ist der Ansicht, daß der Sozialismus durch die christliche Gesinnung des Volkes am wirksamsten bekämpft werden könne. Man hört solche Worte vom Regierungstische selten. Um so freudiger wird man dem Reichskanzler diesmal zustimmen können. Es schien fast so, als ob er sowohl, wie besonders sein Vorgänger derartige Gedankengänge ängstlich gemieden hätte. Das ist freilich erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Bülowblock wesentlich auch aus Leuten bestand, die im Sinne des „Berliner Tageblattes" oder der „Frankfurter Zeitung" der christlichen Religion einen Platz zu wirkungsvollem Eingreifen in die Geschicke des Staates nicht einräumen wollen.

Aber die Worte des Kaisers und die zustimmenden Erklärungen des Reichskanzlers passen durchaus nicht zu den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie sich im Reiche und in Preußen herausgebildet haben. Wenn das Christentum die Grundlage der Bürgertugend sein soll, dann darf doch seinem Wirken in keiner Weise von der Regierung ein Hindernis in den Weg gelegt werden. Im Gegenteil müßte es in seinem Wirken für die Erziehung des Volkes im Sinne des Kaisers in jeder Weise unterstützt werden. Daß das nicht der Fall ist, weiß jeder. Man braucht nur die Vorgänge auf dem Gebiete der Schule zu verfolgen, um das einzusehen. Die Regierungen vieler Bundesstaaten, auch die preußische, lassen es ruhig geschehen, daß in der Schule immer mehr der Einfluß der Kirche zurückgedrängt wird. Sie rühren nicht einen Finger, wenn liberale Lehrervereine die Idee der religionslosen Schule mit aller Macht propagieren. Wo sollen denn die Kämpfer gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit im Sinne unseres Kaisers herkommen, wenn die Erziehung in der Volksschule nicht mehr durchtränkt ist von den Lehren des Christentums?

Ferner paßt zu den Worten des Kaisers auch durchaus nicht unsere ganze Kulturkampfgesetzgebung, im Reiche so wenig wie in den Bundesstaaten. Es ist zur Erreichung seiner Ziele unumgängliche Notwendigkeit, daß jede Konfession ihre Tätigkeit ohne jede Behinderung entfalten kann. Der Toleranzantrag des Zentrums liegt darum ganz im Sinne des Kaisers, ebenso die Aufhebung des Jesuitengesetzes und aller die Orden und die katholische Religionsübung beschränkenden Gesetze. Wenn man dergleichen Fragen in diesem Zusammenhang erörtert, dann heißt es natürlich sofort, das Zentrum hege Kuhhandelsgedanken, es präsentiere die Rechnung für seine geleisteten oder zu leistenden Dienste. Man wird auch die, die solches sagen, kaum belehren können. Böswilligkeit ist eben nicht zu überzeugen. Wenn aber jemand mich auffordert, ein Haus zu bauen oder für die Erhaltung eines solchen tätig zu sein, mir aber das Baumaterial verweigert und die Bauleute vertreibt oder in ihrer Arbeit fortwährend stört, so ist das eine Inkonsequenz.

Wenn die beiden großen Konfessionen ihre Aufgabe im Sinne unseres Kaisers lösen wollen, so haben sie alle Hände voll zu tun, und nicht die geringste Zeit bleibt ihnen übrig zum Kampfe gegeneinander. Aber anstatt daß es in dieser Beziehung besser wird, scheint vielmehr eine Verschlechterung einzutreten. Typisch ist gerade wieder der Fall in Nürnberg. Franziskaner wollen sich dort niederlassen zu Zwecken der Seelsorge. Anstatt sie als Mitkämpfer zu begrüßen, erhebt man vielmehr Protest gegen sie von evangelischer Seite, weil dadurch das protestantische Empfinden verletzt würde. So geht es in hundert und aberhundert Fällen. Der tertius gaudens in all diesen Streitigkeiten ist natürlich die Sozialdemokratie.

Sie ist längst über die Zeit hinaus, wo der eben verstorbene Bebel verkündete, daß Religion Privatsache sei. Dabei fällt freilich weniger ins Gewicht, daß sich sozialdemokratische Redner und Zeitungen fast Tag für Tag in öden Beschimpfungen des Christentums ergehen. Das liegt an sich nicht im System. Für dieses ist vielmehr Religion, oder besser gesagt die bisherige Religion in Form des Christentums ein überwundener Standpunkt. Die Sozialdemokratie ist keine reine Arbeiterpartei mehr zur alleinigen Vertretung wirtschaftlicher Interessen, sie bestrebt sich vielmehr, immer mehr eine Weltanschauung zu werden zum Zwecke der vollständigen Erfassung der dem Christentum entfremdeten und dafür einen Ersatz suchenden Massen. Eine neue Volksreligion ist im Werden, deren Inhalt auch ein „Glaube" bildet, der Glaube an den endlichen Sieg des Proletariates; er ist die Umwertung der materialistischen Anschauung von der Entwicklung der Welt und der Dinge zu immer größerer Vollkommenheit. So kann der Sozialismus die Seele des Arbeiters ergreifen; der Glaube kann Berge versetzen und Opfer werden für seine Erfüllung gefordert und gebracht. Der Sozialismus, so hat einmal Frank gesagt, ist eine religiöse Bewegung, eine Bewegung von religiöser Innigkeit und Kraft. „Glaube an ein übermenschliches Etwas, Treue gegenüber einer unbekannten Zukunft, Dienst in der Weltbewegung", das ist nach Maurenbrecher der Inhalt einer sozialistischen Religion. Diejenigen Sozialdemokraten, die diese Richtung propagieren, haben die Psyche der Massen studiert. Der Glaube an den Kladderadatsch ist ihnen ein überwundener Standpunkt, aber mit der neuen „Religion" läßt sich die alte Religion des Christentums überwinden, über seine Trümmer hinweg geht dann der Siegeszug des Sozialismus.

Diese Gedanken stecken in nuce in unserer Zeit, es ist der Zeitgeist im proletarischen Gewande. Hier spricht der Subjektivismus in seinen äußersten Konsequenzen, der sich selbst seinen Gott schafft und seine Zukunftshoffnung baut: Das Recht auf Freiheit fühlt sich ohne christliche Gedanken zerbrochen, aber den „Sklaven des Kapitalismus" gaukelt doch eine Auferstehung vor. Die werden sie zu erreichen suchen, indem sie, wenn nötig, auch die Freiheit des Rechtes zerbrechen, um ihr vermeintliches Recht auf Freiheit zu erlangen. Das ist ihr „Glaube".

Wenn die beiden christlichen Konfessionen nicht gemeinsam arbeiten, um dieser Bewegung Herr zu werden, dann werden sie es an ihrem Bestande zu büßen haben. Das sind in Wahrheit die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, von denen der Kaiser gesprochen hat. Sie aber können nur ganz allein überwunden werden von innen heraus durch streng gläubige Erziehung im Sinne des Christentums.

Parität in Elsaß-Lothringen.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Seit der Einverleibung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich im Jahre 1871 beansprucht die Entwicklung der katholischen Bevölkerung dieses Landes das größte Interesse. Es kann von niemand geleugnet werden, daß neben den Germanisierungsbestrebungen gleichzeitig Protestantisierungstendenzen in mehr oder minder verhüllter Weise einherliefen. Die große Schar von Militärs und Beamten zur Verwaltung des Landes ist in der Hauptsache seit Jahrzehnten protestantisch und überwiegend norddeutsch. An der Universität in Straßburg dominierte lange ununterbrochen das protestantische Element, so daß zahlreiche eingeborene Studierende ihren Studien in Freiburg oder Basel oblagen. Welche Zähigkeit die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät, die Berufung eines katholischen Geschichtsprofessors nach Straßburg kostete, ist noch lebhaft in aller Erinnerung.

In Anbetracht der fortwährenden ungünstigen Behandlung der Katholiken Elsaß-Lothringens herrscht zurzeit eine besonders scharfe, aber wohlverständliche Stimmung im Lande. Daß dieselbe ihren Ursprung in den Protestantisierungstendenzen der Regierung hat, gesteht mit offenen Worten der Berliner „Vorwärts". In Nr. 143 macht dieses Blatt Gründe geltend, warum das Zentrum in erster Linie gegen das Regime Wedel in Opposition stände. Das komme daher, „weil Graf von Wedel mit einer gewissen Konsequenz darauf ausgeht, das traditionell versuchte Werk der monarchisch-germanischen Eroberung in den 1871 gewonnenen Provinzen, gestützt auf den Protestantismus (im „Vorwärts" gesperrt) und erforderlicherweise gegen das nationalistisch verseuchte reichsländische Zentrum durchzuführen".

Die katholikenfeindliche Haltung der elsaß-lothringischen Regierung ist durch eine ganze lange Kette von Beweisen dargelegt. Hören wir, was die „Lothringer Volksstimme", eines der ruhigsten Zentrumsblätter der Reichslande, in schöner Zusammenfassung der Tatsachen schreibt. Wir lesen da:

„Obwohl die Katholiken im Lande die Vierfünftelmajorität haben, wird jahraus jahrein der Parität und der Toleranz ein Faustschlag ins Antlitz versetzt. Trotzdem die Protestanten nur ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen, gebärden sie sich, als ob sie die Herren des Landes wären. All die gehässigen Beschimpfungen gegen unseren Bischof und die Geistlichkeit, all die unausgesetzten Eingriffe in unsere innerkirchlichen Angelegenheiten wie bischöfliche Verordnungen, päpstliche Anweisungen usw., sollen nur nebenbei berührt werden. Noch im Dezember vorigen Jahres beschloß das protestantische Oberkonsistorium, beim Statthalter dafür einzutreten, daß die elsaß-lothringischen Bevollmächtigten beim Bundesrat dahin instruiert werden mögen, ihre Stimmen gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes oder dessen Abschwächung abzugeben. Und da soll eine derartige Herausforderung der Minorität gegen die Vierfünftelmajorität nicht einen Sturm der Entrüstung im ganzen Lande hervorrufen? Alle Welt kennt auch den krassen Unterschied zwischen den Gehältern der katholischen und protestantischen Geistlichen. Protestanten und Eingewanderte bekleiden fast ausschließlich die besseren Stellen. Die drei Bezirkspräsidenten sind alle protestantisch, ebenso die drei Stellvertreter, alle Oberregierungsräte sind protestantisch, in Metz ist von elf Regierungsräten mal hier und da einer katholisch. Unter den acht lothringischen Kreisdirektoren findet man ab und zu mal einen Katholiken, und wir sind doch zu 89 Prozent katholisch! In sehr vielen ganz katholischen Dörfern gibt es gerade nur zwei Protestanten, und das sind der Förster und der Gendarm. Das Volk weiß darum, das Volk ist über eine derartige systematische Zurücksetzung der Einheimischen und der Katholiken erbittert.

Die Verärgerung des elsaß-lothringischen Volkes erreichte in der letzten Zeit durch kleinliche Regierungspraktiken den Höhepunkt. Wir erwähnen nur vorübergehend das Verbot der Fronleichnamsprozession in Metz. Ferner hatten wir Katholiken seit Menschengedenken unsere katholisch geweihten Kirchhöfe. Einige wenige Protestanten kamen aus Altdeutschland zu uns. Obwohl ihnen durchaus passende, aber getrennte Beerdigungsplätze angewiesen wurden, empörten sie sich. Die Regierung stellt sich gegen das ganze Land auf Seiten der Minorität. Im Falle Grafenstaden gab die gesamte Kammer der Regierung für ihre „Gesinnungsschnüffelei" ein Mißtrauensvotum schärfster Art. Damals schrieb die „Frankfurter Zeitung": „Die Regierung ... hat den Beweis erbracht, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist, und es wäre besser, eine solche Regierung verschwindet so rasch wie möglich von der Bildfläche." Dr. Stadtler wurde aus dem Schuldienst entlassen, weil er mit einem für die Regierung etwas zu heißen Eifer für das Zentrum eintrat. Die Kammer und das ganze Volk nahm für Dr. Stadtler Stellung. Dr. Stadtler blieb entlassen. Der fortschrittliche Agitator Lehrer Hildwein aber hatte durch seine politische Tätigkeit — gerichtsnotorisch steht das fest — eine ganze Gemeinde durcheinandergebracht, hatte Kinder politischer Gegner mißhandelt, ja den katholischen Religionsunterricht verunstaltet ... erging es ihm etwa wie Dr. Stadtler? Beileibe nicht! Herr Hildwein wurde auf eine bessere Stelle befördert. Ebenso ein liberaler Lehrer aus Saargemünd. Und da soll man sich in Anbetracht aller dieser und noch manch anderer Fälle noch wundern, wenn die Volksseele vor Aerger überläuft und eine immer radikalere Stimmung gegen die Regierung an den Tag legt?"

Bis zur Stunde haben die Katholiken in Elsaß-Lothringen um ihre Rechte kämpfen müssen, während die Huld der Regierung stets den anderen Konfessionen zuneigte. In Anbetracht dieser politischen und kulturellen Verhältnisse ist es von nicht geringem Interesse, die Anteilnahme der Katholiken an den höheren Berufsarten des Landes kennen zu lernen.

Was zunächst den Stand der Bevölkerung im Jahre 1910 anlangt, so wurden in Elsaß-Lothringen 1 428 343 oder 76.22 Prozent Katholiken, 408 274 oder 21.79 Protestanten und 30 483 oder 1.62 Prozent Juden gezählt. Der Prozentsatz der Katholiken betrug im Jahre 1905 76.46, sodaß eine Abnahme von 0.24 eingetreten ist, während die Protestanten um diesen Betrag zugenommen haben. Diese Zunahme beruht aber nicht auf natürlicher Bevölkerungsvermehrung, sondern ist eine Folge der Vermehrung der protestantischen und Verminderung der katholischen Militärbevölkerung, indem von 1905 bis 1910 die protestantische Militärbevölkerung um 2900 Mann verstärkt, die katholische um 1652 Mann verringert wurde. „Daß der starke Rückgang der katholischen und die Zunahme der protestantischen Bevölkerungsziffer in Elsaß-Lothringen seit 1871 zu einem sehr großen Teil durch Verlegung protestantischer Truppenteile und Heranziehung zahlreicher protestantischer Beamten nach Elsaß-Lothringen herbeigeführt worden ist", schreibt Krose in den Stimmen aus Maria Laach (Bd. 84, S. 163) „ist ja eine bekannte Tatsache."

Im folgenden sollen nun die wichtigsten Berufsarten vorwiegend akademischer Natur im Zusammenhalt mit der Konfession geprüft werden auf Grund der Berufszählung vom Jahre 1907, bei welcher 21.4 Prozent Protestanten, 76.7 Prozent Katholiken, 1.69 Prozent Juden und 0.7 Prozent Andersgläubige gezählt wurden. Wenn wir mit diesen Bevölkerungsprozentziffern die Anteile der Berufsangehörigen im Militär-, Hof-, bürgerlichen und kirchlichen Dienst, und der sogenannten freien Berufsarten (ohne die Hausangehörigen und Dienenden) vergleichen, so entfielen auf die Protestanten 48 773 oder 44.5 Prozent, auf die Katholiken 59 543 oder 54.5 Prozent, auf die Juden 927 oder 0.85 Prozent und auf die Andersgläubigen 140 oder 0.13 Prozent. Schon diese prozentuale Gesamtbeteiligung der Konfessionsbevölkerung an den genannten Berufsabteilungen läßt eine sehr starke Verschiebung zu ungunsten der Katholiken erkennen. Die Zerlegung in die einzelnen Berufsarten ergibt folgendes Bild.

Was zunächst die Militärbevölkerung anlangt, so wurden gezählt:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige
Offiziere u. Beamte mit gleichstehendem Range	2 286	458	3	1
%	83.4	16.5	0.1	0.0
Unteroffiziere und Gemeine (auch Verwaltungspersonal von gleichem Range) . . .	36 857	34 581	306	56
%	51.4	48.2	0.4	0.08

In diesen Ziffern kommt so recht klar zum Ausdruck, daß bei den Offizieren und bei der Militärverwaltung die Katholiken in einer staunenerregenden Weise ausgeschaltet sind. Das protestantische preußische Militär gibt vollständig den Ausschlag, sowohl bei den Offizieren, wie bei den Unteroffizieren und Gemeinen. Wenn auch in Anbetracht der preußischen Regimenter im Reichslande ein Vordringen der protestantischen Soldaten und höheren Militärs begreiflich ist, so ist der Abstand zwischen dem Bevölkerungsprozentsatze der elsaß-lothringischen Katholiken mit 76.7 und der Anteilnahme der Katholiken an den Berufsarten der Offiziere und Militärbeamten mit 16.5 Prozent ganz horrend. Im Hinblick auf die seit langem herrschenden Zustände ist es begreiflich, daß die einheimische akademische Jugend nur wenig Lust zur Offizierslaufbahn verspürt.

Die folgende Berufsgruppe umfaßt die Beamtenschaft in Reich, Staat und Gemeinde, Rechtspflege, Strafjustiz, sowie das zugehörige Aufsichts- und Dienstpersonal. Die einzelnen Berufsarten zeigen folgende Gestaltung:

	Protestant.	Katholiken	Juden	Sonst.
Höhere Reichs- und Staatsbeamte	212	117	—	—
%	64.4	35.6	—	—
Richter, Staatsanwälte	360	211	23	1
%	60.5	35.5	3.9	0.1
Rechtsanwälte, Notare, Patentanwälte	163	175	30	—
%	44.3	47.5	8.1	—
Höhere Kommunalbeamte . . .	21	24	1	—
%	45.6	52.2	2.2	—
Reichs- und Staatsbeamte mittl. Ranges (einschließl. der Justizverwaltung)	2767	3040	44	6
%	47.4	52.0	0.7	0.1
Kommunalbeamte mittler. Ranges	460	1027	4	4
%	30.8	68.5	0.3	0.3
Niedere Reichs- und Staatsbeamte	202	254	—	1
%	44.3	55.6	—	0.1
Niedere Kommunalbeamte . . .	272	1052	1	—
%	20.6	79.3	0.08	—
zusammen	4459	5900	103	12
%	42.5	56.7	0.9	0.1
Bevölkerungsprozentsatz	21.4	76.7	1.7	0.7

Die Zurückdrängung der Katholiken aus den amtlichen Stellen ist nach Aussage der vorstehenden Zahlenangaben in Elsaß-Lothringen sehr stark. Wenn man den Prozentsatz der Konfessionsbevölkerung mit den einzelnen Berufskategorien vergleicht, so stehen die Katholiken mit Ausnahme der Gruppe der niederen Kommunalbeamten erheblich hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück. In der Kategorie der höheren Reichs- und Staatsbeamten erreichen die Katholiken kaum die Hälfte ihres Bevölkerungsprozentsatzes, ebenso bei den Richtern und Staatsanwälten. Auch bei den Berufen der Notare, Rechtsanwälte und höheren Kommunalbeamten ist die Beteiligung der Katholiken noch ziemlich weit von ihrem Gesamtbevölkerungsanteile entfernt. Die Juden sind sehr stark unter den Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Notaren vertreten. Die jahrzehntelange Bevorzugung der Protestanten hat dazu geführt,

daß diese in dem überwiegend katholischen Elsaß-Lothringen dominieren und daß die Katholiken infolge ihrer berechtigten Abneigung gegen das herrschende Regierungssystem und infolge der Aussichtslosigkeit, im Staats-, Reichs- und Kommunaldienst vorwärtszukommen, sich von der Anteilnahme an diesen Berufskategorien zum großen Teil abgekehrt haben. Unsere Zahlen sind der klarste Beweis für die Imparität der elsaß-lothringischen Regierung und eine laute Anklage wegen systematischer Unterdrückung der Katholiken. Wenn auch der etwas geringeren Beteiligung der Katholiken am höheren Studium ein kleiner Teil der Schuld an diesem Mißverhältnis zugeschrieben werden muß, so liegt doch die Hauptschuld an der absichtlichen Zurücksetzung der Katholiken bei Beamtenberufungen aus dem übrigen Deutschland und der Bevorzugung der Protestanten um jeden Preis.

Eine neue Berufsgruppe wird von den Personen in Kirche, Gottesdienst, Mission, auch Personal in Anstalten für religiöse Zwecke gebildet. Die Gestaltung dieser kirchlichen Berufe zeigt folgende Zahlenergebnisse.

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige
Geistliche, Missionare, Kirchen- und Anstaltsbeamte . . .	393	2056	89	10
%	15.5	80.7	3.5	0.4
Anstaltsinsassen	20	1590	3	—
%	1.2	98.8	0.9	—
Kirchendiener, Dienstpersonal in Anstalten usw.	34	439	129	6
%	5.6	72.2	21.3	0.9
zusammen	447	4085	221	16
%	9.4	85.6	4.6	0.3
Bevölkerungsprozentsatz . . .	21.4	76.7	1.7	0.7

Es ist auffallend, daß die protestantische Geistlichkeit in Elsaß-Lothringen mit 15.5 Prozent hinter dem Bevölkerungsprozentsatz der Protestanten mit 21.4 erheblich zurücksteht. Es ist das eine Erscheinung, welche in fast allen deutschen Staaten wiederkehrt. Dagegen sind die Katholiken in der Kategorie der Geistlichen, Missionare, Kirchen- und Anstaltsbeamten sehr gut vertreten, indem sie wie überall im Deutschen Reich ihren Bevölkerungsprozentsatz sogar ein wenig übersteigen. Die Anstaltsinsassen sind fast durchgehends weibliche Personen in Klöstern und caritativen Anstalten. Die zufriedenstellende Anteilnahme der Katholiken an den geistlichen Berufen ist fast das einzige erfreuliche Moment der vorliegenden Berufsstatistik.

Die Berufsgruppe: Bildung, Erziehung und Unterricht, Bibliotheken, wissenschaftliche und Kunstsammlungen zeigt folgende Gestaltung:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige
Direktions- und Lehrpersonal	2303	7509	120	11
%	23.3	75.7	1.3	0.1
Verwaltungspersonal . . .	52	82	1	1
%	38.2	60.2	0.7	0.7
Dienstpersonal, auch in Anstalt.	143	677	2	1
%	17.4	82.3	0.2	0.1
zusammen	2498	8268	123	13
%	22.8	75.6	1.1	0.1
Bevölkerungsprozentsatz . . .	21.4	76.7	1.7	0.7

In dieser Gruppe stimmen bei allen Konfessionen die Prozentanteile zwischen Bevölkerung und Berufsanteilnahme in der Hauptsache zusammen. In der wichtigen Kategorie des Direktions- und Lehrpersonals geben bei den Katholiken 4248 oder 79.0 Prozent weibliche Personen als Lehrerinnen den Ausschlag. Wenn diese Kategorie genauer nach Einzelberufen gegliedert wäre, würde sich ein erhebliches Defizit bei den maßgebenden und einflußreichen Posten herausstellen.

Die Berufsgruppe Gesundheitspflege und Krankendienst zeigt nachstehende zahlenmäßige Besetzung:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige
Direktions- und ärztliches Personal	819	1427	120	14
%	34.4	59.7	5.0	0.6
Verwaltungspersonal . . .	139	122	3	—
%	52.7	46.3	0.1	—
Wartepersonal	463	3259	12	14
%	12.6	87.2	0.3	0.4
Sonstiges Dienstpersonal . .	163	544	5	—
%	22.9	76.6	0.7	—
zusammen	1584	5352	140	28
%	22.3	75.5	1.9	0.4
Bevölkerungsprozentsatz . . .	21.4	76.7	1.7	0.7

Was die Beteiligung am Direktions- und ärztlichen Personal anlangt, so stehen die Katholiken hier erheblich hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück. Noch schlimmer gestaltet sich die Sachlage, wenn wir in dieser Kategorie die männlichen Personen allein, also in der Hauptsache die Aerzte, zahlenmäßig herausstellen. Es wurden gezählt 1152 männliche Personen, darunter 505 oder 43.9 Prozent Protestanten, 520 oder 44.3 Prozent Katholiken, 117 oder 10.2 Prozent Juden und 10 oder 0.8 Prozent Sonstige. Die Zahl der katholischen Aerzte bleibt sonach mit 44.3 Prozent gegenüber dem Bevölkerungsprozentsatz von 76.7 um 32.4 zurück, während die Protestanten und vor allem die Juden denselben erheblich übersteigen. Glänzend dagegen sind die Verhältnisse für die Katholiken in der Kategorie des Wartepersonals, wo die katholische Caritas in Gestalt von 2925 barmherzigen Krankenschwestern (oder 88.0 Prozent) gegenüber 379 (oder 11.4 Prozent) protestantischer Krankenpflegerinnen, eine so herrliche Frucht der christlichen Nächstenliebe aufzuweisen hat.

Die letzten Berufsgruppen umfassen liberale Berufsarten, Schriftsteller, Schauspieler, musikalische Berufe:

	Protestanten	Katholiken	Juden	Sonstige
Privatgelehrte, Schriftsteller, Journalisten	60	54	2	5
%	49.5	44.6	1.6	4.1
Stenographen, Privatsekretäre Rechnungsführ., Schreib. usw.	51	50	2	2
%	48.5	47.6	1.9	1.9
Direktionspersonal, Schauspiel., Musiker, Künstler	441	601	25	6
%	41.1	56.1	2.3	0.5
Verwaltungs- u. Hilfspersonal	90	194	2	1
%	31.4	67.5	0.7	0.3
zusammen	531	795	27	7
%	39.0	58.5	1.9	0.5
Bevölkerungsprozentsatz . . .	21.4	76.7	1.7	0.7

Die Katholiken stehen in allen diesen Berufskategorien zurück, die Protestanten und das Judentum überwiegen.

Es ist gewiß lehrreich, sich in die Sprache unserer Zahlenangaben zu vertiefen. Es ist um die Anteilnahme der Katholiken an den höheren Berufsarten in Elsaß-Lothringen traurig bestellt. Die systematische Unterdrückung durch die Regierung im Zusammenhalt mit dem nicht ganz ausreichenden Zugang der Katholiken zu den akademischen Berufen infolge des starken Vorherrschens der agrarischen Berufe bei den Katholiken haben diese Verhältnisse verschuldet. Es ist notwendig, daß die kirchlichen und politischen Faktoren des katholischen Elsaß-Lothringen in Zukunft ihr Augenmerk schärfer auf die Beseitigung der vorhandenen Imparität gerichtet halten.

Arbeitsklang.

In die Stille baut sich der Meister ein,
Drin hämmert er seine Gedanken
Zur festen Tat im Sonnenschein
Der Treu; er will nicht wanken.

Wohl kehrten andere längst sich ab
Und suchten Spiel und Freude,
Er müht sich, hämmert den Eisenstab,
Fasst Händ' an, alle beide.

Manchmal will's grollen im Herzen drin,
Dass er allein soll wirken,
Dann wirft auf die Glut er das Eisen hin
Und rastet unter den Birken.

Und hat er gerastet und still sich gedacht
Sein Inneres, geht er wieder
Zum Ambos, und er lacht und lacht
Und singt seine frohen Lieder.

Eugen Mack.

IV. Schweizer Katholikentag in St. Gallen.

2—5. August 1913.

Von Alberta M. Baronin Gamerra, Schloß Wartegg bei Rorschach.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Bewegung. Bewegung auf geistigem und technischem Gebiet. Kräfte- und Gewaltenentfesselung da und dort. Während in den Fabriken mechanisch Rohmaterial verarbeitet wird, gähren und brodeln geistige Strömungen durch die Sitzungen der Kongresse. Der geringfügigste Sport hat seinen Verein, seinen Kongreß. Die verschiedenartigsten wissenschaftlichen Zweige, die caritativen und sozialen Bestrebungen haben die ihren. Von den merkantilen und industriellen Diesseitsinteressen bis zu den großen Problemen ewigen Seins oder Nichtseins wird auf Kongressen diskutiert.

Je mehr einerseits der Materialismus das Uebergewicht nimmt, um den Jenseits- und Gottesgedanken zu ersticken, um so mehr schreit die unterdrückte Seele auf, und ruft nach ihrem Schöpfer. Die anthropologische und ethnographische Wissenschaft liefert immer mehr Beweise dafür, daß es kein Volk gibt, keinen noch so kleinen, verschollenen Volksstamm ohne wenigstens den primitivsten Begriff von Gott und Jenseits.

In einem seiner letzten Nummern beklagt der Pariser „Correspondent" als traurige Errungenschaft der Moderne, daß die Franzosen es dahin gebracht, ein Volk ohne Gott zu sein. Gott ausgeschaltet aus der Schule, aus dem Ehekontrakt, aus der Aufnahme des neugeborenen Bürgers in die menschliche Gesellschaft, aus seinem Ausscheiden aus derselben. Parallel mit diesem öffentlichen Ignorieren Gottes, sammelt sich aber die französische Jugend trotz der „écoles sans Dieu" in katholischen Vereinen; und immer mehr sieht das katholische Volk Frankreichs die Notwendigkeit dessen ein, sich auf der allein unerschütterlichen Grundlage der Kirche zu organisieren.

Die kurze Spanne Zeit eines Monates trennt den exotischen Kongreß „Fortschrittlicher Christen und verwandter Religionen" in Paris von dem ernsten wissenschaftlichen Kongreß „für religiöse Völkerkunde" in Löwen. So überaus groß der Unterschied dieser beiden Tagungen ist, kann es nicht geleugnet werden, daß ein allen gemeinsames Sehnen nach Gott, nach Christus in richtiger oder falscher Form all diese Bewegungen in Fluß bringt. Man kommt über den Gottesbegriff in der Schöpfung, über die Persönlichkeit Christi in der Geschichte nicht hinweg.

Immer mehr teilt sich die Menschheit in zwei absolute Weltanschauungen, in den positiven Theismus und in den negativen Atheismus. Wir können es kühn behaupten, daß selbst in den Reihen der Katholiken die Scheidewand zwischen positiven und Scheinkatholiken immer mehr hervortritt. Die sogenannten liberalen Katholiken, die noch vor einigen Jahren eine Art Norm bildeten, schwenken nach der Seite der Modernisten, während die treuen Katholiken sich immer mehr festigen, nach innen durch die eucharistische Veredelung des Charakters, nach außen durch den festen Zusammenschluß der Organisation auf streng katholischer Basis. Zu dieser inneren und äußeren Festigung tragen viel die Katholikentage bei. Ist es doch unmöglich, von einer Tagung, wie beispielsweise die St. Gallener es war, nicht edler, besser ins Alltagsleben zurückzukehren, voll neuer Begeisterung für Christus und seine Kirche.

Schon diese Schar von fast 35000 strammen Männern und Jünglingen, wie sie im Festzug unter ihren 230 Fahnen heranziehen, festen, sicheren Schrittes, wirkt begeisternd. Diese Männer wissen, was sie wollen, und verfolgen unbeirrt ihr Ziel. Diese Jünglinge haben ihrem hohen Ideal Treue geschworen, zum Zeichen dessen schwenken sie kühn und mutig das katholische Banner, ob sie in Couleur der katholischen Studentenverbindungen oder als Arbeiter in der schmucken Tracht ihres Kantons oder in ihrem schlichten Sonntagsgewand einherschreiten.

Und die Stadt St. Gallen jubelt ihnen entgegen mit einem Fahnenwald, der das Zeichen des Kreuzes trägt. Das eidgenössische weiße Kreuz auf rotem Grund auf die festlich geschmückten Häuser gesteckt, wehend durch tannenreisduftende Straßen. Das echt schweizerische „Gott Grüetzi" ruft von dem Triumphbogen herab, es klingt von den freudig lächelnden Lippen der St. Gallener.

Diese große Menge, die da zusammengeströmt ist aus den verschiedensprachigen Kantonen der Schweiz, aus den angrenzenden Nachbarländern und oft aus weiter Ferne, sie ist sich nicht fremd. Warme Freundlichkeit ist das äußere Merkmal eines Herzens, das es mit der Nächstenliebe ernst nimmt. Das ist die christliche Caritas im gegenseitigen Verkehr, der beste und schönste Lobhymnus auf dieselbe.

Stundenlang standen sie da wie angenagelt die Tausende und Abertausende und lauschten den hervorragenden Rednern. Stadtpfarrer Weiß aus Zug hielt eine mächtig schöne Rede über „Die reifenden Garben auf dem Felde der Kirche". Unwillkürlich knüpfte man an seine Ausführungen den Gedanken, da steht es vor uns in herrlicher Fülle, das Aehrenfeld und Ehrenfeld der Kirche. Diese vielen Tausende überzeugungstreuen katholischen Männer und Jünglinge, die kühn und stolz ihren heiligen Glauben öffentlich bekennen! Sind das nicht volle, reiche Garben?

Der Katholikentag von St. Gallen war kein Spezialkongreß für einzelne Fragen, wie der letzthin in Plymouth abgehaltene. Von glänzenden Rednern interpretiert kam alles zur Sprache, was die Kirche in ihrer idealen Organisation von jeher auf religiösem, caritativem und sozialem Gebiet zum Wohle der Menschheit leistet, sich immer weise den Ansprüchen und Bedürfnissen der Zeit anpassend. Von internster Vaterlandsarbeit bis zur fernsten Missionstätigkeit.

Mitten in einem protestantischen Land, in einem vorwiegend protestantischen Kanton, wie St. Gallen es ist, war es naturgemäß, daß die Festredner mit besonderer Vorliebe apologetische Saiten anschlugen. Die Verteidigungsreden gegen die Angriffe der Kirche steigerten sich oft in begeisterte und begeisternde Verherrlichungsreden. Auf diesem Gebiete leistete wohl das prächtigste Prälat Dr. Gisler aus Chur. In seinem oratorischen Meisterwerk: „Die Minierarbeit des modernen Freidenkertums" führte er alle modernen philosophischen Systeme unbarmherzig ad absurdum. Materialisten, Darwinisten, Modernisten, sie alle zeigte er in ihrem wahren Licht, und mehr braucht es nicht, um sie unschädlich zu machen.

Der große Andrang der Teilnehmer erforderte mehrere (deutsche und französische) Parallelversammlungen mit nur bedeutenden Rednern. Um allen gerecht zu werden, müßte man alle nennen, den Wortlaut ihrer Reden bringen. Es wäre in diesem Rahmen unmöglich. Aber einer kann nicht unerwähnt bleiben: Meyenberg. Den Werdegang Saulus-Paulus entwickelte er als Vorbild inneren und äußeren Werdens und Neuwerdens für den jungen Mann unter katholischem Banner. An den leuchtenden Blicken und Ausrufen der Begeisterung der jungen Leute konnte man ermessen, wie tief er sie erfaßt.

Als ich St. Gallen verließ und gegen Rorschach fuhr, lag verglühendes Abendrot auf dem fünf Länder harmonisch vereinigenden Bodensee, der Widerschein eines sonnigen, schönen Tages, der Vorbote eines sonnigen, schönen Morgens. Auch das Abendrot über St. Gallen ist der Widerschein eines sonnigen, schönen Katholikentages; der Vorbote eines sonnigen, schönen Morgens der Tat für Innen- und Außenkultur.

Sind wir doch notwendig?

Programmatisches zum „Hl. Feuer" und zum „Bund der Nazarener". Zugleich eine Ergänzung zu Dr. H. Rosts: Die Zersplitterung unserer Kräfte.

Von Ernst Thrasolt.

Die heutige Grund- und Todeskrankheit der Gesellschaft und der Nation ist nach dem Urteil der Seelsorger wie der Nationalökonomen, der Juristen wie der sittlich bekümmerten Regierungen die fast bloß mehr weltliche, irdische, diesseitige und daher in allen Stücken maßlose, genußsüchtige, sinnliche Lebensauffassung und Lebenshaltung.

Diese äußert sich überall, aber am meisten, am sichtbarsten und schädlichsten an dem Fundamente, auf dem die Gesellschaft, die bürgerlichen wie religiösen Organisationen, Staat und Kirche beruhen, an der Familie. Das Wort „Geburtenrückgang" besagt alles. Der, der die Geschichte der zugrunde gegangenen Weltreiche kennt, hört die Schaufeln schon klingen, die das Grab unserer Nation graben (trotz der Lügen- und Beschwichtigungsräte, die von einem kleineren, aber dafür auserlesenen Volke reden; als ob das in Athen, in Rom der Fall gewesen und den Ruin verhindert

hätte, und als ob es in Frankreich und in den Zweikinderfamilien der Fall wäre. Trotz des auserlesenen Tisches sind die weder körperlich noch geistig noch sittlich unser Halt und unsere Hoffnung).

Einen großen Uhrzeiger, Kultur- und Zukunftszeiger gibt es für jedes Volk — er heißt Geburtenziffer. Und der sinkt rapid abwärts und zeigt bald das letzte Stündlein unserer inexhausta pubertas und unserer Größe an.

Wenn wir die Welt und unsere Nation retten wollen, heißt es nicht nur an die sieche Mündung des Gesellschaftsstromes sich hinstellen und dort predigen — die traurige Flut hält kein Herrgott mehr auf — wir müssen an die obersten Quellen, wir müssen die ganze Lebensauffassung und Lebenshaltung reformieren; mit allen Mitteln müssen wir dieses Hindernis beseitigen, das die Urquellen der Menschheit besudelt und verschlammt und versandet und den Urherd verlöscht: die Familie.

Vor allem um dieser Quelle und um dieses Herdes willen nennen wir unseren Bund „Bund der Nazarener" und unsere Zeitschrift „Hl. Feuer".

Mit allen Mitteln wollen wir den Herd und damit diese Quelle und diese der Nation drohende Gefahr der irdischen, genußsüchtigen, geistlosen Lebensauffassung und Lebenshaltung abwenden. Und damit die Mittel allumfassend und allseitig seien, haben wir in unser Programm aufgenommen:

1. Die religiöse und sittliche Anregung und den Hinweis und die Hinleitung auf die besten Quellen der Religiosität und Sittlichkeit: Pfarrkirche, Kirchenjahr und Liturgie; daneben religiöse Selbstpflege durch religiöse Lektüre und apostolische Mithilfe in den Angelegenheiten der Kirche.

2. Die Erziehung zu Sinn und Vernunft in den Dingen des täglichen und gesellschaftlichen Lebens, des Hauses und der Familie, die Erziehung zur Abkehr von der Oeffentlichkeit, zu häuslicher Einkehr, zu Einfachheit, zu spartanisch christlicher Sparsamkeit und Strenge.

3. Die Erziehung zu Geschmack — wir haben doch kein Organ, was zielbewußt die Geschmackskritik und -erziehung in den kleinen, häuslichen, gesellschaftlichen Fragen betreibt — zu wahrer Kunst und Kultur, weil diese den Charakter in den genannten Dingen bilden, weil echter Kunst und Kultur Zweckwidrigkeit, Unvernunft und Protzentum in jeder Beziehung zuwider sind; dann weil das Schöne in Natur, Menschentum und Leben, besonders in der sieghaften Darstellung durch die Kunst, den Sinn erhöht, dem Geiste eine bessere Richtung gibt, die Seele ergreift und befruchtet; weil es Haus und Familie anziehend macht und ihre Glieder wieder andere Freude und Erholung lehrt als Alkohol, Vereine, Flirt, Sport, — Dinge, die oft nur Vorwand zu Verschwendung und Sittenlosigkeit sind.

Gleichzeitig soll diese Kulturerziehung Erziehung zu Weltsinn und Welttüchtigkeit sein, soll zur sozialen Hebung beitragen (z. B. die soziale Lage ist nur in Verbindung mit der verkehrten Lebenshaltung eine Ursache des Geburtenrückganges), soll Kulturbedürfnisse und Gewissenhaftigkeit bezüglich der katholischen Kulturpflichten wecken; dann werden die Katholiken Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz usw. neben den vielen akatholischen Revuen eine entsprechende Anzahl großer katholischer Revuen unterhalten können (an kulturellem Sinn, nicht an finanzieller Leistungsfähigkeit fehlt es bei uns), die wieder die Position der Religion und der nationalen Ideale verstärken.

Dieses ist das große, dreiteilige Programm des „Bundes der Nazarener" und seines Organes, des „Hl. Feuers". In dem Werbeheftchen im Umfang von 32 Seiten, das vom Verlage (Schnellsche Buchhandlung in Warendorf i. W.) gratis zu erhalten ist, ist mehr davon die Rede, speziell in dem Artikel „Zeitschriftenkonkurrenz oder katholischer Geist" ist manches gesagt, was zur Ergänzung des Rostschen Aufsatzes dienen kann; Ergänzung sage ich; denn dort wird die Berechtigung der Ausführungen Rosts nicht bestritten, aber auch die Berechtigung und Notwendigkeit des neuen Bundes und seiner Zeitschrift darzutun versucht.

Organisierte und zielbewußte Reform der Lebensauffassung und Lebenshaltung zur Erhaltung von Religion und Nation und etwa auf die angegebene dreifache Weise, das scheint uns die nächste und wichtigste Aufgabe zu sein, christliche wie deutsche innere Missionsaufgabe zu sein.

Darum halten wir uns für notwendig und sind wir da — und wir hoffen, viele Anhänger und Helfer zu finden, zum Heile des ganzen deutschen und speziell katholischen Vaterlandes und seiner Kultur und auch zum Nutzen der anderen katholischen Vereins- und Zeitschriftenunternehmungen.

Wertvolle Dokumente.

Von G. Dickenberger.

Unter „Breslau-Gießen" veröffentlichte Ernst v. Wolzogen in Nr. 174 der „Frankf. Ztg." folgende Notiz:

„Zu dem Kapitel vom stolzen Geist unserer Zeit, wie er sich in der Breslauer Hauptmann-Affäre so herrlich offenbarte, kann ich auch einen hübschen Beitrag liefern. Die Gießener Studentenschaft beabsichtigte, auf dem dortigen Naturtheater heuer mein Weihespiel „Die Maibraut" aufzuführen. Die Vorbereitungen waren so weit gediehen, daß alle künstlerischen Fragen als glücklich gelöst angesehen werden durften; um die nötigen Geldmittel zu beschaffen, war es aber notwendig, sich der Beihilfe zweier Professoren der Universität und Geheimräte zu versichern — und diese Herren lehnten jede Unterstützung des Planes mit der Begründung ab, daß mein Werk „unsittlich" sei. Es sei für Studenten und insonderheit für junge Damen aus der guten Gesellschaft Gießens unmöglich, in einem solchen Werke mitzuwirken. Die vielen Tausenden, die seinerzeit mein Weihespiel im Wiesbadener Nerotal oder am Darmstädter Hoftheater erlebten, werden ermessen können, wie unsinnig gerade der Vorwurf der Unsittlichkeit diesem Werke gegenüber ist. Es verherrlichte die deutsche Treue im Kampfe gegen den neuen Vorstoß Roms in der Verkleidung des päpstlichen Christentums. Da liegt der unsittliche Hase im Pfeffer! Die Herren Geheimräte haben dafür gesorgt, daß ein dramatisch bisher unbescholtener Herr X. mit der Anfertigung eines Festspiels „Blücher in Gießen" betraut wurde."

Bald darauf folgte eine zweite Notiz in der „Frkft. Ztg.". Sie lautete:

„Mit Bezug auf die Notiz „Breslau-Gießen" über die Vereitelung der „Maibraut"-Aufführungen im Gießener Freilichttheater schreibt uns Herr von Wolzogen: „Die beiden Universitätsprofessoren legen Wert darauf, öffentlich festzustellen, daß ihre moralischen Bedenken sich keineswegs auf die Ethik oder die religiöse Problemstellung meines Werkes bezogen haben, sondern lediglich auf die möglichen gesellschaftlichen Unannehmlichkeiten, die einer jungen Dame ihrer Kreise aus der Darstellung der Titelheldin hätten erwachsen können, die als „gefallene Hagidise" allerdings in eine recht heikle Lage gerät. Da es sich also überhaupt nach der Bekundung der Herren nur um einen freundschaftlichen Rat handelte, so hat allerdings die Parallele Breslau-Gießen keinen Sinn mehr, was zum Ruhme Gießener Denkungsart hiermit freudig anerkannt wird."

Das sind wahrhaftig in ihrer Art zwei kostbare Dokumente, die nicht unter dem Wust der Tagespressenotizen verloren gehen dürfen. Sie müssen festgehalten werden zur Kennzeichnung der verworrenen sittlichen und religiösen Begriffe, wie sie in unserem sich noch christlich nennenden Zeitalter vor der breiten Oeffentlichkeit traktiert werden dürfen.

Nach Wolzogens eigener Charakterisierung ist sein Stück eine Verherrlichung „deutscher Treue im Kampfe gegen einen neuen Vorstoß Roms in der Verkleidung des päpstlichen Christentums". Aber die Verherrlichung deutscher Treue wirkte in seinem Weihespiel zugleich als eine Verherrlichung germanisch-heidnischer Sitte und germanisch-heidnischen Glaubens gegenüber christlicher Sitte und christlichem Glauben. Aber weder gegen die Ethik noch gegen die religiöse Problemstellung des Stückes hat man Bedenken. Das ist alles in schönster Ordnung bei Männern, die von einem christlichen Staate beauftragt sind, den zukünftigen Führern und Spitzen des Volkes die Blüte jeglicher Bildung zu vermitteln. Ganz in der Ordnung ist es, wenn vor dem Volke eine Lanze gebrochen wird für altheidnische Sittenbegriffe gegenüber dem alles überragenden echten, wahren christlichen Sittengesetze. Ganz in der Ordnung findet man es auch, wenn vor aller Oeffentlichkeit das Christentum in einer ganz absurden Verzerrung vorgeführt wird gegenüber altgermanischem Heidentum. Ganz in der Ordnung ist es, die Grunddogmen des Christentums zu verhöhnen, wie die Lehre vom Gottessohn und seiner Erlösertätigkeit, die Lehre von der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Lehre von der Sünde usw.

Nichts ist einzuwenden, wenn der aus dem Frankenlande heimkehrende Ortnit, der Hauptvertreter germanischer Treue, seinen Landsleuten das Christentum also schildert:

Roms schwarze Raben flattern rheinhinab —
Und wo sie nisten, hebt Vernichtung an:
Vernichtung alter Sitte, alten Rechtes,
Vernichtung alles stolzen Mannestums,
Vernichtung aller aufrecht freien Art.
Die Nächstenliebe pred'gen sie im Namen
Des toten Gottessohns am Marterkreuze
Und härten doch die Herzen nur zum Haß
Und säen Zorn und Zwietracht unter jene,
Die sich die nächsten sind von Blutes wegen.
Kind wider Eltern, Sippen wider Magen,

Weib wider Mann in blinder Wut. — Warum?
Nicht weil der eine bieder, treu und ehrlich,
Der andere ein feiler Schurke wäre
Voll Lug und heuchlerischer Niedertracht —
Nicht darum hetzt der Römling Blut an Blut.
Der ist der Todfeind, der nicht glauben mag
Den Wundermären, die im Morgenlande
Vor grauer Zeit ein fremdes Volk ersann;
Wer nicht sein Haupt der Wassertaufe beugt,
Wer nicht in seiner Seele Heimlichkeiten,
Wie in den letzten Winkel seines Hauses
Den Priester schauen läßt, der sich berühmt
An Gottes Statt die Sünden zu vergeben.
Und was heißt Sünde? Just der Schöpferdrang
Aus tiefsten Sehnens Not und Seligkeit,
Der Mensch und Tier und Pflanze fest vereint
In Hochgefühle gottentstammten Lebens.
Erkenntnisfrohen Geistes freier Mut,
Der edlen Schönheit heit'rer Siegeslauf,
Der starken Kraft selbstsich'rer Eisenschritt
Heißt ihnen Sünde. Und die Seligkeit
In ihres dreigespalt'nen Gottes Himmel
Winkt dürft'gen Duckern, armen Schächern eher.
Ein Siechentrost nur ist ihr Paradies,
Ein Krüppelheim der Leiber und der Seelen.

Ganz in Ordnung ist es zumal, wenn neben einem solchen Streiter wider das Christentum der Landsknecht Swemmerling steht als Vertreter der christlichen Religion. Diese ganze Figur hinterläßt den Eindruck, als ob sie nur da sei, das Christentum der Lächerlichkeit preiszugeben. Darauf ist schon sein ganzes Auftreten gestimmt. Vor allem muß er recht viele Kreuze schlagen. Bezeichnenderweise reitet Swemmerling nicht wie Ortnit ein Pferd, sondern einen richtiggehenden Esel! Und diesen Esel redet er einmal also an:

„Gelt, mein Grauer, wärst auch froh, wenn uns der Herr Christ wieder mitsammen aus dem Heidenland helfen wollte? Bist ein christlicher Esel wie ich, gelt? Graust dir vor dem heidnischen Greuel?"

Und bei allem Spott und Hohn, den man von allen Seiten über Swemmerling und seinen Glauben ausgießt, steht er hilflos da, bis er schließlich auf jede Diskussion verzichtet. Es war das Gescheiteste noch, was er tun konnte. Bei Essen und Trinken hingegen stellt er wacker seinen Mann. Als einzigen sympathischen Zug an diesem Manne muß man bezeichnen seine Treue zu Ortnit, seinem Herrn. Aber auch hierbei wieder ein Hieb gegen das Christentum! Denn Ortnit sagt von ihm: „Ein Christ und dennoch treu!"

Und ausgerechnet heute findet man das alles in Ordnung, wo doch immer wieder angesichts der religiösen und sittlichen Verwilderung die Forderung erhoben wird: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben". Aber von diesem Volke, dem die Religion erhalten werden soll, scheint sich die „Bildung" geflissentlich auszuscheiden, und sie denkt nicht daran, daß eine solche Scheidung nicht ungestraft gemacht werden darf. Doch, wie gesagt, das alles erregte absolut keine Bedenken.

Bedenken erregen einzig und allein die gesellschaftlichen. Unannehmlichkeiten, die einer jungen Dame ihrer Kreise aus der Rolle einer „gefallenen Hagidise" hätten erwachsen können. Und der Dichter und Künstler Wolzogen läßt diesen Grund gelten für die Ablehnung und verkündet in der „Frankf. Ztg." laut den Ruhm derartig moderner Denkungsart. Ich muß gestehen, die Anerkennung gerade dieses Grundes vonseiten eines modernen Dichters und Künstlers ist mir unbegreiflich. Ich dachte immer in meiner Hochschätzung aller echten Kunst, ein wahres hohes Kunstwerk, zumal wenn es ein Weihespiel sein soll, müßte sich in allen seinen Rollen schließlich so auswirken, daß nie eine Doppelmoral notwendig wäre: eine für Schauspielerinnen und eine für die Damen besserer Kreise. Ich war immer der Meinung, gerade in der Gegenwart arbeite man mit allen Kräften daran, auch den Schauspielerinnenberuf aus seiner Zwitterstellung zu befreien und ihm Gleichstellung mit jedem in Ehren ausgeübten Beruf zu sichern. Aber unser Zeitalter, das der großen Worte redet vom Streben nach Wahrhaftigkeit und vom fabelhaften Werte der Persönlichkeit, scheint auf seine eigenen großen Tiraden blutwenig zu halten.

Der ganze Chorus modern gerichteter, „geradgesinnter, aufrechter" Menschen aber mag sich merken: Das lebensechte Christentum erkennt auf keinem Gebiete eine Doppelmoral an. Die Bewertung des Menschen stützt sich eben beim Christentum auf den inneren Gehalt des Menschen und nicht auf eine rein äußerliche und deshalb noch rohe und barbarische Klassifizierung nach Stand und Rang und Reichtum.

Entscheidungsstunde.

Die Zeit ist schwer und groß der Augenblick!
An ihrem Wendepunkte steh'n die Nationen;
In Trümmer sinkt das alte Heidentum zurück,
Und fragend schau'n nach Rettung tausend Millionen!

Gemartert und gebeugt von harter Last
Schrei'n nach Erlösung arme, ärmste Heidenseelen;
Verlorne Schiffer, die ohn' Segel, ohne Mast
Auf stürmisch hoher See den rechten Weg verfehlen!

Und auf dem Wrack noch rudern durch die Nacht
Die arg Bedrängten, suchend Schutz im sichren Hafen.
O wenn ihr je die Stunde ihrer Not bedacht,
Wie lang noch wollt ihr säumig sinnend steh'n und schlafen?

Die Zeit ist schwer und groß der Augenblick!
Der Fluch vom Lande Chams will endlich, endlich weichen;
Im Land des Morgens blüht der Völker neues Glück
Und will bis zu den fernsten grünen Inseln reichen.

Geöffnet steh'n die Tore dieser Welt;
Und siehe, Boten zieh'n hinaus in alle Lande.
Doch wenn das Licht vom Kreuz nicht ihren Pfad erhellt,
Sinkt tiefer nur die Welt in Schuld und Schmach und Schande!

Sinkt tiefer nur ins Heidentum zurück,
Und höhnend zischt Triumpf die falsche Satansschlange.
Dann weh' der Menschheit finster traurigem Geschick,
Kein Friede tönt ihr je aus kreuzesfrohem Sange!

Die Stunde der Entscheidung drängt mit Macht!
Wird die erlöste Menschheit ihren Frieden finden?
Wird in die heidnisch finstre, kalte Todesnacht
Das Kreuz den neuen großen Völkerfrieden künden?

O, die ihr selig seid im Licht des Herrn
Und freudig wandelt auf des ew'gen Lebens Pfaden,
Laßt leuchten eures Glaubens wunderbaren Stern
Hinüber zu der Unglückseligen Gestaden!

Die Zeit ist groß und schwer der Augenblick,
Denn reif zur Ernte steh'n des Kreuzes volle Saaten.
Kein tausendjähr'ger Eifer holt es je zurück,
Was unsre Zeit versäumt an schnellen, großen Taten!

Drum frisch ans Werk! Die schöne Losung sei:
Die ganze weite Welt muß wieder Gottes werden!
Von Pol zu Pol heb an der Freude Jubelschrei;
Im Kreuz erblüht das Heil dem Kreise dieser Erden!

P. Anton Freytag S. V. D.

Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von Generalsekretär M. W. Schmidt, Köln.

Vor Jahresfrist noch stand im Vordertreffen des Kampfes gegen die öffentliche Unsittlichkeit Dr. Armin Kausen und führte eine gefürchtete Klinge. Allzufrüh wurde der Führer vom Kampfplatz abberufen, aber seine Worte haben zu begeisterter Nachfolge angespornt und sein Beispiel hat Hunderte, ja Tausende ermuntert, teilzunehmen am Kampfe. Im Westen und Süden unseres Vaterlandes haben allenthalben in den Städten sich Männer zusammengeschlossen und immer neue Fähnlein stoßen zum gemeinsamen Heerlager, immer mehr Vereine schließen sich dem Verbande der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit an. Die Saat geht auf, die die „Allgemeine Rundschau" in den Boden gesenkt hat. Ihr Verdienst ist es nicht zum mindesten, daß der Verband der Männervereine in jüngster Zeit schnell an Ausdehnung gewonnen hat.

Lange Jahre war München der einzige Männerverein z. B. d. ö. U. in Süddeutschland. Sein Entstehen verdankt er Dr. Armin Kausen und seine Leitung liegt seit der Gründung in den bewährten Händen des Reichs- und Landtagsabgeordneten Frhrn. v. Freyberg. Im letzten Frühjahr ist die Zahl der Männer-

vereine in Süddeutschland beträchtlich gestiegen. Allein in Bayern sind fünf neue Vereine hinzugekommen. In Augsburg (Vorsitzender Landgerichtsdirektor Seidelmayr), in Kempten (Fabrikbesitzer Hoefelmayr), in Bamberg (Stadtpfarrer Hoenninger), in Würzburg (Arzt Dr. Schlachter), in Aschaffenburg (Amtsgerichtsdirektor Acker). Um die gleiche Zahl von Organisationen ist die Bewegung in Baden gewachsen. Vereine sind heute vorhanden in Freiburg i. Br. (Msgr. Dr. Werthmann), in Konstanz (Stadtpfarrer Dr. Gröber), in Lörrach (Stadtpfarrer Haller) und es arbeiten Komitees, die noch zu Vereinen ausgebildet werden, in Karlsruhe (Geistlicher Rat Knörzer) und in Heidelberg (Stadtpfarrer Schano). Als sechster Verein wird Mannheim im Herbste hinzukommen. Elsaß-Lothringen steht nicht zurück. Neue Männervereine traten dort ins Leben in Metz (Rechtsanwalt Dr. Schumann), in Saargemünd (Landgerichtsrat H. Schulz), in Colmar (Prälat Frey) und vor zwei Monaten in Mülhausen.

Von Frankfurt an den Rhein hinunter sind nach der Gründung des ersten Männervereins z. B. d. ö. U. in Köln im Jahre 1898 unter Leitung von Geheimrat Roeren in allen größeren Städten schon vor Jahren Männervereine gegründet worden: Frankfurt (Direktor Hermann Dietze), Wiesbaden (Landgerichtsrat Leyendecker), Koblenz (Reichstagsabgeordneter Dr. Marcour), Bonn (Universitätsprofessor Dr. Ecke), Aachen (Justizrat Dr. Vaassen), Düsseldorf (Amtsgerichtsrat Dr. Hochgürtel), Essen (Oberlehrer Professor Hartog), M.-Gladbach (Rechtsanwalt Nonnenmühlen), Rheydt (Rechtsanwalt Strick), Viersen (Arzt Dr. Papenhoff). Zu diesen Vereinen kamen im Laufe dieses Jahres hinzu in Hessen-Nassau: Hanau (Lehrer Füller), im Großherzogtum Hessen: Bingen mit Bingerbrück (Pfarrer Eich). An der Mosel und der Saar entstanden neue Männervereine in Trier (Professor Rautert), Saarlouis (Gymnasialdirektor Dr. Fischer), Saarbrücken (Kreisarzt Dr. Engels) und am Niederrhein in Odenkirchen (Seminardirektor Dr. Stark) und Cleve (Landgerichtsrat Oppenhoff). Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet sind zu dem Vereine Essen hinzugekommen Oberhausen (Kreisschulinspektor Dr. Lorscheid), Dortmund (Amtsgerichtsrat Seibertz), Recklinghausen (Rechtsanwalt Wulff), Witten und im Herbste wollen andere folgen wie Gelsenkirchen und Hamm.

In mustergültiger Weise ist die Organisation der Männervereine ausgebaut im Bezirke Münster. Als vor drei Jahren der Männerverein Münster gegründet wurde, stellte sich an die Spitze Landtagsabgeordneter, Regierungspräsident a. D., Geheimrat von Gescher, und der damalige Bischof von Münster Dr. Hermann Dingelstad und sein Nachfolger, der jetzige Erzbischof von Köln, Dr. Felix von Hartmann, ließen dem Verein tatkräftige Unterstützung angedeihen. Dank des unermüdlichen Eifers der Vorstandsmitglieder dehnte sich der Verein im ganzen Bezirk aus und es wurden mehr als 3½ Tausend Mitglieder gewonnen, davon in Münster selbst über 1200. Die Bewegung fand fast in allen Orten des Bezirkes Eingang, es gelang, im Laufe des letzten Winters in 25 Orten neue Männervereine zu bilden. Ahaus (Fabrikant B. Oldenkott), Ahlen (Realgymnasialdirektor Dr. Bock), Beckum (Gymnasialdirektor Dr. Pigge), Bocholt (Gymnasialdirektor Professor Dr. Niesert), Borghorst (Sanitätsrat Dr. Rickmann), Bottrop (Augenarzt Dr. Ohm), Buer (Amtsrichter Weinrich), Coesfeld (Landgerichtsdirektor a. D. Bräutigam), Datteln (Kaufmann W. Stromberg), Dorsten (Gymnasialdirektor Dr. Wiedenhöfer), Dülmen (Gymnasialdirektor Dr. Vornefeld), Emsdetten (Arzt Dr. Hagedorn), Gladbeck (Gutsbesitzer Dieckmann), Greven (Schulze Gronover), Herten (Pfarrer Thiemann vorl.), Horst (Rechtsanwalt Funke), Ibbenbüren (Hauptlehrer Rump), Kirchhellen (Amtmann Dr. Brügger), Lüdinghausen (Graf von Westerholt), Ochtrup (Lehrer Uppenkamp), Osterfeld (Hauptlehrer Seewald), Recklinghausen (Rechtsanwalt Wulff), Rheine (Amtsgerichtsrat Brockhausen), Stadtlohn (Sanitätsrat Dr. Brüning), Warendorf (Gymnasialdirektor Dr. Egen). Außer den schon angeführten westfälischen Vereinen gehört schon seit mehreren Jahren der Verein Paderborn (Oberlehrer Professor Dr. Schoppe) dem Verbande an und in Arnsberg (Propst Hellweg) ist jüngst ein Komitee gebildet worden. In Hannover war der Verein Hildesheim (Baurat Herzig) lange Zeit der Vorposten des Verbandes. Im Laufe dieses Jahres fand die Bewegung weitere Verbreitung durch den Verein Hannover (Rechnungsrat Kleybolte) und das Komitee in Osnabrück (Direktor Professor Dr. Ruhe). In Schlesien schloß sich 1912 der Verein Breslau (Justizrat Heer) dem Verbande an.

In 52 Orten haben sich seit Jahresfrist neue Organisationen zum Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit gebildet und die Zahl der Männervereine im Verband stieg von 15 auf fast 60. Diese Entwicklung des Verbandes ist der beste Beweis für die Notwendigkeit der Männervereine z. B. d. ö. U. und berechtigt zu der Hoffnung, daß der Verband noch weiter an Ausdehnung gewinnt. Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit ist heute notwendig nicht allein in den großen Städten, sondern allerorts, denn der Feind bedroht selbst ländliche Orte. Um ihn abzuwehren und niederzuringen, sind die Männervereine die beste Waffe. Auf der Katholikenversammlung zu Aachen im vorigen Jahre empfahl Herr Professor Prälat Mausbach die Männervereine aufs wärmste: „Eine Reihe ernster Fragen, vor allem praktische Einzelpunkte aus der Sittlichkeitsbewegung, treten an den Juristen, den Theologen, den Arzt, den Sozialpolitiker heute als brennende Probleme heran, der schon genannte Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und sein Organ, der „Volkswart", verdienen in allen diesen Kreisen Unterstützung." Mögen die erwähnten Kreise unserer Bewegung die notwendige Unterstützung zuteil werden lassen, damit der Antrag des Männervereins Köln an den Katholikentag zu Metz, der heute wohl schon zum Beschlusse erhoben worden ist, in die Tat umgesetzt und seiner Anregung zur Gründung neuer Vereine Folge gegeben wird.

Zwei Ausstellungen christlicher Kunst.

Von Dr. Oskar Doering-Dachau.

Mit Genugtuung darf man feststellen, daß inmitten des lauten Treibens der großen Ausstellungen, an welchen der heurige Sommer einmal wieder so reich ist, auch die christliche Kunst zu ihrem Rechte gelangt. Die Niederlande wie Deutschland wirken zusammen, um von alter und neuer Bedeutung der höchsten aller Künste durch auserlesene Proben ein gar prächtiges Bild zu geben, und wenn dabei etwas zu bedauern, so ist es, daß man sich die Teile dieses Bildes mittelst weiter Reisen erst zusammensuchen muß. Alte kirchliche Kunst zeigt eine Ausstellung in der holländischen Stadt Herzogenbusch, die, selbst eine hervorragende Kunststätte, von alters her und innerhalb eines Bezirkes mit starkem Prozentsatz katholischer Bevölkerung gelegen, recht geeignet ist, für eine Ausstellung solcher Art den Mittelpunkt herzugeben. Die Beteiligung der wichtigen niederländischen Sammlungen teils privaten, größtenteils öffentlichen und kirchlichen Besitzes ist zwar nicht ganz vollständig, aber doch immerhin äußerst reichlich. Zeitlich gehören die ausgestellten Objekte, deren Zahl sich nach Katalognummern auf gegen 1000 beläuft, allen Epochen der christlichen Zeitrechnung bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts an. Weitaus das meiste sind Gegenstände, welche dem Dienste der katholischen Kirche geweiht sind; kleinere Gruppen gehören den Altkatholiken, den Protestanten und den Israeliten. Man sieht Gemälde, Skulpturen und ganz besonders kunstgewerbliche Erzeugnisse, wogegen die Architektur gänzlich fehlt. Die Gruppe der Malereien ist weder sehr umfänglich, noch durch großartige Darbietungen bemerkenswert. Das meiste sind Schulbilder; von Originalen großer Künstler sei eine Versuchung des hl. Antonius von Hieronymus Bosch erwähnt, eine merkwürdige Kreuztragung des Jan van Hemessen, zwei vorzügliche Triptychen des Jan van Scorel. Auch unter den Plastiken verdienen nur einige in dieser kurzen Besprechung hervorgehoben zu werden. Vor allem ein herrlicher Schnitzaltar mit zahlreichen Reliefs und bemalten Flügeln, der um 1490 entstanden ist und der Kathedrale St. Jan zu Herzogenbusch gehört. Ungemein schön ist eine Reihe von geschnitzten Heiligenstatuen der Barockzeit; hohen Wert besitzen mehrere Renaissance-Madonnen, und so enthält die Skulpturabteilung noch manches tüchtige Stück, würde aber keine sonderlich hohe Bedeutung haben, wenn nicht eine Gruppe überaus kostbarer Elfenbeinschnitzereien dazu gehörte; die ältesten Stücke gehen bis ins 11. Jahrhundert zurück. Qualitativ und auch quantitativ weitaus am bedeutendsten ist die Sammlung von Gegenständen der angewandten Kunst. Da sind herrliche Gußarbeiten, darunter der St. Viktorsleuchter und das Taufbecken der Kathedrale zu Herzogenbusch, beides spätestgotische Kunstwerke; andere kostbare Taufbecken des 16. Jahrhunderts; Weihwasserbecken; Aquamanilien zum Teil aus romanischer Zeit; Lesepulte, darunter ein paar ungemein schöne spätgotische. Eine Anzahl von Bucheinbänden bietet Kostbarkeiten erlesenster Art; dabei ist das Evangeliar des hl. Lebuinus, eine karolingische Handschrift, deren Einband mit Reliefs des frühen Mittelalters und mit altrömischen Kameen besetzt ist. Nicht minder kostbar ist das Evangeliar des hl. Bernulph und das des hl. Ansfrid, alle aus dem Schatze des erzbischöflichen Museums zu Utrecht. Dazu kommen Kollektionen wunderbarer Reliquienbehälter, die zum Teil ebenfalls von höchstem Alter sind; ferner Ciborien; Monstranzen von köstlichster und verschiedenster Ausführung; Kelche, unter ihnen der vom hl. Lebuin benutzte elfenbeinerne aus dem 5. Jahrhundert. Stoffe und Gewänder entstammen so ziemlich allen christlichen Zeiten. Es ist unmöglich, auf das Einzelne einzugehen; der Zweck dieser Zeilen ist ja auch nur, auf die Herzogenbuscher Ausstellung im

allgemeinen hinzuweisen. Was dort gezeigt wird, besitzt überwiegend so außerordentlichen Wert und ist von so vorbildlicher Schönheit, daß jedem, den sein Weg nach jener Richtung führt, der Besuch nur lebhaft empfohlen werden kann.

Das gleiche darf aus warmer Ueberzeugung betreffs derjenigen Ausstellung christlicher Kunst geschehen, welche in Verbindung mit einer Gewerbeausstellung zurzeit in **Paderborn** stattfindet. Von Erzeugnissen älterer Epochen sieht man daselbst nur eine kleine Anzahl; sie stammen aus Kirchen, Klöstern und sonstigen Anstalten, auch aus Privatsammlungen zu Paderborn. Es sind wertvolle Goldschmiedewerke, Drucke und dergleichen dabei; eine Sammlung von Porträts und Architekturansichten besitzt vorwiegend historischen Wert. Im übrigen bietet die Paderborner Ausstellung durchweg moderne Kunst und zwar aus allen Gebieten. Das Kunstgewerbe ist etwas knapp fortgekommen, ist aber doch mit den Erzeugnissen zweier Paderborner Goldschmiedefirmen, H. Cassau und J. Fuchs, sehr anerkennenswert vertreten. Die Materialbehandlung und die Rücksicht auf den Zweck kommen gleichermaßen zu ihrem Recht, und das Einzige, was zunächst auffällt, das Arbeiten in allen Stilrichtungen, erklärt sich aus der individuellen Art der verschiedenen für jene Anstalten die Entwürfe liefernden Künstler. Die Paderborner kirchliche Baukunst interessiert mit Projekten des Diözesanbaumeisters † Geh. Rat Güldenpfennig, dem u. a. der Ausbau des dortigen Domturmes zu verdanken ist. Das alles würde freilich mit einander nur eine kleine Ausstellung abgegeben haben. Zu wirklicher Bedeutung ist sie dadurch gelangt, daß die Münchener **Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst** sich an dem Unternehmen in ausgiebiger Weise beteiligt hat. Ihre Darbietungen sind so vielseitig und vortrefflich, es haben so ausgezeichnete Meister dazu beigetragen, und die Auswahl der Werke von weniger bekannten Künstlern zeugt von solcher Kraft aufstrebender Talente, denen die Gesellschaft mit Recht ihre Fürsorge zuwendet, daß diese Ausstellung ernsteste Beachtung verdient. Die Münchener Kunst herrscht erklärlicherweise vor, aber darum kommt jene von andern Orten doch ebenfalls zur Geltung; man findet rheinische, schlesische, badische, elsässische, anhaltische, tirolische und ungarische Künstler, die auf solche Art Gelegenheit finden, der Oeffentlichkeit bekannt zu werden. Von Sternen erster Größe glänzen in der Architektur u. a. die Namen G. v. Hauberrisser, der Erbauer der Münchener Paulskirche; R. Berndl; F. Rank; H. Freiherr v. Schmidt, dem die bayerische Hauptstadt ihre Maximilianskirche verdankt; H. Gräßel, der ausgezeichnete Friedhof-Architekt. Von den Plastikern sei nur G. Busch genannt wegen seiner mainzischen und münchener Bischofsgrabmäler; J. Faßnacht wegen einer herrlichen Madonnengruppe; H. Schiestl-Würzburg wegen seiner kerndeutschen Kreuzwegstationen; Balthasar Schmitt, der seinen kraftvoll realistischen Kruzifixus aus der Münchener St. Bennokirche und eine hl. Cäcilia zeigt. Von berühmten Malern nenne ich Feuerstein, Firle, G. von Hackl, Huber-Feldkirch, F. Kunz, L. Samberger, K. Schleibner. Die Bedeutung aller dieser Meister und die Eigenart eines jeden ist so hinlänglich bekannt, daß sie hier nicht besonders erörtert zu werden braucht. Die Werke der stattlichen Zahl von weniger bekannten Künstlern, welche zum großen Teile bereits in den Jahresmappen der Gesellschaft für christliche Kunst erschienen sind, bieten in vielen Fällen gleichfalls großes Interesse und lassen für die Zukunft beste Hoffnungen als gerechtfertigt erscheinen. Mit einem Worte sei noch der gleichzeitig veranstalteten Ausstellung profaner Kunst gedacht wegen ihrer vortrefflichen Qualität, sowie besonders auch, weil sie sich in vorbildlicher Art von allem fern hält, was ein feineres Gemüt auch nur im geringsten verletzen könnte.

Vom Büchertisch.

Geburtenrückgang und praktische Seelsorge. Von Dr. Aug. **Knoch**, Domkapitular und Professor der Moraltheologie in Lüttich. Aus der 4. französischen Auflage ins Deutsche übertragen von Pfarrer Ad. Knoch. Verlag von Kirchheim & Co., Mainz 1913. XVI u. 91 S. 1.60 M. Die Schrift bringt den ausführlichen Nachweis, daß die Geburten stark abnehmen, in katholischen Kreisen nicht so sehr, aber doch schon so, daß etwas gegen diese verderbliche Uebung geschehen muß, schon weil sie eine Entweihung der Ehe, weil sie Sünde ist. Die eingehende Besprechung der Verhütungspraxis läßt auf einen ähnlichen Plan zur Gegenarbeit schließen. Aber der 2. Teil begnügt sich mit der ziemlich breiten gründlichen Anleitung, wie der Priester im Bußsakrament diese Materie behandeln soll. Ob der Seelsorger nicht **mehr** tun könnte? Namentlich zur Durchführung der wirtschaftlichen und gesetzlichen Maßnahmen, um den Kindern Platz zu schaffen, um zugleich der Kinder-**Degeneration** zu steuern? Denn es kann z. B. doch nicht Gottes, also auch nicht der Kirche Wille sein, nur möglichst viele wenn auch degenerierte Kinder aufzuziehen. Das ist wohl beachtenswert, daß der Verfasser (besonders wegen der Gefahren der Mutterschaft) über die mehr oder weniger unsicheren und nicht vornehmen Auswege (z. B. die sog. fakultative Sterilität) hinaus zu dem Rat kommt: Wenn der primäre Zweck der Ehe erfüllt (oder unmöglich) ist, dann **Enthaltsamkeit** um der Mutter und des Kindes willen! Zweifellos darf dieses Ehegesetz, das von Aerzten als **Naturgesetz** bezeichnet wird, heute sehr nachdrücklich betont werden. A. Lohr.

Gutberlet, Dr. Konstantin, Domkapitular und Professor. **Der Gottmensch Jesus Christus.** Eine Begründung und Apologie der kirchlichen Christologie. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. gr. 8⁰ VIII und 328 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. Preis brosch. M 6.80, im Originalhalbfranzband M 8.80. Jesus Christus ist die Wonne des Menschengeschlechtes, der Stern unseres Glaubens, das Fundament unseres Lebens, der Mittelpunkt des katholischen Kultus. Ihn kennen heißt leben, ihm dienen ist herrschen. Gerade in unserer Zeit der fortschreitenden Entchristlichung ist ein Vertiefen in Jesu Person, Leben und Wirken besonders nötig. Zu diesem Zwecke ist das oben angezeigte Werk überaus brauchbar. Der als einer der hervorragendsten Theologen bekannte Verfasser versteht es meisterhaft, auf der sicheren, dogmatisch-spekulativen Grundlage des heiligen Thomas die praktische und erbauliche Seite des liebenswürdigen Geheimnisses des Gottmenschen flüssig zu machen. Die Einwände des Unglaubens werden schlagend widerlegt, das Erfassen des Mysteriums vertieft, das Herz mit Liebe entflammt. Da manche Stücke aus Predigten hervorgegangen sind, wird der Prediger viel Brauchbares und Anregendes finden. Aber auch jeder gebildete Laie wird das Buch mit großem Nutzen studieren und betrachten. Es dürfte somit seinen vom Verfasser beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen, nämlich „daß unser Erlöser nicht nur von vielen immer besser gekannt, sondern auch inniger geliebt werde". Dr. Weber, Boppard.

Die Zierde der Jugend. Von **P. Jannarius Grewe, O. F. M.** 16⁰ 232 S., geb. M 2.— Saarlouis, Hausen. 1913. Bei den an Zahl und Schärfe stets wachsenden Gefahren für die Sittenreinheit der Jugend ist jede neue Bemühung um dieselbe willkommen. Ein berufener Jugendfreund bietet in diesem Büchlein in offener, eindringlicher Sprache Belehrung in den ernsten, die Jugendjahre bewegenden Fragen, über die keineswegs unerschwingliche Hochhaltung der Keuschheit, über den körperlichen und geistigen Ruin als Folge der Unkeuschheit; ebenso Aufmunterung in dem der Jugend aufgedrungenen Kampf um das kostbare Lebensgut reiner Sitten durch den Hinweis auf die siegreiche Kampfeswehr. Die Ausführungen stützen sich häufig auf die Hl. Schrift und sind in ihrer edlen Form mit dichterischem Einschlag der Jugend durchaus mundgerecht. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Vom „Ring des Nibelungen" fehlt zur Stunde, da wir diesen Bericht abschließen, noch der letzte „Tag". Der künstlerische Verlauf der vorausgegangenen Teile des gewaltigen Werkes gibt für einen gleich günstigen Ausklang gute Gewähr. Feinhalsens Wotan steht an stimmlicher Schönheit und durchgeistigter Gestaltung auf einer künstlerischen Höhe, die unübertroffen ist. Heinrich Knotes junger Siegfried war von strahlendem Stimmglanz. Die Schmiedelieder erklangen in leuchtender Schönheit, Brünnhildens Erweckung war dramatisch und sanglich von hinreißender Wirkung. Frau Mottl-Faßbenders empfindungstiefe, stiledle Darstellung der Wotanstochter ist stets zu rühmen. Stimmlich hat sie lange nicht solch verschwenderische Fülle und Tonschönheit entfaltet. Zu den idealen Gestaltungen unserer Ringvorstellungen gehören auch Barys prächtiger Siegmund, Fräulein Morenas poesievolle Sieglinde, Zadors großzügiger Alberich, Bender (Fasolt, Hunding), Kuhns geistreich charakterisierter Mime. Frau Cahier lieh ihre prächtige Stimme der Erda, zu deren besten Repräsentantinnen sie heute dank ihrer unermüdlich ausfeilenden künstlerischen Arbeit gehört. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle Namen zu nennen, einiges mag bei den Wiederholungen noch nachgeholt werden. Wir sahen neu besetzt die Rollen des Loge, der Fricka, des Froh. Es waren Leistungen, die mit Respekt zu würdigen sind. Im Interesse der Ensemblewirkung empfiehlt es sich jedoch, solche Neubesetzungen im Winter vorzunehmen, wobei die Künstler dann Gelegenheit haben, während der üblichen vier Ringzyklen bis zur Festspielsaison völlig mit dem Ensemble zu verwachsen. Das Orchester leitete Bruno Walter. Von den farbensatten Naturmalereien des Rheingoldes bis zu den gewaltigen, dramatisch bewegten Höhepunkten des Dramas vermittelte uns seine Kunst große und tiefe Eindrücke. Neben Stellen von elementarer Wirkung stehen solche, in denen Walters Auffassung von der Tradition erheblich abweicht. Wir sind nicht geneigt, beckmessernd jeden Dirigenten auf eine Mottlsche Tabulatur festlegen zu wollen, doch hat es den Anschein, als fiele es auch manchem Künstler nicht leicht, sich in die Nüancen des musikalischen Führers einzufühlen. Dies kann jedoch der Stärke des Gesamteindruckes keinen Eintrag tun. Fuchs' Regie ist oft gerühmt. Die Inszenierung strebt stets nach Verbesserung, ohne mit der Tradition die Fühlung zu verlieren. Die Bühnenbilder sind dank des Rundhorizontes von großer Plastik und Fernwirkung, die koloristische Abtönung ist von einer Feinheit, die das verwöhnteste Auge zu befriedigen vermag, Wasser und Feuer von größter Illusionskraft. Das an allen „Tagen" bis auf den letzten Platz besetzte Haus folgte den Vorgängen mit sichtlichem Anteil und spendete den Künstlern rauschenden Beifall. Im Publikum überwiegt wie seit Jahren das Ausland. Wieder sind es die englisch sprechenden Festgäste, die in großer Zahl das der deutschen Kunst geweihte Festspielhaus füllen, aber es fehlen auch nicht die romanischen Völker. In den späteren Zyklen, besonders bei Beginn des Septembers, pflegt dann das einheimische deutsche Element gewohnheitsgemäß stärker hervorzutreten.

Erstes Festkonzert in der Tonhalle. Die Reihe der großen Symphoniekonzerte eröffnete Ferdinand Löwe mit Beethovens erster und der achten Bruckners. Unter seiner Führung spielte das Konzertvereinsorchester in gewohnter rhythmischer Feinheit. Die Beethovensche Symphonie dirigierte Löwe mit großzügiger Plastik, um dann in dem Werke seines Meisters Bruckner noch an Intensität der Wirkung zu gewinnen. Das zahlreich erschienene Publikum feierte den Dirigenten durch mehrfachen Hervorruf.

Münchener Schauspielhaus. Blumenthals Lustspiel „Ein Waffengang" fand eine sehr freundliche Aufnahme; der Beifall war, nach den auswärtigen Kritiken zu schließen, in anderen Städten

erheblich geringer. Ein Romanschriftsteller fühlt sich durch einen Kritiker beleidigt und fordert ihn. Herr Blumenthal verlegt seine Komödie nach Paris, wo man solche Waffengänge meist als unblutige Scherze einer Gesellschaftsformalität behandelt. Die Sache wird noch scherzhafter, als sich herausstellt, daß sich unter dem Pseudonym des scharfen Rezensenten eine Dame verbirgt, die, von unentwegten Frauenrechtlerinnen angestiftet, gegen die Zurücknahme der Forderung protestiert. Immerhin beschließt man einen Aufschub von drei Monaten, während welcher mit den Waffen der Liebe die Sache zu einem glücklichen Ende ausgetragen wird. Das Stück ist gewandt geschrieben, verteilt seine Steigerungen geschickt, weiß die Nebenhandlungen mit der Fabel glücklich zu verknüpfen und vermag das Interesse wach zu halten, bis die Verwicklungen wieder glücklich gelöst sind. Ohne Ehrgeiz, für oder gegen Zweikampf und Frauenemanzipation etwas tiefer Schürfendes zu sagen, zeigt der Autor doch manch humorvolle Wendung und feingeschliffene Anmerkung, die freundlicher Heiterkeit sicher sind. Da heute die Komik auf der Bühne immer mehr zu ätzender Satire ausartet, freut man sich an der behaglichen Heiterkeit dieses „Salonlustspieles" doppelt, ohne seinen künstlerischen Wert zu überschätzen.

Münchener Volkstheater. Die ungezählten ensuite-Aufführungen des „Auto-Liebchens", die hoffentlich zu einem recht tatenreichen Winter hinüberleiten, unterbrach die Aufführung eines Schwankes von G. Schätzler-Perasini: „Willys Brautfahrt". Das Stück zieht seine humoristische Wirkung lediglich aus den Verwicklungen, die dadurch entstehen, daß ein Strohmann auf die Brautschau geschickt wird und auch verschiedene andere Herrschaften unter fremdem Namen Abenteuer suchen. Das Publikum bereitete dem frischgespielten Schwank eine lachfrohe Aufnahme, schien also die Schablonenfiguren nicht als solche zu empfinden.

Verschiedenes aus aller Welt. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunns Oratorium „Franziskus" wurde in Köln im großen Gürzenichsaale mit starkem Erfolge aufgeführt. Die von über 400 Personen gesungenen Chöre waren von großer Reinheit und rhythmischer Präzision. — Jean Louis Nicodé, der bekannte Dresdener Tondichter, feierte unter lebhafter Anteilnahme seiner zahlreichen Freunde den 60. Geburtstag. Von seinen symphonischen Dichtungen hatten „Das Meer" und „Gloria" den größten Erfolg. Nicodé hat auch als Dirigent Vortreffliches geleistet. — Lorenzo Perosi hat dem Mailänder Ausschuß für die Konstantin-Feier drei neue Kompositionen zur Verfügung gestellt, die der geistliche Tondichter selbst dirigieren wird. — In dem der Familie von Bernus gehörenden Stift Neuburg bei Heidelberg wurde ein kleines Museum dem Publikum der Besichtigung freigegeben, welches Goethe und den Dichtern und Malern der Romantik gewidmet ist, die vor fast hundert Jahren dort einen erlesenen Kreis bildeten. — David Popper, einer der berühmtesten und bekanntesten Violoncellisten, ist fast siebzigjährig in Baden bei Wien gestorben. Er gehörte zu den verdientesten Vorkämpfern Richard Wagners. — Im Bayreuther Stadttheater (bekanntlich einem der größten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammenden Bühnenhäuser) sollen 1914 gleichzeitig mit den Wagnervorstellungen im Festspielhause Gluck-Festspiele geboten werden. — In Parma findet eine Verdi-Ausstellung statt, als deren interessantester Teil eine historische Exposition des italienischen Theaterwesens bezeichnet wird. — Gellerts Schäferspiel „Sylvia" und Goethes „Laune des Verliebten" zeigten sich für die Freilichtbühne am kleinen Wannsee bei Berlin besonders geeignet. — Freundliche Erfolge erzielten die Uraufführungen eines Lustspieles „Die Generalprobe" von Harry Voßberg in Hannover und eines amerikanischen Stückes „Der bequemste Weg" von Eug. Walter in Liegnitz.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau

Der August-Monat pflegt für die Geldmarktlage in der Regel die Zeit der Ruhe und Sammlung zu sein. Die plötzlich aufgetauchte starke Nachfrage nach Geld, gerade in den letzten Tagen, bildete daher eine grosse unliebsame Ueberraschung für die Bank- und Handelswelt. Der Privatsatz in Berlin bewegte sich über 5 Prozent. Trotz des Geldeinganges in London war auch im Auslande eine merkliche Versteifung der Geldsätze im allgemeinen zu bemerken. Begreiflicherweise wirkte diese Verschlechterung der Geldmarktsituation verstimmend auf die Börsentendenzen. Der Geldmarkt gibt schon um deswillen zu Bedenken Anlass, weil die Finanzierung der diesjährigen Ernte besonders bedeutend sein soll und verfrüht sich bereits unangenehm bemerkbar macht. Auch die Vorbereitungen zum kommenden Quartalswechsel üben derzeit ihren Einfluss auf die monitären Verhältnisse bei uns aus. Dieser Umschwung hat auch in der Bankwelt Befremden erregt, trotzdem schon seit langem der Baumarkt und das gesamte Immobiliengeschäft unter der Geldknappheit und streng geübten Reserve in der Kreditgewährung und Hypothekenbeschaffung zu leiden hat. Die Bedeutung dieses Gebietes für die allgemeine Wirtschaftslage bekundet sich vornehmlich in den Grossstädten, woselbst zurzeit fast der gesamte Immobilienverkehr ins Stocken geraten ist. Die Meinungen über die Konjunkturlage einzelner Industriesparten sind immer noch verschieden. Neben Preiserhöhungen für Kupferprodukte und Jutefabrikate und Meldungen über erhöhte Absatzziffern von Kali verlauten anderseits Betriebseinschränkungen in der Salpeterbranche, schlechterer Geschäftsgang bei den Brauereien und widersprechende Daten aus dem Montangebiet. Der Versand des deutschen Stahlwerksverbandes im Monat Juli 1913 zeigt beispielsweise eine bedeutende Abnahme, sogar erstmals im Verkauf von Eisenbahnmaterial. Allgemein gibt man, wenn auch zögernd, der Ansicht Ausdruck, dass die noch vor weniger Zeit gehegte optimistische Stimmung über die zufriedenstellende Entwicklung unserer Wirtschaftsgebiete verfrüht war und sich keineswegs so rasch vollzieht, als bisher glaubhaft angenommen werden konnte. Auch die Einnahmen des Deutschen Reiches zeigen gegenüber den Ziffern des Vorjahres verminderte Ausweise. Die Preisentwertung verschiedener Produkte, wie Getreide, Kupfer, Zucker fasst man ebenfalls als die Folge einer geringeren Kauflust der Bevölkerung und einer generellen Einschränkung des Verbrauchs in Handel und Gewerbe auf. — Die Effektenmärkte und in erster Linie die heimischen Aktiengebiete sind gewohnt, allen Tatsachen weit vorzueilen und stets den eingetretenen Verhältnissen leicht sich anzupassen. Trotz all dieser weniger günstigen Momente zeigt diese Börsentätigkeit gerade in den letzten Wochen eine derart verstärkte Mehrung, dass der oben erwähnten Geldverteuerung auch ein gut Teil dieser vergrösserten Interessennahme des Publikums für die Börsen gutgeschrieben wird. Der Kassaindustriemarkt konnte vorübergehend beträchtliche Preissteigerungen aufweisen. Viele Spezialwerte standen neuerdings im allgemeinen Interesse. Wesentliche Kurserhöhungen erzielten Zementaktien, ferner die Aktien der Schiffswerften — auf den beigelegten Werftarbeiterstreik — und die Aktien der Linoleum-, Tüll- und Maschinenbranche. Die chemische Gruppe profitierte durch die veröffentlichte Statistik des Exports im ersten Semester 1913, wobei diese chemische Grossindustrie neuerdings eine erhebliche Mehrung ergibt. Durch die Gründung eines Kartells für den Vertrieb des Krebsheilmittels Mesothorium konnte die hierbei in erster Linie interessierte Auer Gasglühlicht-A.-G. eine Spezialhausse der Aktien erzielen. Die Elektrobranche liegt weiterhin zum besten und neuerliche befriedigende Aeusserungen von Verwaltungen in dieser Sparte beweisen die günstige Geschäftslage dieses Gebietes. Für die Börsenbeurteilung massgebend waren ausserdem die glänzenden Abschlussdaten der führenden Montangesellschaften, welche die gesteigerten Betriebsüberschüsse zu Erhöhungen der Abschreibungen und Rückstellungen verwenden. Diese solide Bilanzierung der Montanunternehmungen gibt denselben auch fernerhin grössere Widerstandsfähigkeit gegen kommende Konjunkturschwankungen. Mit Recht begrüsste man an den Börsen derartig gesunde Finanzpolitik. Der Verwaltungsbericht der rheinischen Stahlwerke, der besagt, dass die Gesellschaft in allen Teilen vollauf beschäftigt und der Auftragsbestand durchaus befriedigend ist, wurde gerne registriert. Ein besonderer Enthusiasmus im Effektengeschäft war jedoch nirgends zu erblicken, trotzdem auch die politischen Nachrichten von allen Seiten ausserordentlich beruhigt hatten. Die langersehnte Demobilisierung der im Felde stehenden Balkanarmeen hat, wie auch der Revisionsverzicht der Mächte hinsichtlich des Bukarester Vertrags die Börsen nur wenig beeinflusst. Auch die Friedensbetrachtungen und die einsetzende vermehrte Tätigkeit der Industrie und des Handels in den Balkanländern vermochten den Börsen vorerst keinerlei lebensfähigen Stimulus zu verursachen.

München. M. Weber.

Die Beliebtheit, die das Harmonium sich als Hausinstrument erworben hat, ist sicher zum großen Teil der Qualität zuzuschreiben, in welcher diese Instrumente von der Firma Alois Maier in Fulda (gegründet 1846) herausgebracht werden. Dieses Welthaus, das Hoflieferant Ihrer Königl. Hoheit der Landgräfin von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen, Sr. Majestät des Königs von Rumänien, Sr. Heiligkeit Papst Pius' X. ist, hat es durch seine vorzüglichen Lieferungen auf diesem Gebiet erreicht, daß seine Harmoniums heute über den ganzen Erdball verbreitet sind und daß Tausende von Anerkennungsschreiben sowohl den schönen edlen Ton des amerikanischen Saugsystems als auch die solide Bauart der Fabrikate bezeugen. Dabei ist zu betonen, daß die Preise mäßig sind und daß der Zahlungsmodus so kulant wie möglich ist. Die Maierschen Harmoniums werden sich in Privathäusern sicherlich noch rascher Eingang verschaffen, seitdem ein äußerst sinnreich konstruierter, dabei einfacher und billiger Apparat (Mk. 35.—) es jedermann möglich macht, ohne die Kenntnis von Noten und ohne Uebung sofort vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien usw. zu spielen. Ein neuer Prachtkatalog mit 31 Abbildungen steht allen Freunden guter Hausmusik gratis und franko zur Verfügung.

Vivisektion. Die Erkenntnis, daß die Vivisektion eine verwerfliche Tierquälerei ist, dringt in immer weitere Kreise. Wer sich über die Bedeutung dieser ernsten Rechts- und Gewissensfrage unterrichten will, erhält auf Verlangen bereitwilligst einschlägige Literatur vom Verein gegen Vivisektion und sonstige Tierquälerei (e. V.) in München, Gedonstraße 4.

Ein neuer Katalog der Musikinstrumenten- und Saitenfabrik Hermann Trapp in Wildstein ist soeben erschienen. Es ist für jeden Käufer von Wichtigkeit, eine Quelle zu finden, wo er seinen Bedarf an Musikinstrumenten mit Vertrauen decken kann. Die Geschäftsprinzipien der oben genannten Musikinstrumenten-Fabrik sind so solid und reell, daß wir unseren Lesern empfehlen können, sich deren fachmännisch und leichtverständlich angelegten Katalog kommen zu lassen. Prämiiert wurde diese Firma zuletzt auf der Weltausstellung in Paris 1900 für Musikinstrumente: Silberne Medaille. In Spezialprodukten für den Export nach den Kolonien: Silberne Medaille. Höchste Auszeichnung dieser Branche. (Ausführliches Inserat siehe Seite 646.)

Walburgis-Blätter. Illustrierte Monatsschrift zur Förderung der weiblichen Jugend. Unter Mitwirkung von Lehrerinnen und Jugendfreunden herausgegeben von den Frauen des Stiftes St. Walburg O. S. B. in Eichstätt, Bayern. Die Walburgis-Blätter, eine neue Mädchenzeitschrift für Schule und Leben, sind zeitgemäß in ihrer Aufgabe. Sie wollen: 1. Fortbildung der Mädchen auf dem Gebiete alles dessen, was an Kenntnissen und Fertigkeiten dem heranwachsenden Mädchen zusteht; 2. besonders Stärkung in Glaube und guter Sitte; 3. geistigen Zusammenschluß aller katholischen Mädchen auf Grundlage dieser Bestrebungen. Die Walburgisblätter sind volkstümlich und billig. Sie kosten jährlich M 1.20. Bei Bestellung von 10 Stück erfolgt portofreie Zusendung. Auf je 20 Stück wird ein Freiexemplar gewährt. Hervorragende Pädagogen und Schriftsteller haben ihre Mitarbeit zugesichert. Bestellungen sind an den Verlag der Walburgis-Blätter, Stift St. Walburgis O. S. B., Eichstätt (Bayern) zu richten.

:: **Empfehlenswerte Schriften und literarische Neuerscheinungen.** ::

:: **Empfehlenswerte Schriften und literarische Neuerscheinungen.** ::

:: **Empfehlenswerte Schriften und literarische Neuerscheinungen.** ::

Neu! **Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert** Neu!

Ein Beitrag zur Apologie der Kirche. Von **P. Constantin Kempf**, S. J. Mit Titelbild. 384 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.—. Elegant gebund. M. 3.60.

„. . . Das Buch bedeutet einen höchst wertvollen Beitrag zur Apologie der Kirche. Es ist dem Priester eine reiche Fundgrube wirksamer Beispiele für Kanzel, Beichtstuhl und Schule, dem Laien eine Quelle vielseitiger Belehrung, allen und jedem der kräftigste Ansporn, täglich mit frischem Mute an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, denn es **sind ja unsere Zeitgenossen diese „Heiligen“ des 19. Jahrhunderts.**

Literarische Beilage zur Coblenzer Volkszeitung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G. Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Strassburg, Els.

Für literarische Ankündigungen eignet sich die ausschliesslich in bücherkaufenden Kreisen verbreitete „Allgemeine Rundschau“ vorzüglich ::

Im Herbst dieses Jahres werden in unserem Verlage die beiden **hochwichtigen Neuigkeiten** erscheinen:

Der Sinn des Lebens

Katholische Lebensphilosophie von Dr. **Franz Sawicki**, Professor der Philosophie in Pelplin. 328 Seiten. 8°. Preis broschiert 3.50 *M*, gebunden 4.50 *M*.

Ein ebenso tief gläubiges wie streng wissenschaftliches Werk, das in edler, leicht verständlicher Sprache Antwort sucht auf die großen Fragen des Lebens, die dem Menschen in heutiger Zeit nicht weniger als früher auf der Seele brennen. In diesem Zusammenhang beweist es die innere Wahrheit und Ueberlegenheit der christlich katholischen Lebensweisheit. Mit diesem Buche wird eine Sammlung von Werken: „Katholische Lebenswerte“ eröffnet. Es ist dies eine in zwangloser Reihenfolge erscheinende Sammlung von Abhandlungen aus der Feder hervorragender Autoren, worin die wichtigsten Fragen unseres heiligen Glaubens gegenüber modernen Anschauungen betont werden. Jeder Band der umfangreichen Sammlung wird, des sind wir überzeugt, in gebildeten katholischen Kreisen sicher willkommene Aufnahme finden.

Kirchenatlas — Atlas Hierarchicus,

geographische und statistische Uebersicht über den gegenwärtigen Bestand der morgen- und abendländischen Kirche des Erdkreises.

Preis gebunden 36 Mark.

Das Werk erscheint auf besondere Veranlassung des Heiligen Apostolischen Stuhles und hat zum Verfasser den auf dem Gebiete der kirchlichen Kartographie bereits rühmlichst bekannten P. Karl Streit S. V. D, der sich während seiner mehrjährigen Arbeiten der beständigen Förderung der römischen Behörden erfreute. Das Werk besteht aus 36 Karten in Großfolio, auf denen alles Wissenswerte über die Organisation der kath. Kirche zur Darstellung gebracht ist, und zwar in einer bisher noch nicht gebotenen Vollständigkeit und technischen Vollendung. Dem Atlas beigegeben ist ein fünfsprachiger erläuternder Text, der uns über die einzelnen Länder und Diözesen des katholischen Erdkreises in geschichtlicher, ethnographischer und statistischer Hinsicht eine erschöpfende Uebersicht bietet. Eine besondere Aufmerksamkeit findet das Ordenswesen der kath. Kirche, die Missionen, sowie die unierten und nichtunierten orientalischen Riten. Ein alphabetisches Ortsregister wird die praktische Verwendung des Werkes wesentlich erhöhen. Der Atlas Hierarchicus, der sich den besten modernen Atlanten ebenbürtig zur Seite stellt, bildet ein einzigartiges Hilfsmittel zum Studium der Organisation der katholischen Kirche, des Ordens- und Missionswesens und ein Nachschlagewerk für jeden kirchlichen Interessenten. Er sollte daher auf dem Tische eines jeden Gebildeten neben dem rein geographischen Atlas zu finden sein.

Bestellungen werden schon jetzt von allen Buchhandlungen angenommen.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**
Druckerei des Hl. Apost. Stuhles.

Lehrbuch der Apologetik

oder Fundamental-Theologie.

Von **Dr. Thomas Specht**, o. Hochschulprofessor am kgl. Lyzeum zu Dillingen und b. Geistl. Rat. gr. 8°. (VIII, 420 S.) Preis broschiert M. 6.80 In hochelegantem Original-Leinenband M. 8.—.

Dem verdienstvollen Buche kommt eine doppelte Aufgabe zu, nämlich einerseits die christliche Religion gegen ihre Gegner zu verteidigen bezw. deren Bekenner in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit zu bestärken, anderseits für die Dogmatik und die Theologie überhaupt den Grund zu legen. Das vorzüglich ausgestattete preiswerte Buch verdient einen Ehrenplatz in jeder Priesterbibliothek. Dem Theologiekandidaten aber wird es das Studium wesentlich erleichtern.

Lehrbuch der Dogmatik

Von **Dr. Thomas Specht**, o. Hochschulprofessor am kgl. Lyzeum zu Dillingen und b. Geistl. Rat. 2., verbesserte Auflage. 2 Bände. gr. 8°. (XVI, 986 S.) Preis broschiert M. 17.—. In hocheleganten Original-Halbfranzbänden M. 21.—.

Die Vorzüge der ersten Auflage sind der zweiten noch mehr eigen, nämlich Klarheit, Bestimmtheit und Gründlichkeit. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes, die lichtvolle Klarheit der Darstellung, die Bestimmtheit des Ausdruckes, die Besonnenheit und Reife des Urteils offenbaren neben einem tieferen Eindringen in das umfassende Gebiet der katholischen Glaubenslehre auch eine reiche didaktische Erfahrung des durchaus berufenen Verfassers. Mit besonderer Befriedigung erfüllt die wahrhaft kirchliche Gesinnung, welche mit echt wissenschaftlicher Auffassung in bestem Einklang steht.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Zur Jugendpflege!

Bischof Bertram von Hildesheim:

Jugendpflege im Lichte kath. Lebensauffassung

. . . „Ein pädagogisches Handbuch, wie es so feinsinnig und praktisch bisher noch nicht bestanden hat.“ . . . . .
Preis Mk. —.40

Professor Lenhart-Bensheim:

Der Jugendpräses

. . . „Allen mit der Leitung von Jugendvereinen Betrauten dringend empfohlen . . .“
Preis Mk. —.30

J. Veen-Düsseldorf:

Jugendheime

. . . „Für Bau und Einrichtung hervorragendes, mit ausserordentlichem Fleiss gearbeitetes Werk . . .“
Preis geh. Mk. 3.50 — geb. Mk. 4.50

Gesamtverlags-Verzeichnis über Literatur und **Material zur Vereinspraxis** kostenfrei

Generalsekretariat der kath. Jünglings-Vereinigungen, Düsseldorf, Stiftsplatz 10a. Fernsprecher 11882.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

:: Empfehlenswerte Firmen des kirchlichen Kunstgewerbes. ::

:: **Empfehlenswerte Firmen des kirchlichen Kunstgewerbes.** ::

Gebr. Ulrich, Glockengießerei :: :: Apolda W.

liefert billigst beste Bronzeglocken jeder Größe, Glockenspiele, Umguß alter Glocken, Umhängung alter Glocken nach unserem System, sodaß ein Mann drei Glocken läuten kann.

Kostenanschläge, Zeichnungen, Besichtigung und Besuch unverbindlich.

Einige Lieferungen für katholische Kirchen:

St. Josephsglocke Schirgiswalde (Sachsen) 4083 Kilo, Silberhausen (Eichsfeld) 3 Glocken 1900 Kilo, Medelon (Westfalen) 3 Glocken 1476 Kilo.

In den letzten 12 Monaten lieferten wir ferner:

5 Glocken St. Magdalenenkirche Straßburg-Elsaß, Gewicht 5882 Kilo, Töne h - e - fis - gis - h. 5 Glocken Heilig Geistkirche Karlsruhe-Daxlanden (Baden), Gewicht 5668 Kilo, Töne des - es - f - as - b. Mater dolorosa-Kirche Berlin-Lankwitz 3 Glocken, Gewicht 3481 Kilo, Töne d - f - g. 4 Glocken Pfarrkirche zu Obergondershausen (Hunsrück), Gewicht 3860 Kilo, Töne d - f - g - a. 3 Glocken St. Josephskirche Dresden-Pieschen, Gewicht 3400 Kilo, Töne d - f - g. St. Josephskirche Allenstein 2 Glocken usw.

In diesem Jahre wurden bereits bis jetzt 46 alte Glocken mit unserem System versehen. Darunter die großen Geläute der katholischen Kirchen in Steglitz-Berlin und Großlichterfelde-Berlin. — Diese beiden Geläute wurden 1902 und 1904 von Gebr. Edelbrock Gescher geliefert, aber wegen schweren Läutens von uns umgehangen nach unserem System.

Gesamtproduktion 1912: 51700 Kilo, 136 Glocken.

Gutachten und illustrierten Katalog mit prima Referenzen franko und unverbindlich.

Carl Walter

Bildhauer

TRIER Südallee 59

empfiehlt seine kunstgerecht gearbeiteten

Statuen, Gruppen, Reliefs, Kreuzwege :: Krippenfiguren

aus vorzüglichster Terrakotta

einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre Haltbarkeit in den feuchtesten Kirchen und im Freien,

sowie Ausführung in Holz und Stein.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten.

KIRCHENGLOCKEN UND GLOCKENSTÜHLE

LIEFERT DIE SPEZIALFIRMA

F. Hamm.

AUGSBURG TEL: 2670

Erste Referenzen Höchste Auszeichnungen

Weit unter Preis

verkaufe eine grössere Partie **Messgewänder,** auch in gotischer Form, und **Pluviale** in allen Farben, die als Reisemuster dienten Ansichtssendungen ohne Kaufzwang franko. Teil- u. Fristzahlungen gestattet.

J. A. Emil Frankenberger,

Paramentenfabrik,

Aschaffenburg, U.-F.

Glockengiesserei Mabilon & Cie.

Inh. W. Hausen

Saarburg b. Trier. Bahnstat. Beurig-Saarburg. Tel. 38.

Trier 1864 bronz. Medaille. Saarburg 1908 silb. Medaille (I. Preis). Wiesbaden 1909 goldene Medaille. Ehrenpreis aus Staatsmitteln.

Lieferung von Geläuten und einzelnen Glocken

passend zu vorhandenen. Tadelloser Guss ohne jegliche Nacharbeit. 78% Rotkupfer und 22% Banca-Zinn. — 10 Jahre Garantie für Haltbarkeit.

Glockenstühle vorzüglicher Konstruktion

Elektromagnetische Läutemaschine.

Hammerwerk Spezialität: Glockenschläger.

Umhängen alter Glocken unter Garantie. Ein Mann kann mehrere Glocken leicht läuten. Rasche, reelle Bedienung. Günstige Zahlungsbedingungen. Sämtliche Armaturen und Glockenstühle werden im eigenen Betriebe angefertigt, daher weitgehendste Garantie und billigste Preise.

Zu jegl. Auskünften u. unverbindlichem Besuche gern bereit. Vorzügliche Referenzen stehen auf Wunsch gern zu Diensten.

Missionszeitschriften:

„Das Heidenkind"

Monatlich 2 mal. 1 Mk. ohne Porto.

Ein bei der Schuljugend beliebtes und gern gelesenes Blättchen.

„Missionsblätter von St. Ottilien"

Monatlich ab 1. Oktober 2 Mk. mit Porto.

Gibt Aufschluß über die Missionstätigkeit der Benediktiner in Deutsch-Ostafrika und in Korea.

„St. Ottilien-Missionskalender 1914"

40 Pfg.

Missionsverlag St. Ottilien, Post Geltendorf Obb.

Constant Tempé, Weingutsbesitzer,

Rappoltsweiler i. Els.

(vereid. Messweinlieferant durch das Bistum Strassburg) offeriert

MESSWEIN à Mk. 55, 65, 80 u. 100 pro Hekto. Auf Verlangen Proben gratis u. franko. / Fässer z. Verfügung.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 30. August 1913. X. Jahrgang.

Zum 70. Geburtstag des bayerischen Staatsministers Dr. Georg Freiherrn v. Hertling.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Am 31. August vollendet Staatsminister Freiherr v. Hertling sein 70. Lebensjahr. Unter den zahlreichen Glückwünschen, die dem hochverehrten Jubilar von allen Seiten entgegengebracht werden, sollen auch die der „Allgemeinen Rundschau" nicht fehlen. Weiß sie sich doch mit dem hochverdienten Manne einig in den großen Fragen der christlichen und konservativen Weltanschauung, und hat er doch in unseren Reihen als einer der führenden Mitkämpfer seine besten und, wir sprechen damit sicher auch in seinem Sinne, seine schönsten Jugend- und Mannesjahre verbracht.

Die Familie Hertling gehört seit Mitte des 18. Jahrhunderts zum Reichsadel und wurde 1790 durch Kurfürst Karl Theodor als Reichsverweser in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Das Haupt der Familie war damals kurpfälzischer Staatsrat und mehrere seiner Nachkommen standen in bayerischen Diensten. Der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten war Hessen-Darmstädter Hofgerichtsrat. Georg von Hertling wurde geboren zu Darmstadt am 31. August 1843 und ist seit 1869 mit Anna von Biegeleben, einer Tochter der bekannten hessischen Adelsfamilie, verheiratet; dieser Ehe entsprangen vier Töchter und ein Sohn. Als Student zu Münster in Westfalen widmete sich v. Hertling auch eifrig der Organisation des katholischen Korporationslebens. Nach beendigten Studien ließ er sich 1867, 24 Jahre alt, an der rheinischen Universität Bonn als Privatdozent der Philosophie nieder. Die reiche Tätigkeit, die er hier und in seiner späteren Laufbahn als akademischer Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie, der Gesellschafts- und Staatswissenschaften, sowie in den großen Kulturfragen der Gegenwart ausübte, wird von anderer Seite geschildert werden. Unsere Aufgabe gilt dem Politiker und Sozialpolitiker. Hertlings reicher Geist, der durch hohe Bildung und weitblickendes Verständnis unterstützt wurde, sein ebenso entschiedenes als maßvolles Eintreten für die katholischen und Zentrumsgrundsätze veranlaßten den Wahlkreis Koblenz-St. Goar 1875, ihm das Reichstagsmandat anzuvertrauen. Es konnte nicht in bessere Hände gelegt werden. Bis 1890 hielt er dieses Mandat inne. Nach sechsjähriger Unterbrechung trat er 1896 wieder in den Reichstag, diesmal vom schwäbischen Wahlkreis Illertissen und von 1903 ab in Münster-Coesfeld in Westfalen gewählt. In den Jahren des Kulturkampfes, der vom rheinischen Liberalismus besonders leidenschaftlich und unduldsam geführt wurde, vereinigte sich alles, was an der Bonner Hochschule und auch sonst Macht und Einfluß hatte, gegen den jungen Gelehrten. Galt doch jeder überzeugte Katholik selbstverständlich als reichs- und staatsfeindlich und noch dazu als geistig minderwertig. Erst 1880, im Alter von 37 Jahren wurde Hertling in Bonn außerordentlicher Professor. Als er freilich im Reichstage später die sozialpolitischen Anträge des Zentrums vertrat und bei der sozialen Gesetzgebung hervorragend mitwirkte, da sagte sich beim Lesen seiner Reden gar mancher, der ihn früher, weil er katholisch war, mißachtet oder wenigstens unbeachtet gelassen hatte: ist das unser Hertling? Die bayerische Zentrumsfraktion stellte ihn auf eine höhere Warte, indem sie 1882 beim Kultusminister Lutz durchsetzte, daß Hertling als Professor der Philosophie an die Münchener Hochschule berufen wurde. Bald wurde er dort auch Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Hertlings weiter Blick und objektive Auffassung erkannten, daß die deutschen Katholiken — nicht durch eigene Schuld, sondern durch die systematische Aushungerungspolitik des Protestantismus und der ihm dienstbaren Regierungen — im öffentlichen Geist, in Wissenschaft und Kunst, überhaupt im ganzen Kulturleben der Nation nicht jene Stellung einnahmen, die ihnen kraft ihrer Begabung und kraft der reichen geistigsittlichen Kräfte des Katholizismus zukommen sollte. Im Verein mit Gleichgesinnten gründete er daher 1876 zu Coblenz die Görresgesellschaft, um das wissenschaftliche Leben im katholischen Deutschland nach allen Richtungen zu pflegen und zu fördern. Das junge Reis ist inzwischen zu einem starken Baume herangewachsen und hat den deutschen Katholiken besonders auf dem geschichtlichen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Gebiete bereits reiche Früchte getragen, die ihnen auch bei unbefangenen Beurteilern in den nichtkatholischen Kreisen und im Auslande Beachtung und Anerkennung erworben haben. Es dürfte interessieren, daß bei der Gründungsfeier im Coblenzer Görresbau der damalige Student Armin Kausen, der spätere Gründer und Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", als Mitglied des Vereins Unitas auf dem studentischen Festkommers seine Jungfernrede hielt („Coblenzer Volkszeitung" Nr. 22 vom 28. Januar 1876), die mit einem Toast auf den Heiligen Vater schloß. Seit ihrer Gründung war Herr v. Hertling Vorstand und leitender Geist der Görresgesellschaft und ist es auch nach der Uebernahme des bayerischen Ministerpostens geblieben. Auch an der Gründung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst war er beteiligt.

Im Reichstag ist Hertlings Name enge mit der sozialpolitischen Tätigkeit des Zentrums und der sozialen Gesetzgebung der siebziger und achtziger Jahre verknüpft. Der bekannte Antrag des Grafen von Galen, den das Zentrum, während es sich noch der Siedehitze des Kulturkampfes zu erwehren hatte, am 19. März 1877 einbrachte, war wesentlich auch von Hertling, Dr. Jörg und Dr. Franz mitveranlaßt und bearbeitet. Es waren die Gedanken, die Bischof Ketteler besonders seit 1869 geistig vorbereitet hatte. Der Antrag war die erste grundsätzliche Auflehnung gegen die manchesterliche Lehre vom freien Spiel der Kräfte, die in der deutschen Handelspolitik seit 1862, in der inneren Wirtschaftsgesetzgebung seit 1869 zum Niederreißen fast aller Schranken geführt hatte. Der Reichskanzler Fürst Bismarck war zunächst der schärfste Gegner des Zentrumsantrages. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der Grundgedanke dieses Antrages, daß der Staat in seinem eigensten Interesse die Pflicht habe, die wirtschaftlich Schwachen zu schützen und ihnen vorwärts zu helfen, weiter wirkte. Durch die Not gedrängt übertrug Bismarck zwei Jahre später diesen Gedanken auf das handelspolitische Gebiet; die Folge war der Uebergang Deutschlands vom Freihandel, unter dem wir verarmt waren, zum Schutzzoll, der die Grundlage schuf für das mächtige Aufblühen des deutschen Wirtschaftslebens, für Deutschlands Weltstellung und Weltpolitik. Aber die Wirkung des Antrages Galen ging noch weiter. Der Liberalismus versagte 1879 Bismarck die Gefolgschaft, der Kanzler mußte seine neue Handelspolitik auf das Zentrum stützen und konnte daher mit den deutschen Katholiken, die er für seine nationale Wirtschaftspolitik haben mußte, nicht mehr im Kriegszustand beharren. Von jetzt ab suchte er den Frieden mit der katholischen Kirche.

Der Antrag Galen wurde wegen seiner christlich-sozialen Grundgedanken von den liberalen Parteien mit Hohn, von der Reichsleitung, die ihn einen schweren Angriff gegen die Wirtschaftspolitik der verbündeten Regierungen nannte, mit Ver-

achtung behandelt. Die betreffende Reichstagskommission überwies die sozialen Anträge der anderen Parteien dem Reichskanzler zur Erwägung, der Antrag des Zentrums wurde ohne Prüfung und Beratung mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen verächtlich abgelehnt. Aber schon 1878 kam eine Vorlage auf Abänderung der Gewerbeordnung und Einführung der Gewerbegerichte, und nun sehen wir für die nächsten Jahre Herrn v. Hertling als Kommissionsmitglied und Redner an der Spitze der sozialpolitischen Bemühungen der Zentrumspartei, wozu ihn besonders auch seine philosophische und staatswissenschaftliche Veranlagung und Ausbildung befähigten. Im Namen des Zentrums begrüßte er im Plenum die Regierungsvorlage als den ersten Versuch der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, als die erste Abschlagszahlung gegenüber den viel umfassenderen Forderungen, die das Zentrum im vorigen Jahre erhoben hatte. Er betonte dabei auch, daß der Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung in dieser Vorlage zur Anerkennung gelange, weil sie den, wenn auch noch schwachen Versuch machte, die Sonntagsruhe einzuführen. In der Kommission vertrat Hertling mit Lieber, Franz, dem ehemaligen Bergmann Stötzel und anderen das Zentrum. Ihr Versuch, Arbeiterschutzbestimmungen durchzusetzen, gelang aber nur sehr unvollkommen. Die Einführung der gewerblichen Aufsichtsbeamten geht auf einen Antrag zurück, den Hertling mit dem verstorbenen Stumm gemeinsam stellte. Aber nur mit unendlicher Mühe, langsam und schrittweise konnte man vorwärts kommen. Der Hauptwiderstand lag bei Fürst Bismarck. Diesem gegenüber vertrat Hertling auch die Interpellation, welche das Zentrum Ende 1881 einbrachte mit der Frage nach Weiterbildung der Fabrikgesetzgebung, nach tunlichster Beseitigung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeitszeit überhaupt. Bei der Begründung am 9. Januar 1882 ging der Redner auch tiefer auf das Wesen der Arbeiterfrage ein und hielt die rechte Mitte zwischen der Sozialdemokratie, der liberalen Lehre des Gehenlassens und dem Staatssozialismus, dem sich Bismarck zuneigte. Jeder Versuch, auch später noch die Frage vorwärts zu schieben, scheiterte an Bismarcks Widerstand, worüber Hertling im Reichstage am 14. Januar 1885 lebhaft Klage führte, wobei er auch betonte: noch wichtiger als die Fürsorge für den erkrankten und verunglückten Arbeiter sei der Schutz des arbeitenden, um ihm und seiner Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Erst nachdem die Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 Bismarcks Kartellmehrheit gesprengt hatten und der Reichskanzler zurückgetreten war, wozu neben den schroffen Charaktergegensätzen zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. noch weitere scharfe Meinungsverschiedenheiten wegen der Sozialpolitik kamen, vollzog sich allmählich die große Gesetzgebung über den Arbeiterschutz, an deren Wiege Hertling mit anderen führenden Männern des Zentrums gestanden hatte. Vorher schon war das große Werk der Arbeiterversicherung geschaffen worden und auch an diesem hat Hertling maßgebend mitgewirkt. Bei dem Unfallversicherungsgesetz war er 1881 und 1882 Berichterstatter. Wenn wir jetzt von der Höhe des Erreichten uns in die Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre zurückversetzen, die Summe von Haß und Verachtung erwägen, die gegen das Zentrum damals noch mehr als jetzt ringsum bestand, dazu bedenken, wie die kapitalistischen Interessen kein Opfer für das große Kulturwerk des Arbeiterschutzes und der sozialen Versicherung bringen wollten, so wird man erkennen, wieviel Mühe und selbstlose Hingabe es erforderte, die Grundlagen dieses großen Werkes zu legen, besonders in den ersten Jahren, bis das Eis allmählich gebrochen war. Die Reden, welche Hertling in jenen Kampfesjahren im Reichstage hielt, sind 1884 bei Herder in Freiburg erschienen unter dem Titel: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts von Freiherrn von Hertling.

Seit 1891 ist Freiherr von Hertling auch lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, wohin das Vertrauen des Regenten, der ihm stets huldvoll gesinnt war, ihn berief. Als er nach sechsjähriger Unterbrechung 1896 wieder in den Reichstag eintrat, überließ er das soziale Gebiet den Freunden, seine Tätigkeit galt jetzt in Fortführung des Gedankens der Görresgesellschaft anderen noch bedeutsameren Kulturfragen, nämlich der Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und zur modernen Kultur, der Aufgabe der deutschen Katholiken, im geistigen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft der Nation als bedeutsamer Faktor, ihrem Werte entsprechend, sich Geltung zu verschaffen. Daraus folgte von selbst die Abwehr gegen jene unduldsame Richtung, die sich ihrer Voraussetzungslosigkeit rühmt, aber selbst in der größten Voraussetzung befangen ist, indem sie dem Katholizismus Recht und Befähigung zu wissenschaftlicher Betätigung abspricht. Hertlings Schriften „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (1899), „Recht, Staat und Gesellschaft" (1906) entstammen diesem Tätigkeitskreise. Verwandt damit waren Hertlings Bemühungen, im Auftrage des Reichskanzlers, der ihn vor der Zeit des Bülowblocks mit seinem Vertrauen bedachte, die Zustimmung des Heiligen Stuhles zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu erreichen. Diese Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick erforderte, führte ihn während der Jahre 1898—1902 zu wiederholtem Aufenthalt nach Rom, manche Hindernisse waren dabei zu überwinden, aber das große Ziel wurde erreicht.

Im Reichstage gehörte Herr von Hertling, wenn er auch wenig öffentlich auftrat, doch zu den bedeutendsten Parlamentariern. Im Namen des Zentrums sprach er regelmäßig bei Behandlung der auswärtigen Politik. Die Reden, die er bei solchen Anlässen hielt, wurden vom Hause und der Regierung stets mit voller Aufmerksamkeit angehört. Sie vereinigten sichere Beurteilung der Personen und Zustände mit rednerisch verfeinerter Darstellung und staatsmännischer Verwertung der Verhältnisse und verlangten auch eine ebenso kräftige als besonnene auswärtige Politik. Nach dem Tode des Grafen Hompesch im Jahre 1909 wählte die Zentrumsfraktion Hertling zum ersten Vorsitzenden. Mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit und mit schönem Erfolge hat er sich der Aufgabe gewidmet, eine so starke Fraktion zu leiten, die aus allen Ständen und Stämmen besteht und so unendlich wichtige Aufgaben auf dem nationalen, dem religiössittlichen, dem geistigen und wirtschaftlichen Gebiete zu wahren hat. Als nach der gewaltsamen Auflösung des bayerischen Landtags im November 1911 das Zentrum bei der Neuwahl vom 5. Februar 1912 wieder mit Mehrheit zurückkehrte, berief Prinzregent Luitpold Herrn von Hertling am 9. Februar 1912 an die Spitze der Regierung mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu bilden. Der greise Regent ließ ihm die Erwartung aussprechen, daß er in dieser schweren Stunde seine Kräfte dem Vaterland und der Krone nicht vorenthalten werde. Das waren Tage schwerer innerer Kämpfe, aber das eigene Gewissen und die Freunde erkannten, daß der Ruf nicht abgeschlagen werden dürfe, daß die dornenvolle Bürde übernommen werden müsse. Der Abschied von der geliebten Lehrtätigkeit und von der parlamentarischen Mitwirkung an den großen Fragen des deutschen Volkes war schwer.

Als Staatsminister und Ministerpräsident schied Herr von Hertling selbstverständlich aus der Zentrumspartei aus. Sein Programm ist das der konservativen, staatserhaltenden Sammlung aller Kräfte in harmonischer Vereinigung von Autorität und Freiheit, ein Programm, das von einem kurzsichtigen Liberalismus bekämpft, von dem konservativen Teile des protestantischen Deutschland lange nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt wird. Möge es Freiherrn von Hertling noch lange vergönnt sein, in diesem Sinne an der Spitze der bayerischen Regierung in voller Gesundheit und Tatkraft zu wirken.

Dem Philosophen Georg Freiherrn von Hertling.

Von Heinrich Ruster, Bonn.

Dem Politiker und leitenden Staatsmanne v. Hertling brachte im vorhergehenden Aufsatz die berufene Feder den Festesgruß dar; mit diesen Zeilen aber soll des Gelehrten und erfolgreich schaffenden Philosophen gedacht werden und der Gruß des Wissenschaftlers als ein nicht minderes Blatt sich einfügen in den Kranz der Huldigungen, den in diesen Tagen die katholische Welt einem der besten ihrer Führer weiht.

Nicht als ob wir uns heute gedrungen fühlten — wei 1903 zum 60. Wiegenfeste der Referent der „Augsburger Postzeitung" —, hämischen Nörglern zu antworten, die des Philosophen Schaffenskraft durch seine Stellung als Politiker und staatsmännischer Berater gemindert glauben. Eine solche Auffassung verrät ihre Flachheit schon an einem entscheidenden Punkte: sie verkennt die Bedeutung des philosophischen Gedankenhintergrundes, wie überhaupt für das Leben des reifen Menschen, so erst recht für den führenden Politiker und Staatsmann. Einem v. Hertling waren die Probleme des Gesellschaftslebens nach

ihrer philosophischen Seite stets der Gegenstand dringender Interessen und tiefgehender wissenschaftlicher Ausführungen, die mit besonderer Liebe gearbeitet sind, wie uns der Kenner zugestehen muß. Seiner Feder entstammen die Beiträge zu den Grundfragen der Gesellschaftsphilosophie in der ersten Gestaltung des Staatslexikons der Görresgesellschaft, sowie 1893 die klaren und prinzipienfesten Erörterungen über das Verhältnis von „Naturrecht und Sozialpolitik", beides wiederaufgenommen in die Sammlung „Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" vom Jahre 1897, neben Aufsätzen der von ihm viel bedachten „Historisch-politischen Blätter", sowie Gelegenheitsreden, dem sozialphilosophisch bedeutungsvollen offenen Brief an Ritschl, u. a. Dem „Ziel und der Methode der Rechtsphilosophie" galt dann sein Aufsatz im „Philosophischen Jahrbuch" v. J. 1895, gegen den Positivismus in der Behandlung von Rechtsproblemen. Und die reife Frucht des Sozialphilosophen, der überdies — nur zugunsten der Theorie — noch den großen politischen Erfahrungsschatz zur Verfügung hat, liegt heute vor uns in dem ersten Bändchen der Sammlung Kösel: Recht, Staat und Gesellschaft (1906); würdiger als mit diesem Wegweiser durch grundsätzliche Gedanken der Gesellschaftslehre konnte diese Sammlung nicht eröffnet werden! Daß dem Gesellschaftstheoretiker von Geist und Erfahrung der gebührende Vortritt bei der Neubearbeitung des Staatslexikons (1911) zugebilligt wurde, kam dieser Glanzleistung der Görresgesellschaft wahrlich sehr zugute; v. Hertling verwaltete dort die Einführung in die heutigen Gedanken über die grundsätzlichen Probleme der Rechts- und Staatsphilosophie sowie der politischen Kunst (s. Bd. I—IV). Die vielen Einzelauslassungen zur Sozialpolitik, in der Presse, den „Historisch-politischen Blättern", im „Hochland", in den „Aufsätzen und Reden" (1884) müssen wir hier übergehen, obschon sie ihres auch philosophischen Gehaltes wegen mehr als vergängliche Gaben der Tagesschriftstellerei bedeuten.

In Sachen der Metaphysik, der großen Weltanschauungsfragen, dieses stets zentralen Bereichs der systematischen Philosophie, war v. Hertling früh ein prinzipienklarer und überzeugungsmutiger Streiter. Schon der Bonner Privatdozent der siebziger Jahre zeigte sich als sachkundigen Vorkämpfer der teleologischen Weltauffassung, die gegen Mechanismus und Materialismus das Walten großer Zweckzusammenhänge beachtet und sie in dem letzten intelligenten Weltgrunde sicher verankert. Sein Werk über die „Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (1875) zählt zu den erfreulichen Dokumenten der Opposition gegen den Materialismus, die dessen wissenschaftliche Aechtung in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts durchzusetzen vermochte. v. Hertling übersah auch nicht die Aufgabe, gegebenfalls unter dem Drucke der Tagesforderungen das geförderte Gold der Erkenntnis in die leichter gangbare Kleinmünze umzusetzen, die dem Bedürfnis der Gebildeten hilft; „Der Darwinismus. Eine geistige Epidemie" nennt sich sein popularisierender Beitrag in den „Frankf. Brosch." (N. F. I, 2, 1880), der eine hypothetische Aufstellung von ihrer umfassenden wissenschaftlichen Begründung zu unterscheiden, und zumal auf die geheimen treibenden, antiteleologischen Tendenzen des Darwinismus zu achten lehrt.

Die literarische Hauptarbeit v. Hertlings aber war unverkennbar der philosophiegeschichtlichen Forschung gewidmet; v. Hertlings reiche Leistungen beanspruchen mit Recht den Charakter meisterlicher Darbietungen und blieben bis heute eine Fundgrube großer Anregungen, die der Fachmann mit Gewinn und Freude zu schätzen und auszubeuten weiß! Es waltet System im historischen Schaffen v. Hertlings: Von der Blütezeit antiken Denkens geht sein Blick den offenen und verborgenen Wegen nach, die das Reifste und Beste vom antiken Denken in der Folgezeit gegangen, um für den Ausbau der christlichen Weltanschauung maßgebend zu werden. Die Bonner Jahre begannen mit der eindringenden Analyse über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" (1871), die selbst gegen Altmeister Zeller mit Erfolg manche Position behauptete. Wie sehr v. Hertling die überragende Persönlichkeit Augustins, des größten Gottsuchers im Altertum, gefesselt haben mag, verrät sein auch formell glänzend zu nennender „Augustin" (1902, 1911); das tiefe Eindringen in die geistige Eigenart des Bischofs von Hippo befähigte ihn zu wertvollsten Aufschlüssen über die nicht geringe Bedeutung augustinischen Denkens für die definitive Form der Lehre des Fürsten der Scholastik, Thomas von Aquino; 1904 gab dann seine Feder dieser Forschung zu den Quellen der Philosophie des Aquinaten einen gewissen Abschluß und stellte die Verwendung der Augustinuszitate in Thomas' Texten fest.[1]) — Schon viel früher hatte v. Hertling der Spezialforschung zur Denkbewegung im hohen Mittelalter nachhaltige Antriebe gegeben; absehen dürfen wir hier von vielem Kleinwerk, wie den Artikeln der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, der „Allg. Deutschen Biographie", den ausgiebigen Rezensionen, den Vorträgen und Aufsätzen[2]), denn weit mehr besagen seine Monographien. In der Festschrift „Albertus Magnus" (1880) — dem ersten größeren Werk von Bedeutung über den Lehrer des Aquinaten — galt es neben Ansätzen zur Gesamtwürdigung des gelehrten Dominikaners der Rolle Alberts in der Vermittlung antiker Weisheit, die zu jenen Zeiten in größerer Fülle ins Abendland einströmte; das facere Latinis intelligibiles gibt so recht die Signatur dieses Großen, der die ausgleichende Systematisierung seinem größeren Schüler überlassen mußte. Der dortige Schlußabschnitt über die scholastische Naturerklärung wies eindringlich auf Alberts immerhin charakteristisches Verständnis auch für empirische Naturforschung und legte meisterhaft die mittlere Linie zwischen Ueber- und Unterschätzung für die künftige Forschung fest; seinem Anregungswerte nach nennen wir dieses Kapitel das bedeutendste in der beachtenswerten Schrift. Den Wegen der sich mehr und mehr vervollständigenden Ueberlieferung zumal aristotelischer Texte ging dann v. Hertlings Aufsatz im „Rhein. Museum" v. J. 1884 weiter nach; hier war es dem Sozialphilosophen um die Schicksale der staatsphilosophischen Hauptschrift des Stagiriten zu tun. Mit dem Aufgeführten näherte sich die literarische Tätigkeit v. Hertlings schon mehr dem Gegenstande der letzten philosophiegeschichtlichen Hauptschriften, dem Denken an der Schwelle der Neuzeit. Schon hinter dem bisherigen Schaffen des Philosophiehistorikers, der 1882 den Münchener Lehrstuhl übernahm und in die bayerische Akademie der Wissenschaften berufen wurde, vermuteten wir einen unausgesprochen leitenden Plan: nämlich die Absicht, der Kontinuität des philosophischen Denkens nachzuspüren, die Synthese des Alten und Neuen zu ergründen, den steten Fortgang, aber auch die möglichen Rückschritte herauszuarbeiten. Werden wir uns da wundern, daß die großen historischen Arbeiten des Münchener Philosophen in den 90er Jahren als Hauptgewinn die Wirksamkeit der überkommenen Denkantriebe in der Philosophie eines J. Locke, eines Descartes klar und scharf herausstellten? Die Hertlingsche Fragestellung „J. Locke und die Cambridger Schule" (1892) bleibt von nun an ein bedeutsames Teilthema für jede tiefergehende Würdigung dieses Engländers, den man — nicht gerade zu charakteristisch — den ersten Empiristen nennt, und zum ersten Male wies v. Hertling umfassender die negativen und vor allem die positiven, herübernehmenden Beziehungen nach, die Locke mit diesen Rationalisten verknüpften und zu seinem Rationalismus den Keimstoff vermittelten. Die weitgehende terminologische Anlehnung und gedankliche Entlehnung aus der scholastischen Tradition bei Descartes fanden in Hertlings Monographie[3]) gleichfalls die erste umfassendere und systematische Behandlung. Wie ein reifes Werk der im Großen sichtenden Rückschau erscheint die Festrede v. Hertlings in der bayerischen Akademie der Wissenschaften;[4]) sie beachtete das Material, das zwei Jahrzehnte intensivster Arbeit zumal der Baeumker-Schule in reicher Fülle gefördert haben, und sie gibt dem Gebildeten eine erste der nach und nach unentbehrlichen Gesamtorientierungen über unser heutiges Wissen von der Philosophie jener Zeiten, das nun mit großen Schritten seiner Vervollständigung entgegengeht. Erneuten Beleg geben zu letzterem die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte" (Herder, Freiburg), welche soeben Schüler und Verehrer des Jubilars als Festgabe ihm gewidmet haben, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Man kann von der philosophischen Bedeutung v. Hertlings nicht Abschied nehmen, ohne noch einer prinzipiellen Frage Erwähnung zu tun, deren Diskussion stets seine wärmste Anteilnahme gesichert blieb: der Harmonie von Glauben und Wissen. Vor allem die Schrift vom Jahre 1899 über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" fixiert in lichtvollen Darlegungen die Aufgabe, der der katholische Gelehrte sich unterziehen muß und kann, nämlich in unablässig prüfender Geistesarbeit die Eintracht von Glauben und Wissen darzutun, da beide Reiche der Vernunft- und der Glaubenswahrheiten von der einen Urquelle göttlicher Weisheit Ausgang

[1]) „Augustinuszitate usw.", Sitzungsber. d. bayer. Akademie d. Wiss. 1904.

[2]) Wie über „Christentum und griechische Philosophie" auf dem 5. Internat. Kongreß kath. Gelehrter, München 1900; s. „Akten . . .", und „Philos. Jahrbuch" 1901; u. a. m.

[3]) „Descartes' Beziehungen z. Scholastik", i. d. gen. Sitzungsber. 1897 u. 1899.

[4]) „Wissenschaftliche Richtungen und philos. Probleme in XIII. Jh.", München 1910, und Hochland, Dez. 1910.

achtung behandelt. Die betreffende Reichstagskommission überwies die sozialen Anträge der anderen Parteien dem Reichskanzler zur Erwägung, der Antrag des Zentrums wurde ohne Prüfung und Beratung mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen verächtlich abgelehnt. Aber schon 1878 kam eine Vorlage auf Abänderung der Gewerbeordnung und Einführung der Gewerbegerichte, und nun sehen wir für die nächsten Jahre Herrn v. Hertling als Kommissionsmitglied und Redner an der Spitze der sozialpolitischen Bemühungen der Zentrumspartei, wozu ihn besonders auch seine philosophische und staatswissenschaftliche Veranlagung und Ausbildung befähigten. Im Namen des Zentrums begrüßte er im Plenum die Regierungsvorlage als den ersten Versuch der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, als die erste Abschlagszahlung gegenüber den viel umfassenderen Forderungen, die das Zentrum im vorigen Jahre erhoben hatte. Er betonte dabei auch, daß der Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung in dieser Vorlage zur Anerkennung gelange, weil sie den, wenn auch noch schwachen Versuch machte, die Sonntagsruhe einzuführen. In der Kommission vertrat Hertling mit Lieber, Franz, dem ehemaligen Bergmann Stötzel und anderen das Zentrum. Ihr Versuch, Arbeiterschutzbestimmungen durchzusetzen, gelang aber nur sehr unvollkommen. Die Einführung der gewerblichen Aufsichtsbeamten geht auf einen Antrag zurück, den Hertling mit dem verstorbenen Stumm gemeinsam stellte. Aber nur mit unendlicher Mühe, langsam und schrittweise konnte man vorwärts kommen. Der Hauptwiderstand lag bei Fürst Bismarck. Diesem gegenüber vertrat Hertling auch die Interpellation, welche das Zentrum Ende 1881 einbrachte mit der Frage nach Weiterbildung der Fabrikgesetzgebung, nach tunlichster Beseitigung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeitszeit überhaupt. Bei der Begründung am 9. Januar 1882 ging der Redner auch tiefer auf das Wesen der Arbeiterfrage ein und hielt die rechte Mitte zwischen der Sozialdemokratie, der liberalen Lehre des Gehenlassens und dem Staatssozialismus, dem sich Bismarck zuneigte. Jeder Versuch, auch später noch die Frage vorwärts zu schieben, scheiterte an Bismarcks Widerstand, worüber Hertling im Reichstage am 14. Januar 1885 lebhaft Klage führte, wobei er auch betonte: noch wichtiger als die Fürsorge für den erkrankten und verunglückten Arbeiter sei der Schutz des arbeitenden, um ihm und seiner Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Erst nachdem die Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 Bismarcks Kartellmehrheit gesprengt hatten und der Reichskanzler zurückgetreten war, wozu neben den schroffen Charaktergegensätzen zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. noch weitere scharfe Meinungsverschiedenheiten wegen der Sozialpolitik kamen, vollzog sich allmählich die große Gesetzgebung über den Arbeiterschutz, an deren Wiege Hertling mit anderen führenden Männern des Zentrums gestanden hatte. Vorher schon war das große Werk der Arbeiterversicherung geschaffen worden und auch an diesem hat Hertling maßgebend mitgewirkt. Bei dem Unfallversicherungsgesetz war er 1881 und 1882 Berichterstatter. Wenn wir jetzt von der Höhe des Erreichten uns in die Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre zurückversetzen, die Summe von Haß und Verachtung erwägen, die gegen das Zentrum damals noch mehr als jetzt ringsum bestand, dazu bedenken, wie die kapitalistischen Interessen kein Opfer für das große Kulturwerk des Arbeiterschutzes und der sozialen Versicherung bringen wollten, so wird man erkennen, wieviel Mühe und selbstlose Hingabe es erforderte, die Grundlagen dieses großen Werkes zu legen, besonders in den ersten Jahren, bis das Eis allmählich gebrochen war. Die Reden, welche Hertling in jenen Kampfesjahren im Reichstage hielt, sind 1884 bei Herder in Freiburg erschienen unter dem Titel: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts von Freiherrn von Hertling.

Seit 1891 ist Freiherr von Hertling auch lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, wohin das Vertrauen des Regenten, der ihm stets huldvoll gesinnt war, ihn berief. Als er nach sechsjähriger Unterbrechung 1896 wieder in den Reichstag eintrat, überließ er das soziale Gebiet den Freunden, seine Tätigkeit galt jetzt in Fortführung des Gedankens der Görresgesellschaft anderen noch bedeutsameren Kulturfragen, nämlich der Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und zur modernen Kultur, der Aufgabe der deutschen Katholiken, im geistigen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft der Nation als bedeutsamer Faktor, ihrem Werte entsprechend, sich Geltung zu verschaffen. Daraus folgte von selbst die Abwehr gegen jene unduldsame Richtung, die sich ihrer Voraussetzungslosigkeit rühmt, aber selbst in der größten Voraussetzung befangen ist, indem sie dem Katholizismus Recht und Befähigung zu wissenschaftlicher Betätigung abspricht. Hertlings Schriften „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft“ (1899), „Recht, Staat und Gesellschaft“ (1906) entstammen diesem Tätigkeitskreise. Verwandt damit waren Hertlings Bemühungen, im Auftrage des Reichskanzlers, der ihn vor der Zeit des Bülowblocks mit seinem Vertrauen bedachte, die Zustimmung des Heiligen Stuhles zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu erreichen. Diese Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick erforderte, führte ihn während der Jahre 1898—1902 zu wiederholtem Aufenthalt nach Rom, manche Hindernisse waren dabei zu überwinden, aber das große Ziel wurde erreicht.

Im Reichstage gehörte Herr von Hertling, wenn er auch wenig öffentlich auftrat, doch zu den bedeutendsten Parlamentariern. Im Namen des Zentrums sprach er regelmäßig bei Behandlung der auswärtigen Politik. Die Reden, die er bei solchen Anlässen hielt, wurden vom Hause und der Regierung stets mit voller Aufmerksamkeit angehört. Sie vereinigten sichere Beurteilung der Personen und Zustände mit rednerisch verfeinerter Darstellung und staatsmännischer Verwertung der Verhältnisse und verlangten auch eine ebenso kräftige als besonnene auswärtige Politik. Nach dem Tode des Grafen Hompesch im Jahre 1909 wählte die Zentrumsfraktion Hertling zum ersten Vorsitzenden. Mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit und mit schönem Erfolge hat er sich der Aufgabe gewidmet, eine so starke Fraktion zu leiten, die aus allen Ständen und Stämmen besteht und so unendlich wichtige Aufgaben auf dem nationalen, dem religiössittlichen, dem geistigen und wirtschaftlichen Gebiete zu wahren hat. Als nach der gewaltsamen Auflösung des bayerischen Landtags im November 1911 das Zentrum bei der Neuwahl vom 5. Februar 1912 wieder mit Mehrheit zurückkehrte, berief Prinzregent Luitpold Herrn von Hertling am 9. Februar 1912 an die Spitze der Regierung mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu bilden. Der greise Regent ließ ihm die Erwartung aussprechen, daß er in dieser schweren Stunde seine Kräfte dem Vaterland und der Krone nicht vorenthalten werde. Das waren Tage schwerer innerer Kämpfe, aber das eigene Gewissen und die Freunde erkannten, daß der Ruf nicht abgeschlagen werden dürfe, daß die dornenvolle Bürde übernommen werden müsse. Der Abschied von der geliebten Lehrtätigkeit und von der parlamentarischen Mitwirkung an den großen Fragen des deutschen Volkes war schwer.

Als Staatsminister und Ministerpräsident schied Herr von Hertling selbstverständlich aus der Zentrumspartei aus. Sein Programm ist das der konservativen, staatserhaltenden Sammlung aller Kräfte in harmonischer Vereinigung von Autorität und Freiheit, ein Programm, das von einem kurzsichtigen Liberalismus bekämpft, von dem konservativen Teile des protestantischen Deutschland lange nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt wird. Möge es Freiherrn von Hertling noch lange vergönnt sein, in diesem Sinne an der Spitze der bayerischen Regierung in voller Gesundheit und Tatkraft zu wirken.

Dem Philosophen Georg Freiherrn von Hertling.

Von Heinrich Ruster, Bonn.

Dem Politiker und leitenden Staatsmanne v. Hertling brachte im vorhergehenden Aufsatz die berufene Feder den Festesgruß dar; mit diesen Zeilen aber soll des Gelehrten und erfolgreich schaffenden Philosophen gedacht werden und der Gruß des Wissenschaftlers als ein nicht minderes Blatt sich einfügen in den Kranz der Huldigungen, den in diesen Tagen die katholische Welt einem der besten ihrer Führer weiht.

Nicht als ob wir uns heute gedrungen fühlten — wie 1903 zum 60. Wiegenfeste der Referent der „Augsburger Postzeitung“ —, hämischen Nörglern zu antworten, die des Philosophen Schaffenskraft durch seine Stellung als Politiker und staatsmännischer Berater gemindert glauben. Eine solche Auffassung verrät ihre Flachheit schon an einem entscheidenden Punkte: sie verkennt die Bedeutung des philosophischen Gedankenhintergrundes, wie überhaupt für das Leben des reifen Menschen, so erst recht für den führenden Politiker und Staatsmann. Einem v. Hertling waren die Probleme des Gesellschaftslebens nach

ihrer philosophischen Seite stets der Gegenstand dringender Interessen und tiefgehender wissenschaftlicher Ausführungen, die mit besonderer Liebe gearbeitet sind, wie uns der Kenner zugestehen muß. Seiner Feder entstammen die Beiträge zu den Grundfragen der **Gesellschaftsphilosophie** in der ersten Gestaltung des Staatslexikons der Görresgesellschaft, sowie 1893 die klaren und prinzipienfesten Erörterungen über das Verhältnis von „Naturrecht und Sozialpolitik", beides wiederaufgenommen in die Sammlung „Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" vom Jahre 1897, neben Aufsätzen der von ihm viel bedachten „Historisch-politischen Blätter", sowie Gelegenheitsreden, dem sozialphilosophisch bedeutungsvollen offenen Brief an Ritschl, u. a. Dem „Ziel und der Methode der Rechtsphilosophie" galt dann sein Aufsatz im „Philosophischen Jahrbuch" v. J. 1895, gegen den Positivismus in der Behandlung von Rechtsproblemen. Und die reife Frucht des Sozialphilosophen, der überdies — nur zugunsten der Theorie — noch den großen politischen Erfahrungsschatz zur Verfügung hat, liegt heute vor uns in dem ersten Bändchen der Sammlung Kösel: Recht, Staat und Gesellschaft (1906); würdiger als mit diesem Wegweiser durch grundsätzliche Gedanken der Gesellschaftslehre konnte diese Sammlung nicht eröffnet werden! Daß dem Gesellschaftstheoretiker von Geist und Erfahrung der gebührende Vortritt bei der Neubearbeitung des Staatslexikons (1911) zugebilligt wurde, kam dieser Glanzleistung der Görresgesellschaft wahrlich sehr zugute; v. Hertling verwaltete dort die Einführung in die heutigen Gedanken über die grundsätzlichen Probleme der Rechts- und Staatsphilosophie sowie der politischen Kunst (s. Bd. I—IV). Die vielen Einzelauslassungen zur Sozialpolitik, in der Presse, den „Historisch-politischen Blättern", im „Hochland", in den „Aufsätzen und Reden" (1884) müssen wir hier übergehen, obschon sie ihres auch philosophischen Gehaltes wegen mehr als vergängliche Gaben der Tagesschriftstellerei bedeuten.

In Sachen der Metaphysik, der großen **Weltanschauungsfragen**, dieses stets zentralen Bereichs der systematischen Philosophie, war v. Hertling früh ein prinzipienklarer und überzeugungsmutiger Streiter. Schon der Bonner Privatdozent der siebziger Jahre zeigte sich als sachkundigen Vorkämpfer der teleologischen Weltauffassung, die gegen Mechanismus und Materialismus das Walten großer Zweckzusammenhänge beachtet und sie in dem letzten intelligenten Weltgrunde sicher verankert. Sein Werk über die „Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (1875) zählt zu den erfreulichen Dokumenten der Opposition gegen den Materialismus, die dessen wissenschaftliche Aechtung in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts durchzusetzen vermochte. v. Hertling übersah auch nicht die Aufgabe, gegebenenfalls unter dem Drucke der Tagesforderungen das geförderte Gold der Erkenntnis in die leichter gangbare Kleinmünze umzusetzen, die dem Bedürfnis der Gebildeten hilft; „Der Darwinismus. Eine geistige Epidemie" nennt sich sein popularisierender Beitrag in den „Frankf. Brosch." (N. F. I, 2, 1880), der eine hypothetische Aufstellung von ihrer umfassenden wissenschaftlichen Begründung zu unterscheiden, und zumal auf die geheimen treibenden, antiteleologischen Tendenzen des Darwinismus zu achten lehrt.

Die literarische Hauptarbeit v. Hertlings aber war unverkennbar der **philosophiegeschichtlichen Forschung** gewidmet; v. Hertlings reiche Leistungen beanspruchen mit Recht den Charakter meisterlicher Darbietungen und blieben bis heute eine Fundgrube großer Anregungen, die der Fachmann mit Gewinn und Freude zu schätzen und auszubeuten weiß! Es waltet System im historischen Schaffen v. Hertlings: Von der Blütezeit antiken Denkens geht sein Blick den offenen und verborgenen Wegen nach, die das Reifste und Beste vom antiken Denken in der Folgezeit gegangen, um für den Ausbau der christlichen Weltanschauung maßgebend zu werden. Die Bonner Jahre begannen mit der eindringenden Analyse über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" (1871), die selbst gegen Altmeister Zeller mit Erfolg manche Position behauptete. Wie sehr v. Hertling die überragende Persönlichkeit Augustins, des größten Gottsuchers im Altertum, gefesselt haben mag, verrät sein auch formell glänzend zu nennender „Augustin" (1902, 1911); das tiefe Eindringen in die geistige Eigenart des Bischofs von Hippo befähigte ihn zu wertvollsten Aufschlüssen über die nicht geringe Bedeutung augustinischen Denkens für die definitive Form der Lehre des Fürsten der Scholastik, Thomas von Aquino; 1904 gab dann seine Feder dieser Forschung zu den Quellen der Philosophie des Aquinaten einen gewissen Abschluß und stellte die Verwendung der Augustinuszitate in Thomas' Texten fest.[1]) — Schon viel früher hatte v. Hertling der Spezialforschung zur Denkbewegung im hohen Mittelalter nachhaltige Antriebe gegeben; absehen dürfen wir hier von vielem Kleinwerk, wie den Artikeln der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, der „Allg. Deutschen Biographie", den ausgiebigen Rezensionen, den Vorträgen und Aufsätzen[2]), denn weit mehr besagen seine Monographien. In der Festschrift „Albertus Magnus" (1880) — dem ersten größeren Werk von Bedeutung über den Lehrer des Aquinaten — galt es neben Ansätzen zur Gesamtwürdigung des gelehrten Dominikaners der Rolle Alberts in der Vermittlung antiker Weisheit, die zu jenen Zeiten in größerer Fülle ins Abendland einströmte; das facere Latinis intelligibiles gibt so recht die Signatur dieses Großen, der die ausgleichende Systematisierung seinem größeren Schüler überlassen mußte. Der dortige Schlußabschnitt über die scholastische Naturerklärung wies eindringlich auf Alberts immerhin charakteristisches Verständnis auch für empirische Naturforschung und legte meisterhaft die mittlere Linie zwischen Ueber- und Unterschätzung für die künftige Forschung fest; seinem Anregungswerte nach nennen wir dieses Kapitel das bedeutendste in der beachtenswerten Schrift. Den Wegen der sich mehr und mehr vervollständigenden Ueberlieferung zumal aristotelischer Texte ging dann v. Hertlings Aufsatz im „Rhein. Museum" v. J. 1884 weiter nach; hier war es dem Sozialphilosophen um die Schicksale der staatsphilosophischen Hauptschrift des Stagiriten zu tun. Mit dem Aufgeführten näherte sich die literarische Tätigkeit v. Hertlings schon mehr dem Gegenstande der letzten philosophiegeschichtlichen Hauptschriften, dem Denken an der Schwelle der Neuzeit. Schon hinter dem bisherigen Schaffen des Philosophiehistorikers, der 1882 den Münchener Lehrstuhl übernahm und in die bayerische Akademie der Wissenschaften berufen wurde, vermuteten wir einen unausgesprochen leitenden Plan: nämlich die Absicht, der Kontinuität des philosophischen Denkens nachzuspüren, die Synthese des Alten und Neuen zu ergründen, den steten Fortgang, aber auch die möglichen Rückschritte herauszuarbeiten. Werden wir uns da wundern, daß die großen historischen Arbeiten des Münchener Philosophen in den 90er Jahren als Hauptgewinn die **Wirksamkeit der überkommenen Denkantriebe in der Philosophie eines J. Locke, eines Descartes** klar und scharf herausstellten? Die Hertlingsche Fragestellung „J. Locke und die Cambridger Schule" (1892) bleibt von nun an ein bedeutsames Teilthema für jede tiefergehende Würdigung dieses Engländers, den man — nicht gerade zu charakteristisch — den ersten Empiristen nennt, und zum ersten Male wies v. Hertling umfassender die negativen und vor allem die positiven, herübernehmenden Beziehungen nach, die Locke mit diesen Rationalisten verknüpften und zu seinem Rationalismus den Keimstoff vermittelten. Die weitgehende terminologische Anlehnung und gedankliche Entlehnung aus der scholastischen Tradition bei **Descartes** fanden in Hertlings Monographie[3]) gleichfalls die erste umfassendere und systematische Behandlung. Wie ein reifes Werk der im Großen sichtenden Rückschau erscheint die Festrede v. Hertlings in der bayerischen Akademie der Wissenschaften;[4]) sie beachtete das Material, das zwei Jahrzehnte intensivster Arbeit zumal der Baeumker-Schule in reicher Fülle gefördert haben, und sie gibt dem Gebildeten eine erste der nach und nach unentbehrlichen Gesamtorientierungen über unser heutiges Wissen von der Philosophie jener Zeiten, das nun mit großen Schritten seiner Vervollständigung entgegengeht. Erneuten Beleg geben zu letzterem die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte" (Herder, Freiburg), welche soeben Schüler und Verehrer des Jubilars als Festgabe ihm gewidmet haben, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Man kann von der philosophischen Bedeutung v. Hertlings nicht Abschied nehmen, ohne noch einer prinzipiellen Frage Erwähnung zu tun, deren Diskussion stets seine wärmste Anteilnahme gesichert blieb: der **Harmonie von Glauben und Wissen**. Vor allem die Schrift vom Jahre 1899 über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" fixiert in lichtvollen Darlegungen die Aufgabe, der der katholische Gelehrte sich unterziehen muß und kann, nämlich in unablässig prüfender Geistesarbeit die Eintracht von Glauben und Wissen darzutun, da beide Reiche der Vernunft- und der Glaubenswahrheiten von der **einen** Urquelle göttlicher Weisheit Ausgang

[1]) „Augustinuszitate usw.", Sitzungsber. d. bayer. Akademie d. Wiss. 1904.

[2]) Wie über „Christentum und griechische Philosophie" auf dem 5. Internat. Kongreß kath. Gelehrter, München 1900; s. „Akten . . .", und „Philos. Jahrbuch" 1901; u. a. m.

[3]) „Descartes' Beziehungen z. Scholastik", i. d. gen. Sitzungsber. 1897 u. 1899.

[4]) „Wissenschaftliche Richtungen und philos. Probleme im XIII. Jh.", München 1910, und Hochland, Dez. 1910.

achtung behandelt. Die betreffende Reichstagskommission überwies die sozialen Anträge der anderen Parteien dem Reichskanzler zur Erwägung, der Antrag des Zentrums wurde ohne Prüfung und Beratung mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen verächtlich abgelehnt. Aber schon 1878 kam eine Vorlage auf Abänderung der Gewerbeordnung und Einführung der Gewerbegerichte, und nun sehen wir für die nächsten Jahre Herrn v. Hertling als Kommissionsmitglied und Redner an der Spitze der sozialpolitischen Bemühungen der Zentrumspartei, wozu ihn besonders auch seine philosophische und staatswissenschaftliche Veranlagung und Ausbildung befähigten. Im Namen des Zentrums begrüßte er im Plenum die Regierungsvorlage als den ersten Versuch der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, als die erste Abschlagszahlung gegenüber den viel umfassenderen Forderungen, die das Zentrum im vorigen Jahre erhoben hatte. Er betonte dabei auch, daß der Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung in dieser Vorlage zur Anerkennung gelange, weil sie den, wenn auch noch schwachen Versuch machte, die Sonntagsruhe einzuführen. In der Kommission vertrat Hertling mit Lieber, Franz, dem ehemaligen Bergmann Stötzel und anderen das Zentrum. Ihr Versuch, Arbeiterschutzbestimmungen durchzusetzen, gelang aber nur sehr unvollkommen. Die Einführung der gewerblichen Aufsichtsbeamten geht auf einen Antrag zurück, den Hertling mit dem verstorbenen Stumm gemeinsam stellte. Aber nur mit unendlicher Mühe, langsam und schrittweise konnte man vorwärts kommen. Der Hauptwiderstand lag bei Fürst Bismarck. Diesem gegenüber vertrat Hertling auch die Interpellation, welche das Zentrum Ende 1881 einbrachte mit der Frage nach Weiterbildung der Fabrikgesetzgebung, nach tunlichster Beseitigung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeitszeit überhaupt. Bei der Begründung am 9. Januar 1882 ging der Redner auch tiefer auf das Wesen der Arbeiterfrage ein und hielt die rechte Mitte zwischen der Sozialdemokratie, der liberalen Lehre des Gehenlassens und dem Staatssozialismus, dem sich Bismarck zuneigte. Jeder Versuch, auch später noch die Frage vorwärts zu schieben, scheiterte an Bismarcks Widerstand, worüber Hertling im Reichstage am 14. Januar 1885 lebhaft Klage führte, wobei er auch betonte: noch wichtiger als die Fürsorge für den erkrankten und verunglückten Arbeiter sei der Schutz des arbeitenden, um ihm und seiner Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Erst nachdem die Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 Bismarcks Kartellmehrheit gesprengt hatten und der Reichskanzler zurückgetreten war, wozu neben den schroffen Charaktergegensätzen zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. noch weitere scharfe Meinungsverschiedenheiten wegen der Sozialpolitik kamen, vollzog sich allmählich die große Gesetzgebung über den Arbeiterschutz, an deren Wiege Hertling mit anderen führenden Männern des Zentrums gestanden hatte. Vorher schon war das große Werk der Arbeiterversicherung geschaffen worden und auch an diesem hat Hertling maßgebend mitgewirkt. Bei dem Unfallversicherungsgesetz war er 1881 und 1882 Berichterstatter. Wenn wir jetzt von der Höhe des Erreichten uns in die Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre zurückversetzen, die Summe von Haß und Verachtung erwägen, die gegen das Zentrum damals noch mehr als jetzt ringsum bestand, dazu bedenken, wie die kapitalistischen Interessen kein Opfer für das große Kulturwerk des Arbeiterschutzes und der sozialen Versicherung bringen wollten, so wird man erkennen, wieviel Mühe und selbstlose Hingabe es erforderte, die Grundlagen dieses großen Werkes zu legen, besonders in den ersten Jahren, bis das Eis allmählich gebrochen war. Die Reden, welche Hertling in jenen Kampfesjahren im Reichstage hielt, sind 1884 bei Herder in Freiburg erschienen unter dem Titel: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts von Freiherrn von Hertling.

Seit 1891 ist Freiherr von Hertling auch lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, wohin das Vertrauen des Regenten, der ihm stets huldvoll gesinnt war, ihn berief. Als er nach sechsjähriger Unterbrechung 1896 wieder in den Reichstag eintrat, überließ er das soziale Gebiet den Freunden, seine Tätigkeit galt jetzt in Fortführung des Gedankens der Görresgesellschaft anderen noch bedeutsameren Kulturfragen, nämlich der Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und zur modernen Kultur, der Aufgabe der deutschen Katholiken, im geistigen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft der Nation als bedeutsamer Faktor, ihrem Werte entsprechend, sich Geltung zu verschaffen. Daraus folgte von selbst die Abwehr gegen jene unduldsame Richtung, die sich ihrer Voraussetzungslosigkeit rühmt, aber selbst in der größten Voraussetzung befangen ist, indem sie dem Katholizismus Recht und Befähigung zu wissenschaftlicher Betätigung abspricht. Hertlings Schriften „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (1899), „Recht, Staat und Gesellschaft" (1906) entstammen diesem Tätigkeitskreise. Verwandt damit waren Hertlings Bemühungen, im Auftrage des Reichskanzlers, der ihn vor der Zeit des Bülowblocks mit seinem Vertrauen bedachte, die Zustimmung des Heiligen Stuhles zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu erreichen. Diese Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick erforderte, führte ihn während der Jahre 1898—1902 zu wiederholtem Aufenthalt nach Rom, manche Hindernisse waren dabei zu überwinden, aber das große Ziel wurde erreicht.

Im Reichstage gehörte Herr von Hertling, wenn er auch wenig öffentlich auftrat, doch zu den bedeutendsten Parlamentariern. Im Namen des Zentrums sprach er regelmäßig bei Behandlung der auswärtigen Politik. Die Reden, die er bei solchen Anlässen hielt, wurden vom Hause und der Regierung stets mit voller Aufmerksamkeit angehört. Sie vereinigten sichere Beurteilung der Personen und Zustände mit rednerisch verfeinerter Darstellung und staatsmännischer Verwertung der Verhältnisse und verlangten auch eine ebenso kräftige als besonnene auswärtige Politik. Nach dem Tode des Grafen Hompesch im Jahre 1909 wählte die Zentrumsfraktion Hertling zum ersten Vorsitzenden. Mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit und mit schönem Erfolge hat er sich der Aufgabe gewidmet, eine so starke Fraktion zu leiten, die aus allen Ständen und Stämmen besteht und so unendlich wichtige Aufgaben auf dem nationalen, dem religiössittlichen, dem geistigen und wirtschaftlichen Gebiete zu wahren hat. Als nach der gewaltsamen Auflösung des bayerischen Landtags im November 1911 das Zentrum bei der Neuwahl vom 5. Februar 1912 wieder mit Mehrheit zurückkehrte, berief Prinzregent Luitpold Herrn von Hertling am 9. Februar 1912 an die Spitze der Regierung mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu bilden. Der greise Regent ließ ihm die Erwartung aussprechen, daß er in dieser schweren Stunde seine Kräfte dem Vaterland und der Krone nicht vorenthalten werde. Das waren Tage schwerer innerer Kämpfe, aber das eigene Gewissen und die Freunde erkannten, daß der Ruf nicht abgeschlagen werden dürfe, daß die dornenvolle Bürde übernommen werden müsse. Der Abschied von der geliebten Lehrtätigkeit und von der parlamentarischen Mitwirkung an den großen Fragen des deutschen Volkes war schwer.

Als Staatsminister und Ministerpräsident schied Herr von Hertling selbstverständlich aus der Zentrumspartei aus. Sein Programm ist das der konservativen, staatserhaltenden Sammlung aller Kräfte in harmonischer Vereinigung von Autorität und Freiheit, ein Programm, das von einem kurzsichtigen Liberalismus bekämpft, von dem konservativen Teile des protestantischen Deutschland lange nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt wird. Möge es Freiherrn von Hertling noch lange vergönnt sein, in diesem Sinne an der Spitze der bayerischen Regierung in voller Gesundheit und Tatkraft zu wirken.

Dem Philosophen Georg Freiherrn von Hertling.

Von Heinrich Ruster, Bonn.

Dem Politiker und leitenden Staatsmanne v. Hertling brachte im vorhergehenden Aufsatz die berufene Feder den Festesgruß dar; mit diesen Zeilen aber soll des Gelehrten und erfolgreich schaffenden Philosophen gedacht werden und der Gruß des Wissenschaftlers als ein nicht minderes Blatt sich einfügen in den Kranz der Huldigungen, den in diesen Tagen die katholische Welt einem der besten ihrer Führer weiht.

Nicht als ob wir uns heute gedrungen fühlten — wei 1903 zum 60. Wiegenfeste der Referent der „Augsburger Postzeitung" —, hämischen Nörglern zu antworten, die des Philosophen Schaffenskraft durch seine Stellung als Politiker und staatsmännischer Berater gemindert glauben. Eine solche Auffassung verrät ihre Flachheit schon an einem entscheidenden Punkte: sie verkennt die Bedeutung des philosophischen Gedankenhintergrundes, wie überhaupt für das Leben des reifen Menschen, so erst recht für den führenden Politiker und Staatsmann. Einem v. Hertling waren die Probleme des Gesellschaftslebens nach

ihrer philosophischen Seite stets der Gegenstand dringender Interessen und tiefgehender wissenschaftlicher Ausführungen, die mit besonderer Liebe gearbeitet sind, wie uns der Kenner zugestehen muß. Seiner Feder entstammen die Beiträge zu den Grundfragen der **Gesellschaftsphilosophie** in der ersten Gestaltung des Staatslexikons der Görresgesellschaft, sowie 1893 die klaren und prinzipienfesten Erörterungen über das Verhältnis von „Naturrecht und Sozialpolitik", beides wiederaufgenommen in die Sammlung „Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" vom Jahre 1897, neben Aufsätzen der von ihm viel bedachten „Historisch-politischen Blätter", sowie Gelegenheitsreden, dem sozialphilosophisch bedeutungsvollen offenen Brief an Ritschl, u. a. Dem „Ziel und der Methode der Rechtsphilosophie" galt dann sein Aufsatz im „Philosophischen Jahrbuch" v. J. 1895, gegen den Positivismus in der Behandlung von Rechtsproblemen. Und die reife Frucht des Sozialphilosophen, der überdies — nur zugunsten der Theorie — noch den großen politischen Erfahrungsschatz zur Verfügung hat, liegt heute vor uns in dem ersten Bändchen der Sammlung Kösel: Recht, Staat und Gesellschaft (1906); würdiger als mit diesem Wegweiser durch grundsätzliche Gedanken der Gesellschaftslehre konnte diese Sammlung nicht eröffnet werden! Daß dem Gesellschaftstheoretiker von Geist und Erfahrung der gebührende Vortritt bei der Neubearbeitung des Staatslexikons (1911) zugebilligt wurde, kam dieser Glanzleistung der Görresgesellschaft wahrlich sehr zugute; v. Hertling verwaltete dort die Einführung in die heutigen Gedanken über die grundsätzlichen Probleme der Rechts- und Staatsphilosophie sowie der politischen Kunst (s. Bd. I—IV). Die vielen Einzelauslassungen zur Sozialpolitik, in der Presse, den „Historisch-politischen Blättern", im „Hochland", in den „Aufsätzen und Reden" (1884) müssen wir hier übergehen, obschon sie ihres auch philosophischen Gehaltes wegen mehr als vergängliche Gaben der Tagesschriftstellerei bedeuten.

In Sachen der Metaphysik, der großen **Weltanschauungsfragen**, dieses stets zentralen Bereichs der systematischen Philosophie, war v. Hertling früh ein prinzipienklarer und überzeugungsmutiger Streiter. Schon der Bonner Privatdozent der siebziger Jahre zeigte sich als sachkundigen Vorkämpfer der teleologischen Weltauffassung, die gegen Mechanismus und Materialismus das Walten großer Zweckzusammenhänge beachtet und sie in dem letzten intelligenten Weltgrunde sicher verankert. Sein Werk über die „Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (1875) zählt zu den erfreulichen Dokumenten der Opposition gegen den Materialismus, die dessen wissenschaftliche Aechtung in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts durchzusetzen vermochte. v. Hertling übersah auch nicht die Aufgabe, gegebenfalls unter dem Drucke der Tagesforderungen das geförderte Gold der Erkenntnis in die leichter gangbare Kleinmünze umzusetzen, die dem Bedürfnis der Gebildeten hilft; „Der Darwinismus. Eine geistige Epidemie" nennt sich sein popularisierender Beitrag in den „Frankf. Brosch." (N. F. I, 2, 1880), der eine hypothetische Aufstellung von ihrer umfassenden wissenschaftlichen Begründung zu unterscheiden, und zumal auf die geheimen treibenden, antiteleologischen Tendenzen des Darwinismus zu achten lehrt.

Die literarische Hauptarbeit v. Hertlings aber war unverkennbar der **philosophiegeschichtlichen Forschung** gewidmet; v. Hertlings reiche Leistungen beanspruchen mit Recht den Charakter meisterlicher Darbietungen und blieben bis heute eine Fundgrube großer Anregungen, die der Fachmann mit Gewinn und Freude zu schätzen und auszubeuten weiß! Es waltet System im historischen Schaffen v. Hertlings: Von der Blütezeit antiken Denkens geht sein Blick den offenen und verborgenen Wegen nach, die das Reifste und Beste vom antiken Denken in der Folgezeit gegangen, um für den Ausbau der christlichen Weltanschauung maßgebend zu werden. Die Bonner Jahre begannen mit der eindringenden Analyse über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" (1871), die selbst gegen Altmeister Zeller mit Erfolg manche Position behauptete. Wie sehr v. Hertling die überragende Persönlichkeit Augustins, des größten Gottsuchers im Altertum, gefesselt haben mag, verrät sein auch formell glänzend zu nennender „Augustin" (1902, 1911); das tiefe Eindringen in die geistige Eigenart des Bischofs von Hippo befähigte ihn zu wertvollsten Aufschlüssen über die nicht geringe Bedeutung augustinischen Denkens für die definitive Form der Lehre des Fürsten der Scholastik, Thomas von Aquino; 1904 gab dann seine Feder dieser Forschung zu den Quellen der Philosophie des Aquinaten einen gewissen Abschluß und stellte die Verwendung der Augustinuszitate in Thomas' Texten fest.[1]) — Schon viel früher hatte v. Hertling der Spezialforschung zur Denkbewegung im hohen Mittelalter nachhaltige Antriebe gegeben; absehen dürfen wir hier von vielem Kleinwerk, wie den Artikeln der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, den „Allg. Deutschen Biographie", den ausgiebigen Rezensionen, den Vorträgen und Aufsätzen[2]), denn weit mehr besagen seine Monographien. In der Festschrift „Albertus Magnus" (1880) — dem ersten größeren Werk von Bedeutung über den Lehrer des Aquinaten — galt es neben Ansätzen zur Gesamtwürdigung des gelehrten Dominikaners der Rolle Alberts in der Vermittlung antiker Weisheit, die zu jenen Zeiten in größerer Fülle ins Abendland einströmte; das facere Latinis intelligibiles gibt so recht die Signatur dieses Großen, der die ausgleichende Systematisierung seinem größeren Schüler überlassen mußte. Der dortige Schlußabschnitt über die scholastische Naturerklärung wies eindringlich auf Alberts immerhin charakteristisches Verständnis auch für empirische Naturforschung und legte meisterhaft die mittlere Linie zwischen Ueber- und Unterschätzung für die künftige Forschung fest; seinem Anregungswerte nach nennen wir dieses Kapitel das bedeutendste in der beachtenswerten Schrift. Den Wegen der sich mehr und mehr vervollständigenden Ueberlieferung zumal aristotelischer Texte ging dann v. Hertlings Aufsatz im „Rhein. Museum" v. J. 1884 weiter nach; hier war es dem Sozialphilosophen um die Schicksale der staatsphilosophischen Hauptschrift des Stagiriten zu tun. Mit dem Aufgeführten näherte sich die literarische Tätigkeit v. Hertlings schon mehr dem Gegenstande der letzten philosophiegeschichtlichen Hauptschriften, dem Denken an der Schwelle der Neuzeit. Schon hinter dem bisherigen Schaffen des Philosophiehistorikers, der 1882 den Münchener Lehrstuhl übernahm und in die bayerische Akademie der Wissenschaften berufen wurde, vermuteten wir einen unausgesprochen leitenden Plan: nämlich die Absicht, der Kontinuität des philosophischen Denkens nachzuspüren, die Synthese des Alten und Neuen zu ergründen, den steten Fortgang, aber auch die möglichen Rückschritte herauszuarbeiten. Werden wir uns da wundern, daß die großen historischen Arbeiten des Münchener Philosophen in den 90er Jahren als Hauptgewinn die **Wirksamkeit der überkommenen Denkantriebe in der Philosophie eines J. Locke, eines Descartes** klar und scharf herausstellten? Die Hertlingsche Fragestellung „J. Locke und die Cambridger Schule" (1892) bleibt von nun an ein bedeutsames Teilthema für jede tiefergehende Würdigung dieses Engländers, den man — nicht gerade zu charakteristisch — den ersten Empiristen nennt, und zum ersten Male wies v. Hertling umfassender die negativen und vor allem die positiven, herübernehmenden Beziehungen nach, die Locke mit diesen Rationalisten verknüpften und zu seinem Rationalismus den Keimstoff vermittelten. Die weitgehende terminologische Anlehnung und gedankliche Entlehnung aus der scholastischen Tradition bei **Descartes** fanden in Hertlings Monographie[3]) gleichfalls die erste umfassendere und systematische Behandlung. Wie ein reifes Werk der im Großen sichtenden Rückschau erscheint die Festrede v. Hertlings in der bayerischen Akademie der Wissenschaften;[4]) sie beachtete das Material, das zwei Jahrzehnte intensivster Arbeit zumal der Baeumker-Schule in reicher Fülle gefördert haben, und sie gibt dem Gebildeten eine erste der nach und nach unentbehrlichen Gesamtorientierungen über unser heutiges Wissen von der Philosophie jener Zeiten, das nun mit großen Schritten seiner Vervollständigung entgegengeht. Erneuten Beleg geben zu letzterem die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte" (Herder, Freiburg), welche soeben **Schüler und Verehrer des Jubilars als Festgabe** ihm gewidmet haben, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Man kann von der philosophischen Bedeutung v. Hertlings nicht Abschied nehmen, ohne noch einer prinzipiellen Frage Erwähnung zu tun, deren Diskussion stets seine wärmste Anteilnahme gesichert blieb: der **Harmonie von Glauben und Wissen**. Vor allem die Schrift vom Jahre 1899 über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" fixiert in lichtvollen Darlegungen die Aufgabe, der der katholische Gelehrte sich unterziehen muß und kann, nämlich in unablässig prüfender Geistesarbeit die Eintracht von Glauben und Wissen darzutun, da beide Reiche der Vernunft- und der Glaubenswahrheiten von der **einen** Urquelle göttlicher Weisheit Ausgang

[1]) „Augustinuszitate usw.", Sitzungsber. d. bayer. Akademie d. Wiss. 1904.

[2]) Wie über „Christentum und griechische Philosophie" auf dem 5. Internat. Kongreß kath. Gelehrter, München 1900; s. „Akten . . .", und „Philos. Jahrbuch" 1901; u. a. m.

[3]) „Descartes' Beziehungen z. Scholastik", i. d. gen. Sitzungsber. 1897 u. 1899.

[4]) „Wissenschaftliche Richtungen und philos. Probleme im XIII. Jh.", München 1910, und Hochland, Dez. 1910.

achtung behandelt. Die betreffende Reichstagskommission überwies die sozialen Anträge der anderen Parteien dem Reichskanzler zur Erwägung, der Antrag des Zentrums wurde ohne Prüfung und Beratung mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen verächtlich abgelehnt. Aber schon 1878 kam eine Vorlage auf Abänderung der Gewerbeordnung und Einführung der Gewerbegerichte, und nun sehen wir für die nächsten Jahre Herrn v. Hertling als Kommissionsmitglied und Redner an der Spitze der sozialpolitischen Bemühungen der Zentrumspartei, wozu ihn besonders auch seine philosophische und staatswissenschaftliche Veranlagung und Ausbildung befähigten. Im Namen des Zentrums begrüßte er im Plenum die Regierungsvorlage als den ersten Versuch der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, als die erste Abschlagszahlung gegenüber den viel umfassenderen Forderungen, die das Zentrum im vorigen Jahre erhoben hatte. Er betonte dabei auch, daß der Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung in dieser Vorlage zur Anerkennung gelange, weil sie den, wenn auch noch schwachen Versuch machte, die Sonntagsruhe einzuführen. In der Kommission vertrat Hertling mit Lieber, Franz, dem ehemaligen Bergmann Stötzel und anderen das Zentrum. Ihr Versuch, Arbeiterschutzbestimmungen durchzusetzen, gelang aber nur sehr unvollkommen. Die Einführung der gewerblichen Aufsichtsbeamten geht auf einen Antrag zurück, den Hertling mit dem verstorbenen Stumm gemeinsam stellte. Aber nur mit unendlicher Mühe, langsam und schrittweise konnte man vorwärts kommen. Der Hauptwiderstand lag bei Fürst Bismarck. Diesem gegenüber vertrat Hertling auch die Interpellation, welche das Zentrum Ende 1881 einbrachte mit der Frage nach Weiterbildung der Fabrikgesetzgebung, nach tunlichster Beseitigung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeitszeit überhaupt. Bei der Begründung am 9. Januar 1882 ging der Redner auch tiefer auf das Wesen der Arbeiterfrage ein und hielt die rechte Mitte zwischen der Sozialdemokratie, der liberalen Lehre des Gehenlassens und dem Staatssozialismus, dem sich Bismarck zuneigte. Jeder Versuch, auch später noch die Frage vorwärts zu schieben, scheiterte an Bismarcks Widerstand, worüber Hertling im Reichstage am 14. Januar 1885 lebhaft Klage führte, wobei er auch betonte: noch wichtiger als die Fürsorge für den erkrankten und verunglückten Arbeiter sei der Schutz des arbeitenden, um ihm und seiner Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Erst nachdem die Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 Bismarcks Kartellmehrheit gesprengt hatten und der Reichskanzler zurückgetreten war, wozu neben den schroffen Charaktergegensätzen zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. noch weitere scharfe Meinungsverschiedenheiten wegen der Sozialpolitik kamen, vollzog sich allmählich die große Gesetzgebung über den Arbeiterschutz, an deren Wiege Hertling mit anderen führenden Männern des Zentrums gestanden hatte. Vorher schon war das große Werk der Arbeiterversicherung geschaffen worden und auch an diesem hat Hertling maßgebend mitgewirkt. Bei dem Unfallversicherungsgesetz war er 1881 und 1882 Berichterstatter. Wenn wir jetzt von der Höhe des Erreichten uns in die Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre zurückversetzen, die Summe von Haß und Verachtung erwägen, die gegen das Zentrum damals noch mehr als jetzt ringsum bestand, dazu bedenken, wie die kapitalistischen Interessen kein Opfer für das große Kulturwerk des Arbeiterschutzes und der sozialen Versicherung bringen wollten, so wird man erkennen, wieviel Mühe und selbstlose Hingabe es erforderte, die Grundlagen dieses großen Werkes zu legen, besonders in den ersten Jahren, bis das Eis allmählich gebrochen war. Die Reden, welche Hertling in jenen Kampfesjahren im Reichstage hielt, sind 1884 bei Herder in Freiburg erschienen unter dem Titel: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts von Freiherrn von Hertling.

Seit 1891 ist Freiherr von Hertling auch lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, wohin das Vertrauen des Regenten, der ihm stets huldvoll gesinnt war, ihn berief. Als er nach sechsjähriger Unterbrechung 1896 wieder in den Reichstag eintrat, überließ er das soziale Gebiet den Freunden, seine Tätigkeit galt jetzt in Fortführung des Gedankens der Görresgesellschaft anderen noch bedeutsameren Kulturfragen, nämlich der Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und zur modernen Kultur, der Aufgabe der deutschen Katholiken, im geistigen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft der Nation als bedeutsamer Faktor, ihrem Werte entsprechend, sich Geltung zu verschaffen. Daraus folgte von selbst die Abwehr gegen jene unduldsame Richtung, die sich ihrer Voraussetzungslosigkeit rühmt, aber selbst in der größten Voraussetzung befangen ist, indem sie dem Katholizismus Recht und Befähigung zu wissenschaftlicher Betätigung abspricht. Hertlings Schriften „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (1899), „Recht, Staat und Gesellschaft" (1906) entstammen diesem Tätigkeitskreise. Verwandt damit waren Hertlings Bemühungen, im Auftrage des Reichskanzlers, der ihn vor der Zeit des Bülowblocks mit seinem Vertrauen bedachte, die Zustimmung des Heiligen Stuhles zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu erreichen. Diese Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick erforderte, führte ihn während der Jahre 1898—1902 zu wiederholtem Aufenthalt nach Rom, manche Hindernisse waren dabei zu überwinden, aber das große Ziel wurde erreicht.

Im Reichstage gehörte Herr von Hertling, wenn er auch wenig öffentlich auftrat, doch zu den bedeutendsten Parlamentariern. Im Namen des Zentrums sprach er regelmäßig bei Behandlung der auswärtigen Politik. Die Reden, die er bei solchen Anlässen hielt, wurden vom Hause und der Regierung stets mit voller Aufmerksamkeit angehört. Sie vereinigten sichere Beurteilung der Personen und Zustände mit rednerisch verfeinerter Darstellung und staatsmännischer Verwertung der Verhältnisse und verlangten auch eine ebenso kräftige als besonnene auswärtige Politik. Nach dem Tode des Grafen Hompesch im Jahre 1909 wählte die Zentrumsfraktion Hertling zum ersten Vorsitzenden. Mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit und mit schönem Erfolge hat er sich der Aufgabe gewidmet, eine so starke Fraktion zu leiten, die aus allen Ständen und Stämmen besteht und so unendlich wichtige Aufgaben auf dem nationalen, dem religiössittlichen, dem geistigen und wirtschaftlichen Gebiete zu wahren hat. Als nach der gewaltsamen Auflösung des bayerischen Landtags im November 1911 das Zentrum bei der Neuwahl vom 5. Februar 1912 wieder mit Mehrheit zurückkehrte, berief Prinzregent Luitpold Herrn von Hertling am 9. Februar 1912 an die Spitze der Regierung mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu bilden. Der greise Regent ließ ihm die Erwartung aussprechen, daß er in dieser schweren Stunde seine Kräfte dem Vaterland und der Krone nicht vorenthalten werde. Das waren Tage schwerer innerer Kämpfe, aber das eigene Gewissen und die Freunde erkannten, daß der Ruf nicht abgeschlagen werden dürfe, daß die dornenvolle Bürde übernommen werden müsse. Der Abschied von der geliebten Lehrtätigkeit und von der parlamentarischen Mitwirkung an den großen Fragen des deutschen Volkes war schwer.

Als Staatsminister und Ministerpräsident schied Herr von Hertling selbstverständlich aus der Zentrumspartei aus. Sein Programm ist das der konservativen, staatserhaltenden Sammlung aller Kräfte in harmonischer Vereinigung von Autorität und Freiheit, ein Programm, das von einem kurzsichtigen Liberalismus bekämpft, von dem konservativen Teile des protestantischen Deutschland lange nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt wird. Möge es Freiherrn von Hertling noch lange vergönnt sein, in diesem Sinne an der Spitze der bayerischen Regierung in voller Gesundheit und Tatkraft zu wirken.

Dem Philosophen Georg Freiherrn von Hertling.

Von Heinrich Ruster, Bonn.

Dem Politiker und leitenden Staatsmanne v. Hertling brachte im vorhergehenden Aufsatz die berufene Feder den Festesgruß dar; mit diesen Zeilen aber soll des Gelehrten und erfolgreich schaffenden Philosophen gedacht werden und der Gruß des Wissenschaftlers als ein nicht minderes Blatt sich einfügen in den Kranz der Huldigungen, den in diesen Tagen die katholische Welt einem der besten ihrer Führer weiht.

Nicht als ob wir uns heute gedrungen fühlten — wie 1903 zum 60. Wiegenfeste der Referent der „Augsburger Postzeitung" —, hämischen Nörglern zu antworten, die des Philosophen Schaffenskraft durch seine Stellung als Politiker und staatsmännischer Berater gemindert glauben. Eine solche Auffassung verrät ihre Flachheit schon an einem entscheidenden Punkte: sie verkennt die Bedeutung des philosophischen Gedankenhintergrundes, wie überhaupt für das Leben des reifen Menschen, so erst recht für den führenden Politiker und Staatsmann. Einem v. Hertling waren die Probleme des Gesellschaftslebens nach

ihrer philosophischen Seite stets der Gegenstand dringender Interessen und tiefgehender wissenschaftlicher Ausführungen, die mit besonderer Liebe gearbeitet sind, wie uns der Kenner zugestehen muß. Seiner Feder entstammen die Beiträge zu den Grundfragen der Gesellschaftsphilosophie in der ersten Gestaltung des Staatslexikons der Görresgesellschaft, sowie 1893 die klaren und prinzipienfesten Erörterungen über das Verhältnis von „Naturrecht und Sozialpolitik", beides wiederaufgenommen in die Sammlung „Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" vom Jahre 1897, neben Aufsätzen der von ihm viel bedachten „Historisch-politischen Blätter", sowie Gelegenheitsreden, dem sozialphilosophisch bedeutungsvollen offenen Brief an Ritschl, u. a. Dem „Ziel und der Methode der Rechtsphilosophie" galt dann sein Aufsatz im „Philosophischen Jahrbuch" v. J. 1895, gegen den Positivismus in der Behandlung von Rechtsproblemen. Und die reife Frucht des Sozialphilosophen, der überdies — nur zugunsten der Theorie — noch den großen politischen Erfahrungsschatz zur Verfügung hat, liegt heute vor uns in dem ersten Bändchen der Sammlung Kösel: Recht, Staat und Gesellschaft (1906); würdiger als mit diesem Wegweiser durch grundsätzliche Gedanken der Gesellschaftslehre konnte diese Sammlung nicht eröffnet werden! Daß dem Gesellschaftstheoretiker von Geist und Erfahrung der gebührende Vortritt bei der Neubearbeitung des Staatslexikons (1911) zugebilligt wurde, kam dieser Glanzleistung der Görresgesellschaft wahrlich sehr zugute; v. Hertling verwaltete dort die Einführung in die heutigen Gedanken über die grundsätzlichen Probleme der Rechts- und Staatsphilosophie sowie der politischen Kunst (s. Bd. I—IV). Die vielen Einzelauslassungen zur Sozialpolitik, in der Presse, den „Historisch-politischen Blättern", im „Hochland", in den „Aufsätzen und Reden" (1884) müssen wir hier übergehen, obschon sie ihres auch philosophischen Gehaltes wegen mehr als vergängliche Gaben der Tagesschriftstellerei bedeuten.

In Sachen der Metaphysik, der großen Weltanschauungsfragen, dieses stets zentralen Bereichs der systematischen Philosophie, war v. Hertling früh ein prinzipienklarer und überzeugungsmutiger Streiter. Schon der Bonner Privatdozent der siebziger Jahre zeigte sich als sachkundigen Vorkämpfer der teleologischen Weltauffassung, die gegen Mechanismus und Materialismus das Walten großer Zweckzusammenhänge beachtet und sie in dem letzten intelligenten Weltgrunde sicher verankert. Sein Werk über die „Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (1875) zählt zu den erfreulichen Dokumenten der Opposition gegen den Materialismus, die dessen wissenschaftliche Aechtung in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts durchzusetzen vermochte. v. Hertling übersah auch nicht die Aufgabe, gegebenfalls unter dem Drucke der Tagesforderungen das geförderte Gold der Erkenntnis in die leichter gangbare Kleinmünze umzusetzen, die dem Bedürfnis der Gebildeten hilft; „Der Darwinismus. Eine geistige Epidemie" nennt sich sein popularisierender Beitrag in den „Frankf. Brosch." (N. F. I, 2, 1880), der eine hypothetische Aufstellung von ihrer umfassenden wissenschaftlichen Begründung zu unterscheiden, und zumal auf die geheimen treibenden, antiteleologischen Tendenzen des Darwinismus zu achten lehrt.

Die literarische Hauptarbeit v. Hertlings aber war unverkennbar der philosophiegeschichtlichen Forschung gewidmet; v. Hertlings reiche Leistungen beanspruchen mit Recht den Charakter meisterlicher Darbietungen und blieben bis heute eine Fundgrube großer Anregungen, die der Fachmann mit Gewinn und Freude zu schätzen und auszubeuten weiß! Es waltet System im historischen Schaffen v. Hertlings: Von der Blütezeit antiken Denkens geht sein Blick den offenen und verborgenen Wegen nach, die das Reifste und Beste vom antiken Denken in der Folgezeit gegangen, um für den Ausbau der christlichen Weltanschauung maßgebend zu werden. Die Bonner Jahre begannen mit der eindringenden Analyse über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" (1871), die selbst gegen Altmeister Zeller mit Erfolg manche Position behauptete. Wie sehr v. Hertling die überragende Persönlichkeit Augustins, des größten Gottsuchers im Altertum, gefesselt haben mag, verrät sein auch formell glänzend zu nennender „Augustin" (1902, 1911); das tiefe Eindringen in die geistige Eigenart des Bischofs von Hippo befähigte ihn zu wertvollsten Aufschlüssen über die nicht geringe Bedeutung augustinischen Denkens für die definitive Form der Lehre des Fürsten der Scholastik, Thomas von Aquino; 1904 gab dann seine Feder dieser Forschung zu den Quellen der Philosophie des Aquinaten einen gewissen Abschluß und stellte die Verwendung der Augustinuszitate in Thomas' Texten fest.[1]) — Schon viel früher hatte v. Hertling der Spezialforschung zur Denkbewegung im hohen Mittelalter nachhaltige Antriebe gegeben; absehen dürfen wir hier von vielem Kleinwerk, wie den Artikeln der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, der „Allg. Deutschen Biographie", den ausgiebigen Rezensionen, den Vorträgen und Aufsätzen[2]), denn weit mehr besagen seine Monographien. In der Festschrift „Albertus Magnus" (1880) — dem ersten größeren Werk von Bedeutung über den Lehrer des Aquinaten — galt es neben Ansätzen zur Gesamtwürdigung des gelehrten Dominikaners der Rolle Alberts in der Vermittlung antiker Weisheit, die zu jenen Zeiten in größerer Fülle ins Abendland einströmte; das facere Latinis intelligibiles gibt so recht die Signatur dieses Großen, der die ausgleichende Systematisierung seinem größeren Schüler überlassen mußte. Der dortige Schlußabschnitt über die scholastische Naturerklärung wies eindringlich auf Alberts immerhin charakteristisches Verständnis auch für empirische Naturforschung und legte meisterhaft die mittlere Linie zwischen Ueber- und Unterschätzung für die künftige Forschung fest; seinem Anregungswerte nach nennen wir dieses Kapitel das bedeutendste in der beachtenswerten Schrift. Den Wegen der sich mehr und mehr vervollständigenden Ueberlieferung zumal aristotelischer Texte ging dann v. Hertlings Aufsatz im „Rhein. Museum" v. J. 1884 weiter nach; hier war es dem Sozialphilosophen um die Schicksale der staatsphilosophischen Hauptschrift des Stagiriten zu tun. Mit dem Aufgeführten näherte sich die literarische Tätigkeit v. Hertlings schon mehr dem Gegenstande der letzten philosophiegeschichtlichen Hauptschriften, dem Denken an der Schwelle der Neuzeit. Schon hinter dem bisherigen Schaffen des Philosophiehistorikers, der 1882 den Münchener Lehrstuhl übernahm und in die bayerische Akademie der Wissenschaften berufen wurde, vermuteten wir einen unausgesprochen leitenden Plan: nämlich die Absicht, der Kontinuität des philosophischen Denkens nachzuspüren, die Synthese des Alten und Neuen zu ergründen, den steten Fortgang, aber auch die möglichen Rückschritte herauszuarbeiten. Werden wir uns da wundern, daß die großen historischen Arbeiten des Münchener Philosophen in den 90er Jahren als Hauptgewinn die Wirksamkeit der überkommenen Denkantriebe in der Philosophie eines J. Locke, eines Descartes klar und scharf herausstellten? Die Hertlingsche Fragestellung „J. Locke und die Cambridger Schule" (1892) bleibt von nun an ein bedeutsames Teilthema für jede tiefergehende Würdigung dieses Engländers, den man — nicht gerade zu charakteristisch — den ersten Empiristen nennt, und zum ersten Male wies v. Hertling umfassender die negativen und vor allem die positiven, herübernehmenden Beziehungen nach, die Locke mit diesen Rationalisten verknüpften und zu seinem Rationalismus den Keimstoff vermittelten. Die weitgehende terminologische Anlehnung und gedankliche Entlehnung aus der scholastischen Tradition bei Descartes fanden in Hertlings Monographie[3]) gleichfalls die erste umfassendere und systematische Behandlung. Wie ein reifes Werk der im Großen sichtenden Rückschau erscheint die Festrede v. Hertlings in der bayerischen Akademie der Wissenschaften;[4]) sie beachtete das Material, das zwei Jahrzehnte intensivster Arbeit zumal der Baeumker-Schule in reicher Fülle gefördert haben, und sie gibt dem Gebildeten eine erste der nach und nach unentbehrlichen Gesamtorientierungen über unser heutiges Wissen von der Philosophie jener Zeiten, das nun mit großen Schritten seiner Vervollständigung entgegengeht. Erneuten Beleg geben zu letzterem die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte" (Herder, Freiburg), welche soeben Schüler und Verehrer des Jubilars als Festgabe ihm gewidmet haben, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Man kann von der philosophischen Bedeutung v. Hertlings nicht Abschied nehmen, ohne noch einer prinzipiellen Frage Erwähnung zu tun, deren Diskussion stets seine wärmste Anteilnahme gesichert blieb: der Harmonie von Glauben und Wissen. Vor allem die Schrift vom Jahre 1899 über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" fixiert in lichtvollen Darlegungen die Aufgabe, der der katholische Gelehrte sich unterziehen muß und kann, nämlich in unablässig prüfender Geistesarbeit die Eintracht von Glauben und Wissen darzutun, da beide Reiche der Vernunft- und der Glaubenswahrheiten von der einen Urquelle göttlicher Weisheit Ausgang

[1]) „Augustinuszitate usw.", Sitzungsber. d. bayer. Akademie d. Wiss. 1904.

[2]) Wie über „Christentum und griechische Philosophie" auf dem 5. Internat. Kongreß kath. Gelehrter, München 1900; s. „Akten . . .", und „Philos. Jahrbuch" 1901; u. a. m.

[3]) „Descartes' Beziehungen z. Scholastik", i. d. gen. Sitzungsber. 1897 u. 1899.

[4]) „Wissenschaftliche Richtungen und philos. Probleme in XIII. Jh.", München 1910, und Hochland, Dez. 1910.

achtung behandelt. Die betreffende Reichstagskommission überwies die sozialen Anträge der anderen Parteien dem Reichskanzler zur Erwägung, der Antrag des Zentrums wurde ohne Prüfung und Beratung mit allen gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen verächtlich abgelehnt. Aber schon 1878 kam eine Vorlage auf Abänderung der Gewerbeordnung und Einführung der Gewerbegerichte, und nun sehen wir für die nächsten Jahre Herrn v. Hertling als Kommissionsmitglied und Redner an der Spitze der sozialpolitischen Bemühungen der Zentrumspartei, wozu ihn besonders auch seine philosophische und staatswissenschaftliche Veranlagung und Ausbildung befähigten. Im Namen des Zentrums begrüßte er im Plenum die Regierungsvorlage als den ersten Versuch der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, als die erste Abschlagszahlung gegenüber den viel umfassenderen Forderungen, die das Zentrum im vorigen Jahre erhoben hatte. Er betonte dabei auch, daß der Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesamten arbeitenden Bevölkerung in dieser Vorlage zur Anerkennung gelange, weil sie den, wenn auch noch schwachen Versuch machte, die Sonntagsruhe einzuführen. In der Kommission vertrat Hertling mit Lieber, Franz, dem ehemaligen Bergmann Stötzel und anderen das Zentrum. Ihr Versuch, Arbeiterschutzbestimmungen durchzusetzen, gelang aber nur sehr unvollkommen. Die Einführung der gewerblichen Aufsichtsbeamten geht auf einen Antrag zurück, den Hertling mit dem verstorbenen Stumm gemeinsam stellte. Aber nur mit unendlicher Mühe, langsam und schrittweise konnte man vorwärts kommen. Der Hauptwiderstand lag bei Fürst Bismarck. Diesem gegenüber vertrat Hertling auch die Interpellation, welche das Zentrum Ende 1881 einbrachte mit der Frage nach Weiterbildung der Fabrikgesetzgebung, nach tunlichster Beseitigung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeitszeit überhaupt. Bei der Begründung am 9. Januar 1882 ging der Redner auch tiefer auf das Wesen der Arbeiterfrage ein und hielt die rechte Mitte zwischen der Sozialdemokratie, der liberalen Lehre des Gehenlassens und dem Staatssozialismus, dem sich Bismarck zuneigte. Jeder Versuch, auch später noch die Frage vorwärts zu schieben, scheiterte an Bismarcks Widerstand, worüber Hertling im Reichstage am 14. Januar 1885 lebhaft Klage führte, wobei er auch betonte: noch wichtiger als die Fürsorge für den erkrankten und verunglückten Arbeiter sei der Schutz des arbeitenden, um ihm und seiner Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Erst nachdem die Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 Bismarcks Kartellmehrheit gesprengt hatten und der Reichskanzler zurückgetreten war, wozu neben den schroffen Charaktergegensätzen zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. noch weitere scharfe Meinungsverschiedenheiten wegen der Sozialpolitik kamen, vollzog sich allmählich die große Gesetzgebung über den Arbeiterschutz, an deren Wiege Hertling mit anderen führenden Männern des Zentrums gestanden hatte. Vorher schon war das große Werk der Arbeiterversicherung geschaffen worden und auch an diesem hat Hertling maßgebend mitgewirkt. Bei dem Unfallversicherungsgesetz war er 1881 und 1882 Berichterstatter. Wenn wir jetzt von der Höhe des Erreichten uns in die Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre zurückversetzen, die Summe von Haß und Verachtung erwägen, die gegen das Zentrum damals noch mehr als jetzt ringsum bestand, dazu bedenken, wie die kapitalistischen Interessen kein Opfer für das große Kulturwerk des Arbeiterschutzes und der sozialen Versicherung bringen wollten, so wird man erkennen, wieviel Mühe und selbstlose Hingabe es erforderte, die Grundlagen dieses großen Werkes zu legen, besonders in den ersten Jahren, bis das Eis allmählich gebrochen war. Die Reden, welche Hertling in jenen Kampfesjahren im Reichstage hielt, sind 1884 bei Herder in Freiburg erschienen unter dem Titel: Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts von Freiherrn von Hertling.

Seit 1891 ist Freiherr von Hertling auch lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, wohin das Vertrauen des Regenten, der ihm stets huldvoll gesinnt war, ihn berief. Als er nach sechsjähriger Unterbrechung 1896 wieder in den Reichstag eintrat, überließ er das soziale Gebiet den Freunden, seine Tätigkeit galt jetzt in Fortführung des Gedankens der Görresgesellschaft anderen noch bedeutsameren Kulturfragen, nämlich der Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und zur modernen Kultur, der Aufgabe der deutschen Katholiken, im geistigen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft der Nation als bedeutsamer Faktor, ihrem Werte entsprechend, sich Geltung zu verschaffen. Daraus folgte von selbst die Abwehr gegen jene unduldsame Richtung, die sich ihrer Voraussetzungslosigkeit rühmt, aber selbst in der größten Voraussetzung befangen ist, indem sie dem Katholizismus Recht und Befähigung zu wissenschaftlicher Betätigung abspricht. Hertlings Schriften „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (1899), „Recht, Staat und Gesellschaft" (1906) entstammen diesem Tätigkeitskreise. Verwandt damit waren Hertlings Bemühungen, im Auftrage des Reichskanzlers, der ihn vor der Zeit des Bülowblocks mit seinem Vertrauen bedachte, die Zustimmung des Heiligen Stuhles zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg zu erreichen. Diese Aufgabe, die viel diplomatisches Geschick erforderte, führte ihn während der Jahre 1898—1902 zu wiederholtem Aufenthalt nach Rom, manche Hindernisse waren dabei zu überwinden, aber das große Ziel wurde erreicht.

Im Reichstage gehörte Herr von Hertling, wenn er auch wenig öffentlich auftrat, doch zu den bedeutendsten Parlamentariern. Im Namen des Zentrums sprach er regelmäßig bei Behandlung der auswärtigen Politik. Die Reden, die er bei solchen Anlässen hielt, wurden vom Hause und der Regierung stets mit voller Aufmerksamkeit angehört. Sie vereinigten sichere Beurteilung der Personen und Zustände mit rednerisch verfeinerter Darstellung und staatsmännischer Verwertung der Verhältnisse und verlangten auch eine ebenso kräftige als besonnene auswärtige Politik. Nach dem Tode des Grafen Hompesch im Jahre 1909 wählte die Zentrumsfraktion Hertling zum ersten Vorsitzenden. Mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit und mit schönem Erfolge hat er sich der Aufgabe gewidmet, eine so starke Fraktion zu leiten, die aus allen Ständen und Stämmen besteht und so unendlich wichtige Aufgaben auf dem nationalen, dem religiössittlichen, dem geistigen und wirtschaftlichen Gebiete zu wahren hat. Als nach der gewaltsamen Auflösung des bayerischen Landtags im November 1911 das Zentrum bei der Neuwahl vom 5. Februar 1912 wieder mit Mehrheit zurückkehrte, berief Prinzregent Luitpold Herrn von Hertling am 9. Februar 1912 an die Spitze der Regierung mit dem Auftrage, das neue Ministerium zu bilden. Der greise Regent ließ ihm die Erwartung aussprechen, daß er in dieser schweren Stunde seine Kräfte dem Vaterland und der Krone nicht vorenthalten werde. Das waren Tage schwerer innerer Kämpfe, aber das eigene Gewissen und die Freunde erkannten, daß der Ruf nicht abgeschlagen werden dürfe, daß die dornenvolle Bürde übernommen werden müsse. Der Abschied von der geliebten Lehrtätigkeit und von der parlamentarischen Mitwirkung an den großen Fragen des deutschen Volkes war schwer.

Als Staatsminister und Ministerpräsident schied Herr von Hertling selbstverständlich aus der Zentrumspartei aus. Sein Programm ist das der konservativen, staatserhaltenden Sammlung aller Kräfte in harmonischer Vereinigung von Autorität und Freiheit, ein Programm, das von einem kurzsichtigen Liberalismus bekämpft, von dem konservativen Teile des protestantischen Deutschland lange nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt wird. Möge es Freiherrn von Hertling noch lange vergönnt sein, in diesem Sinne an der Spitze der bayerischen Regierung in voller Gesundheit und Tatkraft zu wirken.

Dem Philosophen Georg Freiherrn von Hertling.

Von Heinrich Ruster, Bonn.

Dem Politiker und leitenden Staatsmanne v. Hertling brachte im vorhergehenden Aufsatz die berufene Feder den Festesgruß dar; mit diesen Zeilen aber soll des Gelehrten und erfolgreich schaffenden Philosophen gedacht werden und der Gruß des Wissenschaftlers als ein nicht minderes Blatt sich einfügen in den Kranz der Huldigungen, den in diesen Tagen die katholische Welt einem der besten ihrer Führer weiht.

Nicht als ob wir uns heute gedrungen fühlten — wei 1903 zum 60. Wiegenfeste der Referent der „Augsburger Postzeitung" —, hämischen Nörglern zu antworten, die des Philosophen Schaffenskraft durch seine Stellung als Politiker und staatsmännischer Berater gemindert glauben. Eine solche Auffassung verrät ihre Flachheit schon an einem entscheidenden Punkte: sie verkennt die Bedeutung des philosophischen Gedankenhintergrundes, wie überhaupt für das Leben des reifen Menschen, so erst recht für den führenden Politiker und Staatsmann. Einem v. Hertling waren die Probleme des Gesellschaftslebens nach

ihrer philosophischen Seite stets der Gegenstand dringender Interessen und tiefgehender wissenschaftlicher Ausführungen, die mit besonderer Liebe gearbeitet sind, wie uns der Kenner zugestehen muß. Seiner Feder entstammen die Beiträge zu den Grundfragen der Gesellschaftsphilosophie in der ersten Gestaltung des Staatslexikons der Görresgesellschaft, sowie 1893 die klaren und prinzipienfesten Erörterungen über das Verhältnis von „Naturrecht und Sozialpolitik", beides wiederaufgenommen in die Sammlung „Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik" vom Jahre 1897, neben Aufsätzen der von ihm viel bedachten „Historisch-politischen Blätter", sowie Gelegenheitsreden, dem sozialphilosophisch bedeutungsvollen offenen Brief an Ritschl, u. a. Dem „Ziel und der Methode der Rechtsphilosophie" galt dann sein Aufsatz im „Philosophischen Jahrbuch" v. J. 1895, gegen den Positivismus in der Behandlung von Rechtsproblemen. Und die reife Frucht des Sozialphilosophen, der überdies — nur zugunsten der Theorie — noch den großen politischen Erfahrungsschatz zur Verfügung hat, liegt heute vor uns in dem ersten Bändchen der Sammlung Kösel: Recht, Staat und Gesellschaft (1906); würdiger als mit diesem Wegweiser durch grundsätzliche Gedanken der Gesellschaftslehre konnte diese Sammlung nicht eröffnet werden! Daß dem Gesellschaftstheoretiker von Geist und Erfahrung der gebührende Vortritt bei der Neubearbeitung des Staatslexikons (1911) zugebilligt wurde, kam dieser Glanzleistung der Görresgesellschaft wahrlich sehr zugute; v. Hertling verwaltete dort die Einführung in die heutigen Gedanken über die grundsätzlichen Probleme der Rechts- und Staatsphilosophie sowie der politischen Kunst (s. Bd. I—IV). Die vielen Einzelauslassungen zur Sozialpolitik, in der Presse, den „Historisch-politischen Blättern", im „Hochland", in den „Aufsätzen und Reden" (1884) müssen wir hier übergehen, obschon sie ihres auch philosophischen Gehaltes wegen mehr als vergängliche Gaben der Tagesschriftstellerei bedeuten.

In Sachen der Metaphysik, der großen Weltanschauungsfragen, dieses stets zentralen Bereichs der systematischen Philosophie, war v. Hertling früh ein prinzipienklarer und überzeugungsmutiger Streiter. Schon der Bonner Privatdozent der siebziger Jahre zeigte sich als sachkundigen Vorkämpfer der teleologischen Weltauffassung, die gegen Mechanismus und Materialismus das Walten großer Zweckzusammenhänge beachtet und sie in dem letzten intelligenten Weltgrunde sicher verankert. Sein Werk über die „Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (1875) zählt zu den erfreulichen Dokumenten der Opposition gegen den Materialismus, die dessen wissenschaftliche Aechtung in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts durchzusetzen vermochte. v. Hertling übersah auch nicht die Aufgabe, gegebenfalls unter dem Drucke der Tagesforderungen das geförderte Gold der Erkenntnis in die leichter gangbare Kleinmünze umzusetzen, die dem Bedürfnis der Gebildeten hilft; „Der Darwinismus. Eine geistige Epidemie" nennt sich sein popularisierender Beitrag in den „Frankf. Brosch." (N. F. I, 2, 1880), der eine hypothetische Aufstellung von ihrer umfassenden wissenschaftlichen Begründung zu unterscheiden, und zumal auf die geheimen treibenden, antiteleologischen Tendenzen des Darwinismus zu achten lehrt.

Die literarische Hauptarbeit v. Hertlings aber war unverkennbar der philosophiegeschichtlichen Forschung gewidmet; v. Hertlings reiche Leistungen beanspruchen mit Recht den Charakter meisterlicher Darbietungen und blieben bis heute eine Fundgrube großer Anregungen, die der Fachmann mit Gewinn und Freude zu schätzen und auszubeuten weiß! Es waltet System im historischen Schaffen v. Hertlings: Von der Blütezeit antiken Denkens geht sein Blick den offenen und verborgenen Wegen nach, die das Reifste und Beste vom antiken Denken in der Folgezeit gegangen, um für den Ausbau der christlichen Weltanschauung maßgebend zu werden. Die Bonner Jahre begannen mit der eindringenden Analyse über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" (1871), die selbst gegen Altmeister Zeller mit Erfolg manche Position behauptete. Wie sehr v. Hertling die überragende Persönlichkeit Augustins, des größten Gottsuchers im Altertum, gefesselt haben mag, verrät sein auch formell glänzend zu nennender „Augustin" (1902, 1911); das tiefe Eindringen in die geistige Eigenart des Bischofs von Hippo befähigte ihn zu wertvollsten Aufschlüssen über die nicht geringe Bedeutung augustinischen Denkens für die definitive Form der Lehre des Fürsten der Scholastik, Thomas von Aquino; 1904 gab dann seine Feder dieser Forschung zu den Quellen der Philosophie des Aquinaten einen gewissen Abschluß und stellte die Verwendung der Augustinuszitate in Thomas' Texten fest.[1] — Schon viel früher hatte v. Hertling der Spezialforschung zur Denkbewegung im hohen Mittelalter nachhaltige Antriebe gegeben; absehen dürfen wir hier von vielem Kleinwerk, wie den Artikeln der 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, der „Allg. Deutschen Biographie", den ausgiebigen Rezensionen, den Vorträgen und Aufsätzen[2]), denn weit mehr besagen seine Monographien. In der Festschrift „Albertus Magnus" (1880) — dem ersten größeren Werk von Bedeutung über den Lehrer des Aquinaten — galt es neben Ansätzen zur Gesamtwürdigung des gelehrten Dominikaners der Rolle Alberts in der Vermittlung antiker Weisheit, die zu jenen Zeiten in größerer Fülle ins Abendland einströmte; das facere Latinis intelligibiles gibt so recht die Signatur dieses Großen, der die ausgleichende Systematisierung seinem größeren Schüler überlassen mußte. Der dortige Schlußabschnitt über die scholastische Naturerklärung wies eindringlich auf Alberts immerhin charakteristisches Verständnis auch für empirische Naturforschung und legte meisterhaft die mittlere Linie zwischen Ueber- und Unterschätzung für die künftige Forschung fest; seinem Anregungswerte nach nennen wir dieses Kapitel das bedeutendste in der beachtenswerten Schrift. Den Wegen der sich mehr und mehr vervollständigenden Ueberlieferung zumal aristotelischer Texte ging dann v. Hertlings Aufsatz im „Rhein. Museum" v. J. 1884 weiter nach; hier war es dem Sozialphilosophen um die Schicksale der staatsphilosophischen Hauptschrift des Stagiriten zu tun. Mit dem Aufgeführten näherte sich die literarische Tätigkeit v. Hertlings schon mehr dem Gegenstande der letzten philosophiegeschichtlichen Hauptschriften, dem Denken an der Schwelle der Neuzeit. Schon hinter dem bisherigen Schaffen des Philosophiehistorikers, der 1882 den Münchener Lehrstuhl übernahm und in die bayerische Akademie der Wissenschaften berufen wurde, vermuteten wir einen unausgesprochen leitenden Plan: nämlich die Absicht, der Kontinuität des philosophischen Denkens nachzuspüren, die Synthese des Alten und Neuen zu ergründen, den steten Fortgang, aber auch die möglichen Rückschritte herauszuarbeiten. Werden wir uns da wundern, daß die großen historischen Arbeiten des Münchener Philosophen in den 90er Jahren als Hauptgewinn die Wirksamkeit der überkommenen Denkantriebe in der Philosophie eines J. Locke, eines Descartes klar und scharf herausstellten? Die Hertlingsche Fragestellung „J. Locke und die Cambridger Schule" (1892) bleibt von nun an ein bedeutsames Teilthema für jede tiefergehende Würdigung dieses Engländers, den man — nicht gerade zu charakteristisch — den ersten Empiristen nennt, und zum ersten Male wies v. Hertling umfassender die negativen und vor allem die positiven, herübernehmenden Beziehungen nach, die Locke mit diesen Rationalisten verknüpften und zu seinem Rationalismus den Keimstoff vermittelten. Die weitgehende terminologische Anlehnung und gedankliche Entlehnung aus der scholastischen Tradition bei Descartes fanden in Hertlings Monographie[3]) gleichfalls die erste umfassendere und systematische Behandlung. Wie ein reifes Werk der im Großen sichtenden Rückschau erscheint die Festrede v. Hertlings in der bayerischen Akademie der Wissenschaften;[4]) sie beachtete das Material, das zwei Jahrzehnte intensivster Arbeit zumal der Baeumker-Schule in reicher Fülle gefördert haben, und sie gibt dem Gebildeten eine erste der nach und nach unentbehrlichen Gesamtorientierungen über unser heutiges Wissen von der Philosophie jener Zeiten, das nun mit großen Schritten seiner Vervollständigung entgegengeht. Erneuten Beleg geben zu letzterem die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte" (Herder, Freiburg), welche soeben Schüler und Verehrer des Jubilars als Festgabe ihm gewidmet haben, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Man kann von der philosophischen Bedeutung v. Hertlings nicht Abschied nehmen, ohne noch einer prinzipiellen Frage Erwähnung zu tun, deren Diskussion stets seine wärmste Anteilnahme gesichert blieb: der Harmonie von Glauben und Wissen. Vor allem die Schrift vom Jahre 1899 über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" fixiert in lichtvollen Darlegungen die Aufgabe, der der katholische Gelehrte sich unterziehen muß und kann, nämlich in unablässig prüfender Geistesarbeit die Eintracht von Glauben und Wissen darzutun, da beide Reiche der Vernunft- und der Glaubenswahrheiten von der einen Urquelle göttlicher Weisheit Ausgang

[1]) „Augustinuszitate usw.", Sitzungsber. d. bayer. Akademie d. Wiss. 1904.

[2]) Wie über „Christentum und griechische Philosophie" auf dem 5. Internat. Kongreß kath. Gelehrter, München 1900; s. „Akten . . .", und „Philos. Jahrbuch" 1901; u. a. m.

[3]) „Descartes' Beziehungen z. Scholastik", i. d. gen. Sitzungsber. 1897 u. 1899.

[4]) „Wissenschaftliche Richtungen und philos. Probleme in XIII. Jh.", München 1910, und Hochland, Dez. 1910.

nehmen. Wir hören den Grundton der dortigen Ausführungen stets wiederkehren in all den Mahnungen, welche v. Hertling an die katholische wissenschaftliche Welt und nicht zum mindesten an den aufstrebenden Nachwuchs richtete, in den Generalversammlungen der Görresgesellschaft, auf internationalen Kongressen katholischer Gelehrter, in einer Reihe von Aufsätzen über den Katholizismus und die Wissenschaft, die an vielen Orten zu finden sind. Die Stiftung der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" (1876) ist wohl der beredteste Ausdruck dieser vertrauensvollen Grundüberzeugung! Und der gleichen unerschütterlichen Gewißheit von der Fähigkeit, aber auch der Pflicht des Katholiken, am Fortschritt der Geisteskultur seinen entscheidenden Anteil zu behaupten, entstammt ja das bekannte temperamentvolle Wort vom katholischen Gelehrten in den „Kleinen Schriften" S. 572: „Ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forschung eingreift, dessen Name mit weithin sichtbaren Zeichen in die Blätter der Geschichte eingegraben ist, und der sich zugleich in seinem Leben stets als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, wiegt ganze Bände Apologetik auf."

Mit diesem Worte gab v. Hertling selbst die Formel seiner Geistesart und seiner Lebensziele; in diesem Geiste wird die junge wissenschaftliche Generation dem weisen Führer folgen — auf welchen Wegen sie auch wandeln möge, zum einen heiligen Gral der Wahrheit hinan!

Das Freiburger Münster.

I.

Die Hoffnung, daß viel Köstliches er fände,
Belebt den Jüngling, der auf wei'en Wegen
Die Erde mißt bei Sonnenbrand und Regen.
Wer ist es auch, der ihm die Füße bände?

Und wie er zieht durch lachendes Gelände,
Da leuchten Freiburgs Mauern ihm entgegen,
Und leises Forschen will in ihm sich regen,
Ob hier fürs Bleiben er sein Wort verpfände.

Er blickt empor ins klare Luftgebiet,
Dort ragt ein Bau und singt seit alten Tagen
Der edeln, freien Kunst ein hehres Lied.

Auf Riesenschultern hebt sein Filigran,
Darinnen Silberglocken Stunden schlagen,
Das Gotteshaus des Münsters himmelan.

II.

Du hohe Stätte! Kühn ist das Beginnen,
Den Reiz, den du auf enge, alte Gassen
Als Königssiegel prägst, ins Wort zu passen!
Es muß solch Tun alsbald in Nichts zerrinnen.

Ob gold'ne Mittagsstrahlen dich umspinnen,
Ob, wenn der Tag vergeht, die milden, blassen
Gedämpften Abendlichter dich umfassen,
Enthüllst du Schönheit, außen so wie innen.

Mit welchem Schmuck man dein Portal bedachte!
Sein Bildner zeigt mir manches liebe Wunder
Voll tiefen Ernsts, auch ist er Schalk mitunter.

Als zarte Blüte bess'rer Welt entsprossen,
Erstand dein Turm, in weisem Rat beschlossen,
Als tatenfroh der Genius erwachte.

III.

Daß alle wir nur späte Schüler seien
Von jenem, der dich schuf zu Gottes Ehre,
Dies sagen mir als ewig wahre Lehre
In lauter Sprache deine Säulenreihen.

Und nicht mehr achtend ihre eig'ne Schwere,
Sind sie, zur Höhe strebend je zu zweien,
Beflissen, deinem Dienste sich zu weihen,
Damit die Pracht des Meisterwerks sich mehre.

Von frommer Schilderei auf Fenstern gleitet
Der Blick entzückt zu heiligen Altären,
Wo er an samtnem Farbenglanz sich weidet.

In edlem Wettkampf um die Palme streitet
Dort Baldung, um die Kirche zu verklären,
Wo Holbein seinen Zauber ausgebreitet.

A. Illig.

Der Katholikentag von Metz.

Von Kurt von Blankenau.

Die besorgten Freunde haben eine angenehme, die spekulierenden Gegner eine sehr unangenehme Ueberraschung erlebt: Die Generalversammlung von Metz ist ohne jede Störung oder Reibung auf das schönste verlaufen, und man kann sie sogar großartig nennen, wenn man in Betracht zieht, daß die Lage von Metz und die Verhältnisse des Landes der Massenentfaltung natürliche Grenzen zogen. Besonders fiel noch ins Gewicht, daß die Duplizität der Sprache einen erheblichen Teil der Mitglieder in die französischen Parallelversammlungen verwies. Wer das berücksichtigt, wird zugestehen müssen, daß der Besuch über Erwarten groß war, sowohl an dem Sonntage des Vereinsfestzuges (30000 Teilnehmer!) als auch an den Werktagen in der Festhalle und in dem Saale der geschlossenen Versammlungen.

Bei der Fülle der Ereignisse und Darbietungen ist es schwer, eine befriedigende Uebersicht auf knappem Raum zu geben. Wir wollen versuchen, den gewaltigen Stoff sachlich zu gliedern, ohne uns an die chronologische Reihenfolge zu binden.

Beginnen wir mit den Befürchtungen ängstlicher Freunde und den Hoffnungen der Gegner, die sich einerseits an die sprachlich-nationalen, anderseits an die gewerkschaftlichen „Schwierigkeiten" knüpften.

Sprache und Politik.

Wer ehrlich die Tatsachen einschätzt, muß jetzt zugestehen, daß es nicht bloß gerecht und nicht bloß vorteilhaft für die katholische Sache, sondern auch heilsam und nützlich für das Vaterland war, in Metz den Bedürfnissen und Wünschen des französisch sprechenden Volksteiles durch Parallelversammlungen in dieser Sprache Rechnung zu tragen. Auf dem Straßburger Katholikentage hatte man s. Zt. auch schon eine Nebenversammlung in französischer Sprache eingerichtet. Hier in Lothringen war das Bedürfnis viel größer. Den Beweis lieferte der überaus starke Besuch der Sitzungen mit französischen Vorträgen, obschon sie vielfach auf eine weniger bequeme Stunde verlegt werden mußten. Der starke Besuch fällt um so mehr ins Gewicht, als man in Metz, wie jeder gewissenhafte Beobachter zugeben muß, die Sprache nicht als Mittel der politischen oder nationalen Demonstration, sondern einfach als Mittel der Verständigung betrachtet. Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und verfolgt dabei keinen Nebenzweck.

Die angemessene Rücksichtnahme auf das Idiom eines großen Bevölkerungsteiles ist nirgend als Schwäche oder Zudringlichkeit aufgefaßt worden, sondern hat als Akt der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit die Annäherung der Geister und der Herzen wesentlich gefördert. Man darf nun freilich von der Saat des Friedens, die in Metz ausgestreut ist, nicht morgen schon eine gewichtige Ernte mit den politischen Mäh- und Dreschmaschinen einheimsen wollen. Jede Entwicklung im Volksleben braucht Zeit; die Entwicklung zum Guten, zum Positiven erst recht. Sehr schön hat der verdiente Metzer Bürgermeister Forêt in seiner vorzüglichen Grußrede über diesen Punkt gesagt:

„Möge diese gemeinsame Arbeit die Früchte des Friedens, der Eintracht, des sozialen und moralischen Fortschrittes zeitigen, welche Sie alle mit Recht erwarten. Katholiken deutscher Zunge, Katholiken französischer Zunge, geeinigt durch das Band des gemeinsamen Glaubens: Sie werden aus dem Jungbrunnen der Völker die Kraft schöpfen, unermüdlich und furchtlos den Weg der Gerechtigkeit und der christlichen Brüderlichkeit zu wandeln. Das Band der Freundschaft in Gott wird das Band der nationalen Zusammengehörigkeit festigen und fester als Zwang und Bedrückung alle Elsaß-Lothringer mit ihren Landsleuten aus dem Reich zusammenschließen, wie das schöne Wort des Dichters es ausdrückt: Ein einig Volk von Brüdern. So werden Ihre Arbeiten nicht nur Gott zu Ehren, sondern auch dem Lande und dem Reiche zum besten gereichen."

Die Gewerkschaftsfrage.

Einige hatten Zank und Zwist prophezeit andere hatten gemeint, die Generalversammlung werde sich nur mit ängstlichem Stillschweigen an diesem „Stein des Anstoßes" vorbeischleichen können. Es kam ganz anders. Der tüchtige Präsident, Fürst Alois zu Löwenstein, faßte den Stier der Zwietracht entschlossen bei den Hörnern, und es gelang ihm, den „Frieden von Metz" zu schaffen. Viel schneller und wirksamer, als die diplomatischen Friedenskünstler von London oder Bukarest.

Fürst Löwenstein gab in der Präsidialrede zur ersten öffentlichen Versammlung zunächst den Inhalt der Enzyklika Singulari

quadam wieder und knüpfte daran folgende Nutzanwendung, die wir wegen ihrer Wichtigkeit wörtlich wiedergeben:

„Das war Ihnen allen schon bekannt, und ich hatte auch durchaus nicht die Absicht, Ihnen damit etwas Neues zu sagen. Was ich feststellen wollte, und weshalb ich es für geboten hielt, auf der ersten Generalversammlung nach Erlaß der Enzyklika darüber zu sprechen, ist: der Streit ist für uns deutsche Katholiken entschieden und muß nun ruhen.
(Stürmischer, langanhaltender Beifall und Zustimmung.) Nicht als ob es jetzt in einzelnen Fällen im voraus bestimmt wäre, ob für den katholischen Arbeiter einer Gegend die eine oder andere Organisation angezeigt sei, sondern weil es den Führern in beiden Lagern nicht mehr zusteht, die Organisation der Gegenseite als untauglich oder unerlaubt zu bezeichnen. (Lebhafter Beifall und Zustimmung.) Die große Menge des katholischen Volkes hat in den letzten Jahren mit steigender Betrübnis, ich kann wohl sagen mit Mißstimmung, gesehen, wie der Streit zwischen den beiden Richtungen der Arbeiterorganisationen sich verschärfte, ja wie tüchtige Kräfte im katholischen Lager, berufen, miteinander den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, zu fruchtlosem Kampf gegeneinander aufriefen, wie allmählich über diese Kreise hinaus das Gift der gegenseitigen Verdächtigung sich verbreitete. Nun ist von der Stelle aus, die mit väterlicher Unparteilichkeit über die Einigkeit der großen katholischen Familie wacht, dem Kampf Einhalt geboten.

Jetzt ist auch der Moment gekommen, wo die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ihre Autorität einsetzen darf. (Beifall.) Nicht als ob die Generalversammlung eine Interpretation der Enzyklika geben wollte — das steht ihr nicht zu, auch nicht, als ob vor ihrem Forum der Streit nun ausgefochten werden sollte — damit würden wir dem strengen Befehl des Papstes direkt ungehorsam werden. Wir wollen uns ja jedes Streites unter uns über diese Sache enthalten. Wir richten ja auch nicht über Worte und Taten, die dieser traurige Streit gezeitigt hat. Wir wissen, daß auf beiden Seiten die Ueberzeugung vom eigenen Recht die Streiter antrieb, und deshalb kann die Generalversammlung jetzt sprechen, weil sie nur den Wunsch des Heiligen Vaters unterstützt, wenn sie sagt — und deshalb ist die Erörterung dieser ernsten Angelegenheit dem Präsidenten vorbehalten worden, damit er es in Ihrer aller Namen sagen darf: Der Streit über die Zulässigkeit der Organisation ist entschieden, und nun verlangen die Katholiken Deutschlands, daß er ruhe. (Stürmischer, langanhaltender Beifall und Zustimmung). Die Bedeutung der Organisation der treuen katholischen Arbeiterwelt ist für diese und für unser Vaterland viel zu groß, als daß die Arbeiter weiter durch Streitigkeiten beunruhigt werden dürften.

Die Einigkeit der deutschen Katholiken ist ein herrliches Gut und die unentbehrliche Grundlage für die Verteidigung und Wahrung der Glaubens- und Kulturinteressen der katholischen Kirche in Deutschland. Darum wollen wir nicht dulden, daß sie fernerhin bedroht werde. (Stürmischer Beifall.) Insbesondere wende ich mich an die Presse, die beide Gruppen unserer Arbeiterorganisationen vertritt, mit der inständigen Bitte: Lassen Sie die Fehde! (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Natürlich wird nach wie vor jede Seite überzeugt sein, daß sie die bessere Sache vertritt, aber geben Sie als fruchtlos jeden Versuch auf, sich gegenseitig zu bekehren, und achten Sie im anderen die Ueberzeugung, die Sie in sich selbst geachtet wissen wollen. (Erneuter stürmischer Beifall.) Beweisen Sie in verdienstvoller Arbeit für das große Werk, dem Sie dienen, daß der Präsident der vorjährigen Katholikenversammlung recht hatte, als er rief: „Ob von Berlin oder Köln, von Trier oder Gladbach, alle Wege führen nach Rom." (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Und diesen Worten des vorjährigen Präsidenten möchte ich noch hinzufügen: Alle diese Arbeit dient dann auch der segensreichen Entwickelung des deutschen Vaterlandes. (Lebhafter Beifall.) Möge von der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands gesagt werden, daß sie dem unseligen Gewerkschaftsstreit ein für allemal ein Ende gemacht hat, das wäre zu dem diamantenen Jubiläum der Generalversammlungen die herrlichste Krönung. (Lebhafter Beifall.) Und in der Geschichte des deutschen Volkes müßte dann ein Denkmal gesetzt werden: Dem Frieden von Metz!" (Erneuter stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Ein Führer vom „Sitz Berlin", Herr Dr. Fleischer, benutzte die nächste Gelegenheit am folgenden Tage, um zu erklären, daß er und seine Freunde auf dem Standpunkt des Präsidenten ständen.

Wie bei jedem Friedensschluß, so können auch hier Skeptiker darüber grübeln, ob und inwieweit der Frieden von Metz ewig sein und allgemein respektiert bleiben werde. Wir wollen uns nicht an der Suche nach Zukunftsdornen beteiligen, sondern vielmehr uns freuen, daß auf Grund der Mahnung des Heiligen Vaters Waffenruhe im Kampfe um die beste Form der gewerkschaftlichen Organisation eingetreten ist, und lieber an unserem Teile mitarbeiten, daß jedes neue Aufflackern des Streites vermieden werde.

Römische Frage und kirchliche Freiheit.

Die alte und leider noch immer nicht erfüllte Forderung der deutschen Katholikentage, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche eine volle und wirkliche Freiheit in der Ausübung seines obersten Hirtenamtes genieße als unerläßliche Vorbedingung für die Freiheit und Unabhängigkeit der ganzen katholischen Kirche, wurde auch in Metz in flammenden Worten und wuchtigen Beschlüssen wiederholt. Die Forderung erhielt einen besonderen Nachdruck durch die Säkularfeier des Konstantinischen Freiheitsedikts von 313. In der geschlossenen Versammlung hielt Justizrat Schmitt (Mainz) eine hinreißende Rede zur Begründung der römischen Resolution, und in der öffentlichen Versammlung sprach der Herr Bischof Dr. Faulhaber von Speyer über die Freiheit der Kirche und das Edikt von Mailand. Neben dem großartigen Schlußvortrag des P. Bonaventura, auf den wir noch zurückkommen werden, halten wir die rednerische Leistung des Speyrer Oberhirten für den Glanzpunkt der ganzen Tagung. Den geschichtlichen Rückblick nutzte der Redner aus zu einem höchst aktuellen Einblick in die gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhältnisse und legte mit meisterhafter Treffsicherheit dar, wie weit wir noch heute, nach 1600 Jahren, von der Verwirklichung der konstantinischen Idee entfernt sind. Neben das Toleranzedikt von Mailand stellte er das Intoleranzedikt von Berlin. Wie das packte! Die frische Begeisterung für den zähen Weiterkampf um die volle Freiheit der Kirche wird sich gewiß von der Metzer Festhalle aus über ganz Deutschland verbreiten.

Jesuitengesetz und Ordensfreiheit.

Der unglückselige Beschluß des Bundesrats vom November vorigen Jahres fand natürlich auf dem Katholikentage die verdiente Kritik und den gebührenden Protest. Amtsgerichtsdirektor Gießler aus Mannheim gab in der geschlossenen Versammlung der Entrüstung des katholischen Volkes Ausdruck. Wo sonst der Jesuiten und ihrer „Verwandten" Erwähnung geschah, da zeigte sich in Metz ebenso wie auf den früheren Generalversammlungen ein lauter Aufschrei der katholischen Volksseele, welche diese Verfolgung der Bravsten und diese Lähmung der besten Kräfte für schändlich und unerträglich hält.

Ueber die katholischen Orden in ihrer Gesamtheit sprach der Abgeordnete Graf Galen (Münster) in der öffentlichen Versammlung mit inniger Wärme und hinreißender Kraft: „Fürsten von Gottes Gnaden bedenkt, daß Euren Thron nur stützt ein gottesgläubig Volk! ‚Dem Volke soll die Religion erhalten werden.' Die Sturmflut der Revolution, aufgepeitscht vom Atheismus, droht Europa zu vernichten. Ruft alle Mann auf die Dämme; ruft auch unsere Orden. Gebt Freiheit den Orden, allen Orden. Zufriedenheit lehrt die freiwillige Armut. Ein Zügel der Leidenschaft ist das Beispiel der Keuschheit. Und wer Gehorsam gelobt, predigt Achtung vor Obrigkeit und Gesetz. Ein Hort des Gottesglaubens ist die katholische Kirche. Die besten Truppen im Kampfe gegen Unglaube und Umsturz sind die katholischen Orden. Darum fordert unsere Liebe zum Vaterlande, darum fordern wir als kaisertreue deutsche Männer: Freiheit der Kirche, Freiheit den Orden." In endlosem Beifall bekundete die Versammlung, daß Graf Galen allen aus dem Herzen und auch aus dem Willen gesprochen.

Die Heidenmission.

Das heilige und hochwichtige Werk der äußeren Missionen nachdrücklichst gefördert zu haben, wird ein besonderer Ruhmestitel der Metzer Tagung bleiben. Der genius loci wirkte dabei mit; denn gerade Elsaß-Lothringen steht in der ersten Reihe unter den deutschen Landesteilen, sowohl in der Erzeugung von Glaubensboten, als in der Aufbringung von materiellen Hilfsmitteln.

Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den einen Vormittag, an dem die Festhalle noch frei war, zu einer großen Allgemeinen Missionsversammlung zu benutzen. Der gewaltige Raum war vollständig gefüllt: ein durchschlagender Beweis für die große Teilnahme, die das Missionswerk auch in den breiten Volksschichten findet. Es herrschte eine „Gott will es"-Stimmung, da man allgemein erkannt hat, daß das Eisen jetzt heiß ist und geschmiedet werden muß, wenn nicht die katholische Kirche bei der Aufteilung der heidnischen Welt ins Hintertreffen geraten soll. Abg. Frhr. v. Steinaecker hielt einen gediegenen Vortrag über das Missionswesen im ganzen, der um so eindringender wirkte, als der Redner die militärische Entschiedenheit, die ihm als Generalleutnant eigen geworden, auch auf der Tribüne glücklich zur Geltung bringt. Der Franziskanerpater Dionysius, einer der besten Meister des Wortes, ging dann näher ein auf die besondere und höchst dringliche Aufgabe, die uns das erwachende chinesische Riesenreich in den gegenwärtigen Krämpfen der Kulturwende bietet. Auch in der geschlossenen Versammlung

war von erfahrenen Sachkennern darauf hingewiesen worden, daß in dem 400 Millionen-Lande die Zeit der Ernte gekommen ist, die viel Arbeitskräfte und neue Mittel verlangt. Unterstreichen möchten wir die Mahnung der beschlossenen Resolution, daß die wohlhabenden Katholiken Deutschlands sich nicht ferner beschämen lassen mögen von den ärmeren Glaubensgenossen, die in Massen ihr Scherflein opfern.

Das Bonifatiuswerk.

Das eine tun und das andere nicht lassen! Damit wurde die Frage des Wettbewerbes zwischen der Heidenmission und der Diasporamission entschieden. Auch den Bonifatiusverein müssen wir unterstützen, und zwar mit erhöhtem Eifer, da die Not in der Diaspora an Umfang und Intensität wächst. Die neuzeitliche Entwicklung fordert insbesondere erhöhte Anstrengungen für die Erziehung der Jugend, die mitten unter Andersgläubigen und Ungläubigen heranwächst. Der Herr Weihbischof Dr. v. Hähling (Paderborn) sprach in der öffentlichen Versammlung sehr wirksam über die Diaspora und das Bonifatiuswerk. Die Resolution, welche die geschlossene Versammlung beriet und beschloß, weicht von der herkömmlichen allgemeinen Empfehlung des Bonifatiusvereins insofern ab, als sie in 8 Punkten konkrete Vorschläge zur Verbreitung und Hebung der Vereinstätigkeit macht. Möchten die Geistlichen in allen deutschen Pfarreien und nicht minder die mitarbeitsfähigen Laien dieses Fortschrittsprogramm genau studieren und eifrig zu verwirklichen suchen. Wer kann die Richtigkeit des einleitenden Grundsatzes bestreiten: „Die Hauptpflicht des katholischen Deutschland ist auch heute noch die Unterstützung des Bonifatiusvereins.“ Ja, heute erst recht.

Hoffentlich wird der Anstoß von Metz zunächst dem Bonifatiusverein die zeitgemäße Verbreitung in Elsaß-Lothringen bringen. Auch in Süddeutschland ist noch Terrain zu erobern. Die Norddeutschen werden aber nicht das Abwarten als Ruhevorwand benutzen dürfen, sondern weiterarbeiten müssen zum Ausbau ihrer Bonifatiusorganisation, die noch Lücken und Schwächen genug zeigt.

Bei verschiedenen Punkten der Verhandlungen (z. B. auch in der Missionsfrage und bei Aufgaben der inneren Mission) mußte der Mahnruf erhoben werden, daß wir uns nicht von den Leistungen der Andersgläubigen beschämen lassen dürfen. Das gilt auch angesichts der großen Summen, die der Gustav-Adolf-Verein für die evangelische Diaspora aufbringt. Was die Protestanten an Zahl und Besitz voraushaben, muß unserseits durch die allgemeine und andauernde Opferwilligkeit ausgeglichen werden. Sonst sind wir des Vorzugs nicht würdig, Mitglieder der einen heiligen, katholischen und apostolischen Kirche zu sein.

Soziales, Seelsorge, Caritas.

Diese Ueberschrift sieht sehr gemischt aus; aber gerade in Metz hat sich der innere Zusammenhang und die Wechselwirkung unter diesen Dingen deutlich gezeigt. Die zwei Ausschüsse für die sozialen und für die Caritas-Angelegenheiten berieten zeitweilig gemeinsam. Die sehr aktuelle Frage, wie den Gefahren und Nöten in der Binnenwanderung begegnet und den Zuziehenden die gehörige Fürsorge gewidmet werden kann, hängt eng zusammen mit der Vervollkommnung des seelsorglichen Betriebes durch die Caritashilfe. Unter der eifrigen Teilnahme von erfahrenen Geistlichen und Laien gestalteten sich diese Verhandlungen sowohl in den Ausschüssen als in den beschließenden Versammlungen höchst interessant und lehrreich. Es zeigte sich da zunächst, daß unter den verwickelten neuzeitlichen Verhältnissen die Seelsorge mit allen modernen Hilfsmitteln sich ausrüsten muß. In den Gemeinden mit großer und stark fluktuierender Bevölkerung ist den stütz- und hilfsbedürftigen Personen nur dann beizukommen, wenn eine kunstgerechte Registratur geführt, stets auf dem laufenden gehalten und sorgfältig ausgenützt wird. Die Kartothek der Pfarreien verwertet die im kaufmännischen und behördlichen Betriebe übliche Technik für die apostolische Wirksamkeit. Um die Zuziehenden für den Gottesdienst und das Vereinsleben zu gewinnen, bedarf es weiter der publizistischen Hilfsmittel und der persönlichen Einwirkung durch die jeweils geeigneten Laienkräfte. Das wurde alles sehr schön und klar illustriert durch die Ausstellung der Caritashilfe für Seelsorge. (Dabei sei bemerkt, daß auch das Missionswesen sich in einer besonderen Ausstellung präsentierte, und daß überhaupt derartige Ausstellungen eine ebenso nützliche als zierliche Ergänzung des Katholikentages bilden.) Wir können hier nur kurz auf zwei Punkte hinweisen, die von den erfahrenen Fachmännern besonders hervorgehoben wurden. Die Fürsorge für die Zuziehenden muß ihre Basis finden in der Sorge für die Abziehenden. Auf dem Lande und überhaupt an der Ausgangsstelle muß die Arbeit einsetzen. Man muß die Abwandernden, die sich nicht halten lassen, möglichst aufklären über die Verhältnisse an ihrem neuen Aufenthaltsort, man muß ihnen den Weg zu den dortigen Kirchen und Vereinen weisen, und man muß sie anmelden an den Stellen, die ihnen Stütze und Hilfe zu bieten haben. Ferner ist zu beachten, daß die Mithilfe der Laien bei dieser religiös-sozialen Fürsorge sich immer reicher und fruchtbarer entfalte. Das ist keine Einmischung in das geistliche Amt, sondern eine Unterstützung in der gebührenden Unterordnung, eine Art Ministrantendienst. Die Resolutionen der Generalversammlung von Metz stellen ein förmliches Programm auf für die Caritashilfe durch Laienkräfte und für die zweckmäßige Versorgung der Zuziehenden.

Die Gesamtheit der sozialen Aufgaben wurde besprochen in der Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland, die in hergebrachter Weise die große Festhalle am Dienstagvormittag füllte. Der Volksverein mit seinen 776000 Mitgliedern darf hoffen, bald die erste Million voll zu haben. Das Vertrauen des Episkopats auf den Volksverein wurde vom Metzer Oberhirten abermals bestätigt.

Die Säkularfeier des Geburtstages Adolf Kolpings wurde sowohl im Volksverein als auch in der Generalversammlung selbst durch eine packende Rede des Generalpräses Msgr. Dr. Schweitzer gebührend begangen. Wie bahnbrechend der ehemalige Geselle und spätere Gesellenvater gewirkt hat, zeigte sich drastisch darin, daß die von ihm begründeten Ledigenheime nicht bloß im Verbande der Gesellenvereine weiter blühen (bis jetzt 400 Stück), sondern daß man auch diese Heime in der Fürsorge für die Industriearbeiter und namentlich auch für die zuziehende Jugend als wertvollstes Hilfsmittel erkennt und verwendet. (Die Ergänzung bildet ein tüchtiger Wohnungsnachweis.)

Vortrefflich war die tiefdurchdachte Rede des Redakteurs Joos aus M.-Gladbach über die neuzeitliche Entwicklung der Industrie und deren Anforderungen an die katholische Arbeiterschaft.

Ebenso gründlich, wie das Kapitel der Zuzugsfürsorge, wurde das Liebeswerk an den „Brüdern von der Landstraße“, den Obdachlosen und Wanderarmen besprochen. Gefährdete, aber keineswegs verlorene Existenzen. Wir müssen ihnen beispringen, um nicht von den Freunden des Pastors v. Bodelschwingh und der Heilsarmee uns beschämen zu lassen. Auch diese eingehende Resolution der Generalversammlung ist zum gewissenhaften Studium zu empfehlen. Der Ausbau der Organisation wird es ermöglichen, daß man überall statt des gefährlichen Geldalmosens dem bedürftigen Wanderer zu dem zweckmäßigen Arbeitsalmosen verhelfen kann.

Es sei noch kurz hingewiesen auf die Verhandlungen über die Militärfürsorge, die sich höchst erfolgreich entwickelt, über die weibliche Jugendpflege, bei der die natürliche, höchste und heilige Aufgabe der Hausfrau, Gattin und Mutter gebührend in den Vordergrund gestellt wurde, ferner auf die soziale Studentenarbeit und die Vinzenzvereine. Frisches Leben und Streben überall!

Schule, Bildung, Presse.

Last, not least! Schon die gutgedeihende Organisation zur Verteidigung der konfessionellen Schule sorgt dafür, daß die wichtige Erziehungsfrage zu ihrem Rechte kommt. Sie hielt unter dem Vorsitz ihres Gründers und Führers, des Abg. Oberlandesgerichtsrats Marx am Montag in der großen Festhalle eine Sonderversammlung ab bei vollem Hause und vortrefflichen Reden. Diese Organisation läßt jetzt „Mitteilungen“ erscheinen, zunächst viermal im Jahre, zum Bezugspreise von 1 M. Hoffentlich wird dadurch das Interesse für die Erhaltung und Erweiterung der katholischen Volksschule in den weitesten Kreisen erweckt und wachgehalten.

Die gehobene Volksschule (Mittelschulen oder Bürgerschulen) sowie die Fortbildungsschule fanden besondere Behandlung in den Ausschüssen und den beschließenden Versammlungen. Die Fortbildungsschule, für die im preußischen Abgeordnetenhause der Religionsunterricht bisher vergeblich angestrebt wurde, erfuhr eine gründliche Beleuchtung in der öffentlichen Generalversammlung durch eine Rede des Herrn Stiftspropstes Dr. Kaufmann (Aachen).

Angesichts der modernen Formen der Jugendpflege wurde immer wieder betont, daß die Sorge für den Körper gut sei.

aber nicht die Sorge für die Seele schädigen oder verdrängen dürfe.

Auch der Kinematograph fand seine Beachtung, und zwar nicht in der bloßen Kritik oder Verneinung, sondern unter Anerkennung, daß das richtig geleitete Kinowesen ein wertvolles Kulturmittel bilden kann, also eine Kinoreform anzustreben ist mit den vereinten Kräften von Staat, Gemeinde, Vereinen und Privaten, um die ästhetischen und sittlichen Auswüchse zu beseitigen und diese Technik der Geistes- und Herzensbildung dienstbar zu machen.

Die große Frage der Volksbildung behandelte in der öffentlichen Sitzung der Redakteur Baumberger (Zürich) gediegen und eindrucksvoll.

Allgemeine Beachtung und Verwirklichung verdient die Resolution, welche den engeren Zusammenschluß der akademisch gebildeten Katholiken empfiehlt. Die akademischen Ortszirkel können die wertvollste Hilfe liefern zu den großen Aufgaben, in den gebildeten Kreisen nicht bloß den Glauben, sondern auch die Lust und Fähigkeit zur Mitarbeit im katholischen Weinberge lebendig zu erhalten.

Auf die erfreuliche Entwicklung des Borromäus-Vereins und des Albertus-Magnus-Vereins sei kurz hingewiesen. Es ist unmöglich, in der Uebersicht allen einzelnen Aesten und Zweigen am riesigen Vereinsbaum gerecht zu werden. Es sei nur noch erwähnt, daß abermals die Bildung von katholischen Ortskomitees, gemeinsamen Ausschüssen der in den größeren Orten bestehenden Vereine, dringend empfohlen wurde.

Ueber die Presse und für unsere Presse sprach in der letzten Sitzung der Abg. Gerstenberger (Würzburg) ein warmes Wort.

* * *

Außer der Reihe ist schließlich die gewaltige Schlußrede des P. Bonaventura zu erwähnen. Eine ergreifende Schilderung der fortschreitenden Entchristlichung, eine flammende Mahnung an alle Stände und Klassen, namentlich auch an die katholische Frauenwelt (welche in einer besonderen Resolution zur Unterstützung des Katholischen Frauenbundes aufgefordert wird), zur Rettung des Glaubens und der Sittlichkeit mitzuwirken, eine wahre Kreuzzugpredigt, vorgetragen mit ungeheurer Kraft und einer wahren Meisterschaft der Redekunst. Ein moderner Peter von Amiens. „Gott will es!"

Was soll die ganze Generalversammlung anders sein, als die Mobilmachung zum Kreuzzug gegen die unchristliche und antichristliche Welt? Der Metzer Tag hat redlich diese Aufgabe zu erfüllen gestrebt. Er war gut und schön.

Dr. Augustinus Kilian, erwählter Bischof von Limburg.

Zur Konsekration am 8. September.

Von Geistlichen Rat Franz, Hadamar.

Am letzten Heiligen Dreikönigstage verkündeten die Glocken von den altersgrauen Türmen der ehrwürdigen Kathedralkirche zu Limburg die Trauerbotschaft, daß der Hochwürdigste Herr Bischof, Dr. Dominikus Willi, die Augen im Tode geschlossen habe. Diesen allzu frühen Heimgang ihres vortrefflichen hochverehrten Oberhirten, der wegen seines gar lieben, menschenfreundlichen Wesens vielfach der Mann mit dem goldenen Herzen genannt wurde, beklagte die ganze ihm treu ergebene Diözese in aufrichtigem, bitterem Schmerze. Die von berufener Seite alsbald aufgestellte und in Berlin vorgelegte sogenannte Bischofsliste gelangte erst gegen Ende April in die Hände des Herrn Kapitularvikars zurück. Aus der am 13. Mai getätigten Wahl des hohen Domkapitels ging das Mitglied desselben, Herr Domkapitular Dr. Augustinus Kilian als neuer Bischof hervor. Dieses keineswegs überraschende Wahlergebnis wurde in allen katholischen Kreisen der Diözese mit lebhafter Freude und Genugtuung begrüßt. Denn im ganzen Nassauer Lande ist darüber nur eine Stimme, daß in der Person des Domherrn Dr. Kilian alle die Gaben und Eigenschaften vereinigt sind, welche ihn zu einer gottgefälligen, segensreichen Verwaltung seines erhabenen Amtes in ganz vorzüglichem Maße befähigen. Wir dürfen also der zuversichtlichen Hoffnung leben, daß die religiös-kirchlichen Verhältnisse unseres Bistums, die nach allgemeinem Urteile während der letzten Jahrzehnte insofern einen bedeutsamen Aufschwung genommen haben, als die Zahl der Welt- und Ordensgeistlichen, sowie der klösterlichen Niederlassungen erheblich gestiegen ist, an vielen Orten neue Pfarreien oder Expondituren errichtet und prächtige Gotteshäuser erstanden sind, namentlich aber das katholische Vereinswesen zu großer Blüte sich entfaltet hat, unter dem Hirtenstabe des neuen Bischofes zweifellos eine günstige Weiterentwicklung erfahren werden.

Ungewöhnlich große Mühen und Sorgen verursacht jedoch dem mit der eigentlichen Seelsorge betrauten Klerus und damit auch der zuständigen Diözesanbehörde die gedeihliche Pastoration der ausgedehnten Industriebezirke, vornehmlich im Main- und Rheingau. Denn in den zahlreichen Fabrikorten jener Gegenden ist die Bevölkerung und gleichzeitig die sozialdemokratische Bewegung während der letztvergangenen Jahre in erstaunlich hohem Grade gewachsen. Aehnliche Zustände werden in Bälde sich ausgebildet haben auf dem prächtigen Westerwalde, der in seiner völligen Abgeschlossenheit von dem großen Weltverkehr die von den Vätern ererbte Gottesfurcht bis jetzt treu bewahrte und deshalb mit der wohlverdienten ruhmvollen Bezeichnung als Hochburg des Katholizismus geschmückt ist. Die nunmehr im Bau vollendeten Eisenbahnen haben jedoch zur Folge gehabt, daß die Hebung und vorteilhafte Verwertung der reichen Bodenschätze dieses herrlichen Berglandes bereits begonnen haben und voraussichtlich zu einem bedeutenden Industriezweige sich ausgestalten werden.

Geboren ist Dr. Kilian am 1. November 1856 an den romantischen Ufern des herrlichen Rheines, und zwar in der malerisch schön gelegenen, recht ansehnlichen Stadt Eltville. Zuerst besuchte der muntere, aufgeweckte Knabe einige Jahre lang die von dem seeleneifrigen, um seine Pfarrgemeinde hochverdienten Dekan Schlitt mit warmer Hingabe gepflegte Lateinschule seines Heimatortes. Sodann begab er sich mit dem Vorsatze, Priester zu werden, an das mit tüchtigen Lehrkräften besetzte Königliche Gymnasium zu Hadamar und gleichzeitig in das von dem unvergeßlichen Bekennerbischofe Dr. Peter Joseph Blum mit großen persönlichen Opfern daselbst ins Leben gerufene Konvikt. Durch sein gutes Verhalten, sowie nicht minder wegen seiner gediegenen wissenschaftlichen Leistungen wurde Kilian alsbald der erkorene Liebling seiner Mitschüler und Vorgesetzten. Nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen widmete er sich an der Akademie zu Münster und im Seminare zu Freising den philosophischen und theologischen Studien und empfing im Juni 1881 die heilige Priesterweihe. In dem nun folgenden Zeitraume führte die göttliche Vorsehung den jungen Geistlichen in die verschiedenartigsten Berufsstellungen, um ihn nach Herz und Geist in vorzüglicher Weise auf die bischöfliche Amtstätigkeit vorzubereiten.

Weil die bekannten Maigesetze eine Verwendung Kilians im öffentlichen Kirchendienste innerhalb der preußischen Lande unmöglich machten, so wirkte er zunächst als Kaplan in Reichenhall, begab sich von da an die deutsche Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom, woselbst er im kanonischen Rechte promovierte, und kam sodann, als die Wogen des sogenannten Kulturkampfes sich in etwa geglättet hatten, als Domkaplan nach Limburg. Hier fand er in den mannigfaltigen und mitunter recht schwierigen Berufsarbeiten ausgiebige Gelegenheit, sich mit den verschiedenen Zweigen der praktischen Seelsorge hinreichend bekannt zu machen. Auf Veranlassung seiner geistlichen Behörde übernahm er im Jahre 1890 die Religions- und Oberlehrerstelle am städtischen Gymnasium zu Montabaur und erwarb sich daselbst reiche Erfahrung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens und ebenso durch sein biederes, leutseliges Wesen und seine hervorragende Rednergabe die allgemeine Verehrung seiner Schüler und Amtsgenossen. Nach achtjähriger überaus fruchtbarer Tätigkeit im Lehr- und Erziehungsfache erfolgte seine ebenso ehrenvolle als wohlverdiente Erwählung als wirklicher Domherr und Mitglied des Bischöflichen Ordinariates zu Limburg. Wie leicht zu verstehen ist, gewährte ihm diese Doppelstellung völlige Vertrautheit mit der vielgestaltigen Diözesanverwaltung und eine selten große Gewandtheit im Verkehre mit den staatlichen Organen. Nach dem Tode des überaus frommen Seminarregens Lala trat Domkapitular Kilian mit jugendlicher Begeisterung an die Spitze des ungemein wichtigen Diözesan-Bonifatiusvereins, dessen Hebung und Förderung er mit rastlosem Eifer in Wort und Schrift anstrebte und tatsächlich auch erreichte. Lange bevor die staatliche Aufbesserung der meist niedrigen Stellen- und Ruhegehälter der Geistlichen in die Wege geleitet war, gründete Dr. Kilian in treuer Sorge um seine Amtsbrüder mit weiser Umsicht und großer Tatkraft einen Priester-Unterstützungsverein, welcher den hochedlen Zweck verfolgt, erkrankten und pensionierten Geistlichen des Bistums eine wohltuende finanzielle Beihilfe zu gewähren.

Nacht.

Ein Rätsel bist du mir, du Schwester Nacht!
Heut wandelst du im Sternenmeer,
Dann gehst im Mantel du einher
So schwarz und schwer — — —
Ein Rätsel bist du mir, du Schwester Nacht.

Und immer schliesst das Firmament dich ein,
Ob du im Sternenzauber stehst,
Ob du im Trauermantel gehst
Vom Regen tief durchnässt —
Derselbe Himmel, Schwester, schliesst dich ein.

Ein klein'rer Himmel ist's, der mich umgibt.
Heut lacht mich an das Sonnenglück,
Dann bohrt mir seinen dunklen Blick
Ins Aug ein böses Missgeschick . . .
Ob mich der Himmel hasst? Ob er mich liebt?

Seb. Wieser.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Metz und wenig anderes.

Weil die Katholikentage in die stille Jahreszeit fallen, finden sie eine größere Beachtung und eine geräumigere Besprechung, als sie ceteris paribus im ereignisreichen Winter erwarten könnten. Dieses Jahr war nun die Konkurrenz nahezu vollständig ausgeschaltet. Es passierte in der sonstigen Welt gar nichts Erhebliches während der Metzer Woche. Der „Friede von Metz" wurde sogar von dem Bukarester Frieden nicht in den Schatten gestellt. Denn im nahen Orient stellte sich eine auffällige Ruhe ein, die man als Ohnmachtsanfall oder als Siesta deuten mag. Die Dinge kamen nicht mehr vorwärts, gingen aber auch nicht rückwärts. Unsere halbamtliche Pythia in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" faßt diese Stagnation in den Satz: weitere Rückschläge gegen die naturgemäß nur langsam fortschreitende Klärung seien nicht zu verzeichnen gewesen. Ebenso orakelhaft-vorsichtig sind die folgenden Ausführungen: „Zwischen Bulgarien und der Türkei hat sich mit dem Aufhören der türkischen Truppenbewegungen jenseits der Mariza eine Entspannung angebahnt, die hoffentlich nicht durch neue Zwischenfälle gestört wird. Die Mächte bleiben insgesamt bemüht, die noch ungelösten Fragen zu behandeln, daß einer abermaligen Störung des Friedens vorgebeugt wird." Die stärkste Gefahr einer solchen Störung dürfte durch die inzwischen eingeleiteten direkten Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei über die Adrianopel-Frage bald beseitigt sein.

Erfreulich ist die Nachricht, daß die Konservativen den Wahlkreis ihres alten Grafen Kanitz, Ragnit-Pillkallen, rühmlich im ersten Wahlgang behauptet haben. Ein Trost nach den mehrfachen empfindlichen Niederlagen bei den Ersatzwahlen. Aber aufregend war das doch nicht, ebensowenig wie die sonstigen inneren Ereignisse, so daß die Metzer Katholikenversammlung das Wochenrepertoire allein füllte.

Es war die sechzigste Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Man sollte denken, nunmehr hätten auch die Nachbarn und die Gegner das Wesen unserer Katholikentage endlich erfaßt. Aber nein; sie verwechseln fortwährend noch die kirchlich-konfessionelle Vereinigung mit einem politischen Parteitage, und wenn sie die Behandlung der religiös-sittlichen Fragen und Aufgaben sehen, so suchen sie hinter dieser Arbeit sowie hinter der ganzen Organisation der katholischen Vereine immer noch taktische und strategische Geheimpläne, politische Kampfziele oder gar erschreckliche Machtbestrebungen zu entdecken. Als die gegnerische Presse diesmal mit ihren Prophezeiungen von Zwist und Bürgerkrieg in Metz so arg hineingefallen war, hatten einige der blamierten Preßeuropäer die Keckheit, frischweg zu behaupten, der Katholikentag sei nur deshalb für die Freiheit von Papst, Kirche, Orden, Schule usw. so eifrig eingetreten, um den inneren Zwiespalt vor dem profanum vulgus zu verdecken! Entweder die Unkenntnis oder die Verdrehungskunst hat ihren Gipfel erreicht, wenn man die selbstverständliche Fortsetzung der Tätigkeit von 59 Generalversammlungen auf die 60. in solcher Weise zu mißdeuten wagt. Das ist eben das Wesen unserer Tagungen und die Wurzel ihrer Erfolge und ihres Ruhmes, daß man gemeinsam arbeitet im Schweiße des Angesichts, statt sich mit theoretischem Sport oder pikanten Turnieren die Zeit zu vertreiben.

Der Wille zur Arbeit, zur schaffenden Arbeit machte es dem Präsidenten leicht, die Versammlung über den vielbesprochenen „Stein des Anstoßes", die Gewerkschaftsfrage hinwegzuführen. Das schöne Wort vom „Frieden von Metz" wollen wir durchaus nicht beeinträchtigen mit der Bemerkung, daß es eigentlich Friede von Rom heißen müßte. Denn in Metz wurde nichts anderes proklamiert, als die genaue und allseitige Befolgung des Schiedsspruches, den Papst Pius X. in der Enzyklika Singulari quadam erlassen hatte: daß die beiden „Richtungen" in der Gewerkschaftsfrage den Kampf gegeneinander einstellen und keine Organisation die andere weiterhin als untauglich oder unerlaubt hinstellen solle. Das friedliche Nebeneinander ist durch die Enzyklika geordnet und gesichert worden. Wenn die Herren Gegner die Enzyklika sorgfältiger studiert und ihre Wirkungen verständig eingeschätzt hätten, so würden sie nicht in die falschen Prophezeiungen sich verstiegen haben, die durch die Tatsachen geradezu lächerlich gemacht worden sind.

Auf einem politischen Parteitag ist der Friede ein seltener Gast. Auf der Versammlung der Katholiken Deutschlands zur Beratung ihrer gemeinsamen religiös-sittlichen Angelegenheiten ist der Friede zu Hause. Dort herrscht sogar die Brüderlichkeit. Letztere bewährte sich auch im Verkehr der verschiedenen Sprachen- und Rassenstämme. Die alte Parole, die leider durch die Revolution von 1789 in Mißkredit gebracht worden war, bewährte sich hier im Grenzlande ausgezeichnet: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die deutschsprechenden und für die französischsprechenden Katholiken. Durch die Veranstaltung von Parallel-Versammlungen mit französischen Vorträgen wurden in die allgemeine Erbauung auch Kreise hineingezogen, die sonst fern oder kalt geblieben wären, und von dieser Sammlungspolitik profitiert nicht nur der Katholizismus, sondern auch Nation und Reich. Wenn nach dem schönen, friedlichen, gemütlichen Verlauf der Metzer Tagung noch in liberalen Blättern die Behauptung wiederkehrt, die Wahl dieses Ortes sei „unglücklich" gewesen, so kann man nur darüber staunen, daß Eigensinn und Böswilligkeit so hartnäckig den klarsten Tatsachen Trotz zu bieten wagen.

Geradewegs in das Groteske gerät die Fabulierkunst der Gegner, wenn man die Behauptung aufstellt, Münster sei zum nächsten Versammlungsort aus taktischen Rücksichten wegen der Gewerkschaftsfrage, als „letzte Zuflucht der Kölner Richtung" gewählt worden. Es waren die einfachsten Billigkeits- und Zweckmäßigkeitsgründe, die für die Wahl des seit 30 Jahren vernachlässigten Münster gegenüber dem bisher schon reicher bedachten Köln den Ausschlag gaben. Es ist bemerkenswert, daß unsere Gegner an die „Streitfrage" der gewerkschaftlichen Organisation immer und überall denken, auch wenn wir selbst sie außer Betracht lassen. Der ungeheure Eifer und die rastlose Zähigkeit, mit der die Gegner auf unsere Uneinigkeit spekulieren, muß für uns die eindringlichste Predigt der Eintracht sein! Angesichts der großen Gefahren der Zeit dürfen wir uns wirklich den Luxus von „Richtungen" und inneren Reibungen nicht gestatten.

Uebrigens ist es eine alte Geschichte, daß unsere jeweiligen Generalversammlungen dem Gegner nicht gefallen. Ihr Kritteln und Schmähen gehört dazu. Wenn unsere Tagungen nur uns und unseren ehrlichen Freunden in der Welt gefallen, dann ist es gut. Und das darf man wahrlich von der Metzer Tagung sagen. Die katholische Sache marschiert, und wenn das Wort des Kardinals Ferrari wiederholt wird, so brauchen wir nicht zu erröten: Germania docet — trotz alledem auch heute noch! Reget die Hände, daß der Ruhm sich nicht wende!

Jahrhundertfeier am Prinzregententage.

Den Glanzpunkt der diesjährigen Jahrhundertfeiern bildete die imposante Zusammenkunft, zu der am Montag Prinzregent Ludwig von Bayern die deutschen Bundesfürsten und Bürgermeister der freien Städte mit dem Kaiser an der Spitze zur Befreiungshalle bei Kelheim eingeladen hatte und der er selbst durch seine gediegene, von treuer Begeisterung für Deutschlands Einigkeit und Größe durchglühte Festrede Inhalt und Weihe gab. Für Bayerns monarchisch gesinnte Bevölkerung ein doppelter Tag der Freude, da sie zum ersten Male des neuen Regenten Namensfest feiern konnte und den Ludwigstag nach langer Unterbrechung als patriotischen Festtag wieder aufleben sah.

Ungarn und der Balkan.

Von Rudolf Freih. von Manndorff, Klagenfurt.

Kaum irgend eines Nachbarstaates innere Politik ist von den neueren und neuesten Ereignissen am Balkan so sehr berührt, wie die des Königreichs Ungarn. Diese nationalitätenreiche Westhälfte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie ist bekanntlich durch die Ausgleichs-Gesetze von 1867 und noch mehr durch deren bisherige Handhabung in der äußeren und inneren Politik zu einem Staatswesen erwachsen, das sich als ein selbstständiges fühlt. Es ist allerdings durch die pragmatische Sanktion von 1723 die Habsburger Monarchie, welche heute den Namen „Oesterreich-Ungarn" führt, als unteilbares Staatsganzes für alle Zeiten anerkannt. Aber die ungarischen Staatsmänner und Juristen haben besonders seit 1848 im Innern des „Königreichs Ungarn" des letzteren Sonderstellung stets so entschieden betont, daß es schwer ist, sich über diese Verhältnisse vollständig klar zu werden. Es gibt z. B. internationale Verträge, in welchen die Gesamtstaatlichkeit des einstigen „Kaisertums Oesterreich" hervortritt; aber auch solche, namentlich Handels-Konventionen, in welchen die Sonderstellung Ungarns schroff zum Ausdruck kommt.

In friedlichen Zeiten scheint der auch im Namenswirrwarr sich verratende staatsrechtliche Doktrinarismus wenig praktische Bedeutung zu haben. Bei der heutigen Umwälzung der staatlichen Verhältnisse im kleinen Orient aber ist vielleicht einige Aussicht, daß die äußere Not eine Klärung und festeren Zusammenschluß herbeiführt, nicht nur in den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern" und im Gebiete des ungarischen Reichstages, sondern auch bei den drei Regierungen. Denn jetzt ist es vor allem das empfindlichere Ungarn, das die Gefahr dieser Unklarheiten, um nicht zu sagen seiner Zwitterstellung, am stärksten wird fühlen müssen.

Das Auftreten aggressiver kleiner Nachbarstaaten ist namentlich für die rumänischen, kroatischen und sonstigen nichtmagyarischen Bestandteile Ungarns ermutigend. Es ist der Fortsetzung des bisherigen straffen Magyarisierungsprozesses in Ungarn damit ein tatsächliches „bis hierher und nicht weiter!" entgegengesetzt. Welche tiefsinnigen juristischen Spekulationen und was für weitausgreifende Illusionen bezüglich der äußeren, namentlich der Orientpolitik Ungarns dortselbst auch sich gebildet haben mögen, die heutige Situation am Balkan macht allen einschlägigen Utopien ein Ende. Vielleicht dachte man sich vor kurzem in Ungarn in die Rolle einer künftigen Balkan-Vormacht hinein. Es wäre ja immerhin denkbar gewesen, daß Ungarn, die einstige Provinz der großen Türkei, als deren Erbin auftritt. Aber wenn derlei Projekte bestanden haben sollten, so sind sie im Augenblick überholt. Nicht einmal Rußland kann sich als solchen Erben aufspielen, geschweige denn die heutige Osthälfte der Habsburger Monarchie.

Ungarn ist — darüber sollte man sich östlich der Leitha keiner Täuschung hingeben — derzeit in die Verteidigungsstellung gedrängt. Denn es ist mehr als Oesterreich (im engeren Sinne dieses Namens) nach dem Friedensschluß der Balkanstaaten das Hauptangriffsobjekt aller Balkanverbündeten. Eine drei- und vierfache Irredenta, viel ausgedehnter, als die italienische im kleinen Südtirol, wird ihr als ebenso vielfacher Pfahl im Fleische sitzen. Es ist höchste Zeit, daß angesichts dieser Gefahr Ungarn sich wieder fester an die Gesamtmonarchie anschließt. Von einer Rückgängigmachung der Realunion des 67er Gesetzes einerseits kann vorläufig kaum die Rede sein; aber noch weniger anderseits von einer 48er Richtung zur Personalunion hin.

Die sanfteren Saiten, welche unter Tisza die ungarische Zentralregierung neuestens in Kroatien aufspannt, sind wohl ein Zeichen der Umkehr. Es ist nicht unmöglich, daß Tisza, der ungarische Bismarck, auch sonst, ausgefahrene National- und Kulturkampf-Geleise verlassend, Ungarns Vorteil im festeren Anschluß an Oesterreich suchen und finden würde. Hat er den Mut, vor allem die Korruptionisten aller Fraktionen abzustoßen und sich nicht zum Schergen sektischer Unduldsamkeit herzugeben, so mag der Mensch mit seinen höheren Zielen wachsen. Warum soll nicht Tisza ähnlich wie Bismarck vom kleinstaatlichen Junker zum großstaatlichen Demokraten (im besseren Sinne dieses Wortes!) werden? Warum soll ein persönlich so mutiger Mann nicht, Freund und Feind überraschend, vom Saulus zum Paulus — in seinem Falle vom magyarischen Kleinstaatminister zum Regenerator der österreichischen Staatsidee werden?

Daß gerade die von österreichischen Landen geholten Minister des Aeußeren von Goluchowski bis Berchtold es nicht waren, ist bekannt; vielleicht ist das einem Ungarn vorbehalten. Man spricht ja bereits seit längerer Zeit davon, daß Tisza den Grafen Berchtold ablösen soll, wie s. Z. der derbe Andrassy den Salondiplomaten Beust ablöste. Und man kann Tiszas groß angelegte Reichstagsrede vom Juni d. Js. als Programmrede ansehen. Sie war seit langer, langer Zeit endlich wieder einmal der erste Ausdruck großösterreichischen Staatsbewußtseins. Freilich müßte ein wieder ungarischer Leiter der auswärtigen Politik dann, mehr als sein Landsmann vor 40 Jahren, Leute beharrlich ernster Arbeit an die rechten Stellen bringen — ohne Rücksicht auf Landsmannschaft und Kameradie. Es müßten Leute sein, die nicht bloß verstehen, zu repräsentieren, feine Diners zu arrangieren und von ihren Posten weg in kritischen Momenten auf Weihnachtsurlaub u. dgl. zu echappieren. Denn nur dann, wenn unsere Diplomaten mehr persönlich arbeiten, wird unsere Diplomatie wieder eine einflußreichere Stellung in der Weltpolitik einnehmen.

Oesterreichs Außenpolitik ist längst außer Fühlung mit der inneren dies- und jenseits der Leitha. Die beiden Reichshälften schlagen sich durchs Leben wie zwei verlorene Waisenkinder, die nur pro forma einen gemeinsamen Vormund haben, — der sich um keines von beiden bekümmert. Nur wenn überdies hüben und drüben endlich wieder einmal gesamtstaatliches Zielbewußtsein die böswilligen Kannegießer zu Paaren treibt, welche sich, von diesen Umständen begünstigt, so vielfach in den Vordergrund gedrängt haben, kann Oesterreich — oder in Gottes Namen „Oesterreich-Ungarn" — wieder ein europäischer Großstaat werden.

Fühlt Tisza das Zeug in sich, auch im Großen das zu sein, was er bisher im Kleinen war, ein Staatsmann, der nicht um jeden Preis mit dem Strome schwimmt, so mag er's versuchen!

Wie jemand im Jahre 1913 die „Stimmen aus Maria Laach" entdeckte.

Allen Jesuitengegnern zur Beachtung.

Von Hans Hennigk.

Hat da neulich eine der zahlreichen mehr oder weniger obskuren freigeistigen Gesellschaften eine Auseinandersetzung gehabt mit leibhaftigen Jesuiten und ihrem Organ, den „Stimmen aus Maria-Laach". Eine wichtige Entdeckung machte dabei die Schriftleitung der „Nachrichten des Internationalen Ordens für Ethik und Kultur", daß nämlich die Jesuiten auch Menschen sind und noch ziemlich anständige, und wenn man sich nun einmal mit Katholiken balgen müsse, tue man am besten, sich an die Jesuiten und ihr Organ, die „Stimmen aus Maria-Laach" zu halten. Die „Nachrichten" sagen wörtlich:

„Mit unserm Orden beschäftigt sich eine Zeitschrift, die unsere meisten Ordensmitglieder wahrscheinlich (leider!) nicht kennen. Es ist aber erforderlich zur Herausarbeitung unserer eigenen Aufgaben, die festgeschlossene Schar unserer geistigen Antipoden nach Organisation und Gedankeninhalt zu kennen; erforderlich, weil die meisten „Modernen", die den Katholizismus nur aus der Dorfprozession oder dem Hoensbroech kennen, den Kampf, der sich wohl in diesem Jahrhundert entscheiden wird, unterschätzen. Und deshalb wiederhole ich: Ihr im Orden, kämpft nicht gegen klerikale Provinzblätter! Und bekämpft nicht die Sache, indem ihr unwürdige Personen an den Pranger stellt! Lest, was Br. Knapp darüber im „Monistischen Jahrhundert" 1913, Heft 12 gesagt hat. Um so mehr beschäftigt euch mit der „katholischen Wissenschaft" und ihren Vertretern und ganz besonders mit den von den deutschen Jesuiten herausgegebenen „Stimmen aus Maria Laach" (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.). In den letzten Monaten nun fand ein Briefwechsel statt zwischen unserm Orden und dem Ignatiuskolleg in Valkenburg (nahe Aachen). Den „Stimmen aus Maria-Laach", die sich schon öfter kurz mit uns befaßten, war ein Irrtum unterlaufen, den sie bereitwillig richtigstellten (1913, Heft 6). Sie taten ein Uebriges, indem sie unser ganzes Kulturprogramm und Stücke aus Zeitschrift und Nachrichten Nr. 9 zum Abdruck brachten. Ich spreche gerne den Wunsch aus, daß der Verkehr zwischen Feinden überall so sachlich und gerecht sein möge."

Wahrscheinlich gibt es noch viele Unwissende unter den zahlreichen Gegnern der Jesuiten. Wir können ihnen nur empfehlen, sich gleichfalls die „Stimmen aus Maria-Laach" anzusehen, die ja in jedem bessern Lesesaal aufliegen. Sie würden entdecken, daß die Jesuiten ganz anders sind, als die landläufigen, von Jahrhundertschimmel bedeckten rückständigen Lügen und Vorurteile sie darstellen. Gegner müssen einander vor allem recht verstehen; dann mag es bei gutem Willen kommen, daß „der Verkehr zwischen Feinden sachlich und gerecht wird."

„Freireligiöse" Apologetik.

Von M. Geßner, München.

Die Münchener „Freireligiösen" wollen bekanntlich nicht nur den konfessionellen Religionsunterricht durch den „konfessionslosen Moralunterricht", sondern auch den christlichen Gottesdienst durch die „Sonntagsfeiern für freie Menschen" — „ersetzen". Diese beiden „Ersatz"einrichtungen sollen der negativen Bewegung in etwa einen positiven Anstrich verleihen. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als gehörten sie ebenso zu einander und fänden ihre Motivierung ebenso in einem einzigen Gesichtspunkt wie die Einrichtungen, die sie „ersetzen" sollen. Um so interessanter ist es, zu sehen, daß zur Rechtfertigung der öffentlichen Sonntagsfeiern oder vielmehr zur Begründung ihrer Erlaubtheit vor der Verfassung Argumente vorgebracht werden, die, einerlei, wie sehr oder wie wenig sie diesem Zweck wirklich dienen, jedenfalls geeignet sind, einen vernünftigen Sinn und Zweck des „konfessionslosen Moralunterrichts" gründlich in Frage zu stellen, vor allem aber die Genehmigung dieses Unterrichts durch die bayerische Regierung als unzulässig erscheinen zu lassen.

Das „Neue Münchener Tagblatt" hatte vor einiger Zeit die verfassungsmäßige Zulässigkeit des Sonntagsfeiern angefochten mit dem Hinweis darauf, daß nach der bayerischen Verfassung den Anhängern nichtanerkannter Religionsgesellschaften nur die einfache Hausandacht erlaubt ist. Die öffentlichen Feiern, die einen Gottesdienst darstellten oder doch vortäuschen wollten, seien also unzulässig. Gegen diese Beweisführung zog ein Sachwalter der „Freireligiösen" in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 413 vom 14. August) mit großer Energie zu Felde, und man kann ihm ohne weiteres zugeben, daß er seinen Gegner bis zu einem gewissen Grade ins Unrecht gesetzt hat: „Zu einer Religions- oder Kirchengesellschaft im Sinne der bayerischen Verfassungsurkunde bzw. der zweiten Beilage hierzu, dem Religionsedikt, gehört ein Gottesdienst, worunter die Verfassung die Verehrung eines persönlichen Gottes versteht, und außerdem der Besitz bestimmter Glaubensformeln. Beide Voraussetzungen fehlen bei den freireligiösen Gemeinden." Da die Anhänger dieser Gemeinden „meist pantheistischen, teilweise auch atheistischen Ideen huldigen", verbiete sich jede Verehrung eines persönlichen Gottes und damit jeder Gottesdienst von selbst. Von einer derartigen Vereinigung sage der Staatsrechtslehrer Seydel „mit vollem Recht", daß sie keine Glaubensgesellschaft, „sondern nur ein gewöhnlicher Verein" sein könne. Um seine Sache ja recht gründlich zu machen, beruft sich der freireligiöse Apologet auch noch darauf, daß die Regierung den freireligiösen Gemeinden seinerzeit die zunächst gewährte Anerkennung als Kirchengesellschaft wieder entzogen habe mit der Begründung, daß die von ihnen genommene Richtung „dem Begriffe und Wesen von Religion und Religionsgesellschaft überhaupt widerstreite und zu dem Verfall alles Glaubens führe". Also könnten auch, folgert der Verfasser, die Veranstaltungen dieser Gemeinden nicht dem Religionsedikt, sondern nur dem Vereinsgesetz unterstehen.

Die Feststellung, daß die freireligiösen Gemeinden „nur gewöhnliche Vereine" sind, bei denen weder von Glaube noch von Gottesdienst die Rede sein kann, wird man ruhig akzeptieren dürfen mit der Erweiterung, daß diese Bewegung, wie die Regierung sagte, dem Begriff und Wesen von Religion und Religionsgesellschaft widerstreitet. Das Elaborat zur Verteidigung der Sonntagsfeiern war derart ungeschickt, daß man zunächst hätte glauben können, es rühre von einem minder Berufenen her, inzwischen ist es aber in denselben „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 421 vom 19. August) vom ersten Vorstand der Münchener freireligiösen Gemeinde, Dr. Justus Cramer, als „trefflicher Artikel" charakterisiert worden. Immerhin hat der Verfasser anscheinend noch gefühlt, wie er mit dieser Rechtfertigung der Sonntagsfeiern die an sich schon mehr als schwache Basis des „Moralunterrichts" noch wesentlich erschüttert hat. Deshalb suchte er zum Schluß, nachdem er seinen Hauptzweck für erreicht hielt, die dazu verwandten Argumente wieder teilweise zu entkräften: „Sind die freireligiösen Gemeinden auch keine Religionsgesellschaft im Sinne der bayerischen Verfassung, so darf man sie doch nicht als religionslos bezeichnen, wie es die Zentrumspresse fortgesetzt tut." Beweis: Im Jahre 1889 habe sich der Verwaltungsgerichtshof auf den Standpunkt gestellt, daß Religionslosigkeit bei den freireligiösen Gemeinden nicht anzunehmen sei. Leider diskreditiert der Verfasser selbst dieses Beweisstück so gründlich, wie nur möglich, indem er schreibt: „Im Hintergrunde dieser Plenarentscheidung steht bereits der Gedanke, daß Religion auch ohne bestimmtes Glaubensbekenntnis und ohne Verehrung eines persönlichen Gottes denkbar ist, woran die Urheber des bayerischen Religionsedikts allerdings noch nicht gedacht haben und woran sich die bayerische Zentrumspresse auch heute noch nicht gewöhnen will."

Durch die wiederholte Leugnung des persönlichen Gottes wird die Sache ziemlich klar: Haben die Freireligiösen keine Religion im Sinne der bayerischen Verfassung, widerstreitet ihre Bewegung dem Begriff und Wesen von Religion, so haben sie offiziell als religionslos zu gelten. Gegen die Verfassung kann auch der Verwaltungsgerichtshof nicht aufkommen. Ging er im Jahre 1889 von Erwägungen aus, an die die Urheber der Verfassung nicht dachten, die sogar der Verfassung widersprechen, so steht eben auch die auf Grund dieser Erwägungen gefällte Entscheidung mit der Verfassung in Widerspruch, die aber durch kein Gerichtsurteil aufgehoben werden kann, auch dann nicht, wenn das Gericht sich auf eine schwächliche Regierungsmaßnahme bezieht, die mit der Verfassung ebenfalls nicht in Einklang zu bringen ist, was seinerzeit auch von liberaler Seite zugegeben wurde. Was der freireligiöse Apologet zugunsten der Sonntagsfeiern bewiesen oder nicht bewiesen hat, soll hier nicht näher untersucht werden. Was aber den sozusagen schulplanmäßigen „konfessionslosen Moralunterricht" angeht, so steht jedenfalls fest, daß ein „gewöhnlicher Verein" in der Schule überhaupt nichts zu suchen hat, ganz abgesehen davon, daß es eine durch nichts zu überbietende Inkonsequenz wäre, in den Schulen neben dem Religionsunterricht der von der Verfassung anerkannten Kirchengemeinschaften oder als „Ersatz" dieses Religionsunterrichts den Unterricht eines als Kirchengemeinschaft nicht anerkannten „gewöhnlichen Vereins", der von einer Verneinung der Grundsätze jener Gemeinschaften ausgeht, zulassen zu wollen. Man denke nur einmal an die Konsequenzen: Würde man jedem andern gewöhnlichen Verein auch erlauben, in staatlichen Schulen für die Kinder der ihm angehörenden Eltern ebenfalls einen Ersatz des Religionsunterrichts nach irgend einem Rezept zu versuchen, wobei ja dieses Rezept selbst das Nebensächliche ist, die Hauptsache aber darin besteht, daß man an einer religiös-sittlichen Erziehung im Sinne des christlichen Staates vorbeikommt, daß man sie praktisch nach und nach beseitigt? Wo käme da das Prinzip der Konfessionsschule, überhaupt das Prinzip der Schule als einer Einrichtung des christlich-monarchischen Staates hin? Diese Einrichtung erstrebt doch gerade eine Erziehung im Sinne des Staates, dessen Herrscher sich „von Gottes Gnaden" nennen. Lesen, Schreiben, Rechnen usw. kann man in jeder anderen Schule auch lernen. Und der Patriotismus? Ja, wo bleibt der ohne tüchtige religiöse Erziehung? Ihn „ersetzt" entweder forcierter Internationalismus oder ein chauvinistischer Nationalismus, der zur Bestialität fortschreiten wird. Angesichts der ganzen Sachlage, insbesondere aber angesichts der aus der Verfassung sich ergebenden Konsequenzen, kann man sich nur wundern, daß, wie die Freidenkerorgane stolz verkünden, in immer mehr Schulen und Städten ein Unterricht zugelassen werden soll, der den christlichen Religionsunterricht genau so „ersetzt" wie die Republik nach siegreicher Revolution die Monarchie.

Rettung Schiffbrüchiger.

Von Staatsanwalt Dr. Elwert, Stuttgart.

Es gibt in Deutschland ein Wohltätigkeitsunternehmen, das sich der werktätigen Teilnahme weitester Kreise erfreut und auch schon recht ansehnliche Erfolge aufzuweisen hat: es ist die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Sie darf sich rühmen, schon Tausende von Versinkenden vor dem sicheren Untergang gerettet zu haben, und ihre Rettungsboote stehen Tag und Nacht bereit, um im Dienst edler Nächstenliebe den gefahrvollen Kampf mit Sturm und Wellen aufzunehmen, sobald der Alarmruf ertönt.

Man hat das Leben und Kämpfen der Menschen schon vielfach mit einer Fahrt auf hoher See verglichen. Und in einem Punkt stimmt der Vergleich: es gibt hier wie dort unzählige Schiffbrüchige und Versinkende. Nicht alle sind zu retten. Viele gehen unter, ehe ihnen Hilfe gebracht werden kann; sie sind ganz plötzlich gestrandet infolge von Unglück oder Leichtsinn und bleiben verschollen. Andere wollen sich gar nicht retten lassen; sie wollen

dem leck gewordenen Wrack ihres Lebensschiffleins auch weiter vertrauen und hoffen, mit ihm aus eigener Kraft den sicheren Hafen zu erreichen. Aber viele treiben auch auf den stürmischen Wogen und klammern sich an jeden Strohhalm, der ihnen zugeworfen wird; Verzweiflung und Erbitterung erfaßt sie schließlich, wenn sie sehen, daß sich die Gesellschaft um ihre Rettung wenig kümmert, ja ihrem Untergang um so ruhiger zusieht, weil sie ihr Unglück teilweise selbst verschuldet haben.

Wer auch nur einige Erfahrung in der kriminalistischen Praxis gesammelt hat, wird bestätigen müssen, daß sich die Gegenwart ihrer Pflichten gegen die kriminell Gewordenen wenig bewußt ist. Der Strafvollzug, der wichtigste Teil der ganzen Strafrechtspflege, ist längst deren Stiefkind geworden. Auf die Ermittlung und Aburteilung des Täters wird viel fleißige Arbeit und viel juristischer Scharfsinn verwendet und auch an Kosten wird hier nicht gespart. Ist der Verbrecher aber verurteilt und hat er seine Strafe verbüßt, so ist er für den Staat erledigt. Nur in ganz besonders schweren Fällen bleibt er auch dann noch einer gewissen polizeilichen Beaufsichtigung unterstellt. Und die Gesellschaft? Für sie bildet das Verbrechen und sein Held vielfach nur den Gegenstand einer Sensation oder eines Nervenkitzels. Mit der Aburteilung versinkt der Täter in die Vergessenheit. Das Verbrechen ist als eine soziale Erscheinung noch lange nicht genug gewürdigt. Darum ist man sich auch der sozialen Pflichten gegenüber den Opfern der Strafjustiz noch zu wenig bewußt geworden.

Dem Staat allein darf hier nicht alles überlassen bleiben. Gewiß, auch ihm wird die Zukunft neue Aufgaben auf diesem Gebiet bringen. Eine klassische deutsche Strafrechtspflege wird erst dann anbrechen, wenn wir in Deutschland nicht nur das materielle Strafrecht und das Strafprozeßverfahren nach modernen Grundsätzen neu geregelt haben, sondern wenn uns auch ein einheitliches deutsches Strafvollzugsgesetz ermöglichen wird, die bisherigen Erfahrungen aus dem Strafvollzug überall gleichermaßen zu verwerten. Auch dann wird es nicht möglich sein, das zu verwirklichen, was vielen als das Ideal des staatlichen Strafvollzugs vorschwebt, nämlich den Verbrecher zu bessern und zu einem besseren Menschen zu machen. Dazu ist die Zeit des Strafvollzugs meist zu kurz und der Verbrecher meist zu alt. Trotzdem muß natürlich versucht werden, den Strafvollzug so zu gestalten, daß er einen sittlich bessernden Einfluß auf den Delinquenten ausübt. Der Haupterfolg des Strafübels ist und bleibt aber die Abschreckung; sowohl die Abschreckung des Täters vor weiteren Straftaten, als auch die Abschreckung weiterer Kreise vor jeder Gesetzesübertretung.

Wenn aber die Wirkung des Strafübels auf den einzelnen Verbrecher nicht immer die gewünschte ist, wenn er insbesondere durch immer wiederholten Rückfall die Fruchtlosigkeit des Strafvollzuges zu beweisen scheint, so bleibt erst noch zu untersuchen, ob die Gründe des Rückfalls nicht ganz außerhalb der unmittelbaren Ergebnisse des Strafvollzugs zu suchen sind. Viele Verbrecher werden nicht deshalb rückfällig, weil sie die Strafe nicht empfindlich genug getroffen hätte, sondern deshalb, weil ihnen vielfach nach Verbüßung der Strafe die Möglichkeit ehrlichen Fortkommens erschwert wird. Für sie beginnt der schwerste Teil der Strafe erst nach der Entlassung aus der Strafanstalt. Ist ihnen ein Unterkommen und eine Arbeitsstelle verschafft, wo sie ihr Brot verdienen können, so taucht plötzlich die Vorstrafe auf. Sie werden entlassen oder sie ziehen es selbst vor, sich den giftigen Blicken und Bemerkungen ihrer Umgebung zu entziehen. In der zweiten Stelle geht es nicht anders. Die Vorstrafe verfolgt den Verurteilten als der schwerste Fluch der bösen Tat. Der Arbeitgeber mag großherzig genug sein, dem ehemaligen Sträfling Vertrauen entgegen zu bringen, seine Nebenarbeiter werden ihn wie die Pest meiden, wenn sie erfahren, daß er „gesessen" hat. Gerade der einfache Mann ist besonders empfindlich für die entehrende Wirkung der Freiheitsstrafe, und es ist viel verlangt, will man ihm zumuten, einem wegen mehrfachen Taschendiebstahls oder Sittlichkeitsvergehens Vorbestraften mit Vertrauen und verzeihender Nächstenliebe entgegenzukommen. Hier kann nur die versöhnende Wirkung der Zeit helfen: ist über das Verbrechen einmal Gras gewachsen und hat sich der früher Verurteilte nichts mehr zuschulden kommen lassen, so betrachtet man es geradezu als eine Härte, die alte Vorstrafe wieder aufzurühren.

Hier gilt es anzuknüpfen. Es muß als eine Pflicht des Staates erkannt werden, dem durch eine entehrende Strafe Getroffenen Gelegenheit zu geben, sich das Vertrauen seiner Volksgenossen wieder zu erwerben. Die Verurteilung zu einer kurzfristigen Freiheitsstrafe soll gar nicht die Wirkung haben, die ganze Existenz des Verurteilten zu vernichten und diesen dauernd auf die Bahn des Verbrechens zu treiben, wie dies in manchen Fällen eben doch so kommen kann. Der Staat darf nicht untätig zusehen, wie seine Strafe härter wirkt, als sie wirken sollte. Das würde den ganzen Urteilsspruch diskreditieren und einen Hohn bedeuten auf die haarscharfen juristischen Deduktionen im Ermittelungsverfahren und im Urteil.

Was kann aber geschehen, um den Schiffbrüchigen eine staatliche Rettung zu bringen? Sie selbst sollen sich aus eigener Kraft zu retten suchen, nachdem sie in Leichtsinn und Trotz den sicheren Hafen der Rechtsordnung verlassen haben. Aber der Staat soll ihrem guten Willen entgegenkommen. Der Staat soll ihnen über die ersten Jahre nach der Entlassung aus der Strafanstalt hinüberhelfen. Ist dann Gras über die Vergangenheit gewachsen, dann fällt es dem Verurteilten leicht, sich wieder zu restituieren. Also gebe man den Strafgefangenen sofort nach der Entlassung aus der Strafanstalt Gelegenheit, in irgend einem staatlichen Betrieb bei strenger Arbeit und bescheidenem Lohn sich nützlich zu machen. Bei Eisenbahn- und Straßenbauten, Kanal- und Kulturanlagen usw. würde es überall solche Arbeitsstellen geben. Der entlassene Strafgefangene sollte dabei keineswegs einer Beaufsichtigung oder Freiheitsbeschränkung unterworfen sein. Nein, er sollte ein ganz freier Arbeiter sein. Aber der Dienst, den er zu verrichten hätte, sollte ein strenger, und der Lohn ein gerade auskömmlicher, keineswegs hoher sein. Dann würde der Staat auf seine Kosten kommen und es würde anderen unbescholtenen Arbeitern keine Konkurrenz erwachsen. Wer dann das ernsthafte Bestreben hat, sich wieder als ehrlichen Menschen und als nützliches Glied der Gesellschaft zu beweisen, der hätte die Gelegenheit dazu. Für alle Strafgefangenen käme eine derartige Beschäftigung natürlich nicht in Betracht, wohl aber für die große Mehrzahl. Nach der Art des Betriebs und der Beschäftigung könnte ja auch eine Individualisierung Platz greifen. Je weniger verlockend die Arbeitsbedingungen wären, umso größer wäre die Aussicht, daß sich nur solche ehemalige Strafgefangene zu diesen Arbeiten drängen, denen es wirklich ernst ist mit dem Bestreben, sich nach der Entlassung aus der Strafanstalt als zuverlässig zu erweisen. Und wer sich dann in einer derartigen staatlichen Arbeitsstelle das Zeugnis eines fleißigen Arbeiters und eines geordneten Menschen erworben hätte, der dürfte beanspruchen, daß man ihm wieder Vertrauen entgegenbringt. Ueber die frühere entehrende Verurteilung und Strafe wäre das Gras der Vergessenheit gewachsen und in seine künftigen Arbeitsstellen käme der ehemalige Strafgefangene nicht mehr mit dem Odium der Strafanstalt behaftet.

Das wäre eine wertvolle Rettungsarbeit des Staates, die einen Versuch wohl lohnen würde. Daneben müßte aber noch die Hilfe der Gesellschaft treten. Es sollte besonders als Pflicht der gebildeten und besitzenden Kreise erkannt werden, verirrten und gefallenen Brüdern und Schwestern wieder auf den rechten Weg zu verhelfen. Arbeitgeber in allen möglichen Berufsarten sollten mit ihrem Vertrauen viel weniger geizen und damit auch ihren Arbeitern und Angestellten ein Beispiel geben von wirklichem sozialem Verständnis und edler, selbstloser Nächstenliebe. Vertrauen weckt wieder Vertrauen und ein einziges persönliches Opfer wirkt versöhnender als der ganze Ernst der Strafe. Die Hoffnung auf die Wiedergewinnung eines einzigen sollte hundert Enttäuschungen aufwiegen.

Auch die überall bestehenden Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangenen sollten sich noch viel mehr der werktätigen Unterstützung der weitesten Kreise erfreuen. Vielfach fehlen ihnen die erforderlichen Mittel, um wirklich helfen zu können. Wie vielen Strafgefangenen könnte schon dadurch allein geholfen werden, daß man ihre durch sie ins Unglück gestürzte Familie vor Not und Schande bewahrt oder den Gefangenen selbst die Mittel gibt oder wenigstens vorstreckt, sich nach Verbüßung der Strafe in einem anderen Land eine neue Existenz zu schaffen und der bisherigen Vergangenheit zu entrinnen. Jeder Strafanstaltsvorstand kann Dutzende von Beispielen anführen, wo rasche Bruderhilfe vor Rückfall und Untergang bewahrt hätte.

Die Sorge um die gefährlichen und gefährdeten Elemente ist eine der wichtigsten sozialen Aufgaben der Gegenwart. Und nur ein Volk und ein Staat, die Rettungswürdige zu retten verstehen, haben das Recht, wirklich gefährliche Elemente, die aller Rettungsversuche spotten und gegen die Rechtsordnung dauernd sich auflehnen, mit aller Strenge unschädlich zu machen.

Volksmissionen in Großstädten.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Nicht leicht wird sich einer des gewaltigen Eindrucks einer wirklich gelungenen Volksmission erwehren können. Sie löst eine religiöse Begeisterung aus, die manchmal schier unbegreifliche seelische Wirkungen hervorbringt und alles mit sich fortreißt. Willenstrotzige Burschen und lebensharte Männer werden schmiegsam und biegsam wie Kinder. Die rückhaltslose Aussprache in der Beichte scheint bei der Mission ihr Unangenehmes und Lästiges verloren zu haben; sie wird zum heißersehnten Bedürfnis. Die ganze Gemeinde steht wie gebannt und elektrisiert im Strome der Missionsstimmung, die wie von selbst auch Laue und abseits Stehende mit magischem Zauber ergreift und sie nicht zur Ruhe kommen läßt.

In den Landgemeinden und in kleineren Städten erlebt man diese Auswirkungen der Missionsstimmung wohl regelmäßig. Schwieriger ist es, bei Abhaltung von Missionen in Großstädten die **Gesamtheit** der Katholiken innerlich zu erfassen und zu ergreifen. Tatsächlich sind im Laufe des letzten Jahrzehnts eine Reihe von Großstadtmissionen recht unbefriedigend, stellenweise geradezu kläglich verlaufen. Wird aber eine Gemeinde nicht wirklich erfaßt, so übt die ganze Veranstaltung nicht nur einen lähmenden Einfluß auf die Arbeiten der dabei tätigen Missionare aus, sie läßt auch im Herzen der Teilnehmer eine echte, rechte Missionsstimmung nicht aufkommen und die ordentlichen Seelsorger der Gemeinde betrachten sie mit Recht als eine verfehlte Sache. Infolge allerlei Erfahrungen möchten manche die Volksmissionen in Großstädten — wenigstens in ihrer überkommenen Gestalt — fast für ein überlebtes Pastorationsmittel halten und man hat auch schon nach passendem Ersatz gesucht. Und doch sind Volksmissionen in Großstädten heute notwendiger denn je! Weder Standesexerzitien, noch apologetische Vortragszyklen, noch sonstige Konferenzen können die eigenartigen Wirkungen einer Volksmission ganz ersetzen. Eine gut verlaufene Großstadtmission schließt die denkbar schönste religiöse Kundgebung machtvoller katholischer Glaubensentfaltung in sich. Keine andere Veranstaltung beeinflußt das innere religiöse Leben so nachhaltig, keine schließt eine Gemeinde so innig in heiliger Glaubensbegeisterung zusammen, keine imponiert den Gegnern so gewaltig, ohne ihre eigenen Gefühle zu verletzen. Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß die Volksmissionen auch in Großstädten ihre alte, erprobte Zugkraft noch nicht verloren haben. Auch der Großstadtmensch unserer Tage wird von den wuchtigen Wirkungen der zu einer geschlossenen Einheitlichkeit verbundenen vielfältigen religiösen Uebungen, wie sie in echt psychologischer Weise in der Mission zusammengefügt sind, ergriffen und erfaßt werden, wenn ihn die außerordentliche seelsorgliche Veranstaltung nur erst einmal ergreifen und erfassen kann. Aber gerade hier liegen die großen Schwierigkeiten, die das Gelingen einer Großstadtmission so häufig in Frage stellen. Dabei sind die Hemmungen und Abhaltungen, die das Erwerbs- und Berufsleben in sich schließt, nicht einmal am schwersten zu überwinden. Schwieriger ist es, den im Großstadttrubel und Großstadttaumel Versunkenen die Bedeutung der Mission wirklich nahe zu bringen. Da müssen schon andere als die gewöhnlichen Kirchenglocken geläutet werden, deren Klang vom Lärm der Großstadt nur allzusehr übertönt wird, sodaß nicht viel dazu gehört, sie nicht zu hören. Reflektiert man nicht nur auf die kleinere oder größere Schar der getreuen Seelen, an die die Publikationen auf der Kanzel und in katholischen Tages- oder Gemeindeblättern noch heranreichen, will man vielmehr auch die vielen anderen beeinflussen, die man gerade durch die hl. Mission Gott und der Kirche wieder zuführen möchte, so muß die Kunde von der kommenden Mission in einer Weise in die ganze Stadt hineingetragen werden, daß sie von niemand, auch nicht von der letzten alleinstehenden Person, übersehen werden kann. Der Erfolg einer Großstadtmission hängt in erster Linie von ihrem Bekanntwerden ab. Falls man es fertig bringt, daß die ganze Stadt ihr als einem Ereignis entgegensieht, ist die Schlacht schon gewonnen, bevor sie geschlagen ist. Die größten Kirchen werden die Teilnehmer nicht zu fassen vermögen. Die ganze Veranstaltung wird über alle Erwartungen glänzend und fruchtbringend werden; sie wird die äußeren und inneren Erfolge einer Landmission sogar in Schatten stellen.

Mit großem Erfolg hat man sich in verschiedenen Städten in den letzten Jahren eigener **Missionszeitungen** als überaus wirksamer Propagandamittel bedient. In systematischer und planmäßiger Weise gelangten eine Reihe von Nummern einer solchen Zeitung an alle Katholiken der betreffenden Stadt unentgeltlich zur Verteilung. Gutgesinnte „Laienapostel", die die mühselige Arbeit unternahmen, fanden sich überall. Am geeignetsten haben sich dabei vielfach verheiratete Frauen erwiesen. Jedenfalls haben die Erfolge die aufgewandte Arbeit reichlich belohnt. Hier sei hingewiesen auf eine Zeitung, die einen Pfarrer der Stadt Münster zum Herausgeber hat und vor einiger Zeit in Buchform erschienen ist. Sie verdient es, daß weitere Kreise auf sie aufmerksam gemacht werden („**Missionsglocke**." Von Bernhard **Druffel**, Pfarrer an St. Joseph. Münster i. W. 1913. Verlag der Westf. Vereinsdruckerei. Preis gebunden *M* 1.—). Für die Stadt Münster hat die „Missionsglocke" ihren Zweck, „die hl. Mission einzuläuten und die rechte Missionsstimmung für eine zahlreiche und fruchtbare Teilnahme an der Mission wach zu rufen", wirklich erreicht.

Der Inhalt bewegt sich auf einer gewissen Höhe. Der Stoff ist nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt; das Ganze nach einem übersichtlichen, klar durchdachten Plane gearbeitet. Ueberaus wohltuend berührt die schöne Verwendung passender alt- und neutestamentlicher Schrifttexte unter Ueberschriften wie: „So spricht der Herr" oder „Jesus spricht". Einzelne Psalmen oder sonstige Schriftstellen lesen sich, auf die Mission angewandt, geradezu ergreifend. Einen nicht allzubreiten Raum nehmen apologetische Ausführungen ein. Hier und da sind dieselben aus bekannteren Werken übernommen. Dazu gesellen sich Beiträge aus der Geschichte der Mission, passende Erzählungen und nicht zuletzt Artikel, in denen auf die hohe Bedeutung und den Wert der Veranstaltungen für den einzelnen wie für das religiöse Leben der katholischen Gesamtbevölkerung hingewiesen wird. Den Schluß des Buches bildet ein für Volkskreise sehr geeigneter Anhang: Empfehlenswerte religiöse Bücher und Schriften für Katholiken.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die „Missionsglocke" eine weite Verbreitung fände. Ihr Inhalt ist besonders auf Städte mit überwiegend katholischen Bewohnern zugeschnitten, denen religiöse Veranstaltungen wie Volksmissionen nicht gerade etwas Neues sind, bei denen aber auch vielleicht gerade deshalb eine energische, aber dabei vornehme Aufrüttelung und Aneiferung zur Beteiligung am Platze ist.[1])

Gegen Auswüchse des Kolportagebuchhandels.

Von G. Dickenberger, Gießen.

Gewiß wird es niemand unserem arg bedrängten, oft um seine Existenz ringenden katholischen Buchhandel verübeln, wenn er, um mit seinen Gegnern konkurrenzfähig zu bleiben, ebenfalls Kolportage und Reisebuchhandel in seine Dienste stellt. In der rechten Weise betrieben, ist das von eminentem Nutzen, sowohl für den Buchhandel, wie für die katholische Literatur und die ganze katholische Sache. Denn in gewissen Verhältnissen ist es oft das einzige Mittel, der katholischen Literatur die rechte Verbreitung zu sichern, ihr auch in solchen Kreisen Eingang zu verschaffen, in die auf dem regelmäßigen Weg schwerlich **katholische Literatur überhaupt und religiöse im besonderen** Eingang finden würde. Umso entschiedener aber muß gegen **jegliche Auswüchse** auf diesem Gebiet vorgegangen und, wenn nötig, in der Oeffentlichkeit protestiert werden.

Veranlaßt durch ein unliebsames Vorkommnis der letzten Zeit, soll in diesen Zeilen vorzüglich aufmerksam gemacht werden auf den Mißbrauch, der speziell mit dem Kolportagevertrieb **religiös-populärer Prachtwerke** getrieben wird.

Kamen da vor nicht allzu langer Zeit in unsere Diasporapfarrei innerhalb vierzehn Tagen nicht weniger als drei Kolporteure. Jeder suchte ein besonderes religiöses Prachtwerk an den Mann zu bringen. Alle kamen sie natürlich zuerst ins Pfarrhaus, um mit eventuellen pfarramtlichen Empfehlungen ihre Ware umso leichter unterzubringen. Aus bestimmten, wohlerwogenen, auf früheren üblen Erfahrungen beruhenden Gründen wurde diese nachgesuchte Empfehlung allen dreien verweigert. Während nunmehr zwei das Feld räumten — wenigstens hörte man nichts von ihrer Wirksamkeit — hatte es der dritte verstanden, auf Umwegen sich die Namen der Katholiken zu verschaffen, bei denen am meisten Aussicht auf erfolgreiches Wirken ist. Er verschaffte sich nämlich durch die Zeitungsträgerin die Namen der Abonnenten von katholischen Blättern und Zeitungen. Und es ist ihm gelungen, einer ganzen Reihe sein Prachtwerk bei 1 bis 2 *M* Anzahlung aufzuschwätzen, ja man muß geradezu sagen, aufzulügen; denn er sagte, daß er vom Pfarrer geschickt und empfohlen sei, obwohl ihm jegliche Empfehlung verweigert wurde. Und eine ganze Anzahl Abnehmer hat zugestanden, daß sie nur daraufhin sich entschlossen, das Werk zu erstehen. Aber der Mann hat seine „segensreiche" Wirksamkeit nicht auf den Pfarrort beschränkt, selbst die in einem Umkreis von 4 bis 5 Stunden wohnenden Diasporakatholiken hat er heimgesucht und, wie sich herausstellte, auf seine erlogene Empfehlung und sein „frommes" Benehmen nicht ohne Erfolg unter ihnen gearbeitet. Und bei diesen Käufern sind Leute, die ihr tägliches Brot sauer verdienen und schon für die Befriedigung ihrer gewöhnlichsten religiösen Pflichten große Opfer bringen müssen, sei es durch Beitrag zum Kapellenbau, sei es für Bahnfahrt zur Kirche und Schule usw. Da sind Ausgaben für ein Prachtwerk eine Mehrbelastung, welche diese Leute schwer empfinden. Das sollte sich denn auch bald zeigen. Nachdem der fromme Wortschwall des Reisenden verstummt und die Leute zur ruhigen Ueberlegung gekommen waren, da kamen sie aus allen Richtungen zum Pfarrhaus und baten um Rückgängigmachung der Bestellung. Ob da etwas zu erreichen ist, da Bestellschein und Anzahlung vorliegen? Bis jetzt ist kein Erfolg zu verzeichnen und allem Anschein nach müssen die guten Leute das teure Buch nehmen und ihr Geld an notwendigeren Dingen zu ersparen suchen.

---

[1]) Zum Gebrauch für andere Gemeinden als Vorbereitung auf eine hl. Mission ist die Münstersche „Missionsglocke" auch in Zeitungsform zu haben, und zwar in 8 fortlaufenden Nummern. Anfragen wegen des Bezuges der Missionszeitung sind an die Westf. Vereinsdruckerei in Münster zu richten, welche die Herstellung und den Vertrieb des Blattes zu einem billigen Preise übernommen hat.

Ich will hier einige üble Folgen jenes Verfahrens berühren, die mir persönlich aus Erfahrung bekannt geworden sind. Die erste Folge ist eine offenbare Schädigung der katholischen Literatur und des katholischen Buchhandels. Denn wer einmal ein teures Buch sich hat aufschwätzen lassen, der ist für lange Zeit, wenn nicht für immer weiteren Anschaffungen von katholischen Büchern unzugänglich. Selbst dann, wenn diese einmalige Ausgabe längst überwunden ist. Das ist unendlich zu bedauern, zumal unser katholisches Buchwesen ganz und gar nur auf gut katholische Kreise angewiesen ist.

Die zweite Folge ist eine Schädigung der katholischen Sache überhaupt, da gerade sehr viele Abnehmer solcher Prachtwerke oft Person und Sache nicht auseinanderzuhalten vermögen. Es wird unter solchen Leuten ein Mißtrauen dadurch gesät gegen jegliches katholisches Unternehmen. Nachdem ihnen einmal dieser Geschäftskatholizismus in so abstoßender Form zum Bewußtsein gebracht worden, nachdem sie einmal am eigenen Leib erfahren, wie frommes Benehmen des Reisenden bei Schwierigkeiten in ein freches, geradezu unverschämtes Wesen sich umwandeln kann, da ist es bei einfach schlichten Leuten nur zu begreiflich, daß sie diese üble Erfahrung nun verallgemeinern. Sie haben jetzt aus Erfahrung gelernt, daß auch das Heiligste zu Geldmacherei benutzt werden kann. In religiös gemischten Gegenden ist sodann noch zu beachten, daß ein derartiges Geschäftsgebaren mit religiösen Werken auch den Nichtkatholiken keineswegs verborgen bleibt. Und es ist sicher kein geeignetes Mittel, um die Hochachtung für die katholische Kirche in ihnen zu mehren.

Der dritte Uebelstand sodann ist eine Schädigung der seelsorglichen Arbeiten im engeren Sinn. Diese tritt dann ganz besonders ein, wenn der Reisende bei seinem Geschäft sich auf wirkliche Empfehlung des eigenen Pfarrers berufen kann. Bei einem Hereinfall, bei entstehenden Schwierigkeiten leidet dann das Vertrauen zum Seelsorger erfahrungsgemäß immer Not. Aber in erster Linie habe ich noch einen anderen Fall im Auge. Man kann nämlich die Erfahrung machen, daß, nach dem Abgrasen einer Pfarrei durch einen Prachtwerkekolporteur es Abbestellungen gibt auf katholische Zeitungen und vorzüglich auf die katholischen Sonntagsblätter, daß außerdem die Kalenderliteratur weniger Zuspruch findet. Und gerade diese Literaturgattungen bilden zumal in der Diaspora einen ganz bedeutenden Faktor in der Lebenderhaltung des katholischen religiösen Lebens. Und sind einmal solche Sonntags- und Familienblätter unter dem Drucke einer Mehrausgabe abbestellt, dann sind sie nur sehr schwer wieder einzuführen.

Wie ist nun diesen Uebelständen zu steuern, wie ist besonders das katholische Volk vor solchem Mißbrauch seines religiösen Sinnes zu schützen? Das einfachste und wirksamste Mittel jedenfalls bestände darin, daß durch ein Uebereinkommen der katholische Buchhandel sich gegenseitig verpflichtet, mit religiösen Prachtwerken nur in solchen Gemeinden zu kolportieren, in denen der zuständige Pfarrer es wirklich gestattet hat; und dann nur bei solchen Personen, die von ihm als geeignet bezeichnet sind. Zur Ersparung der Unkosten wären natürlich vorherige schriftliche Anfragen nötig. Mit dem regulären katholischen Buchhandel wäre, wie gesagt, vielleicht auf diesem Wege etwas zu erreichen. Allerdings bliebe ein solches Bemühen resultatlos, wenn es sich um Gesellschaften handelt, deren Hintermänner man nicht kennt, oder wenn Kolporteure auf eigenes Risiko reisen. Hier kann es sich nur wieder um ganz entschiedene Selbsthilfe handeln vonseiten der Geistlichkeit und des katholischen Volkes. Besonders die Geistlichkeit hat die Pflicht, hier hilfreiche Hand zu bieten, um das katholische Volk vor dieser frommen Ausbeutung zu schützen. Hier wäre zunächst darauf hinzuweisen, daß Empfehlungen vonseiten kirchlicher Behörden, vonseiten der Geistlichen überhaupt nur unter Anwendung äußerster Vorsicht zu geben sind. Es will manchmal scheinen, als ob damit etwas allzu leicht verfahren würde. Diese Praxis würde sicher geändert werden, wenn die Empfehlenden den Mißbrauch sehen würden, der mit ihren Empfehlungen oft getrieben wird. Aber auch die äußerste Strenge reicht noch nicht aus. Denn haben die Kolporteure keine Empfehlung, dann lügen sie eben den einfachen Leuten eine solche vor. Die guten Leute können bei den frommen Reden und dem frommen Werk eben an keine Lüge glauben. In unserer Pfarrei hat man daher noch zu folgendem Mittel gegriffen: Es wird von Zeit zu Zeit in der Hauptkirche und allen anderen gottesdienstlichen Lokalen bekanntgegeben, daß allen Kolporteuren, Reisenden usw., die auf pfarramtliche Empfehlungen sich berufen, nur dann Glauben zu schenken ist, wenn der Kirchendiener oder sonst eine in der Pfarrei bekannte und vertrauenswürdige, vom Pfarrer persönlich beauftragte Person ihn begleitet. Außerdem soll auch in Zukunft diese Bekanntmachung an allen Türen der Pfarrkirche und an den Türen sonstiger Gottesdienstlokale angeschlagen werden, damit auch die Zuziehenden unterrichtet sind. Auf diese Weise werden wenigstens die gröbsten Auswüchse einer ungesunden Kolportage sich vermeiden lassen, und vor allem bleibt die Geistlichkeit davor bewahrt, der Mithilfe bei solchem Geschäftskatholizismus bezichtet zu werden. Möchten diese Zeilen ein Weniges dazu beitragen!

Julius Bachems Erinnerungen.

Von Dr. Hermann Cardauns, Bonn.

„Schmeckt nach mehr." Mit diesem Diktum leitete vor drei Jahren Fritz Nienkemper die Besprechung ein, die er in der „Allg. Rundschau" (Nr. 48 vom 26. November 1910) den gerade erschienenen „Losen Blättern aus meinem Leben" von Jul. Bachem (Freiburg, Herder) widmete, und ich schloß an gleicher Stelle meine Anzeige mit dem Satz: „Vielen seiner Freunde und wohl auch seiner Gegner ist dieses Büchlein viel zu klein geraten, und diesem Uebelstande sollte der Verfasser bei einer Neuauflage abhelfen." Diesen übereinstimmenden Wunsch zweier seiner ältesten Freunde und Kollegen hat Jul. Bachem in seinen „Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers" (Köln 1913. J. P. Bachem. 195 S.) erfüllt, und wenn er auch die Pflicht der journalistischen Diskretion sehr ernst und streng nimmt und ohne allen Zweifel eine Menge von Dingen übergeht, die er getrost hätte erzählen können, kann man sich doch freuen, daß diese Neuauflage eine sehr erheblich erweiterte geworden ist.

Hinzugekommen ist zunächst der Aufsatz „Aus meiner Parlamentszeit", den Jul. Bachem 1911 in der Zeitschrift „Ueber den Wassern" veröffentlichte, aber in erweiterter Form, so daß das wirklich etwas magere Kapitelchen der Losen Blätter „Im preußischen Abgeordnetenhause" jetzt statt 20 Seiten fast den dreifachen Raum einnimmt. Mit Vergnügen findet man hier, noch um einige Nummern bereichert, die köstlichen Porträtskizzen parlamentarischer Persönlichkeiten wieder, mit denen einst der verstorbene Zentrumsabgeordnete Janssen Freund und Feind erheiterte. Ganz neu sind fünf Kapitel, von denen zwei (In der kirchlichen Gemeindevertretung von St. Ursula. Im Kölner katholischen Volksverein) sich speziell mit Kölner Erinnerungen befassen. Ein drittes ist dem Augustinusverein gewidmet, ein viertes der Taxiliade, d. h. dem ungeheuerlichen Schwindel, den der französische Betrüger Leon Taxil (Gabriel Jogand) in den 90er Jahren inszenierte. Er hat damals weite katholische Kreise Frankreichs und Italiens mit seinen „antifreimaurerischen Enthüllungen" hereingelegt; als diese raffinierte Spekulation auf die Leichtgläubigkeit auch in Deutschland Unfug zu stiften begann, hat Jul. Bachem in engster Verbindung mit mir die Entlarvung des französischen „Fumisten" besorgt. Meinen eigenen Anteil an diesem Geschäft habe ich im vorigen Jahre erzählt (Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs); jetzt bringt Jul. Bachem wertvolle Ergänzungen, namentlich über seine persönlichen Beziehungen zu einem Kompagnon Taxils und die Rolle, welche diese Beziehungen gerade im entscheidenden Augenblick, nämlich unmittelbar vor dem Trienter Antifreimaurerkongreß von 1896 gespielt haben.

Kirchenpolitisch bedeutungsvoll ist das neue Schlußkapitel „Meine Richtung", eine Fortsetzung der Diskussion, welche Julius Bachem in den „Losen Blättern", mit der Verteidigung seines in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlichten Artikels „Wir müssen aus dem Turm heraus", begonnen hatte. Auf das nachdrücklichste verwahrt er sich gegen die hartnäckigen Bemühungen, ihm die Vertretung einer neuen „Richtung" anzudichten. „Solange ich im öffentlichen Leben stehe — und das ist schon mehr als 40 Jahre — habe ich nie etwas anderes sein wollen, als ein Zentrumspublizist und Zentrumspolitiker schlechthin, so wie ich es in der Schule Windthorsts gelernt hatte. Wenn ich 1906 den politischen nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums nachdrücklich betont habe, so hat die Folgezeit und hat namentlich die Entwicklung in den letzten Jahren klar ergeben, wie notwendig das war. Heute darf ich sagen: innerhalb der Zentrumspartei, unter denen, welche klar und bestimmt auf dem Boden des alten Zentrums stehen, gibt es über diesen Punkt keinen Zweifel mehr, so daß weniger denn je mit Bezug auf den Zentrumscharakter von einer „Richtung Bachem" gesprochen werden kann." Jul. Bachem, der seine Erinnerungen „dem Andenken Windthorsts" gewidmet hat, fühlt sich hier mit vollem Recht als Vertreter der guten alten Windthorstschen Ueberlieferung. Kein Wunder, wenn diejenigen Elemente, welche selbst oder deren geistige Väter dem lebenden Windthorst so manche Schwierigkeit in den Weg legten, ihn und andere Vertreter der Windthorstschen Politik zum Zielpunkt unablässiger Angriffe machen. Es ist eben ein gründlicher Irrtum, die Gedankengänge des „integralen Katholizismus" als ein Novum des 20. Jahrhunderts zu betrachten. Wie weit in das 19. Jahrhundert sie zurückreichen, dafür kann man in Karl Bachems gründlichem Quellenwerk über seinen Vater Joseph und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland merkwürdige Belege finden. Einen weiteren besonders für bayerische Leser interessanten Beitrag gibt Jul. Bachem (nach einem Aufsatze von Martin Spahn im Juniheft des „Hochland" 1912), durch den Hinweis auf die Geschichte der bayerischen katholischen Volkspartei in den 70er Jahren. Es handelt sich hier um alte Gegensätze. Solange Windthorst lebte, traten die stets vorhandenen „Unterströmungen" weniger hervor; seit er tot ist, sind sie mehr und mehr an die Oberfläche getreten, um schließlich in die Maßlosigkeiten des „integralen Katholizismus" auszumünden. Sie richten sich in letzter Instanz gegen Windthorst selbst, wenn auch die erbitterte Polemik sich gegen entschiedene Anhänger seiner Politik wie Porsch und Jul. Bachem wendet. Dazu nehmen die „Erinnerungen" in ruhigem aber entschiedenem Tone Stellung, und das ist nicht das kleinste Verdienst des flott und fesselnd, stellenweise mit gutem Humor geschriebenen Buches.

Zu Gebhard Fugels fünfzigstem Geburtstage.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Von Gebhard Fugel und seiner Kunst ist in diesen Spalten schon häufig die Rede gewesen, zuletzt bei Gelegenheit seiner im vorigen Winter veranstalteten Sonderausstellung im Münchener Kunstverein. Nun ist am 14. August der Tag gewesen, wo er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet hat. Da will auch die „Allgemeine Rundschau" unter denen nicht fehlen, welche dem hochverdienten Meister christlicher Kunst ihre Glückwünsche darbringen. Ihm sei es vergönnt, noch lange in frischer Kraft den Weg weiter zu verfolgen, der zu immer stolzeren Höhen der Kunst führt!

Fast seit dem Augenblicke, wo einst der Jüngling sich für die künstlerische Laufbahn entschieden hatte, ist er ein vollendeter Meister gewesen. In dem berühmten, damals arg angefochtenen Jugendwerke der „Krankenheilung" spricht sich wohl der Einfluß Munkacsys aus; aber wie hätte jemand, der nichts als ein begabter, oder gar nur ein nachahmender Schüler gewesen wäre, eine Komposition von so prachtvoller Klarheit, eine Lichtführung von so bewundernswerter Feinheit schaffen, Charaktere und Seelenstimmungen von so packender Gewalt schildern können? Das war das Werk eines Anfängers, der bereits ein Ziel erreicht hatte, eines Temperamentes, das dem inneren Sturm und Drang in gewaltiger dramatischer Fassung Form zu geben verstand. Fugels späteres Bild „Christus vor dem hohen Rat" ist ein weiteres Beispiel dieser Richtung. Sprühendes Leben, göttliche Hoheit und niedere Leidenschaft, sie schilderte in diesen Werken ein Gemüt voll tiefsten religiösen Empfindens, das schier gewaltsam nach Ausdruck rang und doch sich selbst jeden Augenblick fest genug im Zügel hatte, um die Grenzen nicht zu überschreiten, die der schönen Kunst im allgemeinen und der christlichen im besonderen gezogen sind. Die religiöse Malerei verlangt, daß der Gegenstand zu seinem Rechte komme, und wenn es schon sein muß, lieber die technische Ausführung Mängel habe. Denn der religiöse Gegenstand ist nicht fürs bloße Anschauen, nicht für die Neugier, auch nicht zur Klügelei da, sondern um Erinnerungen an das Höchste zu erwecken, Gefühle der Andacht zu schaffen und zu beleben, Regungen der menschlichen Seele, Betätigungen des menschlichen Willens zu schildern, die aus Gottes Gebot heraus das irdische Gleichnis seiner ewigen Hoheit sind.

Zu wahren Höhe aber erhebt sich jene Kunst erst, wenn sie Erhabenheit des Gedankens mit Vollendung der künstlerischen Form vereinigt! Dies ist die Eigenschaft, welche die Meisterwerke der Vorzeit ewig vorbildlich gemacht hat. Diesen Vorbildern selbstmeisterlich nachzustreben, modern zu sein, wie die alten großen Künstler es zu ihrer Zeit auch immer gewesen sind, seine neue eigene Kunst mit dem Geiste der Vergangenheit zu erfüllen, mit dem Geiste wahrer Schönheit und echten christkatholischen Glaubens, das ist die Aufgabe, welche Gebhard Fugel sich gestellt hat. Um dies Ideal hat er bisher gerungen, seine Werke beweisen es, und sie verkünden, daß ihr Meister gesonnen ist, auch in Zukunft nach gleichen Gedanken weiter zu schaffen.

Am Wege seiner Kunst hat Fugel eine Reihe von Denkmälern aufgerichtet, in welchen sich der über seiner Entwicklung waltende, sie leitende Gedanke besonders klar erkennen läßt. Von dem großartigen, durchgeistigten Realismus der Krankenheilung (1885) führt sie zu dem nicht minder dramatisch bewegten „Weinet nicht über mich" (1888), jener tief ergreifenden Komposition, welche deutlich zu erkennen gab, daß sie die Vorläuferin späterer gewaltiger Leistungen sein mußte. Mit wunderbarer Kunst vereinigt sich in diesem Bilde alles, was das Leiden des Heilandes immer wieder zum eigenen Erlebnisse des gläubigen Christen macht: der ungeheure Gegensatz zwischen menschlicher Leidenschaft und göttlicher Erhabenheit, zwischen dem bösen Prinzip, das zu triumphieren meint, während seine Niederlage schon entschieden ist, und dem guten, das auf Erden erliegen muß, um siegreich in Ewigkeit zu leben. Herrlich im einzelnen durchgeführt ist das Thema in Fugels berühmtem Zyklus der Kreuzwegbilder in der Münchener St. Josephskirche. Sie zu beschreiben ist nicht nötig, da jedermann sie kennt; sind sie doch, gleich so vielen Werken des Meisters, in zahllosen Nachbildungen verbreitet. Mit der Ausführlichkeit des epischen Dichters, mit der Genauigkeit des Geschichtsschreibers, mit der Begeisterung des im tiefsten Herzen gläubigen Christen, mit der Klarheit des Philosophen, vor dessen Blicke die Vielheit der Einzeldinge sich zum großen Allgemeinen vereinfacht, so schildert Fugel den Verlauf des letzten Tages von Christi irdischem Leben; schafft Bilder, deren Stilisierung schrittweise größer, bei denen die äußere Form ständig mehr zum Gefäße des gewaltigen Ideeninhaltes wird, mit welchen seine Kunst sich rastlos weiter abklärt, zur Monumentalität sich erhebt. Diese Bilder fügen sich der Architektur ein, stehen mit ihr in Wechselwirkung; und zugleich bleiben sie so selbständig in ihrer Wirkung auf Auge und Gemüt, daß ihnen auch die völlige Trennung von ihrem Platze so wenig wie die Verminderung ihres Maßstabes schadet; auch ihre kleinste Wiedergabe erfreut, fesselt und erhebt. Das gehört zu den bewundernswerten Eigenschaften vieler Fugelscher Werke; ich erinnere nur an seine herrlichen Abendmahlbilder. Auch in diesen spiegelt sich der Gang der Entwicklung seiner Kunst. Nie verlieren sie den Zusammenhang mit der Wahrheit nicht nur, sondern auch mit der lebendigen Wirklichkeit; aber jede neue Bearbeitung des gleichen Themas führt zu immer größerer Abklärung und Verinnerlichung. Zeichnung und Farbe beherrscht Fugel so, daß sie jedem seiner Winke gehorchen, und darum versteht er auch, ihnen jene Ruhe einzuflößen, in welcher der hehre Klang des christlichen Glaubensinhaltes erst voll und klar vernommen werden kann. Kennzeichnende Beispiele dafür sind seine Bilder des Andreaszyklus in der Kirche zu Ravensburg. In seiner eminent modernen Technik und mit der Fähigkeit, sie dem dekorativen Zwecke dienstbar zu machen, steht Fugel über Hodler, weil seine Kunst frisch, jugendlich, aufstrebend und weiter entwicklungsfähig, und weil sein Denken und Empfinden klar und verständlich ist, neben Egger-Lien, weil er gleich diesem die großen, die Welt bewegenden und leitenden Gedanken zu erkennen und in größtem Zuge auszusprechen weiß. Und noch aus einem anderen Grunde: er ist ein Heimatkünstler in des Wortes bestem Sinne! Nicht bloß, weil er mit besonderer Freudigkeit für sein Schwabenland wirkt und schafft (Fugel ist aus Oberklöcken bei Ravensburg gebürtig) wie jener für seine tirolische Heimat, sondern weil er die schönsten und edelsten Wirkungen dann erreicht, wenn er vom fernen Boden des Morgenlandes, von der Himmelsferne der Ideale zur Heimat zurückkehrt. Welch ein holdes Bild hat er geschaffen mit dem Herrn Jesus, der zu den Kindern spricht! Da grünt die deutsche Wiese, da blüht freundlich der Apfelbaum, deutsche Frauen bringen ihre Kinder herbei, die mit ihren blauen Augen voll innigen Vertrauens zu ihm aufblicken und ihm mit einem herzlichen „Grüß Gott" die kleinen Hände reichen. Man hat Fugel wohl gelegentlich den katholischen Uhde nennen wollen. Nichts könnte äußerlicher sein als dies Urteil. Eine Kluft trennt seine Denkungsart von der jenes Meisters. Er ist nicht Uhde, nicht Egger, nicht sonst jemand, sondern er ist Gebhard Fugel, der sich selbst gibt, aus sich selbst heraus sich steigert, und so wird es, will's Gott, noch lange Jahre bleiben!

Vom Büchertisch.

Anna Freiin von Krane: Das Schweigen Christi. Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert. Köln a. Rh. J. P. Bachem. 8⁰. 445 S. *M* 5.—, geb. *M* 6.—. Es sei gleich gesagt und betont: Hier haben wir ein ethisch und künstlerisch bedeutendes Werk, dessen Einstellung in unsere häuslichen und öffentlichen Bibliotheken warm empfohlen werden darf. Anna von Krane, die rasch beliebt gewordene, feinsinnige und künstlerisch geschulte „Christuserzählerin", hat sich auch sonst wiederholt auf dem Gebiete der Prosaepik bewährt, bis vor Erscheinen dieses letzten Werkes am hervorragendsten in dem Herodesroman: „Wie der König erschrak". Die gewalttätige Natur des Helden wiederholt sich, ins Weibliche übersetzt, einigermaßen im „Schweigen Christi", das uns in Zeit und Geist des Mittelalters und auf den Schauplatz zwischen dem Bodensee und der Rauhen Alb führt. Im Mittelpunkte der Handlung stehen drei Personen: Bartholomäus, Pfarrherr von Wolfsweiler, dessen Pflegemutter Isentrud, Gräfin zu Geyersperg und Geyersbrunn, und das Iselin, eine junge Seherin und Braut Christi, in Liebe ganz dem Heiland hingegeben. Sie wächst unter treuem Verwandtenschutz in völliger Einsamkeit auf, innerhalb des ruinenhaften Gemäuers des Haldenhofes, den Isentrud einst hat niederbrennen lassen, weil sie die Bewohner: Iselins Eltern, samt deren „Brut", vernichten wollte. Das Kind allein entkam dem Tode — ohne Wissen der Gräfin, die in des Mägdleins Mutter zu Unrecht die Geliebte ihres spröden Eheherrn verfolgte. Dieser war kurz zuvor in den welschen Krieg gezogen; da er nicht zurückkehrt, lebt seine ihn heiß betrauernde, kinderlose „Wittib" als überstrenge und zugleich überfromme Herrscherin Werken der rächenden Gerechtigkeit, der Buße und Barmherzigkeit, ohne rechte Einkehr in ihr aus „Liebe" grausames Herz. Was sie persönlich zutiefst ans Leben kettet, ist die mütterliche Neigung zu ihrem Pflegesohn, der ihre Freveltaten erst erfährt, als er Iselin und deren Schicksal kennen lernt. Als er die Gräfin priesterlich mahnend zur Rede stellt, erwacht in ihr neben der Angst um den drohenden Verlust des Sohnes die alte haßsprühende Rachsucht. Sie läßt Iselin gefangen nehmen und gegen den Spruch des geistlichen Gerichts unter Isentruds Oheim, Bischof Lando, von den Bewohnern der ihr rückhaltlos ergebenen Stadt Geyersbrunn als Hexe verbrennen. Lando belegt Stadt und Umgegend mit dem Bann; das Volk leidet furchtbar, auch durch Hungersnot. Da kehrt Isentruds Gemahl nach langer Kerkerhaft aus Welschland zurück und überzeugt die Gattin von der Unschuld Ilses, Iselins Mutter. Dies und sein bald erfolgender Tod sowie der Schmerz um den ihr gänzlich entfremdeten Bartholomäus bringt sie zur Einsicht. Ihr im Grunde groß angelegter innerer Mensch verlangt nach entsprechender Sühne und nach Befreiung des hauptsächlich durch ihre Schuld unglücklichen Volkes. Sie läßt sich lebendig einmauern, aber das Volk, dem die Lösung vom Banne verheißen ist und das sich nun ihrer vielen Guttaten erinnert, zerbricht ihr selbsterwähltes Grab und fordert sie zurück: „Isentrud, Isentrud, unsere Mutter, komm!" Bartholomäus, der heißgeliebte Sohn ihres Herzens, hält die auch jetzt noch den Sühnetod Heischende in den Armen: „Mutter, sterben ist wohl schwer, aber leben noch schwerer. Du hörst das Urteil durch den Mund deines Volkes. Du sollst nicht für uns sterben, du sollst für uns leben." Da faltet sie in Ergebung die Hände: „In Gottes Namen!" — Das Buch trägt seinen Titel, weil es zeigt, daß Christus nicht zu den Seelen spricht, (hier vor allem derjenigen des Priesters Bartholomäus), die seine Antwort auf ihre eigene stürmische Art fordern, sondern nur zu denen, „die schweigen, anstatt zu drängen, die gehorchen, anstatt zu stürmen, die warten, anstatt zu eilen", die gelernt haben, der eigenen Kraft zu mißtrauen und alle Hoffnung allein auf Ihn zu setzen. Der Geist mittelalterlicher Glaubensinnigkeit durchdringt das ganze Buch, das tiefste Probleme aufwirft und sie löst — ein erhabener Vorzug. Der Charakter des Mittelalters ist überhaupt vorzüglich herausgearbeitet, nicht bloß in der Mystik, die sich auch hochpoetisch in Iselins Liedern ausprägt. Hinsichtlich der ungemein reichen und im ganzen lebenstreuen Personenzeichnung werden sich die meisten Leser zunächst an derjenigen Isentruds und Iselins stoßen. Letztere aber erklärt sich meines Erachtens genügend aus der mittelalterlichen Mystik heraus; auch zeigt ihre Charakteristik sie in einer so holden Lieblichkeit, daß sie alsbald des Lesers vollkommene Anteilnahme ge-

winnt, so daß er sie kaum anders sehen möchte. Viel schwieriger steht es um das Verständnis Isentruds. Nur ein sehr genaues, wiederholtes Studium des Buches kann ihre Existenzberechtigung und Wandlungsmöglichkeit — dann aber auch klar — bestätigen: in zweiter Linie aus dem solche Gewaltnaturen zeitigenden Geiste des Mittelalters, in erster Linie aus der überaus sorgfältigen, weit zurückgreifenden und in zahlreichen Einzelstrichen bestehenden Motivierung seitens der Autorin heraus, deren psychologischer Fein- und Scharfsinn sich nicht zuletzt in der Charakteristik des Volkes und der Volkstypen bekundet. — Die kraftvolle Sprache ist der Hauptsache nach neuzeitlich, der Dialog nicht immer ganz natürlich, die Schilderung dichterisch schön, die Komposition bewundernswert. — So möge denn das Buch die vielen dankbar empfangenden Leser finden, die es verdient.

E. M. Hamann.

Der Verlag Karl Ohlinger-Mergentheim bringt mehrere beachtenswerte Neuerscheinungen. Das von der unabhängigen Kritik hochgewertete, zeitgemäße Werk über die **„Großmacht Presse“**, Enthüllungen für Zeitungsgläubige, Forderungen für Männer von Dr. Joseph Eberle (8⁰, IX u. 284 S., brosch. *M* 3.60, geb. *M* 4.50), das in der „Allgemeinen Rundschau“ (1912, S. 646) eine eingehende Besprechung fand, hat erfreulicherweise rasch eine zum Teil umgearbeitete, erweiterte Neuauflage gefordert. Ein deutlicher Beweis für die vielseitig empfundene Notwendigkeit dieses aufrichtigen Buches. — Weiteren Kreisen will Dr. jur. Karl Neundörfer mit seinem Werkchen: **Die Frage der Trennung von Kirche und Staat nach ihrem gegenwärtigen Stand** (8⁰, 120 S., *M* 1.60), das einen öffentlichen Vortrag ergänzt wiedergibt, in ein sich mehr und mehr verschärfendes Problem Einblick gewähren. Gestützt auf die vorliegenden Erfahrungen wird die vollzogene Trennung von Kirche und Staat behandelt in den Ländern, welche der Kirche wohlwollend gegenüberstehen, sowie in solchen, die sie bekämpfen. Deutlich werden die Strömungen in Deutschland gekennzeichnet, welche auf diese Trennung hinarbeiten, und die Stellungnahme des Katholiken im ablehnenden Sinne begründet. — Jenen, welche bei der hochgespannten Inanspruchnahme durch das rastlose moderne Leben oder im harten Daseinskampf ihre religiösen Interessen zurückdrängen, die durch Zweifelsucht und Irreführung dem vielfach mißachteten Glauben entfremdet zu werden drohen, bietet ein in Sprache und Ausstattung edel gehaltenes Bändchen Wegweisung. **Religiöse Aufstiege und Ausblicke für moderne Gottsucher.** Von Dr. F. Imle. (8⁰, 138 S., kart. *M* 2.—, geb. *M* 2.60.) Das bei den Geistesübungen gepflegte tiefere Erfassen der großen Lebenswahrheiten in ruhigem Ueberdenken ist das Ziel des Verfassers, der damit möglichst vielen die anderweitig nicht zugänglichen Exerzitienfrüchte in etwa zuleiten will. — **Marienblumen auf fremder Erde.** Hundert Zeugnisse von Protestanten für die katholische Marienverehrung. Herausgegeben von Karl Joseph Baudenbacher, Redemptorist. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 8⁰, 217 S., *M* 2.50; geb. *M* 3.20. Wahrlich eine siegreiche Apologie der katholischen Marienverehrung im Zeugnis aufrichtiger Protestanten über der Gottesmutter Würde und Tugenden; in der Rechtfertigung der Anrufung der Gnadenmutter aus protestantischem Mund durch Verkündigung ihrer Segnungen und Entkräftung der dagegen erhobenen Einwände. Das hier zusammengetragene Material überrascht bei der Lektüre, kann aber nur klärend und versöhnend wirken. — Das im gleichen Verlag erscheinende **Magazin für volkstümliche Apologetik**, Monatsschrift für Verteidigung von Kirche und Glaube, Herausgeber: Ernst H. Kley (Jahrgang *M* 4) behandelt religiöse Tagesfragen in einer für einen breiteren Leserkreis berechneten, den Zeitbedürfnissen angemessenen Form.

O. Heinz.

Der Kreuzweg zu Büchold von Ludwig Sonnleitner in Würzburg. Im Selbstverlag von Pfarrer A. Oestreicher, Büchold (Unterfranken). *M* 1.50. Die vorliegende Veröffentlichung des schönen und ernsten Kreuzweges zu Büchold entspricht der Würde dieses Werkes. Es kommt in den von einem stimmungsvollen Text begleiteten vorzüglichen Reproduktionen bestens zur Geltung. Ohne alles Beiwerk ist die Darstellung nur auf die notwendigsten Personen beschränkt. Schon die erste Station zeigt großzügige, monumentale Stilisierung: Links Pilatus, daneben das Volk in einer einzigen Figur angedeutet, in der Mitte Christus in duldender Ruhe und neben ihm ein Soldat, der ihn fortführen soll. Ebenso scharf und streng in der Darstellung sind die folgenden Szenen. Bei aller Stilisierung hat der Künstler verstanden, auch den Ansprüchen des Naturalismus gerecht zu werden. Besonders zeigt sich dies in der Behandlung der Köpfe. Erwähnt sei auch die elfte Station, welche die Annagelung in neuartiger Weise darstellt. Das Kreuz ist aufgerichtet und der Körper des Heilandes, dessen Füße angeheftet werden, ist an den Stamm einstweilen noch mit Stricken festgeschnürt. Das letzte Relief weist die eigenartigste Darstellung: Christus liegt langgestreckt im Grabe, über ihm sieht man die Halbfigur eines Engels mit einem Kranze und einer Inschrift. Er deutet auf die verheißungsvolle Zukunft hin. Der ganze Zyklus zeugt von hohem, individuellem Können und vorzüglicher Technik. Das Heft wird dem Kunstfreunde nicht nur, sondern vor allem auch jedem gläubigen Beschauer willkommen sein.

Kurt Freden.

Das katholische Pfarramt. Sein Geschäftsgang und Interessenkreis. Für die praktische Seelsorge bearbeitet von Joseph Noll. 8⁰, XXX und 542 S., geb. *M* 8.50. Wiesbaden, Rauch 1913. Angesichts der Fülle und Vielgestaltigkeit der Interessen, denen der Seelsorgspriester heutigentags genügen muß, ist verläßige, sehr häufig rasche Orientierung eine Sache von erster Wichtigkeit. Diesem Zwecke dient das vorliegende, aus mehrjähriger, eifriger Sammel- und Registrierarbeit erwachsene „Lexikon des katholischen Pfarramts“. An der Hand der genau kenntlich gemachten kirchlichen und, soweit einschlägig, staatlichen Bestimmungen werden die Richtlinien für die Hauptgebiete der Seelsorge gezeichnet unter weitgehender Berücksichtigung jener Aufgaben, welche gegenwärtige Zeitverhältnisse in erhöhtem Maße bedingen, so besonders: Jugendfürsorge, Kultur und Volkspflege, sozial-caritative und sozial-wirtschaftliche Bestrebungen. Die Literaturverweise sind reichlich und bis zu den letzten Erscheinungen fortgesetzt. Für eine Reihe von Fragen wie Hausseelsorge, Laienhilfe, Kirchenblätter, Pfarrkartothek u. a. sind weitergehende praktische Fingerzeige in dem eben jetzt veröffentlichten Werkchen: Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel von P. Adolf Chwala Obl. M. I. (Dülmen, Laumann) zu finden. Das Buch ist berechnet für ganz Preußen (Vorwort VI), besonders was staatskirchenrechtliche Sonderverhältnisse angeht. Zum Schlusse sind einige Bogen leerer Blätter zu handschriftlichen Nachträgen im Sinne einer Ergänzung oder Fortführung des Gebotenen eingefügt.

O. Heinz.

Faber, P. Frederik William, Dr. theol. und Superior des Oratoriums des heiligen Philipp Neri zu London. **Alles für Jesus** oder die leichten Wege zur Liebe Gottes. Ein Betrachtungsbuch für fromme Christen und die es werden wollen. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl B. Reiching. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Mit einem Stahlstich. 14.—16. Auflage. 8⁰ VIII und 465 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. Preis brosch. *M* 2.—, in elegantem Originalganzleinband *M* 3.—. Die Werke Fabers, des berühmten englischen Konvertiten und Oratorianers, werden zu den Meisterwerken der neueren religiösen Literatur gezählt. Das vorliegende Buch ist wohl eine seiner verbreitetsten und praktischsten Schriften. Im ersten Jahre seines Erscheinens erlebte es vier englische Auflagen und eine französische Uebersetzung. Und die gegenwärtige 16. deutsche Neuauflage zeigt, daß das Buch auch bei uns großen Anklang gefunden hat. Faber schreibt für Weltleute, die sich in ihrem weltlichen Berufe heiligen wollen. Er verlangt daher nichts Außerordentliches, sondern nur, was leicht zu tun ist. Mit Meisterhand führt er in die großen Hauptinteressen Jesu ein und entwickelt daraus eine Menge gediegener, leichter und praktischer Uebungen im Geiste der Heiligen, so daß Gott der Mittelpunkt unseres Lebens wird. Es finden sich da herrliche Anleitungen zur Liebe, zum Gebet, zur Danksagung und Fürbitte, zum Lobe und Verlangen nach Gottes Ehre. Das ganze Werk durchweht ein Geist tiefen Glaubens und zarter, liebenswürdiger Frömmigkeit; jede Anleitung verrät große Herzenskenntnis. Wer dieses Werk, dem in schönem Druck eine Sammlung der wichtigsten Gebete beigegeben ist, eingehend betrachtet und ernstlich in die Tat umsetzt, wird schnell große Fortschritte machen.

Dr. Weber, Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Mit den „Meistersingern“, dem Preisgesang deutscher Kunst, schloß der erste Zyklus der Festspiele in der gewohnt vortrefflichen Wiedergabe. Wieder gab Feinhals als Sachs die Verkörperung echten deutschen Gemütslebens, wieder lieh Hermine Bosetti dem Evchen ihre schönen Töne und liebenswürdige Anmut und gestaltete Geis seinen scharf konturierten, aber niemals übertreibenden Sixtus Beckmesser. Knote hatte sich heiser gemeldet; für ihn sang Otto Wolf den Stolzing mit leuchtender Stimmschönheit. Gillmann, Brodersen, Kuhn und Sieglitz gaben gewohnt vortreffliches, neu war Frau Cahier, die die Jungfer Lene außerordentlich schön sang und der Rolle manche glückliche Nuance von Eigenprägung aufzusetzen wußte. Die Massenszenen in ihrer Ton-, Bewegungs- und Farbenfülle sind unter Fuchs' Regie von so suggestiver Gewalt, wie sie einst Possart gestaltet hat. Die Chöre erklangen in wundervoller Reinheit und Präzision. Der gewaltige „Wachauf“-Chor war wieder von hinreißender Wirkung. Wir haben diesen kürzlich mehrmals in guter Wiedergabe außerhalb der Bühne gehört, ohne sonderlichen Eindruck zu empfangen. Man fürchtet dann, man sei am Ende blasiert und abgestumpft geworden, und macht im Grunde doch nur die alte Erfahrung, daß, was Wagner für das Gesamtkunstwerk der Bretter berechnet, nicht ohne Schaden aus seinem Bereiche herausgenommen werden kann. Die Meistersinger leitet Kapellmeister Röhr. Seine straffe, technisch außerordentlich glänzende musikalische Direktion, die neuerdings zu breiten Tempi neigt, bot, wie oftmals dargetan, im Festwiesenakt das schönste. Die erste Wiederholung von „Tristan und Isolde“ dirigierte Otto Heß. Seine technisch meisterliche, von starkem Empfinden durchwehte Interpretation hinterließ sehr starke Eindrücke. Die Isolde sang diesmal Frau Mottl-Faßbender. Stimmlich glänzend disponiert war ihre großzügige, wahrhaft beseelte Darstellung von idealster Wirkung. Barys verinnerlichte Kunst stand ihr mit nicht minderer Eindruckskraft zur Seite. Schöne Leistungen von künstlerischer Kultur boten Gillmann (Marke) und Brodersen (Kurwenal). Das neuentdeckte Fräulein Willer bot eine klangschöne Brangäne, die stilistisch sicherlich noch reifer wird. Die Vorstellungen fanden begeisterte Aufnahme seitens des stark international gemischten Publikums, das wie bei dem Beginn der Festspiele das große Haus bis auf den letzten Platz füllte. Anläßlich des Allerhöchsten Namenstages sind auch verschiedenen Mitgliedern der Kgl. Bühnen Auszeichnungen zuteil geworden. — In wenigen Tagen beginnen in Zürich die Parsifalfestspiele, während in Deutschland der Schutz noch bis zu Ende des Jahres währt. Gleich in den ersten Tagen von 1914 wird das Bühnenweihespiel an mehreren großen deutschen Bühnen in Szene gehen, ja selbst manch Theater mittlerer Städte rüstet sich zu einer würdigen Aufführung, wobei Kommune und Kunstfreunde zur Durchführung der außerordentlichen künstlerischen Aufgabe reiche Mittel zur Verfügung stellen. In München ist der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt, welche Stellung Intendant Freiherr v. Franckenstein zur Parsifalfrage einnimmt. Als seinerzeit der vor nun einem Jahre verstorbene Generalintendant Frhr. v. Speidel sich über diese Angelegenheit von höchster künstlerischer Bedeutung in der Presse äußerte, stand noch nicht fest, ob nicht durch die damals geplante sogenannte „lex Cosima“ die Aufführung des „Parsifal“ ein Reservatrecht Bayreuths verbleiben würde. München besitzt in dem Prinzregententheater die von Wagner gewollte Festspielbühne und durch sie die Möglichkeit, „Parsifal“ niemals dem regulären Spielplane, dem Wagner seine letzte Schöpfung entzogen wissen wollte, einzureihen. Wir besitzen ferner in Anton Fuchs den kompetentesten Regisseur des Parsifals, den der einstige Sänger des Klingsohr und Titurell anderthalb Jahrzehnte lang in Bayreuth geleitet hat. Wir haben zur Besetzung der Rollen mit die besten, ja, wir dürfen dreist sagen,

die vorzüglichsten Sänger, mithin sind hier, wie nirgends anderswo, die Vorbedingungen gegeben zu einer wahrhaft festspielmäßigen Wiedergabe, im friedlichen Wettbewerbe mit Bayreuth!

Die Festkonzerte wahren unter Löwes Führung weiterhin den hohen Rang. Eine Wiedergabe, wie sie Beethovens „Eroica“ zuteil wurde, wird man auch von den besten Orchestern nur unter besonders günstiger Konstellation hören; diese Erkenntnis löste denn auch in der zahlreichen Zuhörerschaft enthusiastischen Beifall aus. Sehr fesselnd war auch die Interpretation von Beethovens 2. und Brahms 1. Symphonie, der Haydnvariationen des letzteren und Mozarts C-Dur-Symphonie. Regers „Romantische Suite“ mag man wegen ihrer Verwandtschaft mit Gedichten Eichendorffs für problematisch halten, doch wird man der Löweschen Wiedergabe werbenden Charakter zuerkennen wissen.

Im Kgl. Odeon wird unter dem Protektorate des Prinzregenten ein großes Wohltätigkeitskonzert stattfinden, für welches man eine große Zahl Stars des internationalen Opernhimmels, dazu Ernst v. Possart und Dillmann, den Wagnerinterpreten des Klaviers, gewonnen hat. Dem Ehrenkomitee gehören die prominenten Persönlichkeiten der Münchener Gesellschaft, u. a. Ministerpräsident Frhr. v. Hertling an. Das Konzerterträgnis ist zur Beschaffung des neuen Krebsheilmittels Mesothorium für die Kgl. Kliniken in München bestimmt. Die Möglichkeit, eine Bosetti, Cahier, Fremstad, Morena, Edith Walker, einen Knote, Bary, Bender, Feinhals, Braun und Krauß an einem Abend zu hören, wird die Goldstücke der internationalen Reisewelt unschwer ins Rollen bringen, zum Heile der leidenden Menschheit. Die Eintrittspreise schwanken zwischen ℳ 2.50 und ℳ 100.40, ohne der Wohltätigkeit Schranken setzen zu wollen.

Verschiedenes aus aller Welt. In München beabsichtigt ein Berliner Konsortium mit einem Kapitale von zehn Millionen eine Volksoper zu errichten. Die Stadt solle eine Garantie von 8 Millionen übernehmen. Die Mitteilungen lassen einstweilen nicht erkennen, ob das Projekt mehr Aussicht auf Verwirklichung hat, als einige frühere dieser Art. — Mit einer vorzüglichen Aufführung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ trat Felix Holländer seine Leitung des Schauspielhauses in Frankfurt a. M. an. Der neue Bühnenleiter hat außerhalb des Theaters Räume zu einer Probebühne gemietet, um gleichzeitig zwei Premièren vorbereiten zu können. In einer Ansprache an seine Schauspieler nannte er Max Reinhardt, das theatralische Phänomen unserer Zeit, den Wiedererwecker und Beleber der großen germanischen Dichter, der mit den Augen eines Malers sieht, mit den Ohren eines Musikers hört und mit der Seele eines Dichters fühlt. — Die holländischen Theatertruppen spielten seither abwechselnd in den großen Städten, nunmehr wird im Haag, der holländischen Residenz, eine ständige Bühne errichtet, die das moderne Genre pflegen will. — In Binz auf Rügen wurde eine Naturbühne mit Alfred Halms freundlichem Lustspiel „Heiligenwald“ eröffnet. — In Saint-Remy, woselbst Gounod auf Anregung des provencalischen Dichters Mistral seine „Mireille“ vor fünfzig Jahren schuf, wurde ein Gedenkstein errichtet. — Die Anhänger der norwegischen Bauernsprache, welche die Reichssprache dänischer Herkunft bekämpfen, eröffnen in Christiania eine ständige Bühne, nachdem sie schon durch Freilichtaufführungen Halbergischer Dramen im Idiom des „Landsmaal“ Erfolge erzielt haben.

München. L. G. Oberlaender.

Parabel.

Ein Mann nannte dürres, unfruchtbares Ackerland sein Eigen. Ringsum blühten die Felder, nur seines blieb kümmerlich und leer. Und wie er einst besorgt am Pfluge steht, da sieht er ein Blinken und Flimmern in der grauen, unscheinbaren Erde. Und Gold, gediegenes Gold fand er, den Steinen gleich, in die Furchen gesät. Und freudig pflügte er weiter, zu sammeln solch seltsamen Schatz. — Aber was beginnen mit diesem Golde? Nur kleine Münze ist unter kleinen Leuten im Umlauf. Und so ging er hin und tauschte. Und alle schauten auf ihn und machten sich nahe, da sein verborgener Schatz ihm auf einmal soviel Ausgaben erlaubte. — Und Krieg kam ins Land. Und wertlos ward alles Geld, das nicht Gold war. O hätte ich doch gewartet, rief bitter der Mann, der zu früh seinen Schatz vertauscht.

Voll Leid und Last ist deine Seele. Das ist dein goldener Schatz aus dem Acker des Lebens. Klage und rühme dich — klagend, und du wechselst ihn aus in Münze für kleine und kleinliche Leute. Und Mitleid und Achtung und Rühmen kannst du erkaufen. Und Krieg kommt einst auch für dich. Und was du der Welt von deinem Schatze gegeben, ist wertlos dahin. Ja, das Himmelreich ist gleich einem verborgenem Schatze. (Mt. 13. 44.) Georg Pfister.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der stagnierende, fast vollkommen geschäftslose Verkehr an den Börsen und vornehmlich an den deutschen Effektenmärkten hält an. Eine nennenswerte Wendung zum besseren ist in der Tendenzgestaltung nicht eingetreten. Auch der frühe, durch die schlechte Witterung bedingte Schluss der Reise- und Ferienzeit hat keine besonders stärkere Tätigkeit herbeigeführt. In München und dem bayerischen Hochland erleidet man durch den bedeutenden finanziellen Ausfall in der mit dem Fremdenstrom zusammenhängenden Industrie- und Hotelsparte einen empfindlichen wirtschaftlichen Verlust. Besonders beeinflusst von der abnormen Witterung war naturgemäss das Ergebnis der Ernten. Speziell die Lage des Getreidemarktes hat eine wesentliche Minderung erfahren und die bereits als günstig angesehenen Resultate unterlagen einer scharfen Korrektur. Die Augustschätzungen unserer eigenen Ernte lauten trotzdem relativ gut. Auch bezüglich der Auslandserträgnisse in Getreide hört man sowohl von Amerika, als auch von Russland, Italien und den Donaustaaten qualitativ zufriedenstellende Ziffern. Missstimmung und Geschäftsunlust beherrschen jedoch unsere Börsen fast überwiegend. Die Kurse zeigen abbröckelnde Veränderungen; stärkere Rückgänge weisen einzelne Spezialitäten auf — Autobranche, Maschinenfabrikation, Papiersparte — wobei jeweils gesonderte Motive die Veranlassung zu den Kurseinbussen gaben. Nur in geringem Masse waren grössere Rückkäufe bei selten vorliegender fester Grundstimmung bemerkbar. Die Börsentransaktionen bewegten sich in engen Grenzen und nur bei vorherrschender Widerstandskraft ist es den Börsen zeitweise gelungen, den früheren Elan einer grosszügigeren Tätigkeit wieder zu gewinnen. Mit Recht fragen sogar sonst eingeweihte Börsenkreise nach der Ursache der

seitherigen apathischen Haltung der Effektengebiete. Mit dem Bukarester Frieden, dem Revisionsverzicht der Mächte und dem Einlenken der Türkei hinsichtlich Thraziens haben die Börsen nunmehr ihren ersehnten Weltfrieden. Begreiflicherweise jedoch sind die weitverzweigten Wirtschaftsfaktoren ermattet von den vielen Etappen der Orientkrisis, abgestumpft durch die fortdauernden Sorgen um die Geldentwicklung und mürbe geworden von der immer vorherrschenden Ungewissheit der kommenden Konjunkturperiode. Auf der Grossbankwelt lasten ausserdem die notwendigen gründlichen Reformen der Finanzen und die neuen Geldaufnahmen für alle Staaten des Balkans, die den europäischen Geldzentralen zur Aufgabe fallen. Dabei muss die Gestaltung der zukünftigen Geldmarktsituation nach wie vor als vollkommen unsicher bezeichnet werden. Die zeitweise Differenz zwischen Russland und Frankreich wegen der Balkanpolitik wurde von Gegnern einer ruhigen Geldmarktentwicklung ergiebig ausgenützt. Die Gefahr einer militärischen Intervention Russlands hinsichtlich der Adrianopelfrage hat das bisherige va banque-Spiel des Ottomanischen Reiches auf das Mass von Vermittlungsvorschlägen zurückgeführt. Auch die verschiedenen Alarmmeldungen von diplomatischen Verwicklungen Mexikos mit der amerikanischen Union verstimmten die Börsen ganz ausserordentlich, um so mehr, als gerade in jenem Gebiet ungeheure deutsche Kapitalien interessiert sind. Die Börsen reagierten nur zu leicht auf einzelne derartige ungünstige Momente und dabei erfuhren Hinweise der besten Art vom Inlande nur minderwertige Deutung. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen zeigen beispielsweise speziell aus dem Güterverkehr wiederum ansehnliche Plusziffern. Der Ausweis des deutschen auswärtigen Handels im Juli-Monat ergibt für die Ausfuhr wieder eine kräftige Steigerung, wenn sie auch nicht den Rekord der Zeitperiode des Vorjahres erreicht hat. Vom Montangebiet ist ein leichtes Anziehen der Roheisenpreise und eine Belebung des Stabeisengeschäftes bemerkbar. Die günstigen Abschlussdaten einzelner Bergwerksunternehmungen stimulierten zwar, doch muss darauf hingewiesen werden, dass diese Ziffern eine bereits zurückliegende Zeit umfassen. Gründe zu besonderer Zurückhaltung geben auch die verschiedenen Arbeitslosigkeitsbewegungen im Reiche und die wiederholten Wahrnehmungen, dass bei dem einen und anderen Unternehmen Arbeiterentlassungen erfolgen mussten. Auf die Wirtschaftslage wird sicherlich auch der Einfluss wirken, den die demnächst fällige grosse Wehrabgabe und die dadurch verursachte weitere Geldverteuerung ausüben wird. Die Unstimmigkeiten in der deutschen Schiffahrt seien ebenfalls erwähnt. Auch Streikbewegungen in einzelnen Industriesparten vervollständigten die starke Beeinträchtigung unserer Börsentendenzen. Dagegen wurde durch die grosszügige Interessenahme an der Petroleumbranche, im Verein mit diesbezüglichen Finanztransaktionen der Banken, neuerdings lebhafte Tätigkeit an den deutschen Börsen erweckt. M. Weber, München.

Hermann Trapp, ein Name von gutem Klange und weltberühmt durch die Lieferung der besten Musikinstrumente, sowohl für Künstler und Kunstfreunde, wie auch für Schule, sei wieder in Erinnerung gebracht. Dessen Fabriksetablissement zählt entschieden zu den besten Bezugsquellen für vorzügliche Musikinstrumente und Saiten aller Art, von garantiert reiner Stimmung. Man verlange den Preiskurant, der überallhin gratis versandt wird, umgehend per Postkarte. (Ausführliches Inserat siehe Seite 703.)

Brüder Schuler. Die Herren Oskar und Bernhard Schuler, Gründer der im Jahre 1878 eingetragenen Firma A. & B. Schuler, sind aus der „Bayerischen Lotterie-Emissionsgesellschaft m. b. H. vormals A. & B. Schuler" ausgeschieden und haben mit Wirkung vom 1. Juli laufenden Jahres in **München** unter der Firma **Brüder Schuler** ein **Bank- und Lotteriegeschäft,** Maffeistraße 9, Ecke Promenadeplatz, eröffnet. Siehe Inserat S. 695.

Wichtige Mitteilung für Freunde eines guten Obstschaumweines. Kaum sind 3 Jahre verflossen, seit die Firma Josef Finck & Co. Hoflieferanten in Mainz, mit ihrem, genau wie französischen Champagner durch Gärung auf der Flasche, während langem Lager hergestellten und aus diversen, edlen Obstsorten zusammengesetzten Obst-Schaumwein einen wesentlich billigeren Ersatz für den alkoholschweren, teuren Traubensekt in Deutschland eingeführt hat. Aber schon gibt es fast keinen Platz in Deutschland, an welchem nicht diese Firma bereits festen Fuß gefaßt oder wenigstens Liebhaber ihrer Marke aufzuweisen hätte. Der von Tag zu Tag steigende Umsatz führte dazu, daß die seitherige Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit einem Stammkapital von vorerst 70,000 M umgewandelt wurde und außerdem zu einer Vereinigung mit der Obstschaumwein-Kellerei König & Co., Hochheim a. M. Durch die Uebernahme dieser Kellerei ist natürlich die Leistungsfähigkeit der Firma Josef Finck & Co., Hoflieferanten, Mainz, ganz bedeutend gestiegen, so daß dieselbe allen Ansprüchen gerecht werden kann. Wir wünschen den Inhabern zu diesem neuen Erfolg das Beste. Wiederholt hatten wir selbst Gelegenheit, das Erzeugnis **Finck Cabinet** einer eingehenden Probe zu unterziehen; wir können mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung bestätigen, daß der weinähnliche Charakter, das langandauernde Mousseux, die durch den geringen Alkoholgehalt bedingte außerordentliche Bekömmlichkeit und nicht zuletzt der billige Preis, selbst dem Kenner einen vollen Ersatz für Traubensekt bietet. Da die Firma Josef Finck & Co., Hoflieferanten in Mainz, bereits Probekisten von 6, bzw. 12 und 24 Originalflaschen zum Preise von M 14.— und M 26.— bzw. M 48.— inkl. Glas, Steuer und Verpackung, ab beiderseitigen Erfüllungsort Mainz gegen Nachnahme unter Garantie der Rücknahme liefert, so bedeutet ein Probebezug kein Risiko. Wir sind der Ueberzeugung, daß demselben belangreiche Aufträge folgen und können daher einen Versuch nur empfehlen.

Cuma, den 16. August 1913. Manches hoffnungsvolle Priesterleben wird bald nach Verlassen des Seminars, oder, kaum auf dem Höhepunkt pastoreller Tätigkeit angelangt, dahingerafft von einer heimtückischen Krankheit, die nicht frühe und nicht lange genug bekämpft und deren Keime nicht endgültig im Körper ertötet waren. Zur Erholung von angestrengter Berufsarbeit wie von überstandener Krankheit hat sich bei Neapel, in Cuma, ein Heim (Eigentum der Societa Cumana, Stuttgart) aufgetan, das, wie kein zweites, imstande ist, den Anforderungen, die man an ein solches Haus zu stellen pflegt, gerecht zu werden. Eine Hauskapelle ermöglicht und erleichtert dem Klerus den Aufenthalt. Sehr mässige Preise gestatten auch weniger Bemittelten die Annehmlichkeiten eines Aufenthaltes im Süden. Das Haus nennt sich „Deutsches Erholungsheim", ist deutsch dem Ursprung wie dem Charakter nach. In diesem Sinne schreibt ein Arzt im August ds. Js.: „Ich gedenke dankbar der schönen Wochen, welche ich in diesem Frühjahr in Cuma zubrachte. Die gastliche, nette Aufnahme durch Herrn und Frau Professor Lorenz, der gute, kameradschaftliche deutsche Geist, welcher unter den einzelnen Gruppen und der Gesamtheit der Pensionäre während meines Aufenthaltes dort herrschte, die grosse schöne Natur mit ihren tausendjährigen Denkmälern, das kostenlose gesundheitspendende Mineralbad usw., alles dies zusammen hat mir Cuma lieb und wert gemacht."

Dem besonderen Interesse der Hochwürdigen Geistlichkeit werden die in dem Inseratenteil aufgenommenen „Walburgisblätter" wärmstens empfohlen. Sie wenden sich an die Töchter des Volkes in Stadt und Land und machen sich die dauernde Fühlungnahme des heranwachsenden Mädchens mit der Schule zum besonderen Zweck, wollen also eine Fortsetzung der Schule in deren erziehender Tätigkeit sein. Billigkeit und Gediegenheit empfehlen sie zu weitester Verbreitung. Heft I erscheint für Oktober laufenden Jahres. Bestellungen werden schon jetzt entgegengenommen von Buchhandlung P. Seitz, vom Verlag des Stiftes St. Walburg, beide in Eichstätt und ab Oktober von jeder königlichen Postanstalt.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnieren Sie:

Alte und Neue Welt

Illustriertes Familienblatt zur Unterhaltung u. Belehrung

48. Jahrgang 1913/1914

Monatlich 2 Hefte à 45 Cts., 35 Pfg., 45 Heller.
Jährlich über 1000 Illustrationen, worunter mehrere Kunstbeilagen, bisweilen in Mehrfarbendruck.

In „Alte und Neue Welt“ haben wir die Zeitschrift, die auf katholischer Seite „Ueber Land und Meer“ so ziemlich entspricht.
Dr. Aloys Wurm in „Literarischer Handweiser“, Münster.

„Alte und Neue Welt“ zeichnet sich durch reichen und gediegenen Inhalt aus ... Auf dem Gebiete der Illustration bestrebt sich „Alte und Neue Welt“ alle Fortschritte der neueren graphischen Vervielfältigungskunst sich zunutze zu machen ...
H. Brentano im „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte“.

Die Zeitschrift kann bei allen Buchhandlungen u. Postämtern bestellt werden.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln,
:: Waldshut, Cöln a. Rh., Strassburg, Elsass. ::

Die Dorfstube

Sonntagszeitung für schlichte Leute

„Die Dorfstube“, diese „Sonntagszeitung für schlichte Leute“ des Freiburger Volksschriftstellers Heinrich Mohr ist wieder das erste Blatt, das von den hohen und ewigen Dingen zum Volke redet in des Volkes eigener Sprache, wie es einst Alban Stolz tat —

reich an Anregung für den Homileten.

Man bestellt „Die Dorfstube, Karlsruhe i. B.“ bei der Post, vierteljährlich frei ins Haus 62 Pf. Kreuzbandsendung u. Probeblätter durch d. Geschäftsstelle

„Die Dorfstube“, Karlsruhe i. B., Postfach.

Im Herbst dieses Jahres werden in unserem Verlage die beiden **hochwichtigen Neuigkeiten** erscheinen:

Der Sinn des Lebens

Katholische Lebensphilosophie von Dr. **Franz Sawicki**, Professor der Philosophie in Pelplin. 328 Seiten. 8°. Preis broschiert 3.50 *M*, gebunden 4.50 *M*.

Ein ebenso tief gläubiges wie streng wissenschaftliches Werk, das in edler, leicht verständlicher Sprache Antwort sucht auf die großen Fragen des Lebens, die dem Menschen in heutiger Zeit nicht weniger als früher auf der Seele brennen. In diesem Zusammenhang beweist es die innere Wahrheit und Ueberlegenheit der christlich katholischen Lebensweisheit. Mit diesem Buche wird eine Sammlung von Werken: „Katholische Lebenswerte“ eröffnet. Es ist dies eine in zwangloser Reihenfolge erscheinende Sammlung von Abhandlungen aus der Feder hervorragender Autoren, worin die wichtigsten Fragen unseres heiligen Glaubens gegenüber modernen Anschauungen betont werden. Jeder Band der umfangreichen Sammlung wird, des sind wir überzeugt, in gebildeten katholischen Kreisen sicher willkommene Aufnahme finden.

Kirchenatlas — Atlas Hierarchicus,

geographische und statistische Uebersicht über den gegenwärtigen Bestand der morgen- und abendländischen Kirche des Erdkreises.

Preis gebunden 36 Mark.

Das Werk erscheint auf besondere Veranlassung des Heiligen Apostolischen Stuhles und hat zum Verfasser den auf dem Gebiete der kirchlichen Kartographie bereits rühmlichst bekannten P. Karl Streit S. V. D, der sich während seiner mehrjährigen Arbeiten der beständigen Förderung der römischen Behörden erfreute. Das Werk besteht aus 36 Karten in Großfolio, auf denen alles Wissenswerte über die Organisation der kath. Kirche zur Darstellung gebracht ist, und zwar in einer bisher noch nicht gebotenen Vollständigkeit und technischen Vollendung. Dem Atlas beigegeben ist ein fünfsprachiger erläuternder Text, der uns über die einzelnen Länder und Diözesen des katholischen Erdkreises in geschichtlicher, ethnographischer und statistischer Hinsicht eine erschöpfende Uebersicht bietet. Eine besondere Aufmerksamkeit findet das Ordenswesen der kath. Kirche, die Missionen, sowie die unierten und nichtunierten orientalischen Riten. Ein alphabetisches Ortsregister wird die praktische Verwendung des Werkes wesentlich erhöhen. Der Atlas Hierarchicus, der sich den besten modernen Atlanten ebenbürtig zur Seite stellt, bildet ein einzigartiges Hilfsmittel zum Studium der Organisation der katholischen Kirche, des Ordens- und Missionswesens und ein Nachschlagewerk für jeden kirchlichen Interessenten. Er sollte daher auf dem Tische eines jeden Gebildeten neben dem rein geographischen Atlas zu finden sein.

Bestellungen werden schon jetzt von allen Buchhandlungen angenommen.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.
Druckerei des Hl. Apost. Stuhles.

Zahlungs-Schwierigkeiten

und Konkursgefahr werden schnell und diskret durch aussergerichtliche Arrangements u. Stundungen beseitigt.
Gewissenhafte Erledigung sämtlicher Treuhandgeschäfte, Revision u. Neuanlage von Geschäftsbüchern, Bilanzaufstellung.

Bayer. Revisions- & Treuhandgesellsch. m. b. H.
Tel. 2594. Augsburg, Neidhartstrasse 34. Tel. 2594.

Garantiert reinen italienischen Weisswein

v. Fass p. Liter 70 Pf. ab **Lagerkeller Geltendorf** empfiehlt
Lorenzo Dal-Cin, Geltendorf
Weinbergbesitzer aus **Pianzano**, Italien.
NB! Gebinde usw. ersuche selbst zu liefern.

Bayer. Landwirtschaftsbank E. G. m. b. H.

gegründet 1896

Prinz Ludwigstr. 3 in München Prinz Ludwigstr. 3

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Diese Pfandbriefe und Schuldbriefe werden von sämtlichen Reichsbankanstalten, sowie bei der Kgl. Bayer. Hauptbank in Nürnberg und sämtlichen Filialbanken, ferner bei der Bayer. Notenbank und deren Filialen im Lombardverkehr nach Klasse I beliehen.

Jede Umschreibung auf den Namen (Vinkulierung), auch auf den Namen von Privaten, erfolgt kostenlos.

Auf Namen umgeschriebene Stücke werden von der Bayer. Landwirtschaftsbank, ohne dass es eines Antrags bedarf, hinsichtlich Verlosungen und Kündigungen kostenfrei kontrolliert. Von jeder Verlosung oder Kündigung werden die eingetragenen Besitzer schriftlich benachrichtigt.

Die Staatsregierung übt durch einen Königlichen Kommissär die Ueberwachung der Geschäfte der Bank aus.

König Otto-Bad

bei **Wiesau** i. bayer. Fichtelgebirge. altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. **Dr. Becker.**

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 6. September 1913. X. Jahrgang.

Eine Friedenspalme auf eines „Friedenkünders" Grab.

Zum Hingange von Dom Hildebrand de Hemptinne † am 13. August 1913.

Zu Beurons goldnem Fest hörst laut erschallen
Durchs Donautal der Mönche Jubelchor —
Zehn Wochen kaum, und aus St. Martins Hallen[1])
Dringt Klage dumpf und Trauersang hervor.
Ganz Beuron klagt um seinen grossen Toten:
Dom Hildebrand klingt tiefsten Schmerzes Ton,
Jhm, der als Primas[2]) zwei Jahrzehnt' geboten,
Jhm gilt's, des grossen „Vaters" grossem Sohn.
Der nur geblickt in himmlisch-hohem Streben
Zum Höchsten dort ob lichtem Sternenzelt,
Der in der Jugend Frührot schon sein Leben
Jn ew'gen Friedenskönigs Dienst gestellt.
Der sonder Rast hat „Pax"[3]), hat Gottes Frieden
Der Welt gekündet mehr denn 40 Jahr',
Jhm selbst nun „Pax aeterna" ist beschieden,
Der Ungezählten Friedensbringer war.
Zum Land er ging, wo strahlen ew'ge Sonnen,
Wo müdem Waller endlos Ruhe winkt,
Wo nie versiegend quillt des Friedens Bronnen
Und Kämpfern treu des Sieges Krone blinkt.

P. Anicet, O. M. Cap., Sterkrade.

[1]) Die Erzabtei-Kirche von Beuron (die alte Stiftskirche der Augustiner-Chorherrn) ist dem hl. Bischofe Martinus von Tours geweiht. — [2]) Dom Hildebrand de Hemptinne wurde am 12. Juli 1893, eben 44 Jahre zählend, durch Papst Leo XIII. zum ersten Primas des gesamten Benediktinerordens ernannt. — [3]) „Pax" (Friede) = der bei den Benediktinern übliche Gruss.

Patriotismus.

Von P. Cajus Troffen, Rom.

In diesem Jahre werden in Deutschland patriotische Feiern ohne Zahl veranstaltet. In Versammlungen, bei Festessen und Ausflügen gedenken die Deutschen in prunkenden Worten der vergangenen Tage, lassen die Helden der Vorzeit aus dem Grabe auferstehen, zeichnen die Großtaten ihrer Geschichte in gleißenden Farben und trinken auf eine gedeihliche, frohe Zukunft. Ist das Patriotismus?

Es sei ferne von uns, die Freude des deutschen Volkes trüben zu wollen. Aber der Patriotismus besteht darin noch nicht, ebensowenig, wie in einem gewandten Aeußern die Höflichkeit, wie in einem blühenden Aussehen die Gesundheit, wie im Sonnenschein die Sonne selbst besteht.

Was ist Patriotismus? Wir übersetzen dieses Wort mit „Vaterlandsliebe, vaterländische Gesinnung". Mit Recht! denn Patriotismus ist Sache des Gefühls und des Willens. Er ist die frohe Ueberzeugung, zu einer großen, tüchtigen Nation zu gehören, die im Laufe der Geschichte sich wertvolle Verdienste um die Menschheit erworben hat und von der die Zukunft noch die Lösung wichtiger Aufgaben erwartet. Patriotismus besteht in dem lebhaften Wunsche, durch Entfaltung der persönlichen Kräfte an dem wahren Wohle des eigenen Volkes mitzuarbeiten.

An dem wahren Wohle! Die Liebe will und sucht das Wohlergehen und das Glück des Geliebten. Sollte wahre Liebe zum Vaterlande davon eine Ausnahme machen? Aber worin besteht das wahre Wohl eines Volkes? Hier freilich scheiden sich die Geister.

Zu den Grundlagen für das Wohlergehen eines Volkes gehört an erster Stelle die Religion. Die Zeiten, in denen ein Volk treu an seiner Religion hing, sind seine schönsten Zeiten gewesen. Ein Volk dagegen, welches keine religiösen Güter mehr zu verteidigen hat, braucht auf eine Zukunft nicht mehr zu hoffen.

Ein Eckstein für das Wohl eines Volkes ist die Reinheit seiner Sitten. Sittlich hochstehende Völker treten aus dem oft düsteren Hintergrunde der Weltgeschichte gleich Sternen am dunkeln Nachthimmel hervor, während sittlich angefaulte Nationen den Keim der Vernichtung in sich selbst tragen.

Eine mächtige Stütze für das Wohl eines Volkes ist seine Einigkeit, Einigkeit in den höchsten Ideen, Bestrebungen, Zielen. In einem Lande, wo der Parteihader überhand nimmt, wo die einzelnen Volksklassen sich gegenseitig als Feinde behandeln, dort ist das Wohl des ganzen Volkes in Gefahr.

Wer immer den Wert dieser Güter zu schätzen weiß und seine Kraft einsetzt, um sie zu schützen, der ist ein Patriot, mag er auf Ministerstühlen und Königsthronen sitzen oder im entlegensten Dorfe, unbekannt der großen Welt, seine Pflichten erfüllen.

Echter Patriotismus muß auf Wahrheit beruhen. Er fordert darum offene Anerkennung der Schattenseiten des eigenen Volkes. Er darf nicht blind sein für die Wunden am Volkskörper.

Eine Wunde am deutschen Volkskörper ist die religiöse Zwietracht, der Streit der Konfessionen. Wehe denjenigen, welche diese Zwietracht in das deutsche Volk hineingeschleudert haben! Jahrhunderte voll widerwärtiger und oft blutiger Kämpfe zeugen gegen sie noch ins Grab hinein. Wehe denjenigen, welche diese Zwietracht durch Wort und Tat schüren! Sie sind die Maulwürfe, welche die Grundmauern des Deutschtums untergraben. Gebe Gott, der diese Geißel der religiösen Spaltung über Deutschland kommen ließ, daß immer mehr sie als Geißel betrachten und ihre Wirkungen zu mildern suchen.

Eine Wunde am Deutschtum ist der wachsende Unglaube, der auf Lehrstühlen und in Versammlungen sich breit machen darf, während seine Bekämpfer oft widerwärtigen Beschränkungen unterworfen sind.

Eine Wunde ist die Sittenlosigkeit, welche den Damm zu zerreißen droht, und die berufenen Wächter sind oft blind, oft schwächlich, oft schlafen sie.

Eine Wunde am Deutschtum ist die Ueppigkeit in der Lebensführung, das Uebermaß im Trinken, das in nicht wenigen deutschen Gauen zur Landplage geworden ist. —

Echter Patriotismus besteht nicht darin, daß man in der glorreichen Vergangenheit schwelgt, sich männermordender Siege freut. Er besteht vorzüglich in Gegenwartsarbeit. Die Erinnerung an die Vergangenheit hat nur den Zweck, die leuchtenden Vorbilder solcher Arbeit vor Augen zu stellen. —

Echter Patriotismus ist nicht so leicht, als mancher glaubt. Er fordert Opfer, Entsagung; er fordert Mitgefühl mit dem Nächsten, dem Volksgenossen; er fordert Uneigennützigkeit; er fordert Arbeit des Geistes und des Körpers, stille, geduldige, ausdauernde Arbeit, auch wenn sie nicht beachtet wird, auch wenn die Hofsonne nicht ihren Strahl in Gestalt eines Ordens auf die treue Brust senkt.

Gebt uns wahre Patrioten und — Vaterland magst ruhig sein.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Kelheim, Posen, Breslau.

Am Ludwigstage fand in der Befreiungshalle zu Kelheim ein deutsches Fürstenfest statt, das zugleich ein echtes und rechtes Volksfest wurde. Unter den bisherigen Säkularfeierlichkeiten zweifellos die erhebendste. Das ganze Deutschland soll es sein: Süddeutschland trat nun auch an die Rampe der Festbühne, und an die gebührende Erwähnung Oesterreichs in der großen Rede des Prinzregenten Ludwig schloß sich ein herzlicher Depeschenwechsel zwischen ihm und dem Kaiser Franz Josef, der den deutsch-österreichischen Bruderbund als Vollendung der Waffenbrüderschaft von 1813 erscheinen ließ. In der Tagespresse hat man die Feier von Kelheim „großdeutsch" genannt. Das war sie auch im richtigen Sinne dieses Eigenschaftswortes, als Bekundung und Verherrlichung der Einheit aller Kräfte, die im alten Deutschen Reich zu seiner guten Zeit wirksam waren.

Die Versammlung der deutschen Bundesfürsten mit dem Kaiser an der Spitze war imposant; die Rede des Prinzregenten Ludwig, des Enkels des Begründers der Befreiungshalle, war ein Meisterwerk sowohl in rhetorischer als in politischer Hinsicht und verdient als Flugblatt verbreitet zu werden. Denn dieser kurze, klare Rückblick auf die Freiheitskämpfe und die Entwicklung zum Deutschen Reich sowie der kräftige Ausblick auf die Forderungen der Gegenwart haben wahrhaft erzieherischen Wert. Es gehört zu den interessanten und angenehmen Erscheinungen der Zeit, daß an der Spitze der Bundesfürsten zwei Männer stehen, der Kaiser und der Regent des zweitgrößten Bundesstaates, denen die Gabe der Rede in ganz hervorragendem Maße verliehen ist. Nebenbei sei einem norddeutschen Beobachter die Bemerkung gestattet: Hätte der Enkel Ludwigs I. bei dieser Feier nicht im vollen Schmuck des Königstitels auftreten können und sollen?

Der Prinzregent forderte Fürst und Volk auf, einmütig dafür zu arbeiten, daß die Keime der Zwietracht und Verdrossenheit nicht überwuchern, daß unter dem Hader der Klassengegensätze, unter der Ueberspannung der Interessenkämpfe das Einigende, die Freude am Ganzen nicht leide. In der Festrede ließen sich aus gutem Grunde nur die Klassen- und Interessengegensätze erwähnen. Tatsächlich leidet die Freude am Ganzen auch unter den sonstigen inneren Kämpfen, die wir uns leider noch gestatten, namentlich unter dem Reste des Kulturkampfes und dem Ostmarkenstreit.

Auf den letzteren wurde die Aufmerksamkeit gerichtet durch die nachfolgenden Königstage in Posen, an denen sich auch Prinzregent Ludwig als Gast des Kaisers beteiligte. Die Feier in Posen war ebenfalls glänzend, die Worte des Kaisers waren friedlich. Doch leider wurde keine konkrete Aenderung der hakatistischen Regierungspolitik versprochen. Die polnische Bevölkerung hielt sich bedauerlicherweise zum Teil von der Feier zurück. Das ist zu beklagen, aber leider ist es eine Logik der Tatsachen, daß das radikale Element im Polentum immer mehr die Oberhand erhält. Das einzige Hilfsmittel dagegen ist die Gewährung von Rechtsgleichheit und Freiheit, der Verzicht auf alle Schikanen gegen die Muttersprache und vor allem auf das Enteignungsgesetz, dessen Bestand gar keinen Nutzen, aber immensen Schaden bringt. Ob nicht bei der Säkularfeier der Eintracht und ihrer Früchte die gewissenhafte Revision der Ostmarkenpolitik auf die Tagesordnung gehörte? Sonst kommen wir trotz aller Kaiserfeste in Posen nicht vorwärts.

Von Posen wandte sich der Kaiser nach Breslau, und dieser Besuch in Schlesien war sehr am Platze, denn Breslau und Schlesien haben sich einen unvergänglichen Ruhmestitel erworben, weil dort die große Volkserhebung von 1813 ihren Anfang nahm. Und der Anfang war schwer; es gehörte sehr viel Zähigkeit und Gottvertrauen dazu, um bis zum glücklichen Ende auszuhalten. Denn soeben erst haben wir die Jahrestage von den Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach begangen, und das waren die ersten wirklichen Erfolge in dem Ringen gegen den Korsen, das vom März bis August nur schwere Prüfungen und viel Enttäuschungen gebracht hatte.

Wenn doch die Festglocken ein Friedensgeläut ohne allen Mißklang ergäben, auch für den inneren Frieden auf allen Gebieten!

Der Friedenspalast im Haag und die Kriegsnot in der Welt.

Mit knapper Not ist es gelungen, die Kanonen am Balkan zum Schweigen zu bringen, ehe der vom Milliardär Carnegie gestiftete Friedenspalast im Haag eingeweiht wurde. Der schöne Gedanke, durch Schiedsverträge und Schiedsrichter den Krieg aus der Welt zu schaffen, ist seit Jahren immer tiefer im Kurse gesunken. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Macht- und Landgier der Staaten nicht durch Paragraphen, sondern nur durch die Gewalt sich einschränken läßt. Noch mehr Enttäuschung brachte das gleichzeitige Fiasko des sogenannten europäischen Konzerts. Man sah daraus, daß alle Großmächte zusammen nicht imstande sind, durch ihre moralische Autorität andere Staaten an Eroberungskriegen und sonstigen Gewalttaten zu hindern, daß vielmehr ein kriegerischer Eingriff unbedingt notwendig ist, wenn man den Frieden erzwingen will. Was soll denn aus der Friedensliga werden, die Carnegie und seine schwärmerischen Freunde als eine Art Kriegsfeuerwehr oder Friedenspolizei begründen möchten? Diese Hüter des Friedens müßten zum Kriege stets bereit sein, und wenn sie den programmäßigen Bundeskrieg gegen einen Ruhestörer vollbracht hätten, würden sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach zum Schlusse gegenseitig in die Haare geraten, wie die Balkanstaaten nach der Besiegung der Türkei.

Die Ironie des Schicksals will es, daß gerade diejenige Regierung, die am eifrigsten für allgemeine und unbedingte Schiedsverträge und Schiedssprüche eingetreten ist, nämlich die nordamerikanische der Herren Wilson und Bryan, in eine Verwicklung mit Mexiko geraten ist, die sich durch keinen Salomon lösen läßt. In Mexiko herrscht ewiger Bürgerkrieg; die Nordamerikaner, die dort Eisenbahnen, Bergwerke usw. betreiben, leiden sehr darunter; die Regierung in Washington hat ein dringendes Interesse an der Wiederherstellung der Ordnung in Mexiko. Anderseits ist Mexiko ein unabhängiger Staat, der sich von den Nordamerikanern nicht vorschreiben lassen will, wen er zum Präsidenten wählen oder nicht wählen soll. Präsident Wilson hat gegen den gegenwärtig den größten Teil Mexikos beherrschenden Präsidenten Huerta so scharf Stellung genommen, daß das Selbstgefühl der Mexikaner sich empörte. Wenn Wilson zum Ziele kommen wollte, so müßte er bereit sein, Mexiko zu besetzen. Das kann er aber nicht, weil Nordamerika nicht die genügenden Truppen hat und der Kongreß auch schwerlich die Milliarden für ein solches Abenteuer bewilligen würde. Ein klassisches Beispiel dafür, daß auch der friedliebendste Nachbar in Kriegsversuchung geraten kann, wenn es im Nebenhause zu toll zugeht, und daß der Bestand einer großen schlagfertigen Armee wirklich eine Friedensstütze ist, denn wenn Nordamerika über eine Armee wie die deutsche oder französische verfügte, so würden die Mexikaner schon artig werden, um nicht den Besuch dieser gewappneten Gäste zu riskieren.

Carnegie soll sich nicht an seinen Landesvater Wilson, sondern ausgerechnet an den Deutschen Kaiser gewendet haben, um von ihm die ersehnte Gründung einer Friedensliga der Großmächte zu erbitten. Gewiß, der Deutsche Kaiser hat sich tatsächlich als der erste Friedensfürst der Welt erwiesen; aber die anderen Mächte zu einer kollegialischen Friedenspolizei sammeln, das ist seine Aufgabe nicht. Muß es ein europäischer Fürst sein, so halte man sich an den Zaren, der vor anderthalb Jahrzehnten die Haager Bewegung in Fluß gebracht hat. Und der Zar könnte auch am besten für die Erfüllung der ersten Vorbedingung der europäischen Friedenssicherheit sorgen, nämlich für den Verzicht Frankreichs auf die Revanche. Solange Frankreich nicht rückhaltlos den Frankfurter Frieden anerkennt, ist der Friede unsicher und die Rüstungen eine zwingende Notwendigkeit. Daher müssen die Pazifisten, wenn sie praktische Politik treiben wollen, in Paris den Hebel ansetzen.

Zum Glück haben ja die letzten Jahre gezeigt, daß die starken Rüstungen der Großmächte wirklich dem Frieden dienen, da sie das Risiko eines Angriffes abschreckend groß erscheinen lassen.

Sollen wir nun das Haager Werk verachten und verkommen lassen? Keineswegs. Die Ausbildung des schiedsrichterlichen Wesens ist löblich und nützlich. Denn wenn auch die Schiedsverträge in sogenannten Lebens- und Ehrenfragen versagen, so erleichtern sie doch den friedlichen Ausgleich bei den zahlreichen Konflikten geringerer Bedeutung. Auch damit ist schon viel gewonnen; denn es kann auch aus einer nebensächlichen Streitigkeit ein großer Krieg entstehen, wie ein Riesenbrand aus einem Zündhölzchen, das nicht rechtzeitig ausgetreten wird. — Ein starkes Heer und gute Verträge ergänzen einander.

Jung-Zentrum.

Von M. Erzberger, M. d. R.

Am 24. August hatte ich Gelegenheit, in der schönen Mainstadt Frankfurt der Schaffung der Organisation Jung-Zentrum beizuwohnen und einige Ausführungen hierüber zu machen. Auf mehrfachen Wunsch sei gerne an dieser Stelle darüber näheres berichtet.

Jung-Zentrum ist eine Organisation junger Zentrumsanhänger vom 18.—25. Lebensjahr; es stellt die Jugendabteilung der lokalen Zentrumsorganisation dar, ist die Vorschule für die Partei, für Vertrauensmänner und Agitatoren, auch für den Windthorstbund. Der Monatsbeitrag ist 10 Pf.; je nach 2 bis 4 Wochen finden Versammlungen des Jung-Zentrums statt, abwechselnd in den einzelnen Bezirken der Parteiorganisation, im Anschluß und auf Anordnung der letzteren. Jung-Zentrum soll werden die Rekruten- und für viele die Unteroffizierschule der Zentrumsorganisation. So ist es die Absicht der Frankfurter Parteileitung, die meines Wissens zuerst diesen Plan in die Praxis umgesetzt und hierdurch der Partei einen erheblichen Dienst geleistet hat. Das Vorgehen in Frankfurt verdient ernste Beachtung, allseitige Unterstützung und sicherlich in den Großstädten auch Nachahmung.

Die politische Organisation der Zentrumsjugend ist heute ein Bedürfnis für diese jungen Leute selbst und ein solches für die Partei. Schon der eine Umstand, daß liberale Parteien und Sozialdemokraten politische Jugendorganisationen haben, legt es nahe, im Zentrum eine ähnliche Einrichtung zu schaffen. Die Jugend von heute will und muß sich mit den politischen Fragen befassen; der Gegner zwingt dies einfach unseren Anhängern auf. Wenn diese dann nicht gerüstet sind, so fallen sie dem ersten Ansturm zum Opfer oder stehen kühl beiseite. Keine Jugend läßt sich auf der anderen Seite so sehr für die Ideale der Partei begeistern wie die Zentrumsjugend. In den bestehenden Jugendorganisationen findet sich aber keine politische Aufklärung; den Jünglingsvereinen und den Gesellenvereinen ist die politische Betätigung satzungsgemäß verboten; dieses Verbot wird auch eingehalten. Woher soll da die im Tageskampf unumgänglich notwendige Aufklärung über politische Fragen kommen? Der junge Zentrumsanhänger ist lernbegierig, und er scheut keine Treppen und keine Abweisung, wenn er für die Partei tätig sein darf. Bei der Sozialdemokratie sind es die jungen Leute, welche die Radfahrer, Flugblattverteiler usw. stellen; so kann und muß es auch bei uns sein. Für die Kleinarbeit sind die jungen Anhänger unentbehrlich. Schon bevor sie zum Militär kommen, sollen sie das Abc der Zentrumspolitik in sich aufgenommen haben. Dann sind sie in der Lage, jedem roten Rekruten gründlich zu dienen und ihm die Werbearbeit zu vertreiben. Mit jugendlichem Eifer und jugendfroher Begeisterung gehen die Mitglieder von Jung-Zentrum an die politische Arbeit heran. Wo in einer Großstadt tausend gutgeführte Mitglieder vom Jung-Zentrum sind, kann man mit dieser Truppe die ganze Stadt erobern und wahre Wunder parteipolitischer Arbeit leisten. Hat aber eine Partei die Jugend nicht mehr, hat sie auch keine Zukunft; sie steht auf dem Aussterbeetat und siecht dahin. Das Interesse der Erhaltung der Partei erheischt das Jung-Zentrum.

Die bestehenden katholischen Jugendorganisationen erfahren keine Beeinträchtigung durch diese Jugendgruppe. Gerade in Frankfurt ist der Präses der Jugendvereine der wärmste Befürworter der neuen Organisation Jung-Zentrum; er hat in der Gründungsversammlung sehr zutreffend ausgeführt, daß die religiösen und sozialen Vereine die beste Unterstützung aus Jung-Zentrum erhalten würden und daß dieses eine notwendige Ergänzung ihrer eigenen Organisation darstelle. Wer dem Zentrum politisch nicht beitrete, sei gar bald auch dem Jünglingsverein entzogen oder gebe nur den Krakeeler und Stänker ab. Recht beachtenswerte Auslassungen aus der Praxis heraus. Auch den Windthorstbünden entsteht keine Konkurrenz; sie können und wollen nicht die Massen der jungen Zentrumsanhänger aufnehmen; sie haben auch nicht die scharfe Altersgrenze; sie erheben höhere Beiträge und sie stellen höhere Anforderungen an das einzelne Mitglied, als es Jung-Zentrum tut; dieses soll aber seine ersten und besten Kräfte an die Windthorstbunde abgeben. Jung-Zentrum soll sein und werden die Massenorganisation der Zentrumsjugend; hier sollen sich alle jugendlichen Zentrumsanhänger treffen, und zwar ohne Unterschied des Standes in harmonischer Zusammenarbeit.

Die in Frankfurt ins Leben getretene Organisation der Zentrumsjugend wird bei guter und tüchtiger Leitung bald der Liebling und Augapfel der gesamten Partei werden, sie wird ihre Ableger in jeder lokalen Parteiorganisation finden und sie wird ganz Hervorragendes für die Gesamtpartei leisten. Jung-Zentrum wird der Zentrumsorganisation unentbehrlich werden, ihr die tapfersten Streiter stellen und stets die Lücke schließen, die der Allbezwinger Tod in die Reihen der Veteranen reißt. Wo man gefährdete Wahlkreise halten, wo man Verluste zurückgewinnen muß, wo zahlreiche Zuwanderer sich einstellen, da ist das erste Arbeitsgebiet für Jung-Zentrum; da wird es sich die Sporen holen und der Partei ungemein viel nützen. Darum mögen die örtlichen Zentrumsorganisationen in diesem Herbste es sich schon überlegen, ob sie nicht Jugendabteilungen als Jung-Zentrum gründen wollen, sich selbst zur Erleichterung der Arbeit, der Zentrumsjugend zum Schutz und allen Gegnern zum Trutz!

Die Lehre von Metz.

Von J. Valentiny, Diedenhofen.

Das besondere Gepräge des diesjährigen Katholikentages ruht vor allem in seiner deutsch-französischen Doppelsprachigkeit. Sein Erfolg ist dem harmonischen Zusammenwirken der besten Kräfte des Landes zuzuschreiben. Die Führer der französischsprechenden Lothringer haben sich von Anfang an der großen Sache angenommen. Durch eine emsige Tätigkeit in den Vereinen, durch eigene Flugblätter und gediegene Leitartikel in dem führenden Organ „Le Lorrain“ wurde der französischsprechende Teil der Bevölkerung aufgeklärt und zur Teilnahme an der Tagung aufgefordert. So weisen denn auch die Listen der Mitglieder eine ziemlich hohe Quote von Einheimischen auf, vor allem von Herren aus dem Klerus und den einflußreichen Kreisen. Der Festzug stellte eine gleichmäßig rege Beteiligung des ganzen Landes dar. Die Tagung selber bot das Bild gegenseitiger Hochachtung und einmütigen Schaffens; Einheimische und Altdeutsche, französisch- und deutschsprechende Lothringer hatten sich auf dem gemeinsamen Boden des Katholizismus gefunden. Die 1905 in Straßburg ausgegebene Parole: „Ob deutsch- oder französischsprachig, wir sind Katholiken“ war das Wort, das eine Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz ermöglichte, und sie bahnt auch deren weiteren Erfolg im religiös-kirchlichen Leben des Landes an.

Die Lehre, die sich trotz der Verschiedenheit von Katholikenversammlung und Politik aus der Metzer Tagung ziehen läßt für das politische Leben des Lothringer Landes, ist die: Nur durch das einmütige Zusammengehen aller Kräfte des Landes, der Einheimischen wie der Eingewanderten, läßt sich eine gesunde, ersprießliche Politik verwirklichen. Man muß sich auf den Boden der gemeinsamen Interessen stellen, sich über die näheren Ziele und die zu ergreifenden Mittel verständigen und beiderseits kraftvoll die Verwirklichung derselben erstreben. Das Trennende hat in den Hintergrund zu treten, man soll es soviel wie möglich ausschalten oder doch wenigstens außer acht lassen. Gerade der Zersplitterung der besten Kräfte des Landes sind die Mißerfolge in Reichstags- und Landtagswahlen zuzuschreiben. Ein Reichstagsmandat ist so an die Sozialisten verloren gegangen, zwei andere Wahlkreise hätten leicht der Zentrumspartei dauernd gesichert werden können.

Das Trennende im Lothringer Land ist nicht das religiöse Bekenntnis; 90 Prozent der Bevölkerung sind katholisch. Das Trennende sind auch nicht die Absichten der führenden Männer; Einheimische wie Eingewanderte wollen das Beste des Landes. Die Programme der beiden zugkräftigsten Parteien, des Elsaß-lothringischen Zentrums und des Lothringer Blocks, decken sich fast; wirklich wesentliche Differenzen sind da nicht vorhanden. Nur in bezug auf das nähere Ziel und die einzuschlagenden Wege gehen die Ansichten und Bestrebungen auseinander. Zweifellos wäre hier die Partei, welche sich den Namen „Elsaß-lothringisches Zentrum“ beigelegt hat, die geeignetste, das ganze Land unter ihrer Fahne zu scharen. Sie sucht den beiden Elementen der Bevölkerung gerecht zu werden. Dadurch, daß sie den Namen „Zentrum“ annahm, kam sie den aus Altdeutschland Eingewanderten entgegen; das Programm ist wesentlich dasselbe, wie das der mächtigen Reichstagspartei. Dadurch, daß sie sich „Elsaß-lothringisches Zentrum“ nannte, wird sie auch dem einheimischen Teil der Bevölkerung gerecht, auf dem ja vor allem ihre Stärke und ihr Rückhalt ruht. Das Elsaß-lothringische Zentrum ist nicht

kurz das „deutsche Zentrum", aber es ist auch keine „nationalistische" Partei; es will den berechtigten Partikularismus des Landes wahren und in diesem Sinne verlangt es von allen, Einheimischen wie Eingewanderten, Entgegenkommen und Mitarbeit. Wenn der Gedanke des gegenseitigen Verständnisses und des Zusammenwirkens auf dem Boden der gemeinsamen Interessen überall erfaßt wird und Wurzel schlägt, dann ist auch die politische Zukunft des Landes gesichert und die dauernde Grundlage für ein ersprießliches Wirken auf den verschiedenen Gebieten gelegt.

Der Katholikentag von Metz lehrt die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, er gibt vielleicht auch Fingerzeige, wo die gemeinsamen Grundlagen zu suchen sind. Eine Reihe von führenden Männern der verschiedenen politischen Parteien brachte er persönlich näher. In politischer Hinsicht ist im Lothringer Land ein Entgegenkommen beiderseits erfordert, der Verzicht auf manches Traumgebilde, kein Versteifen auf das Trennende. Die Elsaß-Lothringer, die Einheimischen sowohl wie die Eingewanderten, haben wichtige gemeinsame Interessen, und auf ihrer Grundlage allein kann sich ein gesundes, lebenskräftiges Parteileben entwickeln und gedeihen. Die Sprache ist es nicht, die trennt, wenn nur die Sache die gleiche ist.

Der erste Deutsche Katholikentag in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Es hat jahrelanger Arbeit und unermüdlicher Agitation bedurft, um bei jenen Faktoren, welchen im Einvernehmen mit dem Episkopate die Veranstaltung der allgemeinen österreichischen Katholikentage übertragen worden war, die Ueberzeugung zum Durchbruch zu bringen, daß eine internationale Tagung der Katholiken Oesterreichs unter den jetzigen Verhältnissen in den mehrsprachigen Kronländern ein Ding der Unmöglichkeit sei und daß die deutschen Katholiken dasselbe Recht auf einen deutschen Reichskatholikentag haben, wie beispielsweise die Tschechoslawen auf einen gemeinsamen tschechischen Katholikentag. Aber wer weiß, ob diese Ueberzeugung dort zum Durchbruch gekommen wäre, wenn nicht der tatkräftige Bischof von Linz im Verein mit dem Abte von Hohenfurt in Böhmen sich mit allem Nachdruck für die Erfüllung des Wunsches der deutschen Katholiken eingesetzt hätte. Diesen beiden hohen Priestern ist also der erste Deutsche Reichskatholikentag in Oesterreich in erster Linie zu verdanken.

Man hat sich lange und hartnäckig gesträubt, die liebgewordene Fiktion allgemeiner Katholikentage aufzugeben und den deutschen Katholiken die Gleichberechtigung zuzugestehen, obwohl man gut wissen mußte, daß z. B. die tschechischen Katholiken nur die Beschlüsse ihrer nationalen Katholikentage ausführten und sich um die der „allgemeinen" nicht im geringsten kümmerten. Wenn das Sträuben auch nicht berechtigt war, so fehlte es doch nicht an einer begründeten Erklärung: der gemeinsame katholische Glaube hält die Völker Oesterreichs zusammen und darf nicht gelockert werden, er ist die gemeinsame Grundlage der christlichen Kulturarbeit und muß daher erhalten werden. Dem stimmt gewiß jeder deutsche Katholik zu, wenn er auch die Taktik mißbilligt, die man aus den an sich richtigen Grundsätzen zog. Um diese Taktik als verfehlt zu beweisen, brauchte man eigentlich nur in Böhmen heuer einen gemeinsamen Katholikentag der Deutschen und der Tschechen einzuberufen. Beide Nationalitäten würden ihm fernbleiben; die Einberufer eines gemeinsamen polnisch-ruthenischen Katholikentages in Galizien würden diesen auch vor leeren Bänken eröffnen müssen. Man kommt nun einmal an der leidigen Tatsache nicht vorbei, daß der Nationalitätenstreit auch die Katholiken gemischtsprachiger Kronländer Oesterreichs derart ergriffen hat, daß ein gemeinsames Arbeiten am selben Beratungstische selbst in religiösen katholischen Angelegenheiten einstweilen nicht möglich ist. Alle Katholiken werden das schmerzlich bedauern, aber diejenigen von ihnen, welche praktische katholische Arbeit leisten wollen, werden mit dieser Tatsache rechnen, ihr aus dem Wege gehen und von einem anderen Standort aus die Arbeit beginnen.

So mußten nationale Katholikentage auch für die Deutschen Oesterreichs kommen und der mutige Entschluß, eine Notwendigkeit durchzuführen, hat die Bürgschaft für den Erfolg in sich. Es finden und fanden heuer neben der deutschen Tagung in Linz Katholikentage statt für die Slawen der Sudetenländer in Kolin am 7.—8. September, für die Südslawen in Laibach vom 22.—27. August für die küstenländischen Italiener in Aquileja am 14. September. Diese Teilung der Katholikentage nach Nationalitäten mit möglichst gleichlautendem Programm hat meines Wissens zuerst die „Allgemeine Rundschau" verfochten, und nun muß diesbezüglich der Generalsekretär der „Katholischen Union", also jener Organisation, welcher die Veranstaltung der Katholikentage bisher übertragen war, in der Katholikentagsnummer der Wiener Halbmonatsschrift „Der Fels" bekunden: „Glaube und Kirche, beide alle Völker ohne Bevorzugung und ohne Benachteiligung innig umfassend, bilden die Zweckbestrebung der Katholikentage. Ausgangnehmend von der Konstantinischen Jubelfeier betonen die Katholiken Oesterreichs aller Zungen die Freiheit und Erhöhung der heiligen Kirche; sie treten für die Untrennbarkeit der sakramentalen Ehe ein; sie verlangen die Erziehung der Jugend nach den Grundsätzen der Lehre des Heilandes, sie fordern die katholische Solidarität aller Stände." Damit ist auch das Programm des Deutschen Katholikentages in Linz gegeben, und der Generalsekretär Joseph Leb hat deshalb unwidersprochen recht, wenn er seine Darlegungen jubelnd schließt: „Die nationalen Katholikentage heuer stellen trotz der örtlichen Trennung ein einmütiges Glaubensbekenntnis der Katholiken Oesterreichs dar, das seine segensreiche Wirkung auf das öffentliche Leben in unserem Vaterlande nicht verfehlen wird."

Es ist von großem Interesse zu lesen, wie der Prager Theologieprofessor Dr. Karl Hilgenreiner, selbst ein Vorstandsmitglied der „Katholischen Union", sich über die Berechtigung deutscher Katholikentage ausspricht: „Haben wir deutsche Katholiken Oesterreichs uns eigentümliche Interessen zu beraten? Ja! Eine Menge von katholischen Reichsorganisationen sind tatsächlich deutsche Organisationen: Der Katholische Schulverein, der Piusverein, die Reichsorganisation katholischer Frauen, der Katholische Journalistenverein, der Katholische Volksbund, die Jugend- und Arbeiterorganisation sind ausschließlich oder ganz vorwiegend auf Deutschösterreich beschränkt, unsere politische Presse und Parteienbildung steht in keinem organischen Zusammenhang mit jenen der anderen Nationen. Ein reindeutscher Katholikentag wird alle diese Aeußerungen des öffentlichen katholischen Lebens viel leichter und wirksamer fördern können als ein national gemischter." (Katholikentagsfestnummer der „Katholischen Schulblätter" in Linz.)

Die Gegenwart birgt viele Gefahren für die Katholiken Oesterreichs, darum sind die Katholikentage Heerschauen für den Abwehrkampf, der uns aufgezwungen wird. Die Loge ist auf allen Gebieten, hauptsächlich auf dem der Schule und der Ehegesetzgebung, gerüstet zum Angriffskampfe auf den Katholizismus. Es ist gewiß ein Zeichen der Freude gewesen, daß sich so viele Kirchenfürsten unter Führung ihres Nestors, des greisen Kardinal-Fürsterzbischofs von Salzburg Dr. Katschthaler, zur Linzer Tagung eingefunden haben; aber doch auch ein Zeichen der drohenden Gefahr, in welcher die obersten Hirten der Kirche ihre Herde nicht ohne Leitung, nicht ohne Rat, nicht ohne Segen lassen wollten. Es war erhebend und begeisternd zu sehen, wie innig das Verhältnis zwischen den kirchlichen Führern und dem Volke immer noch ist; daran haben die kartellierten Antiklerikalen der Loge bisher ergebnislos gerüttelt. Das Band der Liebe und Treue in Christus ist zu herzlich, ist zu fest, als daß der deutsche Katholik es von sich werfen würde oder es zerreißen ließe.

Der Linzer Katholikentag zeichnete sich vor all seinen Vorgängern aus durch konzentrierte Arbeit. Man sah darin wieder die tatkräftige und geschickte Hand des Linzer Bischofs. Die früheren Tagungen schleppten als Ballast eine Unmenge von Vereinsversammlungen mit sich, welche viel Zeit in Anspruch nehmen und ebensogut anderswo abgehalten werden können. Die heurige Tagung beschränkte sich auf einige wenige Themata, lehnte alle Vereinsversammlungen ab, deren Abhaltung nur vor Beginn und nach Schluß der offiziellen Tagung zugelassen wurde, und kam so mit drei Tagen aus; eigentlich mit nur 48 Stunden, wenn man ganz genau rechnen will. Es dürfte aber unbestritten sein, daß die in Sektionsberatungen und in öffentlichen Versammlungen geleistete Arbeit als gut vorbereitetes Werk seinen Meister loben und auch den erstrebten Erfolg erreichen wird.

Wenn unter dem jubelnden Beifall der Teilnehmer in der Landeshauptstadt Lothringens die heurige Generalversammlung der Katholiken Deutschlands „Der Friede von Metz" genannt werden konnte, so beglückwünschen die deutschen Katholiken Oesterreichs

ihre Glaubensbrüder im Reiche dazu um so freudiger, als auch ihre Generalversammlung in Linz im Zeichen des Friedens stand. Zwar sind die Störenfriede im katholischen Lager Deutschösterreichs nicht so zahlreich und nicht so einflußreich wie in Deutschland, aber trotzdem bedeutet es einen großen Erfolg, daß sie von allen Rednern in die Schranken gewiesen wurden. Wenn die Unfriedenstifter selbst den katholischen Charakter des Katholikentages in Zweifel zu ziehen wagten, so gab ihnen der Episkopat schon die richtige Antwort allein durch seine Teilnahme. Es erschienen in den Versammlungen: Se. Eminenz Kardinal Katschthaler, Fürsterzbischof von Salzburg, Fürsterzbischof Piffl-Wien, Fürstbischof Kaltner-Klagenfurt, Fürstbischof Egger-Brixen, Bischof Groß-Leitmeritz, Bischof Rößler-St. Pölten, Bischof Hittmair-Linz, Bischof Hulka-Budweis, Weihbischof Rieder-Salzburg, Weihbischof Waitz-Feldkirch und Kanonikus Schinzel-Olmütz als Vertreter des Kardinal-Fürsterzbischofs Dr. Bauer.

Gleich in der ersten Festversammlung am 15. August fiel das Programmwort aus Bischofsmund. Der Linzer Bischof sprach es: „Friede diesem Hause." Der Katholikentag könne „nicht alle Meinungsverschiedenheiten ausmerzen, aber die verschiedenen Meinungen sollen sich nicht bekämpfen, sondern gegenseitig sich fördern ... Wer immer alles übers Knie abbrechen möchte und alles über die Klinge seiner scharfen Zunge springen läßt, in dem ist nicht Friede und von dem kommt nicht Friede ... Und wenn der eine dem anderen zuruft: ihr seid nicht katholisch, ihr seid nicht recht katholisch, so sage ich: das darf er nicht, das darf er nicht, denn das steht ihm nicht zu. Das ist Sache des Lehramtes der Kirche, dem wir zuschwören."

Der Präsident Dr. Josef Porzer, Vizebürgermeister von Wien, wies in seiner Programmrede darauf hin, daß sich mit dem Zusammenbruch des Liberalismus auch in der Politik der christliche Leitgedanke Geltung verschaffen mußte; so entstand „die christlichsoziale Partei, auf welche die Katholiken Oesterreichs mit vollem Vertrauen blicken können, denn schon der Gründer der Partei, Dr. Karl Lueger, hat den Grundsatz aufgestellt, es sei Pflicht seiner Partei, die Rechte und Interessen der Kirche gegenüber unberechtigten Angriffen zu schützen, und an seinen Prinzipien hält die Partei unerschütterlich fest. In diesem Sinne fasse ich auch den Zweck unseres Katholikentages auf". — Diese „Reklame für die christlichsoziale Partei" gefiel einem altkonservativen Blatte recht schlecht. Das scheint der Landeshauptmann von Oberösterreich, Prälat Hauser, geahnt zu haben, denn er hob unter dem Beifalle der Bischöfe mit starker Betonung hervor, daß die Oberösterreicher infolge „der praktischen Betätigung ihrer katholischen Ueberzeugung sich mit dem Stimmzettel eine große christlichsoziale Mehrheit im Landtage verschafft haben". Und dann erklärte er im Namen der christlichsozialen Reichsratsabgeordneten: „Wenn auch hie und da (Wien und Innsbruck) uns ein Uebereifriger die richtige katholische Ueberzeugung abspricht, so ficht uns das nicht an. Als Richter über unsere religiöse Haltung anerkennen wir einzig und allein die hochwürdigsten Bischöfe und den Heiligen Vater. Solange es uns gegönnt ist, mit unseren hochverehrten Oberhirten gemeinsam bei Katholikentagen die katholischen Interessen wahrzunehmen, haben wir das ruhige Bewußtsein, daß wir auf dem rechten Wege sind und uns in einer richtigen Gesellschaft befinden. Die Richtlinien unserer Taktik sind jene, welche der Heilige Vater Pius X. selbst vorgezeichnet hat: Freiheit in den weltlichen Fragen, treuesten Gehorsam gegen Papst und Kirche in allen religiösen Angelegenheiten."

Noch ein anderer scheint das politische Nörgeln an der Rede des Präsidenten vorausgesehen zu haben: der Wiener Fürsterzbischof Dr. Piffl. Am Samstag abend fand nach der Festversammlung eine gemütliche Zusammenkunft der christlich-sozialen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten statt, an welcher auch die Bischöfe von Wien, Leitmeritz und Vorarlberg als Gäste teilnahmen. Als der Einberufer, Landeshauptmann Hauser, die Bischöfe der treuen Ergebenheit der Christlichsozialen in allen religiösen Dingen versichert hatte, erhob sich Fürsterzbischof Dr. Piffl, dankte für diese Ergebenheitskundgebung und erklärte, „er sei kein Fremder in der Partei, denn er habe schon vor 20 Jahren mit dem eben verstorbenen LA. Schneider an der Grundsteinlegung der christlichsozialen Partei in Gewerbekreisen mitgearbeitet und er habe also schon zu einer Zeit, wo die Förderung des christlichsozialen Gedankens viel schwieriger gewesen sei als nunmehr, zur Fahne Luegers gehalten. Der Episkopat freue sich, die vom Prälaten Hauser ausgesprochenen Leitgedanken der christlichsozialen Politik zur Kenntnis nehmen zu können, und die Bischöfe hätten auch die Ueberzeugung, daß die Partei stramm hinter den Bischöfen stehen werde, wenn es gelte, Freiheit und Recht der Kirche zu schirmen. Er halte die innigen Beziehungen zwischen Episkopat und Partei für überaus wertvoll und erhebe in diesem Sinne sein Glas zu einem Hoch auf die christlichsoziale Partei". — Landeshauptmann Hauser hatte also sicher recht mit der Behauptung, daß die Christlichsozialen sich „in der richtigen Gesellschaft" befinden.

Und noch ein Bischofswort muß hier verewigt werden. Am Sonntag fand ein gemeinsames Mittagessen im Volksgartensaal statt. Der Linzer Bischof Dr. Hittmair sprach den Toast auf Papst und Kaiser. Dabei feierte er den ersten deutschen Reichskatholikentag Oesterreichs als eine Tat in Worten: „Eine Tat war das Bekenntnis unseres Präsidenten Dr. Porzer zum katholischen Programm Dr. Luegers; eine Tat waren die aus dem Herzen und der Seele der christlichsozialen Abgeordneten gesprochenen Worte des Landeshauptmanns Hauser. Solche Worte sind Taten und müssen zu Taten führen, es kann die Stunde nicht ausbleiben, in der solche Worte eingelöst werden."

Wenn der Wortführer des Episkopates mit dem Verlauf des Katholikentages so zufrieden war, dann darf man wohl annehmen, daß der Friede gesichert ist, daß der Katholikentag in Linz auch den hochwürdigsten Bischöfen vollauf entsprochen hat, und darum sollen, wie feierlich in der Schlußversammlung vom Präsidenten verkündet wurde, die deutschösterreichischen Reichskatholikentage zu einer dauernden Einrichtung gemacht werden. Nicht der geringste Mißton fiel katholischerseits in die Verhandlungen, jubelnde Begeisterung für Papst und Kaiser, für Volk und Vaterland kennzeichnete die Tagung.

Aber eines darf zum Schluß nicht unerwähnt bleiben: der starke Besuch der Sektionsberatungen und in diesen das Ueberwiegen der männlichen Intelligenz. Das ist eine Folge der starken Entwicklung der katholischen Studenten-Korporationen, die sich auch an der Festprozession zur Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingberg beteiligten, einer der mächtigsten Kundgebungen des katholischen Glaubens, welche Linz jemals gesehen. Der päpstliche Segen, den der 84jährige Kardinal Katschthaler den 40000 um ihn knienden Katholiken erteilte, ist ein Unterpfand für den Wunsch des Linzer Bischofs, daß die schönen Worte des Katholikentages zu kräftigen Taten werden.

Die Kirchen mit den reichen Ornamenten.

Die Kirchen mit den reichen Ornamenten,
Die stolzen Kuppelkirchen lieb' ich so,
Die wie der Klang von feinen Instrumenten
Die Seele stimmen rein und schönheitsfroh.
Und gerne mag ich die verblassten Fresken
Im Dämmerdunkel alter Dome seh'n,
Die schöngeschwungnen, bunten Arabesken
Der Mosaiken, die auf Goldgrund steh'n.
Wenn durch des Chores matte Dämmerkühle
Noch hier und dort ein warmes Leuchten blitzt,
Das Gitterwerk der braunen Chorgestühle
Sich prächtig gliedert, eichenholzgeschnitzt,
Und durch die Hallen in beredtem Schweigen,
Von keinem Laut der Aussenwelt gestört,
Die Stille wandelt feierlich und eigen,
Dass man den Schlag des eignen Herzens hört:
Dann lösen sich des Alltags enge Schranken,
Und klein und nichtig scheint das irdische Tun,
Die Seele sinnt in Ewigkeitsgedanken,
Um ungeteilt in ihrem Gott zu ruh'n,
Und gleitet sehnsuchtsvoll auf Adlerschwingen
Zum Licht empor, von Erdenlast befreit,
Das Dreimalheilig ihrem Gott zu singen
In Harmonie mit der Unendlichkeit.

Josefine Moos.

Liberale Stützen von Thron und Autorität.

Zum neuesten „Simplicissimus"-Skandal.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

In seiner Nummer vom 25. August erlaubte sich der berüchtigte „Simplicissimus" eine ganz niederträchtige Verhöhnung des Prinzregenten Ludwig und der Jahrhundertfeier in Kelheim, indem er auf der Titelseite ein Bild von der Feier in Kelheim brachte, worauf eine Jahrmarktbude geringer Sorte zu sehen ist mit der Aufschrift: „Grüß Gott! Tritt ein! Bring Geld herein!" Im Vordergrund ist eine abscheuliche Karikatur des Regenten, welcher die angekommenen Fürstlichkeiten zu einer Maß Bier einladend, die Worte spricht: „Guten Tag, meine Herren! Müssen S' schon mit wenig vorlieb nehmen! Es hat nicht viel kosten dürfen!" Rechts im Hintergrunde steht am Schenktisch die bekannte Karikatur eines Geistlichen als Repräsentant des Katholizismus. Neben diesem Titelbilde finden sich noch andere bildliche und textliche Darstellungen, die den Zweck verfolgen, die Kelheimer Feier und den monarchischen Gedanken zu verhöhnen und beim Volke zu diskreditieren. Man könnte aus der näheren und ferneren Vergangenheit noch manchen ähnlichen Fall herausgreifen, allein der vorliegende ist besonders gravierend wegen der Veranstaltung und der Persönlichkeit, an denen das Blatt seine Schmähkunst übt.

Außerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle findet man es immer unbegreiflicher, wie der „Simplicissimus" sein jegliche Autorität untergrabendes Treiben in immer zynischerer Weise fortsetzen darf, ohne daß einmal ernsthafte Schritte geschehen, um dem Unwesen Einhalt zu tun; man meint, da höre doch die sonst sehr geschätzte sprichwörtliche „bayerische Gemütlichkeit" einfach auf. Nun, wer die Zustände in Bayern kennt, wundert sich nicht. Es ist immerhin schon etwas, daß polizeilicherseits ein Schaufensterverbot erlassen wurde, und daß die Presse, und zwar nicht nur, wie selbstverständlich, die des Zentrums und der Rechten, sondern auch die liberale, es diesmal an Protesten nicht fehlen läßt. Die „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 237) nennt das „Simplicissimus"-Bild eine „grobe und witzlose Satire", „welche, indem sie die Person des Regenten in niedrigster Weise verhöhnt, eine Herabwürdigung des bayerischen Staates und Volkes darstellt", und sagt dann: „Verschärft wird der beschämende Eindruck dieser unwürdigen Beleidigung dadurch, daß in einem in Deutschland und in deutscher Sprache erscheinenden Blatte es einem Ausländer (Gulbranson) gestattet wird, seinen skurrilen Witz an einer Veranstaltung zu üben, die über ihren ursprünglich höfischen Charakter hinaus zu einer eminent nationalen Feier geworden ist". Gulbranson, der Zeichner des Bildes, ist nämlich von Geburt ein Schwede und gewiß am besten dazu legitimiert, den ehrwürdigen Regenten des Königreiches Bayern in einem in der eigenen Residenz erscheinenden Blatte anzupöbeln. Die „Bayerische Staatszeitung" (Nr. 199) tut die Angelegenheit in einem in offiziösem Sperrdruck wiedergegebenen „Rückblick auf Kelheim" mit den Worten ab: „An dieser Tatsache (nämlich daß nach der Fülle der Berichte man im ganzen Deutschen Reiche sich der Bedeutung dieses einzigartigen und denkwürdigen Tages klar bewußt geworden ist) vermag auch die geist- und witzlose Verhöhnung der Feier (doch wohl auch des Regenten! Red. d. „A. R.") nichts zu ändern, deren sich der „Simplicissimus", getreu seinem Programm, die Vorgänge des deutschen politischen Lebens zu zynisch rohen Zerrbildern umzugestalten, erdreistet hat. Dieser unerhörte Vorgang berechtigt zu der Hoffnung, daß anständige Leute sich künftig scheuen werden, ein Blatt in ihrer Nähe zu dulden, das für Stunden nationaler Weihe nur derartige Niedrigkeiten aufzubringen weiß."

Ob die rauhe Wirklichkeit diese schöne Hoffnungsseligkeit nicht zuschanden machen wird? Die Art und Weise wenigstens, wie die halbamtliche Auslassung an einer Stelle aufgenommen wurde, muß schon einigen Zweifel rechtfertigen. Die radikalliberalen „Münchner Neueste Nachrichten" nämlich fehlen unter den Verteidigern der Ehre des Regenten. Doch ja, mit einem ganzen Satz fertigen sie die Sache ab (Nr. 438): „Im übrigen sei noch erwähnt, daß das offiziöse Blatt gegen eine auf das Kelheimer Fest bezügliche Zeichnung im „Simplicissimus" mit scharfen Worten Verwahrung einlegt." Und das im Zusammenhang mit einer Stellungnahme zu den von dem Regierungsorgan verteidigten Sicherheitsmaßregeln, die auch beim besten Willen nicht die Auffassung aufkommen lassen kann, als ob die „M. N. Nachr." sich die Verurteilung des „Simplicissimus" zu eigen machen, als ob sie sich zu den genannten „anständigen Leuten" zählen wollten. Kein Wort des Vorwurfes gegen den Verächter von Thron und Staatsautorität, kein Wort des Schutzes für den beschimpften Landesherrn.

Wer mehr von dem radikalliberalen Blatt erwartet hätte, würde ihm einen rollenwidrigen Seitensprung, eine Verleugnung der Vergangenheit gegenüber dem Gesinnungsgenossen „Simplicissimus" imputiert haben. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß Ludwig Thoma im selben „Simplicissimus" (Nr. 21. v. 19. Aug. 1912) bayerische Prinzen, Reichsräte und Minister, darunter den jetzigen Regenten, in Wort und Bild aufs schmählichste verhöhnte und ihnen den Weg zum Land hinaus wies; daß er in seinem „März" (Nr. 32) dem Ministerium Hertling und „den Prinzen der Zweibrücken-Birkenfeldischen Linie" die gröbsten Ungezogenheiten ins Gesicht schleuderte und den Liberalismus aufforderte, „den auf Socken schleichenden Biedermännern auf die Zehen zu treten, mit grobgenagelten Schuhen". Das ist derselbe Ludwig Thoma, der für hoftheaterfähig erachtet wird, der für seine Bühnenstücke die besondere Gunst des königlichen Hoftheaters genießt! Und dem Herausgeber der „Jugend" und Verleger der „Münchner Neueste Nachrichten", Georg Hirth, der bereits seinen Beruf als Stütze von Thron und Autorität durch seine bekannte „Tegernseer Erklärung" erwiesen hatte, gefiel die „nationale" Sprache seines Intimus so ausnehmend, daß er den ganzen Artikel des „März" in seinen „N. Nachr." (Nr. 465) den Lesern als Delikatesse vorsetzte. Und da sollte man ihm heute zumuten, daß er seinem Busenfreund Thoma „auf die Zehen trete, mit grobgenagelten Schuhen!" Fürwahr, Ludwig Thoma mit seinem „Simplicissimus" und seinem „März", Georg Hirth mit seiner „Jugend" und seinen „Neueste Nachrichten", ein edles Doppel-Trio, würdige Stützen von Thron und Autorität!

Gerade in diesem Sichzusammenfinden einflußreicher — rein zahlenmäßig genommen — liberaler Organe mit dem „Simplicissimus" liegt der Ernst der Situation, zeigt es doch, daß man in diesen Kreisen die aus der planmäßigen Minierarbeit des „Simplicissimus" dem Bestande der Gesellschaft und der Monarchie erwachsende Gefahr nicht erkennt, oder nicht erkennen will und auf diese Weise direkt oder indirekt fördert. Und auch in den Reihen der Regierenden scheint man sich einem übelangebrachten Optimismus hinzugeben. Als im Jahre 1906 der „Simplicissimus" in einem Bilde den deutschen Offiziersstand in der gewöhnlichsten Weise karikierte, nannte der Pariser „Gil Blas" dieses Bild eine Schmähung des deutschen Heeres und fügte bei: „Das ist fürwahr gute und nützliche Propaganda . . . jenseits des Rheins. Insultiere getrost weiter deine Offiziere und deine Patrioten; ich bin es gewiß nicht, der dich daran hindern will. Für meine Abonnenten ziehe ich die Lektüre dieser Art von Prosa entschieden den wider Frankreich Haß sprühenden Versen eines Arndt oder eines Körner vor." Bedarf es noch weiterer Rufe aus dem Auslande, um den Schlafenden die Augen zu öffnen?

Tatenlosigkeit.

Sie hatten die heimliche Hoffnung gehegt,
Dass alles recht wohl gelungen.
Sie hatten die Kraft zur Ruhe gelegt
Und nur sanfte Lieder gesungen.

Nun liegen sie weinend die halbe Nacht.
Sie waren so sehr vermessen,
Sie haben in Träumen den Tag verbracht,
Beim Träumen das Leben vergessen.

Sie sahen nicht die dunkle Flut,
Bis sie zu Haupte gestiegen.
Sie sind nun wach. Doch es fehlt der Mut,
Es fehlt die Kraft
Zu trotzigen, späten Siegen.

Halley, Wisconsin. Joh. Zimmermann.

Neues in der Dotationsfrage.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Die Dotationsfrage ist in ein neues Stadium getreten. Um die Lage dem allgemeinen Verständnis nahe zu bringen, soll daran erinnert werden, daß der badische Staat auf Grund eines besonderen Gesetzes den verschiedenen Religionsgemeinschaften zur Unterstützung von gering besoldeten Geistlichen eine bestimmte Summe in das Staatsbudget alljährlich einstellt. 1908 wurde das Gesetz bis 1914 verlängert. Gegner desselben waren damals die Demokraten und die Sozialdemokraten; die Nationalliberalen ließen erkennen, daß sie das letzte Mal für das Gesetz stimmten. Diese Ankündigung rief mit anderem eine Bewegung unter den Evangelischen hervor. Diese hatte zur Folge, daß einzelne nationalliberale Abgeordnete sich in Wahlreden für die Beibehaltung der Dotation erklärten. Die Führung der Partei brachte es einstweilen nur zur „wohlwollenden" Behandlung der Frage.

Nun ist das evangelische Wochenblatt, der „Bote aus Kurpfalz", in der Lage, das Protokoll von einer vertraulichen Konferenz zu veröffentlichen; sie tagte am 1. November 1912 im Café Liebich zu Baden-Baden und verfolgte den Zweck, die Dotation zu Fall zu bringen. Geleitet wurde die Versammlung von dem freireligiösen Prediger Dr. Maurenbrecher, der jüngst aus der Sozialdemokratie austrat.

Die Teilnehmer an der geheimen Tagung führt das Protokoll also auf:

„Anwesend waren: Vom Monistenbund: Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen: Amtsrichter Dosenheimer, Ludwigshafen, Rottstr. 6; Dr. Max Maurenbrecher, Mannheim L 14 8. Ortsgruppe Karlsruhe: Dr. med. Richard Kahner, Gaggenau i. B.; Printz-Karlsruhe, Belfortstraße 17. Ortsgruppe Freiburg: Dr. med. Vogel-Freiburg. Von den Freireligiösen Gemeinden: Mannheim: Amtsrichter Paul Lubberger, Mannheim, Rennershofstraße 13. Heidelberg: Rudolf Barber, Heidelberg, Rohrbacherstraße 20. Von den Freidenkervereinen: Heidelberg: A. Hawerbier, Heidelberg, Hauptstraße 207. Baden-Baden: J. Pinner, Baden-Baden, Langstraße 29; Walter, Baden-Baden. Freiburg: Rechtsanwalt Erwin Kuntz, Waldkirch im Breisgau. Internationaler Orden für Ethik und Kultur: Heim Freiburg, Frau Stern. Antiultramontaner Reichsverband: Ortsgruppen Karlsruhe und Freiburg: C. Hülsmann. Freiburg im Breisgau, Littenweiler. Bund für weltliche Schule und Moralunterricht: Landesgruppe Baden: Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Händel-Karlsruhe. Professor Dr. Thoma-Ettlingen, später Konstanz. Einzelpersonen: Eberbach: Bürgermeister Dr. Weiß. Karlsruhe: Dr. Kampffmeyer. Baden-Baden: Biesterfeld, Dr. Walter Scholz, Ingenieur Eder, Professor Stern, Paul Zinke, Berthold Loewy, Philipp Sommer, Rechtsanwalt Dr. Nether. Offenburg: Landtagsabgeordneter Rechtsanwalt Muser. Freiburg; Frau Regierungsrat Cloos, Buchenbach bei Freiburg."

Diese Zusammensetzung der Konferenz ist nach mehr als einer Seite hin höchst interessant. Politisch sind von den Teilnehmern folgende hervorgetreten: Dr. Maurenbrecher, der bis vor kurzem der Sozialdemokratie angehörte, Fabrikant Hülsmann in Freiburg und Dr. Weiß, Mitglied der Ersten Kammer, zählen sicher der nationalliberalen Partei zu; Landtagsabgeordneter Rechtsanwalt Muser-Offenburg gehört zu den demokratischen Führern in Baden.

Der evangelische Stadtpfarrer Rohde in Karlsruhe hatte das erste Referat übernommen, war aber am Erscheinen verhindert; dafür sandte er einen Brief, der „erkennen ließ, daß der damalige Führer des linken Flügels der kirchlich-liberalen Vereinigung nicht gesonnen war, die Konsequenz aus seinem bisherigen Auftreten zu ziehen".

Die Konferenz behandelte nun zunächst „das Dotationsgesetz und die gegenwärtige Rechtslage". Dann folgte „die Besprechung der politischen Möglichkeiten im Kampfe gegen das Dotationsgesetz." „Unter diesem Punkt der Tagesordnung wurde der Gedanke besonders betont, der auch in einigen Antwortbriefen auf das Einladungsschreiben zum Ausdruck gekommen war, daß die Agitation gegen das Dotationsgesetz nicht in die Landtagswahl hineinfallen dürfe, sondern erst hinter den Landtagswahlen beginnen könne. Dieser Gedanke fand bei allen Versammelten einstimmige Zustimmung. Im übrigen wurde besonderes Gewicht darauf gelegt, daß es in erster Linie gelte, die nationalliberale Fraktion von der Notwendigkeit der Nichtverlängerung des Dotationsgesetzes zu überzeugen. Dafür sei es wichtig, daß der Versuch nicht aufgegeben werde, auch Vertreter des protestantischen Liberalismus, die sachlich gegen die Dotation seien, in die Bewegung hineinzuziehen."

Der hier entwickelte Plan ist äußerst interessant! Nachdem nun das Protokoll veröffentlicht ist, wird es nicht gut zu umgehen sein, daß auch vor den Landtagswahlen vom Dotationsgesetz gesprochen wird.

„Der vierte Punkt der Tagesordnung, der die Organisationsfragen eines gemeinsamen Kampfes gegen das Dotationsgesetz behandeln sollte, wurde nach längerer Diskussion dahin erledigt, daß aus der Versammlung heraus eine Kommission gewählt wurde, welche die Aufgabe haben sollte, einen strategischen Plan für die Aktion vorzubereiten und die literarischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten in die Wege zu leiten, die nötig seien, um bis zum Herbst des Jahres 1913 alles Material über diese Frage in Händen zu haben." In diese Kommission wurden gewählt: Die Herren Bürgermeister Dr. Weiß-Eberbach, Landtagsabgeordneter Muser-Offenburg, Dr. Händel-Karlsruhe, Amtsrichter Lubberger-Mannheim, Amtsrichter Dossenheimer-Ludwigshafen, Dr. Joh. Mez-Freiburg, Dr. Max Maurenbrecher-Mannheim. Ob Stadtpfarrer Rohde zugesagt hat, kann nicht bejaht werden; dagegen ist nach dem Schluß des Aktenstückes anzunehmen, daß die Kommission ihre Arbeit begonnen hat! Es wäre interessant zu wissen, ob sie „den strategischen Plan für die Aktion" schon fertig hat. Am Ende hat die Publikation des Protokolls, das Dr. Maurenbrecher auf Grund „stenographischer Notizen" gefertigt hat, wesentliche Störungen im Kriegsplan hervorgerufen.

Der Kriegsrat vom Allerheiligentag 1912 zeigt, welche Kräfte an der Arbeit sind, zeigt, wie man das Wählerpublikum irreführen und Stimmung machen will. Man darf nun darauf gespannt sein, welches Echo die Publikation hervorruft.

Dieser Kriegsrat von Baden-Baden erinnert lebhaft an einen anderen, der am 28. März 1909 in Freiburg abgehalten wurde. Damals tagten die Freimaurer von Süd- und Westdeutschland. Das Ziel der Beratungen lag in der Eroberung der Schule. Beide Vorgänge lassen erkennen, wie geheime kirchenfeindliche Kräfte an der Arbeit sind, um die Kirche zurückzudrängen, sie womöglich ganz aus dem öffentlichen Leben zu verbannen.

Es ist bezeichnend; diese Kräfte dürfen ihrer subversiven Arbeit ungestört nachgehen; kommt ein Jesuit, um christlichen Glauben zu verteidigen, dann erscheint die Polizei!

Zum Eheprozeß de Castellane-Gould.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Großes Aufsehen hat das vom päpstlichen Gerichtshof der Römischen Rota in zweiter Instanz gefällte Urteil, wonach die Ehe de Castellane-Gould als nichtig anzusehen sei, erregt. Die freisinnige Presse, die ja öfters das Bedürfnis fühlt, sich über theologische Fragen, von denen sie nichts versteht, hören zu lassen, hat davon Anlaß zu allerlei unangebrachten Kommentaren genommen. Aber auch in katholischen Kreisen hat der Entscheid eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen. Dieser übrigens noch nicht definitiv entschiedene Nullitätsprozeß sei daher in seinen Hauptpunkten kurz beleuchtet.

Zunächst die Tatsachen. Der jetzt 46jährige katholische französische Graf Boni (Boniface) de Castellane machte 1894 zu Paris die Bekanntschaft der reichen Amerikanerin Anna Gould, geboren 1878. Er folgte ihr nach Amerika. Noch nicht getauft, empfing sie in der Episkopalkirche die Taufe, einige Wochen bevor am 14. März 1895 in Newyork die Trauung de Castellane-Gould vor dem dortigen Erzbischof stattfand. Selbstverständlich war die kirchliche Dispens wegen der Konfessionsverschiedenheit erlangt worden. Die Ehe, welcher drei noch lebende Kinder entsprossen, wurde auf Antrag Anna Goulds 1906 in Paris zivilrechtlich geschieden. Die Frau heiratete 1908 den Herzog Hélie de Talleyrand-Perigord.

Seit mehreren Jahren bemühte sich Graf de Castellane in Rom um Erlangung einer Nullitätserklärung seiner Ehe. Er behauptete, gültig sei die Ehe nie gewesen, da Anna Gould sich nur zeitweilig habe binden wollen, ausdrücklich habe sie sich die Freiheit vorbehalten, die Ehe aufzulösen. In erster Instanz wurde der Graf von der Rota durch Urteil vom 9. Dezember 1911 abgewiesen. Dagegen hielten drei andere Richter der Rota nach eingehendster Untersuchung den vollen Beweis der Ungültigkeit für erbracht. Dieses vom 1. März 1913 datierte Urteil umfaßt 20 Seiten

des päpstlichen Amtsblattes „Acta Apostolicae Sedis" (7. Juli). Die Rechtsfrage ist klar. Jeder Katholik weiß, daß von Auflösbarkeit einer einmal gültig geschlossenen Ehe keine Rede sein kann. Eine gültige Ehe kann nie durch einen Richterspruch dem Bande nach getrennt werden. Bisweilen kommt aber der kirchliche Gerichtshof in die Lage, zu erklären, daß eine Ehe nie gültig gewesen ist. Bleibt ein Zweifel über Gültigkeit bzw. Ungültigkeit der Ehe bestehen, so wird stets für die Gültigkeit derselben präsumiert, bis das Gegenteil mit moralischer Sicherheit bewiesen ist.

Dem Wesen der Ehe widerstrebt direkt jede gegen die Unauflöslichkeit (bonum sacramenti) gerichtete Bedingung. Jede gegen diese wesentliche Eigenschaft der Unauflösbarkeit verstoßende Bedingung macht daher den Ehevertrag nichtig. Die christliche Ehe ist als solche unauflöslich. Setzt ein Teil die Auflösbarkeit ausdrücklich zur Bedingung, erklärt er klar, sich nur zeitweilig binden zu wollen, so handelt es sich nicht um eine gültige Ehe. Die Ungültigkeit des Ehevertrags wird indes nicht herbeigeführt durch den einfachen Hintergedanken, eventuell die Ehescheidung anzurufen. Es muß feststehen, daß die Auflösbarkeit ausdrücklich als conditio sine qua non dem Ehekonsens beigefügt wird. Nichtig wird dieser Konsens und damit die Ehe selbst durch die Aeußerung der positiven Absicht, die Verpflichtung einer unauflöslichen Ehe nicht zu übernehmen. Solche Fälle sind jedenfalls sehr selten und müssen vor dem kirchlichen Gericht aufs bestimmteste nachgewiesen werden.

Im vorliegenden Fall bestand kein Zweifel, daß Anna Gould vor der Eheschließung sich das Recht der Ehescheidung nach dem Beispiel verschiedener Verwandten vorbehalten hat. Nur schien der ersten Instanz nicht völlig sicher, daß die Auflösbarkeit als conditio sine qua non in Anspruch genommen wurde. Anna Gould wehrte sich gegen die Nullitätserklärung, die dem Grafen eine Ehe ermöglichen würde. Da noch ein Zweifel bestehen blieb, stand die Präsumtion für die Gültigkeit der Ehe. Daher das den Grafen abweisende erste Urteil.

Zur Verhandlung in zweiter Instanz wurde eine neue Untersuchung vorgenommen. Verwandte beider Parteien und andere Zeugen wurden in Neuyork und Paris eidlich vernommen. Während die Aussagen der Brüder Anna Goulds zugunsten der Gültigkeit ziemlich belanglos sind, scheint aus den Erklärungen des Grafen Jean de Castellane, des Prinzen Giovanni del Drago, des Frl. Ketty Cameron, des Marquis und der Marquise de Castellane (Eltern des Grafen), des Grafen und der Gräfin Jean de Montebello, der Marquise de Talleyrand und des Herzogs de Luynes klar und bestimmt hervorzugehen, daß Anna Gould stets das Recht auf Ehescheidung behalten und protestantisch bleiben wollte, um an diesem Recht festhalten zu können, daß sie Boni de Castellane nur heiratete unter der wiederholt und gegenüber verschiedenen Personen geäußerten formellen Bedingung, gegebenenfalls sich scheiden zu lassen. Die Richter der Rota kamen also zur Ueberzeugung, Frl. Gould habe die Auflösbarkeit der Ehe als conditio sine qua non aufgestellt, weshalb von einem gültigen Ehevertrag keine Rede sein könne.

Gegen diesen Entscheid hat die jetzige Herzogin de Talleyrand-Perigord bei dem höchsten päpstlichen Gerichtshof, der Segnatura Apostolica, Berufung eingelegt, weil sie in zweiter Instanz nicht regelrecht zitiert worden sei.

Auch abgesehen davon, ist eine dritte Verhandlung vor der Rota nötig. Denn bei Nullitätsprozessen ist in zwei Instanzen ein gleichlautendes Urteil erfordert. Wie auch der definitive Spruch ausfallen mag, er wird mit Achtung aufzunehmen sein. Jedenfalls bietet auch das beste weltliche Gericht keine größeren Garantien als die Römische Rota. Für Willkür ist in ihrem Prozeßverfahren kein Platz. Das Geld spielt keine Rolle. Durch die lex propria der Rota sind die Prozeßkosten genau begrenzt. Desgleichen haben die Advokaten sich bei ihrer Honorarforderung an die sehr engen Bestimmungen zu halten. Trotz der großen Zahl der jährlich erledigten Angelegenheiten genügen die Einkünfte der Rota nicht für ihre Ausgaben, obwohl die Richter und verschiedenen Beamten nur ein sehr mäßiges Einkommen haben. Die Dürftigen sind von Rechts wegen von allen Prozeßkosten entlastet und genießen auch kostenfreien Rechtsbeistand. Für die bisweilen hohen Druckkosten der Eheprozesse kommt dann der Hl. Stuhl auf. In anderen Fällen werden Ermäßigungen gewährt.

Patentschutz und Sittlichkeit.

Ein Mahnwort von Dr. C. Zahn, Kiel.

Nach dem im „Reichsanzeiger" vom 11. Juli 1913 veröffentlichten Entwurf eines Patent-, Gebrauchsmuster- und Warenzeichengesetzes sollen neben Erfindungen, deren Verwendung den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderläuft, auch solche Erfindungen vom Patentschutz ausgeschlossen sein, deren Zweck es ist, die Empfängnis zu verhüten oder die Schwangerschaft zu beseitigen. Ohne Zweifel wird diese Neuerung, die einen erfreulichen Fortschritt gegenüber dem seitherigen Zustande bedeutet, im Interesse einer gesunden Sittlichkeit, im Interesse unseres Volkstums und nicht zum mindesten unserer männlichen Jugend, an die gerade, wie bekannt, die Anpreisung von Neuheiten der gedachten Art mit Vorliebe und in der aufdringlichsten Weise herantritt — der Patentschutz gilt in solchen Werbeschriften als ganz besondere Empfehlung der Güte des Fabrikats — des berechtigten Beifalls weitester Kreise sicher sein. Nicht früh genug kann auf den neuen prinzipiellen Standpunkt des Gesetzgebers aufmerksam gemacht werden, damit bei einer an diesem Punkte einsetzenden öffentlichen Diskussion die gesunde, volkskraftfördernde und erhaltende christliche Anschauung nachdrücklichst zur Geltung kommt. Neben den an erster Stelle stehenden Erwägungen moralischer und ethischer Natur verlangt dies auch die Selbsterhaltung und die Wahrung der gerade in jüngster Zeit als so dringend anerkannten Wehrkraft und Wehrfähigkeit unseres Volkes.

Wie berechtigt der in dieser Zeitschrift schon des öftern aus andern Anlässen gebrachte Mahnruf jetzt auch wieder ist, mag daraus ersehen werden, daß kaum nach der Veröffentlichung des Patentgesetzentwurfes sich schon Stimmen vernehmen lassen, welche gegen die vorgeschlagene Bestimmung Sturm laufen, sie „als einen Ausfluß der in neuerer Zeit sich vielfach bemerkbar machenden übertriebenen Sittlichkeitsbestrebungen" hinstellen und es bedauerlich finden wollen, „wenn eine derartige, auf Einflüsse gewisser Kreise mit ungesunden Sittlichkeitsbegriffen (!!) zurückzuführende Bestimmung Gesetz werden würde." Gegen solche von ernst zu nehmender Seite in einer maßgebenden Fachzeitschrift ausgesprochene Ansichten (— Patentanwalt Dr. Karsten, Berlin, in der „Zeitschrift für angewandte Chemie", Nr. 61 vom 1. August 1913, S. 433 —) kann nicht früh und nicht energisch genug Front gemacht werden. Auffassungen dieser Art dürfen gar keine Zeit finden, festen Fuß zu fassen und tiefere Wurzeln zu schlagen. Denn sie können unberechenbare Folgen nach sich ziehen und sind, ohne daß es in der Absicht des Artikelschreibers liegt und ohne daß er es verhindern könnte, nur zu sehr dazu angetan, die einseitigen Interessen eines gewissen Industriezweiges zu fördern, zu deren Begünstigung der Gesetzgeber nicht nur keinen Anlaß hat, denen vielmehr entgegenzutreten im Interesse seiner Selbsterhaltung liegt.

Als Argument für den notwendigen Schutz der genannten Erfindungen muß natürlich wieder einmal die medizinische Wissenschaft herhalten, für deren Zwecke solche Mittel „vielfach unbedingt notwendig sind" und für die es Fälle geben könne, wo die „Verwendung nicht nur nicht sittenwidrig ist, sondern gerade im höher verstandenen sittlichen Interesse liegt". Wie klangvoll das klingt; und wie schwungvoll ist erst der Handel, der in diesem „höher verstandenen sittlichen Interesse" sich entwickelt und der nach Höherem strebenden modernen Menschheit seine Produkte in überschwänglichen Tönen anpreist!! Die ärztliche Kunst und Wissenschaft — um das kurz zu sagen — ist die letzte, die durch den angeblich „mangelnden Schutz" und die dadurch hervorgerufene „Beeinträchtigung der Zugänglichkeit solcher Mittel" eine Einbuße erlitte bzw. auf dem Wege des gesunden Fortschritts gehemmt würde. Die nicht unbeträchtliche Industrie dieser Branche findet das Gros ihrer Abnehmer in ganz anderen Kreisen, als bei der Aerztewelt; das weiß jeder, der die Annoncen, und zwar nicht bloß diejenigen unserer großstädtischen Blätter, aufmerksam durchmustert. Ein weiterer Einwand endlich: „Die Gefahr des Mißbrauchs (solcher Patentmittel) erscheint nicht größer als in soundso vielen anderen Fällen, z. B. bei Explosivstoffen und anderen Mitteln, die zu verbrecherischen Zwecken benutzt werden können", zeugt von einer Naivität und einem Optimismus, der im Hinblick auf die Tatsachen recht sonderbar anmutet.

Es darf erwartet werden, daß die zur definitiven Gestaltung des Gesetzentwurfs berufenen Faktoren sich durch obige oder ähnliche Stimmen nicht im geringsten beirren lassen werden, ihm eine Form zu geben, die ihn, soweit es möglich ist, zu einem brauchbaren Faktor macht im Kampf gegen ein Uebel, das die moralische und physische Kraft des Volkes ernstlich bedroht.

Wie bekämpfen wir die Kinoseuche?

Von Dr. Max Joseph Metzger, Mannheim.

Daß der heutige Kinobetrieb eine unheilvolle Seuche[1]) darstellt, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Alle Einsichtigen klagen über den furchtbaren Schaden des heutigen Kinos, der in gar keinem Verhältnis steht zu dem Nutzen, den es als Volksbildungsmittel bringt oder bringen könnte.

Die einzige Frage ist nur, wie dieser Seuche entgegengetreten werden kann. Die bisherigen Mittel haben einen rechten Erfolg nicht gehabt. Die Kinozensur richtet sich nach subjektiven, oft sehr wenig sachlichen Gesichtspunkten. Das Reformkino kann die Konkurrenz mit dem Schundkino nicht aushalten, da die Spekulation auf die niederen Instinkte des Volkes am meisten Gewinn bringt. Und die Aussicht auf Gewinn bestimmt allein die Ware, die auf den Markt geworfen wird. Was tun?

Die Rücksicht auf die ungeheueren Schädigungen des ganzen Volkes, besonders in sittlicher Beziehung, rechtfertigt die Anwendung der schärfsten Maßregeln, nachdem die schwächeren versagt haben. So ist vor kurzem der Vorschlag eines Reichskinomonopols gemacht worden, demzufolge das Reich allein das Recht auf Herstellung bzw. gewerbsmäßige Weiterverleihung von Films haben soll. Der Vorschlag bringt meines Erachtens aber eine allzugroße Beschränkung der Freiheit in der Herstellung und Auswahl von Films. Durch das Monopol würden ja auch die einwandfreien Films getroffen werden.

Hiermit soll kurz ein anderer Vorschlag der öffentlichen Diskussion unterbreitet werden, der zwar eine fast ebenso radikale Maßnahme empfiehlt, der aber vielleicht die sachlichen Bedenken nicht zeitigt, wie das beabsichtigte Monopol.

Wie schon angedeutet, liegt der Grund des heutigen sittlichen Tiefstandes des Kinos darin, daß das Kino ganz der Spekulation überlassen ist und daß diese Spekulation immer damit rechnen wird, daß Sensationsstücke mit blutrünstigen oder die Sinnlichkeit reizenden Szenen am meisten Geld einbringen. Soll hier eine Reform geschaffen werden, so muß das Interesse an möglichst hohem Gewinn auf Kosten des künstlerischen und sittlichen Wertes der Stücke tunlichst ausgeschaltet werden. Dies ist möglich durch eine zwar einschneidende, aber ziemlich leicht durchführbare Bestimmung, daß nämlich öffentliche Kinematographentheater nur in der Hand gemeinnütziger Gesellschaften sein dürfen, so daß z. B. jeder vier Prozent übersteigende Gewinn guten Zwecken zugeführt werden muß.

Dieser Gedanke ist nicht neu, nur seine Anwendung auf das Kino ist bis jetzt noch nicht gefordert worden. Es ist der Sinn des sogenannten Gotenburger Systems, das zur Einschränkung des Alkoholismus in Schweden, Norwegen, Finnland und anderen Staaten eingeführt wurde, über dessen Verwendbarkeit in Deutschland der preußische Minister vor kurzer Zeit auch an die deutschen Staaten eine Rundfrage ergehen ließ. Die Wirtschaften sind nach diesem System in der Hand der Gemeinden oder gemeinnütziger Gesellschaften, die dem Pächter nur von Speisen und alkoholfreien Getränken Provision gewähren und dadurch das Interesse am Verkauf alkoholischer Getränke ausschalten. Kenner der Verhältnisse betonen die günstigen Wirkungen des Gotenburger Systems und heben hervor, daß der durchschlagende Erfolg des Systems nur deshalb ausbleibe, weil die Sucht nach Alkohol im Volk allzumächtig ist. Das dürfte beim Kino nicht in dem Maß der Fall sein, so daß hier noch ein größerer Erfolg zu erwarten wäre, als beim Gotenburger System.

Natürlich könnte die vorgeschlagene gesetzliche Maßnahme nicht ohne weiteres eintreten. Es müßte dafür schon ein kleiner Spielraum zur Anpassung gewährt werden. Aber die Bestimmung ließe sich ohne Schwierigkeit treffen, daß neue Kinos nur durch gemeinnützige Gesellschaften gegründet werden können.

Möge der gemachte Vorschlag eingehend geprüft werden. Sein Zweck ist auch dann schon erreicht, wenn er einen kleinen Anstoß gibt, durch einschneidendere gesetzliche Maßnahmen der Kinoseuche und ihren furchtbaren Folgen entgegenzutreten.

* * *

[1]) Vgl. dazu „Allgemeine Rundschau" 1913 Nr. 3 (S. 53), 6 (S. 107), 17 (S. 337), 18 (S. 350) und 25 (S. 476), wo sich zahlreiche Belege für den Umfang dieser Seuche finden. Anm. der Red.

Die Frage dürfte auf dem am 8. September in München im Hotel Union (Barerstraße 7) stattfindenden Vertretertag des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zur Diskussion kommen. Die vorstehenden Ausführungen werden dabei als Material dienen können. Auf die Veranstaltung, die neben der Sitzung des Verbandsvorstandes und der Vertreterversammlung eine öffentliche Versammlung (abends 8¼ Uhr) mit zwei hervorragenden Rednern über die Themata „Vaterland und Sittlichkeit" und „Kunst und Sittlichkeit" umfassen wird, sei hiermit empfehlend aufmerksam gemacht. Red. d. „Allg. Rundschau".

Die Ausgestaltung der pädagogischen Forschung auf dem Boden christlicher Weltanschauung.

Von F. Weigl, München-Harlaching.

Die süddeutsche Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft und die pädagogische Stiftung „Cassianeum", Donauwörth haben anfangs August einen Kongreß für christliche Erziehungswissenschaft veranstaltet, der nicht nur durch die glänzenden Namen der Referenten — die Universitätsprofessoren Geheimrat Baeumker, Dyroff, Göttler, Toischer, Hochschulprofessor Eggersdorfer, „Pharus"-Redakteur Weber — sondern auch durch die Mannigfaltigkeit der Hörerschaft, die alle pädagogischen Berufe umspannte, ausgezeichnet war und daher auch beachtenswerte Ergebnisse zeitigte.

Zunächst wurde dem Experiment und der Sammlung empirischen Materials überhaupt in der pädagogischen Forschung die richtige Stellung zugewiesen. Klar tritt zutage, daß es nicht eine selbständige, in sich abgeschlossene „experimentelle Pädagogik" geben könne, daß vielmehr die normativen Wissenschaften, insbesondere Ethik, Metaphysik, Theologie nicht ohne Beachtung bleiben können. Die modernen Methoden der Sammlung empirischen Materials, in diesem Rahmen auch Experimente, können nur Hilfen der pädagogischen Forschung sein, allerdings sehr wertvolle.

Es wurde damit festgelegt, wie bedeutungsvoll die Arbeitsgemeinschaft für experimentell-pädagogische Forschung der katholisch-pädagogischen Vereine Münchens ist, da hier alles gesammelt wird, was der empirischen Begründung der Pädagogik dienen kann. Es ist erfreulich, daß sich in ideeller Gemeinschaft mit dieser Münchener Organisation Arbeitsgruppen in Württemberg, im Elsaß, im Rheinlande und in der Provinz Westpreußen gebildet haben. Katholische Erzieher sind vor einseitiger Betonung der experimentellen Forschungsarbeit durch ihre prinzipielle Auffassung des Erziehungswerkes an sich geschützt, umso wichtiger ist es, daß wir nicht beiseite stehen, wenn wertvolle empirische Unterlagen gesammelt werden.

Eine zweite bedeutsame Leistung des Kongresses war der großzügige Organisationsplan, den Universitätsprofessor Dr. Göttler für die Pflege der pädagogischen Forschung und Berufsbildung an der Universität entwarf. Wie er die ganze Forschungsarbeit für die allgemeine und spezielle Pädagogik, die allgemeine und spezielle Didaktik für die verschiedensten Schulen, die historische Pädagogik, die Jugendkunde und pädagogische Psychologie, die pädagogische Hygiene und pädagogische Statistik und Gesetzeskunde schilderte, fand nicht weniger den Beifall des Fachpublikums als seine Vorschläge für die Einrichtung von Seminaren und Instituten an den Universitäten, die der Forschung zu dienen hätten. Vor allem wird man auf die Dauer nicht daran vorüberkommen, mit den pädagogischen Lehrstühlen eine Uebungsschule bzw. ein Internat zu verbinden, und dies ebenso selbstverständlich finden, wie die Verbindung von Kliniken mit den medizinischen Kollegien.

Wie die Praxis von christlicher Auffassung befruchtet wird, zeigten die Referate zur Pädagogik des Gehorsams. Wir rechnen dazu die Klarstellung Toischers hinsichtlich der „Selbstregierung der Schüler". Es wurde das Gesetzgebungsspielen und die Gerichtsbarkeit der Schüler abgelehnt, aber das Wertvolle ausgehoben, das in der Erziehung zur Selbständigkeit durch das Spiel, durch das Helfersystem in der Schule, durch Schülervereine und ähnliches zu sehen ist. Wir müssen eben, wie Eggersdorfer ausführte, durch den Gehorsam hindurch zur Freiheit erziehen.

Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur.

Von Joseph Hauser, Gymnasiallehrer in Günzburg a. D.

Unter den Hilfsmitteln der erzieherischen Beeinflussung der Jugend kommt ohne Zweifel der Lektüre eine tiefgreifende Bedeutung zu. Es liegen uns Zeugnisse von bedeutenden Männern vor, die derselben einen geradezu bestimmenden Einfluß auf den Werdegang des heranwachsenden Menschen zuschreiben. So legt Rousseau in seinen „Bekenntnissen" folgendes beachtenswerte Geständnis ab: „Daraus (aus der Lektüre) ging jener freigesinnte, republikanische Geist, jener unbeugsame, unbezähmbare, stolze Charakter hervor, der die Qual meines Lebens geworden ist und mich gerade da am häufigsten übermannte, wo ich ihm am wenigsten Spielraum geben durfte. So bildete sich in mir ein Herz so hoffärtig und zart, ein Charakter so weibisch und doch so herrisch, der mit seinem ewigen Schwanken zwischen Schwäche und Mut, zwischen Schlaffheit und Tugend mich bis an mein Ende in Widerspruch mit mir selbst gesetzt und verschuldet hat, daß mir Entsagung und Genuß, Freude und Enthaltsamkeit gleichmäßig im Leben entgangen sind."

Fragen wir uns, worin denn eigentlich diese Zauberkraft eines Buches gelegen ist, so lautet die kurze Antwort: In der Tendenz. Sie ist es, die sich in das begeisterungsfähige und empfängliche Herz des jugendlichen Lesers hineinsenkt und eine unauslöschliche Spur in demselben hinterläßt. Mit Recht führen wir einen erbitterten Kampf gegen die Erzeugnisse der Schmutz- und Schundliteratur, in der Ueberzeugung, daß diese tödlich wirkendes Gift in die jungen Herzen träufeln; und mit unermüdlichem Eifer arbeiten wir darauf hin, an deren Stelle der Jugend wirklich gediegene Schriften zu bieten, die geeignet sind, ihr einen unerschütterlichen Halt fürs ganze Leben zu geben.

Doch es ist uns bekannt, daß schon seit mehr als einem Jahrzehnt ein heftiger Kampf gegen die Tendenz in der Jugendschrift geführt wird, mag sie nun moralischer, religiöser oder patriotischer Art sein. Lehrer Wolgast von Hamburg hat in seinem Buche „Das Elend der Jugendliteratur" die „Erziehung zum Kunstgenuß" als ausschließlichen Zweck der Jugendschrift postuliert, und diese muß demnach, soll sie diesem Zwecke genügen, ein „Kunstwerk" sein.

Es konnte nicht ausbleiben, daß gegen diese einseitige Betonung des künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunktes, dem alle übrigen Erziehungsinteressen sich unterordnen sollten, gar bald starke Bedenken laut wurden. So wurde auf dem Weimarer Kunsterziehungstage (1903) die „Tendenzlosigkeit als die schlimmste Tendenz" abgewiesen und demgegenüber von R. Lehmann und Kerschensteiner betont, daß ästhetische Erziehung nichts anderes sei als Bildung durch Kunst zu einer Vertiefung der Gefühle, zu einer Veredelung der Gesinnung, und daher kein Kontrast zwischen der sittlichen Tendenz und der künstlerischen Wirkung der Lektüre bestehe. Was übrigens die Hamburger unter „Tendenzlosigkeit" verstanden, das zeigten stets mehr die nach Wolgasts Theorien herausgegebenen Jugendschriftenverzeichnisse. Diese ließen immer deutlicher erkennen, daß diese Phrase nur als Deckmantel diente, unter dem man seine vaterlandsfeindliche Gesinnung verbarg und in versteckter Weise den sozialdemokratischen Ideen Vorschub leistete.[1])

Vorkommnisse der letzten Zeit haben vollends in unzweideutiger Weise dargetan, daß den Hamburgern die literarische Wertung wirklich nur ein Vorwand für weitergehende Ziele ist. So war vor kurzem in der Hamburger Lesebuchkommission ein Gedicht Liliencrons auf den Tod Kaiser Wilhelms I. zur Auswahl für das Hamburger Lesebuch gestellt. Wolgast sprach sich gegen die Aufnahme aus mit der Begründung: „Ich kann kein Gedicht empfehlen, das einen Mann verherrlicht, der das Sozialistengesetz unterschrieben hat."

Ein anderer Fall betrifft die eigenartige Kritik des Berliner Lehrers Oskar Hübner über das Buch „Stabstrompeter Kostmann", das Wilhelm Kotzde in der „Mainzer Volks- und Jugendbücherei" herausgab. Die Kritik bezeichnete dieses Buch als eine Jugendschrift von aufdringlicher patriotischer Tendenz, als Mache aus unechtem Patriotismus.[2])

Gegenüber diesem Urteile hielt es nun Kotzde für seine Pflicht, die breite Oeffentlichkeit auf die verwerflichen Gesinnungen der Hamburger hinzuweisen, und er hat das in seiner Schrift „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" (Verlag Joseph Scholz, Mainz, 16 Seiten) mit einer Deutlichkeit getan, die wirklich begründete Zweifel an der vaterländischen Gesinnung der Hamburger entstehen läßt.[3])

Inzwischen hat der Kampf weitere Kreise gezogen. Die Hamburger ließen natürlich die gegen sie erhobenen Vorwürfe nicht auf sich sitzen und wiesen sie mit gewohnter Energie zurück. Kotzde aber fand einen Bundesgenossen an Professor K. Brunner, dem verdienten Vorkämpfer gegen den Schund in Literatur und Kino. Dieser spricht in der „Täglichen Rundschau" (4. Dezember) von einer Gruppe der Lehrerschaft als „verkappten Schrittmachern der Sozialdemokratie", die die ästhetisch-literarische Beschaffenheit nur zum Vorwand nähmen, um die bewußt vaterländisch gerichtete Literatur zurückzudrängen. Darauf gab der Dürerbund durch seinen Wortführer Avenarius eine Erklärung ab („Tägliche Rundschau", 21. Januar), in der dieser ein gewichtiges Wort zugunsten der Hamburger einlegt. Die Antwort Kotzdes geben zwei „Offene Briefe" an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes, die eine Wiederholung und teilweise Verschärfung seiner früheren Anklagen enthalten. Nach wie vor stehen sich die Meinungen schroff gegenüber.[4])

In letzter Stunde noch gelangen wir in den Besitz dreier Schriftstücke, die der Vorsitzende der „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften" der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" mit der Bitte überreichte, deren Inhalt ihren Lesern zur Kenntnis zu bringen. Wir tragen kein Bedenken, diesem Verlangen Folge zu leisten, stellen es aber dem freien Ermessen unserer Leser anheim, darüber zu entscheiden, inwieweit die drei Schriftstücke eine unparteiische Aufklärung der Oeffentlichkeit darstellen oder nicht.

Das erste Schriftstück ist ein Auszug aus der schriftlichen Begründung des Urteils, das vom Landgericht zu Hamburg in der Klage Köster und Brunckhorst (als Vertreter des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses) gegen Kotzde und Scholz auf Unterlassung der Verbreitung der Broschüre „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" wegen der darin enthaltenen Unwahrheiten gefällt wurde. Das Landgericht hat für Recht erkannt: „Die Klage wird abgewiesen. Die Kläger haben die Kosten des Rechtsstreites zu tragen, da die Beklagten bei Verbreitung der Schrift in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt haben." Auf die Frage, ob die von den Beklagten erhobenen Vorwürfe wahr sind, worauf es den Klägern vor allem ankam, ist das Gericht nicht eingegangen. Die Streitfrage ist also durch diese Entscheidung in nichts ihrer Lösung näher geführt worden.

Das zweite Schriftstück enthält eine Erklärung, die der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Lehrervereins (Röhl) angesichts der schweren Anschuldigung, als ob ein Teil seiner in den Prüfungsausschüssen tätigen Mitglieder der Sozialdemokratie Vorschub leiste, abzugeben sich veranlaßt sieht. Wir kennen die Anschauung, die dieser Verein in der Frage der Jugendschriftenkritik vertritt; er hat sie seinerzeit bei der Münchener Versammlung und noch mehr im vergangenen Jahre in Berlin zum Ausdruck gebracht und jede Gemeinschaft mit dem Vorgehen gewisser radikaler Elemente in Hamburg und Bremen mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Aber damit ist noch lange nicht widerlegt, daß einzelne seiner Mitglieder in ihrer Kritik nach Grundsätzen gehandelt haben, die zum wenigsten ein bedenkliches Entgegenkommen gegenüber der sozialdemokratischen Pädagogik verraten. Wir sind weit davon entfernt, den Deutschen Lehrerverein dafür verantwortlich zu machen; aber so lange Kotzdes Anklagen, mit denen dieser übrigens nicht allein dasteht, nicht einwandfrei widerlegt sind, muß uns das Recht, aus pädagogischen Ueberlegungen unsere Bedenken zu äußern, unbenommen bleiben.

Der gleiche Einwand gilt gegenüber dem dritten Schriftstück, das eine „spontane" Vertrauenskundgebung sämtlicher Prüfungsausschüsse darstellt, die unter der Führung der „Hamburger" gemeinsam arbeiten. Es ist uns nichts damit gedient, wenn diese die Angriffe von Kotzde und Scholz als durchaus unbegründet entschieden zurückweisen und dem Hamburger Vorort ihr volles Vertrauen aussprechen, wenn sie nicht gleichzeitig das von jenen beigebrachte Belastungsmaterial durch stichhaltige Gegenbeweise entkräften können. — Tatsachen müssen durch Tatsachen widerlegt werden.

Es handelt sich eben um eine grundsätzliche Frage, die ebenso wenig zu einer friedlichen Entscheidung geführt werden kann wie der Streit zwischen der christlichen und sozialdemokratischen Weltanschauung überhaupt. Während die Sozialdemokratie in der Heranbildung eines religions- und vaterlandslosen Geschlechtes das Endziel aller Erziehung erblickt, hält es der christliche Erzieher für seine erste und heiligste Pflicht, jene Ideale in die jugendlichen Herzen zu senken, die verankert sind in dem Fundamente der Religion und Vaterlandsliebe. Wenn wir deshalb aus ästhetischen Gründen alle Werke von der Jugendlektüre ausschließen, die wegen ihres künstlerischen Tiefstandes als minderwertige Literaturerzeugnisse anzusprechen sind, so müssen wir aus ethischen Gründen erst recht diejenigen ausschließen, die den Absichten der Erziehung entgegenwirken, mögen sie auch von höchstem literarischen Werte sein.

---

[1]) Näheren Aufschluß hierüber findet man bei L. Köster, Geschichte der deutschen Jugendliteratur. 2 Teile. Hamburg, Alfred Jansen. 1906 und 1908. Vgl. auch Joseph Lohrer, Vom modernen Elend in der Jugendliteratur. München, Lentnersche Buchhandlung, 1905.

[2]) Aufsehen erregte auch die Schrift des Hamburger Volksschullehrers Lamszus „Das Menschenschlachthaus, Bilder vom kommenden Kriege."

[3]) Vgl. Scharrelmanns neuestes Werk „Erlebte Pädagogik", in dem mit geradezu verblüffender Offenherzigkeit die Lehrerschaft zur Bekämpfung des Patriotismus aufgefordert wird, da dieser eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke bedeute und somit direkt unmoralisch sei.

[4]) Inzwischen ist die Angelegenheit auch im preußischen Abgeordnetenhaus (in der 163. Sitzung am 11. April) zur Sprache gekommen. Auch der Kultusminister ergriff das Wort zu längeren Ausführungen; er sprach von „bedenklichen Anzeichen", die zur größten Aufmerksamkeit mahnen. — Einen interessanten Beitrag zur strittigen Frage liefert auch der Reformpädagoge Ludwig Gurlitt im Märzheft des „Türmers"; auch er kann das Gebaren der Hamburger nicht in allem gutheißen, glaubt aber an die Möglichkeit eines Ausgleiches der Gegensätze auf einer mittleren Linie. „Eine ruhige, sachliche, wahrheitsgetreue und doch warme Darstellung der deutschen Geschichte und des Lebens bedeutender Männer aller Gebiete des politischen und sozialen Lebens gehört zur unerläßlichen geistigen Kost der Jugend;" das ist ein Vorschlag, dem jeder ernsthafte Pädagoge zustimmen kann. — Im übrigen sei noch verwiesen auf die Ausführungen in dem neuesten Heft des „Pharus" (S. 180) zum Fall „Eschelbach", der einen Beitrag liefert zur sog. Objektivität der Hamburger Jugendschriftenkritik.

Die v. Hertling-Festgabe der Philosophen.

Schüler und Verehrer des Gefeierten führte der 70. Geburtstag zu einer literarischen Festgabe[1]) zusammen, deren in dem Begrüßungsartikel der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 35 bereits kurz gedacht wurde. Es ist ein ausdrucksvoller Zug — ob beabsichtigt, oder durch das objektive Zusammentreffen gleichgerichteter Interessen bedingt —, daß die Sammlung dieser Abhandlungen zumal in ihrem geschichtlichen Teil so recht glücklich ein Widerhall der wesentlichsten programmatischen Arbeitsforderungen geworden ist, die auch den Meister leiteten, dem diese wissenschaftliche Huldigung zugedacht ist.

Für die Geschichte der Philosophie kommen zu Worte: Dyroff, der Initiator der erfolgreichsten heutigen Renaissanceschule, mit einer in dieser Prägnanz erstmalig gebotenen Analyse der Ethik des jungen Aristoteles; würdig reihen sich an diese Studie zum Entwicklungsgange des aristotelischen Denkens die Arbeiten Dimmlers und Wunderles, zum Grundgedanken der Metaphysik und zur Ewigkeitslehre des Stagiriten. Die Rolle griechischer Weisheit in der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie und in der Väterspekulation beleuchtet Meyer und kündet eine Monographie an. Mit den besten Namen ist die Forschung zum Mittelalter vertreten. Bäumkers führende Autorität entreißt dem Staub der Bibliotheken eine der mystischen Nebenquellen für die Gotteslehre, die zumal in den Zeiten nach der Hochblüte scholastischen Denkens an Einfluß gewannen; dann folgt die Reihe berufenster Fachkräfte, wie Schneider, Baur, Reicher, Endres, Baumgartner, nach der zeitlichen Ordnung der Gegenstände ihrer Abhandlungen angeführt. Lebhaft begrüßen wird man Grabmanns Beitrag zur Kenntnis der bedeutsamen Tätigkeit des Frühhumanisten Wilh. v. Moerbeke und der angekündigten Veröffentlichung darauf bezüglicher neuer Dokumente schnellen Fortschritt wünschen; auf den Anteil der Antike an der Lehre Descartes' von den Gemütsbewegungen bezieht sich Meiers Abhandlung. — Die Geschichte staatsphilosophischer Probleme erhellen die Aufsätze Scherers über Plutarch von Chäronea, und Schindeles über die Staatsgedanken des Philosophen von Sanssouci. — Aus dem Gebiete der systematischen Philosophie entbietet jede Disziplin ihre Gedankengabe zum Gruß: durch Geyser die Logik, Ettlinger die Erkenntnistheorie, welche Erkenntnispsychologie zu wertvoller Anwendung heranzuziehen weiß. Als gewappnete Metaphysiker künden Ostler, Pawlicki und Seitz die Fehde den Gedankengängen, welche mit Kampfrufen wie Materialismus, Monismus, Relativismus der Wahrheit herausfordernd genug die philosophische Arena zu beherrschen versuchen, bzw. früher zum Teil versuchten, denn den Materialismus darf man seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts als wissenschaftlich gerichtet ansehen. Speziell für die Naturphilosophie wachen die Fuldaer, Gutberlet, der unermüdliche Apologet, und Hartmann, und nehmen Stellung zur Diskussion der Gegenwart über das Wesen der Materie, sowie über das Relativitätsprinzip in der Naturwissenschaft und dessen philosophische Interpretation; Stölzles historischer Aufsatz studiert erstmalig den Entwicklungsgang der Weltbildungshypothese in Laplaces Werken. Erörtert Weymann den alten Begriff der Philosophie als Wissenschaft der Wissenschaften und die Uebertragung dieses Ehrennamens samt der mitbezeichneten Wertschätzung auf die Seelsorge, in der Väterzeit, so gibt Wittmann mit seiner Prüfung der Frage eines ethischen Gottesbeweises auch der krönenden Disziplin in der Vernunftwissenschaft Philosophie, der sogenannten natürlichen Theologie, das Wort, das ihr bei diesem seltenen Anlaß nicht am wenigsten gebührt. Denn die Lehre von Gott ist das Fundament einer geschlossenen teleologischen Weltanschauung, der Hertlingschen Metaphysik darum also auch, und sie wird den Hörern des Jubilars unvergessen bleiben als der Glanzpunkt seiner metaphysischen Vorlesungen, — deren Erhaltung für eine spätere Nachwelt wir von der Feder des Philosophen wohl erhoffen dürfen!?

Den kurzen Bericht über die vornehm ausgestattete Ehrengabe können wir schließen mit dem erwartungsfrohen Ausblick auf eine weitere in Kürze erscheinende Festschrift, die Cl. Bäumker, dem Nachfolger v. Hertlings, zum 60. Geburtstag gewidmet sein wird. Mit diesem neuen Lebenszeichen reger wissenschaftlicher Tätigkeit gilt es dem unbestrittenen Altmeister der philosophiegeschichtlichen Forschung zum Mittelalter, deren Bedeutsamkeit heute in höherem Maße auch den breiteren gebildeten Kreisen erschlossen werden muß. Wir konnten es kürzlich versuchen,[2]) zugleich mit einer ersten Orientierung über bedeutsamere Sammelstätten der neuscholastischen Bewegung von heute, sowie über die Psychologenschule der sog. „Würzburger", die ja nun als gleich ernst gestimmter Kreis mit O. Külpe neben der Bäumkerschule in München ihren Sitz nehmen wird; — mit tiefem Bedauern sieht die kleine Gruppe der Zurückbleibenden sie von Bonn scheiden.

H. Ruster, Bonn.

[1]) „Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte. Eine Festgabe zum 70. Geburtstage G. Frhrn. v. Hertling gewidmet . . ." (Freiburg, Herder, M 13.50 bzw. M 15.—). — Die Görresgesellschaft widmet ihrem langjährigen Führer und Vorsitzenden eine eigene offizielle Festgabe, ein Prachtwerk und zugleich ein weiteres Dokument des Erfolges der Arbeitskonzentration, die der Gründer mit der genannten Institution bezweckte und erreichte. (Kempten, Kösel; 2 Bände, M 25.— bzw. M 28.—; bis 15. Oktober Subskriptionspreis M 20.— bzw. M 23.—.)

[2]) Siehe Nr. 31 der Literarischen Beilage der „Köln. Volkszeitung" vom 31. Juli ds. Js.

Vom Büchertisch.

Franziska Bram (L. v. Endeers): **Der Zorn Gottes**, Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 8°. 299 S. M 4.—, geb. M 5.—. — Eine gut erzählte Bauerngeschichte aus der Eifel mit „dramatischen Szenen und prächtigen Schilderungen", wie die Verlagsanzeige richtig sagt. Leidenschaft, Liederlichkeit, Zwietracht, Bosheit, Tücke geben die dunklen, Pflichteifer, Ausdauer, Geduld, edle Liebe die lichten Seiten des hier überzeugend dargestellten, trefflich beobachteten Lebens. Der Bauer Niklas Röseler läßt sich im Jähzorn hinreißen, einen nichtsnutzigen Jungen derart abzustrafen, daß dieser an den Folgen stirbt. Dadurch steht der ganze „Zorn Gottes" gegen ihn auf: der anrüchigste Bevölkerungswinkel im Eifeler Oberdorf, aus welchem jener stammte. Dadurch bringt Röseler aber auch eine längere, ihn ganz daniederbeugende Freiheitsstrafe über sich und viel Not und Unglück über seine Familie. Die Tüchtigkeit seiner jüngsten Tochter Justine wendet das Schlimmste ab, so daß Niklas und seine Frau, die „in den langen Jahren des Zusammenseins so nebeneinander hergegangen waren, nach dem Bauernrezept: »Sie heiraten einander und kennen sich nicht, sie leben miteinander und lieben sich nicht«", nach all dem Schweren sich auf ihre alten Tage noch wirklich zusammenfinden und ihr Kind im Glück sehen können. Die Einzelcharaktere sind vorzüglich geschaut: der alte Röseler mit seiner Neigung zu Trunk und Herrschsucht, seine Frau, die Dienerin des Mannes, welche allmählich selbst in dessen Anschauungen und Gewaltsamkeiten hineinwächst, Mariänn Großjean, die frech-rohe Mutter des verunglückten Jungen; die prächtige Eulenurschel, die originellste Figur des Buches, der tückische Vetter Kareibittel, dem Geiz und der Intrigue frönend. Etwas schattenhaft bleibt der „Held": der junge musikalische Lehrer Reinhold, und seine blinde Mutter. Alles in allem: eine tüchtige Leistung, die mehr als Respekt abnötigt.

E. M. Hamann.

Marie Amélie Freiin von Godin: 1. **Aus dem neuen Albanien.** Politische und kulturhistorische Skizzen. Wien 1913 Joseph Roller & Co. 8°. 126 S. M 2.—; 2. **Aus dem Lande der Knechtschaft.** Albanische Novellen. Ebenda. 8° 465 S. M 5.—. Die Verfasserin kennt und liebt Albanien, als wäre es ihre zweite Heimat. Ihre Schilderung, immer von ausgesprochenem Reiz, ist in den beiden oben angezeigten Werken besonders sprühend und gewinnend. Das erstgenannte zeigt uns das neue Albanien, in dem die Autorin früher wiederholt und nun auch während des Krieges als Gast vornehmster führender Familien weilte. Den politischen Umschwung während des Winters in seinen Gründen und Ausgestaltungen spiegelt sie in überraschender, von feiner und starker Beobachtungskraft zeugender Darstellung ab. Die große, zum Teil scharfe Objektivität ihres Urteils bei aller Wärme innerer Anteilnahme macht den besten Eindruck, ebenso die Klarheit, mit der sie uns die Tiefen und Untiefen, die Vorzüge und Fehler des Volkscharakters beleuchtet. — Die Novellensammlung bildet eine Art künstlerischer Illustrierung zu dem weniger umfangreichen Skizzenbande. Auch sie überrascht und fesselt durch sichere, umfassende und ins Einzelne, Verborgene dringende Beobachtung, durch ihre psychologische Vertiefung und plastische Lebendigkeit. Man lernt Land und Leute, Milieu und Klassenunterschiedlichkeit kennen wie in persönlicher Gegenwart, und zwar mehr durch dichterisch-mittelbare als durch sachlich-unmittelbare Schilderung. Mit geschulter Kunst wird uns dieser doch fremdartige Volkscharakter in seinen verschiedensten Ausprägungen nahe gerückt. In der stattlichen Reihe der Einzelerzählungen finden sich einige Kabinettstücke, deren man nicht wieder vergessen kann; ich nenne nur „Die Blutrache des Pater Noc" und „Mastix". Beide Bücher sind geeignet, das Interesse weiterer Kreise zu erregen und festzuhalten.

E. M. Hamann.

Konstantin Kempf S. J. **Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert.** Ein Beitrag zur Apologie der Kirche. VIII u. 384 Seiten, 8°. Broschiert M 3.—. Elegant gebunden M 3.60. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benzinger & Co, A.-G. Im Katechismus werden als Kennzeichen der wahren Kirche vier Hauptmerkmale angeführt: Die wahre Kirche muß einig, heilig, katholisch und apostolisch sein. Praktisch genommen macht auf Freund und Feind wohl keine Eigenschaft größeren Eindruck, als die Heiligkeit der Kirche. Wo Heiligkeit ist, vor allem durch übernatürliche Charismen bestätigte Heiligkeit, da muß auch die Wahrheit sein. Das ist der Satz, zu dem vorliegendes Buch den glänzenden Beweis erbringt. Aber nicht die Martyrer der Urkirche ziehen an unserem geistigen Auge vorüber. Nein, es sind zum großen Teil unsere Zeitgenossen, Männer und Frauen des 19. Jahrhunderts, die durch den Heldenmut ihrer Tugend, oft auch durch vielfach beglaubigte Wunder die göttlichen Verheißungen bestätigen. 147 Bekenner männlichen und weiblichen Geschlechts zählt das Buch auf, die entweder schon auf die Altäre erhoben worden sind (11), oder doch begründete Aussicht dazu haben. Die Zahl der Martyrer beträgt viele Tausende. Bis jetzt sind 114 derselben selig gesprochen. Wir müssen dem Verfasser herzlich Dank wissen für die Freude und den Trost, den sein schlichtes und schönes Werk uns Katholiken bereitet. Denn was gibt es Tröstlicheres für ein Zeitalter, als die edlen Menschen, die es hervorgebracht hat. Auch unser Zeitalter, auch das 19. Jahrhundert zeitigte „dasselbe freudige, begeisterte Martyrium wie Neros Zeitalter, glühenden Seeleneifer, innigen Gebetsgeist, heroische Nächstenliebe, felsenfesten Glauben, engelgleiche Keuschheit, königliche Großmut, frohlockende Kreuzesliebe, kindliche Demut und Einfalt, seraphische Gottesliebe wie bei den Heiligen der Vorzeit, dazu Wunderkraft und übernatürliche Gnadengaben, wie in den Zeiten der größten Glaubensinnigkeit." Wie viele von uns hatten eine Ahnung, daß ein an Sittenlosigkeit und Unglauben so reiches Jahrhundert wie das 19. solch heldenmütige Tugendgestalten und vor allem eine solche Zahl von christlichen Blutzeugen hervorgebracht hat! Wer kann ohne Rührung die Beschreibung lesen, welche uns der Verfasser von den verschiedenen Christenverfolgungen gibt, die Ostasien um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts sah! Besonders ansprechend ist auch das Kapitel: „Heilige Laien". Da finden wir alle Stände und jedes Alter vertreten. Neben dem fünfzehnjährigen Gymnasiasten Savio und dem neunzehnjährigen Schmiedegesellen Sulpricio steht der Universitätsprofessor Ferrini; neben der armen Arbeiterin Taigi die Königin von Sardinien und die Königin beider Sizilien. Einem Bekenner ist bis jetzt die Ehre der Heiligsprechung zuteil geworden. Es ist der Redemptorist Clemens Hofbauer. Als Deutsch-Oesterreicher steht er uns besonders nahe. Eine „herrliche Heerschau", wie der Verfasser sagt,

„Sterne von verschiedenstem Glanz und Licht, wahre, in der Schule Christi geklärte und gereifte Menschenindividualitäten. Die Heiligkeit hat die Eigenart ihres Charakters nicht zerstört, sondern noch herrlicher entfaltet. Stella a stella differt claritate (1. Cor. 15,41)". Das Buch ist sehr gewandt und begeistert geschrieben, stellenweise ist der Stil vielleicht etwas zu rhetorisch. Doch das tut dem Interesse keinen Eintrag. Im Gegenteil: Der Leser fühlt sich durch die begeisterte Sprache mit fortgerissen, zumal bei der großen Menge und Verschiedenheit der einzelnen Heiligen-Typen für Abwechslung in ausgiebiger Weise gesorgt ist. Das Buch ist eine Fundgrube an herrlichen Beispielen aller Art. Dem Priester bietet es eine Fülle von Anwendungen für Kanzel und Unterricht. Aber auch der Laie findet hier unerschöpfliches Rüstzeug zur Verteidigung der Wahrheit. Denn nur ein guter — vom ewigen Gärtner selbst — gepflanzter Baum kann solche Früchte hervorbringen. Joh. von Lichtenfels.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst in München versendet dieses Jahr neben ihrem kürzlich erschienenen ausführlichen Bericht über das 20. Vereinsjahr an ihre Mitglieder ein Erinnerungsblatt mit dem Bildnisse weiland S. K. Hoheit des Prinzregenten Luitpold, das nach Leo Sambergers bekanntem Porträt hergestellt ist. Das Blatt ist der dankbaren Erinnerung an den Verblichenen gewidmet. War er doch ein tatkräftiger Förderer der christlichen Kunst und lange Jahre Mitglied der Gesellschaft. Der Text des Gedenkblattes liefert an der Hand von Zahlen Nachweise für diese großartige Kunstpflege. So stiftete S. K. Hoheit z. B. für die Renovierung der Nürnberger Sebaldus-kirche 26,000 M. Besonders viel hat er für die kirchliche Kunst in München getan. Für den Erweiterungsbau von St. Maria-Thalkirchen überwies er 10,000 M. Für die St. Antonius- und die St. Josephkirche gab er je 10,000 M. Dem Zentral-Kirchenbauverein wandte er 30,000 M, dem katholischen Kirchenbauverein Bogenhausen 10,000 M zu. Die St. Paulskirche dankt dem Verstorbenen ihr prächtiges Hauptportal, für das er nicht weniger als 40,000 M aufwandte. Zahlreich sind auch seine Stiftungen für Hochaltäre. So spendete er 47,000 M für den Hochaltar der Kirche St. Benno und 35,000 M für den Hochaltar der zu St. Maximilian. Seine letzte Altarstiftung war die für die St. Annakirche in Altötting, für die er 40,000 M anwies. Durch reichliche Gaben auch für protestantische Kirchen hat er seine Toleranz bewiesen. Gar manche seiner Spenden gingen weit über die bayerischen Grenzen hinaus. Am bekanntesten ist die Stiftung eines Glasfensters zu 10,000 M für die Sixtinische Kapelle in Rom. Mögen diese wenigen Zahlen genügen, eine Vorstellung von der opferwilligen Tätigkeit des verstorbenen Regenten zu geben. In dem Gedenkblatte findet man weitere Mitteilungen in staunenswerter Menge. — Der Jahresbericht der Gesellschaft bringt in kurzen Zügen ihre Tätigkeit zur Darstellung. Auch in diesem Jahre war das Wirken von erfreulichem Erfolge gekrönt. Die Mitgliederzahl beläuft sich auf 5065. Auch der Kassenabschluß ist denkbar günstig. So kann man der Gesellschaft nur wünschen, daß ihre von innerer Einigkeit geförderten Bestrebungen auch fernerhin glücklich gedeihen mögen. Kurt Freden.

Ein „denkender" Mensch.

Von Jos. Kreitmaier S. J.

Die „Allgemeine Rundschau" liegt, wie es sich gebührt, auch im Studentenlesesaal der Münchener Universität auf, und erfreulicherweise zeigen die einzelnen Hefte stets starke Spuren sehr fleißigen Gebrauchs. Weniger erfreulich ist es, wenn manche Leser ihre eigenen abweichenden Ansichten an den Rand zu notieren belieben. Dieser Unfug nimmt in öffentlich aufliegenden Zeitschriften auch in der Staatsbibliothek leider immer mehr überhand.

In Nr. 30 vom 26. Juli hat nun ein Leser Bemerkungen zu dem Artikel „Warnungstafeln" von Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann geschrieben, die einen traurigen Beweis liefern, wie es in manchen jungen Köpfen und Herzen aussieht.

Der Glossator beehrt den verdienten Pädagogen, in dem er mit richtigem Instinkt einen Religionslehrer vermutet, mit dem schönen Titel „Moralathlet" und möchte ihn auf die Bemerkung hin, daß die Jugend des Schutzes bedürfe, als Sicherheitskommissär vorschlagen. Wo der Verfasser von den Geschlechtskrankheiten als einer Gottesgeißel spricht; steht am Rande: „Wie naiv!" An den Satz: „Manche Menschen finden auch im Schmutz noch Pikantes" erfrecht sich der Leser folgende Anmerkung zu setzen: „Sie scheinen das dabei empfunden zu haben, sonst hätten Sie es nicht beobachtet." Die Worte „Sünde" und „göttlicher Imperativ des Sittengesetzes" wurden unterstrichen und mit Ausrufzeichen versehen. Das Wort „Sünde" hört der eifrige Leser überhaupt nicht gerne, darum redet er den Verfasser folgendermaßen an: „Sie können sich wohl gar nicht vorstellen, daß es eine Ueberzeugung gibt, die das Natürliche vom Menschen für rein hält, Sie halten es für Sünde, Geschmackssache!" Ferner: „Ich glaube, Sie möchten den Menschen noch die Geschlechtlichkeit abgewöhnen."

Am Schlusse zieht dann der gelehrte junge Herr sein Resumee mit folgenden bescheidenen Worten: „Der Fehler Ihrer Anschauung besteht darin, daß Sie das Sittengesetz als göttlich und absolut ansehen und so wenig Verstandesklarheit und geschichtliches Einsehen haben, um zu wissen, daß es von Menschen geschaffen ist, fortgebildet oder auch ganz umgewandelt wird. Es ist ein notwendiges Ergebnis des Zusammenlebens der Menschen, Zweckmäßigkeit. Es ließe sich noch lange darüber reden, doch das will ich Ihnen sagen: mit Entrüstungsgefasel ist **denkenden** Menschen nicht gedient."

Eine neue Glosse zu diesen Glossen ist wirklich überflüssig; die Leser der „Allgemeinen Rundschau" wissen aber jetzt, warum ich das zweite Wort des Titels in Gänsefüßchen gesetzt habe.

Neue Strömungen im Kunsthandel.

Von P. Ansgar Pöllmann, München.

Der verstorbene Generaldirektor der bayerischen Staatsgalerien Hugo von Tschudi hat in seinem Vorwort zur Nemes-Ausstellung in der „Alten Pinakothek" (München 1911) als sein Testament die Zeichnung des „neuen Typs des Galeriedirektors" hinterlassen. „Ein Typ, der sich von der mehr kunsthistorischen Spielart des 19. Jahrhunderts dadurch unterscheidet, daß ihn das Sammlungsmaterial vor allem da interessiert, wo es durch lebendige Fäden mit der Gegenwart verknüpft ist. Weniger als der stille Hüter einer abgeschlossenen Sammlung kunst- und kulturhistorischer Dokumente, fühlt er sich als der Vermittler ästhetischer Werte, für die unsere Zeit empfänglich geworden."

Diesem „Galeriedirektor des 20. Jahrhunderts" setzt Tschudi den „neuen Sammlertyp" an die Seite und zwar so unmittelbar, daß er den Galeriedirektor beglückwünscht, „der an der Seite seines Institutes kraft- und temperamentvolle Sammlernaturen zu seiner Unterstützung findet." Als Beispiel gilt ihm da Marczell von Nemes. Aber Tschudi hätte nicht über München hinauszugehen brauchen. Denn gleichzeitig mit Nemes ward hier ein Sammler groß, der mit der ganzen Schönheitsfreude des Modernen und aus durchaus modernem Empfinden heraus, nicht aus kunsthistorischem Interesse den feinsten Werken der alten Holzschneidekunst nachging, und zwar gerade jenen Werken, in denen die Elemente der ars perennis die allerunmittelbarste Verbindung mit unserem heutigen Fühlen gestatten. Auch diese Sammlung — es ist die „Sammlung Dr. Oertel-München" — wurde in einem sowohl für die Kunstgeschichte als auch für die ästhetische Bildung von heute unendlich wertvollen Kataloge festgehalten. Ja, Dr. Oertel ist nach einer Seite hin noch höher als Nemes einzuschätzen, weil ihm nicht zuteil wurde, was Tschudi von dem Budapester Sammler erzählt, daß er sich „im engen Zusammenhange" mit seinem heimatlichen Museum zu dem entwickelt habe, was er heute ist. Ihm wurde jene „Geste seltenster Courtoisie" nicht zuteil. Einsam, ja fast unbeachtet ging er seinen Weg.

Aber war Nemes ein uneigennütziger Sammler? War es Dr. Oertel? Soviel auch über Nemes geschrieben worden ist, ich hüte mich, an die Beantwortung meiner Frage heranzutreten. Nur das eine kann ich sagen: Nemes wie Oertel setzten ihre Sammlung in bare Münze um; Dr. Oertel wenigstens aus Gründen, die mit seinen ästhetischen Anschauungen keinen Zusammenhang haben: er hat sich nur blutenden Herzens von seinem schönen Schatze getrennt.

Wie dem aber auch immer sein mag; der Münchener wie der Budapester Sammler leiten unmittelbar zum Kunsthandel hinüber. Vielleicht ist es gut, daß Tschudi diese Enttäuschung nicht mehr erlebt hat. Oder hätte er bei Erkenntnis der neuen Tatsache uns vielleicht seinen Gedanken weiter gesponnen? Denn der neue Typ des Direktors und der neue Typ des Sammlers kann gar nicht anders als einen neuen Typ des Kunsthändlers hinter sich dreinziehen. Langsam aber sicher hat sich die Scheidung zwischen dem Antiquar, dem es nur um den altertümlichen Charakter in jedem Falle zu tun ist, und dem Kunsthändler vollzogen, der sich nicht nur in die Bestrebungen zur Läuterung und Höherzüchtung eines feinen Geschmackes einstellt, sondern gerade diesen feinen Geschmack auf den Wurzeln des spezifisch neuzeitlichen Empfindens zu wecken sucht, der es also versteht, auf seinem alle Zeiten und Zonen umspannenden Gebiete die Ausstrahlungen der einen und ewigen Kunst vermittelnd weiterzuführen. Ist aber beim Kunsthändler eine solche Idealität, eine solche Uneigennützigkeit möglich? Man wird sie bei ihm ebensowenig in Abrede stellen können, wie beim Sammler, der die Verbindung von innerem und äußerem Werte gerade so zu schätzen weiß, wie das selbst ein Galeriedirektor tun muß. Freilich wird die Uneigennützigkeit vom Galeriedirektor über den Sammler zum Kunsthändler sich in absteigender Skala bewegen, aber immerhin sie ist bei einem Kunsthändler möglich. So möglich wie in jedem anderen Berufe, der ein Brotberuf ist. Der Stolz wird der Hüter seiner Uneigennützigkeit sein. Und eine andere Hut ergibt sich aus dem zweiten reformatorischen Momente: der Kunsthandel wird zum fachwissenschaftlichen Annex der ästhetischen Bewegung von heute und bildet so die notwendige Ergänzung der musealen Tätigkeit. Ich schreibe diesen Satz aus einer früheren kurzen Erörterung an anderer Stelle hier noch einmal wörtlich nieder, weil ich in ihm das Ziel festgelegt wähne, auf das der Kunsthandel hinsteuern muß. Denn bis jetzt stehen sich die museale Tätigkeit und der Kunsthandel eigentlich nichts weniger als freundlich gegenüber. Eine schier unüberbrückbare Kluft hat sich da aufgetan; die zwei exzentrischen Kreise einseitiger Interessensphären haben keine Berührungspunkte mehr. Es fehlt eine wesentliche Verbindung zwischen Handel und Wissenschaft: wie sie jetzt besteht, ist sie nichts anderes als ein notwendiges, leidiges Aufeinanderangewiesensein, in dem man sich, so gut es nur geht, durch möglichsten Selbstschutz einzurichten sucht. Der spekuliert auf Baisse, jener auf Hausse. Und daß an diesem Verhältnis nur der Händler schuld ist, darf nicht ohne weiteres und nicht überall behauptet werden. Aber man denke einmal an den Fälscherkongreß der Museumsleiter und ihre schwarze Liste. Und diese Liste ist größer, als der Laie sich vorzustellen vermag. An einer solchen Abwehraktion gegen die unredliche Ausbeutung des Schönheitsgefühls und der Wissenschaft oder gegen sehr übel angebrachte satyrische Launen läßt sich die Spannung der Kluft am besten ermessen. Wenn also, sehr im Gegensatze zu den heutigen Ver-

hältnissen, der Kunsthandel eine Ergänzung zur musealen Tätigkeit werden soll, dann kann das nur geschehen, wenn die Leitung im Kunsthandel unmittelbar vom Kunstgelehrten ausgeht.

Haben wir nun solch einen neuen Kunsthändlertyp bereits? Die Elemente seiner Bildung, sein sowohl zeitloser und doch ausgesprochen zeitlicher Charakter steigen aus einer Pandorabüchse aller möglichen Gegensätze empor und erfordern zur einheitlichen Verknüpfung unter Bindung der schädlichen Ansätze eine volle, klare Persönlichkeit. Im neuen Kunsthändlertyp muß viel vom Sammler und vom Galeriedirektor sitzen, ja er muß das Bewußtsein an sich gezogen haben, daß oft noch mehr als in den privaten Sammlungen und in den öffentlichen Galerien das Schicksal der allgemeinen Schönheitsbildung in seinen Depots verborgen ruht. Also ob wir ihn haben? Wenn nicht alles trügt, dann bildet er sich zurzeit. Was der Kunstgelehrte Dr. phil. Franz Xaver Weizinger in München anstrebt, die Verbindung des Handels mit einer wissenschaftlichen Beratungsstelle, geht unmittelbar auf ihn zu. Sicher wird sein Unternehmen, die konsequente Durchführung vorausgesetzt, ein schwerwiegendes Moment in der Reform des Kunsthandels sein. Hunderte von Fragen, die man einzeln zu lösen sucht, werden mit einem Male fallen, wenn dieser neue Typ des Kunsthändlers in vollem Bewußtsein einmal dastehen wird. Die wichtigste dabei, die von der unzertrennlichen Verbindung von Mode und Schönheitsgefühl, wird zwar nicht verschwinden, aber sie wird aus der künstlichen Mache heraus auf das rein menschliche Maß zurückgeführt werden. Manch einer hat schon — zumal in München — den Schritt zur Reform getan, ich denke da an Brakl: aber meist waren das enthusiastische Spezialisten — ich will nicht Eigenbrötler sagen — die durch den Antrieb einer umschlossenen Richtung dem Fortschritt sehr oft genutzt (vgl. Brakl und die „Scholle"), sehr oft aber auch geschadet haben.

Weizinger tut einen gewagten Schritt, weil einmal die Verhältnisse so liegen. Er riskiert, daß sich jene Abneigung seiner ehemaligen Genossen gegen alles, was „Händler" heißt, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Qualitäten und seiner Beratungsstelle hübsch langsam auch auf ihn überträgt. Denn unter den Museumsleitern hat das Wort „Händler" einen fatalen Beigeschmack. Selbst Sammler, die „die Preise verderben", werden in diesen Beigeschmack miteinbezogen. Und doch weiß mancher Kunsthändler von der kaufmännischen Fähigkeit der Direktoren ein Lied zu singen. Besäße nämlich z. B. der feinfühlige Stegmann, der Direktor des bayerischen Nationalmuseums, neben seiner umfassenden Wissenschaft und seinem hohen ästhetischen Empfinden nicht auch noch eine ungewöhnliche kaufmännische Gewandtheit, dann läge das herrliche Institut an der Prinzregentenstraße bei weitem nicht in so guten Händen. Wie uneigennützig auch ein Kunsthändler sein kann, haben ja schon jene Händler gezeigt, die wie z. B. Böhler im Laufe ihres Geschäftes sich zum Sammler höher bildeten. Das Wachsen dieser meist autodidaktischen Händler fällt in jene Uebergangszeit, wo die vollendete Moderne den Weg zum Schönheitsideal der Alten aus ihrem eigensten Herzen heraus wieder fand, also ganz in dieselbe Bewegung, die den neuen Sammler- und Direktorentyp hervorgebracht hat. Sie sind die ersten Stufen auf dem Weg der Reform des Kunsthandels. Weizinger hat nun die letzte Stufe überschritten. Ihn mag das Wohlwollen der maßgebenden Kreise begleiten, denn sein ehrliches Streben verdient es.

Was in den divergierenden Abteilungen der schaffenden Kunst und ihrer Literatur brodelt und gärt, das schlägt sich in gesicherten Resultaten mit langsamer, sachgemäßer Entwicklung in unseren kunstwissenschaftlichen Instituten nieder. So ist auch die Reform des Kunsthandels keine einzelne, gewaltsame Sache, sondern nur das Resultat jahrzehntelangen Ringens. Sie ergibt sich von selbst als eine wesentliche Folge mit innerer Notwendigkeit, und es war mir nicht so sehr darum zu tun, zu zeigen, was not tut, sondern auf die sich — oft hinter dem Vorhang abspielenden — Ereignisse hinzuweisen. Wer das historische Entwicklungsgesetz kennt, der wittert schon an der besprochenen Kluft, wo sie am weitesten ist, Morgenluft.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die musikalische Leitung des zweiten Ringzyklus hatte Otto Heß inne. Wir hörten die „Walküre" und gewannen neuerdings von der Empfindungskraft, dem hohen Verständnis und dem großen technischen Können dieses jungen Dirigenten die günstigsten Eindrücke. Den Wotan sang diesmal Bender, dessen eindringliche Gestaltung derjenigen Feinhalsens ebenbürtig ist und dabei fesselnde Eigenzüge in der Auffassung aufweist. Fräulein Fay ist eine Sieglinde von hohem Stimmreiz, wie Heinrich Knote die Siegmundpartie stimmlich und dramatisch mit gewohnter Vollkommenheit meisterte. Die Brunhilde sang Olivie Fremstad mit hoher, tonlicher Schönheit, und leidenschaftlichem Impuls, freilich gewinnt man den Eindruck, daß die Künstlerin manchmal das letzte ihrer stimmlichen Mittel einsetzen muß, um der Aufgabe zu genügen. In der Auffassung weicht Frau Fremstad in manchem von dem gewohnten ab, zeigt aber überall einheitliche Durcharbeitung. (Wenn Brunhilde in einer anderen Toilette erwacht, als in der sie einschlief, so ist dies schlechter Operngeschmack, gegen den der Regisseur unerbittlich ankämpfen sollte.) Neben Gillmanns charakteristischen Hunding ist auch Fräulein Willers Fricka zu nennen. Daß wir das hoffnungsreiche Debut in der Rolle der letzteren außerhalb der Festspielzeit lieber gesehen hätten, wurde bei ähnlichen Anlässen heuer schon mehrmals gesagt. Die Aufführung weckte wieder lebhaften Enthusiasmus in dem bis zum letzten Platze besetzten Hause.

Festkonzerte in der Tonhalle. Die Symphoniekonzerte des Konzertvereins finden einen sehr guten, wenn auch nicht überstarken Besuch. Hauptsächlich sind es die Einheimischen, welche im Gegensatz zu den Besuchern der Festspiele im Prinzregententheater hier das Uebergewicht haben. Dagegen will es schwerer wie in den Vorjahren gelingen, das internationale Reisepublikum für diese Symphonieabende zu gewinnen. Die Anerkennung, die Ferdinand Löwe für seine vortreffliche Dirigentenleistung fand, war wieder eine ungemein herzliche. Das Programm dieser Woche wies Beethovens 4. und 5., Bruckners 7. (die in gutem Sinne populärste des Meisters!), Mozarts Symphonie Es-Dur (K. V. 545) und Schumanns „vierte" auf.

Münchener Künstlertheater. Die wenigen jedem bekannten Operetten Offenbachs und seine reizvolle Oper „Hoffmanns Erzählungen" sind nur ein kleiner Teil dessen, was der Komponist geschrieben hat. Aus den verschollenen hundert Bühnenstücken Offenbachs nach Perlen zu fischen und aus der Beute eine neue Operette zusammenzustellen, war ein erfolgversprechender Gedanke. Leopold Schmidt, ein Berliner Musikschriftsteller, hat sich dieser Aufgabe mit Geschmack unterzogen und Ettlinger und Motz schrieben das neue Libretto. „Die Heimkehr des Odysseus" hatte kürzlich bei der Uraufführung in Frankfurt a. M. guten Erfolg; auch hier war die Aufnahme eine sehr freundliche. Nach den Erfahrungen der Urpremière hatten die Autoren den Dreiakter zu zwei Aufzügen zusammengezogen. Später hat der Regisseur des Künstlertheaters noch Aenderungen herbeigeführt, die zu einem Protest der Verfasser führten. Das Ergebnis des hieraus entstandenen Zeitungskrieges ist, daß man die Operette in einigen Tagen in der von den Autoren gewünschten Fassung geben wird, worauf sich das Publikum dann durch seinen Beifall für die eine oder die andere Variante entscheiden kann. Die Heimkehr des Odysseus ist ganz im Geschmack der bekannten Offenbachlibretti gesehen, der listenreiche Ulysses ist, wie Menelaus, der Gute, reichlich vertrottelt, Penelope so untreu, wie Helena, aus dem göttlichen Sauhirten Eumäos ist ein Hoftheaterintendant, aus Kirke eine Operndiva geworden und Telemach ist schwachsinnig. Unschön wirkt unter anderem der Auftakt mit den auf einem Wiesenhügel lagernden Schäferinnen und Hirten („sind wir alle furchtbar sittlich, weil wir eben ländlich sind"!) Musikalisch das schönste sind rein lyrische Stellen; man hatte für die Penelope eine Sängerin gewählt, die als Marschallin in Straußens „Rosenkavalier" eine Tournée unternimmt, es war somit stimmlich besser vorgesorgt, als dies in der Operette gemeinhin der Fall zu sein pflegt. Auch in den satirischen Zügen zeigt die Musik hübsche Einfälle, derlei läßt sich freilich nicht so schlagend auf andere Situationen übertragen, als es bei dem „Ur-Offenbach" gewirkt haben mag. Pallenberg spielte den Odysseus und fand den gewohnten Beifall. Für meinen Geschmack stehen seine Wirkungen dem Zirkus zu nahe.

Münchener Schauspielhaus. „Die Generalsecke", ein Lustspiel in drei Akten von Rich. Skowronneck, macht das beliebte und bewährte Militärmilieu seinen auf eine freundliche Heiterkeit gestimmten, künstlerischen Zielen dienstbar. Die Situationen sind nicht neu, aber die Szenen sind frisch geführt und wissen bei munterer Darstellung gut zu unterhalten. Die Aufnahme war eine sehr beifällige.

Verschiedenes aus aller Welt. Zu Theodor Körners hundertstem Todestage fanden vielfach Gedenkfeiern statt, besonders in Dresden, der Vaterstadt des Dichters, welche auch das Wohnhaus von Körners Vater, dem Freunde Schillers, ankaufte. In Frankfurt a. M. veranstaltete das Goethemuseum eine Körnerausstellung. — Eine „Theodor Körner-Stiftung für Deutsch-Oesterreich" ist im Entstehen begriffen, die junge deutsch-österreichische Dichter und solche Schriftsteller berücksichtigen will, die sich ein besonderes Verdienst um die Kräftigung des deutschen Volksbewußtseins oder die Förderung der deutschen Schutzarbeit erworben haben. — Die Bayreuther Festspiele 1914 werden den „Fliegenden Holländer" in vollständiger szenischer Erneuerung, sowie den „Ring des Nibelungen" und „Parsifal" bieten. — In Baden-Baden fanden festspielmäßige Ibsen- und Hauptmannaufführungen mit ersten Kräften, wie Else Lehmann und Emanuel Reicher statt. — Max Grube, der neue Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, eröffnete mit Shakespeares „Verlorener Liebesmüh" die Spielzeit. Die Regie hatte die possenhaften Elemente stark herausgearbeitet; die Aufnahme war eine freundliche. — Die Stadt Chemnitz erzielte aus ihren Stadttheatern einen Reingewinn, während die meisten Städte bedeutende Summen für ihre Bühnen opfern müssen. — Das Naturtheater der Breslauer Jahrhundertausstellung brachte als Novität „La Vendetta", eine Opernparodie von Paul Gerold-Guttmann, deren hübsche musikalische Einfälle gefielen. — Lilli Lehmann hat dem Mozarteum in Salzburg 200,000 Kr. mit dem Vorbehalt einer 2%igen Lebensrente gestiftet. — In Dresden starb Professor Ferdinand Boeckmann, ein bekannter Violoncellist, der fünfzig Jahre der königlichen Hofkapelle angehört und sich auch als Vorsitzender des Tonkünstlervereins große Verdienste erworben hat. — Sir Herbert Tree bereitet in London die Aufführung eines biblischen Dramas „Joseph und seine Brüder" von L. N. Parker vor, in welcher die Szenenbilder sich auf eine Farbe beschränken, nur in wenigen Szenen wird eine Kontrastfarbe Verwendung finden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In der gegenwärtigen Zeit der wirtschaftlichen Abschwächung und der unsicheren, unberechenbaren Kursentwicklung an den Börsen ragen die jetzt publik werdenden Bilanzen unserer führenden Montangesellschaften besonders markant hervor. Die Ziffern über Produktion, Absatz, Bruttogewinn und — was für die Aktionäre die Hauptsache ist — die Erklärung der Dividenden zeigen im Vergleich zu dem vorjährigen Resultat zum mindesten das gleiche, meist jedoch ein erhöhtes und gebessertes Ergebnis. Diese Abschlussdaten von Hösch Eisen, Rheinische Stahl, Phönix Bergbau und wie die gigantischen Unternehmungen unserer Montanbranche alle lauten mögen, werden von Börse und Publikum naturgemäss im günstigsten Sinne aufgenommen. Vermehrtes Interesse, gerade für jenes Gebiet, bei lebhaften Kursumsätzen beweist die stete Beliebtheit unserer Bergwerksaktien. Der Umstand, dass die erzielten Gewinne für das abgelaufene Geschäftsjahr 1913/14 teilweise noch auf Grund der damals hochgeschraubten, inzwischen aber erheblich reduzierten Verkaufspreise erfolgt sind, hat sicherlich einen grossen Teil der Kapitalistenkreise von bisheriger Interessenahme ferngehalten. Die Gesellschaften, welche in vorsichtiger Weise bedeutend vermehrte Abschreibungen und Rückstellungen vorgenommen haben, bekräftigen allerdings in aufrichtiger Art, dass dem jetzigen Preisniveau eine angestrengte Tätigkeit angepasst werden muss. Speziell für das Wintergeschäft erwarten die Montanmagnaten keinen zufriedenstellenden Ausweis. Dass die oben erwähnten vorzüglichen Abschlussziffern in ihrer Wirkung an der Börse rasch verpuffen, beruht zumeist auf neuerlichen Konjunktursorgen, welche alle Beteiligten fortwährend in Atem halten. Das Kohlensyndikat und der Roheisenverband berichten fast gleichlautend ein Nachlassen in der allgemeinen Beschäftigung. Gerüchte von grossen Kapitalsvermehrungen einzelner Bergwerkgesellschaften verscheuchen ein zu rasches und ausgedehntes Effektengeschäft. Der vorherrschende Drang in der Börsenbetätigung und die verbreitete Auffassung von nunmehr geklärten politischen Zeiten im Verein mit einer normalen Entlastung in der Geldmarktlage brachten jedoch immer wieder jenen Stimulus und die erwünschte optimistische Haltung, wodurch den Börsen erweiterte Teilnahme zugeführt werden konnte. Die erfreuliche Entwicklung in der chemischen Industrie — die Exportziffern für die abgelaufenen Monate bieten hierfür das beste Beispiel — zeigt, dass verschiedene Sparten der deutschen Wirtschaftsmärkte von den schlechten Konjunkturverhältnissen doch unberührt geblieben sind. Auch die Elektrobranche ist eines dieser wenigen Gebiete, welche keinen Arbeitsentgang aufweisen; sie sieht sich vielmehr fortwährenden neuen Problemen des erweiterten Interesses gegenüber. Es war daher nicht zu verwundern, dass auch in den Elektrizitätsaktien an der Börse ansehnliche Kurssteigerungen zur Tagesordnung gehörten. Das Ende des Kriegszustandes am Balkan, die Wiederherstellung geregelter Verhältnisse dortselbst und die gehäufte Arbeit finanzieller und wirtschaftlicher Reorganisationen im Orient bringen neue Hoffnungen auf lebhafte Beschäftigung für alle Zweige der deutschen Industrie. Einen besonderen Stimulus bildete das Abkommen der französischen Interessenten mit der deutschen Finanzgruppe hinsichtlich der Bagdadbahn. Nach Klärung der Balkanfragen liess die bisherige Zurückhaltung des Privatpublikums an den Börsengeschäften nach. Nach langer Zeit konnte man bei uns zur Abwechslung wiederum von einer anhaltenden guten und durchweg optimistischen Börsengestaltung sprechen. In einzelnen Spezialwerten war die Stimmung ganz besonders rege und die dabei erzielten Kursgewinne gross. Die chemischen und Schiffahrtswerte, die Zementfabriken, vornehmlich aber die Oelgruppe, Naphta- und Salpeterproduktion und die russischen Bankaktien seien hierbei besonders genannt. Eine hoffnungsvollere Beurteilung für die nächste Zeit, sowohl für Konjunkturlage als auch Geldmarktentwicklung, blieb überwiegend, und einzelne Faktoren berechtigen auch in der Tat zu dieser Annahme. Die Geldversorgung zur Monatsabwicklung war bei billigen Sätzen reichlich. Der Wochenausweis der Reichsbank zeigt eine bedeutende Zunahme in der Liquidität, besonders eine Kräftigung des Metallbestandes und des Goldvorrates.

München. M. Weber.

Dem **Bayerischen Lloyd G. m. b. H., Regensburg** — der neuen Schiffahrtsgründung, bei der sich bekanntlich auch der bayerische Staat finanziell beteiligt hat — sind als neue Gesellschafter die Eisenwerkgesellschaft „Maximilianshütte“ und die Bayerische Handelsbank, München beigetreten. Dem Unternehmen wird von allen Teilen aus Industrie und Handel weiterhin das grösste Interesse entgegengebracht. Als besondere Anhänger desselben gelten die Benzin-, Petroleum- und Montansparten.

Die **Bayerische Handelsbank in München** emittiert 5 Millionen Mark 4%ige bis 1923 unkündbare, sowie 5 Millionen Mark 4%ige verlosbare, kündbare Pfandbriefe. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Der Freund der Nervösen und Skrupulanten. Von P. Fr. B. Raymond, Wörishofen Vorwort von Dr. med. Bonnaymé, Nervenarzt in Lyon. Empfehlungsschreiben von Professor Dr. med. Dubois. Bern. 4. Aufl. XX und 322 S. 8°. Geh. M 2.75, geb. M 3.50 und M 5.—. (Hermann Rauch, Wiesbaden.)

Die Uebertretungen des göttlichen Gesetzes und ihre zeitlichen Folgen. Von Wilhelm Koenig. M 1.75. (Siemianowitz, O. S., Franz Buschka.)

Bibliothek der Kirchenväter. Bd. 11: Augustinus V. Geh. M 3.—, geb. M 3.80 und M 4.30. (Kempten und München, Kösel.)

Paschal Baylon, ein Heiliger der Eucharistie. Aus dem Französischen des P. Mansuy, Vaubourg von P. Gerhard Zoll. 8°. 128 S. Brosch. M 1.20, geb. M 1.80. — **Veronika Barone.** Tertiarin von Vizzini, Sizilien. Von P. Pio da Mazzarino O. Cap. Deutsch von P. Leo Schlegel. 8°. 220 S. Brosch. M 2.—, geb. M 2.60 (Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Die Zierde der Jugend. Von P. Januarius Grewe. 230 S. Geb. M 2.—. (Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Memento Jerusalem. Blicke des Glaubens auf die Wege Gottes im Heiligen Lande. Von Wilh. Maier. Brosch. M 2.—, geb. M 2.50. (Aktiendruckerei, Fulda.)

Semaine D'Ethnologie Religieuse. Compte-Rendu Analytique de la Ire Session 1912. (Brüssel, 53 rue Royal, Albert Dewit.)

Gustav Hildebrand, „Rund um den Kreuzturm“. Roman aus den Dresdener Maitagen von 1849, ca. 300 S. Geh. M 3.—, geb. M 4.—. (Schulze & Co., Leipzig.)

Was man für eine Schweizer-Reise wissen muß. Von Josephine Mann. 139 S. kl. 8° mit 4 Illustr. Brosch. M 1.20, geb. M 2.—. (Zürich, Art. Institut Orell-Füßli.)

Harlaching die Gartenstadt. Von H. Withalm. Nr. 9 der Wanderer-Kollektion. 50 Pf. **Straße und Land,** Münchener Auto-Reisen. Nr. 1 und 2 der Wanderer-Kollektion. M 1.—. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München.)

Fernsteiner, P. Benedikt, O. S. B. Im Kreislauf. Synonyme Gedanken aus Werken griechischer, römischer und deutscher Dichter und Denker. 8° VIII u. 240 S. Geh. M 2.60, geb. M 3.20. (Kösel, Kempten und München.)

Meine fünf Klosterjahre. Von Heinrich Siemer. Brosch. M 3.—. (Hamburg und Berlin, Alfred Janssen.)

Drittes Register zu den „Stimmen aus Maria-Laach“. M 12.—; geb. M 13.20. 718 S. (Freiburg, Herder.)

Deutsches Lesebuch, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor Dr. Joseph Hense. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Uebersichten und Darstellungen. Drei Teile gr. 8°. 1. Teil: Dichtung des Mittelalters. (XII u. 264 S.) Geb. Mk. 3.30. (Freiburg, Herder.)

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1912—1913. 28. Jahrg. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Prof. Dr. Joseph Plaßmann. Mit 15 Abbildungen. Lex.-8° (XVI u. 468 S.) Geb. M 7.50. (Freiburg, Herder.)

Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien. Herausg. W. Zils. M 6.—. (München, Kellerer.)

Das katholische Pfarramt. Sein Geschäftsgang und Interessenkreis. Von J. Noll. M 8.50. (Wiesbaden, Hermann Rauch.)

Ein Blick in das Reich der Chemie. Von Dr. F. Jüthner. Mit 20 Illustr. 8°. 112 S. Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. — **Giganten der Technik.** Von F. E. Mayer. Mit 63 Illustr. 8°. VIII, ca. 190 S. 65. und 66. Bändchen der „Naturwissenschaftl. Jugend- und Volksbibliothek“. Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Zarenkrone und Sklavenkette. Eine Geschichte des mittelalterlichen Bulgarien. Von Otto von Schaching. Brosch. M 1.—, geb. M 1.35. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

„Heimatklänge“ aus dem Tagebuch eines Bahnwärterbuben. Von J. Haindl. 320 S. Brosch. M 2.80, geb. M 3.50. (Carl Aug. Seyfried & Comp., München.)

Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers. Von Dr. Jul. Bachem. Brosch. M 2.40, geb. M 2.80. (Köln, Bachem.)

Hättenschwiller Otto, Aus Zeit und Leben. Ein Buch noch nicht edierter zuverlässiger Beispiele und Zitate für Prediger, Konferenzredner, Katecheten, Schriftsteller und Erzieher. 580 S. 8°. Brosch. M 5.40, geb. M 6.50. (Regensburg, Pustet.)

Graf Sayn. Deutsches Kulturbild aus dem 13. Jahrhundert. Von K. v. Bolanden. Brosch. M 1.40, geb. M 2.—. (Regensburg, Pustet.)

Kunz, Christian, Die Tonsur und die kirchlichen Weihen. Deutsch und lateinisch nebst Weihe-Unterricht. à 70 Pf., geb. M 1.—. (Regensburg, Pustet.)

„Kommet alle zu mir!“ Kommunionbuch von P. F. J. Grüner, O. M. Cap. 320 S. Geb. M 1.20 und M 1.50. (J. Pfeiffer, München, Herzogspitalstraße 6.)

St. Annabüchlein. Von P. F. J. Grüner, O. M. Cap. 192 S. Geb. 50 Pf. und 80 Pf.. (J. Pfeiffer, München, Herzogspitalstraße 6.)

Die Geschichte der Kirche Christi. Von Joh. Abach, Päpstl. Geh. Kammerherr, Dekan. Zweite, neu illustrierte Ausgabe bearbeitet von Professor Dr. G. Schwamborn. 50 Einschaltbilder und 572 Abbildungen im Text. VIII und 888 S. gr. 4°. Geb. M 15.80. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg (Els.), Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Olympische Spiele Stockholm 1912. 20. Juni bis 22. Juli, veranstaltet vom Internationalen Olympischen Komitee. Herausgeber Julius Wagner. 200 Illustrationen, 20 Vollbilder, 1 Kunstbeilage. Bearbeitet von A. Eichenberger. 154 S., broschiert M 3.—, geb. M 6.—. (Zürich und München, Julius Wagner.)

Die Kunst dem Volke. Nr. 14: Die Künstlerfamilie della Robbia. Von Dr. Oskar Doering. 80 Pf. (München, Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst.)

Die Katholischen Missionen in den Deutschen Schutzgebieten von Dr. J. Schmidlin, (Aschendorff, Münster i. W.)

Die Heeresvermehrung des Jahres 1913 und ihre Deckung. Von Oberregierungsrat K. F. Speck, M. d. R. 60 Pf. (Verlag der Windthorstbunde, Köln.)

Aus dem neuen Albanien. Politische und kulturgeschichtliche Skizzen von M. Amelie Freiin v. Godin. 8°. 126 S., brosch. M 2.—. (Wien, Joseph Roller & Co.)

Aus dem Lande der Knechtschaft. Albanische Novellen von M. Amelie Freiin v. Godin. (Wien, Joseph Roller & Co.)

Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von W. Ilgenstein. M 1.60. 4. Aufl. (W. Ilgenstein, Charlottenburg, Goethestr. 5.)

Leben und Segen der Vollkommenheit. Anleitung zu einem frommen Leben für christliche Laien. Von Fehringer. (Gehört zur Sammlung „Aszetische Bibliothek“.) 12° (XVI u. 424 S.) M 3.20; geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Mehr Liebe. Lebensbild des Dom Pius de Hemptinne O.S.B. Deutsch von D. Benedicta von Spiegel O.S.B. 8° (XVI u. 272 S.). M 2.80; geb. M 3.40. (Freiburg, Herder.)

Die Blinde. Roman. Von E. v. Winterfeld-Warnow. Geh. M 4.—, geb. M 5.—. (Köln, Bachem.)

Ruinen oder neues Leben! Von Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, Mitglied des Herrenhauses. M 2.50. (Wien u. Leipzig, Heinrich Kirsch.)

Lothringen und seine Hauptstadt. Festschrift zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz 1913. In Verbindung mit Prof. J. B. Keune und Prof. Dr. R. S. Baur herausgegeben von Dr. A. Ruppel. (Metz, Verlag des Lothringer Verlags- und Hilfsvereins.)

Der Zorn Gottes. Roman von Franziska Bram (L. v. Endners. Geh. M 4.— geb. M 5.— (Köln. Bachem.)

Die katholische Moral und ihre Gegner. Von Prof. Dr. Jos. Mausbach. 4. Aufl. Geh. M 7.—, geb. M 8.— (Köln, Bachem.)

Die Geschichte der katholischen Kirche in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen für Vereine, Schule und Kirche, zugleich ein kirchengeschichtliches Nachschlage- und Erbauungsbuch für die kath Familie. Von Anton Ender. 3. Auflage. 1088 S. gr. 8°. Brosch. M 15.—, geb. M 20.—. Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Straßburg. Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

Die katholischen Moralsätze bezüglich der Rationalisierung der Geburten. Von Prof. Dr. Franz Renz. Kl. 8 35 S. Breslau, G. P. Aderholz, Buchhandlung 50 Pf.

Eine neue Dampferlinie des Norddeutschen Lloyd. Der Norddeutsche Lloyd unterhält zurzeit folgende Dampferlinien nach den Vereinigten Staaten von Amerika: 1. eine Schnelldampferlinie von Bremen nach Neuyork, 2. eine Postdampferlinie von Bremen nach Neuyork, 3. eine Linie von Genua nach Neuyork, 4. eine Linie von Bremen nach Baltimore, 5. eine Linie von Bremen nach Philadelphia, 6. eine Linie von Bremen nach Galveston. Von Mitte September ds. Js. ab wird der Norddeutsche Lloyd eine weitere Linie von Bremen nach Boston und Neuorleans einrichten, welche dreiwöchentlich mit den Dampfern „Köln“, „Frankfurt“ und „Hannover“ betrieben werden und sowohl dem Passagier- als auch dem Frachtverkehr dienen soll. Als erster Dampfer wird am 17. September der Dampfer „Köln“ von Bremen expediert werden.

Unsere Leser,

welche seither die „Allgemeine Rundschau“ von unserer Geschäftsstelle durch die Post überwiesen bekamen, jetzt aber zum direkten Postabonnement (d. h. zur unmittelbaren Bestellung bei ihrem Postamt) übergehen wollen, bitten wir bis zum 15. September um entsprechende Mitteilung. Das direkte Postabonnement ist für unsere Bezieher der einfachste, bequemste und billigste Weg.

Diejenigen Leser, welche die ‚Allgemeine Rundschau‘ auch weiterhin durch die Geschäftsstelle zu beziehen wünschen, bitten wir in ihrem eigenen Interesse, den Abonnementsbetrag stets pränumerando, d. h. vor Beginn des neuen Quartals gütigst einsenden zu wollen.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5'paltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 37. München, 13. September 1913. X. Jahrgang.

Albanische Grenzen.

Von Marie Amelie Freiin v. Godin.

Albanien als selbständiger Staat ist geschaffen! Das ist die feststehende Tatsache, mit der die albanischen Patrioten, die dieses Ziel unentwegt in vielen Jahren harter Arbeit und oft hoffnungsloser Leiden festgehalten haben, sowie ihre Freunde, welche ihr Streben mit Sympathie und Hilfsbereitschaft verfolgten, rechnen dürfen, die Gegner dieser Idee rechnen müssen.

Seit aber die Großmächte die Anerkennung der albanischen Selbständigkeit beschlossen haben, sind viele Monate vergangen und nur ganz langsam, wirklich Schritt für Schritt konnten die Bestimmungen getroffen werden, welche dem Beschluß en bloc erst praktische Bedeutung und Wirkung zu verleihen hatten. Ich glaube kaum, daß sich in der Weltgeschichte viele Beispiele finden ließen von Ereignissen und Entschließungen, bei denen so vielen widersprechenden Wünschen, Ansichten, Interessen Rechnung getragen — oder nicht Rechnung getragen werden mußte und sollte, als bei der Festlegung des sogenannten „albanischen Statuts".

Kein Wunder, daß die Arbeit langsam erledigt wurde, kein Wunder, daß die Entscheidungen, im Bestreben gefällt, den Mittelweg nicht zu verlassen, schließlich weder die Freunde noch die Gegner Albaniens befriedigt haben.

Wenn man sich heute nach den positiven Ergebnissen der Londoner Botschafterkonferenz für das albanische Statut fragt, so muß man sich gestehen, daß sie, einige nebensächliche Bestimmungen wie die Einrichtung einer Polizeitruppe usw. abgerechnet, im wesentlichen die strittigen Fragen nicht löste, sondern einen Weg festsetzte, wie sie in Zukunft zu lösen seien. So wurde beschlossen, daß Albanien einen Fürsten erhalten werde und daß dieser im Laufe der nächsten sechs Monate durch die Großmächte zu ernennen sei, über seine Person hingegen wurde nichts festgesetzt, und in diesem Punkt ist heute die Ungewißheit noch ebenso groß, wie sie es im März war, als die abenteuerliche Kandidatur des Herzogs von Montpensier auftauchte und begraben wurde.

Ebenso problematisch ist die Festlegung der albanischen Grenzen durch die Botschafterkonferenz. „Endgültig" bestimmt ist die Nord- und Ostgrenze und die Zugehörigkeit der Küste im Süden bis Kap Stylon zum neuen Staat. „Endgültig" wurde auch die inneralbanische Stadt Koritza Albanien zugesprochen.

Die Bestimmung der Südgrenze von Kap Stylon bis Koritza wurde hingegen einer zu bildenden internationalen Kommission überlassen, welche sie an Ort und Stelle „nach dem Wunsch der ansässigen Bevölkerung" treffen soll.

Ehe ich auf diese Grenzfestlegungen näher eingehe, schicke ich voraus, daß ich sehr wohl einsehe, wie im Augenblick infolge der verwickelten Lage, infolge auch des allgemein eingetretenen Ruhebedürfnisses, kaum viel Günstigeres für Albanien hätte erreicht werden können, als erreicht worden ist.

Was die Nordgrenze betrifft, so wurde das Gebiet mehrerer der tapfersten Malissorenstämme, wie der Hoti, Gruda und Klementi an Montenegro abgetreten.

Man wird mir sagen, daß Montenegro doch billigerweise für die Herausgabe von Skutari entschädigt werden mußte. Das mag sein, obschon man der Ansicht sein könnte, Montenegro sei durch einen Teil des Sandschak Novibazar genügend für seine Kriegsleistung schadlos gehalten worden. Jedenfalls ist die Enttäuschung aller Albaner, besonders aber die Erregung der betroffenen Malissorenstämme über ihre Ausschließung aus Albanien sehr wohl zu verstehen. Schon im Berliner Kongreß war nämlich dies Gebiet der sogenannten großen Malcija Montenegro zugesprochen worden, die Ausführung des Kongreßbeschlusses scheiterte damals aber am tapferen Widerstand der Bergstämme — wie gleichzeitig die ebenso beschlossene Annektion des „Epirus" durch Griechenland am Widerstand der Epiroten. Jener Aufstand nach dem Berliner Kongreß war das erste Aufflammen albanischen Nationalgefühls gewesen und wurde damals von der türkischen Regierung begreiflicherweise sogar unterstützt. Als freilich der Zweck des Kampfes erreicht war und die albanisch-nationalen Bestrebungen doch nicht mehr ganz zur Ruhe kommen wollten, begann die türkische Regierung das System grausamer und blindtörichter Unterdrückung der albanischen Patrioten, welche im letzten Jahrzehnt so viele Opfer gefordert und schließlich die völlige Entfremdung der albanischen Provinz vom osmanischen Reiche herbeigeführt hat. Diese gleichen Malissoren, welche als Erste für ihr albanisches Vaterland eingetreten sind, kommen nun an Montenegro. Die Tragik dieser Entscheidung werden viele empfinden. Möglich indes, daß auch diesmal die tatsächliche Einverleibung am Widerstand und Patriotismus der tapferen und tüchtigen Bergstämme scheitert.

Im Nordosten ist dem neuen albanischen Staat durch Beschluß der Botschafterkonferenz das ganze Wilajet Kossovo verloren gegangen, in dem unter etwa (mindestens) 600 000 Albanern rund 200 000 Serben wohnen mögen. Das Wilajet Kossovo ist die Heimat des populärsten Albanerführers Issa Bolletin und seiner Getreuen, überhaupt all jener Albanerstämme und Führer, welche in den tapferen Aufständen der letzten fünf Jahre mit ihrem Blute den Boden für die Freiheit Albaniens unter den unsäglichsten Verfolgungen und Leiden vorbereitet haben.

Ich kann schwer die Angst schildern, mit der wir diesen Winter im eingeschlossenen Valona die Entscheidung über das Schicksal des Wilajets Kossovo erwartet haben. Gewiß, die entwaffneten Nordalbaner hatten das Eindringen der Serben nicht verhindern können, aber ist es gerecht, daß diese Tapferen auf diese Weise die unglaublich kurzsichtige Politik der Pforte büßen müssen, die ihre besten Grenzwächter wehrlos gemacht hat? Nachdem Oesterreich auf dem Balkan eines starken Albaniens bedarf, fragt man sich, ob die Duldung eines Entschlusses, der Albanien seiner besten Stämme beraubt, wirklich ein Werk notwendiger Staatsräson gewesen. Wie dem auch sei, viele der Führer in Valona waren der Ansicht, daß ohne das Wilajet Kossovo, also ohne Djakova, Ipek, Mitrovitza und Dibra Albanien überhaupt nicht lebensfähig würde. Den Kummer, der sie zu diesem Urteil trieb, kann ich verstehen, aber ich bin von der inneren, gesunden Kraft des albanischen Volkes so fest überzeugt, daß ich ihren Pessimismus nicht teile, überhaupt diese Grenzregelungen im Norden noch nicht als endgültig betrachte.

Als uns der Verlust von Kossovo bekannt wurde, sagte einer der nordalbanischen Führer nach der ersten Verblüffung: „Laßt es gut sein, wir werden uns nun jedes Jahr gegen die Serben empören, wie ehedem gegen die Türken." Ich glaube, diese Worte hätten wie er alle 600 000 Albaner des Wilajets Kossovo gesprochen. Serbien wird seine neue albanische Provinz kaum viel Freude und Glück bringen. Damals las ich in einer führenden österreichischen Zeitung: „Es wird doch kein vernünftiger Mensch ernsthaft von uns wollen und erwarten, daß wir wegen eines albanischen Dorfes, daß wir wegen Dibra einen Krieg führen werden!" Gut. Nur handelte es sich um weit mehr als Dibra. Es handelte sich darum, Oesterreich auf dem

Balkan einen starken, widerstands- und entwicklungsfähigen Freund zu schaffen.

Es ist übrigens nicht uninteressant, daß die Serben täglich die ihnen von der Londoner Botschafterkonferenz vorgezeichneten Grenzen überschreiten und erklären, daß sie sich um die Beschlüsse der Konferenz nicht kümmern wollen. Infolge davon wäre es nicht unverständlich, wenn auch die Albaner, wenigstens die nicht durch Neutralität gebundenen Albaner des Wilajets Kossovo in Zukunft ein schwaches Gedächtnis für die Beschlüsse der Konferenz beweisen würden.

Wenn Oesterreich — nicht wegen Dibra, aber wegen seines Ansehens am Balkan — Serbien gegenüber auch in der Frage des Wilajets Kossovo festgeblieben wäre, wie in der Angelegenheit von Durazzo, hätte Serbien ohne Zweifel das Wilajet plötzlich entbehrlich gefunden, wie König Nikita Skutari, und auf dem Balkan wäre eine Ursache späterer Verwicklungen weniger gewesen. Daß Rußland um seiner südslawischen Schützlinge willen nicht kämpfen will — wahrscheinlich noch einige Jahre nicht kann — beweist es jetzt in der Adrianopelfrage.

Im Norden und Nordosten waren also die Grenzbestimmungen der Botschafterkonferenz — die Rettung von Skutari ist nicht ihr Verdienst — für Albanien wenig erfreulich.

Im **Süden** wurde dem neuen Staat durch die Hartnäckigkeit Italiens die Küste bis zum Kanal von Korfu und im Innern Koritza gerettet. Das klingt wunderschön und mag den, der Albanien nicht kennt, befriedigen. Auch ich sage, es hätte noch schlimmer werden können, und die Albaner können überhaupt glücklich sein, daß Albanien geschaffen wurde. Es hätte also noch schlimmer werden können, aber es ist schlimm genug.

Durch jenen Beschluß nämlich geht Albanien fast die ganze, rein albanische Tschameri verloren, d. h. das Gebiet zwischen Butrinto und Preveza. Mit dem Verlust von Preveza hatte man immer gerechnet, denn die Stadt ist griechisch, aber die Landbevölkerung ist fast bis zu den Mauern der Stadt albanisch. Daß die Orthodoxen durch die viel mehr politische als religiöse Tätigkeit ihrer Popen und den Umstand, daß sie nur griechische Schulen hatten, in der Tschameri zum Teil hellenisiert sind, ändert an der Tatsache nichts, bildet für die neue albanische Regierung höchstens eine Mahnung, den Popen genau auf die Finger zu sehen und weder griechischen Unterricht noch griechische Seelsorge zu dulden. Auch orthodox kann auf albanisch gepredigt werden. Warum denn nicht!

Fast verhängnisvoller und gefahrdrohender für Albanien als der endgültige Verlust der Tschameri ist indes der Beschluß der Botschafterkonferenz, die Bestimmung der ganzen Südgrenze einer Kommission zu überlassen, die natürlich möglichst rasch arbeiten muß, die eigentlichen Verhältnisse des Landes in kurzer Zeit unmöglich kennen lernen kann und als Hilfsmittel für ihre Tätigkeit nur eine „Abstimmung" der ortsansässigen Bevölkerung haben soll.

Was kann aber eine Volksabstimmung in einem Lande zutage fördern, das von den Truppen jener Macht dicht besetzt ist, welche durch diese Abstimmung gewinnen oder verlieren soll! Die griechischen Truppen werden einfach die Albaner, welche den Mut haben, sich zu Albanien zu bekennen, auf jede Weise bedrängen und bedrohen, wie sie ja auch jene Albaner aus den umstrittenen Gebieten, welche zur Nationalversammlung nach Valona sind, seit dem Winter dadurch mit Gewalt dort zurückhalten, daß sie sie einfach nicht mehr in ihre Heimat zurückkommen lassen! — Im März fand in Delvine und Umgebung ja auch schon eine „Abstimmung" der Bevölkerung zugunsten der Griechen statt. Wie da zu Werke gegangen wurde, davon kann ich ein Liedchen singen. Die Soldaten holten einfach die Leute, die in den meisten Fällen kaum oder gar nicht wußten, worum es sich handelte, mit Gewalt in das Lokal, wo die Listen für Griechenland auflagen. Da sie entwaffnet waren, konnten sie an Widerstand gar nicht denken. Zu Mehmet Ali Pascha Delvina, dem Haupt der alten Lehensherrnfamilie des Sandschak Delvine, kam ein Offizier, um ihn zur Wahl zu holen. Er erklärte, leider nicht kommen zu können, er sei krank. Darauf kam ein zweiter, ihn noch dringender einzuladen. Er ging auch jetzt nicht. Nun kam ein dritter, „der Pascha müsse kommen, seine Stimme für Griechenland abgeben, das in ihm einen Freund zu haben hoffe . . ." Dem zeigte sich der Greis im Nachtgewand und hustete erbärmlich einen fingierten Husten, nur um sich von der Abstimmung für Griechenland zu retten. Jene, welche ihre Stimme direkt verweigerten, haben seitdem alle Leiden einer feindlichen Okkupation kennen gelernt. Wenn also die Abstimmung über die Grenze in Südalbanien irgendwelchen Wert, irgendwelche Bedeutung haben soll, müssen zuvor die griechischen Truppen aus dem Lande entfernt werden.

Mir scheint die Wahl überhaupt völlig überflüssig.

Bei dieser Grenzbestimmung handelt es sich hauptsächlich um die Städte Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja. Daß diese Städte wirklich albanisch sind, davon kann sich jede vorurteilsfreie Kommission auch ohne Abstimmung überzeugen, wenn sie sich Mühe und Zeit nimmt, der Sache auf den Grund zu gehen. Ferner wird diese Kommission sofort ganz von selbst einsehen, daß ohne diese Städte auch die Küste weder für Albanien, noch für Italien, das sie Albanien absolut erhalten wissen wollte, irgend welchen Wert besitzt. Werden nämlich Argyrokastro, Permet, Leskovik und Kolonja griechisch, so ist der albanische Küstenstreifen so lächerlich schmal, daß er weder ökonomisch noch politisch gehalten werden kann.

Was soll der Hafen von Santi Quaranta trotz seiner Vorzüglichkeit Albanien nützen, wenn er kein Hinterland hat, das ihm Ein- und Ausfuhr bringt?

Dieser Küstenstrich, der wie ein Finger — ohne die genannten Städte — in griechisches Gebiet ragen würde, müßte, um überhaupt existieren zu können, mit dem griechischen Nachbarn notgedrungen die beständigsten und vertrautesten Beziehungen unterhalten, wäre darum griechischer Propaganda gegenüber völlig wehrlos und würde von selbst früher oder später dem Schicksal des Hinterlandes folgen. Bis dahin aber würde er dem neuen albanischen Staat eine Quelle von Unruhe und Sorgen.

Wenn also Italien im eigenen Interesse die Küste bis zur Straße von Korfu in albanischen Händen wissen wollte, dann muß es auch Argyrokastro, Permet, Leskovik und Kolonja für Albanien wollen und durchsetzen.

Ohne diese Städte hätte auch der Besitz von Koritza für Albanien nur problematischen Wert, denn über sie führt der Weg von Koritza nach Santi Quaranta — ans Meer. Kämen die vier Städte und ihre Umgebung an Griechenland, dann wäre Koritza überdies fast ringsum von fremdem Gebiete eingeschlossen, von Albanien fast völlig isoliert, könnte sich weiterhin also kaum noch so günstig entwickeln, wie bisher und wie es seiner klugen, verläßigen, arbeitsamen und vaterlandsliebenden Bevölkerung entspricht.

Mitte August haben sich zehn Männer aus Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja von Valona nach Rom und Wien auf den Weg gemacht, um dort die Zugehörigkeit ihrer Vaterstädte zu Albanien bittend zu erwirken. An ihrer Spitze steht Ekrem bey Vlora, der begabteste, bedeutendste unter den jungen albanischen Führern. In Wien völlig europäisch erzogen, hat dieser Sproß der alten Feudalherrenfamilie des Sandschak Valona von frühester Jugend auf nur für Albanien gearbeitet. Heute kaum dreißigjährig sieht er seinen heißen Wunsch erfüllt, seine Voraussicht bestätigt, seinen mit eiserner Konsequenz verfolgten Plan ans Ziel geführt — daß Albanien durch die Anlehnung an den Dreibund frei wird. Möchte ihm der Dreibund dies Vertrauen lohnen und auch seinem heutigen Unternehmen Erfolg geben, möchte er mit seiner Bitte für Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja Gehör finden, damit Albanien im Süden nicht so schändlich verstümmelt werde, wie im Norden, damit es lebensfähig werde und einer tüchtigen Entwicklung entgegengehen könne, ihm und den andern albanischen Patrioten und Albaniens Freunden zur Freude — Oesterreich und Italien — dem Dreibund zum Nutzen!

Sehnsucht.

Nächtliche Stille,
rauschende Quelle,
über den Bergen
silberne Helle,
über den Wäldern
ewiger Frieden,
unsterblicher Sehnsucht
lockendes Land!

Höher zum Himmel
lenk ich das Steuer
durch des Sternmeers
läuterndes Feuer.
Himmlischen Odem
wittert der Seele
unsterbliche Sehnsucht
im ewigen Land.

Seb. Wieser.

Der Radikalismus in Baden.

Von Abgeordneten Dr. Schofer, Freiburg i. Br.

Es lohnt sich, einmal zahlenmäßig das Anwachsen der Sozialdemokratie in Baden, dem klassischen Lande des Großblocks, darzustellen. Dabei kommen in Betracht die Wahlziffern bei den einschlägigen Reichs- und Landtagswahlen, der Mandatsbesitz und die Vertretung in der Kommunalverwaltung.

Die Wahlziffern der letzten zehn Jahre bieten folgendes Bild:

Reichstagswahlen:	Stimmen		Prozent der Wahlberechtigten
1903:	72 300	=	17,22
1907:	93 306	=	20,90
1912:	117 154	=	22,38
Landtagswahlen:			
1905:	50 421	=	13,39
1909:	86 078	=	21,33

Darnach steht bereits mehr wie ein volles Fünftel der badischen Wählerschaft unter der Fahne der Sozialdemokratie; bald wird die Ziffer ein volles Viertel aufweisen.

Den Mandatsbesitz der Sozialdemokratie im badischen Landtage geben folgende Zahlen an:

Vor 1905: 6
„ 1905: 12
„ 1909: 20

Darnach hat sich in der kurzen Zeit von weniger als zehn Jahren der Mandatsbesitz mehr wie verdreifacht. Diese Tatsache hat auch dann noch ihre bedenkliche Bedeutung, wenn man die Einführung der direkten Wahl im Jahre 1905 und die Vermehrung der Mandate von 63 auf 73 in Rechnung stellt.

Der „Tauber- und Frankenbote" hat in Nr. 181 vom 7. August nun auch eine Statistik der sozialdemokratischen Gemeindevertreter aufgemacht. Damit man einen Maßstab hat, ist in der Statistik auch auf andere Staaten, sowie auf das gesamte Reich Rücksicht genommen. Das von dem genannten Organ gelieferte Zahlenbild ist folgendes:

	In Deutschland	In Baden
Sozialdemokratische Gemeindevertreter (Ausschußmitglieder) in Städten	2753	452
Sozialdemokratische Gemeindevertreter (Ausschußmitglieder) in den Landgemeinden	8928	1554
Sozialdemokratische Gemeinderäte in den Städten	133	49
Sozialdemokratische Gemeinderäte in den Landgemeinden	187	97
Zus.: Sozialdemokratische Rathausmitglieder	12 001	2152

Dazu bemerkt nun das Blatt:

„Von den 12001 sozialdemokratischen Rathausmitgliedern des Reiches stellte also das kleine Land Baden allein 2152; das sind fast 18 Prozent.

In keinem anderen Bundesstaat ist die Sozialdemokratie auf den Rathäusern so stark im Vormarsche begriffen wie in Baden. Auch die anderen süddeutschen Staaten, die ein ziemlich freiheitliches Gemeindewahlrecht besitzen, werden von Baden nicht übertroffen. Im Gegenteil! Bayern, Württemberg und Hessen weisen zusammen nicht so viele sozialdemokratische Rathausmitglieder auf als Baden, wie folgende Ziffern ausweisen:

Sozialdemokratische Rathausvertreter gibt es in:

Baden		2152
Bayern	973	
Württemberg	763	
Hessen	370	
Bayern, Württemberg und Hessen zusammen		2106"

Daß mit diesem Anwachsen an Stimmen und Sitzen in der Kammer, wie auf den Rathäusern der Einfluß gestiegen ist, braucht nicht besonders bewiesen werden. Der Abg. Dr. Frank konnte deshalb auch schon am 17. August 1910 den Heilbronner Genossen mitteilen, daß die badischen Sozialdemokraten „Erfolge für sich errungen, die in fast allen anderen Bundesstaaten noch ganz unbekannte Dinge seien." „Die Tatsachen zeigen," fuhr er fort, „daß wir in Baden eine politische Macht sind, mit der man bis in die letzten Verwaltungszweige hinein rechnen muß."

Diese Tatsachen sprechen für sich; sie werfen aber auch ein Schlaglicht auf das neue Großblockabkommen, das den Nationalliberalen die Pflicht auferlegt, mitzuhelfen, daß der Sozialdemokratie ihr Mandatsbesitz womöglich intakt erhalten bleibt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zurzeit ruhig, aber unsicher.

Man löst die Fragen, so gut oder so schlecht es gerade geht; selten kommt dabei eine erschöpfende und dauerhafte Regelung heraus, meistens Halbheiten mit Haken für künftige Verwicklungen.

Auf dem Balkan hat man zwei grausige Kriege geführt; aber die Neuordnung der Dinge liefert Anhaltspunkte genug für einen dritten oder vierten Krieg. Jetzt beginnen die „unmittelbaren Verhandlungen" mit der Türkei, einerseits von seiten Griechenlands, anderseits von seiten Bulgariens. Zu den letzteren bemerken unsere Offiziösen in der „Nordd. Allg. Ztg.", es werde nicht daran gezweifelt, daß trotz möglicher Stockungen schließlich eine Einigung zustande komme auf der Grundlage, daß Adrianopel und Kirkkilisse in türkischem Besitz bleiben. Danach haben die Großmächte, die vor einigen Monaten noch der vorstoßenden Türkei die Unmöglichkeit der Wiedererringung von Adrianopel ankündigten, sich bereits mit der Preisgabe dieses heißumstrittenen Gebietes an den Halbmond abgefunden. Das schlimmere an diesem Rückschlag ist der starke Anreiz für Bulgarien, bei der nächsten günstigen Gelegenheit sich wieder in den Besitz von Adrianopel und Kirkkilisse zu setzen. Dieser Zukunftskampf mit der Türkei kann vielleicht etwas aufgeschoben werden, wenn die Regierung von Konstantinopel den Bulgaren im übrigen soweit entgegenkommt, daß die letzteren zunächst an ihren ehemaligen Verbündeten, Serbien und Griechenland, ihre Revanchelust kühlen. Ist diese neue Kraftprobe zugunsten der Bulgaren ausgefallen, so folgt mit Naturnotwendigkeit ein bulgarischer Vorstoß gegen die Türkei, und er kann unter Umständen bis nach Konstantinopel sich erstrecken. Wenn man auch an den „Frieden von Bukarest" noch etliche andere „Friedensverträge" anklebt, es bleibt immer nur ein Waffenstillstand zur Sammlung frischer Streitkraft.

Der König von Griechenland ist mit seiner Familie in Deutschland eingetroffen. Der Besuch trägt einen verwandtschaftlichen Charakter, aber er hat doch auch seine politische Bedeutung. Seitdem Deutschland aus der Gruppe der Schutzmächte von Kreta ausgeschieden war (nach dem Ausdruck Bülows die Flöte auf den Tisch des Konzertsaales gelegt hatte), war der Draht Berlin-Athen gerissen. Die Kretafrage hat ihre Lösung gefunden, und die schwere Niederlage, die um die Jahrhundertwende Griechenland in seinem Sonderkampf mit der Türkei erlitt, ist durch die neuesten militärischen Erfolge der Griechen wettgemacht worden. Griechenland hat in der Tat einen überraschenden Aufschwung genommen, sowohl in der Tüchtigkeit seines Heeres als in der Stetigkeit seiner inneren Politik. Unter dem gegenwärtigen Regiment Venizelos kann man sich kaum noch vorstellen, daß es s. Z. in Athen für patriotisch und weise gehalten wurde, den Kronprinzen, den jetzigen sieggekrönten König, aus der Armee zu entfernen. Die Dinge und die Menschen haben sich vollständig verändert. Da ist es an der Zeit, mit dem Schwamm über die alten Zwischenfälle zu fahren. Die Annäherung der beiden Höfe wird hoffentlich auch die beiden Völker einander wieder näher bringen. Die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten lassen sich freilich nicht mit einem Schlage beseitigen, ebensowenig wie die alten Beziehungen Serbiens zu Rußland. Aber Deutschland und Oesterreich, die sich aus begreiflichen Gründen etwas stark für die Türkei interessiert hatten, müssen doch das Geeignete tun, um die Balkanvölker von dem Glauben abzubringen, daß Deutschland und sein Verbündeter ihre geschworenen Feinde seien. Wir können ja nichts Besseres wünschen, als daß neues Leben aus den Ruinen dieses Krieges sprießt und daß also die Balkanstaaten den höheren Aufgaben, für die sie den militärischen Befähigungsnachweis erbracht haben, sich auch kulturell gewachsen zeigen.

Ein neues beunruhigendes Moment tritt in der serbischen Regierungspresse zutage. Dort wird über Einfälle von Albanern in serbisches Gebiet berichtet. Das sieht wie „bestellte Arbeit" aus; denn es wird an die angeblichen Ausschreitungen die Nutzanwendung geknüpft, daß aus den Gründen der Sicherheit und Ordnung sich die Einverleibung von Nordalbanien in Serbien empfehle, und dabei der ballon d'essai aufgelassen, daß in Wien bereits die Freude am albanischen Zukunftsstaat geschwunden sei und die Ueberlassung Nordalbaniens gegen andere Zugeständnisse Serbiens (Handelsvertrag mit Oester-

reich, Abtretung von Istip usw. an Bulgarien) erwogen werde. Natürlich denkt Oesterreich nicht daran, das mühsam gesicherte Albanien preiszugeben. Der offiziöse Vorstoß von Belgrad zeigt aber, daß der neue Staat Albanien gefährliche Feinde haben wird. (Vgl. dazu den entsprechenden Passus in dem Aufsatz „Albanische Grenzen" (oben Seite 732), wo gesagt wird, daß die Grenzüberschreitungen von den Serben ausgehen. Die Fabel vom Wolf und dem Lamm scheint auch hier wieder einmal praktisch zu werden. Anm. d. Red.)

Der russische Ministerpräsident Kokowzew hat einem Vertreter des Wiener k. k. Telegraphenbureaus ein optimistisches Bulletin in die Feder diktiert. Es heißt darin, daß der gegenwärtige Stand der Dinge ernste Störungen der internationalen Beziehungen nicht erwarten lasse. Wenn es in der abgelaufenen kritischen Saison gelungen sei, die dem Weltfrieden drohende Gefahr glücklich abzuwenden, so sei dies vor allem der Weisheit und Friedensliebe der Monarchen beider Reiche (des Zaren und des Kaisers Franz Josef) zu danken. Das lautet sehr schön, vielleicht zu schön; man möchte fast fragen, was die russische Politik mit dieser auffallenden Freundlichkeit von Oesterreich zu erlangen hoffe. Sollte aber Rußland wirklich zu einer ehrlichen Verständigung mit Oesterreich über die Politik gegenüber dem neuen Balkan, zu einer Art Erneuerung des Mürzsteger Programms bereit sein, so wäre das in hohem Maße zu begrüßen angesichts der Keime zu weiteren Verwicklungen, die leider so reichlich in der blutgedüngten Balkanerde liegen.

Aus China kam die erfreuliche Meldung, daß der Aufstand zu Ende sei und die Pekinger Zentralgewalt mit der Eroberung von Nanking sich wieder zum Herrn der Lage gemacht habe. Aber auch diese Rose hat einen Dorn. Japan, das die Revolution unter der Hand unterstützt hat, beschwert sich darüber, daß in den letzten Kämpfen japanische Staatsangehörige getötet worden seien. Die chinesische Regierung erwidert, daß die angeblich gefallenen Japaner in den Reihen der Revolutionäre mitgekämpft haben müßten. Die japanische Regierung will sich aber nicht zufrieden geben, sondern aus der zweifelhaften Sache eine Staatsaktion machen, um von China eine „Sühne" an Geld oder Land zu erpressen und die Wiederherstellung der Ordnung zu erschweren. Es kann sich da unter den Mongolen eine Verwirrung von riesiger Tragweite entwickeln. In Japan hat man den Macchiavelli mit Erfolg studiert.

Zu den ungelösten Schwierigkeiten gehört das Verhältnis zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. Mexiko ist der Herd ewiger Unruhen, unter denen auch die dort tätigen nordamerikanischen Unternehmer schwer leiden. Präsident Wilson ist aber bei seiner Einmischung gegen den gegenwärtigen de facto-Präsidenten Huerta so schroff vorgegangen, als ob er zu einem Einmarsch von nordamerikanischen Truppen befähigt und gewillt sei. Den Nordamerikanern fehlen die Truppen, den Mexikanern fehlt der Ordnungssinn. Jetzt verhandelt man wieder, um einen friedlichen Ausweg zu finden. Aber die schönste Verständigung würde nur so lange vorhalten, bis in Mexiko die landesübliche Revolution von neuem ausbricht.

Der Friede auf Erden ist immer nur ein Waffenstillstand.

Das zweite Urteil von Erfurt.

Das drakonische Zuchthausurteil, das die erste kriegsgerichtliche Instanz über angetrunkene Reservisten wegen ihres Widerstandes gegen den Gendarmeriewachtmeister am Abend des Kontrolltages gefällt hatte, ist von der zweiten Instanz auf Grund der inzwischen erlassenen Novelle zum Militärstrafgesetzbuche bedeutend gemildert worden. Nur Gefängnis ist verhängt worden, allerdings noch bis zu der Höhe von 2½ Jahren, was für einen Wirtshausskandal immer noch zu hoch erscheint. Infolgedessen erhebt sich in der Presse der Ruf, daß man die Leute, die zu Kontrollversammlungen einberufen werden, nicht bis „zum Ablauf des Tages", sondern nur bis zur Entlassung vom Kontrollplatze unter das militärische Recht stellen solle. Die Forderung ist gewiß gerechtfertigt. Am Nachmittag und Abend mag die Polizei ihres Amtes walten. Sonst züchtet man geradezu „militärischen Aufruhr", indem man den angeheiterten Leuten Gendarmen entgegenstellt, deren Charakter als „Vorgesetzte" ihnen nicht zum Bewußtsein kommt. In die Welt geht die Kunde, daß in Deutschland wieder ein „militärischer Aufruhr" stattgefunden habe, wodurch das Ansehen des deutschen Heeres gefährdet wird, — während in Wirklichkeit nichts weiter als ein Kneipkrakeel vorliegt.

Zur Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienst.

Von A. A. Knüppel, Organist und Chordirigent, Altenessen.

In dem zweiten Teile seines Artikels „Verständigung" („Allgem. Rundschau" Nr. 34) sagt Herr Pfarrer Rogg: „Die Lehrer kämpfen für die Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienste". Ich hörte bei einer Diskussion über Lehrerorganisten einmal sagen: „Wir Lehrer wollen den Kirchendienst nicht mehr, den Küsterdienst nicht, weil er sich mit unserer Tätigkeit als Lehrer nicht vereinbaren läßt, den Organistendienst nicht, weil wir in den meisten Fällen nicht hinreichend dafür ausgebildet sind, häufig aber auch uns jede musikalische Veranlagung fehlt. Man möge Leute anstellen, die eine tiefgehende berufliche Bildung genossen haben. Zudem haben wir mit unserem Schuldienst vollauf zu tun." Nach diesen Ausführungen hat sich also bei den Lehrern Amtsmüdigkeit eingestellt. Anderseits aber auch fordert der Schuldienst einen ganzen Mann und man kann es dem Lehrer nicht verübeln, wenn er sich deshalb des Kirchendienstes entledigen will. Ich teile seine Ansicht.

Aber auch vom Standpunkte des Berufsorganisten wünsche ich die Trennung. Gewollt oder ungewollt ist der Lehrerorganist eine Schädigung unseres Standes, der durch die in den letzten Jahren gegründeten Kirchenmusikschulen bereits recht umfangreich geworden ist, wenigstens hier im Rheinland und Westfalen. Ein wesentliches Hindernis der Trennung ist der Geldpunkt. Bei einer eventuellen Trennung setze ich voraus, daß dem Lehrer der Ausfall vom Staate oder der Gemeinde ersetzt wird. Dann steht es allerdings dem Lehrerorganisten immer noch frei, den Kirchendienst nebenbei zu betreiben und er hätte dann erreicht, daß er das, was er bisher umsonst tat, jetzt bezahlt bekommt. Nämlich vielerorts muß der Lehrerorganist neben seinem Kirchenamte den vollständigen Schuldienst versehen, hat also bei demselben Gehalte mehr Arbeit, als ein nicht in der Kirche beschäftigter Lehrer. Oder anders gesagt: Was der Lehrer-Organist in der Kirche verdient, wird ihm bis auf meistens 200 Mark vom Gehalte abgezogen.

Was nun die Geldfrage angeht, so meine ich, der Staat oder die Gemeinde müßten über diesen Punkt hinauskommen. Anders die Kirche. Sie müßte Berufsorganisten anstellen und es ist wohl klar, daß diese nicht für die bisher an den Lehrer gezahlte Entschädigung die Arbeit übernehmen könnten. Die Verweisung des Berufsorganisten auf Nebenverdienst ist bei dem Aufschwung, den die Kirchenmusik zurzeit nimmt, auch nicht mehr angängig, abgesehen von vielleicht kleinsten Dorfgemeinden, wo von ihm nur das Allerbescheidenste verlangt wird. Und so sähe sich die Kirchenkasse vor eine neue größere laufende Ausgabe gestellt. Ist diese nun zu beschaffen? Ich meine: doch; wo ein Wille, da ein Weg.

Woher kommen die Mittel für die oft reiche innere und äußere Ausstattung der Kirchen und der Pfarrhäuser, für die sprechende Beispiele genug angeführt werden könnten? Das Geld ist wohl da, die Leute sind opferwillig, aber man leitet den Zufluß des Geldes nicht bis zur Orgelballustrade. — In einem Gebirgsdörfchen von 365 Seelen mit bescheiden ausgestatteter Kirche herrschte Geldnot. Von den schlecht situierten bäuerlichen Einwohnern war nichts zu erwarten. Was tat der Pfarrer? Er machte von seinem eigenen Vermögen eine Stiftung von 15,000 Mk., deren Zinsen das Organistengehalt vervollständigten. Ich will damit nur sagen, daß man, so gut wie man eine Stiftung macht für irgend einen anderen Zweck, auch einen Fonds schaffen kann für einen Berufsorganisten. Man möge hier nicht einwenden: dafür hat das Volk kein Verständnis. Das Volk, aus dem auch wir Organisten hervorgegangen sind, hat schon Verständnis dafür, und wenn nicht, so möge man in ihm dieses Verständnis wecken, ebenso, wie man es für die Anschaffung künstlerischen Inventars begeistern kann. Die Erkenntnis der Bedeutung der Kirchenmusik ist noch viel zu wenig ins Volk eingedrungen. Deshalb sollte sie von maßgebender Seite entsprechend gefördert werden. Ein Cäcilien-Vereinsorgan sollte nicht nur von Kirchenmusikern gelesen werden, sondern von jedem Geistlichen, und nicht nur von ihm, sondern in den Kreisen der Kirchenväter müßte es ständig zirkulieren. Dadurch würde die Erkenntnis vermittelt, daß der Kirchenmusik am besten gedient ist, wenn ihre Pflege in Händen von Männern liegt, die sich ganz ihr widmen können und deren Kräfte nicht durch anstrengenden Schuldienst und aufreibenden Musikunterricht oder durch ein Handwerk in Anspruch genommen werden.

Prärieritt.

Meilenweit trägt mich mein Rappe
Durch den Flugsand der Prärie,
Meist Galopp zu fernen Kranken
Rast mein Ross und strauchelt nie.

Kehr'n wir heimwärts, geht's wohl sachter,
Lauschend auf den Vogelschrei
Und das glühend heisse Pulsen
Unentweihter Wüstenei.

Grüssen rechts und links am Pfade
Palmen und Chrysanthemum.
Um ein Schloss am grünen Rheine
Gäb' ich nicht dies Königtum.

Manchmal auch ein brauner Reiter
Zieht mit mir den Weg entlang,
Singt mir Indianerweisen,
Singt von Krieg und Büffelfang.

Ich erzähl' ihm traute Märchen
Aus dem rhein'schen Heimatland,
Dass dem wilden Knaben rollen
Tränen in den Wüstensand.

„Kola", spricht er, „kehrst du jemals
An den Rhein, zur Mutter dein,
Bring ihr dann vom Präriesohne
Freundesgruss zum deutschen Rhein."

Rushville, Nebr. Ferdi Krings.

Eine deutsche Katholikenversammlung in Amerika.

Von Franz Markert, S. V. D., Techny, Illinois.

Vor zwei Jahren berichtete Schreiber dieses in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 40, 1911) über die Versammlung des katholischen Deutschtums der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die zu Chicago stattfand. Schon damals konnte er sagen, daß ein starkes Vorwärtsstreben unverkennbar sei. Dieses Vorwärtsstreben hat sich besonders gezeigt auf der neuerlichen zu Buffalo N. Y. stattgefundenen 58. Generalversammlung des Deutschen Römisch-Katholischen Zentralvereins[1]), wie sie offiziell heißt.

In Chicago war in Herrn Frey aus Neuyork ein neuer Präsident des Vereins gewählt worden. Seine junge Kraft machte sich bald in der verschiedensten Weise bemerkbar. Die ganze Arbeit des Zentralvereins gewann an System und Blick für das Aktuelle und beeinflußte auch die Tätigkeit der verschiedenen Vereine im Laufe des Jahres, die zumal von der Zentralstelle unter der ebenso hingebungsvollen wie umsichtigen Leitung ihres Direktors P. Kenkel inspiriert wurden. Zur Generalversammlung nach Buffalo vom 3. bis 6. August kam man dieses Jahr mit einem ziemlich klar umrissenen Programm. Dies war nicht immer in der Vergangenheit der Fall.

Der Grundton, der die Signatur der diesjährigen Tagung bildete, war die Idee des Laienapostolates. P. Engelen S. J. aus Toledo, Ohio, ein geborener München-Gladbacher, hatte als erster Redner in der Massenversammlung des Sonntagnachmittags für diesen Gegenstand die Hauptrede. Vor allem widerlegte er die Schwierigkeiten, die man gegen das Laienapostolat erhebt, und wies auf die verschiedenen Gebiete hin, auf denen sich Laienapostelsinn zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohl betätigen kann. Im Anschluß daran gab der Vizedirektor der Zentralstelle, Herr Brockland, in englischer Sprache — P. Engelen hatte deutsch gesprochen — einen Ueberblick über das Leben von Joseph Görres, als des Champion of religious and civil liberty.

Anwesend waren bei dieser Versammlung der päpstliche Delegat Erzbischof Bonzano nebst einer Reihe von Bischöfen. Leider war, ebenso wie bei dem Einleitungshochamt am Morgen, kein einziger Bischof deutscher Nationalität anwesend. Msgr. Bonzano gewann sich die Herzen aller. Persönlich eine gewinnende Erscheinung, prägt sich in seinem ganzen Wesen eine verbindliche Liebenswürdigkeit gepaart mit einer durchaus sicheren Bestimmtheit aus. Das war deutlich seiner Ansprache zu entnehmen, in der er die deutschen Katholiken Amerikas seines besonderen Wohlwollens versicherte und wohl nicht ganz ohne Absicht erklärte, daß er als Freund des Zentralvereins nach Buffalo gekommen sei und zu keinem anderen Zwecke. Das letztere war für gewisse Bestrebungen einer anderen Nationalität gesagt, die der Oeffentlichkeit gegenüber bei dem Empfange des hochw. Herrn den Schein zu erwecken suchten, als sei er nur ihnen zuliebe gekommen und so nebenbei zur Generalversammlung der Deutschen. Solche scheinbare Kleinigkeiten wiegen hierzulande schon viel. Es waren mehrere Tausend Deutsche, die der Massenversammlung beiwohnten und so die Tagung mit einem begeisterten Auftakt einleiteten. Neben dem päpstlichen Delegaten sprach noch des längeren der Diözesanbischof Colton, der zwar gestand, von Windthorst nicht viel zu wissen (I'm not familiar with the life of Windthorst), aber mit Erwähnung des großen Führers seiner Nationalität Daniel O'Connell ermunternde Worte sprach. Man fühlte sich ganz in deutscher Heimat, als das „Großer Gott" ebenso mächtig erbrausend wie in der alten Heimat diese Versammlung schloß. In den folgenden Tagen fanden die Geschäftssitzungen der verschiedenen Komitees statt. Des Abends waren Massenversammlungen. Am Montag eine solche im Interesse der geplanten Jugendorganisation und am Dienstag eine solche für die Frauen.

Als wir über die Chicagoer Versammlung vor zwei Jahren berichteten, mußten wir den Mangel einer regen Beteiligung seitens unserer jungen Männer feststellen. Wir machten damals in der „Allgemeinen Rundschau" die Bemerkung, daß, wenn es gelänge, die in vielen Pfarreien bestehenden Jugendvereinigungen zu organisieren und sie für die Bestrebungen des Zentralvereins zu gewinnen, die Sorge um die Zukunft des Vereins schwinden könne. Anscheinend fand dieser Gedanke den Beifall der führenden Herren des Vereins. Herr Kenkel druckte damals diesen Passus aus der „Allgemeinen Rundschau" in dem Zentralblatt ab. Auf der folgenden Generalversammlung in Toledo im vorigen Jahre trat die Clevelander Organisation der katholisch-deutschen Jünglingsvereine hervor mit dem Antrag auf Anschluß an den Zentralverein. Damals setzte man ein diesbezügliches Komitee ein. Nach allerhand nicht immer einfachen Verhandlungen erfolgte in diesem Jahre der Anschluß von 13000 Jünglingen an den Zentralverein. Die Organisation besteht noch als selbständiger Verband. Indes stellt ein Komitee bestehend aus Mitgliedern der Vorstände des Zentralvereins und der Jünglingsorganisation die Verbindung her.

Es wird natürlich noch ein gut Stück Arbeit und Geduld erfordern, bis diese jungen Männer eines Sinnes und eines Arbeitens mit dem Zentralverein geworden sind. Im Zentralverein herrscht naturgemäß deutsche Sprache und deutsche Sinnesart, weil seine Mitglieder zum größten Teile noch aus der alten deutschen Heimat stammen. Unsere „Jungens" dagegen sind eben Deutsch-Amerikaner, die zum größten Teile dem Englischen den Vorzug geben und in ihrem ganzen Denken und Fühlen doch mehr Amerikaner und weniger Deutsche sind als ihre Väter im Zentralverein. Das soll weniger ein Tadel als vielmehr Konstatierung einer Tatsache sein. Wenn man aus den Reihen der jungen Organisation hört, welches Gewicht auf uns so nebensächlich scheinende Dinge wie vorzügliche Sportleistungen gelegt wird, dann kann man das aus unseren hiesigen Verhältnissen heraus wohl verstehen. Noch mehr aber wird man es verstehen und billigen, daß die Männer des Zentralvereins mit ihrem alten deutschen Sinn für praktische Arbeit sich das väterliche Kontrollrecht über die „Jungens" in den neuen Organisationen wahren wollen.

In der Massenversammlung im Interesse der zu gründenden Jünglingsorganisation sprach mit echt deutschem Geist und priesterlicher verstehender Liebe fürs Jünglingsherz Hochw. A. Bornholt aus Nashua, Ja. Es war etwas Packendes, manchmal Ergreifendes in seiner zündenden Rede, die den praktischen Jugendkenner und -Führer verriet. Vor allem mußte der Ernst imponieren, mit dem er die Erhaltung und Pflege der katholischen

[1]) Der Deutsche Römisch-Katholische Zentralverein mit seinen 150000 Mitgliedern bildet die Gesamtorganisation für die vielen Vereine, die im Sinne unseres deutschen Volksvereins in Distrikts- und Staatsverbänden gegliedert für die soziale Schulung und Vertretung der Interessen des deutschen Katholizismus unter der katholischen Bevölkerung deutscher Abstammung tätig sind.

Jünglingsseele betonte. Ihn löste als Redner ab ein jugendlicher Advokat, der in englischer Sprache vom Standpunkte der Jünglinge aus sprach.

Eine zweite große Organisation wurde ebenfalls bei dieser Tagung gegründet und dem Zentralverein angeschlossen, nämlich die der katholischen Frauen. In verschiedenen Beratungen wurde diese Neugründung eines Katholischen deutschen Frauenbundes vorbereitet und schließlich Tatsache. In einer imposanten Massenversammlung von mehreren Tausend deutschen katholischen Frauen sprachen für diese Gründung Dr. Meyer aus Philadelphia, Hochw. P. Dr. Jos. Kösters S. V. D. und Hochw. P. Ehehalt aus Philadelphia. Auch hier war wie bei den sonstigen verschiedensten Gelegenheiten der Hochw. Diözesanbischof von Buffalo anwesend, der, obwohl irischer Nationalität, sein warmes Interesse bezeigte.

So hat die diesjährige Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Buffalo tüchtige und fundamentlegende Arbeit geleistet. Wenn es gelingt, in den beiden neu angeschlossenen Organisationen den Geist und die Ziele des bisherigen deutschen Zentralvereins heimisch zu machen, dann können ja die Sorgen um die Zukunft des katholischen Deutschtums mählich zurücktreten.

Seitdem die auf der vorjährigen Tagung beschlossene Gründung eines eigenen Studienhauses für soziale Fragen in Chicago Gestalt anzunehmen beginnt, wächst auch die Hoffnung, daß mit der Zeit eine größere Anzahl geschulter Laien und gebildeter, mit allen einschlägigen Fragen vertrauter Redner sich findet.

Im übrigen hat ein Katholikentag in Amerika sehr viel Angenehmes und sehr viel Anregendes. In diesen Tagen erlebt man wieder einmal ganz den deutschen und zwar den deutschen katholischen Geist. Man schätzt das doppelt im Auslande, erst recht, wenn man ständig unter einer fremden Nationalität lebt. Ich möchte nur wünschen, daß bei solchen Gelegenheiten sich eine Reihe von denen einfinden möchten, die drüben immer wieder das Schmähwort vom vaterlandsverräterischen Katholiken kolportieren. Sie könnten sehen, wie tief den allermeisten die Liebe zum Deutschtum im Herzen sitzt.

Der weiteren Pflege katholischen echten Deutschtums wurde denn auch warm das Wort geredet von Professor Dr. Gleis von der Catholic University zu Washington in seinem prächtigen Referate über Austauschprofessoren. Es klang, obwohl ganz unbeabsichtigt, wie eine Apologie katholischer Ordensleute und wie eine Anklage gegen die Verleumder drüben, als der Präsident Mr. Frey erklärte, daß es das Verdienst eines Kapuzinerpaters sei, wenn er, der in Amerika geboren, deutsch, unverfälscht deutsch geblieben sei.

Schatten- und Lichtseiten des Nationalismus.

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Im Innern einsprachiger Nationalstaaten hat selten jemand eine richtige Vorstellung von den Verhältnissen in gemischtsprachigen Gemeinwesen. Gericht, Schule, Amt, parlamentarische Gesetzgebung und alle Zweige der Verwaltung sind im modernen Rechtsstaate schon an sich verwickelt genug. Und so liegt die Ansicht nahe, daß durch Zweisprachigkeit und Vielsprachigkeit der Verwaltungsapparat und das Rechtsleben so schwerfällig, kostspielig und unübersehbar für die Zentralbehörden werden, daß sie früher oder später ins Stocken kommen müssen. Daher rührt auch die viel verbreitete Meinung, daß gemischtsprachige Staaten eigentlich ihrer Auflösung, ihrem Zerfalle entgegen gingen, daß in unserer Zeit nur mehr nationale Einheitsstaaten möglich seien.

In Wirklichkeit ist es nicht so; es trügt der Schein, der verworrene Lärm, der über die Grenzen ins ruhigere weil einsprachige Ausland hinüber schallt. Und dieser Schein und Lärm verleitet in letzterem meist zu bedenklichen Maßnahmen gegen nationale Minderheiten. Man glaubt sie um so strammer niederhalten zu müssen, damit nicht ähnliche Zustände, wie etwa in diesem oder jenem Nachbarlande einreißen. Es sollen keine Namen genannt werden, um den wichtigen Gegenstand im allgemeinen prinzipiell zu untersuchen.

Es muß zuvörderst daran erinnert werden, daß die Sache nicht immer so schlimm ist, als sie von der Ferne aussieht. In der Praxis machen die Parteien im Parlament, wie vor Gericht nicht vollen Gebrauch von jener Gleichberechtigung, die im Prinzip gewährt ist; sie ersparen sich im eigenen Interesse manche Formalität. Sie debattieren z. B. im Parlament oder bei Gericht in der den meisten Zuhörern verständlichen Sprache, um sich nicht selbst mundtot zu machen, sie besuchen die Schulen nicht ihrer eigenen, sondern der Nationalität, in welcher sie ihrem künftigen Berufe nachgehen wollen; sie machen die Eingabe in jener Sprache, welche die rascheste Erledigung gestattet, die geringsten Kosten verursacht usw.

Nur der Mutwille macht stellenweise das Recht zur Schikane, um aus anderen als nationalen, aus staatsfeindlichen oder im Grunde hochverräterischen Absichten Obstruktion zu treiben oder dadurch Zugeständnisse zu erpressen nach dem Sprichwort, die schlimmsten Kinder bekommen die schönsten Aepfel, damit sie nur Ruhe geben. Selbstverständlich ist auch das störend genug; aber von solchen Ausnahmefällen abgesehen hilft der gute Wille über die Forderungen des Formalismus hinweg. Selbst wo die Regierung zugleich Trägerin eines nationalen Gedankens ist, also nicht über den nationalen Parteien steht, kann sie nicht selten Zugeständnisse in der Amtierung machen, ohne ihrem sonstigen Standpunkte Eintrag zu tun. Namentlich können sprachkundige Beamte, Lehrer und Richter im mündlichen Verkehr mit den Parteien manche Schwierigkeiten in der Praxis sehr mildern. Freilich wird man darauf verzichten müssen, es in allen Fällen allen Leuten recht zu machen; aber es läßt sich manche Härte vermeiden, solange Wohlwollen und Verstand allein und nicht das verbitterte Gemüt herrscht. Die Gefahr liegt also in vielen Fällen nicht im Gesetz und in der Verordnung, sondern in der außeramtlichen Einmischung durch nationale Parteigänger, welche von der Verhetzung leben, vor allem bei den Organen der öffentlichen Meinung. Namentlich ist die Tagesliteratur bemüht, Konfliktsfälle systematisch zu sammeln, durch Uebertreibung, Unterstellung und Verallgemeinerung aufzubauschen und so eine Verstimmung künstlich auch überall dort zu erzeugen, wo ein lokaler Anlaß zur Unzufriedenheit gar nicht oder nicht im behaupteten Umfange vorliegt. Dies geschieht in Wort und Schrift in Vereinen und in der Presse, in den Vertretungskörpern und dann wieder in der oft parteiisch gefärbten Berichterstattung über diese. Auch wo praktische Konfliktsfälle mit einzelnen Privatparteien wenig oder gar nicht vorliegen, schafft der Doktrinarismus theoretische Fragen, namentlich hinsichtlich der inneren Amtssprache und der Qualifikation der Beamten. Dabei ist der Einstreuung von persönlichen Verdächtigungen, den Beschwerden über angebliche Zurücksetzung oder Begünstigung Tür und Tor geöffnet.

All dies, nicht so sehr die wirklichen sachlichen Schwierigkeiten der Mehrsprachigkeit, die Stimmungmacherei erst stört die gemeinnützige Arbeit des inneren Staatsgetriebes von außen. Hier also, bei den Gebildeten, welche die Gemeinschädlichkeit solchen Treibens einsehen, muß Gegenstimmung, nationale Friedensstimmung gemacht werden. Jeder Gebildete muß es als seine Pflicht erkennen, den gewerbsmäßigen Streithähnen das nur ihnen dienliche Handwerk geflissentlicher Verhetzung zu legen. Nicht Beschränkung der Preß- und Vereinsfreiheit durch die Polizei, nicht tendenziöse Wahlgeometrie und Majorisierung in den Vertretungskörperschaften ist das geeignete Mittel hiefür; sondern die freilich mühsamere und langwierigere geistige und sittliche Arbeit der wahrhaft Gebildeten.

Auch ist nicht zu vergessen, daß der nationale Eifer doch zugleich eine Förderung sonstiger idealer Bestrebungen ist. Beruht er ja doch selbst auf Idealismus, auf dem kulturell und sittlich so fruchtbaren historischen Sinne; er fördert unmittelbar und mittelbar den Wettbewerb in Kunst und Wissenschaft, also das Interesse für die höheren Güter der Menschheit; er spornt an und ermuntert, sich im guten vor anderen auszuzeichnen, er verhütet also die moralische Versumpfung. In national homogenen Staaten entstehen nicht selten müßige Streitigkeiten, die oft noch gemeinschädlicher sind, als selbst heftiger Sprachengeist; manche führen zur verheerenden Revolution. Oder es entsteht Stagnation und Entartung als Sumpfboden für die Blüten eines fälschlich so genannten Kulturkampfes.

Die Arbeitsfreudigkeit in vom Nationalitätenstreit geplagten Ländern in eine versöhnliche Richtung zu drängen, welche dem Wetteifer möglichst freie Bahn läßt, aber der Eifersucht den Stachel nimmt, — bei mehr fernstehenden, aber doch mitinteressierten Zuschauern ein richtigeres Urteil über das scheinbar unverständliche Durcheinander in vielsprachigen Staaten anzubahnen, — das war der Zweck dieser Auseinandersetzung.

Frankreichs Katholizismus.

Von P. H. J. Terhünte S. C. J., Sittard.

Vor wenigen Jahren noch konnte man oft in unserem Vaterlande harte Urteile über Frankreichs Katholiken hören; man sah nämlich den Riesenerfolg des Antiklerikalismus dortselbst und verglich damit den kläglichen Ausgang des preußischen Kulturkampfes. Das Urteil wäre sicherlich weniger hart ausgefallen, wenn man den Gallikanismus berücksichtigt hätte, der so lange die volle Bewegungsfreiheit der Kirche hinderte, wenn man ferner an den Jansenismus gedacht hätte, der mit seiner überstrengen Sittenlehre nicht genug auf die menschliche Schwäche achtete, gar leicht die Absolution verweigerte, die Gläubigen nur selten zur heiligen Kommunion zuließ und so eine tiefgehende Kluft zwischen Klerus und Volk schuf, wenn man nicht vergessen hätte den harten Bruderstreit in der katholischen Presse, der tausende Leser anekelte und sie zu kirchenfeindlichen oder neutralen Blättern greifen ließ, wenn man endlich die Entchristlichung der Volksschulen vor Augen gehabt hätte, in denen so manche aufwuchsen ohne Gott und ohne Kirche.

Heute ist das Urteil anders. Mit Freude beobachten Deutschlands Katholiken die Anstrengungen ihrer Glaubensbrüder jenseits der Vogesen. Wenn hie und da in Einzelfragen widersprechende Angaben sich finden, so kommt das einerseits daher, weil kein genügendes Material zur Beurteilung des Fortschrittes vorliegt, anderseits aber auch daher, weil von drüben oft zu optimistische Klänge herübertönen.

Vom „neuen Geist", der Frankreichs jüngere Generation beseelt, ist in der letzten Zeit viel geredet und geschrieben worden. So schrieb noch kürzlich Zach in einem bemerkenswerten Bändchen: „Die Religion ist nicht mehr ein Gegenstand des Spottes geistreicher Schriftsteller und Künstler, sie ist für sie, wie für die Mehrheit der gebildeten Jugend vielmehr ein Gegenstand achtungsvoller und wohlwollender Neugierde geworden."[1] Heute kann man diesen Worten wohl hinzufügen, daß diese Neugier bei vielen mit Gottes Gnade Glaubenssehnsucht und Glaubenstat geworden ist.

Seit einem Jahre kann man in einigen größeren Zeitungen und manchen Zeitschriften Frankreichs Erhebungen begegnen, die sich mit der neuen Ideenwelt der gebildeten Jungmannschaft befassen. Einige Resultate liegen nun in Buchform vor, so „A quoi rêvent les jeunes gens" von Henriot (Temps), der nur die literarische Zukunft betrachtet. Ferner „Aux écoutes de la France, qui vient" von Riou (Figaro), der auch das literarische Problem behandelt, die Rückkehr so mancher Künstler zum Katholizismus bedauert und ihnen ein mitleidiges: Requiescant in pace nachruft, da er diese Männer für die Kunst verloren glaubt. Agathon (Opinion) betrachtet in seinem Buche „Les jeunes gens d'aujourd'hui" die neue Bewegung in ihrer ganzen Ausdehnung (Sport, Patriotismus, Katholizismus, Politik), sieht aber wohl in seiner Beurteilung des religiösen Aufschwunges zu viel Amerikanismus und Realismus in der gebildeten Jungmannschaft und räumt dem Idealismus, der unstreitig viele junge Gebildete beseelt, nicht genug Platz ein.

Wertvolle Funde zur Beurteilung dieser neuen Geistesrichtung kann man in den Cahiers de l'amitié de France machen, in denen man dem wissenschaftlichen Gedankenaustausch der jungen Philosophen begegnet. Die „Catholiques des beaux arts", an tausend Maler, Bildhauer, Architekten usw., „tragen ihren Katholizismus gleich einem Banner offen zur Schau." Nicht zu vergessen ist eine Vereinigung, die sich hauptsächlich aus Gymnasial- und Universitätsprofessoren zusammensetzt, deren Mitgliederzahl im verflossenen Jahre von 184 auf 407 stieg, mit ihrem Verbandsorgan: Bulletin des professeurs catholiques de l'Université, dessen Zweck es ist, „ein intellecktuelles, moralisches und religiöses Band zu knüpfen zwischen den Katholiken, die im höheren Unterrichte tätig sind." Der beste Zeuge für die segensreiche Tätigkeit dieser Männer ist der Freisinnige Boncour, der sagt: „In denselben Milieus, an den Schulen und Universitäten, wo man noch vor 10 Jahren die Anhänger der Demokratie und des Sozialismus anwarb, da hält heute die Kirche und die Reaktion eine reiche Ernte."[2]

Um zu keinen falschen Schlüssen zu gelangen, muß man im Auge behalten, daß sich die genannten Bücher und Zeitschriften nur mit der Elite der französischen gebildeten Jungmannschaft befassen, und ferner, daß man vor allem ein Spiegelbild der Pariser Elite vor sich hat.

Schwieriger gestaltet sich die Schilderung und Beurteilung des Fortschrittes, den der Katholizismus der Tat macht, da man, abgesehen von dem Guide d'action religieuse 1908 und 1909 der rührigen Action populaire de Reims, auf Einzelzüge angewiesen ist, die hie und da in Frankreichs und Belgiens Presse (besonders G. Goyau im „Patriote"), aber auch in deutschen Blättern, vor allem in der „Katholischen Kirchenzeitung" (Salzburg), geschildert werden.

Viel gelobt wurde auch Fourvières Buch: Les catholiques au lendemain de la séparation, von dem Max Turmann schrieb: „Es wäre zu wünschen, daß gewisse ausländische Katholiken, die sich eine eigenartige Idee vom Zustande der Kirche in unserem Lande bilden, dieses Buch kännten."[3] Indes bei aller Anerkennung des glanzvollen Stiles, hat man auch da nur ein Stück der Riesenarbeit vor sich, die unter der meisterhaften Führung des Kardinals Amette in Paris geleistet wird. Lehrreicher ist die Broschüre des holländischen Jesuiten L. Levelt: Katholiek leven in Frankrijk (Malmberg, Nijmegen, 0,35 c.) aus der Serie Geloof en Wetenschap, mit einem Vorwort von G. Goyau, der an der Arbeit die Tiefe und Unparteilichkeit lobt.

Einige Punkte dieser Broschüre verdienen auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Zuerst bespricht Verfasser die Faktoren, die alle berücksichtigt werden müssen bei der Beurteilung von Frankreichs Katholizismus der Jetztzeit. Vor allem tadelt er den großen „historischen Fehler", den er darin sieht, daß man Frankreich immer ein katholisches Land nennt, ohne zu bedenken, daß „gleichwie im 16. Jahrhundert durch den Protestantismus große Gebietsteile dem katholischen Glauben entrissen wurden, so im 19. Jahrhundert, besonders in Frankreich, der Rationalismus, Atheismus und Sozialismus die Zahl der Gläubigen verminderte... Frankreich hat auch eine religiös gemischte Bevölkerung" (S. 14). Ferner bespricht er den politischen Zwiespalt unter Frankreichs Katholiken, er bedauert ihn, findet aber zugleich beherzigenswerte Worte der Entschuldigung. Bei der Freimaurerei gibt er zu bedenken, daß die Zahl der Mitglieder wohl geringer ist als in Deutschland (36 700 zu 54 200), daß aber „die sogenannten lateinischen Logen in ihren atheistischen Bestrebungen viel weiter gehen als die deutschen und englischen" (S. 16). Endlich weist er auf lokale Zustände hin, die auch bei der Beurteilung berücksichtigt zu werden verdienen.

In einem Kapitel über die „Geistlichkeit" wird uns deren finanzielle Notlage und die Schwierigkeit der Lösung dieser Frage geschildert. Wohltuend berührt die belobigende Erwähnung des Seeleneifers der meisten Priester. Bei der Besprechung des Priestermangels, den der Verfasser zugibt, warnt er davor, den „historischen Fehler" zu begehen, da das Bild sonst viel dunkler ausfällt, als es sein darf. Dem Mangel an Berufen suchen abzuhelfen die ecoles cléricales, die sich in der Diözese Lyon mit den Kindern schon im zartesten Alter befassen, ferner die Quartalsschrift „Recrutement sacerdotal" der Action populaire.

Umfassend und lehrreich ist die Uebersicht über die Entwicklung der Schulfrage und den jetzigen Stand derselben. Ein näheres Eingehen würde zu weit führen.

Das letzte Kapitel trägt als Ueberschrift: „Die Katholiken im öffentlichen Leben." Für das politische Leben scheint man in vielen Kreisen mit G. Goyau der Ansicht zu sein, daß „die nächstliegende Aufgabe die ist, im französischen Volke den christlichen Geist wieder zu erwecken. Die Frage: wann werden wir die Majorität im Parlamente haben, ist nicht die Hauptsache."[4]

In der katholischen Presse betont man allzusehr die trennende Politik und nicht die einigenden religiösen Ideale. Verhältnismäßig niedrig ist die Auflageziffer der katholischen Blätter. Segensreich wirkt „la maison de la bonne presse" zu Paris mit einem Personal von 600 Mann und seiner Administration und Redaktion von 25 Zeitungen und Zeitschriften. Dort erblicken auch viele gute Unterhaltungsbücher das Tageslicht. Eifrige Propaganda vermehrte die Auflage des „Croix" im Vorjahre um 6—7000 Exemplare. „L'Eclair" und vor allem das vorzüglich redigierte „Echo de Paris" finden in vielen katholischen Kreisen Eingang, letzteres hat besonders viel für die katholische Sache gewonnen durch Wegfall der „Correspondence personnelle". Bemerkenswert ist die Riesenarbeit, welche die „Action populaire de Reims" leistet, sowohl durch die Herausgabe von Zeitschriften,

[1]) Zach, Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit. S. 40.
[2]) Le Radical, 11. Februar 1913.
[3]) Revue pratique d'Apologetique, 15. Mai 1913. S. 303.
[4]) „Patriote", 31. Dezember 1911.

Broschüren und Büchern, als auch durch die Veranstaltung von Zirkeln, Versammlungen, Kursen und Katholikentagen. Die „Presse pour tous", von der P. Levelt wohl wegen des nicht positiv-katholischen Charakters des Unternehmens nicht spricht, zeichnet sich durch Nichtaufnahme von Sensationsberichten und Perversitäten, welche sonst die Spalten der französischen Blätter füllen, aus.

Nach diesem kleinen Ueberblick über den neuen Geist und die Ansätze des Katholizismus der Tat darf man diese neue Bewegung nicht mit dem religiösen Erwachen der neunziger Jahre vergleichen; denn die damalige Bewegung war lange nicht so stark wie die jetzige, und der damalige Aufschwung trug einen ganz anderen Charakter. Es war ein Vorherrschen des Gefühls und nicht des Verstandes, es war vielfach eine Nächstenliebe ohne Dogma und eine Religion ohne Kirche. Heute geht die ganze Bewegung darauf aus, sich im Dienste der Kirche zu betätigen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, können Frankreichs Katholiken hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. „Was wir in Frankreich tagen sehen, ist nur Morgenrot, aber ein Morgenrot, das einen sonnigen Tag verspricht." (P. Levelt.)

Die zweite Löwener „Woche für Ethnologie und Religionswissenschaft".

Von Dr. Jos. Grendel, S. V. D., St. Gabriel, Mödling.

Daß die katholische Wissenschaft tatsächlich die objektive, im guten Sinne voraussetzungslose ist, weil aller Wahrheit, woher immer sie komme, ob aus der Natur oder der Offenbarung, in gleicher Weise zugänglich, dafür war für jeden, der es sehen wollte, die zweite Löwener „Woche für Ethnologie und Religionswissenschaft" wieder ein vollgültiger Tatsachenbeweis. Was hier geboten wurde, war keine Apologetik im Sinne der Gegner, d. h. ein gewaltsames Umdeuten oder eine willkürliche Interpretation der Tatsachen, um sie mit dem Glauben in eine gezwungene Harmonie zu bringen. Hier öffnete man der Wahrheit und jeder Wahrheit Tür und Tor. Hier wurde nach rein wissenschaftlicher Methode, so wie sie der Natur der Sache entspringt und entspricht, gearbeitet ohne ängstliche Seitenblicke auf Ziele, die man erreichen „müsse". Wieder und wieder stieg z. B. während der exakten und vorsichtigen Präzisierung der Methode der Religionsforschung durch die Jesuiten Pinard und Grandmaison, oder während der glänzenden Darlegungen des Dominikaners De Munnynck über die Psychologie der Religion oder während der streng wissenschaftlichen Ausführungen des eigentlichen Gründers und Leiters der „Woche", P. W. Schmidt S. V. D. der Gedanke in uns auf: Was würde wohl ein „Voraussetzungsloser", wenn er hier wäre, zu all dem sagen? Müßte er nicht eingestehen, daß wir „Wilden" doch die „besseren Menschen" sind? Aber sie kommen nicht, und so können sie ungehindert bei ihrem „voraussetzungslosen" Aburteilen verbleiben.

Zum zweiten Male fand heuer, und wiederum in Löwen, die „Woche" statt. Tatsächlich war kaum ein anderer Ort so berufen, die Wiege dieser sich immer machtvoller entfaltenden Einrichtung zu werden. Hier in Löwen hat die katholische Universität, der Ruhm und der Stolz des ganzen katholischen Belgien, das überlieferte Wahrheitsgut der Vorzeit, das sie wie mit scheuer Ehrfurcht und Sorgfalt bewahrt, und das neue Wahrheitsgut der Gegenwart, das sie mit offenem Wahrheitssinn freudig aufnimmt, zu einer harmonischen Synthese vereinigt. Altes und Neues eint sich hier in wundervoller Harmonie. So war Löwen gleichsam prädestiniert als erste Heimstätte der „Woche", die uralte katholische Glaubenswahrheit mit der jüngsten und modernsten Wissenschaft, der „Religionswissenschaft", verbindet. Dank der hochherzigen Förderung durch Se. Eminenz den hochwürdigsten Herrn Kardinal Mercier von Mecheln, der bekanntlich früher Professor an der katholischen Universität in Löwen und das eigentliche Haupt der „Löwener Schule" war, konnte die „Woche" im Vorjahre und jetzt wiederum in Löwen stattfinden. Der Verlauf bedeutete dieses Mal wieder einen vollen Erfolg, und das in noch viel höherem Grade, als im Vorjahre. Ueber 150 Teilnehmer, aus dem Welt- und Ordensklerus, Gelehrte mit bekannten Namen, ergraute Missionare und junge Kadetten der Wissenschaft und des Missionsdienstes, auch mehrere katholische Universitätsprofessoren aus dem Laienstande waren anwesend. Die „Woche" umfaßte einen allgemeinen Teil, der vom ethnologischen, soziologischen und psychologischen Standpunkte aus in das Studium der Religion einführen wollte, und einen besonderen Teil, in dem theoretisch und praktisch die Astralmythologie und der Islam behandelt wurden. Gleichsam als Anschauungsunterricht verbanden sich damit ein Besuch in dem ethnologischen Museum von Tervueren bei Brüssel und am Abend eines jeden Tages die sogen. „Causeries de missionnaires", in denen erfahrene Männer der praktischen Arbeit und der unmittelbaren Beobachtung interessante Ausschnitte boten aus dem konkreten religiösen Leben der Gegenwart bei den nichtchristlichen Völkern. Die „Woche" ist prinzipiell als international gedacht. Es wurden auch Referate in französischer, deutscher, englischer Sprache erstattet. Unter den Teilnehmern überwog freilich das deutsche Element um ein bedeutendes. Das nächste Mal — nach zwei Jahren — soll die „Woche" in einer deutschen Stadt abgehalten werden.

Auf die einzelnen Referate auch nur in ihren Hauptpunkten einzugehen, kann naturgemäß nicht der Zweck dieses kurzen Ueberblickes sein. Es wird ein eingehender Bericht, der alle Referate im Wortlaut bringen soll, ohnehin in Bälde erscheinen. Nur auf die Bedeutung der „Woche" als ganzes soll hier kurz verwiesen werden. Sie will ihrem Programm nach sein ein Einführungskursus in das wissenschaftliche Studium der nichtchristlichen Religionen. Und sie wendet sich deshalb an Fachleute doppelter Art, an die Gelehrten und an die Missionare. Weshalb das? Dem Christentum drohte in der modernsten und jüngsten Wissenschaft, der vergleichenden Religionswissenschaft oder Religionsgeschichte ein furchtbarer Feind zu erstehen. Hier wurde das Christentum seines absoluten Charakters entkleidet; es erschien nicht mehr als die Religion über allen anderen, sondern als eine Religion inmitten aller anderen. Und alles das dadurch, daß man es als ein gleichgeordnetes Glied neben und unter die anderen stellte und es dann aus jenen ableitete und so „erklärte". Mit einem Worte: man stellte es mitten hinein in den ewigen Fluß menschlicher Geistesentwicklung. Es ist ein reines Produkt eben dieser Entwicklung, nach ihren Gesetzen entstanden und mit ihren Maßstäben zu werten; sein Ursprung aus übernatürlicher, göttlicher Offenbarung ist ein völlig unhaltbarer Mythus. Man sieht sofort: Hier handelt es sich nicht mehr bloß um dieses oder jenes einzelne Dogma, hier geht der Kampf um das Ganze. Tatsächlich hatte diese neueste „Wissenschaft" z. B. in Frankreich infolge einer raffinierten Popularisierung ihrer Ideen schon großen Schaden angerichtet. Bei dem Unterbau dieser religionsgeschichtlichen „Erklärung" des Christentums fiel naturgemäß der Religion der sog. „primitiven" Völker eine große Bedeutung zu. Denn bei ihnen fand man die zeitlich früheste Form der Religion und deshalb „mußte" hier — nach dem „Dogma" des modernen Entwicklungsgedankens — die unterste und inhaltlich dürftigste Form aller Religion gefunden werden. Und so trug man denn eine wirre Menge von „Tatsachen" zusammen, nach denen jene erste „Religion" in Animismus, Totemismus, Zauberei aufgehe, von aller Sittlichkeit getrennt sei usw. Aber auch gerade an diesem Punkte war diese „Religionswissenschaft" sterblich. Eine Nachprüfung der angeblichen „Tatsachen" in bezug auf den Tatbestand und ihre richtige Auslegung mußte der ganzen Konstruktion gefährlich werden. Anderseits verfügte gerade zu dieser Nachprüfung die katholische Kirche über die denkbar geeignetsten Kräfte in ihren Missionaren. Sie leben jahre- und jahrzehntelang unter den in Betracht kommenden Völkern; sie leben sich in ihre Eigenart hinein und verwachsen gleichsam mit ihnen; sie finden infolge ihres caritativen Wirkens leicht und sicher das Vertrauen des Volkes, und deshalb sind sie in weit höherem Grade als jeder andere berufen und befähigt, die Religion dieser Völker in zuverlässiger Beobachtung festzustellen und in allen ihren Aeußerungen und Eigenarten richtig zu beurteilen. Deshalb muß hier ein Zusammenarbeiten der Missionare mit den Männern der Wissenschaft von entscheidender Bedeutung sein. Und so liegt hier wie nirgendwo sonst ein weites Gebiet katholischer Wissenschaft, das durch die glänzenden Erfolge, die es verheißt, alle Kräfte zur intensivsten Arbeit locken muß. Diese Kräfte, soweit sie bisher noch latent waren, zu wecken und aufzurufen; soweit sie bisher noch zersplittert waren, zusammenzufassen zum entscheidenden Gegenangriff, der auch hier die beste und wirksamste Abwehr ist; das ist der Zweck und — wir können schon jetzt sagen — das Verdienst dieser Löwener „Woche". Sie ist eine wissenschaftliche Veranstaltung, wie der „Anthropos" — von dem die Anregung zu der „Woche" ausging und dessen Begründer und Herausgeber ihr eigentlicher Leiter war — ein wissenschaftliches Unternehmen ist, das schon lange in diesem Gedanken und in diesem Geiste

arbeitet. Deshalb handelt es sich nicht darum, Tatsachen zu leugnen oder umzudeuten; es handelt sich nur darum, der Wahrheit und der ganzen Wahrheit offene Bahn zu schaffen gegenüber künstlichen Konstruktionen und blinden Vorurteilen. Dann ist der Sieg des Glaubens zugleich gesichert. Denn — wenn es erlaubt ist, ein bekanntes Wort mit leichter Umprägung hier anzuwenden — Veritas est naturaliter christiana. Jede Wahrheit ist ihrer Natur nach mit dem Christentum im Einklang, denn beide sind aus Gott. So braucht man der Wahrheit nur ihr Recht werden zu lassen und sie selber wird jede Anklage, die sie eines Widerspruches mit dem Glauben beschuldigt, Lügen strafen.

Und gerade dieser siegesgewisse Optimismus war es, der alle Referate durchklang und alle Teilnehmer der „Woche" beseelte. Nicht ein Optimismus, der untätig die Hände in den Schoß legt im Vertrauen auf seine ohnehin siegreiche Sache; sondern ein Optimismus, dessen Tatkraft und Ausdauer sich immer neu entflammt an dem Bewußtsein, einer siegreichen Sache zu dienen: der veritas naturaliter christiana und damit auch dem Glauben.

Oesterreichs Frauen auf dem Katholikentage zu Linz.

Von Hanny Brentano, Wien.

„Ich freue mich über den gut katholischen Geist, der aus den Referaten sprach und der in dieser Frauenorganisation herrscht, und ich kann nur wünschen, daß in allen Organisationen ein solcher Geist herrschen möge!" Dieses Lobeswort war die erste offizielle Aeußerung des neuen Fürsterzbischofs von Wien, Friedrich Piffl, über die Katholische Reichsfrauenorganisation Oesterreichs. Er sprach dieses Wort, da er zum erstenmal als Erzbischof vor der katholischen Frauenwelt erschien, um die anläßlich des I. Deutsch-Oesterreichischen Katholikentages in Linz abgehaltene, ungemein zahlreich besuchte Frauenversammlung durch seine Anwesenheit auszuzeichnen. Außer ihm waren noch vier Vertreter des österreichischen Episkopates anwesend, während mehrere andere Bischöfe in huldvollen Schreiben der Versammlung ihre Segenswünsche übersandt hatten. Diese Beweise des Interesses für die Arbeit der katholischen Frauen von seiten der kirchlichen Obrigkeit verliehen der ganzen Veranstaltung einen bedeutungsvollen Charakter; es war fast wie eine Ueberprüfung der katholischen Frauenbewegung Oesterreichs durch die höchste Instanz — und die oben zitierten Worte des Fürsterzbischofs am Schlusse der Versammlung sind der Beweis, daß die Prüfung glänzend bestanden wurde. Diese Worte sind der Katholischen Reichsfrauenorganisation, als der Einberuferin der Versammlung, aber auch ein neuer Ansporn, eine neue Ermutigung, vorwärtszuschreiten auf dem Wege, den sie als den richtigen erkannt hat, und getreu den Weisungen des Metropoliten den Kampf zu führen gegen alle Gegner der Religion und der guten Sitte. Als einen solchen Gegner bezeichnete Fürsterzbischof Piffl in seiner Ansprache auch die Auswüchse der Mode unserer Zeit, vor denen er die katholischen Frauen mit ernsten Worten warnte. Er ist nicht der erste geistliche Oberhirt, der das tut, und die Frauenwelt muß es als tief beschämend für ihr ganzes Geschlecht empfinden, daß Warnungen solcher Art und von solcher Stelle notwendig geworden sind. Ob es in der Macht der katholischen Frauen liegt, die Ueberzahl der andersgesinnten Mitschwestern gerade auf diesem Gebiete zu besiegen, ist freilich eine weitere Frage!

Vier wichtige Referate standen auf dem Programm der Versammlung, in der sich neben zahlreichen Vertreterinnen der österreichischen Aristokratie Frauen und Mädchen aller Stände und Berufe fanden und bei welcher Gräfin Zichy-Metternich als Präsidentin der Katholischen Reichsfrauenorganisation Oesterreichs den Vorsitz führte: Das Caritasapostolat der Frau (Gräfin Attems-Nadherny, Linz), Arbeiterinnenorganisation (Gräfin Marschall-Alemann, Wien), die Frau im Kampf gegen Schmutz und Schund (Fräulein Bayer, Linz) und die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der katholischen Frauen (Frau Hanny Brentano, Wien). Aus allen diesen Referaten sprach das Zielbewußtsein, die auf Gottvertrauen aufgebaute Sicherheit, welche die katholische Frauenbewegung auszeichnen, und zugleich zeigten die Ausführungen der Referentinnen die erfreulichen Erfolge, welche die katholische Frauenbewegung in Oesterreich seit ihrem ersten Erwachen vor kaum fünf Jahren bereits errungen hat. Die Referentinnen — jede eine „Sachverständige" auf dem von ihr behandelten Gebiete — riefen die Hörerinnen zu sozialcaritativer Arbeit und zu treuem Zusammenhalten auf und wiesen ihnen in klaren Worten Mittel und Wege, die sie dabei zu wählen haben.

Auch alle drei Festversammlungen, sowie die geschlossenen Sektionsberatungen des Katholikentages waren von vielen Frauen besucht; sie hatten überall Zutritt, durften aber leider nur auf den Galerien Platz nehmen und konnten daher an den Diskussionen nicht teilnehmen, obgleich manche Frage zur Behandlung kam, zu der auch die Frauen etwas zu sagen gehabt hätten. Besonders auffallend war es, daß bei der Beratung über praktische Preßarbeit nicht einmal Journalistinnen, bei dem Referat über die Hochschulfragen nicht einmal Studentinnen unten im Saale weilen durften und sich einen männlichen Vertreter suchen mußten, wenn sie eine Meinung zu äußern hatten! Diese Zurücksetzungen vermochten in der Frauenwelt aber nicht das Gefühl des Dankes auszulöschen für das ungemein freundliche Entgegenkommen des Katholikentagkomitees in allem, was die Frauenversammlung selbst betraf. Der so überaus glänzende Verlauf dieser Versammlung, die eine würdige Einleitung der ganzen Tagung bildete, hat gewiß dazu beigetragen, der Männerwelt zu zeigen, daß die katholischen Frauen es wohl verdienen, bei den zukünftigen Katholikentagen auch öffentlich als vollwertige Gefährtinnen anerkannt zu werden.

Die praktische Bildung der Mädchen zur Frau und Mutter.

Von Franz Weigl, München-Harlaching.

Die in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten durch Lehrpläne und Organisationsvorschläge durchgeführte Mädchenschulreform kommt nun allmählich auch in der Praxis zur Durchführung. In Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau" wurde darauf hingewiesen, wie sich die Entwicklung in Bayern gestaltet. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der höheren Bildung für Berufszwecke. Mit der Schaffung von Frauenschulen soll aber auch der praktischen Ausbildung für den Beruf der Frau und Mutter gedient werden. Dazu ist eine Anmerkung notwendig, die den Eltern wertvoll sein dürfte, wenn sie sich über die Wahl der Bildungsgelegenheit ihrer Tochter für diese Zwecke entscheiden, eine kritische Bemerkung, die aber auch heute noch rechtzeitig genug kommt, um vor falschem Entwicklungsgang zu behüten. Was hier gesagt werden will, gilt zudem nicht nur für Bayern, sondern für ganz Deutschland, da ja die verschiedenen Bundesstaaten vor der Realisierung ihrer reformierten Pläne stehen.

Die praktische Frauenbildung, die für die Familie vorbereiten will, steht in Gefahr, auch der leider so verbreiteten Massenpädagogik zum Opfer zu fallen, die für sie aber am allerungeeignetsten ist. Wir haben heute bereits hauswirtschaftliche Institute und Anstalten mit den oben angedeuteten Tendenzen (Hauswirtschaft, Küche, Kindererziehung), die 80, 100 ja 200 Zöglinge beherbergen. Das große, mächtige Institut will diese Erziehungsaufgaben erfüllen und bringt das 16—20jährige Mädchen in die Massenküche des großen Betriebs, in die Haushaltung der Anstalt, in den Kindergarten zur Kenntnisnahme der Erziehungspraxis. Dies alles trifft und braucht das Mädchen aber später nicht; es hat vielmehr die kleine Familienküche zu versehen bzw. zu leiten, den Familienhaushalt richtig zu besorgen und in der Familienkinderstube erziehlich zu wirken. Für diese Zwecke vorzubereiten, wird eine auf familiärer Basis eingerichtete Bildungsstätte weit mehr leisten als die Massenanstalt, die so lange gut und brauchbar ist, als es sich mehr um theoretische allgemeine Bildung handelt, aber versagt, wenn die praktischen Zwecke in Betracht kommen.

Es muß davor gewarnt werden, daß durch die immer weiter um sich greifende staatliche Monopolisierung des Bildungswesens im Kerne unpädagogische Einrichtungen geschaffen werden, die den Zweck verfehlen, dem sie dienen wollen. Will die Oeffentlichkeit, Staat und Gemeinde, Schulen solcher Art gründen, so muß dies unter Hochhaltung des familiären Prinzips geschehen. Verquickt man nicht Dinge miteinander, die nichts gemein haben, in diesem Falle die Heranbildung von Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen und späteren Hausfrauen, so kann man auch den familiären Boden für die Schulorganisation finden, der hier unerläßlich ist.

Himmelwärts.

Ueberm Bache stand ich bei den alten Weiden,
Und der Wind pfiff durch die grünen Aeste,
Mit ihm um die Wette junge Stare,
Sonnentrunken und voll süssen Sehnens.
Bunt in Fetzen hing der Abendhimmel,
Und die lichten Wolkenschafe spielten Fangen.
Eine letzte Wolke wollte Sonne trinken,
Voller Sehnsucht eilt sie zu der Goldnen.
Und ich sah die Bahn im Bache sich erhellen,
Sah, wie sich die beiden, — immer näher, winken.
Meine Seele, wandre mit der Lichten
Auf zur Sonne!

Vally Wustmann.

Balkan einen starken, widerstands- und entwicklungsfähigen Freund zu schaffen.

Es ist übrigens nicht uninteressant, daß die Serben täglich die ihnen von der Londoner Botschafterkonferenz vorgezeichneten Grenzen überschreiten und erklären, daß sie sich um die Beschlüsse der Konferenz nicht kümmern wollen. Infolge davon wäre es nicht unverständlich, wenn auch die Albaner, wenigstens die nicht durch Neutralität gebundenen Albaner des Wilajets Kossovo in Zukunft ein schwaches Gedächtnis für die Beschlüsse der Konferenz beweisen würden.

Wenn Oesterreich — nicht wegen Dibra, aber wegen seines Ansehens am Balkan — Serbien gegenüber auch in der Frage des Wilajets Kossovo festgeblieben wäre, wie in der Angelegenheit von Durazzo, hätte Serbien ohne Zweifel das Wilajet plötzlich entbehrlich gefunden, wie König Nikita Skutari, und auf dem Balkan wäre eine Ursache späterer Verwicklungen weniger gewesen. Daß Rußland um seiner südslawischen Schützlinge willen nicht kämpfen will — wahrscheinlich noch einige Jahre nicht kann — beweist es jetzt in der Adrianopelfrage.

Im Norden und Nordosten waren also die Grenzbestimmungen der Botschafterkonferenz — die Rettung von Skutari ist nicht ihr Verdienst — für Albanien wenig erfreulich.

Im Süden wurde dem neuen Staat durch die Hartnäckigkeit Italiens die Küste bis zum Kanal von Korfu und im Innern Koritza gerettet. Das klingt wunderschön und mag den, der Albanien nicht kennt, befriedigen. Auch ich sage, es hätte noch schlimmer werden können, und die Albaner können überhaupt glücklich sein, daß Albanien geschaffen wurde. Es hätte also noch schlimmer werden können, aber es ist schlimm genug.

Durch jenen Beschluß nämlich geht Albanien fast die ganze, rein albanische Tschameri verloren, d. h. das Gebiet zwischen Butrinto und Preveza. Mit dem Verlust von Preveza hatte man immer gerechnet, denn die Stadt ist griechisch, aber die Landbevölkerung ist fast bis zu den Mauern der Stadt albanisch. Daß die Orthodoxen durch die viel mehr politische als religiöse Tätigkeit ihrer Popen und den Umstand, daß sie nur griechische Schulen hatten, in der Tschameri zum Teil hellenisiert sind, ändert an der Tatsache nichts, bildet für die neue albanische Regierung höchstens eine Mahnung, den Popen genau auf die Finger zu sehen und weder griechischen Unterricht noch griechische Seelsorge zu dulden. Auch orthodox kann auf albanisch gepredigt werden. Warum denn nicht!

Fast verhängnisvoller und gefahrdrohender für Albanien als der endgültige Verlust der Tschameri ist indes der Beschluß der Botschafterkonferenz, die Bestimmung der ganzen Südgrenze einer Kommission zu überlassen, die natürlich möglichst rasch arbeiten muß, die eigentlichen Verhältnisse des Landes in kurzer Zeit unmöglich kennen lernen kann und als Hilfsmittel für ihre Tätigkeit nur eine „Abstimmung" der ortsansässigen Bevölkerung haben soll.

Was kann aber eine Volksabstimmung in einem Lande zutage fördern, das von den Truppen jener Macht dicht besetzt ist, welche durch diese Abstimmung gewinnen oder verlieren soll! Die griechischen Truppen werden einfach die Albaner, welche den Mut haben, sich zu Albanien zu bekennen, auf jede Weise bedrängen und bedrohen, wie sie ja auch jene Albaner aus den umstrittenen Gebieten, welche zur Nationalversammlung nach Valona sind, seit dem Winter dadurch mit Gewalt dort zurückhalten, daß sie sie einfach nicht mehr in ihre Heimat zurückkommen lassen! — Im März fand in Delvine und Umgebung ja auch schon eine „Abstimmung" der Bevölkerung zugunsten der Griechen statt. Wie da zu Werke gegangen wurde, davon kann ich ein Liedchen singen. Die Soldaten holten einfach die Leute, die in den meisten Fällen kaum oder gar nicht wußten, worum es sich handelte, mit Gewalt in das Lokal, wo die Listen für Griechenland auflagen. Da sie entwaffnet waren, konnten sie an Widerstand gar nicht denken. Zu Mehmet Ali Pascha Delvina, dem Haupt der alten Lehensherrnfamilie des Sandschak Delvine, kam ein Offizier, um ihn zur Wahl zu holen. Er erklärte, leider nicht kommen zu können, er sei krank. Darauf kam ein zweiter, ihn noch dringender einzuladen. Er ging auch jetzt nicht. Nun kam ein dritter, „der Pascha müsse kommen, seine Stimme für Griechenland abgeben, das in ihm einen Freund zu haben hoffe . . ." Dem zeigte sich der Greis im Nachtgewand und hustete erbärmlich einen fingierten Husten, nur um sich von der Abstimmung für Griechenland zu retten. Jene, welche ihre Stimme direkt verweigerten, haben seitdem alle Leiden einer feindlichen Okkupation kennen gelernt. Wenn also die Abstimmung über die Grenze in Südalbanien irgendwelchen Wert, irgendwelche Bedeutung haben soll, müssen zuvor die griechischen Truppen aus dem Lande entfernt werden.

Mir scheint die Wahl überhaupt völlig überflüssig.

Bei dieser Grenzbestimmung handelt es sich hauptsächlich um die Städte Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja. Daß diese Städte wirklich albanisch sind, davon kann sich jede vorurteilsfreie Kommission auch ohne Abstimmung überzeugen, wenn sie sich Mühe und Zeit nimmt, der Sache auf den Grund zu gehen. Ferner wird diese Kommission sofort ganz von selbst einsehen, daß ohne diese Städte auch die Küste weder für Albanien, noch für Italien, das sie Albanien absolut erhalten wissen wollte, irgend welchen Wert besitzt. Werden nämlich Argyrokastro, Permet, Leskovik und Kolonja griechisch, so ist der albanische Küstenstreifen so lächerlich schmal, daß er weder ökonomisch noch politisch gehalten werden kann.

Was soll der Hafen von Santi Quaranta trotz seiner Vorzüglichkeit Albanien nützen, wenn er kein Hinterland hat, das ihm Ein- und Ausfuhr bringt?

Dieser Küstenstrich, der wie ein Finger — ohne die genannten Städte — in griechisches Gebiet ragen würde, müßte, um überhaupt existieren zu können, mit dem griechischen Nachbarn notgedrungen die beständigsten und vertrautesten Beziehungen unterhalten, wäre darum griechischer Propaganda gegenüber völlig wehrlos und würde von selbst früher oder später dem Schicksal des Hinterlandes folgen. Bis dahin aber würde er dem neuen albanischen Staat eine Quelle von Unruhe und Sorgen.

Wenn also Italien im eigenen Interesse die Küste bis zur Straße von Korfu in albanischen Händen wissen wollte, dann muß es auch Argyrokastro, Permet, Leskovik und Kolonja für Albanien wollen und durchsetzen.

Ohne diese Städte hätte auch der Besitz von Koritza für Albanien nur problematischen Wert, denn über sie führt der Weg von Koritza nach Santi Quaranta — ans Meer. Kämen die vier Städte und ihre Umgebung an Griechenland, dann wäre Koritza überdies fast ringsum von fremdem Gebiete eingeschlossen, von Albanien fast völlig isoliert, könnte sich weiterhin also kaum noch so günstig entwickeln, wie bisher und wie es seiner klugen, verläßigen, arbeitsamen und vaterlandsliebenden Bevölkerung entspricht.

Mitte August haben sich zehn Männer aus Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja von Valona nach Rom und Wien auf den Weg gemacht, um dort die Zugehörigkeit ihrer Vaterstädte zu Albanien bittend zu erwirken. An ihrer Spitze steht Ekrem bey Vlora, der begabteste, bedeutendste unter den jungen albanischen Führern. In Wien völlig europäisch erzogen, hat dieser Sproß der alten Feudalherrenfamilie des Sandschak Valona von frühester Jugend auf nur für Albanien gearbeitet. Heute kaum dreißigjährig sieht er seinen heißen Wunsch erfüllt, seine Voraussicht bestätigt, seinen mit eiserner Konsequenz verfolgten Plan ans Ziel geführt — daß Albanien durch die Anlehnung an den Dreibund frei wird. Möchte ihm der Dreibund dies Vertrauen lohnen und auch seinem heutigen Unternehmen Erfolg geben, möchte er mit seiner Bitte für Permet, Leskovik, Argyrokastro und Kolonja Gehör finden, damit Albanien im Süden nicht so schändlich verstümmelt werde, wie im Norden, damit es lebensfähig werde und einer tüchtigen Entwicklung entgegengehen könne, ihm und den andern albanischen Patrioten und Albaniens Freunden zur Freude — Oesterreich und Italien — dem Dreibund zum Nutzen!

Sehnsucht.

Nächtliche Stille,
rauschende Quelle,
über den Bergen
silberne Helle,
über den Wäldern
ewiger Frieden,
unsterblicher Sehnsucht
lockendes Land!

Höher zum Himmel
lenk ich das Steuer
durch des Sternmeers
läuterndes Feuer.
Himmlischen Odem
wittert der Seele
unsterbliche Sehnsucht
im ewigen Land.

Seb. Wieser.

Der Radikalismus in Baden.

Von Abgeordneten Dr. Schofer, Freiburg i. Br.

Es lohnt sich, einmal zahlenmäßig das Anwachsen der Sozialdemokratie in Baden, dem klassischen Lande des Großblocks, darzustellen. Dabei kommen in Betracht die Wahlziffern bei den einschlägigen Reichs- und Landtagswahlen, der Mandatsbesitz und die Vertretung in der Kommunalverwaltung.

Die Wahlziffern der letzten zehn Jahre bieten folgendes Bild:

	Stimmen		Prozent der Wahlberechtigten
Reichstagswahlen:			
1903:	72 300	=	17,22
1907:	93 306	=	20,90
1912:	117 154	=	22,38
Landtagswahlen:			
1905:	50 421	=	13,39
1909:	86 078	=	21,33

Darnach steht bereits mehr wie ein volles Fünftel der badischen Wählerschaft unter der Fahne der Sozialdemokratie; bald wird die Ziffer ein volles Viertel aufweisen.

Den Mandatsbesitz der Sozialdemokratie im badischen Landtage geben folgende Zahlen an:

Vor 1905: 6
„ 1905: 12
„ 1909: 20

Darnach hat sich in der kurzen Zeit von weniger als zehn Jahren der Mandatsbesitz mehr wie verdreifacht. Diese Tatsache hat auch dann noch ihre bedenkliche Bedeutung, wenn man die Einführung der direkten Wahl im Jahre 1905 und die Vermehrung der Mandate von 63 auf 73 in Rechnung stellt.

Der „Tauber- und Frankenbote" hat in Nr. 181 vom 7. August nun auch eine Statistik der sozialdemokratischen Gemeindevertreter aufgemacht. Damit man einen Maßstab hat, ist in der Statistik auch auf andere Staaten, sowie auf das gesamte Reich Rücksicht genommen. Das von dem genannten Organ gelieferte Zahlenbild ist folgendes:

	In Deutschland	In Baden
Sozialdemokratische Gemeindevertreter (Ausschußmitglieder) in Städten	2753	452
Sozialdemokratische Gemeindevertreter (Ausschußmitglieder) in den Landgemeinden .	8928	1554
Sozialdemokratische Gemeinderäte in den Städten	133	49
Sozialdemokratische Gemeinderäte in den Landgemeinden	187	97
Zus.: Sozialdemokratische Rathausmitglieder	12 001	2152

Dazu bemerkt nun das Blatt:

„Von den 12001 sozialdemokratischen Rathausmitgliedern des Reiches stellte also das kleine Land Baden allein 2152; das sind fast 18 Prozent.

In keinem anderen Bundesstaat ist die Sozialdemokratie auf den Rathäusern so stark im Vormarsche begriffen wie in Baden. Auch die anderen süddeutschen Staaten, die ein ziemlich freiheitliches Gemeindewahlrecht besitzen, werden von Baden nicht übertroffen. Im Gegenteil! Bayern, Württemberg und Hessen weisen zusammen nicht so viele sozialdemokratische Rathausmitglieder auf als Baden, wie folgende Ziffern ausweisen:

Sozialdemokratische Rathausvertreter gibt es in:

Baden		2152
Bayern	973	
Württemberg	763	
Hessen	370	
Bayern, Württemberg und Hessen zusammen		2106"

Daß mit diesem Anwachsen an Stimmen und Sitzen in der Kammer, wie auf den Rathäusern der Einfluß gestiegen ist, braucht nicht besonders bewiesen werden. Der Abg. Dr. Frank konnte deshalb auch schon am 17. August 1910 den Heilbronner Genossen mitteilen, daß die badischen Sozialdemokraten „Erfolge für sich errungen, die in fast allen anderen Bundesstaaten noch ganz unbekannte Dinge seien." „Die Tatsachen zeigen," fuhr er fort, „daß wir in Baden eine politische Macht sind, mit der man bis in die letzten Verwaltungszweige hinein rechnen muß."

Diese Tatsachen sprechen für sich; sie werfen aber auch ein Schlaglicht auf das neue Großblockabkommen, das den Nationalliberalen die Pflicht auferlegt, mitzuhelfen, daß der Sozialdemokratie ihr Mandatsbesitz womöglich intakt erhalten bleibt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zurzeit ruhig, aber unsicher.

Man löst die Fragen, so gut oder so schlecht es gerade geht; selten kommt dabei eine erschöpfende und dauerhafte Regelung heraus, meistens Halbheiten mit Haken für künftige Verwicklungen.

Auf dem Balkan hat man zwei grausige Kriege geführt; aber die Neuordnung der Dinge liefert Anhaltspunkte genug für einen dritten oder vierten Krieg. Jetzt beginnen die „unmittelbaren Verhandlungen" mit der Türkei, einerseits von seiten Griechenlands, anderseits von seiten Bulgariens. Zu den letzteren bemerken unsere Offiziösen in der „Nordd. Allg. Ztg.", es werde nicht daran gezweifelt, daß trotz möglicher Stockungen schließlich eine Einigung zustande komme auf der Grundlage, daß Adrianopel und Kirkkilisse in türkischem Besitz bleiben. Danach haben die Großmächte, die vor einigen Monaten noch der vorstoßenden Türkei die Unmöglichkeit der Wiedererringung von Adrianopel ankündigten, sich bereits mit der Preisgabe dieses heißumstrittenen Gebietes an den Halbmond abgefunden. Das schlimmere an diesem Rückschlag ist der starke Anreiz für Bulgarien, bei der nächsten günstigen Gelegenheit sich wieder in den Besitz von Adrianopel und Kirkkilisse zu setzen. Dieser Zukunftskampf mit der Türkei kann vielleicht etwas aufgeschoben werden, wenn die Regierung von Konstantinopel den Bulgaren im übrigen soweit entgegenkommt, daß die letzteren zunächst an ihren ehemaligen Verbündeten, Serbien und Griechenland, ihre Revanchelust kühlen. Ist diese neue Kraftprobe zugunsten der Bulgaren ausgefallen, so folgt mit Naturnotwendigkeit ein bulgarischer Vorstoß gegen die Türkei, und er kann unter Umständen bis nach Konstantinopel sich erstrecken. Wenn man auch an den „Frieden von Bukarest" noch etliche andere „Friedensverträge" anklebt, es bleibt immer nur ein Waffenstillstand zur Sammlung frischer Streitkraft.

Der König von Griechenland ist mit seiner Familie in Deutschland eingetroffen. Der Besuch trägt einen verwandtschaftlichen Charakter, aber er hat doch auch seine politische Bedeutung. Seitdem Deutschland aus der Gruppe der Schutzmächte von Kreta ausgeschieden war (nach dem Ausdruck Bülows die Flöte auf den Tisch des Konzertsaales gelegt hatte), war der Draht Berlin-Athen gerissen. Die Kretafrage hat ihre Lösung gefunden, und die schwere Niederlage, die um die Jahrhundertwende Griechenland in seinem Sonderkampf mit der Türkei erlitt, ist durch die neuesten militärischen Erfolge der Griechen wettgemacht worden. Griechenland hat in der Tat einen überraschenden Aufschwung genommen, sowohl in der Tüchtigkeit seines Heeres als in der Stetigkeit seiner inneren Politik. Unter dem gegenwärtigen Regiment Venizelos kann man sich kaum noch vorstellen, daß es s. Z. in Athen für patriotisch und weise gehalten wurde, den Kronprinzen, den jetzigen sieggekrönten König, aus der Armee zu entfernen. Die Dinge und die Menschen haben sich vollständig verändert. Da ist es an der Zeit, mit dem Schwamm über die alten Zwischenfälle zu fahren. Die Annäherung der beiden Höfe wird hoffentlich auch die beiden Völker einander wieder näher bringen. Die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten lassen sich freilich nicht mit einem Schlage beseitigen, ebensowenig wie die alten Beziehungen Serbiens zu Rußland. Aber Deutschland und Oesterreich, die sich aus begreiflichen Gründen etwas stark für die Türkei interessiert hatten, müssen doch das Geeignete tun, um die Balkanvölker von dem Glauben abzubringen, daß Deutschland und sein Verbündeter ihre geschworenen Feinde seien. Wir können ja nichts Besseres wünschen, als daß neues Leben aus den Ruinen dieses Krieges sprießt und daß also die Balkanstaaten den höheren Aufgaben, für die sie den militärischen Befähigungsnachweis erbracht haben, sich auch kulturell gewachsen zeigen.

Ein neues beunruhigendes Moment tritt in der serbischen Regierungspresse zutage. Dort wird über Einfälle von Albanern in serbisches Gebiet berichtet. Das sieht wie „bestellte Arbeit" aus; denn es wird an die angeblichen Ausschreitungen die Nutzanwendung geknüpft, daß aus den Gründen der Sicherheit und Ordnung sich die Einverleibung von Nordalbanien in Serbien empfehle, und dabei der ballon d'essai aufgelassen, daß in Wien bereits die Freude am albanischen Zukunftsstaat geschwunden sei und die Ueberlassung Nordalbaniens gegen andere Zugeständnisse Serbiens (Handelsvertrag mit Oester-

reich, Abtretung von Istip usw. an Bulgarien) erwogen werde. Natürlich denkt Oesterreich nicht daran, das mühsam gesicherte Albanien preiszugeben. Der offiziöse Vorstoß von Belgrad zeigt aber, daß der neue Staat Albanien gefährliche Feinde haben wird. (Vgl. dazu den entsprechenden Passus in dem Aufsatz „Albanische Grenzen" (oben Seite 732), wo gesagt wird, daß die Grenzüberschreitungen von den Serben ausgehen. Die Fabel vom Wolf und dem Lamm scheint auch hier wieder einmal praktisch zu werden. Anm. d. Red.)

Der russische Ministerpräsident Kokowzew hat einem Vertreter des Wiener k. k. Telegraphenbureaus ein optimistisches Bulletin in die Feder diktiert. Es heißt darin, daß der gegenwärtige Stand der Dinge ernste Störungen der internationalen Beziehungen nicht erwarten lasse. Wenn es in der abgelaufenen kritischen Saison gelungen sei, die dem Weltfrieden drohende Gefahr glücklich abzuwenden, so sei dies vor allem der Weisheit und Friedensliebe der Monarchen beider Reiche (des Zaren und des Kaisers Franz Josef) zu danken. Das lautet sehr schön, vielleicht zu schön; man möchte fast fragen, was die russische Politik mit dieser auffallenden Freundlichkeit von Oesterreich zu erlangen hoffe. Sollte aber Rußland wirklich zu einer ehrlichen Verständigung mit Oesterreich über die Politik gegenüber dem neuen Balkan, zu einer Art Erneuerung des Mürzsteger Programms bereit sein, so wäre das in hohem Maße zu begrüßen angesichts der Keime zu weiteren Verwicklungen, die leider so reichlich in der blutgedüngten Balkanerde liegen.

Aus China kam die erfreuliche Meldung, daß der Aufstand zu Ende sei und die Pekinger Zentralgewalt mit der Eroberung von Nanking sich wieder zum Herrn der Lage gemacht habe. Aber auch diese Rose hat einen Dorn. Japan, das die Revolution unter der Hand unterstützt hat, beschwert sich darüber, daß in den letzten Kämpfen japanische Staatsangehörige getötet worden seien. Die chinesische Regierung erwidert, daß die angeblich gefallenen Japaner in den Reihen der Revolutionäre mitgekämpft haben müßten. Die japanische Regierung will sich aber nicht zufrieden geben, sondern aus der zweifelhaften Sache eine Staatsaktion machen, um von China eine „Sühne" an Geld oder Land zu erpressen und die Wiederherstellung der Ordnung zu erschweren. Es kann sich da unter den Mongolen eine Verwirrung von riesiger Tragweite entwickeln. In Japan hat man den Macchiavelli mit Erfolg studiert.

Zu den ungelösten Schwierigkeiten gehört das Verhältnis zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. Mexiko ist der Herd ewiger Unruhen, unter denen auch die dort tätigen nordamerikanischen Unternehmer schwer leiden. Präsident Wilson ist aber bei seiner Einmischung gegen den gegenwärtigen de facto-Präsidenten Huerta so schroff vorgegangen, als ob er zu einem Einmarsch von nordamerikanischen Truppen befähigt und gewillt sei. Den Nordamerikanern fehlen die Truppen, den Mexikanern fehlt der Ordnungssinn. Jetzt verhandelt man wieder, um einen friedlichen Ausweg zu finden. Aber die schönste Verständigung würde nur so lange vorhalten, bis in Mexiko die landesübliche Revolution von neuem ausbricht.

Der Friede auf Erden ist immer nur ein Waffenstillstand.

Das zweite Urteil von Erfurt.

Das drakonische Zuchthausurteil, das die erste kriegsgerichtliche Instanz über angetrunkene Reservisten wegen ihres Widerstandes gegen den Gendarmeriewachtmeister am Abend des Kontrolltages gefällt hatte, ist von der zweiten Instanz auf Grund der inzwischen erlassenen Novelle zum Militärstrafgesetzbuche bedeutend gemildert worden. Nur Gefängnis ist verhängt worden, allerdings noch bis zu der Höhe von 2½ Jahren, was für einen Wirtshausskandal immer noch zu hoch erscheint. Infolgedessen erhebt sich in der Presse der Ruf, daß man die Leute, die zu Kontrollversammlungen einberufen werden, nicht bis „zum Ablauf des Tages", sondern nur bis zur Entlassung vom Kontrollplatze unter das militärische Recht stellen solle. Die Forderung ist gewiß gerechtfertigt. Am Nachmittag und Abend mag die Polizei ihres Amtes walten. Sonst züchtet man geradezu „militärischen Aufruhr", indem man den angeheiterten Leuten Gendarmen entgegenstellt, deren Charakter als „Vorgesetzte" ihnen nicht zum Bewußtsein kommt. In die Welt geht die Kunde, daß in Deutschland wieder ein „militärischer Aufruhr" stattgefunden habe, wodurch das Ansehen des deutschen Heeres gefährdet wird, — während in Wirklichkeit nichts weiter als ein Kneipkrakeel vorliegt.

Zur Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienst.

Von A. A. Knüppel, Organist und Chordirigent, Altenessen.

In dem zweiten Teile seines Artikels „Verständigung" („Allgem. Rundschau" Nr. 34) sagt Herr Pfarrer Rogg: „Die Lehrer kämpfen für die Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienste". Ich hörte bei einer Diskussion über Lehrerorganisten einmal sagen: „Wir Lehrer wollen den Kirchendienst nicht mehr, den Küsterdienst nicht, weil er sich mit unserer Tätigkeit als Lehrer nicht vereinbaren läßt, den Organistendienst nicht, weil wir in den meisten Fällen nicht hinreichend dafür ausgebildet sind, häufig aber auch uns jede musikalische Veranlagung fehlt. Man möge Leute anstellen, die eine tiefgehende berufliche Bildung genossen haben. Zudem haben wir mit unserem Schuldienst vollauf zu tun." Nach diesen Ausführungen hat sich also bei den Lehrern Amtsmüdigkeit eingestellt. Anderseits aber auch fordert der Schuldienst einen ganzen Mann und man kann es dem Lehrer nicht verübeln, wenn er sich deshalb des Kirchendienstes entledigen will. Ich teile seine Ansicht.

Aber auch vom Standpunkte des Berufsorganisten wünsche ich die Trennung. Gewollt oder ungewollt ist der Lehrerorganist eine Schädigung unseres Standes, der durch die in den letzten Jahren gegründeten Kirchenmusikschulen bereits recht umfangreich geworden ist, wenigstens hier im Rheinland und Westfalen. Ein wesentliches Hindernis der Trennung ist der Geldpunkt. Bei einer eventuellen Trennung setze ich voraus, daß dem Lehrer der Ausfall vom Staate oder der Gemeinde ersetzt wird. Dann steht es allerdings dem Lehrerorganisten immer noch frei, den Kirchendienst nebenbei zu betreiben und er hätte dann erreicht, daß er das, was er bisher umsonst tat, jetzt bezahlt bekommt. Nämlich vielerorts muß der Lehrerorganist neben seinem Kirchenamte den vollständigen Schuldienst versehen, hat also bei demselben Gehalte mehr Arbeit, als ein nicht in der Kirche beschäftigter Lehrer. Oder anders gesagt: Was der Lehrer-Organist in der Kirche verdient, wird ihm bis auf meistens 200 Mark vom Gehalte abgezogen.

Was nun die Geldfrage angeht, so meine ich, der Staat oder die Gemeinde müßten über diesen Punkt hinauskommen. Anders die Kirche. Sie müßte Berufsorganisten anstellen und es ist wohl klar, daß diese nicht für die bisher an den Lehrer gezahlte Entschädigung die Arbeit übernehmen könnten. Die Verweisung des Berufsorganisten auf Nebenverdienst ist bei dem Aufschwung, den die Kirchenmusik zurzeit nimmt, auch nicht mehr angängig, abgesehen von vielleicht kleinsten Dorfgemeinden, wo von ihm nur das Allerbescheidenste verlangt wird. Und so sähe sich die Kirchenkasse vor eine neue größere laufende Ausgabe gestellt. Ist diese nun zu beschaffen? Ich meine: doch; wo ein Wille, da ein Weg.

Woher kommen die Mittel für die oft reiche innere und äußere Ausstattung der Kirchen und der Pfarrhäuser, für die sprechende Beispiele genug angeführt werden könnten? Das Geld ist wohl da, die Leute sind opferwillig, aber man leitet den Zufluß des Geldes nicht bis zur Orgelballustrade. — In einem Gebirgsdörfchen von 365 Seelen mit bescheiden ausgestatteter Kirche herrschte Geldnot. Von den schlecht situierten bäuerlichen Einwohnern war nichts zu erwarten. Was tat der Pfarrer? Er machte von seinem eigenen Vermögen eine Stiftung von 15,000 Mk., deren Zinsen das Organistengehalt vervollständigten. Ich will damit nur sagen, daß man, so gut wie man eine Stiftung macht für irgend einen anderen Zweck, auch einen Fonds schaffen kann für einen Berufsorganisten. Man möge hier nicht einwenden: dafür hat das Volk kein Verständnis. Das Volk, aus dem auch wir Organisten hervorgegangen sind, hat schon Verständnis dafür, und wenn nicht, so möge man in ihm dieses Verständnis wecken, ebenso, wie man es für die Anschaffung künstlerischen Inventars begeistern kann. Die Erkenntnis der Bedeutung der Kirchenmusik ist noch viel zu wenig ins Volk eingedrungen. Deshalb sollte sie von maßgebender Seite entsprechend gefördert werden. Ein Cäcilien-Vereinsorgan sollte nicht nur von Kirchenmusikern gelesen werden, sondern von jedem Geistlichen, und nicht nur von ihm, sondern in den Kreisen der Kirchenväter müßte es ständig zirkulieren. Dadurch würde die Erkenntnis vermittelt, daß der Kirchenmusik am besten gedient ist, wenn ihre Pflege in Händen von Männern liegt, die sich ganz ihr widmen können und deren Kräfte nicht durch anstrengenden Schuldienst und aufreibenden Musikunterricht oder durch ein Handwerk in Anspruch genommen werden.

Prärieritt.

Meilenweit trägt mich mein Rappe
Durch den Flugsand der Prärie,
Meist Galopp zu fernen Kranken
Rast mein Ross und strauchelt nie.

Kehr'n wir heimwärts, geht's wohl sachter,
Lauschend auf den Vogelschrei
Und das glühend heisse Pulsen
Unentweihter Wüstenei.

Grüssen rechts und links am Pfade
Palmen und Chrysanthemum.
Um ein Schloss am grünen Rheine
Gäb' ich nicht dies Königtum.

Manchmal auch ein brauner Reiter
Zieht mit mir den Weg entlang,
Singt mir Indianerweisen,
Singt von Krieg und Büffelfang.

Ich erzähl' ihm traute Märchen
Aus dem rhein'schen Heimatland,
Dass dem wilden Knaben rollen
Tränen in den Wüstensand.

„Kola", spricht er, „kehrst du jemals
An den Rhein, zur Mutter dein,
Bring ihr dann vom Präriesohne
Freundesgruss zum deutschen Rhein."

Rushville, Nebr. Ferdi Krings.

Eine deutsche Katholikenversammlung in Amerika.

Von Franz Markert, S. V. D., Techny, Illinois.

Vor zwei Jahren berichtete Schreiber dieses in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 40, 1911) über die Versammlung des katholischen Deutschtums der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die zu Chicago stattfand. Schon damals konnte er sagen, daß ein starkes Vorwärtsstreben unverkennbar sei. Dieses Vorwärtsstreben hat sich besonders gezeigt auf der neuerlichen zu Buffalo N. Y. stattgefundenen 58. Generalversammlung des Deutschen Römisch-Katholischen Zentralvereins[1]), wie sie offiziell heißt.

In Chicago war in Herrn Frey aus Neuyork ein neuer Präsident des Vereins gewählt worden. Seine junge Kraft machte sich bald in der verschiedensten Weise bemerkbar. Die ganze Arbeit des Zentralvereins gewann an System und Blick für das Aktuelle und beeinflußte auch die Tätigkeit der verschiedenen Vereine im Laufe des Jahres, die zumal von der Zentralstelle unter der ebenso hingebungsvollen wie umsichtigen Leitung ihres Direktors P. Kenkel inspiriert wurden. Zur Generalversammlung nach Buffalo vom 3. bis 6. August kam man dieses Jahr mit einem ziemlich klar umrissenen Programm. Dies war nicht immer in der Vergangenheit der Fall.

Der Grundton, der die Signatur der diesjährigen Tagung bildete, war die Idee des Laienapostolates. P. Engelen S. J. aus Toledo, Ohio, ein geborener München-Gladbacher, hatte als erster Redner in der Massenversammlung des Sonntagnachmittags für diesen Gegenstand die Hauptrede. Vor allem widerlegte er die Schwierigkeiten, die man gegen das Laienapostolat erhebt, und wies auf die verschiedenen Gebiete hin, auf denen sich Laienapostelsinn zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohl betätigen kann. Im Anschluß daran gab der Vizedirektor der Zentralstelle, Herr Brockland, in englischer Sprache — P. Engelen hatte deutsch gesprochen — einen Ueberblick über das Leben von Joseph Görres, als des Champion of religious and civil liberty.

Anwesend waren bei dieser Versammlung der päpstliche Delegat Erzbischof Bonzano nebst einer Reihe von Bischöfen. Leider war, ebenso wie bei dem Einleitungshochamt am Morgen, kein einziger Bischof deutscher Nationalität anwesend. Msgr. Bonzano gewann sich die Herzen aller. Persönlich eine gewinnende Erscheinung, prägt sich in seinem ganzen Wesen eine verbindliche Liebenswürdigkeit gepaart mit einer durchaus sicheren Bestimmtheit aus. Das war deutlich seiner Ansprache zu entnehmen, in der er die deutschen Katholiken Amerikas seines besonderen Wohlwollens versicherte und wohl nicht ganz ohne Absicht erklärte, daß er als Freund des Zentralvereins nach Buffalo gekommen sei und zu keinem anderen Zwecke. Das letztere war für gewisse Bestrebungen einer anderen Nationalität gesagt, die der Oeffentlichkeit gegenüber bei dem Empfange des hochw. Herrn den Schein zu erwecken suchten, als sei er nur ihnen zuliebe gekommen und so nebenbei zur Generalversammlung der Deutschen. Solche scheinbare Kleinigkeiten wiegen hierzulande schon viel. Es waren mehrere Tausend Deutsche, die der Massenversammlung beiwohnten und so die Tagung mit einem begeisterten Auftakt einleiteten. Neben dem päpstlichen Delegaten sprach noch des längeren der Diözesanbischof Colton, der zwar gestand, von Windthorst nicht viel zu wissen (I'm not familiar with the life of Windthorst), aber mit Erwähnung des großen Führers seiner Nationalität Daniel O'Connell ermunternde Worte sprach. Man fühlte sich ganz in deutscher Heimat, als das „Großer Gott" ebenso mächtig erbrausend wie in der alten Heimat diese Versammlung schloß. In den folgenden Tagen fanden die Geschäftssitzungen der verschiedenen Komitees statt. Des Abends waren Massenversammlungen. Am Montag eine solche im Interesse der geplanten Jugendorganisation und am Dienstag eine solche für die Frauen.

Als wir über die Chicagoer Versammlung vor zwei Jahren berichteten, mußten wir den Mangel einer regen Beteiligung seitens unserer jungen Männer feststellen. Wir machten damals in der „Allgemeinen Rundschau" die Bemerkung, daß, wenn es gelänge, die in vielen Pfarreien bestehenden Jugendvereinigungen zu organisieren und sie für die Bestrebungen des Zentralvereins zu gewinnen, die Sorge um die Zukunft des Vereins schwinden könne. Anscheinend fand dieser Gedanke den Beifall der führenden Herren des Vereins. Herr Kenkel druckte damals diesen Passus aus der „Allgemeinen Rundschau" in dem Zentralblatt ab. Auf der folgenden Generalversammlung in Toledo im vorigen Jahre trat die Cleveländer Organisation der katholisch-deutschen Jünglingsvereine hervor mit dem Antrag auf Anschluß an den Zentralverein. Damals setzte man ein diesbezügliches Komitee ein. Nach allerhand nicht immer einfachen Verhandlungen erfolgte in diesem Jahre der Anschluß von 13000 Jünglingen an den Zentralverein. Die Organisation besteht noch als selbständiger Verband. Indes stellt ein Komitee bestehend aus Mitgliedern der Vorstände des Zentralvereins und der Jünglingsorganisation die Verbindung her.

Es wird natürlich noch ein gut Stück Arbeit und Geduld erfordern, bis diese jungen Männer eines Sinnes und eines Arbeitens mit dem Zentralverein geworden sind. Im Zentralverein herrscht naturgemäß deutsche Sprache und deutsche Sinnesart, weil seine Mitglieder zum größten Teile noch aus der alten deutschen Heimat stammen. Unsere „Jungens" dagegen sind eben Deutsch-Amerikaner, die zum größten Teile dem Englischen den Vorzug geben und in ihrem ganzen Denken und Fühlen doch mehr Amerikaner und weniger Deutsche sind als ihre Väter im Zentralverein. Das soll weniger ein Tadel als vielmehr Konstatierung einer Tatsache sein. Wenn man aus den Reihen der jungen Organisation hört, welches Gewicht auf uns so nebensächlich scheinende Dinge wie vorzügliche Sportleistungen gelegt wird, dann kann man das aus unseren hiesigen Verhältnissen heraus wohl verstehen. Noch mehr aber wird man es verstehen und billigen, daß die Männer des Zentralvereins mit ihrem alten deutschen Sinn für praktische Arbeit sich das väterliche Kontrollrecht über die „Jungens" in den neuen Organisationen wahren wollen.

In der Massenversammlung im Interesse der zu gründenden Jünglingsorganisation sprach mit echt deutschem Geist und priesterlicher verstehender Liebe fürs Jünglingsherz Hochw. A. Bornholt aus Nashua, Ia. Es war etwas Packendes, manchmal Ergreifendes in seiner zündenden Rede, die den praktischen Jugendkenner und -Führer verriet. Vor allem mußte der Ernst imponieren, mit dem er die Erhaltung und Pflege der katholischen

[1]) Der Deutsche Römisch-Katholische Zentralverein mit seinen 150000 Mitgliedern bildet die Gesamtorganisation für die vielen Vereine, die im Sinne unseres deutschen Volksvereins in Distrikts- und Staatsverbänden gegliedert für die soziale Schulung und Vertretung der Interessen des deutschen Katholizismus unter der katholischen Bevölkerung deutscher Abstammung tätig sind.

Jünglingsseele betonte. Ihn löste als Redner ab ein jugendlicher Advokat, der in englischer Sprache vom Standpunkte der Jünglinge aus sprach.

Eine zweite große Organisation wurde ebenfalls bei dieser Tagung gegründet und dem Zentralverein angeschlossen, nämlich die der katholischen Frauen. In verschiedenen Beratungen wurde diese Neugründung eines Katholischen deutschen Frauenbundes vorbereitet und schließlich Tatsache. In einer imposanten Massenversammlung von mehreren Tausend deutschen katholischen Frauen sprachen für diese Gründung Dr. Meyer aus Philadelphia, Hochw. P. Dr. Jos. Kösters S. V. D. und Hochw. P. Ehehalt aus Philadelphia. Auch hier war wie bei den sonstigen verschiedensten Gelegenheiten der Hochw. Diözesanbischof von Buffalo anwesend, der, obwohl irischer Nationalität, sein warmes Interesse bezeigte.

So hat die diesjährige Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Buffalo tüchtige und fundamentlegende Arbeit geleistet. Wenn es gelingt, in den beiden neu angeschlossenen Organisationen den Geist und die Ziele des bisherigen deutschen Zentralvereins heimisch zu machen, dann können ja die Sorgen um die Zukunft des katholischen Deutschtums mählich zurücktreten.

Seitdem die auf der vorjährigen Tagung beschlossene Gründung eines eigenen Studienhauses für soziale Fragen in Chicago Gestalt anzunehmen beginnt, wächst auch die Hoffnung, daß mit der Zeit eine größere Anzahl geschulter Laien und gebildeter, mit allen einschlägigen Fragen vertrauter Redner sich findet.

Im übrigen hat ein Katholikentag in Amerika sehr viel Angenehmes und sehr viel Anregendes. In diesen Tagen erlebt man wieder einmal ganz den deutschen und zwar den deutschen katholischen Geist. Man schätzt das doppelt im Auslande, erst recht, wenn man ständig unter einer fremden Nationalität lebt. Ich möchte nur wünschen, daß bei solchen Gelegenheiten sich eine Reihe von denen einfinden möchten, die drüben immer wieder das Schmähwort vom vaterlandsverräterischen Katholiken kolportieren. Sie könnten sehen, wie tief den allermeisten die Liebe zum Deutschtum im Herzen sitzt.

Der weiteren Pflege katholischen echten Deutschtums wurde denn auch warm das Wort geredet von Professor Dr. Gleis von der Catholic University zu Washington in seinem prächtigen Referate über Austauschprofessoren. Es klang, obwohl ganz unbeabsichtigt, wie eine Apologie katholischer Ordensleute und wie eine Anklage gegen die Verleumder drüben, als der Präsident Mr. Frey erklärte, daß es das Verdienst eines Kapuzinerpaters sei, wenn er, der in Amerika geboren, deutsch, unverfälscht deutsch geblieben sei.

Schatten- und Lichtseiten des Nationalismus.

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Im Innern einsprachiger Nationalstaaten hat selten jemand eine richtige Vorstellung von den Verhältnissen in gemischtsprachigen Gemeinwesen. Gericht, Schule, Amt, parlamentarische Gesetzgebung und alle Zweige der Verwaltung sind im modernen Rechtsstaate schon an sich verwickelt genug. Und so liegt die Ansicht nahe, daß durch Zweisprachigkeit und Vielsprachigkeit der Verwaltungsapparat und das Rechtsleben so schwerfällig, kostspielig und unübersehbar für die Zentralbehörden werden, daß sie früher oder später ins Stocken kommen müssen. Daher rührt auch die viel verbreitete Meinung, daß gemischtsprachige Staaten eigentlich ihrer Auflösung, ihrem Zerfalle entgegen gingen, daß in unserer Zeit nur mehr nationale Einheitsstaaten möglich seien.

In Wirklichkeit ist es nicht so; es trügt der Schein, der verworrene Lärm, der über die Grenzen ins ruhigere weil einsprachige Ausland hinüber schallt. Und dieser Schein und Lärm verleitet in letzterem meist zu bedenklichen Maßnahmen gegen nationale Minderheiten. Man glaubt sie um so strammer niederhalten zu müssen, damit nicht ähnliche Zustände, wie etwa in diesem oder jenem Nachbarlande einreißen. Es sollen keine Namen genannt werden, um den wichtigen Gegenstand im allgemeinen prinzipiell zu untersuchen.

Es muß zuvörderst daran erinnert werden, daß die Sache nicht immer so schlimm ist, als sie von der Ferne aussieht. In der Praxis machen die Parteien im Parlament, wie vor Gericht nicht vollen Gebrauch von jener Gleichberechtigung, die im Prinzip gewährt ist; sie ersparen sich im eigenen Interesse manche Formalität. Sie debattieren z. B. im Parlament oder bei Gericht in der den meisten Zuhörern verständlichen Sprache, um sich nicht selbst mundtot zu machen, sie besuchen die Schulen nicht ihrer eigenen, sondern der Nationalität, in welcher sie ihrem künftigen Berufe nachgehen wollen; sie machen die Eingabe in jener Sprache, welche die rascheste Erledigung gestattet, die geringsten Kosten verursacht usw.

Nur der Mutwille macht stellenweise das Recht zur Schikane, um aus anderen als nationalen, aus staatsfeindlichen oder im Grunde hochverräterischen Absichten Obstruktion zu treiben oder dadurch Zugeständnisse zu erpressen nach dem Sprichwort, die schlimmsten Kinder bekommen die schönsten Aepfel, damit sie nur Ruhe geben. Selbstverständlich ist auch das störend genug; aber von solchen Ausnahmefällen abgesehen hilft der gute Wille über die Forderungen des Formalismus hinweg. Selbst wo die Regierung zugleich Trägerin eines nationalen Gedankens ist, also nicht über den nationalen Parteien steht, kann sie nicht selten Zugeständnisse in der Amtierung machen, ohne ihrem sonstigen Standpunkte Eintrag zu tun. Namentlich können sprachkundige Beamte, Lehrer und Richter im mündlichen Verkehr mit den Parteien manche Schwierigkeiten in der Praxis sehr mildern. Freilich wird man darauf verzichten müssen, es in allen Fällen allen Leuten recht zu machen; aber es läßt sich manche Härte vermeiden, solange Wohlwollen und Verstand allein und nicht das verbitterte Gemüt herrscht. Die Gefahr liegt also in vielen Fällen nicht im Gesetz und in der Verordnung, sondern in der außeramtlichen Einmischung durch nationale Parteigänger, welche von der Verhetzung leben, vor allem bei den Organen der öffentlichen Meinung. Namentlich ist die Tagesliteratur bemüht, Konfliktsfälle systematisch zu sammeln, durch Uebertreibung, Unterstellung und Verallgemeinerung aufzubauschen und so eine Verstimmung künstlich auch überall dort zu erzeugen, wo ein lokaler Anlaß zur Unzufriedenheit gar nicht oder nicht im behaupteten Umfange vorliegt. Dies geschieht in Wort und Schrift in Vereinen und in der Presse, in den Vertretungskörpern und dann wieder in der oft parteiisch gefärbten Berichterstattung über diese. Auch wo praktische Konfliktsfälle mit einzelnen Privatparteien wenig oder gar nicht vorliegen, schafft der Doktrinarismus theoretische Fragen, namentlich hinsichtlich der inneren Amtssprache und der Qualifikation der Beamten. Dabei ist der Einstreuung von persönlichen Verdächtigungen, den Beschwerden über angebliche Zurücksetzung oder Begünstigung Tür und Tor geöffnet.

All dies, nicht so sehr die wirklichen sachlichen Schwierigkeiten der Mehrsprachigkeit, die Stimmungmacherei erst stört die gemeinnützige Arbeit des inneren Staatsgetriebes von außen. Hier also, bei den Gebildeten, welche die Gemeinschädlichkeit solchen Treibens einsehen, muß Gegenstimmung, nationale Friedensstimmung gemacht werden. Jeder Gebildete muß es als seine Pflicht erkennen, den gewerbsmäßigen Streithähnen das nur ihnen dienliche Handwerk geflissentlicher Verhetzung zu legen. Nicht Beschränkung der Preß- und Vereinsfreiheit durch die Polizei, nicht tendenziöse Wahlgeometrie und Majorisierung in den Vertretungskörperschaften ist das geeignete Mittel hiefür; sondern die freilich mühsamere und langwierigere geistige und sittliche Arbeit der wahrhaft Gebildeten.

Auch ist nicht zu vergessen, daß der nationale Eifer doch zugleich eine Förderung sonstiger idealer Bestrebungen ist. Beruht er ja doch selbst auf Idealismus, auf dem kulturell und sittlich so fruchtbaren historischen Sinne; er fördert unmittelbar und mittelbar den Wettbewerb in Kunst und Wissenschaft, also das Interesse für die höheren Güter der Menschheit; er spornt an und ermuntert, sich im guten vor anderen auszuzeichnen, er verhütet also die moralische Versumpfung. In national homogenen Staaten entstehen nicht selten müßige Streitigkeiten, die oft noch gemeinschädlicher sind, als selbst heftiger Sprachengeist; manche führen zur verheerenden Revolution. Oder es entsteht Stagnation und Entartung als Sumpfboden für die Blüten eines fälschlich so genannten Kulturkampfes.

Die Arbeitsfreudigkeit in vom Nationalitätenstreit geplagten Ländern in eine versöhnliche Richtung zu drängen, welche dem Wetteifer möglichst freie Bahn läßt, aber der Eifersucht den Stachel nimmt, — bei mehr fernstehenden, aber doch mitinteressierten Zuschauern ein richtigeres Urteil über das scheinbar unverständliche Durcheinander in vielsprachigen Staaten anzubahnen, — das war der Zweck dieser Auseinandersetzung.

Frankreichs Katholizismus.

Von P. H. J. Terhünte S. C. J., Sittard.

Vor wenigen Jahren noch konnte man oft in unserem Vaterlande harte Urteile über Frankreichs Katholiken hören; man sah nämlich den Riesenerfolg des Antiklerikalismus dortselbst und verglich damit den kläglichen Ausgang des preußischen Kulturkampfes. Das Urteil wäre sicherlich weniger hart ausgefallen, wenn man den Gallikanismus berücksichtigt hätte, der so lange die volle Bewegungsfreiheit der Kirche hinderte, wenn man ferner an den Jansenismus gedacht hätte, der mit seiner überstrengen Sittenlehre nicht genug auf die menschliche Schwäche achtete, gar leicht die Absolution verweigerte, die Gläubigen nur selten zur heiligen Kommunion zuließ und so eine tiefgehende Kluft zwischen Klerus und Volk schuf, wenn man nicht vergessen hätte den harten Bruderstreit in der katholischen Presse, der tausende Leser anekelte und sie zu kirchenfeindlichen oder neutralen Blättern greifen ließ, wenn man endlich die Entchristlichung der Volksschulen vor Augen gehabt hätte, in denen so manche aufwuchsen ohne Gott und ohne Kirche.

Heute ist das Urteil anders. Mit Freude beobachten Deutschlands Katholiken die Anstrengungen ihrer Glaubensbrüder jenseits der Vogesen. Wenn hie und da in Einzelfragen widersprechende Angaben sich finden, so kommt das einerseits daher, weil kein genügendes Material zur Beurteilung des Fortschrittes vorliegt, anderseits aber auch daher, weil von drüben oft zu optimistische Klänge herübertönen.

Vom „neuen Geist", der Frankreichs jüngere Generation beseelt, ist in der letzten Zeit viel geredet und geschrieben worden. So schrieb noch kürzlich Zach in einem bemerkenswerten Bändchen: „Die Religion ist nicht mehr ein Gegenstand des Spottes geistreicher Schriftsteller und Künstler, sie ist für sie, wie für die Mehrheit der gebildeten Jugend vielmehr ein Gegenstand achtungsvoller und wohlwollender Neugierde geworden."[1] Heute kann man diesen Worten wohl hinzufügen, daß diese Neugier bei vielen mit Gottes Gnade Glaubenssehnsucht und Glaubenstat geworden ist.

Seit einem Jahre kann man in einigen größeren Zeitungen und manchen Zeitschriften Frankreichs Erhebungen begegnen, die sich mit der neuen Ideenwelt der gebildeten Jungmannschaft befassen. Einige Resultate liegen nun in Buchform vor, so „A quoi rêvent les jeunes gens" von Henriot (Temps), der nur die literarische Zukunft betrachtet. Ferner „Aux écoutes de la France, qui vient" von Riou (Figaro), der auch das literarische Problem behandelt, die Rückkehr so mancher Künstler zum Katholizismus bedauert und ihnen ein mitleidiges: Requiescant in pace nachruft, da er diese Männer für die Kunst verloren glaubt. Agathon (Opinion) betrachtet in seinem Buche „Les jeunes gens d'aujour d'hui" die neue Bewegung in ihrer ganzen Ausdehnung (Sport, Patriotismus, Katholizismus, Politik), sieht aber wohl in seiner Beurteilung des religiösen Aufschwunges zu viel Amerikanismus und Realismus in der gebildeten Jungmannschaft und räumt dem Idealismus, der unstreitig viele junge Gebildete beseelt, nicht genug Platz ein.

Wertvolle Funde zur Beurteilung dieser neuen Geistesrichtung kann man in den Cahiers de l'amitié de France machen, in denen man dem wissenschaftlichen Gedankenaustausch der jungen Philosophen begegnet. Die „Catholiques des beaux arts", an tausend Maler, Bildhauer, Architekten usw., „tragen ihren Katholizismus gleich einem Banner offen zur Schau." Nicht zu vergessen ist eine Vereinigung, die sich hauptsächlich aus Gymnasial- und Universitätsprofessoren zusammensetzt, deren Mitgliederzahl im verflossenen Jahre von 184 auf 407 stieg, mit ihrem Verbandsorgan: Bulletin des professeurs catholiques de l'Université, dessen Zweck es ist, „ein intellecktuelles, moralisches und religiöses Band zu knüpfen zwischen den Katholiken, die im höheren Unterrichte tätig sind." Der beste Zeuge für die segensreiche Tätigkeit dieser Männer ist der Freisinnige Boncour, der sagt: „In denselben Milieus, an den Schulen und Universitäten, wo man noch vor 10 Jahren die Anhänger der Demokratie und des Sozialismus anwarb, da hält heute die Kirche und die Reaktion eine reiche Ernte."[2]

Um zu keinen falschen Schlüssen zu gelangen, muß man im Auge behalten, daß sich die genannten Bücher und Zeitschriften nur mit der Elite der französischen gebildeten Jungmannschaft befassen, und ferner, daß man vor allem ein Spiegelbild der Pariser Elite vor sich hat.

Schwieriger gestaltet sich die Schilderung und Beurteilung des Fortschrittes, den der Katholizismus der Tat macht, da man, abgesehen von dem Guide d'action religieuse 1908 und 1909 der rührigen Action populaire de Reims, auf Einzelzüge angewiesen ist, die hie und da in Frankreichs und Belgiens Presse (besonders G. Goyau im „Patriote"), aber auch in deutschen Blättern, vor allem in der „Katholischen Kirchenzeitung" (Salzburg), geschildert werden.

Viel gelobt wurde auch Fourvières Buch: Les catholiques au lendemain de la séparation, von dem Max Turmann schrieb: „Es wäre zu wünschen, daß gewisse ausländische Katholiken, die sich eine eigenartige Idee vom Zustande der Kirche in unserem Lande bilden, dieses Buch kännten."[3] Indes bei aller Anerkennung des glanzvollen Stiles, hat man auch da nur ein Stück der Riesenarbeit vor sich, die unter der meisterhaften Führung des Kardinals Amette in Paris geleistet wird. Lehrreicher ist die Broschüre des holländischen Jesuiten L. Levelt: Katholiek leven in Frankrijk (Malmberg, Nijmegen, 0,35 c.) aus der Serie Geloof en Wetenschap, mit einem Vorwort von G. Goyau, der an der Arbeit die Tiefe und Unparteilichkeit lobt.

Einige Punkte dieser Broschüre verdienen auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Zuerst bespricht Verfasser die Faktoren, die alle berücksichtigt werden müssen bei der Beurteilung von Frankreichs Katholizismus der Jetztzeit. Vor allem tadelt er den großen „historischen Fehler", den er darin sieht, daß man Frankreich immer ein katholisches Land nennt, ohne zu bedenken, daß „gleichwie im 16. Jahrhundert durch den Protestantismus große Gebietsteile dem katholischen Glauben entrissen wurden, so im 19. Jahrhundert, besonders in Frankreich, der Rationalismus, Atheismus und Sozialismus die Zahl der Gläubigen verminderte... Frankreich hat auch eine religiös gemischte Bevölkerung" (S. 14). Ferner bespricht er den politischen Zwiespalt unter Frankreichs Katholiken, er bedauert ihn, findet aber zugleich beherzigenswerte Worte der Entschuldigung. Bei der Freimaurerei gibt er zu bedenken, daß die Zahl der Mitglieder wohl geringer ist als in Deutschland (36 700 zu 54 200), daß aber „die sogenannten lateinischen Logen in ihren atheistischen Bestrebungen viel weiter gehen als die deutschen und englischen" (S. 16). Endlich weist er auf lokale Zustände hin, die auch bei der Beurteilung berücksichtigt zu werden verdienen.

In einem Kapitel über die „Geistlichkeit" wird uns deren finanzielle Notlage und die Schwierigkeit der Lösung dieser Frage geschildert. Wohltuend berührt die belobigende Erwähnung des Seeleneifers der meisten Priester. Bei der Besprechung des Priestermangels, den der Verfasser zugibt, warnt er davor, den „historischen Fehler" zu begehen, da das Bild sonst viel dunkler ausfällt, als es sein darf. Dem Mangel an Berufen suchen abzuhelfen die ecoles cléricales, die sich in der Diözese Lyon mit den Kindern schon im zartesten Alter befassen, ferner die Quartalsschrift „Recrutement sacerdotal" der Action populaire.

Umfassend und lehrreich ist die Uebersicht über die Entwicklung der Schulfrage und den jetzigen Stand derselben. Ein näheres Eingehen würde zu weit führen.

Das letzte Kapitel trägt als Ueberschrift: „Die Katholiken im öffentlichen Leben." Für das politische Leben scheint man in vielen Kreisen mit G. Goyau der Ansicht zu sein, daß „die nächstliegende Aufgabe die ist, im französischen Volke den christlichen Geist wieder zu erwecken. Die Frage: wann werden wir die Majorität im Parlamente haben, ist nicht die Hauptsache."[4]

In der katholischen Presse betont man allzusehr die trennende Politik und nicht die einigenden religiösen Ideale. Verhältnismäßig niedrig ist die Auflageziffer der katholischen Blätter. Segensreich wirkt „la maison de la bonne presse" zu Paris mit einem Personal von 600 Mann und seiner Administration und Redaktion von 25 Zeitungen und Zeitschriften. Dort erblicken auch viele gute Unterhaltungsbücher das Tageslicht. Eifrige Propaganda vermehrte die Auflage des „Croix" im Vorjahre um 6—7000 Exemplare. „L'Eclair" und vor allem das vorzüglich redigierte „Echo de Paris" finden in vielen katholischen Kreisen Eingang, letzteres hat besonders viel für die katholische Sache gewonnen durch Wegfall der „Correspondence personnelle". Bemerkenswert ist die Riesenarbeit, welche die „Action populaire de Reims" leistet, sowohl durch die Herausgabe von Zeitschriften,

[1] Zach, Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit. S. 40.
[2] Le Radical, 11. Februar 1913.

[3] Revue pratique d'Apologetique, 15. Mai 1913. S. 303.
[4] „Patriote", 31. Dezember 1911.

Broschüren und Büchern, als auch durch die Veranstaltung von Zirkeln, Versammlungen, Kursen und Katholikentagen. Die „Presse pour tous“, von der P. Levelt wohl wegen des nicht positiv-katholischen Charakters des Unternehmens nicht spricht, zeichnet sich durch Nichtaufnahme von Sensationsberichten und Perversitäten, welche sonst die Spalten der französischen Blätter füllen, aus.

Nach diesem kleinen Ueberblick über den neuen Geist und die Ansätze des Katholizismus der Tat darf man diese neue Bewegung nicht mit dem religiösen Erwachen der neunziger Jahre vergleichen; denn die damalige Bewegung war lange nicht so stark wie die jetzige, und der damalige Aufschwung trug einen ganz anderen Charakter. Es war ein Vorherrschen des Gefühls und nicht des Verstandes, es war vielfach eine Nächstenliebe ohne Dogma und eine Religion ohne Kirche. Heute geht die ganze Bewegung darauf aus, sich im Dienste der Kirche zu betätigen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, können Frankreichs Katholiken hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. „Was wir in Frankreich tagen sehen, ist nur Morgenrot, aber ein Morgenrot, das einen sonnigen Tag verspricht.“ (P. Levelt.)

Die zweite Löwener „Woche für Ethnologie und Religionswissenschaft“.

Von Dr. Jos. Grendel, S. V. D., St. Gabriel, Mödling.

Daß die katholische Wissenschaft tatsächlich die objektive, im guten Sinne voraussetzungslose ist, weil aller Wahrheit, woher immer sie komme, ob aus der Natur oder der Offenbarung, in gleicher Weise zugänglich, dafür war für jeden, der es sehen wollte, die zweite Löwener „Woche für Ethnologie und Religionswissenschaft“ wieder ein vollgültiger Tatsachenbeweis. Was hier geboten wurde, war keine Apologetik im Sinne der Gegner, d. h. ein gewaltsames Umdeuten oder eine willkürliche Interpretation der Tatsachen, um sie mit dem Glauben in eine gezwungene Harmonie zu bringen. Hier öffnete man der Wahrheit und jeder Wahrheit Tür und Tor. Hier wurde nach rein wissenschaftlicher Methode, so wie sie der Natur der Sache entspringt und entspricht, gearbeitet ohne ängstliche Seitenblicke auf Ziele, die man erreichen „müsse“. Wieder und wieder stieg z. B. während der exakten und vorsichtigen Präzisierung der Methode der Religionsforschung durch die Jesuiten Pinard und Grandmaison, oder während der glänzenden Darlegungen des Dominikaners De Munnynck über die Psychologie der Religion oder während der streng wissenschaftlichen Ausführungen des eigentlichen Gründers und Leiters der „Woche“, P. W. Schmidt S. V. D. der Gedanke in uns auf: Was würde wohl ein „Voraussetzungsloser“, wenn er hier wäre, zu all dem sagen? Müßte er nicht eingestehen, daß wir „Wilden“ doch die „besseren Menschen“ sind? Aber sie kommen nicht, und so können sie ungehindert bei ihrem „voraussetzungslosen“ Aburteilen verbleiben.

Zum zweiten Male fand heuer, und wiederum in Löwen, die „Woche“ statt. Tatsächlich war kaum ein anderer Ort so berufen, die Wiege dieser sich immer machtvoller entfaltenden Einrichtung zu werden. Hier in Löwen hat die katholische Universität, der Ruhm und der Stolz des ganzen katholischen Belgien, das überlieferte Wahrheitsgut der Vorzeit, das sie wie mit scheuer Ehrfurcht und Sorgfalt bewahrt, und das neue Wahrheitsgut der Gegenwart, das sie mit offenem Wahrheitssinn freudig aufnimmt, zu einer harmonischen Synthese vereinigt. Altes und Neues eint sich hier in wundervoller Harmonie. So war Löwen gleichsam prädestiniert als erste Heimstätte der „Woche“, die uralte katholische Glaubenswahrheit mit der jüngsten und modernsten Wissenschaft, der „Religionswissenschaft“, verbindet. Dank der hochherzigen Förderung durch Se. Eminenz den hochwürdigsten Herrn Kardinal Mercier von Mecheln, der bekanntlich früher Professor an der katholischen Universität in Löwen und das eigentliche Haupt der „Löwener Schule“ war, konnte die „Woche“ im Vorjahre und jetzt wiederum in Löwen stattfinden. Der Verlauf bedeutete dieses Mal wieder einen vollen Erfolg, und das in noch viel höherem Grade, als im Vorjahre. Ueber 150 Teilnehmer, aus dem Welt- und Ordensklerus, Gelehrte mit bekannten Namen, ergraute Missionare und junge Kadetten der Wissenschaft und des Missionsdienstes, auch mehrere katholische Universitätsprofessoren aus dem Laienstande waren anwesend. Die „Woche“ umfaßte einen allgemeinen Teil, der vom ethnologischen, soziologischen und psychologischen Standpunkte aus in das Studium der Religion einführen wollte, und einen besonderen Teil, in dem theoretisch und praktisch die Astralmythologie und der Islam behandelt wurden. Gleichsam als Anschauungsunterricht verbanden sich damit ein Besuch in dem ethnologischen Museum von Tervüeren bei Brüssel und am Abend eines jeden Tages die sogen. „Causeries de missionnaires“, in denen erfahrene Männer der praktischen Arbeit und der unmittelbaren Beobachtung interessante Ausschnitte boten aus dem konkreten religiösen Leben der Gegenwart bei den nichtchristlichen Völkern. Die „Woche“ ist prinzipiell als international gedacht. Es wurden auch Referate in französischer, deutscher, englischer Sprache erstattet. Unter den Teilnehmern überwog freilich das deutsche Element um ein bedeutendes. Das nächste Mal — nach zwei Jahren — soll die „Woche“ in einer deutschen Stadt abgehalten werden.

Auf die einzelnen Referate auch nur in ihren Hauptpunkten einzugehen, kann naturgemäß nicht der Zweck dieses kurzen Ueberblickes sein. Es wird ein eingehender Bericht, der alle Referate im Wortlaut bringen soll, ohnehin in Bälde erscheinen. Nur auf die Bedeutung der „Woche“ als ganzes soll hier kurz verwiesen werden. Sie will ihrem Programm nach sein ein Einführungskursus in das wissenschaftliche Studium der nichtchristlichen Religionen. Und sie wendet sich deshalb an Fachleute doppelter Art, an die Gelehrten und an die Missionare. Weshalb das? Dem Christentum drohte in der modernsten und jüngsten Wissenschaft, der vergleichenden Religionswissenschaft oder Religionsgeschichte ein furchtbarer Feind zu erstehen. Hier wurde das Christentum seines absoluten Charakters entkleidet; es erschien nicht mehr als die Religion über allen anderen, sondern als eine Religion inmitten aller anderen. Und alles das dadurch, daß man es als ein gleichgeordnetes Glied neben und unter die anderen stellte und es dann aus jenen ableitete und so „erklärte“. Mit einem Worte: man stellte es mitten hinein in den ewigen Fluß menschlicher Geistesentwicklung. Es ist ein reines Produkt eben dieser Entwicklung, nach ihren Gesetzen entstanden und mit ihren Maßstäben zu werten; sein Ursprung aus übernatürlicher, göttlicher Offenbarung ist ein völlig unhaltbarer Mythus. Man sieht sofort: Hier handelt es sich nicht mehr bloß um dieses oder jenes einzelne Dogma, hier geht der Kampf um das Ganze. Tatsächlich hatte diese neueste „Wissenschaft“ z. B. in Frankreich infolge einer raffinierten Popularisierung ihrer Ideen schon großen Schaden angerichtet. Bei dem Unterbau dieser religionsgeschichtlichen „Erklärung“ des Christentums fiel naturgemäß der Religion der sog. „primitiven“ Völker eine große Bedeutung zu. Denn bei ihnen fand man die zeitlich früheste Form der Religion und deshalb „mußte“ hier — nach dem „Dogma“ des modernen Entwicklungsgedankens — die unterste und inhaltlich dürftigste Form aller Religion gefunden werden. Und so trug man denn eine wirre Menge von „Tatsachen“ zusammen, nach denen jene erste „Religion“ in Animismus, Totemismus, Zauberei aufgehe, von aller Sittlichkeit getrennt sei usw. Aber auch gerade an diesem Punkte war diese „Religionswissenschaft“ sterblich. Eine Nachprüfung der angeblichen „Tatsachen“ in bezug auf den Tatbestand und ihre richtige Auslegung mußte der ganzen Konstruktion gefährlich werden. Anderseits verfügte gerade zu dieser Nachprüfung die katholische Kirche über die denkbar geeignetsten Kräfte in ihren Missionaren. Sie leben jahre- und jahrzehntelang unter den in Betracht kommenden Völkern; sie leben sich in ihre Eigenart hinein und verwachsen gleichsam mit ihnen; sie finden infolge ihres caritativen Wirkens leicht und sicher das Vertrauen des Volkes, und deshalb sind sie in weit höherem Grade als jeder andere berufen und befähigt, die Religion dieser Völker in zuverlässiger Beobachtung festzustellen und in allen ihren Aeußerungen und Eigenarten richtig zu beurteilen. Deshalb muß hier ein Zusammenarbeiten der Missionare mit den Männern der Wissenschaft von entscheidender Bedeutung sein. Und so liegt hier wie nirgendwo sonst ein weites Gebiet katholischer Wissenschaft, das durch die glänzenden Erfolge, die es verheißt, alle Kräfte zur intensivsten Arbeit locken muß. Diese Kräfte, soweit sie bisher noch latent waren, zu wecken und aufzurufen; soweit sie bisher noch zersplittert waren, zusammenzufassen zum entscheidenden Gegenangriff, der auch hier die beste und wirksamste Abwehr ist; das ist der Zweck und — wir können schon jetzt sagen — das Verdienst dieser Löwener „Woche“. Sie ist eine wissenschaftliche Veranstaltung, wie der „Anthropos“ — von dem die Anregung zu der „Woche“ ausging und dessen Begründer und Herausgeber ihr eigentlicher Leiter war — ein wissenschaftliches Unternehmen ist, das schon lange in diesem Gedanken und in diesem Geiste

arbeitet. Deshalb handelt es sich nicht darum, Tatsachen zu leugnen oder umzudeuten; es handelt sich nur darum, der Wahrheit und der ganzen Wahrheit offene Bahn zu schaffen gegenüber künstlichen Konstruktionen und blinden Vorurteilen. Dann ist der Sieg des Glaubens zugleich gesichert. Denn — wenn es erlaubt ist, ein bekanntes Wort mit leichter Umprägung hier anzuwenden — Veritas est naturaliter christiana. Jede Wahrheit ist ihrer Natur nach mit dem Christentum im Einklang, denn beide sind aus Gott. So braucht man der Wahrheit nur ihr Recht werden zu lassen und sie selber wird jede Anklage, die sie eines Widerspruches mit dem Glauben beschuldigt, Lügen strafen.

Und gerade dieser siegesgewisse Optimismus war es, der alle Referate durchklang und alle Teilnehmer der „Woche" beseelte. Nicht ein Optimismus, der untätig die Hände in den Schoß legt im Vertrauen auf seine ohnehin siegreiche Sache; sondern ein Optimismus, dessen Tatkraft und Ausdauer sich immer neu entflammt an dem Bewußtsein, einer siegreichen Sache zu dienen: der veritas naturaliter christiana und damit auch dem Glauben.

Oesterreichs Frauen auf dem Katholikentage zu Linz.

Von Hanny Brentano, Wien.

„Ich freue mich über den gut katholischen Geist, der aus den Referaten sprach und der in dieser Frauenorganisation herrscht, und ich kann nur wünschen, daß in allen Organisationen ein solcher Geist herrschen möge!" Dieses Lobeswort war die erste offizielle Aeußerung des neuen Fürsterzbischofs von Wien, Friedrich Piffl, über die Katholische Reichsfrauenorganisation Oesterreichs. Er sprach dieses Wort, da er zum erstenmal als Erzbischof vor der katholischen Frauenwelt erschien, um die anläßlich des I. Deutsch-Oesterreichischen Katholikentages in Linz abgehaltene, ungemein zahlreich besuchte Frauenversammlung durch seine Anwesenheit auszuzeichnen. Außer ihm waren noch vier Vertreter des österreichischen Episkopates anwesend, während mehrere andere Bischöfe in huldvollen Schreiben der Versammlung ihre Segenswünsche übersandt hatten. Diese Beweise des Interesses für die Arbeit der katholischen Frauen von seiten der kirchlichen Obrigkeit verliehen der ganzen Veranstaltung einen bedeutungsvollen Charakter; es war fast wie eine Ueberprüfung der katholischen Frauenbewegung Oesterreichs durch die höchste Instanz — und die oben zitierten Worte des Fürsterzbischofs am Schlusse der Versammlung sind der Beweis, daß die Prüfung glänzend bestanden wurde. Diese Worte sind der Katholischen Reichsfrauenorganisation, als der Einberuferin der Versammlung, aber auch ein neuer Ansporn, eine neue Ermutigung, vorwärtszuschreiten auf dem Wege, den sie als den richtigen erkannt hat, und getreu den Weisungen des Metropoliten den Kampf zu führen gegen alle Gegner der Religion und der guten Sitte. Als einen solchen Gegner bezeichnete Fürsterzbischof Piffl in seiner Ansprache auch die Auswüchse der Mode unserer Zeit, vor denen er die katholischen Frauen mit ernsten Worten warnte. Er ist nicht der erste geistliche Oberhirt, der das tut, und die Frauenwelt muß es als tief beschämend für ihr ganzes Geschlecht empfinden, daß Warnungen solcher Art und von solcher Stelle notwendig geworden sind. Ob es in der Macht der katholischen Frauen liegt, die Ueberzahl der andersgesinnten Mitschwestern gerade auf diesem Gebiete zu besiegen, ist freilich eine weitere Frage!

Vier wichtige Referate standen auf dem Programm der Versammlung, in der sich neben zahlreichen Vertreterinnen der österreichischen Aristokratie Frauen und Mädchen aller Stände und Berufe fanden und bei welcher Gräfin Zichy-Metternich als Präsidentin der Katholischen Reichsfrauenorganisation Oesterreichs den Vorsitz führte: Das Caritasapostolat der Frau (Gräfin Attems-Nadherny, Linz), Arbeiterinnenorganisation (Gräfin Marschall-Allemann, Wien), die Frau im Kampf gegen Schmutz und Schund (Fräulein Bayer, Linz) und die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der katholischen Frauen (Frau Hanny Brentano, Wien). Aus allen diesen Referaten sprach das Zielbewußtsein, die auf Gottvertrauen aufgebaute Sicherheit, welche die katholische Frauenbewegung auszeichnen, und zugleich zeigten die Ausführungen der Referentinnen die erfreulichen Erfolge, welche die katholische Frauenbewegung in Oesterreich seit ihrem ersten Erwachen vor kaum fünf Jahren bereits errungen hat. Die Referentinnen — jede eine „Sachverständige" auf dem von ihr behandelten Gebiete — riefen die Hörerinnen zu sozialcaritativer Arbeit und zu treuem Zusammenhalten auf und wiesen ihnen in klaren Worten Mittel und Wege, die sie dabei zu wählen haben.

Auch alle drei Festversammlungen, sowie die geschlossenen Sektionsberatungen des Katholikentages waren von vielen Frauen besucht; sie hatten überall Zutritt, durften aber leider nur auf den Galerien Platz nehmen und konnten daher an den Diskussionen nicht teilnehmen, obgleich manche Frage zur Behandlung kam, zu der auch die Frauen etwas zu sagen gehabt hätten. Besonders auffallend war es, daß bei der Beratung über praktische Preßarbeit nicht einmal Journalistinnen, bei dem Referat über die Hochschulfragen nicht einmal Studentinnen unten im Saale weilen durften und sich einen männlichen Vertreter suchen mußten, wenn sie eine Meinung zu äußern hatten! Diese Zurücksetzungen vermochten in der Frauenwelt aber nicht das Gefühl des Dankes auszulöschen für das ungemein freundliche Entgegenkommen des Katholikentagkomitees in allem, was die Frauenversammlung selbst betraf. Der so überaus glänzende Verlauf dieser Versammlung, die eine würdige Einleitung der ganzen Tagung bildete, hat gewiß dazu beigetragen, der Männerwelt zu zeigen, daß die katholischen Frauen es wohl verdienen, bei den zukünftigen Katholikentagen auch öffentlich als vollwertige Gefährtinnen anerkannt zu werden.

Die praktische Bildung der Mädchen zur Frau und Mutter.

Von Franz Weigl, München-Harlaching.

Die in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten durch Lehrpläne und Organisationsvorschläge durchgeführte Mädchenschulreform kommt nun allmählich auch in der Praxis zur Durchführung. In Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau" wurde darauf hingewiesen, wie sich die Entwicklung in Bayern gestaltet. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der höheren Bildung für Berufszwecke. Mit der Schaffung von Frauenschulen soll aber auch der praktischen Ausbildung für den Beruf der Frau und Mutter gedient werden. Dazu ist eine Anmerkung notwendig, die den Eltern wertvoll sein dürfte, wenn sie sich über die Wahl der Bildungsgelegenheit ihrer Tochter für diese Zwecke entscheiden, eine kritische Bemerkung, die aber auch heute noch rechtzeitig genug kommt, um vor falschem Entwicklungsgang zu behüten. Was hier gesagt werden will, gilt zudem nicht nur für Bayern, sondern für ganz Deutschland, da ja die verschiedenen Bundesstaaten vor der Realisierung ihrer reformierten Pläne stehen.

Die praktische Frauenbildung, die für die Familie vorbereiten will, steht in Gefahr, auch der leider so verbreiteten Massenpädagogik zum Opfer zu fallen, die für sie aber am allerungeeignetsten ist. Wir haben heute bereits hauswirtschaftliche Institute und Anstalten mit den oben angedeuteten Tendenzen (Hauswirtschaft, Küche, Kindererziehung), die 80, 100 ja 200 Zöglinge beherbergen. Das große, mächtige Institut will diese Erziehungsaufgaben erfüllen und bringt das 16—20 jährige Mädchen in die Massenküche des großen Betriebs, in die Haushaltung der Anstalt, in den Kindergarten zur Kenntnisnahme der Erziehungspraxis. Dies alles trifft und braucht das Mädchen aber später nicht; es hat vielmehr die kleine Familienküche zu versehen bzw. zu leiten, den Familienhaushalt richtig zu besorgen und in der Familienkinderstube erziehlich zu wirken. Für diese Zwecke vorzubereiten, wird eine auf familiärer Basis eingerichtete Bildungsstätte weit mehr leisten als die Massenanstalt, die so lange gut und brauchbar ist, als es sich mehr um theoretische allgemeine Bildung handelt, aber versagt, wenn die praktischen Zwecke in Betracht kommen.

Es muß davor gewarnt werden, daß durch die immer weiter um sich greifende staatliche Monopolisierung des Bildungswesens im Kerne unpädagogische Einrichtungen geschaffen werden, die den Zweck verfehlen, dem sie dienen wollen. Will die Oeffentlichkeit, Staat und Gemeinde, Schulen solcher Art gründen, so muß dies unter Hochhaltung des familiären Prinzips geschehen. Verquickt man nicht Dinge miteinander, die nichts gemein haben, in diesem Falle die Heranbildung von Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen und späteren Hausfrauen, so kann man auch den familiären Boden für die Schulorganisation finden, der hier unerläßlich ist.

Himmelwärts.

Ueberm Bache stand ich bei den alten Weiden,
Und der Wind pfiff durch die grünen Aeste,
Mit ihm um die Wette junge Stare,
Sonnentrunken und voll süssen Sehnens.
Bunt in Fetzen hing der Abendhimmel,
Und die lichten Wolkenschafe spielten Fangen.
Eine letzte Wolke wollte Sonne trinken,
Voller Sehnsucht eilt sie zu der Goldnen.
Und ich sah die Bahn im Bache sich erhellen,
Sah, wie sich die beiden, — immer näher, winken.
Meine Seele, wandre mit der Lichten
Auf zur Sonne!

Vally Wustmann.

Vom Büchertisch.

Adolf Bartels: Einführung in die Weltliteratur (von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. In drei Bänden. Erstes bis fünftes Tausend. München 1913. Georg Callwey. Gr. 8⁰. 916, 815 und 890 S. Zusammen ℳ 21, geb. ℳ 26. — Der anzeigende Verlag nennt Adolf Bartels „den bekannten Verfasser der ästhetisch besten Geschichte der deutschen Literatur", behauptet noch dazu in gesperrtem Druck: „Kein anderer unserer gegenwärtigen Literaturhistoriker hätte ein solches Werk schreiben können", verweist aber auch auf die Bartels-„Feinde", zugleich wieder auf ihn selbst und seine Vortrefflichkeit: er sei „keineswegs so eng, wie man ihn hinzustellen beliebt habe." Ich persönlich gehöre nicht zu den ausgesprochenen Gegnern des Weimarer Literaturhistorikers, vielmehr weiß ich seine temperamentvolle Subjektivität zu schätzen. Aber just diese erachte ich als das Hemmnis für den Autor, tatsächlich eine „beste" Literaturgeschichte zu schreiben, denn sie trübt ihm den Gerechtigkeitssinn, die Grundlage aller wahren Objektivität. Dies mag auch der Verlag gefühlt haben, denn er bemerkt möglichst unauffällig, daß das vorliegende Bartelsche Werk „natürlich nicht so subjektiv sei wie die früheren Werke des Verfassers." Tatsächlich gibt es sich gedämpfter im Ton, was seinem Werte sehr zugute kommt, aber schaut man genau zu, so funkeln einen überall die Augen des „alten" jäben Bartels an: die Augen des reichlich borstigen Selbstbetonten, des leidenschaftlichen Goetheaners und Lutheraners sowie des fanatischen Judenbekämpfers. Diese Augen sind blitzscharf für die Fehler des jeweiligen „Opfers", nicht aber für die eigenen Schwächen und Irrungen, sonst würde Adolf Bartels sich nicht so viele Ungenauigkeiten erlauben, wie man sie immer wieder bei ihm findet, oft zum lebhaften Aerger findet, — ich wenigstens habe nur zu oft von neuem erfahren müssen, daß man sich auf seine positiven Angaben nicht „absolut" verlassen darf. Das hindert uns jedoch nicht, die nicht selten großen, immer anregenden, oft freilich mehr „amüsanten" als interessanten Vorzüge seiner Darstellung, hinter der allemal die ganze Persönlichkeit des Darstellers steht, unter einer freilich stets zu bewahrenden kritischen Zurückhaltung zu genießen; vor allem nicht, die unsere Beachtung und Achtung erzwingende Eigenart des vorliegenden Werkes als einer subjektivistisch angelegten Kolossalarbeitsleistung anzuerkennen. — Bartels tut nichts Geringeres, als daß er Goethe im Mittelpunkte der Weltliteratur inthronisiert. Im Anschluß an „Goethes Jugendblüte", „Mannesjahre" und „Alter" werden die vier „Bücher" des Werkes (in drei Bänden) aufgebaut: „Die Herrschaft der französischen Klassik"; „die Volks- und Naturpoesie, das Genie"; „Klassik und Romantik"; „Weltliteratur." Der erste Band (I. und II. Buch) behandelt an fremdländischer Literatur außer der französischen Klassik: die italienische Literatur vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, die lateinische Literatur, die englische bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mit Ausschluß der dramatischen Entwicklung von 1550—1650, die kleinen europäischen Literaturen im 16, 17. und 18. Jahrhundert, Homer und die griechische Dichtung (mit Ausnahme des Dramas), die keltische (und altgermanische), die hebräische, sumerisch akkadische, aegyptische usw., Shakespeare und das englische Drama im 16. und 17. Jahrhundert, den englischen Roman des 18. Jahrhunderts; an deutscher Literatur: die von Luther bis Klopstock, die deutschen Vorklassiker Klopstock, Lessing, Wieland und deren unmittelbare Nachfolger, Goethe und Herder. — Der zweite Band (drittes Buch) behandelt Goethe und seine italienische Reise, Goethe und Schiller, die Zeitgenossen der deutschen Klassiker, das griechische Drama, die ältere deutsche Romantik, Dante und die italienische Literatur, die klassische spanische und portugiesische Literatur, die jüngere deutsche Romantik, die Dichtung des Mittelalters. — Der dritte Band (viertes Buch) behandelt Goethe im Alter, die orientalischen Literaturen, die neuere englische, die neuere italienische, spanische und portugiesische, die neuere französische, die neuere deutsche Literatur, die kleineren germanischen und anderen nordischen Literaturen in der neueren Zeit. — Wir sehen auf den ersten Blick: eine ziemlich gewaltsame Anordnung; sie bleibt es auch im Schatten Goethes, an dessen Leben und Schaffen die „Dichtung aller Zeiten und Völker" sich denn doch nicht so „ganz zwanglos" anschließen dürfte wie sich dies Verfasser und Verlag gedacht zu haben scheinen. Ein sinnfälliges Kennzeichen des Bartelsschen Werkes, das sehr vorsichtig nur eine „Einführung" genannt wird, ist dieses: Der Autor hat sich Goethe als den Hauptvermittler der Weltliteratur gedacht (als deren bester nationaler Vermittler wiederum das deutsche Volk gilt); neben Goethe ragen in gleicher Eigenschaft bedeutende Geister auf wie die beiden Schlegel, Tieck, Schiller, Herder, Lessing, Grillparzer, Uhland, Gutzkow, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Fontane, Adolf Stern usw. Die Urteile dieser Männer über Weltliteratur und Literaturen hat nun Bartels in geistigem Zusammenhang aufgeführt zur zusammenschließenden Darstellung jeder einzelnen Literatur, „wie sie in ihrer Entwicklung in den Gesichtskreis Goethes und weiterhin des deutschen Volkes gerückt" ist. Nicht als ob im „Kompilator" Bartels der Literaturhistoriker verstummt wäre; das Gegenteil ist der Fall, — und eben daran knüpft sich auch notwendig mancher Ein- und Vorwurf. Bei Darstellung der neueren Literatur z. B. gibt es böse Lücken, nicht zuletzt für uns Katholiken Um nur etwas herauszugreifen: Domanig, Paul Keller werden nur genannt, M. Herbert, Hlatky, Eichert, Kralik nicht einmal erwähnt, während doch der betreffende Band von Marlitt, W. Heimburg, sogar von Eduard Stilgebauer zu sagen weiß. Auch sonst finden sich schlimme Auslassungen, aber um gerecht zu sein: Da können folgende Auflagen, die nicht ausbleiben werden, abhelfen. Jedenfalls ist das Ganze „wirklich lesbar", um mit dem Verfasser selbst zu reden, der sich berechtigterweise mit einem Mosaikkünstler vergleicht, der „mit fremden Material fachgemäß", zugleich unter Ausprägung des eigenen „Persönlichen" (siehe oben), arbeitet.

E. M. Hamann.

E. von Winterfeld-Warnow: Die Blinde. Roman. Köln a. Rh. J. P. Bachem. 8⁰. 283 S. ℳ 4., geb. ℳ 5. — Es ist, nach Paul Heyses künstlerisch bedeutender Novelle „Die Blinden" kühn und schwer, ein Werk ähnlichen Namens und Wesens hoch zu bringen. Das vorliegende kann sich denn auch mit jenem nicht messen, da es das Niveau gehobener Unterhaltungslektüre nicht überragt. Aber es hat feine Züge, die ergreifen und auf fernere erfreuliche Entwicklungsmöglichkeiten hinweisen. Die psychologische Zeichnung der aus angeborener Blindheit erlösten Heldin ist gut, wenn auch nicht just überraschend vertieft. Das Buch wird zumal bei der jüngeren Leserinnenwelt vielen und zwar verdienten Anklang finden.

E. M. Hamann.

Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Von Dr. J. Schmidlin, Professor der Missionswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Mit 8 Karten und 155 Abbildungen. gr. 8⁰ XVI, 304 S., brosch. ℳ 7.50, geb. ℳ 9.—. Münster, Aschendorff 1913. Will die rasch um sich greifende Missionsbewegung wirklich durchdringen, dann muß sie allgemeine Kenntnis und Schätzung der Missionsarbeit zu erreichen suchen. Das internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschung, unter dem Vorsitz des für die Missionssache hochverdienten Fürsten zu Löwenstein, erstrebt mit dieser Veröffentlichung eine Gesamtinformation über den tatsächlichen Stand der Missionen in unseren Kolonien, in möglichst knapper Zusammenfassung für einen breiteren Leserkreis, wie eine solche bisher fast völlig fehlte. (Zur Einführung XIII). So gestaltet sich das Werk zu einer allgemeinen Orientierung über das heimatliche Missionswesen und den Missionsbetrieb in den Kolonien — Die heimatliche Wurzel und Basis, Einrichtung und Tätigkeit der katholischen Missionen in den Kolonien überhaupt, Prinzipienfragen: Mission und Kolonialwesen —, wie namentlich zu einer ins einzelne gehenden Darstellung der Mühen und Erfolge auf den verschiedenen Missionsfeldern in den Schutzgebieten Deutsch-Afrika, in der deutschen Südsee und Deutsch-China. Dabei liegt die Schwierigkeit darin, aus der Unmenge von mehr oder weniger brauchbarem Material (der Quellennachweis ist dem Werk als Anhang angefügt) das Wesentliche und Authentische herauszulösen und in gedrängter, aber doch lückenloser Kürze aneinanderzureihen. Professor Schmidlin, der Inhaber des ersten Lehrstuhles für Missionswissenschaft auf deutschem Boden (Münster), der Leiter des internationalen Institutes für missionswissenschaftliche Forschungen und Herausgeber der Zeitschrift für Missionswissenschaft, hat sich dieser Aufgabe in dankenswerter Weise unterzogen und sie mustergültig gelöst. Das Werk trägt bei seiner durchaus wissenschaftlichen Art doch volkstümliches Gepräge. Mit dem reifen Urteil des Fachmannes hat der Verfasser auch Fragen wie die nach den prinzipiellen und praktischen Beziehungen der katholischen zu den protestantischen Missionen, nach dem Verhältnis zwischen Mission und Kolonialpolitik in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. S. 243—58 ist ein kurzer Ueberblick über die protestantischen Missionen in den Kolonien geboten. Der Wunsch des Verfassers, der in der „Allgemeinen Rundschau" schon mehrfach wichtige Missionsfragen behandelt hat, wird in ihren Spalten besonders kräftigen Widerhall finden: „Möge die Schrift nicht bloß jene erreichen, die bisher als warme Missionsfreunde sich betätigt haben, aber ihre Aufmerksamkeit aus Mangel an sachverständigen Gesamtdarstellungen meist auf einzelne Missionen konzentrieren mußten, sondern auch in solche Kreise dringen, die aus Unkenntnis oder Vorurteil der Missionssache gleichgültig gegenüberstanden, damit auch sie mit Sympathie und Hochachtung für das Werk der Glaubensverbreitung erfüllt werden!"

O. Heinz.

Johannes Reuter S. J., Der Beichtvater in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet. Nach der Uebersetzung aus dem Lateinischen, gänzlich umgearbeitet und den heutigen Verhältnissen angepaßt von Julius Müllendorff S. J. usw. 7. Auflage. 15.—17. Tausend. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8⁰. XVI und 510 S. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 5.—. In hocheleganten Halbfranzband ℳ 6.50. Für die Güte dieser pastoralen Anleitung zur Verwaltung des Beichtvateramtes spricht genügend der Umstand, daß das Werk schon in siebzehntausend Exemplaren gedruckt ist. Reuter-Müllendorffs „Beichtvater" gehört zu den theologischen Werken, die jeder Priester besitzen und wiederholt studieren muß. Ueberall finden wir solide und maßvolle Grundsätze, deren Anwendung den jungen Priester vor manchem Mißgriff bewahren kann. Dabei sind in allen Fragen unsere modernen Verhältnisse gebührend berücksichtigt. Manches, was man in einem Moralwerk vergebens sucht, wird man hier finden. Alles ist unter praktische Gesichtspunkte gestellt und auf praktische Verwertung angelegt. Auch den älteren Priester wird das Studium des Werkes mit neuem Eifer als Beichtvater erfüllen. Die Lektüre dieser Anleitung ist leicht und angenehm, fern von jeder bloß trockenen Gelehrsamkeit, da sie auf die lebensvolle Wirklichkeit, auf die verschiedenen Verhältnisse, Umstände und Fragen für alle Lagen trefflich eingeht. So ist das Werk ein eminent praktischer Ratgeber des Priesters. Dr. Weber-Boppard.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. In der Neuen Pinakothek wurde ein Saal eröffnet, in welchem eine Anzahl von Werken Leibls und seines Kreises untergebracht worden ist. Darunter befindet sich das Bildnis der Frau Gedon, Max von Perfalls, des Malers Schuch, welcher Leibl bekanntlich besonders nahe gestanden hat, und anderer mehr. Dazu kommen Werke Trübners (darunter sein „Toter Christus"), Uhdes (La Chanteuse aus seiner Pariser Zeit), Hirth du Frenes u. a. m. — Die durch Witterungseinflüsse stark beschädigten Malereien am Turme des alten Rathauses, eine Patrona Bavariae und ein St. Benno, werden zurzeit in Mosaik erneuert. — Nach den Plänen des Hofbauamtmanns H. Neu ist das Haus der katholischen Studentenverbindung Aenania erbaut worden. — Kunstsalons. Bei Caspari sah man, leider nur wenige Tage, die herrliche „Melancholie" Böcklins. Von den trefflichen Darbietungen des Braklschen Kunsthauses seien die figürlichen Studien von Peter Kálmán, sowie die kraftvollen Landschaften Otto Bauriedls erwähnt. — Der Kunstverein veranstaltete in Gemeinschaft mit der Renten- und Pensionsanstalt deutscher bildender Künstler eine überaus interessante Ausstellung zahlreicher Bildnisse von modernen Malern. Die zum großen Teil von den Dargestellten selbst gefertigten Werke erregten Interesse von der

gegenständlichen Seite, fesselten durch die starke Subjektivität ihrer Auffassungen und verdienten außerdem Aufmerksamkeit durch die bei sehr vielen hervortretende künstlerisch-technische Vollendung. Von besonders hervorragenden Meistern zeigten ihre Selbstbildnisse u. a. M. Liebermann, Slevogt, Defregger, Samberger, Gröber. Von den übrigen Porträts seien diejenigen Modersohns von H. Vogeler, Hayeks von Gröber, R. Schiestls von Mirwald hervorgehoben. Die Monumentalkunst war durch Entwürfe zu Glasgemälden und kirchlichen Wandmalereien von Köllnsberger-München in bedeutsamer Art vertreten.

Die Stadt Augsburg hat einen Wettbewerb zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Architekten Elias Holl, den Erbauer des Augsburger Rathauses, ausgeschrieben. — Breitbrunn bei Wasserburg. In der Nähe wurde eine der sogenannten Mardellen, vorgeschichtliche Wohngruben, aufgedeckt, in welcher sich Scherben und andere Reste der Hallstattzeit fanden. — Dresden. Die Künstlerschaft hat sich zu einem wirtschaftlichen Verbande zusammengetan. — Im Dorfe Esplingerode auf dem Eichsfelde, seinem Geburtsorte, starb im Alter von 75 Jahren der Maler Heinrich Weber. Er gehörte zu den Schülern des Müncheners Wilhelm Diez, seine Tätigkeit galt dem Genre, dem Stilleben, dem Porträt und besonders der religiösen Malerei. Vorzügliche Werke seiner Hand befinden sich in mehreren Kirchen des Eichsfeldes, sowie in öffentlichen und privaten Sammlungen. — Hildesheim verlor durch eine Feuersbrunst eines seiner schönen in Holz geschnitzten Spätrenaissancehäuser. Zum Glück ist es gelungen, das benachbarte berühmte Knochenhaueramtshaus zu retten. — In Köln starb, 79 Jahre alt, der Bildhauer Professor W. Albermann, von welchem sehr zahlreiche Denkmäler im westlichen Deutschland ausgeführt worden sind. — Trotz der nur zu begründeten Bedenken, welche von vielen Seiten und auch an dieser Stelle erhoben worden sind, ist doch beschlossen worden, vor dem Rathause eine vergrößerte Wiederholung der als Kleinfigur sattsam bekannten Stuckschen Amazone aufstellen zu lassen. Man vermeidet es auf diese Art, für großen Geldaufwand ein Produkt neuer Geistesarbeit zu erhalten. — Lechenich. Die alte erzbischöflich-kölnische Burg, ein wichtiges Bau- und Geschichtsdenkmal, ist an einen Kölner Privatmann verkauft worden. — Bei Nicopol (in Taurien) wurden durch Ausgrabungen die gewaltigen Grabkammern eines Königs und einer Königin des skythischen Volkes aufgedeckt. Namentlich der erstere Raum enthielt eine Anzahl höchst wertvoller Gegenstände aus Bronze, Silber, Holz usw. — Nürnberg. An den Kongreß der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft schloß sich eine von dieser und dem K. Generalkonservatorium der bayerischen Kunstdenkmäler veranstaltete Studienfahrt durch das südliche Bayern, welches an Resten aus vorgeschichtlichen, römischen und frühmittelalterlichen Zeiten ungemein reich ist. — Padua. Aus der Kirche San Martino waren zwei Gemälde Tiepolos, ein St. Johannes der Täufer und eine Flucht nach Aegypten gestohlen. Beide wurden bei einer Haussuchung glücklich wiedergefunden. — Paris. Die französische Deputiertenkammer bewilligte die Summe von 80,000 Franks für die Ausführung des vom Architekten Bigot entworfenen und modellierten Bronzegusses des Planes der antiken Stadt Rom. Das wichtige Werk interessierte 1911 die Besucher der Ausstellung in den Diokletiansthermen. — Stadtprozelten. Im Rathause wurden wertvolle Holzschnitzereien und Intarsien des 16. Jahrhunderts entdeckt.

Dr. O. Doering-Dachau.

Kennen Sie Oetigheim?

Von Pfarrer Weber, Eberſteinburg bei Baden-Baden.

Wenn ich von der benachbarten „Ebersteinburg“ hinblicke in das Rheintal, so sehe ich zunächst Rastatt mit seinen Kirchtürmen und Bierpalästen, zwei Kilometer nordwärts aber äugt aus der Ebene ein volkreiches Dorf, ehemals unbekannt, jetzt aber durch das Naturtheater weithin berühmt: — es ist Oetigheim.

Haben wir den Zuschauerraum betreten, so befinden wir uns im Handumdrehen in einer anderen Welt. Linker Hand glauben wir einen herrlichen Tannenwald zu sehen; so naturgetreu ist er gemalt, daß man glaubt, die einzelnen Bäume und Aeste greifen und den würzigen Tannenduft einatmen zu können. An die Bergeshalde gelehnt steht Tells einfaches Wohnhaus mit einem Brunnen davor; unter dem Giebel baumeln gelbe Welschkornkolben, während an einem Seil die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist. Von der Höhe grüßt ein freundliches Kirchlein hinab in das Tal. Ueber dem Wald bauen sich die Alpen auf. Da sehen wir schwindelerregende Gipfel, scharfgerissene Felsen, schneebedeckte Höhen, die den blauen Himmel zu berühren scheinen. Vor uns liegt in einem Akaziengehölz ein wirklicher See, an dessen Ufern Stauffachers Haus steht, während rechts Zwing-Uri im Bau begriffen ist. Natur und Kunst greifen hier so geschickt in einander, daß niemand weiß, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Der Zuschauerraum bildet mit der Bühne einen länglichen Kreis und befindet sich nicht außerhalb dieses Kreises, sondern ist in den Kreis hineinbezogen und ermöglicht auf diese Weise den engsten Kontakt zwischen Zuschauern und Spielern.

Im Nu sind die 4500 Plätze besetzt und das Spiel beginnt. Plötzlich belebt sich die Bühne, und von den Bergen herunter kommen die Sennen und Hirten, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Kühe und Schafe, Ziegen und Böcke. Das ist ein Springen und Leben, ein Winken und Plaudern, ein Singen und Klingen!

Es zieht nun der ganze „Tell“ unsers Schiller an uns vorüber. Könnte der Dichter sich unter die Zuhörer mischen und die Frucht seines Geistes genießen in der Zubereitung durch die Oetigheimer, wahrlich, sein Genius müßte aufs höchste befriedigt, seine kühnsten Träume erfüllt und übertroffen sein. Soll ich die Rollen einzelner Darsteller besprechen? Kommen wir lieber zum Gesamtspiel, in welchem das innerste Wesen des Oetigheimer Theaters beschlossen ist.

Da ist z. B. die Szene mit der Verspottung des Hutes und der Apfelschuß. Inmitten der Bühne wird an langer Stange der Hut Geßlers aufgepflanzt; Herolde verkünden dem Volke in feierlichem Ton, daß diesem Hute gleiche Ehre zu erweisen sei wie dem Statthalter selber; das ganze Volk empfindet das Unsinnige und Lächerliche einer solchen Zumutung. Darum folgt jedem Satze des Herolds ein schallendes Gelächter. Der Herold entfernt sich, und die Wächter des Gesetzes fassen Posto. Siehe, da kommen lärmend und tanzend die Buben und Mädchen herangesprungen, treiben sich um die Stange herum, schütteln daran wie an einem Pflaumenbaum, steigen endlich — einer auf dem Rücken des anderen — hinauf, hauen unbarmherzig auf den armen Hut los, zerren und reißen daran, bis sie durch den Wächter verscheucht werden. Endlich naht ahnungslos der wackere Tell. Er kümmert sich nicht um den Hut und wird festgenommen. Das Volk protestiert gegen eine solche Vergewaltigung. Jetzt sprengt hoch zu Roß der unheimliche Landvogt heran. Um Verzeihung zu erlangen, muß Tell den Apfel von seines Kindes Haupt schießen. Nach langem, qualvollem Kampf greift er zur Armbrust und zum Pfeil und schießt den Apfel mitten hindurch unter dem Jubel des Volkes. Der unerbittliche Landvogt aber läßt den braven Schützen nach Küßnacht abführen. Da der Landvogt für die Bitten des Volkes taube Ohren hat, so wenden sich alle in heißem Gebete zu Gott und erflehen von ihm in einem herrlichen, herzzerreißenden Lied Erhörung und Befreiung.

Der Zuschauer, ob er will oder nicht, wird mitgerissen und fortgezogen in alle Gefühle des Abscheus gegen den ruchlosen Tyrannen, des Mitleids mit dem unglücklichen Tell, der Hoffnung auf Gerechtigkeit und Sieg. Nicht länger läßt sich die tiefe Rührung unterdrücken, und mir wenigstens stahlen sich ein paar ehrliche Tränen in die Augen! — — — Man darf wohl jenem Kritikus Recht geben, der sagt, alles sei in Oetigheim erlaubt, nur eines nicht, daß man, ob man spielt oder hört, nicht mit fortgerissen werde! —

In diesen Szenen ruht die Meisterschaft des Pfarrers Saier. Alles lebt und wimmelt wie in einem Ameisenhaufen, alles ist in Fluß und Bewegung wie die Welle im Meer. So ungekünstelt sieht das alles aus, so natürlich und selbstverständlich, als ob nie eine ordnende Hand eingegriffen, als ob jeder auf eigene Faust hin laufen, sprechen, gehen und stehen würde. Alle diese komplizierten Bewegungen vollziehen sich mit einer so raffinierten Präzision, mit einer so absoluten Sicherheit, wie etwa an der Straßburger astronomischen Uhr die Apostel am Heiland vorüberschreiten — und doch dabei nichts Steifes, nichts Hartes, nichts Gezwungenes. Diese Art des Spieles möchte ich dem Choralgesang vergleichen, bei dem zwar kein bestimmtes Taktmaß eingehalten wird und doch die einzelnen Laute in freiem, gefälligem und leichtem Rhythmus dahinfließen. Eine solche Leistung, das ist nicht bloßes Talent, nicht bloße Uebung — nein, das ist in vollem Sinne des Wortes Genie.

Das schönste von ganzem Naturtheater aber ist das unbewußte Mitspielen der ganzen Szenerie und Natur: mitten im Spiel spazieren die Tauben auf dem Boden, quaken die Frösche im Wasser, schießen Finken durch die Luft, pfeifen im Gezweige die Spatzen, flattert der Schmetterling im Sonnenschein, lacht vom Himmel die Sonne, ziehen Wolken zu unseren Häuptern, kräuseln sich die Wellen des Sees, mäkern die Ziegen, grasen die Kühe und Schafe, galoppieren die feurigen Pferde. Wir vergessen ganz, daß wir es mit einem bloßen Spiele zu tun haben, und glauben in der freien Schweiz zu weilen, um dem gewaltigen Völkerringen als Augen- und Ohrenzeugen beizuwohnen.

Kein Wunder, daß Oetigheim seinen Siegeslauf angetreten hat über die Welt. Bedenkt man noch die idealen, praktischen und sozialen Absichten, welche Pfarrer Saier verfolgt, so steigt unsere Hochachtung und Anerkennung: durch ein solches Spiel, das die Kräfte einer ganzen Gemeinde sammelt und anspannt, wird der Mann des Volkes von rohen Vergnügungen abgezogen und ihm Gelegenheit geboten zu einem reineren und besseren Genuß. Und nicht bloß die eigentlichen Ortsbewohner, sondern auch alle die umliegenden Dörfer und Städte weit und breit besitzen in Oetigheim eine Zentrale der Bildung, eine wahre Hochschule der Kunst, einen Jungbrunnen der Freude und sittlichen Erhebung. Einen Gehalt beziehen die Spieler nicht, sondern begnügen sich mit einer kleinen Entschädigung. Der Reinerlös wird verwendet zur Erbauung bzw. Ausgestaltung eines Gemeindehauses und zu anderen sozialen Einrichtungen, die der Gesamtgemeinde zugute kommen.

Das ist Oetigheim, das ist sein Spiel, seine Bedeutung, seine Absicht. Und sollten Sie bislang Oetigheim noch nicht gekannt haben, so dürften diese Zeilen einiges beitragen zur Orientierung. Eine volle Kenntnis werden Sie aber erst erlangen durch den Besuch von Oetigheim. Dazu wäre allerdings jetzt die höchste Zeit, da am 2. Oktobersonntag das Theater geschlossen wird. Leicht kann der Besuch von Oetigheim mit einer Reise nach Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg, mit einer Tour in den Schwarzwald, mit einer Ferien- oder Geschäftsreise verbunden werden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Der lebende Leichnam", Drama von Leo Tolstoj, ist im Nachlasse des Dichters vorgefunden worden und erschien kaum ein Jahr nach dem Tode des Grafen mit gewaltigem Eindruck im „Künstlerischen Theater" in Moskau, von wo es sich auch über die Bühnen des westlichen Europas verbreitete. Das Drama hatte schon vor seinem Erscheinen eine längere Geschichte. 1897 erzählte ein Richter Tolstoj von einem Strafprozeß, in den eine Frau verwickelt war, die im Glauben, ihr erster unwürdiger Gatte sei tot, ihre Hand einem Jugendfreund gereicht hatte. Obwohl der Dichter sich von reinliterarischem Schaffen abgewendet hatte, beschäftigte der Stoff stark seine Phantasie, freilich meint er drei Jahre später in seinem Tagebuche: „Ich muß das Drama: „Der Leichnam" lassen. Ich darf meine Kräfte nicht für Sachen verwenden, die nicht unmittelbar zu Gott führen." Später glaubt er jedoch, daß das Drama der Menschheit nützen könne, und vollendet es. 1901 gingen die ersten Notizen durch die Blätter; durch sie aufmerksam geworden, fand sich das Urbild des „Leichnam", der sich in Wirklichkeit nicht erschoß, wie Fred. M. Balte in der Einleitung der Reklamausgabe erzählt, bei Tolstoj ein und erlangte, daß der Dichter das Werk, das einem Menschen schaden könnte, in sein Pult verschloß. Fedja ist ein begabter, aber willenskranker Mensch, der sich dem Trunke und Sinnenleben ergeben hat, seine Frau vernachlässigt und diese der pekuniären Not preisgibt. In ihrem Elend hat Lisa in Karenin eine Stütze. Sie hat ihn einst geliebt und ihre Notlage bringt es mit sich, daß sich neue Fäden der Sympathie zwischen ihr und dem taktvollen Manne spinnen. Freilich von Scheidung will sie zuerst nichts wissen. Fedja, der sein unwürdiges Leben einsieht, beschließt, durch seinen Tod Lisa und Karenin den Weg zu einem glücklichen Leben zu eröffnen. Eine Zigeunerin überredet jedoch den Willensschwachen, bloß scheinbar Selbstmord zu üben und in jener Welt verlorener problematischer Naturen, wie sie Gorki in seinem Nachtasyl erschütternd gestaltet hat, unterzutauchen. Am Ufer des Flusses werden Fedjas Kleider gefunden, auch andere Umstände überzeugen Lisa und Karenin von dessen Tode. Im Gefühle völligen Rechtes schließen sie die Ehe Bis eines Tages Fedja in seiner Trunkenheit seine Geschichte erzählt, die den Behörden denunziert wird. Lisa und Karenin werden vor Gericht gestellt. Fedja erschießt sich, um zu sühnen und die Schuldlosen zu retten. In Bildern, die auf den ersten Blick kunstlos aneinandergereiht sind, läßt Tolstoj die Vorgänge an uns vorüberziehen. Seine Absichten sind ja mehr didaktische, ethische, als künstlerische. Indem er aber warnend diese Bilder sündigen Lebens aufrollt, zeigt er gegen seinen Willen — der greise Dichter wollte ja von „Literatur" nichts mehr wissen — seine gewaltige Kunst der Menschenschilderung. Der Charakter des Fedja und die ganze Milieumalerei sind ja so spezifisch russisch, daß sie uns fremd blieben, wenn das allgemein Menschliche nicht mit gleicher Plastik herausgearbeitet wäre. Das Drama ist für die Regiekunst Steinrücks, die den feinsten Nüancen Relief zu geben weiß, sehr geeignet. Das Stück war sehr gut besetzt; es sind Rollen, die sich nicht leicht spielen, sie erfordern durchaus ein nachschöpfendes Gestalten; besonders Lützenkirchen schuf ein ergreifendes Charakterbild; das Publikum spendete starken Beifall.

Kammerspiele. In Anwesenheit des Dichters wurde Schnitzlers Schauspiel: „Der Ruf des Lebens", das bereits vor acht Jahren geschrieben, für München jedoch noch Novität war, erstmalig gegeben. Der Autor konnte erscheinen, da der Beifall einen nicht erheblichen Widerspruch verstummen machte. Schnitzler hat seine Konflikte gehäuft, der Handlungsverlauf verlor dadurch an Uebersichtlichkeit, er greift Geschehnisse aus dem Leben auf, spinnt die Fäden ein wenig weiter und läßt sie wieder rätselvoll in das Leben verlaufen. Die Lebensanschauung, die der Arzt des Stückes verkündet, läßt sich mit den Worten des Grillparzerschen Jaromir umschreiben: „Unsere Taten sind nur Würfe in des Zufalls blinder Nacht — dunkle Nacht, du kannst es wagen, rufst mir: Vatermörder! zu. Ich schlug den, der mich geschlagen, meinen Vater schlugest du", wobei denn der Dichter noch einen Schritt weiter geht und alle Sünden für Worte erklärt, die im weitereilenden Leben verklingen. Man darf in diesen Anschauungen, die freilich nicht so konsequent formuliert werden, das destruktive nicht übersehen. Marie welkt an der Seite eines alten, kranken Vaters, der sie aus Egoismus von dem Manne ihrer Liebe fernhält. Mittlerweile ist jedoch ihr Gefühl verblaßt für den ersten, nachdem sie auf einem Balle einen Leutnant kennen gelernt hatte. Nun muß dieser in den Krieg ziehen, das ganze Regiment hat geschworen, zu sterben, denn vor dreißig Jahren ist es geflohen und will nun die Schmach abwaschen. Wir erfahren, daß Mariens Vater es gewesen, der damals jene feige Tat verschuldet. Alles drängt in Marie, den Geliebten nochmals zu sehen, und sie mischt dem Vater den todbringenden Schlaftrunk, auf den der Arzt in verbrecherischer Zweideutigkeit hingewiesen. Im nächsten Akte muß Marie erkennen, daß ihre Liebe in den Augen des Mannes nur Spiel gewesen. Der Leutnant hat ein Verhältnis mit der Frau seines Obersten, der die patriotische Geste des Opfertodes seines Regimentes nur ausgedacht, sich und den Schuldigen zu töten; eine psychologisch nicht gerade leicht eingängige Entschließung. Während Marie sich versteckt hat, kommt die Frau Oberst und fleht ihren Geliebten vergebens an, mit ihr zu fliehen. Der Kommandeur überrascht beide und schießt die Frau nieder. Marie reißt den Leutnant von der Leiche. Es bleibt ihnen, wie wir später erfahren, nur eine kurze Zeit, dann ruft die Ehre den Leutnant zu der Leiche zurück, zu deren Füßen er sich tötet. Der letzte Aufzug ergeht sich in der Hauptsache in den eingangs angedeuteten philosophischen Erörterungen. Der Mittelakt streift fast an Kinodramatik, das ganze weiß wohl zu fesseln und zu spannen, aber es peinigt mehr, als es erschüttert. Ueber manchem läßt der Dichter mit Absicht Schleier; er läßt die eine Ansicht aussprechen und auch die andere und meint, vielleicht sind beide richtig oder auch keine. Gespielt wurde das schwierige Stück in den Hauptrollen sehr gut.

Uraufführung am Gärtnerplatz. Cuvillier, der Komponist der Operette „Flora-Bella", ist ein Künstler, der mit Geschmack und Humor instrumentiert, reizvolle Melodien erfindet und zuweilen auch nur „findet" und Tanzrhythmen von Elan zu schreiben weiß. Getanzt wird etwas viel, nach dem Willen des Textdichters Dörmann. „Flora-Bella" ist nämlich Tänzerin und Fürstin, in Operetten sind die Leute so harmlos, die Doppelexistenz nicht zu erkennen. Gesungen und gespielt wurde gut. Einige neue Kräfte haben hübsche Stimmen. Die geschlitzten Röcke wirken zu keck und dabei nicht einmal graziös. Autoren und Darsteller wurden oft gerufen.

Münchener Volkstheater. Ein Schwank von Friedmann-Frederich: „Das große Los" fand Beifall; der Autor hat besseres schon geschrieben, als die Geschichte von dem Lebemann, der dreimal heiratet, bis er die geeignete Frau hat. Diese aber wird ihn betrügen. Der Verfasser findet dies sehr spassig; wir aber meinen, daß es jetzt Zeit wird, dem Publikum einer volkstümlichen Bühne wieder etwas Besseres vorzusetzen.

Festkonzerte. Richard Strauß „zieht". Die Tonhalle war bei „Tod und Verklärung", „Don Juan", „Till Eulenspiegel" und der „sinfonia domestica" viel stärker besucht, als bei der „Pastorale" und der Brucknerschen „Fünften". Ferd. Löwe bot an beiden Abenden außerordentliches. Den stärksten Eindruck hinterließ wohl der „frühere" Strauß und Bruckner, für den der Dirigent der wahrhaft unerreichte Interpret ist.

Verschiedenes aus aller Welt. In Köln und Bremen wurde Körners „Zriny" aus Anlaß der Jahrhundertfeier mit starkem Erfolg gegeben. — Shaws neues Stück „Androklus und der Löwe" wurde in London mit geteiltem Beifall aufgenommen. In manchen Berichten wird die Neuheit sehr harmlos hingestellt, in anderen liest man: „Shaw hat die Legende benutzt, um über das „Christentum und jede tyrannische Religion" den Stab zu brechen." Die bevorstehende deutsche Uraufführung in Frankfurt a. M. wird aufklärend wirken; vielleicht klagt auch der Autor wieder, daß er mißverstanden wurde. — Das Wiener Hofburgtheater wird in seinen zukünftigen Verträgen seinen Mitgliedern die Mitwirkung bei Kinoaufnahmen verbieten. — „Enghien", eine dramatische Episode aus dem Leben Napoleons von Fritz Ernst, machte in Breslau starken Eindruck.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit einiger Zeit ist an den deutschen Effektenmärkten eine bemerkenswerte Erhöhung des Geschäftsumsatzes zu beobachten. Weite Kreise des Privatpublikums befassen sich nunmehr in verstärktem Masse mit den Börsentransaktionen, welche zum Teil — es sei hier erinnert an die Kursbesserungen von Naphta-, Erdöl-, Braunkohlen- und russischen Industrieaktien — mit erheblichen Gewinnsicherungen abgewickelt werden konnten. Nachdem die Börseninteressenten sich nicht mehr in bisheriger Weise um die Auslandspolitik zu kümmern brauchen, wird den wirtschaftlichen Berichten und der günstigen Entwicklung des Geldmarktes alle Aufmerksamkeit geschenkt. Leichten Sinnes hat sich das Gros der Effektenbesitzer mit nicht unerheblichen Beträgen neuerdings in den verschiedensten Spekulationswerten festgelegt, auch in solchen, die seit langem als aussichtslos in den Hintergrund des Verkehrs gedrängt wurden. Die à la Hausse laufenden Börsenverbindlichkeiten verstärken sich von Tag zu Tag in einem derart grossen Umfang, dass man mit Recht jetzt schon, also bereits nach ganz kurzer Zeit, verschiedentlich von einer Ueberbewertung der besonders begünstigt gewesenen, dabei undurchsichtigen Industrieaktien sprechen darf. Die zunehmende Lebhaftigkeit in den Aktienumsätzen verursacht jedoch in erster Linie eine spezielle Verteuerung der Geldverhältnisse, und das ist bedauerlich. Man kennt zur Genüge die grossen Anstrengungen und vielseitigen Bemühungen der Reichsbankleitung, einen glatten Verlauf der herbstlichen Geldansprüche herbeizuführen. Die bekannten Massnahmen der Grossbankwelt und die günstigen Devisenkurse konnten einen erheblichen Betrag von Bargeld der Reichsbank zuleiten. Auch sonst ist es dem Institut möglich geworden, trotz der durch die Ernte und den Quartalwechsel bedingten regelmässigen starken Geldanforderungen liquidere Ausweise zu veröffentlichen. Zu dem gesteigerten Bedarf der Börse kommen für die Reichsbank als unerfreuliche Begleiterscheinungen vor allem die vermehrten Geldabflüsse an das Reich, speziell für die Wehrvorlagen, welcher Faktor seine unangenehme Wirkung für den Geldmarkt schon merklich ausübt. Das relativ zufriedenstellende Ernteergebnis erfordert für den ganzen Septembermonat besonders wichtige Rücksichtnahme. Immerhin sieht man in Börsen- und Finanzkreisen in denErnteresultaten kräftige Anregungen für den Herbstbedarf unserer Industrie und willkommene

Gelegenheit für notwendig gewordene Arbeitsauffüllung in den einzelnen Sparten. Die ruhige politische Entwicklung gibt auch für den Exportverkehr nunmehr gleichfalls erhöhte Tätigkeit und die Hoffnung auf weitere gewinnbringende Gelegenheiten für alle Wirtschaftskreise Deutschlands. Massgebend für die derzeitige Beurteilung von Handel und Wandel sind nicht in letzter Linie das allseits geweckte Vertrauen und die Wiederkehr normaler Aussichten für die seither sehr deprimiert gewesene gesamte Industriewelt. Ein grosser Bedarf regt sich andauernd noch für die starken Forderungen der Staaten und Kommunen. Ersichtlich ist das Hin- und Herflackern der Sätze für Privatdiskont und für tägliches Börsengeld. Unwahrscheinlich ist daher die verschiedentlich aufgetauchte Version, dass die Notenbankinstitute in London und Berlin noch im Septembermonat an eine Herabsetzung ihrer Diskontsätze denken werden. Naturgemäss stand der Rentenmarkt vollkommen beeinflusst von diesen Schwankungen. Die fortwährenden Hinweise auf starken Kapitalbedarf des Reiches sind, obwohl Neuanleihen derzeit nicht erwartet werden, trotzdem ungünstig. Geringfügige Kurserhöhungen bilden daher die Ausnahme. Die börsentechnische Lage unserer Effektenmärkte ist jedoch durch die vermehrte Teilnahme der Privaten erheblich gebessert. Die Tendenz geht entschieden nach oben und, wie auch schon vor Wochen an dieser Stelle bemerkt, blieb das gesamte Interesse der Börse in verstärktem Masse zugewendet. Besondere, sogar fieberhafte Tätigkeit zeigten neben den eingangs bereits namhaft gemachten Aktienwerten vor allem Schiffahrtsaktien und der deutsche Bankenmarkt. Das erste Gebiet fand bei durchweg befestigten Kursen grosse Beachtung auf das Bekanntwerden von anhaltend guten Frachtensätzen. Auch die Erwartung einer baldigen Beilegung der noch schwebenden Differenzen zwischen den beiden grossen Schiffahrtsunternehmungen Hapag und Lloyd dürfte sich bestätigen. Bilanzsitzungen dieser Gesellschaften ergaben nachweisbar gesteigerte Gewinnausweise und die Aussicht auf glänzende Jahresergebnisse. Die deutschen Bankwerte profitierten von der festen Börsenstimmung. Die Bewegung auf dem internationalen Erdöl- und Benzinmarkt, die bedeutende finanzielle Beteiligung unserer Banken, die hieraus zu erwartenden erheblichen Gewinne geben den Bankaktien neuerliche Chancen nach oben. Auch die Industriewerte zeigten im weiteren Verlauf der Börsen bei gebesserten Kursen behauptete Teilnahme. Trotz der unsicheren Lage des Neuyorker Börsenplatzes und verschiedentlicher Realisationen an den deutschen Plätzen konnte sich immer wieder eine scharfe Aufwärtsbewegung am Kassaindustriemarkt durchsetzen. Die widersprechenden Meldungen vom Montanmarkt, die wenig zufriedenstellend lautenden Berichte aus der gesamten Schwerindustrie konnten ebenfalls keinerlei Einfluss auf diese optimistische Stimmung an den Börsen ausüben.

München. M. Weber.

Unsere Leser,

welche seither die „Allgemeine Rundschau" von unserer Geschäftsstelle durch die Post überwiesen bekamen, jetzt aber zum direkten Postabonnement (d. h. zur unmittelbaren Bestellung bei ihrem Postamt) übergehen wollen, bitten wir bis zum 15. September um entsprechende Mitteilung. Das direkte Postabonnement ist für unsere Bezieher der einfachste, bequemste und billigste Weg.

Hapag, Hamburg

(Hamburg-Amerika Linie)

Personenbeförderung nach allen Teilen der Welt.

Hamburg — New York
Boulogne—New York; Cherbourg—New York
Southampton—New York
Hamburg — Philadelphia
Hamburg — Boston
Hamburg — Kanada
Hamburg — Cuba
Hamburg — Mexiko
Hamburg — Brasilien
Hamburg — Argentinien
Hamburg — Westindien
Hamburg — Chile
Hamburg — Peru
Hamburg — Afrika

Vergnügungsfahrten

mit zu diesem Zwecke eigens hergerichteten Dampfern

Reisen um die Welt | Nordlandfahrten
Indienfahrten | Islandfahrten
Orientfahrten | Westindienfahrten
Nilfahrten.

Soeben neu in Dienst gestellt der Turbinen-Schnellpostdampfer

„Imperator“,

das größte Schiff der Welt.

Länge 919 Fuß. Breite 98 Fuß. Tiefe 63 Fuß. 50000 Tons Rauminhalt.

Fahrtdauer: Hamburg — New York sieben Tage.

Vier Schrauben. Vollkommen ruhige Seefahrt.

Vorteile:

Erste Kajüte.

Keine übereinanderstehende Betten, Zimmer von Größe und Einrichtung wie Zimmer auf dem Lande, 119 Zimmer mit eigenem Bad und Toilette, in der ersten Kajüte im Ganzen vorhanden 180 Badezimmer, außerdem elektrische und türkische Bäder, in allen Zimmern fließendes warmes u. kaltes Wasser, 8 Personenaufzüge, Promenadendecks von zusammen ½ Kilometer Länge, großer Ball- u. Festsaal, Ritz Carlton-Restaurant, Große Schwimmhalle, Speisesaal, Palmengarten, Grillraum, Schreib- u. Lesesaal, Turnhalle, Rauchsalon, Kindersalon und Kinderspielplatz.

Zweite Kajüte.

Große Zimmer für 2, 3 u. 4 Personen mit elektr. Licht, Klingelleitung, Waschtischen und Kleiderschränken, Speisesalon für 354 Person., Gesellschaftssalon, Halle, Schreibzimmer, Rauchsalon, Turnhalle, Personenaufzug, geräum. Promenadendecks, 20 eleg. Badezimmer mit Wannen

Dritte Kajüte.

Zimmer zu zwei und vier Personen mit Waschéinrichtung und elektrischem Licht, Speisesaal für 440 Personen, Gesellschaftssalon, Rauchsalon, Bücherei, Promenadendeck, 17 Badezimmer mit Wannen.

Zwischendeck.

Unterbringung von Familien und Frauen in abgeschlossenen Kammern. Die Kammern enthalten je zwei oder vier Betten und sind elektrisch erleuchtet. Die Speisen werden den Passagieren an Tischen durch Aufwärter und Aufwärterinnen vorgesetzt. Teller, Messer, Gabel und Löffel werden geliefert, ebenso Matratze, Keilkissen und Bettdecke, Handtuch und Seife. Ein besonderes Waschhaus, in welchem Kinderwäsche und andere Wäsche gewaschen werden kann, steht zur Verfügung, ebenso eine Anzahl Wannenbäder.

Prospekte unentgeltlich und portofrei.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Personenverkehr. Hamburg.

Vertreter in München: A. Eichborn, Theatinerstr. 28.

83

Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photo-Apparate, Feldstecher, Musikwerke, Sprechmaschinen usw.

Kataloge gratis u. franko liefern

Jonass & Co. BERLIN A 512. Belle-Alliance-Str.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Hensson-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 H.

KIRCHENGLOCKEN UND GLOCKENSTÜHLE

LIEFERT DIE SPEZIALFIRMA **F. Hamm.** AUGSBURG TEL: 2070

Erste Referenzen Höchste Auszeichnungen

Angesehene Grossinserenten bezeichnen die „Allgemeine Rundschau“ als ein unentbehrliches Insertionsorgan.

Gut empfohlener wissenschaftl. Lehrer, Total-Abstinent, **sucht z. 1. Oktober** oder später Stellung als Korrektor, Redakteur, Sekretär oder eine ähnliche. Gefl. Off. unter O. S. 18989 an die Geschäftsstelle d. „Allgem. Rundschau“, München, erbeten.

Villa

mit kleinem Gasthofbetrieb, meist. Sommergeschäft, in schönster Lage Manderscheids (Eifel) z. verkaufen. Näheres erteilt

Math. Krischel, Manderscheid.

Vervielfältiger Thuringia **Vervielfältiger Thuringia**

vervielfältigt alles, ein- und mehrfarbig, Rundschreiben, Einladungen, Preislisten, Kostenanschläge, Exportfakturen, Noten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, von Urschrift nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm mit allem Zubehör nur M. 10. 2 Jahre Garantie. **Otto Henss Sohn, Weimar 303 c.**

Schreibmaschinen

aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder

Teilzahlungen.

ALFRED BRUCK :: München 2. Bayerstrasse 25.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge, altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. Dr. Becker.

ST. LUDWIGS-HEIM
München, Schellingstrasse 5/I
Ruhige, vornehme Wohnungslage, nächst den Hochschulen und der Staatsbibliothek und dem Englischen Garten. Modern eingerichtete Zimmer für jede Zeitdauer. Mässige Preise. Trambahnlinie 3, 18, 26, 36.

Bayrischzell im bayer. Hochgeb. **Hotel Alpenrose,** neuerbaut. Haus mit allem Komfort. Bad, Garage, Zentralheiz., Pension
Besitzer Hans Scharmann, früher Besitzer d. Post.

Feldafing! Die Perle des Starnbergersees. 40 Minuten Bahnfahrt v. München. Dampferstation Possenhofen.
Hotel Vornehmes Familien-Hotel nach Schweizer Stil geführt.
Kaiserin Elisabeth!
Mässige Preise und Arrangements.
Prospekte durch den Besitzer G. Kraft.

Ferien! An den Rhein!
Angenehmen Sommeraufenthalt finden Geistliche u. Laien, Herren u. Damen im
Studentenheim Bonn, Lennéstrasse 26|28
Schöne, ruhige Lage. Grosser Park. Pension pro Tag 4.50 M. Auskunft erteilt der geistl. Direktor Hacken.

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten, aller Komfort.
Grosse Parkanlage. Garage. Tennis. Mäss. Preise. A. Müller, Bes.

Abbazia :: Pension Wienerheim
Hotel International, 60 Z., Pens. K. 8.— aufw. Filiale Parenzo—Istrien, Palace Hotel Riviera. — Prospekte Abbazia u. Parenzo.

Kurhaus Ober-Balmberg b. Solothurn. Herrl. Luftkurort in sehr geschützt. Lage, vorzügl. Küche, Pens. v. 5.50 an. Prosp. d. A. Mayregger.

Ital. Hühner, bald legreife von Mk. 2.— an, sämtl. Zuchtgeflügel liefert Geflügelpark i. Auerbach 396. (Hess.) Katalog gratis.

Hühner beste Eierleger der Welt. Katalog umsonst. Geflügelpark Hefner, Hainstadt (Baden 120).

Hilf dir Selbst!
Ursache u. Entstehung der meisten Haut-Bein-u. Fuss-Leiden u. ihre Heilung mit vielen Behandlungs-Vorschriften u. Rezepten
Für Jeden verständlich u. ausführbar
Dr. med. Strahl, Spezialarzt.
Zu beziehen für M. 1.- durch Dr. Ernst Strahl, G.m.b.H. Hamburg AZ

Holder's Staub-
Saugapparate erzeugen größte Saugkraft. Handhabung kinderleicht. Anschaffungspreis gering. Zahlreiche Modelle. :: Broschüre No. 289 gratis. ::
Gebr. Holder, Metzingen (Wbg.)

Wetzer & Weltes Kirchenlexikon
(13 Bände) in sehr gut erhaltenem Zustand mit Schutzkarton und Schutzdecke umständehalber zu verkaufen.
Statt 171 nur 135 M.
Offerten unter J. 18972 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München, erbeten.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Füssen-Faulenbach.
800 m ü. d. M. an Naturschönheit reiche, vielbesuchte Sommerfrische. Gelegenheit zu ernsten Hochtouren und bequemen Waldspaziergängen. Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Königsschlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof. Schwefelbad.

Besuchen Sie in Regensburg den städt. Ratskeller.
Erstklassiges Weinrestaurant! Vorzügliche Wienerküche. Sehenswerte Lokale. Treffpunkt aller Fremden.
— Geöffnet von morgens 9 Uhr bis nachts 2 Uhr. —
J. Mühlbauer, Pächter.
Weingrosshändler! Messweinlieferant! Besitzer der beliebten „Weinstube zum roten Hahn".
Versand en gros u. en detail. Preisliste bitte gratis zu verlangen

Kath. Hospiz · Hotel Skt. Sebald, Nürnberg
2 Min. links v. Bahnhof · Tafelhofstr. 7.
Zimmer mit Frühstück M. 2.50 u. M. 3.—.
Restauration zu jeder Tageszeit · Elektr. Licht · Dampfheizung.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

In unserm Verlage erschien:
! Das Lebensbrot des Christen. !
Ermunternde und belehrende Worte über den häufigen und täglichen Empfang der hl. Kommunion, nebst einer Auswahl schöner Kommunionandachten und Gebete von
P. Karl Jos. Dick,
Priester der Kongregation der Pallottiner.
Preis gebunden in Kunstleder mit Rotschnitt und abgerundeten Ecken Mk. 1.80, in Kunstleder mit Goldschnitt Mk. 2.25, biegsames Leder mit Rotschnitt Mk. 2.50, biegsames Leder mit Goldschnitt Mk. 3.—,
extra dünne Ausgabe gebunden von Mk. 2.— an,
Grobdruck-Ausgabe gebunden von Mk. 2.— an.
... eignet sich auch vorzüglich als Geschenk für Erstkommunikanten. (Monika Nr. 22, 1913.)
... Ein gar prächtiges Gebet- und Erbauungsbuch, das für Jung und Alt geeignet ist. (Koblenzer Volkszeitung v. 24. Mai 1913.)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen ev. direkt vom
Verlag der Kongregation der Pallottiner,
Limburg a. d. Lahn.

St. Ulrich, Gröden (Tirol)
Ferdinand Demetz
Akademisch. Bildhauer
Kunstgewerbliches Atelier für kirchliche Bildhauerei u. Altarbau in Holz
Schutzmarke.
Gegründet 1872
Liefert die anerkannt schönsten **Figuren und Altäre** zu mässigen Preisen.
Unterlagen auf Verlangen gratis u. franko.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M. 2.60, (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M. 2.60, Egypten Mill. 168, Rumänien Lei 4.40. Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M. 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5 paltige Nonpareillezeile 60 Pf, die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen

№ 38. München, 20. September 1913. X. Jahrgang.

An unsere Leser und Freunde.

Der heutigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" liegt für die verehrlichen Postabonnenten der Postbestellzettel für das IV. Quartal bei. Im Interesse des ununterbrochenen Bezugs ist eine frühzeitige Erneuerung des Abonnements dringend geboten. Der durch fortgesetzte erfreuliche Zuschriften bekundete sympathische Kontakt mit dem Leserkreise [vergl. die auf Seite 752, 753, 756, 757 wiedergegebenen Stimmen] wird der Redaktion wie dem Verlag ein Ansporn sein zu unablässigem Streben, die „Allgemeine Rundschau" immer interessanter und reichhaltiger auszugestalten, insbesondere auch sich die Heranziehung weiterer Mitarbeiter angelegen sein zu lassen.

Unseren bisherigen Beziehern bietet sich auch jetzt wieder Gelegenheit, ihr Interesse an der Fortentwicklung der „Allgemeinen Rundschau" zu betätigen durch Ausfüllung und Rücksendung der dieser Nummer beiliegenden Probenummer-Karten, um deren Benutzung wir herzlichst bitten.

Fortschritt und Christentum.

Von Dr. Friedrich Zoepfl, Mindelheim.

Eines der in unserer Zeit meist gebrauchten und, man darf es ruhig sagen, meist mißbrauchten Wörter ist das vom Fortschritt. Es werden Bücher über den Fortschritt geschrieben, Gedichte auf ihn gemacht, eine Reihe von Zeitschriften sind dem Dienste am Fortschritte gewidmet: Weckruf, Janus[1]), März, Sturm, Kain, das freie Wort, und wie sie sonst noch alle sich klingend nennen mögen, diese Herolde der kommenden goldenen Zeit. Sie alle preisen den Fortschritt als ein modernes Ideal, ja als das Ideal überhaupt, als Ziel alles Denkens und Strebens.

Wer dies Wort recht zu gebrauchen versteht, so recht mit Pathos und Pose, wer es mit der Kraft einer Art von Ueberzeugung in die Massen werfen kann, der hat immer Aussicht auf Beifall und Erfolg. Mit diesem Wörtlein hat man die Millionen von Sozialdemokraten gewonnen, mit diesem Wörtlein hält man sie zusammen — und hält man sie hin. Pochend auf dies Wörtlein drängen Gelehrte ihre Kollegen aus dem Verbande der Hochschulen oder lassen sie gar nicht herein. Mit diesem Wörtlein wollen die Futuristen, neue Vandalen, die Kunstwerke einer klassischen Vergangenheit zusammenschlagen[2]) und erklären Unordnung, Gesetzlosigkeit, Empörung als Kunst der Zukunft, erheben die Fratze zum Ideal. Mit diesem Wörtlein deckt der Hedonist und Philosoph der freien Liebe seine Zügellosigkeit und gewinnt damit Anhänger, man darf sagen zahllose Anhänger. Unter dieser Fahne kämpft man für die religionsfreie Schule, ja für die Religionslosigkeit überhaupt. Dies Wörtlein hängt das sinnenlüsterne Dämchen ihren Begierden um und setzt sich damit über die alte Moral hinweg. „Wir dienen dem Fortschritt, der werdenden Menschheit, der Menschwerdung Gottes in uns, der Entwicklung und Höherzüchtung der Menschen" — von diesen und ähnlichen Phrasen ist unsere moderne Literatur voll, übervoll.

So oft dieses Wort vom Fortschritt gebraucht wird, immer wird es als Anklage gegen das Christentum, gegen das Kirchentum, gegen eine positive Religion überhaupt gebraucht; mit diesem einen Wort möchte man das Christentum aus dem Kulturleben und aus der Kulturarbeit ausschalten. Man belegt die Christen mit Ausdrücken wie reaktionär, fortschrittsfeindlich, kulturhemmend, und das ist gleichbedeutend mit: dumm, beschränkt, herrschsüchtig, unberechtigt zum Dasein, während sie, die Diener am Fortschritt, natürlich die Wissenden sind, die Weisen, die Tüchtigen und die Menschheitsbeglücker.

Ich bin überzeugt, wenn man diese Herolde des Fortschrittes und Palladine der Entwicklung fragen würde, was sie denn eigentlich unter Fortschritt verstehen, was sie mit dem Fortschritt bezwecken wollen, wohin der Fortschritt führen soll, ob er vielleicht ins Unendliche, Ungemessene seinen Weg nehme, die meisten könnten keine Antwort geben. Die so laut und stolz von Fortschritt reden und so mannhaft für den Fortschritt kämpfen, haben meist bloß das dunkle Streben: niederreißen, umstürzen, angenehmeres Leben, sittliche Schrankenlosigkeit, halt etwas anderes und Neues an Stelle des Bestehenden; und stillschweigend wird natürlich hinzugesetzt, daß dieses Neue und Andere stets auch das Bessere sei.

Aber gerade auf dieses stillgeschwiegene „etwas Besseres" käme es doch zumeist an; nicht das Neue, das andere an sich ist die Hauptsache, sondern das Bessere. Gerade darauf legen wir Christen, die Reaktionäre, die Dunkelmänner das Hauptgewicht. Nicht das Neue als solches kann man Fortschritt heißen, sondern nur das Bessere. Oftmals hat man nach kurzer Zeit schon gestehen müssen, daß der sogenannte Fortschritt ein gewaltiger Rückschritt war, sehr oft hat man schon — so paradox es klingen mag — den Fortschritt im Rückschritt, im Zurückgreifen auf das Alte suchen müssen. Es ist bedeutsam, was Dr. Fritz Burger im Aprilheft des „Bücherwurm" 1913, Seite 211 meint: „Auch ist es falsch, zu sagen, das Mittelalter sei durch die Renaissance überwunden worden. Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, dann erleben wir eine Renaissance des deutschen Mittelalters", und ähnlich Friedrich von der Leyen im gleichen Heft, Seite 195—197.

Fortschritt im wahren und einzig richtigen Sinn ist das Vorwärtsschreiten zum Besseren, zum Tauglicheren, zum Lebenskräftigeren. Und wenn man Fortschritt so und richtig faßt, dann ist das Christentum die fortschrittfreundlichste Macht, die in Wahrheit fortschrittliche Volkspartei. Das Christentum als solches will den Fortschritt und muß ihn wollen, den Fortschritt auf allen Gebieten, auf denen ein Fortschritt überhaupt möglich ist. — Es gibt Säulen, an denen man nicht rütteln kann, nicht rütteln darf, wenn man nicht den Zusammenbruch von Welt und Leben und Sitte herbeiführen will. Wie es auf naturwissenschaftlichem Gebiete einen Fortschritt nur in dem Sinne einer tieferen Naturerkenntnis und einer besseren Benützung der Naturkräfte gibt, so auf religiösem Gebiet, nicht in dem Sinne einer Religionsumwandlung, sondern in dem Sinne eines tieferen Eindringens in ewig geltende Wahrheiten und Mysterien, wie das Hertling auf der vorigjährigen Generalversammlung der Görresgesellschaft prächtig ausgeführt hat. (Vgl. „Allgemeine Rundschau" 1912, S. 832.)

Auch auf sozialem, politischem, künstlerischem, technischem, auf jedem fortschrittsmöglichem Gebiete muß das Christentum

[1]) Nach kurzem Bestande wieder eingegangen; der sich so stolz erhob, so jäh gefallen!

[2]) Vergleiche Marinettis Manifest im Pariser Figaro 1909.

für den Fortschritt, die Besserung sein. Denn das Christentum ist die Religion der Erdbeherrschung, der Königsherrschaft des Menschen. Das Christentum ist die Religion der unbedingten Wahrhaftigkeit; wie dürfte es sich neuen Erkenntnissen verschließen, neue Erkenntnisse nicht suchen? Das Christentum als die Religion des Rechtes und der Gerechtigkeit muß für Abstellung von Mißwirtschaft und Bedrückung arbeiten.

Das Christentum ganz besonders als Religion der Liebe, der Nächsten- und Fernstenliebe, wäre nicht mehr Christentum, wenn es nicht Leid aufzuheben trachtete, wenn es nicht Freude brächte, wenn es nicht materiell und geistig den Menschen vorwärts zu bringen sich bemühte. — Das Christentum kämpft schließlich für einen Fortschritt, für den wichtigsten Fortschritt, den Fortschritt des Innenlebens, des geistig-sittlichen Lebens. Das Christentum hegt den Glaubenssatz vom gottgeschaffenen und für Gott bestimmten Menschen und will jeden Menschen seelisch stark machen und gesund und gut, jeden ertüchtigen für die Welt und für die Ewigkeit, jeden zur Vollkommenheit, zur Aehnlichkeit mit seinem hohen Ideale bringen. Und ich meine, das wäre der wichtigste Fortschritt, den Menschen edel zu machen und gut und tüchtig, pflichttreu und pflichtfroh. Denn was hat alle Bequemlichkeit, alle Kunst, alle Technik, aller Lebensgenuß für einen Wert, wenn der Mensch selbst unbrauchbar ist und träg und krank, an Seele und Sitte zurückgeblieben; wenn er nicht weiß, wozu alles Leben, Arbeiten, wozu alles Fortschreiten; mit Recht sagt H. Lhotzky einmal (Vom Erleben Gottes. Seite 10): „... die Frage der Entwicklung ist durchaus nicht bloß eine Frage nach unserem Woher? sondern ebenso eine Frage nach unserem Wohin?"

Das Christentum hat die Pflicht, am Fortschritt der Menschen zu arbeiten, das Vorwärtsschreiten zum Besseren zu fördern. Es hat aber auch die Aufgabe, zu prüfen, ob aller Fortschritt auch wirklich Fortschritt ist, ob alles Neue auch wirklich eine Besserung, eine Bereicherung der Menschheit bedeutet. Daß bei dieser Prüfung manche, oft vielleicht viele Christen zu ängstlich waren und noch sind, wird niemand in Abrede stellen wollen; es war aber ihre Aengstlichkeit nicht immer zum Schaden der Welt. Und der Einzelnen Aengstlichkeit wird man nicht dem Christentum als solchem aufbürden dürfen. Wer das Christentum aber in seiner Tiefe erfaßt hat und von ihm ganz und stark erfaßt wurde, der hat seine Kraft und sein Leben dem wahren Fortschritt mit Freuden hingegeben. Es erübrigt sich, auf die Fortschrittsarbeit unserer Missionäre und Klöster hinzuweisen, auf christliche Tätigkeit zur Linderung sozialer Not, von dem Aufklärungsdienst zu reden, der in christlichen Vereinen geleistet wird, von der Höherleitung des sittlichen Menschen in Schule und Kirche. War's nicht auch aus christlichem Geiste geborene Fortschrittsarbeit, was Kausen, der zu früh Geschiedene, im Kampfe um die öffentliche Sittlichkeit getan und gelitten?

Mögen die vielen, allzuvielen stolz das Wort vom Fortschritt im Munde führen und damit das Christentum bekämpfen; wir wissen und glauben, daß Fortschritt und Christentum sich nicht ausschließen, daß im Gegenteil der wahre Fortschritt, das Vorwärtsschreiten zum Besseren aus dem Christentum geboren werden muß. Und wir wollen weniger vom Fortschritt reden, dagegen mehr und ernst für ihn arbeiten.

Der Streit um das Ministerium Podewils.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Je näher der Termin der Eröffnung der bayerischen Landtagssession rückt, um so mehr spitzt sich die politische Unterhaltung auf die zu erwartenden Debatten zu. Das Ereignis der vergangenen Woche war eine in ihren einzelnen Phasen sehr ergötzliche nachträgliche Diskussion über die Entlassung des Ministeriums Podewils und die Gründe und näheren Umstände dieser Entlassung. Ergötzlich für den Zuschauer; weniger für die liberale Presse, die in blindem Eifer sich für eine Sache engagierte, in der sie, wie sie sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, keine Lorbeeren pflücken konnte. Es verrät doch ein sehr schlechtes Gedächtnis oder aber eine nicht weniger rühmliche Spekulation auf die Erinnerungsschwäche des Publikums, dazu ein ziemliches Manko an politischer Klugheit, daß man die Richtigkeit der Feststellungen des „Hochland"-Artikels in Zweifel zu ziehen suchte und mit lauter Stimme nach amtlicher Rektifizierung rief. Oder sind die liberalen Herrschaften wirklich so ahnungslose Leute, daß sie von der vollen Aufklärung jener Vorgänge für das gestürzte Ministerium, für die liberale Kammerfraktion und für die liberale Presse so etwas wie eine Rehabilitierung erwarten, anstatt eine noch größere Bloßstellung, als sie die damals bereits bekannt gewordenen Tatsachen ihnen gebracht hatten?

Der angegriffene Passus des „Hochland"-Artikels (12. Heft 1912/13) lautete:

„Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings."

Jedem Kundigen mußte es, je nach seinem politischen Standpunkte, ein mitleidiges Lächeln abringen oder aber ein Gefühl peinlicher Ueberraschung bereiten, als die liberale Presse, auf welche die Sätze allerdings wie Peitschenhiebe wirken mußten, diese „Enthüllung", die in Wirklichkeit gar keine war, in blinder Wut angriff und, voran die „München-Augsburger-Abendzeitung", über Beleidigung und schweres Unrecht gegenüber dem verflossenen Ministerium zeterte und energisch nach dem Kadi, in diesem Falle nach der „Staatszeitung" rief. Diese ließ sich auch erweichen, reproduzierte (Nr. 207) das bekannte huldvolle Handschreiben des Prinzregenten an den entlassenen Grafen von Podewils vom 11. Februar 1912 und sagte dazu:

„Der warme Ton, in dem diese Allerhöchste Kundgebung gehalten ist, bekundet die dankbare Gesinnung, mit der Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold die, wie das Handschreiben hervorhebt, selbstlose Hingebung und rückhaltlose Treue anerkannt hat, mit der Dr. Graf von Podewils Ihm gedient hat. Im Hinblick hierauf erübrigt sich eine besondere Zurückweisung der in dem erwähnten Artikel enthaltenen Behauptung, wonach der verstorbene Prinzregent über die Täuschung durch seine Ratgeber tief erbittert und verstimmt gewesen sei.

Nicht minder irrig ist die Behauptung, Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold sei über den Ausfall der letzten Reichstagswahlen, sowie über die Gründe, die zur Auflösung des „bayerischen Abgeordnetenhauses" und zu den „furchtbaren Wahlkämpfen" geführt hätten, im unklaren gelassen worden. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß sowohl der damalige Vorsitzende im Ministerrat, Staatsminister Dr. Graf von Podewils, wie der damalige Staatsminister des Innern, Dr. von Brettreich, dem Höchstseligen Regenten wiederholt und eingehend alleruntertänigsten Vortrag über die erwähnten Vorgänge erstattet haben."

Jeder, der lesen kann, erkannte sofort, daß dieses „Dementi" keines war, denn es dementierte Dinge, die der „Hochland"-Artikel gar nicht behauptet hatte, ließ dagegen den entscheidenden Kern der Sache unbeanstandet. Das mußte auch der liberalen Presse einleuchten. Ingrimmig bemerkte die „Abendztg." (Nr. 246): „Man sieht förmlich, wie man sich abmühte, so wenig als nur irgend möglich zu sagen"; daher betonte sie (Nr. 250) gebieterisch die „Notwendigkeit, den Staatszeitungsapparat noch einmal und etwas kräftiger in Bewegung zu setzen". Allein dieser Apparat blieb in Ruhe; natürlich, denn es gab hier nichts weiter zu dementieren, und die biedere liberale Presse wollte das noch immer nicht begreifen. Erst als die sozialdemokratische „Münchener Post", die eine bessere Witterung hat als ihre liberalen Blockschwestern, mit einigen „peinlichen" Fragen bezüglich der Januar-Februar-Ereignisse und der Persönlichkeiten, die den Regenten damals über die verfahrene Situation aufgeklärt haben, ziemlich deutlich wurde, dämmerte den liberalen Draufgängern endlich die Erkenntnis, welch kapitalen Bock sie geschossen, welchen wahren Bärendienst sie mit der Aufrührung jener Ereignisse nicht allein den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, sondern auch dem an seiner Politik mitschuldigen Liberalismus geleistet hatten. Kleinlaut und unter den sichtbaren Zeichen der Angst mußten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 463) ein-

gestehen: „So fangen die Erörterungen über die dunkle und bewegte Zeit, die uns das heutige Ministerium geschenkt hat, an, höchst unerquicklich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für das ganze Bayerland zu werden."

Seitdem herrscht verlegenes Schweigen in der liberalen Presse, und die „Abendztg." mag sich im stillen schon gesagt haben: O si tacuisses!

Es bedurfte für den Kundigen weder der wiederholten Feststellungen der Zentrumspresse und rechtsstehender Blätter wie des „Bayer. Volksfreund", noch der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers des „Hochland"-Artikels Dr. Eisele, daß er jedes Wort in seiner Darstellung der Vorgänge aufrechterhalte, um folgender Tatsachen sicher zu sein: 1. daß der Regent die Zahl der 110 Genossen im Reichstage nicht durch einen verantwortlichen Ratgeber, sondern durch eine dritte Persönlichkeit zuerst erfuhr und dadurch sein Mißtrauen rege wurde; 2. daß dieses Mißtrauen durch die bekannte Beamtenversammlung, die mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" die Situation blitzartig beleuchtete, derart genährt wurde, daß er die Informationen außerhalb des Ministeriums stehender Persönlichkeiten einholte; die Folge war die plötzliche Entlassung des Ministeriums Podewils, noch bevor das Ergebnis der Landtagswahlen feststand; 3. daß der entscheidende Grund für die Entlassung des Ministeriums die Linksentwicklung der Regierungspolitik war, über deren Charakter und Tragweite der Regent durch die verantwortlichen Ratgeber nicht genügend unterrichtet war. Und jene Persönlichkeiten, die dem Regenten die Augen darüber öffneten, wieweit die Blockpolitik des Ministeriums und seines liberalen Anhangs in Kammer und Presse das Land dem Abgrund nahe gebracht hatte, das waren an erster Stelle Männer (Reichsrat von Auer, General von Wiedenmann), die in ihrer politischen Gesinnung und Weltauffassung den Kreisen der „München-Augsburger Abendzeitung" nahestehen. Wünscht die liberale Presse also noch weitere Aufklärung, so mag sie dieselbe dort einholen, vielleicht in Verbindung mit einem Privatissimum über taktische Klugheit und politischen Anstand. Zu den Personen, bei denen in jenen Tagen Prinzregent Luitpold sich Rat holte, zählte bekanntlich auch Prinz Ludwig, der jetzige Regent. Das Wort der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 239): „Wenn es richtig ist, daß, wie das „Hochland" behauptet, Prinzregent Luitpold „tief verbittert und verstimmt ...", dann kann man nur sagen: Was muß dem Regenten alles vorgetäuscht worden sein, um ihn in eine solche Stimmung zu bringen!" richtet sich daher selbst, ebenso der Anwurf der „Köln. Ztg." (Nr. 1008), daß „höfische Intrigen dem Grafen Podewils erst eigentlich den Garaus gemacht haben", worauf noch zu erwidern wäre: Wessen Schuld war es denn, daß diese „höfischen Intrigen" in Aktion treten mußten?

In Summa: Politische Geschäfte sind für den Liberalismus mit der weiteren Ausschlachtung der Affäre nicht zu machen, gegen das „klerikale Regiment" läßt sie sich nicht verwerten. Das gegenwärtige Ministerium braucht eine Fortsetzung der Diskussion über den Sturz des Ministeriums Podewils nicht zu scheuen, ebensowenig die Mehrheitsfraktion der Abgeordnetenkammer, die dieser wie den anderen Fragen, deren Erörterung die kommende Session bringen wird, mit kühlem Gleichmut entgegenblickt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der impulsive König von Griechenland.

Weil sonst die Welt arm an Ereignissen war, hat eine Berliner Dank- und Lobrede des Königs Konstantin von Griechenland diese Woche hindurch die Welt lebhaft und andauernd beschäftigt. Aus einer militärischen Aussprache machten die empfindlichen Franzosen einen hochpolitischen Zwischenfall, und sie zwangen schließlich die griechische Regierung zu einem Kotau vor dem französischen — Geldbeutel.

Kaiser Wilhelm hatte seinem Schwager, dem siegreichen Kriegsherrn der Hellenen, den preußischen Feldmarschallstab verliehen. König Konstantin kam nach Berlin und nahm persönlich den Stab entgegen. Bei der Gelegenheit wurden im Kreise der beiderseitigen Militärs Ansprachen gehalten mit gegenseitiger Belobigung der beiden Armeen. König Konstantin sagte, daß die großen Erfolge Griechenlands nächst der heroischen Tapferkeit und opferfreudigen Hingabe aller griechischen Truppen den bewährten preußischen Grundsätzen über Krieg und Kriegführung zu danken seien, die er und seine Herren hier in Berlin bei der Garde, auf der Kriegsakademie und im Verkehr mit dem preußischen Generalstab sich angeeignet hätten. Gegen diese Ausführungen war sachlich und politisch nichts einzuwenden; aber ehe man sie veröffentlichte, hätte man sich doch erinnern müssen, daß in der griechischen Armee seit Jahren französische Instruktoren wirken und daß man es in Frankreich als Zurücksetzung oder gar als Tadel empfinden könnte, wenn das Wirken dieser französischen Militärmission vollständig unerwähnt bliebe. Es wäre ja ein leichtes gewesen, eine unverbindliche Höflichkeit gegenüber diesen Instruktoren einfließen zu lassen. Hat König Konstantin das vergessen, oder hat er absichtlich der französischen Militärkommission die Anerkennung versagt? Es heißt ja, daß er von der Wirksamkeit dieser Lehrer weniger befriedigt sei, als sein verstorbener Vater, der die Mission berufen hatte. Sollte das Stillschweigen eine Kritik sein, so mußte sich freilich der König auch der Konsequenzen bewußt sein. Dann hätte er mit seiner Regierung vorher die Lösung der bestehenden Abmachungen mit Frankreich und zugleich die Unterbringung der griechischen Anleihe außerhalb Frankreichs vereinbart haben müssen. Das war aber offenbar nicht der Fall. Infolgedessen mußte die griechische Regierung, als Frankreich über die Berliner Königsrede in Aufregung geriet, alle Mittel der Diplomatie und der Presse in Bewegung setzen, um das „unglückselige Mißverständnis" zu beseitigen, die Franzosen der größten Dankbarkeit und Liebe Griechenlands zu versichern und um ferneres gutes Wetter zu bitten. Bei der Sühneaktion seiner Regierung geriet die Autorität des Königs Konstantin etwas ins Gedränge. Es wurde scharf betont, daß er nur als Militär gesprochen und nur seine persönliche Meinung ohne ministerielle Mitwirkung kundgegeben habe. Angesichts der tief gebeugten Rücken der griechischen Minister macht es einen erfrischenden Eindruck, daß General Danglis, der Generalstabschef des griechischen Heeres in Mazedonien, während seines Aufenthaltes in Paris selbst den Mut hatte, die Ansicht seines Königs über den Vorzug der preußischen Kriegsmethode offen zu verteidigen.

Wir hatten schon in der vorigen Woche hier ausgeführt, daß die Wiederannäherung zwischen Griechenland und Deutschland sehr erwünscht sei, aber zugleich hinzugefügt, die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten ließen sich nicht mit einem Schlag beseitigen. Wenn die deutsche Politik irgendwie hingewirkt hätte auf einen Bruch zwischen Griechenland und Frankreich, so hätte sie auch gewillt und befähigt sein müssen, den Griechen vollen Ersatz zu bieten für alles, was sie bisher von Frankreich gehabt, sowohl auf dem finanziellen als auf dem hochpolitischen Gebiete. Das wäre für uns schon eine schwere Aufgabe gewesen, und sie hätte sich noch kompliziert durch die gebotene Rücksicht auf unsere Verbündeten, deren Verhältnis zu Griechenland nicht ganz so einfach und glatt ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es nach jeder Richtung hin das beste, wenn wir mit Frankreich zusammen das aufstrebende Griechenland unterstützen. Daraus folgt freilich, daß bei den Ansprachen in Berlin die französische Empfindlichkeit geschont werden mußte.

Natürlich braucht diese Schonung nicht so weit zu gehen, daß die Vorzüge und die Erfolge der deutschen Kriegskunst schamhaft verschwiegen würden. Im Gegenteil: nachdem die französische Presse sich monatelang abgemüht hat, um alle Siege am Balkan auf das Konto Frankreichs und alle Niederlagen auf das Konto Deutschlands zu bringen, war es sehr am Platze, daß aus dem berufenen Munde des griechischen Heerführers die Berliner Schulen und die deutsche Methode öffentlich gepriesen wurden. Diese Wahrheit hätten auch die selbstbewußten Franzosen gelten lassen müssen, — wenn nur die betreffende Berliner Rede etwas diplomatischer abgefaßt und mit einer Artigkeit gegen die französische Militärmission versehen worden wäre. Dann hätte man keinen Haken gehabt, an den die Entrüstung und das Erpressungsverfahren anknüpfen konnte.

So ergibt sich aus dem Vorgang die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, zwischen den militärischen Kundgebungen der Monarchen und der Politik eine haltbare Grenze zu ziehen, und daß es immer geraten ist, vor solchen Ansprachen oder wenigstens vor der Veröffentlichung derselben die verantwortlichen Minister zu Rate zu ziehen. Das impulsive Vorgehen führt leicht zu Rücken- und Nackenschlägen, so daß unter Umständen das Gegenteil des gewünschten Effektes erreicht wird.

für den Fortschritt, die Besserung sein. Denn das Christentum ist die Religion der Erdbeherrschung, der Königsherrschaft des Menschen. Das Christentum ist die Religion der unbedingten Wahrhaftigkeit; wie dürfte es sich neuen Erkenntnissen verschließen, neue Erkenntnisse nicht suchen? Das Christentum als die Religion des Rechtes und der Gerechtigkeit muß für Abstellung von Mißwirtschaft und Bedrückung arbeiten.

Das Christentum ganz besonders als Religion der Liebe, der Nächsten- und Fernstenliebe, wäre nicht mehr Christentum, wenn es nicht Leid aufzuheben trachtete, wenn es nicht Freude brächte, wenn es nicht materiell und geistig den Menschen vorwärts zu bringen sich bemühte. — Das Christentum kämpft schließlich für einen Fortschritt, für den wichtigsten Fortschritt, den Fortschritt des Innenlebens, des geistig-sittlichen Lebens. Das Christentum hegt den Glaubenssatz vom gottgeschaffenen und für Gott bestimmten Menschen und will jeden Menschen seelisch stark machen und gesund und gut, jeden ertüchtigen für die Welt und für die Ewigkeit, jeden zur Vollkommenheit, zur Aehnlichkeit mit seinem hohen Ideale bringen. Und ich meine, das wäre der wichtigste Fortschritt, den Menschen edel zu machen und gut und tüchtig, pflichttreu und pflichtfroh. Denn was hat alle Bequemlichkeit, alle Kunst, alle Technik, aller Lebensgenuß für einen Wert, wenn der Mensch selbst unbrauchbar ist und träg und krank, an Seele und Sitte zurückgeblieben; wenn er nicht weiß, wozu alles Leben, Arbeiten, wozu alles Fortschreiten; mit Recht sagt H. Lhotzky einmal (Vom Erleben Gottes. Seite 10): „... die Frage der Entwicklung ist durchaus nicht bloß eine Frage nach unserem Woher? sondern ebenso eine Frage nach unserem Wohin?"

Das Christentum hat die Pflicht, am Fortschritt der Menschen zu arbeiten, das Vorwärtsschreiten zum Besseren zu fördern. Es hat aber auch die Aufgabe, zu prüfen, ob aller Fortschritt auch wirklich Fortschritt ist, ob alles Neue auch wirklich eine Besserung, eine Bereicherung der Menschheit bedeutet. Daß bei dieser Prüfung manche, oft vielleicht viele Christen zu ängstlich waren und noch sind, wird niemand in Abrede stellen wollen; es war aber ihre Aengstlichkeit nicht immer zum Schaden der Welt. Und der Einzelnen Aengstlichkeit wird man nicht dem Christentum als solchem aufbürden dürfen. Wer das Christentum aber in seiner Tiefe erfaßt hat und von ihm ganz und stark erfaßt wurde, der hat seine Kraft und sein Leben dem wahren Fortschritt mit Freuden hingegeben. Es erübrigt sich, auf die Fortschrittsarbeit unserer Missionäre und Klöster hinzuweisen, auf christliche Tätigkeit zur Linderung sozialer Not, von dem Aufklärungsdienst zu reden, der in christlichen Vereinen geleistet wird, von der Höherleitung des sittlichen Menschen in Schule und Kirche. War's nicht auch aus christlichem Geiste geborene Fortschrittsarbeit, was Kausen, der zu früh Geschiedene, im Kampfe um die öffentliche Sittlichkeit getan und gelitten?

Mögen die vielen, allzuvielen stolz das Wort vom Fortschritt im Munde führen und damit das Christentum bekämpfen; wir wissen und glauben, daß Fortschritt und Christentum sich nicht ausschließen, daß im Gegenteil der wahre Fortschritt, das Vorwärtsschreiten zum Besseren aus dem Christentum geboren werden muß. Und wir wollen weniger vom Fortschritt reden, dagegen mehr und ernst für ihn arbeiten.

Der Streit um das Ministerium Podewils.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Je näher der Termin der Eröffnung der bayerischen Landtagssession rückt, um so mehr spitzt sich die politische Unterhaltung auf die zu erwartenden Debatten zu. Das Ereignis der vergangenen Woche war eine in ihren einzelnen Phasen sehr ergötzliche nachträgliche Diskussion über die Entlassung des Ministeriums Podewils und die Gründe und näheren Umstände dieser Entlassung. Ergötzlich für den Zuschauer; weniger für die liberale Presse, die in blindem Eifer sich für eine Sache engagierte, in der sie, wie sie sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, keine Lorbeeren pflücken konnte. Es verrät doch ein sehr schlechtes Gedächtnis oder aber eine nicht weniger rühmliche Spekulation auf die Erinnerungsschwäche des Publikums, dazu ein ziemliches Manko an politischer Klugheit, daß man die Richtigkeit der Feststellungen des „Hochland"-Artikels in Zweifel zu ziehen suchte und mit lauter Stimme nach amtlicher Rektifizierung rief. Oder sind die liberalen Herrschaften wirklich so ahnungslose Leute, daß sie von der vollen Aufklärung jener Vorgänge für das gestürzte Ministerium, für die liberale Kammerfraktion und für die liberale Presse so etwas wie eine Rehabilitierung erwarten, anstatt eine noch größere Bloßstellung, als sie die damals bereits bekannt gewordenen Tatsachen ihnen gebracht hatten?

Der angegriffene Passus des „Hochland"-Artikels (12. Heft 1912/13) lautete:

„Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings."

Jedem Kundigen mußte es, je nach seinem politischen Standpunkte, ein mitleidiges Lächeln abringen oder aber ein Gefühl peinlicher Ueberraschung bereiten, als die liberale Presse, auf welche die Sätze allerdings wie Peitschenhiebe wirken mußten, diese „Enthüllung", die in Wirklichkeit gar keine war, in blinder Wut angriff und, voran die „München-Augsburger-Abendzeitung", über Beleidigung und schweres Unrecht gegenüber dem verflossenen Ministerium zeterte und energisch nach dem Kadi, in diesem Falle nach der „Staatszeitung" rief. Diese ließ sich auch erweichen, reproduzierte (Nr. 207) das bekannte huldvolle Handschreiben des Prinzregenten an den entlassenen Grafen von Podewils vom 11. Februar 1912 und sagte dazu:

„Der warme Ton, in dem diese Allerhöchste Kundgebung gehalten ist, bekundet die dankbare Gesinnung, mit der Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold die, wie das Handschreiben hervorhebt, selbstlose Hingebung und rückhaltlose Treue anerkannt hat, mit der Dr. Graf von Podewils Ihm gedient hat. Im Hinblick hierauf erübrigt sich eine besondere Zurückweisung der in dem erwähnten Artikel enthaltenen Behauptung, wonach der verstorbene Prinzregent über die Täuschung durch seine Ratgeber tief erbittert und verstimmt gewesen sei.

Nicht minder irrig ist die Behauptung, Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold sei über den Ausfall der letzten Reichstagswahlen, sowie über die Gründe, die zur Auflösung des „bayerischen Abgeordnetenhauses" und zu den „furchtbaren Wahlkämpfen" geführt hätten, im unklaren gelassen worden. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß sowohl der damalige Vorsitzende im Ministerrat, Staatsminister Dr. Graf von Podewils, wie der damalige Staatsminister des Innern, Dr. von Brettreich, dem Höchstseligen Regenten wiederholt und eingehend alleruntertänigsten Vortrag über die erwähnten Vorgänge erstattet haben."

Jeder, der lesen kann, erkannte sofort, daß dieses „Dementi" keines war, denn es dementierte Dinge, die der „Hochland"-Artikel gar nicht behauptet hatte, ließ dagegen den entscheidenden Kern der Sache unbeanstandet. Das mußte auch der liberalen Presse einleuchten. Ingrimmig bemerkte die „Abendztg." (Nr. 246): „Man sieht förmlich, wie man sich abmühte, so wenig als nur irgend möglich zu sagen"; daher betonte sie (Nr. 250) gebieterisch die „Notwendigkeit, den Staatszeitungsapparat noch einmal und etwas kräftiger in Bewegung zu setzen". Allein dieser Apparat blieb in Ruhe; natürlich, denn es gab hier nichts weiter zu dementieren, und die biedere liberale Presse wollte das noch immer nicht begreifen. Erst als die sozialdemokratische „Münchener Post", die eine bessere Witterung hat als ihre liberalen Blockschwestern, mit einigen „peinlichen" Fragen bezüglich der Januar-Februar-Ereignisse und der Persönlichkeiten, die den Regenten damals über die verfahrene Situation aufgeklärt haben, ziemlich deutlich wurde, dämmerte den liberalen Draufgängern endlich die Erkenntnis, welch kapitalen Bock sie geschossen, welchen wahren Bärendienst sie mit der Aufrührung jener Ereignisse nicht allein den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, sondern auch dem an seiner Politik mitschuldigen Liberalismus geleistet hatten. Kleinlaut und unter den sichtbaren Zeichen der Angst mußten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 463) ein-

gestehen: „So fangen die Erörterungen über die dunkle und bewegte Zeit, die uns das heutige Ministerium geschenkt hat, an, höchst unerquicklich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für das ganze Bayerland zu werden."

Seitdem herrscht verlegenes Schweigen in der liberalen Presse, und die „Abendztg." mag sich im stillen schon gesagt haben: O si tacuisses!

Es bedurfte für den Kundigen weder der wiederholten Feststellungen der Zentrumspresse und rechtsstehender Blätter wie des „Bayer. Volksfreund", noch der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers des „Hochland"-Artikels Dr. Eisele, daß er jedes Wort in seiner Darstellung der Vorgänge aufrechterhalte, um folgender Tatsachen sicher zu sein: 1. daß der Regent die Zahl der 110 Genossen im Reichstage nicht durch einen verantwortlichen Ratgeber, sondern durch eine dritte Persönlichkeit zuerst erfuhr und dadurch sein Mißtrauen rege wurde; 2. daß dieses Mißtrauen durch die bekannte Beamtenversammlung, die mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" die Situation blitzartig beleuchtete, derart genährt wurde, daß er die Informationen außerhalb des Ministeriums stehender Persönlichkeiten einholte; die Folge war die plötzliche Entlassung des Ministeriums Podewils, noch bevor das Ergebnis der Landtagswahlen feststand; 3. daß der entscheidende Grund für die Entlassung des Ministeriums die Linksentwicklung der Regierungspolitik war, über deren Charakter und Tragweite der Regent durch die verantwortlichen Ratgeber nicht genügend unterrichtet war. Und jene Persönlichkeiten, die dem Regenten die Augen darüber öffneten, wieweit die Blockpolitik des Ministeriums und seines liberalen Anhangs in Kammer und Presse das Land dem Abgrund nahe gebracht hatte, das waren an erster Stelle Männer (Reichsrat von Auer, General von Wiedenmann), die in ihrer politischen Gesinnung und Weltauffassung den Kreisen der „München-Augsburger Abendzeitung" nahestehen. Wünscht die liberale Presse also noch weitere Aufklärung, so mag sie dieselbe dort einholen, vielleicht in Verbindung mit einem Privatissimum über taktische Klugheit und politischen Anstand. Zu den Personen, bei denen in jenen Tagen Prinzregent Luitpold sich Rat holte, zählte bekanntlich auch Prinz Ludwig, der jetzige Regent. Das Wort der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 239): „Wenn es richtig ist, daß, wie das „Hochland" behauptet, Prinzregent Luitpold „tief verbittert und verstimmt ...", dann kann man nur sagen: Was muß dem Regenten alles vorgetäuscht worden sein, um ihn in eine solche Stimmung zu bringen!" richtet sich daher selbst, ebenso der Anwurf der „Köln. Ztg." (Nr. 1008), daß „höfische Intrigen dem Grafen Podewils erst eigentlich den Garaus gemacht haben", worauf noch zu erwidern wäre: Wessen Schuld war es denn, daß diese „höfischen Intrigen" in Aktion treten mußten?

In Summa: Politische Geschäfte sind für den Liberalismus mit der weiteren Ausschlachtung der Affäre nicht zu machen, gegen das „klerikale Regiment" läßt sie sich nicht verwerten. Das gegenwärtige Ministerium braucht eine Fortsetzung der Diskussion über den Sturz des Ministeriums Podewils nicht zu scheuen, ebensowenig die Mehrheitsfraktion der Abgeordnetenkammer, die dieser wie den anderen Fragen, deren Erörterung die kommende Session bringen wird, mit kühlem Gleichmut entgegenblickt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der impulsive König von Griechenland.

Weil sonst die Welt arm an Ereignissen war, hat eine Berliner Dank- und Lobrede des Königs Konstantin von Griechenland diese Woche hindurch die Welt lebhaft und andauernd beschäftigt. Aus einer militärischen Aussprache machten die empfindlichen Franzosen einen hochpolitischen Zwischenfall, und sie zwangen schließlich die griechische Regierung zu einem Kotau vor dem französischen — Geldbeutel.

Kaiser Wilhelm hatte seinem Schwager, dem siegreichen Kriegsherrn der Hellenen, den preußischen Feldmarschallstab verliehen. König Konstantin kam nach Berlin und nahm persönlich den Stab entgegen. Bei der Gelegenheit wurden im Kreise der beiderseitigen Militärs Ansprachen gehalten mit gegenseitiger Belobigung der beiden Armeen. König Konstantin sagte, daß die großen Erfolge Griechenlands nächst der heroischen Tapferkeit und opferfreudigen Hingabe aller griechischen Truppen den bewährten preußischen Grundsätzen über Krieg und Kriegführung zu danken seien, die er und seine Herren hier in Berlin bei der Garde, auf der Kriegsakademie und im Verkehr mit dem preußischen Generalstab sich angeeignet hätten. Gegen diese Ausführungen war sachlich und politisch nichts einzuwenden; aber ehe man sie veröffentlichte, hätte man sich doch erinnern müssen, daß in der griechischen Armee seit Jahren französische Instruktoren wirken und daß man es in Frankreich als Zurücksetzung oder gar als Tadel empfinden könnte, wenn das Wirken dieser französischen Militärmission vollständig unerwähnt bliebe. Es wäre ja ein leichtes gewesen, eine unverbindliche Höflichkeit gegenüber diesen Instruktoren einfließen zu lassen. Hat König Konstantin das vergessen, oder hat er absichtlich der französischen Militärkommission die Anerkennung versagt? Es heißt ja, daß er von der Wirksamkeit dieser Lehrer weniger befriedigt sei, als sein verstorbener Vater, der die Mission berufen hatte. Sollte das Stillschweigen eine Kritik sein, so mußte sich freilich der König auch der Konsequenzen bewußt sein. Dann hätte er mit seiner Regierung vorher die Lösung der bestehenden Abmachungen mit Frankreich und zugleich die Unterbringung der griechischen Anleihe außerhalb Frankreichs vereinbart haben müssen. Das war aber offenbar nicht der Fall. Infolgedessen mußte die griechische Regierung, als Frankreich über die Berliner Königsrede in Aufregung geriet, alle Mittel der Diplomatie und der Presse in Bewegung setzen, um das „unglückselige Mißverständnis" zu beseitigen, die Franzosen der größten Dankbarkeit und Liebe Griechenlands zu versichern und um ferneres gutes Wetter zu bitten. Bei der Sühneaktion seiner Regierung geriet die Autorität des Königs Konstantin etwas ins Gedränge. Es wurde scharf betont, daß er nur als Militär gesprochen und nur seine persönliche Meinung ohne ministerielle Mitwirkung kundgegeben habe. Angesichts der tief gebeugten Rücken der griechischen Minister macht es einen erfrischenden Eindruck, daß General Danglis, der Generalstabschef des griechischen Heeres in Mazedonien, während seines Aufenthaltes in Paris selbst den Mut hatte, die Ansicht seines Königs über den Vorzug der preußischen Kriegsmethode offen zu verteidigen.

Wir hatten schon in der vorigen Woche hier ausgeführt, daß die Wiederannäherung zwischen Griechenland und Deutschland sehr erwünscht sei, aber zugleich hinzugefügt, die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten ließen sich nicht mit einem Schlag beseitigen. Wenn die deutsche Politik irgendwie hingewirkt hätte auf einen Bruch zwischen Griechenland und Frankreich, so hätte sie auch gewillt und befähigt sein müssen, den Griechen vollen Ersatz zu bieten für alles, was sie bisher von Frankreich gehabt, sowohl auf dem finanziellen als auf dem hochpolitischen Gebiete. Das wäre für uns schon eine schwere Aufgabe gewesen, und sie hätte sich noch kompliziert durch die gebotene Rücksicht auf unsere Verbündeten, deren Verhältnis zu Griechenland nicht ganz so einfach und glatt ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es nach jeder Richtung hin das beste, wenn wir mit Frankreich zusammen das aufstrebende Griechenland unterstützen. Daraus folgt freilich, daß bei den Ansprachen in Berlin die französische Empfindlichkeit geschont werden mußte.

Natürlich braucht diese Schonung nicht so weit zu gehen, daß die Vorzüge und die Erfolge der deutschen Kriegskunst schamhaft verschwiegen würden. Im Gegenteil: nachdem die französische Presse sich monatelang abgemüht hat, um alle Siege am Balkan auf das Konto Frankreichs und alle Niederlagen auf das Konto Deutschlands zu bringen, war es sehr am Platze, daß aus dem berufenen Munde des griechischen Heerführers die Berliner Schulen und die deutsche Methode öffentlich gepriesen wurden. Diese Wahrheit hätten auch die selbstbewußten Franzosen gelten lassen müssen, — wenn nur die betreffende Berliner Rede etwas diplomatischer abgefaßt und mit einer Artigkeit gegen die französische Militärmission versehen worden wäre. Dann hätte man keinen Haken gehabt, an den die Entrüstung und das Erpressungsverfahren anknüpfen konnte.

So ergibt sich aus dem Vorgang die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, zwischen den militärischen Kundgebungen der Monarchen und der Politik eine haltbare Grenze zu ziehen, und daß es immer geraten ist, vor solchen Ansprachen oder wenigstens vor der Veröffentlichung derselben die verantwortlichen Minister zu Rate zu ziehen. Das impulsive Vorgehen führt leicht zu Rücken- und Nackenschlägen, so daß unter Umständen das Gegenteil des gewünschten Effektes erreicht wird.

für den Fortschritt, die Besserung sein. Denn das Christentum ist die Religion der Erdbeherrschung, der Königsherrschaft des Menschen. Das Christentum ist die Religion der unbedingten Wahrhaftigkeit; wie dürfte es sich neuen Erkenntnissen verschließen, neue Erkenntnisse nicht suchen? Das Christentum als die Religion des Rechtes und der Gerechtigkeit muß für Abstellung von Mißwirtschaft und Bedrückung arbeiten.

Das Christentum ganz besonders als Religion der Liebe, der Nächsten- und Fernstenliebe, wäre nicht mehr Christentum, wenn es nicht Leid aufzuheben trachtete, wenn es nicht Freude brächte, wenn es nicht materiell und geistig den Menschen vorwärts zu bringen sich bemühte. — Das Christentum kämpft schließlich für einen Fortschritt, für den wichtigsten Fortschritt, den Fortschritt des Innenlebens, des geistig-sittlichen Lebens. Das Christentum hegt den Glaubenssatz vom gottgeschaffenen und für Gott bestimmten Menschen und will jeden Menschen seelisch stark machen und gesund und gut, jeden ertüchtigen für die Welt und für die Ewigkeit, jeden zur Vollkommenheit, zur Aehnlichkeit mit seinem hohen Ideale bringen. Und ich meine, das wäre der wichtigste Fortschritt, den Menschen edel zu machen und gut und tüchtig, pflichttreu und pflichtfroh. Denn was hat alle Bequemlichkeit, alle Kunst, alle Technik, aller Lebensgenuß für einen Wert, wenn der Mensch selbst unbrauchbar ist und träg und krank, an Seele und Sitte zurückgeblieben; wenn er nicht weiß, wozu alles Leben, Arbeiten, wozu alles Fortschreiten; mit Recht sagt H. Lhotzky einmal (Vom Erleben Gottes. Seite 10): „... die Frage der Entwicklung ist durchaus nicht bloß eine Frage nach unserem Woher? sondern ebenso eine Frage nach unserem Wohin?"

Das Christentum hat die Pflicht, am Fortschritt der Menschen zu arbeiten, das Vorwärtsschreiten zum Besseren zu fördern. Es hat aber auch die Aufgabe, zu prüfen, ob aller Fortschritt auch wirklich Fortschritt ist, ob alles Neue auch wirklich eine Besserung, eine Bereicherung der Menschheit bedeutet. Daß bei dieser Prüfung manche, oft vielleicht viele Christen zu ängstlich waren und noch sind, wird niemand in Abrede stellen wollen; es war aber ihre Aengstlichkeit nicht immer zum Schaden der Welt. Und der Einzelnen Aengstlichkeit wird man nicht dem Christentum als solchem aufbürden dürfen. Wer das Christentum aber in seiner Tiefe erfaßt hat und von ihm ganz und stark erfaßt wurde, der hat seine Kraft und sein Leben dem wahren Fortschritt mit Freuden hingegeben. Es erübrigt sich, auf die Fortschrittsarbeit unserer Missionäre und Klöster hinzuweisen, auf christliche Tätigkeit zur Linderung sozialer Not, von dem Aufklärungsdienst zu reden, der in christlichen Vereinen geleistet wird, von der Höherleitung des sittlichen Menschen in Schule und Kirche. War's nicht auch aus christlichem Geiste geborene Fortschrittsarbeit, was Kausen, der zu früh Geschiedene, im Kampfe um die öffentliche Sittlichkeit getan und gelitten?

Mögen die vielen, allzuvielen stolz das Wort vom Fortschritt im Munde führen und damit das Christentum bekämpfen; wir wissen und glauben, daß Fortschritt und Christentum sich nicht ausschließen, daß im Gegenteil der wahre Fortschritt, das Vorwärtsschreiten zum Besseren aus dem Christentum geboren werden muß. Und wir wollen weniger vom Fortschritt reden, dagegen mehr und ernst für ihn arbeiten.

Der Streit um das Ministerium Podewils.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Je näher der Termin der Eröffnung der bayerischen Landtagssession rückt, um so mehr spitzt sich die politische Unterhaltung auf die zu erwartenden Debatten zu. Das Ereignis der vergangenen Woche war eine in ihren einzelnen Phasen sehr ergötzliche nachträgliche Diskussion über die Entlassung des Ministeriums Podewils und die Gründe und näheren Umstände dieser Entlassung. Ergötzlich für den Zuschauer; weniger für die liberale Presse, die in blindem Eifer sich für eine Sache engagierte, in der sie, wie sie sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, keine Lorbeeren pflücken konnte. Es verrät doch ein sehr schlechtes Gedächtnis oder aber eine nicht weniger rühmliche Spekulation auf die Erinnerungsschwäche des Publikums, dazu ein ziemliches Manko an politischer Klugheit, daß man die Richtigkeit der Feststellungen des „Hochland"-Artikels in Zweifel zu ziehen suchte und mit lauter Stimme nach amtlicher Rektifizierung rief. Oder sind die liberalen Herrschaften wirklich so ahnungslose Leute, daß sie von der vollen Aufklärung jener Vorgänge für das gestürzte Ministerium, für die liberale Kammerfraktion und für die liberale Presse so etwas wie eine Rehabilitierung erwarten, anstatt eine noch größere Bloßstellung, als sie die damals bereits bekannt gewordenen Tatsachen ihnen gebracht hatten?

Der angegriffene Passus des „Hochland"-Artikels (12. Heft 1912/13) lautete:

„Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings."

Jedem Kundigen mußte es, je nach seinem politischen Standpunkte, ein mitleidiges Lächeln abringen oder aber ein Gefühl peinlicher Ueberraschung bereiten, als die liberale Presse, auf welche die Sätze allerdings wie Peitschenhiebe wirken mußten, diese „Enthüllung", die in Wirklichkeit gar keine war, in blinder Wut angriff und, voran die „München-Augsburger-Abendzeitung", über Beleidigung und schweres Unrecht gegenüber dem verflossenen Ministerium zeterte und energisch nach dem Kadi, in diesem Falle nach der „Staatszeitung" rief. Diese ließ sich auch erweichen, reproduzierte (Nr. 207) das bekannte huldvolle Handschreiben des Prinzregenten an den entlassenen Grafen von Podewils vom 11. Februar 1912 und sagte dazu:

„Der warme Ton, in dem diese Allerhöchste Kundgebung gehalten ist, bekundet die dankbare Gesinnung, mit der Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold die, wie das Handschreiben hervorhebt, selbstlose Hingebung und rückhaltlose Treue anerkannt hat, mit der Dr. Graf von Podewils Ihm gedient hat. Im Hinblick hierauf erübrigt sich eine besondere Zurückweisung der in dem erwähnten Artikel enthaltenen Behauptung, wonach der verstorbene Prinzregent über die Täuschung durch seine Ratgeber tief erbittert und verstimmt gewesen sei.

Nicht minder irrig ist die Behauptung, Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold sei über den Ausfall der letzten Reichstagswahlen, sowie über die Gründe, die zur Auflösung des „bayerischen Abgeordnetenhauses" und zu den „furchtbaren Wahlkämpfen" geführt hätten, im unklaren gelassen worden. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß sowohl der damalige Vorsitzende im Ministerrat, Staatsminister Dr. Graf von Podewils, wie der damalige Staatsminister des Innern, Dr. von Brettreich, dem Höchstseligen Regenten wiederholt und eingehend alleruntertänigsten Vortrag über die erwähnten Vorgänge erstattet haben."

Jeder, der lesen kann, erkannte sofort, daß dieses „Dementi" keines war, denn es dementierte Dinge, die der „Hochland"-Artikel gar nicht behauptet hatte, ließ dagegen den entscheidenden Kern der Sache unbeanstandet. Das mußte auch der liberalen Presse einleuchten. Ingrimmig bemerkte die „Abendztg." (Nr. 246): „Man sieht förmlich, wie man sich abmühte, so wenig als nur irgend möglich zu sagen"; daher betonte sie (Nr. 250) gebieterisch die „Notwendigkeit, den Staatszeitungsapparat noch einmal und etwas kräftiger in Bewegung zu setzen". Allein dieser Apparat blieb in Ruhe; natürlich, denn es gab hier nichts weiter zu dementieren, und die biedere liberale Presse wollte das noch immer nicht begreifen. Erst als die sozialdemokratische „Münchener Post", die eine bessere Witterung hat als ihre liberalen Blockschwestern, mit einigen „peinlichen" Fragen bezüglich der Januar-Februar-Ereignisse und der Persönlichkeiten, die den Regenten damals über die verfahrene Situation aufgeklärt haben, ziemlich deutlich wurde, dämmerte den liberalen Draufgängern endlich die Erkenntnis, welch kapitalen Bock sie geschossen, welchen wahren Bärendienst sie mit der Aufrührung jener Ereignisse nicht allein den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, sondern auch dem an seiner Politik mitschuldigen Liberalismus geleistet hatten. Kleinlaut und unter den sichtbaren Zeichen der Angst mußten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 463) ein-

gestehen: „So fangen die Erörterungen über die dunkle und bewegte Zeit, die uns das heutige Ministerium geschenkt hat, an, höchst unerquicklich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für das ganze Bayerland zu werden."

Seitdem herrscht verlegenes Schweigen in der liberalen Presse, und die „Abendztg." mag sich im stillen schon gesagt haben: O si tacuisses!

Es bedurfte für den Kundigen weder der wiederholten Feststellungen der Zentrumspresse und rechtsstehender Blätter wie des „Bayer. Volksfreund", noch der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers des „Hochland"-Artikels Dr. Eisele, daß er jedes Wort in seiner Darstellung der Vorgänge aufrechterhalte, um folgender Tatsachen sicher zu sein: 1. daß der Regent die Zahl der 110 Genossen im Reichstage nicht durch einen verantwortlichen Ratgeber, sondern durch eine dritte Persönlichkeit zuerst erfuhr und dadurch sein Mißtrauen rege wurde; 2. daß dieses Mißtrauen durch die bekannte Beamtenversammlung, die mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" die Situation blitzartig beleuchtete, derart genährt wurde, daß er die Informationen außerhalb des Ministeriums stehender Persönlichkeiten einholte; die Folge war die plötzliche Entlassung des Ministeriums Podewils, noch bevor das Ergebnis der Landtagswahlen feststand; 3. daß der entscheidende Grund für die Entlassung des Ministeriums die Linksentwicklung der Regierungspolitik war, über deren Charakter und Tragweite der Regent durch die verantwortlichen Ratgeber nicht genügend unterrichtet war. Und jene Persönlichkeiten, die dem Regenten die Augen darüber öffneten, wieweit die Blockpolitik des Ministeriums und seines liberalen Anhangs in Kammer und Presse das Land dem Abgrund nahe gebracht hatte, das waren an erster Stelle Männer (Reichsrat von Auer, General von Wiedenmann), die in ihrer politischen Gesinnung und Weltauffassung den Kreisen der „München-Augsburger Abendzeitung" nahestehen. Wünscht die liberale Presse also noch weitere Aufklärung, so mag sie dieselbe dort einholen, vielleicht in Verbindung mit einem Privatissimum über taktische Klugheit und politischen Anstand. Zu den Personen, bei denen in jenen Tagen Prinzregent Luitpold sich Rat holte, zählte bekanntlich auch Prinz Ludwig, der jetzige Regent. Das Wort der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 239): „Wenn es richtig ist, daß, wie das „Hochland" behauptet, Prinzregent Luitpold „tief verbittert und verstimmt ...", dann kann man nur sagen: Was muß dem Regenten alles vorgetäuscht worden sein, um ihn in eine solche Stimmung zu bringen!" richtet sich daher selbst, ebenso der Anwurf der „Köln. Ztg." (Nr. 1008), daß „höfische Intrigen dem Grafen Podewils erst eigentlich den Garaus gemacht haben", worauf noch zu erwidern wäre: Wessen Schuld war es denn, daß diese „höfischen Intrigen" in Aktion treten mußten?

In Summa: Politische Geschäfte sind für den Liberalismus mit der weiteren Ausschlachtung der Affäre nicht zu machen, gegen das „klerikale Regiment" läßt sie sich nicht verwerten. Das gegenwärtige Ministerium braucht eine Fortsetzung der Diskussion über den Sturz des Ministeriums Podewils nicht zu scheuen, ebensowenig die Mehrheitsfraktion der Abgeordnetenkammer, die dieser wie den anderen Fragen, deren Erörterung die kommende Session bringen wird, mit kühlem Gleichmut entgegenblickt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der impulsive König von Griechenland.

Weil sonst die Welt arm an Ereignissen war, hat eine Berliner Dank- und Lobrede des Königs Konstantin von Griechenland diese Woche hindurch die Welt lebhaft und andauernd beschäftigt. Aus einer militärischen Aussprache machten die empfindlichen Franzosen einen hochpolitischen Zwischenfall, und sie zwangen schließlich die griechische Regierung zu einem Kotau vor dem französischen — Geldbeutel.

Kaiser Wilhelm hatte seinem Schwager, dem siegreichen Kriegsherrn der Hellenen, den preußischen Feldmarschallstab verliehen. König Konstantin kam nach Berlin und nahm persönlich den Stab entgegen. Bei der Gelegenheit wurden im Kreise der beiderseitigen Militärs Ansprachen gehalten mit gegenseitiger Belobigung der beiden Armeen. König Konstantin sagte, daß die großen Erfolge Griechenlands nächst der heroischen Tapferkeit und opferfreudigen Hingabe aller griechischen Truppen den bewährten preußischen Grundsätzen über Krieg und Kriegführung zu danken seien, die er und seine Herren hier in Berlin bei der Garde, auf der Kriegsakademie und im Verkehr mit dem preußischen Generalstab sich angeeignet hätten. Gegen diese Ausführungen war sachlich und politisch nichts einzuwenden; aber ehe man sie veröffentlichte, hätte man sich doch erinnern müssen, daß in der griechischen Armee seit Jahren französische Instruktoren wirken und daß man es in Frankreich als Zurücksetzung oder gar als Tadel empfinden könnte, wenn das Wirken dieser französischen Militärmission vollständig unerwähnt bliebe. Es wäre ja ein leichtes gewesen, eine unverbindliche Höflichkeit gegenüber diesen Instruktoren einfließen zu lassen. Hat König Konstantin das vergessen, oder hat er absichtlich der französischen Militärkommission die Anerkennung versagt? Es heißt ja, daß er von der Wirksamkeit dieser Lehrer weniger befriedigt sei, als sein verstorbener Vater, der die Mission berufen hatte. Sollte das Stillschweigen eine Kritik sein, so mußte sich freilich der König auch der Konsequenzen bewußt sein. Dann hätte er mit seiner Regierung vorher die Lösung der bestehenden Abmachungen mit Frankreich und zugleich die Unterbringung der griechischen Anleihe außerhalb Frankreichs vereinbart haben müssen. Das war aber offenbar nicht der Fall. Infolgedessen mußte die griechische Regierung, als Frankreich über die Berliner Königsrede in Aufregung geriet, alle Mittel der Diplomatie und der Presse in Bewegung setzen, um das „unglückselige Mißverständnis" zu beseitigen, die Franzosen der größten Dankbarkeit und Liebe Griechenlands zu versichern und um ferneres gutes Wetter zu bitten. Bei der Sühneaktion seiner Regierung geriet die Autorität des Königs Konstantin etwas ins Gedränge. Es wurde scharf betont, daß er nur als Militär gesprochen und nur seine persönliche Meinung ohne ministerielle Mitwirkung kundgegeben habe. Angesichts der tief gebeugten Rücken der griechischen Minister macht es einen erfrischenden Eindruck, daß General Danglis, der Generalstabschef des griechischen Heeres in Mazedonien, während seines Aufenthaltes in Paris selbst den Mut hatte, die Ansicht seines Königs über den Vorzug der preußischen Kriegsmethode offen zu verteidigen.

Wir hatten schon in der vorigen Woche hier ausgeführt, daß die Wiederannäherung zwischen Griechenland und Deutschland sehr erwünscht sei, aber zugleich hinzugefügt, die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten ließen sich nicht mit einem Schlag beseitigen. Wenn die deutsche Politik irgendwie hingewirkt hätte auf einen Bruch zwischen Griechenland und Frankreich, so hätte sie auch gewillt und befähigt sein müssen, den Griechen vollen Ersatz zu bieten für alles, was sie bisher von Frankreich gehabt, sowohl auf dem finanziellen als auf dem hochpolitischen Gebiete. Das wäre für uns schon eine schwere Aufgabe gewesen, und sie hätte sich noch kompliziert durch die gebotene Rücksicht auf unsere Verbündeten, deren Verhältnis zu Griechenland nicht ganz so einfach und glatt ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es nach jeder Richtung hin das beste, wenn wir mit Frankreich zusammen das aufstrebende Griechenland unterstützen. Daraus folgt freilich, daß bei den Ansprachen in Berlin die französische Empfindlichkeit geschont werden mußte.

Natürlich braucht diese Schonung nicht so weit zu gehen, daß die Vorzüge und die Erfolge der deutschen Kriegskunst schamhaft verschwiegen würden. Im Gegenteil: nachdem die französische Presse sich monatelang abgemüht hat, um alle Siege am Balkan auf das Konto Frankreichs und alle Niederlagen auf das Konto Deutschlands zu bringen, war es sehr am Platze, daß aus dem berufenen Munde des griechischen Heerführers die Berliner Schulen und die deutsche Methode öffentlich gepriesen wurden. Diese Wahrheit hätten auch die selbstbewußten Franzosen gelten lassen müssen, — wenn nur die betreffende Berliner Rede etwas diplomatischer abgefaßt und mit einer Artigkeit gegen die französische Militärmission versehen worden wäre. Dann hätte man keinen Haken gehabt, an den die Entrüstung und das Erpressungsverfahren anknüpfen konnte.

So ergibt sich aus dem Vorgang die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, zwischen den militärischen Kundgebungen der Monarchen und der Politik eine haltbare Grenze zu ziehen, und daß es immer geraten ist, vor solchen Ansprachen oder wenigstens vor der Veröffentlichung derselben die verantwortlichen Minister zu Rate zu ziehen. Das impulsive Vorgehen führt leicht zu Rücken- und Nackenschlägen, so daß unter Umständen das Gegenteil des gewünschten Effektes erreicht wird.

für den Fortschritt, die Besserung sein. Denn das Christentum ist die Religion der Erdbeherrschung, der Königsherrschaft des Menschen. Das Christentum ist die Religion der unbedingten Wahrhaftigkeit; wie dürfte es sich neuen Erkenntnissen verschließen, neue Erkenntnisse nicht suchen? Das Christentum als die Religion des Rechtes und der Gerechtigkeit muß für Abstellung von Mißwirtschaft und Bedrückung arbeiten.

Das Christentum ganz besonders als Religion der Liebe, der Nächsten- und Fernstenliebe, wäre nicht mehr Christentum, wenn es nicht Leid aufzuheben trachtete, wenn es nicht Freude brächte, wenn es nicht materiell und geistig den Menschen vorwärts zu bringen sich bemühte. — Das Christentum kämpft schließlich für einen Fortschritt, für den wichtigsten Fortschritt, den Fortschritt des Innenlebens, des geistig-sittlichen Lebens. Das Christentum hegt den Glaubensfatz vom gottgeschaffenen und für Gott bestimmten Menschen und will jeden Menschen seelisch stark machen und gesund und gut, jeden ertüchtigen für die Welt und für die Ewigkeit, jeden zur Vollkommenheit, zur Aehnlichkeit mit seinem hohen Ideale bringen. Und ich meine, das wäre der wichtigste Fortschritt, den Menschen edel zu machen und gut und tüchtig, pflichttreu und pflichtfroh. Denn was hat alle Bequemlichkeit, alle Kunst, alle Technik, aller Lebensgenuß für einen Wert, wenn der Mensch selbst unbrauchbar ist und träg und krank, an Seele und Sitte zurückgeblieben; wenn er nicht weiß, wozu alles Leben, Arbeiten, wozu alles Fortschreiten; mit Recht sagt H. Lhotzky einmal (Vom Erleben Gottes. Seite 10): „... die Frage der Entwicklung ist durchaus nicht bloß eine Frage nach unserem Woher? sondern ebenso eine Frage nach unserem Wohin?"

Das Christentum hat die Pflicht, am Fortschritt der Menschen zu arbeiten, das Vorwärtsschreiten zum Besseren zu fördern. Es hat aber auch die Aufgabe, zu prüfen, ob aller Fortschritt auch wirklich Fortschritt ist, ob alles Neue auch wirklich eine Besserung, eine Bereicherung der Menschheit bedeutet. Daß bei dieser Prüfung manche, oft vielleicht viele Christen zu ängstlich waren und noch sind, wird niemand in Abrede stellen wollen; es war aber ihre Aengstlichkeit nicht immer zum Schaden der Welt. Und der Einzelnen Aengstlichkeit wird man nicht dem Christentum als solchem aufbürden dürfen. Wer das Christentum aber in seiner Tiefe erfaßt hat und von ihm ganz und stark erfaßt wurde, der hat seine Kraft und sein Leben dem wahren Fortschritt mit Freuden hingegeben. Es erübrigt sich, auf die Fortschrittsarbeit unserer Missionäre und Klöster hinzuweisen, auf christliche Tätigkeit zur Linderung sozialer Not, von dem Aufklärungsdienst zu reden, der in christlichen Vereinen geleistet wird, von der Höherleitung des sittlichen Menschen in Schule und Kirche. War's nicht auch aus christlichem Geiste geborene Fortschrittsarbeit, was Kausen, der zu früh Geschiedene, im Kampfe um die öffentliche Sittlichkeit getan und gelitten?

Mögen die vielen, allzuvielen stolz das Wort vom Fortschritt im Munde führen und damit das Christentum bekämpfen; wir wissen und glauben, daß Fortschritt und Christentum sich nicht ausschließen, daß im Gegenteil der wahre Fortschritt, das Vorwärtsschreiten zum Besseren aus dem Christentum geboren werden muß. Und wir wollen weniger vom Fortschritt reden, dagegen mehr und ernst für ihn arbeiten.

Der Streit um das Ministerium Podewils.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Je näher der Termin der Eröffnung der bayerischen Landtagssession rückt, um so mehr spitzt sich die politische Unterhaltung auf die zu erwartenden Debatten zu. Das Ereignis der vergangenen Woche war eine in ihren einzelnen Phasen sehr ergötzliche nachträgliche Diskussion über die Entlassung des Ministeriums Podewils und die Gründe und näheren Umstände dieser Entlassung. Ergötzlich für den Zuschauer; weniger für die liberale Presse, die in blindem Eifer sich für eine Sache engagierte, in der sie, wie sie sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, keine Lorbeeren pflücken konnte. Es verrät doch ein sehr schlechtes Gedächtnis oder aber eine nicht weniger rühmliche Spekulation auf die Erinnerungsschwäche des Publikums, dazu ein ziemliches Manko an politischer Klugheit, daß man die Richtigkeit der Feststellungen des „Hochland"-Artikels in Zweifel zu ziehen suchte und mit lauter Stimme nach amtlicher Rektifizierung rief. Oder sind die liberalen Herrschaften wirklich so ahnungslose Leute, daß sie von der vollen Aufklärung jener Vorgänge für das gestürzte Ministerium, für die liberale Kammerfraktion und für die liberale Presse so etwas wie eine Rehabilitierung erwarten, anstatt eine noch größere Bloßstellung, als sie die damals bereits bekannt gewordenen Tatsachen ihnen gebracht hatten?

Der angegriffene Passus des „Hochland"-Artikels (12. Heft 1912/13) lautete:

„Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings."

Jedem Kundigen mußte es, je nach seinem politischen Standpunkte, ein mitleidiges Lächeln abringen oder aber ein Gefühl peinlicher Ueberraschung bereiten, als die liberale Presse, auf welche die Sätze allerdings wie Peitschenhiebe wirken mußten, diese „Enthüllung", die in Wirklichkeit gar keine war, in blinder Wut angriff und, voran die „München-Augsburger-Abendzeitung", über Beleidigung und schweres Unrecht gegenüber dem verflossenen Ministerium zeterte und energisch nach dem Kadi, in diesem Falle nach der „Staatszeitung" rief. Diese ließ sich auch erweichen, reproduzierte (Nr. 207) das bekannte huldvolle Handschreiben des Prinzregenten an den entlassenen Grafen von Podewils vom 11. Februar 1912 und sagte dazu:

„Der warme Ton, in dem diese Allerhöchste Kundgebung gehalten ist, bekundet die dankbare Gesinnung, mit der Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold die, wie das Handschreiben hervorhebt, selbstlose Hingebung und rückhaltlose Treue anerkannt hat, mit der Dr. Graf von Podewils Ihm gedient hat. Im Hinblick hierauf erübrigt sich eine besondere Zurückweisung der in dem erwähnten Artikel enthaltenen Behauptung, wonach der verstorbene Prinzregent über die Täuschung durch seine Ratgeber tief erbittert und verstimmt gewesen sei.

Nicht minder irrig ist die Behauptung, Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold sei über den Ausfall der letzten Reichstagswahlen, sowie über die Gründe, die zur Auflösung des „bayerischen Abgeordnetenhauses" und zu den „furchtbaren Wahlkämpfen" geführt hätten, im unklaren gelassen worden. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß sowohl der damalige Vorsitzende im Ministerrat, Staatsminister Dr. Graf von Podewils, wie der damalige Staatsminister des Innern, Dr. von Brettreich, dem Höchstseligen Regenten wiederholt und eingehend alleruntertänigsten Vortrag über die erwähnten Vorgänge erstattet haben."

Jeder, der lesen kann, erkannte sofort, daß dieses „Dementi" keines war, denn es dementierte Dinge, die der „Hochland"-Artikel gar nicht behauptet hatte, ließ dagegen den entscheidenden Kern der Sache unbeanstandet. Das mußte auch der liberalen Presse einleuchten. Ingrimmig bemerkte die „Abendztg." (Nr. 246): „Man sieht förmlich, wie man sich abmühte, so wenig als nur irgend möglich zu sagen"; daher betonte sie (Nr. 250) gebieterisch die „Notwendigkeit, den Staatszeitungsapparat noch einmal und etwas kräftiger in Bewegung zu setzen". Allein dieser Apparat blieb in Ruhe; natürlich, denn es gab hier nichts weiter zu dementieren, und die biedere liberale Presse wollte das noch immer nicht begreifen. Erst als die sozialdemokratische „Münchener Post", die eine bessere Witterung hat als ihre liberalen Blockschwestern, mit einigen „peinlichen" Fragen bezüglich der Januar-Februar-Ereignisse und der Persönlichkeiten, die den Regenten damals über die verfahrene Situation aufgeklärt haben, ziemlich deutlich wurde, dämmerte den liberalen Draufgängern endlich die Erkenntnis, welch kapitalen Bock sie geschossen, welchen wahren Bärendienst sie mit der Aufrührung jener Ereignisse nicht allein den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, sondern auch dem an seiner Politik mitschuldigen Liberalismus geleistet hatten. Kleinlaut und unter den sichtbaren Zeichen der Angst mußten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 463) ein-

gestehen: „So fangen die Erörterungen über die dunkle und bewegte Zeit, die uns das heutige Ministerium geschenkt hat, an, höchst unerquicklich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für das ganze Bayerland zu werden."

Seitdem herrscht verlegenes Schweigen in der liberalen Presse, und die „Abendztg." mag sich im stillen schon gesagt haben: O si tacuisses!

Es bedurfte für den Kundigen weder der wiederholten Feststellungen der Zentrumspresse und rechtsstehender Blätter wie des „Bayer. Volksfreund", noch der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers des „Hochland"-Artikels Dr. Eisele, daß er jedes Wort in seiner Darstellung der Vorgänge aufrechterhalte, um folgender Tatsachen sicher zu sein: 1. daß der Regent die Zahl der 110 Genossen im Reichstage nicht durch einen verantwortlichen Ratgeber, sondern durch eine dritte Persönlichkeit zuerst erfuhr und dadurch sein Mißtrauen rege wurde; 2. daß dieses Mißtrauen durch die bekannte Beamtenversammlung, die mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" die Situation blitzartig beleuchtete, derart genährt wurde, daß er die Informationen außerhalb des Ministeriums stehender Persönlichkeiten einholte; die Folge war die plötzliche Entlassung des Ministeriums Podewils, noch bevor das Ergebnis der Landtagswahlen feststand; 3. daß der entscheidende Grund für die Entlassung des Ministeriums die Linksentwicklung der Regierungspolitik war, über deren Charakter und Tragweite der Regent durch die verantwortlichen Ratgeber nicht genügend unterrichtet war. Und jene Persönlichkeiten, die dem Regenten die Augen darüber öffneten, wieweit die Blockpolitik des Ministeriums und seines liberalen Anhangs in Kammer und Presse das Land dem Abgrund nahe gebracht hatte, das waren an erster Stelle Männer (Reichsrat von Auer, General von Wiedenmann), die in ihrer politischen Gesinnung und Weltauffassung den Kreisen der „München-Augsburger Abendzeitung" nahestehen. Wünscht die liberale Presse also noch weitere Aufklärung, so mag sie dieselbe dort einholen, vielleicht in Verbindung mit einem Privatissimum über taktische Klugheit und politischen Anstand. Zu den Personen, bei denen in jenen Tagen Prinzregent Luitpold sich Rat holte, zählte bekanntlich auch Prinz Ludwig, der jetzige Regent. Das Wort der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 239): „Wenn es richtig ist, daß, wie das „Hochland" behauptet, Prinzregent Luitpold „tief verbittert und verstimmt ...", dann kann man nur sagen: Was muß dem Regenten alles vorgetäuscht worden sein, um ihn in eine solche Stimmung zu bringen!" richtet sich daher selbst, ebenso der Anwurf der „Köln. Ztg." (Nr. 1008), daß „höfische Intrigen dem Grafen Podewils erst eigentlich den Garaus gemacht haben", worauf noch zu erwidern wäre: Wessen Schuld war es denn, daß diese „höfischen Intrigen" in Aktion treten mußten?

In Summa: Politische Geschäfte sind für den Liberalismus mit der weiteren Ausschlachtung der Affäre nicht zu machen, gegen das „klerikale Regiment" läßt sie sich nicht verwerten. Das gegenwärtige Ministerium braucht eine Fortsetzung der Diskussion über den Sturz des Ministeriums Podewils nicht zu scheuen, ebensowenig die Mehrheitsfraktion der Abgeordnetenkammer, die dieser wie den anderen Fragen, deren Erörterung die kommende Session bringen wird, mit kühlem Gleichmut entgegenblickt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der impulsive König von Griechenland.

Weil sonst die Welt arm an Ereignissen war, hat eine Berliner Dank- und Lobrede des Königs Konstantin von Griechenland diese Woche hindurch die Welt lebhaft und andauernd beschäftigt. Aus einer militärischen Aussprache machten die empfindlichen Franzosen einen hochpolitischen Zwischenfall, und sie zwangen schließlich die griechische Regierung zu einem Kotau vor dem französischen — Geldbeutel.

Kaiser Wilhelm hatte seinem Schwager, dem siegreichen Kriegsherrn der Hellenen, den preußischen Feldmarschallstab verliehen. König Konstantin kam nach Berlin und nahm persönlich den Stab entgegen. Bei der Gelegenheit wurden im Kreise der beiderseitigen Militärs Ansprachen gehalten mit gegenseitiger Belobigung der beiden Armeen. König Konstantin sagte, daß die großen Erfolge Griechenlands nächst der heroischen Tapferkeit und opferfreudigen Hingabe aller griechischen Truppen den bewährten preußischen Grundsätzen über Krieg und Kriegführung zu danken seien, die er und seine Herren hier in Berlin bei der Garde, auf der Kriegsakademie und im Verkehr mit dem preußischen Generalstab sich angeeignet hätten. Gegen diese Ausführungen war sachlich und politisch nichts einzuwenden; aber ehe man sie veröffentlichte, hätte man sich doch erinnern müssen, daß in der griechischen Armee seit Jahren französische Instruktoren wirken und daß man es in Frankreich als Zurücksetzung oder gar als Tadel empfinden könnte, wenn das Wirken dieser französischen Militärmission vollständig unerwähnt bliebe. Es wäre ja ein leichtes gewesen, eine unverbindliche Höflichkeit gegenüber diesen Instruktoren einfließen zu lassen. Hat König Konstantin das vergessen, oder hat er absichtlich der französischen Militärkommission die Anerkennung versagt? Es heißt ja, daß er von der Wirksamkeit dieser Lehrer weniger befriedigt sei, als sein verstorbener Vater, der die Mission berufen hatte. Sollte das Stillschweigen eine Kritik sein, so mußte sich freilich der König auch der Konsequenzen bewußt sein. Dann hätte er mit seiner Regierung vorher die Lösung der bestehenden Abmachungen mit Frankreich und zugleich die Unterbringung der griechischen Anleihe außerhalb Frankreichs vereinbart haben müssen. Das war aber offenbar nicht der Fall. Infolgedessen mußte die griechische Regierung, als Frankreich über die Berliner Königsrede in Aufregung geriet, alle Mittel der Diplomatie und der Presse in Bewegung setzen, um das „unglückselige Mißverständnis" zu beseitigen, die Franzosen der größten Dankbarkeit und Liebe Griechenlands zu versichern und um ferneres gutes Wetter zu bitten. Bei der Sühneaktion seiner Regierung geriet die Autorität des Königs Konstantin etwas ins Gedränge. Es wurde scharf betont, daß er nur als Militär gesprochen und nur seine persönliche Meinung ohne ministerielle Mitwirkung kundgegeben habe. Angesichts der tief gebeugten Rücken der griechischen Minister macht es einen erfrischenden Eindruck, daß General Danglis, der Generalstabschef des griechischen Heeres in Mazedonien, während seines Aufenthaltes in Paris selbst den Mut hatte, die Ansicht seines Königs über den Vorzug der preußischen Kriegsmethode offen zu verteidigen.

Wir hatten schon in der vorigen Woche hier ausgeführt, daß die Wiederannäherung zwischen Griechenland und Deutschland sehr erwünscht sei, aber zugleich hinzugefügt, die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten ließen sich nicht mit einem Schlag beseitigen. Wenn die deutsche Politik irgendwie hingewirkt hätte auf einen Bruch zwischen Griechenland und Frankreich, so hätte sie auch gewillt und befähigt sein müssen, den Griechen vollen Ersatz zu bieten für alles, was sie bisher von Frankreich gehabt, sowohl auf dem finanziellen als auf dem hochpolitischen Gebiete. Das wäre für uns schon eine schwere Aufgabe gewesen, und sie hätte sich noch kompliziert durch die gebotene Rücksicht auf unsere Verbündeten, deren Verhältnis zu Griechenland nicht ganz so einfach und glatt ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es nach jeder Richtung hin das beste, wenn wir mit Frankreich zusammen das aufstrebende Griechenland unterstützen. Daraus folgt freilich, daß bei den Ansprachen in Berlin die französische Empfindlichkeit geschont werden mußte.

Natürlich braucht diese Schonung nicht so weit zu gehen, daß die Vorzüge und die Erfolge der deutschen Kriegskunst schamhaft verschwiegen würden. Im Gegenteil: nachdem die französische Presse sich monatelang abgemüht hat, um alle Siege am Balkan auf das Konto Frankreichs und alle Niederlagen auf das Konto Deutschlands zu bringen, war es sehr am Platze, daß aus dem berufenen Munde des griechischen Heerführers die Berliner Schulen und die deutsche Methode öffentlich gepriesen wurden. Diese Wahrheit hätten auch die selbstbewußten Franzosen gelten lassen müssen, — wenn nur die betreffende Berliner Rede etwas diplomatischer abgefaßt und mit einer Artigkeit gegen die französische Militärmission versehen worden wäre. Dann hätte man keinen Haken gehabt, an den die Entrüstung und das Erpressungsverfahren anknüpfen konnte.

So ergibt sich aus dem Vorgang die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, zwischen den militärischen Kundgebungen der Monarchen und der Politik eine haltbare Grenze zu ziehen, und daß es immer geraten ist, vor solchen Ansprachen oder wenigstens vor der Veröffentlichung derselben die verantwortlichen Minister zu Rate zu ziehen. Das impulsive Vorgehen führt leicht zu Rücken- und Nackenschlägen, so daß unter Umständen das Gegenteil des gewünschten Effektes erreicht wird.

für den Fortschritt, die Besserung sein. Denn das Christentum ist die Religion der Erdbeherrschung, der Königsherrschaft des Menschen. Das Christentum ist die Religion der unbedingten Wahrhaftigkeit; wie dürfte es sich neuen Erkenntnissen verschließen, neue Erkenntnisse nicht suchen? Das Christentum als die Religion des Rechtes und der Gerechtigkeit muß für Abstellung von Mißwirtschaft und Bedrückung arbeiten.

Das Christentum ganz besonders als Religion der Liebe, der Nächsten- und Fernstenliebe, wäre nicht mehr Christentum, wenn es nicht Leid aufzuheben trachtete, wenn es nicht Freude brächte, wenn es nicht materiell und geistig den Menschen vorwärts zu bringen sich bemühte. — Das Christentum kämpft schließlich für einen Fortschritt, für den wichtigsten Fortschritt, den Fortschritt des Innenlebens, des geistig-sittlichen Lebens. Das Christentum hegt den Glaubenssatz vom gottgeschaffenen und für Gott bestimmten Menschen und will jeden Menschen seelisch stark machen und gesund und gut, jeden ertüchtigen für die Welt und für die Ewigkeit, jeden zur Vollkommenheit, zur Aehnlichkeit mit seinem hohen Ideale bringen. Und ich meine, das wäre der wichtigste Fortschritt, den Menschen edel zu machen und gut und tüchtig, pflichttreu und pflichtfroh. Denn was hat alle Bequemlichkeit, alle Kunst, alle Technik, aller Lebensgenuß für einen Wert, wenn der Mensch selbst unbrauchbar ist und träg und krank, an Seele und Sitte zurückgeblieben; wenn er nicht weiß, wozu alles Leben, Arbeiten, wozu alles Fortschreiten; mit Recht sagt H. Lhotzky einmal (Vom Erleben Gottes. Seite 10): „... die Frage der Entwicklung ist durchaus nicht bloß eine Frage nach unserem Woher? sondern ebenso eine Frage nach unserem Wohin?"

Das Christentum hat die Pflicht, am Fortschritt der Menschen zu arbeiten, das Vorwärtsschreiten zum Besseren zu fördern. Es hat aber auch die Aufgabe, zu prüfen, ob aller Fortschritt auch wirklich Fortschritt ist, ob alles Neue auch wirklich eine Besserung, eine Bereicherung der Menschheit bedeutet. Daß bei dieser Prüfung manche, oft vielleicht viele Christen zu ängstlich waren und noch sind, wird niemand in Abrede stellen wollen; es war aber ihre Aengstlichkeit nicht immer zum Schaden der Welt. Und der Einzelnen Aengstlichkeit wird man nicht dem Christentum als solchem aufbürden dürfen. Wer das Christentum aber in seiner Tiefe erfaßt hat und von ihm ganz und stark erfaßt wurde, der hat seine Kraft und sein Leben dem wahren Fortschritt mit Freuden hingegeben. Es erübrigt sich, auf die Fortschrittsarbeit unserer Missionäre und Klöster hinzuweisen, auf christliche Tätigkeit zur Linderung sozialer Not, von dem Aufklärungsdienst zu reden, der in christlichen Vereinen geleistet wird, von der Höherleitung des sittlichen Menschen in Schule und Kirche. War's nicht auch aus christlichem Geiste geborene Fortschrittsarbeit, was Kausen, der zu früh Geschiedene, im Kampfe um die öffentliche Sittlichkeit getan und gelitten?

Mögen die vielen, allzuvielen stolz das Wort vom Fortschritt im Munde führen und damit das Christentum bekämpfen; wir wissen und glauben, daß Fortschritt und Christentum sich nicht ausschließen, daß im Gegenteil der wahre Fortschritt, das Vorwärtsschreiten zum Besseren aus dem Christentum geboren werden muß. Und wir wollen weniger vom Fortschritt reden, dagegen mehr und ernst für ihn arbeiten.

Der Streit um das Ministerium Podewils.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Je näher der Termin der Eröffnung der bayerischen Landtagssession rückt, um so mehr spitzt sich die politische Unterhaltung auf die zu erwartenden Debatten zu. Das Ereignis der vergangenen Woche war eine in ihren einzelnen Phasen sehr ergötzliche nachträgliche Diskussion über die Entlassung des Ministeriums Podewils und die Gründe und näheren Umstände dieser Entlassung. Ergötzlich für den Zuschauer; weniger für die liberale Presse, die in blindem Eifer sich für eine Sache engagierte, in der sie, wie sie sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, keine Lorbeeren pflücken konnte. Es verrät doch ein sehr schlechtes Gedächtnis oder aber eine nicht weniger rühmliche Spekulation auf die Erinnerungsschwäche des Publikums, dazu ein ziemliches Manko an politischer Klugheit, daß man die Richtigkeit der Feststellungen des „Hochland"-Artikels in Zweifel zu ziehen suchte und mit lauter Stimme nach amtlicher Rektifizierung rief. Oder sind die liberalen Herrschaften wirklich so ahnungslose Leute, daß sie von der vollen Aufklärung jener Vorgänge für das gestürzte Ministerium, für die liberale Kammerfraktion und für die liberale Presse so etwas wie eine Rehabilitierung erwarten, anstatt eine noch größere Bloßstellung, als sie die damals bereits bekannt gewordenen Tatsachen ihnen gebracht hatten?

Der angegriffene Passus des „Hochland"-Artikels (12. Heft 1912/13) lautete:

„Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings."

Jedem Kundigen mußte es, je nach seinem politischen Standpunkte, ein mitleidiges Lächeln abringen oder aber ein Gefühl peinlicher Ueberraschung bereiten, als die liberale Presse, auf welche die Sätze allerdings wie Peitschenhiebe wirken mußten, diese „Enthüllung", die in Wirklichkeit gar keine war, in blinder Wut angriff und, voran die „München-Augsburger-Abendzeitung", über Beleidigung und schweres Unrecht gegenüber dem verflossenen Ministerium zeterte und energisch nach dem Kadi, in diesem Falle nach der „Staatszeitung" rief. Diese ließ sich auch erweichen, reproduzierte (Nr. 207) das bekannte huldvolle Handschreiben des Prinzregenten an den entlassenen Grafen von Podewils vom 11. Februar 1912 und sagte dazu:

„Der warme Ton, in dem diese Allerhöchste Kundgebung gehalten ist, bekundet die dankbare Gesinnung, mit der Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold die, wie das Handschreiben hervorhebt, selbstlose Hingebung und rückhaltlose Treue anerkannt hat, mit der Dr. Graf von Podewils Ihm gedient hat. Im Hinblick hierauf erübrigt sich eine besondere Zurückweisung der in dem erwähnten Artikel enthaltenen Behauptung, wonach der verstorbene Prinzregent über die Täuschung durch seine Ratgeber tief erbittert und verstimmt gewesen sei.

Nicht minder irrig ist die Behauptung, Weiland Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold sei über den Ausfall der letzten Reichstagswahlen, sowie über die Gründe, die zur Auflösung des „bayerischen Abgeordnetenhauses" und zu den „furchtbaren Wahlkämpfen" geführt hätten, im unklaren gelassen worden. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß sowohl der damalige Vorsitzende im Ministerrat, Staatsminister Dr. Graf von Podewils, wie der damalige Staatsminister des Innern, Dr. von Brettreich, dem Höchstseligen Regenten wiederholt und eingehend alleruntertänigsten Vortrag über die erwähnten Vorgänge erstattet haben."

Jeder, der lesen kann, erkannte sofort, daß dieses „Dementi" keines war, denn es dementierte Dinge, die der „Hochland"-Artikel gar nicht behauptet hatte, ließ dagegen den entscheidenden Kern der Sache unbeanstandet. Das mußte auch der liberalen Presse einleuchten. Ingrimmig bemerkte die „Abendztg." (Nr. 246): „Man sieht förmlich, wie man sich abmühte, so wenig als nur irgend möglich zu sagen"; daher betonte sie (Nr. 250) gebieterisch die „Notwendigkeit, den Staatszeitungsapparat noch einmal und etwas kräftiger in Bewegung zu setzen". Allein dieser Apparat blieb in Ruhe; natürlich, denn es gab hier nichts weiter zu dementieren, und die biedere liberale Presse wollte das noch immer nicht begreifen. Erst als die sozialdemokratische „Münchener Post", die eine bessere Witterung hat als ihre liberalen Blockschwestern, mit einigen „peinlichen" Fragen bezüglich der Januar-Februar-Ereignisse und der Persönlichkeiten, die den Regenten damals über die verfahrene Situation aufgeklärt haben, ziemlich deutlich wurde, dämmerte den liberalen Draufgängern endlich die Erkenntnis, welch kapitalen Bock sie geschossen, welchen wahren Bärendienst sie mit der Aufrührung jener Ereignisse nicht allein den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, sondern auch dem an seiner Politik mitschuldigen Liberalismus geleistet hatten. Kleinlaut und unter den sichtbaren Zeichen der Angst mußten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 463) ein-

gestehen: „So fangen die Erörterungen über die dunkle und bewegte Zeit, die uns das heutige Ministerium geschenkt hat, an, höchst unerquicklich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für das ganze Bayerland zu werden."

Seitdem herrscht verlegenes Schweigen in der liberalen Presse, und die „Abendztg." mag sich im stillen schon gesagt haben: O si tacuisses!

Es bedurfte für den Kundigen weder der wiederholten Feststellungen der Zentrumspresse und rechtsstehender Blätter wie des „Bayer. Volksfreund", noch der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers des „Hochland"-Artikels Dr. Eisele, daß er jedes Wort in seiner Darstellung der Vorgänge aufrechterhalte, um folgender Tatsachen sicher zu sein: 1. daß der Regent die Zahl der 110 Genossen im Reichstage nicht durch einen verantwortlichen Ratgeber, sondern durch eine dritte Persönlichkeit zuerst erfuhr und dadurch sein Mißtrauen rege wurde; 2. daß dieses Mißtrauen durch die bekannte Beamtenversammlung, die mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" die Situation blitzartig beleuchtete, derart genährt wurde, daß er die Informationen außerhalb des Ministeriums stehender Persönlichkeiten einholte; die Folge war die plötzliche Entlassung des Ministeriums Podewils, noch bevor das Ergebnis der Landtagswahlen feststand; 3. daß der entscheidende Grund für die Entlassung des Ministeriums die Linksentwicklung der Regierungspolitik war, über deren Charakter und Tragweite der Regent durch die verantwortlichen Ratgeber nicht genügend unterrichtet war. Und jene Persönlichkeiten, die dem Regenten die Augen darüber öffneten, wieweit die Blockpolitik des Ministeriums und seines liberalen Anhangs in Kammer und Presse das Land dem Abgrund nahe gebracht hatte, das waren an erster Stelle Männer (Reichsrat von Auer, General von Wiedenmann), die in ihrer politischen Gesinnung und Weltauffassung den Kreisen der „München-Augsburger Abendzeitung" nahestehen. Wünscht die liberale Presse also noch weitere Aufklärung, so mag sie dieselbe dort einholen, vielleicht in Verbindung mit einem Privatissimum über taktische Klugheit und politischen Anstand. Zu den Personen, bei denen in jenen Tagen Prinzregent Luitpold sich Rat holte, zählte bekanntlich auch Prinz Ludwig, der jetzige Regent. Das Wort der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 239): „Wenn es richtig ist, daß, wie das „Hochland" behauptet, Prinzregent Luitpold „tief verbittert und verstimmt . . .", dann kann man nur sagen: Was muß dem Regenten alles vorgetäuscht worden sein, um ihn in eine solche Stimmung zu bringen!" richtet sich daher selbst, ebenso der Anwurf der „Köln. Ztg." (Nr. 1008), daß „höfische Intrigen dem Grafen Podewils erst eigentlich den Garaus gemacht haben", worauf noch zu erwidern wäre: Wessen Schuld war es denn, daß diese „höfischen Intrigen" in Aktion treten mußten?

In Summa: Politische Geschäfte sind für den Liberalismus mit der weiteren Ausschlachtung der Affäre nicht zu machen, gegen das „klerikale Regiment" läßt sie sich nicht verwerten. Das gegenwärtige Ministerium braucht eine Fortsetzung der Diskussion über den Sturz des Ministeriums Podewils nicht zu scheuen, ebensowenig die Mehrheitsfraktion der Abgeordnetenkammer, die dieser wie den anderen Fragen, deren Erörterung die kommende Session bringen wird, mit kühlem Gleichmut entgegenblickt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der impulsive König von Griechenland.

Weil sonst die Welt arm an Ereignissen war, hat eine Berliner Dank- und Lobrede des Königs Konstantin von Griechenland diese Woche hindurch die Welt lebhaft und andauernd beschäftigt. Aus einer militärischen Aussprache machten die empfindlichen Franzosen einen hochpolitischen Zwischenfall, und sie zwangen schließlich die griechische Regierung zu einem Kotau vor dem französischen — Geldbeutel.

Kaiser Wilhelm hatte seinem Schwager, dem siegreichen Kriegsherrn der Hellenen, den preußischen Feldmarschallstab verliehen. König Konstantin kam nach Berlin und nahm persönlich den Stab entgegen. Bei der Gelegenheit wurden im Kreise der beiderseitigen Militärs Ansprachen gehalten mit gegenseitiger Belobigung der beiden Armeen. König Konstantin sagte, daß die großen Erfolge Griechenlands nächst der heroischen Tapferkeit und opferfreudigen Hingabe aller griechischen Truppen den bewährten preußischen Grundsätzen über Krieg und Kriegführung zu danken seien, die er und seine Herren hier in Berlin bei der Garde, auf der Kriegsakademie und im Verkehr mit dem preußischen Generalstab sich angeeignet hätten. Gegen diese Ausführungen war sachlich und politisch nichts einzuwenden; aber ehe man sie veröffentlichte, hätte man sich doch erinnern müssen, daß in der griechischen Armee seit Jahren französische Instruktoren wirken und daß man es in Frankreich als Zurücksetzung oder gar als Tadel empfinden könnte, wenn das Wirken dieser französischen Militärmission vollständig unerwähnt bliebe. Es wäre ja ein leichtes gewesen, eine unverbindliche Höflichkeit gegenüber diesen Instruktoren einfließen zu lassen. Hat König Konstantin das vergessen, oder hat er absichtlich der französischen Militärkommission die Anerkennung versagt? Es heißt ja, daß er von der Wirksamkeit dieser Lehrer weniger befriedigt sei, als sein verstorbener Vater, der die Mission berufen hatte. Sollte das Stillschweigen eine Kritik sein, so mußte sich freilich der König auch der Konsequenzen bewußt sein. Dann hätte er mit seiner Regierung vorher die Lösung der bestehenden Abmachungen mit Frankreich und zugleich die Unterbringung der griechischen Anleihe außerhalb Frankreichs vereinbart haben müssen. Das war aber offenbar nicht der Fall. Infolgedessen mußte die griechische Regierung, als Frankreich über die Berliner Königsrede in Aufregung geriet, alle Mittel der Diplomatie und der Presse in Bewegung setzen, um das „unglückselige Mißverständnis" zu beseitigen, die Franzosen der größten Dankbarkeit und Liebe Griechenlands zu versichern und um ferneres gutes Wetter zu bitten. Bei der Sühneaktion seiner Regierung geriet die Autorität des Königs Konstantin etwas ins Gedränge. Es wurde scharf betont, daß er nur als Militär gesprochen und nur seine persönliche Meinung ohne ministerielle Mitwirkung kundgegeben habe. Angesichts der tief gebeugten Rücken der griechischen Minister macht es einen erfrischenden Eindruck, daß General Danglis, der Generalstabschef des griechischen Heeres in Mazedonien, während seines Aufenthaltes in Paris selbst den Mut hatte, die Ansicht seines Königs über den Vorzug der preußischen Kriegsmethode offen zu verteidigen.

Wir hatten schon in der vorigen Woche hier ausgeführt, daß die Wiederannäherung zwischen Griechenland und Deutschland sehr erwünscht sei, aber zugleich hinzugefügt, die alten Beziehungen Griechenlands zu den Westmächten ließen sich nicht mit einem Schlag beseitigen. Wenn die deutsche Politik irgendwie hingewirkt hätte auf einen Bruch zwischen Griechenland und Frankreich, so hätte sie auch gewillt und befähigt sein müssen, den Griechen vollen Ersatz zu bieten für alles, was sie bisher von Frankreich gehabt, sowohl auf dem finanziellen als auf dem hochpolitischen Gebiete. Das wäre für uns schon eine schwere Aufgabe gewesen, und sie hätte sich noch kompliziert durch die gebotene Rücksicht auf unsere Verbündeten, deren Verhältnis zu Griechenland nicht ganz so einfach und glatt ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es nach jeder Richtung hin das beste, wenn wir mit Frankreich zusammen das aufstrebende Griechenland unterstützen. Daraus folgt freilich, daß bei den Ansprachen in Berlin die französische Empfindlichkeit geschont werden mußte.

Natürlich braucht diese Schonung nicht so weit zu gehen, daß die Vorzüge und die Erfolge der deutschen Kriegskunst schamhaft verschwiegen würden. Im Gegenteil: nachdem die französische Presse sich monatelang abgemüht hat, um alle Siege am Balkan auf das Konto Frankreichs und alle Niederlagen auf das Konto Deutschlands zu bringen, war es sehr am Platze, daß aus dem berufenen Munde des griechischen Heerführers die Berliner Schulen und die deutsche Methode öffentlich gepriesen wurden. Diese Wahrheit hätten auch die selbstbewußten Franzosen gelten lassen müssen, — wenn nur die betreffende Berliner Rede etwas diplomatischer abgefaßt und mit einer Artigkeit gegen die französische Militärmission versehen worden wäre. Dann hätte man keinen Haken gehabt, an den die Entrüstung und das Erpressungsverfahren anknüpfen konnte.

So ergibt sich aus dem Vorgang die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, zwischen den militärischen Kundgebungen der Monarchen und der Politik eine haltbare Grenze zu ziehen, und daß es immer geraten ist, vor solchen Ansprachen oder wenigstens vor der Veröffentlichung derselben die verantwortlichen Minister zu Rate zu ziehen. Das impulsive Vorgehen führt leicht zu Rücken- und Nackenschlägen, so daß unter Umständen das Gegenteil des gewünschten Effektes erreicht wird.

Wie urteilt die Presse?

Stimmen aus der letzten Zeit. (Vgl. auch S. 756.)

„Literarischer Handweiser", Münster i. W.: „Auch der Gegner wird an den präzisen, treffenden Ausführungen, die über Politik und Kultur, vor allem aber über die Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild gemacht werden, nicht achtlos vorbeigehen dürfen. Wer nicht Zeit und Muse hat, sich in einem grösseren Blatte zu informieren, möge die ‚A. R.' zur Hand nehmen. Wer sich über den Stand der Politik, über aktuelle wirtschaftliche und soziale Fragen — sowohl des Arbeiters wie des Studenten — unterrichten will, wer Interesse nimmt an der religiösen Bewegung im deutschen Vaterlande, wer sich vor allem kümmert um die leider immer mehr sich zeigende Entsittlichung unseres Volkes, möge zur ‚A. R.' greifen: er wird sie nicht unbefriedigt fortlegen." (Nr. 6, 1913.)

„Deutsche Reichszeitung", Bonn: „Die ‚Allgemeine Rundschau', die wackere, unermüdliche Streiterin für wahren Katholizismus . . . Wir möchten bei dieser Gelegenheit wiederum auf die Wochenschrift hinweisen und deren Bezug jedem unserer Leser dringend empfehlen." (29. 1. 13.)

„Der Wächter", Thurgau (Schweiz): „Die hervorragende katholische Revue steht im zehnten Jahrgange und hat sich vollauf bewährt als eine objektive und gründlich orientierende und dabei überzeugt katholische Ratgeberin auf den Gebieten der Religion und Politik und ihren verwandten Gebieten. In erster Linie für deutsche Gebildete geschrieben, umfasst die ‚Allgemeine Rundschau' die den Gebildeten interessierenden Fragen auch der nichtdeutschen Länder und Völker. Zu ihren ständigen Mitarbeitern zählen wissenschaftliche Grössen und Politiker von Ruf." (25 1. 13.)

„Badischer Beobachter", Karlsruhe: „Die sehr empfehlenswerte Wochenschrift, die den gebildeten Katholiken, die sich für unsere Kultur- und Zeitbewegung interessieren, unentbehrlich ist." (6. 2. 13.)

„Volksfreund", Aachen: „Die ‚Allgemeine Rundschau' ... eine Warte, hochragend auf Firnenhöhen; von ihr aus überblickt das Auge die unermesslich weiten Gefilde des Kultur- und Geisteslebens der politischen und wirtschaftlichen Kämpfe." (17. 3. 13.)

„Univers", Paris: „L'ALLGEMEINE RUNDSCHAU de Munich, la grande Revue catholique, qu'il ne faut pas confondre avec d'autres periodiques portant le titre de RUNDSCHAU." (25. 3. 13.)

Prof. Troxler, Rektor, Münster (Kanton Luzern) in der Zeitschrift „Monatsrosen": „Diese ausgezeichnete Zeitschrift marschiert an der Spitze aller katholischen Wochenblätter. Durch ihren unerschrockenen Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit leistet sie unvergängliche Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes. Sie ist immer äusserst reichhaltig und bietet auch für den Akademiker hohes Interesse." (1912/13, 7. Heft.)

„Westfälisches Volksblatt", Paderborn: „Diese Zeitschrift ist einzig in ihrer Art und stellt das Gediegenste dar, was wir Katholiken an politischen Zeitschriften aufzuweisen haben. Die ‚Allgemeine Rundschau' wird mehr und mehr zur Fundgrube politischer Bildung, unentbehrlich für jedermann, der sich eingehender mit dem öffentlichen Leben beschäftigt. Wer eine gute politische Zeitschrift sich zu halten wünscht, der greife zur ‚A. R.'." (24. 4. 13.)

Zur inneren Politik.

Auch diese befindet sich noch in der Ferienruhe. Eine gewisse Nervosität zeigen allerdings die Herren vom Evangelischen Bund, die in der Presse fort und fort die Chancen der Aufhebung oder Erhaltung des Jesuitengesetzes erörtern. Die neueste „Information" geht dahin, daß drei Bundesregierungen beantragt hätten, der Bundesrat möge dem Aufhebungsbeschlusse des Reichstages zustimmen, wogegen Preußen und die Mehrheit der anderen Staaten „ebenso wie bisher" den Reichstagsbeschluß ablehnen würden. Wir warten ruhig die Entwicklung ab und werden auch nicht verzagen, wenn die Kulturkämpfer und Angstpolitiker diesmal noch in der Mehrheit bleiben. Das Verfolgungsgesetz steht nicht mehr „ebenso wie bisher" in Festigkeit da, sondern ist ins Wanken und Schwanken geraten.

Ein schwarzer Schatten fiel auf diese Woche durch den Untergang des Marineluftschiffes L I bei Helgoland. 14 Todesopfer sind zu beklagen. Mögen sie nicht umsonst gefallen sein! Das Streben nach sicheren Luftfahrzeugen muß unbedingt fortgesetzt werden; wir müssen nur aus jeder herben Erfahrung lernen, geschickter und vorsichtiger vorzugehen. Der Wert der Lenkballons und Flugzeuge hat sich bei den Kaisermanövern in Schlesien besonders deutlich gezeigt. Die gesamten Manöver sind dieses Jahr vortrefflich verlaufen.

Im übrigen beschäftigte sich die öffentliche Meinung hauptsächlich mit der Frage der Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung von San Francisco und mit den Vorbereitungen für die Erneuerung unseres Zolltarifs. In beiden Angelegenheiten hat der Bund der Industriellen, der die Fertigindustrie vertreten will, sich an die Spitze der Opposition gestellt. Einerseits will er im Verein mit der Ballinschen Hamburg-Amerikalinie eine deutsche Ausstellung in Frisco zuwege bringen, obschon die Regierung im Verein mit der ständigen Ausstellungskommission die offizielle Beteiligung ablehnt und die große Mehrheit der deutschen Industriellen entschieden ausstellungsmüde ist. Sehe jeder, wie er's treibe; aber es besteht immer die Gefahr, daß eine deutsche Teilausstellung minderwertig wirkt und den Respekt vor Deutschland schädigt. In der Zollfrage verfolgt der genannte Bund, offenbar als Pionier des Hansabundes, freihändlerische Tendenzen. Er kämpft mit großen Worten gegen den Zentralverband deutscher Industrieller (Schwerindustrie) sowie gegen die Mittelstandsvereinigung, weil von diesen beiden Körperschaften unlängst die Geneigtheit bekundet wurde, mit dem Bunde der Landwirte zusammen ein „Kartell der schaffenden Arbeit" zu bilden. Aber ist es nicht ganz natürlich, daß die verschiedenen Erwerbskreise, die an der Erhaltung unserer bewährten Wirtschaftspolitik interessiert sind, sich sammeln und sich über die gerechten und zweckmäßigen Zollsätze zu verständigen suchen? Auf Grund solcher Vorarbeiten können dann die Regierungen und der Reichstag ihre Entscheidungen treffen. Wer Haß und Zwietracht unter den Erwerbsständen zu schüren sucht, besorgt die Geschäfte der Sozialdemokratie, die mit ihren 110 Mandaten schon auf die Gelegenheit lauert, um sich als Herren des deutschen Wirtschaftslebens aufzuspielen.

Enzian.

Wie ein blauer Funk am Feuerstein,
Wie ein Blitz im greisen Aug des Pan
Schiesst am totgebrannten Schieferrain
Herbstlich auf der späte Enzian.
Und sein Leuchten ist so kräftevoll,
Dass mein Herz an seinem Glanz erschrak.
Wo der Schlehbusch wuchert wild und toll
Dornbeschützt das ernste Kräutlein stak.
Seine Wunder wirkt es menschenfern.
Neben ihm der Kletterziege Pfad;
Ueber ihm die Sonne und der Stern,
Also steht es sturmgepeitscht am Grat,
Blau und flammend. Aus der Felsen Herz
Sog es seines Lebens mut'gen Strahl,
Wie ein Dichter aus der Tage Erz
Schlägt sein Lied von Liebe, Glück und Qual.

M. Herbert.

Verständigung!

Eine Antwort und ein Vorschlag.

Von Volksschullehrer Daniel Seither.

In Nr. 33 und 34 der „Allgemeinen Rundschau" beleuchtet Herr Pfarrer Rogg das derzeitige Verhältnis zwischen Klerus und Lehrerschaft in einer Weise, die uns Lehrern zwar nicht gerade gänzlich unbekannt, aber doch noch ziemlich ungewohnt an die Ohren schlägt. Er wünscht aufrichtig Friede zwischen Pfarrer und Lehrer herbei und sucht ehrlich nach Mitteln und Wegen zu demselben. Hiefür wie auch für den warmen Ton und das wohltuende Bestreben, das persönliche Moment auszuschalten, sei ihm, wenn ich auch nicht mit allen seinen Darlegungen einverstanden sein kann, herzlich gedankt.

Herr Pfarrer Rogg ruft eindringlich nach Verständigung. Auch uns Lehrern liegt sehr viel daran, daß der verbitternde und klufterweiternde Hader ein Ende nehme und an die Stelle des Mißtrauens und des Zwiespaltes jenes Verhältnis trete, das nicht nur zum persönlichen Verkehr sondern auch zu erfolgreichem gemeinsamem Schaffen in Schule, Kirche und moderner Seelsorge unbedingt erforderlich ist: das Verhältnis rückhaltlosen Vertrauens und herzlicher Eintracht.

Freilich ist diese Anschauung, geradeso wie die des Herrn Pfarrers Rogg und seiner Gesinnungsgenossen, bisher leider nicht häufig genug zum Ausdruck gebracht worden; doch ist es immerhin noch nicht zu spät, um das hier Versäumte nachzuholen. Hiezu anzuregen und so einer ehrlichen Verständigung den Weg ebnen zu helfen, ist der Zweck der nachfolgenden Ausführungen.

Die Schulleitung — nur auf diese sollen sich meine Betrachtungen erstrecken — ist bald nicht mehr eine Frage, sondern die Frage. Auf allen anderen Punkten des Kampffeldes ist der Friede in Sicht; hier aber tobt der Streit noch mit unverminderter Wucht.

Um was geht nun hier eigentlich das Ringen?

Die Geistlichen sind im Besitz der nebenamtlich geführten lokalen und distriktiven Schulaufsicht; die Lehrer wollen diese Posten fachmännisch, d. h. mit Angehörigen ihres Standes besetzt sehen. Nachdem die Kreisschulaufsicht seit dem Inslebentreten dieser bedeutsamen Einrichtung mit Ausnahme ihrer juristischen Spitze ausschließlich von Fachmännern ausgeübt wird und auch die Leitung der theoretischen wie praktischen Fortbildung des ungeprüften Lehrpersonals seit Errichtung der Fortbildungsbezirke nur im vollen praktischen Dienst stehenden Volksschullehrern anvertraut ist, kann dieses Verlangen niemand unbegreiflich erscheinen.

Man behauptet nun, mit der Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht würde das letzte Band zwischen Kirche und Schule zerschnitten und die religiös-sittliche Bildung der Schuljugend gefährdet werden. Das sind meines Erachtens grundlose Befürchtungen. Die geistliche Schulaufsicht ist nicht dieses Band, sondern bloß ein rein äußerliches Zeichen von der Existenz der Verbindung. Was die Kirche mit der Schule tatsächlich verbindet, das ist die konfessionelle Form der letzteren, der Religionsunterricht des Katecheten und des Lehrers, die kirchliche Zuverlässigkeit des letzteren und die Teilnahme der Schule am kirchlichen Leben. Diese Bande wirken aber ganz ohne Zutun der geistlichen Inspektoren als solche; sie können also durch den Verzicht der Kirche auf die Schulaufsicht auch nicht im geringsten gelockert oder gar zerschnitten werden. Nicht anders sieht es mit der vermeintlichen Gefährdung der religiös-sittlichen Bildung aus. Die schulmäßige Pflege der letzteren obliegt einzig und allein dem Katecheten und dem Lehrer. Der geistliche Schulinspektor tritt wie überhaupt so auch auf diesem besonderen Gebiete nie unterrichtend, sondern lediglich prüfend und konstatierend auf; praktische Ratschläge zur Förderung des Religions- und des übrigen Gesinnungsunterrichtes gibt er ebenfalls nicht, er beurteilt nur in seinem Berichte den Stand der positiven religiösen Kenntnisse und der Erziehung. Ich wenigstens habe in meiner bald 30jährigen Tätigkeit an vier verschiedenen Orten und unter fünf verschiedenen Lokal- und Distriktsschulinspektoren keine anderen Erfahrungen gemacht. Daß unsere Volksschuljugend hinsichtlich ihrer religiös-sittlichen Bildung bestens versorgt wird, ist demnach nicht dem geistlichen Schulinspektor, sondern ausschließlich dem Katecheten und dem Lehrer zuzuschreiben. Da höre ich jedoch sagen: „Meinetwegen! Allein Sie vergessen, daß die geistlichen Inspektoren auch die religiös-sittliche Führung der Lehrer zu überwachen haben." Ach nein, das vergesse ich

ganz und gar nicht; ich bin bloß, wiederum auf Grund meiner langjährigen Erfahrung, der unumstößlichen Ueberzeugung, daß die Lehrerschaft zu 99 Prozent dieser Ueberwachung nicht bedarf und daß letztere die Abkehr einzelner Lehrkräfte von der Kirche oder von dem Wege der Sittlichkeit nicht verhindern kann. Hiezu kommt noch die weitere nicht zu bestreitende Tatsache, daß kein wahrhaft katholischer Lehrer eine Schmälerung des derzeitigen kirchlichen Einflusses auf die Schule anstrebt.

Was die geistlichen Inspektoren als solche mit dem praktischen Schulbetriebe des Lehrers in Berührung bringt, sind, wie schon angedeutet, vornehmlich die Prüfungen und Visitationen. Gehen nun von diesen vielleicht wirksame Anregungen bezüglich der Arbeit in den sogenannten profanen Fächern aus? Mit nichten. Der geistliche Inspektor beherrscht eben in der Regel nicht derart die pädagogische Theorie und steht nicht in dem Maße in der Praxis, daß er dem Lehrer mit fördersamem Rat und wegzeigender Tat an die Hand gehen könnte. Ich spräche das nicht aus, wenn mir nicht auch hier meine eigenen Erfahrungen wie die meiner Kollegen beweiskräftig zur Seite stünden.

Was soll nun an die Stelle der geistlichen Schulaufsicht treten? Meine bisherigen Ausführungen ließen zwar bereits erkennen, in welcher Richtung sich die Wünsche des Lehrerstandes bewegen. Ich will mich aber auch hiezu ganz deutlich äußern. Der Großteil der katholischen Lehrerschaft will haben: Der gesamte Religionsunterricht wie das religiös-sittliche Schulleben unterstehen einem von den zuständigen kirchlichen und staatlichen Behörden zu ernennenden *geistlichen* Bezirksschulinspektor, der Mitglied der Distriktsschulbehörde ist und der auch die Fortbildung des ungeprüften Lehrpersonals in der Religionslehre und in der Methodik und Praxis des Religionsunterrichtes leitet. Die nähere Festsetzung seiner Befugnisse ist Sache des Staates und der Kirche. Die katholische Lehrerschaft erstrebt aber auch — und zwar nicht, wie Herr Pfarrer Rogg wähnt, nur „mit Rücksicht auf die Standesinteressen" — eine weltliche, fachmännische Schulleitung. Daher will sie: Alle jene Aufgaben der derzeitigen Distriktsschulinspektion, die dem geistlichen Bezirksschulinspektor nicht zuzuweisen sind, werden einem aus dem *Volksschullehrerstande zu berufenden weltlichen* Bezirksschulinspektor übertragen, der ebenfalls Mitglied der Distriktsschulbehörde ist und auf den auch die Funktion des Bezirksoberlehrers übergeht; in Orten mit mehreren Lehrkräften übernimmt ein von der Distriktsschulbehörde zu ernennender Ortslehrer als Oberlehrer — im Bedarfsfalle werden es zwei oder mehrere sein — die unmittelbare Leitung des äußeren Schulbetriebes; die größeren Orte haben wie schon bisher das Recht, weltliche Lokalschulinspektoren anzustellen, die jedoch eine Reihe von Jahren praktisch in der Volksschule tätig gewesen sein müssen. Alles Nähere hierüber setzen die zuständigen staatlichen Behörden fest.

Auf allen Gebieten gemeinsamer gleichartiger Betätigung rückt derjenige in leitende und führende Stellung vor, der theoretisch wohl geschult ist und sich in der Praxis hervorragend bewährt hat. Die Volksschule und der Volksschullehrerstand allein nehmen hier noch eine, allerdings bereits durchbrochene Ausnahmestellung ein, deren gänzliche Beseitigung nur ein Akt der Billigkeit wäre. Die Volksschullehrer sind aber auch befähigt, die oben bezeichnete Fachleitung so auszuüben, daß diese tatsächlich zu einem nicht unwichtigen Faktor des schulischen Fortschrittes wird. An geeigneten Kräften fehlt es durchaus nicht. Das lehrt nicht nur ein Blick auf die stattliche Reihe derjenigen Volksschullehrer, die literarisch an der Vertiefung des pädagogischen Gedankens und an der theoretisch-praktischen Auswirkung alter und neuer Ideen fördernd sich betätigen, sondern das beweisen vor allem die vor Augen liegenden, zum Teil geradezu hervorragenden Erfolge, mit denen ehemalige Volksschullehrer, auch Nur-Volksschullehrer, in ihren Stellungen als Lokal- und Kreisschulinspektoren arbeiten. Tüchtige Volksschullehrer würden daher auch als Bezirksschulinspektoren das leisten, was der Schule und ihren Lehrern allein frommen kann: Pflege des Berufsgedankens, Förderung der methodischen Einsicht, Unterstützung der unterrichtlichen Praxis.

Die katholischen Lehrer stehen in ihrer erdrückenden Mehrheit treu zur Kirche. Sie vertrauen zu deren berufenen Vertretern, daß sie, sobald sie die pädagogische Unfruchtbarkeit und innerliche Unhaltbarkeit der gegenwärtigen geistlichen Schulaufsicht erkannt haben, zu einer Lösung der vorwürfigen, vorstehend nur in ihren Grundzügen erörterten Frage die Hand bieten werden, die der Schule gibt, wessen sie zur bestmöglichen Erfüllung ihrer Aufgaben bedarf, die aber auch der Kirche nicht vorenthält, worauf sie von Gottes und Rechts wegen vollbegründeten Anspruch hat. Die katholischen Lehrer erstreben — ganz im Sinne des Herrn Pfarrers Rogg — diese Lösung nicht gegen die Kirche und den Klerus, sondern mit ihnen. Soll aber die hiezu erforderliche Verständigungsarbeit erfolgverheißend begonnen werden — und das muß geschehen —, so muß man der Lehrerschaft Vertrauen entgegenbringen. Das Verhalten der großen Mehrzahl der katholischen Lehrer in einigen heiklen Fragen darf den Klerus nicht abschrecken; die nicht geringe Zahl derjenigen, die dem schulpolitischen Radikalismus völlig ablehnend gegenüberstehen und nicht minder von der politisch einseitigen Richtung und dem unfeinen Tone gewisser Standesorgane sich angewidert fühlen, die aber auch die grundsätzliche Unnachgiebigkeit fast der gesamten Geistlichkeit und des Zentrums, sowie manches andere nicht weniger streng verurteilen: dieser Teil will ernstlich und aufrichtig den Frieden.

Zu diesem Frieden werden Klerus und Lehrerstand um so eher gelangen, wenn sie nach dem Rate und Beispiele des Herrn Pfarrers Rogg einander mehr und mehr zu verstehen trachten. Wenn sie einmal einander verstehen, dann ist zur Verständigung nur noch ein kleiner Schritt. Auf welchem Wege nun läßt sich das gesteckte Ziel am sichersten erreichen? Ich denke mir den Gang der Sache so: Die Frage der lokalen und distriktiven Schulaufsicht soll beiderseits zunächst in der *Presse sachlich* weiterbehandelt werden. Politische Tageszeitungen können das gemeinsame Sprachrohr nicht abgeben, wohl aber dürften sich als solches die „Allgemeine Rundschau" und der „Pharus" eignen. Nebenher gehe die *mündliche* Erörterung im engeren und weiteren Kreise, getrennt nach Ständen. Zuletzt soll in jedem Regierungsbezirke eine *gemeinsame Tagung* des Klerus und der Lehrerschaft stattfinden. Wird hiebei eine Verständigung erzielt, so sollen die gefaßten Beschlüsse zuständigenorts vorgelegt werden mit dem Ersuchen, auf der Grundlage derselben eine gesetzliche Regelung der Frage in die Wege zu leiten.

Ich bin mir der Schwierigkeiten des Unternehmens wohl bewußt; allein „wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg". Und den reinen, guten Willen haben alle jene, denen es nur um die Sache, nicht um Personen zu tun ist; alle jene, die die Interessen der Kirche und der Schule gleichermaßen im Auge haben; alle jene, die nicht in jeder Aeußerung einer gegensätzlichen Anschauung den Ausfluß purer Standes- und Religions- beziehungsweise Schulfeindlichkeit erblicken. Sie alle rufe ich mit Herrn Pfarrer Rogg auf zu ernster, unverdrossener Arbeit.

Vorerst aber heißt es: Nieder mit den giftigen Waffen der Geringschätzung, Herabwürdigung und Verhetzung! Hervor dafür die friedenverbürgenden Waffen der Hochschätzung, des Vertrauens und der Liebe! So wird, so muß kommen der Tag, wo Geistliche und Lehrer als *gleichwertige Mitarbeiter* leuchtenden Blickes sich die Hände reichen zu gemeinsamem frohem und fruchtbarem Schaffen im Dienste der Jugend- und Volksbildung.

Abschied vom alten Regiment.

„Hiss die Segel, — fort mit dir,
Magst du drüber fluchen, —
's wird in neuem Standquartier
Dich das Schicksal suchen."

Also raunt es mir ins Ohr,
So ich bei mir dachte,
Als das Blatt mir armem Tor
Die Versetzung brachte.

Bald der Kahn gerüstet war, —
Macht ihn schmerzverdrossen
Zu der weiten Reise klar, —
Hab' ihn abgestossen.

Und ich kam ins fremde Land,
Folgt' der Zukunft Sterne. —
Was ich lieb und teuer fand,
Liess ich in der Ferne.

Richard Graf von Rambaldi.

O welch ein Bild!

Von Domkapitular Dr. S. J. Zimmern, Speyer.

Die „Allgemeine Rundschau" Nr. 32 stellte ihrem Mitarbeiter es anheim, ob nicht auf „eine unverfänglichere Weise" als durch eine wörtliche Blumenlese aus Luthers Werken sich der Zweck erreichen ließe, der „Wartburg" für ihr schändliches Zerrbild unseres Beichtstuhles ein Gegenstück in ihre Kunstausstellung zu liefern. Ich dachte hierbei: „Wartburg" warte nur, quos ego! Bei der Ueberschrift „Zwei Bilder" kam mir ein ähnlicher Vorfall ins Gedächtnis, wo ich einem Zerrbildmaler gleicher Art ein Gegenstück gewidmet habe. Es war im Jahre 1883, da ein Vorfahrer des Evangelischen Bundes, der protestantische Pfarrer Laurier, einen Sonettenkranz auf Luther herausgab. Er fühlte sich wohl dazu angeregt durch den Anklang seines Namens an Petrarkas Laura.

> O welch ein Bild, den Mann von Gottes Gnaden
> Zu schauen, dem Weib, dem lieben Kind zur Seite
> In trauter Rede sich das Herz entladen.

Natürlich konnte Laurier als Petrarka sich nicht enthalten, aus seinem Glashaus die gröbsten Steine auf das katholische Pfarrhaus zu werfen, wie die „Wartburg" von ihrer Lutherkanzel auf den katholischen Beichtstuhl. Ich habe dafür ihm damals „O welch ein Bild" verehrt, das er schwerlich in seinem guten Zimmer aufgehängt hat.

Es war eine Kopie des Bildes, das ein Historienmaler von unzweifelhaftem Rufe ausgeführt hatte und das von einem ebenso unzweifelhaften Kritiker, nämlich von Döllinger seinen Schülern empfohlen war: „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation". Der Verfasser dieses wahrhaft historischen Romanes war der lutherische Pfarrer Wilhelm Meinhold, berühmt durch seinen anderen in der Sprache des 17. Jahrhunderts geschriebenen Roman „Die Bernsteinhexe". Durch sein gründliches Studium der Werke Luthers hatte sich Meinhold auch die Sprachweise Luthers so zu eigen gemacht, daß es ihm gelang, in der Sprache Luthers eine Schilderung der Lebensweise des „Reformators" und der Sittenzustände jener Zeit zu geben. O welch ein Bild!

Gewidmet ist der Roman der auch als Dichterin bekannt gewordenen Nachkommin „des getreuen Ritters", der Gräfin Oldofredi-Hager, worin auch schon eine Bürgschaft liegen dürfte, daß die Erzählung auf die gewünschte „unverfängliche Weise" ihren Zweck erreicht. Jedes Kapitel enthält ein Bild, und „o welch ein Bild"! Als Einleitung dazu geht voraus eine in hochdeutscher Sprache gehaltene Erklärung des in der Luthersprache entworfenen Bildes. Das Buch sollte in keiner Bücherei katholischer Vereine fehlen.

„Erst als die drei sichersten Säulen des katholischen Priestertums", beginnt Meinhold, „die Tugenden freiwilliger Armut, Keuschheit und Gehorsams von dem Geiste der Habsucht, der Unmäßigkeit und des Eigenwillens zu bröckeln begannen, war die Reformation möglich und konnte die unbedachtsame Aeußerung Luthers, daß „derlei Tugenden schier allzumal auch ein Hund und Sau täglich üben könne", in dem katholischen Priestertum Anklang und Bewunderung finden." Meinhold hat bei diesem Zitat aus der Walchschen Ausgabe der Werke Luthers Band 14, S. 291 das Bild damaligen Verfalls der Kirchenzucht, sowie nur jener nach Luthers Vorbild abgefallenen Geistlichen, Mönche und Nonnen im Auge. Es gab auch andere Bilder.

Unter die hauptsächlichsten Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation rechnet Meinhold in seinem dritten Briefe „insonderheit die absichtliche Verfälschung" des biblischen Textes, die sich Luther erlaubte. Unter diesen Fälschungen hebt Meinhold namentlich drei hervor. Erstens, daß Luther das griechische Wort „Ekklesia" im ganzen Neuen Testament niemals mit „Kirche", sondern immerfort nur mit „Gemeine" übersetzte. Schon die Folgen dieser einen Fälschung waren nach Meinholds Urteil ungeheuer, und fügen wir bei: darin lag der Umsturz der ganzen von Christus gesetzten Ordnung seiner Kirche, die Einführung einer kirchlichen Anarchie, die Begründung einer Art Pöbelherrschaft über Lehre, Sitte und Kirchenzucht. Und das stellt die „Wartburg" als evangelische Freiheit der angeblichen katholischen „Unfreiheit" entgegen. O welch ein Bild!

Wie mit „Ekklesia" verfuhr der Reformator auch mit dem griechischen Worte „Paradosis", das er absichtlich kein einziges Mal mit Tradition oder Ueberlieferung wiedergab. „Ich lobe euch, meine Brüder", heißt es im zweiten Briefe des hl. Paulus an die Korinther, „daß Ihr in allem meiner gedenkt, und die Traditionen (Paradoseis) haltet, die ich Euch überliefert habe." Luther übersetzt: . . . „daß Ihr haltet die Weise, gleich wie ich Euch gegeben habe." „Welche Perfidie!" ruft Meinhold aus. Und da rühmt die „Wartburg" ihr „deutsches Evangelium des Lutherbuches" als „evangelisch allerweg treu und wahr". Evangelibündlerisch mag diese sonderbare Treue und Wahrheit wohl sein.

Ueber die dritte Fälschung des Bibelwortes bemerkt Meinhold: „Wenn es für Luther von großer Wichtigkeit war, Kirche und Tradition aus der Bibel fortzuschaffen, so lag ihm nicht minder daran, seine seltsame Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben darin noch fester zu begründen, und auch mit Hilfe der Bibelauslegung die unerhörte Behauptung durchzuführen, zur Erlangung der Seligkeit wären die guten Werke nicht notwendig sondern einzig der Glaube. Zu dem Ende unterstand er sich, im Briefe des hl. Paulus an die Römer Kapitel 3 Vers 28 das Wörtchen (sola) „allein" einzuschieben und zu übersetzen: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben." So Luther auf der Wartburg sitzend als Bibelfälscher! O welch ein Bild! Und heute wird die Bibel unter den Protestanten vielfach als Märchenbuch behandelt. Das sind die Folgen von Luthers Beispiel der Bibelfälschung. Und da pocht die „Wartburg" auf die evangelibündlerische Frömmigkeit und schimpft uns, denen die Bibel das Wort Gottes ist, als „unfromm"! Der Name „Wartburg" ist allerdings passend als Name des Ortes, wo die Bibel gefälscht wurde.

Eine zweite Ursache für die schnelle Verbreitung der Reformation, schreibt Meinhold in seinem vierten Briefe, war die Unwissenheit der Geistlichen, die Habsucht und der Ehrgeiz der weltlichen Fürsten und in Verbindung damit stand laut dem fünften Briefe die Aufhebung des Zölibates. „Diese christliche Freiheit mundete Mönchen und Nonnen dermaßen, daß sie zu ganzen Rudeln aussprangen und sich verehelichten." O welch ein Bild! Die Folge war, daß, wie Luther in seiner Hauspostille, Walchsche Ausgabe, Bd. 13, S. 2536, klagt, Adel und Volk seine Pfarrer „Kühe und Säue hüten" und sie mit Weib und Kind im Elend verschmachten ließ. So bekamen diese Nachahmer Luthers die wohlverdiente Verachtung schon damals zu kosten. Uebrigens gab es damals auch andere Nonnen, wie Charitas Pirkheimer und ihre Mitschwestern zu Nürnberg bezeugen und wie der Genosse Guttenbergs, der Buchdrucker Drach zu Speyer, beweist, der nur für die Geistlichkeit arbeitete und dadurch ein reicher Mann wurde.

„Verwerfen unsere protestantischen Moraltheologen auch den Zölibat als Unnatur," fügt Meinhold bei, „so legen sie doch dem künftigen Geistlichen die Verpflichtung auf, bis zur Schließung der Ehe in jungfräulicher Reinheit zu verharren. Da aber heutzutage die allerwenigsten Männer, und insbesondere die Theologen vor dem 30. oder 40. Jahre angestellt werden, mithin nicht imstande sind, sich zu verehelichen, so entsteht die Frage — —" Das „orthodoxe" Kirchenblatt der Pfalz, der „Evangelische Kirchenbote", und seine liberale Genossin, die „Union", sprangen 1883 dem Luthersonettisten Laurier bei. Der „Kirchenbote" bezeichnete den Zölibat als einen „großen Schaden" und die „Union" lästerte ihn als „Unnatur", „grauenhaftes Unwesen", als Quelle von steten Ausschweifungen, als das „Furchtbarste, was die katholische Kirche neben der Ketzerverbrennung und den Hexenprozessen geleistet." Bekanntlich hat Calvin den Gruet als Ketzer köpfen und den Servede verbrennen lassen, mit Melanchthons Beifall, und Kurfürst Friedrich III. hat in Heidelberg den Silvanus ebenfalls köpfen lassen; für Luther selbst aber waren die Juristen mit ihren Hexenprozessen viel zu sparsam und zu langsam; was jedoch die Lästerer des Zölibates anbelangt, so fragte der bekannte Jesuitenmissionär Pater Roh einmal einen solchen „subalternen" Menschen: „Sie sind doch nicht verheiratet auf die Welt gekommen? Was für ein Leben haben Sie denn bis zu Ihrer Verheiratung geführt?" Antwort bei der „Jugend" und bei der konfessionslosen Moral! O welch ein Bild!

„Eine fünfte Ursache der schnellen Verbreitung der Reformation," schreibt Meinhold, „war die Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben **allein**, wonach der Mensch **ohne alle Tugend** zum Genuß der Seligkeit gelangen soll." Zum Beweise, wie ernst und wörtlich Luther das gemeint hat, führt Meinhold einige Stellen an. So z. B. aus der Altenburger Ausgabe Band I, S. 379: „Wer an Christus glaubt, den mögen keine Werke beschuldigen und verdammen, wieviel

und böse ihrer auch immer sind." Die katholische Lehre von der Notwendigkeit der guten Werke heißt Luther in seiner Auslegung des Galaterbriefes S. 148 „die allergiftigste und schädlichste, welche ohne Zweifel der leidige Satanas selbst erdichtet hat." Dazu die Stelle aus Luthers „schauerlichem" (wie Meinhold ihn nennt) Brief an Melanchthon in Aurifabers Briefsammlung S. 345, b: „Von Gott wird uns keine Sünde trennen, obgleich wir tausend und abermals tausendmal an einem Tage Unzucht treiben oder totschlagen." Noch dazu die Stelle aus Luthers Kanzel-Rede auf das Pfingstfest in seiner Hauspostille: „Keine Sünde ist mehr in der Welt, denn der Unglaube ... als wenn mein Hänsichen oder Lenchen in den Winkel hofiert, lacht man, als sei es wohl getan. Also machet auch der Glaube, daß unser Dreck nicht stinkt für Gott." „Nachbarin, Euer Fläschchen!"

Sogar Exzellenz von Goethe, der noch mehr als der alte klassische Petronius als magister elegantiarum gilt, hat einmal in einem Verschen gesagt: „Auf einen groben Klotz ein grober Keil, auf einen Schelmen anderthalbe"; und wenn Meinhold nicht befürchtet, mit seinem Zitat die Nerven seiner Frau Gräfin zu erschüttern, so wird wohl auch obiges Zitat von den Lesern dieser Zeitschrift nicht verübelt werden mit Rücksicht auf die grobklotzige Auslassung der „Wartburg": „Aber da zischelt die Zunge aus dem Beichtstuhle. Es sickert der unreine Strom jesuitischer Gemütsverfinsterung in die ahnungslose Seele. Da wird verkehrt, was gut und fromm war, da wird die deutsche Herzensreinheit befleckt und beschmutzt. Da wird das frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches verwischt ... treulos, unwahrhaftig, unfrei, unfromm ... das ist die römische Jesuiterei." Siehe die Hauspostille mit ihrer lutherischen Kanzelrede! Siehe dazu die evangelibündlerischen Hänsichen und Lenchen, groß und klein! Die dürfen treiben, was sie wollen, und brauchen überhaupt keinen Beichtstuhl! Bloß den Glauben! Und heutzutage nicht einmal mehr diesen! O welch ein „frohes Evangelium"! O welch ein Lutherbuch! O welch eine Kanzel! Das ist die evangelibündlerische Lutherei! O welch ein Bild!

„Wenn auf diese Weise", fügt Meinhold bei, „die Notwendigkeit der christlichen Tugenden nicht bloß bestritten, sondern sogar auf öffentlicher Kanzel verspottet wurde, so darf es nicht Wunder nehmen, daß nach den einstimmigen Berichten aller katholischen wie lutherischen Schriftsteller der damaligen Zeit die Moralität im Volke plötzlich auf eine furchtbare und nie erhörte Weise sank. Luther selbst gesteht an wer weiß wievielen Orten in seinen Schriften diese grauenvolle sittliche Verheerung ein." Bekanntlich war er eines schönen Tages aus Abscheu und Entsetzen über diese Zustände aus seinem Wittenberg verschwunden. „Fort aus diesem Sodoma!" schrieb er darüber an die zurückgelassene Frau Käthe. O welch ein Bild!

Während nun Meinhold einerseits Luthers Kenntnisse, seine Beredsamkeit, Arbeitsamkeit, Uneigennützigkeit und Wohltätigkeit hervorhebt, kann er auch seine groben Fehler nicht verschweigen, darunter seinen „grenzenlosen Hochmut" und in Folge davon seine „Schmähsucht, welcher sich Luther in rein maßloser und wirklich pöbelhafter Weise hingab, und die oft mit einer absichtlichen und gewissenlosen Verzerrung der katholischen Dogmen Hand in Hand ging." In dieser Kunstfertigkeit ist der fragliche Artikel der „Wartburg" Nr. 7 ein preiswürdiges Musterstück lutherischer Evangelibündlerei.

Liest man die zoologischen epitheta ornantia, mit denen Luther seine Deutschen, vom Kaiser bis zu den Bauern, und besonders aber die Juristen wegen ihrer Bestreitung der Gültigkeit der Ehen ausgesprungener Mönche und Nonnen, und den Papst ausstattete, so glaubt man einen von der Tollwut befallenen Unglücklichen zu sehen und zu hören.

„Noch sträflicher", sagt Meinhold, „war Luthers unbeugsamer Stolz und Trotz, mit dem er jede Belehrung schroff zurückstieß." Wenn man ihm seine Bibelfälschung, besonders die Einschmuggelung des Wörtchens sola (allein) hinter das Wort fides (Glaube) im Römerbrief, 3. 28, vorhielt, so trumpfte er auf: „Doktor Martinus Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding" (Altenburger Ausgabe, Bd. 5 S. 269). Noch ärger sprang Luther mit Moses um: „Halte ihn verdächtig als den ärgsten Ketzer, der noch ärger ist als der Papst und der Teufel" (Altenburger Ausgabe, Bd. 6, S. 755, und Tischreden, Eislebener Ausgabe S. 168, a.). Während er sonst auf die Bibel zu pochen pflegte, verwarf er einzelne ihm entgegengehaltene Bibelstellen, ja ganze Bücher der Hl. Schrift. Den

Brief des Apostel Jakobus nannte er wegen der Stelle: „Der Glaube ohne Werke ist tot", „eine stroherne Epistel." In der Wittenberger Ausgabe, Bd. 1, S. 147, erklärt Luther: „Du Papist, pochest sehr mit der Schrift, ... daran kehre ich mich gar nicht ... Ich frage gar nichts, nichts nach allen Sprüchen der Schrift, wenn du noch mehr gegen mich aufbrächtest." „O deutsches Bibelwort!" „auf dem Schoß der am Spinnrocken sitzenden deutschen Frau!" Das Spinnrädchen steht heute nur noch als Nippsache in der Ecke, und die Bibel hat nicht einmal mehr dieses Plätzchen.

„Infolge dieses Trotzes", bemerkt Meinhold, „erzeugte sich denn bei Luther ein fast dämonischer Haß gegen seine Feinde, und ich möchte eine Wette eingehen, daß in den acht bis neuntausend Folioseiten der Altenburger Ausgabe seiner Werke auch durchschnittlich nicht zwei sind, auf welchen nicht Papst und Teufel vorkommen. In Erwartung des nahen Todes rief er noch den in Schmalkalden versammelten Predigern zum Abschiede nach: deus impleat vos odio papae, Gott erfülle Euch mit Haß gegen den Papst. Dem Herausgeber der Altenburger Ausgabe, Sagittarius, ist dieser Wunsch so christlich vorgekommen, daß er ihn auf dem Titelblatt des ersten Teils illustriert hat darstellen lassen". Man könnte gleichfalls eine Wette eingehen, daß der Geist dieses Spruches in jeder Nummer der „Wartburg" herumspukt. Das nennt der Evangelische Bund „Wahrung der deutschen protestantischen Interessen." O welche Interessen!

An die Vertretung besonders deutscher, ja alldeutscher Interessen erinnert in Viktor Scheffels „Trompeter" die um die Kultur besorgte Klage Perkeos:

> Anders stünd' es um die Menschheit,
> Hätten die Germanen ihren
> Innersten Beruf erkannt und
> Das Panier des stillen Trunkes
> Durch die ganze Welt getragen.

Gebiete deinen Tränen, „ehrwürdiger Siedler" vom Heidelberger Schloßkeller. Zu deinem Heidelberger „lieben großen Faß", dem Kunstwerke kurfürstlichen protestantischen Mäzenatentums, bildet ein würdiges Seitenstück, wie Meinhold schreibt, „des Lutherus groß bunt Wappenglaß, so er sein vitrum catechisticum benamset, und worauf der Glaube, das Vaterunser, und die zehn Gebott mit güldenen Buchstaben zu lesende. Von selbigem Wappenglaß berühmte er sich, daß es Niemand austrinken könne, denn er, wie Niemand den Bogen des Herkules spannen gekonnt, denn der Held allein. Magister Philippus käme nicht einmal mit dem Glauben zu Ende, Dr. Pommer käme nur immer bis an die sechste Bitt: führe uns nicht in Versuchung, und Dr. Jonas söff zwar das sechste Gebott noch aus, du sollst nit ehebrechen, aber weiter käme Niemand nicht; nur Lutherus söff den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebott in einem Athem in seinen dicken Wanst hinab." O welch ein Bild! „Deutschevangelische Art."

> Wovon das Gefäß ist gefüllt,
> Davon es sprudelt und überquillt,

predigt der Kapuziner in „Wallensteins Lager" der Soldateska des Dreißigjährigen Krieges. Da sitzen die „Reformatoren" um den Tisch Luthers herum, auf dem ein Faß Einbecker Biers aufgelegt ist. Es ist unmöglich, auf „unverfängliche Weise", wie es die verehrliche Redaktion in Nr. 32 wünscht, die rohen, schmutzigen Tischreden anzuführen, die Luther im Kreise seiner Zechgenossen zum Besten gab; Frosch, Brander, Siebel und Altmayer in Auerbachs Keller zu Leipzig sind die Gesellschaft, in die man sich bei Lesung dieser Tischreden versetzt fühlt. Gegenüber der infamen Lästerung des Beichtstuhles, der in Nr. 7 der „Wartburg" als unseres Volkes schmählichstes Unheil verleumdet wird, haben wir das Recht der Notwehr, von ferne wenigstens darauf hinzudeuten, wo denn in Wahrheit von dem „schmählichsten Unheil unseres Volkes" etwas zu lesen ist. Von Luthers Tischreden gibt es mehrere Sammlungen, so die von Förstemann, dann die Eislebener, die Erlanger, die Walchsche, auch eine lateinische Ausgabe, wobei zu beachten ist, daß die deutschen Ausgaben sich gerne einer gewissen Unverfänglichkeit befleißen.

Doch finis coronat opus, die Krone der in der „Wartburg" auszustellenden Bildergalerie ist das Porträt des Landgrafen Philipp von Hessen. Sein Erzbild verherrlicht auch mit Recht das Lutherdenkmal zu Worms.

Kaum hatte Luther seine ausgesprungene Nonne geheiratet, so setzte Philipp „der Großmütige" seine Hoffnung auf „das frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches" und legte dem „Mann von Gottes Gnaden" die reformatorische Frage vor: „ob

es nicht erlaubt sei, mehr als ein Eheweib zu haben." Zwar hatte der sanfte Melanchthon bereits 1531 dem König Heinrich VIII. von England die Polygamie, wenn auch bloß zum „Privatgebrauch" anempfohlen, aber für einen Fürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war ein solcher Privatgebrauch, auf den die Todesstrafe stand, vorläufig doch zu gewagt. Luther zog seinen Gönner also „mit geistlichen Vorbehalten", um mit der „Wartburg" zu reden, möglichst hinaus. Endlich aber wurde dem Landgrafen die Geschichte doch zu langweilig, so daß Luther und Melanchthon seinen Drohungen keinen Widerstand mehr zu leisten wagten. Merkwürdig sind besonders die Motive der reformatorischen Ehedispens von der Monogamie: 1. weil der Landgraf erklärt habe, daß er sein Lasterleben sonst nicht lassen könne, und 2. weil die protestantische Kirche frommer Herren und Regenten bedürfe. O welch ein Bild wartburgischer Frömmigkeit! „Dies Bild kündet unseres Volkes schmählichstes Unheil." Was würde der Heide Tacitus, der in seiner „Germania" die alten heidnischen Deutschen seinen sittenlosen Römern als Vorbilder reiner Sitten geschildert hat, zu diesem evangelibündlerischen Bild sagen, auf welchem das Wort der „Wartburg" illustriert erscheint: „Wir betten dich viel bequemer in lächelnde Lüge und ziehen deiner Seele den lästigen Harnisch des Gewissens aus." Das ist gegenüber der „römischen Jesuiterei" die evangelibündlerische Wartburgerei!

Am Schlusse ihres Artikels „zwei Bilder" wirft die „Wartburg" die Frage auf: „Welches Bild willst du für dich wählen, du deutsches Volk, du freies, treues deutsches Luthervolk? In dieser Entscheidung liegt deine Zukunft. Nicht römisch-jesuitisch! Sondern gut deutsch und evangelisch allewege, tapfer, treu, wahr, gut und rein und fromm." Antwort: **Die Wartburg spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.** O welch ein Bild!

Dorfkirchhof.

Wo auf einsam sonn'ger Höhe
Balsamduftig weh'n die Winde,
Steht ein Kirchlein, fromm geborgen
In den Schatten einer Linde.
Und daneben liegt ein Friedhof,
Wo nun schon seit Jahren rasten
Eines Dorfes tote Kinder
Von des Tages Müh'n und Lasten ...
Immergrüner Efeu spinnet
Sich um Kreuze und um Steine;
Farbensatte Sommerblumen
Duften in dem Sonnenscheine.
Leichtbeschwingte Schmetterlinge
Flattern dort von Blüt' zu Blüte;
Vögel nisten in der Linde;
Alles atmet Friede, Friede!
Himmel nur und blaue Berge
Sieht das Auge in der Runde ...
Wand'rer, zwischen jenen Hügeln
Raste eine kurze Stunde!
Trink' den Frieden, der entströmet
Diesem gottgeweihten Boden!
Sinke nieder in die Blumen!
Sprich ein Wörtlein mit den Toten!
O, sie werden es dir künden:
Rast folgt selbst den schwülsten Tagen
Und das unruhvollste Herze
Hört doch endlich auf zu schlagen...
Darum Mut, du Wegemüder,
Trag' ein Weilchen noch die Lasten...
An der Brust der Mutter Erde
Wirst auch du dereinstens rasten! —

M. Ellis.

Soziale Pflichten der katholischen Frau.

Von Ellen Ammann-München.

Der Weltverkehr hat die Verhältnisse auch der entlegensten Orte verändert. Keiner kann sich dem Einfluß des ungeahnten Fortschrittes der letzten Jahrzehnte entziehen.

Die geistigen Strömungen der neuen Zeit werden in Zeitschriften und Zeitungen, ja in den kleinen Lokalblättern erörtert und dringen so in die Familie, in alle Schichten der Bevölkerung ein, und stellen alle, auch die einfachsten Kreise vor die modernen Probleme.

Damit entsteht für jeden, auch für die katholische Frau, die Pflicht, sich geistig zu wappnen, um den neuen Forderungen zu entsprechen und doch die altbewährten christlichen und moralischen Grundsätze zur Geltung zu bringen.

Die Pflichten der Frauen haben sich auf allen Gebieten vermehrt. Die Erziehung der Kinder, die Familie stellen größere Anforderungen an ihre Intelligenz. Oeffentliche und private Caritas, soziale Arbeit rufen nach der Frau. Der moderne Ansturm gegen die Sittlichkeit fordert gebieterisch, daß die Frau, ehe es zu spät geworden ist, in der Oeffentlichkeit für die christliche Moral eintrete. Die neue Gesetzgebung, die neuen Steuern greifen so tief ein in das Leben der Frau, daß ihr heute Kenntnisse nötig sind, welche vor einigen Jahren erst den breiten Schichten der männlichen Bevölkerung zuteil wurden. Aus allen diesen Verhältnissen entstehen soziale Pflichten, welche so recht der fürsorgenden, altruistischen Anlage der christlichen Frau entsprechen.

Auf dem Gebiet der Erziehung tritt nicht nur die Frage an uns heran: „Was wird mein Sohn"? Nein, da die meisten jungen Mädchen erst spät zur Heirat kommen (zwischen 20 bis 30 Jahren ist noch die Hälfte unverheiratet), da die Vermögen in den weiteren Schichten sich vermindern, so muß das Mädchen sich auf einen Beruf vorbereiten. Es muß dem Broterwerb nachgehen können und dazu die so wichtigen Kenntnisse für einen eventuellen Hausfrauen- und Mutterberuf erwerben.

Es gibt zwar eine Menge Berufe, die den Frauenanlagen entsprechen, die Vorbereitung darauf kann aber noch glücklicher ausgestaltet werden, als es durch die Mädchenschulreform oft der Fall ist. Und die Stellung der Frauen in den einzelnen Berufen ist in vielen Fällen nicht entsprechend derjenigen ihrer männlichen Kollegen, trotz derselben Arbeitsleistung, z. B. im Gemeindedienst mehrerer Bundesstaaten. An der Ausgestaltung des gesamten Schulwesens, der Volks- und der Fortbildungsschule, an den städtischen, privaten und Klosterschulen, an den Kinderhorten usw. haben die Frauen das größte Interesse. Denken wir nur an die vielerorts befürwortete sog. „Aufklärung" durch die Schule, an die Verdrängung des Religionsunterrichtes aus der Fortbildungsschule usw. Wer soll auf dem erlaubten fakultativen Unterricht bestehen? Wer kontrolliert die Auswüchse des biologischen Unterrichtes, die sich einzelne Lehrer zuschulden kommen lassen, wenn nicht die Mutter?

Man sieht, vom größten Weitumfassenden bis zum kleinen Detail wird das Interesse der Frau heute beansprucht.

Die Erziehung im Hause ist komplizierter geworden. Die Mutter muß dem Sohn, der Tochter geistig mehr geben können, um gerade in den kritischen Jahren die volle Auktorität, vor der der Erwachsende sich innerlich beugt, beizubehalten.

Je größer die Spezialisierung auf den Fachgebieten, um so wichtiger ist es, daß die Mutter genügende Allgemeinbildung und religiöses Wissen besitzt, um ein wichtiger Faktor im geistigen Leben der Kinder zu bleiben und in der Lage zu sein, manchen bangen Zweifel rechtzeitig, taktvoll und unmerklich in die rechte Bahn zu lenken. Der Mann braucht heute eine intelligente Kameradin, die ihn versteht und stützt und Gehilfin im wahren Sinne des Wortes ist. Je mehr die Weltkonkurrenz den Mann zwingt, seine Geistesgaben auf den Erwerb zu richten, je mehr der alte Idealismus anscheinend zurückgedrängt wird, um so mehr Einfluß muß dem milderen Gemüt der Frau eingeräumt werden, damit die Wunden der einzelnen geheilt und die Schäden im sozialen Leben ausgebessert werden.

Caritas war von jeher das Gebiet der christlichen Frau. Heute tritt das Gebiet der sozialen Fürsorge und der sozialen Mitarbeit für unsere Geschlechtsgenossinnen hinzu. Es müßte eigentlich selbstverständlich sein, daß in allen Städten, in welchen Armen- und Waisenpflegerinnen, Fürsorgerinnen sind, katholische Frauen sich mit Begeisterung für dieses Gebiet melden und daß sie sich den großen konfessionellen Organisationen anschlössen. Und doch ist das nicht der Fall! Die Erörterung des „Warum"

gehörte in einen Exerzitienvortrag! Hier seien nur ein paar Gründe genannt. Man will sich nicht binden und verschanzt sich hinter einer angeblichen Gewissenhaftigkeit, dabei geht man ruhig in die verschiedensten Kaffeegesellschaften usw. „Man will nicht öffentlich arbeiten, das sei gegen die Demut!" Versuche nur und du wirst sehen, wieviel Verdemütigungen das bringt, welche Schule der Demut das ist! „Man kann zu wenig, man schadet der Sache." So lerne mehr und habe den Mut, auch einmal „ein Narr zu sein vor der Welt"; die für Gott arbeiten, werden sich ihres lieben neuen Bundesgenossen annehmen und bald wird sie die Arbeit kennen, herrlich finden und verstehen, warum diese Arbeit so wichtig ist.

Fabrik- und Wohnungsinspektorinnen, Schulpflegerinnen, Krankenkassekontrolleure, Polizeiassistentinnen, Heimmütter und Schwestern in der Säuglings- und Kinderpflege, in der Fürsorge werden gesucht. Leiterinnen von Berufsberatungs- und Auskunftsstellen, von Stellenvermittlungen, Vereinssekretärinnen werden verlangt.

Es sind heute vielleicht nicht glänzend honorierte Posten, nein, aber sie entsprechen dem weiblichen Gemüt, sie geben der Frau Gelegenheit, alle jene reichen Gaben zu entfalten, welche Gott in ihr Herz gelegt — die geistige Mutterschaft wird auch das Herz jener befriedigen, welche nicht von vorn herein aus weltvergessender Liebe zum Gekreuzigten auf alles verzichtet haben, um sich der Arbeit für die Seelen in der Welt zu widmen.

Eine „heilige Schar" von Jungfrauen und Frauen müssen wir Katholiken auf allen diesen Gebieten stellen, eine Schar, ebenso unerschrocken wie diejenigen der Martyrerinnen. Das Christentum ist bedroht, viele möchten es im caritativen und sozialen Leben ausschalten, ja sogar im sittlichen Leben. Wir wollen uns aber von all diesen Gebieten nicht verdrängen lassen. Die Elitetruppe muß der Katholizismus stellen und darum müssen wir unsere besten Kräfte diesen Berufen zuführen, wir müssen ihnen Verständnis zeigen und uns in jenen Vereinen scharen, welche kämpfen um die Stellung der katholischen Frau und somit auch um diejenige des Katholizismus im Kulturleben. — Gewiß ist es auch ein Beweggrund für die Arbeit, daß andere akonfessionelle oder freie Organisationen in der Sache tätig sind. Aber der größte, der hehrste ist der innere Grund, die Liebe zu den Seelen, die Erneuerung des Ebenbildes Gottes, die Arbeit für den Menschen, den Gott schuf zum Beherrscher der Welt, zu seiner Verherrlichung.

Das ist Kulturarbeit und darum allein schon müßten wir die Vereine, welche uns heute als eines der Hauptmittel zur Erreichung dieses Zweckes erscheinen, eifrig fördern.

Treten wir in erster Linie Kongregationen, Jungfrauenvereinen und Muttervereinen bei!

Sodann großzügige Unterstützung der caritativen Vereine und Mitarbeit in der öffentlichen Wohlfahrtspflege! Intensives Wirken für die katholischen Standesvereine: weibliche Jugendvereine, Kaufmännische, Arbeiterinnen-, Dienstboten-, Hausbeamtinnen- und Handwerkerinnen-Organisationen, Lehrerinnen- und Studentinnenvereine usw. usw.!

In allen diesen Verbänden, wie im Katholischen Frauenbund, dem Träger der katholischen Frauenbewegung, werden wir Arbeitsgelegenheit finden je nach der Zeit, über die wir verfügen, und nach den Fähigkeiten und dem Geschmack jeder einzelnen.

Der Katholische Frauenbund, der heute zirka 65000 Mitglieder zählt, faßt Frauen aller Klassen, aller Stände als gleichberechtigte Mitglieder in seinen Reihen zusammen. Sein Gebiet erstreckt sich auf alle Angelegenheiten der Frauenwelt, und wenn er auch die Forderung stets in den Vordergrund geschoben, daß jede erwerbstätige Frau zuerst in ihre Standesorganisation gehört, so verzichtet er doch seinen Satzungen gemäß nicht auf diese Frauen.

Gleichberechtigt finden sich die Frauen aller Stände zusammen im KFB, um ihre gemeinsamen Interessen unter dem Leitstern ihres Glaubens zu vertreten, um für diesen ihren heiligen Glauben zu kämpfen. Sie sehen den besten Schutz der Frau in jener hl. Religion, welche nicht nur das Weib aus der Sklaverei des Heidentums befreite, sondern sie auch durch die Proklamierung des hohen Wertes der hl. Jungfräulichkeit als Einzelwesen vollwertig neben den Mann stellte.

Diese Gedanken will der Katholische Frauenbund in die Frauenbewegung hereintragen und daraus für das Leben der modernen Frau die Konsequenzen ziehen. In seiner Katholizität liegt seine Stoßkraft, eine Kraft, die er in innerer intensiver Arbeit in den Zweigvereinen, in den Einzelwerken, in seiner Arbeit nach außen betätigt hat trotz aller Anfeindungen, trotz des mangelnden Verständnisses von vielen Seiten, trotz der Schwierigkeiten, die ihm bereitet werden aus den Reihen der Aengstlichen oder Ungeduldigen!

Möge sich jedermann über den Katholischen Frauenbund informieren, eventuell Drucksachen kommen lassen.[1]) Mögen die Frauen ihm beitreten, um ihn zu stärken und ihm zu helfen, seine hohen Ziele zu erreichen.

Er will ja Kämpferinnen in jene „heilige Schar" schaffen, welche auf allen caritativen und sozialen Gebieten für ihre heilige Religion eintritt in Gebet und Arbeit mit derselben Unerschrockenheit und derselben Begeisterung wie die Frauen der ersten christlichen Zeit.

Bei der Erfüllung all dieser sozialen Pflichten möge in Freude und Dankbarkeit fest begründet stehen in den Herzen der katholischen Frauen jene Ueberzeugung, welche die Christen auf der Arena singen ließ:

Christus vincit, Christus regnat, Christus triumphat!

[1]) Zentrale Köln, Roonstr. 36, Bayer. Landesverband München, Theresienstr. 25, Ostdeutscher Landesverband Breslau, Claussenstr. 7.

Mensur und Moral.

Ein offenes Wort.

Von Kooperator Josef Haas, Donaustauf.

Es gibt weite Kreise von Gebildeten sogar, die durchaus nicht überzeugt sind von der Unmoralität der studentischen Mensur. Der Grund ist vielfach im Willen gelegen und der Wunsch der Vater des Gedankens. Aber wenn sonst als gut gläubig und stramm katholisch geltende Kreise am Kirchenverbot der Mensur oder an ihrer Unerlaubtheit zweifeln, so fehlt es an Aufklärung. Und wenn eine gut katholische Frau, die fast tagtäglich zur Kirche geht, der Mensur das Wort redet und den Freier ihrer Tochter besonders schneidig findet, weil er einen Schmiß auf der Nase sitzen hat, so fehlt es an Konsequenz und Klarheit der Gedanken. Darum darf einmal in breiter Oeffentlichkeit die sittliche Unerlaubtheit der Mensur kurz und klar gekennzeichnet werden.

Die studentische Mensur ist ein Zweikampf zunächst nicht auf Leben und Tod, aber mit tödlichen Waffen, die grobe Körperverletzungen oft bis zur Verstümmelung verursachen. Es ist wahr, ein Menschenleben fordert die Mensur nachweisbar selten, aber doch durchschnittlich im Jahre eines.[1])

Nun hat aber Gott ein Gebot gegeben und es tief ins Menschenherz hineingegraben: Du sollst nicht töten! und dieses Gebot schließt auch den anderen Imperativ mit ein: Du darfst deinen Nebenmenschen nicht verwunden! Das ist dem Bauernburschen gesagt, der nach seinem Maßkrug greift und für ihn einen Schädel als Zielscheibe sich sucht, so daß er dann von Richtern mit vermöbelten Gesichtern verurteilt wird; aber ebenso gut, ja noch mehr gilt das dem geistig gewandteren Studenten, der als Sklave unchristlicher Ueberlieferungen im Dienste persönlicher Eitelkeit mit dem Schläger auf den Schädel seines Nächsten und Korpsbruders losschlägt. Die Mensur ist im fünften Gebot von Gott verboten. Gott selbst ist es, der seine Gesetze schützt und die Sünden straft. Die Mensur ist ganz und gar dem Hauptgebote der Nächstenliebe entgegengesetzt; sie stammt aus einem unchristlichen Ehrenkodex, der von Demut und Geduld, Feindesliebe und Selbstbeherrschung, von christlicher Charaktergröße nichts weiß.

Weil dennoch die Mensur soweit verbreitet war, ist die Kirche entschieden und streng eingeschritten. Sie hat die Mensur mit gleichen Strafen belegt wie das Duell und es sind die strengsten Strafen, die sie zu verhängen hat: Irregularität und Infamie, Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses und Ausschluß aus der Kirche, die Exkommunikation, die dem Papst selbst zur Absolution vorbehalten ist.[2]) Uebrigens erachtet auch das Reichsgericht[3]) die Mensur dem Duell gleich. Das gilt nicht bloß von den Kontrahagen, sondern auch von den Bestimmungsmensuren, von den Schlägermensuren wie von den Säbelpartien.

[1]) Ich erinnere kurz an den Erlanger Baruthensenior Neudelhuber, den einzigen Sohn eines Arztes in Ludwigsburg, der voriges Jahr in Greifswald tot am Paukboden liegen blieb.

[2]) S. Congr.-Concilii, 9. August 1890. cf. Acta s. sedis XXIII p. 242. Noldin de praeceptis 373. Cathrein Moralphil. II. p. 611.

[3]) 3. Dezember 1881 und 6. März 1883. Vereinigte Straffenate.

Sämtliche Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, akademische Turnvereine (V. C.), akademischer Gesangsverein, kurz alle schlagenden Korporationen mit Mensurzwang können keinen katholischen Burschen in ihren Reihen haben; denn sobald sich der kaum eingesprungene Fuchs schlägt, ist er aus der Kirche ausgeschlossen, da unbedingt anzunehmen ist, daß jeder Katholik vom Gymnasium her von der Kirchenstrafe weiß. Jeder Katholik, der einer solchen schlagenden Verbindung beitreten will, muß also seiner Kirche den Rücken kehren und seiner gläubigen Vergangenheit und seinem Glück; er beraubt sich der Gewissensruhe und setzt sich der Gefahr aus, außerhalb der Kirche ohne Sakramente und Segnungen zu sterben und verscharrt zu werden.

Man möchte ja glauben, kein Katholik wollte auch nur einen Augenblick wählen zwischen Kirche und Korps, aber Leidenschaft blendet und Leichtsinn macht konsequenz- und charakterlos. Ich weiß, in katholischen Gebieten Norddeutschlands sind nur selten Katholiken in schlagenden Korporationen zu finden; der Rheinländer ist zu katholisch, der Westfale zu treu, der Schlesier zu bieder — der Norddeutsche zu konsequent dazu. Aber es ist auch bekannt, welch starkes Kontingent der gemütliche Süden, das katholische Bayern besonders zu den schlagenden Verbindungen stellt. Allerdings spielt hier die geschichtliche Entwicklung mit. Und es ist manchmal viel leichter für den Mulus, Mensuren auszufechten, als der schlagenden Korporation entschieden fern zu bleiben, die angebotene Protektion von der Hand zu weisen und den Spott intoleranter Verwandter zu ertragen. Der Vater war beim Korps, der Onkel auch; freilich war damals das Korps noch nicht das heutige, aber wer begreift da nicht, daß der Sohn dem Korps verschrieben ist und gewaltsam ins Korps geschoben wird? Wer ahnt nicht, daß er sich nur mit heldenmütiger Tapferkeit wehren kann, um offenbar einer weniger guten Karriere und einem strengeren Studium entgegen zu gehen, als er im Korps gebraucht hätte? Und doch ist es dem jungen Manne zum Segen und die mutige Tat reift schöne Früchte, sonst wären die katholischen Korporationen nicht so groß geworden. Aber es ist kein Wunder, wenn der Feigling lieber von der Entscheidung der Kirche nichts wissen will und seine Seele in Gefahr bringt. Wenn es sich nicht doch um ein Lebensglück handelte, man könnte ruhig zusehen, so darf es wenigstens der Seelsorger nicht.

Freilich was gilt manchem Korpsier Gottes Gebot und Kirchenverbot? — Der mag Korpsier sein, katholisch ist er nicht. Aber auch gläubige Christen wollen die Mensur wenigstens vor der Vernunft rechtfertigen als ein notwendiges Mittel, das die Standesehre stütze. — Und der Zweck heiligt die Mittel? Nein, die Mensur ist unerlaubt, weil sie gegen das fünfte Gebot verstößt, und bleibt verboten, auch wenn sie wirklich im Dienste der Ehre stünde. Aber einmal steht nach christlichen Grundsätzen das Leben höher als die Ehre und ist Gott allein Herr über das Leben des Menschen, und dann dient in Wirklichkeit die Mensur der Ehre nicht oder nur sehr schlecht. Es heißt zwar immer wieder, die Satisfaktion mit der bloßen Waffe müsse notwendig beibehalten werden, sonst würde das Rowdytum und der Holzkomment überhandnehmen. Aber die schlagenden Studenten glauben den Schwindel selbst nicht mehr, daß die Mensur davor schützt.[1])

Zu bekannt sind Tatsachen aus neuester Zeit, so die Straßburger blutige Keilerei zwischen einem Korpsstudenten und einem Herrn der jeunesse dorée im Nachtcafé, wobei erst hinterher die Farce eines Säbelduells den „honorigen“ Austrag brachte. Es ist auch noch in Erinnerung, wie in Danzig der Korpsstudent Tielemann im Auftrage seines Korps „Saxonia“ Ulex ohrfeigte, bevor das Ehrengericht sprechen konnte. Der Gerichtshof bezeichnete den Ueberfall als rohe Rowdytat und bestrafte Tielemann mit 100 Tagen Gefängnis oder 500 M. Man weiß auch noch, warum die vier Straßburger und das Bonner Korps „Palatia“ und sogar das Kaiserkorps „Borussia“ suspendiert wurden. Wir erinnern uns noch lange an den Tod Ghezzes vor dem Innsbrucker Breinößl. Und erst an Pfingsten spielten sich die vielsagenden Vorgänge in Graz ab anläßlich des 25. Stiftungsfestes der katholisch-deutschen Verbindung „Carolina“, wo altdeutsche Burschenschaftler die Raufbolde machten.[2])

Aber macht die Mensur nicht tapfer und kampfbereit? Mag sein, auch jeder andere Sport, besonders das Turnen und Fechten. Fechten und Mensur ist zweierlei. Auch unsere katholischen Studenten fechten. Sicher aber spricht die Mensur als Satisfaktionsmittel jeder zivilisierten Gerichtsbarkeit und feineren Gesittung Hohn. Sicher ist die Mensur gegen jeden ästhetischen Geschmack.[3])

Die Mensur ist unmoralisch und unvernünftig. Der Paukboden raubt den „Schlagenden“ ihre besten Semester. So rächt sie sich an den Studenten selbst, an ihrer beruflichen Ausbildung, ihrer Gesittung und ihrem Seelenheil. Die Mensurunsitte rächt sich auch an den schlagenden Verbindungen. Auf ihre Kosten sind die katholischen und nicht schlagenden Korporationen groß geworden und wachsen weiter — freilich nur dort, wo der Boden für ihre Wurzeln bereitet ist, wo Aufklärung geschaffen ist. Gewiß, Staat und Gesellschaft werden zu streiten haben gegen die Mensurunsitte, aber entscheiden wird den Kampf nur die Kirche mit ihrer Seelsorge. Darum mehr Studentenseelsorge durch Laienapostel und apostolische Priester!

Auf dem Arundelschloß des Herzogs von Norfolk.

Von Dr. Hans Trg. Schorn, London.

„Hast du das Schloß gesehen, das hohe Schloß am Meer?“ Diese Worte Uhlands kamen mir in den Sinn, als ich von London kommend nach zweistündiger Fahrt vom Schnellzuge aus die grauweißen Burgmauern und Türme des herrlichen Windsors von Sussex auf steiler Berglehne vor stundenweitem üppigem Wiesengelände auftauchen sah. Immer klarer traten die Konturen des Schloßkomplexes hervor, als wir die Bahnstation Arundel verließen und nach kurzer Wanderung über eine schattige Chaussee in dem kleinen Orte anlangten, der schutzheischend wie eine junge Adlerbrut unter den Fittichen der Alten sich rings im sicheren Bereiche des gigantischen Burgfriedens birgt. Der kleine Ort, der in einem Zeitraume von mehr als tausend Jahren die gleiche Einwohnerzahl — etwa 2500 — aufwies, erscheint in der Tat als eine harmonische Ergänzung des stolzen Schlosses sowie der saftgrünen Arunlandschaft. Uebereinandergesetzte Stockwerke mit fachwerkartigem Mauerschmuck und gestäbten weiten Tudorfenstern versetzen uns ganz in die idyllische Zeit des „Seilly Sussex“ (= Holy Sussex), wo Ritter und Schloßfräulein im Saale der Arundelburg die graziöse Pavane getanzt, während sich unten im Orte das Volk im Schatten alter Linden an heiteren Volksspielen erfreut. Von den efeuumrankten niedrigen Häusern gleitet unser Blick jedoch immer wieder zu den gezahnten Kreistürmen, den mächtigen Wallmauern mit ihren Bordüren und Gesimsen, den treppenartigen

---

[1]) „Burschenschaftliche Blätter“ (26. Februar 1913) schreiben im Gegenteil: „Wie hat sich die Praxis in den letzten Jahren gestaltet? Seit wenigen Jahren — wir betonen dies ausdrücklich, da noch vor 10 Jahren die alte Anschauung in Uebung war — ist es zur Regel geworden, daß ein verbaliter Beleidigter sich durch Ohrfeigen in „Avantage“ setzt; ja, es ist bekannt geworden, daß in einer studentischen Verbindung den Füchsen ausdrücklich zur Pflicht gemacht wurde, auf jede Beleidigung mit einer Ohrfeige sofort zu reagieren. Die Folge ist natürlich eine Prügelei; der Komment des „Proletentum“ hat seinen Einzug in die Kreise der Studentenschaft gehalten! Wir wissen wohl, daß die heutige Generation sehr forsch zu handeln glaubt, wenn sie bei Zusammenstößen stets zum drastischsten Mittel greift. Aber sie vergißt dabei — vom Standpunkt feinerer Gesittung ganz abgesehen, — daß dadurch unser wichtiges Palladium, die Genugtuung mit der Waffe, bedenklich heruntergedrückt wird.“ Die „Akademischen Monatsblätter“ (XXIV 8 S. 158) bemerken dazu: „Man sieht aus vorstehendem, daß es gerade die Kreise der schlagenden Verbindungen sind, in denen Mensur und Duell durchaus kein Schutz und keine Gewähr für die Verhinderung der Genugtuung mit Ziegenhainer und Reitpeitsche sind, daß es im Gegenteil gerade die „Schlagenden“ sind, die auch bei geringfügigen Beleidigungen mit einer Realavantage antworten, und daß gerade bei den „Schlagenden“ von dem Standpunkt feinerer Gesittung abgesehen wird.“

[2]) Siehe „Allgem. Rundschau“ X, 21, S. 396 vom 24. Mai 1913.

[3]) „Die Penetranz des seit Jahren oder auch nur seit Monaten oder Wochen in dem Paukzeug aufgesammelten Schweißgeruches ist nicht nur für den Aestheten unannehmbar. Aber wie heißt es doch: „Der Bien muß!“ Und so kriecht man in das Zeug hinein, um sich noch lange nachher davor zu schütteln. Mangelnde Reinlichkeit und schlecht riechende staubige Luft sind die hervorstechendsten Mißstände des Paukbodens. Nach vielen Stunden trägt man nach der Fechtstunde trotz des reichlichen Gebrauches von Seife und leider kaltem Wasser an Armen und Händen, namentlich auch in der Kleidung und im Haar den schlechten Geruch mit sich herum.“ „Burschenschaftl. Blätter“, April 1908. Wie wird's da erst im Mensurraum aussehen!

Mauerzügen der Bergschluchten, den schlanken Wachttürmchen und den stolzen Fensterreihen mit ihren Lisenen und Friesen des Arundelschlosses, dessen Zitadelle wir nunmehr nach kurzer Rast besteigen. Viele Stufen haben wir zu erklimmen, bevor wir den Laufgang des Turmrings erreichen, der uns eine unvergleichliche Aussicht gewährt. Fern im Süden schillert in violettgrünen Streifen das Meer, dem der Arunfluß in lassoartigen Schleifen zustrebt. Im Norden zeigen sich die ersten Kettenzüge des forstenreichen uralten „Weald", der einst den Siegeszug des Normannenherzogs Wilhelm gehemmt, und vor uns breitet sich im Osten und Westen ein farbenfrisches Landschaftsbild von berückender Schönheit. Aber auch historisch ist die weite Landschaft bedeutsam. War es doch in Lewes am Fuße der South Downs, wo die Barone unter Simon de Montford den englischen König Heinrich III. im Jahre 1264 besiegten, der die fünfzig Jahre früher gewährte Magna Charta bestätigen mußte. Der Tisch aber, worauf Johann ohne Land die berühmte Urkunde unterschrieb, ist heute eine der Hauptsehenswürdigkeiten im Innern des Arundelschlosses.

Der Güte des Herzogs hatte ich es zu danken, daß mir auch die Schloßgemächer gezeigt wurden, die in der Regel für das Publikum nicht zugänglich sind. Eine geheimnisvolle Ruhe herrscht hier in den weiten Korridoren, der großen Halle mit ihrem gebeizten Gebälk und den vielen Ahnenbildern in der prächtigen Bibliothek und den stilvoll ausgeschmückten Billard- und Speisesälen. Keinen besseren Platz zur Darstellung von Szenen aus Shakespeares Historien kann man sich denken, als die herrliche, große Halle, in der uns der Geist verschwundener Zeiten wieder lebendig wird und wir der Ahnen des Herzogs gedenken, die Shakespeare in seinen Königsdramen verewigt. Fürwahr, der Ruhm der englischen Nation findet in der Ahnenbilderreihe der Howards seinen beredten Ausdruck, und mit Befriedigung gedenken wir des charakteristischen Dichterwortes Popes: „All the blood of all the Howards." Bei Bosworth, Flodden und Crécy kämpften Ahnen des Herzogs, und kein großes Zeitereignis zog in der englischen Geschichte vorüber, ohne daß nicht ein Mitglied der uralten Howardfamilie als Politiker oder Feldherr sich auszeichnete. Erinnerungsgegenstände an Katharina von Aragonien, u. a. ein alter Reisekoffer, der Krönungsstuhl der Königin Viktoria, sowie alte Ritterpanzer, Schwerter, Helme und Wurfgeschosse bezeugen dies hier allwärts in ungezwungenem Wechsel und gemahnen an den großen Kunst- und Altertumsfreund Thomas Howard, dessen Andenken noch heute in der im Jahre 1848 gegründeten Arundel Society geehrt wird. Von den vorhandenen Oelgemälden seien Darstellungen des Kardinals Howard, des Bruders des sechsten Herzogs, des Kardinals Newman (Sir J. Millais), des heutigen Herzogs von Norfolk (Laszlo), dann von Henry Fitzalan und Thomas Howard (Holbein), des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth (M. Mierveldt), des Prinzen von Oranien (Cuyp) und des vierten Herzogs von Norfolk (Lukas de Heere) erwähnt. Bemerkenswert sind weiterhin die Szenen der farbigen Glasfenster der großen Halle, in denen u. a. die Schlacht bei Hastings, die Belagerung Arundels durch Heinrich I., der Treueid von Wilhelm d'Albini als Vertreter des Königs auf die Magna Charta, die Errettung des Schwarzen Prinzen in der Schlacht bei Crécy durch Richard Fitzalan, der Tod des seligen Philipp Howard und die Zerstörung des Schlosses durch das Parlamentsheer im Jahre 1644 zur Darstellung gelangten. Im übrigen sei sodann noch auf Kopien berühmter Kartons von Raffael, die den heiligen Johannes zu Ephesus und die Uebertragung der Schlüsselgewalt an Petrus zum Gegenstande haben, sowie auf einen kunstvollen Wandteppich von V. Leyniers, worauf Christus und die Apostel dargestellt sind, hingewiesen.

Unser nächster Besuch gilt sodann der Privatkapelle des Herzogs, sowie der Gruft einer Reihe seiner Ahnen in der denkwürdigen Fitzalankapelle. Die erstere ist von dem jetzigen Herzoge von Norfolk im gotischen Baustile des 13. Jahrhunderts erbaut und interessiert uns sowohl wegen der kostbaren Fenster mit Szenen aus dem Leben der Mutter Gottes, als auch wegen einer silbernen Marienstatue, deren Original sich in der Piazza d'Espagna zu Rom befindet. Der Worte Chamissos gedenkend:

„Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab,"

betreten wir die ehrwürdige Fitzalankapelle, in der der selige Philipp Howard, der Zeitgenosse von Pater Edmund Campian, dem bekannten Tyburnmartyrer, ferner die Schloßherren Henry, Thomas und Bernhard Eduard Howard, sodann der 14. Norfolkherzog Henry Granville und seine Gemahlin Minna die letzte Ruhe gefunden.

„Erde wird Erde,
Bevor es gedacht!",

so heißt eine alte Grabesinschrift von Melrose-Abbey. Auch die Burggrafen von Arundel mußten dem Tode den schuldigen Tribut zahlen und Grafschaft und Baronie preisgeben. Ihr Lebenswerk aber hat Tod und irdischen Verfall überdauert und sich erhalten in einer Reihe neuer würdiger Männer, auf die heute Kirche und Nation in gleicher Weise stolz sind. Die kunstvollen Alabasterfiguren der einzelnen Sarkophage, die nach Dallaway in der Stilführung Albrecht Dürers gehalten sind, das Sacellum des Arundelgrafen Thomas und seiner Gattin Margarete, dann die Chorschnitzereien, Arkaden und Säulen des Kapellenmausoleums lohnen reichlich einen Besuch der denkwürdigen Stätte, die leider für das Publikum nicht zugänglich ist. Der Riese Bevis aber, der einst als Wärter der Arundelgrafen im nordwestlichen Wachturm, dem heutigen Bevisturme, gehaust, fand in einem länglichen Grabhügel des Aruntals die letzte Ruhe, der heute den Namen „Pugh Dean" führt. Die wöchentliche Ration des pflichtgetreuen Wärtels bestand nach alter Ueberlieferung in einem Ochsen, zwei Oxhoft Bier (etwa 572 Liter) nebst dem zugehörigen Deputat Brot und Senf ad libitum. Ein frischer Falstaffhumor weht uns in diesem Bericht wie ein ferner Gruß aus dem Shakespeareschen Königsdrama Heinrich IV. mit seinen originellen Käuzen Pistol, Gladshill, Bardolph, Schaal und Stille entgegen und am Ende verhält es sich mit den Herkulesportionen des Riesenwächters nicht anders als mit der Verwandlung der zwei steifleinenen Kerls in elf durch Sir John Falstaff.

Und nun nehmen wir Abschied vom Arundelschloß. Einst bildete die Veste das westliche Bollwerk der normännischen Küstenverteidigung von Sussex, die in ununterbrochener Folge vom Arundelberge zu den Hügeln von Amberley und weiterhin nach den Vesten Bramber, Lewes, Pevensey und Hastings führte. Ueber tausend Jahre hat die Burg allen Stürmen der Zeit getrotzt. Heute aber steht das Bergschloß da als eine Mahnung der Vergangenheit, das Erbe der Väter im höchsten Sinne zu erwerben, um es zu besitzen.

Vom Büchertisch.

Roma, die Denkmale des heidnischen, unterirdischen, neuen Rom in Wort und Bild von P. Dr. Albert Kuhn, O. S. B. Benziger, Einsiedeln. 581 S. Geb. M 18.—. Mit innerer Macht zieht es die Menschen des Nordens nach dem Süden, und der Mittelpunkt dieses stillen Sehnens ist und bleibt die Roma aeterna. In unserem Zeitalter des Verkehrs kommen Tausende dorthin, die unter früheren Verhältnissen nie die Möglichkeit gehabt hätten, Rom zu sehen. Diesen Tausenden vor allem wird die soeben erschienene Neuauflage von Kuhns „Roma" eine hochwillkommene Gabe sein, um sich die für den tieferen Genuß der Reise unentbehrliche Orientierung zu verschaffen. Kuhn behandelt der Reihe nach das alte Rom, das unterirdische Rom oder die Welt der Katakomben und das neue Rom der christlichen Aera. Dreißig Jahre sind seit dem ersten Erscheinen des Buches verflossen. Seitdem hat sich im neuen Rom vieles geändert, und das alte Rom ist durch emsige Forscherarbeit vor unserem geistigen Auge immer klarer und schärfer aus seinen Trümmern emporgestiegen. Von Auflage zu Auflage wurde nach Möglichkeit versucht, das Werk auf der jeweiligen Höhe der Wissenschaft zu halten, und doch sind Verbesserungen und Veränderungen zumal eines illustrierten Buches immer mit vielerlei Schwierigkeiten verknüpft und an manche unüberwindliche Schranken gebunden. Darum gebühren dem rastlosen Verfasser und dem opferwilligen Verleger in gleicher Weise Dank und Anerkennung, daß sie sich der mühsamen und kostspieligen Aufgabe unterzogen hab n, die vorliegende siebente Auflage zu einem innerlich fast völlig neuen Werke umzugestalten. Kaum eine Seite blieb unverändert, ganze Abschnitte wurden vollständig neu geschrieben und die großartigen Fortschritte, die unsere Reproduktionstechnik zu verzeichnen hat, bei der Illustration in gebührender Weise verwandt. Der Autor, der die große „Allgemeine Kunstgeschichte" schrieb, und der Verlag, der das ungemein reichhaltige Bildermaterial dieses umfangreichen Werkes besitzt, waren ja auch in besonderer Weise befähigt, für diese Roma eine feine und erlesene Auswahl zu treffen. 938 Abbildungen beleben den Text und sind — was bei der Lektüre sehr angenehm berührt — auch durchweg da angebracht, wo sie besprochen werden. 40 große Einschaltbilder sind eingefügt, die uns bald eine vergleichende Zusammenstellung besonderer Werke bieten, bald einzelne hervorragende Schöpfungen genauer illustrieren. Naturgemäß ist in dem Buche vorwiegend das Rom der Kunst gezeichnet, und jeder Besucher der ewigen Stadt wird sehr dankbar dafür sein, daß er hier in Wort und Bild eine so klare und sachgemäße Uebersicht findet nicht nur über die einzelnen Kirchen und Heiligtümer, sondern auch über die Kunstsammlungen selber, über die Säle, Galerien, Anstalten und Plätze,

die diese Schätze bergen. Tabellen mit der Reihenfolge der Päpste, der römischen Kaiser, der päpstlichen Wappen, der wichtigsten Daten aus der Bau- und Kunstgeschichte Roms, drei Pläne der ewigen Stadt, sowie ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Sachregister und Bilderverzeichnis schließen das Ganze. Wer Rom gesehen, wird es an der Hand dieses Buches von neuem sehen und von neuem genießen. Wer noch nicht das Glück hatte, findet hier ein Ersatzmittel reicher und doch allgemein verständlicher Art, ein edles und feines Hausbuch für die christliche Familie, das man mit all seinen Bildern auch dem zartfühlendsten Kinde unbedenklich in die Hand geben kann. Joseph Könn.

Die Kunst dem Volke. Wieder liegt ein neues Heft von der Reihe der Monographien: „Die Kunst dem Volke", welche die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst in München herausgibt, vor uns. Dieses Heft — es ist das 14. in dem Zyklus — ist aus der Feder des an diesen Serien schon mit seinen Arbeiten über die Kathedralen beteiligten Kunsthistorikers Dr. O. Doering-Dachau und behandelt: „Die Künstlerfamilie della Robbia." 60 vorzügliche Abbildungen erhöhen den Wert der Publikation. Auch in diesem Heft hat der Verfasser es verstanden, strenge Wissenschaftlichkeit mit leichtverständlicher Darstellung zu vereinigen. Nacheinander behandelt Doering den größten der Robbia, Luca, dann dessen Neffen Andrea, der im Sinne seines Oheims arbeitete, seine Größe aber doch nicht zu erreichen vermochte; endlich beschließt Andreas Sohn Giovanni die Reihe dieser hervorragenden Majolika-Künstler. Besonders zu erwähnen sind die wundervollen Madonnen dieser Meister, Werke, in denen sich größte Zartheit und herrlichste Schönheit ausspricht. Eine Gruppe von höchster Vollendung ist die Luca zugeschriebene Begegnung zwischen Maria und Elisabeth. An geschichtlichen Daten und kunsthistorischen Erläuterungen wird das Notwendige geboten. Auch dieses Heft wird durch seine Gediegenheit dazu beitragen, den an sich schon große Beliebtheit und weite Verbreitung dieser wohlfeilen, textlich wie illustrativ vorzüglichen Monographien: „Die Kunst dem Volke" noch zu erhöhen. H. Braun.

Mehr Liebe. Lebensbild des Dom Pius de Hemptinne O. S. B. Deutsche Bearbeitung von D. Benedicta von Spiegel O. S. B. Mit drei Bildern. Freiburg i. Breisgau 1913. Herdersche Verlagshandlung. 8°. XV und 272 S., geb. ℳ 3 40. Das dem soeben verstorbenen Abt Primas O. S. B. Mgr. Hildebrand de Hemptinne gewidmete Buch will in seiner schlichten und anschaulichen Wiedergabe eines früh abgeschlossenen, mystisch ungemein reichen Lebens vor allem recht verstanden, das ist in erster Linie mit Bereitwilligkeit zum möglichsten Verständnisse auf- und entgegengenommen sein. Der Held, ein junger belgischer Graf, der 17jährig (8. Dezember 1897) zu Maredsous in den Benediktinerorden eintrat, in Löwen vier Jahre lang Theologie studierte, 1903 zum Priester geweiht, dann als Erzieher an die Abteischule zurückversetzt wurde und am 27. Januar 1907 an der Schwindsucht starb, hat sein verborgenstes Seelenleben in zwei Büchlein: „Anmutungen und Gedanken", „Tagebuch für den lieben Gott", sowie in ausgewählten Briefen niedergelegt, die uns in dem vorliegenden schönen Bande, unter Anschluß an eine klar und eindringlich gehaltene Lebensskizze, mitgeteilt werden. Aus dem Gesamtbande gewinnen wir die Bestätigung des Urteils, das der geistliche Vater des jungen Ordensmannes bald über diesen fällte: „Die göttliche Weisheit wohnt in seiner reinen Seele; er ist von bewundernswerter Reife, und ich bin entzückt von der Frische seiner Gefühle." Wundervoll war die übernatürliche Liebesfähigkeit des jungen Mönches, der bereits 1900 ganz begriffen hatte (s. S. 37/38), „daß die Liebe alles ist, und daß außer der Liebe nichts ist". Dieser Erkenntnis gemäß lebte er und baute sich seinen Charakter auf in der Leidensschule, die Gott selber ihm aufgetan hatte. Es ist für keinen Willigen schwer und für jeden Empfänglichen von hohem Reiz und Segen, dem Entwicklungsgang dieser so früh auserwählten Seele zu folgen; möchten recht viele sich dazu bereit finden! E. M. Hamann.

Dr. F. Imle, Religiöse Aufstiege und Ausblicke für moderne Gottsucher. Mergentheim, Ohlinger 1913. Gr. 8° S. IV, 138. Brosch. ℳ 2.— und geb. ℳ 2.60. Eine von hohem religiösem Idealismus eingegebene Arbeit führt sich unter diesem Titel in die religiöse Literatur ein. Sie verfolgt ein ähnliches Ziel wie die Bücher der Freude, will in die Großwelt der religiösen Wahrheit einführen oder besser gesagt zur kontemplativen und reflektierenden Geistesarbeit darin anregen. Die wahren Bedürfnisse der Seele werden an den vielgestaltigen Forderungen des modernen Lebens bemessen; in der Art von Exerzitienstimmung klingen die Schlußfolgerungen dahin aus, das religiöse Leben zu vertiefen an den Richtlinien der positiven Wahrheit. In seiner Anlage und Durchführung weist das Büchlein eine durchgehend persönliche Note auf und läßt die Wirkung im Leser zurück, daß positive Religion und persönliche religiöse Entfaltung in harmonischem Einklang zu stehen haben. Die Verlagsanstalt bringt das Werkchen in gefälliger Ausstattung auf den Büchermarkt. Möge das Buch in der Hand und auf dem Tisch vieler reiches religiöses Interesse wecken. Dr. P. P. Schmoll.

Die katholische Heidenmission im Schulunterricht. Hilfsbuch für Katecheten und Lehrer. Von Friedrich Schwager S. V. D. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°, 200 S., geb. ℳ 2.—. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen 1913. Wenn die erfreulich vorwärtsschreitende Missionsbewegung durchgreifende Arbeit leisten will, dann muß eine feste Grundlage in den Schulen geschaffen werden. Hoffnungsvolle Bestrebungen dieser Art sind mehrfach wahrzunehmen und auf dem Gebiet der einschlägigen Literatur verzeichnen wir mit großer Genugtuung die rasch notwendig gewordene zweite Auflage dieses tüchtigen Werkchens. Es will eine allgemeine Orientierung sein. Diesem Zweck dient das sehr erwünschte Literaturverzeichnis. Der S. 15 genannte „Katholische Missionsatlas" wird demnächst einen Nachfolger erhalten in dem sorgfältig vorbereiteten Atlas hierarchicus. Die einleitenden Kapitel handeln über Begriff und Organisation der katholischen Mission und zeigen die Glaubensboten praktisch an der Arbeit. Dann wird im einzelnen die Verwertung der Missionskunde im Religionsunterricht — Katechismus, Biblische Geschichte — gelehrt unter Zuhilfenahme wirksamer Beispiele. Ebenso wird ein Abriß der Missionsgeschichte mit besonderer Betonung der germanischen Lande geboten, dann weiter die Einbeziehung des Missionswerkes in den geographischen Unterricht näher beleuchtet. Möge die Neuauflage dieses zeitgemäßen Hilfsbuches ihren Eroberungszug glücklich fortsetzen. O. Heinz.

Gewitterschwül.

Die Drossel pfeift ihr Abendlied
In heisse Luft;
Ueber den dunkeln Wald hin zieht
Schwüler Duft.
Nun wird's zur Nacht gewittern,
Angst füllt die Welt:
Müsstest auch du erzittern,
Wenn der Blitz deine Seele erhellt?

Anna Nütten.

Max Steigenberger als Dichter für die Vereinsbühne.

Von Dr. Oskar Freiherrn Lochner von Hüttenbach.

Mit Recht hat die Volkskunst[1]), deren erster Jahrgang sich eben dem Abschlusse naht, in der programmatischen Einleitung (1. Heft) betont, welcher Wert dem Vereinstheater in Hinsicht auf Kunsterziehung zukommt. Auf dem Boden der konfessionellen Standesvereine können sich ja „die künstlerischen Eindrücke aller Art mehr als sonst mit der religiösen Weltanschauung zusammenfinden". „Wo zwischen einem Kunstwerk und den religiösen Empfindungen Berührungspunkte aufgezeigt werden können, wird das Verständnis des Volkes am leichtesten zu erschließen sein." Und dennoch, auch in konfessionellen Vereinen herrscht eine gewisse Scheu, sich an das religiöse und biblische Drama zu wagen. Die Gefahr ist nicht abzuleugnen, daß die gesellige Unterhaltung dem Ernste ausweicht und in Oberflächlichkeit zerfährt.

Nun gibt es doch auch ernste und hohe „Freude" und Zeiten im Wechsel des Jahres, die sehr geeignet wären, auch solche ernste Freude genießen zu lehren. Die Zahl der geeigneten Dichtungen ist nicht klein, obwohl unter den Neuerscheinungen sehr viel Wertloses mitunterläuft. Eines bescheidenen Mannes aber möchte ich gedenken, dessen Werke unverdienterweise in weiteren Kreisen nicht bekannt sind, obwohl sie schon sehr erfolgreiche Aufführungen erlebten und sich durch Gehalt und Gemüt auszeichnen: Max Steigenbergers.[2])

Durch lange Jahre eine Zierde der Augsburger Domkanzel, hat er auch die Feder als Mann reinsten Seeleneifers geführt. Viele erinnern sich seiner aufsehenerregenden Kontroversschriften z. B. der „Taube der Flut", welche den edelsten Geist der Versöhnung ausströmte. Gehaltvoll sind seine aszetischen Schriften. Als „Volksschriftsteller" trat er in einer Reihe von Erzählungen des Regensburger Marienkalenders hervor. Im „Haus Tempo" wandte er sich in der Form des Romanes an die Gesellschaft, um sie mit apostolischem Freimut, den nur der Eingeweihte ganz würdigen kann, zu opfermutiger Glaubenstreue gegenüber dem Indifferentismus und den Gefahren des modernen Erwerbslebens zu mahnen.

Sein reiches Gemüt, seine herrliche Menschenliebe, seine tiefe religiöse Ueberzeugung treten vielleicht am schönsten und anziehendsten in seinen dramatischen Arbeiten hervor. Steigenberger ist wohl im großen ganzen „Naturdichter". Sein Gemüt liebt manchmal einen gewissen Ueberschwang des lyrischen Ausdruckes. Der „Rhetor" bleibt unverkennbar in mancher Eigenart des Stiles. Alle seine Dichtungen sind indes originell zum künstlerischen Ausdruck einer großen, einheitlichen Idee ausgestaltet. Alle sind reich an poetischer Schönheit. Tiefer als viele, viele Verfasser von „religiösen" Stücken, dient er auch im Drama der Verkündigung göttlicher Wahrheit und Weisheit. Solche Werte empfehlen seine Arbeiten aber ganz besonders der Bühne christlicher Vereine. Ist auch die Fabel nicht immer leidenschaftlich hoch gespannt, sie ist stets gut gebaut. Dank einem natürlichen Instinkt für das Bühnenwirksame, wie mir ein bedeutender Fachmann bestätigt, sind sie gut und ohne Schwierigkeit ausführbar, reich an schönen Szenenbildern.

Ein früher Versuch liegt in dem rührenden Weihnachtsmelodram „Durch Nacht zum Licht" vor, ein Stücklein, das nicht nur „für Blinde", sondern auch bei caritativen Veranstaltungen sicher gute Wirkung verspräche. Eine sehr schöne Serie ähnlicher Werke, voll Innigkeit der Empfindung, folgte mit St. Vinzenz von Paul, Kantate; dem hl. Johann von Gott, Patron aller Krankenhäuser; St. Elisabeth, Fürstin der Barmherzigkeit; dem Melodram Tabitha, die Armenmutter; und dem klösterlichen Festspiel mit Gesang: Die Adlerbraut.[3])

„Hermenegild Fürst von Baetica" (5 Akte) ist ein umfassendes Drama. Der Sohn steht dem Vater im Felde gegenüber, im Martyrium büßt er diese Schuld, erwirbt aber dadurch seinem Volke

[1]) Monatsschrift für Theater und verwandte Bestrebungen in den katholischen Vereinen. Schriftleiter Emil Ritter. Verlag „Westdeutsche Arbeiterzeitung", G. m. b. H., München Gladbach.
[2]) Geistlicher Rat, päpstlicher Ehrenkämmerer, zurzeit Kommorant in Landsberg.
[3]) Diese Serie erscheint eben im Drucke.

die religiöse Freiheit. Interessant ist die glückliche Lösung des historischen Problems in der Person des Königs Leovigild.

St. Afra, Martyrin (3 Akte) hat mehrfach, festspielartig inszeniert, große Erfolge erlebt. Man staunt über die schlichte Einfachheit dieses schönen, wirksamen Stückes. Die Fabel ist insofern eigenartig abgeschlossen, als Afra, durch tiefes Sehnen vorbereitet, sich von der Sünderin zur Martyrin abklärt; der keusche Starkmut der Martyrin erscheint als Lohn und Triumph dieser Seele.

Mardochäus und Esther (4 Akte) gestaltet — ohne aufdringliche und historisch unmögliche Beziehungen — großartig die Parallelidee Vasthi-Eva: Esther-Maria aus, als Festdichtung zur Jubelfeier der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis.

Von rührendem Reize ist das Weihnachtsspiel — wie wenige als solches geeignet und originell: Am Wunderquell (3 Akte). Es handelt sich um das Martyrium eines Judenknaben, der durch die Lieder junger Hirten in der Weihnachtsnacht angezogen, die Taufe erhalten hat. Das Stück zeigt überströmenden Reichtum an Gefühl, die Knabenrollen sind überaus schön.

Die Perle unter allen ist Pankratius (3 Akte). Seine Fabel ist eine tiefe Verherrlichung der Firmungsgnade. Das Stück wurde in der ausdrücklichen Absicht geschaffen, Firmlinge und Paten von den öden Trinkvergnügungen durch edelsten Genuß abzulenken. Es gehört zum schönsten, was für Vereinsbühne und Jugendtheater existiert.

Eben ist im Erscheinen begriffen „Der Seher Daniel"[1], ein großes biblisches Drama in drei Aufzügen. Steigenberger kehrt zum Charakter des Estherdramas und zur Tendenz des „Hauses Tempo" zurück. Daniel ist der Repräsentant aufrechten Glaubensmutes gegenüber überrücksichtsvoller, indifferenter, ungläubiger und glaubensfeindlicher Umgebung, ein Charakter vor Gott, König und Gesellschaft. Nirgends tritt indes verstimmende Absichtlichkeit zutage. Schöne Szenenbilder, prächtige Chöre (komponiert von Chordirektor Rinn, Landsberg) umranken feierlich die Handlung.

Das sind Steigenbergers Werke, eine edle Gabe für das christliche Volk und seine Vereine. Nehmt und gebt dem Volke, was so echt des Volkes ist! Mit Recht hat der temperamentvolle Schweizer Baumberger in seiner Rede beim Metzer Katholikentage gegenüber Auswüchsen der modernen „Volksbildung" als erstes Mittel empfohlen: „Mehr Idealismus ins Volk hinein!" Und er fährt fort: „Diese Forderung kann aber nur erfüllt werden, wenn eine andere noch vorher in Erfüllung gelangt; sie heißt: noch mehr Religiosität ins Volk, mehr lebendigen Glauben!" Soll nun die Vereinsbühne ihre Erziehungsaufgabe erfüllen, so bedarf auch sie des Bades der Wiedergeburt im Idealismus, muß in allererster Linie das ernste, religiöse und biblische Drama auf ihr zu Ehren kommen. Nur frisch gewagt! „Habt nur Vertrauen zum Volk!" mahnt der genannte klarblickende Schweizer Redner.

Die Genter Weltausstellung.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

In Belgien folgen die Weltausstellungen einander fast auf dem Fuße: 1905 Lüttich, 1910 Brüssel und 1913 Gent, eine immer umfangreicher und prachtvoller als die andere. Kunst und Gewerbfleiß der verschiedensten Nationen wetteifern auch heuer miteinander, um in der ebenso modernen wie altertümlichen, an Webereien und Gärtnereien überreichen ostflandrischen Hauptstadt ihre Vorzüge möglichst zur Geltung zu bringen. Ich habe freilich schon manche Weltausstellung gesehen, wo das besser und gleichmäßiger gelungen ist. In Gent treten nur einige Staaten wirklich bemerkenswert hervor. Die Mehrzahl von den 25 interessiert nur schwach oder gar nicht. Das gilt besonders von jenen, die sich in dem Sammellokal, genannt „Internationaler Palast", zusammengefunden haben: Russen, Türken, Japaner, Griechen, Ostafrikaner, Südamerikaner und noch etliche. Sie treten anspruchslos auf und reizen wenigstens nicht zum offenen Widerspruch, wie Italien mit seinem pompösen Palaste, der zum größten Teil mit einem Kitsch von Statuetten, Büsten und dergleichen erfüllt ist, mittelmäßigen und vielfach aus minderwertigem Material gefertigten Schmucksachen und was dergleichen mehr von Leuten mangelhaften Geschmackes gern gekauft wird. In kleinem Umfange Tüchtiges leistet Persien mit den Erzeugnissen seiner Teppichindustrie. Die Ausstellungen von Belgien, Frankreich und England übertreffen an Umfang weit alle anderen und sind auch inhaltlich am mannigfaltigsten. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Anerkannt sei gern, daß Belgien und England auch dem kirchlichen Kunstgewerbe eine wenigstens erträgliche Beteiligung gewährt haben, was, wie leider kaum gesagt zu werden braucht, bei Frankreich nicht der Fall ist. Dabei ist die französische Abteilung so groß wie keine andere; sie nimmt vier Paläste in Anspruch, und wenn man die Ausstellung der Stadt Paris besonders rechnen will, so sind es fünf. Das französische Kunstgewerbe gipfelt in den Pariser Mode- und Toiletteartikeln, die mit raffiniertem Geschmack angeordnet sind. Dazu kommen Erzeugnisse der Maschinentechnik, der Landwirtschaft, Produkte der Kolonien und alles nur Erdenkliche sonst. Wer sich verwundert fragt, warum die Franzosen sich so enorme Mühe und Kosten gemacht haben, der möge wissen, daß sie damit für einen Plan Stimmung zu machen begehren, der für germanisch und religiös empfindende Gemüter nicht eben erfreulich oder gleichgültig ist. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß man die Universität in Gent, die entsprechend dem überwiegend flämischen Prozentsatze der Bevölkerung Belgiens bisher flämisch ist, in eine französische umgewandelt sehen möchte. Darauf kommt die Sache heraus, und wenn man das im Auge behält, so verliert die französische Ausstellung doch sehr erheblich — wenigstens für uns — an Wert und Reiz! Wie stark die französischen Anschauungen auf die belgischen bereits abfärben, das läßt sich an gar manchen Dingen beobachten; wie z. B. an den Damentoiletten, deren indezentes Wesen mit zu den vielbesprochenen Besuchsverbote des Kardinals von Mecheln Anlaß gegeben hat. Ich weiß nicht, ob durch jenes auch die Kongoausstellung mit betroffen worden ist. Wäre es der Fall, so würde ich mich wahrlich nicht wundern, denn was daselbst an Nuditäten dem Publikum — welches gerade hier besonders reichlich aus Schülern und anderen jungen Menschen beiderlei Geschlechtes besteht! — aufs ungenierteste, um nichts Schlimmeres zu sagen, zur Schau gestellt wird, ist im höchsten Grade skandalös. Sehr schade, weil die Kongoausstellung im übrigen entschieden wertvoll ist und in erfreulicher Weise auch der Wirksamkeit der katholischen Missionen Beachtung schenkt. Nur gerechtfertigt wird jeder feinfühlige Mensch jenes Verbot auch gegenüber der Kunstausstellung finden. Hier dürfte vorzugsweise die französische Abteilung in Betracht kommen, aber auch die belgische bietet des Anstößigen nur allzu viel. Wiederum sehr schade, nicht um die Gruppe der Werke Frankreichs, welche im ganzen nur wenig Bedeutendes bietet und dies noch obendrein mit auffallender Geschmacklosigkeit der Aufmachung — wohl aber um die Kunstausstellung Belgiens. Denn hier findet sich so viel Schönes, echt Poetisches, zahlreiche Werke religiösen Inhaltes schaffen so tiefe Eindrücke, daß man die Durchsetzung des Ganzen mit den aufdringlichen Erzeugnissen der Nacktkunst — unter denen die ernsthaften und ohne Nebenabsicht rein künstlerischen Aktstudien nicht mitzuverstehen sind! — nicht genug bedauern kann.

Wieviel höher steht in dieser Beziehung die deutsche Kunstausstellung da; und doch fehlt es auch bei ihr nicht an Darstellungen, sagen wir lieber, an Studien des unbekleideten menschlichen Körpers, aber man hat mit anerkennenswertem Takte alles ferngehalten, was kunstfremde Nebenzwecke verfolgt. Die Auswahl, welche das deutsche Komitee getroffen hat, ist ja seltsam genug. Ein System scheint dabei nur insofern befolgt worden zu sein, als man die Stadt Frankfurt, den Sitz des Komitees, überraschend bevorzugt hat. Aus Berlin findet man nur drei Maler, dabei den Expressionisten Pechstein, aus München nur vier, die trotz ihrer Vortrefflichkeit doch das Fehlen eines Stuck, Wenglein, Samberger, Keller, Fugel und zahlreicher anderer Wichtigster nicht auszugleichen vermögen. Aber schließlich muß man doch zufrieden sein, daß die deutsche Kunst sich vor dem Auslande so ansehnlich darstellt. Sie tut es ganz zweifellos auch mit der großzügigen Schlichtheit des deutschen Ausstellungshauses, eines mächtigen Gebäudes, welches sich mit deutscher Ehrlichkeit von allem falschen Schein der gipsernen Palastarchitekturen fern hält, welche im übrigen hier die Vorherrschaft haben. Dafür darf das deutsche Haus um so selbstbewußter dreinschauen, recht als Symbol unerschrockener Tatkraft, die ihren Zweck und Willen durchzusetzen wünscht und auch versteht. Denn die deutsche Ausstellung in Gent erfreut sich nicht der Unterstützung des Reiches, auch nicht derjenigen der großen Handelsvereinigungen, sondern ist ein Unternehmen einer Anzahl Privater. Man muß sie unter diesem Gesichtspunkte betrachten, wenn man ihr gerecht werden will. Freilich ist sie nicht annähernd so groß wie die französische, aber sie hat keinen politischen Nebenzweck, nicht so reichhaltig wie die belgische oder englische, aber was sie erreicht hat — und das ist nicht wenig! — hat sie eigner Kraft zu verdanken. Sehr gut vertreten ist die Maschinenindustrie, von welcher für Gent naturgemäß die in Betracht kam, welche der Spinnerei und Weberei dient. Unbedingt anerkennenswert sind ferner die Darbietungen des deutschen Kunstgewerbes. Es hat seine vorzüglichsten Kräfte auf den Plan entsandt, Berlin, München, Darmstadt und andere Stätten sind in einer Weise vertreten, die zurzeit nicht übertroffen werden kann. Alles, was Deuschland bei dieser Gelegenheit bietet, ist Beweis ernstesten, geläuterten Strebens; die durch die Umstände herbeigeführte Einschränkung der Quantität bedurfte nicht jener Beschönigung oder Verschleierung, um welche der Katalog überflüssigerweise sich Mühe zu geben scheint.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die Festspiele neigen ihrem Ende zu. Von dem dritten „Ring"zyklus sahen wir die Götterdämmerung, die unter Bruno Walters Leitung den ungetrübtesten Genuß bot. Die Feinheit und Nuancierung der orchestralen Wiedergabe ließ keinen Wunsch offen. Den Siegfried sang Knote in bekannter Tonschönheit und Größe der Empfindung. Edyth Walker ist eine Brunhilde von hoher stimmlicher Kultur, in der Darstellung von starkem Gefühl beseelt. Besondere Bewunderung verdient Frau Cahier als Norne und Waltraute.

[1]) Verlag der Theaterzentrale für die katholische Vereinsbühne (J. Heler) in Warendorf, welche den Gesamtvertrieb der Steigenbergerschen Dramen und Festdichtungen erworben hat. Das „Handbüchlein für die katholische Vereinsbühne" dieses Verlages, dessen erste Auflagen ungeteilte Anerkennung fanden, erscheint eben in dritter Auflage.

Man kann nur immer wieder auf die ideale Einheit von Ton und Gestaltung bei dieser seltenen Künstlerin hinweisen. Neu war uns ein Berliner Künstler, Herr Habisch, als Alberich, der sanglich und darstellerisch lebhaft zu interessieren wußte, obwohl bei unseren Festspielen die Rolle durch Desider Zadors Glanzleistung fast normgebend festgelegt ist. Benders auch menschlich ergreifender Hagen, Brodersen (Gunther) und Maud Fay (Gutrune) standen auf bekannter Höhe. Die Schönheit und Stimmungskraft der Bühnenbilder ist oft gerühmt.

Das Münchener Hofschauspiel hat für den Winter einen reichen Arbeitsplan aufgestellt. Als erste Vorstellung im Hoftheater ist eine völlige Neueinstudierung von Schillers „Räuber" vorgesehen. Auf dem Gebiete des klassischen Dramas werden ferner neueinstudiert der erste Teil des „Faust", dem in Bälde der zweite folgen soll, „Des Meeres und der Liebe Wellen" von Grillparzer und die Wiederaufnahme einiger Shakespearedramen. Als nächste Novität des Kgl. Residenztheaters wurde Strindbergs Schauspiel „Ostern" gewählt, das man hier vor längeren Jahren am Schauspielhaus gab. Gg. Büchners 100. Geburtstag gibt Veranlassung, „Dantons Tod" in einer Bearbeitung unseres Hoftheaterdramaturgen Wolff, sowie die Uraufführung von „Wozzeck" zu bieten. Als Urpremièren werden ferner erscheinen: „Der Herrenmensch", Komödie von Marta Karlweis, „Die Uhr" von Meyrinck und Roda Roda, weitere Neuheiten von Shaw, Bahr, Livinsky und Wassermann werden folgen. Auch wird Anzengrubers „Viertes Gebot" in den Spielplan aufgenommen.

Festkonzerte. Man macht jedes Jahr die gleiche Erfahrung. Wenn die Löwekonzerte zu Ende gehen, füllt sich der Saal immer mehr. Die 7. und 8. Symphonie Beethovens fanden eine plastische und fesselnde Wiedergabe. Sehr glücklich geriet auch die Interpretation der 2. Symphonie von Brahms. Des letzteren „Akademische Festouvertüre" wird man ja stets nur als eine frische, empfindungsvolle Gelegenheitsarbeit werten können. Auch Tschaikowskys „symphonie pathétique" hat in dieser Umgebung des Großen einen schwereren Stand. Löwes eindringliche Wiedergabe sicherte ihr jedoch nicht minder großen Eindruck, wie dem Lisztschen „Tasso", der ganz besonderen Beifall weckte. — Die für den Herbst vorgesehenen Volkssymphoniekonzerte begannen unter Prills Leitung mit einem ungemein stark besuchten Abend, der neuerdings das Bedürfnis nach guter Musik zu volkstümlichen Preisen erwies. Die „Eroica" in einer sehr fein durchgearbeiteten Aufführung krönte das Konzert, das noch Mendelssohns „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt" und die Mozartserenade in B-Dur in einer den Dirigenten und das Orchester ehrenden Wiedergabe bot.

Uraufführung im Münchener Volkstheater. „Das Beschwerdebuch", eine Komödie von K. Ettlinger, fand eine sehr beifällige Aufnahme. Der heimische, bisweilen sehr derb gehaltene oberbayerische Dialekt, das resolute Dirndel, das mit erzürnten Vätern um seine „Liab" kämpft, und die problematische Figur eines schuldlos unglücklichen Dorfschneiders konnten gefallen; die unmögliche Gestalt eines Dorfpfarrers muß man jedoch entschieden ablehnen. In dem Stücke werden manch drastische Meinungen über „Sommerfrischler" laut. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß der Autor nur einmal als Sommerfrischler an einem Pfarrhof vorbeigekommen ist, sonst könnte er sich nicht zu solch schiefen Schilderungen gefallen, die mit der Wirklichkeit etwa so viel Aehnlichkeit haben, wie der „Mikado" der Sullivanschen Operette mit dem Kaiser von Japan. Für das theologische „Problem" des Beschwerdebuches genügen einige Zitate aus dem Buche (München und Leipzig, bei Gg. Müller). Der Wirt, vom Herrn Pfarrer aufgefordert, einmal zur Beichte zu kommen, meint: „unsere Sünden, die soll'n ma alle.... aufzählen, aber unsere Sorgen, unsere Plagen — da hat die heilige Kirche koa b'sundere Einrichtung net, daß ma sich die von Herzen könnt 'runderreden.... So a Einrichtung g'höret halt her, wia mei' Beschwerdebuch.... ma müßet's halt aa unserm Herrgott sag'n dürfen, wenn ma amal net z'fried'n is mit ihm." Nach Herrn Ettlingers Willen findet die Idee bei dem Pfarrer Anklang und kommt zur Ausführung. Dem Publikum schien das Schwankhafte von des Verfassers Ausflug ins Theologische gar nicht aufzugehen, es ergötzte sich an den Folgen. Die Einträge der Bauern führen nämlich zu einer allgemeinen Rauferei, bei der es offene Köpfe und abgerissene „Ohrwaschln" gibt und bei der der Winzerertoni, der ein Heide geworden ist, weil er nicht das große Los gewonnen hat, von Trennung von Staat und Kirche faselt. In seiner Theatersatire „Die Hydra" hat Ettlinger manches geboten, was Hoffnung erweckte, weil das Milieu ihm vertraut war. Auch im „Beschwerdebuch" zeigt er Bühnengewandtheit, der Dorfschneider ist eine Figur, die Relief besitzt, aber das andere gibt Anlaß zu Einträgen ins kritische „Beschwerdebuch". Von den Darstellern boten besonders schönes die Schneidergestalt Kopps und Beck, der dem Geistlichen die Würde wahrte, die er ob seiner Absonderlichkeiten leicht verlieren könnte.

Theater am Gärtnerplatz. Karl Horak, der 33 Jahre Kapellmeister am Gärtnerplatz gewesen, trat in den Ruhestand. Eine Abschiedsvorstellung gab dem Publikum Gelegenheit, dem scheidenden Künstler in reichem Maße seine Sympathie zu erweisen. In den 33 Jahren sind gute und schlechte Zeiten, sowohl in der Operettenproduktion, wie im Theater an ihm vorüber gegangen. Horak hat sich immer als gediegener Musiker erwiesen, der seine wechselnden Aufgaben als Künstler löste.

Verschiedenes aus aller Welt. Das neue Kgl. Schauspielhaus in Dresden wurde durch eine glanzvolle Festvorstellung eröffnet. Hat man gegen die äußere Architektur Einwendungen gehört, so wird die Einrichtung der Bühne von Fachleuten als vorzüglich bezeichnet. Was moderne Technik zu leisten vermochte, wurde mit einem Aufwand von mehr als zwei Millionen zusammengetragen. Um die Finanzierung des Neubaues hat sich auch die Stadt Dresden verdient gemacht. — Für das Hoftheater in Darmstadt bewilligte die Stadt einen dauernden Jahreszuschuß von 20,000 Mark. — Eine neue Oper wurde in Hamburg mit einer guten Aufführung von „Figaros Hochzeit" eröffnet. Ob sich auf die Dauer neben dem städtischen noch dieses weitere Opernhaus halten kann, das aus einem Operettentheater hervorgegangen ist, wird als nicht sicher bezeichnet. — Die erste Neuheit des Berliner Kammerspielhauses war eine Pantomime von Vollmöller, Musik von F. Bermann: „Das venezianische Abenteuer eines jungen Mannes", ein halb groteskes, halb schauerliches Stück, das in den Traum hinüberspielt. — „Paul und Paula" von Eulenberg, ein leichtfertiges Stückchen, das in Berlin uraufgeführt wurde, handelt von einem Paare, das sich gegenseitig ein uneheliches Kind eingestehen muß.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wie schon des öfteren, so haben wiederum die Theoretiker mit ihren Voraussagungen hinsichtlich der Börsengestaltung recht behalten. Die schön angelegte Kursbewegung kam rasch zum Stillstand. Eine ernüchterte Auffassung und unsichere Wirtschaftsaussichten liessen die kurzatmige Haussetendenz bald im Stich. Immerhin zeigt das Kursblatt, besonders des Berliner und Frankfurter Industriemarktes, noch erhebliche Aufbesserungen, die zum Teil ihr erhöhtes Niveau weiterhin behaupten konnten. Dieser Hinweis ist jedoch ebenfalls auf das Konto der sich stets widersprechenden Meldungen und Betrachtungen über Handel und Industrie zu setzen. In der Tat weichen neuerdings die Berichte und Nachrichten aus den verschiedenen Zweigen der deutschen Handelszentralen wiederum so sehr voneinander ab, dass zum Verständnis derselben neben einem eingehenden Studium zur Beobachtung der kommenden Verhältnisse Ruhe und stete Ausdauer gehören. Das Montangebiet allein schon gibt ununterbrochen die schwierigsten Rätsel zu lösen. Trotz der mit allen Kräften zusammengeschweissten Verbände und Preiskonventionen — beginnend von der Rohproduktion bis zur fertigen Ablieferung der Fabrikate zum Export — bleiben die Schwankungen der Tagesnotizen und der in Ursache und Wirkung sich überstürzende Konjunkturstreit akut. Diese Punkte werden auch fernerhin zu berücksichtigen sein, und zwar in der seitherigen scharfen Form so lange, als die in der letzten Zeit nachweisbare Ueberproduktion weitere Fortschritte macht. Die Abschlussziffern der grossen Bergwerksunternehmungen, wie Aumetz-Friede, Bismarckhütte, Hösch und vor allem die fieberhaft erwartete Bilanz der Phönix-Gesellschaft zeigen glänzende Reingewinne, haben jedoch schon im Hinblick auf die abflauende Konjunktur sehr grosse Reservestellungen und Rücklagen vorgenommen. Ueber die Aussichten und Zukunftsgestaltungen sprechen sich diese führenden Werke sehr vorsichtig aus. Die inzwischen bekannt gewordenen Monatsausweise im neuen Geschäftsjahre zeigen auch schon die angenommenen Mindererträgnisse und geringere Umsatzziffern. Auch vom Kohlenmarkt sind erstmals weniger befriedigende Nachrichten verlautbar geworden. Preisunterbietungen am Stabeisenmarkt, der Rückgang im Auftragsbestand beim Stahltrust bewirkten ebenfalls die vorherrschende Realisationslust an der Börse. Das Gutachten der Berliner Handelskammer, dass trotz verschiedener Anzeichen einer Abschwächung in unserem Wirtschaftsleben im Eisenbahnverkehr für den Herbst mit einer Steigerung des Versandes in Massengütern gerechnet werden dürfte und daher an den Wagenpark der Eisenbahnen erhöhte Anforderungen als im Vorjahre gestellt würden, blieb einflusslos. Selbst die günstigen Hinweise sowohl der Grossbanken als auch der Reichsbank über die Geldmarktlage vermochten auf keinem der Gebiete anhaltende Meinungskäufe zu veranlassen. Der Börsenverlauf kann trotzdem als zufriedenstellend betrachtet werden und gibt auch für die nächste Zeit zu besseren Hoffnungen genügend Anlass. Neben Montanwerten war trotz der oben erwähnten beeinflussten Motive grosses Geschäft in Naphta-, Braunkohlen- und Elektroaktien. In letzter Sparte erwartet man für die kommenden Bilanzen der tonangebenden Unternehmungen ebenfalls vermehrte Gewinne. Dabei dürfte von diesen Ergebnissen das Plus der Erträgnisse ebenfalls zu Extrareserven und sonstigen Sicherstellungen verwendet werden. Die wiederholt aufgetauchten Gerüchte von Arbeiterentlassungen in der Elektrobranche konnten stets widerlegt werden. In den Werten der Fahrrad-, Auto-, Motoren-, Waffen- und Farbenindustrie entwickelten sich gleichfalls, gestützt auf gute Beschäftigung und günstige Jahresbilanzen, speziell der Benzgesellschaft, einflussreiche, rege Umsätze. Die Gestaltung des Geldmarktes nimmt trotz der Steigerung des Privatdiskontes an den deutschen Börsen weiterhin guten Fortgang. Besonders erwähnenswert bleibt die neuerliche Stärkung der Reichsbank durch den Goldbestand, vornehmlich zur Bildung der Kriegsschatzreserve. Es erscheint deshalb nicht ausgeschlossen, dass nach Beendigung und Uebersicht der herbstlichen Geldanforderungen doch eine Diskontermässigung, wenn auch nur auf kurze Zeit, ermöglicht wird. Die erheblich geringere Inanspruchnahme unseres Noteninstitutes durch Handel und Industrie macht sich mehr, als ursprünglich angenommen war, bemerkbar. Als Grund des starken Interesses, das sich für unsere Staatsanleihen in den letzten Tagen zeigte, gilt neben der gebesserten Geldmarktlage vor allem der Hinweis, dass den Sparkassen nach und nach mehr als eine halbe Milliarde Mark Bargeld zugeflossen ist, wovon ein grosser Teil in Staatsfonds angelegt wurde. Auch die neu eingeführte Angestelltenversicherung soll ebenfalls einen erheblichen Betrag in unseren Anleihepapieren verwertet haben. — Die Nachrichten über eine Verschärfung der politischen Spannung zwischen Japan und China verursachten jedoch eine grössere Börsenflaue.

München. M. Weber.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Richard Gschwender
München
Waldfriedhof ::
Telephon Nr. 10583

Bildhauerei u. Werkstätten für moderne Grabmalkunst

Nur gediegene künstlerische Ausführungen nach eigenen und gegebenen Entwürfen ::

Photographien ausgeführter Arbeiten gerne zu Diensten.

Ausserordentl. Verbilligung des Weines bietet die Deutsche Weinvertriebs-Genossenschaft e. G. m. b. H. zu Eltville i. Rhg. Verkauf von in- und ausländ. und Mess-Weinen nur an Mitglieder. Anteil 50 Mk. Prospekt etc. durch die Direktion.

Oktoberfest
Löwenbräu-
Märzenbier
in der
Holzner-Bierhalle
und
Schützen-Bude.

Mk. 48.–
kostet
1 Zentner
nicht
tropfende
Stearinkerzen
in jedem gewünschten Mass und Gewicht. — 5 im Pfund = 100 Gr. 30 cm lang, 2 cm Durchmesser sind die gebräuchlichsten.
August Hamacher & Co.,
Trier, Postfach 10.

HARMONIUM sollte in **jedem Hause,** wo gute Musik gepflegt wird, zu finden sein. Preise von Mk. 46.— an.

Schul-Harmoniums, sowie auch
Kirchen- und Kapellen-Orgeln mit und ohne Pedal. Herrlicher edler Orgelton, Vorzugs-Preise bei Barzahlung. Ratenzahlungen Frachtfreie Lieferung. Nach Oesterreich-Ungarn frachtfrei u. **zollfrei!**

Illustrierte Kataloge gratis.

Jedermann kann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig die schönsten Lieder, Choräle, Opernmelodien usw. spielen und zwar in allen Tonarten mit dem neuen, genial konstruierten Harmonium-Spiel-Apparat, dessen Preis mit 305 Vortragsstücken nur 35 Mk. beträgt.

Alois Maier, Fulda, Königl. u. Päpstl. Hoflief.
Export nach allen Weltteilen.

Redaktion
P. Karl Peschl
C. S. R.

Maria Hilf!

27000
Leser.

Beide Monatsschriften verdienen die weiteste Verbreitung. „Die christliche Jungfrau" ist in vielen marianischen Kongregationen mit großer Abonnentenzahl eingeführt.

Probehefte von beiden Monatsschriften sind in jeder Anzahl gratis erhältlich.

Alphonsus-Buchhandlung
Münster i. Westf.

Redaktion
P. Joh. Chrysostomus
Kapuziner.

Die Christliche Jungfrau.

60000
Leser.

Talar- und Altar-Filztuche,
reinwollen, alle Kirchenfarben stets lagernd u. im Ausschnitt.
Ferd. Müller in Firma Heinrich Deuster Cöln a. Rh. Apostelnstrasse 14—18.

Hilf dir Selbst!
Ursache u. Entstehung der meisten
Haut-Bein-u. Fuss-
Leiden u. ihre Heilung
mit vielen Behandlungs-Vorschriften u. Rezepten
Für Jeden verständlich u. ausführbar
Dr. med. Strahl, Spezialarzt.
Zu beziehen für M. 1.- durch
Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H. Hamburg AZ

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden Henssos-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Eine schmutzige Arbeit
Das Reinigen der Tabakspfeife u. die Saftentleerung fällt bei der **Lostospfeife** (ges. gesch., präm. Intern. Hygiene-Ausst.) gänzlich fort. Vollendeter Rauchgenuss auch für Anfänger u. empfindliche Raucher. Aerztl. empfohl. Hunderte von freiw. Anerkenn. So schreibt der bekannte Berliner Schriftst. u. Dram. Rich. Kessler: „Die einzige Pfeife, die mir Vergnügen macht." „Mit der Lostospfeife bekommt es mir wieder sehr gut." Verlangen Sie Prosp. B 209 über Shag-, Jagd- u. Porzellanpfeifen von der **Lostospfeifen-Zentrale, Vilshofen (Niederbayern).** Bei Sammelaufträgen Rabatt.

Psoriasis
(Schuppenflechte) u. and. chron. Hautleiden heilt ohne Salben u. Gifte n. eig. Methode Spezialarzt Dr. P. E. Hartmann, Stuttgart-P. 53. Postfach 126. Auskunft kosten- und portofrei!

Gründl. Vorbereitung für die
Einjähr.-Prüfung
Mässig. Honor. Ständ. Aufs. Herrl. Gegend Pens. i. Haus. Pr. Höh. Handelsschule Godesberg, Dürenstrasse 17.

Verstopfte! Apertiva-Methode!
Dauergarantie. Prospekt bei Porto. **Verlag Hygieia Münster, Westfalen.**

Arterien-Verkalkung!
Hemmend und vorbeugend wirkt der rote alkoholfreie „Rabenhörster Naturwein", frischer haltbarer Saft rheinischer Edeltrauben. Fördert den Stoffwechsel, besonders der Mineralien, verjüngt das Blut und hebt das Allgemeinbefinden. Fragt den Arzt. Probek. 12 Fl. M. 16. Nachnahme. O. Lauffs, Weingut Rabenhorst, Unkel a. Rh. 20.

Gegründet 1795

Paramente :: Fahnen :: Baldachine
sowie sämtliche kirchliche Bedarfsartikel. Vorgezeichnete Waren, Stoffe, :: Borten usw. usw. für **Paramenten-Vereine** preiswürdig bei ::
JOH. BAPT. DÜSTER, CÖLN am Rh. :: Telephon B 9004.
Post-Scheck-Konto Cöln Nr. 2317.

Gegründet 1795

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 27. September 1913. X. Jahrgang.

Hindernisse für die bürgerliche Einigung.

Ein Nachwort zur Tagung des Zentralverbandes deutscher Industrieller.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß gerade in den letzten Jahren die Erkenntnis von der großen Bedeutung der Industrie in die weitesten Kreise Eingang gefunden hat. Das mußte geschehen, je mehr sich die Umwandlung vom Agrar- zum Industriestaat vollzog; das mußte geschehen, je mehr die Sozialpolitik und ihre großen Fragen in den Vordergrund des Interesses traten. Wenn es nicht eher in dem gewünschten Maße erfolgte, so trifft die Schuld zunächst die Industrie selbst, die sich von dem Vorwurfe der wirtschaftlichen und politischen Exklusivität nicht freimachen kann. Die Schuld trifft allerdings auch die Sozialdemokratie, welche die Massen zu eingeschworenen Gegnern der Industrie erzog; leider hatte sie lange Zeit leichtes Spiel, bis die christliche Gewerkschaftsbewegung der Vernunft und der Einsicht die Wege ebnete und die Arbeiterschaft lehrte, daß der Industrielle durchaus nicht der Feind der Arbeiterschaft sei.

Politische Exklusivität der Industrie! Unschwer ist es, die Behauptung zu beweisen. Galt und gilt es nicht in den tonangebenden Zirkeln insbesondere der Großindustrie als Verruf, sich politisch im Sinne des Zentrums zu betätigen? Geradezu hermetisch schloß man sich ab gegen Aufklärung und bessere Belehrung. Heute ist das in mancher Beziehung besser geworden, aber noch ist es nicht so, wie wir es wünschen möchten. Wirtschaftliche Exklusivität! Es soll nicht geleugnet werden, daß der Wellensturz der Entwicklung die Industrie auf Eilande trug. Tatsache ist, daß heute in den Kreisen der Industrie das Gefühl der Isolierung beängstigend wirkt und daß man alles versucht, um wieder den Anschluß zu gewinnen. Gerade diese Frage erscheint als die wichtigste unter allen, die auf der soeben in Leipzig abgehaltenen Tagung des Zentralverbandes deutscher Industrieller erörtert wurden. Es ist die wichtige Frage der Annäherung zwischen Industrie, Handwerk und Landwirtschaft, zwischen Industrie und Mittelstand, welcher auch der Politiker ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß.

Nach dem ausführlichen und wortgetreuen Berichte der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 1044) führte der Geschäftsführer des Zentralverbandes Regierungsrat a. D. Schweighoffer aus:

„Von seiten des industriellen Unternehmertums ist es wohl ohne Zweifel mit besonderer Genugtuung begrüßt worden, daß gerade auch der gewerbliche Mittelstand sich in dieser Frage (des Arbeitswilligenschutzes) den Forderungen der Industrie angeschlossen hat, und daß sich Industrie und Handwerk hierbei völlig eins wissen. In beiden Berufsständen herrscht die Ueberzeugung, daß es sich hier um gemeinsame Lebensinteressen und gemeinsame Lebensvoraussetzungen handelt, und ich habe bereits auf der letzten großen Hauptversammlung des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes in Leipzig am 24. August dieses Jahres der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die gleiche Gemeinsamkeit ihrer Interessen Handwerk und Industrie auch auf anderen Gebieten unseres Wirtschaftslebens ebenfalls zusammenführen wird. In aller Oeffentlichkeit ist auf dem zweiten Westdeutschen Mittelstandstage zu Essen am 18. Mai dieses Jahres, dem zahlreiche Abgeordnete mehrerer bürgerlicher Parteien der Parlamente beigewohnt haben, von den Vertretern der Handelskammer Essen und dem Vertreter des Zentralverbandes auf die gemeinsamen Interessen von Großindustrie und Handwerk und die Möglichkeit ihrer Wahrnehmung und Pflege hingewiesen worden. Im Anschluß hieran hat alsdann Anfang Juli dieses Jahres zwischen Vertretern des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes und dem Geschäftsführer des Zentralverbandes eine Besprechung stattgefunden, an der auf Veranlassung des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes auch Vertreter der Landwirtschaft und der Vereinigung der christlichen deutschen Bauernvereine teilnahmen, um zu der Frage Stellung zu nehmen, inwieweit eine Gemeinsamkeit wirtschaftlicher Interessen zwischen Handwerk, Industrie und Landwirtschaft vorhanden sei und wie diese Interessen durch eine Gemeinschaftsarbeit gefördert werden könnten. Die Frage einer solchen Gemeinschaftsarbeit ist alsdann auf der Tagung des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes am 24. August dieses Jahres in Leipzig Gegenstand eines besonderen Referates gewesen, und in der sich an dieses Referat anschließenden Diskussion wurde von mir als Gast der Versammlung, unter Hervorhebung der gemeinsamen Lebensinteressen von Industrie, Handwerk und Landwirtschaft, die Notwendigkeit eines Zusammenstehens dieser drei Berufsstände in allen grundsätzlichen Fragen unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik betont. Zu diesen grundsätzlichen Fragen rechnete ich die Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, eine weise Beschränkung der sozialpolitischen Gesetzgebung und eine Verstärkung des Schutzes aller erwerbstätigen Kreise gegen Wirtschaftsstörung durch Boykotte und Streiks."

Die eben zitierten Ausführungen wurden in einem Beschlußantrag formuliert; der Abgeordnete Dr. Beumer unterstrich die Kernfragen und stellte als Hauptforderung die Sätze auf:

„Möglich aber und notwendig sei ein Zusammengehen von Industrie, Landwirtschaft und Handwerk auf dem von Dr. Schweighoffer umgrenzten Gebiet der Verteidigung der Erwerbsstände gegen die Sozialdemokratie. . . . In gemeinsamem Kampfe der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie gelte es, den alten Grundsatz zu betätigen: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas! Der Zentralverband deutscher Industrieller sei gegründet zum Schutz der nationalen Arbeit und habe niemals Parteipolitik getrieben, werde das auch nicht tun, aber in Verteidigung der bürgerlichen Gesellschaft und der Interessen der erwerbenden Stände werde er im Sinne Bismarcks des Großen handeln, aber die Achtung vor dem Gegner und damit den Anstand hochhalten."

Nicht ohne Widerspruch kann die Behauptung Dr. Beumers passieren, der Zentralverband habe niemals Parteipolitik getrieben. Doch mag das in diesem Zusammenhange ausscheiden. Wichtiger ist die Frage nach der Möglichkeit einer bürgerlichen Einigung gegen den Umsturz. Der Theoretiker mag sie bejahen, der Praktiker wird sie verneinen oder sehr zögernd bejahen. Dabei sei die Frage offen gelassen, ob eine Ueberwindung der Sozialdemokratie allein durch eine bürgerliche Phalanx möglich ist; denn diese Frage dürfte glatt zu verneinen sein. Dafür ist die Sozialdemokratie zuviel Weltanschauung, nicht bloß politische Partei. Bei der Bedeutung des Zusammenschlusses der bürgerlichen Parteien aber ist es notwendig, auf die Hindernisse hinzuweisen, welche dieser Einigung entgegenstehen. Und diese sind politischer, wirtschaftlicher und religiöser Natur.

Heute klaffen die parteipolitischen Gegensätze in Deutschland zu tief, als daß man in absehbarer Zeit eine Besserung erwarten dürfte. Zwar hat sich allenthalben, dem Gebot der Stunde Rechnung tragend, eine Fühlungnahme nach rechts vollzogen; der Fortschritt der Demokratie hat die konservativen Elemente, überall jedoch nicht die Regierungen, Besinnung gelehrt. Noch stehen aber zahlreiche zwischen rechts und links, die man im Falle einer Einigung, unter der natürlich nur vereintes Schlagen verstanden werden kann, nicht vermissen möchte. Dazu sind vor allem jene Kreise zu rechnen, in denen, um das Wort zu gebrauchen, ein gesunder Liberalismus herrscht. Bei diesen gilt es noch, die größten Vorurteile zu überwinden; weniger kommt in Betracht die Angst vor parteipolitischen Verlusten. Die nach links strebenden Elemente kann der Liberalismus doch nicht halten. Ein anderes

großes Hindernis ist die Art der politischen Agitation, die mit der Lüge den Keim des Giftes in sich trägt. Fragen wir doch einmal: Können wir nicht jene parteipolitischen Gegner zählen, die dem Zentrum Gerechtigkeit angedeihen lassen?

Dazu gesellen sich die wirtschaftlichen Gegensätze, rasch entstanden und groß geworden durch die wirtschaftliche Entwicklung. Das primum vivere beherrscht heute die durch die materialistische Strömung für ideale Regungen vielfach abgestumpften Massen. Man kennt nur Diesseitsleben und Diesseitshasten. Die Nächstenliebe hat mehr und mehr der Klassenhaß verdrängt. Wir drohen ein Volk von Egoisten zu werden. Mit souveräner Gewalt treten die Stände und Klassen in die Oeffentlichkeit, damit die Möglichkeit des Ausgleichs nehmend, welche die Vereinigung in einer bürgerlichen, auf dem Boden des Rechts aufgebauten Partei bildet. Auf ein anderes hat Regierungsrat Dr. Schweighoffer hingewiesen, wenn er in Zurückweisung von Angriffen des Hansabundes und des Bundes der Industriellen es als ein bedauerliches Zeichen der Zeit bezeichnete, daß eine jede rein wirtschaftliche Ziele verfolgende Bewegung bei uns nur vom Standpunkt engherzigster Parteipolitik betrachtet wird. Das mag zutreffen, aber nur zum geringsten Teile. Hier ist übersehen, daß die Parteipolitik es war, welche wirtschaftliche Interessenverbände vor ihren Wagen spannte. Das Zentrum weiß sich frei von diesem Vorwurfe. Wie aber ist es mit der Sozialdemokratie? Genügt hier nicht das eine Wort von den „freien" Gewerkschaften? Und war nicht etwa der Liberalismus ein zwar gelehriger, manchmal aber recht ungeschickter Schüler? Und haben gerade diese Bestrebungen nicht vor allem in den Kreisen der Industrie Beifall und Unterstützung gefunden? Dr. Schweighoffer hat selbst vom Hansabund gesprochen. Wie ist es mit den wirtschaftsfriedlichen Arbeiterorganisationen? Wie ist es mit dem Bunde der Festbesoldeten? Es würde zu weit führen, wollte man alle die Filialen der liberalen Agitationskunst erwähnen. Deshalb trifft die Schuld nicht die Parteibrille, sondern jene Parteien, welche wirtschaftliche Verbände in ihren Bannkreis ziehen oder solche zu dem ausgesprochenen Zwecke parteipolitischer Hilfsarbeit gründen.

Auch von religiösen Hemmungen war die Rede, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß hier die Wurzel für so viele Schlingpflanzen zu suchen ist, welche ein frisches Blühen unterdrücken. In vielen Köpfen ist der Katholizismus der Feind und in vielen Herzen schlummert der Wunsch nach einer vielleicht stillen aber um so intensiveren Verfolgung. Die Wahnidee von der welthistorischen Mission Deutschlands als einer protestantischen Vormacht und von der gewaltigen Aufgabe des vermeintlich protestantischen Kaisertums hat viele klare Köpfe umnebelt, die berufen und befähigt wären, im Dienste des Ausgleichs hervorragendes zu leisten. Und je mehr der Protestantismus an positivem Glauben verliert, desto intoleranter muß er werden. Seien unsere Gegner doch ehrlich: würden sie das Zentrum so hassen und bekämpfen, wenn sie in ihm nicht die „katholische Partei" oder doch die Partei erblickten, welche die Interessen der Katholiken vertritt?

Nur skizzenhaft konnte ein Gemälde bleiben, das so viele Farbentöne aufzutragen hat. Hoffen wir, daß in glücklicherer Silvesterstimmung als jene war, die einst dem Fürsten Bülow die Feder führte, Männer sich finden, die stark genug sind, der bürgerlichen Einigung die Wege zu ebnen. Es soll nicht gesagt werden, daß die Zeiten dazu ungünstig sind. Große nationale Gesichtspunkte haben wiederholt der Parteien Streit verstummen lassen; wir müssen uns nur mehr verstehen und achten lernen. Das ist allerdings nicht möglich auf dem Boden schwächlicher Konzessionspolitik.

Wir begrüßen auch die Annäherung zwischen den einzelnen Erwerbsständen, welche die Tagung des Zentralverbandes als Leitmotiv beherrschte, weil wir in ihr einen der Pfade erblicken, die zur Einigung der bürgerlichen Parteien, zur Zurückdämmung des Klassenkampfes führen. Wenn, wie in Leipzig betont wurde, dieses Zusammenstehen alle grundsätzlichen Fragen unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik betrifft, dann muß der Politiker achtsam diese Vorgänge verfolgen. Möge, und das sei der Hauptwunsch im Anschlusse an die bedeutsamen Vorgänge, die Industrie, in Erkenntnis ihrer hohen, verantwortungsvollen Stellung, die Zeichen der Zeit erkennend, ihren Einfluß geltend machen zum Wohle aller im Wirtschaftskampfe Ringenden, aber auch ohne Bevorzugung einzelner Kreise. So kann gerade die Industrie zum Altruismus zurückführen und große Arbeit im Dienste der bürgerlichen Einigung leisten.

Die rote Woche von Jena.

Von Redakteur Michael Gasteiger, München.

Der Stillstand in der sozialdemokratischen Parteiorganisation, wie er im letzten Berichte des Parteivorstandes an den eben beendeten, von 500 Delegierten beschickten Parteitag in Jena zum Ausdruck kam, hat eine ganze Reihe von Besserungsvorschlägen und Ratschlägen für eine intensivere Agitation unter den Massen, hauptsächlich von den immer noch etwas anrüchigen „Literaten" und „Akademikern" in der Partei ausgehend, gezeitigt. Das war um so erklärlicher, wenn man sich vor Augen hält, daß die deutsche Sozialdemokratie in den letzten Jahren bereits an das Wachsen ihrer Mitgliederzahlen, natürlich aus der „werbenden Kraft der sieghaften Idee des Sozialismus" heraus, und an die verstärkte Ansammlung der Vermögensbestände gewöhnt war und daß sie daher die geringe Zunahme von etwa 12000 Mitgliedern, darunter 10000 Frauen, um so empfindlicher traf.

Die rückläufige Wirtschaftskonjunktur, deren erste Anzeichen bereits in die Mitte von 1912 fallen, hat auch vor der Sozialdemokratie nicht haltgemacht. Außerdem ist auch gar kein Zweifel darüber, daß in weiteren Parteikreisen, die sich eine Umwälzung durch die „roten Hundertzehn" im Reichstage vorgestellt hatten, eine gewisse Mißstimmung gegen die Partei herrscht. Dazu hat die Stellung der Reichstagsfraktion in der Frage der Militärvorlage ebenfalls Viele verwirrt, was auf dem Parteitage in deutlicher Weise zum Ausdruck gebracht wurde.

Diese rückläufige Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie im letzten Jahre gab dem radikalen Fähnchen unter Rosa Luxemburgs Führung wieder einmal Gelegenheit, die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Agitationsmethoden der Sozialdemokratie nach allen Richtungen zu beleuchten und einer „neuen Taktik" der schärfsten Tonart das Wort zu reden, dem politischen Massenstreik. Derselbe ist allerdings ein ziemlich ehrwürdiges Requisit, das man den Massen und „den herrschenden Klassen" immer unter dem Glassturz zeigt: hier als aneiferndes, den „Bürgerlichen" gegenüber als abschreckendes Beispiel, weil man weiß, daß man andere als rein rhetorische Wirkungen mit diesem Mittel gar nicht auslösen kann. Indes: So lächerlich die Idee des Generalstreiks zu politischen Zwecken „unter den heutigen Verhältnissen" — um im Sprachgebrauch der Genossen zu bleiben — auch wirkt: das Singen von Rosa Luxemburg und ihrem literarischen Anhang hat's getan, daß die Partei über Nacht wieder in der schönsten Massenstreikdebatte stand und der Parteitag sich mit dieser Frage als einem Hauptthema beschäftigte.

Besorgte Leute waren der Meinung, daß im Jahre 1913 zu Jena eine neue Taktik der Partei beschlossen würde, und einzelne liberale Kreise, die mit den Genossen Geschäfte machen wollen, sie jedoch meistens verlieren, redeten denselben zu, sich doch die Sache mit dem Massenstreik recht zu überlegen. Diese Befürchtungen waren wirklich unnötig. Wenn alle die, die solche Beschwörungsformeln leitartikelten, die Protokolle der Parteitage und deren Stellung zum Massenstreik verfolgt hätten, so hätten sie folgern können, daß 1913 nichts anderes als vor zwanzig Jahren auf dem Internationalen Kongreß in Zürich, nichts anderes als 1903 in Dresden und nichts anderes als 1905 in Jena und 1906 in Mannheim „beschlossen" werden konnte, nämlich: die Genossen aufzufordern, die politische und gewerkschaftliche Organisation auszubauen und damit den Massenstreik vorzubereiten. So hat es auch 1913 in Jena gelautet, weil die Entscheidung, an den harten Tatsachen gemessen, gar nicht anders lauten konnte.

Denn praktisch wird der Effekt immer der sein: „Wir wissen, wie wir in den Massenstreik hineinkommen, aber nicht, wie wir herauskommen" (Bernstein). „Mit dem Massenstreik rennt man den (preußischen) Staat nicht ein, er würde keine Vorteile für die Arbeiterschaft, sondern nur eine furchtbare Katastrophe bringen" (Dr. David-Mainz). Diese harten Tatsachen liegen aber nicht nur in den militärischen Machtmitteln des gegenwärtigen Staates begründet, die ja die Sozialdemokratie im Reichstage jüngst erst selbst hat kräftig verstärken helfen, sondern nicht zuletzt in der starken christlich-nationalen Arbeiterbewegung in Deutschland, wie Dr. David durch seinen Hinweis auf die 6 Millionen Arbeiter, mit welchen der Massenstreik als Gegnern rechnen muß, und Husemann-Bochum, der die Stärkeverhältnisse der Organisationen im Kohlengebiete und die Wichtigkeit der Kleinarbeit für die Sozialdemokratie gegenüber Rosa Luxemburg hervorhob, indirekt selbst zugaben. Und wenn Scheidemann in seinen Ausführungen mit Nachdruck darauf verwies, daß man entweder eine

Reform des preußischen Wahlrechtes oder den Massenstreik haben werde, so war das eine demagogische Redeblume, die auf nüchterne Menschen keinen Eindruck macht, auf dem Parteitag aber wohl nur angewendet wurde, um die Resolution des Parteivorstandes noch leichter durchzudrücken und den noch größeren Phrasenschwall der Gegenresolution Luxemburg zu verhüten. „Die Massenstreikdebatte", meint sehr richtig der revisionistische Karlsruher „Volksfreund" (Nr. 218), „ist ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Mit überwältigender Majorität hat der Parteitag die von den verantwortlichen (man beachte den bissigen Seitenhieb gegen die Radikalen!) Instanzen der Arbeiterbewegung vorgeschlagene Resolution, die nach dem bekannten Rezept verfaßt ist: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß", angenommen. Damit dürften wir für längere Zeit von einer Diskussion über den politischen Massenstreik verschont bleiben. Irgend welcher Anlaß, diese auf zwei Parteitagen schon behandelte Frage auf dem diesjährigen Parteitag wieder aufzurollen, war nicht gegeben." —

Also Ergebnis: Ein großer Aufwand ward vertan. Berge kreißten und kaum ein Regenwurm ward geboren.

Damit ist aber auch das einzige, äußere Zugstück des Jenaer Parteitages, das die größte Oeffentlichkeit interessierte, schon aus dem Programm abgewickelt. Des Jenaer Parteitages, der nach der Wiener sozialdemokratischen „Arbeiterzeitung" (Nr. 254) „für die bürgerliche Welt Deutschlands in dem Mittelpunkte der politischen Erörterungen und Betrachtungen" stehen soll. Was bleibt, sind neben den üblichen Referaten die herkömmlichen kleinen Anrempelungen des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion und die ebenso herkömmlichen Versicherungen, sich nach allen Kräften zu bessern, wie sie in der Regel am Schlusse der Debatten über den Geschäftsbericht und den Bericht der Reichstagsfraktion gegeben werden: Partei und Gewerkschaft, Jugend- und Frauenorganisationen, Presse und Bildungsbestrebungen sollen gefördert werden. Die Klagen, die Dr. Braun über die Uniformierung der Parteipresse aussprach, dürften übrigens auch in weiten Kreisen der Zentrumspresse Anspruch auf Beachtung machen können. Und zu dem Kapitel Jugendorganisation vermerken wir gerne das Kompliment eines Diskussionsredners, daß die katholische Jugendpflege „ganz hervorragende Pädagogen" besitze. Der Agrarfrage soll, nachdem man sich vierzig Jahre mit ihr beschäftigt hat, ohne etwas zu erreichen, nun durch eine Kommission der Garaus gemacht werden. Denn also spricht die „Weimarische Volkszeitung" (Nr. 219), ein „Organ zur Wahrung der Interessen des gesamten werktätigen Volkes": „Der Parteitag hat erneut die Agrarfrage angefaßt, demnächst wird auch mit Flammenschrift auf unserer Fahne stehen, wie wir uns die Lösung der Agrarfrage, der Landarbeiterfrage denken."

Nebenbei bemerkt: Was den Bericht der Reichstagsfraktion betrifft, so war der schriftliche Bericht, der nicht weniger als 71 engbedruckte Seiten umfaßt und selbst der Mehrzahl der Genossenpresse zu lang war, genau so ungenießbar wie der mündliche, den Abg. Schulz gab und der eine recht mißglückte Verteidigung der Reichstagsfraktion war. Wie man überhaupt merkte, daß im Jena von 1913 der große Zug in Referaten (das Wurmsche vielleicht ausgenommen), wie auch in der Diskussion so ziemlich fehlte. Es scheint, als ob man sich recht unsicher fühle, seit Bebel nicht mehr unter den roten Völkern weilt, der, wenn er auch die Führerrolle von ehedem in den letzten Jahren nicht mehr hatte, vielleicht schon durch seine bloße Anwesenheit beruhigend und aneifernd wirkte. An Bebels Stelle ist, wenigstens offiziell, um den Kampf der Richtungen nicht zu provozieren, keiner der „politischen Köpfe" Ledebours gestellt worden, sondern ein Organisator, ein „Bureaukrat", um im Sprachgebrauch der Ultraradikalen zu bleiben, Abg. Ebert, der schon bisher dem Parteivorstand angehörte und, wie das freisinnige „Jenaer Volksblatt" (Nr. 218) nicht mit Unrecht sagt, „allenfalls ein tüchtiger Feldwebel der Partei" ist. Dem gleichen Blatte wird man auch in der Anschauung zustimmen können, die ich früher schon an anderer Stelle ausgesprochen habe[1]), nämlich, daß der eigentliche Führer doch Scheidemann werden dürfte. Er ist, wie Chemnitz und Jena zeigten, wie kaum einer in den Künsten der Demagogie erfahren und schon dadurch am besten geeignet, Bebel zu vertreten und Massen und Führer, „einfache Arbeiter" und „Literaten, die sonst nichts zu tun haben" (als für den Massenstreik schreiben, wie ein Delegierter meinte), zusammenzuhalten. Dazu kommt Scheidemann, der gerne den einfachen Arbeiter hervorkehrt, der sich sein bißchen Wissen hätte mühsam in langen Nächten erwerben müssen, zugute, daß er selbst Arbeiter, Schriftsetzer, war.

Bleibt noch ein Wort zu sagen über die weiteren Arbeiten des Parteitages: Arbeitslosenfürsorge, Steuerfrage, Maifeier. Wir müssen sie ebenso summarisch behandeln, wie der Parteitag es getan: er hatte zu umfangreicher, aber nicht zu gründlicher Diskussion sich Zeit genommen. Womit sich die ins Land geworfene Behauptung schlecht vereinbart, daß die Partei zwar im letzten Jahre nicht in die Breite, wohl aber in die Tiefe gegangen sei!

Die Frage der Arbeitslosenfürsorge hätte, ihrer praktischen Bedeutung für die Gegenwart nach, das für den Parteitag wichtigste Thema werden müssen. Es ist leider nicht so geworden. Timm-München, der übrigens sonst zu den ruhigeren Rednern gehört, hatte das Referat übernommen, in dem er eine Uebersicht über die Bestrebungen auf diesem Gebiete gab, dieselbe aber mit so vielen Ausfällen, insbesondere gegen das Zentrum, spickte, daß der Wert des Vortrages recht problematisch wurde. Sogar der Katholikentag in Metz wäre nach Timm verpflichtet gewesen, die Arbeitslosenfürsorge auf die Tagesordnung zu setzen! Diese übertriebene Polemik mag Timm später selbst zum Bewußtsein gekommen sein. Er versuchte, sich im Schlußworte dadurch zu rechtfertigen, daß er sagte, er hätte das Zentrum im besonderen kritisiert, „weil diese Partei für sich in Anspruch nimmt, auf dem Gebiete der Sozialpolitik voranzumarschieren"; — anscheinend sehr zum Leidwesen der Sozialdemokraten. Wenn aber Eduard Schmid-München von einer „Affenkomödie des Zentrums" in dieser Frage sprach, so ist das eine Behandlung des politischen Gegners, die außerhalb der Grenzen einer weiteren Diskussion steht. Wenn die Sozialdemokratie die Diskussion über diese hochernste und wichtige Frage künftig etwa nach solchen Rezepten zu führen gedenkt, dann allerdings wird es schwer werden, Klühs's-Magdeburg Forderung zu realisieren, auch andere Kreise, die nicht direkt der Arbeiterklasse angehören, für das Problem der Arbeitslosenversicherung zu interessieren. Und noch weniger wird die, mit Winnig-Hamburg, einem Vorstandsmitglied des deutschen Bauarbeiterverbandes, von jedem ernsthaften Sozialpolitiker gewünschte „Propagierung der Arbeitslosenversicherung über den Parteien" gelingen. Allerdings Timm glaubte vor dieser Anregung Winnigs gewissermaßen warnen zu müssen, um „nicht in falsche elegische Bahnen zu kommen."

Die Resolution zu dem Timmschen Vortrage, die nach verhältnismäßig kurzer Diskussion einstimmig angenommen wurde, fordert als Voraussetzung für eine Aktion die Stärkung von Partei und Gewerkschaften, Erweiterung der Sozialgesetzgebung, gemeindliche Zuschüsse zu den gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützungen, sowie endlich eine Arbeitslosenversicherung auf reichsgesetzlicher Grundlage, wobei das Reich, die Einzelstaaten und die Gemeinden Zuschüsse zahlen sollen, jedoch ohne eine staatliche Kontrolle. Selbst eine den Sozialdemokraten so wohlwollende Kritikerin wie die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 260) schreibt zu den Timmschen Vorschlägen: „Man muß zweifeln, ob die Sozialdemokratie wirklich glaubt, daß ein solcher Vorschlag im Reichstag eine Mehrheit fände, ganz abgesehen davon, was dann der Bundesrat täte."

Die Steuerfrage und die Stellung der Sozialdemokraten zu den verschiedenen Steuerarten ist durch die Bewilligung der jüngsten großen Militärvorlage wieder akut geworden. Nachdem die sozialistische Literatur in der Behandlung der Theorie der Steuern recht mager ist, hatte man den Abg. Wurm beauftragt, die theoretische Seite des Steuerproblems im Lichte der Sozialdemokratie zu behandeln. Man mag zu diesen mehr als zweistündigen Ausführungen sachlich stehen wie man will, interessant und ohne die sonst üblichen gehässigen Ausfälle gegen die politischen Gegner waren sie jedenfalls. Das gleiche gilt von dem Referate von Dr. Südekum, das die spezielle Aufgabe hatte, die Reichstagsfraktion gegen die Radikalinski zu verteidigen, und das wohl auch recht glücklich besorgte, weil diesem Redner mehr rhetorische Kraft und Feinheiten zur Verfügung stehen wie Wurm. Freilich, den Radikalen haben die beiden Redner keineswegs gefallen und sie brachten eine Gegenresolution ein, mit der sie aber nicht durchdrangen. Sechzehn Redner schickten ihres Wortes Waffe in die Arena der Steuerdebatte, wobei allerdings Wurm von den Radikalen starke Mauserungen nachgewiesen wurden, gegen die der Angegriffene sich nicht ungeschickt wehrte. Jedenfalls steht das eine fest: Der bequeme Standpunkt der radikalen Stuttgarter „Schwäbischen Tagwacht" (Nr. 212, 1913): „Wir

[1]) M. Gasteiger: Die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Arbeit dargestellt. Hamm 1913. Breer & Thiemann.

brauchen nicht Richtlinien für eine gute Finanzreform, die innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft durchzuführen wäre ... Wir brauchen ein Agitationsprogramm für die Massen," ist heute auch für die „roten Hundertzehn" unhaltbar geworden. Dieser Steinklopferhannslogik setzt Südekum den Satz gegenüber: Wir wollen nicht zwei Reichstage nebeneinander, einen zu 110 Mann, der negiert, und einen zu 287 Mann, der für sich beschließt. Wir wollen und müssen mitarbeiten, denn die Massen wollen Erfolge sehen. — Es wird interessant sein, unter diesen Umständen die künftigen Diskussionen zur Steuerfrage und — das praktische Verhalten der Genossen zu verfolgen. Denn wie geteilt die Meinungen gerade in der Frage sind, beweisen auch zwei Anträge an den Parteitag in Jena. Der eine, gestellt von Magdeburg-Breslau, „erkennt an, daß die Zustimmung der Reichstagsfraktion zu den Besitzsteuern nicht im Widerspruch zum Parteiprogramm steht". Der andere Antrag, von Halle a. Saale gestellt, bedauert die Zustimmung „als einen Verstoß gegen einen fundamentalen sozialdemokratischen Grundsatz, als einen schweren politischen Mißgriff".

Schließlich hat ja nun in Jena die Fraktion Generalpardon erhalten, aber wir fürchten, daß die roten Dogmatiker noch große Arbeit bekommen werden, die grundverschiedenen Auffassungen, die auf dem Gebiete bestehen, aus den Lehren Marx' und Lassalles zu versöhnen, auf die sich beide Richtungen berufen.

Die Maifeierresolution ist Kautschuk geblieben; — wie sie es auch vor dem Jenaer Parteitag schon war. Denn auch dieses Mal „erwartet der Parteivorstand von den in Bureaus und Redaktionen der Partei und der Gewerkschaften angestellten Parteigenossen, im Hinblicke auf die Opfer, die die Arbeiter im Kampfe um die Maifeier bringen, ihren Tagesverdienst am 1. Mai an den Maifeierfonds abzuliefern". Nichts weiter!

So bietet, um alles in allem zu nehmen, der dritte Jenaer Parteitag im ganzen nichts besonders Bemerkenswertes. Die zahme Massenstreikresolution war aus der Not geboren, nicht dem eigenen Triebe, die Arbeitslosenfürsorge hat in diesem exklusiv sozialdemokratischen Sinne wohl kaum jemals Aussicht auf Verwirklichung, wenn die Partei sich nicht entschließt, auch den Rat der „Bürgerlichen" hierzu zu hören und vertragen zu lernen. Die Steuerdebatte aber hat gezeigt, daß die deutsche Sozialdemokratie, trotz eines nicht ungeschickten Bekenntnisses zu positiver Arbeit, vielleicht noch in keiner Phase ihrer politischen Entwicklung uneiniger und in sich zerrissener war als gerade jetzt, wo die Einigkeit so not täte. Diese Blößen, die Jena aufs neue gezeigt hat, für die positiven Kreise auszunützen, wird Aufgabe unserer künftigen, eifrigen Agitation sein müssen.

Spätsommertage.

So liebe ich der Landschaft Töne,
Wenn herbstlich Licht sie schon umwebt,
Und wie ein Traum von sanfter Schöne
Der Sommer leisen Schritts entschwebt.

Wenn Laubrevier und Felsenhänge
Der wilden Myrte Flaum bekränzt,
In Gärten und durch Parkesgänge
Der Vogelbeere Purpur glänzt.

Wenn über fernen, blauen Wäldern
Der milden Sonne Gold sich zeigt
Und Baum an Baum auf allen Feldern
Sich früchteschwer zur Ernte neigt.

Da liegt ein Klang in allen Lüften,
Dem schweigend meine Seele lauscht,
Ein süsser Duft von Wald und Triften,
Wie nur ihn Herbst und Sommer tauscht.

Da fühl' ich tief des Sommers Segen
Beseligend auch mich umweh'n
Und mein', ich müsst an allen Wegen
Mildlächelnd Gottes Antlitz seh'n.

Gust. A. W. Flaig.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Friedensschluß in Konstantinopel und Versöhnungstrinksprüche in Paris.

Die Türken und Bulgaren sind einig geworden über die neue Grenze, die Franzosen und Griechen haben ihre Freundschaft repariert durch die Trinksprüche, die beim Besuche des Königs Konstantin in Paris gewechselt wurden.

Auf das Ergebnis der Pariser Reise war alle Welt aufs höchste gespannt. Die Sache ist so verlaufen, daß man sogar in Deutschland damit zufrieden sein kann. Die Pariser haben zunächst gegenüber dem „König und Feldmarschall" eine gewisse Zurückhaltung bewahrt, aber sich höflich gehalten. Herr Deroulède hatte seine getreuen Radauhelden ermahnt, nicht wieder die „Geschäfte Bismarcks" zu besorgen, wie es bei den Demonstrationen gegen den verstorbenen Alfons, den „König Ulan", geschehen. Die Trinksprüche im Elysée waren keine militärische Improvisation, sondern vorsichtige Diplomatenarbeit, so abgefaßt, daß Frankreich eine Fülle von Lob und Dank erhielt, aber die Berliner Beredsamkeit des Königs und die Ehre der deutschen Kriegskunst unbehelligt blieben. König Konstantin rühmte die Dienste, welche die französische Militärmission seinem Lande in der „letzten Vorbereitung" zum Kriege erwiesen; doch ließ er nicht die vielfach ersehnte Bemerkung einfließen, daß die französische Kriegskunst den siegreichen Ausgang entschieden habe. — Venizelos und Pichon haben nun den „Zwischenfall von Potsdam" wieder eingerenkt. Es bleibt bei der alten Freundschaft zwischen Athen und Paris. Wenn inzwischen Griechenland und die übrige Welt aufmerksam geworden ist auf die Möglichkeit und den Wert freundlicher Beziehungen zwischen Athen und Berlin, so ist es offenbar am besten, diese junge Pflanze ruhig wachsen zu lassen, ohne viel daran herumzuzupfen. In der hohen Politik ist sehr oft die orientalische Sitte am Platze: sich viel, viel Zeit zu lassen und würdevoll den Mund zu halten.

Ein großer Teil der Pariser Blätter erklärt den Trinkspruch für ungenügend, schimpft weiter und bedroht Griechenland. Dies mag französisch sein, aber klug ist es nicht. Das Selbstgefühl der Griechen ist gereizt. König Konstantin wird die Sympathien seines Volkes gewinnen und das französische Joch drückend empfinden, wenn auch eine Abschüttelung gegenwärtig noch nicht möglich ist. Die blinden Eiferer verwirren die Zirkel der eigenen Diplomaten.

Daß der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien fertig geworden, ist an sich recht erfreulich. Auch ein magerer Friede ist besser, als ein fetter Krieg. Aber die neue Grenze ist soweit nach Westen gezogen, bis hinter Kirkkilisse, Adrianopel und Demotika, daß man den Rückschlag zugunsten der Türkei nicht ohne Besorgnis betrachten kann. Die Türkei, die beinahe gänzlich aus Europa ausgeschaltet erschien, ist jetzt wieder mit einem erheblichen Stück von Europa versehen, daß wahrscheinlich die erwünschte Konzentration auf die asiatische Mission Schaden leiden wird. Ueberdies liegt in dem nachträglichen Verlust der mühselig eroberten Landstriche um Adrianopel für die Bulgaren ein unwiderstehlicher Anreiz zur Revanche. Das wird in absehbarer Zeit sich zeigen, auch wenn die Bulgaren vorziehen sollten, sich zunächst mit der Türkei freundlich zu stellen, um vorerst mit den Serben und Griechen ihre Abrechnung zu halten. Freunde der Türkei machen geltend, daß die neue Grenze strategisch richtiger sei, als die alte von Enos nach Midia. Auf die Dauer werden eben auch die schönsten Befestigungswerke der Türkei den Revanchekrieg nicht verhindern können.

Das sind freilich Zukunftssorgen. Die Erleichterung der Gegenwart erscheint aber wieder bedroht durch die Zuspitzung der Dinge in Nordalbanien. Dort ist es nach serbischen Meldungen bereits zu regelrechten Kämpfen zwischen Serben und Albanern gekommen, jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß es in Albanien sehr chaotisch aussieht. Der vielgewandte Essad Pascha treibt zum Ueberfluß sein verwirrendes Spiel; er soll sich zum Generalgouverneur von Albanien ausgerufen haben. Oesterreich und Italien werden bald nach dem Rechten sehen müssen, sonst gibt es neue Konflikte.

Die Taktik der Roten.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena wurde von zwei Massenstreikresolutionen die vorsichtigere angenommen und die Mitwirkung der Reichstagsfraktion bei den Deckungsgesetzen gebilligt. Daraus ziehen linksliberale Blätter und auch sonstige hoffnungsselige Leute weittragende

Folgerungen, als ob die Umsturzpartei jetzt in der vollen Umbildung zu einer Reformpartei begriffen sei. Einige reden auch von Spaltung und Zersetzung der roten Kampfgenossenschaft. Der Vater dieser irrigen Gedanken ist vielfach der heiße Wunsch nach Rechtfertigung und Fortsetzung der Groß- und Rotblockpolitik. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß der Parteitag an dem Wesen und dem Endziele der Sozialdemokratie nichts geändert und daß er über die Taktik der Partei auch nichts Neues offenbart, sondern nur den taktischen Entwicklungsprozeß, der in den letzten Jahren schon sichtbar war, bekundet hat.

Die Partei ist gewachsen an Umfang und Besitz; sie kann mehr verlieren, als früher, an Mandaten, Brotstellen und Gewerkschaftsvermögen; deshalb wird sie vorsichtiger. Sie denkt nach wie vor an die Revolution, aber sie scheut die Putsche, die keinen vollwichtigen reellen Erfolg versprechen.

In der Massenstreikfrage bedeutet der Jenaische Beschluß: Aufgeschoben, bis der Erfolg sicher ist, aber nicht aufgehoben! Mit Recht sagt der „Vorwärts", daß die Vertreter der beiden Resolutionen gar nicht so weit auseinandergingen. Beide Teile wollen in den Massen den Glauben an den gewaltigen Massenstreik aufrechterhalten; nur sagen die einen, man müsse diese Waffe erst noch schärfen, während die anderen in ihrem blinden Eifer glauben, es könne schon sofort mit der ungeschliffenen Waffe gefuchtelt werden. Wer sind denn nun für Staat und Gesellschaft die gefährlicheren Feinde: die Phantasten, die schon um der wenig zugkräftigen preußischen Wahlreform willen einen aussichtslosen Straßenkrawall machen wollten, oder die Zielbewußten, die systematisch das Pulver anhäufen wollen, um im geeigneten Augenblick eine vernichtende Explosion loszulassen? Diese taktische Meinungs- oder Temperamentsverschiedenheit deckt sich keineswegs mit der alten Gruppierung von Revisionisten und starren Marxisten. Sogar Bebel, der sonst der Heerführer der Radikalen war, hatte sich für die vorsichtigere Taktik erklärt, weil er sich davon mehr Erfolg für seinen Vernichtungskampf gegen Staat und Gesellschaft versprach. Zurzeit treten für die Politik des Abwartens besonders die Gewerkschaftsführer ein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihre Kassen und sie selbst die Kosten eines übereilten Putsches zu tragen haben würden. Wenn aber der Massenstreik und die Revolution Aussicht auf Erfolg versprechen, dann werden auch sie die Bremse fahren lassen.

Die Mehrheit des Parteitages hat das Verhalten der Reichstagsfraktion gebilligt. War denn ein anderer Beschluß möglich? Eine Fraktion von ein oder zwei Dutzend Mitgliedern kann auf dem Parteitage in die Minderheit geraten; eine Fraktion von 110 Abgeordneten, deren jeder seinen persönlichen und örtlichen Anhang hat, bildet von selbst die Mehrheit.

Eine Fraktion von 110 Köpfen kann sich überhaupt nicht auf die Verneinung und die bloße Demonstration beschränken. Sie muß ihrer Ehre und ihres Bestandes halber „etwas leisten". Im vorliegenden Falle war der Arbeitsdrang um so schärfer, als die 110 Mandate kaum zur Hälfte durch die eigene Kraft der Partei erworben waren. Was durch Bündnisse und Dämpfung errungen war, das mußte man durch vorsichtige Haltung zu wahren suchen. Die roten Realpolitiker behalten die nächsten Wahlen im Auge: Sie wollen doch nicht gern die Hälfte oder wenigstens ein Drittel ihrer Mandate wieder einbüßen. Um die liberalen Wahlhelfer nicht abzuschrecken, zieht man vorläufig die Krallen etwas ein. Im geeigneten Augenblick werden sie schon wieder zum Vorschein kommen.

Dazu kommt das gesteigerte Selbstbewußtsein. Viele Abgeordnete und die meisten roten Wähler bilden sich ein, daß die sozialdemokratische Fraktion wirklich die Schöpferin der Besitzsteuern sei. Die vermeintlich ausschlaggebende und vorherrschende Stellung möchte man gerne bewahren und in den bevorstehenden Zollkämpfen noch einmal verwerten. Es ist auf dem Parteitage angedeutet worden und entspricht auch den natürlichen Triebkräften: die Sozialdemokratie spekuliert auf die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Parteien, die bei den Zollfragen zutage treten könnten, und hofft, bei dieser Gelegenheit das Heft in ihre Hand zu bekommen. Die richtige Nutzanwendung aus dieser Taktik lautet: Die staatserhaltenden Kräfte müssen sich erst recht zusammenschließen, wenn die Umsturzpartei auf ihre Uneinigkeit so listig spekuliert. Daran muß man angesichts gewisser Bestrebungen, die auch in Leipzig zutage getreten sind, die Mahnung knüpfen: Nur keine Ausnahmegesetze oder sonstige Maßnahmen der Gewalt! Denn dadurch würde der Umsturzpartei kein Nachteil, sondern nur Erleichterung und Förderung zuteil.

Zur „Verständigung".

Eine Ergänzung. Von Kaplan Kalthoff-Dortmund.

Verständigung! — In zwei Artikeln („Allgemeine Rundschau" Nr. 33 und 34) spricht Pfarrer Rogg von der Verständigung zwischen Klerus und Lehrerschaft, zwei Ständen, „die vor Gott und der Welt zusammengehören". Ist das nicht ein Bild zum Herzzerreißen: Eine Welt in Waffen gegen uns, und da gönnen wir uns in Deutschland den Luxus des Bruderkrieges. Was Rogg hinsichtlich der wirtschaftlichen Besserstellung der Lehrer sagt, ist richtig. Aber in der Hauptsache war doch wohl die „Schulaufsicht" der Grund der Entfremdung zwischen Lehrer und Pfarrer. In den Ausführungen Roggs werden zunächst bayerische Verhältnisse berücksichtigt; indes ist es auch wohl angebracht, die preußischen in die Debatte zu ziehen, wo das Kapitel Schulaufsicht ebenfalls zur Diskussion steht, und da eben noch die Metzer Tagung sich so eingehend mit der Schulfrage befaßt hat, einem Thema, das in Zukunft sobald nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird.

Was sollen wir, quae cum ita sint, grundsätzlich von der Schulaufsicht halten? Diese Frage richtig beantworten, heißt einen bedeutenden Schritt vorankommen in der „Verständigung". Auch im preußischen Abgeordnetenhause ist die Frage des Rechtes der Kirche auf die Schule und damit auch auf die Schulaufsicht wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen, die sich sogar zu dem vom Zentrum 1911 (S. Tätigkeit der Zentrumsfraktion des preuß. Abgeordnetenhauses, Session 1911. S. 80 f.) gestellten Antrag verdichtet hat, die Staatsregierung zu ersuchen, den Einfluß der Kirche auf die Schule sicherzustellen. Derselbe hatte jedoch bisher keinerlei Wirkung, wie der Abg. Tourneau (s. Uebersicht 1912/13 I. S. 51) beklagen mußte. Der Minister hatte bei Einbringung des Antrages erklärt, dieser gebe keinen Weg an, wie es zu machen sei, daß neben dem Rektor noch ein Ortsschulinspektor bestehen bliebe. Aus technischen Gründen sei das vielmehr unmöglich. Nun haben wir ja in dem einen oder andern Bezirk neben dem Rektorat vorläufig noch die Ortsschulinspektion, bei kleineren Schulsystemen überall. Der Abg. Dr. Heß gab nun am 9. April d. J. dem Wunsche Ausdruck, daß eine Dienstinstruktion für die Vertreter der Kirche herausgegeben würde. (S. Uebersicht 1912/13. II. S. 33.) Bis jetzt ist das wohl noch nicht geschehen. Fast allerorten ist, wo das Rektorat besteht, bereits die Ortsschulinspektion aufgehoben. Wenn nun eine Dienstinstruktion auch herauskäme, dürfte es sich doch nur um ein Provisorium handeln bis zur gesetzlichen Regelung der Schulaufsicht, die angestrebt werden muß. Und zwar derart müßte dieses Problem gelöst werden, daß die Lehrer vernünftigerweise zufrieden sein können und die Kirche ihr göttliches Mitbestimmungsrecht nicht völlig preisgibt. Die Schulaufsicht in der alten Form wird nach wie vor, ob zu Recht oder Unrecht, angefeindet werden, auch bei der „möglichsten pädagogischen und methodischen Durchbildung des Klerus" (Rogg). Dazu kommt noch in Preußen, daß überall bei größeren Schulsystemen das Rektorat staatlich eingeführt und nicht mehr zu beseitigen ist. Was jetzt noch de iure vorhanden ist an kirchlichem Einfluß auf die Schule, kann ein einziger Erlaß eines liberalen Ministeriums beseitigen. Täuschen wir uns nicht, das sind Tatsachen! Die Lehrerschaft hat mit ihrem Wunsche nach „Fachaufsicht" das ihr in dieser Form nicht zusagende Rektorat bekommen, und systematisch hat man ganz sachte die Kirche aus der Schule gedrängt.

Und doch wäre bei etwas gutem Willen sehr wohl eine harmonische Verbindung zwischen Klerus und Lehrerschaft zu ermöglichen. Ein praktischer Vorschlag! Unterscheiden wir bei dem gesamten Schulbetriebe ein Dreifaches: 1. das Ideale, 2. das Technische, 3. das Verwaltungsmäßige. Unter 1. ist zu verstehen der christliche Geist im gesamten Unterricht, unter 2. die Methodik in den einzelnen Fächern, besonders in den profanen, unter 3. die Regelung der rein bureaumäßigen Dinge, Hausordnung, Stundenplan, Urlaubserteilung usw.

Auf Punkt 1. muß die Kirche Gewicht legen, 2. und 3. können ihr (bis auf Festsetzung des Stundenplanes etwa) gleichgültig sein, ja, müssen es fast, denn der Pfarrer hat sonst mit ähnlichen rein kirchlichen Dingen schon hinreichend zu tun. Um 1 genügend wahren zu können, müßte für den Pfarrer gesetzlich festgelegt werden: a) die Erteilung des gesamten Religionsunterrichts, b) Vereidigung und Einführung der Lehrer (natürlich auch Bestallung mit der missio canonica), c) das Recht des Hospitierens in sämtlichen Unterrichtsstunden. Ad. a. Selbstverständlich ist es nur ratsam, dem Lehrer, wie es z. B. in der Diözese Paderborn

sehr glücklich gehandhabt wird, den gesamten planmäßigen Religionsunterricht zu übertragen. Dem Geistlichen bleibt dann der Erstbeichtunterricht, der Kommunion- und der Exkommunionunterricht. Im Hauptamte als Religionslehrer zu wirken, wird dem guten Lehrer eine Freude sein, sein Erzieherberuf bekommt dadurch erst seine Weihe; dem „freieren" Lehrer wäre es ein Halt, falls er nicht ein vollendeter Heuchler sein will, und der Geistliche würde nicht erdrückt werden von der Arbeit, wie das in der Großstadt nahezu der Fall ist.

Wäre so alles gesetzlich festgelegt, wären Reibungsflächen sozusagen unmöglich, falls in taktvoller Weise allseitig verfahren wird. Der Lehrer hat die Fachaufsicht, der Rektor sein Reich, die Kirche ihre vitalen Interessen auf die Dauer gewahrt. Das wäre in der Tat ein Weg zur Verständigung. Alle gutgesinnten und ehrlichen Lehrer und Rektoren würden sicher auch damit einverstanden sein; sie können es gar nicht wollen und wollen es auch nicht, daß auf der ephemeren Erscheinung, daß die Mehrzahl der katholischen Lehrer gewissenhaft und wirklich katholisch ist, die ganze Zukunft der Kirche beruhen soll. Wer Geschichte kennt, weiß, daß Generationen wandelbar sind. Uebelwollenden indes, die nicht katholisch sein wollen, wird es nicht recht gemacht werden können. Da gibt es keine Verständigung, aber auch hier würde die rechte Einsicht allmählich sich Bahn brechen. Die Gutgesinnten mögen sich aber auch nicht vorreden lassen, die Kirche handle bei ihrem Streben, etwas zu schaffen, das allseitig gebilligt werden kann, das aber auch von Dauer und unerläßlich ist für das Wohlergehen der kommenden Geschlechter, nur aus Mißtrauen gegen die lebende Generation. Die Sorge um das Heil der Seelen, nicht Herrschsucht, ist trotz aller boshaften Unterstellungen das Prinzip, nach dem sie handelt und nötigenfalls kämpft bis aufs Blut.

In diesem Sinne müßte die Schulaufsichtsfrage (speziell in Preußen sicher) gelöst werden, sonst könnten wir doch einst vor der Tatsache stehen: Es war einmal eine katholische Volksschule. Ueber die Simultanschule brauchen wir kein Wort zu verlieren; da gibt es keine Kompromisse! Sollte die Regierung in Preußen, wie das der Abg. Dr. Heß ihr am 9. April d. J. vorgehalten hat (Uebersicht 1912/13 II. S. 33), dem Liberalismus zulieb, dahin arbeiten wollen, ganz sachte, im stillen Kulturkampf die Kirche aus dem Organismus der Schule zu vertreiben, dann wäre es für alle christlich Denkenden im höchsten Grade gedanken- und gewissenlos, sich um minder wichtiges zu streiten und inzwischen rein alles zu verlieren. Also um Gotteswillen Verständigung! Es geht aufs Ganze.

Zur Berufsorganistenfrage.

Von J. Bechtold, Pfarrer, Lembach.

Die Ausführungen von Chordirigent Knüppel in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" dürften für süddeutsche Verhältnisse wenigstens, aber auch für andere Diözesen, nicht in allem das Richtige treffen.

In Baden z. B. ist der Kirchendienst vom Schuldienst vollständig getrennt. Der Lehrer hat volle Freiheit, ob er den Organistendienst versehen will oder nicht. Meistens besorgen aber Lehrer diesen Dienst. Die Pfarrgemeinden fahren nicht gerade übel dabei, und die Lehrer tun gut daran in ihrem eigenen Interesse.

Wer einen guten Volksgesang will bei den deutschen Vespern und Andachten, der muß durch einen guten Schülergesang den Grund dazu legen. Die halbe Stunde, die für Kirchenlieder im Volksschullehrplan vorgesehen ist, wird vom Lehrer gewiß mit erhöhtem Interesse ausgenützt und für die Feier des Gottesdienstes zweckmäßig dem Kirchenjahr entsprechend eingeteilt, wenn der Gesangslehrer der Volksschule auch gleichzeitig Gesangslehrer für die Kirche ist. Aus den Schülern heraus wählt der Lehrer seine späteren besten Sänger. Als Lehrer tritt der Lehrerorganist schon beim Schülergesang, aber auch später im Kirchenchor mit größerem Ansehen auf als etwa ein Privatmann, wenigstens in normalen, geordneten Verhältnissen. Mißliche Zustände gäbe es auch mit einzelnen Berufsorganisten.

Herr Knüppel selber sagt sodann: „Es ist wohl klar, daß sie (die Berufsorganisten) nicht für die bisher an den Lehrer bezahlte Entschädigung die Arbeit übernehmen könnten." Selbst auf Nebenverdienst, abgesehen von vielleicht kleinsten Dorfgemeinden, will er sie nicht angewiesen wissen. Ja, soll im kleinsten Dorf der Organistendienst der Hauptverdienst eines gesunden Mannes sein? Das wäre ja Erziehung zum Müßiggang! Soll auf dem Land für die Regel ein Handwerker oder Arbeiter Organist sein? Auch damit wäre den berechtigten Forderungen sachlich nicht gedient, abgesehen von der Gefahr des unerwünschten Einflusses gewerblicher und persönlicher Verhältnisse auf die Ausübung des Kirchendienstes. Was die Geldfrage angeht, so bleibt eben sie die schwierigste. Nicht einmal mit tausend Mark Gehalt könnte ein Berufsorganist sich durchbringen. Er hat ja keine Dienstwohnung wie der Lehrer. Die Forderung einer Dienstwohnung wäre wohl dann auch bald der erste Ring in der Gehaltsschraube ohne Ende. Eine Organisation der Berufsorganisten würde sicherlich gegründet „behufs Besserstellung usw.," will heißen, „behufs Erkämpfung. . . ." Man denke an die Konsequenzen!

Die Bemerkung über oft reiche Ausstattung der Pfarrhäuser so allgemein gemacht, dürfte für Süddeutschland nicht zutreffen. Keinen Sitzungstisch, kein Schreibpult, kein Büchergestell findet ein Pfarrer im Amtszimmer vor. Selbst den Kochherd müssen wir im Möbelwagen mitbringen. Es gibt Kirchenfonds und leider nicht wenige, deren Jahreszinsen keine dreihundert Mark ausmachen, Gemeinden zu Hunderten mit über fünfzig Pfennig Gemeindesteuern, und da sollen wir einen neuen Stand schaffen, für den wir voraus keine Mittel haben. Das Beispiel von der kleinen Gemeinde und ihrer Organistenstiftung wäre vielleicht besser nicht bekannt geworden wegen der zahlreichen Kirchenbettler aus Norddeutschland. Solange die Diasporanot noch so groß ist, ist es dringender nötig, Notkirchen zu bauen und für Sonntagsgottesdienst zu sorgen, als einer Gemeinde die Auslagen für den Organisten aufzuerlegen oder zu erhöhen. Welche Wohltat wäre es für manche Schwarzwaldfiliale, bekämen die Leute einen Seelsorgsgeistlichen; für die Diaspora wird das noch mehr gelten: erst Seelsorge, dann Orgelspiel.

Die Lehrer besorgen, solange sie können, den Organistendienst im Interesse ihres eigenen Standes. Das Volk sieht im Lehrer seinen geborenen Gesangslehrer. Jener Gesang aber ist für das Volk der edelste, der gepflegt wird im Dienste und zu Ehren des Allerhöchsten. Was gilt ein Lehrer, wenn er durch sein Orgelspiel mithilft, eine Generalkommunion, ein Fest feierlich zu gestalten. Das Volk ist doch gottlob noch immer so ideal veranlagt, daß ihm Kirchenfeste mehr wert sind als Bierfeste und Vereinsfestlichkeiten. Ziehen wir jedoch auch die Vereinsfeste in den Kreis unserer Betrachtung. Wächst nicht das Ansehen eines Lehrers ganz erheblich, wenn der Lehrer als Organist mitwirkt? Oder wäre es für den Lehrer vorteilhafter, wenn er sich fern hielte und die Teilnehmer in die Lage kämen, dagegen die Dirigentenkunst irgend eines einfachen Mannes aus dem Volke zu rühmen?

Das Volk sieht und hört nichts oder doch wenig von den Leistungen des Lehrers in der Schule; die Leistungen auf dem Chor jedoch hört es und würdigt sie auch. Am Sonntag in der Kirche ist für viele, wenn nicht für die meisten die Stunde gekommen, wo sie sich wieder einmal verdemütigen wie Kinder, wo sie selber mithelfen wollen, sie zu erziehen: erziehen für sich, für ihre Mitmenschen, für Gott. Der Seelsorger soll und darf ihnen das Gewissen erforschen, er soll für sie und mit ihnen beten, daß sie sich selbst die Woche über weiter erziehen. Und der Organist hat es nun in der Hand, durch die Macht der Töne Gemüt und Wille in guten Vorsätzen zu bestärken, dem Gebet der Andächtigen gleichsam Himmelsschwingen zu geben. Auf diesen erziehlichen Einfluß sollte ein Lehrer nicht leicht verzichten, kein katholischer und kein protestantischer. Die Lehrer sind die geborenen Volksgesangslehrer; lehnen sie dieses Amt in seinem religiösen Teil ab, so verlieren sie viel: einen Teil der Liebe und Achtung des Volkes und den Anteil des Herrn.

Der Katholikentag in Laibach.

Von Professor Dr. F. X. Lukman, Marburg a. d. Drau.

Die Monate August und September sind wahre Kongreßmonate. Zugleich mit der herrlichen Versammlung der Katholiken Deutschlands in Metz tagte der deutschösterreichische Katholikentag in Linz, diesen folgte eine Woche später der slowenisch-kroatische Katholikentag in Laibach und die erste Hälfte des Septembers brachte den tschechischen Katholikentag in Kolin und den italienischen in Aquileia.

Ueber die Berechtigung nationaler Katholikentage hat sich Professor Dr. Hilgenreiner ausgesprochen (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 36 Seite 716); der Erfolg der Linzer und der Laibacher Versammlung bestätigt seine Worte. Wenn wir auf diesen Kongressen wirklich katholisch arbeiten, so finden wir uns stets zusammen in der Liebe zum Statthalter Christi, in der Treue zu Habsburg und in gegenseitiger Hochschätzung. Wir können getrennt marschieren, immer bereit, vereint zu schlagen, wenn die Stunde es fordert.

Der Katholikentag in Laibach war eine Heerschau aller katholischer Südslawen. Das gibt ihm seine besondere Bedeutung, zumal im gegenwärtigen Zeitpunkt. Die Beteiligung war außerordentlich groß. Am 24. August bewegte sich ein Festzug von etwa 20000 Teilnehmern auf den Kongreßplatz zum feierlichen Gottesdienst, welcher mit der Weihe an die unbefleckte Gottesmutter schloß, und dann zur Landwehrkaserne, wo eine Volksversammlung abgehalten wurde, die sich zu einer imposanten Kaiserhuldigung gestaltete. An den folgenden zwei Tagen fanden die slowenischen und kroatischen Sektionsberatungen getrennt, die Festversammlungen aber gemeinsam statt. Wir können mit der bisher auf dem Gebiete der Volksaufklärung, der Jugendorganisation und des Genossenschaftswesens geleisteten Arbeit zufrieden sein. Die in den Sektionen angenommenen Resolutionen geben die Direktive für die Zukunft. Parallel mit den Beratungen in den Sektionen gingen einige andere Veranstaltungen, wie die Generalversammlung der slowenischen Leogesellschaft, jene des Katholischen Lehrerverbandes, des Vereins „Der heilige Krieg" gegen den Alkoholismus, die Versammlung der slowenischen katholischen Studentenvereine, ein Pädagogentag, ein Schauturnen von 2000 slowenischen und über 300 tschechischen katholischen Turnern (Turnerverband „Orel").

Den Geist des Laibacher Katholikentages geben am besten wieder die Worte eines Festredners, welcher unter brausendem Beifallssturm erklärte: „Wir haben uns versammelt, um geradaus und mit aller Entschiedenheit zu sagen, daß uns unser heiliger Glaube das Teuerste auf der Welt ist. Wir sind hergekommen, um uns in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Christi Lehre der einzige Weg zum Glück und zum Fortschritt ist. Wir sind gekommen, um zu sagen, daß wir unser Volk innig lieben, daß wir ihm eine glückliche und ruhmreiche Zukunft wünschen, aber auch, um zu sagen, daß wir dieses Ziel anstreben wollen nur in Betätigung der Lehre Christi. Seine Grundsätze müssen ins öffentliche Leben, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens! Wir sind hergekommen, um unserer tiefinnersten Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß zwischen Christus und dem Freisinn eine unüberbrückbare Kluft besteht; wir sind gekommen, um jedes Liebäugeln mit dem Freisinn, jeden Kompromiß zu verurteilen und den christlichen Radikalismus zu betonen ... Wir sind gekommen, um unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß wir diese Ideale nur unter der Herrschaft der Habsburger erreichen können, sind gekommen, um unsere Ergebenheit zu bezeugen dem ergrauten Monarchen und seinem Hause."

Am Katholikentage nahmen zwölf Kirchenfürsten teil. Die Antworten auf die Huldigungsdepeschen an den Heiligen Vater, den Kaiser Franz Josef und an den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand wurden mit freudiger Begeisterung aufgenommen. Besonders warm war das Antworttelegramm des Thronfolgers. Seinem Danke für die Huldigung der katholischen Slowenen und Kroaten, „welche die Vorsehung zu Hütern des südlichen Bollwerkes des Habsburgerreiches bestellt hat", fügte der erlauchte Thronerbe den Wunsch bei: „Mögen Sie in diesen Tagen recht viel Trost und Kraft finden, um als treue Söhne der Kirche und des Vaterlandes ihre erhabene Mission erfüllen zu können." Der Kongreß von Laibach war eine imposante katholische und patriotische Manifestation der Slowenen und Kroaten. Es wurde zugleich in den Sektionen ein umfassendes Arbeitsprogramm für die Zukunft aufgestellt, welches alle ernsten Arbeiter zur Tätigkeit gleichsam herausfordert.

Ungarn und die „neue Partei".

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Nach den Balkankriegen[1]) zeigt es sich immer mehr, wie unerläßlich es ist, daß Ungarn für die gebildeten Kreise Mitteleuropas nicht wie vielfach bisher eine terra incognita bleibe. Dieser autonome Mittelstaat im Rahmen des österreichisch-ungarischen Großstaates ist ein eigenartiges Mittelding zwischen — England und Rußland.

Einerseits stellenweise primitive Kulturzustände, Absolutismus und Korruption wie in Halbasien; anderseits eine hohe politische Regsamkeit und Beredsamkeit, ein Selbstbestimmungstrieb, ein reicher Hochadel und Klerus, eine ungestüme Gentry wie in England. Diese Gegensätze kennzeichnen den ungarischen Staat im Staate.

Ungarn ist ein Gebilde, das in die Schablone mitteleuropäischer Staatsbegriffe trotz aller Modernisierungen nur schwer sich einfügt. Ein tausendjähriges Reich voll der widerspruchvollsten Bildungen und Umbildungen vom St. Stefansreich des ungarischen Carolus magnus über türkische Despotie, wilde Revolutionen und Räuberromantik bis zur friedlichen Einverleibung in die hochkonservative Habsburger Monarchie. Die abgezirkelten nationalen Einheitsstaaten West- und Mitteleuropas mit ihrer strammen Beamtenverwaltung sind etwas ganz anderes, als das vielsprachige Konglomerat des großen Donaureiches an der Schwelle des Orients. Dies muß man einsehen, dies muß man fühlen, damit muß man rechnen in den Zentren und allen denkenden Kreisen der vorgeschrittensten Kulturstaaten. Wenn diese durch Vermittlung von Oesterreich-Ungarn zur moralischen Eroberung des näheren Orients gelangen wollen, so geht es nicht ohne Ungarn. Für diese Weltmission muß freilich zugleich der „ungarische Globus" sich ausreifen. Und Anzeichen hierfür sind vorhanden.

Es ist psychologisch erklärlich, wenn das lebhafte magyarische Nationalgefühl gegen eine merkliche Abhängigkeit von Wien sich aufbäumt, gegen Zurücksetzungen reagiert und ungeduldig wird gegenüber den zunehmenden Aspirationen der nichtmagyarischen Nationalitäten. Von innen und von außen wird ja dadurch der spezifisch ungarische Staatsgedanke zunächst in Frage gestellt. Aber die absolute, rücksichtslose Unabhängigkeitsidee und nationale Hegemonie ist eben praktisch undurchführbar. Und die letzten Jahre mit ihrer Obstruktionstaktik einerseits, ihrer Wahl- und Parlamentsvergewaltigung anderseits müssen doch ein Ende nehmen, wenn Ungarn bei solchen Stockungen nicht kulturell zurückbleiben, also politisch erst recht ohnmächtig werden soll.

Ein Anzeichen, daß man dies endlich einsieht und aus den jüngsten Wandlungen der äußeren Lage die Schlußfolgerung in Ungarn zu ziehen beginnt, ist die Bildung der „neuen Partei" des Grafen Andrassy. Er ist bekanntlich ein naher Verwandter des einstigen Ministers des Aeußern, dessen Name 1849 am Schafott geprangt hatte, aber in den 60er Jahren mit Deak und anderen wiederaufgegangenen Sonnen am politischen Himmel Oesterreich-Ungarns glänzte. Von dem damaligen und seitherigen Doktrinarismus der paragraphenkundigen Staatsjuristen hebt sich des jüngeren Staatsmannes freimütiges Geständnis seiner eigenen Fehler Achtung gebietend ab. Politische Wandlungen führender Politiker sind ja in Ungarn nicht selten; aber meist mehr zum Zweck der Verblüffung. Wenn diesmal kein bloßer Bluff vorliegt, kann es uns recht sein.

Was Graf Julius Andrassy der Jüngere in der konstituierenden Versammlung einer neuen Landespartei Mitte dieses Monats zu Ofen-Pest über die inneren Fragen, die allzustraffe Zentralisation der Verwaltung, die kroatische und sonstige Nationalitätengefahr, Entartung des Parlamentarismus, Wahlrechtserweiterung usw. gesprochen und versprochen, ist für das weitere Ausland von weniger Interesse. Wohl aber ist es von allgemeinem Interesse, wenn er anerkennt, daß „die Krone auch andere als die bloß ungarischen Interessen berücksichtigen müsse"; daß das heutige System des Mißtrauenstiftens „ein Attentat gegen den König (Kaiser) und gegen die Nation" bedeute; daß er die Forderungen einer selbständigen ungarischen Armee nicht in das Programm seiner Partei aufnehme und die „Gemeinsamkeit mit Oesterreich" im Sinne der (1867er) Ausgleichsgesetze annehme; daß er „Wunden heilen und auch von ihm selbst begangene Fehler gut machen wolle".

[1]) Siehe auch „Ungarn und der Balkan" in Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau".

sehr glücklich gehandhabt wird, den gesamten planmäßigen Religionsunterricht zu übertragen. Dem Geistlichen bleibt dann der Erstbeichtunterricht, der Kommunion- und der Exkommunionunterricht. Im Hauptamte als Religionslehrer zu wirken, wird dem guten Lehrer eine Freude sein, sein Erzieherberuf bekommt dadurch erst seine Weihe; dem „freieren" Lehrer wäre es ein Halt, falls er nicht ein vollendeter Heuchler sein will, und der Geistliche würde nicht erdrückt werden von der Arbeit, wie das in der Großstadt nahezu der Fall ist.

Wäre so alles gesetzlich festgelegt, wären Reibungsflächen sozusagen unmöglich, falls in taktvoller Weise allseitig verfahren wird. Der Lehrer hat die Fachaufsicht, der Rektor sein Reich, die Kirche ihre vitalen Interessen auf die Dauer gewahrt. Das wäre in der Tat ein Weg zur Verständigung. Alle gutgesinnten und ehrlichen Lehrer und Rektoren würden sicher auch damit einverstanden sein; sie können es gar nicht wollen und wollen es auch nicht, daß auf der ephemeren Erscheinung, daß die Mehrzahl der katholischen Lehrer gewissenhaft und wirklich katholisch ist, die ganze Zukunft der Kirche beruhen soll. Wer Geschichte kennt, weiß, daß Generationen wandelbar sind. Uebelwollenden indes, die nicht katholisch sein wollen, wird es nicht recht gemacht werden können. Da gibt es keine Verständigung, aber auch hier würde die rechte Einsicht allmählich sich Bahn brechen. Die Gutgesinnten mögen sich aber auch nicht vorreden lassen, die Kirche handle bei ihrem Streben, etwas zu schaffen, das allseitig gebilligt werden kann, das aber auch von Dauer und unerläßlich ist für das Wohlergehen der kommenden Geschlechter, nur aus Mißtrauen gegen die lebende Generation. Die Sorge um das Heil der Seelen, nicht Herrschsucht, ist trotz aller boshaften Unterstellungen das Prinzip, nach dem sie handelt und nötigenfalls kämpft bis aufs Blut.

In diesem Sinne müßte die Schulaufsichtsfrage (speziell in Preußen sicher) gelöst werden, sonst könnten wir doch einst vor der Tatsache stehen: Es war einmal eine katholische Volksschule. Ueber die Simultanschule brauchen wir kein Wort zu verlieren; da gibt es keine Kompromisse! Sollte die Regierung in Preußen, wie das der Abg. Dr. Heß ihr am 9. April d. J. vorgehalten hat (Uebersicht 1912/13 II. S. 33), dem Liberalismus zulieb, dahin arbeiten wollen, ganz sachte, im stillen Kulturkampf die Kirche aus dem Organismus der Schule zu vertreiben, dann wäre es für alle christlich Denkenden im höchsten Grade gedanken- und gewissenlos, sich um minder wichtiges zu streiten und inzwischen rein alles zu verlieren. Also um Gotteswillen Verständigung! Es geht aufs Ganze.

Zur Berufsorganistenfrage.

Von J. Bechtold, Pfarrer, Lembach.

Die Ausführungen von Chordirigent Knüppel in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" dürften für süddeutsche Verhältnisse wenigstens, aber auch für andere Diözesen, nicht in allem das Richtige treffen.

In Baden z. B. ist der Kirchendienst vom Schuldienst vollständig getrennt. Der Lehrer hat volle Freiheit, ob er den Organistendienst versehen will oder nicht. Meistens besorgen aber Lehrer diesen Dienst. Die Pfarrgemeinden fahren nicht gerade übel dabei, und die Lehrer tun gut daran in ihrem eigenen Interesse.

Wer einen guten Volksgesang will bei den deutschen Vespern und Andachten, der muß durch einen guten Schülergesang den Grund dazu legen. Die halbe Stunde, die für Kirchenlieder im Volksschullehrplan vorgesehen ist, wird vom Lehrer gewiß mit erhöhtem Interesse ausgenützt und für die Feier des Gottesdienstes zweckmäßig dem Kirchenjahr entsprechend eingeteilt, wenn der Gesangslehrer der Volksschule auch gleichzeitig Gesangslehrer für die Kirche ist. Aus den Schülern heraus wählt der Lehrer seine späteren besten Sänger. Als Lehrer tritt der Lehrerorganist schon beim Schülergesang, aber auch später im Kirchenchor mit größerem Ansehen auf als etwa ein Privatmann, wenigstens in normalen, geordneten Verhältnissen. Mißliche Zustände gäbe es auch mit einzelnen Berufsorganisten.

Herr Knüppel selber sagt sodann: „Es ist wohl klar, daß sie (die Berufsorganisten) nicht für die bisher an den Lehrer bezahlte Entschädigung die Arbeit übernehmen könnten." Selbst auf Nebenverdienst, abgesehen von vielleicht kleinsten Dorfgemeinden, will er sie nicht angewiesen wissen. Ja, soll im kleinsten Dorf der Organistendienst der Hauptverdienst eines gesunden Mannes sein? Das wäre ja Erziehung zum Müßiggang! Soll auf dem Land für die Regel ein Handwerker oder Arbeiter Organist sein? Auch damit wäre den berechtigten Forderungen sachlich nicht gedient, abgesehen von der Gefahr des unerwünschten Einflusses gewerblicher und persönlicher Verhältnisse auf die Ausübung des Kirchendienstes. Was die Geldfrage angeht, so bleibt eben sie die schwierigste. Nicht einmal mit tausend Mark Gehalt könnte ein Berufsorganist sich durchbringen. Er hat ja keine Dienstwohnung wie der Lehrer. Die Forderung einer Dienstwohnung wäre wohl dann auch bald der erste Ring in der Gehaltsschraube ohne Ende. Eine Organisation der Berufsorganisten würde sicherlich gegründet „behufs Besserstellung usw.," will heißen, „behufs Erkämpfung. . . ." Man denke an die Konsequenzen!

Die Bemerkung über oft reiche Ausstattung der Pfarrhäuser so allgemein gemacht, dürfte für Süddeutschland nicht zutreffen. Keinen Sitzungstisch, kein Schreibpult, kein Büchergestell findet ein Pfarrer im Amtszimmer vor. Selbst den Kochherd müssen wir im Möbelwagen mitbringen. Es gibt Kirchenfonds und leider nicht wenige, deren Jahreszinsen keine dreihundert Mark ausmachen, Gemeinden zu Hunderten mit über fünfzig Pfennig Gemeindesteuern, und da sollen wir einen neuen Stand schaffen, für den wir voraus keine Mittel haben. Das Beispiel von der kleinen Gemeinde und ihrer Organistenstiftung wäre vielleicht besser nicht bekannt geworden wegen der zahlreichen Kirchenbettler aus Norddeutschland. Solange die Diasporanot noch so groß ist, ist es dringender nötig, Notkirchen zu bauen und für Sonntagsgottesdienst zu sorgen, als einer Gemeinde die Auslagen für den Organisten aufzuerlegen oder zu erhöhen. Welche Wohltat wäre es für manche Schwarzwaldfiliale, bekämen die Leute einen Seelsorgsgeistlichen; für die Diaspora wird das noch mehr gelten: erst Seelsorge, dann Orgelspiel.

Die Lehrer besorgen, solange sie können, den Organistendienst im Interesse ihres eigenen Standes. Das Volk sieht im Lehrer seinen geborenen Gesangslehrer. Jener Gesang aber ist für das Volk der edelste, der gepflegt wird im Dienste und zu Ehren des Allerhöchsten. Was gilt ein Lehrer, wenn er durch sein Orgelspiel mithilft, eine Generalkommunion, ein Fest feierlich zu gestalten. Das Volk ist doch gottlob noch immer so ideal veranlagt, daß ihm Kirchenfeste mehr wert sind als Bierfeste und Vereinsfestlichkeiten. Ziehen wir jedoch auch die Vereinsfeste in den Kreis unserer Betrachtung. Wächst nicht das Ansehen eines Lehrers ganz erheblich, wenn der Lehrer als Organist mitwirkt? Oder wäre es für den Lehrer vorteilhafter, wenn er sich fern hielte und die Teilnehmer in die Lage kämen, dagegen die Dirigentenkunst irgend eines einfachen Mannes aus dem Volke zu rühmen?

Das Volk sieht und hört nichts oder doch wenig von den Leistungen des Lehrers in der Schule; die Leistungen auf dem Chor jedoch hört es und würdigt sie auch. Am Sonntag in der Kirche ist für viele, wenn nicht für die meisten die Stunde gekommen, wo sie sich wieder einmal verdemütigen wie Kinder, wo sie selber mithelfen wollen, sie zu erziehen: erziehen für sich, für ihre Mitmenschen, für Gott. Der Seelsorger soll und darf ihnen das Gewissen erforschen, er soll für sie und mit ihnen beten, daß sie sich selbst die Woche über weiter erziehen. Und der Organist hat es nun in der Hand, durch die Macht der Töne Gemüt und Wille in guten Vorsätzen zu bestärken, dem Gebet der Andächtigen gleichsam Himmelsschwingen zu geben. Auf diesen erziehlichen Einfluß sollte ein Lehrer nicht leicht verzichten, kein katholischer und kein protestantischer. Die Lehrer sind die geborenen Volksgesangslehrer; lehnen sie dieses Amt in seinem religiösen Teil ab, so verlieren sie viel: einen Teil der Liebe und Achtung des Volkes und den Anteil des Herrn.

Der Katholikentag in Laibach.

Von Professor Dr. F. X. Lukman, Marburg a. d. Drau.

Die Monate August und September sind wahre Kongreßmonate. Zugleich mit der herrlichen Versammlung der Katholiken Deutschlands in Metz tagte der deutschösterreichische Katholikentag in Linz, diesen folgte eine Woche später der slowenisch-kroatische Katholikentag in Laibach und die erste Hälfte des Septembers brachte den tschechischen Katholikentag in Kolin und den italienischen in Aquileia.

Ueber die Berechtigung nationaler Katholikentage hat sich Professor Dr. Hilgenreiner ausgesprochen (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 36 Seite 716); der Erfolg der Linzer und der Laibacher Versammlung bestätigt seine Worte. Wenn wir auf diesen Kongressen wirklich katholisch arbeiten, so finden wir uns stets zusammen in der Liebe zum Statthalter Christi, in der Treue zu Habsburg und in gegenseitiger Hochschätzung. Wir können getrennt marschieren, immer bereit, vereint zu schlagen, wenn die Stunde es fordert.

Der Katholikentag in Laibach war eine Heerschau aller katholischer Südslawen. Das gibt ihm seine besondere Bedeutung, zumal im gegenwärtigen Zeitpunkt. Die Beteiligung war außerordentlich groß. Am 24. August bewegte sich ein Festzug von etwa 20000 Teilnehmern auf den Kongreßplatz zum feierlichen Gottesdienst, welcher mit der Weihe an die unbefleckte Gottesmutter schloß, und dann zur Landwehrkaserne, wo eine Volksversammlung abgehalten wurde, die sich zu einer imposanten Kaiserhuldigung gestaltete. An den folgenden zwei Tagen fanden die slowenischen und kroatischen Sektionsberatungen getrennt, die Festversammlungen aber gemeinsam statt. Wir können mit der bisher auf dem Gebiete der Volksaufklärung, der Jugendorganisation und des Genossenschaftswesens geleisteten Arbeit zufrieden sein. Die in den Sektionen angenommenen Resolutionen geben die Direktive für die Zukunft. Parallel mit den Beratungen in den Sektionen gingen einige andere Veranstaltungen, wie die Generalversammlung der slowenischen Leogesellschaft, jene des Katholischen Lehrerverbandes, des Vereins „Der heilige Krieg" gegen den Alkoholismus, die Versammlung der slowenischen katholischen Studentenvereine, ein Pädagogentag, ein Schauturnen von 2000 slowenischen und über 300 tschechischen katholischen Turnern (Turnerverband „Orel").

Den Geist des Laibacher Katholikentages geben am besten wieder die Worte eines Festredners, welcher unter brausendem Beifallssturm erklärte: „Wir haben uns versammelt, um geradaus und mit aller Entschiedenheit zu sagen, daß uns unser heiliger Glaube das Teuerste auf der Welt ist. Wir sind hergekommen, um uns in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Christi Lehre der einzige Weg zum Glück und zum Fortschritt ist. Wir sind gekommen, um zu sagen, daß wir unser Volk innig lieben, daß wir ihm eine glückliche und ruhmreiche Zukunft wünschen, aber auch, um zu sagen, daß wir dieses Ziel anstreben wollen nur in Betätigung der Lehre Christi. Seine Grundsätze müssen ins öffentliche Leben, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens! Wir sind hergekommen, um unserer tiefinnersten Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß zwischen Christus und dem Freisinn eine unüberbrückbare Kluft besteht; wir sind gekommen, um jedes Liebäugeln mit dem Freisinn, jeden Kompromiß zu verurteilen und den christlichen Radikalismus zu betonen ... Wir sind gekommen, um unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß wir diese Ideale nur unter der Herrschaft der Habsburger erreichen können, sind gekommen, um unsere Ergebenheit zu bezeugen dem ergrauten Monarchen und seinem Hause."

Am Katholikentage nahmen zwölf Kirchenfürsten teil. Die Antworten auf die Huldigungsdepeschen an den Heiligen Vater, den Kaiser Franz Josef und an den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand wurden mit freudiger Begeisterung aufgenommen. Besonders warm war das Antworttelegramm des Thronfolgers. Seinem Danke für die Huldigung der katholischen Slowenen und Kroaten, „welche die Vorsehung zu Hütern des südlichen Bollwerkes des Habsburgerreiches bestellt hat", fügte der erlauchte Thronerbe den Wunsch bei: „Mögen Sie in diesen Tagen recht viel Trost und Kraft finden, um als treue Söhne der Kirche und des Vaterlandes ihre erhabene Mission erfüllen zu können." Der Kongreß von Laibach war eine imposante katholische und patriotische Manifestation der Slowenen und Kroaten. Es wurde zugleich in den Sektionen ein umfassendes Arbeitsprogramm für die Zukunft aufgestellt, welches alle ernsten Arbeiter zur Tätigkeit gleichsam herausfordert.

Ungarn und die „neue Partei".

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Nach den Balkankriegen[1]) zeigt es sich immer mehr, wie unerläßlich es ist, daß Ungarn für die gebildeten Kreise Mitteleuropas nicht wie vielfach bisher eine terra incognita bleibe. Dieser autonome Mittelstaat im Rahmen des österreichisch-ungarischen Großstaates ist ein eigenartiges Mittelding zwischen — England und Rußland.

Einerseits stellenweise primitive Kulturzustände, Absolutismus und Korruption wie in Halbasien; anderseits eine hohe politische Regsamkeit und Beredsamkeit, ein Selbstbestimmungstrieb, ein reicher Hochadel und Klerus, eine ungestüme Gentry wie in England. Diese Gegensätze kennzeichnen den ungarischen Staat im Staate.

Ungarn ist ein Gebilde, das in die Schablone mitteleuropäischer Staatsbegriffe trotz aller Modernisierungen nur schwer sich einfügt. Ein tausendjähriges Reich voll der widerspruchvollsten Bildungen und Umbildungen vom St. Stefansreich des ungarischen Carolus magnus über türkische Despotie, wilde Revolutionen und Räuberromantik bis zur friedlichen Einverleibung in die hochkonservative Habsburger Monarchie. Die abgezirkelten nationalen Einheitsstaaten West- und Mitteleuropas mit ihrer strammen Beamtenverwaltung sind etwas ganz anderes, als das vielsprachige Konglomerat des großen Donaureiches an der Schwelle des Orients. Dies muß man einsehen, dies muß man fühlen, damit muß man rechnen in den Zentren und allen denkenden Kreisen der vorgeschrittensten Kulturstaaten. Wenn diese durch Vermittlung von Oesterreich-Ungarn zur moralischen Eroberung des näheren Orients gelangen wollen, so geht es nicht ohne Ungarn. Für diese Weltmission muß freilich zugleich der „ungarische Globus" sich ausreifen. Und Anzeichen hierfür sind vorhanden.

Es ist psychologisch erklärlich, wenn das lebhafte magyarische Nationalgefühl gegen eine merkliche Abhängigkeit von Wien sich aufbäumt, gegen Zurücksetzungen reagiert und ungeduldig wird gegenüber den zunehmenden Aspirationen der nichtmagyarischen Nationalitäten. Von innen und von außen wird ja dadurch der spezifisch ungarische Staatsgedanke zunächst in Frage gestellt. Aber die absolute, rücksichtslose Unabhängigkeitsidee und nationale Hegemonie ist eben praktisch undurchführbar. Und die letzten Jahre mit ihrer Obstruktionstaktik einerseits, ihrer Wahl- und Parlamentsvergewaltigung anderseits müssen doch ein Ende nehmen, wenn Ungarn bei solchen Stockungen nicht kulturell zurückbleiben, also politisch erst recht ohnmächtig werden soll.

Ein Anzeichen, daß man dies endlich einsieht und aus den jüngsten Wandlungen der äußeren Lage die Schlußfolgerung in Ungarn zu ziehen beginnt, ist die Bildung der „neuen Partei" des Grafen Andrassy. Er ist bekanntlich ein naher Verwandter des einstigen Ministers des Aeußern, dessen Name 1849 am Schafott geprangt hatte, aber in den 60er Jahren mit Deak und anderen wiederaufgegangenen Sonnen am politischen Himmel Oesterreich-Ungarns glänzte. Von dem damaligen und seitherigen Doktrinarismus der paragraphenkundigen Staatsjuristen hebt sich des jüngeren Staatsmannes freimütiges Geständnis seiner eigenen Fehler Achtung gebietend ab. Politische Wandlungen führender Politiker sind ja in Ungarn nicht selten; aber meist mehr zum Zweck der Verblüffung. Wenn diesmal kein bloßer Bluff vorliegt, kann es uns recht sein.

Was Graf Julius Andrassy der Jüngere in der konstituierenden Versammlung einer neuen Landespartei Mitte dieses Monats zu Ofen-Pest über die inneren Fragen, die allzustraffe Zentralisation der Verwaltung, die kroatische und sonstige Nationalitätengefahr, Entartung des Parlamentarismus, Wahlrechtserweiterung usw. gesprochen und versprochen, ist für das weitere Ausland von weniger Interesse. Wohl aber ist es von allgemeinem Interesse, wenn er anerkennt, daß „die Krone auch andere als die bloß ungarischen Interessen berücksichtigen müsse"; daß das heutige System des Mißtrauenstiftens „ein Attentat gegen den König (Kaiser) und gegen die Nation" bedeute; daß er die Forderungen einer selbständigen ungarischen Armee nicht in das Programm seiner Partei aufnehme und die „Gemeinsamkeit mit Oesterreich" im Sinne der (1867er) Ausgleichsgesetze annehme; daß er „Wunden heilen und auch von ihm selbst begangene Fehler gut machen wolle".

[1]) Siehe auch „Ungarn und der Balkan" in Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau".

großes Hindernis ist die Art der politischen Agitation, die mit der Lüge den Keim des Giftes in sich trägt. Fragen wir doch einmal: Können wir nicht jene parteipolitischen Gegner zählen, die dem Zentrum Gerechtigkeit angedeihen lassen?

Dazu gesellen sich die wirtschaftlichen Gegensätze, rasch entstanden und groß geworden durch die wirtschaftliche Entwicklung. Das primum vivere beherrscht heute die durch die materialistische Strömung für ideale Regungen vielfach abgestumpften Massen. Man kennt nur Diesseitsleben und Diesseitshasten. Die Nächstenliebe hat mehr und mehr der Klassenhaß verdrängt. Wir drohen ein Volk von Egoisten zu werden. Mit souveräner Gewalt treten die Stände und Klassen in die Oeffentlichkeit, damit die Möglichkeit des Ausgleichs nehmend, welche die Vereinigung in einer bürgerlichen, auf dem Boden des Rechts aufgebauten Partei bildet. Auf ein anderes hat Regierungsrat Dr. Schweighoffer hingewiesen, wenn er in Zurückweisung von Angriffen des Hansabundes und des Bundes der Industriellen es als ein bedauerliches Zeichen der Zeit bezeichnete, daß eine jede rein wirtschaftliche Ziele verfolgende Bewegung bei uns nur vom Standpunkt engherzigster Parteipolitik betrachtet wird. Das mag zutreffen, aber nur zum geringsten Teile. Hier ist übersehen, daß die Parteipolitik es war, welche wirtschaftliche Interessenverbände vor ihren Wagen spannte. Das Zentrum weiß sich frei von diesem Vorwurfe. Wie aber ist es mit der Sozialdemokratie? Genügt hier nicht das eine Wort von den „freien" Gewerkschaften? Und war nicht etwa der Liberalismus ein zwar gelehriger, manchmal aber recht ungeschickter Schüler? Und haben gerade diese Bestrebungen nicht vor allem in den Kreisen der Industrie Beifall und Unterstützung gefunden? Dr. Schweighoffer hat selbst vom Hansabund gesprochen. Wie ist es mit den wirtschaftsfriedlichen Arbeiterorganisationen? Wie ist es mit dem Bunde der Festbesoldeten? Es würde zu weit führen, wollte man alle die Filialen der liberalen Agitationskunst erwähnen. Deshalb trifft die Schuld nicht die Parteibrille, sondern jene Parteien, welche wirtschaftliche Verbände in ihren Bannkreis ziehen oder solche zu dem ausgesprochenen Zwecke parteipolitischer Hilfsarbeit gründen.

Auch von religiösen Hemmungen war die Rede, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß hier die Wurzel für so viele Schlingpflanzen zu suchen ist, welche ein frisches Blühen unterdrücken. In vielen Köpfen ist der Katholizismus der Feind und in vielen Herzen schlummert der Wunsch nach einer vielleicht stillen aber um so intensiveren Verfolgung. Die Wahnidee von der welthistorischen Mission Deutschlands als einer protestantischen Vormacht und von der gewaltigen Aufgabe des vermeintlich protestantischen Kaisertums hat viele klare Köpfe umnebelt, die berufen und befähigt wären, im Dienste des Ausgleichs hervorragendes zu leisten. Und je mehr der Protestantismus an positivem Glauben verliert, desto intoleranter muß er werden. Seien unsere Gegner doch ehrlich: würden sie das Zentrum so hassen und bekämpfen, wenn sie in ihm nicht die „katholische Partei" oder doch die Partei erblickten, welche die Interessen der Katholiken vertritt?

Nur skizzenhaft konnte ein Gemälde bleiben, das so viele Farbentöne aufzutragen hat. Hoffen wir, daß in glücklicherer Silvesterstimmung als jene war, die einst dem Fürsten Bülow die Feder führte, Männer sich finden, die stark genug sind, der bürgerlichen Einigung die Wege zu ebnen. Es soll nicht gesagt werden, daß die Zeiten dazu ungünstig sind. Große nationale Gesichtspunkte haben wiederholt der Parteien Streit verstummen lassen; wir müssen uns nur mehr verstehen und achten lernen. Das ist allerdings nicht möglich auf dem Boden schwächlicher Konzessionspolitik.

Wir begrüßen auch die Annäherung zwischen den einzelnen Erwerbsständen, welche die Tagung des Zentralverbandes als Leitmotiv beherrschte, weil wir in ihr einen der Pfade erblicken, die zur Einigung der bürgerlichen Parteien, zur Zurückdämmung des Klassenkampfes führen. Wenn, wie in Leipzig betont wurde, dieses Zusammenstehen alle grundsätzlichen Fragen unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik betrifft, dann muß der Politiker achtsam diese Vorgänge verfolgen. Möge, und das sei der Hauptwunsch im Anschlusse an die bedeutsamen Vorgänge, die Industrie, in Erkenntnis ihrer hohen, verantwortungsvollen Stellung, die Zeichen der Zeit erkennend, ihren Einfluß geltend machen zum Wohle aller im Wirtschaftskampfe Ringenden, aber auch ohne Bevorzugung einzelner Kreise. So kann gerade die Industrie zum Altruismus zurückführen und große Arbeit im Dienste der bürgerlichen Einigung leisten.

Die rote Woche von Jena.

Von Redakteur Michael Gasteiger, München.

Der Stillstand in der sozialdemokratischen Parteiorganisation, wie er im letzten Berichte des Parteivorstandes an den eben beendeten, von 500 Delegierten beschickten Parteitag in Jena zum Ausdruck kam, hat eine ganze Reihe von Besserungsvorschlägen und Ratschlägen für eine intensivere Agitation unter den Massen, hauptsächlich von den immer noch etwas anrüchigen „Literaten" und „Akademikern" in der Partei ausgehend, gezeitigt. Das war um so erklärlicher, wenn man sich vor Augen hält, daß die deutsche Sozialdemokratie in den letzten Jahren bereits an das Wachsen ihrer Mitgliederzahlen, natürlich aus der „werbenden Kraft der sieghaften Idee des Sozialismus" heraus, und an die verstärkte Ansammlung der Vermögensbestände gewöhnt war und daß sie daher die geringe Zunahme von etwa 12000 Mitgliedern, darunter 10000 Frauen, um so empfindlicher traf.

Die rückläufige Wirtschaftskonjunktur, deren erste Anzeichen bereits in die Mitte von 1912 fallen, hat auch vor der Sozialdemokratie nicht haltgemacht. Außerdem ist auch gar kein Zweifel darüber, daß in weiteren Parteikreisen, die sich eine Umwälzung durch die „roten Hundertzehn" im Reichstage vorgestellt hatten, eine gewisse Mißstimmung gegen die Partei herrscht. Dazu hat die Stellung der Reichstagsfraktion in der Frage der Militärvorlage ebenfalls Viele verwirrt, was auf dem Parteitage in deutlicher Weise zum Ausdruck gebracht wurde.

Diese rückläufige Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie im letzten Jahre gab dem radikalen Fähnchen unter Rosa Luxemburgs Führung wieder einmal Gelegenheit, die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Agitationsmethoden der Sozialdemokratie nach allen Richtungen zu beleuchten und einer „neuen Taktik" der schärfsten Tonart das Wort zu reden, dem politischen Massenstreik. Derselbe ist allerdings ein ziemlich ehrwürdiges Requisit, das man den Massen und „den herrschenden Klassen" immer unter dem Glassturz zeigt: hier als aneiferndes, den „Bürgerlichen" gegenüber als abschreckendes Beispiel, weil man weiß, daß man andere als rein rhetorische Wirkungen mit diesem Mittel gar nicht auslösen kann. Indes: So lächerlich die Idee des Generalstreiks zu politischen Zwecken „unter den heutigen Verhältnissen" — um im Sprachgebrauch der Genossen zu bleiben — auch wirkt: das Singen von Rosa Luxemburg und ihrem literarischen Anhang hat's getan, daß die Partei über Nacht wieder in der schönsten Massenstreikdebatte stand und der Parteitag sich mit dieser Frage als einem Hauptthema beschäftigte.

Besorgte Leute waren der Meinung, daß im Jahre 1913 zu Jena eine neue Taktik der Partei beschlossen würde, und einzelne liberale Kreise, die mit den Genossen Geschäfte machen wollen, sie jedoch meistens verlieren, redeten denselben zu, sich doch die Sache mit dem Massenstreik recht zu überlegen. Diese Befürchtungen waren wirklich unnötig. Wenn alle die, die solche Beschwörungsformeln leitartikelten, die Protokolle der Parteitage und deren Stellung zum Massenstreik verfolgt hätten, so hätten sie folgern können, daß 1913 nichts anderes als vor zwanzig Jahren auf dem Internationalen Kongreß in Zürich, nichts anderes als 1903 in Dresden und nichts anderes als 1905 in Jena und 1906 in Mannheim „beschlossen" werden konnte, nämlich: die Genossen aufzufordern, die politische und gewerkschaftliche Organisation auszubauen und damit den Massenstreik vorzubereiten. So hat es auch 1913 in Jena gelautet, weil die Entscheidung, an den harten Tatsachen gemessen, gar nicht anders lauten konnte.

Denn praktisch wird der Effekt immer der sein: „Wir wissen, wie wir in den Massenstreik hineinkommen, aber nicht, wie wir herauskommen" (Bernstein). „Mit dem Massenstreik rennt man den (preußischen) Staat nicht ein, er würde keine Vorteile für die Arbeiterschaft, sondern nur eine furchtbare Katastrophe bringen" (Dr. David-Mainz). Diese harten Tatsachen liegen aber nicht nur in den militärischen Machtmitteln des gegenwärtigen Staates begründet, die ja die Sozialdemokratie im Reichstage jüngst erst selbst hat kräftig verstärken helfen, sondern nicht zuletzt in der starken christlich-nationalen Arbeiterbewegung in Deutschland, wie Dr. David durch seinen Hinweis auf die 6 Millionen Arbeiter, mit welchen der Massenstreik als Gegnern rechnen muß, und Husemann-Bochum, der die Stärkeverhältnisse der Organisationen im Kohlengebiete und die Wichtigkeit der Kleinarbeit für die Sozialdemokratie gegenüber Rosa Luxemburg hervorhob, indirekt selbst zugaben. Und wenn Scheidemann in seinen Ausführungen mit Nachdruck darauf verwies, daß man entweder eine

Reform des preußischen Wahlrechtes oder den Massenstreik haben werde, so war das eine demagogische Redeblume, die auf nüchterne Menschen keinen Eindruck macht, auf dem Parteitag aber wohl nur angewendet wurde, um die Resolution des Parteivorstandes noch leichter durchzudrücken und den noch größeren Phrasenschwall der Gegenresolution Luxemburg zu verhüten. „Die Massenstreikdebatte", meint sehr richtig der revisionistische Karlsruher „Volksfreund" (Nr. 218), „ist ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Mit überwältigender Majorität hat der Parteitag die von den verantwortlichen (man beachte den bissigen Seitenhieb gegen die Radikalen!) Instanzen der Arbeiterbewegung vorgeschlagene Resolution, die nach dem bekannten Rezept verfaßt ist: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß", angenommen. Damit dürften wir für längere Zeit von einer Diskussion über den politischen Massenstreik verschont bleiben. Irgend welcher Anlaß, diese auf zwei Parteitagen schon behandelte Frage auf dem diesjährigen Parteitag wieder aufzurollen, war nicht gegeben." —

Also Ergebnis: Ein großer Aufwand ward vertan. Berge kreißten und kaum ein Regenwurm ward geboren.

Damit ist aber auch das einzige, äußere Zugstück des Jenaer Parteitages, das die größte Oeffentlichkeit interessierte, schon aus dem Programm abgewickelt. Des Jenaer Parteitages, der nach der Wiener sozialdemokratischen „Arbeiterzeitung" (Nr. 254) „für die bürgerliche Welt Deutschlands in dem Mittelpunkte der politischen Erörterungen und Betrachtungen" stehen soll. Was bleibt, sind neben den üblichen Referaten die herkömmlichen kleinen Anrempelungen des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion und die ebenso herkömmlichen Versicherungen, sich nach allen Kräften zu bessern, wie sie in der Regel am Schlusse der Debatten über den Geschäftsbericht und den Bericht der Reichstagsfraktion gegeben werden: Partei und Gewerkschaft, Jugend- und Frauenorganisationen, Presse und Bildungsbestrebungen sollen gefördert werden. Die Klagen, die Dr. Braun über die Uniformierung der Parteipresse aussprach, dürften übrigens auch in weiten Kreisen der Zentrumspresse Anspruch auf Beachtung machen können. Und zu dem Kapitel Jugendorganisation vermerken wir gerne das Kompliment eines Diskussionsredners, daß die katholische Jugendpflege „ganz hervorragende Pädagogen" besitze. Der Agrarfrage soll, nachdem man sich vierzig Jahre mit ihr beschäftigt hat, ohne etwas zu erreichen, nun durch eine Kommission der Garaus gemacht werden. Denn also spricht die „Weimarische Volkszeitung" (Nr. 219), ein „Organ zur Wahrung der Interessen des gesamten werktätigen Volkes": „Der Parteitag hat erneut die Agrarfrage angefaßt, demnächst wird auch mit Flammenschrift auf unserer Fahne stehen, wie wir uns die Lösung der Agrarfrage, der Landarbeiterfrage denken."

Nebenbei bemerkt: Was den Bericht der Reichstagsfraktion betrifft, so war der schriftliche Bericht, der nicht weniger als 71 engbedruckte Seiten umfaßt und selbst der Mehrzahl der Genossenpresse zu lang war, genau so ungenießbar wie der mündliche, den Abg. Schulz gab und der eine recht mißglückte Verteidigung der Reichstagsfraktion war. Wie man überhaupt merkte, daß im Jena von 1913 der große Zug in Referaten (das Wurmsche vielleicht ausgenommen), wie auch in der Diskussion so ziemlich fehlte. Es scheint, als ob man sich recht unsicher fühle, seit Bebel nicht mehr unter den roten Völkern weilt, der, wenn er auch die Führerrolle von ehedem in den letzten Jahren nicht mehr hatte, vielleicht schon durch seine bloße Anwesenheit beruhigend und aneifernd wirkte. An Bebels Stelle ist, wenigstens offiziell, um den Kampf der Richtungen nicht zu provozieren, keiner der „politischen Köpfe" Ledebours gestellt worden, sondern ein Organisator, ein „Bureaukrat", um im Sprachgebrauch der Ultraradikalen zu bleiben, Abg. Ebert, der schon bisher dem Parteivorstand angehörte und, wie das freisinnige „Jenaer Volksblatt" (Nr. 218) nicht mit Unrecht sagt, „allenfalls ein tüchtiger Feldwebel der Partei" ist. Dem gleichen Blatte wird man auch in der Anschauung zustimmen können, die ich früher schon an anderer Stelle ausgesprochen habe[1]), nämlich, daß der eigentliche Führer doch Scheidemann werden dürfte. Er ist, wie Chemnitz und Jena zeigten, wie kaum einer in den Künsten der Demagogie erfahren und schon dadurch am besten geeignet, Bebel zu vertreten und Massen und Führer, „einfache Arbeiter" und „Literaten, die sonst nichts zu tun haben" (als für den Massenstreik schreiben, wie ein Delegierter meinte), zusammenzuhalten. Dazu kommt Scheidemann, der gerne den einfachen Arbeiter herauskehrt, der sich sein bißchen Wissen hätte mühsam in langen Nächten erwerben müssen, zugute, daß er selbst Arbeiter, Schriftsetzer, war.

Bleibt noch ein Wort zu sagen über die weiteren Arbeiten des Parteitages: Arbeitslosenfürsorge, Steuerfrage, Maifeier. Wir müssen sie ebenso summarisch behandeln, wie der Parteitag es getan: er hatte zu umfangreicher, aber nicht zu gründlicher Diskussion sich Zeit genommen. Womit sich die ins Land geworfene Behauptung schlecht vereinbart, daß die Partei zwar im letzten Jahre nicht in die Breite, wohl aber in die Tiefe gegangen sei!

Die Frage der Arbeitslosenfürsorge hätte, ihrer praktischen Bedeutung für die Gegenwart nach, das für den Parteitag wichtigste Thema werden müssen. Es ist leider nicht so geworden. Timm-München, der übrigens sonst zu den ruhigeren Rednern gehört, hatte das Referat übernommen, in dem er eine Uebersicht über die Bestrebungen auf diesem Gebiete gab, dieselbe aber mit so vielen Ausfällen, insbesondere gegen das Zentrum, spickte, daß der Wert des Vortrages recht problematisch wurde. Sogar der Katholikentag in Metz wäre nach Timm verpflichtet gewesen, die Arbeitslosenfürsorge auf die Tagesordnung zu setzen! Diese übertriebene Polemik mag Timm später selbst zum Bewußtsein gekommen sein. Er versuchte, sich im Schlußworte dadurch zu rechtfertigen, daß er sagte, er hätte das Zentrum im besonderen kritisiert, „weil diese Partei für sich in Anspruch nimmt, auf dem Gebiete der Sozialpolitik voranzumarschieren"; — anscheinend sehr zum Leidwesen der Sozialdemokraten. Wenn aber Eduard Schmid-München von einer „Affenkomödie des Zentrums" in dieser Frage sprach, so ist das eine Behandlung des politischen Gegners, die außerhalb der Grenzen einer weiteren Diskussion steht. Wenn die Sozialdemokratie die Diskussion über diese hochernste und wichtige Frage künftig etwa nach solchen Rezepten zu führen gedenkt, dann allerdings wird es schwer werden, Klühß's-Magdeburg Forderung zu realisieren, auch andere Kreise, die nicht direkt der Arbeiterklasse angehören, für das Problem der Arbeitslosenversicherung zu interessieren. Und noch weniger wird die, mit Winnig-Hamburg, einem Vorstandsmitglied des deutschen Bauarbeiterverbandes, von jedem ernsthaften Sozialpolitiker gewünschte „Propagierung der Arbeitslosenversicherung über den Parteien" gelingen. Allerdings Timm glaubte vor dieser Anregung Winnigs gewissermaßen warnen zu müssen, um „nicht in falsche elegische Bahnen zu kommen."

Die Resolution zu dem Timmschen Vortrage, die nach verhältnismäßig kurzer Diskussion einstimmig angenommen wurde, fordert als Voraussetzung für eine Aktion die Stärkung von Partei und Gewerkschaften, Erweiterung der Sozialgesetzgebung, gemeindliche Zuschüsse zu den gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützungen, sowie endlich eine Arbeitslosenversicherung auf reichsgesetzlicher Grundlage, wobei das Reich, die Einzelstaaten und die Gemeinden Zuschüsse zahlen sollen, jedoch ohne eine staatliche Kontrolle. Selbst eine den Sozialdemokraten so wohlwollende Kritikerin wie die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 260) schreibt zu den Timmschen Vorschlägen: „Man muß zweifeln, ob die Sozialdemokratie wirklich glaubt, daß ein solcher Vorschlag im Reichstag eine Mehrheit fände, ganz abgesehen davon, was dann der Bundesrat täte."

Die Steuerfrage und die Stellung der Sozialdemokraten zu den verschiedenen Steuerarten ist durch die Bewilligung der jüngsten großen Militärvorlage wieder akut geworden. Nachdem die sozialistische Literatur in der Behandlung der Theorie der Steuern recht mager ist, hatte man den Abg. Wurm beauftragt, die theoretische Seite des Steuerproblems im Lichte der Sozialdemokratie zu behandeln. Man mag zu diesen mehr als zweistündigen Ausführungen sachlich stehen wie man will, interessant und ohne die sonst üblichen gehässigen Ausfälle gegen die politischen Gegner waren sie jedenfalls. Das gleiche gilt von dem Referate von Dr. Südekum, das die spezielle Aufgabe hatte, die Reichstagsfraktion gegen die Radikalinski zu verteidigen, und das wohl auch recht glücklich besorgte, weil diesem Redner mehr rhetorische Kraft und Feinheiten zur Verfügung stehen wie Wurm. Freilich, den Radikalen haben die beiden Redner keineswegs gefallen und sie brachten eine Gegenresolution ein, mit der sie aber nicht durchdrangen. Sechzehn Redner schickten ihres Wortes Waffe in die Arena der Steuerdebatte, wobei allerdings Wurm von den Radikalen starke Mauserungen nachgewiesen wurden, gegen die der Angegriffene sich nicht ungeschickt wehrte. Jedenfalls steht das eine fest: Der bequeme Standpunkt der radikalen Stuttgarter „Schwäbischen Tagwacht" (Nr. 212, 1913): „Wir

[1]) M. Gasteiger: Die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Arbeit dargestellt. Hamm 1913. Breer & Thiemann.

brauchen nicht Richtlinien für eine gute Finanzreform, die innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft durchzuführen wäre ... Wir brauchen ein Agitationsprogramm für die Massen," ist heute auch für die „roten Hundertzehn" unhaltbar geworden. Dieser Steinklopferhannslogik setzt Südekum den Satz gegenüber: Wir wollen nicht zwei Reichstage nebeneinander, einen zu 110 Mann, der negiert, und einen zu 287 Mann, der für sich beschließt. Wir wollen und müssen mitarbeiten, denn die Massen wollen Erfolge sehen. — Es wird interessant sein, unter diesen Umständen die künftigen Diskussionen zur Steuerfrage und — das praktische Verhalten der Genossen zu verfolgen. Denn wie geteilt die Meinungen gerade in der Frage sind, beweisen auch zwei Anträge an den Parteitag in Jena. Der eine, gestellt von Magdeburg-Breslau, „erkennt an, daß die Zustimmung der Reichstagsfraktion zu den Besitzsteuern nicht im Widerspruch zum Parteiprogramm steht". Der andere Antrag, von Halle a. Saale gestellt, bedauert die Zustimmung „als einen Verstoß gegen einen fundamentalen sozialdemokratischen Grundsatz, als einen schweren politischen Mißgriff".

Schließlich hat ja nun in Jena die Fraktion Generalpardon erhalten, aber wir fürchten, daß die roten Dogmatiker noch große Arbeit bekommen werden, die grundverschiedenen Auffassungen, die auf dem Gebiete bestehen, aus den Lehren Marx' und Lassalles zu versöhnen, auf die sich beide Richtungen berufen.

Die Maifeierresolution ist Kautschuk geblieben; — wie sie es auch vor dem Jenaer Parteitag schon war. Denn auch dieses Mal „erwartet der Parteivorstand von den in Bureaus und Redaktionen der Partei und der Gewerkschaften angestellten Parteigenossen, im Hinblicke auf die Opfer, die die Arbeiter im Kampfe um die Maifeier bringen, ihren Tagesverdienst am 1. Mai an den Maifeierfonds abzuliefern". Nichts weiter!

So bietet, um alles in allem zu nehmen, der dritte Jenaer Parteitag im ganzen nichts besonders Bemerkenswertes. Die zahme Massenstreikresolution war aus der Not geboren, nicht dem eigenen Triebe, die Arbeitslosenfürsorge hat in diesem exklusiv sozialdemokratischen Sinne wohl kaum jemals Aussicht auf Verwirklichung, wenn die Partei sich nicht entschließt, auch den Rat der „Bürgerlichen" hierzu zu hören und vertragen zu lernen. Die Steuerdebatte aber hat gezeigt, daß die deutsche Sozialdemokratie, trotz eines nicht ungeschickten Bekenntnisses zu positiver Arbeit, vielleicht noch in keiner Phase ihrer politischen Entwicklung uneiniger und in sich zerrissener war als gerade jetzt, wo die Einigkeit so not täte. Diese Blößen, die Jena aufs neue gezeigt hat, für die positiven Kreise auszunützen, wird Aufgabe unserer künftigen, eifrigen Agitation sein müssen.

Spätsommertage.

So liebe ich der Landschaft Töne,
Wenn herbstlich Licht sie schon umwebt,
Und wie ein Traum von sanfter Schöne
Der Sommer leisen Schritts entschwebt.

Wenn Laubrevier und Felsenhänge
Der wilden Myrte Flaum bekränzt,
In Gärten und durch Parkesgänge
Der Vogelbeere Purpur glänzt.

Wenn über fernen, blauen Wäldern
Der milden Sonne Gold sich zeigt
Und Baum an Baum auf allen Feldern
Sich früchteschwer zur Ernte neigt.

Da liegt ein Klang in allen Lüften,
Dem schweigend meine Seele lauscht,
Ein süsser Duft von Wald und Triften,
Wie nur ihn Herbst und Sommer tauscht.

Da fühl' ich tief des Sommers Segen
Beseligend auch mich umweh'n
Und mein', ich müsst an allen Wegen
Mildlächelnd Gottes Antlitz seh'n.

Gust. A. W. Flaig.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Friedensschluß in Konstantinopel und Versöhnungstrinksprüche in Paris.

Die Türken und Bulgaren sind einig geworden über die neue Grenze, die Franzosen und Griechen haben ihre Freundschaft repariert durch die Trinksprüche, die beim Besuche des Königs Konstantin in Paris gewechselt wurden.

Auf das Ergebnis der Pariser Reise war alle Welt aufs höchste gespannt. Die Sache ist so verlaufen, daß man sogar in Deutschland damit zufrieden sein kann. Die Pariser haben zunächst gegenüber dem „König und Feldmarschall" eine gewisse Zurückhaltung bewahrt, aber sich höflich gehalten. Herr Deroulède hatte seine getreuen Radauhelden ermahnt, nicht wieder die „Geschäfte Bismarcks" zu besorgen, wie es bei den Demonstrationen gegen den verstorbenen Alfons, den „König Ulan", geschehen. Die Trinksprüche im Elysée waren keine militärische Improvisation, sondern vorsichtige Diplomatenarbeit, so abgefaßt, daß Frankreich eine Fülle von Lob und Dank erhielt, aber die Berliner Beredsamkeit des Königs und die Ehre der deutschen Kriegskunst unbehelligt blieben. König Konstantin rühmte die Dienste, welche die französische Militärmission seinem Lande in der „letzten Vorbereitung" zum Kriege erwiesen; doch ließ er nicht die vielfach ersehnte Bemerkung einfließen, daß die französische Kriegskunst den siegreichen Ausgang entschieden habe. — Venizelos und Pichon haben nun den „Zwischenfall von Potsdam" wieder eingerenkt. Es bleibt bei der alten Freundschaft zwischen Athen und Paris. Wenn inzwischen Griechenland und die übrige Welt aufmerksam geworden ist auf die Möglichkeit und den Wert freundlicher Beziehungen zwischen Athen und Berlin, so ist es offenbar am besten, diese junge Pflanze ruhig wachsen zu lassen, ohne viel daran herumzuzupfen. In der hohen Politik ist sehr oft die orientalische Sitte am Platze: sich viel, viel Zeit zu lassen und würdevoll den Mund zu halten.

Ein großer Teil der Pariser Blätter erklärt den Trinkspruch für ungenügend, schimpft weiter und bedroht Griechenland. Dies mag französisch sein, aber klug ist es nicht. Das Selbstgefühl der Griechen ist gereizt. König Konstantin wird die Sympathien seines Volkes gewinnen und das französische Joch drückend empfinden, wenn auch eine Abschüttelung gegenwärtig noch nicht möglich ist. Die blinden Eiferer verwirren die Zirkel der eigenen Diplomaten.

Daß der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien fertig geworden, ist an sich recht erfreulich. Auch ein magerer Friede ist besser, als ein fetter Krieg. Aber die neue Grenze ist soweit nach Westen gezogen, bis hinter Kirkilisse, Adrianopel und Demotika, daß man den Rückschlag zugunsten der Türkei nicht ohne Besorgnis betrachten kann. Die Türkei, die beinahe gänzlich aus Europa ausgeschaltet erschien, ist jetzt wieder mit einem erheblichen Stück von Europa versehen, daß wahrscheinlich die erwünschte Konzentration auf die asiatische Mission Schaden leiden wird. Ueberdies liegt in dem nachträglichen Verlust der mühselig eroberten Landstriche um Adrianopel für die Bulgaren ein unwiderstehlicher Anreiz zur Revanche. Das wird in absehbarer Zeit sich zeigen, auch wenn die Bulgaren vorziehen sollten, sich zunächst mit der Türkei freundlich zu stellen, um vorerst mit den Serben und Griechen ihre Abrechnung zu halten. Freunde der Türkei machen geltend, daß die neue Grenze strategisch richtiger sei, als die alte von Enos nach Midia. Auf die Dauer werden eben auch die schönsten Befestigungswerke der Türkei den Revanchekrieg nicht verhindern können.

Das sind freilich Zukunftssorgen. Die Erleichterung der Gegenwart erscheint aber wieder bedroht durch die Zuspitzung der Dinge in Nordalbanien. Dort ist es nach serbischen Meldungen bereits zu regelrechten Kämpfen zwischen Serben und Albanern gekommen, jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß es in Albanien sehr chaotisch aussieht. Der vielgewandte Essad Pascha treibt zum Ueberfluß sein verwirrendes Spiel; er soll sich zum Generalgouverneur von Albanien ausgerufen haben. Oesterreich und Italien werden bald nach dem Rechten sehen müssen, sonst gibt es neue Konflikte.

Die Taktik der Roten.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena wurde von zwei Massenstreikresolutionen die vorsichtigere angenommen und die Mitwirkung der Reichstagsfraktion bei den Deckungsgesetzen gebilligt. Daraus ziehen linksliberale Blätter und auch sonstige hoffnungsselige Leute weittragende

Folgerungen, als ob die Umsturzpartei jetzt in der vollen Umbildung zu einer Reformpartei begriffen sei. Einige reden auch von Spaltung und Zersetzung der roten Kampfgenossenschaft. Der Vater dieser irrigen Gedanken ist vielfach der heiße Wunsch nach Rechtfertigung und Fortsetzung der Groß- und Rotblockpolitik. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß der Parteitag an dem Wesen und dem Endziele der Sozialdemokratie nichts geändert und daß er über die Taktik der Partei auch nichts Neues offenbart, sondern nur den taktischen Entwicklungsprozeß, der in den letzten Jahren schon sichtbar war, bekundet hat.

Die Partei ist gewachsen an Umfang und Besitz; sie kann mehr verlieren, als früher, an Mandaten, Brotstellen und Gewerkschaftsvermögen; deshalb wird sie vorsichtiger. Sie denkt nach wie vor an die Revolution, aber sie scheut die Putsche, die keinen vollwichtigen reellen Erfolg versprechen.

In der Massenstreikfrage bedeutet der Jenaische Beschluß: Aufgeschoben, bis der Erfolg sicher ist, aber nicht aufgehoben! Mit Recht sagt der „Vorwärts", daß die Vertreter der beiden Resolutionen gar nicht so weit auseinandergingen. Beide Teile wollen in den Massen den Glauben an den gewaltigen Massenstreik aufrechterhalten; nur sagen die einen, man müsse diese Waffe erst noch schärfen, während die anderen in ihrem blinden Eifer glauben, es könne schon sofort mit der ungeschliffenen Waffe gefuchtelt werden. Wer sind denn nun für Staat und Gesellschaft die gefährlicheren Feinde: die Phantasten, die schon um der wenig zugkräftigen preußischen Wahlreform willen einen aussichtslosen Straßenkrawall machen wollten, oder die Zielbewußten, die systematisch das Pulver anhäufen wollen, um im geeigneten Augenblick eine vernichtende Explosion loszulassen? Diese taktische Meinungs- oder Temperamentsverschiedenheit deckt sich keineswegs mit der alten Gruppierung von Revisionisten und starren Marxisten. Sogar Bebel, der sonst der Heerführer der Radikalen war, hatte sich für die vorsichtigere Taktik erklärt, weil er sich davon mehr Erfolg für seinen Vernichtungskampf gegen Staat und Gesellschaft versprach. Zurzeit treten für die Politik des Abwartens besonders die Gewerkschaftsführer ein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihre Kassen und sie selbst die Kosten eines übereilten Putsches zu tragen haben würden. Wenn aber der Massenstreik und die Revolution Aussicht auf Erfolg versprechen, dann werden auch sie die Bremse fahren lassen.

Die Mehrheit des Parteitages hat das Verhalten der Reichstagsfraktion gebilligt. War denn ein anderer Beschluß möglich? Eine Fraktion von ein oder zwei Dutzend Mitgliedern kann auf dem Parteitage in die Minderheit geraten; eine Fraktion von 110 Abgeordneten, deren jeder seinen persönlichen und örtlichen Anhang hat, bildet von selbst die Mehrheit.

Eine Fraktion von 110 Köpfen kann sich überhaupt nicht auf die Verneinung und die bloße Demonstration beschränken. Sie muß ihrer Ehre und ihres Bestandes halber „etwas leisten". Im vorliegenden Falle war der Arbeitsdrang um so schärfer, als die 110 Mandate kaum zur Hälfte durch die eigene Kraft der Partei erworben waren. Was durch Bündnisse und Dämpfung errungen war, das mußte man durch vorsichtige Haltung zu wahren suchen. Die roten Realpolitiker behalten die nächsten Wahlen im Auge: Sie wollen doch nicht gern die Hälfte oder wenigstens ein Drittel ihrer Mandate wieder einbüßen. Um die liberalen Wahlhelfer nicht abzuschrecken, zieht man vorläufig die Krallen etwas ein. Im geeigneten Augenblick werden sie schon wieder zum Vorschein kommen.

Dazu kommt das gesteigerte Selbstbewußtsein. Viele Abgeordnete und die meisten roten Wähler bilden sich ein, daß die sozialdemokratische Fraktion wirklich die Schöpferin der Besitzsteuern sei. Die vermeintlich ausschlaggebende und vorherrschende Stellung möchte man gerne bewahren und in den bevorstehenden Zollkämpfen noch einmal verwerten. Es ist auf dem Parteitage angedeutet worden und entspricht auch den natürlichen Triebkräften: die Sozialdemokratie spekuliert auf die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Parteien, die bei den Zollfragen zutage treten könnten, und hofft, bei dieser Gelegenheit das Heft in ihre Hand zu bekommen. Die richtige Nutzanwendung aus dieser Taktik lautet: Die staatserhaltenden Kräfte müssen sich erst recht zusammenschließen, wenn die Umsturzpartei auf ihre Uneinigkeit so listig spekuliert. Daran muß man angesichts gewisser Bestrebungen, die auch in Leipzig zutage getreten sind, die Mahnung knüpfen: Nur keine Ausnahmegesetze oder sonstige Maßnahmen der Gewalt! Denn dadurch würde der Umsturzpartei kein Nachteil, sondern nur Erleichterung und Förderung zuteil.

Zur „Verständigung".

Eine Ergänzung. Von Kaplan Kalthoff-Dortmund.

Verständigung! — In zwei Artikeln („Allgemeine Rundschau" Nr. 33 und 34) spricht Pfarrer Rogg von der Verständigung zwischen Klerus und Lehrerschaft, zwei Ständen, „die vor Gott und der Welt zusammengehören". Ist das nicht ein Bild zum Herzzerreißen: Eine Welt in Waffen gegen uns, und da gönnen wir uns in Deutschland den Luxus des Bruderkrieges. Was Rogg hinsichtlich der wirtschaftlichen Besserstellung der Lehrer sagt, ist richtig. Aber in der Hauptsache war doch wohl die „Schulaufsicht" der Grund der Entfremdung zwischen Lehrer und Pfarrer. In den Ausführungen Roggs werden zunächst bayerische Verhältnisse berücksichtigt; indes ist es auch wohl angebracht, die preußischen in die Debatte zu ziehen, wo das Kapitel Schulaufsicht ebenfalls zur Diskussion steht, und da eben noch die Metzer Tagung sich so eingehend mit der Schulfrage befaßt hat, einem Thema, das in Zukunft sobald nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird.

Was sollen wir, quae cum ita sint, grundsätzlich von der Schulaufsicht halten? Diese Frage richtig beantworten, heißt einen bedeutenden Schritt vorankommen in der „Verständigung". Auch im preußischen Abgeordnetenhause ist die Frage des Rechtes der Kirche auf die Schule und damit auch auf die Schulaufsicht wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen, die sich sogar zu dem vom Zentrum 1911 (S. Tätigkeit der Zentrumsfraktion des preuß. Abgeordnetenhauses, Session 1911. S. 80 f.) gestellten Antrag verdichtet hat, die Staatsregierung zu ersuchen, den Einfluß der Kirche auf die Schule sicherzustellen. Derselbe hatte jedoch bisher keinerlei Wirkung, wie der Abg. Tourneau (s. Uebersicht 1912/13 I. S. 51) beklagen mußte. Der Minister hatte bei Einbringung des Antrages erklärt, dieser gebe keinen Weg an, wie es zu machen sei, daß neben dem Rektor noch ein Ortsschulinspektor bestehen bliebe. Aus technischen Gründen sei das vielmehr unmöglich. Nun haben wir ja in dem einen oder andern Bezirk neben dem Rektorat vorläufig noch die Ortsschulinspektion, bei kleineren Schulsystemen überall. Der Abg. Dr. Heß gab nun am 9. April d. J. dem Wunsche Ausdruck, daß eine Dienstinstruktion für die Vertreter der Kirche herausgegeben würde. (S. Uebersicht 1912/13. II. S. 33.) Bis jetzt ist das wohl noch nicht geschehen. Fast allerorten ist, wo das Rektorat besteht, bereits die Ortsschulinspektion aufgehoben. Wenn nun eine Dienstinstruktion auch herauskäme, dürfte es sich doch nur um ein Provisorium handeln bis zur gesetzlichen Regelung der Schulaufsicht, die angestrebt werden muß. Und zwar derart müßte dieses Problem gelöst werden, daß die Lehrer vernünftigerweise zufrieden sein können und die Kirche ihr göttliches Mitbestimmungsrecht nicht völlig preisgibt. Die Schulaufsicht in der alten Form wird nach wie vor, ob zu Recht oder Unrecht, angefeindet werden, auch bei der „möglichsten pädagogischen und methodischen Durchbildung des Klerus" (Rogg). Dazu kommt noch in Preußen, daß überall bei größeren Schulsystemen das Rektorat staatlich eingeführt und nicht mehr zu beseitigen ist. Was jetzt noch de iure vorhanden ist an kirchlichem Einfluß auf die Schule, kann ein einziger Erlaß eines liberalen Ministeriums beseitigen. Täuschen wir uns nicht, das sind Tatsachen! Die Lehrerschaft hat mit ihrem Wunsche nach „Fachaufsicht" das ihr in dieser Form nicht zusagende Rektorat bekommen, und systematisch hat man ganz sachte die Kirche aus der Schule gedrängt.

Und doch wäre bei etwas gutem Willen sehr wohl eine harmonische Verbindung zwischen Klerus und Lehrerschaft zu ermöglichen. Ein praktischer Vorschlag! Unterscheiden wir bei dem gesamten Schulbetriebe ein Dreifaches: 1. das Ideale, 2. das Technische, 3. das Verwaltungsmäßige. Unter 1. ist zu verstehen der christliche Geist im gesamten Unterricht, unter 2. die Methodik in den einzelnen Fächern, besonders in den profanen, unter 3. die Regelung der rein bureaumäßigen Dinge, Hausordnung, Stundenplan, Urlaubserteilung usw.

Auf Punkt 1. muß die Kirche Gewicht legen, 2. und 3. können ihr (bis auf Festsetzung des Stundenplanes etwa) gleichgültig sein, ja, müssen es fast, denn der Pfarrer hat sonst mit ähnlichen rein kirchlichen Dingen schon hinreichend zu tun. Um 1 genügend wahren zu können, müßte für den Pfarrer gesetzlich festgelegt werden: a) die Erteilung des gesamten Religionsunterrichts, b) Vereidigung und Einführung der Lehrer (natürlich auch Bestallung mit der missio canonica), c) das Recht des Hospitierens in sämtlichen Unterrichtsstunden. Ad. a. Selbstverständlich ist es nur ratsam, dem Lehrer, wie es z. B. in der Diözese Paderborn

sehr glücklich gehandhabt wird, den gesamten planmäßigen Religionsunterricht zu übertragen. Dem Geistlichen bleibt dann der Erstbeichtunterricht, der Kommunion- und der Exkommunionunterricht. Im Hauptamte als Religionslehrer zu wirken, wird dem guten Lehrer eine Freude sein, sein Erzieherberuf bekommt dadurch erst seine Weihe; dem „freieren" Lehrer wäre es ein Halt, falls er nicht ein vollendeter Heuchler sein will, und der Geistliche würde nicht erdrückt werden von der Arbeit, wie das in der Großstadt nahezu der Fall ist.

Wäre so alles gesetzlich festgelegt, wären Reibungsflächen sozusagen unmöglich, falls in taktvoller Weise allseitig verfahren wird. Der Lehrer hat die Fachaufsicht, der Rektor sein Reich, die Kirche ihre vitalen Interessen auf die Dauer gewahrt. Das wäre in der Tat ein Weg zur Verständigung. Alle gutgesinnten und ehrlichen Lehrer und Rektoren würden sicher auch damit einverstanden sein; sie können es gar nicht wollen und wollen es auch nicht, daß auf der ephemeren Erscheinung, daß die Mehrzahl der katholischen Lehrer gewissenhaft und wirklich katholisch ist, die ganze Zukunft der Kirche beruhen soll. Wer Geschichte kennt, weiß, daß Generationen wandelbar sind. Uebelwollenden indes, die nicht katholisch sein wollen, wird es nicht recht gemacht werden können. Da gibt es keine Verständigung, aber auch hier würde die rechte Einsicht allmählich sich Bahn brechen. Die Gutgesinnten mögen sich aber auch nicht vorreden lassen, die Kirche handle bei ihrem Streben, etwas zu schaffen, das allseitig gebilligt werden kann, das aber auch von Dauer und unerläßlich ist für das Wohlergehen der kommenden Geschlechter, nur aus Mißtrauen gegen die lebende Generation. Die Sorge um das Heil der Seelen, nicht Herrschsucht, ist trotz aller boshaften Unterstellungen das Prinzip, nach dem sie handelt und nötigenfalls kämpft bis aufs Blut.

In diesem Sinne müßte die Schulaufsichtsfrage (speziell in Preußen sicher) gelöst werden, sonst könnten wir doch einst vor der Tatsache stehen: Es war einmal eine katholische Volksschule. Ueber die Simultanschule brauchen wir kein Wort zu verlieren; da gibt es keine Kompromisse! Sollte die Regierung in Preußen, wie das der Abg. Dr. Heß ihr am 9. April d. J. vorgehalten hat (Uebersicht 1912/13 II. S. 33), dem Liberalismus zulieb, dahin arbeiten wollen, ganz sachte, im stillen Kulturkampf die Kirche aus dem Organismus der Schule zu vertreiben, dann wäre es für alle christlich Denkenden im höchsten Grade gedanken- und gewissenlos, sich um minder wichtiges zu streiten und inzwischen rein alles zu verlieren. Also um Gotteswillen Verständigung! Es geht aufs Ganze.

Zur Berufsorganistenfrage.

Von J. Bechtold, Pfarrer, Lembach.

Die Ausführungen von Chordirigent Knüppel in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" dürften für süddeutsche Verhältnisse wenigstens, aber auch für andere Diözesen, nicht in allem das Richtige treffen.

In Baden z. B. ist der Kirchendienst vom Schuldienst vollständig getrennt. Der Lehrer hat volle Freiheit, ob er den Organistendienst versehen will oder nicht. Meistens besorgen aber Lehrer diesen Dienst. Die Pfarrgemeinden fahren nicht gerade übel dabei, und die Lehrer tun gut daran in ihrem eigenen Interesse.

Wer einen guten Volksgesang will bei den deutschen Vespern und Andachten, der muß durch einen guten Schülergesang den Grund dazu legen. Die halbe Stunde, die für Kirchenlieder im Volksschullehrplan vorgesehen ist, wird vom Lehrer gewiß mit erhöhtem Interesse ausgenützt und für die Feier des Gottesdienstes zweckmäßig dem Kirchenjahr entsprechend eingeteilt, wenn der Gesangslehrer der Volksschule auch gleichzeitig Gesangslehrer für die Kirche ist. Aus den Schülern heraus wählt der Lehrer seine späteren besten Sänger. Als Lehrer tritt der Lehrerorganist schon beim Schülergesang, aber auch später im Kirchenchor mit größerem Ansehen auf als etwa ein Privatmann, wenigstens in normalen, geordneten Verhältnissen. Mißliche Zustände gäbe es auch mit einzelnen Berufsorganisten.

Herr Knüppel selber sagt sodann: „Es ist wohl klar, daß sie (die Berufsorganisten) nicht für die bisher an den Lehrer bezahlte Entschädigung die Arbeit übernehmen könnten." Selbst auf Nebenverdienst, abgesehen von vielleicht kleinsten Dorfgemeinden, will er sie nicht angewiesen wissen. Ja, soll im kleinsten Dorf der Organistendienst der Hauptverdienst eines gesunden Mannes sein? Das wäre ja Erziehung zum Müßiggang! Soll auf dem Land für die Regel ein Handwerker oder Arbeiter Organist sein? Auch damit wäre den berechtigten Forderungen sachlich nicht gedient, abgesehen von der Gefahr des unerwünschten Einflusses gewerblicher und persönlicher Verhältnisse auf die Ausübung des Kirchendienstes. Was die Geldfrage angeht, so bleibt eben sie die schwierigste. Nicht einmal mit tausend Mark Gehalt könnte ein Berufsorganist sich durchbringen. Er hat ja keine Dienstwohnung wie der Lehrer. Die Forderung einer Dienstwohnung wäre wohl dann auch bald der erste Ring in der Gehaltsschraube ohne Ende. Eine Organisation der Berufsorganisten würde sicherlich gegründet „behufs Besserstellung usw.," will heißen, „behufs Erkämpfung. . . ." Man denke an die Konsequenzen!

Die Bemerkung über oft reiche Ausstattung der Pfarrhäuser so allgemein gemacht, dürfte für Süddeutschland nicht zutreffen. Keinen Sitzungstisch, kein Schreibpult, kein Büchergestell findet ein Pfarrer im Amtszimmer vor. Selbst den Kochherd müssen wir im Möbelwagen mitbringen. Es gibt Kirchenfonds und leider nicht wenige, deren Jahreszinsen keine dreihundert Mark ausmachen, Gemeinden zu Hunderten mit über fünfzig Pfennig Gemeindesteuern, und da sollen wir einen neuen Stand schaffen, für den wir voraus keine Mittel haben. Das Beispiel von der kleinen Gemeinde und ihrer Organistenstiftung wäre vielleicht besser nicht bekannt geworden wegen der zahlreichen Kirchenbettler aus Norddeutschland. Solange die Diasporanot noch so groß ist, ist es dringender nötig, Notkirchen zu bauen und für Sonntagsgottesdienst zu sorgen, als einer Gemeinde die Auslagen für den Organisten aufzuerlegen oder zu erhöhen. Welche Wohltat wäre es für manche Schwarzwaldfiliale, bekämen die Leute einen Seelsorgsgeistlichen; für die Diaspora wird das noch mehr gelten: erst Seelsorge, dann Orgelspiel.

Die Lehrer besorgen, solange sie können, den Organistendienst im Interesse ihres eigenen Standes. Das Volk sieht im Lehrer seinen geborenen Gesangslehrer. Jener Gesang aber ist für das Volk der edelste, der gepflegt wird im Dienste und zu Ehren des Allerhöchsten. Was gilt ein Lehrer, wenn er durch sein Orgelspiel mithilft, eine Generalkommunion, ein Fest feierlich zu gestalten. Das Volk ist doch gottlob noch immer so ideal veranlagt, daß ihm Kirchenfeste mehr wert sind als Bierfeste und Vereinsfestlichkeiten. Ziehen wir jedoch auch die Vereinsfeste in den Kreis unserer Betrachtung. Wächst nicht das Ansehen eines Lehrers ganz erheblich, wenn der Lehrer als Organist mitwirkt? Oder wäre es für den Lehrer vorteilhafter, wenn er sich fern hielte und die Teilnehmer in die Lage kämen, dagegen die Dirigentenkunst irgend eines einfachen Mannes aus dem Volke zu rühmen?

Das Volk sieht und hört nichts oder doch wenig von den Leistungen des Lehrers in der Schule; die Leistungen auf dem Chor jedoch hört es und würdigt sie auch. Am Sonntag in der Kirche ist für viele, wenn nicht für die meisten die Stunde gekommen, wo sie sich wieder einmal verdemütigen wie Kinder, wo sie selber mithelfen wollen, sie zu erziehen: erziehen für sich, für ihre Mitmenschen, für Gott. Der Seelsorger soll und darf ihnen das Gewissen erforschen, er soll für sie und mit ihnen beten, daß sie sich selbst die Woche über weiter erziehen. Und der Organist hat es nun in der Hand, durch die Macht der Töne Gemüt und Wille in guten Vorsätzen zu bestärken, dem Gebet der Andächtigen gleichsam Himmelsschwingen zu geben. Auf diesen erziehlichen Einfluß sollte ein Lehrer nicht leicht verzichten, kein katholischer und kein protestantischer. Die Lehrer sind die geborenen Volksgesangslehrer; lehnen sie dieses Amt in seinem religiösen Teil ab, so verlieren sie viel: einen Teil der Liebe und Achtung des Volkes und den Anteil des Herrn.

Der Katholikentag in Laibach.

Von Professor Dr. F. X. Lukman, Marburg a. d. Drau.

Die Monate August und September sind wahre Kongreßmonate. Zugleich mit der herrlichen Versammlung der Katholiken Deutschlands in Metz tagte der deutschösterreichische Katholikentag in Linz, diesen folgte eine Woche später der slowenisch-kroatische Katholikentag in Laibach und die erste Hälfte des Septembers brachte den tschechischen Katholikentag in Kolin und den italienischen in Aquileia.

Ueber die Berechtigung nationaler Katholikentage hat sich Professor Dr. Hilgenreiner ausgesprochen (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 36 Seite 716); der Erfolg der Linzer und der Laibacher Versammlung bestätigt seine Worte. Wenn wir auf diesen Kongressen wirklich katholisch arbeiten, so finden wir uns stets zusammen in der Liebe zum Statthalter Christi, in der Treue zu Habsburg und in gegenseitiger Hochschätzung. Wir können getrennt marschieren, immer bereit, vereint zu schlagen, wenn die Stunde es fordert.

Der Katholikentag in Laibach war eine Heerschau aller katholischer Südslawen. Das gibt ihm seine besondere Bedeutung, zumal im gegenwärtigen Zeitpunkt. Die Beteiligung war außerordentlich groß. Am 24. August bewegte sich ein Festzug von etwa 20000 Teilnehmern auf den Kongreßplatz zum feierlichen Gottesdienst, welcher mit der Weihe an die unbefleckte Gottesmutter schloß, und dann zur Landwehrkaserne, wo eine Volksversammlung abgehalten wurde, die sich zu einer imposanten Kaiserhuldigung gestaltete. An den folgenden zwei Tagen fanden die slowenischen und kroatischen Sektionsberatungen getrennt, die Festversammlungen aber gemeinsam statt. Wir können mit der bisher auf dem Gebiete der Volksaufklärung, der Jugendorganisation und des Genossenschaftswesens geleisteten Arbeit zufrieden sein. Die in den Sektionen angenommenen Resolutionen geben die Direktive für die Zukunft. Parallel mit den Beratungen in den Sektionen gingen einige andere Veranstaltungen, wie die Generalversammlung der slowenischen Leogesellschaft, jene des Katholischen Lehrerverbandes, des Vereins „Der heilige Krieg" gegen den Alkoholismus, die Versammlung der slowenischen katholischen Studentenvereine, ein Pädagogentag, ein Schauturnen von 2000 slowenischen und über 300 tschechischen katholischen Turnern (Turnerverband „Orel").

Den Geist des Laibacher Katholikentages geben am besten wieder die Worte eines Festredners, welcher unter brausendem Beifallssturm erklärte: „Wir haben uns versammelt, um geradaus und mit aller Entschiedenheit zu sagen, daß uns unser heiliger Glaube das Teuerste auf der Welt ist. Wir sind hergekommen, um uns in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Christi Lehre der einzige Weg zum Glück und zum Fortschritt ist. Wir sind gekommen, um zu sagen, daß wir unser Volk innig lieben, daß wir ihm eine glückliche und ruhmreiche Zukunft wünschen, aber auch, um zu sagen, daß wir dieses Ziel anstreben wollen nur in Betätigung der Lehre Christi. Seine Grundsätze müssen ins öffentliche Leben, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens! Wir sind hergekommen, um unserer tiefinnersten Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß zwischen Christus und dem Freisinn eine unüberbrückbare Kluft besteht; wir sind gekommen, um jedes Liebäugeln mit dem Freisinn, jeden Kompromiß zu verurteilen und den christlichen Radikalismus zu betonen ... Wir sind gekommen, um unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß wir diese Ideale nur unter der Herrschaft der Habsburger erreichen können, sind gekommen, um unsere Ergebenheit zu bezeugen dem ergrauten Monarchen und seinem Hause."

Am Katholikentage nahmen zwölf Kirchenfürsten teil. Die Antworten auf die Huldigungsdepeschen an den Heiligen Vater, den Kaiser Franz Josef und an den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand wurden mit freudiger Begeisterung aufgenommen. Besonders warm war das Antworttelegramm des Thronfolgers. Seinem Danke für die Huldigung der katholischen Slowenen und Kroaten, „welche die Vorsehung zu Hütern des südlichen Bollwerkes des Habsburgerreiches bestellt hat", fügte der erlauchte Thronerbe den Wunsch bei: „Mögen Sie in diesen Tagen recht viel Trost und Kraft finden, um als treue Söhne der Kirche und des Vaterlandes ihre erhabene Mission erfüllen zu können." Der Kongreß von Laibach war eine imposante katholische und patriotische Manifestation der Slowenen und Kroaten. Es wurde zugleich in den Sektionen ein umfassendes Arbeitsprogramm für die Zukunft aufgestellt, welches alle ernsten Arbeiter zur Tätigkeit gleichsam herausfordert.

Ungarn und die „neue Partei".

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Nach den Balkankriegen[1]) zeigt es sich immer mehr, wie unerläßlich es ist, daß Ungarn für die gebildeten Kreise Mitteleuropas nicht wie vielfach bisher eine terra incognita bleibe. Dieser autonome Mittelstaat im Rahmen des österreichisch-ungarischen Großstaates ist ein eigenartiges Mittelding zwischen — England und Rußland.

Einerseits stellenweise primitive Kulturzustände, Absolutismus und Korruption wie in Halbasien; anderseits eine hohe politische Regsamkeit und Beredsamkeit, ein Selbstbestimmungstrieb, ein reicher Hochadel und Klerus, eine ungestüme Gentry wie in England. Diese Gegensätze kennzeichnen den ungarischen Staat im Staate.

Ungarn ist ein Gebilde, das in die Schablone mitteleuropäischer Staatsbegriffe trotz aller Modernisierungen nur schwer sich einfügt. Ein tausendjähriges Reich voll der widerspruchvollsten Bildungen und Umbildungen vom St. Stefansreich des ungarischen Carolus magnus über türkische Despotie, wilde Revolutionen und Räuberromantik bis zur friedlichen Einverleibung in die hochkonservative Habsburger Monarchie. Die abgezirkelten nationalen Einheitsstaaten West- und Mitteleuropas mit ihrer strammen Beamtenverwaltung sind etwas ganz anderes, als das vielsprachige Konglomerat des großen Donaureiches an der Schwelle des Orients. Dies muß man einsehen, dies muß man fühlen, damit muß man rechnen in den Zentren und allen denkenden Kreisen der vorgeschrittensten Kulturstaaten. Wenn diese durch Vermittlung von Oesterreich-Ungarn zur moralischen Eroberung des näheren Orients gelangen wollen, so geht es nicht ohne Ungarn. Für diese Weltmission muß freilich zugleich der „ungarische Globus" sich ausreifen. Und Anzeichen hierfür sind vorhanden.

Es ist psychologisch erklärlich, wenn das lebhafte magyarische Nationalgefühl gegen eine merkliche Abhängigkeit von Wien sich aufbäumt, gegen Zurücksetzungen reagiert und ungeduldig wird gegenüber den zunehmenden Aspirationen der nichtmagyarischen Nationalitäten. Von innen und von außen wird ja dadurch der spezifisch ungarische Staatsgedanke zunächst in Frage gestellt. Aber die absolute, rücksichtslose Unabhängigkeitsidee und nationale Hegemonie ist eben praktisch undurchführbar. Und die letzten Jahre mit ihrer Obstruktionstaktik einerseits, ihrer Wahl- und Parlamentsvergewaltigung anderseits müssen doch ein Ende nehmen, wenn Ungarn bei solchen Stockungen nicht kulturell zurückbleiben, also politisch erst recht ohnmächtig werden soll.

Ein Anzeichen, daß man dies endlich einsieht und aus den jüngsten Wandlungen der äußeren Lage die Schlußfolgerung in Ungarn zu ziehen beginnt, ist die Bildung der „neuen Partei" des Grafen Andrassy. Er ist bekanntlich ein naher Verwandter des einstigen Ministers des Aeußern, dessen Name 1849 am Schafott geprangt hatte, aber in den 60er Jahren mit Deak und anderen wiederaufgegangenen Sonnen am politischen Himmel Oesterreich-Ungarns glänzte. Von dem damaligen und seitherigen Doktrinarismus der paragraphenkundigen Staatsjuristen hebt sich des jüngeren Staatsmannes freimütiges Geständnis seiner eigenen Fehler Achtung gebietend ab. Politische Wandlungen führender Politiker sind ja in Ungarn nicht selten; aber meist mehr zum Zweck der Verblüffung. Wenn diesmal kein bloßer Bluff vorliegt, kann es uns recht sein.

Was Graf Julius Andrassy der Jüngere in der konstituierenden Versammlung einer neuen Landespartei Mitte dieses Monats zu Ofen-Pest über die inneren Fragen, die allzustraffe Zentralisation der Verwaltung, die kroatische und sonstige Nationalitätengefahr, Entartung des Parlamentarismus, Wahlrechtserweiterung usw. gesprochen und versprochen, ist für das weitere Ausland von weniger Interesse. Wohl aber ist es von allgemeinem Interesse, wenn er anerkennt, daß „die Krone auch andere als die bloß ungarischen Interessen berücksichtigen müsse"; daß das heutige System des Mißtrauenstiftens „ein Attentat gegen den König (Kaiser) und gegen die Nation" bedeute; daß er die Forderungen einer selbständigen ungarischen Armee nicht in das Programm seiner Partei aufnehme und die „Gemeinsamkeit mit Oesterreich" im Sinne der (1867er) Ausgleichsgesetze annehme; daß er „Wunden heilen und auch von ihm selbst begangene Fehler gut machen wolle".

[1]) Siehe auch „Ungarn und der Balkan" in Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau".

All das muß in Wien und auch besonders in Deutschland mit Genugtuung zur Kenntnis genommen werden; denn es berührt die Bündnisfähigkeit im Sinne der internationalen Friedenspolitik. Auch für Ungarn erklärt das Programm als Bürgschaft letzterer die „Schlagfertigkeit der Armee", sowie die „Aufrechthaltung des Dreibundes".

Man muß die bisherige Ungebärdigkeit der magyarischen Politiker, die ganze Skrupellosigkeit ihres stellenweise an Hochverrat gegen den Gesamtstaat streifenden Separatismus besonders der 48er aber wohl auch der 67er Partei kennen, um diese Geständnisse und Zugeständnisse zu würdigen. Sie enthalten eigentlich Selbstverständlichkeiten; aber es ist deren bisherige sozusagen selbstmörderische Ablehnung doch endlich dem Mute gewichen, der gesunden Vernunft in Ungarn wieder das Wort zu reden. Ein beliebiger Durchschnittspolitiker hätte sich ein solches Bekenntnis in Ungarn nicht gestatten dürfen. Neben der an dieser Stelle seinerzeit (Nummer 35) gleichfalls gewürdigten Reichstagsrede Graf Tiszas vom Juni dieses Jahres ist die seines heutigen Rivalen um die Macht ein unzweideutiges neues Zeichen dafür, daß sich in Ungarn eine innere Wandlung vollzieht. Hält sie an, so stärkt sie in erfreulicher Weise die Kraft der Habsburger Monarchie, damit aber auch des Dreibundes; sie beansprucht also die Aufmerksamkeit der Feinde und Freunde des Friedens in Europa.

Diese Worte sind allerdings noch nicht Taten; es müssen die darin liegenden Versprechungen wirklich eingelöst werden. Und dazu ist zweierlei nötig, das aber auch wieder nicht Ungarn allein betrifft, sondern eine europäische Angelegenheit ist; nämlich die Beseitigung der politischen Korruption und die Verständigung der Nationalitäten.

Träger der ersteren ist in Ungarn die geschäftspolitische Streberdynastie Kossuth. Bisher war die einzige Lichtspur im 48er Taumel, daß unter anderem der ehrliche Justh die besseren Elemente der Unabhängigkeitspartei von der verhängnisvollen Führung durch die judäomagyarische Klique zu befreien suchte. Dieses Abrücken muß noch entschiedener werden. Es muß sich überall eine reinliche Scheidung vollziehen, bei welcher die ungarischen Politiker, welche, wenn nicht selbst stehlen, so doch stehlen lassen, endlich allein bleiben. Es müßte, wer auch immer obenauf kommt, ob Tisza oder Andrassy, sowohl die Regierungs- als auch die Oppositionspartei die reinen Hände als eine unweigerliche Bedingung der Zulassung in ihre Reihen durchsetzen.

Und in der Nationalitätenpolitik muß in Ungarn — wie schließlich überall — der so einfache Grundsatz endlich zur Geltung kommen: was du nicht willst, daß dir geschieht, das tu' auch einem anderen nicht. Ohne Recht und Billigkeit auch nationalen Minderheiten gegenüber geht es nun einmal nicht; in Ungarn nicht und nirgends in der Welt.

Man mag abwarten, ob die „neue Partei" in Ungarn die aufdämmernde Einsicht ihrer Fehler auch dadurch beweist, daß sie in dieser doppelten Hinsicht mutig ans Werk geht. Tut sie es, so ist sie, ist Ungarn und Oesterreich, ist auch der Dreibund und das dauernden inneren und äußeren Friedens bedürftige Europa zu beglückwünschen.

Gebet.

Die Hände sind gefaltet
Zu dir, der wacht und waltet
Für jedes Herz und sein Geschick.
Ich weiss, mit deinen Händen
Kannst Lust in Leid du wenden
Und jedes Leid in Glück.

Für mich will ich nichts bitten,
Was ich gejauchzt, gelitten,
Das ist ja lange nicht mehr mein,
Nur denen ich begegnet
Und die mein Herz gesegnet,
Wollt'st reichlich du Vergelter sein.

Jos. R. Woworsky.

Streiflichter auf die amerikanische Freimaurerei.

Eine Ergänzung zu Nr. 15 der „Allgemeinen Rundschau".

Von Rev. F. Krings, Rushville, Nebraska.

Als in Nr. 15 der „Allgemeinen Rundschau" der Artikel „Die freimaurerische Gefahr" erschien, fand er seiner präzisen Sachlichkeit und Aktualität halber den einstimmigen Beifall vieler deutschamerikanischer Leser der Zeitschrift. Es wurde bald für eine englische Uebertragung gesorgt und mir von vielen Seiten der Wunsch geäußert, dem trefflichen Artikel eine Ergänzung folgen zu lassen, die speziell amerikanische Verhältnisse, des inneren Konnexus wegen, ins Auge fasse.

In meiner Ausführung folge ich der ersten freimaurerischen Autorität Amerikas, Großmeister Albert Pike. Seine Statue, ein Werk der Logen, steht in nächster Nähe des Kapitols in Washington. Er galt als Hauptführer, da Leo XIII. in seiner Enzyklika „Humanum genus" alle Freimaurerei verurteilte. Pikes Antwort erfolgte 1884 in der „Voice of Masonery". Eine Zeitschrift des Ordens nennt ihn „den Prophet der Freimaurerei". Br.·. Robert nennt ihn den „größten Maurer".

Geist und Endzweck der amerikanischen Freimaurerei sind die gleichen wie in Europa. Die Wechselbeziehungen, der enge Anschluß, das gemeinsame Arbeiten werden von Jahr zu Jahr bestimmter. Der Großorient von Italien hat mehrere Male öffentlich erklärt, daß er in seinem Kampf gegen Klerikalismus und Papsttum auf die begeisterte Mitarbeit in Paris, Berlin, London, Madrid, Kalkutta und Washington rechnen kann.

Der Schleier des Geheimen, der über dem Orden hängt, macht es dem Laien unmöglich, die Macht und wachsende Stärke desselben zu überblicken. Die große Masse des amerikanischen Volkes ist sich nicht der großen Gefahr bewußt, die heraufzieht, läßt sorglos eine gewaltige Hydra heranwachsen, die alle Kultur im Kerne bedroht. Nach Albert Pike zählte Amerika am 9. Januar 1889 eine halbe Million Maurer. Heute hat der Orden 1 203 159 Mitglieder nach der letzten Statistik. Wenn die verhältnismäßig geringe Zahl der Mitglieder in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien so destruktiv wirkt, wohin kommen wir in Amerika, wenn die Freimaurerei einmal kühner den Nacken heben kann? Wächst ihre Zahl in gleicher Proportion, wie in den letzten 20 Jahren, so entsteht hier eine Macht, die despotisch alles niederhält, was von ihren Anschauungen sich unterscheidet. Und diese Gefahr liegt insofern nahe, als die amerikanische Freimaurerei organisatorische Elemente in sich birgt, die rapides Anwachsen begünstigen. Im Amerikaner liegen zwei charakteristische Grundzüge, praktischer Geschäftssinn und Liebe zur Freiheit. Beiden kommt der Orden entgegen.

Bis in die kleinsten, weltverlorenen Präriestädtchen ist der Orden organisiert. Meist macht der Amerikaner kein Geheimnis aus der Mitgliedschaft. Er trägt öffentlich Zirkel und Winkelmaß als Busennadel. Die Loge trägt seinen gesellschaftlichen, religiösen und geschäftlichen Interessen Rechnung. Die meisten werden unter der Flagge der „business" gekapert. Die Loge protegiert mit allen Mitteln das geschäftliche Fortkommen. Darum sind Geschäftsleute in erster Linie Mitglieder, bilden einen starken Ring, in dem sie einander protegieren, Außenstehende nicht gerade befeinden, aber isolieren, nicht aufkommen lassen. Dieses kommerzielle Protektorat ist ein verlockendes Aushängeschild, dem schon unzählige kurzsichtige Katholiken zum Opfer gefallen sind, da sie Freimaurerei und Geschäft für identisch hielten und den Pferdefuß überschauten. Daß die Brüder auch im Rechtswesen einander protegieren, ist in Amerika keine grundlose Vermutung, sondern ein Faktum, dem man oft staunend gegenüber steht. Eine Krähe hackt eben der anderen kein Auge aus.

Ein anderes Propagandamittel ist das Prunken mit katholischen Namen unter den Freimaurern. Wie oft bekommt man zu hören, Erzbischof Ireland, Kardinal Gibbons, viele katholische Priester gehörten zur Loge. So lächerlich diese Aufstellung ist, wirkt sie doch dahin, viele Unbefangene irre zu machen und anzulocken.

Mit den Logen ist mancherorts das Versicherungswesen enge verbunden, die Loge entfaltet in kritischen Lagen, Krankheit oder Unglück, ausgehend von ihrem Humanitätsprinzip, eine fieberhafte Tätigkeit, umgibt das Begräbniswesen mit einem prunkenden, lobhudelnden rituellen Kult, umkleidet Einführung und Aufnahme in schleierhaftes Dunkel und Zeremoniell, — das Geheimnisvolle übt auf den Durchschnittsmenschen einen anziehenden Reiz

aus — alles psychologische Momente, die einer raschen Propaganda zugute kommen.

Wenn faktisch die Logen in den Vereinigten Staaten noch keinen offenen Angriff auf die Kirche wagen, so liegt der Grund darin, daß sie durch die politische Situation in Schach gehalten werden. Längst hätten wir einen Kulturkampf, wären nicht die beiden großen politischen Parteien, Republikaner und Demokraten, auf die Stimmen der Katholiken angewiesen. Der Katholik ist in seiner politischen Ansicht frei, verteilt sich darum auf die beiden führenden Parteien und würde sich bald einer Unterdrückung widersetzen. Der Katholizismus stellt eine Macht dar, mit der Politik und nolens volens auch die Loge zu rechnen haben.

Diese Situation ist am besten im folgenden Gedankenaustausch zwischen dem italienischen Großmeister Adriano Lemmi und dem amerikanischen Großmeister Albert Pike gekennzeichnet, veröffentlicht im „Offiziellen Bulletin des 33ten Grades für U. St. A." — Vol IX, 1889, p. 65.

Rom, November 21., 1888. V. E.

Ergebenster, ehrwürdiger Bruder! Ich wage es, Dir eine Abschrift eines Zirkulares zu senden, das ich in meiner Eigenschaft als Großmeister an alle Logen unter dem G. . . . O. . . . von Italien geschickt habe, um sie zu ermutigen im Kampfe gegen den Vatikan, der sich täglich mehr und mehr in Gegensatz zum Fortschritt der Menschheit stellt.

Für uns Italiener ist dieser Kampf notwendig, da der Papst der natürliche und unversöhnliche Feind unserer Freiheit und nationaler Einheit ist. Dir ehrwürdiger Bruder muß es bekannt sein, daß die klerikale Partei geschäftig ist überall in der Welt, den Fortschritt zu untergraben und das Papsttum in Rom wiederherzustellen. Ein lächerliches und törichtes Ansinnen! aber sogar amerikanische Bischöfe unterstützen es und erklären sich offen eins mit Rom. Du solltest in allen Logen der Vereinigten Staaten einen energischen Protest dagegen erlassen und ihn mir senden. Deine Autorität ist so groß, daß dies eine Leichtigkeit für Dich ist. Zufolge Deiner Initiative wird in allen europäischen Logen eine ähnliche Bewegung erfolgen. Das wird ein neuer Beweis sein, daß die Freimaurer in der ganzen Welt konsolidarisch handeln; den klerikalen Demonstrationen stellen wir die freimaurerische Opposition entgegen. Ich bitte Dich, eröffne mir gegenüber frei Deine Ansicht hierüber und empfange meine dreifache brüderliche Umarmung.

Adriano Lemmi 33ter Grad.

Albert Pikes kühle Antwort folgt.

Or.·. Washington, 28. Januar 1889.

Teurer Bruder! Wenn ich Dir irgendwelche Ermutigung hätte geben können, daß die Ausführung Deiner Wünsche, die Du mir in Deinem geschätzten Schreiben vom 21. November 1888 mitteilst, möglich wäre, hätte ich Dir sofort geantwortet. Es ist unmöglich, unsere Freimaurerei zu veranlassen, gemeinsame Maßnahmen oder irgendwelche Maßnahmen gegen das Papsttum zu treffen. Die katholische Kirche weiß, daß keine unserer politischen Parteien, Demokraten oder Republikaner, es wagt, ihre Ansprüche zu versagen oder ihren Eingriffen zu widerstehen, oder das Volk vor ihren tückischen Einflüssen zu warnen, die unaufhaltsam die Grundlagen unserer freien Regierung untergraben. Keine Partei möchte das katholische Votum verlieren, das durch die Einwanderung stetig wächst, oder auch nur einen Schritt tun, der die Stimmenmehrheit der Gegenpartei zuführen könnte — der Katholizismus ist hier eine politische Macht geworden.

Albert Pike 33ter Grad
Großkommandur.

Also unsere Immunität verdanken wir einzig der augenblicklichen politischen Konstellation, nicht den Differenzen amerikanischer und europäischer Freimaurerei. —

Die Sache liegt anders in Südamerika, das der Freimaurerei eine freiere Operationsbasis bietet. 1906 wurde in Buenos Aires der erste lateinisch-amerikanische Freimaurerkongreß abgehalten. Die dort gefaßten Resolutionen sind direktiv für alle Mitglieder. Die zehnte Nummer des Freimaurerjournals von Caracas brachte folgende Leitmotive:

1. die lateinisch-amerikanische Freimaurerei soll mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die klerikale Propaganda bekämpfen, ferner die Errichtung und Entwicklung religiöser Kongregationen, und Anstrengungen machen, sie aus dem Lande zu vertreiben.

2. Freimaurer sollen ihren Einfluß gebrauchen, ihre Frauen und Kinder von der Beichte fern zu halten.

3. Freimaurer sollen nicht zum Unterhalt des Klerus und der Kirche beitragen.

4. Freimaurer sollen die Mitglieder politischer Parteien zu gewinnen suchen, solche, die stimmen für Trennung von Kirche und Staat, Vertreibung der Orden und Kongregationen, Zivilehe, Ehescheidung, rein weltliche Erziehung, Laienpflegerinnen in Hospitälern, Abschaffung der Militärgeistlichen und anderer klerikalen Gesetze.

5. Jeder Freimaurer soll in der profanen Welt handeln im Einklang mit den Prinzipien der Freimaurerei; die, welche diesen Ehrenkodex verletzen, gewärtigen die strengsten Strafen der Ordensgesetze.

6. Die Freimaurerei soll die Zurückberufung aller Vertreter beim Heiligen Stuhle bewirken, um das Papsttum nicht als internationale Macht anzuerkennen.

Dieses Programm ist bereits in Frankreich, Portugal und einzelnen Teilen Süd- und Zentralamerikas erledigt und steht bei der weltumspannenden Tätigkeit der Geheimbündler jedem Land bevor, in dem die Freimaurerei ans Staatsruder gelangt.

Der innere Grund, weshalb England und Amerika den offenen Verkehr mit der französischen Loge abgelehnt haben, dagegen frei mit dem Großorient von Italien verkehren, liegt darin, daß die italienische Freimaurerei ihren Hauptangriff gegen alles Katholische, das Papsttum, richtet, eine Tendenz, die dem Protestantismus sympathisch ist, wogegen die französische Großloge alle Formen des Christentums bekämpft, den Atheismus proklamiert, eine Bodenlosigkeit, für die England und Amerika noch nicht reif sind, es höchstens unter maurerischem Einfluß werden können.

Es wäre interessant, an der Hand bewährten Materials zwei weitere Fragen zu studieren, erstens wie die Freimaurer niederer Grade grundsätzlich irregeführt werden, tatsächlichen Kadavergehorsam leisten, zweitens die freimaurerische Moral näher unter die kritische Lupe zu nehmen. Sachliche Besprechungen dieser beiden Punkte öffneten seit meiner Praxis manchem die Augen, bevor er sich in einem unentwirrbaren Labyrinth verlor.

Abschließend führe ich ein bezeichnendes Zitat des freimaurerischen Magazins „Mystic Light" an, datiert vom November 1910.

„Wir möchten auf die Notwendigkeit dringen, auf der Hut zu sein gegen die untergrabenden Taktiken unserer stets tätigen Feinde, die nicht allein die Freimaurerei bedrohen, sondern die Freiheit unserer Nation, daß wir als Nation nicht gezwungen werden, Armut, Unwissenheit und Sklaverei zu erdulden, wie Italien, Frankreich, Portugal, Spanien und andere unglückliche Länder, oder gezwungen werden, ein Ungeheuer abzuschütteln, wie es eines dieser Länder nach dem andern getan hat. Dieses Land wird überladen mit unerzogenen, armen Auswanderern, die mit ihren Kindern in abergläubischer Sklaverei verharren, um Geld zu gewinnen, die unser öffentliches Schulsystem mit sogenannten Pfarrschulen zerstören, in denen jugendliche Gemüter gelehrt werden, einer Macht zu gehorchen, die sich über unsere Regierung und Freiheit dünkt."

Diese Sprache ist bezeichnend und mehr denn ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Freimaurerei, Geheimbündlerei ist ein Krebsschaden im amerikanischen Volke. Das Gift ist weit vorgedrungen in die Schichten der Gesellschaft. Bei den meisten sind geschäftliche Protektion, Spekulation auf Stimmen bei Wahlen, Anstellung, Beförderung zu wichtigen, geldbringenden Posten, Gesellschaftlichkeit bei Banketten, der Prunk und die Aeußerlichkeiten am Logenwesen die ziehenden Lockmittel. Den lähmenden antichristlichen Einfluß fühlt der am besten, der im täglichen Kontakt, im prinzipiellen Gegensatz zu den „Brüdern in Beelzebub", wie ein Philosoph allegorisch bemerkt, steht.

Die Kirche und die Gebildeten.

Von Rechtsanwalt Dr. Bartmann, Dortmund.

Unter obigem Titel hat bekanntlich P. Dr. Schulte bei Herder ein Büchlein[1]) erscheinen lassen, welches die mit offenem Blick beobachteten Schwierigkeiten des so überaus wichtigen Problems der Gebildetenpastorisation eingehend und vorurteilsfrei darlegt. Ich glaube, beide Teile, die Kirche sowohl wie die Gebildeten können den Ausführungen im wesentlichen freudig zustimmen. Gleichwohl sei es einem Laien gestattet, aus seiner Psyche heraus einige Gedanken zu äußern, welche das genannte Werk in ihm unwillkürlich erweckte.

P. Schulte wollte nicht die Studentenseelsorge behandeln, noch weniger hat er beabsichtigt, der Frage der religiösen Unterweisung an den höheren Schulen näherzutreten. Und doch scheint es, daß man nicht umhin könne, auch hierüber zu sprechen, wenn man das in Rede stehende Problem am Grunde erfassen will. Denn die religiösen Anregungen, die der Mensch in der Zeit vom neunten bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre empfängt, sind wohl fast allein für die

[1]) Vgl. die Besprechung in Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau" (15. Februar 1913). Anmerkung der Redaktion.

spätere Stellung zu Religion und Kirche entscheidend. Vielleicht noch mancher andere Leser hat daher in dem Buche von P. Schulte die Beantwortung der Frage vermißt: Ist denn der religiöse Samen, der auf den höheren Lehranstalten in die Herzen der zukünftigen Gebildeten ausgestreut wird, winterhart und keimkräftig genug, um die Kälte und den Haß, dem sein Glaube auf der Universität und im späteren Leben ausgesetzt ist, zu überwinden, um zu reifen und werktätige Frucht zu bringen?

Ich glaube nicht, daß jemand, der sich der vielfachen Schwierigkeiten in ihrem ganzen Umfange bewußt ist, die Frage schlechthin bejahen wird. Was P. Schulte (Seite 94) über den seelsorglichen Verkehr mit den Erwachsenen sagt, dürfte auch hier einen wunden Punkt richtig bezeichnen: „Mit der einfachen Darbietung der Gedankengänge und Beweisführungen, mit denen die Fundamentaltheologie das Glaubensgebäude wissenschaftlich zu fundieren und rationell sicherzustellen sucht, ist im allgemeinen wenig gedient. Nach der Seite hin liegen für die große Mehrzahl die eigentlichen Schwierigkeiten gar nicht." Den Schülern höherer Klassen wecken Pelagianismus und andere alte Irrlehren weniger Interesse mehr, wohl aber die Deszendenztheorie, Kant, Schopenhauer, Häckel und Bölsche. Soll der zukünftige Akademiker sich nicht berauschen lassen von den Gedankengängen des Monismus über die Einheit alles Seienden, so muß ihm der katholische Gedanke der Einheit durch die Person des Schöpfers in seiner ganzen Größe und Schönheit vor Augen geführt werden, wie es z. B. in Meyenbergs „Ob wir ihn finden?" geschieht.

Eine Einführung in die neuerdings so schön aufblühende Hagiographie, in gute Erbauungsliteratur, eine intensivere Lektüre der Hl. Schrift würden dazu beitragen, nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz des Schülers zu gewinnen, ihn zu späterer Lektüre anzuregen. Ist dies aber gelungen, ist dem Schüler eine Ahnung aufgegangen von der Tiefe und Schönheit echten, freudigen religiösen Lebens, dann wird er auch später als Akademiker der Kirche nicht fremd und ablehnend gegenüberstehen.

Dies führt unsere Gedanken von selbst zu dem zweiten, überaus wichtigen Faktor, der religiösen Literatur. Daß hier noch sehr viel zu bessern ist, wird wohl am besten durch die Tatsache beleuchtet, daß P. Schulte längere Zeit daran gedacht hat, seiner Schrift ein Verzeichnis empfehlenswerter religiöser Literatur für Gebildete beizugeben, daß er diesen Plan aber trotz mühevoller Vorarbeiten aufgeben mußte, weil das Verzeichnis bei aller wohlmeinenden Beurteilung für einzelne Gebiete zu dürftig ausgefallen wäre. Man hat die Richtigkeit dieser Ansicht bezweifelt. Aber man sehe nur die einschlägigen Sparten der literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands (Köselscher Verlag) und des Dürerbundes (Callweyscher Verlag) nach, und man wird finden, daß in beiden zwar eine langsame Aufwärtsbewegung festgestellt wird, daß diese aber bei weitem nicht ausreicht, um den vorhandenen Tiefstand in Bälde zu überwinden.

Leider ist dieser Tiefstand am schlimmsten gerade auf dem wichtigsten Gebiete, nämlich dem der Gebetbuchliteratur. Für viele Akademiker ist das Gebetbuch das einzige religiöse Buch, welches sie überhaupt zur Hand nehmen. Dieses ist darum in vielen Fällen die einzige, und selbst bei eifrigen Katholiken eine überaus wichtige Waffe, um die Herzen für Christum zu erobern. Nirgendwo empfindet aber auch der Gebildete so leicht, was echt — was phrasenhaft, was innere Wärme — was rein verstandesmäßige Darstellung, was Begeisterung — was Uebertreibung ist, als dort, wo ein Buch ihm zum Dolmetsch werden soll bei seinem Gott. Es ist darum die Aufgabe, ein gutes Gebetbuch zu schreiben, ebenso schwierig wie wichtig. Unsere bedeutenden katholischen Verleger würden sich große Verdienste erwerben, wenn sie sich darum bemühen wollten, viele tüchtige, welterfahrene, feingesinnte Theologen für diesen Zweck zu gewinnen.

Eine religiöse Zeitschrift von überragender Bedeutung für gebildete Laien fehlt uns leider noch. Die Akademische Bonifatius-Korrespondenz ist im Begriffe, sich immer mehr zu einer solchen zu entwickeln, aber schon klagt man, daß sie den Bonifatiusverein zu sehr belaste. Man vergesse nicht, daß der Einfluß, der durch sie auf die Gebildeten ausgeübt wird, im Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln ein ziemlich großer ist und der res bonifatiana selbst wieder zugute kommt. Man setze den überaus billigen Abonnementspreis von 1 Mark für Nichtmitglieder des Bonifatiusvereins etwas höher, mache mehr buchhändlerische Reklame, sorge für regelmäßige Besprechungen in der Presse — alsdann wird der materielle und geistige Ertrag nicht ausbleiben.

Wie groß bei uns der Hunger nach kräftiger geistlicher Kost immer noch ist, zeigt der freudige Anklang, den die „Betrachtungen über das Evangelium" des geistvollen Stuhlweißenburger Bischofs Prohaszka gefunden haben. Manche Perlen älterer Betrachtungsliteratur würden vielen Gebildeten sehr willkommen sein, wenn sie ihnen in guten Neuausgaben zugänglich gemacht würden. Hirschers „Betrachtungen über das sonntägliche Evangelium" sind ja jetzt von Wibbelt, dem bekannten plattdeutschen Dichter, neu herausgegeben worden, seine „Tage des Ernstes" durch Krebs. Aber das herrliche Werk von Sailer, „Der christliche Monat" kann man — ebenso wie sein Gebetbuch — nur mehr antiquarisch und höchst selten bekommen. Und dabei ist Sailer in seinem tiefen Ernst, seiner Gründlichkeit und Innigkeit geradezu ein Vorbild für die Gebildetenpastorisation.

Das, wodurch der Gebildete sich am ersten gewinnen, erbauen und belehren läßt, ist die durchgeistigte Persönlichkeit. Sie sucht er vor allem auch bei dem Kanzelredner. Mit feinem, aber sicherem Instinkt fühlt er heraus, ob der Priester, der dort von der Kanzel die hl. Geheimnisse der Religion verkündet, selbst innerlich ergriffen ist, oder ob er nur Memoriertes wiedergibt, ob der Priester sich in Ehrfurcht vor den letzten Geheimnissen beugt, oder ob er sie „in rationalisierendes Wissen verflüchtigt". P. Schulte findet dort sehr kräftige Worte, wo er über die Mängel mancher Predigten spricht: „Das ewige Apologetisieren widert schließlich förmlich an .... Das Volk langweilt sich an dem ewigen Variieren von Gedanken, die es dutzendmal gehört hat ...." Dann gibt er aber auch brauchbare positive Richtlinien: „Die Predigt, welche die Kritik eines Gebildeten aushalten kann, wird meist an Popularität wie Gehalt nicht verlieren, sondern gewinnen. Die Predigt muß zeitgemäß sein, aber sie darf darum nicht aufhören, ewigkeitsgemäß zu sein. Die intensivere moderne Behandlung des positiven Offenbarungsinhaltes tut uns not." Diese Worte wird jeder Gebildete gewiß gerne unterschreiben. Ein Prediger, der aus der Fülle der ewigen Gedanken des Christentums schöpft, der sich die edle sprachliche Schönheit der Hl. Schrift zum Vorbilde nimmt, wird stets auch unter den Gebildeten andächtige Hörer finden.

Mit Glück vermeidet es P. Schulte, die Schuld für die Unzufriedenheit an manchen Dingen auf „die Aestheten" zu schieben. Zwar tadelt er mit vollem Rechte diejenigen, welche die pflichtgemäße Beteiligung am kirchlichen Leben dann ablehnen, wenn ihr Geschmack irgendwie verletzt wird, aber er wünscht selber, die sämtlichen schönen Künste in den Dienst der Kirche gestellt zu sehen. Wenn manche Kirchenlieder, -bauten, -ausstattungen usw. nicht nur gebildeten Laien, sondern auch kunstsinnigen Priestern mißfallen, so ist der Grund in erster Linie nicht in dem Mangel an Form, sondern in dem des inneren Gehaltes zu suchen. Wer jemals das herrliche Brucknersche Tedeum kennen gelernt hat in seiner kernigen Gläubigkeit und seiner tiefen Auffassung, der kann keinen Geschmack mehr finden an manchen Kirchenliedern, deren geringe musikalische Bedeutung häufig genug ihrem Inhalte entspricht. Der Verfasser dieser Zeilen hat bereits im „Pionier" vom April 1910 darauf hingewiesen, daß wir die heilige Pflicht haben, unsere Kirchen so zu bauen und auszuschmücken, daß sie dem nachahmen, der sich selbst "die Wahrheit und das Leben" nannte — wahr in der Form, echt in den Empfindungen, geschaffen aus der lebendigen Gegenwart heraus. Wo die Kirche, wie in früheren Jahrhunderten, die mächtigste und wärmste Schützerin der echten Gegenwartskunst ist, dort wird sie dem Gebildeten nicht nur als Kunstverständigem imponieren, sondern ihn auch als Christen erbauen und fördern.

Was P. Schulte über das mangelnde Verständnis der Laien für die Scholastik, der Theologen für die moderne Philosophie und über das dadurch verursachte Nichtverstehen beider Seiten dürfte am wenigsten von allen Teilen des Buches befriedigen. Wohl darum, weil hier die größten Schwierigkeiten liegen. Die Vergleiche, die P. Schulte mit anderen Wissenschaften, z. B. der medizinischen und juristischen zieht, sind wohl nicht ganz zutreffend. Gewiß hat jede Wissenschaft „ihre eigene Fachterminologie, ihre eigenen Denk- und Auffassungsweisen, die dem Nichtfachmann eine andere Welt bedeuten". Aber was würde man von einem Juristen sagen, der einem Klienten auf eine Rechtsfrage antwortete: „Wie die Sache nach römischem Rechte, nach der klassischen Jurisprudenz zu entscheiden ist, will ich Ihnen gerne auseinandersetzen. Wie sie sich aber nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche verhält, kann ich Ihnen leider nicht sagen"? Ziehen wir hierzu die Parallele für die Theologie, so kann sie nur lauten: Die Kenntnis der Scholastik mag so bedeutungsvoll sein,

wie ihre am meisten begeisterten Freunde annehmen — die Kenntnis der modernen Denkweise, ihrer wichtigsten Probleme, ihrer Unrichtigkeiten und deren Beweise ist für jeden Seelsorger, der es mit Gebildeten zu tun hat, unumgänglich notwendig. Gewiß kann diese Kenntnis nicht bei allen Priestern gleich gründlich sein; denn wie in der medizinischen, so kann auch in der theologischen Wissenschaft nicht jeder auf allen Gebieten so beschlagen sein wie ein Spezialist. Aber wie jeder Arzt, der einen Spezialisten hinzuziehen will, gleichwohl selbst die erste Hilfe leisten muß, so muß auch jeder Seelsorger — wenigstens in den größeren Städten — die Not dessen, der seine geistliche Beratung wünscht, verstehen und in etwa mildern, ihm wenigstens ein gutes, einschlägiges Werk empfehlen können. Dann mag er ruhig den Spezialisten, den Fachgelehrten heranziehen — das wird ihm kein Gebildeter verargen.

Das internationale Turnfest 1913 in der ewigen Stadt.

Von Max Bierbaum, Rom.

Das kleine, schmutzige Haus mit den Bildnissen G. Brunos und F. Ferrers, das gerade gegenüber der Papstwohnung am Vatikan liegt, scheint wieder einmal gesiegt zu haben. Der Festzug der 5000 katholischen Turner, die zum internationalen Turnfest vom 6.—8. September 1913 nach Rom gekommen sind, wurde in letzter Stunde verboten. Noch mehr der Maßregeln. Am Morgen des 7. September standen vor dem Lateran, wo der offizielle Festgottesdienst abgehalten wurde, und an den Hauptplätzen der Stadt Militär und Karabinieri mit Gewehr bei Fuß. Noch mehr der Maßregeln. Die einzelnen Turnabteilungen mußten auf ihrem Wege vom Lateran zum Vatikan ihre Fahnen zusammengefaltet tragen; unsere deutsche schwarz-weiß-rote Nationalflagge, von der einige Zentimeter Tuch noch sichtbar waren, wurde deshalb mehrere Male angehalten.

Weshalb diese merkwürdige Art von Gastfreundschaft gegen die Jugend des Auslandes? Waren denn verkappte Anarchisten nach Rom gekommen, um den Quirinal in die Luft zu sprengen? Oder befürchtete man von uns Deutschen einen „sacco di Roma“, wie er 1527 stattfand, als die ewige Stadt von deutschen Landsknechten ausgeplündert wurde? Nichts davon! Aber die Turner waren katholisch; sie wollten nicht nur Körperpflege treiben, sondern auch ihre katholische Gesinnung anläßlich des Konstantinsjubiläums dem Oberhaupt der Kirche öffentlich und feierlich kundtun. Das war gegen das Freiheitsprogramm der sogenannten Freidenker! Deshalb machten sie sich auf, nur ein kleines Häuflein, und traten mit Pharisäermienen vor den Landpfleger: „Diese Fremden wiegeln das Volk auf!“ Da zehn österreichische Turner gekommen waren, da zudem alle Turner katholisch waren, gingen dem Landpfleger die Augen plötzlich auf; er sah eine politische Gefahr für das italienische Königshaus und — der Festzug wurde verboten. Die religiöse Kundgebung wurde in eine politische umgedeutet.

Das Resultat aber lautet: die Regierung beugte sich wieder einmal vor jener Minderheit von Freidenkern und Anarchisten, welche weder die Freiheit des Königs noch des Papstes dulden.

Die italienischen katholischen Blätter erhoben jetzt Protest, sie erklärten die geschilderten Vorgänge für einen Beweis der bedrängten und behinderten Stellung des Papsttums. Da kamen wieder die Pharisäer, machten große Augen und fragten, was die Freiheit des Papstes mit einem Turnfest zu tun habe.

Ganz recht, im allgemeinen nichts. Aber jene unterschlugen die Voraussetzung, daß die Turner ihre Turnfahrt zugleich als [illegible]gerfahrt betrachtet haben, als eine Huldigung vor ihrem [illegible]giösen Oberhaupt. Eine solche rein religiöse Huldigung aber verhindern, heißt, wie der „Corriere d'Italia“ nachdrücklichst hervorhebt, die Verbindung der Gläubigen mit dem Oberhaupt ihres Glaubens erschweren und verhindern. Wenn man nicht den Willen zur Freiheit hat, ist es doch recht nützlich und bequem, die Freiheit wenigstens als Hausschild zu führen, wie es die Freidenkerloge am Vatikan tut: Federazione del libero pensiero!

Jetzt noch einen Blick auf den sportlichen Charakter der Veranstaltung. Es wurde in diesen Tagen glühendster Sonnenhitze viel geleistet. Von morgens 6 Uhr bis mittags, und von den ersten Nachmittagstunden bis zum Abend standen die Turner gegen ihre Altersgenossen draußen im Stadium, friedlichen Wettstreit führend. Ein interessantes, buntes Spiel der Kräfte! Jede Riege konnte von der anderen lernen, von der massiven, ruhigen Art der Deutschen, von der Eleganz und Behendigkeit der romanischen Völker, von der Exaktheit und hygienischen Atemführung derer aus Kanada.

Es mag auffallen, daß außer der Elsässergruppe mit etwa 80 Turnern und einer Gruppe von 10 Norddeutschen unser Reich wenig vertreten war, während z. B. aus Frankreich über 300 Personen mit 26 Fahnen erschienen waren. Ein Grund liegt in der mangelhaften Bekanntmachung von seiten der internationalen Zentrale, die noch zu wenig Einblick in die große Ausdehnung unserer katholischen deutschen Turnabteilungen hat. Ein anderer Grund ist die von verschiedenen Körperschaften Deutschlands eingenommene zurückhaltende Stellung gegenüber diesem internationalen Turnfest. Ob aber nicht der Nutzen der Teilnahme etwaige Nachteile überwiegt? Ob nicht der junge Deutsche nach seiner Fahrt ins Ausland heimatstolzer zurückkehrt, weil er erst durch Vergleichen die Herrlichkeit unseres Deutschlands erkannt hat? Und wird nicht der katholische Deutsche mit größerer Liebe zur Kirche heimkommen, weil er mit eigenen Augen gesehen hat, wie in dem Riesendom seiner Kirche die verschiedenartigsten Völker und Charaktere und Gewohnheiten Platz finden? Wenn nur jede Turnabteilung einen Mann schickt, einen ihrer tüchtigsten an Geist und Körper, dann würde bei dem nächsten internationalen Turnfest katholischer Sportsleute Deutschland noch besser vertreten sein, die einzelnen Abteilungen aber durch ihren Vertreter neue Anregungen bekommen.

Zum Schluß sei den berufenen Körperschaften und Persönlichkeiten in unserem Vaterland auch noch jene Frage zur Diskussion vorgelegt, welche Gründe für oder gegen den Beitritt unserer deutschen katholischen Turnabteilungen zu der unione internazionale delle opere cattoliche d' educazione fisica sprechen. Diesem internationalen katholischen Verband für Körperpflege, dessen Präsident Graf Mario di Carpegna in Rom ist, sind bereits 2000 Vereine in Belgien, Kanada, Elsaß, Frankreich, Irland, Italien, Holland, Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika beigetreten; die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf etwa 190000. Neue Gruppen sind kürzlich aus Deutschland, Spanien, Oesterreich und Chile angemeldet. Das vornehme Ziel des Verbandes liegt in dem Schlußsatz der Huldigungsadresse ausgesprochen, die bei dem internationalen Turnfest in Rom an Pius X. gerichtet war:

Sic arte gymnastica animi corporisque causa utamur
Ut non minori alacritate
In palestra christianarum virtutum
In dies progrediamur.

Waldweben.

Aus Lärm und Staub, aus dumpfem Stadtgewühle
Schritt ich beflügelt an der Sehnsucht Hand
In deines Tempels holde Schattenkühle,
Aufatmend nach des Weges Sonnenbrand.
Nun breite, Wald, dein dichtes Laubgeflechte
Mir um das Haupt gleich einem Baldachin,
Weisst du denn nicht, wie oft im Traum der Nächte
Durch deinen Hain ich so gewandert bin? —

Nun sprich zu mir, ich will dir lauschen
Mit off'nem Sinn und liebendem Versteh'n,
Lass mir dein Trostlied durch die Seele rauschen
Und deinen Atem um die Schläfen weh'n.
Mir klopft das Herz in heimlichem Entzücken,
Grüsst mich der Vögel Chor so traut und hell,
Ich möchte mir das Haar mit Blumen schmücken
Und niederknien am klaren Silberquell.

Ich möchte jubelnd meine Arme breiten,
Ich möchte betend durch die Stille geh'n,
In deinen feierlichen Einsamkeiten
Fühl' ich des Schöpfers Hauch und Flügelweh'n.
Kein fremder Klang greift störend in dies Leben,
Nichts trübt der Stunde köstlichen Gewinn;
Ich weiss nur eins: dass mich mit holdem Weben
Der Wald umfängt, und dass ich glücklich bin!

Josefine Moos.

Gegen den weißen Sklavenhandel.

Von Gräfin Gerta Walterskirchen, Wien.

Seit 25 Jahren geht eine Bewegung durch die Welt, die eine gewisse Aehnlichkeit mit jener aufweist, welche das weltbekannte Buch „Onkel Toms Hütte" in Amerika entfacht hatte. Damals war es die elementare Entrüstung eines rechtlich denkenden Volkes gegen die unbeschreiblichen Greuel, welche durch Jahrhunderte an der schwarzen Rasse durch die unmenschliche Sklaverei verübt worden waren; jetzt ist es die aufflammende Entrüstung der zivilisierten christlichen Völker gegen jenes Treiben von Bösewichtern, welches unter dem Namen „weißer Sklavenhandel" zusammengefaßt wird, also gegen den Handel, den Verkauf von jungen, unwissenden, durch glänzende Versprechungen verlockten Mädchen in verrufene Häuser des In- und Auslandes, zu einem Leben der Schande. Dieser Handel verbirgt sich vor den Augen der Oeffentlichkeit, hüllt sich in tausenderlei Gestalten, verwendet Schliche, die man nicht für möglich halten sollte, und doch ist er eine Tatsache, die nun so klar vor den Augen der Menschheit liegt, daß die Behörden der ganzen Welt beginnen, derselben ihre etwas verspätete Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein Engländer Mr. Coote war es, der, erschüttert durch die sich immer wiederholenden Verbrechen, die Welt zu einem neuen Kreuzzuge aufrief. Internationale Kongresse, die immer die Folge einer die Welt umspannenden wachsenden Bewegung sind, wurden abgehalten mit dem Zwecke: die Tatsachen in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu erforschen, in gemeinsamer Beratung Mittel der Abhilfe zu finden und die Macht der Gesetze gegen die Uebeltäter, welche mit teuflischer List ihr Handwerk betreiben, anzuwenden.

Der 5. Internationale Kongreß fand vor kurzem in London unter stärkster Beteiligung statt. Die Namen von 165 Ehrenpräsidenten und Präsidentinnen waren dem Programm vorausgestellt, darunter der Herzog und die Herzogin v. Connaught, die Herzogin v. Albany, die Kronprinzessin von Schweden, die Botschafter von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Rußland, Spanien, Italien und den Vereinigten Staaten von Amerika, Kardinal Bourne von Westminster, der Erzbischof von Canterbury, die Minister Asquith, Balfour, Grey und Bonar Law und viele andere. Ein internationales Bureau mit der Herzogin v. Albany an der Spitze hatte den Kongreß vorbereitet. Die Regierungen mehrerer Länder hatten Vertreter entsendet. 436 Delegierte, Herren und Damen, vertraten die in allen Ländern gebildeten Nationalkomitees und sonstigen Vereinigungen. Der König von England zeichnete den Kongreß durch eine besondere Botschaft aus.

Drei Hauptgesichtspunkte bestimmten die Verhandlungen des Kongresses: 1. die Frage nach den Ursachen und der Ausbreitung des Mädchenhandels; 2. die anzuwendenden Mittel gegen denselben; 3. der Hinweis auf die Notwendigkeit einer internationalen Gesetzgebung gegenüber einem internationalen Uebel.

Es wurde betont, daß an vielen Orten die Tatsachen des weißen Sklavenhandels im Publikum vielfach bestritten, von den Behörden ignoriert würden. Dem Kongreß lag ein Bericht vor, in dem nachgewiesen wurde, daß im Jahre 1912 in Buenos Aires in den dort reichlich vorhandenen schlechten Häusern 1414 Prostituierte sich befanden, wovon nur 272 einheimische Frauen waren, 1142 demnach von den verschiedenen Ländern Europas und Amerikas eingeführt wurden. Nach einem Bericht von Alexandrien sind dort im Jahre 1912 1282 minderjährige Mädchen, meist mittellos gelandet; in den vier Jahren 1908—1912 im ganzen 5833.

Als die unmittelbare Ursache des weißen Sklavenhandels wurden die bestehenden öffentlichen Häuser bezeichnet, deren rechtliche und sittliche Verwerflichkeit und Gefährlichkeit in einem Bericht des Deutschen Nationalen Komitees (Major Wagner) eingehend begründet wurde.

Die Mittel zur Bekämpfung des weißen Sklavenhandels lassen sich in drei hauptsächliche Kategorien scheiden: Bildung von Nationalen Komitees in allen Ländern; Zusammenschluß aller auf dem Gebiete des Mädchenschutzes arbeitenden privaten Vereinigungen; Zusammenarbeit der letzteren mit den Behörden. Nationale Komitees sind in fast allen Ländern gegründet. Hinsichtlich der Zusammenarbeit der privaten Vereinigungen ist die Tatsache erfreulich, daß die internationale Bahnhofsmission, der internationale katholische Mädchenschutz, die Vereinigung der Freundinnen junger Mädchen, sowie einige andere sich zur Bekämpfung des Mädchenhandels einträchtig die Hände reichen. Enqueten zur Erforschung des Auswandererwesens, der Stellenvermittlungen, der Gefahren der poste restante-Briefe sind von diesen tatkräftigen großen Vereinigungen eingeleitet und zu gutem Ende geführt worden. In der sehr wichtigen Frage der Stellenvermittlungen wurde eine internationale Regelung für notwendig und wünschenswert erklärt. Baronin Montenach, die Präsidentin des „katholischen Mädchenschutzes", wies in ihrem ausgezeichneten Berichte auf die großen Gefahren der poste restante-Briefe für die Jugend hin. Genaueste Erkundigungen haben die Tatsache klargestellt, daß die poste restante in ganz erschreckendem Maße von Minderjährigen — Mädchen von 12—16 Jahren — benutzt wird; ganz besonders wurde dies in Deutschland und Frankreich konstatiert, viel weniger in England. Eine Regelung ist bisher noch nicht erfolgt, mit Ausnahme von Frankreich, wo seit November 1912 den Mädchen unter 18 Jahren, den Knaben unter 16 Jahren der Gebrauch der Chiffrebriefe verboten ist; ebenso ist in Neuyork seit 1912 die Benützung der poste restante nur den Durchreisenden gestattet. In den meisten Ländern wird lebhaft eine Regelung gewünscht, so in Spanien, Ungarn, Norwegen. In Paris wurde wie Mr. Hennequin, der in Frankreich die Frage der poste restante sehr eingehend studiert hat, mitteilte, eine Enquete veranstaltet. Zehn Postämter (von 116) wurden 5 Tage hindurch beobachtet. Da stellte es sich heraus, daß in diesen 5 Tagen — 1557 Chiffrebriefe an Knaben und 3423 an junge Mädchen abgegeben wurden!

Der 3. Punkt, die internationale Gesetzgebung, war wohl der allerwichtigste der ganzen Tagung. Auf der im April 1910 in Paris abgehaltenen zweiten Internationalen offiziellen Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels (Traite des Blanches) hatten sich die teilnehmenden Staaten durch einen Vertrag verpflichtet, alle Maßregeln gegen den Mädchenhandel zu ergreifen und insbesondere jeden zu bestrafen, wer immer eine minderjährige oder volljährige Frau oder ein Mädchen, auch mit deren Einwilligung, zu unmoralischen Zwecken verschafft, verleitet oder verführt hat, wenn auch die verschiedenen Akte in verschiedenen Ländern stattgefunden haben. Bekanntlich ist in England im Jahre 1912 ein sehr verschärfter Zusatzantrag zum Strafgesetze angenommen worden. Parlamentsmitglied Mr. Arthur Lee, der über diese Aenderung sprach, gab seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Bestimmung der Prügelstrafe der Grund der Wirksamkeit des Gesetzes sei — fluchtartig haben mehr als hundert verdächtige Personen das Land verlassen; die Prügelstrafe sei die einzige wirksame Maßregel und ihre Wirkungen hätten die großen Hoffnungen derjenigen, welche das Gesetz zustande gebracht haben, gerechtfertigt. Die fremden Händler hätten allerdings das Land verlassen, doch würden sie ihr Gewerbe zweifellos anderswo fortführen, darum sei es unbedingt nötig und eine der Hauptaufgaben dieses Kongresses, eine internationale Regelung im Strafgesetz zustande zu bringen. Die Delegierten möchten die Bestimmungen des englischen Gesetzes studieren, seine Wirkungen verfolgen und in den anderen Ländern auf ähnliche Bestimmungen gegen die Verbrecher dringen. — Kanada hat vor einigen Monaten dieselben Strafbestimmungen angenommen; in Belgien ist ein sehr verschärfter Gesetzentwurf in Vorbereitung. In Holland, wo 1911 ein neues Gesetz in Kraft trat, sind 90 öffentliche Häuser im Laufe von 6 Monaten geschlossen worden.

Die Mitarbeit der Frauen bei der Polizeiarbeit wurde vielfach gewürdigt und als ganz unumgänglich notwendig bezeichnet. Eine internationale Regelung der Strafgesetzbestimmungen bezeichnete der Kongreß als einen Schritt, der allen Regierungen auf das dringendste empfohlen werden müsse.

Die wichtigsten Resolutionen lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Die Nationalkomitees aller Länder sollen sich bemühen, die öffentlichen Häuser zu beseitigen. 2. Der Auswanderung in allen ihren Zweigen soll die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden. 3. Die Stellenvermittlungen, die öffentlichen, die philanthropischen und die kommerziellen, sollen überwacht und ihr Vorgehen geregelt werden. 4. Die Mithilfe der Frauen bei den administrativen Maßregeln ist wünschenswert. 5. Minderjährige Mädchen sollen in Cafés, Bars, Schanklokalen nicht angestellt werden dürfen. 6. Der Gebrauch der poste restante ist jungen Personen unter 18 Jahren zu verbieten. 7. Die französische Regierung wird ersucht werden, in allen Staaten eine eingehende Untersuchung zu beantragen, in welcher Weise die Konvention von 1910 ausgeführt worden ist.

Vom Büchertisch.

Heinrich Pesch, S. J. **Lehrbuch der Nationalökonomie.** 4 Bände. I. Grundlegung (XIV und 486 S.) M 10.—. II. Allgemeine Volkswirtschaftslehre I: Wesen und disponierende Ursachen des Volkswohlstandes (X und 808 S.). M 16.—. III. Allgemeine Volkswirtschaftslehre II: Die aktiven Ursachen im volkswirtschaftlichen Lebensprozesse. (XII und 946 S.) M 20.—. Verlag: Herder, Freiburg i. Br. Dieses Lehrbuch der Nationalökonomie, von dem nunmehr drei Bände vorliegen (der dritte Band ist 1913 erschienen) und dessen vierter Band noch die Funktionen und Störungen des volkswirtschaftlichen Lebensprozesses behandeln wird, ist als ein hervorragendes Werk zu bezeichnen. Im christlichen Altertum und im Mittelalter waren es in erster Linie Theologen, die soziale und allmählich in steigendem Maße auch wirtschaftliche Fragen, erst gelegentlich, dann mehr und mehr ex professo in den Kreis ihrer Untersuchung zogen, ein Zeichen ihres weiten Blickes und eine Stütze ihres Ansehens und ihres Einflusses. Es wäre zu bedauern, wenn die Theologen von heute sich von diesen Problemen abdrängen ließen; zu bedauern im Interesse besonders der Moraltheologie, der die Wirklichkeit nicht fremd werden darf, aber zugleich auch ebenso im Interesse der in Rede stehenden Wissenschaften, die sich die letzten Gesichtspunkte und die höchsten Ideale nicht selbst zu geben vermögen. Freilich begegnen einem solchen Unternehmen manche Bedenken und, wie ein Kritiker offen zugestanden hat, eine „gehörige Portion Skepsis". Derselbe Rezensent hat aber auch nach der Lektüre des Buches unumwunden erklärt, daß er sich angenehm enttäuscht sah. Woher stammen diese Bedenken? Der Grund liegt darin, daß die Naturrechtslehre der Kirche für die meisten eine terra incognita ist, trotz V. Cathreins vortrefflicher Schrift „Recht, Naturrecht und positives Recht" (Herder 1909, 2. Auflage) und trotz der ausgezeichneten Ausführungen v. Hertlings über „Recht, Staat und Gesellschaft" (Sammlung Kösel). Diese Naturrechtslehre ermöglicht es dem katholischen Forscher, auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete alle modernen Errungenschaften und Forschungsergebnisse zu verwerten und in seinem System unterzubringen, ohne fürchten zu müssen, dem Glauben dadurch zu nahe zu treten; was sich vor der vernünftigen Erwägung als brauchbar und wertvoll dartut, kann er unbedenklich akzeptieren. Eine der hervorragendsten Seiten des Werkes, die ja hier nicht genügend gewürdigt, nicht einmal alle aufgezählt werden können, und eines seiner größten Verdienste ist gerade darin zu erblicken, den Beweis hierfür durch die Tat erbracht zu haben. So tritt z. B. deutlich zutage, wie unrichtig die hergebrachte Meinung ist, als hätte die Kirche, um das Verhältnis von Arbeiter und Arbeitgeber gebührend zu gestalten, nur ein Mittel zur Verfügung, nämlich die Empfehlung des patriarchalischen Systems; demgegenüber bietet Pesch (III 256 ff.) eine Lösung, die das an jenem System noch Brauchbare und Wertvolle keineswegs mißachtet, aber im übrigen die Ideen in den Vordergrund stellt, die unter den gegebenen Verhältnissen eine vernünftige Betrachtung nahelegen muß. Ueber diese und eine Fülle der interessantesten und wichtigsten Fragen der Gegenwart gibt das Werk, das eine kleine Bibliothek ersetzt, leichtverständlichen und gründlichen Aufschluß; gute Register erleichtern überdies die Benützung. Möge der großen Arbeit ein ebenso großer äußerer Erfolg beschieden sein.

München. Dr. theol. et sc. pol. Otto Schilling.

Alban Stolz und Kordula Wöhler. Herausgegeben von Professor Dr. Julius Mayer. 1. und 2. Auflage. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. Gebd. M 5.20. — Daß Kordula Peregrina, die treffliche Dichterin, die liebeglühende Sängerin des hl. Altarssakramentes, Konvertitin ist und unter der gewissenhaften Seelenführung von Alban Stolz den Weg zur katholischen Kirche gefunden hat, ist allbekannt. Aber nur wenige wußten, daß sie viele Jahre hindurch in regem Briefwechsel mit ihrem geistigen Vater gestanden und daß diese Korrespondenz überaus anziehend und besonders für die Beurteilung des großen Volksschriftstellers bedeutend und wertvoll gewesen ist. Alle Alban Stolz-Verehrer werden sich darum freuen, daß ihnen durch die Herausgabe des vorliegenden Buches, das als dritter Teil der Konvertitenbilder „Alban Stolz-Fügung und Führung" erscheint, Gelegenheit gegeben ist, Einblick in die Bekehrungsgeschichte der mecklenburgischen Pfarrerstochter, in ihren geistigen und seelischen Entwicklungsgang, ihre schweren Kämpfe, ihren leidensvollen Weg und endgültigen Sieg zu erhalten, aber auch Alban Stolz als kundigen Seelenführer und geistigen Berater mit dem ganzen Reichtum seines Geistes und Gemütes, seiner Wahrheitsliebe und Geradheit, seinem Seeleneifer und seiner edlen Duldsamkeit, seinem bei aller sonstigen Herbheit überraschenden Verständnis für alle Regungen einer Frauenseele kennen zu lernen. Die Briefe Alban Stolz' an seine geistige Tochter, die hier veröffentlicht werden, umfassen die Zeit vom 10. November 1867 bis zum 1. Juli 1870 (ihrem Bekehrungsmonat) und sind zum Teil von beträchtlichem Umfang. Leider hat Stolz die an ihn gerichteten Briefe Kordulas nicht aufbewahrt, so daß uns vieles in seinen Schreiben wie überhaupt in der ganzen Bekehrungsgeschichte dunkel bleiben müßte, wenn nicht zum Glück die Dichterin seit ihrem 16. Lebensjahre ein Tagebuch geführt hätte, das reichen Ersatz für die verloren gegangenen Briefe bietet und dem Herausgeber auf seine dringende Bitte aus edelsten Beweggründen zur Veröffentlichung überlassen wurde. Beide, der geistige Vater und die geistige Tochter, stimmen in vielem wunderbar zusammen; Stolz erklärt auch mehr als einmal, daß ihre Seelen nahe verwandt seien. Darum sind die beiden Dokumente, sowohl Alban Stolz' Briefe wie Kordula Wöhlers Tagebuch, gleichmäßig gehaltvoll, wichtig und fesselnd — jedes schön und bezeichnend in seiner Art. Das Buch wird jeder liebgewinnen, der für die wichtigste aller Fragen — die religiöse — sich noch Interesse bewahrt hat.

Hagenau im Elsaß. Professor H. Wagner.

Joseph Kohler, ordentlicher Professor an der Universität Berlin, **Moderne Rechtsprobleme.** Zweite, durchgearbeitete Auflage, geb. M 1.25. 128. Band „Aus Natur und Geisteswelt", B. G. Teubner, Leipzig. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, Probleme des Strafrechts und Strafprozesses, für die sich das breitere Publikum besonders interessiert, zu erörtern. Vielmehr behandelt er auch Fragen der Rechtsphilosophie, des Genossenschaftsrechts und des Zivilprozesses. Besonders aktuell sind aber seine völkerrechtlichen Auseinandersetzungen über die Idee des ewigen Friedens. Landgerichtsrat Hackenberger.

Lule Gjüka und ihre Stiefmutter.

Albanesische Novelle von Marie Amelie von Godin.

Lule Gjüka war die einzige Tochter von Hüdeï Gjüka aus Kanina bei Valona.

Seine Frau war schon gestorben, als die Lule noch kein Jahr alt war und niemand erinnerte sich an sie, auch der Hüdeï schien sie ganz vergessen zu haben, wenigstens sprach er nie von seiner jungen toten Frau, auch nicht zu seiner Tochter.

Die junge Frau war nur so kurz in Kanina gewesen, wo niemand von ihrer Familie lebte, denn sie stammte aus Konitza, daß alle nur noch wußten, daß sie jung gewesen und in ihrem Heiratsgut einen großen Pfau aus Diamanten gehabt hatte, der seinen Schweif zitternd bewegte, wenn man ihn trug.

Den Pfau hatte jetzt die Lule und sah ihn an, wenn ihr die Sehnsucht nach etwas Schönem kam.

Des Schönen hatte sie auch freilich sonst in Kanina genug, aber das schätzte sie deshalb nicht so sehr, weil es alle anderen Leute in Kanina genau ebenso hatten. Dies Schöne war nämlich der Blick auf das uferlose blaue Meer mit dem goldenen Schimmer darüber, aus dem die Insel Sasano auftaucht wie das Haupt einer Meerjungfrau, auf die Felsenküste und die Berge, die im Rücken von Kanina zum Himmel ragen. Da war dann an Schönheit vor allem noch die mächtige Ruine der trutzigen Burg der Vlore, über die jeder in Kanina so viele Geschichten wußte. Aber außer dieser Geschichten hatte die Lule nicht viel davon, denn sie liebte es gar nicht, in dem geborstenen Riesengemäuer herumzusteigen, weder als Kind noch später, als sie erwachsen, das heißt fünfzehn Jahre wurde. Sie ritt höchstens mit ihrer alten Magd Adille einmal im Monat für Besuche hinunter nach Vlore, wie die Albanesen Valona nennen. Sonst blieb sie zu Hause.

Hüdeï Gjüka war ein vermögender Mann. Sein Haus war eines der größten in Kanina und wunderschön karmoisinrot gestrichen, mit weißen Streifen an den Ecken.

Er war von sieben Tagen fünf in Vlore, teils für Geschäfte, teils weil er es liebte, abends ein Spielchen zu machen. War er aber daheim, dann sagte er gutmütig seiner Tochter nur freundliche Worte, und was sie sich einbildete, das verschaffte er ihr, dafür hielt er streng darauf, daß sie, wie es bei den Frauen der Kreise in Albanien, die mit den Türken in Berührung kommen, Sitte ist, sich verschleierte, das Haus so wenig verließ als möglich und dort niemand empfing, sich niemanden zeigte als Frauen.

Er war ein kluger Mann und auf sich und sein Wohlergehen bedacht. Als Lule fünfzehn Jahre alt wurde und er mit Befriedigung ihren schlanken Wuchs, ihre schönen blonden Haare, ihren kleinen roten Mund und ihre großen blauen Augen sah, berechnete er, daß er sie bald verheiraten müsse und dann ganz allein bleiben würde.

Das paßte ihm gar nicht. Je mehr er darüber nachsann, desto weniger. Wer sollte ihm dann Kleider und Wäsche in Ordnung halten, die Marmeladen einsieden, dafür sorgen, daß im Hause alles an seinem Platze stand?

Wenn Lule fort war — niemand. Also mußte er wieder heiraten. Und da er nun schon wieder heiraten mußte, wollte er auch eine junge Frau.

Die verschaffte er sich denn auch; er war ja vermögend und stand in gutem Ruf.

Soweit ging alles vorzüglich.

Aber, wie sollte er es nun der Lule mitteilen? Am besten wäre es gewesen, die hätte auch gleich geheiratet, aber der Mann, den er für sie ausersehen hatte, der war noch ein Jahr in Stambul festgehalten.

Er mußte es ihr also sagen; das gab gewiß einen Kampf, und da er Kämpfe nicht liebte, der gutmütige Hüdeï Gjüka, verschob er die Mitteilung von Tag zu Tag.

Bis es zu spät war und Lule die Neuigkeit durch eine Gevatterin erfuhr.

Sie machte dort Besuch und hatte eben die Begrüßungen fertig, welche die Sitte vorschreibt, als die Frau sagte: „Die Braut deines Vaters ist ja sehr schön, sagen alle."

Der Lule drohte das Herz still zu stehen, aber sie bezwang sich. „Sehr schön, in der Tat," antwortete sie und hatte doch nicht einmal eine Ahnung, wer sie war. Alle Fragen, die nun daraufhin kamen, beantwortete sie auch aufs Geratewohl. Als sie aber fortging, sobald es möglich war, war sie weiß wie eine Wand.

Und als sie dann zu Hause anlangte, brach ihre Wut los.

Ihr Vater war in Valona. Da hatte sie nur die Mägde, um ihrem Zorn freie Bahn zu lassen. Nach der ersten, die ihr begegnete, warf sie eine Bürste und traf sie, daß sie blutete.

Das war noch ein Glück, denn es erschreckte Lule. Sie wusch die Wunde, und als das geschehen war, begann sie zu schluchzen, sie sei ein unglückliches Geschöpf, daß ihr auch das noch habe passieren müssen. Hatte noch viel mehr Mitleid mit sich selbst, als mit der Magd.

Sie weinte mit Zwischenpausen bis zum nächsten Morgen, an dem ihr Vater zurückkam. Den empfing sie mit einer Flut zorniger Tränen.

Hüdeï Gjüka antwortete gar nichts, dachte sich, nun sei eben die Stunde da, auf die er sich gefürchtet hatte, und sie müsse überstanden werden, und sagte nur zum Schluß: „In einer Woche kommt die Braut."

Da war Lule so starr vor Erstaunen und Schreck, daß er Zeit fand, den Harem zu verlassen.

Und in einer Woche kam die Braut wirklich.

Hüdeï schickte seine Tochter für die ersten Tage zu einer Verwandten nach Valona.

Erst nach zehn Tagen kam sie zurück, das ganze Herz voll Groll.

Die alte Magd redete auf dem ganzen Wege auf sie ein: „Du hast recht, Herrin, wehre dich, laß sie nicht die Ueberhand bekommen, wenn sie auch von gutem Blute ist und Geld ins Haus gebracht hat."

Damit hatte sie boshaft den Stachel in Lules Herzen noch schmerzhafter gemacht, denn es grämte sie ohnedies, daß die Braut die Tochter eines Generals war und eine Mitgift gebracht hatte, die mindestens ebenso groß war, als die ihrige sein würde.

Und im Weiterreiten fuhr die Magd fort, die die Braut schon gesehen hatte: „Sie hat entsetzlich viele Haare — viel zu viel, das ist gar nicht mehr schön, mindestens doppelt so viel als du, Herrin, und sie hat ganz feine Hände, ich glaube, sie arbeitet nichts, sonst könnten sie gar nicht so weich sein."

Da wurde Lules Bitterkeit und Zorn noch größer. „Schweig", sagte sie und ritt voran, damit sie nichts weiter zu hören brauchte.

Als sie oben in Kanina vor das Haus kam, verbiß sie die Tränen, die ihr in die Augen stiegen. Sie wollte geradewegs in ihr eigenes Zimmer.

Um das aber zu erreichen, mußte sie durch den Divan, und dort stand nun die Stiefmutter. Ganz ruhig und gerade stand sie da.

Lule stieg alles Blut rasch zur Stirn, aber sie tat, als sehe sie die Frau gar nicht, und schritt an ihr vorüber zu ihrer eigenen Tür.

In ihrem Zimmer setzte sie sich auf ein Polster. Sie weinte nicht, aber ihr war zumute, als könne sie sich gar nicht rühren.

Indes kam gleich darauf ihr Vater zu ihr herein. „Komm", sagte er, „sie wartet auf dich". Das war schon ein Zeichen, wie sehr ihm seine junge Frau gefiel, daß er sich in die Sache zwischen ihr und seiner Tochter einmischte. Es wäre ja viel bequemer gewesen, er hätte einfach diesen Tag im Männerhaus, dem Selamlik, draußen verbracht und wäre erst zum Schlafen wieder in den Harem gekommen, wenn der Zusammenstoß schon vorüber war.

„Komm", wiederholte er, als Lule sich nicht rührte, und während das erstemal fast ein bißchen Verlegenheit in seiner Stimme gewesen war, war sie nun fest und beinahe ein wenig von nahendem Zorn drohte darin.

Da stand dann die Lule auf und ging mit ihm.

Unterdessen war die junge Frau vom Divan, dem Vorraum, in das Empfangszimmer gegangen. Dort trafen sie Vater und Tochter.

Und da sah Lule auf den ersten Blick, daß die Frau ihres Vaters ihren eigenen, ihren Pfau aus Diamanten mit dem zitternden Schweif an der Brust trug. Wirklich und wahrhaftig!

Lule überlegte gar nichts, sie stürzte nur auf den Pfau los und wollte ihn der Frau von der Brust reißen — riß mit aller Wucht — und behielt doch bloß den abgebrochenen Schweif in der Hand.

Als sie das sah, ging ihre Wut in Verzweiflung über. „Der Pfau — mein Pfau!" schluchzte sie.

Ihr Vater hatte sie fest am Arm gefaßt, um sie zurückzuziehen; als er nun aber ihren Kummer sah, senkte er unwillkürlich den Kopf, denn es war ja in der Tat Lules Pfau gewesen. Er wußte nicht recht, was tun.

Aber da kam ihm seine Frau zuvor. „Dir hat der Pfau gehört", sagte sie und löste nun auch den Körper des Diamantenvogels vom Kleide. „Da hast du ihn zurück. Den Schweif läßt man wieder hinmachen."

Sie hatte eine leise und freundliche Stimme.

Lule nahm den Pfau und sah zum erstenmale das Gesicht ihrer Stiefmutter an. Die war nur um weniges älter, als sie selbst, etwas größer und schlanker, hatte wirklich wunderschöne braune Haare und eine weiße Haut und blaue Augen.

Trotzdem tat der Lule die Musterung wohl. Viel schöner als sie selbst war ihre Stiefmutter nicht. Das stimmte sie milder, und anständig war es gerade nicht, daß sie ihr den Pfau so weggerissen hatte. Das sah sie wohl ein.

Da ihre Stiefmutter sich setzte, setzte sie sich auch.

Ihr Vater wußte nicht was sagen, fand seine Pflicht erfüllt und ließ die zwei allein. So viel hatte er schon begriffen, daß auf den Sturm eine Beruhigung zu folgen schien.

Die zwei Frauen waren nun zunächst ganz still. Beide fühlten sich nicht recht sicher. Lule hielt immer noch den zerbrochenen Pfau in der Hand.

Ihre Stiefmutter faßte sich wieder zuerst. „Wie hast du gereist? Wie geht es dir? Wie war es in Valona?" So als sei Lule ein Besuch. Ganz steif saßen beide auf ihren Stühlen.

Lule fühlte, daß ihr Haß sonderbar zusammengeschrumpft und abgekühlt war. Während sie so dasaßen, schlief er ein.

„Du hast ein hübsches Kleid", sagte sie schließlich.

Da stand die Stiefmutter auf. „Willst du die Dinge sehen, die ich mitgebracht habe?"

Ja, das wollte die Lule; und dabei nahm sie sich fest vor, alles sehr genau auf seinen Wert zu mustern.

Drüben in ihrem Zimmer schloß nun die junge Frau ihre Truhen und Kästen auf.

Ganz eifrig besah sie mit Lule jedes Stück. Oft berührten sich ihre Stirnen dabei und ihre Hände. Jedes Kleid wurde entfaltet und jedes Stück Wäsche. Alles war hübsch und sauber, das mußte auch Lule sich zugeben. Kein Stück, das sie nicht aufmerksam betrachtet hätte.

Und plötzlich begann die junge Frau von Lules Aussteuer zu reden — wenn sie nun beschafft werden müßte — wie sie hoffte, möglichst spät, denn es wäre ihr sehr leid, Lule so schnell schon aus dem Hause zu verlieren; da wisse sie nun genau, wie man alles billig beschaffe, vom Tschartschaf, dem mohammedanischen Frauenüberkleid für die Straße, mit dem dichtesten Gesichtsschleier, bis zu fränkischen durchbrochenen Strümpfen.

Ganz lebhaft wurden die zwei im Sprechen und ganz vertraut. Mein Gott, es war im Grunde doch gut, zu zweien zu seien, wenn man doch ganz in den Harem gesperrt war! —

Bis zum Abend musterten, plauderten, planten sie so zusammen.

Dann, als Lule in ihr Zimmer gegangen war, um sich schlafen zu legen, pochte es noch einmal und ihre Stiefmutter kam herein, über dem Arm eines ihrer fränkischen Morgenkleider. „Nimm's — da" — sagte sie, „ich habe zwei, es ist himmelblau, es wird dir gut stehen" und dann war sie gleich wieder hinaus.

Lule machte das Kleid Freude, denn sie fand es wirklich sehr hübsch, aber als die Türe sich wieder geschlossen hatte, sagte sie doch zu ihrer alten Magd: „Weißt du, alles was sie hat, ist recht nett, aber nichts besonderes. Wenn ich heirate, höre, da will ich überall Spitzen, breit wie die Hand, und meine Brautwäsche muß aus Seide sein. Du wirst sehen, wie schön das alles wird."

Die junge Frau aber sagte am selben Tage noch zu Hüdeï Gjüka, der ganz vergessen hatte, sie zu fragen (denn nachdem kein Geschrei entstanden war, war für ihn die Angelegenheit eigentlich erledigt): „Deine Tochter ist recht hübsch, aber statt des Pfaues mußt du mir etwas anderes geben, der war ohnedem altmodisch. Die Arme hat freilich die neuen Dinge, die alle durchsichtig gefaßt sind, noch nicht gesehen, darum ist sie mit ihrem Pfau so zufrieden. Versprich es mir!"

„Ganz gewiß! Ich verspreche es", entgegnete Hüdeï Gjüka und kam sich an diesem Abend wirklich wie ein sehr glücklicher Mann vor, denn nun schien ihm alles gesichert, woran ihm gelegen war: Die Ordnung und die Ruhe in seinem Haus, ein junges Gesicht, wenn ihm darnach Lust kam, es anzusehen. Was konnte es ihn kümmern, wie die eingesperrten Frauen seines Hauses, die armen Dinger, sich die Zeit totschlugen! Natürlich

mußte man ihnen schenken, was nur anging, um ihnen die Laune und sich selbst den Frieden zu erhalten!

Es kam ihm in den Sinn, daß es doch ganz in der Ordnung sei, wenn man einen Mörder einschließt, wenn man aber nichts getan hat, wie die Frauen und doch sein Lebtag eingeschlossen ist, muß es wenig angenehm sein! — Aber Hüdeï Gjüka schlug sich diese unbequemen Gedanken aus dem Sinn. Er war jedenfalls nicht dazu da, um das Leben der Frauen in den albanesischen Städten umzugestalten. Und wenn er dazu dagewesen wäre, hätte er es doch nicht getan. Denn freie Frauen, die wären doch viel schwerer zu regieren und viel unbequemer gewesen! — Gottlob hatten die seinen so viel Freude an Kleidern und Wäsche und Kompott und Kaffee und der Herrschaft über ihre Mägde — und was es dergleichen noch gab! Solche Frauen brauchten einen Mann wie er!

Mit einem Seufzer der Erleichterung schlief er ein.

Bühnen- und Musikrundschau.

Festspiel-Ende. Mit einer Aufführung der „Meistersinger" in der bewährt glanzvollen Besetzung schlossen die Festspiele, die sich von der ersten Woche bis zur letzten jenen großen Zug bewahrten, welcher den Aufführungen des Prinzregententheaters den Stempel des Besonderen, über dem Theateralltag stehenden, aufdrückt. Die Einzelberichte haben die Verdienste der Dirigenten Walter, Röhr und Heß, der Regisseure und der Sänger gewürdigt, so daß weniges nachzutragen wäre. In den letzten Tagen konnte noch Berta Morena als Isolde durch die empfindungstiefe Gestaltung einen besonderen Erfolg erringen. Daß bei gleichstehender Gesangskunst aus stilistischen Gründen immer eine einheimische Künstlerin den Vorzug haben muß, braucht keiner besonderen Darlegung, ohne daß wir darum gering schätzen, was uns auch heuer wiederum von ausländischen Künstlern geboten worden ist. In verschiedenen kleineren, aber nicht belanglosen Rollen erschienen jüngere Talente, die es verdienen, daß die Opernleitung an ihrem Aufwärtssteigen Interesse nimmt. Besser freilich vollziehen sich solche Neubesetzungen in den stilleren Zeiten des Theaterjahres, als eben bei den Festspielen, an welchen nur die voll ausgereifte Leistung Anspruch darauf hat, gehört zu werden. In diesem Punkte ist die gesamte seriöse Kritik sich einig, ebenso aber auch darin, daß die Zahl der starken, überwältigenden Eindrücke in dem heurigen Spielsommer eine sehr große gewesen ist. Die 14. Spielzeit des Prinzregententheaters bringt, wie wohl jetzt feststeht (das offizielle Programm erfolgt ja gewohnheitsgemäß im Winter), erstmalig den „Parsifal". Das Jahr 1914 wird in Parsifalaufführungen einen gewaltigen Wettstreit bringen. Bayreuth plant besondere Anstrengungen, in gewohnter Liberalität entleihen wir unsere Münchener Regisseure Fuchs und Wirk für die Aufführungen der Mailänder Scala und das Londoner Coventgarten-Theater aus, Knote wird bereits am 1. Januar in Berlin singen. Der Neujahrstag wird (an verschiedenen Bühnen) je zwei Parsifalvorstellungen in Berlin, Paris und Brüssel bringen, sowie eine in Wien, kurz darauf folgen die meisten anderen Großstädte; Zürich und Buenos Aires eilten in diesem Monat bereits voraus. Wir dürfen uns der freudigen Hoffnung hingeben, daß München in diesem friedlichen Wettkampfe die erste Stelle behaupten und „Parsifal" zu dauerndem Gewinn seinem Festspielplan einfügen wird.

Die Festkonzerte in der Tonhalle schlossen mit Beethovens „Neunter", die Ferdinand Löwe in hinreißender Interpretation bot. Das Orchester spielte glanzvoll und die Chöre (von Mitgliedern der Gesellschaft für Chorgesang und anderen Vereinigungen) erklangen in einer Präzision und Reinheit, wie man sie selten hört. Die Solisten — Gertrud Förstel, Anna Erler-Schnaudt, Dr. Römer und Denys — boten (vor allem die erstgenannte) vortreffliche Leistungen. Das Publikum war mit Recht begeistert und spendete Ferd. Löwe lang andauernden Beifall. Oftmals mußte der Dirigent erscheinen, um den Dank entgegenzunehmen. An jubelndem Applaus hat es den Löwe-Konzerten nie gefehlt, heuer, wie in den Vorjahren. Daß jedoch die Teilnahme der Musikfreunde an den mit vielen Mühen gesicherten Abonnementskonzerten des Winters eine viel stärkere heuer werden muß, kann man nicht oft genug wiederholen. Bei künstlerischem Urteil darf man die Stimmen wägen, aber für den Bestand einer künstlerischen Unternehmung ist ausschlaggebend allein die Zahl. — Den zweiten Volkssymphonieabend hatte Paul Prill Brahms gewidmet. Reichen Beifall fand der begabte Konzertmeister Heyde im Violinkonzert. Prill dirigirte die 4. Symphonie und die „Akademische Festouvertüre" mit Präzision und innerem Anteil.

Kammerspiele. „Der Held des Westerlands", eine Komödie von J. M. Synge, hatte eine sehr freundliche Aufnahme, wenn sich auch ein Teil der Zuschauer sichtlich zurückhaltend verhielt. Der jung verstorbene Dichter galt als das Haupt der jung-irischen Literatur. Diese nimmt, „in bewußtem Gegensatz zu früher Land und Leute, wie sie heute sind, unter die kritische Lupe und versucht durch heroische Akte ironischer Selbsterkenntnis den ersten Schritt zur Besserung ... Eine schwere, aber unumgänglich notwendige Trostlosigkeit ist die Dominante alles Dichtens und Lebens dieser Rasse, der nicht die wohlabgewogene starke Tat, sondern die Hoffnung, die Imagination einer Rettung, einer besseren Zeit, das eigentliche Dasein bedeutet." Ich entnehme diese Stellen der Vorrede der bei Gg. Müller erschienenen deutschen Ausgabe des Buches. Das Stück wird hierbei folgendermaßen kommentiert: „Ein junger Bauer (das junge Irland) glaubt seinen Vater (das alte Irland) erschlagen zu haben. Er erzählt die Tat (die er gar nicht begangen hat) aller Welt, wird als Held gefeiert und wird dadurch zum Helden. Der alte versoffene Vater erscheint plötzlich und holt sich den Sohn. Sowie nun der Junge das erzählte Heldenstück, das ihm Ruhm und Liebe brachte, in Tat umsetzen will, wenden sich alle, die ihn bisher bewunderten, mit brutaler Feindseligkeit gegen ihn. Selbst Pegeen, die schöne Wirtstochter, die ihn geliebt hat. Und sie spricht das erhellende, das die ganze Komödie, ja den irischen Volkscharakter erst erklärende Wort: Es ist ein großer Unterschied zwischen einer grandiosen Geschichte und einer schäbigen Tat. Der alte Bauer allerdings sieht mit alkoholischem Grinsen ein, daß die Zeit seiner Tyrannei über den jungen nun vorüber sei." Ich gestehe, daß ich auf diese „unterlegte Symbolik" nie gekommen

wäre und wohl keiner der Zuschauer wird in dem alten und dem jungen Bauern an Personifikationen von „Irland“ denken. Der Theaterbesucher ist kein Charadenlöser; was er sieht und hört, muß ihm ohne Kommentar zugängig sein. So sahen wir denn ein Milieustück von fremd anmutenden, aber zuweilen packenden Farben. Eine ursprüngliche, kraftvolle Sprache, deren Bilderreichtum nach dem Urteil der Uebersetzer sich nur schwach wiedergeben läßt, ließ zuweilen aufhorchen. Daß der angebliche Vatermörder durch seine Tat für die ganze Weiblichkeit des Westerlands so viel Anziehendes hat, stößt ab. Dem Stücke ward hier, was gerne zugestanden sein mag, eine wahrhaft werbende Wiedergabe; dennoch zweifle ich, daß das literarische „Neuland“ für uns eine andere Bedeutung haben kann, als diejenige des vorübergehend „neuen“....

Verschiedenes aus aller Welt. Das deutsche Künstlertheater in Berlin, dem die meisten Größen des früheren Brahmschen Lessingtheaterensemble als Sozietäre angehören, eröffnete mit „Wilhelm Tell“, inszeniert von Gerh. Hauptmann. Des Dichters Debüt als Regisseur enttäuschte. Er versuchte das Drama Schillers realistisch zu geben und hatte nach Berichten durch die kühnsten Kürzungen Gedankenstriche in die Dichtung eingeführt, die in Wahrheit Striche durch die wertvollsten Gedanken waren. Auch doktrinärer Naturalismus läßt Arno Holz, Hauptmann Vorläufer, zu keinem Dauererfolg kommen. Sein Künstlerdrama: „Sonnenfinsternis“, das in Hamburg zur Uraufführung gelangte, erzielte keinen starken Eindruck. — Barnowsky, der neue Leiter des Berliner Lessingtheaters, eröffnete mit „Peer Gynt“. Die Kritik vermißte an der sehr tüchtigen Wiedergabe der Ibsenschen Dichtung den ungesuchten Märchenton. Griegs Musik ist in ihrem Sonderleben im Konzertsaal viel wirksamer, als im Zusammenhang mit Ibsens Werk, mit dem sie ihrem Wesen nach wenig gemein hat.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die schon früher beobachtete Emanzipation der Effektenmärkte von den Wirtschafts- und Konjunktursorgen ist nunmehr in verstärktem Masse bemerkbar. In Berlin etabliert sich unabhängig von den ungewissen Zuständen in der Industrie ein grosses, freies Geschäft — gerade in den Industrieaktien! Auch Werte, welche monate- und sogar jahrelang fast ohne jeden nennenswerten Umsatz geblieben, wie die arg vernachlässigten Terrain- und Bauaktien, waren bei der diesmaligen Haussebewegung mit an erster Stelle. Kategorien, wie Braunkohlen-, Auto-, Maschinen-, Waggon-, Waffen-, Oel-, Gasglühlicht- und wie seit längerer Zeit Elektrobranche vervollständigten mit einer weiteren Reihe von Spezialitäten die Hochflut des kinoartigen Wechselbildes im Effektenhandel. Die Börse will ihre eigenen Wege gehen, unbekümmert um all die Sorgen der Wirtschaftsfaktoren. Von günstigen Momenten, welche einigermassen diese überstürzten Kursaufbesserungen rechtfertigen, ist nur die Entwicklung der Geldmarktlage nennenswert und zu beachten. Der Reichsbank gelingt es in ihrer konservativen Art einer ruhigen, vornehmen Goldsammlung, nicht nur erhebliche Bargoldreserven, sondern auch sonstige Aktiven flüssiger zu stellen. Dabei appellieren Reich, Bundesstaaten und Kommunen fortgesetzt an die Geldkassen der Banken. Auch dass der Privatsatz an der Börse mit über 5½% den günstigsten Anschauungen der Optimisten widerspricht, bleibt wenig beachtet. Eine seither allgemein erwartete Diskontermässigung in London und in der Folge auch bei uns musste natürlich durch diese Geldverteuerung und vornehmlich durch die Ungewissheit über den Ausfall des schwierigsten Geldtermins zum Septemberultimo illusorisch werden. Als Begleiterscheinung der neuerlichen und überraschend gekommenen verschlechterten Gestaltung der monitären Lage war eine Stockung der seither flotten Börsengeschäfte und ein Eindämmen der Kurserhöhung aller Spekulationsgebiete bemerkbar. Trotz der vermehrten Ziffern des Kaliabsatzes, speziell nach Amerika, und der bestimmt auftretenden Meldungen über eine baldige Einigung in den Streitfragen zwischen den deutschen Schiffahrtsgesellschaften verblieben nach dieser Veränderung am Geldmarkt auch die Effektenbesitzer in zumeist zurückhaltender, abwartender Tendenz. Die auch für den Augustmonat gebesserten Ziffern des Aussenhandels, sowie der Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen lassen für die Wirtschaftskreise allerdings bessere Urteile begründen. Die in den Semestralausweisen der deutschen Grossbanken zum Ausdruck gebrachte Gewinnerhöhung an Zinsen und Provisionen und die dadurch voraussichtlich zufriedenstellend ausfallenden Jahresbilanzen lassen für die deutsche Wirtschaftslage ebenfalls kein ungünstiges Bild zurück. Das Geschäft, in Bankaktien speziell, konnte naturgemäss hiervon besonders profitieren. Das lebhafte Interesse für die Rentenwerte erlitt durch die starken Reaktionen und Gewinnsicherungen der Spekulation ein baldiges Ende. Immerhin konnten durch die Festigkeit dieses Marktes auch Auslandsfonds und sonstige Rentenwerte im Kurse anziehen. Der von früher zurückgestellte Bedarf für die Reichskolonial-Verwaltung in Höhe von 57 Millionen Mark dürfte nunmehr zur Emission gelangen — natürlich nicht zum Vorteil des heimischen Anleihegebietes, dem weiterhin die tunlichste Schonung vonnöten ist. Die Beurteilung der Entwicklung unserer Wirtschaftsfaktoren ist nach wie vor verschieden. Der starke Rückgang im Absatz der österreichischen Eisenproduktion, die verminderte Verkaufstätigkeit für Roheisen bei uns und neue Unterbietungen am Stabeisenmarkt lassen hinsichtlich der Montanbranche gleichmässig die verschlechterten Zukunftsaussichten in dieser Sparte bestehen. Die weitere Reduktion des Stahlwerksverbandes für einzelne Halbzeugfabrikate schliesst ebenfalls auf ein Nachlassen der günstigen Marktverhältnisse in der Schwerindustrie. Die Börse beachtet jedoch all diese unbefriedigenden Konjunkturnachrichten erst in zweiter Linie, massgebend bleiben die börsentechnischen Hinweise. Die nunmehr stattfindenden Dividendenabtrennungen von Montan- und Elektrowerten und der günstige Verlauf der September-Liquidation konnten daher trotzdem ausschlaggebend für die Kursgestaltung aller Werte bleiben.

München. M. Weber.

Bei der Ueberflutung mit Zigarrenangeboten ist es für den Raucher schwer, eine geeignete Wahl zu treffen. Um nicht nur preiswert, sondern auch in bezug auf Qualität vorteilhaft einzukaufen, ist es die Hauptsache, daß man sich an eine bewährte Firma wendet, die durch ihren Ruf und ihre Leistungsfähigkeit auch Garantie bietet. Solche Garantie bietet die seit 1875 bestehende Fabrik feiner Bremer Zigarren, Ferdinand Schnell & Co. in Bremen. Eine ganz spezielle Eigenart dieser Firma ist die außergewöhnliche Milde und Bekömmlichkeit ihrer Fabrikate, gepaart mit gediegener gehaltvoller Qualität; während bei anderen Fabriken bekanntlich nicht selten eine zwar leichte, jedoch dabei nichtssagende, strohige, oder aber eine gehaltvolle jedoch zu kräftige Qualität vorherrscht. Besonders hervorzuhebende Marken sind die bekannten Schnells Juwelzigarren in drei verschiedenen Preislagen, sowie die Marke „Deli-Cubaauschuß“, eine seit mehr als 30 Jahre von der Firma Ferdinand Schnell & Co. in den Handel gebrachte Sorte. Speziell wird der Raucher von Schnell's Juwel entzückt sein über die wunderbare Vereinigung der schätzenswertesten Eigenschaften: Milde und Aroma. Unserer heutigen Gesamtauflage ist ein Prospekt der genannten Firma beigefügt und bitten wir unsere Leser, denselben zu beachten. Ein Versuch mit den Fabrikaten der Firma Ferdinand Schnell & Co. ist jedenfalls sehr zu empfehlen, zumal ein Risiko laut den Bezugsbedingungen von vornherein ausgeschlossen ist.

Oktoberfest-Lotterie. Der Bayerische Landwirtschaftsrat veranstaltet bekanntlich heuer eine Lotterie, deren Erträgnis zur Förderung der Ansiedelung landwirtschaftlicher Arbeiter und Dienstboten Verwendung finden wird. Die Veranstaltung verfolgt den gemeinnützigen Zweck, der Landflucht zu steuern und auf dem Lande einen möglichst großen Stamm seßhafter Kleinbauern zu gewinnen und zu erhalten. Diese Absicht soll dadurch erreicht werden, daß aus dem Lotterieerlös jene landwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten Zuschüsse erhalten, welche sich ein kleines, wenn auch nur ganz bescheidenes, selbständiges Heim gründen wollen, welche aber über die zum Erwerb der eigenen Scholle erforderlichen Mittel nicht ganz verfügen. Der Preis eines solchen landwirtschaftlichen Oktoberfestloses beträgt 1.10 M. An Gewinnen werden 60,000 M in Geld ausbezahlt, darunter ein Haupttreffer mit 20,000 M. Die Ziehung findet ministeriell unverschiebbar am 6. Oktober statt.

Glockengießerei

Mabilon & Cie.,

Inh. W. Hausen,

Saarburg bei Trier, Bahnstation Beurig-Saarburg.

Telephon 36.

Trier 1854 bronz. Medaille. Saarburg 1908 silb. Medaille (1. Preis). Wiesbaden 1909 goldene Medaille. Ehrenpreis aus Staatsmitteln.

Lieferung von Geläuten und einzelnen Glocken

passend zu vorhandenen. Tadelloser Guß ohne jegliche Nacharbeit, 78% Rotkupfer und 22% Banka-Zinn. — 10 Jahre Garantie für Haltbarkeit.

Glockenstühle vorzüglicher Konstruktion,

Elektromagnetische Läutemaschine.

Hammerwerk, Spezialität: Glockenschläger.

Umhängen alter Glocken unter Garantie. Ein Mann kann mehrere Glocken leicht läuten. Rasche, reelle Bedienung. Günstige Zahlungsbedingungen. Sämtliche Armaturen werden im eigenen Betriebe angefertigt, daher weitgehendste Garantie und billigste Preise.

Zu jegl. Auskünften und unverbindlichem Besuche gern bereit. Vorzügliche Referenzen stehen auf Wunsch gern zu Diensten.

Dr. Ziegelroth's:

Arterienverkalkung.

3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Krummhübel i. Riesengeb.

Neuigkeiten

aus dem Verlage von

Wilhelm Bader in Rottenburg a. Neckar.

Alles wird geheiligt durch Gottes Wort. Predigten und Ansprachen bei verschiedenen Gelegenheiten. Mit einer Anzahl von Freunden herausgegeben von **Emil Kaim**, Stadtpfarrer, brosch. M. 2.80, geb. M. 3.70.

Das Wort des Lebens. Predigten und Konferenzen v. P. **Timotheus Kranich** O. S. B. Konventual der Erzabtei Beuron, brosch. M. 3.20, geb. M. 4.20.

Die Urbansbruderschaft in Rottenburg a. N. Geschichte der Bruderschaft nebst ihren jetzigen Statuten. Von Lic. theol. **Eugen Stolz**, Kaplan. Mit einer Abbildung. Steif brosch. 60 Pfg.

Alemannenblut, Gedichte von **Paul Merath**, herausgegeben von **Matth. Schwägler.** Brosch M. 2.—, geb. M. 2.70.

Vorträge auf dem zweiten homiletischen Kurs in Ravensburg. 9. bis 11. September 1913. Erscheinen alsbald nach der Tagung.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart.

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage 1913: 95 Mill. Mark.
Jahresprämie 1913: 34 Mill. Mark.
900 000 Versicherungen.

Papiere, Formulare aller Art, Preislisten, Kataloge, Rechnungen, Briefbogen, Muster, Wertpapiere kurz

alles staubsicher und übersichtlich im selbstschliessenden

Hensson-Kasten.

Billiger und praktischer wie Schränke, beliebig in Schrankform aufzubauen. Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt, ohne Federn. Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur M. 1.75, Reichgrösse (Folio) Stück nur M. 1.95. Aussenhöhe 6½ cm Probepostpaket vier Stück. Verpackung frei.

Otto Henss Sohn, Weimar 303 N.

Oktoberfest-Geld-Lose

zwecks Seßhaftmachung landwirtschaftl. Arbeiter

Zieh.: 6. Okt.

ministeriell ohne Verschub

60 000

Mk. bar Gewinne. Hpttr. Mk.:

20 000

1.10 das Oktoberfestlos (Port. u. List. 30 Pf.)

Generalvertrieb:
Lotterie- u. Bankgeschäft

Brüder Schuler

München, Maffeistr. 9

Interessengemeinschaft

Pfälzische Bank	Rheinische Creditbank
Ludwigshafen a. Rh.	Mannheim
Gegründet 1883	Gegründet 1870
Aktienkapital: Mk. 50,000,000.—	Aktienkapital Mk. 95,000,000.—
Reserven Mk. 10,000,000.—	Reserven Mk. 18,500,000.—

Gesamtkapital und Reserven Mk. **173,500,000.**—

Pfälzische Bank Filiale München

(Neuhauserstrasse Nr. 6)

Wechselstuben und Depositenkassen
Frauenstr. 11 (Ecke Reichenbachstr.); Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstr.); Max Weberplatz 4 (Ecke Ismaningerstr.).

Eröffnung von laufenden **Rechnungen** mit und ohne **Kreditgewährung;** Eröffnung von provisionsfreien **Scheckrechnungen;**
Annahme von **Spargeldern** mit und ohne Kündigung.
Einzug von **Wechseln** auf das In- und Ausland, Ausstellung von Wechseln, Schecks, Akkreditiven, Kreditbriefen; briefliche und telegraphische Auszahlungen nach allen grösseren Plätzen Europas und der überseeischen Länder:
An- und Verkauf sowie Beleihung von **Wertpapieren;** Annahme von Börsenaufträgen für alle in- und ausländischen Börsen; Einlösung von Zins- und Dividendenscheinen: Umwechselung von ausländischen Geldsorten;
Aufbewahrung und Verwaltung (einschl. Verlosungskontrolle) von **Wertpapieren** sowie Aufbewahrung von anderen **Wertgegenständen** u. **Dokumenten;** Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung;
Vermietung von eisernen Schrankfächern (Safes) zur Aufbewahrung von **Wertpapieren** und anderen Wertgegenständen unter Selbstverschluss der Mieter.

Die Verwahrung erfolgt in den nach den neuesten Erfahrungen konstruierten Gewölben der Bank unter deren gesetzlicher Haftbarkeit.

Arterien-Verkalkung!

Hemmend und vorbeugend wirkt der rote alkoholfreie „Rabenhörster Naturwein", frischer haltbarer Saft rheinischer Edeltrauben. Fördert den Stoffwechsel, besonders der Mineralien, verjüngt das Blut und hebt das Allgemeinbefinden. Fragt den Arzt. Probek. 12 Fl. M. 16. Nachnahme.
O. Lauffs, Weingut Rabenhorst, Unkel a. Rh. 20.

Ludwig Moller

Spezialgeschäft für Bildereinrahmung

München, Wurzerstraße 12.

Geschmackvollste, billigste **Einrahmung von Bildern** in allen Stilarten. Größte Auswahl in **Portraitrahmen.** Lager von ovalen und runden Rahmen jeder Größe. **Braune Rabattmarken.**

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „A. R." die höchste Abonnentenzahl auf. ::

Als besonders preiswert und vorzüglich mundend empfehle garantiert naturreinen, roten

Französischen

Trauben-Wein

Nr. I. p. Fl. 65 ₰, p. Liter 75 ₰, 12 Fl. München frko. Haus
Nr. II. p. Fl. 75 ₰, „ „ 85 ₰, 12 „ „ „ „
Nr. III. p. Fl. 85 ₰, „ „ 95 ₰, 12 „ „ „ „

Philipp Simon, Weinbergbesitzer,
Seidlstr. 28 a. d. Karlstr. Frauenstr. 5 vis-à-vis d. Handelssch.

Mathäser-Bräu-Bierhallen

München.

Bekannt gutes Bier, hell und dunkel
gut bürgerliche, auswahlreiche Küche

Ergebenst B. Rechthaler, Pächter.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Richard Haggenmüller

Tel. 282 Goldschmied Tel. 282
Kaufbeuren (nächst dem Kloster)

Lager u. Werkstätte kirchl. Geräte u. Gefässe

Empfehle mich dem hochw. Klerus zur **Neuanfertigung kirchl. Geräte und Gefässe** jeder Stilart nach eigenen und gegebenen Zeichnungen. **Restaurierung alter Kirchengeräte** unter Garantie bester und fachgemässer Ausführung bei billigster Berechnung. Kostenvoranschläge bereitwilligst. Zahlreiche Anerkennungen hochwürdiger Geistlichkeit.

Harmonium,

das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente kann jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „Harmonista", Preis mit Heft von 320 Stücken nur 35 Mk.
Illustrierte Kataloge über Harmoniums von **46 Mk.** an und Prospekt über Spielapparat bitte **gratis** zu verlangen.

Aloys Maier, Kgl. u. Päpstl. Hoflief., Fulda.

Teilhaber

Finanzierungen

sowie Verkauf nur nachweisbar rentabler Engros- und Fabrikgeschäfte besorgen schnellstens, streng diskret, ohne Vorschüsse

Rauschenberg & Co., Köln Sallerring 55 Telephon A 4636.

Gut schlafen

und früh aufstehen! — Eine neue epochemachende Anleitung, Schlaflosigkeit ohne Medizin, ohne Apparate, ohne Geheimmittel zu heilen, Schnarchen, Alpdrücken, schreckliche Traumbilder Schlafsucht zu beseitigen und vor allem früh aufzustehen, gibt das Buch „Die Kunst, gut zu schlafen" von Dr. F. Starck. Preis M. 3.—. Broschüre gratis. Verlag Dorio Ghelmann. Berlin W. 310. Hohenstaufenstr. 42.

St. Bernhardiner-

Hündin; hochedel, Ia Stammbaum, beste Tugenden, 2½ J. alt, gesund; reeller Wert: Mk. 300; verkaufe wegen Umzug für Mk. 125
Johs. Crouse, Antwerpen.

Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photo-Apparate, Feldstecher, Musikwerke, Sprechmaschinen usw.
Kataloge gratis u. franko liefern

Jonass & Co. BERLIN A 512. Belle-Alliance-Str.

Heinrich Georg

G. m. b. H.

München, Lindwurmstr. 5
am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme
Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räume.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

= Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters. =

Telephon 6877.

Vervielfältiger Thuringia   Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- und mehrfarbig, Rundschreiben, Einladungen, Preislisten, Kostenanschläge, Exportfakturen, Noten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, von Urschrift nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm mit allem Zubehör nur M. 10. 2 Jahre Garantie. **Otto Henss Sohn, Weimar 303 c.**

Reinhardsquelle

das Nierenwasser!

Einige der vielen Vorzüge dieser Quelle als Heilwasser sind ihre ausgezeichnete Bekömmlichkeit und eklatante Heilwirkung bei:

Nieren-, Blasen-, Frauen- und Stoffwechselleiden, bei Gicht und Rheuma!

Von Gesunden ebenso gern als Vorbeugungsmittel begehrt!
Zu einer Hauskur ca. 30—50 Flaschen erforderlich!

Man frage den Arzt!

In Apotheken und Drogerien verlange man zum eigenen Nutzen ausdrücklich nur Reinhardsquelle, wo nicht erhältlich, Lieferung direkt ab Quelle.
Literatur gratis durch:

Reinhardsquelle G. m. b. H. bei Wildungen.

Utzschneider & Ed. Jaunez

Saargemünd-Wasserbillig

Weitere Fabriken in: **Zahna** (Provinz Sachsen), **Jurbise** (Belgien), **Pont Ste. Maxence** (Frankreich) fabrizieren seit ca. 40 Jahren

Gesinterte Steinzeugplatten
ein- und mehrfarbig

Tonplatten und Trottoirsteine
einfarbig.

Spezialität:

Kirchenbeläge

Kostenlose Ausarbeitung von Mustervorschlägen, Legeplänen und Kostenberechnungen. — Allgemeine **Musterkollektion, Spezialvorschläge für Kirchenbeläge,** sowie **Referenzenliste** mit vielen hundert Referenzen stehen Interessenten gratis zur Verfügung.

CANADIAN PACIFIC

Wien, I., Kärntnerring 7.

Amerikanischer Aussichtswagenverkehr
auf den k. k. österr. Staatsbahnen während der Monate Mai bis November.

Neuer und angenehmer Dienst. Grösster Luxus und Komfort.

Lehnstühle — Bibliothek — Apotheke — Aussichtsplattformen — Sprachkundiger Führer — Stenograph und Maschinenschreiber in jedem Wagen.

Nähere Auskünfte sowie Platzvormerkungen:
Canadian Pacific, Wien, I., Kärntnerring 7. — Thos. Cook & Son, Wien, I., Stefansplatz 2. — Reisebureau Schenker & Co., Wien, I., Schottenring 18a — Nagel & Wortmann, Wien, I., Opernring 6, sowie alle grösseren Reisebureaus.

Königlicher Postdampferdienst zwischen Nordamerika und den Häfen Liverpool und Antwerpen. Nur 4 Tage von Land zu Land.

Reisen um die Welt.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 40. München, 4. Oktober 1913. X. Jahrgang.

„Legendenbildungen."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bayerische Königsfrage bei ihrer vitalen Bedeutung für die Entwicklung des gesamten Staatslebens und bei dem tiefgreifenden Interesse, das die gesamte monarchisch gesinnte Bevölkerung des Bayernlandes an ihrer Lösung nimmt, auch in den Verhandlungen des soeben zur neuen Tagung versammelten Landtags eine Rolle spielen wird. Dank der tiefwurzelnden, unerschütterlichen Anhänglichkeit der breitesten Schichten des bayerischen Volkes an die angestammte Dynastie der Wittelsbacher ist diese Frage mehr wie jede andere zur Herzenssache geworden, und sie wird daher nicht eher von der Tagesordnung verschwinden, bis sie ihre Lösung im Sinne der Wünsche der Allgemeinheit gefunden hat. Die „Allgemeine Rundschau" ist von allem Anfang an bestrebt gewesen, einer dahin abzielenden Aktion die Wege ebnen zu helfen. Dieses Bestreben offenbarte sich bereits in der Stellungnahme des verstorbenen Herausgebers Dr. Armin Kausen in Nr. 51 vom 21. Dez. 1912 zu dem gleich nach dem Tode des Prinzregenten Luitpold laut gewordenen Vorschlag einer Initiative des Landtags, des weiteren in der Zurückweisung der bekannten Rotblockteibereien beim Regentenwechsel in Nr. 1 und 2 vom 4. und 11. Januar 1913 und vor allem in dem aus edelster monarchischer Begeisterung heraus geschriebenen Artikel „Zur bayerischen Königsfrage" in Nr. 3 der „Allg. Rundschau" vom 18. Januar 1913. Die Absicht, zur Förderung der endlichen Lösung der Königsfrage beizutragen, hat auch dem Bezirksamtmann a. D. L. F. Wirschinger bei seinen staatsrechtlichen Deduktionen in Nr. 30 der „Allg. Rundschau" vom 26. Juli ds. Js. die Feder geführt.

Wenn nun die „M. Neueste Nachrichten" neuerdings wieder den häßlichen Versuch unternehmen, dem Zentrum die ausschließliche Verantwortung für das Scheitern der Bestrebungen zur Lösung der Königsfrage im vorigen Winter aufzubürden, indem sie in Nr. 484 schreiben:

> „Ehe aber die Regierung sich's versah, hatte die Mehrheitspartei ihrem ministeriellen Parteigenossen die ihm im stillen Kämmerlein in Aussicht gestellte Gefolgschaft versagt. Die Erörterungen über die Königsfrage nahmen einen parteipolitischen Charakter an und binnen kurzem hatte die grobe Polemik der Zentrumspresse die Situation derart verfahren, daß schon am Tage nach der Vereidigung der Regent durch ein Machtwort weiteren Erörterungen ein Ende machen mußte;"

so setzen sie sich selbst gerade dem Vorwurf aus, den sie unberechtigterweise gegen die Zentrumspartei und die Zentrumspresse erheben; denn es ist eine bekannte Tatsache, daß gewichtige Bedenken prinzipieller Natur es waren, die das Verhalten der Mehrheit der Zentrumsfraktion bestimmten. Es ist ferner eine bekannte Tatsache, daß nicht nur in der Kammer der Reichsräte solche Bedenken bestanden, sondern auch in der liberalen Partei selbst, wie aus der bekannten Zuschrift von „sehr beachtenswerter Seite" an die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 349 vom 15. Dezember) über die „schweren, tiefen Bedenken" und aus der amtlichen Publikation der liberalen Landtagsfraktion über das Ergebnis ihrer Beratungen, worin es heißt, daß die Fraktion „sich der Schwierigkeiten und der Bedenken, die geltend gemacht werden können, und die auch in der Debatte hervorgehoben worden sind, vollkommen bewußt ist", zur Genüge hervorgeht. Und wenn man auf die „grobe Polemik" replizieren wollte, so genügte schon der eine Hinweis auf die Nr. 5 der „Münchner Neueste Nachrichten" vom 3. Januar 1913 mit dem der sozialdemokratischen „Münchener Post" entnommenen Pasquill über die materielle Lage der nächsten Thronerben des Hauses Wittelsbach. Wer solche Streiche auf dem Kerbholz hat, sollte mit Anwürfen gegen andere etwas vorsichtiger sein. Wir machen diese Feststellungen nicht, um alte Dinge wieder aufzurühren, sondern „um in dieser Sache jedem weiteren Versuch zu Legendenbildungen und unwürdigem Parteigezänke die Spitze abzubrechen", wie die eigenen Worte der „Münchn. Neuest. Nachrichten" (Nr. 484) lauten.

Die Königsfrage ist keine Parteifrage, sondern eine Gewissenssache aller monarchisch gesinnten Parteien. Deshalb sollte bei ihrer Erörterung alles beiseite gelassen werden, was die Einigkeit stören könnte, und nur das eine Ziel, die baldige Lösung der Frage durch einmütiges Zusammenwirken aller berufenen Faktoren, im Auge behalten werden. Wir glauben bei dieser Gelegenheit unsern Lesern Kenntnis geben zu sollen von einer unvollendeten Arbeit Dr. Armin Kausens, die er vom Krankenlager in Meran an seine „Allgemeine Rundschau" schickte und dann später in Vorahnung des Todes in einer Instruktion an die Redaktion als „zweiten Königsartikel, der wohl stets ein Torso bleiben wird" bezeichnete. Der Aufsatz lautet:

Nochmals: Zur bayerischen Königsfrage.

Von † Dr. Armin Kausen.

Unsere Voraussage, daß die auf eine baldige Lösung der Königsfrage hindrängende Bewegung kaum wieder zur Ruhe kommen werde, ist durch die öffentlichen Erörterungen seit dem Erscheinen unseres Artikels in Nr. 3 (Ausgabe vom 15. bzw. 18. Januar) mehrmals bestätigt worden. Die Bewegung brauchte wahrlich nicht künstlich entfacht zu werden; sie war vorhanden und kam in Zuschriften, die inzwischen massenhaft an die „Allgemeine Rundschau" gerichtet wurden, zu oft rührendem, ja erschütterndem Ausdruck. Die liberale „München-Augsburger Abendzeitung" (vom 18. Januar) hätte daher die häßliche Unterstellung, „Dr. Kausen möchte den Königsmacher um jeden Preis spielen", schon aus Gründen des guten Geschmacks besser unterdrückt. In dieser an das Herz des Volkes greifenden Frage bedurfte es wahrlich keiner „Mache". Oder sollte es vielleicht auch Mache gewesen sein, wenn beispielsweise ein königstreuer Bayer aus dem Gnadenorte Altötting am 27. Januar an den Herausgeber schrieb: „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich zu Tränen gerührt wurde, als ich Ihren Artikel zu Gesicht bekam und las: Es lebe der König, es lebe die Königin!" Oder wenn ein seit Jahrzehnten mit Land und Leuten in innigstem Kontakt stehender Privatier in Gars am Inn seine „freudige Anerkennung und lebhafte Zustimmung" zum Ausdruck bringt und wörtlich hinzufügt: „Soweit ich die Stimmung der Bevölkerung hiesiger Gegend kenne, kann ich nur versichern, daß dieselbe die endliche Beseitigung eines schon längst unhaltbar empfundenen Zustandes, d. h. die Beendigung der Regentschaft herbeisehnt."

Insinuationen im Stile der „München-Augsburger Abendzeitung" sollten aus derart ernsten Erörterungen überhaupt ausscheiden. Daß die Frage keine Parteifrage ist, nicht Gegenstand persönlicher Ambitionen sein kann, braucht heute nicht mehr betont zu werden. Die sich in der gleichen Richtung bewegenden Kundgebungen haben sich inzwischen in einer Weise gehäuft, daß der kräftige Vorstoß in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" in jeder Hinsicht gerechtfertigt ist. Daß wir die Stimmung in den weitesten Kreisen richtig einschätzten, bewies unter anderem auch eine Erklärung, welche der erste Präsident der Handelskammer

München, Kommerzienrat Pschorr, in der Sitzung vom 15. Januar abgegeben hat. Dieselbe lautete (nach Nr. 13 der „Bayerischen Staatszeitung"):

„Als nach dem Hinscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold die Frage brennend wurde, ob die Regentschaft fortgesetzt oder der Regent König würde, glaubten auch wir annehmen zu dürfen, daß letzteres geschieht, da dies nach unserer Kenntnis bayerischer Verhältnisse den Hoffnungen, Erwartungen und den Erfordernissen von Handel, Industrie und Gewerbe entsprochen hätte. Dann wäre es möglich gewesen, allen jenen Wünschen gerecht zu werden, die nach der strengeren Rechtsauffassung, — eben weil eine Aenderung verschiedener Bestimmungen der Verfassung bedingend, — unter der Regentschaft auf Erfüllung nicht zu rechnen haben. Leider ist die Frage, wenigstens bis heute, nicht in dem von uns erhofften Sinne gelöst und damit jene vielfachen Schwierigkeiten nicht beseitigt, die auch unter einer glücklichen und weise geführten Regentschaft nicht vermieden werden können, worauf hinzuweisen ich mich als Präsident der Handelskammer München für verpflichtet erachte. (Lebhafte Zustimmung.)"

Wie an anderer Stelle mitgeteilt wurde, sprach der Präsident der Handelskammer diese Worte „mit erhobener Stimme". Daß diese Bewegung nichts weniger als eine künstlich gemachte ist, hat ja auch die parteioffizielle „Korrespondenz der Nationalliberalen Partei in Bayern rechts des Rheins" unter dem 18. Januar bestätigt, indem sie im Anschluß an die in Nr. 4 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 63) bereits erwähnten Erörterungen des Staatsrechtslehrers Professor Dr. Karl Binding im „Tag" wörtlich schreibt:

„Das wünschen auch wir und sind der Ueberzeugung, daß sein (des Regenten) Entschluß, dem Lande wieder seinen heißersehnten König zu geben, vom gesamten bayerischen Volk mit hellem Jubel begrüßt werden würde."

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens mit gebührendem Nachdruck unterstrichen, daß das parteioffizielle Organ der bayerischen Nationalliberalen in demselben Artikel wörtlich schrieb: „Wir würden . . . dafür plaidieren, das Konto Hertling von dieser Angelegenheit zu entlasten". Freilich wird diese Fürsprache an die Voraussetzung geknüpft, daß eine wahrheitsgetreue Darstellung auch den Liberalismus von den Verdächtigungen reinige, die gegen ihn ausgestreut worden seien. Unseres Wissens ist dem Liberalismus nur das „unterstellt" worden, was sein eigenes Organ, der „Fortschritt", in einer schwachen Stunde verraten hatte. Im übrigen betonen wir wiederholt, daß der Sache selbst um so besser gedient wird, je weniger man sie als Parteifrage behandelt. Wir haben daher auch nicht den mindesten Grund, an der Aufrichtigkeit der oben zitierten Versicherungen zu zweifeln, während anderseits von der liberalen Presse billigerweise verlangt werden könnte, daß sie die Versuche einstellt, der Mehrheit der Zentrumsfraktion andere Motive unterzuschieben, als sie in der parteioffiziösen Erklärung der „Zentrums-Parlaments-Correspondenz" und in der Amberger Rede des Senatspräsidenten Lerno niedergelegt sind. Gegenüber einem in Nr. 59 der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" unternommenen Versuche, für das bisherige Scheitern der Königsfrage gewissermaßen einzig und allein „die opponierende aristokratische Gruppe in der Zentrumsfraktion" moralisch verantwortlich zu machen, sei an dieser Stelle die unbestreitbare Tatsache festgestellt, daß es auch auf liberaler und protestantischer Seite eine „aristokratische Gruppe" gibt, welche aus denselben oder ähnlichen Erwägungen zu dem gleichen Resultate kommt wie die bekannte Erklärung der Mehrheit der Zentrumsfraktion. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, die „Aristokraten" der Zentrumsfraktion mit einem Odium zu belasten, das Angehörige anderer Parteien in gleichem Maße treffen müßte. Statt sich gegenseitig anzuschwärzen, sollte man allerseits bestrebt sein, Mittel und Wege zu finden, um zu einem — soweit dies überhaupt erreichbar ist — möglichst umfassenden Konsensus zu gelangen.

Fr. W. Förster.

Von Dr. M. Eberhard, Marzoll.

Fr. W. Förster ist bekanntlich zum Professor der Pädagogik an der Universität München ernannt. Seine Professur gilt auch in den Augen des Staates als eine Weltanschauungs-Professur, seine Ernennung als eine Konzession an die Katholiken. Professor Förster ist ein Stern erster Größe am pädagogischen Himmel; aber in welchem Lichte flimmert dieser Stern, bläulich, rötlich, oder im goldenen Schimmer der Offenbarung? Professor Förster hat uns Katholiken manches Unangenehme, aber noch mehr Angenehmes gesagt, so Angenehmes, daß viele Katholiken gleich naiven Mädchen diese schönen Worte wie eine Art Heiratsantrag aufgefaßt haben; er hat unter uns Katholiken eine große Gemeinde; ich vermute, daß sie größer ist als der Kreis seiner nichtkatholischen Verehrer; jedenfalls ist sie ziemlich ansehnlich.

Auf speziell pädagogische Fragen soll hier nicht eingegangen werden; nur der Standpunkt der Weltanschauung soll berührt werden. Und von diesem Standpunkte aus ist uns Professor Förster ein Brückenbauer, aber kein Hausbauer.

Er ist uns ein Brückenbauer, zunächst, was gar nicht gering zu schätzen ist, in formeller Beziehung: er lehrt uns Katholiken, wie wir unser altes Alphabet in moderne Typen umgießen sollen, die dem Geschmack der Jetztzeit entsprechen; dann aber auch in sachlicher Beziehung: er ist ein vorzüglicher Anempfinder; er versteht sich der Linken wie der Rechten anzufühlen, so daß er der Rechten den Einblick in die moderne Psyche, der Linken aber in ihren Gefühlswerten und in ihrer Sprache das Verständnis für die hohen, heiligen Werte der Autorität und Ueberlieferung vermittelt.

Aber ein Hausbauer ist er uns Katholiken nicht; am ehesten möchten ihn wohl die besonders in München zahlreich vertretenen Kulturkatholiken als ihren Hausarchitekten begrüßen. Aber die Kultur ist nicht das Fundament des Katholizismus; mag auch die prächtigste Konstruktion über diesem Fundament errichtet werden, so ist sie doch kein katholischer Bau. Wer sich am wahren Geist des Katholizismus inspirieren will, muß andere Quellen aufsuchen. Man darf auch nicht zu der Ausflucht greifen, den Katholizismus bloß von der kulturellen Seite betrachten zu wollen; was den Katholizismus zur kulturbildenden Weltmacht emporhebt, ist seine Religion; die katholische Kultur erblüht aus den treibenden Kräften des Glaubens, der Offenbarung, der Autorität, der Gnade, der Kirche; das sind ihre spezifischen Säfte, mit denen sie sich die Bildung, die Wissenschaft, die Kunst, die Gebilde des Rechtes und die Technik der Verwaltung dann assimiliert.

Professor Förster ist der „Außenstehende, der aus dem individualistischen Chaos kommt und mit aufrichtiger Ehrerbietung die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche betrachtet", aber er ist der Außenstehende. Seine Professur war ein glücklicher Griff, vom modernen Staatsgedanken aus betrachtet; vom katholischen Gedanken aus begrüßen wir sie freundlich, aber mit Vorsicht; seine Lehre ist nicht unbedingt Gesundheit für alles Fleisch.

Professor Förster sieht im Papsttum eine überzeitliche und überragende Einrichtung, die aber nichtsdestoweniger durch die Rücksicht auf die verschiedenen Meinungs- und Interessengruppen innerhalb der Kirche derart gebunden ist, daß sie faktisch nur die Resultate zeitlicher und menschlicher Einzelbestrebungen wäre. In der Zusammenfassung und Redigierung dieser Einzelbestrebungen erblickt Professor Förster die eigentlich ideale Universalität der Kirche. Hier spielt vielleicht ein philosophischer Irrtum herein, den wir aber nicht besonders drängen möchten, und dem man auch bei Katholiken begegnet, die mehr neuzeitliche als katholische Werke unter den Händen haben. Das Universale oder Allgemeine ist nach den besten katholischen Philosophen nicht eine Zusammenfassung der in den Einzeldingen zerstreuten Eigenschaften, sondern ein direktes Erfassen des Wesens durch den Intellekt ohne das Zufällige und Individuelle. Um ein Allgemeines zu erhalten, ist es also gar nicht nötig, eine Gruppe von Individuen zu haben, aus deren Eigenschaften es summiert werden müßte; es genügt ein Einzelding, in dem eine Natur von der Beschaffenheit des Allgemeinen erfaßt werden kann.

Doch wie es immer mit dieser philosophischen Frage beschaffen sei, Förster hat die Schule der Demokratie, durch die er gegangen ist, noch nicht ganz verlassen; er sitzt nur zur äußersten Rechten, er verwahrt sich zwar dagegen, demokratische Ideen auf das Gebiet des Katholizismus übertragen zu wollen, und sieht auch nicht in politischen Dingen die Demokratie als

das Allheil der Gesellschaft an; er betont ausdrücklich, daß er mit der Rücksicht auf die Einzelgruppen nicht eine Erweiterung der Mitregierung, sondern nur die Weckung der schlummernden Kräfte im Auge habe, allein seine demokratische Vergangenheit hat in seinem Unterbewußtsein Schichten abgelagert und Strömungen hinterlassen, die ihn, bei dem besten Wollen seines Oberbewußtseins, noch nicht die katholische, ungemein feine Grenzlinie zwischen Autorität und Freiheit finden ließen. Er will Menschen- und Persönlichkeitsrechte wahren, die tatsächlich von der Autorität nicht gefährdet sind; das persönliche Gewissen, die subjektive Frömmigkeit, die Mystik inneren Erlebens, die evangelische Unmittelbarkeit gehören heute gerade so gut wie ehedem zum Wesen der anima catholica und erfahren heute so wenig wie früher eine ungerechtfertigte Beeinträchtigung. Er will sodann die Autorität durch ein Serum von der ihr anhaftenden Schwindsucht befreien, das tatsächlich die Tuberkulose in sie hineinsetzt. Er will die individuellen Kräfte wecken, damit sie wach werden; wenn sie wach sind, sollen sie doch reden dürfen; wenn sie reden dürfen, sollen sie doch Einfluß haben; wenn sie Einfluß haben, welcher Art ist dieser Einfluß? Doch wohl bestimmend? Wenn aber bestimmend, dann ist das Gegenpäpstlein fertig ohne Tiara und Fischerring. Und wenn die Meinung Irrtum ist, hat der Irrtum ein Recht auf seine Selbstbehauptung? Und wer entscheidet über Wahrheit und Irrtum? — Die Autorität ist nach katholischer Anschauung etwas Höheres als „die organisierte Sicherung des einzelnen gegen die Fülle seiner persönlichen Störungen, Einseitigkeiten und Kurzsichtigkeiten"; das ist nicht ihre ganze Funktion; sie ist nicht nur ein Hilfsapparat des Individuums.

Die individuelle Meinung erfährt aber von seiten der Demokratie mit einigem Recht jene ehrfurchtsvolle, heilig scheue Behandlung, die ihr der Katholizismus verweigert, weil die Demokratie im Rationalismus, der Katholizismus im Supernaturalismus wurzelt. Wir Katholiken glauben an eine unfehlbare Wahrheit, die aus dem Schoße Gottes stammt und ein Licht ohne Schatten ist; die Demokratie beruft sich auf die menschliche Vernunft, die ein Licht, aber selten ohne Schatten ist; darum ist unsere Wahrheit gegen den Irrtum intolerant, die Wahrheit der Rationalisten aber tolerant; der Irrtum könnte ja möglicherweise später als Wahrheit erkannt werden und enthält ja fast immer ein Körnchen Wahrheit. Wir Katholiken gruppieren sodann die Phänomene sowohl des Weltgeschehens wie des inneren Seelenlebens um Gott als Mittelpunkt, so daß das Ich nach der Peripherie zu abgeschoben wird; die rationalistische Weltanschauung rückt das Ich, bald das niedere, bald das höhere in den Mittelpunkt. Wir betonen stark die Autorität, weil wir stark Gott betonen, und empfinden den Gehorsam durchaus nicht als Untreue gegen die persönliche Gabe der Freiheit, weil er nicht den Menschen, sondern Gott im Menschen geleistet wird; Gott gegenüber aber sind wir Knechte. Die Autorität ist uns ein Abglanz Gottes; sie ist uns eine Macht, die sammelt und einigt nicht durch das, was sie von unten an sich zieht, sondern durch das, was sie von oben bekommen hat; sie ist eben dadurch ein Werkzeug des Lebens, nicht durch die Saugwurzeln von unten, von den Individuen her, sondern durch die Bindegewalt von oben, von Gott her. Kurz, es weht in unserer Weltanschauung eine andere Luft als in der Weltanschauung Försters; Förster ist immer noch ein Mill, wenn auch ein abgeklärter, vornehmer Mill; die Autorität ist bei ihm innerlich mit Freiheit versetzt; bei uns Katholiken sind Autorität und Freiheit Korrelativa, die Enzyklika Leo XIII. über die Freiheit würde Förster wohl schwerlich unterschreiben.

Vielleicht würde uns Professor Förster erwidern, er stehe den katholischen Grundsätzen näher, als wir ihm hier einräumen; seine Kritik der katholischen Weltanschauung beziehe sich mehr auf die Taktik, als auf die Grundsätze, mehr auf das Menschliche, als auf das Göttliche in der katholischen Kirche. Von diesem Gesichtspunkte aus hätten die Beanstandungen Försters ihr Gewicht, denn wo das Menschliche beginnt, beginnt, nicht sofort, aber bald, das Gebiet der Meinung und auch das Recht der Meinung. Diplomatie und Politik erfordern Rücksicht und, wenn möglich, Ausgleich. Dieser Ausgleich der Meinungen vollzieht sich aber in der Kirche in genügendem, ja reichlichem Maße, teils unbewußt, teils bewußt. Die Kirche reguliert sich großenteils von selbst wie der Blutumlauf. Welcher Wechsel des Systems z. B. beim Wechsel der Person des Papstes, des Bischofs, des Ordensobern. Ein Jahrhundert Geschichte der allgemeinen Kirche oder eines Teilorganismus der Kirche liest sich den Eingeweihten als ein Zickzackkurs, der schließlich doch das Ziel auf einer mittleren Linie erreicht. Ja schon die bloße Gegenwart präsentiert die Kirche als das großartigste Universalsieb der Welt; was wird da alles durcheinander gerüttelt und geschüttelt, was geht durch die Maschen und bleibt innerhalb, was stößt da einander, reibt sich gegenseitig ab, kämpft, siegt, oder wird besiegt! Man denke nur an die Verschiedenheit der Völker, der Berufe, der Orden, der Methoden in der Wissenschaft, Aszese, Leitung, an die Verschiedenheit der natürlichen und übernatürlichen Gaben, Charaktere, Stände. Diese Verschiedenheit ist nicht ein totes Nebeneinander; sie lebt und arbeitet und die kirchliche Autorität könnte sie gar nicht unterdrücken, selbst wenn sie wollte.

Sie will es aber nicht; sie hält die Einzelmeinung und das Einzelbestreben nicht nieder, sondern läßt es gewähren, ja fängt es als kostbaren Fund auf und verwertet es für die Allgemeinheit, wenn es wirklich ein kirchlicher Wert ist. Die kirchliche Autorität unterhält einen ausgebreiteten Informations- und Nachrichtendienst; sie läßt ihre Entscheidungen durch Beratungskörper von internationaler Zusammensetzung und sprichwörtlicher Welterfahrung und Menschenkenntnis vorbereiten; sie unterbreitet alle wichtigen Vorlagen entweder schon vorher den Bischöfen oder paßt sie auf den Wunsch der Bischöfe den Verhältnissen des Landes und der Zeit an. Die Bischöfe sind nicht die Statisten und nicht die stummen Fische, als die man sie zuweilen hinstellt; sie sind weitaus in der Mehrzahl selbständige, tatkräftige Männer, die ihre Stimmen deutlich vernehmen lassen, wenn auch nicht in Zeitungen und Zeitschriften. Einseitige Informationen und Denuntiationen kommen vor; aber hierfür darf man nicht das System verantwortlich machen, sondern die Gebrechlichkeit alles Menschlichen.

Die Kirche kennt die Gefahren eines Hyperkonservatismus; sie weiß es, ein Zug der Monotonie, der Schwerfälligkeit, der „Charakterlosigkeit" würde überhandnehmen; die Regsamkeit würde erstarren, die Spontanität würde zusammenschrumpfen, die Aeußerlichkeit würde die Geister verflachen, das Genie müßte seinen Platz der Mittelmäßigkeit einräumen; die Schlingpflanze des Aberglaubens würde sich ansetzen, der Schmarotzer abstoßender Gebräuche sich einnisten; sie selbst würde die Herrschaft über die Geister verlieren und müßte sich das harte Wort sagen lassen, daß sie eine Mutter ist, die nur einige, aber nicht alle ihre Kinder versteht. Ebendarum widersetzt sich die Kirche nicht, wenn die Kritik die Kirchenfenster öffnet, damit ein erfrischender Luftzug die ermattende Stickluft hinaustreibe, den Mauerschwamm, der sich ansetzen will, entferne, und dem Gotteshause die erwünschte Gesundheit der Baulichkeit erhalte.

Es handelt sich aber im gegenwärtigen Kampfe nicht bloß um Fragen der Taktik, sondern auch und noch viel mehr um Fragen des Prinzips; Professor Förster ist, wie viele mit ihm, im Irrtum, wenn er Entscheidungen, die manchen Katholiken auf die Nerven gegangen sind, mit Klub- und Parteiherrschaft, mit absolutistischer und demokratischer Nivellierungssucht und ähnlichen Ursachen erklären zu können glaubt. Das sind Dinge, die zum großen Teile nicht auf Ludwig XIV., sondern auf einen sehr viel älteren Erbfeind zurückgehen: Teiltreffen aus einer großen Schlacht, die wieder einmal zwischen dem Gottesstaat und dem Weltstaat geschlagen wird.

Die Kirche kennt kein Recht der Kritik als Recht des Individuums, seine eigene Anschauung zur Norm zu nehmen und erst von da aus je nach Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Anschauung die Autorität oder ihren einzelnen Befehl anzuerkennen oder nicht anzuerkennen. Denn Autorität besagt das Recht, den Willen des Individuums moralisch zu binden, mag das Individuum damit einverstanden sein oder nicht. Noch weniger anerkennt die Kirche ein Recht der Kritik gegenüber dem Göttlichen, sobald dieses als solches genügend erwiesen ist; hier fordert die Kirche Ehrfurcht und Unterwerfung, nicht bloß von dem einzelnen, sondern auch von der Wissenschaft und dem öffentlichen Leben; die Dominanten der Kirche ruhen auf Werten, denen Geister, die ganz aus Kritik zusammengesetzt scheinen, nie gerecht werden können; sie ist nun einmal keine Paläſtra von Philosophen oder ein Parlament.

Gerne stimmen wir dem Satze von Professor Förster zu, daß die christliche Autorität nur in der Atmosphäre der Freiheit ihre tiefste Wirkung entfalten kann, aber unter der Voraussetzung, daß zuvor die Individuen sich mit dem Geiste der Kirche erfüllen; und gerne denken wir uns die Kirche mit Professor Förster als den Kreis aller in Christo geeinigten Seelen, aber nicht der in einem Namenschristus, sondern der im vollen, wahren Christus, in seiner gottmenschlichen Person wie in seinem erhabenen Werke, geeinigten Seelen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der dritte Balkankrieg und sonstige Kriegsgefahren.

Der Friedenspalast steht im Haag; der Krieg findet in der übrigen Welt noch Heimstätten genug.

Am Balkan sieht es wirklich so aus, als ob der schlechten Dinge wenigstens drei sein müßten. Die Kämpfe zwischen den unzufriedenen Albaniern und dem begehrlichen Serbien sind zwar noch nicht ein regelrechter Krieg, da die albanischen Freischärler keine „kriegführende Macht" bilden. Aber Serbien macht mobil, Serbien will zunächst den Aufstand in den ihm zugesprochenen Landesteilen unterdrücken und dann auch für die Grenzsicherheit sorgen, d. h. auf dem für Albanien reservierten Gebiet seinen Gegner verfolgen. Jede Ueberschreitung der Londoner Grenzen bringt eine doppelte Gefahr: erstens daß die Serben und die mitbeteiligten Montenegriner sich festsetzen und neue Schwierigkeiten à la Skutari heraufbeschwören; zweitens daß der Vorstoß in das eigentliche Albanien die kampflustigen Stämme in weiterem Umfang auf den Kriegspfad lockt und schließlich auch die provisorische Regierung in den Strudel reißt. Auf jeden Fall gibt es wieder viel Blutvergießen, Tränen und Elend. Läßt sich das neue Unheil nicht im Keime ersticken? Die Großmächte zucken die Achseln und „beobachten bis auf weiteres Zurückhaltung", wie die deutschen Offiziösen sich ausdrücken.

Deutschland darf freilich sich zurückhalten, da es nicht unmittelbar beteiligt ist, sondern hinter seinen Verbündeten in Reserve steht. Aber Oesterreich und Italien, die Eltern des staatlichen Embryo Albanien, haben doch allen Anlaß, nach dem Rechten zu sehen. Das hätten sie allerdings schon früher tun sollen. Das Uebel hat eine doppelte Wurzel. Einerseits hat man sich des lieben Friedens halber zu einer widernatürlichen Einschränkung der albanischen Grenzen verstanden; anderseits hat man das Land zu lange sich selbst überlassen.

In Nr. 37 der „Allg. Rundschau" vom 13. September hatte die Freiin von Godin schon genau dargelegt, wie fehlerhaft und gefährlich die in London festgesetzte Abgrenzung sei. Sie beklagte im besonderen, daß im Norden das Gebiet von mehreren der tapfersten Malissorenstämme an Montenegro abgetreten, und daß im Nordosten das ganze Wilajet Kossowa mit mehr als 600 000 Albaniern den Serben zugesprochen worden sei. Um dieses Wilajet hat sich nun tatsächlich der grimmige Kampf entwickelt; die Albanier errangen in Dibra und Umgebung vorläufige Vorteile über die geschwächten Serben, nahmen Djakowa und Ochrida ein und umzingelten Prizrend. Wenn Serbien seine Morawa-Armee auf den Kriegsfuß gebracht haben wird, was ihm trotz der Unlust der Reservisten wohl gelingen wird, so dürften die Freischaren bald wieder zurückweichen müssen. Aber sie werden in die Berge gehen und dann gibt es den langwierigen Guerillakrieg, in dem die Albanier eine ererbte Meisterschaft besitzen. Unter diesen Wirren muß ganz Europa mitleiden; denn es handelt sich nicht um eine innerbalkanische Rauferei, sondern um den Bestand eines neuen Staatswesens, an das Oesterreich und Italien ihr Ansehen und ihre Adriainteressen geknüpft haben.

Als Oesterreich durch eine besondere Kraftanstrengung Skutari den Montenegrinern entrissen hatte, wurde es in den übrigen albanischen Grenzfragen nachgiebig. Ob das notwendig und heilsam war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls mußten aber die Staatsmänner in Wien und Rom sich darüber klar sein, daß in den abgetretenen Stämmen Unzufriedenheit entstehen und die Widerstandsversuche bei den übrigen Albaniern Sympathie und Unterstützung finden würden. Man hätte unbedingt Vorsorge treffen müssen, daß entweder die provisorische Regierung die nötigen Machtmittel für die Erhaltung der Ordnung in Ruhe erhalten, oder daß durch eine zeitweilige Besetzung des Landes die friedliche Ueberleitung in die neuen Verhältnisse gewährleistet werde. Aber man hatte keine Eile und keine Energie. Das langsam fabrizierte Statut blieb auf dem geduldigen Papier. Die Fürstenwahl verzögerte sich immer von neuem; die Albanier wurden ihrem eigenen lebhaften Temperament und den Ränken eines Essad Pascha hilflos überlassen. Jetzt haben wir die Bescherung. Wer weiß, ob dieser dritte Balkankrieg nicht noch länger dauert, als die beiden vorhergehenden zusammen!

In Wien waren neulich Zweifel laut geworden, ob Deutschland auch noch treu und fest zu dem Bündnis stehe. In die „Kyffhäuser Zeitung", ein weithin unbekanntes Lokalblatt von Sangerhausen, hatte sich der Herzenserguß eines Sonderlings verirrt, der an die Stelle des alten Bündnisses mit Oesterreich ein unmögliches Bündnis mit Rußland setzen wollte. Solche Phantasien verdienen eher Spott, als Entrüstung. Auf jeden Fall war es aber verfehlt, dieses Lokalblatt, das zufällig auch die amtlichen Anzeigen für Stadt und Kreis Sangerhausen aufnimmt, zu einem Regierungs- oder Weltblatt aufzublasen und in seiner wilden Tagesleistung ein Symptom der deutschen Politik zu erblicken und zu bekämpfen. Die deutsche Nibelungentreue steht nach wie vor fest. Wir kennen die Verantwortlichkeit, die uns die Solidarität mit Oesterreich auferlegt, und wir tragen sie gerne in der Erwartung auf Gegenseitigkeit. Was wir wünschen, ist keineswegs ein zaghaftes und schwächliches Verhalten Oesterreichs, sondern vielmehr ein zielbewußtes, folgerichtiges Vorgehen, das auf die besonnene Ueberlegung auch die prompte und zähe Tatkraft folgen läßt. Im vorliegenden Falle kam ja noch der glückliche Umstand hinzu, daß Oesterreich bei dem albanischen Unternehmen mit dem dritten Dreibundgliede Italien Hand in Hand ging. Es war also ein richtiges Dreibundwerk. Wenn man es anfing, so mußte man es auch schnell und kräftig zum guten Ende führen. Das wäre von Beginn an leichter gewesen, als jetzt die Nachholung des Versäumten und die Einrenkung des Verfehlten.

Zum Ueberfluß hat sich neben der albanisch-serbischen auf dem Balkan auch noch eine griechisch-türkische Spannung ergeben. Hie und da hat man schon einen vierten Balkankrieg an die Wand gemalt. Unsere Offiziösen stellen in ihrer beschwichtigenden Art die Sache so dar: „Ein Hemmnis in den türkisch-griechischen Friedensverhandlungen hat sich bei der Erörterung der Zukunft der Aegäischen Inseln ergeben; bis jetzt besteht die Hoffnung, das nützliche Werk einer Verständigung werde an diesem Punkte nicht scheitern." Als Unparteiischer muß man zugeben, daß die Pforte zu der Verteidigung dieser Inseln mehr Veranlassung hat als zur Wiedereroberung von Adrianopel; denn die Inseln kommen für ihr asiatisches Stamm- und Restland in Frage. Die beiderseitige Erschöpfung wird wohl doch den Ausgleich befördern. — Der türkisch-bulgarische Friede ist am Montag in Konstantinopel unterzeichnet worden.

Eine weitere Bedrohung des Weltfriedens im fernen Osten ist anscheinend wieder vorübergegangen. Der „Zwischenfall", der durch die Ermordung von drei Japanern bei der Wiedereroberung von Nanking durch die chinesischen Regierungstruppen entstanden war, dürfte beigelegt sein. Der angeblich schuldige General Changhsun hat sich förmlich entschuldigt und durch seine Truppen die japanische Flagge salutieren lassen. Damit ist hoffentlich die bei der japanischen Drohung mit bewaffnetem Einschreiten in die Nähe gerückte Gefahr eines neuen Waffengangs zwischen Japan und China, woraus nicht nur eine Niederlage, sondern der Zerfall und die Aufteilung des chinesischen Riesenreiches sich ergeben könnte, beseitigt. Eine solche Umwälzung in Ostasien mit seiner Massenbevölkerung würde den ganzen Erdkreis in Mitleidenschaft ziehen. Der Spruch: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" würde bei dieser Aufstachelung des mongolischen Ameisenhaufens von neuem aktuell werden.

Wann kommen wir wirklich zur Ruhe und zum sicheren Frieden? Der Palast im Haag könnte das Plakat tragen: zu vermieten!

Rotblocksieg in Württemberg.

In dem am Samstag erfolgten zweiten Wahlgang wurde das Landtagsmandat für Rottweil dem Zentrum von den Liberalen durch die Hilfe der Sozialdemokraten entrissen, die bis auf den letzten Mann für den liberalen Blockbruder eintraten, welcher der Sozialdemokratie gegenüber Verpflichtungen eingegangen ist. Die moralische Niederlage ist auf seiten der Liberalen. Die politische Bedeutung des Wahlausfalls liegt in der Beseitigung des bisherigen Gleichgewichts (46:46) der Rechten und Linken; letztere hat wieder eine schwache Mehrheit in der Zweiten Kammer.

Denkmalenthüllung in Bayern.

In München fand am 28. September im Beisein des bayerischen Herrscherpaares und der Königl. Prinzen und Prinzessinnen die feierliche Enthüllung des Prinzregent Luitpold-Denkmals statt. Brausender Jubel begleitete Regent und Regentin auf ihrer festlichen Fahrt (der ersten durch die Residenz seit der Regentschaft) zum Monument. Die die Straßen einsäumende dichtgedrängte Menge bestand zum großen Teile auch aus Landbevölkerung, welche anläßlich des Oktoberfestes in der Hauptstadt anwesend war. — Das am Montag der Kammer unterbreitete Budget sieht als bemerkenswertesten Posten 2,1 Millionen zur Aufbesserung des Volksschullehrpersonals vor.

Glückliches Heim.

Hoch an Berges Brust gelehnet,
Liegt des Schweizers stille Hütte;
Wenn du dieses Heim gefunden,
Wand'rer, hemme deine Schritte! —

Hängt da zwischen Erd' und Himmel,
Wo die saft'gen Kräuter spriessen;
Ihr zu Häupten blaue Wolken,
Grüner See zu ihren Füssen.

Ihr zur Seite dunkle Föhren,
Die so ernst zum Himmel blicken;
Vor den Fenstern bunte Blumen,
Die im Sommerwinde nicken.

Wunderbarer Bergesfrieden,
Der dort weht, ob Lenz, ob Winter!
Die da oben ihre Jugend
Feiern dürfen, — sel'ge Kinder!

Ihre unentweihte Jugend —
Eine Jugend ohne gleichen!
Allzu nah sind sie dem Himmel —
Sünde kann sie kaum erreichen! —

M. Ellis.

Nochmals: Jung-Zentrum.

Ein Weckruf an die akademische Jugend.

Von H. Heyder, Darmstadt.

In der „Allgemeinen Rundschau" vom 6. September 1913 wurde von Herrn Abgeordneten Erzberger Mitteilung gemacht von der in Frankfurt a. M. erfolgten Gründung einer sehr zeitgemäßen Jugendorganisation „Jung-Zentrum", die als politische Vorschule der Zentrumspartei die Jugend gewinnen und erhalten soll. Damit ist die Verwirklichung eines von manchem sicher schon lange gehegten Wunsches eingeleitet, und es darf erwartet werden, daß der Ruf der Frankfurter Parteileitung nicht ungehört verhallt, sondern eine Begeisterung auslöst, deren die Sache würdig ist, und die in nächster Zeit noch viele solcher Jung-Zentrumsvereinigungen erstehen läßt. Es mußte sich ja allmählich als ein Gebot der Zeit erweisen, den liberalen und vor allem den sozialdemokratischen Jugendorganisationen gleichwertige des Zentrums entgegenzustellen, wenn man nicht müßig zusehen wollte, wie ein immer größerer Teil der heutigen Jugend den destruktiven Ideen all der staats- und kirchenfeindlichen Mächte, die offen und im geheimen am Werke sind, zum Opfer fällt und in eine Atmosphäre der Unzufriedenheit, der Verbitterung und Verneinung hineingezogen wird, die doch eigentlich dem Idealismus der Jugend und ihrer Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne und Gute ihrem ganzen Wesen nach zuwider ist.

Zwar fehlt es nicht an Vereinen, in denen die katholische Jugend, Alter und Stand entsprechend, sich die Pflege katholischer Weltanschauung angelegen sein läßt, um, versehen mit dem erforderlichen Rüstzeug, nicht unterzugehen in den Wogen des religiösen Nihilismus; aber seien es nun Jünglings- und Gesellenvereine oder akademische Korporationen — bei allen ist satzungsgemäß jede politische Betätigung ausgeschlossen. Wie soll da der einzelne zu seiner politischen Aufklärung und zu einer gewissen Urteilsfähigkeit in politicis kommen, wenn ihm meist ein gewissenhafter und sachkundiger Ratgeber fehlt? Diese seitherige Lücke auszufüllen, der Jugend also das nötige politische Verständnis und die erforderliche Schulung zu vermitteln, wird die hervorragende Aufgabe der neuen Jugendorganisation sein. Wenn man sieht, welch verzweifelte Anstrengungen die Sozialdemokratie zur Gewinnung der Jugend macht, wie sie sie in scheinbar harmlosen Sport- und ähnlichen Vereinigungen zusammenschließt, um allmählich das Gift ihrer religiösen und politischen Anarchie in die jugendlichen Herzen zu träufeln, wer wollte da noch zweifeln, daß es für die Zentrumspartei eine Forderung der Selbsterhaltung darstellt und eine wahrhaft nationale Tat bedeutet, die Jugend vor solchen „Wohltätern" zu bewahren!

Möchten doch vor allem die jungen Akademiker, sowohl die in katholischen Studentenverbänden organisierten als auch die sogenannten Freistudenten, den Ernst der Lage würdigen und die Notwendigkeit politischer Schulung erkennen! Wenn auch, wie erwähnt, unseren Studentenverbänden statutarisch die politische Betätigung verboten ist, so soll dies doch nicht in schlecht angebrachter Aengstlichkeit dahin mißverstanden werden, als ob auch der einzelne sein politisches Interesse und seinen Betätigungstrieb dieser Bestimmung opfern sollte. Aber offenbar verfallen viele in Befolgung dieser Vorschrift in eine unentschuldbare politische Apathie oder lassen sich viel zu sehr imponieren von jenen Phraseuren mit ihren Redensarten: man könne sich doch nicht schon in jungen Jahren auf eine bestimmte politische Richtung „festlegen", sondern müsse alle Parteien kennen lernen, um dann wirklich objektiv urteilen zu können! Alte Sprüche, aber darum nicht minder gefährlich! Natürlich wissen diese „Vorurteilslosen" ganz gut, daß einer sich in diesem Wirrwarr politischer Meinungen um so weniger zurechtfindet und daher sich am ehesten durch vielverheißende Phrasen blenden läßt, wenn er ohne positive eigene Meinung und gewisse fundamentale Kenntnisse dieses Labyrinth politischer Gegensätze durchforscht!

Wir wollen uns keinem Zweifel darüber hingeben, daß Leute, die vor lauter Vorurteilslosigkeit urteils- und kritiklos alle möglichen widerstrebenden Ideen in sich aufgenommen haben, am Ende meist unentschiedene und daher oft inkonsequente politische Eklektiker werden, die zwischen den verschiedensten politischen Meinungen hin- und herschwanken. Es wäre also doch wirklich bedauerlich, wenn wir katholische Studenten unserer Erziehung so wenig Ehre machten, daß wir nicht wüßten, wo wir hingehören. Seien wir vielmehr der Zentrumspartei dankbar, daß sie uns nicht im Stiche läßt vor den Feinden unseres Idealismus, und ergreifen wir freudig die dargebotene Führerhand. So oft hört man von den Studenten reden als den „künftigen Führern des Volkes". Wie könnten wir uns dieses Ehrennamens würdiger erweisen als dadurch, daß wir dem Rufe folgen, der an uns ergeht. Von jeher war die Jugend ein gesuchtes Objekt, wenn es galt, Bestrebungen für die Zukunft zu sichern. Seien wir uns also unserer Bedeutung bewußt, und wenn jetzt die Zentrumspartei ihren Nachwuchs sammelt, organisiert und schult, warum sollte da die akademische Jugend zurückstehen? Ist es nicht vielmehr deren Pflicht, anderen mit gutem Beispiel voranzugehen? „Studenten in die Front" soll es auch hier heißen, und in jugendfreudiger Begeisterung wollen wir unsere Person und unsere Fähigkeiten zur Verfügung stellen. Denken wir daran, wie der hochw. P. Bonaventura in Metz die Studenten apostrophierte und auch sie aufrief zum Kampf gegen die Entchristlichung des öffentlichen Lebens, und seien wir eingedenk dieser Mahnungen auch auf politischem Gebiete!

Unnötige Waffen.

Von Amtsrichter Eggler, Walldürn.

Ein wenig Statistik schadet manchmal nicht. Langweilige Zahlen reden bisweilen eine interessante Sprache. Nur (!) 734 Personen kamen im Jahre 1911 in Preußen durch Mord und Totschlag ums Leben. Man atmet auf, denn 1910 waren es 778, 1909 sogar 857, 1908: 834 und im Jahre 1907: 773, also ein wesentlicher Rückgang. Von 100 000 Menschen wurden 1,81 im Jahre 1911, dagegen 1910: 1,96, 1909: 2,20, 1908: 2,17 usw. in Preußen umgebracht. 186 Personen wurden erstochen, 144 erschlagen, 26 vergiftet. Wieviel erschossen wurden, sagt die Statistik nicht. Die Zahl der ermordeten Frauen vermehrte sich von 1909 auf 1911 von 29 Prozent auf 31,5 Prozent. In den Jahren 1901—1911 wurden durchschnittlich 16 Mörder hingerichtet; 1911 waren es 19, 1910: 22, 1909: 19 usw. Im ganzen fanden von 1907—1911 85 Hinrichtungen statt.

Auch Baden zeigt einen Rückgang bei einigen Gewalttätigkeitsdelikten wie folgende Zahlen beweisen:

Es wurden verurteit wegen Mordes und Totschlags:
1900: 12, 1901: 6, 1902: 13, 1903: 8, 1904: 7, 1905: 13, 1906: 5, 1907: 6, 1908: 8, 1909: 7.

Wegen gefährlicher Körperverletzung:
1900: 4663, 1901: 5185, 1902: 4767, 1903: 4630, 1904: 4730, 1905: 4956, 1906: 4922, 1907: 4451, 1908: 4469, 1909: 3976.

Wenn man andere Verbrechen dagegen zum Vergleich heranzieht, so zeigen Raub und Erpressung in Baden sogar in den letzten Jahren eine Steigerung. Es kamen zur Verurteilung: 1900: 23, 1907: 29, 1908: 46, 1909: 45.

Was sollen nun alle die Zahlen? Sollen sie beweisen, daß es doch langsam besser oder vielleicht auch schlechter wird in unserem Kulturlande? Der Optimist glaubt an das erstere. Meinetwegen. Es sind aber immer noch genug Gewalttaten. Und wenn auch die Klage, die strafbaren Handlungen seien im Zunehmen begriffen, in dieser Allgemeinheit unrichtig ist, so bleibt noch viel, viel übrig. Fast täglich bringen die Zeitungen Nachrichten von Bluttaten. Kaum sind die Schüsse verhallt, mit denen ein Wahnsinniger in Bremen eine Anzahl Kinder niedergestreckt hat, als das Land aufgeschreckt wird durch die furchtbaren Morde des Lehrers Wagner, der 16 Personen zusammenschoß und noch vielen das gleiche Schicksal bereiten wollte. Heute greift ein dummer Junge, dem mit Recht ein paar Ohrfeigen von seinem Vater verabreicht wurden, aus gekränktem Ehrgeiz zum Revolver, morgen erschießt sich ein durchgefallener Schüler, ein verschmähter Liebhaber sticht seine Geliebte zusammen und legt auf sich die tödliche Waffe an. Der Schutzmann, der sein schweres Amt gegen Rowdies aller Art ausüben muß, wird von diesen mit Dolch und Browning bedroht und das beim Aufruhr anrückende Militär wird vom Janhagel mit Hallo, Steinen und Schüssen empfangen.

Muß denn das sein? Gibt es kein Vorbeugungsmittel? Doch! Die Polizei, d. h. der Staat, gebe doch einmal seine Bedenken auf und unterdrücke das unnötige Waffentragen. Wieviel Vorsicht legt er doch sonst an den Tag. Die Hausfrau, die in den Städten ihr Staubtuch hinausschüttelt, verfällt aus Gründen der öffentlichen Gesundheit und Reinlichkeit einer Strafe. Es ist zum Lachen, wenn man bedenkt, daß ein Automobil straflos tausendmal mehr Staub aufwirbelt, als sämtliche Staubtücher der Stadt. Und wenn man einen Jagdpaß will, so prüft die vorsichtige Polizei einen auf Herz und Nieren und erhebt unsere sämtlichen Vorstrafen, um tunlichst ein Unglück zu vermeiden. Und doch sind die Jäger meistens Leute, die mit der Schußwaffe umgehen können. Warum denn hier die Vorsicht und warum nicht dann, wenn irgend einer eine Browningpistole und hunderte von Patronen kauft oder wenn ein Bursche oder ein Zuhälter einen Dolch ersteht? Geschehen denn so viele Gewalttaten auf der Jagd! Wohl verschwindend wenig. Wie eine Satire liest es sich in diesem Zusammenhang, daß nach dem Reichsgesetz vom 19. Mai 1891 Handfeuerwaffen erst nach einer amtlichen Prüfung der Läufe und Verschlüsse in den Verkehr gebracht werden dürfen, damit ja dem Schützen nichts zustoßen kann. Hier so viel beschränkende Vorsicht, dort so viele unbeschränkte Freiheit. Warum kann denn Italien, warum Rußland das Waffentragen verbieten? Warum wir nicht? Ist es denn so unsicher in unserem so behüteten Vaterland oder wird nicht viel leichter die Unsicherheit gerade durch den schrankenlosen Waffengebrauch herbeigeführt?

Man führe doch endlich den Waffenpaß ein und besteuere ihn wie den Jagdpaß und bestrafe strenge das unerlaubte Tragen von so gefährlichen Werkzeugen.

Ja, gemach! Eine blühende Industrie ginge fast zugrunde. Das mag richtig sein. Aber steht dem gegenüber nicht das Wohl der millionenfachen Gesamtheit? Und ist das nicht höher zu bewerten? Auch andere Industriezweige mußten sich im Interesse der Allgemeinheit Einschränkungen gefallen lassen. Man denke an die Herstellung der Farben und Gifte. Dort findet man es heute selbstverständlich. Und damals haben sich die nämlichen Bedenken bei diesen Industrien eingestellt.

Was nützt die gerichtliche Einziehung eines Messers oder einer Pistole, wenn der Rowdie sich für wenig Geld gleich nachher wieder neu bewaffnen kann. Staatsanwaltschaft und Polizei müssen zusammenarbeiten, um die bestehenden polizeilichen Schutzverordnungen auch wirklich durchzuführen, oder es müssen vom Staate zureichende Schutzbestimmungen erlassen werden.

Der Entwurf des neuen Strafgesetzbuches sieht so manche Schutzmaßregel vor, er sollte sich auch vor einem einschränkenden Verbot des Waffentragens nicht scheuen. Mancher Totschlag, Mord und Selbstmord könnte dadurch verhindert werden.

Auf wilden Meeren.

Sieh, jede Woge muss den Lotsen tragen,
wie sie auch grimmig tost und schäumt!
Mag sie ob ihm zusammenschlagen,
wie 's Pferd sich wider Sporen bäumt —
sieh ihn mit festem Blick und Händen
den Bugspriet wider 's Wüten wenden!

Wohlan, ist mir des Beifalls Trost entzogen,
so dass nur Wirbel um mich sind;
umtosen mich des Hasses wilde Wogen,
der alle Schrecken um mich spinnt:
ich heb' den Blick zu unsern Idealen
und werde Stahl im Wunder ihrer Strahlen.

Seh' ich den Glanz nur unsrer Ziele,
kenn' ich den Kurs durch Sturm und Nacht.
Dass meine Rechte das Gelingen fühle,
aus der Erinnerung gib's, o ew'ge Macht!
Ich will mit festem Blick und Händen
den Bugspriet wider 's Wüten wenden.

Hans Fried.

Ein Erinnerungsblatt an den Eintritt des Kardinals Rampolla in sein 8. Jahrzehnt.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Krefeld.

Je zwei gewaltige Säulen und Vorkämpfer der „ecclesia militans", je ein großer Papst und ein großer Staatssekretär dieses großen Papstes stehen als mächtig ragende Marksteine an der Schwelle und am Ausgange des 19. Säkulums unserer Zeitrechnung: an des Jahrhunderts Beginn Papst Pius VII., † am 20. August 1823, und Kardinal Consalvi, † am 24. Januar 1824, an dessen Ende Papst Leo XIII., † am 20. Juli 1903, und der noch im Kreise der Lebenden weilende Kardinal Rampolla. Sämtlich erscheinen sie vor uns als Männer, welche bei der Wahrung und Vertretung der Rechte und Interessen des römischen Stuhles und der Kirche den unverwelklichen Lorbeer um die Schläfe sich gewunden, den Lorbeer des Ruhmes außerordentlicher Weisheit und Geistesgröße, des Ruhmes unbeugsamer Charakterfestigkeit und unerschütterlicher Prinzipientreue. Lange sollten dieselben in der ihnen zugewiesenen Stellung zum Besten des irdischen Gottesreiches tätig sein: Der dreizehnte Leo behauptet hinsichtlich der Regierungsdauer in der Reihe der Nachfolger Petri den zweiten, der siebente Pius den fünften Platz (Leo XIII. herrschte beinahe 25½, Pius VII. reichlich 23½ Jahre), stark 15 Jahre stand Consalvi als Staatssekretär dem ersten Papste des 19. Jahrhunderts zur Seite, und volle 16 Jahre ist Rampolla in der nämlichen Eigenschaft die rechte Hand des sechsten und letzten Tiaraträgers des gleichen Säkulums gewesen. Unter der Zahl der päpstlichen Staatssekretäre des letztentschwundenen Jahrhunderts hat Rampolla seine verantwortungsvolle Stellung am zweitlängsten, Consalvi am drittlängsten innegehabt; beide traten ihr Amt in fast genau dem gleichen Alter an: Consalvi mit 43¼ (im August 1800), Rampolla mit 43¾ Jahren (Juni 1887).

Auf sieben Dezennien eines arbeitsreichen, taten- und verdienstvollen Lebens konnte des großen Carpinetanerpapstes letzter Staatssekretär am 17. August zurückschauen. Rampolla ist der einzige der Kardinäle, welcher im laufenden Jahre 1913 das 70. Jahr vollendet, während das vorige Jahr 1912 nicht weniger als vier Mitgliedern des Heiligen Kollegiums den Abschluß des 7. Jahrzehntes gebracht hat. Bacilieri, Bischof von Verona, am 28. März, Farley, Erzbischof von Neuyork, am 20. April, Falconio, Apostol. Delegat für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, am 20. September, Luçon, Erzbischof von Reims, am 28. Oktober. Unter den 58 gegenwärtig den obersten Rat des Papstes bildenden Kardinälen trifft unser Blick denn jetzt auf die gewiß ansehnliche Zahl von 27 ehrwürdigen Greisen, welche das 70. Lebensjahr bereits zurückgelegt haben, darunter 16, welche schon über ihr 75., und von diesen wiederum 6, die

bereits über ihr 80. Jahr hinaus gelangt sind. Von diesen 27 Siebzigern und Achtzigern residieren in Rom allein 9, darunter auch die zwei Alterssenioren des Heiligen Kollegiums, die beiden im 86. Jahre stehenden Eminenzen Di Pietro, des Papstes Datar (geb. am 28. Mai 1828), und Oreglia di Santo Stefano, schon über 17 Jahre Kardinaldekan (geb. am 9. Juli 1828).

Mariano Rampolla del Tindaro gehört seiner Geburt nach dem Lande Sizilien an, dieser Heimat so mancher hervorragender Träger des römischen Purpurs. Sproß eines der ältesten und bekanntesten sizilianischen Adelsgeschlechter, wurde er am 17. August 1843 zu Polizzi im Bistume Cefalù, einem Suffraganate der Erzdiözese Palermo, geboren. Schon in frühester Jugend erhielt Rampolla die Aufnahme ins vatikanische Seminar und bezog dann das Collegio Capranica, dieses älteste — bereits im Jahre 1457 begründete — von sämtlichen römischen Kollegien, dessen Protektor er etwa vier Jahrzehnte später als Kardinal werden sollte. Ausgestattet mit großer Verstandesschärfe und einer seltenen Auffassungsgabe oblag der junge Marchese hier wie an der Accademia dei nobili ecclesiastici, der berühmten Pflanzschule der Diplomaten des päpstlichen Stuhles, mit ausgezeichnetem Erfolge seinen Studien. Eine Frucht derselben war das noch vor seinem Fortgange von der Akademie publizierte lateinische Werk: De authentico Romani Pontificis magisterio. Solemne testimonium ex monumentis liturgicis Ecclesiae universae — eine tiefgründige, damals von der bedeutendsten wissenschaftlichen katholischen Zeitschrift Italiens, der «Civiltà Cattolica», in der anerkennendsten Weise besprochene Apologie der Unfehlbarkeit des Papstes.

Zu Rampollas Lehrern in Rom zählte u. a. auch der Tiroler Jesuit Joh. Bapt. Franzelin, der hochgefeierte Dogmatiker, welcher, am 3. April 1876 durch Pius IX. zum Kardinal erhoben, als solcher 71jährig am 11. Dezember 1886 zu Rom gestorben ist. Dieser Purpurträger, welcher wegen seiner ausgebreiteten kanonistischen Kenntnisse von Leo XIII. bei Ordnung der kirchenpolitischen Verhältnisse (vor allem in Deutschland) vielfach zu Rate gezogen wurde, wußte über seinen Schüler Rampolla, über dessen Talente, dessen Frömmigkeit und insbesondere dessen diplomatische Begabung nur Worte höchsten Lobes zu finden.

Nach seiner Ordination und seiner Doktorierung wurde Rampolla fast unverzüglich der Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten zugeteilt und kurz danach von Pius IX. zum Hausprälaten und Kanonikus der Basilika von Santa Maria Maggiore ernannt. Das Jahr 1875 führte den eben erst Zweiunddreißigjährigen als Nuntiaturrat nach Spanien an die Seite des dortigen Nuntius Kardinals Giovanni Simeoni († 76jährig als Präfekt der Propaganda am 14. Januar 1892, am gleichen Tage mit dem großen englischen Kardinal Manning). Als Simeoni bereits zu Ende des folgenden Jahres behufs Uebernahme des durch Antonellis Tod (6. November 1876) erledigten römischen Staatssekretariats von Spanien scheiden mußte, verblieb Rampolla noch ein Jahr in der Eigenschaft eines päpstlichen Geschäftsträgers in Madrid, um dann 1877 zum Sekretär der Propaganda für die orientalischen Riten und 1878 zum Apostol. Protonotar ernannt zu werden. Im Jahre 1880 wurde er Kanonikus von St. Peter, sowie Sekretär der Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten und erhielt zwei Jahre darauf, am 25. Oktober 1882, die Ernennung zum Apostol. Nuntius in Spanien und gleichzeitig zum Titularerzbischof von Heraclea (als solcher präkonisiert am 1. Dezember 1882). Vier Jahre nur der Tätigkeit als Nuntius am spanischen Hofe sind Rampolla vergönnt gewesen, indes unaustilgbar hat der Name dieses Nuntius wie die Spur seines segensvollen Wirkens in die Jahrbücher von Spaniens Geschichte sich eingegraben. Durch seine umfassend genaue Kenntnis von Personen und Verhältnissen, seine zähe Energie, sein klug berechnendes Vorgehen und seinen überaus feinen Takt ist es ihm hier gelungen, gar mancher Schwierigkeiten Herr zu werden und manchen erfreulichen Erfolg zu erzielen. Hingewiesen sei hier nur auf die Errichtung des bischöflichen Sitzes in Madrid, auf die Vereinbarung des Hl. Stuhles mit der Madrider Regierung auf dem Gebiete der Eheschließung und über die gegenseitigen Rechte hinsichtlich der kirchenpolitischen Fragen, auf die Verständigung zwischen Regierung und Episkopat über eine Reihe strittiger Punkte, die dadurch dem Wechsel der politischen Tagesmeinung entzogen wurden. Nicht wundernehmen darf es uns darum, daß die Abberufung des so allgemein geschätzten und beliebten Prälaten bei den Spaniern — bei Hofe wie bei Volk — allgemeinem Bedauern begegnete. Rampollas Scheiden von seiner Nuntiatur und seine Berufung ins Purpurkollegium der Kardinäle war eins: der 14. März 1887 brachte ihm neben noch vier anderen Prälaten, und zwar ausnahmslos Italienern, die Aufnahme in den höchsten Senat der Kirche. Kaum $2^1/_2$ Monate dauerte es, bis zum 2. Juni 1887, und wir sehen den neukreierten Kardinal Rampolla bereits im Amte des Staatssekretärs Leo XIII. Welch eine kraftvolle und nie versagende Stütze Rampolla in dieser Stellung dem Papste bei dessen großartigen und genialen politischen wie sozialen Arbeiten und Unternehmungen durch volle 16 Jahre gewesen, das ist noch frisch in aller Gedächtnis. Ebenso ist es noch allen in lebhafter Erinnerung, wie nahe vor nunmehr einem Dezennium ihm die Tiara winkte: hat er doch im damaligen Konklave beim vierten Wahlgange nicht weniger als 30 Stimmen für das Papsttum erhalten.

Möge denn Kardinal Rampolla, der jetzt das biblische Alter erreicht hat, dasselbe noch um manches Jahr überschreiten, und möge er seine glänzenden Geistesgaben wie seine so reiche und gereifte Lebenserfahrung noch recht lange für die Kirche wie für die gesamte Menschheit nutzbar machen!

Bevölkerungssorgen in England.

Von Paul Battenstein, Münster.

Seit längerer Zeit machen sich in Großbritannien Symptome bemerkbar, die die englischen Politiker mit großer Sorge erfüllen. Da ist zunächst die rapide Zunahme der Auswanderungsziffer. Während im Jahre 1901 nur 171000 Menschen auswanderten, ist diese Ziffer im Jahre 1910 auf 234000, 1911 auf 261000 und 1912 auf 268000 gestiegen. In diesem Jahre zeigt die Kurve bisher auch noch eine steigende Tendenz. Normalerweise stehen Konjunktur und Auswanderungsziffer in umgekehrtem Verhältnis zueinander; in Zeiten der Hochkonjunktur sinkt die Ziffer, während sie in wirtschaftlichen Krisen steigt. In England aber steigt die Zahl der Auswandernden trotz des größten wirtschaftlichen Aufschwunges, den man dort je erlebt hat. Nun ist es ja wahr, daß die Abwandernden zum größten Teil die englischen Kolonien aufsuchen, also englisch bleiben. Das Haupteinwanderungsgebiet ist heute Kanada, das seit einigen Jahren eine immer mächtigere Anziehungskraft auf die englischen Auswanderer, namentlich die vom Lande, ausübt. Daneben kommt Australien mit Neuseeland. Die Zahl der dahin ausgewanderten Engländer ist ganz enorm gestiegen. Sie hat sich in etwa sieben Jahren ungefähr verelffacht und betrug im Jahre 1912: 166000 (gegen 15000 im Jahre 1905). Wenn also die meisten englischen Auswanderer auch in englischen Kolonien bleiben, so muß man doch bedenken, daß Kanada und Australien zwar britische Besitzungen, aber nur lose mit dem Mutterlande verbunden sind. Das gilt namentlich von Kanada, das schon bei der Kolonialministerkonferenz von 1902 eine Beteiligung an der Reichsverteidigung ablehnte und auch letzthin wieder durch sein Verhalten in dieser Frage (Bau von Kriegsschiffen) bewiesen hat, daß es von einer allzu großen Abhängigkeit von England nichts wissen will. Sobald England durch einen empfindlichen Stoß in seiner Weltmachtstellung geschwächt wird, liegt die Gefahr nahe, daß sowohl Kanada als auch Australien die Herrschaft abschütteln und sich völlig selbständig machen. So gehen also die nach diesen Ländern ausgewanderten Engländer dem Mutterlande doch verloren. In dieser Erkenntnis sind die Regierung und alle Politiker Englands bestrebt, den Ursachen der Auswanderung auf den Grund zu gehen und sie nach Möglichkeit zu beseitigen. Eine dieser Ursachen sehen die maßgebenden Kreise in der Lage der Landarbeiter, die einen erheblichen Teil der Auswanderer stellen. Die Parteien bemühen sich daher neuerdings um die Lösung der Agrarfrage. Infolge der Auswanderung stellt sich, namentlich im Norden Englands, ein drückender Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern ein. Die Folge des geringen Arbeiterangebots sind naturgemäß höhere Lohnforderungen, die von der liberalen Partei lebhaft unterstützt werden; auf diese Weise hoffen die Liberalen das Vertrauen der Landbevölkerung zu gewinnen. Auch die Arbeiterpartei macht sich an die Bearbeitung der Landarbeiter und sucht sie zu organisieren. In welchem Maße ihr das bereits gelungen ist, zeigen verschiedene Streiks, die seitens der Landarbeiter — allerdings ohne Erfolg — versucht worden sind. Eine von der Arbeiterpartei eingesetzte Kommission hat vor kurzem einen Bericht erstattet, in dem einige Mittel zur Besserung der Lage

der Landarbeiter vorgeschlagen werden. Zu diesen Mitteln gehören die Festsetzung eines Mindestlohnes für Landarbeiter auf dem Wege der durch Gesetz vom Jahre 1907 errichteten Lohnämter, Festsetzung der Arbeitszeit, die nicht mehr als 50 Stunden in der Woche bei einem freien Nachmittage betragen soll, Einrichtung von Gerichtshöfen zur Festsetzung gerechter Pachten, staatliche Regelung der Wohnungsfrage auf dem Lande, Errichtung von Kreditanstalten, Förderung des Genossenschaftswesens usw. Wenn dem Landarbeiter durch Verwirklichung dieser Vorschläge die Möglichkeit geboten wird, bei auskömmlichem Verdienst in einem guten Hause zu wohnen und eine kleine Parzelle zur eigenen Bewirtschaftung zu erlangen — zu diesem Zwecke soll das Gesetz von 1907 über die Schaffung von kleinen Pachtgütern, die im Besitz der Gemeinden bleiben (Small Holdings and Allotments Act), ausgedehnt werden —, so hofft man ihn damit an die Scholle zu fesseln und der Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte und der Auswanderung der Landarbeiter zu steuern. Zugleich würde damit auch den Arbeitern in den Städten bessere Gelegenheit zur Arbeit geboten, wenn der Zuzug vom Lande ausbleibt, also auch hier die Auswanderungsziffer eingeschränkt.

Nun ist aber die Auswanderungsziffer für die Städte erheblich größer als die der Landbevölkerung. Hier müssen also noch besondere Ursachen wirksam sein. Die früher für die Zunahme der Auswanderungsziffer stets angeführte Begründung durch wirtschaftliche Krisen trifft in diesem Falle nicht zu. Vielleicht liegen auch die Gründe nicht so sehr im Heimatlande, als vielmehr in den wirklichen oder vermeintlichen Vorzügen der Einwanderungsgebiete. Man kann da denken an die großen Verdienstmöglichkeiten in Kanada und an die mustergültigen sozialen Einrichtungen in Australien und Neuseeland, die allerdings gegenüber England große Vorzüge bieten. Aber man ist doch versucht, neben diesen Gründen auch im Mutterlande nach einer treibenden Ursache zu forschen, die den Auswandernden die Verhältnisse „drüben" so viel rosiger erscheinen lassen als daheim. Einen Fingerzeig scheint mir in dieser Hinsicht ein von Dr. George Newman veröffentlichter Bericht über die Gesundheitsverhältnisse der englischen Schuljugend zu geben. Und damit komme ich zu einer zweiten Sorge, die England neben dem durch die Auswanderung verursachten Menschenverlust drückt. Der Bericht, der sich auf die Verhältnisse des Jahres 1911 bezieht, entrollt ein geradezu trauriges Bild der Ernährungsverhältnisse, das für England eine mindestens ebenso ernste Gefahr bedeutet wie die oben geschilderte. Der Prozentsatz der an Unterernährung leidenden Schulkinder hat nach diesem Bericht namentlich in industriellen Gegenden eine erschreckende Höhe erreicht. Unter 13 Grafschaften und 16 städtischen Distrikten gab es nur einen einzigen Bezirk, in dem der Prozentsatz der gut genährten Schulkinder die Zahl 45 erreichte. Hier, in dem günstigsten der 29 Bezirke, wurde also bei 55 Prozent der Schulkinder Unterernährung festgestellt. Am schlimmsten sind die Verhältnisse in Middlesex, der zweitkleinsten englischen Grafschaft westlich von London, deren Einwohner zu vier Fünftel in Londoner Vororten wohnen. Hier beträgt die Zahl der Unterernährten 96 vom Hundert. Nicht viel besser stehen die Verhältnisse in der südwestenglischen Grafschaft Gloucester mit 94,8 Prozent, in East Riding, dem östlichen Bezirk der Grafschaft York, mit 94,3 Prozent und in Blackborn, einem der Hauptplätze der Baumwollindustrie, mit 94 Prozent unterernährter Schulkinder. Im ganzen wurde bei dem größeren Teil der gesamten englischen Schuljugend eine unzureichende Ernährung festgestellt. Diese Tatsache eröffnet dem englischen Volke keinen rosigen Ausblick in die Zukunft. In einer englischen Zeitschrift heißt es im Anschluß an diese Statistik: „Das bedeutet für England einen ernsteren Stand der Dinge, als wenn die Hälfte der englischen Flotte plötzlich auf den Meeresgrund sinken würde. England kann neue Schiffe bauen, aber eine unterernährte und ihrer Lebenskraft beraubte Generation kann nicht wieder aufgebaut werden. Eine wohlgenährte Jugend ist die Avantgarde der Reichsverteidigung." Man ist sich also des Ernstes der Situation bewußt und wird immer eifriger nach Mitteln suchen, um den beiden drohenden Gefahren zu begegnen.

Diese inneren Sorgen sind auch mitbestimmend für die Richtung der äußeren Politik Englands. Wenn die Verhältnisse sich so weiter entwickeln und besonders die Bevölkerung noch weitere quantitative und qualitative Einbuße erleidet, dann ist England gezwungen, sich zur Erhaltung seiner Weltmachtstellung einer starken Macht anzuschließen, deren Bevölkerungsverhältnisse auch für eine längere Zukunft sichere Garantien für ihren Bestand bieten.

Franz von Assisi und die moderne Weltanschauung.

Von P. Thaddaeus Soiron O. F. M., Münster i. W.

Wer das moderne Leben beobachtet und die Anschauungen kennt, von denen es getragen, beherrscht und geleitet wird, dem muß es höchst auffallend erscheinen, daß unsere Zeit Sympathie, ja Liebe und Begeisterung empfindet für den hl. Franz von Assisi. Man fragt sich erstaunt: Was hat Christus mit Belial, was Franziskus mit unserer vergnügungslüsternen, freiheitstrunkenen Welt gemein? Allerdings, auf den ersten Blick mögen sie, Franziskus und unsere Zeit, als unversöhnliche Gegensätze erscheinen. Und sie sind unversöhnliche Gegensätze, wenn der Materialismus die Signatur aller Lebensbewegungen ist, die durch die Welt ziehen, und sie sind unvereinbar, wenn der moderne Persönlichkeitskult, der als Gesetzlosigkeit und Unabhängigkeit von aller Autorität sittlicher und religiöser Art verstanden wird, alle Herzen gefangen hält. Doch, dem ist nicht so: Die Höhenlage unserer Kultur gehört nicht mehr dem Materialismus, der moderne Persönlichkeitskult ist durch seine psychologischen Rückwirkungen diskreditiert worden. Eine neue Bewegung hat sich Bahn gebrochen, ein franziskanischer Zug hat die Geister im Banne und sieht in Franziskus sein Wünschen und Sehnen, sein Suchen und Streben verkörpert. Daher die Franziskusliebe und die Franziskusverehrung überall und auch in Kreisen, wo man sie nicht suchen sollte; sie stellt das Thema: Franziskus und die moderne Weltanschauung.

Jede Zeit hat ihr eigentümliches Hoffen und Sehnen. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Materialismus aus der Reaktion gegen die idealistischen Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel geboren wurde, da fand er guten Boden. Eben hatte die Industrie begonnen, ein neues Werturteil zugunsten des Stoffes, der Materie, zu schaffen. Es waren neue Erwerbs- und Lebensmöglichkeiten erstanden und die Erfindungen der Technik, die sich von Jahr zu Jahr mehrten, steigerten sie zu ungeahnter Entwicklung. So drang der Materialismus der Weltanschauung ins Leben und beherrschte die Kultur, und die üppige Gestaltung, die sie genommen, gab jener stets neue Nahrung und stützte, so schien es, ihre Berechtigung. Die Zeit glaubte ihre Sehnsucht befriedigt und im Schoße des Stoffes behagliche Ruhe zu genießen.

Doch es kam die Enttäuschung. Ueberdruß stellte sich ein und erweckte das schmerzliche Bewußtsein, daß der Mensch auch eine Seele hat, die ihrer Nahrung bedarf. Sie war nicht vom Reichtum der Kultur gesättigt worden. Wie verschüttet hatte sie unter den aufgetürmten Schichten der neuen Kulturgüter gelegen und schrie nun auf unter ihrem drückenden und lastenden Gewicht und erzeugte ein neues Sehnen: Von der Kultur zurück zur Natur!

Der Mensch sucht für sein Hoffen und Streben stets ein Ideal, in dem es Leben und Gestalt gewonnen. Jetzt mußte sich wie von selbst die Gestalt des Heiligen von Assisi aufdrängen. Er, der kulturfreieste, der einfachste Mensch, den je die Welt gesehen, ließ ahnen, wieviel man in dem rastlosen Ringen nach den Werten der materiellen Kultur an wahren, echten Lebenswerten verloren hatte. Daher begann man, sich mit ihm zu beschäftigen und seinem Leben die Lösung eines eigenartigen Kulturproblems abzulauschen, des Problems der Erlösung von der Kultur.

Diese Stimmung führte zu einer neuen und doch ewig alten Erkenntnis. Der gewaltige Kulturfortschritt, der uns mit all seinen Segnungen umgab, hatte den Menschen stolz gemacht. Das Bewußtsein seiner Leistungen rief in ihm ein Gefühl der Selbstherrlichkeit wach, das glaubte, aller Autorität trotzen zu müssen. Gesprengt wurden die Schranken der Sittlichkeit, ausgelöscht die Leuchten des Glaubens, die Freiheit wurde zur Gesetzlosigkeit, und die Selbstbestimmung, dies edle Vorrecht der Persönlichkeit, wurde zur Willkür. So schlug der Segen der Kultur in bösen Fluch um, und die Persönlichkeit brach in sich selbst zusammen, da sie nichts hatte, woran sie sich halten und emporentwickeln konnte. Das brachte Ernüchterung. Ernste Männer erkannten, daß der Kulturfortschritt die Menschen in arger Selbsttäuschung gefangen und daß nur die Rückkehr zur sittlichen Gebundenheit die Entwicklung der Persönlichkeit garantieren kann. Und hier trat nun wieder Franziskus vor das hilfesuchende Auge. Er erschien ihm als das Ideal, in dem Freiheit und Gesetz den glücklichsten Bund geschlossen und eine Persönlichkeit geschaffen von solcher Harmonie, von solcher Liebenswürdigkeit und solch kindlichem Frohsinn, wie die Weltgeschichte kaum ihres-

gleichen findet. Er wurde nun Führer und Ideal für jene, die aus Zerfahrenheit und Zerrissenheit ihre Persönlichkeit retten wollten.

Aus dem Problem der Persönlichkeit erwuchs das Problem der Religion. Der materialistische Kulturgedanke hatte die Religion ersetzen wollen und die Wissenschaft war ihm zu Hilfe gekommen, um die Menschen zu überzeugen, daß die Religion das Produkt der von den Naturgewalten erschreckten Phantasie sei. Aber mit der Enttäuschung, die die Kultur der Menschheit bereitet, und mit dem Erwachen der Seele stand auch das Bedürfnis nach dem Uebersinnlichen, nach der Religion wieder auf. Eine religiöse Spannung trat ein und trachtete ausgelöst zu werden durch die immer wieder aufgeworfene, mit seltener Energie und seltenem Ernst gestellte Christusfrage: Wer war Christus? Was wollte er? Welche Bedeutung hat er und seine Lehre für uns? Merkwürdig! Ist es Zufall, daß auch hier wieder Franziskus auftauchte? Ist es Zufall, daß die Menschheit, die mit tiefem Ernst nach Christus fragt, ihre Aufmerksamkeit und Sympathie den franziskanischen Institutionen, vor allem der dritten, dem sogenannten dritten Orden zuwendet? Ist es Zufall, daß in diesen Institutionen selbst und vor allem wieder im dritten Orden ein neuer Geist auflebt und dazu drängt, die Absichten des Stifters, den Nöten der Zeit entsprechend, zu verwirklichen? Nein, es ist kein Zufall: Die Christusfrage mußte zu Franziskus führen, der das vollkommenste Nachbild Christi, der vollkommenste Christ geworden und der in seinen Institutionen den Ernst des Evangeliums zu verkörpern gesucht hatte.

So laufen Fäden von unserer Zeit zu Franziskus und knüpfen einen Zusammenhang, der tiefer, bedeutsamer, beachtenswerter ist, als eine oberflächliche Betrachtung es ahnen läßt. Das tiefste Sehnen und edelste Streben der Zeit ist franziskusverwandt, trägt franziskanischen Charakter. Sollte das nicht ein Fingerzeig sein, das Franziskusbild mehr noch, als es bisher geschah, der modernen Welt vorzuhalten, es durch Kunst und Literatur, im Vortragssaal und in der Kirche populär zu machen? Franziskus ist modern und als moderner Heiliger mag er vielen, noch vielen Vorbild und Führer werden zum sittlichen Idealismus, zu Christus und der Kirche.

Student und Sittlichkeit.

Von Kaplan Franz Wienhold, Wanne (Westf.).

In einem Zeitpunkte, wo in Frankreich der Revanchegedanke wieder lebendiger geworden ist, wo das Slawentum seine Kräfte entdeckt hat und der Kampfruf ertönte: Hie Germanentum — hie Slawentum, ist es erfreulich zu sehen, wie das deutsche Volk den Glauben an seine urteutonische Kraft nicht verloren hat. Völlig Recht aber haben diejenigen, die in diesen kritischen Zeiten dem deutschen Volke laut zurufen: „Kehrt zurück zur alten Einfachheit und Sittenstrenge eurer Väter; auch bei uns versucht sich jenes Laster immer mehr Eingang zu verschaffen, welches noch immer und überall den Völkern das Mark ausgesogen hat. Principiis obsta, sero medicina paratur."

Dr. theol. Ludwig Weber, M.Gladbach,[1]) hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er schreibt[2]):

„In Frankreich ist die sittliche Zersetzung vom Quartier latin aus ins Volk hinabgedrungen, auch in Deutschland haben die Gebildeten und Besitzenden mit dem Zwei- und Einkindersystem begonnen, das jetzt unsere Volkskraft gefährdet. Die Führer eines Volkes, nicht die Massen, entscheiden die Geschicke des Volkes. Wir müssen versuchen, von der akademischen Jugend aus die Gebildeten für eine sittlich ernste Lebensauffassung und Lebensführung zu gewinnen, sonst gibt es kein Aufhalten mehr. . . . Es ist unverträglich mit dem Lebensinteresse der Nation und der Menschheit, die Entwicklung und das Ausleben aller Anlagen des einzelnen als neue Heilslehre zu predigen. Die menschliche Gemeinschaft muß, um bestehen zu können, ein sittliches Ideal aufstellen, dem der einzelne sich zu unterwerfen hat."

Die Sache ist wirklich nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Das „Berliner Tageblatt" vom 12. November 1912 berichtet über die 21. deutsche Sittlichkeitskonferenz, welche vom 10.—13. November vorigen Jahres in Halle stattfand, auf welcher Dr. Weber folgendes ausführte:

„Der sittliche Stand sei bei keinem Berufszweig tiefer als bei den Studenten in den großen Städten. Das müsse offen ausgesprochen werden, so traurig es auch sei. Aber die Zahlen beweisen es. Die Studenten stehen in bezug auf Geschlechtskrankheiten an erster Stelle. Die höheren Stände und die Jugend der höheren Stände sollten sich das eine immer vor Augen halten: Wir werden vom Volke beobachtet, wie nie zuvor, und was wir tun, dringt durch die Zeitungen in die Oeffentlichkeit. Wir können durch nichts so sehr unsere Position unterwühlen als durch leichtfertiges Verhalten in sittlicher Beziehung. Alles andere verzeiht das Volk, aber das nicht. Die höheren Stände können sich nur durch ein sittlichernstes Verhalten ihre Position erhalten."

Dieselbe ernste Mahnung richtet Professor von Gruber an die Studenten[3]):

„Nirgends findet sich mehr Heuchelei und nirgends niederträchtigere Heuchelei als auf der Seite, die uns weismachen will, bei all den Aktphotographien und all den gemalten Nacktheiten und bei all den Liebhaberdrucken und erotischen Romanen, bei all den sexuellen Theaterstücken und Kabarettvorstellungen und Nacktdarstellungen handle es sich um Kunst. Nirgends mehr Heuchelei als bei jenen Leuten, die scheinheilig die Augen verdrehen: „Dem Reinen ist alles rein!" die denjenigen einer unreinen Phantasie beschuldigen, der ruhig sagt: „Das alles ist ja nichts als Schweinerei", und die dabei sehr wohl wissen, was sie treiben. Gemeinster Gimpelfang bei jenen, die „Freiheit der Kunst" sagen und „Freiheit des Geldmachens" meinen. „Doppelte Unmoral" möchte man sagen."

Das ist sehr kräftig, aber auch sehr wahr gesagt. An den studentischen Vereinen und Verbindungen liegt es, dafür zu sorgen, daß Wandel geschaffen wird. Der Student soll nicht nur seine Farben in Ehren halten, sondern noch viel mehr seine Gesinnung und seinen Wandel. Möge man nie gegen unsere katholischen Korporationen den Vorwurf zu Recht erheben können, der in dem Rundschreiben der „Allgemeinen deutschen Sittlichkeitskonferenz", welches im Jahre 1897 an die Studentenverbindungen sämtlicher deutscher Universitäten versandt worden ist, einigen Korporationen gemacht wurde, welcher lautet:

„So wird die Verpflichtung zu einem sittlichreinen Wandel und Leben, die Verpflichtung zur Keuschheit, nicht mehr in allen studentischen Korporationen als unerläßliche Forderung erhoben. Die ehrenvollen Farben und Abzeichen derselben werden zwar noch wie vor hoch und rein gehalten, aber es wird oft der schmähliche Ausweg beschritten, dieselben abzulegen, wenn Ausschweifungen begangen werden. Hat denn die Reinheit der Farben und Abzeichen noch einen Wert, wenn die Träger nicht mehr rein sind?"

Eine Frage von grundlegender Bedeutung für die Sittlichkeit der Studenten ist die Wohnungsfrage. Mit banger Sorge und oft tränenden Auges läßt die erfahrene Mutter den jungen mulus in die akademische Freiheit ziehen, wenn sie daran denkt, ob ihr Sohn auch eine gute Wohnung finden werde. Wohnt der Student im Hause einer braven Bürgerfamilie, wo die Hausfrau in ihm nicht nur ein zinsbringendes Objekt, sondern auch gleichsam einen Schutzbefohlenen, dem gegenüber sie die Pflicht der Warnung und Mahnung hat, erblickt, so hat er in Wahrheit einen sichtbaren Engel um sich, ohne es zu ahnen. Eine solche Frau wird es sich auch angelegen sein lassen, das Zimmer des Studenten freundlich und angenehm zu gestalten, so daß der Studiosus gerne zu Hause ist. Wie traurig sieht es aber in vielen Fällen in diesem Punkte aus! Da wohnt der Student in einer dunklen elenden Bude, die mangelhaft möbliert ist. Kein Wunder, wenn er dann diese Wohnung nur als Schlafstelle ansieht und so schnell wie möglich die Kneipe aufsucht. Um das Unheil voll zu machen, ist manchmal eine solche Bude noch in einer Straße oder Gasse gelegen, die sich nicht des besten Rufes erfreut. Treffend ruft Dr. Albert Franz aus[4]):

„Schämen wir uns nicht für unser studierendes Geschlecht, das in Großstädten bisweilen in Straßen wohnt, die zu begehen, es seinen eigenen Schwestern abraten muß? So meidet jetzt die Berliner Studentenschaft in stiller Verabredung unter großen Opfern an Zeit und Geld das der Prostitution verfallene „Quartier latin". Aber auch aus anderen Gegenden wird uns geschrieben, daß sehr oft die Vermieterinnen professionell liederlich sind oder dem Mieter bei der Besichtigung alles Mögliche oder scheinbar Unmögliche anheimgeben, wie er sich in der Bude verhalten könne; „man müsse leben und leben lassen — sie und ihr Mann täten auch so"! Und es gibt viele Universitäten in Großstädten. Oder was sagen uns die Anzeigen von Studentenzimmern in der Presse: „Ganz ungeniert" oder „sturmfrei"?"

Der unermüdliche Vorkämpfer für die Hebung der Sittlichkeit unter den Studenten, Dr. Sonnenschein, M.Gladbach, hat

[1]) Mitbegründer der „Allgemeinen deutschen Sittlichkeitskonferenz", welche 1890 von ihm und Dr. W. Philipps in Berlin ins Leben gerufen wurde.

[2]) „Soziale Studentenblätter" 1913, Heft 1/2. S. 12.

[3]) „Die Pflicht gesund zu sein", S. 29 (vgl. „Soziale Studentenblätter" 1913 Nr. 1 und 2, S. 13).

[4]) „Akademische Monatsblätter" 1913. S. 87.

auf dem Gebiete der studentischen Wohnungsfürsorge schon bahnbrechend gewirkt. So ist es sein Verdienst, wenn jetzt z. B. in Bonn ein Verzeichnis guter Studentenwohnungen herausgegeben ist, und zwar von Vertretern der katholischen und evangelischen Gemeinde. Dasselbe ist mit einer Karte von Bonn ausgestattet und für einige Pfennige in den Buchhandlungen zu haben. Hiermit haben wir schon die Frage angeschnitten, wie die sittlichen Verhältnisse unter den Studenten zu bessern sind.

Auf der studentischen Wohnungskonferenz in München am 24. Mai d. J., durch welche die Wohnungsfrage bekanntlich einen kräftigen Schritt vorwärts gebracht worden ist, wurde ganz energisch auf die gewaltigen sittlichen Schäden aufmerksam gemacht, die auf dem Gebiete des studentischen Wohnungswesens herrschen, und über Mittel zur Abhilfe der mannigfachen Uebel beraten. Deutlich hat dieser Kongreß gezeigt, daß die Hebung der Sittlichkeit unter den Studenten nur erfolgen kann durch Hebung der Religiosität. Mochte auch das sexuell-ethische Problem des Studentenlebens nicht an sich zur Debatte stehen, jedenfalls stand es als fragende Sphinx im Hintergrunde der ganzen Tagung. Hier traten nun Vertreter linksstehender Gruppen innerhalb der Studentenschaft auf, welche ausdrücklich forderten, es solle die Hochschule bei Behandlung der studentischen Wohnungsfrage von sittlichen Gesichtspunkten voll und ganz absehen und sich nur auf die Behandlung der hygienischen und ästhetischen Seite beschränken. Natürlich wurde von ihnen diese Forderung begründet mit Hinweis auf die Gefährdung der akademischen Freiheit. Da war es nun für jeden Anhänger der christlichen Weltanschauung äußerst erfreulich zu sehen, wie führende Männer im deutschen Hochschulleben, die sonst nach ihrer Weltanschauung nicht zu uns gehören, dieser Studentengruppe klipp und klar erklärten, daß sich die hygienische Seite nie und nimmer von der sittlichen trennen lasse.

Geheimer Obermedizinalrat von Gruber betonte in der Abendversammlung mit einer Entschiedenheit, Wucht und Schärfe, die nichts zu wünschen übrig ließ, daß eine deutsche Hochschule niemals eine studentische Wohnungsreform in die Wege leiten könne ohne Berücksichtigung der Sittlichkeit. Wie ein Gewittersturm über die Waldeswipfel rauscht, so hallten seine Worte über die Häupter der gewaltigen Versammlung dahin. Es habe den Anschein erweckt, so betonte der Redner mit Nachdruck, als dürfe man von dem Wort „sittlich" überhaupt nicht mehr auf der Universität sprechen. Seine Worte klangen aus in einen machtvollen Appell an die deutsche Studentenschaft, sich sittlich rein zu halten. Für den Katholiken ist ein für allemal die Sache klar. Sittlichkeit ohne Religion ist unmöglich. Es muß darum alles darauf hinauslaufen, die Religion unter den Studenten zu pflegen und zu fördern. Es ist unbedingt notwendig, daß sich in jeder Universitätsstadt ein eigens dazu angestellter Geistlicher mit der Seelsorge der Studenten befaßt[5]). Wir haben heutzutage mit großem Erfolge die Rekrutenexerzitien eingeführt, da ist es erst recht nötig, unsere Abiturienten in ähnlicher Weise gegen die großen Gefahren des Hochschullebens zu wappnen. Wir müssen darauf dringen, alle katholischen Abiturienten den katholischen Korporationen zuzuführen. Pflicht der katholischen Koporationen aber ist es, noch mehr als bisher sich die Förderung der Religiosität ihrer Mitglieder angedeihen zu lassen. Sobald unsere Korporationen beginnen, Konzessionen an den Liberalismus zu machen, ist für sie der Anfang vom Ende gekommen, das sei hier einmal ganz deutlich gesagt.

Es wird ja jetzt wohl soweit kommen, daß überall an den Universitäten Wohnungsämter errichtet werden, welche Studentenbuden nachweisen, die in sittlicher, hygienischer und ästhetischer Beziehung allen billigen Anforderungen genügen. Soll diese Einrichtung aber wirklich fruchtbringend werden, dann müssen, wie es in Löwen geschieht, Wohnungsinspektoren angestellt werden, welche jede nicht einwandfreie Wohnung dem Studenten verbieten. Das akademische Leben kann aber nur gesunden, wenn alle Exzesse im Alkohol und Sexualismus vermieden werden, wenn eifrig studiert wird und die aus der Religion entspringende Hochachtung vor dem Weibe sich allgemeine Anerkennung verschafft. Nicht nur die brutale Auffassung muß bekämpft werden, welche jedes Blumenmädchen und jede Kellnerin für vogelfrei ansieht, sondern auch die viel zu früh unterhaltene Liebschaft, welche zwar häufig ehrlich gemeint sein mag, aber in absehbarer Zeit nicht zum Ziele und zur Ehe führen kann.

[5]) Weiteres zu diesem Thema habe ich ausgeführt in der „Katholischen Kirchenzeitung für Deutschland" Nr. 13 d. J.

Nachklänge zum II. homiletischen Kurs in Ravensburg.

Von Guido Haßl, Bad Ditzenbach.

Geistige Höhenwanderungen und Fernflüge waren es, was die Tage des zweiten homiletischen Kurses in Ravensburg vom 8.—11. September dieses Jahres seinen 500 Teilnehmern brachten. Höhenwanderungen an der Hand kundiger Führer, hinauf in das Hochland des wie die Bergriesen festgegründeten und vom Himmelslicht umfluteten Gotteswortes. Fernflüge unter Leitung erster „Piloten", hinaus in Ewigkeitsfernen. Auch Schachtstiege hinab in die Tiefen kirchlicher Lehre und altehrwürdiger heiliger Liturgie.

Der erste homiletische Hochschulkursus genau vor drei Jahren hatte seinen vollen Ausklang erhalten durch das hochgemute Wort aus dem Munde des Rector Magnificus dieser fliegenden Hochschule, des großen Bischöflichen Homileten Dr. von Keppler: „Wir sollen unsere ganze Kraft, und mehr noch, unsere ganze Person einsetzen, damit das Wort Gottes in der heutigen Zeit der Fortschritte nicht als rückständig erscheine, daß es nicht überholt und überflügelt werde, . . . daß es laufe unaufhaltsam, ungehemmt, unversieglich wie jener Wunderquell, welchen Ezechiel unter der Tempelschwelle hervorbrechen sah, der alsbald zum Strome wurde, die Wasser heilte, die Wüste in Fruchtland verwandelte und Leben und Gesundheit brachte, wohin er kam; daß es laufe und verherrlichet werde durch seine Frucht, seinen Sieg, seine Eroberungen."

Diese Parole, eingegeben und weitergetragen von heiliger Parrhesie, ist gewiß nicht verhallt wie ein leerer Schall. Sie ward aufgenommen und verstärkt durch den zweiten homiletischen Kurs.

Als seine Ankündigung erfolgte, sein Vorlesungsverzeichnis bekanntgegeben wurde, da mochte der und jener — zuvor in gespanntester Erwartung — etwas enttäuscht sich fühlen. Nicht durch die Namen der Lektoren. O nein! Das waren ja wirklich ganz außerordentliche Professoren. Namen von hohem, höchstem Klang. Obenan wieder als erster Lektor und oberster Protektor der Bischof von Rottenburg, dann sein Domkapitular, der scharfsinnige Durchforscher des Missale und des Evangelienbuches Msgr. Dr. Reck, des weiteren der feinsinnige Domprediger aus Münster Dr. Donders, der geistreiche Lehrer aus der rheinischen Universität Dr. Brandt und eine Zelebrität aus Oesterreich P. Rösler, noch zwei Kanzelredner aus der schwäbischen Residenz, — wirklich eine universitas von Lektoren! Auch von Hörern, welche aus allen deutschen Bundesstaaten, wie aus Oesterreich, der Schweiz und Italien und Frankreich auch gekommen waren. Diese Lektorenliste erfüllte gewiß die höchsten Erwartungen. Aber die Themata mochten manchem als zu engbegrenzt erscheinen. „Armenseelenpredigt, Allerheiligenpredigt, Leichenrede", mußten diese engen Themata nicht bald erschöpft sein, bot deren Behandlung den Hörern mehr als Richtung und Stoff für ein paar Predigten im Jahre?

Wer so fragte und zweifelte, den hob schon der erste Satz in der ersten Vorlesung hinaus über alle Zweifel: „Der Priester auch als Prediger Mann zweier Welten hat die Brücken zwischen beiden zu schlagen, Anwalt der Jenseitsprovinz des Purgatoriums zu sein." Er ist dessen Deputierter im Diesseitsreich. Mit diesem einen Leitsatz war ein helles Licht auf das ganze Predigtamt und seine Verwaltung durchs ganze Jahr geworfen. Der Prediger hat als Armenseelenanwalt dieses Amt das ganze Jahr zu üben. Fürs Gottesreich der ganzen Kirche, so wie ein Reichstagsabgeordneter des ganzen Volkes Interesse während der ganzen Tagung zu vertreten hat. Da war also schon eine Direktive für die Predigten während des ganzen Kirchenjahres gegeben, da alle umflossen sein müssen vom Ewigkeitslichte, das Armenseelenglöcklein in ihnen öfters geläutet werden soll. Und wie wurde diese Direktive verstärkt durch die geistvollen, gemütstiefen Schilderungen aus dem Fegfeuerleben mit seinen Ebben und Fluten von Freud und Leid, Harren und Hoffen. Schöneres haben wir noch nie gehört, nie gelesen. Würden diese Schilderungen in erweiterter Buchform erscheinen, das weckte auch „mehr Freude" am Armenseelendienst, das brächte größte Freude auch den Armen Seelen selbst! Und wie wurden die also für das Predigtamt gegebenen Richtlinien ausgebaut zu wohlbereiteten Wegen für die „pedes evangelizantium" durch die festeingefügten Mark- und Randsteine der Schriftstellen und kirchlichen Lehrworte. Da gab es allenthalben freudige Ueberraschung, als dieser erste Anwalt der Armen Seelen aus dem schriftlich und mündlich überlieferten Gotteswort solch reiche Lese darbot und den Segen des eifrigen Verkehrs mit unseren im Jenseits noch leidenden, harrenden Seelen klarlegte. Kein Zweifel, daß nunmehr das Armenseelenglöcklein von unseren Kanzeln öfter und wirksamer als bisher ertönen wird. Das Glockenläuten ist freilich auch eine Kunst! Mancher Glöckner zog schon am Strange, daß es Feuerjo hinausgellte ins Land, wo Hosanna die Glocke singen sollte. Wie die Kunst des Armenseelenläutens auf der Kanzel zu üben, das hat in Ravensburg an einem eigenen Allerseelenabend der Bischof seinem Klerus und dem zu Tausenden herbeigeströmten Volke gezeigt; der Meister gelehrigen Schülern! Dank ihm für jedes in der Aula, wie im Gotteshause gesprochene Wort!

Hinauf in die von himmlischen Alpenglühen umstrahlten Ewigkeitsfirnen führte der Inhaber von Münsters Domkanzel. Er ist ein Liebling von Klerus und Volk auch im Süden geworden, der roten Erde Sohn, Dr. Donders, ein Hüne nicht bloß dem Leibe nach. Wie er um Haupteslänge hinausragt über andere, so ragt er mit seinem Geiste hinein in hohe Regionen. Daß er dort sich auskennt, das taten

jedem kund seine Schilderungen aus dem wahren „Hilligenland“, aus Allerheiligenstadt.

Das Fest Allerheiligen war mancherorts bisher zu kurz gekommen, die von Fegfeuersglut geschaffenen, vorausgeworfenen Schlagschatten hatten vielfach jenes Festes Glanz verdüstert. Zu Unrecht das! Wer den kurzen Abriß der grandiosen Geschichte dieses Festes aus dem Munde jenes Gottesreichsanwaltes zu Ravensburg gehört hat, wer die scharfe, hohe Zielbestimmung dieses Festes daselbst hörte, der behandelt fortan Allerheiligen wirklich als Fest erster Klasse. Er läßt dieses „Erntefest des Kirchenjahres“ nicht vorübergehen, ohne von seinem Erntesegen zu genießen, und stimmt jubelnd ein in die hohen Töne und hellen Klänge der Festliturgie, wo des Himmels Jubelhymnen hört man schallen und der Engelsharfen goldnes Spiel. Bei dem derzeitigen oft bis zum Wahnwitz gesteigerten Persönlichkeitskult, wie er in der Welt vor ihren Tagesgötzen, angeblichen Uebermenschen, getrieben wird, müssen wir zeigen, daß wir wahres Heldentum zu schätzen und zu ehren wissen eben durch würdige Begehung des Allerheiligenfestes. Da halten wir echte und höchste Denkmalsfeier, denn ein monumentum aere perennius ist das Beatus und Sanktus, das unsere Kirche ihren Helden zuerkennt.

Wenn das wieder mehr unter uns Katholiken zum Bewußtsein kommt, wenn wir damit freier und freudiger, als es bisher bei manchem verzagten Katholiken geschah, vor die Oeffentlichkeit treten, wenn die wirklich Edelsten der Nation und die wahrhaft oberen Zehntausend dadurch wieder mehr zur Geltung und Ansehen gelangen auch vor einer Welt, welche ihnen bisher noch fernsteht, dann hat das Hauptverdienst davon Dr. Donders. Dieser Sänger des hohen Liedes von Allerheiligen hat die Saiten zum Preisgesang auf sie bei vielen gestimmt. Und in vollen Akkorden wird es klingen am kommenden Feste, nachklingen das Jahr hindurch, und Tausende werden miteinstimmen, bis sie dereinst mitsingen dürfen jenes Lied, das nur die singen können, welche drüben dem Lamm folgen.

Der Rottenburger Domherr Dr. Reck ist in weitesten Kreisen namentlich durch seine „Missale als Betrachtungsbuch“ bekannt als feinsinniger Interpret des göttlichen und kirchlichen Wortes. Auf dem Ravensburger Kurs hat er die Goldadern wieder aufgezeigt, welche sich ziehen durch die Lager des „depositum fidei“, des kirchlichen Lehrschatzes und des kirchlichen Liturgiereichtums. Und der Schürfmeister hat dem gewonnenen Edelmetall köstliche Prägung und Gestalt gegeben und so seinen Hörern dargeboten. Und auch wie feuriges Edelgestein funkelte und glänzte es, wenn er diesen und jenen Gedanken und Satz aus einem Evangeliumabschnitt heraushob und in wirksamer Beleuchtung spielen ließ. Auch die düsteren, schwermütigen Klänge des Requiem klangen tröstlicher, weiche Mollakkorde seliger Hoffnung klangen durch, als er sie auf dem Instrumente seines Wortes wiederklingen ließ. Das war klassisches Transponieren ohne Veränderung der unsere Requiemsliturgie beherrschenden Dominante.

Wer auf solche Akkorde seine Laute stimmt, der wird auch die Totenklage um liebe, teure Entschlafene so singen können, wie ein Meister des Totensangs, Professor Dr. Brandt aus Bonn, ihn auf dem Kurse komponiert hat. Wie oft, leider, hat die Leichenrede schon den Schimpfnamen Lügenrede verdient! Nie wird sie so tief herabsinken, wenn sie nach den hier gegebenen Grundsätzen gehalten wird, wenn ihr der hier gezeichnete kirchliche und homiletische Charakter gewahrt wird. Singt am Grab ein Lied von Jenseitsglauben und Jenseitshoffnung, spielt dort nicht mit dem Schellenbaum lobhudelnden Phrasengeklingels und schlagt auch nicht die Polterpauke des Schimpfens, dann ist der Leichenrede ihre Berechtigung an dem ihr eingeräumten Ehrenplatze gewahrt und Erfolg ihr gesichert! Diese Mahnung hörten wir aus des geistvollen Lektors so dankenswerten Winken und Mahnungen heraus.

Nicht bloß wissenschaftliche Einführung in die Heilige Schrift, sondern auch homiletische ist dem Klerus zur guten Verwaltung des Predigtamtes nötig, diese These bildet den Kern der tiefdurchdachten Ausführungen des bekannten Homileten P. Rösler aus Mautern. Sie bewegen sich ganz in der Richtlinie, welche Papst Leo XIII. so nachdrücklich erhoben. „Die Heilige Schrift muß die Seele des theologischen Studiums bilden, die Predigt muß von der Heiligen Schrift beseelt werden.“ Nach solcher Predigt hungert das Volk und nur Speise, bei welcher reichlich gereicht wird das Brot des Gotteswortes, nur solche vermag jenen Hunger zu stillen. Und Speise will das Volk, kein hohl klingendes Erz und grell tönende Schelle hören.

Daß auf dem Kurse noch zwei Stuttgarter Kanzelredner sich mit Predigtvortrag hören ließen, das erhöhte noch dessen unmittelbar praktischen Wert, der auch durch das Unterbleiben von Kritik — die beiden Prediger wollten nicht „hors concours“ bleiben, — nicht vermindert worden wäre.

Die Tore der vom gastlichen Ravensburg der fliegenden theologischen Hochschule zur Verfügung gestellten günstigsten Aula haben sich wieder geschlossen. Sie schließen nicht ein die dort gesprochenen Worte. Und diese sind auch nicht an ihren Wänden zerschellt. Sie leben fort in aller Hörer Herzen, sie wollen von da aufsteigen und fortreißen in die gezeigten Höhen, in ihrem Niederschlag und Gnadentau von guten Werken auch hinabträufeln und hinein in heimwehwunde Herzen. Der zweite homiletische Kurs bilde das perpetuum movens dazu! — Vivat academia! Vivant professores!

Wilder Wein.

Meinem Sommerhaus hat der wilde Wein
Einen Purpurschleier gesponnen,
Nun steht es im schimmernden Spätrotschein
Von feuriger Glut überronnen.

Und schaut aus dem Tannendunkel hervor
Mit den buntumflatterten Wänden,
Dem losen Gerank über Tür und Tor
Wie gezaubert von Feenhänden.

So traut ist's und stille! — Mein Paradies
Ist heimlich in Schlummer gesunken,
Nur die Amsel hüpft auf dem Gartenkies,
Der Brunnen streut glitzernde Funken.

Die Dahlien glühen in farbigem Schein
Und träumen von herbstlichen Wonnen.
Meinem Sommerhaus hat der wilde Wein
Einen Purpurschleier gesponnen.

Josefine Moos.

Meisterwerke kirchlicher Malerei.

Ueberall erschallt der Ruf, allenthalben wird lauter und dringender der Wunsch, daß der Geist der Kunst mit allen seinen segensreichen Wirkungen wieder in das Leben des Volkes eindringen müsse. Mit wahrer Genugtuung sind alle dahin gehenden Bestrebungen zu begrüßen, am freudigsten aber, wenn die Kirche sich verständnisvoll bemüht, diesem Wunsche entgegenzukommen. Findet sie doch auch an der Malerei und Bildnerei mächtige Helferinnen, die schon manches Herz bewegt haben, welches menschlicher Zusprache widerstand. Die im Nordstadtteil von Ludwigshafen am Rhein belegene Kirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit darf als ein Musterbeispiel gerühmt werden, wie man mit der Sprache der Kunst zu der Seele des Volkes reden kann. Gefördert durch das feine Verständnis und Entgegenkommen des Kirchenvorstandes hat der Münchener Georg Kau, ein Schüler Martin Feuersteins, aber längst ein durchaus selbständiger Meister geworden, diese Kirche mit einer Reihe von überaus bemerkenswerten Malereien ausgeschmückt. Schon in der Anordnung der einzelnen Werke zeigt er die Unabhängigkeit seiner Eigenart. Kein Künstler der Vergangenheit hätte mit größerer Zwanglosigkeit seine Malereien hierhin und dahin gesetzt, unbekümmert um das, was als „Symmetrie“ so viel Trauriges angerichtet hat, und doch in jedem einzelnen Falle von bestimmter künstlerischer Absicht geleitet. Ein jedes der Bilder erfüllt dabei gewisse dekorative Zwecke und tut dies in hervorragender Weise vermöge großzügiger Linien und meist schwerer Farben — sie müssen recht kräftig sein, weil die Kirche ungünstiges Licht hat. Am meisten kommt die dekorative Absicht bei den Sockelbemalungen der beiden Chöre zum Ausdruck, fühlbar auch bei den sieben Gruppen der heiligen vierzehn Nothelfer an den Wänden der Seitenschiffe. Zugleich spricht aus diesen Figuren auch vernehmlich die Absicht, dem Beschauer etwas zu sagen, ihn mit Hoffnung und Zuversicht zu erfüllen. Die Volkstümlichkeit der Gestalten trägt zur Erreichung dieses Zweckes bei. War der Künstler in der Anordnung dieser Malereien noch durch die Linien der Architektur etwas gebunden, so fiel dies bei den übrigen Gemälden ganz weg. Wo ein passender Platz war, und wo Rücksichten auf Andachtszwecke es wünschenswert machten, malte er hier einen ersten Tempelgang Mariä; dort eine Anbetung der Weisen; an einer dritten Stelle die Bestätigung St. Josephs als Kirchenheiligen; lenkte wieder anderswo den Blick auf eine erhaben gezeichnete, gleich einer Vision erscheinende Maris stella; führte unterhalb des Orgelchores in ergreifender Weise den Schmerz der Gottesmutter vor Augen, die um ihres Sohnes Leichnam klagt; endlich zeigte er in grandioser Malerei allen, welche das Gotteshaus verlassen, um wieder an ihre tägliche Arbeit zurückzukehren, wie Jesus beim letzten Gerichte den Guten wie den Bösen, denen, welche sein Wort lieben und befolgen, wie jenen, die es verachten, gerechte Vergeltung erteilen wird. Jedes dieser Bilder hat seinen besonderen Reiz, in dem letzten erhebt sich die Kunst Georg Kaus zu einer außergewöhnlichen Höhe, die ihn den bedeutendsten Kirchenmalern der Neuzeit zur Seite stellt. Noch ein Gemälde sei nicht vergessen, es ist ein St. Johannes der Täufer; mit erhobener Rechten zeigt er auf die Tür der Taufkapelle und gleichzeitig auf die Stationen des geschnitzten heiligen Kreuzweges, eines Werkes vom Münchener Professor Georg Busch. Wir gedenken darauf später zurückzukommen und sprechen nur der Vollständigkeit halber davon, um einen Begriff von dem Reichtum des künstlerischen Schmuckes zu geben, um dessentwillen die Dreifaltigkeitskirche zu Ludwigshafen Beachtung verdient.

Arthur Kempf.

Kunstwanderungen von Berta Pelican.

Besprochen von M. Herbert.

Zuweilen gehen schöne und bedeutende Bücher schweigsam an der Welt vorbei, schweigsam wie große Menschen, die ungekannt begraben werden. Aber das sind immer unersetzliche Verluste. Bücher haben ihre Schicksale. Sie sollen zur rechten Zeit aufgeschlagen und gelesen werden. Besonders Bücher über große, erhebende Kunst. Man soll sie in sich aufnehmen, ehe man die Kunststätten besucht, von denen sie handeln. Der Genuß wird dann verdoppelt und vertieft sein. Man wird tausend Dinge bemerken, die dem Auge außerdem beim ersten Anblick der Kunstwerke verborgen bleiben. Für den Italienfahrer — besonders denjenigen, welcher der italienischen Kunst im eigenen Lande als Novize gegenübersteht, werden die „Kunstwanderungen und Kulturbilder" umsichtige Führer sein. Allerdings setzen sie lebendiges Interesse und das Studium der Kunstgeschichte voraus. Das Buch redet zu dem Gebildeten, dem die Kultur Italiens, welcher die Welt fast alles zu danken hat, ans Herz gewachsen ist. Mit Ausnahme einer einzigen Kunstwanderung in Oesterreich ist es nämlich italienische Kunst, die hier behandelt wird. Eine glänzende Studie, durch starkes Versenken in die Materie, gründliches Wissen und begeistertes Kunstempfinden ausgezeichnet, ist gleich zu Anfang der Essay über die Fresken an den unteren Längswänden der Sixtinischen Kapelle, an denen Perugino, Botticelli, Signorelli, Pinturicchio und andere das Leben des Moses schilderten mit Bezugnahme auf die Ereignisse des Pontifikats des mächtigen Franziskanerpapstes Sixtus IV. Man empfängt aus der kenntnisreichen Schilderung, die sich keine der innerlichen Beziehungen und der Porträtähnlichkeiten entgehen läßt, lebendige Anregung und Belehrung. Am gründlichsten und am reichsten an eigener Quellenforschung ist in der Sammlung der eigentlich aus dem Rahmen fallende Aufsatz über die aufgehobene Benediktinerinnenabtei Göß in Oesterreich. Die Verfasserin hat hier mit der ihr eigentümlichen wissenschaftlichen Sachlichkeit ein hochinteressantes Kulturbild gezeichnet, das tiefe Einblicke gewährt in das vornehmhöfische Leben der österreichischen Benediktinerstifte im Mittelalter. Hatte doch in den Glanzzeiten von Göß die Aebtissin fürstlichen Rang und Sitz im Reichsrat. Mit blutendem Herzen lesen wir von dem blinden Vandalismus, der im Klostersturm unter Josef II. auch die reiche, alte Kultur der Abtei Göß verwüstete und die in der Schatzkammer aufgehäuften Kunstwerke und Kleinodien in alle Welt verstreute. Ganz ausgezeichnet ist die Beschreibung des berühmten romanischen Meßornats von Göß. Von reinster Begeisterung getragen erscheint der kurze, aber erschöpfende Aufsatz über Tizians Assunta in der Königlichen Akademie zu Venedig. Die Verfasserin fühlt sich in der glanzvollen Geschichte der italienischen Kunst heimisch und hat die unbeschreibliche Schönheit, Lebendigkeit und Farbenglut Tizians mit durstiger Seele in sich aufgenommen. Das herrliche Assuntabild, dieser rauschende Psalm, dieses hohe Lied auf den Sieg, den das Heilige über die Schwere der Erde erringt, erklärt Berta Pelican mit beredten und treffenden Worten. Alle Nebenbemerkungen bekunden die feine Kennerin der venetianischen Kunst. Wenn auch die kurze, reizende Plauderei „Ein Tag in Pompeji" nichts eben Neues bringt, so vermittelt sie doch die Eindrücke eines lebhaft empfindenden, phantasiebegabten und hochgebildeten Menschenkindes auf liebenswürdigste Art und erweckt vor uns die im Tode noch so seltsam lebendige Welt der Antike, auf der auch unsere Kultur zum großen Teil beruht. Vielleicht ist es schwer, nach der herrlichen, stilistisch unbeschreiblich delikaten Parallele, welche Hermann Grimm in seinem berühmten „Leben des Michelangelo" zwischen Fra Angelico und Savonarola zog, noch etwas Glänzenderes und Eindrucksvolleres über San Marco in Florenz zu schreiben. Dennoch hat auch hier die Verfasserin Fesselndes zu sagen, weil sie mit eigenen Augen schaut. Wer selbst das Glück hatte, San Marco zu besuchen, wer der mystischen Schönheit des frommen Frate verständnisvoll gegenüberstand und aus dem Kelch seiner Verklärungen trank, der wird bei den Stimmungsbildern der Pelican die alte, weltferne Freude in sich aufleben fühlen und der Führerin für manches erklärende Wort zu danken haben. Den Schluß der hervorragenden Artikelserie bildet die Beschreibung einer Wanderung durch die Campagna di Roma, „das Paradies der Farbe". Was dort der entzückte, für alles Schöne und Große empfängliche Blick der Reisenden umfaßt, wird uns mit Lebendigkeit nahe gebracht. Wir werden dabei unwillkürlich an die klassischen Seiten erinnert, welche einst Madame de Staël in ihrem berühmten Buche „Corinne" oder „de l'Italie" der Campagna di Roma widmete. Ob wir nun neben der Pyramide des Cestius stehen, ob wir den strahlenden Säulentempel der Basilika S. Paolo fuori le Mura durchschreiten, um dann vor der Krypta des Weltapostels zu knien, ob wir bewundernd das Grabmal der Cecilia Metella an der uralten Via Appia emporragen sehen, oder ob der Duft der Eukalyptusbäume bei dem Trappistenkloster alle Tri Fontane uns mit heilsamem Dufte umfängt — vielleicht auch, daß das Memento mori der Katakomben mit feierlichem Ernste an uns ergeht — immer weiß Berta Pelikan uns den hinreißenden Zauber dieser Dinge zu vermitteln. Es soll nicht verschwiegen werden, daß ihrem Stil zuweilen die volle künstlerische Abrundung fehlt — aber diese verschwindenden Härten stören nur das gespitzte Ohr der Kritik. Der Verlag (Heinr. Kirsch, Wien und Leipzig) hat dem Buche eine Anzahl erläuternder Illustrationen mitgegeben, von denen einige zu dunkel geraten sind. Im ganzen ist die Ausstattung des guten Inhalts würdig.

Die lexigraphische Verarbeitung des pädagogischen Materials auf christlichem Boden.

Von F. Weigl, München-Harlaching.

Was der Verlag Herder versprochen hat, das fünfbändige „Lexikon der Pädagogik" von Roloff in seinem Erscheinen so zu fördern, daß in nicht allzu ferner Zeit das Gesamtwerk vorliegt, scheint sich zu erfüllen. Soeben wird der zweite Band ausgegeben[1]), der sich in würdiger Weise dem geschlossenen, straff und doch klar in den einzelnen Artikeln gehaltenen ersten Band anschließt. Die Mitarbeiterliste, auf die der Herausgeber ebenso wie auf den Nomenklator peinlichste Sorgfalt verwendet, ist wieder um 67 angesehene Autoren vergrößert worden. Was vor allem Bewunderung hervorruft, ist die große Reichhaltigkeit, die das Lexikon gegenüber anderen umfangreicheren Erscheinungen ähnlicher Art auszeichnet. Daß dieser Umstand sehr verdienstlich ist, kann man am besten daraus ersehen, daß sogar Universitätsprofessor Rein, der selbst ein zehnbändiges enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik redigierte, jüngst in seiner „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik" einer ausführlichen Besprechung des Roloffschen Lexikons Raum gab, in der die Aufstellung des gründlichen Nomenklators rühmend hervorgehoben wurde.

Auf die einzelnen Artikel kann hier selbstverständlich nicht eingegangen werden. Nur folgendes sei als Urteil dem zweiten Band mit auf den Weg gegeben: Jeder Pädagoge, sei er Lehrer in der Volksschule, in der höheren Schule oder an der Universität, jeder Erzieher, ob in Anstalt, Schule oder Verein tätig, findet die reichsten Anregungen in den einzelnen Arbeiten. Des weiteren fällt auf die Rücksichtnahme auf alle modernsten Ergebnisse der Forschung, die präzise und doch erschöpfende Darstellung durch Autoren, die jeweils mitten in der Theorie und Praxis ihres behandelten Stoffes stehen. Alles ist aber endlich getragen von einer einheitlichen Weltanschauung, von christlichem Denken und Fühlen. Daß Hofrat Universitätsprofessor Dr. Otto Willmann dem Herausgeber als erster Mitarbeiter zur Verfügung steht und deshalb auch auf dem Titelblatt eigens genannt ist, sagt dem Kenner, wie diese christliche Auffassung das ganze Werk durchzieht. Wir sind von seiten der Gegner um die Geschlossenheit unserer pädagogischen Ideale beneidet worden. Der zweite Band des Lexikons der Pädagogik beweist neuerdings, wieviel Grund dafür vorhanden ist. Wir wollen uns in den eigenen Reihen aber dieser Geschlossenheit freuen und für die Verbreitung dieser umfassendsten Darstellung unserer Pädagogik tätig sein.

[1]) Lex. 8° XXII, 1344 Seiten, gebunden in Leinwand M 14.—, gebunden in halb Saffian M 16.—. Besprechung des 1. Bandes vgl. „A. R." 1912 Nr. 42.

Vom Büchertisch.

Die Seele im Herrgottswinkel. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute von Heinrich Mohr. Erste bis vierte Auflage. 12⁰ (VIII und 264 Seiten). Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung M 1.60; in Pappband M 2.—. Wer gern etwas Wahres und Frommes und im besten Sinne Volkstümliches liest, der hat sich schon am früheren Bändchen „Das Dorf in der Himmelssonne" köstlich erbauen können. Auch dieses schwesterliche Gegenstück, wieder im melodischen Gang der Sonntage schreitend und sich nach den herrlichen Evangelien des Meßbuches orientierend, birgt eine Frische und Fülle geistlicher Gedanken, die staunen macht. Es sind Kapitelchen voll Nachdenklichkeit, in einem stillen Winkel entstanden und ganz danach angetan, auch den Leser gemach gemach aus dem Lärm und Staub in einen solchen Winkel seliger Einsamkeit und Herzenseinkehr zu führen. Das Geprunk und Geprahl der Zeitlichkeit verschwindet hier, wie auf einem hohen Berg das Geschwätz der Ebene verstummt. Dafür werden die großen Stimmen der Ueberwelt, der Gnade, der Heiligenlegende und der eigenen unsterblichen Seele um so lauter. Und sind das auch sehr alte, sehr bekannte Stimmen, so reden sie bei Heinrich Mohr doch mit einem neuen Munde. Nicht bloß schlicht und innig und poetisch ist jedes Thema durchgeführt, es atmet auch eine gesunde Originalität, überrascht durch Selbständigkeit im Schauen und Schildern und durch einen packenden Wirklichkeitssinn. Man geht hoch in diesem Werklein, aber nicht auf vernebelten Pfaden, sondern auf klaren, übersichtlichen Gratwegen, den Fuß immer auf solidem Boden. Wie eine heilige Kurzweil durchziehen den Text Beispiele aus ehrwürdigen Zeiten, biblische Figuren, historische Ereignisse, Bildchen und Anekdoten von Geist und Seele. So wird man beim Lesen bald tief ins Betrachten, bald ins Geschichtleinlesen, bald ins Beten oder ins eigene schöne Weiterspinnen des Textes versenkt. Und schließt man eines der vierundfünfzig Kapitel, man tut es als ein besserer Mensch. Denn man ist um einen stillen, innerlichen Sonntag der Seele reicher geworden und tritt mit einer ganz neuen lustigen Tapferkeit aus dem Herrgottswinkel des Büchleins wieder in den Kampf der rohen, irdischen Werktagswoche hinaus. Man ringt, man arbeitet weiter und arbeitet besser. Aber man sehnt sich auch durch alle sechs Tage nach dem nächsten Winkelstündlein bei Heinrich Mohr. Die literarischen Qualitäten, von so tüchtiger und einfacher Kraft sie auch sind, machen nicht den Wert des schmucken Taschenbüchleins aus. Der tiefe und lautere katholische Geist darin, die kindliche Gläubigkeit und der sehnsüchtige Drang nach Innerlichkeit, Vollkommenheit, Ewigkeit, das ist es, was diesem Werk so helle Augen, einen so frischen Mund und ein so goldenes Herz verleiht.

Heinrich Federer, Zürich

Die goldene Legende. Franziskus von Assisi in der Poesie der Völker. Von A. Groeteken. Verlag und Druck von B. Kühlen in M.Gladbach. 191 S., geb. M 5.50, brosch. M 4.50. Dieses Buch, vom

Verlage geschmackvoll, vornehm ausgestattet, verdankt der Liebe und Verehrung des großen Armen von Assisi sein Erscheinen. Das besagt schon die poetische Widmung an den Heiligen, dem „dieser Blütenstrauß gewunden; — Ein duftend Angebind uralter Liebe, — Daß immer unverkündet bliebe — Wieviel Bedrückte Trost in dir gefunden!" — Das zeigt uns aber vielleicht noch deutlicher die Mühe und die Ausdauer, dazu nötig, den Spuren des heiligen Franziskus in der Literatur aller christlichen Länder zu folgen, uns ein Bild des liebenswürdigen Heiligen zu entwerfen, an dem Männer von der größten literarischen Bedeutung, wie Dante, Tasso, Lope de Vega, Longfellow, Herder, gearbeitet haben. Dichtungen aus dem deutschen, früheren lateinischen, italienischen, spanischen, französischen, vlämischen, englischen und polnischen Sprachgebiete hat der emsige Herausgeber zusammengestellt, die fremdsprachigen sowohl im Original als in getreuer, gefälliger Uebersetzung mitgeteilt. Alle, denen St. Franziskus „ein Liebling unter den Menschen" geworden ist, werden dem Verfasser und Verlage für das schöne Werk dankbar sein, sie werden freudig die Gestalt des „seligsten und göttlichsten der Heiligen", von den Herolden aller christlichen Reiche geschaut und dichterisch verklärt, in sich aufnehmen, sie werden, nicht zuletzt aus der wertvollen, übersichtlichen literar-geschichtlichen Einleitung des Werkes, staunend erkennen, wieviel Licht und Wärme der heilige Franziskus ausgegossen hat in so manches Dichterherz, um von dort auf weitere Kreise zu wirken. P. Cornelius O. F. M.

Die wichtigeren Stifte, Abteien und Klöster in der alten Erzdiözese Köln. Von J. Podlech, em. Pfarrer. 3. Teil: Zisterzienser-, Prämonstratenserklöster und Klöster verschiedener Orden. 8° VIII u. 246 S. Brosch. M 6.80, geb. M 8.—. Breslau, Goerlich & Coch, 1913. In der „Allgemeinen Rundschau" 1912, Nr. 44, S. 884 wurde der beiden ersten Bände dieses Sammelwerkes gedacht. Der dritte (Schluß-)Band beschäftigt sich mit den zahlreichen Männer- und Frauenklöstern des Zisterzienser- und Prämonstratenserordens, sowie den wichtigeren Klöstern anderer Orden, zumeist Zweigen der Gründung des hl. Franziskus. Auch hier ist es bei aller wissenschaftlichen Verlässigkeit und Quellenforschung die mehr erzählende Form, womit der Verfasser Liebe zu diesen meist ganz oder zum guten Teil in Vergessenheit geratenen Stätten des Gebetes und der Arbeit wecken will und besonders auch den Blick öffnet für die glorreiche Vergangenheit regen religiösen Lebens, wie es mit seltenen Ausnahmen hier blühte, für die dauernden Wohltaten, welche man diesen Ordenshäusern verdankt. Zu Eingang der verschiedenen Abschnitte gibt Podlech in kurzen Strichen die Geschichte der einzelnen Ordensgründungen. Diesem Band ist ein Verzeichnis der sämtlichen im ganzen Werk vorkommenden kölnischen Heiligen und Seligen beigegeben. O. Heinz.

Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel. Von P. Adolf Chwala Obl. M. I. 16°, 230 S. M 2.20, geb. M 3.20. Dülmen, Laumannsche Buchhandlung 1913. Die heutige Seelsorge sieht sich zum Teil neuartigen, erschwerten Aufgaben gegenübergestellt und die Folge davon ist, daß sie nach entsprechenden Hilfsmitteln ausblickt. Nicht als ob nun Hausseelsorge an sich ein neuzeitliches Hilfsmittel wäre — der Titel des Werkes deutet es hinlänglich an — sie ist nur vielfach in ihrer Bedeutsamkeit wieder zu erkennen und mit den jetzt sich bietenden Mitteln zu betätigen. Dabei handelt es sich um eine ganze Reihe in den letzten Jahren gegebener Anregungen, wertvoller Erfahrungen, die in diesem Werkchen systematisch zusammengestellt, in vorbildlicher Weise dargelegt werden. Nach allgemeiner Erörterung dessen, was unter Hausseelsorge zu verstehen ist, beschäftigt sich der Verfasser einläßlich mit drei Gebieten: Laienhilfe, Ausnützung des gedruckten Wortes, Pfarrkartothek. Die Ausführungen werden durch zahlreiche Belege und Probeformulare illustriert. Dem Klerus vor allem, dann aber auch eifrigen Laien, besonders den Vereinsvorständen ist damit ein treuer Ratgeber angeboten, dem an dieser Stelle wärmste Empfehlung auf den Weg mitgegeben sei. O. Heinz.

Taschenkalender und Kirchlich-statistisches Jahrbuch für den katholischen Klerus deutscher Zunge 1914. Redigiert von Dr. K. A. Geiger, Ordentlicher Hochschulprofessor am Kgl. Lyzeum Dillingen. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis in biegsamen Ganzleinenband M 1.—. Ein Taschenkalender, der schon zum 36. Male erscheinen kann, trägt seine Notwendigkeit und Brauchbarkeit sichtlich beglaubigt an der Stirne. Auch der Jahrgang 1914 reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Billiger Preis, bequemes Format, gefällige Ausstattung, praktische Verwendbarkeit und reicher Inhalt sind die Vorzüge unseres Taschenbuches. Verschiedene Kalenderformen mit Raum für Notizen bilden den Anfang; ihnen schließen sich an die neuen wichtigen kirchlichen Erlasse und Entscheidungen, unter denen die ebenso bedeutungsvollen als interessanten Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission über die synoptische Frage und eherechtlichen Dekrete besonders hervorgehoben seien. Im zweiten Teile wird eine genaue und lehrreiche Statistik der römischen Kurie in ihrer neuen Organisation und der Diözesen der deutschsprechenden Länder geboten. Rau mfür Notizen und ein zweckmäßiger Inseratenanhang beschließen das Buch, dem wir in seiner Schmuckheit und Brauchbarkeit auch für das neue Jahr wieder große Verbreitung wünschen. Dr. Weber-Boppard.

1813 das große Jahr. Aus zeitgenössischen Berichten für Volk und Jugend zusammengestellt von Joseph Karlmann Brechenmacher, Seminaroberlehrer. 84 S., gr. 8°. Mit Titelbild und einem Plan der Völkerschlacht. Verlag des Katholischen Schulvereins in Stuttgart, Wilhelmsplatz 8. M 0.25, bei Mehrbezug M 0.20. Unter den zahlreich erschienenen Jugendschriften für die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren nimmt diese Darstellung einen hervorragenden Platz ein. Der Autor ist als geschickter Bearbeiter von Quellenstoffen für die Jugend bekannt und hat sie mit außerordentlichem Glück ausgewählt. Der verbindende Text ist flott geschrieben, so daß nicht nur die Jugend, sondern auch weitere Volkskreise gerne nach der Schrift greifen werden. Der billige Preis ermöglicht weiteste Verbreitung, die dem Büchlein zu wünschen ist. F. Weigl.

Eigenhäuser, kleine Wohnhäuser usw. von Gebhardt & Eberhard. Wiesbaden, Heimkulturverlag (Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.). M 4.50. 2. Aufl. Wer daran geht, sich ein eigenes Heim zu schaffen, wie dies heute durch billige Villen so vielfach erstrebt wird, sucht nach Rat. Architekten erteilen diesen nicht selten nach ihrem persönlichem Geschmack und lassen die Eigenart der Bauherren nicht aufkommen. Dem helfen Publikationen, wie die vorliegende, ab, die in großer Reichhaltigkeit (70 Hausbeispiele, 200 Ansichten und Grundrisse) die Auswahl ermöglichen. Gesunde Gegenwartskunst kommt darin zur Geltung, so daß das Buch warm empfohlen werden kann. F. Weigl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Münchener Hoftheater brachte neueinstudiert unter Dr. Kilians Regie eine sehr schöne Wiedergabe der „Räuber", die eine große Zahl bedeutender und guter Leistungen aufwies. Ulmer spielte den Karl mit Stärke des Empfindens, nicht nur als repräsentativer „Held", sondern als eine ihre Umwelt geistig überragende Persönlichkeit. Lützenkirchen überzeugte als Franz, obwohl er allem virtuosen, grellen peinlichst aus dem Wege ging. Sehr gut war die Amalia Frl. Berndls. Ich erinnere mich nicht, daß ich die Gefühlswelt der Wertherzeit, der diejenige Amaliens verwandt ist, je so farbe- und stimmunggebend ausgeprägt fand. Mit gutem Rechte waren manche der üblichen Striche aufgemacht, andere, wie die nächtliche Unterredung Franzens mit dem Pastor, erschienen mir entbehrlich, zumal hier ohne Verzögerung alles zur Katastrophe drängt. Eigenfarbe hatte noch Dr. v. Jacobis Spiegelberg. Den Sturm und Drang der Libertiner- und Räuberszenen hat uns einmal Reinhardt zu unvergeßlichen Eindrücken gestaltet. Hier war ihre Rhythmik gemäßigt, aber doch von guter Wirkung. Die Vorstellung zog sich über vier Stunden hin; diese Zeit, welche für die Aufnahmefähigkeit ein wenig zu lange ist, durch Minderung der Pausen zu kürzen, ist eine dankbare Aufgabe der Bühnentechnik. Das Publikum, welches das Haus nur zu dreiviertel füllte, zeigte sich sehr beifallsfreudig. — Einen vollen darstellerischen Erfolg hatte unser Hofschauspiel auch in der Première von August Strindbergs „Ostern", die im **Kgl. Residenztheater** stattfand. Dieses Passionsspiel ist vor elf Jahren schon mehrmals im Schauspielhause gegeben worden, ohne Erfolg. Man war damals noch zu sehr auf den Realismus eingestellt, um sich nicht an den Unwahrscheinlichkeiten zu stoßen. Heute ist man eher geneigt, das Symbolische auch da zu schätzen, wo es reichlich erkünstelt ist. „Ostern" gehört zu den Werken, die Strindbergs „Nach Damaskus" folgten. Die trübe Familiengeschichte, symbolisch umrahmt von Karwoche und Auferstehungsfest, wirkt bei aller Anerkennung ihrer psychologischen Feinheiten in ihrer stumpfen Leidensstimmung auf die Dauer zu monoton, zumal Strindberg nur matt andeutet, daß die glückliche Lösung bessere Zeiten von Dauer bringt. Die Charaktere erscheinen uns so verflochten mit Leid, so daß eine Aufhellung äußerer Lebensumstände ihnen kaum Lebenskraft bringen wird, ihnen, die jedes harte Wort verwundet. Die hier von Strindberg verherrlichten Ideale der Selbstverleugnung und Demut werden am deutlichsten versinnbildlicht in der Gestalt der Eleonore. Ich verkenne nicht die Schönheit und Poesie ihrer Worte. Daß sie Strindberg gerade in den Mund eines gemütskranken Mädchens legt, erscheint mir als Schwäche des Stückes, oder wenigstens als Beweis von dem Pessimismus des Dichters, der die Gesunden der feinsten Empfindung nicht für fähig erachtet. Die ernste Dichtung hatte einen starken künstlerischen Erfolg, besonders durch die Regie Albert Steinrücks, welche die wechselnden impressionistischen Stimmungen einzufangen und plastisch, jedoch unvergröbert, herauszuarbeiten verstand. In der Rolle der ekstatischen Eleonore schuf Frl. Ritscher eine packende Gestaltung. -- Auf dem Gebiete der Oper, die nächste Woche einen Verdizyklus beginnt, steht zurzeit Caruso im Mittelpunkt des Interesses, dessen grandiose Gesangskunst wieder Enthusiasmus weckt. Auch die übliche Festvorstellung aus Anlaß des Oktoberfestes in der Anwesenheit des Prinzregenten erhielt durch die Mitwirkung des großen Künstlers besonderen Glanz. Freilich mußte der Abend im Zuschauerraum durch die Carusopreise seines volkstümlichen Einschlages entbehren, der ihm sonst seine besondere Eigenprägung verlieh.

Uraufführung im Münchener Schauspielhaus. „Freiheit, ein Schauspiel von 1812", nannte Max Halbe sein neuestes Bühnenwerk, dessen Konflikte von dem wirksam gemalten historischen Hintergrund ihre besonderen Reize empfangen. Mit unleugbarem Bühnengeschick werden die Gestalten eingeführt, die alle im Banne des Welteroberers stehen, der sich gerade anschickt, den russischen Feldzug anzutreten. Eigennutz, Eitelkeit oder Bewunderung haben die meisten auf die Seite des Erfolgreichen gestellt. Sie dienen dem Eroberer, der ihr Vaterland knechtet. In den Gestalten der Jugend zeigt der Dichter die Kräfte, welche bestimmt sein werden, die Befreiung des Vaterlandes heraufzuführen. Hier handelt es sich freilich nur um Vorspiele ohne historischen Belang, die die Jünglinge vor ein französisches Kriegsgericht führen, dessen Bluturteil durch eine wenig wahrscheinliche Begnadigung aufgehoben wird. Schon bewirken die Nachrichten von Napoleons unglücklichem Feldzuge in Rußland eine Gärung in den Volksmassen. So bietet das Ende des Stückes den Ausblick auf den tagenden Freiheitsmorgen. Die Liebeswirren der natürlichen Tochter des Danziger Senators nehmen einen zu breiten Raum ein und ihre Psychologie wirkt reichlich gekünstelt. Das theatralisch beste ist von der Art Sardous; doch hatte Halbe auch den Ehrgeiz, dichterisch Feines zu geben. Eine Menge Typen, die dem historischen Zeitpunkte durchaus gemäß sind, werden mit klugen Worten charakterisiert, leider sagen die meisten Figuren das bezeichnendste von sich selbst, statt daß die Erkenntnis ihres Wesens sich dem Zuschauer indirekt erschlösse. Das personenreiche Stück war mit großem Fleiße einstudiert. Der Beifall blieb unbestritten und der Autor konnte mehrmals erscheinen.

Künstlertheater. Die Reformbühne im Ausstellungspark schloß für heuer ihre Pforten. Die schöne Aufführung von „Antonius und Kleopatra" und auch des „Mikado" halten wir in guter Erinne-

rung. Die späteren Aufführungen der Operette sollen minder gut besetzt gewesen sein. Die Pächter der Bühne werden sich immer dringender die Frage vorlegen dürfen, ob das Künstlertheater den Anspruch wahren will, neue Anregungen und Nachahmenswertes zu geben, zu welchem Behufe es einst gegründet wurde.

Konzerte. Der Konzertverein München hat beschlossen, seine Auflösung einstweilen bis zum 1. Mai zu vertagen. Hoffentlich finden sich dann weiterhin Mittel und Wege zum Fortbestand. Oberbürgermeister Dr. von Borscht wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt. Im Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins vermittelten uns diese Woche die Pianistinnen Rose und Ottilie Sutro durch eine fein nuancierte Wiedergabe von Mozarts Es-Dur-Konzert für zwei Klaviere sehr reizvolle künstlerische Eindrücke. Hofkapellmeister Prill begleitete samt dem Orchester mit Geschmack. Die 5. Symphonie Tschaikowskys erfuhr eine fesselnde Interpretation. Sie liegt dem verdienten Dirigenten, der lebhaften Beifall fand, günstiger, als die Menuetti Beethovens. — Kitty Cheatham hat sich die Pflege der alten Negergesänge, die ihr in ihrer frühesten Jugend die schwarze Kinderfrau vorgesungen, zur künstlerischen Aufgabe gemacht. Besonders die englische und amerikanische Kolonie zeichnete die Künstlerin, die geschmackvoll vortrug, mit starkem Beifall aus, den mein Vertreter gegenüber den harmlosen „Offenbarungen der Negerseele" ein wenig übertrieben fand.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Berliner Kgl. Opernhause findet die 100. Aufführung von Saint-Saëns' „Samson und Dalila" statt. Der 78 Jahre zählende französische Komponist wird die 101. Vorstellung dirigieren, nachdem Kürzungen in der Berliner Fassung wieder getilgt sind, die er für entstellend hält. — In Prag fand die deutsche Uraufführung von John Galsworthys Tragikomödie „Der Menschenfreund" statt. Das Stück behandelt einen Künstler, der allerhand Vagabunden zu retten sucht. Man fühlte sich mehr gelangweilt als ergriffen. — Eine außerordentlich günstige Wiedergabe von Gustav Mahlers achter Symphonie (insgesamt tausend Mitwirkende) fand mit starkem Erfolge in Breslau statt. — Am Dreiherrnstein auf der Höhe des Thüringer Waldes, an dem die Grenzen Preußens, Meiningens und Gothas zusammenstoßen, wurde ein Denkmal des Dichters Viktor von Scheffel enthüllt. — In Reval wurde ein nationales Theater der Esthen errichtet, zu dessen Eröffnung alle nichtrussischen Stämme des russischen Reiches Vertreter gesandt hatten. — Dem Orchester der „Hamburgischen Musikfreunde", das einen staatlichen Zuschuß von 94,000 M gewährt bekommt, ist diese Beihilfe um weitere 50,000 M jährlich erhöht worden. — Das alte Dresdener Hoftheater ging an eine Privatgesellschaft über, die mit einer guten Aufführung des „Verschwender" eröffnete.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Auf politische Ereignisse reagieren die Börsen am meisten und plötzliche, dabei scharfe Tendenzdrehungen sind stets damit verbunden. Wenn diese Störungen durch neue Balkansorgen verursacht werden, wirken sie an den Effektenmärkten besonders kräftig. Die deutschen Börsen zeigten zumeist Lustlosigkeit, im allgemeinen schwache Haltung und zwar aus den verschiedensten Gründen. Die Unklarheit über die Lösung der albanischen Frage, sowie die Mobilisierung von serbischen Truppen, die Kämpfe derselben mit den Arnauten verstimmten. Die am nächsten beteiligten österreichischen Plätze zeigten vorübergehend eine ausgesprochene flaue Haltung, wie überhaupt die Stimmung in der benachbarten Doppelmonarchie bezüglich der Zukunft des Balkans nach wie vor äusserst pessimistisch veranlagt ist. Die gesamte Haltung der heimischen Märkte konnte sich jedoch verhältnismässig rasch befestigen, speziell weil man in Finanzkreisen überwiegend der Ansicht bleibt, dass sich in der vorerwähnten strittigen Angelegenheit keine europäische Grossmacht zur Einmischung veranlasst sieht. Die Berliner Börse geht hierbei durchweg parallel mit der Wiener Ansicht, dass sich Serbien keinerlei Uebergriffe gegenüber der österreichischen Interessensphäre erlauben wird. Trotz dieser abschwächenden Kursgestaltung am deutschen Aktienmarkt war der Verkaufsandrang verhältnismässig gering. Dabei sind vor allem die Monatsliquidation und die hierbei sich stets ergebenden Effektenlösungen in Betracht zu ziehen. Der Grundton der deutschen Börsenentwicklung kann trotz alledem fest genannt werden, schon deshalb, weil weder der Quartalsschluss, noch die unsichere Geldmarktgestaltung irgendwelchen besonderen Einfluss auf die Tendenz ausgeübt hatten. Die Vorbereitungen zum Semesterende haben ausserdem den grössten Teil der Börsentätigkeit ausgefüllt. Die Geldversorgungen, welche schon seit Wochen von den Grossbanken wohl präpariert waren, haben schlanke Erledigung gefunden. Mit grosser Befriedigung wurde hierbei konstatiert, dass alle Geldquellen — Reichsbank, Seehandlung, Preussenkasse und die gesamte Grossbankwelt — wenn auch zu hohen Sätzen bis zu 7%, den Geldsuchern die geforderten Mittel reichlich zur Verfügung gestellt haben. Handel und Industrie scheinen den Quartalstermin nicht besonders mit Geldansprüchen forciert zu haben. Auch die Börse hatte verhältnismässig geringere Bedürfnisse. Es war daher der Reichsbankleitung möglich, diesem gefürchteten Geldtermin gut gerüstet entgegenzutreten, sogar eine Vermehrung der ohnehin grossen Goldreserven vornehmen zu können. Durch die erhebliche Verschlechterung der Geldmarktlage in London, wodurch sogar die Frage einer Diskonterhöhung zeitweise akut wurde, ist naturgemäss die in deutschen Bankkreisen allgemein ventilierte Diskontermässigung der Reichsbank für die nächste Zeit hinfällig geworden. Im Oktobermonat erhofft man jedoch eine, wenn auch kurze Entspannung der monitären Lage und die Börse baut bereits jetzt auf diese Hoffnung. Eine neuerliche Steigerung der inländischen Fonds, vor allem der 3 prozentigen Reichsanleihe, lenkte die Aufmerksamkeit wiederum auf unsere fest verzinslichen Werte. Im Vergleich mit den Auslandsrenten und den Qualitäten derselben ist das Kursniveau der deutschen Fonds entschieden als billig zu erachten. Eine spätere Erleichterung der Zinssätze wird diesen Hinweis sogar verstärken. — Von der heimischen Industrie liegen besondere Momente nicht vor. Die weiter bekannt gewordenen Abschlussdaten von Montangesellschaften bewegen sich im Rahmen der hierbei erwarteten Gewinnziffern. Besonders beachtet blieben die aussergewöhnlich frühzeitigen und dabei grossen Bestellungen der preussischen Eisenbahnen an Lokomotiven, Gepäck- und Güterwagen, die weit über das Mass der alljährlichen Neubestellungen hinausgingen. Für die deutsche Industrie ergibt sich hieraus erfreulicherweise eine unerwartet bessere Beschäftigung, welche ja dringend vonnöten ist. Der sonst so lebhafte Kassaindustrie-Aktienmarkt zeigte im Hinblick auf die politischen und Geldmarktnachrichten grössere Einschränkung und lediglich bemerkenswertes Geschäft in wenigen Spezialwerten. Grössere Abschwächung erlitten auf die Preisermässigung von Kraftwagen die Werte der Automobil- und Fahrradfabrikation. Auf die bekannt gewordene politische Zuspitzung der Differenzen zwischen der Türkei und Griechenland ermattete das gesamte Börsengeschäft von neuem erheblich.

München. M. Weber.

Aus Bädern und Kurorten.

St. Blasien im oberen Tale der Alb, eines am Feldberg entspringenden Nebenflusses des Rheins, inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen gelegen, gilt mit Recht für den von der Natur begünstigsten Ort des südlichen badischen Schwarzwaldes. Die besonderen Vorzüge des Platzes für die Behandlung Lungenkranker erkannte zuerst Dr. med. Haufe, welcher sich im Jahre 1878 in St. Blasien niederliess. Nach sorgfältiger Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse erbaute Dr. Haufe an dem günstigsten Platze des Ortes im Jahre 1881 ein Sanatorium für Lungenkranke, welches seitdem Sommer und Winter hindurch gleichmässig von Heilung suchenden Kranken besucht wird. Seit 1895 wird die Anstalt von dem jetzigen dirigierenden Arzte Medizinalrat Dr. Sander geleitet und ist in den Jahren 1900 bis 1908 mit Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut

Sprachinstitut Saint-Claude in Frankreich. Der Hauptzweck dieses katholischen Knabenpensionats ist, deutschen Jünglingen Gelegenheit zu geben, die französische Sprache praktisch und gründlich in möglichst kurzer Zeit zu erlernen. Es sind auch Kurse eingerichtet zur Erlernung der englischen und der universalen Handelssprache, der Stenographie, der französischen, deutschen und englischen Handelskorrespondenz und der Buchführung. Ferner wird Unterricht in Handelsrecht und Handelslehre erteilt. Freie Uebungen auf der Schreibmaschine, Zeichen- und Musikstunden. Für Jünglinge, die auf irgend eine Stelle im Handels- oder Bankgeschäft bedacht sind, finden Sonderkurse statt. Im August und September jeden Jahres werden Ferienkurse für Schüler, Studenten, Lehrer usw., die sich im Gebrauch der französischen Sprache zu vervollkommnen wünschen, abgehalten.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Für unsere Leser liegt der heutigen Nummer ein Prospekt, betreffend die Original-Unterrichtsbriefe zur Erlernung fremder Sprachen nach der Methode Toussaint-Langenscheidt bei, worauf wir alle diejenigen aufmerksam machen, die sich die Kenntnis dieser Sprachen sicher, bequem und ohne große Kosten durch Selbststudium (ohne Lehrer) aneignen wollen. — Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30, sendet auf Wunsch ausführliche Prospekte kostenlos zur Ansicht. Bei Benutzung der obigem Prospekte beigefügten Bestellkarte bitten wir den Titel unseres Blattes anzugeben.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 11. Oktober 1913. X. Jahrgang.

Görlitz.

Von Max Roeder, Aachen.

Dem „Frieden von Metz" ist gar bald die Kampfansage von Görlitz gefolgt. Wie der Katholizismus in seinen eigenen Reihen Ruhe und Frieden haben muß, so strebt er auch danach — es wird ihm oft schwer genug gemacht —, mit den evangelischen Volksgenossen friedlich zusammenzuarbeiten. Von der Ueberzeugung getragen, daß die Bestellung des eigenen Hauses alle freien Kräfte beansprucht, hat der katholische Volksteil immer und überall sich geradezu ängstlich gehütet, die Grenze zu überschreiten, welche die Konfessionen trennt, und er ist gut dabei gefahren. Anders jene Organisation, welche sich für legitimiert hält, die protestantischen Interessen ausschließlich und ausschlaggebend zu vertreten, der Evangelische Bund, der in diesen Tagen in Görlitz zu seiner Hauptversammlung zusammengetreten war.

Es ist stets ein äußeres Zeichen der inneren Schwäche, wenn, wie es in Görlitz geschehen ist, die Phrase zur Herrin auf dem Volkskatheder wird, welche in der Kritiklosigkeit immer ein dankbares und ergiebiges Spekulationsobjekt findet. Für das geistige Niveau der Zuhörerschaft ist daher der die tönenden Worte — Theaterdonner ist's in Wirklichkeit — begleitende, peinlich registrierte Beifall ein recht bedenklicher Gradmesser. Doch kennt schließlich jeder Hirte die Seinen. Den aufmerksamen Beobachter muß die eben erwähnte Tatsache um so mehr befremden, als zweifelsohne das Blendwerk der Phrase den Mangel an ersprießlichem Schaffen überstrahlen sollte. Und gehört dieser Beobachter der evangelischen Konfession an, dann wird er sich fragen, ob es denn in einer für den Protestantismus geradezu kritischen Zeit nichts anderes zu tun gibt, als mit Worten gaukeln. Haben sich nicht die „Fälle" in erschreckender Weise gehäuft? Klagt man nicht über die leeren Kirchen? Welche Rolle ist gar dem Oberkirchenrat zugewiesen? Vor gut zwei Jahren war es, da schrieb einer, der es wissen konnte — er studierte ehedem selbst protestantische Theologie, um dann zur Philologie umzusatteln —, Hans Behrendt in den „Preußischen Jahrbüchern" (März 1911, S. 423): „Es bedarf wohl trüber Stunden, ehe unsere Augen hellsichtig werden. Wir können in der Entwicklung keine Fehlerquelle entdecken, es mußte alles so kommen. Dann aber handelt es sich um ein πρῶτον ψεῦδος, und dieses πρῶτον ψεῦδος ist eben der Protestantismus." Sollte das nicht zu denken geben? Derselbe Hans Behrendt schrieb aber auch: „Vorerst haltet mir den Evangelischen Bund fern: er stört nur unsere Erwägung mit unfruchtbaren Leidenschaften . . . Wir leben als die Eigenen, Einzelnen; vielleicht suchen wir auch Trost, Erbauung und Gemeinschaft in freien Gemeinden oder auch in einem symbolischen Kultus, der nicht vorgibt, mehr zu sein, als er ist: in einem Kultus der Sehnsucht! Ich meine die „Königliche Kunst", das Freimaurertum — und harren so einer Zukunft, die wir nicht sehen und doch glauben." War etwa in Görlitz die Rede von diesen Zukunftsfragen, die über Sein oder Nichtsein entscheiden? Nichts von alledem. Wohl sprach Professor Schian-Gießen von der Zersplitterung im Protestantismus; aber er tröstete sich sehr rasch: „Es ist nicht wahr, daß die Zersplitterung im Wesen des Protestantismus liegt", und stellte sich so mit verbundenen Augen vor die sonnenklaren Vorgänge des Tages. Wenn er der Einigung zu einer evangelischen Gesinnungsgemeinschaft das Wort redete, so vergaß er, daß es mit der evangelischen Gesinnung seine eigene Bewandtnis hat, daß eine Gesinnung, die von Stunde zu Stunde mehr zentrifugale Kräfte aufweist, doch nie die Basis für eine Einigung bilden kann. Wohl sprach man auch von der Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande, insbesondere in den Ostmarken, und Professor Dr. Burchard verstieg sich, wohl mit einem deutlichen Wink nach der Regierungsseite hin, zu der Behauptung: „Die Ostmark ist protestantisch". Womit sich allerdings die durch keine Sachkenntnis getrübte Darstellung eines anderen Redners schlecht verträgt, der da meinte, das Zentrum habe die neue Heeresvermehrung bewilligt, weil die Provinzen im Osten und Westen, welche den ersten feindlichen Ansturm auszuhalten hätten, katholische Mehrheiten hätten. Uebrigens ein typisches Beispiel dafür, wie sich in manchen Köpfen die politische Arbeit im Dienste des Volksganzen darstellt! Oder gibt es gar politische Kreise, die nach diesem Rezepte arbeiten? Beim Zentrum sind sie jedenfalls nicht zu suchen. Wohl sprach man von den evangelischen Missionen in den Kolonien und redete, gestützt auf längst abgetane Behauptungen, von einer Gefährdung des konfessionellen Friedens durch die katholischen Missionare. Oder sollte sich gar der Gedanke festgesetzt haben, daß die ganze Welt dem Protestantismus gehöre und daß die katholischen Missionare in ihrer Tätigkeit auf protestantische Lizenzen angewiesen seien? Dann müßte man sich wundern, daß die bekannten „Kulturträger" nicht schon lange mit einem ihrer beliebten Proteste auf den Plan getreten sind, welcher der freien Werbetätigkeit das Wort reden müßte. Wohl sprach man von der zunehmenden konfessionellen Mischung der Bevölkerung und der Redner, Pfarrer Dr. Fey, sah in dem Anwachsen der konfessionellen Minderheiten eine Gefahr für den konfessionellen Frieden. Aber man übersah, daß von katholischer Seite nicht jene sonderbare Werbearbeit betrieben wird, wie sie, gestützt vom Evangelischen Bunde, der Protestantismus in Ländern mit katholischer Mehrheit entfaltet. Herr Pfarrer Dr. Fey wird doch von einer Los von Rom-Bewegung gehört haben!

Bedeuten alle diese Reden vorwärtsbringende Arbeit, wie sie die Katholikentage, gewiß zunächst im Interesse des Katholizismus, damit aber auch zugleich und konsequenterweise im Dienste der Allgemeinheit leisten? Nur ein Ignorant kann diese Frage bejahen. Oder soll die ganze Arbeit des Evangelischen Bundes in den zwei Görlitzer Resolutionen beschlossen sein? Die eine der Resolutionen besitzt die unqualifizierbare Kühnheit, im Namen des evangelischen Volkes vom Bundesrat zu verlangen, daß er „im Interesse des konfessionellen und inneren Friedens weder einer Aufhebung noch einer Abbröckelung des Jesuitengesetzes zustimmt". Man verlangt Ausnahmegesetze im Namen des evangelischen Volksteils — und es sollte sich wirklich keine Stimme des Widerspruchs erheben? Die zweite Resolution befaßte sich mit den theologischen Fakultäten und sprach aus, daß diese zur Universität gehören; die Errichtung gesonderter Anstalten für die jungen Theologiestudierenden wurde abgelehnt. Ein Referent für die Resolution ließ sich auffallenderweise nicht auftreiben. Sollte das etwa damit zusammenhängen, daß man im Protestantismus in dieser Frage wie in allen anderen recht heftig dissentiert? Man wird sich der Zeiten erinnern, da in Oesterreich jene Kreise, die dem Evangelischen Bunde nicht allzu fern stehen, die Parole ausgaben: „Lostrennung der theologischen Fakultät von den Universitäten!" Oesterreichische Universitätskollegen werden darüber wohl Auskunft geben können. Uns soll's recht sein, wenn der Görlitzer Beschluß sich durchsetzt — vorläufig ist's mit guten Gründen zu bezweifeln —, und es ist gewiß angebracht, in dieser wichtigen Frage neuerdings zu betonen, daß der katholische Standpunkt weder dehn- noch wandel-

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 11. Oktober 1913. X. Jahrgang.

Görlitz.

Von Max Roeder, Aachen.

Dem „Frieden von Metz" ist gar bald die Kampfansage von Görlitz gefolgt. Wie der Katholizismus in seinen eigenen Reihen Ruhe und Frieden haben muß, so strebt er auch danach — es wird ihm oft schwer genug gemacht —, mit den evangelischen Volksgenossen friedlich zusammenzuarbeiten. Von der Ueberzeugung getragen, daß die Bestellung des eigenen Hauses alle freien Kräfte beansprucht, hat der katholische Volksteil immer und überall sich geradezu ängstlich gehütet, die Grenze zu überschreiten, welche die Konfessionen trennt, und er ist gut dabei gefahren. Anders jene Organisation, welche sich für legitimiert hält, die protestantischen Interessen ausschließlich und ausschlaggebend zu vertreten, der Evangelische Bund, der in diesen Tagen in Görlitz zu seiner Hauptversammlung zusammengetreten war.

Es ist stets ein äußeres Zeichen der inneren Schwäche, wenn, wie es in Görlitz geschehen ist, die Phrase zur Herrin auf dem Volkskatheder wird, welche in der Kritiklosigkeit immer ein dankbares und ergiebiges Spekulationsobjekt findet. Für das geistige Niveau der Zuhörerschaft ist daher der die tönenden Worte — Theaterdonner ist's in Wirklichkeit — begleitende, peinlich registrierte Beifall ein recht bedenklicher Gradmesser. Doch kennt schließlich jeder Hirte die Seinen. Den aufmerksamen Beobachter muß die eben erwähnte Tatsache um so mehr befremden, als zweifelsohne das Blendwerk der Phrase den Mangel an ersprießlichem Schaffen überstrahlen sollte. Und gehört dieser Beobachter der evangelischen Konfession an, dann wird er sich fragen, ob es denn in einer für den Protestantismus geradezu kritischen Zeit nichts anderes zu tun gibt, als mit Worten gaukeln. Haben sich nicht die „Fälle" in erschreckender Weise gehäuft? Klagt man nicht über die leeren Kirchen? Welche Rolle ist gar dem Oberkirchenrat zugewiesen? Vor gut zwei Jahren war es, da schrieb einer, der es wissen konnte — er studierte ehedem selbst protestantische Theologie, um dann zur Philologie umzusatteln —, Hans Behrendt in den „Preußischen Jahrbüchern" (März 1911, S. 423): „Es bedarf wohl trüber Stunden, ehe unsere Augen hellsichtig werden. Wir können in der Entwicklung keine Fehlerquelle entdecken, es mußte alles so kommen. Dann aber handelt es sich um ein πρῶτον ψεῦδος, und dieses πρῶτον ψεῦδος ist eben der Protestantismus." Sollte das nicht zu denken geben? Derselbe Hans Behrendt schrieb aber auch: „Vorerst haltet mir den Evangelischen Bund fern: er stört nur unsere Erwägung mit unfruchtbaren Leidenschaften . . . Wir leben als die Eigenen, Einzelnen; vielleicht suchen wir auch Trost, Erbauung und Gemeinschaft in freien Gemeinden oder auch in einem symbolischen Kultus, der nicht vorgibt, mehr zu sein, als er ist: in einem Kultus der Sehnsucht! Ich meine die „Königliche Kunst", das Freimaurertum — und harren so einer Zukunft, die wir nicht sehen und doch glauben." War etwa in Görlitz die Rede von diesen Zukunftsfragen, die über Sein oder Nichtsein entscheiden? Nichts von alledem. Wohl sprach Professor Schian-Gießen von der Zersplitterung im Protestantismus; aber er tröstete sich sehr rasch: „Es ist nicht wahr, daß die Zersplitterung im Wesen des Protestantismus liegt", und stellte sich so mit verbundenen Augen vor die sonnenklaren Vorgänge des Tages. Wenn er der Einigung zu einer evangelischen Gesinnungsgemeinschaft das Wort redete, so vergaß er, daß es mit der evangelischen Gesinnung seine eigene Bewandtnis hat, daß eine Gesinnung, die von Stunde zu Stunde mehr zentrifugale Kräfte aufweist, doch nie die Basis für eine Einigung bilden kann. Wohl sprach man auch von der Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande, insbesondere in den Ostmarken, und Professor Dr. Burchard verstieg sich, wohl mit einem deutlichen Wink nach der Regierungsseite hin, zu der Behauptung: „Die Ostmark ist protestantisch". Womit sich allerdings die durch keine Sachkenntnis getrübte Darstellung eines anderen Redners schlecht verträgt, der da meinte, das Zentrum habe die neue Heeresvermehrung bewilligt, weil die Provinzen im Osten und Westen, welche den ersten feindlichen Ansturm auszuhalten hätten, katholische Mehrheiten hätten. Uebrigens ein typisches Beispiel dafür, wie sich in manchen Köpfen die politische Arbeit im Dienste des Volksganzen darstellt! Oder gibt es gar politische Kreise, die nach diesem Rezepte arbeiten? Beim Zentrum sind sie jedenfalls nicht zu suchen. Wohl sprach man von den evangelischen Missionen in den Kolonien und redete, gestützt auf längst abgetane Behauptungen, von einer Gefährdung des konfessionellen Friedens durch die katholischen Missionare. Oder sollte sich gar der Gedanke festgesetzt haben, daß die ganze Welt dem Protestantismus gehöre und daß die katholischen Missionare in ihrer Tätigkeit auf protestantische Lizenzen angewiesen seien? Dann müßte man sich wundern, daß die bekannten „Kulturträger" nicht schon lange mit einem ihrer beliebten Proteste auf den Plan getreten sind, welcher der freien Werbetätigkeit das Wort reden müßte. Wohl sprach man von der zunehmenden konfessionellen Mischung der Bevölkerung und der Redner, Pfarrer Dr. Fey, sah in dem Anwachsen der konfessionellen Minderheiten eine Gefahr für den konfessionellen Frieden. Aber man übersah, daß von katholischer Seite nicht jene sonderbare Werbearbeit betrieben wird, wie sie, gestützt vom Evangelischen Bunde, der Protestantismus in Ländern mit katholischer Mehrheit entfaltet. Herr Pfarrer Dr. Fey wird doch von einer Los von Rom-Bewegung gehört haben!

Bedeuten alle diese Reden vorwärtsbringende Arbeit, wie sie die Katholikentage, gewiß zunächst im Interesse des Katholizismus, damit aber auch zugleich und konsequenterweise im Dienste der Allgemeinheit leisten? Nur ein Ignorant kann diese Frage bejahen. Oder soll die ganze Arbeit des Evangelischen Bundes in den zwei Görlitzer Resolutionen beschlossen sein? Die eine der Resolutionen besitzt die unqualifizierbare Kühnheit, im Namen des evangelischen Volkes vom Bundesrat zu verlangen, daß er „im Interesse des konfessionellen und inneren Friedens weder einer Aufhebung noch einer Abbröckelung des Jesuitengesetzes zustimmt". Man verlangt Ausnahmegesetze im Namen des evangelischen Volksteils — und es sollte sich wirklich keine Stimme des Widerspruchs erheben? Die zweite Resolution befaßte sich mit den theologischen Fakultäten und sprach aus, daß diese zur Universität gehören; die Errichtung gesonderter Anstalten für die jungen Theologiestudierenden wurde abgelehnt. Ein Referent für die Resolution ließ sich auffallenderweise nicht auftreiben. Sollte das etwa damit zusammenhängen, daß man im Protestantismus in dieser Frage wie in allen anderen recht heftig dissentiert? Man wird sich der Zeiten erinnern, da in Oesterreich jene Kreise, die dem Evangelischen Bunde nicht allzu fern stehen, die Parole ausgaben: „Lostrennung der theologischen Fakultät von den Universitäten!" Oesterreichische Universitätskollegen werden darüber wohl Auskunft geben können. Uns soll's recht sein, wenn der Görlitzer Beschluß sich durchsetzt — vorläufig ist's mit guten Gründen zu bezweifeln —, und es ist gewiß angebracht, in dieser wichtigen Frage neuerdings zu betonen, daß der katholische Standpunkt weder dehn- noch wandel-

bar ist. Mit paulinischem Feuer hat ihn der wahrhaft apostolische Speyerer Bischof Dr. v. Faulhaber in seiner unvergeßlichen Mainzer Rede niedergelegt, wo er als die hohe Aufgabe des Priesterseminars angab „die Investitur des inneren Menschen mit dem priesterlichen Geiste". Dann fuhr er, von lautem Beifall begleitet, fort: „Im Zusammenhang damit muß ich mit einem Wort ein ernstes Zeitanliegen der deutschen Katholiken erwähnen, die Beibehaltung der theologischen Fakultäten im Organismus der deutschen Universitäten. Ihr Licht auf dem Leuchter, ihre Lehrtätigkeit im öffentlichen Hörsaal zerstört die unglaublichsten Vorurteile, die man von dem Maß und der Methode der katholisch-theologischen Wissenschaft hat. Unsere theologischen Fakultäten bedeuten für Klerus und Kirche eine ganze Bibliothek katholischer Apologie. Der einzelne Professor, der über dem Staatsbeamten den Priester und über dem Fachgelehrten den Pädagogen vergißt, kann diese Zeitmission der Fakultäten nicht entwerten. Die Ausschaltung der theologischen Fakultäten aus dem Verbande der deutschen Hochschulen würde, von anderseitigen Nachteilen hier abgesehen, dem religiös-kirchlichen Leben in Deutschland nicht die Todeswunde, aber eine tiefe Wunde schlagen, so tief, wie seit der Säkularisation der Kirchengüter und seit der Simultanisierung der Schule keine mehr geschlagen wurde."

Je weniger Arbeit in Görlitz geleistet wurde, desto mehr war von den Leitmotiven die Rede, welche sich kurz zusammenfassen lassen: Konfessioneller Friede und nationale Gemeinbürgerschaft, Kampf gegen Rom, gegen Jesuitismus und Ultramontanismus. Ein geistreicher Schriftsteller charakterisierte einmal die Arbeit des Evangelischen Bundes mit Matth. 23,5: „Sie machen ihre Spruchbänder breit und groß ihre Quasten." Er wird an Görlitz seine helle Freude haben. Man mag es hinnehmen, wenn den Katholiken nahegelegt wird, sich mit den historischen Tatsachen abzufinden, und wenn die Reformation gepriesen wird. Anderseits wird man es den Katholiken nicht verübeln können und dürfen, wenn sie es bedauern, daß die bestehende, von Gott gegebene Einheit gestört wurde. Zudem stimmen die besten evangelischen Historiker (Menzel, Leo) darüber überein, daß die Reformation nicht zu jenen historischen Ereignissen gehört, die man oft und ohne Scham nennen dürfe. Doch das nur nebenbei! Wir stellen gerne fest, daß es auf evangelischer Seite nicht an ehrlichen Versuchen zu einer Verständigung gefehlt hat, ebenso aber muß festgestellt werden, daß die Friedensstimmen sehr vereinzelt blieben und kein Echo fanden und daß sie Bedingungen stellten, welche für die katholische Kirche unannehmbar waren und sind. Es sei nur hingewiesen auf Prof. Tschackert „Modus vivendi, Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reich", Professor Dr. K. Sell „Katholizismus und Protestantismus" und auf die wiederholten Friedensstimmen des Nürnberger Pfarrers Schiller. Auf das Grundsätzliche der außerordentlich schwierigen Frage einzugehen, ist hier nicht der Platz; aber gegenüber den Görlitzer Reden der Herren Professor Dr. Scholz und Landgerichtsdirektor von Loesen muß die Tatsache festgehalten werden, daß der Evangelische Bund das Haupthindernis für eine Verständigung bildet. Ganz mit Recht schreibt Prof. Mausbach („Die katholische Moral und ihre Gegner"): „Wenn die Gründung und Existenz des Evangelischen Bundes eine Gefahr für den konfessionellen Frieden einschloß, so hat sich seine Tätigkeit zu einer so tiefgehenden Störung desselben ausgewachsen, daß der deutsche Protestantismus, wenn er sich seiner Toleranz rühmen will, diese Tätigkeit viel einmütiger und kräftiger verurteilen müßte, als er es bisher getan hat." Wie recht Mausbach hat, hat — von allen anderen aktenkundigen Beweisen, die zum Teil in der im Germania-Verlag erschienenen Broschüre „Der Evangelische Bund auf der Anklagebank" niedergelegt sind, ganz abgesehen — die Görlitzer Tagung bewiesen.

Wozu die Angriffe auf Papst und Papsttum, da jedes protestantische Kind weiß, daß Kirche und Papst dem Katholiken untrennbare Begriffe sind? Wozu die geistreich sein sollende Phrase des Konsistorialrats Josephsohn von dem frommen Katholizismus, der zum päpstlichen Ultramontanismus wird, dem „natürlich" der Kampf gilt? Als ob es einen frommen Katholiken ohne den Papst gäbe! Wozu die Rede von der Gegenreformation der Gegenwart, die Pfarrer Dr. Waitz hielt, da es eine geschichtskundige Tatsache ist, daß die Reformation in der Gegenwart in der skrupellosesten Weise arbeitet, während die „Gegenreformation" auf die Defensive beschränkt bleibt? Wozu die unerhörten Angriffe des Herrn Prof. Dr. Scholz auf die Heiligenverehrung und den Kultus der katholischen Kirche? Ganz abgesehen davon, daß das Dinge sind, die den Herrn Professor herzlich wenig angehen, weiß er nicht, daß es Protestanten gibt — und das sind die gerecht Denkenden —, die anderer Ansicht sind? In dem erwähnten Aufsatze schreibt Hans Behrendt u. a. weiter: „Der reine Katholizismus hat religiöse Werte, um die der Protestantismus verarmt, und einer dieser Werte ist die Freiheit der Andacht und die Marienverehrung . . . Die Katholiken haben ein Köstliches mehr (außer Lied und Predigt). Sie haben den symbolischen Kultus, die Messe." Der Jesuitenfrage wurde bereits gedacht. Was soll man dazu sagen, wenn Liz. Everling ohne Widerspruch den Satz aussprechen konnte: „Der Protestantismus trägt schwer an den Privilegien der katholischen Kirche." Der Herr Lizenziat wird vielleicht nach der Görlitzer Arbeitswoche Muße finden, die Behauptung zu beweisen; erst dann kann er verlangen, daß man weiter mit ihm rechtet. Oder sollte es gar dem Frieden dienen, wenn Superintendent Kröber erklärte: „Der Protestantismus stellte fast allein die geistigen und militärischen Führer vor 100 Jahren." Gegen derartige versteckte Verdächtigungen gibt es nur eine ehrliche Entrüstung. In einem hatte der Superintendent recht: „Der wurzelstarke Idealismus des Völkerfrühlings kam aus dem Glauben." Wie es heute um die Wurzelfestigkeit des Glaubens im Protestantismus steht, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Und nun gar das Zentrum! Landgerichtsdirektor von Loesen muß es wissen: „Das Zentrum benützt politische Macht, um die kirchenpolitischen Ansprüche des Ultramontanismus auf allen Lebensgebieten durchzusetzen. Die katholische Weltanschauung soll herrschend werden im Mutterlande der Reformation. Dieses Ziel erstrebt das Zentrum . . . Daß eine Partei in Deutschland besteht, welche sich mit dem Grafen Ballestrem als eine Garde Sr. Heiligkeit in Rom betrachtet, ist ein großes Friedenshemmnis." Herr von Loesen mag ein tüchtiger Jurist sein; das überhebt ihn nicht der Pflicht, sich über die Geschichte, das Programm und die Tätigkeit des Zentrums zu informieren, wenn er den Drang in sich fühlt, über das Zentrum zu reden. Mit Mausbach aber sei ihm entgegengehalten: „Wo und wann hat der Evangelische Bund für das Recht der katholischen Konfession gekämpft, etwa in Mecklenburg oder Sachsen? Und wie kann Sell die Zentrumspartei beschuldigen, daß sie alle anderen Konfessionen prinzipiell verwirft? . . . Wann hat die Zentrumspartei die politische Gleichberechtigung der protestantischen Konfession verworfen, wann auch nur einen „Angriff" auf die Rechte derselben unternommen?" Daß im Blütenkranze der Phrasen auch das Deutsche Reich mit dem protestantischen Preußen als Vormacht nicht fehlte, sei der Vollständigkeit halber nur registriert.

Nun war auch von den Hemmnissen der Verständigung die Rede. Daß diese Hemmnisse natürlich nur auf katholischer Seite gesucht werden, wird nach diesen Aeußerungen nicht überraschen. Dahin gehört nach Meinung des Evangelischen Bundes „die Absperrung" der Katholiken. Wie sagt doch Mausbach: „Es ist für den Katholiken, auch wenn er sich „absperren" wollte, durchaus unmöglich, sich der Aufnahme jener protestantischen Einflüsse (durch Literatur, Presse, Bildungswesen) zu erwehren." Und wenn sich die Katholiken zusammenschließen? „Die gegen sie im Kulturkampf herrschende Erbitterung vertrieb sie zwangsweise oder moralisch aus manchen an sich neutralen Zirkeln. Es lassen sich manche Beispiele dafür anführen, daß bis heute in Kreisen, welche die Katholiken fast nur vom Hörensagen kennen, gehässige Vorurteile bestehen, die den Katholiken auch die gesellige Annäherung sehr erschweren." Uebrigens: was den Protestanten recht ist, muß auch den Katholiken billig sein. Dann die Paritätsklagen! Als ob der Friede gestört würde, wenn das gute Recht verlangt wird. Sogar die katholischen Krankenschwestern sind nach Pfarrer Dr. Fey Hemmnisse für die Verständigung. Ein anderes Hemmnis hat der öfters genannte Landgerichtsdirektor gefunden: die Verkirchlichung der Welt unter einer mächtigen Hierarchie und die Grenzüberschreitung des päpstlichen Gewohnheitsrechtes. „Päpstliches Gewohnheitsrecht" ist ebensowenig juristisch, wie die Behauptungen belegbar. Doch scheint das eine Schwäche des Redners zu sein, der gar meinte: „Die römische Kirche würde heute nicht mehr leben ohne die aufrüttelnde Reformation". Dann gäbe es ja, Herr Landgerichtsdirektor, kein besseres und sicherer wirkendes Mittel zur Beseitigung der Verhaßten als Aufhebung der Wirkungen der Reformation.

Ueber die von Professor Dr. Scholz gewiesenen Wege läßt sich kaum diskutieren. Was soll es mit einer Verständigung durch die Wissenschaft oder durch Einflüsse der Staatskunst? Theologisch, also wissenschaftlich, ist die Frage wahrlich ein-

gehend genug erörtert worden. Sie hier zu reproduzieren, geht über den Rahmen dieser kritischen Würdigung hinaus. Die „Einflüsse der Staatskunst" denkt sich der Evangelische Bund, wie die Erfahrung lehrt, nach Bismarckschen Rezepten. Vestigia terrent — vielleicht auch die Staatskunst. Es ist nicht uninteressant, daß Prof. Dr. Scholz „die gemeinsame christliche Weltanschauung" nur als Paradekleid betrachtet und als ungeeignetes Mittel der Verständigung ablehnt. Hiermit stößt der Redner offene Türen ein. Oder wollte er derart dem katholischen Volksteil, insbesondere dem Zentrum, eine Unterstellung machen? Dann sei ihm gesagt, daß „von einer gemeinsamen christlichen Weltanschauung" auch bei uns keine Rede ist, daß es also dieser Ablehnung nicht bedurfte. So entschieden Prof. Dr. Scholz die Forderung nach der Preisgabe Luthers oder nach der Auflösung des Evangelischen Bundes von sich weist, ebenso entschieden halten wir daran fest, daß von der Lehre und dem Glauben der katholischen Kirche nicht um eines Haares Breite abgetreten werden darf. Wir sind katholisch, und zwar zuerst katholisch. Katholisch sans phrase, wie einmal der selige Dr. Kausen schrieb. Deshalb gibt es keine Preisgabe der Grundsätze und kann keine geben; in der Beziehung gibt es daher auch keinen „Interkonfessionalismus". Im Gegenteil — wir halten daran fest, daß eine Verständigung um so leichter möglich ist, je fester jeder der beiden Teile an seiner Lehre festhält. Man mag es daher dem Protestantismus und seiner immer mehr schwindenden Festigkeit zuschreiben, wenn eine Verständigung selbst da nicht erzielt wurde, wo sie im Interesse des Wohles der Gesamtheit und des Vaterlandes gelegen wäre.

Doch wozu alle diese Erörterungen, wenn es an der ersten Voraussetzung, an dem guten Willen, fehlt? Und diesen guten Willen hat der Evangelische Bund weder in Görlitz noch sonstwo gezeigt. Erinnert sich vielleicht der Herr Professor der Vorgänge vor sieben Jahren? Damals hat der zu früh entschlafene Vorkämpfer des konfessionellen Friedens, Kardinal Fischer, auf der Essener Katholikenversammlung zu einträchtigem Zusammenarbeiten eingeladen. Der Evangelische Bund hat diese Einladung „als verhängnisvoll für unser Vaterland und unsere evangelische Kirche zurückgewiesen". Und doch ist es, wie Mausbach hervorhebt, „elementare Christenpflicht, daß man den ausdrücklichen Versicherungen anderer, die keinen Anlaß zum Verdacht der Unehrlichkeit gegeben haben, Glauben schenkt." Bis dahin ist aber in deutschen Landen noch eine weite Strecke Weges.

In der vorher erwähnten Broschüre „Der Evangelische Bund auf der Anklagebank" ist behauptet — und bewiesen —: „Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, bilden die Generalversammlungen des Evangelischen Bundes eine fortlaufende Kette der Verhetzung gegen die Katholiken; alles, was den letzteren wert und heilig ist, wird hier herabgesetzt." In diese Kette kann man Görlitz einreihen. Gewiß — nicht alle Protestanten denken so wie der Evangelische Bund, und es fehlt nicht an Stimmen entschiedenen Widerspruchs aus dem evangelischen Lager. Aber die Tatsache, daß heute der Bund 510 000 Mitglieder zählt, gibt ebenso zu denken wie die weitere Tatsache, daß er eine nicht einflußlose Presse zur Verfügung hat. Liz. Everling glaubte sich an zwei Instanzen wenden zu sollen. Einmal an den Papst in Rom, der den Protestantismus als eine gewordene Erscheinungsform behandeln soll. Das Verlangen ist nicht neu; bereits am 14. Oktober 1906 bemerkte die „Kreuzzeitung" dazu: „Diese Forderung kann doch nur aufgestellt werden, wenn auch der Evangelische Bund den Katholizismus als eine berechtigte Erscheinungsform des Christentums anerkennt. Daran ist aber doch nicht zu denken. Wir als evangelische Christen würden auch auf das entschiedenste dagegen protestieren. Der Papst würde aufhören Papst zu sein, wenn er eine dogmatische Anerkennung des Protestantismus ausspräche." Dann wandte sich Liz. Everling an die papsttreuen Katholiken Deutschlands. Sie wollen gewiß den konfessionellen Frieden. Das darf und kann aber kein Friede um jeden Preis sein. Amicus Plato, magis amica veritas, was in dem Falle zu deutsch heißt: „Lieb ist uns der konfessionelle Friede, lieber aber ist uns unsere heilige katholische Kirche." Auf diesem Felsengrunde stehend, wollen wir gerne die Hand zum Frieden reichen, eingedenk der Worte, welche Kardinal Fischer in einem seiner letzten Fastenhirtenbriefe niedergelegt hat: „Ganz abgesehen von den privaten Beziehungen, die durch die Mischung der Konfessionen in den verschiedenen Gegenden sich von selber ergeben, gibt es viele Gebiete im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben, wo wir Katholiken ohne alle Schwierigkeit mit unseren andersgläubigen, aber auf positiv-christlichem Standpunkt stehenden Mitbürgern Hand in Hand gehen, ja aufeinander angewiesen sind, um gemeinsame Güter zu wahren und gemeinsame Gefahren abzuweisen. Gerade die steigende Uebermacht und angreifende Stellung des Unglaubens legt ein engeres Zusammenschließen aller positiv gesinnten, christusgläubigen Elemente in deutschen Landen nahe, soll nicht unser Vaterland bis in sein innerstes Mark geschädigt, unser deutsches Volk allmählich entchristlicht werden."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine gewisse Entspannung

hat die Berichtswoche in der serbisch-albanischen Frage gebracht. Serbien hat sich in überraschender Weise auf die friedliche Seite geworfen. Zunächst hat es den sämtlichen Großmächten amtlich die bestimmte Versicherung gegeben, daß es den in den Londoner Beschlüssen festgelegten Besitzstand des unabhängigen Albanien nicht antasten wolle. Dann ist der serbische Ministerpräsident Pasitsch nach Wien gereist und hat dort die Absicht kundgegeben, gute und freundliche Beziehungen, sowohl politische als handelspolitische zu pflegen. Die österreichische Regierung scheint von dieser Annäherung sehr entzückt zu sein. In der Presse tut man vielfach so, als ob der serbisch-österreichische Handelsvertrag schon fix und fertig wäre. Wenn man nur nicht zu Ehren des angeblich bekehrten verlorenen Sohnes ein zu großes Kalb schlachtet! Trau —, schau, wem? Wer die Serben zu guten Nachbarn erziehen will, darf sie nicht mit Wiener Gemütlichkeit verwöhnen. Sie müssen Respekt vor der Kraft und Entschlossenheit Oesterreichs haben und wissen, daß unter der Feindseligkeit gegen Oesterreich ihr eigenes Interesse schwer zu leiden hat. In dem Kampfe gegen die aufständischen Albanier hat Serbien bisher die Londoner Grenzen nicht überschritten. Ob es im weiteren Verlaufe der Kämpfe nicht einen Anlaß findet, gegen die auf dem unabhängigen Gebiet weilenden Unterstützer des Aufstandes weiter vorzustoßen, bleibt abzuwarten. Am besten wäre es schon, wenn die Albanier selbst den aussichtslosen Kampf aufgeben wollten. Nachdem die serbische Regierung sich klugerweise mit Wien angefreundet hat, ist ja die letzte Hoffnung verschwunden, daß die Vatermächte Oesterreich und Italien noch für eine Ausdehnung der albanischen Grenzen sorgen würden. Das neue Staatswesen muß sich mit dem Umfange begnügen, den man am grünen Tisch in London ihm gezogen hat, und die Stammesgenossen, die jenseits dieses Grenzstriches fallen, muß man ihrem Schicksal überlassen. Der Wunsch, sie in der Aufrechterhaltung ihrer Nationalität und ihres Bekenntnisses zu unterstützen, ist gewiß begreiflich; aber durch aussichtslose Kämpfe, die Repressalien von den serbischen oder griechischen Machthabern auslösen, ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Eher noch auf dem friedlichen Wege, indem das Gros des albanischen Volkes sich in einem gedeihlichen Staatswesen organisiert und von da aus den abgesprengten Teilen einen moralischen und unter Umständen auch wirtschaftlichen Rückhalt gewährt. Aber wie soll man diesen kampflustigen und kampfgewohnten Leuten eine langsichtige Geduldspolitik plausibel machen? —

Mit den griechisch-türkischen Verhandlungen soll es auch „nicht ungünstig" stehen, wie unsere optimistischen Offiziösen sagen. Sie meinen, die Gefahr, welche der Friedensarbeit durch vorzeitiges Aufrollen der Inselfrage drohen konnte, scheine beschworen zu sein und mit der militärischen Abrüstung in Thrazien solle begonnen werden. Da kommt nun aber aus Konstantinopel die Nachricht, daß die Türkei wieder rüste und sogar 80 000 Soldaten aus Anatolien heranziehe, — als Vorsichtsmaßregel gegenüber den griechischen Rüstungen. Hat man ernstlich einen neuen Waffengang ins Auge gefaßt, oder macht man einen „Bluff" zur Aufbesserung der diplomatischen Position? Die Kriegsmüdigkeit ist freilich auf beiden Seiten sehr groß; doch ist zu beachten, daß die Türken durch ihr nachträgliches Vorgehen gegen Bulgarien gewaltige, verführerische Erfolge erzielt haben. Man muß sich also auf Weiterungen in den griechisch-türkischen Friedensverhandlungen immer noch gefaßt halten. Zum Glück ist der Dreibund dabei nicht so stark engagiert, als in den albanisch-serbischen Angelegenheiten.

Aus dem innerpolitischen Getriebe ist mancherlei zu verzeichnen, aber nichts Erfreuliches.

Der Bundesrat ist wieder zusammengetreten; die Lösung der braunschweigischen Frage, die man von seiner ersten Sitzung erwartete, steht leider noch aus. Das Friedenswerk schien durch die Heirat des welfischen Erben mit der preußischen Königstochter eine feste Grundlage und durch den Brief des Prinzen Ernst August an den Reichskanzler die staatsrechtliche Ausreifung erlangt zu haben. Inzwischen ist nun aber von seiten der Welfen sehr laut und kräftig die Ansicht verfochten worden, daß ein Verzicht auf Hannover durchaus nicht vorliege, und daraufhin ist von der Gegenseite, die von Anfang an die Versöhnung mit dem Welfenhause scheel betrachtet hatte, die Zulässigkeit des Welfenprinzen als Herzog von Braunschweig ebenso laut und kräftig bestritten worden. Eiferer hüben und Eiferer drüben; die Friedensfreunde sind die Leidtragenden. Es ist bemerkenswert, daß die Wortführer der deutsch-hannoverschen Partei mit ihren Kundgebungen vor der Zulassung des Prinzen zum braunschweigischen Throne so geflissentlich hervortreten. Das macht ihrer Offenheit und Geradheit alle Ehre; aber politische Zweckmäßigkeit kann man in dem Verhalten nur finden unter der Annahme, daß die Herren die Thronbesteigung in Braunschweig unter den obwaltenden Umständen überhaupt nicht wünschen. Das sollte nun wiederum den „nationalen" Turmwächtern zu denken geben. Ihre Behauptung, daß der Welfenprinz als Herzog von Braunschweig noch „gefährlicher" sei als in seinem Depossediertenstande, müßte doch mal ernstlich nachgeprüft werden. Wie stark in gewissen Kreisen die antiwelfische Leidenschaft ist, ersieht man daraus, daß in der alldeutschen Presse schon mit einer Erneuerung des Novembersturmes von 1908 gedroht wird. Das „persönliche Regiment" soll diesmal darin liegen, daß der Kaiser seinen Schwiegersohn für regierungsfähig hält und die Abänderung der überscharfen Bundesratsbeschlüsse von 1885 und 1906 wünscht.

Ein innerpolitischer Kampf ist schnell in Gang gebracht, aber die Wiederherstellung des Friedens ist eine schwere Sisyphusarbeit. Das zeigt sich auch in der Frage des Jesuitengesetzes, die den Bundesrat abermals beschäftigen muß. Der Evangelische Bund hat jetzt, wie seine Versammlung in Görlitz deutlich zeigte, seine ganze Kraft und Kunst darauf gerichtet, die Bundesregierungen von einem Entgegenkommen gegen den Aufhebungsbeschluß des Reichstages abzuhalten. Das widerliche dabei ist, daß der Evangelische Bund, während er die Verfolgung der besten Kräfte der anderen Konfession mit unerbittlichem Haß betreibt, sich in krampfhaft gedrechselten Phrasen als Friedensengel aufzuspielen sucht.

Zu den unfriedlichen Erscheinungen gehört auch das neueste Auftreten des Hansabundes. Dessen Direktorium kann es nicht verwinden, daß in Leipzig zwischen Vertretern des Zentralverbandes deutscher Industrieller, der Mittelstandsvereinigung und des Bundes der Landwirte Besprechungen wegen der künftigen Revision des Zolltarifs und der Handelsverträge stattgefunden haben. Der Hansabund läßt seinem alten Haß gegen den Bund der Landwirte die Zügel schießen und sucht die Sammlungspolitik zu vereiteln, indem er die „äußerste Rechte" als ebenso staatsgefährlich hinstellt, wie die „äußerste Linke", d. h. die Umsturzpartei. Damit befördert man nicht die Interessen des erwerbstätigen Bürgertums, sondern die Geschäfte der Sozialdemokratie.

Unerbaulich ist ferner der Verlauf des zweiten Knittelprozesses. In Ratibor vollständig freigesprochen, in Gleiwitz wegen derselben Sache zu 2400 Mk. Geldstrafe verurteilt und obendrein in der Urteilsbegründung für verrückt erklärt! Das ist wahrlich für das Ansehen der Justiz nicht gut. Von größerer Bedeutung ist noch die Feststellung, daß ein Reserveoffizier, der wegen seiner Teilnahme an einer Wahl im Sinne der Zentrumspartei durch Versetzung in die Landwehr gemaßregelt wird, keine Nachprüfung und richterliche Entscheidung über die Zulässigkeit seines Verhaltens erlangen kann. Die Militärbehörde sagt, sie habe ihn nicht zur Strafe, sondern im dienstlichen Interesse versetzt, und wenn er lebhafte Beschwerde erhebt gegen die Denunzianten und das Verfahren, so stellt man ihn wegen beleidigender Ausdrücke vor Gericht, und in der zweiten Verhandlung wird er dann verurteilt, — wobei das Unrecht, das ihm geschehen ist, ungesühnt bleibt. Im Parlament muß entschieden klargestellt werden, wie weit die Reserveoffiziere die Freiheit haben, ihre politischen Ehrenrechte auszuüben, ohne von Versetzungen im Interesse des Dienstes bedroht zu sein.

Reichstag und Kruppaffäre.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Von verschiedenen Seiten häufen sich die Stimmen, daß bei der gemischt-parlamentarischen Untersuchungskommission über Rüstungslieferungen „nichts herauskommen" werde. Diese Ansicht hörte man zuerst, als das militärgerichtliche Verfahren eingeleitet wurde; es kam genug heraus, um die übertriebenen Behauptungen des Abg. Liebknecht zu widerlegen, aber auch genug nach der anderen Richtung; das strafgerichtliche Verfahren vor dem Landgericht wird weiteres zeitigen, besonders wenn Herr von Metzen als Zeuge erscheint. Nun ist es aber ganz falsch, die Aufgabe der vom Reichstage gewünschten Kommission in eine Parallele mit den gerichtlichen Verhandlungen zu stellen; wer im Falle Krupp und der Kornwalzer etwas zu sagen hat, dem bietet sich jetzt reichliche Gelegenheit; er melde sich einfach beim Staatsanwalt als Zeuge. Man kann der festen Ueberzeugung sein, daß er nicht zurückgewiesen wird. Die Aufgabe der Gerichte ist und bleibt eine andere als die von Reichstagskommissionen; letztere haben nicht das Recht der Zeugnisabnahme; kein Bürger des Reiches muß vor ihnen erscheinen. Sie können also gar nicht in der Richtung arbeiten, daß „etwas herauskommt".

Wohl aber hat die Kommission ein großes Betätigungsgebiet und sie kann ungemein fruchtbar wirken, auch wenn sie keine Gerichtskommission darstellt und nicht deren Funktionen übernimmt. Eine Wiederaufrollung der Kruppschen Vorgänge ohne neues Material wäre Zeitverlust. Die Kommission hat ganz andere Aufgaben: aus den nicht zu leugnenden Fehlern der Vergangenheit soll Nutzen für die Gegenwart und Zukunft gezogen werden. Hier muß das Schwergewicht der Arbeit liegen. Der Hauptfehler der Vergangenheit aber ist das Aufkommen einzelner Monopolfirmen (Krupp, Deutsche Munition- und Waffenfabrik usw.). Aus dem Monopolcharakter einzelner Unternehmungen sind nahezu alle beklagten Uebelstände erwachsen; wo ein freier Wettbewerb herrscht, kommen selten solche Mißstände vor. Die Kommission soll die Wege finden, um einerseits den eigenartigen Bedürfnissen und Verhältnissen der Landesverteidigung gerecht zu werden, und anderseits die Finanzen des Reiches nicht unnötig und unwirtschaftlich zu belasten. Hier aber kann sehr viel herauskommen.

Man kann zunächst an die Ausdehnung und Vergrößerung der vorhandenen technischen Institute und Werften denken. Der Reichstag hat bei der Verabschiedung der Wehrvorlage gewünscht, daß die neuen Bedürfnisse tunlichst in reichseigenen Betrieben gedeckt werden. Der neue Kriegsminister hat nicht weniger als 1000 neue Arbeiter in den technischen Instituten eingestellt. Soweit diese nun bisher einzelne Gegenstände nicht herstellten, kann man ruhig erwägen, ob nicht das Fabrikationsgebiet erheblich auszudehnen sei, mindestens so weit, daß in keinem Artikel mehr ein Privatmonopol besteht. Damit ist schon ungemein viel gewonnen. Wenn man einwendet, daß staatliche Betriebe teurer arbeiten als private, so muß dies nicht zutreffen und ist namentlich da falsch, wo Privatmonopole vorhanden sind. Unter allen Umständen aber stellen solche staatliche Unternehmungen eine Art Rückversicherung gegen Preistreibereien der Ringe, Syndikate usw. dar; sie haben sehr viele Millionen dem Reiche bereits erspart und werden noch viel nützen.

Sodann kann die Kommission die Frage prüfen, ob nicht neue Staatsbetriebe zu errichten sind (Panzerplattenwerk, Kanonenfabrik, Flugzeugfabrik usw.). Man kann hierfür die elastische Form der Aktiengesellschaft oder der G. m. b. H. wählen; das Reich kann das gesamte Kapital stellen. Denken wir uns einen genialen Konstrukteur wie Ehrhardt an der Spitze einer Kanonenfabrik! „Ehrhardt sollte das Geld von Krupp haben!" sagte mir vor einigen Jahren ein bekannter Großindustrieller. Warum sollte das Reich dies nicht liefern können. Man nehme einen großzügigen Erfinder wie Geheimrat von Mauser und stelle ihn als Generaldirektor an die Spitze einer reichseigenen Gewehrfabrik; wir hätten bei den Maschinengewehren Millionen erspart und ein billiges, ausgezeichnetes automatisches Gewehr. Solche Betriebe müssen natürlich auf der Form anderer Betriebe auch aufgebaut sein; dann scheiden Dutzende von Bedenken aus; dann erhält man keine neue Beamten, kann die Direktoren und Techniker gut bezahlen und ist gesichert, daß man nicht übervorteilt wird. Kein Hindernis ist hier unüberwindbar. Bei den heutigen Preisen der Panzerplatten z. B. könnte das Reich ein neues Werk in

ganz wenigen Jahren bis auf 1 M abschreiben. Wenn die Reichstagskommission diesen Weg geht, wird der Reichstag auch die Gelder bewilligen und die Kommission hat nicht umsonst gearbeitet.

Die Frage der staatlichen Monopolisierung der gesamten Rüstungsindustrie wird auch zu prüfen sein; aber sie ist schwer zu lösen. Was heißt Rüstungsindustrie? Heute gehört schließlich fast jeder Zweig der menschlichen Tätigkeit ins Gebiet der Landesverteidigung. Aber schwieriger ist eine andere Frage: Haben wir ein Reichsmonopol, können und dürfen wir dann an andere Staaten liefern? Auch bei kriegerischen Verwicklungen? Wenn dies verneint wird, arbeitet ein Reichsmonopol nur in die Hände des Auslandes; wir erhalten keine Aufträge mehr aus dem Auslande, andere Staaten setzen sich gerne auf den freigewordenen Stuhl und der ‚deutsche Michel' wird ob seiner Dummheit einfach ausgelacht. Auch andere Bedenken lassen sich noch anführen.

Ein reiches Arbeitsgebiet eröffnet sich der Kommission und sie kann ungemein viel Ersprießliches leisten an positiver Arbeit. Darum sollten auch die Miesmacher vorerst zu Hause bleiben.

Verständigung!

Von Vikar **Funke**, Schüren i. W.

Der Rubikon ist überschritten, und bei dem großen Interesse, das Geistliche wie Lehrer der Frage nach Verständigung entgegenbringen, ist zu erwarten, daß sie so leicht nicht wieder verschwinden wird. Und ob es nicht besser ist, frank und frei darüber zu sprechen, als laisser faire laisser aller, wobei immer mehr Zündstoff sich anhäuft und die Lösung zum Besten der Kirche immer schwieriger wird? Wird die Debatte in dieser ruhigen, sachlichen Weise, wie sie von den bisher in der „Allg. Rundschau" zu Worte gekommenen Herren beobachtet wurde, weitergeführt, dann muß sie auch zu einem gedeihlichen Ziele führen.

Herr Lehrer Seither faßt den Stier bei den Hörnern; er schiebt die Unterpunkte beiseite und hebt die Hauptfrage heraus, die Frage der geistlichen Ortsschulinspektion. Die Lehrer dürfen es uns nicht übelnehmen, wenn wir Geistliche die Abschaffung der geistlichen Ortsschulinspektion als recht bedauerlich und gefährlich für die katholische Kirche betrachten und die öffentliche Meinung stellenweise dagegen mobil zu machen suchten. Damit soll den Lehrern absolut nicht der Vorwurf gemacht werden, als ob nicht auch sie das Beste für die katholische Kirche im Auge hätten; das Zeugnis ist ihnen eben schon ausgestellt worden. Und wenn die Lehrer in diesem Punkte anderer Ansicht sind, so lassen sie sich selbstverständlich auch hier von den edelsten Absichten leiten. Aber ob sie gleichwohl mit ihrer Forderung auf dem rechten Wege sind? Wir Geistlichen verstehen die Gründe, welche die Lehrer dagegen ins Feld führen, wie sie ja auch Herr Pfarrer Rogg ausdrücklich anerkannt hat. Doch es will mir scheinen, als ob die Lehrerschaft die ganze Angelegenheit zu sehr vom Standpunkt ihres Standes aus betrachtet und den Standpunkt der Kirche dabei zu sehr außer acht läßt.

Man denke sich in die Lage der Kirche! Sie ist eine von Gott gewollte selbständige Institution ebenso gut wie der Staat. Lassen wir die religiösen Momente fort und stellen wir uns auf den nackten Rechtsstandpunkt, so muß ihr im Namen der Gerechtigkeit daher auch dieselbe Freiheit wie dem Staate zur Erziehung der Kinder in ihrem Sinne zugestanden werden; und wenn jemand ihr diese Freiheit zu beschneiden sucht, so verficht sie nur ihr Recht, falls sie sich dagegen sträubt. Ist nun der Kirche die volle Möglichkeit gegeben, die Kinder in ihrem Sinne zu erziehen, wenn man ihr den Eintritt in die Schule gestatten will nur zwecks Erteilung oder Ueberwachung des Religionsunterrichtes, sie von allen anderen Fächern aber ausschließen möchte? Neben der Religion werden in der Schule auch noch andere Gesinnungsfächer erteilt. In der Theorie läßt sich ja nun wohl behaupten, daß Geschichte oder Naturwissenschaft oder Deutsch sich von Religion völlig trennen ließen; in der Praxis aber erhält die Sache doch ein anderes Gesicht. Bei der starken religiösen Veranlagung jedes Menschen läßt sich nun einmal auch beim besten Willen nicht vermeiden, daß der Lehrer in solchen Stunden leicht ein Wort über Religiöses einfließen läßt oder gar die ganze Darstellung nach seiner religiösen Ansicht gibt. Uebrigens verlangt nicht auch das Wesen der Konfessionsschule, daß mit Absicht religiöse Momente in diese Fächer hineingetragen werden? Zum Begriff der Konfessionsschule gehört doch nicht bloß, daß dort nur der Religionsunterricht in der betreffenden Konfession erteilt wird; sie will offenbar, daß der ganze Unterricht, soweit es angängig ist, religiös beeinflußt wird. Ihr Wesen nur darin finden zu wollen, daß dort nach Möglichkeit nur Kinder einer Konfession Aufnahme, nur Lehrer derselben Konfession Anstellung finden und konfessioneller Religionsunterricht erteilt wird, diese Auffassung ist wohl zu äußerlich. Was soll dann die Trennung der Kinder nach Konfessionen, abgesehen von der Religionsstunde, in den anderen Fächern noch bedeuten? Man sieht, bei solcher Auffassung ist es von der Konfessionsschule bis zur Simultanschule nur ein ganz kleiner Schritt.

Wo aber religiöse Momente sich geltend machen, da ist einzig und allein nur die Kirche zuständig, weil sie einzig und allein den Auftrag bekam, die Menschheit religiös zu belehren. Selbstverständlich hat auch der Staat an solchen Fächern ein Interesse, aber nicht allein; wird die Kirche hier zurückgedrängt, so muß sie sich gehindert fühlen in der Ausübung ihres Auftrags und damit ihres Rechtes. Daher muß die Kirche fordern, daß es ihr wenigstens möglich ist, den betreffenden Unterricht zu überwachen, also die Ortsschulinspektion ausüben zu dürfen. Das ist beileibe nicht „ein rein äußerliches Zeichen von der Existenz der Verbindung" zwischen Schule und Kirche, sondern ist unbedingt notwendig, falls die Verbindung eben eine wirkliche Verbindung sein soll. Wenn der Kirche die Inspektion genommen wird, welches Mittel, so muß ich fragen, hat sie dann noch in der Hand, um konstatieren zu können, daß die Verbindung nun auch tatsächlich im Unterricht zur Geltung kommt, daß die religiöse Erziehung und Belehrung nicht bloß in Religion, sondern auch in den anderen Fächern nun auch in ihrem Sinne geschieht?

Herr Lehrer Seither ist der Ansicht, daß das Konstatieren der minderwertige Teil der Revisionen sei; es scheint, als ob er bei Revisionen vor allem praktische Ratschläge zur Förderung des Unterrichts erwartet. Sollte nicht das Konstatieren, die Feststellung, ob das, was den Kindern beigebracht wurde, auch richtig und genügend ist, die Hauptsache sein? Praktische Vorschläge haben doch erst dann zu erfolgen, wenn die Revision ergab, daß bei der Methode des Lehrers oder aus sonstigen Gründen sich in dieser Hinsicht Mängel ergaben. Die praktischen Ratschläge nehmen bei der Revision also nur eine aushilfsweise Stellung ein, während die Konstatierung bei ihr die Regel ist; ohne Konstatierung ist überhaupt keine Revision denkbar. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß es nicht Pflicht des Revisors wäre, auch praktische Ratschläge zu erteilen; wer ein Amt hat, von dem muß man auch verlangen, daß er weiß, was seines Amtes ist. Und wenn Herr Lehrer Seither glaubt, sich in dieser Hinsicht beklagen zu müssen, so ist das sicher zu bedauern; doch darüber gleich. Es geht auch nicht an, die Bewachung des Unterrichts durch die Kirche damit ablehnen zu wollen, daß die heutige Lehrerschaft eine solche Ueberwachung nicht nötig habe. Das sei gern anerkannt; aber was noch nicht ist, das kann bei diesen kritischen Zeiten leicht werden. Und im übrigen wird es sich nicht vermeiden lassen, daß in einem Stande, der wie der Lehrerstand Tausende von Mitgliedern umfaßt, auch hier und da sich ein räudiges Schaf befindet; ohne Inspektion wäre die Kirche solchen Elementen wehrlos ausgeliefert. Der Hinweis auf die Güte der Lehrerschaft hätte nur dann Zweck, wenn Garantie geboten werden könnte, daß unter der Lehrerschaft weder jetzt noch sonst ein Verstoß gegen die Kirche passieren kann. Mit demselben Grunde läßt sich übrigens auch gegen die staatliche Ortsschulinspektion operieren.

Nun zu dem Vorwurf, daß die geistlichen Ortsschulinspektoren versagten bei der Erteilung von praktischen Vorschlägen zur Hebung des Unterrichts. So hart und schwer der Vorwurf auch ist, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß er Berechtigung hat. Aber ist er richtig, nun sofort deshalb die Forderung zu erheben: Also muß die geistliche Ortsschulinspektion fallen? Diese Forderung müßte man gelten lassen, falls es unmöglich wäre, das Manko an pädagogischer Bildung, das die Vorbereitung der Geistlichen aufweist, zu heben; zu einer solchen Behauptung wird sich aber wohl niemand verstehen wollen. In der Diözese Paderborn ist die Anordnung getroffen, daß die jüngeren Geistlichen einen kurzen Kursus an einem Lehrerseminar zu belegen haben. Diese Einrichtung weist jedenfalls den Weg, auf welchem Besserung möglich ist. In die Vorbereitung des Geistlichen gehört alles das, was ihn zur Führung des wichtigen Amtes eines Ortsschulinspektors befähigt, wenigstens muß er alles das wissen, was der

Oberlehrer eines Gymnasiums an pädagogischer Bildung mitbringt, wenn er eine Kreisschulinspektorstelle antritt. Und weil die Schule eine staatliche Veranstaltung ist und das Amt des Ortsschulinspektors nur im Auftrage des Staates verwaltet wird, so ist es auch notwendig, daß wir in einem staatlich anerkannten Examen uns über unsere Kenntnisse ausweisen. So würde dem Lehrerstande genügt, der sich mit Recht eine fachmännische Aufsicht wünscht, zugleich aber auch dem Geistlichen, der mit mehr Freude seines Amtes walten würde. Doch der Kirche nur den Religionsunterricht und eventuell auch noch das religiös-sittliche Leben der Schule unterstellen zu wollen, geht nicht an, es sei denn, daß zum religiös-sittlichen Leben auch die Erteilung der Gesinnungsfächer gerechnet wird.

Dieser Artikel war schon fertiggestellt, als der Vorschlag des Herrn Kaplans Kalthoff erschien. Der Vorschlag wirkt bestechend — wenigstens auf den ersten Blick. Doch ob er in der rauhen Wirklichkeit sich wohl bewähren wird? So, wie Herr Kaplan Kalthoff den geistlichen Ortsschulinspektor will, ist er noch der Ortsschulinspektor alten Kalibers. Sein Gebiet ist freilich beschränkt nur auf die religiöse Seite der betreffenden Fächer, sonst aber erschöpft sich seine Haupttätigkeit noch vor wie nach im Konstatieren. Zeigen sich bei der Revision Mängel und haben diese in fehlerhafter Methodik oder schlechter Pädagogik ihren Grund, so ist es ihm unmöglich, diesen Grund zu erkennen, weil er ja weder methodisch noch pädagogisch geschult ist. Und wünscht der Lehrer in dieser Hinsicht vielleicht sogar Auskunft oder Ratschläge, so sieht er sich noch immer in der unangenehmen Lage, die Achseln ziehen und gestehen zu müssen, daß er damit leider nicht dienen könne. Ein Vorschlag, der solche Fälle nicht ausschließt, kann aber unmöglich als geeignet erklärt werden zur Hebung des Ansehens der geistlichen Ortsschulinspektion; da ist ja der alte Vorwurf der Lehrer noch um nichts entkräftet, daß sie nicht bloß revidiert, sondern auch beratschlagt werden wollen; und wenn sie so etwas von ihrem Vorgesetzten erwarten, so kann man ihnen das wahrhaftig nicht übelnehmen. Muß aber der geistliche Ortsschulinspektor sich auch in Methodik und Pädagogik bilden, so ist er ja Fachmann und die Lehrer müssen sich zufrieden geben, sofern es ihnen wirklich nur um die Belebung des Unterrichts zu tun ist. Denn ob dieser oder jener den Unterricht fördert, bleibt sich für den Unterricht doch gleich. Warum sollen wir Geistliche übrigens selbst auf Abschaffung der Ortsschulinspektion bestehen? Haben wir nicht einen großen Teil der Position noch inne? Denken wir lieber daran, diesen Teil zu verstärken, indem wir uns wappnen mit dem, was man mit Fug und Recht von einem Ortsschulinspektor verlangen muß. Wie eine staatliche Schule ohne Beaufsichtigung des Staates nicht denkbar ist, so muß auch eine christliche Schule eine Beaufsichtigung von seiten des Christentums aufweisen; sonst sind für die christliche Seite der Schule keine dauernden Garantien gegeben. Aber nur ein Ortsschulinspektor, der mit dem ganzen Unterrichtsbetrieb vertraut ist, wird hier mit Erfolg seines Amtes walten können.

Heidenachttraum.

Wild schauert über die Heide
Der Sturm. Aus seligem Traum
Erwachen zu leisem Klingen
Heidglöcklein am Waldessaum.

Und das leise Geläute
Wird ein gewaltiges Lied,
Das über die Hünengräber
In wilden Akkorden zieht . . .

Es tönt wie Schwerterdröhnen
An Schilde von Gold und Erz —
Wie Wehruf aus tiefster Seele —
Wie sterbender Königsschmerz . . .

Verblutend taucht der Morgen
Im Osten überm Waldessaum —
Still ruhn die Recken und träumen
Den uralten Heldentraum. — —

Hans Sturm.

Landtagsbeginn in Bayern.

Von M. Geßner, München.

Nachdem sie elf Monate verwaist gewesen, haben sich Ende September die Hallen des bayerischen Landtags wieder belebt. Am 29. September fand die erste Sitzung statt, deren Hauptereignis die Budgetrede des Finanzministers v. Breunig war. Auf diese Rede war man diesmal besonders gespannt. Nicht als ob man die Ankündigung großer Projekte erwartet hätte! Daß solche nicht in Aussicht standen, wußte man schon nach den gelegentlichen ungünstigen Bulletins über den Stand der Finanzen, aber gerade hierüber wollte man Genaueres wissen. Gibt es ein Defizit oder nicht? Das war für die Allgemeinheit die Hauptfrage, die noch nicht damit erledigt war, daß man in der letzten Zeit gehört hatte, die Balanzierung des Etats sei entgegen anderslautenden Gerüchten doch gelungen, allerdings nur unter Uebung weitgehender Sparsamkeit. Trotz dieser Sparsamkeit ist indes das Budget gegenüber dem vorigen um 48½ Millionen gewachsen und beträgt in ordentlichem und außerordentlichem Etat rund 785 Millionen. Was nun die Frage nach dem Defizit angeht, so ist ein solches formell nicht vorhanden, wohl aber tatsächlich. Die Abgleichung des Etats ist nur möglich gemacht worden durch Einsetzung von Einnahmen aus neuen Steuerforderungen. Gleichzeitig mit dem Budget hat der Finanzminister einen Gesetzentwurf über die Erhebung eines Zuschlags zur Reichserbschaftssteuer und einen weiteren Gesetzentwurf über die Erhebung der Zuwachssteuer eingebracht. Von diesen beiden Steuern erwartet man jährlich 1,7 bzw. 1,5 Millionen Mark. Eine weitere jährliche Mehreinnahme von 3 Millionen soll eine „Umgestaltung" der Gebührengesetzgebung bringen. Es ist selbstverständlich, daß man nicht immer wieder auf diesem auch im Vorjahre betretenen ungewöhnlichen Wege dem Defizit auszuweichen versuchen darf.

Anderseits ist freilich auch nicht leicht zu sagen, wie angesichts der sich von selbst stets erhöhenden vielen laufenden Ausgaben, der Unerläßlichkeit einiger wenn auch knapper Neuforderungen bei den unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Depression sich verringernden Staatseinnahmen die Balanzierung des Etats anders möglich gewesen wäre. Eine Vereinfachung der Verwaltung, nach der ziemlich allgemein gerufen wird, könnte sich nur allmählich erst in der Gestaltung des Budgets auswirken. Dabei ist immerhin zu beachten, daß, abgesehen von der Verzinsung der allgemeinen Staatsschuld, auch der Betrag für eine eineinhalbprozentige Schuldentilgung in Höhe von 6¼ Millionen Mark vorgesehen ist, wie denn überhaupt bei der Beurteilung der gegenwärtigen Finanzlage der Umstand nicht außer acht gelassen werden darf, daß dieselbe unter den Folgen der Finanzwirtschaft früherer Jahre leidet, die eine regelmäßige Schuldentilgung versäumt hatte. Ob der Landtag den zur Budgetabgleichung vorgeschlagenen Weg gutheißen wird, muß man abwarten. Vor einer Wiederholung der Anwendung dieses Auskunftsmittels wird er ganz gewiß warnen.

Besonderem Interesse begegnete die Frage der Lehreraufbesserung. In dieser Richtung ist ein Betrag von 2'250,000 M vorgesehen. Davon sind 150,000 M bestimmt für die Kreisvereine zur Aufhebung der Unterstützungsfondsabgaben des Lehrpersonals. Von den übrigen 2,1 Millionen sollen die Lehrpersonen auf dem Lande und in Städten bis zu 10000 Einwohnern persönliche Zulagen erhalten. Für Lehrer betragen diese Zulagen bis zum vollendeten 28. Dienstjahr 250 M, vom 29. bis zum vollendeten 31. Dienstjahr 200 M und über dieses Alter hinaus 150 M. Bei den Lehrerinnen betragen die Summen entsprechend 200, 180 und 150 M und bei Schulverwesern und Schulverweserinnen 200 M. Daß damit den Erwartungen der Lehrer nicht entsprochen wird, ist aus ihren Kreisen heraus bald zum Ausdruck gebracht worden. Indes auch der, der ihnen gern mehr gewünscht hätte und sich freuen würde, wenn schließlich doch noch mehr geboten werden könnte, wird sich sagen müssen, daß die Aussichten nicht eben günstig sind. Das gesteht man auch in liberalen Kreisen ein, wo man den Lehrern so gern sagt, das böse „Zentrumsministerium" und das noch bösere Zentrum hätten für sie nichts übrig. Derartige Unterstellungen erfahren denn doch durch die Tatsache, daß die Wünsche der Staatsbeamten und Pensionäre völlig unberücksichtigt bleiben, eine zwar an sich unerfreuliche, aber immerhin überzeugende Widerlegung. Zudem handelt es sich bei der Lehreraufbesserung um ein zur Steuerung der Notlage bestimmtes Provisorium, das einer durchgreifenden Regelung, sobald sie die Finanzlage gestattet, nicht vorgreifen soll und will. Was man auch tun mag,

damit den Lehrern noch weiter entgegengekommen werden soll, so dürfte es sich doch nicht empfehlen und ist zum mindesten geschmacklos, die für die Lehrerschaft vorgesehene Summe agitatorisch der Summe, die für die Erhöhung der Zivilliste gefordert ist, gegenüberzustellen, wie es in grober Deutlichkeit die sozialdemokratische „Münchener Post" getan und das eine oder andere liberale Blatt anscheinend andeutungsweise versucht hat.

Mit der Erhöhung der Zivilliste ist in politischen Kreisen seit längerer Zeit gerechnet worden. Es ist dafür die Summe von 1'168,956 ℳ vorgesehen, so daß die Zivilliste auf 5,4 Millionen steigt, wobei der bisherige Aversalbeitrag von 100,000 ℳ zu den Kosten des Unterhalts des Regenten in Wegfall kommt. Mit der verhältnismäßigen Höhe der Forderung kann nicht hausieren gehen, wer bedenkt, daß die Zivilliste seit 80 Jahren in der Hauptsache und seit 1888 völlig unverändert ist und daß seit 1835 die Mehrausgaben für Ruhegehälter, für Witwen- und Waisengelder, für das Hof- und Nationaltheater, die Hofmusik und die Hofgärten und den Hofkultus allein um 1'086,832 ℳ gestiegen sind. Wenn jetzt liberale Abgeordnete, da sie schon gegen die Erhöhung an sich und gegen die geforderte Summe nichts zu sagen wissen, in liberalen Versammlungen sich dahin aussprechen, sie hätten gerade als monarchisch gesinnte Männer gewünscht, daß die Erhöhung nicht in diesem Zeitpunkt gekommen wäre, so klingt das recht seltsam, nachdem man sie in derselben Rede etwas früher sagen hörte, daß das jetzige Budget erst den Anfang einer Depression vorstelle. Wann käme da wohl der geeignete Zeitpunkt? Derartige Redewendungen ändern indes nichts an der Tatsache, daß, wie im Mai dieses Jahres der fortschrittliche „Fränkische Kurier" betonte, das „Land" auf „Repräsentation durch das Herrscherhaus" sieht und „keine Knauserigkeit" will. Eben, weil das Land das nicht will, was sonst nicht zu vermeiden wäre, wird die Erhöhung der Zivilliste von den bürgerlichen Parteien voraussichtlich auch einmütig angenommen werden.

Ob dabei auch die Königsfrage besprochen und im Zusammenhange damit oder im Anschluß daran wieder aufgerollt und dann im Sinne des monarchisch gesinnten bayerischen Volkes gelöst wird, dürfte abzuwarten sein. Der „Fränk. Kurier" wollte angesichts des vorgesehenen Wegfalles des erwähnten Aversalbeitrages zu den Kosten des Regenten schon Schlüsse ziehen können in der Richtung einer Umgestaltung in der Repräsentation des Staates. Jedenfalls hegt man auch in weiteren Kreisen in diesem Sinne Hoffnungen und Wünsche, und die Erörterung dieser Frage, die in der „Allgemeinen Rundschau" immer wieder lebendig gehalten wurde, hat eine neue Belebung erfahren durch einen interessanten Beitrag des auf diesem Gebiete schon früher tätigen Münchener Rechtsanwaltes Dr. Eduard Bloch I in der „Juristischen Wochenschrift". Dr. Bloch kommt zu dem Ergebnis, daß die Bestimmungen des Art. 25 der Goldenen Bulle im deutschen Fürstenrecht auch heute noch in Kraft seien und damit auch in Bayern, da sie durch die bayerische Verfassungsurkunde nicht aufgehoben wurden. Da danach ein unheilbar geistig Erkrankter überhaupt nicht zur Regierung gelangen könne, gelte es jetzt, die Konsequenzen zu ziehen, die der verstorbene Prinzregent Luitpold lediglich deshalb nicht gezogen habe, weil er sich in einem Irrtum über die Rechtslage befand, die jetzt wohl geklärt sei.

Es dünkt uns auch nicht die Schuld des Zentrums („M. N. N." Nr. 504, 512 und 513), sondern vielmehr ein Verdienst desselben, daß in der Königsfrage kein anfechtbarer, um nicht zu sagen unverfassungsmäßiger Weg beschritten wurde, der zu nicht auszudenkenden Angriffen auf die Krone hätte führen können, und zwar gerade aus den legitimistischen Bedenken heraus, welche das liberale Hauptorgan heute (Nr. 513) mit einer wegwerfenden Handbewegung glaubt abtun zu können.

Nach der durch die Ausführungen von Hollweck, Kausen und Bloch herbeigeführten Klärung der Rechtslage erscheint die damalige Haltung der Zentrumsfraktion um so mehr verständlich, die böswillige Unterstellung der „M. N. N." von „nichtsnutzigen Zentrumsintriguen" als völlig grundlos und die Auffassung der Regierung von der Notwendigkeit eines Verfassungsgesetzes, wie sie in dem auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Nürnberg soeben der Oeffentlichkeit preisgegebenen Gutachten zum Ausdruck kommt, als nicht mehr stichhaltig. Das königstreue bayerische Volk ist einig in dem Wunsche und der inständigen Bitte, welcher event. durch die Volksvertretung im Landtag Nachdruck verliehen werden möge, Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Ludwig wolle die anher treu verwaltete Krone nunmehr sich selbst als dem jetzt **allein rechtmäßigen König Ludwig III.** aufs Haupt setzen.

Ein dunkles Kapitel.

Von P. Dr. Ephrem Ricking, O. F. M., Dorsten.

Auf der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz stellte die „Vereinigung zur Förderung der Wandererfürsorge" (Caritasverband Freiburg i. B.) einen eingehenden Antrag zugunsten der Obdachlosen- und Wandererfürsorge, der trotz der kurzen Beratungszeit sehr großes Interesse weckte. Mit vollem Recht! Denn die Not, auf die die Antragsteller hinwiesen, ist geradezu erschreckend groß.

Soweit die wenigen vorhandenen Statistiken erkennen lassen, ist die Zahl der städtischen Obdachlosen wie der mittellosen Wanderer in stetem Steigen begriffen. Das städtische Asyl in Berlin zählte 1912 insgesamt 1 250 000 Verpflegungsfälle gegen rund 1 Million im Vorjahre; das Asyl für männliche Obdachlose in Köln beherbergte 1912/13 58 700 Verarmte, während es im vorausgehenden Jahre 41 900 waren; die Wanderarbeitsstätten in Württemberg hatten 1911/12 rund 140 000 Verpflegungen, gegenüber 105 000 im Jahre 1910/11.

In einer Statistik aus Berlin wird besonders auf die auch anderswo gemachte Beobachtung hingewiesen, daß die Zahl der Obdachlosen aus den gebildeten Ständen eine auffallende Zunahme erfahren hat. Zu betonen ist ferner die traurige Tatsache, daß ein sehr großer und allem Anscheine nach stets wachsender Teil der Obdachlosen noch im jugendlichen Alter steht. Ein Berliner Verein zählte im Jahre 1911/12 unter 6740 Hilfesuchenden 259 unter 16 Jahren und 1721 zwischen 17 und 20 Jahren, d. i. zusammen 1980 oder 29,4 Prozent. Weitere 1547 standen im Alter von 20—25 Jahren. Eine Untersuchung in Elsaß-Lothringen, die sich auf eine umfassende Rundfrage stützte, ergab, daß von den dortigen mittellosen Wanderern 19 Prozent im Alter bis 20 Jahren standen.

Wenn diesen Tausenden keine wirksame Hilfe gebracht wird, gehen die allermeisten von ihnen dauernd verloren. Denn die äußere Lage der Mehrzahl ist so ungünstig und die religiös-sittliche Verwahrlosung so groß, daß ihr Weg geradeaus zum Verbrechen führt. Die äußere Not, das müßige Umhertreiben und Betteln, sowie vor allem die üble Gesellschaft der wilden Herbergen und Kneipen: alles zieht sie hinab; anderseits steckt in den meisten noch ein guter Fonds von Ehrgefühl und aufrichtigem Streben, der sich sträubt gegen die dunkle Verbrecherbahn. Wer wird ihnen die rettende Hand reichen?

Nicht selten begegnet man einem gewissen Mißtrauen gegen die Wandererfürsorge, das sich auf das uralte Vorurteil stützt, daß alle mittellosen Wanderer arbeitsscheue Menschen seien, die nur auf Kosten anderer leben wollen. Wer einmal näher zusieht, wird eine solche Meinung gründlich korrigieren müssen, wie die praktischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte deutlich genug bewiesen haben. Ebenso hinfällig sind die finanziellen Bedenken, die oft erhoben werden. Denn viel billiger ist es für ein Land, seine Wanderarmen durch eine organisierte Fürsorge zu unterstützen und wieder zu Arbeit und Erwerb zu führen, als durch Bettelpfennige, Gefängnis usw. sie zu unterhalten und zu einer dauernden Last und Gefahr werden zu lassen. Als Beweis diene ein Hinweis auf Württemberg, das sich seit Ende 1909 eine vielgerühmte Wandererfürsorge geschaffen hat. Daselbst sind in den Bezirken der Wanderarbeitsstätten die Strafanzeigen wegen Bettels und Landstreicherei von 19 843 im Jahre 1908/09 auf 3761 im Jahre 1910/11 gesunken; die Haftvollstreckungs- und Gefangenentransportkosten verringerten sich um mehr als 168,000 ℳ! Durch die erhebliche Einschränkung der Wanderbettelei ist sodann der Bevölkerung eine sehr enorme Abgabe erspart, die sie sonst in Form von Bettelpfennigen entrichtete. Viel höher aber ist der ethische Gewinn einzuschätzen, der in obigen Zahlen zum Ausdruck kommt.

Die erfolgreichen Versuche der letzten Jahrzehnte haben schon längst den Gedanken einer gesetzlichen Regelung zur Erörterung gebracht. Heute scheint dieses heißumstrittene Ziel nahegerückt. Wenn nämlich nicht alle Anzeichen trügen, werden wir in nächster Zeit ein Reichsgesetz erhalten, das alle Bundesstaaten zur Einführung einer geordneten Wandererfürsorge verpflichtet. Die betreffenden Gesetzentwürfe werden zu Beginn der Wintertagung dem Reichstage vorgelegt werden.[1])

[1]) Wie soeben gemeldet wird, sind vom Reichsamt des Innern die Gesetzentwürfe aufgestellt und den Bundesregierungen zur Begutachtung vorgelegt worden. In dem einen, d'm Wanderfürsorgegesetz, wird bestimmt, daß in jedem Bundesstaate Arbeitsstätten und Arbeitsheime für mittellose arbeitsfähige, mindestens 16jährige, männliche Personen, die

Da ist es höchste Zeit, wie der Metzer Antrag nachdrücklich betont, daß auch wir Katholiken unsere Kräfte zur Mitarbeit sammeln und uns einen Platz bei der Ausführung dieses bedeutsamen Werkes sichern, an dem wir uns bislang leider allzu wenig beteiligt haben. „Durch Untätigkeit von unserer Seite würden wir uns selbst von einem eminent caritativen und religiösen Werke ausschließen, zum dauernden Nachteil der Sache."

Die Wandererfürsorge ist zum großen Teil **Erziehungsarbeit** im Sinne eines Kolping, Perthes und Bodelschwingh, deren Programm sich auf den uralten christlichen Satz stützte: Bete und arbeite! Sie schufen für die „Brüder von der Landstraße" **gute Herbergen und Heime**, leiteten sie zu ernster **Arbeit** an und lehrten sie wieder **beten**: und ihre Erfolge sind von aller Welt anerkannt.

Unsere Sorge muß es sein, daß in ihrem Sinne weitergearbeitet wird. Die Möglichkeit ist gegeben, da sowohl das preußische Wanderarbeitsstättengesetz von 1907 wie auch der Vorentwurf des geplanten Reichsgesetzes die „Mitwirkung Dritter", d. i. der caritativen Vereine, vorgesehen hat.

Mögen einmal unsere sozialen und caritativen Vereinigungen dieses Thema mit Energie aufgreifen und mit weitherziger Samariterliebe prüfen, damit wir nicht bei theoretischen Erörterungen stehen bleiben.[2])

Aus der katholischen Lehrerwelt Italiens.

Von Dr. **Joseph Massarette**, Rom.

Das italienische Lehrpersonal, welches in der Laienschule sein Ideal erblickt, hat sich seit längerer Zeit im sogenannten „**Nationalen Lehrerverband**" zusammengetan. Diese Organisation unterhält engste Beziehungen zu den extremsten Parteien, besonders den Sozialisten. Ihr steht der sich nach seinem Begründer **Niccolo Tommaseo** benennende **Katholische Lehrerverband** gegenüber, geschaffen für das christlich denkende Lehrpersonal der offiziellen wie der freien Schulen. Etwa 25 000 Lehrpersonen haben sich darin vereinigt, um die Volksschulen in moralischer und technischer Hinsicht zu fördern. Tüchtige Ausbildung der Lehrkräfte sowohl wie Aufbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Lehrerwelt soll angestrebt werden. Die Mitglieder des Tommaseo-Verbandes treten für Erhaltung des Religionsunterrichts in den Primärschulen und für Unterrichtsfreiheit ein, überzeugt, daß tüchtige Generationen nur heranwachsen können, wenn die christlichen Grundsätze hochgehalten werden. An der Spitze steht der rührige Abgeordnete **Micheli**, woraus man indes nicht schließen darf, diese katholische Lehrerorganisation diene politischen Parteizwecken. Alle ihre Bemühungen gelten der Förderung des Volksunterrichts.

Das trat auch wieder auf dem sehr gut besuchten **6. Kongreß** zutage, den der **Tommaseo-Verband** anfangs September in **Neapel** abhielt. Diese Tagung war die erste in Süditalien. Die früheren Kongresse hatten in Oberitalien, wo die treffliche Organisation entstanden, getagt. Zum erstenmal konnte man vom wirklichen italienischen Nationalkongreß der katholischen Lehrerwelt reden, da aus allen Landesteilen Delegierte herbeigeeilt waren. Während die Lehrerkreise Süditaliens und Siziliens sich früher fernhielten, hatten sie diesmal zahlreiche Vertreter entsandt. Nach einer gottesdienstlichen Feier in der Spirito Santo-Kirche wurde der Kongreß in dem von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellten herrlichen Turniersaal eröffnet. In der Begrüßungsansprache, welche das mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts in Neapel betraute Ratsmitglied namens des Gemeinderats an die Versammlung richtete, konnte darauf hingewiesen werden, daß hier bereits manche Programmpunkte des Verbandes verwirklicht sind, z. B. die Erteilung des Religionsunterrichts in den Volksschulen. Hervorragende Persönlichkeiten, Abgeordnete, Zivil- und Militärautoritäten bekundeten durch ihr Erscheinen ihr Interesse für die Bestrebungen des Tommaseo-Verbandes. Die wichtigsten Unterrichtsfragen fanden denn auch eine solch gründliche, von Phraseologie freie Behandlung, daß man an wertvollen praktischen Ergebnissen nicht zweifeln kann. Gebührend beleuchtet wurde z. B. die der Schule sowohl wie dem Lehrer schädliche bureaukratische Zentralisierung des gesamten Volksschulwesens, auch wurde zur Frage der Ausführung des Unterrichtsgesetzes Daneo-Credaro Stellung genommen und die Frage des Analphabetismus eingehend erörtert. In Süditalien sieht es bekanntlich in dieser Beziehung besonders traurig aus, nicht allein infolge der Nachlässigkeit vieler Gemeinden, sondern auch weil das Unterrichtsministerium vielfach seine Pflicht außer acht läßt. Gerade für Süditalien ist in nächster Zeit ein ersprießliches Wirken des Tommaseo-Verbandes zu erwarten; eine eigene Leitung mit dem Sitz in Neapel wird den besonderen Bedürfnissen des Südens entgegenkommen.

Hat auch der ganze Verlauf des Kongresses bewiesen, daß die katholische Lehrerorganisation, deren tüchtiger Generalsekretär Advokat Negretti ist, gefestigt und numerisch erstarkt ist, so verlangt doch ihr Ausbau noch viel Arbeit. Noch viele Elemente, die sich von der „Unione Magistrale Nazionale", dem kirchenfeindlichen Lehrerverband, einfangen ließen, ohne dessen Ziele zu billigen, sind für die katholische Organisation zu gewinnen. Das kann nicht allzu schwer sein, wenn die Leistungen des „nationalen" Verbandes ins gehörige Licht gestellt werden. Derselbe tagte in Florenz einige Tage nach dem Kongreß von Neapel. Bei den Verhandlungen spielte die Politik eine Hauptrolle. Es kam zu recht unerquicklichen Radauszenen. Daß die Interessen der Schule dabei zu kurz kamen, ist klar.

Der III. Orden vom hl. Franziskus, ein Heilmittel gegen die Uebel unserer Zeit.

Von P. **Erasmus Baumeister**, O. F. M., Essen-Ruhr.

Das Leben der modernen Welt zeigt dem, der es oberflächlich betrachtet, viel Glück, Glanz und blendenden Schein, wer aber tiefer hineinschaut, gewahrt daneben einen Abgrund moralischen und sozialen Elends. Die Weltweisen und Staatsmänner unserer Tage bemühen sich vergebens, dieses Elends Herr zu werden. Da kann nur helfen die Rückkehr der Menschen zu wahrhaft christlichen Lebensgrundsätzen, die Durchdringung der menschlichen Gesellschaft mit echt christlichem Geiste, die Erneuerung der Welt in Christo. An dieser großen Aufgabe mitzuarbeiten, ist vor allem der III. Orden des hl. Franziskus berufen, dessen Bedeutung als Heilmittel gegen die Uebel unserer Zeit die Päpste Leo XIII. und Pius X. ausdrücklich anerkannt haben.

Papst Leo XIII., der selbst Mitglied des III. Ordens war, hat demselben seine oberhirtliche Fürsorge in außerordentlichem Maße gewidmet, indem er in einer besonderen Enzyklika die erhabene Mission des hl. Franziskus behandelte und in einer weiteren dem III. Orden neue Normen gab. Er sah in dem III. Orden das wirksamste Heilmittel gegen das moralische und soziale Elend und erwartete von der Tätigkeit desselben die Wiedergeburt der Welt und das Gedeihen der sozialen Ordnung. Papst Pius X., ebenfalls Tertiar, ist in seiner Stellung zum III. Orden ganz in die Fußstapfen seines großen Vorgängers getreten. Das schönste Zeugnis hat er dem III. Orden wohl ausgestellt in dem Briefe, den er anläßlich der 7. Jahrhundertfeier des Seraphischen Ordens am 5. Mai 1909 an den Generalminister der Minderbrüder richtete. In demselben betont er, daß es die Mission der Tertiaren sei, durch das gute Beispiel im Verein mit christlicher Liebestätigkeit zu wirken.

Daß der III. Orden befähigt und gewillt ist, der hohen Aufgabe, die ihm der Hl. Vater gestellt hat, gerecht zu werden, haben die Verhandlungen des in Köln veranstalteten **ersten norddeutschen Tertiarenkongresses** gezeigt.

Da wurden die Tertiaren durch den beredten Mund eines echten Franziskusjüngers mit hoher Begeisterung erfüllt für die Heilands- und Menschenliebe des Heiligen und alle die herrlichen Früchte, die sie getragen hat. Es war kein Mann in der Kutte oder im Priesterrock, der hier mit dem Eifer eines Apostels die Tertiaren anfeuerte, dem hl. Franziskus nachzufolgen, es war ein Laie in hochangesehener Stellung: Oberbürgermeister Dr. Antoni von Fulda. Fürwahr, ein herrliches Beispiel des Glaubensmutes in unserer an freimütigen Bekennern des Glaubens so armen Zeit!

In weiteren Vorträgen wurden die Tertiaren unterrichtet über den Kampf gegen den modernen Weltsinn, der wie ein Prärienbrand daherrast mit unwiderstehlicher Gewalt, überall rauchende Trümmer zurücklassend. Es wurde ihnen das christliche Tugendideal in seiner ganzen Schönheit vor Augen geführt und der Weg gezeigt, auf dem es im III. Orden zu erreichen ist.

Von besonderer Bedeutung für unsere Zeit ist das **caritative und soziale Laienapostolat** der vom Geiste des hl. Franziskus erfüllten Tertiaren, dem auf dem Kongreß ein eigener Vortrag gewidmet war. Wo es gilt, die Not der Bedürftigen, das Elend armer Kranken zu lindern, da müssen die Tertiaren die ersten sein, die helfend eingreifen. Und zwar gilt es für sie, entsprechend dem Vorbild, das St. Franziskus ihnen gegeben, bei der caritativen Tätigkeit das Opfer der eigenen Persönlichkeit zu bringen, vor allem dem Elend hilfeleistend näher zu

---

unter Einhaltung der Wanderordnung umherziehen und Arbeit suchen, eingerichtet werden müßten. Die zweite Vorlage ist der Entwurf für ein Gesetz zur **Aenderung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz**. In ihm wird bestimmt, daß, wenn Personen, die arbeitslos das Land durchziehen, hilfsbedürftig werden, das Land ihres Verbandes verpflichtet ist, die für die betreffende Person aufgewandten Kosten zu erstatten, ohne Rücksicht darauf, ob der Wandernde anderswo einen Unterstützungswohnsitz hat.

[2]) Zum Studium der Frage wurde in Metz empfohlen: **Ricking**, Die deutschen Wanderarbeitsstätten. M.Gladbach, 1912. Volksvereinsverlag; **Weydmann**, Die Wanderarmenfürsorge in Deutschland 1908, ebenda; **Coßmann und Weydmann**, Beiträge zur Regelung der Fürsorge für die mittellosen Wanderer in Elsaß-Lothringen. Straßburg 1913. Ferner seien empfohlen: **Bonn**, Aus dem Nachtasyl; derselbe, Der fünfte Stand. Kevelaer, Butzon & Bercker.

treten, für das die moderne Welt nur Mitleid par distance hat. Wo der III. Orden keine eigenen caritativen Institute schaffen kann, müssen die Tertiaren in den bestehenden Vinzenz- und Elisabethenvereinen, Fürsorgevereinen, Bahnhofsmission usw. die eifrigsten Mitglieder sein.

Mit der caritativen Tätigkeit des III. Ordens muß das Wirken auf sozialem Gebiete Hand in Hand gehen. Die beste Richtschnur bietet in dieser Beziehung die Enzyklika Leos XIII. über die Arbeiterfrage. Der III. Orden ist berufen und befähigt, das gestörte Einvernehmen zwischen den verschiedenen Ständen wiederherzustellen. Nicht äußere Gewaltmittel, nicht die verhetzende Phrase, wohl aber der seraphische Geist des III. Ordens vermag die Gegensätze zu überbrücken, der Menschheit den sozialen Frieden wiederzugeben.

Wenn die 6000 Tertiaren, die dem Kongresse beiwohnten, die guten Lehren, die sie empfingen, in die Tat umsetzen, wenn insbesondere die Ordensleiter und Vorstandsmitglieder ihre ganze Kraft einsetzen, um die Gemeinden des III. Ordens nach dem Idealbild, das ihnen auf dem Kongreß vor Augen geführt wurde, zu reorganisieren, dann werden die Hoffnungen, die unser Hl. Vater auf ihn setzt, in Erfüllung gehen.

Zwischen den Ruinen des alten Meroë (bei Khartum).

Von Dr. Hans Trg. Schorn, London.

Ein Blick auf die von Niebuhr rekonstruierte herodoteische Welttafel zeigt uns neben Indus, Araxes und Ister auch den Nil, der von Osten kommend zwischen dem Lande der Garamanten und Makrobier weit gestreckt dem südlichen Meere zuflutet und dann im rechten Winkel bei Elephantine sich gen Norden wendet, um an Thebä und Memphis vorbei alsdann in das nördliche Meer, das heutige Mittelländische Meer, zu münden. Auf dem linken Ufer des Oberlaufes im Lande der Garamanten entdecken wir ferner genau in der Mitte des Erdteils, zwischen dem südlichen und dem äußeren Meere, das verschollene Meroë, wo Aspelut, Hormatileg und Malnequen 700 Jahre v. Chr. residierten und herrliche Paläste, Tempel und Bäder mit dem Stempel einer eigenen Kultur errichteten. Als Professor Garstang hier vor vier Jahren unweit Khartums auf dem alten Trümmerfelde sein erstes Spatenwerk begann, bot sich dem Auge lediglich ein kleiner, alter Mauerrest und ein Häuflein unscheinbarer zerbrochener Skulpturen dar. Besuchen wir heute dagegen die alte Ruinenstadt, so führt unser Weg durch das freigelegte Stadttor in das alte Straßennetz hinein, das sich um Palast-, Tempel- und Häuserreste zieht und uns von der Ausdehnung der alten Residenz ein klares Bild gibt. Wir erkennen die kreuzgangartige steinerne Wendeltreppe des zerfallenen Sonnentempels, den schon Herodot erwähnt, und den großen Ammontempel mit seiner Längenachse von 430 Fuß, dessen Opferstätte noch deutlich wahrnehmbar ist. Weiter bemerken wir verschiedene kleine Tempel, von denen einer der Isis geweiht war, einen großen Palast, Schachtöfen alter meroitischer Töpfereien und hunderte Grabhügel in der Nekropolis. Die ganze geschichtliche Entwicklung des nubischen Pompeji von der Zeit der Fürsten Mer-Ka-Ra und Hor-ma-ti-leg, äthiopischen Zeitgenossen der römischen Könige, bis zur Plünderung der Stätte seitens des abessinischen Kriegsherrn von Axome im Zeitalter der Völkerwanderung und ihrer völligen Zerstörung zur Zeit der Frankenkönige wird uns lebendig und staunend ahnen wir die einstige Größe einer hochentwickelten verschwundenen Kultur.

Die vorgefundenen Bauten lassen drei Zeitalter erkennen, die Kultur und Architektur der äthiopischen Residenz bestimmend beeinflußten, nämlich 1. die Zeit der Könige Aspelut und Malnequen (800—700 v. Chr.), in die der Bau der Stadtmauern, des königlichen Palastes, des sogenannten Taharquagebäudes sowie des Sonnen-, Isis- und Löwentempels fällt; 2. die Zeit der Uebernahme griechischer Ideen (300 v. Chr. bis 100 n. Chr.), in der man die Bäder sowie den späteren Isis- und den Amontempel erbaute und die ihre Höhe unter der Regierung der Königin Candace erreichte; 3 die Zeit des Verfalls (200—700 n. Chr.), in der römischer Einfluß die Kultur Meroës durchdrang, der Baustil entartete und das Reich seine politische Bedeutung verlor.

Mühsam wurden die mulm- und sandverstopften Trümmerhügel von den Mitgliedern der Forschungsexpedition von Jahr zu Jahr abgedeckt und die Umrisse der eigentlichen Königsstadt mit ziemlicher Sicherheit festgelegt. Die Schürfarbeit der letzten Saison erstreckte sich namentlich auf das Ruinenfeld der Nordostecke der königlichen Stadt sowie der königlichen Bäder, deren Baustil mit dem des unteren Gymnasiums zu Priene und der Palästra zu Delphi nach Feststellung von Professor Garstang und seines Architekten W. S. George verwandt ist. Die Nordostseite des Mauerwalles zeigt Spuren eines Außenturms, der einem Torwege vorgebaut war, während weite Treppenreihen zum nördlichen Walle führten, in den eine durch eine Wachstube gesicherte Pforte eingefügt war. Starke Felsenquadern schlossen sich zu einer basteiartigen Wallecke zusammen, auf der nach außen ein vierseitiger Schutzturm saß. An der Westmauer entdeckte man die Fundamentreste eines Säulentempels, dessen Altan jedenfalls aus Ziegelsteinen einer alten Stadtmauer gebaut war. Die Lage von fünf Säulenbasen wurde weiterhin ermittelt und somit auch der Lauf der Tempelanten berechnet. Vorhalle und Schiff waren infolge des beschränkten Raumes durch keine Zwischenmauer getrennt, was die genaue Bestimmung des Baustils erschwert, der nach Professor Bosanquet kein römisches, sondern ein griechisch-ägyptisches Gepräge zeigt. Immer deutlicher erkennen wir den Grundriß der Stadt der Königin Candace und die ermittelten Aschenurnen und römischen Altertumsreste bestätigen in verblüffender Weise die uns überkommenen Mitteilungen des Strabo (XVII, II, 3) und Plinius (VI, 35) bezüglich des nubischen Pompeji. Bemerkenswert ist vor allem der starke Einfluß hellenischer Kultur seit der Zeit des Königs Ergamenes, der nach einem Berichte des Diodorus eine rein hellenische Erziehung erhalten hatte und jedenfalls den griechischen Kulturformen in seiner Residenz Eingang zu verschaffen wußte. Das meroitische Alphabet ist dem griechischen nachgebildet und die Aschenurnen der im Nordosten Meroës gelegenen Gemächer entsprechen in Form und Dekoration denen des griechischen Kirchhofs aus der Ptolemäerzeit zu Sciatbi bei Alexandria, die Evaristo Breccia in seinem Werke La Necropoli di Sciatbi und Edgar in seinem Kataloge griechischer Vasen eingehend beschreiben. Der Zustand der Palastruinen im Süden der Stadt sowie die Berichte des Königs Nastasenen aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. weisen deutlich auf eine Katastrophe hin, die Meroe in der ältesten Zeit betroffen hatte und zur Uebersiedelung des Hofes nach Napata führte. Trotz dieser frühen Zerstörung, bei der sogar die abgetragenen Mauersteine zu neuen Bauten verwandt wurden, stießen die unermüdlichen Forscher in der Südstadt dennoch auf glasierte Porzellanplatten mit Inschriften, Bronzelampen, Siegel, Bronzefiguren und fayenceartige Gegenstände. In der Nähe des Eingangs entdeckte man zudem ein Bruchstück einer wohlgeformten Statue, deren Leibgurt den Namen des Königs Neteg-Amen trägt. Der rein hellenistischen Geschichtsperiode Meroës gehört ferner der vor der Mitte der freigelegten Nordmauer befindliche Königspalast an, wo man eine Reihe bemalter und ausgestanzter Vasen, griechische Töpfereiwaren, ein Granitstück mit hellenischer Inschrift, sowie Bronze- und Eisenwaren fand, deren Alter sich ohne besondere Schwierigkeit berechnen läßt. Ein Hauptergebnis der letzten Saison ist jedenfalls auch der unwiderlegliche Nachweis, daß man in der hellenischen Periode erst seitens der herrschenden Klassen zur Leichenverbrennung überging und die Totenasche unter dem Fußboden in Urnen aufbewahrte, was auch Strabo in seiner Darstellung äthiopischer Kulturverhältnisse berichtet. Immer schärfer tritt sodann der Bauriß der königlichen Bäder hervor, die Professor Garstangs Architekt graphisch geschickt zu rekonstruieren weiß, der zudem auch bezüglich des Wasserleitungssystems bemerkenswerte Feststellungen machte und in der letzten Saisonwoche einen großen Aquädukt entdeckte, der, von Südwesten kommend, zur Ostseite des Schwimmbades führt, wo er sich leider nicht weiter verfolgen läßt. Seltsamerweise läßt sich bezüglich der alten Heizvorrichtungen nichts Sicheres feststellen, weshalb auch die im letzten Jahre hypothetisch angenommenen Frigidarium- und Tepidariumräume eine andere Erklärung erheischen. Bezüglich der angenommenen Caldarien fanden sich eigenartige, beckenartige Bodenplattenlagen, die allein jedoch nicht hinreichen, um die Bezeichnung caldarium gegenüber einem der betreffenden Räume zu rechtfertigen. Man steht hier jedenfalls vor dem Dilemma, ob der einzelne Raum als Badeeinrichtung oder Gymnasium diente, was sich nach Mr. E. Norman Gardiners Abhandlung über griechische Kampf- und Turnübungen auch anderswo schwer feststellen läßt. Im übrigen entdeckte man zwischen den Trümmerhaufen der einstigen königlichen Bäder bemalte Kapitälstücke, trommelartige Säulenteile, Steinsitze mit Löwenkopf und -fuß, eine sitzende, bemalte Sandsteinsphinx mit Flügel, ein Abakusstück eines korinthischen Kapitäls, Wallstuck mit Freskobildern, blaugelbe Guillochierungen usw.

Das Ergebnis der letzten Saisonarbeit brachte Professor Garstang sodann den englischen Altertumsfreunden des äthiopischen Meroë in einer bemerkenswerten Ausstellung im Burlington House zu Piccadilly (London) zur Kenntnis. Zwei vortreffliche Stimmungsbilder von Mrs. W. S. George enthüllten uns hier zunächst den poetischen Zauber der modernen Sudanwüste, die die Malerin sinnig Pyramides of Queen Candace at Meroë und Desert of Ethiopia bezeichnete. Als unkenntliche Naturdenkmäler einer großen Vergangenheit ragen auf dem ersteren die spärlich bedeckten Koppelhöhen im Hintergrunde hervor, gleichsam wie ein gigantischer Schiffsrumpf im weiten Steppenozeane. Todesstille brütet rings über Knickstrauch und Wüstengras, worin ungestört junge Böcke sichern, und wie ein unbeachteter Grabhügel einer großen Zeit, den niemand mehr erkennt, verkünden die Königinpyramiden das Geschick Aethiopiens, bevor Alexander am Issos die Perserherrschaft brach und in Memphis als Sieger einzog. Auf dem zweiten Bilde aber fand die romantische Wüsteneinsamkeit Aethiopiens ihren kunstwahren Ausdruck. Dort, wo einst die Sichelwagen der Könige Aspelut und Ergamenes dahinbrausten und unter dem Siegesschritt der Schlachtkohorten des Petronius die nubische Wüste erdröhnte, zieht heute schemenhaft eine Karawane vorüber, unstet und heimatlos, von dunklen Todesmächten qualvoll umweht. Vor uns aber kündet das diesjährige Forschungsergebnis den ehemaligen Glanz der alten Sudanfeste Meroë. Auf breiten Wand- und Saaltischen, Seitenständern, sowie geräumigen Fenstergängen sehen wir die stummen Zeugen einer hohen vergangenen Kultur: Vasen, Urnen, Bronzefiguren, Ringe, Münzen, Totenaschenkrüge, Trinkgefäße, Herdmörtelstücke und Statuen mit Inschriften.

Auskunftstellen für schöne Literatur.

Von Direktor Dr. Fiack, München.

Wer die wöchentlichen Verzeichnisse über den Neuzugang an Büchern und Broschüren regelmäßig durchsieht, muß über die Fülle der Produktion auf dem Gebiete der schönen Literatur immer wieder staunen. Denn die Autoren wollen doch nicht nur ihre Geisteskinder in die Oeffentlichkeit bringen, sondern rechnen auch darauf, daß sie genossen und insbesondere gekauft werden. Das Publikum nun will die dargebotenen geistigen Erzeugnisse gerne genießen und kaufen, soweit dies möglich und nützlich erscheint.

Die Konsumenten der schönen Literatur kann man wohl in zwei große Hauptgruppen scheiden: In diejenigen, die jene studieren aus beruflichen oder sonstigen Interessen, und in solche, die nur zur Erholung und geistigen Erhebung in den freien Stunden Unterhaltungslektüre pflegen. Für beiderlei Interessenten für die schöne Literatur ist vor allem wichtig die Frage: „Was soll ich lesen?" Die gesamten Erscheinungen zu genießen, ist ganz ausgeschlossen, da auf keinen Fall die Zeit hierfür zu finden ist. Auch die Frage der Beschaffung sehr vieler Werke wäre für den einzelnen äußerst schwierig. Eine Auswahl unter den Literaturwerken ist deshalb unbedingt nötig.

Diese Auswahl soll auch zweckmäßig sein. Da fehlt es in Wirklichkeit aber sehr weit. Mancher liest aufs Geratewohl, was ihm geschenkt oder geliehen wird. Ein anderer kauft Bücher, die er gerade im Schaufenster des Buchhändlers ausgestellt oder in der Presse angekündigt sieht oder die bereits mindestens in zehn Auflagen abgesetzt sind. Ein Dritter hat einen oder wenige Lieblingsautoren, von den übrigen Schriftstellern liest er nichts, usw. Und doch sollte jeder, der ständiger Konsument der schönen Literatur ist, auch in seinem Bedarf und Konsum eine vernünftige, systematische Ordnung haben. Die Naturen und Liebhabereien der Menschen sind allerdings verschieden und lassen sich nicht gewaltsam ändern. Der eine will keine Gedichte, der andere keine Romane lesen usw. Aber hüten soll sich jeder vor Einseitigkeit. Wer sich grundsätzlich nur auf den einen oder anderen Schriftsteller festlegt, oder wer nur kleine Erzählungsstücke liest, wird geistig — ohne es zu wollen — ungenügend genährt; die Schönheiten anderer Autoren oder größerer Werke bleiben ihm fremd oder machen auf ihn, wenn sie zufällig einmal gelesen werden, keinen tieferen Eindruck — infolge einseitiger Geschmacksgewöhnung. Derjenige, der absichtlich auf möglichst viele Schriftsteller seine Lektüre ausdehnen will, kann auch irre gehen: Gerade jene Werke können ihm in die Hände geraten, die seine Gefühle verletzen, ihn in seinem Denken und Tun nachteilig beeinflussen und ihm dadurch Schaden bringen; oder aber, er kann von sonst einwandfreien Autoren ein weniger auf der Höhe stehendes oder ein seines Inhalts wegen ihn weniger interessierendes Werk in die Hände bekommen, wodurch er dem betreffenden Autor gänzlich abschwört.

Um alle diese Dinge zu vermeiden, hätte eben der Liebhaber der schönen Literatur einen sachkundigen Berater sehr notwendig. Der berufsmäßige Literaturkonsument (Literarhistoriker, Literaturforscher, Rezensent usw.) scheidet hier natürlich aus; denn gerade er muß alle möglichen Erscheinungen selbst prüfen, um sein autoritatives Urteil abgeben und dadurch der notwendige Berater anderer werden zu können.

Auskunftstellen für schöne Literatur, das ist es, was notwendig erscheint. Geleitet sollen diese Stellen werden von Personen, die möglichst umfangreiche Literaturkenntnis besitzen, und dienen sollen sie denjenigen, die Freude an der schönen Literatur haben und damit ihre Mußestunden angenehm, zugleich aber auch nutzbringend ausfüllen wollen.

Die Einrichtung und Tätigkeit solcher Auskunftstellen denke ich mir in folgender Weise. Für jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung wird ein Akt angelegt, in dem seine Werke einzeln registriert sind mit kurzer Inhaltsangabe, Charakterisierung der Tendenz (auch vom Standpunkt des Glaubens und der Sitte) und sonstigen wichtig erscheinenden Merkmalen; formale Angaben (über Auflagen, Preis, Erscheinen in billigen Volksausgaben usw.) müßten im Akt ebenfalls enthalten sein. Bestandteile desselben müßten natürlich die wichteren Rezensionen der Werke aus verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, wie handschriftliche Mitteilungen von sachkundigen Personen und den Leitern der Auskunftstelle selbst sein. Auf Grund der Akten wären dann verschiedene Spezialnachweise — in Kartothekform — zu führen nach den Schlagworten: Gedichte, Romane, Novellen, Bauernromane, Kriminalromane, soziale Romane, historische Romane, Dialektromane, Dialektgedichte, religiöse Gedichte, Dramen usw. Die Praxis wird hier noch weitere Winke geben.

Die Tätigkeit der Auskunftstelle nach der einen Seite, der „Materialsammlung und Ordnung", ist im vorstehenden bereits charakterisiert. Ueber die andere Seite der Tätigkeit, die „Auskunfterteilung", wäre noch Folgendes zu sagen. Die Anfragen der Literaturliebhaber werden sehr verschiedener Art sein. Deshalb ist die persönliche Literatur- und Aktenkenntnis des Leiters der Auskunftstelle wie seiner Hilfskräfte von größtem Werte. Anfragen über bestimmte Autoren sind noch am leichtesten zu beantworten. Schwieriger wird die Sache, wenn Fragen gestellt werden, wie: „Welche in ländlichem Milieu spielenden Romane sind am empfehlenswertesten?" oder „Welche Heimatromane ohne Dialektgebrauch sind in der neueren Zeit erschienen?" oder „Welche neueren Romane sind für Mädchen unter 20 Jahren empfehlenswert?" oder „Was soll ich überhaupt lesen?" usw. Eine Bereicherung der Akten, der Spezialkataloge und der Erfahrung der in der Auskunftstelle tätigen Personen können eventuell spätere Mitteilungen der Anfragenden über die befriedigenden oder nicht befriedigenden Eindrücke aus den empfohlenen Werken werden.

Wer vermöchte eine solche Auskunftstelle zu errichten? In Bayern meines Erachtens am besten der Katholische Preßverein, der ja auch Bibliotheken gründet und unterhält, und zwar würde eine Zentralstelle genügen.

Die finanzielle Seite der Sache, die nicht außer acht gelassen werden darf, könnte wohl so geregelt werden, daß Vereinsmitglieder gegen Portovoreinsendung kostenlose Auskunft erhalten, während Nichtmitglieder neben dem Rückporto eine bestimmte Gebühr zu leisten hätten.

Zum Schlusse sei noch Folgendes bemerkt: Die vorgeschlagene Auskunftstelle für schöne Literatur würde die bisherigen Formen der Literatur-Ankündigung und Würdigung (Rezension, Weihnachtsbücherschau, Annoncierung usw.) keineswegs überflüssig, sondern wegen der weiteren Ausnutzung sogar wertvoller machen. Es ist ferner anzunehmen, daß durch die Tätigkeit der Stelle die gute Literatur eine stärkere Verbreitung und einen größeren Käuferkreis findet. Aufgabe der Stelle wäre es auch, nicht erst Anfragen von außen abzuwarten, sondern aus eigenem Antrieb von Zeit zu Zeit brauchbare Winke in die Presse zu geben. Dadurch kann auch das Interesse des Lesers für Literaturmitteilungen, über die er sonst rasch hinweggeht, geweckt und geschärft werden.

Gar mancher Literaturliebhaber wird sich, wie ich, Ankündigungen und Rezensionen von interessierenden Werken ausschneiden und sammeln. Für die Auswahl unter den vielen Sachen braucht man aber Winke von seiten einer Person, die sowohl unsere Wünsche als auch die hiefür geeignetsten Werke genau kennt. Die Befolgung des Rates einer literarischen Auskunftstelle bedeutet keineswegs eine Entmündigung der Leserkreise. Denn es ist ja niemand verwehrt, noch andere Werke als die vorgeschlagenen zu lesen. Die Auskunftstelle leistet auch, im Grund genommen, in großzügiger und umfassender Weise ähnliches, wie die üblichen Rezensionen einzelner Werke im kleinen und speziellen. Den Rezensionen hat man aber nie ihre Daseinsberechtigung abgesprochen.

Man könnte noch den Einwurf erheben, daß der Katholische Preßverein wohl nur katholische Literatur empfehlen dürfte. Darauf entgegne ich Folgendes: Das würde der großen Aufgabe der Auskunftstelle nicht gerecht werden. Denn ein hermetisches Abschließen des Katholiken gegen akatholische schöne Literatur wäre ganz verfehlt und wird auch von niemand gewünscht. Daß für den gläubigen Katholiken, der in seinen Mußestunden nicht durch Angriffe auf seinen Glauben, seine sittlichen Grundsätze und die Einrichtungen der Kirche verletzt sein will, die katholische Literatur in erster Linie in Frage kommt, ist selbstverständlich; denn sie reißt eben nicht nieder, sondern baut noch weiter in die Höhe. Daneben müßte aber auch die gute akatholische Literatur seitens der Auskunftstelle entsprechende Berücksichtigung erfahren. Endlich sollte die Stelle noch über hervorragende Werke, die aus einem bestimmten Grunde ganz oder zum Teil zu beanstanden sind, eine objektive Auskunft geben, indem sie auch auf den literarischen Wert hinweist. Maßgebend für Auskünfte müssen ebensowohl die speziellen Wünsche der Fragenden, als auch deren Bildungsgrad und Literaturbedürfnis sein.

* * *

Meine Anregung übergebe ich hiermit der Oeffentlichkeit. Es würde mich freuen, wenn sich die berufenen Kreise mit der Frage kritisch befassen würden.

Die Mauer.

An eine Mauer stösst dein Auge sich,
An Bergeswand, so weit es blicken mag;
Ob sich der Fuss zur höchsten Staffel wag',
Den letzten Ausblick hemmt ein Nebelstrich.

In blaue Fernen schweift die Sehnsucht stets,
Zur Sonnenhöh, zum tiefsten, dunkeln Grund.
So lang und breit sich dehnt das Weltenrund,
Ein Riegel überall — nicht weiter geht's!

Eins möchte des Erschaffnen Seele sein
Mit dem, der göttlich sie gebildet hat,
Dass vor ihr wie auf einem einzigen Blatt
Das Ganze läg erschlossen voll und rein.

Dann stirbt die kranke Sehnsucht. — Schrankenlos
Dehnt vor dem Blick sich die Unendlichkeit,
Und wo ein Wunsch entkeimt, zur gleichen Zeit
Fällt er als reife Frucht dir in den Schoss.

L. van Heemstede.

Vom Büchertisch.

Akademiker, Politik, Windthorstbunde. Von Assessor Schumacher-Aachen. Verbandsbibliothek der Windthorstbunde, Köln a. Rh., Am alten Ufer 47. Allen Studierenden und den höheren akademischen Semestern sei diese kleine, billige Schrift (Preis inkl. Porto 13 Pf.) angelegentlich empfohlen. Gerade bei unserer katholischen Studentenschaft herrscht eine beinahe mimosenhafte Scheu vor der „charakterverderbenden" Politik, besonders vor der „unakademischen" Bindung an eine bestimmte politische Partei, insbesondere die Zentrumspartei. Wenn wir diese unbegründete „Zentrumsscheu" katholischer Musensöhne nicht bald gründlich ausrotten, wird sich ein empfindlicher Mangel an politischem Führernachwuchs in nicht mehr allzuferner Zeit fühlbar machen. Wir wollen die jungen Leute zwar nicht in ihren Hochschuljahren nach romanischer Art ins Getriebe der Tagespolitik aktiv und agitatorisch hineinstellen, sondern wir wollen sie für die spätere Teilnahme am öffentlichen Leben der Gegenwart vorbereiten. Diesem Ziele dient auch die Schumachersche gründliche Broschüre. Aug. Nuß.

In hoc signo. Ein Buch vom Gottvertrauen. Von M. v. Helfenstein. Mit einem Geleitwort von Joh. Jörgensen. Donauwörth, Ludw. Auer. 400 S., geb. ℳ 4,50. „Als geeignete Festgabe zur Säkularfeier des konstantinischen Kreuzessieges im Jahre 313 bieten sich die folgenden Blätter dar. Zu Kreuzträgern wollen sie reden, das heißt zu allen Menschen; denn eines jeden Sterblichen harret ein Kreuz." So Joh. Jörgensen in seinem Geleitwort, wo es weiter heißt: „Diese Blätter wollen uns die Liebeswege der himmlischen Vorsehung verstehen lehren und uns von der Notwendigkeit des Leidens überzeugen. In signo crucis, im Zeichen des Kreuzes sind sie entstanden, von einer Vielleidenden und Vielgeprüften herrührend. In die lichtlosen Straßen und dunklen Gemächer der Stadt des Leidens möchte dieses Buch eindringen und auf die Liebe des himmlischen Vaters hinweisen, der Leid sendet, über dem Leidenden wie über seinem Augapfel wacht und die in Geduld und Hoffnung Ausharrenden in hoc signo zum Siege führt." Die fromme Dulderin aber, die den Leser auffordert, mit ihr den Weg des Kreuzes zum Lichte der Herrlichkeit zu durchwandeln, sagt im Vorwort zu ihrem Werke: „Die Huld des Schöpfers, der uns seine Liebesgrüße entsendet, die Erbarmung unseres Erlösers, der sterbend den Sieg für uns erfochten, und das Liebeswalten des hl. Geistes, das unser Heil bewirken will, werden in diesen Blättern geschildert. Sie weisen auf den himmlischen Arzt hin, den milden Helfer und Tröster des Leides, beleuchten das Leid mit den Lichtstrahlen, die sich von Golgatha aus ergießen, und laden ein, aus den Quellen zu schöpfen, in denen allein wahres Heil zu finden ist." Damit ist der Inhalt kurz und treffend angegeben. Er zerfällt in zwei Teile: I. „Gott ist die Liebe, unter dem Schatten seiner Flügel will ich hoffen", mit den Unterabteilungen: Gott und der Mensch; Vertraue! Gott ist die Liebe; Liebesgrüße des Schöpfers; Schuld und erlösende Liebe; Durch Christus Kinder des Vaters; Der große Arzt der Menschheit; Baue auf deinen Erlöser; Liebeswalten des hl. Geistes in der Menschenseele; Unter dem Schatten deiner Flügel will ich hoffen. II. „In hoc signo vom Schatten zum Licht", mit dem Abschnitte: Ohne Gott und mit Gott; Im Kampfe des Lebens; In hoc signo vinces; Licht im Reiche des Schmerzes; Zu wem sollen wir gehen?; Dunkle Wege der Vorsehung; Balsam für mancherlei Wunden; Bitten und Danken; Goldkörner; die Quelle des Glücks; Zu den Pforten der Ewigkeit; im ewigen Lichte." Aus dieser Aufzählung kann der Leser auf die Reichhaltigkeit des Werkes schließen, das, Fremdes und Eigenes den Kreuzträgern darbietend, ihnen in allen trüben Stunden des Lebens Trost und Erbauung in Fülle schenken wird. Denn aus tausend sprudelnden Quellen hat die Pilgerin Wasser des Lebens geschöpft, um ihre auf den beschwerlichen und staubigen Wüstenpfaden verschmachtenden Genossen wie eine barmherzige Schwester zu laben, und tausend Gärten hat sie geplündert, um die im Leid und in der Lebensnot Verzagenden durch den Duft und Glanz der Blumen zu erfreuen, die Gott im Geiste und Gemüte der Heiligen, der Weisen und der edlen Dichter erblühen ließ. Mit ungemeiner Belesenheit ausgerüstet, hat die Sammlerin all ihre Sträuße künstlerisch und in mustergültiger Weise geordnet und zusammengestellt und so ein Werk geschaffen, worin unter dem Schatten des Kreuzes alle Schätze des Glaubens, alle Tröstungen der Hoffnung, alle Wunder der Liebe, alle Gnadenmittel, die Gottes Güte seiner Kirche und damit der ganzen Menschheit verliehen hat, ausgebreitet sind. Die innigste Liebe zu Gott und das herzlichste Mitleid mit den Wunden und Tränen des Nächsten hat dieses schöne, hochpoetische Werk gezeitigt, eine köstliche Frucht am Zweige der gehobenen Erbauungsliteratur, die Gebildeten sowohl als kindlich-einfältigen Seelen zur nachhaltigen Erquickung gereichen wird. Leo van Heemstede.

Zu Füßen des Meisters. Kurze Betrachtungen für vielbeschäftigte Priester von Anton Huonder S. J. 16°, XX und 332 S. Brosch. ℳ 2.30, geb. ℳ 2.80. Freiburg, Herder 1913. Dieses handliche Büchlein, das nicht allein das Betpult zieren, sondern auch ein Begleiter auf ruhigen Pfaden sein will, möchte das reichhaltige, kostbare Schatzkästlein der Evangelien in seinem unvergänglichen, für jede Zeit und alle Verhältnisse unübertroffenen Werte liebgewinnen lehren und zeigen, wie auch knapp bemessene Betrachtungsfrist es sich nutzbar machen kann. „Es gibt im Priesterleben keine Lage, keine Schwierigkeit, keine Aufgabe, die nicht im Leben des Meisters irgendwie vorgebildet wäre, keine Frage der Pastoral, die nicht praktisch oder grundsätzlich sich dort gelöst fände" (Vorwort III). Von dieser Ueberzeugung ausgehend stellt der Verfasser dem Klerus Momentbildchen vor Augen, einzeln und in Gruppen, die seine Lebensaufgabe in ihren verschiedenen Zweigen mit ihren Vorzügen und Schwierigkeiten beleuchten, die ihm Licht, Richtung, Trost und Kraft bieten sollen. In kurzen, markanten Strichen sind sie gezeichnet, die feinere Ausführung in der Anwendung auf die jeweiligen Sonderverhältnisse ist dem Benützer anheimgestellt. Venite scorsum et requiescite pusillum! Dieses Mahnwort des göttlichen Meisters soll für jeden Tag wenigstens in kurzer Geistessammlung wahr werden. Das Inhaltsverzeichnis (IX—XIX) umschreibt bündig die an die evangelischen Szenen und Worte angeknüpften pastorellen Lehrstücke. Eine durchaus schätzenswerte Gabe, die reichen Segen in sich birgt. O. Heinz.

Bannerträger des Kreuzes. Lebensbilder katholischer Missionäre von Anton Huonder S. J. Erster Teil mit 22 Bildern. 8°. VIII und 246 S. Brosch. ℳ 3.20, geb. ℳ 4.—. Freiburg, Herder 1913. „Die Mission auf der Kanzel und im Verein." Es liegt ein Programm in diesem Titel einer Sammlung von Vortrags- und Predigtskizzen, wie sie P. Huonder in letzter Zeit veröffentlichte (2 Bändchen). Viel wird davon abhängen, daß der darin liegenden Aufforderung zu regelmäßigem Hinweis auf das Missionswerk überall und tatkräftig Folge geleistet wird. Als Ergänzung soll diesen die Missionsfragen mehr theoretisch behandelnden Werkchen eine Reihe von Lebensbildern besonders hervorragender Glaubensboten an die Seite treten, von der die erste Nummer jetzt vorliegt. Das ganze weitgedehnte Missionsfeld ist der Schauplatz, die gesamte Missionsgeschichte, am ausgiebigsten ihre Heldenzeiten die zeitliche Umrahmung. Der bereits veröffentlichte reich illustrierte Band führt uns mit dem nach Sibirien verbannten Propst Gromadski auf eines der dornenvollsten Arbeitsgebiete katholischer Missionierung, dem indes keineswegs wahre Priesterfreuden versagt sind. Das neuzeitliche Missionswesen erläutern die Berichte des Kapuziners P. Franz M. Thiry, der unter den Araukanern in Südamerika wirkt, eines Bischof Hamer, der in der Mongolei der Glaubensverkündigung zum Opfer fiel. Ebenso kommen die interessanten Missionsgebiete im fernen Osten sowie die unter den Indianern zur Darstellung. Mehreren Blutzeugen Christi wird ein ehrendes Denkmal gesetzt, darunter dem eingeborenen koreanischen Priester Jakob Tsu. Solche lebensfrischen, abwechslungsreichen Bilder gestalten nicht nur Missionspredigt und -Vortrag wirkungsvoller, sie werden in den Händen des gläubigen Volkes auch zur nachhaltigen Förderung des beliebten Missionswerkes. — **Menschensorge für Gottes Reich.** Gedanken über die Heidenmission von Abt Norbert Weber O. S. B. 16°. VIII u. 290 S. Brosch. ℳ 2,40, geb. ℳ 3.—. Freiburg, Herder 1913. Auf dem Katholikentag in Augsburg, wie jüngst wieder in St. Gallen, hat der Generalobere der Ottilianer Benediktinermissionäre Abt Norbert Weber, durch seine gründliche Apologie der Heidenmission diesem wichtigen Werke viele Freunde gewonnen. Durch dieses Buch soll sein eindringlicher Weckruf in weitesten Kreisen Gehör finden und sie für die große, nur bei allgemeiner Teilnahme aussichtsreiche Aufgabe begeistern. Anschließend an das Kirchenjahr, die Adventszeit vor allem und die großen kirchlichen Feste bietet der Verfasser in eindrucksvoller Rede Missionsgedanken für jedes gläubige Herz, für jene sowohl, die in irgend einer Form in der Missionsbewegung stehen, und namentlich für solche, die warm werden sollen für diesen edlen Beruf oder die Mitarbeit. Dann wieder knüpft Abt Norbert an die Bergpredigt, die acht Seligkeiten zumal, eine Darstellung des letzten Willens Jesu, des hohen Berufes, der Leiden und Freuden, Mühen und Erfolge des Missionärs. In packenden Worten wird besonders der Mittlerin des Heiles, der Regina Apostolorum gedacht und als wirksamer Abschluß dient dem ganzen die von wehmütigem Ernst durchzogene Betrachtung: Gräber am Wege. Die Ausführungen sind durchwegs gestützt und gewissermaßen illustriert durch die reichen persönlichen Erfahrungen des Verfassers auf einer anderthalbjährigen Visitationsreise in den seiner Obsorge anvertrauten Missionsgebieten in Deutsch-Ostafrika und Korea. Das in diesem prächtigen Buch im Sinne des Missionärs gesungene Osteralleluja blickt hoffnungsfreudig auf eine wackere Entfaltung der Missionstätigkeit während der letzten Jahrzehnte in deutschen Landen. Bei allseits wachsendem Verständnis und Eifer für das Riesenwerk der Heidenmission, wozu dieses Mahnwort eines der großen Sache freudig dienenden Mannes ein gut Teil beizutragen berufen ist, werden sich die daran geknüpften Erwartungen auch sicherlich erfüllen. O. Heinz.

Wir Akademiker und die Kirche. Von Dr. Michael Faulhaber, Bischof von Speyer. Autorisierte Ausgabe. 1913. Mainz, Verlag von Kirchheim & Co. 8° (30 S.) Preis geheftet 40 Pfg. — Diese ausgezeichnete Rede, die der Speyerer Oberhirte im Katholischen Akademikerausschuß zu München am 5. Februar 1913 gehalten hat, die den Lesern dieser Zeitschrift aus den Nummern 9 und 10 vom 1. und 8. März 1913 bekannt ist, ist nun als Separatdruck erschienen. So ist es ermöglicht worden, die goldenen Worte, die dieser bedeutende Redner hier an die jungen Akademiker gerichtet, und die bezwecken, das Gefährliche bloßzulegen, was in jenen Kräften wirkt, die zentrifugaler Tendenz sind, also von der Kirche wegtreiben, auch noch in weitere Kreise dringen zu lassen. Bei der Wichtigkeit dieser Angelegenheit sollte ein jeder, dem das Wohl der Kirche am Herzen liegt, für Verbreitung dieser glanzvollen Rede Sorge tragen. „Mit der Kirche leben" ist heute mehr denn je ein Erfordernis, auch für den Akademiker. Fritz Decker, Düsseldorf.

Furche.

Nebel sind aufgewacht;
Die brüten über den Feldern,
Da sich verzieht die Nacht
Zu des Nordens eisigen Wäldern.

Nebel und Dämmern liegt
Jm Tale ausgebreitet,
Bis die Sonne siegt.
Der Tag wird eingeläutet.

Ein Schatten naht und stampft
Und schiebt sich hinein ins Dämmern,
Wie's aus den Nüstern dampft!
Die Hufe schlagen und hämmern.

Zwei Stiere stapfen schwer,
Die Pflugschar gräbt und glitzet,
Der Bauer hinterher
Geduckt auf die Sterzen gestützet.

Vorüber gräbt der Zug,
Die Nebel fliessen zusammen.
Jn die Erde grub sich der Pflug
Und Bauer und Tiere verschwammen.

Seb. Wieser.

Das Prinzregent Luitpold-Denkmal in München.

Am Sonntag, den 28. September, wurde auf dem Platze vor dem Bayerischen Nationalmuseum das Denkmal des verewigten Prinzregenten Luitpold in feierlicher Weise enthüllt. Es wird der Zukunft nicht allein die Gestalt und Züge des hochverehrten Fürsten überliefern, sondern auch Kunde geben von dem warmen und herzlichen Verhältnisse, welches ihn mit dem Volke verband. Was bei der Betrachtung des Reiterdenkmals zunächst auffällt, ist die glückliche und taktvolle Art seiner Aufstellung. Die Statue steht parallel zur Front des Nationalmuseums, etwas seitwärts von deren Mittelpunkt, und so empfängt der Beschauer den Eindruck einer künstlerischen Zwanglosigkeit, welche an jene der öffentlichen Monumente aus vergangenen Zeiten erinnert. Das aus dunkler, leicht patinierter Bronze gegossene Reiterdenkmal ist etwa $3^{1}/_{2}$ m hoch, auch der mit Widmung versehene Sockel aus hellgelblichem Marmor ist ziemlich niedrig. Die Höhenverhältnisse erscheinen indes größer, wenn man das Werk von vorn betrachtet, wo es die Futtermauer der Terrasse unter sich hat, auf der es steht. Von hier gesehen übt auch der etwas zurückliegende Hubertustempel seine Wirkung als ein beziehungsreicher Hintergrund. Die Silhouette des Denkmals erscheint mir in der seitlichen Ansicht günstiger als in der frontalen, weil bei der letzteren der Umriß durch die schräg auseinander strebenden Linien der Unterschenkel und Füße des Reiters unterbrochen wird.

Bedeutsam und für das Auge wohltuend ist die große, ruhige Stilisierung des Monumentes. Sie tritt zunächst bei der Behandlung des Tierleibes hervor, dessen breite Flächen dadurch schönen, milden Glanz erhalten haben. Dabei besitzt es volle Naturwahrheit und kräftiges Leben, schon weil es nicht starr aufgestellt, sondern in ruhigem Schritte geschildert ist — Mähne und Schweif wallen in leichten Linien; der Lebenswahrheit getreu sind paarweise die Beine derselben Seite bewegt, zeigen also den Paßgang, wie jedes schreitende Roß ihn ausübt; erst beim Laufe werden die Beine überkreuz gesetzt. — Der Reiter sitzt in zwangloser Art im Sattel, Blick und Haltung sind etwas nach links gerichtet, mit der linken Hand hält er den Zügel, während die rechte leicht erhoben ist. Gekleidet ist der Prinzregent nicht etwa in große Generalsuniform, in die Tracht der Georgiritter oder dergleichen. Die Beine stecken in hohen Stulpstiefeln, den Körper umwallt ein einfacher Mantel, dessen einer Zipfel über die linke Schulter geworfen ist — bei aller Schlichtheit des Denkmals doch ein etwas pathetischer Zug, in welchem die Erinnerung an die alte Imperatorenauffassung nachklingt. Das greise Haupt ist unbedeckt, was gleichfalls traditionell und wenig natürlich ist. Das Antlitz zeigt bei aller Stilisierung doch erhebliche Porträtähnlichkeit. In dem ganzen Denkmal vereinigen sich Hoheit und Einfachheit, Würde und menschliches Wohlwollen. So entspricht es dem Bilde, welches sich dem Herzen des Volkes eingeprägt hat, und erfüllt zugleich die Anforderungen der Monumentalität; in seiner Eigenart weicht es von den vielen neuerdings errichteten Durchschnittsmonumenten weit ab. Der Künstler, welcher es geschaffen hat, ist Professor Adolf von Hildebrand (der berühmte Meister ist bei der Enthüllungsfeier in den erblichen Adelstand erhoben worden); gegossen ist es durch Akademiedirektor Ferdinand von Miller. Dr. O. Doering-Dachau.

Das Reformtheater auf Hellerau bei Dresden.

Von Direktor Franz Schreiber, Wiesbaden.

Die einschneidenden Reformen, wie sie Richard Wagner nicht allein in der Musik, sondern auch in der gesamten darstellenden Bühnenkunst geschaffen hat, gaben in neuerer und neuester Zeit vielfach Anlaß zu weiteren Umsturzideen auf der Basis altgriechischer Kunst. Diesem klassischen Vorbild entstammt auch die Theorie der „musikalisch-rhythmischen Gymnastik" von Jacques Dalcroze. Im weiteren Ausbau dieser Lehre ist sein Erfinder zum Begründer und Organisator der Hellerauer Schaubühne geworden, wenn schon er mit den Bühnenreformen eines Salzmann und anderer nichts direkt gemein hat. Vergegenwärtigen wir uns das griechische Theater unter dem freien, fast ständig wolkenlosen, blauen Himmel, angelehnt an mäßiges Hügelland, als Kulissen meist kahle Felswände, das Ganze beschienen von der strahlenden Sonne des Südens, so wird es uns begreiflich, wenn die Hellerauer Verbesserungen der Inszenierung durch Vereinfachung der technischen Mittel erstreben. Zu diesem Zwecke sind Männer wie Harald Dohrn, Dr. Wolf Dohrn, Emil Strauß, Alexander von Salzmann in dem großen Festsaal der Hellerauer Bildungsanstalt von Professor Dalcroze zur Leitung von Schauspielen zusammengetreten. Die Raumverhältnisse des Saales sind an sich den neuen Problemen förderlich. Obschon er in amphitheatralischer Anordnung tausend Sitzplätze aufweist, erscheint er weder zu groß, noch zu klein, und man hat die Empfindung, als befinde man sich überhaupt in keinem begrenzten Raum. Frei und unbeengt sitzt man im Dämmerlicht zwischen weißen Stoffbekleidungen, die die Wände bedecken. Aber hinter diesen weißen Stoffen leuchten unzählige elektrische Glühkörper, die allmählich ein diffuses Licht ausstrahlen, in einer nie blendenden Helle unserem Sonnenlicht vergleichbar. So wird der ganze Raum, die Bühne mitinbegriffen, gleichmäßig beleuchtet. Dieses diffuse Licht aber steigert die Farbenwerte, modelliert, gestaltet. Ein sprechendes Licht könnte man es nennen! So trägt das ganze Reformbestreben dieses neuen Bayreuth den Charakter der Vereinfachung, der Natürlichkeit in sich. Die prunkenden Räume einer Königsburg beispielsweise werden in ihrer Herrlichkeit weit weniger durch eine Reihe von Stühlen längs den Wänden und eine Menge sonstigen dazugehörigen Hausrates überzeugend der menschlichen Phantasie zum Bewußtsein gebracht, als wenn von der Außenseite dieser Burg, der man die Grundfesten ihrer gewaltigen Mauern glaubt, mächtige Stufen ins Innere ragen. Auch der Darsteller wird nicht vom Rampenlicht und Scheinwerfer beleuchtet, sondern direkt dem diffusen Licht ausgesetzt. Die Wirkung der Mimik geht hierbei allerdings verloren, wird aber doppelt und dreifach ersetzt durch die große Entfaltung von Farbe, Flächen, Linien, Körpern, Bewegungen und gereicht Wort, Haltung und Bewegung entschieden zum Vorteil, kommt somit der Dichtung und dem Dichter zugute. Ein weiterer Kunsterfolg ist in der Beseitigung des eigentlichen Bühnenrahmens und seines falschen, perspektivischen Hintergrundes mit gemalten oder sonstwie nachgebildeten Kulissen begründet.

Die Bühne zu Hellerau will natürlich kein Theater wie zu Shakespeares Zeiten mit aufgehängten Tafeln, auf denen zu lesen ist, welche Szenerie sich der Dichter dachte, neu ins Leben rufen, denn damit wäre von vornherein jede Kunst der Inszenierung ausgeschieden. Nur ein Zurückdrängen ablenkenden, unnatürlichen Beiwerks bis auf jene einfachen und wenigen Linien, auf denen die eigentliche Illusion des innerlich Sehenden beruht. Diese Inszenierungskunst ist durchweg nur auf das Empfinden gestellt. Man empfindet den Wald nicht mehr, weil wir gemalte Bäume, Laubwerk, Stein, Moos usw. in einer unmöglichen, unwahren Beleuchtung erblicken, sondern weil wir selbst in ihm sind, weil das geheimnisvolle, erhabene Spiel des Lichtes und der Schatten, das gleichmäßige Halbdunkel überall ist, weil diese wie Stämme scheinenden wenigen Stoffstreifen die Endlosigkeit, die Größe, den Schauer des Waldes geben, nicht den Wald. Und es erweist sich, daß die Phantasie viel williger und leichter an Stelle des Symbols die Wirklichkeit setzt, als sie dies bei noch so gut ausgeführten Imitationen zu tun vermag. Für den Dichter ist hiermit alles gewonnen, das Interesse für seine Schöpfung ist nicht mehr abgelenkt durch Äeußerlichkeiten, sondern wird ausschließlich hingeführt auf deren geistigen Inhalt, oder deren Schönheit der Sprache. Die ganze Kunst des Schauspielers wird daher darin bestehen, natürlich groß, natürlich einfach zu erscheinen. Zweifellos können damit die Hellerauer dem Theater die Darstellung des Monumental-Menschlichen erobern. Und dies wäre ein Großes!

Bühnen- und Musikrundschau.

Verdi-Zyklus im Münchener Hoftheater. Am 10. Oktober ist Giuseppe Verdis hundertster Geburtstag. Italien feiert diesen Gedenktag durch Festspiele, Ausstellungen und Denkmalsenthüllungen. Seit Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bis zu seinem 1901 erfolgten Tode ist es dem Komponisten vergönnt gewesen, der gefeiertste Künstler seines Volkes zu sein, und noch heute ist seine Musik für Italien die herrschende, wie etwa für Deutschland diejenige Richard Wagners. Wie bei letzterem stehen im Anfange von des Komponisten Schaffen einige Werke, die noch das ursprüngliche Talent kaum erraten lassen. Mit „Ernani" bahnte sich zwar Verdi den Weg zu den

außeritalienischen Bühnen, allein erst mit den Opern der fünfziger Jahre „Rigoletto", Troubadour", „Traviata", „Maskenball" hat Verdi auf den deutschen Brettern die heute noch behauptete feste Stellung sich zu erobern gewußt. Unsere Hofbühne beginnt deshalb mit vollem Rechte mit ihnen ihren Zyklus, der im späteren Verlaufe zu dem „letzten" Verdi führen wird, in dem Wagners stilistische Mittel auf den Komponisten Einfluß gewannen, ohne die Eigenart seiner Erfindung zu beeinträchtigen. Unser heutiger Bericht hat sich mit „Rigoletto" und „Violetta" (Traviata) zu beschäftigen. Die Rolle des Hofnarren von tragischem Geschick ist eine der darstellerisch und sanglich glücklichsten und eindrucksvollsten unseres Brodersen. Seine Gestaltung bringt das dramatisch-hinreißende der Verdischen Musik überzeugend zur Geltung. Eine bravouröse Leistung ist Frau Bosettis Gilda, welche allen Reizen des bel canto glanzvoll gerecht wird. Neu besetzt war die Rolle des Herzogs. Man hat so manchen großen Künstler in dieser Partie gesehen, daß man vielleicht nicht ganz gerecht ist gegen die — Jugend. Hofkapellmeister Heß leitete „Rigoletto" mit Feinheit, wenn auch zuweilen eine größere Leichtigkeit gewünscht werden könnte. Die Führung der „Violetta" lag in Röhrs bewährten Händen. Die Titelrolle sang Frau Bosetti, deren bravouröse Beherrschung des Ziergesanges das Publikum zu stürmischem Beifall hinriß. Sie hatte in dem Dresdner Kammersänger Fritz Soot einen stimmschönen, sympathischen Partner. Die wohlvorbereitete Vorstellung entbehrte nicht des großen Zuges. Der mit Koloraturen verzierte Tod der Kameliendame vermag — uns Deutsche wenigstens — heute nicht mehr so recht zu ergreifen, wenn wir auch nicht unempfindlich sind gegen das musikalische Ingenium, welches aus diesen Verdischen Tönen zu uns spricht.

Münchener Volkstheater. Leo Walter Steins Lustspiel „Biedermeier" fand lebhaften Beifall. Das Milieu der behaglichen Biedermeierzeit ist auf der Bühne schon öfters mit Erfolg benutzt worden. Stein tut es mit hübschem Humor und gutem Bühnengeschick. In die verschlafene Idylle einer Kleinstadt kehrt ein Sohn zurück, der draußen allerlei gesehen und gelernt hat. Er bringt nicht nur die neuen Stahlfedern, die an Stelle des Gänsekiels getreten, und die ersten Schwefelhölzer mit, sondern auch neue Geschäftsgrundsätze, die den alten Herren nicht einleuchten wollen. So kommt es ein wenig zum Kampfe zwischen jung und alt. Beinahe ginge sogar die Verlobung des braven Minchens zurück, doch am Ende kapituliert das Alter vor der „neuen Zeit". Das behaglich breite Stück, das sich teils ans Gemüt wendet, teils herzliches Lachen auslöst, paßt an diese volkstümliche Bühne jedenfalls besser, als manch öder Schwank, den wir am gleichen Orte sahen. Gespielt wurde gut, besonders die Kleinstadttypen der alten Herren wurden sehr humorvoll gegeben.

Aus den Konzertsälen. Eine sehr günstige Aufnahme fand im 4. Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins die Solistin des Abends. Gräfin Martha Malatesta spielte das Klavierkonzert in B-Moll von Tschaikowsky mit hohem technischen Können, feinem künstlerischen Geschmack und Verständnis. Das Konzert begann mit Schuberts „unvollendeter" und endigte mit Beethovens „fünfter" Symphonie. Paul Prill dirigierte erstere mit gutem Gelingen und erzielte mit seiner eindringlichen Beethoveninterpretation besonders starke Wirkung. Der verdiente Kapellmeister erhielt einen Lorbeerkranz. — Der Verband konzertierender Künstler Deutschlands will Mitgliedern, die nach dem Urteil seiner Jury konzertreif sind, durch Einführungskonzerte den Weg in die Oeffentlichkeit bahnen. Der erste Abend sollte drei Künstler vorstellen, von denen die eine Sängerin jedoch krank gemeldet wurde, die andere, Frl. Schmidtborn, verfügt über eine umfangreiche Altstimme, die einige sehr schöne Töne, aber auch weniger ausgeglichene aufweist. Ihr Vortrag wirkte sehr günstig. Kühler sprach die Art der Wiedergabe bei dem Tenoristen Ludwig Deutsch an, dessen stimmliche Mittel bei fortschreitender Schulung noch an Tonschönheit gewinnen können.

Verschiedenes aus aller Welt. „Der Geburtstag der Infantin", eine kleine, nachdenkliche Märchenerzählung von Oskar Wilde, bot den Stoff zu einem Tanzspiel von K. Martin, das mit Musik von Bernhard Sekles in Frankfurt a. M. beifällig aufgenommen wurde. Die Kritik vermißt in der Musik, die in den Lyrismen das Anregendste bietet, die richtige Durchschlagkraft einer die Bühnenvorgänge packend und blutvoll begleitenden Illustration. — Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg brachte eine gute Aufführung von Ludwig Thuilles Oper „Lobetanz". Das Werk des früh verstorbenen Münchener Komponisten ist vor anderthalb Jahrzehnten an manchen Bühnen mit gutem, aber nicht dauerhaftem Erfolg gegeben worden. Heute tritt, so meint die Berliner Kritik, stärker hervor, daß Thuille zwar ein hochkultivierter Musiker war, aber keine große Erfindungskraft besessen habe. — In einem offenen Briefe fordert die „Gluck-Gemeinde" in Dresden die deutschen Bühnen auf, des 200. Geburtstags des Meisters am 2. Juli nächsten Jahres durch gute Aufführungen zu gedenken, damit sie nicht hinter den in Paris geplanten großartigen Gluckfeiern zurückstehen. — Monumentale Gluckpublikationen bereiten die „Denkmäler der Tonkunst in Bayern" und diejenigen in „Oesterreich" vor. — Jules Claretie, der 28 Jahre lang das „Théâtre français" leitete, beabsichtigt zurückzutreten. Er verstand die Pflege der Klassiker, wie sie die Ueberlieferung der ersten Bühne Frankreichs fordert, geschickt mit derjenigen neuer Talente zu verbinden. — Schillers „Wilhelm Tell" soll demnächst in einer Bearbeitung von Antoine im Pariser Odeon gegeben werden. — Der greise Komponist Saint-Saëns gab in Berlin mit dem Philharmonischen Orchester ein Konzert mit eigenen Werken, in dem er als Dirigent und Pianist erstaunliche Frische zeigte. — Herbert Eulenbergs „Belinde" fand im Wiener Burgtheater nur bestrittenen Beifall. Wir haben bei der Münchener Première die Schwächen dieses von manchem überschätzten, mit dem Volksschillerpreis gekrönten Dramas hervorgehoben. — „Der Mann im Souffleurkasten", eine Komödie von Th. Rittner, hatte auf der Residenzbühne in Wien Erfolg. Wirksamer Humor und poetischer Duft werden dem Stücke nachgerühmt, das die Wandlung eines träumerischen Poeten zum realen Tantiemendichter zum Vorwurf hat. — Wedekinds angeblicher „weiblicher Faust" Franziska fand in der Berliner Presse verschiedene sehr ungünstige Beurteilungen. Die Aufführungen waren in Reinhardts „Kammerspielhaus". — Strindbergs Traumspiel „Schwanenweiß", ein romantisches Stück von symbolischer Bedeutsamkeit mit versöhnendem Ausklang, wurde im Kgl. Schauspielhause in Berlin mit starkem Beifall aufgenommen. — Karl Vollmöllers mittelalterliche Pantomime „Mirakel" mit der die Stimmungen wunderbar charakterisierenden Musik von Humperdinck hatte in Reinhardts Inszenierung in Leipzig einen hinter der günstigen Aufnahme in London und Wien nicht zurückstehenden großen Erfolg. Wir werden das Reinhardt-Ensemble in diesem Werke demnächst im Münchener Gärtnerplatztheater sehen. — „Laetare", ein Schauspiel von Ernst Legal, hatte in Bremen Erfolg. Die kraftvolle Charakterzeichnung und die anschauliche Sprache dieses in ländlichem Milieu spielenden Stückes werden gerühmt. — In Halle erlebte das englische Schauspiel „Eine Königin ohne Krone" von A. Shirley und S. v. Lutz seine deutsche Uraufführung mit gutem Erfolge. Das Sensationsstück, welches Anspielungen auf die Balkanverhältnisse enthält, arbeitet mit groben Mitteln. In London und Neuyork wird es seit einem Jahre tagtäglich gespielt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Für die Börsen und die Entwicklung der Effektenmärkte bleibt die Balkanfrage nach wie vor Trumpf. In Finanzkreisen erblickt man in der zunehmenden Unsicherheit und neuerlichen Zuspitzung der politischen Gegensätze zwischen den einzelnen Balkanvölkern die Gefahr eines dritten und vierten Balkankrieges. Die Verwicklungen in Albanien, die tiefer liegenden Differenzen zwischen der Türkei und Griechenland, und vor allem das ehrgekränkte Bulgarien, sind genügende Motive, um Europa fortwährend in Atem zu halten. Die Börsen sind naturgemäss durch diese politischen Unklarheiten vollkommen zur Untätigkeit gezwungen, trotzdem im Schosse der Finanz- und Bankkreise eine Unmenge von hochwichtigen Problemen ihrer Ausführung harrt. Dabei gilt es, die Verworrenheit in den Finanzetats der Balkankönigreiche in Ordnung zu bringen. Nur stückweise erfährt man von den vielen neuen Finanzideen, welche vornehmlich in Paris die Grundlage zu diplomatischen und finanziellen Konferenzen bilden. Gerüchte von grösseren Anleihen Rumäniens, Serbiens und der anderen Balkanstaaten verstummen nicht. Dabei werden Meldungen laut über das Perfektwerden einer grösseren russischen Anleihe, für die staatlich garantierte Eisenbahnobligationen in Betracht kommen. Für den Plan eines französisch-spanischen Bündnisses ist bei Spanien hauptsächlich der Wunsch massgebend, aus einem dringenden Geldbedürfnis von, wie man spricht, 700 Millionen Franken aus Anlass der Marokkoexpedition herauszukommen. Dass durch all diese und andere Auslandsprojekte auch der heimische Geldmarkt berührt wird, ist klar. Direkt beeinflusst bleibt die Geldmarktlage bei uns durch die Gestaltung der Wochenausweise bei der Reichsbank, sowie der mehr oder minder verschiedenen Geldansprüche von Handel und Industrie und für Neuemissionen. Charakteristisch, gerade auf letzterem Gebiet, ist die Darlehensaufnahme von $4^1/_2$%igen, hypothekarisch versicherten Standesanleihen einzelner deutscher Fürstenhäuser, der Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg. Diese Anleihen sind inzwischen von Berliner Grossbanken zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt und die Obligationen zum Handel an den Börsen beantragt worden. Besonders erwähnenswert ist trotz alledem die gute Verfassung der deutschen Staatsrenten. Die ursprünglich spekulative Kursbewegung, speziell in den 3 prozentigen deutschen Reichsanleihen, hat die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Masse auf unser heimisches Rentengebiet gelenkt. Wohl aus diesem Grunde ist es möglich gewesen, dass trotz der ganz enormen Geldbedürfnisse die Reichsbank verhältnismässig zufriedenstellend den September-Ultimo und damit ein Bündel von grossen Gefahren der Geldverteuerung hinter sich lassen konnte. Auch der häufig scharfe Rückgang des Privatdiskontsatzes an den Börsen beruht auf dem Freiwerden der immobilisierten Gelder und vor allem auf dem liquiden Stande unserer Banken. Die letzten publizierten Zweimonatsbilanzen der 91 deutschen Kreditbanken zeigen bei einem gleichmässig starken Anwachsen der Wechselbestände eine sehr befriedigende Besserung in der Verfassung der Institute. — Die Bank von England hat sich zum Schutze der abnormen Geldabgänge an den Kontinent veranlasst gesehen, ihren Diskontsatz von $4^1/_2$% auf 5% zu erhöhen. Die politische Verwicklung am Balkan bildete ebenfalls Anlass zu diesem Akt der Vorsicht. Der Deutschen Reichsbank ist es begreiflicherweise daher nicht möglich geworden, die von ihr geplante Diskontreduktion vorzunehmen. Nach Ansicht der leitenden Kreise glaubt man jedoch

dass es bei einem Festhalten der jetzigen Rate unserem Noteninstitut möglich sein wird, hiermit für das laufende Jahr haushälterisch auszukommen. Man rechnet sogar mit raschen und ausgiebigen Barrückflüssen in den nächsten Wochen in die Reichsbankkassen. Die Unternehmungslust an den Börsen steht daher hauptsächlich auch unter der unklaren Erwartung der Geldmarktsituation. Der Kassaindustriemarkt in Berlin zeigte keine klare, bestimmte Tendenz. Nur wenige Spezialgebiete — wie die spekulativen Uebertreibungen in Naphtaaktien, Russenbanken, chemischen Werten — weisen höhere Kurse auf. Elektrowerte stehen unter dem Einfluss der bevorstehenden Bilanzabschlüsse. Rückläufig dagegen bleiben Zementwerte wegen der Auflösung des rheinisch-westfälischen Zementsyndikats, ferner Schiffahrtsaktien wegen der unklaren Situation hinsichtlich des Dampferpools. Das Montangebiet leidet unter wenig zufriedenstellenden Berichten vom Eisenmarkt, ferner unter den diversen Preisabschlägen, sowie unter den mehr oder minder nachweisbaren Arbeiterentlassungen bei einzelnen Hüttenwerken.

M. Weber, München.

St. Blasien im südlichen Schwarzwalde. St. Blasien ist der Herbstkurort par excellence. Das beweist die immer grösser werdende Zahl seiner Gäste, die das idyllisch gelegene Albstädtchen im Schwarzwalde gerade in der jetzigen Jahreszeit aufsuchen. Etwas erhöht über dem Kurort, am sonnigen Südhang des dichtbewaldeten Bötzberges, liegt das Sanatorium St. Blasien, die bekannte Heilanstalt für Lungenkranke, welche wie immer um diese Zeit fast völlig besetzt ist. 1881 gegründet, kann sie heute schon auf ein 32jähriges Bestehen zurückblicken, ist aber in den Jahren 1900 und 1908 unter Benützung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut. Im Kurort selbst, in zentraler Lage erhebt sich das Sanatorium Luisenheim, Heilanstalt für Nerven- und innerlich Leidende, das auf Anregung der Grossherzogin Luise von Baden 1896 entstand und 1913 einer vollständigen Renovation unterzogen wurde. Auch das unter dem Protektorat der Grossherzogin Luise stehende Erholungsheim Friedrichshaus ist zur Aufnahme von innerlich Leidenden (wie Magen-, Darm-, Herz- und Stoffwechselkranke) bestimmt.

Kirchliche Leinwand. Der hochw. Klerus sei ganz besonders hingewiesen auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt der bekannten Firma Reiner Waters, G. m. b. H., Webereien und Bleichereien, Burgwaldniel (Niederrhein). Als vorzügliche Bezugsquelle für kirchliche Leinwand kann diese Firma auf das angelegentlichste empfohlen werden.

Hapag, Hamburg
(Hamburg-Amerika Linie)

Personenbeförderung nach allen Teilen der Welt.

Hamburg — New York
Boulogne—New York; Cherbourg—New York
Southampton—New York
Hamburg — Philadelphia
Hamburg — Boston
Hamburg — Kanada
Hamburg — Cuba
Hamburg — Mexiko
Hamburg — Brasilien
Hamburg — Argentinien
Hamburg — Westindien
Hamburg — Chile
Hamburg — Peru
Hamburg — Afrika

Vergnügungsfahrten
mit zu diesem Zwecke eigens hergerichteten Dampfern

Reisen um die Welt | Nordlandfahrten
Indienfahrten | Islandfahrten
Orientfahrten | Westindienfahrten
Nilfahrten.

Soeben neu in Dienst gestellt der Turbinen-Schnellpostdampfer
„Imperator",
das größte Schiff der Welt.

Länge 919 Fuß. Breite 98 Fuß. Tiefe 63 Fuß. 50000 Tons Rauminhalt.

Fahrtdauer: Hamburg — New York sieben Tage.
Vier Schrauben. Vollkommen ruhige Seefahrt.

Vorteile:

Erste Kajüte.
Keine übereinanderstehende Betten, Zimmer von Größe und Einrichtung wie Zimmer auf dem Lande, 119 Zimmer mit eigenem Bad und Toilette, in der ersten Kajüte im Ganzen vorhanden 180 Badezimmer, außerdem elektrische und türkische Bäder, in allen Zimmern fließendes warmes u. kaltes Wasser, 8 Personenaufzüge, Promenadendecks von zusammen 1/2 Kilometer Länge, großer Ball- u. Festsaal, Ritz Carlton-Restaurant, Große Schwimmhalle, Speisesaal, Palmengarten, Grillraum, Schreib- u. Lesesaal, Turnhalle, Rauchsalon, Kindersalon und Kinderspielplatz.

Zweite Kajüte.
Große Zimmer für 2, 3 u. 4 Personen mit elektr. Licht, Klingelleitung, Waschtischen und Kleiderschränken, Speisesalon für 354 Person., Gesellschaftssalon, Halle, Schreibzimmer, Rauchsalon, Turnhalle, Personenaufzug, geräum. Promenadendecks, 20 eleg. Badezimmer mit Wannen.

Dritte Kajüte.
Zimmer zu zwei und vier Personen mit Wascheinrichtung und elektrischem Licht, Speisesaal für 440 Personen, Gesellschaftssalon, Rauchsalon, Bücherei, Promenadendeck, 17 Badezimmer mit Wannen.

Zwischendeck.
Unterbringung von Familien und Frauen in abgeschlossenen Kammern. Die Kammern enthalten je zwei oder vier Betten und sind elektrisch erleuchtet. Die Speisen werden den Passagieren an Tischen durch Aufwärter und Aufwärterinnen vorgesetzt. Teller, Messer, Gabel und Löffel werden geliefert, ebenso Matratze, Keilkissen und Bettdecke, Handtuch und Seife. Ein besonderes Waschhaus, in welchem Kinderwäsche und andere Wäsche gewaschen werden kann, steht zur Verfügung, ebenso eine Anzahl Wannenbäder.

Prospekte unentgeltlich und portofrei.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Personenverkehr, **Hamburg.**

Vertreter in München: A. Eichborn, Theatinerstr. 28.

88

A!
Albertia
gibt sich die Ehre, zu der am
Freitag, den 17. Oktober
8 h. c. t.
im Hotel „Roter Hahn"
stattfindenden
Semesterantritts-exkneipe
geziemend einzuladen.

Wochenplan.

Samstag, den 18. Okt.
Konvent; 8 h. c. t. Exkneipe im Hotel „Roter Hahn".

Montag, den 20. Okt.
8 h. c. t. Kneipe auf dem Heim, Gabelsbergerstr. 37/0.

Dienstag, den 21. Okt.
8 h. c. t. Exkneipe im Hotel „Roter Hahn".

Mittwoch, den 22. Okt.
8 h. c. t. Exkneipe im K. Hofbräuhaus.

Donnerstag, den 23. Okt.
Konvent; Exkneipe im Hotel „Roter Hahn".

Freitag, den 24. Okt.
8 h. c. t. Kneipe auf dem Heim.

Samstag, den 25. Okt.
8 h. c. t. Exkneipe mit Damen im Hotel „Roter Hahn".

Mittwoch, den 5. Nov.
Semesterantrittskneipe auf dem Heim.

I. A.
germ. August Zeidler, F. O.

Hühner beste Eierleger der Welt. Katalog umsonst.
Geflügelpark Hefner, Hainstadt (Baden 120).

Wer probt — der lobt die Genossenschaftszigarren.
Verehrliche Raucher in Stadt und Land!
Wollen Sie für wenig Geld vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarren rauchen, dann kaufen Sie unsere Spezialmarken

Ziel 3 Monate. **Ideal, 100 Stück Mark 4.80** Illustrierter Katalog gratis und franko.

Landwirt	3.40 M.	Ideal	4.80 M.
Deutschlands Stolz	3.50 „	Mexiko	5.60 „
Glückauf	4.20 „	Hansi	5.80 „
El Conde	4.80 „	Unser Mann	5.80 „
Vorstenlanden	4.80 „	Lyra	8.50 „

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen.

Erste Pfälzer genossenschaftliche Zigarrenfabrik, E. G. m. b. H., Berg i. d. Rheinpfalz.

Anerkennungen: Zigarren sind vorzüglich. Bettingen, 28. Nov. 1912. Gg. Andr. Adler. — Zigarren sind sehr gut und preiswert. Münster i. Westf., 30. Nov. 1912. Wemer, Revisor. — Die Ware ist zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen. Mittelstetten, 6. Dez. 1912. Schneider, Vorsteher. — Wir sind mit vorher gelieferten Zigarren vollständig zufrieden. Herzsprung, 9. Dez. 1912. H. Kersten, Rendant. — Mit Ihrer letzten Sendung war ich recht zufrieden. Neustadt, 11. Dez 1912. A. W. Heitzmann, Kgl. Gerichtssekretär. — Zigarren sind gut ausgefallen. Dernbach (Krs. Neuwied), 20. Jan. 1913. Friedrich Hütt.

Anläßlich des 25 jährigen Priesterjubiläums des hochwürdig. Herrn
P. Bonaventura
O. Pr. sind bei mir die
neuesten photographischen Aufnahmen
des Jubilars (in Zivil und im Habit) in künstlerischer Ausführung erschienen.
Preise: Als Postkarte 30 Pfg. Kabinettformat 2.50 M., Empireformat 3.50 M.
Max Pfundheller,
Buchhandl., Berlin NW, Levetzowstraße 25. Telephon Moabit 9505.

KIRCHENGLOCKEN UND GLOCKENSTÜHLE
LIEFERT DIE SPEZIALFIRMA F. Hamm. AUGSBURG TEL: 2070

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „A. R." die höchste Abonnentenzahl auf.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M 2.60, (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Fres. 3.44, Luxemburg Fres. 3.40, Belgien Fres. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Fres. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Fres. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Fres. 4.25, Griechenland Kr 3.78, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Fres. 4.45, Portugal Reis 780, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: Eugen Abele;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 42. München, 18. Oktober 1913. X. Jahrgang.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

16. bis 18. Oktober 1813.

Von Dr. Edgar Fleig.

Mit dem Ablauf des Waffenstillstandes zu Poischwitz, dem Scheitern der Verhandlungen zu Prag zwischen Napoleon und Oesterreich und dem Anschluß des letzteren an die vierte Koalition begann der zweite, wichtigere Aufzug des großen Dramas. Die unerklärliche Hartnäckigkeit, in der ein finsteres Geschick den Gewaltigen gefangen hielt, hatte die habsburgische Monarchie in das Lager der Verbündeten gedrängt. Aus der verwirrenden Fülle der mit furchtbarer Schnelligkeit sich ablösenden Ereignisse, welche lawinengewaltig das Werk des Kaisers und dessen Schöpfer selbst in den Abgrund rissen, erhebt sich für den Beschauer der **eine**, fast wie eine hochmütige Verhöhnung des Genialen klingende Gedanke: Das größte politische Genie, der berechnendste aller Feldherrn hat durch seine politischen und strategischen Fehler in diesen kurzen zwei Monaten selbst die Lawine gelöst, abgesehen von den anderen Kräften, welche beim jähen Sturze des großen Mannes tätig waren.

„Diejenigen, welche mich tadeln (mit Oesterreich nicht Frieden geschlossen zu haben), haben niemals aus Fortunas berauschendem Becher getrunken", erklärt der Einsame auf Elba im Hinblick auf seine Haltung und läßt mit sympathischer Aufrichtigkeit das Motiv erkennen, das ihn, den von Fortuna so Bevorzugten, in diesen schicksalsschweren Stunden geleitet. „Durch zu großes Vertrauen auf meinen Genius und meine Soldaten bin ich vom richtigen Wege abgekommen." Die Glücksgöttin hielt für den Vermessenen eine furchtbare Strafe bereit, sie hatte ihn bereits ihrer finsteren Schwester, der rächenden Göttin, ausgeliefert.

Alsbald nach Wiederausbruch des Kampfes war Napoleon in die zentrale Lage gedrängt worden, die er selbst stets so meisterhaft gewählt, und die so oft das Geheimnis seiner Siege war. Die überaus energischen Gegner hatten dem großen Strategen diese Lage aufgezwungen, und sie sollte sein Verhängnis werden, nachdem sie ihn oft genug zu großen Erfolgen geführt hatte. Dresden hatte der Kaiser als Mittelpunkt seiner Stellung gewählt. Auf allen Punkten bedrohten ihn die sehr geschickt manövrierenden Verbündeten. Hätte der Kaiser überall zugleich sein können, um mit seiner Persönlichkeit oder seinen Maßregeln einzugreifen, er hätte manchen Mißerfolg vermeiden können. Macdonald, welcher die französische Hauptstellung vor Blücher schützen sollte, wurde von dem Alten im tiefen Katzbachtale am 26. August, einem regnerischen Spätsommertage, festgehalten. Die blutige Schlacht wurde durch eine von Blücher geleitete Attacke preußischer und russischer Kavallerie gegen Macdonald entschieden. In der Nacht zum 27. August befahl der französische Befehlshaber den Rückzug seiner gesamten Truppenmacht. Die ermüdeten Franzosen wurden in den folgenden Tagen fortgesetzt von den nachdrängenden Siegern beunruhigt und erlitten schwere Verluste an Reitern und Material. Napoleon wollte die Entscheidung bei Dresden herbeiführen. Mit Meisterschaft und der ihm hier vor der sächsischen Hauptstadt noch eigenen Schlagfertigkeit wußte er die Zaghaftigkeit der Verbündeten zu durchschauen und auszunützen. Im Hauptquartier der Alliierten war man nicht einig über die Taktik und verlor dadurch kostbare Zeit. Die finstere, zähe Entschlossenheit, der unerschütterliche Mut der Verbündeten, mit dem sie die aufgenötigte Schlacht annahmen, standen der frohen Hoffnung Napoleons gegenüber, der überall, wo seine wohlbekannte Gestalt im grauen Ueberrock erschien, Begeisterung und Beruhigung hervorrief. Die zweitägige Schlacht, bei strömendem Regen geschlagen, der die Gewehre völlig nutzlos machte, endigte durch das persönliche Eingreifen des Sieggewohnten mit einer verlustreichen Niederlage der Verbündeten (26. u. 27. August). Es war der letzte seiner großen Siege auf deutscher Erde! Aber die treuen Kämpfer verzagten nicht, und des Kaisers Geschicke vollendeten sich von diesem Tage ab mit auffallender Raschheit. Es war, wie wenn eine unsichtbare Macht Napoleon davon abgehalten hätte, seinen Erfolg auszunützen. Bereits am 23. August war der treffliche Oudinot bei Großbeeren geschlagen worden. Vandamme verlor bei Kulm und Nollendorf Schlacht und Freiheit. Diese Niederlage zwang Napoleon zur völligen Aenderung seines Feldzugsplanes. Bei Dennewitz erlitt Marschall Ney einen Mißerfolg, bei Wartenburg erfocht York einen Sieg. Jede Bewegung der verbündeten Heere war von jetzt an gegen Leipzig gerichtet, und der greise Blücher marschierte an der Spitze. Er drängte sich zwischen den versprengten französischen Heeresteilen hindurch gegen die sächsische Ebene. Auch Napoleon erkannte die Bedeutung Leipzigs und mit gesteigerter Unruhe wandte er seine Blicke dieser Stadt zu.

Nur wenigen Schlachten, die im Laufe der Jahrhunderte geschlagen wurden, kommt weltgeschichtliche Bedeutung zu. Mit vollem Rechte aber nennt die Geschichte das blutige dreitägige Ringen an der Elbe eine Völkerschlacht, nicht allein wegen der bunten Schar der Streiter, sondern auch wegen ihrer in die Geschicke Europas tiefeinschneidenden Wirkung. Die große, mit fieberhafter Spannung erwartete Entscheidungsstunde nahte: Sollte der gewaltige Mann, vor welchem das schwer heimgesuchte Europa seit nahezu zwei Jahrzehnten sich beugte, gegen den es sich jetzt in mannhaftem Entschluß, in froher Hoffnung und in starker Einigkeit erhob, sollte dieser Große weiterhin dem leidgeprüften Erdteil seinen Willen aufzwingen, oder sollte das Geschick endlich ein Einsehen haben und den ehrgeizigen Eroberer von seiner unnahbaren Höhe herabstoßen und den friedebedürftigen Landen das köstliche, längst nicht mehr gekannte Gut des Friedens, der Ruhe und der Selbständigkeit schenken? Das war die große Frage, die auf den Lippen jedes echten Patrioten schwebte. Fürwahr eine erhabene, eine ernste Stunde, wie sie das Weltwerden nur selten heraufführt, eine Stunde, da alles gleichsam den Atem anhält, um den Schicksalsspruch zu vernehmen! Fortuna war von ihrem Günstling geschieden in dem Augenblicke, da Napoleons Unterfeldherr bei Kulm und Nollendorf geschlagen und gefangen wurde und die große Armee der Verbündeten durch die westlichen Pässe des Erzgebirges gegen die Ebene von Leipzig marschierte. Der große Stratege mußte jetzt entweder in aller Eile deutschen Boden verlassen oder den Kampf da aufnehmen, wo es sein stärkerer Gegner wollte. Er, der dem Kampfe nie ausgewichen war, wählte das letztere. Die Nachricht, daß Blücher sich westlich hinter die Saale zurückziehe, um mit Schwarzenberg Fühlung zu nehmen, läßt im Geiste des Kaisers den kühnsten seiner Pläne reifen. „Um alle ihre Anschläge zunichte zu machen, will ich nach der Elbe marschieren. Dort bin ich im Vorteil, da Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden in meinen Händen sind." Also seine ganze und wohl letzte Hoffnung war die mit Festungen besetzte Stromlinie der Elbe! Nie in seinem Leben hatte wohl Napoleon so unruhige Tage zu durchleben. Wie die Landschaft bei Düben, wo er länger weilte, in herbstlicher Trauer, in Nebel gehüllt vor ihm lag, so ungewiß lag vor seiner Seele sein künftiges Geschick. „Umgeben von Karten und Depeschen und unterstützt von seinem aufmerksamen Geographen und besorgten Sekretär, verbrachte er

einen großen Teil der Zeit damit, lange Briefe auf ein Blatt Papier hinzuwerfen, wobei er in nervöser Spannung lauschte, ob nicht Pferdegetrappel das Nahen eines Kuriers ankündigte", berichtet ein lebendiges Bild von der Unruhe des großen Kaisers. Schwere Sorgen drückten auf seine Seele, als er am Abend des 14. Oktober vor Leipzig anlangte. Verschiedene Nachrichten lauteten bedenklich. Die Verbündeten hofften Bayern zu gewinnen. Der Aufmarsch ihrer Truppen im Norden und Nordosten der Stadt vollzog sich rasch. Der heldenmütige König von Neapel hatte versagt und war bei einem wichtigen Aufklärungsgefecht geschlagen worden. Ziemlich kühl empfing der Gebieter in seinem bescheidenen Quartier zu Reudnitz seine Marschälle. Gegen den Ofen gelehnt, machte er verschiedenen den Vorwurf, in der Erfüllung ihrer Pflicht säumig gewesen zu sein. „Ach, geben Sie mir nur meine alten Soldaten wieder, wie ich sie in Italien hatte, und ich will Ihnen zeigen, daß ich noch derselbe bin", entgegnete Augereau seinem Herrn auf dessen Vorwurf, er sei nicht mehr der Augereau von Castiglione. So stand es um die Marschälle, so stand es um die Soldaten!

Am Morgen des 16. Oktober war die Lage um Leipzig folgende: Bei Wachau und Liebertwolkwitz, eine Meile südlich und südöstlich der Stadt, zog sich Napoleons Aufstellung über Hügelgelände hin. Der rechte Flügel lehnte sich an die Pleiße. Das Zentrum stand auf beiden Seiten der nach Dresden führenden Straße. Der linke Flügel stützte sich auf die Parthe. Die französische Armee betrug 177000 Mann. Die Verbündeten standen in weitem Bogen mit der Front nach Süden bei Möckern, Paunsdorf, bis hin gegen Wachau. Sie zählten auf dieser Linie 190000 Mann. Der Kaiser und Murat ritten eben an der Hügelkette bei Liebertwolkwitz entlang, als um 9 Uhr morgens drei rasch aufeinanderfolgende Kanonenschüsse aus den Reihen der verbündeten Artillerie das Zeichen zur großen Völkerschlacht gaben. Sechs Stunden dauerte der Kanonendonner, ohne irgend eine Entscheidung herbeizuführen. Da griff Macdonalds Korps, dem Befehle des Kaisers folgend, von Taucha her ein. Die überraschten Gegner wichen zurück. Napoleon befahl einen Kavallerieangriff. Der König von Neapel führte ihn mit 12000 Reitern aus. In rasender Eile stürmten die Scharen die vom langen Regen aufgeweichten Abhänge hinauf. Die Kanoniere wurden niedergehauen. Die russische Infanterie ward umringt. Aber die Kraft der Pferde war erschöpft. Kosaken und schlesische Kürassiere führten einen Gegenangriff aus. Die französischen Brigaden wichen in großer Unordnung zurück, und die Verbündeten faßten durch eine letzte Anstrengung wieder festen Fuß. Der unentschiedene Kampf bei Wachau hatte beide Teile etwa 20000 Mann gekostet. Im Nordwesten wurde Marmont plötzlich von Yorks Korps angegriffen. Um Möckern kämpfte man in heißem Ringen. Blücher sandte Eilboten zu Bernadotte, der noch weit nördlich stand. Der greise General wollte das ganze Korps Marmont gefangen nehmen. Die unbestimmten, einander widersprechenden Befehle Napoleons zeitigten gerade hier bei Möckern schlimme Folgen. Der tapfere Marmont mußte weichen. Der Tag war besonders an dieser Stelle äußerst blutig gewesen. Es war ein trüber Sonntag, welcher jetzt über Leipzig heraufzog. Tod, Verwüstung und Elend hatten sich über die herbstlichen Gefilde gelegt. In der Stadt vernahm man die Klagen der geängstigten Bewohner und die Schmerzenslaute der zahllosen Verwundeten. Napoleons Geist war noch nicht gebrochen. Seine Gedanken jagten sich, als er mit Murat bei unaufhörlichem Regen auf den Pleißedämmen auf und niederging. Seine immerhin bedenkliche Lage erkennend, dachte er an Verhandlungen. Aber die verbündeten Monarchen ließen den Friedensboten nicht vor. Sie hatten ihre Lücken füllen, sich um 100000 Mann verstärken und den eisernen Ring enger schließen können. Napoleon konnte nur 15000 Mann Ersatz heranziehen. Jetzt standen 150000 Franzosen und Vasallentruppen der fast doppelten Zahl der Verbündeten gegenüber. Als längst die Dunkelheit über die Stätte des Elends sich gebreitet hatte, zog der Kaiser seine durchnäßten, halb verhungerten Truppen näher an die Stadt heran. Alle Völker Europas schickten sich an, ihren großen Gegner in einem zweiten blutigen Waffengange zu erdrücken. Die Streiter von den Alpen bis zur asiatischen Grenze des Zarenreiches, ja sibirische Baschkiren, die Kämpfer Preußens, Englands, Schwedens und Oesterreichs, sie alle beseelte der eine Wille, den Großen des Jahrhunderts zu vernichten. So ungleich der Kampf war, so ungünstig sich auch Napoleons Lage infolge des späten Befehls zum Rückzuge in die Stadt gestaltet hatte, so wehrten sich seine Veteranen und jungen Soldaten mit Heldenmut, nicht mehr um dem Gebieter einen neuen Sieg zu erkämpfen, sondern um seine und ihre Ehre zu retten. Aber auch die Kämpfer der Verbündeten stritten für ein hohes Gut mit freudiger Begeisterung, mit grenzenlosem Opfermute und darum unüberwindlicher Tapferkeit. Ihre Feldherrn entfalteten eine nie gekannte Geschicklichkeit und Zielsicherheit. Das große Endziel des opferreichen Kampfes führte sie zu starker Einheit zusammen. In der Nähe von Probstheida, östlich von Leipzig, bei einer halb verfallenen Windmühle — ein Symbol der zerfallenden Größe — nahm Napoleon mit seinem Stabe Aufstellung. Die verbündeten Monarchen verfolgten auf einem Hügel, weiter südlich, die Entwicklung des großen Schauspieles. Im Nordosten rückte Bernadotte näher und bedrohte den linken französischen Flügel. Blücher drängte die Gegner durch die westlichen Vorstädte an die Stadt heran. Bei Paunsdorf setzten die Verbündeten mit gutem Erfolge ein. Hier waren die Sachsen zu ihnen mit lautem Hurrah übergegangen. Auch des Imperators Erscheinen, welches so oft in kritischer Stunde den Sieg gerettet hatte, konnte das Verhängnis nicht mehr bannen. Die Verbündeten ließen sich nicht aufhalten. Die deutschen Brüder, welche bis dahin noch bei den Fahnen ihres Bezwingers gestanden, die Rheinländer, Württemberger, die Bayern und die Badener schlossen sich ihren siegreichen Stammesgenossen an. Marmont und Ney wurden im Norden und Nordosten geschlagen. Den Franzosen gingen die Kanonenkugeln aus. Der zweite Tag des Völkerringens war für den Herrn Europas verloren. Als die Nacht sich niedersenkte, kehrte der Imperator erschöpft und von finsteren Sorgen begleitet nach der Windmühle zurück. Der Befehl zum Rückzug wurde gegeben. „Dann sank der Kaiser neben einem Wachtfeuer auf einer Bank in tiefen Schlummer, während seine Generale in traurigem Schweigen vor sich niederblickten. Ringsherum vernahm man in der Dunkelheit das Toben der letzten Kämpfe, das Stöhnen der Verwundeten und das dumpfe Getöse der im Rückzuge begriffenen Truppen. Nach einer Viertelstunde fuhr der Besiegte aus dem Schlafe empor, warf einen erstaunten Blick auf seinen Stab . . ." So weiß ein Napoleonbiograph uns über diesen Augenblick zu berichten. Drüben aber im Lager der Sieger war freudige Begeisterung eingezogen. Die Tapferen hatten ihren heißerkämpften Lohn erhalten. Es war ein tieffeierlicher Augenblick, als Fürst Karl von Schwarzenberg, der Oberfeldherr der Verbündeten, den drei Monarchen die Niederlage Napoleons meldete. Der Rückzug der geschlagenen Armee durch die Stadt nach Westen ward zu einer entsetzlichen Katastrophe. Der bunte Knäuel der Flüchtlinge wand sich mühsam durch die engen Gassen, über die schmalen, schwachen Brücken dem westlichen Stadttor zu. Unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich der Armen, als die Kanonenkugeln das schmutziggelbe Wasser der hochgeschwollenen Elster und Pleiße aufpeitschten oder in die Reihen der Geängstigten schlugen. Aus den befreiten Vorstädten klang das Freudengeläute der Glocken herüber und riefen dem Kaiser das bedeutungstiefe Lebewohl von deutscher Erde zu. Um das Unglück dieses Unglückstages zu vollenden, wurde die Brücke vor dem westlichen Tore zu früh in die Luft gesprengt. Unzählige fanden den Tod in den Fluten. Vom südlich gelegenen Lindenau aus überwachte der Kaiser den Abzug seiner Armee, vergeblich Ordnung in dieselbe zu bringen versuchend. Die Ruhe der stumpfen Resignation war bei ihm eingekehrt. Bisweilen nur wandte sich sein finsterer Blick dem furchtbaren Schauspiele zu, das sich vor seinen Augen entrollte. Die Gedanken, die ihn da erfüllen mußten, sind für die Welt ein Geheimnis geblieben. Als der Abend hereinbrach, ritt er gegen Westen davon. Da wurde manche Verwünschung aus den Reihen der Elenden dem vorüberreitenden Kaiser nachgesandt. Ein seltsames Zusammentreffen wollte es, daß gerade ein Jahr dahingegangen war, daß die „Große Armee" von Moskau aufbrach. Der große Feldherr war der Feldherrnkunst seiner Gegner unterlegen. Das erhöht den Wert des herrlichen Sieges des geeinten Europa. Er war teuer erkauft. Die Riesenschlacht kostete beide Teile je etwa 45000 Mann. Aber der hohe Einsatz ward überreich gelohnt. Freiheit und Freude zogen in deutschen Landen ein, und ohne Zweifel hat man in diesem Völkerringen den Beginn einer neuen Zeit zu erblicken. Am bedeutungsvollsten jedoch ist die dreitägige Schlacht für Deutschland geworden. Wenn auch spät erst hat die Vernichtung Napoleons ihre segensvollen Wirkungen getan. Sie entsprechen dem hervorragenden, denkwürdigen Heldenmut, den Deutsche in diesen Schicksalstagen geoffenbart. In freudiger Einheit, die in den Herbsttagen vor 100 Jahren ihre zarten Ansätze gezeigt, gedenkt das neue Deutschland in allen Formen des großen Sieges.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur hochpolitischen Lage.

Für etwas Abwechslung haben der französische Präsident und der spanische König gesorgt. Von dem Besuch des Herrn Poincaré erwartete man Wunderdinge; die Pariser Presse hatte ein regelrechtes „Bündnis" der beiden Länder angekündigt. Die Trinksprüche stellten aber nichts weiter fest, als die herzliche Entente. Als dritter Ententebruder stellte sich England ein, indem die Londoner Regierung ihren „Invincible" nach Cartagena sandte zu dem spanisch-französischen Flottenfest. Wenn Poincaré und König Alfons ein förmliches Bündnis abgeschlossen hätten, so würden wir deshalb auch nicht auf den Rücken fallen. Das schwache und ewig geldbedürftige Spanien ist ein Hinterland von Frankreich, auf das der Dreibund niemals rechnen konnte. Auch im Jahre 1870, als von Prim die Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron aufgestellt wurde, hat Fürst Bismarck gewiß nicht auf die Bundesgenossenschaft Spaniens spekuliert. Wir haben den Krieg keineswegs wegen dieser Kandidatur geführt; die war alsbald fallen gelassen worden, und in Deutschland hätte sich keine Hand geregt, wenn Napoleon einen Mann seiner Wahl auf den spanischen Thron gesetzt hätte. Der Krieg wurde bekanntlich provoziert durch die beleidigende Forderung, daß König Wilhelm nachträglich noch erklären sollte, es werde nicht wieder vorkommen. Wenn wir Spanien in unsere Schutzgenossenschaft aufnehmen wollten, so hätten wir viele Lasten und Gefahren, aber keine reellen Vorteile. Man sagt, Frankreich würde durch die Verbindung mit Spanien im Kriegsfalle wesentlich erleichtert, da es an den Pyrenäen keine Truppen aufzustellen brauchte und den Genuß der spanischen Häfen, sowie der Passage für seine Kolonialtruppen hätte. Ob beträchtliche Teile der französischen Armee im Süden gefesselt würden, hinge im Einzelfall nicht von dem schwachen Spanien, sondern von dem stärkeren Italien ab, und über die Benutzung der Häfen und der zugehörigen Landwege entscheidet schließlich England mit seiner übermächtigen Flotte. Solange England auf seiten Frankreichs steht, müssen wir uns bei der Suche nach Hilfsmitteln und Bundesgenossen auf den Umkreis beschränken, der von der Landarmee zu bestreichen ist.

Die englische Seeherrschaft zieht unserer Weltpolitik überhaupt ihre Grenzen, — was bei den Ansprüchen, die unsere Alldeutschen an das Auswärtige Amt stellen, oft verkannt wird. In der Marokkopolitik machte unsere Regierung die „Geste von Agadir"; sie konnte aber damit nur die Einleitung von ernsthaften Kompromißverhandlungen erzwingen. Die Okkupation von Südmarokko war unmöglich, da wir nicht die Flotte hatten, welche diese Erwerbung gegen England hätte verteidigen können. England weiß den hochpolitischen Wert seiner Ueberlegenheit zur See sehr wohl zu würdigen. Neuerdings hat derselbe Marineminister Lord Churchill, der vor kurzem noch mit dem „Weltfeierjahr im Flottenbau" sich als Friedensengel aufspielte, die „Notwendigkeit" verkündet, daß England den angeblich verlorenen Vorsprung durch Beschleunigung seiner Schiffsbauten einhole. Wenn Deutschland irgend eine Beschleunigung in der Ausführung seines Flottenplanes verkündete, so würde in England eine große Entrüstung über den Friedensstörer ausbrechen. Wir nehmen die Erklärung Churchills mit Ruhe hin, da wir trotz seiner früheren Schönrederei und trotz der Besserung der englisch-deutschen Beziehungen nichts anderes erwartet haben, als daß England so viel Schiffe baut, als es bezahlen und bemannen kann, um unbedingt die See und damit nach Möglichkeit die Welt zu beherrschen.

Daran können wir nichts ändern, ebensowenig an der Tripleentente und der Verstrickung Spaniens.

Der österreichische Thronfolger soll als Jagdgast nach England gehen. Einige vermuten, daß man bei dieser Gelegenheit den Versuch wieder aufnehmen könnte, mit dem König Eduard seinerzeit gescheitert ist: Oesterreich von Deutschland ab auf die Seite des englischen Konzerns zu ziehen. Als ob die natürlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Klammern, die Oesterreich und Deutschland vereinigen, inzwischen rostig geworden wären! Die Hauptsorge ist vielmehr, daß wir Italien bei der Stange halten.

Durch die Feste und Phrasen von Madrid ist die Aufmerksamkeit vom Balkan etwas abgelenkt worden. Leider ist inzwischen noch keine Lösung der dortigen Schwierigkeiten eingetreten. Die türkisch-griechischen Verhandlungen stehen noch im Anfang des Anfangs. Der Sultan hat eine Demobilisierung auf dem Papier angeordnet; König Konstantin von Griechenland aber hat soeben eine Proklamation an sein Heer erlassen, um die heimwehsüchtigen Truppen mit der Fortdauer der Kriegsbereitschaft zu versöhnen. An der albanischen Grenze wollen die Serben fortgesetzt Erfolge erzielt haben; doch neuerdings wird von den Albaniern behauptet, daß sie zwischen Ipek und Dschakova gesiegt und eine wichtige Position besetzt hätten. Eine Ueberschreitung der Londoner Grenzen haben sich die Serben bisher nicht gestattet. Herr Paschitsch soll freilich gesagt haben, Serbien werde zur Vorbeugung von weiteren Einfällen mehrere strategisch wichtige Stellungen in Albanien besetzen. Die Beschwichtigungs-Hofräte versichern demgegenüber, er habe höchstens davon gesprochen, daß Serbien bei den Großmächten auf eine Veränderung der Grenze nach den strategischen Bedürfnissen hin arbeiten werde. Auch eine solche Ankündigung würde nicht sehr freundlich und friedlich sein.

Aus der übrigen Welt ist zu melden, daß die Dinge in Mexiko durch einen Gewaltstreich des Präsidenten gegen den Kongreß sich wieder unsicherer gestaltet haben, daß dagegen im fernen Osten durch die glatte Wahl Yuanschikais zum Präsidenten der Republik China und die freundliche Begrüßung des neuen Staatsoberhauptes von seiten des japanischen Kaisers die Krisengefahr beschworen zu sein scheint.

Die wirtschaftspolitische Entwicklung.

In den Vereinigten Staaten ist man mit der Revision des Zolltarifes prompt fertig geworden. In Deutschland steht die Erneuerung des Zolltarifes und der Handelsverträge als Hauptaufgabe des nächsten Jahres vor der Türe.

Unsere Linkspolitiker möchten freilich die Erneuerung des deutschen Tarifs zum Abbau der Schutzzölle benutzen. Sie halten uns Nordamerika als Muster vor. Aber das ist kein exemplum movens. Unser Tarif ist nicht so übertrieben, wie es der amerikanische war, und das deutsche Volk leidet nicht so unter der Trustwirtschaft, wie die „freien" Leute in den Vereinigten Staaten. Auch nach der Ermäßigung, die Präsident Wilson durchgesetzt hat, ist Nordamerika noch schutzzöllnerischer, als wir. Jedes Land muß sich die Decke nach seinen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen. Hoffentlich wird unser Handel nach Nordamerika einen frischen Aufschwung nehmen. Dabei brauchen wir aber noch nicht Dank zu sagen, denn wir bilden nächst England den besten Abnehmer der amerikanischen Produkte. Deshalb darf man auch wohl erwarten, daß Nordamerika die neuerdings brennend gewordene Frage, ob die deutschen Schiffe trotz des alten Meistbegünstigungsbetrages den übereilt beschlossenen Zuschlagszoll von 5% auf Einfuhr unter „fremder" Flagge zahlen sollen, zu unseren Gunsten entscheidet.

Die Erneuerung des deutschen Zolltarifs wurde bekanntlich günstig eingeleitet durch die Besprechung unter den wirtschaftlichen Vereinigungen in Leipzig. Einen Rückschlag suchte der Hansabund herbeizuführen durch eine hinterhältige Resolution, die den alten Agrarierhaß von neuem proklamierte. Jetzt ist aber die nationalliberale Reichstagsfraktion auf ihrer Tagung in Wiesbaden von „unserem Rießer" abgerückt und hat sich bündig für die Erhaltung des bestehenden Schutzes der Industrie wie der Landwirtschaft ausgesprochen. Die beigefügte Verwahrung gegen extreme Verschärfungsforderungen bildet kein Hindernis für die gemeinsame Arbeit der positiven Parteien auf dem wirtschaftspolitischen Gebiet. Die Anregungen auf eine sozialpolitische Reaktion hat man in Wiesbaden an eine Kommission verwiesen. Hoffentlich werden dauernd diese Dinge auseinandergehalten. Erst müssen wir den Zolltarif und die Handelsverträge auf 12 Jahre erneuern. Das übrige wird sich später finden, und die Arbeiter dürfen sicher sein, daß das Zentrum ihre berechtigten Interessen wahrt.

Die sogenannte Welfenfrage

soll nun baldigst zur Erledigung im Bundesrat gelangen. Halbamtlich hat man eine neue mündliche Erklärung des Prinzen Ernst August veröffentlicht, wonach er die Umdeutungen seiner Berufung auf den Treueid abweist und sich durch denselben „für immer" gebunden erklärt. Trotzdem bleiben die liberalen Welfenfeinde und leider auch die meisten Konservativen Norddeutschlands bei der Forderung, daß ein förmlicher „Verzicht" erfolgen müsse. Die Drohung mit einem neuen „Novembersturm" wiederholt sich. Es ist ein offenbarer Unsinn, daß man von dem eidlich verpflichteten Schwiegersohn des Kaisers oder gar von dessen Deszendenz, den Enkeln des Kaisers, eine Gefahr für das Reich und den preußischen Besitzstand erwartet. Aber es gibt Leute, die teils aus Liebhaberei, teils aus Parteiinteressen den Kampf gewerbsmäßig bis aufs äußerste betreiben. Das Zentrum zeigt sich hier nicht bloß als die friedlichste, sondern auch als die echt monarchische Partei.

Der neueste Stand der bayerischen Königsfrage.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Seitdem die „Allgemeine Rundschau“ in den Aufsätzen „Legendenbildungen“, „Nochmals: Zur bayerischen Königsfrage“ (Nr. 40) und „Landtagsbeginn in Bayern“ (Nr. 41) einen kräftigen Anstoß zur Wiederaufrollung der Königsfrage gegeben hat, ist eine lebhafte Diskussion in Fluß gekommen, an der sich die Presse sämtlicher politischer Richtungen beteiligt. Nulla dies sine linea — kein Tag ohne einen oder mehrere Artikel zur bayerischen Königsfrage. Das ist im Interesse der Sache sehr zu begrüßen, denn die Untersuchungen haben keineswegs, wie man mancherorts zunächst anzunehmen geneigt war, bloß den Wert akademischer Erörterungen, sondern führen in ihrem Fortgang ersichtlich zu dem Ergebnis, durch Beischaffung von Material zur Klärung der Sach- und Rechtslage ein späteres praktisches Vorgehen zu erleichtern. Ueber das Ziel, die im Interesse der Wohlfahrt des Landes im innern und des Ansehens nach außen notwendige Beseitigung der Regentschaft, herrscht unter den bürgerlichen Parteien volle Einigkeit. Die „M. N. N.“ (Nr. 516) nennen den jetzigen Zustand mit Recht unmöglich, widersinnig. Und wenn es noch eines Beweises für die Dringlichkeit der Ordnung der Verhältnisse bedurft hätte, dann ist es die Art und Weise, wie die sozialdemokratische Presse sich in die Diskussion über das Königsproblem einmischt, sie für ihre subversiven Tendenzen auszunützen und eine Regelung im Sinne der monarchischen Idee zu hintertreiben sucht. Die „M. Post“ wendet ganze Spalten auf, um die von Hollweck, Kausen, Bloch vertretene Auffassung als „Staatsstreich“ und „monarchischen Umsturz“ zu diskreditieren. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Durch eine baldige energische Tat im Sinne der Lösung des Königsproblems würde diesem Treiben ein Ende gemacht werden. Im übrigen hat es keinen Zweck, mit einer Partei welche die Vernichtung der Monarchie und Aufrichtung der Republik als Programmsatz führt, und mit einem Blatt, das den Wert des monarchischen Systems nach den Leistungen „an monarchischer Repräsentation, an Reisen, Reden, Ordensverleihungen, Geschenken von Bildern in silbernen und goldenen Rahmen, Verabreichung von Broschen und Busennadeln“ („M. Post“ Nr. 237) bemißt, über das Königsproblem zu disputieren.

Die liberale Presse zieht sich im wesentlichen auf den von der Kammerfraktion seinerzeit beim Wechsel der Regentschaft eingenommenen Standpunkt zurück, daß sie die Königsfrage auf verfassungsmäßigem Wege unter Mitwirkung des Landtags lösen wolle, und erklärt, daß auf diesem Standpunkte die Fraktion auch heute noch stehe („M. N. N.“ Nr. 512), was auch der linksliberale Abgeordnete Quidde in einer Münchener fortschrittlichen Versammlung versicherte („M.-Augsb. Abdztg.“ Nr. 281). Die „Liberale Landtagskorrespondenz“ hält es sogar für nötig, die Regierung vor den „gefährlichen Wegen“ der Proklamation zu warnen („M. N. N.“ Nr. 518). Allein es bleibt abzuwarten, ob die Fraktion sich ganz dem Gewicht der Blochschen Deduktionen wird entziehen können, wie auch die „M. N. N.“ (Nr. 516) dieselben nicht ohne weiteres von der Hand weisen, sondern nur meinen, ob das Blochsche Gutachten für Bayern gelte, sei noch nicht erwiesen. Bemerkenswert ist auch, daß die „München-Augsb. Abendztg.“, welche die ganze Erörterung mit Ruhe und Objektivität verfolgt und unter sorgfältiger Registrierung aller Stimmen in Nr. 280 betont: „Mit besonderer Begeisterung setzt sich dafür (die Proklamation) die „Allgemeine Rundschau“ des verstorbenen Herrn Dr. Kausen ein“, in ihrer Nr. 281 vom 10. Okt. „einem alten Schüler Pözls“ das Wort gibt, welcher in denselben Gedankengängen zu dem gleichen Resultat gelangt, wie Bezirksamtmann a. D. Wirschinger in Nr. 30 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 26. Juli d. Js., welcher bekanntlich bezüglich der Sukzessionsfähigkeit des Königs Otto, wenn auch auf anderem Wege, zu derselben Auffassung kam, wie Dr. Kausen und Bloch, aber gleichwohl für die definitive Regelung der Frage eine Mitwirkung des Landtages vorsah, also eine vermittelnde Stellung einnahm.

Aus der Zentrumspresse verdient ein Artikel der dem Abgeordneten Dr. Pichler nahestehenden „Donauzeitung“, besondere Beachtung, den wir in Nr. 279 der „München-Augsb. Abendztg.“ wiedergegeben finden, und in dem es heißt:

„Aus der Kenntnis unserer Zentrumswählerschaft weitester Kreise heraus können wir nur bestätigen, daß das Volk nichts lieber sähe, als ganze Arbeit. Das Volk würde sich freuen, wieder seinen König in seiner Mitte am Wohle des Landes arbeiten sehen zu können. Und niemand würde die Sympathien des Volkes als König mehr besitzen, als gerade die volkstümliche Gestalt des jetzigen Regenten. Freilich war die Mehrheit des Zentrums der Ansicht, daß diese ganze Arbeit zu machen staatsrechtlich nicht Sache des Landtages ist. Auch nachdem Abgeordneter von Malsen — den man den Hauptwiderstand im Zentrum nennt — gestorben ist, wird das Zentrum sich nach der Rechtslage richten, die jetzt allerdings mehr geklärt worden zu sein scheint als in den Tagen des Regentschaftswechsels. Das Zentrum war nicht gegen die Regelung der Königsfrage, sondern nur gegen den Anschein, als ob die Volksvertretung gleichsam Könige absetzen und einsetzen wolle oder könne. Den Landtag geht nach der Rechtslage die Königsfrage nichts an, dies ist Sache des Regenten und seiner Berater. Eine Klärung ist nun insofern eingetreten, als schon Professor Dr. Hollweck nach dem kanonischen Recht nachwies, daß ein langjährig und unheilbar Geisteskranker als geistig tot und darum als regierungsunfähig anzusehen sei. Weiterhin hat sich Rechtsanwalt Dr. Bloch I in München bemüht, nachzuweisen, daß die Bestimmungen der Goldenen Bulle über den Ausschluß regierungsunfähiger Erbprinzen für Bayern noch Geltung hätten und daß demnach die Beendigung der Regentschaft geboten sei.... Wenn so rechtlich nichts mehr einer Umwandlung der Regentschaft in das Königtum Ludwigs entgegensteht, wenn die Lösung dem Begriff des Gottesgnadentums nicht widerspricht — die Anhänger des Zentrums werden mit Jubel den neuen König Ludwig III. begrüßen.“

Auch das „N. Münchener Tagbl.“ (Nr. 283) gibt im Anschluß an die Auffassung Hollwecks und Blochs dem Wunsche Ausdruck, Prinz Ludwig möge als Bayerns König die Geschicke des Landes leiten, und fährt dann fort:

„Mit mehr oder weniger folgerichtigen Konstruktionen läßt sich der gesunde Menschenverstand auf die Dauer nicht knebeln und die unentwegten legitimistischen Doktrinäre sollten letzterdings doch selbst fühlen, daß sie mit dem „geistesgestörten“ König von Gottes Gnaden dem Gottesgnadentum selbst einen Stoß geben. Jeder, der die Initiative ergreift, um in dieser längst für die Entscheidung reifen Frage eine endliche Lösung zu bringen, darf der Zustimmung und des Dankes des ganzen Landes sicher sein. Nach den vorliegenden Rechtsgutachten ist es doch mehr als zweifelhaft, ob der jetzige Zustand rechtlich haltbar ist. Es ist also jetzt schon die Gefahr der Rechtsunsicherheit gegeben, und die maßgebenden Stellen hätten allen Grund, eine schnelle Entscheidung herbeizuführen.... Die beiden Kammern des Landtages würden unseres Erachtens sich und den Rechten der Volksvertretung nichts vergeben, wenn sie eventuell nach Einholung weiterer Gutachten von Koryphäen unter unseren Staatsrechtslehrern über die einschlägigen Rechtsverhältnisse den Wunsch ausdrückten, Prinz Ludwig möge sich als König von Bayern proklamieren.“

Diesen Worten, wenigstens soweit sie die Dringlichkeit des Vorgehens betonen, kann man sich unbedingt anschließen. Es ist in der Tat an der Zeit, daß ernsthafte Schritte zur Lösung der Königsfrage unternommen werden. Nachdem man sich über das Ziel einig ist, müßte bei allseitig gutem Willen, und der ist zweifellos vorhanden, auch eine Einigung über einen gangbaren Weg sich erzielen lassen. Diesen in gemeinsamer Beratung, etwa durch das Mittel einer ad hoc eingesetzten gemischten Kommission, ausfindig zu machen, sollten Kammern und Regierung als nobile officium betrachten, als vornehmste Aufgabe, die der laufenden Tagung obliegt.

Vor allem sollte man heute, wo es sich darum handelt, baldmöglichst zu einer Tat zu gelangen, die unfruchtbaren retrospektiven Betrachtungen über die „Schuld“ der Parteien an dem damaligen Scheitern der Verhandlungen unterlassen und sich lediglich an die Frage halten, wie man aus dem gegenwärtigen Dilemma herauskommen kann. Erfreulicherweise regen sich jetzt auch im Lande Kräfte, um die Angelegenheit vorwärts zu bringen. So wird nach Meldungen der Tagespresse der Bayerische Handelskammertag auf Veranlassung der Handelskammer München an diesem Mittwoch in München zusammentreten, um eine Kundgebung in der Königsfrage zu veranstalten, die „auch die Kreise des Handels, der Industrie und der Gewerbe aufs lebhafteste bewegt“. Es steht zu erwarten, so lautet die Mitteilung weiter, daß sich dieser Kundgebung noch andere offizielle Körperschaften anschließen werden.

Und auch die Staatsregierung ist jetzt aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten. Am Montag, als die vorstehenden Zeilen bereits gesetzt waren, veröffentlichte die „Staatszeitung“ (Nr. 239) mit einer nichts neues bietenden Einleitung im Wortlaut das infolge der Offenherzigkeit eines sozialdemokratischen Abgeordneten in der Hauptsache bereits bekannt gewesene Gutachten des Justizministers, welches gelegentlich des Regentschaftswechsels vom Staatsministerium einer Reihe von Mitgliedern

der beiden Kammern zur Information vorgelegt worden war und welches bekanntlich die Beendigung der Regentschaft auf dem Wege der Proklamation verwirft und den Weg einer Verfassungsänderung durch folgenden Zusatz zu § 21 Tit. II der Verfassungsurkunde empfiehlt:

„Sollte die Reichsverwesung wegen eines körperlichen oder geistigen Gebrechens des Monarchen, das ihn an der Ausübung der Regierung hindert, eingetreten sein und nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht bestehen, daß der Monarch regierungsfähig wird, so kann der Regent die Regentschaft für beendigt, den Thron als erledigt und die Thronfolge als eröffnet erklären. Der Landtag ist unverzüglich einzuberufen; es sind ihm die Ursachen, aus denen sich die dauernde Regierungsunfähigkeit ergibt, zur Zustimmung anzuzeigen."

Darnach hält also die Staatsregierung an ihrem damaligen Standpunkt fest, und da in der neuesten Publikation des Regierungsorgans jegliche Andeutung über etwa beabsichtigte Schritte fehlt, bleibt nur die Annahme, daß die Staatsregierung sich zunächst abwartend zu verhalten gedenkt. Es ist also vorerst Aufgabe der anderen zuständigen Faktoren, in Uebereinstimmung mit dem Willen der Bevölkerung dahin zu wirken, daß es trotzdem vorwärts geht in der bayerischen Königsfrage.

Mehr Disziplin!

Von Rechtsanwalt Aug. Nuß, Seligenstadt (Hessen).

In Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" habe ich den Ruf erhoben: Mehr Korpsgeist, mehr Zusammenhalt! Dieser Ruf hat, wie ich mich überzeugen durfte, ein vielfaches zustimmendes Echo gefunden. Heute möchte ich an die Katholiken Deutschlands den heißen Wunsch und die inständige Bitte richten: Mehr Disziplin!

Mehr Selbstbeherrschung und Selbstzucht im kleinen wie im großen, das tut uns Katholiken in diesen zerrissenen Zeiten doppelt not. Seien wir in kleinen und in großen Dingen wie aus einem Guß. Selbst im kleinsten ist die Halbheit vom Uebel. Wohl in keinem Zeitalter haben die Doppelnatur und die Doppelzüngigkeit mehr Erfolge errungen als im vielgepriesenen zwanzigsten Jahrhundert. Heutzutage gibt es mehr Janusköpfe als manche ahnen. Was soll man zu Katholiken sagen, die bei ihren Geistlichen oder bei überzeugten Glaubensgenossen katholisch sind, bei liberalen und ungläubigen Menschen aber über die „Frommen" spotten? Hätten sie, von allem andern abgesehen, nur etwas mehr Selbstzucht, mehr Disziplin, so könnten sie unmöglich eine solch zweideutige Rolle spielen.

Bei den großen politischen Wahlen, wie Reichstags- und Landtagswahl, ist, wie mir scheint, noch am meisten Disziplin vorhanden, am wenigsten aber bei den Kommunalwahlen, von großen Städten abgesehen. Die bekannte kurzsichtige Kirchturms- und Vetterschaftspolitik verdirbt fast bei allen Gemeindewahlen auf dem Lande die angestrengte Arbeit der Weitblickenden. Hier ist ein überaus wunder Punkt, auf den wir im Interesse der großen Sache auch in diesem Zusammenhang hinweisen müssen. Es fehlt bei unsern katholischen Gemeindewählern sehr häufig das elementarste Verständnis für Disziplin und Befolgung der ausgegebenen Parole. Statt die betreffende Kommunalwahl, sei es Bürgermeister- oder Gemeinderatswahl, von grundsätzlichen, von sachlichen, großzügigen Gesichtspunkten aus zu betrachten und durchzuführen, stößt sich der kurzsichtige Blick namentlich in kleineren Orten an Personen, am Persönlichen, an Verwandtschaftsverhältnissen, an Kleinlichkeiten! Es würde hier zu weit führen, diesen Satz durch Beispiele aus der täglichen Erfahrung zu belegen. Jeder, der mitten in den Dingen dringestanden, wird mir recht geben. Was aber hier besonders auffällt, ist die für uns wenig schmeichelhafte Tatsache, daß bei keiner Wählergruppe die Nörgelei an Personen, insbesondere an den aufgestellten Kandidaten und führenden Männern, beliebter ist wie bei den katholischen Wählern! Die Gegner bekunden hierbei oft eine bewundernswerte Disziplin. Warum sind wir Katholiken im Gegensatz zu den Andersdenkenden oft so dumm und vergessen das Sprichwort: „Wer sich die Nase abschneidet, verschändet sich das Gesicht?" Mit dieser Kritisiersucht und diesem selbstgerechten, oft so verletzenden Nörgeln an eigenen Glaubensbrüdern, die in führender Stellung sind und für die Nörgler und Kritiker die Arbeit tun, verbindet sich vielfach eine erstaunliche Ruhe und Gutmütigkeit gegenüber den Fehlern und Schwächen der Gegner. Ist das Disziplin? Auf diesem Gebiete, in der Kommunalpolitik, muß das katholische Volk noch mehr als seither aufgeklärt, erzogen und zur Selbstachtung gebracht werden. Mehr Großzügigkeit, mehr Weitblick über die heimatlichen Kirchtürme hinaus, mehr ruhige, klare Ueberlegung, mit einem Worte: mehr Disziplin muß verlangt werden. Die Gegner zeigen uns, wie wir es machen müssen. Besonders die Sozialdemokratie könnte uns auf kommunalpolitischem Gebiete eine gute Lehrmeisterin dafür sein, wie man Disziplin zu halten hat. (Vergleiche auch Dr. Schofers Artikel: „Der Radikalismus in Baden" in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau".)

Ja, Disziplin halten. Auf der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz ist für die Katholiken beider Gruppen der Friede von Metz geschlossen und von autoritativer Stelle aus die Parole ausgegeben worden: „Lassen Sie die Fehde!" Es bedeutet daher einen Friedensbruch, eine Disziplinlosigkeit, wenn einzelne Katholiken, mögen sie Priester oder Laien sein, jetzt noch trotz des Metzer Katholikentages nicht etwa ihren Sonderstandpunkt sachlich darlegen und begründen — nein, das nicht —, sondern wiederum zum Angriff auf eigene Glaubensgenossen übergehen und über angesehene Katholikenführer herfallen, wie man kaum über den grimmigsten Gegner herfällt! Lasse man doch endlich die Fehde! Das heißt aber nichts anderes als: Halte man Disziplin! Uebe man Selbstbeherrschung, um der lauernden gegnerischen Presse keinen Grund zur Schadenfreude und zum Jubilieren zu geben! Es ist der sehnlichste und ernsteste Wunsch der überwältigenden Mehrheit der Katholiken Deutschlands, daß die Fehde endlich aufhöre. Sehr beachtenswerte Worte schrieb neulich die „Civiltà Cattolica": „Nur noch wenige vereinzelte Personen werden beiseite bleiben können mit nur geringer Gefolgschaft, aber ihren Worten wird man fortan kein Gewicht mehr beilegen können." Die Katholiken Deutschlands wollen aber, daß auch diese „Wenigen" Vernunft annehmen und Disziplin beobachten.

Disziplin gepaart mit Korpsgeist, beide verankert in bewußter, klarer Glaubensüberzeugung, das ist die unbezwingbare Wehr für die deutschen Katholiken des zwanzigsten Jahrhunderts.

Der neue Bischof von Münster.

Zu seiner Konsekration am 16. Oktober.

Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap.

Im raschen Wechsel erlebte der altehrwürdige Münsterische Bischofsstuhl eine zweimalige Neubesetzung. Der Ausgang der beiden nötig gewordenen Bischofswahlen war jedesmal vorauszusehen gewesen; in beiden Fällen wurde der Generalvikar des Vorgängers dessen Nachfolger. Dem Kölner Metropoliten darf es zur besonderen Freude und Genugtuung gereichen, wenn er am 16. Oktober seinem ehemaligen Mandatar und Vertrauten in der Führung der Ordinariatsgeschäfte, auf den er selber zuerst aufmerksam geworden, die Vollgewalt der bischöflichen Weihe vermitteln kann.

Johannes Poggenburg, Münsters neuer Bischof, ist aus dem Seelsorgeklerus hervorgegangen. Seine Wiege stand in Ostbevern, einem Dorfe unweit der Hauptstadt der Provinz. Am 12. Mai 1862 wurde er geboren. Den Gymnasial- und Universitätsstudien unterzog er sich im nahen Münster. Nach seiner Priesterweihe am 15. Juni 1889 wurde er alsbald als Seelsorger ins rheinisch-westfälische Industriegebiet entsandt. Bis 1906 war er daselbst mit großem Erfolge tätig. Weder in der westfälischen Fabrikstadt Bocholt noch in dem aufstrebenden Industrieorte Meiderich bei Duisburg hat man den ehemaligen Kaplan und Rektor vergessen. Schon früh erkannte der neue Bischof die Wichtigkeit und Tragweite der religiösen Jugendfürsorge. Kein Zufall war es, wenn er schon als Rektor von Untermeiderich zum Diözesanpräses der vorhandenen Jugendvereinigungen ernannt wurde.

Ostern 1906 erfolgte seine Versetzung nach Münster. Er war zum Leiter des bischöflichen Gymnasialkonviktes Ludgerianum ernannt worden. Ohne in besonderer Weise nach außen hervorzutreten, imponierte er durch sein segensreiches Wirken und durch seine ganze Persönlichkeit. Nach dem Tode des Bischofs Hermann Dingelstadt redete man auch bereits von Präses Poggenburg als dem eventuellen Nachfolger. Nur diejenigen wunderten sich anfänglich darüber, die mit dem schlichten, aber energischen und zielbewußten Priester noch nie in nähere Berührung

getreten. Seine Ernennung zum Generalvikar und Domkapitular, die bald nach dem Regierungsantritt des Bischofs Felix erfolgte, hat niemanden enttäuscht. Und als die Münsterische Diözese infolge der Translation des Bischofs auf den Kölner Metropolitansitz von neuem verwaist war, wußte man es schon vorher, daß aus der Wahl, die auf den 7. Mai dieses Jahres anberaumt worden, der bisherige Kapitular- und Generalvikar Johannes Poggenburg als Bischof hervorgehen würde.

Kein kleiner Kirchensprengel ist dem neuen Oberhirten unterstellt. Der ausgedehnte Bezirk, in dem über 1½ Millionen Katholiken unter fast ¾ Millionen Andersgläubigen wohnen, umfaßt das Münsterland (Regierungsbezirk Münster), einen Teil der Rheinprovinz und den größeren Teil des Großherzogtums Oldenburg. Er ist in 22 Dekanate gegliedert und wird von 1500 Geistlichen pastoriert.

Der neue Bischof findet eine der Kirche durchweg treu ergebene Bevölkerung vor. Vielleicht wurzelt nirgendwo der Glaube so tief, als im Herzen des auf einsamer Scholle lebenden Münsterländers. Schon seine bodenständige Heimatsliebe kettet ihn an die alten überkommenen religiösen Bräuche. Ein solch intensives „Leben aus dem Glauben", wie es der Münsterländer betätigt, wird man anderwärts vergebens suchen.

Allerdings fängt auch im Münsterland die rasselnde Industrie bereits an, den Bauern aus seiner Ruhe und Einsamkeit aufzuscheuchen; der rheinisch-westfälische Industriebezirk sucht sich gerade innerhalb der Grenzen der Diözese Münster neue Gebiete zu erschließen. Eine riesige Entwicklung ist insbesondere in den Dekanaten Duisburg, Recklinghausen, Hamborn zu verzeichnen. Mag hier auch noch manches in kirchlicher Beziehung neu zu regeln sein, so muß der Kenner der Verhältnisse es doch bestätigen, daß der Münsterische Klerus die Zeichen der Zeit durchaus verstanden und durch sein planmäßiges, mustergültiges Arbeiten der Entwicklung im großen und ganzen völlig Herr geworden ist. Gerade der zahlreiche, hochstehende Klerus, der durchweg aus dem meist begüterten Bauernstande hervorgegangen ist, wird dem neuen Bischof eine treue Stütze sein. Er hatte keine andere Wahl gewünscht und erwartet.

So schlagen denn die Herzen von Klerus und Volk ihrem neuen Oberhirten voll Vertrauen und kindlicher Hingabe entgegen. Möge der Erwählte, der in der Kraft der besten Mannesjahre den Stuhl des hl. Ludgerus besteigt, die ausgedehnte, augenblicklich in so mannigfacher wirtschaftlicher Umwälzung und Entwicklung begriffene Diözese glücklich und segensreich regieren und leiten auf viele, viele Jahre!

Herbstluft.

O Herbstluft, du kristallner Quell,
Du frommes Ja, du starkes Nein.
Du strenges Wort, du Schwert so schnell,
O blase meine Seele rein.

Komm über Aecker frisch bestellt,
Komm über ausgestreute Saat,
Komm über hartes Stoppelfeld
Und über letzte Wiesenmahd.

Du Rauscher in dem Tannenforst,
Der du mit starkem Fittich fliegst,
Der du im Pappelbaum den Horst
Der grauen Dohle biegst und wiegst.

Der du die Wolken jagst und fegst,
Die stille gingen wie im Traum,
Und drohend vor die Füsse legst
Das Haupt dem König Eichenbaum.

Der Zukunft trittst du Pfad und Weg,
Du Botengänger, gottgeweiht,
Du baust entsagend ihren Steg
Der fernen Frühlingsherrlichkeit.

Ich liebe dich, ich rufe dich!
Lös' meiner Seele enge Haft
Aus bangem Zaudern. Wecke mich
Zu deiner Taten Macht und Kraft.

M. Herbert.

Wie man dem Evangelischen Bunde entgegenwirken kann.

Gar oft mußte in den konfessionellen Kämpfen der Gegenwart der Gedanke zum Ausdruck gebracht werden, daß dem verhetzenden Treiben des Evangelischen Bundes und seines Preßanhanges um so eher der Boden entzogen werden könnte, je mehr es gelänge, durch Zugänglichmachung objektiver Belehrung über die einzelnen Streitpunkte die evangelische Bevölkerung dem Banne jener Einflüsse zu entziehen. Mit gutem Erfolg wurde dieses Mittel in einer großen, fast ganz protestantischen Stadt Norddeutschlands von einem katholischen Geistlichen angewendet, der darüber der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" das Folgende schreibt:

Im vorigen Jahre veranstaltete der hiesige Verein der Jungliberalen mit Unterstützung des Evangelischen Bundes und des Protestantenvereins eine große öffentliche Versammlung zwecks Protestes gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Hauptredner war der bekannte Professor Thümmel aus Jena. In dieser Versammlung trat ich dem Thümmel entgegen, was gerade keine schwere, wohl aber unangenehme Aufgabe war. In meinen Ausführungen betonte ich unter anderem, daß meine Zuhörer über Jesuiten und Jesuitismus nichts wüßten, daß sie sich also an den rechten Quellen aufklären müßten. Ich erbot mich, ehrlichen Wahrheitssuchern Literatur von den Jesuiten und über die Jesuiten soweit möglich zu vermitteln. Andern Tages kamen drei junge Leute, sie erhielten aus meiner Bibliothek unter anderem Meschler, „Die Gesellschaft Jesu", mehrere Sachen von P. Pesch, „Stimmen aus Maria-Laach" und anderes mehr. Nach dreiviertel Jahren erhielt ich von einem der jungen Leute einen Brief, worin er mitteilt, daß sie, von meiner Erlaubnis Gebrauch machend, die Bücher auch an Bekannte weitergegeben hätten, und dann folgende gewiß bemerkenswerte Sätze anfügt:

„Unseren größten Dank können wir Ihnen versichern für die Anregung zur näheren ernsten Beschäftigung mit dem Denken und der Anschauung Andersgläubiger. Denn wir müssen ja zum Teil gestehen, daß von einer rechten Würdigung bei manchem von uns nicht die Rede war, besonders was die Jesuiten anbetrifft. Ich bin noch jung, so können und werden Sie ein Urteil über die Gesellschaft Jesu nicht von mir verlangen; betrachten Sie es bitte schon als eine Genugtuung, daß ich nicht einstimme in die Anklagen gegen die S. J. Leider fehlt es mir fürs nächste an Zeit, — auch mag ich Ihre Freundlichkeit nicht weiter in Anspruch nehmen, — mich gründlicher mit den angeregten Fragen zu beschäftigen, aber es wird mir für später eine zum mindesten interessante Arbeit bleiben. Dessen aber können Sie jetzt schon gewiß sein, eine ehrliche Toleranz wird meinen Schülern — ich werde Lehrer — nicht fehlen, soweit es in meinen Händen steht."

Das Schreiben ist ein schönes Beispiel, wie ehrliche junge Leute bei rechter Aufklärung zu einer Würdigung der Ueberzeugung Andersdenkender zu bringen sind, und die „Allgemeine Rundschau" zögerte daher nicht, den Vorgang zur Nachahmung der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

Die österreichische Leogesellschaft.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Auf dem zweiten allgemeinen österreichischen Katholikentage in Wien 1889 wurde auf eine Anregung des damaligen Hofkaplans und späteren Feldbischofs Dr. Koloman Belopotozky ein Antrag angenommen, in dem die „Erwartung ausgesprochen wurde, daß alle auf christlichem Boden stehenden Gelehrten Oesterreichs zur Wahrung und Geltendmachung christlicher Grundsätze auf allen Gebieten der Wissenschaft untereinander in einen näheren Verband treten." Durch die Ausführung dieses Beschlusses entstand zwei Jahre später die „Oesterreichische Leogesellschaft zur Förderung von Wissenschaft, Literatur und Kunst." Der katholische Charakter der Gesellschaft war in ihrem Titel schon durch den Namen des damaligen Papstes Leo XIII. festgelegt und durch ein Schreiben des Kardinals Graf Schönborn, Fürsterzbischofs von Prag, erhielten im Namen des in Wien versammelten Episkopates die Satzungen der Gesellschaft die kirchliche Genehmigung.

Im Januar 1892 konnte in Wien die Gründungsversammlung abgehalten werden. Kardinal Gruscha nahm daran teil. Der greise Freiherr v. Helfert wurde der erste Präsident, Universitätsprofessor Hofrat Dr. Schindler der erste Generalsekretär. Schnell

wuchs die Zahl der Mitglieder, selbst das Kaiserhaus sandte Teilnehmer. Bald konnte man an die Gründung von Arbeits-Sektionen schreiten: es entstanden nach und nach Sektionen für Theologie und Philosophie, für Geschichtswissenschaften, für Rechts- und Sozialwissenschaft, für Literatur, für Kunst, für Pädagogik und für Katechetik. Auf der heurigen Generalversammlung sollte die achte für Homiletik gegründet werden. Man errichtete dann Zweigvereine für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck und im September 1913 konnte in Salzburg der zweite Zweigverein gebildet werden; ein dritter für Oberösterreich in Linz steht in Aussicht und die Vorarlberger möchten sich in Bregenz einen eigenen Zweigverein gründen, wie sie sich ja auch politisch von Tirol trennen wollen. Der Innsbrucker Zweigverein betätigt wenig Leben, seitdem Professor Dr. Hirn die dortige Universität verlassen hat. (Er lebt jetzt in Bregenz.)

Neben Fachversammlungen der Sektionen finden in Wien, Salzburg und Linz regelmäßige Vortragsabende statt, und groß ist die Zahl der Arbeiten, welche von der Leogesellschaft bereits in den Buchhandel gebracht wurden: Apologetische Studien in 4 Bänden, Theologische Studien in 20 Bänden, Quellen und Forschungen zur Geschichte Oesterreichs und seiner Kronländer 10 Bände, Das soziale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich 10 Bände, Homiletische und katechetische Studien 6 Bände usw. Daran reiht sich das „Allgemeine Literaturblatt" in 21 Jahresbänden und „Die Kultur" in 10 Jahresbänden. Wenn man das gesamte Wirken der Leogesellschaft in den 21 Jahren ihres Bestandes überblickt, so kann man wohl sagen, daß kaum eine bedeutendere Kulturfrage der Gegenwart von ihr unberücksichtigt geblieben ist. Die österreichische Leogesellschaft ist zur würdigen Schwester ihres Vorbildes, der Görresgesellschaft, herangewachsen.

Davon legte auch die heurige Generalversammlung Zeugnis ab, die vom 4. bis 6. Oktober in Salzburg stattfand, durch den stattlichen Besuch ihrer Veranstaltungen und den Gehalt der dabei gehaltenen Vorträge. In der geschlossenen Versammlung, welche das Geschäftliche der Satzungen erledigte, wurde bekanntgegeben, daß die Mitgliederzahl 1784, darunter 1529 ordentliche Mitglieder, und das Vermögen 72,000 K beträgt; den Einnahmen von 18,000 K stehen Ausgaben von 17,000 K gegenüber, woraus hervorgeht, daß die Leogesellschaft ihre gesamten Einnahmen ihren wissenschaftlichen Zwecken zuführt. Der bisherige Generalsekretär Hofrat Professor Dr. Schindler, der sein Amt seit der Gründung bekleidete, wurde zum Ehrenmitglied ernannt, ebenso Prinz Franz Liechtenstein, der auf eine Wiederwahl zum Präsidenten verzichtete. An seine Stelle wurde Fürsterzbischof Dr. Piffl-Wien gewählt, eine Wahl, die nicht nur in der Generalversammlung helle Begeisterung auslöste, sondern auch von großem Einfluß sein wird auf die weitere katholische Literaturbewegung in Oesterreich.

Vorträge hielten: Universitätsprofessor Dr. Grabmann-Wien über „Thomas von Aquin im Werturteil der modernen Wissenschaft"; Staatsarchivdirektor Dr. Mudrich-Salzburg über „Salzburgs Universität unter Erzbischof Hieronymus Colloredo"; Schriftsteller Dr. Richard v. Kralik-Wien über „Onno Klopp als deutscher Historiker"; P. Viktor Kolb S. J. über „Die Erhabenheit der Redekunst" (womit er die Errichtung einer Sektion für Rhetorik begründete) und Schriftsteller Dr. Johannes Eckardt über „Alban Stolz als deutscher Dichter".

Dieser letzte Vortrag wurde in der literarischen Sektion unter dem Vorsitz Dr. Richard v. Kraliks gehalten. Kralik ist bekanntlich der Gründer und die Seele des „Gral" und des „Gralbundes" und wurde bisher zu den sog. „Integralen Katholiken" gerechnet. Einige seiner Bundesgenossen haben es ihm stark verübelt, daß er in einem Briefe an den Wiener Bürgermeister Dr. Weiskirchner sich als Christlichsozialer bekennt und damit jenen Männern sich anschließt, welche von dem politischen Organ der Integralen Wiens so bitter bekämpft werden. Man verargte es Dr. v. Kralik auch, daß er in Salzburg einer Sitzung präsidieren wolle, in welcher ein Gegner des Gralbundes, Dr. Johannes Eckardt, der Herausgeber der literarischen Monatsschrift „Ueber den Wassern", einen Vortrag halten sollte. Richard v. Kralik aber, der auch auf literarischem Gebiete den Bruderfrieden unter den deutschen Katholiken herbeiführen möchte, ließ sich nicht abschrecken, er kam nach Salzburg, betonte auch mir gegenüber in einer Unterredung den Wunsch, daß ein Zusammenarbeiten aller deutschen Katholiken in die Wege geleitet werden möge, und gab dann in öffentlicher Sitzung folgende Erklärung ab:

„Ich habe den Vorsitz in der literarischen Sektion übernommen. Diese ist eine der ältesten der Leogesellschaft, denn sie wurde 1893 gegründet. Später hat sie Fühlung genommen mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs und dem „Gralbund", beide in Wien. Es waren überall die gleichgesinnten Leute, die Prinzipien dieser drei Gesellschaften waren dieselben. Der Grundsatz ist, daß katholische Literatur nur von katholischen Literaten anzustreben sei. Daraus ergibt sich die höchste Wertschätzung der Literatur für die katholische Kirche, uns ist aber die Literatur etwas Gegenständliches, Inhaltsreiches. Uns ist die Kirche höchste Inspiration für die Leistungen der Literatur, wie auch der höchste Gegenstand der Literatur. Es hat sich dann die Zeitschrift „Gral" gebildet. Der Salzburger Zweigverein hat durch den Vorsitzenden die Initiative ergriffen, für Salzburg einen literarischen Vortrag vorzusorgen, den Schriftsteller Herr Dr. Johannes Eckardt halten wird. Trotz den bekannten strittigen Teilen, die jetzt bestehen, wäre vielleicht eine Verständigung zu erzielen, die möglicherweise auf diese Weise angebahnt werden könnte. Vielleicht bildet sich von dieser heutigen Tagung aus eine neue erfolgreiche Phase in der katholischen Literaturbewegung aus." (Beifall.)

Dr. Johannes Eckardt, welcher jener Richtung in der katholischen Literaturbewegung angehört, die seinerzeit von Karl Muth angebahnt wurde, antwortete auf diese Friedenserklärung:

„Herr Dr. Richard v. Kralik hob die Tatsache hervor, daß unter seinem Präsidium ich einen Vortrag in der literarischen Sektion der Leogesellschaft halten soll, daß sich also auf einem gemeinsamen Boden Vertreter zweier in manchem von einander verschiedenen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden; er knüpfte daran die Hoffnung, es werde sich aus diesem Schritte weiterschreitend eine gedeihliche Phase der katholischen Literaturbewegung entwickeln. Ich nehme dies mit umso größerer Freude zur Kenntnis, als auch ich dieselbe Hoffnung hegen möchte — und aus dieser Erwartung heraus nicht zögerte, unter R. v. Kraliks Präsidium den Vortrag zu übernehmen, zumal auch ich überzeugt bin, daß bei beiderseitigem guten Willen eine solche sammelnde Entwicklung möglich sein könnte. Denn auch jene andere Gruppe katholischer Literaten, deren Interessen mir zunächst liegen und die ich in meiner Zeitschrift „Ueber den Wassern" zu vertreten suche, ist von denselben Idealen, wie der sogenannte „Gralbund" insoweit begeistert, als auch wir eine wahrhaft katholische Literatur erwarten, wobei wir — um durch eine negative Einschränkung umso deutlicher zu sein — alle bloßen Form- und Stimmungsexperimente, die äußerlich katholisch erscheinen, keineswegs katholisch nennen; wobei wir ferner von der kritischen Stellungnahme der Katholiken zur nichtkatholischen Literatur gar nicht sprechen. Auch wir sind der Ueberzeugung, daß wahrhaft katholische Literatur ihre höchsten Inspirationen von der katholischen Kirche als solcher empfängt. Auch wir sind bestrebt, den hohen Wert des katholischen Christentums auch für die Literatur immer mehr zur Geltung zu bringen. Dabei übersehen wir aber nie die positiven Werte, die auch — nach anderen Richtungen hin — von nichtkatholischen Vertretern der Literatur geschaffen werden, und erkennen daher keine Gründe an, die dem katholischen Literaten ein Zusammenarbeiten mit solchen positiven Schaffenden unbedingt verbieten müßten. Von dieser gemeinsamen katholischen Basis aus versuche ich ja heute auch, Alban Stolz zu würdigen, indem ich bestrebt bin, einen wertvollen Schatz der katholischen Literatur uns Katholiken selbst und dem deutschen Volke im allgemeinen ins rechte Licht zu stellen."

Universitätsprofessor Dr. Seipel, der Leiter des Salzburger Zweigvereins, zog aus diesen Erklärungen folgenden Schluß:

„Es wurde uns von autoritativer Seite bestätigt, daß es in der katholischen Literaturbewegung der Gegenwart verschiedene Richtungen gibt, die schon öfter miteinander in ernsten Widerspruch geraten sind. Wir haben aber von zwei Seiten so versöhnliche Worte gehört, daß wir vollkommen überzeugt sind, daß die heutige Sektionssitzung, in der Vertreter von zwei Richtungen der heutigen literarischen Bewegung zu Worte kamen, gute Früchte zeitigen wird."

Diese drei Erklärungen wurden mit großem Beifall begrüßt. Richard v. Kralik ist eine so starke Persönlichkeit, daß er — vorläufig wenigstens für Oesterreich — auf literarischem Gebiet den Bruderfrieden herbeiführt, und der neue Präsident Fürsterzbischof Dr. Piffl wird ihn darin sicherlich mit seinem ganzen Einfluß unterstützen. Hierin liegt eine große Bedeutung der heurigen Generalversammlung der Leogesellschaft in Salzburg.

Eine religiöse Zeitschrift für Gebildete.

Von Dr. Heinrich Weinand, Generalsekretär der Akademischen Bonifatiusvereine, Paderborn.

In Nr. 39 der „Allgemeinen Rundschau" hat Herr Rechtsanwalt Dr. Bartmann-Dortmund die Notwendigkeit einer religiösen Zeitschrift für gebildete Katholiken betont. Was er hier sagt, ist wiederholt in Kreisen katholischer Akademiker ausgesprochen worden. „Wir haben religiöse Zeitschriften größeren Stiles für das arbeitende Volk und für den Mittelstand; für den Akademiker fehlt ein religiöses Organ".

Fehlt? Nicht ganz. „Die Akademische Bonifatius-Korrespondenz ist im Begriffe, sich immer mehr zu einer solchen zu entwickeln". Herr Dr. Bartmann hat Recht. Aber er hat auch Recht, wenn er meint, daß diese Zeitschrift es an buchhändlerischer Reklame fehlen lasse. Sie blüht noch viel zu sehr im Verborgenen. In engen Kreisen zwar wohlbekannt und geschätzt; aber das große, weite katholische Deutschland weiß nicht, daß unter dem anspruchslosen Titel: „Akademische Bonifatius-Korrespondenz" sehr viel mehr geboten wird, als Austausch von Vereinsneuigkeiten oder lediglich Diasporaberichte. An denen fehlt es nicht, darf es nicht fehlen. Die Diasporafrage ist eine Lebensfrage des deutschen Katholizismus und daher eine Frage, über die die Führer des katholischen Volkes, die katholischen Akademiker, orientiert sein müssen.

Aber den Gebildeten entsprechend seiner Geistesart mit den Problemen des religiösen Lebens bekanntmachen, ihn im Sinne des Augustinischen credimus ut cognoscamus zu den Tiefen der Erkenntnisse führen, ihm Waffen bieten, daß er im Kampf um die Weltanschauung eine schneidige Klinge schlage, auch das ist Bonifatius-Arbeit. Und ganz vorzüglich in diesem Sinne ist jene akademische Korrespondenz eine Bonifatius-Korrespondenz.

Nur viermal im Jahr erscheint eine Nummer 4 Bogen stark. „Etwas wenig", wird mancher denken. Der Einsichtsvolle, der bedenkt, welche Anforderungen heute an den treu bewußten Katholiken gestellt werden, wird für die Beschränkung dankbar sein, wenn das multa durch das multum ersetzt wird. Und dafür bürgen die Mitarbeiter. Namen, wie von Hertling, Mausbach, Schrörs, Sawicki, Böckenhoff, Straubinger, Keppler, Dunin-Borkowski begegnet man im letzten Jahrgange neben einer Fülle solcher, die in Spezialistenkreisen Klang haben.

Entsprechend dieser hocherfreulichen Mitarbeit der berufenen Kräfte hat die Akademische Bonifatius-Korrespondenz äußerlich ihren Aufschwung genommen. Am 1. Juli 1911 betrug die Auflage 6500; am 1. Juli 1912: 8000; 1. Juli 1913: 9500 und am 1. November dieses Jahres wird die Auflage 13000 betragen.

Denn inzwischen — wohl der beste Beweis für die Gediegenheit der Korrespondenz — hat der Verband akademisch gebildeter Katholiken (Vorsitzender Oberlandesgerichtsrat Gussone-Köln) die Akademische Bonifatius-Korrespondenz auch zu seinem Verbandsorgan gewählt.

Selbstverständlich können auch solche Gebildete, die weder dem „Akademischen Bonifatius-Vereine" noch dem „Verbande akademisch gebildeter Katholiken" angehören, die Zeitschrift durch den Buchhandel oder die Post (für den Preis von 2.50 ℳ jährlich) beziehen.

Die erste Nummer des 29. Jahrganges, der am 1. November beginnt, wird neben anderen Beiträgen enthalten:

„Gottesebenbildlichkeit" von P. Dalmatius O. Pr.; Euckens Weltanschauung, von Dr. Wunderle; Gedanken des hl. Chrysostomus über Tod und Totenklage, von Professor Atzberger. Loisy, der Werdegang eines Modernisten, von Professor Rosenberg. Religiöses aus der neueren französischen Literatur, von Dr. Trampe. Katholische Akademikerorganisationen, von Prof. Lauscher. Der hl. Bonifatius in seinen Briefen, von Dr. Seppelt.

Adhem Bey Dukagjin.

Abanische Novelle von Marie Amelie Freiin von Godin.

Die sieben Söhne des Midhat Bey Dukagjin sprengten mit ihrem Gefolge durch die Steppen um Mitrowitza, die zwischen der Stadt und den Felsenbergen liegen. Es war ihr Herrenvergnügen da zu jagen. Nun war die Jagd zu Ende, sie wandten ihre Pferde heimwärts, der Bergfeste zu, da ihnen ihr Vater befohlen hatte, vor Sonnenuntergang müßten die Tiere wieder im Stalle sein.

Die sieben Brüder hielten sich dicht zusammen: Sulo, Uemr, Issa, Tschartschan, Riza, Skender und Adhem. Sulo, der Aelteste 25, Adhem 16. Von drei Müttern waren sie. Sie ritten auf ungesattelten Pferden, als seien Reiter und Tier aus einem Guß: sehnige, biegsame Tiere voll gebändigter Kraft, schlanke, feste Menschen voll Feuer und Trutz. — Die weißen kleinen Kappen saßen ihnen verwegen im Nacken; jeder zwei Flinten, eine über die Schulter, die andere im Arm.

Da riß Adhem den Mauser an die Wange. Weit draußen, gen Mitrowitza lief ein Hase durch das sonnenbraune Steppengras. Ein Knall, den die Felswände kollernd wiedergaben. Adhems Augen strahlten eine Sekunde lang auf. Mit Gekleff stürzten die Hunde auf das Opfer.

„700 m" sagte Issa und die Brüder blickten alle voll Freude auf ihren Jüngsten, der seine Büchse ruhig und gelassen lud, denn es war die letzte Patrone gewesen, die den Hasen hingestreckt hatte.

Als einer der Mannen das erlegte Tier geholt hatte, ging der Ritt weiter. Die Sonne wollte eben hinter den Tschitschawiza Bergen verschwinden, als die sieben Söhne des Midhat Dukagjin seine Burg erreichten.

Der Vater saß mit seinen Mannen in der großen Halle. Die Jäger gingen hin, hingen die Büchsen an einen Balken und als der Vater es sie tun hieß, setzten sie sich. Midhat Bey fragte seinen Sohn Sulo nach der Jagd und der erzählte, gemessen, jedes Wort mit Ueberlegung, aber gewandt.

Dann sagte der Vater dem Adhem: „Du hast gut geschossen. Wenn die Botschaft, die ich erhielt, Wahrheit berichtet und in der Tat der Slawe daran ist, die Grenze zu überschreiten, dann magst du zum ersten Male mit uns ziehen."

Adhem Bey stand vor seinem Vater. Langsam stieg ihm das Rot der Freude in die gebräunten Wangen. Midhat Bey ließ ihn so stehen und musterte ihn genau. Wie sich der Bursche seit dem letzten Beiramfest herausgemacht hat! Geht ihm selbst schon bis an die Braue, und ist der Midhat Dukagjin doch ein Mann, dem im ganzen Kossovo kaum einer noch an Größe gleichkommt. Und geschmeidig wie Stahl ist der Adhem dabei, Blut wahrhaftig von Midhats Blute.

Aber der Bey mustert nicht nur seines Sohnes Gestalt, er kennt auch seine Seele und jetzt in dieser Stunde freut er sich daran. Wie der Bursche vor ihm steht, voll Ehrfurcht und doch das Aug' im Aug', wie das schmale Gesicht voll Willenskraft ist, der gerade Blick voll Klarheit. Der soll sich melden, der vom Adhem Dukagjin ein feiges, ein erlogenes und ein unlauteres Wort gehört hat. Eine große Jungfräulichkeit liegt auf diesem kühnen und festen Gesicht.

„Du magst gehen", sagt der Vater.

Adhem ging in den Harem; die drei Frauen Midhat Beys saßen dort zusammen. Die älteste war wie ihr Gatte etwa um Mitte der Vierzig, schon ein wenig vertrocknet, die zweite war siech, seit ihrem ersten Kinde, die jüngste, Adhems Mutter, eine Tochter des Volks, kaum Anfang der Dreißig, noch blühend, aber still und gedrückt. Sie war den beiden anderen die Magd. Als ihr Sohn eintrat, leuchtete ihr Auge auf, aber schüchtern, fast wie das Auge des Hundes, wenn sein Herr zu ihm kommt.

Adhems Blick ging in der Runde: „Wo sind die Schwestern?" fragte er, denn unter ihnen war eine um ein Jahr jüngere als er selbst, die er sehr liebte. Bajame hieß sie.

„Sie sind in der Speisekammer und lesen Getreide zum Bolgur!" (albanesisches Gericht aus gedörrten und geschmorten Roggenkörnern).

Nun ging Adhem zur Mutter. Er hatte beide Hände im Gürtel, der seine Lenden umspannte.

„Es gibt Krieg", sagte die älteste der Frauen. Da sie seit ihrer ersten Jugend Midhat Beys Genossin war, war sie an Kampf und Krieg gewöhnt. Die waren ihr ein Tagesgeschäft wie jedes andere auch.

„Ich weiß", entgegnete Adhem. Er, der nun ein Mann war, wollte mit den Frauen nicht gern über ernste Dinge plaudern, aber sein Herz trieb ihn doch dazu. „Ich werde mitziehen", sagte er darum, denn die Mutter sollte es nicht erst erfahren, wenn er auszog.

Die Frauen sahen auf. „Hat der Bey es gesagt?"

„Ja!"

„So jung war keiner", sagte seine Mutter und sie konnte vor den anderen kaum ihren Stolz verbergen.

Die überhörten das aber, blickten gar nicht nach ihr hin, nur auf Adhem, der ihres Herrn Sohn war.

„Wann zieht Ihr aus?"

„Der Bey hat es noch nicht bestimmt."

„Ist der Slawe schon im Land?"

„Nein."

„Komme es uns sagen", bat die Mutter leise.

„Ja, wenn ich kann." Und wandte sich zur Türe.

„Dein Leben werde dir lange", folgte ihm ihr Gruß.

Draußen wurde sein Blick weich. Die gute Mutter! Es ziemte sich nicht für ihn, viel bei ihr zu sein, aber sie war ihm lieb. Einen Augenblick zögerte er im Weiterschreiten. Sollte er

zu den Schwestern gehen und ihnen sagen, daß er mit in den Kampf ziehen würde? Nein! Mochten es ihnen die Frauen erzählen.

In dieser Nacht klopfte es an den Toren der Burg. Boten aus der Stadt. Die Serben rückten ins Land. Und mitten in der Nacht berief Midhat Bey Dukagjin seine Söhne zum Rat. Auch Adhem.

„Jeder", sagte Midhat Bey und blickte seine Söhne an, „soll sterben, ehe er verrät, was er hier im Rate hört."

Jeder schwur sich, daß es in der Tat so sein sollte; der Slawe sollte erfahren, was Männer sind.

Des Boten Blick fiel auf Adhem. „Es ist ein Kind hier, Bey."

„Du magst ruhig vor ihm sagen, was du zu sagen hast."

Zehn Stunden später zogen die Dukagjin gegen die Serben. Als Adhem neben seinem Vater aus dem Tore ritt, sagte ihm dieser: „Nun magst du Besseres jagen als Hasen."

Die Dukagjin ritten die ganze Nacht und sammelten ihre Leute: 3000 um Midhat Bey Dukagjin. Aber die 3000 Mann hatten kaum 2000 Flinten. „Der Sultan hat sie uns genommen," sagte einer, „nun können wir seinen Streit nicht fechten."

Indes scharten sich jene, die Büchsen hatten, doch um den Herrn und die Herrensöhne. Von den Herrensöhnen gab jeder die zweite Büchse einem Tapferen ab, damit sieben Mann mehr ins Feld ziehen könnten.

Die Hauptmacht des Feindes war viel weiter südlich ins Land gedrungen, den Leuten um Mitrowitza zogen nur zwanzigtausend Serben entgegen. Zehn gegen einen. „Das hätte der alte Sultan nie geschehen lassen", knirschte Midhat Bey Dukagjin. Aber da es war, sollte doch das Beste getan werden.

Am dritten Tag, nachdem die Dukagjin ihre Feste verlassen hatten, stießen sie auf den Feind. Die Albanesen warteten im Hinterhalt.

Als der Kampf beginnen sollte, wandte sich Midhat Bey nach seinen Söhnen. „Du bleibst bei mir, Adhem", befahl er, „du läßt mich nicht aus den Augen."

Er tat's nicht zum eigenen Schutz — sollt' er fallen, war es ihm recht —, sondern zum Schutz des Knaben. Es gereute ihn, daß er diesen Sohn in diese mörderische Schlacht genommen hatte. Hätte er ihn noch ein Jahr im Harem gelassen, er wäre ihm und seinem Alter und dem Stamme gerettet gewesen. Aber dann verschlang seine Freude diese Reue. Das Gesicht des Adhem strahlte wie das Antlitz eines Streiters des großen Propheten. Er kauerte neben dem Vater im Gras, er sprach kein Wort. Seine schlanken, sehnigen Finger lagen am Hahn. Im jungen jungfräulichen Gesicht, in der Hand Mörderwille, aber Mörderwille für die Freiheit, um der Scholle willen, die sie trug und nährte, die ihr Blut liebte, weil es von ihr geboren war. Dachte nicht daran, daß das Menschen waren, die er da erlauerte, waren ihm nur Diebe, Todfeinde — jeder ein Teil Knechtschaft.

Da klang sechsmal der Schrei der kleinen Eule durch die Schlucht, die schwer war von den Leuten der Dukagjin. Die Serben rückten an, der Posten auf dem Ausguck auf der Felszacke gab so das Signal.

Adhem Bey ließ sich auf beide Knie nieder, beugte sich vor, sah vorsichtig zwischen den Zweigen eines Busches auf das Tor der Schlucht.

Midhat Bey wandte sich noch einmal zu Adhem. „Wenn wir sie nicht weiter aufhalten können", flüsterte er, „fliehe über die Berge in unserem Rücken, drei Stunden hinter Mitrowitza, bei den drei Quellen sammeln wir uns wieder. Vergiß es nicht. Hörst du?"

Adhem nickte, ohne ein Wort.

Dort am Talende wirbelte Staub auf. Bleiernes Licht brütete über Felsen, Busch und Gras. In der Ferne, gegen Mitrowitza verhallte leise der Ruf der Eule, den die Posten sich weitergaben.

„Sie werden Albanien ein Eulennest schelten", dachte Adhem Dukagjin und lächelte, „möchten doch unsere Eulen zu Aasgeiern werden für slawisches Aas".

Der Staub über den Serben kam näher. Sie gingen auf Opanken, darum hörte man ihre Schritte nicht. Nur wer das Ohr auf die Erde legte, fühlte, daß sie zitterte.

So war der Befehl, daß der erste Schuß fallen sollte, wenn die Vorhut des Feindes bis zum Ende der Schlucht vorgedrungen war. Bis dahin hielten die Dukagjin und ihre Leute die Mordlust in fester Gewalt, die ihnen fast war wie ein Rausch, als sie nun ihre Feinde sahen. Denn, die sie nicht mit den Augen des Fleisches sahen, weil der Herr verboten hatte sich zu recken, der wußte doch, weil er sie hörte, weil er den Atem von Schweiß, Müdigkeit der Truppe in der Luft witterte, daß sie da unter seiner Hand waren. Seiner Kugel preisgegeben. So ging ein Zug von dreitausend Serben in die Falle.

Da schoß Midhat Bey Dukagjin den ersten Schuß. Und Adhem fast mit ihm den zweiten. Beide Schüsse trafen. Während nun der Knall von zweitausend Flinten kollernd von den Bergwänden widerhallte und die Kugeln auf die Serben niederzischten, während er aufs neue zielte, lobte Midhat Bey seinen jüngsten Sohn: „Du hast gut geschossen".

Adhem lächelte, er wandte sich nicht nach dem Vater; er dachte nur an den zweiten, den er töten wollte.

Ein Schrei, ein tausendstimmiger, wilder Wut, hatte die Salve beantwortet. Dann drängte sich der Feind zusammen, besann sich zehn Atemzüge lang und stürmte vor. Der Kampf war Mann gegen Mann. In einer halben Stunde hatte Adhem Dukagjin acht Serben verwundet und zwei getötet. Rot von Blut war die Schlucht. So eng war der Raum, daß die Kämpfer auf den Leichen standen, sie zerstampften und zertraten. Keiner gab Gnade, keiner verlangte Gnade.

Adhem war wie im Bann. Da brach der Feind ins Land, die Schlucht war seine Straße, verfluchter Boden. Sie konnten es nicht hindern, denn die da kamen, waren wie der Strom, der sich Bahn bricht und dem mächtig immer neue Gewässer nachrollen. Aber des Tages sollten sie gedenken! Jeder, der starb — ein Verderben weniger! Kaltblütig und ruhig schoß Adhem Dukagjin immer wieder.

Noch hatte der Feind den Felszack, auf dem er stand, nicht erstürmen können. Denn außer Adhem waren dort 13 Männer. Midhat hatte Adhem doch verlassen müssen, um den Kampf zu leiten, da andere Stellen gefährdeter waren. Adhem und die 13 um ihn schossen von gutem Versteck und keiner war noch gefallen. Streifschüsse freilich hatte mancher von ihnen, blutete, glich rot überronnen mehr einem Ungeheuer als einem Menschen.

Dann aber drangen wieder neue Scharen Feinde in die Schlucht; und dann kamen die Albanesen ins Wanken. Die Parole ging flüsternd von Mann zu Mann, sie sollten sich über den Kamm der Felswand zurückziehen. In die Berge. Morgen dann sammelten sie sich bei den drei Quellen wieder. So wurde das Feuern schwächer.

Von den Albanesen waren etwa hundert gefallen; von den Serben gewiß dreihundertundfünfzig. Neben Adhem fiel ein Mann, durch beide Knie geschossen. Es war einer, der seit 15 Jahren mit den Dukagjin zu Felde zog. Den Mann konnte er nicht verderben lassen. Er beugte sich nieder und versuchte ihn zu stützen.

„Flieht, flieht, Bey", bat der voll Angst um den Herrensohn.

„Nein", klar, fest und bestimmt. Adhem sah sich um. Noch hundert Schritte, der Kamm mit seinen tausend Schlupfwinkeln war erreicht. Er würde den Mann in eine der Höhlen bringen, dann fliehen; ihn später wieder holen. Aber wie mit ihm da hinauf? Um sie war keiner der Freunde mehr. Und da kam der Feind.

Adhem Bey hatte noch drei Patronen; die schoß er ab. Jede traf. Aber der die Feinde führte, rief: „Fangen, lebendig fangen!" So kam es, daß nur der Verwundete niedergeschossen wurde, Adhem Dukagjin aber gefangen.

Die, die zuerst Hand an ihn legten, biß er wie eine wilde Katze. Aber sie banden ihn doch und führten ihn vor den Anführer.

„Du bist ein Kind", sagte der, „du bist verführt. Du bist gerettet, wenn du uns sagst, wo sie sich wieder sammeln, und meine Leute hinführst, sie zu überraschen".

Adhem Dukagjin stand hochmütig und kalt vor ihm, seine hellbraunen Falkenaugen sprühten vor Verachtung.

Als er nicht antwortete, herrschte ihn der andere an: „Wer bist du?"

„Adhem Dukagjin, von einer Sippe, die den Kampf gegen euch führen wird, die nicht ruhen wird, bis sich der heutige Tag rächt. Hütet euch, wer von euch in unsere Hände fällt, wird vernichtet werden. Denn dies Land gehört uns, nicht euch." Er glühte vor Zorn, vor Hohn, vor Empörung. Die Beschimpfung, die sie ihm getan! Verraten der Sohn den Vater, das eigene Land und Blut.

Ein Soldat wollte ihn schlagen. Aber der Anführer lächelte: „Bindet ihm die Hände los, aber behaltet ihn im Auge. Er soll mit uns zechen."

„Ich will nicht", sagte Adhem Bey.

„Du mußt!"

Sie hatten Wein, denn sie waren ja erst vor ein paar Stunden über die Grenze gekommen. Da nun die Schlacht geschlagen war, vom Feinde nichts zu sehen, da der Feind nicht verfolgt werden sollte, aufs Geratewohl, in einem Lande, in dem die Slawen Weg und Steg nicht kannten, in dem jeder Weg und Steg vielleicht ein Hinterhalt war, wie heute die Schlucht, ein Feind überdies, der ihnen doch nicht entrann, begruben sie die Toten und dann wollten sie ruhen. Eine Stunde vergessen, daß Krieg war. An gestern und morgen gar nicht denken. Und da war dann der Bursche, den man gefangen hatte, zur größeren Unterhaltung.

Die Offiziere bildeten einen Kreis und setzten sich um den Wein. Neben den Anführer brachte man Adhem Bey Dukagjin.

„Trink", gebot er.

„Nein", kalt und fest.

Da griffen drei Offiziere nach dem Jungen und gossen ihm mit Gewalt den Wein zwischen die Zähne. Aber er spie ihn aus.

„Du darfst nicht", höhnten sie, „gelt, du darfst nicht, aber du wirst".

Sie packten ihn nun zu fünft, öffneten ihm mit ihren Fäusten den Mund. Adhem wand sich in ihren Armen wie eine Schlange. Als er aber sah, daß es umsonst war, regte er sich nicht mehr. Er war voll Verzweiflung. Lieber als das zu erdulden, wäre er gestorben. Und dann durchschaute er sie, wenn er trunken war, wollten sie ihn zum Sprechen bringen. Zum Verräter machten sie ihn mit Gewalt. Jeder Nerv in ihm empörte sich gegen dies Geschick. Er dachte an seinen Vater, seine Brüder — an die Mutter. Wie sie alle auf ihn stolz gewesen waren.

Während der Wein brennend durch seine Kehle floß, wollten ihm zwei Tränen aus den Augen laufen. Aber die Scham hielt ihn ab zu weinen. Und es kam ihm zum Trost ein Gedanke: trunken konnte er sie nicht führen. Außerdem wußte er denn, wie das ist, trunken sein — vielleicht konnte er doch die Herrschaft über seine Zunge behalten. So duldete er denn die Sünde, die nicht seine Sünde war, da sein Wille nichts davon wußte.

Lachend gaben sie ihm mehr und mehr Wein. Aber wie er es gehofft hatte, sprach Adhem Bey Dukagjin auch in der Trunkenheit nicht, was seine Feinde wollten.

Als er wieder zu sich kam, schleppten sie ihn mit schweren Gliedern vor den Anführer. Ueber Nacht waren neue Truppen angekommen und der Oberherr über alle war ein Greis. Deshalb war es Adhem schwer, ihm nicht zu antworten.

„Wo sammeln sie sich und wohin wirst du meine Leute führen", herrschte der alte Offizier ihn an.

Adhem blickte auf seine weißen Haare. „Nirgends", erwiderte er leise aber bestimmt.

„Schlagt ihn, bis er spricht." Und sie schlugen ihn.

Adhem Dukagjin biß die Zähne zusammen. Keinen Laut sollten sie von ihm hören. Er stöhnte nicht einmal.

„Wirst du jetzt sprechen?"

„Nein."

„So erschießt ihn."

Sie zerrten ihn vors Lager. Seine Arme waren auf den Rücken zusammengebunden.

„Die Augen verbinden!"

„Wozu?" und ein Gelächter. Adhem Bey Dukagjin wandte sich um. Da ging eben die Sonne auf. Seine Jugend sträubte sich gegen den Tod. Aber da er nun die lichtvergoldeten Gipfel seiner Heimat sah, kam ein Gefühl von Freiheit über ihn: Er starb, aber sein Vater, seine Brüder würden stolz auf ihn sein. Für sie war er im Kampf gefallen. Sein Land, seine Ehre, den Stamm hatte er mit seinem Blute geschützt. Er richtete sich hoch auf. Sein reines, energisches Gesicht lächelte. Er erwartete die Todeskugel wie einen Ehrenpreis.

So traf sie ihn ins Herz.

* * *

Diese Novelle war geschrieben und abgesandt vor dem jetzigen Albaneraufstand — ein Niederschlag meiner Eindrücke während der Kämpfe im Oktober 1912. Seitdem haben die Serbien und Montenegro zugesprochenen Albanesen aus Verzweiflung über die ihnen zuteil gewordenen Mißhandlungen zu den Waffen gegriffen und der Aufstand wird heute beispiellos blutig unterdrückt. Alle Greuel der letzten Monate sind vielleicht nichts gewesen im Vergleich zu den Leiden, denen die niedergeworfenen Albanesenstämme in den nächsten Monaten ausgesetzt sein werden, denn ihre Dörfer sind zerstört, ihre Kirchen und Moscheen verbrannt. In den Felsschluchten verkommen die Verwundeten ohne Hilfe. Ihre Güter sind eingezogen, ihr Vieh geraubt. Ohne Hilfe werden die noch Ueberlebenden verhungern und erfrieren. Viele dieser Unglücklichen sind Katholiken.

Die „Dubvid", der Verein zur wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Förderung der Balkanstaaten, dem auch ich angehöre, wird eine Hilfsexpedition ins albanesische Hochland mit Aerzten, Pflegern und Lebensmitteln senden, sobald sie die Mittel dazu hat erhalten können. Möchten sie ihr doch rasch und reichlich zufließen, damit unseren unglücklichen albanesischen Glaubensgenossen geholfen werden kann! —

Marie Amelie Freiin von Godin.

Rindermarkt 3/II. München.

Die Rokoko-Ausstellung im Münchener Kunstverein.

Seit einigen Tagen hat der Münchener Kunstverein seine modernen Ausstellungen durch eine Veranstaltung rückblickender Art unterbrochen, und zwar führt er in Gemeinschaft mit dem Verein bayerischer Kunstfreunde eine reiche Zusammenstellung von Werken des Rokoko vor Augen, also jener Stilepoche, welche für die bayerische Kunst eine Zeit besonders hoher Blüte bedeutet und an Fruchtbarkeit wie an Großzügigkeit sogar die Renaissance bei uns übertroffen hat. Das Interesse an einer Ausstellung des Rokoko muß darum besonders lebhaft sein, weil dieses ja doch bis auf den heutigen Tag für uns in seinen Wirkungen lebendig geblieben ist: mit den berückend schönen Bauten reicher Schlösser; im bürgerlichen und täglichen Dasein insofern, als unsere älteren Stadt- und Straßenbilder jener Epoche ihm noch immer einen wesentlichen Teil ihres Charakters verdanken; vor allem aber im kirchlichen Leben mit so vielen herrlich gezeichneten, stimmungsvoll und malerisch ausgeschmückten bayerischen Gotteshäusern, angefangen bei den großen Baudenkmälern vom Range der Münchener Johannes Nepomukkirche, des Würzburger und Freisinger Domes, der Klosterkirche zu Weltenburg u. a. m. bis zu den bescheidensten kleinen Dorfkirchlein und Feldkapellen. Zum erheblichen Teile haben unsere Rokokokünstler ihre Aufgaben nach der groß-dekorativen Richtung der Raumkunst hin gestellt erhalten und unvergleichlich gelöst. Derlei Werke konnten natürlich überhaupt nicht, oder doch nur in ihren Entwürfen vorgeführt werden. Von diesen ist indes eine verhältnismäßig große Zahl — malerische und zeichnerische Skizzen — ausgestellt, und so kommt die große Dekorationskunst doch immerhin zu ihrem Recht. Besonders reichlich ist Tiepolo bedacht worden. Verschiedene dieser Entwürfe zu Decken- und Wandgemälden lassen auch in ihrem kleinen Umfange den großartigen Zug erkennen. Prachtvolle derartige Skizzen stammen u. a. auch von dem Tiroler M. Knoller, J. J. A. Huber und dem großen Kosmas Damian Asam, dem Bruder des Egid Quirin Asam, welcher als Stukkateur nicht minder genial war, und von welchem man verschiedene Entwürfe, sowie eine mit größter Pracht in Silber mit Edelsteinschmuck ausgeführte Büste der hl. Anastasia (aus dem Kloster Benediktbeuern) ausgestellt hat. Im übrigen bietet die Veranstaltung ganz überwiegend Tafelgemälde und eine Anzahl kleiner, auch vereinzelt größerer Plastiken. Die letzteren wirken, von ihrem Zusammenhange mit ihrem gewöhnlichen Standorte losgelöst, zum Teil anders, als es vom Künstler beabsichtigt ist, aber dafür hat man die Möglichkeit, ihre technischen Eigenschaften einmal recht in der Nähe untersuchen zu können. Das gilt z. B. von einem reichlich schlanken St. Johannes d. T. des J. B. Straub. Fast klassische Schönheit und etwas, das an moderne Art erinnern möchte, besitzt eine Frauenbüste des F. X. Messerschmidt. Der Werkstatt des Bildhauers Groff ist bisher eine herrliche Reiterstatue zugeschrieben worden, die man als ein Bild des Kurfürsten Max Emanuel ansah; erst bei der jetzigen Gelegenheit hat sich herausgestellt, daß sie Ludwig XIV. darstellt und 1695 durch dessen Hofbildhauer Gobert ausgeführt ist. Von den Porträtbüsten sei noch das Selbstbildnis des R. A. Boos erwähnt, von kirchlichen Plastiken die herrlichen Kleinwerke des F. J. Günther. — Trotz ihrer Erheblichkeit wird die Gruppe der Bildhauerei durch jene der Malerei übertroffen. Von herrlicher Meisterschaft zeugen die Bildnisse des G. de Marées, unendlich fein in Haltung und Farbe ist ein Jünglingsporträt des L. Stern, Kabinettstücke der Charakteristik sind G. Eichlers Selbstporträt, das echt Münchnerische Familienbild des J. G. Edlinger, die schwertönigen, lebensprühenden Bildnisse des J. Kupetzky. Von der religiösen Malerei kann ich nur die zahlreichen Tiepoloschen Tafelgemälde herausgreifen; es sind Stücke unter ihnen — übrigens auch unter den Arbeiten anderer Maler — welche in ihrer echt impressionistischen Art von den bedeutendsten Leistungen der Moderne nicht übertroffen werden. — Der Leitung der beiden Vereine muß man für das treffliche Gelingen dieser kunstwissenschaftlich in hohem Grade wichtigen Ausstellung Dank wissen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Vom Büchertisch.

Marie Gabriele, Prinzessin von Bayern. Von Dr. P. Engelbert Huber, O. F. M. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 130 Bildern und 2 Faksimilen. Diessen vor München 1913, Verlagsanstalt Jos. C. Huber. Allgemeine Ausgabe auf prima Kunstdruckpapier, in elegantem Ganzleinenband gebunden M 2.80. „Die erste Auflage innerhalb fünf Tagen vergriffen", sagt der Prospekt. Kein Wunder! Einmal ist es die kostbare literarische Gabe, welche der Verfasser in diesem wirklich formvollendeten Werke, das inhaltlich und buchtechnisch der Erhabenheit des Gegenstandes glücklich angepaßt ist, uns darbietet, dann aber — und das ist das Ausschlaggebende — die glühende Verehrung und Liebe des Bayernvolkes zu seiner Prinzessin Rupprecht, welche hierin zum Ausdruck gelangt. Das Buch, ein überaus passendes Geschenkwerk, wird jedem Bayern, der mit Treue an seinem Fürstenhause hängt, angesichts des ersten Jahrestages ihres Todes ein liebes Andenken sein an die hochedle Frau, deren früher Tod eine der schönsten Hoffnungen des Bayernvolkes zu Grabe trug, die Hoffnung, sie dereinst im Schmucke des Königsdiadems begrüßen zu können. Joseph Balley.

M. Herbert: Aus dem Buche des Lebens. Novellen und Plaudereien. Zweite, vermehrte Auflage. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vormals J. G. Manz. 8°. 336 S., M 3.60. Im Untertitel — wie überhaupt bei M. Herbert — möchte ich das Wort „Plaudereien" gestrichen sehen; es paßt nicht gut zu dem tief schürfenden Ernst dieser Autorin, der allemal ihrem Humor, auch dem schalkhaften, nahe steht. Gerade dieser Band enthält einige der ergreifendsten Novellen und Novelletten dieser aus schier unerschöpflicher äußerer und innerer Anschauung gestaltenden Dichterin. Ich nenne neben der umfangreichsten, die Hohlheit modernen Strebertums und Gesellschaftslebens kennzeichnenden Erzählung: „Nur Worte", die kürzeren: „Teuer erkauft", „Die Weberin", „Die Maschine", „Seine letzte Novelle", „Das Sterbekleid der Madame Roland", „Die Wab'n" (fehlt im Verzeichnis). Die drei übrigen kleineren Stücke eröffnen reizvolle Blicke in die Kindheit und Jugend der Verfasserin. Die Schlußnovelle, neben „Nur Worte" die längste des Bandes: „Die Rache der Jugend", stammt aus der Frühschaffenszeit M. Herberts und zeigt noch ganz die dementsprechende schelmisch sprühende Frische der Darstellung. E. M. Hamann.

Hedwig Hoepfner: Rippes, Rokokonovellen. Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr. 8°. 191 S. geb. M 2.—. Eine liebenswürdig frische, direkt auf den Humoreskenhumor zugeschnittene Sammlung in allerliebstem, charakteristischem Einbande, mit 14 stofflich aus der liebeseligen Rokokozeit gehobenen und in Rokokogewandung gehüllten Erzählungen, die voraussichtlich, zumal unter der vorgeschrittenen weiblichen Jugend, einen „amüsiert"-dankbaren Leserkreis finden werden. E. M. Hamann.

Handbuch der Friedensbewegung. 2. Teil: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung von Alfred H. Fried. 2. Aufl. Verlag der „Friedens-Warte" (Paß & Garleb, G. m. b. H., Berlin W.). M 5.—. Der lang erwartete zweite Teil der gänzlich umgearbeiteten 1. Auflage des Handbuches ist nun erschienen. Er enthält die Geschichte der Friedensbewegung bis zur Gegenwart, dann ein Verzeichnis der pazifistischen Institutionen, Gesellschaften, Stiftungen usw., 330 kurze Pazifistenbiographien, Literaturverzeichnis, Sach- und Personenregister der beiden Teile. Die Geschichte der Friedensbewegung hätte ich etwas zusammenhängender gewünscht. Die einzelnen Epochen stehen ein wenig zu isoliert nebeneinander und die kirchengeschichtlichen Partien sind ein wenig dürftig ausgefallen. Da hätte es doch einer tieferen Eindringung bedurft. Das hindert freilich nicht, daß Frieds brillante Darstellungskraft ungeschmälert zur Geltung gelangt. Interessant ist besonders auch der biographische Abschnitt, aus dem allerdings die Toten ausgeschaltet worden sind. Dem Handbuch ist weiteste Verbreitung zu wünschen, denn es zeigt, wie der Pazifismus heute nicht mehr ein liebliches Bächlein ist, das durch idyllische Landschaften plätschert, umlagert von idealen, erdentrückten schönen Seelen, es zeigt vielmehr, daß der Pazifismus ein stattlicher Strom geworden ist, der mitten durch die erwerbseifrige Menschheit flutet und ein ideal-reales Streben derselben unterstützt. Der Weg zum Weltfrieden geht eben nicht allein durch die Herzen, sondern vor allem auch durch die Gehirne der Erdbewohner. Fritz Decker, Düsseldorf.

Bericht über die Konferenz über studentisches Wohnungswesen an den Hochschulen des deutschen Sprachgebietes, abgehalten zu München, 24. Mai 1913. Dieser als 10. Heft der Schriften des Bayerischen Landesvereins zur Förderung des Wohnungswesens in dankenswerter Weise herausgegebene stenographische Bericht ist eine wahre Fundgrube für die sozialen, sittlichen, wohnungshygienischen, ästhetischen und beruflichen Zustände in der deutschen civitas academica. Das 182 Seiten starke Buch ist für M 2.— vom Verlag Ernst Reinhardt in München zu beziehen. August Ruß.

Das katholische Kirchenjahr. Populär wissenschaftlich dargestellt von Christian Kunz. 8° 204 S. M 2.10, geb. M 2.80. Regensburg, Pustet. 1913. Popularisierung des katholischen Gottesdienstes setzt sich der durch seine liturgischen Werke wohlbekannte Verfasser zum Ziel, und sein Bemühen muß ein sehr löbliches und segensreiches genannt werden. Früher schon hat er das kleine Meßbuch der katholischen Kirche, zugleich Einführung in den Geist der heiligen Liturgie (990 S. M 3.30) veröffentlicht und damit dem gläubigen Volk eine kostbare Gabe geschenkt. Sein jüngstes Werk ist eine volkstümlich gehaltene, gedrängte Darstellung des Aufbaues des katholischen Kirchenjahres. Eine Reihe von Bezeichnungen, die dem Volk geläufig, aber nicht immer ganz verständlich sind, werden dem Wortlaut und Inhalt nach erläutert, der geschichtliche Entwicklungsgang der Festzeiten nachgewiesen. Hinlänglich behandelt der Verfasser auch die Neugestaltung der Feier des Kirchenjahres, wie sie in den letzten Jahren erfolgte. Namentlich aber sucht er in den Geist des Kirchenjahres einzuführen durch häufige Angabe und Erläuterung von Texten aus Brevier und Missale. Hoffentlich begegnet das Buch in der Laienwelt der wohlverdienten Aufnahme. O. Heinz.

Auf eine alte Stickerei.

Blumen, in zierlichen Schnörkeln gewunden,
Flitter dazwischen, erblindet, verbleicht,
Linnen, dem, wie es verbraucht und zerschrunden,
Immer noch leise ein Duften entweicht —

Wer dies geschaffen? Wie sollt' ich es wissen?
Ist doch die Fleissige lange schon tot,
Die sich der Mühe des Stickens beflissen,
Rastet schon lange von irdischer Not.

Doch ihres Innersten Schönheitsverlangen
Hat ihre Nadel mit Anmut belebt,
Blieb als ein Hauch an dem Tüchlein hier hangen,
Der im Vergeh'n es noch lieblich umschwebt....

Blumen, in zierlichen Schnörkeln gewunden,
Flitter dazwischen, erblindet und bleich,
Aermliche Trümmer verflossener Stunden,
Seid ihr doch heimlicher Schönheiten reich!

Anna Freiin von Krane.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Zur Uraufführung gelangte „Der Herrenmensch", Komödie von Martha Karlweis, einer Tochter des Wiener Schriftstellers, von deren Schaffen uns bisher nichts bekannt geworden ist. Das Stück behandelt die Ehekrise einer naiven Künstlernatur und einer aus geistigerem Milieu stammenden sensiblen Frau und endigt im gegenseitigen Verstehen. Manches erinnert an das „Konzert" Hermann Bahrs, der ja auch ähnliche Motive liebt. Der Fehler des Stückes liegt für mein Gefühl darin, daß wir die Handlungsweise dieses aus dem Bauernstand emporgestiegenen „Herrenmenschen" nicht klar erkennen. Wir müssen viel zu lange das achtzehnjährige Mädchen, von dem sich der große Baumeister schließlich mit kraftvollem Entschlusse losreißt, gemäß dem allgemeinen Verdacht der Umgebung irrigerweise für seine Maitresse halten. Die leichtfertige, von mancher Seite sogar zynische Art, in der von den Nebenpersonen Eheprobleme geistreichelnd behandelt werden, täuscht anfangs über die Absichten der Dichterin, so daß man nicht erwartet, daß sie zu einem ethisch versöhnenden Ergebnis führen, wie es tatsächlich der Fall ist. Bei Martha Karlweis geht einstweilen die psychologische Spekulation über das plastische Gestalten. Das Publikum der Erstaufführung gab der Verfasserin Gelegenheit, persönlich zu danken. Die Zuschauer der zweiten Vorstellung, der wir beiwohnten, verhielten sich reservierter. Ich glaube, es ging ihnen zuweilen wie der schlichten Mutter der Heldin, die erklärt, sie fände sich in diesen neuzeitigen Anschauungen und Lebensmeinungen nicht mehr zurecht. Zweifellos schätzt unsere Bühnenleitung das Talent der Dichterin hoch ein, weil sie ihr Gelegenheit gab, an so anspruchsvoller Stelle zu debütieren. Ich gebe die Möglichkeit der starken Begabung zu, wenn ich auch bei manchen psychologischen Spitzfindigkeiten die Vermutung nicht zu unterdrücken vermag, daß diese weniger einer dichterischen Beobachtung des Lebens, als psychologischen Studien entsprungen sein könnten. Die Vorstellung wies sehr gute Leistungen auf, insbesondere gab Ulmer seinem Titelhelden Relief. — Das Residenztheater gibt diesen Winter Sonntags-Matineen, deren erste in Gesang, Vortrag und Szene das Thema „Der junge Goethe" unter Mitwirkung erster Kräfte anschlug.

Münchener Kammerspiele. Es ist das Gegenteil von „Kammerspielkunst", mit dem Henri Bernstein seine Bühnenerfolge erringt. Bei ihm ist alles grelle Theatralik, jede Szene ist mit Raffinement berechnet und — die Rechnung stimmt immer beim Publikum und bei den Schauspielern. Die letzteren haben dankbare Rollen, die ihnen gestatten, ohne psychologische Subtilitäten im Lachen und Weinen alle Künste spielen zu lassen; die Zuschauer werden gefesselt, so lange die Gardine aufgezogen. Das gilt von allen Stücken dieses Pariser Dramatikers, deren Konflikte man schnell vergißt. Sein neues Werk, das sich mit einer Schnelligkeit, wie sie wertvollen Stücken selten vergönnt ist, über die deutschen Bretter verbreitet, heißt: „Das Geheimnis". Eine glücklich verheiratete Frau, die ihr Gatte und jedermann für liebenswürdig und gütig halten, hat einen unwiderstehlichen Hang, fremdes Glück zu zerstören. Diesen Instinkt zum Bösen uns näher zu motivieren, fällt dem Autor nicht ein. Ihm genügt es, daß sich die Intrige entwickelt, wer ihre Fäden hielt, zeigt er uns erst am Schluß. Nun da durch zwei einst glückliche Ehen ein Riß geht, erscheint die Situation eine Spanne Zeit lang tragisch, aber mit Sentimentalität wird alles wieder geheilt. Das ist den Charakteren nach nicht gerade wahrscheinlich, wie im Grunde alles in dem Stücke. Solche Dramen lassen sich ernstlich nicht kritisieren, denn sicherlich würde der Autor auf alle Einwände erwidern: Das Publikum war gespannt, wie sich die Hand-

lung entwickelt, applaudierte stark und ging ob des versöhnenden Ausganges zufrieden nach Hause. Dichterische Taten aber waren gar nicht beabsichtigt.

„Die Schiffbrüchigen." Auf Anregung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat das Volkstheater Brieux' Drama „Die Schiffbrüchigen" einstudiert, wie dies schon auf Berliner Brettern und anderswo geschehen ist. Dieses Werk verfolgt nicht in erster Hinsicht künstlerische Zwecke, es ist eine „Moralität", wenn man will ein Tendenzstück, das sich die künstlerische Form der Szene nur leiht, um für seine ernsten Mahnungen sich das breiteste Auditorium zu sichern. Aerzte von bedeutendem Namen erhoffen sich von dem Drama eine Schärfung der Gewissen, in der Klarlegung der entsetzlichen Folgen, die durch strafwürdigen Leichtsinn auf ganze Generationen heraufbeschworen werden, segensreiche Aufklärung und ethischen Gewinn für Volk und Rasse. Mit einem hohen sittlichen Ernst hat sich der französische Autor seiner Aufgabe unterzogen und es fällt bei aller unverhüllten Offenheit der Rede kein Wort, das verletzen könnte. Der erste Akt führt in das Konsultationszimmer eines Arztes, der einen jungen Mann beschwört, wegen seiner Erkrankung seine Vermählung vier Jahre aufzuschieben. In einer wahrhaft ergreifenden Weise weiß der Arzt seinem Patienten darzulegen, welche schwere Schuld er sich aufladen würde. Allein die Furcht vor persönlichen Mißhelligkeiten läßt den Mann die Mahnungen des Arztes in den Wind schlagen und lieber einem Kurpfuscher glauben. Er heiratet. Im zweiten Aufzuge sehen wir ein frohes junges Paar, das sich seines Elternglückes freut, bis sich die scheinbar bedeutungslose Unpäßlichkeit des Kindes als ererbte Krankheit enthüllt. Das Eheglück bricht zusammen, die erschütterte junge Frau verläßt Haus und Herd. Der Schlußakt spielt wieder im Zimmer des Arztes; die Familiengeschichte erweitert sich zur allgemeinen Krankengeschichte. Der Vater eines erkrankten Gymnasiasten, eine Frau, die durch ihren Mann gesundheitlich und finanziell ruiniert wurde, eine Dirne erzählen uns ihr Schicksal. Das ist gewiß nicht künstlerisch, aber gibt erschütternde documents humains. Den Fall des Gymnasiasten wäre wohl mancher, leider irrigerweise, geneigt, für eine große Ausnahme zu halten. Vor einiger Zeit lag mir ein Buch eines österreichischen Schriftstellers und Arztes H. v. Schullern: „Vom Blühen und Verderben", Tragödie eines Schülers, vor. Es schien mir zwar künstlerisch hochstehend und sittlich ernst, aber doch nur die Schilderung eines Spezialfalles, der für die Allgemeinheit nicht sehr viel bedeute. Allein ich erhielt von ärztlicher Seite statistische Zahlen, deren geradezu erschreckende Größe jeden Optimismus vertrieben. Es wäre zu wünschen, daß die Zwecke, die Brieux mit seinem Drama verband, erreicht würden. Gegen die Erörterung solcher Fragen im Theater läßt sich nur einwenden, daß sich schwer regeln läßt, von welchem Jahre an, vor allem bei der weiblichen Jugend, der Besuch einer Vorstellung dieser Art empfehlenswert erscheint.

Aus den Konzertsälen. Im Volkssymphoniekonzert dirigierte Prill Schumanns vierte Symphonie und Liszts „Mazeppa" in beifallswürdiger Weise. Die geschmackvolle und feinnuancierte Interpretation fand stärksten Beifall. Zwischen diesen stand die Bläserserenade, das liebenswürdige Werk des jungen Richard Strauß der damals noch ganz „klassischen Schule". Die klangschöne Wiedergabe ist zu loben. Der Beginn der Abonnementskonzerte des Konzertvereins ist auf den 27. Oktober festgelegt. — Nun hat auch mit Solistenabenden die Konzertsaison stärker eingesetzt. Sie dürfte noch mehr Veranstaltungen bieten, als die vorige. Der Besuch ist bis jetzt nicht allzu zahlreich. Angebot und Nachfrage stehen auf musikalischem Gebiet in krassem Mißverhältnis. Das Problem, wie dem abzuhelfen, ist ungelöst und es besteht auch keine Aussicht, daß es in absehbarer Zeit gelöst wird. Petschnikoff, der seit diesem Herbst dem Lehrkörper der Münchener Akademie angehört, gab mit seiner Gattin und dem trefflichen Pianisten Bardas einen sehr beifällig aufgenommenen Abend. Seine tonschöne, weiche Geigenkunst ist bravourös. Lili Petschnikoff meistert das gleiche Instrument in kaum geringerem Maße. Das Zusammenspiel der beiden ist vollendet. Für München Novität war die 2. Serenade von Christian Sinding. Man weiß, daß die nordischen Tondichter im Gegensatz zu den „Wortdichtern" weniger nach dem Tiefen, als nach dem Gefälligen streben, und so ist auch diese Serenade mehr leicht eingängig, als gerade bedeutend. Immerhin konnte man sich ihrer in so glücklicher Wiedergabe erfreuen. Severin Eisenberger hatte seinen Klavierabend Brahms gewidmet. Seinem oft gepriesenen technischen Können steht eine nicht minder große plastische Gestaltungskraft zur Seite. Sind die Leistungen Eisenbergers durchaus ersten Ranges, so erscheint, nach dem Bericht meines Vertreters Louis Cornell, der ebenfalls einen Klavierabend gab, zwar als ein Künstler von guter Technik und Geschmack, ohne jedoch heute schon überragendes zu leisten. Viel Anklang finden stets R. Rueffs Lieder zur Laute, die auch diesmal verschiedenes Neues boten. Der Abend wurde durch die Mitwirkung des Münchener Gitarre-Quartetts verschönt.

Verschiedenes aus aller Welt. Paul Claudels Mysterium „Verkündigung" erlebte im Festspielhause der Jacques Dalcrozeschule in Hellerau bei Dresden in erstrangiger Besetzung und streng stilisierter Inszenierung die deutsche Uraufführung. In Frankfurt a. M. ist das Werk des in Deutschland als Konsul lebenden französischen Dichters bereits in einer Sondervorstellung in französischer Sprache gegeben worden. In der Ueberwindung aller irdischen Gelüste, in der eigenen Erniedrigung und in der seelischen Vervollkommnung durch Krankheit und Schmach findet die von der Mieselsucht befallene Heldin die Kraft des Wunders. Die Kritik rühmt die Schönheit der Sprache des Uebersetzers und die mehr lyrische, als dramatische Begabung des Dichters. Die Aufführung des Werkes dürfte nur in festspielmäßigem Rahmen rätlich erscheinen. — Theodor Podbertsky, dessen Kompositionen Gemeingut der deutschen Sängerschaft sind, ist siebenundsechzigjährig in München gestorben. — Als Regisseur seiner Traumdichtung „Hanneles Himmelfahrt" und des „zerbrochenen Krugs" von Kleist hatte Gerh. Hauptmann im Deutschen Künstlertheater in Berlin stärkeren Erfolg, als mit seiner verunglückten Inszenierung von Schillers „Tell". — „Die weiße Weste", ein Schwank von Friedmann — Frederich unterhielt in Frankfurt a. M. Leute, die eine gepfefferte Kost gewöhnt sind. In München ist das Stück verboten, was sicherlich keinen Verlust bedeutet. — „Das große Werk", Drama von Henri Bataille, fand bei der deutschen Uraufführung in Altona starken Beifall. Die Fabel trüge die Möglichkeit einer dichterischen Behandlung in sich, doch ging der Ehrgeiz des Autors nur nach einem spannenden Theaterstück. — „Zeitwende", ein Drama von Herbert Eulenberg, hatte in Bremen Erfolg. Der Romantiker Eulenberg schöpft hier zum ersten Male aus dem Born der Wirklichkeit, indem er einen typischen Fall aus dem Leben der Gegenwart zum Gegenstand wählt. Es ist der Untergang einer Familie, die durch einen überragenden Mann zu Macht und Ansehen gelangt ist, dessen Kinder jedoch haltlose Charaktere sind. Einzelne Szenen wirkten sehr dramatisch, doch vermißt die Kritik einen streng organisch gewachsenen Aufbau des Stückes.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Entwicklung der Geldmarktverhältnisse gibt seit Beginn des neuen Quartals zu besonderen Besorgnissen keinen Anlass mehr. Die Wochenausweise der Reichsbank zeigen, wie auch allgemein erwartet wurde, einen konstanten, wenn auch verlangsamten Rückfluss der liquiden Mittel. Die Frage, ob die Zentralleitung der Bank — Präsident Havenstein hat nach längerer Krankheit die Führung des Reichsbankdirektoriums wieder übernommen — in diesem Jahre die Diskontrate doch noch ermässigt, wird neuerdings wieder aufgeworfen. Der Markt der ausländischen Devisen ist allerdings den deutschen Diskonteuren günstig. Ein Festhalten der Reichsbank an dem 6prozentigen Diskont gilt aus Gründen der genügend bekannten grossen Vorsicht für wahrscheinlich, immerhin wird dieselbe damit bis über den Jahresschluss, trotz der andauernden Geldabflüsse für Rentenemissionen und Herbstbedarf, haushälterisch auskommen. In puncto neue Anleihen sind nunmehr täglich die verschiedensten Geldbegebungen akut geworden. Von allen Seiten wird der heimische Geldmarkt dadurch fühlbar erleichtert. Das Privatpublikum benützt diese vielfachen Gelegenheiten zur vorteilhaften Kapitalisierung der verfügbaren Gelder und beteiligt sich, wie aus dem Zeichnungsergebnis bei der Fürstenbergischen Standesanleihe ersichtlich war, gerne an solchen hochverzinslichen Wertobjekten. Die Emission von 150 Millionen Mark $4^1/_2$% igen ungarischen Schatzscheinen zum Kurse von 95,60 wird ebenfalls, schon mit Rücksicht auf die gewährte Nettoverzinsung von rund $6^1/_2$%, vollen Erfolg aufweisen. Die Details über das Perfektwerden einer rumänischen Anleihe in Deutschland mit der Gruppe Diskontogesellschaft-Bleichröder werden erwartet. In Berlin und vorzugsweise Paris, ebenso in London bei der dortigen Haute banque häuft sich die Geldnachfrage, die sich bei den am Balkankrieg beteiligten Ländern dringend zur Auffüllung der vollkommen leeren Regierungskassen geltend macht. Dieses Fehlen jeglicher Mittel zur weiteren Kriegführung bleibt der Hauptfaktor, dass die derzeitige Lage am Balkan, sowohl in Bankkreisen, wie auch seitens der Politiker als bedeutend beruhigter angesehen wird. Diese Besserung der politischen Verhältnisse blieb jedoch an den internationalen Börsenplätzen vollkommen einflusslos. In Berlin sind es neuerdings schwere Konjunktursorgen mit sichtlichen Zeichen einer scharfen Verschlechterung des Wirtschaftsverkehrs, wodurch das gesamte Effektengebiet zur Lethargie verurteilt worden ist. Von dem Konjunkturumschlag geben auch die in diesen Tagen publik gewordenen Jahresberichte der führenden Montangesellschaften Kunde. Die Verwaltung der Laurahütte gibt offen die bedauerliche Wendung zum Schlechten zu. Nach ihrer Ueberzeugung ist neben den Balkanwirren vor allem die Ueberproduktion der an den Markt geworfenen bedeutenden Erzeugnisse der neuen Montan-Grossbetriebe schuld am Rückgang. Diese Berichte gehen dabei nur bis zum Jahresabschluss, d. i. 30. Juni 1913. Seit dieser Zeit lauten die Ausweise vom Montangebiet, sowohl vom Inlande, als auch von den auswärtigen Bezirken dauernd unbefriedigend. Die fortgesetzten Preiskonzessionen auf Eisenprodukte und -fabrikate bewegen sich derart scharf, dass die Notizen auf dem Eisenmarkt nunmehr unter dem Niveau des niedrigsten Standes vom Jahre 1903 stehen. Dieser Hinweis ist um so betrübender, als auch der Export von gewissen Fabrikaten im September-Monat einen Rückgang gegenüber 1912 zu verzeichnen hat. Auf dem Kohlenmarkt hat die langsame Abschwächung ebenfalls Fortschritte gemacht. In den sonst optimistischen Kreisen der Handelswelt glaubt man der gesamten Montanbranche wenig Hoffnung auf eine Besserung zusprechen zu dürfen. Das Kapitalistenpublikum sieht sich natürlich durch diese mehr als tristen Konjunkturfragen vielfach veranlasst, sich des Besitzes in diesen Industriewerten tunlichst auch unter erheblichen Kursverlusten

zu entledigen. — Die anhaltenden Streitfragen in der deutschen Seeschiffahrt verstimmten ebenfalls; dabei entgeht den Reedereien durch diese Interessenkämpfe ein gut Teil der diesjährigen Mehrgewinne. Die durch die Auflösung des rheinisch-westfälischen Zementsyndikates eingetretenen Preisunterbietungen und sonstigen Unstimmigkeiten geben der Lage der deutschen Industrie ebenfalls kein erfreuliches Gepräge. Die vielfach gemeldeten Arbeitseinschränkungen bei einzelnen Branchen — wie beispielsweise in der Textilindustrie — sind gleichfalls auf das Konto einer rückläufigen Konjunktur zu setzen. — Die Auslandsbörsen London und Neuyork bewegen sich schon seit längerer Zeit in analoger abwärtsgebender Richtung. Berlin blieb zumeist schwach gestimmt. Grosser Unwillen herrschte über die empfindlichen Rückgänge in der Rentabilität verschiedener Industrieunternehmungen, besonders der sächsischen Maschinenfabriken, von welchen einzelne Aktien aus diesem Grunde Kursabschläge von über 50% aufweisen. Als einziger günstiger Faktor für das deutsche Wirtschaftsleben gilt zurzeit der neue amerikanische Zolltarif, der durch seine für Deutschland günstigen Sätze den Export verschiedener Industriesparten, wie Eisen-, Textil- und Maschinenfabrikate, beleben wird.

M. Weber, München.

Die Münchner Steirer-Loden- und Mode-Zeitung Nr. 15 B ist soeben erschienen und ist als eigene Hauszeitung der Firma Felix Hulla, einziges Fabriklager in Deutschland der ersten steiermärk. Tuch-, Loden- und Modewaren-Fabrik, München, Kaufingerstraße 31/I, gratis und franko zu beziehen. Der Wert echter reiner Schafschurwoll-Stoffe als hygienische, poröse Bekleidung findet darin durch hervorragende ärztliche Ratschläge weitere wissenschaftliche Förderung. Auch Wintersportler finden für ihre Zwecke praktische Vorschläge.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M 2.60, (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M 2.60, Egypten Mill. 168, Rumänien Lei 4.40. Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.78, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5'paltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 43. München, 25. Oktober 1913. X. Jahrgang.

Es geht vorwärts.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Die Erwartung, in die wir unsere letzten Betrachtungen über den Stand der bayerischen Königsfrage (Nr. 42 d. „A. R.") ausklingen ließen, hat durch den Gang der Ereignisse inzwischen begründete Aussicht auf Verwirklichung gefunden. Damit ist, entgegen der Auffassung einiger Kleingläubigen, der Beweis für die Fruchtbarkeit der in den letzten Wochen gepflogenen Presseerörterungen erbracht, denn durch dieselben wurde die Oeffentlichkeit aufgerüttelt und die maßgebenden Faktoren zu erneuter ernster, nunmehr Aussicht auf Erfolg versprechender Inangriffnahme der Königsfrage veranlaßt. Als erste der großen Erwerbsgruppen trat am Mittwoch vergangener Woche der bayerische Handelskammertag auf den Plan und gab in einer eingehend begründeten Resolution im Namen der acht Handelskammern des Königreiches als der berufenen Vertretungen des Handels, der Industrie und des Gewerbes in Bayern die Erklärung ab, es sei sowohl im allgemeinen Interesse des Landes, wie auch im Interesse der von ihnen vertretenen erwerbenden Stände dringend erwünscht, daß der gegenwärtige Zustand der Regentschaft beendigt wird und das Land wieder einen regierenden König erhält. Er richtete daher an den bayerischen Landtag und die Staatsregierung die Bitte, die zur Herbeiführung dieses Zieles geeigneten Schritte zu ergreifen. Ihm folgte unmittelbar darauf mit einer ähnlichen Erklärung der bayerische Handwerkskammertag im Namen der acht bayerischen Handwerkskammern als Vertreterinnen des Handwerker- und Gewerbestandes. Und wenn der bayerische Landwirtschaftsrat von einer öffentlichen Stellungnahme glaubte absehen zu sollen aus Auffassungen, die man verstehen, aber nicht überall teilen wird, nämlich weil Prinzregent Ludwig sein Protektor und Prinz Rupprecht sein Ehrenvorsitzender ist, und es darum für diese Körperschaft nicht angehe, in einer Sache, die die eigensten Angelegenheiten des königlichen Hauses berühre, öffentlich Stellung zu nehmen, so liegt doch kein Anhaltspunkt dafür vor, daß der Landwirtschaftsrat sachlich auf einem anderen Standpunkte stehe als die beiden anderen Korporationen; im Gegenteil, da der monarchische Gedanke in der Landbevölkerung seine festeste Stütze hat, wird dort das Verlangen nach einem regierenden König nicht minder dringend empfunden.

Für die Lösung des Problems bleibt, nachdem die Staatsregierung in ihrem Gutachten das Recht der Goldenen Bulle durch das Familiengesetz von 1816 für beseitigt erachtet und demgemäß eine Proklamation für unzulässig hält, nur mehr der Weg der gesetzgeberischen Aktion übrig. Daß dieser Weg beschritten werden und in Bälde auch zu einem positiven Ergebnis führen wird, dafür ist jetzt die beste Aussicht vorhanden. Die bürgerlichen Parteien der Abgeordnetenkammer haben bereits in ihren Fraktionssitzungen und in Verhandlungen unter einander und mit der Staatsregierung die Frage eingehend ventiliert. Ueber das bisherige Ergebnis berichtete der „Bayer. Kur." am 18. Oktober (Nr. 291): „Es ist eine Basis gefunden, auf die alle bürgerlichen Parteien sich zu stellen bereit sind. Die Besprechungen haben im Landtag bereits zu einem gewissen Abschluß geführt. Die Entscheidung steht nun bei der Kammer der Reichsräte. Das Zentrum dürfte sich, wenn auch nicht lückenlos, auf den Boden stellen, den das Wort des verstorbenen Abg. Geiger umschreibt: ‚Es kann eine Zeit kommen, wo der Jurist hinter dem Politiker zurücktreten muß.' . . . Der Regierungsvorschlag vom Dezember dürfte auch eine gewisse formelle Abänderung erfahren."

Somit tritt die bayerische Königsfrage endlich aus dem Schatten der Unsicherheit und Ungewißheit in den Lichtschein der sich klärenden Situation, der nahen Entscheidung, und das treumonarchische bayerische Volk sieht mit freudig gestimmter Erwartung den gemeinsamen Entschließungen seiner Vertreter im Parlament und der Staatsregierung entgegen. —

Ueber diesen Lichtseiten darf der gewissenhafte Chronist indessen keineswegs eine Reihe von unerfreulichen Begleiterscheinungen übersehen, welche die Diskussion über die Königsfrage gezeitigt hat, nämlich die Treibereien gewisser Münchener Rotblockblätter. Daß die sozialdemokratische Presse die Aufrollung der Königsfrage in Verbindung mit der vorgeschlagenen Erhöhung der Zivilliste zu einer maßlosen antidynastischen Hetzerei ausschlachtet, ist in unserem letzten Artikel (Nr. 42) bereits als Argument für eine Beschleunigung der Lösung gebucht worden. Wenn die „Münchener Post", die zuerst gegen die „Staatsstreichgelüste" des Zentrums und Hertlings aus Anlaß der Erörterungen über die Möglichkeit einer Proklamation gewettert hat, sich nach dem Bekanntwerden des ministeriellen Gutachtens mit dem Mantel des Staatsretters gegen den „regierenden Umsturz" drapierte (Nr. 239), mit der gleichen Ungeniertheit aber jetzt, wo die Aussicht einer Lösung auf dem Wege der Gesetzgebung eröffnet ist, auch diesen Weg durch den Hinweis auf den Regentschaftseid und den Fahneneid als „parlamentarischen Umsturz" zu diskreditieren sucht (Nr. 243), so kann man diese wunderliche Drehung ihrer Komik halber wie als Zeichen der Wandlungsfähigkeit des Sozialistenblattes auf sich beruhen lassen mit der kurzen Feststellung, daß das Zentrum Leute, die den Umsturz der monarchischen Verfassung und die Untergrabung der militärischen Disziplin planmäßig propagieren, als Zensoren über seine Auffassung von der Bedeutung und Tragweite des Verfassungs- und Fahneneides ablehnen muß. Dagegen muß auf das entschiedenste gebrandmarkt werden, wie die „Post" in ihrer Wut über die glückliche Entwicklung des Königsproblems gegenüber dem Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling den niedersten Instinkten freien Lauf läßt. In ihrer Nr. 240 vom 15. Okt. gibt sie einem „Offenen Brief an Herrn v. Hertling" eines angeblichen „angesehenen Würzburger Bürgers" Raum, in dem neben sonstigen Invektiven der folgende lapidare Satz steht: „War der kläglich gescheiterte Versuch, dem Regenten die Krone aufs Haupt zu setzen, schon ein Kapitalbock, so ist das Unternehmen, dem „Allergnädigsten Herrn" die bittere Pille durch Erhöhung der Zivilliste zu versüßen, gar ein Geniestreich, der alle Ihre bisherigen Leistungen in Schatten stellt. Daß in Staatskarossen einherfahrende, sattgefressene Exzellenzen für den Notschrei eines unter unerhörten Lasten seufzenden, ausgepowerten Volkes nicht Ohren, für die Jammergestalten eines Heeres von Arbeitslosen nicht Augen haben, wundert keinen, der die Sorte kennt, und ist auch nichts spezifisch Bayerisches; daß aber die Erhöhung der Zivilliste trotz der Not des Landes und der absoluten Unfähigkeit seiner Finanzverwaltung just zu einer Zeit verlangt wird, da ein geistig umnachteter König regiert, dessen Hofhalt kaum den zwanzigsten Teil der bisherigen Zivilliste erfordert, ist in der Tat ein starkes Stück." Es dürfte doch an der Zeit sein, die Irrigkeit der in Genossenkreisen anscheinend für selbstverständlich gehaltenen Auffassung, daß Minister in Bayern einfach vogelfrei sind, durch ein Exempel ad oculos zu demonstrieren. Die bei

solchen Leistungen fast wie ein Hohn klingende Versicherung des Blattes (Nr. 243), daß den Sozialdemokraten, was selbstverständlich sei, irgendeine persönliche Animosität gegen den Regenten völlig fernliege, sei nur als Abschluß des Charakterbildes in Parenthese angeführt.

Es mußte auffallen, daß die rosa gefärbte Blockschwester der „Post", die „Münchner Neuesten Nachrichten", die für die baldige Beendigung der Regentschaft auf dem Verfassungswege und die Thronerhebung Ludwigs sich sehr stark ins Zeug legten, die Erreichung dieses Zieles zu fördern glauben durch fast tagtägliche Anrempelung des Zentrums und vor allem des Ministeriums Hertling. Letzteres ist der Sündenbock für alles, es ist schuld daran, daß die Königsfrage noch nicht gelöst ist. Noch in Nr. 530 (16. Okt.) wird dem „Ministerium der unglücklichen Hand" haarklein „nachgewiesen", daß es alles verkehrt gemacht hat, „welchen Dampf man damals aus der Lokomotive durch Fassungslosigkeit und Untätigkeit im Augenblick des Regentschaftswechsels herausgelassen hat", welch argen Streich es mit der „Lancierung" der Erhöhung der Zivilliste gemacht hat usw. „Das heißt man stümpern, aber nicht regieren!", so endet das niederschmetternde Verdikt des Staatsweisen der „M. N. N." Warum hat das Ministerium auch nicht zuerst in der Sendlingerstraße sich Rat geholt? Oder warum hat, denn darauf zielt die ganze Stilübung, der Regent die Kühnheit besessen, ein „klerikales" Ministerium mit der Leitung der Staatsgeschäfte zu betrauen? Zwei Nummern vorher (Nr. 528 vom 15. Oktober) war zu lesen, was ein Herrscher, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt, zu tun hat. Da reproduzieren die „M. N. N." aus dem „Berliner Tageblatt" einige „tiefsinnige" Betrachtungen des Monistenhäuptlings Wilhelm Ostwald über „König und Volk", die unter Verweisung auf Portugal, Spanien und Italien in dem Satze gipfeln: „Die Erfahrung von über vierzig Jahren hat dann gezeigt, daß wirklich in lateinischen Ländern ein demokratisches Königtum eine stabile Form der Staatsverwaltung darstellt, während die Geschichte der letzten Jahrhunderte umgekehrt gezeigt hatte, daß ein spezifisch klerikales Königtum früher oder später zum unvermeidlichen Untergang verurteilt ist." Es wird dann „das Königtum auf der Basis der Demokratie" als allein „lebensfähig" gepriesen. Es gehört nicht in den Zusammenhang dieses Aufsatzes, aber es wäre ein Leichtes, die Falschheit der Voraussetzungen wie der Schlußfolgerungen Ostwalds nachzuweisen. Da die „M. N. N." ausdrücklich betonen, daß der Ostwaldsche Aufsatz „angesichts der Erörterung der bayerischen Königsfrage für bayerische Verhältnisse noch besonders lehrreich ist", kann über den Zweck der Uebung keine Unklarheit bestehen: der Wink mit dem Zaunpfahl nach oben ist deutlich! Man muß staunen, mit welcher Skrupellosigkeit das liberale Organ seine von parteipolitischem Egoismus und der zarten Rücksicht auf den roten Blockbruder diktierten ministerstürzenden Tendenzen so offen mit der Königsfrage zu verkoppeln wagt, die doch auch nach den Versicherungen der „M. N. N." ein außerhalb der Parteiinteressen stehendes, lediglich mit Gründen des allgemeinen Staatswohls zu behandelndes Problem sein soll! Wenn dieses jetzt, dank der patriotischen Haltung des Zentrums, seiner befriedigenden Lösung entgegensieht — jene Treibereien haben kein Verdienst an diesem Ergebnis, denn sie wirken nur verbitternd und hemmend.

Intoleranz in Theorie und Praxis.

Von Dr. Jul. Bachem, Köln.

In Nr. 203 des „Tag" hatte ich geschrieben: wer für die Aufrechterhaltung des Ausnahmegesetzes gegen die Jesuiten plädiere, der verschärfe die konfessionellen Gegensätze; denn hier sei das katholische Selbstbewußtsein und Ehrgefühl engagiert. Demgegenüber sucht jetzt in Nr. 236 des „Tag" Herr Professor Dr. Georg Runze erneut für die Nichtaufhebung des Jesuitengesetzes Stimmung zu machen. Sein Appell an den Bundesrat klingt in dem nicht ganz neuen, aber immer noch zugkräftigen, meist in wilden Wahlzeiten mit Vorliebe benützten Spruche aus: „Nur die allergrößten Kälber wählen ihre Metzger selber."

Den heutigen Jesuiten, welche unter dem Ausnahmegesetze stehen, um dessen Aufhebung bzw. Außerkurssetzung es sich handelt, kann allerdings Professor Runze bezüglich ihrer praktischen Betätigung nichts Uebles nachsagen; aber er weist darauf hin, daß Jesuiten in ihren Schriften verklausuliert und auch unumwunden das Recht der katholischen Kirche auf Verhängung der Todesstrafe vertreten hätten, und im Anschluß daran beschwört er dann das Bild von Strömen von Ketzerblut und Flammen des Scheiterhaufens herauf.

Zweifellos hat es Jesuiten gegeben und gibt es deren noch heute, welche vom Boden des mittelalterlichen Glaubensstaates aus argumentierend für die Kirche theoretisch ein Recht auf Verhängung der Todesstrafe in Anspruch nehmen. Weit mehr Jesuiten und besonders die bedeutendsten unter ihnen verneinen aber dieses Recht und vor allem gibt es weder unter den Jesuiten noch unter den sonstigen Kanonisten heute noch einen einzigen, der an die Anwendbarkeit solcher Theorien in der Gegenwart glaubte und für das Ausübungsrecht in praxi einzutreten gewillt sei. Ein solcher Kanonist müßte ja auch auf dem Monde leben. Der Glaubensstaat des Mittelalters, in welchem Verfehlungen gegen den Glauben staatliche Verfehlungen waren, die der weltliche Arm ahndete, besteht nirgends, in keinem Lande und in keinem Winkel der Welt. Alle Erörterungen, wie diejenigen, welche Professor Runze im Auge hat, besitzen daher nur akademischen Charakter. In der katholischen Bevölkerung finden sie keinen Widerhall, es müßte denn ein ganz kleiner Kreis a priori konstruierender, weltfremder Doktrinäre sein, welche nicht in ihrer Zeit leben.

Die Theorie jener vereinzelten Kanonisten kann also praktisch kein Unheil anrichten; daß man versuchen könnte, sie irgendwo in die Praxis umzusetzen, ist „ein Gedanke zu denken nicht gedacht zu sein", wie der „Kladderadatsch" sich einmal ausdrückte. Diese Theorien mögen manche ärgern — mich ärgern sie auch —, aber sie können niemanden ein Härchen krümmen. Man mag daher über theoretische Unduldsamkeit jener Kanonisten klagen, aber damit das Jesuitengesetz rechtfertigen wollen, geht ganz und gar nicht an.

Das Jesuitengesetz und seine Handhabung dagegen ist praktische Unduldsamkeit. Dieses Gesetz hat den character indelebilis eines Ausnahmegesetzes. Gegen keine andere Kategorie von deutschen Reichsbürgern besteht etwas Derartiges, nachdem das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie längst gefallen ist. Das Jesuitengesetz macht den Mitgliedern des Ordens, denen persönlich keinerlei Verfehlungen nachzuweisen sind, Betätigungen unmöglich, die an sich völlig vorwurfsfrei sind. Und das, was Professor Runze besonders betont: die schriftstellerische Tätigkeit einzelner Jesuiten, kann doch durch das Gesetz, kann durch kein Gesetz verhindert werden. Allerhand sonstige Gesellschaften und Vereine verbreiten Lehren, welche offenkundig weit verderblicher für das Gemeinwohl sind, ohne daß man sie deswegen behelligt, soweit sie nicht gegen irgend eine Bestimmung des Strafgesetzbuches verstoßen. Diese Kautel besteht aber auch gegenüber Verlautbarungen der Jesuiten bzw. einzelner Jesuiten in Wort und Schrift. Man mißt also die Jesuiten mit einem anderen Maße als es den anderen Reichsbürgern gegenüber zur Anwendung kommt. Das empört die deutschen Katholiken und muß sie empören. Es sollte auch alle empören, welche der Devise: „Gleiches Recht für alle" huldigen. Während man den Jesuiten bzw. einzelnen ihrer Schriftsteller theoretische Unduldsamkeit vorwirft, übt man gegen sie praktische Unduldsamkeit.

Es sind Gefühlsmomente, welche Professor Runze für die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes geltend macht. Er gibt zu, daß bei Aufrechterhaltung des Gesetzes das katholische Selbst- und Ehrgefühl allerdings berührt werden könne; aber, so sagt er, bei Aufhebung des Gesetzes würde das evangelische Selbst- und Ehrgefühl noch mehr herausgefordert und darum müsse die Sache so bleiben, wie sie ist.

Ich habe von dem evangelischen Selbst- und Ehrgefühl eine bessere Meinung, als anscheinend Professor Runze sie hat. Es gibt zweifellos sehr weite evangelische Kreise, welche es als ein Armutszeugnis empfinden, daß man die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes für notwendig erklärt. Wo man aber das evangelische Selbst- und Ehrgefühl mißleitet hat, da sollte man der evangelischen Volksmehrheit endlich eine Vorlesung über theoretische und praktische Unduldsamkeit halten. Das wäre besonders eine schöne und dankbare Aufgabe für diejenigen, welche Lehrer des Volkes sein wollen und sein sollten.

Möge Herr Professor Dr. Runze diese einfachen Erwägungen ein wenig auf sich wirken lassen. Dann wird er den Bundesrat nicht mehr zu den „allergrößten Kälbern" rechnen, wenn derselbe endlich sich entschließt, mit einem traurigen Rest aus einer traurigen Zeit aufzuräumen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Völkerschlachtfeier.

Als Fest des Friedens, wie der König von Sachsen sie taufte, ist die Jahrhundertfeier schön verlaufen, sowohl an der Zentrale, wo das neue gigantische Denkmal eingeweiht wurde, als ringsum in den deutschen Städten und Dörfern. Erfreulicherweise trat der chauvinistische Zug nicht hervor; man beging nicht die Demütigung Frankreichs, sondern die Erlösung Deutschlands. Neben dem Kaiser und den deutschen Fürsten waren in Leipzig Vertreter jener Staaten versammelt, die zum Entscheidungskampfe gegen den gewaltigen Korsen ihre Truppen entsandt hatten. Besondere Erwähnung verdient, daß auch der Kaiser von Rußland trotz der veränderten politischen Konstellation einen Großfürsten entsandt hatte. Der König von Sachsen fungierte als Gastgeber, gab die Antwort auf die Weiherede am Denkmal, brachte den Trinkspruch beim Festmahl aus und richtete Danktelegramme an den Kaiser von Oesterreich, den Zaren von Rußland und den König von Schweden. Auch hierin markiert sich der gewaltige Umschwung, der in der inneren Entwicklung Deutschlands eingetreten ist seit jenem Tage, der endlich auch die sächsische Dynastie und das sächsische Land aus den Händen des welschen Eroberers loslöste.

Der Kronprinz und die Welfenfrage.

Am 16. Oktober hat das preußische Staatsministerium sich schlüssig gemacht über den Antrag beim Bundesrat wegen Zulassung des Prinzen Ernst August zum braunschweigischen Throne. Man nimmt an, daß der Bundesrat am 23. Oktober einstimmig in diesem Sinne beschließen wird. Ein solches Werk der Versöhnung und des Friedens paßt vortrefflich zu der Gedenkzeit.

Leider haben die alldeutschen Heißsporne noch gerade vor Torschluß einen ärgerlichen Zwischenfall herbeigeführt. Sie veröffentlichten in letzter Stunde, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen in einem Briefe an den Reichskanzler sich dafür eingesetzt habe, Prinz Ernst August müsse vor dem Antritt der Regierung in Braunschweig klipp und klar auf Hannover verzichten; der Fahneneid sei kein staatsrechtlicher Verzicht. Der Reichskanzler ließ darauf halbamtlich feststellen, daß der Kronprinz ihm schriftlich seine Bedenken mitgeteilt und er (der Reichskanzler) ihm die Gründe, von denen sich die Regierung leiten lasse, bekannt gegeben habe.

Es ist unerfreulich, wenn in einer wichtigen politischen Frage zwischen dem Träger der Krone und dem Anwärter der Krone Meinungsverschiedenheit besteht. Doppelt unerfreulich, wenn es sich um eine Angelegenheit handelt, die auch das Familienleben im Herrscherhause berührt. Noch eine weitere Steigerung tritt ein, wenn dieselbe Angelegenheit in der Presse zu Angriffen auf das „persönliche Regiment" des Monarchen ausgebeutet worden war. Der Kronprinz hätte also, wenn er seine Zweifel und Bedenken nicht unterdrücken konnte, sich einer ganz besonderen Vorsicht befleißigen müssen. Der richtige Weg wäre nach unserem Ermessen gewesen, wenn er ohne Hinzuziehung Dritter vertraulich mit seinem erlauchten Vater die Sache besprochen hätte. Ob eine Korrespondenz des Kronprinzen mit dem ersten Minister seines Vaters zu dem normalen Geschäftsgange gehört, läßt sich nicht mit voller Sicherheit sagen, da man nicht weiß, ob und welche Vollmachten der Kaiser dem Kronprinzen in dieser Hinsicht gegeben hat. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, daß der Thronfolger sich in den Gang der Reichs- und Staatsgeschäfte nur insofern einzumischen hat, wie es der Monarch bestimmt hat. Der Reichskanzler ist der Minister des Kaisers und nicht des Kronprinzen. Wie jetzt die „Nordd. Allg. Ztg." meldet, hat auf das Schreiben des Reichskanzlers der Kronprinz in einem Briefe aus Hopfreben vom 17. Oktober sein lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß sein Privatbrief an den Reichskanzler öffentlich erwähnt worden ist. Völlig falsch sei die Auslegung eines Teiles der Presse, als stelle er sich in Opposition zum Kaiser. In der Sache selbst habe der Kronprinz dem Reichskanzler erwidert, daß dessen Schreiben für ihn zur Klärung der Angelegenheit wesentlich beigetragen habe. Nach einer Meldung der „Hannoverischen Tagesnachrichten" habe der Kronprinz nicht eigentlich eigene Bedenken geltend gemacht, sondern auf die Bedenken alldeutscher Kreise gegen die geplante Lösung der Welfenfrage hingewiesen, schließlich aber die Anschauungen des Reichskanzlers gewürdigt und dagegen keinerlei Widerspruch erhoben. Mag nun auf diese Weise die Sache für die Beteiligten erledigt sein, so hätte, wenn nun einmal der Kronprinz es für angezeigt hielt, sich unmittelbar an den Reichskanzler zu wenden, doch unbedingt dafür gesorgt werden müssen, daß dieser Schritt nicht an die Oeffentlichkeit gelange. Offenbar haben sich in die Umgebung des Kronprinzen Elemente gedrängt, die nicht die wünschenswerte Sachlichkeit und den nötigen Takt besitzen.

Der Reichskanzler hat sich durch den Zwischenfall in seiner friedlichen Politik nicht beirren lassen. Gewiß wird der Bundesrat sich ihm anschließen. Die Offiziösen betonen ausdrücklich, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident den beschlossenen Antrag mit seiner vollen Verantwortlichkeit decke und kein Anlaß vorliege zu der Behauptung, als wolle der Kanzler die Person des Kaisers vorschieben. Das stimmt, aber es trifft nicht den Kern der kritischen Preßerörterung. In den welfenfeindlichen Blättern ist behauptet worden, daß der Kanzler in dieser Frage zu sehr dem Willen des Monarchen nachgebe und statt Staatspolitik Hauspolitik treibe, das „persönliche Regiment" wieder aufkommen lasse usw. Gerade die unversöhnliche Presse hat die Person des Monarchen in den Streit gezogen; dadurch wurde das Hervortreten des kronprinzlichen Dissensus besonders unangenehm.

Die serbische Gefahr.

Unsere Warnung vor einer Ueberschätzung der serbischen Artigkeiten hat nur zu bald ihre Rechtfertigung gefunden. Trotz der schönen Worte, die Herr Pasitsch in Wien machte, ist das serbische Heer über die Londoner Grenze von Albanien vorgedrungen. Die Dreibundmächte wurden alsbald in Belgrad nachdrücklich vorstellig, aber die serbische Regierung gab ausweichende Antwort und beließ es beim alten. Jetzt hat Oesterreich an die serbische Regierung die Aufforderung gerichtet, den serbischen Truppen den Befehl zum Rückzug aus dem autonomen Albanien zu geben, und hat ihr die Frist von acht Tagen gestellt. Das ist also eine Art Ultimatum. Es hat gewirkt, denn am Montag hat die serbische Regierung den Befehl zur Räumung des albanischen Territoriums gegeben.

Wieder das Feierjahr im Flottenbau.

Churchill, der englische Marineminister, sprach unlängst von der Notwendigkeit, durch Beschleunigung der englischen Schiffsbauten das angeblich Versäumte einzuholen. Darauf fragte man nach dem Verbleib des Weltfeierjahres, das er s. Z. im Interesse der Rüstungserleichterungen vorgeschlagen hatte. Er ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Die jüngste Drohung und den früheren Wunsch scheint er für wohl vereinbar zu halten. Er wiederholt seinen alten Vorschlag, daß in einem bestimmten Jahre (1914 oder 1915) England den Bau von vier Kriegsschiffen und Deutschland den Bau von zwei Kriegsschiffen um 12 Monate hinausschieben sollen; dadurch seien 6 oder 12 Millionen Pfund zu ersparen, ohne daß das Stärkeverhältnis beider Länder sich ändere. Ja, Churchill dehnt seinen Lieblingsgedanken noch aus, indem er anregt, daß auch Oesterreich und Italien eine ähnliche Pause in ihrem Schiffsbau eintreten lassen möchten, worauf dann die Großmächte von der Triple-Entente ohne Risiko dasselbe tun könnten. Was man in Oesterreich und Italien über diesen Vorschlag denkt, wird sich ja zeigen. In Deutschland besteht nach wie vor das Bedenken, daß wir bei einer solchen einjährigen Pause viel schlechter fahren würden, als England. Churchill selbst macht einen bezeichnenden Vorbehalt. Er will die kanadischen Schiffe, deren Bewilligung noch in der Schwebe ist, unbedingt bauen. Da hätte er also sofort den Ersatz für die Schiffe des englischen Budgets, die er auf ein Jahr verschieben wollte. Ferner will er noch Baufreiheit sich vorbehalten für besondere Bedürfnisse, was viele dahin verstehen, daß die Mittelmeerflotte weiter verstärkt werden solle. Im Falle eines deutsch-englischen Krieges hätten wir natürlich auch diese Mittelmeerschiffe in der Nordsee zu erwarten. Dazu kommt noch, daß England bei seinen zahlreichen und großen Werften in der Lage ist, recht schnell nachzuholen, was in einem Feierjahr versäumt wäre. England baut ja so wie so in zwei Jahren, wofür wir drei brauchen. Unsere schwächeren Werften sind auf den regelmäßigen Betrieb angewiesen, namentlich auch wegen des Mangels an ausländischen Aufträgen, mit denen England reich gesegnet ist. Auch unsere Flottenorganisation, die gesetzlich fundiert ist, beruht auf der regelmäßigen Fertigstellung der nötigen Ergänzungs- und Ersatzschiffe. Der Vorschlag Churchills ist echt englisch. Er mag gut gemeint sein, aber er paßt nicht zu den deutschen Verhältnissen. Mit der zwölfmonatlichen Pause würden wir viel verlieren und nichts gewinnen.

Du gehst eine graue Strasse . . .

Du gehst eine graue Strasse
Dein ganzes Leben lang —
Ich will dir's jetzt schon sagen,
Es ist ein schwerer Gang.
Ich will ihren Namen dir nennen:
Die Strasse heisst Erdenleid —
Ach, die Füsse macht sie dir brennen,
Bis du heimkommst zur Ewigkeit.

Du gehst eine graue Strasse
Dein ganzes Leben lang —
Doch horch, die Vögelein singen
Am Weg ihren silbernen Sang,
Und sieh, Rotröselein blühen
Und nicken dir freundlich zu,
Und am Himmel da steht ein Glühen
Und spricht: Daheim ist Ruh! — J. Klug.

Zur Frage der geistlichen Schulaufsicht.

Von Jos. Zell, Lehrer.

In Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau" nimmt Herr Daniel Seither Stellung zur Frage der geistlichen Schulaufsicht und empfiehlt eine ausgiebige Besprechung dieser heiklen Frage in der „Allgemeinen Rundschau", sowie im „Pharus". Damit lockt Herr Seither die kritisierende Feder auf ein sehr kitzliches Gebiet. Und doch fordert die Lösung der zu einem Problem gewordenen Frage eine freie, offene und klare Aussprache. Es hat auf katholischer Seite m. E. nichts so sehr die Stimmung in manchen Kreisen der Lehrerschaft gegen die geistliche Schulaufsicht geweckt und verbreitet als die diplomatischen Wendungen, mit denen man den Kern der Frage gern umgeht, um ja nirgends anzustoßen. Diesen offenbaren Fehler im katholischen Lager haben unsere liberalen Gegner wohl erkannt und in kluger Taktik mit systematischem Hochdruck gegen die geistliche Schulaufsicht gearbeitet. Ich begrüße daher den Vorschlag des Herrn Seither. Es sind im katholischen Lager Berge von Vorurteilen wegzuräumen in betreff der Schulaufsichtsfrage. Bei der kirchentreuen Gesinnung der gewaltigen Mehrheit der katholischen Lehrerschaft ist die Arbeit leicht und wird, falls sie nicht in der Sprache einer „Freien Bayerischen Schulzeitung" geführt wird, zur Wiederannäherung und zum Wiederverstehen zwischen Pfarrhaus und Schule führen. Die vornehme Sprache Herrn Seithers verspricht ein gutes Beginnen.

Herr Seither lehnt die geistliche Ortsschulaufsicht ab. Zur Ueberwachung des religiös-sittlichen Geistes im Schulbetrieb wünscht er lediglich einen Bezirksschulinspektor. Die auf katholischer Seite stets erhobene Behauptung, die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht werde das letzte Band zwischen Kirche und Schule zerreißen und die religiöse Erziehung beeinträchtigen, bezeichnet Herr Seither als „grundlose Befürchtungen". Die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht wird nach Herrn Seither den religiösen Geist „nicht im geringsten lockern". Auch die Lehrerschaft bedarf der Aufsicht nicht, da sie zu 99 Prozent eine religiös-sittliche Ueberwachung nicht notwendig habe. An Stelle der geistlichen Schulaufsicht fordert Herr Seither Aufsicht durch einen Fachmann.

Zunächst muß ich einem viel verbreiteten Irrtum entgegentreten, der auch den Grundton zu den Ausführungen Herrn Seithers abgibt. Im Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht wird meist die Stimme des Schreibers als der Willensausdruck der Lehrer hingestellt. In dieser Methode liegt zwar ein taktisch kluger Gedanke, doch entspricht die Behauptung glücklicherweise den Tatsachen nicht. Seit einem Jahrzehnt habe ich mich der Frage der Verbindung zwischen Kirche und Schule eingehend gewidmet. Ich kann konstatieren, daß die große Mehrheit der katholischen Lehrer eine möglichst enge Verbindung zwischen Kirche und Schule wünscht. Dies zeigt z. B. das Ergebnis einer umfangreichen Rundfrage über die geistliche Schulaufsicht. Danach wünschen 30 Prozent der katholischen Lehrer die Ortsschulaufsicht in ihrer heutigen Gestalt erhalten, 57 Prozent verlangen bei Erhaltung der geistlichen Schulaufsicht die Abtrennung des technischen Gebietes von den Machtbefugnissen des geistlichen Ortsschulaufsehers, 10 Prozent fordern Wegschaffung des Vorgesetztenverhältnisses zwischen Geistlichkeit und Lehrer, sind aber für eine gesetzlich festgelegte Ueberwachung des religiös-sittlichen Lebens im Schulbetrieb durch den Ortspfarrer, und nur 3 Prozent sind prinzipielle Gegner der Ortsschulaufsicht des Geistlichen, da sie einen Eingriff bedeute in die Freiheit des Lehrers, eine Hemmung bilde für den Fortschritt in der Schule, eine dauernde Beleidigung des Lehrerstandes in sich schließe und nach jeder Hinsicht zwecklos sei. Freilich ging die Rundfrage nicht über die Grenze der Rheinprovinz hinaus. Doch dürfte der Unterschied in der Gesinnung der Lehrerschaft, wenigstens in solchen Gebieten, wo der Katholische Lehrerverband blüht und eine konservative Seminarerziehung ihre Wirkungen auslöst, nicht wesentlich sein. Es erscheint also etwas kühn und entspricht durchaus nicht den Tatsachen, wenn immer wieder behauptet wird: „Die Lehrerschaft lehnt die geistliche Schulaufsicht ab. Sie will Fachaufsicht." Wie wenig die Lehrerschaft von der modernen Fachaufsicht, dem Rektorat, erbaut ist, beweist die Existenz und der Fortschritt des Volksschullehrervereins, der als ein Antirektorenverein gegründet wurde. In meiner Rundfrage haben sich auch nur 24 Prozent der katholischen Lehrer für das Rektorat erklärt, teilweise sogar unter bedeutenden Einschränkungen. Wenn auch einige bedeutende katholische Lehrerzeitschriften den Eindruck zu erwecken suchen, als sei die katholische Lehrerschaft gegen die Ortsschulinspektion der Geistlichkeit, so ändert dies die Tatsache nicht, wie sie aus obiger Erhebung hervorgeht und wie eine jahrelange, eingehende Behandlung unserer Frage in Lehrerkreisen mir unumstößlich bewies. Man wird dieser meiner Behauptung in manchen Kreisen zweifelnd gegenüberstehen. Ich möchte deshalb auf einen vor aller Oeffentlichkeit abgespielten Vorgang hinweisen, der meine Behauptung stützen wird. Vor der Generalversammlung des Katholischen Lehrerverbandes zu Erfurt traten in ganzen Artikelserien besonders zwei sonst vorzüglich redigierte katholische Lehrerzeitschriften gegen den Anschluß des Verbandes an die Schulorganisation auf. Sie betonten die Stellung der katholischen Lehrer Deutschlands klipp und klar zur Schulorganisation und erklärten frischweg: die katholischen Lehrer lehnen den Anschluß an die Organisation ab. Wenn auch auf der nachfolgenden Tagung zu Erfurt die Abneigung einzelner Herren in der Sprache der fraglichen Zeitschriften in die Diskussion über den Anschluß des Verbandes hineinspielte, so war es uns Freunden der Organisation doch ein Leichtes, die auftauchenden Bedenken zu zerstreuen, und der Anschluß an die Organisation wurde mit einer ganz gewaltigen Mehrheit vollzogen. Und diese Mehrheit vertrat immerhin eine katholische Lehrerschaft von 17 000 Mann. Es sei hier nicht unbemerkt, daß man freilich außerhalb der Grenzen des Katholischen Lehrerverbandes in katholischen Lehrerkreisen vielfach leider anders über die Schulaufsichtsfrage denkt. Es sind jene Gebiete, wo der junge Mann bereits mit einem liberalen Programm in die Schule tritt, den geistlichen Schulaufseher unbesehen als seinen Gegner glaubt und wo eine freie Lehrerpresse in ihrer Monopolstellung ein prinzipienklares Urteil auf katholischer Grundlage nicht leicht aufkommen läßt. Doch begegnen wir hier auch oft einer glücklichen Inkonsequenz im religiösen Leben, die bei einer überzeugenden Aufklärung die Grundanschauung über Lehramt und Schulaufsicht der Kirche günstig beeinflussen läßt.

Die Stellung der evangelischen Lehrer zur Schulaufsichtsfrage ist erklärlicherweise eine andere. Sie lehnen nach meiner Aufstellung zu 96% die geistliche Schulaufsicht ab. Diese Erscheinung ist begründet im protestantischen Prinzip. Die gesamte liberale Richtung im Protestantismus lehnt ja die geistliche Schulaufsicht ab. Zahlreiche Pfarrervereinigungen haben bekanntlich in öffentlichen Erklärungen sich gegen die geistliche Schulaufsicht ausgesprochen. Hackenberg, der Vater des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes, erklärte im Jahre 1904 zu Berncastel bei Beantwortung eines Proponendums des Kgl. Konsistoriums: „Das Urteil über die geistliche Schulaufsicht ist in der evangelischen Kirche grundverschieden von jenem in der katholischen Kirche. Die katholische Kirche behauptet, ihr Recht auf die Schulaufsicht sei ein ihr angeborenes göttliches Recht. Diese Stellung der katholischen Kirche ist nicht christlich; sie ist rein katholisch. Auf evangelischem Boden gibt es keinen Raum für eigentliche „Geistliche"." Bedauern wir die Stellung weiter evangelischer Kreise zur Schulaufsicht, so müssen wir aber doch mit ihr rechnen. Nicht aber dürfen wir unsere Stellung von der Stellung liberaler evangelischer Kreise abhängig machen. Für uns dürfen nur die katholischen Grundsätze maßgebend sein, die uns von der liberalen

Weltanschauung unüberbrückbar trennen. Viele katholische Lehrer haben seit Jahren unbewußt den Fehler begangen, daß sie in ihrem Urteil über die Schulaufsicht in eine *Abhängigkeit vom liberalen Grundprinzip* geraten sind.

In den Kampfartikeln gegen die geistliche Schulaufsicht begegnen wir weiterhin durchweg einem fundamentalen Fehler, der sicher zu zwar ungewollten, aber ungeheuren Konsequenzen führen wird. Selbst ruhige, bestgemeinte Arbeiten sind von diesem Fehler nicht frei.

Im Suchen *nach Argumenten verweilen wir* nämlich durchgängig im *Rahmen relativ kleiner und kleinlicher Fragen*, speziell fachtechnischer Art. Wir bedenken nicht, daß für die endgültige Lösung der Schulfrage die fachtechnische Seite absolut bedeutungslos ist. Wir lassen die Hauptsache ganz unbeachtet: die *großen weltbewegenden Fragen der Zeit*, die auf dem Schlachtfeld der Schule ihre Lösung finden. Und doch müßten diese Fragen letzten Endes *allein unsere Entscheidung auch in der Schulaufsichtsfrage bestimmen*. Es ist unverständlich, daß Führer der katholischen Lehrerschaft, nämlich einige namhafte katholische Lehrerzeitschriften immer wieder betonen, daß es sich bei der Frage der geistlichen Schulaufsicht lediglich um eine Standesfrage handle, und daß die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht der sittlich-religiösen Erziehung keinen Abbruch bringe. Geradezu herausfordernd ist die oft wiederkehrende Behauptung, es glaube heute kein Mensch das Märchen, die Ablösung der geistlichen Schulaufsicht durch eine Laienaufsicht sei dem religiösen Geiste in der Schule gefährlich. Niemand wolle die geistliche Schulaufsicht beseitigen, um den religiösen Einfluß in der Schule zu mindern. Dies wagt man zu behaupten, obwohl seit Jahrzehnten jeder Tag neue Gegenbeweise bringt. Man schaue doch nur einmal in die pädagogische Literatur moderner Richtung! Da werden wir von Gegenbeweisen erdrückt. Man lese die Abhandlungen in den gesetzgebenden Häusern und die Erklärungen anerkannter Führer in der Lehrerschaft, dann sehen wir, welches der *wahre Grund* ist zu dem systematischen Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht. Der Abgeordnete *Funk* gab für die Freisinnigen am 16. März 1907 im preußischen Abgeordnetenhaus die Erklärung ab, seine Partei bekämpfe die geistliche Schulaufsicht, weil sie ein *Hindernis* sei zur Entfaltung der Volksschule, wie der Freisinn diese heute *wünschen und fordern müsse*. Der geistliche Schulinspektor sei eine *Gefahr für den aufrechten Mann, der den Kindern offen seine Meinung sagen wolle*. Man müsse die Schulaufsicht bekämpfen, um die *Verbindung zwischen Kirche und Schule zu lösen* und die *orthodoxe Richtung im Schulunterricht zu brechen*. Der geistige Führer des liberalen Lehrerverbandes *Tews*-Berlin erklärt: „Das Problem, wie es heute liegt, dreht sich nicht ausschließlich um den Charakter der Beaufsichtigung, um Zweck und Aufgabe, rechte Art und rechtes Maß der Schulaufsicht . . . den springenden Punkt in der Schulaufsichtsfrage berühren sie nicht. *Der springende Punkt, auf den es ankommt* . . . ist nämlich der: Mit der Forderung der fachmännischen Schulaufsicht *wird der seit 2—3 Jahrzehnten zwischen Staat und Kirche entbrannte Kampf um die Schule aufs neue aufgerollt*." („Die preuß. Schulvorlage" S. 23 u. 24.) In der von Kessel verfaßten Broschüre über die Schulaufsichtsfrage lautet das Endergebnis: „*So ist die Schulaufsichtsfrage eine politische Machtfrage*".

Sehen wir uns nur oberflächlich in jenen Bundesstaaten um, in denen die geistliche Schulaufsicht gefallen ist, so werden wir unsere Ansichten zugunsten der geistlichen Schulaufsicht gründlich ändern. Ich bin im Besitze einer Statistik über den Kirchenbesuch der Schulkinder in einigen badischen Städten, wo man bekanntlich keine geistliche Schulaufsicht kennt. Das Ergebnis öfterer Beobachtungen ist geradezu haarsträubend: In größeren Pfarreien hat man gezählt, daß von den katholischen Schulkindern mehr als 70 Prozent die sonntägliche Pflichtmesse nicht besucht haben. Anschließend an diesen Punkt ließe sich über angrenzende Fragen viel Ungewohntes schreiben. Mag man den Stadtgeist noch so sehr anklagen, das eine steht bombensicher fest: Wäre in Baden durch die geistliche Ortsschulaufsicht ein Band zwischen Kirche und Schule geschlossen, das Ergebnis der Beobachtung wäre ein anderes. Wer leugnet, daß der gewissenhafte Ortspfarrer *als Vorgesetzter* der Schule ohne wesentlichen Einfluß auf den religiösen Geist der Erziehung bleibt, muß sowohl *die menschliche Schwäche als die Möglichkeit einer Erziehung überhaupt leugnen*. Und wer die Ausschaltung des maßgebenden Einflusses, wie dieser naturnotwendig dem Pfarramte *als autoritativer Instanz* eigen ist, aus dem religiösen Leben in der Schulerziehung dem katholischen Geiste als „nicht im geringsten schädlich" erklärt, steht auf einem Irrwege.

Die geistliche Schulaufsicht ist heute tatsächlich die letzte Schwierigkeit für die Freunde der Simultanschule zur Erreichung ihrer Zwecke. Bedenken wir nur das eine, daß die *geistliche Ortsschulinspektion praktisch nur vereinbar ist mit der Konfessionsschule!* Unser Volk wiegt sich in Schulfragen bekanntlich in einer unbegreifbaren Sicherheit. Würde *nach abgeschaffter geistlicher Schulaufsicht* die Umwandlung der Konfessionsschule in eine Simultanschule bewirkt werden, so würden wir uns wundern über die ungehinderte Abwicklung dieser eminent bedeutungsvollen Sache.

Die Geschichte des Kampfes gegen die geistliche Schulaufsicht läßt den Nachweis ganz lückenlos entstehen, daß alle die Gründe fachtechnischer Art, die man gegen die Schulaufsicht ins Feld führt, ursprünglich *vorgeschobene Gründe* waren. Wir katholische Lehrer haben uns vielfach leider verblüffen lassen und stehen unbewußt *mehr im Banne liberalen Geistes, als wir zu ahnen vermögen*. Wohin sogar bei uns der traurige Kampf gegen die Schulaufsicht der Kirche führt, hat u. a. neuerdings die „Katholische Schulzeitung für Mitteldeutschland" bewiesen, die in einem sehr anfechtbaren Artikel den für ein katholisches Blatt unverständlichen Satz schrieb: „Wir lehnen die Forderung *nach Mitaufsicht* eines geistlichen Vorgesetzten entschieden ab". Und weiter ist ihr aus dem Herzen gesprochen: „Wir wünschen die Ortsschulaufsicht beseitigt . . . Der Erzieher sei eine freie Persönlichkeit, die nicht auf Schritt und Tritt der Ueberwachung bedarf." Früher waren wir gewohnt, derartige Aeußerungen nur in frei gerichteten Blättern zu lesen.

Durch den Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht helfen wir unbeabsichtigt zum Siege des liberalen Gedankens in der Schule. Seien wir überzeugt, daß die sich täglich mehrenden Fälle von Enthebungen der Geistlichen vom Ortsschulinspektorsamte zum Teil auch unserer Arbeit zu danken sind. Wohl ist die geistliche Schulaufsicht nach ihrer technischen Seite hin reformbedürftig. Warten wir aber ab, bis die *entscheidenden Instanzen mit einem Ersatzmittel, das der Kirche ihre Rechte an der Schulerziehung verbürgt*, an die Oeffentlichkeit treten. Dann ist die Zeit unserer Wünsche gekommen.

„Evangelisches".

Ein weiteres Wort, dem „Evangelischen Bund" ins Stammbuch.

Von Pfarrer S. *Wieser*, Kreuztal.

I.

„Ein evangelisches Pfarrhaus steht auf deutscher Erde. . . . Und in dem evangelischen Pfarrhause steht (oder sitzt) das deutsche Mädchen. Seine Augen strahlen noch sonnige Unschuld der Kindheit. Aber da zischelt die Zunge in dem evangelischen Pfarrhause. Es sickert der unreine Strom lutherischer Lüsternheit und Unmoral in die ahnungslose Seele. Da wird verkehrt, was gut und fromm war, da wird die deutsche Herzensreinheit befleckt und beschmutzt, da wird das frohe Evangelium Christi verwischt unter fremder, unverstandener Schrift."

So stand geschrieben in der Zeitschrift „Evangelischer Bund", Juli 1913, Nr. 7, nur mit dem Unterschiede, daß es dort hieß statt „evangelisches Pfarrhaus" „Beichtstuhl", statt „lutherisch" „jesuitisch", statt „frohe Evangelium Christi" „frohe deutsche Evangelium des Lutherbuches". *Wir möchten einmal die Erbitterung der protestantischen Geistlichkeit hören und sehen, wenn eine katholische Zeitschrift eine solche Schmähung derselben bringen würde. Müssen wir katholische Geistliche uns alles gefallen lassen?* Wer schützt uns, die wir *jahraus jahrein die schwerste, verantwortungsvollste Arbeit im Beichtstuhl — leisten müssen?* Anstatt daß der ganze katholische Klerus die Hilfe des Gerichts gegen eine solch erbärmliche Verleumdung in Anspruch nimmt, müssen wir katholische Geistliche froh sein, wenn eine Zeitschrift uns ihre Spalten zu einer Entgegnung zur Verfügung stellt. *Evangelischer Bund! Heraus und bringe Beweise!* oder lasse dir den Vorwurf niedrigster Verleumdung gefallen!

Warum habe ich die Notiz des „Evangelischen Bundes“ umgeändert und an die Spitze dieses Artikels gestellt? Weil nicht bloß die Katholiken ihre Ohrenbeichte, sondern **weil die Protestanten auch ihre Privatbeichte haben!**

Aus dem Diktat eines protestantischen Religionslehrers entnehme ich: „Um die Zusage der Gnade Gottes um so individueller zu machen, hat unsere Kirche auf die Uebung und Beibehaltung nicht sowohl der Privatbeichte als vielmehr der Privatabsolution gehalten, ein Gebrauch, der leider wenig mehr geübt wird, woran in seiner übertriebenen Aengstlichkeit der Pietismus schuld ist.“

Wie und wo wird die Privatbeichte abgelegt? Wie und wo wird die Privatabsolution erteilt? **Nicht öffentlich** in der Kirche — im Beichtstuhl, sondern im **Pfarrhause**, in der Privatwohnung des protestantischen Geistlichen. Wo aber ist das Benehmen des Geistlichen leichter kontrollierbar, im Beichtstuhl oder in der abgeschlossenen Privatwohnung?

Die Protestanten bedauern es, daß von der Privatbeichte so wenig Gebrauch gemacht wird, weil sie wissen, daß ihre allgemeine Beichte nichts ist als eine äußerliche Uebung, nicht warm und nicht kalt. Zugleich höhnen sie über die katholische Ohrenbeichte, **die sie doch garnichts angeht!** Denn nicht Protestanten, sondern Katholiken knien in dem Beichtstuhl. Wir verstehen es wohl, daß die Protestanten die **Privatbeichte** (= Ohrenbeichte) wünschten, denn Matth. 16,19 und 18,18, sowie Joh. 20, 21—23 fordern unzweideutig dieselbe. Aber sie sollen dann jene nicht schmähen, die sie haben! Der Sünder soll der Kirche dankbar sein, daß er seine Fehler im stillen Beichtstuhl einem verschwiegenen Priester sagen kann und nicht vor der „Gemeinde“ laut und öffentlich bekennen muß!

Auch das könnte der „Evangelische Bund“ wissen, daß nicht selten gerade die Ohrenbeichte, daß der Beichtstuhl es ist, der das „deutsche Mädchen“ zurückhält von der Sünde der Unzucht, der das deutsche Weib zurückhält vom Ehebruch, und kein Protestant wird behaupten können, daß ein gefallenes katholisches Mädchen, daß eine katholische Ehebrecherin ihre Sünden nicht begangen hätten, wenn sie protestantisch gewesen wären. Sonst dürfte es keine „evangelischen“ Dirnen und Ehebrecherinnen geben. Aber das sagen wir: Wenn das deutsche Mädchen das befolgt, was es im Beichtstuhl hört, dann bleibt es eine keusche Jungfrau oder wird ein keusches, treues Eheweib. Evangelischer Bund! Kümmere dich nur um deine **evangelischen deutschen Mädchen**, daß diese ihre Unschuld bewahren, und wenn du ein heilsames Mittel kennen willst — der Beichtstuhl ist es!

Immer wieder müssen wir Katholiken es beklagen, daß Protestanten über katholische Dinge reden, die sie nicht verstehen. Daß es so ist, daran trägt die Hauptschuld der protestantische Religionsunterricht.

II.

Ich habe einen kleinen Streifzug gehalten durch das Revier eines protestantischen Religionsunterrichtes, habe Hefte nachgelesen, die genau die gesprochenen Worte wiedergeben. Und der betreffende Religionslehrer ist kein Fanatiker, ist ein christusgläubiger Protestant. Dennoch konnte er es nicht unterlassen, seinen Schülerinnen, die allerdings schon sämtlich konfirmiert waren, da und dort ein verzerrtes Bild des Katholizismus zu geben. Außerdem habe ich noch Mitteilungen über die Aussprüche eines anderen protestantischen Pfarrers über das Katholische.

Baron Lüttwitz schreibt in seinem Buche: „Das Hemd des Glücklichen“ (Trier, 1901):

„Unser Religionsunterricht bestand darin, daß man die Katholiken schlecht machte; es wurde uns gelehrt, die katholische Kirche sei in Aberglauben und Götzendienst versunken, der Papst sei der Antichrist, der Teufel. Es war uns das so oft und so überzeugend gesagt worden, daß wir ganz durchdrungen davon waren, so daß wir bei dem bloßen Worte „katholisch“ ein Gruseln bekamen. . . .“

P. Dr. Exp. Schmidt schreibt in seinem Buche: „Vom Lutheraner zum Franziskaner“ über die Konfirmation u. a.:

„Der allbekannte und hochangesehene Prälat Johannes Janssen, der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, wurde eines Tages auf einem Spaziergange dortselbst in Frankfurt von Kindern in häßlicher Weise belästigt und verhöhnt, was ihm noch nie geschehen war. Als ihm nun jemand sein Bedauern . . . ausdrückte, meinte der verehrte Herr: „Sie kamen sicherlich aus dem Konfirmandenunterricht.“ Und es ergab sich, daß er recht hatte.“

Das ist sicherlich bezeichnend.

Eine Konvertitin erzählte mir über ihren Konfirmationsunterricht:

„Die ganze Zeit, zwei Jahre lang, jede Woche zwei Stunden, konnte ich nicht recht erfahren, was die Konfirmation eigentlich sei. Erst in der letzten Stunde bekam ich zufällig Aufschluß. Die vielen Stunden waren gewidmet der Abwehr aller katholischen Lehren; das Katholische wurde in krasser Weise dargestellt, so daß man „gründlich geheilt“ wurde von allem Katholischen, daß man eine gewaltige Abneigung bekam gegen alles Katholische und schließlich den Eindruck und das Gefühl hatte: „Nein, ein solch blödes Zeug, wie der Katholizismus enthält, werde ich nie studieren!“ Lieber wollte ich glaubenslos werden als katholisch. Wissenschaftlich aber wurde uns nichts bewiesen.“

Bei dem Unterricht wurde z. B. auch gesagt:

„Der Katholik geht hin zum Beichtstuhl und sagt seine Sünden; von Reue keine Spur! Wenn er nur alles sagt; er darf auch Sünden angeben, die er noch nicht begangen hat. So z. B. hätten sich Katholiken zuerst absolvieren lassen und nachher erst den Mord begangen.“

Vom katholischen Gottesdienste wurde gesagt:

„Bei den Protestanten ist der Gottesdienst einfach und schlicht, bei den Katholiken ist es Betrug; man wird erst betäubt durch Weihrauch!“ (Als ob Weihrauch zum Meßopfer gehörte! Weiß der Protestant nicht, daß oft monatelang kein Weihrauch beim Meßopfer benützt wird?) „Die Katholiken“, hieß es weiter, „verstehen nichts von dem ganzen Gottesdienst. Wir hatten den Eindruck, daß jeder dumme Kerl katholischer Priester werden und Messe lesen könne, daß die katholischen Geistlichen überhaupt sehr ungebildet seien, und ich war erstaunt, als ich später Bücher las, die von katholischen Priestern geschrieben waren, z. B. Möhlers Symbolik. Jetzt, als Konvertitin denke ich mit Schrecken zurück an die Religionsstunden, in welchen der Katechet redete über die Marienverehrung, über das Fronleichnamsfest, über das Fegfeuer, über Reliquienverehrung usw. Ich muß jetzt sagen, daß alles in Wirklichkeit anders ist, als es mir seinerzeit geschildert wurde. So hörte ich über die Marienverehrung: „Die Katholiken beten in Wirklichkeit die Maria und die Heiligen an, wenn auch die Kirche bloß eine Verehrung befiehlt; das niedere Volk betet sie doch an.“

Das Fronleichnamsfest sei nur ein Prunk und nichts als Anbetung der Pharisäer; viele gingen wegen der Kleiderpracht mit, um sich selbst zu zeigen und den Pomp des Klerus zu schauen. Da gab es gar hämische Ausfälle auf die hl. Juliana von Cornillon sowie auf Rosenkranz und Skapulier und „Heiligenknochen“. Damit wir ja nicht die Fronleichnamsprozession sehen konnten, wurde uns an diesem Tage ein außerordentlicher Religionsunterricht erteilt.“

So erzählte mir die Konvertitin.

In den Religionsheften aber fand ich u. a:

„**Römisch-katholische Moral**: Innerlich kannst du denken, was du willst, wenn es nur nicht zur äußeren Tat kommt.“

„Die römisch-katholische Moral wird charakterisiert durch die Unterscheidung zwischen der niederen und höheren Sittlichkeit. — Die Folge davon ist eine dualistische Scheidung des sittlichen Lebens: auf der einen Seite steht die große Masse der Christen, welcher von der Strenge des christlichen Sittengesetzes möglichst viel nachgelassen wird, . . . auf der anderen Seite tritt bei denen, welche die Ratschläge (= evangelische Räte!) befolgen, die Heiligkeitsforderung in übertriebener Weise hervor. Nur in ihrem Stande ist Vollkommenheit möglich (!), die große Menge bleibt von ihrer Erlangung von vornherein (!) ausgeschlossen. Die Konsequenz (endlich!) dieser Moral ist die **Jesuitenmoral**. (Sanchez, Escobar, Gury.) Zweck heiligt das Mittel! methodus dirigendae intentionis; bei Versprechen und Eiden ist nur der gedachte Sinn, nicht das gesprochene Wort gültig und verbindlich (reservatio mentalis, das ist: geistlicher Vorbehalt). Einem König, der nicht seine Pflicht tut, darf man (= Katholik) den Gehorsam kündigen. Man (= Katholik) rechtfertigt den Tyrannenmord. — **Anmerkung**: Der Name „Jesuit“ hat einen unangenehmen Beigeschmack. „Jesuitenmoral.“

„Gegenüber diesen (!) katholischen Idealen (!) hat die Reformation eine Laisierung des Christentums vollzogen, indem sie die christliche Vollkommenheit als die Aufgabe aller Christen darstellt . . . Damit fällt der Gedanke des Verdienstes und der pflichtmäßigen Leistung, der Geringachtung der bürgerlichen Arbeit und die Hochschätzung der Weltverneinung um ihrer selbst willen weg.“ —

„**Gute Werke**. — Der Ausdruck „gute Werke“ wird allerdings auch in der protestantischen Kirche gebraucht; aber man sollte ihn eigentlich tilgen; dazu zwingt der tiefere Sinn der „Polemik Jesu gegen die Pharisäermoral.“ —

„**Buße**: In dem rechten Christenleben ist die Buße der zusammenhängende siegreiche Kampf (!!) gegen die immer neu sich aufdrängende Herrschaft der falschen Zwecke.“ (conf.: Kathol. Buße.)

„**Taufe**: Nach der katholischen Auffassung (?) von der Wirkung der Taufe erscheint das Leben des gewöhnlichen Christen als ein beständiges schuldvolles Herabsinken von der erreichten Höhe, für das die Buße Satisfaktion gibt, und es anderseits dem Menschen nicht möglich gemacht ist, sich Verdienste zu erwerben, die Anspruch auf Lohn haben.“

„**Kelch** — . . Also der Kelch ist für den Priester als besondere Auszeichnung vorzubehalten.“

Solche Weisheiten werden in der „evangelischen" Religionsstunde für Mädchen im Alter von 16—20 Jahren verzapft. Was müssen sich diese denken, wenn sie einen Katholiken sehen? Und wenn solche Mädchen als Lehrerinnen hinauskommen und mit mitleidiger Verachtung über alles Katholische die Nase rümpfen — wer trägt die Schuld?

Ein protestantischer Pfarrer sagte: „Der katholische Priester „macht" Gott beim Meßopfer." Katholiken sind diesem Herrn die reinsten Götzendiener, Rosenkränze und Skapuliere vergleicht er mit — Dianatempelchen!

Woher kommt es, daß über das Katholische so unrichtig „gelehrt" wird? Ist es wirklich Unvermögen der evangelischen Lehrer? Warum sucht man nicht die Wahrheit zu erfahren, bevor man andere unterrichtet? Warum hat der evangelische Religionslehrer überhaupt so viel überflüssige Zeit, sich mit dem Katholischen zu beschäftigen, wenn er doch protestantischen Religionsunterricht erteilen soll? Der katholische Religionslehrer weiß seine Zeit besser zu verwenden. Er muß froh sein, wenn er mit seinem katholischen Pensum fertig wird, und hat keine Zeit, die er vertrödeln könnte mit Ausfällen auf die Protestanten. Da könnte man dem Evangelischen Bunde ins Stammbuch schreiben:

„In einem deutschen Hause wohnen zwei deutsche Mädchen in heiligem Frieden und in stiller, treuer Freundschaft. Zwei deutsche Mädchen — davon eines katholisch, das andere protestantisch. Da muß das protestantische deutsche Mädchen zum protestantischen Geistlichen und zum Entsetzen erfährt es dort, welcher Ausbund vom Aberglauben, Dummheit, Falschheit und Sittenlosigkeit das katholische deutsche Mädchen ist. Zu Ende ist die Freundschaft, verweht ist der Friede — die zwei deutschen Mädchen sind sich fremd — fremd geworden gegen ihren Willen — zu ihrem eigenen Erstaunen. Zum Schlusse aber heißt es: das katholische deutsche Mädchen hat den Frieden gestört und die Freundschaft gebrochen . . ."

Ja! Evangelischer Bund! Wir Katholiken können mit gleicher Münze heimzahlen!

* * *

Speyer, 10. Oktober. Die verehrliche Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" sendet mir einen Brief des Schriftleiters der „Wartburg", Herrn Pfarrers Mix in Guben vom 7. Oktober, worin derselbe aufmerksam darauf macht, daß in dem Aufsatz „O welch ein Bild"[1]) in der „Allgemeinen Rundschau" vom 20. September „eine Verwechslung mit einem anderen Blatt untergelaufen zu sein scheint." In der Tat muß ich gestehen, daß ich die „Wartburg" verwechselt habe mit der Zeitschrift „Evangelischer Bund", und ich glaube für diese Verwechslung mildernde Umstände beantragen zu dürfen, denn auch die „Wartburg" nennt sich „Amtliche Zeitschrift des Deutsch-Evangelischen Bundes für die Ostmark". Herr Pfarrer Mix bemerkt, daß die „Wartburg" in diesem Jahre sich überhaupt nicht mit der Einrichtung des Beichtstuhles befaßt hat, es sei denn, daß die Notiz über den Mißbrauch des Beichtstuhles in einem besonderen einzelnen Fall, der von der Kirche selbst schwerlich gebilligt werden dürfte, gemeint wäre. Ich anerkenne, daß Herr Mix unserer Kirche die Mißbilligung von Mißbräuchen, die auch in ihr vorkommen, zutraut; aber ich hätte Herrn Pfarrer doch zutrauen dürfen, zu wissen, daß es Ehrabschneidung ist, wenn man die wirklichen Fehler des Nächsten ohne rechtmäßigen Grund ausbreitet. Anderseits hätte Herr Pfarrer Mix wohl auch den, gelinde gesagt, groben Mißbrauch mißbilligen dürfen, den seine „deutsch-evangelische" Vereinsgenossin mit der Preßfreiheit dem § 166 zum Hohne gegen das katholische Volksempfinden zu treiben wagt. Weiß die Redaktion der „Wartburg" von der infamen Leistung ihrer evangelibündlerischen Vereinsschwester wirklich so gar nichts? Oder mochte sie, von einer Regung des Schamgefühls angewandelt, nichts davon wissen? Wir wollen das letztere annehmen, und so darf ich wohl für meine aus Ideenassoziation entstandene Verwechslung der „Wartburg" mit ihrer Genossin „Evangelischer Bund" die Zubilligung mildernder Umstände erwarten. Dr. S. J. Zimmern.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei auf Anfrage aus dem Leserkreise mitgeteilt, daß der in dem Aufsatze „O welch ein Bild?" in Nr. 38 zitierte Roman „Der getreue Ritter" in zweiter Auflage bei Pustet in Regensburg 1858 erschienen ist.

Heimat . . .

Wollt ihr meine Heimat seh'n?
Müsst ihr mit mir nach Franken geh'n.
Liegt eine Stadt dort wohlvertraut,
D'rüber ein heller Himmel blaut,
D'rinnen viel alte Türme steh'n,
Ueber die Dächer die Glocken geh'n,
Glocken voll süsser, tiefer Ruh,
Wecken den Tag und decken ihn zu . . .

Hab' nicht viel Menschen dort gekannt.
Aber den Druck von ihrer Hand —
Spür' ihn noch heut' nach langer Zeit,
Macht mir das Herz so schwer — so weit —
Menschen sind es voll treuem Gut,
Eigen im Sinne und schwer im Blut,
Menschen, die laufen nicht kreuz und quer —
Aber viel Heimat ist um sie her!

Hoch auf den Bergen grünt der Wein.
Drunten im Tale fliesst der Main,
Still, wie das Leben kommt und geht,
Das um die alten Mauern weht . . .
Schau ich der Winkelhöfe Ruh,
Hör' ich den tiefen Glocken zu,
Folg' ich der Gassen grauem Band,
Fühl' ich der Heimat leise Hand — —
Kommt es mir wohl in meinen Sinn,
Dass ich ihr Kind geblieben bin . . .

E. Taufkirch.

Der Katholische Volksbund für Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die Freunde der christlichen Sozialreform in Oesterreich sahen mit Betrübnis, daß innerhalb der christlichsozialen Partei die soziale Schulung infolge der alle Kräfte in Anspruch nehmenden politischen Agitation stark vernachlässigt wurde; der so lawinenartig anwachsenden Partei standen nicht die Führer in notwendiger Zahl zur Verfügung. Aus dieser Erkenntnis heraus suchte man nach einem Mittel, um die zu Führerrollen in kleinen Kreisen und in wichtigen Stellungen geeigneten Parteigenossen in der christlichen Sozialwissenschaft, in der Apologetik und im praktischen Abwehrkampf zu schulen. Ein solches Mittel fand man in dem Volksverein für das katholische Deutschland mit seinem großartigen Generalsekretariat in München-Gladbach. Einige besonders opferwillige Männer beschlossen, diese vorbildliche Organisation unter den deutschen Katholiken Oesterreichs nachzuahmen. Im Erbgrafen Trauttmansdorff fand man einen begeisterten Förderer, der auch die notwendigen Geldmittel aufbrachte, und so entstand 1909 der Katholische Volksbund für Oesterreich mit dem Sitze in Wien.

Wenn ich ihn eine Nachbildung des gewaltigen Volksvereins nannte, so ist damit zugleich sein Programm angegeben; jeder Leser dieser Blätter kennt es also schon. Es seien daher hier nur einige Zahlen aus dem Tätigkeitsberichte angeführt, den Direktor Richard Schmitz in der Generalversammlung am 9. Oktober 1913 erstattete. Danach gibt es jetzt schon 237 Ortsgruppen mit rund 22000 Mitgliedern, darunter 5500 Arbeiter, 4300 Handwerker, 3600 Beamte, 2200 Bauern usw. Diese für österreichische Verhältnisse recht ansehnliche Zahl der Mitglieder wurde durch mehr als 2000 Versammlungen in den drei Bestandsjahren erreicht (im dritten Jahr allein 1199 Versammlungen). Daran schlossen sich zahlreiche Unterrichtskurse in Wien, Tirol, Mähren, Böhmen, Schlesien, Oberösterreich, die Versendung von rund 550000 Stück Druckschriften (seit der Gründung zwei Millionen); es wurden eine soziale Fachbibliothek, eine umfassende Zeitungsregistratur, eine Lichtbilderei und eine soziale Korrespondenz gegründet. In der Zentralstelle sind bereits acht akademisch geschulte Beamte angestellt, darunter fünf im Hauptberuf; sie haben im Berichtsjahre in 429 Versammlungen Vorträge gehalten. Diese Zahlen zeigen wohl

zur Genüge, welche emsige Tätigkeit da für die katholische Sache entfaltet wurde.

Man sollte nun meinen, daß die Gesamtheit der deutschen Katholiken den Katholischen Volksbund mit begeisterter Freude begrüßen würde. Leider war das nicht der Fall. Es gab manche Vereine, die in ihm einen Konkurrenten erblickten, obwohl sich doch eigentlich jeder Vereinsvorstand sagen mußte, daß ein solcher Schulungsverein jedem anderen katholischen Vereine nur Nutzen bringen kann, ähnlich wie der Piusverein. Das Unfriedenstiften unter den deutschen Katholiken Oesterreichs war um so weniger am Platze, als der Episkopat sich schon lange, leider umsonst, bemüht hatte, den Bruderkrieg in Tirol zu beseitigen. (Jetzt scheint auch dort, Gott sei Dank, der Friede auf dem Wege zu sein.) Da die bissigen Nörgeleien mit Vorliebe von der jüdischen Freimaurerpresse aufgegriffen und als katholische Urteile über die Christlichsozialen verwertet wurden, richteten sie in der Tat viel Unheil in den Reihen der Katholiken an.

Diese Tatsache bewog den Fürsterzbischof Dr. Piffl von Wien, in der erwähnten Generalversammlung des Katholischen Volksbundes eine hochbedeutsame Rede zu halten, welche auch für die Katholiken im Deutschen Reiche von hervorragendem Interesse sein wird. Der Präsident Erbgraf Trauttmansdorff hatte ausgeführt:

„Je kräftiger und zielbewußter der Volksbund vorstößt, desto erbitterter werden seine Feinde, und merkwürdig, aber typisch für unser katholisches Leben, die erbittertsten Feinde erstanden ihm aus dem eigenen Lager. (Rufe: Leider!) Nicht sachliche Gegner, mit denen man diskutieren könnte, sondern Feinde, die entweder aus Böswilligkeit oder Fanatismus in persönlicher Befehdung uns die katholische Ueberzeugungstreue absprechen und uns des Verrates an der heiligen katholischen Religion anklagen. Sie wagen es, uns „Verwässerung des Katholizismus" vorzuwerfen, ja, man erdreistet sich, verleumderisch auszustreuen, der Katholische Volksbund stehe auf protestantischen Grundlagen. (Hört!) Sie kennen ja diese freundliche Zeitung, die so erfinderisch ist in der Verdächtigung aller, die nicht auf ihre Richtung schwören. Sie kennen auch jene, die mit solchen Verleumdungen vor die Jugend treten und diese zu Richtern über Tun und Gesinnung von Erwachsenen aufrufen. Alle diese Herren und Damen, welche hinter diesen Umtrieben stehen, mögen die Rede des hochw. Herrn Bischofs Dr. Hittmayr auf dem Linzer Katholikentag nachlesen, damit sie, die sich erkühnen, eine katholische Feme zu sein, wissen, daß ausschließlich die Bischöfe über die Rechtgläubigkeit zu entscheiden haben und niemand anderer (Stürmische Zustimmung), was immer sie sich auch einbilden mögen." (Lauter Beifall.)

Darauf entgegnete nun Fürsterzbischof Dr. Piffl, nachdem er darauf hingewiesen, daß schon sein Amtsvorgänger Kardinal Nagl den Volksbund empfohlen hatte:

„Möge der Katholische Volksbund jederzeit seine hehre und verantwortungsvolle Aufgabe im engsten Anschluß an die Lehre der katholischen Kirche, im engsten Kontakt mit dem österreichischen Episkopat erfüllen! In diesem Sinne begrüße ich die Wahl des hochwürdigsten Herrn Generalvikars und Weihbischofs Dr. Pfluger in den Zentralausschuß als eine schätzenswerte Garantie und nach jeder Seite hin beruhigende Bürgschaft. Ich hoffe, daß nach dieser Tatsache die bedauernswerten Angriffe gegen den Katholischen Volksbund aus dem eigenen Lager endlich auch einmal verstummen werden. Angriffe, welche nur geeignet sind, unheilvolle Verwirrung in unseren eigenen Reihen zu stiften. Wo ein Verein Hand in Hand mit seinem Bischof für katholische Zwecke arbeitet, ist nörgelnde Kritik und liebloses Zensurenausteilen nicht am Platze. (Stürmische Zustimmung.) Noch gilt der Grundsatz, daß in jeder Diözese der Bischof und nicht Laien oder Zeitungen über Rechtgläubigkeit und kirchlichen Sinn zu urteilen haben. (Großer Beifall.) Und daß es dabei bleiben wird, dafür lassen Sie mich sorgen. Oder soll ich ruhig zusehen, wenn katholische Veteranen, die ein ganzes Leben lang in den ersten Reihen für die Rechte der Kirche gekämpft haben, zu mir kommen und mir sagen: „Wenn diese einseitige und lieblose Kritik unserer katholischen Bestrebungen noch lange fortdauert, dann ziehen wir uns ganz einfach zurück! Sollen wir, die wir zwanzig und mehr Jahre den Liberalismus in Oesterreich unter den größten persönlichen Opfern bekämpft haben, uns jetzt dafür als liberal-katholisch stigmatisieren lassen?" Als Bischof weise ich jene unser katholisches Vereinsleben und unser katholisches Arbeiten in hohem Grade gefährdende, lieblose Kritik in die richtigen Schranken zurück. Wir haben noch viel zu viel und viel zu gefährliche Feinde außerhalb unserer Reihen, als daß wir uns den Luxus eines Bruderkampfes im eigenen Lager wegen der Technik der Agitation oder anderen nicht in die Wagschale fallenden Nebensächlichkeiten gestatten dürften."

Diese entschiedene Stellungnahme des Wiener Oberhirten entspricht genau dem Verhalten des Episkopates gegen den Katholischen Volksbund auf dem Linzer Katholikentage und ist um so erfreulicher, als sie ein mächtiger Ansporn sein wird für die Katholiken, ihren Volksbund auszugestalten, damit er seinem großen Vorbild in Deutschland gleichwertig werde.

Nicht nur in Rom!

Ein Nachwort zur Reichenberger Fahnenweihe, zugleich ein Kulturbild aus Nordböhmen.

Von Kaplan Emmanuel Reichenberger, Röchlitz (Nordböhmen).

Nordböhmen bietet zu den traurigen Vorfällen beim internationalen Turnfest in Rom ein unerquickliches Analogon und die Kulturschande von Reichenberg verdient in weitesten Kreisen bekannt zu werden. Es seien deshalb einem Teilnehmer an der Reichenberger Fahnenweihe vom 31. August einige Bemerkungen, wenn auch etwas post festum, gestattet.

Wir Katholiken Reichenbergs leiden seit Jahren unter der Knute des Freisinns. Noch im Oktober vorigen Jahres hat uns der hiesige Freisinn eine Stilprobe seiner „Toleranz" geliefert. Es kam nämlich anläßlich einer Protestversammlung gegen die unerhörten Beschimpfungen des Eucharistischen Kongresses, bei der P. Ildefons, Prinz Liechtenstein sprach, zu den wüstesten Szenen. Und die Radauhelden waren nicht Brüder der Straße, es waren größtenteils „gebildete" Herren, die teilweise Spuren ihrer Bildung im Gesichte trugen. Ohne daß die Katholiken den geringsten Anlaß boten, wurde die Versammlung gesprengt und die aufsichtführende Behörde hatte die Objektivität, an die Statthalterei zu berichten: Die Katholiken haben durch ihr Benehmen die Versammlung unmöglich gemacht.

Der katholische Volksverein mußte für seine Fahnenweihe ähnliche Szenen fürchten. Die Bevölkerung war indes vollständig ruhig. Damen aus alten angesehenen Bürgerfamilien hatten sich bereitwilligst als Fahnenpatinnen, bzw. Ehrendamen erboten. Der Festzug war auch bereits erlaubt. Da erschien eine kurze Notiz im Sprachrohr der freien Geister, der „Reichenberger Zeitung" — die übrigens, nebenbei bemerkt, Tag für Tag unser Volk mit den gemeinsten Inseraten vergiftet — und sprach von einer „Erregung der Bevölkerung". Ebenso fand sich am Samstag, also am Vorabend des Festes, eine Deputation beim Bürgermeister Dr. Bayer ein und verlangte das Verbot des Festzuges. Sofort wurde dem Ansinnen stattgegeben. Wer hätte auch vom „katholischen" Obmann der „Flamme" etwas anderes erwartet? Eine Abordnung des katholischen Volksvereins erhielt vom Mag.-Direktor Dr. Ringelhaan, einem Los-von-Rom-Gegangenen, die Antwort: „Die Minorität muß sich selbstredend eine gewisse Beschränkung ihrer Rechte gefallen lassen." (!) Wir rekurrierten sofort nach Prag, indes fielen die Informationen, welche die Statthalterei durch den Magistrat erhielt, so objektiv aus, daß an eine Aufhebung des Verbotes nicht zu denken war. Der Magistrat erklärte sich unfähig, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung sorgen zu können.

Der Festzug „in losen Gruppen" kam. Als er dem Rathaus nahte, hatte sich dort der Pöbel, geführt von Freisinnshelden, angesammelt. Was dann an Büberei geleistet wurde, sei übergangen. Es ging uns eben wie den „Karolinen" in Graz. Selbst die Damen wurden gestoßen, angespuckt, mit Kartoffeln u. a. beworfen, von den Titulationen — „Rosenkranzdirnen" war nach dem roten „Vorwärts" die am wenigsten gemeine — nicht zu reden. Noch schlimmer war es bei der Rückkehr aus der Kirche. Die Schutzleute hielten sich in respektvoller Entfernung.

Wie konnte es so weit kommen? Wie konnte es so weit kommen in einer Zeit, wo alle Deutschen in Böhmen einmütig zusammenstehen sollten, da der Staatskarren vollständig verfahren ist? Die größte Schuld tragen sogenannte „deutsche" Vereine unter dem Protektorate des Neudeutschen Kulturbundes. Es sei einmal offen ausgesprochen: ein großer Teil der sog. deutschen Vereine erblickt seine Hauptaufgabe in der Förderung neudeutschen Heidentums und bekämpft darum mit allen Mitteln die Katholiken. Nationale Aufgaben sind ihnen Nebensache, sonst müßten sie auch energisch Stellung nehmen gegen ihre Leiborgane, welche mit ihren unsittlichen Inseraten den Bestand des deutschen Volkes untergraben. Die maßgebenden Kreise fördern vielfach diese Bestrebungen, weil sie selbst mit ihrer Kirche zerfallen sind und die Konsequenzen nicht ermessen können oder wollen. Leider rekrutieren sich die Mitglieder der deutsch-freisinnigen Vereine größtenteils aus Katholiken; Katholiken sind auch die Abnehmer der besagten Presse und wir stehen vor der traurigen Tatsache: Katholiken zahlen dafür, daß man sie täglich schlecht macht.

Wie konnte es so weit kommen? Wir haben in Nordböhmen kein einziges katholisches Tagblatt. Täglich leben unsere Katholiken von jüdisch-freisinniger Kost. Fast jeden Tag bringt jetzt

die „Reichenberger Zeitung“ sog. „neutrale“ Artikel und Erlässe über die Kinderkommunion. Die Katholiken aber lassen sich's gefallen, statt eine eigene Presse zu schaffen. Mehr Rückgrat!

Wie konnte es so weit kommen? Unsere katholischen Organisationen sind noch nicht ausgebaut. Wir stecken noch in den Kinderschuhen. Und leider denkt ein Gutteil des Klerus noch immer: laissez faire, laissez aller. Wir brauchen nicht deutschfreisinnige, wir brauchen katholisch-deutsche Organisationen.

Ich brauche nicht weitere Konsequenzen zu ziehen. Der moralische Erfolg der Fahnenweihe war auf katholischer Seite. Nützen wir die Stunde, noch ist's die elfte. Unser ist der Sieg!

Bayerische Staatsregierung und Verkehrsfragen.

Von M. Weber, München.

Mancherlei Ursachen haben verhindert, daß der Uebergang vom Agrar- zum Handels- und Industriestaat in Bayern weniger markant als anderswo im Reiche zum Ausdruck gekommen ist. Nicht nur die geographische Lage Bayerns bedingt dies; auch der Mangel der Industriekohle machte sich von je besonders fühlbar. Dazu kommt der Umstand, daß Bayern in seinen Transportwegen gegenüber Industriedomänen, wie beispielsweise dem rheinisch-westfälischen und dem schlesisch-sächsischen Industriebezirk im Nachteil war. Durch die Eröffnung der österreichischen Tauernbahn ist der seitdem besonders florierende Handelshafen von Triest dem deutschen Transitverkehr zugänglicher geworden. Der Forderung nach Anschluß Bayerns wurde die bayerische Regierung durch den Ausbau der bayerischen Tauernstrecke Landshut—Mühldorf—Freilassing—Salzburg vollkommen gerecht. Auch der moderne, elegante Neubau des Salzburger Bahnhofes als Ausgangspunkt für den Güter- und Personenverkehr fand bayerischerseits die verdiente Beachtung. Erwähnt seien außerdem die neuen Karwendel- und Mittenwaldbahnen. Es kann konstatiert werden, daß das Ministerium Hertling — Handel, Industrie und Gewerbe unterstehen bekanntlich der direkten Leitung des Ministerpräsidenten — gerade diesen Gebieten fortgesetzt jene Sorgfalt und fördernde Unterstützung zuteil werden läßt, welche dieselben als Erwerbs- und Steuerquellen verdienen! Frhr. v. Hertling verfolgt damit die Ziele, welche er sich bei Uebernahme der Staatsregierung bezüglich der Förderung dieser drei Faktoren gestellt hatte. Mit Recht wurde daher in den beteiligten Kreisen mit Genugtuung konstatiert, daß für die Zwecke der Gewerbeförderung und der Handels- und Industrieprobleme auch im diesjährigen Staatshaushaltetat Postulate zur Aufstellung gelangt sind, was um so mehr Anerkennung verdient, als der Staatshaushalt mehr denn je unter der Knappheit aller Mittel leidet und möglichste Sparsamkeit verlangt. Auch die großzügigen Pläne der Ausnützung der Wasserkräfte und der Schaffung elektrischer Ueberlandzentralen erfreuen sich der besonderen Unterstützung der bayerischen Regierung. Diese Arbeiten gehen nunmehr hier und dort der technischen Reife und rationellen Gebrauchsbenützung entgegen.

Die bayerische Staatsregierung wird in dieser ihrer Tendenz sichtlich gestützt durch die vielfach bewährte Initiative des Prinzregenten Ludwig. Schon in seiner Eigenschaft als Reichsrat hat er bei den Verhandlungen der Ersten Kammer zu verschiedenen Malen Veranlassung genommen, seiner Auffassung hinsichtlich der Förderung von Handel und Industrie in Bayern um jeden Preis Geltung zu verschaffen. Sein lebhaftes Eintreten für die bayerische Flußschiffahrt und die heimischen Kanalprojekte ist bekannt. Erst vor kurzem anläßlich der Jahressitzung des Deutschen Museums hielt Prinzregent Ludwig eine weit über die bayerischen Grenzen bemerkte bedeutungsvolle Ansprache. Er betonte hierbei vornehmlich: „daß der Ausbau der Wasserstraßen und der Anschluß Bayerns an die Großschiffahrtswege der Welt eine Sache ist, die mich am meisten beschäftigt, und die ich für das Blühen und Gedeihen Bayerns als eines der notwendigsten Dinge betrachte“; ferner: „Notwendig ist, daß Bayern in erster Linie an die Nordsee angeschlossen wird. Nach jahrelangen Bemühungen ist es gelungen, daß der Main bis Aschaffenburg gebaut wird. Das ist aber nur der erste Schritt, die Eröffnung der Pforte. Das genügt noch nicht. Soweit nur irgend möglich, sollen alle bedeutenderen Städte Bayerns an die großen Schiffahrtsstraßen des Nordens angeschlossen werden. Besonders wünschenswert ist aber unbedingt der direkte Anschluß an die Nordsee vom Main aus über die Weser nach Bremen.“ Prinzregent Ludwig war von jeher der Protektor und Förderer des Bayerischen Kanalvereins und wohnte den Hauptversammlungen desselben fast immer selbst bei. Handels- und Industrieinteressenten dürfen daher unter der jetzigen Regierung der weiteren Entwicklung des bayerischen Wirtschaftslebens mit Zuversicht entgegensehen.

Markant für die Stellungnahme der Staatsregierung in dieser Hinsicht ist sicherlich die großzügige Bewegung der letzten Monate auf dem Gebiete der Großschiffahrt in Bayern. In Regensburg sind vor drei Jahren die modern eingerichteten Hafenanlagen eingeweiht worden und seit dieser Zeit ist dort eine bedeutende, intensive Umschlagsverfrachtung eingetreten. Die Steigerung und Belebung der Donauschiffahrt wäre naturgemäß bei politisch klaren Verhältnissen am Balkan noch viel größer gewesen; immerhin kann mit Rüsicht auf die kriegerischen Verwicklungen in den unteren Donauländern der erzielte Mehrumsatz in Regensburg als hervorragend bezeichnet werden. Die Ansiedlung der Oelindustrie in Regensburg, die großen Benzintanks und Dockanlagen im dortigen Hafen, der Ausbau desselben als Winterlagerplatz und die lebhafte Einfuhr von Petroleumprodukten aller Art zeigen die Notwendigkeit eines eigenen bayerischen Schiffahrtsverkehrs. Dieser wurde seither fast ausschließlich von der I. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ausgeübt, welche in Regensburg, Deggendorf und Passau verschiedene Niederlassungen errichtet haben. Sie stehen jedoch unter österreichischer Führung und der bayerische Staat hat auf sie so viel wie keinen Einfluß. Der Umstand, daß daher Bayerns direkte Interessen bei dem schon bisher bedeutenden Donauverkehr vollkommen ausgeschaltet waren, hat auch in bayerischen Finanzkreisen den Gedanken erweckt, ein neues Unternehmen rein bayerischen Charakters ins Leben zu rufen. Der bayerische Staat unterstützt selbstverständlich diese Bewegung mit Fürsorge und Wohlwollen. Es erstand vor wenigen Monaten der Bayerische Lloyd, G. m. b. H., mit dem Sitz in Regensburg, eine Gründung, welche durch bayerische Finanzgruppen vorgenommen worden ist. Die Staatsregierung hat sich auf die Anteile dieser Neugründung ein bestimmtes Vorkaufsrecht ausbedungen und ihr Interesse außerdem dadurch bekundet, daß sie einen höheren Beamten als Staatsvertreter in den Aufsichtsrat delegiert hat. Man setzt in allen Kreisen des wirtschaftlichen Bayern die größten Hoffnungen auf diese neue Schiffahrtsgesellschaft. Durch ihre Tätigkeit erwartet man die lebhafte Förderung eines intensiven Verkehrs auf der Donaulinie von Regensburg abwärts. Die Gesellschafter des Bayerischen Lloyd bestehen aus der Deutschen Bank, Bayerischen Handelsbank und Bayerischen Vereinsbank; außerdem sind beteiligt die Stadt Regensburg, die bedeutendsten Unternehmungen der Petroleum- und Benzinbranche und, was von besonderem Interesse ist, die bayerische Schwerindustrie — Maximilianshütte, Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg und Gebrüder Röchling. Der Schiffspark des Lloyd ist bereits in Auftrag gegeben. Nach dem vor kurzem von der Gesellschaft verkündeten Programm ist zu schließen, daß das Arbeitsfeld derselben sich auch auf den Holz- und Getreidetransport und den Umschlagverkehr mit anderen Schiffahrtswegen erstrecken wird. Sache der Regierung ist es nun, hinsichtlich der Frachtsatztarife das bereits wiederholt gezeigte Entgegenkommen auch weiterhin zu betätigen, da naturgemäß billige Frachtsätze eine Lebensfrage der bayerischen Binnenschiffahrt bilden.

Ein Beweis für die Bereitwilligkeit staatlicher Förderung der Binnenschiffahrt ist auch die Meldung, daß die bayerische Regierung dem sogenannten Rhenania-Konzern, welcher unter Führung der Rhenania-Speditionsgesellschaft m. b. H. steht, durch Vermittlung eines Bankkonsortiums, dem auch die Königliche Bayerische Bank angehört, ein Darlehen von zwei Millionen Mark gegen die mäßige Verzinsung von nur 3% zur Verfügung gestellt hat. An dieses Darlehen ist staatlicherseits die Bedingung geknüpft, daß sich die Tätigkeit des Unternehmens auch auf die Förderung des Umschlagverkehrs in den bayerischen Rheinhäfen, speziell Ludwigshafen, sowie des Betriebs der Schiffahrt auf dem projektierten Mainkanal Aschaffenburg-Würzburg erstrecken soll. Auch für letzteres Problem, welches bereits wiederholt den Landtag beschäftigt hat, ist unter der Initiative des Prinzregenten Ludwig von Staats wegen im Interesse des bayerischen Wirtschaftslebens schon viel geschehen. Die be-

stehenden Kanalanlagen, vor allem der Ludwig-Donau-Mainkanal profitieren selbstverständlich von den genannten verschiedenartigen Unternehmungen erheblich. Welch glückliche Hand die bayerische Staatsregierung mit der Unterstützung solcher Verkehrsmöglichkeiten gehabt hat, beweist der einer besonderen Vorliebe des Prinzregenten Ludwig sich erfreuende neue Bamberger Ludwigshafen. Der Schiffsbetrieb an diesem Hafenplatz beginnt sich recht rege zu gestalten und wird gefördert durch den Plan, sowohl mainabwärts, wie auch durch den Donau-Mainkanal einen Petroleumverkehr mit Tankschiffen einzurichten.

Zum Schlusse sei noch erwähnt der Gedanke der Gründung einer Studiengesellschaft zwecks Hebung der Schiffahrt auf der oberen Donau bis Ulm, sowie behufs Prüfung, den Verkehr am Donau-Mainkanal mit entsprechenden Motorschiffen aufzunehmen. Also eine Fülle von Aufgaben zur Hebung der bayerischen Verkehrsverhältnisse, deren günstige Lösung unter der tatkräftigen Förderung durch die Staatsregierung zu erwarten ist.

Gedanken und Erinnerungen am Trafalgartage (21. Oktober).

Zum Gedächtnisse von Horatio Nelson.

Von Dr. Hans Traugott Schorn, London.

Was die Völkerschlacht bei Leipzig für die Nationen Europas, was die Unabhängigkeitserklärung für die Vereinigten Staaten, das war der glorreiche Tag von Trafalgar für England und das britische Weltreich. Mit grenzenlosem Hohn hatte das spottlustige Großbritannien Little Boney (Bonaparte) seit Jahren überschüttet, den tatkräftigen, rücksichtslosen Mann, der mit genialem Scharfsinn und intuitiver Treffsicherheit das stolze Albion zu überwinden trachtete, um die französische Trikolore auch auf den Türmen des Windsorschlosses und Towers zu hissen. In der Stunde höchster Gefahr aber war es Horatio Nelson, der, ein neuer Scipio und Marius, das Vaterland aus Not und Bedrängnis errettete.

Um die strategische und politische Bedeutung der Trafalgarschlacht richtig zu würdigen, müssen wir kurz den Angriffsplan des französischen Kaisers skizzieren, der für die Kriegsgeschichte einen unschätzbaren Wert repräsentiert. Napoleon suchte nämlich die geplante Invasion Englands durch einen Angriff auf seine westindischen Besitzungen zu verschleiern. Der französische Admiral Villeneuve schiffte demgemäß in Toulon auf elf Schiffen 3500 Soldaten ein und wandte sich nach erhaltener Verstärkung von weiteren sieben Schiffen in Cadix nach den westindischen Inseln, um sich hier mit 25 französischen Kriegsschiffen zu vereinen, die von Brest aus in die See gehen sollten. Beide Geschwader sollten die englischen Kolonien nach Kräften brandschatzen, dann in aller Eile nach dem spanischen Hafen Ferrol in der Nähe des Kaps Finisterre zurückkehren, wo ein spanisches Geschwader von 25 Schiffen bereit lag. Mit dieser Gesamtmacht wollte der Kaiser die englische Flotte in Schach halten, um unterdessen selbst an der Spitze von 170000 Mann über den Kanal nach England zu setzen.

Vergebens suchte Nelson den Aufenthalt der Feinde zu erspähen, die er im Mittelländischen Meere vermutete. Erst im Mai 1805 hörte er von dem westindischen Projekte Villeneuves und stach sogleich zur Verfolgung des Feindes von Lagos aus mit zehn Schiffen nach Trinidad und Antigua in die See, wo er am 11. Juni erfuhr, daß der Feind mit 20 Seglern sich nordwärts nach Europa gewandt hatte, was ihn bestimmte, sofort nach Gibraltar zurückzukehren. Ohne Zweifel hatte Villeneuve von Nelsons Kommen Kunde erhalten und eine Plünderung der englischen Besitzungen aus Furcht vor einem Zusammenstoß aufgegeben. Am 20. Juli langte die englische Flotte in Gibraltar an, und am 15. August erhielt Nelson von Admiral Cornwallis den Befehl, mit seinem Flaggschiff „Victory“ und dem „Superb“ nach Portsmouth zu segeln, wo er am 18. August eintraf. Lord Gardner hatte inzwischen das Auslaufen des französischen Geschwaders aus Brest verhindert und Sir Robert Calder lag bei Ferrol zum Angriff auf die zurückkehrende französische Flotte bereit, der auch erfolgte und eine Vereinigung der beiden feindlichen Flottenteile auf kurze Zeit vereitelte.

Nelson war inzwischen auf seinem Londoner Sitze Merton Place (bei Wimbledon) angelangt, wo ihm nur 25 glückliche Ruhetage vergönnt waren. Denn schon am 2. September meldete ihm hier Kapitän Blackwood, daß Villeneuves Flotte nach Cadix gesegelt, was seine Abreise veranlaßte. Vierzehn Tage später segelte er auf der „Victory“ in Begleitung der Kriegsschiffe „Ajax“ und „Thunderer“ und der Fregatte „Euryalus“ nach Süden zur großen Seeschlacht bei Trafalgar.

An demselben Oktobertage, wo man in Venedig den Jahrestag der Seeschlacht bei Lepanto feierlich beging, zog Nelson seine 27 Schlachtschiffe unweit von Cadix zusammen, um vierzehn Tage später am Kap Trafalgar die große Seeschlacht zu liefern, die Napoleons Anschläge auf England auf immer vereitelte und den ersten großen Wendepunkt in der Siegesbahn des korsischen Imperators darstellt. „England expects that every man will do his duty“ war das Signal, das Nelson um die Mittagsstunde am Topbesan seines Flaggschiffes „Victory“ hißte, das an der Backbordseite die in langer Linie folgenden Segler führte, während auf der Steuerbordseite der „Royal Sovereign“ unter dem Kommando von Admiral Collingwood das parallel segelnde zweite Geschwader zum Angriff gegen die vereinigte spanisch-französische Flotte heranbrachte. Rotweiß glänzte die gigantische „Santissima Trinidada“ mit ihrem leuchtenden Bugornamente, ihr zur Seite das französische Schlachtschiff „Redoutable“. Hier wollte Nelson das Zentrum der feindlichen Schlachtlinie durchbrechen, während der tapfere Collingwood im Süden in eine dichte Rauchwolke feuernder Schiffe gehüllt an dem spanischen Flaggschiff „Santa Ana“ vorbei bereits die feindliche Nachhut sprengte. Siegessicher und erwartungsvoll spielten die Kapellen ihr „Rule Britannia“ und „Britons, strike home“, als Nelson sein berühmtes zweites Kampfsignal „Engage the enemy mory closely“ am Großmast hißte und in wenigen Minuten auch der Kampf des nördlichen Geschwaders unter Nelsons Führung begann. Ein heftiges Feuer der nächsten feindlichen Schlachtschiffe suchte den Durchbruch der „Victory“ zu hindern, die etwa um halb eins an der Achterseite des französischen „Bucentaure“ vorbeipassierte und ihre erste Salve der Backbordgeschütze aus unmittelbarer Nähe abgab, die 400 französische Matrosen kampfunfähig machte. Bald donnerten auch ihre Geschütze der Steuerbordseite zwei anderen feindlichen Schiffen entgegen, wobei das englische Flaggschiff dem „Redoutable“ so nahe kam, daß sich seine Eisenspiere in die Topsegel des letzteren einhackten. Während „Victory“ und „Bucentaure“ ihren donnernden Zweikampf ausfochten, wurde Nelson etwa um halb zwei Uhr, als er sich mit Kapitän Hardy auf dem Achterdeck befand, von einer Musketenkugel in die linke Schulter getroffen, die bis zum Rückgrat vordrang und sich als tödlich erwies. Aus einer Entfernung von etwa 50 Fuß war sie vom Besanmaste des „Redoutable“ aus gefeuert, da die Feinde außer den Salven der Deckkanonen von drei Mastkörben aus ein verheerendes Gewehr- und Mörserfeuer unterhielten, das der Bemannung des Oberdecks der „Victory“ schwere Verluste bereitete. Triumphierendes Jauchzen erscholl auf der „Santissima Trinidada“, als der verwundete Admiral von zwei Matrosen von Deck zu Deck hinunter zum Raumdeck (cockpit) getragen wurde, wo man ihn mit Mühe durch eine dichte Reihe von Verwundeten zum äußersten Ende der Backbordseite brachte. Auf dem Bette des Zahlmeisters ließ man ihn hier nieder, um ihm nach Kräften Erleichterung zu verschaffen, während oben die wilde Seeschlacht weiter tobte, die Englands Schicksal als Seemacht entscheiden sollte. Da lag der große Seeheld, der Sieger von Abukir und Kopenhagen, der bei Teneriffa den rechten Arm und in der Nilschlacht das durch eine Wunde schon vorher geschwächte rechte Auge verloren, um nimmermehr die „Victory“ zu neuem Siege zu führen. Er lebte noch lange genug, um die frohe Siegesbotschaft aus dem Munde Hardys zu vernehmen, und starb drei Stunden nach seiner Verwundung um halb fünf Uhr gegen Ende der Schlacht, in der 18 Schiffe der Alliierten den Engländern in die Hände fielen.

„England expects that every man will do his duty!“ Das war mein einziger Gedanke, als ich von den Docks des Hafens von Portsmouth aus zu Nelsons ruhmreichem Flaggschiff gerudert wurde, das durchaus seetüchtig hier vor Anker liegt, ein stummer Bote einer großen, ehrwürdigen Zeit. So lag es vor Anker, als es vor 150 Jahren zum ersten Male zur Seefahrt sich gerüstet, als es von Trafalgar in die Heimat zurückgekehrt und vom Jahre 1825 bis 1869 dem Kommandanten von Portsmouth als Flaggschiff gedient. Eine patriarchalische Tudorarche erscheint es uns heute eher, worin man sich mittelalterlich behaglich eingerichtet, als eine schwimmende Seefeste wie die modernen Kriegsschiffe „Herkules“, „Neptun“ und „Niger“, die in der Nähe Anker geworfen. Und trotzdem zeigt es nichts

Museenhaftes. Noch ist das Schiffswappen dasselbe wie am Tage von Trafalgar und nur die beiden Matrosenfiguren, die es karyatidenartig stützten und in der großen Seeschlacht weggeschossen wurden, sind durch zwei Knabenbilder ergänzt. Noch sind zwölf Kanonen aus der Trafalgarschlacht an Bord nebst der Lärmtrommel, die man schlug, und den primitiven Hornlaternen, mit denen man dem toten Admiral ins bleiche Antlitz geleuchtet. Noch sind die Dielen der Einzeldecke dieselben wie damals, als Horatio Nelson das Kommando geführt.

Das Flaggschiff wurde im Jahre 1765 in Chatam erbaut und hatte eine Länge von 226 und eine Tiefe von 21 Fuß. An Bord führte es 104 Geschütze, von denen je 30 auf Unter- und Mitteldeck, 32 auf das Haupt- und 12 auf das Oberdeck entfielen. Sein Tonnengehalt beträgt 2162 Tonnen und das Projektilgewicht der 52 Geschütze der Breitseite 1160 Pfund.

Eine Viertelstunde verstrich, bevor wir die Steuerbordseite der „Victory“ erreichten, deren Landungstreppe ich mit klopfendem Herzen erstieg, um vor allem die Stätten zu sehen, wo der Seeheld verwundet niedersank und starb. Ein Führer gibt über alle Einzelheiten Aufschluß, und die erste Stelle, die wir besichtigt, war eine Messingplatte des Achterdecks, wo Nelson die Musketenkugel traf. Die einzelnen Decke schritten wir sodann entlang, auf denen sich noch eine Menge historischer Gegenstände befindet, um vor allem auch Nelsons Kabine zu besuchen, wo der Seeheld knieend mit der Linken in sein Tagebuch vor der Schlacht das denkwürdige Gebet niederschrieb: „May the great God, whom I worship grant to my country, and for the benefit of Europe in general, a great and glorious victory. To him I resign myself and the just cause which is entrusted to me to defend. Amen, Amen, Amen.“ Welke Kränze aber decken die denkwürdige Stelle im niedrigen cockpit, wo der größte Admiral seines Jahrhunderts mit den Worten verschied: „God and my country!“ Der alte Anker der „Victory“ aber, den sie in der Trafalgarschlacht geführt, ragt kunstvoll gefaßt als Denkmal an der Esplanade zu Southsea empor, an derselben Stelle, wo Nelson sich im September 1805 mit Kapitän Hardy unter den Jubelrufen der Bevölkerung einschiffte. Es war das letztemal. Zerschossen und blutbesprengt segelte die „Victory“ mit der Leiche des Admirals im Dezember an Portsmouth und Southsea vorüber, um in Greenwich vor Anker zu gehen. Aus dem Holze des Hauptmastes des französischen Flaggschiffs L'Orient, das bei Abukir infolge Feuersbrunst in die Luft flog, war der Sarg gezimmert, worin man den toten Helden aufgebahrt. Tausende kamen, um die verklärten Züge des Toten noch einmal zu sehen, und die feierliche Beisetzung in der Krypta zu St. Paul im Januar 1806 gestaltete sich zu einem großen nationalen Trauerfeste. Unter Kanonendonner und Glockengeläute fuhr die Trauerbarke mit der Leiche des Admirals die Themse aufwärts nach Whitehall, von wo aus am nächsten Tage die feierliche Bestattung in der St. Paulskathedrale stattfand. Die Truppen, die Aegypten wieder eroberten und später auf den Schlachtfeldern Spaniens und Belgiens kämpften, schritten zu beiden Seiten des Sarges, dem der ehrwürdige Admiral Peter Parker, der Nelson einst zum Kapitän befördert, sowie die tapferen Kriegsgefährten Hardy und Blackwood und die Matrosen der „Victory“ folgten. Vom grellen Fackellichte umgeistert, trug man den Sarg nach dem Gottesdienste in das Grabgewölbe der Krypta, wo man ihn ehrenvoll mit den zerschossenen Flaggen der „Victory“ bedeckte.

Hier ruht nun der Held in unmittelbarer Nähe des Herzogs von Wellington, dem er nur einmal im Leben im Wartezimmer des Kolonialamtes begegnete, und zwar im September 1805, wenige Wochen vor der Trafalgarschlacht. Nun sind sie im Tode auf immer vereint die beiden nationalen Ueberwinder Napoleon Bonapartes. In zwei eindrucksvollen Säulenmausoleen ruhen die Särge auf mächtigem Steinsockel im schützenden Marmorsarkophage. Friede ihrer Asche und Ehre ihrem Andenken für alle kommenden Zeiten!

In dem im Jahre 1905 am Jahrestage der Trafalgarschlacht eröffneten Nelsonpark, den die Wimbledonbahn und der nach Epsom führende Morden Road begrenzen, und der einen Teil von Nelsons einstigem Landsitze bildet, hat auch die Gegenwart dem Andenken des großen Seehelden ihren Tribut gezahlt. Den Eingang zieren zwei wetteralte Schiffskanonen und symmetrisch gruppierte 24pfündige Kugeln aus der denkwürdigen Seeschlacht bei Trafalgar.

Weiteres zum Thema: Buchhandel und Kolportage.

Von Vikar F. J. Unkell, Mümliswil.

Vor mir liegt ein Schriftstück einer bekannten katholischen schweizerischen Buchhandlung, die über geringe Unterstützung seitens des Publikums klagt. Das ist auch ein Beitrag zu dem Thema „Zersplitterung unserer Kräfte“ in Nr. 32 und „Auswüchse des Kolportagebuchhandels“ in Nr. 35 der „Allg. Rundschau“. Dazu möchte ich noch folgendes anfügen.

Wie viele Kalender, Erbauungsheftchen, Missionsberichte und wie die Sachen alle heißen mögen, werden angeboten. Kaum hat ein Jahr begonnen und schon ist wieder ein Kalendermann da mit einem Kalender für das folgende Jahr. Ob wirklich soviel bei dieser Sache verdient wird? Sicher ist zunächst, daß unser katholisches Volk vielfach geradezu belästigt und ihm oft nichts weniger als Gediegenes aufgedrängt wird[1]). Wie manche Hausmutter könnte da ein Wort mitreden. Ich bin der letzte, der gegen die Missionen und ihre Missionskalender usw. ist, aber wie es von einiger Seite geschieht, das ist unhaltbar. Warum kann man diese Schriften nicht durch den katholischen Buchhandel vertreiben lassen und hierdurch unsere katholischen Unternehmungen heben und so bewirken, daß infolge des größeren Absatzes für billigeres Geld gute und gediegene Bücher auf den Markt kommen? Mir sind schon Missionsschwestern aus Belgien mit Heftchen usw. hier in der Schweiz begegnet. Wohin soll das noch kommen?

Aber anderseits liegt auch manche Schuld an den Verlegern und Buchhändlern. Unsere katholischen Verlage liefern vielfach teurer als andersgläubige. Groß ist z. B. der Preisunterschied der katholischen Klassikerausgaben gegenüber denjenigen anderer Richtungen. Woran liegt das? Auch ist die Bedienung oft weder prompt noch zuverlässig. Da fehlt es an Ordnung oder kaufmännischer Leitung. Wie lange muß man oft warten, bis die bestellten Sachen eintreffen! Und dann werden noch Portospesen berechnet. Wenn andere Buchhandlungen portofrei in kurzer Zeit liefern, sollte das bei unseren Buchhändlern nicht möglich sein?

Ich möchte hier noch das Verhältnis des Verlegers zum Buchhändler berühren, vielleicht ist das der wundeste Punkt. Wie viele Agenten der Verleger ziehen heutzutage durch die Lande, um ihre Bücher an den Mann zu bringen! Dadurch ruinieren sie den Buchhändler und schädigen oft den Käufer, der sich durch Ratenzahlung das Werk aufschwatzen läßt und so in Schulden stürzt. Und dann die Zahlungsweise. Derjenige, der ein Werk sofort bezahlt, sollte dasselbe doch billiger erhalten als ein Käufer, der ratenweise begleicht. Der Barverkauf bringt Zinsen und ist gefahrlos.

Daß die Sache hier so weit gekommen ist, verschulden sicher zum Teil die Buchhändler, die nicht prompt lieferten und so ihre Käufer zwangen, direkt an den Verleger zu schreiben; aus Erfahrung weiß ich da vieles. Im Interesse des Buchhandels, als auch der katholischen Sache wäre es erwünscht, wenn hier eine Besserung einträte. Vielleicht tragen diese Zeilen ein wenig dazu bei.

* * *

Weiter wird der Redaktion der „Allg. Rundschau“ zu dem Artikel gegen Auswüchse des Kolportagebuchhandels (Nr. 35) folgender Fall aus der Praxis zur Veröffentlichung mitgeteilt:

Eine „Verlagsanstalt für katholische Schriften“ läßt durch einen ihrer Reisenden ein Prachtwerk religiösen Inhalts vertreiben. Dieser kommt auf seinen Reisen zu einem schon etwas älteren Mädchen in dienender Stellung, der er das Werk, das mehr als 15 M kostet, aufzuschwatzen versucht. Während die ersten Versuche fehlschlagen, gelingt es dem „geschäftsgewandten“ Reisenden, allmählich dadurch zu seinem Ziele zu kommen, daß er die Leichtgläubigkeit des Mädchens sich zunutze macht und in ihr Hoffnung auf eine eventuelle spätere Heirat erweckt. Eine Reihe von Postkarten und liebebeteuernden Briefen tun das Ihrige dazu, das Mädchen zur Unterzeichnung einer Bestellungsurkunde zu bestimmen. Vor Ankunft des Prachtwerkes erfährt das Mädchen, daß der Reisende sie mit allen seinen mündlichen und schriftlichen Liebesbeteuerungen zum besten gehabt hat und daß er schon verheiratet ist. Diese bittere Entdeckung verleidet ihr selbstverständlich das religiöse Prachtwerk und sie wendet sich an die vertreibende Firma unter Mitteilung des Sachverhalts mit der Bitte, sie doch von dem Kaufvertrag zu befreien und als Entschädigung die Anzahlung von

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das Ordinariat des Erzbistums München-Freising unlängst über die Kolportage religiöser Bücher und Schriften folgenden Hinweis (lt. „N. M. Tagbl.“ Nr 255) erlassen hat: Es werden vielfach von Reisenden religiöse Bücher sehr zweifelhafter Natur oder auch an sich gute Bücher, aber zu außerordentlich hohem Preis vertrieben. Der dabei auf das katholische Volk ausgeübte Druck wird oftmals vermehrt durch das Vorgeben, der Reinertrag jener Bücher fließe guten Zwecken (z. B. Kirchenbauten, Missionen usw.) zu. Zur Beglaubigung werden gerne oberhirtliche Empfehlungen vorgezeigt, die, wenn überhaupt echt, schon vor Jahren und keinesfalls zu geschäftlichen Zwecken gegeben wurden. Durch vielfache Klagen sieht sich das Ordinariat daher zu der Erklärung veranlaßt, daß oberhirtliche Empfehlungen von Büchern, die nicht im jeweils laufenden Jahr ausgestellt oder erneuert sind, in der Erzdiözese keine weitere Geltung haben sollen. Die Gläubigen sind gegebenenfalls darüber aufzuklären, damit sie nicht durch Vorgabe guter Zwecke oder geschäftliche Ausnützung von früheren Empfehlungen zu Schaden kommen. Noch mehr natürlich ist zu warnen vor dem Ankauf von Büchlein, Traktätchen, Flugschriften usw., die unter dem Scheine der Religion verschiedene glaubens- und sittenfeindliche oder häretische Ideen verbreiten.

einigen Mark oder sogar die Hälfte des Kaufpreises anzunehmen. Die Firma besteht, ohne auf die finanziellen Verhältnisse oder die Gefühle des Mädchens irgendwelche Rücksicht zu nehmen, auf Bezahlung und Abnahme des Prachtwerkes samt den Portospesen und Auslagen. Den Kern der Sache tut sie mit dem Bemerken ab: „Wenn Sie den betreffenden Reisenden wegen Heiratsschwindel belangen wollen, so steht das bei Ihnen und hat dies auf das Renommee unserer Firma keinen Einfluß, denn dies ist nicht der einzige derartige Fall."

Bedauerlicherweise ist dies nicht der einzige derartige Fall. Aber von einer Firma, die sich mit dem Verlag und dem Vertrieb religiöser und katholischer Werke befaßt, sollte doch erwartet werden, daß sie zur Sache und zu der Person ihres Reisenden eine andere Stellung einnimmt; das wäre sie dem Mädchen und ihrer eigenen Sache schuldig gewesen. Derartige Vorkommnisse tragen, wie in dem trefflichen Artikel von G. Dickenberger ausgeführt ist, nicht nur zur Schädigung des katholischen Buchhandels, sondern auch zur Schädigung der katholischen Sache überhaupt bei. Will der katholische Buchhandel nicht unter solchen Fällen an Ansehen verlieren, so liegt ihm die selbstverständliche Pflicht ob, daß er die Persönlichkeiten, deren er sich bei der Ausübung des Kolportagebuchhandels bedient, ins Auge faßt, und daß er insbesondere nach dem Rechten sieht, wenn ihm von einwandfreier Seite derartige Vorkommnisse mitgeteilt werden. Denn daß Werke mit religiösem Inhalt in anderer Weise vertrieben werden müssen, als Schund- und Hintertreppenromane, sollte ein selbstverständliches Gebot für die interessierten Buchhandlungen sein. Rechtsanwalt Schach, Biberach.

Vom Büchertisch.

Steuerbuch für Bayern. München 1913. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). Geb. ℳ 3.—. Diese von Adolf Schmitt zusammengestellte Neuerscheinung verfolgt den praktischen Zweck, neben einem Abdrucke des Einkommensteuergesetzes nebst Vollzugsvorschriften, Tarif usw. eine Anleitung zu Aufschreibungen zu bieten. Es sind größtenteils die amtlichen Formulare verwendet und man kann sagen, daß durch Benützung dieses Buches Widersprüche und damit Rückfragen des Rentamts sich leicht vermeiden lassen werden. Bei einer Neuauflage würde sich vielleicht noch die Aufnahme des amtlichen Formulars über die gewerbliche Betriebskapitalsanlage empfehlen. Das Buch ist für fünf Jahre ausreichend. Sein Wert wird durch das reichhaltige Stichwortregister erhöht. Dr. K.

Steuergesetze für Bayern. München 1913. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). Geb. ℳ 5.— Die zweite Auflage ist auf den allerneuesten Stand gebracht. Ein Ueberblick ist dadurch wesentlich erleichtert, daß die Vollzugsvorschriften jeweils bei den Gesetzesparagraphen eingeschaltet sind, zu denen sie gehören. Für jeden, der mit komplizierteren Steuersachen zu tun hat, ist diese handliche und umfassende Sammlung unentbehrlich. Dr. K.

Louisa von Haber: Das Tagebuch eines Kindes. Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr. 8⁰, 239 S., geb. ℳ 2.50. Ein Buch weder für Kinder noch für die eigentliche Jugend, sondern vielmehr für ausgereifte Menschen (nicht zuletzt Eltern und Erzieher), die sich an den psychologischen Eigentümlichkeiten, Feinheiten und Zartheiten der fesselnden, durchaus nicht „absichtlich" wirkenden Darstellung auf Grund einer bereits ausgedehnten Erfahrung und bewährten Urteilskraft erfreuen — und zugleich noch bereichern können. Freilich ist es ein Ausnahmekind, aber eines, das dennoch Schlußfolgerungen auf viele andere zuläßt, welches hier seit dem achten Jahre das Tagebuch mit äußeren und inneren Erlebnissen füllt: aus einer Wahrhaftigkeit, Kindlichkeit und — trotz des „vornehmen" Milieus — äußeren Enge heraus, einer Vereinsamung, die den Leser mit zunehmend unmittelbarer Anteilnahme erfüllt. Dabei ein angeborener goldener, echt witziger Humor, der aber erst recht die Träne kennt. Man lernt durch dieses Buch allerlei für uns „Große" beschämende Wahrheiten auf dem Wege kindlicher Gedankengänge kennen. So steht einmal von der Zwölfjährigen vermerkt: „Ich weiß gut, wie die Menschen sind. Jeder sagt immer anders als der andere, und deshalb weiß man nie, was man eigentlich glauben soll. Man hat es deshalb sehr schwer, wenn man einmal wissen möchte, was wahr ist." Immer hat man das Gefühl, daß da wirkliche kindliche Aufzeichnungen vor einem liegen, und das Interesse wächst von Blatt zu Blatt. Das Tagebuch selbst nimmt nur die Hälfte des Bandes ein (dessen zweiter Teil an Wirkung zurückfällt); es spielt aber hinüber in die fernere Entwicklungsgeschichte der Heldin, die über einen an ihr begangenen tief einschneidenden Freundschaftsverrat zur Liebe kommt, der scheinbaren Erfüllung einer großen Glücksahnung. Aber es war nur eine „scheinbare", und so endet das Buch mit einer ergreifenden Resignation: „Man muß es lernen — das große Alleinsein..." E. M. Hamann.

A. Jüngst: Aufwärts zur Höhe! Nationales Festspiel in Wort und Bild. Münster, Westf. Verlag von Heinrich Schöningh. 1913. 8⁰. 18 S. — Die greise westfälische Dichterin hat noch immer ein junges deutsches Herz. Sie hat dieses früher zumal in ihren lyrischen Epen auf der Zeitbühne germanischer, deutscher Vergangenheit bekundet; sie offenbart es jetzt von neuem an diesem rhythmischen Festspiele, das ich für patriotische Vereins- und sonstige Festaufführungen angelegentlich empfehlen möchte. Es ist in der warmen, gewählten poetischen Sprache, wie sie A. Jüngst eignet, geschrieben und umschließt den verbindenden Text zu acht lebenden Bildern; Rückblick (Vor hundert Jahren!), Königin Luise vor Napoleon, Der Todesgang der Schillschen Offiziere, Der Aufruf an mein Volk, Im Völkerfrühling, Nach der Schlacht bei Leipzig, Siegesmarsch, Germania, die Caritas. — Der Text zum Schlußbilde leitet, sehr kennzeichnend für die Verfasserin und sehr verwertbar für größere Feiern, vom Heldenmute des Kampfes gegen den nationalen Feind über zum Heldenmute der die soziale Not der Armut und der Sünde bekämpfenden christlichen Nächstenliebe. Anweisung zum Stellen der jeweiligen Bilder ist nach jedem einzelnen der betreffenden Abschnitte in einer Weise gegeben, daß bei genügender Personenzahl keine Schwierigkeit entstehen kann. E. M. Hamann.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 23. September starb der Tiermaler Professor **Julius Adam**. Er war in München am 18. Mai 1852 geboren, sein Großvater war der als Schlachten- und Pferdemaler bekannte Albrecht Adam. Julius war eine Zeitlang als Landschaftsphotograph in Brasilien tätig und studierte dann in München bei Raab, Wagner und Diez. Seine Vorliebe galt der Darstellung von Katzen, die er mit größter Meisterschaft zu charakterisieren verstand. Werke von J. Adam finden sich in zahlreichen Galerien, darunter auch in der Münchener Pinakothek. — Einen zweiten schweren Verlust erlitt die Münchener Kunst durch den am 5. Oktober erfolgten Tod des Marinemalers **Hans von Bartels**. Er war 1856 in Hamburg geboren, studierte zuerst bei dem dortigen Maler Hardorff, danach an der Düsseldorfer Akademie. In München hat er sich endlich dauernd niedergelassen. Aber die Gegenstände seiner Kunst suchte er am Meeresstrande und schilderte Natur und Volk jener Gegenden in poesievoller, kräftiger Art. — Feine Eindrücke hinterließ eine Darbietung des „**Ausstellungsverbandes für Raumkunst**". Diese Gesellschaft verfolgt das Ziel, ohne hypermodern zu werden, doch mit freier Eigenart den zahlreichen Aufgaben gegenüber zu treten, welche die moderne Raumkunst im ganzen wie im einzelnen stellt. Die gelieferten Arbeiten gaben Zeugnis von erlesenem Geschmack und von trefflicher Beherrschung der mannigfachsten Techniken. — Die **Kunstsalons** boten zum Teil sehr Bemerkenswertes. So zeigte Thannhauser großzügige figürliche Werke von Th. **Schindler-Weimar**; in der Galerie Wimmer gab es eine Ausstellung moderner holländischer Bilder, voll Feinheit des Empfindens und der Durchführung; außerordentlich reizvolle Rötelzeichnungen von **César Knapen** waren im „Neuen Kunstsalon" ausgestellt; tüchtige Radierungen von B. Witschel, farbige Holzschnitte von **E. Doelter** sah man bei Schmidt-Bertsch. Die Galerie Caspari bewies auch in diesem Monate wieder die Erlesenheit des bei ihr herrschenden Geschmackes durch Ausstellung erster Meisterwerke von **Feuerbach, Leibl, Thoma, A. von Keller** u. a. m. Die Galerie Heinemann endlich, welche, wie bekannt, sich schon häufig um die Förderung der älteren Kunstgeschichte verdient gemacht hat, brachte eine im höchsten Grade wertvolle Ausstellung von Malereien und Entwürfen des **Giovanni Battista Tiepolo**. In der Kunst dieses Meisters klangen einst die hehren Töne der venezianischen Malerei aus, indem sie sich noch einmal zu einem vollen, herrlichen Akkorde vereinigten. Die festliche Freude gleichwie die Feierlichkeit dieser Farben und Formen erglänzt nicht nur in Tiepolos großartigen Wand- und Deckengemälden, sondern auch in seinen kleineren Werken, die hier natürlich nur ausgestellt werden konnten. Von Malereien weltlichen Inhaltes seien die Allegorien der Elemente hervorgehoben, von religiösen die imposante „Madonna vom Berge Karmel", ein Golgatha, eine Kreuztragung. Die Heinemannsche Tiepoloausstellung fand eine Ergänzung in der Rokokoausstellung, welche der **Kunstverein** veranstaltete. Wir haben diese bereits in Nr. 42 der „A. R." gewürdigt. An dieser Stelle sei auf die wichtigsten übrigen im letzten Monat vom Kunstverein gebotenen Veranstaltungen hingewiesen. Die **Künstlergruppe „Mosaik"**, die durch kein bestimmtes Programm zusammengehalten wird, zeigte u. a. koloristisch tüchtige und stimmungsvolle Landschaften von **A. Wimmenauer, E. Muencke, E. Riefstahl, Clara Walter**, die auch anerkennenswerte Porträts darbot. Sonderausstellungen galten der Erinnerung an zwei 1912 dahingegangene Künstler, **Gabriel Schachinger** und **Karl Haider**. Des ersteren Stärke waren fein gemalte und dekorativ wirksame Blumenstücke; seine Figuren besaßen, vor allem in seiner letzten Zeit, großen Zug. Edelste Genüsse schufen wie immer die Werke Karl Haiders, dieses modernen Altmeisters und Malerpoeten. Seine edle Kunst ist nicht mit ihm gealtert, das beweist noch das letzte seiner Werke, die 1912 gemalte Frühlingslandschaft mit einer Mädchenfigur.

Arnstadt (Thüringen). Die umfangreichen Herstellungsarbeiten an der zum Teil noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Liebfrauenkirche sind nunmehr beendet. — **Berlin**. Im Königlichen Kupferstichkabinett wurde eine Sammlung von 300 Handzeichnungen des Raffaelschülers Federigo Baroccio (1528—1612) entdeckt. — Für **Chicago** ist eine von Professor Hermann Hahn modellierte Goethestatue in der Königlichen Erzgießerei zu München angefertigt worden. — Bei **San Dalmazzo di Tenda** in der Nähe von Mentone fanden sich an Felswänden viele tausend angeblich vorgeschichtliche Steinbilder, hauptsächlich Tiere darstellend. — **Florenz**. Der Palazzo Strozzini, ein Meisterwerk der Frührenaissance, begonnen von Michelozzo, vollendet wahrscheinlich durch Giuliano da Majano, ist unglaublicherweise von der Stadt an einen Hotelbesitzer verkauft worden, der den herrlichen Bau abreißen läßt. — **Frankfurt a. M.** Das Städtische Museum erwarb eine überaus wertvolle und figurenreiche, aus Alabaster gearbeitete Kreuzigungsgruppe. Die Arbeit stammt aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts und ist von einem anscheinend mittelrheinischen Künstler, welcher unter italienischen Einflüssen gearbeitet hat. — **Fulda**. Ausgrabungen auf dem Domplatze führten zu wichtigen Ermittlungen über die Lage der älteren Kirchenbauten, besonders der seit 968 errichteten ehemaligen Stiftskirche. In dem Skelett eines dabei gefundenen Steinsarges vermutet man die Leiche des deutschen Königs Konrad I. (gest. 918). — **Glogau**. Für drei nahezu lebensgroße, ehemals am Odertor befindlich gewesene Statuen (Madonna, St. Nikolaus, St. Katharina), getragen von zierlichen Konsolen und überhöht von Baldachinen, ist durch die Forschungen Berthold Dauns die Autorschaft

des Veit Stoß im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht worden. — Kassel. Das als Wohnstätte der Gebrüder Grimm berühmte sogenannte Märchenhaus ist in Gefahr, der Straßenverbreiterung zum Opfer zu fallen. Hoffentlich findet sich noch die Möglichkeit, es zu retten. — Zur Jahrtausendfeier der Stadt gibt es u. a. eine große Kunstausstellung, welche in dem anmutigen Rokokobau des Orangerieschlosses untergebracht ist. Die durchweg modernen Werke der Malerei, Plastik und Graphik stammen zu einem großen Teile von hessischen Künstlern; unter ihnen ist Banzer mit einer größeren Kollektion vertreten. Die Auswahl wird als feinsinnig und bedeutend gerühmt. — Kefermarkt (Oberösterreich). Ein dem heiligen Wolfgang geweihter großer Schnitzaltar ist als Werk des Tilman Riemenschneider nachgewiesen worden. — Leipzig. Nachdem der berühmte Auerbachskeller glücklich erhalten geblieben ist, hat er nunmehr malerische Ausschmückung bekommen, zu welcher Künstler vom Range Ludwigs von Hofmann-Weimar, Hans Beſt-München, Georgi-Karlsruhe und andere mehr beigetragen haben. — London. Die National Gallery erhielt von der Lady Carlisle eine überaus kostbare Schenkung, bestehend aus Meisterwerken des Annibale Carracci, Barnaba da Modena, Lucas Cranach d. ä., Pierre Mignard, Gainsborough und anderer Künstler ersten Ranges. — Mannheim. Die Ausstellung des Künstlerbundes erregt vielseitiges Interesse. Man sieht Sondergruppen von Werken Hodlers, Trübners, tüchtige Leistungen von Kalckreuth, Slevogt, M. Liebermann, Klimt und sehr vielen anderen. Auch die Plastik ist in bedeutender Weise vertreten. — Paris. Für die plastische Ausschmückung des Pantheons sind nunmehr die Aufträge erteilt worden, leider wieder wie bei der Ausmalung an soundso viele Künstler, so daß auch bei dieser Gelegenheit die Einheitlichkeit der Gesamtwirkung von vornherein vereitelt sein dürfte. — Pisa. Die für den schiefen Turm leider immer dringender werdende Gefahr des Einsturzes hat die Bildung einer Kommission veranlaßt, welche nun wenigstens über die erforderlichen Maßregeln im klaren ist. Hoffentlich wartet man mit der Ausführung der Arbeiten nicht so lange, bis das unersetzliche Denkmal das Schicksal des venezianischen Campanile geteilt hat. — Pompeji. Infolge einer durch den römischen Bildhauer Lorenzo Cossa gegebenen Anregung sind Nachforschungen veranstaltet worden, welche in überraschender Art zur Entdeckung des alten Hafens von Pompeji geführt haben. — Rom. Auf dem Palatin wurden Reste von Wohnstätten aus den Zeiten der späten Republik gefunden, auf dem Gipfel des Evander-Hügels Ueberbleibsel jener dörflichen Siedelung, welche bestand, ehe es die Stadt Rom gab. — Uzerche (Frankreich). Erfolgreiche Ausgrabungen haben ergeben, daß dieser Ort auf der Stätte der durch Cäsars Belagerung bekannten gallischen Veste Uxellodunum belegen ist. — Washington. Für einen Neubau der deutschen Botschaft wurde ein Wettbewerb eröffnet. Den ersten Preis errang Bruno Möhring. Weder sein Entwurf noch die Projekte der anderen drei Preisträger werden von der Kritik besonders hoch angeschlagen. — Bei Xanten wurden die sehr umfangreichen Reste von Sälen, Säulengängen usw. eines zu dem Römerlager gehörigen Gebäudes aufgedeckt. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. „Der Mann im Souffleurkasten" betitelt sich eine Komödie von Thaddäus Rittner, deren hiesige reichsdeutsche Uraufführung nicht den Erfolg der Wiener Première bestätigte. Wohl konnte der Autor erscheinen, aber ein Teil des Publikums widersprach seinem Kommen. Im Schlußakt kam es zu jenen üblen Momenten, in denen Zuschauer sich dem Dichter so überlegen dünken, daß sie glauben, ihren Gedanken Luft machen zu sollen. — In einem Provinztheater spukt es zu nächtlicher Stunde. Die romantisch gestimmte achtzehnjährige Schauspielerin will dem Gespenst auf den Leib rücken und findet im Souffleurkasten einen jungen Dichter, der die Bühne zum Tummelplatz seiner Phantasiegebilde macht, hier in der mitternächtigen Stille sich meilenweit entfernt fühlt von der Kleinheit und Alltäglichkeit seiner Umwelt. Daß sich die gleichgestimmten Seelen des Dichters und der Schauspielerin finden, errät man leicht. Später gelingt es dem absonderlichen Träumer, sich mehr und mehr dem Leben anzupassen, Stücke zu schreiben, die auch den anderen gefallen, aber nebenher geht die Ernüchterung, die Wirklichkeit entspricht nie der Illusion. Selbst seine Liebe verliert an romantischem Schimmer. Er glaubt die Künstlerin von einem greisen, spießerlichen Gatten zu befreien, dabei hatte der brave Theaterdirektor sein Mündel lediglich als seine Frau ausgegeben, um das blutjunge, unerfahrene Mädchen besser schützen zu können. Die Kontraste zwischen Illusion und Wirklichkeit sind Stoff für eine Elegie; auf der Bühne sind sie schwer darstellbar, sie kann den Alltag zeichnen mit eitlen Mimen, ungebildeten Theatersekretären, Oberkellnern, Gerichtsvollzieherswitwen, aber für die Illusion, für die Träumerei hat sie nur lyrisch beschwingte Worte. Letztere verhallen, die robuste Wirklichkeit bleibt in voller Plastik vor unseren Augen. Möglich, daß die Darstellung in Wien die phantastischen Untertöne stärker herauszuarbeiten wußte, die Umwelt mehr grotesk als realistisch zeichnete und so den Zuschauer zwang, mit den Augen des jungen Poeten zu sehen. Unser Publikum war mehr auf den Gesichtswinkel der Frau Gerichtsvollzieherswitwe eingestellt und empfand den Dichter als Querkopf.

Die Kammerspiele boten zwei Novitäten. „In Ewigkeit, Amen", ein Gerichtsstück von Anton Wildgans und „Nju", eine Alltagstragödie von Ossip Dymow. Zwischen beiden ist nicht lediglich eine Pause von zehn Minuten, zwischen ihnen ist eine Kluft des Empfindens. Es tut nicht gut, solch heterogene Dinge in einen Theaterabend zu zwängen. Die Gerichtsszene entrollt das Leben eines Zuchthäuslers. Er hat einst den Verführer seiner Braut niedergeschlagen und 27 Jahre im Zuchthaus gesessen. Dann ist er begnadigt worden, doch der alte Mann hat nirgends Arbeit gefunden. Froh mußte er sein, daß ein Kellner ihm gegen Auszahlung des in den 27 Strafjahren Ersparten und einer kleinen Rente Unterschlupf und Nahrung gewährt. Der Kellner lebt mit einem Mädchen zusammen, an dessen Treue er glaubt. Seit der Zuchthäusler der Dirne über ihr Leben Vorwürfe gemacht, quält, beschimpft sie ihn und läßt ihn hungern. Diese Marter führt zu einem Ausbruch der Wut, indem der alte Zuchthäusler mit einem Holzklotz nach ihr schlägt. Obwohl dem Mädchen nichts weiter geschehen ist, erscheint die Tat dem Untersuchungsrichter als Mordversuch wegen der Vergangenheit des Mannes. Das Spiel wird mit Verhören des Beschuldigten und der Zeugen ausgefüllt. Man hat derlei schon öfters auf der Bühne gesehen, meistens freilich setzten die Autoren zu bequemem Effekt einen Dummkopf auf den Richterstuhl. Dies ist nun der Untersuchungsrichter in dem Wiener Stücke durchaus nicht, im Gegenteil ein scharfer Logiker. Allein die Beschäftigung mit Verbrechen hat sein Gefühl abgestumpft. Er erblickt nur das Böse und sein Verstand sieht in allem nur die Punkte, welche seine Theorie stützen. Leben und Fühlen der in Schmutz und Armut Lebenden bleiben ihm unverständlich. Ein spannendes, geschickt gemachtes Stück, das durch ergreifendes Spiel packte. Die Schlußpointe freilich, daß lediglich der jüdische Rechtspraktikant mit dem Gefangenen Erbarmen hat, ist in dieser Akzentuierung des jüdischen, der arischen Umgebung gegenüber, keine Charakteristik, sondern eine Malice. Das Stück wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die impressionistischen Szenen des Russen Dymow dagegen hat ein Teil des Publikums verlacht. Ich sympathisiere durchaus nicht mit dem Autor; diese „Nju", welche Mann und Söhnchen verläßt, ihres Geliebten auch überdrüssig wird und sich vergiftet, weil sie nicht weiß, wer der Vater eines zu erwartenden Kindes ist, ist eine pflichtvergessene Person, die nicht einmal durch eine große Leidenschaft unser Mitleid herausfordert. Ein Gatte, der, weil sie so schön ist, selbst in ein dreieckiges Verhältnis einstimmen würde, ist in seinem würdelosen Schmachten auch nicht geeignet, sich unserem Mitgefühl zu empfehlen. Wenn jedoch Schauspieler, deren Kunst durchaus ernst zu nehmen ist, auf der Bühne schluchzen und weinen, so ist es gewiß kein Zeichen von feinem Gefühl, wenn Zuschauer ulkende Zurufe machen, mit den Füßen stampfen und die Parkettsitze auf und nieder klappen. Daß nach Njus Tode noch allerhand dramatisch belanglose Szenen folgen, ist gewiß ein Fehler. Nju spricht einmal von „wundervoll traurig". Mit diesem Wort kann man den melancholischen Reiz dieser Szenenfolge charakterisieren. Diese Kunst ist dekadent und weichlich, ihre Atmosphäre lebensuntüchtig; aber das dichterische Können läßt sich nicht übersehen. Die Verdienste der Regie und Darstellung fanden um so kräftigeren Beifall, als es galt, gegen die geschmacklose Art der Opposition Widerspruch einzulegen.

Aus den Konzertsälen. Elsa Laura v. Wolzogen pflegt in ihren Liedern zur Laute jene zierliche Kleinkunst, die des Ueberbrettls besserer Teil war. Die Kabarets sind verschwunden, aber Frau v. Wolzogen, die sympathisch singt und geschmackvoll vorträgt, findet heute noch starken Zulauf. Am gleichen Abend war Volkssymphoniekonzert. In dem selten gehörten sog. Krönungskonzert für Klavier und Orchester von Mozart (Köchel Nr. 537) saß Ernst Riemann am Flügel. Der kürzlich an unsere Akademie berufene Künstler ist unseren Konzertsälen kein Fremder. Er hatte einen sehr starken Erfolg, den stärksten, dessen ich mich bei ihm entsinne. Mustergültige Technik, Feinheit des Geschmackes und Gefühls ließen ihn auch als vollwertigen Mozartinterpreten erscheinen. Prills Orchesterbegleitung war vorzüglich, sonst bot der bewährte Dirigent noch Mozarts Symphonie D-Dur (K. V. 508) und Brahms' Serenade op. 11. — Joan Manén fand bei seinem leider schwach besuchten Abend starken, enthusiastischen Beifall, und diesen verdient auch der virtuose Geiger, dessen Instrument von wundersamem Wohllaut, dessen Technik von staunenswerter Leichtigkeit ist. Gewiß reizt diesen romanischen Künstler mehr das charmvolle, liebenswürdige, graziöse, als das ernste — obwohl er auch Bach, wenn auch in uns fremder Auffassung, sehr schön spielte. Die Leistung an sich aber kann man nur bewundern. Ebenfalls von bravouröser Art ist die perlende Technik seines Begleiters F. Dyk, der sich auch als Solist als ein hochbegabter Pianist erwies. — Kammersänger Raoul Walters Liederabende finden alljährlich guten Besuch. Man weiß, daß der beliebte Bühnenkünstler auch — was selten vereinigt — ein prächtiger Schubertinterpret ist. Auch sein heuriger Abend, an dem er u. a. mit neuen Liedern von Wilhelm Müller, dem Komponisten der Ammergauer Kreuzesschule, erfreute, brachte Walter, wie mir mein Vertreter berichtet, einen vollen Erfolg.

Verschiedenes aus aller Welt. Eulenbergs „Zeitwende" hatte im Berliner Lessingtheater geringeren Erfolg, als jüngst in Bremen. Die Kritik findet seine Romantik wehleidig und die Welt der Arbeit spiegele sich in sentimentalisierenden Betrachtungen eines Weltflüchtigen. Der Münchener Hofschauspieler Steinrück, der in diesem Winter einen langen Berliner Urlaub genießt, hatte in dem Stücke Erfolg. — Georg

Büchners 100. Geburtstag wurde in Düsseldorf mit der Wiedergabe seines Lustspieles „Leonce und Lena" gefeiert. Die beabsichtigte Aufführung seiner dramatischen Bilder: „Dantons Tod" an der Münchener Hofbühne mußte wegen verspäteter Lieferung der Dekorationen verschoben werden. — Brieux' Drama: „Die Schiffbrüchigen", welches wir im vorigen Hefte besprochen, wurde in Straßburg zur öffentlichen Aufführung nicht frei gegeben. — Saint-Saëns dirigierte im Berliner Opernhause die 101. Aufführung seiner Oper „Samson und Dalila", nachdem auf kaiserliche Anordnung die Originalfassung wieder hergestellt war. Nach Ansicht der Kritik zeigte die strichlose Wiedergabe nur aufs neue, daß Autoren einen schlechten Blick für die Schwächen ihrer eigenen Werke haben. — Bernard Shaws Lustspiel „Pygmaleon" fand bei der Urpremière im Wiener Burgtheater keinen durchschlagenden Erfolg. Die Blätter sprechen von Neuauflagen des „Sohnes der Wildnis", der „Grille" und „Madame Sans Gêne", mit moderner Geistreichelei modisch aufgeputzt. — „Die armen Besenbinder", ein Märchendrama von Karl Hauptmann, fesselte besonders in den realistischen Szenen bei der Uraufführung an der Dresdener Hofbühne. — Die Wiener Stimmen äußern sich sehr günstig über Lehárs neue Operette „Die ideale Gattin", die musikalisch und textlich über dem gewohnten Niveau stehe und deren Première Beifallsstürme entfesselte. — „Helmut Harriga" nennt sich ein Drama von Ad. Steinmann, dem ein Roman des Bremer Abstinentenführers Pagert zugrunde liegt. Das in Bremen sehr gut aufgenommene Tendenzstück bezweckt, durch Szenen mehr epischen als dramatischen Charakters von der Gefährlichkeit des Alkohols zu überzeugen. — „Anna Boleyn", ein Drama von Hjalmar Meichell, erzielte im Altenburger Hoftheater einen Achtungserfolg. Der norwegische Dichter ist über die Dramatisierung von Geschichtsepisoden nicht hinausgelangt. Seit Shakespeare ist ja Heinrich VIII. oft dramatisch behandelt worden, ohne daß der große Dichter erreicht worden wäre. Ein anderer Norweger Johann Bojer kam in Leipzig zu Wort. „Marie Walewska" schildert die bekannten Liebesbeziehungen der Polin zu Napoleon I. Nach einem ansprechenden ersten Akt versandet das Stück immer mehr, insbesondere der Charakter des Franzosenkaisers entbehrt nach Berichten echten Lebens. — Als liebenswürdiges, gemütvolles Unterhaltungsstück wird Fedor v. Zobeltitz' Lustspiel: „Will und Wiebke" gerühmt, das im Oldenburger Hoftheater starken Beifall fand.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Widerstandskraft der deutschen Börsen ist geschwächt und hat im Gegensatz zu früheren analogen Kurskonflikten versagt. Während in den jüngsten Krisenzeiten Bankkreise und Industriewelt dem heimischen Wirtschaftsgebilde immer wieder irgend eine optimistische Seite abzugewinnen vermochten, sieht man derzeit alles grau in grau und keinerlei Anzeichen einer baldigen Aenderung. Dieser Tendenzumschwung ist ganz plötzlich und sogar der Börse unerwartet gekommen. Noch in den letzten Wochenberichten haben die Grossbanken von günstigen Geldaussichten, einer Konjunkturstärkung durch die guten Ernteergebnisse, von einer vermehrten Industrietätigkeit, hervorgerufen durch die grossen Zufallsaufträge für Militär- und Marinerüstungen und nicht zuletzt auch von dem billigen Kursstand einzelner Industriewerte gesprochen. Die Ansicht der leitenden Kreise ging dahin, dass trotz einer etwaigen Rentabilitätsverminderung in der Industrie das Preisniveau dieser Möglichkeit angepasst sei. Die während weniger Tage, aber dafür scharf und gründlich eingetretene Zersetzung am deutschen Kassa-Industrieaktienmarkt sorgte mit aller Deutlichkeit für die Erkenntnis des grossen Risikos, welches der Erwerb von Aktien mit sich bringt. Es scheint fast, als ob die seit den Balkanwirren verstärkt aufgetretene Börsenfläue immer noch die Nachwirkung einer ernsten Konjunkturdrehung bildet. Man hört sogar jetzt vielfach, dass die heimische Industrie sich übernommen und nicht gleichen Schritt mit der Absatzmöglichkeit, sowie der finanziellen Bereitschaft der deutschen Geldquellen gehalten hätte. Die Engagements der deutschen Wirtschaftsfaktoren haben sich im Wettbewerb mit den ausländischen Industriezentralen seit einem Dezennium mehr, als die kühnsten Prognosen zu prophezeien wagten, vermehrt. Allerdings ist im Gegensatz hierzu die Exportmöglichkeit durch die genügend beachtete und im Ausland gefürchtete Rührigkeit seither auch eine enorm grosse geworden. Das „made in Germany" hat noch seinen alten unerreichten Klang beibehalten. Die bekannte Zolltarifrevision der amerikanischen Union bringt der deutschen Exporttätigkeit neuerdings gebesserte Chancen. — Die zeitweise erhebliche Kursabflauung aller Industriewerte — Auto-, Maschinen-, Tüll-. Glas-, Linoleum-, Zementaktien erfahren besondere Tiefkurse — ist der seitherigen Tendenzverschlechterung sicherlich vorausgeeilt, derselben jedenfalls vollauf gerecht geworden. Die Berichte der Wirtschaftsinteressenten haben seither den Börsen keine neuerliche ungünstigere Note gebracht. Eigentümlich bleibt jedoch dabei die ständige Furcht vor weiteren politischen Verwicklungen. — Von Momenten börsentechnischer Natur verdient vor allem die Entwicklung der Geldmarktverhältnisse eine besondere Beachtung. Die viel zu sehr gepriesene Geldflüssigkeit bei uns zeigt sich mehr und mehr als ein Trugbild und die Hinweise einer Diskontherabsetzung durch die Reichsbank gelten als erledigt. Der fortwährend enorme Geldverbrauch für die neuen Auslandsanleihen, die neue rumänische Emission von $4^1/_2$ %igen Renten beträgt über 200 Millionen Mark, entzieht unseren Quellen den notwendigen Halt. Im Auslande ist die Geldmarktsituation nicht besser. London befürchtet sogar eine weitere Diskonterhöhung der Bank von England und ist auf die Unterstützung der französischen Finanzwelt angewiesen. — Unsere Börsen beschäftigen sich ausserdem mit der weiteren sichtlichen Abflauung der Eisenmärkte. Die Nachrichten von Betriebseinschränkungen und der Möglichkeit von Arbeiterentlassungen wurden vielfach kommentiert. Weitere Preisabschläge am Montangebiet sind von deutschen Bezirken, dann aus Oesterreich, Belgien und Amerika zu melden. Die ungünstige Verfassung der Neuyorker Börse verstimmte ebenfalls schon mit Rücksicht auf die immer wieder in vermehrtem Masse eingegangenen deutschen Engagements von amerikanischen Papieren, auf denen, wie stets, die deutschen Kapitalisten enorme Kursverluste zu verzeichnen haben. Der verhältnismässig liquide Bankausweis für die dritte Oktoberwoche blieb ohne Einwirkung. Alle Finanzfaktoren sind immer noch äusserst deprimiert von der überraschend gekommenen Kapitalserhöhung der Hamburg-Amerikalinie um 30 Millionen Mark, im Hinblick auf die Vorgänge bei dieser Neuemission. Die Börse fürchtet mit Recht, dass diese Aktienneuausgabe auch von den anderen Schiffahrtsgesellschaften zu Rüstungszwecken gegenüber den Poolstreitigkeiten und Differenzen zwischen den Reedereien auf Kosten des gesamten Wirtschaftsgebietes nachgeahmt werden dürfte. Schiffahrtswerte erlitten denn auch durch ungestümes Angebot ganz ansehnliche Kursverluste. Dass durch diese Mehraufwendungen für die Schiffahrt einzelne Industriezweige lebhaft beschäftigt werden, war den Börsen nebensächlich. Die erneute politische Spannung in Oesterreich-Ungarn wegen der serbischen Uebergriffe in Albanien beeinflusste auch unsere Börsenkreise und infolge der beunruhigenden Nachrichten aus Mexiko nahm die Auslandspolitik einen grossen Rahmen des allgemeinen Interesses an den Börsen in Anspruch. Die grosse Steigerung der Ausfuhrziffern Deutschlands auch im September-Monat und die dadurch erwartete Geldmarktbesserung brachte zwar vorübergehend eine kräftige Erholung der stark rückgängig gewesenen Aktiengebiete, speziell der chemischen und Maschinensparte, die Tendenz jedoch blieb die gleich unsichere, wie seither.

München. M. Weber.

Die kürzlich erfolgte Anzeige **photographischer Aufnahmen des P. Bonaventura** ist ohne Wissen und sehr gegen den Willen desselben geschehen. Unter „Zivil" ist übrigens hier das geistliche Kleid des Weltklerus verstanden, das die Patres in Berlin zu tragen genötigt sind.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich ℳ 2.60, (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China ℳ 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand ℳ 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5 paltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren ℳ 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 44. München, 1. November 1913. X. Jahrgang.

Zwei Spanien.

Von Professor Dr. Ed. **Vogel**, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule, Aachen.

Die Tage der französisch-spanischen Verbrüderung sind vorüber. Wie großen Wert die am Ruder befindlichen Staatsmänner hüben und drüben auf diesen freundschaftlichen und vielversprechenden Abschluß einer langen, oft bangen Zeit der Eifersucht und nicht immer verhaltenen Ingrimms legen, ist aus den geräuschvollen Vorbereitungen und dem Aufgebot von Artigkeiten und feierlichen Versicherungen deutlich zu ersehen.

Und doch dürfte auf beiden Seiten im Ueberschwang der Feste manches übersehen, manche Lehre der Geschichte in den Wind geschlagen worden sein. Wohl kann die spanische Presse mit Stolz und etwas Bosheit daran erinnern, daß der Besuch des Präsidenten Poincaré in Madrid der dritte ist, den ein Oberhaupt des mächtigen Staates nördlich der Pyrenäen der Hauptstadt Spaniens abgestattet hat, jedoch nur dieser aus freiem Antriebe; denn Franz I. betrat sie nach der Schlacht von Pavia als Gefangener des Deutschen Kaisers und spanischen Königs Karl V., und Napoleon, als er nach Spanien eilen mußte, um den wankenden Thron seines Bruders Joseph wieder zu befestigen. Nur einer, soweit ich sehe, hat sich darüber des Ausspruches Napoleons I. erinnert, der sich in Saint Gervais' Faits divers findet: „Wenn Frankreich sich mit einer schwächeren Nation verbündet, kommt es mir vor, als ob ein Riese einen Liliput umarme. Der Zwerg erstickt in den Armen des neuen Freundes, und so wenig dieser ihm auch weh zu tun beabsichtigt, bricht er ihm bei jeder neuen Freundschaftsbezeugung ein paar Knochen."

Es mag sein, daß Spanien, soweit es nunmehr auf afrikanischem Boden liegt, bei den weiteren zu erwartenden Liebesbeweisen Frankreichs mit heiler Haut davonkommt. Zu gern auch möchten wir zum Heile Spaniens glauben, daß es sich aller zu weit gehenden Zumutungen wie Beanspruchung einiger Heeresabteilungen zur Deckung des südlichsten Frankreichs im Falle eines Waffenganges mit den Teutonen oder eines freien Weges für algierische Truppen im Falle der Sperrung der Mittelmeerhäfen durch die italienische Flotte zu erwehren vermag. Aber es ist billig zu bezweifeln, ob die ihrem eigenen Lande und seinen wahren Interessen so fremde Madrider Politik nicht den Reizen Mariannens so weit erliegt, daß sie beim Champagner ein Stück spanischen Fleißes um der Gloire willen verhandelte. Die französischen Zeitungen verraten schon genug von Gelüsten Frankreichs in dieser Hinsicht, und die Madrider Presse hat schon mit leisem Echo aus Handelskreisen geantwortet.

Mit Madrid glauben die spanischen regierenden Herren dem Präsidenten Poincaré Spanien gezeigt, dieser vielleicht auch, es gesehen zu haben, jedenfalls wäre es höchst natürlich, daß man in Paris, das sich selbst so gern mit Frankreich verwechselt, mit Madrid auch Spanien in der Tasche zu haben vermeinte. Gewiß, keine Regierung glaubt ihr Land so sehr in der Hand zu haben wie die Madrider. Der König beruft einen konservativen Mann an die Spitze, er pfeift in alle Winde und das Land stellt ihm in den nächsten Wahlen eine erdrückende Mehrheit konservativ gesinnter Volksvertreter zur Verfügung, nicht anders, wenn der Herrscher es einmal mit einem Liberalen versuchen zu sollen meint. Die lokale und landschaftliche Selbstverwaltung ist ein Kinderspott in Spanien. Nur in Städtchen, die in Deutschland als gottverlassene Weiler gelten würden, gestattet man den Steuerzahlern, sich selbst einen Bürgermeister zu wählen, aber ein größerer Platz — das heißt von mehr als 2000 Einwohnern — würde fast in der eigenen Achtung zu sinken glauben, wenn ihm nicht von Madrid sein Oberhaupt zugeschickt würde. Aber so ganz hat doch nicht mehr Spanien, wer Madrid hat. Schon Napoleon und sein Schützling Ferdinand VII. mußten ihre Täuschung in diesem Punkte schwer bezahlen. Madrid mochte dem Eroberer gehören, das Land gehörte ihm nur da, wo seine Fahnen wehten. Ferdinand VII. glaubte den Geist der Empörung über seine Treulosigkeit im ganzen Lande erstickt zu haben, als er die letzte Aeußerung des Mißmutes in Madrid unterdrückt hatte; auch er hatte Spanien selber vergessen.

Inzwischen haben die Bürgerkriege Spaniens im 19. Jahrhundert doch genugsam erwiesen, wie wenig Madrid und die Regierung, von der es nicht einmal glänzend lebt, immerhin sein Dasein fristet, in keinem Sinne Spanien bedeutet, am wenigsten aber das Recht hat, sich als sein Haupt oder Herz zu fühlen. Wohl scheint auch den Landschaften, die am längsten und zähesten für Don Carlos stritten, die Lust vergangen zu sein, für das zweifelhafte Recht eines Mannes Gut und Blut zu verschwenden. Aber in denselben Landschaften, Katalonien, Aragonien, Valencia, im Baskenlande, in Galizien, selbst in Andalusien, das sich bisher immer gern als die einzige Tochter Kastiliens betrachtete, ist seit dem Jahre 1876 ein neuer Geist erstanden, der von dem friedlichen, aber zielbewußten Widerspruch gegen die Madrider Politik lebt, der rein persönlichen, Aemter und Würden unter ihre Anhänger verteilenden Politik täglich überdrüssiger wird, der sich selbst, den Geist der immer noch lebenden Landschaften, an die Stelle des toten Madrider Geistes setzen will. Der anerkannte Führer der spanischen Landschaftler, Fr. Cambó, kennzeichnete mit harten Worten auf einem jüngst gehaltenen Tage derselben den Madrider Geist mit schneidenden Worten:

„Wenn Madrid die tatsächliche Hauptstadt Spaniens wäre, wenn in Madrid der ganze Reichtum Spaniens zusammenflösse, um von dort geläutert und befruchtet nach allen Gliedern Spaniens wieder zurückzufließen, dann ständen wir nicht vor den furchtbaren Fragen, die das Elend unseres Volkes aufwirft. Zwischen Spanien und Madrid gibt es keinen Handelsstrom; Madrid wächst und gedeiht, je mehr Spanien zugrunde geht; Madrid könnte inmitten eines reichen Spaniens ein Oedland sein, weil zwischen beiden keinerlei Interessengemeinschaft besteht."

Mitten im schönen Monat Mai, dem einzigen, wo die erbarmende Natur auch die Blöße der Steinwüsten Kastiliens mit einer grünen Decke verhüllt, in den Küstenlandschaften ringsum auf jedem Zoll Erde ein heißer Kampf um Leben und Blühen entbrannt ist, da ertrank, selbst in des Lebens Mai stehend, der junge deutsche Doktor der Philosophie Ludwig Klüpfel aus Stuttgart in einem geschwollenen Wildbach, wie deren so viele im Frühjahr und Herbst nutzlos, zerstörend ihre gelben Wasser von den Pyrenäen zur Küste schnellen. Wie in Spanien 9000 Schulen fehlen, so fehlen vielleicht nicht weniger Brücken den Flüssen und Bächen. Der Wagen, der nicht halbe Tage raubende Umwege machen soll, muß durch das Bett hindurch auf Gedeih oder Verderb. Jugend hat Eile, hat Mut: hinüber denn!... Aber das Wasser war tiefer und mächtiger, als der Tartanero und sein deutscher Fahrgast glaubten. Sie mußten beide ihre Zuversicht mit dem jungen Leben büßen. (16. 5. 1913.)

Der Herbst ist da und unendlicher Segen strömt wie im Lenz in klatschenden Fahnen auf die Landschaft um Barcelona nieder. In einer Viertelstunde liegt die stolze Stadt inmitten eines Sees. Hütten ertrinken, Gehöfte werden von der Wellen Wucht umgestoßen, eine Ernte im Werte von Millionen ist in einer Stunde vernichtet, Hunderttausend fleißiger Leute stehen

vor dem Gespenst eines halben Jahres des Hungers, der Kälte und der Blöße. Ein internationaler Zug bleibt in einem Tunnel stecken, vor ihm und um ihn baut sich ein Wall von Schlamm und Geröll, die Flut staut sich und wächst in den Wagen bis über die Schultern der Reisenden; die Schlafenden müssen sich auf die Gefahr, zu ersticken, zu zweien und dreien auf die obersten Betten flüchten ... Auf dem neuen Kirchhof in Barcelona stürzen einige der Grabnischenmauern ein, und die Skelette schwimmen über die Felder, bleiben in den Baumästen hängen ...

War es denn das erstemal, daß die Natur sich so empörte? Hat nie einer daran gedacht, die Bäche einzudämmen, den Ueberfluß des Himmelssegens aufzufangen und für die Zeit der Dürre zu verwahren? Ei, gewiß, aber dazu wären Werke erforderlich, bei denen große Summen auch abgesehen von den an sie geknüpften Wohltaten zu verdienen wären. Die Wohltaten möge die Landwirtschaft genießen, aber den Verdienst (d. h. nicht das Verdienst!) der Ausführung möchte sich die Madrider Regierung zu verteilen vorbehalten. Alsdann erweist sich die Sache von der Nähe besehen in dieser Hinsicht nicht so gewinnreich, als sie von ferne aussah. Darum muß sie vor anderen zurücktreten, die mehr Profit versprechen. Inzwischen auch wechselt einmal wieder die Regierung, und so können Jahre, Jahrzehnte vergehen, bis das schreiendste Bedürfnis einer Provinz befriedigt wird.

Der neue Geist, der einstweilen in den Gliedern lebt und sich einst gewiß irgendwo anders als in Madrid einen Sitz suchen wird, hat sich seit vier Jahren einen Leib in der Zweckverbandvorlage geplant, welche die Sorge für die Nöten der Landschaften deren eigenen Vertrauensmännern überweist. Maura, Canalejas und Romanones haben diesem neuen Geist irgendwie Zinsen bringen müssen. Die Zweckverbandvorlage steht als erster Punkt auf der Tagesordnung der am letzten Samstag nach einer Pause von fast einem Jahre wieder zusammengetretenen Cortes. Hie Madrid um Garcia Prieto, hie Spanien um Romanones: Romanones ist zu schwach, um in diesem Zweikampf zu siegen, wenn nicht der König selbst ihm den Rücken steift. Aber Don Alfons wohnt in einem steinernen Palast in Madrid. So hoch und so weit ziehen die Wolken vom Meere, von Malaga, Valencia, Barcelona, Bilbao, Vigo nicht ... (Inzwischen ist das Ministerium gestürzt. Vgl. Weltrundschau.)

P. S. Warum hat eigentlich die deutsche Presse, so weit ich sehe, von den Kundgebungen geschwiegen, welche kein Pöbel, sondern gebildete Männer am Tage der Ankunft Poincarés in Madrid vor dem deutschen Konsulat und dem Klub Germania in Barcelona gegen ein französisch-spanisches Bündnis veranstalteten? ...

Wollen die Jungliberalen sich mausern?

Von Dr. Heß, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Diese Frage wirft die „Kölnische Volkszeitung" angesichts des Leipziger Parteitages der Jungliberalen vom 11. Oktober auf. Die Tagung bot allerdings einige Ueberraschungen. Hauptverhandlungsgegenstand war das Verhältnis von Staat und Kirche. Der Referent, Pfarrer Dr. Förster (Frankfurt a. M.) äußerte dabei Ansichten, die man vom Standpunkt des Katholiken und Zentrumsmannes für sehr vernünftig erachten muß. Die Trennung von Kirche und Staat lehnt Dr. Förster z. B. nicht nur deshalb ab, weil der inneren Geschlossenheit der katholischen Kirche in Deutschland ja doch nicht damit beizukommen sein würde, sondern auch aus folgendem Grunde:

„Selbst wenn ein Kulturkampf in Form des Trennungsgesetzes wirksam sein könnte, gibt es noch einen letzten Grund dagegen: Unsere deutschen Katholiken sind doch eben Deutsche, und sie haben das volle Recht, als Deutsche zu leben und sich zu betätigen. Sie können also ihre Religion nach ihrem Herzen und Gewissen ausüben. ... Die katholische Religion, die wir im politischen Kampf als eine unseren Zielen feindliche Macht ansehen müssen, ist aber doch schließlich für Millionen eine Macht des Seelentrostes, der Hilfe, der Erziehung und der Charakterbildung. Die Kirche wird nicht nur geleitet von herrschsüchtigen Priestern und Preßkaplänen, sondern auch von einer Menge für das Wohl ihrer Pfarrkinder treu besorgten Seelsorger. Diese Katholiken gehören ebenso gut zum deutschen Leben wie die evangelischen Geistlichen, und der Gedanke, sie ausrotten zu wollen, wäre, abgesehen von seiner grotesken Torheit, frivol und im eigentlichen Sinne des Wortes kulturwidrig."

Ich muß gestehen, soviel Anerkennung von Existenzberechtigung der katholischen Kirche in Deutschland gerade aus den Reihen des Jungliberalismus ist man so wenig gewöhnt in unseren Kreisen, daß man instinktiv davor zurückscheut, bis auf weiteres mehr in ihr zu erblicken als ein taktisches Manöver, dessen Zweck einstweilen noch dunkel ist. Namentlich wenn gleichzeitig von der katholischen Religion gesagt wird, sie sei im politischen Kampf als eine den Zielen des Jungliberalismus feindliche Macht anzusehen. Warum und wieso denn? Wenn der Jungliberalismus bereit ist, nach den Anschauungen seines Leipziger Referenten Toleranz zu üben an der katholischen Kirche, wenn er gewillt ist, nach dessen erstem Leitsatz: „Volle Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten von Religion und Konfession" auch praktisch zu verfahren, wenn er, wie der Referent und der namentlich im Westen der Monarchie sehr bekannte Chefredakteur Jung vom Kölner Stadtanzeiger, sogar für die Konfessionsschule eintreten will und die Simultanschule für ein Schlagwort erklärt, dann weiß man in der Tat nicht, warum die katholische Kirche noch als feindliche politische Macht anzusehen ist. Der Jungliberalismus wie der Liberalismus überhaupt möge nur einmal nach diesen Rezepten kochen; sie sind das wirksamste Sprengpulver für — das Zentrum. Und ein solches Ziel wäre doch schon etwas praktische, aber wirklich praktische Toleranz wert.

Immerhin: Wir Katholiken hören solche irenischen Töne lieber als andere, namentlich wenn sie überraschenderweise von einer Seite kommen, von der wir dergleichen bisher nicht gewöhnt waren. Man wird in Katholiken- und Zentrumskreisen des Westens mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die Haltung des Herrn Chefredakteurs Jung vermerkt haben. Er hat maßgebenden Einfluß auf den Kölner „Jung"liberalismus und ihm wird auf Zentrumsseite an dem Ausgang der letzten Reichstagswahl, bei der der Liberalismus dem bekannten Abgeordneten Trimborn aus dem Reichstag hinaus- und dem unbekannten Genossen Hofrichter hineinhalf, ein sehr bedeutsamer Anteil zugeschrieben. Ich erwähne das deshalb, weil ein Wechsel in der politischen Orientierung in Köln nicht nur für Köln selbst, sondern für viel weitere Kreise von weittragender innerpolitischer Bedeutung werden könnte. Man darf überzeugt sein, daß das Zentrum sich einer ehrlichen Abrüstung zwischen ihm und dem Nationalliberalismus nicht versetzen würde, erträgliche Bedingungen natürlich vorausgesetzt. Denn für das Zentrum ist der Feind katexochen unter allen Umständen die Sozialdemokratie. Die Stellungnahme des Herrn Jung bleibt deshalb auf alle Fälle beachtenswert, auch angesichts der Tatsache, daß die Diskussion über das Förstersche Referat schon ganz wesentlich anders klang als das Referat selbst. Gleich einer der ersten Diskussionsredner (Kohlmann-Köln) verlangte für die Volksschule „konfessionslosen Religionsunterricht". Das ist bekanntlich der zweite Schritt auf dem Wege zur religionslosen Schule. Für den ersten halte ich die Simultanschule mit getrenntkonfessionellem Religionsunterricht, ohne dabei zu verkennen, daß von manchen Anhängern der Simultanschule diese Folgerung nicht anerkannt wird. Auch wurde Herr Jung darauf aufmerksam gemacht, daß der Begriff der Simultanschule wahrhaftig nichts weniger als ein Schlagwort sei; so sei diese Frage z. B. für den Deutschen Lehrerverein direkt eine Lebensfrage. Das ist richtig. Sie steht seit der Münchener Tagung von 1906 in dessen Programm.

Besonders stutzig aber muß folgendes machen: Unter den Leitsätzen des Referenten befand sich als vierter: „Befriedigung der Klagen der katholischen Mitbürger über Beschränkung ihrer religiösen Freiheit". Die schließlich fast einstimmig angenommene Resolution bezeichnet denn auch „als besonders dringend" die „praktische Durchführung der Gleichberechtigung aller religiösen Ueberzeugungen im Staatswesen". Schön! Wie ist es damit aber logisch zu vereinbaren, wenn im selben Atem ein Antrag Charlottenburg debattelos angenommen wird, „die Parteileitung aufzufordern, allen Versuchen zur Aufhebung und Milderung des Jesuitengesetzes energisch entgegenzutreten"?! Erkläre mir, Graf Derindur. ...

Die Frage, ob die Jungliberalen eine Mauserung beabsichtigen, dürfte deshalb dahin zu beantworten sein: Von einer Mauserung des Jungliberalismus als solchen, wenn man unter diesem Gesinnungswechsel ein gewisses Entgegenkommen gegenüber Ansprüchen des Katholizismus im allgemeinen und der Zentrumspartei im besonderen versteht, kann nach der Leipziger Tagung keine Rede sein. Aufmerksam registrieren muß man aber die entgegenkommende Stimmung, die wenigstens von einigen Vertretern der Tagung geäußert wurde. Und besondere Beachtung verlangt es, daß diese Stimmung auch vom Chefredakteur des Kölner Stadtanzeigers vertreten worden zu sein scheint. Das könnte wenigstens zu einer Reihe von lokalen Verständigungen führen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der badische Großblock zertrümmert.

In ganz Deutschland wird der Gang der Landtagswahlen in Baden mit größter Spannung verfolgt. Es handelt sich da nicht bloß um die Zukunft des Musterländle, sondern um ein Symptom für die gesamte innerpolitische Entwicklung in Deutschland, um ein Vorspiel für die Reichstagswahlen. Daher die Begeisterung, mit der wir die ruhmvollen Erfolge unserer badischen Freunde begrüßt haben; daher die bittere Enttäuschung, mit der alle offenen und stillen Anhänger der Großblocktaktik vor dem Volksgericht von Baden stehen. Schon jetzt steht endgültig fest, daß die Blockmehrheit zertrümmert ist. Unter den bereits Gewählten befinden sich nämlich drei Liberale, die erklärte Gegner des Blockes sind und als solche mit Hilfe der Zentrumswähler durchgekommen sind. Also wenn der Block wider Erwarten sämtliche noch schwebenden Mandate im zweiten Wahlgang erobern würde, so hätte er immer erst 36 von 73 Stimmen. Dieses Joch ist also abgeschüttelt. In Baden kann man „uff" rufen. Wie dieser Ruf der Erlösung im Jahre 1909 durch ganz Deutschland ging, als die Blockwirtschaft des Fürsten Bülow an der Steuerecke scheiterte, so ist er jetzt erst recht am Platze, da es sich um einen Block der denkbar schlimmsten Art handelte, um den Groß- oder Rotblock, der bei weiterem Bestand der Sozialdemokratie die verhängnisvolle Vormacht in die Hand gegeben hätte. Die badischen Wähler haben mehr politisches Verständnis bewiesen als jener badische Minister, der die Sozialdemokratie als „großartige Bewegung" bezeichnete. Im Volke geht der Zug nach rechts, weil man Staat und Gesellschaft, Thron und Altar, Ordnung und Frieden gegen die Umstürzler und deren Helfershelfer sicherstellen will. Wenn jetzt eine Reichstagswahl stattfände, so würde zweifellos derselbe Zug im übrigen Deutschland sich geltend machen. Die Sozialdemokratie würde von ihren 110 Mandaten ein Drittel oder noch mehr auf dem Schlachtfelde lassen müssen, und die Fortschrittspartei, die sich zum Kostgänger und Schleppenträger der Umsturzpartei gemacht hat, würde ebenfalls an den Kriegskosten schwer zu tragen haben. Für die nationalliberale Partei ließe sich kein einheitliches Prognostikon stellen, da die Partei selbst der Einheitlichkeit entbehrt. Gewiß würden die Herren vom linken Flügel schlecht abschneiden, wenn sie nicht rechtzeitig das Vertrauen der positiv gerichteten Bürgerschaft wieder zu gewinnen sich beeilten. In Baden ist der nationalliberale Führer Rebmann, der sich rückhaltlos mit der Großblockpolitik solidarisch gemacht hat, vollständig geschlagen und kaltgestellt. Herr Bassermann, der Führer der nationalliberalen Reichstagsfraktion, hat freilich auch mit der Großblocktaktik gespielt, aber er hat sich doch immer noch eine Hintertüre offen gehalten. Auf die skandalösen Vorgänge bei der Präsidentenwahl im Reichstag folgte dieses Jahr das positive Zusammenarbeiten der nationalliberalen Fraktion mit dem Zentrum in der Deckungsfrage. Das war der Beginn einer Ralliierung der bürgerlichen Parteien. Hätte der badische Liberalismus sich daran ein Muster genommen und noch vor den Wahlen sich aus der Blockschlinge gelöst, so stünde er jetzt nicht als Besiegter da, sondern als vollberechtigter Kompagnon im siegreichen Geschäft. Zur Erholung von der Niederlage gibt es für die nationalliberale Partei in Baden keinen anderen Weg, als den Anschluß an die drei liberalen Abgeordneten, die als Blockgegner gesiegt haben. Mitarbeiten in der Werkstatt der positiven Parteien, — das ist das Heil für den vernünftigen Teil des Liberalismus, sowohl in Baden als im ganzen Reich.

In den Zeitungen, die sich geschlagen fühlen, sucht man das Land vor der siegenden Rechten graulich zu machen. Dabei kommen die schönsten Widersprüche zutage. Der eine sagt, die sog. Konservativen seien nur Sklaven des Zentrums und es stehe eine fürchterliche klerikale Reaktion bevor. Der andere sagt: Das Zentrum ist auf die Konservativen angewiesen, befindet sich also in deren Knechtschaft, muß seine „demokratischen" Prinzipien verleugnen und eine schreckliche politische Reaktion mitmachen. Nach unserer Ansicht wird es keine Tyrannen und keine Sklaven geben, sondern eine Gemeinschaftsarbeit, wobei jeder Teil auf den andern gebührend Rücksicht nimmt.

Soweit wir unsere Freunde in Baden kennen, haben sie es gar nicht auf Befriedigung und Herrschaftskitzel abgesehen; sie wollen ihre Ehre und Freude in der Arbeit für das Wohl des Landes suchen. Das ist selbstverständlich; denn in der sauren, zähen Arbeit sind sie groß geworden. Es war fürwahr nicht leicht, in dem Musterländle Baden erst die angestammte Alleinherrschaft des kulturkämpferischen Nationalliberalismus zu brechen und dann im Jahre 1905, als der zweite Wahlgang das Ergebnis des ersten verdorben hatte, den Kampf gegen den neuen Tyrannen Großblock aufzunehmen und durchzuführen. Die dortige Zentrumspartei unter Führung des wackeren und weisen Wacker hat ungeheuer viel Starkmut, Geduld, Disziplin und Fleiß bewiesen. Sie hat sich niemals entmutigen und niemals verwirren und spalten lassen. Die Tugenden, die sie im Leiden und Ringen bewährt hat, geben die Gewißheit, daß sie auch ihre Erfolge meisterhaft und musterhaft zu verwerten wissen wird im Interesse des Staates und des Volkes.

Zunächst hat Baden den Vorteil, daß es verschont bleibt von dem neuen Kulturkampf, den die Blockhelden durch den Abstrich der Dotation für die Kirchengemeinschaften einleiten wollten, sowie von den Streitigkeiten wegen neuer Abänderungen des jungen Wahlrechts, die zur ewigen Festlegung der Blockmehrheit geplant waren. Es entspricht offenbar dem Willen des Volkes, wenn man von Kämpfen und abenteuerlichen Neuerungen absieht und sich an die solide Arbeit macht.

Ende der Regentschaft in Bayern und in Braunschweig.

Das Sehnen des Bayernvolkes nach einem König geht in Erfüllung. Nachdem auch der Reichsrat sich bereit erklärt hat, an der Lösung der Königsfrage im Wege der Gesetzgebung mitzuwirken, hat die Staatsregierung eine entsprechende Vorlage an den Landtag gebracht. Sie bestimmt, daß bei unheilbarem körperlichem oder geistigem Gebrechen des Königs die Regentschaft nach zehnjährigem Bestehen durch den Regenten für beendigt und der Thron als erledigt erklärt werden kann. Die Vorlage wird am Donnerstag von der Kammer der Abgeordneten beraten und ohne Zweifel angenommen werden. Auch die Braunschweiger bekommen jetzt ihren rechtmäßigen Herzog. Der Bundesrat hat dem Antrage Preußens zugestimmt, daß die Regierung des Prinzen Ernst August im Hinblick auf die inzwischen eingetretene Veränderung der Sach- und Rechtslage mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung vereinbar sein würde.

Zur auswärtigen Lage.

Serbien hat prompt und vollständig sich dem österreichischen Ultimatum gefügt, obschon man von Paris aus alle Künste der Aufhetzung spielen ließ. Das ist ein glänzender Erfolg zunächst für Oesterreich und dann für den ganzen Dreibund, da die Wirkung des Ultimatums wesentlich bedingt war durch die Erkenntnis, daß Deutschland und Italien dem habsburgischen Reiche unbedingt den Rücken sichern würden, wenn andere Großmächte es wagen sollten, ihm in den züchtigenden Arm zu fallen.

Es paßt sich nun vortrefflich, daß gerade jetzt der Deutsche Kaiser einer Einladung des österreichischen Thronfolgers zur Jagd nach Konopischt gefolgt ist und daran einen Besuch bei Kaiser Franz Josef geknüpft hat. Die weltgeschichtliche Bedeutung der deutsch-österreichischen Solidarität wird aufs neue vor aller Augen klargestellt.

Oesterreich hat jedesmal, wenn es während der Balkanwirren mit Entschlossenheit die gepanzerte Faust erhob, seinen Willen durchgesetzt: in der Grundfrage des autonomen Albaniens, in der Rettung Skutaris für den neuen Staat und in der Befreiung des Grenzdistrikts von den eingedrungenen Serben. Nun könnte man ja die Frage aufwerfen, ob sich nicht noch mehr Gutes hätte erreichen und Schlimmes hätte verhindern lassen (z. B. auch in der Londoner Abgrenzung von Albanien), wenn Oesterreich öfter mit frischem Wagemut auf seinem Willen bestanden hätte. Das Vergangene ist aber abgetan, und man muß schließlich froh sein, daß es nicht zum Krieg gekommen. Im ganzen bleibt freilich der Eindruck, daß die Tripleentente längst nicht so gefährlich war, als wie sie sich aufzuspielen beliebte. — Als beruhigendes Zeichen der Zeit erwähnen unsere Offiziösen auch den Durchreisebesuch des russischen Ministers des Aeußern Sasanow in Berlin.

In Portugal ist wieder ein Versuch der Gegenrevolution gescheitert. Es scheint zu den Eigenheiten dieses Landes zu gehören, daß man dort die Kräfte in Halbheiten vergeudet.

In Spanien ist eine Ministerkrisis ausgebrochen, weil ein Teil der Liberalen im Senat das liberale Ministerium Romanones im Stiche ließ. Die Regierung geht nun an ein konservatives Ministerium Dato über.

In Italien wurde bei den zum ersten Male nach dem allgemeinen Wahlrecht erfolgten Kammerwahlen die bisherige große Mehrheit der Regierung erhalten. Die Katholiken gewannen einige Sitze.

Die Landtagswahlen in Baden.

Von Dr. Schofer, Mitglied der II. Badischen Kammer.

Am 21. Oktober fanden in Baden die Hauptwahlen für die Zweite Kammer statt. Sie bedeuten eine schwere Niederlage des Großblocks und einen schönen Sieg der Rechten. Der 30. Oktober, der Tag der Stichwahlen, wird das Werk vollenden.

1905 entschied die Hauptwahl in 50 Wahlkreisen und in 23 fand Stichwahl statt. 1909 waren 38 Mandate durch den ersten Wahlgang vergeben; bei den 35 anderen aber brachte erst die Stichwahl die Entscheidung. Am 21. Oktober dieses Jahres blieben nur 20 Mandate in der Hauptwahl unentschieden.

Stellt man in den drei Wahlen die Situation zahlenmäßig zusammen, wie sie nach dem ersten Wahlgang sich darstellte, so erhält man dieses Bild:

	1905	1909	1913
Zentrum	28	23	29
Konservative Gruppen . .	1	—	5
Nationalliberale	14	4	9
Fortschrittliche Volkspartei .	2	1	1
Sozialdemokraten	5	10	9
Stichwahlen . .	23	35	20

Die Schwenkung vom Jahre 1909 ist auf die Hetze gegen die Reichsfinanzreform zurückzuführen. Baden hatte damals den ersten und unmittelbaren Stoß auszuhalten. Das Jahr 1913 hat alles wieder gut gemacht.

Das Zentrum hat jetzt schon drei Mandate mehr als 1909 nach der Stichwahl. Unter den Eroberungen steht obenan die der Demokratenfeste Offenburg, wo Muser dem Ansturm des Zentrums erlag. An diesen Sieg reiht sich würdig der von Meßkirch-Stockach. In keinem Teil des Landes hat der Liberalismus so viel Brutalitäten verübt wie in diesem Gebiete. Der Sieger, Bürgermeister Martin, ist der Enkel eines Bürgermeisters, der 1848 und 1849 dem Großherzog treu blieb, auch dann, als großherzogliche Beamte zur Revolution abfielen. Daß Singen und Ettlingen-Rastatt wieder geholt wurden, ist eine schöne Genugtuung für unsere Parteifreunde der beiden Wahlkreise.

Neben diesen reinen Zentrumserfolgen stehen die der konservativen Gruppen. In selbstloser Weise hat unsere Partei ihre Truppen zu diesem Kampfe und Siege zur Verfügung gestellt. Unter den fünf konservativ gerichteten Wahlkreisen waren zwei bisher schon im Besitze der Konservativen. Daß sie im ersten Wahlgang schon geholt wurden, erhöht den Sieg. Die drei übrigen wurden erstmals gewonnen, Lahr-Land von der Demokratie, Boxberg-Adelsheim und Eppingen von den Nationalliberalen.

Unter den neun nationalliberalen Mandaten befinden sich drei, welche nur der Zentrumshilfe zu verdanken sind, eines wurde der Demokratie und zwei der Sozialdemokratie abgenommen. Die drei Mandatsinhaber gehören zu den Gegnern des Großblocks. Die Rechte hat also 34 Mandate, die Gegner des Großblocks aber 37. Die Zahl 37 bedeutet aber die einfache Mehrheit.

Die Signatur der ganzen Wahl liegt in dem rapiden Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen und der Zunahme derjenigen der Rechten.

Die Stichwahlen werden sicherlich noch weitere Erfolge für die Rechte bringen. Das Zentrum kämpft in drei Wahlkreisen aussichtsvoll um das Mandat; die konservativen Gruppen aber mindestens in vier. Die Stimmung auf der Rechten ist zuversichtlich; auf der Großblockseite herrscht Entmutigung.

Heute steht Geistl. Rat Wacker als Sieger auf dem politischen Kampffelde Badens. Die jahrzehntelange Arbeit hat ihre Früchte getragen. Gerade vor 25 Jahren übernahm der Pfarrherr von Zähringen die Führung des badischen Zentrums. Die Wahlen sind ein prächtiges Jubiläumsgeschenk, das ihm seine Arbeit und seine Parteigenossen darbieten. Mögen andere dieser Art noch folgen! Vor allem möge nun verstummen der hemmende und zweifelnde Pessimismus. Die politische Würdigung der Wahlen muß der Zeit nach den Stichwahlen vorbehalten bleiben. Sie kann nur Interessantes bieten. Ist die Wahl vorbei, dann beginnt die Arbeit von neuem. Wer rastet, der rostet!

Das Nationalitätenproblem.

Von Rudolf Freiherr von Manndorff, Klagenfurt.

Es kann nicht oft genug betont werden, wie wichtig das richtige Verständnis des Nationalitätenproblems auch für die führenden Geister nationaler Einheitsstaaten ist. Denn ihre Grenzen sind bedroht, wenn in ihren Nachbarstaaten der Nationalitätenhader den Kulturfortschritt hemmt. So kleinlich die Einzelerscheinungen dieser Völkerkrankheit sein mögen, ihre Beseitigung ist so wichtig für alle, daß es nicht angeht, sie totzuschweigen. Dort wo sie herrscht, sind die Menschen — selbst sonst gescheitere — selten unparteiisch genug, um den Ausgang zu finden. Das gebildete Ausland muß ihnen helfen, die eigene Farbenblindheit zu überwinden. Das wird zum gegenseitigen Nutzen sein, — auch abgesehen von den idealen Interessen der Menschheit. Und eine solche moralische Hilfeleistung ist nur möglich, wenn man das Uebel in seinen tieferen Gründen kennt.

Eine Tatsache ist auffallend. Die föderalistische Schweiz und Nordamerika, obwohl mehrsprachig, haben keinen akuten Nationalitätenstreit, Oesterreich-Ungarn und die Balkanländer leiden darunter um so mehr, je zentralistischer regiert werden will. Für Deutschland sind Elsaß und Posen wunde Punkte, eben wegen des zentralistischen Geistes von Gesetzgebung und Verwaltung. Das ist erklärlich; denn politische Freiheit ist Selbstbestimmungsrecht auch innerhalb der größeren und kleineren Verwaltungskörper (der Kronländer, Provinzen, Kantone, Komitate usw., und im noch kleineren Umkreis der Bezirke und Gemeinden). Dieses Selbstbestimmungsrecht ist aber nur durchführbar, wo die Angehörigen dieser Selbstverwaltungskörper — sich verstehen!

In sprachlich gemischten Staaten — und ihren inneren Teilen — versteht man sich aber gar oft nicht. Dies nicht so sehr wegen der Sprachverschiedenheit selbst, sondern vielmehr wegen der gegenseitigen Eifersucht. Die bloß sprachliche Verständigung kann (allerdings mit Zeitaufwand und Uebersetzungskosten) der Dolmetsch besorgen. Wer aber beseitigt die Sucht, andere die eigene Ueberlegenheit fühlen zu lassen, oder die Empfindlichkeit gegen wirkliche oder angebliche Zurücksetzung? Das sind Gemütsregungen, für den Verstand schwer anfaßbar, nicht wägbar, nicht zählbar.

Doch halt! Die Statistik kann ja zählen, wie viele Personen in diesem und jenem Territorium diese oder jene Umgangssprache haben. Und da die Zahl, die Mehrzahl das Bestimmende im modernen (Parlaments-) Staat ist, so genügt es scheinbar, die Rechtsfragen, auch nationale, durch Stimmenzählung zu entscheiden. Sie sind dann ein gewöhnliches Rechenexempel. Nach der Regeldetri verhalten sich die gerechten Ansprüche der Nationen eines Gebietes auf Schulen, Gerichte, Aemter (Beamtenzahl) z. B. wie 6:4, wenn die Deutschen und Tschechen oder Polen usw. wie 60:40 im Hundert sich verhalten. Das ist doch wunderbar einfach; warum zerbrechen sich doch die Leute die Köpfe darüber?

Weil erstens die Zählung immer von den in Land, Bezirk, Gemeinde (im eigenen Haushalt) mächtigeren Leuten vorgenommen wird. Sie verkehren mit Dienstboten, Arbeitern, Hausgenossen samt Weib und Kindern in der vorherrschenden Umgangssprache; in welcher Sprache diese vielen kleinen Leute untereinander sprechen — das zählt man eben nicht.

Zweitens aber auch darum, weil selbst die unparteiisch richtig erhobene Zahl nicht alles sagt. 100 Analphabeten z. B. sind doch nicht gleich 100 Gebildeten; und je mehr Analphabeten eine Nation zählt, desto mehr Schulen hätte sie eigentlich nötig. Nicht minder hängt das größere oder kleinere Bedürfnis nach Gerichten und Polizei von der Verträglichkeit und durchschnittlichen Ehrlichkeit ab. Das wirkliche, sachliche Bedürfnis nach Schulen, Gerichten und Aemtern richtet sich also nach andern Haupt- und Nebenumständen mehr, als nach dem bloßen Zahlenverhältnisse. Und beide Teile, oder mehr, wollen ja auch Eroberungen machen, die einen ihr Uebergewicht im Zählgebiet vergrößern, die andern solches erringen. Den einen wie anderen ist es meist gar nicht zu tun um Gleichgewichtsherstellung oder Gerechtigkeit — sondern um Befestigung oder Erschütterung bestehender Machtverhältnisse!

Und so vollzieht sich denn der Nationalitätenkampf, und zwar: 1. in kulturell tiefstehenden Ländern wie am Balkan durch gegenseitiges Niedermetzeln; 2. in erst halb zivilisierten Bezirken mit Knute und Polizeistock; gegen die aufstrebenden Nationen werden Gendarmen und Panduren entsendet; und 3. wird im

übrigen mit allen Künsten der öffentlichen Meinungsmache und Agitation, durch Protektion und Repression im inneren Amtsleben, oder auf sonstigen Umwegen nationale Politik getrieben. — Hierzu ist zu bemerken:

ad 1. In den Balkanländern würde die barbarische Form des Nationalitätenkampfes nicht in so gräßlicher Weise überhand genommen haben, wenn nicht — neben der heimtückischen Despotie der Türkei und Rußlands — das tiefe Unverständnis der nationalen Einheitsstaaten für das nationale Problem es Oesterreich-Ungarn unmöglich gemacht hätte, im nahen Orient rechtzeitig Ordnung zu schaffen. Das Blutvergießen des ersten und zweiten Balkankrieges und auch der serbisch-albanischen Kämpfe wäre unterblieben, wenn man nicht — in Paris im Schlepptau der Moskowiter, in Deutschland „kühl bis ans Herz hinan" — fort und fort die natürliche Mission des Donaureiches am Balkan vereitelt hätte. Auch die sozusagen berufsmäßige Unkenntnis der Diplomaten in den Dingen nationaler Innenpolitik ließ es nicht dazu kommen, daß bei der Londoner Konferenz wenigstens nachträglich Oesterreich-Ungarn und Italien das europäische Mandat erhalten hätten, im ganzen Südosten den Frieden zu diktieren. Dieser grausame Fehler wird sich noch durch Jahrzehnte rächen. Denn von nun an ist der Balkan mehr als jemals der Wetterwinkel von Europa. Man wird es immer mehr einsehen lernen, daß es sich in Bosnien bereits vor 24 Jahren um mehr gehandelt hat, als um Kleinigkeiten, für welche Bismarck „die Knochen keines einzigen pommerschen Grenadiers" opfern wollte.

ad 2. Wo die zweite der falschen Methoden in Nationalitätenangelegenheiten zur Anwendung kommt, zum Beispiel die Gewalt (und Geld) bei ungarischen Wahlen oder sonstige Einschüchterung, da kam noch immer und überall die gegenteilige Wirkung zutage, die bittere Verschärfung der nationalen Gegensätze. Nicht die Unterdrückung beruhigt dauernd, sondern nur hochherzige Gerechtigkeit.

ad 3. Zur chronischen Krankheit, die an dem Mark des betreffenden Staates zehrt, wird die Nationalitätenfrage dann und dort, wo unentschlossene Regierungen gewissenlosen Geschäftspolitikern und Fälschern der öffentlichen Meinung das Feld überlassen. Regierungen sind zum Regieren da, zur Initiative, nicht zur Nachgiebigkeit gegen den jeweils und jeorts größten Schreier. Die Regierung muß selbst wissen, was zu tun ist; sie muß den Mut haben, über den Parteien, namentlich über den nationalen Parteien zu stehen; sie darf nicht bald von dieser, bald von jener sich einschüchtern lassen. Es entsteht nicht gleich eine Revolution, wenn man den Schrullen einer herrschsüchtigen Klique nicht willfahrt. Aber freilich, man darf sich auch keine Blöße geben, nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen, wie dies (um 1900) dem österreichisch-polnischen Minister Grafen Badeni mißglückte. Nur wenn das eigentliche Volk merkt, daß der leitende Staatsmann wirklich über den Parteien steht, hat es Vertrauen; und dann hat man einen etwaigen Putsch nicht zu fürchten. Denn des endlosen Haders müde, wird das Volk dem recht geben, ja zujubeln, der es davon mit starker, aber gerechter Hand befreit.

Das einsprachige Ausland kann sich mit den oft recht widerlichen Einzelheiten[1]) des Nationalitätenstreites im Nachbarstaate nicht befassen. Es richtet nur seine eigenen Maßnahmen nach dem guten oder schlimmen Gesamteindruck ein. Oder wenn es übelwollend ist, nützt es die von demselben gezeigte Schwäche oder Ungerechtigkeit für die eigenen Machtzwecke aus.

Das eingangs als wünschenswert bezeichnete Mithelfen zur Beseitigung des Uebels könnte selbstverständlich nicht in einem Eingreifen oder auch nur in unerbetenen Ratschlägen bestehen; wohl aber in der freundnachbarlichen Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die nationalpolitischen Gestaltungen jenseits der eigenen Grenzen. Aus dem dauernden, verständnisvollen Interesse ergibt sich dann schon von selbst die Gelegenheit, im Falle des Ereignisses — die Nibelungentreue zu beweisen.

[1]) Eine solche ist z. B. der kürzlich in vielen ungarischen Blättern veröffentlichte Aufruf von 152 Personen zur Errichtung eines Denkmals für den „General" Türr, einen recht anrüchigen Revolutionshelden von 1849. Es ist dem Fernstehenden unbegreiflich, daß in demselben Lande, wo so staatskluge Reden, wie die von Tisza und Andrassy Beifall finden (siehe Nr. 35 u. 39 der „Allgemeinen Rundschau"), ein solcher Aufruf von 37 Geheimen Räten, ehemaligen Ministern, (kalvinischen) Bischöfen, Rabbinern, Bankdirektoren, Journalisten u. dgl. unterfertigt werden konnte. Der von ihnen als Patriot Gefeierte hat kein anderes Verdienst, als daß er ein Feind der Dynastie gewesen. Derlei Streiflichter auf magyarische Farbenblindheit gehören auch zur Kennzeichnung nationalpolitischer Tendenzmacherei; sie kennzeichnen aber zugleich jene Zaghaftigkeit, welche derlei Impertinenzen (zu denen ja seit 30 Jahren schon auch der Kossuthkultus gehört) überhaupt duldet.

Allerseelen.

Hände, die dir entglitten sind,
Brüder, die du im Streite verloren,
Stimmen, verklungen und verhallt
Im rauschenden, brausenden Tanze der Horen,
Nahen heut' wieder.

Das ist ein wunderbares Geläut'
Von lange begrab'nen, versunkenen Glocken.
Auf den Landen so lange verschneit,
Schmelzen die deckenden, eisigen Flocken
Deines Vergessens.

Sehnsüchtig gehst du den alten Pfad
Zum Heimathaus zwischen blühenden Linden.
In den Räumen licht und vertraut
Wirst du alle sie wiederfinden
Die heiligen Toten.

Der Glauben, den du verraten hast,
Die Treue, die zu leicht dich gefunden,
Die Stillen, denen dein Jugendzorn
Einst geschlagen die blutenden Wunden,
Verzeihen dir leise.

Aus deines innersten Herzens Grund
Blühen die warmen, die jungstarken Worte.
Die Geister der Lieben schreiten aufs neu'
Durch die wieder geöffnete Pforte
Vergangener Tage.

Dein, eigenes wahres, verschüttetes Selbst
Steigt aus den Fernen, schwebt aus den Tiefen,
Weil Posaunen des jüngsten Tags
Dröhnend und weckend die Toten riefen
Auf Allerseelen.

M. Herbert.

Das offizielle Frankreich und der Katholizismus.

Von P. H. J. Terhünte S. C. J., Sittard.

Frankreichs Katholiken sind wieder um eine Hoffnung ärmer. Als durch ihre Unterstützung Poincaré zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, glaubten manche, nun werde für die Kirche in Regierungskreisen eine bessere Gesinnung an den Tag treten. Poincaré wandelt auch die Bahnen seiner Vorgänger. Auf seiner Ferienfahrt durch Mittel- und Südfrankreich, wo Ehrenpforten errichtet, Ansprachen gehalten und Bankette veranstaltet wurden, hat er alles Große und Schöne besucht, nur die Kirchen nicht, mochten sie künstlerisch noch so wertvoll sein — doch halt, einmal hat man ein Bankett ihm zu Ehren in einer vom Staat geraubten Kirche gehalten. Der Ministerpräsident Barthou hat, wie sein Chef zu Toulouse, in Aix les Bains seine antiklerikalen Freunde zufrieden gestellt. Zuerst äußerte er sich über die Gerüchte von einer Annäherung an den Vatikan:

„Man hat gesagt, daß die Vorbesprechungen zwischen der Kirche und dem Vatikan begonnen hätten, um die durch das Trennungsgesetz abgeschafften Beziehungen wieder anzuknüpfen. Ich gebe mein Wort als Ehrenmann und republikanischer Minister, daß weder unter der Regierung Poincarés, noch unter dem Minister Briand, noch in dem Kabinette, dessen Leitung mir eine drückende Ehre und schwere Verantwortlichkeit auferlegt, in irgend einem Augenblick, in irgend einer Weise, weder direkt noch indirekt irgendwelche Verhandlungen begonnen haben, durch welche die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Kirche und Staat vorbereitet werden soll."

Dann verteilte er auch Beruhigungspulver an solche, die seine letzten Maßregeln in der Schulfrage als Zugeständnisse an den Klerikalismus empfunden hatten, indem er betonte, daß Republik und Laienschule unzertrennlich verbunden seien.

Die Republik Frankreich bleibt also nach wie vor atheistisch in den öffentlichen Reden und Handlungen ihrer offiziellen Vertreter. Man hat das vielfach „heidnisch" genannt. Indes mit

dieser Bezeichnung tut man der Republik zu viel Ehre an; denn sowohl bei den heidnischen Kulturvölkern, die der Geschichte angehören, als auch bei den Naturvölkern, von deren sittlichem Tiefstand manchmal Schaudermären erzählt werden, war und ist Areligiosität im Staatsleben etwas Unbekanntes.

Indes man kann im offiziellen Frankreich auch anders. Erinnert sei nur an den jüngsten Erlaß des Marineministers Baudin. Er gestattete den französischen Kriegsschiffen, in fremden Häfen an den Karfreitagsfeierlichkeiten teilzunehmen. Als man davon erfuhr, brauste ein furchtbarer Sturm durch den antiklerikalen Blätterwald, der sich erst wieder legte, als mitgeteilt wurde, daß die Bestimmung nur für die Levante gälte, und zwar mit Rücksicht auf das französische Protektorat über die Christen des Orients.

Nicht zu übersehen, vor allem aber nicht zu überschätzen ist die Tatsache, daß manche dieser offiziellen Atheisten im Privatleben diesem Atheismus und Antiklerikalismus nicht huldigen. So ließ Loubet seinen Sohn an der feierlichen Erstkommunion zu Saint Philippe de Roule teilnehmen. Der Sozialistenführer Jaurès ließ den Seinen eine religiöse Erziehung zuteil werden. Bourgeois, Waldeck-Rousseau und selbst der furchtbare Clemenceau verschmähten für sich oder die Ihren in Krankheitsfällen die Pflege durch Schwestern nicht. Man könnte die Fälle häufen, aber es möge genügen, auf die Tatsache hingewiesen zu haben.

So sind denn Frankreichs Katholiken nach wie vor auf Gott und ihre gute Sache angewiesen. Ob nicht der Weg zum Sieg über den offiziellen Atheismus doch der politische ist?

Die Militärinterpellationen im Schweizerischen Nationalrate.

Von Rechtsanwalt Lic. jur. Th. Lunke, Schaffhausen.

Die vor wenigen Tagen geschlossene schweizerische Bundesversammlung darf wohl zu den bedeutendsten der letzten Jahre gezählt werden. Im Vordergrunde des Interesses standen die Interpellationen im Nationalrate über die Gebirgsmanöver und die sogenannte „Meuterei am Flüela". Da die ausländische Presse sich lebhaft dieses Gegenstandes bemächtigte und es nicht unterließ, an die Geschehnisse mehr oder weniger glückliche Kommentare zu knüpfen, scheint mir eine Würdigung der Tatsachen an diesem Orte wohl berechtigt zu sein. Dies um so mehr, als das schweizerische Milizsystem in den letzten Jahrzehnten eine immer wachsende Beachtung gefunden hat. Die Tatsachen sind kurz folgende: Anfangs September fanden in der Gegend der Flüelastraße die Manöver der 18. Gebirgsbrigade statt. Am 10. September besetzte das Regiment 35 den Flüela und Regiment 36 sollte diese Stellung angreifen. Während des Gefechts erfolgte ein Witterungsumschlag, zuerst starker Regen und hernach ein heftiger Schneesturm. Die Hänge am Weiß- und Schwarzhorn wurden ungangbar und der Brigadekommandant sah sich veranlaßt, die Uebungen vorzeitig abzubrechen. Es kam der Befehl, die Regimenter zu sammeln und die Zwischenverpflegung einzunehmen. Diese Zeit der Besammlung benützte der Brigadekommandant, um Kritik abzuhalten. Er glaubte, die Besammlung der Truppen würde mindestens eine Stunde in Anspruch nehmen, sie war aber tatsächlich in viel kürzerer Zeit vollendet. Während der eineinhalbstündigen Kritik waren die Truppen dem Schneesturm und den Unbillen der Witterung ausgesetzt. Das brachte die Leute des Regiments 36 (Kanton Graubünden) in Erbitterung und diese Erbitterung machte sich in einem Gemurre und in Gejohle Luft. Die bei der Truppe weilenden Offiziere und Unteroffiziere waren nicht in der Lage, die Soldaten zu beruhigen und verloren die Herrschaft über dieselben. Als der Skandal von der Uebungsleitung gehört wurde, sandte man den zweiten Generalstabsoffizier zur Information ab und der erste Generalstabsoffizier erteilte hierauf den Befehl zum Abmarsch. Es sollte zuerst Regiment 35 (Kanton St. Gallen) und hernach Regiment 36 abmarschieren. Der Abmarsch des Regiments 35 erfolgte in voller Ordnung, derjenige des Regiments 36 in Unordnung, wobei sich die Mannschaft zusammenrottete und ineinander schob. Erst nachher gelang es den Offizieren, die Mannschaften zu ordnen und in die Kantonemente zu führen.

Der Oberstkorpskommandant Ulrich Wille unterzog nun diese Vorgänge in der „Neuen Zürcher Zeitung" einer Kritik, in welcher er das Verhalten der schuldbaren Truppen scharf unter die Lupe nahm und die Leute des Kantons Graubünden mit Hohn und Spott überschüttete. So wirkte der Artikel beleidigend und wurde im Kanton Graubünden und in einem großen Teile der Schweiz mit Entrüstung aufgenommen. Der Unwille über diese Veröffentlichung verdichtete sich zu zwei Interpellationen im Nationalrate. Die erste interpellierte den Bundesrat darüber, ob er die Kundgebung billige und ob er Maßnahmen zu ergreifen gedenke, um der Wiederholung solcher Kundgebungen entgegenzutreten. Die zweite hingegen stellte die Frage, was der Bundesrat zu tun gedenke, um Vorfällen, wie sie an der Flüela sich ereigneten, und deren Begleiterscheinungen vorzubeugen.

Gegen Oberst Wille war inzwischen ein maßloses Kesseltreiben inszeniert worden und viele Zeitungen verlangten dessen Demission, da seine Schule dem Schweizer Charakter nicht mehr entspreche und er auf dem besten Wege sei, die Schweizer Miliz zu „verpreußen". Die Antwort, die Bundesrat Hofmann den Interpellanten erteilte, war staatsmännisch in jeder Beziehung. Noch selten ist eine so schwierige Lage im Bundespalast von so hohem Standpunkte aus beantwortet worden.

Er kritisierte zunächst das Verhalten des Brigadekommandanten, der die Mannschaft und die Offiziere nutzlos dem Schneesturme preisgegeben hat. Er tadelte das Verhalten der fehlbaren Truppen und sagte ausdrücklich: „Die Truppe hat dagegen an diesem Tage vollständig versagt. Sie hat sich eine schwere Verfehlung zuschulden kommen lassen; denn es bleibt die Tatsache bestehen, daß der Befehl zum Abmarsch erzwungen wurde. Die Autorität der Offiziere hat nahezu versagt, die der Unteroffiziere vollständig. Ja, die Unteroffiziere haben sogar gemeinsame Sache mit der Mannschaft gemacht." Mit Bezug auf das Verhalten des Korpskommandanten Wille führte er aus, daß es ein Fehler dieses Heerführers gewesen sei, den Artikel in die Oeffentlichkeit zu bringen, bevor die Untersuchung stattgefunden habe. Im weiteren sei es falsch gewesen, die Form der Ironie, des Sarkasmus, des Spottes und des Hohnes zu wählen. Der Bundesrat billige deswegen die Ausführungen des Obersten Wille nicht, er bedauere sie vielmehr. Trotzdem könne der Bundesrat dem Obersten sein Vertrauen nicht entziehen, denn es sei dessen unvergängliches Verdienst, daß er uns im Militärwesen gelehrt habe, das Wahre vom bloßen Schein zu unterscheiden. Oberst Wille habe uns zur inneren Tüchtigkeit erzogen. Seine Maxime sei schweizerisch, denn sie sei einfach und echt. Der Bundesrat müsse sich einen solchen Kommandanten als Truppenführer erhalten. Was die Maßnahmen für die Zukunft anbelange, so habe der Bundesrat dem Obersten Wille die größte Zurückhaltung empfohlen, hingegen halte der Bundesrat jede Unterbindung der freien Kritik für schädlich und verwerflich. Auch der Offizier soll kritisieren dürfen. Wie und wann er es tut, müsse man seinem Taktgefühle überlassen.

Es mag sein, daß die ganze Geschichte unserem militärischen Ansehen im Auslande geschadet hat. Ich bin aber überzeugt, daß der Artikel des Obersten Wille uns selbst von großem Nutzen gewesen ist. Wenn auch anläßlich des Besuches des Deutschen Kaisers in den letzten großen Manövern allerhand Gutes und Schönes über unser Militär gesagt und geschrieben wurde, wenn auch in ausländischen Zeitungen unsere Truppenführer und unsere Soldaten viel Lob einheimsten, so gaben wir uns keineswegs der Illusion hin, den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben. Die Fehler und Mängel, die bei diesen Uebungen zutage getreten sind, kennen wir auch, wenn sie auch nicht durch die fremden Besucher und Sachverständigen aufgedeckt und aufgezählt worden sind. Es ist allerdings eine betrübende Erscheinung, wenn heute noch solche Vorkommnisse, wie sie am Flüela passiert sind, vorkommen können. Man darf aber folgendes nicht vergessen:

Im Jahre 1907 gab sich das schweizerische Volk eine neue Militärorganisation und erst seit diesem Zeitpunkte setzte in der Ausbildung der Truppen eine ganz andere Maxime ein. Ich selbst habe unter der alten wie unter der neuen Schule gedient und kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß zwischen dieser und jener ein gewaltiger Unterschied besteht. Die Ausbildung des einzelnen Mannes hat eine ganz andere Behandlung erfahren als früher. Die Anforderungen an den einzelnen sind bedeutend größer geworden und man kann sagen, daß unsere Truppen in wenigen Jahren einen mächtigen Fortschritt gemacht haben. Es mag sein, daß da und dort des Guten zu viel getan wurde, und das schiebt man der Wille-Schule in die Schuhe. Der Laie sieht eben die Fehler eher als die Vorzüge. Bundesrat Hofmann hat deswegen mit Recht betont, daß Oberst Wille es gewesen sei, der die Truppen zur inneren Tüchtigkeit erzogen habe. Der Werdeprozeß zu dieser neuen Auffassung ist aber noch nicht ab-

geschlossen, namentlich sind unsere Gebirgstruppen noch nicht ausgebildet, sie sind ja erst vor Jahresfrist ins Leben gerufen worden. Es haften ihnen also noch alle möglichen Mängel an und wie bei der Infanterie wird auch bei ihnen die Kleinarbeit bei dem einzelnen Manne beginnen müssen. Namentlich wird es Aufgabe der nächsten Erziehung sein, das Unteroffizierskorps zu heben und sein Ansehen bei der Truppe zu mehren. Hierin ist bei uns viel gesündigt worden. Man darf es ruhig sagen, daß der gewöhnliche Unteroffizier jahrzehntelang nichts anderes war, als ein besser bezahlter Soldat, dem jegliche Autorität bei seinen Untergebenen abging. Man nannte das fälschlicherweise: echt demokratisch. Mit Unrecht. Denn wenn der Unteroffizier mit dem Soldaten fraternisiert, kann unmöglich jene Dienstauffassung herrschen, die wir von einer wohlausgebildeten Truppe verlangen müssen. Ich bin überzeugt, wenn am Flüela die Erziehung der Unteroffiziere der Neuzeit entsprechend gewesen wäre, so hätte die sogenannte Meuterei nicht stattfinden können. Ich bin aber ebenso überzeugt, daß solche Vorkommnisse, die zum Glück ja ganz vereinzelt dastehen, nicht mehr vorkommen werden, namentlich nicht, wenn die konsequente Durchführung des neuen Arbeitsprogrammes bei allen Truppengattungen stattgefunden haben wird.

Die Antwort des Bundesrates hat leicht begreiflich nicht im ganzen Lande befriedigt. Das Graubündner Volk ist zu sehr geneigt, das Verhalten seiner Söhne zu entschuldigen, und andere, die dem Militärwesen aus bekannten Gründen abhold sind, sind enttäuscht, daß der Bundesrat Wille nicht hat fallen lassen. Wie gesagt, ich bin überzeugt, daß der ganze Vorfall für das schweizerische Wehrwesen nur Gutes zeitigen wird. Wenn dabei die temperamentvolle Art eines Obersten einen Dämpfer erhalten hat, so kann das auch nichts schaden. Ich glaube aber zu wissen, warum Oberst Wille seine Zuflucht in die Zeitungen genommen hat. Auf dem sogenannten Dienstwege wäre eben meines Erachtens etwas weniger herausgekommen.

Der Zug des Todes.

Er kam gezogen ins blühende Land
Und liess seine Glocke erklingen,
Die schwang er schallend in knochiger Hand.

Halb ging er, halb flog er auf grauen Schwingen.
Darunter glänzte das Leichengewand.
Und ringsher begann das Händeringen.

Und wer den Schall der Glocke vernahm,
Der musste hinter ihm ziehen —
Der König kam und der Bettler kam.

Ihn lockte der Jungfrau bräutlich Erblühen,
Ihn lockte der Mutter blutender Gram,
Er entriss das Kind von den schützenden Knien.

Es zog der Soldat von der Heimat fort
Und wollte die Liebste noch küssen —
Da starb des Scheidens schmerzliches Wort.

Er hat die Glocke hören müssen
Und Arm und Hand ward ihm verdorrt,
Wie Blei lag's ihm in den Füssen.

Und hoch zu Ross der Feldherr befahl —
Kameraden: Auf Tod und Leben!
Da riss ihn vom Pferde der Glocke Schall.

Der Priester im Dome wollte erheben
Das Heiligste, sehnend das göttliche Mahl —
Da griff ihn das tötliche, jähe Erbeben. —

So wälzt sich ein Zug über Berg und Tal
Mit stillem, unheimlichem Schweigen.
Schon senkt sich der Sonne glänzender Strahl,
An allen Wegen stöhnt Schmerz und Qual.
Vorüber der schreckliche Reigen.

Seb. Wieser.

Mehrung oder Minderung des Waldbestandes.[1]

Von Professor F. X. Hoermann, Rosenheim.

Das K. Bayerische Staatsministerium des Innern hat, auf Veranlassung und Grund des Antrages des Abgeordneten Freiherrn von Freyberg und Genossen vom 3. Juli 1912, am 29. Januar ds. Js. eine Uebersicht über den Abtrieb von Privatwaldungen und über private Aufforstungen veröffentlicht. Diese Uebersicht bezieht sich auf die Zeit vom 1. Januar 1897 bis 31. Mai 1912. Nach derselben beträgt der Ueberschuß der aufgeforsteten und neuangepflanzten Fläche gegenüber den Abholzungen 484 Hektar. Dabei haben aber die letzteren in der Zeit vom 1. Juni 1911 bis 31. Mai 1912 stark zugenommen.

Eine Beforstung des landwirtschaftlichen, gut rentierlichen Bodens ist in den allermeisten Fällen zu beklagen. Aber noch beklagenswerter ist die Umwandlung alten Waldbodens in wenig oder schlecht rentierliches Wiesen- und Ackerland; und am beklagenswertesten ist, in klimatischer und anderer Hinsicht, für alle Länder und Gebiete die erhebliche Minderung des gesamten Waldareals und die gedankenlose Verwüstung der Wälder.

Der Waldbestand des Königreichs Bayern hat seit achtzig Jahren um rund 24 Prozent abgenommen. Nach der Aufnahme vom Jahre 1837[2]) betrug derselbe noch 42 Prozent der Bodenfläche, nach einer Statistik vom Jahre 1900 nur mehr 32,1 Prozent. In dem einzigen Jahre 1897 wurden nach amtlichen Erhebungen 8236 Hektar abgeholzt und nur 5306 Hektar aufgeforstet. Dazu kam zehn Jahre später die beantragte Rodung von nahezu 6000 Hektar Staatsforst behufs Schaffung eines Uebungsplatzes für das dritte bayerische Armeekorps. Dazu kommen endlich die amtlich nicht bekannten und statistisch nicht notierten Abholzungen von welchen ich und andere in unseren jüngeren Jahren mehrfach Zeuge waren. So steht Bayern heute bereits etwas unter der von beachtenswerten Vertretern der Volks- und Forstwirtschaft aufgestellten Norm, nach welcher mindestens ein Drittel der Bodenfläche mit Wald bestanden sein soll, während das Deutsche Reich mit 25,5 Prozent Wald bereits bedenklich tief unter diese Norm geraten ist.

Welche Konsequenzen die zuweit gehende Waldrodung und die Verwüstung der Forste für die Kulturländer im Gefolge hat, welche elementaren, die Zukunft ganzer Provinzen in Frage stellenden Katastrophen sie heraufbeschwört, dafür liefern die alte wie die neuere Geschichte Dutzende von Beispielen und Lehren. In allerneuester Zeit sind es besonders die Mississippi- und Theiß-Ueberschwemmungen, welche die Folgen einer gedankenlosen Raubwirtschaft eindringlich predigen.

Die Mississippi-Ueberschwemmung vom Mai des Jahres 1912 war die größte, welche die Geschichte kennt, und ihr Schaden ein unberechenbarer. Und diese Ueberschwemmung war in ihrer ungewöhnlichen Ausdehnung und Verheerung eine Folge der unverantwortlichen Walddevastation der Vereinigten Staaten, welche den Urwald des riesigen Landes bis auf 18 Prozent der Bodenfläche reduzierte und weiter reduziert. Einzelne Staaten der Union, wie z. B. Nevada, kann man heute bereits als „waldlos" bezeichnen.

Von den bekannten amerikanischen Staatsmännern erkannte die Gefahr dieses Raubbaues zuerst Roosevelt. In der Botschaft vom 3. Dezember 1901 wies er auf die Abnahme des Wassers und der Fruchtbarkeit des Bodens in den westlichen Staaten, als Folge der Waldabnahme hin, und in der Botschaft vom 19. Dezember 1901 sagte er u. a.:

„Wenn die Zerstörung der Forsten fortdauert, werden die Wassergrößen der Stromläufe, die in den Bergen entspringen, an Häufigkeit und an verheerender Gewalt zunehmen, und die Zerstörungen werden sich auf diese Gegend erstrecken, wie auf die benachbarten Staaten. Die Gesamtheit der Wasserschäden, welche durch gewaltige Ueberschwemmungen über Felder und Straßen des Berglandes hereingebrochen sind, können nicht mit vollkommener Sicherheit eingeschätzt werden; aber einzig während des laufenden Jahres (1901) können diese Schädigungen auf annähernd 10 Millionen Dollars taxiert werden, also auf eine Summe, die genügen würde, um die gesamte Fläche anzukaufen. . . . Uebrigens sind diese Zahlen nicht imstande, den

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz desselben Verfassers „Eine viel zu wenig gewürdigte kulturelle und wirtschaftliche Gefahr" in Nr. 28 der „A. R.", Jahrg. 1905.

[2]) Vgl. L. Bierl, „Ueber Entwaldung und Holzteuerung", S. 22.

gesamten Schaden ersichtlich zu machen. Wenn der jetzige Zustand fortdauert, bedeutet er die vorzeitige Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen jeglicher Kultur. Wald und Wasser sind der größte Reichtum für ein Volk, und, einmal verloren, können sie weder durch die vollkommenste Technik, noch durch den höchsten Geldbesitz wieder hergestellt werden."

Roosevelts Nachfolger, Präsident Taft, schloß sich dieser Auffassung an. Am 14. Januar 1910 übersandte er dem Kongreß eine Botschaft, in der er die Erhaltung der Wälder und der anderen Hilfsquellen des Landes empfiehlt. Leider scheint es bis heute bei dieser „Empfehlung" geblieben zu sein.

Ein verkleinertes Bild der Mississippi-Ueberschwemmungen bieten in Europa die Ueberschwemmungen des Stromgebietes der Theiß, die vor vierzig Jahren die Stadt Szegedin vernichteten, und zu welchen sich im Juli gegenwärtigen Jahres die Ueberflutungen im Gebiete der Temesch gesellten. Die Ursachen dieser verheerenden Katastrophen sind jenen in den Vereinigten Staaten ähnlich.

Als Maria Theresia das Banat unter österreichische Verwaltung stellte, ließ sie die kahlen Bergrücken des Hinterlandes im siebenbürgischen Erzgebirge aufforsten, um das plötzliche und massenweise Abströmen der Niederschläge zu verhindern. Allmählich wurde das Banat zu einer Massenproduktionsfläche von Getreide; das relativ kleine Gebiet lieferte den vierten Teil der Gesamternte Ungarns. Seit Menschengedenken war, dank der weisen Fürsorge der österreichischen Kaiserin, der südöstliche Winkel dieses Gebietes nicht von so wuchtigen und zerstörenden Wetterkatastrophen heimgesucht, als speziell in den letzten Jahren, in denen sich die Folgen der unüberlegten magyarischen Verwaltungspolitik geltend machten. Der ehemalige Ministerpräsident Baron Banffy machte mit der Verschleuderung und Verwüstung der von den Oesterreichern gepflanzten Staatsforsten den Anfang, indem er dem jüdischen Holzhändler Roeder weite Forststrecken zur Abholzung um ein wahres Linsengericht verkaufte. Seit fünfzehn Jahren schreitet die Wäldervernichtung unaufhaltsam vorwärts, wodurch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse ungünstig beeinträchtigt wurden und die Flußläufe allmählich versandeten. In sträflichem Leichtsinn unterläßt die ungarische Regierung jegliche Vorbeugungsmaßregel, wozu in erster Linie die sofortige Einstellung der Walddevastation zu rechnen wäre.

Wir haben in Bayern und im Reiche in Beziehung auf den Wald keine magyarische oder amerikanische Mißwirtschaft und darum auch keine elementaren Verheerungen von dem Umfange und der steten Wiederkehr der oben geschilderten zu verzeichnen. Aber wir haben, soferne uns unser engeres Vaterland teuer und wirtschaftlich wertvoll ist, die Pflicht und Aufgabe, der Gefahr derartiger Katastrophen rechtzeitig vorzubeugen: den Wald zu schützen und zu erhalten. Wir dürfen und sollen die mit der Latifundienbildung verknüpfte Aufforstung des seit Jahrhunderten von der Landwirtschaft okkupierten fruchtbaren Bodens beklagen und bekämpfen; wir sollen aber ebenso, oder noch vielmehr der weiteren Verminderung des Waldareals entgegenarbeiten und zugleich die Beforstung des wenig fruchtbaren und für den Ackerbau unrentierlichen Bodens begünstigen. Die richtige Bewaldung[3]) bedingt mit die Fruchtbarkeit des ganzen Landes, wie dessen Entwaldung seine Sterilität erzeugt. Es liegt einige Uebertreibung, aber auch eine ernste Wahrheit in dem Worte: Mit den Wäldern verschwinden die Menschen.

[3]) Daß eine rationelle Waldwirtschaft auch in finanzieller Hinsicht ein Segen für das Land ist, zeigt das Ergebnis der bayerischen Staatsforstverwaltung, die nach den Angaben des Finanzministers v. Breunig in der Kammersitzung vom 29. September für die gegenwärtige Finanzperiode mit einer Mehreinnahme von 7—8 Millionen Mark gegenüber dem Voranschlag rechnen kann. Anm. d. Red.

Ewige Erntefeier.

In weher Trauer weint mein Glück
Und blickt' zur Erde nieder.
O trauernd Glück, heb' deinen Blick
Und blick zur Ferne wieder!
Siehst du das schöne Aehrenfeld?
Es liegt weit über Zeilen,
Dort blüht, o Glück, die sel'ge Welt,
Dort leuchten Ewigkeiten.

Eugen Mack.

Ein Hochfest der Kunst.

Von Franz Rupp, Heidenburg-Trier.

„Er hat sie vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern." Röm. 8, 29.

Kunst, du edle Blüte der Kultur! Du himmlische Freudespenderin, du beglückende Zauberin, die mit ihrem goldigen Strahlenscheine das Leben der Menschheit verklärt, sein Dunkel bannt! Vom Künstler gilt, was vom Dichter gesagt wird:

„Es soll der Sänger mit dem König geh'n,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höh'n!"

Ein Hochfest der Kunst feiern wir in diesen Tagen: das Fest Allerheiligen. Wenn wir da aufschauen zu jenem unzählbaren Heere von Heiligen aller Völker und Stämme, aller Geschlechter und Lebensalter, aller Stände und Berufe: dann schauen wir auf zu ebensovielen Künstlern, zu ebensovielen Kunstwerken. Den Künstler und Kunstwerk ist in ihnen vereint. Und gottbegnadet ist diese Kunst: Gott ist der Mäcen, dessen offene Hand ihr Kunststreben befruchtete.

Also Künstler? Kunstwerke? Ja. Denn sieh: Sind sie nicht wie Gemälde, wie Bildsäulen eines anderen? Jenes, der von sich sagte: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben?" „Er hat sie vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern." Sieh die heldenhafte, blutüberströmte Martyrerschar: Sind sie nicht wie Bildnisse des Weltheilandes im blutigen Schweiße, des Schmerzensmannes auf seinem furchtbaren Leidenswege? Sieh den großen Zug der Päpste, Bischöfe, Priester: Sind sie nicht Darstellungen des Herrn, des Herrn als Lehrer, als Priester, als guter Hirte, als Beter, als Wohltäter der Armen, Kranken, Verlassenen? Die heiligen Beichtiger: Stellen sie nicht in hundert und tausend Kopien dar, wie der Herr zu den armen Sündern so gut gewesen?

Und eine herrliche Lobrede ist das Leben der Heiligen Gottes, ein Panegyrikus auf Gottes Schönheit, Größe und wunderbare Macht, eine rührende Dankrede auf Gottes Güte und Erbarmen, eine sieghafte Refutation dieser Welt und ihrer lockenden Lügen.

Ein Preisgesang auch sind sie von wunderbarer Innigkeit, mit keinem irdischen Liede auch nur vergleichbar. Vieltausendstimmig ertönt er, aber in reinster Harmonie, jede Stimme anders, und doch alle gleich: „Sie sangen wie ein neues Lied vor dem Throne." Apoc. 14, 4. Da lebte einst ein Ignatius, ein Ritter, ein lustiges Blut. Er wird verwundet. Er liest. Keine Rittergeschichten, sondern der Originalität halber einmal Heiligenleben. Eine komische Situation! Hahaha! Aber das Lächeln verschwindet ob des herrlichen Wohlklanges, der ihm von diesen Blättern ins Herz klingt. Diese Musik der Tat läßt ihn nicht mehr los, dieser Wohlklang klingt zeitlebens nach. Der ganze, unübersehbare Chor der Auserwählten, ist er nicht wie ein gewaltiger Pilgerpreisgesang, ähnlich wie jener Richard Wagners:

„Beglückt darf nun dich, o Heimat, ich schauen
Und grüßen froh deine lieblichen Auen,
Nun laß ich ruh'n den Wanderstab,
Weil Gott getreu ich gepilgert hab.
Der Gnade Heil wird dem Sünder beschieden,
Er geht einst ein in der Seligen Frieden,
Vor Höll' und Tod ist mir nicht bang,
Drum preis' ich Gott mein Leben lang.
Alleluja! In Ewigkeit!"

Wahrhaftig: Kunstwerke seid ihr, ihr Heiligen Gottes, und Künstler, und euer Fest ein Festtag der Kunst: der himmlischen, der göttlichen und darum einer Kunst, die erhabener ist als jede irdische Kunstform.

Denn woraus bildet der Bildhauer seine Statue? Aus kaltem, totem Marmor. Wir bewundern ihn: denn er versteht es, des Marmors sprödes Korn „zu beleben". Ist es nicht, als spräche der Mund zu dir? Als wohnte Trauer hinter dieser weißen Stirne? Als schaute dieses edle Auge sehnsüchtig in weite Ferne? Ja, er ist ein großer Künstler, denn es ist so, als ob . . . . . Und der Maler! Die Farben dieser Erde nimmt er in seinen Dienst, und er weiß sie zu beleben, mehr noch fast, wie der Bildhauer. Alles, was nur in einem menschlichen Antlitz wohnen mag, das sprechen seine Köpfe aus. Es ist, als ob . . . . Darum spielt Illusion in der Kunst eine so große Rolle, zu deutsch „Täuschung". Wie ganz anders aber in der himmlischen Kunst der Heiligen! Der Stoff, den sie formen, ist das warme, weiche, lebendige, des Höchsten und des Tiefsten fähige Menschenherz: ihr eigenes. Hier gibt es nicht Illusion, Täuschung, sondern edelste, offenste, unbedingteste Wahrheit. Und Wahrheit ist das erste Kunstprinzip. Hier ist der Stoff dem Künstler nicht fremd, sondern sein innerstes, reichstes, kostbarstes Eigentum. Soweit also das Leben das Leblose überragt, soweit überragt die Kunst der Heiligen die Kunst dieser Erde. Oder ist es nicht so?

Und ihr Modell? Es ist die menschgewordene Erbarmung Gottes, von der gesagt wurde: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe", es ist ferner seine geliebte Mutter, unsere liebe Frau. Von diesen Modellen wandten die Künstler ihr betrachtendes Auge nicht ab, stets ging es von sich zu ihnen hinüber und herüber, und dann setzten sie den Meißel an, bis von ihren Herzen die Marmorstücke der irdischen Gesinnung absprangen und schon die süßen Züge ihrer Vorbilder in ihren Konturen hervortraten. „Er hat sie vorher-

bestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden." Und dann begann eine mühevolle, jahrelange, aber wahrhaft beseligende Kleinarbeit, ein Feilen, Polieren, Glätten, auf Grund nie endender frommer Betrachtung. Unverdrossen schauten sie auf ihr wunderbares Urbild hin und übertrugen das fromm und froh Geschaute in nie rastender Bemühung auf das Kunstwerk ihres Lebens. Ein heiliges, nie verlöschendes Feuer glühte in Augen und Herzen, eben jenes, das ihr Ideal auf die Erde gebracht, „damit es brenne". Ich weiß es wohl, auch die irdische Kunst hat tausendmal dasselbe himmlische Urbild sich gewählt: dann aber hat sie auch ihre Kulmination erstiegen.

Und welches ist das Schicksal irdischer Kunst? Wohl mag ja mancher Heldensang durch die Jahrhunderte fortklingen von Mund zu Mund, von Blatt zu Blatt, aber die Regel ist es nicht. Auf leichtbeschwingten Flügeln des Hauches schwebt das Kunstwerk der Rede, des Liedes, der Musik dahin. Kaum gesprochen, gesungen, erklungen: verklungen. Die Sekunde, die sie gebar, sieht sie auch sterben. Und das Bild, das Gemälde? Wird es nicht auch ein Opfer der Zeit und ihres berühmtes Zahnes? Nicht ein Opfer des Raubes, des Vandalismus, der Elemente, die das Gebild der Menschenhand hassen? Wie ganz anders die Kunstwerke Gottes! In Ewigkeit zieren sie die weiten, hohen Hallen des Himmelreiches, in nie verblassender Schönheit.

Sieh, mein lieber Leser, du magst die Kunst der Heiligen in bezug auf Material, Modell oder Dauer mit irdischer Kunst vergleichen: soweit Ewigkeit diese Zeit, soweit der Himmel diese Erde, soweit das Leben den Tod, soweit der Schöpfer das Geschöpf überragt, soweit überragt die heilige Kunst die Erdenkunst.

Und du? Möchtest du nicht auch Kunstjünger werden? Vielleicht sammelst du Kunstdarstellungen, zernagte, zerstückelte Darstellungen aus früheren Kunstepochen, freust dich, wenn auch nur ein kleines Böglein daran sich gotisch spitzt: ich schelte dich nicht. Fahre fort, aber es kann — so meine ich — nicht dabei bleiben, es kann nicht ausbleiben, daß auch du ausübender Künstler werdest, denn auch du besitzest ein warmes, herrliches Herz, der Kunstbehandlung fähig und würdig, tausendmal mehr als Holz und Stein. Wer aber die Stimme dieser Kunst nicht vernimmt, wahrhaftig, der ist im entwürdigendsten Sinne „ein Barbar, er sei auch, wer er sei", ein Angehöriger der gebildeten Stände, ein Kunstfachmann, ein Preisrichter in Kunstsachen, ein Fürst oder König. So wende dich an den himmlischen Mäcen — er wendet jedem, hörst du, **jedem** seine Gunst zu — damit auch du einst zu den Kunstwerken gehörst, mit denen der Herr seinen Himmelssaal zu schmücken beschlossen.

Zur geistlichen Schulaufsicht.

Noch eine Ergänzung. Von Wilhelm Hagen.

Ein Bayer und zwei Preußen haben von geistlicher Seite zur „Verständigung" zwischen Klerus und Volksschullehrerstand das Wort ergriffen. Vielleicht ist da eine kurze Ergänzung von einem Schwaben auch noch am Platz, **denn bei uns haben Regierung und Landstände mit der geistlichen Schulaufsicht tabula rasa gemacht.** Die Neuregelung der Schulaufsichtsfrage ist im wesentlichen nach Richtlinien erfolgt, wie sie in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 38 Herr Volksschullehrer Seither als wünschenswert vom Lehrerstandpunkt aus zeichnet.

Die Bezirksschulaufsicht ist fachmännisch. Zugänglich ist sie für Lehrer, Theologen und Philologen durch die Pforte eines Examens, das vier- bis fünfsemestriges akademisches Studium voraussetzt und mindestens zweijährige praktische Tätigkeit im Volksschuldienst. Eine örtliche Schulaufsicht durch Geistliche im Sinn einer Aufsicht über Lehrpersonal und Lehrbetrieb ist völlig beseitigt. Den Wünschen des Lehrerstandes ist also in der Hauptsache entsprochen. Der Kirche wurde außer der Leitung des Religionsunterrichts von der ganzen Schulaufsicht ein magerer Knochen belassen. Der Himmel aber, möchte man meinen, wäre jetzt heiter, so daß das „rückhaltslose Vertrauen und herzliche Eintracht", die das Verhältnis zwischen Geistlichen und Lehrern auszeichnen sollen, gedeihen könnten. Ist es nun wirklich so?

Die Entfremdung unter den alten Verhältnissen ist tief gedrungen. Der Liberalismus verschiedenster Art hat starken Zuzug aus Lehrerkreisen. Wir haben einen, sagen wir, rötlichen „katholischen Lehrerverein", der die weitaus überwiegende Mehrzahl der Lehrer umschließt und den Nachwuchs fast ganz aufsaugt. Die Lehrersektion des „Katholischen Schulvereins der Diözese Rottenburg" hat konservative Tendenzen.

Man mag nun im allgemeinen den Eindruck bekommen, daß gegen früher mehr ein gewisses „schiedlich-friedlich" sich herausbilde zwischen Klerus und Lehrerstand, besondere gegenseitige Sympathien sieht man aber noch nicht vielseitig zum Ausdruck kommen. Und ein Ereignis neuester Zeit muß auf seiten des Klerus einen bedenklichen Eindruck machen. Es ist die letzte Vorstandswahl des Katholischen Lehrervereins. Gewählt wurde fast einstimmig der bisherige Vorstand. Bei einer früheren Wahl vereinigte ein anderer Herr eine nicht unbedeutende Stimmenzahl auf sich.

Nun ist der jetzige Vorstand früher ein enragierter Vorkämpfer gegen die geistliche Schulaufsicht gewesen; und seine antiklerikale Ader ist noch nicht versiegt. Das Vereinsorgan, dessen Schriftleiter der betr. Herr ist und das sich — man muß es anerkennen — sonst kräftig emporgearbeitet, führt andauernd den Beweis dafür. Zum Beispiel enthielt es über das „Magazin für Pädagogik", das Organ des katholischen Schulvereins, vor nicht langem die Zensur: es müsse vor jedem Vikar auf dem Bauche rutschen — eine Redewendung, geeignet, inferiore Instinkte zu wecken. Solche Töne lassen sich nicht auf Friedensschalmeien blasen und für eine Friedenspfeife ist das zu gebeizter Tschibuk. Und ein Verein, der den Leiter eines Organs, das eine solche Sprache führt, zum Vorstand sich erkürt, einstimmig erkürt, der wird sich nicht beklagen dürfen, wenn man an die irenische Stimmung seiner Mitglieder dem geistlichen Stande gegenüber nicht glauben mag.

Und der Zweck dieser Ergänzung „Zur Verständigung"? — Etwas Wasser in den Wein der in den früheren Ausführungen gehegten Hoffnungen zu gießen, als bedeute die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht den Beginn „rückhaltslosen Vertrauens und herzlicher Eintracht" zwischen Klerus und Volksschullehrerstand. Wer mit einem kräftigen Tropfen liberalisierenden Oeles gesalbt ist, für den wird der „Schwarzrock" noch keine Attraktion, wenn er in ihm auch nicht mehr seinen „Aufseher" sehen muß.

Unsere katholischen Studentinnenvereine.

Von Christian Pfeufer, München.

Die grundsätzlichen Bedenken gegen das Frauenstudium, die noch vor wenigen Jahren bei uns in Deutschland den Frauen den Zugang zur Hochschule versperrten, sind heute größtenteils überwunden. Nachdem einmal der praktische Versuch gemacht war, konnten sie nicht mehr als allgemein richtig und stichhaltig aufrechterhalten werden. Auch auf katholischer Seite hat man endlich die anfängliche Zurückhaltung gegenüber der neuen Bewegung aufgegeben. In Wort und Schrift wird heute bei jeder Gelegenheit darauf hingewiesen, daß unsere weibliche Jugend nicht mehr länger zurückstehen dürfe, wenn wir nicht von vornherein eine Ausschaltung der katholischen weiblichen Kräfte im öffentlichen Leben, besonders in der Schule, verschulden wollen: Der Erfolg dieser Aufklärungsarbeit ist unverkennbar: Vor 5 Jahren, als Preußen den Frauen die Tore der Universität öffnete, machten die Katholikinnen kaum 9 Prozent der Gesamtzahl der Studentinnen aus, heute ist die Zahl bereits auf 18 Prozent gestiegen, allerdings ein verhältnismäßig immer noch recht niedriger Prozentsatz, der aber hoffentlich auch in Zukunft stetig zunehmen wird.

Aus der Erkenntnis der schweren Gefahren heraus, die der jungen Studentin drohen, wenn sie unvermittelt, wie es meist geschieht, vom Elternhaus zur Universität kommt und sich in der Großstadt auf sich allein gestellt sieht, wurde bald der Ruf nach katholischen Studentinnenvereinen laut (siehe z. B. „Allgemeine Rundschau" 1912, Nr. 13 „Zur Frage der Gründung von katholischen Studentinnenvereinen"). Im Wintersemester 1911/12 wurde der erste derartige Verein ins Leben gerufen und seitdem wächst ihre Zahl fortwährend. Den beiden ersten Vereinen Winefreda-Münster und Hrotsvit-Bonn folgte im Sommer 1912 Viadrina-Breslau. Im letzten Wintersemester wurde in Berlin der Verein Mechtild, in München Hadwig gegründet. Hrotsvit und Hadwig sind zum Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands (K. V.) in ein Freundschaftsverhältnis getreten (vgl. „Allgemeine Rundschau" 1912, Nr. 32 „Studentin und Student"). Der Vorteil dieser Maßnahme liegt vor allem darin, daß die Vereine ihre Mitgliederverzeichnisse, sowie Berichte über ihre Veranstaltungen und Erfolge usw. im Verbandsorgan veröffentlichen, dadurch in weiten Kreisen bekannt werden und Verständnis und Förderung ihrer Bestrebungen finden. Uebrigens wird durch diesen Anschluß an einen großen Verband die Bewegungsfreiheit der einzelnen Vereine nicht im geringsten beengt. So hat sich Hrotsvit, unbeschadet ihres Freundschaftsverhältnisses zum K. V., mit den Vereinen Winefreda, Viadrina und Mechtild zu einem „Kartellverband katholischer Studentinnenvereine Deutschlands" zusammengeschlossen. — Erwähnt sei noch, daß der älteste Verein Winefreda im letzten Semester eine so große Anzahl von Mitgliedern aufwies, daß eine Teilung in zwei Vereine nötig wurde.

Freilich ist die Beteiligung nicht überall so rege. Um so mehr muß darauf hingearbeitet werden, daß alle gebildeten Katholiken sich klar darüber werden, von welch hervorragender Bedeutung solche Vereine sind, und zwar nicht nur als Schutz für unsere studierende weibliche Jugend, sondern auch, ganz ebenso wie die katholischen Studenten-

korporationen, als Abwehr gegen die Zurücksetzung und Ignorierung der Katholiken im öffentlichen Leben überhaupt.

Mit dem Eintritt in einen Verein hat die katholische Studentin Gewähr dafür, sofort Anschluß an gleichgesinnte Kommilitoninnen zu finden, mit ihnen bei geselligen Zusammenkünften und gemeinsamen Ausflügen, aber auch manchmal in ernsten Beratungen über Vereinsangelegenheiten freundschaftlichen Verkehr pflegen zu können. Die älteren Vereinsschwestern, die bereits längere Zeit an demselben Orte studieren, sind den jüngeren durch Vermittlung von einwandfreien Wohnungen behilflich. Bei aller persönlichen Freiheit herrscht doch eine gewisse Kontrolle, daß die Vereinsmitglieder ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen. Durch wissenschaftliche Vorträge einzelner Mitglieder wird den andern ein Einblick in die verschiedensten Wissenszweige geboten.

Zu diesen persönlichen Vorteilen kommt noch ein weiterer Punkt, dessen Wichtigkeit nicht zu unterschätzen ist: Die Mitglieder der katholischen Studentinnenvereine treten öffentlich als Katholikinnen auf, z. B. durch Teilnahme an der Fronleichnamsprozession. Abgesehen davon, daß dadurch vielen anderen ein nachahmenswertes Beispiel von Mut und Charakterfestigkeit gegeben wird, ist ein solches korporatives Auftreten der Vereine auch von großer Wichtigkeit, um den Gegnern zu zeigen, daß wir Katholiken auch noch da sind und nicht übersehen sein wollen.

Mit der Erkenntnis der Nützlichkeit und Notwendigkeit unserer katholischen Studentinnenvereine ergibt sich ohne weiteres für alle Katholiken die unabweisbare Pflicht, diese Vereine zu unterstützen und zu fördern, das heißt mit Wort und Tat für sie einzutreten und bei jeder Gelegenheit für sie zu werben. Den für das männliche katholische Studententum längst anerkannten und verwirklichten Organisationsgedanken der neuen Zeit entsprechend auch auf das andere Geschlecht auszudehnen und ihm zur Anerkennung zu verhelfen, ist Aufgabe der nächsten Zukunft.

„Und deyn gantzes Leben sey Wie ein schöner Tag im Mai!"

Skizze von J. Damrich, Dillishausen.

Mein Weg führt mich heut seitab vom Straßenlärm in ein vergessenes Stück Kleinstadt inmitten der großen Stadt. Das Gäßlein eng, rechts eine endlose hohe Gartenmauer, drüber schwerrote Gehänge wilder Reben fluten und uralte Kastanienbäume ihr Geäst tief hereinhängen lassen. Auf der anderen Seite ein Winkelwerk kleiner wackeliger Häuschen, an den niederen Kreuzstöcken wankt letzte schreiende Pracht von Geranienflor. Aus einem Stübchen das weiche Rollen eines Kanarienvogels, und — Stille. . . . Ein schöner Spätherbsttag mit kühlblauem, klarem Himmel und durchs Herz zieht die feine Schwermut der Allerseelenzeit.

Wer nicht selbst Sammler ist, versteht nicht, was mich heut in das entlegene Gäßlein führt. Mein Freund — weiß Gott, wie er dahinter kam, — hat mir zugesteckt, auf Nummer 59½ hat eine alte Frau Stammbücher, natürlich aus grauester Vorzeit zu verkaufen. Stammbücher! Das vielbegehrte Objekt für den Altertumsfreund und wahrhaftig eines der interessantesten und liebenswürdigsten! Welch eigener Reiz, diese feinen Blättchen zu durchmustern, dem galanten Geplauder, dem verhaltenen Liebesgestammel toter Zeiten und Menschen zu lauschen! Und weißt du zwischen den Zeilen zu lesen, so lassen sich ganze Romane zusammenspinnen und -träumen.

Ich ziehe den blankmessingenen Glockengriff. Ueber den Fensterspiegel droben huscht ein Schatten, das Schloß wird aufgezogen. Eine ausgetretene ächzende Treppe. Oben empfängt mich eine Greisin, weißhaarig, gebeugt, trotz der ärmlichen Kleidung etwas eigen Vornehmes in dem feingefurchten Antlitz.

Ich stelle mich als den Herrn vor, der sich für die Stammbücher interessiert.

„Ach so . . . ja . . ., die Sachen haben nämlich für uns keine Bedeutung mehr. Freilich einem Händler möchte ich sie nicht überlassen, es ist doch . . ."

„Gewiß alte Familienstücke, gnädige Frau?"

„Fräulein, wenn ich bitten darf, die Bücher gehörten einer Verwandten von mir."

„Dürfte ich mal sehen?"

„Bitte, wollen Sie eintreten!"

Eine niedere, altmodisch tapezierte Stube, kleine, mit dicken, schneeweißen Gardinen verhängte Fenster, in der Tiefe des Zimmers dämmern ein paar vergilbte Kunstvereinsstiche und altväterische Oelporträts.

Da liegen die Stammbücher vor mir auf einem Fenstertischchen. Das Sammlerinteresse ist hochgespannt, aber zunächst fast enttäuscht. Das ist höchstens Biedermeier, übrigens in der Stammbuchkunst doch noch „gute Zeit". Eigentlich hat man heute gerade für Biedermeiersachen ein besonderes Faible.

Wonnevolle Augenblicke, nimmt man so ein selbstentdecktes Stück zum erstenmal mit andächtigen Fingern her! Das Etui ledergepreßt, tüchtige alte Handwerksarbeit. Ich ziehe an dem rosa Seidenband — da liegen die Blättchen, ein letztes Duften feinen Parfüms weht daraus und — Stimmung! Die Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm". Da! Prächtig! Auch Zeichnungen, allerliebste Malereien sind eingestreut, Herzchen, Blumen, Amoretten, elegische Landschäftchen mit Urnen und Trauerweiden. . . .

Schnörkelige Schriften und dann wieder unbeholfene oder charaktervoll eckige, alle aber schon reichlich verblaßt und der Inhalt — immer und immer der gleiche: Das Hohelied der Liebe, Treue, Freundschaft, alles in der überschwenglichen, ein wenig süßlichen und doch so heimeligen Tonart der Biedermeierei.

Da, wie harmlos:

„Die reinste Freud auf dieser Welt gewährt uns die Natur,
Dem Hertzen, welchem sie gefällt, vertraue ohne Schwur."

Und dabei in einer primitiven Landschaft eine kleine Gesellschaft dahinwandelnder Biedermeierherren und weißgekleideter Damen mit den netten Schmachtlocken am Ohr.

Oder ein brennender Opferaltar nebst einem blühenden Rosenstrauch:

„Die wahre Lieb und Zärtlichkeit
Bewährt sich durch Beständigkeit",

oder mit einem Füllhorn voll Vergißmeinnicht und Maiglöckchen:

„Ach mit tausend, tausend Wonne
Schreib ich dieses Wünschchen ein,
Heiter wie die Morgensonne,
Lieblich wie des Mondes Schein
Möge stets Ihr Leben seyn!
Auf ewig Luisens Freund N. N."

Aha, Luise hat sie geheißen!

Ein anderer schreibt neckisch:

„Wenn Ihr Hertze so getreu
Als Ihr Aug voll Schelmerey
O so könnte nichts auf Erden
So getreu erfunden werden."

Ein verliebter Schwärmer:

„In die mitternächtige Stille
Selbst in meinen Traum hinein
Mischt Luisens Bild sich ein."

Stolz geschwungene Schriftzüge deklamieren:

„Noch schmückt der Jugend frische Blüte dich,
Dies tun der Wangen frische Rosen kund,
Dein schöngeformter Purpurmund,
Dein Aug, ach, wie ergötzt das alles mich,
Doch was in dir am schönsten blüht,
Ist mir dein herrliches Gemüt!"

Da steht sie vor mir, als wäre sie aus dem Mahagonirähmchen einer Elfenbeinminiatur getreten, . . . in dem duftig schlichten weißen Kleid, mit dem glattgescheitelten Haar, feine Löckchen an den Schläfen, das gesundfarbige Antlitz mit dem frommen, treuherzig schalkhaften Blick, . . . wie es ein anderer beschreibt:

„Auf deinen Lippen schwebt der Unschuld Lächeln . . .
Teure Freundin, dich umwalle ewiglich der Freude Flug,
Keine Kummerträne falle jemals auf dein Busentuch!"

Wünsche! Ob sie sich wohl erfüllt haben? Sie wird wohl einem der „ewig heißliebenden" Freunde die Hand gereicht haben, und „sie lebten noch viele Jahre herrlich und in Freuden", wie's im Märchen heißt. Da sagt's ja auch ein Verslein mit einer beigelegten etwas verbleichten dunklen Haarlocke:

„Und deyn gantzes Leben sey
Wie ein schöner Tag im Mai!"

Welch liebenswürdige Zeit dieses Biedermeier! Nichts von dem Wüsten, Giftig-rohen, Rastlosen unserer Tage! Wie Heimweh möcht es einen überkommen. Nach jener Zeit voll Frieden, voll harmlosen Schönheitsgenießens. „Wie ein schöner Tag im Mai." Ich sehe Luise im Geist als silberhaariges Großmütterchen und dann — und dann — auch das Sterben jener Generation

war friedlich schön, wie ihr Leben, wie das Verglimmen eines Maientags, und jetzt — ruht sie unter einem längst eingesunkenen Hügel, und eine empfindsame Trauerweide träufelt ihr feines Blätterwerk hernieder, und fromme Maßliebchen blühen wie ein letzter freundlicher Schimmer des in Schönheit verklungenen Lebens, und es kommt etwa ein weißroter Sommervogel, gaukelt hin und wieder . . ., vielleicht die Seele eines Freundes von einst. . . .

Da! Was war das? Ein schrecklicher Laut, unartikuliert und rauh, wie der Schrei eines Raubvogels!

Das alte Fräulein — weiß Gott, ich hatte ganz auf ihre Gegenwart vergessen — lächelt trüb: „Es ist nichts!"

Wie ich in die Tiefe des Zimmers blicke, nach der Richtung, woher der Schrei gekommen, da gewahre ich erst ein Bett, aus dessen tadellosem Weiß zu meinem Entsetzen ein unbeschreiblich häßliches braungelbes Totengesicht mit erloschenen Augen auftaucht.

„Verzeihung! Ich wußte nicht, daß ich in einem Krankenzimmer bin, . . . habe ich wohl die Kranke aufgeweckt?"

„Nein, nein, die Tante hört soviel wie gar nichts und ist seit vielen Jahren blind."

„Grauenhaft! Ist das noch ein Leben?"

„Die Tante weiß nichts von sich und von dem, was um sie vorgeht. Sie ist altersblöd. Mein Gott, wenn es einmal heißt: siebenundneunzig vorüber! Von früher weiß sie noch viel, deklamiert ganze Stellen aus Theaterstücken, wo sie als Mädchen mitgespielt. Vielleicht ist's eine Gnad vom lieben Herrgott, daß sie nichts von sich weiß. Jungfer Luise hat viel Schweres und Bitteres mitzumachen gehabt, und sie hat keinen Menschen mehr auf der Welt, . . . als mich."

„Siebenundneunzig Jahre?"

Das alte Fräulein nickt bejahend.

„Sagten Sie nicht „Tante Luise"? . . . Doch nicht . . .?" ich zeige auf die Bücher vor mir.

Ein trübes Lächeln: „Die Stammbücher sind von Tante Luise."

Die Jugendvereinsbibliothek auf dem Lande.

Von Pfarrer M. Rogg, Kirchhaslach.

Jeder Verein, der sich katholisch nennt, muß mehr Bildungs- als Vergnügungsverein sein, selbst wenn er wie die Kasinos die Pflege des gesellschaftlichen Lebens ganz besonders auf sein Programm geschrieben hat. In erhöhtem Maße gilt dieses von all unseren Jugendvereinen, auch von denen auf dem Lande. Bei uns in Bayern kommen fast ausschließlich in Betracht die katholischen Burschenvereine, welche im letzten Jahrzehnt einen unverhofften Aufschwung genommen haben. Die Statistik für 1912 zählte 529 Vereine mit 14 825 ordentlichen und 8609 außerordentlichen Mitgliedern. Die einzelnen Vereine sind in Diözesanverbänden und in einem gemeinsamen Landesverband stramm organisiert, verfügen über ein gut redigiertes Vereinsorgan „Burschenblatt" (Auflage 17500) und haben einen eigenen Landessekretär mit dem Sitz in Regensburg angestellt.

Diesen Burschenvereinen obliegt nicht in gleichem Maße soziale Fürsorge, wie etwa den Gesellenvereinen, die sich um den in die Welt hinausgeworfenen Gesellen annehmen, ihn auf der Wanderschaft unterstützen, ihm das Elternhaus soweit möglich ersetzen sollen. Desto mehr müssen jene den Bildungsgedanken zum Fundament des Vereinsstrebens machen mit um so größerem Eifer, da die Bildungsgelegenheiten auf dem Lande seltener sind als in der Stadt. Außer Theaterspiel, auf dessen Hebung und Veredlung durch eine zentrale Beratungsstelle hingearbeitet wird, außer Vorträgen und Fortbildungskursen wird dem genannten Zweck besonders die Anregung und Gelegenheit zu guter Lektüre dienen. Daher gehört zu jedem Jugendverein eine Bibliothek.

Eine Volksbibliothek im Orte macht eine Vereinsbibliothek nicht überflüssig, am wenigsten für die männliche Jugend. Viele junge Leute, gerade auch auf dem Lande müssen erst kräftig animiert werden, daß sie überhaupt etwas lesen wollen. Anregungen zum Lesen und zum guten Lesen können im Verein wirksamer gegeben werden, wenn eine eigene Bibliothek vorhanden ist; der Appetit nach ganz bestimmten Büchern kann gereizt werden, die Vorträge können sich auf die vorhandenen Bücher beziehen oder Anlaß zur Anschaffung neuer Bücher geben, damit diese zur Befestigung und Ergänzung des gesprochenen Wortes dienen. Eine Vereinsbibliothek kann am besten dem Bedürfnis und Geschmack dieser bestimmten Lesergruppe Rechnung tragen, daß die zusagende Lesekost nicht unter einen Haufen wenig interessierender Bücher verschwindet.

Vereinsbibliotheken können für den betreffenden Leserkreis Idealbibliotheken sein, sind es freilich in zahlreichen Fällen nicht. Vielmehr sind sie oft Zufallsprodukte, deren Zusammenstellung nicht durch planmäßige Auswahl aus dem Besten der ganzen Literatur mit Rücksicht auf das Bedürfnis der zu erwartenden Leser, sondern durch eine Art Brockensammlung bei einer oder einigen Privatbibliotheken erfolgt ist. Die Bibliothek sollte nichts kosten und litt daher von Anfang an Bleichsucht und — Altersschwäche. Ob nicht manche Vereinsfahne mit 50 oder 100 Mark Ersparnis ihrem Zweck auch noch vollständig genügt hätte und ob nicht diese 100 Mark in die Bibliothek angelegt mehr Zins hätten tragen können? Die Frage, woher die Mittel für die Bibliothek zu nehmen seien, ist sicher zu lösen, wenn nur die Ueberzeugung vom Nutzen einer solchen Bibliothek erst recht durchgedrungen ist. Mehr Schwierigkeit bereitet die andere Frage: Welche Bücher gehören gerade in diese Bibliothek hinein?

Für die katholischen Burschenvereine, die Organisation unserer ländlichen Jugend, wäre wohl zunächst die Antwort zu geben: Stellt solche Bücher ein, welche den Idealen dienen, die ihr auf eure Fahne geschrieben habt. Diese vier freundlichen Sterne, die wegweisend leuchten über dem Büchermeer, sind die Vereinsideale: „Glaube und Sitte", „Heimat- und Vaterlandsliebe", „Berufstüchtigkeit", „Frohsinn und Scherz". Um das Bewußtsein von vornherein recht lebendig zu erhalten, daß die Bücher der Vereinsbibliothek einen höheren Zweck haben sollen als nur Instrumente zu sein, mit denen man auf relativ unschuldige Weise seine freie Zeit totschlagen kann, seien die folgenden konkreten Vorschläge unter diese vier idealen Gesichtspunkte gruppiert, obwohl die Einteilung nach den literarischen Gattungen eine leichtere wäre. Interesse an solchen Detailvorschlägen, die für die Praxis von unmittelbarer Bedeutung sind, dürfte nicht bloß jeder gegenwärtige und zukünftige Präses eines ländlichen Jugendvereins haben, sondern auch die maßgebenden Faktoren anderer Jugendvereine, denen ein Teil der genannten Bücher die gleichen Dienste tun, sowie alle, welche der ländlichen Wohlfahrts- und Jugendpflege freundlich gegenüberstehen.

Glaube und Sitte, ererbt von den Vätern, muß von der heutigen Landjugend erworben werden, nicht bloß um sie zu besitzen, sondern auch um sie zu verteidigen. Fast jeder katholische Verlag hat in den letzten Jahren ein Buch herausgebracht, das an die männliche Jugend appelliert. „Helden der Jugend; biblische Vorbilder für Jünglinge" von P. H. Klug (Dülmen, Laumann). Der Titel ist ansprechender als der Stil der Ausführung, regt mehr den Jugendprediger als die Jugend an. „Die Jünglinge des Alten Testamentes" von Dr. A. Fäh (Einsiedeln, Benziger), ein psychologisch feines Büchlein, dessen Feinheit sich der Mehrzahl der Landjugend wohl nicht erschließt. Sicher empfehlenswert sind „Vorwärts! Aufwärts!" von P. C. Muff (Einsiedeln, Benziger) und „Des Jünglings Weg zum Glück" von E. Huch (Freiburg, Herder). Besonders empfohlen sei, weil am wenigsten doktrinär, am lebendigsten aus unserer Zeit und aus der Jugend herausgeschrieben „Im Reich des Gottessohns" von Dr. Schwab (Donauwörth, Auer, ℳ 2.50). Auch die Ausstattung des Buches wirbt um die Jugend. Feurige Beredsamkeit atmen die „Weckrufe an die moderne Jugend" von W. Dederichs (Einsiedeln, Benziger, ℳ 1.60). Alban Stolz wäre der Jugend sicher kein langweiliger Prediger, doch geht er nicht selten über den geistigen Horizont der Jugend hinaus. Vom Schönsten, das er geschrieben hat, besteht eine rückhaltlos zu empfehlende Auswahlsammlung „Edelsteine aus reicher Schatzkammer" von H. Wagner (Freiburg, Herder, ℳ 2.40). „Das Dorf in der Himmelssonne" von H. Mohr, das auch in protestantischen Kreisen lebhaftes Interesse gefunden hat, dürfte der ernsteren Dorfjugend willkommen sein (Freiburg, Herder, ℳ 2.—).

Lebendiger Besitz des Glaubens schafft den Willen zu seinem Bekenntnis und zu seiner Verteidigung. Waffen gegen moderne Angriffe müssen aber noch eigens geliefert werden. Eine Zusammenstellung der zu meist erhobenen Einwände und eine kräftige Abwehr derselben findet sich in „Waffen gegen die Feinde der Wahrheit" von Dr. R. Klimsch (Klagenfurt, St. Josephbücherbruderschaft, ungeb. 0.60 ℳ). Für Industriegegenden, wo mehr Angriffe zu befürchten sind, dürfte geeignet sein „Modernes Abc" von P. Brors (Butzon & Bercker, Kevelaer ℳ 1.50). Die besten Dienste leistet die „Apologetische Volksbibliothek" des katholischen Volksvereins, nicht dann, wenn man die beiden Bände derselben in die Bibliothek aufnehmen wollte, sondern durch Aufnahme jener Heftchen (à 5 Pf.), welche eine Abwehr gegen die in der betreffenden Gegend am meisten kursierenden Einwände enthalten, unter Ausschaltung jener Nummern, welche Fragen behandeln, mit denen sonst niemand den Kopf der Jugend heiß macht.

Kirchengeschichte wäre ein dankbares, leider nicht übermäßig gut bebautes Gebiet für unsere Vereinsbibliotheken. Als Gesamtwerk kommt am ehesten in Betracht „Kirchengeschichte" von Rolfus (Freiburg, Herder, ℳ 7.50) und die „Geschichte der Päpste" von P. A. Hamerle, welche von der St. Josephbücherbruderschaft in drei mäßig großen, reich illustrierten Bänden herausgegeben wurde. Von den Jahrhunderten der Verfolgung erzählt der reiferen Jugend P. Werner in „Das christliche Altertum in Kampf und Sieg" (Herder, ℳ 2.40). Ein interessantes Einzelbild aus der Christianisierung Deutschlands ist „Bonifatius" von J. Nießen (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, ℳ 1.70). Wo Anlaß gegeben ist, Aufklärung über die „Reformation" in Deutschland zu verbreiten, tut gute Dienste „Luther und das Luthertum" von A. Weber (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz ℳ 1.70).

Aus der neuesten Kirchengeschichte weckt das meiste Interesse die Geschichte der katholischen Missionen, die vielfach auch Martyrergeschichte ist. Die Literatur darüber mehrt sich nicht bloß, sondern hebt sich auch.

Ein anschauliches Bild der unsagbaren Strapazen unserer Missionäre in den verschiedenen Zonen bietet Dr. R. Klimsch „Vom ewigen Eis zum ewigen Sommer“ (St. Josephbücherbruderschaft, ℳ 1.50). Missionärleben im dunklen Erdteil „Unter den Schwarzen am Kongo“ von Allaire (Herder, ℳ 2.20). Da die Blicke so viel nach Japan gerichtet sind, interessiert besonders „Die Franziskaner in Japan einst und jetzt“ von P. Böhlen. Dieses ist das 13. Bändchen der Missionsbilder „Aus allen Zonen“, welche die Franziskaner in der Paulinusdruckerei erscheinen lassen (Trier, jede Nummer geb. ℳ 0.80). Sehr hübsch und brauchbar sind die Heftchen „Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfeld“, dargeboten von den Oblaten der unbefleckten Jungfrau, z. B. 1. Bändchen „Gehet hin und lehret alle Völker“ von J. Wallenborn, 3. Bändchen „Ernstes und Heiteres aus unseren Volksmissionen“ von M. Kasiepe, 6. Bändchen „Was ein jeder für die Mission tun soll“, 7. Bändchen „Stille Helden“ von J. Rosenbach (Fuldaer Aktiendruckerei, à ℳ 0.30). „Opferleben und Opfertod“ von H. Wegener (Steyl, ℳ 1.50) bietet 12 Missionärsleben des letzten Jahrhunderts, die mit den schauerlichsten Martyrien schlossen, kommt aber für unseren Zweck weniger in Betracht, weil sämtliche zwölf Martyrer Franzosen waren und die Martyrien zu parallel verlaufen, so daß der jugendliche Leser schließlich ermüdet. Dem Bedürfnis nach reicher Abwechslung kommt weit besser entgegen das neueste Buch von A. Huonder S. J. „Bannerträger des Kreuzes“ (Freiburg, Herder, ℳ 3.20). Nach Sibirien und zu den Sioux, nach Chile und China, in die Mongolei und zu den Wilden Ozeaniens tragen diese katholischen Missionshelden das Kreuzesbanner.

Für das Heilige Land und für Rom soll unsere Jugend Interesse haben. Eine Wallfahrt ins Heilige Land erzählt warm und anregend Domanig in seinem „Hausgärtlein“ (St. Josephbücherbruderschaft ℳ 1.10). Das klassische Palästinawallfahrtsbuch für das katholische Volk ist „Besuch bei Sem, Cham und Japhet“ (Freiburg, Herder, Volksausgabe, ℳ 2.20), wie es für die Gebildeten Bischof Kepplers „Wanderungen und Wallfahrten im Orient“ sind. Ueber „Rom“ haben wir ein feines Büchlein von A. Osen (Wien, Kirsch, ℳ 2.60), das auch noch die reifere Jugend interessieren wird; vielleicht meint einer, es sei fast zu fein für gröbere Finger.

Aus der schönen Literatur mit religiösem Leitmotiv sind für die Bibliothek willkommen „Ben Hur“ von L. Wallace (Regensburg, Habbel, ℳ 2.—) und wohl auch „Quo vadis“? aber nur in der Ausgabe, die bei Habbel erschienen ist, wie auch Wisemanns „Fabiola“ (à ℳ 2.—). Auch ein Band der „Katakombenbilder“ von A. de Waal oder „Die Martyrer von Lyon“ von J. A. Cüppers (Köln, Bachem, ℳ 3.—) dürften dankbare Leser finden.

Durch das Kirchenjahr mit seinen Heilstatsachen, religiösen Aufgaben und himmlischen Gnaden wird die Bibliothek nicht mit einem Lehrbüchlein führen — zur Belehrung ist Goffine und Sonn- und Festtagspredigt da — aber Konrad Kümmels Erzählungen „An Gottes Hand“ leisten gute Dienste. Seine „Adventsbilder, „Weihnachts- und Neujahrsbilder“, „Fastenbilder“, „Osterbilder“ und „Muttergotteserzählungen“ sind eine köstliche Lektüre für das ganze katholische Volk und daher auch für unsere Landjugend (Freiburg, Herder, à ℳ 2.30). Ebenso können einige der 6 Bände „Sonntagsstille“ oder der 4 Bände „Des Lebens Flut“ eingestellt wurden.

Eine klassische Erzählung für die reifere Landjugend ist „Uli, der Knecht“ von Jeremias Gotthelf, die auch jeder Seelsorger auf dem Lande gelesen haben sollte. Die Reclamausgabe (ℳ 0.40) hat den Schweizerdialekt für den Dialog beibehalten und Erklärungen dazu gegeben. Die Ausgabe bei Hendel (Halle) ist leichter verständlich, weil ohne Dialekt, aber nicht so naturfrisch. „Klaus, der Knecht“ und „Der Besentoni“ von Ludwig Auer (Donauwörth, Auer, à ℳ 0.50) sind kräftige moralische Kost für alle, die solche vertragen können.

„Die Jugend großer Männer“ von Dr. K. Holl (Freiburg, Herder, ℳ 3.—) zeigt unserer Jugend die Jugendgeschichte von vierzig großen katholischen Männern, die in Kunst oder Staatskunst, Wissenschaft oder Heiligkeit Hervorragendes geleistet haben, erzählt von den Kämpfen und Gefahren ihrer Jugendzeit und von den Mitteln, die zum Ziele und zum Siege führten. „Durch eigene Kraft“ von J. Pötsch (Kempten, Kösel, ℳ 4.—) berichtet von Männern, die sich aus einfachen Verhältnissen zur Höhe emporgearbeitet haben.

Unsere Jugendbibliothek wird auch dem Alkoholismus entgegenwirken wollen und eine aufklärende Schrift über die Gefahren desselben einstellen, es müßte denn die taktische Klugheit an einem Orte gebieten, diesen Kampf mehr indirekt zu führen. „Der Morgen“, das Organ des katholischen Mäßigkeitsbundes könnte an die Jungmannschaft herangebracht werden oder zwei Zehnpfennigheftchen mit gesammelten Erzählungen aus dieser Zeitschrift „Im Banne des Verderbens“ und „Bier gefällig?“ (Morgenverlag, Leutersdorf a. Rh.). Ein Hauptmotiv der tüchtigen Erzählung „Die ich rief, die Geister“ von Hans Neunert (Straßburg, Bull, ℳ 2.60) ist die vernichtende Macht der Trunksucht. Eine erschütternde Erzählung über diesen Dämon enthält auch „Heimatacker“ von dem hessischen Bauersmann und Dichter Heinrich Naumann (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, ℳ 1.50). Seine Erzählungen sind aus protestantischem Milieu geschöpft, verletzen aber nirgends den Katholiken und können auch auf katholische Leser sittlich ertüchtigend wirken.

Haben wir noch an die Pflege der Sparsamkeit gedacht etwa mit Fr. X. Wetzels „Sparen macht reich“ (Alber, Ravensburg, ℳ 0.40) oder J. Auffenbergs „Des kleinen Mannes Sparpfennig“ und an die Standeswahl, für die H. Wetzel unter dem die Neugierde weckenden Titel „Rezept für Heiratslustige“ (Alber, Ravensburg, ℳ 0.40) dankenswerte Ratschläge gibt, so haben wir alle religiössittliche Aufgaben berücksichtigt, die der Bibliothek berechtigterweise zugesprochen werden können.

Vaterlandsliebe soll unser Schrifttum in der Jugend wecken, das hat neuestens auch die Hamburger Richtung in der Jugendschriftenkritik ausdrücklich zugegeben, deutlicher als zuvor, gezwungen durch die Polemik mit Kotzde-Scholtz. Das braucht ja kein unechter Hurrapatriotismus sein. Die tiefste Vaterlandsliebe geht, was zumeist übersehen wird, nicht vom Hurra und irgendwelchem historischem Kanonendonner aus, sondern von der friedlich stillen Familie. Wo das Familienleben sinkt, versinkt die Vaterlandsliebe. Wer seinen Vater liebt und die Religion seiner Väter, der liebt auch sein Vaterland, liebt es anders als jener, der sich über beide erhebt. Die wahre Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzeln viel tiefer in religiösen und moralischen Boden als manche ahnen. Das gilt besonders von der Vaterlandsliebe im engeren Sinne, der Heimatliebe, ohne die eine wurzelkräftige Vaterlandsliebe nicht wachsen kann. Damit sie nicht auf enge Grenzen beschränkt bleibe, lerne jeder auch seine weitere Heimat kennen.

Sagen wir Vaterland, so denken wir zunächst ans Bayerland, das uns J. Bronner so frisch und treu geschildert hat in „Bayerisch Land und Volk“ mit Wort und Bild (München, Kellerer, ℳ 6.—). Das prächtige Werk über Bayerns Geschichte „Unser Bayerland“ von Dr. O. Denk und Dr. J. Weiß (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München, ungeb. ℳ 7.50, geb. ℳ 10.—) wird vielen für unseren Zweck nicht nur zu teuer sein, sondern für diese Leser etwas zu schwer erscheinen. „Die Bayern im Krieg seit 1800“ von Bencker (Jugendblätterverlag, Volksausgabe, ℳ 2.50) wird Interesse erwecken, wenn das Buch nicht schon in der Schulbibliothek steht. Von zwei bayerischen Heldengestalten des Dreißigjährigen Krieges „Feldmarschall Pappenheim, der Schrammhans“ und dem schneidigen Reitergeneral „Johann von Werth“ besitzen wir solch treffliche Lebensbeschreibung aus der Feder von Franz Binder, daß wenigstens eine davon in die bayerische Bücherei hinein muß (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, à ℳ 1.35). Die bayerische Geschichte der verschiedenen Jahrhunderte bringt in einer auch für unsere Jugend fast durchweg verständlichen und anregenden Weise Dr. A. Steinberger in seinen 3 Bänden „Aus Bayerns Vergangenheit“ nahe (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, à ℳ 2.—). Aus trüben Zeiten erzählt „Bayerntreue“ von Otto v. Schaching (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, ungeb. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.60), jene Bayerntreue, die sich in der Sendlinger Mordweihnacht verblutete, und „Elsbeth von Riedhof“, worin Bauberger ein fesselndes Bild des Bauernkrieges von 1525 entworfen hat.

Als Bayern sind wir Deutsche, haben und nehmen Anteil an der deutschen Geschichte. Zwar ist die Kriegsgeschichte nicht der wichtigste Faktor in der Menschheitsgeschichte, doch unsere Burschen interessiert sie am meisten. Daher sei in erster Linie empfohlen „Der große Krieg 1870/71“ von K. Kümmel (Freiburg, Herder, ℳ 4.—) und „Schlachtenbilder 1870/71“ von Krupp (Aus Schaffsteins grüne Bändchen ℳ 0.30). In die Zeit vor hundert Jahren führt Drexel „Freiheit und Vaterland“ (Regensburg, Habbel, ℳ 0.40). In „Tage der Gefahr“ läßt Rochlitz, der die Tage der Völkerschlacht erlebt hat, diese miterleben. Die „Dichter der Befreiungskriege“ lehrt unter diesem Titel in einem gefälligen, zunächst für Mittelschüler berechneten, aber auch der sonstigen reiferen Jugend zugänglichen Bändchen Professor Schmitz-Mancy kennen und in ihren besten Erzeugnissen das Sturmwehen ihres Geistes verspüren (Paderborn, Schöningh, ℳ 1.40).

Ueber Deutschlands Wehrmacht orientiert „Das deutsche Heer nach der Neuordnung von 1913“ von Oberstleutnant Walther von Bremen (Nr. 90 von Klasings Volksbücher der Geschichte, ℳ 0.60) und „Unsere Flotte“ von E. v. Hersfeld (Ebenda, ℳ 0.60) oder „Die deutsche Flotte in ihrer Entwicklung, ihren Kämpfen und Seereisen“ von Wislicenus (Schaffsteins grüne Bändchen ℳ 0.30.) Nr. 60 von Klasings Volksbüchern der Geschichte enthält die Hauptdaten aus dem Leben von Kaiser Wilhelm II. und zeigt ihn in vielen trefflichen Bildern von seiner ersten Kindheit an.

Auch außerhalb Europas ist deutsches Land. Einen vorzüglichen, gemeinverständlichen Ueberblick über unseren Kolonialbesitz gibt das Buch „Die deutschen Kolonien“ von Dr. A. Juncker (Sammlung Kösel, ℳ 1.—). Ein prächtiges Buch, das die Heimat in der Ferne schätzen lehrt, das von unserer ödesten Kolonie und den Kämpfen und Strapazen unserer Schutztruppen erzählt, ist „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ von Gustav Frenssen (Berlin, Grote, ℳ 3.—).

Es vertieft die Heimatliebe und weitet den Blick, wenn man sich auch sonst umschaut in der Welt. Allen, die zu Buch eine solche Reise um die Welt und durch alle Welt machen wollen, wird Sven Hedin ein willkommener Führer sein mit den drei Bänden „Von Pol zu Pol“ (Leipzig, Brockhaus, à ℳ 3.—). Die drei Bände sind eine Bibliothek, eine geographische und historische. Einige Stellen gilt es zu glossieren, wo der Verfasser sich von Vorurteilen nicht ganz frei zu halten weiß, aber die anstößigen Vergleiche sonstiger Werke von ihm finden sich hier nicht. Der erste Band führt hauptsächlich durch Asien, der zweite vom hohen Norden, dessen Forschungshelden eingehend gewürdigt werden, bis zum südlichen Afrika, der dritte durch Amerika. (Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

Maria Batzer: Am Torwarthäuschen, Erzählungen für Kinder. Mit 14 Vollbildern. Verlag E. Nister, Nürnberg 1913. Gr. 8⁰, 126 S. Preis M 4.— für geb. Ganzband, M 1.80 für jeden der beiden Halbbände. Im vorigen Jahre habe ich schon Maria Batzers zwei ersten „Kinderbüchern" nachdrücklich das Wort geredet. Ich sagte von den einzelnen Erzählungen, daß sie „Dichtungen" seien, mit wenigen Ausnahmen, und daß ich sie als Schatzkammer reicher, zarter, tiefer Beobachtung des Kindesgemütes in jeder gebildeten kindergesegneten Familie, in jeder Jungmädchen- und Frauenbibliothek wissen möchte. Das damals Gesagte erhält seine Vollbestätigung durch das vorliegende zweiteilige Buch, dessen 25 untereinander zusammenhängende Geschichten ausnahmslos auf die berufene Jugenddichterin weisen. Keine Frage: Wohin dieses Buch dringt, werden Feste gefeiert werden auf dem Wege der Uebermittlung durch ob nur halbwegs verständige Erzieher und empfängliche Kindergemüter. Nicht zuletzt die Mütter werden ihre helle, ergriffene Freude an der außergewöhnlich fesselnden Vortragsweise haben. Es ist, als schaue man unmittelbar ins Kinderland, als flögen die Türen der Erinnerung wie der Herzen dort vor einem auf, als würde man selbst wieder zum Kinde, so natürlich, so anscheinend völlig tendenzlos, nur in der reinen Freude des miterlebenden Dichters wird alles erzählt. Es gibt kleine und „große", junge und alte Helden in dem Buche, aber jene sind weitaus die Hauptsache, und alles und jedes ist mit ihnen verwoben, die ihr kleines äußeres und inneres Leben vor uns enthüllen, ganz unbewußt, in allen seinen Licht- und Schattenseiten. Und ganz unbewußt werden auch die kleinen Leser, besser noch Hörer, Zuhörer die ohne jegliche Effekthascherei hingestellten Erzählungen mit all dem eingewobenen Wahren, Guten und Schönen in sich aufnehmen: zu reiner Freuden- und durchs Leben dauernder Segenswirkung. Die oft, dann aber immer unaufdringlich-hochpoetische und tiefschürfende, von goldenem Humor durchtränkte Darstellung gründet in lebendiger, frischester Wirklichkeit und eröffnet, ganz heimlich, entzückende, auch ergreifende Blicke in Menschen-, Natur- und Gemütsleben. Wollte ich heraus- und hervorheben, würde ich nicht fertig — uns Menschenkindern von heute aber fehlt auch für das Lieblichste und Beste (dazu rechne ich „Am Torwarthäuschen" unbedingt) leider immer die Zeit und der Raum. Eins sei dennoch betont: In dem Buche spielt auch ein übermütiges junges „Prinzeßle" von echtem Stamme eine Rolle, ein Sonnenkind und Freudenspenderlein von so köstlicher Art, daß man das Buch schon deshalb recht, recht vielen ihrer Standes- und Altersgenossinnen in die Hand wünschen möchte, damit sie „in Wonne" lernen, welches die höchsten Wonnen des sozial hochgestellten Menschen sein sollten. Zum Schluß: Der Verlag hat seine Schuldigkeit vollauf getan; besonders dankenswert ist die reichliche Aufnahme von anmutigen Genrebildchen aus dem Kinderleben nach Photographien, deren Aufnahme die ersichtlich auch hier mit Künstlerblick begabte Autorin selbst besorgt haben dürfte. E. M. Hamann.

Sebastian von Oer, O. S. B.: **Des Herzens Garten.** Briefe an junge Mädchen. Erste und zweite Auflage. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. Kl. 8⁰, 128 S. In erster Linie werden Eltern und Erzieher nach diesem neuen Büchlein des erfahrenen Ethikers greifen, aber auch die jungen Mädchen werden es voraussichtlich fest halten, wenn es ihnen einmal zum ruhigen selbsteigenen Lesen in die Hände gegeben worden ist. Man merkt es dem Verfasser bald an: Er kennt die Jugend, auch die weibliche, diese vielleicht am meisten in ihren Fehlern; daß er auch von ihren seelischen Vorzügen weiß, zeigen besonders die weise angefügten letzten Kapitel. Und daß die Lektüre der vorhergehenden nicht zu lastend wirke, dafür sorgt die bekannte liebenswürdige Darstellungsart P. Sebastian von Oers. Aus jedem ob noch so ernsten Mahnworte spricht die Güte des Menschenfreundes und wahren Seelsorgers, die zarte Klugheit des einstigen gewandten Weltmannes und jetzigen edlen Priesters. Er hat eine gute Hand im Heranziehen passender Bilder und Vergleiche, im Hinweisen auf die Segnungen im traulichen, tugendlichen Familienleben, in dem er selber eine sonnige Jugend genoß. Seine Sprache ist herzlich, zweckentsprechend einfach und doch sorgfältig gewählt, sein Ton vom Herzen zum Herzen gehend. E. M. Hamann.

Dürers schriftlicher Nachlaß in Uebersetzung und mit Erklärungen herausgegeben von G. Anton Weber. Regensburg, Pustet. 220 S. br. M 3.—, geb. M 4.—. Diese Schrift, die nebst Bruchstücken aus Dürers Gedenkbuch, Briefen (namentlich an Pirkheimer und Celtis), Reimen und Aufzeichnungen verschiedenen Inhalts als Mittel- und Kernstück des Künstlers Tagebuch seiner Reise in die Niederlande (1520 bis 1521) bringt, dient hauptsächlich dem apologetischen Zwecke, Dürer von dem Verdachte, ein Anhänger Luthers gewesen zu sein, rein zu waschen und ihn als treuen Sohn der Mutterkirche zu reklamieren. Die Tiraden im Tagebuch, wo Dürer sich für den verfolgten Luther ins Zeug legt und wider den Papst eifert, beweisen nichts gegen seine Rechtgläubigkeit, sondern zeugen nur für seine Gerechtigkeitsliebe. Webers Schrift ist eine glänzende Widerlegung der von protestantischen Forschern angestellten Versuche, den großen Meister mit seinen durch und durch katholischen Werken in Widerspruch zu setzen. Auch enthält sie für alle, die mit Dürers Leben und Wirken, wie mit den Verhältnissen seiner Zeit nicht vertraut sind, eine Fülle höchst interessanter Einzelheiten. Auch diejenigen, die M. Thausings vor 40 Jahren erschienenes Werk (Dürers Briefe, Tagebücher und Reime, Wien 1872) kennen, werden hier manches Neue und unter anderem auch die Bestätigung finden, daß man ein schlechter Reimer und schwacher Theolog und zugleich ein Künstler allerersten Ranges sein kann. L. v. Heemstede.

Im Verlage des St. Josephs-Vereins in Köln erscheint die Monatsschrift **„Aufwärts"**, die es sich zum Ziel gestellt hat, durch Verbreitung guter Schriften minderwertige Preßerzeugnisse aus den katholischen Familien zu verdrängen. Die Zeitschrift wird den Mitgliedern des St. Josephs-Vereins gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von M 1.50 geliefert. (Anmeldestelle St. Josephs-Verein Köln, Lindenstraße 38). Im gleichen Verlage erscheinen die billigen **Aufwärts-Broschüren** zum Preise von 10 bis 20 Pf. Die mir vorliegenden bringen recht hübsche Beiträge von M. v. Greiffenstein, E. v. Künsberg, Karl und Maria Domanig, M. v. Buol und A. Jüngst. Eine zweite Serie ist großen Männern unserer Zeit, wie Kardinal Kopp und Kaiser Wilhelm II. gewidmet. Diese Broschüren würden großen Nutzen stiften, wenn sie in rascher Folge erschienen und in großer Menge verbreitet würden; ein guter Anfang ist gemacht. L. v. Heemstede.

Aus Zeit und Leben. Ein Buch noch nicht edierter zuverlässiger Beispiele und Zitate für Prediger, Konferenzredner, Katecheten, Schriftsteller und Erzieher. Gesammelt und herausgegeben von Otto Hättenschwiller. 8⁰ VI und 572 S., geb. M 6.50. Regensburg, Pustet, 1913. Beispiel und Zitat belebt jegliche Darlegung, stützt den Beweis und erhöht die Wirkung des gesprochenen und geschriebenen Wortes. Freilich, das Beispiel muß sich in den Rahmen der Ausführungen nicht nur ungezwungen einreihen, es muß gesunder Kritik standhalten und nach seinem Gegenstand oder seiner Darstellung als aktuell bezeichnet werden können. Nach diesen Grundsätzen ist die vorliegende Sammlung bearbeitet. Das Material ist laut Ausweis der benützten Quellenschriften (S. 468—472) neueren gründlichen Werken mit jeweiliger Angabe des Fundortes entnommen, was die geschichtliche Treue des Gebotenen verbürgt. Die Anordnung des Stoffes erfolgte in alphabetischem Vortrag der Grundbegriffe mit reichlichen Verweisen auf untergeordnete und verwandte Gegenstände. Neben einem knapper gehaltenen Sachregister und dem verkürzten Verzeichnis nach Grundbegriffen ist am Schlusse ein übersichtliches, vollständiges Verzeichnis des Gesamtstoffes (S. 478—539) aufgeführt und außerdem ein Personen- und Ortsregister sowie ein Zitatenverzeichnis geboten. Dieses Werk wird allseits willkommen geheißen und nur mit Genugtuung benützt werden. O. Heinz.

Meisterwerke kirchlicher Plastik.

Die im Dienste kirchlicher Aufgaben wirksame Münchener Bildhauerkunst hat neuerdings zwei umfangreiche Leistungen von erheblichem Range zur Vollendung gebracht. Beides sind heilige Kreuzwege, Schöpfungen des Bildhauers Professor Georg Busch. Auf das eine diese Werke, welches sich in der Kirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit in Ludwigshafen am Rhein befindet, wurde schon unlängst hier (Nr. 40) kurz hingewiesen, der andere Kreuzweg ziert die Münchener St. Paulskirche; in diesen Wochen konnten die letzten Stationen dieses Werkes zur Aufstellung gelangen, nachdem sich die Entstehungsgeschichte in Abhängigkeit von der Möglichkeit, Stifter für die einzelnen Bilder zu finden, über rund sechs Jahre hingezogen hat.

Der Ludwigshafener Kreuzweg mußte sich gleich dem Münchener den durch die architektonische Umgebung gestellten dekorativen Anforderungen und Bedingungen unterwerfen, dennoch wird jeder, der die beiden Werke sieht, zugestehen, daß der Künstler verstanden hat, ihnen gleichzeitig eine führende Stellung zu sichern. In Ludwigshafen bilden die Buschschen Kreuzwegstationen den ergänzenden Gegensatz zu den bereits beschriebenen Malereien von Kau; sie treten diesen zumal mit ihrer farbigen Beschaffenheit gegenüber. Ihre Polychromierung hält sich in leichten, milden Tönen, entsprechend denen der Fenster des Langhauses; für ihre Belebung sorgt das vornehm behandelte Gold, überdies die natürliche Licht- und Schattenwirkung des Reliefs. Auf diese Art wirken sie auch bei ihrer Zartheit als charaktervoller und harmonischer Schmuck der Wände. Der Gedankeninhalt kommt in hoher Feierlichkeit und dabei echter Naturwahrheit, wie immer bei Busch, zur Geltung, die Individuen wie die Typen sind kraftvoll und fein herausgearbeitet und überraschen durch manchen neuen Zug. Es ist wunderbar, wie Busch diesen uralten Gegenständen immer wieder neue Seiten abzugewinnen vermag, auch bei den Kreuzwegstationen in München werden wir ähnliches zu rühmen haben. Aus der Ludwigshafener Kirche sei noch eine Herz-Jesustatue desselben Künstlers erwähnt, ein ernstes Werk von herrlichem Linienfluß und edler Färbung, recht die Verkörperung des Geistes der Kirche, welche Jesus geschaffen hat.

Die Vollendung des Kreuzweges in St. Paul zu München darf zu den großen Ereignissen des Kunstlebens unserer Zentrale gerechnet werden. Handelt es sich doch darum, daß eins unserer vornehmsten modernen Baudenkmäler einen Schmuck erhalten hat, der, im Range ihm ebenbürtig, dazu dient, die herrlichen Vorzüge dieses Innenraumes noch zu steigern und als ein κτῆμα εἰς ἀεί — als ein Besitz für immer — vom Hochstande der kirchlichen Bildhauerkunst unserer Tage Kunde auf die Zukunft zu bringen. Die Beschaffenheit des Gebäudes hat bewirkt, daß die Anordnung der Kreuzwegstationen etwas Malerisches erhalten mußte. Wo ehemals die weißen Flächen uns still und gewissermaßen erwartungsvoll anblickten, da bieten sich jetzt überall, belebt durch die Stationen des Kreuzweges, Bilder von überraschendem Reiz. Die Farben und der reiche, dabei meisterhaft diskrete Goldschmuck kontrastieren prachtvoll gegen die architektonische Umgebung und schließen sich gleichzeitig dem koloristischen Charakter der mächtigen gemalten Fenster an, neben denen sie doch ihre volle Selbständigkeit bewahren. Sind in solcher Art die Stationen Meisterleistungen dekorativer Kunst, so erfüllen sie nicht minder hervorragend ihren Zweck zur Förderung religiöser Stimmungen. Ihre ruhige, durchweg auf Dreiteilung (die doch stets zur Einheit geschlossen ist) beruhende Komposition, die geringe Zahl der dargestellten Personen befördert gerade die Phantasie des Beschauers und läßt die gewaltige Lehre eines jeden dieser vierzehn Vorgänge um so eindringlicher zum Herzen sprechen. Dazu kommt das fortwährend neu belebte Interesse infolge der von Busch in bewunderswerter Menge geschaffenen neuen Züge und Motive. Beiden Kirchen kann man zu ihren neuen Kreuzwegen und der Münchener kirchlichen Kunst zu diesen ausgezeichneten Leistungen von Herzen Glück wünschen. Arthur Kempf.

Christliche Kunst.

Von Stephan Lochners um 1440 gemaltem, allbekanntem Kölner Dombilde hat die Kunstverlagsanstalt B. Kühlen in M.-Gladbach soeben eine farbige Nachbildung herausgegeben, welche geeignet ist, alle bisherigen in den Schatten zu stellen. Seitdem Sulpiz Boisserée es durchgesetzt hatte, daß am Dreikönigstage 1810 das wenig beachtete und unwürdig behandelte herrliche Werk in einer der Kapellen des Domes seinen Ehrenplatz erhielt, hat es wohl keine Technik der reproduzierenden Künste gegeben, die sich um dieses Bild nicht mit mehr oder weniger Erfolg bemüht hätte. Von den bis jetzt vorhandenen farbigen Wiedergaben überragt die Kühlensche die übrigen an Größe, an gediegener Ausführung, sowie dadurch, daß hier zum ersten Male der Fries kleiner gotischer Bögen fortgelassen ist, welchen man sonst an der Oberkante des Gemäldes sich hinziehen sieht. Er ist eine moderne Zutat; ohne ihn gewinnt das schöne Werk erst die hohe Ruhe und damit ungestört jene monumentale Wirkung, die der alte Meister ursprünglich gewollt hat. Der Kühlensche Kunstverlag beabsichtigt, noch andere berühmte Gemälde der altkölnischen Schule auf diese Art herauszugeben. Sie werden als prachtvoller, dabei nicht teurer Schmuck für Zimmer, Säle, Kapellen u. dgl. willkommen sein. Das Dombild kostet 15 M. — Zu den neuesten Veröffentlichungen des B. Kühlenschen Kunstverlages gehört ferner eine in Imperialformat gehaltene Mappe „Meisterwerke christlicher Kunst". Sie enthält 6 Original-Farbenreproduktionen nach Gemälden von Meistern neuerer und neuester Zeit. Wir sehen „Kommet alle zu mir" von H. Commans, eine in gedämpften Farben gehaltene reiche Komposition, eine „Heilige Familie" von R. Hieronymi, eine sehr schön komponierte „Hl. Elisabeth", den Armen Brot spendend von H. Holtman, einen „Sel. Herrmann Joseph" von A. Windhausen, ein Bild von deutscher Empfindung und italienischem Reiz, endlich zwei Werke von G. Fugel, eine „Kreuzigungsgruppe" und eine „Heilige Familie", jedes in seiner Art eine wahre Meisterleistung moderner christlicher Kunst. Die technische Ausführung der sämtlichen Reproduktionen entspricht wie wir dies beim Kühlenschen Verlage gewöhnt sind, den höchsten Ansprüchen. Die Blätter empfehlen sich ganz besonders auch als herrlichen Wandschmuck für das christliche Haus. Der Preis der Mappe ist 25 M. Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Volkstheater. „Der gute Vogel", ein Lustspiel von Max Bernstein fand eine günstige Aufnahme. Man nahm es nicht übel, daß der Verfasser nach dem Beispiel manch anderer Autoren „Lustspiel" nennt, was nicht mehr ist als ein Schwank, ein Schwank freilich, der sich nicht an komischen Situationen begnügt, sondern auch eine „Idee" verfechten möchte. „Der gute Vogel" ist der Storch, das kinderbringende Fabeltier. Bernstein will es ausrotten. In dem Städtchen, in welchem das Stück spielt, spukt die Frage der sexuellen Aufklärung. Eine Institutsvorsteherin, ein Regierungsrat und allerhand als Karrikaturen gezeichnete Bürgersleute sind dagegen. Da stößt auf Widerstand eine junge Lehrerin, die diese modernen Ideen übrigens mit monistischem, die Entwicklungstheorie propagierendem Einschlag verficht, ja, sie wird in der Stadt unmöglich und verliert ihr Brot. Es ginge ihr nun wohl schlecht, wenn nicht ein Amerikaner da wäre, der sie heiraten würde. Amerikaner sind in Lustspielen nicht nur sehr reich, sondern auch frei von „Vorurteilen" und von rücksichtsloser Offenheit. Bernstein hat dem radebrechenden Mann der neuen Welt manch wirksames Bonmot in den Mund gelegt. Um die sich in mäßiger Eile vorwärts schiebende tendenziöse Haupthandlung hat Bernstein bewährte Episoden gelegt. Die Jagd nach dem Schwiegersohn, der schüchterne Liebhaber, der sich Courage antrinkt und dabei einen Schwips bekommt und anderes mehr. Am meisten beklatscht wurde der Akt im Schlafzimmer des Mädcheninstitutes. Die Backfische erheben sich um „Mitternacht" zur „Tagung" eines kindlichen „Vereins", natürlich werden sie entdeckt und da es in manchen Lustspielen Korridortüren und Hausglocken nicht zu geben scheint, kommt auch noch der Amerikaner dazu. Die Darstellung akzentuierte mit Dezenz lediglich das Komische der Situationen, wie es den Absichten des Autors entspricht. Da in dem Städtchen für das moderne Lyzeum, das der Amerikaner stiften will, kein Boden ist, will er sich anderswo nach einem Platz umsehen. Die stürmisch beklatschte Schlußpointe lautet nun, daß er für den Fortschritt vergebens in Deutschland Raum suche. Gegen solch billige Phrasen wandte sich schon die Hamburger Dramaturgie. Effekt machen sie leider auch heute noch, nicht nur auf die „Galerie", wie man in zu großer Höflichkeit gegen die besseren Plätze gelegentlich behauptet. — Die abgerundete Vorstellung wies manch liebenswürdige Leistung auf.

Aus den Konzertsälen. Der Kammersänger Walter Kirchhoff aus Berlin verfügt über glanzvolle Mittel und vorzügliche Technik. Er hatte sein Konzert zu einem Richard Wagnerabend gemacht. Das Publikum liebt eben diese fragmentarische Uebertragung von Bühnenwerk auf das Podium. Das Konzertvereinsorchester leitete Professor Rüdel mit Geschmack und Umsicht; seine Wiedergabe des Meistersingervorspiels hatte aber Nuancen, denen ich nicht beipflichten kann. Sehr günstig berichtet mein Vertreter über die schöne, kraftvolle Stimme und den sympathischen Vortrag Otto Schwendys. Der Baritonist wird heuer nochmals auftreten und dadurch Gelegenheit zu weiteren Ausführungen bieten. Den Schubertschen Liederkreis „Die schöne Müllerin" sang C. Rehfuß, dessen schöner, reicher Bariton uns bedauern ließ, dem Künstler nicht den ganzen Abend widmen zu können. Lieder von Jos. Marx, einem von Debussy beeinflußten Komponisten, die zu interessieren wußten, bot u. a. Rosy Hahn, die einen schön klingenden, technisch noch entwicklungsfähigen Mezzosopran besitzt. Leonore Wallner sang neben Schumannliedern manche Neuheit von problematischem Wert. Ihre ausgezeichnete Schulung und ihr eindringlicher Vortrag lassen über die gelegentliche Schärfe ihres ausgiebigen Organs leicht hinwegsehen. Anerkennend berichtet mein Vertreter von dem technischen Können der Pianistin Sara Freid, die noch nicht viel individuelle Auffassung zeige. Beifall fand auch ihr Partner, der Baritonist Béla Posz, ein temperamentvoller Sänger, dessen Stimme noch durch Schulung gewänne. Gute Talentproben boten die Sopranistin Hildegard Hemmeter und die Pianistin Erna Elfenbein, die sich herzlicher Aufnahme erfreuten. In einem der sogenannten Einführungskonzerte hörte ich R. Bröll, dessen Tenor über sehr schöne Töne verfügt, schade, daß einstweilen vieles noch nasal klingt. Reifer ist Amalie Hermann, die eine schöne Höhe und ein frisches, sympathisches Vortragstalent besitzt. Die Gesangsvorträge wechselten mit Rezitationen von Martha Reckfiegel, die u. a. aus den humorvollen Alt-Weimarer Geschichten der Helene Böhlau mit sympathischer Einfachheit und doch eindringlich und wirkungssicher vortrug. Einen Rezitationsabend von geschmackvoller Auswahl bot Johanna Hocheder. Man hörte u. a. auch seriöse Dichtungen, die, wie Goethes „Euphrosyne" rezitatorisch nicht eben „dankbar" sind und darum seltener geboten werden. Die Stimme ist wohlgeschult, ihr Vortrag ist verständnis- und geschmackvoll. Am wärmsten wurde das Publikum bei den gemütvoll-humoristischen Skizzen von Paul Keller, in denen die Empfindung stärker mitklang, als in den herben Rhythmen Liliencrons, deren balladeske Reize wohl männlichen Interpreten besser liegen. Die Rezitatorin fand lebhaften Beifall. — Im Volkssymphoniekonzert lernten wir Robert Reitz kennen, der mit sehr weichem, schönem Ton Joachims Ungarisches Violinkonzert, von Prill gut begleitet, spielte; der Künstler fand herzlichen Beifall. Die Freischützouvertüre und Beethovens Pastoralsymphonie ergänzten das Programm. Die Eintrittspreise der Volkssymphoniekonzerte wurden etwas erhöht. Das hat dem überaus starken Besuch, im Gegensatz zu anderen Konzerten, keinen Eintrag getan. Drei Sonatenabende haben F. Berber-Credner und W. Braunfels angekündigt, vom ersten hörte ich eine gefühlstiefe Wiedergabe der Beethovenschen Kreutzersonate.

Verschiedenes aus aller Welt. In dem flandrischen Geburtsort Sinay des Komponisten Edgar Tinel (1854—1912) hat sich unter dem Protektorat des Kardinal-Erzbischofs von Mecheln und anderer hoher Persönlichkeiten ein Komitee gebildet, um dem hervorragenden Tondichter ein Denkmal zu errichten. Unter den Unterzeichnern des Aufrufes befinden sich berühmte Namen wie Perosi (Rom) und Edward Elgar (London). Deutschland ist wenig zahlreich vertreten und es wäre überhaupt zu wünschen, daß man bei uns den Werken des belgischen Meisters größere Beachtung schenke. — Das Rigaer deutsche Theater muß Ende dieses Jahres seinen Betrieb einstellen, wenn es nicht gelingt, die Subvention erheblich zu erhöhen. Die Bühne gilt als Hauptbollwerk des Deutschtums in Riga. — „Die kleine Residenz", Komödie von Gg. Engel, gefiel in Berlin. Das höfische Wesen eines Kleinstaates ist schon oft auf die Szene gekommen; ohne geradezu neues zu bieten, gibt der Autor eine lustige und wohlzusammenhängende Folge von hübschen Verwicklungen, die gefielen. — Paul Lindaus Drama: „Der Andere", in dem der Autor das Problem der hysterischen Verdoppelung der Persönlichkeit sensationell übertreibt, ist in Paris gegeben worden. Die dortige Kritik beurteilt das Stück nicht unfreundlich. Sie ist leider der irrtümlichen Ansicht, daß das Drama für die deutsche Bühne der Gegenwart typische Bedeutung habe. — „Les roses rouges", eine Komödie von R. Coolus, die in Paris uraufgeführt wurde, behandelt ehebrecherische Konflikte, die für deutschen Geschmack eher einen tragischen, als einen heiteren Grundton haben. — Pennarini, dem bekannten Hamburger Wagnersänger, wurde die Leitung des Stadttheaters von Nürnberg übertragen. — „Die goldene Locke", ein Lustspiel von Kurt Küchler, empfahl sich durch anspruchslose Liebenswürdigkeit in Bremen und Altona. Das Stück handelt von einer Prinzessin, die sich in einer romantischen Laune mit einem Schauspieler verlobt, sich bald enttäuscht sieht und zu gutem Schlusse einen Prinzen heiratet, der besser zu ihr paßt. — „Traute Biederleute", eine Komödie von Robert Walter, gelangte in Hamburg zur Uraufführung. Nach Berichten hat das Stück zu viel auf falsch angewandter Strindberglektüre beruhende gänzlich unkomödienhafte Bestandteile, als daß es heiter stimmen könnte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Den deutschen Börsen gelingt es nicht, in ihrer Tendenzgestaltung eine dauernde Besserung herbeizuführen. Grosse Unsicherheit und ratlose Haltung hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung der Dinge ist die Signatur der Effektenmärkte. Die deutschen Plätze sind besonders beeinflusst von dem grossen Marasmus, welcher schon seit langer Zeit in den Industriewerten herrscht. Umfangreiche Positionslösungen sind auf der Tagesordnung. Die Furcht vor den Wirkungen des Konjunkturrückganges, besonders die tägliche Verminderung von Dividendenerträgnissen bei einzelnen Gesellschaften bildet den Hauptgrund dieser forcierten Unlust des Privatpublikums. Neuerdings bieten die Vorgänge am Schiffahrtsmarkt besondere Ursache zu ernsten Betrachtungen. Seit der überraschend gekommenen grossen Kapitalserhöhung der Hapag-Gesellschaft sieht man dem erneut eingesetzten Konkurrenzkampf zwischen den deutschen Dampferlinien mit gemischten Gefühlen entgegen. Der jüngst bekannt gewordene Frachtpreisrückgang sollte allein schon genügen, diesen endlosen, das ganze Wirtschaftsgebiet schädigenden Streitigkeiten und der Errichtung neuer Dampferlinien ein Ende zu machen. Die skandalösen Ereignisse in Oesterreich bei den Auswandererbureaus der Agenturen der Kanadabahn sind hier ebenfalls zu erwähnen. Die Kurse dieser Werte zeigen daher bei umfangreichen Realisationen starke Einbussen. Als zweiter Punkt, welcher mit schuld an den grossen Kursstörungen der deutschen Börsen ist, gilt, wie schon seit langer Zeit wahrnehmbar, die Konjunkturfrage. Die zunehmende Depression auf den Montanmärkten macht sich überall fühlbar und wird verstärkt durch die fortwährenden Meldungen über Betriebseinschränkungen, Preiskonzessionen und ungenügende Beschäftigung. Die Lage in den Bergwerksunternehmungen ist bei uns wie im Ausland die gleich unsichere. Die Gesellschaften klagen überall über das Ausbleiben von nennenswerten Aufträgen und selbst solche sind, nur um die Werke beschäftigt zu sehen, zumeist bei gedrückten Preisen hereinzunehmen. Begreiflich ist es daher, dass speziell die Montanpapiere seitens der Börse zu Attacken mit erheblichen Kursverlusten benützt wurden. Der Abschluss der Deutsch-Luxemburger Bergwerksgesellschaft gibt ausserdem in seinen Details den Beweis der grossen Angespanntheit solcher Unternehmungen. Bei dieser Gesellschaft reichen die flüssigen Mittel nicht einmal aus, die vorgeschlagene Dividende ohne Inanspruchnahme von Bankkrediten zu regulieren. Die vielfachen ins gigantische ragenden Vergrösserungen und Erweiterungen der Montanwerke in den letzten Jahren haben derart bedeutende Summen verschlungen, dass sich die Folgen dieser fortwährenden Expansionen jetzt bei der ungünstigen Konjunkturlage selbstverständlich scharf bemerkbar machen. — Die Geldmarktverhältnisse zeigen eine normale Entwicklung. Die Monatsregulierung an den Börsen ergab keinerlei Ueberraschung und dabei verhältnismässig billige Geldsätze. Der Privatdiskont konnte sich daher ebenfalls ermässigen. Auch die fortgesetzten Effektenliquidationen bedingen eine weitere Entspannung am Geldmarkt, welche ausserdem gefördert wird durch die seither günstigen deutschen Handelsbilanzen mit den grossen Exportplusziffern. Die von der Reichsbankleitung vorgenommene Diskontermässigung, wenn auch nur um ½ %, hat dieser gebesserten Geldmarktsituation auch bereits Rechnung getragen. Einen besonderen Eindruck auf die Börse hat diese Zinsreduktion jedoch nicht hervorgerufen. Von neuen Rentenemissionen der nächsten Zeit sind die 200 Millionenanleihe in Oesterreich und ausserdem voraussichtlich eine chinesische 500 Millionen Mark-Anleihe zu erwarten. — Die unbefriedigenden Meldungen aus Mexiko und die politischen Unruhen in Portugal berührten die Effektenmärkte nur in geringem Masse. Weit mehr Beachtung fand die nervöse Gestaltung der Neuyorker Börse und auch der Hinweis, dass das deutsche Kohlensyndikat eine grössere Einschränkung in der Kohlenproduktion vorgenommen hat. — Die Werte der chemischen Fabriken, speziell des Anilinkonzerns blieben trotz der fortgesetzten schwachen Börsentendenz zu gesteigerten Kursen gefragt. Auch die Elektroaktien konnten ihr erhöhtes Kursniveau behaupten. Bei den beiden Industriesparten zeigt sich, dass die tiefgehende Konjunkturkurve in diesen Branchen nicht zum Ausdruck kommt, im Gegenteil die Arbeitstätigkeit und das Gewinnergebnis auch für die Zukunft zum besten liegen.

München. M. Weber.

Der 73. Rechenschaftsbericht der Rentenanstalt der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München weist am 1. Januar 1913 einen Mitgliederstand von 2551 (i. V. 2694), ein Rentenkapital von 1,300545 M. (i. V. 1,328845 M.) und einen Reservefonds von 179322 M. (i. V. 181751 M.) auf. Die Auszahlung der am 1. Januar 1914 fälligen Renten mit M. 89,416.40 erfolgt bereits ab 15. Dezember 1913 an der Kassa der Bank. Der Bericht enthält ein übersichtliches Verzeichnis der Rentenklassen, sowie die Bilanz und den Ausweis der jeweils zahlbaren Renten. M. W.

Unheilbare Katarrhe.

Die wenigsten Menschen sind sich bewußt, daß Schnupfen, Hals- und Rachenverschleimungen usw. ihre Ursache in der Tätigkeit der Kleinlebewesen (Bakterien) haben, die in den Schleimhäuten der Atmungsorgane, sobald dieselben durch Erkältungen oder andere Ursachen gelockert sind, die günstigsten Bedingungen zu ihrer Fortpflanzung finden. Diese Bakterien, oder für bestimmte Arten Bazillen genannt, verbreiten durch ihre Fortpflanzung gewisse Absonderungsprodukte, die giftig wirken (Toxine) und dadurch weitere Teile der Schleimhäute reizen und für die Ausbreitung der Brut empfänglich machen. Auf diese Weise entstehen leicht durch einen vernachlässigten Schnupfen oder Husten die schweren Leiden: Bronchialkatarrh, Asthma, Influenza usw. — Natürlich sind auch alle diese Zustände ansteckend, weil die Bakterien sich im Speichel in Massen befinden und mit dem Atem nach außen gestoßen werden.

In der großen Apotheke der Natur sind aber für alle Gifte Gegengifte vorhanden, es gilt, nur die richtigen herauszufinden und recht anzuwenden, um die Toxine unwirksam zu machen, ohne die menschlichen Organe zu gefährden. Daher haben Pinselungen und Gurgeln mit Jod, Höllenstein usw. oft keinen Erfolg, weil sie nur einen Teil der infizierten Schleimhäute treffen und außerdem unter Umständen das Uebel verschlimmern. Ebenso nützen auch Trinkkuren mit Salzen oder äußere Behandlung mit warmen oder kalten Umschlägen häufig sehr wenig; die tieferliegende Bakterienflora wird dadurch nicht alteriert und nach einiger Zeit ist das alte Leiden wieder da. Deshalb erscheinen diese Zustände den meisten als unheilbare Katarrhe. Es steht aber unumstößlich fest, daß die Entfaltung dieser Bakterienbrut den Luftwegen der Atmungsorgane folgt. Logischerweise kann man ihnen also am sichersten nur auf diesem Wege beikommen, d. h. durch Einatmung besonders günstig desinfizierender Dämpfe, welche die Bakterien zum Absterben bringen.

Vom Laboratorium Carl A. Tancré, Wiesbaden A 96 ist ein kleiner finnreicher Apparat konstruiert, den man bequem in der Tasche tragen kann, und der nach besonderem Verfahren auserwählte wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luftwege bringt, ohne Kitzelreize zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. Hiermit sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich Tausende in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben unter vielen anderen:

Frau Bertha Freiin v. Wittgenstein, Stat. Friedrichshütte bei Laasphe (Westf.): „Heute endlich möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich sehr zufrieden bin mit Ihrem Inhalator. Meine Schwester und besonders ich, litten sehr an einem unangenehmen Hustenreiz und sonstiger Erkältung, verbunden mit Kopfschmerzen. Wenn ich mich zu Bett legte, konnte ich nicht schlafen vor Husten; nachts wachte ich plötzlich auf und glaubte zu ersticken. Alle diese Erscheinungen sind verschwunden, ich huste nie mehr, Kopfschmerz und Erkältung sind nur noch seltene Gäste bei mir und im ganzen fühle ich mich sehr wohl, nachdem ich Ihren Inhalator gebraucht habe. Möchte allen Halsleidenden diesen Apparat empfehlen."

Herr Robert Martin in Plauen i. V., Kaiserstr. 20/I, schreibt: „Mit dem mir im Februar a. c. gesandten Inhalator habe ich die besten Erfahrungen gemacht und bin meinen alten bald 40jährigen Katarrh der Atmungsorgane und das in diesem Winter aufgetretene Asthma schnell und gründlich los geworden. Ich empfehle den Inhalator, wo ich nur kann, und bitte einen lt. einl. Bestellschein sofort zu expedieren."

Herr G. Lischke, Eisenbahnassistent in Danzig, Kolkowgasse 21, schreibt: „Teile Ihnen höfl. mit, daß ich mit dem Inhalator sehr zufrieden bin. Bei meinem langjährigen Stockschnupfen hat er ganz vorzüglichen Erfolg gezeitigt. Derselbe war in kurzer Zeit behoben."

Aehnliche Anerkennungsschreiben liegen über 10000 Stück vor, welche durch einen vereidigten Bücherrevisor und polizeilich beglaubigt sind. Die Originalbriefe können jederzeit bei uns eingesehen werden.

Nähere Auskunft über Tancrés Inhalator wird von der Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden A 96, gerne kostenlos und ohne Kaufzwang erteilt.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Rückgabe des Elsaß an Frankreich unmöglich! Von Dr. Hans C. Schloesser. 60 Pf. (Leipzig-Go., Otto Hillmann).

Das zweite Gesicht. Von Prof. Dr. Friedr. Zurbonsen. 3. Aufl. Brosch. M 2.—, geb. 2.80 (Köln, Bachem.)

Die deutsche Sozialdemokratie. In ihrer Arbeit dargestellt von M. Gasteiger, Redakteur des „Arbeiter" in München. M 1 —. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren Bd. XXXII, Heft 9./10.) Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Die schönsten Ablaßgebete. Zusammengestellt von einem Redemptoristenpater. 5. Aufl. 15 Pf. (Dülmen, Laumann.)

Laumannsche Kinderlegende. 29. u. 30. Lieferung. Der selige Peter Canisius. Von Hubert Schmetz. 50 Pf. (Dülmen, A. Laumann.)

Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 13: **Das Geheimnis des Mars.** Von Professor Dr. J. Plaßmann. 60 Pf. — Heft 14: **Die sogenannte Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Affe.** Von Dr. med. Martin. 30 Pf. (Godesberg bei Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

Naturstudien für Jedermann. Heft 15: **Der Zimmergarten.** Von G. Heick. 20 Pf. Heft 16/17: **Aus der Wunderwelt der Bienen.** Von F. Gerstung. 40 Pf. (Godesberg bei Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

Aus allen Zonen. Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier. Jedes Bändchen geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Nach Cochinchina. Die Missionsreise des Paters Valerius Rist O. F. M., Titularbischof von Minden. Von P. Erhard Schlund. **Der hl. Franziskus Solanus, Apostel von Peru und Tucuman** (1549—1610). Von Ida Hellinghaus. **Die Franziskaner in Japan einst und jetzt.** Von Hippolytus Böhlen O. F. M. **Monsignore Theotimus Verhaeghen,** ein Märtyrerbischof der Gegenwart. Von Elisabeth Wörmann. **Die deutschen Franziskaner in Brasilien.** Von P. Salesius Elsner O. F. M. **Der selige Johannes von Triora,** ein Märtyrer Chinas zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Von Schwester Maria Paula. **Mit dem seligen Odorikus von Pordenone nach Indien und China.** Von P. Patricius Schlager O. F. M.

Höflings Mädchenbühne. Nr. 76: **Christus siegt!** Schauspiel in 4 Akten aus der Zeit Konstantins. Von Jos. Eckerskorn. M 1.25, 7 Exemplare M 8.—; Nr. 79: **Für Gott und Vaterland.** Schauspiel aus der Mission und Kolonie. Von Jos. Eckerskorn. (München, Val. Höfling.)

Kinderkalender für das Jahr 1914. 20 Pf. (Tutzing am Starnbergersee, Missionsbenediktinerinnen des Herz-Jesu Klosters.)

Die Franziskaner-Missionen. Jahresbericht 1913 des Franziskaner-Missions-Vereins, (Düsseldorf, L. Schwann.)

Was fordert die Zeit vom Studenten! Von Anton Hessenbach. 10 Pf. (Innsbruck, Kinderfreund-Anstalt.)

Paradies- und Sumpfvögel. Gedichte und Allegorien. Von Margarethe v. Stein. (Hamburg, Joh Kriebel Nachf.)

Ein Zentrumsritt in die deutsche Ostmark. Von H. Mankowski. 75 Pf. (Danzig, Hirschg. 1, Selbstverlag des Verfassers.)

Die Neugeburt der Religion. Von Edmund Mayen. Brosch. M 1.—. (Leipzig. W. Härtel & Co Nachf.)

Die Zeitungen Elsaß-Lothringens. Statistische Studie von J. Keppi. (Straßburg Herdersche Buchhandlung.)

Eigenhäuser. 70 kleine Wohnhäuser usw. für Gartenstädte, Villenkolonien, Vororte und das Land. Von Richard Gebhardt und Karl Eberhard. M 4.50. — **Das Vaterhaus.** Von Prof. O. Schwindrazheim. M 1.—. (Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Behandlung der Lungentuberkulose im Hochgebirge. Unter spezieller Berücksichtigung der Behandlung fieberhafter Fälle bearbeitet. 60 Pf., geb. 80 Pf. (Porto 10 Pf.) (Verlagsanstalt Emil Abigt, Wiesbaden.)

Erste österreichische Theologen-Missions-Konferenz im Missionshause St. Gabriel am 16. September 1912. (Verlag: Missionshaus St. Gabriel b. Mödling.)

Im Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.-Gladbach sind erschienen: **Arbeiterinnenfürsorge in weiblichen Jugendvereinen.** (Soziale Tagesfragen, 32. Heft) Von Dr. Otto Müller. 2. Aufl. gr. 8° (80). 80 Pf. — **Wie organisiert man Jungfrauen und Mütter in kirchlichen Vereinen!** Von Pfarrer J. Wessel in Solingen. 2. Aufl. kl. 8°. 20 Pf. — **Die Türkei.** Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Von Dr. Franz Schmidt. (Staatsbürger-Bibliothek, Heft 36.) 8° (52). 40 Pf. — **Das Landheer.** (Staatsbürger-Bibliothek, 4. Heft) 2. Aufl. 8° (80). 40 Pf. — **J. M. Sailer.** Von Prof. Dr. Wilh. Kosch. (Führer des Volkes, 6. Heft.) 8° (41). 60 Pf. — **Adolf Kolping.** Von Dr. Albert Franz. (Führer des Volkes, 5. Heft.) gr. 8° (60). Mit dem Bilde Kolpings. 60 Pf. — **Meine Residenzarbeit.** Von Ina Jünemann. (Studenten-Bibliothek, Heft 11. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.) kl. 8° (59). 40 Pf. — **Die katholischen Arbeitervereine.** Von Joseph Joos. (Studenten-Bibliothek, 12. Heft. kl. 8° (54). 40 Pf. — **Student und Vinzenzverein.** Von stud. phil. Hans Grundei. (Studenten-Bibliothek, Heft 8.) kl. 8°. 40 Pf. — **Die Settlementsbewegung.** Von Dr. Bruno Rauecker. (Studenten-Bibliothek, 8. Heft.) 40 Pf. **Natur und Heimat.** Eine praktische Einführung in die Natur- und Heimatpflege. Von Dr. Clemens Wagener. 8° (184). Geb. M 1.20. — **Heimkehr.** Stille Gedanken. Von Adolf Donders. 451 S. M 1.20, M 2.40 und M 4.80. — **Kino und Gemeinde.** Von Dr. Warstat und Franz Bergmann. (Lichtbühnen-Bibliothek, 3. Heft. Herausgegeben von der Lichtbilderei G. m. b. H., M.Gladbach.) 8° (112). M 1.50. — **Kino und Kunst.** Von H. Häfker. (Lichtbühnen-Bibliothek, 2. Heft.) 8° (71). M 1.—. — **Lichtbild- und Kino-Technik.** (Lichtbühnen-Bibliothek, 1. Heft.) Von F. Paul Liesegang. 8° (73). M 1.—. — **Baden und Schwimmen.** Praktische Winke für die Jugendpflege. Von Arnold Hirtz. (Soziale Tagesfragen, Heft 42.) gr 8° (54). 80 Pf. — **Gesammelte Apologetische Volksschriften.** Zweiter Band. (Nr. 31 bis 60 der Apologetischen Volksbibliothek.) gr. 8° (487). Geb. M 2.40.

Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. In Verbindung mit Domvikar P. Weber, Prof. Dr. N. Hilling, P A Huonder S. J., Dr. iur. R. Brüning, Generalsekretär J. Weydmann und Domdekan Prof. Dr. J. Selbst herausgegeben von H. A. Krose S J. 4. Band: 1912—1913. gr. 8° (XVI u. 496 S.) Geb. M 6.—. (Herder, Freiburg.)

Erzbischof Dr. F. v. Hartmann. Farbiger Künstlerdruck nach dem Porträt von Prof. Paul Beckert-Cronberg. Bildgr. 17×26 cm. Blattgr. 26½×38 cm. M 1.80. (Heinrich Schöningh, Münster.)

Der Rechtsanspruch der katholischen Kirche in Deutschland auf finanzielle Leistungen seitens des Staates. Von Prof. Dr. J. B. Sägmüller. gr. 8°. VIII u. 120 S. M 2.—. (Freiburg, Herder.)

Menschensorge für Gottes Reich. Gedanken über die Heidenmission. Von Abt Norbert Weber O. S. B. 8°. VIII u. 290 S. M 2.40, geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

Bannerträger des Kreuzes. Lebensbilder katholischer Missionäre von Anton Huonder S. J. 1. Teil. Mit 22 Bildern. (Gehört zur Sammlung „Missions-Bibliothek".) gr. 8°. VIII u. 246 S., 16 Tafeln. M 3.20, geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Die Frauenarbeit in der Landwirtschaft. Von Dr. Karl Müller. Soziale Tagesfragen, 43. Heft. 8° (61). 80 Pf., postfrei 90 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Joseph von Görres. Von Realschuldirektor Dr. W. Schellberg. (Führer des Volkes. 7. Heft.) 8° (48). 60 Pf., postfrei 70 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

„Zum Verständnis der pädagogischen Strömungen unserer Tage". 43 S. gr. 8°. 45 Pf. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Kreditprobleme des kaufmännischen Mittelstandes. 8° (84). M 1.—. (Verlag des Verbandes kath. kaufm. Vereinigungen Deutschlands (E. V.), Essen-Ruhr.)

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige Postamt, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den Verlag und die Buchhandels-Abonnenten stets an den betr. Buchhändler richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Von gesundheitsförderlicher Kleidung. Wie fatal ist nicht die Empfindung, welche im Sommer eine zu dichte oder für die Schweißabsonderung nicht genügend durchlässige, im Winter eine zu luftige Bekleidung verursacht. Ist der Stoff, aus welchem unsere Kleider bestehen, aber richtig gewählt, so tritt statt des Unbehagens ein erfreuliches Gefühl hervor, welches bekundet, daß den von unserem Körper gestellten Anforderungen Genüge geleistet wird. Man darf es begrüßen, daß eine Zeitschrift existiert, welche über diese wichtigen Fragen Auskunft erteilt; es ist die bereits im 7. Jahrgange in 10 000 Auflagen erscheinende „Münchner Steirer-Loden- und Mode-Zeitung", welche von der weitbekannten und renommierten Firma Felix Hulla (in München, Kaufingerstraße 31), herausgegeben und gratis versandt wird. Nur mit lebhaftem Interesse wird man die darin veröffentlichten, zum Teil von berühmten Fachgelehrten geschriebenen Abhandlungen lesen; geben doch diese Auskunft über einen Gegenstand, welcher für das tägliche Leben eines jeden unbedingt die größte Wichtigkeit besitzt. Die Firma Felix Hulla bewegt sich aber keineswegs nur in Theorien, sondern liefert für diese auch das praktische Beweismaterial in der Gestalt der von ihr vertriebenen ausgezeichneten Lodenstoffe und der aus diesen gefertigten Mäntel, Pelerinen, Anzüge usw. für Damen und Herren. Es ist der ganz außerordentliche Vorzug der Felix Hullaschen Lodenstoffe, daß sie lediglich aus echter, reiner Schafschurwolle angefertigt sind, und dadurch nicht nur leicht, weich und warm sind, sondern überhaupt entschieden gesundheitsförderliche Eigenschaften besitzen. Kann es einen stärkeren Beweis dafür geben, als daß sogar schon die Universitäten München und Heidelberg Muster dieser Stoffe als Lehrmaterial für Hygiene-Vorlesungen haben kommen lassen? Auch sehr zahlreiche Anerkennungsschreiben bezeugen die Vortrefflichkeit der Hullaschen Lodenstoffe. Schreibt doch ein langjähriger Kunde der Firma, Herr Professor O. in Eisleben: „Daß ich längere Zeit nichts gebraucht habe, ist ein Beweis für die große Dauerhaftigkeit Hullascher Stoffe." F. H.

Kunstkrippen. Der Papst hat dem akademischen Bildhauer Seb. Osterrieder, München, Georgenstr. 113, als dem Schöpfer der im roten Saale des Vatikanischen Palastes in Rom zur Aufstellung gebrachten Kunstkrippe den Verdienstorden Bene-Merenti in Gold verliehen. Herr Osterrieder, über dessen prachtvolle und reichhaltige Krippenstudien wir schon wiederholt berichteten, wurde vom Hl. Vater in Audienz empfangen und mit dem Bildnis des Hl. Vaters mit höchst dessen eigenhändiger Widmung ausgezeichnet. — Wer Interesse hat für kunstvolle Weihnachtskrippen und die Anschaffung einer solchen plant, wende sich vertrauensvoll an Herrn Osterrieder.

Fremde Sprachen und ihre Erlernung. Sprachen beherrschen muß jeder, der auf geschäftlichem wie gesellschaftlichem Gebiete vorwärts kommen will. Das Erlernen von Sprachen festigt die Energie, bessert den Stil, fördert die Gesamtbildung und gewährt nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten einen dauernden Genuß. Zu alledem gelangt man durch die bekannten Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Die Methode Toussaint-Langenscheidt lehrt den Schüler an der Hand eines spannenden Romans oder einer packenden Erzählung nicht nur die Sprache, sie spricht sie ihm gewissermaßen vor, wie ihr Hauptwert vornehmlich in der Gediegenheit ihrer Aussprachebezeichnung besteht, erklärt ihm die Sitten, Einrichtungen, Gebräuche und Eigentümlichkeiten des Landes und macht ihn mit den schönsten literarischen Schätzen bekannt. Sie ersetzt mit einem Worte den besten Lehrer. Wenn Sie sich über die Methode Toussaint-Langenscheidt informieren wollen, so verlangen Sie sofort kostenlos einen Prospekt und eine Unterrichtsprobe in der Sprache, für die Sie besonderes Interesse haben, von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg.

Siehe Notiz auf Seite 882 dieser Nummer.

König Otto-Bad bei **Wiesau** a. bayer. Fichtelgebirge, altbewährtes, heilkräft. Stahl- u. Moorbad. Prospekte kostenlos. **Dr. Becker.**

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Das **Studentenheim** in **Bonn**
Lennestrasse 26/28
Vornehm eingerichtet, mit grossem Park in bester ruhiger Lage, nahe bei Universität und Hofgarten, bietet Studenten Wohnung und volle Beköstigung, Studierenden, die nicht im Hause wohnen, Mittagessen zu 80 Pf. und Abendessen zu 50 Pf.
In den Ferien finden geistliche Herren und andere Akademiker, die sich zur Erholung oder studienhalber in Bonn aufhalten wollen, Aufnahme unter denselben Bedingungen wie in den Paxheimen — ℳ 4.50 pro Tag.
Auskunft erteilt der geistliche Direktor Nacken.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

Von einem Schreiben viele tausende Abzüge
in stets gleichbleibender photographischer Originalschärfe und allen Farben, sämtlich licht- und wasserecht, nicht rollend, liefert schnell, sauber und zuverlässig der stets gebrauchsfertige unabnutzbare
HERMES - APPARAT
Verlangen Sie sofort kostenlos Druckproben und Prospekte (komplette Ia Ia Apparate schon für Mk. 3.50) nur von dem Spezialgeschäft für Vervielfältigungs - Apparate
Bürobedarfs-Gesellschaft m. b. H., Langenlonsheim 9 (Rhl.)

Constant Tempé, Weingutsbesitzer, **Rappoltsweiler** i. E.
(vereidigter Messwein-Lieferant durch das Bistum Strassburg) offeriert
Messwein
à Mk. 65.—, 85.— u. 100.— pro Hekto. Auf Verlangen Proben gratis und franko. Fässer zur Verfügung.

Kirchen
sowie alle sonstigen Gebäude
heizt nach eigenem bewährten Spezialsystem :: ::
die älteste deutsche Heizungsfirma:
Aachener Fabrik für Centralheizungsanlagen
Theod. Mahr Söhne
Aachen 12.
Eigene In- u. Auslandspatente.
Tausende Referenzen, davon über 300 Kirchen.

Erholungsheim für Geistliche und andere Herren.
Lugano :: Villa :: S. Raffaele
Pension Edelweiss
4 Min. v. d. Bahn Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prsp kostenfr.

Hilf dir Selbst!
Ursache u. Entstehung der meisten
Haut-Bein-u. Fuss-
Leiden u. ihre Heilung
mit vielen Behandlungs-Vorschriften u. Rezepten
Für Jeden verständlich u. ausführbar
Dr. med. Strahl. Spezialarzt.
Zu beziehen für M. 1.- durch Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg 17

Papiere, Vordrucke aller Art, Briefbogen, Preislisten, Kataloge, Muster, Sammlungen, kurz alles, staubsicher, übersichtlich im selbstschliessenden
Hensson-Kasten
Beliebig in Schrankform aufzubauen. — Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt. — Vornehme, gediegene Ausführung ohne Federn.
Mehrfach gesetzlich geschützt.
Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur Mk. 1.75. Reichsgrösse (Folio) Stück nur Mk. 1.95. Probepostpaket vier Stück, Verpackung frei.
OTTO HENSS SOHN
WEIMAR 303 N.

Bayer. Vogelschutz-Geld-Lotterie
Ohne Verschub!
laut ministerieller Verordnung
Ziehg. garantiert 6. Nov. 1913
6700 Bar-Gewinne Mk.:
60000
Erster Haupttreffer Mk.:
20000
Lose à Mk. **1.10** 11 Lose M. 11.10 Porto und Liste 25 Pfg. extra
bei der Generalagentur:
Heinrich & Hugo Marx,
München, Maffeistraße 4/I.
u. allen Losverkaufsstellen.

Besuchen Sie in Regensburg den städt. Ratskeller.
Erstklassiges Weinrestaurant! Vorzügliche Wienerküche. Sehenswerte Lokale. Treffpunkt aller Fremden.
— Geöffnet von morgens 9 Uhr bis nachts 2 Uhr. —
J. Mühlbauer, Pächter.
Weingrosshändler! Messweinlieferant! Besitzer der beliebten „Weinstube zum roten Hahn".
Versand en gros u. en detail. Preisliste bitte gratis zu verlangen

Kath. Hospiz - Hotel Skt. Sebald, Nürnberg
2 Min. links v. Bahnhof - Tafelhofstr. 7.
Zimmer mit Frühstück M. 2.50 u. M. 3.—.
Restauration zu jeder Tageszeit • Elektr. Licht • Dampfheizung.

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten aller Komfort
Garage. Mäss. Preise. Das ganze Jahr geöffnet. A. Müller, Bes.

Pension Maria Elisabeth
Gardone Riviera am Gardasee (Italien).
Eigentum des deutschen Caritas-Stiftes in Freiburg im Breisgau, geleitet von den Grauen Schwestern von der hl. Elisabeth.
Inmitten einer 8000 ha grossen alten Parkanlage am See erbaut, ruhige Lage, 40 Betten, Südzimmer mit grossen Terrassen, Wannen- und Seebäder, Liegehalle am See, Zentralheizung im ganzen Hause, grosse Hauskapelle, das ganze Jahr über geöffnet.
Man verlange Prospekte.

Zu den
edelsten literarischen Blüten
dieses Herbstes
zählt unstreitig das soeben erschienene Werk:
Jahreszeiten. Gedanken aus Natur und Leben. Von Heinrich Schauerte. Buchschmuck von Oskar Gehrig. XIII und 216 Seiten 8°. Preis brosch. 2.60 Mk., gebd. in Prachtband 3.60 Mk.
Ein recht vortreffliches Werk. Es atmet Freude an der Natur, predigt verständige Wertung und Würdigung des Lebens in allen Lagen und Wechselfällen, und belehrt den Leser, daß beides nicht ohne innigen Glauben zu finden ist. Das Buch kann überall, vorab den gebildeten Kreisen, als ebenso angenehme wie erbauliche Lektüre empfohlen werden. Der geschmackvolle Einband macht es zu einer Zierde jeder Bibliothek.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Soziale Revue
Zeitschrift für die sozialen Fragen der Gegenwart.
Herausgegeben von Dr. oec. publ. Anton Retzbach, Freiburg i. Br.
Im Verlag des Verbands-Ausschusses südd. kathol. Arbeitervereine, München, Pestalozzistr. 4.
Jahres-Abonnement (6 Hefte) M. 5.— bei freier Zusendung. Bestelladresse: „Soziale Revue", München 23.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich ℳ 2.60, (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China ℳ 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand ℳ 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5 spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 45. München, 8. November 1913. X. Jahrgang.

Die Lösung der bayerischen Königsfrage.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Wenn dieses Heft in die Hände der Leser gelangt, ist die Lösung des bayerischen Königsproblems erfolgt. Die Kammern haben ihr Votum über die Regentschaftsvorlage abgegeben und dieselbe hat durch Unterschrift des Regenten und Publikation im Gesetz- und Verordnungsblatt Gesetzeskraft erhalten. Auf Grund der in dem Gesetz stipulierten Voraussetzungen hat der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt erklärt und damit dem Bayernvolke in seiner Person den ersehnten König gegeben.

Angesichts der Bedeutsamkeit und Tragweite der Vorgänge und wegen des Interesses, das die Königsfrage bei unserer Leserschaft findet, geben wir im nachstehenden einen ausführlicheren Ueberblick über den Gang der Ereignisse, als es sonst im Rahmen der „Allg. Rundschau" üblich ist.

Der am Dienstag, den 28. Oktober dem Landtage vorgelegte Gesetzentwurf, dessen Inhalt in Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau" schon kurz skizziert wurde, hat folgenden Wortlaut:

Entwurf eines Gesetzes über die Regentschaft.

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Ludwig,
von Gottes Gnaden Königlicher Prinz von Bayern,
Regent.

Wir haben nach Vernehmung des Staatsrats mit Beirat und Zustimmung der Kammer der Reichsräte und der Kammer der Abgeordneten unter Beobachtung der in Titel 10 § 7 der Verfassungsurkunde vorgeschriebenen Formen beschlossen und verordnen, was folgt:

Einziger Artikel.

Der Titel II § 21 der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 erhält folgenden Absatz II:

Ist die Reichsverwesung wegen eines körperlichen oder geistigen Gebrechens des Königs, das ihn an der Ausübung der Regierung hindert, eingetreten und besteht nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht, daß der König regierungsfähig wird, so kann der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt erklären. Der Landtag ist unverzüglich einzuberufen; es sind ihm die Gründe, aus denen sich die dauernde Regierungsunfähigkeit ergibt, zur Zustimmung anzuzeigen.

Gegeben . . . . . .

Für den Entwurf:

gez.: Dr. Frhr. von Hertling, Dr. Frhr. von Soden-Fraunhofen, von Thelemann, von Breunig, von Seidlein, Dr. von Knilling, Frhr. Kreß von Kressenstein.

Begründung.

Die Regentschaft für Seine Majestät den König Otto dauert jetzt mehr als 27 Jahre. Es ist kaum zu leugnen, daß die dauernde Ausübung der Regierungsgewalt durch einen Verweser, nicht durch den Träger der Krone selbst, weder den Interessen des Landes nach innen und außen dienlich noch im Interesse der Königlichen Familie selbst und des Ansehens der Krone gelegen ist. Die Vorschriften der Verfassungsurkunde über die Regentschaft passen auch nicht für eine so lange dauernde Verhinderung des Inhabers der Krone, und dem natürlichen Empfinden entspricht es nicht, daß ein dauernd Regierungsunfähiger Inhaber der Krone ist.

Es ist deshalb schon alsbald nach der Einsetzung der Regentschaft der Wunsch laut geworden, daß die Regentschaft endigen und der Regent König werden solle. Diesem Wunsche wurde auch im Jahre 1897 im Landtage, in der Kammer der Abgeordneten, Ausdruck verliehen (vgl. Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten 1897/98 Sten. Berichte Bd. IX S. 552). Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold ließ jedoch durch den Vorsitzenden im Ministerrate im Landtag erklären, sein Wunsch sei, daß an den bestehenden Verhältnissen nichts geändert werde. Damit war die Frage der Beendigung der Regentschaft für die Staatsregierung damals erledigt. Allein der Gedanke, daß Bayern wieder einen regierungsfähigen König erhalten solle, blieb in weiten Bevölkerungskreisen wach und war wiederholt Gegenstand öffentlicher Erörterungen.

Als menschlicher Voraussicht nach mit dem nahen Tode des Prinzregenten Luitpold gerechnet werden mußte, hielt es die Staatsregierung für ihre Pflicht, zu prüfen, ob nicht gelegentlich des Wechsels in der Person des Regenten die Frage der Beendigung der Regentschaft gelöst werden solle. Mit dem Tode Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold entfiel auch für die Staatsregierung der maßgebende Grund dafür, daß an den bestehenden Verhältnissen nichts geändert werde. Nunmehr treten die sachlichen Erwägungen in den Vordergrund. Diese aber sprechen entschieden für die Beendigung der Regentschaft. Für die Staatsregierung stand deshalb fest, daß die Frage zu bejahen sei.

Ueber die Art und Weise, wie die Beendigung herbeizuführen ist, waren in der Literatur schon früher verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Insbesondere wurde die Meinung vertreten, nach dem bayerischen Rechte sei Regierungsfähigkeit Voraussetzung der Thronfolgefähigkeit, der Regent könne also bei einer lange dauernden Regentschaft den König von sich aus ohne Mitwirkung des Landtags für dauernd regierungsunfähig erklären und sich selbst zum Könige proklamieren. Die Staatsregierung prüfte die Frage auf Grund eines vom Justizminister dem Ministerrate erstatteten Gutachtens, das inzwischen in der Nr. 239 der „Bayerischen Staatszeitung" vom 13. Oktober 1913 veröffentlicht worden ist, eingehend und kam zu der Ueberzeugung, daß ein Verfassungsgesetz erforderlich sei.

Inzwischen ist der Wechsel in der Person des Regenten eingetreten und nunmehr dürfte der Zeitpunkt gekommen sein, um die Frage der Beendigung der Regentschaft zu lösen.

Die Lösung der Frage bezweckt der vorliegende Gesetzentwurf.

Die Verfassungsurkunde bestimmt in Titel II § 9:

„Die Reichsverwesung tritt ein:
a) während der Minderjährigkeit des Monarchen;
b) wenn derselbe an der Ausübung der Regierung auf längere Zeit verhindert ist, und für die Verwaltung des Reichs nicht selbst Vorsorge getroffen hat oder treffen kann."

In Titel II § 21 der Verfassungsurkunde ist vorgeschrieben:

„Die Regentschaft dauert in den im § 9 bemerkten zwei Fällen — im ersten bis zur Großjährigkeit des Königs und im zweiten — bis das eingetretene Hindernis aufhört."

Der Entwurf geht davon aus, daß die Vorschriften, welche die Verfassungsurkunde im Titel II § 21 über die Beendigung der Regentschaft aufstellt, auch für den Fall gelten, daß die Regierungsunfähigkeit des Inhabers der Krone, derentwegen die Einsetzung der Regentschaft erforderlich geworden ist, eine dauernde ist. Soll also in diesem Falle — abweichend von der Vorschrift des § 21 — die Regentschaft endigen, bevor „das eingetretene Hindernis aufhört", so muß die Zulässigkeit dieses Beendigungsgrundes durch ein Verfassungsgesetz ausgesprochen werden. Für diesen Weg spricht entscheidend, daß er — gleichgültig, wie man die in Betracht kommenden verfassungsrechtlichen Vorschriften auslegt — unter allen Umständen rechtlich einwandfrei ist. Die Frage der Beendigung der Regentschaft ist nicht nur für das Königliche Haus, sondern für das ganze Land von einer solchen Bedeutung und Tragweite, daß zu ihrer Regelung nur ein Weg betreten werden darf, dessen rechtliche Zulässigkeit über allen Zweifel erhaben ist.

Der Entwurf will von der Vorschrift des Titels II § 21 der Verfassungsurkunde eine Ausnahme zulassen. Wenn die Regentschaft wegen

eines körperlichen oder geistigen Gebrechens des Königs, das ihn an der Ausübung der Regierung hindert, eingetreten ist und nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht besteht, daß der König regierungsfähig wird, so soll der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt erklären können. Die Folge hiervon ist, daß die Thronfolge eröffnet ist und der nächste thronfolgeberechtigte Agnat König wird.

Wie sich schon aus dem Wortlaute des Entwurfes ergibt, beschränkt sich sein Vorschlag auf eine Aenderung der Vorschriften der Verfassungsurkunde über die Regentschaft. Die Vorschriften der Verfassungsurkunde über die Thronfolge bleiben unberührt. Nur der Mangel der Verfassungsurkunde, daß keine Kautelen gegen eine übermäßig lange dauernde Regentschaft vorgesehen sind, soll durch den Entwurf beseitigt werden; nur das Recht der Regentschaft wird vom Entwurf ausgestaltet. An der Thronfolge selbst wird nichts geändert.

Ob der Regent die Regentschaft für beendigt erklärt, steht nach dem vom Entwurfe gemachten Vorschlage in der freien Entschließung des Regenten. Es ist seinem Ermessen anheimgegeben, die Regentschaft zu beendigen, wenn er den Zeitpunkt hierfür im Interesse des Staates für gekommen erachtet. Diese Regelung empfiehlt sich schon deshalb, weil die Verhältnisse zu verschiedenartig gelagert sein können.

Die zehnjährige Frist beginnt mit der Einsetzung der außerordentlichen Regentschaft wegen des körperlichen oder geistigen Gebrechens. Hiernach ist es ausgeschlossen, daß, wenn der König schon während seiner Minderjährigkeit mehr als zehn Jahre an einem körperlichen oder geistigen Gebrechen leidet, das ihn regierungsunfähig macht, die Regentschaft noch während der Minderjährigkeit für beendigt erklärt wird. Es muß vielmehr, nachdem der König volljährig geworden ist, noch zehn Jahre zugewartet werden. Es ist zuzugeben, daß sich manche Gründe dafür geltend machen lassen, die Vorschrift des Entwurfs auf diesen Fall auszudehnen. Die dagegen sprechenden Gründe überwiegen jedoch. Insbesondere ist bei der Vorschrift des Entwurfes jeder Zweifel über den Beginn der Frist ausgeschlossen, weil bei der Einsetzung der außerordentlichen Regentschaft (Titel II § 9b der Verfassungsurkunde) die Feststellung des Gebrechens des Königs unter besonderen Rechtsgarantien steht und der Zustimmung des Landtags bedarf (Titel II § 11 der Verfassungsurkunde). Auf den gleichen Erwägungen beruht es, daß die Vorschrift des Entwurfes auch nicht für den Fall gilt, daß der König, ehe ihm die Krone angefallen ist, mehr als zehn Jahre an einem Gebrechen leidet, das ihn, wenn er schon zur Regierung berufen gewesen wäre, regierungsunfähig machen würde. Im übrigen aber berücksichtigt die Vorschrift des Entwurfes sowohl den Fall, daß die Regentschaft schon in dem Zeitpunkte, in welchem die Krone dem Thronfolgeberechtigten angefallen ist, als auch den Fall, daß sie erst während der Dauer seiner Regierung notwendig geworden ist.

Die vorgesehene Frist von zehn Jahren ist, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß sie erst mit der Einsetzung der außerordentlichen Regentschaft beginnt, so lange, daß mit Sicherheit festgestellt werden kann, ob der König dauernd regierungsunfähig ist.

Wenn der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron für erledigt erklärt, muß der Landtag, wenn er nicht ohnehin schon versammelt ist, unverzüglich einberufen werden; die Gründe, aus denen sich die dauernde Regierungsunfähigkeit ergibt, sind ihm zur Zustimmung anzuzeigen. Damit trifft der Entwurf für die Beendigung der Regentschaft die gleiche Bestimmung, wie sie für den Eintritt der Regentschaft nach dem Titel II § 11 der Verfassungsurkunde gilt. Diese Mitwirkung des Landtags entspricht der hohen staatsrechtlichen Bedeutung der Angelegenheit, die das ganze Land aufs tiefste berührt; sie ist nicht minder im Interesse des Landes als auch der Königlichen Familie, insbesondere des Inhabers der Krone geboten, schon um den Gedanken, als könnte die Vorschrift des Entwurfes jemals mißbraucht werden, gar nicht aufkommen zu lassen. Von der für die Einsetzung der Regentschaft geltenden Vorschrift des Titels II § 11 weicht die Vorschrift, welche der Entwurf über die Mitwirkung des Landtags bei der Beendigung der Regentschaft vorsieht, nur in der Fassung ab. Denn in Titel II § 11 heißt es allerdings: „.... findet mit Zustimmung der Stände, welchen die Verhinderungsursachen anzuzeigen sind, ... die .... Regentschaft statt". Allein wie in der Staatsrechtslehre feststeht und wie auch aus dem bei der Einsetzung der gegenwärtigen Regentschaft im Jahre 1886 beobachteten Verfahren hervorgeht, bedarf zwar die Notwendigkeit der Regentschaft der Anerkennung durch den Landtag, die Regentschaft ist jedoch nicht erst mit dem Gesamtbeschlusse der Kammern, sondern schon in dem Augenblicke begründet, wo sie von den Berufenen ergriffen wird (vgl. Seydel, Bayer. Staatsrecht II. Aufl. Bd. I S. 232 bei Anm. 29). So soll es nach dem Entwurf auch im Falle der Beendigung der Regentschaft Rechtens sein. Die Beendigung der Regentschaft tritt mit der Erklärung des Regenten ein. Der Landtag hat darüber zu beschließen, ob er anerkennt, daß die Voraussetzungen vorliegen, unter welchen der Regent die Regentschaft für beendigt erklären konnte.

Aus dem Gesagten folgt — und auch der Wortlaut des Entwurfes läßt keinen Zweifel hierüber zu —, daß der Regent es ist, welcher den Thron für erledigt erklärt und damit die Thronfolge eröffnet. Die Entscheidung über die Thronfolge ist nicht in die Hand des Landtags gelegt. Nur diese Regelung ist mit dem in Titel I § 1 der Verfassungsurkunde enthaltenen obersten Grundsatze des bayerischen Verfassungsrechts vereinbar, daß Bayern ein monarchischer Staat ist. Der Entwurf bleibt also im Einklange mit dem Grundsatze des bayerischen Rechtes, daß der König seine Krone von Gottes Gnaden hat.

Der Entwurf kam in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten am Donnerstag, den 30. Oktober zur Verhandlung und wurde ohne Ausschußberatung sofort in erster und zweiter Lesung beraten und mit erdrückender Mehrheit angenommen. Schon äußerlich dokumentierte sich die Sitzung als ein „großer Tag": Staatsministerium in corpore, fast vollzählig besetztes Haus (149 von den 163 Abgeordneten waren anwesend), überfüllte Tribünen. Die namentliche Abstimmung ergab die Annahme mit 122 gegen die 27 Stimmen der anwesenden Sozialdemokraten. Die anwesenden Zentrumsabgeordneten (7 Mitglieder wohnten der Sitzung nicht bei) stimmten geschlossen für die Vorlage, die liberalen ebenfalls bis auf die Demokraten Dr. Quidde und Köhl, welche bei der ersten (nicht namentlichen) Abstimmung mit den Sozialdemokraten sitzen geblieben waren und vor der namentlichen Abstimmung den Saal verlassen hatten. (Der Parlamentsbericht des „Bayer. Kurier" (Nr. 304) verzeichnet hier: „Zur namentlichen Abstimmung verlassen die beiden liberalen Volksmänner das Haus, einige Sozialdemokraten rufen ihnen lachend zu: „Bleiben S' halt da und stimmen S' mit uns!" Die Sirenenklänge verhallen wirkungslos.") Das gesetzmäßige Erfordernis der Anwesenheit von 3/4 der Abgeordneten und der 2/3-Mehrheit für die Vorlage war bei der Abstimmung erfüllt.

Die Erörterung bot im allgemeinen das Bild einer der Größe und Erhabenheit des Gegenstandes würdigen, ruhigen Sachlichkeit. Die von den sozialdemokratischen Rednern versuchte kleine Attacke gegen das Zentrum wurde von diesem durch Nichtbeachtung zurückgewiesen. Ministerpräsident Frhr. von Hertling eröffnete die Debatte mit einer Darlegung der entscheidenden Gesichtspunkte. Er betonte die einstimmige Ueberzeugung des Ministeriums, daß eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes nur auf dem Wege der Verfassungsänderung möglich sei. Die vorgeschlagene Verfassungsänderung betreffe aber nur einen einzigen Punkt:

„Nur Artikel 21 Tit. II der Verfassung, der von der Dauer der Regentschaft spricht, soll einen Zusatz erhalten... § 21, der von der Dauer der Regentschaft spricht, faßt nur die beiden Fälle ins Auge, daß, wenn die Minderjährigkeit des Monarchen abgelaufen ist, der Monarch in den Besitz der Volljährigkeit eingetreten ist, oder daß zweitens das Hindernis, welches den Monarchen an der Ausübung der Regierung verhindert hatte, aufgehört hat. Der § 21 berücksichtigt aber den Fall nicht, daß das Hindernis, welches zur Einführung der Reichsverwesung geführt hat, ein unaufhebbares ist. Hier müßte also die Verfassungsänderung einsetzen. Die Vorlage schlägt Ihnen einen Zusatz zu § 21 vor, worin die Voraussetzungen für eine Beendigung der Regentschaft genau bezeichnet sind. Diese Voraussetzungen sind erstens, daß die Regentschaft eingetreten ist infolge eines geistigen oder körperlichen Gebrechens des Monarchen, daß diese Regentschaft gedauert hat länger als zehn Jahre und daß die Beseitigung des Hindernisses als ein nach menschlichem Ermessen absolut nicht zu erwartendes sich darstellt. Sind diese Voraussetzungen gegeben, dann kann der Regent die Regentschaft als beendet erklären. Er kann, es ist seinem Ermessen anheimgestellt; er kann es, weil er nach dem schon zuvor Gesagten während der Regentschaft der stellvertretende Inhaber der vollen königlichen Gewalt ist. Er kann es, aber er muß nicht. Es ist seinem Ermessen anheimgestellt, dann, wenn er diesen Zeitpunkt als geeignet hält, die Regentschaft für beendet zu erklären. Der Landtag ist unverzüglich einzuberufen und es sind ihm die Gründe, welche zur Ueberzeugung von der Unaufhebbarkeit des Hindernisses führen, welches seinerzeit zur Einführung der Regentschaft geführt hatte, darzulegen. Der Landtag wird aufgefordert, seine Zustimmung zu diesen Gründen zu erklären."

Die richtige Würdigung dieser Rechtslage kam in dem Hauptpassus der kurzen Erklärung zum Ausdruck, die der Abg. Lerno im Namen der Zentrumsfraktion abgab: „Wir stimmen der im vorliegenden Gesetzentwurfe vorgeschlagenen Verfassungsänderung zu und haben uns zu dieser Stellungnahme nach wiederholter eingehender Beratung entschlossen. Eine noch längere Dauer der jetzt mehr als 27 Jahre bestehenden Regentschaft erachten wir als den Interessen des Landes und der Stellung Bayerns im Reiche nicht förderlich. Die Fassung des Entwurfes entspricht nach unserer Anschauung dem monarchischen Gedanken, sie bietet die nötige Garantie gegen jeden Versuch einer mißbräuchlichen Anwendung; die Mitwirkung des Landtages erscheint entsprechend gesichert."

Die Vertreter der übrigen bürgerlichen Parteien beschränkten sich ebenfalls auf kurze Zustimmungserklärungen. Nur der liberale Fraktionschef Dr. Casselmann konnte nicht umhin, namens seiner Freunde der „Verwunderung Ausdruck zu geben darüber, daß die Begründung der Vorlage das Mitwirkungs-

recht des Landtages durch die Hervorhebung des Gottesgnadentums in so auffallender Weise in den Schatten stellt. Man hätte das bei aller Rücksichtnahme auf die legitimistischen Kreise denn doch vermeiden sollen. Monarchische Gesinnung, das mögen sich diese Kreise und auch die Regierung gesagt sein lassen, ist nicht gleichbedeutend mit der Anerkennung des Gottesgnadentums. Für dieses letztere wird man in breiten Kreisen des Volkes, die treu zu ihrem Herrscherhause stehen, wenig Verständnis finden". Die „breiten Kreise des Volkes" werden im Gegenteil diesem wichtigsten Moment der ganzen Frage viel Verständnis entgegenbringen und der Regierung dafür Dank wissen, daß sie durch genügende Berücksichtigung dieses Moments ihnen und ihren Vertretern in der Zentrumsfraktion die Möglichkeit der Gutheißung der Vorlage gegeben hat. In dieser Frage scheiden sich eben grundsätzlich die Auffassungen des Zentrums und der Liberalen. Nach der letzteren Willen würde der König schließlich nicht mehr sein, als ein erblicher Präsident, ein Herrscher von Landtags Gnaden, während ersteres entscheidendes Gewicht legt auf das Königtum von Gottes Gnaden, was, wie Ministerpräsident Frhr. von Hertling in seiner Antwort auf die Casselmannsche Rede betonte, besagt, „daß der König aus eigenem Recht regiert, daß er regiert, weil er der König ist, daß er regiert, weil die bestimmten, geschichtlich gewordenen Verhältnisse, die dann entweder befestigt worden sind durch das Gewohnheitsrecht oder ausdrücklich niedergelegt sind in Gesetz und Verfassung, ihn zum Thron berufen und es keiner Uebertragung bedarf. In dieser geschichtlichen Fügung, die zur Annahme der Krone und zur Berufung des einzelnen, der an den Stufen des Thrones geboren ist, zur Uebernahme der Regierung führt, erblickt die christliche Auffassung Gottes Gnade, die Fügung Gottes in der Geschichte".

Der weitere Zweifel des liberalen Redners, ob der Landtag berechtigt sei, die im Entwurf genannte Zustimmung zu verweigern, und welche rechtlichen Folgen eine solche Verweigerung habe, wurde vom Ministerpräsidenten durch den eigentlich selbstverständlichen Hinweis zerstreut, daß, wer gefragt wird, ob er zustimmt, ja deshalb noch nicht zustimmen müsse, er könne ja und könne nein sagen; aber keine Regierung werde so blind und töricht sein, eine Vorlage zur Beendigung der Regentschaft an den Landtag zu bringen, wenn die Gründe der Vorlage nicht so evident seien, daß sie mit sehenden Augen nicht verkannt werden könnten, und wenn die Regierung nicht schon vor Einbringung der Vorlage der Zustimmung der Mehrheit des Landtags moralisch gewiß sein könnte. Die Mitwirkung des Landtages bei der Beendigung der Regentschaft sei dieselbe wie bei deren Einsetzung.

Das Ergebnis der Abstimmung wurde von Bravorufen des Hauses begleitet, und diese werden weit über die bayerischen Grenzpfähle hinaus ein freudiges Echo finden, ebenso wie das treffliche Schlußwort des Präsidenten Dr. v. Orterer:

„Wir alle stehen unter dem Eindruck eines bedeutsamen, ja historischen Momentes in der Entwicklung unseres staatlichen Lebens. Seit mehr als 25 Jahren ist keine wichtigere, schwierigere und verantwortungsvollere Frage der Kammer vorgelegen, als die ist, die wir soeben verbeschieden haben. In einer im wesentlichen sachlichen Erörterung, und getragen von einem unerschütterlichen Pflichtgefühl und im Bewußtsein unserer Verantwortung haben wir eine Frage erledigt, die nunmehr der weiteren Entwicklung des Verfassungslebens freie Bahn läßt. Ich glaube, wir dürfen mit dem freudigen Gefühle einer patriotischen Tat aus diesem Saale scheiden, und ich bin der Meinung, die Auffassung, daß auch in weiten Kreisen des Landes mit hochgespannten Erwartungen und heißen Hoffnungen und Wünschen dieser Stunde geharrt worden ist, ist zutreffend. Möge sich nun auch das erfüllen, was mehrere Redner heute ausdrücklich bei den Schlußverhandlungen ausgesprochen haben: Der heiße Wunsch aller patriotisch gesinnten Bayern, daß dieser weittragende Beschluß unserem geliebten Vaterlande und unserem teuren Königshause zu dauerndem Segen gereichen möge immerdar."

* * *

Gegenüber der eindrucksvollen Kundgebung der Kammer für Monarchie und Dynastie wirkt um so kläglicher, aber auch um so verächtlicher der von einer gewissen liberalen Seite in letzter Stunde unternommene Versuch, das wichtige Werk der Einigung der bürgerlichen Parteien zur Lösung der Königsfrage zu hintertreiben, wenigstens zu gefährden. Denn einen anderen Zweck kann man den in Nr. 43 der „A. R." schon einmal gebrandmarkten Treibereien einer gewissen Rotblockpresse nicht beimessen, wenn anders die dort so offen betriebenen Versuche der Ministerstürzerei, deren Erfolglosigkeit auch dem blödesten Auge offenbar sein muß, einen Sinn haben sollen. Der inzwischen in den Presseerörterungen eingetretene Königsfriede, welcher der Förderung des patriotischen Werkes dienen sollte, wurde plötzlich ohne jegliche Veranlassung von den „M. Neueste Nachr." (Nr. 556) gebrochen. Ausgerechnet in der Frühe des Donnerstags, an dem die Abgeordnetenkammer über die Regentschaftsvorlage Beschluß fassen sollte, in jenem feierlichen Augenblicke, da die Vertreter der bürgerlichen Parteien sich anschickten, unter Hintansetzung der trennenden Gegensätze zur Verwirklichung des gemeinsamen großen Gedankens sich die Hände zu reichen, hielt das radikal-liberale Organ es für angebracht, durch Veröffentlichung eines wutschnaubenden Kampfartikels gegen das Ministerium Hertling eine neue Sprengmine zur Explosion zu bringen, den eigenen Parteigenossen mit folgender Abrüffelung ob ihres patriotischen Verhaltens in den Rücken zu fallen:

„Die liberalen Abgeordneten hätten nicht um einen Funken gegen ihr politisches Gewissen verstoßen, sie hätten der Stimmung weitester Kreise im Lande Ausdruck gegeben, wenn sie etwa gesagt hätten: Dem Regenten die Königskrone und alle Ehren, die der Krone zustehen. Aber diesem Ministerium, das dem engherzigsten Parteigeist Tür und Tor in die oberste Staatsleitung hinein geöffnet, dessen Häupter, so hochachtbare Ehrenmänner sie sein mögen, vor ihrem Gewissen verpflichtet sind, im Konfliktsfall der Kirche den Vorrang vor dem Staat zu geben; diesem Ministerium, unter dessen Leitung so viel Verwirrung und Verbitterung, Mißtrauen und Mißmut und Unfreiheit im Land gewachsen ist, diesem Ministerium können wir nicht in die Hände legen, was wir im Hinblick auf das Oberhaupt des Staates anderen verantwortlichen Mittlern, Ministern, die unabhängige, verfassungstreue Träger der bayerischen Staatsidee sind, auf das bereitwilligste anvertrauen würden. Dem künftigen König alles, aber dem Ministerium Hertling — nichts! — —"

Das aus dem Hinterhalt geworfene Sprenggeschoß ist zwar wirkungslos verpufft und das rabiate Blatt mußte sich eine recht derbe Abschüttelung seitens des liberalen Fraktionsführers Casselmann gefallen lassen, der mit anerkennenswerter Loyalität in seiner Kammerrede zur Regentschaftsvorlage erklärte: „Es ist heute nicht der geeignete Moment, um diese Gegensätze (zum Ministerium und der Mehrheitspartei) weiter zu verfolgen. Dazu wird sich an anderen Stellen Gelegenheit bieten. Wenn wir darauf verzichten, bei unserem Entschluß parteipolitischen Erwägungen Raum zu geben, so geschieht es, weil wir bei einer Frage von so tief einschneidender Bedeutung uns lediglich von dem Interesse des Landes leiten lassen dürfen." Der Wutanfall der „M. N. N." hat lediglich den einen Erfolg gehabt, die wahre Gesinnung und die wahren Absichten, von denen sich das Blatt in seiner Haltung gegenüber der Königsfrage leiten ließ, aufs gründlichste zu demaskieren. Ihm war diese Frage nicht lediglich Selbstzweck, sondern sollte Mittel zur Beseitigung des Ministeriums Hertling sein.

„Dem Regenten die Königskrone und alle Ehren, die der Krone zustehen"; im gleichen Atemzuge aber greift man mit vermessener Hand nach einem der ersten Rechte der Krone, der Freiheit der Berufung und Entlassung der Minister. Und indem die „M. N. N." fortgesetzt das Märchen von der alleinigen Schuld der Zentrumsfraktion an der späten Lösung der Königsfrage kolportieren und die liberale Fraktion als den einzigen zielsicheren Förderer preisen, verschweigen sie geflissentlich, daß auch die Liberalen in dieser Frage durchaus nicht einig waren und noch kurze Zeit vor der Entscheidung im Hause an der Prannerstraße recht lebhafte Auseinandersetzungen intra muros gepflogen wurden.

* * *

Die Kammer der Reichsräte begann am Dienstag, den 4. November, vorm. 10 Uhr, die Beratung der Regentschaftsvorlage. Zur Stunde, da diese Nummer in Druck ging, war gerade die Entscheidung gefallen: **Einstimmige** Annahme ohne Debatte nach dem Referat des Staatsministers a. D. Grafen von Crailsheim. Etwa ein Dutzend Mitglieder fehlten. Die Erklärung des Regenten ist für Mittwoch zu erwarten.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zwei neue Bundesfürsten.

Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg hat bereits durch Patent vom 1. November die Regierung des Herzogtums angetreten; auch der Einzug in Braunschweig am 3. November ist bei Erscheinen dieses Blattes schon vollzogen. In Bayern sind die Vorbereitungen auf die ersehnte Thronbesteigung König Ludwig III. im Gange. In beiden Ländern wird die Beendigung des Provisoriums mit großer Freude begrüßt, obschon sowohl in Braunschweig als in München die provisorische Geschäftsführung sich in den besten Händen befand. Jedes Land hatte zwei Regenten gehabt. In Braunschweig folgte auf den preußischen Prinzen Albrecht der mecklenburgische Herzog Johann Albrecht; letzterer hat soeben von dem braunschweigischen Volk herzlichen Abschied genommen und ebenso herzlichen Dank als Abschiedsgeschenk davongetragen. Ein tüchtiger, gewissenhafter, taktvoller Mann, der seine Aufgabe von vornherein in selbstloser Weise dahin aufgefaßt hatte, daß er dem legitimen Herzog die Wege bereit zu halten habe. Er hat sich um die friedliche und freundliche Lösung der sog. Welfenfrage ein hohes Verdienst erworben, und deshalb ist er jetzt auch Angriffen in der alldeutschen Kampfpresse ausgesetzt, die ihm zur Ehre gereichen. Die Braunschweiger aber haben sich ohne Unterschied ihrer Parteirichtung gesagt: Der richtige Herzog ist doch besser als der beste Regent, und sie begrüßen die Thronbesteigung des erbberechtigten Welfensprossen um so freudiger, als er zugleich die Tochter des Deutschen Kaisers als Landesmutter nach Braunschweig führt. In Bayern führte seit dem Unglückstage von 1886 Prinz Luitpold über ein Vierteljahrhundert die Regentschaft; seine Tugenden, seine Verdienste, seine stets höher anwachsende Beliebtheit in allen Schichten der Bevölkerung sind bei seinem Heimgang allseitig gewürdigt worden. Als beim Tode des greisen Regenten Luitpold sein Sohn Ludwig die Regentschaft übernahm, brauchte er die Verehrung und Sympathie des Volkes nicht erst noch zu erwerben; er hatte schon durch seine vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit im öffentlichen Leben die Vortrefflichkeit seines Geistes und seines Herzens allen Bayern und allen Deutschen klar und lieb gemacht. Aber dadurch wurde die Sehnsucht nach dem Definitivum nicht gemildert, sondern vielmehr erst recht angefacht. Das Volk wollte den verehrten Prinzen nicht bloß in der Arbeit des Regenten, sondern auch im Glanze des Thrones sehen; es wollte seinen Stolz und seine Freude haben an dem wirklichen König Ludwig III. Diese drängende Willensmeinung des getreuen Volkes hat wesentlich dazu mitgewirkt, daß die Königsfrage trotz aller formalen Hemmnisse nicht von der Tagesordnung verschwinden konnte und jetzt zur glücklichen Lösung gelangte. Die Haltung des Volkes an beiden Seiten des Mains ist ein erfreuliches Zeichen für den kräftigen Fortbestand des monarchischen Sinnes auch in der heutigen Zeit — trotz aller Umsturz- und „Aufklärungs"-Agitationen.

Von dem Widerspruch der alles verneinenden Sozialdemokratie in der bayerischen Abgeordnetenkammer braucht man ja weiter nicht zu reden. Die Liberalen haben zugestimmt; die Anerkennung, die sie dafür verdienen, würde noch reichlicher ausgefallen sein, wenn ihr Wortführer bei dieser Gelegenheit auf alle parteipolitischen Spitzen und Spitzfindigkeiten verzichtet hätte. Insbesondere war es mehr als überflüssig, bei dieser Gelegenheit eine Lanze einzulegen gegen die Idee des Gottesgnadentums, die in der Begründung der Regierungsvorlage gebührend erwähnt war. Man mutet ja den Liberalen nichts anderes zu, als die Anerkennung der historischen Selbstherrlichkeit der Monarchie. Der Monarch wird nicht durch Parlamentsbeschluß oder Plebiszit zum König gemacht, sondern setzt sich die Krone auf aus dem ererbten Recht, das unabhängig ist von dem Willen der Menschen und nur von der göttlichen Fügung sich bedingt fühlt. Ein wahrhaft monarchisch gesinnter Liberaler kann die Wendung „von Gottes Gnaden" unbeanstandet gelten lassen als Kennzeichen der Unabhängigkeit des Königsrechtes von dem parteipolitischen Getriebe des Tages.

Das Ministerium Hertling hatte überdies zwischen den beiden extremen Richtungen — den Befürwortern einer Proklamation ohne Verfassungsänderung und den Anhängern der parlamentarischen Entscheidung über die Thronerledigung — einen wohlerwogenen und versöhnlichen Mittelweg eingeschlagen. Es wurde eine Verfassungsänderung beantragt, um einen völlig zweifelsfreien und unangreifbaren formalen Rechtsboden zu gewinnen; dabei wurde die Entscheidung, ob und wann die Beendigung der Regentschaft zu erklären sei, dem Regenten überlassen, um auch den Schein einer parlamentarischen Absetzung oder Ernennung des Königs auszuschließen; anderseits wurde vorgesehen, daß dem Landtage ebenso wie bei Eintritt einer Regentschaft so auch bei Beendigung derselben die Gründe für die Regierungsunfähigkeit „zur Zustimmung anzuzeigen" sind. Das waren so zweckmäßige und nach jeder Richtung unverfängliche Vorschläge, daß alle bürgerlichen Parteien sie ohne weitere Erörterungen annehmen konnten. Ueberflüssig war namentlich auch die Tüftelei, ob die Regentschaft wieder aufleben würde, wenn der Landtag seine Zustimmung zu den „Gründen" versagte. Die praktische Politik rechnet nur mit den Möglichkeiten, und die fragliche Eventualität gehört nicht dazu. Der Regent wird eben nicht eher die Thronfolge für eröffnet erklären, bis handgreiflich überzeugende „Gründe" vorliegen, und dann wird er sich erst vergewissern, ob die Anerkennung der Gründe durch den Landtag außer Zweifel steht. Eher kann man es verstehen, wenn in legitimistischen Kreisen sich das Bedenken erhob, ob nicht die fragliche Zustimmung des Landtags zu den Gründen eine grundsätzlich bedenkliche Einmischung der Volksvertretung in die Thronfolge bedeute. Auch dieses Bedenken ist nicht stichhaltig. Der Landtag soll kein dispositives Recht haben, sondern nur sein Urteil abgeben in einer Tatfrage, nämlich ob die dauernde Regierungsunfähigkeit ohne Aussicht auf Behebung tatsächlich vorliegt. Eine solche Heranziehung des Landtages zur Kontrolle des Tatbestandes ist notwendig, um jeden Verdacht im Volke auszuschließen.

Die Lösung der Regentschaftsfrage ist in Braunschweig und in München nicht auf dem gleichen Wege erfolgt, sondern nach Maßgabe der verschiedenen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse. Aber sie ist an beiden Stellen in sehr glücklicher Weise erfolgt, und man darf hoffen, daß der monarchische Sinn und auch der innere Friede von diesen Vorgängen an beiden Seiten des Mains dauernden Vorteil haben.

Das Gleichgewicht im badischen Landtag.

Im zweiten Wahlgang hat der Block mit verzweifelter Kraftanstrengung gerettet, was noch zu retten war, nämlich 19 von den 20 Stichwahlmandaten; ein Mandat fiel dem Zentrum zu. Was aber nicht gerettet werden konnte, war die Blockmehrheit; denn wenn auch die Konservativen und das Zentrum zusammen nur 35 Mandate haben, so sind doch noch ein wildliberaler und zwei nationalliberale Gegner des Großblocks gewählt, so daß für den letzteren auch nur 35 Sitze übrigbleiben. Der Telegraph und die Rosa-Zeitungen suchen die Niederlage zu vertuschen, indem sie von einer „Linksmehrheit" sprechen. Die ist aber auch nur dann vorhanden, wenn man die erwähnten liberalen Blockgegner einfach in den Topf der „Linken" wirft, was doch nach ihren Erklärungen und nach der Genesis ihrer Mandate nicht angeht. Ebenso steht es mit der Gewinn- und Verlustrechnung der nationalliberalen Fraktion. Sie soll von 17 auf 19 gestiegen sein; das stimmt aber nur, wenn Herr Rebmann die zwei Liberalen, die gegen seine Politik mit Hilfe der Zentrumsleute und Konservativen gewählt worden sind, für sich in Beschlag nimmt. Das wahre Ergebnis der Wahlhandlung ist das Gleichgewicht zwischen den Rechtsparteien und den Resten des Großblocks, also die ausschlaggebende Stellung der drei liberalen Blockgegner. Dem Zentrum und den Konservativen hätten wir gern einen vollständigen Sieg gewünscht, aber die paar Mandate, die noch fehlen, können das nächste Mal nachgeholt werden, und inzwischen läßt sich auch auf der errungenen Grundlage auskommen. Durch die Bresche in der bisherigen Großblockmauer können die arbeitswilligen Hände sich finden. Für unsere Freunde vom badischen Zentrum wird die Aufgabe etwas schwieriger, da sie nicht bloß von rechts, sondern auch vom gemäßigten Liberalismus Hilfe gewinnen müssen. Die Aufgabe gewinnt aber dadurch auch an Reiz und Wert. Das angenäherte Gleichgewicht ist nicht eine ausschließlich badische Erscheinung, sondern zeigt sich auch im württembergischen Landtage und im Reichstage. Die Heranziehung der besonneneren Liberalen zu der positiven Arbeit der bürgerlichen Parteien ist, um einen Bülowschen Ausdruck zu gebrauchen, die Forderung des Tages. Im Reichstag ist sie angebahnt worden bei den Deckungsgesetzen und muß fortgeführt werden bei der Zollpolitik. Die Niederlage der Rebmannschen Taktik beförderte diese heilsame „Sammlung", und wir sind überzeugt, daß unsere Freunde in Baden mit ihrer bewährten Klugheit und Tatkraft den errungenen Vorteil in einer für ganz Deutschland ersprießlichen Weise ausnutzen werden.

Wie das Blatt am Baume....

Wie das Blatt am Baume,
Das die Hülle sprengt
Und im zarten Flaume
Sich zur Sonne drängt,
Dass es grüne und spriesse
In der warmen Luft,
Dass es froh geniesse
Licht und Blütenduft —
Wie das Blatt am Baume,
Menschenkind bist du!
— — — — — — — — — —
Und nach kurzem Traume
Sinkst, dem Wind zum Raube,
Welk du hin im Staube —
Wie das Blatt am Baume
Bist vergessen du!

L. van Heemstede.

Die Wahlschlacht in Baden ist geschlagen.

Von Dr. Joseph Schofer, Mitglied der II. Badischen Kammer.

Am 30. Oktober fanden die badischen Stichwahlen statt. Am Samstag, den 25. Oktober, ist das Großblockbündnis zum drittenmal geschlossen worden. Danach mußten die Liberalen den sozialdemokratischen Kandidaten in folgenden Wahlkreisen unterstützen: Freiburg II, Bruchsal-Durlach, Schwetzingen, Mannheim-Land, und in Lörrach-Stadt mußte die liberale Kandidatur zugunsten der Sozialdemokratie zurückgezogen werden. Lahr mußten sie der Demokratie überlassen.

So kam es, daß die Rechte nur noch ein Mandat, Freiburg II, den Sozialdemokraten abnehmen konnte. In Lahr-Stadt, das nach dem Großblockabkommen dem Fortschritt zugesprochen war, erhob sich nationalliberale Opposition, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß der Führer, Geh. Hofrat Rebmann, mit seinem Adjutanten flüchten mußte.

Die Kammer setzt sich jetzt also zusammen:

Zentrum	30	Wildliberale	1
Konservative Gruppen	5	Nationalliberale	19
		Fortschrittler	5
		Sozialdemokraten	13
Rechte	35		38

Von den Nationalliberalen sind 4 Abgeordnete mit Zentrumshilfe und nur durch sie gewählt; das gleiche gilt von dem wildliberalen Mandat. Weder die Großblockfreunde, noch die Rechte hat eine Mehrheit; denn 2 von den 19 Nationalliberalen sind als Gegner des Großblocks gewählt, ebenso der Wildliberale.

Die Gewinn- und Verlustrechnung bietet folgendes Bild:

	Gewinn	Verlust
Zentrum	5	1
Konservative Gruppen	3	1
Nationalliberale (und Wildliberale)	5	2
Demokraten	2	4
Sozialdemokraten	1	8

Danach ersieht man, je weiter nach links, desto größer die Verluste!

Auch die Stimmenzahl bestätigt diese Tatsache. 1909 besaß die Sozialdemokratie 86078 Stimmen, oder 21,3% aller Wahlberechtigten und 1913 waren es nur noch 74328 oder 17,4%. Wäre die Sozialdemokratie auf der Höhe von 1909 geblieben, dann hätte die Stimmenzahl 90500 aufweisen müssen.

Am schwersten wird die Sozialdemokratie die Niederlage in Freiburg II schmerzen. Auch die Wahlhilfe, welche ein großherzoglich badischer Hochschulprofessor als Wahlschlepper der roten Freundin leistete, vermochte die Niederlage nicht hintanzuhalten. Auch für die Regierung bedeutet der Zentrumssieg in Freiburg eine Niederlage; denn durch ihr Eingreifen mußte das Zentrum kurz vor der Hauptwahl einen Kandidatenwechsel vornehmen.

Die Wahlen 1913 bedeuten einen kräftigen Ruck nach rechts. Das ist Tatsache. Sie zeigen, daß die Hochflut der Sozialdemokratie zurückgestaut werden könnte, wenn die Nationalliberalen — wollten.

Selbstzersetzung der spanischen Politik.

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Die liberale Partei hat seit Sagastas Tode kein Haupt gehabt, das alle Glieder in überzeugter Anhänglichkeit um sich geschart hätte. Gäbe es überhaupt in Spanien eine Volksmeinung, so hätte seitdem nie einer der liberalen Führer Ansehen genug besessen, um bei den Corteswahlen eine Mehrheit zu erlangen. Aber man weiß ja sattsam, daß die Wahlen in Spanien ein Schwindel sind, daß kein Mensch, der sich selber achtet, an die Urne geht, daß seit der Einführung der Wahlpflicht (1908) durch Maura man lieber die lächerlich geringe Buße zahlt, wofern sie noch eingezogen wird, als einen Stimmzettel abgibt, aus Furcht als persönlich interessiert bei dem Siege des einen oder anderen Bewerbers zu erscheinen. Die Beamten, die das Maurasche Gesetz etwas wirksamer zum Wählen nötigt, die Lumpen, die vor allem wünschen, daß man wisse, wen sie gewählt haben, einige harmlose jüngere Bürger, die noch an die Echtheit tönender Worte glauben, machen die paar tausend Stimmen für oder wider in jedem Bezirk aus, wo es 25—50000 sein könnten. Wird in der Vorwahl nur ein Kandidat aufgestellt, so ist das ganze weitere Wahlgeschäft überflüssig, damit ist der Mann gewählt. Die Mehrzahl der regierungsfreundlichen Bewerber kommt durch dieses Verfahren zum Ziel, das jede Erörterung, jeden Kampf erspart, freilich auch jedes Ideal erstickt und jede Begeisterung im Keim ertötet. So konnte 1909 auch ein Moret, nachdem Maura in einer Anwandlung von Schwäche die Zügel sich hatte mehr entgleiten als entreißen lassen, vom „Volke" eine liberale Mehrheit erlangen.

Mehr als vier Jahre sind die Liberalen unter Moret, Canalejas und Romanones am Ruder geblieben, d. h. aus ihren Reihen sind die 49 Statthalter der Provinzen, einige Dutzend Minister und Direktoren staatlicher Anstalten, einige hundert Bürgermeister gestellt worden. Irgend etwas Nennenswertes im Gebiete der Verwaltung oder der Gesetzgebung ist in dieser Zeit nicht geleistet worden, es sei denn, daß man auf jenem die Aufbesserung der Gehälter der Volksschul- und Gymnasiallehrer, auf diesem die Abschaffung der städtischen Verbrauchssteuern und ihren Ersatz durch einen Strauß neuer Steuern, insgesamt Kinder der Verlegenheit, dahin rechnen wollte. Das genügte allerdings nicht, um die Notwendigkeit einer liberalen Regierung im Gegensatz zu einer konservativen zu erweisen. Daher die Beunruhigung der kirchlichen Kreise durch die Duldung unchristlicher Kinder in der Schule, ein Löchlein in dem weiten Mantel der Religiosität eines urkatholischen Volkes, nachdem Canalejas ihn in Fetzen zu reißen versprochen hatte.

Demnach hätte Maura, wenn er sich nach der blutigen Woche nicht hätte einschüchtern lassen, noch heute am Ruder sein können — oder wäre wie Canalejas ehrenvoll in Erfüllung seines Berufes gestorben. Anstatt dessen hat er sich in den Trotz hineingelebt, dessen Aeußerungen im Januar 1913 (Absage an seine Partei und an den König) und jetzt bei der konservativen Lösung der Krisis nur seine unentwegten Getreuen zu verstehen behaupten dürfen.

Die Gründe, die er im Januar gegen die Uebernahme der Macht aus den Händen der Liberalen anführte: die Ueberschreitungen der Grenzen, die eine monarchische Partei, auch wenn sie liberal ist, von den Elementen des Umsturzes trennen sollten, trafen jetzt nicht mehr zu — dank der plumpen Dreistigkeit, womit Graf Romanones von denselben Cortes, ohne die er 11 Monate lang regiert hatte, am 25. Oktober eine alle seine Sünden umfassende venia verlangte. Gegen dieses Ansinnen stimmten 60 Liberale — weil sie hofften, mit Garcia Prieto in den Genuß der Macht zu kommen; denn darum handelt es sich für die Politiker in Spanien, namentlich für die liberalen ohne Ar und Halm, nicht um das Heil des Volkes — dafür stimmten auch nicht die Republikaner, denen Romanones die Tore des Kgl. Palastes geöffnet hatte, nicht einmal die katalonischen Abgeordneten, welchen Romanones noch am Tage vor seinem Sturz aufs feierlichste versprochen hatte, alles daran zu setzen, daß die Zweckverbandvorlage sofort Gesetz würde. Damit war Romanones tot. Aus den Händen einer Leiche konnte Maura die Zügel nicht mehr nehmen; berief ihn aber der König zur Regierung, so nahm er sie, nachdem dessen Hand sie von allem Makel liberaler Untreue gereinigt hatte. Aber — er nahm sie auf die Gefahr des eigenen Lebens. Toren und Tolle gibt es genug in Spanien, die Maura wie

den Inbegriff eines Tyrannen hassen, weil Abenteurer, wie Lerroux, und Phantasten, wie Pablo Iglesias, in ihm den Staat personifizierten, von dessen Schwäche sie selber als Demagogen leben. Maura als Ministerpräsident war unfehlbar zum Tode verurteilt. Maura ist Gatte und Vater .... liebevoller, als ein Politiker in Spanien mit den Gefährnissen seines Amtes vereinbaren kann. So etwas gesteht man aber nicht Königen. Man bleibt lieber bei seinem Wort, auch wenn es keinen Sinn mehr hat: en sus trece. Zu dem Trotz aber kommt diesmal die Bosheit des zur Ohnmacht verurteilten spanischen Bismarck. Maura sagte dem Könige: „Ich darf meine Hände nicht besudeln, aber in meiner Partei gibt es wohl Leute, die nicht so heikel sind wie ich. Ew. Majestät kann z. B. Dato berufen, er wird folgen, aber auf meine Unterstützung darf er nicht rechnen.“ Und so groß ist das Ansehen der Persönlichkeit Mauras noch immer, daß Dato kaum sein Kabinett gebildet hat, da auch die Scheidung zwischen ihm und Maura, den regierenden und opponierenden Konservativen, vollzogen ist. Hat doch der Verband der konservativen Jugend sofort beschlossen, sich fürderhin mauristische Jugend zu nennen!

Prietisten, Romanonisten, Datisten, Mauristen, Lerrouxisten, Carlisten: Anhänger von Personen überall, aber Anhänger von Idealen nirgendwo — außer in Katalonien und bei denen, die, statt Politik zu treiben, arbeiten. Wenn ich mich mit Ekel von diesem Schauspiel menschlicher Erbärmlichkeit abwende, so fehlt es Gott sei Dank immer weniger an Bildern außerhalb der politischen Lager, auf die ich zum Trost dafür meine und meiner Leser Blicke lenken kann. Das Gute, das hier anspruchslos wirkt, wird erstarken, bis es die Kraft hat, auch die Politiker in seinen Bann zu ziehen. Konservative Männer möchten sich am ehesten ihm ergeben. Und doch möchte ich wünschen, daß es demnächst Dato nicht mehr gelänge, mit den alten Trugmitteln eine ihm genehme Mehrheit zu erzielen. Die bürgerliche Wahrhaftigkeit hätte wenigstens endlich einmal in Spanien einen Sieg errungen. Nur die Wahrheit kann auch das Gute frei machen, das jetzt nur erst in Fesseln wirkt.

Hochschullehrertag und theologische Fakultäten.

Von Privatdozent D. Dr. Aufhauser, München.

Der fünfte deutsche Hochschullehrertag hielt in diesem Jahr am 13. und 14. Oktober seine Tagung in der Aula der Universität zu Straßburg. Bedeutsame, ernste Fragen praktischer Natur standen auf dem Programme. Zunächst erstattete Professor der Rechtswissenschaft Dr. von Amira (München) ein Referat über die Reform des Promotionsrechtes.[1]) Von besonderer Bedeutung ist das Lob, das aus diesem gewiß unverdächtigen Munde den theologischen Fakultäten gespendet ward. Eine Enquête der Münchener Ortsgruppe, so führte Referent aus, ergab, daß es wohl im allgemeinen um die Promotion nicht so schlecht stehe, als vielfach im Ausland und auch selbst in Deutschland über die deutschen akademischen Grade kritisiert werde, besonders infolge von Zeitungsannoncen betreff Verschaffung des Doktortitels. Die technischen Hochschulen sind einwandfrei, vielleicht weil die Besen noch neu sind, ebenso die theologischen Fakultäten der Universitäten, deren Doktorgrad in unbestrittenen Ehren stehe, und zwar bei beiden Konfessionen, wie der Referent ausdrücklich feststellte. Bei den weltlichen Fakultäten herrsche große Buntscheckigkeit. So verlange Oesterreich bei den juristischen und medizinischen Fakultäten keine Dissertation, nur eine mehr oder minder schwere Prüfung; eine Art Wettlauf um die größte Zahl der Promotionen sei entstanden; es gebe Fakultäten, die über 100 Prozent ihrer Hörer bei den Promotionen hinauskommen und z. B. einen Professor, der auf über 50 Dissertationen gekommen sei.

Eine Juristenfakultät mit einer Durchschnittszahl von 2039 immatrikulierten Studenten in den beiden Semestern 1910/1911 promovierte damals nur 2, bei 1957 Studenten 1911/12 nur 4 Kandidaten, eine andere mit 1409 Studenten im Jahre 1910/11 hatte 7, mit 1302 Studenten 1911/12 8 Promotionen. Dagegen gab es 1910/11 eine Juristenfakultät, die es bei einem Stande von nur 488 Studierenden auf 234 Promotionen brachte; im Jahre 1911/12 hatte sie bei 459 Studenten immer noch 183 Promotionen. Eine andere erteilte bei 818 Studenten im Jahre 1910/11 194mal, bei 830 Studenten 1911/12 141mal die juristische Doktorwürde. Eine konnte sich im nämlichen Jahre vor 101 Studenten einer Promotionsfrequenz von 78 rühmen, nachdem sie im vorausgegangenen Jahre bei einer Studentenfrequenz von nur 84 gar 88 neue Doktoren kreiert hatte. Die anderen Fakultäten weisen zwar nicht ganz so scharfe Gegensätze auf, doch zeigt sich auch bei ihnen, daß die Menge ihrer Promotionen nichts weniger als proportional der Menge ihrer Studierenden ist. Unter den medizinischen Fakultäten z. B. bewegte sich das Verhältnis der neu kreierten Doktoren zu den Studierenden im Jahre 1911/12 zwischen rund $3^1/_4$ und 12 Prozent. Zwischen zwei staatswissenschaftlichen Fakultäten ergab sich im Jahre 1910/11 ein Unterschied von rund 9 und 22 Prozent, im Jahre 1911/12 ein Unterschied von rund 7 und 27 Prozent.

Zum Vergleiche gebe ich hier die Zahlen der theologischen Promotionen an den beiden katholisch-theologischen Fakultäten Bayerns auf Grund der offiziellen „Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München“, bzw. der Julius-Maximilians-Universität Würzburg:

			Wint.-S.	Som.-S.	Promot.
1870/71:	München:	Theologen	91 (6)[2])	91 (6)	3
	Würzburg:	„	118 (43)	118	1
1874/75:	München:	„	80 (4)	75 (5)	1
	Würzburg:	„	134 (90)	138 (98)	5
1879/80:	München:	„	92 (18)	84 (14)	2
	Würzburg:	„	120 (66)	132 (48)	3
1884/85:	München:	„	116 (31)	119 (33)	1
	Würzburg:	„	188 (131)	203 (143)	—
1889/90:	München:	„	149 (19)	150 (25)	7
	Würzburg:	„	137 (41)	144 (42)	?
1894/95:	München:	„	152 (25)	139 (25)	2
	Würzburg:	„	128 (29)	123 (30)	3
1899/1900:	München:	„	158 (23)	159 (18)	5
	Würzburg:	„	114 (21)	117 (21)	3
1904/05:	München:	„	172 (23)	171 (33)	6
	Würzburg:	„	112 (19)	115 (25)	2
1909/10:	München:	„	177 (31)	173 (32)	3
	Würzburg:	„	86 (4)	92 (10)	3
1910/11:	München:	„	177 (31)	178 (42)	8
	Würzburg:	„	94 (7)	89 (4)	2
1911/12:	München:	„	171 (28)	174 (36)	3
	Würzburg:	„	101 (8)	100 (8)	?
1912/13:	München:	„	164 (28)	185 (52)	3[3])
	Würzburg:	„	?	98 (5)	2

Die Höchstzahl der theologischen Promotionen betrug in München im Jahre 1901/02: 9, während in den Jahren 1871 bis 1874, sowie 1875/76, 1878/79, 1882—84, 1891—93 niemand promoviert wurde; in Würzburg war die Höchstzahl 6 in den Jahren 1887/88, 1891/92, 1907/08; im Jahre 1884/85 wurde niemand promoviert. Insgesamt wurden in den Jahren 1870—1913 promoviert von der theologischen Fakultät in München 123, in Würzburg zirka 90.[4]) Dabei fällt in die Wagschale, daß das theologische Doktorat nicht am Abschluß der theologischen Studien, sondern gewöhnlich erst nach ein- bis zweijähriger praktischer Seelsorgstätigkeit und abermaligen zwei- bis viersemestrigen theologischen Studien gemacht wird. Nur wirklich tieferes Interesse an den theologischen Disziplinen vermag deshalb von der vielleicht liebgewonnenen Seelsorge und den damit gegebenen Einnahmen wieder zum verdienstlosen Studium zurückzuführen, ein Beginnen, das bisweilen von der kirchlichen Oberbehörde leider nicht allzu sehr erleichtert wird.

Unter den oben erwähnten Promovierten[5]) befinden sich zu-

---

[1]) Vgl. „Der Elsässer“, 29 (1913), Nr. 509; „Straßburger Post“, (1913) Nr. 1158.

[2]) Zahl der in der Gesamtsumme enthaltenen Nichtbayern.

[3]) Darunter ein Franziskanerordenspriester; unter den 37 Promovierten aus den Jahren 1905—1913 sind fünf Franziskaner; so gewinnt sich die bayerische Ordensprovinz ein völlig wissenschaftlich durchgebildetes Lehrpersonal, das noch durch 4 Doktoren der Philosophie, ebenfalls der Münchener Universität, ergänzt wird, für ihr Hausstudium.

[4]) Die Angabe der ganz genauen Ziffer ist mir nicht möglich infolge Mangels authentischen Materials für einige Jahrgänge an hiesigen Bibliotheken.

[5]) Zum Vergleiche mögen folgende Zahlen der übrigen Fakultäten dienen:

		W.-S. u. S.-S. 1904/05	Prom.	W.-S. u. S.-S. 1909/10	Prom.	W.-S. u. S.-S. 1911/12	Prom.	W.-S. u. S.-S. 1912/13	Prom.
München:	Jur. Fakul.	3338	3	2866	5	2453	9	2268	1
	Staatsw. F. (Forstl. u. Kameralist.)	348	16	664	37	895	30	1006	27
	Medizin. F. (Aerzte und Zahnärzte)	2017	181	4165	130	4442	166	4672	186
	Philos. F. (I. u. II. S. u. Pharm.)	3917	30	5382	113	5517	96	5119	120

dem viele, die nicht an den theologischen Fakultäten der Universitäten, sondern der Lyzeen ihren gewöhnlichen theologischen Studiengang zurücklegten. Die Gesamtfrequenz der theologischen Sektionen der bayerischen Lyzeen (Freising, Regensburg, Passau, Dillingen, Bamberg, Eichstätt) übertrifft bekanntlich die Frequenz der theologischen Fakultäten von München und Würzburg leider weit; dafür nur einige Zahlen:

Winter-Semester	Lyzeen	München u. Würzburg	Gesamtsumme
1899/00	457	272 (23—21)[6]	729
1904/05	530	284 (23—19)	814
1909/10	472	263 (31—4)	735
Som.-S. 1913	489	283 (52—5)	772

Im Vergleich zu dieser Gesamtsumme scheint die obige Promotionsziffer der Theologen[7]) noch bedeutend niedriger als bei den übrigen Fakultäten, bei denen zudem die Promotion vielfach den unmittelbaren Abschluß des Studienganges bildet.

Eine Reform, so führte der Referent weiter aus, sei nötig mit Rücksicht aufs Ausland, wobei der Redner besonders Frankreich hoch einschätzte, auch mit Rücksicht auf den akademischen Nachwuchs, der doch aus der Zahl der Doktoren hervorgehe. Es gelte, den Stand der deutschen Hochschullehrer vor dem Masseneintritt zu bewahren, den die übrigen Berufe haben erleben müssen.

Auch hier darf ich wieder auf die Verhältnisse an den beiden theologischen Fakultäten hinweisen. Infolge der geringen Zahl der Promovierten kann von einem zu großen Andrang zu der theologischen Hochschulkarriere von vornherein nicht die Rede sein. Von den ohnehin wenigen theologischen Doktoren widmet sich wiederum der größte Bruchteil dem Berufe eines Religionslehrers an Mittelschulen oder tritt überhaupt wieder in die Seelsorge zurück. Nur ein sehr geringer Prozentsatz ergreift die unter den gegenwärtigen Verhältnissen manchen keineswegs allzu einladend erscheinende Laufbahn des theologischen Hochschullehrers. Als Beweis dafür diene, daß zum Beispiel in Würzburg lange Zeit hindurch überhaupt nur ein Privatdozent war, gegenwärtig überhaupt niemand, in München dank der günstigeren Gelegenheit zu Nebenerwerb (zum Beispiel als Religionslehrer in Fortbildungsschulen usw.) in den letzten zehn Jahren jährlich zirka sechs bis sieben Dozenten sich befanden, gegenwärtig drei Privatdozenten — darunter ein Nichtbayer — und drei nichtetatsmäßige a. o. Professoren — darunter zwei Nichtbayern — lehren. Infolge dieser verhältnismäßig geringen Zahl für beide Hochschulen und die sechs Lyzeen, welche keine Dozenten besitzen, konnte es in den beiden letzten Jahren wiederholt vorkommen, daß für erledigte Lyzealprofessuren des Kirchenrechts und der Moral keine Dozenten zur Verfügung standen. Es begegnet uns hier die auch bei den weltlichen Fakultäten bestehende Tatsache, daß die Habilitation zum guten Teil eine wirtschaftliche Frage mit starkem pekuniärem Einschlag ist, bei der der deutsche Süden dem Norden weit nachsteht, speziell wiederum der katholische Bevölkerungsteil dem protestantischen. Zudem scheint auch für die katholische Theologie eine Art Mainlinie zu bestehen. Im Interesse der theologischen Wissenschaft wäre eine Ueberwindung dieser scheidenden Grenzlinie und damit eine stärkere gegenseitige Blutsauffrischung ebenso zu begrüßen, wie eine größere Freizügigkeit der Theologiestudierenden, an der uns die norddeutschen Theologen infolge größerer, leicht gewährter Bewegungsfreiheit wie auch höherer wirtschaftlicher Unabhängigkeit weit übertreffen.

Als erste Reformthese wurde vorgeschlagen: „Die Grundsätze der Doktorprüfungen sollen an allen Hochschulen im Deutschen Reich, in Oesterreich und der deutschen Schweiz durch autonome Regelung möglichst einander angenähert werden. Für alle Fakultäten, die noch nicht im Besitze der Autonomie sind, muß das Recht angestrebt werden, ihre Promotionsordnungen selbst zu erlassen." Des weiteren wurde gefordert, daß überall eine Dissertation eingeführt werde; an ihre wissenschaftliche Qualität sollen höhere Anforderungen gestellt werden, so daß sie sich als eine selbständige, methodisch exakte wissenschaftliche Leistung darstelle, nicht bloß ein Referat oder eine Materialiensammlung, in der Regel auch keine bloße Seminar- oder Laboratoriumsarbeit sei; zugleich müsse die eidesstattliche Versicherung der Selbständigkeit gegeben werden, für den Fall ihrer Unwahrheit würde die Promotion widerrufen. Die Dissertation müsse mit Nennung des begutachtenden Referenten in den Druck gegeben werden. Die von Amira geforderte Klausurarbeit wurde von der Versammlung abgelehnt. Sie ist wie die für die Dissertation gestellten Forderungen in der theologischen Fakultät Münchens schon längst vorgeschrieben. Als 7. These wurde sodann angenommen, das finanzielle Interesse der Dozenten (an den Promotionsgebühren) auszuschalten. Mit der weiteren Beratung der Promotionsfrage solle sich ein zu bildender Ausschuß des Hochschullehrertages befassen.

Der zweite Tag der Beratungen[8]) galt der Frage der **Neugründung von Universitäten** (Frankfurt, Hamburg, Dresden, Posen, Köln, Helmstedt). Das Referat des Nationalökonomen Dr. **Büchner** (Leipzig) verlangte an Stelle von Neugründungen weiteren Ausbau der bestehenden Universitäten. Die anschließende Diskussion bot spezielles Interesse infolge der heurigen Stellung der Tagung zu der Existenzberechtigung der theologischen Fakultäten. Professor der Geschichte Dr. G. Kaufmann (Breslau), der gleichfalls die Bedürfnisfrage mit Hinweis auf die Ueberfüllung der akademischen Berufe verneinte,[9]) erklärte, „keiner Neugründung dürfe eine theologische Fakultät fehlen,[10]) nicht weil es an Theologen fehle, sondern weil sie zur Universität eben hinzu gehöre, die ja eine universitas literarum ist. Manche Theologen hatten für das akademische Leben eine ungeheure Bedeutung und haben zeitweise dem Universitätsleben ihren Stempel aufgedrückt. Die Universität ist nicht nur eine Lehranstalt, sondern vor allem ein Zentrum deutschen Lebens. Man kann dem Theologen gegenüber stehen wie dem Vertreter einer fremden Welt, und doch sehen wir in ihnen eine ganz gewaltige Kulturmacht vertreten. Deshalb gehört in die Universität die theologische Fakultät hinein." Die vierte seiner aufgestellten Thesen billigte denn auch im Falle einer Neugründung diese nur, wenn sie in der Entwicklungsbahn weitergehe, die unsere deutschen Universitäten eingehalten haben. Konfessionelle und kommunale Universitäten sind ungeeignet (fünfte These). Auch Professor der Philosophie Dr. Ziegler (Straßburg) trat für die theologischen Fakultäten ein, seinerzeit hatte er sich gegen die Errichtung einer katholischen theologischen Fakultät in Straßburg ausgesprochen, weil die theologischen Fakultäten im Universitätsorganismus keinen Platz mehr hätten. Professor der Rechte Dr. Binding (Leipzig) erklärte, „der Ausschluß der theologischen Fakultäten wäre ein schwerer Fehler; wir würden dann die theologische Ausbildung den Priesterseminarien überlassen; das wäre so ein echter moderner Unsinn; anders kann ich das nicht bezeichnen". Professor für Aegyptologie Frhr. Dr. v. Bissing (München) äußerte sich, „wenn die theologische Fakultät beseitigt würde, dann verlieren wir eine Wissenschaft, die von großer Wichtigkeit ist, und die Theologie verliert den wohltätigen Einfluß, den andere Fakultäten auf sie ausüben".

Diese Aeußerungen stechen vorteilhaft ab von gegenteiligen Forderungen früherer Jahre und diese überwiegende Stimmung der heurigen Tagung wird wohl auch für die Unantastbarkeit der Teilnahme der theologischen Fakultäten an den Ehrenrechten der Universität, wie sie ihnen von alters her verbrieft ist, bürgen.

Würzburg:	1904/05		1909/10		1912/13	
Rechts- u. staatsw F.	811	34	599	72	538	103
Mediz. F.	890	77	1224	48	1387	57
Philos. F.	655	28	852	27	779	33

Erlangen:	1909/10	Prom.	1911/12	Prom.
Theologen	307 (104*)	1+6**	456 (145*)	—
Juristen	477	81+4	403	145
Mediziner	553	30+3	729	47
Philosophen	834	108+7	827	98

* Nichtbayern — ** Ehrenpromotionen.

[6]) Zahl der in der Gesamtsumme inbegriffenen Nichtbayern beider Fakultäten.

[7]) Seit neuerer Zeit erwerben sich nicht wenige Theologen mit Unterbrechung ihrer praktischen Seelsorgstätigkeit mit Vorliebe die Doktorwürde in der staatswissenschaftlichen und philosophischen Fakultät (aus den sozialen und pädagogischen Fachgruppen).

[8]) Vgl. „Der Elsässer" 29 (1913) Nr. 510. — „Straßburger Post" 1913 Nr. 1164.

[9]) Mit vollem Rechte betonte der Korreferent, 40 Prozent der Studierenden täten überhaupt besser, wenn sie dem Studium sich nicht zuwendeten; die Ueberfüllung der gelehrten Berufe führe noch zu einem nationalen Unglück.

[10]) Frankfurt hat die theologische Fakultät gestrichen, Hamburg verzichtet auf die theologische und medizinische Fakultät.

Die Beteiligung der Frauen an den Kammer- und Gemeindewahlen in Holland.

Von J. W. Bahlmann, Rotterdam.

Der für die Katholiken wenig glückliche Ausgang der Wahlen im Juni und die jüngste Thronrede haben die viel umstrittene Frage des Frauenwahlrechts wiederum in Fluß gebracht.

Das Hauptorgan in der katholischen Presse „de Tyd" enthält seit Wochen von Freunden und Gegnern eingehende Auseinandersetzungen über diese wichtige Frage. Allerdings steht fest, daß zurzeit die Freunde und die Freundinnen des Frauenwahlrechts sich noch in der Minderheit befinden und sich vorwiegend aus dem jüngeren Geschlechte rekrutieren. Indessen in unserer kurzlebigen Zeit vermehren sie sich ungemein rasch und verdrängen die Alten, die zähe an der Ueberlieferung festhalten.

Die Anhänger des Frauenwahlrechts verlangen in ihrer erdrückenden Mehrheit bloß die Wahlberechtigung und überlassen den Männern die Beratung, Annahme und Ausführung der Gesetze. Im großen ganzen fehlt ja dem weiblichen Geschlechte die nötige geistige und körperliche Entwicklung zu diesem Amte, ganz abgesehen von der Mutterschaft, die höhere und edlere Pflichten verlangt.

Ohne Zweifel herrscht zurzeit in vielen Kreisen Unklarheit über die Zulässigkeit der Frauen zu den Kammer- und Gemeindewahlen. Die Gegner lassen sich hauptsächlich von prinzipiellen Bedenken leiten. Einige sind der Ansicht, daß die Einführung des Frauenwahlrechts die Einheitsidee der Ehe störe und den Charakter des Weibes zu verderben drohe. Andere sehen in dem Zugeständnis der Wahl einen unbefugten Eingriff in das Naturrecht. Die Anhänger gehen praktischer vor und prüfen die Resultate, die das einseitige Wahlrecht der Männer in den letzten Jahrzehnten gezeitigt hat. Sie sagen sich: Allerwärts herrscht in den Parlamenten eine bedenkliche Verwirrung bei der Erörterung der höchsten Fragen der Menschheit. Zunächst wird hingewiesen auf die traurigen Verhältnisse in den romanischen Staaten, insbesondere in Frankreich, wo die Regierung und die Kammern unter dem Druck der Katholikenfeinde stehen. Würden dort die Frauen, die in religiöser Hinsicht die Männer weit überragen, an der Wahlurne zugelassen, sie hätten unbedingt den ungläubigen Vertretern massenweise ihre Stimme verweigert, und es stände jetzt besser um Kirche und Schule und die kirchlichen Orden wären nicht in die Verbannung getrieben. Eine höchst charakteristische Bemerkung brachte vor einigen Wochen „de Tyd" aus der Feder ihres Pariser Korrespondenten, daß nämlich in antiklerikalen Kreisen eine wachsende Bewegung gegen das Frauenwahlrecht sich bemerkbar mache.

Auch in Holland befassen sich die Vertreter der Regierung, sowie die Mitglieder der Kammer und in den Gemeindevertretungen in wachsendem Maße mit Fragen, die tief eingreifen in das religiöse und ethische Gebiet, wie die Schulfrage, die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, das Theater und die Presse und was damit zusammenhängt. — An erster Stelle steht die Schulfrage und zwar zunächst die Volksschule. Diese liegt vorwiegend in den Händen der Gemeinde. Nach dem noch gültigen Gesetze — natürlich mit Ausnahme der Privatschule — soll sie streng neutral sein und untersteht keiner kirchlichen Aufsicht. In den südlichen Provinzen Limburg und Nordbrabant mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung können die Geistlichen durch ihren Einfluß auf die Gemeindevertreter die Anstellung gläubiger Lehrer fördern und durchsetzen. In der Regel ist der Unterricht der Mädchen katholischen Schulschwestern anvertraut. Dahingegen in den übrigen Provinzen mit ihrer riesig anwachsenden Stadtbevölkerung sieht es recht traurig aus mit der politischen und religiösen Gesinnung der Lehrer. Sie sind mehr oder weniger sozialdemokratisch verseucht. Bei den letzten Wahlen haben sie eine Kraftprobe ihrer Macht abgelegt, die man früher kaum geahnt hätte.

Allerdings haben die Katholiken und gläubigen Protestanten bereits seit Jahren keine Kosten gescheut für die Gründung von Elementarschulen. Sie empfingen nach langjährigem Kampfe eine finanzielle Unterstützung von der Regierung, die unter dem Ministerium von Dr. Kuyper nicht wenig erhöht wurde, aber sie genügt in keiner Weise nach der Einführung des Schulzwanges, der die Kinder der minderbegüterten Familien massenweise in die neutrale Gemeindeschule trieb, weil der Unterricht den Eltern in der Regel keinen oder einen höchst geringen Beitrag kostet, und die Kinder im Notfalle sogar Kleidung und Beköstigung empfangen. Das mittlerweile gestürzte Ministerium Heemskerk hatte Gleichstellung der Kosten für die konfessionelle und neutrale Volksschule in das Programm für die nächste Legislaturperiode vorgeschlagen. Darüber große Freude im christlichen Lager, die jetzt einer bitteren Enttäuschung weichen muß! —

Allerdings kündigt die letzte Thronrede eine Staatskommission an, die untersuchen soll, inwieweit eine allgemeine befriedigende Regelung der staatlichen Unterstützung der christlichen Schule möglich sei und unter welchen Bedingungen diese Unterstützung gewährt werden könne. Das katholische Blatt „de Tyd" sagt mit Recht: Diese Ankündigung ist für die Freunde des christlichen Unterrichts eine dringende Mahnung, mehr als je auf der Hut zu sein. Hier gilt das geflügelte Wort: Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen! Aus Paris wurde kürzlich gemeldet, daß die französische Regierung die blühende katholische Privatschule knebeln will durch ein Seminarmonopol, d. h. ein Gesetz, daß alle künftigen Lehrer und Lehrerinnen mindestens zwei Jahre die staatlichen Seminarien durchlaufen müssen. Das bedeutet deutlich und klar den Versuch, die künftigen Lehrer der Privatschule ihrer religiösen Ueberzeugung zu berauben und für die öffentliche religionslose Schule zu gewinnen. Dieser Einblick in die Gesinnung des Schulradikalismus möge uns zum Spiegel dienen bei der Behandlung der Bedingungen für die finanzielle Unterstützung, die man uns gewähren will. Wir räumen mit Anerkennung ein, daß es unter den früheren Liberalen noch manche billig denkende Leute gab, die z. B. die finanzielle Unterstützung der konfessionellen Volksschule genehmigten. Sie sind aber meistens verdrängt durch liberale Fortschrittler und Sozialdemokraten. Als Träger der materialistischen Weltanschauung gleichen sie mehr ihren französischen Genossen und werden schwerlich ohne katholikenfeindliche Einschränkungen und Kautelen für die Unterstützung zu haben sein. Ist es da ein Wunder, daß die Frauen nach dem Wahlrecht verlangen, um die Wahl von Männern zu ermöglichen, welche der konfessionellen Schule ihr Recht zuteil werden lassen?

Ein nicht minder ausschlaggebender Grund für das Wahlrecht des weiblichen Geschlechtes liegt in dem fortwährenden Wachsen der sozialdemokratischen Massenbewegung. Ihre Führer in der Kammer verlangen stets ungestümer das Wahlrecht der Frauen und rechnen auf die Zustimmung der Liberalen und Demokraten, die ihnen bereits bei den jüngsten Wahlen gewährt wurde. Diesem Verlangen kommt die Thronrede entgegen durch die Ankündigung, aus der Verfassung das Hindernis wegzunehmen, das bisher die Frauen von dem Wahlrecht ausschloß. Da kann man auf katholischer Seite nicht zurückbleiben. Es leuchtet aber ein, daß zunächst die erforderliche politische Schulung der katholischen Frauen dringend vonnöten ist, um sie zum Kampfe vorzubereiten. Man möge ein Beispiel nehmen an den Sozialdemokraten, die zielbewußt durch Vorträge, in Zusammenkünften und durch Broschüren die Frauen für ihre Anschauungen zu ködern wissen. Unsere katholischen Frauen, wes Standes sie auch seien, beherrscht noch ein tiefer Glaube an unser Recht und eine opferwillige Liebe für unsere Nächsten. Vielen fehlt nur das politische Verständnis, das von berufener Seite leicht geweckt und in die richtigen Wege geleitet werden könnte.

Nun könnte man noch eine Frage aufwerfen, die manchem fremd erscheinen mag: Werden alle Frauen, Mütter und Kinder der Sozialisten unter allen Umständen zuverlässige Streiter bleiben im Kampfe um die Grundsätze und Lehren der Männer und danach leben und handeln? Wer in sozialdemokratischen Familien sich umgesehen hat, kann sich rasch überzeugen, daß längst nicht alle Frauen und Mütter die subversiven Prinzipien ihrer Männer teilen. Dafür ist das weibliche Gemüt in der Regel zu religiös veranlagt. Somit werden die sozialdemokratischen Mütter bei der Erziehung der Kinder den Forderungen ihrer Männer nicht um jeden Preis Folge leisten. Je rascher die Saat des Unglaubens sich entwickelt und bittere Früchte zeitigt, je mehr der Unterricht in der neutralen Schule durch sozialdemokratische Lehrer verseucht wird, desto eher darf man bei mancher Mutter und Frau auf Einkehr rechnen, die dann bei den Wahlen zum Ausdruck kommt. Vorbedingung hierzu ist Organisation der katholischen Frauen. Vorbild hierin möchte den holländischen Frauen der deutsche Katholische Frauenbund sein, denn durch ihn vor allem spricht, wie P. Bonaventura O. P. auf der jüngsten Generalversammlung der Katholiken in Metz so treffend sagte, auch die katholische Frau ein Wort mit im öffentlichen Leben der Gegenwart.

Unser totes Kind.

Ihr habt den kleinen Gast so froh empfangen
Mit eurer Liebe reichem Sommerstrauss.
Seid nicht betrübt, dass ich so früh gegangen:
Mein Himmelsvater rief mich bald nach Haus.

Ich weiss es wohl, ich hab' euch viel genommen,
Doch liess ich euch auch hellen Trost zurück.
Habt starken Mut, es wird euch wiederkommen,
Was eurem Frieden dient — das tiefste Glück.

Vor uns'rem Vater will ich für euch bitten,
Denn meine Seele sieht sein Angesicht.
Ihr gabt mir Leben, das ich nicht erlitten,
Und dafür schenk' ich euch das ewige Licht.

Ilse Franke.

Etwas vom „einfachen Landpfarrer".

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Kürzlich hat Jean Carrère in dem großen protestantischen Blatte Frankreichs, „Le Temps", aus Anlaß des Todes des Kardinals Vives y Tuto mit großer Eindringlichkeit die Tatsache hervorgehoben, daß Pius X. unter keines Kardinals und keines Prälaten Vormundschaft stehe. Er wendet sich nicht ohne Schärfe gegen diejenigen, die fortfahren zu glauben, zu sagen und zu beteuern, daß der „einfache Landpfarrer" auf dem Stuhle Petri gar nicht in der Lage sei, die Geschäfte zu überschauen. Der Papst sei darum von denen abhängig, die es verstanden hätten, sich ihm aufzudrängen, ihm Dienste zu leisten, ihm die Unternehmungen mundgerecht zu machen, um, mit diesem Einfluß ausgestattet, eine Art unbeschränkten Kulissenregimentes zu führen.

Carrère verlacht diese altfränkische Meinung gewissermaßen und begreift nicht, wie die Menschen nach einem zehnjährigen Pontifikat noch so wenig über den wahren Zusammenhang der Dinge an der Kurie unterrichtet seien. Pius X. sei nach jeder Richtung sein eigener Herr, sowohl bezüglich der Auswahl der zu lösenden Aufgaben, wie in bezug auf die Ausführung derselben.

Da es auch in unserem Vaterlande nicht wenige Menschen gibt, die die öffentlichen Dinge mit Eifer verfolgen und doch der Ansicht sind, daß der Papst von einer kleinen Zahl von gescheiten Menschen „beherrscht" werde, so lade ich dieselben ein, jetzt einmal die Probe aufs Exempel zu machen. Einer dieser „Herrscher", der vorgenannte Kardinal, ist gestorben. Ihm wurde sehr, sehr vieles nachgesagt und sein Einfluß soll ungeheuer gewesen sein. Nunmehr ist der Mann tot, mithin müßte das, was er bisher getan, ungetan bleiben, es müßte eine klaffende Lücke im Betriebe der kurialen Angelegenheiten entstehen, der Papst müßte nach einer bestimmten Richtung hin gewissermaßen hilflos werden. Das wäre ungefähr in etwas derbem Ausdruck die Kennzeichnung der Lage. In den nächsten Monaten, die wichtige Entscheidungen zu bringen berufen sind, könnte ein aufmerksamer Beobachter diese Dinge feststellen, — wenn das alles richtig wäre.

Nichts dergleichen wird eintreten und kann eintreten, weil alle diese Erzählungen über den „einfachen Landpfarrer" Märchen sind, die an Bedeutung nichts, aber auch rein gar nichts gewinnen dadurch, daß selbst Männer, die in Rom leben und es bei größerer Verwendung ihres gesunden Menschenverstandes besser wissen müßten, sich zum Verbreiter derselben hergeben.

Es ist wenig erfreulich, daß auch in katholischen Kreisen die Tatarennachrichten über den geschäftlich so unbeholfenen Papst, wie sie von einer ganzen Anzahl von akatholischen Blättern mit bewußter Absicht verbreitet werden, vielfach geglaubt werden.

Man hat in den letzten zwei Jahrzehnten genügend Erfahrungen sammeln können, um zu wissen, daß die große katholische Presse Deutschlands über alle authentischen Vorgänge an der Kurie so gut unterrichtet ist, daß man auf die Talmiinformationen der Berliner und Münchener Sensationspresse mit mitleidigem Lächeln herabblicken sollte. Im öffentlichen Leben auch in dieser Beziehung den Mut der eigenen Meinung zu haben, erfordert Rückgrat, Steifnackigkeit; daran aber lassen es nicht wenige Katholiken oftmals fehlen. Damit dient man der guten Sache nicht, noch viel weniger aber sich selbst und seiner eigenen Stellung. Das mache sich jeder nur klar und dann wird er schon den rechten Weg finden.

Neuere innerpolitische Strömungen und christliche Gewerkschaften.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Es ist auf dem Gebiete unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik eine gewisse Unruhe eingetreten, es gehen allerlei Dinge vor, die einen aufmerksamen Beobachter nachdenklich zu stimmen geeignet sind. Es scheinen sich allerlei Gegensätze herausbilden zu wollen, die von wirtschaftlichen Interessengruppen getragen politisch sich auszuleben trachten. Dabei treten sofort die christlichen Gewerkschaften in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Denn sie sahen sich veranlaßt, gegen gewisse Aeußerungen Protest einzulegen, sie haben ein außerordentlich feines Gefühl gezeigt bei verschiedenen Vorgängen im öffentlichen Leben, ein Beweis, daß sie ihre Mission als Vertreter der Arbeiter und wirtschaftlich Schwachen ganz ausgezeichnet erfaßt haben. Ihre Gegenwehr aber ist ihnen als Angriff ausgelegt worden.

Der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter trat im August dieses Jahres mit dem Aufruf hervor, alle Bergarbeiterverbände sollten eine Gemeinschaft zur Erkämpfung gemeinsamer wirtschaftlicher Vorteile bilden. Weiterhin haben dann die christlichen Gewerkschaften Protest erhoben gegen antisoziale Bestrebungen, die sie vor allem in dem in Leipzig gegründeten Kartell der schaffenden Arbeit zu erkennen glaubten. Schließlich haben sie alle nationalen und christlichen Arbeiter Deutschlands zum dritten Deutschen Arbeiterkongreß aufgerufen. Was sie wollen und fürchten, ist in folgenden Sätzen dieses Aufrufes niedergelegt: „Noch hat unsere Nation ihr soziales Missionswerk am eigenen Volke nicht vollendet. Noch gibt es Schichten, die der kräftigen Hilfe der Sozialpolitik des Staates bedürfen. Noch bedürfen wir alle des Schutzes, den sie uns leiht. Noch weniger können wir einer weiteren, freien Entfaltung unserer Selbsthilfeverbände entbehren. Und schon macht sich in einflußreichen Kreisen der Wissenschaft und der Interessengruppen ein gefährlicher Mißmut breit. Unter dem Vorwande, die Sozialpolitik nütze nur dem Radikalismus, soll der sozialpolitische Zug in unserem Volke aufgehalten, ja ins Gegenteil verkehrt werden."

Alle diese Aeußerungen und Anregungen hat man den christlichen Gewerkschaften sehr verübelt. Man wirft sie in einen Topf mit den freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften, sagt ihnen nach, sie predigten den Klassenkampf, lobt die „wirtschaftsfriedlichen" (gelben) Werkvereine als die Hoffnung der Zukunft. Das geschieht selbst in der Presse, die ihnen sonst nicht abgeneigt gegenüber stand, man sagt hier nicht viel zu ihrer Verteidigung und scheint im allgemeinen etwas verstimmt zu sein. Es steht zu befürchten, daß die christlichen Gewerkschaften infolge dieser Vorgänge in eine Isoliertheit hineingeraten, die dem Wohle unseres Staatslebens nicht förderlich sein kann. Und doch liegen wirklich nur sehr große Mißverständnisse vor. Man hört in den Aeußerungen der christlichen Gewerkschaften nicht den Unterton berechtigter Sorge um das Wohl der von ihnen vertretenen Klasse, sondern nur das Bekenntnis zum Gedanken des Klassenkampfes oder doch mindestens ein Hinneigen zur Sozialdemokratie heraus.

Solch eine Beurteilung ist im höchsten Grade ungerecht. Es liegen doch wahrhaftig Dinge und Aeußerungen, die in aller Oeffentlichkeit geschehen sind, genug vor, die die Freunde des Fortschreitens einer gesunden Sozialpolitik stutzig machen können. Unter gesunder Sozialpolitik verstehe ich eine solche, die nicht halt macht, sondern immer weiter im Rahmen der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Bedürfnisses der zu schützenden wirtschaftlich Schwachen fortschreitet. Und wenn nun Stimmen vernehmbar werden, die diesem Fortschreiten nicht günstig zu sein scheinen, sollen da etwa gerade diejenigen schweigen, die unter Ablehnung des Klassenkampfes durch einen gerechten Ausgleich unter den verschiedenen wirtschaftlichen Interessen — das ist der Zweck unserer Sozialpolitik — eine Aufwärtsbewegung der Arbeiterklasse wollen? Sie sind doch ins Leben gerufen worden, um ein derartiges Fortschreiten der Sozialpolitik zu fördern.

Besonders das Vorgehen des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter ist übel vermerkt worden. Er habe durch seine Aufforderung der Arbeitsgemeinschaft mit der Sozialdemokratie gemeinschaftliche Sache machen wollen. Wenn das der Fall wäre, wenn gerade diese im Zentrum unseres größten Industriebezirkes seßhafte christliche Gewerkschaft die Scheidelinien gegenüber dem Sozialismus verwischen sollte, würde kein Patriot und Freund des Volkes mehr eine Hand für sie rühren. Ich gestehe allerdings,

der Schritt, den Sozialdemokraten das Anerbieten der Gemeinschaftsarbeit besonders nach den Antezedentien des letzten Streiks im Ruhrrevier zu machen, wäre nicht nach meinem Geschmack gewesen. Es war ja klar, daß eine Absage erfolgen mußte. Aber dieses Anerbieten der Arbeitsgemeinschaft war eben ein unbedingtes Gebot der Stunde und bedeutet gar kein Abweichen von der prinzipiellen Stellungnahme. Es waren und sind wichtige Fragen, die in der nächsten Zukunft für die Bergarbeiter der Lösung harren, ich erinnere nur an die notwendigen Reformen im Knappschaftswesen. Da muß jede Arbeitervertretung, wenn sie auf diesen Namen Anspruch macht, wenigstens versuchen, alle Arbeiter zu einer gemeinsamen Aktion, die allein durchschlagenden Erfolg verspricht, zusammenzubringen. Wenn die sozialdemokratischen Gewerkschaften die Zweckgemeinschaft aus politischen Gründen ablehnten, so haben sie eben geglaubt, den politischen Zielen vor ihren Aufgaben der Förderung der Arbeiterinteressen den Vorzug geben zu sollen. Das war sehr kurzsichtig, war freilich zu erwarten. Es geht daraus wieder deutlich hervor, wie gefährlich es ist und wie nachteilig für die zunächst Beteiligten, wenn wirtschaftliche Organisationen politischen Zwecken dienen. Welchen Zweck haben denn eigentlich die christlichen Gewerkschaften? Doch wohl nicht den, lediglich der Sturmbock gegen die Sozialdemokratie zu sein. Sie sind gegründet worden zum Zwecke der Vertretung wirtschaftlicher Interessen der Arbeiter im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung unter Ablehnung aller antichristlichen und antinationalen Tendenzen.

Die Freunde der christlichen Gewerkschaften gehören ja den verschiedensten politischen Richtungen innerhalb der bürgerlichen Parteien an, und Vertreter aus ihren Reihen sitzen unter den Liberalen, im Zentrum und auf der Rechten in den deutschen Parlamenten. Das ist das Glückliche, daß sich die christlichen Gewerkschaften als solche vollkommen frei erhalten haben von parteipolitischen Einflüssen. Sie können darum auch jederzeit ruhig nach allen Seiten hin Stellung nehmen. Daß sie dabei stets die Sozialdemokratie abgelehnt haben, ist doch bekannt, und in dem Augenblicke, wo sie in grundlegenden Fragen mit ihr gemeinsame Sache machen wollten, hätten sie ihr Todesurteil selbst gesprochen. Die Arbeiterbewegung würde über sie zur Tagesordnung übergehen. Freilich haben die christlichen Gewerkschaften auch immer gezeigt — und das ist bei ihnen point d'honneur —, daß sie als aufrechte Arbeiter nichts wissen wollen von den gelben Werkvereinen. Sollte etwa unser Unternehmertum aus Freundschaft für diese Organisationen endgültig gegen die Gewerkschaften Stellung nehmen und sein Heil und die Förderung des wirtschaftlichen Friedens in diesen gelben Vereinen erblicken, dann dürfte es sich sehr enttäuscht sehen, wenn es seine Freunde trotz aller pekuniären Zuwendungen nachher bei der Sozialdemokratie wieder suchen muß. Praktisch haben sich ja die christlichen Gewerkschaften auch politisch als scharfe und wirksame Gegner der Sozialdemokratie erwiesen. Denn welche industriellen Wahlkreise gehören heute nicht dieser Partei? Doch nur die, in denen die christlichen Organisationen am kräftigsten sind.

Leider muß man gestehen, daß die Gegner jeglicher selbständigen nationalen Arbeiterorganisation jetzt ihre Zeit für gekommen erachten. Sie hoffen, ihnen von oben und von unten beikommen zu können. Die Sozialdemokratie spielt die politischen Leidenschaften der Masse gegen sie aus, und eine Richtung im Unternehmertum wirft sie mit den Sozialdemokraten in einen Topf, sucht ihnen so die Sympathien unserer Intelligenz und politisch rechtsstehenden Mitbürger zu entziehen. Darum die Verdächtigungen. Sie alle aber übersehen gar nicht die Tragweite ihres Tuns. Denn eine wirtschaftsfriedliche Weiterentwicklung unseres Volkes verlangt unbedingt ein weiteres Anwachsen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Man spiele aber nur ja nicht mit dem folgenden Gedanken: „Hie Sozialdemokratie, hie Kartell der schaffenden Arbeit. Ein Klassenkampf ist immer noch besser, wie endlose soziale Lasten. Im Kampf gibt es einen Sieger — und der sind vorläufig wir." Das wäre in Wahrheit ein Spielen mit dem Feuer. Nur ein ständiges Vorschreiten der Sozialpolitik kann uns innerlich gesund erhalten. Und zur Kontrolle dieses Vorwärtsschreitens, zur Hilfe und Aufklärung nach oben und nach unten sind wirklich selbständige, mächtige, national denkende Arbeiterorganisationen eine unabweisbare Forderung. Es gibt nur einen Weg zum Frieden, durch Vertrag zweier gleichgestellter Faktoren, nicht durch Ueberwindung des einen Teiles. Deshalb muß mehr offene Zuneigung zu unseren christlichen Gewerkschaften und mehr Verständnis für ihre Arbeit Platz greifen.

Ist damit der Sache gedient?

Militär-Kirchliches von einem Katholiken und Vaterlandsfreund.

Das Armee-Verordnungsblatt Nr. 121 enthielt eine Allerhöchste Kabinettsorder des Königs von Preußen über die neue Uniformierung der evangelischen und katholischen Militärgeistlichen. Der Hauptsache nach ist es die feldgraue Uniform wie die der Offiziere. Die Geistlichen erhalten eine Sutanelle, Beinkleider, Mantel und Umhang, jeweils mit violettem Vorstoß, eine Mütze und einen Hut von derselben Farbe und mit den üblichen zwei Kokarden, zwischen den letzteren ein kleines Kreuz. Es fehlte nur noch der Degen und die Achselstücke, so würde man den Geistlichen von einem Offizier nicht leicht unterscheiden; doch — er trägt ja am linken Oberarm das Genferkreuz auf violettem Grunde und als „geistliches Erkennungszeichen" an einer Kette um den Hals ein Kreuz, und der katholische Feldgeistliche auf dem Marsche und im Gefecht dazu noch die violette Stola. Beigefügt ist noch, daß dieser Feldanzug in Friedenszeiten nicht zu tragen ist.

Dazu möchte ich die vier Fragen beantworten: Ist solch eine Uniform notwendig, nützlich, praktisch und berechtigt?

1. Ist sie notwendig? Die österreichischen, schweizerischen, spanischen, vielleicht auch noch andere Militärgeistliche haben schon länger eine offiziersmäßige Uniform. Ernste Leute, die religiös und katholisch zu denken vermögen, schätzen dies nicht als Vorzug, und viele Militärgeistliche ziehen ihre Uniform nur an, wenn es unbedingt sein muß, sonst aber tragen sie das geistliche Zivilkleid. Selbst ernste Offiziere verstehen es nicht, wie ein Geistlicher ohne Zwang eine Militäruniform sich beilegen mag, während die Offiziere meist froh sind, wenn sie aus dem Uniformrock herauskönnen. Seither bestand über die Uniform bereits auch eine Vorschrift: Es war eben die der Zivilgeistlichen mit wenigen Abänderungen für den Dienst zu Pferd und im Kriege. Unbrauchbar, besonders im Felde, war nur der niedere steife Seidenhut; dem aber war unschwer abzuhelfen. Vielleicht hätte man den Militärgeistlichen für Frieden und Krieg noch ein besonderes Abzeichen geben können (etwa wie das der ehemaligen französischen aumôniers-militaires), woran man sie als Militärgeistliche erkennen konnte, besonders in großen Garnisonen, wo auch die Soldaten den Militärpfarrer weniger persönlich kennen. Den Geistlichen ein feldgraues Kleid zu geben war also nicht notwendig. Wenn denn doch einmal heute das Feldgraue Trumpf ist, so führe man es doch einmal erst ernstlich ein beim eigentlichen Militär. Aber schon seit acht Jahren zehrt man bei der Anfertigung neuer Uniformen an den, wie es scheint, unerschöpflichen Vorräten an blauem Tuch und kann nur nicht dazu kommen, daß das Feldgraue allgemein durchgeführt wird. Es ist eben ein gewaltiges Hindernis da, das nicht in den angekauften Vorräten steckt, sondern in der Vorliebe gewisser militärischer Kreise für schmucke und buntscheckige Paradeuniformen. Und diese teueren Liebhabereien zahlen die Steuerpflichtigen mit vielem Gelde, der Reichstag übt sich in Resolutionen für Sparsamkeit, im übrigen sagt er gelassen Ja!

2. Ist die neue Uniform nützlich für den geistlichen Beruf? Das wird niemand im Ernste behaupten können. Der Soldat, wenigstens der katholische, ist gewohnt, seinen Pfarrer im schwarzen Priesterrock zu sehen, und er liebt, so wenig wie andere katholisch Denkende, an ihm ein anderes, ein weltliches Kleid. Zudem hat der Soldat um sich sonst Uniformen mehr als genug, vor denen er militärischen Respekt zeigen muß, und er ist herzlich froh, zumal in Kriegszeiten, wenn er einmal ein anderes Kleid sieht als die Uniform, insbesondere das ihm von Kindheit an vertraute geistliche Gewand. Es gibt Leute genug, die es bedauern, daß durch die Uniform und den Säbel die Militärärzte vielfach mehr Vorgesetzte, Leute des Respekts, als menschenfreundliche Helfer, Männer des Vertrauens sind. In gleicher Weise würde der Militärrock des Pfarrers die Achtung vor seinem Amte und das Vertrauen zu seiner Person gewiß nicht heben.

Und seither schon haben manche die Militärpfarrer, wie überhaupt die vom Staate besoldeten Geistlichen, als Leute angesehen, die weniger geistlich und priesterlich denken und leben. Solch mißtrauischen Leuten wird, manchem wohl zu großem Bedauern, das neue Militärkleid einen weiteren Grund für ihre Bedenken abgeben. Auch das kann weder dem Geistlichen angenehm noch seinem Amte von Nutzen sein. Erst im Auslande, z. B. in Frankreich, wo die Geistlichen stets die lange Sutane tragen, und man

die deutschen Geistlichen in der kurzen, schwarzen Sutanelle schon als halbe Ketzer ansieht, — wie in Italien als mezzo prête, als Halbpriester, — wird man den feldgrauen Geistlichen erst recht mit Vorurteilen und Mißtrauen aufnehmen, ihm und seinem Berufe zum Schaden.

Daß die feldgraue Uniform auch gar kein geistliches Kleid ist, haben offenbar die Herren, welche dieselbe zusammengestellt haben, selbst herausgefühlt. Deshalb hat man den sehr bezeichnenden Zusatz gemacht: Als „geistliches Erkennungszeichen“ trägt er ein Kreuz usw. Das ist sehr interessant; denn darin liegt das offene Zugeständnis, daß das graue Kleid an sich nicht geistlich ist.

Endlich machen Kleider Leute. Das geistliche Kleid allerdings macht aus dem, der darin steckt, noch keinen geistlichen Mann, aber das weltliche Kleid ist erfahrungsgemäß nicht wenig geeignet, auch weltliche Denkweise und weltliches Benehmen anzuheften, also zu verweltlichen. Der geistliche Rock schützt vor manchem, was nicht geistlich ist. Also auch nach der Seite wäre die neue Uniform kein Vorteil, sondern eine Gefahr.

3. Ist die neue Uniform **praktisch**? Nach einer Seite wohl, nämlich darin, daß sie weniger schmutzt und deshalb länger hält als das schwarze Kleid, also auch etwas billiger zu tragen sein wird. Das aber wird, soweit ich die Sache überschaue, auch alles sein. Sie soll bloß im Feldzuge getragen werden. Nun kommt der Mobilmachungsbefehl, und der Pfarrer muß in 2—5 Tagen auf seinem Feldposten sein. In dieser Zeit ist es rein unmöglich, sich die neue Uniform zu beschaffen. Es kann Wochen und noch länger dauern, bis er endlich vollständig ausgerüstet ist. Indessen kann ein kurzer Feldzug schon zu Ende sein. Oder soll er die Uniform bereits in Friedenszeiten anfertigen lassen und hinlegen zum Fraß für Motten und Schaben? „Ist der Feldzug (oder die kurze Mobilisierung) dann zu Ende und der Soldat kommt ins Quartier“, dann hat der Militärpfarrer seine feldgraue Uniform, eine oder mehrere, die er im Frieden nicht tragen darf und kann. Dann — kann er die Uniform mit großem Verlust verkaufen oder sie in den Kasten hängen, bis der nächste Krieg losbricht nach — 40 Jahren. Das ist gewiß sehr praktisch!?

Weshalb hat man nun wohl diese neue Uniform ersonnen? Man hat doch sicher als Zweck, wie ich mir nur denken kann, den verfolgt, die Geistlichen, welche ohnedies unter dem Schutze des Genfer Kreuzes stehen, mehr noch als seither gegen den Feind sicherzustellen. Dazu hätte man den Pfarrer aber auch mehr als bisher kenntlich machen sollen; durch die neue Uniform aber ist er von seiner Umgebung aus einiger Entfernung gar nicht mehr zu unterscheiden — alles ist grau in grau — und, insbesondere für Ausländer, ist er auch aus der Nähe als Geistlicher nicht erkennbar. Also ist gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man nur beabsichtigen konnte.

4. Schließlich noch eine Frage, die nicht übergangen werden kann. Die Standespflichten der katholischen Geistlichen sind durch das katholische Kirchenrecht seit Jahrhunderten und für die ganze Welt geordnet. Zu diesen Pflichten gehört auch eine standesgemäße Kleidung, die „nicht hell und buntfarbig, sondern dunkelfarbig und einfach“ sein soll. So lautet die Vorschrift, wenigstens für die (gewöhnlichen) Weltgeistlichen. Die neue preußische Uniform für Feldgeistliche mit all ihren bunten Zutaten dürfte kaum als standesgemäßes geistliches Kleid gelten können. Oder doch? Hat man vor der Neuordnung mit den maßgebenden kirchlichen Faktoren sich beraten und geeinigt? Ich glaube kaum, daß die päpstlichen Behörden dazu ihre Zustimmung gegeben haben, und der damalige katholische Feldpropst ist, soweit ich erfahren konnte, von jeher sehr dagegen gewesen, daß seine untergebenen Pfarrer weltliche Kleider tragen. Woher nimmt die preußische Verwaltung das **Recht**, eine so sehr gegen das bestehende kirchliche Gesetz und Gewohnheitsrecht verstoßende Anordnung zu treffen?

Alles in allem kommt mir die neue Verordnung durchaus verfehlt vor. Nur wenige werden es sein, die davon befriedigt sein werden, weil die Einführung dieser neuen Kleidung allem Anschein nach unberechtigt und mit derselben **der Sache auch gar nicht gedient** ist.

Herbstabend am Friedhof.

Im weissen, zerfaserten Nebel schwanken
Die dunklen Zypressen, die hohen, schlanken.
Stumm ragen die Kreuze, die Marmorengel,
Es leuchten und strahlen die Asternstengel
Voll schweigsamer Sterne; sie beben und winken
Hinein in das Rauschen und Blättersinken. —
Auf deinem Grabe der Asternstrauch
Ragt hoch und hell in des Dunstes Hauch.
Er deckt deinen schmalen, friedlichen Hügel,
Ein Bote Gottes, mit schimmerndem Flügel.
Er pflanzte sich selber zu Frühlingszeiten.
All meine Rosen — die mussten vergleiten,
All meine Tulpen und strahlenden Nelken
Starben im Sturm und mussten verwelken —
Aber dem Strausse, den Gott dir gegeben,
Blieb überirdisches Gnadenleben.

M. Herbert.

Eine Nacht bei den Karthäusermönchen.[1]

Von Hans Hugo **Kloppert**, Duisburg.

Als Protestant beseelt mich der Wunsch, nach Möglichkeit die Klöster der katholischen Christenheit kennen zu lernen. So reifte in mir auch der Entschluß, einmal dem Karthäuserkloster in Unterrath bei Düsseldorf, dem einzigen Kloster, das dieser Orden in Deutschland aufzuweisen hat, einen Besuch zu machen. Auf meine Anfrage hin sandte mir der ehrwürdige Pater Prokurator zu meiner stillen Freude eine freundliche Einladung.

Der Aufforderung kam ich gerne nach und so begab ich mich auf den Weg zum Karthäuserkloster. Es war ein regnerischer Tag und trübdunkel hingen die Wolken. Bruder Pförtner öffnete mir auf mein Läuten das schwere eichene Klostertor, das den Abschluß von der lärmenden Welt bildet. Im Kloster empfing mich der ehrwürdige Pater Prokurator mit einem freundlichen und herzlichen Händedruck und geleitete mich in das Fremdenzimmer. Hier erhielt ich meine Instruktionen für die kommende Nacht. Ein reichliches aber fleischloses Mahl, mit Nelken und Stiefmütterchen als Willkommgruß geschmückt, gab mir die leibliche Stärkung. Mittlerweile war es 5 Uhr nachmittags geworden. Das Klosterglöckchen schlug dreimal an, das Zeichen, daß die Mönche sich zum Schlafen niederlegen mußten. Nach den Ordensregeln muß sich der Mönch nachmittags Punkt 6 Uhr zur Nachtruhe begeben. Auch ich zog mich auf das mir für die Nacht freundlichst angewiesene Zimmerchen zurück.

* * *

6½ Uhr nachmittags. Im Kloster pflegt alles der Ruhe, kein Laut ist vernehmbar, nur in den Klosterbäumen singen Vöglein ihr Abendlied. Ich stehe am offenen Klosterfenster und schaue in den Klostergarten hinab, weil für diese ungewöhnliche Zeit der Schlaf sich noch nicht einstellen will. Eine undefinierbare, eigenartige Stimmung greift von mir Besitz und lullt mich in weltentrücktes Sinnen ein. Vor wenigen Stunden noch im tosenden, nie rastenden Lärm des Werktages und nun in der Grabesstille des weltabgeschiedenen Klosterlebens. Eine Amsel fliegt plötzlich auf die Brüstung meines Klosterzimmers und schaut neugierig hinein, und schon heben sich die leichtbeschwingten Flügel wieder und auf einem nahen Baume hält sie weitere Rast. Trauliche Zwiesprache halte ich mit dem nicht sehr scheuen Tierchen und zu meiner Freude flötet es lebendige Weisen frisch und fröhlich in den Abend hinein. Wie schön ist doch Gottes Welt! Der Vöglein Chor im munteren Verein, grünend Baum und Strauch, dazu das farbenprächtige Bild lieblicher Kinder der Flora und den stillen, wohltuenden Frieden der Natur — der

[1] Wir geben der nachfolgenden Skizze Raum, weil sie als das Urteil eines objektiv denkenden Protestanten über katholisches Ordenswesen, und zwar gerade über den vielfach verkannten Karthäuserorden des besonderen Interesses nicht entbehrt und daher in unserem Leserkreise auf Verständnis wird rechnen können.

Mensch kommt hier zu sich selbst und hält innere Abrechnung. Ich beneide eigentlich die Mönche, die so in der Stille, in der Zufriedenheit und der inneren Glückseligkeit ihre Tage verbringen, die so selbstlos dahinleben und freudig und ohne Bangen dem Tage entgegenleben, da die Erdenfahrt ein Ende nehmen wird. Was hat sie wohl dazu veranlaßt, sich abzuschließen in der stillen, einsamen Klosterzelle?

Stilles Wirken,
Friedlich Walten,
Breitet, breitet
Schützend über Land und Meer
Euren Fittich des Gebetes,
Streut Gedeihen rings umher.
Unerkannt von Menschenaugen,
Nur der Himmel,
Der des Siedlers Werk entzücket,
Lächelt mild
Von dem Sternenzelt hernieder
Auf das einsam traute Bild!

Ich fand diese tiefsinnigen Zeilen in dem verstaubten Fach eines kleinen Klosterschränkchens und ich setze sie hierher, weil mir in diesen poetischen Worten so recht die Aufgabe des stillen Wirkens der Karthäusermönche zum Ausdruck zu kommen scheint. Das Gebet, die stille Fürbitte ist ihre Lebensaufgabe, ihre Hauptbeschäftigung in der einsamen Klosterzelle, dieser Stätte tiefsten Friedens und opfermütiger Seelenläuterung.

Der Karthäusermönch verläßt seine Zelle täglich nur dreimal: am Morgen zur Konventmesse, am Abend zur Vesper und um Mitternacht zur Mette. Um 11 Uhr abends begibt sich der Mönch mit der brennenden Laterne in die Kirche zum nächtlichen Chorgesang. Die große Mette dauert drei Stunden. Um diesen nächtlichen Gottesdienst einmal kennen zu lernen, darum suchte ich für eine Nacht das Kloster auf.

* * *

10 Uhr abends .... Die Klosterglocke weckt durch anhaltendes, scharfes Läuten aus kurzem nächtlichem Schlummer. Die Mönche erheben sich von ihrem einfachen Strohsacklager und verrichten in ihren Zellen zunächst für sich stille Gebete. (Gemeint ist die Mette der marianischen Tagzeiten. Red.) Auch ich kleide mich an. Damit auch ich teilnehmen kann am nächtlichen Chorgesang, klopft ein Klosterbruder vernehmlich laut an meine Türe, um mir das Zeichen zum Aufstehen zu geben. Aus der Ferne schlägt das Brausen eines die Strecke Duisburg-Düsseldorf befahrenden D-Zuges an mein Ohr, sich langsam wieder verlierend, sonst ist alles still. Grabesstille! Ich zünde meine Lampe an, denn durch das Fenster fällt jene Dämmerung, die nicht Abend noch Nacht bedeutet, sondern ein Zwielicht abgibt, das vom nicht ganz gewichenen Tageslichte mit dem langsam schleichenden, aber matten Abenddunkel in der bekannten sommerlichen Färbung hervorgerufen wird. Langsam schreite ich mit der schwach brennenden und halbverdeckten Lampe durch die langen Klostergänge der einschiffigen, im frühgotischen Stil erbauten Kirche zu. Der ehrwürdige Prior hatte mir gestattet, im Innern der Kirche, an seiner Seite Platz zu nehmen, in dem Raum, der nur von den Patres betreten wird. Ich dankte für die Liebenswürdigkeit, zog aber vor, auf der Empore mich niederzulassen. Hier war ich allein und hatte die Patres und Laienbrüder unter mir, konnte somit einen schönen Ueberblick gewinnen über die mitternächtliche Schar, die sich drunten in der nur von vier kleinen Altarkerzen und drei roten Ampeln matt erleuchteten Kirche eingefunden hatte. Die Patres nahmen in den an den beiden Längsseiten der Kirche eingebauten Chorstühlen Platz, während die Laienbrüder, die sich nicht an dem Chorgesang beteiligen, sondern im stummen Gebet verharren, außerhalb des Mittelschiffes der Kirche in Bänken sich niederließen, durch eine hohe, ebenfalls im gotischen Stil gehaltene Holzwand von den Patres getrennt. Aus nach meiner Schätzung 80 mal 70 Zentimeter großen Büchern, die das Officium Cartusiense enthalten, und die von an der Wand aufgehängten Lampen, die ihr Licht nach vorn werfen, erhellt werden, lesen die Patres die vorgeschriebenen Gebete und Psalmen. Punkt 11 Uhr gab der Prior durch Stabklopfen das Zeichen zum Anfang der Mette. Ein stilles Gebet der Patres ging dem eigentlichen Chorgesang voraus, dann lösten sich Rezitationen, Vorlesungen aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern im Sprechgesang, Gebete und Choralgesang der Patres ohne Musikbegleitung, die in Kloster verboten ist, untereinander ab. Ein feierlicher, überirdischer Ernst lag über dem Ganzen, und ich muß sagen, daß die in lateinischer Sprache gehaltene Gebetsfeier mich tief im Bann hielt. Trotz des einfachen Rhythmus, der allerdings in allen Variationen der menschlichen Sprache gefärbt war, übte dieser nächtliche Chorgesang auf mich, den Andersgläubigen, eine gewisse suggestive Macht aus, die mich unbewußt und ungewollt packte und die Weihe der Stunde miterleben hieß. In den Kuppeln des Kirchengewölbes warf das Ampellicht schwache, sich leicht bewegende Schattenbilder der betenden Schar, von dem Altarbogen, matt beleuchtet, tauchten in scharfen Silhouetten die Bilder Johannes des Täufers, des Patrons der Einsiedler, und der Jungfrau Maria auf, und in den Stühlen standen die Patres in weißes Habit und Kapuze gehüllt — — und über allem verbreitete sich jenes mystische Halbdunkel, das ganz dazu angetan ist, die Seele in verklärendem Schimmer in jene Region schweben zu lassen, von der wir alle träumen, aus der es keine Wiederkehr gibt.

* * *

1 ½ Uhr nachts .... Die roten Ampeln verglimmen und das mystische Dunkel verdichtet sich. Ein Mönch hüllt den in weißem Marmor gehaltenen Hochaltar in undurchsichtigen Weihrauch ein, der sich im Kirchenraum langsam verbreitet und bis zu mir hinauf auf die Empore steigt. Der mitternächtliche Gottesdienst neigt sich seinem Ende zu. Beinahe drei Stunden nahm er in Anspruch, nur von ganz kurzen stillen Gebetspausen unterbrochen. In langgezogenen Lauten echot das Amen durch den Kirchenraum. Die Mönche verneigen sich noch einmal zum stillen Gebet, dann gibt der Prior ein Klopfzeichen und jeder eilt schnellen Schrittes seiner stillen Klosterklause wieder zu. Auch ich suche mein trauliches Klosterzimmerchen wieder auf von Eindrücken voll, die diese Mitternacht im Chorgesang unauslöschlich in mir zurückließ. Das auf Abtötung des Leibes gerichtete Leben der Mönche und die weltentsagende Gebetstätigkeit des Klosterlebens ist auch ein Heldentum, von dem nur der einen schwachen Abglanz erhält, der selbst eine Nacht hindurch Zeuge dieser aufopfernden Nächstenliebe war.

* * *

5 ¾ Uhr morgens .... Die Stille der Nacht ist dem jungen, erwachenden Tage gewichen. In den Baumkronen zwitschern Vöglein muntere Lieder und stimmen ein Frühkonzert an von eigenartigem Reiz und blühender Schönheit der vielstimmigen Vogelsprache. Auch das Klosterglöcklein läßt sich wieder vernehmen, weckt aus tiefem Schlummer und ladet zum kirchlichen Morgengebet — Prim — ein. Die Mönche verrichten ein stilles Gebet, verlassen ihre Zellen und begeben sich wieder in die Kirche. In unaufhörlichem Redefluß fließt das monoton klingende Einerlei der Gebete, die von einem Vorbeter eingeleitet werden. Und doch, es liegt heiliger, sittlicher Ernst in dem immer sich gleich bleibenden Tonfall, der sich auch auf den Gesichtern der Beter widerspiegelt. Lange und tief muß ich diese Beterschar anschauen und erst ein die Kirche durchschreitender Novize in schwarzem Mantel weckt mich aus tiefem Sinnen. Das Amen! schallt wieder langgedehnt durch den Kirchenraum. Die Mönche verlassen ihre Chorstühle, verneigen sich vor dem Hochaltar und suchen den Kapitelsaal auf, wo sie ihrem Vorgesetzten vorgefallene Fehler bekennen. Dann lesen die Priester in den einzelnen Kapellen die stille heilige Messe und hierauf suchen sie wieder ihre Zellen auf. Wieder ein stilles Gebet und nun rüsten sie sich zum feierlichen Gottesdienst....

* * *

8 Uhr morgens... Die Glocke ruft und alles eilt wieder der Kirche zu zum Gottesdienst, an dem auch Gläubige aus der nahen Umgebung des Klosters teilnehmen. Um 9 ½ Uhr ist er beendet. Betet, betet, und wiederum betet in fürbittendem Geist, das ist die Lebensaufgabe der Karthäusermönche. Entsagt allem und wandelt in Keuschheit und Lauterkeit, das ist ihre eigene Predigt.

Also mit dem Schwung des Sanges
Preist ein Leben nach Gebühr,
Das mit Urkraft inn'ren Dranges
Gott verherrlicht für und für.
Einsam, einsam! Frei!
Bess'res Dasein neu!
Vorhof du von Edens Auen,
Wann, o wann darf ich dich schauen?

Das ist des Karthäusermönches täglicher und letzter Wunsch.

Um 11½ Uhr verlasse ich das Kloster mit herzlichem Dank für die mir gewährte Gastfreundschaft. Mein Weg führt mich zum Bahnhof und bis zur Klosterpforte gibt mir der Herzensgüte ausstrahlende Pater Prokurator das Geleit mit dem Wunsche „Auf Wiederseh'n"! Der Zug bringt mich nach Düsseldorf. Welch ein Kontrast! Aus dem stillen Klosterfrieden und der beschaulichen Ruhe des Klosterzimmerchens in den Lärm und das nervenzerrüttende Hasten und Jagen eines Großstadtbahnhofs. Ich komme mir vor, als sei ich neu geboren . . .

Die Jugendvereinsbibliothek auf dem Lande.

Von Pfarrer M. Rogg, Kirchhaslach.

(Schluß.)

Ist oft die Geschichte der engeren, besonders der ländlichen Heimat ein für immer verschlossenes Buch, so liegt dort ein anderes von Gottes Hand gefertigt und geschrieben und mit bunten Bildern geziert, das Buch der Natur. Wer seine vielen Seiten lesen lernen will, dem tut gar gute Dienste manches Buch von Menschenhand, das die Natur besser verstehen, die Heimat inniger lieben lehrt. Da sind wir froh um die „Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek" (Regensburg, Manz; Preis des Bändchens ℳ 1.20). Es seien eigens genannt: Nr. 4 „Kunsthandwerker im Tierreich"; Nr. 5 „Lustige Musikanten in Feld und Wald"; Nr. 15 „Vogelpolizei"; Nr. 19 „Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt"; Nr. 24 „Königin Sonne und ihr Hofstaat"; Nr. 37 „Die Natur im Spätherbst und ihr Eindruck auf den Menschen"; Nr. 43 „Die Biene". Für poesiebegabte Gemüter empfiehlt sich „Naturbilder für jung und alt" von Forsteneicher (Regensburg, Manz, ℳ 3.20), für gläubig-fromme Naturbetrachtung „Gottes Walten in der Schöpfung" von Klimsch Klagenfurt, St. Josephsbücherbruderschaft).

Es steckt noch immer im Bauernblut ein ziemlich starkes Vorurteil gegen alle Buchgelehrsamkeit in Sachen der landwirtschaftlichen Praxis. Etwas Gesundes und Berechtigtes mag sich da äußern, das Vertrauen in das Ausprobierte, Alterprobte und vielfältige Enttäuschung, die dann eintritt, wenn in Büchern allgemein empfohlen wird, was nur für bestimmte Bodenlagen und Klimaverhältnisse geeignet ist, wenn die Theorie zu wenig an der Praxis orientiert ist. Aber ungesund wäre es, wenn der Bauer, namentlich die ländliche Jugend, glaubte, zur Hebung der Berufstüchtigkeit aus Büchern gar nichts lernen zu können. „Bauernbriefe", des „Landwirts Vorwärts" an seinen Sohn (Volksvereinsverlag, ℳ 0.75) regen auch zu weiterer Lektüre an. Eine kurze Summa der Berufsaufgaben des Landmanns bietet „Das Landleben", ein Bauernbuch für Kurs und Haus. I. Teil: „Feld und Vieh"; II. Teil: „Haus und Hof" (Volksvereinsverlag, à ℳ 0.75). Praktische Einzelfragen des ganzen Betriebes hebt heraus „Der praktische Bauer" von Binder (Klagenfurt, St. Josephsbücherbruderschaft). Der reichhaltigste und bestrenommierte Verlag in Landwirtschaftsliteratur ist wohl der von Eugen Ulmer in Stuttgart, dessen Katalog eine Fülle guter Schriften anbietet. Die Sammlung „Des Landmanns Winterabende" enthält eine Reihe von Nummern (à ℳ 1.—), die auch für eine ländliche Jugendbibliothek geeignet erscheinen. Es seien einige Titel genannt: „Die Natur als Lehrmeisterin des Landmanns", „Unterhaltungen über Obstbau", „Die Vögel und die Landwirtschaft", „Die Selbsthilfe des Landwirts" (durch Raiffeisenvereine usw.), „Die Kraftfuttermittel", „Der schriftliche Verkehr des Landwirts".

Ein Berater über das Versicherungswesen gehört in die Burschenbibliothek. Nachdem Dr. Zahnbrechers „Was muß jeder Landwirt von den Versicherungen wissen" durch die Reichsversicherungsgesetzgebung überholt ist, empfiehlt sich am besten „Was müssen Bauern und Dienstboten von der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung wissen?" von Dr. Jakob Sebastian, Generalsekretär in Regensburg. Selbstverlag des Verfassers. ℳ 0.65.

Weil man zur Berufstüchtigkeit nicht bloß Berufskenntnisse, sondern auch ein arbeitsfrohes Herz und Berufsbegeisterung braucht, sei empfohlen „Des deutschen Arbeiters Herz- und Hammerschläge" (Volksvereinsverlag, ℳ 1.20). Eine Reihe der kraftvollen Gedichte des Büchleins eignet sich sehr gut zum mündlichen Vortrag. In belletristischer Form behandelt mit Vorliebe und genauer Sachkenntnis in herzfrischer Weise bäuerliche Sozialprobleme Hans Schrott-Fichtl, besonders in „Moderne Bergbauern" (Graz, Styria, Volksausgabe, ℳ 1.50). Warm wie das ganze Gemütsleben seiner Personen ist auch ihre Liebe, ihre Verliebtheit. Doch nimmt diese keinen zu breiten Raum ein, wird nicht schwül oder laszív, sondern hält sich in den Grenzen, welche J. K. Brechenmacher im dritten Heft seines „Führer durch die Jugendliteratur" als eine prinzipielle Klarstellung unseres Standpunktes in dieser Frage fixiert hat mit den Sätzen: „Es darf die Liebe in der Prosaepik ebensowenig grundsätzlich verpönt werden, als sie sich in den klassischen Dichtwerken nachträglich ausrotten läßt. Aber die Liebe muß dem Jüngling in der Literatur als etwas Ernstes, Hohes, Heiliges entgegentreten, als ein Ereignis des Lebens, das große Voraussetzungen hat . . . als ein Erwerb, der nur dem charaktervollen Mann zukommt. Etwas Starkes und Herbes muß auch in der Geschichte der Liebe liegen . . . Liebe und Liebelei sind durchaus nicht zu verwechseln. . . . Eine hohe Auffassung des Verhältnisses vom Mann zum Weib ist ein integrierender Bestandteil der Charakterbildung überhaupt."

Eine spröde Materie ist die Bürger- und Staatskunde und doch soll sich der junge Mensch in dieselbe einleben. Um die Sache der Jugend genießbarer zu machen, schrieb E. Engelhard eine bürgerkundliche Erzählung „Bürger und Staat", in welcher den neugeborenen Karl das Standesamt als lebenszeitlich erste und letzte staatliche Einrichtung in seine Register einträgt, und zuletzt ihn dort auch unter den Toten vormerkt, nachdem er in seinem mehr als siebzigjährigen Leben mit allen staatlichen und bürgerlichen Institutionen in Berührung gekommen ist. Soweit landesgesetzliche Bestimmungen in Betracht kommen, sind die preußischen Verhältnisse berücksichtigt (Wittenberg, Herrosés Verlag, ℳ 0.80).

Auch dem „Frohsinn und Scherz", dem kerngesunden, frischen und reinen Humor wird die Bibliothek nicht bloß dienen dürfen, sondern dienen müssen. „Die sieben Schwaben", „Die Schildbürger" (Bunte Jugendbücher, Heft 8 und 24, Verlag Enßlin in Reuttlingen) werden mit Vergnügen gelesen. Wo eine gute Schülerbibliothek ist, werden diese Humoristika schon in derselben enthalten und zugänglich sein. Grundsätzlich soll kein Buch in die Vereinsbibliothek, das auch der Schulbibliothek angehört, weil sonst das Lesepublikum auf dasselbe und damit auf die Bibliothek etwas despektierlich herabschaut als auf eine Sache, die für die tief untenstehenden Schulbuben recht sein mag, aber nicht für den freien, wenigstens schulfreien, jungen Mann. Natürlich kann von Erzählungen wie die Hebelschen sind, eine andere Ausgabe, als in der Schule vorhanden ist, ruhig eingestellt werden. Zwei sonnige Bücher, mit warmem, segnendem, nicht versengendem Sonnenschein sind die beiden Bände von Konrad Kümmel „Auf der Sonnenseite". Namentlich der erste ist sehr zu empfehlen (Herder, à ℳ 2.30). Schnurren und Schnacken aus mehreren Jahrhunderten sind gesammelt in „Der Narrenbaum" von H. Mohr (Herder, ℳ 2.50). Ein Hauptvertreter des österreichischen Humors ist Josef Wichner, dessen „Alraunwurzeln" und „Aus der Mappe eines Großvaters" sicher gerne gelesen werden (Wien, Kirsch, à ℳ 2.—). Auch der „Reimmichl" aus den Tirolerbergen hat Zutritt und mag etwa seine „Bergschwalben" im Burschenverein fliegen lassen (Innsbruck, Schwick, ℳ 2.50).

Sicher dürfen Militärhumoresken nicht fehlen, ehemalige und zukünftige Soldaten würden sie schwer entbehren. In der beachtenswerten Sammlung „Aus Vergangenheit" (Butzon & Bercker, pro Bändchen ℳ 0.30) sind neben Kujawas Feldzugserinnerungen „Mobilmachung", „Auf Tod und Leben" usw. auch die besten seiner humoristischen Erzählungen wie „Die verwechselten Feldwebel", „Kasernenarrest", „Musketier Dusel" und andere erschienen. Von ähnlichem Kaliber sind „Der Pechvogel", „Der Spuk in der Kaserne", „Der ewige Hochzeiter von Bonn" (Einsiedeln, Benziger, à ℳ 1.—) und „Die Regimentsböcke" von A. Kuth (Köln, Bachem, ℳ 1.50). Auch humoristische Gedichte in Dialektform wären eventuell zu berücksichtigen wie „Schwäbische Gedichte" von Keller (Kempten, Kösel, gesammelt in zwei Bänden, ℳ 3.—).

Der Musterkatalog von Wilhelm Bube „Die ländliche Volksbibliothek" (Berlin, Trowitzsch, ℳ 3.60), der auch uns Katholiken neben unserem besten Berater in Bibliothekssachen, dem Musterkatalog und Handbuch für katholische Volksbüchereien von H. Herz (Borromäusvereinsverlag, ℳ 1.—) gute Dienste tut, empfiehlt für die ländliche Bibliothek 73 Prozent „Schöne Literatur", 10 Prozent „Geschichte", 7 Prozent „Länder- und Völkerkunde", 7 Prozent „Naturkunde und Landwirtschaft" und 3 Prozent „Verschiedenes". In einer Vereinsbibliothek wird die schöne Literatur nicht in diesem Prozentsatz zu dominieren haben, bedarf aber auch da liebevoller Berücksichtigung. Bei jeder der bisher aufgeführten vier Büchergruppen war auch diese Literatur vertreten, sie stellt aber noch manches für die ländliche Jugendbibliothek geeignete Werk. E. Zahn „Albin Indergand" (Frauenfeld, Huber, ℳ 3.20) ein Buch, das auch jeder Jugendpräses mit größtem Interesse lesen wird. Chamisso „Peter Schlemihl" (Quellenbücherei, Nr. 28, ℳ 0.25) mit dem Grundgedanken: Gibst du dem Teufel nur deinen Schatten, so will er die Seele. Bercher-Stowe „Onkel Toms Hütte", bearbeitet von Petersen (Stuttgart, Löwe). Ein ergreifendes Bild des Sklavenelends. Die Uebersetzung der Originalausgabe eignet sich nicht für unsere Zwecke, da sie etwas zu breit angelegt ist und einige Szenen enthält, die nur für reife Leser sind. Ch. Niese „Was Michael Schneidewind als Junge erlebte" (Mainz, Scholz, ℳ 3.—). Ist besonders zu empfehlen wegen seiner packenden Szenen aus der französischen Revolution. K. Domanig „Die Fremden" (Klagenfurt, St. Josephsbücherbruderschaft, Volksausgabe). A. Dorste-Hülshoff „Die Judenbuche" Münchener Volksschriften, ℳ 0.20). Das Verständnis dieser meisterhaften Erzählung ist nicht so leicht, als manche Jugendschriftenkritiker glaubten. J. Diel „Der Steinmetz von Köln" (Münchener Volksschriften, Nr. 42, ℳ 0.40). Sehr geeignet. J. Spillmann „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses" (Freiburg, Herder, Volksausgabe, ℳ 2.—). Tolstoi „Gefangen im Kaukasus" (Regensburg, Habbel, ℳ 1.—). M. v. Buol „Gillis Hobelspäne" (Köln, Bachem, ℳ 1.20). Die ergreifende Geschichte einer harten Jugend. L. Coloma „Der arme Johannes" (Regensburg, Habbel, ℳ 3.—). Wird noch höher gewertet als die „Lappalien", ist aber populärer. H. Hansjakob „Der steinerne Mann von Hasle", „Erzbauern", (Stuttgart, Bong, Volksausgabe, à ℳ 1.50). K. Ernst „Aus dem Leben eines Handwerksburschen" (Neustadt, Wehrler, ℳ 3.50).

Weiter wäre noch zu nennen: Speck „Der Joggeli" (Deutsche Dichtergedächtnisst., M 1.—), Conscience „Der Löwe von Flandern" (verschiedene Ausgaben z. B. bei Styria in Graz), Achleitner „Der Lawinenpfarrer" (Graz, Styria, M 1.20), M. Herbert „Volksgeschichten" (Regensburg, Habbel, M 2.—), Kolpings Erzählungen (in 4 Bänden zu M 6.— bei Breer in Hamm; billige Volksausgabe bei Wehberg in Osnabrück, M 2.—), Liliencrons „Kriegsnovellen" (Berlin, Schuster & Löffler, M 2.—), Max v. Schmidt „Schutzgeist von Oberammergau" (Habbel, M 1.—), A. Schott „Der letzte Richter" (Köln, Bachem, M 2.50).

Die Einstellung der Werke von Karl May ist sicher kein vordringliches Bedürfnis, aber nicht zu beanstanden, wenn davon keine zu große Dosis gegeben wird.

Jedes Buch ein Treffer — dann wird ein lebendiger Zug in das Bibliothekwesen hineinkommen. Ein Vortrag zu Beginn der Winterzeit rege den Lesceifer an und wecke das richtige Verständnis für die Bedeutung guter Lektüre. Das geschieht nicht mit allgemeinen Phrasen über den Wert des Lesens, sondern indem möglichst konkret gezeigt wird, wie jedes gute Buch nach seiner Eigenart ein guter Freund werden kann, bald einer, der viel Lustiges und Heiteres erzählt, bald einer, der die Helden der Vaterlandsliebe oder der Glaubenstreue preist und so das Herz von Begeisterung erglühen macht, wieder einer, der hinausführt in die Natur zu Blume und Blüte, zu allem „was da kreucht und fleucht"[1]), und ein vierter, der in Berufsfragen ein tüchtiger Berater ist. Da ein ziemlich großer passiver Widerstand zu überwinden ist, genügt ein einzelner Vortrag nicht zu einer Dauerwirkung. Das ganze Vortragswesen soll die Bibliotheksbestrebungen fördern. Jeder Vortrag weise, soweit möglich, auf vorhandene Bücher hin. Auch werden solche Bücher am ehesten Interesse finden, die sich mit eben gespielten Theaterstücken berühren. Konzentration aller Bildungsbestrebungen wird allen zugleich förderlich sein.

Bis die Bücher selber Reklame von Person zu Person machen, ist es notwendig, daß der Präses bei Gelegenheit des Bücheraustausches, der am besten mit den Versammlungen verbunden wird, den Appetit nach einzelnen Büchern reizt durch Hinweis auf interessante Details derselben.

Der größte passive Widerstand bei Anschaffung der Bibliothek ist gewöhnlich der Geldmangel. Wenn sich Wohltäter finden, welche Bücher beisteuern wollen, so ist es gut, nur lasse man sich niemals einen direkten Schund aufdrängen, der mehr Schaden als Nutzen stiftet. Klein anfangen, ist keine Schande, auch nicht Schulden machen für die Bibliothek, noch weniger sparen bei unnötigen Ausgaben für nötigere Anliegen. Ueberdies wurden auch viele ganz billige Büchlein genannt, die nicht zu verachten sind, da sich unsere Jugend über kleinere Sachen leichter getraut als über dicke Bücher. Ist es nicht möglich, an einem Ort einen Hilfsverein des Borromäusvereins (von wenigstens fünf Mitgliedern mit einem Jahresbeitrag von M 6.—) zu gründen, so könnten auch mehrere benachbarte Präsides zusammen einen solchen Verein bilden, um sich die finanziellen Vorteile desselben für ihre Bibliotheken zu sichern. Es erhält jedes Mitglied Büchergaben im Werte von mehr als M 6.— und zudem einen jährlichen Bibliothekzuschuß in Büchern von etwa 25 Prozent der einbezahlten Beträge.

Wanderbibliotheken erscheinen als Vereinsbibliotheken weniger geeignet als für Dorfvolksbibliotheken, welche besonders mit Viellesern rechnen müssen und mit einem Publikum, das sich auf Jahre hinein so ziemlich das gleiche bleibt, während in einem Verein immer wieder neue Jungmannschaft nachrückt. Doch könnten Nachbarvereine einander zeitweilig durch vorübergehenden Austausch aushelfen.

Wo man von Jugend- und Wohlfahrtspflege auf dem Lande spricht, wird man der Jugendvereinsbibliothek für die männliche Jugend nicht vergessen dürfen. Wer von vornherein sich bewußt ist, daß dieser Acker schwere Arbeit fordert, wird durch Mißerfolge nicht enttäuscht werden, sondern von der Notwendigkeit dieser Arbeit um so mehr durchdrungen sein. Und jetzt im Spätherbst ist die beste Zeit, mit dieser Arbeit zu beginnen.

[1]) Unter diesem Titel hat H. Löns ein anregendes Tierbuch geschrieben (Berlin, Paetel, M 1.75).

Manchmal . . .

Manchmal muss ich traurig sein,
Einsam liegen tief im Wald.
Manchmal muss mein Schiff allein
Treiben ohne Hort und Halt.

Dass sich meine Seele rafft
Auf aus Taumel, Lärm und Tand!
Dass ich aus ureig'ner Kraft
Froh erreiche lichtes Land . . .

Willy Arndt.

Vom Büchertisch.

M. Herbert: Die Kinder der Kilians, Roman. Köln a. Rh. J. P. Bachem, 8°. 239 S. M 4.— Zunächst ragt eine Reckengestalt vor uns auf, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, der äußerlich seinen Adel abgelegt hat. Er ist Journalist und Redakteur einer Zeitschrift positiv katholischer Richtung, ein stählener Kämpfer, der für die eigene Ueberzeugung bis zum letzten Atemzuge einsteht. Konservativ bis in die Fußspitzen, nicht nur in der Politik, lehnt er sich auf gegen alles Uebermaß, sei es jedwelcher Freiheitsbestrebung oder Freiheitshemmung. Dabei macht er sich unbewußt der letzteren selber schuldig, indem er z. B. den gesunden Kern der Frauenbewegung verkennt und zutagetretende Uebergriffe, den Ueberschwang hier einseitig auffaßt und auch das berechtigte Licht der neuen Zeit abgewiesen sehen möchte. Seine eigene hochedle Gattin war Bühnensängerin von glänzendem Ruf; sie opferte den Beruf der Liebe, um nur ihrer Familie zu leben. Die starre Abschließung des Mannes gegen jede freiere Bewegung der Frau außerhalb der häuslichen Betätigung wird der einzigen Tochter, auf die der zähe Eigenwille des Vaters und das darstellerische Talent der Mutter in erhöhtem Grade übergegangen ist, zum Verhängnis: nach einer Herzensirrung gibt sie sich selbst, in Verzweiflung über die sie angähnende Oede des Lebens, den Tod. Ihr jüngerer Bruder hat dagegen Schauspieler werden dürfen; er stirbt aber jung, nach ebenfalls trüber Herzenserfahrung, am Tore leuchtenden Ruhmes. Der zweite, ältere Sohn dieser Kilians, der von beiden Eltern eine bedeutende künstlerisch gestaltende Begabung ererbt hat, überwindet die herbe Enttäuschung seiner Liebe zu einer schönen und frivolen Cousine, Tochter eines eitlen, streberischen Bruders seines Vaters, und reift sich an der Segenshand seiner Mutter zu einem echten Dichter und tüchtigen, gehobenen Nachfolger seines Vaters aus. Die Mutter führt ihm auch die einstige Braut des verstorbenen Bruders: eine Bühnensängerin, die zu viel an ihren Beruf verlor, sich aber völlig selbst wieder findet in reuiger Selbsterkenntnis, zu neuem Glücke zu. Auch der Vater ist durch den Untergang der Tochter, an dem er sich schuldig fühlt, zu bleibender Selbstläuterung getrieben worden. — Das Thema der Familien- und Berufsliebe, ihrer segensreichen Betätigung und verhängnisvollen Uebersteigerung steht im Mittelpunkte des außerordentlich gehaltvollen Werkes, das nach verschiedensten Seiten anregende, tiefe und vertiefende Einblicke eröffnet. Licht sprüht auf eine ganze Reihe sozialer und individueller Motive, nicht zuletzt auf die Frauenfrage, hinsichtlich derer die Aussprüche zum Besten gehören, das je darüber gesagt wurde. Auch M. Herbert ist konservativ im edelsten Sinne: sie hält fest am altbewährten Guten als einer Stufe zum neuen Besseren und Besten. Ein verhaltener Ton der Klage durchzieht das Ganze: wie wenig wir Menschen im letzten Grunde von einander wissen, selbst im engsten Verwandtschaftsverhältnis: dem der Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt. — Die Komposition des Romans ist klar und übersichtlich, die Charakteristik lebendig und psychologisch fein gegründet. Die Gestalt der Mutter, der einstigen Künstlerin, ist ein Hohelied der Mutterliebe, das sich nicht wieder vergißt. So unerbittlich Irrtum und Sünde in ihren Folgen bloßgelegt werden: die Darstellung ist alles andere als pessimistisch durchgeführt, denn sie zeigt den Sieg des Guten auch nach Irrungen und schwerem Fehlen, kraft des Willens zur Wahrheit, kraft der Umkehr auf dem Wege der Erkenntnis, der Reue und der Sühne.

E. M. Hamann.

Heinrich Zerkaulen: Hans Heiners Fahrt ins Leben. Eine Geschichte. M. Gladbach 1913, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 15. Heft. Kl. 8°, 52 S. Preis 40 Pf. Man hat doch immer wieder seine Freuden. Mir ist es eine warme und zugleich ehrenvolle, an dieser Stelle zu sagen: Hier haben wir einen jungen Dichter, einen echten, und es ist kein Risiko, zu prophezeien: „Auf den werden noch einmal viele tüchtige empfängliche Menschen schauen, werden aufhorchen bei seinem Namen, dem Klang seiner Stimme." Er ist bereits auf dem rechten Wege, er hat schon, da „so viel Sonne in ihm ist", wie sein Held — der er selbst ist —, die „doppelte Pflicht erkannt, die Sonne in seinem Herzen mit den anderen zu teilen", hat schon „einen seligen, heiligen Schwur" getan: seinen „Brüdern ein Bruder zu werden". Was wir von ihm zu erwarten haben, verheißt dieses Büchlein, das nichts anderes bedeutet als eine lautere Einkleidung des sozialen Gedankens in dessen Poesie. Und diese Gewandung ist wärmendes Licht, ist inspirierte, beziehungsreiche Anschauung und von Liebe zu Gott, zu den Menschen, zum Leben durchsonnte Dichtung. An diesen doch noch sicherlich blutjungen Menschen spricht die ganze Schöpfung; ihm reden alle Dinge, aber er hat schon festen Boden unter sich, er weiß bereits, daß es in der Welt „auch andere Farben gibt als nur rote und blaue und goldene", wenngleich seine Augen „gezeichnet" bleiben für das Märchen: „wo sie hingucken, öffnen sich ihm allsogleich der Zauberwelt goldene Tore sperrangelweit". Sogar der Pessimismus hat sich schon an ihn herangewagt: „Gottes schöne Welt ist ein großes Narrenhaus geworden, in dem Zeit und Geld alles bedeutet." Aber er konnte ihm nichts anhaben, dazu hatte er „die Sonne zu lieb, die man hereinholen muß selbst". Doch er weiß auch, daß viele sorgen- und notgedrückte Menschen leben, denen man Freude geben muß, und andere, die den „Luxus haben und darauf brüten wie die Hühner auf einem faulen Ei." Darum: „Werdet wach, ihre Leute, werdet wach! Es gibt seelentiefe Spalten auszutragen, die zwischen euch und euren Brüdern gesprungen sind, wie die Gletscher in den Hochalpen." Er selbst aber hat „den großen Glauben an die Nützlichkeit alles Guten gefunden und erkannt", desgleichen seine eigene Aufgabe: sich „einzustellen", zu helfen und Freude zu bringen, „weit ins Land Burgen zu bauen und Knappen und Reisige und Ritter zu senden, um die Raubritter des Elends zu bekriegen". Es wird ihm auch gelingen. Wer schon so jung und so zielsicher die Fahne des auszuwertenden Ideals hoch trägt, der zieht seines Weges sicher nicht allein, der macht bald Schule, zumal wenn er ein wirklicher Dichter ist. Zunächst wird dieser hochsinnige Jugendliche Phantasie und Aeußerungsweise noch etwas fester unter die Zügel nehmen müssen, und dann kann es nicht fehlen. Er hat bei Eichendorff gelernt, aber er ist jetzt schon ein Selbständiger, wenn er will — und dieser wird wollen.

E. M. Hamann.

Hauptmann Lasson. Roman einer Garnison Bugeys. Von Paul Lapp. (Straßburg, Singer. 226 S.) Es ist eine neue Welt, in die der Verfasser den Leser einführt. Das Leben in den französischen Kasernen

wird darin geschildert. Hauptmann Lasson ist der aus den französischen Kolonien heimgekehrte Held, der die durch liederliche Offiziere und revolutionierende Soldaten bedrohte Ordnung wiederherstellt. Die Zustände sind offensichtlich von einem mit den Verhältnissen genau bekannten Beobachter, der gewandt zu schreiben weiß, dargestellt; bei seiner Vorliebe für ausführliche Detailmalerei, die sich auf vielerlei nebensächliche Dinge erstreckt, kommt der „Roman" indes entschieden zu kurz. Der vortreffliche Hauptmann Lasson ist der unverschuldete Urheber einer Katastrophe, indem die Braut eines Kameraden sich sterblich in ihn verliebt und freiwillig in den Tod geht. Der romantische Teil, der an Sentimentalität und Stilüberschwänglichkeit krankt, steht daher hinter dem beschreibenden weit zurück. Die bunten Bilder aus dem Leben der französischen Kaserne, wo die Soldaten aus allen Teilen des Landes in ihrer Eigenart sich präsentieren, während die modernen demokratischen Strömungen im Heere eine intensive, aber durchaus objektive und tendenzfreie Beleuchtung erfahren, sind wohl geeignet, das Interesse der nicht auf Romanlektüre versessenen Leser zu fesseln.

L. v. Heemstede.

Die neue fünfte Auflage von **H. Keiters Handbuch der katholischen Presse** Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Luxemburgs und von Nord-Amerika (Essen, Fredebeul & Koenen, 112 S., M 1.50) weist viele Verbesserungen auf und bietet eine erfreuliche Uebersicht über den Aufschwung der katholischen Presse in den letzten fünf Jahren. Die Zahl der politischen Tages- und Wochenblätter in Deutschland ist auf 500 gestiegen, wovon 150 auf die Rheinprovinz, 65 auf Westfalen, 90 auf die übrigen preußischen Provinzen, 137 auf Bayern, 30 auf Württemberg, 37 auf Baden entfallen. Oesterreich-Ungarn ist mit 94, die Schweiz mit 50 Nummern vertreten. Unter den ungemein zahlreichen Zeitschriften aller Art weisen etliche die respektable Auflage von mehreren 100 000 Exemplaren auf, wie die katholische Monatsschrift „St. Bonifatius" in Prag (690 000 Exemplare), „Die christliche Familie" in Essen (150 000 Exemplare), „Katholischer Familienfreund" in Stuttgart (100 000 Exemplare), „Leo" in Paderborn (100 000 Exemplare), „Stadt Gottes" in Steyl (170 000 Exemplare) usw. Die nach fünfjähriger Pause erschienene Neuauflage wird sicher allen näher beteiligten Interessenten hochwillkommen sein. Besonders den noch unerfahrenen Schriftstellern, die nicht wissen, wo sie ihre Produkte unterbringen sollen, wird das Handbuch vortreffliche Dienste leisten.

L. v. Heemstede.

Hirtenbriefe des deutschen Episkopats anläßlich der Fastenzeit 1913. 8°. VIII und 181 S. Paderborn, Junfermann. M 1.70. Zum vierten Male veröffentlicht dieser Verlag die Zusammenstellung der Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe — in Bayern gab der Episkopat ein gemeinsames Mahnwort über die Leichenverbrennung hinaus. Dabei zeigt es sich, daß die wichtigsten die Gegenwart bewegenden Fragen jeweils zur Behandlung kommen und das zu Beginn der Sammlung (S. V—VII) erstellte alphabetische Verzeichnis tut zugleich dar, auf wie viele Einzelfragen in diesen oberhirtlichen Sendschreiben Bedacht genommen ist. Dem Seelsorgsklerus und allen, die in religiösen Fragen genau Bescheid wissen und den kirchlichen Standpunkt kennen müssen, wird ein authentisches, unübertreffliches Hilfsmittel geboten.

O. Heinz.

Die Psalmen. Uebersetzt von Dr. A. Lanner. Mit Erläuterungen von Theologieprofessor Dr. J. Niglutsch. 2. und 3. verbesserte Auflage. Herder, Freiburg 1913. 16° VIII und 234 S. M 1.10, geb. M 1.50. Den an dichterischem Gehalt unübertrefflichen Liederschatz der Psalmen wie dem Priester so den Laien zu erschließen ist ein hervorragend ersprießliches Bemühen, das wärmsten Dank verdient. Denn es gibt keine Situation im Leben, keine Stimmung in der Seele, für welche die biblische Harfe nicht eine verwandte Saite hätte. Im Tale des Todesschattens und am Rande des Abgrundes so gut wie auf den Bergen, von wo die Hilfe kommt, in Stunden nationaler Wiedergeburt wie nationaler Katastrophen, im Lande, wo Milch und Honig fließt, wie im Lande der Verbannung, wo man die Harfen an die Bachweiden hängt — die ganze Tonskala menschlichen Empfindens wird auf der Psalmenharfe durchgespielt. So jüngst Bischof Dr. Faulhaber in seiner Rede über die Poesie der Psalmen. Die vorliegende deutsche Ausgabe sei regem Interesse empfohlen. Die sprachliche Einkleidung, eine mehr sinn- als wortgetreue, von dichterischem Schwung getragene Wiedergabe des hebräischen Urtextes erstrebt vor allem das sichere Verständnis des Inhaltes, der durch einen jeweiligen Psalmtitel möglichst kurz umschrieben wird. So können die Psalmen allen werden, was sie einst dem Volke Gottes waren: das begeisterte, gottvertrauende Gebet in Freud und Leid. Auf 11 Seiten werden zum Schluß die nötigsten Texterläuterungen vom Mitherausgeber Dr. Niglutsch geboten. Das Büchlein ist eine wirkliche Festgabe für jede gläubige Seele.

O. Heinz.

Meinertz, Dr. Max, Ord. Prof. der Neut. Exegese an der Universität Münster i. W. **Die Pastoralbriefe des hl. Paulus,** übersetzt und erklärt. Mit fürstbisch. Druckerlaubnis. 1.—5. Tausend. Berlin 1913. Verlag Hermann Walther. X u. 101 S. Preis broschiert M 1.50. Vorliegender Kommentar ist aus den Vorlesungen des Verfassers erwachsen. Gegenstand sind die Pastoralbriefe des hl. Paulus: die zwei Timotheusbriefe und der Titusbrief. Es wird zunächst eine kurze Einleitung über die geschichtlichen Voraussetzungen, über die Briefempfänger, über den Schreiber und Zweck und Inhalt geboten. Die Uebersetzung ist fließend, die Erklärungen kurz, gediegen und klar. Die Pastoralbriefe beanspruchen gerade heute wieder ein erhöhtes Interesse. Geben sie doch pastorale Anweisungen für eine Zeit, die der Gegenwart in vielen Punkten überraschend ähnlich ist. Man beachte besonders die wiederholten eindringlichen Warnungen gegen Irrlehrer und die Mittel sie zu bekämpfen, gegen ihre Einfälle Vorsorge zu tragen. Wie aktuell ist die Lehre von dem Verhalten gegen einzelne Stände, von der rechten Bewertung der irdischen Verhältnisse. Interessante Lichtblicke fallen auf das Gemeindeleben, die Gemeindeorganisation, den öffentlichen Gottesdienst, worüber eigene Exkurse eingehend orientieren. Auch dem Seelsorger selbst fallen treffliche Lehren über sein Verhalten und sein Arbeiten, über Glaubensfreudigkeit und mannhaftes Eintreten für das Evangelium zu; er kann daraus Arbeitsfreudigkeit und Mut lernen. Ein eingehendes Namen- und Sachregister schließt das höchst empfehlenswerte Pastoralwerk.

Dr. Weber-Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

Verdizyklus im Hoftheater. In der Reihe der aus Anlaß des 100. Geburtstages Verdis gebotenen Opern ist dem jüngst besprochenen „Rigoletto" und der „Traviata" der „Maskenball" gefolgt, dessen spezifisch romanischer Charakter das Werk bei uns nicht in dem hohen Maße schätzen läßt, wie es in Italien der Fall ist. Den Schluß bildeten „Aïda", „Othello" und „Falstaff", diejenigen Opern des Meisters, in denen Richard Wagners Kunst auf ihn Einfluß gewann, ohne die Eigenart seiner Begabung und seiner Nationalität zu unterdrücken. Die glanzvolle Besetzung von „Aïda" und „Othello" sind an dieser Stelle schon oft gewürdigt. Der sonnige Humor, mit dem dem achtzigjährigen Komponisten „Falstaff" sein jugendfrisches Spätwerk auszugestalten vergönnt war, hat heute in den breiteren Massen der Theaterbesucher oft nicht das volle Verständnis gefunden. Hier wie anderswo ist die Aufführung des „Falstaff" deshalb immer mehr ein künstlerisches Ereignis von vorübergehender Bedeutung gewesen. Der musikalische Humor Verdis verschmäht die Derbheit, seine Lichter tänzeln oft leicht und flüchtig über das Ganze, dessen melodische Grazie und Flüssigkeit entzückt. Was heute so mancher Komponist des „musikalischen Lustspiels" anstrebt, ist hier bei Verdi bereits erfüllt. Bruno Walter brachte die Reize der Partitur glänzend zur Geltung. Feinhals, der Vielseitige, traf in Wort, Ton und Maske prachtvoll die Titelrolle und die anderen Partien waren gleichfalls äußerst günstig besetzt. Der lebhafte Beifall läßt darauf schließen, daß die musikalischen Kostbarkeiten des Falstaff heute doch von vielen in ihrem Werte erkannt werden.

Uraufführung in den Kammerspielen. Der Name des englischen Dichters John Galsworthy, dessen Drama „Justiz" einen Darstellungserfolg hatte, wird bei uns erst seit kurzem genannt. Vor zwei oder drei Jahren lag eine Komödie des Verfassers „Der Zigarrenkasten" auf dem Büchertisch, deren Lektüre mir nicht eben großen Eindruck machte, zumal die Vorwürfe, die Galsworthy gegen die englische Rechtspflege erhebt, von deutschen Kritikern nicht nachgeprüft werden können, das allgemein Menschliche, rein Dichterische aber nicht stark genug ist, um zu interessieren. Auch das neue Werk behandelt einen Kriminalfall. Im ersten Akte erleben wir die Entlarvung und Verhaftung eines Scheckfälschers. Derselbe liebt eine Frau, die an einen Unwürdigen gekettet. Da die Scheidung in England so teuer, also für sie unerreichbar sei, wollte der junge Mann mit ihr ins Ausland fliehen. Seine Tat soll sich also als eine Verzweiflungshandlung aus Liebe und Mitleid darstellen. Es ist dramatisch immer ein Fehler, wenn wir auf der Bühne eine Tat erzählt bekommen, statt sie mitzuerleben. Im zweiten Aufzug müssen wir der ganzen Schwurgerichtsverhandlung beiwohnen. Psychologisch bietet dieser Akt nichts Neues. Er ist dramatisch somit überflüssig und wohl nur deshalb geschrieben, um zu tadeln, daß die Festsetzung der Strafe nach dem Schuldigspruch der Geschworenen in England einem Einzelrichter überlassen bleibt. Hierbei scheint, wenn der Dichter richtig schildert, dem subjektiven Ermessen ein weiter Spielraum gelassen. Die nächsten Szenen schildern die Grausamkeit der Einzelhaft. Oskar Wildes „Ballad of Reading Gaol" und seine Briefe aus dem Zuchthaus „De profundis" haben seinerzeit die gebildete Welt erschüttert, Galsworthy aber quält und peinigt uns nur. Es gewinnt im letzten Akte den Anschein, als könne die Zukunft des Freigelassenen noch gut werden, doch die Geliebte hat sich inzwischen aus Not ihrem Brotherrn hingegeben (man denkt an Rich. Voß' weit eindringlicheres Drama „Schuldig") und er selbst hat, um eine Stelle zu erlangen, ein Zeugnis gefälscht. Im Augenblick der Wiederverhaftung springt er aus dem Fenster und bricht das Genick. Man sieht, Leute, welche für Gerichtssaalberichte eine Vorliebe haben, werden an dem Stücke Gefallen finden, aber dichterisch bietet es so gut wie gar nichts. Ich sehe also die Notwendigkeit nicht ein, dies englische „Drama" zu übersetzen und noch weniger es aufzuführen. Gewiß soll bei uns nie literarischen Schlagbäumen das Wort geredet werden, aber das Ausland überwiegt in unseren Tagen wieder allzusehr auf unseren Bühnen. Möglich, daß von den vielen hunderten deutschen Dramen, die jahrein, jahraus geschrieben werden, strengen literarischen Ansprüchen nur ein geringer Prozentsatz genügt. Verlangt man aber nicht mehr, als was Galsworthy und manch anderer ausländischer Autor, der bei uns Eingang findet, leistet, so kann es nicht schwer fallen, den Bedarf in eigenem Land überreich zu decken. Die Regie Dr. Mannings und die Darstellung suchten mit Erfolg die Szenen auf ein künstlerisches Niveau zu heben. Einige Striche sind zu empfehlen. Es vermißt niemand etwas, wenn einige Zuchthauszellen geschlossen bleiben.

Aus den Konzertsälen. Das I. Abonnementskonzert des Konzertvereins hatte einen großen künstlerischen Erfolg. Die Presse darf sich jedoch der Pflicht nicht entziehen, neuerdings darauf hinzuweisen, daß nur ein starker Besuch den Fortbestand des Konzertvereins sichern kann. Mit großer Mühe ist es, wie an dieser Stelle schon ausgeführt wurde, dem Herrn Oberbürgermeister gelungen, die Konzerte für diesen Winter zu sichern; hilft das Publikum nicht tatkräftig mit, wird sich die Auflösung des Konzertvereins nicht vermeiden lassen. Der Besuch war zwar nicht schlecht, aber bei weitem noch nicht stark genug. Man hatte es an der Aufstellung eines fesselnden Programmes nicht fehlen lassen, ja man bot auch den „neuesten Strauß", der erst vor wenigen Tagen erstmalig erklungen war, und Neuheiten von Richard Strauß pflegen doch sonst in ganz besonderem Maße das Pu-

blikum anzulocken. Das festliche Präludium für Orchester und Orgel hat Strauß zur Einweihung des neuen Wiener Konzerthauses geschrieben, eines Baues, dem nebenbei gesagt in der Oeffentlichkeit hohe Bewunderung gezollt wird. Das Werk, welches alle Reize des Straußschen Orchesters erklingen läßt, dazu die Orgel und auf dem Balkon postierte Trompeter in wirkungs- und feierlicher Weise verwendet, steht in seinem Werte über dem Niveau der üblichen Gelegenheitsarbeit, zeigt zwar Strauß in der Erfindung nicht von sonderlich neuer Seite, empfiehlt sich jedoch durch hohe Klangschönheit. Ferdinand Löwe dirigierte das komplizierte Werk mit überlegener Kunst. Die Euryanthe-Ouvertüre und Beethovens „Fünfte" gelangen dem ausgezeichneten Interpreten gleichfalls in vollendeter Weise. Das Publikum dankte demselben enthusiastisch. Großen Eindruck hinterließ auch der Solist des Abends, Karl Flesch, der das Violinkonzert von Brahms in ganz vollendeter Weise spielte. Wir freuten uns, den großen Geiger nochmals an einem eigenen Abend hören zu können, der erfreulicherweise einen ganz unerwartet starken Besuch aufwies. Man denkt gar nicht mehr an die technischen Schwierigkeiten, weil ihre Ueberwindung bei Flesch wie selbstverständlich wirkt. Sein Ton ist von hervorragender Schönheit und einer Weichheit, die alle sentimentale Weichlichkeit vermeidet. Ob er Bach spielte oder die dem Publikum eingängigere Paraphrase über das Meistersingerpreislied von Wilhelmy, immer wußte er gleich stark zu fesseln und die Hörer zu enthusiasmieren. Zilchers delikate pianistische Begleitung ist zu rühmen. Am gleichen Abend war Volkssymphoniekonzert, das diesmal schwach besucht war. Prill hatte ein interessantes Programm gewählt: Sgambati, Rossi, Emanuel Moór, Beethovens 3. Leonoren-ouvertüre, also abgesehen von letzterer für die Stammgäste der Volks-symphoniekonzerte Neuheiten und Unbekanntes. Diesen scheint jedoch das Bewährte anziehender zu sein. Sehr guten Erfolg hatte auch die Solistin des Abends, Marie Leroy. Die Altistin, die über sehr schöne Mittel und gute Schulung verfügt, hörten wir noch in einem beifällig aufgenommenen eigenen Konzert, in dem sie u. a. recht fesselnde Liederneuheiten von Fauré, Duparc und Moór sang. — Die Vorzüge des Baritonisten Vernon d'Arnalle liegen, nach dem Urteil meines Vertreters, in der stimmlichen Schulung und im Vortrag. Ganz besonders fand Beifall ein bretonisches Volkslied „L'Angélus". Auch die Sängerin Marie Lydia Günther, welche mit der schon öfters erwähnten Pianistin Sandra Droucker konzertierte, hinterließ durch ihre im besten Sinne kultivierten Liedervorträge günstigen Eindruck. Als sehr begabte junge Künstler werden mir die Cellistin Lotte Hegyesi und der Pianist H. Weisbach bezeichnet. Es ist uns bei der Konzertfülle nicht möglich gewesen, diesen Abend selbst zu besuchen. Alf. Schroeder, ein Pianist, den man einige Jahre nicht hörte, weist sehr schöne Weiterentwicklung auf.

Verschiedenes aus aller Welt. „Der verlorene Sohn", ein Legendenspiel von W. Schmidtbonn, hatte in Berlin, von Max Reinhardt inszeniert, Erfolg. Das Stück schwankt nach Berichten zwischen Treue zur biblischen Urschrift und erfinderischen Zutaten, die nur zum Teil dem Urfinn der Ueberlieferung gerecht werden. — Puccinis „Mädchen aus dem Westen" wurde in der Wiener Hofoper sehr beifällig aufgenommen. Die Musik, besonders die artistische Meisterschaft, wird gerühmt. Ein Teil der Kritik wendet sich dagegen, daß die Rowdy-Manieren kalifornischer Goldgräber auf unseren Bühnen heimisch werden. — In Hamburg gefiel Ernst Hardts Komödie „Schirin und Gertraude". Der Dichter versuchte die alte Sage vom Grafen von Gleichen lustig anzufassen, statt Eifersucht entsteht gute Kameradschaft zwischen beiden Frauen, die sich gegen den Mann verbinden. Es war dem Autor mehr um leichte Unterhaltung, als um psychologische Probleme zu tun.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Eine Fülle von Widersprüchen beeinflusst schon seit Monaten die gesamte Tendenzgestaltung aller internationalen Börsen. Für die deutschen Plätze massgebend bleibt vor allem die Entwicklung des Geldmarktes und der unverkennbare Niedergang unserer Wirtschaftsgebiete. Während sonst und in Zeiten der hochgehenden Industriekonjunktur gerade der Herbsttermin eine Geldteuerung bei anziehenden Sätzen brachte, die Banken dabei nicht oft genug versichern konnten, wie sehr der Herbst mit seinen verschiedensten Bedürfnissen die Kassen- und Bankkredite in Anspruch genommen hat, das Geschäft an den Börsen dabei florierte und das Kursgebäude, speziell der Industriewerte gegen den Jahresschluss stets Rekorderhöhungen aufgewiesen hatte — herrscht in allen diesen Teilen der Wirtschaftspraxis eine ausgesprochene Ruhe, ja eine markante Depression! Im Zusammenhang damit steht — was noch zu Beginn des laufenden Jahres als unglaubhaft gegolten hatte — die Diskontermässigung der Reichsbank. Dass die sinkende Tendenz die Reduktion der Bankrate mit sich gezogen hat, darüber ist man sich in Bankkreisen einig. Zugegeben ist, dass die Beruhigung in der Auslandspolitik ebenfalls diesen Schritt der als überaus vorsichtig bekannten Reichsbankleitung befördert hat. Die einzelnen Ziffern der neuerlichen Wochenausweise des Institutes zeigen wiederum eine erhebliche Zunahme der Metallbestände, auch der fremden Gelder und eine nennenswerte Verringerung der passiven Anlagen. Der Metallvorrat der Reichsbank erreicht nunmehr in seinen Einzelheiten Rekordziffern seit Bestehen der Bank. Dieses so intensiv angesammelte Geld hat endlich Deutschland in monitäre Unabhängigkeit gegenüber den ausländischen Geldzentralen gebracht. Deutlich dokumentiert sich dies gegenüber der ziemlich schwachen Position der Bank von England, welcher seit Wochen ununterbrochen enorme Posten von Metallvorräten entzogen worden sind. Unsere Reichsbank ist zurzeit allen Vorkommnissen gewachsen. Die Geldmarktentwicklung auf den Jahresschluss hin wird daher bei uns keinerlei Ueberraschungen mehr bringen. Man glaubt sogar im Hinblick auf die verminderten Ansprüche von Handel und Industrie, dass nunmehr der Anfang zu einer weiteren baldigen Geldverbilligung gegeben ist und in den kommenden Monaten mit normalen Sätzen gerechnet werden kann. Die Unlust der Börsen und die vorherrschende Verdrossenheit über die Kursentwertung und den Konjunkturrückgang haben jedoch dieser Geldmarktentlastung keinerlei Beachtung geschenkt. Die grosse Geschäftsenthaltung, welche Banken und Geldgeber pflegen, überträgt sich mehr und mehr auch auf die Börsentätigkeit. Abgaben bedeutender Art und scharfe Kursabflauungen verstärken immer wieder diese nervöse matte Stimmung. Der herrschende Pessimismus ist schon seit Wochen so tief gewurzelt, dass man überall unter Misstrauen nach Ursachen zu weiterer Zurückhaltung sucht. Dabei sind die Kurse fast sämtlicher Papiere derart gedrückt, dass dieselben rechnerisch Renten von 6—7% und darüben darstellen. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass durch den Konjunkturrückgang und die trüben Aussichten in der Industrie die seitherigen Dividenden und damit das Erträgnis bei einer grossen Anzahl von Wertpapieren sicherlich reduziert werden dürften. Die fortschreitende Kursentwertung ist immerhin auf ein Stadium gelangt, welches seriöse Käufer zum Erwerb von Industriewerten mit Klang und Namen führt. Solange jedoch deutliche Zeichen des Niederganges in der Industrie vorliegen, ist eine Aenderung in der bisherigen Börsenbeurteilung kaum zu erwarten. Die Auslassungen der Generaldirektoren einzelner Montanunternehmungen über die Zukunftsgestaltung in der Branche lauten zum Teil trostlos. Die wiederholten Hinweise, dass gerade die Bergwerksgesellschaften, welche in den letzten Jahren kolossale Anstrengungen für kostspielige Erweiterungen der Betriebe gemacht hatten, die Leidtragenden des wirtschaftlichen Niederganges sind, verstimmen die Börsen in besonderem Masse. Auch vom Auslande lauten die Meldungen gleich triste. In Oesterreich liegen naturgemäss durch Beeinflussung der wirtschaftlichen Störungen während der Balkanwirren die Verhältnisse besonders im argen. Die starken Kursverluste verursachen überall Zahlungsschwierigkeiten in Finanzkreisen und verschärfte Positionslösungen an den Börsen. Diese ungünstige Stimmung wird weiter beeinflusst durch die wiederholten Kursstürze von Schiffahrtsaktien infolge der immer noch andauernden heftigen Interessentenkämpfe. Auch die Auslandsbörsen werden dadurch in Mitleidenschaft gezogen.

München. M. Weber.

Aus der elektrischen Industrie. Der Abschluss der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft-Berlin ergibt einen Reingewinn von 28,9 Millionen Mark (im Vorjahre 24,88 Millionen Mark). Der auf 3. Dezember einzuberufenden Generalversammlung wird eine Dividende von 14% auf 155 Millionen Mark Aktien (im Vorjahre 14% auf 130 Millionen Mark Aktien) vorgeschlagen. Das Bankguthaben der Gesellschaft beträgt rund 77 Millionen Mark. Der Fabrikationsumsatz hat auch im neuen Geschäftsjahre eine erhebliche Steigerung aufzuweisen.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München wird für das laufende Geschäftsjahr trotz der auf das Institut treffenden Wehrsteuer von rund ½ Million Mark die seitherige Dividende von 14% — unter dem üblichen Vorbehalt — verteilen können.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Der Sinn des Lebens. Eine kath. Lebensphilosophie. Von Prof. Dr. Franz Sawicki. Brosch. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Im belagerten Skutari! Nach den Aufzeichnungen der Skutariner Jesuiten. Von Carlo Villavicenzo S. J. Deutsch von Peter Sinthern S. J. 85 Pf., Porto 10 Pf. (Verlag der Kongregations-Zeitschriften, Wien IX/4, Lustkandlgasse 41.)

Liebfrauenkalender für das Jahr 1914. Begründet und herausgegeben vom Verein zur Heranbildung katholischer Lehrer in Wien. XXI/8. 10. Jahrg. 60 Heller. (Kommissionsverlag für den Buchhandel: Heinrich Kirsch, Wien I, Singerstraße 7.

Die moderne Frau. Von W. Dederichs. 50 Pf. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. XXXII, Heft 11.) (Breer & Thiemann, Hamm i. W.)

Griechische Philosophie und Altes Testament. 1. Die palästinensischen Bücher. Von Prof. Dr. Paul Heinisch. ℳ 1.—. (Münster i. W., Aschendorff.)

The German Classics of the XIXth and XXth Centuries. (New-York City, The German Publication Society.)

Balthasar von Daller. Eine Lebensskizze. Abdruck aus der Beilage zum Amtsblatt der Erzdiözese München-Freising. Mit einem Titelbilde. München, Lentnersche Buchhandlung. 56 S. 60 Pf.

Fünfzig Jahre Kartellverband. Festschrift zum goldenen Jubiläum des Verbandes der kath. Studentenvereine Deutschlands von Dr. Hermann Cardauns. Geh. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50. (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten und München.)

Ideal und Leben. 4. Bd.: **Schule und Leben.** Von F. Weigl. 5. Bd.: **Der Idealismus.** Von O. Hartwich. 6. Bd.: **Individualität und Persönlichkeit.** Von Professor Dr. F. Sawicki. à ℳ 1.—. (Paderborn und Würzburg, Ferdinand Schöningh.)

Karl Maria Kaufmann, Handbuch der christlichen Archäologie. 2. Aufl. Mit 500 Abbildungen, Rissen und Plänen. XVII u. 800 S. 8°. ℳ 15.—, geb. ℳ 16.20. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Mit deutschen Vettern in Südwestafrika. Von Ernst Niederhausen. Mit 9 Abbildungen. 130 S. Brosch. 90 Pf., kart. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.15 u. ℳ 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Rheinsberger Tage Friedrichs des Großen. Von Bruno Garlepp. Brosch. 90 Pf., kart. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.15 u. ℳ 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Taschenkalender und Kirchlich-Statistisches Jahrbuch für den Kath. Klerus Deutscher Zunge 1914. Redigiert von Prof. Dr. K. A. Geiger. Geb. ℳ 1.—, inkl. Porto ℳ 1.10. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Der Schmied. Von Ing. J. E. Mayer. 8°. VIII, 240 S. Brosch. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Schwab Joh., Dr. theol., Im Reich des Gottessohns. Aufklärung über Zeit- und Lebensfragen für die reifere Jugend. 230 S. Geb. ℳ 2.50. (Donauwörth, L. Auer.)

„Fünfzig Jahre unter den Indianern Mexikos." Nach dem Vlämischen des P. Barthol. Verelst O. F. M. Von E. Wörmann. 158 S. 8°. Mit 5 Abbildungen. (Aus allen Zonen.) 14. Bändchen. Brosch. 50 Pf., geb. 80 Pf. (Trier, Paulinus-Druckerei.)

Im Osten Bolivias. Von P. Damianus Klein O. F. M. Mit zwei Kärtchen. 208 S. 12°. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.40. (Trier, Paulinus-Druckerei.)

Westerwälder Geschichten-Band I. Von Joseph Heinrich Berlenbach. Geb. ℳ 1.50. (Limburg a. d. L., H. A. Herz [Ad. Heinrich].)

Martha und Maria. Wirken und Gebetsleben der in der Welt lebenden christlichen Jungfrau. Von † J. C. Lichtls. ℳ 1.50. (Dülmen, Laumann.)

Das katholische Mädchen im Spiegel biblischer Charakterbilder. Von M. Kreuser. ℳ 1.50. (Dülmen, Laumann.)

Ratgeber für die Reise. (Gratis von Woerls Reisebücherverlag, Leipzig.)

Die acht Seligkeiten. Vorträge in der Fronleichnamskapelle zu München, 22. bis 31. Mai 1913, von P. Wolfgang Maria v. Gruben O. S. B. 8°. 62 S. Broschiert ℳ 1.—. (Carl Aug. Seyfried & Comp., München.)

Chardon G., Erinnerungen eines Schutzengels. Uebersetzung aus dem Französischen. 32°. 248 S. Brosch. ℳ 1.30, geb. ℳ 1.80. (Regensburg, Pustet.)

Ludwig, Dr. A., Fr. Die chiliastische Bewegung in Franken und Hessen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. 8°. 102 S. Brosch. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.80. (Regensburg, Pustet.)

Schäfer, Dr. B., Liturgische Studien. Beiträge zur Erklärung des Breviers und Missale. 2. Bd. Septuagesima bis Gründonnerstag ausschließlich. 8°. 256 S. — 3. Bd. Das Triduum Sacrum oder die 3 letzten Tage der Karwoche. 8°. 252 S. Brosch. à ℳ 2.80, geb. à ℳ 3.80. (Regensburg, Pustet.)

Hier! Meine Tochter nimm und lies! Töchter-Kalender 1914. Von Stadtpfarrer Wilhelm Kling. Geb. ℳ 1.—. (Paderborn, Junfermann.)

Die Armenseelenpredigt. Von Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler. 8°. VIII und 208 S. ℳ 2.—; geb. ℳ 2.80. (Freiburg, Herder.)

Oesterreichs Beruf. Historisches Schauspiel in einem Akt. Von P. Karl Tauscher. ℳ 1.25; 14 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 14.—. — **Eine Bauernhochzeit.** Festspiel mit Gesang und Tanz in einem Aufzug. Von Adolf Bölckers. 90 Pf.; 14 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 11.—. — **Sieben auf einen Streich.** Schwank in 2 Aufzügen. Von Therese Rak. 75 Pf.; 7 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 4.—. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 65, 66, 67. (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Vom Ich und vom Du. Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Von Heinrich Chotzky. Geb. ℳ 2.—. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.)

Schauen und Beten. Lourdes-Bilderbuch für Marienkinder. Von J. Zimmer. Mit 7 Illustr. Geb. ℳ 2.—. (Fulda, Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei.)

Eine Walz zum Balkan. Von Donatus Pfannmüller. 370 S. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. (Essen [Ruhr], Fredebeul & Koenen.)

Heidetraum und Anderes. Novellen von Viktor Lipusch. ℳ 2.60. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Aufsatzfreuden. Briefe über Stilkunst und Aufsatzlehre an unsere Jugend. Von P. Willibrord Beßler, O. S. B. Brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50. (Donauwörth, L. Auer.)

Die erzieherische Arbeitsgemeinschaft in der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth. Von Ludwig Auer. ℳ 1.—. (Donauwörth, L. Auer.)

Die Literatur des evangelischen und katholischen Kirchenliedes im Jahre 1912. Von Vikar Anton Schmeck. 156 S. gr. 8°. Brosch. ℳ 2.80. (Düsseldorf, L. Schwann.)

H. Keiters Handbuch der katholischen Presse Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Luxemburgs und von Nord-Amerika. 5. Ausgabe. Geh. ℳ 1.50. (Essen [Ruhr], Fredebeul & Koenen.)

Jesuitenkalender für das Jubeljahr 1914. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu. 80 Pf., geb. ℳ 2.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Schelmereien aus Kindertagen. Von Hans Willy Mertens. (Köln, Kratz & Co.)

Jahreszeiten. Gedanken aus Natur und Leben. Von Heinrich Schauerte. Broschiert M 2.60, geb. M 3.60. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Châtelain, Prof. Dr. Aug. Im Lande der Erinnerungen. Uebersetzt von Professor Dr. Mühlan. 144 S. M 1.—, geb. M 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Grundsätze der Volksbildung. Von Dr. Alois Wurm. M 1.20. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Friedrich Hebbel. Von Franz Faßbinder. Brosch. M 1.80. (Köln, Bachem.)

Das goldene Buch vom Sonntag. Von Prof. Dr. Johannes Chrysostomus Gspann. 184 S. 8°. Brosch M 1.30, geb. M 2.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a Rh., Straßburg im Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)

Die Lebensfreude. Der modernen Welt zum Nachdenken. Von Prof. Dr. Johannes Chrysostomus Gspann. 176 S. 8°. Brosch. M 1.30, geb. M 2.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co , A. G.)

Beiträge zur Regelung der Fürsorge für die mittellosen Wanderer in Elsaß-Lothringen. Von Regierungsrat Coßmann und Generalsekretär Weydmann. 8°. XII, 440 S. Mit einer Karte der Wanderstraßen, geb. M 5.—. (Straßburg, Selbstverlag des Verbandes für Armenpflege und Wohltätigkeit.)

Die Beichte des Verführers oder Die Geburt des Gottmenschen jenseits von Kirche, Dogma, Gut und Böse. Roman von Dr. Ph. Münch. Brosch. M 2.—, geb. M 2.80. (Leipzig, Oskar Born.)

Hauptmann Lasson. Roman aus einer Garnison Bugeys. Von Paul Lapp. (Straßburg i. Elsaß und Leipzig, Joseph Singer.)

Dürers schriftlicher Nachlaß in Uebersetzung und mit Erklärungen herausgegeben von G. Anton Weber. 8°. 219 S. Brosch. M 3.—, geb. M 4.— (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Die Reichsfinanzgesetze vom 3. Juli 1913. Nachtrag zur 12. Auflage der Finanzwissenschaft. Von K. Th. von Eheberg. 60 Pf. (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung.)

Bestellungen auf die Allgemeine Rundschau für die Monate **November** u. **Dezember** nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen auch jetzt noch entgegen. Bezugspreis für zwei Monate Mk. 1.74. — Es kann aber auch noch auf das ganze Quartal Oktober—Dezember abonniert werden bei den genannten Stellen. Die erschienenen Hefte werden nachgeliefert. Quartalspreis Mk. 2.60.

Beschwerden über unregelmässige Lieferung

mögen die direkten Post-Abonnenten stets an das zuständige Postamt, die eingewiesenen Post-Abonnenten stets an den Verlag und die Buchhandels-Abonnenten stets an den betr. Buchhändler richten. Erst wenn etwaige Reklamationen bei der Post oder beim Buchhändler erfolglos bleiben, bitten wir, sich auch in diesen Fällen freundlichst an den Verlag wenden zu wollen.

Die Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt, Berlin W 57, Zietenstr. 22, kann am 9. Oktober d. J. auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Nahezu 4000 Zöglinge sind während dieser Zeit zu ihrem Ziele geführt worden, indem sie entweder die Reife-, Prima- und Einjährigenprüfung oder die Fähnrich- und Seekadetteneintrittsprüfung bestanden oder in höhere Klassen der Schule oder des Kadettenkorps aufgenommen wurden; darunter befanden sich über 70 Damen, welche die Reife- oder Primaprüfung bestanden. Viele Eltern wurden so von der Sorge um das Vorwärtskommen ihrer Kinder in der Schule befreit. Die vorm. Dr. Fischersche Anstalt kann aufs wärmste empfohlen werden. Ueber alles Nähere erteilt die Anstalt selbst bereitwilligst jede gewünschte Auskunft.

Das Institut von Dr. Egon Szitnick in Düsseldorf, Karlstraße 12, macht es sich zur Aufgabe, Schülern, die in den staatlichen Lehranstalten nicht vorankommen, zu helfen. Die Klassen sind klein. Als Lehrer sind daselbst nur Oberlehrer mit langjährigen Unterrichtserfahrungen tätig, Herren, die an öffentlichen Anstalten lange genug gewirkt haben, um zu erkennen, daß die Hälfte der Schüler gut und in der bestimmten Zeit ihr Ziel erreichen würde, wenn mit ihnen in der Weise gearbeitet würde, wie es in der obengenannten Anstalt geschieht. Die Anstalt bereitet nicht nur für die sämtlichen Klassen der höheren Lehranstalten vor, sondern auch für die Reife-, Fähnrich-, Prima- und Einjährigenprüfung. Daß jeder Schüler gefördert werden kann, beweisen die Erfolge der Anstalt; denn Ostern und Herbst 1913 haben sämtliche in Dr. Szitnicks Institut vorbereitete Schüler ihre Prüfung bestanden.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Heinrich Georg

G. m. b. H.

München, Lindwurmstr. 5

am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme

Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räume.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters.

Telephon 6377.

Reinhardsquelle das Nierenwasser!

von tausenden Aerzten erfolgreich angewandt gegen:

Nieren-, Blasen-, Frauen- und Stoffwechselleiden, bei Gicht und Rheuma!

Den Kranken heilwirkend, den Gesunden vorbeugend! Zu einer Hauskur ca. 30—50 Flaschen erforderlich.

Man frage den Arzt!

In Apotheken und Drogerien verlange man zum eigenen Nutzen ausdrücklich nur **Reinhardsquelle**, wo nicht erhältlich, Lieferung direkt ab Quelle.

Literatur gratis durch: 2

Reinhardsquelle G. m. b. H. bei Wildungen.

Armband-Uhr schenken wir Ihnen.

wenn Sie unsere 100 Künstler-Postkarten verkaufen. Die Postkarten senden wir Ihnen kommissionsweise frei und wenn Sie sie verkauft haben, schicken Sie uns Mk 6.75, worauf wir Ihnen die **Armband-Uhr** solid. Ausführung, zweij. Garantie, einsenden. Stern & Scholz, G. m. b H., Berlin W. 30, Barbarossastr. 27, Abt. 75.

Kranken- u. Ruhestühle

Verstellbare Keilkissen

für Wöchnerinnen, Asthmatiker etc.

Preisliste III gratis und franko.

R. Jaekel's Patentmöbelfabrik

München, Dienerstr. 6.

Gegründet 1795.

Paramente Fahnen Baldachine

sowie sämtliche kirchl. Bedarfsartikel.

Vorgezeichnete Waren, Stoffe, Borten usw. usw. für **Paramenten-Vereine** preiswürdig bei

Joh. Bapt. DÜSTER

CÖLN a. Rh. Tel. B 9004

Post-Scheck-Konto Cöln Nr. 2317.

Für den Beichtstuhl!

Pelz-Fusstasche.

7, 8, 9 M. — 15 cm hoch, 16 M.

Fussack

120 cm hoch, Handtasche i Vorderteil, schw. Tuch, innen Schafpelz, 40 M. Bei Eins. d. Tuch (abgeg. Talar) 30 M. Eins. des Betrages nach Empfang.

Reise- und Kamelhaar-Schlafdecken

zur Auswahl frei gegen frei.

Rud. Wagener, Düren 5, Rhl.

Volontär-Stelle bei Verwaltung

gesucht f. Sohn aus guter Familie. 6 Kl. Realgymnas. m. Einj.-Berecht. 1 Jahr kaufm. Praxis. Hätte Vorliebe für historische u. wissenschaftl. Sammlungen. Gefl. Anfr. erb. u. P. R. 19190 an die Geschäftsstelle der „A. R.", München.

Beamtendarlehen

m. ratenw. Rückz. zu 5% Zins. nach Versich.-Abschluss, ohne Vorspesen Streng reelle Fa., seit 10 Jahren bestehend. Prospekt gratis.

Ferd. Reitz, Frankfurt/M.-Süd 90 A.

Prima Rollschinken

à Pfd. 1.35, Lachsschinken 1.45, Nußschinken 1.20, ff. Zervelatwurst u. Salami à Pfd. 1.20, Leberwurst 1.10, Preßwurst Schles. 80 Pf., Preßkopf u. Kaiserjagdwurst à Pfd. 1.—, Kasselerrippenspeer à Pfd. 1.05 empf. u. Gar. p. Nachn. Karl Bögner, Wurstfabrik, Glogau.

Süd-Tiroler

Winter-Aepfel

ff. Geschmack pro Zentner 8, 10, 12, 14, 16 oder 18 M. Nachnahme.

Jais, Geisenhausen.

Bitte!

Kath. Lehrer, strg. gläubig, bittet edlen Menschenfreund um ein Darleben von 300 M. Rückzahl. jhr. 150 M. Offert. erb. unter K. 19188 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau". München.

Müncheuer Sehenswürdigkeiten

und empfehlenswerte Firmen

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt ℳ 1.–

Münchener Gobelin-Manufaktur G. m. b. H. Verkaufs- u. Ausstellungsraum Barerstr. 12.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers un kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar).

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet Jeden Dienstag und Donnersta. Gross. Militärkonzer

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock. Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw

JOSEF HELLER K. B. Hoff., Rumfordstr. 1a u. Dienerstr. (Rathaus). Spez. Rasierapparate, Rasierutensilien. Eigene Hohlschleiferei.

Schreibmaschinen

aller Systeme, gebraucht und neu, unter weitgehendster Garantie, Vervielfältigungsapparate usw. gegen bar oder

Teilzahlungen.

ALFRED BRUCK :: München 2

Bayerstrasse 25.

Carl Walter

Bildhauer

TRIER Südallee 59

empfiehlt

seine kunstgerecht gearbeiteten

Statuen, Gruppen, Reliefs, Kreuzwege :: Krippenfiguren

aus vorzüglichster Terrakotta

einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre Haltbarkeit in den feuchtesten Kirchen und im Freien,

sowie Ausführung in Holz und Stein.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich ℳ 2.60, (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.02, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China ℳ 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.02, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 702, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand ℳ 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 46. München, 15. November 1913. X. Jahrgang.

Seine Majestät König Ludwig III. von Bayern
Jhre Majestät Königin Maria Theresia von Bayern
Seine Kgl. Hoheit Kronprinz Rupprecht von Bayern

Die Königsproklamation

Ludwig III.

von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben usw. usw.

Bayerns Herrscherhaus und Volk empfinden seit mehr als 27 Jahren mit tiefer Betrübnis, daß Seine Majestät König Otto durch schwere Krankheit an der Regierung gehindert sind. Die Art des Leidens, von dem Unser vielgeliebter Herr Vetter seit vielen Jahrzehnten befallen ist, schließt jede Möglichkeit einer Besserung aus.

Die ernste Sorge um das Wohl des Landes hat Uns zu dem schweren Entschlusse bestimmt, auf Grund der Verfassung die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt zu erklären. Hiermit ist die Thronfolge eröffnet und die Krone des Königreichs Bayern Uns als dem Nächstberufenen nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-linealischen Erbfolge angefallen.

Wir haben daher als König die Regierung des Landes angetreten und von den Uns nach Gottes Gnade zukommenden Königlichen Rechten vollen Besitz ergriffen.

Den in der Verfassungsurkunde bestimmten Eid werden Wir in Gegenwart der Staatsminister, der Mitglieder des Staatsrates und der Abordnungen der beiden Kammern des Landtags alsbald leisten.

Von dem verfassungsmäßigen Rechte, die während der Reichsverwesung vollzogenen Besetzungen erledigter Aemter zu widerrufen, machen Wir keinen Gebrauch. Vielmehr verleihen Wir allen Ernennungen von Beamten während der Regentschaft hiermit Unsere Königliche Bestätigung. Wir verordnen, daß sämtliche Stellen und Behörden im Königreiche die amtlichen Bescheide von nun an in Unserem Königlichen Namen ausfertigen, und halten Uns gerne versichert, daß Unsere Beamten getreulich wie bisher ihre Aufgaben wahrnehmen werden.

Unserem Heere entbieten Wir Unseren Königlichen Gruß in der festen Ueberzeugung, daß es in unerschütterlicher Treue und erprobter Tapferkeit allzeit zu seinem obersten Kriegsherrn stehen wird.

Zu allen Angehörigen Unserer Erblande vertrauen Wir, daß sie Uns in unwandelbarer Treue anhängen und alle Pflichten gegen Uns als ihren rechtmäßig angestammten Landesherrn und von Gott gesetzten König erfüllen, wogegen Wir sie Unserer huldvollen Gesinnung versichern.

Das Bayerische Volk hat von jeher seinem Königshause, das mit ihm durch ein geheiligtes Treuverhältnis verbunden ist, hingebende Anhänglichkeit bewiesen. Wir erblicken darin eine sichere Gewähr, daß die Liebe des Volks, die Wir als ein kostbares Kleinod von Unseren Vorfahren überkommen haben, auch fernerhin Unser Wirken geleiten werde, das auf das Wohl des geliebten Vaterlandes, auf sein Blühen und Gedeihen gerichtet ist.

In gläubigem Aufblick zu Gott, dessen gnädige Hand Bayern bisher geführt hat, erflehen Wir des Allmächtigen Segen und Beistand.

Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt

München, am 5. November 1913.

Ludwig.

Dr. Frhr. von Hertling. Dr. Frhr. von Soden-Fraunhofen von Thelemann.
von Breunig. von Seidlein. Dr. von Knilling Frhr. von Kreß.

Auf Allerhöchsten Befehl: Der Ministerialrat im K. Staatsministerium des Innern: Knözinger.

Es lebe der König! Es lebe die Königin!

Von Friedrich Koch-Breuberg, Major a. D.

„Das bayerische Volk sehnt sich danach, daß das Dreigestirn, welches ihm im Schicksalslauf mehrerer Generationen völlig sagenhaft geworden ist und heute leibhaftig vor unseren Augen steht, zu vollem Glanze und zur angestammten Würde emporgehoben werde: König, Königin und Kronprinz von Bayern."

So schrieb Dr. Armin Kausen in Nr. 3 seiner „Allgemeinen Rundschau" vom 18. Januar 1913 und bis zu seinem Tode — ja, fast noch sterbend — verfocht er die Idee, daß der langjährigen Regentschaft endlich das Königtum folgen müsse.

Niemand kann leugnen, daß in allen monarchisch gesinnten Bevölkerungsschichten Bayerns seit dem Tode des Königs Ludwig II. der Wunsch, von einem König auch regiert zu werden, nie verstummte. Es hatte ein König den Thron bestiegen, aber bei aller Ehrfurcht vor dessen hoher Würde muß doch daran erinnert werden, daß von einer Uebernahme der für den Monarchisten bestehenden göttlichen Gewalt nur ideell die Rede sein konnte. Es leben noch Menschen, die den Verlauf der sogenannten Notifikation kennen. Gerade deshalb durfte sich der starrste Monarchist sagen, daß dieser traurige Zustand eine Aenderung der Verfassung unbedingt erheische. Es war sehr ehrenwert von den Juristen, wie sie die vorliegende Frage zu erledigen suchten, es verriet Seelengröße, daß der hochselige Prinzregent Luitpold nicht an die Lösung der Frage herantreten wollte, aber es ist ein Verdienst um das Königreich Bayern, daß sie nun trotzdem erledigt werden konnte. Selbst ein Legitimist strengster Art wird den Unterschied zwischen einem Träger der Krone, der in geistige Nacht verfällt, und einem Thronberechtigten, der schon unheilbar geistig erkrankt ist, gelten lassen. Seine Majestät der König Otto kann nach menschlicher Berechnung noch sehr lange leben, nie aber aus der geistigen Umnachtung erwachen. Enthält aber eine Verfassung oder ein Hausgesetz eine Lücke, die über Fürst und Volk Unheil bringen kann, so darf sie ausgefüllt werden, wenn sie dem Grundgedanken des monarchischen Prinzips nicht widerspricht. Entschieden war das Ansehen der Krone gefährdet, und im Volke trat laut und lauter der Wunsch nach einem regierungsfähigen Könige hervor.

In Deutschland begriff man nur zu gut die Berechtigung des Wunsches der Bayern und allüberall wird man ihren Jubel verstehen.

Und wenn nun die Bayern Heil Dir Ludwig III. begeistert ausrufen, so ist das ein Jubelruf, der sich selbst jenen entringen wird, die nicht mehr an ein unbedingtes Gottesgnadentum glauben. Es hat ein König den Thron seiner Väter bestiegen, der sich längst als Mensch bewährt hat. Da braucht keine Feder mühsam nach Schmeicheleien zu suchen. Kein kunstbegeisterter Jüngling wie 1864 bestieg den Thron der Wittelsbacher — ein gereifter Mann ist es, der uns allen bewies, daß ihn ein beharrlich guter Wille leitet. Und der gute Wille, ein Volk zu beglücken, ist mit verständiger Erfahrung gepaart. Ein König, der über den Parteien steht und der denkreif alle Wünsche, alles Leid und alle Freude seines Volkes würdigen und mitempfinden wird.

War es aber nicht traurig, seit langen Jahren nicht mehr von einer Königin sprechen zu können. Die schwergeprüfte Dulderin, die Königin Marie, die in der Einsamkeit und im Gebet das Schicksal ihrer Söhne beweinte, gehört längst zu den Verklärten. Nun aber bewohnt die Residenz eine Königin, die freudig ihrem Volke zulächeln kann. Sie schenkte Bayern einen Kronprinzen, dessen begabter Sohn, Erbprinz Luitpold, hinwiederum zur Freude der Bayern heranwächst. In Berchtesgaden, wo er im Sommer längere Zeit weilte, konnte man von Hoch und Nieder das Lob auch dieses zukünftigen Königs von Bayern hören, dessen reiches Gemüt dafür bürgt, daß er ein denkender Monarch wird. Von einer Königlichen Familie konnte der Bayer im bürgerlichen Sinne seit 1864 nicht mehr reden. Das ist nun anders geworden, und wenn wir auch die Prinzen und Prinzessinnen als Söhne und Töchter des nächsten Agnaten des unglücklichen Königs Otto kannten und verehrten, so bilden sie jetzt wieder die „Königliche Familie", wie sie einst dem Münchener und allen Bayern nahestand.

Die Familie Seiner Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich-Este, besteht aus dem Kronprinzen Rupprecht, geb. 18. Mai 1869, vermählt 1900 mit der so beliebten, kunstbegeisterten Herzogin Marie Gabriele in Bayern, die 1912 ein frühzeitiger Tod dem Gatten und den Söhnen entriß. Auch Kronprinz Rupprecht besitzt großes Kunstverständnis und als Militär nimmt er den Rang eines Generaloberste n ein. Der Deutsche Kaiser übertrug ihm die IV. Armee-Inspektion, wodurch seine militärische Befähigung über die Grenzen Bayerns Anerkennung fand. Als Kronprinz ist er Inhaber des 2. Infanterie-Regimentes „Kronprinz"; die von ihm bisher geführte Inhaberschaft beim 20. Infanterie-Regiment wurde vom König Ludwig III. dem Prinzen Franz verliehen, dessen Namen das Regiment nunmehr führt. Der am 17. Oktober 1870 geborenen Prinzessin Adelgunde folgte am 6. Juli 1872 die mit dem Erbprinzen von Bourbon-Sizilien, Herzog von Calabrien, vermählte Prinzessin Marie. Prinz Karl von Bayern wurde 1874 zu Amsee bei Lindau geboren. Prinz Franz, geb. 10. Oktober 1875, ist mit Prinzessin Isabella von Croy vermählt; dieser Ehe entsproß schon ein zu Nymphenburg 1913 geborener Prinz, Ludwig.

Frühzeitig raffte der Tod die an den Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg vermählte Prinzessin Mathilde und vorher ihren Bruder, den Prinzen Wolfgang, dahin.

In der Residenz werden nun mit den Königlichen Eltern noch Wohnung nehmen Prinzessin Adelgunde, Prinzessin Hildegard, Prinzessin Wiltrud, Prinzessin Helmtrudis, Prinzessin Gundelinde.

Es ist noch nicht lange her, daß man in den Schaufenstern Münchens und ganz Bayerns das Bild sah, das uns vier Generationen unseres angestammten Herrscherhauses zeigte. Der schon oben erwähnte Erbprinz Luitpold ist am 8. Mai 1901 geboren, sein jüngerer Bruder, Prinz Albrecht, am 3. Mai 1905. Die Berliner sehen mit Stolz auf ihre Kaiserin-Königin und wir Bayern jubeln jetzt unserer Königin mit denselben Gefühlen inniger Verehrung zu. Möge das Glück und der Segen unserer Königsfamilie allzeit treu bleiben, und so rufen wir freudigen Herzens aus: „Es lebe der König, die Königin und die Königliche Familie!"

König — Königin!

Aus Wetternächten steigt der Königstag,
Die goldne Krone aus den dunklen Tiefen,
Die hehren Namen werden wieder wach,
Die traumversunken in den Herzen schliefen.
Das Bayernvolk sieht seinen starken Leu,
Sich stolz aufrecken — siegend mit den Pranken
Ergreift er seiner Vorzeit Diadem,
Zu Ende ist das Zagen und das Schwanken.
Und Jubel herrscht — der Vater kehrt dem Volke.
Es kehrt die Landesmutter ihren Treuen,
Die Krone blinkt in alter Herrlichkeit,
Und in den Seelen regt sich Kinderfreuen.

Ein Kämpe, der für diesen Tag sein Herz
Und seines Lebens letzte Kraft gegeben,
Liegt fern und schweigsam — sieht nicht leuchtend heut'
Den König auf die Stirn den Kronreif heben.
Sein letztes Wort war: König — Königin,
Im Sterben sah er noch die Krone lohen,
Im goldnen Feuer ihrer Majestät
Und sah den Herrscher auf dem Thron, dem hohen.
Der so gekämpft für dieser Stunde Licht,
Auch seinen Pfad zum Königsweg getreten,
Er sendet aus der fernen Ewigkeit,
Dem Königspaare seiner Seele Beten.

M. Herbert.

Ludwig III., König von Bayern.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Nach einer mehr als 27jährigen Regentschaft hat das bayerische Volk endlich wieder einen König. Eigentlich dauerte die Regentschaft noch weit länger und begann bald nach der Thronbesteigung Ludwigs II., also kurz nach 1864. Der junge König, vom Volk anfangs begeistert empfangen, begann schon bald sich zurückzuziehen und phantastischen Zielen nachzuleben, die ihn mehr und mehr von den Regierungsgeschäften entfernten, Land und Volk ihm fremd werden ließen. Die Krone stand nicht mehr über der Regierung, sie deckte sie wohl, hatte aber ihre Selbständigkeit aufgegeben. Mit Recht sprach man daher lange Jahre von einer Ministerrepublik, die unkontrollierbar das Land beherrschte. Aber die Unhaltbarkeit der Zustände ließ sich auf die Dauer nicht verschweigen, die Lebensinteressen des Königshauses und des Staates erzwangen 1886 die Katastrophe. Die Pfingstereignisse jenes Jahres sind noch in aller Erinnerung und mit Wehmut wird das bayerische Volk stets ihrer gedenken. Volle Klarheit kam zwar noch nicht. Der neue König, des Verstorbenen Bruder, war ebenfalls geistig umnachtet, aber der Dämmerzustand in der Regierung hörte auf. Das Haus Wittelsbach nahm seine und des Landes Geschicke wieder selbst in die Hand. Als Regent stand an der Spitze wieder ein Mann königlichen Stammes, der edle Luitpold. Je mehr im Volke die Empfindung sich vertiefte und erstarkte, daß König Otto niemals regierungsfähig werde, desto mehr wuchs auch der Wunsch, Luitpold möge sich die Krone auf das Haupt setzen. Aber der Regent widerstand mit Zartgefühl allen diesen Wünschen, er hatte selbst mit bitterer Pflichterfüllung den irrsinnigen Neffen der Regierungsgewalt entheben müssen, nie sollte der leiseste Schein aufkommen, als ob er dabei an sich gedacht hätte.

Luitpolds Tod am 12. Dezember 1912 mußte die Frage zur Lösung bringen, denn die öffentliche Meinung verlangte immer gebieterischer nach Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses, daß an der Spitze des Landes ein regierender König stehe. Wäre das bayerische Volk nicht so tief monarchisch, in den langen Jahren der Verwaisung hätte seine Königstreue schweren Schaden leiden müssen. Der Landtag vom Dezember 1912, vor dem der neue Regent den Treueid leistete, hielt die Frage noch nicht für spruchreif. Manche behaupteten damals, der Landtag dürfe überhaupt nicht zur Lösung der Königsfrage mitwirken, um nicht das Königtum von Gottesgnaden in Gefahr zu bringen. So aber lag die Frage nicht. Denn nicht das sollte die Volksvertretung entscheiden, wer König sein sollte, sondern nur, ob ein Mann, an dessen dauernder geistiger Umnachtung kein Zweifel mehr bestand, dauernd König bleiben könne. Der gesunde monarchische Sinn unseres Volkes hatte diese Frage wohl längst entschieden. Wer den Königstitel führt, soll geistig und körperlich fähig sein, auch die Königspflichten mit voller Verantwortlichkeit zu erfüllen. Der König selbst ist durch Verfassung und Geburt bestimmt, die Mitwirkung der Volksvertretung konnte nur darin bestehen, das Hindernis aus dem Wege zu räumen, damit die Thronfolge eröffnet sei. In diesem Sinne hat sich die öffentliche Meinung geklärt und in diesem Sinne ist nun die Frage endlich gelöst.

* * *

König Ludwig III. ist seinem Volke kein Fremder mehr. Längst kennt ihn schon das ganze Land durch seine hervorragende Tätigkeit in der Reichsratskammer, wo er sich eingehende Kenntnis über alle Fragen erwarb, dann durch sein regelmäßiges Erscheinen in allen Gauen des bayerischen Vaterlandes, wohin ihn die prinzlichen Repräsentationspflichten, Interesse für die Landwirtschaft und die anderen Berufsstände, Gelegenheit und Neigung führten. Als er im Sommer 1881 in die Pfalz kam, um der Jahresversammlung des Landwirtschaftlichen Vereins beizuwohnen, erging vom Hofe aus die Weisung, der Prinz komme als Privatmann, ein Empfang solle ihm nicht bereitet werden. Das Volk aber kümmerte sich nicht um diese höfische Vorschrift. Jahre hindurch sah es sich fast vergessen vom Königshause, fast nur das tote Band der Verwaltung erinnerte es noch an Bayern. Jetzt sah es wieder einen Prinzen seines Königshauses, seinen angestammten Pfalzgrafen bei Rhein, und jubelnde Begeisterung entstand überall, wo Ludwig sich zeigte. Die Einfachheit und Natürlichkeit seines Auftretens und seines Verkehrs mit der Bevölkerung, das weise Verständnis, das er den großen und kleinen Dingen entgegen brachte, seine durchdringende Kenntnis der Lebensverhältnisse und das Wohlwollen, das er überall bewies, die gesunde Auffassung, die sich in seinen Reden kundgab, gewannen rasch alle Herzen. Einem Journalisten, der damals im Auftrage eines größeren bayerischen Blattes die Reise mitmachte, habe ich auf die Frage, welchen Eindruck der Prinz gemacht habe, gesagt: schreiben Sie Ihrem Blatte, daß der Prinz die Pfalz wieder für Bayern erobert hat. So war es in der Tat.

In einer kleinen Ansprache zu Speyer betonte Prinz Ludwig damals, Fürst und Volk müßten in gegenseitiger Treue verbunden sein: Treue um Treue! Das ist in der Tat die unverrückbare Grundlage des Königtums, auch des von Gottes Gnaden. Wo es diesen Grundsatz sorgsam innehielt, hat es alle Stürme überdauert, wo es ihn leichtsinnig oder hochmütig verließ, ist es gefallen.

Die Reden des Prinzen Ludwig geben das gleichmäßige Bild einer einheitlichen, reichen und starken Persönlichkeit, die auf der Höhe des modernen Lebens steht mit vollem Verständnis für den ganzen Inhalt desselben, mit all seinen wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und politischen Werten. Prinz Ludwig ist kein romantischer Schwärmer für mittelalterlichen Kaiser- und Ritterglanz, seine Reden sind nüchtern und von einem gesunden demokratischen Gefühl, das sich mit der Monarchie ganz wohl verträgt und von dem diese sogar reichen Vorteil ziehen kann.[1]) Dahin gehört zum Beispiel des Prinzen Ausspruch vom 26. Mai 1899 zu Neu-Ulm: Ich werde stets mit dem Volke für das Volk arbeiten — kein augenblicklicher Einfall, sondern ein Programm! Sehr bedeutsam war in dieser Hinsicht auch die verständnisvolle Rede, die der Prinz auf dem Münchener Pressetag am 8. Juli 1893 über die Bedeutung der Schriftsteller, Journalisten und der Presse und über die Kunst des Zeitungslesens hielt: Die Presse soll der Veredelung, der Erziehung, nicht den niederen Leidenschaften dienen; höher stehende Personen hätten in ihr ein Mittel, sich von den Einflüssen der Umgebung frei zu machen und Dinge zu erfahren, die ihnen in der unvermeidlichen Isolierung verborgen geblieben wären. Schon Kaiser Diokletian hat über diese Isolierung der Fürsten geklagt, die ihn oft nicht erkennen lasse, ob eine Regierungsentscheidung gerecht oder ungerecht sei. Noch unlängst sagte Prinzregent Ludwig einem Journalisten zu Reichenhall: Journalisten und Presse haben stets meine Sympathie. („M.-Augsb. Abendztg." Nr. 289 vom 18. Okt. 1913.)

Aus diesem richtigen Blick für das moderne Leben und für die freiheitliche Strömung in den Kulturvölkern entsprang auch des Prinzen Stellung zur bayerischen Wahlrechtsfrage. Im Ausschuß der Reichsratskammer äußerte er sich im Januar 1906 zustimmend für das jetzige Wahlgesetz und betonte dabei die Bedeutung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechtes, wendete sich gegen verkünstelte Wahlsysteme anderer Länder, die dem Gerechtigkeitsgefühl des Volkes widersprächen, und nannte die geheime Abstimmung einen Schutz der Schwachen gegen die Starken.

Den Beifall des ganzen bayerischen Volkes hatte der Prinz mit seiner Rede auf dem Feste der Deutschen zu Moskau bei der Zarenkrönung. Damals, am 6. Juni 1896, sagte er gegenüber einer vorangegangenen unrichtigen Darstellung: Die deutschen Fürsten seien nicht Vasallen, sondern Verbündete des Deutschen Kaisers und als solche würden sie immer zusammenstehen, wenn Deutschland in Gefahr sei; das möchten die Deutschen allerorten bedenken und neben dem großen Vaterlande die engere Heimat und die Anhänglichkeit an die heimische Dynastie nicht vergessen. In diesem Sinne ist des Prinzen nationales und patriotisches Wirken immer gewesen, in diesem Sinne hat er am 30. Dezember 1870 in der Reichsratskammer den Versailler Verträgen zugestimmt und denselben Gedanken hat er dann in zahlreichen Reden ausgesprochen. So

[1]) Prinz Ludwigs Reden sind gesammelt bei Forster, Prinz Ludwig von Bayern, 1897; auszugsweise bei Dr. Armin Kausen, Prinz Ludwig von Bayern als Redner und Politiker, 1899. Eine Fortsetzung bis zur Gegenwart wäre sehr erwünscht.

seinerzeit beim Deutschen Schützenfest in München am 24. Juli 1881, wo er in den Fußtapfen seines Großvaters den deutschen Gedanken pries und die Einigkeit der deutschen Stämme mit Erhaltung der einzelnen Staaten, auf denen die reiche Vielseitigkeit der Deutschen in Kunst und Wissenschaft beruhe. Auch das von jeher übliche enge Zusammenhalten von Fürst und Volk in Bayern hat er damals betont. Am 1. September 1893 sagte er in Zweibrücken mit Hinweis auf seine Reise nach Metz zu den Kaisermanövern, daß alle deutschen Fürsten einig zusammenstehen, daß sich deutsche Gesinnung und Treue gegen das Herrscherhaus gut vereinigen lasse. Noch in lebhafter Erinnerung ist mir, wie der Prinzregent unlängst in Berlin beim Empfang der bayerischen Reichstagsabgeordneten zum Schlusse, an alle sich wendend, den Wunsch aussprach, sie möchten bei den Verhandlungen über die Wehrvorlage einzig das Wohl des Reiches im Auge haben.

Auch der Bund mit Oesterreich fand im Prinzen Ludwig einen durch vernünftige Erwägung und Herzenswärme gleichmäßig geleiteten Vertreter. Auf dem Deutschen Schützenfest zu München am 15. Juli 1906 betonte er wieder das innige Freundschaftsverhältnis zu Oesterreich und rief den österreichischen Gästen zu, sie sollten wie die Deutschen einig und vor allem österreichisch sein.

Seiner Ueberzeugung als gläubiger Katholik hat Prinz Ludwig immer offen Ausdruck gegeben, dabei auch stets darauf hingewiesen, daß auf dem äußeren Gebiet die verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Konfessionen gewahrt werden müsse. Würdig und ernst klingt sein Bekenntnis zur katholischen Kirche bei der Einweihung der Kapuzinerkirche in Altötting am 14. Okt. 1912. Seiner Rede vom Vormittag fügte er dann beim Festessen noch folgendes bei: „Wir leben in einem paritätischen Lande, damit ich nicht wieder mißverstanden werde, wie es mir schon so manchmal passiert ist. Es ist eine selbstverständliche Sache, daß ich Katholik bin; das bin ich durch die Taufe, und ich bin es auch aus Ueberzeugung. Ich lasse mir das übrigens ebensowenig nehmen, wie andere es sich nicht nehmen lassen. In Bayern erfreuen sich alle Konfessionen der denkbar größten Freiheit. Es wäre denn doch merkwürdig, wenn ein Mitglied des königlichen Hauses nicht dieselbe Freiheit hätte, wie jeder Untertan. Das lasse ich mir nicht nehmen. Was das Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen betrifft, so wäre ich der Ansicht, daß es am besten ist, wenn jede Religionsgesellschaft ihre eigenen Angelegenheiten selbständig regeln und sich möglichst wenig in die der anderen einmischen würde. Wir werden dann allseits recht gut fahren. Noch eines möchte ich empfehlen: Wenn man mit verschiedenen Leuten und insbesondere mit Leuten von verschiedener Religion zusammenkommt, so sieht man verschiedenes, was einem im ersten Augenblick nicht recht gut gefällt. Aber darin besteht die wirkliche Toleranz, daß man sich an der Ausübung anderer Religionsbekenntnisse nicht stößt. Wir Katholiken stoßen uns nicht an der Ausübung anderer Religionsbekenntnisse. Ich wünsche, daß der Friede der Konfessionen bleibe und daß keine von ihnen Ursache zu berechtigter Klage habe."

Hierher gehören auch die schönen Worte, welche der Prinz beim Festmahl der Offiziere des Beurlaubtenstandes zur Geburtstagsfeier des Kaisers am 24. Januar 1899 sprach: „Der Kaiser sprach Worte, die jedes Christen Herz erfreuen müssen; er tat aber noch etwas anderes. Er hat den deutschen Katholiken die dormitio beatissimae virginis zum Geschenke gemacht. Die deutschen Katholiken bilden ja die Minderheit im Deutschen Reiche der protestantischen Mehrheit gegenüber, sie bilden aber immerhin einen sehr achtenswerten Teil der gesamten Bevölkerung im Deutschen Reiche. Die deutschen Katholiken haben mit Freude und Dank das kaiserliche Geschenk entgegengenommen; sie wissen hochzuschätzen, wie Seine Majestät, obwohl einer anderen Konfession angehörig, ihre Interessen wo immer zu wahren weiß. Die deutschen Katholiken verlangen ja nichts anderes, als volle Gleichberechtigung mit den deutschen Protestanten, und zwar vom Reiche, im Reiche, in jedem einzelnen Staate des Reiches, dieselbe Gleichberechtigung, deren sich in dem zweitgrößten Staate des Deutschen Reiches die Protestanten, obwohl eine Minderheit, der katholischen Mehrheit gegenüber erfreuen."

Seine Sorge für Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Handel hat Prinz Ludwig wiederholt in öffentlichen Reden dargelegt und während seiner langjährigen Tätigkeit in der Reichsratskammer den Beweis für den Ernst dieser Worte geliefert. Immer wieder wies er darauf hin, daß in der Landwirtschaft Groß- und Kleinbetriebe aufeinander angewiesen seien, daß es falsch sei, nur für die Landwirtschaft zu wirken, daß auch die anderen Berufszweige ebenso der Pflege des Staates bedürften, daß, wie er auf der Wanderversammlung der bayerischen Landwirte zu Nürnberg am 13. Mai 1895 erklärte, das Heil für alle im gegenseitigen Ausgleich der Interessen liege. Sein großes Verständnis und das rege Interesse für die volkswirtschaftlichen Fragen, seine reichen Kenntnisse auf diesem Gebiete, das Ergebnis eifriger Studien, hat er Jahrzehnte hindurch besonders in den Verhandlungen der Reichsratskammer gezeigt.

Ludwigs eifriges Streben galt dem Anschluß seines Landes an die große rheinische Wasserstraße und die Schaffung einer leistungsfähigen Wasserstraße in Bayern selbst. Diese Gedanken entspringen nicht, wie schon manchmal behauptet wurde, einer besonderen Liebhaberei, sondern einer tiefen Einsicht in die Grundbedingungen wirtschaftlichen Aufschwungs, bei dem nicht bloß die Eisenbahnen oder ein gutes Geld- und Kreditsystem, sondern auch die Wasserstraßen eine grundlegende Rolle spielen. Zum ersten Male entwickelte der Prinz seinen Plan in der Reichsratssitzung am 18. Dezember 1891. Auf den Versammlungen des von ihm geschaffenen bayerischen Vereins für Binnenschiffahrt hat er dieses Programm dann weiter ausgeführt und auch auf der Tagung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins zu München am 14. Oktober 1911 hat er sich eingehend über alle hier in Betracht kommenden Fragen ausgesprochen. Was sein Großvater, weil der Zeit vorauseilend, nur mangelhaft und ohne Einfluß auf Bayerns Wirtschaftsleben erreichte, die Verbindung von Rhein und Donau, erstrebt nun wieder der Enkel, aber in einer anderen Zeit, die allmählich für den großen Plan reif geworden ist. Allerdings läßt sich die Donau zurzeit an Bedeutung nicht mit der großen rheinischen Wasserstraße vergleichen, die Quellen des Verkehrs sind auf den beiden Strömen ebenso grundverschieden, wie ihre Natur und Geschichte. Die Donau war vom Ende des 4. Jahrhunderts ab, seit der Teilung des Römischen Reiches bis fast in die Gegenwart unten abgesperrt, Byzantiner und Türken haben beide mit Erfolg die große Aufgabe der Donau, eine leichte Verbindung zwischen Morgen- und Abendland herzustellen, unterbunden. Die endgültige Befreiung der Balkanslawen wird das Wirtschaftsleben der Völker an der unteren Donau langsam wieder aufblühen lassen und auch die bayerische Donau wird damit ihrer natürlichen Aufgabe zurückgegeben werden müssen.

Als echter Wittelsbacher hat Ludwig III. auch die Jagdfreudigkeit geerbt, nicht minder aber auch das traditionelle Verständnis seines Hauses für Kunst und Wissenschaft, für deren Blühen und Gedeihen.

Ludwig III. ist bereits in vorgerückten Jahren. Mit ungeschwächter Geistesschärfe, reich an Wissen und Erfahrung, geprüft und bewährt in dem Wandel der menschlichen Dinge und auch als Familien- und Hausvater seinem Volke ein Vorbild, besteigt er den Thron. Auch den Eifer der Pflichterfüllung hat er vom Vater und den Vorfahren übernommen, denn auch die rege Betätigung der Regentenpflichten ist Wittelsbacher Stammgut. Im besten Sinne des Wortes kann Ludwig von sich sagen: nichts Menschliches ist mir fremd geblieben. Die für alles interessierte und verständige Art seines Wesens macht es zur Freude, mit ihm zu verkehren und mit ihm zu arbeiten, und das bayerische Volk darf stolz sein auf diesen König. Mit Begeisterung blickt es auf zum Thron, auf dem nun auch wieder nach langer Verwaisung eine Königin sitzt, wie der Gatte ebenfalls Muster und Vorbild ihres Volkes, beide umgeben von einem Kranze blühender Söhne, Töchter und Enkel.

Lang lebe der König und die Königin! Mögen sie beide das Band der gegenseitigen Treue, das die Jahrhunderte hindurch Bayerns Fürst und Volk umschlingt, fest und fester knüpfen!

An König Ludwig III.

Und eine Sage klingt: In Alpenfirnen,
Da liegt am Watzmann eine Halde weit;
Umstrahlt vom Schnee der weissen Bergesstirnen
Ruht schweigend sie in Traum und Einsamkeit.
Doch keine Blume blüht aus ihrem Grunde,
Mag Regen rauschen, mag die Sonne loh'n,
Bis neu durchs Land der Bayern braust die Kunde:
Ein König wieder hoch auf Bayerns Thron!

Du stille Halde an des Watzmanns Grenzen!
Wohl ward es Herbst und rauhe Winde weh'n,
Doch heute sollst wie in des Maien Glänzen
In alter Blütenpracht du wieder steh'n.
Erfüllt ist heut' der Traum von langen Jahren,
Der wie ein Sternbild jedes Herz durchglänzt:
Ein König wieder! Jubelt's laut, ihr Scharen
Des Bayernvolkes, das den Thron umkränzt!

Das ihn umkränzt in heil'gen Volkes-Treuen
Als eh'rner Wall gen Zeitensturm und -braus,
Das unterm Schutz des stolzen Bayernleuen
Bestellt in Frieden Feld und Herd und Haus.
Du aber, Weltenlenker in der Ferne,
Erhebe segnend deiner Allmacht Hand
Hoch ob des Bayernvolkes heil'gem Sterne,
Ob unserm König und ob unserm Land!

A. v. Walden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Habemus regem!

In diesen Freudenruf des bayerischen Kammerpräsidenten stimmt auch das außerbayerische Deutschland ein. Wenn die Bayern per tot discrimina rerum zu einem wirklichen König gelangt sind, so haben wir auch teil an ihrem Erfolge; denn es liegt im Interesse des Reiches und entspricht dem Wunsche aller rechten Reichsbürger, daß im deutschen Fürstenrat der zweitgrößte Bundesstaat durch einen Herrscher vertreten wird, der die volle Pracht und Macht des Königtums hat und betätigt. Dazu kommt die persönliche Verehrung und Liebe, die sich das neugekrönte Königspaar an beiden Seiten des Mains in reichstem Maße erworben hat.

So hat auch die norddeutsche Presse von der Gesundung der bayerischen Verhältnisse Akt genommen mit derselben Befriedigung, die aus den Glückwunschtelegrammen des Kaisers, der Bundesfürsten und des Reichskanzlers spricht. Ein „alldeutsches" Blatt, das gewerbsmäßig in skrupelloser Sensation macht, bildet nur eine regelbekräftigende Ausnahme. Ebenso bleibt es ohne Eindruck, wenn ein Berliner Blatt in seiner fanatischen Großblock-Tendenz sich der dreisten Behauptung der bayerischen Sozialdemokratie anschließt, daß „verfassungswidrig" vorgegangen sei, weil die Königsproklamation vor der Beschlußfassung des Landtages erlassen worden. Für solche törichte Interpretationskünste strebsamer Parteipolitiker hat man nur ein Achselzucken. Das war ja gerade Sinn und Zweck des vom Ministerium beantragten Verfassungszusatzes, daß die Ursprünglichkeit des Kronrechtes klar und sicher gestellt und dem Landtage die Kontrolle über die verfassungsmäßigen Voraussetzungen des autoritären Aktes zugewiesen werde. Die Kammer hat alsbald das Urteil gefällt, daß diese Voraussetzungen gegeben seien; damit ist diese Sache regelrecht und vollständig entschieden.

Bei dem Antrittsbesuch des Prinzregenten Ludwig in Berlin, sowie bei den Feiern von Kelheim und Leipzig wurde von Norddeutschland aus (auch an dieser Stelle) die freundnachbarliche Bemerkung laut: Schöner wäre es doch noch gewesen, wenn Euer Staatsoberhaupt als gekrönter König aufgetreten wäre! Wir haben uns aber stets gesagt: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Kaiser und die anderen Fürsten haben offenbar bei den erwähnten Begegnungen dieselbe Ansicht gehabt und dem Regenten von Bayern schon damals die königliche Ehre und Brüderlichkeit erwiesen. Jetzt ist es müßig, den Ursachen der Verzögerung nachzuforschen; vielmehr sagt sich der Realpolitiker: Es hatte vielleicht sein Gutes, daß die Frage in Bayern sich ordentlich ausreifen konnte; dadurch ist der glatte und schnelle Verlauf der Aktion gesichert worden.

Und es will schon etwas sagen bei der Gespanntheit der dortigen Parteiverhältnisse und bei der Rauflust, welche sonst die Opposition gegen „dieses" Ministerium zeigte. Die zuschauenden Nachbarn sind einig in der Ansicht, daß das Ministerium Hertling durch das Abpassen des richtigen psychologischen Moments und durch das geschickte Zugreifen im gegebenen Augenblick ein Meisterstück geliefert hat, das ihm Ehre und dem Lande reichen Segen bringt.

Auch im Ausland hat die glückliche Erledigung dieser Angelegenheit einen großen und guten Eindruck gemacht, wie nicht bloß aus dem offiziellen Meinungsaustausch, sondern auch aus den Kommentaren der bürgerlichen Presse hervorgeht. Es ist gut, wenn man überall den Beweis spürt, daß der monarchische Sinn in Deutschland noch in voller Triebkraft besteht und die Ordnung in den Einzelstaaten wie in der Reichsgesamtheit über alle Schwierigkeiten zu triumphieren vermag. —

Der 5. November 1913 wird in der Geschichte Bayerns ein ewig denkwürdiger Tag bleiben, da an ihm König Ludwig III. durch seine Proklamation von den ihm nach Gottes Gnade rechtmäßig zukommenden königlichen Rechten vollen Besitz ergriff und dem Lande den regierenden Monarchen gab. Titel und Ehrenrechte des Königs Otto sind durch die Thronbesteigung Ludwigs, wie eine besondere königliche Entschließung im Anschluß an die Proklamation bekundete, nicht berührt worden. Die Haupt- und Residenzstadt München brachte bereits am Abend des Proklamationstages in einer Festsitzung der beiden gemeindlichen Kollegien ihre Huldigung dar. Der Königsproklamation folgte dann die in dem neuen Verfassungsparagraphen vorgesehene Anzeige der die dauernde Regierungsunfähigkeit des Königs Otto ergebenden Gründe an den Landtag zur Zustimmung. Diese Anzeige war gekleidet in den Antrag der Regierung: „Der Landtag wolle anerkennen, daß am 4. November 1913 die verfassungsmäßigen Voraussetzungen für die Beendigung der Regentschaft bestanden haben." Die erwähnten Gründe sind niedergelegt in drei dem Antrage als Beilagen angefügten ärztlichen Gutachten vom 15. Juni 1886, 27. Oktober und 1. November 1913. Die beiden letzteren, für die Gegenwart entscheidenden Gutachten, die von den Sachverständigen auf Grund eigener Beobachtungen, unter Berücksichtigung des Beginnes und des Entwicklungsganges der Krankheit und unter Benützung des in den Akten des K. Geh. Hausarchives und den ärztlichen Tagebüchern im Schlosse Fürstenried niedergelegten Materiales erstattet sind, kommen einstimmig zu dem Ergebnis: „Seine Majestät König Otto von Bayern ist infolge langjähriger und unheilbarer Geistesstörung als verhindert an der Ausübung der Regierung zu betrachten. Diese Verhinderung ist mit Bestimmtheit für die ganze Lebenszeit andauernd." Außerdem hatten die Referenten des Etats des K. Hauses, die Abgg. Giehrl (Ztr.) und Casselmann (lib.) und der Präsident der Kammer der Reichsräte, Graf Fugger von Glött, dem kranken König im Schlosse Fürstenried Besuche abgestattet, um sich durch den Augenschein von dem Zustande des unglücklichen Königs zu überzeugen; ihre Berichte lauten tieferschütternd. Durch diese Gutachten und Berichte, die in der Tagespresse veröffentlicht worden sind, ist dem bayerischen Volke völlige Klarheit über den Gesundheitszustand König Ottos geschaffen und einer Forderung genügt, welche die „Allgemeine Rundschau" bereits im Januar dieses Jahres („Zur bayerischen Königsfrage", Nr. 3, 18. Jan. 1913) erhoben hatte, indem sie ein umfassendes Gutachten mit Nachdruck als ein Recht des Volkes bezeichnete. Die Annahme des Regierungsantrages erfolgte in den beiden Kammern in kurzen Sitzungen, seitens der Abgeordnetenkammer am 6. November nach kurzen Erklärungen der Fraktionsführer mit den Stimmen der bürgerlichen Parteien gegen die der Sozialdemokraten, seitens der Reichsratskammer am 7. November einstimmig. Der Samstag, 8. November brachte dann vormittags die feierliche Eidesleistung des Königs auf die Verfassung in Gegenwart der Prinzen, der Staatsminister, des Staatsrates und von Abordnungen der Kammern im Thronsaale der Residenz, wobei König Ludwig in einer bedeutsamen Ansprache erklärte: „Eine mit der Zeit fortschreitende und ihren Anforderungen entsprechende Entwicklung unseres Verfassungslebens ist allzeit Gegenstand der ernsten Sorge

der Herrscher Bayerns gewesen. Es ist daher zu beklagen, daß nicht rechtzeitig durch entsprechende Maßnahmen der Entstehung eines Zustandes vorgebeugt worden ist, der als auf die Dauer unvereinbar mit dem monarchischen Gedanken und dem Staatswohl zu erachten ist. Nur die Erkenntnis, daß die Sorge für das Wohl der Monarchie und des Vaterlandes eine Beendigung des Zustandes dringend erheischt, hat in Mir den schweren Entschluß reifen lassen, den Schritt zu tun, der in diesem feierlichen Akte seinen Abschluß findet. Es hat Mich mit Befriedigung erfüllt, daß es dem einmütigen Zusammenwirken Meiner Regierung und des Landtags gelungen ist, in verfassungsmäßiger Form die Wiederherstellung des Zustandes zu ermöglichen, der dem Gedanken der Erbmonarchie, dem Geiste der Bayerischen Verfassung und dem Empfinden des Volkes in gleicher Weise entspricht." Am Samstag Nachmittag erfolgte die Vereidigung der Truppen auf den neuen König. Wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen, wird auch der erhebende Schlußakt, die Landeshuldigung vor dem Monarchen in der Residenz am Mittwoch, den 12. November, vorüber sein und damit das erhabene Werk seinen stimmungsvollen Abschluß gefunden haben. —

Der zweite Krupp-Prozeß bestätigte das Ergebnis des ersten: kein „Panama", aber unwürdige, unter das Strafgesetz fallende Geschäftspraktiken von Angestellten der Firma Krupp und die neue Tatsache, daß einzelne Direktoren um dieses Treiben wußten.

Vom Auslande.

Nachdem Oesterreich Serbien zur Raison gebracht hat, müssen Oesterreich und Italien ihr pädagogisches Werk gegenüber Griechenland fortsetzen. Die Griechen haben mehr Glück gehabt, als sie verdient hatten und zu verdauen vermögen. Ihre Antwort auf die Mahnung, von Südalbanien abzulassen, ist vorläufig noch unbefriedigend; auch in den Verhandlungen mit der Türkei ist durch die griechische Begehrlichkeit eine Stockung eingetreten. Man braucht aber diese Nachwehen der großen Umwälzung am Balkan nicht tragisch zu nehmen. Erfreulich ist die Annäherung Bulgariens an Oesterreich, die sich durch einen Besuch des Königs Ferdinand in Wien bekundete, — zum Aerger der russischen Panslawisten. Der Versuch des Unglücksministers Danew, die Schuld an seiner verhängnisvollen Politik auf Oesterreich zu schieben, ist mit erfrischender Deutlichkeit abgewiesen worden. Danew hat ganz kopflos sich und sein Land ins Verderben geführt, und wenn er sich hat täuschen lassen, so ist das offenbar von russischer Seite geschehen, da er leichtfertig gehofft hatte, Rußland würde die Serben vom neuen Kriege abhalten.

Die Friedenssicherheit in Europa wird durch das „Aufwaschen" am Balkan nicht beeinträchtigt. Vielleicht kann man ein Symptom des Sicherheitsgefühles auch in dem Entschluß unserer Regierung sehen, die zwei neuen Schlachtschiffe „Kaiser" und „König Albert" auf eine Weltreise nach Afrika und Südamerika zu schicken. Einige „alldeutsche" Turmwärter werfen die besorgte Frage auf, ob unsere Nordseeflotte nicht gegenüber England zu schwach würde, wenn zwei solche Kampfeinheiten auf vier Monate abwesend wären. Als ob wir allstündlich vor einem Ueberfall durch die englische Flotte zittern müßten! Einen Entschluß der Regierung, der unser politisches Ansehen und unsere wirtschaftliche Werbekraft in der Welt zu heben versucht, sollte man mit solchen Angstrufen überhaupt nicht begleiten. Das kann nichts nutzen, aber viel schaden.

Noch weniger, als der Rest der Balkanwirren, können die mexikanischen oder chinesischen Schwierigkeiten unsere Friedenssicherheit bedrohen. Juanschikai, der neu bestätigte Präsident der sog. Republik China, hat den Vernichtungskampf gegen die südliche Kuomingtangpartei aufgenommen. Man kann ihm nur Erfolg wünschen, da er die bessere Gewähr für die Erhaltung der Ordnung bietet. Die fortdauernden Unruhen in Mexiko und das gespannte Verhältnis der nordamerikanischen Staatslenker zu dem gegenwärtigen Präsidenten Huerta sind ja für die dort weilenden Deutschen und für unsere Handelsbeziehungen sehr unangenehm; doch wegen Ueberraschung darf sich niemand beklagen, da dort zu Lande der Bürgerkrieg die Regel bildet. Die Herren Wilson und Bryan wollen durchaus den Präsidenten Huerta stürzen, aber sie wissen nicht, wie sie es anfangen sollen. Erst verkündet man, daß ein Ultimatum gestellt worden sei, und dann sagt man wieder, das Ultimatum sei kein Ultimatum. Einen Gegenkandidaten unterstützt man von Washington aus, aber nicht so kräftig, daß er sich durchsetzen könnte. Man droht mit der Okkupation des Landes, aber man hat weder genug Truppen noch genug Wagemut, um die Besetzung dieses großen Landes zu riskieren. Der robuste Huerta nimmt sich imposanter aus, als seine Gegner.

Der wirtschaftliche Wert einer Donau—Weser—Nordsee-Wasserstraße für Bayern.

Von Landgerichtsrat Tourneau, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses, Magdeburg.

Jüngst — am 1. Oktober 1913 — hat auf der 10. Hauptversammlung des „Deutschen Museums" zu München Se. Majestät König Ludwig III. von Bayern als Prinzregent eine Rede über die deutschen Wasserstraßen gehalten, die weiten Widerhall in den deutschen Landen gefunden hat. Der hohe Herr hat darin, wie schon wiederholt, auf die Notwendigkeit des Ausbaues eines Donau—Main-Kanals nach Bamberg mit Anschluß der Städte München und Augsburg, sowie der Fortführung dieser Wasserstraße nach der Nordsee hingewiesen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine den modernen Schiffahrtsverhältnissen entsprechende Wasserstraße, welche nicht nur die beiden größten Flüsse Bayerns verbindet, sondern auch das ganze norddeutsche Kanalnetz den bayerischen Interessen dienstbar macht, welche ferner der Donau eine deutsche Mündung in die Nordsee gibt, für Bayern von unermeßlichem Vorteil sein wird. Dieser Vorteil kommt aber nicht allein Bayern, sondern ganz Deutschland zugute, soweit es in der Einflußsphäre der vorhandenen und im Bau befindlichen Wasserstraßen liegt, welche durch dieses neue gewaltige Projekt verbunden werden. Die geplante Wasserstraße stellt ferner eine Verbindung her zwischen den Donauländern, dem Schwarzen Meer, dem Orient und der Levante mit ganz Deutschland und den die Nord- und Ostsee begrenzenden Ländern, ja, noch weiter, bis nach Amerika hin. Sie wird daher dem Handel und der Industrie Deutschlands, besonders Bayerns, zu ungeahntem Erfolge verhelfen. Nicht zu unterschätzen ist endlich die strategische Bedeutung dieser Wasserstraße für den Kriegsfall. Man wird durch sie und die anderen Wasserwege die deutschen durch Truppen- und Materialtransporte in Anspruch genommenen Eisenbahnen entlasten und auch auf ihnen die dem Heere nötige Zufuhr befördern. Besonders im Falle der Sperrung der nördlichen Häfen durch feindliche Flotten wird der Wasserverkehr mit dem Auslande nach Süden bzw. Südosten aufrechterhalten werden können.

Welche Warenmengen eine moderne Wasserstraße zu bewegen vermag, ergibt sich daraus, daß ein einziges 600 t-Schiff (1 Tonne = 20 Zentner) dieselbe Last zu befördern vermag, wie ein ganzer Eisenbahnzug von 60 Wagen à 200 Zentner. Je größer die Schiffsgefäße sind, um so billiger stellt sich die Fracht. Hauptsächlich auf die geringe Frachtersparnis dürfte es zurückzuführen sein, wenn der Donau und Main schon verbindende, nur für kleine Schiffe fahrbare Ludwigskanal so wenig benutzt wird und fast nur dem Lokalverkehr dient. Da die Eisenbahn für Massenwaren schon verhältnismäßig billige Frachtsätze führt, so können nur Wasserstraßen, die für große Schiffsgefäße von mindestens 400—600 t fahrbar sind, auf Rentabilität rechnen. Die Herstellungskosten eines großen Schiffes sind verhältnismäßig billiger, wie diejenigen mehrerer kleiner Schiffe, die zusammen denselben Rauminhalt haben. Die Reparatur-, Bemannungs-, Verladungs- und Schleppkosten stellen sich ebenfalls entsprechend niedriger. Demgemäß können auch die Frachtsätze bei größeren Schiffen niedriger gestellt werden als bei kleineren. Für diep rojektierte Wasserstraße kann daher nur ein Ausbau in Frage kommen, der größeren Schiffen den Verkehr gestattet.

Vielfach werden die Waren einen Eisenbahnweg bis zur nächsten Umschlagstelle der Wasserstraße oder von derselben bis zum Bestimmungsort zurückzulegen haben. Die Transportkosten setzen sich daher aus Eisenbahnfracht, Umschlagskosten und Wasserfracht zusammen. Bezüglich der Waren, welche den Wassertransport vertragen können, vor allem der sogen. Massengüter (Steine, Kohle, Eisen, künstlicher Dünger usw.) wird eine Frachtermäßigung bei Benutzung des Wasserweges demgemäß dann vorhanden sein, wenn diese Transportkosten sich billiger stellen, als diejenigen des direkten Eisenbahntransportes. Die Frachtverbilligung wird sonach den an und nahe den Wasserstraßen belegenen Gegenden zugute kommen. Die Billigerstellung der Fracht wird um so bedeutender sein, je länger der zur Benützung verfügbare Wasserweg sich stellt. Je länger dieser Wasserweg ist, um so größer ist aber auch das Einflußgebiet desselben, in welchem eine solche Frachtverbilligung zur Geltung kommt und für welches diese

ihre günstigen Folgen für alle Erwerbsstände zeitigen und die wirtschaftliche Kultur heben kann. Es ist von diesem Gesichtspunkte aus das Projekt der Verbindung zwischen Donau und Weser vor allem zu begrüßen.

Nord- und Westdeutschland genießen schon großenteils diese Vorzüge durch die natürlichen, zum Meere führenden Wasserläufe, teilweise auch durch künstliche Wasserstraßen und werden durch die der Vollendung nahen, im Jahre 1905 vom preußischen Landtage bewilligten Wasserstraßen noch ganz erhebliche Vorteile erlangen. Dagegen ist in dem rechtsrheinischen Bayern noch nicht einmal die Donau für größere Schiffe ausgebaut und erst der Ausbau des unteren Teiles des Mains für solche in Angriff genommen. Mit Recht erklärte deshalb der jetzige König am 23. August 1908: „Es ist eine unglaubliche Sache, daß der ganze Südosten von Deutschland aus dem großen Weltverkehr mit der Nord- und Ostsee ganz abgeschlossen ist."

Tatsächlich machen sich denn auch die wirtschaftlichen Folgen des mangelnden Wasserverkehrs in Bayern sehr schwer fühlbar. Laut des Werkes von Gustav Steller „Der wirtschaftliche Wert einer bayerischen Großschiffahrtsstraße" ist der heutige Güterverkehr des rechtsrheinischen Bayern ein wenig entwickelter. Die Ausführungen des Geheimrates Dr. Sympher in einem Aufsatze „Die Entwicklung der deutschen Binnenschiffahrt in den 25 Jahren von 1875 bis 1900" ergeben, daß in dieser Zeit der Güterverkehr auf den Wasserstraßen Deutschlands von 2,9 auf 11,5 Milliarden Tonnenkilometer gewachsen ist und derjenige der deutschen Eisenbahnen nahezu den gleichen Aufschwung erreicht hat. Er weist ferner in seiner Tabelle zu „30 Jahre deutscher Binnenschiffahrt 1875—1905" nach, daß in diesen Jahren der Verkehr auf den Wasserstraßen Deutschlands um 417 vom Hundert und auf den Eisenbahnen um 310 v. H. gewachsen ist. Der Güterverkehr Bayerns hat sich dabei von 1875 bis 1900 nur von 24 auf 34 Millionen Tonnenkilometer auf der einzigen Großschiffahrtstraße von Ulm bis an die österreichische Grenze gehoben. Die Staatseisenbahnen des rechtsrheinischen Bayern hatten im Jahre 1900 nur einen Güterverkehr von 70 v. H. der gesamten durchschnittlichen Verkehrsleistung der Eisenbahnen Deutschlands. Mag der Verkehr sich inzwischen auch gebessert haben, so steht Bayern doch ohne jeden Zweifel auch heute noch gegen das übrige Deutschland erheblich zurück.

Der schwerste und unwiederbringliche Schaden Bayerns ist aber die überaus große Abwanderung in andere Länder, die bessere Lebensbedingungen bieten. Nach den Feststellungen des Bayerischen Ministerialrats Dr. Zahn (Nr. 83 der Statistik des Königreiches Bayern von 1912) ist der Abwanderungsverlust Bayerns von 97000 Personen im Jahre 1900 auf mehr als 132000 Personen im Jahre 1907 gestiegen!

Der geringe Güterverkehr und die bedeutende Abwanderung ergeben einen wirtschaftlichen Rückstand Bayerns gegenüber anderen deutschen Staaten. Für diesen kann selbstverständlich nicht in erster Linie der Mangel an Wasserstraßen den Grund geben. Bayern ist arm an Metallerz, an Kali und an Kohlen. Die Industrie, besonders die Schwerindustrie und die Landwirtschaft hat sich daher nur in verhältnismäßig geringem Maße entwickeln können, denn jene Produkte müssen von außerhalb bezogen werden. Dieser Bezug ist aber für Bayern ein erheblich teuerer, als für andere ebensowenig durch Naturschätze begünstigte Gegenden Deutschlands, die diese Güter auf dem Wasserwege beziehen können. Daher kann man indirekt den Mangel an Wasserstraßen als die Ursache des wirtschaftlichen Rückstandes Bayerns bezeichnen.

Die Kreise der Industrie, des Handels und Gewerbes in Bayern huldigen schon längst der Auffassung, daß nur der Ausbau von Wasserstraßen hier Abhilfe schaffen kann. Weniger freundlich steht dieser Anschauung die Landwirtschaft Bayerns gegenüber. Es sei daher auf folgendes hingewiesen. Durch die Verwendung von Kali als Düngemittel werden bekanntlich die Ernteerträge ungemein gehoben. Nun ist aber laut einem mir vorliegenden Bericht des Kalisyndikats von diesem Jahr der Absatz von Kalisalzen nach Süddeutschland, für den vor allem die Thüringer Kaliwerke als die nächstliegenden in Frage kommen, im Vergleich mit demjenigen nach dem übrigen Deutschland in einem Maße zurückgeblieben, daß die Werrawerke nach überseeischen Gebieten zu liefern gezwungen sind, obwohl hierbei die Eisenbahnfracht auch eine erhebliche Rolle spielt (bis Cassel, Hann.-Münden bzw. Schönebeck und Barby). Bei günstigeren Frachtbedingungen, wie sie die Donau—Weser-Wasserstraße bringen wird, würde auch die bayerische Landwirtschaft in der Lage sein, mehr Kali zu verwenden, um derjenigen des nördlichen Deutschlands in der Ertragsfähigkeit gleichzukommen. Auch die durch die Talsperranlagen und Stauwerke der Wasserstraße zu erzielende Melioration, Wasserversorgung und elektrische Kraft kommt wie der Industrie und dem Kleingewerbe, in besonderem Maße der Landwirtschaft zugute.

Ich weise darauf hin, daß laut Feststellung der Bremer Handelskammer z. B. der Verkehr der Weserhäfen mit dem rechtsrheinischen Bayern schon jetzt im Versand 70348 t und im Empfang 25690 t beträgt, daß aber das Hauptkontingent hiervon, nämlich 42130 t im Versand und 19169 t im Empfang auf Nordbayern und nur der Rest von 28218 t im Versand und 6521 t im Empfang auf Südbayern entfällt. Auch dieser Unterschied ist bezeichnend dafür, daß die Höhe der Fracht erheblich auf den Güterverkehr einwirkt. Berücksichtigt man ferner, daß der Wasserweg von Bamberg nach Rotterdam und Antwerpen 895, nach Bremerhaven nur 731 km beträgt, also um 164 km kürzer sein wird, so darf man daraus folgern, daß das rechtsrheinische Bayern von der Donau—Weser—Wasserstraße ganz erhebliche Vorteile haben wird. Dazu kommt, daß das westfälische Industriegebiet mittels des an die Weser anschließenden Rhein—Weser—Hannover-Kanals auch Bayern für den Bezug von Eisen und Kohlen, an deren billigem Bezuge ein jeder Stand und Beruf, insbesondere die jetzt wenig entwickelte Schwerindustrie Bayerns, das höchste Interesse hat, durch einen neuen Wasserweg erschlossen wird.

Nach dem Henselschen Projekt in Verbindung mit dem Gebhardschen bzw. Faberschen Entwurf wird der projektierte Kanal von München nach Steppberg führen, unterwegs einen Stichkanal von Augsburg aufnehmen und auf einer Brücke die Donau überschreiten, mit der er durch ein Hebwerk verbunden wird. Er wird dann nahe Nürnberg vorbei nach Bamberg geführt. Nürnberg wird einen kurzen Anschlußkanal erhalten. Die Kosten dieser etwa 300 km betragenden rein bayerischen Wasserstraße stellen sich einschließlich der Stichkanäle auf 171,5 Mill. Mark (München—Steppberg 36,5 Mill., Steppberg—Bischberg 118 Mill., Augsburg 8½ Mill., Nürnberg 8½ Mill.). Die Wasserstraße von Bamberg (Hafen Bischberg) über Meiningen nach Wernshausen mit einem Stichkanale von Kaltenbrunn nach Coburg (18 km) wurde nach dem ersten Projekte auf 69 + 3 = 72 Mill. Mark veranschlagt. Es war projektiert, die Kammhöhe des Thüringer Waldes von 358 m mittels Hebwerken zu nehmen, neuerdings beabsichtigt man, den Kamm in Höhe von 310 m durch einen Schiffahrtstunnel von 9 km Länge zu nehmen, der das Projekt trotz Wegfalls der meisten Hebwerke etwas verteuern wird. Die Kanalisierung der Werra von Wernshausen bis Hann.-Münden mit einer Gesamtlänge von 181 km wurde einschließlich des Stichkanals nach Eisenach (6 km) auf 39 + 3 = 42 Mill. Mark veranschlagt.

Die Talsperrenbauten und die Anlagen zwecks Erzeugung elektrischer Kraft an diesen und den einzelnen Staustufen können für die Kosten der Wasserstraße außer Berechnung bleiben, da deren Kosten durch Wasserabgabe (Berieselung und Wasserleitungen), sowie durch die Abgabe elektrischer Kraft gedeckt werden.

Das Gesamtprojekt stellt sich sonach auf 285,5 Mill. Mark bei einer Länge der Wasserstraße von München bis Hann.-Münden von rund 700 km, während die Regulierungskosten der Weser von Hann.-Münden bis Bremerhaven, der Fortsetzung der Wasserstraße auf weitere 433 km, dem Unternehmen nicht zur Last fallen. Es sei hier bemerkt, daß die im Interesse des Rhein—Weser—Hannover-Kanals und der gleichmäßigen Wasserhaltung der unteren Weser abwärts Münden errichteten und beinahe vollendeten Talsperren an der Eder und Diemel mit 202,4 + 20 = 222,4 Millionen cbm Fassungsvermögen, das unterhalb Münden in der Weser anzulegende, das Wasser der Werra und Fulda auffangende, vom preußischen Landtage schon bewilligte Staubecken und die im Interesse der Kanalisierung der oberen Werra anzulegenden 6 Talsperren mit 110 Millionen cbm Fassungsraum in Verbindung mit den Staustufen der Werra auch die Weserstrecke von Hann.-Münden bis Minden bei Vornahme verhältnismäßig geringer Regulierungsarbeiten für 600 t-Schiffe fahrbar machen werden.

Erwägt man, daß das Gesamtprojekt für rund 300 Millionen Mark eine geradlinige Wasserstraße von München bis Bremerhaven auf eine Entfernung von weit über 1100 km schaffen will, so kann man die Kosten als sehr mäßige bezeichnen, besonders wenn man bedenkt, daß der Rhein-Weser-Hannoverkanal mit

einer Länge von nur 314 km auf über 250 Millionen Mark veranschlagt worden ist.

Die Wirtschaftlichkeit des Gesamtprojektes, dessen Ausführung eine gewaltige Umwälzung des Verkehrs für den größten Teil Deutschlands mit dem In- und Auslande bedeutet und ein wirtschaftliches Aufblühen Bayerns herbeiführen wird, ist zweifellos vorhanden, läßt sich aber zurzeit noch nicht rechnerisch belegen. Interessiert sind an dem Projekt die meisten deutschen Bundesstaaten mit einem namhaften Prozentsatze der Bevölkerung des ganzen Deutschen Reiches. Es dürfte daher das Projekt, das das wirtschaftliche Wohl fast ganz Deutschlands fördert und geeignet ist, die einzelnen Bundesstaaten sich wirtschaftlich näher zu führen, sowie das sie einigende Band fester zu knüpfen, als im Reichsinteresse liegend zu erachten sein. Zum mindesten dürfte das Reich die Ausführung der Strecke über den Kamm des Thüringer Waldes übernehmen können.

Die einzelnen beteiligten Bundesstaaten, insbesondere Preußen und Bayern, haben sich dem Projekt gegenüber nicht ablehnend verhalten.

Bei der Bedeutung des Projektes und der Wichtigkeit einer einheitlichen Behandlung der einzelnen Teile desselben ist auf Anregung des jetzigen Königs Ludwig III. von Bayern ein besonderer Ausschuß für dasselbe gebildet worden. Dieser tagte am 25. Februar 1913 zum ersten Male in Koburg. Es wurde dort beschlossen, daß die gleichen Grundlagen für das Gesamtprojekt gelten sollten, die Trace Bamberg—Nürnberg—Steppberg mit Anschluß an München und Augsburg vorgeschlagen werden solle, daß endlich die vorliegenden wirtschaftlichen Berechnungen überarbeitet und das ganze Projekt nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführt werde.

Demgemäß ist eine Fachkommission mit der Wirtschaftsberechnung betraut und wird eine Neubearbeitung bzw. Nachprüfung der Teilprojekte vorgenommen. Mögen diese Arbeiten von Erfolg begleitet sein und in absehbarer Zeit die Fertigstellung des großen Werkes herbeiführen zur Wohlfahrt Deutschlands und insbesondere des Königreichs Bayern!

Die neue italienische Kammer.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, ist erst ein Teil der gestern getätigten Stichwahlen in ihren Endergebnissen bekannt. Es ist aber auch ganz gleichgültig, wenn man die allgemeinen Richtlinien betrachtet, ob noch kleinere Verschiebungen zur Mitte hin oder nach rechts oder links stattgefunden haben. Das Gesamtaussehen der neuen Kammer war schon durch den Ausfall der Hauptwahlen gestern vor acht Tagen endgültig festgelegt. Und um es gleich zu sagen: Die Mehrheitsverhältnisse sind annähernd so geblieben, wie sie waren, Giolitti bleibt Herr der Lage. Von rund 500 Abgeordneten kann man etwa 350 zur ministeriellen Mehrheit rechnen.

Die bedeutende Erweiterung des Stimmrechtes, dessen erste Anwendung naturgemäß große Rätsel aufgab, hat wohl erheblichere örtliche Verschiebungen in der Parlamentsvertretung gebracht, die sich aber, was den Parteistandpunkt der Abgeordneten angeht, mehr oder weniger kompensiert haben, wenn man von der Dezimierung der Republikaner absieht.

Demgegenüber verschlägt es nichts, ob die Radikalen oder die „offiziellen Sozialisten" oder die „reformierten Sozialisten" oder irgend eine andere Spielart der subversiven internationalen Gesellschaft einige Abgeordnete mehr oder weniger aufweisen. Die Opposition, soweit es sich um Geltendmachung von glaubens- und kirchenfeindlichen Anträgen handelt, ist machtlos. Politische Fragen innerer oder äußerer Natur mögen gelegentlich andere Mehrheiten, als die feste ministerielle, ergeben; doch ist das auch ziemlich unwahrscheinlich, so lange Giolitti das Steuer in der Hand behält. Unter diesen Umständen muß man den Ausfall der Wahlen angesichts der inneren und äußeren politischen Verhältnisse Italiens als einen befriedigenden bezeichnen.

Besondere Hervorhebung verdienen drei Tatsachen: Erstlich die Haltung der Katholiken, zweitens die Stellungnahme der Freimaurerloge und drittens das Auftreten der sogenannten Nationalisten als politische Partei.

In einer ganzen Reihe von Wahlbezirken, deren Zahl nicht weit hinter 200 zurückbleiben dürfte, haben die liberalen Wahlkandidaten sich schriftlich in bindender Form verpflichtet, gegen alle Anträge zu stimmen, die eine Bedrückung des Gewissens der Katholiken darstellen. Auf Grund dieser Verpflichtung und nach Erwägung aller begleitenden Umstände hat Graf Gentiloni im Einverständnis mit dem Heiligen Vater die katholischen Wähler aufgefordert, für diese konservativ gerichteten Kandidaten mit aller Macht einzutreten. Die Vorschrift des „non expedit" wurde also jedesmal in casu aufgehoben. Das Eingreifen der katholischen Wählermassen, namentlich da, wo sie durch wirtschaftliche Fragen schon zu einer geschlossenen Organisation gekommen waren, hat in der überwiegenden Zahl der Fälle, etwa 180, einen glänzenden Erfolg gehabt. Dadurch ist sowohl der Regierung wie auch den Parteien klargemacht worden, welche oft ausschlaggebende Macht in die Hände derer gelegt ist, die sich bisher von den Wahlen im Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl zurückgehalten haben. Die Lage der Katholiken ist durch diese politischen Wahlen in hohem Grade verbessert und das Selbstgefühl des katholischen Mannes in dankenswerter Weise gesteigert worden.

Aber neben diesen höchst bemerkenswerten Tatsachen ist noch hervorzuheben, daß auch eine Anzahl Männer gewählt worden ist, die als ausgesprochene Katholiken in den Wahlkampf getreten sind. Ob die Stichwahlen die Zahl derselben auf 34 oder 35 hinaufgebracht haben, ist zur Stunde noch nicht sicher. Auf jeden Fall ist eine Vermehrung derselben gegenüber ihrer Zahl in der verflossenen Kammer eingetreten. Es ist diesen Abgeordneten ausdrücklich verboten worden, eine „katholische Partei" zu gründen. Sie sind und bleiben konservative Abgeordnete, die dort Unterschlupf suchen und finden, wo sie das größte Entgegenkommen gegenüber ihren, von einander abweichenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ansichten finden. In einem Punkte sind sie aber alle einig: in der geschlossenen Zurückweisung aller Attentate auf Kirche, Papsttum, Religion, Schule und Sittlichkeit. Und über ihre Stellungnahme in diesen Fragen beraten sie sich gelegentlich, um desto wuchtiger ihre Verteidigung dieser heiligen Interessen führen zu können.

Neben den alten bewährten Abgeordneten dieser Art, den Meda, Neva, Cameroni, Montresor und anderen, ziehen auch homines novi in die Curia Innocenziana auf Montecitorio ein. Vielfach haben sie allein eine Reihe von zwei, drei und vier Gegenkandidaten gleich im ersten Wahlgange niedergerungen, woraus man die Festigkeit ihrer Stellung in ihren Wahlkörpern entnehmen kann. Es besteht alle Aussicht, daß bei zukünftigen Wahlen ihre Zahl sich nicht unerheblich vermehren wird, wenn die wirtschaftliche Organisation der Katholiken in der begonnenen erfreulichen Weise voranschreitet.

Im Laufe des letzten Jahres hat in Italien eine vielerorts freudig begrüßte frische Bekämpfung der Freimaurerei eingesetzt. Man war der Günstlingswirtschaft und der wirtschaftlichen Aussaugung durch die Loge müde. Höchst unliebsame Vorgänge hatten gezeigt, daß die geheime Logengesellschaft im Heere einen größeren Anhang hatte, als man glaubte. Nicht der militärische Grad sollte maßgebend sein, sondern der freimaurerische Grad; so wollte es die Loge. Ein Sturm der Entrüstung ging durch Italien, als derartige Vorgänge bekannt wurden. Eine ganze Anzahl Männer in hervorragender Stellung erklärten die Freimaurerei öffentlich für eine Krankheit des öffentlichen Lebens in Italien und sparten nicht mit Worten herber Verurteilung. Es wurde besonders darauf hingewiesen, daß es höchst gefährlich sei, wenn Richter und Offiziere dieser geheimen, ihre Angehörigen in jeder Weise protegierenden Gesellschaft angehörten. Das Vertrauen in die Rechtsprechung werde dauernd erschüttert und die Disziplin im Offizierkorps in nicht wieder gut zu machender Weise untergraben.

Angesichts dieser verurteilenden Volksstimmung machte die Günstlingsgesellschaft der Loge mobil, um ihre „Interessen", die den allgemeinen öffentlichen Interessen schnurgerade entgegenstehen, zu wahren. Alles wurde aufgeboten, um tunlichst viele Freimaurer in die Kammer zu bringen. Die fieberhafte Tätigkeit im Palazzo Giustiniani erreichte in der Woche zwischen Hauptwahl und Stichwahl ihren Höhepunkt.

Bei Prüfung der Wahlergebnisse muß der Unbefangene sagen, daß die Freimaurerei, wenn sie auch noch keine durchgreifende Niederlage erlitten hat, doch in keiner wie immer gearteten Weise als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen ist.

An einer Stelle jedoch haben die Freimaurer eine ganz vernichtende Niederlage erlitten und das ist erfreulicherweise gerade in der Hauptstadt Rom geschehen. Die gestrigen Stichwahlen im ersten und vierten römischen Wahlkreis haben mit dem Siege der konstitutionellen Kandidaten geendet, obschon sogar der französische Großorient am Freitag noch eine telegraphische, sehr erhebliche Postanweisung gesandt hatte, um die ∴ Brüder zu unterstützen.

Nachdem der Fürst Scipio Borghese trotz der ganz unbegreiflichen Unterstützung durch den Giornale d'Italia schon in der Hauptwahl glücklicherweise beseitigt worden war, stand Don Leone Caetani, Herzog von Teano, in Stichwahl gegen den Marchese Medici del Vascello. Der Fürst aus dem Geschlechte Papst Bonifaz' VIII. (1294—1303) ging bei der Hefe des Volkes um die Stimmen betteln und stellte ein Durcheinander von antikirchlichen und subversiven Leitsätzen zusammen, um damit alle Republikaner, Radikale, Sozialisten und Anarchisten an seine Fahne, auf der groß „Antinationalismus" geschrieben stand, zu fesseln. Er gebrauchte sogar den unwürdigen Trick, auf die Stichwahl öffentlich zu verzichten, um die Gegner zu täuschen. Kurz, er hat sich als ein politisch so charakterloser Mensch erwiesen, daß jeder anständige Mensch eine hohe Genugtuung darüber empfindet, daß dieser römische Fürst eine so gewaltige Niederlage erlitten hat. Und für ihn hatten die Freimaurer in einer Weise mit Lockungen, Drohungen, Geld und Einfluß gearbeitet, daß sie selbst eingestehen, daß die Niederlage des „Türken" auch ihre Niederlage ist. Don Leone Caetani heißt allgemein der Türke, weil er sich im Kriege gegen die Türkei gegen sein Vaterland gestellt und öffentlich die Besetzung Lybiens als einen Akt der Wegelagerei bezeichnet hat. Der konservativ gerichtete Marchese Medici del Vascello hat glänzend über die Freimaurerei gesiegt.

Die zweite römische Stichwahl wurde von der Freimaurerei in Gestalt des revolutionären Sozialisten Campanozzi bestritten, der wegen grober Verfehlungen und Vertrauensbruchs aus dem Staatsdienste entlassen worden war. Auf Geheiß der Loge haben diejenigen der linken Parteien, die ihn in der Hauptwahl noch auf das grimmigste bekämpft hatten, gestern für ihn gestimmt. Die reichsten Geldmittel wurden dem schimpflich fortgejagten Staatsbeamten zur Verfügung gestellt, um in seiner Person die Loge zum Siege zu führen. Es war ein überaus beschämendes Bild, in edlem Bunde vereinigt zu sehen alle, die sich politisch hassen, aber im Kampfe gegen die Kirche einig durch die Freimaurerloge zusammengeschlossen wurden. Aber alles hat nichts genützt. Die Liberalen aller Schattierungen scharten sich zusammen und unter dem offenen Feldgeschrei: „gegen die Loge" und „gegen den Umsturz" erlangten sie für ihren Kandidaten Luigi Federzoni die Mehrheit.

Aber mit diesen beiden Stichwahlsiegen der Hauptstadt ist nicht nur die Freimaurerei in katastrophaler Weise geschlagen worden; vielmehr ist, was unmittelbar viel wichtiger erscheint, der freimaurerische Block im römischen Stadtrat mit einem Nathan an der Spitze ins Herz getroffen worden. Wenn die Männer des Blocks noch etwas Anstandsgefühl und Selbstachtung besitzen, so müssen sie sich jetzt zurückziehen[1]). Die nächsten Stadtratswahlen werden sich unter dem vernichtenden Eindruck dieser schier für unmöglich gehaltenen Niederlage vollziehen.

Auch der von der Loge unterstützte abgefallene Priester Romolo Murri ist in der Stichwahl unterlegen, was in den weitesten Kreisen mit großer Genugtuung vermerkt worden ist.

An dritter Stelle sei ein kurzes Wort über die junge Partei der Nationalisten verstattet. Luigi Federzoni, der Sieger in der Stichwahl in Rom, hat eine größere Anzahl von bedeutenden Intelligenzen jüngeren Alters auf eine Art allitalienisches Programm vereinigt. Sein Blatt, die „Idea Nazionale", hat seit einem Jahre einen erbitterten, aber höchst erfolgreichen Kampf gegen die Freimaurerei geführt. Neben anderen Idealen vertritt der Nationalismus auch den energischen Schutz jeder ehrlichen religiösen Meinung. Es war ein jugendliches Wagnis, sich mit so kleiner Gefolgschaft in Rom um einen Kammersitz zu bewerben. Es war ein Glück, daß Federzoni mit einem so minderwertigen Politiker und ganz unbeschreiblichen Charakter wie Campanozzi in die Stichwahl kam. Die Regierung bot ihren ganzen Einfluß auf, um diesen Menschen aus der Kammer fern zu halten, obschon die Loge ihn auf jede Weise unterstützte.

[1]) Inzwischen haben die Beigeordneten, der Bürgermeister Nathan und die Mehrheit des Gemeinderates ihre Aemter tatsächlich niedergelegt. Anm. d. Red.

Alle besonnenen Elemente folgten dem Winke der Regierung und vereinigten ihre Stimmen auf Federzoni. Damit war mit anderen Wahlsiegen, deren Zahl im Augenblick noch nicht feststeht, die Bildung einer neuen Partei in die Wege geleitet, die niemals den berechtigten Ansprüchen der Katholiken zu nahe treten wird.

Die nunmehr abgeschlossenen Wahlen der italienischen Kammer geben also ein im allgemeinen nicht unerfreuliches Bild und leisten die Gewähr, daß in absehbarer Zeit auf dem Wege der Gesetzgebung nichts unternommen werden kann, was den Interessen der Katholiken abträglich ist. Daß es auf dem Verwaltungswege nicht an häufigen und auch tiefer gehenden Nadelstichen gegen sie fehlen wird, versteht sich von selbst. Aber die großen Fragen der Kirchenpolitik sowie der Schulgesetzgebung werden keine Lösung im antikatholischen Sinne finden können.

Schließlich sei noch bemerkt, daß gegen Don Leone Caetani gestern im letzten Augenblick die Stimmen der Katholiken unter der Hand freigegeben worden sind und der Anteilnahme derselben an der Wahl der Sieg des Marchese Medici del Vascello zu verdanken ist.

Politisches und Unpolitisches aus Belgien.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

Seitdem der von uns seinerzeit (Nr. 18, 3. Mai 1913) erörterte Probierstreik in Belgien mit einem vollständigen Fiasko endete, ist es hierzulande in den Wahlreformfragen äußerst still geworden. Die Regierung hat ihr Versprechen eingelöst, einen Sonderausschuß mit der Prüfung der verschiedenen Wahlsysteme betraut und dann dringenderer Arbeit ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

Da galt es zunächst, angesichts der durch die Balkanwirren geschaffenen neuen internationalen Lage zu einer Heeresreform zu schreiten. Belgien ist bekanntlich ein neutraler Staat, muß aber gemäß den bestehenden Verträgen seine von den Großmächten gewährleistete Neutralität zu verteidigen imstande sein. Das schien unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr der Fall zu sein. Das neue Gesetz führte die allgemeine Wehrpflicht ein; eine jährliche Rekruteneinstellung von etwa 40 000 Mann sichert bei fünfzehnmonatlicher aktiver Dienstzeit für Fußtruppen eine Friedensstärke von 175 000 und eine Kriegsstärke von 340 000 Mann. Etwa 49 Prozent der Gestellungspflichtigen dürften eingereiht werden, was weitgehende Dispensen für Familienstützen usw. gestattet und auch zur Verteidigung des Landes genügt, zumal für ausgiebige Verproviantierung und Munition, sowie Instandsetzung der Festungen Sorge getragen wurde. Belgien ist also jetzt imstande, seine Neutralität zu verteidigen, und auch in Deutschland wird man ein starkes Belgien nur willkommen heißen.

Die Heeresreform kann selbstverständlich nicht ohne neue Geldmittel durchgeführt werden und so mußte die Regierung die ebenfalls in der letzten Session verabschiedete Steuervorlage einbringen. Neue Steuern verteidigen ist stets ein harter Strauß gewesen; trotzdem hat Finanzminister Levie die Aufgabe glänzend gelöst. Zunächst konnte man ihm nicht den Vorwurf machen, seine Steuern seien antidemokratisch. Börsen und Bankoperationen wurden in gemäßigter Weise getroffen, Stempel- und Einschreibegebühren reformiert; die Abgaben auf Alkohol und Kinos sind Maßregeln sozialer Hygiene.

Die Debatte über die Steuernovelle hat uns so voll und ganz den „unverwüstlichen Patriotismus" der Liberalen gezeigt. Als überzeugte Militaristen haben sie für die Militärvorlage gestimmt, aber die Beschaffung der Deckungsmittel verworfen unter dem Vorwande, die neuen Geldmittel seien nicht notwendig für die Heeresreform, sondern nur geschaffen, um die zerrütteten Staatsfinanzen wieder in Ordnung zu bringen. Man darf dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß zu Beginn der jetzigen Legislaturperiode die Liberalen und Sozialisten der Regierung einen Vorwurf daraus gemacht hatten, daß sie keine neuen Steuern schaffe und vorziehe, neue Anleihen auszugeben. Das nennen die Leute dann Logik! Daß die Staatsfinanzen nicht zerrüttet sind, haben nichtkatholische volkswirtschaftliche Organe zur Genüge dargetan, und dem Ministerpräsidenten, wie auch dem Finanzminister war es ein leichtes, die liberal sozialistischen Sophismen zurückzuweisen.

Zu gleicher Zeit, da diese wichtigen Projekte zur Debatte gestellt waren, verabschiedete die Kammer verschiedene kleinere Vorlagen und somit konnten die Parlamentarier in der außerordentlichen Tagung, die am 14. Oktober begann, die Debatte über das neue Schulgesetz anschneiden.

Seit Jahr und Tag ist in Belgien die Schulfrage der Streitgegenstand der Parteien gewesen; denn im Grunde verkörpert sie den Kampf zweier Weltanschauungen. Als 1879 die Liberalen ans Ruder kamen, verbannten sie den Religionsunterricht aus der Elementarschule und an Stelle des bis dahin konfessionellen Unterrichts trat die sogenannte neutrale Schule, die in jeder Gemeinde eingerichtet werden mußte. Derartige Unterrichtsstätten konnten aber den Katholiken keineswegs genügen, und obwohl sie als Steuerzahler zum Unterhalt der öffentlichen Schule beitragen mußten, gründeten sie allenthalben freie Schulen, welche vielfach von Ordensleuten geleitet wurden. Trotz des Druckes, den man, dank des Verwaltungsapparates, auf die Eltern ausübte, kam es häufig vor, daß die neutrale Schule leer stand und die freie Schule überfüllt war. Derartig abnormen Zuständen machte die 1884 wieder mit den Geschäften des Landes betraute katholische Regierung dadurch ein Ende, daß sie die offizielle Schule dort, wo sie überflüssig erschien, abschaffte und die freie Schule zur Gemeindeschule oder doch zur adoptierbaren Schule machte. Indem sie so handelte, entsprach die Regierung nur den Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung; von einer Unterdrückung des offiziellen Unterrichtes konnte um so weniger die Rede sein, als das neue Schulgesetz bestimmte, daß die offizielle Schule offen bleiben müsse, falls zwanzig Familienväter dies verlangten. Das Gesetz, welches 1895 vervollständigt wurde, erkennt also den Gemeinden das Recht zu, von der Gründung einer eigenen Schule abzusehen, falls die bestehenden Schulen, die sie dann adoptieren oder doch subventionieren, für genügenden Unterricht sorgen. Somit kennt also das Gesetz Gemeindeschulen, adoptierte und adoptierbare freie Schulen, die alle drei auf staatliche Zuschüsse Anrecht haben, falls sie den Religionsunterricht auf ihr Programm schreiben. Wenn auch das Gesetz von 1884/1895 den Bestimmungen von 1879 gegenüber einen bedeutenden Fortschritt darstellt, behandelt es doch, im großen und ganzen, die Katholiken äußerst stiefmütterlich. Die den freien, d. i. katholischen Schulen gewährten Zuschüsse stehen in keinem Verhältnis zu den von ihnen der Nation geleisteten Diensten. Jeder der an die 400 000 in ihnen unterrichteten Schüler kostet die öffentlichen Körperschaften 21 Franken, während sich die Unkosten für einen offiziellen Schüler auf 70 Franken belaufen. An der Hand dieser Zahlen läßt sich leicht ausrechnen, welche Ersparnis Staat, Provinzen und Gemeinden alljährlich aus dem Umstande erwächst, daß die Katholiken ihre Schüler selbst unterhalten, anstatt wie Liberale und Sozialisten ihre Kinder einfach den Gemeindeschulen anvertrauen. Da sie anderseits als Steuerzahler für letztere auch noch mitsorgen, ist es recht und billig, daß sie ebenbürtiger behandelt werden. Bereits vor zwei Jahren brachte der damalige Ministerpräsident Schollaert ein Gesetz ein, das hier Rat schaffen sollte, aber damals zurückgezogen werden mußte, nicht weil, wie die gegnerische Presse behauptet, die öffentliche Meinung sich auflehnte, sondern weil eine Anzahl Katholiken sich fürchteten, den Schulzwang einzuführen in einem Momente, wo ein Sturz der katholischen Regierung die Unterdrückung aller freien Schulen hätte herbeiführen und die katholischen Kinder der Willkür der Logenbrüder anheimgeben können. Man zog infolgedessen vor, wie es die Liberalen und Sozialisten ausdrücklich beantragten, die Entscheidung den Wählern am 2. Juni 1912 vorzubehalten. Die Opposition hatte zuversichtlich gehofft, ans Ruder zu kommen; als aber eine erdrückende katholische Mehrheit aus der Wahlurne hervorging, sah sie ein, daß an einem gerechteren Schulgesetz diesmal nicht mehr vorbeizukommen sei. Gar bald löste denn auch Unterrichtsminister Poullet das den Katholiken gemachte Versprechen ein durch Einbringung der nunmehr zur Verhandlung stehenden Novelle. Auch nichtkatholische Schulmänner haben zugegeben, daß das Gesetz einen unverkennbaren Fortschritt bedeute. Es führt vor allem den seit Jahren von den Liberalen und Sozialisten verlangten Schulzwang ein und sieht die Ausgestaltung der Volksschule durch ein weiteres Schuljahr vor; die Lehrergehälter werden erhöht und die ärztliche Behandlung der Schüler wird verallgemeinert. Das Grundprinzip des neuen Schulgesetzes ist aber die Festlegung des Rechtes des Familienvaters, in aller Freiheit die Schule zu wählen, die ihm für seine Kinder als die geeignete erscheint. Da diese Bestimmung auch für Nichtkatholiken zutrifft, hätte man glauben sollen, die Oppositionsparteien ständen dem Projekte sympathisch gegenüber. Dem ist aber nicht so, schon aus dem Grunde, weil nach der anmaßlichen Meinung dieser Leute alles, was die Katholiken vorschlagen, ipso facto minderwertig sein muß. Anderseits erheischt der Schulzwang in Verbindung mit der völligen Freiheit des Familienvaters in der Wahl der Schule Gleichberechtigung der freien mit der öffentlichen Schule bezüglich der staatlichen Zuschüsse. Und das gerade ist den Logenbrüdern ein Greuel. Sie wissen ganz gut, daß wenn auf unbemittelte Familienväter kein offizieller Druck mehr ausgeübt werden darf und katholische Schulen ebenso unentgeltlich wie Gemeindeanstalten unterrichten, erstere letzteren zahlreiche Schüler entreißen dürften. Und das geben sie offen zu, nicht ahnend, welches Armutszeugnis sie der öffentlichen religionslosen Schule ausstellen. Erwägt man daneben, daß einmal ein sozialistischer Führer gesagt hat, die neutralen Schulen genügten ihm — wohl weil dort Sozialisten ausgebildet werden — kann man ermessen, wie schwer das neue Gesetz von den liberal-sozialistischen Parteipolitikern verdaut wird.

Darum werden denn auch jetzt alle Mittel und Hebel in Bewegung gesetzt, um die Debatte wenigstens auf die lange Bank zu schieben. Da werden die althergebrachten Gemeinplätze von klerikaler Verdummung, Gewissenszwang, kirchlicher Intoleranz usw. ein weiteres Mal breitgetreten. Das Projekt sei verfassungswidrig, obschon in der Verfassung nichts Derartiges steht; Minister Poullet gehe nur darauf aus, die Klöster zu bereichern, obwohl feststeht, daß die Ordensleute weit weniger Zuschüsse erhalten als die weltlichen Lehrer der freien Schulen. In dem Entwurf stehe ja viel Gutes, aber die öffentliche Meinung lehne sich auf. Um dies zu beweisen, wurde in Brüssel eine nationale Kundgebung veranstaltet, an der aber die Liberalen nicht offiziell teilnahmen, in der vier von neun Provinzen nicht vertreten waren und die aus einigen tausend Sozialisten und Freidenkern bestand! Arme öffentliche Meinung! In Wirklichkeit steht die öffentliche Meinung hinter der Regierung.

Daß es dem Ressortminister ein leichtes war, die nichtigen Einwände der Opposition zu entkräften, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Und als erst der beinahe achtzigjährige katholische Führer Woeste mit unbarmherziger Logik in der bei ihm gewohnten außerordentlichen Klarheit und klassischen Beredsamkeit das liberal-sozialistische Kartenhaus umgeworfen und die katholische Auffassung über Schulfragen ins rechte Licht gerückt hatte, war die Schlacht gewonnen. Die katholische Rechte steht einig da und wird trotz aller freimaurerischen Unkenrufe das vom katholischen Belgien längst herbeigesehnte Schulgesetz unter Dach bringen.

Christus-Statue am Vierwaldstätter See.

Wo des Sees grüne Wogen
Rauschend kommen, rauschend gehen,
Sah auf einem Felsvorsprunge
Hoch ich den Erlöser stehen.

Steht mit ausgespannten Armen
An den blühenden Gestaden,
Rufend über See und Berge:
„Kommet all', die ihr beladen!

Kommet all', die ihr beladen
Mit des Lebens Müh'n und Lasten!
Euer Gott will euch erquicken,
Sollt an seinem Herzen rasten!"

Und es waren viele, viele,
Die zu dem Erlöser schauten,
Und es waren wenig, wenig,
Die dem Heilandswort vertrauten; —

Fuhren stumm und kalt vorüber,
Wollten Huld nicht und Erbarmen,
Liessen ihren Heiland stehen
Mit den ausgespannten Armen.

M. Ellis.

Irland und die Homerule-Bill.

Von Dr. jur. et phil. Julius Pokorny, Lektor für irische Sprache an der Wiener Universität.

Die im Vorjahr erfolgte neuerliche Einbringung einer Homerule-Bill im englischen Unterhaus, die voraussichtlich nicht das Schicksal der 1886 und 1893 zurückgewiesenen Gesetzesvorlagen teilen dürfte, und der revolutionäre Widerstand, der von den Protestanten der Provinz Ulster dagegen in erbitterter Weise organisiert wird, sind gewiß geeignet, die Aufmerksamkeit jener Staaten, die ähnliche nationale Probleme zu lösen haben, auf die irische Frage zu lenken; pflegt man doch seit Jahrzehnten nach England, als dem politisch reifsten und konstitutionell am weitesten vorgeschrittenen Staat mit größter Bewunderung und Hochachtung hinzublicken.

Es muß jedoch mit Bedauern konstatiert werden, daß die öffentliche Meinung Europas — was Irland anbetrifft — seit langem von der englischen Presse gänzlich in die Irre geführt wird. Man kennt die irischen Verhältnisse fast nur in englischer Beleuchtung und es wird sehr begreiflich, warum man sich in England bemüht, die irische Frage dem Auslande gegenüber totzuschweigen, wenn man sich vor Augen hält, daß Irlands trauriges Schicksal einen dunkeln Punkt in der ruhmreichen Geschichte Großbritanniens darstellt. Einem genauen Kenner der Verhältnisse kann auch der scheinbar verzweifelte Widerstand der Protestanten Ulsters gegen Homerule, der von der konservativen Presse Englands in überschwenglichen Worten gefeiert wird, nicht anders als eine lächerliche Farce erscheinen.

Sollte man es für möglich halten, daß es im 20. Jahrhundert in einem der ältesten konstitutionellen Staaten Europas ein Gebiet gibt, das ganz ohne jede Konstitution regiert wird? Daß dies in Irland der Fall ist und daß das unablässige Verlangen nach Homerule nichts anderes bedeutet, als der Schrei eines durch Jahrhunderte geknechteten Volkes nach Gewährung einer bescheidenen Konstitution, zeigt ein kurzer Blick auf die Verwaltung des Landes. Die Regierung in Irland ist nämlich in keiner Weise dem irischen Volke verantwortlich, sondern nur der englischen Regierung; ihre Ernennung ist vom Willen der irischen Wähler gänzlich unabhängig; sie steht in direktem Widerspruch zum Volkswillen und ist daher nicht imstande, das Wohl des Landes in wirkungsvoller Weise zu fördern.

Bekanntlich ist Irland ein armes Land; im Jahre 1893 wurde durch eine amtliche Kommission der hervorragendsten Finanzmänner des Reiches einwandfrei festgestellt, daß „während der wirkliche Steuerertrag Irlands ungefähr $^1/_{11}$ des Steuerertrages Großbritanniens beträgt, die relative Steuerfähigkeit Irlands viel geringer ist und höchstens $^1/_{20}$ der Steuerfähigkeit Großbritanniens ausmacht". Woher diese Armut des Landes herrührt, wird sogleich klar werden. Sehen wir nur einmal, welch hohe Verwaltungskosten dies arme Land aufbringen muß! Seit 1841 ist die Bevölkerung Irlands von 8 Millionen Einwohnern auf 4 Millionen gesunken, die Verwaltungskosten sind jedoch von $33^1/_2$ Millionen Kronen auf 216 Millionen, also um mehr als das sechsfache gestiegen. Während es in Schottland, das über $^1/_2$ Million mehr Einwohner hat als Irland, nur 944 Verwaltungsbeamte gibt, die einen höheren Gehalt als 3800 Kronen beziehen, gibt es in Irland deren 4397, die insgesamt ungefähr um 27 Millionen Kronen mehr Gehalt beziehen, als die schottischen Beamten. Was soll man ferner sagen, wenn der Lord-Leutnant von Irland 480,000 Kronen — also genau soviel wie der Präsident der Vereinigten Staaten — an reinem Gehalt bezieht, oder der Jahresgehalt des Lordkanzlers 144,000 Kronen beträgt, um 24,000 Kronen mehr, als der des englischen Ministerpräsidenten! Der oberste Richter in Irland bezieht 120,000 Kronen Jahresgehalt, vier andere Oberrichter erhalten 96,000 Kronen jährlich, von den übrigen 10 erhält jeder 74,000 Kronen. Alles in allem kostet die Justizverwaltung in Irland das Doppelte wie in Schottland, und man hat ausgerechnet, daß die Kosten der Zivilverwaltung in Irland pro Kopf 22 Kronen betragen, während sie in dem reichen Belgien kaum 12 Kronen pro Kopf ausmachen. Diese Zahlen sprechen wohl deutlicher, wie jedes Argument und zeigen, daß die Ursache für die Armut Irlands nicht in dessen ökonomischer Schwäche zu suchen ist.

Irland war einst ein wohlhabendes, industriereiches Land, aber was die blutigen, jahrhundertelangen Raubkriege übrig gelassen haben, hat die englische Handelspolitik vernichtet. Viehhandel, eine blühende Glasindustrie, Wollhandel, Brauereiindustrie und andere Industriezweige wurden nacheinander unterdrückt, um jede Konkurrenz mit den englischen Gewerbetreibenden unmöglich zu machen. Nur die Leinenindustrie widerstritt keinerlei englischen Interessen, darum ließ man sie bestehen. Das allein und nicht etwa die durchgreifendere englische Kolonisation und die größere englische Arbeitsfähigkeit ist der Grund des Wohlstandes der Bewohner des östlichen Ulster.

Der Umschwung in der englischen Finanzpolitik, durch welchen die Steuern auf Nahrungsmittel und Rohprodukte fast gänzlich aufgehoben und durch direkte Einkommenssteuern ersetzt wurden, kam natürlich dem reichen, industriellen England in vollstem Maß zugute, während er systematisch den Ruin der armen, ackerbautreibenden Bevölkerung Irlands herbeiführen mußte. Die Ausbeutung des irischen Volkes wird besonders klar durch die Tatsache beleuchtet, daß die Besteuerung in Irland, das relativ nur $^1/_{20}$ der Steuerfähigkeit Englands besitzt, von 1817 bis 1894 um 170 Prozent pro Kopf gestiegen ist, während sie in derselben Zeit in England um 11 Prozent abgenommen hat. Ist es da nicht ein Gebot der elementarsten Gerechtigkeit, dem Lande eine eigene Verwaltung und Regierung zu geben, um solchen unerträglichen Zuständen ein Ende zu bereiten?

Daß übrigens auch der in der Homerule-Bill bewilligten Selbstregierung des Landes ziemlich enge Grenzen gezogen sind, geht deutlich aus dem letzten Absatz der Bill hervor, wo ausdrücklich gesagt wird, daß nicht nur dem Lord-Leutnant von Irland das Recht zusteht, gegen jedes Gesetz auf Anweisung der Reichsregierung sein Veto einzulegen, sondern daß auch das Reichsparlament berechtigt ist, jedes vom irischen Parlament beschlossene Gesetz durch den Erlaß allgemein gültiger Reichsgesetze aufzuheben oder abzuändern. Es ist also vollkommen unbegründet, von einer Abtrennung oder allzuweit gehenden Selbstständigkeit Irlands zu sprechen, da ja die Souveränität des Reichsparlamentes in so weitem Umfange gewahrt bleibt, daß das Selbstbestimmungsrecht Irlands in zahlreichen Punkten ziemlich illusorisch gemacht werden kann. Die Bill kann somit die irischen Forderungen zwar nicht vollständig befriedigen, wird aber immerhin als der erste Schritt zur Schadensgutmachung, deren Pflicht England in hohem Maße obliegt, vom irischen Volke freudig begrüßt werden.

Es scheint aber eine ganze Provinz in Irland zu geben, die jeden Gedanken an Homerule in heftigster, verzweifelter Weise bekämpft. In Ulster werden große Protestversammlungen abgehalten, man droht mit offener Revolution, die Protestanten wollen lieber zu den Waffen greifen, als unter die Botmäßigkeit eines „klerikalen" irischen Parlamentes kommen. Aber droht der Glaubensfreiheit wirklich Gefahr? Der § 3 der Bill sagt ja ausdrücklich: „Der gesetzgebenden Macht des irischen Parlamentes steht es nicht zu, irgend ein religiöses Bekenntnis einzuführen oder zu begünstigen oder dessen freie Ausübung zu verhindern oder irgendwelche Bevorzugungen, Privilegien oder Vorteile — ebensowenig irgendwelche Nachteile oder Zurücksetzungen — von der Ausübung irgend eines religiösen Bekenntnisses oder irgend einer kirchlichen Stellung abhängig zu machen, oder irgend einen religiösen Glauben oder eine kirchliche Zeremonie zur Bedingung der Rechtsgültigkeit einer Eheschließung zu machen." Es ist übrigens ganz unrichtig, von einem Widerstand der ganzen Provinz Ulster zu sprechen; unter den 33 Abgeordneten Ulsters sind ja 17 Nationalisten und die letzten Parlamentswahlen ergaben in Ulster eine Majorität von 1298 Stimmen zugunsten von Homerule. „Ganz Ulster" dürfte also kaum „eher sterben, als sich der Homerule unterwerfen"! Auch von einer Vergewaltigung der Minorität wird man kaum reden können, da von den 164 Mitgliedern des künftigen irischen Unterhauses die Provinz Ulster allein 59 Abgeordnete entsenden wird.

Was fürchten also die Protestanten Ulsters in Wirklichkeit? Um es gerade herauszusagen: nichts anderes, als daß der Korruption selbstsüchtiger Stellenjäger ein Ende gemacht werde und daß die bisher Unterdrückten zu ihrem Recht gelangen könnten. Einige Daten werden am besten beweisen, auf welcher Seite die Intoleranz und Selbstsucht zu finden ist. Obwohl in Irland $^3/_4$ der Bevölkerung katholisch sind, finden sich z. B. unter den 5000 Friedensrichtern fast 4000 Protestanten; unter den 68 geheimen Räten sind nur 8 Katholiken. Von den 47 ernannten Beamten des „Local Government Board" sind 34 Protestanten und 13 Katholiken; im irischen „Ackerbauministerium" ist unter den 5 obersten Beamten nur 1 Katholik. In der Grafschaft Cork, in der neben 365000 Katholiken nur 38000 Protestanten wohnen, sind fast alle höchsten Stellen in den Händen von Protestanten; so die

des obersten Grafschaftsrichters, seines Stellvertreters, des obersten Stadtrichters, des obersten Schulinspektors, des Oberpostmeisters u. a. m. Unter den 17 Distriktinspektoren sind 15 Protestanten, unter den Grafschaftsinspektoren kein einziger Katholik. Man sieht deutlich, um welche Güter die Protestanten Ulsters kämpfen. Schon zweimal früher, bei der Lostrennung der irischen Kirche und der Emanzipation der Katholiken, führten sie dieselbe Komödie auf, ohne jedoch ihre prahlerischen Drohungen zu verwirklichen.

Es ist ja wahr, daß die katholische Geistlichkeit in keinem Lande mehr Einfluß auf die Gemüter des Volkes besitzt, als in Irland. Aber wer hat denn das Volk „klerikal" gemacht? Ich habe selbst in verschiedenen Teilen des Landes unter dem irischen Volk gelebt und muß gestehen, daß ich kaum ein elenderes, trostloseres Leben kenne, als das der irischen Landbevölkerung. Keinerlei Behaglichkeit, kein Vergnügen; nur harte Arbeit von früh bis abends und dabei trotzdem immer der Hunger vor der Türe. Wenn ein Land systematisch derart ausgesogen und dem Ruin entgegengetrieben wird, ist es da ein Wunder, wenn sich die Leute, denen das irdische Leben nichts Lebenswertes mehr bieten kann, an den einzigen Trost, der ihnen geblieben, den der Religion anklammern? Ich kann es übrigens aus eigenster Erfahrung bestätigen, daß die irische Intelligenz absolut nicht „klerikal" ist. Die Leute sind zwar fromm, aber trotzdem möchte ich sie mit gutem Gewissen eher als antiklerikal bezeichnen, das heißt, abgeneigt dem politischen und sozialen Einfluß der Geistlichkeit, obwohl streng auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehend.

Die Irländer sind eines der hochbegabtesten, edelsten Völker Europas, die nur durch jahrhundertelange Knechtschaft von zahlreichen Entwicklungsmöglichkeiten abgeschnitten waren; erst in der politischen Freiheit werden sie all ihre Kräfte entfalten können. England wird sich dadurch selbst am meisten nützen, denn ohne ein glückliches und kräftiges Irland wird Englands Stellung — besonders für den Fall eines eventuellen Krieges — niemals zureichend gesichert sein. Die augenblickliche Stimmung in Irland ist auf das höchste gespannt; sollten die Erwartungen der Nation auch diesmal getäuscht werden — so könnten schlimme Folgen für England entstehen. Der Irländer ist von Natur aus loyal, aber er hat ja keine Verfassung, auf die er schwören könnte. Die Pflichten einer Nation kann England nur dann von den Irländern verlangen, wenn es ihnen auch deren Rechte gibt. Vor allem aber wird ein ehrenhafter Friede mit Irland auch eine feste und dauernde Freundschaft mit Amerika begründen, wo sich die vertriebenen Besten der Nation eine zweite, starke Heimat begründet haben.

Der XVIII. Caritastag zu Münster.

(19.—24. Oktober.)

Ein Stimmungsbild von Guido Haßl, Bad Ditzenbach.

Eine Pandora mit ihrer verderbensendenden Giftbüchse konnte das alte Heidentum ersinnen, und ein modernes Staatswesen, das ohne Gott regieren will, malt als Symbol seiner „beglückenden" Tätigkeit ein windiges Frauenzimmer, das, die blutrote Jakobinermütze auf dem Kopfe, gegen den Wind säet, Wind nur, um Sturm zu ernten; — aber eine Symbolgestalt, wie der 18. Caritastag zu Münster als Festbild sie zeichnete, vermag weder Alt- noch Neuheidentum zu schaffen. Eine edle Samaritergestalt ist's mit dem Kreuzeszeichen auf dem Kopfschmuck, umrankt von Füllhörnern, welche Rosen in Hülle und Fülle ausschütten, aber auch umrankt sind von Dornen. Das Walten der Caritas, unterm Zeichen des Kreuzes, in dem auch sie siegt, in dornenvoller Arbeit aber auch in steter Verwirklichung des Rosenwunders der heiligen Elisabeth oder vielmehr in der Rosen Zurückverwandlung zu Geist und Leib labender Gaben!

So zieht die edle Herrin Caritas durch die Lande. So hielt sie heuer vom 19. bis 24. ihren Jahrtag in Westfalens Hauptstadt Münster. Eine festliche, reichgesegnete Tagung war's dort, wo Caritas seit Jahrhunderten ein bevorzugtes Heim genießt. Eine Freude für die hohe Edelfrau und ihr zahlreiches Gefolge, dort zu weilen, nicht nur unter Kränzen, Flaggen und Bannern, welche die ganze altehrwürdige Münsterstadt in ein Festeszelt verwandelt, sondern auch im Schatten jenes herrlichen Baumes, welcher hier vor mehr als 1000 Jahren, durch St. Ludgerus gepflanzt, von 69 Bischöfen treu gehütet, wuchs und sich dehnte in zahlreichen Aesten, Zweigen, Wohltätigkeitsanstalten und Vereinen, welche der menschlichen Not nachgehen von der Wiege bis zum Grabe.

Eine Reihe hochwichtiger, höchst aktueller Fragen hatte sie sich zur Beratung gestellt.

Die Jugend voran! lautet auch für St. Caritas die Parole in dieser Zeit, in welcher der große Geisterkampf eventuell um diese „Zukunft des Volkes" sich dreht. Jugendfürsorge darum schon für die ersten Jahre der Jugend! Vorbeugende Jugendpflege durch Elternhaus, Schule und in Kinderhorten. Leider sind es der letzteren auf katholischer Seite noch viel zu wenig. Fürsorge in Vormundschaft. Wie dankenswert die klaren Ausführungen des Herrn Prälaten Dr. Werthmann über die rechtliche Seite dieser Frage. Auf Grundlage dieser konnte dann nach Abwägung der Mängel und Vorzüge je der Berufs- und der Einzelvormundschaft die Forderung aufgestellt werden: „Organisierte Einzelvormundschaft!" Dazu freilich bedarf es einer genügenden Anzahl hilfsbereiter Männer und Frauen. St. Caritas möge solche rufen zu einem Amte, das mehr von Dornen als von Rosen umflochten ist. Die Seele solch caritativen Wirkens muß sein echt christlicher, religiöser Geist, darum Vormund und Mündel eins im Glauben! Religiös gemischte Vormundschaften sind in ihren Wirkungen für die Mündel vielleicht noch verhängnisvoller als gemischte Ehen für deren Kinder. Wir Katholiken haben allen Grund, auf diesem Gebiete die Augen offen zu halten, damit nicht gerade hierin ein noch größeres Verlustkonto für uns anwächst, als durch die „Mischehen"!

Ebenso muß die religiöse Erziehung im Mittelpunkt der weiblichen Jugendpflege, für Stützung und Förderung der schulentlassenen Mädchen stehen. Darunter wird gewiß die Körperpflege nicht leiden, die Erholung nicht zu kurz kommen und soziale Tugenden werden dadurch geweckt werden. Dieser Hauptzweck der religiös-sittlichen Festigung und Förderung wird gewahrt dadurch, daß den Haupt- und Mittelpunkt der weiblichen Jugendpflege die marianische Jungfraukongregation bildet. Diese, ein bisher immer so „siegreiches Schlachtheer", wird der ganzen christlichen katholischen weiblichen Jugendpflege zum Siege verhelfen.

Ein Gebiet, dem man vielerorts noch nicht, oder noch nicht lange die gebührende Aufmerksamkeit schenkt, ist die Landkrankenpflege. Und wenn — so wurde vielfach nur ihre heilende Tätigkeit gewertet und gefördert, die vorbeugende leider oft vernachlässigt. Diesem Mangel will abhelfen die Gründung von Krankenpflegervereinen und Zusammenschluß derselben in einem Verband. „Organisation das Zauberwort der Zeiten" ist auch der Caritas Losung hierin. Sie begnügt sich aber nicht bloß mit einer Paroleausgabe, sie zeigt auch das Wie und Was und Wo und schafft Mittel und Wege; den hundert und hundert Minen, welche das Siechtum auch in das so gesund gerühmte Landleben legt, begegnet sie mit ebensoviel Gegenminen und Minenzerstörern. Mit welchem Erfolg das zeigte am Beispiel der Diözese Münster Frau Regierungsrat Hesse von Münster.

St. Caritas schließt sich nicht ein in die von ihr geschaffenen Heime, sie zieht auch, wo es nottut, hinaus auf die Gassen, armen Wanderern nach, muß auch hinabsteigen in Gossen, wohin Moloch Alkohol seine Sklaven zieht. Wie das Reichswanderarmengesetz ergänzt und ausgebaut und durch die Caritas mit christlichem Geist erfüllt werden soll, zeigte Fuldas Oberbürgermeister Dr. Antoni. Durch trockene und harte Paragraphen allein ist das Ziel der Wandererfürsorge nicht zu erreichen. Dieses ist, solche Wanderer, die Stammgäste der Landstraße, wieder zu einem arbeitsamen, vom christlichen Geist erfüllten Leben zurückzuführen. Mit einer amtlicherseits am Ein- und Ausgang eines Ortes angebrachten Plakattafel: „Bettel und Umschau verboten, nächste Wanderarbeitsstätte in . . .", darf nicht alles geschehen sein. Caritas soll Wegweiserin auf der Wanderroute und Herbergsmutter im Wandererheime sein. Ebenso in den Fürsorgestellen für die aus der Gosse aufgelesenen Trinker. Für diese hat sie ein freilich hohes Ziel: lebenslängliche Abstinenz, aber die bisherigen Erfahrungen, Erfolge und Mißerfolge bestätigen, daß es einen anderen Weg zur Rettung der unmündig gewordenen Opfer des Alkohols nicht gibt, als völliges Brechen dieser Sklavenketten. Deren Ringe müssen ganz durchfeilt und zersprengt sein. Darum arbeitet hier die Caritas mit dem Hammer energischer Forderung: Abstine und der Feile ausdauernder Sorge: Sustine!

Willkommen ist der Caritas bei ihrem Werke jede wohlmeinende und zielbewußte Mithilfe, deshalb stützt sie sich gerne auf den Arm öffentlicher staatlicher Fürsorge, so namentlich bei der Armenpflege. Diese hat die Aufgabe, dem Hilfsbedürftigen das zum Lebensunterhalt Unentbehrliche zu geben. Die Privatwohltätigkeit aber will schon vor Eintritt solcher Unterstützung vorbeugend wirken, nach und während ihrer Dauer ergänzend schaffen. Das soll geschehen ohne gegenseitiges Mißtrauen, in loyalem offenen, planmäßigen Zusammenwirken. Dadurch wird vorgebeugt der Vergeudung von Geld und Arbeit und wird ein Ueberblick gewährt über das ganze Gebiet der Caritas. Und der Erfolg ist um so sicherer, je ungestörter die Caritas wirken kann unter dem Schutze eines starken Armes, welchen der Staat ihr leiht. Die Caritas leiht ihm dafür ihre versöhnende, ausgleichende, heilende Kraft. Wie ein wohlorganisiertes Zusammenwirken von Caritas und öffentlicher Armenpflege sich vollziehen soll, das legte Msgr. Domkapitular Dr. Müller-Simonis-Straßburg in meisterhafter Weise dar.

Alles nach wohldurchdachtem Plane, in wohlgeordneter Organisation, das muß immer Kern und Stern des Caritaswirkens sein, so bei Gründung der Elisabethen- und Frauenvereine für Familienpflege, so bei der Caritashilfe in der Seelsorge. Wie hier planmäßig gearbeitet werden muß, um dauernde Erfolge zu erzielen, das konnte man in Münster nicht bloß hören, sondern in einer eigenen Ausstellung für Caritashilfe praktisch durchgeführt sehen. Alles fein ausgedacht, korrekt

und konsequent durchgeführt! Ohne solche Hilfsmittel wären Caritas und Seelsorgemühen vielfach eine Danaidenarbeit.

Da St. Caritas arbeiten will nach dem Vorbilde Jesu Christi, der bei all seinem Heilwirken für den kranken Leib nie die Seele leer ausgehen ließ, so hat auch jene Himmelstochter vor allem das geistige Wohl, das der Seele im Auge. Mit Körperpflege vereinigt sie Seelsorge. Durch alle Vorträge zog sich dieser goldene Faden. Aus diesen Sorgen heraus kamen auch die hochernsten Worte, in welchen Seminaroberlehrer Reinke Krieg ankündete der Schundliteratur mit ihren neuen Machenschaften; diesen Seelenpiraten, welche unter falscher Flagge segeln, auf welche sie hochtönende, patriotisch oder gar fromm klingende Titel für ihre Schundwerke setzen.

Was dem Caritastage zu Münster in diesem Jubeljahr besonderen Glanz verlieh, das war neben der überaus festlichen Aufnahme der zahlreichen Besucher namentlich auch der Umstand, daß da Männer auf hoher Warte stehend fest und entschieden unter der Caritas Sieges- und Segenspanier sich stellten. Ein gutes Omen für des eben inthronisierten neuen Bischofs von Münster Regierung möge sein für ihn und seine ganze Diözese, daß er zum ersten Male öffentlich auftrat in St. Caritas Dienst, deren hohes Lied er sang, da er sie feierte als hehren Gottes- und Nächstendienst, der da spendet zum Geld die Liebe, opfert nicht bloß von Rosen einer üppigen Tafel, sondern opfermutige Herzen. Und wie ermutigend war es, als der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Prinz von Ratibor, der hehren Caritas eigentlich den Orden pour le mérite im Namen der hohen Staatsregierung anheftete durch seine lobesvollen Worte über deren rastloses, erfolgreiches Wirken, das der Staat nicht entbehren könne. Ganz besonderer Wert und Glanz ward auch dieser Tagung durch das Auftreten so vieler hoher Regierungsbeamten aus Westfalen-Rheinland — wir erwähnen da besonders die Herren Wirkl. Geh. Oberregierungsrat von Gescher, Geh. Regierungsrat Schmedding, Landesrat Dr. Schmittmann, die Herren Oberbürgermeister von Münster und Fulda u. a. Und auch Damen aus angesehenen Ständen, wie Frau Regierungsrat Hesse, Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus, Frau Schulrat Graß, Fräulein Hedwig Dransfeld u. a. verstanden der Caritassorge, Caritasliebe, welche ihre Herzen erfüllt, beredten Ausdruck zu verleihen in höchst dankenswerten Ausführungen.

Was so im hohen Lied der Caritas deren gespannt lauschenden Jüngern zum Ohre drang, das stieg vor dem geistigen Auge auf in den herrlichen Lebensbildern eines Ozanam und Kolping, welchen hier ein besonderes Jubeljahrlied gesungen ward, das zeigte sich dem leiblichen Auge bei dem Gange zu Münsters zahlreichen Anstalten, woselbst St. Caritas ihr Programm in lebensvolle Tat für alle Zeit umgesetzt hat.

Und so wirkte alles, alles mit, diesen 18. Caritastag in Münster zu einem wirklichen Jubeltag zu machen. Grund zum größten Jubel aber hatte gewiß der Vorsitzende des Caritasverbandes, Prälat Dr. Werthmann, welchem vielleicht auf keiner Tagung mehr und freudiger zum Bewußtsein kam das gottgesegnete Wachstum und Gedeihen des vom himmlischen Sämann vor 18 Jahren in den oft so kalten und harten Boden dieser Erde eingesenkten Reisleins Caritas, das nun ein so gewaltiger fruchtbeladener Baum geworden. Ihm, dem treuen Hüter und Pfleger dieses Reisleins, ist diese Freude voll zu gönnen. Wir alle freuen uns mit ihm und wünschen ihm Glück, daß es ihm mit Gottes Hilfe gelungen, den ihm anvertrauten Funken aus der göttlichen Liebe Glutmeer wie elektrische Kraft, Wärme und Licht durch tausend und tausend Drähte hinauszulenken in weiteste Fernen, hinein in verborgene Winkel armseliger Hütten und leidbeschwerter Herzen. Möge er auch in Zukunft erfahren: „Caritas nunquam excidit!"

Auf der Insel der Heiligen.

Von Dr. Ed. Lutz, Limburg a. L.

1. Das neue Kloster.

Wenn man mit dem Dampfer von Korsika herüber der Azurküste sich nähert, so sieht man schon von weitem die wild abfallenden Berge der französischen Seealpen. Wie flammende Opferaltäre ragen die von der mittäglichen Sonne umflossenen Felsen in den tief blauen Himmel hinein. Doch bald heben sich auch die Farben der ewig grünen Riviera heraus. Wie blinkend und glitzernd ziehen sich die Städtchen und Villen am Ufer hin! Doch etwas weiter im Meere draußen, näher bei uns, ragt eine ganze Reihe der schönsten Inseln und Inselchen aus der purpurnen Flut empor. Wie ein kostbarer Perlenkranz schmücken sie das liebliche Bild. Das Kleinod aber an diesem Brautschmuck der azurnen Küste ist Lerin, St. Honorat, wo schon zu Zeiten des heiligen Ambrosius nach des großen Bischofs eigenen Worten das Brausen der Wogen mit dem sanften Hymnengesang heiliger Einsiedler sich vereinte. Die Insel, die im Volksmunde und in der Geschichte auch die heilige genannt wird, liegt sieben Kilometer von Cannes entfernt, etwas weiter draußen im Meere als ihre Schwesterinsel St. Marguerite. Beide Inseln trugen zu Römerzeiten den Namen Lerin. Nach St. Marguerite wurde Bazaine nach dem Kriege von 1870/71 zu lebenslänglicher Festungshaft gebracht. Er entkam aber, nicht ohne Wissen der Regierung, wie noch heute viele Franzosen sagen, und starb dann bekanntlich in Spanien im Elend. Das ist wohl das Bemerkenswerteste aus der Geschichte dieser Insel, wenn wir von dem Manne mit der eisernen Maske absehen, der hier seine geheimnisvolle Existenz verbracht haben soll. Wie anders aber fesselt uns das kleinere St. Honorat mit seiner einzigen Stellung und Bedeutung, die es durch viele Jahrhunderte der christlichen Kulturentwicklung eingenommen hat.

Die Insel ist kaum hundert Morgen groß. In einer kleinen halben Stunde geht man auf dem äußersten Rande um sie herum. Ein kleiner Hafen schützt das Boot, auf dem wir zu dem grünen Eiland hinüberfahren. Schon von Ferne grüßt der schlanke Turm der großen Abtei — das ist die einzige Ansiedelung der Insel — aus dem Grün der Pinien und Zypressen zu uns herüber. Die bunten, wechselnden Farben des um die Insel plätschernden Meeres scheinen aufzusteigen aus der Flut und wie ein anmutiger Duft um die friedliche Abgeschlossenheit zu schweben. Auf wohlgepflegtem Pfade wandeln dann die Besucher unter einer Zypressenallee dem Kloster zu, wo ein Bruder ihnen Ansichtskarten und Andenken verkauft. Doch wir dürfen das Innere des Klosters selber sehen, da ich eine Einladung vom Abte habe. Wie einfach und wie freundlich ist der Empfang! Und wie der Heimatdialekt dem greisen Manne, denn er ist Landsmann, Freude bereitet! Durch eine prächtige Säulenhalle gehen wir Arm in Arm dem Innern zu. Eine kleine Stärkung und Erfrischung tut so not. Doch das wunderschöne Kloster zieht uns sehr bald wieder hinaus in Hof und Gärten.

Welch ein Bild! Von der großen Türe des Haupteinganges geht man durch eine zierliche Palmenallee zum Hauptportale der großen Klosterkirche. In Toulon, Cannes, Nizza, an der Riviera sind überall Palmen. Aber auf Lerin-St. Honorat sind die schönsten. Hier beten sie, die das Symbol des Gebetes sind. Und kein Erdenstäublein klebt an ihren Händen. Wie Andacht zieht's durch ihre weiten ausgebreiteten Blätter, wenn der Abendwind vom Meer herüber sie lispelnd hebt und senkt und der Schein des ewigen Lichtes vor dem Tabernakel durch die Pforte der Kapelle dies Bild verklärt. Wir treten ein. Die Väter singen eben das Salve Regina, den Schlußgesang der Abendandacht. Flehend ziehen die Töne der Begleitung nach dem Lied in wechselnden Akkorden durch den heiligen Raum. Ein Blinder ist es, der das schöne Orgelinstrument zwischen den Reihen der Väter im Chore spielt.

Doch wir verfolgen bald wieder unseren Rundgang; durch einen mächtigen Korridor gehen wir von der Kapelle zum Kapitelsaale. Die letzten Strahlen der untergehenden Abendsonne fallen durch die kleinen gemalten Fenster und umrahmen die alten Gemälde an den Wänden mit zauberhaftem Scheine.

Im Kapitelsaale sehen wir das Bild des Bischofs St. Loup von Troyes, eines ehemaligen Abtes von Lerin, wie er dem Hunnenkönig Alarich entgegentritt und so die Stadt vom Verderben rettet. Der Tod zieht hinter Alarich her, Schwert und Folter ist sein Symbol. Stab und Mitra aber des Bischofs trugen den Sieg davon. Auf einem anderen Bilde sehen wir jenen Abt Lerins, der sich in seinem Werke über die Gnade nicht frei hielt von Irrtümern. Das Buch De gratia et libero arbitrio liegt auf seinem Schoße.

Aus den Klostergebäuden treten wir in mehrere kleine Gärten und Höfe hinaus, die in ihrem Palmenschmuck und dem süß duftenden Heliotrop sich wie Paradiesesfleckchen ausnehmen. In einem steht eine ganze Sammlung von alten Inschriften und Denkmälern an den Wänden. Da ist ein kleiner Altar des Neptun, den eine Römerin dem Meergott auf der Insel errichten ließ. Daneben ist ein Denkmal, das ein reicher Patrizier seinem freigelassenen Sklaven setzte. Die Inschrift zeigt, daß der Herr seinen Diener liebte und schätzte. Auch Kugeln liegen da aus Stein und Bronze. Sie mögen aus jener früheren Zeit stammen, in der Spanier und Franzosen um die Klosterinsel stritten.

In einem anderen Gärtchen erhebt sich zwischen Blumen und Palmen eine liebliche Muttergottesstatue. Hier ist heiliges Land. Hier tritt keiner ein, der die Geschichte kennt, ohne Ehrfurcht und Gebet. Hier haben die Sarazenen nach ihrer entscheidenden Niederlage zwischen Tours und Poitiers auf ihrem Rückzuge voll Rache 500 Patres hingemordet. Segnend hält die Königin der Martyrer ihre Hand über die vom Martyrerblut getränkte Erde.

Doch, wie ist denn dieses schöne Kloster geworden, und woher hat es seine großen Erinnerungen? Und wie kommt es, daß es noch von Patres bewohnt ist, trotz des großen Klostersturmes der freimaurerischen französischen Regierung? Denn St. Honorat und St. Marguerite sind französische Inseln. Wie schon aus Andeutungen hervorgeht, handelt es sich hier um eine der ältesten Klosteransiedelungen des Abendlandes. Die Räume aber, die wir durchwandert haben, sind neu.

In der großen Revolution wurden die Insel und die Klostergebäude öffentlich verkauft. Später erwarb sie der Bischof von Frejus aus Privathänden. Pius IX. beauftragte dann den Generalvikar der Zisterzienser von Senanque bei Avignon mit der Neubesiedelung der Insel. Und nun entstand die schöne neue Abtei, die heute die Insel schmückt. Der zweite Abt der neuen Niederlassung, Abt Columban, ein Lothringer, war ein äußerst kluger und weitblickender Mann. Er sah wohl die Gefahren voraus, die über der Kirche und ihren Niederlassungen unter der radikalen republikanischen Regierung sich zusammenzogen. Sein größtes Bestreben war darum, das Kloster durch einen Akt der Regierung in seinem Bestand zu sichern. Im März 1893 reiste er darum mit der entsprechenden Petition nach Paris. Er ging in den Senat, in den Staatsrat und zum Präsidenten. Und er hatte Erfolg. Am Montag der Karwoche unterzeichnete der damalige Präsident Carnot den Akt, durch den die Republik die Insel und das Kloster als Eigentum der Zisterzienserpatres anerkennt. „So schön hat die Sonne lange nicht mehr über der immergrünen Insel geschienen, und freudiger haben nie Glocken gejubelt als die unsrigen an jenem darauffolgenden Ostersonntage“, fügte glücklich der Pater hinzu, der mir all das erzählte. Freilich, für einen weltlichen Zweck eignet sich dieser Jahrhunderte alte, meerumflossene Klosterfriede kaum. Getragen von Felsen, über dem klaren Spiegel der schillernden Meerflut schwebend scheint St. Honorat-Lerina zwischen Himmel und Erde, zwischen der Zeit und der Unendlichkeit selber zu liegen. Der Boden muß heilig bleiben. Den darf die Republik nicht antasten, wenn sie sich und die Vergangenheit respektiert, ein Boden, den die Mönche drüben aus dem alten befestigten Kloster, dem „monastère fortifié“ mit soviel Blut geweiht haben, dem Vaterland und dem heiligen Glauben zu unvergeßlicher Ehre.

Vom Büchertisch.

Emilie Ringseis. Von E. M. Hamann. 8⁰, VIII u. 228 S. Freiburg 1913, Herder. *M* 3.30, geb. *M* 4.—. Die Herausgabe der geistreichen, humorvollen Korrespondenz zwischen Alban Stolz und den Ringseisschwestern Emilie und Bettina hat im Vorjahre das Interesse für eine Dichterin wieder wachgerufen, die, wenn auch nicht vergessen, so doch längst nicht mehr nach ihrem Werte gekannt und geschätzt wurde. E. M. Hamann verdient großen Dank dafür, daß sie zum ersten Male ein abgeschlossenes Bild der liebenswürdigen Frau zeichnete, ein Bild, das sie durch eindringlich liebevolle Versenkung in den Menschen und die Dichterin gewann. Wer Emilie Ringseis kennt, sieht mit Freude, wie sie in diesem Buche lebt in ihrer ganzen Eigenart, wie ihr Wesen und Schaffen eine feinsinnige Versteherin und geistvolle Interpretin fand; und wer sie noch nicht kennt, muß sie lieben und achten lernen als eine edle, ernste, hochbegabte Natur, die als Mensch allein schon Beachtung erringt, nicht nur als Schriftstellerin. Fast die Hälfte des Buches gilt denn auch der anziehenden Persönlichkeit Emiliens. Bei aller Begeisterung für sie wahrt sich E. M. Hamann strengste Objektivität und berührt auch die kleinen Mängel ihres Temperaments, Mängel, deren Emilie sich selbst einst offenherzig anklagte, um sich mehr und mehr zu läutern. Ihr Leben war ein Höhenflug, ihr „ganzes Dasein eine Lobpreisung Gottes, wie sie ja auch ihr dichterisches Schaffen zum weitaus größten Teile der unmittelbaren Verherrlichung des Höchsten unterstellte“ (S. 84), aber ohne weltfremd zu werden. Sie hat uns viel zu geben, und diese Gaben zu würdigen lehrt ihre taktvolle Biographin mit der vollen ihr zu Gebote stehenden Kunst und der ihr eigenen Reife und Treffsicherheit des Urteils, ethische und dichterische Werte ins rechte Licht zu rücken. H. Riesch-München.

Von vieler Liebe und mancherlei Leid. Von M. Herbert. Geschichten aus dem Volke und der großen Welt. Essen-Ruhr 1913, Fredebeul & Koenen 8⁰. 344 S., geb. *M* 4.—. „Volk“ und „große Welt“. — M. Herbert selbst glaubt an den Edelmann im Arbeitskittel; sie weiß auch, daß Christus nicht nur die Armen und Gedrückten, sondern auch die Reichen und Vornehmen erlöst hat. — Die knappe Novelle, die konzentrierte Erzählung ist die Stärke dieser hochbegabten Autorin, der Gott eine wunderbar reiche Phantasie, einen zwingenden Zug zum tief Seelischen ins Leben mitgab. So haben wir denn an dieser Sammlung wieder einen Born dichterischer Erquickung und psychologischer Anregung. Schwer Realistisches aus dem heutigen Alltagsleben steht gleich zu Anfang („Das Kördelland“), dicht daneben etwas wundervoll Idealistisches („König Barto“) aus alter Zeit. Und so rollt sich der Wechsel in bunter, immer fesselnder Reihe, in edler natürlicher Sprachgewandung vor uns ab. Soll ich Lieblingsstücke von mir unter den vierzehn nennen, hier sind sie: „König Barto“, „Wie die Gewaller Perpetua eine Mutter ward“, „Das unsterbliche Herz“, „Der Wald im Dome“, „Marie Luise“, „Geliebt werden“ und die entzückend humorvolle „Stockuhr“. Der Humor wirft überhaupt oft golden spielende Lichter über den nicht selten dunklen und schweren Ernst bei M. Herbert, wie sie überhaupt fast immer einer niederdrückenden Wahrheit in ungezwungener Logik und Weise eine erhebende Erkenntnis beizufügen weiß. E. M. Hamann.

„Am Grabe eines unserer Größten.“ Im dritten Heft des siebten Jahrganges der brillanten, illustrierten Halbmonatsschrift für Studierende „Leuchtturm“ (Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier, Preis halbjährlich *M* 1.60 (einfache Ausgabe) und *M* 2.40 (feine Ausgabe) mit Portoersparnis bei gemeinschaftlichem Bezuge) findet sich an leitender Stelle aus der Feder M. Paulis eine äußerst interessante Skizze über das Leben Dr. Armin Kausens, des † Begründers der „Allgemeinen Rundschau“. Das fließend geschriebene Essay befaßt sich vielfach mit den Beziehungen des edlen Verstorbenen zur Jugend und bringt fast durchwegs noch nicht veröffentlichte heitere und ernste Episoden aus seinem Leben. In sinniger Weise wurde an den Kopf des Artikels eine sehr gute photographische Aufnahme des Löwen von Luzern plaziert. Im Text fand ein ganz vorzügliches ganzseitiges Bild Dr. Armin Kausens aus seinem letzten Lebensjahr Aufnahme (ebenfalls noch nicht veröffentlicht). Den Abschluß bildet die einen schlichten Grabstein darstellende geschmackvolle Vignette. Auch der übrige Inhalt des Heftes ist wieder von besonderem Interesse. Der „Leuchtturm“ ist ausgezeichnet redigiert (Herausgeber ist der bekannte Konviktsdirektor Peter Anheier in Trier). Auch für den, welcher die Studienjahre längst hinter sich hat, bildet die Lektüre eines so fein durchdachten Heftes einen wahren Genuß. Aus allen Gebieten des Wissens und Denkens werden hier nicht alltägliche Perlen gesammelt. Die mannigfachen Illustrationen genügen ersten Ansprüchen. Dr. K.

Jesu letzter Wille. Von Hermann Fischer. S. V. D. 3. Auflage in neuer Bearbeitung. 8⁰. 238 Seiten. 1912. Geb. *M* 1.30. — **Das katholische Missionsfest.** Hilfsbüchlein und Materialsammlung zur Veranstaltung von Missionsfeiern. Von Anton Freytag. S. V. D. 8⁰. 208 Seiten. Brosch. *M* 0.80. 1913. Beide Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen (Rhld.) Kein Zweifel, das Missionswerk der katholischen Kirche begegnet heute regem Interesse und erfährt von vielen tatkräftige Unterstützung. Indes ist diese Teilnahme noch lange keine allgemeine, wie sie allein die wünschenswerten Früchte bringen kann. „Jesu letzter Wille“, das ist der mächtigste Beweggrund zur Missionstätigkeit, ein zündender Funke, der überall Missionsbegeisterung wecken muß. Das Büchlein beleuchtet in lebendiger Sprache den Gegenstand von allen Seiten. Deutlich tritt hervor die Missionspflicht der katholischen Kirche und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Förderung dieser an Schwierigkeiten überreichen Arbeit von seiten der Gläubigen. Das Werkchen gehört in alle Volks- und Jugendbibliotheken und eignet sich in seiner prachtvollen Ausstattung auch sehr wohl zu Geschenkzwecken. — Zur Hebung des Missionsverständnisses erweisen sich die schon mehrfach erprobten Missionsfeste als besonders dienlich. Die bisherigen Erfahrungen sind zeigt der Verfasser der angezeigten Schrift, wie ein Missionsfest vorzubereiten und einzurichten sei, damit es den erhofften Erfolg eintrage. Für die Veranstaltung selbst bringt das praktisch angelegte Werkchen eine Reihe von Skizzen zu einem Vortrag und namentlich eine Auswahl von 56 passenden Gedichten und Liedern. Den Schluß bildet die dem Kölner Diözesan-Gebetbuch entnommene Missionsandacht. O. Heinz.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Umschau von M. Rast.

Unter den Darbietungen des **Herderschen Verlages**, Freiburg i. Br., fallen zunächst, neben den schon im vorigen Jahre abgeschlossenen und an dieser Stelle warm empfohlenen drei großen Lexiken: „Herders Konversationslexikon“ (9 Bände), „Staatslexikon“ (5 Bände) und „Lexikon der Pädagogik“ (zwei von den fünf Bänden sind erschienen und in der „Allgemeinen Rundschau“ besprochen), die Abschließungen zweier das Interesse aller Gebildeten erregenden Werke ins Auge: 1. der „Dritte Band“ des „Luther“ von Hartmann Grisar S. J.: „Am Ende der Bahn — Rückblicke. Erste und zweite Auflage. Erstes bis sechstes Tausend“. Lex. 8⁰, XVIII und 1108 S., geb. *M* 20.40 und *M* 21.30. — Hier stellt sich in des berühmten Verfassers meisterhafter Ausführung das Ergebnis des polemischen Lebenswerkes Luthers und der „streitmüde“ Lebensabschluß dieser weltbewegenden und erschütternden Persönlichkeit dar. Grisars Gesamtwerk (in 3 Bänden, geb. in Buckram-Leinen *M* 50.—, in Halbpergament *M* 52.50) steht in seiner ungemein reichen und gründlichen dokumentaren Materialverwertung, in seiner glänzenden Objektivität und Vortragsweise wie ein Kolossalbollwerk aufgerichtet gegen alle feindlichen Anwürfe. Auch die Gegner beugen sich vor dem Total- und Einzeleindruck dieser gewaltigen intellektuellen Arbeitsleistung, um die sie nach ihrem eigenen Zugeständnisse bei der Lutherforschung in keiner Weise mehr herumzukommen vermögen; 2. der II. (Schluß-) Band „Goethe“. Dritte neubearbeitete Auflage (1.—4. Tausend) von A. Stockmann S. J.: Sein Leben und seine Werke von Alexander Baumgartner S. J.: „Der Altmeister. Von 1790—1832. Mit einem Titelbild.“ 1910. Lex.-8⁰ XX u. 742 S. Geb. Band *M* 15.—, Halb-Saffian *M* 17.—. — Schon der erste Band der Stockmannschen Bearbeitung erregte bei Freund und Feind lebhaftes und zum großen Teil bewunderndes Aufsehen, das der vorliegende Band voraussichtlich noch bedeutend vermehren, erhöhen wird. Die von Grisar gerühmte Objektivität findet sich auch bei Stockmann, der die temperamentvollen Ueberschüsse der ersten Ausgabe zu mildern und auszugleichen, alle notwendig noch bestehenden Lücken durch die sorgsamste Verwendung des vorhandenen neuen Materials auszufüllen, aber auch die hervorragenden Werte des Originals festzuhalten verstand, so daß der jetzigen Ausgabe alle alten Freunde und viele andere, die bis'ang fernbleiben zu müssen glaubten, zweifellos neu gewonnen werden.

Sehr viele der folgenden Werke sind unseren Lesern bereits durch Besprechungen in der „Allgemeinen Rundschau“ bekannt. „Wahre Gottsucher“ betitelt sich ein zum Beuroner Jubiläum erschienenes Legendenbüchlein für viele Tage des Jahres von P. H. Bihlmeyer O. S. B.

(8⁰, 94 S., geb. M 1.70 u. M 2.60); Heinrich Mohr nannte es ein Neuland für die Individualfrömmigkeit des Gebildeten, ein Handbüchlein in künstlerischer Form zum gottseligen Leben für den modernen Menschen. Dem eben erwähnten Autor verdanken wir das unlängst hier von Heinrich Federer nachdrücklichst empfohlene Sonntagsbüchlein „Die Seele im Herrgottswinkel". Erste bis vierte Auflage, 12⁰, VIII und 240 S., geb. M 2.—. — Allen Verehrern der Gottesmutter seien genannt: das letzte kostbare Vermächtnis eines berühmten Autors: „Unsere liebe Frau. Ihr tugendreiches Leben und seliges Sterben" von Moritz Meschler S. J. Mit 19 Bildern von Johann v. Schraudolph. Erste und zweite Auflage, 8⁰, XII und 184 S., geb. M 3.20; „Wallfahrten zu Unserer lieben Frau in Legende und Geschichte" von Stephan Beissel S. J. Mit 124 Abbildungen, gr. 8⁰, XII u. 514 S., geb. M 15.50. Das durch wissenschaftlichen, apologetischen und praktischen Wert ausgezeichnete schöne Werk schließt sich den beiden früheren Bänden desselben Verfassers über die Verehrung Marias im Mittelalter und im 16. und 17. Jahrhundert fortsetzend an; das für Laien und Priester (Prediger) gleich wichtige Buch „Die Gottesmutter. Theologie und Aszese der Marienverehrung", erklärt von P. Justinus Albrecht O. S. B. 8⁰, VIII und 156 S., geb. M 2.40. — Für den Lehrerstand von besonderer Bedeutung ist das frisch und warmherzig geschriebene, theologisch und pädagogisch zugleich angelegte, die neue Zeit mit ihrer Stellung zu Lehrer, Schule und Methode vollauf berücksichtigende Werk „Glaubenslicht im Lehrberuf, Gedanken über Beruf und Religion" von Oberlehrer Michael Hubert Schnitzler. 8⁰, VIII und 116 S., geb. M 1.80. — Unsere weibliche Jugend leitet zur Selbsterziehung in liebenswürdig eindringlicher Weise an: „Des Herzens Garten, Briefe an junge Mädchen" von Sebastian von Oer O. S. B. Erste und zweite Auflage. 12⁰. VI u. 128 S., geb. M 1.50. — Ebenfalls an die weibliche Jugend wendet sich das durchaus religiös-verinnerlichte Büchlein „Heldinnen der Frauenwelt. Biblische Vorbilder für Jungfrauen" von P. Hubert Klug O. Min Cap. Mit einem Titelbild. 12⁰, VIII und 156 S., geb. M 2.—. Ueber die bisher seitens der Geschichtsschreibung stiefmütterlich behandelte nachmittelalterliche kirchliche Architektur in Spanien liegt ein interessantes Werk vor: „Spaniens alte Jesuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte der nachmittelalterlichen kirchlichen Architektur in Spanien von Jos. Braun S. J. Mit 14 Tafeln und 27 Abbildungen im Text. (Auch 112. und 113. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach"). gr. 8⁰, XII und 208 S., geb. M 4.80. — In unserer Zeit der Jahrhundertfeier einer großen Vergangenheit weckt die Erinnerung an ein Heldentum christlicher Nächstenliebe während des deutsch-französischen Krieges ein jetzt schon in zweiter und dritter Auflage sich bietendes, warm zu empfehlendes Werk: „Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71. Briefe u. Berichte", herausgegeben von M. Rist. gr. 8⁰ XVI und 224 S., geb. M 3.40. — Erwähnt sei noch, daß Bischof Dr. Paul Wilhelm von Kepplers allgemach weltberühmtes Buch „Mehr Freude" jetzt im 76. bis 78. Tausend vorliegt (geb. M 7.— bis M 20.—. Von demselben berühmten Verfasser erschien ein neu zusammengestellter Band: „Im Morgenland, Reisebilder". Mit 17 Bildern. Erstes bis fünftes Tausend. 8⁰, VIII und 240 S., geb. M 3.50 und M. 4.—. Das hübsche und sehr preiswerte Buch umschließt eine Reihe Einzelbilder aus Bischof v. Kepplers weitverbreitetem großen Reisewerke „Wanderungen und Wallfahrten im Orient".

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Grillparzers gefühlstiefes Liebesdrama: „Des Meeres und der Liebe Wellen", das manches Jahr im Spielplan unserer Hofbühne gefehlt hatte, erzielte in neuer Einstudierung einen starken, künstlerischen Erfolg. Man bediente sich der stilisierten Vorderbühne, die auch in den im Freien spielenden Szenen sehr schöne und stimmungskräftige Bilder bot und vor allem den Schauplatz intimer gestaltete, wie es ein Stück erfordert, dessen Vorgänge sich zumeist zwischen wenigen Personen abspielen. Man weiß, daß die erste Aufführung von Hero und Leander (1831) eine halbe Niederlage erlitt, weil die weibliche Hauptrolle einer mehr auf Intelligenz, als auf schlichtes Gefühl eingestellten Schauspielerin anvertraut gewesen. Einfache Gefühlsinnigkeit, Reinheit und ungekünstelte Naivität werden heuer auf der Bühne wohl noch seltener überzeugend dargestellt, als komplizierte Naturen. Man durfte sich somit freuen, wie gut sich Frl. Neuhoff mit der Aufgabe abfand; besonders die lyrischen Stimmungen der Liebesszenen im dritten Akt waren von starker Wirkung und echter Poesie. Auch im vierten Akte wirkte sie überzeugend. Man hat diese Szenen einst undramatisch gescholten, während das moderne, mehr auf das psychologische gerichtete Publikum in dieser Hinsicht dem Dichter gerechter wird. Auch in der Sterbeszene wußte Frl. Neuhoff zu packen. In Teschendorfs Leander stand ihr ein Partner gegenüber, der im wesentlichen der Rolle nichts schuldig blieb, wenn seine Charakteristik auch zuweilen mit derben Strichen malte, wo Pastelltöne zu wünschen sind. Den Oberpriester gab mit Wärme Jacobi, der wieder einmal der vollendetste Sprecher war, während bei den anderen doch das eine oder andere Wort ungehört verhallte. Die Gestalt des Nautileros vertrüge eine Abtönung, zumal das Publikum Anlaß zum Lachen fand, wo die Dichtung ein stilles Lächeln entlocken will. — Zum ersten Male erschien die letzte Oper Glucks: „Echo und Narziß". Im nächsten Jahre wird man ja wohl mehr Gluck hören, obwohl es hierzu bei dem großen Reformer der Oper nicht erst der „Aktualität" der zweihundertjährigen Geburtstagsfeier bedürfen sollte. Diesmal war die Oper — sie ist übrigens die schwächste des Komponisten, was einzelne hervorragende Schönheiten nicht ausschließt — nur das Mittel, uns die Schule der Elizabeth Duncan vorzuführen. Das Werk ist zu diesem Zwecke bearbeitet worden, die Sänger unserer Hofbühne hatten im Orchester Platz genommen, sie sangen uns die altbekannte Fabel von der Nymphe, die aus Liebesschmerz zum Felsen erstarrt, der zum „Echo" ihres Leidens wird; oben aber auf der Bühne tanzte die Duncanschule, für den Inhalt der Gluckschen Tonwelt rhythmischen Ausdruck suchend. Das bot oft Bilder von hoher Schönheit. Es fehlt nicht an Enthusiasten, die da meinen, jetzt erst komme Gluck ganz zur Geltung. Ich freilich bin solchen „Bearbeitungen" abhold, da die Form eines Kunstwerkes nie etwas Willkürliches ist. Davon abgesehen, zeigte die Vorstellung viel rhythmische Feinheiten, der zweite Teil des Abends brachte Tänze zu Beethovens „Mädchenchor" aus „König Stephan" und Schubertwalzer, die wohl das reizvollste der Darbietungen ausmachten. Die antikisierende Leichtheit der Kostüme ist bei den großen Raumverhältnissen der Bühne, die die Gestalten in bildmäßige Ferne rücken, angängiger, als auf dem für den „Reformtanz" seither üblichen Konzertpodium oder gar auf dem über den Köpfen des Publikums gebauten „Blumenweg", über den einst im Künstlertheater Max Reinhardts noch luftiger gekleidete English Girls schritten. Ohne unsere an dieser Stelle oft dargelegte prinzipielle Ansicht über den Barfußtanz irgendwie zu modifizieren, darf die musikalische Ausdrucksfähigkeit und Grazie der Duncan-Schülerinnen anerkannt werden.

Uraufführung im Schauspielhaus. „Gertrud, Tragödie eines Herzens", betitelte der mit dem Bauernfeldpreis gekrönte Dichter von „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt", Paul Apel, sein neues Werk. Die Liebe zu ihrem Gatten bedeutet für Gertrud Lebensinhalt, ihm war sie ein flüchtiger Rausch. Er sehnt sich nach Freiheit, Alleinsein und dieser Wunsch wird allmählich übermächtig in ihm. Aeußere Anstöße lassen ihn den Mut fassen, seiner Frau nach langem Ringen die Wahrheit zu gestehen. Die um ihr Lebensglück Betrogene sucht den Tod in den Wellen. Die drei Akte enthalten manche psychologische Feinheiten und es zeigt eine nicht kleine Gestaltungsfähigkeit des Dichters, daß das Interesse des Zuschauers trotz der geringen Handlung nicht erlahmt, wenn auch die oft quälende Ausführlichkeit der psychologischen Analyse ein Gefühl des Unbehagens hervorruft. In Gertrud ist Paul Apel ein an liebenswerten Zügen reicher Frauencharakter gelungen, ihr Schicksal ergreift. Ihren Gatten hat der Dichter etwas zu wichtig genommen, wir sollen ihn wohl als den wertvolleren Menschen, wie ihn ein Freund nennt, nehmen, dessen Individualität nicht aus Mitleid mit der geistig geringeren Frau „aufgeopfert" werden dürfe. Dieser Privatdozent ist jedoch lediglich ein Neurastheniker, wie wir ihnen in unseren Tagen sehr häufig begegnen, die von den wahren Härten des Lebens bewahrt, ihre kleinen Leiden verhätscheln, den Wert der eigenen Persönlichkeit maßlos überschätzen und aus vermeintlicher Pflicht gegen ihre Individualität alles beiseite schieben, was als weniger angenehme Pflicht ihnen im Wege steht. Die Nebenhandlung schwächt den Eindruck, denn das galante Abenteuer eines kalten Lebenskünstlers und einer Dame von „prachtvoller Ungeniertheit" bietet doch wahrlich keine Parallele zu Gertrudens Herzenstragödie. Unter der Regie des Dichters wurde sehr eindringlich gespielt. Von den vielen Nuancen, die Apel in seinen sehr eingehenden Regiebemerkungen des Buches (Berlin, Oesterheld & Co.) vorschreibt, kam das meiste zur Geltung; insbesondere bot Frl. Woiwodes Gestaltung der Titelrolle sehr gutes. Gegenüber einer geringen Opposition behauptete sich der Beifall.

Theater am Gärtnerplatz. „Susi", eine Operette von Franz Martos, Musik von Aladar Renyi hatte recht freundlichen Erfolg. Die Musik ist wenig selbständig, aber sie klingt gefällig und angenehm. Das Libretto ist in der Erfindung etwas schwerfällig und da bedurfte es für die Darsteller eines Aufwands von Temperament und frischer Laune, um über manche öde Stelle hinweg zu helfen. Es gelang ihnen. Die Besetzung ist eine recht gute, insbesondere war es wieder der köstliche Humor Ludls, der aus einer matten Schablone eine farbensatte Gestalt machte.

Aus den Konzertsälen. Das Volkssymphoniekonzert war wieder außerordentlich schwach besucht. Die Erhöhung der Preise scheint sich doch unlieb geltend zu machen oder sind es, wie schon das vorige Mal erwähnt die Novitäten, die weniger anziehen, als das Bewährte? Dann lasse man sie eben fort. Für die Erschienenen freilich war es eine Freude, Paul Juons Kammer-Symphonie für Streichorchester, Oboe, Klarinette, Horn, Fagott und Klavier zu hören. Letztgenanntes Instrument meisterte der Komponist. Das Werk ist eine frisch empfundene, sehr reizvolle Komposition, die sich von allem gewollten Tiefsinn und von Originalitätssucht fernhält und sich mit hübschen Gedanken und sicherer Formsprache begnügt. Das von Prill geleitete Orchester begleitete die beifällig aufgenommene Neuheit mit bestem Geschmack. Der Abend bot noch die 6. Symphonie von Schubert und die Variationen aus der 3. Suite von Tschaikowsky in durchaus schöner, gediegener Wiedergabe. Mögen die Volkssymphoniekonzerte bald wieder das langgewohnte Bild eines ausverkauften Saales zeigen. — Einen hohen künstlerischen Erfolg zeitigte der Kammermusikabend der „Brüsseler", die sich wieder als eine Streichquartettvereinigung von hohem Rang erwiesen. Sie begannen mit einer klangschönen Kammermusikneuheit von E. v. Dohnányi und boten dann, nach dem Bericht meines Vertreters, bei Beethoven und Haydn das Schönste durch ihre seelische Durchdringung und ihre technische Meisterschaft.

Verschiedenes aus aller Welt. Strindbergs Märchenspiel „Kronbraut", eine düstere, schattenhafte Dichtung, in der nach dem Zeugnis

des Uebersetzers eigenes Erleben, Landschaftserinnerungen und Sagendämmerungen ineinander glitten, hatte in **Berlin** Erfolg. Die begleitende Musik, die August Enna, der Komponist der „Hexe", zu dem Märchenspiel geschrieben, hat reizvolle Details, doch ist sie, nach Berichten, zu deutlich, sie entbehrt aller Mystik und allen Märchenzaubers. — In **München** starb Hans Bronsart v. Schellendorf, der früher Generalintendant der Hofbühnen in Hannover und Weimar gewesen. Er gehörte zu den Intimen Liszts in dessen Weimarer Glanzzeit und ist als Komponist von Orchester- und Kammermusikwerken erfolgreich gewesen. — In **Schwerin** starb der Senior der deutschen Bühnenleiter, Generalintendant Freiherr von Ledebur. Früher an Bühnen in Leipzig und Riga tätig, leitete er das Schweriner Hoftheater seit dreißig Jahren mit glücklichstem Gelingen. — Elisabeth Schneider, die hochbegabte junge Heroine des Hamburger Schauspielhauses, ist in München schwerem Leiden erlegen. An der Münchener Hofbühne begann sie vor zwölf Jahren ihre künstlerische Laufbahn und reifte später in Weimar zu einer erstrangigen Darstellerin klassischer Frauengestalten. — In **Köln** gefiel Julius Bittners Musikkomödie „Der Abenteurer" hauptsächlich durch die glanzvolle Besetzung der Hauptrollen. — Das Deutsche Künstlertheater in **Berlin** gab in vortrefflicher Wiedergabe John Galsworthys Streikdrama: „Kampf". Der Autor weiß, nach Berichten, ein wenig an den Nerven zu zerren, aber nicht die Herzen zu ergreifen. — Gute Aufnahme fand im **Dresdener** Hoftheater „Coeur-Aß", eine Oper von Eduard Künneke. Die Musik entbehrt nicht der dramatischen Kraft und zeigt Partien von feinem Reiz. Scribes Damenkrieg liegt dem Textbuch zugrunde.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Auf dem Gebiete der Auslandspolitik herrscht zurzeit Ruhe. **Als Zeichen des glatten Verlaufs der politischen Fragen** betrachtet man in Börsenkreisen beispielsweise die Entsendung von deutschen Kriegsschiffen zu Uebungszwecken in das Ausland. Die verschiedenen Vorbereitungen der Balkanstaaten für ihre Finanzoperationen würden bei irgendwelchen ernsten Bedenken nicht allseits zum raschen Abschluss der neuen Anleihen geführt haben. Die Rentenemissionen in Rumänien, Bulgarien, Ungarn, auch in Oesterreich, ferner die Neuausgabe von Kommunalanleihen im Auslande und bei uns berechtigen wohl ebenfalls zur Annahme von nunmehr geordneten politischen Verhältnissen in Europa. **Die geregelte Entwicklung der Geldmärkte** ist hierbei nicht zu übersehen. Der Ausweis der Reichsbank zeigt jeweils eine bedeutend kräftigere Position als zur gleichen Zeit des Vorjahres, so dass Aussicht besteht, dass der ermässigte Diskontsatz von $5^1/_2$ % bis zum Jahresende beibehalten werden kann. Speziell hat die Aktivität durch die Aufhäufung von Goldvorräten weiter zugenommen. Der Hinweis, dass demnächst die Möglichkeit von Goldexport aus Deutschland nach Amerika gegeben ist, bleibt belanglos. Der Privatdiskont an der Börse ist ebenfalls rückläufig und zufriedenstellend. — Trotzdem will es den deutschen Effektenmärkten nicht gelingen, auch nur einigermassen die berechtigte Ruhe und gleichmässige Entwicklung der Kurse beizubehalten. **Die vorherrschende Wirtschaftsdepression** ist eben nicht abzuleugnen. Wenn auch schwere Zusammenbrüche fehlen, oder ein überstürzter Niedergang nicht ersichtlich ist, so kann man doch wohl von einer merklichen Abnahme in der Konjunktur sprechen. Die Lage in den Montangebieten ist trostlos und die bekannten Preisrückgänge haben bereits Arbeitsbeschränkung, Feierschichten und einen erheblichen Nachlass in dem Konsum hervorgerufen. Schlimme Verheerungen in Industrie- und Handelskreisen wird der derzeitige latente Zustand kaum bringen. Immerhin muss damit gerechnet werden, dass die abflauende Tendenz sowohl im Wirtschaftsleben als auch im Börsenbetrieb unausbleiblich ist. Besondere Gründe der diesmaligen abschwächenden nervösen Haltung unserer Börsen liegen eigentlich nicht vor. **Die stark gedrückten Kurse der Industriewerte sind bereits derart niedrig bemessen**, dass man all die in Betracht kommenden Faktoren ungünstiger Natur in dem Kursniveau als eskomptiert betrachten kann. Es ist nachweisbar, dass auch Effekten, deren Gesellschaften — wie in der Elektro-, Waffen-, Auto- und chemischen Branche — tatsächlich, trotz Industrieabschwächung hoch florieren, von dieser abbröckelnden und unberechtigten Kursabflauung betroffen worden sind. Die mit Ende des Jahres abschliessenden Aktienunternehmungen werden dem Umstand des Konjunkturrückganges genügend Rechnung tragen. Die seither und schon seit Jahren gepflogene Politik der grossen Reservestellungen und Rücklagen für solche Eventualitäten kommt nunmehr zur Geltung und wird verhindern, dass über Gebühr besondere und grössere Dividendenrückgänge ausgleichend notwendig sind. Einzelne Vorgänge in der Industrie lassen sogar bereits jetzt schon **Ansätze einer kleinen Besserung**, wenn auch geringer Art, nicht verkennen. In den Tagen des allgemeinen Misstrauens und der grossen Einschränkung in der Kredithingabe müssen dergleichen günstige Anzeichen doppelt beachtet werden. Aus dem Labyrinth der geschäftlichen Unsicherheit und der wirtschaftlichen Schwankungen ist es ohnehin schwer, das Mass der sachlichen Beurteilung herauszufinden. Der Umschwung aller wirtschaftlichen Dinge und die neue Bewertung der Effekten werden wohl rascher, als allgemein gedacht, von selbst und aus technischen Gründen die Wiederkehr normaler Verhältnisse bringen. Als ein Moment solcher, nicht ungünstiger Hinweise aus der Industrie gilt vor allem **der grosse Auftragsbestand in der Elektrosparte**. Neuerdings hat die Berliner Stadtbahn den Auftrag zur Umwandlung in den elektrischen Betrieb gegeben und 60 elektrische Lokomotiven bei den einzelnen führenden Gesellschaften der Elektrobranche bestellt. Die Preiserhöhung des neugebildeten Berliner Stabeisen-Händlerverbandes, die günstigen Aussichten in den Syndikatsbestrebungen der Röhren-Industrie und der Bau- und Stabeisen-Vereinigung, endlich die bedeutenden Ueberseeaufträge der deutschen Montans bei guten Preisen lassen die Hoffnung auf keine zu starke Ausdehnung der Wirtschaftskrise berechtigt erscheinen. **An der Börse** herrschte denn auch nach den grossen Abflauungen und nervösen, matten Tendenzen beruhigte Stimmung. Die Kurse konnten sich, trotzdem viel Material realisiert wurde, immer wieder einigermassen widerstandsfähig erholen.

München. M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank in München, welche demnächst eine Filiale in Mühldorf a. Inn errichtet, wird, soweit sich das bisherige Ergebnis des Geschäftsjahres beurteilen lässt, auch für das laufende Jahr die gleiche Dividende wie in den letzten 18 Jahren mit **8,05 %** in Vorschlag bringen können.

M. W.

Nur garantiert naturreine Weine

von Mosel — Saar — Ruwer — Rhein — und Pfalz

Trierischer Winzer-Verein A.-G. in Trier a. d. Mosel

Vereinigung von Winzergenossenschaften und Winzern.

Man fordere Preisliste.

Zentrum, kathol. Weltanschauung und allgemeine politische Lage.

Zugleich eine Antwort auf die jüngste Broschüre von Geheimrat Roeren: „Zentrum und Kölner Richtung."

Von Justizrat Dr. Carl Bachem.

Rede, gehalten in der Königsburg zu Krefeld am 20. Oktober 1913.

Nebst einigen Zusätzen.

Preis Mk. —.25, mit Porto Mk. —.30,

Gegen Einsendung von Mk. —.30, in Briefmarken erfolgt der Versand durch die Geschäftsstelle der

„Niederrheinische Volkszeitung", Krefeld.

Gebe billigst ab — tadellos erhalten:

Herder Lexikon 55.—

Widmann, Felten und Fischer, Weltgeschichte (54.—) 36.—

Kuhn, Kunstgeschichte (172.—) 95.—

Georg Fischer, Wittlich (Rheinland).

Schwarzwälder Kirschwasser

1911er garantiert echt, Probesendungen 3 Fl. 10 M.

1908 er Heidelbeergeist

ebenfalls garantiert echt 3 Fl. 12 M. alles franko Nachnahme einschließlich Verpackung, eventl. auch sortiert empfiehlt

Leo Würtscher in Ottersweier (Baden) 4.

Frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau" zu bedeutend ermässigten Preisen.

Gestatte mir, mitzuteilen, dass ich **am 28. Oktober 1913** — zum 80. Geburtstage des Dichters und Redakteurs Dr. phil. Friedr. Wilh. Helle — **eine selbständige Firma unter dem Namen:**

„Deutsche ‚Dr. F. W. Helles-Dank'-Buchhandlung"

(Gegr. am 8. 10. 1913; Inh.: Rudolf Const. Helle)

eröffnet habe, welche den Zweck hat, vom deutschen Volk eine baldigste Erfüllung der letzten Willensbestimmung jenes Mannes herbeiführen zu lassen, dessen Namen und Dank dafür ich eben deshalb gleich von vornherein dem Unternehmen auf die Fahne schrieb; denn diese Bestimmung hatte folgenden Wortlaut: „Ihnen sage ich nun mein Letztes: Will man mir einst ein Denkmal setzen, so treten Sie — in meinem Namen — dagegen auf! Man hat mir oft Steine als Brot gegeben — man soll mir nicht auch ein Denkmal aus Stein geben! — Will man etwas tun für mein Andenken, so sei es für die Witwen und Waisen verstorbener Schriftsteller!" Indem ich daher dieses Ziel dem gütigsten Wohlwollen aller deutschen Volks- und Literaturfreunde im Ausland sowohl, wie im Inland herzlichst empfehle, überlasse ich mich der angenehmen Hoffnung, auch gleichzeitig die ergebenste Bitte um eine freundliche Bestellung auf das nachgenannte Buch (oder auf dessen Probelieferung) höflichst unterbreiten zu dürfen. —

„Mathilde von Meissen." Lyrisch epische Dichtung. Von Dr. Friedr. Wilh. Helle.

„Ein Lied von Freud und Leid, von Frieden und von Streit, von Lust und Weh, ein Lied, in dem sich treue Herzen — nach langer Schicksalsprüfung — glücklich wiederfanden!" (Preis M. 3.50, fein gebunden M 4 —; **ein Probeheft 50 Pfg.**).

Für die Lösung der nachstehenden Aufgabe liefern wir das oben genannte Buch im ff. Geschenks-Einband (zu M. 6.50 oder nach Wunsch irgend ein anderes Buch zu gleichem Preis)

— ganz umsonst und portofrei —

ausnahmslos einem Jeden, der wenigstens ein Probeheft dieses Buches (zu 50 Pfg.) u. **gratis u. franko unser neuestes Weihnachtsbücher-Verzeichnis** bestellt!

Antw. erfolgt jeweils im Term. v. 14 Tagen, für den keinerlei weitere Voraus-Bestellung und keine Nachbestellung erforderlich ist! Rechenschaftsbericht und Gewinn versenden wir ca. zum 20. Dezember dieses Jahres!

Die Aufgabe lautet: Es sind jedenfalls nur 9 versch. Zahlzeich. v. 0—28 (aber keine Bruchzahl und kein Zeichen unter 0) auf ein Neunfelder-Viereck derart einzusetzen, dass w. möglich aus jeder gradlinig. Zusammenzähl. in beliebiger Richtg. die Summe 42 entsteht!

? ?

Zur freundlichen Ansichts-Bestellung empfehlen wir:

1. **„Unser Bayerland". Vaterländ Geschichte.** — Volkstümlich dargestellt v. Dr. O. Denk u. Dr. J. Weiss. — 560 S. Text m. 15 Tafelbild. u. 460 Textbildern. — (Volksausg. 15 Liefg. je 50 Pfg.; geb. M. 7.50; f. gebd. M. 10.—).
2. **„Leben Jesu und Mariä". Blätter heiliger Kunst.** 55 Kunstblätter auf Büttenkarton in reichem Prachtbd. m. Goldpressung u. Goldschn. — Herausg. v. Dr. J. Bernhart. — Preis M. 12.50. (Inh: Vom Erlöser. Gleichn. d. Herrn. Der Rosenkranz.)

NB. Auf Wunsch liefern wir alle bestellten Bücher gegen bequeme Teilzahlung von monatlich 1 bis 5 Mk.)

München B. 3, Herbststr. 18. II. (Rg.)

(Genaue Adresse höflichst erbeten.)

Deutsche ‚Dr. F. W. Helles-Dank'-Buchhandlung (Inh.: Rudolf Const. Helle)

Abt. 1: Allgemeine Selbstverlagsanstalt,

Abt. 2: Allg. Vertriebs- u. Reise-Buchhandlung.

Auf Höhenpfaden

Gedichte aus Originalbeiträgen der „Allgemeinen Rundschau". Herausgegeben von Dr. Armin Kausen.

350 Seiten 8°. Feinster Salonband. Preis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" M. 2.—, für Nichtabonnenten M. 3.—. Zu beziehen von der „Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München.

Urteile der Presse:

„Dichterstimmen der Gegenwart": „. . . Die Anthologie bietet des Schönen eine Fülle und alle Dichter und Dichterinnen, die dazu beigetragen haben, pflückten ihre Blumen und sangen ihre Lieder in Wahrheit auf den Höhenpfaden des Lebens." L. v. H.

„Germania": „Diese Auslese aus fünf Jahrgängen einer hochstehenden Zeitschrift bewegt sich tatsächlich auf „Höhenpfaden". Es ist schon eine Lust, die mit feinsinnigem Takte eingeordnete Sammlung nur zu durchblättern, hier und da auf einzelnem verweilend. Aber dann erst die langsam geniessende Lektüre! Ein Blick auf das Autorenverzeichnis sagt uns, dass gerade die Träger der klangvollsten Namen mit am meisten beigesteuert haben."

„Magazin für Pädagogik": Wir haben hier eine moderne katholische Anthologie vor uns, die um so erfrischender wirkt, als sich die besten unserer lyrischen Autoren die Hand gereicht haben. Wir wünschen der geschmackvollen Blumenlese eine Heimstätte in der Bibliothek jedes literarisch interessierten Katholiken."

„Augsburger Postzeitung": „Ein billiges und geschmackvoll ausgestattetes Geschenk stellt die Gedichtsammlung dar, welche Dr. Armin Kausen unter dem Titel „Auf Höhenpfaden" herausgegeben hat. Die Träger der klangvollsten Namen sind vertreten, die besten lyrischen Gaben werden dargeboten. Man kann dem Werkchen nur empfehlende Worte mitgeben auf seinen Weg zu den Freunden echter Poesie."

Heinrich Georg

G. m. b. H.

München, Lindwurmstr. 5

am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus

für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme **Zimmer-Einrichtungen**

Einzelne Möbelstücke

in allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räume.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters.

Telephon 6077.

Ein Geschenkkörbchen

gefüllt mit

feinsten Delikatess-, Fleisch- und Wurstwaren, ruft jederzeit freudigste Ueberraschung hervor.

Sehr beliebt als **Geburtstags-, Namenstags- oder Weihnachts-Geschenk.**

Inhalt nach Wunsch.

Preis von Mk. 6.— an bis Mk. 25.—

Kleine Schinken roh oder gekocht, verziert Salami, Cervelat, Mettwurst, Trüffelleberwurst (auch in Apfelform), Würstchen aller Art, Teewurst, Lachsschinken, Rouladen, Landjäger, Christbaumwürstchen, Gänseleberwurst usw.

Verlangen Sie ausführl. Preisliste v Fabrik fein. Fleischwaren.

E. Zimmermann, K. B. Hofl., Thannhausen (Schwaben)

Autor mit Namen,

welcher ein kath. Haus- u. Familienbuch verfaßt, von bekanntem kathol. Verlag gesucht. Gefl. Zuschriften mit mögl. genauen Angaben erbeten unter **H. 2797 Haasenstein & Vogler, A. G., Frankfurt a. M.**

Benützen Sie für Ihre Reklame die Weihnacht-Anzeiger der „A. R."

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M 2.60, (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.46, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.78, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 780, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 22. November 1913. X. Jahrgang.

Zum Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche.

Von Senats-Präsident Wellstein, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Der Entwurf ist im verflossenen Sessionsabschnitte vom Reichstage einer Kommission überwiesen worden und wird nun, nachdem diese ihre Arbeit beendet hat, sein in Kürze wieder zusammentretendes Plenum in zweiter und eventuell dritter Lesung beschäftigen. Er beansprucht das höchste Interesse, einmal wegen des Gegenstandes an sich, da es sich um einen Versuch handelt, im Interesse unserer jugendlichen Uebeltäter eine Aenderung unserer Strafrechtspflege vorzunehmen, sodann aber auch wegen der Art und Weise, in welcher der Entwurf diese Aufgabe zu lösen versucht, indem sein Vorgehen einen völligen Bruch mit bisher hochgehaltenen Prinzipien unserer Strafrechtspflege bedeutet und dessen gesetzgeberische Billigung auf die in Aussicht stehende Strafrechtsreform von Einfluß sein kann.

Unser materielles Strafrecht trägt im allgemeinen der Eigenart jugendlicher Personen gebührend Rechnung. Es macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den einer Straftat Beschuldigten, die bei Begehung der Tat über 18 Jahre alt waren, und solchen, die noch in jüngeren Jahren standen. Sofern die letzteren noch keine 12 Jahre alt waren, können sie strafrechtlich überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen werden; es können gegen sie nur nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Standen sie im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, waren sie also sogenannte Jugendliche, so gehen sie straffrei aus, wenn sie bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, und sind in diesen Fällen Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu unterstellen. Besaßen sie die Einsicht, so sind sie erheblich milder zu bestrafen als ältere Personen. Viel weniger Rücksicht nimmt das Strafprozeßrecht auf das Alter der Delinquenten. Die Strafprozeßordnung schreibt nämlich nur vor, daß in Landgerichtssachen dem Angeschuldigten, der das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, ein Verteidiger bestellt werden muß und daß der gesetzliche Vertreter eines Minderjährigen als dessen Beistand auftreten und zu dessen Gunsten Rechtsmittel einlegen kann. Im übrigen behandelt sie die Jugendlichen gerade so wie die Erwachsenen.

Nun steht aber unsere Strafrechtspflege — und darin ist eine erhebliche Einschränkung der vorhin dem materiellen Strafrecht gezollten Anerkennung zu finden — vollständig unter dem Grundsatze, daß jede Straftat mittels krimineller Strafe gesühnt werden müsse. Einerseits ist die Staatsanwaltschaft unter Bedrohung mit schwerer Strafe verpflichtet, jede Verfehlung gegen unsere Strafgesetze, auch wenn es sich um jugendliche Täter handelt, zu verfolgen, und anderseits sind unsere Gerichte desgleichen gehalten, den Gesetzen auch gegen Jugendliche freien Lauf zu lassen, wenn bei ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht als vorhanden anzunehmen war. Es bedarf aber gewiß nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß diese Behörden unter dem Zwange der bezeichneten Vorschriften den Besonderheiten der einzelnen Fälle, soweit es sich um Jugendliche handelt, nicht immer gerecht zu werden vermögen. Mit Recht sagt die Begründung des Entwurfs, daß Straftaten Jugendlicher, auch wenn diese die vom Gesetz verlangte Einsicht besessen haben, anders beurteilt werden müssen, als die Taten Erwachsener. Gar manche Handlung einer unreifen jugendlichen Person, die sich als Verfehlung gegen unsere Strafgesetze darstellt, erweist sich bei näherer Prüfung ihrer Beschaffenheit und insbesondere unter gebührender Berücksichtigung des Charakters des jugendlichen Täters als verhältnismäßig harmlose oder wenigstens geringfügige Ausschreitung von Unüberlegtheit und nicht als Ausfluß verbrecherischen Willens. Und nicht minder viele Verfehlungen sind lediglich auf mangelhafte Erziehung des Täters zurückzuführen. Es ist nicht einzusehen, welches Interesse die Allgemeinheit daran haben sollte, daß in solchen Fällen nach den obigen Grundsätzen unter allen Umständen Vergeltungsstrafe eintreten müsse. Verfehlungen der angedeuteten Art werden sich nach eindringlicher Warnung und Belehrung nicht wiederholen, wenn bloße Unüberlegtheit zugrunde lag, sie werden auch vereinzelt bleiben, sofern mangelhafte Erziehung im Spiele ist, wenn durch Besserung der Erziehung, schärfere Beaufsichtigung, Entfernung aus der bisherigen Umgebung oder andere dergleichen Maßnahmen die bis dahin schädlich wirkenden Einflüsse beseitigt und die schlummernden guten Eigenschaften des noch erziehungsfähigen Jugendlichen gehoben und entfaltet werden. Dazu kommt, daß unser Strafsystem nicht geeignet ist, auf das Gemüt unserer Jugendlichen einen günstigen Einfluß zu üben. Geldstrafen treffen sie meistens gar nicht, sondern die Eltern; Verweis, sowie kurze Freiheitsstrafen machen keinen oder keinen nachhaltigen Eindruck, sie nehmen sogar dem Jugendlichen die Furcht vor Strafe und erzielen vor allem in den Fällen, auf die es hauptsächlich ankommt, keine Besserung des Jugendlichen, in den Fällen nämlich, wenn die Verfehlung auf sittliche Verwahrlosung zurückzuführen ist. Lange und mit Strenge vollstreckte Freiheitsstrafen üben aber erfahrungsgemäß nicht selten geradezu einen schädlichen Einfluß auf Jugendliche aus. Verständlich und verständig also, wenn der Entwurf bei seinen Vorschlägen davon ausgeht, die mit Handhabung der Strafrechtspflege betrauten Behörden von diesem Zwange zu befreien. Unter den zahllosen Theorien über Grund, Berechtigung und Zweck der kriminellen Strafe, wie immer juristisch-philosophische Spitzfindigkeit sie zu konstruieren vermochte, hat sich von des alten Plato Zeiten bis auf den heutigen Tag diejenige ehrenvoll behauptet und allmählich mit verstärkter Ueberzeugungskraft in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auffassung siegreich durchgesetzt, die in der Besserung des Sträflings und in der darin zu findenden Garantie, daß sich Wiederholungen strafrechtlicher Verfehlungen von seiner Seite nicht einstellen, den eigensten und erhabensten Zweck der Strafe erblickt. Warum dann aber noch zu Strafe greifen, warum an jugendlichen Personen mit gerichtlicher Bestrafung ein in seinem Erfolge höchst zweifelhaftes Experiment vornehmen mit der einzigen sicheren Wirkung, daß dem bestraften Jugendlichen für immer ein seinem Fortkommen hinderlicher Makel anhaftet — warum, sage ich, dann noch dieses Experiment mit seinen bedenklichen Nebenwirkungen, wenn jener Erfolg in den unterstellten Fällen auch ohnehin erreicht werden kann?

Von diesem Standpunkte geht denn auch der Entwurf aus, indem er bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erheben soll, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Und unter derselben Voraussetzung soll das Gericht auch nach erhobener Klage das Verfahren einstellen können, statt auf Bestrafung zu erkennen, und zwar auch ohne stattgehabte Hauptverhandlung. In beiden Fällen ist dann die Sache an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, die dann ihrerseits

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich ℳ 2.60, (2 Mon. ℳ 1.75, 1 Mon. ℳ 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China ℳ 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750, Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand ℳ 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann); Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 22. November 1913. X. Jahrgang.

Zum Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche.

Von Senats-Präsident **Wellstein**, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Der Entwurf ist im verflossenen Sessionsabschnitte vom Reichstage einer Kommission überwiesen worden und wird nun, nachdem diese ihre Arbeit beendet hat, sein in Kürze wieder zusammentretendes Plenum in zweiter und eventuell dritter Lesung beschäftigen. Er beansprucht das höchste Interesse, einmal wegen des Gegenstandes an sich, da es sich um einen Versuch handelt, im Interesse unserer jugendlichen Uebeltäter eine Aenderung unserer Strafrechtspflege vorzunehmen, sodann aber auch wegen der Art und Weise, in welcher der Entwurf diese Aufgabe zu lösen versucht, indem sein Vorgehen einen völligen Bruch mit bisher hochgehaltenen Prinzipien unserer Strafrechtspflege bedeutet und dessen gesetzgeberische Billigung auf die in Aussicht stehende Strafrechtsreform von Einfluß sein kann.

Unser materielles Strafrecht trägt im allgemeinen der Eigenart jugendlicher Personen gebührend Rechnung. Es macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den einer Straftat Beschuldigten, die bei Begehung der Tat über 18 Jahre alt waren, und solchen, die noch in jüngeren Jahren standen. Sofern die letzteren noch keine 12 Jahre alt waren, können sie strafrechtlich überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen werden; es können gegen sie nur nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Standen sie im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, waren sie also sogenannte Jugendliche, so gehen sie straffrei aus, wenn sie bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, und sind in diesen Fällen Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu unterstellen. Besaßen sie die Einsicht, so sind sie erheblich milder zu bestrafen als ältere Personen. Viel weniger Rücksicht nimmt das Strafprozeßrecht auf das Alter der Delinquenten. Die Strafprozeßordnung schreibt nämlich nur vor, daß in Landgerichtssachen dem Angeschuldigten, der das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, ein Verteidiger bestellt werden muß und daß der gesetzliche Vertreter eines Minderjährigen als dessen Beistand auftreten und zu dessen Gunsten Rechtsmittel einlegen kann. Im übrigen behandelt sie die Jugendlichen gerade so wie die Erwachsenen.

Nun steht aber unsere Strafrechtspflege — und darin ist eine erhebliche Einschränkung der vorhin dem materiellen Strafrecht gezollten Anerkennung zu finden — vollständig unter dem Grundsatze, daß jede Straftat mittels krimineller Strafe gesühnt werden müsse. Einerseits ist die Staatsanwaltschaft unter Bedrohung mit schwerer Strafe verpflichtet, jede Verfehlung gegen unsere Strafgesetze, auch wenn es sich um jugendliche Täter handelt, zu verfolgen, und anderseits sind unsere Gerichte desgleichen gehalten, den Gesetzen auch gegen Jugendliche freien Lauf zu lassen, wenn bei ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht als vorhanden anzunehmen war. Es bedarf aber gewiß nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß diese Behörden unter dem Zwange der bezeichneten Vorschriften den Besonderheiten der einzelnen Fälle, soweit es sich um Jugendliche handelt, nicht immer gerecht zu werden vermögen. Mit Recht sagt die Begründung des Entwurfs, daß Straftaten Jugendlicher, auch wenn diese die vom Gesetz verlangte Einsicht besessen haben, anders beurteilt werden müssen, als die Taten Erwachsener. Gar manche Handlung einer unreifen jugendlichen Person, die sich als Verfehlung gegen unsere Strafgesetze darstellt, erweist sich bei näherer Prüfung ihrer Beschaffenheit und insbesondere unter gebührender Berücksichtigung des Charakters des jugendlichen Täters als verhältnismäßig harmlose oder wenigstens geringfügige Ausschreitung von Unüberlegtheit und nicht als Ausfluß verbrecherischen Willens. Und nicht minder viele Verfehlungen sind lediglich auf mangelhafte Erziehung des Täters zurückzuführen. Es ist nicht einzusehen, welches Interesse die Allgemeinheit daran haben sollte, daß in solchen Fällen nach den obigen Grundsätzen unter allen Umständen Vergeltungsstrafe eintreten müsse. Verfehlungen der angedeuteten Art werden sich nach eindringlicher Warnung und Belehrung nicht wiederholen, wenn bloße Unüberlegtheit zugrunde lag, sie werden auch vereinzelt bleiben, sofern mangelhafte Erziehung im Spiele ist, wenn durch Besserung der Erziehung, schärfere Beaufsichtigung, Entfernung aus der bisherigen Umgebung oder andere dergleichen Maßnahmen die bis dahin schädlich wirkenden Einflüsse beseitigt und die schlummernden guten Eigenschaften des noch erziehungsfähigen Jugendlichen gehoben und entfaltet werden. Dazu kommt, daß unser Strafsystem nicht geeignet ist, auf das Gemüt unserer Jugendlichen einen günstigen Einfluß zu üben. Geldstrafen treffen sie meistens gar nicht, sondern die Eltern; Verweis, sowie kurze Freiheitsstrafen machen keinen oder keinen nachhaltigen Eindruck, sie nehmen sogar dem Jugendlichen die Furcht vor Strafe und erzielen vor allem in den Fällen, auf die es hauptsächlich ankommt, keine Besserung des Jugendlichen, in den Fällen nämlich, wenn die Verfehlung auf sittliche Verwahrlosung zurückzuführen ist. Lange und mit Strenge vollstreckte Freiheitsstrafen üben aber erfahrungsgemäß nicht selten geradezu einen schädlichen Einfluß auf Jugendliche aus. Verständlich und verständig also, wenn der Entwurf bei seinen Vorschlägen davon ausgeht, die mit Handhabung der Strafrechtspflege betrauten Behörden von diesem Zwange zu befreien. Unter den zahllosen Theorien über Grund, Berechtigung und Zweck der kriminellen Strafe, wie immer juristisch-philosophische Spitzfindigkeit sie zu konstruieren vermochte, hat sich von des alten Plato Zeiten bis auf den heutigen Tag diejenige ehrenvoll behauptet und allmählich mit verstärkter Ueberzeugungskraft in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auffassung siegreich durchgesetzt, die in der Besserung des Sträflings und in der darin zu findenden Garantie, daß sich Wiederholungen strafrechtlicher Verfehlungen von seiner Seite nicht einstellen, den eigensten und erhabensten Zweck der Strafe erblickt. Warum dann aber noch zu Strafe greifen, warum an jugendlichen Personen mit gerichtlicher Bestrafung ein in seinem Erfolge höchst zweifelhaftes Experiment vornehmen mit der einzigen sicheren Wirkung, daß dem bestraften Jugendlichen für immer ein seinem Fortkommen hinderlicher Makel anhaftet — warum, sage ich, dann noch dieses Experiment mit seinen bedenklichen Nebenwirkungen, wenn jener Erfolg in den unterstellten Fällen auch ohnehin erreicht werden kann?

Von diesem Standpunkte geht denn auch der Entwurf aus, indem er bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erheben soll, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Und unter derselben Voraussetzung soll das Gericht auch nach erhobener Klage das Verfahren einstellen können, statt auf Bestrafung zu erkennen, und zwar auch ohne stattgehabte Hauptverhandlung. In beiden Fällen ist dann die Sache an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, die dann ihrerseits

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich.
Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Krippendarstellungen und andere religiöse Statuen
für Kirchen u. Kapellen in künstlerisch. Ausführung
Prospekte frei.
Josef Giani :: Mainz
kirchl. kunstgew. Arbeiten.

Gardone-Riviera
am Gardasee (Italien) **Grand Hotel.**
Schönster Winter- und Frühjahrsaufenthalt in Oberitalien. **Saison 15. September bis Ende Mai.** Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Lift, elektr. Licht. Zentralheizung. 25,000 m² Garten- und Parkanlagen. Appartements mit Bad und Toilette.
Prospekt gratis und franko.
Ch. Lüzelschwab, Eigentümer.

Kath. Hospiz • Hotel Skt. Sebald, Nürnberg
2 Min. links v. Bahnhof • Tafelhofstr. 7.
Zimmer mit Frühstück M. 2.50 u. M. 3.—.
Restauration zu jeder Tageszeit • Elektr. Licht • Dampfheizung.

Holder's Staub-
Saugapparate erzeugen größte Saugkraft Handhabung kinderleicht Anschaffungspreis gering. Zahlreiche Modelle. :: Broschüre No. 289 gratis. ::
Gebr. Holder, Metzingen (Wbg.)

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten aller Komfort
Garage. Mäss. Preise. Das ganze Jahr geöffnet. A. Müller, Bes.

Besuchen Sie in Regensburg den städt. Ratskeller.
Erstklassiges Weinrestaurant! Vorzügliche Wienerküche. Sehenswerte Lokale. Treffpunkt aller Fremden.
—— Geöffnet von morgens 9 Uhr bis nachts 2 Uhr. ——
J. Mühlbauer, Pächter.
Weingrosshändler! Messweinlieferant! Besitzer der beliebten „Weinstube zum roten Hahn".
Versand en gros u. en detail. Preisliste bitte gratis zu verlangen

Münchener Sehenswürdigkeiten
und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt M 1.—

Münchener Gobelin-Manufaktur G. m. b. H.
Verkaufs- u. Ausstellungsraum Barerstr. 12.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst, Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein,
München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges
Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet. Jeden Dienstag und Donnerstag **Gross. Militärkonzert**

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock, Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnungspass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw

JOSEF HELLER
K. B. Hofl., Rumfordstr. 1a u. Dienerstr. (Rathaus). Spez.: Rasierapparate, Rasierutensilien. Eigene Hohlschleiferei.

Hilf dir Selbst!
Ursache u. Entstehung der meisten Haut-Bein-u. Fuss-Leiden u. ihre Heilung mit vielen Behandlungs-Vorschriften u. Rezepten
Für Jeden verständlich u. ausführbar
Dr. med. Strahl, Spezialarzt.
Zu beziehen für M. 1.- durch Dr. Ernst Strahl, G.m.b.H. Hamburg AZ

Papiere, Vordrucke aller Art, Briefbogen, Preislisten, Kataloge, Muster, Sammlungen, kurz alles, **staubsicher, übersichtlich im selbstschliessenden**

Henssons-Kasten
Beliebig in Schrankform aufzubauen. — Seitenwände Holz, Einlage aus Pappe, besonders verstärkt. — **Vornehme, gediegene Ausführung ohne Federn.**
Mehrfach gesetzlich geschützt.
Geschäftsgrösse (Quart) Stück nur Mk. 1.75. Reichsgrösse (Folio) Stück nur Mk. 1.95. Probepostpaket vier Stück, Verpackung frei.
OTTO HENSS SOHN
WEIMAR 303 N.

Volontär-Stelle bei Verwaltung
gesucht f. Sohn aus guter Familie. 6 Kl. Realgymnas. m. Einj.-Berecht. 1 Jahr kaufm. Praxis. Hätte Vorliebe für historische u. wissenschaftl. Sammlungen. Gefl. Anfr. erb. u. P. R. 19190 an die Geschäftsstelle der „A. R.", München.

Reise-Cheviot.
Ein eleganter Anzugstoff aus reiner Schafwolle, unzerreißbar, 140 cm breit, 3 m für **12 Mk.** Direkter Versand nur guter Stoff-Neuheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen und zu Damenkostümen in schöner Auswahl bei billigen Preisen. Aus über **3000** Orten Nachbestellungen! Verlangen Sie Kreuzband-Muster frei ohne Kaufzwang.
W. Boetzkes, Düren 31 bei Aachen.

Teilzahlung
Uhren und Goldwaren, Photo-, optische Artikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Spielwaren, Zithern usw.
Kataloge gratis und franko liefern
Jonass & Co. BERLIN A. 512 Belle-Alliance-Str. 3

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
8. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb

≡ Verehrliche Raucher in Stadt und Land! ≡
Wer **probt** — der **lobt**
unsere **vorzüglichen wohlschmeckenden Qualitätszigarren.** Ueberzeugen Sie sich davon und bestellen Sie bei uns gefälligst:

Sorte		Preis	Sorte		Preis
Schwalbe	100 Stück	3.60 M	**Alma**	100 Stück	7.— M
La Pureza	„ „	3.80 M	**La Caoba**	„ „	9.— M
Ornado	„ „	4.30 M	**Tilly**	„ „	9.60 M
Vorstenlanden	„ „	4.80 M	**Bavaria**	„ „	10.— M
1313	„ „	5.— M	**Germania**	„ „	12.— M

Ziel 3 Monate.

Ideal, 100 Stück Mark 4.80

Illustrierter Katalog gratis und franko.

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen
Süddeutsche Tabak- u. Zigarren-Verkaufs-Gesellschaft „Bavaria" G. m. b. H. in Berg (Rheinpfalz).
Man adressiere einfach: „Bavaria", Berg-Rheinpfalz.

Dr. Klebs Yoghurt
Präparate — von Aerzten selbst gebraucht u. verordnet — konzentr. Reinkulturen. Diätetisches Mittel I. Ranges zur Reinigung der Säfte, zur Ausrottung der schädlichen Magen- und Darmbakterien, vorzüglich wirksam bei Magen- u. Darmstörungen —
Y.-Tabletten 45 St. = 2.50 M. 100 St. = 5.00 M.
Y.-Ferment zur Selbstbereitung v. Y.-Milch = 2.50 M (ausreich. 3 Monate).
In Apothek. u. Drogerien; wo nicht auch direkt portofrei.
Proben mit Zeugnissen über vorzügliche Erfolge kostenlos von
Bakteriol. Laborator. v. Dr. Ernst Klebs, München 33.

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M 2.60, (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.12, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.05, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 760. Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 22. November 1913. X. Jahrgang.

Zum Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche.

Von Senats-Präsident Wellstein, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Der Entwurf ist im verflossenen Sessionsabschnitte vom Reichstage einer Kommission überwiesen worden und wird nun, nachdem diese ihre Arbeit beendet hat, sein in Kürze wieder zusammentretendes Plenum in zweiter und eventuell dritter Lesung beschäftigen. Er beansprucht das höchste Interesse, einmal wegen des Gegenstandes an sich, da es sich um einen Versuch handelt, im Interesse unserer jugendlichen Uebeltäter eine Aenderung unserer Strafrechtspflege vorzunehmen, sodann aber auch wegen der Art und Weise, in welcher der Entwurf diese Aufgabe zu lösen versucht, indem sein Vorgehen einen völligen Bruch mit bisher hochgehaltenen Prinzipien unserer Strafrechtspflege bedeutet und dessen gesetzgeberische Billigung auf die in Aussicht stehende Strafrechtsreform von Einfluß sein kann.

Unser materielles Strafrecht trägt im allgemeinen der Eigenart jugendlicher Personen gebührend Rechnung. Es macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den einer Straftat Beschuldigten, die bei Begehung der Tat über 18 Jahre alt waren, und solchen, die noch in jüngeren Jahren standen. Sofern die letzteren noch keine 12 Jahre alt waren, können sie strafrechtlich überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen werden; es können gegen sie nur nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Standen sie im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, waren sie also sogenannte Jugendliche, so gehen sie straffrei aus, wenn sie bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, und sind in diesen Fällen Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu unterstellen. Besaßen sie die Einsicht, so sind sie erheblich milder zu bestrafen als ältere Personen. Viel weniger Rücksicht nimmt das Strafprozeßrecht auf das Alter der Delinquenten. Die Strafprozeßordnung schreibt nämlich nur vor, daß in Landgerichtssachen dem Angeschuldigten, der das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, ein Verteidiger bestellt werden muß und daß der gesetzliche Vertreter eines Minderjährigen als dessen Beistand auftreten und zu dessen Gunsten Rechtsmittel einlegen kann. Im übrigen behandelt sie die Jugendlichen gerade so wie die Erwachsenen.

Nun steht aber unsere Strafrechtspflege — und darin ist eine erhebliche Einschränkung der vorhin dem materiellen Strafrecht gezollten Anerkennung zu finden — vollständig unter dem Grundsatze, daß jede Straftat mittels krimineller Strafe gesühnt werden müsse. Einerseits ist die Staatsanwaltschaft unter Bedrohung mit schwerer Strafe verpflichtet, jede Verfehlung gegen unsere Strafgesetze, auch wenn es sich um jugendliche Täter handelt, zu verfolgen, und anderseits sind unsere Gerichte desgleichen gehalten, den Gesetzen auch gegen Jugendliche freien Lauf zu lassen, wenn bei ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht als vorhanden anzunehmen war. Es bedarf aber gewiß nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß diese Behörden unter dem Zwange der bezeichneten Vorschriften den Besonderheiten der einzelnen Fälle, soweit es sich um Jugendliche handelt, nicht immer gerecht zu werden vermögen. Mit Recht sagt die Begründung des Entwurfs, daß Straftaten Jugendlicher, auch wenn diese die vom Gesetz verlangte Einsicht besessen haben, anders beurteilt werden müssen, als die Taten Erwachsener. Gar manche Handlung einer unreifen jugendlichen Person, die sich als Verfehlung gegen unsere Strafgesetze darstellt, erweist sich bei näherer Prüfung ihrer Beschaffenheit und insbesondere unter gebührender Berücksichtigung des Charakters des jugendlichen Täters als verhältnismäßig harmlose oder wenigstens geringfügige Ausschreitung von Unüberlegtheit und nicht als Ausfluß verbrecherischen Willens. Und nicht minder viele Verfehlungen sind lediglich auf mangelhafte Erziehung des Täters zurückzuführen. Es ist nicht einzusehen, welches Interesse die Allgemeinheit daran haben sollte, daß in solchen Fällen nach den obigen Grundsätzen unter allen Umständen Vergeltungsstrafe eintreten müsse. Verfehlungen der angedeuteten Art werden sich nach eindringlicher Warnung und Belehrung nicht wiederholen, wenn bloße Unüberlegtheit zugrunde lag, sie werden auch vereinzelt bleiben, sofern mangelhafte Erziehung im Spiele ist, wenn durch Besserung der Erziehung, schärfere Beaufsichtigung, Entfernung aus der bisherigen Umgebung oder andere dergleichen Maßnahmen die bis dahin schädlich wirkenden Einflüsse beseitigt und die schlummernden guten Eigenschaften des noch erziehungsfähigen Jugendlichen gehoben und entfaltet werden. Dazu kommt, daß unser Strafsystem nicht geeignet ist, auf das Gemüt unserer Jugendlichen einen günstigen Einfluß zu üben. Geldstrafen treffen sie meistens gar nicht, sondern die Eltern; Verweis, sowie kurze Freiheitsstrafen machen keinen oder keinen nachhaltigen Eindruck, sie nehmen sogar dem Jugendlichen die Furcht vor Strafe und erzielen vor allem in den Fällen, auf die es hauptsächlich ankommt, keine Besserung des Jugendlichen, in den Fällen nämlich, wenn die Verfehlung auf sittliche Verwahrlosung zurückzuführen ist. Lange und mit Strenge vollstreckte Freiheitsstrafen üben aber erfahrungsgemäß nicht selten geradezu einen schädlichen Einfluß auf Jugendliche aus. Verständlich und verständig also, wenn der Entwurf bei seinen Vorschlägen davon ausgeht, die mit Handhabung der Strafrechtspflege betrauten Behörden von diesem Zwange zu befreien. Unter den zahllosen Theorien über Grund, Berechtigung und Zweck der kriminellen Strafe, wie immer juristisch-philosophische Spitzfindigkeit sie zu konstruieren vermochte, hat sich von des alten Plato Zeiten bis auf den heutigen Tag diejenige ehrenvoll behauptet und allmählich mit verstärkter Ueberzeugungskraft in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auffassung siegreich durchgesetzt, die in der Besserung des Sträflings und in der darin zu findenden Garantie, daß sich Wiederholungen strafrechtlicher Verfehlungen von seiner Seite nicht einstellen, den eigensten und erhabensten Zweck der Strafe erblickt. Warum dann aber noch zu Strafe greifen, warum an jugendlichen Personen mit gerichtlicher Bestrafung ein in seinem Erfolge höchst zweifelhaftes Experiment vornehmen mit der einzigen sicheren Wirkung, daß dem bestraften Jugendlichen für immer ein seinem Fortkommen hinderlicher Makel anhaftet — warum, sage ich, dann noch dieses Experiment mit seinen bedenklichen Nebenwirkungen, wenn jener Erfolg in den unterstellten Fällen auch ohnehin erreicht werden kann?

Von diesem Standpunkte geht denn auch der Entwurf aus, indem er bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erheben soll, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Und unter derselben Voraussetzung soll das Gericht auch nach erhobener Klage das Verfahren einstellen können, statt auf Bestrafung zu erkennen, und zwar auch ohne stattgehabte Hauptverhandlung. In beiden Fällen ist dann die Sache an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, die dann ihrerseits

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M. 2.60, (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M. 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750.
Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M. 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 22. November 1913. X. Jahrgang.

Zum Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche.

Von Senats-Präsident Wellstein, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Der Entwurf ist im verflossenen Sessionsabschnitte vom Reichstage einer Kommission überwiesen worden und wird nun, nachdem diese ihre Arbeit beendet hat, sein in Kürze wieder zusammentretendes Plenum in zweiter und eventuell dritter Lesung beschäftigen. Er beansprucht das höchste Interesse, einmal wegen des Gegenstandes an sich, da es sich um einen Versuch handelt, im Interesse unserer jugendlichen Uebeltäter eine Aenderung unserer Strafrechtspflege vorzunehmen, sodann aber auch wegen der Art und Weise, in welcher der Entwurf diese Aufgabe zu lösen versucht, indem sein Vorgehen einen völligen Bruch mit bisher hochgehaltenen Prinzipien unserer Strafrechtspflege bedeutet und dessen gesetzgeberische Billigung auf die in Aussicht stehende Strafrechtsreform von Einfluß sein kann.

Unser materielles Strafrecht trägt im allgemeinen der Eigenart jugendlicher Personen gebührend Rechnung. Es macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den einer Straftat Beschuldigten, die bei Begehung der Tat über 18 Jahre alt waren, und solchen, die noch in jüngeren Jahren standen. Sofern die letzteren noch keine 12 Jahre alt waren, können sie strafrechtlich überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen werden; es können gegen sie nur nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Standen sie im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, waren sie also sogenannte Jugendliche, so gehen sie straffrei aus, wenn sie bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, und sind in diesen Fällen Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu unterstellen. Besaßen sie die Einsicht, so sind sie erheblich milder zu bestrafen als ältere Personen. Viel weniger Rücksicht nimmt das Strafprozeßrecht auf das Alter der Delinquenten. Die Strafprozeßordnung schreibt nämlich nur vor, daß in Landgerichtssachen dem Angeschuldigten, der das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, ein Verteidiger bestellt werden muß und daß der gesetzliche Vertreter eines Minderjährigen als dessen Beistand auftreten und zu dessen Gunsten Rechtsmittel einlegen kann. Im übrigen behandelt sie die Jugendlichen gerade so wie die Erwachsenen.

Nun steht aber unsere Strafrechtspflege — und darin ist eine erhebliche Einschränkung der vorhin dem materiellen Strafrecht gezollten Anerkennung zu finden — vollständig unter dem Grundsatze, daß jede Straftat mittels krimineller Strafe gesühnt werden müsse. Einerseits ist die Staatsanwaltschaft unter Bedrohung mit schwerer Strafe verpflichtet, jede Verfehlung gegen unsere Strafgesetze, auch wenn es sich um jugendliche Täter handelt, zu verfolgen, und anderseits sind unsere Gerichte desgleichen gehalten, den Gesetzen auch gegen Jugendliche freien Lauf zu lassen, wenn bei ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht als vorhanden anzunehmen war. Es bedarf aber gewiß nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß diese Behörden unter dem Zwange der bezeichneten Vorschriften den Besonderheiten der einzelnen Fälle, soweit es sich um Jugendliche handelt, nicht immer gerecht zu werden vermögen. Mit Recht sagt die Begründung des Entwurfs, daß Straftaten Jugendlicher, auch wenn diese die vom Gesetz verlangte Einsicht besessen haben, anders beurteilt werden müssen, als die Taten Erwachsener. Gar manche Handlung einer unreifen jugendlichen Person, die sich als Verfehlung gegen unsere Strafgesetze darstellt, erweist sich bei näherer Prüfung ihrer Beschaffenheit und insbesondere unter gebührender Berücksichtigung des Charakters des jugendlichen Täters als verhältnismäßig harmlose oder wenigstens geringfügige Ausschreitung von Unüberlegtheit und nicht als Ausfluß verbrecherischen Willens. Und nicht minder viele Verfehlungen sind lediglich auf mangelhafte Erziehung des Täters zurückzuführen. Es ist nicht einzusehen, welches Interesse die Allgemeinheit daran haben sollte, daß in solchen Fällen nach den obigen Grundsätzen unter allen Umständen Vergeltungsstrafe eintreten müsse. Verfehlungen der angedeuteten Art werden sich nach eindringlicher Warnung und Belehrung nicht wiederholen, wenn bloße Unüberlegtheit zugrunde lag, sie werden auch vereinzelt bleiben, sofern mangelhafte Erziehung im Spiele ist, wenn durch Besserung der Erziehung, schärfere Beaufsichtigung, Entfernung aus der bisherigen Umgebung oder andere dergleichen Maßnahmen die bis dahin schädlich wirkenden Einflüsse beseitigt und die schlummernden guten Eigenschaften des noch erziehungsfähigen Jugendlichen gehoben und entfaltet werden. Dazu kommt, daß unser Strafsystem nicht geeignet ist, auf das Gemüt unserer Jugendlichen einen günstigen Einfluß zu üben. Geldstrafen treffen sie meistens gar nicht, sondern die Eltern; Verweis, sowie kurze Freiheitsstrafen machen keinen oder keinen nachhaltigen Eindruck, sie nehmen sogar dem Jugendlichen die Furcht vor Strafe und erzielen vor allem in den Fällen, auf die es hauptsächlich ankommt, keine Besserung des Jugendlichen, in den Fällen nämlich, wenn die Verfehlung auf sittliche Verwahrlosung zurückzuführen ist. Lange und mit Strenge vollstreckte Freiheitsstrafen üben aber erfahrungsgemäß nicht selten geradezu einen schädlichen Einfluß auf Jugendliche aus. Verständlich und verständig also, wenn der Entwurf bei seinen Vorschlägen davon ausgeht, die mit Handhabung der Strafrechtspflege betrauten Behörden von diesem Zwange zu befreien. Unter den zahllosen Theorien über Grund, Berechtigung und Zweck der kriminellen Strafe, wie immer juristisch-philosophische Spitzfindigkeit sie zu konstruieren vermochte, hat sich von des alten Plato Zeiten bis auf den heutigen Tag diejenige ehrenvoll behauptet und allmählich mit verstärkter Ueberzeugungskraft in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auffassung siegreich durchgesetzt, die in der Besserung des Sträflings und in der darin zu findenden Garantie, daß sich Wiederholungen strafrechtlicher Verfehlungen von seiner Seite nicht einstellen, den eigensten und erhabensten Zweck der Strafe erblickt. Warum dann aber noch zu Strafe greifen, warum an jugendlichen Personen mit gerichtlicher Bestrafung ein in seinem Erfolge höchst zweifelhaftes Experiment vornehmen mit der einzigen sicheren Wirkung, daß dem bestraften Jugendlichen für immer ein seinem Fortkommen hinderlicher Makel anhaftet — warum, sage ich, dann noch dieses Experiment mit seinen bedenklichen Nebenwirkungen, wenn jener Erfolg in den unterstellten Fällen auch ohnehin erreicht werden kann?

Von diesem Standpunkte geht denn auch der Entwurf aus, indem er bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erheben soll, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Und unter derselben Voraussetzung soll das Gericht auch nach erhobener Klage das Verfahren einstellen können, statt auf Bestrafung zu erkennen, und zwar auch ohne stattgehabte Hauptverhandlung. In beiden Fällen ist dann die Sache an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, die dann ihrerseits

Abonnementspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag vierteljährlich M. 2.60, (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87), in Oesterreich-Ungarn Kr 3.42, Schweiz Frcs. 3.44, Luxemburg Frcs. 3.49, Belgien Frcs. 3.47, Holland fl 1.81, Italien L 3.75, Serbien Frcs. 3.74, bei den deutschen Postanstalten in Konstantinopel und Smyrna Piast.-Silber 17.75, in Beirut, Jaffa u. Jerusalem Frcs. 3.70, in Marokko Pes. 3.64, in den Schutzgebieten u. in China M. 2.60, Egypten Mill. 166, Rumänien Lei 4.40, Rußland Rbl. 1.35, Bulgarien Frcs. 4.25, Griechenland Kr 3.73, Schweden Kr 2.75, Norwegen Kr 2.57, Dänemark Kr 2.68, Dänische Antillen Frcs. 4.45, Portugal Reis 750. Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand M. 3.90 vierteljährlich. Einzelnummer 25 Pf. Probenummern an jede Adresse kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann);
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 22. November 1913. X. Jahrgang.

Zum Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche.

Von Senats-Präsident **Wellstein**, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Der Entwurf ist im verflossenen Sessionsabschnitte vom Reichstage einer Kommission überwiesen worden und wird nun, nachdem diese ihre Arbeit beendet hat, sein in Kürze wieder zusammentretendes Plenum in zweiter und eventuell dritter Lesung beschäftigen. Er beansprucht das höchste Interesse, einmal wegen des Gegenstandes an sich, da es sich um einen Versuch handelt, im Interesse unserer jugendlichen Uebeltäter eine Aenderung unserer Strafrechtspflege vorzunehmen, sodann aber auch wegen der Art und Weise, in welcher der Entwurf diese Aufgabe zu lösen versucht, indem sein Vorgehen einen völligen Bruch mit bisher hochgehaltenen Prinzipien unserer Strafrechtspflege bedeutet und dessen gesetzgeberische Billigung auf die in Aussicht stehende Strafrechtsreform von Einfluß sein kann.

Unser materielles Strafrecht trägt im allgemeinen der Eigenart jugendlicher Personen gebührend Rechnung. Es macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den einer Straftat Beschuldigten, die bei Begehung der Tat über 18 Jahre alt waren, und solchen, die noch in jüngeren Jahren standen. Sofern die letzteren noch keine 12 Jahre alt waren, können sie strafrechtlich überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen werden; es können gegen sie nur nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden. Standen sie im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, waren sie also sogenannte Jugendliche, so gehen sie straffrei aus, wenn sie bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen, und sind in diesen Fällen Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu unterstellen. Besaßen sie die Einsicht, so sind sie erheblich milder zu bestrafen als ältere Personen. Viel weniger Rücksicht nimmt das Strafprozeßrecht auf das Alter der Delinquenten. Die Strafprozeßordnung schreibt nämlich nur vor, daß in Landgerichtssachen dem Angeschuldigten, der das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, ein Verteidiger bestellt werden muß und daß der gesetzliche Vertreter eines Minderjährigen als dessen Beistand auftreten und zu dessen Gunsten Rechtsmittel einlegen kann. Im übrigen behandelt sie die Jugendlichen gerade so wie die Erwachsenen.

Nun steht aber unsere Strafrechtspflege — und darin ist eine erhebliche Einschränkung der vorhin dem materiellen Strafrecht gezollten Anerkennung zu finden — vollständig unter dem Grundsatze, daß jede Straftat mittels krimineller Strafe gesühnt werden müsse. Einerseits ist die Staatsanwaltschaft unter Bedrohung mit schwerer Strafe verpflichtet, jede Verfehlung gegen unsere Strafgesetze, auch wenn es sich um jugendliche Täter handelt, zu verfolgen, und anderseits sind unsere Gerichte desgleichen gehalten, den Gesetzen auch gegen Jugendliche freien Lauf zu lassen, wenn bei ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihres Handelns erforderliche Einsicht als vorhanden anzunehmen war. Es bedarf aber gewiß nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß diese Behörden unter dem Zwange der bezeichneten Vorschriften den Besonderheiten der einzelnen Fälle, soweit es sich um Jugendliche handelt, nicht immer gerecht zu werden vermögen. Mit Recht sagt die Begründung des Entwurfs, daß Straftaten Jugendlicher, auch wenn diese die vom Gesetz verlangte Einsicht besessen haben, anders beurteilt werden müssen, als die Taten Erwachsener. Gar manche Handlung einer unreifen jugendlichen Person, die sich als Verfehlung gegen unsere Strafgesetze darstellt, erweist sich bei näherer Prüfung ihrer Beschaffenheit und insbesondere unter gebührender Berücksichtigung des Charakters des jugendlichen Täters als verhältnismäßig harmlose oder wenigstens geringfügige Ausschreitung von Unüberlegtheit und nicht als Ausfluß verbrecherischen Willens. Und nicht minder viele Verfehlungen sind lediglich auf mangelhafte Erziehung des Täters zurückzuführen. Es ist nicht einzusehen, welches Interesse die Allgemeinheit daran haben sollte, daß in solchen Fällen nach den obigen Grundsätzen unter allen Umständen Vergeltungsstrafe eintreten müsse. Verfehlungen der angedeuteten Art werden sich nach eindringlicher Warnung und Belehrung nicht wiederholen, wenn bloße Unüberlegtheit zugrunde lag, sie werden auch vereinzelt bleiben, sofern mangelhafte Erziehung im Spiele ist, wenn durch Besserung der Erziehung, schärfere Beaufsichtigung, Entfernung aus der bisherigen Umgebung oder andere dergleichen Maßnahmen die bis dahin schädlich wirkenden Einflüsse beseitigt und die schlummernden guten Eigenschaften des noch erziehungsfähigen Jugendlichen gehoben und entfaltet werden. Dazu kommt, daß unser Strafsystem nicht geeignet ist, auf das Gemüt unserer Jugendlichen einen günstigen Einfluß zu üben. Geldstrafen treffen sie meistens gar nicht, sondern die Eltern; Verweis, sowie kurze Freiheitsstrafen machen keinen oder keinen nachhaltigen Eindruck, sie nehmen sogar dem Jugendlichen die Furcht vor Strafe und erzielen vor allem in den Fällen, auf die es hauptsächlich ankommt, keine Besserung des Jugendlichen, in den Fällen nämlich, wenn die Verfehlung auf sittliche Verwahrlosung zurückzuführen ist. Lange und mit Strenge vollstreckte Freiheitsstrafen üben aber erfahrungsgemäß nicht selten geradezu einen schädlichen Einfluß auf Jugendliche aus. Verständlich und verständig also, wenn der Entwurf bei seinen Vorschlägen davon ausgeht, die mit Handhabung der Strafrechtspflege betrauten Behörden von diesem Zwange zu befreien. Unter den zahllosen Theorien über Grund, Berechtigung und Zweck der kriminellen Strafe, wie immer juristisch-philosophische Spitzfindigkeit sie zu konstruieren vermochte, hat sich von des alten Plato Zeiten bis auf den heutigen Tag diejenige ehrenvoll behauptet und allmählich mit verstärkter Ueberzeugungskraft in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Auffassung siegreich durchgesetzt, die in der Besserung des Sträflings und in der darin zu findenden Garantie, daß sich Wiederholungen strafrechtlicher Verfehlungen von seiner Seite nicht einstellen, den eigensten und erhabensten Zweck der Strafe erblickt. Warum dann aber noch zu Strafe greifen, warum an jugendlichen Personen mit gerichtlicher Bestrafung ein in seinem Erfolge höchst zweifelhaftes Experiment vornehmen mit der einzigen sicheren Wirkung, daß dem bestraften Jugendlichen für immer ein seinem Fortkommen hinderlicher Makel anhaftet — warum, sage ich, dann noch dieses Experiment mit seinen bedenklichen Nebenwirkungen, wenn jener Erfolg in den unterstellten Fällen auch ohnehin erreicht werden kann?

Von diesem Standpunkte geht denn auch der Entwurf aus, indem er bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erheben soll, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Und unter derselben Voraussetzung soll das Gericht auch nach erhobener Klage das Verfahren einstellen können, statt auf Bestrafung zu erkennen, und zwar auch ohne stattgehabte Hauptverhandlung. In beiden Fällen ist dann die Sache an die Vormundschaftsbehörde abzugeben, die dann ihrerseits

die ihr geeignet erscheinenden Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu ergreifen hat. In der Kommission wurden indessen gegen diese Regelung ernste Bedenken erhoben aus dem oben erwähnten Gesichtspunkte, daß mit Beseitigung des bisherigen Zwanges für Staatsanwaltschaft und Gerichte Prinzipien unseres Strafverfahrens durchbrochen würden, die bislang für unantastbar gegolten hätten. Namentlich richteten sich die Bedenken gegen die Beseitigung des sog. Legalitätsprinzips, d. i. der Verpflichtung der Staatsanwaltschaft, gegen jede Verfehlung gegen die Strafgesetze vorzugehen. Es wurde befürchtet, daß das zu Willkürlichkeiten Veranlassung geben könne, daß auch weiterhin die Amtsanwälte, denen zufolge anderweitiger Vorschläge des Entwurfs noch eine erweiterte Zuständigkeit gegeben werden soll und mithin in den weitaus meisten Fällen die Entscheidungen zukämen, für die sachliche Beurteilung der Fälle nicht ausreichend geeignet betrachtet werden könnten. Es ist schwer, solche Befürchtungen, wo sie einmal bestehen, als unbegründet oder wenigstens übertrieben nachzuweisen; aber es kann darauf hingewiesen werden, daß schon jetzt die Staatsanwaltschaft in vielen Fällen die Erhebung öffentlicher Klage ablehnen kann, wenn sie der Ansicht ist, daß ein öffentliches Interesse nicht vorliegt, und daß nur höchst selten von den Beteiligten eine solche Ablehnung als ungerechtfertigt bezeichnet werden konnte. Dazu kommt aber noch, daß nach einem Beschlusse der Kommission die Staatsanwaltschaft vor ihrer Entschließung die Eigenart des Jugendlichen, seine bisherige Führung und seine Lebensverhältnisse untersuchen und sich hierbei der Mitwirkung namentlich der Organisationen, die sich der Jugendhilfe und Jugendfürsorge widmen, bedienen soll. Die Anhörung gerade dieser Organisationen wird verhüten, daß Staatsanwälte bzw. Amtsanwälte sachwidrige Entscheidungen darüber, ob Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen seien, treffen. Befürchtungen der angegebenen Art dürften sich danach zerstreuen. Aber immerhin wird man die Scheu der Kommission verständlich finden, vollends mit dem Bisherigen zu brechen. Sie hat daher einen Mittelweg eingeschlagen und die Befugnis der Staatsanwaltschaft, von Erhebung der öffentlichen Klage abzusehen, unter richterliche Kontrolle gestellt. Es ist oben schon gesagt, daß die Staatsanwaltschaft, wenn sie von der Klage aus den angegebenen Gründen absehen will, die Sache an die Vormundschaftsbehörde abgeben muß. Die richterliche Kontrolle besteht nun darin, daß die Vormundschaftsbehörde, wenn die Sache an sie abgegeben ist, ohne daß Klage erhoben war, erklären kann, sie sei anderer Ansicht, sie halte Erziehungs- und Besserungsmaßregeln nicht für ausreichend. Sie gibt dann die Sache an die Staatsanwaltschaft zurück, die nun zur Klageerhebung genötigt ist. Damit dürfte wohl jedes Bedenken gegen die Freistellung der Staatsanwaltschaft von dem gedachten Zwange beseitigt sein. Läßt man aber dieses fallen, so ist auch natürlich nichts einzuwenden, daß das Gericht befugt sein soll, das Verfahren einzustellen, wenn es nach erhobener Klage zu der Ansicht gelangt, es sei nicht Bestrafung, sondern die Anordnung von Erziehungs- und Besserungsmaßregeln am Platze. Aber diese ganze Konstruktion des Verfahrens hat noch ein anderes Bedenken in der Kommission hervorgerufen, das nicht übergangen werden kann. Wird nämlich nach dem Vorschlage des Entwurfs die Angelegenheit an die Vormundschaftsbehörde abgegeben, so geschieht dies unter der Feststellung, daß der Jugendliche einer Straftat überwiesen sei. Und diese Feststellung wird getroffen ohne diejenigen Garantien des Verfahrens, die wir sonst zu fordern gewohnt sind. Die vor der Oeffentlichkeit sich abspielende Hauptverhandlung gilt als eine der Hauptgarantien der gerechten Aburteilung. Sie würde fehlen. Aber auch dieses Bedenken kann fallen gelassen werden. In dem Falle nämlich, daß eine Sache an die Vormundschaftsbehörde abgegeben wird unter der gedachten Feststellung, ist vorauszusetzen, daß schlüssige Beweise für die Schuld des Jugendlichen erbracht sind. Die Durchführung eines Verfahrens mit Hauptverhandlung dürfte also fast ausnahmslos ohne irgend einen Nutzen für den Jugendlichen endigen, ihm vielmehr den Schaden bringen, daß nunmehr ein schuldigsprechendes Urteil mit seinen Wirkungen gegen ihn ergeht.

Der vorstehend erörterte Punkt ist der bedeutsamste und schwierigste der ganzen Vorlage. Wenn man sich mit dem skizzierten Standpunkt der Kommission einverstanden erklärt, und das wird jeder tun können, der Besserung jugendlicher Uebeltäter als erstes Streben unserer Strafrechtspflege ansieht, dann bietet der Entwurf im übrigen keinerlei Schwierigkeiten mehr; denn er erfüllt mit seinen sonstigen Vorschlägen nur Wünsche, deren Durchsetzung von der großen Majorität derjenigen, welche sich mit der Jugendstrafrechtspflege beschäftigen, Praktikern wie Theoretikern, seit langer Zeit angestrebt wird. Dahin gehört in erster Linie die Bildung besonderer Jugendgerichte, d. h. von Abteilungen für Strafsachen gegen Jugendliche, deren Vorsitzende und Schöffen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Erfahrung in der Jugenderziehung auszuwählen sind. Anträgen, auch Geistliche und Frauen zum Schöffenamte zu berufen, hat die Kommission in ihrer Mehrheit mit Recht widerstanden, dagegen einstimmig genehmigt, daß auch Volksschullehrer zu Jugendschöffen berufen werden können. Hierher gehört auch die Heraufsetzung des Strafmündigkeitsalters von 12 auf 14 Jahre, gegen die aber auch mit Recht erhebliche Bedenken geltend gemacht wurden. An weiteren Verbesserungen des bisherigen Verfahrens mögen noch genannt sein die bereits erwähnte Heranziehung von Jugendhilfe- und Jugendfürsorge-Organisationen zur Vorbereitung von Entscheidungen der Staatsanwaltschaften und Gerichte, eine erweiterte Ausgestaltung der Erziehungsmaßregeln, frühzeitige Bestellung eines Beistandes im Hauptverfahren für den Jugendlichen, Einfügung von Bestimmungen, nach welchen die bei Untersuchungshaft beobachteten Schädigungen hintangehalten werden können, bzw. die Untersuchungshaft überhaupt durch andere Maßregeln ersetzt werden kann.

Zweifellos wiegen die oben erörterten Bedenken gegen den Entwurf schwer. Es fehlt denn auch nicht an Stimmen, die sich gegen seine Annahme aussprechen und die Regelung des Jugendstrafrechts, sowohl des materiellen als auch des prozessualen, bis zur allgemeinen Reform unseres Strafrechts vertagt wissen wollen. Dem gegenüber muß aber betont werden, daß auch im Anschluß an diese allgemeine Reform die zu treffenden Vorschriften sich in keiner anderen Richtung bewegen können, als in der diesmal eingeschlagenen und es sich auch dann wieder nur darum handeln wird, welches Quantum freien Ermessens man den beteiligten Behörden einzuräumen und wie man es zu verteilen gedenkt. Es mag als möglich zugegeben werden, daß man dann eine bessere Lösung findet. Es ist aber nicht einzusehen, warum man um dieses möglichen, aber noch unsicheren und in ferner Zukunft liegenden Besseren wieder einmal das jetzt gebotene Gute von der Hand weisen soll, zumal es unter keinen Umständen Schaden stiften kann, aber während seiner Geltung und Durchführung bis zur Neuordnung der Dinge wertvolle Erfahrungen zu bieten vermag.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Feierlichkeiten in München.

Die große Huldigungsfeier am 12. November hat auch uns Norddeutschen zur Freude und Erbauung gereicht. Besonders gefallen haben uns erstens der volkstümliche Zug, zweitens die Wertung der persönlichen Erfahrungen und Bestrebungen des Monarchen, drittens die Bekundung der Reichstreue und der Reichsfreudigkeit.

In der Antwort auf die Huldigungsansprache führte König Ludwig aus: Eines Sinnes mit dem Volke zu sein, werde für immer des Herrschers ernstes Streben bleiben. Von Gott gesetzt, könne das Königtum seine Kräfte nur da ganz zur Entfaltung bringen, wo es in der Liebe und im Vertrauen des Volkes wurzele. Das sind goldene Worte, welche zwischen Krone und Bürgerschaft, zwischen der Autorität und der Demokratie (im richtigen Sinne dieses Wortes nach Leo XIII.) die schöne und fruchtbare Harmonie verkünden. In unserem norddeutschen Festliede finden sich die Verse, die leider nicht immer mitgesungen werden: „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns sichern den Herrscherthron wie Fels im Meer.“ Trotz aller Rotblock-Irrungen und innerpolitischen Wirrungen ist glücklicherweise in Deutschland der monarchische Sinn noch so stark und warm, daß Fürst und Volk sich gegenseitig sichern und beglücken können. Aus der allgemeinen Freude des ganzen Bayernlandes über die Thronbesteigung wird Ludwig III. erkannt haben, daß er ein wahrer Volkskönig ist, und seine Antrittsrede gibt dem Lande die Gewähr, daß er es bleiben wird.

In dieser Beziehung fällt nun sehr ins Gewicht, daß der Neugekrönte kein Neuling ist, sondern daß er, wie der Präsident der Ersten Kammer als Festsprecher treffend hervorhob, im öffentlichen Leben sich bereits so weitgehend betätigt hatte, daß es

kaum einen Teil des Landes, wohl keinen Stand oder Beruf gebe, deren Interessen kennen zu lernen der König sich nicht bemüht hatte. Darauf erwiderte der Monarch: Er sei von jeher darauf bedacht gewesen, durch Fühlungnahme mit allen Ständen und Kreisen sich mit den Bedürfnissen des Volkes vertraut zu machen, und er hoffe, die gesammelten Erfahrungen dem Wohle des Landes nutzbar machen zu können. — Wer an der Oberfläche gewisser Debatten zur Bülowzeit haften geblieben ist, könnte vielleicht hierbei an das alte Schlagwort vom „persönlichen Regiment" sich erinnert fühlen. Aber der gesunde Sinn des Volkes will seinen Herrscher nicht bloß glänzen und repräsentieren, sondern auch wirklich regieren, raten und taten, schaffen und wirken sehen. Daß die persönliche Wirksamkeit des Königs nicht in Autokratie und Impulsivität ausarte, dafür bietet die verfassungsmäßige Ordnung genügende Gewähr. Und gegenüber dem seit Jahrzehnten erprobten Charakter des Königs Ludwig kann eine solche Sorge überhaupt nicht aufkommen. Das macht gerade die Bayern stolz und froh, daß sie nach der langen Prüfung nicht bloß einen richtigen König, sondern auch einen so außerordentlich tüchtigen König bekommen.

Das dritte schöne Moment war das warme Bekenntnis zum Reich, und das erfolgte nicht nur in der pflichtgemäßen Versicherung der Treue, sondern in der herzlichen Bekundung der dankbaren und hoffnungsvollen Freude, die man in der Zugehörigkeit zu einem großen deutschen Vaterlande empfindet. Was bei den Huldigungsansprachen von beiden Seiten in dieser Hinsicht geäußert wurde, erhielt noch einmal seine Bekräftigung bei dem Besuche des Königs von Sachsen am bayerischen Hofe. Die Trinksprüche der Fürsten spiegelten die Reichseintracht und Reichsfreudigkeit aufs schönste wieder.

Freudige Zustimmung fand auch die kräftige Betonung der kulturellen und christlichen Grundsätze und Ziele: „Rastlos pflegt Bayern Kunst und Wissenschaft; mit Entschiedenheit fördert es jeden Fortschritt auf wirtschaftlichem, kulturellem und sozialem Gebiet. Gottesglaube und fromme Sitte stehen im Lande hoch in Ehren; der Freiheit der Gewissen wie der Bekenntnisse ist Schutz und Achtung gesichert."

Die Festtage waren gesegnet; mögen die kommenden Arbeitstage auch gesegnet sein und bleiben!

Amundsen, Wackes und Liebknecht.

Allzu scharf macht schartig. Das haben die innerpolitischen Kampfhähne neuerdings erfahren. Der berühmte Norweger Amundsen, der am Südpol besser Bescheid weiß, als in den preußischen Amtsstuben, wollte in Flensburg neben einem deutschen Vortrag auch einen Vortrag in seiner norwegischen Muttersprache halten. Der Regierungspräsident von Schleswig aber hielt das Norwegische für zu nahe verwandt mit dem Dänischen und erachtete es für staatsgefährlich, wenn die dänische Minderheit in Nordschleswig die Geheimnisse des Südpols in solchen skandinavischen Lauten schildern höre. Der norwegische Vortrag wurde verboten. In der ganzen zivilisierten Welt erfolgte darob ein Schütteln des Kopfes, auch im Auswärtigen Amt zu Berlin, wo man fühlte, daß nicht bloß Norwegen, sondern auch der gute Geschmack unnötigerweise herausgefordert werde. Man gab dem preußischen Minister des Innern einen sanften Rippenstoß, und das wunderliche Verbot wurde wirklich aufgehoben. Aber der Minister des Innern tat es nicht ohne Rückzugskanonade. Er pochte auf das gesetzliche Recht zu dem Verbote, das in dem bekannten „freisinnigen" Sprachenparagraph des Bülowschen Vereinsgesetzes gegeben sei, und versicherte, daß die Aufhebung des Verbotes nicht etwa aus Rücksicht auf die dänisch sprechenden Mitbürger, sondern nur aus Rücksicht auf den weltberühmten Forscher erfolge. Dadurch wird die Sache nicht gebessert. Daß Amundsen kein lästiger ausländischer Agitator, sondern ein berühmter Forscher ist, mußte man auch vorher schon wissen und beachten. Im blinden Eifer des „inneren Kampfes" hat man sich vor aller Welt eine Blöße gegeben und eine Niederlage zugezogen.

In der Westmark gab es ein ähnliches Aergernis in Zabern. (Bezüglich der Einzelheiten vergleiche den folgenden Aufsatz.) Der Zwischenfall enthüllt abermals die großen Fehler, welche die eingewanderten Beamten in der Behandlung der Elsaß-Lothringer zu machen belieben. 1870 sangen wir von den „wiedergewonnenen Brüdern" und zogen auf „moralische Eroberungen" aus. Aber das Zuckerbrot machte bald der Peitsche Platz; die „Brüder" wurden wie Knechte behandelt und es galt für schneidig, wacker auf die Wackes zu schimpfen. Nun versicherte uns ein Offiziöser, das Wort „Wackes" werde fortan aus dem Dienstbetrieb verschwinden. Es muß aber noch mehr verschwinden: die ganze Ueberhebung der eingewanderten Beamten über das eingeborene Volk, die Lust am Bedrücken und Verfolgen, die in der Aussetzung von Prämien auf das Wackesblut gipfelt. Hoffentlich wird der Skandal von Zabern einen Heilungsprozeß in Gang bringen.

In das Kapitel von „scharf und schartig" gehört auch in gewissem Sinne die Taktik bei Bildung der Kommission, die über die Rüstungslieferungen für Heer und Marine eine Untersuchung anstellen soll. Um eine staatsrechtlich bedenkliche Parlamentskommission zu vermeiden, hatte der Reichskanzler selbst die Bildung eines solchen Ausschusses übernommen und Berücksichtigung der Präsentationen der Reichstagsfraktionen zugesagt. Danach sollte auch die Sozialdemokratie zwei Mitglieder entsenden dürfen; sie präsentierte die Abg. Noske und Dr. Liebknecht. Der Reichskanzler erklärte Liebknecht für ungeeignet zu diesem richterlichen Amte wegen seiner leidenschaftlichen Parteinahme in der Kruppangelegenheit. Das war nicht unberechtigt, aber unklug. Denn sofort benützte die Sozialdemokratie diesen Vorwand, um ihre Beteiligung an den Kommissionsarbeiten mit Eklat abzulehnen. Es geht freilich auch ohne die Sozialdemokraten; aber nachdem man überhaupt die Sozialdemokratie für kommissionsfähig erachtet hatte, konnte man auch die Person Liebknechts in den Kauf nehmen, um nicht den Roten wieder erwünschten Stoff und Raum für die Agitation zu bieten. Ein Liebknecht in der Kommission wäre ein kleineres Uebel gewesen, als ein Liebknecht draußen.

Zuvor getan, hernach bedacht — hat in der Politik schon viel Schaden gebracht, — in der Nordmark, in der Westmark, in der Ostmark und in Berlin.

Zur Weltlage.

Der „Friede von Athen" zwischen der Türkei und Griechenland ist zustande gekommen, nachdem der rumänische Minister Take Jonescu als Geburtshelfer in Athen die Zange angesetzt hatte. Darob freuen sich alle Offiziösen und rühmen die Entlastung der Lage im Orient und in ganz Europa. Aber leider ist der Besitzstand der Aegäischen Inseln noch immer nicht geregelt und ebensowenig die südalbanische Grenzfrage. Im Osten des Mittelmeeres schwimmen noch unheimlich viel Kriegsschiffe aller Flaggen umher. Der russische Ministerpräsident Kokowzow, der nach dem Vorgange seines Kollegen Sasanow Berlin auf der Rückreise von Paris besuchte, wird schwerlich die Entwirrung im Osten vollenden können, selbst wenn er es wollen sollte. Obendrein spitzt sich im fernen Westen der Zwist zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten immer weiter zu. Die politische Welt kann sich also noch nicht auf die Bärenhaut legen.

Letztes Blatt.

Letztes Blatt vom kahlen Baume
Gleitest still zur Erde hin; —
Von der Aeste lichtem Raume
Scheu die kleinen Sänger flieh'n.

Traurig dehnet sich im Kreise
Rings um dich ein Blättermeer,
Keines Vögleins sanfte Weise
Dringt von deinen Zweigen her.

Armes Herz, verwaist, — verlassen,
Ruhst auch du in meiner Brust;
Kannst nicht lieben, kannst nicht hassen, —
Kennst nur Trübsal — keine Lust.

Wann wird einst der Frühling kehren?
Wird wohl mit des Baumes Grün
Sich in dir die Sorge mehren
Oder Trost und Hoffnung blüh'n?

Letztes Blatt vom kahlen Baume
Welk liegst du und sterbend hier; —
Ach wie zog gleich einem Traume
Meines Herzens Glück mit dir.

Richard Graf von Rambaldi.

Aus einer kleinen Garnison.

Zum Zaberner Fall.

Von Chefredakteur Th. Seltz, Straßburg.

Eine stille Stadt im unteren Elsaß, an der Linie Straßburg—Avricourt, ist unversehens der Schauplatz drohender Unruhen, der Anlaß lebhafter Diskussionen geworden. Mit den meisten der elsässischen Landstädte hat Zabern eine größere Vergangenheit. In der Römerzeit, im Bauernkrieg, im galanten Jahrhundert unter dem Fürsten v. Rohan, dessen Bischofsschloß längst als Kaserne dient, konnte Zabern eine Rolle spielen. Unter dem zweiten Kaiserreich war es Absteigquartier für Pariser Literaten auf der Durchreise nach den Spielsälen von Baden-Baden. Das Landhaus von Edmond About, das oft Sarcey und den jüngeren Dumas beherbergte, steht heute noch. Abouts Witz hat den Zaberner Spießbürger, der einen deutschen Dialekt redete und für seine ehrgeizigen Pläne wenig Verständnis zeigte, gern zur Zielscheibe genommen. Unter deutscher Herrschaft war der Kreis Zabern längere Zeit die Domäne von August Schneegans, dem bekannten elsässischen Journalisten und Autonomistenführer; später wurde er Stammsitz von Dr. Hoeffel, dem einzigen Reichsparteiler im Lande, der erst 1912 einem beliebigen Blockkandidaten den Platz räumen mußte.

Außer in Wahlzeiten liefert Zabern selten nennenswerte Beiträge zur politischen Tageschronik. Inmitten einer Stadt von 9000 Einwohnern müssen Landgericht, Gymnasium und Offizierskorps besondere Bedeutung gewinnen. Man kann nun nicht sagen, daß es jemals zwischen den Trägern deutscher Kultur und der eingesessenen Bevölkerung, deren Oberschicht noch in Voltaires Traditionen lebt, zu nennenswerten Differenzen gekommen wäre. Insbesondere sind ernstere Konflikte zwischen Militär und Zivil nicht bekannt geworden.

Diese Momente verdienen Berücksichtigung, wenn es darum sich handelt, der wahren Bedeutung von Vorkommnissen nachzuspüren, die das behagliche Leben der Kleinstadt so jäh unterbrochen haben. Es erscheint erwiesen, daß ein blutjunger Leutnant, Frhr. v. Forstner, sich bei der Rekruteninstruktion gewisser Wendungen bedient hat, die den Unwillen der Elsässer erregen mußten. Das Oberkommando gibt den Gebrauch des Wortes „Wackes" zu, was, vom lat. vagus, vagabundus kommend, im Lande die Bedeutung von „Flegel" mit üblerem Beigeschmack hat. Es wird vom Oberkommando geltend gemacht, das ominöse Wort habe eben nur den minderwertigen Elementen gegolten. Durch eine Fülle weiterer Mitteilungen an die Presse scheint aber hervorzugehen, daß das Wort „Wackes" mit der allgemeineren Bedeutung in gar manchen Kasernen längst eingebürgert ist. Weshalb gäbe es Regimentsbefehle, die den Gebrauch dieser Titulierung verbieten? Ferner konnte die Wendung, der Leutnant werde jedem, der im Streit so einen „Wackes" niedersteche, 10 ℳ geben, und die Bemerkung eines Unteroffiziers, er würde dann noch 3 ℳ zulegen, nicht dementiert werden. Auch nicht dementiert wurden die Schilderungen vom allgemeinen Verhalten des Leutnants, die ihn zum mindesten als wenig taktvoll erscheinen ließen. Zuletzt wurde ihm ein ungewöhnlich derbes Wort gegen die französische Fahne nachgeredet. Man würde den Volksauflauf und die ganzen Demonstrationen in den Straßen, die nur dank der Besonnenheit der Behörden am Ort nicht ein blutiges Ende nahmen, weniger verstehen, wenn es sich um nichts weiter als um einmalige Entgleisungen handelte.

In der Presse hätte die Diskussion über den peinlichen Fall nie diesen gewaltigen Umfang angenommen, wenn entweder die Militärbehörde oder die Regierung zeitig mit einer Erklärung am Platze gewesen wäre, die befriedigen oder beruhigen konnte. Das Militär wird in der Oeffentlichkeit noch eher entschuldigt als die Regierung. Von dieser schien man erwartet zu haben, sie würde die kräftige Sprache, mit der sie im Parlament die „Ruhestörer" abzuwehren pflegt, auch bei diesem Anlaß riskieren. Wer freilich die politischen Kundgebungen der Regierung im Zusammenhang verfolgte, konnte sich keine Illusionen machen. Im Landtag sind mehrfach Fälle zur Sprache gebracht worden, in denen die Volksvertretung Uebergriffe von Militärs erblickte; es ist uns seitens der Regierung keinerlei Geste dawider in Erinnerung, die mit irgendwelcher Energie hätte verwechselt werden können. Wir sind so vorurteilsfrei, die Zwangslage zu berücksichtigen, in der die Straßburger Regierung sich befindet. Ihre Selbständigkeit ist nach Berlin hin bekanntlich wesentlich beschränkt. Mit Berlin hängt das Militärische aber direkt zusammen. Das hat die Regierung schon oft zu spüren bekommen, und nicht etwa nur die heutige. Es würde vielleicht ihr Prestige in gewissem Sinne beeinträchtigen, wenn die Regierung dies offen zugeben wollte. Zu schweigen oder so zu tun, als wäre es anders, nützt ihr aber noch weniger. Man weiß es ja; in der Literatur über den ersten Statthalter steht's geschrieben, und der zweite Statthalter hat es in seinen famosen Memoiren zur Belehrung der Nachwelt niedergelegt. Was man „Nebenregierung" nennt, ist die unvermeidliche Begleiterscheinung unserer Verfassung, der heutigen wie der gestrigen. Es gibt allerdings Zeiten, in denen sich die Begleiterscheinung weniger fühlbar macht; dann nämlich, wenn der Zivilverwaltung eine Persönlichkeit vorsteht, die sich der besonderen Schwierigkeiten der Situation im Lande bewußt ist und die zugleich den Willen, die Autorität und die Gewandtheit besitzt, ihrer um jeden Preis Herr zu werden. Die Erfahrung lehrt nicht, daß die heutige Regierung von diesen Eigenschaften in Kompetenzkonflikten mit der Militärbehörde einmal Gebrauch gemacht hätte. Jetzt aber ist es damit wohl zu spät. Jetzt ist die politische Atmosphäre im Land zu sehr mit Explosivstoffen geladen. Die geringste Erschütterung könnte in der Verwaltung Opfer fordern. Vor fünf Jahren hätte man beginnen müssen, vor drei Jahren wäre es nicht zu spät gewesen. Seit der „Scherbenrede" muß man auf die Hoffnung verzichten.

So stellt sich die Lage dar, von einer kleinen Garnison aus besehen. Der Leutnant von Zabern war falsch orientiert über ein Land, in dem er wirken sollte. Dafür soll man nicht das Offizierskorps verantwortlich machen. Wenn aber die Regierung nicht so gestellt wird, daß sie für die erforderlichen Informationen sorgen kann, dürfte es bei dem einen Offizier kaum bleiben, dann laufen schließlich auch Höherstehende Gefahr, an mangelnden Kenntnissen zu leiden. O wär' das nur Hypothese, wie gut ging's dem Lande!

Katholische Organisationen in Frankreich.

In der alten Krönungsstadt Reims ist Frankreichs Zentralstelle dessen, was wir etwa katholischen Volksbund nennen würden, der Action populaire. Diese hat heuer aus allen Diözesen gesammeltes Material über katholische Organisationen jeglicher Art in einem von Juristen und Theologen redigierten Manuel pratique d'Action religieuse veröffentlicht. Da das Buch einzig in seiner Art, ungemein reichhaltig und sehr billig ist — der in Leinwand gebundene Band von über 800 Seiten kostet nur fünf Franks — und weil es nicht so bald wieder erscheinen soll, glaube ich hier darauf aufmerksam machen zu sollen. Es gibt unter den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" gewiß viele, die des Französischen kundig sind; ihnen allen möchte ich das Buch dringend empfehlen.

Wen wird nicht die Lage der Kirche in Frankreich interessieren? Wir sehen da zunächst aus einer Fülle von gerichtlichen Entscheidungen, wohin eine vom Unverstande des Freisinns geführte Kirchenpolitik führt. Ein Meer von Tinte mußte vergossen werden, um die Stellung der Pfarrer und der Gläubigen seit dem 5. Dezember 1905 zu regeln. Interessanter als jeder Roman liest sich die Darlegung der heutigen Rechtslage, die ja noch immer der Bitterkeiten und Zurücksetzungen voll ist. Das Trennungsgesetz konnte natürlich nicht alles im einzelnen regeln und so ziehen hunderterlei Rechtsfragen über äußere und innere Kirchenpolizei, die Kirchenschlüssel, Geläute, Gottesdienstordnung, Versammlungen in den Kirchen, Kircheneinrichtung, Geldsammlungen in und außerhalb derselben, Beflaggung der und Plakatierung an den Kirchen, Versicherungen, Prozessionen usw. wie ein abwechslungsreiches Panorama an unserem geistigen Auge vorüber. Beispielsweise trifft nach dem Artikel 34 des Trennungsgesetzes jeden Geistlichen, der an einer Kultusstätte durch Rede, Lesung, Verteilung von Drucksachen, Plakate einen staatlich Angestellten beleidigt, eine Geldstrafe von 500 bis 3000 Franks oder Haft von drei Monaten bis zu einem Jahre. Damit wollte man den Geistlichen das Protestieren abgewöhnen; freilich war der Liebe Müh umsonst. Ist nun die Sakristei auch eine Kultusstätte? Ueber die Frage ist die Rechtsprechung bis heute schwankend. Die Gerichtshöfe von Brest, Rennes, Amiens haben sich dagegen ausgesprochen; Nancy war für die Bejahung; der Kassationsgerichtshof hat die Frage noch nicht gelöst.

Von höchstem Interesse sind die Mitteilungen über die Katholikenorganisation in den einzelnen Diözesen und die Diözesankongresse. Das Kapitel Klerus behandelt die Rekrutierung desselben, die großen und kleinen Seminare, die katholischen Hochschulen, die soziale Bildung. Aus elf Diözesen erfahren wir genau die Organisation des Denier du Culte. Was ist das? „Der Kultusheller ist eine Schuld, die jeder Katholik — entsprechend seinem Vermögen — seinem Bischofe für die Bedürfnisse des Klerus schuldet. Er ist nicht

eine freiwillige, sondern strenge im Gewissen verpflichtende Gabe." Die Beträge sind natürlich nach den Diözesen verschieden; sie werden vom Pfarrer oder von Laiengehilfen eingesammelt und sind nach der bisherigen Gerichtspraxis klagbar. Interessant ist der Modus eines Pfarrers in der Diözese Albi, der damit „wunderbar" auskommt: Ist die Ernte vorbei, so sammelt er die Kultusbeiträge in natura ein (Getreide, Hafer, Mais); der Pfarrat verkauft das Ganze und legt den Betrag bis nächsten April, dem Zeitpunkt der Ablieferung an die zentrale Diözesankasse, auf Zinsen an.

Hierher gehört auch die Frage der Altersversorgung des Klerus. Die vom Staate subventionierten Gesellschaften sind den Geistlichen bekanntlich durch das Motu proprio vom 17. Mai 1908 untersagt. Sie haben daher zwei eigene Unterstützungskassen gegründet. Dem Unterhalte des Klerus dienen auch seine Wirtschaftsvereine, zu denen sich vor allem die irgend ein Handwerk oder eine Kunstfertigkeit ausübenden Priester zusammengeschlossen haben. Sie besitzen auch ein Bundesorgan, den Trait d'Union. (5, place d'Ainay Lyon.)

Weiter erfahren wir Statuten und Adressen der Priesterrechtsschutzvereine. Die religiöse Frage als solche in ihren verschiedenen Aeußerungen als Organisation, Kirchenbesuch, eucharistische Erziehung usw. ist sehr ausführlich behandelt; es wäre für unsere Verhältnisse manches nachahmenswert. Hier will ich mich begnügen, auf das nächste große Kapitel: Unterricht hinzuweisen. Alle Welt weiß, welche scharfe Konkurrenz die katholischen den glaubenslosen Staatsschulen machen. Die Herren Gesetzgeber möchten erstere natürlich schon lange gerne vernichten, scheuen aber doch das Odiose eines Parlamentsbeschlusses; dies ist die bange Frage des Unterrichtsmonopols. Die bisherigen Verfolgungsmittel gegen die katholischen Schulen haben versagt und die radikalen Abgeordneten sind auf der Suche nach wirksameren Repressalien. Den letzten Versuch in dieser Richtung bedeutet der Antrag Brard: In den Gemeinden mit unter dreitausend Einwohnern, wo die öffentliche Schule für die Schülerzahl groß genug ist, soll eine Privatschule nur mit Bewilligung des Ministers eröffnet werden dürfen. Die Katholiken haben das darin verborgene Gift sofort erkannt. Es gibt nämlich in Frankreich (1911) nur 1457 Gemeinden mit über dreitausend Einwohnern; würde obiger Antrag Gesetz, so könnte in 34 784 Gemeinden die katholische Schule geschlossen, respektive keine errichtet werden! Die Regierung ist übrigens gegenwärtig selbst nicht für das Unterrichtsmonopol. Ihre Hauptsorge in dieser Richtung gilt der „Défense laïque", d. h. dem Schutze der Staats- gegen die Konkurrenz der katholischen Schulen. Eine unter solchen Verhältnissen hochwichtige Frage ist die R. P. S., d. h. die Dotierung sämtlicher ob nun staatlicher oder privater Schulen aus den öffentlichen Mitteln nach der Zahl der Schüler. Diese einzig gerechte Lösung ist in Holland, England und Belgien durchgeführt, auch in Frankreich ist sie schon in vielen Gemeinden durchgedrungen und es ist gar kein Zweifel, daß die Katholiken in dieser Sache nach langem Kampfe einen vollen Sieg erringen werden. Sehr wirksam arbeiten in dieser Richtung die zum Schutze der Gewissensfreiheit der Kinder gegründeten Elternverbände. Uebrigens haben die Eltern erst neuerdings wieder einen Erfolg ihres Widerstandes zu verzeichnen; der Unterrichtsminister ist ihnen in der Wahl der Schulbücher wenigstens teilweise entgegengekommen.

Für die der Schulpflicht Entwachsenen gibt es wohl auch Fortbildungsschulen, deren Besuch aber nicht obligatorisch ist; man kann sich also denken, wie es mit dem Besuche aussieht. Erst im heurigen Jahre will man sich entschließen, daraus eine Pflichtschule zu machen und damit die Katholiken vor neue Aufgaben zu stellen. Diese haben übrigens im Gewerbeschulunterricht und im Handfertigkeitsunterricht den Staat weit überholt. Letzterer schrieb schon 1882 den Lehrern vor, die Schüler mit der Handhabung der gebräuchlichsten Werkzeuge vertraut zu machen. Diese Vorschrift ist aber nach den Berichten der Inspektoren nie befolgt worden. Die Katholiken haben in Tourcoing und in Lille Musterschulen dieser Art, wie sie auch Institute für die höhere und höchste technische Ausbildung gegründet haben. Das gleiche gilt vom landwirtschaftlichen und Haushaltungsunterricht. Freilich bleibt noch viel zu tun. Die Schließung von 20000 Klosterschulen hat dem katholischen Unterricht natürlich einen furchtbaren Schlag versetzt; nur sechs- bis siebentausend, das heißt ein Drittel der Schulen konnten gleich wieder eröffnet werden. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Gewinnung der Lehrkräfte. Die Schülerzahl hat in den katholischen Schulen um 32000 zugenommen (gegen ein Plus von kaum 9000 in den öffentlichen Schulen), die Zahl der Lehrer stieg aber nur um 818 (gegen 1577). Mehrere Bischöfe haben daher den jungen Theologen nahegelegt, auch die Lehrbefähigung zu erwerben. Im Norden und Westen des Landes ist die Gründung oder Wiedereröffnung der katholischen Schulen übrigens fast vollendet; im Süden und Osten bedarf sie noch der Fortführung. Zu diesem Zwecke wird nicht mit Unrecht auf das Beispiel des Herzogs von Norfolk in England hingewiesen, der zur Unterstützung der katholischen Schulen Englands seine Holbein-Galerie um 7'500,000 Franken verkauft hat.

Die Fürsorge der Katholiken ließ sich schier kein Gebiet sozialer Arbeit entgehen. Wir finden daher in diesem Manuel erschöpfende Auskunft über Patronagen, Ferienkolonien, Studentenvereine, Soldaten- und Matrosenfürsorge, Mädchenschutz, Missionen, Arbeiterbewegung.

Damit will ich das Buch allen, namentlich katholischen Akademikern, herzlichst empfohlen haben und bin sicher, es wird keinen gereuen, die fünf Franken an die Action populaire in Reims, 5 rue des Trois-Raisinets, gesendet zu haben.

Krems a. Donau (N.-Oe.). Prof. Dr. Valent. Holzer.

Wohin?

Randglossen zur Jugendpflege.

Von Rektor Adam Görgen, Wallerfangen.

Jugendpflege! Ein neugeprägtes Wort, in das man einen längst vorhandenen Inhalt gegossen hat, heute staatlich sanktioniert, an dem man früher gleichgültig vorüberging. Früher fristete es sein Leben in stillen Ecken und Winkeln, getragen von der Liebe edler Menschen, denen Religion und Kirche die Augen und Herzen geöffnet; heute geht es im deutschen Land von Mund zu Mund, von der Großstadt bis ins entlegenste Dorf. Aus der Stille auf den öffentlichen Markt des Lebens getreten, werben viele um seine Gunst, denen das Wort beredt auf den Lippen liegt, aber das Herz weitab von Taten steht. Und alles, worüber man am meisten redet, ist am meisten in Gefahr, zu verflachen. Non multa sed multum! Nicht viele Worte, sondern ernste praktische Taten brauchen wir. Herzen, Herzen brauchen wir für unsere Jugend! Herzen, die vom Strahl der göttlichen Liebe zu Stahl geworden, die auch in Sturm und Not sich nicht beugen und darum der Jugend zeigen, daß wir Menschen nicht bloß vom Brote leben, sondern auch noch eine andere Speise kennen. Ohne diese Himmelsspeise hungert die Jugendpflege aus.

Jugendpflege ist Gottesdienst, nicht bloß Menschendienst, obgleich eine gewisse Richtung sie dazu herabwürdigen möchte. In dem ruhelosem Haschen und Jagen nach zeitlichem Gewinn und Genuß schwinden Blick und Hoffnung auf das Jenseits, welches so vielen eine Torheit geworden, und mit den Schlagwörtern Turnen und Wandern, Bildung und Wissen hofft man die schweren Schäden der Gegenwart von der Jugend abzuwenden. Eitles Beginnen! Jahrzehntelang hat man nur den äußeren Menschen kultiviert und die Innenkultur, die Kultur der Seele, vernachlässigt. Und nun das rote Gespenst die letzten Konsequenzen predigt und mit Taten droht, sucht man Verlorenes zurückzuerobern und Schlimmeres zu verhüten. Beides wird nicht möglich sein, wenn man auf halbem Wege stehen bleibt, wenn man nicht die innere Seelenkultur auf das religiöse Felsenfundament aufbaut. Nur hier liegen die starken Wurzeln einer hoffnungsvollen und hoffnungsfreudigen Jugendpflege, die eine sichere Zukunft verbürgt. Ohne dieses Fundament erzieht man nur Feiglinge, die in Sturm und Not versagen und mit Pistol oder Lysol die letzten Konsequenzen ziehen. Die Jugendpflege muß großzügig sein; ihre wahre Großzügigkeit liegt aber nur in ihrer religiösen Grundlegung.

Vieles haben wir seit dem bekannten Erlasse des preußischen Kultusministers über Grundsätze und Ziele der Jugendpflege in Tageszeitungen und Büchern gelesen und sehr viel Gutes zu der Frage gefunden und dankbar begrüßt, aber eines ist uns dabei aufgefallen: Trotzdem die preußische Staatsregierung für die Jugendpflege das religiöse Moment, die Erziehung zur Gottesfurcht ausdrücklich betont, geht man in gewissen Preßerzeugnissen und Vereinen an diesem Punkte achtlos oder gar verächtlich vorüber, ja scheut sich sogar das Wort Religion oder Gottesfurcht zu gebrauchen, spricht destomehr von Lebensgemeinschaft, Lebensinhalt, inneren Gütern, Erziehung zur Persönlichkeit, zum Ichmenschen. So lasen wir dieser Tage in dem Buche „Jugendpflege" (Diedrich, Jena) die wirklich schönen und beherzigenswerten Worte:

„Wir brauchen Großzügigkeit in unserer Jugendpflege: Wenn sie, wie ich behaupte, doch nur ein Stück unseres allgemeinen Volkslebens ist, dann muß auch ihr alles das zugute kommen, was wir für dieses Volksleben an großen Gedanken, an hohen Idealen und an heißer Liebe im Herzen tragen, dann müssen auch in dieser Arbeit der Jugendpflege Quellen des Lebens rauschen, aus denen zu trinken junger Seelen Entzücken und Seligkeit ist. Wir haben Jahrzehnte hindurch, weil wir Verehrer der Außenkultur waren, die physische Kraft unserer Arbeiterjugend bis zum Höchstmaß ausgenützt, wir wollen jetzt, bei allem bleibenden Respekt vor den Realitäten des Lebens, bei aller Hochschätzung kultureller Errungenschaften, doch das größere tun, unsere Arbeiterjugend von innen her bilden, in jedem den Menschen sehen, der für sich selbst und seine Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft dessen nicht entraten kann, daß er in die Kämpfe und Pflichten des Lebens innere Güter mitbringt. Wir werden nur dann siegen, wenn wir große Liebe in uns tragen, denn nicht dem gehört die Zukunft, der wie eine arme Eintagsfliege für das Heute lebt, sondern dem, dessen Seele aus heißen Augen sehnsüchtig in das Land der Zukunft schaut."

Ganz recht! Aber warum nicht das Kind gleich beim Namen nennen! Warum es nicht aussprechen, daß die Religion des Volkslebens größter Gedanke, das höchste Ideal, die heißeste Liebe ist, in der die reichsten Quellen des Lebens rauschen, „aus denen

zu trinken junger Seelen Entzücken und Seligkeit ist!" Warum es nicht aussprechen, daß für die Kämpfe und Pflichten des Lebens die Religion das beste innere Gut ist? Und ist nicht die religiöse Seele, die „aus heißen Augen in das Land der Zukunft schaut" — in das Land der Ewigkeit meinen **wir** —, auch die widerstandsfähigste in den Stürmen des Lebens? Ohne religiösen Einschlag wird die Jugendpflege auf Sand bauen, ein Kartenhaus schaffen, das beim leisesten Windstoß zusammenfällt.

Deshalb sind auch diejenigen Jugendpflegevereine die wirksamsten, die ihr ganzes Pflegesystem auf den Felsengrund der Religion aufbauen, um den sich alles andere dreht und bewegt. Und wenn es wahr ist, und kein Einsichtiger wird es bezweifeln, daß Religion nur in Form von Konfession denkbar und möglich ist, dann gebührt den konfessionellen Vereinen der Vorzug. Daran kommen wir nun trotz aller Phrasen nicht vorbei. Konfessionslose Vereine sind nun einmal bei uns vorhanden und mit ihnen ist zu rechnen. Auch sie können und werden in ihrem Bereiche Gutes wirken, wenn sie innerhalb ihrer Grenzen bleiben und das satzungsgemäß ausgeschlossene konfessionelle und politische Moment fernhalten und Toleranz als ihre schönste Zierde betrachten und achten. Aber die einseitige Betonung und Kultivierung der Leibesübungen, die alles Heil vom Turnen, Sport, Spiel und Wandern erwartet, ist eine gröbliche Verirrung, die Verwirrung und großen Schaden bringt. Leibesdressur und Seelenkultur müssen Hand in Hand gehen.

Und wenn die Jugendpflege gedeihen soll, muß Friede herrschen, muß Eintracht bestehen zwischen den konfessionellen und nichtkonfessionellen Vereinen. Und möglich ist sie. Guter Wille auf beiden Seiten hilft über vorhandene Schwierigkeiten hinweg. Freie Konkurrenz bei gegenseitiger Unterstützung ist möglich. Die staatliche Jugendpflege ist noch zu jung, um darüber sich ein abschließendes Urteil bilden zu können. Sie leidet wie alle Neueinrichtungen an den Kinderkrankheiten, und die gegenwärtige Gärung wird, dessen sind wir überzeugt, zu einer segenbringenden Klärung führen, wenn alle, denen Religion, Heimat und Vaterland die höchsten Hüter sind, treu zur Fahne stehen.

Den katholischen Jugendvereinen![*]

So morgenjung lacht uns die Welt
In goldner Freude Licht.
Die Zukunft wölbt ihr Sternenzelt
Ob treu erfüllter Pflicht.
In Freundschaft reichen wir die Hand
Zu treuer Wanderfahrt;
Den Freund und Bruder zum Verband
Die Fahne um sich schart.

Durch Reinheit stark der Wahlspruch sei;
Im Glauben fest und fromm,
Des Herrn Geboten immer treu,
Dass uns die Gnade komm'
Vom Himmel her mit lichtem Schein
Als Lebensquelle klar,
Dann streiten stark wir im Verein
Als Sieger in Gefahr.

„Der Arm gehört dem Vaterland,
Dem lieben Gott das Herz",
So wandern eins wir im Verband
Durchs Leben sternenwärts.
Wir fürchten nicht der Feinde Spott.
Wie Abendrot glänzt mild:
Christliche Jugend segnet Gott,
Auf unserm Wappenschild.

O segne, Herr, dein Erntefeld,
Die schönsten Aehren dein.
So morgenjung lacht uns die Welt,
Wir wollen treu dir sein,
Der Kirche treu, dem Thron, Altar,
So steuern wir den Kiel
Im Kreuze siegreich durch Gefahr
Mit Christus hin zum Ziel!

Eugen Mack.

[*] Als Hymne des süddeutschen Verbandes komponiert von Domprübendar Otto Gauss, Rottenburg a. N.

Zur neuesten Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung.

Von Dr. Emil van den Boom, M.-Gladbach.

Unentwegter Ausbau der Organisation und Stärkung deren Aktionskraft: das ist der Gedanke, der namentlich in den letzten Jahren die Entwicklung der Verbände der an unserer wirtschaftlichen Produktion beteiligten beiden Hauptparteien durchdringt. Auf seiten der Arbeitgeber ist diese Entwicklung vor kurzem in der Gründung der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände zum Ausdruck gekommen und hat dieser einen gewissen zentralen Abschluß gegeben. Bei den Arbeitnehmern offenbart sie sich in dem eifrigen Bestreben, die Mitgliederziffern zu vermehren und die Kassen zu stärken. So zählen die „freien", tatsächlich sozialdemokratischen Gewerkschaften für 1912 in 50 Verbänden 2 530 390 Mitglieder. Die politisch im Lager des Linksliberalismus sich bewegenden Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine vermochten demgegenüber im Jahre 1912 ihre Gesamtmitgliederzahl nur um 1500 zu steigern und zählten am Ende des Jahres 109 225 Mitglieder in 2142 Ortsvereinen.

Was aber neben den verstärkten Mitgliederziffern und Kassen der neuesten Entwicklung speziell der „freien" Gewerkschaftsbewegung das Gepräge gibt, das ist die in ihr sich vollziehende steigende Konzentrationsbewegung, die mit dem Zusammenschluß der kleineren Verbände zu immer größeren anhob und nunmehr in der Verschmelzung der Branchenverbände zu gewaltigen Industrieverbänden ihre Fortsetzung findet. Schon 1891 setzte diese Bewegung ein, um sich in den beiden darauffolgenden Jahrzehnten in langsamerem Tempo zu vollziehen, 1910 und 1911 aber besonders kraftvoll sich zu betätigen. Am 1. Juli 1910 schlossen sich der Transportarbeiterverband, der Seemanns- und Hafenarbeiterverband zusammen, am 1. Oktober 1910 fand der Verband der Mühlenarbeiter seinen Anschluß an den Brauereiarbeiterverband. Der 1. Januar 1911 brachte die Verschmelzung der Verbände der Maurer- und Bauhilfsarbeiter, ihnen gesellten sich die Isolierer und Steinholzleger zu. Auch der Stukkateurverband ist mittlerweile dem Bauarbeiterverband beigetreten. Die Vereinigung der Verbände der Zigarrensortierer und Tabakarbeiter ist im Prinzip beschlossen, der Keramarbeiterverband, in welchem die Verbände der Töpfer, Glasarbeiter und Porzellanarbeiter aufgehen sollen, ist wie eine Reihe anderer Fusionierungen nur noch eine Frage der Zeit (Vergl. Dr. A. Wende: „Die Konzentrationsbewegung bei den Gewerkschaften" [Berlin 1913. C. Heymann]).

Zwischen den „freien" und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften stehen der Mitgliederzahl nach die rein neutralen christlich-nationalen Gewerkschaftsgebilde. Leider haben sie, wie aus ihrem vor kurzem erschienenen jüngsten Bericht hervorgeht, im Jahre 1912 nicht die Entwicklung nehmen können, die ihnen zu gönnen gewesen wäre. Innerorganisatorische Vorgänge (Beitragserhöhungen), ungünstige Zeitverhältnisse in bestimmten Gewerben (z. B. Textilindustrie), Ruhrbergarbeiterstreik, Reichstagswahl, der sogenannte Gewerkschaftsstreit, vor allem aber die weniger günstige Lage des Arbeitsmarktes traten einer energischen Vorwärtsentwicklung der Gewerkschaftsziffern hindernd in den Weg. So stellt sich denn bei den christlichen Gewerkschaften, nach dem Jahresdurchschnitt berechnet, der Gesamtzahl der Mitglieder von 340 957 in 1911 eine solche von 344 687 in 1912 gegenüber, was einer Steigerung um 3730 = 1,1 Prozent gleichkommt. Geht man dagegen von der Endziffer des Jahres 1911 in Höhe von 350 574 aus, so beträgt die Zunahme, im Vergleich zu der Endziffer des Berichtsjahrs mit 350 930, nur 356 Mitglieder. — Allen Stürmen zum Trotz haben sich also die christlichen Gewerkschaften behauptet und weiter durchgesetzt. Es gewannen z. B. vom Jahresdurchschnitt ausgerechnet: die Bauarbeiter 3736 Mitglieder, die Staats-, Gemeinde- und Verkehrsarbeiter 2110, die Holzarbeiter 1818, die Metallarbeiter 1391, die Heimarbeiterinnen 1189, die Keram- und Steinarbeiter 808. Es büßten ein: die Bergarbeiter 6600 Mitglieder, die Textilarbeiter 2494, die deutschen Eisenbahnhandwerker und -Arbeiter 1253, die Tabakarbeiter 469, die Telegraphenarbeiter 27. Eine symptomatische Bedeutung ist letzterem nicht beizumessen, da hier, wie schon angedeutet, besondere Umstände mitspielten.

Die christlich-nationalen Gewerkschaften nehmen heute im deutschen Wirtschaftsleben eine so bedeutungsvolle Position ein, daß die „freien" Gewerkschaften, gewollt oder nicht gewollt, unbedingt mit ihnen rechnen **müssen**. Nach dieser Richtung hin

lehrt speziell ein Blick in das innere Getriebe der Tarifentwicklung, was eine christliche Gewerkschaftsbewegung innerhalb der Gesamtarbeiterbewegung darstellt. Daher das Bestreben der sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände, die christlichen durch große, in der Sache oder in äußeren Umständen oder in allgemein anerkannten gewerkschaftlichen Grundsätzen nicht begründete Streiks niederzuzwingen und, wenn möglich, zu vernichten. Nach dieser Richtung hin waren in den letzten anderthalb Jahren vornehmlich zwei Vorgänge bemerkenswert, der große Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet und die Bewegung der Färbereiarbeiter am Niederrhein, speziell in Krefeld. Soweit beim Bergarbeiterstreik die Absicht mitbestimmend war, den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter aufzureiben, ist diese nicht gelungen. Ebensowenig in Krefeld, wo ein gleicher Zweck bezüglich des christlichen Textilarbeiterverbandes leicht ersichtlich war. Denn sicherlich wäre es in Krefeld der sozialdemokratischen Organisation nicht in den Sinn gekommen, es auf eine Aussperrung von 20000 Arbeitern ankommen zu lassen — nachdem die hauptsächlichsten Forderungen der streikenden Färber bewilligt waren — wenn an dem Kampfe nur sozialdemokratische Organisationen beteiligt gewesen wären, und wenn nicht von den Opfern der Aussperrung in der Hauptsache der christliche Textilarbeiterverband und die christlich organisierten Textilarbeiter betroffen worden wären.

Die Situation ist also heute die: in den „freien" Gewerkschaften dringt das sozialdemokratische Massenheer immer mehr vor. Durch den Zusammenschluß zu mächtigen Industrieverbänden suchen erstere ihre Machtposition weiter zu verstärken. Damit steigert sich aber das Selbstgefühl der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung und läßt sie hoffen, ihrem endgültigen Ziele immer näher zu kommen, bei dem Abschluß oder bei der Neuregelung der Tarifverträge die nicht sozialdemokratischen, insbesondere christlichen Gewerkschaftsverbände auszuschließen und sich auf diese Art und Weise auf dem Arbeitsmarkt den ausschließlichen Einfluß zu sichern. Der Gefahr aber, die daraus für die gesamte Entwicklung unserer wirschaftlichen, sozialen und nationalen Verhältnisse entsteht, kann nur wirkungsvoll vorgebeugt werden durch eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung, die sich vom Arbeitsmarkt nicht ausschließen läßt, sondern mit der die sozialdemokratische Bewegung auch für die Zukunft und auf die Dauer rechnen muß. Das macht es auch notwendig, den Vorsprung zu verringern, den die letztere vor der christlichen noch weit voraus hat. Wie sehr das möglich ist, lehrt der Umstand, daß — in der Annahme, daß erst ein Viertel aller Arbeiter gewerkschaftlich organisiert ist — Neuland noch reichlich vorhanden ist.

Auf der Insel der Heiligen.

Von Dr. Ed. Lutz, Limburg a. L.

2. Das alte Kloster.

Nicht hinter der neuen Abtei von Lerin ragen die gewaltigen Mauern des alten berühmten Klosters St. Honorat träumend in den fast immer blauen Himmel hinein. Das ist das befestigte Kloster, le monastère fortifié. Schäumend wälzen sich die Wogen wie wilde Kriegsmeute an die massiven Quadern der Grundmauern heran und stürzen ohnmächtig zurück in des Meeres grollenden Schoß. Zwei Fischer halten dort in einer kleinen Bucht, den die eine ins Meer hinausspringende Wand mit der auslaufenden Zunge der Insel bildet. Sie bessern ihre Netze aus vom nächtlichen Fang. Wenn die Dunkelheit niedersteigt und Insel und Meer mit ihrem sanften Schleier deckt, dann fahren sie hinaus mit dem schwankenden Lichtlein im leicht getragenen Boot. Ihre Arbeit ist hart, hart wie ihre verbrannten Gesichter. Doch unseren Gruß erwidern die Armen freundlich, als wir an ihnen vorbei die alte, schwere steinerne Treppe zum einzigen Eingang der Klosterfestung hinaufsteigen.

Wir treten in das untere Stockwerk ein. Ein schmaler Gang führt uns an einzelnen Räumen vorbei in das Innere des Baues, zum Lichthof. Um diesen herum streben die gewaltigen Mauern in vier Stockwerken, die von Zinnen gekrönt sind, empor. Die Oeffnungen nach der Außenseite sind eng und spärlich. Doch das von innen herabfallende Licht bewirkt in den Säulenhallen, die sich um die Zisterne im Hofe ziehen, die sanftesten Reflexe zu einem zauberhaft architektonischen Spiel. Die Säulen des unteren Stockwerkes datieren wohl aus alter Römerzeit, während die darüber sich erhebenden marmornen Oktogonen in frühgotischer Periode aus Spanien herübergebracht sein dürften. In Kapelle, Refektorium und der großen Bibliothek lassen sich an einzelnen Plätzchen die ehemaligen Bestimmungen noch gut erkennen. Doch wir steigen weiter hinauf zu den hohen Zinnen. Wie ist der Blick so frei in dieser blauen Höhe über dem Mittelländischen Meere! Unser Auge schweift über die schimmernde Fläche bis hinüber zu den Bergen Korsikas.

Drüben durch den duftenden Inselwald scheint da und dort das Mauerwerk hindurch von sieben Kapellen, die von Einsiedlern errichtet wurden zum Teil zu einer Zeit, als es noch keine Klöster gab.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts kam St. Honorat aus Gallien hierher, ein Einsiedlerleben zu führen. St. Eucher, ein Römer aus der Familie Valerians, gesellte sich dann gegen 412 unter Einwilligung seiner Gemahlin mit seinen zwei Söhnen zu ihm. Als dann Eucher Bischof von Lyon wurde, vollendeten die beiden römischen Jünglinge unter dem berühmten Vinzentius Lerinensis ihre Studien. Auch viele adelige Söhne aus Gallien suchten hier ihre Ausbildung. Lerin wurde für Jahrhunderte der Sammelpunkt gelehrten, frommen Strebens. Wie viele Bischofsstühle Galliens wurden von hier aus besetzt! Der Diözese Arles allein gab Lerin sechs Oberhirten. Als dann die Klostergründung des hl. Benedikt bekannt wurde, übernahm Lerin dessen Ordensregel. Aber die strebenden Mönche hielten sich nicht allzeit von Irrtum frei. Faustus, der dritte Abt der Insel, trat im Gnadenstreit auf seiten der gegensätzlichen Lehre.

Cassian, der frühere Minister des Ostgotenreiches, widmete seine 13. Konferenz, in der die Macht des freien Willens zum Beginn des verdienstvollen Wirkens ausdrücklich hervorgehoben wird, der Abtei. Wenn so die Insel vorübergehend auch in den Geruch der Häresie kam, so hat doch wieder St. Césaire, ein früherer Abt des Klosters und nachmaliger Bischof von Arles, das Verdienst, den Vorsitz auf dem Konzil von Orange geführt zu haben, das unter Bestätigung Papst Bonifaz I. dem Semi-Pelagianismus ein Ende machte.

Dieses rege Leben der blühenden Abtei wurde aber jäh unterbrochen zur Zeit, als die Mohammedaner ihre fanatischen Vorstöße gegen das Abendland machten. Nach der entscheidenden Niederlage der Sarazenenhorden zwischen Tours und Poitiers machten diese auf ihrem Rückzuge die heldenmütigen Bewohner der Insel in grausamem Blutbade nieder. Von da an wurde kaum ein Vorstoß gegen das Abendland vom Mittelmeer aus unternommen, der nicht auch Lerin aufs schwerste traf. So kam man denn auf den Gedanken, hier ein befestigtes Bollwerk zu errichten.

Nachdem zuvor Abt Eleutherus zu Kiersi von König Pipin reichlich Schenkung erhalten und steten Schutzes versichert worden, schritt Abt Adalbert II. im Jahre 1066 zur Inangriffnahme der Befestigungswerke. Papst Honorius II. empfahl durch ein Dekret, dessen Wortlaut in den Akten des Klosters erhalten ist, die Unterstützung des Werkes „den nahe und auch ferner wohnenden Völkern". Ein Ablaß wurde sowohl für die Spender als auch für jene ausgeschrieben, welche in Gefahr auf der Insel Verteidigungsdienste leisteten.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam dann die alte befestigte Abtei in staatliche Abhängigkeit. Der König von Frankreich maßte sich das Recht an, die Aebte zu „empfehlen". Das waren die Kommendataräbte.

Unter Franz I. wurde die Kommendatur Lerins mit jener von Monte Casino vereinigt, um größere Macht und Einkünfte unter einer Person zusammenlaufen zu lassen. Franz I. wurde übrigens nach der Schlacht von Pavia von Karl V. gefangen hierher gebracht. Einen Tag und eine Nacht blieben beide Herrscher auf der Insel. Kardinal und Minister Richelieu versetzte ihr dann im Jahre 1639 den letzten entscheidenden Stoß, indem er ihr ein staatliches Gouvernement gab. Dies mag für das unter den „Königlichen Aebten" heruntergekommene Kloster notwendig gewesen sein. Nach wechselndem Geschicke — 1746 besetzten die Oesterreicher mit Hilfe der Engländer vorübergehend die Insel — wurde die Abtei im Jahre 1788, am Vorabend der Revolution aufgelöst. Die vier Mönche, die noch darin lebten, erhielten eine Rente von 1500 Livres. Sie nahmen die Ablösung ohne Protest an und kehrten in ihre Familien zurück.

Dann kam die Revolution, die über König, Kommendatur und Kloster, über alle historischen Traditionen dahinbrauste. Und was Revolution und die Jahrhunderte und die anstürmende Wut des Meeres gelassen, die imposanten Ruinen des alten Bollwerks, sie sind ein ergreifend Wahrzeichen für die neue Abtei vom alten Glauben und seiner alles überdauernden Energie.

Die schweigenden Sieger.

Durch die Gassen des Leids, die dunkel stehen,
Sehe ich Scharen schweigender Sieger gehen.

Nicht in goldenen Helmen, im Schwerterleuchten,
Nein, mit Stirnen, von bitterm Ernst gebeugten.

Männer der Pflicht, der heiligen, stark wie Eichen,
Männer der Treue, ohne Wanken und Weichen,

Heldenseelen, die aus dem Schmutz vom Leben
Ihren irrenden, sinkenden Bruder heben,

Stille Frauen, gebeugt von des Alltags Frone,
Doch um die Stirne noch ihrer Reinheit Krone,

Dulderinnen, vom Lebensschmerz geschlagen,
Die das Mitleid in Hüllen der Armut tragen.

Ob sie geh'n im staubigen Arbeitskleide,
Ob ihre Stirne gefurcht von Not und Leide,

Ob ihre Namen wie Rauch im Wind verwehen,
Droben im Buche Gottes werden sie stehen.

Ueber der Zeit, der donnernden, hart wie Eisen,
Sind sie Sterne, die in die Zukunft weisen.

Arno v. Walden.

Theologische Neuerscheinungen.

Von J. Wernado.

I.

I. Apologetik. Eine sehr wertvolle Bereicherung hat die apologetische Literatur erfahren durch die Neuauflage von Dr. Franz Hettingers Lehrbuch der Fundamentaltheologie oder Apologetik, die von Dr. Simon Weber-Freiburg besorgt wurde (Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg 1913. 860 S. ℳ 14.—, geb. ℳ 15.50). Dieses Werk des hochgeschätzten Apologeten an der Würzburger Universität, das zu Lebzeiten des Verfassers zwei Auflagen erlebt hatte, war seit Jahren vergriffen. Das Bedürfnis nach einer neuen dritten Auflage machte sich immer mehr geltend. Dr. Simon Weber an der Freiburger Hochschule war in der glücklichen Lage, das Buch inhaltlich und formell weiter zu führen, neue Ergebnisse nutzbar zu machen, neue Gesichtspunkte zu berücksichtigen, neuen kirchlichen Erlassen Rechnung zu tragen. Die Literaturangaben wurden erneuert und ergänzt und aktuelle Streitfragen in die Durchführung einbezogen. Ein besonders wertvolles Kapitel bildet die gründliche Behandlung der Glaubensregel und des Glaubensprozesses, ein Gebiet, das bei den modernistischen Zeitströmungen eine ausgiebige Auseinandersetzung dringend erheischt. Das Werk ist nach den für ein Lehrbuch maßgebenden Gesichtspunkten bearbeitet und stellt im wesentlichen eine Theorie der Offenbarung und der Kirche dar.

II. Kirchengeschichte und Hagiologie. Das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. theol. et phil. J. Marx ist in fünfter und verbesserter Auflage im Verlag der Paulinusdruckerei-Trier erschienen. Preis brosch. ℳ 9.—, geb. ℳ 11.—. Für die Vorzüglichkeit dieses Lehrbuches der Kirchengeschichte bürgt die Tatsache, daß es innerhalb eines Zeitraumes von nicht ganz zehn Jahren die fünfte Auflage erlebte. Besondere Vorzüge dieses Werkes sind vor allem die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, die von liebevoller Begeisterung für die heilige Kirche, deren Geschichte sie beschreibt, zeugt. Beim Studium dieses Buches wird der junge Theologe in der Liebe zur heiligen Kirche nicht erkalten, sondern gefestigt werden. Dabei ist dem ersten Prinzip der Geschichtschreibung, der Wahrheit zu dienen, vollauf Rechnung getragen worden. Eine wertvolle Beigabe bilden die im Anhang abgedruckten Quellentexte, die chronologische Uebersicht und das ausführliche Namen- und Sachverzeichnis. — Der bekannte Verfasser des vorzüglichen Buches: „Frauengestalten des Evangeliums", Pfarrer Kutsche hat für die Frauenwelt der Gegenwart „Heiligenbilder aus der deutschen Geschichte" ausgewählt und dargestellt (Verlag von Franz Goerlich-Breslau. In Ganzleinenband ℳ 2.—). Im vorliegenden ersten Teil behandelt er in gedrängter, aber doch erschöpfender Darstellung den Lebensgang heiliger deutscher Frauen aus dem ersten christlichen Jahrtausend nach der geistigen und seelischen Entwicklung. Dabei werden besonders jene Charakterzüge und Lebensäußerungen herausgestellt, die Licht werfen auf die modernen sozialen Fragen und insbesondere auf die moderne Frauenbewegung. So feiern diese Heldinnen einer längst vergangenen Zeit eine geistige Auferstehung und werden zu leuchtenden Vorbildern für die Frauen unserer Tage. — Bei der Jubelfeier anläßlich der dreihundertsten Wiederkehr des Todestages der heiligen Theresia im Jahre 1882 hat der Jesuitengeneral P. Luis Martin die Heilige durch eine längere begeisterte Rede gefeiert, die eine gründliche Abhandlung über die mystische Lehre der heiligen Theresia bildet und zugleich ein entzückendes Gemälde ihrer schönen Seele gibt. Diese Rede ist nun aus dem Spanischen übertragen worden ins Deutsche und mit erläuternden Anmerkungen versehen, herausgegeben unter dem Titel: Die heilige Theresia von Jesus. Lehrerin der Mystik. Von P. Luis Martin (Verlag von Pustet-Regensburg. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.80).

III. Biblische Fragen. Es ist gewiß ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, in einer auch der gebildeten Laienwelt verständlichen Form jene biblischen Einzelfragen zu behandeln, die im Vordergrund der Diskussion stehen. Erfreulicherweise ist ja das Interesse für die wichtigen biblischen Fragen auch bei den Laien im Wachstum begriffen. Diesem Interesse wollen die „Biblischen Zeitfragen" entgegenkommen, deren fünfte Folge herausgegeben wird von Dr. P. Heinisch und Dr. Ignaz Rohr. In Heft 8 behandelt Dr. Ignaz Rohr: „Griechentum und Christentum" (1. und 2. Auflage, 50 Pf.) und in Heft 9/10 Dr. Sebastian Euringer: „Die Kunstform der althebräischen Poesie" (1. und 2. Auflage, ℳ 1.—). Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., 1912. Zwei sehr interessante Hefte.

IV. Homiletik. Dr. Philipp Hammer hat „Altarssakraments- und Herz-Jesupredigten" in zweiter Auflage herausgegeben (Bonifatiusdruckerei, Paderborn 1913. Preis brosch. ℳ 2.—), die populär im guten Sinn des Wortes gehalten sind. Die ausgiebige Verwertung der Heiligen Schrift ist ein besonderer Vorzug dieser Predigten. Das Werkchen wird nicht nur eine Fundgrube für Prediger sein, es eignet sich auch sehr gut als geistige Lesung für Laien, da es über das allerheiligste Sakrament und das Herz Jesu sehr viel Anziehendes und Erhebendes zu sagen weiß.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Umschau von M. Rast.

Auf biographischem Gebiete zeigen sich dieses Jahr die Veröffentlichungen recht reichhaltig; auch hier sind die meisten schon in der Rubrik „Vom Büchertisch" besprochen worden. Zunächst sei zurückgewiesen auf die in erster Linie für die Jugend bestimmten, bereits im letztjährigen „Weihnachtbüchermarkt" empfohlenen zwei Bände Dr. K. Holls: „Die Jugend großer Männer". Vierte und fünfte Auflage (geb. ℳ 3.—) und „Die Jugend großer Frauen". Zweite und dritte Auflage (geb. ℳ 3.60 und ℳ 6.—); ferner auf die berühmteste aller Selbstbiographien: „Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus". Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling. Sechste und siebente Auflage. Mit einem Titelbild (geb. ℳ 3.— und ℳ 3.80); des weiteren das jetzt in vierter Auflage verbreitete „Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering, Ordensfrau vom Guten Hirten". Von Louis Chasle. Nach dem Französischen unter Benützung deutscher Originaltexte frei bearbeitet von P. Leo Sattler O. S. B. (geb. ℳ 4.20), sowie auf die hochinteressanten zwei Bände „Fügung und Führung" I. und II.: „Alban Stolz und Julie Meineke" (geb. ℳ 3.—) und „Alban Stolz und Friedrich v. Drais, Eduard Steinbrück, Augustin Arndt, Berta v. Bernitz, Klothilde v. Werthern" (geb. ℳ 3.50). Ihnen hat sich nun ein bedeutsamer dritter Band „Fügung und Führung" desselben Herausgebers angeschlossen: „Alban Stolz und Kordula Wöhler". Erste und zweite Auflage. 8°, VII und 510 S., geb. ℳ 5.20. Die wiedergegebenen Briefe Alban Stolz' reichen von November 1867 bis Juli 1870; die der später so bekannt gewordenen Adressatin wurden vom Empfänger nicht aufbewahrt, finden aber einen Ersatz durch „Cordula Peregrinas" Tagebuchblätter, die das innere Leben der jugendlichen, um die Wahrheit des Glaubens heiß Ringenden und dasjenige ihres großen Führers ergreifend widerspiegeln. — Hervorgehoben sei noch, daß die von Johannes Jörgensen zart und innig dargestellte, in der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt dringlich empfohlene „Geschichte eines verborgenen Lebens" (Paula Reinhards) in diesem Jahre erfreulicherweise zum zweiten und dritten Male aufgelegt werden konnte. Nochmals hingewiesen sei auch auf das unlängst in der Rubrik „Vom Büchertisch" ausführlicher gewertete anmutige und ergreifende „Mehr Liebe. Lebensbild des Dom Pius de Heptinne O. S. B.". Deutsche Bearbeitung von D. Benedicta von Spiegel O. S. B. (geb. ℳ 3.40). Eine zweite Auflage erfuhr auch das ebenfalls in unserer Zeitschrift ausführlicher angezeigte schöne und außerordentlich inhaltsreiche Werk „M. Clara Fey vom armen Kinde Jesus und ihre Stiftung 1815—1894". Dargestellt von Otto Pfülf S. J. Mit sechs Bildern. 8°, XII und 667 S., geb. ℳ 7.—.

Eine völlige Neuerscheinung ist „Emilie Ringseis". Von E. M. Hamann. Mit sechs Bildern. 8°, VIII und 228 S., geb. ℳ 4.—. Hier bietet sich zum ersten Male ein abgeschlossenes Lebens- und Charakterbild dieser großen Frau und Dichterin. Das schmucke Buch, das dem letzten Gliede der Ringseis-Familie: Bettina, gewidmet ist, wurde an an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 46) bereits eingehend gewürdigt. — Bei dieser Gelegenheit machen wir nochmals aufmerksam auf den von P. Stockmann herausgegebenen, in feinem schalkhaft offenherzigen, auch verinnerlichten Humor besonders anziehenden epistolaren Federkrieg zwischen Alban Stolz und den Schwestern Ringseis: Emilie und Bettina (ℳ 6.—).

Von dem großen „Kalendermann" Alban Stolz liegen zehn seiner berühmten Kalender in neuer, geschmackvoller Buchform (à 50 ₰) vor: „Das Vaterunser": I. Teil 25. Aufl., II. Teil 23. Aufl., III. Teil 25. Aufl.; „Mixtur gegen Todesangst für das gemeine Volk und — nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute", 27. Aufl.; „Kohlschwarz mit einem roten Faden," 8 Aufsätze, 9. Aufl.; „Das Menschengewächs oder wie der Mensch sich und andere erziehen soll", 24. Aufl.:

„Das Bilderbuch Gottes", 15. Aufl., mit Noten; „A-B-C für große Leute, 17. Aufl.; „Der unendliche Gruß", 16. Aufl.; „Die gekreuzigte Barmherzigkeit, die heilige Elisabeth", 8. Aufl. — In kunstvollem, vom Verfasser selbst besorgtem Auszuge aus dem Hauptwerke, bereichert mit einem Gebetsanhange aus dem A. Stolzschen Gebetbuche „Mensch und Engel" und geziert mit Bildern nach J. Heinemann und M. Schwind erschien: „Elisabethenbüchlein" von Alban Stolz, mit einigen Zusätzen von Friedrich Bentz. 32⁰, X und 324 S., geb. ℳ 1.40 und höher, je nach dem Einband. — Aus der schier unerschöpflichen Schatzkammer religiöser Werke des unvergleichlichen Volksschriftstellers hat Otto Hüttenschwiller den Stoff zu zwei Bänden gehoben: „Kurzer Aufblick zu Gott in der Frühe und während des Tages. Ein Erbauungsbüchlein aus den Schriften von Alban Stolz ausgewählt und den Vielbeschäftigten gewidmet" (12⁰, X und 240 S., geb. ℳ 2.20) und „In stiller Feierstunde. Gedanken für gottsuchende Seelen. Aus den Werken von Alban Stolz gesammelt und herausgegeben" (12⁰, VIII und 172 S., geb. ℳ 1.70). Ein dritter ähnlicher Band erlebte bereits eine vierte und fünfte Auflage: „Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz", ausgewählt von Professor Heinrich Wagner. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. 12⁰, XV u. 334 S., geb. ℳ 2.—.

Auf dem Gebiete der Erzählliteratur weisen wir zunächst zurück auf Louis Colomas herrlichen Roman „Boy", der jetzt im achten und neunten Tausend vorliegt (geb. ℳ 4.—), auf P. Dörflers gleichfalls wunderschönes Buch aus der Kindheit eines Mannes: „Als Mutter noch lebte" (geb. ℳ 4.—); auf das bereits im 36.—45. Tausend vorliegende „allerliebste Weihnachtsbüchlein für Jung und Alt" des P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B.: „Klein Nelli vom heiligen Gott. Das Veilchen des allerheiligsten Sakramentes. Frei nach dem Englischen bearbeitet" (kart. 80 ₰, geb. ℳ 1.40); auf die durch vortreffliche Ausstattung, frischen Ton, guten Aufbau und lebendige Darstellung ausgezeichnete, farbig illustrierte Sammlung „Kinderfreude" (à Band geb. ℳ 1.—), deren drittes Bändchen: „Gute Art, böse Art. Fünfunddreißig kleine Erzählungen für Kinder" von Joseph Anton Pflanz, soeben die vierte Auflage erfahren hat; auf Richard P. Garrolds rasch beliebt gewordene Schülergeschichten „Kleine Brauseköpfe" und „Echte Jungen" (à geb. ℳ 4.—), denen sich nun eine dritte gleichen Autors angeschlossen hat, „die naturwahre Geschichte von drei köstlichen lebensfrischen Jungen", die durch einen ziemlich harmlosen Streich ungewollt den Grund legen zu einer Reihe folgenschwerer Geschehnisse: „Das wilde Kleeblatt". Aus dem Englischen übersetzt von K. Hofmann. Mit sechs Bildern. 8⁰, IV und 320 S., geb. ℳ 4.—; auf die technisch und textlich vorzüglich ausgestattete, von Professor Dr. Otto Hellinghaus herausgegebene „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen" (à geb. ℳ 2.50), denen sich die schon an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" angezeigten drei Bände XIII, XIV und XV jetzt angegliedert haben.

Eine neue interessante und innerlich reiche Veröffentlichung ist der in der Rubrik „Vom Büchertisch" ausführlicher bewertete Roman „Im Schatten" (8⁰, 336 S., geb. ℳ 4.—) von M. Scharlau, Verf. der vielbesprochenen Romane „Gesa Plitt" (Bachem) und „Martin Augustin" (Herder). — Eine neue Erzählung für die Jugend verdanken wir Th. Hillenkamp: „Normannenart und Frankenblut. Eine Rittergeschichte." Mit 10 Bildern. 8⁰, VI und 190 S., geb. ℳ 3.40. — Held der frischen, eindringlichen und spannenden Darstellung ist der junge Normannenherzog Richard Ohnefurcht, dessen Charakter sich in einem bewegten Schicksal vor unserem inneren Auge ausgestaltet und läutert.

Zum Schlusse seien folgende unlängst und demnächst unter „Vom Büchertisch" besprochenen bzw. zu besprechenden Werke besonders in Erinnerung gebracht: „Jahrbuch der Naturwissenschaften 1912/13", Plaßmanns „Himmelskunde", Huonders „Bannerträger" und „Zu Füßen des Meisters", P. S. v. Oers „Der Ahnen wert", Abt Norbert Webers „Menschensorge für Gottes Reich."

Vom Büchertisch.

Das heilige Feuer. Religiös-kulturelle Monatsschrift. Herausgeber Ernst Thrasolt. Erster Jahrgang. Heft 1. Jährlich 12 Hefte von mindestens vier Bogen und 1 Buchgabe im Werte bis zu 5 ℳ. Vierteljährlich ℳ 2.50, Einzelheft ℳ 1.—. Schnellsche Buchhandlung in Warendorf. Es ist ein reichhaltiges Programm, das der bekannte Dichter mit seiner neuen Zeitschrift durchführen will. Die Religiosität und Sittlichkeit neu beleben, die menschliche Gesellschaft reformieren, Geschmack und Kultur fördern, das sind die drei Hauptziele, die der Herausgeber ins Auge gefaßt hat. Das heilige Feuer: Christus und seine Religion soll die große, gesunde, harmonische, vollendete und bleibende Kultur der Menschheit wiederbringen. Mit flammender Begeisterung wirbt dieser Prophet für seine höheren Zwecke und ihm sekundierend erhebt im Namen der Frauen Emanuele Meyer ihre helle Stimme. Kurze Beiträge zu dem ersten Hefte liefern P. Bihlmeyer und F. W. Foerster, kurz und bündig, kräftig und allgemeinverständlich. Einen Schatz von Weisheit bergen die von Professor Bone aus dem Nachlasse seines Vaters gesammelten Aphorismen. Dr. Sonnenschein wartet mit einem gediegenen Vortrag über die Großstadtjugend im Kampf um die Ideale auf. Außerordentlich anregend ist der Artikel von Heinrich Mohr „Vom frohen Lachen", worin die alten Schwankdichter Joh. Pauli, Jörg Wickram und Joh. Peter Hebel gefeiert und als Erneuerer des gesunden deutschen Frohsinns dem Volke warm empfohlen werden. Aus dem weiteren Inhalt sei hervorgehoben eine Reihe auf das Praktische zielender Erwägungen und Anregungen, die nach der Vorbemerkung des Herausgebers eine Hauptstelle in den Heften einnehmen werden. Zu dem inzwischen erschienenen Novemberheft haben Emil Dimmler, Peter Dörfler, Dr. Wibbelt, Adam Wrede, Dr. Frz. Walter, W. Schinhofen sehr schätzenswerte und aktuelle Beiträge geliefert. Emil Ritter bietet den Leitern der katholischen Vereinsbühne eine Auswahl von 50 guten Theaterstücken ernsten Charakters. Allen Freunden der Poesie wird die packende Römische Ballade von Heinrich Federer einen hohen Genuß bereiten. Wir hoffen, daß es dem trefflichen Redakteur gelingen möge, sein schönes Programm in allen Teilen zu verwirklichen und recht viel Gutes mit der neuen Zeitschrift zu stiften. L. v. Heemstede.

Max Geißler. Die Herrgottswiege. Verlag von L. Staackmann, Leipzig. Brosch. ℳ 4.— (K 4.80), geb. ℳ 5.— (K 6.—). Max Geißlers träumerisches Buch ist erfüllt von der stillen, leuchtenden Schönheit, die aus so vielen Werken dieses ernsten und besinnlichen Naturfreundes aufleuchtet. Es ist die Schönheit des weltfernen Tales, des goldenen Herbstlichtes, des schweigsamen Trostes, des wogenden Erntefeldes und auch der Schönheit wahrhaftiger Herzen und Seelen. Eine beschauliche, freundliche Ruhe ist die Signatur des Werkes, eine Abgeklärtheit, die sich über das Aeußerliche zu den unendlichen Gütern gerettet hat und die Worte des Lebens mit seinen Händen wiegt. In dieser Ruhe finden Inhalt und Stil in schönem Gleichmaß sich zusammen. Der romantischen Dichtung ist eine große Freudigkeit eigen; alles darin strebt nach Ermutigung und Beglückung. Sie glaubt an die Wirklichkeit des Glückes, weil die Menschen, die sie erschaffte, das Glück verdienen in stillem, verschleierten Seelenkampf: Schlichtheit, frohe Arbeit. Vergeistigtes Leben mit der Natur, ein unermüdliches, edles Wohlwollen gegen Mensch, Tier, Baum und Strauch. Eine franziskanische Liebe zu allem Erschaffenen, die in allem Erschaffenen den Schöpfer sieht, das sind die begnadeten Faktoren, aus denen diese liebenswürdige Trostschrift für die Menschheit erstand. Daß der Dichter, wenn er seinem Berufe die höchste Weihe geben will, ein Optimist sein soll, das wird uns daraus klar. Zu den schönsten Stellen des an schönen, gedankentiefen Stellen so überreichen Werkes gehört gewiß das herrlich an Selma Lagerlöfs Schilderungsgabe erinnernde Kapitel von den beiden jungen Kindern, welche in die Schneewehen des Waldes gerieten. Diese Szene ist eine hinreißende dichterische Vision, sie wird durch die Kraft des Dichters unser eigenes seelisches Erlebnis. M. Herbert.

Donatus Pfannmüller: Eine Walz zum Balkan. Essen-Ruhr 1913, Fredebeul & Koenen. 8⁰. 369 S. Geb. ℳ 4.—. Ein neues Buch vom Verfasser der Erzählung „Durchs Land der Toren" — breitere Kreise horchen bereits auf. Und diesmal ist es eine fast noch einfachere Darstellung von fast noch unmittelbarerem Reiz. Die Selbstbiographie eines ehemaligen Handwerksburschen, eines ehrlichen Gesellen von unverdorbenem, frommem Gemüt, eines schlicht Tapferen, der sich durch viele Hemmnisse und Nöten hellen Auges nicht zuletzt für die Schönheiten der Natur, reinen Sinnes und gesunden Mutterwitzes durchringt. Die künstlerisch durchaus anspruchslose Vortragsweise kann auch den verwöhnten Leser fesseln, muß es tun, wenn dieser ein Herz hat fürs Volk, für unbefangene Aeußerung der Persönlichkeit und des Lebens überhaupt. Man stelle das liebe Buch, hinter dem ein selbsterfahrener warmer Volksfreund steht, in recht viele Haus-, Volks- und Vereinsbüchereien, damit den Menschen das Herz aufgehe ob der „Handwerker"-Not unter dem Joche der Arbeitslosigkeit, menschlicher Härte und — „des heiligen Bureaukratismus". „Die Barmherzigkeit wohnt meist in den Hütten", verzeichnet einmal dieser Wanderer von Wahl und Beruf, der schon früh den Entschluß faßt, einmal den Menschen zu erzählen — nicht von dem eigenen, sondern von der unschuldigen Mitgenossen schwerem Geschick. E. M. Hamann.

Emil Frank: Herm Schmoltmann. Humoristische Erzählung aus dem Münsterlande. Essen-Ruhr 1913, Fredebeul & Koenen. 8⁰. 161 S., geb. ℳ 2.60. Emil Frank hat uns ein paar gute ernsthafte Erzählbücher geschenkt. In dem vorliegenden macht sich ein reichlich breiter Humor „breit". Von vornherein als „humoristisch" getaufte Bücher sind nicht jedermanns Geschmack, auch nicht der meine. Wer ihnen aber zuneigt, wird in diesem Falle zu seinem Rechte kommen. Der schöne Schultensohn, dem ein helles Licht nicht im, sondern nur als roter Haarschopf auf dem Kopfe brennt, ist als „humoristischer" Held in seinem rapiden Entwicklungsgange vom ausgesprochen unbrauchbaren Dämling zum erträglichen, weil durch die forsche und schmucke „bessere Hälfte" lenkbaren Hofbauern zwerchfellerschütternd plastisch gezeichnet. Packender noch hätte sich die ganze lustige Geschichte im westfälischen Platt gemacht. Vielleicht daß Frank noch mal unter die Dialektdichter geht; das Zeug, meine ich, hätte er dazu. E. M. Hamann.

Das Drucksachenverzeichnis des Sekretariats sozialer Studentenarbeit (M.Gladbach, Kurzestr. 10), Ausgabe v. August 1913, enthält eine außerordentlich große Fülle alles dessen, was in diesem emsigen sozialstudentischen Bienenhaus in M.-Gladbach an literarischen Werten zusammengetragen und ins weite Land hinausgegeben wird. Die Zeitschriften, die Studentenbibliothek, Flugschriften, Soziale Studienfahrten, Lehrbücher für heimatl. Arbeiterkurse, Karten, Flugblätter und kleinere Drucksachen ziehen als ureigene Produkte sozialstudentischer Betriebsamkeit am geistigen Auge des Lesers vorüber. Jeder, der das Verzeichnis mit Muße durchliest, wird geistigen Gewinn daraus ziehen. — **Jahresbericht des Sekretariats sozialer Studentenarbeit,** Herbst 1913, M.Gladbach, Kurzestr. 10. Eine reiche und von Erfolgen gesegnete Ernte, der eine unsagbar mühevolle Aussaat vorausgegangen! Das ist, im Bilde gesprochen, der erfreuliche Inhalt des Jahresberichts. Er enthält in klarer Gliederung so viel des Wissenswerten und Lehrreichen, so viel des mühereich Erarbeiteten und Erstrittenen, daß er sich wie eine Apologie des sozialstudentischen Gedankens und vor allem der intensivsten, fleißigsten sozialstudentischen Arbeit liest. Der Jahresbericht ist unentgeltlich zu Propagandazwecken vom Sekretariat zu beziehen. Aug. Nuß.

Die Jahresmappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ist soeben erschienen. Wieder umfaßt sie eine stattliche Menge von Werken der Baukunst, Bildnerei und Malerei, im ganzen 38, die zum Teil in Textabbildungen, zum Teil auf Tafeln wiedergegeben werden. Der letzteren sind 12; sie sind in Kupferdruck, Mezzotinto und Lichtdruck mit bekannter Vorzüglichkeit ausgeführt. Was in diesen Mappen geboten wird, sind Kunstwerke, für deren Auswahl lediglich der Gesichtspunkt der tüchtigen Qualität maßgebend gewesen ist. Die Zusammenstellung hat infolgedessen etwas mehr Zufälliges, und die kleine Kollektion vermag den augenblicklichen Zustand der christlichen Kunst keineswegs nach allen Richtungen zu erläutern. Vor allem fehlen die Vertreter modernster Richtungen; ich würde es nicht für überflüssig halten, dergleichen in einzelnen vorsichtig ausgesuchten Proben mit heranzuziehen, vorausgesetzt natürlich, daß der in ihnen sich dokumentierende Geist jener der wirklich christlichen Innerlichkeit ist und die Sache nicht auf technische oder sonstige Tüftelei und Experimentiererei herauskommt. Von den in der Mappe veröffentlichten Werken stehen für mein Empfinden die Plastiken und Malereien Hofstötters obenan, die er für die Kanzel resp. den heiligen Kreuzweg der Münchener St. Maximilianskirche geschaffen hat. Es steckt in diesen Arbeiten ein so originaler Geist, eine so großzügige Auffassung der

künstlerischen Aufgabe, daß sie das meiste hinter sich lassen, was sonst heutigentags auf diesem Gebiete geleistet wird. Werke wie diese Kanzelstütze mit den vier großen Propheten bin ich versucht, ihrem Werte nach, neben die Arbeiten eines Claus Sluter und verwandter Größen alter Zeit zu stellen. Im Range neben diesen Werken steht ein prachtvolles, bisher verborgen gewesenes Brustbild des hl. Aloysius, welches Leo Samberger in seiner früheren Zeit geschaffen hat. Von den übrigen diesmal gezeigten Kunstwerken greife ich wahllos heraus die Architekturen von Joh. Schott, Jos. Schmitz, A. Boßlet, Jac. Angermair, H. Gräffel; die Plastiken von M. Heilmaier, Sertl, Zehentbauer; die Malereien von Kau, Schilling, Kuder, Geraedts. In vielen dieser Arbeiten zeigt sich die in richtigen Schranken gehaltene Einwirkung älterer Vorbilder. F. X. Stiaßny.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Wiederherstellung der K. Studienkirche, der früheren Ordenskirche der Karmeliter, ist jetzt abgeschlossen und das Barockdenkmal wieder zu seiner früheren Schönheit gelangt. Das Generalkonservatorium hat sich um das Gelingen der Aufgabe rühmliches Verdienst erworben; die Ausführung lag in den Händen des Oberbaurates Adelung und des K. Bauführers Wenzel; die prachtvolle neue Orgel ist aus der Hoforgelfabrik Steinmeyr in Oettingen. — Die Wandmalerei am Alten Rathausturme, welche die Patrona Bavariae und den heiligen Benno darstellt, ist in Glasmosaik erneuert worden und dient dem Bilde des Marienplatzes zu hoher Zierde. — Für die Neue Pinakothek wurde ein äußerst feines Gemälde Arnold Böcklins erworben. Es ist 1875 in Tempera gemalt und zeigt einen die Hirtenflöte blasenden Faun. Durch den Ankauf eines Herrenporträts von F. Gartz aus der Vierten Juryfreien Kunstausstellung hat man wohl geglaubt, auch der Richtung moderner Unvollendung Rechnung tragen zu sollen. Der Erfolg ist der, daß die „Juryfreien" daraus für ihre Bestrebungen die staatliche Approbation ableiten. — Der Bildhauer Professor Joseph Floßmann vollendete ein Reiterstandbild Bismarcks; es gehört zu dem großartigen, von Professor Dr. Theodor Fischer entworfenen Denkmale, welches am Prinzregentenufer zu Nürnberg aufgestellt werden wird. Bei der großzügigen Linienführung, die durch den gewaltigen Maßstab des Denkmals erfordert ist (bis zum Fuß der Figur 20 Meter Höhe), muß der tändelnde Charakter der den Leib des Pferdes haltenden Stütze mit ihren Putten und Laub einigermaßen verwundern. — Die Galerie Heinemann veranstaltete eine Ausstellung von Studien und sonstigen kleineren Werken des Thomas Conture (1815—1879), dessen Leistungen einst so begeistert gepriesen und angestaunt wurden, während man sich heute wesentlich nur ihrer äußerlich blendenden Eigenschaften bewußt wird. Von den übrigen Kunstsalons interessierte der von Schmidt-Bertsch durch fein beobachtete, in Holzschnitt gegebene Tierstudien von Fritz Lang, sowie durch Radierungen Walter Krammes, welcher moderne Industriebauten zu seinen Gegenständen wählt. — Der Kunstverein brachte Landschaften von R. Pietzsch, E. Harrison Compton, † F. Maecker, K. L. Voß, E. von Hallavanya und anderen Modernen.

Bei Ain Shems (an der Straße, welche von Jerusalem nach Askalon führt) wurden durch die englischen Ausgrabungen unter Leitung von Duncan Mackenzie erhebliche Reste aus der kanaanitischen, philistäischen und israelitischen Zeit aufgedeckt, darunter ein altes Heiligtum, welches vielleicht aus der abgöttischen Zeit des jüdischen Königtums stammt. — Augsburg. Für die Wiederherstellung der profanierten Dominikanerkirche ist durch den auch um die Erneuerung des Weberhauses verdienten Herrn von Forster eine Stiftung von 200,000 ℳ gemacht worden. — In Berlin fand vom 7.—9. Oktober der erste Kongreß für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft statt. Die zahlreichen inhaltvollen Vorträge bewiesen die Richtigkeit der Idee, nicht die Spezialfragen der Kunstgeschichte zu untersuchen, wofür andere Gelegenheiten vorhanden sind, sondern in gemeinschaftlichen Beratungen über die Grundbegriffe der Kunstwissenschaft Klarheit und möglichste Einigung herbeizuführen. Die Kongresse sollen alle zwei Jahre abgehalten werden. — Eine Ausstellung des „Sturm", die sich keinen geringeren Namen beigelegt hat als „Erster Deutscher Herbstsalon", zeigt unter sehr vielem Wilden, Gesucht-Primitiven, Erzeugnissen von Kubisten und Futuristen einen dekorativ beachtenswerten Christus am Oelberge von dem Münchener E. Adler. — Fürstenfeldbruck. Am Geburtshause des am 18. Oktober 1813 daselbst zur Welt gekommenen Erzgießers Ferdinand von Miller wurde eine Gedächtnistafel angebracht. Die Büste des berühmten Mannes, dem u. a. der Guß der Schwanthalerschen Bavaria zu verdanken ist, wird in der Münchener Ruhmeshalle aufgestellt werden. — Grüssau. Die Klosterkirche ad St. Mariam de Gratia, eines der schönsten Denkmäler des Barock in Schlesien, erlitt durch einen Brand schweren Schaden. Die Kirche wurde unter den Aebten Dominikus Geier und Innocenz I. entsprechend dem vom Abte Bernhard Rosa (1660—1696) gefaßten Plane errichtet, als ein Bau mit besonders herrlicher, von zwei eleganten Türmen überhöhter Front und überaus reich ausgestattet mit Werken der Malerei, Bildhauerei, Schmiedekunst usw. Besonderes Verdienst erwarb sich um ihre Ausschmückung der Maler Michael Willmann, der von Königsberg i. Pr., wo er vermutlich 1629 geboren war, kam und nach langen Reisen sich in Breslau niederließ. Die von ihm stammenden 61 Wandgemälde in der Grüssauer Josephskirche zeichnen sich durch Phantasie und Temperament aus. — Köln. Der Kunstverein, welcher bisher auf unzureichende Räume im Wallraf-Richartz-Museum angewiesen war, eröffnete seine erste Ausstellung in seinem herrlich gelegenen neuen Heim am Domkloster. Die Leitung hat der Berliner Paul Cassirer. — Leipzig hat das große Ereignis der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals hinter sich. Es läßt sich darüber streiten, ob die wirtschaftliche Lage, sowie die soziale Richtung unserer Zeit es nicht ratsam gemacht hätten, der Erhebung des deutschen Volkes lieber ein anderes, allgemein nutzbringendes Denkmal zu setzen als dies rein symbolische und dekorative, dessen Kosten sich auf annähernd sechs Millionen Mark belaufen. Zur künstlerischen Würdigung des nun einmal errichteten Monumentes, der Riesenleistung von Bruno Schmitz, sei anerkannt, daß seine schwere und gewaltige Linie, sein herbes Material, die Schlichtheit seiner vielen figürlichen Symbole in hohem Grade geeignet sind, einen gewaltigen Gedanken zu versinnbildlichen und jenen, die für die Befreiung ihrer Länder und Völker ihr Leben ließen, ein wahrhaft würdiges Gedächtnismal zu sein. Der Bau erhebt sich bis gegen 100 Meter in die Lüfte, überragt also die Münchener Frauentürme. Die deutsche Architektur unserer neuesten Zeit hat damit bewiesen, daß sie der Lösung auch rein idealer Aufgaben in großartiger Weise gewachsen ist. — Paris. Im Louvre ist eine früher im Garten der Villa Medici zu Rom befindliche Athenestatue aufgestellt worden, welche schon durch den Maler Ingres nach Paris gebracht worden war und bisher unbeachtet in der Kunstschule stand. Es scheint sich um eine der Nachbildungen der Phidiasschen Statue zu handeln. — Bei Reggio Emilia fand sich eine mit kostbaren und umfangreichen Mosaiken geschmückte Villa aus der römischen Kaiserzeit. — Rom. Der Tiberiuspalast und seine nächste Umgebung ist die Stätte höchst wertvoller antiquarischer Funde; besonders ist der kaiserliche Speisesaal mit seinem herrlichen unversehrten Marmorfußboden wieder in alter Schönheit zum Vorschein gekommen. — Versailles. Die Galerie des Trianonschlößchens ist neu geordnet und wieder eröffnet worden. — In Warschau gibt es eine Ausstellung moderner Bühnenmalerei, wo vorzugsweise die neuzeitlichen Ideen dekorativer Stilisierung gegenüber dem früheren Realismus zur Geltung gebracht werden. Besonders gerühmt werden die Leistungen polnischer Künstler, deren geistiges Oberhaupt der verstorbene Dichter und Maler Wyspianski gewesen ist. — Washington. Von dem Ergebnisse des für den Neubau der Kaiserlichen Botschaft ausgeschriebenen Wettbewerbes, an dem gegen dreihundert Künstler teilgenommen haben, war an dieser Stelle schon die Rede. Zur höheren Ehre der Berliner Kunst ist nunmehr beschlossen worden, die Träger der drei Preise beiseite zu schieben und die Ausführung dem Wirkl. Geh. Hofbaurat v. Ihne zu überlassen, über dessen Befähigung die Akten ja auch längst geschlossen sind. Wie kann der Bund deutscher Architekten nur auf den Gedanken kommen, gegen einen solchen Beschluß protestieren zu wollen? Ihnen kann doch das ganz gleich sein. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Die Hofbühne hatte Gg. Büchner am 100. Geburtstag mit der Première von „Dantons Tod" und der Uraufführung seines „Wozzeck" ehren wollen. Die verspätete Ablieferung der in Wien bestellten Kulissen zwang zu einer Verschiebung und so fiel die Erstaufführung auf den Tag der feierlichen Eidesleistung unseres Königs. Daß nun gerade in der Königswoche die Revolutionshymne Rouget de Lisles von der Kgl. Bühne erklang und der Ruf „Es lebe der König" als schneidende Dissonanz aus dem Munde einer Wahnsinnigen ertönte, mußte bei nicht wenigen fatale Empfindungen auslösen. Man hilft der Hofbühne schlecht, wenn man, wie dies in Zeitungen geschehen ist, über diese berechtigten Gefühle billige Witze macht. Es wäre doch wirklich ein Leichtes gewesen, die bereits um drei Wochen verschobene Première nochmals zu verschieben, wenn es nun gerade die Hofbühne sein sollte, die Gg. Büchner feierte . . . „Dantons Tod" hat der geniale Jüngling in kürzester Zeit geschrieben, als er wegen demagogischer Umtriebe im Hause seiner Eltern seine Verhaftung befürchtete. Das Honorar sollte ihm die Mittel zur Flucht gewähren; bevor das Geld von Gutzkow eintraf, hatte Büchner es vorgezogen, mit mütterlicher Hilfe zu entkommen. Daß Danton in „höchstens fünf Wochen" hingehauen ist, um einen hier sehr treffenden Atelierausdruck zu gebrauchen, erklärt schon genügend das Skizzenhafte seiner Form, wenn dies nicht überhaupt in seiner Begabung lag. Hierüber Vermutungen anzustellen, ist bei einem Dichter, der nur ein Alter von 24 Jahren erreichte, müßig. Die Bearbeitung unseres Dramaturgen Dr. Wolff hat hier vieles gestrichen und zusammengezogen, insbesondere mancherlei Reden, die Büchner wortwörtlich aus Geschichtswerken entnommen und „Ferkeleien", welche der Dichter später selbst als solche erkannt hatte. Der Kernpunkt ist der Gegensatz zwischen Danton und Robespierre. Der erstere, müde geworden, möchte dem Blutvergießen Einhalt tun, Robespierre vernichtet Danton, weil dieser sich einem lasterhaften Leben hingab, also das Aufblühen allgemeiner Tugend hindert, was der Ideologe Robespierre durch die Vernichtung der privilegierten Stände zu erreichen gewähnt hatte. Die Zeichnung Dantons weist bei aller Skizzenhaftigkeit geniale Züge auf. Lützenkirchen spielte ihn besonders packend in der Szene vor dem Tribunal; wie

überhaupt viel künstlerische Arbeit in der Wiedergabe steckte. Man bediente sich zumeist farbiger Vorhänge als Hintergrund, wußte jedoch auch Kerker- und Schafottszenen suggestiv zu gestalten. Die disjecta **membra** des **Wozzeckfragmentes** hat einst K. E. Franzos geordnet, nachdem die verblaßten Schriftzüge durch chemisches Verfahren wieder lesbar geworden. „Wozzeck“ wird darum immer literarhistorisch merkwürdig bleiben, weil hier fast zum ersten Male der Mann aus den niedersten Volksschichten zum dramatischen Helden erkoren wurde. Wenn Wozzeck uns heute nicht als literarisches Neuland erscheint, so liegt dies daran, daß inzwischen die letzte naturalistische Epoche der neunziger Jahre den vierten Stand endgültig literaturfähig und uns mit der Empfindungswelt und den Nöten der Aermsten ausgiebig vertraut gemacht hat. Diese flüchtig skizzierten Szenen und Szenenfetzchen lassen den gemeinen Soldaten, der die Geliebte, die ihn betrogen, ermordet, plastisch hervortreten; dazwischen blitzt ein schauriger Humor, bisweilen sogar Poesie auf. Steinrück brachte uns in seiner knorrigen herben Art den Wozzeck nahe. Auch Fräulein Berndl fesselte, wenn sie auch das Mädchen auf ein sittlicheres Niveau stellte, als es im Sinne der Dichtung liegt. Die sorglose Szenenführung macht allzuhäufigen Wechsel des Schauplatzes nötig. Man half sich damit, auf verdunkelter offener Bühne die stimmungskräftigen, oft nur andeutenden Dekorationen zu ändern. Trotzdem blieb die Ermüdung der Zuschauer nicht ganz vermieden. Im Sommer spielten uns in den „Kammerspielen“ die Düsseldorfer das romantisch-skeptische Lustspiel „Leonce und Lena“, das formal und inhaltlich reifere Werk Büchners.

Uraufführung in den Kammerspielen. Unsere Komödiendichter suchen meist ihre Meisterschaft in der Beschränkung auf eine unglaublich geringe Zahl abgenutzter Motive und so begegnet der Autor von einem weiteren Gesichtskreis sogleich günstigem Vorurteil. Max Roosen, der bisher unbekannte Verfasser des „europäischen Konzertes“, weiß dieses freundliche Interesse bis zum Schlusse wach zu erhalten. Es hat keinen Wert, hier darzulegen, wie sich die national verschiedenen Herzen unter dem geschäftigen Protektorat eines leer ausgehenden Amerikaners zusammenfinden. Diese Handlung ist nur Vorwand, um deutsche, französische, englische und amerikanische Typen in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten vorzuführen. Dies geschieht mit viel Witz, der sich nicht auf den ausgefahrenen Geleisen des Dutzendschwankes bewegt. Eine brillante Darstellung, welche weder karrikierte noch die Pointen unterstrich, half dem oft gerufenen Autor zu einem starken Erfolg.

Münchener Schauspielhaus. „Tante Rosa“, Lustspiel von M. Lengyel, fand bei der reichsdeutschen Uraufführung in den ersten Akten gute, später gemäßigt gute Aufnahme. Mutter und Tochter, die sich nach dem Tode des Ernährers am Rande der Demimonde bewegen, bis es gelingt, einen zahlungsfähigen Dummen einzufangen, hat man schon öfters auf der Bühne gesehen. Ich kann mich jedoch nicht erinnern, daß sich einer der Autoren in diesem angefaulten Milieu so sichtlich wohlgefühlt, als ich dies dem seither besser akkreditierten Ungarn zum Vorwurf machen muß. Eine Schäferszene im Lehnsessel, in dem einst der in Gott ruhende Papa seine Seele aushauchte, wie es so „geschmackvoll“ heißt, mag ich nicht schildern, aber auch fast jeder Witz ist lasziv und all die Komödien, die man dem reichen Jüngling vorspielt, entspringen einer so niedrigen Gesinnung, die sich wahrlich zur Lustspielbehandlung nicht eignet. Die Schlußpointe ist, daß dem jungen Mann auch noch das Kind der Braut als das seinige aufgeschwätzt wird. Auch als Sittenschilderung ist das Stück ohne Wert, denn die Fäden dieser Intrigen sind so stark, daß ein Idiot sie sehen müßte. Gespielt wurde gut und immerhin diskret.

Eine Huldigungsfeier aus Anlaß der Thronbesteigung König Ludwigs III. veranstaltete der Bayerische Landesverband des Katholischen Frauenbundes als würdigen Abschluß seiner heurigen Tagung. Die Versammlung, in der sich unter anderen prominenten Persönlichkeiten Abt Gregor Danner von St. Bonifaz befand, war sehr zahlreich besucht; die Mitglieder des K. Hauses waren, wie die verdienstvolle Vorsitzende des Verbandes, Frau Hofrat Ammann, in ihrer wärmstens aufgenommenen Begrüßungsansprache bekanntgab, durch Repräsentationspflichten am Erscheinen verhindert. Der Sängerbund des Katholischen Zentralgesellenvereins hatte die Feier durch einen weihevollen Gesang eingeleitet. „Was den Frauen das Vaterland gibt und was es von ihnen verlangt“ betitelte sich Hedwig Dransfelds Vortrag, deren gedankenreiche, von einer schwungvoll warmherzigen Diktion getragenen Ausführungen großen Beifall auslösten. Sie klangen in die Forderung voller und heiliger Opferfähigkeit aus. Pflege nationaler Gesinnung und Vaterlandsliebe habe der Katholische Frauenbund stets auf seine Fahne geschrieben. Deutsche, katholische Frauen werde das Vaterland, wenn es ihrer bedarf, nicht umsonst rufen. In fesselnden Ausführungen sprach Prof. Dr. Sepp (Regensburg) zur Jahrhundertfeier mit Hinblick auf das Königshaus von Ludwig I. bis Ludwig III. Gedichte von Ludwig I. trug Archivrat Dr. Weiß in vortrefflicher, zündender Weise vor. Ein sehr reizvoll von Herrn Molitor gestelltes lebendes Bild und die von der Versammlung gesungene Königshymne gab dem von echtem vaterländischem Geist beseelten Abend einen festlichen Ausklang.

Aus den Konzertsälen. Haydnsche und Beethovensche Symphonien, in Prills gediegener Interpretation sicherten dem Volkssymphoniekonzert wieder stärkeren Besuch. Verschwiegen kann nicht werden, daß sich leider die solistische Mittelnummer noch im Stadium der Probe befand. Gute Eindrücke gewann ich wieder von dem Baritonisten Helge Lindenberg. Obwohl Stimme und Vortragswahl der Gefahr der Monotonie nicht ausweichen, hat seine Wiedergabe doch die Wirkung starker Empfindung. Ueber sehr schöne Mittel und geschmackvollen Vortrag verfügen die Rezitatoren E. Klöpfer und M. Steudemann; der vom letztgenannten gebotenen „neuen Lyrik“ kann ich sonderlichen künstlerischen Wert nicht beimessen. Einen Cellisten von schönem, weichem Ton lernen wir in A. Pokrowsky kennen. Unter der Orchesterleitung des begabten F. v. Hößlin konzertierte Frl. Perard-Petzl. Die ausgezeichnete Sängerin unserer Hofoper, die u. a. einige neue Lieder von Waltershausen bot, wirkte nach dem Bericht meines Vertreters nicht ganz so fesselnd, wie auf den Brettern der Bühne, dagegen hat Edith Walker auf dem Podium in gleicher Weise fasziniert, wie sie dies im Theater tut. G. Brecher, den wir vor zwei Jahren im Prinzregententheater kennen gelernt, begleitete sie.

Verschiedenes aus aller Welt. Das vor kurzem eröffnete Theater der Elysäischen Felder in Paris, das sich fast alle Stars zu Gastspielen verpflichtet hatte und den „Parsifal“ vorbereitete, ist aus Mangel an Betriebsmitteln geschlossen worden. — Die Meininger Hofkapelle unternimmt unter Max Regers musikalischer Direktion eine Konzertreise durch ein halbes Hundert deutscher Städte. In Dresden hatte das Orchester vollen Erfolg. — In Köln wird beabsichtigt, eine Reformbühne anläßlich der Werkbundausstellung 1914 zu gründen, die die künstlerischen Absichten des Münchener Künstlertheaters, wie solche in dessen ersten Spieljahren bestanden, weiter ausbauen will.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Rückgang des Kursniveaus aller Industriewerte hat an den deutschen Börsen weitere Fortschritte gemacht. Die charakteristische Mutlosigkeit und passive Resistenz des Kapitalistenpublikums hält an. Trotz der guten markttechnischen Verfassung der Effektengebiete ist das Geschäft leblos. Dabei gibt die Auslandspolitik den Börsen keinerlei Veranlassung zu irgend welchen Bedenken. Die Einzelheiten in den letzten Phasen der Balkanaufteilung interessieren nicht mehr sonderlich. Der Abschluss der griechisch-türkischen Friedensverhandlungen überwog alle anderen Vorkommnisse, insbesondere die Schwierigkeiten hinsichtlich der Albanienfrage. Die Auslandsbörsen waren zeitweise beeinflusst durch die Unruhen in Mexiko, sowie durch die Befürchtung, dass die amerikanische Union durch militärische Intervention und Aufrollung der Tendenz: „Amerika den Amerikanern“ auch den Grossmächten Europas Grund zur politischen Beunruhigung geben könnte. Auch dieser Hinweis konnte schliesslich keine Ursache mehr zur vorhandenen Börsenstimmung geben, denn anscheinend gehen die Verwirrungen in Mexiko einer Aufklärung entgegen. Spekulation und Privatpublikum sind im gleichen Masse gegenüber der zukünftigen Börsenentwicklung misstrauisch. Verursacht ist diese Tendenz durch die düsteren Aussichten über die Gestaltung der industriellen Konjunktur. Die in den Generalversammlungen der leitenden Bergwerksgesellschaften zum Ausdruck gebrachten Aeusserungen lauten denn auch durchaus entmutigend. Der Bericht der Phönixversammlung — welches Unternehmen als führend zu betrachten ist — hat speziell an den Börsen grosses Aufsehen erregt. Hierbei wurde seitens des Generaldirektors erwähnt, dass sich seit Abfassung des Jahresberichtes die allgemeine Lage noch mehr verschlechtert habe und sogar auch im Kohlengeschäft jetzt mit einem Rückgange im Auftragsbestand zu rechnen sei. Ausserdem wäre in den Wintermonaten mit einem weiteren Rückgange der Preise und damit wohl auch des Betriebes zu rechnen. Nicht nur für die Montanbranche, sondern wohl für sämtliche Zweige der deutschen Industrie dürfte jedoch der bestimmte Hinweis gelten, dass in Verbindung mit dem nunmehr billigeren Geld für das Frühjahrsgeschäft all-

gemein eine merkliche Besserung zu erwarten sein wird. Die günstig veranlagte Exporttätigkeit Deutschlands wird ausserdem im Verein mit grossen Inlandsbestellungen für Rüstungszwecke und nicht zuletzt für die Erweiterungen und Vergrösserungen der Eisenbahnverwaltungen lohnende Beschäftigung bieten. Meldungen von grossen Aufträgen für Eisenbahnen seitens Preussens und des Auslandes, das Anziehen der Stabeisenpreise und belangreiche Ueberseeordres für Röhren und anderes Material bei den deutschen Werken seien hierbei vor allem erwähnt. **Die Elektrobranche** beispielsweise zeigt besonders befriedigende Tätigkeit. Die Abschlüsse der Elektrounternehmungen bieten denn auch fortgesetzt genügende Beweise von dieser florierenden und gewinnbringenden Sparte. Nach der Edisongesellschaft veröffentlichen nunmehr die Lahmeyerwerke A. G. in Frankfurt einen durchaus zufriedenstellenden Jahresabschluss. — Die grosse Enttäuschung des Börsenpublikums über die oben erwähnten Erklärungen bei den Montangesellschaften hat jedoch das Kursniveau speziell der Bergwerksaktien erheblich abgeflaut. **An der Börse erfolgte zeitweise ein drängendes Angebot auf der ganzen Linie**, welches verstärkt wurde durch weitere ungünstige Nachrichten. So kamen auch aus der Textilindustrie wesentlich schlechtere Tendenzmeldungen. Die bekannt gewordenen Dividendenrückgänge in der Nürnberger Fahrradfabrikation gaben ebenfalls Beweise der unklaren Konjunktur. Der deutsche Kassamarkt war daher fortgesetzt das Objekt grosser Realisationen. In Börsenkreisen konnte man, wie stets zu Zeiten der Kursabflauungen, vermehrt beobachten, wie auch in Kapitalistenkreisen langjähriger Aktienbesitz aus Ueberdruss und Unlust zum Verkauf gelangte. Die von den **Schiffahrtsgesellschaften** geäusserte Beurteilung der Konjunkturfragen und die von den Banken zum Ausdruck gebrachten beruhigten Zukunftsaussichten konnten endlich eine merkliche Stockung in der seitherigen Börsenflaue herbeiführen. — Die fortschreitende Gelderleichterung in Deutschland konnte diese vorherrschenden Börsenunstimmigkeiten nicht mildern. Mit Recht ist man der Ansicht, dass **die derzeitigen grossen verfügbaren Gelder nur vorübergehend ohne Verwendung sind.** Durch die schon in nächster Zeit einsetzenden Vorbereitungen zum Jahresschluss und durch die fortwährenden Entnahmen für Baumwollen-Rimessen nach Amerika, ebenso für die verschiedenen Kommunalbedürfnisse in Deutschland werden dem offenen Markte bereits jetzt schon mehr als genügende Gelder entzogen. Die seitens **Preussens voraussichtlich mit Beginn des neuen Jahres geplante Emission von 500 Millionen Mark Anleihe** beginnt ebenfalls den Geldmarkt zu beunruhigen.

München. M. Weber.

Aus der elektrischen Industrie. Den Landratsversammlungen von Ober- und Unterfranken ist nunmehr die Regierungsvorlage über einen Konzessionsvertrag zwischen dem bayerischen Staate und der **Elektrizitäts-A.-G. vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg**, sowie der **A.-G. Brown Boveri & Co. in Mannheim** zugegangen. Nach diesem Vertrage wird **eine fränkische Ueberlandzentrale** auf grosszügiger Grundlage unter finanzieller Beteiligung der beiden Kreise geplant. Als Anlagekapital sind 20,2 Millionen Mark vorgesehen. — **Die genannte Mannheimer Elektro-A.-G.** hat zwecks Uebernahme von bereits vorbereiteten weitgehenden Geschäften **die elektrische Kraftversorgungs-A.-G. in Mannheim** mit einem Grundkapital von 8 Millionen Mark **gegründet.** M. W.

Geschäftliche Notizen.

„Helles-Dank"-Buchhandlung. In Nr. 46 erschien auf S. 924 eine Inseratanzeige dieser Buchhandlung. Es sei hiermit auf dieses Unternehmen, das allseitige Unterstützung verdient, nochmals empfehlend hingewiesen. Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es sich bei der Zahlen-Aufgabe um eine streng reelle Sache handelt. Zweck der Aufgabe ist, den schönen Gedichtband möglichst zahlreichen Interessenten auf billigem Wege zugänglich zu machen.

Poehlmanns Gedächtnislehre. Auf das Inserat „Wer hilft mir beim Lernen?" auf Seite 923 möchten wir besonders hinweisen. Wir können allen verehrl. Lesern, die sich für diese Gedächtnislehre interessieren, nicht dringend genug empfehlen, sich die bezüglichen Prospekte unter Bezugnahme auf die „Allgemeine Rundschau" kostenlos kommen zu lassen.

Den Sammler von Reklamemarken wird die Mitteilung interessieren, daß die bekannte Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30, eine neue Serie Marken herausgebracht hat, die in der Art ihrer Ausführung zu den wertvollsten zählen. Sie sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Kunstkrippen. Der Papst hat dem akademischen Bildhauer Seb. Osterrieder, München, Georgenstr. 113, als dem Schöpfer der im roten Saale des Vatikanischen Palastes in Rom zur Aufstellung gebrachten Kunstkrippe den Verdienstorden Bene-Merenti in Gold verliehen. Herr Osterrieder, über dessen prachtvolle und reichhaltige Krippenstudien wir schon wiederholt berichteten, wurde vom Hl. Vater in Audienz empfangen und mit dem Bildnis des Hl. Vaters mit höchst dessen eigenhändiger Widmung ausgezeichnet. — Wer Interesse hat für kunstvolle Weihnachtskrippen und die Anschaffung einer solchen plant, wende sich vertrauensvoll an Herrn Osterrieder.

Kißling: Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche schreitet voran. Soeben konnte der zweite Band zur Ausgabe gelangen, der die Kulturkampfgesetzgebung von 1871—74 enthält. Ein Werk für jedermann, nicht bloß für den, welcher eine wissenschaftliche Grundlage für die deutsche Politik unserer Tage verlangt und die gegenwärtigen Parteikämpfe zu verstehen wünscht, sondern für die weitesten Kreise, deren religiöses Gefühl und Gerechtigkeitssinn noch nicht vollständig erstorben sind, ein hochaktuelles Werk. Der dritte abschließende Band soll enthalten: Die Kämpfe gegen den passiven Widerstand — die Friedensverhandlungen und wird 1915 erscheinen können. Die Bände sind auch einzeln käuflich. Wir verweisen auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Empfehlenswerte Geschenkwerke. Auf den unserer heutigen Nummer beigelegten Prospekt der **Allgemeinen Verlags-Gesellschaft Berlin, München und Wien** sei um so eindringlicher hingewiesen, als es sich um glänzend ausgestattete und reich illustrierte Werke aus der katholischen Gelehrtenwelt handelt, die mit den weiter zur Anzeige gebrachten Paul Keller-Büchern der wärmsten Empfehlung würdig sind.

Literarische Festgeschenke aus dem bekannten Verlage der Bonifacinsdruckerei. Genannter Verlag legt dieser Nummer seinen Weihnachtsprospekt bei. Derselbe bietet eine reiche Auswahl an schönen Geschenkwerken. Er sei der verdienten Beachtung empfohlen.

Für jeden Raucher ist es von großem Interesse, wenn beim Einkauf von Zigarren Wert darauf gelegt wird, daß man wirklich echte Bremer Zigarren erhält. Bremer Zigarren genießen bekanntlich einen Weltruf und gelten nächst den teuren Havanna-Importen für die besten Zigarren der Welt. Natürlich gibt es auch in Bremen mehr oder minder leistungsfähige Fabriken und sollte man sich daher nur an wirklich erstklassige Firmen wenden. Als eine solche empfehlen wir unseren Lesern die bekannte Bremer Zigarrenfabrik Bernhard Will in Bremen, welche unserer heutigen Auflage wieder einen Prospekt in Form einer Extrabeilage beilegen ließ. Wills Zigarren werden weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus als gut und billig gerühmt und sollte daher jeder Raucher unbedingt einmal einen Versuch mit diesen Fabrikaten machen, zumal laut den Bezugsbedingungen ein Risiko gänzlich ausgeschlossen ist. Das heutige Angebot enthält eine Anzahl der empfehlenswertesten Marken dieser Fabrik, welche für jeden Raucher etwas Passendes zu bieten vermag. **Auch für Geschenkzwecke** bietet die Firma in Form von Präsent- und Auswahlkisten reichliche Auswahl, so daß auch hier allen Ansprüchen Rechnung getragen werden kann. Alles weitere besagt der beiliegende Prospekt, den wir der gefälligen Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 48. München, 29. November 1913. X. Jahrgang.

Ein neuer Erfolg des Ministeriums Hertling.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Finis coronat opus! Der dem monarchischen Gedanken wie dem Geiste der Staatsverfassung in gleich glücklichem Maße Rechnung tragenden Lösung des Königsproblems in Bayern ist nun auch die finanzielle Regelung dieser Frage auf dem Fuße gefolgt durch die Annahme der Vorlage betreffend die Erhöhung der Zivilliste seitens der Kammer der Abgeordneten; an der Zustimmung des Reichsrats besteht kein Zweifel. Verlangte im ersteren Falle die Aufgabe, den aus prinzipiellen Auffassungen heraus divergierenden Meinungen der bürgerlichen Parteien einen gangbaren mittleren Weg zur Einigkeit zu weisen, ein außergewöhnliches Maß an staatsmännischer Klugheit und diplomatischer Gewandtheit, so mußte im zweiten Falle die Ruhe, Kaltblütigkeit und Entschiedenheit des energisch zugreifenden Staatslenkers in den Vordergrund treten, um die Vorlage zwischen den Klippen der Opposition hindurch in den Hafen zu leiten und der parlamentarischen Behandlung diejenige Sachlichkeit zu sichern, die der Würde des Gegenstandes entsprach.

Das in der liberalen Presse veranstaltete Vorspiel verriet nur zu deutlich die Geneigtheit des frondierenden linken Flügels der Liberalen, auch in die Kammerverhandlungen parteipolitische Momente hineinzutragen, die Forderung der Erhöhung der Zivilliste als Sturmbock gegen das Ministerium zu mißbrauchen und damit indirekt einen Druck auf die Krone auszuüben, um die Entlassung des Ministeriums zu erzwingen. Mit diktatorischer Schärfe hatte die demokratische Presse unter Führung der „Münchner Neuesten Nachrichten", die an den gelegentlich der Debatten über die Königsfrage bezogenen Abfuhren noch nicht genug hatten, den liberalen Abgeordneten den Befehl erteilt („M. N. N." Nr. 582): „Sie dürfen und sollen sich wohl bereit erklären, bei der Sanierung der finanziellen Verhältnisse der Zivilliste mitzuwirken; aber sie dürfen zurzeit unter gar keinen Umständen die volle geforderte Summe bewilligen." „Knapp die Hälfte" der Mehrforderung wurde als „den berechtigten Interessen des Hofes und des Königtums" genügend erachtet. Man ließ einen Abgeordneten aufmarschieren („M. N. N." Nr. 585), der „aus sachlichen Gründen für die ungekürzte Genehmigung der Regierungsvorlage" sein wollte, aber kategorisch erklärte: „Ein Ministerium Hertling, das mit ungeschickter Hand eines ans andere reiht, um das Ansehen der Krone zu untergraben, kann nicht die an sich prekäre Vorlage der Zivilliste-Erhöhung zu einem guten Ende steuern." Und endlich mußte noch („M. N. N." Nr. 588) der unvermeidliche „Simplicissimus"-Thoma „von der Stimmung aus dem Oberland" Mitteilung machen und, massiv und grob, wie er nun einmal ist, die „radikale Aufforderung" erlassen: „Und es ist noch Zeit, dem Herrn v. Hertling und seinen Helfern zu zeigen, daß die Liberalen nicht duldsam und schweigend auf alle Schleichwege geführt werden können. Wenn dem Volke nicht jedes Vertrauen zu seiner Vertretung genommen werden soll, **darf** die liberale Partei diesem Ministerium die Erhöhung der Zivilliste nicht genehmigen."

Mit blutiger Selbstironie nennen die „M. N. N." das „rücksichtsvoll und hinreichend die Krone ausstatten, aber auch sachlich und taktvoll prüfen"!

Da war es ein Gebot der Notwendigkeit, aber auch ein Verdienst und zugleich ein erster Erfolg des Freiherrn von Hertling, diesem demagogischen Treiben an den Toren des Parlaments ein Halt zuzurufen. Mit erfrischender Deutlichkeit und Kraft erklang seine Warnung in der Sitzung des Finanzausschusses am 18. November: „Sie werden mich genügend kennen gelernt haben, um zu wissen, daß ich den Kampf nicht scheue. Wer an meiner Amtsführung zu tadeln hat, wer sich als ihr grundsätzlicher Gegner bekennt, der mag und soll dies tun, der mag und soll die in seiner Ueberzeugung begründeten Auffassungen mit allen parlamentarischen Mitteln vertreten und geltend machen. Wir stehen erst am Anfange der Session, ein reiches Maß parlamentarischer Arbeit ist noch zu erledigen. Dabei wird den Parteien, die sich zum Ministerium im Verhältnis grundsätzlicher Gegnerschaft befinden, vollauf Gelegenheit werden, diese politischen Gegensätze zum Austrag zu bringen. Ich stehe jederzeit zur Verfügung und bin bereit, mich mit jedem politischen Gegner und mit jedem politischen Standpunkt auseinanderzusetzen. Um was es sich heute handelt, das ist nur, im Interesse des Ansehens Bayerns, im Interesse der gemeinsamen großen und ihrer innersten Natur nach dem Parteiurteil entrückten Frage den Parteistandpunkt zurücktreten zu lassen."

Der kalte Wasserstrahl auf die erhitzten demokratischen Köpfe tat seine Wirkung: das Parlament blieb von würdelosen Szenen verschont, wenn auch draußen ungeachtet der wiederholten Warnungen des besonneneren Teils der liberalen Presse wie „München-Augsburger Abendzeitung" u. a. die Leidenschaften weitertobten. Sogar der Wortführer des linken Flügels der Liberalen Müller-Hof beeilte sich zu versichern: „Die Angelegenheit verträgt keinen Parteifanatismus, sondern nur loyale, aber nüchterne Beurteilung."

Und der liberale Fraktionschef Casselmann, der von vorneherein mit dem kleineren Teil der Fraktion für die Regierungsforderung eintrat, schüttelte die Lärmmacher in aller Form ab, wofür er — und hier beginnt die Tragikomik für den Liberalismus — von dem Zensor in der Sendlingerstraße „im eigenen Interesse" gewarnt wurde, „sich ohne irgend einen Anlaß gegen die Meinung einer unabhängigen Zeitung zu wenden" (Nr 587) und von Ludwig Thoma in der „Berliner Morgenpost" mit nachstehenden Liebenswürdigkeiten im „Simplicissimus"-Stil bedacht wurde:

„Schon bald nach seinem ersten Auftreten im Landtag ums Jahr 1898 gab man Herrn Casselmann den Namen: **Quassel**mann. Ich erinnere mich gern an die besondere Heftigkeit, mit der ihn jedesmal der Bauerndoktor Heim angriff und abtat. Damals konnte ich glauben, daß der Zorn des Ultramontanen sich gegen den Liberalen richte, heute weiß ich, daß den Volksmann Heim die ganze Persönlichkeit des Herrn Reserveoffiziers und Rechtsanwalts aufreizte. . . . Er hat ihn nie ernst genommen und hat immer gewußt, was für eine Art von Mann hinter den pathetisch vorgetragenen Reden steckte. . . . Und nun wäre es ja eigentlich nicht der Mühe wert, über Gnaden den Herrn Oberbürgermeister von Bayreuth so viele Worte zu verlieren, aber unbegreiflicherweise hat ihn die liberale Partei ermächtigt, sie zu ruinieren."

Eine gepfefferte Antwort des Beschimpften ließ nicht auf sich warten. „Ich habe Ludwig Thoma ganz gern", sagte Casselmann in der Kammersitzung vom 21. November, „wenn er sich auf das Schreiben von Bauernkomödien und anderer Dinge beschränkt. Man kann ganz gut gute Bauernkomödien schreiben und doch keinen Anspruch darauf haben, als Politiker ernst genommen zu werden." Und an die Adresse der „M. N. N." gingen die Worte:

„So viel wie die Herren verstehen, die diesen Artikel geschrieben haben, glaube ich für mich in Anspruch nehmen zu können, und ich glaube, daß ich auf Grund der besseren Informationen, die ich als

Korreferent in der Sache hatte, auch in der Lage bin, sachlicher urteilen zu können, als es hier geschieht. Es wird so viel davon gesprochen von der Volksstimmung, die da draußen sei und auf die wir doch Rücksicht nehmen müssen. Ja, wenn man nicht im Parlamentarismus grau geworden wäre und nicht wüßte, wie es oft mit dieser Volksstimmung ausschaut! (Sehr richtig! Rechts!) Ich habe die Meinung, daß es sehr viele Menschen draußen gibt, die nicht viel nachdenken über die Dinge, um die es sich handelt, die aber sofort mit ihrem Urteil bei der Hand sind. Und ich bin ein täglicher Leser der Sinnsprüche, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erscheinen. Ich habe zu meinem Vergnügen auch in diesen Tagen einen Sinnspruch dort gefunden, der mich lebhaft an die jetzige Situation erinnert: „Das Denken ist so außerordentlich mühsam, daß viele es vorziehen, zu urteilen." (Allgemeine Heiterkeit.) Ich muß schon sagen, wenn man in einem solchen Artikel, wie in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schreibt: „Dem König alles, dem jetzigen Ministerium keinen Groschen", so muß ich sagen, mir geht das Verständnis für eine solche Phrase ab. Die Herren möchten mir einmal das vormachen, wie man auf diese Weise der mit Recht geltend gemachten Notlage der Zivilliste abhelfen kann, wenn man dem jetzigen Ministerium keinen Groschen bewilligen will. Dann bekommt eben der König nicht das, auf was er Anspruch hat. Wenn man mir ein Mittel sagt, das Ministerium Hertling zu stürzen, ich bin boshaft genug, zu sagen, ich wäre der erste, der da mittut. (Heiterkeit links.) Nicht deswegen, weil mir die Persönlichkeit des jetzigen Herrn Ministers irgend etwas zuleide getan hat, sondern weil mir das System nicht gefällt; aber wenn jetzt damit operiert wird und da und dort in recht plumper Weise — wenn man der Staatsregierung die Vorlage nicht genehmigte, so stürze man das jetzige Ministerium, so habe ich darauf folgendes zu sagen: Wenn es der Fall wäre — ich weiß nicht, ob die Folge eintreten würde —, was wäre denn dann damit erreicht? Das Ministerium Herlling würde stürzen. Was an seine Stelle kommt, das wissen wir nicht. (Zuruf v. Vollmar (Soz.): Dr. Pichler. — Allg. Heiterkeit.) Von Zeit zu Zeit höre ich die Zwischenrufe des Herrn v. Vollmar sehr gerne. Ich nehme seinen jetzigen Zwischenruf auf. Was wäre uns dann damit gedient? (Sehr gut, links. — Allg. Heiterkeit.) Glauben Sie, daß wir an einem Ministerium Pichler eine größere Freude hätten, als an dem jetzigen Ministerium? Sie sehen, man muß eine solche Phrase ad absurdum führen und der Lächerlichkeit preisgeben."

Wir haben diese Stelle nach dem eigenen Parlamentsbericht der „M. N. N." (Nr. 597) wiedergegeben. Die Abfertigung hat gesessen. „Ueber den Versuch des Abg. Dr. Casselmann, seinen Standpunkt durch eine Auseinandersetzung mit der Mehrheit der liberalen Fraktion und eine Polemik gegen liberale Blätter zu wahren, wollen wir den Mantel christlicher Liebe decken", das ist alles, was die also Gezüchtigten zu stammeln vermögen (Nr. 598). Man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

In der Kammer hatte der Abg. Müller-Hof die undankbare Aufgabe übernommen, den von der Mehrheit der Liberalen gestellten Abänderungsantrag auf Bewilligung von nur 4'800,000 M an Stelle der geforderten 5'400,000 M zu begründen und als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" dem König im einzelnen vorzurechnen, wie er sich in seinem Hofhalt einzurichten habe, — und hatte dabei das Pech, von dem eigenen Fraktionschef Casselmann nicht allein in den Einzelausstellungen Punkt für Punkt glatt widerlegt, sondern auch in der generellen Auffassung dahin korrigiert zu werden, daß die Zivilliste nicht nach den Grundsätzen einer Erwerbsgesellschaft, mit rein kaufmännischem Blick beurteilt werden kann, und daß es sich bei der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Aktion nicht etwa um die Sanierung eines einzelnen Haushalts der Hofverwaltung handelt, sondern um die Evidentstellung einer permanenten Zivilliste, die zum mindesten auf lange Zeit hinaus einer Abänderung nicht mehr unterstellt werden soll. Von großer Wirkung und nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, weil gerade aus diesem Munde, war die Feststellung Casselmanns, daß nicht das gegenwärtige Kabinett dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß man nicht zu Zeiten besserer Finanzen eine Vorlage, deren innere Berechtigung feststehe, eingebracht habe und daß sich diese Unterlassungssünde früherer Kabinette heute räche.

So ist das Fazit der Aktion: ein glänzender Sieg des Ministeriums Hertling und des in geschlossener Einmütigkeit mit ihm den monarchischen und konservativen Staatsgedanken verfechtenden Zentrums, eine glatte Niederlage der erdrückenden Mehrheit des ein Bild kläglicher Zersplitterung und Zerfahrenheit darbietenden, der Forderung der Stunde nicht gewachsenen Liberalismus und für die linksliberale ministerstürzlerische Presse eine Riesenblamage. Ein süßer Trost nur ist den demokratischen Frondeuren geblieben — die „uneingeschränkte Anerkennung" der „Münchener Post" (Nr. 273), und die haben sie auch wirklich verdient.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Bewilligung der bayerischen Zivilliste

geziemt es sich wohl, einen Glückwunsch über den Main zu senden. Auch wir Norddeutsche freuen uns, daß der monarchische Sinn des Volkes und der Volksvertretung auch diese Probe bestanden und so das große Werk der Wiederherstellung eines wirklichen Königtums, das durch die amtliche Notifizierung der Thronbesteigung König Ludwigs beim Kaiser jetzt auch sein reichsrechtliches Siegel erhalten hat, mit voller Würde und Leistungsfähigkeit glücklich vollendet hat. Als nach der Verabschiedung des grundlegenden Verfassungsgesetzes und nach erfolgter Krönung die „Milchmädchen-Rechnungen" im Finanzausschuß und die Hetze in der linksliberalen und roten Presse einsetzten, hat mancher besorgt geseufzt: Desinit in piscem ... Die Lage erschien schwierig, da zur Bewilligung eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war und die Taktik von Müller (Hof) und seinen freisinnig-sozialdemokratischen Genossen hinterlistig auf die Verführung von kurzsichtigen und knauserigen Kollegen angelegt war. Die Regierung blieb fest und ebenso die Zentrumspartei in voller Geschlossenheit, ohne daß man sich auf irgend eine Halbheit einließ. Der Stier des oppositionellen Rotblocks wurde bei den Hörnern gefaßt, und siehe da, die selbstgefällig angepriesene Macht und Kraft versagte vollständig. Im Grunde genommen war es eine Art Kraftprobe gegenüber der Krone. Die parteipolitischen Machtgelüste, die man gegenüber dem ersten Verfassungsgesetz hatte zurücktreten lassen müssen, schossen jetzt üppig ins Kraut, da man glaubte, durch ein ablehnendes Drittel der Stimmen die Krone unter den Willen der Linken zwingen und zur Entlassung „dieses" Ministeriums nötigen zu können. Daß dieser grobe Vorstoß des Rotblocks gründlich abgeschlagen wurde, macht den großen Erfolg der Regierung in der Rekonstruktion der monarchischen Ordnung erst vollkommen. Die Anerkennung, die wir unseren Freunden vom Zentrum zollen, gilt auch den 13 Abgeordneten von der Freien Vereinigung und dem Bauernbund sowie den zehn nationalliberalen Abgeordneten unter Führung von Dr. Casselmann, die dem König gegeben haben, was dem König gebührt, ohne sich durch die wütenden Angriffe der Agitatoren des „König Demos" irre machen zu lassen. Es hat sich da eine Sammlung der positiven Elemente im Landtage betätigt, von der man nur wünschen kann, daß sie weitere Früchte trage in der Hebung des gegenseitigen Verständnisses und der Förderung an friedlicher Arbeit. Je gründlicher die Nationalliberalen sich von den Rotblockparteien scheiden, desto besser für sie. Der Klärungsprozeß in Bayern könnte seine Fortsetzung im Berliner Reichstag haben.

Die Bilanz der Balkanereignisse.

Den Delegationen in Wien hat Graf Berchtold, der Leiter der auswärtigen Politik des Habsburgischen Reiches, in dem üblichen Exposé Rechenschaft abgelegt über das hochpolitische Ergebnis des Jahres. Die Regierung erklärt die Bilanz für befriedigend, und auch in den verbündeten Ländern, Deutschland und Italien, äußert die öffentliche Meinung sich zustimmend. Auch unsere deutschen Offiziösen erkennen „die richtige Anlage und die in allem Wesentlichen gelungene Durchführung" der österreichischen Politik an. In Oesterreich-Ungarn selbst erheben sich auch manche kritische und protestlerische Stimmen. Das ist begreiflich bei der großen Zerklüftung und den scharfen Gegensätzen zwischen den Nationen und den Parteien, sowie angesichts der großen Opfer, die Reich und Volk durch die andauernde Kriegsbereitschaft mit ihren großen persönlichen Lasten, Millionenaufwendungen und wirtschaftlichen Schäden haben bringen müssen. Mancher vermißt den entsprechenden Lohn, wenn Oesterreich selbst gar nichts profitiert. Aber man darf nicht übersehen, daß es auch ein großer Segen ist, wenn Oesterreich ohne Gefährdung des eigenen oder des Weltfriedens seine Interessen an der Adria und auf dem Balkan vor Schaden bewahren konnte. Auf jeden Versuch der Eroberung oder der direkten Einmischung hatte Oesterreich ja von vornherein verzichtet, schon unter dem Vorgänger des Grafen Berchtold, als im Zusammenhang mit der Annexion von Bosnien die Besatzung aus dem Sandschak Novibazar zurückgezogen und damit auch auf den Weg nach Saloniki verzichtet wurde. Trotzdem hat Graf Berchtold sich nicht dazu verlocken lassen, die vorgeschlagene Desinteressementsformel zu akzeptieren, sondern hat das besondere Interesse Oesterreichs als des

nächsten Nachbarn aufrechterhalten und namentlich in bezug auf die Adria geltend gemacht. Für das ungestörte Gleichgewicht an der Adria hat er sich mit Energie und Erfolg eingesetzt. Serbien ist vom Meere ferngehalten worden, und die Gründung des selbständigen Fürstentums Albanien hatte die Neutralisierung der Küste zum Hauptzweck.

Nach einem so inhaltsschweren und wechselvollen Jahr kann man natürlich trefflich darüber streiten, ob nicht in dem einen oder anderen Augenblick ein Fehlgriff oder eine Schwäche eingetreten sei. Doch kann dabei nichts Rechtes herauskommen. Denn einerseits lassen sich die vollendeten Tatsachen nicht mehr ändern, und anderseits ist ein sicheres Urteil über das Maß des jeweilig Erreichbaren nur denen möglich, die in die ganzen diplomatischen Geheimnisse des betreffenden Augenblicks eingeweiht waren. Wer alles in allem nimmt, wird zugestehen müssen, daß Oesterreich-Ungarn aus diesem schweren Jahre mit vollen Ehren und ohne Schädigung seiner Interessen hervorgegangen ist. Das Ansehen Oesterreichs als Großmacht ist in der Welt sichtlich gestiegen. Die kritischen Mitbürger des Grafen Berchtold sollten sich darüber klar werden, daß zur Erhaltung und weiteren Entwicklung der Weltstellung des habsburgischen Reiches die innere Festigung, die Versöhnung im Nationalitätenstreit und die Sammlung der positiven Parteien, unbedingt notwendig ist. Daraus wird sich dann der zeitgemäße Ausbau der Wehrmacht des Reiches zu Land und zu Wasser ergeben. Das hierauf gerichtete Programm der Regierung zu unterstützen, ist verdienstvoller, als den Besserwisser zu spielen.

Für uns ist es besonders erfreulich, daß der Dreibund im ganzen bei den Händeln des letzten Jahres gut abgeschnitten hat. Graf Berchtold erkennt die hilfsbereite Treue der Bundesgenossen warm an, namentlich die Solidarität Deutschlands, und daran wird auch nichts geändert, wenn in einer taktischen Einzelheit, wie bei der weniger glücklichen Anregung der Revision des Bukarester Friedens, die Diplomatie der Bundesgenossen sich vorsichtig etwas zurückhielt. Die Festigkeit und zugleich die Macht des Dreibundes hat sich vortrefflich bewährt, und zwar zum Glück ohne Störung der Beziehungen zu den Mächten der Triple-entente. Ja, Graf Berchtold kann sogar feststellen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und England, entsprechend dem gebesserten deutsch-englischen Verhältnisse, freundlicher und vertrauensvoller geworden und daß auch die Beziehungen zu Rußland ungetrübt geblieben sind.

Unsere deutschen Offiziösen sagen: „Es liegen vielmehr Anzeichen vor, daß sich durch die gemeinsame diplomatische Arbeit während der Orientkrisis der Gegensatz zwischen den großen Mächtegruppen in Europa wesentlich verringert hat. . . . Als weiterer Hinweis auf eine freundlichere Grundstimmung in Europa darf die entgegenkommende Offenheit bezeichnet werden, mit der sich der russische Ministerpräsident Kokowzow in den Tagen seines Berliner Aufenthalts zu den amtlichen Vertretern Deutschlands über die noch der Erledigung harrenden Aufgaben der Diplomatie geäußert hat. Die befriedigenden Eindrücke dieser Aussprache werden für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken." — Wenn man von dem Optimismus auch abzieht, was auf die Rechnung der Höflichkeit kommt, so bleibt doch immer noch ein erkleckliches Stück der Beruhigung übrig. Wir sind leidlich über die Balkankrisis hinweggekommen und dürfen hoffen, daß auch die Nachwehen sich überwinden lassen.

Herbst und Leben.

Eine Frage.

Das Herbstlaub fällt,
Im Schreiten raschelt Rauschen dir ins Ohr;
Die Flur erstirbt,
Der Winter, weissgewandet, drängt sich vor,
Und Nebelschwaden sinken tief ins Tal,
Die Sträucher glitzern bald im Froste — kahl.

Am Stock ein Greis
Stapft einsam durch die sterbende Natur;
Da schwebet ihm
Erinnernd vor die Seel' der Jahre Schur.
Im Wandern wird er müd und setzt sich nieder,
Müd bis zum Tod. — Blüht ihm kein Frühling wieder?

Oscar Gehrig.

Die Auswanderung in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der „Auswanderer-Skandal in Oesterreich" bildet seit Wochen eine stehende Rubrik in der politischen Tagespresse, auch des Deutschen Reiches. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung einigermaßen gelegt hat, wird es wohl willkommen sein, einige ruhige Worte darüber zu hören, die sich auf amtliche Ermittelungen gründen.

Dieser Sturm ging aus von einem Blatte, welchem man nahe Beziehungen zu leitenden Militärkreisen nachsagt, und es ist zweifellos, daß rein patriotische Beweggründe der Redaktion die Feder führten. Auffallen mußte dabei zunächst, daß sich der Sturm nur gegen eine Auswanderungs-Unternehmung, gegen die Canadian Pacific Railway, richtete, während der große Pool des Norddeutschen Lloyd und der Hapag unerwähnt blieb. Es wurde der Canadian besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie junge Leute zur ständigen Auswanderung, zur Ansiedelung in Kanada, anwerbe, während die nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien Wandernden später in die Heimat zurückkehrten. Dabei wurde übersehen, daß das Los, in Kanada Bauer auf eigenem Grund und Boden zu werden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen immer noch besser ist, als in den nordamerikanischen Bergwerken ein Sklavendasein zu führen und elend zugrunde zu gehen.

Erst als die Heeresverwaltung die neue Wehrvorlage einbrachte, wurde die öffentliche Diskussion auch dem Pool zugewendet. Im Motivenberichte dieser Vorlage wird festgestellt, daß im laufenden Jahre 110 000 Mann Stellungspflichtige fehlen, d. h. ausgewandert sind, seit 13. Mai 1913 allein 30 000 Mann. Das bedeutet natürlich eine ganz erhebliche Schwächung der Monarchie sowohl auf militärischem Gebiete wie auf volkswirtschaftlichem. Nun weist die amtliche Statistik nach, daß 90 Prozent der Auswanderer aus Oesterreich über Hamburg und Bremen durch den Pool befördert werden, so daß für die Canadian, die hier keineswegs in Schutz genommen werden soll, höchstens 10 Prozent verbleiben. Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß die Canadian verpflichtet ist, eine Linie Triest-Kanada zu unterhalten, um die österreichische Auswanderung über den österreichischen Hafen zu leiten, wodurch die österreichische Volkswirtschaft gefördert wird. Daß die österreichische Regierung die Auswanderung aus ihrem Vaterlande — wenn sie diese schon nicht verhindern kann — über einen österreichischen Hafen zu leiten sucht, mag dem Pool unangenehm sein, kann aber der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Die größte Zahl der Auswanderer aus unserer Monarchie stellen Galizien, Bukowina und Ungarn, also jene Länder, welche in politischer, nationaler und volkswirtschaftlicher Hinsicht die unglücklichsten Verhältnisse haben. Will man die arbeitskräftige männliche Bevölkerung dieser Gebiete dem Vaterlande erhalten, so muß man andere Maßnahmen als Auswanderungsgesetze mit Geldstrafen ergreifen: es muß eine gründliche soziale Reform eingeführt werden, welche es dem Bauern ermöglicht, auf seiner Scholle zu bleiben; anderseits schaffe man Arbeitsgelegenheit durch Förderung der Industrialisierung und eine vernünftige Bodenpolitik, dann werden die Verlockungen der Agenten ihre Anziehungskraft verlieren.

Das Handelsministerium hat dem Reichsrate eine Denkschrift über die Auswanderung aus Oesterreich vorgelegt. Danach wandern jährlich 150 000—250 000 Menschen aus Oesterreich aus. Man hat bekanntlich die Agenturen und Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften gesperrt und durchsucht und dabei massenhaft Material gefunden, aus dem hervorgeht, daß diese Gesellschaften insgeheim einen Handel mit Menschenware getrieben haben. Der Pool hat die Auswanderung aus Europa geradezu monopolisiert. Selbst von der Austro-Americana hat er sich einen solchen Aktienbesitz verschafft, daß er jederzeit die Generalversammlung majorisieren kann. Damit will er verhindern, daß in einem österreichischen Hafen sich eine große Auswanderungslinie entwickelt, und gerade darum hat das Handelsministerium die Canadian für Triest konzessioniert.

Der Pool hat von seinen Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen aus ein ganzes Netz von Filialen über Oesterreich verbreitet und diese wieder haben Agenten und Subagenten und Winkelagenten bis in die ärmsten polnischen, ruthenischen, rumänischen, slowakischen und dalmatinischen Dörfer hinein angestellt. Diese Agenten sind die eigentlichen Zutreiber für die

Korreferent in der Sache hatte, auch in der Lage bin, sachlicher urteilen zu können, als es hier geschieht. Es wird so viel davon gesprochen von der Volksstimmung, die da draußen sei und auf die wir doch Rücksicht nehmen müssen. Ja, wenn man nicht im Parlamentarismus grau geworden wäre und nicht wüßte, wie es oft mit dieser Volksstimmung ausschaut! (Sehr richtig! Rechts!) Ich habe die Meinung, daß es sehr viele Menschen draußen gibt, die nicht viel nachdenken über die Dinge, um die es sich handelt, die aber sofort mit ihrem Urteil bei der Hand sind. Und ich bin ein täglicher Leser der Sinnsprüche, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erscheinen. Ich habe zu meinem Vergnügen auch in diesen Tagen einen Sinnspruch dort gefunden, der mich lebhaft an die jetzige Situation erinnert: „Das Denken ist so außerordentlich mühsam, daß viele es vorziehen, zu urteilen." (Allgemeine Heiterkeit.) Ich muß schon sagen, wenn man in einem solchen Artikel, wie in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schreibt: „Dem König alles, dem jetzigen Ministerium keinen Groschen", so muß ich sagen, mir geht das Verständnis für eine solche Phrase ab. Die Herren möchten mir einmal das vormachen, wie man auf diese Weise der mit Recht geltend gemachten Notlage der Zivilliste abhelfen kann, wenn man dem jetzigen Ministerium keinen Groschen bewilligen will. Dann bekommt eben der König nicht das, auf was er Anspruch hat. Wenn man mir ein Mittel sagt, das Ministerium Hertling zu stürzen, ich bin boshaft genug, zu sagen, ich wäre der erste, der da mittut. (Heiterkeit links.) Nicht deswegen, weil mir die Persönlichkeit des jetzigen Herrn Ministers irgend etwas zuleide getan hat, sondern weil mir das System nicht gefällt; aber wenn jetzt damit operiert wird und da und dort in recht plumper Weise — wenn man der Staatsregierung die Vorlage nicht genehmigte, so stürze man das jetzige Ministerium, so habe ich darauf folgendes zu sagen: Wenn es der Fall wäre — ich weiß nicht, ob die Folge eintreten würde —, was wäre denn dann damit erreicht? Das Ministerium Herling würde stürzen. Was an seine Stelle kommt, das wissen wir nicht. (Zuruf v. Vollmar (Soz.): Dr. Pichler. — Allg. Heiterkeit.) Von Zeit zu Zeit höre ich die Zwischenrufe des Herrn v. Vollmar sehr gerne. Ich nehme seinen jetzigen Zwischenruf auf. Was wäre uns dann damit gedient? (Sehr gut, links. — Allg. Heiterkeit.) Glauben Sie, daß wir an einem Ministerium Pichler eine größere Freude hätten, als an dem jetzigen Ministerium? Sie sehen, man muß eine solche Phrase ad absurdum führen und der Lächerlichkeit preisgeben."

Wir haben diese Stelle nach dem eigenen Parlamentsbericht der „M. N. N." (Nr. 597) wiedergegeben. Die Abfertigung hat gesessen. „Ueber den Versuch des Abg. Dr. Casselmann, seinen Standpunkt durch eine Auseinandersetzung mit der Mehrheit der liberalen Fraktion und eine Polemik gegen liberale Blätter zu wahren, wollen wir den Mantel christlicher Liebe decken", das ist alles, was die also Gezüchtigten zu stammeln vermögen (Nr. 598). Man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

In der Kammer hatte der Abg. Müller-Hof die undankbare Aufgabe übernommen, den von der Mehrheit der Liberalen gestellten Abänderungsantrag auf Bewilligung von nur 4'800,000 ℳ an Stelle der geforderten 5'400,000 ℳ zu begründen und als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" dem König im einzelnen vorzurechnen, wie er sich in seinem Hofhalt einzurichten habe, — und hatte dabei das Pech, von dem eigenen Fraktionschef Casselmann nicht allein in den Einzelausstellungen Punkt für Punkt glatt widerlegt, sondern auch in der generellen Auffassung dahin korrigiert zu werden, daß die Zivilliste nicht nach den Grundsätzen einer Erwerbsgesellschaft, mit rein kaufmännischem Blick beurteilt werden kann, und daß es sich bei der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Aktion nicht etwa um die Sanierung eines einzelnen Haushalts der Hofverwaltung handelt, sondern um die Evidentstellung einer permanenten Zivilliste, die zum mindesten auf lange Zeit hinaus einer Abänderung nicht mehr unterstellt werden soll. Von großer Wirkung und nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, weil gerade aus diesem Munde, war die Feststellung Casselmanns, daß nicht das gegenwärtige Kabinett dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß man nicht zu Zeiten besserer Finanzen eine Vorlage, deren innere Berechtigung feststehe, eingebracht habe und daß sich diese Unterlassungssünde früherer Kabinette heute räche.

So ist das Fazit der Aktion: ein glänzender Sieg des Ministeriums Hertling und des in geschlossener Einmütigkeit mit ihm den monarchischen und konservativen Staatsgedanken verfechtenden Zentrums, eine glatte Niederlage der erdrückenden Mehrheit des ein Bild kläglicher Zersplitterung und Zerfahrenheit darbietenden, der Forderung der Stunde nicht gewachsenen Liberalismus und für die linksliberale ministerstürzlerische Presse eine Riesenblamage. Ein süßer Trost nur ist den demokratischen Frondeuren geblieben — die „uneingeschränkte Anerkennung" der „Münchener Post" (Nr. 273), und die haben sie auch wirklich verdient.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Bewilligung der bayerischen Zivilliste

geziemt es sich wohl, einen Glückwunsch über den Main zu senden. Auch wir Norddeutsche freuen uns, daß der monarchische Sinn des Volkes und der Volksvertretung auch diese Probe bestanden und so das große Werk der Wiederherstellung eines wirklichen Königtums, das durch die amtliche Notifizierung der Thronbesteigung König Ludwigs beim Kaiser jetzt auch sein reichsrechtliches Siegel erhalten hat, mit voller Würde und Leistungsfähigkeit glücklich vollendet hat. Als nach der Verabschiedung des grundlegenden Verfassungsgesetzes und nach erfolgter Krönung die „Milchmädchen-Rechnungen" im Finanzausschuß und die Hetze in der linksliberalen und roten Presse einsetzten, hat mancher besorgt geseufzt: Desinit in piscem ... **Die Lage erschien schwierig, da zur Bewilligung eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war und die Taktik von Müller (Hof) und seinen freisinnig-sozialdemokratischen Genossen hinterlistig auf die Verführung von kurzsichtigen und knauserigen Kollegen angelegt war. Die Regierung blieb fest und ebenso die Zentrumspartei in voller Geschlossenheit, ohne daß man sich auf irgend eine Halbheit einließ. Der Stier des oppositionellen Rotblocks wurde bei den Hörnern gefaßt, und siehe da, die selbstgefällig angepriesene Macht und Kraft versagte vollständig. Im Grunde genommen war es eine Art Kraftprobe gegenüber der Krone. Die parteipolitischen Machtgelüste, die man gegenüber dem ersten Verfassungsgesetz hatte zurücktreten lassen müssen, schossen jetzt üppig ins Kraut, da man glaubte, durch ein ablehnendes Drittel der Stimmen die Krone unter den Willen der Linken zwingen und zur Entlassung „dieses" Ministeriums nötigen zu können. Daß dieser grobe Vorstoß des Rotblocks gründlich abgeschlagen wurde, macht den großen Erfolg der Regierung in der Rekonstruktion der monarchischen Ordnung erst vollkommen. Die Anerkennung, die wir unseren Freunden vom Zentrum zollen, gilt auch den 13 Abgeordneten von der Freien Vereinigung und dem Bauernbund sowie den zehn nationalliberalen Abgeordneten unter Führung von Dr. Casselmann, die dem König gegeben haben, was dem König gebührt, ohne sich durch die wütenden Angriffe der Agitatoren des „König Demos" irre machen zu lassen. Es hat sich da eine Sammlung der positiven Elemente im Landtage betätigt, von der man nur wünschen kann, daß sie weitere Früchte trage in der Hebung des gegenseitigen Verständnisses und der Förderung an friedlicher Arbeit. Je gründlicher die Nationalliberalen sich von den Rotblockparteien scheiden, desto besser für sie. Der Klärungsprozeß in Bayern könnte seine Fortsetzung im Berliner Reichstag haben.**

Die Bilanz der Balkanereignisse.

Den Delegationen in Wien hat Graf Berchtold, der Leiter der auswärtigen Politik des Habsburgischen Reiches, in dem üblichen Exposé Rechenschaft abgelegt über das hochpolitische Ergebnis des Jahres. Die Regierung erklärt die Bilanz für befriedigend, und auch in den verbündeten Ländern, Deutschland und Italien, äußert die öffentliche Meinung sich zustimmend. Auch unsere deutschen Offiziösen erkennen „die richtige Anlage und die in allem Wesentlichen gelungene Durchführung" der österreichischen Politik an. In Oesterreich-Ungarn selbst erheben sich auch manche kritische und protestlerische Stimmen. Das ist begreiflich bei der großen Zerklüftung und den scharfen Gegensätzen zwischen den Nationen und den Parteien, sowie angesichts der großen Opfer, die Reich und Volk durch die andauernde Kriegsbereitschaft mit ihren großen persönlichen Lasten, Millionenaufwendungen und wirtschaftlichen Schäden haben bringen müssen. Mancher vermißt den entsprechenden Lohn, wenn Oesterreich selbst gar nichts profitiert. Aber man darf nicht übersehen, daß es auch ein großer Segen ist, wenn Oesterreich ohne Gefährdung des eigenen oder des Weltfriedens seine Interessen an der Adria und auf dem Balkan vor Schaden bewahren konnte. Auf jeden Versuch der Eroberung oder der direkten Einmischung hatte Oesterreich ja von vornherein verzichtet, schon unter dem Vorgänger des Grafen Berchtold, als im Zusammenhang mit der Annexion von Bosnien die Besatzung aus dem Sandschak Novibazar zurückgezogen und damit auch auf den Weg nach Saloniki verzichtet wurde. Trotzdem hat Graf Berchtold sich nicht dazu verlocken lassen, die vorgeschlagene Desinteressementsformel zu akzeptieren, sondern hat das besondere Interesse Oesterreichs als des

nächsten Nachbarn aufrechterhalten und namentlich in bezug auf die Adria geltend gemacht. Für das ungestörte Gleichgewicht an der Adria hat er sich mit Energie und Erfolg eingesetzt. Serbien ist vom Meere ferngehalten worden, und die Gründung des selbständigen Fürstentums Albanien hatte die Neutralisierung der Küste zum Hauptzweck.

Nach einem so inhaltsschweren und wechselvollen Jahr kann man natürlich trefflich darüber streiten, ob nicht in dem einen oder anderen Augenblick ein Fehlgriff oder eine Schwäche eingetreten sei. Doch kann dabei nichts Rechtes herauskommen. Denn einerseits lassen sich die vollendeten Tatsachen nicht mehr ändern, und anderseits ist ein sicheres Urteil über das Maß des jeweilig Erreichbaren nur denen möglich, die in die ganzen diplomatischen Geheimnisse des betreffenden Augenblicks eingeweiht waren. Wer alles in allem nimmt, wird zugestehen müssen, daß Oesterreich-Ungarn aus diesem schweren Jahre mit vollen Ehren und ohne Schädigung seiner Interessen hervorgegangen ist. Das Ansehen Oesterreichs als Großmacht ist in der Welt sichtlich gestiegen. Die kritischen Mitbürger des Grafen Berchtold sollten sich darüber klar werden, daß zur Erhaltung und weiteren Entwicklung der Weltstellung des habsburgischen Reiches die innere Festigung, die Versöhnung im Nationalitätenstreit und die Sammlung der positiven Parteien, unbedingt notwendig ist. Daraus wird sich dann der zeitgemäße Ausbau der Wehrmacht des Reiches zu Land und zu Wasser ergeben. Das hierauf gerichtete Programm der Regierung zu unterstützen, ist verdienstvoller, als den Besserwisser zu spielen.

Für uns ist es besonders erfreulich, daß der Dreibund im ganzen bei den Händeln des letzten Jahres gut abgeschnitten hat. Graf Berchtold erkennt die hilfsbereite Treue der Bundesgenossen warm an, namentlich die Solidarität Deutschlands, und daran wird auch nichts geändert, wenn in einer taktischen Einzelheit, wie bei der weniger glücklichen Anregung der Revision des Bukarester Friedens, die Diplomatie der Bundesgenossen sich vorsichtig etwas zurückhielt. Die Festigkeit und zugleich die Macht des Dreibundes hat sich vortrefflich bewährt, und zwar zum Glück ohne Störung der Beziehungen zu den Mächten der Tripleentente. Ja, Graf Berchtold kann sogar feststellen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und England, entsprechend dem gebesserten deutsch-englischen Verhältnisse, freundlicher und vertrauensvoller geworden und daß auch die Beziehungen zu Rußland ungetrübt geblieben sind.

Unsere deutschen Offiziösen sagen: „Es liegen vielmehr Anzeichen vor, daß sich durch die gemeinsame diplomatische Arbeit während der Orientkrisis der Gegensatz zwischen den großen Mächtegruppen in Europa wesentlich verringert hat. . . . Als weiterer Hinweis auf eine freundlichere Grundstimmung in Europa darf die entgegenkommende Offenheit bezeichnet werden, mit der sich der russische Ministerpräsident Kokowzow in den Tagen seines Berliner Aufenthalts zu den amtlichen Vertretern Deutschlands über die noch der Erledigung harrenden Aufgaben der Diplomatie geäußert hat. Die befriedigenden Eindrücke dieser Aussprache werden für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken." — Wenn man von dem Optimismus auch abzieht, was auf die Rechnung der Höflichkeit kommt, so bleibt doch immer noch ein erkleckliches Stück der Beruhigung übrig. Wir sind leidlich über die Balkankrisis hinweggekommen und dürfen hoffen, daß auch die Nachwehen sich überwinden lassen.

Herbst und Leben.

Eine Frage.

Das Herbstlaub fällt,
Im Schreiten raschelt Rauschen dir ins Ohr;
Die Flur erstirbt,
Der Winter, weissgewandet, drängt sich vor,
Und Nebelschwaden sinken tief ins Tal,
Die Sträucher glitzern bald im Froste — kahl.

Am Stock ein Greis
Stapft einsam durch die sterbende Natur;
Da schwebet ihm
Erinnernd vor die Seel' der Jahre Schur.
Im Wandern wird er müd und setzt sich nieder,
Müd bis zum Tod. — Blüht ihm kein Frühling wieder?

Oscar Gehrig.

Die Auswanderung in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der „Auswanderer-Skandal in Oesterreich" bildet seit Wochen eine stehende Rubrik in der politischen Tagespresse, auch des Deutschen Reiches. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung einigermaßen gelegt hat, wird es wohl willkommen sein, einige ruhige Worte darüber zu hören, die sich auf amtliche Ermittelungen gründen.

Dieser Sturm ging aus von einem Blatte, welchem man nahe Beziehungen zu leitenden Militärkreisen nachsagt, und es ist zweifellos, daß rein patriotische Beweggründe der Redaktion die Feder führten. Auffallen mußte dabei zunächst, daß sich der Sturm nur gegen eine Auswanderungs-Unternehmung, gegen die Canadian Pacific Railway, richtete, während der große Pool des Norddeutschen Lloyd und der Hapag unerwähnt blieb. Es wurde der Canadian besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie junge Leute zur ständigen Auswanderung, zur Ansiedelung in Kanada, anwerbe, während die nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien Wandernden später in die Heimat zurückkehrten. Dabei wurde übersehen, daß das Los, in Kanada Bauer auf eigenem Grund und Boden zu werden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen immer noch besser ist, als in den nordamerikanischen Bergwerken ein Sklavendasein zu führen und elend zugrunde zu gehen.

Erst als die Heeresverwaltung die neue Wehrvorlage einbrachte, wurde die öffentliche Diskussion auch dem Pool zugewendet. Im Motivenberichte dieser Vorlage wird festgestellt, daß im laufenden Jahre 110 000 Mann Stellungspflichtige fehlen, d. h. ausgewandert sind, seit 13. Mai 1913 allein 30 000 Mann. Das bedeutet natürlich eine ganz erhebliche Schwächung der Monarchie sowohl auf militärischem Gebiete wie auf volkswirtschaftlichem. Nun weist die amtliche Statistik nach, daß 90 Prozent der Auswanderer aus Oesterreich über Hamburg und Bremen durch den Pool befördert werden, so daß für die Canadian, die hier keineswegs in Schutz genommen werden soll, höchstens 10 Prozent verbleiben. Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß die Canadian verpflichtet ist, eine Linie Triest-Kanada zu unterhalten, um die österreichische Auswanderung über den österreichischen Hafen zu leiten, wodurch die österreichische Volkswirtschaft gefördert wird. Daß die österreichische Regierung die Auswanderung aus ihrem Vaterlande — wenn sie diese schon nicht verhindern kann — über einen österreichischen Hafen zu leiten sucht, mag dem Pool unangenehm sein, kann aber der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Die größte Zahl der Auswanderer aus unserer Monarchie stellen Galizien, Bukowina und Ungarn, also jene Länder, welche in politischer, nationaler und volkswirtschaftlicher Hinsicht die unglücklichsten Verhältnisse haben. Will man die arbeitskräftige männliche Bevölkerung dieser Gebiete dem Vaterlande erhalten, so muß man andere Maßnahmen als Auswanderungsgesetze mit Geldstrafen ergreifen: es muß eine gründliche soziale Reform eingeführt werden, welche es dem Bauern ermöglicht, auf seiner Scholle zu bleiben; anderseits schaffe man Arbeitsgelegenheit durch Förderung der Industrialisierung und eine vernünftige Bodenpolitik, dann werden die Verlockungen der Agenten ihre Anziehungskraft verlieren.

Das Handelsministerium hat dem Reichsrate eine Denkschrift über die Auswanderung aus Oesterreich vorgelegt. Danach wandern jährlich 150 000—250 000 Menschen aus Oesterreich aus. Man hat bekanntlich die Agenturen und Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften gesperrt und durchsucht und dabei massenhaft Material gefunden, aus dem hervorgeht, daß diese Gesellschaften insgeheim einen Handel mit Menschenware getrieben haben. Der Pool hat die Auswanderung aus Europa geradezu monopolisiert. Selbst von der Austro-Americana hat er sich einen solchen Aktienbesitz verschafft, daß er jederzeit die Generalversammlung majorisieren kann. Damit will er verhindern, daß in einem österreichischen Hafen sich eine große Auswanderungslinie entwickelt, und gerade darum hat das Handelsministerium die Canadian für Triest konzessioniert.

Der Pool hat von seinen Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen aus ein ganzes Netz von Filialen über Oesterreich verbreitet und diese wieder haben Agenten und Subagenten und Winkelagenten bis in die ärmsten polnischen, ruthenischen, rumänischen, slowakischen und dalmatinischen Dörfer hinein angestellt. Diese Agenten sind die eigentlichen Zutreiber für die

Korreferent in der Sache hatte, auch in der Lage bin, sachlicher urteilen zu können, als es hier geschieht. Es wird so viel davon gesprochen von der Volksstimmung, die da draußen sei und auf die wir doch Rücksicht nehmen müssen. Ja, wenn man nicht im Parlamentarismus grau geworden wäre und nicht wüßte, wie es oft mit dieser Volksstimmung ausschaut! (Sehr richtig! Rechts!) Ich habe die Meinung, daß es sehr viele Menschen draußen gibt, die nicht viel nachdenken über die Dinge, um die es sich handelt, die aber sofort mit ihrem Urteil bei der Hand sind. Und ich bin ein täglicher Leser der Sinnsprüche, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erscheinen. Ich habe zu meinem Vergnügen auch in diesen Tagen einen Sinnspruch dort gefunden, der mich lebhaft an die jetzige Situation erinnert: „Das Denken ist so außerordentlich mühsam, daß viele es vorziehen, zu urteilen." (Allgemeine Heiterkeit.) Ich muß schon sagen, wenn man in einem solchen Artikel, wie in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schreibt: „Dem König alles, dem jetzigen Ministerium keinen Groschen", so muß ich sagen, mir geht das Verständnis für eine solche Phrase ab. Die Herren möchten mir einmal das vormachen, wie man auf diese Weise der mit Recht geltend gemachten Notlage der Zivilliste abhelfen kann, wenn man dem jetzigen Ministerium keinen Groschen bewilligen will. Dann bekommt eben der König nicht das, auf was er Anspruch hat. Wenn man mir ein Mittel sagt, das Ministerium Hertling zu stürzen, ich bin boshaft genug, zu sagen, ich wäre der erste, der da mittut. (Heiterkeit links.) Nicht deswegen, weil mir die Persönlichkeit des jetzigen Herrn Ministers irgend etwas zuleide getan hat, sondern weil mir das System nicht gefällt; aber wenn jetzt damit operiert wird und da und dort in recht plumper Weise — wenn man der Staatsregierung die Vorlage nicht genehmigte, so stürze man das jetzige Ministerium, so habe ich darauf folgendes zu sagen: Wenn es der Fall wäre — ich weiß nicht, ob die Folge eintreten würde —, was wäre denn dann damit erreicht? Das Ministerium Hertling würde stürzen. Was an seine Stelle kommt, das wissen wir nicht. (Zuruf v. Vollmar (Soz.): Dr. Pichler. — Allg. Heiterkeit.) Von Zeit zu Zeit höre ich die Zwischenrufe des Herrn v. Vollmar sehr gerne. Ich nehme seinen jetzigen Zwischenruf auf. Was wäre uns dann damit gedient? (Sehr gut, links. — Allg. Heiterkeit.) Glauben Sie, daß wir an einem Ministerium Pichler eine größere Freude hätten, als an dem jetzigen Ministerium? Sie sehen, man muß eine solche Phrase ad absurdum führen und der Lächerlichkeit preisgeben."

Wir haben diese Stelle nach dem eigenen Parlamentsbericht der „M. N. N." (Nr. 597) wiedergegeben. Die Abfertigung hat gesessen. „Ueber den Versuch des Abg. Dr. Casselmann, seinen Standpunkt durch eine Auseinandersetzung mit der Mehrheit der liberalen Fraktion und eine Polemik gegen liberale Blätter zu wahren, wollen wir den Mantel christlicher Liebe decken", das ist alles, was die also Gezüchtigten zu stammeln vermögen (Nr. 598). Man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

In der Kammer hatte der Abg. Müller-Hof die undankbare Aufgabe übernommen, den von der Mehrheit der Liberalen gestellten Abänderungsantrag auf Bewilligung von nur 4'800,000 M an Stelle der geforderten 5'400,000 M zu begründen und als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" dem König im einzelnen vorzurechnen, wie er sich in seinem Hofhalt einzurichten habe, — und hatte dabei das Pech, von dem eigenen Fraktionschef Casselmann nicht allein in den Einzelausstellungen Punkt für Punkt glatt widerlegt, sondern auch in der generellen Auffassung dahin korrigiert zu werden, daß die Zivilliste nicht nach den Grundsätzen einer Erwerbsgesellschaft, mit rein kaufmännischem Blick beurteilt werden kann, und daß es sich bei der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Aktion nicht etwa um die Sanierung eines einzelnen Haushalts der Hofverwaltung handelt, sondern um die Evidentstellung einer permanenten Zivilliste, die zum mindesten auf lange Zeit hinaus einer Abänderung nicht mehr unterstellt werden soll. Von großer Wirkung und nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, weil gerade aus diesem Munde, war die Feststellung Casselmanns, daß nicht das gegenwärtige Kabinett dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß man nicht zu Zeiten besserer Finanzen eine Vorlage, deren innere Berechtigung feststehe, eingebracht habe und daß sich diese Unterlassungssünde früherer Kabinette heute räche.

So ist das Fazit der Aktion: ein glänzender Sieg des Ministeriums Hertling und des in geschlossener Einmütigkeit mit ihm den monarchischen und konservativen Staatsgedanken verfechtenden Zentrums, eine glatte Niederlage der erdrückenden Mehrheit des ein Bild kläglicher Zersplitterung und Zerfahrenheit darbietenden, der Forderung der Stunde nicht gewachsenen Liberalismus und für die linksliberale ministerstürzlerische Presse eine Riesenblamage. Ein süßer Trost nur ist den demokratischen Frondeuren geblieben — die „uneingeschränkte Anerkennung" der „Münchener Post" (Nr. 273), und die haben sie auch wirklich verdient.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Bewilligung der bayerischen Zivilliste

geziemt es sich wohl, einen Glückwunsch über den Main zu senden. Auch wir Norddeutsche freuen uns, daß der monarchische Sinn des Volkes und der Volksvertretung auch diese Probe bestanden und so das große Werk der Wiederherstellung eines wirklichen Königtums, das durch die amtliche Notifizierung der Thronbesteigung König Ludwigs beim Kaiser jetzt auch sein reichsrechtliches Siegel erhalten hat, mit voller Würde und Leistungsfähigkeit glücklich vollendet hat. Als nach der Verabschiedung des grundlegenden Verfassungsgesetzes und nach erfolgter Krönung die „Milchmädchen-Rechnungen" im Finanzausschuß und die Hetze in der linksliberalen und roten Presse einsetzten, hat mancher besorgt geseufzt: Desinit in piscem ... Die Lage erschien schwierig, da zur Bewilligung eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war und die Taktik von Müller (Hof) und seinen freisinnig-sozialdemokratischen Genossen hinterlistig auf die Verführung von kurzsichtigen und knauserigen Kollegen angelegt war. Die Regierung blieb fest und ebenso die Zentrumspartei in voller Geschlossenheit, ohne daß man sich auf irgend eine Halbheit einließ. Der Stier des oppositionellen Rotblocks wurde bei den Hörnern gefaßt, und siehe da, die selbstgefällig angepriesene Macht und Kraft versagte vollständig. Im Grunde genommen war es eine Art Kraftprobe gegenüber der Krone. Die parteipolitischen Machtgelüste, die man gegenüber dem ersten Verfassungsgesetz hatte zurücktreten lassen müssen, schossen jetzt üppig ins Kraut, da man glaubte, durch ein ablehnendes Drittel der Stimmen die Krone unter den Willen der Linken zwingen und zur Entlassung „dieses" Ministeriums nötigen zu können. Daß dieser grobe Vorstoß des Rotblocks gründlich abgeschlagen wurde, macht den großen Erfolg der Regierung in der Rekonstruktion der monarchischen Ordnung erst vollkommen. Die Anerkennung, die wir unseren Freunden vom Zentrum zollen, gilt auch den 13 Abgeordneten von der Freien Vereinigung und dem Bauernbund sowie den zehn nationalliberalen Abgeordneten unter Führung von Dr. Casselmann, die dem König gegeben haben, was dem König gebührt, ohne sich durch die wütenden Angriffe der Agitatoren des „König Demos" irre machen zu lassen. Es hat sich da eine Sammlung der positiven Elemente im Landtage betätigt, von der man nur wünschen kann, daß sie weitere Früchte trage in der Hebung des gegenseitigen Verständnisses und der Förderung an friedlicher Arbeit. Je gründlicher die Nationalliberalen sich von den Rotblockparteien scheiden, desto besser für sie. Der Klärungsprozeß in Bayern könnte seine Fortsetzung im Berliner Reichstag haben.

Die Bilanz der Balkanereignisse.

Den Delegationen in Wien hat Graf Berchtold, der Leiter der auswärtigen Politik des Habsburgischen Reiches, in dem üblichen Exposé Rechenschaft abgelegt über das hochpolitische Ergebnis des Jahres. Die Regierung erklärt die Bilanz für befriedigend, und auch in den verbündeten Ländern, Deutschland und Italien, äußert die öffentliche Meinung sich zustimmend. Auch unsere deutschen Offiziösen erkennen „die richtige Anlage und die in allem Wesentlichen gelungene Durchführung" der österreichischen Politik an. In Oesterreich-Ungarn selbst erheben sich auch manche kritische und protestlerische Stimmen. Das ist begreiflich bei der großen Zerklüftung und den scharfen Gegensätzen zwischen den Nationen und den Parteien, sowie angesichts der großen Opfer, die Reich und Volk durch die andauernde Kriegsbereitschaft mit ihren großen persönlichen Lasten, Millionenaufwendungen und wirtschaftlichen Schäden haben bringen müssen. Mancher vermißt den entsprechenden Lohn, wenn Oesterreich selbst gar nichts profitiert. Aber man darf nicht übersehen, daß es auch ein großer Segen ist, wenn Oesterreich ohne Gefährdung des eigenen oder des Weltfriedens seine Interessen an der Adria und auf dem Balkan vor Schaden bewahren konnte. Auf jeden Versuch der Eroberung oder der direkten Einmischung hatte Oesterreich ja von vornherein verzichtet, schon unter dem Vorgänger des Grafen Berchtold, als im Zusammenhang mit der Annexion von Bosnien die Besatzung aus dem Sandschak Novibazar zurückgezogen und damit auch auf den Weg nach Saloniki verzichtet wurde. Trotzdem hat Graf Berchtold sich nicht dazu verlocken lassen, die vorgeschlagene Desinteressementsformel zu akzeptieren, sondern hat das besondere Interesse Oesterreichs als des

nächsten Nachbarn aufrechterhalten und namentlich in bezug auf die Adria geltend gemacht. Für das ungestörte Gleichgewicht an der Adria hat er sich mit Energie und Erfolg eingesetzt. Serbien ist vom Meere ferngehalten worden, und die Gründung des selbständigen Fürstentums Albanien hatte die Neutralisierung der Küste zum Hauptzweck.

Nach einem so inhaltsschweren und wechselvollen Jahr kann man natürlich trefflich darüber streiten, ob nicht in dem einen oder anderen Augenblick ein Fehlgriff oder eine Schwäche eingetreten sei. Doch kann dabei nichts Rechtes herauskommen. Denn einerseits lassen sich die vollendeten Tatsachen nicht mehr ändern, und anderseits ist ein sicheres Urteil über das Maß des jeweilig Erreichbaren nur denen möglich, die in die ganzen diplomatischen Geheimnisse des betreffenden Augenblicks eingeweiht waren. Wer alles in allem nimmt, wird zugestehen müssen, daß Oesterreich-Ungarn aus diesem schweren Jahre mit vollen Ehren und ohne Schädigung seiner Interessen hervorgegangen ist. Das Ansehen Oesterreichs als Großmacht ist in der Welt sichtlich gestiegen. Die kritischen Mitbürger des Grafen Berchtold sollten sich darüber klar werden, daß zur Erhaltung und weiteren Entwicklung der Weltstellung des habsburgischen Reiches die innere Festigung, die Versöhnung im Nationalitätenstreit und die Sammlung der positiven Parteien, unbedingt notwendig ist. Daraus wird sich dann der zeitgemäße Ausbau der Wehrmacht des Reiches zu Land und zu Wasser ergeben. Das hierauf gerichtete Programm der Regierung zu unterstützen, ist verdienstvoller, als den Besserwisser zu spielen.

Für uns ist es besonders erfreulich, daß der Dreibund im ganzen bei den Händeln des letzten Jahres gut abgeschnitten hat. Graf Berchtold erkennt die hilfsbereite Treue der Bundesgenossen warm an, namentlich die Solidarität Deutschlands, und daran wird auch nichts geändert, wenn in einer taktischen Einzelheit, wie bei der weniger glücklichen Anregung der Revision des Bukarester Friedens, die Diplomatie der Bundesgenossen sich vorsichtig etwas zurückhielt. Die Festigkeit und zugleich die Macht des Dreibundes hat sich vortrefflich bewährt, und zwar zum Glück ohne Störung der Beziehungen zu den Mächten der Triple-entente. Ja, Graf Berchtold kann sogar feststellen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und England, entsprechend dem gebesserten deutsch-englischen Verhältnisse, freundlicher und vertrauensvoller geworden und daß auch die Beziehungen zu Rußland ungetrübt geblieben sind.

Unsere deutschen Offiziösen sagen: „Es liegen vielmehr Anzeichen vor, daß sich durch die gemeinsame diplomatische Arbeit während der Orientkrisis der Gegensatz zwischen den großen Mächtegruppen in Europa wesentlich verringert hat. . . . Als weiterer Hinweis auf eine freundlichere Grundstimmung in Europa darf die entgegenkommende Offenheit bezeichnet werden, mit der sich der russische Ministerpräsident Kokowtzow in den Tagen seines Berliner Aufenthalts zu den amtlichen Vertretern Deutschlands über die noch der Erledigung harrenden Aufgaben der Diplomatie geäußert hat. Die befriedigenden Eindrücke dieser Aussprache werden für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken." — Wenn man von dem Optimismus auch abzieht, was auf die Rechnung der Höflichkeit kommt, so bleibt doch immer noch ein erkleckliches Stück der Beruhigung übrig. Wir sind leidlich über die Balkankrisis hinweggekommen und dürfen hoffen, daß auch die Nachwehen sich überwinden lassen.

Herbst und Leben.

Eine Frage.

Das Herbstlaub fällt,
Im Schreiten raschelt Rauschen dir ins Ohr;
Die Flur erstirbt,
Der Winter, weissgewandet, drängt sich vor,
Und Nebelschwaden sinken tief ins Tal,
Die Sträucher glitzern bald im Froste — kahl.

Am Stock ein Greis
Stapft einsam durch die sterbende Natur;
Da schwebet ihm
Erinnernd vor die Seel' der Jahre Schur.
Im Wandern wird er müd und setzt sich nieder,
Müd bis zum Tod. — Blüht ihm kein Frühling wieder?

Oscar Gehrig.

Die Auswanderung in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der „Auswanderer-Skandal in Oesterreich" bildet seit Wochen eine stehende Rubrik in der politischen Tagespresse, auch des Deutschen Reiches. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung einigermaßen gelegt hat, wird es wohl willkommen sein, einige ruhige Worte darüber zu hören, die sich auf amtliche Ermittelungen gründen.

Dieser Sturm ging aus von einem Blatte, welchem man nahe Beziehungen zu leitenden Militärkreisen nachsagt, und es ist zweifellos, daß rein patriotische Beweggründe der Redaktion die Feder führten. Auffallen mußte dabei zunächst, daß sich der Sturm nur gegen eine Auswanderungs-Unternehmung, gegen die Canadian Pacific Railway, richtete, während der große Pool des Norddeutschen Lloyd und der Hapag unerwähnt blieb. Es wurde der Canadian besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie junge Leute zur ständigen Auswanderung, zur Ansiedelung in Kanada, anwerbe, während die nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien Wandernden später in die Heimat zurückkehrten. Dabei wurde übersehen, daß das Los, in Kanada Bauer auf eigenem Grund und Boden zu werden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen immer noch besser ist, als in den nordamerikanischen Bergwerken ein Sklavendasein zu führen und elend zugrunde zu gehen.

Erst als die Heeresverwaltung die neue Wehrvorlage einbrachte, wurde die öffentliche Diskussion auch dem Pool zugewendet. Im Motivenberichte dieser Vorlage wird festgestellt, daß im laufenden Jahre 110 000 Mann Stellungspflichtige fehlen, d. h. ausgewandert sind, seit 13. Mai 1913 allein 30 000 Mann. Das bedeutet natürlich eine ganz erhebliche Schwächung der Monarchie sowohl auf militärischem Gebiete wie auf volkswirtschaftlichem. Nun weist die amtliche Statistik nach, daß 90 Prozent der Auswanderer aus Oesterreich über Hamburg und Bremen durch den Pool befördert werden, so daß für die Canadian, die hier keineswegs in Schutz genommen werden soll, höchstens 10 Prozent verbleiben. Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß die Canadian verpflichtet ist, eine Linie Triest-Kanada zu unterhalten, um die österreichische Auswanderung über den österreichischen Hafen zu leiten, wodurch die österreichische Volkswirtschaft gefördert wird. Daß die österreichische Regierung die Auswanderung aus ihrem Vaterlande — wenn sie diese schon nicht verhindern kann — über einen österreichischen Hafen zu leiten sucht, mag dem Pool unangenehm sein, kann aber der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Die größte Zahl der Auswanderer aus unserer Monarchie stellen Galizien, Bukowina und Ungarn, also jene Länder, welche in politischer, nationaler und volkswirtschaftlicher Hinsicht die unglücklichsten Verhältnisse haben. Will man die arbeitskräftige männliche Bevölkerung dieser Gebiete dem Vaterlande erhalten, so muß man andere Maßnahmen als Auswanderungsgesetze mit Geldstrafen ergreifen: es muß eine gründliche soziale Reform eingeführt werden, welche es dem Bauern ermöglicht, auf seiner Scholle zu bleiben; anderseits schaffe man Arbeitsgelegenheit durch Förderung der Industrialisierung und eine vernünftige Bodenpolitik, dann werden die Verlockungen der Agenten ihre Anziehungskraft verlieren.

Das Handelsministerium hat dem Reichsrate eine Denkschrift über die Auswanderung aus Oesterreich vorgelegt. Danach wandern jährlich 150 000—250 000 Menschen aus Oesterreich aus. Man hat bekanntlich die Agenturen und Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften gesperrt und durchsucht und dabei massenhaft Material gefunden, aus dem hervorgeht, daß diese Gesellschaften insgeheim einen Handel mit Menschenware getrieben haben. Der Pool hat die Auswanderung aus Europa geradezu monopolisiert. Selbst von der Austro-Amerikana hat er sich einen solchen Aktienbesitz verschafft, daß er jederzeit die Generalversammlung majorisieren kann. Damit will er verhindern, daß in einem österreichischen Hafen sich eine große Auswanderungslinie entwickelt, und gerade darum hat das Handelsministerium die Canadian für Triest konzessioniert.

Der Pool hat von seinen Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen aus ein ganzes Netz von Filialen über Oesterreich verbreitet und diese wieder haben Agenten und Subagenten und Winkelagenten bis in die ärmsten polnischen, ruthenischen, rumänischen, slowakischen und dalmatinischen Dörfer hinein angestellt. Diese Agenten sind die eigentlichen Zutreiber für die

Korreferent in der Sache hatte, auch in der Lage bin, sachlicher urteilen zu können, als es hier geschieht. Es wird so viel davon gesprochen von der Volksstimmung, die da draußen sei und auf die wir doch Rücksicht nehmen müssen. Ja, wenn man nicht im Parlamentarismus grau geworden wäre und nicht wüßte, wie es oft mit dieser Volksstimmung aussieht! (Sehr richtig! Rechts!) Ich habe die Meinung, daß es sehr viele Menschen draußen gibt, die nicht viel nachdenken über die Dinge, um die es sich handelt, die aber sofort mit ihrem Urteil bei der Hand sind. Und ich bin ein täglicher Leser der Sinnsprüche, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erscheinen. Ich habe zu meinem Vergnügen auch in diesen Tagen einen Sinnspruch dort gefunden, der mich lebhaft an die jetzige Situation erinnert: „Das Denken ist so außerordentlich mühsam, daß viele es vorziehen, zu urteilen." (Allgemeine Heiterkeit.) Ich muß schon sagen, wenn man in einem solchen Artikel, wie in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schreibt: „Dem König alles, dem jetzigen Ministerium keinen Groschen", so muß ich sagen, mir geht das Verständnis für eine solche Phrase ab. Die Herren möchten mir einmal das vormachen, wie man auf diese Weise der mit Recht geltend gemachten Notlage der Zivilliste abhelfen kann, wenn man dem jetzigen Ministerium keinen Groschen bewilligen will. Dann bekommt eben der König nicht das, auf was er Anspruch hat. Wenn man mir ein Mittel sagt, das Ministerium Hertling zu stürzen, ich bin boshaft genug, zu sagen, ich wäre der erste, der da mittut. (Heiterkeit links.) Nicht deswegen, weil mir die Persönlichkeit des jetzigen Herrn Ministers irgend etwas zuleide getan hat, sondern weil mir das System nicht gefällt; aber wenn jetzt damit operiert wird und da und dort in recht plumper Weise — wenn man der Staatsregierung die Vorlage nicht genehmigte, so stürze man das jetzige Ministerium, so habe ich darauf folgendes zu sagen: Wenn es der Fall wäre — ich weiß nicht, ob die Folge eintreten würde —, was wäre denn dann damit erreicht? Das Ministerium Herlling würde stürzen. Was an seine Stelle kommt, das wissen wir nicht. (Zuruf v. Vollmar (Soz.): Dr. Pichler. — Allg. Heiterkeit.) Von Zeit zu Zeit höre ich die Zwischenrufe des Herrn v. Vollmar sehr gerne. Ich nehme seinen jetzigen Zwischenruf auf. Was wäre uns dann damit gedient? (Sehr gut, links. — Allg. Heiterkeit.) Glauben Sie, daß wir an einem Ministerium Pichler eine größere Freude hätten, als an dem jetzigen Ministerium? Sie sehen, man muß eine solche Phrase ad absurdum führen und der Lächerlichkeit preisgeben."

Wir haben diese Stelle nach dem eigenen Parlamentsbericht der „M. N. N." (Nr. 597) wiedergegeben. Die Abfertigung hat gesessen. „Ueber den Versuch des Abg. Dr. Casselmann, seinen Standpunkt durch eine Auseinandersetzung mit der Mehrheit der liberalen Fraktion und eine Polemik gegen liberale Blätter zu wahren, wollen wir den Mantel christlicher Liebe decken", das ist alles, was die also Gezüchtigten zu stammeln vermögen (Nr. 598). Man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

In der Kammer hatte der Abg. Müller-Hof die undankbare Aufgabe übernommen, den von der Mehrheit der Liberalen gestellten Abänderungsantrag auf Bewilligung von nur 4'800,000 M an Stelle der geforderten 5'400,000 M zu begründen und als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" dem König im einzelnen vorzurechnen, wie er sich in seinem Hofhalt einzurichten habe, — und hatte dabei das Pech, von dem eigenen Fraktionschef Casselmann nicht allein in den Einzelausstellungen Punkt für Punkt glatt widerlegt, sondern auch in der generellen Auffassung dahin korrigiert zu werden, daß die Zivilliste nicht nach den Grundsätzen einer Erwerbsgesellschaft, mit rein kaufmännischem Blick beurteilt werden kann, und daß es sich bei der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Aktion nicht etwa um die Sanierung eines einzelnen Haushalts der Hofverwaltung handelt, sondern um die Evidentstellung einer permanenten Zivilliste, die zum mindesten auf lange Zeit hinaus einer Abänderung nicht mehr unterstellt werden soll. Von großer Wirkung und nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, weil gerade aus diesem Munde, war die Feststellung Casselmanns, daß nicht das gegenwärtige Kabinett dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß man nicht zu Zeiten besserer Finanzen eine Vorlage, deren innere Berechtigung feststehe, eingebracht habe und daß sich diese Unterlassungssünde früherer Kabinette heute räche.

So ist das Fazit der Aktion: ein glänzender Sieg des Ministeriums Hertling und des in geschlossener Einmütigkeit mit ihm den monarchischen und konservativen Staatsgedanken verfechtenden Zentrums, eine glatte Niederlage der erdrückenden Mehrheit des ein Bild kläglicher Zersplitterung und Zerfahrenheit darbietenden, der Forderung der Stunde nicht gewachsenen Liberalismus und für die linksliberale ministerstürzlerische Presse eine Riesenblamage. Ein süßer Trost nur ist den demokratischen Frondeuren geblieben — die „uneingeschränkte Anerkennung" der „Münchener Post" (Nr. 273), und die haben sie auch wirklich verdient.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Bewilligung der bayerischen Zivilliste geziemt es sich wohl, einen Glückwunsch über den Main zu senden. Auch wir Norddeutsche freuen uns, daß der monarchische Sinn des Volkes und der Volksvertretung auch diese Probe bestanden und so das große Werk der Wiederherstellung eines wirklichen Königtums, das durch die amtliche Notifizierung der Thronbesteigung König Ludwigs beim Kaiser jetzt auch sein reichsrechtliches Siegel erhalten hat, mit voller Würde und Leistungsfähigkeit glücklich vollendet hat. Als nach der Verabschiedung des grundlegenden Verfassungsgesetzes und nach erfolgter Krönung die „Milchmädchen-Rechnungen" im Finanzausschuß und die Hetze in der linksliberalen und roten Presse einsetzten, hat mancher besorgt geseufzt: Desinit in piscem ... Die Lage erschien schwierig, da zur Bewilligung eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war und die Taktik von Müller (Hof) und seinen freisinnig-sozialdemokratischen Genossen hinterlistig auf die Verführung von kurzsichtigen und knauserigen Kollegen angelegt war. Die Regierung blieb fest und ebenso die Zentrumspartei in voller Geschlossenheit, ohne daß man sich auf irgend eine Halbheit einließ. Der Stier des oppositionellen Rotblocks wurde bei den Hörnern gefaßt, und siehe da, die selbstgefällig angepriesene Macht und Kraft versagte vollständig. Im Grunde genommen war es eine Art Kraftprobe gegenüber der Krone. Die parteipolitischen Machtgelüste, die man gegenüber dem ersten Verfassungsgesetz hatte zurücktreten lassen müssen, schossen jetzt üppig ins Kraut, da man glaubte, durch ein ablehnendes Drittel der Stimmen die Krone unter den Willen der Linken zwingen und zur Entlassung „dieses" Ministeriums nötigen zu können. Daß dieser grobe Vorstoß des Rotblocks gründlich abgeschlagen wurde, macht den großen Erfolg der Regierung in der Rekonstruktion der monarchischen Ordnung erst vollkommen. Die Anerkennung, die wir unseren Freunden vom Zentrum zollen, gilt auch den 13 Abgeordneten von der Freien Vereinigung und dem Bauernbund sowie den zehn nationalliberalen Abgeordneten unter Führung von Dr. Casselmann, die dem König gegeben haben, was dem König gebührt, ohne sich durch die wütenden Angriffe der Agitatoren des „König Demos" irre machen zu lassen. Es hat sich da eine Sammlung der positiven Elemente im Landtage betätigt, von der man nur wünschen kann, daß sie weitere Früchte trage in der Hebung des gegenseitigen Verständnisses und der Förderung an friedlicher Arbeit. Je gründlicher die Nationalliberalen sich von den Rotblockparteien scheiden, desto besser für sie. Der Klärungsprozeß in Bayern könnte seine Fortsetzung im Berliner Reichstag haben.

Die Bilanz der Balkanereignisse.

Den Delegationen in Wien hat Graf Berchtold, der Leiter der auswärtigen Politik des Habsburgischen Reiches, in dem üblichen Exposé Rechenschaft abgelegt über das hochpolitische Ergebnis des Jahres. Die Regierung erklärt die Bilanz für befriedigend, und auch in den verbündeten Ländern, Deutschland und Italien, äußert die öffentliche Meinung sich zustimmend. Auch unsere deutschen Offiziösen erkennen „die richtige Anlage und die in allem Wesentlichen gelungene Durchführung" der österreichischen Politik an. In Oesterreich-Ungarn selbst erheben sich auch manche kritische und protestlerische Stimmen. Das ist begreiflich bei der großen Zerklüftung und den scharfen Gegensätzen zwischen den Nationen und den Parteien, sowie angesichts der großen Opfer, die Reich und Volk durch die andauernde Kriegsbereitschaft mit ihren großen persönlichen Lasten, Millionenaufwendungen und wirtschaftlichen Schäden haben bringen müssen. Mancher vermißt den entsprechenden Lohn, wenn Oesterreich selbst gar nichts profitiert. Aber man darf nicht übersehen, daß es auch ein großer Segen ist, wenn Oesterreich ohne Gefährdung des eigenen oder des Weltfriedens seine Interessen an der Adria und auf dem Balkan vor Schaden bewahren konnte. Auf jeden Versuch der Eroberung oder der direkten Einmischung hatte Oesterreich ja von vornherein verzichtet, schon unter dem Vorgänger des Grafen Berchtold, als im Zusammenhang mit der Annexion von Bosnien die Besatzung aus dem Sandschak Novibazar zurückgezogen und damit auch auf den Weg nach Saloniki verzichtet wurde. Trotzdem hat Graf Berchtold sich nicht dazu verlocken lassen, die vorgeschlagene Desinteressementsformel zu akzeptieren, sondern hat das besondere Interesse Oesterreichs als des

nächsten Nachbarn aufrechterhalten und namentlich in bezug auf die Adria geltend gemacht. Für das ungestörte Gleichgewicht an der Adria hat er sich mit Energie und Erfolg eingesetzt. Serbien ist vom Meere ferngehalten worden, und die Gründung des selbständigen Fürstentums Albanien hatte die Neutralisierung der Küste zum Hauptzweck.

Nach einem so inhaltsschweren und wechselvollen Jahr kann man natürlich trefflich darüber streiten, ob nicht in dem einen oder anderen Augenblick ein Fehlgriff oder eine Schwäche eingetreten sei. Doch kann dabei nichts Rechtes herauskommen. Denn einerseits lassen sich die vollendeten Tatsachen nicht mehr ändern, und anderseits ist ein sicheres Urteil über das Maß des jeweilig Erreichbaren nur denen möglich, die in die ganzen diplomatischen Geheimnisse des betreffenden Augenblicks eingeweiht waren. Wer alles in allem nimmt, wird zugestehen müssen, daß Oesterreich-Ungarn aus diesem schweren Jahre mit vollen Ehren und ohne Schädigung seiner Interessen hervorgegangen ist. Das Ansehen Oesterreichs als Großmacht ist in der Welt sichtlich gestiegen. Die kritischen Mitbürger des Grafen Berchtold sollten sich darüber klar werden, daß zur Erhaltung und weiteren Entwicklung der Weltstellung des habsburgischen Reiches die innere Festigung, die Versöhnung im Nationalitätenstreit und die Sammlung der positiven Parteien, unbedingt notwendig ist. Daraus wird sich dann der zeitgemäße Ausbau der Wehrmacht des Reiches zu Land und zu Wasser ergeben. Das hierauf gerichtete Programm der Regierung zu unterstützen, ist verdienstvoller, als den Besserwisser zu spielen.

Für uns ist es besonders erfreulich, daß der Dreibund im ganzen bei den Händeln des letzten Jahres gut abgeschnitten hat. Graf Berchtold erkennt die hilfsbereite Treue der Bundesgenossen warm an, namentlich die Solidarität Deutschlands, und daran wird auch nichts geändert, wenn in einer taktischen Einzelheit, wie bei der weniger glücklichen Anregung der Revision des Bukarester Friedens, die Diplomatie der Bundesgenossen sich vorsichtig etwas zurückhielt. Die Festigkeit und zugleich die Macht des Dreibundes hat sich vortrefflich bewährt, und zwar zum Glück ohne Störung der Beziehungen zu den Mächten der Tripleentente. Ja, Graf Berchtold kann sogar feststellen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und England, entsprechend dem gebesserten deutsch-englischen Verhältnisse, freundlicher und vertrauensvoller geworden und daß auch die Beziehungen zu Rußland ungetrübt geblieben sind.

Unsere deutschen Offiziösen sagen: „Es liegen vielmehr Anzeichen vor, daß sich durch die gemeinsame diplomatische Arbeit während der Orientkrisis der Gegensatz zwischen den großen Mächtegruppen in Europa wesentlich verringert hat. . . . Als weiterer Hinweis auf eine freundlichere Grundstimmung in Europa darf die entgegenkommende Offenheit bezeichnet werden, mit der sich der russische Ministerpräsident Kokowtzow in den Tagen seines Berliner Aufenthalts zu den amtlichen Vertretern Deutschlands über die noch der Erledigung harrenden Aufgaben der Diplomatie geäußert hat. Die befriedigenden Eindrücke dieser Aussprache werden für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken." — Wenn man von dem Optimismus auch abzieht, was auf die Rechnung der Höflichkeit kommt, so bleibt doch immer noch ein erkleckliches Stück der Beruhigung übrig. Wir sind leidlich über die Balkankrisis hinweggekommen und dürfen hoffen, daß auch die Nachwehen sich überwinden lassen.

Herbst und Leben.

Eine Frage.

Das Herbstlaub fällt,
Im Schreiten raschelt Rauschen dir ins Ohr;
Die Flur erstirbt,
Der Winter, weissgewandet, drängt sich vor,
Und Nebelschwaden sinken tief ins Tal,
Die Sträucher glitzern bald im Froste — kahl.

Am Stock ein Greis
Stapft einsam durch die sterbende Natur;
Da schwebet ihm
Erinnernd vor die Seel' der Jahre Schur.
Im Wandern wird er müd und setzt sich nieder,
Müd bis zum Tod. — Blüht ihm kein Frühling wieder?

Oscar Gehrig.

Die Auswanderung in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der „Auswanderer-Skandal in Oesterreich" bildet seit Wochen eine stehende Rubrik in der politischen Tagespresse, auch des Deutschen Reiches. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung einigermaßen gelegt hat, wird es wohl willkommen sein, einige ruhige Worte darüber zu hören, die sich auf amtliche Ermittelungen gründen.

Dieser Sturm ging aus von einem Blatte, welchem man nahe Beziehungen zu leitenden Militärkreisen nachsagt, und es ist zweifellos, daß rein patriotische Beweggründe der Redaktion die Feder führten. Auffallen mußte dabei zunächst, daß sich der Sturm nur gegen eine Auswanderungs-Unternehmung, gegen die Canadian Pacific Railway, richtete, während der große Pool des Norddeutschen Lloyd und der Hapag unerwähnt blieb. Es wurde der Canadian besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie junge Leute zur ständigen Auswanderung, zur Ansiedelung in Kanada, anwerbe, während die nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien Wandernden später in die Heimat zurückkehrten. Dabei wurde übersehen, daß das Los, in Kanada Bauer auf eigenem Grund und Boden zu werden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen immer noch besser ist, als in den nordamerikanischen Bergwerken ein Sklavendasein zu führen und elend zugrunde zu gehen.

Erst als die Heeresverwaltung die neue Wehrvorlage einbrachte, wurde die öffentliche Diskussion auch dem Pool zugewendet. Im Motivenberichte dieser Vorlage wird festgestellt, daß im laufenden Jahre 110 000 Mann Stellungspflichtige fehlen, d. h. ausgewandert sind, seit 13. Mai 1913 allein 30 000 Mann. Das bedeutet natürlich eine ganz erhebliche Schwächung der Monarchie sowohl auf militärischem Gebiete wie auf volkswirtschaftlichem. Nun weist die amtliche Statistik nach, daß 90 Prozent der Auswanderer aus Oesterreich über Hamburg und Bremen durch den Pool befördert werden, so daß für die Canadian, die hier keineswegs in Schutz genommen werden soll, höchstens 10 Prozent verbleiben. Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß die Canadian verpflichtet ist, eine Linie Triest-Kanada zu unterhalten, um die österreichische Auswanderung über den österreichischen Hafen zu leiten, wodurch die österreichische Volkswirtschaft gefördert wird. Daß die österreichische Regierung die Auswanderung aus ihrem Vaterlande — wenn sie diese schon nicht verhindern kann — über einen österreichischen Hafen zu leiten sucht, mag dem Pool unangenehm sein, kann aber der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Die größte Zahl der Auswanderer aus unserer Monarchie stellen Galizien, Bukowina und Ungarn, also jene Länder, welche in politischer, nationaler und volkswirtschaftlicher Hinsicht die unglücklichsten Verhältnisse haben. Will man die arbeitskräftige männliche Bevölkerung dieser Gebiete dem Vaterlande erhalten, so muß man andere Maßnahmen als Auswanderungsgesetze mit Geldstrafen ergreifen: es muß eine gründliche soziale Reform eingeführt werden, welche es dem Bauern ermöglicht, auf seiner Scholle zu bleiben; anderseits schaffe man Arbeitsgelegenheit durch Förderung der Industrialisierung und eine vernünftige Bodenpolitik, dann werden die Verlockungen der Agenten ihre Anziehungskraft verlieren.

Das Handelsministerium hat dem Reichsrate eine Denkschrift über die Auswanderung aus Oesterreich vorgelegt. Danach wandern jährlich 150 000—250 000 Menschen aus Oesterreich aus. Man hat bekanntlich die Agenturen und Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften gesperrt und durchsucht und dabei massenhaft Material gefunden, aus dem hervorgeht, daß diese Gesellschaften insgeheim einen Handel mit Menschenware getrieben haben. Der Pool hat die Auswanderung aus Europa geradezu monopolisiert. Selbst von der Austro-Amerikana hat er sich einen solchen Aktienbesitz verschafft, daß er jederzeit die Generalversammlung majorisieren kann. Damit will er verhindern, daß in einem österreichischen Hafen sich eine große Auswanderungslinie entwickelt, und gerade darum hat das Handelsministerium die Canadian für Triest konzessioniert.

Der Pool hat von seinen Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen aus ein ganzes Netz von Filialen über Oesterreich verbreitet und diese wieder haben Agenten und Subagenten und Winkelagenten bis in die ärmsten polnischen, ruthenischen, rumänischen, slowakischen und dalmatinischen Dörfer hinein angestellt. Diese Agenten sind die eigentlichen Zutreiber für die

Korreferent in der Sache hatte, auch in der Lage bin, sachlicher urteilen zu können, als es hier geschieht. Es wird so viel davon gesprochen von der Volksstimmung, die da draußen sei und auf die wir doch Rücksicht nehmen müssen. Ja, wenn man nicht im Parlamentarismus grau geworden wäre und nicht wüßte, wie es oft mit dieser Volksstimmung ausschaut! (Sehr richtig! Rechts!) Ich habe die Meinung, daß es sehr viele Menschen draußen gibt, die nicht viel nachdenken über die Dinge, um die es sich handelt, die aber sofort mit ihrem Urteil bei der Hand sind. Und ich bin ein täglicher Leser der Sinnsprüche, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erscheinen. Ich habe zu meinem Vergnügen auch in diesen Tagen einen Sinnspruch dort gefunden, der mich lebhaft an die jetzige Situation erinnert: „Das Denken ist so außerordentlich mühsam, daß viele es vorziehen, zu urteilen." (Allgemeine Heiterkeit.) Ich muß schon sagen, wenn man in einem solchen Artikel, wie in den „Münchner Neuesten Nachrichten", schreibt: „Dem König alles, dem jetzigen Ministerium keinen Groschen", so muß ich sagen, mir geht das Verständnis für eine solche Phrase ab. Die Herren möchten mir einmal das vormachen, wie man auf diese Weise der mit Recht geltend gemachten Notlage der Zivilliste abhelfen kann, wenn man dem jetzigen Ministerium keinen Groschen bewilligen will. Dann bekommt eben der König nicht das, auf was er Anspruch hat. Wenn man mir ein Mittel sagt, das Ministerium Hertling zu stürzen, ich bin boshaft genug, zu sagen, ich wäre der erste, der da mittut. (Heiterkeit links.) Nicht deswegen, weil mir die Persönlichkeit des jetzigen Herrn Ministers irgend etwas zuleide getan hat, sondern weil mir das System nicht gefällt; aber wenn jetzt damit operiert wird und da und dort in recht plumper Weise — wenn man der Staatsregierung die Vorlage nicht genehmigte, so stürze man das jetzige Ministerium, so habe ich darauf folgendes zu sagen: Wenn es der Fall wäre — ich weiß nicht, ob die Folge eintreten würde —, was wäre denn dann damit erreicht? Das Ministerium Hertling würde stürzen. Was an seine Stelle kommt, das wissen wir nicht. (Zuruf v. Vollmar (Soz.): Dr. Pichler. — Allg. Heiterkeit.) Von Zeit zu Zeit höre ich die Zwischenrufe des Herrn v. Vollmar sehr gerne. Ich nehme seinen jetzigen Zwischenruf auf. Was wäre uns dann damit gedient? (Sehr gut, links. — Allg. Heiterkeit.) Glauben Sie, daß wir an einem Ministerium Pichler eine größere Freude hätten, als an dem jetzigen Ministerium? Sie sehen, man muß eine solche Phrase ad absurdum führen und der Lächerlichkeit preisgeben."

Wir haben diese Stelle nach dem eigenen Parlamentsbericht der „M. N. N." (Nr. 597) wiedergegeben. Die Abfertigung hat gesessen. „Ueber den Versuch des Abg. Dr. Casselmann, seinen Standpunkt durch eine Auseinandersetzung mit der Mehrheit der liberalen Fraktion und eine Polemik gegen liberale Blätter zu wahren, wollen wir den Mantel christlicher Liebe decken", das ist alles, was die also Gezüchtigten zu stammeln vermögen (Nr. 598). Man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

In der Kammer hatte der Abg. Müller-Hof die undankbare Aufgabe übernommen, den von der Mehrheit der Liberalen gestellten Abänderungsantrag auf Bewilligung von nur 4'800,000 M an Stelle der geforderten 5'400,000 M zu begründen und als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" dem König im einzelnen vorzurechnen, wie er sich in seinem Hofhalt einzurichten habe, — und hatte dabei das Pech, von dem eigenen Fraktionschef Casselmann nicht allein in den Einzelausstellungen Punkt für Punkt glatt widerlegt, sondern auch in der generellen Auffassung dahin korrigiert zu werden, daß die Zivilliste nicht nach den Grundsätzen einer Erwerbsgesellschaft, mit rein kaufmännischem Blick beurteilt werden kann, und daß es sich bei der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Aktion nicht etwa um die Sanierung eines einzelnen Haushalts der Hofverwaltung handelt, sondern um die Evidentstellung einer permanenten Zivilliste, die zum mindesten auf lange Zeit hinaus einer Abänderung nicht mehr unterstellt werden soll. Von großer Wirkung und nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, weil gerade aus diesem Munde, war die Feststellung Casselmanns, daß nicht das gegenwärtige Kabinett dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß man nicht zu Zeiten besserer Finanzen eine Vorlage, deren innere Berechtigung feststehe, eingebracht habe und daß sich diese Unterlassungssünde früherer Kabinette heute räche.

So ist das Fazit der Aktion: ein glänzender Sieg des Ministeriums Hertling und des in geschlossener Einmütigkeit mit ihm den monarchischen und konservativen Staatsgedanken verfechtenden Zentrums, eine glatte Niederlage der erdrückenden Mehrheit des ein Bild kläglicher Zersplitterung und Zerfahrenheit darbietenden, der Forderung der Stunde nicht gewachsenen Liberalismus und für die linksliberale ministerstürzlerische Presse eine Riesenblamage. Ein süßer Trost nur ist den demokratischen Frondeuren geblieben — die „uneingeschränkte Anerkennung" der „Münchener Post" (Nr. 273), und die haben sie auch wirklich verdient.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Bewilligung der bayerischen Zivilliste

gezimt es sich wohl, einen Glückwunsch über den Main zu senden. Auch wir Norddeutsche freuen uns, daß der monarchische Sinn des Volkes und der Volksvertretung auch diese Probe bestanden und so das große Werk der Wiederherstellung eines wirklichen Königtums, das durch die amtliche Notifizierung der Thronbesteigung König Ludwigs beim Kaiser jetzt auch sein reichsrechtliches Siegel erhalten hat, mit voller Würde und Leistungsfähigkeit glücklich vollendet hat. Als nach der Verabschiedung des grundlegenden Verfassungsgesetzes und nach erfolgter Krönung die „Milchmädchen-Rechnungen" im Finanzausschuß und die Hetze in der linksliberalen und roten Presse einsetzten, hat mancher besorgt geseufzt: Desinit in piscem ... Die Lage erschien schwierig, da zur Bewilligung eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war und die Taktik von Müller (Hof) und seinen freisinnig-sozialdemokratischen Genossen hinterlistig auf die Verführung von kurzsichtigen und knauserigen Kollegen angelegt war. Die Regierung blieb fest und ebenso die Zentrumspartei in voller Geschlossenheit, ohne daß man sich auf irgend eine Halbheit einließ. Der Stier des oppositionellen Rotblocks wurde bei den Hörnern gefaßt, und siehe da, die selbstgefällig angepriesene Macht und Kraft versagte vollständig. Im Grunde genommen war es eine Art Kraftprobe gegenüber der Krone. Die parteipolitischen Machtgelüste, die man gegenüber dem ersten Verfassungsgesetz hatte zurücktreten lassen müssen, schossen jetzt üppig ins Kraut, da man glaubte, durch ein ablehnendes Drittel der Stimmen die Krone unter den Willen der Linken zwingen und zur Entlassung „dieses" Ministeriums nötigen zu können. Daß dieser grobe Vorstoß des Rotblocks gründlich abgeschlagen wurde, macht den großen Erfolg der Regierung in der Rekonstruktion der monarchischen Ordnung erst vollkommen. Die Anerkennung, die wir unseren Freunden vom Zentrum zollen, gilt auch den 13 Abgeordneten von der Freien Vereinigung und dem Bauernbund sowie den zehn nationalliberalen Abgeordneten unter Führung von Dr. Casselmann, die dem König gegeben haben, was dem König gebührt, ohne sich durch die wütenden Angriffe der Agitatoren des „König Demos" irre machen zu lassen. Es hat sich da eine Sammlung der positiven Elemente im Landtage betätigt, von der man nur wünschen kann, daß sie weitere Früchte trage in der Hebung des gegenseitigen Verständnisses und der Förderung an friedlicher Arbeit. Je gründlicher die Nationalliberalen sich von den Rotblockparteien scheiden, desto besser für sie. Der Klärungsprozeß in Bayern könnte seine Fortsetzung im Berliner Reichstag haben.

Die Bilanz der Balkanereignisse.

Den Delegationen in Wien hat Graf Berchtold, der Leiter der auswärtigen Politik des Habsburgischen Reiches, in dem üblichen Exposé Rechenschaft abgelegt über das hochpolitische Ergebnis des Jahres. Die Regierung erklärt die Bilanz für befriedigend, und auch in den verbündeten Ländern, Deutschland und Italien, äußert die öffentliche Meinung sich zustimmend. Auch unsere deutschen Offiziösen erkennen „die richtige Anlage und die in allem Wesentlichen gelungene Durchführung" der österreichischen Politik an. In Oesterreich-Ungarn selbst erheben sich auch manche kritische und protestlerische Stimmen. Das ist begreiflich bei der großen Zerklüftung und den scharfen Gegensätzen zwischen den Nationen und den Parteien, sowie angesichts der großen Opfer, die Reich und Volk durch die andauernde Kriegsbereitschaft mit ihren großen persönlichen Lasten, Millionenaufwendungen und wirtschaftlichen Schäden haben bringen müssen. Mancher vermißt den entsprechenden Lohn, wenn Oesterreich selbst gar nichts profitiert. Aber man darf nicht übersehen, daß es auch ein großer Segen ist, wenn Oesterreich ohne Gefährdung des eigenen oder des Weltfriedens seine Interessen an der Adria und auf dem Balkan vor Schaden bewahren konnte. Auf jeden Versuch der Eroberung oder der direkten Einmischung hatte Oesterreich ja von vornherein verzichtet, schon unter dem Vorgänger des Grafen Berchtold, als im Zusammenhang mit der Annexion von Bosnien die Besatzung aus dem Sandschak Novibazar zurückgezogen und damit auch auf den Weg nach Saloniki verzichtet wurde. Trotzdem hat Graf Berchtold sich nicht dazu verlocken lassen, die vorgeschlagene Desinteressementsformel zu akzeptieren, sondern hat das besondere Interesse Oesterreichs als des

nächsten Nachbarn aufrechterhalten und namentlich in bezug auf die Adria geltend gemacht. Für das ungestörte Gleichgewicht an der Adria hat er sich mit Energie und Erfolg eingesetzt. Serbien ist vom Meere ferngehalten worden, und die Gründung des selbständigen Fürstentums Albanien hatte die Neutralisierung der Küste zum Hauptzweck.

Nach einem so inhaltsschweren und wechselvollen Jahr kann man natürlich trefflich darüber streiten, ob nicht in dem einen oder anderen Augenblick ein Fehlgriff oder eine Schwäche eingetreten sei. Doch kann dabei nichts Rechtes herauskommen. Denn einerseits lassen sich die vollendeten Tatsachen nicht mehr ändern, und anderseits ist ein sicheres Urteil über das Maß des jeweilig Erreichbaren nur denen möglich, die in die ganzen diplomatischen Geheimnisse des betreffenden Augenblicks eingeweiht waren. Wer alles in allem nimmt, wird zugestehen müssen, daß Oesterreich-Ungarn aus diesem schweren Jahre mit vollen Ehren und ohne Schädigung seiner Interessen hervorgegangen ist. Das Ansehen Oesterreichs als Großmacht ist in der Welt sichtlich gestiegen. Die kritischen Mitbürger des Grafen Berchtold sollten sich darüber klar werden, daß zur Erhaltung und weiteren Entwicklung der Weltstellung des habsburgischen Reiches die innere Festigung, die Versöhnung im Nationalitätenstreit und die Sammlung der positiven Parteien, unbedingt notwendig ist. Daraus wird sich dann der zeitgemäße Ausbau der Wehrmacht des Reiches zu Land und zu Wasser ergeben. Das hierauf gerichtete Programm der Regierung zu unterstützen, ist verdienstvoller, als den Besserwisser zu spielen.

Für uns ist es besonders erfreulich, daß der Dreibund im ganzen bei den Händeln des letzten Jahres gut abgeschnitten hat. Graf Berchtold erkennt die hilfsbereite Treue der Bundesgenossen warm an, namentlich die Solidarität Deutschlands, und daran wird auch nichts geändert, wenn in einer taktischen Einzelheit, wie bei der weniger glücklichen Anregung der Revision des Bukarester Friedens, die Diplomatie der Bundesgenossen sich vorsichtig etwas zurückhielt. Die Festigkeit und zugleich die Macht des Dreibundes hat sich vortrefflich bewährt, und zwar zum Glück ohne Störung der Beziehungen zu den Mächten der Tripleentente. Ja, Graf Berchtold kann sogar feststellen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und England, entsprechend dem gebesserten deutsch-englischen Verhältnisse, freundlicher und vertrauensvoller geworden und daß auch die Beziehungen zu Rußland ungetrübt geblieben sind.

Unsere deutschen Offiziösen sagen: „Es liegen vielmehr Anzeichen vor, daß sich durch die gemeinsame diplomatische Arbeit während der Orientkrisis der Gegensatz zwischen den großen Mächtegruppen in Europa wesentlich verringert hat. . . . Als weiterer Hinweis auf eine freundlichere Grundstimmung in Europa darf die entgegenkommende Offenheit bezeichnet werden, mit der sich der russische Ministerpräsident Kokowzow in den Tagen seines Berliner Aufenthalts zu den amtlichen Vertretern Deutschlands über die noch der Erledigung harrenden Aufgaben der Diplomatie geäußert hat. Die befriedigenden Eindrücke dieser Aussprache werden für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken.“ — Wenn man von dem Optimismus auch abzieht, was auf die Rechnung der Höflichkeit kommt, so bleibt doch immer noch ein erkleckliches Stück der Beruhigung übrig. Wir sind leidlich über die Balkankrisis hinweggekommen und dürfen hoffen, daß auch die Nachwehen sich überwinden lassen.

Herbst und Leben.

Eine Frage.

Das Herbstlaub fällt,
Im Schreiten raschelt Rauschen dir ins Ohr;
Die Flur erstirbt,
Der Winter, weissgewandet, drängt sich vor,
Und Nebelschwaden sinken tief ins Tal,
Die Sträucher glitzern bald im Froste — kahl.

Am Stock ein Greis
Stapft einsam durch die sterbende Natur;
Da schwebet ihm
Erinnernd vor die Seel' der Jahre Schur.
Im Wandern wird er müd und setzt sich nieder,
Müd bis zum Tod. — Blüht ihm kein Frühling wieder?

Oscar Gehrig.

Die Auswanderung in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Der „Auswanderer-Skandal in Oesterreich“ bildet seit Wochen eine stehende Rubrik in der politischen Tagespresse, auch des Deutschen Reiches. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung einigermaßen gelegt hat, wird es wohl willkommen sein, einige ruhige Worte darüber zu hören, die sich auf amtliche Ermittelungen gründen.

Dieser Sturm ging aus von einem Blatte, welchem man nahe Beziehungen zu leitenden Militärkreisen nachsagt, und es ist zweifellos, daß rein patriotische Beweggründe der Redaktion die Feder führten. Auffallen mußte dabei zunächst, daß sich der Sturm nur gegen eine Auswanderungs-Unternehmung, gegen die Canadian Pacific Railway, richtete, während der große Pool des Norddeutschen Lloyd und der Hapag unerwähnt blieb. Es wurde der Canadian besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie junge Leute zur ständigen Auswanderung, zur Ansiedelung in Kanada, anwerbe, während die nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien und Brasilien Wandernden später in die Heimat zurückkehrten. Dabei wurde übersehen, daß das Los, in Kanada Bauer auf eigenem Grund und Boden zu werden, selbst unter ungünstigen Verhältnissen immer noch besser ist, als in den nordamerikanischen Bergwerken ein Sklavendasein zu führen und elend zugrunde zu gehen.

Erst als die Heeresverwaltung die neue Wehrvorlage einbrachte, wurde die öffentliche Diskussion auch dem Pool zugewendet. Im Motivenberichte dieser Vorlage wird festgestellt, daß im laufenden Jahre 110 000 Mann Stellungspflichtige fehlen, d. h. ausgewandert sind, seit 13. Mai 1913 allein 30 000 Mann. Das bedeutet natürlich eine ganz erhebliche Schwächung der Monarchie sowohl auf militärischem Gebiete wie auf volkswirtschaftlichem. Nun weist die amtliche Statistik nach, daß 90 Prozent der Auswanderer aus Oesterreich über Hamburg und Bremen durch den Pool befördert werden, so daß für die Canadian, die hier keineswegs in Schutz genommen werden soll, höchstens 10 Prozent verbleiben. Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß die Canadian verpflichtet ist, eine Linie Triest-Kanada zu unterhalten, um die österreichische Auswanderung über den österreichischen Hafen zu leiten, wodurch die österreichische Volkswirtschaft gefördert wird. Daß die österreichische Regierung die Auswanderung aus ihrem Vaterlande — wenn sie diese schon nicht verhindern kann — über einen österreichischen Hafen zu leiten sucht, mag dem Pool unangenehm sein, kann aber der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Die größte Zahl der Auswanderer aus unserer Monarchie stellen Galizien, Bukowina und Ungarn, also jene Länder, welche in politischer, nationaler und volkswirtschaftlicher Hinsicht die unglücklichsten Verhältnisse haben. Will man die arbeitskräftige männliche Bevölkerung dieser Gebiete dem Vaterlande erhalten, so muß man andere Maßnahmen als Auswanderungsgesetze mit Geldstrafen ergreifen: es muß eine gründliche soziale Reform eingeführt werden, welche es dem Bauern ermöglicht, auf seiner Scholle zu bleiben; anderseits schaffe man Arbeitsgelegenheit durch Förderung der Industrialisierung und eine vernünftige Bodenpolitik, dann werden die Verlockungen der Agenten ihre Anziehungskraft verlieren.

Das Handelsministerium hat dem Reichsrate eine Denkschrift über die Auswanderung aus Oesterreich vorgelegt. Danach wandern jährlich 150 000—250 000 Menschen aus Oesterreich aus. Man hat bekanntlich die Agenturen und Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften gesperrt und durchsucht und dabei massenhaft Material gefunden, aus dem hervorgeht, daß diese Gesellschaften insgeheim einen Handel mit Menschenware getrieben haben. Der Pool hat die Auswanderung aus Europa geradezu monopolisiert. Selbst von der Austro-Amerikana hat er sich einen solchen Aktienbesitz verschafft, daß er jederzeit die Generalversammlung majorisieren kann. Damit will er verhindern, daß in einem österreichischen Hafen sich eine große Auswanderungslinie entwickelt, und gerade darum hat das Handelsministerium die Canadian für Triest konzessioniert.

Der Pool hat von seinen Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen aus ein ganzes Netz von Filialen über Oesterreich verbreitet und diese wieder haben Agenten und Subagenten und Winkelagenten bis in die ärmsten polnischen, ruthenischen, rumänischen, slowakischen und dalmatinischen Dörfer hinein angestellt. Diese Agenten sind die eigentlichen Zutreiber für die

Schiffahrtsgesellschaften, was man daraus ersieht, daß in den österreichischen Filialen des Norddeutschen Lloyd 1912 für Amerika 4534 Schiffskarten verkauft, daß aber 36 493 Menschen aus Oesterreich durch denselben Lloyd nach Amerika verfrachtet wurden. 32 000 Menschen wurden von den Agenten über die Grenze geschmuggelt. Unter diesen befinden sich sicherlich die Stellungspflichtigen und Militärflüchtigen. Solche Oesterreicher benötigen zur Auswanderung einen Paß. Die Paßschwierigkeiten suchen die Agenten auf zweierlei Art zu umgehen: entweder werden die Leute als Saisonarbeiter, als welche sie nur ein vom Gemeindevorstand ausgestelltes Arbeitsbuch brauchen, über die Grenze geschmuggelt oder mit gefälschten Pässen. Die reichsdeutschen Grenzbehörden sollen jährlich 800—1000 falsche Pässe abfangen. Die Agenten fallen aber auch noch auf andere Tricks: sie veranstalten Wallfahrten, bei welchen die Stellungspflichtigen in Weiberkleidern über die Grenze gebracht werden. In Wien wurde sogar ein „Auswandererschutzverein Kolumbus" gegründet, mit welchem die Firma Falck & Comp. der Hapag Auswanderer anwarb!! Wohl das höchste!

Daß den Auswanderungslustigen die Verhältnisse jenseits des großen Wassers möglichst glänzend geschildert werden, ist selbstverständlich. Ich bekam unlängst einen solchen Prospekt in die Hand, auf dem die Krautköpfe so groß abgebildet waren („nach der Natur photographiert"), daß sie einzeln auf einem zweiräderigen Karren von einem Pferde in den Gutshof gefahren werden mußten! Die Agenten lassen solche Prospekte von Auswanderern an deren Angehörige in die Heimat senden, sie selbst versprechen dem Auswanderungslustigen 10—15 Kronen Provision für jedes Mitglied ihrer Bekanntschaft, welches sie zur Auswanderung mitbringen, auf diese Weise könnten sie sich leicht die ganze Ueberfahrt verdienen. So werden die Bauern selbst zu Subagenten. Es ist selbstverständlich, daß die Canadian mit denselben Tricks arbeitet wie der Pool, nur vielleicht heute noch unvorsichtiger. Ist's auch selbstverständlich? — jedenfalls ist es Tatsache, daß das gesamte Auswanderer-Agentenwesen von Juden betrieben wird. Die in Wien verhafteten Canadian-Agenten sind ausnahmslos Juden, die Bureaus in Bremen, Hamburg und Antwerpen sind ausnahmslos in Händen von Juden. Das größte von ihnen, die Firma Mißler & Comp. in Bremen, führt dem Norddeutschen Lloyd jährlich zwischen 60 000 und 800 000 Auswanderer zu. „Do Mißlera", sagt der polnische Bauer, „zu Mißler" geht er, wenn er nach Amerika will. Es ist ebenfalls Tatsache, daß die Mädchenhändler in Oesterreich fast ausnahmslos Juden bzw. Jüdinnen sind. Ich unterlasse es, daraus Schlüsse zu ziehen.

Diese Darlegungen, welche absichtlich knapp gefaßt und auf das Charakteristischste beschränkt wurden, geben dem „Auswanderer-Skandal" ein Gesicht, welches in den Tageszeitungen nicht auftaucht. Es ist gezeichnet nach den amtlichen Akten des Handelsministeriums.

Hinterm Pflug.

Wir gehen ernst, wir stapfen stumm,
Wir pflügen die alte Erde um,
Wir halten in harten Händen,
Dass sie damit verwachsen sind,
Das Lenkseil und den Ahorngrind,
Bis wir das Tagwerk enden.

Wir gehen ernst, wir stapfen stumm,
Die graue Erde legt sich um
Gefurcht vom blanken Eisen,
Die Rosse schreiten rüstig zu,
Die Scholle klebt uns schwer am Schuh
In dampfenden Geleisen.

Vom Morgen bis zum Abendrot
Wir pflügen um das liebe Brot,
Das uns die Furchen spenden.
Das rauhe Brot gibt Männern Mark
Und macht die Söhne kühn und stark
Im Herzen und an Händen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Student und Mission.

Ein Wort an die akademische Jugend zum ersten Münchener katholischen Missionsfest am 30. November 1913.

Von Privatdozent D. Dr. J. B. Aufhauser.

Kaum eine Epoche in der Geschichte der europäischen Menschheit war von gleich hoher Bedeutung für die Heidenmission wie unsere Tage. Die Entdeckung überseeischer Länder zu Ausgang des 15. Jahrhunderts begründete damals die Blüte des katholischen Missionszeitalters. Die großzügigen Renaissance-Naturen, die in jenen Tagen als geistige Führer die katholische Bewegung beeinflußten, suchten sofort die neugewonnenen Länder durch eigene Arbeit oder die Tätigkeit ihrer Missionäre fürs Christentum zu erschließen. Das heroische Zeitalter der katholischen Mission begann. Ein Franz Xaver konnte als Apostel Indiens und Japans dank der Zähigkeit seines weltumspannenden Willens, der neugeschaffenen günstigeren Verkehrsverhältnisse und der Unterstützung von seiten der Portugiesen die hingebungsvolle und erfolgreiche Arbeit der Franziskaner und Dominikaner im 13. und 14. Jahrhundert, die ihren Höhepunkt mit der Gründung des Erzbistums Cambalu, heute Peking, im Jahre 1307 erreichte, aber bereits 1369 dem Fremdenhaß der neuen Mingdynastie zum Opfer fiel, noch weit übertreffen. Den Aufwänden und Erfolgen in Ostasien konnten jene in Afrika nicht die Wage halten. Das Klima des Landes, die Roheit seiner Bewohner und der Schleier über dem dunklen unbekannten Erdteil waren zu große Hindernisse. Doch auch in Ostasien mußten die zu den besten Hoffnungen berechtigenden Erfolge leider gar bald ins Grab sinken. Der unselige Ritenstreit entzweite die besten Kräfte und ließ die Mängel edelster Absichten nur im Lichte kleinlicher Eifersucht und politischer Färbung erscheinen. Die Jahre 1742 und 1637 bedeuteten für die rasch aufblühenden Jesuitenmissionen in China und Japan den Tod. Nicht gar lange und der Missionsgedanke erlitt auch im christlichen Mutterlande Europa empfindliche Schläge: der Aufklärungszeit war die frühere Begeisterung für die Mission fremd geworden, die Aufhebung des Jesuitenordens 1773, der sich um die Mission in Südamerika und Ostasien hohe Verdienste erworben hatte, die Schließung des Pariser Missionsseminars, das gleichfalls in China mit großem Erfolge gearbeitet hatte, zur Zeit der französischen Revolution vollendeten den Niedergang. Die neu aufstrebenden Staaten Holland und England, die nach dem Verfalle der katholischen Seemächte Portugal und Spanien die Kolonisation der fremden Erdteile übernahmen, waren dem protestantischen Bekenntnis ergeben. Den religiösen Neuerern des 16. Jahrhunderts hatte der Gedanke an die Heidenmission völlig ferne gelegen. Erst Männer wie Leibniz, Graf von Zinzendorf mit seiner Brüdergemeine in Berthelsdorf (im Jahre 1732 gegründet), John Wesley in England und andere hatten in die protestantischen Kreise die Missionsidee getragen, gegen die sich führende Theologen immer noch sträubten. Auch ein kleiner Kreis von Studenten um August Hermann Francke in Halle trat für die Mission ein. Doch nur die Brüdergemeine hatte auch in den Tagen der rationalistischen Aufklärung, die sich wie ein Mehltau auf die ohnehin dürftige Missionsbewegung jener Zeit legte, ihre Missionsbegeisterung sich erhalten und gewann seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in der englischen baptistischen Missionsgesellschaft (1792), der Londoner Missionsgesellschaft (1795) und der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft (1790) drei von gleichem Geiste begeisterte Schwestergründungen. Seit dieser Zeit hängt die Geschichte der protestantischen Mission aufs engste zusammen mit der Geschichte des britischen Kolonialreiches.

Das 19. Jahrhundert wurde das eigentliche Missionsjahrhundert. Der Umfang der Missionsgebiete, die Zahl der Arbeiter, der Ausbau der Missionsorganisation, die Höhe des Aufwandes erweiterte und steigerte sich in ungeahnter Weise. Die geographischen Entdeckungen seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, die Erschließung bislang wenig bekannter Länder vor allem im Inneren Afrikas und Asiens öffneten ungeheure, oft dicht bevölkerte Länder der christlichen Mission; die Erfindungen der Technik (von Eisenbahnen, Dampfschiffen, der Elektrizität) und ihre rasche Vervollkommnung bis zu den neuesten Errungenschaften der Funkentelegraphie brachten die Völker einander nahe, so daß heute fast jegliche lokale und zeitliche Entfernung aufgehoben ist. Welthandel und Weltpolitik führten zu einer Erweiterung der Kolonialreiche und schließlich zu einer Aufteilung der Erde unter die weiße Rasse; heute stehen fast 9/10 der bewohnten Erde unter ihrem Einfluß. Dieser gesteigerte Weltverkehr und die umfangreiche Weltöffnung unserer kolonialpolitischen

Aera führte die Geschichte der Nationen weiter zur allgemeinen Menschheitsgeschichte, brach die Isolierung auch der abgeschlossensten Völker und bahnte allmählich einen unsere ganze Erde umspannenden Assimilierungsprozeß zu großer, bisher unerhörter Kultureinheit an.

Auch auf die religiöse Ideenwelt übte diese gewaltige Veränderung der Verhältnisse ihre tiefste Wirkung aus. Die Erforschung der einzelnen Religionen vertiefte sich und führte mehr und mehr zu einer Gesamtdarstellung als vergleichende Religionswissenschaft. Vor allem aber stoßen allmählich die großen Weltreligionen im Kampf um die Naturvölker scharf aneinander. Christentum, Islam und Buddhismus suchen die günstige Weltlage, die gegenwärtig einer religiösen Propaganda mehr als je förderlich ist, aufs beste zu nutzen, sie arbeiten in ihren Interessensphären mit Aufbietung aller Mittel. Werbe- und Aufklärungsarbeit zu Hause sucht ihr die nötige materielle Grundlage und persönlichen Mitarbeiter zu beschaffen. Im christlichen Europa hat sich daher seit Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Reihe von Missionsgesellschaften und -Vereinen gebildet, sowohl auf katholischer wie protestantischer Seite. Und was der Protestantismus in dem ersten Jahrhundert seiner Entwicklung versäumt hat, das sucht er heute mit Verdopplung seiner Kräfte nachzuholen. Der protestantische Charakter der heute führenden Kolonialmächte ließ ihn seit der raschen Entwicklung der Kolonialära bereits einen bedeutenden Vorsprung gewinnen.

Wie in der wissenschaftlichen Behandlung der Missionsgeschichte im Rahmen des Universitätsbetriebes hat die protestantische Missionsbewegung auch innerhalb der Studentenwelt einen gewaltigen Vorsprung, den wir Katholiken einzuholen uns erst aufraffen. Edle Begeisterung für das Missionswerk erblühte zuerst in der amerikanischen und englischen Studentenwelt. Bei einer Konferenz der christlichen Vereine junger Männer der Vereinigten Staaten und Kanadas in Louisville 1877 waren zirka 30 Studenten aus 22 Universitäten und Kolleges anwesend. Von ihnen ging die Studentenmissionsidee aus. Im Sommer 1886, zu einer Zeit, als in der studentischen Welt Amerikas, Englands und Skandinaviens zahlreiche Erweckungen statthatten, entschlossen sich in Mount Hermon unter dem Einfluß von drei Studenten, Wilder von Pinceton, Tewsbury von Harward und Clark von Oberlin, hundert Studenten als Missionäre in die Heidenwelt zu ziehen. Doch auch die heimatliche Studentenwelt sollte für den Missionsgedanken gewonnen werden. Robert Wilder und John Forman sollten von Universität zu Universität ziehen, um für die Missionsidee zu werben. Zu diesem Behufe wurde 1888 die „Student Volunteer Missionary Union" als dauernde Organisation geschaffen und der für die Missionssache ungemein begeisterte John R. Mott — damals Student der Geschichte, Philosophie und Staatswissenschaft in Ithaka (Neuyork) — an ihre Spitze gerufen. Alle vier Jahre, also in jeder studentischen Generation, veranstaltet sie große Werbekonferenzen für die Vereinigten Staaten und Kanada. Die erste fand 1891 in Cleveland (Ohio) statt, von 680 Delegierten besucht; 1894 folgte die zweite in Detroit (1325 Delegierte), 1898 die dritte in Cleveland (2221 Delegierte), 1902 die vierte in Toronto (Kanada, 2957 Delegierte), 1906 die fünfte in Nashville (Tenessee, 4235 Delegierte) und 1910 die sechste in Rochester (Neuyork, 3540 Delegierte). Der erbauliche und erweckliche Charakter dieser Konferenzen mit häufigem Gebet und edelster Begeisterung ist so stark ausgeprägt, daß man bei einer deutschen Studentenorganisation vergeblich ähnliches suchen würde. Niemand wird zum Missionsdienst gedrängt; zwar ist es Zweck und Aufgabe der Konferenz, Studenten für den Missionsdienst zu werben, doch bleibt dies der völlig freien Entschließung und der erweckenden Kraft des Missionsgedankens überlassen. In allen Kreisen finden diese Konferenzen lebhaftes Interesse; die letzte konnte sich sogar eines Hauptvortrages des englischen Botschafters in den Vereinigten Staaten rühmen, des in Amerika hochgeehrten James Bryce. Die mit der letzten Konferenz verbundene Kollekte brachte 85,000 Dollar (350,000 Mark) ein.

Die Bewegung faßte rasch auch in der englischen Studentenwelt festen Fuß. Hier hatte bereits 1882 D. L. Moody Erweckungspredigten gehalten und die „Cambridge Seven" zogen als Frucht dieser Bemühung nach China. Die letzte ihrer gleichfalls alle vier Jahre stattfindenden Konferenzen tagte vom 2.—7. Januar 1912 in Liverpool. England sandte dazu 856 Studenten und 691 Studentinnen, 133 Dozenten, 262 offizielle Gäste, dazu kamen 151 studentische Vertreter aus dem Auslande. Unter den 2093 Delegierten waren 1680 britische Mitglieder aus 165 britischen Universitäten und Kolleges, Anhänger der High Church, der Low Church, Methodisten, Baptisten, der schottischen Freikirche, Quäker usw., alle von gleichem großzügigem Eifer für das hohe Werk der Mission beseelt. Als Conference of Students on Foreign Mission and Social Problems ließ sie zum ersten Male Mission und soziale Frage in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung sowohl im christlichen Mutterlande als in der Heidenwelt von den berufensten Rednern behandeln. Die bisherige Losung „Evangelisation der Welt in dieser Generation" war diesmal mehr zurückgetreten. Auch in England nahm die Studentenmissionsbewegung in letzter Zeit einen Aufschwung wie nie zuvor; seit 1892, dem Gründungsjahr des britischen Studenten-Missionsbundes in London, haben sich 3934 Studenten dem Bunde angeschlossen, in den letzten vier Jahren allein 1009 Mitglieder, die zudem eine Art Gelübde ablegen: „Es ist mein Entschluß, wenn Gottes Wille so ist, Missionär zu werden."

Die Studentenbewegung, der sich unter anderen das Laymen's Missionary Movement in Neuyork (seit 1906) und das Young-People's Missionary Movement in Amerika, Irland und Schottland von gleich hohem Eifer beseelt an die Seite stellte, gestaltete sich seit der Konferenz zu Liverpool 1896 unter der Führung des ausgezeichnet tätigen John R. Mott zum christlichen Studentenweltbund. Ueberall an den Universitäten und höheren Schulen Amerikas, Englands, allmählich auch in Europa, China, Japan, Indien, Südafrika und Australien leistet er in vorzüglich organisierter Arbeit ungemein viel im Interesse der protestantischen Mission[1]); in 2000 Vereinen zählt er weit über 100 000 Mitglieder; wieviel er an indirekter Missionsarbeit leistet, vermögen wir in etwa zu ahnen, wenn wir lesen, daß er im Jahre 1912 in Missions-Studienkreisen in Amerika allein 175 000 junge Leute mit der Missionsarbeit bekannt machte. Dazu beteiligt er sich auch an direkter Mission; bis 1911 konnte er 5194 Studenten in die Mission senden; seinen übrigen Mitgliedern gibt er für alle ihre Berufe bis in die höchsten Staatsstellen hinauf dauerndes Missionsinteresse mit auf den Lebensweg. Auch er sucht durch internationale Studenten-Weltbundkonferenzen, deren siebente zuletzt in Tokio April 1907 tagte, seinen Einfluß zu verbreiten und überall belebend zu wirken. Von dem hohen Idealismus und dem regen Missionssinn mag das Telegramm der vierten internationalen Konferenz in Toronto Zeugnis ablegen: „China ruft. Füllt die Lücken aus. Vorwärts zum Sieg. Das Feld ist weit, die Zeit ist kurz. Freiwillige vor voll Glaube und Kraft."

Im Vergleich zu dieser flammenden Begeisterung in der amerikanischen und englischen Studentenwelt muß der Missionssinn unter den deutschen Studenten beschämend niedrig erscheinen. Zwischen 1824 und 1876 bestanden wohl an neun deutschen Universitäten protestantische Missionsvereinigungen. Unter der trefflichen Führung von G. Warneck († 1910), der seit 1896 als erster deutscher Hochschullehrer in Halle[2]) Missionsvorlesungen hielt, dessen unermüdlicher Lebensarbeit in praktischer Organisation und theoretischer Forschung die protestantische Theologie den endlichen Umschwung zugunsten der Mission verdankt, einten sich die Sondervereine, deren erster von Freiherrn von Starck 1890 unter dem persönlichen Eindruck der Northfielder Konferenz (1886) begründet wurde, zum deutschen Studentenbund für Mission. Auch er veranstaltet alle vier Jahre eine allgemeine Konferenz, die zum Studium der Mission und zu freudiger Hilfeleistung anregen und zeigen soll, daß Missionsarbeit Gottesdienst ist und den Glauben und die Hingabe an Jesus Christus voraussetzt. Vom 18. bis 20. April 1913 konnte er in Halle seine fünfte deutsche Studenten-Missionskonferenz halten, woran von sämtlichen deutschen Universitäten 800—900 Akademiker teilnahmen. Freilich zählen die heute bestehenden 27 protestantischen akademischen Missionsvereine nur an 400 Mitglieder, seit jüngster Zeit schlossen sich ihnen auch die studierenden Frauen an.[3])

Reichlich spät, wie leider auf vielen Gebieten, folgte endlich auch die katholische Missionspropaganda unter der Studentenwelt. Im Herbst 1910 wurde an der theologischen Fakultät zu Münster der bisher einzige Lehrstuhl für katholische Missionswissenschaft errichtet, dem sich im Herbst 1912 dank der lebhaften Weiterentwicklung der dortigen theologischen Fakultät

[1]) Vgl. K. Fries, Die christliche Studentenbewegung und ihre Bedeutung für die Mission. Allgemeine Missionszeitschrift 35 (1908), 313—31.

[2]) In Edinburg besteht bereits seit 1867 ein Missionslehrstuhl.

[3]) Ein 2. akademischer Missionsstudienkursus fand vom 13. bis 21. August 1913 in Benneckenstein statt, an dem 50 Studierende teilnahmen, darunter 7 Studentinnen. Außerdem werden alljährlich wie in den übrigen Ländern Sommerkonferenzen abgehalten.

der erste katholische Lehrstuhl für Religionswissenschaft anschließen konnte, ein großzügiges Eingehen auf die Forderungen der Zeit, das Münster in die erste Reihe der deutschen katholisch-theologischen Fakultäten führte. J. Schmidlin, der ungemein eifrige Vertreter der Missionswissenschaft[1]), konnte bei den kleinen ruhigen Verhältnissen der Münsterschen Universität gar bald einen akademischen Missionsverein ins Leben rufen (21. November 1910), dem bis heute weitere Vereine in Tübingen, Freising, Passau und Feiburg folgten. In der Halbjahrsschrift „Akademische Missionsblätter" schufen sie sich in diesem Jahre ihr eigenes Organ. Auch nach Oesterreich pflanzte sich die junge Bewegung fort. In St. Pölten, Graz, Brixen, Königgrätz und Weidenau bildeten sich akademische Missionsvereine, in Prag, Olmütz, Leitmeritz, Brünn, Budweis, St. Florian, Innsbruck kleinere Missionszirkel. Der Zusammenschluß all dieser Zweigvereine zu einem großen katholischen akademischen Missionsbund steht für nächste Zukunft zu erwarten. Die weitere Propaganda wird aus ihm nur reichste Nahrung schöpfen und es besteht begründete Hoffnung, daß auch die beiden nächsten Ziele ihrer Verwirklichung nahe kommen: stärkere Gewinnung der Nichttheologen unserer Studentenwelt und Eroberung auch der großen Universitäten unserer Kulturzentren. Wohl stehen große Hindernisse entgegen, vor allem die Indifferenz und der positive Kampf gegen das Christentum, der gerade unsere akademische Jugend vielfach sich als Entfremdungsobjekt von der bisherigen Weltanschauung erwählt hat.

Indes sollte unserer deutschen akademischen Jugend nicht mehr die gleiche Begeisterungsfähigkeit für christliche Ideale innewohnen wie der missionsbegeisterten Jugend der beiden anderen germanischen Weltstaaten? Sollte sie für den ungeheueren bevorstehenden und begonnenen religiösen Wettkampf ein weniger warmes Interesse und mitfühlendes Herz haben? Sollte gerade die katholische akademische Jugend von heute an Interesse für die Lebensfragen ihrer Kirche in allen Weiten der bewohnten Erde, vornehmlich in dem fernen, für die Zukunft unserer Weltpolitik hoch bedeutsamen Osten oder in dem werdenden Neu-Deutschland unserer Kolonien sich von der evangelischen Jugend in einer Weise überflügeln lassen, die nie mehr könnte eingeholt werden? Wir vermögen es nicht zu glauben. Mit Stolz schaut die Kirche mehr denn je heute auf die Jugend; ihr begeisterungsfähiges Herz wird die Hoffnung nicht zuschanden machen. „Die Entscheidungsstunde für die nichtchristlichen Völker ist da. Tiefgehende Bewegungen auf nationalem, sozialem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiete erschüttern sie bis auf den Grund. Noch immer sind diese Völker bildsam. Sollen sie in christliche oder heidnische Formen gegossen werden? Ihr alter Glaube, ihr sittlicher Rückhalt, ihre sozialen Einrichtungen sind stark erschüttert und werden aufgegeben. Unser Glaube könnte die Leere ausfüllen; soll er es nicht tun? Auch für die christliche Kirche ist die Entscheidungsstunde gekommen. Wenn sie sich der gegenwärtigen kritischen Weltlage nicht gewachsen zeigt, indem sie es versäumt, ihre Schuldigkeit gegen die ganze Welt zu erfüllen, wird sie viel an ihrer Kraft auf dem Missionsfelde und in der Heimat einbüßen; sie wird vor allem ernstlich gehindert werden in der Erfüllung ihrer Aufgaben gegenüber der kommenden Generation. Nichts Geringeres steht auf dem Spiel als die Befähigung des Christentums als Weltreligion. Jetzt ist in der Tat die Entscheidungsstunde der christlichen Mission ... Was uns in dieser Stunde nottut, ist ein tiefes Gefühl für die Dringlichkeit des gegenwärtigen Augenblicks und ein klarer Blick in die Verhältnisse, wie sie sind. Türen tun sich auf und schließen sich wieder. Die Zeit eilt!"[2])

Mögen diese tiefernsten, die weltgeschichtliche Bedeutung der Mission zeichnenden Worte eines edlen Protestanten, des Generalsekretärs des Christlichen Studenten-Weltbundes, ihre Wirkung auch auf die katholischen Akademiker nicht verfehlen.

[1]) Ihm danken wir vor allem die Gründung der trefflichen „Zeitschrift für katholische Missionswissenschaft" (1910), die sich seitdem neben den beiden protestantischen Organen (Allgemeine Missionsschrift [1874 begründet] und International Review of Missions [im Anschluß an die Welt-Missions-Konferenz in Edinburg (1910) begründet 1912]) eine führende Stelle erworben hat.

[2]) J. R. Mott, Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Basel 1912, S. 217 f. Vgl. auch den Aufruf der Konferenz für Mohammedanermission in Bethel vom 6. August 1913, Allgemeine Missionszeitschrift 40 (1913) 519—24.

Die 12. ungarische Katholikenversammlung.

Von P. Paul Schrotty, Gyöngyös, Ungarn.

Den 9., 10. und 11. November fand in Budapest die diesjährige Versammlung der ungarischen Katholiken statt. Der Monat November ist kein Kongreßmonat. Da aber Ungarn ein Agrarstaat ist, so muß auf die dadurch bedingten Umstände Rücksicht genommen werden. Die Zahl der Teilnehmer wird so bedeutend erhöht. Das Jubiläumsjahr verlieh der Tagung einen besonderen Glanz. Die Versammlung stand ganz im Zeichen des Konstantinjubiläums. Der hochwürdigste Episkopat war in voller Zahl erschienen. Der Grundton war auf frohe Zuversicht gestimmt. Das Siegesmotiv klang verschieden variiert durch sämtliche Reden. Die Gesamttendenz der Tagung ging unverkennbar dahin, durch starkes, ernstes Betonen der in der Kirche, welche vor 16 Jahrhunderten über Zeit und Menschen triumphierte, enthaltenen Werte der Gegenwart ins Gedächtnis zu rufen, daß wir die Kirche und ihre unvergänglichen Güter auch im 20. Jahrhundert nicht entbehren können. Das dürften sich ganz besonders jene Katholiken merken, die auch heute noch ungestört die Ruhe genießen wollen. Ihre Zahl ist besonders in Ungarn groß.

Vor zwei Jahren hatte ich in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, wie schwer die Intelligenz zum großen Teil für katholische Arbeiten zu gewinnen ist, mit wie hochgradiger Interesselosigkeit sie vorübergeht nicht nur an den spezifischen katholischen Bewegungen, sondern auch an allen jenen Bestrebungen, die sich irgendwie dem Katholizismus gegenüber tolerant und gerecht zeigen. Die Zustände haben sich leider nicht gebessert, im Gegenteil, es ist auf manchen Gebieten, auf denen reges Leben geherrscht, eine bedauernswerte Stagnation eingetreten, worüber sich auch die Führer der Katholiken beklagen. Auch die diesjährige Katholikenversammlung konnte nicht die Augen schließen vor jener traurigen Tatsache, daß der Riesenaufwand an Arbeit, Aufopferung und Begeisterung zu dem bis dato erzielten Erfolge in keinem oder nur sehr ungleichem Verhältnisse steht.

Der tiefste Grund hierfür ist zum größten Teil entschieden außerhalb des Katholizismus zu suchen. Wir haben allerdings die Hand an den Pflug gelegt mit männlicher Kraft, energisch und fest, aber — es soll kein Tadel sein — erst in elfter Stunde. Trotz der mit Anspannung aller Kräfte aufs intensivste betriebenen Gegenaktion von seiten des katholischen Volksvereins schreitet das liberal-freimaurerische Judentum in festgeschlossenen Reihen mit ungebrochener Kraft vorwärts und hat, namentlich auf dem Gebiete der Presse, Tag für Tag neue nennenswerte Erfolge zu buchen.

Indes würde diese tausendköpfige Hydra leichter besiegt werden können, wenn innerhalb des Katholizismus mehr Einheit herrschte, gegenseitiges Verständnis mehr an Terrain gewänne und auf der Basis echt christlicher Liebe ruhendes, von wahrer Hochschätzung getragenes Vertrauen einander entgegengebracht würde. Wenn irgendwo, sagte in der Eröffnungsrede mit schwer verhaltener Bitterkeit Graf Zichy, der erste Präsident der Katholikenversammlung, der in letzter Zeit selber im Kreuzfeuer leidenschaftlichster Angriffe gestanden, so ist es in Ungarn schwer, katholisch in des Wortes gesellschaftlicher Bedeutung zu sein. Die Schwierigkeiten bestehen nicht im Kampfe mit den Hindernissen, die sich vor dem positiv schaffen Wollenden auftürmen, sondern darin, daß wir gezwungen sind, wenn wir anders verstanden werden wollen, die verschlungenen Pfade der Gegensätze aufzusuchen und auf den gefährlichen Wegen sich scharf gegenüberstehender extremer Richtungen zu wandeln. Der eine Teil der ungarischen Katholiken besteht aus grundfrommen, aufrichtig gesinnten Menschen, in denen das Feuer voller Begeisterung flammt, die zu jedem Opfer bereit, in der Wahl der Mittel und Wege aber nicht immer vom Glück begünstigt sind. Der andere Teil hingegen besteht aus indifferenten, aber auch sehr indifferenten Elementen. Und doch sind die ernst und ruhig Denkenden, die mit sicherer Hand Schaffenden, alle Verhältnisse des Lebens vom richtigen Standpunkte Würdigenden unter denjenigen zu suchen, welche zwischen beiden Extremen die goldene Mitte einhalten. Deshalb sprach der um die katholische Sache hochverdiente Präsident von einem Zusammenstimmen der disharmonischen Elemente. Nirgendwo auf dem ganzen Erdenrund, ganz besonders in Ungarn nicht, dürfen sich die Katholiken den Luxus des Getrenntmarschierens erlauben. Alle Kräfte, die in und um uns noch schlummern, müssen geweckt und unter einer Fahne gegen den gemeinsamen großen Feind, den modernen Unglauben ins Feld geführt werden.

Die illustre Schar der Katholikentagredner kam ihm bereitwilligst zu Hilfe. Jeder trug sein gut Teil bei, um dieses herrliche Programm verwirklichen zu helfen und in Zukunft zwischen Arbeit und Erfolg ein normales Verhältnis zu schaffen. Es war etwas Einzigartiges, zu sehen, wie der von echt katholischem Fühlen und Denken getragene feurige Redestrom nach Verwirklichung dieses Gedankens strebender Bischöfe und gewesener Minister über die tausendköpfige Menge, elementare Begeisterung auslösend, alle mit sich fortreißend, hinwegflutete. Stolze Freude wird die Brust jeden Teilnehmers schwellen, wenn er an die Rede denkt, die der gewesene Minister Graf Apponyi über das zeitgemäße Thema: „Christentum und Gebildete" gehalten. An philosophischer Tiefe und Geschlossenheit imponierend, an theologischer Belesenheit, Schulung und Präzision bewunderungswert, an Darstellung, sprachlicher Eleganz und Feinheit dem Schönsten auf diesem Gebiete würdig sich anschließend, ist die Rede ein Kredo, wie es großartiger, gewaltiger in neuester Zeit von den Lippen eines Staatsmannes nicht erklungen. Nicht minder beachtenswert nach Form und Inhalt war auch dieses Mal die Rede des hohepriesterlichen Apologeten, Bischof Prohászka von Stuhlweißenburg. Er beantwortete in seiner genialen Weise die Frage: „Warum haben wir die Kirche auch heute noch nötig?" Nichts vermag sie zu ersetzen, nichts außer ihr das Sehnen und Wünschen der Herzen und Seelen erfüllen und stillen. Mit einigen prägnanten Sätzen wies er auch energisch die ungerechtfertigte Anklage auf Modernismus von sich ab, die gegen ihn von seiten der auch in Ungarn vorhandenen Modernistenriecher in jüngster Zeit erhoben wurde.

Die glänzenden Reden dürfen uns jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß wir den Vertiefungsarbeiten nach innen nicht jene Bedeutung zugemessen, die ihnen zukommt. Wollen wir den oben ausgesprochenen Gedanken realisieren, so ist es unumgänglich notwendig, daß wir in Zukunft unser Augenmerk mit viel mehr Energie und Ausdauer, als es bisher geschehen, auf die überaus schwierige, aber für den Erfolg ungemein wichtige Kleinarbeit gerichtet halten. Die Begeisterung, die auf den Katholikenversammlungen ausgelöst wird, muß sich auswirken können in Vereinen, Kartellen, Verbindungen, Patronagen usw., die auf fester Basis ruhen und durch stramme Disziplin zusammengehalten werden. Genauer abgegrenzte Arbeitsteilung! sollte die Parole in Zukunft lauten. Mehr soziale Schulung tut uns not! Die Geistlichkeit sollte unbedingt mehr Interesse hegen für Gewerkschaftsfragen und die Fürsorge der schulentlassenen Jugend. Allzuklein ist noch die Zahl der Dienstboten-, Mütter-, Hausfrauenvereine, Mädchen- und Frauenschutzvereine usw. Auch müßte dem Gedanken der modernen Hausseelsorge viel mehr Sympathie entgegengebracht werden.

Das stolze Wort: „Wir sind gewachsen", das jedesmal, so oft es auf deutschen Katholikenversammlungen ausgesprochen wurde, zündend auf die Herzen fiel und sie zu neuem Wagen entflammte, wir konnten es nie ganz bewußt, triumphierend in die Festhalle hineinrufen. Vielleicht ist die 12. Katholikenversammlung die zwölfte Stunde, in der uns Kraft und Hilfe wird von oben.

Sendung.

Gott küssle mich: „Geh und komm wieder, Kind.
Es liegt bereit dein Faltenkleid von Erde.
Du weisst es wohl, du bist dort unten blind,
Und alle deine Tage sind Beschwerde.

Die Nacht ist dein. Es führt der Schlaf dich lind
Durch dunkle Tore heim zu meinem Herde.
Vergiss es nicht, wo deine Ziele sind.
Es gibt nur einen Weg, und der heisst: Werde!"

Von deinem Antlitz, Gott, bin ich verbannt.
Ich aber will nach deinem Willen leben.
Denn wo ich gehe, folgt mir deine Hand.

Ich will dein Licht den dunklen Brüdern geben.
Und welche so in mir dein Bild erkannt,
Wirst du mit mir in deine Klarheit heben.

Ilse Franke.

Bayerns Frauen an der Arbeit.

Von Helene Riesch, München.

In den ereignisreichen Festtagen, an welchen Bayern seinem König und seiner Königin huldigte, traten auch die katholischen Frauen Bayerns zusammen zu einer Huldigung der Tat. So könnte man die erste Generalversammlung des Bayerischen Landesverbandes des Katholischen Frauenbundes nennen, die am 13. und 14. November in München tagte.

Der Katholische Frauenbund ist in Bayern bodenständig geworden: der Bayerische Landesverband hat jene Kräfte ausgelöst, die von Heimatliebe getragen für die Heimat schaffen wollen im Anschluß an die große Bewegung der katholischen Frau. Daher das Anwachsen der Zweigvereine von 30 auf 60 in der knappen Zeitspanne eines Jahres. Daher die Inangriffnahme aller Bildungs- und Arbeitsgebiete, die den lokalen Bedürfnissen entsprachen: Auskunftsstellen, Rechtsschutz, Berufsberatung, Vorträge auf religiösen, wissenschaftlichen und praktischen Gebieten — sozial-caritative Schulung, Zyklen über Themen der Philosophie, Literatur, Musik, Kunst, Geschichte, Religionswissenschaft usw., Koch-, Näh- und Flickkurse — Mitarbeit am Preßverein, an Bibliotheken, Lesestuben, Horten, Standesvereinen, Brockenhaussammlungen, Waisenpflege, Fürsorge, Nachhilfe in Kinderkatechese usw. Daher die rege Verbindung mit der Landeszentrale, die einen Einlauf von 2200 Nummern aufweist, dem ein Auslauf von 4387 Nummern gegenübersteht; außerdem 4034 Auskünfte der Berufsberatungsstelle. Die Summe von 555 Vorträgen und Veranstaltungen in den einzelnen Zweigvereinen ist nur eine der vielen Zahlen, die im Rechenschaftsberichte in nüchterner Aufzählung von der lebendigen Kleinarbeit zeugten.

Daß diesem Wirken die Anerkennung des gesamten bayerischen Episkopats zuteil wird, bewiesen die ermutigenden Worte, die Seine Exzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. v. Bettinger nach der erhebenden Rede des hochwürdigen Herrn Universitätsprofessors Dr. Swoboda über den Lebensquell katholischer Frauenwirksamkeit an die erste Abendversammlung richtete: die anläßlich der Landeshuldigung hier anwesenden bayerischen Bischöfe hätten ihn beauftragt, den Frauenbund ihrer wärmsten Sympathie zu versichern und ihm die besten Glückwünsche für eine weitere segensreiche Tätigkeit zu übermitteln; das Gebet der Oberhirten werde den Verein allezeit begleiten.

Das eindrucksvollste Erlebnis der Generalversammlung war ein Einblick in die sozialen Verhältnisse der Frau auf dem Lande, wie sie Frau Gräfin Spreti, geb. Gräfin Yrsch, mit erschütternder Realistik schilderte. Mit einer von Hilfsbereitschaft getragenen Liebe wies sie die Wege, die zum Herzen der Frau auf dem Lande führen, und trat warm für die Landbevölkerung ein, die, bedrängt von der modernen Kultur, dieselbe nicht versteht und der Aufklärung dringend bedarf über ihre wirtschaftlichen und ihre mütterlichen Pflichten — auch über ihre Pflichten gegen die erwachsenen Töchter und die Dienstboten, die sie unwissend großen Gefahren preisgibt. (Der inhaltlich und formell vollendete Vortrag wird auf vielfachen Wunsch im Druck erscheinen.)

Diesem für Bayern so wichtigen Gebiete sozialer Frauenwirksamkeit wandten die Mitglieder des Königlichen Hauses JJ. KK. HH. Prinzessin Therese, Prinzessin Ludwig Ferdinand, Prinzessin Adelgunde und Prinzessin Klara ihr ganz besonderes Interesse zu. Auch J. K. H. Prinzessin Arnulf beehrte die Generalversammlung durch wiederholten Besuch und nahm an dem Vortrag teil über das Thema „Interesse der katholischen Frau an der Zukunft des bayerischen Schulwesens". Der Redner, Pfarrer Werthmann, Landessekretär der Organisation der Katholiken Deutschlands zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung, führte aus, wie die Schule, die ja in Beziehung zur Totalität des Menschenlebens steht, der Sonne alles Lebens, Gottes, bedürfe, und daß die christliche Frau sich das Recht auf Bestimmung des Geistes, in welchem die Kinder erzogen werden, nicht nehmen lassen könne.

Die Stimmung, welche den Grundton der Generalversammlung bildete, fand ihren Ausdruck in der Königsfeier, einer begeisterten Huldigung in Lied und Wort. Die Dichterseele und die zur vollen, mittragenden Verantwortung gereifte Frauenseele Hedwig Dransfelds wußte all das zu schildern, was die Frau dem Vaterland verdankt und was sie ihm zu geben hat, und so war sie in dieser Stunde Führerin in des Wortes tiefster Bedeutung. Feinsinnig, mit historischer Treue und patriotischem Feuer zeichnete Professor Sepp die große Vergangenheit und

die beglückende Gegenwart, die alle Bayernherzen in heller Freude schlagen macht. Solchen Kundgebungen vaterländischer Gesinnung entspringt der Opfermut im täglichen Kleinkampf gegen die zerstörenden Tendenzen, die über die geheiligte Schwelle des Familienlebens auch an die Frau herantreten unter der Maske wirtschaftlicher Vorteile. Um für die katholische Frau ein Gegengewicht zu schaffen, hatte ein Vortrag von Geheimrat Dr. Rose über die deutsche Volksversicherung A.-G. den Anschluß des Bayerischen Landesverbandes des Katholischen Frauenbundes an dieselbe zum Ergebnis.

Dem stillen Wirken des Laienapostolatsgedankens, der immer weitere Kreise beseelt, und den der hochwürdigste Herr Abt Danner in einem Vortrag ausführte, entsprach der bescheiden zurückhaltende Ton, in welchem dieses neue Gebiet der Frauenarbeit behandelt wurde, eine „unvergeßliche Feierstunde" für alle jene, die sie erleben durften.

Dieser doppelten Arbeit im Dienste von Vaterland und Kirche galt das durch den Kardinalstaatssekretär Merry del Val übermittelte Telegramm des Heiligen Vaters, welches die Vorsitzende des Bayerischen Landesverbandes des Katholischen Frauenbundes Frau Hofrat Ammann in tiefer Ergriffenheit verlas und das nach dem Segen für die Präsidentin und die Mitglieder des Katholischen Frauenbundes im Königreich Bayern mit den Worten schloß: „Seine Heiligkeit bitten Gott den Herrn, daß er die Tätigkeit (des Katholischen Frauenbundes) zu einem heiligen Apostolat für das Wohl der Kirche und der Gesellschaft gestalten möge."

Ein Vorschlag zum Wohnungsproblem.

Von Oberlehrer P. Sommers, Münster i. W.

Die eminente Bedeutung des Wohnungsproblems, insbesondere die sittliche Seite dieser Frage wird von tiefer Denkenden mehr und mehr erkannt. Blätter, wie die „Allgemeine Rundschau" und der „Volkswart" haben der Oeffentlichkeit schon seit Jahren Warnsignale gegeben. Im Lichte der Münchener Konferenz für studentisches Wohnungswesen im Mai dieses Jahres muß es auch denen wie Schuppen von den Augen gefallen sein, die bislang in Unkenntnis oder falschem Optimismus über die tatsächlichen Zustände hinweg geträumt hatten. Unter den jungen Leuten aus anderen Ständen sieht es vielfach nicht besser aus. Auch die Behörden beginnen — leider erst spät — der Frage ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Aber während sie bisher aus dem Stadium der Erhebungen und Erörterungen noch nicht herausgetreten sind, haben freiwillige Kräfte an verschiedenen gefährdeten Stellen die Abwehrarbeit bereits herzhaft in die Hand genommen.

Eine Reform, die zum Ziele führen soll, hat selbstverständlich beide Parteien, Mieter und Vermieter, ins Auge zu fassen, vor allem aber die Vermieter; denn in Vermieterkreisen darf man sich für Reformversuche noch am ehesten Erfolg versprechen. Die Gründe liegen nahe. Der Vermieter gehört dem reiferen Alter an, während der Mieter im Leichtsinn der Jugend die Tragweite seines Handelns vielfach nicht übersieht. Der Vermieter ist der erste Leidtragende, wenn einmal die sittlichen Schäden im Wohnungswesen irgendwo tiefere Wurzeln schlagen. Der Vermieter bleibt meistens dauernd am Platze, während der Mieter von einer Stadt zur anderen zieht. Der Vermieter ist auch schließlich der einzige, der für Ordnung und Sitte in seinem Hause einstehen kann, während ohne seine Hilfe die besten Versuche im Sande verlaufen. Auf den Vermieter einzuwirken, den Einfluß der Gutgesinnten unter ihnen zu stärken, die Schwankenden zu stützen, den Schamlosen Schranken zu setzen, muß daher vor allem das Ziel der Reformtätigkeit auf diesem Gebiete sein. Der einfachste Weg zu diesem Ziel — vielleicht der einzige, der dauernd Erfolg verspricht — heißt: Zusammenschluß der Vermieter. Aber wie ihn erreichen?

Die natürliche Grundlage einer Vermieterorganisation ist eine Wohnungsliste, in die nur diejenigen aufgenommen werden, die sich der Oeffentlichkeit gegenüber durch eigenhändige Unterschrift verpflichten, in den von ihnen vermieteten Räumen keinerlei gegen die Sittlichkeit verstoßenden Unfug zu dulden. Damit alle, die guten Willens sind, Gelegenheit haben, dem Unternehmen beizutreten, und damit das Vorgehen zugleich den Charakter einer öffentlichen Aktion erhält, darf die Aufstellung der Liste nicht unter der Hand vor sich gehen. Ein öffentlicher Werberuf, in dem die Vermieter in klarer und eindrucksvoller Form darüber aufgeklärt werden, welche Gefahren ihnen drohen, und welche Güter zu verteidigen sind, ist hier wohl das beste Mittel zum Zweck.

Allerdings erregt alles Neue zunächst Bedenken. Das ist besonders dann der Fall, wenn es gilt, für sittliche Interessen in der Oeffentlichkeit mit Bekenntnismut einzutreten. Daher ist es unbedingt notwendig, ein Komitee von sozialdenkenden Herren und Damen zu bilden, die durch das Ansehen ihres Namens und ihrer Stellung dem Aufruf die nötige Durchschlagskraft verleihen. Wo frühzeitig mit der Arbeit begonnen wird — und man verhehle sich nicht, daß heutzutage Mißstände überall dort zu befürchten sind, wo Universitäten, Militär, Beamtenkonzentration oder Handelsunternehmungen eine größere Ansammlung junger Leute veranlassen — und geschickte Hände die Vorarbeit leiten, da wird der Erfolg nicht ausbleiben. In Münster i. W., wo dieser Weg auf Anregung des Verfassers beschritten wurde, erklärten sofort rund tausend Vermieter mit verständnisvoller Bereitwilligkeit ihren Beitritt, und zwar waren es gerade die besten und angesehensten, die die Bedeutung der Sache zuerst erfaßten und sich zuerst zum Beitritt meldeten. Auch von seiten der Mieter, besonders der Vereine und Korporationen gingen dem Komitee zahlreiche Sympathiekundgebungen zu, und eine Versammlung der sozialstudentischen Zentrale „begrüßte" in einer Resolution „auf das lebhafteste die in Münster herausgegebene Wohnungsliste als einen ersten bedeutsamen Schritt der Inangriffnahme der studentischen Wohnungsreform überhaupt". Daß es sich übrigens bei der Wohnungsreform nicht um eine Angelegenheit handelt, die nur Studenten betrifft, daß vielmehr der Militär-, der Kaufmanns- und Beamtenstand ebenso in Frage kommen, versteht sich von selbst.

Obwohl schon die Existenz einer solchen Wohnungsliste einen nicht zu unterschätzenden Faktor in der öffentlichen Meinung bildet, so darf sich die Reformarbeit doch mit diesem Schritte nicht begnügen. In gelegentlichen Versammlungen oder Bezirkskonferenzen, durch Zeitungsartikel und Flugblätter muß dem Vermieter alles das nahegebracht werden, was ihn zum Festhalten an den alten sittlichen Grundsätzen ermuntern und vor Gleichgültigkeit und Nachgiebigkeit bewahren kann. Eine innere Reorganisation ist nur erreichbar auf dem Boden einer wenigstens losen Organisation durch die Mittel der Aufklärung und Ueberzeugung. Der Vorstand einer solchen Organisation bildet zugleich eine natürliche Beratungsstelle für den Vermieter, die in den oft schwierigen und verwickelten Verhältnissen, die das Mietswesen naturgemäß mit sich bringt, nicht nur wünschenswert, sondern notwendig ist. Auch der wirtschaftlichen und gesundheitlichen Seite des Wohnungsproblems kann man auf diesem Wege am einfachsten und natürlichsten beikommen. Tritt man mit diesen Fragen programmäßig an die Vermieter heran, so läuft man Gefahr, auf Mißverständnisse zu stoßen. Durch vorsichtige und rücksichtsvolle Erziehungsarbeit dagegen wird es gelingen, dem Vermieter auch für diese Seite des Wohnungsproblems Verständnis beizubringen, zumal sich ja durch die einfachsten Mittel und ohne besondere Unkosten auf diesem Gebiete oft schon viel erreichen läßt.

Den Behörden aber, die die amtliche Pflicht haben, der Wohnungsfrage die größte Sorgfalt zu widmen, bleibt ein unbegrenzter Spielraum für die Entfaltung ihrer Machtmittel gewahrt. Würde z. B. die vielerörterte Idee durchgeführt, daß den Vermietern in Fällen grober Verstöße in sittlicher Beziehung die Konzession auf polizeilichem Wege entzogen werden könnte, so wäre das ja eine direkte Unterstützung und gesetzliche Stärkung des Organisationsgedankens. Anderseits würde der Opposition, die in letzter Zeit unter der Flagge der akademischen Freiheit aufgetreten ist, der Boden entzogen. Denn eine soziale Bewegung, die das Ziel ins Auge gefaßt hat, aus dem Schoße der Vermieter selbst heraus eine Reorganisation im Wohnungswesen anzubahnen, hat doch mit der akademischen Freiheit, auch nicht einmal dem Scheine nach, etwas zu tun, fordert vielmehr alle Edeldenkenden zur Mitarbeit heraus.

Eine bedeutsame bischöfliche Kundgebung über die Pflege der kirchlichen Kunst.

Von Joseph Kreitmaier, S. J.

Im oberhirtlichen Verordnungsblatt der Diözese Regensburg vom 12. November findet sich ein Erlaß des hochwürdigsten Herrn Bischofs Antonius von Henle an den Klerus der Diözese, der auch in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde starken und frohen Widerhall finden muß.

Ausgehend von der Notwendigkeit, die christliche Kunst vergangener Epochen kennen zu lernen, empfiehlt der Bischof vor allem das nach Kreisen bzw. Bezirksämtern geordnete Inventarisationswerk bayerischer Kunstdenkmäler wie auch die vom K. Generalkonservatorium veranstalteten Instruktionskurse.

Wichtiger aber noch als das Verständnis der alten christlichen Kunst erscheint dem hohen Verfasser die Förderung der christlichen Kunst der Gegenwart. Es ist ja auch in der Tat niemand mehr zu dieser Förderung berufen als der Klerus, schon allein durch die Aufträge, die er zu vergeben hat. Man kommt aber leider an der Tatsache nicht vorbei, daß alljährlich viele Tausende von Mark statt der wahren und echten Kunst einer religiösen Pseudokunst zugute kommen, die in Kunstfragen weniger bewanderte Auftraggeber sich von geschäftigen Agenten aufreden lassen. Das kann nur besser werden, wenn, wie der hochwürdigste Herr mit Recht bemerkt, der Klerus weiß, was zu einem wahren religiös-kirchlichen Kunstwerk gehört.

Erforderlich sei vor allem die Vollkommenheit der äußeren Darstellung. Darum müsse auf die künstlerische Ausführung ein recht hohes Gewicht gelegt werden und man solle grundsätzlich nicht zu geringwertigen Produkten greifen. Lieber möge man warten, bis die Mittel vorhanden seien. Gerade der letztere Punkt scheint uns sehr beherzigenswert. Unsere schnellebige Zeit will aber mit allem gleich fertig sein. Warum denn? Auch hier geht das Notwendige dem Nützlichen voran. Also zuerst möge der Rohbau mit dem nötigen Verputz an die Reihe kommen. Die bildnerische Ausstattung kann ganz allmählich erfolgen. Selbst der Ausbau des Turmes ist von keiner Dringlichkeit. Ist es nicht viel besser, wenn die Vollendung einer Kirche nach innen und außen dreißig Jahre in Anspruch nimmt, als wenn nach zwei bis drei Jahren alles fix und fertig ist, aber in ganz unkünstlerischer Qualität? Auch der Opfersinn des Volkes wird durch ein langsameres Tempo nicht gar so empfindlich in Anspruch genommen.

Die erste und fundamentalste Forderung sei jedoch die des religiösen Geistes, die natürlich beim Maler anders laute als beim Architekten und Bildhauer. Man könnte vielleicht noch hinzufügen: anders beim Glas- und Monumentalmaler als beim Tafelmaler, da der erstere mehr dekorative Zwecke verfolgt und mehr indirekt auf die Erbauung zu wirken hat. Wer nun die religiöse Kunst unserer Zeit aufmerksam verfolgt hat, wird leider zugeben müssen, daß technische Vollendung und religiöser Geist durchaus nicht immer gleichen Schritt halten. Bei vielen dieser oft so sehr gepriesenen Bilder fühlen wir instinktiv, daß sie aus einem ganz anderen Geiste geboren sind, als aus dem christlichen. Freilich darf anderseits das Religiöse nicht mit dem Süßlichen, Sentimentalen, Charakterlosen verwechselt werden. Unser Volk ist leider in dieser Beziehung durch die landläufige Fabrikkunst arg verzogen.

Eine weitere Forderung ist die der liturgischen Korrektheit. Hier ist für eine Beeinflussung der Künstler von seiten des Klerus das weiteste Feld offen. Ein Raffael hätte seine Disputa und seine Schule von Athen gewiß nicht malen können, wenn ihm die Ideen nicht von philosophisch und theologisch geschulten Männern geboten worden wären. Die Künstler sind auch stets für Winke solcher Art dankbar. In künstlerisch-technischen Fragen dagegen soll jede Beeinflussung fern gehalten werden. Gar manche Werke sind so schon verpfuscht worden.

Und nun kommt der hochwürdigste Herr zum praktischen Teil seiner Ausführungen, die so kostbare Anregungen bieten, daß wir hundertfältige Frucht erhoffen — nicht nur für die Diözese Regensburg. „Was helfen die besten Grundsätze, wenn man nicht weiß, wie und durch wen sie durchgeführt werden können und ob etwa Vorbilder vorhanden sind, an die man sich bei der Durchführung halten kann? Es gehört also unbedingt dazu, daß man einigermaßen einen Ueberblick über die Leistungen der gegenwärtigen religiösen Kunst . . . über die Künstler und Werkstätten und deren Eigenart habe."

Diese Erwägungen haben den hochwürdigsten Herrn Bischof zur Gründung eines Diözesanarchivs für die neuere christliche Kunst bewogen. Man kann sich bei der Einfachheit dieser Folgerung nur darüber wundern, daß sie nicht schon längst gezogen wurde, und darf die freudige Erwartung hegen, daß sie nun auch in allen Diözesen gezogen wird.

Der Plan ist folgender: Das Archiv soll drei Abteilungen umfassen:

1. Photographien von Werken der neueren christlichen Kunst, wenigstens der letzten Jahrzehnte.

2. Entwürfe, Pläne, Skizzen von neueren Kunstwerken der Diözese, womöglich farbig.

3. Religiöse Bilddruckwerke, vor allem auch Kommunionandenken, Andachtsbildchen, Sterbebildchen usw.

Das gesamte Material soll nach Gegenständen geordnet werden, so daß jeder rasch das Gesuchte finden kann. Der Sitz des Archivs soll das Klerikalseminar sein, damit bereits bei den Alumnen ein lebendiges Interesse und ein tieferes Verständnis für die neuere christliche Kunst geweckt werde. Natürlich würde das Archiv auch allen Priestern offen stehen.

Das ist wirklich ein ausgezeichneter Plan, der nur Segen stiften kann. Exzellenz von Henle hat sich durch diese Neugründung für sein 40jähriges Priesterjubiläum, das wir eben erst am 24. November feierten, ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das ebenso sehr dem für die Zierde des Gotteshauses eifernden Priester zur Ehre gereicht, wie dem hohen Förderer der Kunst.

Goyaus Geschichte des Kulturkampfes.

Bereits früher wurden in der „Allgemeinen Rundschau" die ersten beiden Bände besprochen.[1] Das Werk ist jetzt mit zwei weiteren Bänden abgeschlossen.[2] Wir zögern nicht, die Darstellung nach Inhalt und Form lebhaft zu loben und der ernstesten Beachtung der Gebildeten wärmstens zu empfehlen.

Der zweite Band führte die Geschichte des denkwürdigen Streites bis zur Untersuchung seiner Folgen. Da war kurz nachgewiesen, wie bedenklich die Gesetzgebung gewirkt hatte, und wie unhaltbar die kirchenpolitische Lage geworden war. Die Einleitung zum dritten Bande schildert die Voraussetzungen, unter welchen die beiden Mächte in die Friedensverhandlungen eintraten. Auf der einen Seite steht der verlegene Bismarck, welcher sich den mechanisch fortwirkenden Kulturkampfgesetzen nahezu ohnmächtig gegenüber sieht, auf der anderen Seite überschaut der eben erhobene Papst Leo XIII. klar den Friedensweg. Ueber den Zusammenhang zwischen Kirchenpolitik und auswärtiger Politik macht Goyau recht interessante Bemerkungen.

Der dritte Band verfolgt in vier Kapiteln die sehr schwierig sich gestaltenden, oft bedrohten und lange dauernden Verhandlungen bis zur Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Berlin. Der erste Abschnitt äußert sich über die ersten scheuen Versuche einer Annäherung, die im ganzen nicht mehr als mündliche und schriftliche, sehr höflich gefaßte Beteuerungen der Friedensabsichten waren, denen lange die entsprechenden Taten nicht folgten, wenigstens von Berlin aus nicht, wo zweifellos der Anfang gemacht werden mußte. Der Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst wird von Goyau gerade in dieser Hinsicht gebührend eingeschätzt. Der Leser verfolgt an der Hand des kundigen Führers die dürftigen Fortschritte der Friedensbemühungen. Man wird zur rechten Zeit stets an den passenden der beiden Hauptschauplätze geführt: Bald folgen wir den Parlamentsverhandlungen, bald lauschen wir bedeutsamen diplomatischen Zwiegesprächen. Ein starker Antrieb zu tatkräftigerer Verfolgung des Zieles war gegeben, als die Attentate viele und vor allem die höchsten Kreise mit schaurigem Ernste den Niedergang des Autoritätssinnes lehrten. Die parlamentarische Lage im Reichstage stand vor einer hochwichtigen Veränderung: Bismarck mußte mit dem bis dahin so heftig bekämpften Zentrum sich verbinden, um die neue Wirtschaftspolitik durchführen zu können. Es war immerhin wertvoll, daß der Kanzler sehen mußte, daß die Partei für positive Arbeit im Interesse des Reiches ganz wohl brauchbar war. Die Nationalliberalen, die sich in eine eigensinnige Kirchenpolitik verbissen hatten, erlitten im Landtage und im Reichsparlamente folgenschwere Niederlagen: der Kultusminister Falk nahm seinen Abschied, und die Liberalen waren aus der Mehrheit ausgeschaltet. Zwei große, dem Frieden entgegenstehende Hindernisse waren genommen.

Das zweite Kapitel ist vorwiegend parlamentarischen Verhandlungen gewidmet. Sie beschäftigten sich mit zwei Hauptpunkten: 1. Besetzung vakanter Pfarreien; 2. Schule. Hier wird der Leser hervorragend gefesselt durch die einsichtsvolle Behandlung, welche Windthorsts Tätigkeit erfährt. Hier rührt der Kulturkampfhistoriker an eine sehr schwierige, heikle Frage. Bismarck hatte einen neuen Plan: Er wollte ohne Rom und ohne Zentrum die Kulturkampfgesetze abbrechen. Rom machte nicht genug Zugeständnisse, die Partei war gegen die Verlängerung der Gültigkeit des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie. Das Ergebnis — dürftig genug und darum für die Dauer ungenügend — war: 1. Erlaubnis der Seelsorge in vakanten Pfarreien durch staatlich anerkannte Pfarrer. 2. Die Krankenpflegeorden dürfen sich ungehindert entwickeln und ihrer Tätigkeit hingeben (Juligesetz 1880).

In einem Exkurs im dritten Abschnitt behandelt Goyau die Entwicklung der Dinge in Baden und den für Preußen lehrreichen Friedensschluß. Die Bedeutung direkter Verhandlungen mit den kirchlichen Organen ward dadurch Bismarck wirkungsvoll vor Augen geführt. Das vierte Kapitel erzählt von den parlamentarischen Verhandlungen in den Jahren 1880—82, die mit dem Gesetze vom 31. Mai 1882, wodurch die Maigesetze eine zweite Milderung erfuhren, abschlossen. Das

[1] Vgl. „Allgemeine Rundschau" 1912. Nr. 3.

[2] Georges Goyau, Bismarck et l'Eglise. Le Culturkampf. 1878—1887. Bd. 3. XXX und 323 S. Bd. 4. 350 S. Paris, Perrin & Cie. Beide Bände 7 Frs.

Gesetz war von den Konservativen in Verbindung mit dem Zentrum geschaffen worden. Das nennenswerteste Ergebnis der gleichzeitig gepflogenen diplomatischen Verhandlungen war die Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft am Vatikan. Auch in diesem Teile der Ausführungen ist Gelegenheit gegeben, die zähe Festigkeit Windthorsts, der alles einsetzte für einen gesunden, dauerhaften Frieden, und die scharfsinnige, gewandte Diplomatie Leos XIII. in ihrer Meisterschaft zu bewundern.

Der vierte Band ist leichter zu lesen. Das fünfte Kapitel berichtet über den Karolinenstreit und seine wohltätige, jedoch nicht zu überschätzende Rückwirkung auf die diplomatischen Arbeiten für den Frieden. Der Schauplatz des Ringens um ein Einvernehmen wird zusehends mehr und mehr das diplomatische Feld, wenn auch die gleichzeitigen Landtagsverhandlungen, in denen Kardinal Kopp eine so segensreiche, wahrhaft staatsmännische Tätigkeit entfaltete, ebenfalls ihren hervorragenden Anteil am Enderfolge beanspruchen dürfen. Ein bedeutungsvoller, die Friedensliebe und den Weitblick Leos XIII. ehrender Schritt erfolgte am 25. April 1885, als der Papst an die Bischöfe die Weisung gab, die Namen der für unbesetzte Pfarreien in Betracht kommenden Pfarrer der Regierung zu übergeben. Mit großem Takte verbreitet sich Goyau über die delikate Septennatsfrage. Nachdem der Verfasser in dieser Weise im sechsten und siebten Kapitel über die beiden Revisionen der Maigesetze berichtet hat, würdigt er am Schlusse des siebten Kapitels das Errungene in einigen trefflichen Sätzen, aus denen recht klares Verständnis für die damalige Situation des Staates und der Kirche spricht. Hier, wie auch im Schlußkapitel zeigt der Darsteller in seinem Rückblick und Ausblick einen scharfen historischen Sinn, der vollendet die Kette langer Entwicklung bedeutsamer kirchenpolitischer Vorgänge von hoher Warte überschaut und dadurch gerade das Studium seines Werkes zu einem lehrreichen zu machen versteht. Der Anhang enthält die Kulturkampfgesetze. Die reiche Literatur ist gewissenhaft verzeichnet. Wir wünschen den vier Bänden eine freundliche Aufnahme bei den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“.

Dr. Edgar Fleig.

Modernste Literatur.

Von Dr. Hubert Rausse.

Man muß schon Superlative gebrauchen, um dieser neuesten Dichtkunst in etwa gerecht werden zu können. Im Maiheft der „Stimmen aus Maria Laach“ (S. 530—546) befaßt sich Jakob Overmanns mit dem Futurismus in der Literatur. Damals, es ist ein halbes Jahr seitdem vergangen, konnte er noch schreiben: „Nach deutscher futuristischer Literatur kann man in den größten Berliner Buchhandlungen vergebens fragen. Wenn man aber ganz weit hinausfährt, bis an die Südgrenze von Wilmersdorf, und da in einem der letzten Häuser zwischen See und Stadtpark die nötigen Treppen steigt und oben in einem mäßig großen Bücherschrank den Verlag A. R. Meyer entdeckt, — dann hat man auf sechzehn Seiten Kleinquart das einzige deutsche Buch mit futuristischen Dichtungen vor sich, mit übersetzten allerdings. Einiges andere steht in einer jungen Wochenschrift für Kultur und Künste, die sich „Der Sturm“ nennt.“

Damals war der literarische Futurismus noch auf Italien und Frankreich beschränkt geblieben, heute macht er mit jenem rapiden, Lärm erregenden Wachstum, das stets ein Zeichen baldigen Endes ist, auch in gewissen Kreisen der deutschen Dichtung von sich reden. Man wird sich mit einer Beurteilung beeilen müssen, weil solche Strömungen um so eher versickern, je lebhafter sie aufbrausen und zischen.

Damals tobte der Berliner „Sturm“ allein, in achtseitigem Zeitungsformat, verhältnismäßig harmlos, mehr theoretisierend als praktisch, mehr malerisch tätig als dichterisch. In München aber ist seitdem die Zweiwochenschrift „Revolution“ (in blutigroten Lettern) ausgebrochen. Neben ihr erscheint „Die neue Kunst“, von der man beabsichtigt (man kann in seinen Worten nicht vorsichtig genug sein), jährlich fünf Nummern herauszugeben. Vorläufig liegen von beiden Dokumenten der modernsten Literatur drei Nummern vor.

Ich habe absolut nicht vor, die Angelegenheit nur lächerlich zu nehmen. Man kann und mag sich auch mit dem Futurismus auseinandersetzen. Er hat, so wenig er uns verständlich erscheinen will, doch einen Gedanken zur Grundlage: Er will die Schönheit der Bewegung schildern. Marinetti, der italienische Begründer dieser ganzen Richtung, sagt in einem seiner Manifeste: „Wir erklären, daß der Glanz der Welt sich um eine neue Schönheit bereichert hat, um die Schönheit der Schnelligkeit. Ein Rennautomobil, dessen Wagenkasten mit großen Rohren bepackt sind, die Schlangen mit explosivem Atem gleichen, ein heulendes Automobil, das auf Kartätschen zu laufen scheint, ist schöner als der Sieg bei Samothrake.“ Und Rudolf Kurtz, der Herausgeber einiger Gedichte Marinettis und einer der theoretischen Führer des deutschen Futurismus, gibt dazu die Formulierung: „Der Futurismus ist stolz, eine zeitgemäße Erfindung zu sein. Es gilt die unfaßbare Allheit des Augenblicks zu spiegeln. Eine antiquierte Aesthetik bestand darauf, aus der geschlossenen Form die Fülle der Bewegung ahnen zu lassen — der Futurismus läßt aus der Vielfalt der Momente die geschlossene Form erraten.“ (Dreitausend Jahre Kunst ziehen sich lautlos in den Orkus zurück.)

Was hier von einem Führer verkündet wird, ist der krasseste Nihilismus. Marinetti rät denn auch, alle Museen zu verbrennen. Das Vergangene ist wertlos, jede Generation fängt wieder von neuem an, nur die Gegenwart hat Recht. Und die Zukunft? Großmütig wie diese Bewegungen, die meistens nur eine Gegenwart haben, nun mal sind, versprechen sie, der Zukunft dereinst ihre Rechte abzutreten. „Wohl wissen wir, daß die Mauer einstens bestehen wird. Dann, ich fordere euch jetzt schon auf, dann reißt sie ab, ihr, die ihr dann jünger seid! Wir treten dann ab, stillschweigend.“

Diesen so skizzierten Futurismus suchen nun die oben genannten Zeitschriften nach Deutschland zu übertragen. Rudolf Kurtz leitet auch „Die neue Kunst“ mit einem Aufsatz ein, der sich empört gegen alle Reife wendet. „Verlangsamter Blutumlauf gibt sich wilden heftigen Gebärden gegenüber als Reife aus. Sturmvolle Explosionen werden von der Erfahrung belächelt. Der verschimmelste Greis murmelt: Reif sein ist alles.“ Der Aufsatz bezeichnet es als den Wunsch des „Jungen Dichters“, der die Zeitschrift und ihre Richtung symbolisiert, als seinen höchst „aktiv vorwärts drängenden Wunsch, ruhestörenden Lärm zu verursachen“. Und im ersten Heft der „Revolution“ singt Johannes R. Becher im futuristischen Stil sein Freiheitslied: „Ich wittere Morgenluft, Sonnenluft. Auf! Granaten, zerplatzt! Kartätschen, Fanfarenhymnen steigt! Infernalisches Geschmetter! Vorwärts! Wir kommen. Dieser stählerne Vogel, der laut jubelnd der Morgensonne entgegenschießt, ist unser Bote, diese Granate, die hell durch die Luft pfeift, unser Gruß. Wir rücken an. Aus unseren Schilden, auf unseren Helmspitzen leuchtet auf, steil und flammend, der Triumph der neuen Zeit.“

Man sieht, es sind hier wie drüben die gleichen Anschauungen. Automobile und Aeroplane erscheinen dem Italiener wie seinen deutschen Nachahmern in gleicher Weise als die Symbole ihrer Dichtung. Und doch ist da ein großer Unterschied: Marinetti hatte doch eine Idee und er besitzt die Konsequenz, sie in kürzester Zeit ihrem völligen Ende entgegen zu malen und zu dichten. Was sich aber in diesen deutschen Zeitschriften produziert, ist (nur literarkritisch gesprochen) bis auf verschwindende Ausnahmen gänzlich unwichtige Imitation. Für Marinetti bedeutete die Maschine alles, ihm ist ihr Stampfen und Rollen und das Knattern der Propeller viel mehr, als das Lachen oder Weinen einer Frau und er verwirft deshalb ganz konsequent jegliche Erotik. Was sich aber in den deutschen Zeitschriften präsentiert, ist nichts anderes, als eine haltlose, gerade im Erotischen schwelgende Unreife. Diese Nachkommen decken ihre Schwäche und Unausgegorenheit mit dem Modewort Futurismus zu, den sie anscheinend gar nicht verstanden haben und von dem sie nur das Aeußere, Unfertige übernahmen. Es handelt sich in diesen deutschen Produkten absolut nicht um die Ausprägung und Vervollkommnung neuer ästhetischer Anschauungen, sondern nur um ein geschmackloses, zynisches Ausschreien radikaler und revolutionärer Ideen. Was die Nummer 1 der „Revolution“ (die mittlerweile beschlagnahmt ist) an Verhöhnung religiöser Gefühle, an Verspottung des Christentums, an sexuellen Gemeinheiten und Absurditäten sich leistet, überschreitet wirklich alle Grenzen. Mit Recht schlägt ein Eingesandt in der folgenden Nummer vor, die „Revolution“ „zu einer Pamphletfolge avancieren“ zu lassen. Sie ist es bereits und scheidet damit für mich, der dieser ganzen Bewegung in erster Linie ein literar-historisches Interesse entgegenbringt, aus.

In einigen lyrischen Sachen der „Neuen Kunst“ steckt unzweifelhaft Talent. Die Novellen aber sind auch hier von einer beispiellosen, unfähigen Schmutzigkeit. Man wagt gar nicht zu denken, daß es Dichter wie Kleist, Keller und Konrad Ferdinand Meyer gegeben hat. Diese Produkte sind in ihrer Art um kein Haar besser als die kitschigsten Durchschnitts-

erzählungen, nur daß sie moralisch schlechter sind. Und wo wäre denn da was Neues? Zola und seine Uebertreiber und all die deutschen Hypernaturalisten sind doch lange, lange ad acta gelegt, und die ewige Betonung und Hervorzerrung erotischer Gemeinheiten, die dazu noch dem Futurismus widerspricht, kann auch nicht gerade als eine Entdeckung der Neuzeit gepriesen werden.

Bleiben die theoretischen Abhandlungen, an ihrer Spitze der schon genannte „Ruhestörende Lärmartikel" von Kurtz, der vielleicht noch einmal ein erträglicher Satiriker wird. Er meint in der Einleitung zu Marinettis futuristischen Dichtungen, daß dessen überhaupt als Malerei kaum zu erkennendes futuristisches Porträt ihn „mit unbeirrbarer Sicherheit" wiedergebe, und er widmet der ganzen deutschen Bewegung die Worte: Wer den Bluff nicht feurig umwirbt, ist nicht zwanzig Jahre alt. Man fragt mit Recht: Ernst oder Satire? Weiter ist da ein Brief von Alfred Richard Meyer, der sich auch mit dem „Kampf seitens von Holz" (so wörtlich S. 85) gegen den Reim befaßt und diesen Dichter in den Himmel hebt. Das ist schließlich Sache des Geschmacks und der Reife des ästhetischen Urteils. Interessant ist aber in dem Aufsatz ein Zitat aus Raabe, das den ganzen Futurismus vorzüglich kritisiert: „Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glückes und unechter Schönheit." Neben Arno Holz stellen die Futuristen Alfred Kerr, den ein Aufsatz in der „Revolution" als den größten Deutschen seit Nietzsche kennzeichnet. Ein derartiges Verkennen aller Maßstäbe kann nur aus geistiger Enge erwachsen, und wo solche Größen voranleuchten, müssen die Nachtreter Zwerge sein.

Noch wenige ernste Worte: Auch unter diesen Leuten sind einige, müssen einige sein, die ihren Kopf noch nicht ganz verloren haben oder ihn bald wiederfinden werden. Und die könnten mir entgegenhalten: Was wollen Sie, gewiß ist vieles unreif, das wissen wir selbst. Aber haben nicht alle neuen Bewegungen sich so durchsetzen müssen und haben nicht alle ihre Kinderkrankheiten überstehen müssen? — Die Antwort wird sein: Nein, so nicht. Alle Revolutionen unserer Literatur, aus denen etwas wurde, haben trotz jugendlichen Drängens und Stürmens sofort Werte in sich geborgen und haben zum wenigsten Ideen gehabt, etwas faßbar Neues. Das einzige Neue ist hier die Unreife und der Stolz auf sie. Meint doch Kurtz, sie sei das triebkräftigste Ferment der Weltgeschichte. Möglich, daß bei der futuristischen Bewegung an sich noch etwas herauskommt. Bei diesen deutschen Nachahmungen läßt sich allerdings nichts davon merken.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der Verfasser betrachtet die Bewegung vom literar-historischen und -ästhetischen Standpunkt aus und streift daher die kulturelle Seite nur kurz. Allein auch er kommt schon zu einem vernichtenden Verdikt. Um so schärfer noch muß das Urteil vom Standpunkt der Moral und Kultur ausfallen. Was in den beiden Münchener Schriften an sittlichem Schmutz, an Zynismus und Verhöhnung christlicher Anschauungen geleistet wird, dürfte so leicht nicht wieder von einem bedruckten Papier erreicht werden. Es wurde bereits bemerkt, daß die erste Nummer der „Revolution" polizeilich beschlagnahmt wurde, und zwar auf Grund des § 184,1 St.-G.-B. Und doch wird dieselbe in der folgenden Nummer „limonadlich" genannt. Aus naheliegenden Gründen müssen wir es uns versagen, eine Probe von dieser „Limonade" zu geben, angedeutet sei nur, daß „Die neue Kunst" ihre Sujets zum Teil dem Milieu des niedersten Dirnen- und Zuhältertums entlehnt und die ekelhaftesten Details produziert. Einem anderen Kritikus ist die „Revolution" noch nicht „revolutionär" genug. „Zu viel Lyreskes; zu wenig Dolche, Schwerter, Fahnen. Wo bleibt der Impetus gegen das Seiende? Man fühlt: hinter diesen Zeilen stehen nicht Raubtiere, nicht Willentliche; sondern: zart-diffuse Egozentriker." Wieder ein anderer erblickt die Aufgabe der „Revolution" im „zersetzen, ohne aufzubauen", bezeichnet als Programm: „Kampf gegen Seiendes, für Keimendes. Gegen Kunstportiere, Kulturportiere, Avenariusse, Scharrelmänner, Obskuranten, Schwärzlinge, Hertlinge, Hohlwege, Panteutschisten, Stagnaten, Kastraten. Gegen literaturbehaftete Oberlehrer, „kunstsinnige" Kritiker, allgemeine Rundschauer". Die Polizei hat alle Ursache, diese neuen Preßerzeugnisse, die alle Anlagen aufweisen, den Ruhm Münchens als moderne „Kultur"stätte von neuem vor der Welt zu dokumentieren, scharf im Auge zu behalten, zumal ein Münchener Blatt („M. N. Nachr." Nr. 593) zu berichten weiß, die Zeitschrift „Die neue Kunst" habe mit der Direktion der Münchener Kammerspiele eine Reihe von Matineen und Abendvorstellungen abgeschlossen und die Veranstaltungen sollen sämtlich vor geladenen Gästen stattfinden. Das sagt schon genug.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Umschau von M. Rast.

Aus dem **Herderschen Verlage**, Freiburg i. Br., dessen Erzeugnissen auch der Weihnachtbüchermarkt der Nr. 47 der „Allgemeinen Rundschau" gewidmet war, ist noch nachzutragen: zwei Bände aus der von Professor Dr. Otto Hellinghaus herausgegebenen „Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten": 1. „Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—15." Mit zwölf Bildern. 8° XVIII u. 270 S., geb. ℳ 2.80 und ℳ 3.20. Den Memoirenberichten des Generals v. Klausewitz und des Obersten Graf Henckel v. Donnersmark folgen die des Breslauer Universitätsprofessors H. Steffens, des Generals v. Wolzogen, des Feldmarschalls Fürst v. Schwarzenberg, des Universitätsprofessors K. v. Raumer, des Generals Graf Neidhardt v. Gneisenau, des Generals Ludwig v. Reiche; 2. „Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland." Mit 12 Bildern. 8° X. u. 288 S., geb. ℳ 2.80 u. ℳ 3.20. Hier sind die Memoirenberichterstatter: die Adjutanten Grafen Ségur und Rapp, Ordonnanzoffizier G. v. Gourgaud, Oberst K. v. Klausewitz, Stabsoffizier Frhr. Roth v. Schreckenstein, „ein württembergischer Offizier", „zwei deutsche Offiziere", der Bergische Trompeter Karl Schlehl, der Regimentsarzt Dr. H. v. Roos, der hannoversche Büchsenjäger A. Fleck. — Diese aufs wärmste zu empfehlenden, hervorragend ausgestatteten zwei Bände sind der Anfang eines Serienunternehmens, dessen Memoirenliteratur Erzeugnisse religions-, staats- oder sittenfeindlichen Charakters grundsätzlich ausschließt; das aus umfangreicheren Werken wertlose Teile ausscheidet; das auch für die reifere Jugend beiderlei Geschlechtes bestimmt ist, um sie, nach Goethes Wort, in das Studium der Geschichte hinein zu locken. — Außerdem seien empfohlen: das soeben veröffentlichte ergreifende und spannende Buch „Auf den Trümmern Messinas. Sizilianische Erzählung" von Mario Barbera. Deutsche Bearbeitung von Coloman Schlesinger. Mit zwölf Bildern. 8° 306 S., geb. ℳ 4.—; Bernhard Kriers „Die Höflichkeit" 26.—29. Tausend. kl. 8° 232 S., geb. ℳ 1.80, und die unter „Vom Büchertisch" ausführlicher besprochene köstliche, auch pädagogisch gewichtige „Geschichte vom hölzernen Bengele, lustig und lehrreich für große und kleine Kinder." Nach C. Colloni, deutsch bearbeitet von Anton Grumann. Mit 77 Bildern. 8° XII u. 258 S., geb. ℳ 3.30.

Der Verlag **J. P. Bachem**, Köln a. Rh., bietet eine Reihe interessanter Veröffentlichungen. An die Spitze sei gestellt: „Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers" von Dr. Julius Bachem. 8° 195 S. ℳ 2.80. — Das in der „Allgemeinen Rundschau" bereits eingehend besprochene, dem Andenken Windthorsts gewidmete, außerordentlich fesselnde, auch lehrreiche Buch bildet eine Art autobiographischer Ergänzung zu desselben Verfassers „Losen Blättern aus meinem Leben" (Herder 1910). Höchst amüsant sind die in das Kapitel „Im preußischen Abgeordnetenhause" eingestreuten, von dem Zeichenstifte Janssens „ohne Unterschied der Partei" festgehaltenen Karikaturen. Kein Politiker, kein Freund unsers nationalen Volkslebens sollte sich diese markante Lektüre entgehen lassen. — Beim Rückblick auf unsere nationalen Jahrhundertfeiern sei nochmals das früher in der „Allgemeinen Rundschau" lebhaft empfohlene, reich mit Abbildungen, Karten und Skizzen versehene Prachtwerk des Generalleutnants z. D. Freiherrn v. Steinaecker genannt: „Kampf und Sieg vor hundert Jahren, Darstellung der Befreiungskriege 1813/15" (geb. ℳ 4.—).

Aus der Erzählliteratur seien nochmals die folgenden Werke aufgeführt, die sämtlich an anderer Stelle unserer Zeitschrift günstige, zum Teil sehr günstige Besprechung fanden oder finden: M. Herberts Gesellschaftsroman: „Die Kinder des Kilians" (geb. ℳ 4.—), Anna Freiin von Kranes Roman aus dem Mittelalter „Das Schweigen Christi" (geb. ℳ 6.—), Franziska Brams (L. v. Endeers) Bauernroman aus der Eifel „Der Zorn Gottes (geb. ℳ 5.—), E. v. Winterfeld-Warnows Roman „Die Blinde" (geb. ℳ 5.—); der große, zweiteilige historische Roman „Die letzten Römer" (geb. ℳ 8.—) von Th. Jeske-Choinski, Verfasser des bekannten historischen Romans „Eine Sonne im Erlöschen". — Zwei mit Recht bei Volk und Jugend hochbeliebte illustrierte Serienveröffentlichungen haben in diesem Jahre mehrfache Bereicherung erhalten, auf die wir später in der Rubrik „Vom Büchertisch" zurückkommen werden: I. „Aus allen Zeiten und Ländern", eine (vortrefflich ausgestattete) Sammlung von Volks- und Jugendschriften mit historischem und kulturgeschichtlichem Hintergrund à Band geb. ℳ 3.— Band 15: „Das Tal der Geächteten. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der letzten Zeit der Stuarts" von Gerhard Hennes; Bd. 16: „Die Sansculotten im Bergischen Lande. Erzählung aus der Zeit des ersten Koalitionskrieges gegen die französische Republik" von Ad. Jos. Cüppers; Bd. 17: „Unter den Fahnen des Hohenzollernschen Füselier-Reg. Nr. 40 im Kriege 1870/71. Selbsterlebtes" von H. Freiherrn v. Steinaecker. II. „Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen." Neue, gediegene Unterhaltungsbücher à Band geb. ℳ 1.20. Bd. 5a: „Das Volk steht auf! Aus der Kriegsgeschichte 1813—1815", erzählt von Gerhard Hennes; Bd. 6a: „Ein verhängnisvoller Feind und andere Erzählungen" von M. v. Schultze; Bd. 6 I: „Slawische Volksmärchen. Für Volk und Jugend bearbeitet" von Georg Strecker; Bd. 6 II: „Familie Schwammerling. Die bösen Buben. Zwei Märchen" von Anna Freiin von Krane.

Zum Schluß sei noch erinnert an Alice Freiin von Gaundys prächtige lyrisch-epische Sammlung „Das eiserne Halsband und andere Legenden“ (geb. ℳ 3.20).

Der Verlag **Ferdinand Schöningh**, Paderborn, hat die Freude, zum 100. Geburtstage Friedrich Wilhelm Webers, zu dem auch die „Allgemeine Rundschau“ einen Würdigungsessay erscheinen lassen wird, die 150. Auflage von „Dreizehnlinden“ veröffentlichen zu können. Und zwar wird diese Auflage in einer ihrer besonders würdigen Aufmachung in einem neuen stilvollen Einbande zu dem bisherigen Preise von ℳ 6.80 hergestellt werden. Neben dieser Geschenkausgabe soll der Preis der bekannten illustrierten Prachtausgabe des gleichen Werkes, mit 12 Heliogravüren und zahlreichen Vollbildern sowie Textillustrationen im Holzschnitt von Carl Rickelt von ℳ 40.— auf ℳ 24.— herabgesetzt werden. — Erinnert sei hier an die billige Volksausgabe, die schon seit wenigen Jahren das hundertste Tausend erreicht hat. Eine solche ist auch von Fr. W. Webers herrlichem Epos „Goliath“ veranstaltet worden und im 6.—15. Tausend verbreitet (geb. ℳ 1.75); die Geschenkausgabe desselben Buches, 34.—36. Auflage, kostet geb. ℳ 4.—. Hingewiesen sei auch noch auf Fr. W. Webers Gedichtbände à ℳ 6.—: „Gedichte“ und „Herbstblätter“, desgleichen auf Webers Uebersetzungsdichtungen: „Maud“, geb. ℳ 2.50. „Enoch Arden“ ℳ 1.60 und „Aylmers Field“ ℳ 2.—, ebenfalls auf Prof. Dr. Jul. Schwerings vorzügliche Fr. W. Weber-Biographie, geb. ℳ 10.—. Angeführt seien hier noch gleich: „Ausgewählte Erzählungen“ von Paul Keller 8° 62 S. geb. 80 ₰, von Dr. A. Funke und Dr. Schmitz-Manch in Schönings Textausgaben alter und neuerer Schriftsteller eingefügt, und das in Stoffwahl, Auffassung und Ausgestaltung verheißungsvolle „Novellenbuch eines neuen, vielversprechenden Autors“: „Heidetraum und anderes“ von Viktor Lipusch. 8° 219 S., geb ℳ 2.60.

Ein hervorragendes pädagogisches Werk, das bereits in der „Allgemeinen Rundschau“ nachdrückliche Würdigung erfahren hat, sei hier nochmals zumal der studierenden männlichen Jugend und deren Eltern warm empfohlen: „Herzensbildung“ von P. Dr. Gillet O. P. Autorisierte Uebersetzung von Franz Muszynski. 8° 303 S., geb. ℳ 4.—. Einen von Turnvater Jahn erfundenen Namen trägt ein jetzt in 2. Auflage veröffentlichtes Buch, dessen reichhaltiges Material von Dr. Simon Peter Widmann „gesammelt und erläutert“ wurde: „Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches“. 8° 393 S., geb. ℳ 4.—. Der Inhalt wurzelt im Boden der Geschichte deutscher und außerdeutscher Länder, des Orients, Griechenlandes und Roms. Das Schlußkapitel nennt sich: „Einige Mißverständnisse aus der Erdkunde“.

Besonders aufmerksam machen wir noch auf Dr. J. Klugs verdienstvolle, später hier noch an anderer Stelle zu wertende Sammlung: „Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen“, à Band ℳ 1.—. Bis jetzt erschienen: „Vergangenheit und Gegenwart“ von Dr. A. Wirth. „Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit“ von Dr. F. Zach, „Duell und Ehre“ von M. Erzberger, M. d. R., „Schule und Leben“ von F. Weigl, „Der Idealismus“ von O. Hartwich, „Individualität und Persönlichkeit“ von Prof. Dr. F. Sawicki.

Der Verlag **Butzon & Bercker**, Kevelaer, legt uns vor, außer den letztjährigen hübschen und gehaltvollen Erzählbänden für Erstkommunikanten „Bereitet den Weg des Herrn!“ von Heinr. Schwarzmann (geb. ℳ 1.60 bis ℳ 3.50) und „Mein Kind, gib mir dein Herz!“ von Schwester Maria Paula, Franziskanerin (geb. ℳ 1.50 bis ℳ 3.—): eine allerliebste, dem betreffenden Verständnisse gut angepaßte „Illustrierte kleine Heiligen-Legende für die Jugend“. Von Schwester Josepha, Dominikanerin. 8° 288 S., geb. ℳ 2.— und 3.—. Dieselbe Verfasserin überreicht „Der Jugend Blumenstrauß“, eine vielen Empfängern gewiß sehr willkommene Sammlung „Deklamationen und Festspiele, Gedichte und Sprüche in reicher Auswahl für alle Feste in Haus, Schule und Verein“. 8° 151 S., geb. ℳ 1.50.

Ein Buch, gedacht für breite Volkskreise, ohne Ausschluß der „Gebildeten“, ist das von goldenem Humor aber auch tiefernsten Wahrheiten durchleuchtete Werk eines Volksmissionärs: „Flappes, Lappes und Comp. (Die „Comp.“ sind der „Tappes“ und der „Schlappes“.) „Licht- und Schattenbilder“ von Max Kassiepe Obl. M. J. 8° 158 S., geb. ℳ 1.20. — Ganz von schwerem, aber furchtbarem Ernste getragen ist das unlängst in unserer Zeitschrift besprochene sehr beachtenswerte Buch, das Peter Bonn, Gesellschafter des Asyls für männliche Obdachlose, Köln, dem „deutschen Volke zum Jubiläum seines Kaisers 1913“ gewidmet hat: „Das Problem des fünften Standes“. 8° 111 S., geb. ℳ 1. — Auf sozialem Boden stehen die erfreulicherweise bereits vielfach aufgelegten, von P. Peter Nilkes S. J. weiteren Kreisen der Gebildeten und des Volkes dargebotenen „Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe gegen Unglauben und Irrglauben“ (drei Teile à 60 ₰). Ebenfalls, und zwar auch erfreulicherweise weit verbreitet sind Fr. X. Brors' S. J. „apologetische Gespräche für Gebildete aller Stände: Die Wahrheit“. Erster Teil: „Der Kampf um die Wahrheit.“ 8° 144 S. 75 ₰. Zweiter Teil: „Der Sieg der Wahrheit“. 8° 174 S. ℳ 1.—. — Von demselben Verfasser stammt das bekannte, jetzt im 131.—140. Tausend vorliegende handliche Buch in Taschenformat „Modernes A-B-C für das katholische Volk. Kurze Antworten auf die zahlreichen Angriffe gegen die katholische Kirche“. 636 S., kart. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—.

Der **Verlag der Alphonsus-Buchhandlung** (A. Ostendorff), Münster i. Westf., sendet uns: ein Exemplar der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage der Gedichtsammlung „Aus gold'nen Tagen (geb. ℳ 3.60) von Anton Müller (Br. Willram). Das viel dichterisch Gutes und manches künstlerisch Schöne enthaltende Buch hat nach seinem ersten Erscheinen in der „Allgemeinen Rundschau“ gerechte Würdigung erfahren. — Aus der im selben Verlage veröffentlichten „Jugendbücherei des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen“ (à Bändchen geb. 80 ₰) liegen zwei herzlich zu bewillkommnende Neuerscheinungen vor: „Es war einmal. Ausgewählte Märchen“ (II. Folge, 5. Bändchen) und „Vor vielen Jahren. Ausgewählte Sagen“ (II. Folge, 6. Bändchen.

Aus dem Verlage **J. Pfeiffer** (T. Hafner), München, seien früher von uns schon empfehlend angezeigte Werke nochmals hervorgehoben: „Jakob Balde als Mariensänger. Gesammelte Mariengedichte des Jesuiten P. Jak. Balde in freier Uebertragung herausgegeben“ von P. Peter Baptist Zierler O. Cap. (geb. ℳ 2.20); „Katholisches Haus- und Herzensleben, beleuchtet vom Schimmer des ewigen Lichts. Eine Sammlung geistlicher Gedichte“ von Cordula Peregrina (C. Wöhler), geb. ℳ 2.50 und ℳ 3.20; der greisen Dulderin und Jugendschriftstellerin Emmy Giehrls (Tante Emmys) nach 50jährigem Leiden 1913 gesammelter lyrischer Band: „Meine Lieder. Was ich in 50 Jahren sang. Ein Nachklang zu den Kreuzesblüten“. 8° 206 S., geb. ℳ 2.40; — M. Marneks tüchtige „Erzählung aus dem Hochland Eigene Wege“ (geb. ℳ 2.20).

Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlouis (früher Franz Stein Nachfolger Hausen u. Co.), hat seiner gegen die Schundliteratur gegründeten, geschmackvoll-gediegen und billig ausgestatteten belletristischen Sammlung „Aus Welt und Leben“, à Band geb. ℳ 2.—, aus der hier voriges Jahr die Novellensammlungen unserer katholischen Schriftstellerinnen Jassy Torrund: „Zöllner und Sünder“, Anna Freiin von Krane: „Erträumtes und Erlebtes“ und E. M. Hamann: „Friedenfinder“, rühmend hervorgehoben wurden, Heinrich Consciences berühmtes Erzählbuch „Der Löwe von Flandern“. Aus dem Vlämischen. Mit einer Einführung von Richard von Berg“ eingereiht, sowie den ersten Band „Romantikererzählungen“, ausgewählt und eingeleitet von Joseph Theele, angefügt unter dem Titel „Die blaue Blume Novalis I.“ Inhalt: „Die Romantik und ihre Wiedergeburt“; „Novalis Leben und Werke“; „Das Märchen von Hyacinth und Rosenblütchen“; „Heinrich von Ofterdingen“. — Von der durch Johannes Mumbauer herausgegebenen, sehr zu empfehlenden „Klassiker-Serie“ der Sammlung: „Aus Welt und Leben“ („Sonderabteilung für Auslesen aus den Klassikern der Weltliteratur“) liegt, geschmückt mit Abbildungen und versehen mit Einführungen, folgende stattliche Reihe vor: die bereits früher hier empfohlenen: Walter Scotts „Der Talisman oder Richard Löwenherz in Palästina“ (herausgeg. von Johannes Schaal), eine Bearbeitung in Prosa von Wolframs „Parzival“ (herausgeg. von Karl Knipschaar), eine Bearbeitung in Prosa von Tegenérs „Frithjof“ (herausgeg. von Hubert Schmetz). Seitdem traten hinzu: „Droste-Hülshoff. Mit einer Einführung von J. Werle“ und mehreren Abbildungen; „Meister-Erzählungen von Adalbert Stifter. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Alfred Hoffmann“ (Inhalt: „Heidorf“, „Hochwald“, „Brigitta“); „Meister-Novellen von Heinrich von Kleist. Mit einer Einleitung herausgegeben von Heinrich Reintjes“; „Spanische Erzählungen. Auf Grund älterer Uebertragungen bearbeitet und eingeleitet von Johannes Albrecht; I. Cervantes“. — Im selben Verlage erschienen soeben zwei neue Bände von dem durch seine Technik künstlerischer Einfachheit, den Reiz seiner Stimmung, die Tiefe seines Empfindens mit Recht bei uns rasch beliebt gewordenen Priestersänger P. Timotheus Kranich O. S. B., eine Gedichtsammlung: „Licht und Leid. Letzte Liederernte“. 12°, 112 S. und „Gretel in der Heck. Skizzen und Märchen“. 12° 112 S. Preis ℳ 1.25.

Der **Verlag der Bonifacius-Druckerei**, Paderborn, bietet zunächst zwei schöne Werke, über die später hier an anderer Stelle des näheren berichtet werden soll: aus der Monographiensammlung über die Bedeutung des Katholizismus für Volk und Leben: „Katholische Lebenswerte“ Prof. Dr. Franz Sawickis neues philosophisch und ethisch kostbares, inhaltlich und sprachlich gemeinverständliches Buch „Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie“. Gr. 8°, 327 S., geb. ℳ 4.50, und das naturfrisch, gemütsinnig und poetisch anmutende „Jahreszeiten. Gedanken aus Natur und Leben“ von Heinrich Schauerte, Buchschmuck von Oskar Gehrig. 8°, 215 S., geb. ℳ 3.60. — Erwähnt sei noch das neueste der bei unserer Jugend so sehr beliebten, hübsch ausgestatteten Märchenbüchlein des P. Ambros Schupp S. J.: „Der Scherenschleifer von Guckleguck. Ein Märchen mit vielen Bildern“. Gr. 8°, 96 S., geb. ℳ 1.50.

Der **Volksvereinsverlag** G. m. b. H., M.-Gladbach, dem wir so viele gemeinnützige und — im besten Sinne — volkstümliche Veröffentlichungen zu äußerst billigen Preisen in vorzüglicher Ausstattung verdanken, bringt wieder eine imponierende Anzahl Werke auf den Weihnachtbüchermarkt. Als Beweis für die weitgreifende Verbreitung der betr. Veröffentlichungen möge dienen die neue Ausgabe, 301.—360. Tausend (seit Sommer 1907!), des bald berühmt gewordenen Büchleins „Wegweiser zum häuslichen Glück. Praktischer Leitfaden des Haushaltungsunterrichts für Jungfrauen. Herausgegeben von einer Kommission des Verbandes für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl)“. 8°, 270 S., geb. ℳ —.75. Dem schon in der „Allgemeinen Rundschau“ mit Freuden begrüßten Buche religiöser Sehnsucht und Erfüllung: „Heimkehr. Stille Gedanken von Adolf Donders, der Sammlung Wort und Bild Nr. 4—6,“ 8°, 451 S., geb. ℳ 1.20, hat Anton Heinen ein ebenfalls vollwertiges, volkstümlich-idealpraktisches „Familienbuch für Eheleute und solche, die es werden wollen“ an die Seite gesetzt: „Lebensspiegel“, 8°, 539 S., ℳ 1.20. — Ein vortreffliches, in seiner präzisen Knappheit mustergültiges Bändchen ist Dr. Johannes Bumillers „Gottesglaube und Gottes Natur“ (Wort und Bild Band 30). 8°, 60 S., geb. ℳ —.40. — Aus polnischen Volkssagen gesammelt, d. i. durch K. v. Rózycki der Legendensammlung des polnischen Dichters Marian Gawalewicz entnommen ist das lieblich-poetische Büchlein „Märchen von der Mutter Gottes“ (Wort und Bild, Nr. 36—37). 8°, 115 S., geb. ℳ —.80. „Grundsätze der Volksbildung“ nennt Dr. Alois Wurm sein vorzüglich orientierendes, die prinzipiellen Fragen der Bildung breiterer Volksschichtung behandelndes zweiteiliges Buch (gr. 8° 127 S., geb. ℳ 1.20), dessen erster „allgemeiner“ Teil Ziel und Weg, dessen zweiter „spezieller“ Teil die volkstümlichen Hochschulkurse und das Volksbibliothekswesen als Themen erörtert. — Auf die neue hochwichtige Serienveröffentlichung der „Sammlung von Zeit- und Lebensbildern“ hat unsere Zeitschrift bereits hingewiesen. Bis jetzt sind in rascher Reihenfolge acht Monographien (à 60 Pf., gr. 8°, zirka 100 S. mit jeweilig beigelegtem Bildnis) aus berufener Feder in lichtvoller, konziser Darstellung erschienen: „Franz von Assisi“. Von Emil Dimm-

ler; „Melchior von Diepenbrock“. Von Universitätsprofessor Dr. Kosch; „Ludwig Windthorst. Von A. Reumont; „Peter Reichensperger“. Von Dr. Franz Schmidt; „Joseph von Görres“. Von Realschuldirektor Dr. W. Schellberg; „J. M. Sailer“. Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kosch; „Adolf Kolping der Gesellenvater“. Von Dr. Albert Franz. Von derartigen Veröffentlichungen und der großen dahinter stehenden treibenden Kraft gilt das Wort des hl. Franz von Assisi: „Ich segne wie ich kann, und mehr als ich kann.“ — Auch dieses Jahr sei genannt die vortreffliche illustrierte Jugendschrift „Efeuranken“, deren 23. Jahrgang 1912/13, redigiert von Ernst Thrasolt, vorliegt (geb. ℳ 4.80).

Vom Büchertisch.

M. Scharlan: Im Schatten. Roman. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 8⁰. 336 S. Geb. ℳ 4.60.—. Der oben angeführte Autorenname wird wohl bei manchen Lesern die Erinnerung wecken an die zwei Konversionsromane von künstlerischem Anspruch: „Gesa Plitt“ (Bachem) und „Martin Augustin“ (Herder), die beide in der „Allgemeinen Rundschau“ eine ausführlichere, warme Besprechung fanden. Das vorliegende Buch stellt sich den beiden genannten würdig, wenn auch nicht wesensgleich, an die Seite. Das Motiv der Konversion ist diesmal ausgeschaltet, die Harmonie katholischer Gläubigkeit aber durchdringt das ganze Buch, jedoch ohne unkünstlerische Aufdringlichkeit. Der Titel deutet das Hauptthema an: das dargestellte Heldentum strenger Pflichttreue erfüllt sich hier nicht im Sonnenlichte hervorragender Talente, einschneidender frühzeitiger Förderung und späterer öffentlicher Anerkennung und Belohnung, sondern vielmehr im Schatten bescheidener Begabung, vielfacher Hemmung und geringer Ermutigung durch äußeres Glück oder auch nur Wohlsein. Das Motiv der Schülerüberbürdung und der diesbezüglichen verkehrten Elternerziehung ist mit Nachdruck angeschlagen in der ergreifend dargestellten, mit der Handlung eng verwobenen Episode eines Schülerselbstmordes. Der Held selbst ist das Kind eines höheren Beamten, der diesen wenig begabten Sohn aus blinder Vorliebe für dessen jüngeren, intellektuell hervorragend veranlagten Stiefbruder sozusagen fallen läßt und den Jüngling, trotz seiner Sehnsucht nach dem Priesterstande, in die subalterne Beamtenlaufbahn zwängt. Wie die Mischehe in „Martin Augustin“, so ist die Verwandtenehe (zwischen Geschwisterkindern) eines der Hauptthemen, aber von geringerer Gewichtigkeit und Tragik als jenes. Der Held entsagt aus Idealität einer Lebensliebe und schließt ebenfalls aus höheren ethischen Gründen eine Vernunftehe, die beide Teile unbefriedigt läßt. Nach dem Tode der Frau, deren leidenschaftlicher Liebe der Gatte nur zarte Innigkeit entgegenzusetzen hatte, erkennt dieser immer mehr die allerdings in rauhe Schale gebetteten guten Eigenschaften der Dahingeschiedenen, so daß er aus Treue auf eine Wiederverheiratung verzichtet. Auch bei der einst von ihm geliebten Cousine hat sich die frühere heftige Neigung — wie bei ihm — wieder in leidenschaftslose Bahnen zurückgemildert, so daß sie ihm jetzt, auf den dringlich ausgesprochenen Wunsch der Sterbenden hin, wie eine Schwester das Haus betreut und an seinen in jeder Hinsicht vorzüglich veranlagten zwei Knaben Mutterstelle vertritt. Beide Söhne erreichen, nicht zuletzt durch die Erziehung und das Beispiel des Vaters, ein beglückendes Ziel: der eine als Jurist und Familienvater, der andere als Priester des Herrn. Der Held des Buches, einst ein Märtyrer, jetzt ein Beseligter seiner Pflichterkenntnis und -befolgung, stirbt angesichts des Altares, an dem der Sohn zum ersten Male seines hehren Amtes waltet, vor heiliger Freude in dem Augenblicke, da der göttliche Heiland durch die Hand des Primizianten bei ihm einkehrt. Dieser Schluß bildet den Höhepunkt der nicht wenigen ergreifenden Szenen, die das Buch bietet. Im ganzen aber herrscht ein ruhiger, bisweilen fast nüchterner, zumeist aber warmer Ton vor, der — ohne die besondere Note nordischer Schollenpoesie — an Ottmar Enking erinnert, im Klang zum mindesten ebenso voll, rein und tief wie bei jenem. Die Charaktere sind alle sehr klar gesehen und wiedergegeben; auch der Humor spricht sein Wort, für meinen Geschmack etwas zu breit in Fifi Hönefot, konzentrierter und darum wirksamer in Wolfgang Overbecks, des Helden, Berufsgenossen und Freunde Timotheus Roggenbrot. Die einzige nach meinem Empfinden etwas schablonenhafte Gestalt ist Wolfgangs leichtlebige Stiefmutter; unnachsichtig wahr gezeichnet ist der einerseits harte, anderseits verblendete Vater, Baurat Overbeck; prachtvoll in den Lichtseiten herausgearbeitet Wolfgangs tapfere verkrüppelte Tante, sein väterlicher Freund, Pfarrer Lindemann, und dessen edle, gütige Mutter. — Auch dieses Buch wird man im Gefühl innerer Bereicherung aus der Hand legen; möge es den Weg in viele häusliche und öffentliche Büchereien finden!

E. M. Hamann.

Heidetraum und anderes. Novellen von Viktor Lipusch. Paderborn, Schöningh. 220 S., geb. ℳ 2.60. Als neuen, vielverheißenden Autor kündet ein Streifband des Verlegers den Verfasser dieser „Novellen“ an. Und es ist entschieden ein Poet, der hier das Wort führt, wenigstens dann, wenn er in seinem Element ist. Und das ist das Elegische, Tragische. Die Skizzen, die er aus wilder Kriegszeit entwirft, beweisen es; noch mehr aber die drei Bilder aus dem Leben Mornis, des tapferen Königs von Erin, und des Spielmanns Lieder am Schluß des Buches. Darin werden Akkorde von hoher poetischer Schönheit angeschlagen. Auch in den einfacheren Stückchen, wie Mutterliebe, Das Glöckl von Maria Schnee, Papa schläft, weiß der Erzähler in schlicht-gemütvoller Weise das Herz des Lesers zu rühren, während die dramatisch erregte Judasszene sein Talent von einer anderen Seite zeigt. Nur die unter „Lebensfrühling“ gesammelten Kindheitserinnerungen passen nicht in den Rahmen dieses Büchleins; sie sind gar zu unbedeutend und der feine Humor einer Charlotte Niese oder eines Gustav Falke geht ihnen völlig ab. Auf dem ihm liegenden Gebiet hat der Autor Proben abgelegt, die in der Tat viel Schönes für die Zukunft versprechen. L. v. Heemstede.

Der im Verlage der Junfermannschen Buchhandlung erscheinende **Töchter-Kalender,** in Verbindung mit mehreren Lehrerinnen herausgegeben von Stadtpfarrer Willy Kling in Villingen, bringt außer dem Kalendarium und dem Tageskalender allerlei nützliche Notizen, sodann literarische Beiträge verschiedener Art: Aus dem Leben einer großen Frau, Bach und Händel, Ueber Briefstil, Weibliche Handarbeiten, Blumen, Stift und Pinsel, Vereine, Belehrungen für Stellesuchende, eine kleine Bücherschau usw. Viel Praktisches und Nützliches. Ein handliches Büchlein in guter Ausstattung. Preis nicht angegeben. L. v. Heemstede.

Schelmereien aus Kindertagen. Gedichte von Hans Willy Mertens. Köln, Kratz & Co. 86 Seiten. Der bekannte rheinische Dichter tischt aus seiner Kinderzeit allerlei Erinnerungen an lose Streiche auf, die er „Im Reigen des Kirchenjahres“ oder als Meßdiener „im heiligen Dienst“ verübt hat. Harmlose, frisch erzählte und in schmucke Verse gebrachte Geschichtchen, woran sich manches Knabenherz ergötzen mag.

L. v. Heemstede.

Die erzieherische Arbeitsgemeinschaft in der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth. Vorschläge für ein spezifisch-christliches, zeitgemäßes, einheitliches, populäres Erziehungsprogramm. Mitteilungen und Anregungen zur Mitarbeit von Ludwig Auer, Gründer und Leiter des Cassianeums. Der unermüdlich tätige Begründer des Cassianeums, der durch die Umwandlung seines Werkes in eine Stiftung seine Arbeit katholischem pädagogischem Leben dauernd sicherte, hat hier seine Gedanken programmatisch niedergelegt und namentlich in den Werkplänen für die pädagogische Arbeitsgemeinschaft der Stiftung Grundsätze normiert, die seinen Geist werden weiter wirken lassen. Nicht nur die theoretische pädagogische Abteilung und die Institute für Gymnasiasten und Bürgerschüler werden ja hiervon berührt, sondern vor allem auch die volkserzieherische Arbeit, die durch die Zeitschriften „Monika“ und „Schutzengel“, „Raphael“ und „Notburga“, von Auer geleistet wird, sowie die wissenschaftliche pädagogische Arbeit des „Pharus“, der wiederum das berufene Sprachorgan zum Austausch der Meinungen über Ludwig Auers Vorschläge ist.

F. Weigl.

Schwabing. Briefliche Plaudereien von Th. Dombart. VIII und 150 S. 8⁰. Mit 92 Abbildungen. 1913. „Bayerland“-Verlag, G. m. b. H. zu München. Brosch. ℳ 2.50. — Das Büchlein ist ein Musterbeispiel dafür, wie sich sachliche Belehrung in anmutiger Form darbieten läßt, gleichzeitig einer der feinsinnigsten neuen Beiträge zur Heimatschutzliteratur. Ueber die Absicht, welche den Verfasser geleitet hat, gibt er selbst Auskunft mit den Worten: „All mein Dichten und Trachten für die Schwabinger Heimatscholle galt der Schaffung eines Bildes der schönsten Tochter Münchens, wie sie leibt und lebt, ewig jung.“ Der geschichtliche und kunstgeschichtliche Stoff ist in einer Reihe von Briefen untergebracht, die in ganz leichtem Tone gehalten sind. Sie sind an die fingierte Person eines nach Amerika ausgewanderten Schwabingers gerichtet, der seiner Heimat immer noch mit Liebe und Interesse gedenkt. Der Verfasser hat sich die Arbeit wahrlich nicht leicht gemacht; ein ganz gewaltiges Studium steckt in dem Buche; geradezu überraschend wirkt Dombarts Zusammenstellung der über Schwabing existierenden Literatur; die Titelnachweise füllen nicht weniger als 15 Seiten. Die Abbildungen, deren gute Ausführung zu loben ist, sind zu einem großen Teile Reproduktionen alter Gemälde, Stiche, Pläne, Zeichnungen. Sehr malerische Bilder sind dabei, u. v. a. der Blick von der oberen Biedersteinerstraße, die Gohrenwiese, die alte Allee an der Ungererstraße, deren Verlust schmerzlich zu bedauern ist. Hochinteressant sind die Darstellungen vom Aeußern und Innern der leider vernichteten alten Nikolaikirche. Zahlreiche alte Wohngebäude von traulichem, oft auch dabei still vornehmem Aussehen sind ja zum Glück noch vorhanden, aber wie viele von ihnen werden dem Andrängen des Großstadtwesens noch lange widerstehen können? Das Dombartsche Buch setzt ihnen schon jetzt Denkmäler, und so wird die Poesie Schwabings und seiner stillen, freundlichen Straßen und Winkel wenigstens auf diese Art auf die Nachwelt kommen. Kurt Freden.

Ein moderner Totentanz. Dreiundzwanzig Blätter aus dem Bilderbuche des Todes, gezeichnet von Professor Tobias Weiß. Mit Begleittext und Gedichten von † P. W. Kreiten, S. J., erweitert von Ant. Plattner. 57 S. in Folio. 4. Auflage. Verlag und Druck von B. Kühlen in M.-Gladbach. Preis ℳ 7.—. — Eine künstlerische und literarische Gabe des verdienstvollen Kühlen-Verlages, wie sie zur Allerseelenzeit nicht passender zu denken ist: eine neue Ausgabe des Weiß-Kreitenschen modernen Totentanzes. Immer wieder kehrt das Sinnen der Menschheit dazu zurück, dem Endschicksal nachzugrübeln, welches uns allen bevorsteht, dem großen Geheimnisse des Todes, in welchem alle Zweifel und alle Rätsel des Lebens sich auflösen. Wie unsere Altvordern in Zeiten schwerer sozialer Unruhen an jenen Bildern Trost fanden, die ihnen verkündeten, daß es vor dem Tode keinen Unterschied des Alters, Geschlechtes, Ranges und Standes gibt, so ist gerade unsere Zeit auch wieder so recht geeignet, dieser Wahrheit Verständnis entgegen zu bringen. Darum werden die Verse und Bilder auch des vorliegenden Buches, welches die Nachfolge so vieler berühmter Totentanzwerke übernimmt, in empfänglichen Seelen starken Widerhall finden. Das einleitende lange Gedicht, im Tone altdeutscher Volkspoesie gehalten, führt den tröstlichen Gedanken durch, daß nach all dem Scheinwesen unserer modernen Kultur, nach aller vergeblichen Jagd nach dem Glücke der befreiende Tod uns hinführt, wo keine Not und Nacht mehr sein wird. Die 23 Bilder (Holzschnitte mit Tonüberdruck) geben überwiegend die Auffassung wieder, daß der Tod der Sünde Lohn ist, und mit Absicht hat der Künstler sie in Zeichnung und Stilisierung möglichst populär ausgestaltet. Da sehen wir den Tod beim Duell; auf dem Balle, beim Theaterbrande, bei der Bergfahrt usw. Trübe Empfindungen erweckt besonders auch der Untergang des Luftschiffes, des Autos, des Dampfers. Feierlich und friedlich wirkt der Tod des Missionars. Zwei Allegorien stehen am Schlusse dieser Reihe von Bildern, deren Wert mit dem der Verse um den Vorrang streitet. F. X. Stiaßny.

Jesuitenkalender für das Jubeljahr 1914. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu. 8⁰, 194 S. ℳ —.80, geb. ℳ 2.—. Regensburg, J. Habbel. Ein Kalender größeren Umfangs in prächtiger Ausstattung mit gediegenem Bilderschmuck, darunter Kunstblätter von Nissen, Baumhauer, Hofmann und Feuerstein als Festgabe und Andenken gelegentlich der hundertsten Wiederkehr jenes Tages, der die Gesellschaft Jesu nach 41jähriger Unterbrechung wiederaufleben ließ. Führen auch einzelne Erinnerungen zurück in die älteste Geschichte des Jesuitenordens, so beschäftigen sich diese Gedenkblätter doch vornehmlich mit den Ereignissen des verflossenen Jahrhunderts, zunächst in den Häusern der deutschen Provinz; sie entrollen hundert Jahre gesegneter Arbeit auf dem heimatlichen

Wirkungsfeld, zumeist Volksmissionen und Exerzitien, im Dienst der Wissenschaft und Erziehung, dann auf dem weitgedehnten Weinberg der Heidenmission. Auch von mancherlei Leid und Verfolgung weiß der Kalender zu berichten. Wir deutschen Katholiken haben allen Grund, Leben und Arbeiten unserer Jesuiten kennen und dankbar schätzen zu lernen. Indes ist die Hoffnung wohlberechtigt, daß diese Jubelspende einem viel weiteren Leserkreis Verständnis und Liebe für den Orden vermittle. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Paul von Klenau, der Komponist der auf unserer Hofbühne uraufgeführten „Sulamith", ein jüngerer Musiker dänischer Abkunft, gehört dem Künstlerkreise an, der sich in München als Schüler Thuilles † zusammengefunden hatte. Er ist durch einige beachtenswerte Instrumentalwerke bekannt geworden. Mit seinem Openerstling „Sulamith" bewegt er sich in der Richtung, die man kurz mit derjenigen Debussys bezeichnen kann. Die feine, differenzierte farbige Untermalung des Wortes, der Sinn für aparte Stimmungsreize weisen fraglos auf den Komponisten von „Pelleas und Melisande" hin. Schon in der Wahl des Stoffes zeigt jedoch Klenau Vorliebe zu stärkerer Farbenmischung; bei Claude Debussy soll das Maeterlincksche Ahnungsvolle seine musikalische Ausdeutung finden, hier aber herrscht die Leidenschaft und orientalische Glut. Klenau hat den Text seines Opernaktes der Herderschen Verdeutschung des „Hohen Liedes" entnommen. Die sechs Bilder, die in kaum einer Stunde an uns vorüberziehen, sollen uns nach der geäußerten Absicht Klenaus wie „eine einzige farbenglühende Vision" erscheinen. Salomos Werbung um Sulamith, Trennung und Wiedervereinigung lassen sich in dieser Form nicht als dramatische Handlung ansprechen, die idyllischen und die lyrischen Reize wiegen vor, die Chöre tragen epischen, oratorienhaften Charakter. In dem Ausdrucke der Leidenschaft freilich weht ein dramatischer Zug und hier tritt an Stelle des Impressionismus blühendes Melos. Das Bild im Palaste des Königs nähert sich sogar der Prunkwirkung der „großen Oper", musikalisch nicht das wertvollste, ist dieses Bild doch für die breitere Resonanz im Publikum mitbestimmend. Auch Klänge von fast volkstümlichem Reiz weiß Klenau anzuschlagen; Kontrastwirkungen verstärken den Eindruck und lassen das Interesse an der handlungsarmen Oper nicht zurückgehen. Das Fehlen eines eigentlichen dramatischen Konfliktes läßt die Frage aufwerfen, ob „Sulamith" im Grunde nicht in den Konzertsaal gehöre. Anderseits war die ebenso farbenglühende, als geschmackvolle Ausstattung, die das Werk auf unserer Bühne fand, zweifellos Mithelfer zum Erfolg. Walter dirigierte mit einer Feinheit und Hingabe, die für manche dem Ohr an sich wenig eingängige Klangfarbe werbend genannt werden darf. Den Partien Sulamiths und Salomos wurden Frl. Perard-Petzl und Brodersen mit hoher klanglicher Schönheit gerecht. Die Ausführung der überaus schwierigen Chöre ist zu loben. Mit den Sängern und Bruno Walter wurde der Komponist oftmals gerufen. Unsere Hofbühne verdient jedenfalls Dank, uns mit dem fesselnden Werke bekannt gemacht zu haben, für welches das Interesse unseres Publikums sicherlich längere Zeit vorhalten wird. Der „Sulamith", um den Abend zu füllen, den „Bajazzo" oder die „Cavalleria rusticana" folgen zu lassen, erscheint mir nicht passend, weil deren starke Wirkungen die oben betonte Handlungsarmut des Klenauschen Bühnenwerkes noch besonders unterstreichen. — Battistini gastierte an drei Abenden. Wir sahen ihn im Verdischen „Maskenball". Die hohe Schönheit seines Baritons, dessen glanzvolle Schulung volle Bewunderung verdient, machte seinen „René" zu einer sanglichen Leistung ersten Ranges, die den enthusiastischen Beifall, den er stets findet, durchaus verdient. Darstellerische Vertiefung liegt außerhalb seiner künstlerischen Ambition; Maud Fay und Otto Wolf wirkten durch hervorragende darstellerische und sangliche Lösung ihrer Aufgaben und partizipierten so mit dem großen Gaste an den Ehren des Abends.

Kgl. Residenztheater. Shaws Komödie „Pygmalion", die, von Wien ausgehend, sich rasch die deutschen Bühnen erobert, hat auch hier starken Beifall gefunden. England hat Shaw sein Werk einstweilen vorenthalten und dieses ihm vorgeworfene unpatriotische Verhalten damit erklärt, daß die deutsche Kritik und überhaupt die deutsche Bildung geistesgegenwärtiger und großherziger mit seinem Schaffen gleichen Schritt gehalten habe. (Mittlerweile hat Shaw übrigens seinen Landsleuten eine andere Novität „Katharina II." geboten, die nach den Inhaltsangaben zu schließen, ein „großherzigeres" Publikum erfordert, als der moderne Pygmalion). Wenn Shaw den deutschen Kritikern seine Zufriedenheit ausspricht, so darf ich mir hierbei wenig Verdienst beimessen. Gewiß ist Shaw ein sehr kluger Kopf, aber er spielt mit seinen oft sehr anfechtbaren Ideen, die Pointe gilt ihm mehr, als die Erkenntnis. Die Fabel ist ihm lediglich Vorwand, seine Menschen oder besser gesagt, deren Mundwerke in Bewegung zu setzen. Die grob unwahrscheinliche Art, in der Shaw den Müllkutscher, den Vater der „Galathea", zu Reichtum kommen läßt, charakterisiert dies. Shaw will nur zeigen oder behaupten, daß die menschliche Moral wechsle mit den äußeren Lebensumständen; wie er diesen Wechsel herstellt, ist für ihn Nebensache. Das Konstruierte kommt einem freilich bei der Lektüre des Buches (Berlin, S. Fischer) stärker zum Bewußtsein, als wenn gute Darsteller die Figuren mit Leben erfüllen. Der neueste Pygmalion ist Laut-Physiologe und Dialektforscher. Infolge einer Wette will er ein Blumenmädchen, das einen ordinären Vorstadtjargon spricht, in Sprache und Benehmen in kurzer Zeit soweit umbilden, daß es bei einem gesellschaftlichen Ereignis sich wie eine Herzogin benimmt. Der Versuch gelingt und damit erlischt das Interesse des Experimentators an Eliza. Doch diese zeigt dem Professor, daß sie keine Puppe ist, mit der man spielt, um sie dann achtlos beiseite zu setzen. Ihr trotziges Auftreten erst bringt ihn zum Bewußtsein, daß er sie liebt. „Pygmalion" ist bezwungen. Um diese Handlung winden sich allerhand parodistische Ein- und Ausfälle, Pfeile, die zumeist auf spezifisch englische Zustände gerichtet sind. Steinrück, Frl. Ritscher und Basil führten die drei Hauptrollen zu starker Wirkung.

Im **Uniontheater** bot Rita Sacchetto, die jetzt über ein Ensemble verfügt, einen sehr beifällig aufgenommenen Pantomimen- und Tanzabend. Zu einer hübschen, nur etwas gedehnten „Geschichte eines Pierrots" von Beissier, Musik von Costa, gab sie die Titelrolle mit hoher Grazie, feiner Charakteristik und einem jeder Ueberschreitung eines edlen Maßes abholden Formgefühl. Vorher sah man sie in „Mutter und Kind" nach dem Bilde der Vigée-Lebrun mit großer bildhafter Charme in einer Gavotte und Voltigeuse. Man hätte Rita Sacchetto gerne mehr tanzend gesehen, wenn auch die anmutigen Gaben ihrer noch im Kindesalter stehenden Nichten besonders in „Prinzeßchen und Page" nach Velasquez und Spiel der Schmetterlinge aus Anitras Tanz von Grieg sehr liebenswürdig wirkten.

Aus den Konzertsälen. Ein sehr geschmackvolles Programm hatte Löwe für das zweite Abonnementskonzert des Konzertvereins zusammengestellt. Es begann mit der Hebridenouvertüre, die aus uns unbekannten Ursachen an Stelle einer Novität von Blehle getreten war. Schumanns D-Moll-Symphonie und die selten gehörten H-Moll- und D-Dur-Ouvertüren zum „Barbier von Bagdad" fanden eine ebenso subtile wie eindringliche Wiedergabe. Wanda von Landowska war die Solistin des Abends. Sie spielte, von dem Orchester feinfühlig begleitet, Mozarts Es-Dur-Konzert in der ihr eigenen technischen Meisterschaft und einem höchst kultivierten Stilgefühl. Die ausgezeichneten Darbietungen fanden starken Beifall, der die Künstler wieder für den wenig günstigen Besuch entschädigen mußte. Auch bei dem Volkssymphoniekonzert läßt sich die Klage über leere Stühle nicht unterdrücken. Prill bot sehr Schönes und in guter Ausführung, Boches „Odysseus", Tschaikowsky, Mozart. Fräulein Peregrinus ist eine Mozartsängerin von schönen Mitteln und geschmackvollem Vortrag; den Klavierpart spielte in gewohnter künstlerischer Höhe E. Riemann, der in diesen Tagen auch an einem eigenen Abend starken Erfolg hatte. Sehr Gutes boten wieder, wie mir von meinem Vertreter berichtet wird, das von Zilcher geleitete Orchester des Neuen Orchestervereins und der Schobersche Frauenchor, die stets selten oder noch nicht Gehörtes bringen. Zilchers „Skizzen aus dem Orient" sind besonders violonistisch sehr dankbar. F. Berber spielte bravourös. Die Schumannschen Frauenchöre, von Pfitzner für Orchesterbegleitung bearbeitet, hinterließen in trefflicher Wiedergabe starke Eindrücke. Berber-Credner, J. Hegar und Zilcher haben sich zu einem Trio zusammengetan. Nach dem überaus günstigen Verlaufe des ersten Abends, der Tschaikowsky und Pfitzner bot, darf man auf die kommenden zwei weiteren Konzerte mit wärmster Empfehlung hinweisen. Sehr günstige Eindrücke hinterließ der Trioabend von Hildegard, Nora und Eva Klengel durch gutes Zusammenspiel und Delikatesse. Julius Klengel und F. v. Bose gaben einen Sonatenabend. Der bekannte Cellist, wie der Pianist, von denen der letztere auch als Komponist hervortrat, gaben Zeugnis hochstehender musikalischer Kultur.

Verschiedenes aus aller Welt. Den Nobelpreis erhielt der indische Dichter Rabindranath Tagore. Das wenigste von ihm liegt in englischer, nichts in deutscher Uebersetzung vor. Manche glauben in dem Auftreten Tagores die „Einleitung zu einer neuen Renaissanceperiode für Europa unter dem Einfluß altindischer Kultur und Weisheit" zu sehen. Einer der Zeugen, die Nobels Testament unterschrieben, protestiert gegen die Art der Verteilung, die weder reichen, noch alten Männern zugute kommen sollte, sondern nach Nobels Willen solchen, denen der Geldpreis Schaffensfreiheit gäbe.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die weitgehende Zurückhaltung der Börseninteressenten verhindert schon seit langer Zeit jede Geschäftstätigkeit an unseren Effektenmärkten. Die seither beobachtete Reserve im Eingehen neuer Börsenengagements hat zugenommen und es lässt sich im Moment nicht übersehen, ob und wann eine Aenderung zum Besseren eintreten könnte. Dieses apathische Abwarten hat auch die Kreise der sonst so regen und umsichtigen Spekulation ergriffen, was zur Folge hat, dass an unseren Börsen schon seit geraumen Wochen keinerlei Meldungen über grössere Kurserhöhungen die Tagesordnung beherrschten. Kurzatmige Umsätze bleiben belanglos, und Nachrichten günstiger Art finden keinerlei Beachtung. Bei ruhigem Geschäft kann man zwar von einer behaupteten Grundtendenz sprechen, immerhin sind die Kursrückgänge überwiegend und ausschlaggebend. Ein Grundfehler in der gegenwärtigen Börsenbewegung ist vor allem das Ausbleiben der zweiten Käuferschichten, speziell die Teilnahmslosigkeit des sonst so rührigen Privatpublikums. Am meisten verspürt man diese Geschäftsstille am deutschen Kassaindustrieaktienmarkt. Die Hinweise, dass die scharf abwärtsgehende Industriekonjunktur mehr oder minder restlos in dem stark gedrückten Kursniveau dieser Werte zum Ausdruck gekommen ist, versagen ebenfalls. Von Industrieaktien blieben in Berlin und Frankfurt bei besonders erwähnenswerten Kursverlusten die Werte von Automobil-, Fahrrad- und anderen Maschinenfabriken rückgängig. Geringere Geschäftstätigkeit und Arbeiterentlassungen in diesen Branchen beherrschen die Tagesordnung. Als Novum muss hierbei der Kurssturz der chemischen Aktien genannt werden, nachdem bis vor kurzem gerade diese Papiere mit zu den beliebtesten Anlageeffekten gezählt haben. Gerüchte über teilweise Dividendenverkürzungen und die Folgen von nicht realisierbaren Patentverfahren mögen wohl die Hauptursache hierfür gewesen sein. Von den verschiedenen Aktienspezialitäten verdient ausserdem die Kursbewegung des sogenannten Waffenkonzerns hervorgehoben zu werden. Die Nachricht, dass die Untersuchungen der Reichstagsprüfungskommission für die Heereslieferung dazu führen können, staatliche Fabriken, also neue Konkurrenz den Privatunternehmungen zu schaffen, war die Veranlassung zu bedeutenden, wiederholten Kursrückgängen von über 10% pro Tag. In Schiffahrtswerten hat die seitherige spekulative Tätigkeit ziemlich nachgelassen, die Aktien konnten auf zufriedenstellende Zukunftsaussichten sogar zeitweise im Kurse anziehen. Die unliebsamen Erörterungen anlässlich der Kapitalserhöhung der Hamburger Paketfahrtgesellschaft, sowie die Meldungen einer indirekten Beteiligung der Auslandsbureaus unserer Reedereien an dem Auswandererskandal in Oesterreich blieben nicht weiter beachtet. — Stark beeinflusst wurden die heimischen Marktgebiete durch die unregelmässige, unsichere Gestaltung der Auslandsbörsen, wie Paris, Petersburg und speziell Neuyork. Die politische Lage in Mexiko und die Ungewissheit einer internationalen Einmischung in Mittelamerika beeinflussten in erheblichem Masse den Neuyorker Platz und damit zusammenhängend alle Börsen. Ungünstige Berichte von den Metallmärkten, speziell der Kupferbranche, neuerdings erfolgte Preisabschläge für Eisensorten, die vielfachen Bergarbeiterbewegungen und die fortgesetzte Abschwächung des gesamten Eisen- und Stahlmarktes, endlich die Ermässigung für Kohle boten verstärkte Veranlassung zu einer unbedingten Zurückhaltung im Effektengeschäft, vornehmlich am Montanmarkt. In London spielt ausserdem die Gestaltung des dortigen Geldmarktes eine Hauptrolle. Die Massnahmen der Reichsbank und der gesamten deutschen Geldzentralen sind hauptsächlich durch diese englische Geldverteuerung verursacht worden. Es ist der Reichsbank trotzdem gelungen, ihren Status weiter ansehnlich zu kräftigen, die steuerfreie Notenreserve um 150 Millionen zu erhöhen und einen Metallbestand zu konservieren, welcher eine Rekordziffer von 1½ Milliarden Mark aufweist! Der Berliner Privatsatz ist zwar andauernd günstig, die Bewegung der Devisenkurse jedoch, speziell für Scheck London, lässt die Möglichkeit von Verwicklungen am Geldmarkt zum Jahresschluss nicht ausgeschlossen erscheinen. Dabei appelliert das Ausland fortgesetzt an unsere Geldflüssigkeit. Finanztransaktionen grossen Stiles bereiten sich allenthalben vor. Russland beabsichtigt, wenn auch in Paris, eine halbe Milliardenanleihe von Eisenbahnprioritäten zu emittieren. Die Balkanstaaten beeilen sich ebenfalls, möglichst bald dem notwendigen Geldbedarf abzuhelfen. Den heimischen Geldmarkt berührt vor allem das starke Anwachsen von Kommunalanleihen. Täglich wird von Neuemissionen berichtet: Halle, Augsburg, Barmen, dann die bayerischen Kreise haben Millionenbeträge von Anleihen an den Markt gebracht. Die Stadt Wien benötigt allein schon 60 Millionen Mark, die auch zum Teil in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt werden. Auch München hat zur Deckung von verschiedenen gemeindlichen Bedürfnissen eine Neuanleihe von 10 Millionen Mark aufzunehmen. Die Börse blieb diesen Hinweisen gegenüber vollkommen teilnahmslos. Auch günstige Momente aus dem deutschen Wirtschaftsverkehr, wie die überraschend gebesserten Einnahmen der deutschen Eisenbahnen und die gesteigerten Oktoberziffern des deutschen Exporthandels, trotz der Abschwächung der Konjunktur, vermochten keinerlei Kursbesserungen herbeizuführen.

M. Weber.

Der Verlag der St. Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei in Wien, Seidlgasse 8, legt dieser Nummer einen Prospekt über das Standard-Werk der Marienverehrung, betitelt „Des Oesterreichers Wallfahrts-Orte" bei, den wir gefälliger Beachtung angelegentlichst empfehlen.

Was schenken wir zu Weihnachten? Unsere Leser finden diesem Heft einen dreiteiligen Karten-Prospekt der bekannten Weingroßhandlung Wwe. Decker Söhne, Rolandseck a. Rh., beigelegt. Die Firma hat sich der Mühe unterzogen, aus ihren reichbestellten Weinkellern einige sog. „Präsent-Kisten", die sich für den Weihnachtstisch vorzüglich eignen dürften, zusammenzustellen. Es handelt sich um Kisten in vier verschiedenen Preislagen. Sicherlich dürfte ein solches Geschenk überall den größten Beifall finden, und empfiehlt es sich, von dieser Vorzugs-Offerte den weitgehendsten Gebrauch zu machen.

Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk!

Zur bevorstehenden Weihnachtszeit macht sich in den Tageszeitungen u. Zeitschriften wieder eine Flut von Bücher-Gelegenheitskäufen bemerkbar, darunter nicht wenige, welche zum Teil nicht immer das einhalten, was ihre Anpreisungen versprechen. In unserer heutigen Nummer können wir aber unseren verehrl. Lesern das Gegenteil zum Beweise bringen, und es freut uns, auf das auf Seite 958 befindliche Ausnahme-Gebot eines erstklassigen, uns bestens bekannten katholischen Prachtwerkes über das Leben Jesu aufmerksam machen zu können, welches von der Firma Herder & Co. in München zu einem wesentlich ermäßigten Preise in tadellosen Exemplaren bezogen werden kann.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 49. München, 6. Dezember 1913. X. Jahrgang.

Die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Angesichts des Umsichgreifens der Selbstmordhäufigkeit im Deutschen Reiche, namentlich in den städtischen Zentren, liegt die Frage nahe, ob die moderne Erscheinung des Selbstmordes mit ihrem Charakter des massenhaften Auftretens nicht auch durch konkrete Maßnahmen bekämpft werden könne. Unsere ganze Sozialpolitik hat zum Hauptziele den Schutz und die Erhaltung des menschlichen Lebens. Es ist der Sozialhygiene gelungen, die Sterbeziffer bedeutend herabzudrücken, so daß z. B. während in den größeren Städten in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich von 1000 Einwohnern 30—40 im Jahre gestorben sind, heute die Sterbeziffer in diesen Städten 15—20 auf 1000 Einwohner beträgt. Mit sieghafter Kraft hat sich auf allen Gebieten des Gesundheitswesens der Gedanke Bahn gebrochen, dem Tode engere Schranken zu ziehen und das Leben in erhöhter Gesundheit zu verlängern.

Wie soll es nun möglich sein, die Selbstmordneigung unserer Zeit einzudämmen? Sollten noch gar keine Versuche in dieser Hinsicht gemacht worden sein? Christentum und wahre Kultur verlangen gebieterisch eine Zurückdrängung der Selbstmordepidemie. Sollte es nicht in der Macht der menschlichen Kultur und Gesittung liegen, im Bunde mit der Religion durch konkrete Maßnahmen den Selbstmord stark einzudämmen? Fast jede Zeitungsnummer enthält Berichte über Selbstmordfälle in mehr oder weniger ausführlicher Schilderung. Wir haben uns schon fast daran gewöhnt, diese Vorkommnisse hinzunehmen wie Unglücksfälle und sonstige unabänderliche Dinge des Lebens. Wir jammern ob der Selbstmordmanie, allein die Behörden, unsere humanen und caritativen Gesellschaften haben bis jetzt nicht daran gedacht, gegen den Selbstmord greifbare Maßnahmen in Anwendung zu bringen. Die menschliche Gesellschaft trifft an der modernen Selbstmordneigung eine gewisse Kumulativschuld; sie hat daher auch die Pflicht, mit allen Mitteln dem Selbstmord Einhalt zu tun. Zur Unterbindung der Selbstmordfrequenz wäre eine geistig-sittliche Hebung unserer Gesamtkultur auf religiöser Grundlage das erste und erfolgreichste Mittel. Religion, Bildung und materielle Besserstellung sind die aussichtsreichsten Maßnahmen gegen den Selbstmord. Die Seelsorge leistet im Sturme der heutigen Seelenkämpfe und der geistigen und materiellen Lebensschwierigkeiten sehr viel an Tröstung, seelischer Führung und auch an materieller Fürsorge. Insbesondere hat die katholische Kirche in ihrem Beichtinstitut eine Art Antiselbstmordbureau, welchem es nach Ansicht zahlreicher und namhafter Selbstmordforscher zuzuschreiben ist, daß die katholische Bevölkerung eine erheblich geringere Selbstmordfrequenz aufzuweisen hat, als die andersgläubigen Bevölkerungskreise. Das der Beichte zugrunde liegende psychologische Moment der vertrauensvollen Aussprache von Herz zu Herz, von Mund zu Mund und die dadurch gewonnene Erleichterung des Gewissens und Erhöhung des Selbstvertrauens hat auch die Heilsarmee sich zunutze gemacht, indem sie in zahlreichen Großstädten Antiselbstmordbureaus errichtete und mit denselben gute Erfolge erzielt hat.

Die Heilsarmee hat den Weg gezeigt, wie auf sozialpolitischem Wege, in der Oeffentlichkeit dem Uebel der Selbstmordneigung gesteuert werden kann. Man hat Beratungsstellen für säugende Mütter, für Lungenkranke usw. eingerichtet. Wenn man bedenkt, daß in manchen Großstädten mehrere hundert bis zu tausend Personen alljährlich dem Selbstmord zum Opfer fallen, wenn man ferner beachtet, daß die Zahl der Selbstmordversuche noch erheblich größer ist, da gewinnt der Gedanke Nahrung, für die vielen lebensüberdrüssigen und verbitterten Menschen eine Art Zufluchtsstätte zu gründen, wo selbstmordlüsternen Menschen, soweit sie den Weg dahin finden, tröstender Balsam in die wunde Seele geträufelt, wo materielle Schwierigkeiten nach Möglichkeit behoben und durch Rat und Tat die Lust zum Leben wieder zurückgegeben wird. Die Erfolge der Heilsarmee haben nach den Berichten sich außerordentlich günstig gestaltet. Es kann hier nicht der Platz sein, in Einzelheiten dieser Tätigkeit einzudringen. Es genügt, den Gedanken des Antiselbstmordbureaus einmal breiteren Kreisen der Oeffentlichkeit vor Augen geführt zu haben. Freilich kann hier die offizielle Sozialpolitik nicht gleichsam von Amts wegen ein Bureau für diese menschenfreundliche Tätigkeit aufmachen. Aber es wäre eine kommunalpolitische Tat, eine private derartige Einrichtung materiell zu fundieren und dafür zu sorgen, daß aus den Spitälern, Asylen, von den Gassen unglückliche Menschen mit Selbstmordabsichten dem Bureau zugeführt werden, um dort einer durchaus vertrauenswürdigen Person offenen Einblick in ihren inneren seelischen Zustand oder ihren drückenden Kummer zu gewähren, so ähnlich wie trunksüchtige Menschen den Trinkerrettungsstellen zugewiesen werden. Wir haben kommunale Aemter für Waisen und Witwen, für Armenpflege, für Wohnungsinspektion, warum soll nicht auch der Versuch gelingen, eine ehrenamtliche Beratungs- und Troststelle für verzweifelte Menschen in den Großstädten ins Leben zu rufen. In den Großstädten haben leider sehr viele Menschen den Anschluß an ihre Kirche verloren, so daß sie dort nicht nach Hilfe suchen. Der Mensch ist aber ein viel zu kostbares Gut, als daß die Nächstenliebe nicht alle Mittel und Wege betreten müßte, um zugrundegehenden Mitmenschen einen Hoffnungsanker auszuwerfen. Wenn solche Beratungsstellen in den Städten mit Unterstützung der Gemeinde eingerichtet würden, würde die Kenntnis von ihrer Existenz sehr bald in alle Kreise des Volkes dringen und es würden dieselben gelegentlich benützt werden. Das hat die Erfahrung bei den Bureaus der Heilsarmee gezeigt. Aus allen Berufsklassen und Bevölkerungsschichten sind lebensüberdrüssige Menschen gekommen und haben Hilfe und Trost gesucht und oft gefunden. Freilich gelingt die Auferweckung zu einem erneuten Leben nicht immer. Der Selbstmord wird aus dem menschlichen Leben nicht völlig verschwinden, aber er kann eingedämmt werden. Und diese Beschränkung der Selbstmordhäufigkeit ist eine Pflicht der Oeffentlichkeit, eine Aufgabe vor allem der großen Stadtgemeinden, deren Selbstmordfrequenz zu den zweifelhaftesten Errungenschaften der modernen Großstädte gehört.

Ein weiteres Mittel, die Selbstmordneigung einzuschränken, ist ebenfalls in der Möglichkeit der Oeffentlichkeit gelegen. Die Selbstmordstatistik in den Städten hat gezeigt, daß entgegen der allgemeinen Anschauung von einem rapiden Wachstum der Selbstmordfälle nicht die Rede sein kann. Diese Anschauung von einem überaus raschen Anwachsen des Selbstmords in unserer Zeit ist dem Publikum durch die Zeitungen vermittelt worden. Die Presse trifft einerseits eine große Schuld an der Selbstmordhäufigkeit, anderseits hat sie eine sehr wichtige Aufgabe bei der Bekämpfung derselben zu erfüllen. Unsere Tageszeitungen bieten mit ihren vielen allzu ausführlichen Berichten über Unglücksfälle und Selbstmorde ein sehr beklagenswertes alltägliches Nervenfutter für die reizbaren Kulturmenschen. Es wäre eine sittliche Notwendigkeit für die Presse, Selbstmordereignisse so nebensächlich als möglich zu behandeln. Jeder Selbstmordforscher weiß, daß dem Selbstmord eine gewisse Mitteilungs-

und Ansteckungsfähigkeit innewohnt. Wenn nun die Zeitungen Selbstmordfälle ausführlich nach den Umständen, vor allem nach der Technik schildern, so wirken diese Darstellungen suggestiv auf Selbstmordkandidaten ein, deren Vorhaben zur Selbsttötung dadurch ausgelöst wird. Gar nicht selten wird dann die Todesart von einem Selbstmordfalle gewählt, der kurz zuvor in der Zeitung eingehend beschrieben war. Die sich mehrenden Stürze von der Großhesseloher Brücke bei München z. B. sind auf diese Zeitungsschilderungen zurückzuführen. Ueber diese Nachahmungssucht besteht kein Zweifel. Es wäre daher eine soziale und kulturelle Tat von den schwerwiegendsten günstigsten Folgen, wenn unsere Gesamtpresse sich verpflichten wollte, über Selbstmorde wenn möglich überhaupt nicht, oder doch nur kurz registrierend Mitteilung machen zu wollen. Auf die Schilderungen in der Presse sind auch die sich häufenden Schülerselbstmorde zurückzuführen. Die Erkenntnis der Richtigkeit dieser Behauptung hat den Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands bewogen, an den Reichsverband der deutschen Presse die Bitte zu richten, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der Schülerselbstmorde in der Presse vermieden werde. Es wäre erfreulich, heißt es, „wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendliche Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt." Außerdem ist es eine Pflicht der öffentlichen Meinung, die ebenfalls durch die Presse in diesem Punkte den richtigen Weg geführt werden kann, in dem Selbstmörder nur einen unglücklichen Menschen, aber keinen Helden zu erblicken. Der Selbstmord muß als eine feige Tat gebrandmarkt werden und nicht als ehrenhafte Handlung, wenn ein Selbstmörder, statt den Weg der Sühne und der Demut im Anschluß an seine zweifelhafte Lebensführung zu betreten, seine Existenz mit dem Revolver auslöscht. In den vielen Selbstmordfällen der geistigen Unzurechnungsfähigkeit und krankhaften Willenshemmungen ist mitleidvolles Bedauern die einzig gerechte Beurteilung.

Die öffentliche Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit muß sich in der Hauptsache auf die Vermeidung der Gelegenheiten, auf die Vermeidung des Anreizes durch Zeitungsnachrichten usw. erstrecken. In ähnlicher Weise wie die Presse durch möglichstes Ignorieren der Selbstmordfälle zur Selbstmordverminderung beitragen kann, würde vor allem auch ein zu erlassendes Reichsgesetz günstige Folgen haben, wonach der Kauf von Waffen aller Art nicht mehr jedermann freisteht, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden wird. Die jüngsten schrecklichen Unglücksfälle, wo Dutzende von Menschen durch den Revolver wahnsinniger Verbrecher hingemordet wurden, haben in der öffentlichen Meinung die gebieterische Forderung nach einem reichsgesetzlichen Verbot des Waffenkaufes entstehen lassen.[1]) Sollte diese Forderung wie in Italien Gesetz werden, so wäre ohne Zweifel neben der Abnahme der Mordverbrechen auch die Verringerung der Selbstmordfälle die erfreuliche Folge.

Aus unseren Darlegungen geht klar hervor, daß die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit keine Utopie ist, sondern eine menschenfreundliche Möglichkeit. Die großen Schwierigkeiten bei der Inangriffnahme praktischer Maßnahmen sind natürlich nicht zu verkennen. Aber es kann tatsächlich etwas zur Verringerung der Selbstmordhäufigkeit erreicht werden. Die praktische Verwirklichung der Selbstmordbekämpfung wäre eine dankenswerte Aufgabe des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, der schon zahlreiche soziale Fragen wissenschaftlich untersucht und praktisch zum Besseren gestaltet hat. In Referaten und Diskussionen auf den Versammlungen dieses Vereins könnten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, um der Selbstmordneigung direkt und indirekt auf den Leib zu rücken. Im vorstehenden Aufsatze sollte das Thema nur einmal angeschnitten werden, ohne zugleich eine erschöpfende Darlegung all der praktischen Maßnahmen geben zu wollen, die im Kampfe gegen die Selbstmordsucht unserer Zeit einen günstigen Erfolg versprechen würden.

* * *

Eine in mehrfacher Hinsicht interessante Ergänzung des Vorstehenden bildet der folgende, der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" aus Brasilien zugegangene Aufsatz:

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Unnötige Waffen" in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" (4. Oktober 1913). Anm. d. Red.

Der Selbstmord in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Herr Dr. Hermeto Lima hat als Nummer 13 der polizeilichen Veröffentlichungen („Bibliotheca do Boletim Policial") eine Arbeit über den Selbstmord in Rio de Janeiro herausgegeben, die in der „Imprensa Nacional" unter dem Titel „O Suicidio no Rio de Janeiro" erschienen ist.

Als eine der Hauptursachen bezeichnet Dr. Hermeto Lima die ausführlichen, vielfach mit Abbildungen versehenen Berichte der Presse und sucht zu beweisen, daß auf solche Berichte regelmäßig neue Selbstmorde folgen. Schon 1885 hatte sich die medizinische Fakultät Rios in einem eigenen Schreiben an die Presse gewandt, um im Hinblick auf die unheilvollen Folgen derartiger Berichte ihre Unterdrückung oder Mäßigung zu erreichen. Etwa um 1900 beschlossen die Zeitungen einmütig, Berichte über Selbstmörder nicht mehr zu veröffentlichen. Bald darauf jedoch brach ein Blatt die Vereinbarung, weshalb auch die anderen sich nicht mehr daran hielten.

Heute ist es wohl schlimmer als je darin geworden. Die Tageszeitungen laufen sich zum Teil gegenseitig den Rang ab, um regelmäßig das Bild des Mörders, des Tatortes usw. zu bringen. Unter sensationellen Ueberschriften in großen Schriftarten werden eine Unmenge wahrer oder erfundener, oft widerlicher Einzelheiten ans Tageslicht gezogen.

Die Polizei zählte im Zeitraume von 5 Jahren (1908 bis 1912) 1716 Selbstmorde respektive Versuche in der Bundeshauptstadt. Offenbar ist die Zahl größer, da nicht alles zur Kenntnis der Polizei gelangt und in vielen Fällen die Ursache des später eintretenden Todes von den Verwandten verheimlicht wird. Dr. Hermeto Lima schließt deshalb auf 1841, darunter 619 mit tödlichem Ausgange, so daß also auf die 1825 Tage mindestens ein Selbstmord oder Versuch pro Tag kommt.

Immerhin nimmt er als Grundlage der folgenden Zahlen die von der Polizei registrierten 1716 Fälle. Die Zahl der Selbstmordkandidatinnen ist größer als die der Lebensmüden männlichen Geschlechtes, da jene 910, diese aber nur 806 beträgt. Die Ursachen des Selbstmordes sind erst seit 1909 aufgezeichnet und erstrecken sich demnach auf 1401 Fälle. 126 Männer und 255 Frauen suchten aus Liebesgram den Tod; 106 Männer und 169 Frauen wegen Familienzwistes; 24 Männer und 9 Frauen aus Nahrungs- respektive Wohnungssorgen. Der Verfasser erklärt die kleinere Zahl von Frauen, die aus Nahrungssorgen in den Tod gingen, damit, daß die meisten sich der Unsittlichkeit in die Arme geworfen hätten, um leben zu können. 40 Selbstmorde sind unglücklicher Geschäftsspekulation zuzuschreiben.

Der Nationalität nach fällt in den fünf Jahren die Hauptzahl naturgemäß auf die Söhne des eigenen Landes. Von den Fremden waren die meisten Portugiesen, 210, da diese ja am meisten einwandern; 53 Italiener, 30 Spanier, 6 Afrikanerinnen und 1 Chinesin. Deutsche sind nicht verzeichnet. Der weißen Rasse gehörten 606 Männer und 369 Frauen an; der dunklen 151 Männer und 459 Frauen; der schwarzen 49 Männer und 82 Frauen. Unterricht hatten genossen 549 Männer und 394 Frauen; 198 Männer und 450 Frauen waren Analphabeten. In bezug auf die Lebensstellung kommt die größte Zahl auf Angehörige des kaufmännischen und industriellen Standes: 241; 219 auf Arbeiter, 3 auf Kapitalisten.

Der Einfluß der Religion, die erwiesenermaßen am meisten vom Selbstmord zurückhält, ist in der Statistik leider nicht berücksichtigt. Immerhin hat meines Wissens in all diesen Jahren die Presse von keinem einzigen Angehörigen des Priester- oder Ordensstandes zu berichten gewußt, der zu Gift oder zur Schußwaffe in selbstmörderischer Absicht gegriffen hätte. Die Angaben über die religiöse respektive irreligiöse Betätigung der Selbstmordkandidaten würden ohne Zweifel den Einfluß der Kirche im schönsten Lichte erstrahlen lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichstag und die Militärherrschaft in Zabern.

Wird die deutsche Politik in Berlin bestimmt oder in Zabern gemacht?

Der Reichstag ist in der vorigen Woche wieder zusammengetreten. Ohne Sang und Klang. Während sonst in Europa zahlreiche herbstliche Thronreden gehalten werden, kommt der Deutsche Kaiser diesmal nicht zu Wort, weil die Session im Sommer nur vertagt, nicht geschlossen wurde. Daher trat auch der Reichstag ohne Präsidentenwahl sofort in seine Arbeit ein. Die Punkte der ersten Tagesordnungen waren nicht aufregend. Daher blieb die öffentliche Aufmerksamkeit konzentriert auf die Vorgänge in Zabern und auf die Antrittsrede des neuen Kriegsministers v. Falkenhayn, die mit diesen Dingen in Zusammenhang stand.

Zu einem wahren Unglück für Elsaß-Lothringen und das ganze Deutsche Reich hat sich der Zwischenfall von Zabern ausgewachsen. Kleine Ursachen, große Wirkungen; aus winzigen Flämmchen, die nicht rechtzeitig gelöscht werden, entsteht ein riesiges Schadenfeuer. Ein Leutnant „in dem glücklichen Alter von 20 Jahren" verhaut sich in der Instruktionsstunde, indem er eine Stichprämie von 10 ℳ für jeden erlegten „Wackes" aussetzt. Das Volk von Zabern und Umgegend fühlt sich beschimpft und bedroht; es kommt zu Straßendemonstrationen, die glücklicherweise ohne Schaden an Leib oder Gut ablaufen. Nun wäre das Aergernis im Keime zu ersticken gewesen, wenn sofort die ernste Untersuchung gegen den unvorsichtigen Leutnant angekündigt und zugleich der Leutnant selbst, der Stein des Anstoßes, durch Suspension vom Dienst oder Versetzung oder Urlaub oder in irgend einer anderen Form aus den Augen der verärgerten Bevölkerung entrückt worden wäre. Aber das Militär wollte auch nicht den Schein einer Nachgiebigkeit gegen das „Zivil" auf sich laden. Auch die Wünsche der Straßburger Landesregierung, die ihre Politik der Beruhigung nicht preisgeben wollte, fanden keinen Anklang. Der Leutnant blieb in Zabern im Dienst; er fühlte sich so wohl und stolz, daß er noch einmal eine Kraftphrase in der Instruktionsstunde loslassen konnte, diesmal gegen die französische Fremdenlegion oder gar, wie eine Reihe Zuhörer behauptet, gegen die französische Fahne. Die Folge war eine von Verhaftungen und Versetzungen begleitete Untersuchung gegen die Soldaten, welche die Vorgänge in der Instruktionsstunde an die Oeffentlichkeit gebracht hatten. Ueber das Schicksal des Leutnants verlautet nur, daß er einen „scharfen Verweis" erhalten habe; zugleich wurde mitgeteilt, der Gebrauch des Wortes „Wackes" sei streng untersagt worden. Obschon die „Sühne" nicht sehr befriedigend war und das Erscheinen des Leutnants auf den Straßen (vielfach begleitet von einer Sicherheitswache) immer wieder Aufsehen erregte, verhielt sich doch die Bevölkerung im ganzen ruhig. Aber eines schönen Tages machte ein Fortbildungsschüler, der noch jünger war, als der „sehr junge" Leutnant, eine höhnische Bemerkung zu den vorübergehenden Leutnants; auf den Frevler wurde eine Jagd eröffnet, die Wache wurde alarmiert, ein Kommando rückte vor zur Säuberung des Platzes und der Straßen; die Gewehre wurden geladen, die Trommeln wirbelten, unter Schießdrohung wurden die Leute zum Fortgehen aufgefordert; wer sich nicht schnell entfernte oder zufällig hinzukam, wurde festgenommen, darunter sogar hohe Gerichtsbeamte, die gerade ihr Amt verließen; obendrein wurden noch Leute aus verdächtigen Häusern herausgeholt. 26 biedere Einwohner wurden in die Kaserne gebracht und dort die Nacht über im Keller festgehalten. Erst am andern Vormittag wurden sie dem zuständigen Gericht zugeführt, das sie natürlich alsbald freiließ. Zabern befand sich tatsächlich im Belagerungszustand; die bürgerliche Obrigkeit war ausgeschaltet; das Militär führte die Herrschaft mit seiner gepanzerten Faust.

Der Gemeinderat von Zabern sandte am anderen Morgen ein Telegramm an den Kriegsminister und eines an den Reichskanzler, um den nötigen Schutz für die Bürgerschaft zu fordern und die Entrüstung auszusprechen „über das fortgesetzte, jeder Ordnung Hohn sprechende und offensichtlich provokatorische Vorgehen des Obersten Reutter" (des Regimentskommandeurs). Der Kriegsminister erwiderte, er habe das Telegramm weitergegeben an das Generalkommando in Straßburg, dem die Pflicht obliege, Gesetzwidrigkeiten unbedingt zu verhindern. Und der Reichskanzler drahtete, er habe das Telegramm dem kaiserlichen Statthalter mitgeteilt; falls die eingeleitete strenge Untersuchung Gesetzwidrigkeiten ergebe, werde Abhilfe geschaffen werden. Allem Anschein nach haben die beiden Berliner Minister sich über diese Antworten erst verständigt. Ob aber zwischen dem Oberkommando in Straßburg und der Regierung des Statthalters auch eine Verständigung erfolgen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher waren die Militär- und die Zivilbehörden im Reichslande über die Behandlung der Zaberner Vorgänge nicht eines Sinnes, und daraus entstand sogar schon das Gerücht von Rücktrittsabsichten des Statthalters und des Staatssekretärs Zorn v. Bulach. Die neueren Vorgänge in Zabern haben nun drastisch gezeigt, wie weit sich die Militärs erhaben fühlen über die bürgerlichen Behörden und wie wenig Sinn sie für eine beruhigende Politik haben. Der Statthalter und sein Minister geraten in eine Stellung, die kaum erträglich ist: sie sind verantwortlich für die gedeihliche Entwicklung des Reichslandes und dabei können sie nicht verhindern, daß die selbstbewußten Inhaber der Militärgewalt das ganze Land in eine heillose Aufregung stürzen, weil sie einen entgleisten jungen Leutnant durchaus auf seinem verlorenen Posten halten wollen.

Dem neuen Kriegsminister kommt die Zaberner Affäre besonders in die Quere. Er hielt zunächst im Reichstage eine recht wirksame Antrittsrede, die sogar mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war. Er erklärte sich bereit, alle Reformvorschläge, die mit der Schlagfertigkeit der Armee vereinbar seien, zu prüfen: je moderner, desto besser! Er betonte den Charakter unserer Armee als eines Volksheeres und verkündete das Zusammenarbeiten von Militär und Bürgertum. Bald darauf mußte er eine „kurze Anfrage" wegen Zabern beantworten, und da klang die volksfreundliche Saite bedenklich gedämpft. Zunächst schob er die „Sühne" für die Verfehlungen des Leutnants ausschließlich den militärischen Vorgesetzten zu und erklärte auch sich als Chef der Militärverwaltung für inkompetent. Und doch hat die Sühne eine weittragende politische Bedeutung. Zweitens glaubte er die Aufregung der Bevölkerung dämpfen zu können mit dem Hinweis auf das sehr jugendliche Alter und die bekannten Ausreden des schuldigen Leutnants. Er sagte, er wolle nichts beschönigen, aber er versuchte es doch, und zwar in unzulänglicher Weise. Im dritten Punkt seiner Rede, als er auf die Indiskretion und Disziplinwidrigkeit der Soldaten zu sprechen kam, wurde er viel strenger und vergaß auf die offenbar verhandenen Milderungsgründe. Es war ein Plaidoyer zugunsten der dortigen Militärbehörden, und die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade am nächsten Tage das Militär in Zabern seine Herrschaft in so bedauerlicher Weise glänzen ließ.

Im Reichstag war die Behandlung der Angelegenheit nicht gerade glücklich eingeleitet worden. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten hatten, um eine schnellere Antwort zu erhalten, vor ihre Interpellation eine „kurze Anfrage" geschoben — die kurze Anfrage eignet sich, wenn man schnell eine tatsächliche Mitteilung erhalten will. Im vorliegenden Falle war aber zu erwarten, daß der Minister sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränken, sondern ein Plaidoyer halten werde. Die Geschäftsordnung gestattet nun keine Diskussion im Anschluß an eine solche Antwort auf eine kurze Anfrage. Und doch war gerade auf die Rede des Kriegsministers die nähere Beleuchtung der Angelegenheit von seiten der Volksvertreter dringend geboten.

Die gründliche Behandlung der Sache im Wege der Interpellation wurde auf die laufende Woche verschoben.

Am Montag wurde die Interpellation der Elsässer verlesen und zugleich ein Hilferuf des Zaberner Gemeinderats an den Reichstag. Die Verhandlung wurde auf den Mittwoch angesetzt, nachdem der Reichskanzler die Erklärung abgegeben hatte:

„Inzwischen haben sich in Zabern Vorgänge ereignet von so bedauerlicher Art, daß ich selbst den größten Wert darauf lege, baldmöglichst dem Reichstag und dem Lande darüber Auskunft zu geben, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß die Autorität der Gesetze ebenso geschützt wird, wie die öffentliche Ordnung und die Autorität der öffentlichen Gewalt. Ich werde deshalb, sobald mir das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung vorliegt, Ihren Präsidenten bitten, die Interpellation sofort auf die Tagesordnung zu setzen. Ich hoffe, daß das Mittwoch möglich sein wird."

Da am Mittwoch diese Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schon gedruckt sein muß, können wir erst in der nächsten Nummer den Bericht und die Betrachtung fortsetzen. Heute sei nur bemerkt, daß der Reichskanzler in der parlamentarischen Erklärung noch etwas bestimmter, als in der Drahtantwort nach Zabern, mit der Wahrscheinlichkeit von Gesetzwidrigkeiten rechnet. Seine Ver-

und Ansteckungsfähigkeit innewohnt. Wenn nun die Zeitungen Selbstmordfälle ausführlich nach den Umständen, vor allem nach der Technik schildern, so wirken diese Darstellungen suggestiv auf Selbstmordkandidaten ein, deren Vorhaben zur Selbsttötung dadurch ausgelöst wird. Gar nicht selten wird dann die Todesart von einem Selbstmordfalle gewählt, der kurz zuvor in der Zeitung eingehend beschrieben war. Die sich mehrenden Stürze von der Großhesselober Brücke bei München z. B. sind auf diese Zeitungsschilderungen zurückzuführen. Ueber diese Nachahmungssucht besteht kein Zweifel. Es wäre daher eine soziale und kulturelle Tat von den schwerwiegendsten günstigsten Folgen, wenn unsere Gesamtpresse sich verpflichten wollte, über Selbstmorde wenn möglich überhaupt nicht, oder doch nur kurz registrierend Mitteilung machen zu wollen. Auf die Schilderungen in der Presse sind auch die sich häufenden Schülerselbstmorde zurückzuführen. Die Erkenntnis der Richtigkeit dieser Behauptung hat den Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands bewogen, an den Reichsverband der deutschen Presse die Bitte zu richten, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der Schülerselbstmorde in der Presse vermieden werde. Es wäre erfreulich, heißt es, „wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendliche Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt." Außerdem ist es eine Pflicht der öffentlichen Meinung, die ebenfalls durch die Presse in diesem Punkte den richtigen Weg geführt werden kann, in dem Selbstmörder nur einen unglücklichen Menschen, aber keinen Helden zu erblicken. Der Selbstmord muß als eine feige Tat gebrandmarkt werden und nicht als ehrenhafte Handlung, wenn ein Selbstmörder, statt den Weg der Sühne und der Demut im Anschluß an seine zweifelhafte Lebensführung zu betreten, seine Existenz mit dem Revolver auslöscht. In den vielen Selbstmordfällen der geistigen Unzurechnungsfähigkeit und krankhaften Willenshemmungen ist mitleidvolles Bedauern die einzig gerechte Beurteilung.

Die öffentliche Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit muß sich in der Hauptsache auf die Vermeidung der Gelegenheiten, auf die Vermeidung des Anreizes durch Zeitungsnachrichten usw. erstrecken. In ähnlicher Weise wie die Presse durch möglichstes Ignorieren der Selbstmordfälle zur Selbstmordverminderung beitragen kann, würde vor allem auch ein zu erlassendes Reichsgesetz günstige Folgen haben, wonach der Kauf von Waffen aller Art nicht mehr jedermann freisteht, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden wird. Die jüngsten schrecklichen Unglücksfälle, wo Dutzende von Menschen durch den Revolver wahnsinniger Verbrecher hingemordet wurden, haben in der öffentlichen Meinung die gebieterische Forderung nach einem reichsgesetzlichen Verbot des Waffenkaufes entstehen lassen.[1]) Sollte diese Forderung wie in Italien Gesetz werden, so wäre ohne Zweifel neben der Abnahme der Mordverbrechen auch die Verringerung der Selbstmordfälle die erfreuliche Folge.

Aus unseren Darlegungen geht klar hervor, daß die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit keine Utopie ist, sondern eine menschenfreundliche Möglichkeit. Die großen Schwierigkeiten bei der Inangriffnahme praktischer Maßnahmen sind natürlich nicht zu verkennen. Aber es kann tatsächlich etwas zur Verringerung der Selbstmordhäufigkeit erreicht werden. Die praktische Verwirklichung der Selbstmordbekämpfung wäre eine dankenswerte Aufgabe des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, der schon zahlreiche soziale Fragen wissenschaftlich untersucht und praktisch zum Besseren gestaltet hat. In Referaten und Diskussionen auf den Versammlungen dieses Vereins könnten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, um der Selbstmordneigung direkt und indirekt auf den Leib zu rücken. Im vorstehenden Aufsatze sollte das Thema nur einmal angeschnitten werden, ohne zugleich eine erschöpfende Darlegung all der praktischen Maßnahmen geben zu wollen, die im Kampfe gegen die Selbstmordsucht unserer Zeit einen günstigen Erfolg versprechen würden.

* * *

Eine in mehrfacher Hinsicht interessante Ergänzung des Vorstehenden bildet der folgende, der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" aus Brasilien zugegangene Aufsatz:

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Unnötige Waffen" in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" (4. Oktober 1913). Anm. d. Red.

Der Selbstmord in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Herr Dr. Hermeto Lima hat als Nummer 13 der polizeilichen Veröffentlichungen („Bibliotheca do Boletim Policial") eine Arbeit über den Selbstmord in Rio de Janeiro herausgegeben, die in der „Imprensa Nacional" unter dem Titel „O Suicidio no Rio de Janeiro" erschienen ist.

Als eine der Hauptursachen bezeichnet Dr. Hermeto Lima die ausführlichen, vielfach mit Abbildungen versehenen Berichte der Presse und sucht zu beweisen, daß auf solche Berichte regelmäßig neue Selbstmorde folgen. Schon 1885 hatte sich die medizinische Fakultät Rios in einem eigenen Schreiben an die Presse gewandt, um im Hinblick auf die unheilvollen Folgen derartiger Berichte ihre Unterdrückung oder Mäßigung zu erreichen. Etwa um 1900 beschlossen die Zeitungen einmütig, Berichte über Selbstmörder nicht mehr zu veröffentlichen. Bald darauf jedoch brach ein Blatt die Vereinbarung, weshalb auch die anderen sich nicht mehr daran hielten.

Heute ist es wohl schlimmer als je darin geworden. Die Tageszeitungen laufen sich zum Teil gegenseitig den Rang ab, um regelmäßig das Bild des Mörders, des Tatortes usw. zu bringen. Unter sensationellen Ueberschriften in großen Schriftarten werden eine Unmenge wahrer oder erfundener, oft widerlicher Einzelheiten ans Tageslicht gezogen.

Die Polizei zählte im Zeitraume von 5 Jahren (1908 bis 1912) 1716 Selbstmorde respektive Versuche in der Bundeshauptstadt. Offenbar ist die Zahl größer, da nicht alles zur Kenntnis der Polizei gelangt und in vielen Fällen die Ursache des später eintretenden Todes von den Verwandten verheimlicht wird. Dr. Hermeto Lima schließt deshalb auf 1841, darunter 619 mit tödlichem Ausgange, so daß also auf die 1825 Tage mindestens ein Selbstmord oder Versuch pro Tag kommt.

Immerhin nimmt er als Grundlage der folgenden Zahlen die von der Polizei registrierten 1716 Fälle. Die Zahl der Selbstmordkandidatinnen ist größer als die der Lebensmüden männlichen Geschlechtes, da jene 910, diese aber nur 806 beträgt. Die Ursachen des Selbstmordes sind erst seit 1909 aufgezeichnet und erstrecken sich demnach auf 1401 Fälle. 126 Männer und 255 Frauen suchten aus Liebesgram den Tod; 106 Männer und 169 Frauen wegen Familienzwistes; 24 Männer und 9 Frauen aus Nahrungs- respektive Wohnungssorgen. Der Verfasser erklärt die kleinere Zahl von Frauen, die aus Nahrungssorgen in den Tod gingen, damit, daß die meisten sich der Unsittlichkeit in die Arme geworfen hätten, um leben zu können. 40 Selbstmorde sind unglücklicher Geschäftsspekulation zuzuschreiben.

Der Nationalität nach fällt in den fünf Jahren die Hauptzahl naturgemäß auf die Söhne des eigenen Landes. Von den Fremden waren die meisten Portugiesen, 210, da diese ja am meisten einwandern; 53 Italiener, 30 Spanier, 6 Afrikanerinnen und 1 Chinesin. Deutsche sind nicht verzeichnet. Der weißen Rasse gehörten 606 Männer und 369 Frauen an; der dunklen 151 Männer und 459 Frauen; der schwarzen 49 Männer und 82 Frauen. Unterricht hatten genossen 549 Männer und 394 Frauen; 198 Männer und 450 Frauen waren Analphabeten. In bezug auf die Lebensstellung kommt die größte Zahl auf Angehörige des kaufmännischen und industriellen Standes: 241; 219 auf Arbeiter, 3 auf Kapitalisten.

Der Einfluß der Religion, die erwiesenermaßen am meisten vom Selbstmord zurückhält, ist in der Statistik leider nicht berücksichtigt. Immerhin hat meines Wissens in all diesen Jahren die Presse von keinem einzigen Angehörigen des Priester- oder Ordensstandes zu berichten gewußt, der zu Gift oder zur Schußwaffe in selbstmörderischer Absicht gegriffen hätte. Die Angaben über die religiöse respektive irreligiöse Betätigung der Selbstmordkandidaten würden ohne Zweifel den Einfluß der Kirche im schönsten Lichte erstrahlen lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichstag und die Militärherrschaft in Zabern.

Wird die deutsche Politik in Berlin bestimmt oder in Zabern gemacht?

Der Reichstag ist in der vorigen Woche wieder zusammengetreten. Ohne Sang und Klang. Während sonst in Europa zahlreiche herbstliche Thronreden gehalten werden, kommt der Deutsche Kaiser diesmal nicht zu Wort, weil die Session im Sommer nur vertagt, nicht geschlossen wurde. Daher trat auch der Reichstag ohne Präsidentenwahl sofort in seine Arbeit ein. Die Punkte der ersten Tagesordnungen waren nicht aufregend. Daher blieb die öffentliche Aufmerksamkeit konzentriert auf die Vorgänge in Zabern und auf die Antrittsrede des neuen Kriegsministers v. Falkenhayn, die mit diesen Dingen in Zusammenhang stand.

Zu einem wahren Unglück für Elsaß-Lothringen und das ganze Deutsche Reich hat sich der Zwischenfall von Zabern ausgewachsen. Kleine Ursachen, große Wirkungen; aus winzigen Flämmchen, die nicht rechtzeitig gelöscht werden, entsteht ein riesiges Schadenfeuer. Ein Leutnant „in dem glücklichen Alter von 20 Jahren" verhaut sich in der Instruktionsstunde, indem er eine Stichprämie von 10 ℳ für jeden erlegten „Wackes" aussetzt. Das Volk von Zabern und Umgegend fühlt sich beschimpft und bedroht; es kommt zu Straßendemonstrationen, die glücklicherweise ohne Schaden an Leib oder Gut ablaufen. Nun wäre das Aergernis im Keime zu ersticken gewesen, wenn sofort die ernste Untersuchung gegen den unvorsichtigen Leutnant angekündigt und zugleich der Leutnant selbst, der Stein des Anstoßes, durch Suspension vom Dienst oder Versetzung oder Urlaub oder in irgend einer anderen Form aus den Augen der verärgerten Bevölkerung entrückt worden wäre. Aber das Militär wollte auch nicht den Schein einer Nachgiebigkeit gegen das „Zivil" auf sich laden. Auch die Wünsche der Straßburger Landesregierung, die ihre Politik der Beruhigung nicht preisgeben wollte, fanden keinen Anklang. Der Leutnant blieb in Zabern im Dienst; er fühlte sich so wohl und stolz, daß er noch einmal eine Kraftphrase in der Instruktionsstunde loslassen konnte, diesmal gegen die französische Fremdenlegion oder gar, wie eine Reihe Zuhörer behauptet, gegen die französische Fahne. Die Folge war eine von Verhaftungen und Versetzungen begleitete Untersuchung gegen die Soldaten, welche die Vorgänge in der Instruktionsstunde an die Oeffentlichkeit gebracht hatten. Ueber das Schicksal des Leutnants verlautet nur, daß er einen „scharfen Verweis" erhalten habe; zugleich wurde mitgeteilt, der Gebrauch des Wortes „Wackes" sei streng untersagt worden. Obschon die „Sühne" nicht sehr befriedigend war und das Erscheinen des Leutnants auf den Straßen (vielfach begleitet von einer Sicherheitswache) immer wieder Aufsehen erregte, verhielt sich doch die Bevölkerung im ganzen ruhig. Aber eines schönen Tages machte ein Fortbildungsschüler, der noch jünger war, als der „sehr junge" Leutnant, eine höhnische Bemerkung zu den vorübergehenden Leutnants; auf den Frevler wurde eine Jagd eröffnet, die Wache wurde alarmiert, ein Kommando rückte vor zur Säuberung des Platzes und der Straßen; die Gewehre wurden geladen, die Trommeln wirbelten, unter Schießdrohung wurden die Leute zum Fortgehen aufgefordert; wer sich nicht schnell entfernte oder zufällig hinzukam, wurde festgenommen, darunter sogar hohe Gerichtsbeamte, die gerade ihr Amt verließen; obendrein wurden noch Leute aus verdächtigen Häusern herausgeholt. 26 biedere Einwohner wurden in die Kaserne gebracht und dort die Nacht über im Keller festgehalten. Erst am andern Vormittag wurden sie dem zuständigen Gericht zugeführt, das sie natürlich alsbald freiließ. Zabern befand sich tatsächlich im Belagerungszustand; die bürgerliche Obrigkeit war ausgeschaltet; das Militär führte die Herrschaft mit seiner gepanzerten Faust.

Der Gemeinderat von Zabern sandte am anderen Morgen ein Telegramm an den Kriegsminister und eines an den Reichskanzler, um den nötigen Schutz für die Bürgerschaft zu fordern und die Entrüstung auszusprechen „über das fortgesetzte, jeder Ordnung Hohn sprechende und offensichtlich provokatorische Vorgehen des Obersten Reutter" (des Regimentskommandeurs). Der Kriegsminister erwiderte, er habe das Telegramm weitergegeben an das Generalkommando in Straßburg, dem die Pflicht oblige, Gesetzwidrigkeiten unbedingt zu verhindern. Und der Reichskanzler drahtete, er habe das Telegramm dem kaiserlichen Statthalter mitgeteilt; falls die eingeleitete strenge Untersuchung Gesetzwidrigkeiten ergebe, werde Abhilfe geschaffen werden. Allem Anschein nach haben die beiden Berliner Minister sich über diese Antworten erst verständigt. Ob aber zwischen dem Oberkommando in Straßburg und der Regierung des Statthalters auch eine Verständigung erfolgen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher waren die Militär- und die Zivilbehörden im Reichslande über die Behandlung der Zaberner Vorgänge nicht eines Sinnes, und daraus entstand sogar schon das Gerücht von Rücktrittsabsichten des Statthalters und des Staatssekretärs Zorn v. Bulach. Die neueren Vorgänge in Zabern haben nun drastisch gezeigt, wie weit sich die Militärs erhaben fühlen über die bürgerlichen Behörden und wie wenig Sinn sie für eine beruhigende Politik haben. Der Statthalter und sein Minister geraten in eine Stellung, die kaum erträglich ist: sie sind verantwortlich für die gedeihliche Entwicklung des Reichslandes und dabei können sie nicht verhindern, daß die selbstbewußten Inhaber der Militärgewalt das ganze Land in eine heillose Aufregung stürzen, weil sie einen entgleisten jungen Leutnant durchaus auf seinem verlorenen Posten halten wollen.

Dem neuen Kriegsminister kommt die Zaberner Affäre besonders in die Quere. Er hielt zunächst im Reichstage eine recht wirksame Antrittsrede, die sogar mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war. Er erklärte sich bereit, alle Reformvorschläge, die mit der Schlagfertigkeit der Armee vereinbar seien, zu prüfen: je moderner, desto besser! Er betonte den Charakter unserer Armee als eines Volksheeres und verkündete das Zusammenarbeiten von Militär und Bürgertum. Bald darauf mußte er eine „kurze Anfrage" wegen Zabern beantworten, und da klang die volksfreundliche Saite bedenklich gedämpft. Zunächst schob er die „Sühne" für die Verfehlungen des Leutnants ausschließlich den militärischen Vorgesetzten zu und erklärte auch sich als Chef der Militärverwaltung für inkompetent. Und doch hat die Sühne eine weittragende politische Bedeutung. Zweitens glaubte er die Aufregung der Bevölkerung dämpfen zu können mit dem Hinweis auf das sehr jugendliche Alter und die bekannten Ausreden des schuldigen Leutnants. Er sagte, er wolle nichts beschönigen, aber er versuchte es doch, und zwar in unzulänglicher Weise. Im dritten Punkt seiner Rede, als er auf die Indiskretion und Disziplinwidrigkeit der Soldaten zu sprechen kam, wurde er viel strenger und vergaß auf die offenbar verhandenen Milderungsgründe. Es war ein Plaidoyer zugunsten der dortigen Militärbehörden, und die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade am nächsten Tage das Militär in Zabern seine Herrschaft in so bedauerlicher Weise glänzen ließ.

Im Reichstag war die Behandlung der Angelegenheit nicht gerade glücklich eingeleitet worden. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten hatten, um eine schnellere Antwort zu erhalten, vor ihre Interpellation eine „kurze Anfrage" geschoben — die kurze Anfrage eignet sich, wenn man schnell eine tatsächliche Mitteilung erhalten will. Im vorliegenden Falle war aber zu erwarten, daß der Minister sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränken, sondern ein Plaidoyer halten werde. Die Geschäftsordnung gestattet nun keine Diskussion im Anschluß an eine solche Antwort auf eine kurze Anfrage. Und doch war gerade auf die Rede des Kriegsministers die nähere Beleuchtung der Angelegenheit von seiten der Volksvertreter dringend geboten.

Die gründliche Behandlung der Sache im Wege der Interpellation wurde auf die laufende Woche verschoben.

Am Montag wurde die Interpellation der Elsässer verlesen und zugleich ein Hilferuf des Zaberner Gemeinderats an den Reichstag. Die Verhandlung wurde auf den Mittwoch angesetzt, nachdem der Reichskanzler die Erklärung abgegeben hatte:

„Inzwischen haben sich in Zabern Vorgänge ereignet von so bedauerlicher Art, daß ich selbst den größten Wert darauf lege, baldmöglichst dem Reichstag und dem Lande darüber Auskunft zu geben, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß die Autorität der Gesetze ebenso geschützt wird, wie die öffentliche Ordnung und die Autorität der öffentlichen Gewalt. Ich werde deshalb, sobald mir das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung vorliegt, Ihren Präsidenten bitten, die Interpellation sofort auf die Tagesordnung zu setzen. Ich hoffe, daß das Mittwoch möglich sein wird."

Da am Mittwoch diese Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schon gedruckt sein muß, können wir erst in der nächsten Nummer den Bericht und die Betrachtung fortsetzen. Heute sei nur bemerkt, daß der Reichskanzler in der parlamentarischen Erklärung noch etwas bestimmter, als in der Drahtantwort nach Zabern, mit der Wahrscheinlichkeit von Gesetzwidrigkeiten rechnet. Seine Ver-

und Ansteckungsfähigkeit innewohnt. Wenn nun die Zeitungen Selbstmordfälle ausführlich nach den Umständen, vor allem nach der Technik schildern, so wirken diese Darstellungen suggestiv auf Selbstmordkandidaten ein, deren Vorhaben zur Selbsttötung dadurch ausgelöst wird. Gar nicht selten wird dann die Todesart von einem Selbstmordfalle gewählt, der kurz zuvor in der Zeitung eingehend beschrieben war. Die sich mehrenden Stürze von der Großhesseloher Brücke bei München z. B. sind auf diese Zeitungsschilderungen zurückzuführen. Ueber diese Nachahmungssucht besteht kein Zweifel. Es wäre daher eine soziale und kulturelle Tat von den schwerwiegendsten günstigsten Folgen, wenn unsere Gesamtpresse sich verpflichten wollte, über Selbstmorde wenn möglich überhaupt nicht, oder doch nur kurz registrierend Mitteilung machen zu wollen. Auf die Schilderungen in der Presse sind auch die sich häufenden Schülerselbstmorde zurückzuführen. Die Erkenntnis der Richtigkeit dieser Behauptung hat den Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands bewogen, an den Reichsverband der deutschen Presse die Bitte zu richten, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der Schülerselbstmorde in der Presse vermieden werde. Es wäre erfreulich, heißt es, „wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendliche Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt." Außerdem ist es eine Pflicht der öffentlichen Meinung, die ebenfalls durch die Presse in diesem Punkte den richtigen Weg geführt werden kann, in dem Selbstmörder nur einen unglücklichen Menschen, aber keinen Helden zu erblicken. Der Selbstmord muß als eine feige Tat gebrandmarkt werden und nicht als ehrenhafte Handlung, wenn ein Selbstmörder, statt den Weg der Sühne und der Demut im Anschluß an seine zweifelhafte Lebensführung zu betreten, seine Existenz mit dem Revolver auslöscht. In den vielen Selbstmordfällen der geistigen Unzurechnungsfähigkeit und krankhaften Willenshemmungen ist mitleidvolles Bedauern die einzig gerechte Beurteilung.

Die öffentliche Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit muß sich in der Hauptsache auf die Vermeidung der Gelegenheiten, auf die Vermeidung des Anreizes durch Zeitungsnachrichten usw. erstrecken. In ähnlicher Weise wie die Presse durch möglichstes Ignorieren der Selbstmordfälle zur Selbstmordverminderung beitragen kann, würde vor allem auch ein zu erlassendes Reichsgesetz günstige Folgen haben, wonach der Kauf von Waffen aller Art nicht mehr jedermann freisteht, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden wird. Die jüngsten schrecklichen Unglücksfälle, wo Dutzende von Menschen durch den Revolver wahnsinniger Verbrecher hingemordet wurden, haben in der öffentlichen Meinung die gebieterische Forderung nach einem reichsgesetzlichen Verbot des Waffenkaufes entstehen lassen.[1] Sollte diese Forderung wie in Italien Gesetz werden, so wäre ohne Zweifel neben der Abnahme der Mordverbrechen auch die Verringerung der Selbstmordfälle die erfreuliche Folge.

Aus unseren Darlegungen geht klar hervor, daß die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit keine Utopie ist, sondern eine menschenfreundliche Möglichkeit. Die großen Schwierigkeiten bei der Inangriffnahme praktischer Maßnahmen sind natürlich nicht zu verkennen. Aber es kann tatsächlich etwas zur Verringerung der Selbstmordhäufigkeit erreicht werden. Die praktische Verwirklichung der Selbstmordbekämpfung wäre eine dankenswerte Aufgabe des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, der schon zahlreiche soziale Fragen wissenschaftlich untersucht und praktisch zum Besseren gestaltet hat. In Referaten und Diskussionen auf den Versammlungen dieses Vereins könnten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, um der Selbstmordneigung direkt und indirekt auf den Leib zu rücken. Im vorstehenden Aufsatze sollte das Thema nur einmal angeschnitten werden, ohne zugleich eine erschöpfende Darlegung all der praktischen Maßnahmen geben zu wollen, die im Kampfe gegen die Selbstmordsucht unserer Zeit einen günstigen Erfolg versprechen würden.

* * *

Eine in mehrfacher Hinsicht interessante Ergänzung des Vorstehenden bildet der folgende, der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" aus Brasilien zugegangene Aufsatz:

[1] Vgl. auch den Aufsatz „Unnötige Waffen" in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" (4. Oktober 1913). Anm. d. Red.

Der Selbstmord in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Herr Dr. Hermeto Lima hat als Nummer 13 der polizeilichen Veröffentlichungen („Bibliotheca do Boletim Policial") eine Arbeit über den Selbstmord in Rio de Janeiro herausgegeben, die in der „Imprensa Nacional" unter dem Titel „O Suicidio no Rio de Janeiro" erschienen ist.

Als eine der Hauptursachen bezeichnet Dr. Hermeto Lima die ausführlichen, vielfach mit Abbildungen versehenen Berichte der Presse und sucht zu beweisen, daß auf solche Berichte regelmäßig neue Selbstmorde folgen. Schon 1885 hatte sich die medizinische Fakultät Rios in einem eigenen Schreiben an die Presse gewandt, um im Hinblick auf die unheilvollen Folgen derartiger Berichte ihre Unterdrückung oder Mäßigung zu erreichen. Etwa um 1900 beschlossen die Zeitungen einmütig, Berichte über Selbstmörder nicht mehr zu veröffentlichen. Bald darauf jedoch brach ein Blatt die Vereinbarung, weshalb auch die anderen sich nicht mehr daran hielten

Heute ist es wohl schlimmer als je darin geworden. Die Tageszeitungen laufen sich zum Teil gegenseitig den Rang ab, um regelmäßig das Bild des Mörders, des Tatortes usw. zu bringen. Unter sensationellen Ueberschriften in großen Schriftarten werden eine Unmenge wahrer oder erfundener, oft widerlicher Einzelheiten ans Tageslicht gezogen.

Die Polizei zählte im Zeitraume von 5 Jahren (1908 bis 1912) 1716 Selbstmorde respektive Versuche in der Bundeshauptstadt. Offenbar ist die Zahl größer, da nicht alles zur Kenntnis der Polizei gelangt und in vielen Fällen die Ursache des später eintretenden Todes von den Verwandten verheimlicht wird. Dr. Hermeto Lima schließt deshalb auf 1841, darunter 619 mit tödlichem Ausgange, so daß also auf die 1825 Tage mindestens ein Selbstmord oder Versuch pro Tag kommt.

Immerhin nimmt er als Grundlage der folgenden Zahlen die von der Polizei registrierten 1716 Fälle. Die Zahl der Selbstmordkandidatinnen ist größer als die der Lebensmüden männlichen Geschlechtes, da jene 910, diese aber nur 806 beträgt. Die Ursachen des Selbstmordes sind erst seit 1909 aufgezeichnet und erstrecken sich demnach auf 1401 Fälle. 126 Männer und 255 Frauen suchten aus Liebesgram den Tod; 106 Männer und 169 Frauen wegen Familienzwistes; 24 Männer und 9 Frauen aus Nahrungs- respektive Wohnungssorgen. Der Verfasser erklärt die kleinere Zahl von Frauen, die aus Nahrungssorgen in den Tod gingen, damit, daß die meisten sich der Unsittlichkeit in die Arme geworfen hätten, um leben zu können. 40 Selbstmorde sind unglücklicher Geschäftsspekulation zuzuschreiben.

Der Nationalität nach fällt in den fünf Jahren die Hauptzahl naturgemäß auf die Söhne des eigenen Landes. Von den Fremden waren die meisten Portugiesen, 210, da diese ja am meisten einwandern; 53 Italiener, 30 Spanier, 6 Afrikanerinnen und 1 Chinesin. Deutsche sind nicht verzeichnet. Der weißen Rasse gehörten 606 Männer und 369 Frauen an; der dunklen 151 Männer und 459 Frauen; der schwarzen 49 Männer und 82 Frauen. Unterricht hatten genossen 549 Männer und 394 Frauen; 198 Männer und 450 Frauen waren Analphabeten. In bezug auf die Lebensstellung kommt die größte Zahl auf Angehörige des kaufmännischen und industriellen Standes: 241; 219 auf Arbeiter, 3 auf Kapitalisten.

Der Einfluß der Religion, die erwiesenermaßen am meisten vom Selbstmord zurückhält, ist in der Statistik leider nicht berücksichtigt. Immerhin hat meines Wissens in all diesen Jahren die Presse von keinem einzigen Angehörigen des Priester- oder Ordensstandes zu berichten gewußt, der zu Gift oder zur Schußwaffe in selbstmörderischer Absicht gegriffen hätte. Die Angaben über die religiöse respektive irreligiöse Betätigung der Selbstmordkandidaten würden ohne Zweifel den Einfluß der Kirche im schönsten Lichte erstrahlen lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichstag und die Militärherrschaft in Zabern.

Wird die deutsche Politik in Berlin bestimmt oder in Zabern gemacht?

Der Reichstag ist in der vorigen Woche wieder zusammengetreten. Ohne Sang und Klang. Während sonst in Europa zahlreiche herbstliche Thronreden gehalten werden, kommt der Deutsche Kaiser diesmal nicht zu Wort, weil die Session im Sommer nur vertagt, nicht geschlossen wurde. Daher trat auch der Reichstag ohne Präsidentenwahl sofort in seine Arbeit ein. Die Punkte der ersten Tagesordnungen waren nicht aufregend. Daher blieb die öffentliche Aufmerksamkeit konzentriert auf die Vorgänge in Zabern und auf die Antrittsrede des neuen Kriegsministers v. Falkenhayn, die mit diesen Dingen in Zusammenhang stand.

Zu einem wahren Unglück für Elsaß-Lothringen und das ganze Deutsche Reich hat sich der Zwischenfall von Zabern ausgewachsen. Kleine Ursachen, große Wirkungen; aus winzigen Flämmchen, die nicht rechtzeitig gelöscht werden, entsteht ein riesiges Schadenfeuer. Ein Leutnant „in dem glücklichen Alter von 20 Jahren" verhaut sich in der Instruktionsstunde, indem er eine Stichprämie von 10 M für jeden erlegten „Wackes" aussetzt. Das Volk von Zabern und Umgegend fühlt sich beschimpft und bedroht; es kommt zu Straßendemonstrationen, die glücklicherweise ohne Schaden an Leib oder Gut ablaufen. Nun wäre das Aergernis im Keime zu ersticken gewesen, wenn sofort die ernste Untersuchung gegen den unvorsichtigen Leutnant angekündigt und zugleich der Leutnant selbst, der Stein des Anstoßes, durch Suspension vom Dienst oder Versetzung oder Urlaub oder in irgend einer anderen Form aus den Augen der verärgerten Bevölkerung entrückt worden wäre. Aber das Militär wollte auch nicht den Schein einer Nachgiebigkeit gegen das „Zivil" auf sich laden. Auch die Wünsche der Straßburger Landesregierung, die ihre Politik der Beruhigung nicht preisgeben wollte, fanden keinen Anklang. Der Leutnant blieb in Zabern im Dienst; er fühlte sich so wohl und stolz, daß er noch einmal eine Kraftphrase in der Instruktionsstunde loslassen konnte, diesmal gegen die französische Fremdenlegion oder gar, wie eine Reihe Zuhörer behauptet, gegen die französische Fahne. Die Folge war eine von Verhaftungen und Versetzungen begleitete Untersuchung gegen die Soldaten, welche die Vorgänge in der Instruktionsstunde an die Oeffentlichkeit gebracht hatten. Ueber das Schicksal des Leutnants verlautet nur, daß er einen „scharfen Verweis" erhalten habe; zugleich wurde mitgeteilt, der Gebrauch des Wortes „Wackes" sei streng untersagt worden. Obschon die „Sühne" nicht sehr befriedigend war und das Erscheinen des Leutnants auf den Straßen (vielfach begleitet von einer Sicherheitswache) immer wieder Aufsehen erregte, verhielt sich doch die Bevölkerung im ganzen ruhig. Aber eines schönen Tages machte ein Fortbildungsschüler, der noch jünger war, als der „sehr junge" Leutnant, eine höhnische Bemerkung zu den vorübergehenden Leutnants; auf den Frevler wurde eine Jagd eröffnet, die Wache wurde alarmiert, ein Kommando rückte vor zur Säuberung des Platzes und der Straßen; die Gewehre wurden geladen, die Trommeln wirbelten, unter Schießdrohung wurden die Leute zum Fortgehen aufgefordert; wer sich nicht schnell entfernte oder zufällig hinzukam, wurde festgenommen, darunter sogar hohe Gerichtsbeamte, die gerade ihr Amt verließen; obendrein wurden noch Leute aus verdächtigen Häusern herausgeholt. 26 biedere Einwohner wurden in die Kaserne gebracht und dort die Nacht über im Keller festgehalten. Erst am andern Vormittag wurden sie dem zuständigen Gericht zugeführt, das sie natürlich alsbald freiließ. Zabern befand sich tatsächlich im Belagerungszustand; die bürgerliche Obrigkeit war ausgeschaltet; das Militär führte die Herrschaft mit seiner gepanzerten Faust.

Der Gemeinderat von Zabern sandte am anderen Morgen ein Telegramm an den Kriegsminister und eines an den Reichskanzler, um den nötigen Schutz für die Bürgerschaft zu fordern und die Entrüstung auszusprechen „über das fortgesetzte, jeder Ordnung Hohn sprechende und offensichtlich provokatorische Vorgehen des Obersten Reutter" (des Regimentskommandeurs). Der Kriegsminister erwiderte, er habe das Telegramm weitergegeben an das Generalkommando in Straßburg, dem die Pflicht obliege, Gesetzwidrigkeiten unbedingt zu verhindern. Und der Reichskanzler drahtete, er habe das Telegramm dem kaiserlichen Statthalter mitgeteilt; falls die eingeleitete strenge Untersuchung Gesetzwidrigkeiten ergebe, werde Abhilfe geschaffen werden. Allem Anschein nach haben die beiden Berliner Minister sich über diese Antworten erst verständigt. Ob aber zwischen dem Oberkommando in Straßburg und der Regierung des Statthalters auch eine Verständigung erfolgen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher waren die Militär- und die Zivilbehörden im Reichslande über die Behandlung der Zaberner Vorgänge nicht eines Sinnes, und daraus entstand sogar schon das Gerücht von Rücktrittsabsichten des Statthalters und des Staatssekretärs Zorn v. Bulach. Die neueren Vorgänge in Zabern haben nun drastisch gezeigt, wie weit sich die Militärs erhaben fühlen über die bürgerlichen Behörden und wie wenig Sinn sie für eine beruhigende Politik haben. Der Statthalter und sein Minister geraten in eine Stellung, die kaum erträglich ist: sie sind verantwortlich für die gedeihliche Entwicklung des Reichslandes und dabei können sie nicht verhindern, daß die selbstbewußten Inhaber der Militärgewalt das ganze Land in eine heillose Aufregung stürzen, weil sie einen entgleisten jungen Leutnant durchaus auf seinem verlorenen Posten halten wollen.

Dem neuen Kriegsminister kommt die Zaberner Affäre besonders in die Quere. Er hielt zunächst im Reichstage eine recht wirksame Antrittsrede, die sogar mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war. Er erklärte sich bereit, alle Reformvorschläge, die mit der Schlagfertigkeit der Armee vereinbar seien, zu prüfen: je moderner, desto besser! Er betonte den Charakter unserer Armee als eines Volksheeres und verkündete das Zusammenarbeiten von Militär und Bürgertum. Bald darauf mußte er eine „kurze Anfrage" wegen Zabern beantworten, und da klang die volksfreundliche Saite bedenklich gedämpft. Zunächst schob er die „Sühne" für die Verfehlungen des Leutnants ausschließlich den militärischen Vorgesetzten zu und erklärte auch sich als Chef der Militärverwaltung für inkompetent. Und doch hat die Sühne eine weittragende politische Bedeutung. Zweitens glaubte er die Aufregung der Bevölkerung dämpfen zu können mit dem Hinweis auf das sehr jugendliche Alter und die bekannten Ausreden des schuldigen Leutnants. Er sagte, er wolle nichts beschönigen, aber er versuchte es doch, und zwar in unzulänglicher Weise. Im dritten Punkt seiner Rede, als er auf die Indiskretion und Disziplinwidrigkeit der Soldaten zu sprechen kam, wurde er viel strenger und vergaß auf die offenbar verhandenen Milderungsgründe. Es war ein Plaidoyer zugunsten der dortigen Militärbehörden, und die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade am nächsten Tage das Militär in Zabern seine Herrschaft in so bedauerlicher Weise glänzen ließ.

Im Reichstag war die Behandlung der Angelegenheit nicht gerade glücklich eingeleitet worden. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten hatten, um eine schnellere Antwort zu erhalten, vor ihre Interpellation eine „kurze Anfrage" geschoben — die kurze Anfrage eignet sich, wenn man schnell eine tatsächliche Mitteilung erhalten will. Im vorliegenden Falle war aber zu erwarten, daß der Minister sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränken, sondern ein Plaidoyer halten werde. Die Geschäftsordnung gestattet nun keine Diskussion im Anschluß an eine solche Antwort auf eine kurze Anfrage. Und doch war gerade auf die Rede des Kriegsministers die nähere Beleuchtung der Angelegenheit von seiten der Volksvertreter dringend geboten.

Die gründliche Behandlung der Sache im Wege der Interpellation wurde auf die laufende Woche verschoben.

Am Montag wurde die Interpellation der Elsässer verlesen und zugleich ein Hilferuf des Zaberner Gemeinderats an den Reichstag. Die Verhandlung wurde auf den Mittwoch angesetzt, nachdem der Reichskanzler die Erklärung abgegeben hatte:

„Inzwischen haben sich in Zabern Vorgänge ereignet von so bedauerlicher Art, daß ich selbst den größten Wert darauf lege, baldmöglichst dem Reichstag und dem Lande darüber Auskunft zu geben, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß die Autorität der Gesetze ebenso geschützt wird, wie die öffentliche Ordnung und die Autorität der öffentlichen Gewalt. Ich werde deshalb, sobald mir das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung vorliegt, Ihren Präsidenten bitten, die Interpellation sofort auf die Tagesordnung zu setzen. Ich hoffe, daß das Mittwoch möglich sein wird."

Da am Mittwoch diese Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schon gedruckt sein muß, können wir erst in der nächsten Nummer den Bericht und die Betrachtung fortsetzen. Heute sei nur bemerkt, daß der Reichskanzler in der parlamentarischen Erklärung noch etwas bestimmter, als in der Drahtantwort nach Zabern mit der Wahrscheinlichkeit von Gesetzwidrigkeiten rechnet. Seine Ver-

und Ansteckungsfähigkeit innewohnt. Wenn nun die Zeitungen Selbstmordfälle ausführlich nach den Umständen, vor allem nach der Technik schildern, so wirken diese Darstellungen suggestiv auf Selbstmordkandidaten ein, deren Vorhaben zur Selbsttötung dadurch ausgelöst wird. Gar nicht selten wird dann die Todesart von einem Selbstmordfalle gewählt, der kurz zuvor in der Zeitung eingehend beschrieben war. Die sich mehrenden Stürze von der Großhesseloher Brücke bei München z. B. sind auf diese Zeitungsschilderungen zurückzuführen. Ueber diese Nachahmungssucht besteht kein Zweifel. Es wäre daher eine soziale und kulturelle Tat von den schwerwiegendsten günstigsten Folgen, wenn unsere Gesamtpresse sich verpflichten wollte, über Selbstmorde wenn möglich überhaupt nicht, oder doch nur kurz registrierend Mitteilung machen zu wollen. Auf die Schilderungen in der Presse sind auch die sich häufenden Schülerselbstmorde zurückzuführen. Die Erkenntnis der Richtigkeit dieser Behauptung hat den Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands bewogen, an den Reichsverband der deutschen Presse die Bitte zu richten, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der Schülerselbstmorde in der Presse vermieden werde. Es wäre erfreulich, heißt es, „wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendliche Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt." Außerdem ist es eine Pflicht der öffentlichen Meinung, die ebenfalls durch die Presse in diesem Punkte den richtigen Weg geführt werden kann, in dem Selbstmörder nur einen unglücklichen Menschen, aber keinen Helden zu erblicken. Der Selbstmord muß als eine feige Tat gebrandmarkt werden und nicht als ehrenhafte Handlung, wenn ein Selbstmörder, statt den Weg der Sühne und der Demut im Anschluß an seine zweifelhafte Lebensführung zu betreten, seine Existenz mit dem Revolver auslöscht. In den vielen Selbstmordfällen der geistigen Unzurechnungsfähigkeit und krankhaften Willenshemmungen ist mitleidvolles Bedauern die einzig gerechte Beurteilung.

Die öffentliche Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit muß sich in der Hauptsache auf die Vermeidung der Gelegenheiten, auf die Vermeidung des Anreizes durch Zeitungsnachrichten usw. erstrecken. In ähnlicher Weise wie die Presse durch möglichstes Ignorieren der Selbstmordfälle zur Selbstmordverminderung beitragen kann, würde vor allem auch ein zu erlassendes Reichsgesetz günstige Folgen haben, wonach der Kauf von Waffen aller Art nicht mehr jedermann freisteht, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden wird. Die jüngsten schrecklichen Unglücksfälle, wo Dutzende von Menschen durch den Revolver wahnsinniger Verbrecher hingemordet wurden, haben in der öffentlichen Meinung die gebieterische Forderung nach einem reichsgesetzlichen Verbot des Waffenkaufes entstehen lassen.[1]) Sollte diese Forderung wie in Italien Gesetz werden, so wäre ohne Zweifel neben der Abnahme der Mordverbrechen auch die Verringerung der Selbstmordfälle die erfreuliche Folge.

Aus unseren Darlegungen geht klar hervor, daß die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit keine Utopie ist, sondern eine menschenfreundliche Möglichkeit. Die großen Schwierigkeiten bei der Inangriffnahme praktischer Maßnahmen sind natürlich nicht zu verkennen. Aber es kann tatsächlich etwas zur Verringerung der Selbstmordhäufigkeit erreicht werden. Die praktische Verwirklichung der Selbstmordbekämpfung wäre eine dankenswerte Aufgabe des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, der schon zahlreiche soziale Fragen wissenschaftlich untersucht und praktisch zum Besseren gestaltet hat. In Referaten und Diskussionen auf den Versammlungen dieses Vereins könnten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, um der Selbstmordneigung direkt und indirekt auf den Leib zu rücken. Im vorstehenden Aufsatze sollte das Thema nur einmal angeschnitten werden, ohne zugleich eine erschöpfende Darlegung all der praktischen Maßnahmen geben zu wollen, die im Kampfe gegen die Selbstmordsucht unserer Zeit einen günstigen Erfolg versprechen würden.

* * *

Eine in mehrfacher Hinsicht interessante Ergänzung des Vorstehenden bildet der folgende, der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" aus Brasilien zugegangene Aufsatz:

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Unnötige Waffen" in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" (4. Oktober 1913). Anm. d. Red.

Der Selbstmord in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Herr Dr. Hermeto Lima hat als Nummer 13 der polizeilichen Veröffentlichungen („Bibliotheca do Boletim Policial") eine Arbeit über den Selbstmord in Rio de Janeiro herausgegeben, die in der „Imprensa Nacional" unter dem Titel „O Suicidio no Rio de Janeiro" erschienen ist.

Als eine der Hauptursachen bezeichnet Dr. Hermeto Lima die ausführlichen, vielfach mit Abbildungen versehenen Berichte der Presse und sucht zu beweisen, daß auf solche Berichte regelmäßig neue Selbstmorde folgen. Schon 1885 hatte sich die medizinische Fakultät Rios in einem eigenen Schreiben an die Presse gewandt, um im Hinblick auf die unheilvollen Folgen derartiger Berichte ihre Unterdrückung oder Mäßigung zu erreichen. Etwa um 1900 beschlossen die Zeitungen einmütig, Berichte über Selbstmörder nicht mehr zu veröffentlichen. Bald darauf jedoch brach ein Blatt die Vereinbarung, weshalb auch die anderen sich nicht mehr daran hielten

Heute ist es wohl schlimmer als je darin geworden. Die Tageszeitungen laufen sich zum Teil gegenseitig den Rang ab, um regelmäßig das Bild des Mörders, des Tatortes usw. zu bringen. Unter sensationellen Ueberschriften in großen Schriftarten werden eine Unmenge wahrer oder erfundener, oft widerlicher Einzelheiten ans Tageslicht gezogen.

Die Polizei zählte im Zeitraume von 5 Jahren (1908 bis 1912) 1716 Selbstmorde respektive Versuche in der Bundeshauptstadt. Offenbar ist die Zahl größer, da nicht alles zur Kenntnis der Polizei gelangt und in vielen Fällen die Ursache des später eintretenden Todes von den Verwandten verheimlicht wird. Dr. Hermeto Lima schließt deshalb auf 1841, darunter 619 mit tödlichem Ausgange, so daß also auf die 1825 Tage mindestens ein Selbstmord oder Versuch pro Tag kommt.

Immerhin nimmt er als Grundlage der folgenden Zahlen die von der Polizei registrierten 1716 Fälle. Die Zahl der Selbstmordkandidatinnen ist größer als die der Lebensmüden männlichen Geschlechtes, da jene 910, diese aber nur 806 beträgt. Die Ursachen des Selbstmordes sind erst seit 1909 aufgezeichnet und erstrecken sich demnach auf 1401 Fälle. 126 Männer und 255 Frauen suchten aus Liebesgram den Tod; 106 Männer und 169 Frauen wegen Familienzwistes; 24 Männer und 9 Frauen aus Nahrungs- respektive Wohnungssorgen. Der Verfasser erklärt die kleinere Zahl von Frauen, die aus Nahrungssorgen in den Tod gingen, damit, daß die meisten sich der Unsittlichkeit in die Arme geworfen hätten, um leben zu können. 40 Selbstmorde sind unglücklicher Geschäftsspekulation zuzuschreiben.

Der Nationalität nach fällt in den fünf Jahren die Hauptzahl naturgemäß auf die Söhne des eigenen Landes. Von den Fremden waren die meisten Portugiesen, 210, da diese ja am meisten einwandern; 53 Italiener, 30 Spanier, 6 Afrikanerinnen und 1 Chinesin. Deutsche sind nicht verzeichnet. Der weißen Rasse gehörten 606 Männer und 369 Frauen an; der dunklen 151 Männer und 459 Frauen; der schwarzen 49 Männer und 82 Frauen. Unterricht hatten genossen 549 Männer und 394 Frauen; 198 Männer und 450 Frauen waren Analphabeten. In bezug auf die Lebensstellung kommt die größte Zahl auf Angehörige des kaufmännischen und industriellen Standes: 241; 219 auf Arbeiter, 3 auf Kapitalisten.

Der Einfluß der Religion, die erwiesenermaßen am meisten vom Selbstmord zurückhält, ist in der Statistik leider nicht berücksichtigt. Immerhin hat meines Wissens in all diesen Jahren die Presse von keinem einzigen Angehörigen des Priester- oder Ordensstandes zu berichten gewußt, der zu Gift oder zur Schußwaffe in selbstmörderischer Absicht gegriffen hätte. Die Angaben über die religiöse respektive irreligiöse Betätigung der Selbstmordkandidaten würden ohne Zweifel den Einfluß der Kirche im schönsten Lichte erstrahlen lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichstag und die Militärherrschaft in Zabern.

Wird die deutsche Politik in Berlin bestimmt oder in Zabern gemacht?

Der Reichstag ist in der vorigen Woche wieder zusammengetreten. Ohne Sang und Klang. Während sonst in Europa zahlreiche herbstliche Thronreden gehalten werden, kommt der Deutsche Kaiser diesmal nicht zu Wort, weil die Session im Sommer nur vertagt, nicht geschlossen wurde. Daher trat auch der Reichstag ohne Präsidentenwahl sofort in seine Arbeit ein. Die Punkte der ersten Tagesordnungen waren nicht aufregend. Daher blieb die öffentliche Aufmerksamkeit konzentriert auf die Vorgänge in Zabern und auf die Antrittsrede des neuen Kriegsministers v. Falkenhayn, die mit diesen Dingen in Zusammenhang stand.

Zu einem wahren Unglück für Elsaß-Lothringen und das ganze Deutsche Reich hat sich der Zwischenfall von Zabern ausgewachsen. Kleine Ursachen, große Wirkungen; aus winzigen Flämmchen, die nicht rechtzeitig gelöscht werden, entsteht ein riesiges Schadenfeuer. Ein Leutnant „in dem glücklichen Alter von 20 Jahren" verhaut sich in der Instruktionsstunde, indem er eine Stichprämie von 10 *M* für jeden erlegten „Wackes" aussetzt. Das Volk von Zabern und Umgegend fühlt sich beschimpft und bedroht; es kommt zu Straßendemonstrationen, die glücklicherweise ohne Schaden an Leib oder Gut ablaufen. Nun wäre das Aergernis im Keime zu ersticken gewesen, wenn sofort die ernste Untersuchung gegen den unvorsichtigen Leutnant angekündigt und zugleich der Leutnant selbst, der Stein des Anstoßes, durch Suspension vom Dienst oder Versetzung oder Urlaub oder in irgend einer anderen Form aus den Augen der verärgerten Bevölkerung entrückt worden wäre. Aber das Militär wollte auch nicht den Schein einer Nachgiebigkeit gegen das „Zivil" auf sich laden. Auch die Wünsche der Straßburger Landesregierung, die ihre Politik der Beruhigung nicht preisgeben wollte, fanden keinen Anklang. Der Leutnant blieb in Zabern im Dienst; er fühlte sich so wohl und stolz, daß er noch einmal eine Kraftphrase in der Instruktionsstunde loslassen konnte, diesmal gegen die französische Fremdenlegion oder gar, wie eine Reihe Zuhörer behauptet, gegen die französische Fahne. Die Folge war eine von Verhaftungen und Versetzungen begleitete Untersuchung gegen die Soldaten, welche die Vorgänge in der Instruktionsstunde an die Oeffentlichkeit gebracht hatten. Ueber das Schicksal des Leutnants verlautet nur, daß er einen „scharfen Verweis" erhalten habe; zugleich wurde mitgeteilt, der Gebrauch des Wortes „Wackes" sei streng untersagt worden. Obschon die „Sühne" nicht sehr befriedigend war und das Erscheinen des Leutnants auf den Straßen (vielfach begleitet von einer Sicherheitswache) immer wieder Aufsehen erregte, verhielt sich doch die Bevölkerung im ganzen ruhig. Aber eines schönen Tages machte ein Fortbildungsschüler, der noch jünger war, als der „sehr junge" Leutnant, eine höhnische Bemerkung zu den vorübergehenden Leutnants; auf den Frevler wurde eine Jagd eröffnet, die Wache wurde alarmiert, ein Kommando rückte vor zur Säuberung des Platzes und der Straßen; die Gewehre wurden geladen, die Trommeln wirbelten, unter Schießdrohung wurden die Leute zum Fortgehen aufgefordert; wer sich nicht schnell entfernte oder zufällig hinzukam, wurde festgenommen, darunter sogar hohe Gerichtsbeamte, die gerade ihr Amt verließen; obendrein wurden noch Leute aus verdächtigen Häusern herausgeholt. 26 biedere Einwohner wurden in die Kaserne gebracht und dort die Nacht über im Keller festgehalten. Erst am andern Vormittag wurden sie dem zuständigen Gericht zugeführt, das sie natürlich alsbald freiließ. Zabern befand sich tatsächlich im Belagerungszustand; die bürgerliche Obrigkeit war ausgeschaltet; das Militär führte die Herrschaft mit seiner gepanzerten Faust.

Der Gemeinderat von Zabern sandte am anderen Morgen ein Telegramm an den Kriegsminister und eines an den Reichskanzler, um den nötigen Schutz für die Bürgerschaft zu fordern und die Entrüstung auszusprechen „über das fortgesetzte, jeder Ordnung Hohn sprechende und offensichtlich provokatorische Vorgehen des Obersten Reutter" (des Regimentskommandeurs). Der Kriegsminister erwiderte, er habe das Telegramm weitergegeben an das Generalkommando in Straßburg, dem die Pflicht obliege, Gesetzwidrigkeiten unbedingt zu verhindern. Und der Reichskanzler drahtete, er habe das Telegramm dem kaiserlichen Statthalter mitgeteilt; falls die eingeleitete strenge Untersuchung Gesetzwidrigkeiten ergebe, werde Abhilfe geschaffen werden. Allem Anschein nach haben die beiden Berliner Minister sich über diese Antworten erst verständigt. Ob aber zwischen dem Oberkommando in Straßburg und der Regierung des Statthalters auch eine Verständigung erfolgen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher waren die Militär- und die Zivilbehörden im Reichslande über die Behandlung der Zaberner Vorgänge nicht eines Sinnes, und daraus entstand sogar schon das Gerücht von Rücktrittsabsichten des Statthalters und des Staatssekretärs Zorn v. Bulach. Die neueren Vorgänge in Zabern haben nun drastisch gezeigt, wie weit sich die Militärs erhaben fühlen über die bürgerlichen Behörden und wie wenig Sinn sie für eine beruhigende Politik haben. Der Statthalter und sein Minister geraten in eine Stellung, die kaum erträglich ist: sie sind verantwortlich für die gedeihliche Entwicklung des Reichslandes und dabei können sie nicht verhindern, daß die selbstbewußten Inhaber der Militärgewalt das ganze Land in eine heillose Aufregung stürzen, weil sie einen entgleisten jungen Leutnant durchaus auf seinem verlorenen Posten halten wollen.

Dem neuen Kriegsminister kommt die Zaberner Affäre besonders in die Quere. Er hielt zunächst im Reichstage eine recht wirksame Antrittsrede, die sogar mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war. Er erklärte sich bereit, alle Reformvorschläge, die mit der Schlagfertigkeit der Armee vereinbar seien, zu prüfen: je moderner, desto besser! Er betonte den Charakter unserer Armee als eines Volksheeres und verkündete das Zusammenarbeiten von Militär und Bürgertum. Bald darauf mußte er eine „kurze Anfrage" wegen Zabern beantworten, und da klang die volksfreundliche Saite bedenklich gedämpft. Zunächst schob er die „Sühne" für die Verfehlungen des Leutnants ausschließlich den militärischen Vorgesetzten zu und erklärte auch sich als Chef der Militärverwaltung für inkompetent. Und doch hat die Sühne eine weittragende politische Bedeutung. Zweitens glaubte er die Aufregung der Bevölkerung dämpfen zu können mit dem Hinweis auf das sehr jugendliche Alter und die bekannten Ausreden des schuldigen Leutnants. Er sagte, er wolle nichts beschönigen, aber er versuchte es doch, und zwar in unzulänglicher Weise. Im dritten Punkt seiner Rede, als er auf die Indiskretion und Disziplinwidrigkeit der Soldaten zu sprechen kam, wurde er viel strenger und vergaß auf die offenbar vorhandenen Milderungsgründe. Es war ein Plaidoyer zugunsten der dortigen Militärbehörden, und die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade am nächsten Tage das Militär in Zabern seine Herrschaft in so bedauerlicher Weise glänzen ließ.

Im Reichstag war die Behandlung der Angelegenheit nicht gerade glücklich eingeleitet worden. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten hatten, um eine schnellere Antwort zu erhalten, vor ihre Interpellation eine „kurze Anfrage" geschoben — die kurze Anfrage eignet sich, wenn man schnell eine tatsächliche Mitteilung erhalten will. Im vorliegenden Falle war aber zu erwarten, daß der Minister sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränken, sondern ein Plaidoyer halten werde. Die Geschäftsordnung gestattet nun keine Diskussion im Anschluß an eine solche Antwort auf eine kurze Anfrage. Und doch war gerade auf die Rede des Kriegsministers die nähere Beleuchtung der Angelegenheit von seiten der Volksvertreter dringend geboten.

Die gründliche Behandlung der Sache im Wege der Interpellation wurde auf die laufende Woche verschoben.

Am Montag wurde die Interpellation der Elsässer verlesen und zugleich ein Hilferuf des Zaberner Gemeinderats an den Reichstag. Die Verhandlung wurde auf den Mittwoch angesetzt, nachdem der Reichskanzler die Erklärung abgegeben hatte:

„Inzwischen haben sich in Zabern Vorgänge ereignet von so bedauerlicher Art, daß ich selbst den größten Wert darauf lege, baldmöglichst dem Reichstag und dem Lande darüber Auskunft zu geben, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß die Autorität der Gesetze ebenso geschützt wird, wie die öffentliche Ordnung und die Autorität der öffentlichen Gewalt. Ich werde deshalb, sobald mir das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung vorliegt, Ihren Präsidenten bitten, die Interpellation sofort auf die Tagesordnung zu setzen. Ich hoffe, daß das Mittwoch möglich sein wird."

Da am Mittwoch diese Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schon gedruckt sein muß, können wir erst in der nächsten Nummer den Bericht und die Betrachtung fortsetzen. Heute sei nur bemerkt, daß der Reichskanzler in der parlamentarischen Erklärung noch etwas bestimmter, als in der Drahtantwort nach Zabern mit der Wahrscheinlichkeit von Gesetzwidrigkeiten rechnet. Seine Ver-

und Ansteckungsfähigkeit innewohnt. Wenn nun die Zeitungen Selbstmordfälle ausführlich nach den Umständen, vor allem nach der Technik schildern, so wirken diese Darstellungen suggestiv auf Selbstmordkandidaten ein, deren Vorhaben zur Selbsttötung dadurch ausgelöst wird. Gar nicht selten wird dann die Todesart von einem Selbstmordfalle gewählt, der kurz zuvor in der Zeitung eingehend beschrieben war. Die sich mehrenden Stürze von der Großhesseloher Brücke bei München z. B. sind auf diese Zeitungsschilderungen zurückzuführen. Ueber diese Nachahmungssucht besteht kein Zweifel. Es wäre daher eine soziale und kulturelle Tat von den schwerwiegendsten günstigsten Folgen, wenn unsere Gesamtpresse sich verpflichten wollte, über Selbstmorde wenn möglich überhaupt nicht, oder doch nur kurz registrierend Mitteilung machen zu wollen. Auf die Schilderungen in der Presse sind auch die sich häufenden Schülerselbstmorde zurückzuführen. Die Erkenntnis der Richtigkeit dieser Behauptung hat den Vorsitzenden des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands bewogen, an den Reichsverband der deutschen Presse die Bitte zu richten, in seinen Kreisen dahin wirken zu wollen, daß die sensationelle Darstellung der Schülerselbstmorde in der Presse vermieden werde. Es wäre erfreulich, heißt es, „wenn die Presse der Behandlung des Selbstmordes Jugendlicher gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, zumal ja erfahrungsgemäß die Schilderung von Selbstmorden, wie die von anderen krankhaften Erscheinungen, verderblich auf jugendliche Gemüter wirkt und zur Nachahmung verführt." Außerdem ist es eine Pflicht der öffentlichen Meinung, die ebenfalls durch die Presse in diesem Punkte den richtigen Weg geführt werden kann, in dem Selbstmörder nur einen unglücklichen Menschen, aber keinen Helden zu erblicken. Der Selbstmord muß als eine feige Tat gebrandmarkt werden und nicht als ehrenhafte Handlung, wenn ein Selbstmörder, statt den Weg der Sühne und der Demut im Anschluß an seine zweifelhafte Lebensführung zu betreten, seine Existenz mit dem Revolver auslöscht. In den vielen Selbstmordfällen der geistigen Unzurechnungsfähigkeit und krankhaften Willenshemmungen ist mitleidvolles Bedauern die einzig gerechte Beurteilung.

Die öffentliche Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit muß sich in der Hauptsache auf die Vermeidung der Gelegenheiten, auf die Vermeidung des Anreizes durch Zeitungsnachrichten usw. erstrecken. In ähnlicher Weise wie die Presse durch möglichstes Ignorieren der Selbstmordfälle zur Selbstmordverminderung beitragen kann, würde vor allem auch ein zu erlassendes Reichsgesetz günstige Folgen haben, wonach der Kauf von Waffen aller Art nicht mehr jedermann freisteht, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden wird. Die jüngsten schrecklichen Unglücksfälle, wo Dutzende von Menschen durch den Revolver wahnsinniger Verbrecher hingemordet wurden, haben in der öffentlichen Meinung die gebieterische Forderung nach einem reichsgesetzlichen Verbot des Waffenkaufes entstehen lassen.[1]) Sollte diese Forderung wie in Italien Gesetz werden, so wäre ohne Zweifel neben der Abnahme der Mordverbrechen auch die Verringerung der Selbstmordfälle die erfreuliche Folge.

Aus unseren Darlegungen geht klar hervor, daß die Bekämpfung der Selbstmordhäufigkeit keine Utopie ist, sondern eine menschenfreundliche Möglichkeit. Die großen Schwierigkeiten bei der Inangriffnahme praktischer Maßnahmen sind natürlich nicht zu verkennen. Aber es kann tatsächlich etwas zur Verringerung der Selbstmordhäufigkeit erreicht werden. Die praktische Verwirklichung der Selbstmordbekämpfung wäre eine dankenswerte Aufgabe des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit, der schon zahlreiche soziale Fragen wissenschaftlich untersucht und praktisch zum Besseren gestaltet hat. In Referaten und Diskussionen auf den Versammlungen dieses Vereins könnten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, um der Selbstmordneigung direkt und indirekt auf den Leib zu rücken. Im vorstehenden Aufsatze sollte das Thema nur einmal angeschnitten werden, ohne zugleich eine erschöpfende Darlegung all der praktischen Maßnahmen geben zu wollen, die im Kampfe gegen die Selbstmordsucht unserer Zeit einen günstigen Erfolg versprechen würden.

* * *

Eine in mehrfacher Hinsicht interessante Ergänzung des Vorstehenden bildet der folgende, der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" aus Brasilien zugegangene Aufsatz:

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Unnötige Waffen" in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" (4. Oktober 1913). Anm. d. Red.

Der Selbstmord in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Herr Dr. Hermeto Lima hat als Nummer 13 der polizeilichen Veröffentlichungen („Bibliotheca do Boletim Policial") eine Arbeit über den Selbstmord in Rio de Janeiro herausgegeben, die in der „Imprensa Nacional" unter dem Titel „O Suicidio no Rio de Janeiro" erschienen ist.

Als eine der Hauptursachen bezeichnet Dr. Hermeto Lima die ausführlichen, vielfach mit Abbildungen versehenen Berichte der Presse und sucht zu beweisen, daß auf solche Berichte regelmäßig neue Selbstmorde folgen. Schon 1885 hatte sich die medizinische Fakultät Rios in einem eigenen Schreiben an die Presse gewandt, um im Hinblick auf die unheilvollen Folgen derartiger Berichte ihre Unterdrückung oder Mäßigung zu erreichen. Etwa um 1900 beschlossen die Zeitungen einmütig, Berichte über Selbstmörder nicht mehr zu veröffentlichen. Bald darauf jedoch brach ein Blatt die Vereinbarung, weshalb auch die anderen sich nicht mehr daran hielten.

Heute ist es wohl schlimmer als je darin geworden. Die Tageszeitungen laufen sich zum Teil gegenseitig den Rang ab, um regelmäßig das Bild des Mörders, des Tatortes usw. zu bringen. Unter sensationellen Ueberschriften in großen Schriftarten werden eine Unmenge wahrer oder erfundener, oft widerlicher Einzelheiten ans Tageslicht gezogen.

Die Polizei zählte im Zeitraume von 5 Jahren (1908 bis 1912) 1716 Selbstmorde respektive Versuche in der Bundeshauptstadt. Offenbar ist die Zahl größer, da nicht alles zur Kenntnis der Polizei gelangt und in vielen Fällen die Ursache des später eintretenden Todes von den Verwandten verheimlicht wird. Dr. Hermeto Lima schließt deshalb auf 1841, darunter 619 mit tödlichem Ausgange, so daß also auf die 1825 Tage mindestens ein Selbstmord oder Versuch pro Tag kommt.

Immerhin nimmt er als Grundlage der folgenden Zahlen die von der Polizei registrierten 1716 Fälle. Die Zahl der Selbstmordkandidatinnen ist größer als die der Lebensmüden männlichen Geschlechtes, da jene 910, diese aber nur 806 beträgt. Die Ursachen des Selbstmordes sind erst seit 1909 aufgezeichnet und erstrecken sich demnach auf 1401 Fälle. 126 Männer und 255 Frauen suchten aus Liebesgram den Tod; 106 Männer und 169 Frauen wegen Familienzwistes; 24 Männer und 9 Frauen aus Nahrungs- respektive Wohnungssorgen. Der Verfasser erklärt die kleinere Zahl von Frauen, die aus Nahrungssorgen in den Tod gingen, damit, daß die meisten sich der Unsittlichkeit in die Arme geworfen hätten, um leben zu können. 40 Selbstmorde sind unglücklicher Geschäftsspekulation zuzuschreiben.

Der Nationalität nach fällt in den fünf Jahren die Hauptzahl naturgemäß auf die Söhne des eigenen Landes. Von den Fremden waren die meisten Portugiesen, 210, da diese ja am meisten einwandern; 53 Italiener, 30 Spanier, 6 Afrikanerinnen und 1 Chinesin. Deutsche sind nicht verzeichnet. Der weißen Rasse gehörten 606 Männer und 369 Frauen an; der dunklen 151 Männer und 459 Frauen; der schwarzen 49 Männer und 82 Frauen. Unterricht hatten genossen 549 Männer und 394 Frauen; 198 Männer und 450 Frauen waren Analphabeten. In bezug auf die Lebensstellung kommt die größte Zahl auf Angehörige des kaufmännischen und industriellen Standes: 241; 219 auf Arbeiter, 3 auf Kapitalisten.

Der Einfluß der Religion, die erwiesenermaßen am meisten vom Selbstmord zurückhält, ist in der Statistik leider nicht berücksichtigt. Immerhin hat meines Wissens in all diesen Jahren die Presse von keinem einzigen Angehörigen des Priester- oder Ordensstandes zu berichten gewußt, der zu Gift oder zur Schußwaffe in selbstmörderischer Absicht gegriffen hätte. Die Angaben über die religiöse respektive irreligiöse Betätigung der Selbstmordkandidaten würden ohne Zweifel den Einfluß der Kirche im schönsten Lichte erstrahlen lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichstag und die Militärherrschaft in Zabern.

Wird die deutsche Politik in Berlin bestimmt oder in Zabern gemacht?

Der Reichstag ist in der vorigen Woche wieder zusammengetreten. Ohne Sang und Klang. Während sonst in Europa zahlreiche herbstliche Thronreden gehalten werden, kommt der Deutsche Kaiser diesmal nicht zu Wort, weil die Session im Sommer nur vertagt, nicht geschlossen wurde. Daher trat auch der Reichstag ohne Präsidentenwahl sofort in seine Arbeit ein. Die Punkte der ersten Tagesordnungen waren nicht aufregend. Daher blieb die öffentliche Aufmerksamkeit konzentriert auf die Vorgänge in Zabern und auf die Antrittsrede des neuen Kriegsministers v. Falkenhayn, die mit diesen Dingen in Zusammenhang stand.

Zu einem wahren Unglück für Elsaß-Lothringen und das ganze Deutsche Reich hat sich der Zwischenfall von Zabern ausgewachsen. Kleine Ursachen, große Wirkungen; aus winzigen Flämmchen, die nicht rechtzeitig gelöscht werden, entsteht ein riesiges Schadenfeuer. Ein Leutnant „in dem glücklichen Alter von 20 Jahren" verhaut sich in der Instruktionsstunde, indem er eine Stichprämie von 10 *M* für jeden erlegten „Wackes" aussetzt. Das Volk von Zabern und Umgegend fühlt sich beschimpft und bedroht; es kommt zu Straßendemonstrationen, die glücklicherweise ohne Schaden an Leib oder Gut ablaufen. Nun wäre das Aergernis im Keime zu ersticken gewesen, wenn sofort die ernste Untersuchung gegen den unvorsichtigen Leutnant angekündigt und zugleich der Leutnant selbst, der Stein des Anstoßes, durch Suspension vom Dienst oder Versetzung oder Urlaub oder in irgend einer anderen Form aus den Augen der verärgerten Bevölkerung entrückt worden wäre. Aber das Militär wollte auch nicht den Schein einer Nachgiebigkeit gegen das „Zivil" auf sich laden. Auch die Wünsche der Straßburger Landesregierung, die ihre Politik der Beruhigung nicht preisgeben wollte, fanden keinen Anklang. Der Leutnant blieb in Zabern im Dienst; er fühlte sich so wohl und stolz, daß er noch einmal eine Kraftphrase in der Instruktionsstunde loslassen konnte, diesmal gegen die französische Fremdenlegion oder gar, wie eine Reihe Zuhörer behauptet, gegen die französische Fahne. Die Folge war eine von Verhaftungen und Versetzungen begleitete Untersuchung gegen die Soldaten, welche die Vorgänge in der Instruktionsstunde an die Oeffentlichkeit gebracht hatten. Ueber das Schicksal des Leutnants verlautet nur, daß er einen „scharfen Verweis" erhalten habe; zugleich wurde mitgeteilt, der Gebrauch des Wortes „Wackes" sei streng untersagt worden. Obschon die „Sühne" nicht sehr befriedigend war und das Erscheinen des Leutnants auf den Straßen (vielfach begleitet von einer Sicherheitswache) immer wieder Aufsehen erregte, verhielt sich doch die Bevölkerung im ganzen ruhig. Aber eines schönen Tages machte ein Fortbildungsschüler, der noch jünger war, als der „sehr junge" Leutnant, eine höhnische Bemerkung zu den vorübergehenden Leutnants; auf den Frevler wurde eine Jagd eröffnet, die Wache wurde alarmiert, ein Kommando rückte vor zur Säuberung des Platzes und der Straßen; die Gewehre wurden geladen, die Trommeln wirbelten, unter Schießdrohung wurden die Leute zum Fortgehen aufgefordert; wer sich nicht schnell entfernte oder zufällig hinzukam, wurde festgenommen, darunter sogar hohe Gerichtsbeamte, die gerade ihr Amt verließen; obendrein wurden noch Leute aus verdächtigen Häusern herausgeholt. 26 biedere Einwohner wurden in die Kaserne gebracht und dort die Nacht über im Keller festgehalten. Erst am andern Vormittag wurden sie dem zuständigen Gericht zugeführt, das sie natürlich alsbald freiließ. Zabern befand sich tatsächlich im Belagerungszustand; die bürgerliche Obrigkeit war ausgeschaltet; das Militär führte die Herrschaft mit seiner gepanzerten Faust.

Der Gemeinderat von Zabern sandte am anderen Morgen ein Telegramm an den Kriegsminister und eines an den Reichskanzler, um den nötigen Schutz für die Bürgerschaft zu fordern und die Entrüstung auszusprechen „über das fortgesetzte, jeder Ordnung Hohn sprechende und offensichtlich provokatorische Vorgehen des Obersten Reutter" (des Regimentskommandeurs). Der Kriegsminister erwiderte, er habe das Telegramm weitergegeben an das Generalkommando in Straßburg, dem die Pflicht obliege, Gesetzwidrigkeiten unbedingt zu verhindern. Und der Reichskanzler drahtete, er habe das Telegramm dem kaiserlichen Statthalter mitgeteilt; falls die eingeleitete strenge Untersuchung Gesetzwidrigkeiten ergebe, werde Abhilfe geschaffen werden. Allem Anschein nach haben die beiden Berliner Minister sich über diese Antworten erst verständigt. Ob aber zwischen dem Oberkommando in Straßburg und der Regierung des Statthalters auch eine Verständigung erfolgen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher waren die Militär- und die Zivilbehörden im Reichslande über die Behandlung der Zaberner Vorgänge nicht eines Sinnes, und daraus entstand sogar schon das Gerücht von Rücktrittsabsichten des Statthalters und des Staatssekretärs Zorn v. Bulach. Die neueren Vorgänge in Zabern haben nun drastisch gezeigt, wie weit sich die Militärs erhaben fühlen über die bürgerlichen Behörden und wie wenig Sinn sie für eine beruhigende Politik haben. Der Statthalter und sein Minister geraten in eine Stellung, die kaum erträglich ist: sie sind verantwortlich für die gedeihliche Entwicklung des Reichslandes und dabei können sie nicht verhindern, daß die selbstbewußten Inhaber der Militärgewalt das ganze Land in eine heillose Aufregung stürzen, weil sie einen entgleisten jungen Leutnant durchaus auf seinem verlorenen Posten halten wollen.

Dem neuen Kriegsminister kommt die Zaberner Affäre besonders in die Quere. Er hielt zunächst im Reichstage eine recht wirksame Antrittsrede, die sogar mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt war. Er erklärte sich bereit, alle Reformvorschläge, die mit der Schlagfertigkeit der Armee vereinbar seien, zu prüfen: je moderner, desto besser! Er betonte den Charakter unserer Armee als eines Volksheeres und verkündete das Zusammenarbeiten von Militär und Bürgertum. Bald darauf mußte er eine „kurze Anfrage" wegen Zabern beantworten, und da klang die volksfreundliche Saite bedenklich gedämpft. Zunächst schob er die „Sühne" für die Verfehlungen des Leutnants ausschließlich den militärischen Vorgesetzten zu und erklärte auch sich als Chef der Militärverwaltung für inkompetent. Und doch hat die Sühne eine weittragende politische Bedeutung. Zweitens glaubte er die Aufregung der Bevölkerung dämpfen zu können mit dem Hinweis auf das sehr jugendliche Alter und die bekannten Ausreden des schuldigen Leutnants. Er sagte, er wolle nichts beschönigen, aber er versuchte es doch, und zwar in unzulänglicher Weise. Im dritten Punkt seiner Rede, als er auf die Indiskretion und Disziplinwidrigkeit der Soldaten zu sprechen kam, wurde er viel strenger und vergaß auf die offenbar verhandenen Milderungsgründe. Es war ein Plaidoyer zugunsten der dortigen Militärbehörden, und die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade am nächsten Tage das Militär in Zabern seine Herrschaft in so bedauerlicher Weise glänzen ließ.

Im Reichstag war die Behandlung der Angelegenheit nicht gerade glücklich eingeleitet worden. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten hatten, um eine schnellere Antwort zu erhalten, vor ihre Interpellation eine „kurze Anfrage" geschoben — die kurze Anfrage eignet sich, wenn man schnell eine tatsächliche Mitteilung erhalten will. Im vorliegenden Falle war aber zu erwarten, daß der Minister sich nicht auf tatsächliche Angaben beschränken, sondern ein Plaidoyer halten werde. Die Geschäftsordnung gestattet nun keine Diskussion im Anschluß an eine solche Antwort auf eine kurze Anfrage. Und doch war gerade auf die Rede des Kriegsministers die nähere Beleuchtung der Angelegenheit von seiten der Volksvertreter dringend geboten.

Die gründliche Behandlung der Sache im Wege der Interpellation wurde auf die laufende Woche verschoben.

Am Montag wurde die Interpellation der Elsässer verlesen und zugleich ein Hilferuf des Zaberner Gemeinderats an den Reichstag. Die Verhandlung wurde auf den Mittwoch angesetzt, nachdem der Reichskanzler die Erklärung abgegeben hatte:

„Inzwischen haben sich in Zabern Vorgänge ereignet von so bedauerlicher Art, daß ich selbst den größten Wert darauf lege, baldmöglichst dem Reichstag und dem Lande darüber Auskunft zu geben, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß die Autorität der Gesetze ebenso geschützt wird, wie die öffentliche Ordnung und die Autorität der öffentlichen Gewalt. Ich werde deshalb, sobald mir das Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung vorliegt, Ihren Präsidenten bitten, die Interpellation sofort auf die Tagesordnung zu setzen. Ich hoffe, daß das Mittwoch möglich sein wird."

Da am Mittwoch diese Nummer der „Allgemeinen Rundschau" schon gedruckt sein muß, können wir erst in der nächsten Nummer den Bericht und die Betrachtung fortsetzen. Heute sei nur bemerkt, daß der Reichskanzler in der parlamentarischen Erklärung noch etwas bestimmter, als in der Drahtantwort nach Zabern, mit der Wahrscheinlichkeit von Gesetzwidrigkeiten rechnet. Seine Ver-

sicherung, daß die Autorität der Gesetze ebensogut geschützt werden solle, als die Autorität der öffentlichen (d. i. in diesem Falle der militärischen) Gewalt, ist immerhin eine Abschlagszahlung an die erregte öffentliche Meinung. Wenn der Reichskanzler die Vorgänge bedauerlich nennt, so läßt er freilich noch die Frage offen, auf welcher Seite die Schuld daran liegt. Er wird die Wartezeit bis zum Mittwoch auch wohl nicht allein wegen der Untersuchung im Elsaß angesetzt haben, sondern wahrscheinlich auch wegen der Verhandlungen am derzeitigen Hoflager von Donaueschingen, wohin der Kriegsminister zum Vortrag beim Kaiser gereist ist. Die Entscheidung des Kaisers wird von höchster Bedeutung sein, nicht allein für die Würdenträger in Elsaß-Lothringen, sondern auch für den Reichskanzler selbst. Denn der Kampf der Militärpartei spitzt sich offensichtlich auch gegen Herrn v. Bethmann zu, als den Vater der Verfassung für die Reichslande.

Das Großblockpräsidium in Baden.

Der Großblockgedanke hatte schwere Niederlagen erlitten bei den Hauptwahlen in Baden und bei den jüngsten Vorgängen in Bayern. Aber der Drache ist noch nicht tot; er hat leider bei der Konstituierung der badischen Kammer noch ein empfindliches Lebenszeichen von sich gegeben. Mit Hilfe der Zentrumsstimmen waren dort 3 Nationalliberale gewählt worden, die sich als Kandidaten gegen den Großblock ausgesprochen hatten. Daß diese Herren in die nationalliberale Fraktion eintraten, galt als selbstverständlich. Aber daß sie sich bereden ließen, für einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten zu stimmen, das durfte man nicht erwarten, solange noch das Manneswort Kurs hat. Doch Herrn Rebmann, dem Führer der nationalliberalen Großblocktaktik, ist es gelungen, diese drei unter sein kaudinisches Joch zu bringen.

Das Zentrum erhob wie früher als stärkste Partei den Anspruch auf die erste Präsidentenstelle. Es hatte dazu nach dem Zuwachs bei der letzten Wahl noch mehr Berechtigung als früher. Mit dem Angebot der Vizepräsidentenstelle konnte es sich nicht begnügen, um so weniger, als jetzt dringend die Klarstellung geboten war, ob die nationalliberale Partei nach wie vor auf die Sozialdemokratie sich stützen wolle. Wenn nun die drei nationalliberalen Abgeordneten von Zentrumsgnaden aus Fraktionsgeist für den nationalliberalen Präsidenten stimmten, so konnte man das noch verstehen. Als nun bei der Vizepräsidentenwahl das Zentrum abgelehnt hatte, würden wir es ihnen auch nicht übel genommen haben, wenn sie für einen fortschrittlichen und für einen weiteren liberalen Vizepräsidenten gestimmt hätten. Sie haben aber geschlossen dem sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimme gegeben und dadurch in entscheidender Weise mitgewirkt an der Wiederaufrichtung jener Blockpolitik, die sie vor den Wählern abgeschworen hatten. Der Parteidiktator hat sie zur Selbstverleugnung und zur Enttäuschung ihrer Wähler zu zwingen verstanden.

Unsere Freunde müssen mit dieser Tatsache rechnen, und wenn sie unangenehm ist. Im badischen Landtag gibt es also zurzeit wieder eine Großblockmehrheit. Allerdings beträgt sie nur noch 38 gegen 35 Stimmen, während früher 44 gegen 29 standen. Ob die drei Abgeordneten, die das Zünglein an der Wage bilden können, bei den späteren sachlichen Abstimmungen mehr Selbstbewußtsein gegenüber der Parteimehrheit und mehr Pflichtgefühl gegenüber der Umsturzpartei zeigen werden, kann man wohl wünschen, aber nicht in Rechnung stellen. Das Zentrum und die Konservativen sehen sich also genötigt, einen neuen Feldzug gegen den Großblock vorzubereiten. Diesmal haben die Wahlen die Einleitung zur Befreiung gebracht; die Vollendung des Emanzipationskampfes muß bei den nächsten Wahlen erreicht werden. Es brauchen nur zwei oder drei Wahlsiege noch errungen zu werden, um die Scharte auszuwetzen, die man jetzt den drei unsicheren Kantonisten verdankt.

Wir hätten unseren Freunden gern die Ehre der Präsidentschaft gegönnt. Aber vielleicht hat die Verschiebung dieses Erfolges auch ihr gutes. Mit der Präsidentschaft hätte die Zentrumspartei auch die Verantwortlichkeit für den Geschäftsgang auf ihre Schultern bekommen, und das wäre lästig und gefährlich gewesen bei so unsicheren Mehrheitsverhältnissen. Die Unzuverlässigkeit der drei Liberalen, die vom Zentrum unterstützt worden waren, würde sich vielleicht später in einem kritischen Zeitpunkte noch unangenehmer bemerkbar gemacht haben als jetzt. Nun weiß man doch, woran man ist, und kann um so sicherer für die Zukunft sorgen.

Generaldebatte in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von M. Geßner, München.

Ende November hat in der bayerischen Abgeordnetenkammer die Generaldebatte zum Etat begonnen. Zwar wird noch weiter debattiert, aber wenn keine besonderen Ueberraschungen eintreten, haben wir den Höhepunkt hinter uns. Die Erörterungen wurden eingeleitet durch eine große Rede des Zentrumsabgeordneten Dr. Pichler, der den Stand der Dinge in Bayern nach allen Seiten hin gründlich beleuchtete, in materieller wie in ideeller Hinsicht. An einen kurzen freudigen Rückblick auf die glückliche Lösung der Königsfrage unter Mitarbeit aller bürgerlichen Parteien knüpfte er den Wunsch, daß diesen Parteien, unbekümmert um die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze, das Wohl von Bayerns Land und Volk stets Leitstern sei. Er hielt sich denn auch von unnötiger Polemik und Schärfe fern und sprach mit der Sachlichkeit des Kenners der Verhältnisse und mit der ruhigen Entschiedenheit des ernsthaften Politikers, der sich nicht von Gefühlen des Agitators treiben läßt, sondern mit Besonnenheit seinen Zielen dient. Denen, die sich so manches Mal über das Verhältnis zwischen Zentrum und Regierung den Kopf zerbrochen, löste er ihre Zweifel durch einige trockene Feststellungen. Das Zentrum billigt die im Regierungsprogramm niedergelegten Grundsätze, wünscht ihre Verwirklichung und fördert sie nach Kräften. Im übrigen wahrt es sich seine volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit, läßt sich aber von den grundsätzlichen Gegnern des Ministeriums und seines Programms nicht als Werkzeug gebrauchen. Von dem Rechte notwendiger sachlicher Kritik machte Dr. Pichler mehrfach Gebrauch, namentlich bei Besprechung des sogenannten konfessionslosen Moralunterrichts der Freireligiösen. Er kennzeichnete die Freidenkertheorien als die neueste Aufwärmung uralter Geistesverirrung, wies auf ihre tausend Widersprüche hin und fragte, wie die Genehmigung eines auf dieser Basis ruhenden Unterrichts durch die Regierung mit der Erklärung des Ministerpräsidenten, das Christentum solle die Grundlage unseres Erziehungswesens sein und bleiben, harmoniere. Erwähnt sei noch, daß der Zentrumsredner eine gesetzliche Regelung der Leichenverbrennungsfrage als notwendig bezeichnete.

Als erster liberaler Redner in der Etatsdebatte erschien diesmal nicht wie gewohnt der Fraktionsführer Dr. Casselmann. Er hat sich nach den Strapazen der letzten Zeit, vor allem bei den Verhandlungen über die Erhöhung der Zivilliste, für einige Zeit beurlauben lassen. Dr. Casselmann trat mit noch elf von seinen Parteifreunden für die Regierungsforderung, die Zivilliste von 4'231,000 *M* auf 5'400,000 *M* zu erhöhen, ein, während die Mehrzahl der Fraktion unter der Führung von Dr. Müller-Hof die Summe um 600,000 *M* reduzieren wollte und, als sie damit kein Glück hatte, gegen jede Erhöhung stimmte. Es ist inzwischen von liberaler Seite selbst festgestellt worden, daß dieser sogenannte Kompromißantrag dem Umstande zuzuschreiben ist, daß gewisse liberale Elemente im Lande mit der Flucht aus dem liberalen Lager drohten, wenn die Fraktion das Ministerium noch weiter unterstütze. Angesichts dieser Tatsache kann die höchst ärmliche Begründung des Kompromißantrags keinen Eindruck mehr machen. Der Antrag kann nur noch als Brücke gelten, über die der Abmarsch an die Seite der grundsätzlich antimonarchischen Sozialdemokratie bewerkstelligt werden sollte. Dr. Casselmann hat die Regierungsvorlage mit starker Ueberzeugungskraft und anerkennenswertem Mute glänzend gerechtfertigt. Das Wort von dem Männerstolz vor dem Throne des Königs Demos, das er denen entgegenhielt, die ihn an den Männerstolz vor Königsthronen erinnerten, versteht man in seiner ganzen Bedeutung erst jetzt zu würdigen, nachdem man weiß, wie andere vor dem König Demos den Nacken gebeugt. Man versteht aber auch, daß Dr. Casselmann nach all den bösen Stunden und Tagen in Urlaub ging. An seiner Stelle sprach als erster liberaler Etatredner Dr. Hammerschmidt, einer von denen, die in der Zivillistefrage an seiner Seite waren. Diese Rede offenbarte die ganze Zwiespältigkeit des Liberalismus und die Schwierigkeiten des einzelnen Liberalen, sich mit dieser Zwiespältigkeit abzufinden. Dr. Hammerschmidt will den Gottesglauben erhalten wissen, aber er kann sich nicht zu einem wirksamen Werk dieses Glaubens vor dem Freidenkertum aufschwingen. Zugleich machte er auch mobil gegen die geistliche Schulaufsicht. Die Hauptbedeutung seiner etwas zerfahrenen Rede schien darin zu bestehen, daß ihm die Aufgabe zugedacht war, die Einigkeit des Liberalismus zu konstatieren. Bei dieser Einigkeit muß man

indes fragen: Gegen wen? Die Antwort ist bekannt, schafft aber die Tatsache nicht aus der Welt, daß der Liberalismus wirklich einig nur werden kann, wenn die gemäßigten Elemente sich dem radikalen Linksliberalismus bedingungslos fügen, was dieser in letzter Zeit auch sehr nachdrücklich verlangt hat.

Die Rede Dr. Hammerschmidts bedurfte der Ergänzung, und die hat Dr. Müller-Hof geliefert, der sich das „klerikale" Ministerium gründlich vornahm. Ein besonderer Beweis für den „klerikalen" Charakter ist ihm die Zugehörigkeit des Ministerpräsidenten Dr. Frhrn. v. Hertling zur Görres-Gesellschaft. Hier ist Dr. Müller anscheinend den Spuren des Exjesuiten Grafen Hoensbroech gefolgt, der eben in einem in München gehaltenen Vortrag das gleiche Argument benutzt hatte. Selbstverständlich ließen auch einige Jesuitenvorträge in Regensburg Dr. Müller nicht ruhen. Seine Ansichten über konfessionelle Volksschule und die geistliche Schulaufsicht sind bekannt. Er überträgt sie natürlich auch auf das konfessionelle Lesebuch. Dem Vorgehen der Verkehrsverwaltung gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband widmete er weit mehr Zeit und Lungenkraft, als vor ihm der sozialdemokratische Abgeordnete Segitz dafür in Anspruch nahm. Der Sozialdemokrat hatte den Liberalismus etwas ungnädig behandelt, indem er, als er dem Ministerium das „schärfste Mißtrauen" angesagt hatte, bemerkte, im allgemeinen stehe leider die Sozialdemokratie in einer entsprechenden Praxis allein. Dr. Müller nahm nun auch seinerseits diese Parole auf und sprach von „verstärktem Mißtrauen". Was das heißt, kann man sich gar nicht recht vorstellen, wenn man bedenkt, daß früher schon das stärkste oder größte Mißtrauen proklamiert war. So werden selbst Superlative noch übertrumpft. Um so vertrauensvoller appellierte Dr. Müller aber an den König und sein Gerechtigkeitsgefühl, von dem er eine Reform der Reichsratskammer und das Verhältniswahlrecht erwartet. Ob dieser Appell seine Wirkung tut, kann man einmal abwarten. Erfreulich ist jedenfalls, daß man dem König mehr Objektivität zutraut als diejenigen offenbarten, die, durch den König Demos eingeschüchtert, ihm das versagten, was er braucht, um als König auch königlich auftreten zu können.

Den Höhepunkt der Debatte brachte die Rede des Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling, der frisch und temperamentvoll und klug und fein pointiert wie immer sprach. Er knüpfte an den erwähnten Appell Dr. Pichlers an, stellte aber als Beweis dafür, wie schwer es sei, die Weltanschauungsgegensätze auszuschalten, die Angriffe Dr. Müllers auf ihn hin, Angriffe, die offenbar aus der Verschiedenheit der Weltanschauungen ausgingen und die Auffassung verrieten, als seien objektiv und liberal gleichwertige Begriffe, alles andere aber nicht objektiv, auch in der Regierung. Die Bemerkung des Ministerpräsidenten, er sei gerne bereit, Dr. Müller seinen Platz abzutreten, wurde mit gebührender Heiterkeit aufgenommen. Ebenso eine Mitteilung, die Frhr. von Hertling machte, um die Argumentation Dr. Müllers hinsichtlich seiner Zugehörigkeit zur Görres-Gesellschaft zu kennzeichnen. Er habe seinerzeit mit einem der Zentrumsfreundschaft nicht verdächtigen Staatsmann gesprochen und ihn gefragt, ob er als Ministerpräsident auch aus der Görres-Gesellschaft austreten müsse. Darauf habe jener gefragt: „Wollen Sie denn zur protestantischen Landeskirche übertreten?" Dem Appell Dr. Müllers an den König setzte der Ministerpräsident die Konstatierung entgegen, das Ministerium wisse sich im Einklang mit dem König, und es werde nicht gelingen, da Differenzen zu schaffen. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang eine Aeußerung über das Ministerium selbst. In den Grundzügen der Politik seien die Minister solidarisch, in Details der einzelnen Ressorts aber könne der Vorsitzende im Ministerrate nicht eingreifen, also auch nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Das Mißtrauensvotum der Sozialdemokratie findet Frhr. von Hertling erklärlich mit Rücksicht auf das sozialdemokratische Programm. Es hält ihn aber nicht ab, nach wie vor den Standpunkt zu vertreten, daß Sozialdemokraten von der Führung der Staatsgeschäfte fernzuhalten sind.

Von ganz besonderem Interesse waren die Aeußerungen des Ministerpräsidenten über den freireligiösen Unterricht. Die Frage, ob Dissidentenkinder zum Besuch des konfessionellen Unterrichts zu zwingen seien, will er nicht ohne weiteres bejahen und er unterscheidet zwischen dieser Frage und der Genehmigung des freireligiösen Unterrichts, die freilich keine Autorisation, sondern eine Kontrolle für den Staat bedeute. Frhr. v. Hertling läßt aber keinen Zweifel darüber, daß dieser Unterricht dem christlichen Unterricht nicht gleichwertig sei und ihn auch nicht ersetzen könne. Und er fügte hinzu, wenn sich herausstellen sollte, daß der freireligiöse Unterricht den Glauben an Gott und Jenseits zerstöre, so könne er nicht geduldet werden. Sollte auf Grund dieses Unterrichts sich eine Gefährdung anderer Kinder durch freireligiöse Kinder ergeben, so sei einzuschreiten. Eine Rechtfertigung des Vorgehens der Regierung liegt in diesen Worten, so bemerkenswert sie sonst sind, nicht, und wir wollen keine Betrachtungen darüber anstellen, ob eine solche beabsichtigt war. Eine Konsequenz der Gewissensfreiheit ist die Genehmigung des freireligiösen Unterrichts auf keinen Fall. Sie ist ein Reglementierungsversuch, der aber für die große Masse mehr nach einer gewissen Anerkennung aussieht, vom Freidenkertum auch in dieser Weise ausgelegt und dazu benutzt wird, immer mehr Kinder dem konfessionellen Religionsunterricht zu entziehen.

Zu diesem Kapitel machte auch Kultusminister Dr. von Knilling längere Aeußerungen. Auch er sprach viel über die erwähnte Unterscheidung und ließ keinen Zweifel darüber, daß er die Freidenkerpropaganda nicht erfreulich findet, aber er stellte keine Möglichkeit einer grundsätzlichen Aenderung der Regierungspraxis in Aussicht. Er schien diese Praxis sogar ganz in der Ordnung zu finden und machte denen, die sie kritisieren, den Vorwurf, sie hätten gewissermaßen Reklame für das Freidenkertum gemacht. Angesichts der Tatsache, daß die Freidenker sich wiederholt auf die staatliche Genehmigung des Unterrichts beriefen und dazu einluden, eine wirkungslose Verlegenheitswendung. Der Grundsatz des Ministers: Keine Beschränkung der Gewissensfreiheit, aber auch keine Förderung einer auch vom staatlichen Standpunkt aus nicht zu begrüßenden Bewegung! klingt nicht so übel, aber es fehlt der Beweis, daß diesem Grundsatz die heutige Praxis entspräche. Mag man statt von Genehmigung von Kontrolle oder von Beaufsichtigung oder dergleichen reden, bestehen bleibt, daß sich das Freidenkertum auf den „staatlich genehmigten Moralunterricht" beruft und damit Reklame und Propaganda macht nicht nur für den Unterricht, sondern für das Freidenkertum überhaupt.

Vorahnung.

Ich geh' allein auf weiter Heide.
Wie Alpdruck liegt's auf meiner Brust,
Mein Herz ist schwer — ich denk' des Grauens,
Das ich im Traume schauen musst'.

Der Nebel braut. Die Schleier wallen
Gespensterhaft um meinen Pfad,
Und schreckhaft fahre ich zusammen,
Wenn sich nur regt ein dürres Blatt.

Aus grauem Dunstmeer — horch! — ein Stöhnen!
Nein — nur im Schilf das Moorhuhn klagt,
Und dann ein Schrei! — ein Vogel war es,
Dess' Todesschrei den Puls mir jagt.

So schwer die Luft, so unheilschwanger . . . .
Mir ist, als ob ich weinen müsst'.
Warum nur muss ich um dich zittern,
Der du in weiter Ferne bist?! . . . .

Traf nicht mein Ohr ein leises Atmen —
Ein Atmen, das wie Röcheln klang?
Ging nicht durch's Ried ein tiefes Weinen?
Was klopft mein ahnend Herz so bang?

Ragt nicht ein fahl' Gesicht dort drüben?
Erschauernd stockt mein fiebernd Blut — — —
O Gott — mein Liebstes in der Ferne
Nimm du in deine treue Hut!

Und andern Tags kam mir geflogen
Ein schwarzgeränderl' Briefblatt zu:
Da wusst' ich, dass zur selben Stunde
In weiter Fern' gestorben du . . . .

Henriette Brey.

Die römisch-katholischen Klöster in Rußland.

Von Eugen Buchholz, Wormditt.

Die Lage der katholischen Kirche in den weiten Gebieten des Zarenreiches bietet des Erfreulichen gar wenig. Das unter dem Drucke der schwierigen Verhältnisse am 30. April 1905 erlassene, übrigens sehr dehnbare Toleranzedikt hat die hohen Erwartungen der „fremden" Bekenntnisse nicht erfüllt. Sobald die Gefahr des Zusammenbruchs vorüber war, war's auch mit der Bereitwilligkeit der zarischen Regierung, den gerechten Wünschen und Forderungen der katholischen Bevölkerung entgegenzukommen, vorbei. Man befürchtet wohl nicht ganz mit Unrecht, daß das mit der Orthodoxie engverknüpfte absolutistische Staatswesen freiheitliche Gesetze nicht zu ertragen und die unfreie Staatskirche die freie Konkurrenz der übrigen Religionsgesellschaften, besonders der katholischen Kirche, nicht auszuhalten vermöge.

Wie sehr die Stellung der russischen Regierung zur katholischen Kirche seit 1905 eine Aenderung erfahren, beweist am besten die Klosterfrage. Stephan Godlewski führt den Unterschied zwischen damals und jetzt in zwei Artikeln des „Dziennik Poznanski" (Nr. 165 und 171) unter der Ueberschrift: „Die römisch-katholischen Klöster und Klosterschulen" recht lebhaft vor Augen.

Die besondere „Fürsorge" der russischen Regierung für die katholische Geistlichkeit im allgemeinen und die Klöster im besondern datiert seit der Niederwerfung des unglücklichen polnischen Aufstandes von 1863. Die Ordensgeistlichkeit wurde der tatkräftigen Förderung der Aufstandsbewegung bezichtigt. Zwei Ukase aus dem Jahre 1864 befaßten sich eingehend mit dem Bestande und der Verwaltung der katholischen Klöster im Königreich Polen. Auf Grund dieser Ukase und mehr noch deren willkürlicher Auslegung wurden bei weitem die meisten Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen. Die noch verbleibenden Kongregationen erfuhren tiefeinschneidende Beschränkungen, die nicht nur ihr Wachstum und ihren Einfluß unterbanden, sondern auch ihre allmähliche gänzliche Beseitigung erstrebten.

Im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zählte man in Russisch-Polen noch 305 katholische Klöster, während es deren im Jahre 1907 laut amtlicher Statistik nur noch dreizehn gab. Es waren dies fünf Männerorden und zwar die Reformaten in Wloclawek, die Pauliner in Czenstochau, die Kapuziner in Nowe Miasto, die Bernardiner in Kolo und die Karmeliter in Obory, sowie acht weibliche Klöster in Warschau, Przyro, Wielun, Imbramowice, Lysice, Lomsha und Przasnysz. Und in den sogenannten westlichen Gouvernements, d. h. in Litauen und Weißrußland, gab es nach ebenfalls amtlichen Quellen ganze neun römisch-katholische Klöster und zwar vier der Dominikaner, Franziskaner und Bernardiner (2) und vier weibliche Orden. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte man in den westlichen Gouvernements noch insgesamt 200 Ordenshäuser gezählt. So waren denn von insgesamt 505 katholischen Klöstern in Westrußland und Polen noch ganze 22 übrig geblieben und auch diese konnten sich ob des staatlichen Bevormundungssystems nicht frei entfalten.

Vor acht Jahren nun, als die Brandung der inneren und äußeren Erschütterungen den Thron ganz zu unterwühlen und fortzuschwemmen drohte, da ging den leitenden russischen Staatsmännern ein Licht auf. Vielleicht erkannten sie auch in den Rußland widerfahrenden Heimsuchungen den Finger Gottes. Kurzum, es wurde ernstlich in Erwägung gezogen, ob der Kampf gegen die wehrlosen Diener Gottes, die dem Staate durch die moralische Hebung der Gesellschaft die wesentlichsten Dienste leisten konnten, nicht einzustellen sei.

Und so brachte der Ministerpräsident Stolypin unter anderen Gesetzesvorlagen auch eine solche über die römisch-katholischen Klöster bei der Duma ein. Es heißt in dem betreffenden Memorial:

„. . . Solche Einengungen und Beschränkungen kennt weder die orthodoxe noch die armenisch-gregorianische Kirche. Ein ähnliches Gesetz zur freien Einrichtung von Einsiedeleien und klösterlichen Genossenschaften ist unterm 30. Oktober 1906 den Altgläubigen zugestanden worden. Selbst den nichtchristlichen Religionen wie z. B. den Lamaiten, steht die Einrichtung klösterlicher Gemeinschaften in weitem Maße zu. Allein die römisch-katholische Kirche befindet sich in einer Ausnahmestellung."

Diese Benachteiligung der katholischen Kirche lasse sich mit der Kundgebung des Monarchen in der Toleranzfrage nicht vereinigen. Deshalb schlägt Stolypin in dem projektierten Gesetze vor: 1. für die noch vorhandenen 22 katholischen Klöster einen Etat aufzustellen und zu genehmigen; 2. die Eröffnung neuer Klöster aus Privatmitteln zu gestatten, jedoch nur auf Grund der von der Diözesanbehörde beim Minister des Innern gemachten Eingabe und mit dessen Erlaubnis; 3. in allen diesen Klöstern die Aufnahme von Novizen unter Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften zu gestatten; 4. die gesetzlichen Beschränkungen der Ordensgesellschaften teils ganz aufzuheben, teils zu mildern.

Zu den ganz aufzuhebenden Beschränkungen rechnete Stolypin auch das Schul- bzw. Unterrichtsverbot und er begründete dies also:

„Die Eröffnung von Schulen in den Mauern der Klöster ist laut Ukas vom 22. November 1864 . . . verboten. Hieraus ist leicht zu verstehen, daß das Verbot, Klosterschulen zu errichten, aus der Ansicht des Gesetzgebers über die römisch-katholischen Klöster als Pflanzstätten regierungsfeindlicher Bestrebungen . . . hervorgeht. . . . Jene Grundsätze, welche in der Zeit der Verfügung jener Beschränkungen ihre volle Berechtigung halten, haben seither eine gründliche Aenderung erfahren. Diesem Umstande Rechnung tragend, sowie in der Erwägung, daß die Ausbreitung der Volksbildung zu den Sorgen und Pflichten der Staatsbehörde gehört, hat der Minister des Innern sich zu dem Antrage bewogen gesehen, daß das Verbot, in den römisch-katholischen Klöstern Schulen zu eröffnen, aufzuheben sei und daß deren Begründung nach den allgemeinen Schulbestimmungen freistehe."

Das geschah im Jahre 1907 seitens des Ministerpräsidenten Stolypin, der über den Verdacht einer besonderen Vorliebe für den Katholizismus erhaben ist. Und wie steht die Sache gegenwärtig, nach sechs Jahren?

Keine von den Vorlagen, welche das Toleranzedikt in die Tat umsetzen sollten, ist Gesetz geworden. Die meisten und darunter auch die Vorlage über die römisch-katholischen Klöster wurden nach der Besserung der politischen Lage von der Regierung zurückgezogen. Und alle neuen Gesetzesvorlagen, welche mehr oder weniger in das religiöse Gebiet hineinragen, verraten die frühere traditionelle Benachteiligung, Mißgunst und Intoleranz gegenüber den nichtorthodoxen Bekenntnissen.

Einen beredten Beweis für diese Tatsache bietet die neuerdings vom Reichsrate beschlossene Gesetzesvorlage „über die privaten Schulen, Klassen und Kurse im Bereiche des Kultusministeriums, die der Rechte der wissenschaftlichen Lehranstalten entbehren." In der Vorlage befindet sich u. a. folgende Bestimmung:

„Begründer und Inhaber von Privatschulen, Klassen und Kursen können nicht sein 1. die Angehörigen von Ordensgesellschaften; 2. Personen, welche im Ministerium des Auswärtigen geistliche Aemter bekleiden — ohne Einverständnis ihrer geistlichen Behörde und Genehmigung des Ministers des Innern; 3. die gerichtlich Abgeurteilten für solche Vergehen, welche nach sich ziehen den Verlust oder die Beschränkung der Standesrechte oder die Dienstentlassung, sowie für Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Hehlerei usw."

Die Ordensleute werden also hinsichtlich der Schulrechte mit den Uebeltätern, Verbrechern, ferner mit unreifen Personen auf eine Stufe gestellt. Es bleibt sonach das von Stolypin als veraltet und unangebracht bezeichnete Verbot, innerhalb der Klostermauern Schulen zu errichten, nicht nur voll und ganz bestehen, sondern es wird durch die Bestimmung, daß Ordensleuten die Eröffnung von Schulen wo immer verwehrt wird, noch verschärft.

Diese Bestimmung rief sowohl in der Kommission für Volksbildung als auch im Plenum des Reichsrats lebhafte Debatten hervor. Es wurde darauf hingewiesen, daß eine derartige die Geistlichkeit und die katholische Kirche ins Gesicht schlagende Behandlung der Ordensleute auch den Interessen des Staates nicht dienlich sei, ja ihnen direkt schade. Der Staat — so wurde gesagt —, der sich die hohe Aufgabe stellt, das allgemeine Kulturniveau zu heben, sollte mit allen Mitteln die Privatinitiative nicht nur nicht einschränken, sondern sie noch ermuntern, um so alle vorhandenen Kräfte zur Erreichung des edlen Zweckes auszunützen. Die Ordensgesellschaften nun kämen hier vor allem in Frage, weil sie nicht aus Eigennutz und materiellen Rücksichten, sondern aus Liebe zur Sache, zum Zwecke der christlich-moralischen Erziehung der jungen Generation den Unterricht pflegten.

Im weiteren Verlaufe der Beratungen sprachen sich einige hervorragende Vertreter des Schulwesens, so der frühere Unterrichtsminister Schwartz und der frühere Rigaer Schulprokurator Iswolskij, sehr günstig über die Ordensschulen aus. Beide hatten nämlich einst als Mitglieder der Schuljury in Paris die segensreiche Wirksamkeit der dortigen Kongregationsschulen be-

obachten können. Und doch wurde die Schlußfolgerung nicht gezogen. Rußland nennt sich wohl einen christlichen Staat und in der Theorie stellt es auch sein gesamtes Schulwesen auf die religiös-sittliche Grundlage, hier aber, wo es sich um Katholiken handelte, folgte es dem Beispiele des religionslosen Frankreichs. Und nun das merkwürdige Resultat der Abstimmung in dem aus gemäßigten Elementen zusammengesetzten Reichsrate! Die offiziellen Vertreter der Konservativen stimmten für die vollständige Fernhaltung der Ordensleute von den Schulen, während außer den Polen und einem Teile des Zentrums die Deputierten der Linken für eine beschränkte, gesetzlich festzulegende Unterrichtsfreiheit der Orden eintraten.

Der eingangs erwähnte Stephan Godlewski unterzog sich der Mühe, der Ursache dieser Inkonsequenz und Intoleranz auf den Grund zu gehen. Aus dem Wortlaut der Verhandlungen, aus den Privatäußerungen bedeutender Politiker, sowie aus dem ganzen Regierungssystem in Fragen der Religion gewann er die Ueberzeugung, daß hier wie in ähnlichen Fällen der Mangel an Vertrauen in die geistige Macht der Staatskirche den Ausschlag gab. Die Repräsentanten der Orthodoxie zittern beständig um deren Erhaltung und so suchen sie die vermeintliche Gefahr durch künstliche äußere Mittel abzuwenden. Der festgegliederte Bau der katholischen Kirche flößt nun aber den größten Respekt ein. Ein Ehrenzeugnis für die katholische Kirche!

Spanische Statistik.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule zu Aachen.

Schon oft habe ich auf die Notwendigkeit verläßlicher Zahlen zur Beurteilung der spanischen Dinge hingewiesen. Kaum über ein anderes Land wird so viel ins Blaue hineingeschrieben als über Spanien. Für den liberalen Spießbürger, dem sein Bekenntnis zum Liberalismus ohne weiteres Gründlichkeit und Wissenschaft verbürgt, ist der Satz, daß ein gewisses Mißverhältnis der wirtschaftlichen Leistungen Spaniens, der Zahl, des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner zu seiner Ausdehnung, seinem sonnigen Himmel und seiner glanzvollen äußeren Geschichte durch die katholische Gesinnung der Spanier verschuldet ist, eines weiteren Beweises gar nicht bedürftig. Ob eine näher zuschauende Betrachtung nicht noch ganz andere Seiten ins Gesichtsfeld rückt, Lage, Umriß und Aufbau des Landes, Beschaffenheit des Bodens, kurz alles, was eine dichte Besiedelung der Halbinsel mehr oder weniger begünstigt, Eigenschaften der ältesten und der eingewanderten zahlreichen und verschiedenen Rassen, die so rasch aufeinander folgten und leichter Vermischung so stark widerstrebten wie etwa Phöniker und Kelten, Goten und Araber, und ob nicht diese Umstände vieles erklären, was uns leidlich einheitlichen Germanen so viele Rätsel aufgibt, ob nicht endlich ohne den Einfluß der Kirche die pyrenäische Halbinsel bis auf den heutigen Tag ein so jammervolles Bild bieten würde wie die nach Lage und Klima ähnliche Balkanhalbinsel, dies alles zu erwägen und zu studieren, fällt dem Philister, für den katholisch ... nun eben katholisch ist, gar nicht erst ein. Um so entschiedener muß sich die katholische Wissenschaft, die in Spanien in der Tat ein fest umgrenztes Objekt der Apologetik — ein katholisches Volk in Reinzucht — vor sich hat, auf die eingehendste Erforschung seiner natürlichen Verhältnisse, seiner Geschichte und Kultur, vor allem in der immerhin noch am ehesten zugänglichen Gegenwart verlegen. Mit Reiseeindrücken und Zusammenstellung von Zeitungsausschnitten, woraus jüngst wieder ein wohlgemeintes Buch über Spanien gemacht worden ist, richten wir gegenüber verbohrten Vorurteilen nichts aus.

Ich begrüßte daher einen Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" vom 17. Februar 1913, Nr. 141, „Der republikanische Gärungsstoff in Spanien", obwohl ich dessen Folgerungen nicht alle annehmen mochte, als einen Versuch, auf Grund genauer Wissenschaft in das Leben und Denken des spanischen Arbeiters und Bauern einzudringen. Meine Voraussicht, daß auch die Zahlen und die Deutung, die das Blatt ihnen gab, von Spanien her nicht unwidersprochen bleiben würden, ist nicht getäuscht worden. Mit aller Höflichkeit, aber im Grunde nachdrücklich berichtigend, wendet sich der P. N. Noguer S. J. in der von seiner Gesellschaft herausgegebenen Monatsschrift „Razón y Fe" (12. Jahrgang, Nr. 143)[1]) in einem Artikel „Ausländischer Pessimismus bezüglich Spaniens" gegen die Aufstellungen der „Kölnischen Volkszeitung". Dem mir ausgesprochenen Wunsche des Verfassers, die deutschen Katholiken in weitestem Kreise über die günstigere Auffassung der Patres zu unterrichten, möchte ich hiermit nachkommen.

Die „Kölnische Volkszeitung" nannte als Tagelöhne, die in Andalusien gezahlt würden, für Maurer ℳ 1.20, Handlanger 60—80 ₰, einen Bergmann ℳ 1.—. Auf Befragen des P. Noguer setzt der Gewerbeinspektor Francisco Hernando diesen Ziffern folgende gegenüber: Im Maurergewerbe in Sevilla ℳ 3.60, 3.25, 2.55, 2.—, als Höchst-, Mittel- und Mindestlohn, in den größeren Orten der Provinz als Höchst- und Mindestlohn ℳ 2.80 und ℳ 1.40, in den Bergwerken der Provinz als Höchst- und Mindestlohn im Durchschnitt ℳ 3.32 und ℳ 1.73, indem in Villanueva del Rio diese Sätze überschritten, an anderen Orten nicht erreicht werden.

Zur Ergänzung betreffs anderer Landesteile teilt P. Noguer noch folgende Zahlen mit. Gemäß einer schon 1901 in Barcelona getroffenen Uebereinkunft sollen die Maurer für den achtstündigen Arbeitstag je nach ihrer Stellung als Vorarbeiter, erste und zweite Gesellen usw. ℳ 4.—, ℳ 3.60, ℳ 3.20, ℳ 2.65, ℳ 2.40, ℳ 2.— erhalten. Gemäß einer im Jahre 1904 geschlossenen Abmachung erhalten für gleichfalls achtstündige Arbeit die Steinhauer am Montjuich je nach dem Arbeitswert ℳ 5.20, ℳ 4.40, ℳ 4.—, ℳ 2.40.

Im Jahre 1906 vereinbarten in Madrid die Gesellschaften der Poliere und der Maurer als Arbeitszeit in den Monaten Oktober—März acht Stunden, neun für die Frühjahrs- und Sommermonate, wobei je nach der Stellung als Geselle, Gehilfe und Handlanger die Stunde mit 40, 32, 25, 23 ₰ entlohnt werden sollte.

In der kleinen Stadt Soria, wo das Leben weit billiger ist als in Madrid und Barcelona, wurden im Jahre 1911 als Mindestlohn für Handlanger ℳ 1.60 für den zehnstündigen Arbeitstag von April—September und ℳ 1.40 in den Herbst- und Wintermonaten, wo nur acht Stunden gearbeitet wird, vereinbart. „Das ist etwas mehr als die 60 Pfennige, von denen die „Kölnische Volkszeitung" mit Beziehung auf Andalusien spricht", fügt P. Noguer hinzu.

In Hinsicht auf die Löhne der Bergarbeiter in verschiedenen Bezirken Spaniens warnt er davor, die irgendwo gefundenen Ziffern ohne genauere Untersuchung hinzunehmen. Zum Beispiel könnten Tagelöhne von Pes. 10.74 (1908) und Pes. 9.81 (1909), wie sie in den Minen von Almaden gezahlt wurden, allzu rosige Vorstellungen von der Lage des Bergmannes erwecken. In Wirklichkeit muß dieser nicht nur sein Licht und die Explosivstoffe selbst bezahlen, sondern er findet kaum in einem Viertel des Jahres Beschäftigung, so daß der Durchschnittstaglohn auf 4.40—2.25 Pes. herabsinkt.

In den baskischen Bergwerken schwanken die Löhne je nach dem Wert der Beschäftigung zwischen 5.50 und 1.75 Pes. (für junge Burschen). Bedeutend geringer sind bei regelmäßigerer Arbeit die Löhne der Bergleute in Santander, wo bestenfalls 3.25 und schlechtestenfalls 1.50 Pes. bezahlt werden. In vielen Bergwerken Spaniens wird die Arbeit im Innern von der unter freiem Himmel unterschieden und diese anscheinend besser bezahlt, so in Murcia und Oviedo. In den Bergwerken des Nordens werden während der Wintermonate viele Bauernjungen aus León und Altkastilien beschäftigt, welche bei großer Anspruchslosigkeit einige Ersparnisse machen, aber bei dem Kampfe um Besserung der Arbeitsverhältnisse und Löhne natürlich nicht in Betracht kommen.

Weiterhin bezeichnet P. Noguer die Behauptung der „Kölnischen Volkszeitung", daß es fast nirgendwo Krankenkassen und Versicherungen gäbe, als ebenso übertrieben. Nicht nur beständen von Alters her zahlreiche Krankenkassen, sondern auch die modernen Arbeitervereinigungen vernachlässigten die Einrichtung von Versicherungen für Fälle der Krankheit und sonst unverschuldeter Arbeitslosigkeit durchaus nicht. In einem Werke „Die Arbeiterversicherung in Spanien" beziffert López Núñez die Zahl der Arbeiterversicherungen auf Gegenseitigkeit im Jahre 1908 auf 800, der Versicherten auf 150 000 und der zur Unterstützung Berechtigten auf 750 000.

Die Versicherung gegen Viehsterbe ist ebenfalls alt und namentlich im Norden weit verbreitet. Nach Zusätzen von Posse Villelga zu seiner Uebersetzung des Schriverschen Handbuches der Nationalökonomie bestehen allein in der Herrschaft Vizcaya in 87 von 120 Dörfern 302 Hermandades, die fast alle ihr Rindvieh versichert hatten, und im Jahre 1911 wurden in der kleinen Provinz Guipúzcoa 300 Hermandades derselben Art gezählt, während außerdem 11 neue auf modernen Grundsätzen errichtet und einer Rückversicherungskasse angeschlossen waren. Landwirtschaftliche Vereinigungen, unter denen viele auch Versicherungskassen unterhalten, gab es nach einer Denkschrift der Gesellschaft spanischer Ackerwirte aus dem Jahre 1911 1771.

Sodann verweist P. Noguer auf das Instituto Nacional de Previsión (Volksfürsorgekasse), welches im Jahre 1908 vom Staate gegründet wurde, um dem Arbeiter eine kleine Rente für das Alter zu sichern, sich in den vier ersten Jahren fünfmal so schnell in derselben Zeit verbreitete als die belgische Pensionskasse und jetzt auf 100 000 Einwohner 147 Sparbücher ausgegeben hat. Von dem Eifer der spanischen Gesetzgeber für das Wohl der handarbeitenden Stände zeugen unter anderem die acht Bände der Arbeitsgesetzgebung, die das Institut für soziale Reformen veröffentlicht hat; „aber diese Gesetze werden jetzt sehr schlecht erfüllt, und in diesem Sinne hat der Verfasser des Kölner Artikels recht, wenn er behauptet, daß der Liberalismus sich als durchaus unsozial erwiesen hat."

Zu den Aussichten einer Republik übergehend, hält P. Noguer sie nicht für so günstig wie der Beobachter in Köln, welcher die großen Städte wie Madrid, Barcelona, Valencia, Sevilla als völlig in den Händen der Republikaner befindlich hingestellt hatte. Die letzten Wahlen für die Provinziallandtage scheinen dem spanischen Jesuiten das Gegenteil zu beweisen, indem in Valencia und in Madrid die Anhänger der Monarchie obsiegten und die der Republik nur in

---

[1]) Die vortreffliche Zeitschrift erscheint in Madrid; man abonniert im Auslande bei der Geschäftsstelle (Administración) Plaza de Sto Domingo 14, für 20 Pes. (16 ℳ) jährlich.

Barcelona eine Minderheit behaupteten, und er beruft sich auf einen liberalkonservativen Publizisten Salvador Canals, der den Umsturzgedanken im Herzen des spanischen Volkes, sogar unter den Arbeitermassen der großen Städte nur sehr langsam fortschreiten sieht. „Ob wir, schließt P. Noguer diesen Punkt, von der Revolution bedroht sind, behaupten wir weder, noch bestreiten wir es, aber wenn sie kommt, wird die Schuld nicht gerade an den Republikanern und Sozialisten liegen", eine auch für mich etwas rätselhafte Beifügung.

Bei aller Anerkennung des Eifers eines beträchtlichen Teiles des spanischen Landklerus hatte der Verfasser des Artikels der „Kölnischen Volkszeitung" behauptet, die große Mehrheit der spanischen Geistlichen beziehe jährlich nur 200—800 ℳ Gehalt, und es sei dabei nicht zu verwundern, daß viele es sich versagen müßten, das wirtschaftliche Elend der arbeitenden Stände zu erleichtern. Demgegenüber erinnert der Spanier an den Artikel 33 des Konkordates: „Die Bezüge der städtischen Pfarrer sollen 750—2500 Pes. betragen, das geringste Gehalt der Landpfarrer soll 550 Pes. sein; und die Kapläne und Vikare sollen 500 bis 800 Pes. beziehen." Wenn auch unter verschiedenen Vorwänden von diesen Summen erhebliche Abzüge zu machen sind, so kommen doch anderseits Stol- und Altargebühren dazu, so wenig sie auch an sehr vielen Orten aufbringen mögen.

Gegenüber dem Pessimismus der „Kölnischen Volkszeitung" führt P. Noguer Feststellungen ins Feld, welche der Direktor des Jahrbuches der Börse, des Handels und des Bankgeschäftes, Eduardo Diez Pinedo, in der Unión Ibero-Americana, April 1913, gemacht hat, um die sichtlichen Fortschritte der wirtschaftlichen Tätigkeit Spaniens in den letzten zehn Jahren nachzuweisen. Nach diesem Schriftsteller hat sich der jährliche Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung in den Perioden 1897 bis 1901 und 1902—1907 je um 56 Prozent des Durchschnittes oder um mehr als 1½ Milliarden gesteigert. Der Wert des städtischen Eigentums ist von 1902—1912 um 21,3 Prozent oder um 2,604 Millionen gestiegen. Der allgemeine Aufschwung des Handels und Gewerbes geht für Pinedo unwiderleglich aus gewissen Verkehrsdaten hervor. Es bestanden z. B. bis 1900 nur 294 Kilometer Privatschienenwege und 45 Kilometer Zugangslinien zu industriellen Werken. Im letzten Jahrzehnt sind dazu 351 bzw. 51 Kilometer gekommen, d. h. die Ausdehnung solcher Linien ist in den letzten zehn Jahren größer gewesen als in einem halben Jahrhundert. Dasselbe bezeugt ihm die größere Lebhaftigkeit des Draht- und Fernsprechverkehrs im Jahre 1911 gegenüber 1903, in welchem Zeitraum die Zahl der Telegramme und Telephongespräche im inneren Verkehr um 31 Prozent, im äußeren sogar um 39 Prozent gewachsen ist.

Auch die Sparkassen haben in den Jahren 1900—1911 gewaltige Steigerungen der Ziffern der Einleger und ihrer Einlagen erfahren. Leider beziehen sich die Zahlen Pinedos nur auf einige Kassen, bei denen die Zahl der Einleger um 158 Prozent und die ihrer Einlagen um 137 Prozent gewachsen ist.

P. Noguer verhehlt sich nicht, „daß das lachende Bild des Herrn Pinedo leicht durch einige Schatten verdunkelt werden könnte", bedauert die Auswanderung des spanischen Kapitals und die Herrschaft des ausländischen in den innerspanischen Unternehmungen und schließt mit der Betonung der Notwendigkeit, die staatliche Finanzwirtschaft in Spanien von der wirtschaftlichen Tätigkeit seiner Gewerbetreibenden und Kaufleute zu unterscheiden. Nicht an allen Uebeln Spaniens ist die Regierung schuld, aber „der gegenwärtige Zustand der von der „Kölnischen Volkszeitung" drastisch geschilderten spanischen Politik berechtigt zu den schwersten Verdammungsurteilen (anatemas) gegen jenes Millionenbachanal um den tiefen Abgrund eines gewaltigen Defizits, gegen jene sinnlose Parteipolitik, deren einzige Triebkräfte die Begehrlichkeit oder die Furcht sind und deren oberste Leitung, wenn sie nicht in den Händen der Freimaurerei liegt, doch sicherlich die infernale Rotte befriedigt, die Spanien unter den Trümmern der Kirche zu begraben trachtet".

* * *

Ohne der „Kölnischen Volkszeitung" vorgreifen zu wollen, mache ich Freunde Spaniens auf die Werke des rührigen und mit allen einschlägigen Verhältnissen überaus vertrauten französischen Soziologen Angel Marvaud L'Espagne au XXe siècle (Paris, Colin, 5 Fr.)[2] und La Question sociale en Espagne (Paris, Alcan, 7 Fr.) als zuverlässige und, soweit nicht französisches Interesse in Frage kommt, unparteiische Quelle aufmerksam. Freilich betont auch er ein über das andere Mal die Unzuverlässigkeit der spanischen Statistik. Aber soviel geht doch aus ihren Zahlen hervor, daß durch Ueberwindung gewisser dem modernen Wirtschaftsleben widerstrebender Fehler des spanischen Charakters, wie es der Individualismus und das Mißtrauen gegen den Nächsten sind, und durch die Besinnung der von dem noch gewaltigen Erbe der Eroberer Amerikas zehrenden Klassen auf ihre Pflichten gegen die Unwissenden und Bedürftigen noch viele brach liegende Arbeits- und Wirtschaftsgebiete erschlossen werden können. Unter den statistischen Tafeln des zweiten der genannten Werke eröffnet Nr. 7: Die Löhne der Landarbeiter für deutsche Augen mit ihren Durchschnittslöhnen von 1 bis 1.80 Pes. ein wenig erfreuliches Bild, welches durch die Darstellung der Lage des ländlichen Proletariates auf Seite 135—183 nur noch verdüstert wird. Den Schwärmern für die andalusischen Gefilde, zu denen ich selbst nie gehört habe, empfehle ich besonders, was Marvaud über die wirkliche Armut und Rückständigkeit dieser Gebiete berichtet.

Um mit einem günstigen Licht zu schließen, setze ich einige Ziffern aus dem Bulletin der Handels- und Schiffahrtskammer von Barcelona (Juli 1913) hierher. Sie bezeugen fast auf allen Handelsgebieten für die Jahre 1911, 1912 und 1913 einen erheblichen Aufschwung des Handelsverkehrs. So stieg der Import von Metallen in dieser Zeit von 20,3 auf 39,5, der Export darin von 58,0 auf 72,4 Millionen, der Import von Nahrungsstoffen von 75,4 auf 96,1 und der Export darin von 157,9 auf 180,9 Millionen. Wie außerordentlich aber die Verhältnisse schwanken, zeigt die Tatsache, daß im Jahre 1912 der Export den Import um 39,8 Millionen übertraf, und im ersten Drittel des laufenden Jahres umgekehrt der Import den Export um 75 Millionen überstieg.

Eine der dringendsten Aufgaben des spanischen Staates ist und bleibt die Einrichtung eines besondern statistischen Amtes, das dem Gesetzgeber auf den Tag beigearbeitete und zuverlässige Grundlagen liefert.

[2]) Für eine Uebersetzung des Werkes L'Espagne au XXe siècle suche ich einen Verleger.

Nochmals: Die österreichische Leogesellschaft.

Zu dem entsprechenden Aufsatz in Nr. 42 der „Allgemeinen Rundschau" erhalten wir nachstehende Zuschrift[1]):

Im Namen der zurzeit in Wien weilenden Mitglieder des Gralbundes bitte ich Sie, Ihrem Berichte über die Salzburger Tagung der österreichischen Leogesellschaft, im besonderen über die Vorgänge vor und während der Sitzung der literarischen Sektion, folgende Ergänzungen beizufügen.

Dr. Richard von Kralik hat auf die Feststellung des Vortragsprogramms nur insofern Einfluß genommen, als er die vom Vorsitzenden des Salzburger Zweigvereins an ihn gerichtete Frage, ob er gegen einen Vortrag des Herrn Dr. Johannes Eckardt über Alban Stolz etwas einzuwenden habe oder ob er wegen der Person des Vortragenden das Präsidium ablehnen würde, verneinend beantwortete. Diese Antwort war durch die Erwägung unabänderlich gegeben, daß sachlich gegen das Thema des Vortrags nichts einzuwenden war und daß eine Ablehnung aus rein persönlichen Gründen der wiederholten Versicherung des Gralbundes, keinen persönlichen Kampf zu führen, widersprochen hätte. Erst als Kralik aus guten Gründen befürchten zu müssen glaubte, daß seine bedingungslose Assistenz als ein Abweichen von seinem prinzipiellen Standpunkte ausgelegt werden könne, machte er die Uebernahme des Vorsitzes von der Abgabe einer Erklärung abhängig. Der endgültige Wortlaut dieser Erklärung wurde im Einvernehmen mit dem Gralbund, insbesondere mit der Gralredaktion festgestellt, das Manuskript mehrere Wochen vor der Sitzung Herrn Eckardt jun. zur Kenntnisnahme übermittelt. Diese, in dem Bericht des Herrn Eckardt sen. nur auszugsweise und mit Hinweglassung jener Sätze, auf die Kralik das Hauptgewicht legte, mitgeteilte Erklärung lautet vollständig:

„Indem ich auf Einladung des Salzburger Lokalkomitees den Vorsitz der literarischen Sektion der Leogesellschaft übernehme, halte ich mich verpflichtet, über diese Sektion einige erläuternde Worte zu sagen. Die literarische Sektion ist aus den dramatischen Veranstaltungen vom Jahre 1893 hervorgegangen, sie ist also bereits 20 Jahre alt. Im Lauf der Jahre hat sie sich mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs und mit dem Gralbund immer mehr zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan, so daß endlich durch einen förmlichen Beschluß diese drei Organisationen insoweit für eins erklärt wurden, daß die Versammlungen des Verbandes zugleich solche der Sektion und solche des Gralbundes sein sollten. Diese Entwicklung hat sich ganz von selbst dadurch ergeben, daß die tätigen Mitglieder aller dieser drei Organisationen zum größten Teile dieselben sind oder doch wenigstens in voller Harmonie zueinander stehen. Sie verfolgen eine und dieselbe Richtung, es ist niemals ein trennender Gegensatz aufgetaucht. Das war auch nicht möglich, da das Programm für alle drei Organisationen völlig eindeutig war; nämlich Pflege der katholischen Literatur durch katholische Literaten, und sonst nichts; oder anders ausgedrückt: wir anerkennen den hohen Wert der Literatur für die katholische Sache und wir anerkennen den unvergleichlichen Wert der katholischen Kirche für die Literatur. Die katholische Kirche ist uns höchste Inspiration und höchster Gegenstand der Kunst. In diesem Sinn ist aus jenen Kreisen der Wiener katholischen Literaten die Zeitschrift

[1]) Anm. der Red. Wir geben dieser Zuschrift gemäß dem Grundsatze Audiatur et altera pars Raum und erachten die Frage damit als geklärt und erledigt.

„Der Gral" hervorgegangen. In diesem Sinne haben auch neuerdings die dramatischen Bestrebungen der Leogesellschaft eine Fortsetzung gefunden. In diesem Sinn haben jene drei Organisationen in ausdrücklicher Gemeinsamkeit jene Resolution gefaßt, die für die katholische Literaturbewegung, für die sogenannte Gralbewegung so bedeutsam geworden ist. Der Salzburger Zweigverein der Leogesellschaft hat diesmal für einen literarischen Vortrag gesorgt und mich eingeladen, dabei den Vorsitz zu übernehmen. Als Vortragenden hat der Salzburger Zweigverein Herrn Dr. Joh. Eckardt ausersehen, der bekanntlich Herausgeber einer Zeitschrift ist, die eine andere Richtung einschlägt als wir Wiener katholischen Literaten. Dennoch habe ich nach reiflicher Ueberlegung kein Bedenken getragen, hier zu assistieren. Ich will damit dokumentieren, daß mir und meinen Freunden bei aller unentwegten Prinzipientreue jede Feindseligkeit oder Unduldsamkeit fremd ist und daß wir in jedem Augenblick bereit sind, den aus der Literaturbewegung entstandenen Literaturstreit, der noch immer lähmend zu verspüren ist, beizulegen, soweit das möglich ist, ohne unsere von Papst Pius X. selber eingehend und ausdrücklich bestätigten Prinzipien aufzugeben. Vielleicht ergibt sich aus diesem Schritt weiterschreitend eine gedeihlichere Phase der katholischen Literaturbewegung. Wenn nicht, wenn ich mich darin geirrt haben sollte, so wird mir doch wenigstens das Bewußtsein bleiben, meinerseits einer solchen Entwicklung nicht im Wege gestanden zu haben."

Kralik hat also die von Herrn Dr. Johannes Eckardt erstrebte Annäherung mit der Versicherung beantwortet, daß der „Gralbund" — das „wir" betont ausdrücklich die Solidarität — jederzeit zu einer friedlichen Verständigung bereit sei, aber nur auf dem Boden und unter Wahrung seiner von der höchsten kirchlichen Autorität ausdrücklich bestätigten Grundsätze. Diese Versicherung ist nichts anderes, als die ausdrückliche Formulierung der im Gralbund wirksamen Tendenzen und soll zugleich der Auffassung vorbeugen, als ob Kralik sich jetzt von seinen Freunden getrennt habe oder einer Verschleierung der — leider — stärker als jemals hervortretenden Gegensätze das Wort rede. Kraliks Hoffnungen auf eine gedeihlichere Phase der katholischen Literaturbewegung werden sich offenbar um so eher erfüllen, je weniger die vorhandenen sachlichen Gegensätze künstlich verschleiert und je ehrlicher und offener — bei aufrichtiger persönlicher Liebe und Achtung — sie furchtlos erörtert und dadurch zur erwünschten Klärung geführt werden.

Franz Eichert, Wien.

Der Veteran.

Meine Tage werden müder,
Immer schleppender wird mein Gang.
Wisst ihr noch, gefallene Brüder,
Wie ich einst zum Sturme sprang? —

Oft noch wiehert's wie von Rossen
Wild um mich. Sie reiten Attak!
Eine Kugel wird geschossen,
Die mir so lang' in der Schulter stak.

Oft noch packt mich ein wundes Fieber,
Das mir Krieg und Typhus gebracht.
Immer noch tobt er, immer noch blieb er —
Ach, ich kämpfe so manche Nacht.

Und ich rede irr von Wunden,
Die ich selber schlug und schoss
Und wie eigene empfunden,
Wenn ich nachts die Augen schloss.

Aber meine Buben lauschen
Meinem fieberfremden Wort,
Und der dunklen Tage Rauschen
Zieht sie übermächtig fort.

Und sie werden auch es wagen —
Sieben Söhne, seid ihr da,
Wenn die Trommeln wieder schlagen?
Sturmangriff! Hurra! Hurra!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Umschau von M. Rast.

Aus der **Herderschen Verlagshandlung** sind noch nachzutragen: „Die katholische Kirche der Neuzeit. In Einzelbildern dargestellt für das Volk und die reifere Jugend" von P. Canisius M. Werner, Priester der Gesellschaft des göttlichen Heilandes. Mit Titelbild und Bildertafel. 8° XV u. 244 S., geb. M 3.60. Behandelt sind zwei Perioden: die von Luther bis zur französischen Revolution (1517—1789) und die von der französischen Revolution bis zur Gegenwart ((1789—1913). Mit seinen Vorgängern desselben Verfassers: „Das christliche Altertum in Kampf und Sieg" und „Die katholische Kirche des Mittelalters", bildet das inhaltsgewichtige, schmucke Buch eine zusammengeschlossene leichtverständliche, lebens- und geschichtstreue Kirchengeschichte; „Ehrenpreis: Eine Festgabe für Erstkommunikanten. Aus Beiträgen mehrerer Mitarbeiter zusammengestellt" von Helene Pagés. Mit sechs Bildern. 8° IX u. 243 S., geb. M 3.20. — Dies schöne, für seinen Zweck dringlichst zu empfehlende Buch sehen wir unter „Vom Büchertisch" eingehender aufgeführt: „Des Schwarzrocks letzter Sieg. Eine Erzählung aus der großen Missionszeit unter den Huronen und Irokesen Nordamerikas." Von Bernard Arens S. J. Mit 6 Bildern (26. Bändchen der Sammlung „Aus fernen Landen"). 8° VIII u. 100 S., geb. M 1.—. Das hübsche Büchlein wird, gleich seinen Vorgängern aus derselben Jugendschriften-Sammlung, zahlreiche Kinder-, besonders Knabenherzen am Weihnachtsfeste erfreuen; „Erlebnisse eines Hühnchens, von ihm selbst geschildert." Von Zenaïde Fleuriot. Freie Bearbeitung von Philipp Laicus. Vierte Auflage. Mit Bildern. 8° VIII u. 166 S., geb. M 2.40. — Das längst auch bei uns beliebte Buch mit den feinen Illustrierungen und der völlig deutschen Spracheinkleidung wird in seiner neuen Auflage abermals warme Aufnahme bei unserem kindlichen Jungvolk finden; „Nonni, Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt." Mit 12 Bildern. 8° XII u. 356 S., geb. M 4.80. — Dieses in seiner nordischen Eigenart besonders fesselnde Werk, das den vielversprechenden Anfang einer Erzählserie bilden dürfte, eignet sich in hervorragender Weise zu einem Festgeschenk für unsere männliche Jugend. (Siehe darüber nod, „Vom Büchertisch".) — „Windstille und Wirbelsturm" von Zenaïde Fleuriot. Freie Bearbeitung von Philipp Laicus. Dritte Auflage. 8° VIII u. 218 S., geb. M 2.70. Im Mittelpunkte der Handlung stehen zwei vornehme, an Temperament und Charakter grundverschiedene Kinder: ein Knabe und ein Mädchen. Das auch in Deutschland schon weit beliebte Buch eignet sich für die 12—16jährige Jugend.

Soeben läuft der neu aufgelegte Erste Band der Joh. Janssenschen „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" bei uns ein: Neunzehnte und zwanzigste, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt durch Ludwig von Pastor. Gr. 8° XIX u. 838 S. M 11.40, geb. M 13.— u. M 14.—. Mit einem Bildnis des Verfassers. — Selten wohl hat eine Veröffentlichung gewaltigeres, einschneidenderes Aufsehen erregt als die erste Auflage des obigen Gesamtwerkes aus dem Herderschen Verlage. Die Gegner entbrannten darob zumeist in Feindschaft und Haß, die Freunde in Hoffnung und Begeisterung. Daß seitdem das Interesse hüben und drüben nicht abgeflaut ist, zeigen die verhältnismäßig rasch einander folgenden Auflagen. Ein Protestant, Walter Köhler, hat erst neulich öffentlich den bemerkenswerten Ausspruch getan, Janssen habe für die Reformationszeit die christliche Kulturgeschichte geschaffen, was eine epochemachende Tat bleibe. Pastor hat abermals mit gewohnter wachsender Meisterschaft die neue Auflage nach den früheren Grundsätzen besorgt. Im Text nahm er nur die infolge der neuen Forschung unbedingt gebotenen Aenderungen vor; in die „Anmerkungen" reihte er auch entgegengesetzte Anschauungen in weitgehender Weise ein. — Möge das berühmte Werk immer tiefer eindringen in Haus und Wissen des katholischen deutschen Volkes!

Der Verlag von **Karl Ohlinger**, München und Mergentheim, sendet uns folgende Neuauflagen: den bereits früher hier angezeigten, jetzt im 6. bis 10. Tausend verbreiteten „moralisch hygienisch-pädagogischen Führer für Braut- und Eheleute sowie für Erzieher: Glückliches Eheleben" von Pfarrer Anton Ehrler (Ehelehre), Dr. med. et phil. A. Baur (Gesundheitslehre) und Arthur Gutmann (Erziehungslehre); die zweite, sehr vermehrte Auflage von „Marienblumen auf fremder Erde. Zeugnisse von Protestanten für die katholische Marienverehrung", herausgegeben von Karl Joseph Baudenbacher, Redemptorist. 8° X u. 217 S. Kart. M 2.50; „Das Haus in der Sonne des heiligsten Herzens. Ein Freudenbuch für alle christl. Familien." Von P. Ladislaus Vanheuverswyn, C. SS. CC. 8° 140 S. Kart. M 1.60. — Der Verfasser hat aus den der Margareta Alacoque gegebenen Verheißungen die in Beziehung zur christlichen Familie stehenden fünf ausgewählt, um sie zur Behandlung der Themen Liebe, Friede, Trost, Freude, Hilfe zu verwerten und daran Betrachtungen über die Hauptereignisse des Familienlebens sowie einschlägige Andachtsübungen zu schließen; die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage (3. u. 4. Tausend) von Dr. Joseph Eberles „Großmacht Presse. Enthüllungen für Zeitungsgläubige. Forderungen für Männer." Gr. 8° IX u. 284 S., br. M 3.60. — Das Buch erregte sofort bei seinem ersten Erscheinen berechtigtes Aufsehen, da es mit Temperament und Klarheit nachwies, inwiefern und wie weit die Kultur des modernen Kapitalismus die Presse, der Absicht nach ursprünglich Vermittlerin echter Aufklärung und Förderin gesunder Selbständigkeit, in ihr Joch zwang und sie „gleichermaßen zum Exponenten wie zur Trägerin der autonomistischen Moderne" machte: „Die Presse führenden Typs ist bald nur mehr eine einzige große Tragikomödie — nackter Materialismus in der Verkleidung des ideal gesinnten Aufklärens." Jedenfalls verdient das auf große Sachkenntnis und umfangreiche Literaturquellen gestützte Buch — ob man ihm Uebertreibung vorwerfen mag oder nicht — gewissenhafteste Beachtung. Zur Orientierung seien die fünf Kapitelüberschriften genannt: „Presse einst und jetzt", „Moderne Publizität und ewige Ideen", „Presse und Kapitalismus", „Presse und Judentum", „Der Kampf um eine neue Presse".

An Neuveröffentlichungen bietet derselbe Verlag: „Mehr Geduld! Die christliche Geduld, die Zucht und Stärke der Seele" von Erz-

bischof Ullathorne O. S. B. Uebersetzt in der Benediktiner-Abtei Frauenchiemsee. 8° IX u. 346 S., br. ℳ 2.80. — Dem vorzüglichen Werke geht des Verfassers Lebensbild voraus, das „eine Summe geduldigen Harrens, Ringens und Leidens“ als in dem hochwürdigsten Verfasser umschlossen und diesen als hervorragend berufen zeigt, über das hochwichtige Thema christlicher Geduld sein Innerstes auszuströmen; „Die Frage der Trennung von Kirche und Staat nach ihrem gegenwärtigen Stande“ von Dr. iur. Karl Neundörfer. 8° 120 S., br. ℳ 1.20. — Der Verfasser, der schon seine Dissertation über das gleiche Thema unter Gegenüberstellung zum älteren Liberalismus schrieb, hat hier eine durch klare Gründlichkeit bemerkenswerte Orientierungsarbeit geliefert, die vor allem von Kirchenrechtlern, Theologen, Juristen, Politikern gekannt sein sollte. Der Schlußsatz kennzeichnet so recht den Geist des Büchleins, indem er vor allem größere äußere Ausbreitung und innere Belebung des katholischen Vereinswesens zum festeren idealen Anschluß an die Kirche fordert; „Nun geh mit Gott! Lebensworte für junge Mädchen.“ Von Dr. F. Imle. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg. 8° 55 S., br. 40 Pf. — Das aus mütterlich empfindendem Frauenherzen quellende Büchlein gibt schulentwachsenen Mädchen edlen Rat und gütiges Geleite ins Leben mit (9 Kapitel: „Auf der Schwelle zum Leben!“, „Von der Arbeit“, „Von der Nächstenliebe“, „Treue Freunde“, „Mädchenträume“, „Von einigen weiblichen Untugenden“, „Freuet euch!“ „Sei getreu bis in den Tod!“ „Kehre wieder!“); „Allerlei Menschen.“ Von Elise Miller. 8° 84 S., br. ℳ 1.—. Die Verfasserin, bekannt als sehr begabte Lyrikerin und warmherzige Erzählerin, läßt ihrer Erzählserie „Geschichten von gestern und heute“ (gleicher Verlag) diese sechs neuen Erzählungen folgen, die wie jene verdientermaßen einen breiteren Leserkreis finden werden; „Mahdi. Herr von Rabenhorst und andere naturgeschichtliche Plaudereien“ von A. Mohn. 8° 85 S., br. ℳ 1.20. ℳ Der schwäbische Humorist und „vorzügliche Pädagoge“ bietet hier einen Strauß Erzählungen und Skizzen aus dem Naturleben, die in ihrer humorfrohen Frische sieghaft in die Kreise der Natur- und Jagdfreunde einzudringen geeignet sind.

Aus der **Verlagsanstalt Benziger u. Co.**, Einsiedeln (Schweiz), kommen zu uns folgende neue Werke: „Auf den Weg. Ein Spruchbüchlein zum Nachdenken“ von P. Joseph Staub O. S. B. kl. 8° 126 S., geb. ℳ 2.40. — Ethisches Edelgut in Spruchdichtung, die sich verbreitet über Gott und Mensch, Leben, Glaube, Liebe, Glück und Leid, Tugend und Torheit, Zeit und Ewigkeit; „Andrés Gelöbnis“, Roman von Champol. Autorisierte Uebersetzung von L. Wechsler. 8° 231 S., geb. ℳ 4.—. Champols psychologisch vertieftes „Zurückgekehrt“ (gleicher Verlag) hat im deutschen Lesepublikum so viel Beifall gefunden, daß das vorliegende Werk, „ein Kabinettstück reifer Erzählkunst“, von vornherein auf warme Aufnahme rechnen darf; „Der Schichtmeister von Lameck. Erzählung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts“ von Anton Schott. 8° 253 S., geb. ℳ 3.—. Die beliebte bodenständige Darstellungskunst Schotts prägt sich auch hier als in einem Stück echter Heimatkunst kraftvoll-anziehend aus; „Als er gestorben war.... und andere Novellen“ von Henriette Brey. 8° 218 S., geb. ℳ 3.—: ein tiefernstes Buch von wirkungsvollem, künstlerisch anstrebendem Vortrage, der Blick und Herz des Lesers auf die Schattenseiten des Lebens richtet, die sich jedoch durchwärmt und durchleuchtet zeigen von der religiös-idealen Anschauung der Verfasserin; „Die Kreszenz, Volksroman“ von Elise Miller. 8° 188 S., geb. ℳ 3.—: aus dem Volke im engeren, aber für das Volk im weiteren und weitesten Sinne, befreiend wirkend, trotz der durch die Darstellung vorzüglich ausgelösten Tragik des Stoffes, kraft des stillen, sieghaften Heldentums des Hauptcharakters; „Die fossile Tante und andere Novellen“ von Sophie Freiin von Künsberg. 8° 217 S., geb. ℳ 3.—. Die zumal als Erzählerin aus der bayerischen Gebirgswelt geschätzte Autorin holt sich hier ihre anziehenden Stoffe aus gesellschaftlichen Kreisen, über die sie den Ernst und die lachfrohe Heiterkeit eines echten Humors hinfluten läßt.

Theologische Neuerscheinungen.

Von J. Wernado.

II.

V. Katechetik. Ein Katechismus des Papstes wird in unseren Tagen, wo soviel von Reform des Katechismus die Rede ist, allerorts mit dem größtem Interesse aufgenommen werden. Der „Katechismus der christlichen Lehre“, herausgegeben im Auftrage Sr. Heiligkeit Papst Pius X., autorisierte Uebersetzung von Dr. Wilhelm Weth S. J. (Preis ℳ 1.—, St. Josephsvereinsbuchhandlung, Klagenfurt) behandelt die ganze christliche Heilslehre mit einer Gründlichkeit und Tiefe, daß kein Punkt, der irgendwie von Bedeutung ist, übergangen wird. Wertvoll ist auch der Anhang mit den täglichen Gebeten, dem kurzen Abriß der ganzen Offenbarungsgeschichte und den Ermahnungen für die christlichen Eltern und Erzieher. — Eine recht bemerkenswerte Erscheinung auf katechetischem Gebiete ist das Buch von Pfarrer Joseph Schwarz: Erklärung der Katechismusbilder für die Diözesen Freiburg und Rottenburg (Herder-Freiburg 1913. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.20). Der hochwürdigste Bischof von Rottenburg schreibt zur Einführung: „Die Zukunft wird sicher denen recht geben, die dafür stimmen, daß der Katechismus illustriert sein soll.“ Es wurde deshalb auch für den neuen Katechismus der Erzdiözese Freiburg und der Diözese Rottenburg ein Programm zur Illustrierung ausgearbeitet und der Priester und Maler Joseph Amrhein, der künstlerische, theologische und pädagogische Tüchtigkeit in sich vereinigt, wurde mit dem Entwurf der Bilder betraut. Pfarrer Joseph Schwarz in Duttenberg, Verfasser des rühmlichst bekannten „Erstkommunionunterrichts“ (Bader-Rottenburg 1913. Zweite Auflage), hat als erfahrener Praktiker wirklich gediegene, sehr ausführliche, für den unmittelbaren Gebrauch zugeschnittene katechetische Besprechungen dieser Bilder geliefert. — Eine katechetische Bearbeitung von „Heiligenlegenden“ hat Joseph Minichthaler in einem zweiten Heft erscheinen lassen (Köselsche Buchhandlung, Kempten und München, Preis ℳ 1.—). Es ist eine köstliche Gabe, welche die Katecheten ebenso dankbar aufnehmen werden wie das erste Heftchen. In kindlichem Tone und in anschaulicher, lebhafter Darstellungsweise werden hier 36 Heiligenleben — meist deutsche Landes- und Diözesanpatrone — vorgeführt.

VI. Seelsorge der reiferen Jugend. „Sei standhaft im Herrn!“ Führer ins Leben. Ausgabe für Mädchen. Von Pfarrer Joseph Birkenegger (Laumann, Dülmen. In Taschenformat, geb. ℳ 1.—). Ein sehr zeitgemäßes Büchlein angesichts der vielen Gefahren in einer oft so freigeistigen und glaubenslosen Umgebung! Der Verfasser versteht es, durch seine ganze Darstellungsweise in 56 Kapiteln, die in vier Gruppen gegliedert sind, die heranwachsende weibliche Jugend im Glauben zu bestärken, vor jugendlichen Irrgängen zu bewahren und sie zum Eifer im christlichen Leben anzuspornen. — Ein Taschenbüchlein zur Befestigung und Verteidigung der katholischen Glaubenswahrheiten hat Georg Bleibetreu mit dem Titel: „Glaubenskompaß“ herausgegeben (Laumann-Dülmen), worin er der reiferen Jugend Lebens- und Ewigkeitsfragen lösen und beantworten hilft und ihr die ganze Größe und Tiefe und Schönheit der katholischen Glaubenswahrheiten aufzeigt, um sie zur Hochschätzung derselben als ihres ureigensten Lebensbesitzes zu führen. Reiche praktische Anregung und gediegenen Stoff zu Vorträgen können die mit der Jünglingsseelsorge und mit der Leitung von Jünglingsvereinen betrauten Geistlichen schöpfen aus dem Büchlein von Dr. Ad. Fäh: Die Jünglinge des Alten Testamentes (Benziger & Co.-Einsiedeln 1913, brosch. 90 Pf., geb. ℳ 1.60). In 15 Darstellungen alttestamentlicher Jünglingsgestalten bringt der Autor die wichtigsten Entscheidungen der männlichen Jugend, ihre Gefahren, Tugenden und Fehler zur Sprache. Das Büchlein bildet auch eine anregende Lektüre für Jünglinge, die sich eine gute Lesekost wünschen.

VII. Aszetik. Für Schriftlesung während der Reisezeit und der Exerzitientage ist sehr empfehlenswert die im Verlag von Pustet-Regensburg erschienene überaus handliche, auf feinstem Papier gedruckte Ausgabe des Neuen Testamentes in lateinischer Sprache: „Novum Jesu Christi Testamentum Vulgatae Editionis“ (1913 ungeb. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60). — Tiefsinnige, geistreiche Gedanken über unsere liebe Frau weiß der hochgeschätzte Bischof von Stuhlweißenburg Dr. Ottokar Prohászka zu entwickeln in seinem Büchlein: „Die Mutter der schönen Liebe“ (Kösel, Kempten und München 1913, geb. ℳ 1.50). Besonders für die christliche Frauenwelt zeichnet hier der bischöfliche Autor ein wunderliebliches, höchst anziehendes Bild der milden Herrin und Königin, des Meisterwerkes der göttlichen Schöpferliebe, des Ideals für das Kämpfen und Ringen im täglichen Pflichtenkreise. — Autoritäten unter den aszetischen Schriftstellern der Gegenwart, wie Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler, P. M. Meschler S. J. und Professor Dr. Joseph Zahn, haben eine Neuauflage des Werkes: Geist des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf, gesammelt aus den Schriften des Joh. Pet. Camus, Bischofs von Belley, angeraten. Dr. Leopold Ackermann, Stadtpfarrer und bischöflicher geistlicher Rat, hat die Neuauflage besorgt und hat es durch sein eifriges Bemühen dahin gebracht, daß in die früheren „abgesonderten Stücke, die in keinem lebendigen Zusammenhang unter sich standen“, nunmehr logische Ordnung, Klarheit und Uebersichtlichkeit hineinkam. So wird der sanfte und feine Geist des heiligen Bischofs von Genf bei Gelehrten und Ungelehrten die reichsten Früchte des Geistes zeitigen können.

VIII. Gebetbuchlitteratur. Ein Gebetbuch für Erwachsene aller Stände, das eine eingehende, mit Betrachtungen versehene Anleitung zum würdigen Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars enthält, hat P. Heinrich Theiler verfaßt. Nach seinem Tode wurde es erweitert und unter dem Titel: „Jesus mein Leben“ herausgegeben von Dr. P. Augustin Steiger S. O Cist. (Verlag von Pustet, Regensburg ℳ 1.60 und ℳ 2.20). — Mit vollem Recht erfreuen sich besonderer Beliebtheit die Standesgebetbücher von P. Heinrich Müller, nämlich „Der gute Gatte und Vater“, „Die gute Gattin und Mutter“; ein katholisches Lehr- und Gebetbuch. (Zehnte Auflage. Köln, St. Josephsverein, ℳ 1.50 und höher); ferner vom gleichen Verfasser sehr empfehlenswert: „Himmelsweg“. Ein katholisches Gebet- und Lehrbuch für Jünglinge. Desgleichen eines für Jungfrauen. (9. Auflage. Köln, Sankt Josephsverein. ℳ 1.20 und höher). Möchten doch recht viele Väter und Mütter, Jünglinge und Jungfrauen diese Bücher zu ihrer Seele Nutz und Frommen gebrauchen! — Ein Gebetbuch für katholische Jünglinge und Männer, zugleich ein Vereinsbuch für die Mitglieder des Männerapostolates hat Professor Bernhard Schäfer geschaffen mit dem Titel: „Das Lebensglück der Männer“ (Kevelaer, Verlag von Jos. Thum. ℳ 1.— und höher), das vielfach ausgesprochenen Wünschen der Männerwelt unserer Zeit voll entspricht. — Infolge der eucharistischen Bewegung sind besonders reich vertreten Neuerscheinungen und Neuauflagen von Kommunionbüchern. Zum Gebrauch für Erwachsene hat P. Heinrich Müller sein von Kardinalstaatssekretär Merry del Val belobtes und vom Eucharistischen Kongreß in Köln ausdrücklich empfohlenes Kommunionbuch herausgegeben: Auf zum heiligen Gastmahl! Belehrungen über die häufige

Kommunion nebst Beicht- und 98 Kommunionandachten mit vielen Gebeten für Welt- und Ordensleute (120.—150. Tausend. Verlag von Jos. Thum-Kevelaer *M* 1.80 und höher), sowie einen Auszug dieses trefflichen Buches; „Gastmahl der Seele". Kommunion- und Gebetbuch mit 43 Kommunionandachten, sowie Belehrungen und Gebeten für Welt- und Ordensleute (5. Auflage. Köln 1912. Verlag des St. Josephsvereins, von *M* 1.20 an). — Ein vorzügliches Gebet- und Betrachtungsbuch für alle Verehrer des hochheiligen Altarssakramentes hat der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt verfaßt: „Brot der Engel" (Ausgabe II. Kevelaer, Butzon & Bercker. *M* 1.35 und mehr). Den schönsten Teil desselben bilden wohl die „Betrachtungen und Besuchungen", die reichen biblischen Inhalt aufweisen. — Ein Hauptmittel zur Einführung der öfteren heiligen Kommunion ist die Feier der Herz-Jesu-Freitage. Für diesen speziellen Zweck eignet sich sehr gut das Büchlein: Herz-Jesu-Freitag. Belehrungs- und Kommunionbuch zu Ehren des göttlichen Herzens für Welt- und Ordensleute. Unter Mitwirkung verschiedener Religionslehrer herausgegeben von A. Müller. (4. Auflage 1911. St. Josephsverein, Köln. *M* 1.20 und mehr.)

Eine besondere Beachtung verdienen im „Zeitalter des Kindes" die Kinderkommunionbücher. Es ist aber sehr schwierig, hierin etwas wirklich Gediegenes zu schaffen. Als gut gelungen und der Verbreitung wert darf das unter Mitwirkung verschiedener Pädagogen und Religionslehrer von Schulvorstand a. D. M. Müller herausgegebene vollständige Gebetbuch mit 25 Kommunionandachten für jüngere und ältere Kommunionkinder bezeichnet werden: Das brave Kind beim heiligen Gastmahl (5. Auflage Köln-St. Josephsverein 1911. *M.* 1.20 und mehr) und der auf vielfach geäußerten Wunsch hin erschienene Separatabdruck dieser Kommunionandachten mit dem Titel: Das heilige Gastmahl. Kommunion- und Gebetbuch für jüngere und ältere Kommunionkinder mit 20 Kommunionandachten. Herausgegeben von A. Müller (1911. Köln, St. Josephsverein 75 Pf. und mehr). — Dem kindlichen Geiste ganz angepaßt ist „Des Kindes erstes Kommunionbuch", das Belehrungen über die heilige Messe, die heilige Beichte und das allerheiligste Altarssakrament mit Kommunionandachten und Besuchungen für jeden Tag der Woche enthält. Von P. Dröder Obl. M. J. (2. vermehrte Auflage. Kevelaer, Butzon & Bercker, 70 Pf. und mehr).

Vom Büchertisch.

Heinrich Federer: Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler. G. Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. (Band 114.) 8° 367 S., Berlin 1913, G. Grote, geb. *M* 4.50. — Kein Zweifel: Federers Ruhm steht festgegründet zu dieser Zeit; sonst würde die weltbekannte Berliner Firma, die freilich schon desselben Autors großen Roman „Berge und Menschen" sowie die Erzählung aus den Bergen „Pilatus" und die fünf „Lachweiler Geschichten" brachte, nicht ein so urkatholisches Buch wie das vorliegende übernommen haben. Urkatholisch und zwar „urgeistlich", denn über der Heldin, nach welcher der stattliche Band sich nennt, steht im Interesse des Lesers ja doch der Held: ein junger Kaplan, der — man denke! — trotz einiger „Sperenzen" nicht nur treu zur Kirche steht, sondern sich sogar zu deren aktueller Leitung in Ehrerbietung bekennt, überhaupt von allen reformerischen Neuerungsgelüsten endgültig abrückt. Ein famoses Menschenkind ist dieses Kaplänchen, das aus gebrechlichem Körper voll „großer" Welt- und Gemeindeverbesserungsideen und -pläne in das Leben hinausguckt, das er doch erst kennen lernen soll und das er dann auch wirklich, von seinem gütigen Bischof in einen abgelegenen Bergwinkel zu einem prächtigen Pfarrer als Helfer geschickt, auf seine Weise und zu seinem wie anderer dauerndem Segen kennen lernt: unter Führung und Schutz einer strammen, weltweisen und kindlich-frommen Haushälterin, die prachtvoll gezeichnet ist in ihrer „quadratischen", ältlich-herben äußeren Häßlichkeit und ihrer sieghaften inneren Schönheit. Köstlich erzählt ist die ganze, entschieden zum großen Teil autobiographische Geschichte, reichlich breit hie und da, wie das so Federers Art ist, die man aber bald, just wie sie ist, lieben lernt, bis man sie gar nicht anders möchte. Und der Zauber der Bergwelt spielt wiederum herein, verwebt und durchdringt die bodenständige Darstellung mit dichterischem Farbenspiel, das den Meister zeigt, als der Federer auch in seinen psychologisch tief erfaßten, erdfesten Charakterzeichnungen erscheint. E. M. Hamann.

P. Sebastian von Oer O. S. B. Der Ahnen wert. Ein Wort an den christlichen Adel. Freiburg im Breisgau 1913. Herdersche Verlagshandlung. Gr. 8° VII und 186 S., geb. *M* 4.60. Ein „Büchlein", wie Vorwort und Verlagsanzeige es nennen, ist es just nicht, sondern ein stattliches Buch, das ich in recht viele Büchereien, nicht bloß die des Adels, wünsche. Denn was hier von dem bekannten Verfasser in vornehmer, warmherziger Offenheit seinen Standesgenossen gesagt wird, gilt zum sehr großen Teile allen jenen, die sich zu innerem Adel verpflichtet fühlen sollten. Das vorzügliche Werk bringt denn auch nichts absolut Neues. Wie schrieb Fr. W. Weber über die sittliche Tendenz seines herrlichen „Goliath"? „Das weiß freilich alle Welt, aber es schadet nicht, wenn es einigen in aller Welt noch einmal gesagt wird." Dieses Wort kann in ausgedehnter Beziehung auf das vorliegende Buch angewendet werden, dessen Adressat der wahre Edelmann ist: der dem Hochmut ferne Vertreter des Hoch- und Edelsinnes. „Der Adel wird sein, was er sein soll, oder er wird nicht sein": dieser Grundgedanke der Gesamtdarstellung gibt letzterer ihre Vollberechtigung. Es stehen viele mutige Worte in diesem goldenen Buche. Hier ein paar: „Gott hat dich auf diesen Platz gestellt. Die menschliche Gesellschaft hat dir gewisse Rechte eingeräumt. Wenn sie, in ihren berechtigten Anforderungen getäuscht, dich verklagt, so wird Gott dich einst zur Verantwortung ziehen. Oder er überläßt solche ‚Schmarotzer an der Menschheit' der Rache einer empörten Menge." „Der Hauptwert des Adels liegt also darin, daß er durch Blut und Tradition gehalten ist, von dem Edelsinn und der Tüchtigkeit der Vorfahren nicht abzulassen und deren Tugenden sich anzueignen." „Adelig, d. h. untadelig." „Wenn der Adelstitel nicht leerer Schall und Schein sein soll — und dafür hat unsere realistische Zeit kein Verständnis — so müssen seine Träger etwas vorstellen und leisten: sie müssen an der Spitze marschieren." Dann die vom Autor zitierten: „Adel und Volk gehören zusammen, sie sind nicht Gegensätze, sondern soziale Ergänzungen" und Frhr. v. Andlaws Ausspruch: „Ich gehöre der Geburt nach zu dem, was man Aristokratie nennt; aber meine Gesinnung ist volkstümlich, denn ich stehe ganz auf einem volkstümlichen Boden, auf dem des Christentums. . . . Alles mit dem Volk und alles für das Volk. Das ist mein Wahlspruch." Gewiß wären einige Einwendungen möglich, z. B. die, daß die Tradition nicht für alle Adelsfamilien von fortlaufenden Tugenden zu reden hat. Niemand weiß das übrigens besser als P. S. v. Oer, der ein ganzes Kapitel, das vierte unter den zwölf: „Habt acht!" den Familienfehlern widmet. Dann diese zu S. 60: es dürfte fraglich sein, ob heute noch der Adel durchgängig das Vorrecht der sorgfältigeren Erziehung und des besseren Unterrichts in Anspruch nehmen kann. Aber das sind Kleinigkeiten, die der gewiß segenbringenden Vortrefflichkeit des Ganzen gegenüber nicht ins Gewicht fallen. Bemerkt sei, daß selbstverständlich die religiöse Seite den Grundton bildet, ohne daß dieser auffällig vorklingt. E. M. Hamann.

R. Fabri de Fabris: Sommerlaub. Erzählungen. Essen-Ruhr, Verlag von Fredebeul u. Koenen. 8° 292 S., geb. *M* 3.—. Woher der Titel? Ich denke mir, weil weitaus die Mehrzahl der fünfzehn Geschichten uns ihre Helden oder Heldinnen der Zeit nach im Sommer des Lebens zeigen. Die Ueberschrift der ersten: „Exzelsior", dürfte der Sammlung als Motto dienen. Denn das Ganze weist, als solches und auch im einzelnen, nach oben: entweder auf die Aufwärtsentwicklung des inneren Menschen oder auf den ob hart erscheinenden, dennoch immer gnadenvollen „höheren" Eingriff in ein Menschenschicksal, oder auf beides zugleich. Fast alle Erzählungen tragen denn auch das Gepräge des Vergeistigten, des tief Seelischen, fast alle zudem das des Künstlerischen. Um das „fast" hier ausscheiden zu können, hätte ich die letzte, dem Unterhaltungshumor unterstellte Erzählung weggewünscht — vielleicht auch die zweitletzte. Die kürzesten, knappest gefaßten sind auch hier wiederum die besten. Wahre Kabinettstücke finden sich; so gleich die Titelnovelle von dem heldenhaften jugendlichen Ernährer der vom Vater hinterlassenen Familie; so die zweite: „Der Träumer", von dem in der afrikanischen Wüste sterbenden Fremdenlegionär; so die dritte: „Pflicht", von der heroischen Telephonistin in der kalifornischen Sierra, die kurz vor dem Eintritt in ihr eben fest gegründetes Lebensglück das Leben hingibt für ihre Pflicht gegen die Nebenmenschen; so die neunte von „Frau Ilsabe", der das Meer Mann und Kinder geraubt hat und die dann selbst, aus Liebe zur Scholle, als Opfer der tückischen Fluten fällt; so die zehnte von den „Weißen Schuhen", deren einstige Besitzerin infolge des Wiedererblickens dieser Zeugen ihrer ersten schweren Abirrung sich selbst zurück findet zum Weg des Heils; so die zwölfte: „Umkehr", in der ein junges Geschöpf nicht zuletzt durch den Einfluß hochernster Naturschönheit (Gotthardstraße) unmittelbar vor größter innerer Gefahr sich selbst wiederfindet. — Naturstimmung und Naturschilderung verschiedener Länder und Weltteile spielen überhaupt eine hervorragende Rolle in dem schönen Buche, aus dem vor allem die Güte: die Weisheit der Liebe, in eigener, tiefgründender Sprache zu uns redet. E. M. Hamann.

Die philosophischen Grundlagen des freidenkerischen Erziehungsprogramms. Rede in der Versammlung des katholischen Aktionskomitees München im Hotel Union am 18. September 1913. Von Domkapitular Dr. F. X. Kiefl. 8°. 22 S. Regensburg, Habbel. Brosch. *M* —.40. Eine gründliche, quellenmäßige Durchleuchtung des eigentlichen freidenkerischen Programms für die Erziehung der Menschheit hat auf Einladung des katholischen Aktionskomitees Domkapitular Dr. Kiefl in dankenswerter Weise unternommen. Zweck seines durch die Tagespresse bereits bekannten Vortrages war: Der Oeffentlichkeit klar zu zeigen, was es für die Menschheit heißt, alle sittlichen Grundlagen, auf denen jede Ordnung in der Gesellschaft seit Jahrhunderten aufgebaut ist, umzustürzen und alle großen Denker ohne Ausnahme, welche samt und sonders diese sittlichen Werte für heilig und unverletzlich erklärten, als Lügner zu brandmarken; was es heißt, der Sittlichkeit jedes objektiv verpflichtende Motiv abzusprechen und den Menschen zum absoluten Herrn darüber zu erklären, was er für gut und böse halten wolle. So die vorliegende durch Vorbemerkungen mit Quellenangaben vervollständigte Ausgabe, S. 6 u. 7. Bei der Wichtigkeit der Sache müssen diese in der Broschürenform besonders klar gestalteten Ausführungen allgemeinstem Interesse begegnen. O. Heinz.

Schauen und Beten. Lourdes-Bilderbuch für Marienkinder. Von Joseph Zimmer, Priester der Diözese Fulda. 8°. 136 S. Fuldaer Aktiendruckerei 1913. Lourdes, das mit stets wachsendem Vertrauen aufgesuchte Weltheiligtum der Unbefleckten, wird wohl wie Gottes Wunderwerke alle immer im Widerstreit der Meinungen stehen. Prüfung, Klarstellung der Tatsachen, das bleibt darum die Losung auch für Schriften wie die vorliegende, die in schlichten, warmen Worten die Geschichte der Gnadenstätte schreibt in Anlehnung an einen zweimaligen Pilgerzug zum Heiligtum. Der Pilger ist gläubigen Auges dem Walten Gottes an diesem Gnadenorte nachgegangen und dem wahrhaft Vorurteilsfreien wird es ergehen wie ihm: Gottes Wundermacht will vom Menschen ehrfurchtsvoll angebetet und dankbar gepriesen sein. Das Büchlein ist eine kostbare Erinnerung für Lourdespilger und der rechte Führer für solche, die in ihre Reihen eintreten wollen. O. Heinz.

Summa Mariana. Allgemeines Handbuch der Marienverehrung für Priester, Theologie-Studierende und gebildete Laien. Herausgegeben unter Mitwirkung von Welt- und Ordenspriestern von Rektor J. H. Schütz zu Köln. Dritter Band. 8°. VIII und 832 S., brosch. *M* 10,—, geb. *M* 12.—. Paderborn, Junfermann 1913. Dieser 3. Teil der auf

5 Bände berechneten erschöpfenden Darstellung der Marienverehrung beschäftigt sich mit einer Reihe heutigentags vordringlicher Fragen, so Erscheinungen und Offenbarungen, Marienwunder, Gnadenbilder (über die im 3. Kapitel behandelten marianischen Wallfahrten veröffentlicht soeben P. Stephan Beißel, S. J., ein umfangreiches Werk: Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte), die Marienverehrung im Karmeliter-, Zisterzienser-, Karthäuser- sowie in den geistlichen Ritterorden zu Ehren Mariens, Marienbruderschaften. Verdiente Aufmerksamkeit wird sodann den marianischen Kongressen gewidmet, mit Einschluß des vorigjährigen in Trier. Allgemein erwünscht sind die Forschungsergebnisse über Loreto (S. 792—819), sowie die Klarstellung des katholischen Glaubens über die Aufnahme Mariens in den Himmel. Wie der Titel es verspricht: ein reicher Schatz verlässiger Wissenschaft. O. Heinz.

Gebhard Fugels Kreuzweg ist von der Kunstverlagsanstalt Max Hirmer in München, die sich bereits um die Herausgabe mehrerer Wiedergaben dieses erhabenen Gemäldezyklus verdient gemacht hat, nun auch in einer Ausgabe zu volkstümlichem Preise (4 M) veröffentlicht. Im Interesse der vielen, welchen die bisherigen teuern Publikationen zu kostspielig, ist dies lebhaft zu begrüßen, um so mehr als die Ausführung der in Farbendruck hergestellten Blätter an Feinheit und Sorgfalt den früheren in keiner Weise nachsteht. Ein Meisterwerk wie dieses übt seine gewaltige Wirkung auf Auge und Herz auch bei kleinerem Maßstabe; wer sich liebevoll in die Anschauung der herrlichen Bilder und ihrer Einzelheiten vertieft, wird stets neue künstlerische Anregung und religiösen Gewinn darin finden. Die große Eigenschaft Fugels, greifbare Realität vorzuführen und doch in gehobener, von echtem Gefühl getragener Sprache tiefe und ideale Gedanken zu verkündigen, großartig monumental und innig zugleich zu schaffen, modern zu sein im besten Sinne und dabei an der Tradition festzuhalten — sie kommt bei diesem Werke in schönster Weise zur Geltung. F. X. Stiassny.

Stella maris.

Ave fulgens stella maris,	Inundantes fluctus pelle,
Visui nautae obversaris,	Navem ne perdant procellae,
Elucescis, vastum claris	Submergentem tu avelle
Mare lustrans radiis.	Aequoris saevitiae.
Annue, mater, naviganti	Coelum patet viatori,
Redeunti ac erranti,	Umbra cedit clariori
Jesu nato supplicanti	Lumini ac Salvatori
Adjumentum praebeas.	Anima obviam navigta.

Fritz Söllner.

Immaculata.

Skizze von Franz Zeuch, Werl.

Schweres Unwetter lag auf der jungen Schöpfung. In rasendem Fluge jagten die Wolken am Himmel hin. Grelle Blitze durchzuckten das Halbdunkel, und krachend folgte der Donner ihrer Spur. Wütend peitschte der Sturm die Bäume des Waldes. Sie ächzten und stöhnten; denn zum ersten Male widerfuhr ihnen solche Gewalt.

Die verstörten Vöglein duckten sich ins schützende Nest. Mit erschreckten Augen lugte ein zitterndes Reh durch das dichte Gesträuch. Alles bebte und bangte! Zwei Menschen stürzten des Weges daher. Ein Mann und ein Weib. Todesangst im Blicke hasteten sie voran auf ungewohntem Weg. Ihr schwarzes Haar flatterte im Winde und ringelte sich herab über die nackten Schultern.

Mit lautem Aufschrei fuhr das Weib zurück. Eine Schlange huschte über den Weg. Die tückischen Aeuglein blickten auf die erschreckten Menschen. Zischend sperrte sie den Pfad. Da ergriff der Mann hastig einen Stein und zerschmetterte mit geschicktem Wurf den Kopf des unheimlichen Tieres.

Nun wandte er den Blick zurück nach einem mit hohen Eiberpappeln umstandenen Garten. Dort stand eine blendende Gestalt, das flammende Schwert in der Hand. Sprühende Blitze gingen von der Waffe aus nach allen Seiten. Bei diesem Anblicke eilten die Flüchtigen entsetzt weiter.

Allmählich legte sich die Wut des Sturmes. Die Sonne durchbrach das zerrissene Gewölk und vergoldete mit mildem Scheine die Flur. Leise verklang in der Ferne das letzte Rollen des Donners. Da mäßigten die beiden ihren Schritt. Schweigend gingen sie dahin.

Es war ein schweres Wandern. Verstohlen schaute das Weib auf den Mann, der mit brennenden Augen vor sich hinstarrte. Da wurde ihr bleiches Gesicht noch bleicher.

Erschöpft ließ sie sich am Wege nieder. Ein blühendes Menschenkind in blühenden Blumen! Unterdrücktes Schluchzen würgte ihre Brust, aber keine erlösende Träne fand den Weg ins Auge.

Und der Mann stand dabei, an einen Baum gelehnt, die Arme verschränkt. Sein Blick fiel auf das Weib, das sich zu seinen Füßen am Boden wand. Finster und hart schaute er auf die Arme.

War sie nicht schuld an dem Unglücke, das ihn betroffen? Glücklich und zufrieden hatte er im Paradiese gelebt. Ein schuldloses Kind! Jeder Tag hatte ihm neue Freuden gebracht, neue Schönheiten enthüllt. Ohne Zagen und Bangen hatte er mit seinem Schöpfer und Herrn verkehrt. Auf grünem Anger waren sie mitsammen gewandelt.

Dann war das Weib gekommen. Fleisch von seinem Fleische hatte Gott es ihm zugesellt als Gehilfin und Gefährtin. Jubelnd hatte er sie willkommen geheißen, die Herrin in seinem Reiche. Sein Glück schien ihm verdoppelt, da er nun jemanden wußte, mit dem er es teilen konnte.

So war es gewesen bis auf den unseligen Augenblick. Nur wenige Stunden lag er zurück. Da hatte das Weib von der verbotenen Frucht gebrochen. Ungehorsam war sie geworden gegen Gottes strengen Befehl. Und auch ihn hatte sie verführt, auch er hatte vom Apfel gegessen. Und Gottes Fluch war die Strafe gewesen. Entsetzliche Gedanken! Sie drängten sich in der Brust des einsamen Mannes. Bitterer Groll gegen das Weib stieg in ihm auf. Rechten wollte er mit ihr um sein Glück — sein verlorenes Glück. Da blickte sie ihn an.

So schaut das Reh zusammenbrechend auf, wenn ihm die Pfeilspitze im Herzen steckt. Und der Blick des Weibes drang dem Manne in die Seele. Bloß an sein Leid hatte er bisher gedacht. Nun sah er, daß auch sie litt, unsäglich litt.

Das machte ihn nachdenklich. Und war er selbst denn frei von Schuld? Hatte nicht auch er von der verbotenen Frucht genossen mit freiem Willen? War sein Vergehen weniger schuldbar bloß deshalb, weil er es nicht zuerst getan? Nein, größer schien es ihm jetzt, als er des Weibes Elend gewahrte.

Lange schaute er sie an. Mitleid durchwogte seine Brust und Liebe, aber anders, als er sie früher empfunden. Da kniete er plötzlich zu der Unglücklichen nieder. Stürmisch riß er sie an sich.

„Eva!"

Eine ganze Welt voll Leid und Freude, voll Verzeihung und Erbarmen, voll Mitleid und Liebe zitterte in diesem Worte.

Und das Weib bebte zusammen. Zaghaft lehnte es sein Haupt an die Brust des Mannes, und heiße Tränen rannen über seine blassen Wangen. Liebe Worte redete er zu ihr, lange und eindringlich. Da ward sie ruhig.

Hand in Hand gingen sie weiter einer unbekannten Zukunft entgegen.

Langsam senkte sich die Sonne zur Erde herab. Ein leuchtendes Abendrot floß über den westlichen Himmel. In magischem Feuer erglühten die purpurumsäumten Wolken.

Da löste sich aus der Mitte ein heller Schein. Größer ward er und glänzender. Und plötzlich teilte sich der wogende Glanz.

Eine Lichtgestalt trat heraus, eine Jungfrau. Zwölf Silbersterne umrahmten gleich einer Krone ihr edles Haupt. In langen Falten hüllte ein himmelblauer Mantel die zarte Gestalt ein. Lieblicher Anblick! Mild lächelnd blickte die Jungfrau hernieder und streckte segnend die Hände aus.

Und die beiden Menschen standen da und starrten unverwandten Auges nach der wunderbaren Erscheinung.

Und eine Stimme, eines unsichtbaren Engels Stimme raunte ihnen zu:

„Siehe, die Jungfrau, von der das Heil kommt."

„Die Jungfrau, von der das Heil kommt", stammelten Evas Lippen.

Und plötzlich kam ihnen die Erkenntnis. Das war das Weib, von dem Gott gesprochen, als er die Schlange verfluchte. Jetzt verstanden sie den Sinn der Worte. Ein Befreier war ihnen verheißen worden, ein Befreier aus des Feindes Hand. Nicht ewig sollte ihre Schuld währen, einmal würde sie getilgt werden, einmal würde die Erlösung kommen.

Von der Jungfrau würde sie kommen.

Dort schwebte sie in der Lichtwolke! Ganz nahe!

Noch einmal breitete sie die Segenshände aus — dann verschwand sie in einem Meer von Glanz.

Weinend hielten sich die beiden Menschen umschlungen, während leise die stille Nacht heraufzog. Ueber Flur und Feld deckte sie ihre dunklen Schwingen und brachte Frieden und Ruhe der Erde.

Brachte Frieden und Ruhe den Menschen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater dirigierte Hans Pfitzner seinen „Armen Heinrich“. Der Plan, den Komponisten nach München zu bitten, damit er uns seine Schöpfung selbst interpretiere, hat schon lange bestanden, doch hielten Pfitzner einstweilen andere Pflichten fern. Die hohen musikalischen, poetischen und ethischen Werte seines Musikdramas traten auch bei der gestrigen Aufführung auf das Erhebendste zutage. Das Publikum ehrte den Tondichter und die von uns schon gewürdigten glanzvollen sanglichen Interpreten seines Werkes durch stürmischen Beifall.

Im Kgl. Odeon fand am Sonntag nachmittag als Glanzpunkt des vom Katholischen Aktionskomitee München veranstalteten ersten Münchener Missionsfest eine Missionsfestversammlung statt, die einen imposanten Besuch aufwies. Die königlichen Majestäten, sowie die meisten der zurzeit in München anwesenden übrigen Mitglieder unseres Königshauses ehrten das Fest durch ihre Teilnahme. Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Nuntius von Frühwirth, Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof v. Bettinger und viele andere illustre Persönlichkeiten wohnten gleichfalls der eindrucksvollen Feier bei. Die G-Dur-Fantasie für Orgel von Bach, von Akademieprofessor L. F. Maier meisterhaft gespielt, leitete das Fest ein. Dann bestieg Prälat Stiftspropst Dr. v. Hecher das Podium, welches mit Büsten Ludwigs III. und des Papstes geschmückt war. Er wies in seiner Begrüßungsansprache darauf hin, daß die Kirche gemäß dem Gebote Christi „Gehet hin in alle Welt“ die Missionstätigkeit zu allen Zeiten als eine ihrer ersten und vornehmsten Aufgaben betrachtet habe. Im weiteren Verlaufe seiner trefflichen Ausführungen legte er dar, welche Verdienste sich das bayerische Königshaus von Ludwig I. bis zu Ludwig III. auf diesem wichtigen Gebiete religiöser Betätigung erworben habe. Seine Rede klang in ein von der Versammlung begeistert aufgenommenes Hoch auf den König und die Königin aus. Nachdem die von allen Anwesenden mitgesungene Königshymne verhallt war, bestieg Se. Durchlaucht Fürst Alois zu Löwenstein die Rednerbühne. Das Wirken für die Mission bezeichnete er als die apostolische Pflicht eines jeden und wies u. a. die Vorurteile zurück, mit denen die Missionstätigkeit oft zu kämpfen habe. Bei dem gesteigerten Verkehr unserer Zeit könne man nicht mehr sagen, man möge die Wilden in Ruhe lassen, da ihr geistiger Tiefstand die Lehre nicht fassen könne. Diese Auffassung widerstrebe ja auch dem Befehle Christi, allen Völkern zu lehren. In seinen weiteren Ausführungen sprach der Fürst von dem wachsenden Vordringen des Islams in Afrika, von den Schädigungen, die den Missionen durch religiösen Indifferentismus und Neuheidentum solcher Europäer erwachse, die mit den fremden Völkerschaften in Berührung kämen. Hierzu rechne er auch das rationalistische Christentum verschiedener amerikanischer Gesellschaften. Mit strenggläubigen protestantischen Missionären halte er jedoch ein friedlich schiedliches Zusammenwirken möglich, wenn auch die katholische Kirche nie ihr Betätigungsgebiet gegenüber der anderen christlichen Konfession sich abgrenzen könne und wolle. Der Redner erkannte an, daß prozentual in Deutschland das meiste für die Missionen geschehe. Würde jedoch auf den Kopf der katholischen Bevölkerung Deutschlands nur die geringe Summe von 36 Pfennigen geopfert, so könne das vierfache geleistet werden. Der Redner schloß mit einem warmherzigen Appell an alle Stände zu froher Opferwilligkeit. Der letzte Redner war der hochwürdigste Abt Norbert Weber von St. Ottilien. Seine gehaltvollen und oratorisch eindrucksvollen Ausführungen schilderten die harte, aufopferungsfreudige Arbeit der Missionäre, deren Heroismus nur zu oft mit Krankheit und Tod bezahlt wird. Aus eigener Anschauung konnte er uns das Blühen und Wachsen afrikanischer Missionsschulen schildern, aber er wußte auch von vielen zu berichten, die auf den Schlachtfeldern der Liebe dahinsinken, ohne ihre Erfolge sehen zu können. Ohne materielle Mittel seien diese idealen Leistungen nicht durchzuführen, mangelnde Hilfe könne hier oft die Arbeit langer Jahre vernichten und so müsse auch er die Mahnung richten, im opferfrohen Interesse nicht zu erkalten. Chöre von Palestrina und Mendelssohn unter Domkapellmeister Wöhrles trefflicher Leitung gaben der schönen Feier die musikalische Weihe.

Münchener Calderongesellschaft. Bei den vielen Gedächtnisfeiern, die das Jahr 1913 gebracht hat, wurde verhältnismäßig wenig Theodor Körners gedacht, des vaterländischen Dichters, der vor hundert Jahren den Heldentod gestorben. Es war ein Verdienst der Calderongesellschaft, daß sie das Versäumnis der meisten literarisch-künstlerischen Vereinigungen durch einen Festabend wett machte. Die Würdigung des hochgesinnten patriotischen Sängers ließ sich zwanglos verbinden mit einer Königsfeier, durch welche die Calderongesellschaft der Freude aller Bayern über die Thronbesteigung Ludwigs III. Ausdruck verlieh. Archivrat Dr. Weiß behandelte beide festliche Anlässe in schwungvoller und an fein charakterisierenden Bemerkungen reicher Rede, die mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den König und die Königin schloß. Die Webersche Jubelouvertüre, von Chordirigent Schmid und Frl. Johannes vortrefflich gespielt, hatte den Festabend eingeleitet. Der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Hofschauspieler Hofrat Stury, rezitierte einen dichterisch wertvollen Brief Theodor Körners an seinen Vater und hierauf „Vater, ich rufe dich“, „Abschied vom Leben“ und „Bundeslied vor der Schlacht“. Wer den unvergessenen Heldendarsteller unserer Hofbühne kennt, kann sich denken, daß die große Linie und der Schwung der Körnerschen Rhythmen von wenigen unserer neuzeitigen Schauspieler so glücklich getroffen wurde, als von ihm. „Du Schwert an meiner Linken“ und „Lützows wilde Jagd“ bot in trefflich abgestimmtem Chorgesang die katholische Studentenverbindung „Rhaetia“. Im zweiten Teile des Abends brachten die Damen Manz, Rau und Harlacher, sowie Herr Kolbinger unter pianistischer Assistenz von Herrn Müller-Berneck und Frau Harlacher beifällig aufgenommene Gesangsvorträge in künstlerisch hochstehender Wiedergabe.

Münchener Kammerspiele. Lothar Schmidts Komödie „Die Venus mit dem Papagei“ hatte einen starken Heiterkeitserfolg. Die Liebesgöttin, welche dem Stücke den Titel gibt, ist ein Gemälde von Van Dyck, das sich als unecht herausstellt, während ein von dem hochgelehrten Herrn Museumsdirektor als ganz und gar wertlos weggegebenes Bild nach der Restaurierung als echter Van Dyck erkannt wird. Käme diese Wahrheit an die Oeffentlichkeit, so wäre der Gelehrte sowohl, wie der angeblich so hochherzige Stifter bloßgestellt. Man beschließt deshalb, den Mund zu halten. Viele witzige Bosheiten auf Kunstsnobs, angebliche und wirkliche Kunstkenner mußten im Milieu unsere Künstlerstadt natürlich stärker wirken, als es vielleicht anderswo der Fall sein wird. Von einigen „Aufklärungs“witzen, die mit der Haupthandlung gar nichts zu tun haben, abgesehen, bringen die gewandt geführten drei Akte viel lustige Pointen, und die satirischen Pfeile des Autors treffen manche wunde Stelle im zeitgenössischen Kunstbetrieb, in dem die reine Kunstbegeisterung so oft den Deckmantel für Eitelkeit und Gewinnsucht bildet. Die Aufführung war sehr fein und abgeschliffen.

Aus den Konzertsälen. Das in der Besucherzahl immer noch nicht befriedigende Volkssymphoniekonzert dieser Woche brachte eine schöne Wiedergabe von Brahms' D-Dur-Symphonie op. 73 und „Tod und Verklärung“ von R. Strauß. Paul Prills Orchesterführung entwickelte nicht nur die gewohnte Sorgfalt, sondern auch Wärme und Schwung. R. Weinmann, der Solist des Abends, spielte das klangschöne G-Moll-Violinkonzert von Max Bruch mit gutem Gelingen. Der Künstler fand sehr beifällige Aufnahme. In einem Orchesterkonzert, in dem wir Joh. Reichert, einen sehr begabten, zielsicheren Dirigenten kennen lernten, liehen Berta Morena und Hch. Knote den Vokalpartien die Pracht ihrer herrlichen Stimmen. „Ora pro nobis“ und „Liliencron“, zwei klangschöne, instrumental fesselnde Werke von W. Mauke, dem Komponisten der Oper „Fanfreluche“, hatten starken Erfolg. Auch „Nachtmusik“, eine warm empfundene, von schönem Können zeugende Komposition des Dirigenten Reichert, fand lebhaften Beifall. — Sehr zahlreich waren in der letzten Zeit die Liederabende. Der Baritonist Neudörffer-Opitz verfügt über ein wohlgeschultes Organ und empfindungsvollen Vortrag, unter anderem gefielen ein paar hübsche Neuheiten von Max Mahler. Berthe Willière gab das fesselndste nicht im deutschen, sondern im französischen Gesang, insbesondere Debussy. Die technische Schulung ihrer schönen Mittel erscheint noch vervollkommnungsfähig. Besonders in Schumannliedern kam der wohlgeschulte Bariton L. Sinns zu schöner Geltung, während gesteigerte Leidenschaft ihm weniger günstig liegt. Fesselnde Lieder unseres Intendanten Frhrn. v. Franckenstein sang u. a. J. Rünger, ein sympathisch wirkender Baritonist, der mit Mariska Alderich konzertierte, deren reizvolle Stimme, wie mein Vertreter berichtet, sehr gefiel. Stets gerne hört man Elena Gerhardt; bei ihr verbindet sich schönes sangliches Können, Wärme des Empfindens und subtile Stilkultur zu einer beifallswürdigen Einheit. Wie der Baritonist Rünger hatte auch Elisabeth Decher u. a. Franckensteinsche Kompositionen gewählt, die lebhaften Applaus weckten. Die Sängerin befindet sich noch im Beginne ihrer Laufbahn. Ihre Leistung gibt freundlichen Hoffnungen Raum. — Frz. v. Vecsey ist ein Geiger von berückendem Klangreiz und bravouröser Technik. Mag er die Schönheit des Tones zuweilen über das Ausschöpfen des Gefühlsinhaltes setzen, so ist, was er gibt, doch der Ausdruck einer blendenden Meisterschaft. An der Spitze der zu nennenden Pianisten steht Ed. Risler, stets ein plastischer Gestalter ersten Ranges, dem es gelingt, uns eine Symphonie vorzuspielen, ohne daß wir die Interpretation am Flügel als Notbehelf empfinden. Verdienten Beifall fand auch Br. Hinze-Reinhold, der besonders im Zusammenspiel mit seiner Gattin Ausgezeichnetes bot. Gg. v. Lalewicz war schon früher als Künstler von hoher Technik und Stilgefühl bekannt. Günstiges wird mir von dem Klavierspiel M. Gabriele Leschetizkys berichtet, deren Größe im Technischen liege. — Großen Beifall und Zulauf hatten wieder die Tänze der Wiesenthals, deren liebenswürdige, fließende Grazie besonders im Walzer entzückte, so daß sie den barbarischen Cake walke ruhig Modetoren überlassen sollten.

Verschiedenes aus aller Welt. Der heilige Synod der russischen Kirche hat Wagners Parsifal zur Aufführung freigegeben. — Carl Hauptmanns „Lange Jule“, ein realistisches Stück mit symbolischem Einschlag, begegnete in Hamburg freundlichem Interesse. — Die Sippe,

ein neues Stück des Simplicissimusdirektors Thoma fand in Berlin kräftigen Widerspruch. — „Der häßliche Ferante“, ein oft geistreiches, aber überpikantes Problemstück von S. Lopez hatte im Wiener Burgtheater mittleren Erfolg. — Schmidt-Kestners in Kassel aufgeführtes Offiziersstück „Lutz Löwenhaupt“ wird von der Kritik als entschiedene Talentprobe bezeichnet. — Das oft verwandte Enoch Arden-Motiv bildet die Handlung von Gabrielle Ferraris Musikdrama „Cobzar“, dessen deutsche Uraufführung in Kassel stattfand. Die Musik bewegt sich in den Bahnen des italienischen Verismo.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die unschlüssige und unselbständige Tendenz an den deutschen Börsen hat endlich einer festeren Grundstimmung Platz gemacht. Seit einiger Zeit ist an unseren Effektenmärkten eine durchaus günstige Disposition vorhanden, die durch verschiedene anregende Momente verursacht wurde. Nach dem glatten Verlauf der Monatsregulierung an den Börsen bei überaus niedrigen Sätzen zeigte sich täglich eine derart zunehmende Geldflüssigkeit in Deutschland, dass man mit Recht darauf eine anhaltende Börsenbesserung und Kräftigung der industriellen Konjunktur erwarten darf. Geld war am offenen Markt reichlich angeboten und Banken, speziell Hypothekeninstitute blieben fortgesetzt Käufer von bedeutenden Beträgen in Primadiskonten. Die Reichsbank weist trotz des steten Anwachsens der steuerfreien Notenreserve und der beweglichen Aktiven eine weitere Erhöhung der Metallbestände auf, welche die imposante Summe von über 1500 Millionen Mark (in der gleichen Zeit des Vorjahres zirka 1100 Millionen Mark) erreichen konnte. Diese ausserordentliche Goldansammlung bewirkte auf sämtlichen Gebieten der Wirtschaftsmärkte jene durchgreifende Tendenzänderung, welche nunmehr in einer gebesserten Börsenstimmung zum Ausdruck gelangt. Im Auslande liegen die Geldverhältnisse ähnlich gut. Die Bank von England hat durch Goldzufluss die gewünschte Stärkung erhalten. Die österreichisch-ungarische Bank hat ihren offiziellen Diskontsatz von 6% auf 5½% ermässigt. In der jüngsten Zentralausschussitzung der Reichsbank wurden auch für die weitere Geldmarktgestaltung günstige Aeusserungen laut. Es dürfte jedoch ausgeschlossen sein, dass trotz der anhaltenden Geldmarktentlastung für dieses Jahr mit einer neuerlichen Diskontsatzreduktion gerechnet werden kann. Immerhin wird man den Vorbereitungen zum Jahresschluss und der im Zusammenhang damit stets wiederkehrenden Geldknappheit mit Ruhe entgegensehen. Begreiflicherweise kam diese Geldbewegung den zahlreichen Bedürfnissen der geldsuchenden Kommunen recht gelegen. Der Markt der heimischen Renten zeichnete sich ebenfalls durch eine festere Tendenz für inländische Anleihen aus und Kursbesserungen zum Teil bis ½% waren wiederholt an der Tagesordnung. Besonders das Ausland und in erster Linie Oesterreich hatte dringenden Geldbedarf in Deutschland zu decken. Die zur Zeichnung aufgelegten 20 Millionen Mark 4½%ige Kassenscheine der Stadt Wien zum Kurse 95,80 hatten in Anbetracht des billigen Zeichnungspreises und der nur 2½ jährigen Laufzeit — die effektive Verzinsung beträgt demnach 6⅜% — einen glänzenden Erfolg. Die kommende grosse Anleihe für Frankreich mit etlichen 100 Millionen Francs dürfte unter diesen Umständen ebenfalls ein günstiges Resultat verzeichnen. Das bemerkenswerteste Moment an den deutschen Börsen ist entschieden der Hinweis, dass wiederum nach längerer Zeit Käufe des Privatpublikums wahrzunehmen sind. Diese neuen Käuferschichten im Zusammenhang mit spekulativen Effektendeckungen lassen die börsentechnische Lage des Aktienmarktes als durchaus chancenreich erscheinen. Mühelos konnten zum grossen Teil die seitherigen Kursabschläge eingeholt werden und trotz der unsicheren Londoner und Newyorker Kurse verblieben die deutschen Börsen in anhaltender Tendenzbesserung. Angeregt durch die Erleichterung am Geldmarkt und die zuversichtlichere Beurteilung der allgemeinen Konjunkturfragen verkehrten die Börsen bei namhaften Umsätzen, speziell in Montan- und Elektrizitätsaktien, in fast ausnahmsloser fester Haltung. Der Grundton erhielt eine Steigerung durch das ausgedehnte Geschäft in Industriewerten, wobei Automobil-, Fahrrad-, Farbwerke-, Linoleum- und Porzellan-Aktien Kursavancen bis zu 20% in kurzer Zeit erzielen konnten. Günstige Bilanzergebnisse des Siemens-Schuckert-Konzerns, Berichte über einen lebhaften Geschäftsgang am Siegerländer Eisenmarkt und die Regelung des Röhren- und Blechmarkt-Syndikates bildeten ebenfalls Grund zu festen Börsen. Infolge zufriedenstellender Mitteilungen der Deutsch-Luxemburger Generalversammlung wurde der bisher vernachlässigte Montanmarkt wiederum bevorzugt. Das ausgedehnte Börsengeschäft brachte auch einen besonderen Stimulus für türkische Werte — Tabakaktien, Orientbahnen, Anatolier. Nur Schiffahrtsaktien waren von der allgemeinen Haussebewegung ausgeschlossen; Meldungen über wesentlich verschlechterte Frachtenmärkte und französische Versuche zur Ablenkung des russischen Auswandererverkehrs nach Frankreich waren die Ursache dieser Ausnahmestellung.

München. M. Weber.

Die Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, München, zeigt für das abgelaufene Geschäftsjahr einen Reingewinn von 5'821,844 M. (im Vorjahre 5'395,042 M.), woraus eine Dividende von 40% (i. V. 37½%) resultiert. Für Abschreibungen auf festverzinsliche Werte werden 1'840,466 M. (i. V. 648,854 M.) ausgewiesen, für unvorhergesehene Ereignisse wie im Vorjahre 1 Million Mark zurückgestellt.

Bayerische Banken. Die Zweimonatsbilanzen der Münchener Hypothekeninstitute per 31. Oktober zeigen neuerdings eine erhebliche Mehrung des Pfandbriefumlaufes, wie auch der Darlehenssummen gegenüber den letztveröffentlichten Ausweisen für Ende September. Sämtliche Münchener Banken, ferner die Pfälzische Bank und die Pfälzische Hypothekenbank werden für das ablaufende Geschäftsjahr — wie von den Bankleitungen unter dem üblichen Vorbehalt bekanntgegeben wurde — die gleiche Dividende wie im Vorjahre zur Verteilung bringen.

Die Deutsche Bank, Berlin, welche Zweigniederlassungen in Hanau, Offenbach und Darmstadt errichtet, veröffentlicht eine Broschüre, in der zum Zwecke der Wehrbeitragserklärung eine Berechnung der Kursabschläge für alle an den deutschen Börsen gehandelten Dividendenpapiere zusammengestellt ist. In einer zweiten Ausgabe dieses Handbuches (anfangs Januar 1914) wird das Institut unter Zugrundelegung der Börsenkurse vom 31. Dezember 1913 die bei der Wehrbeitragserklärung anzuwendenden Kurse ausrechnen.

Pfälzische Bank. Die Dividende des Geschäftsjahres 1913 ist unter dem üblichen Vorbehalt auf sieben Prozent zu schätzen. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kurt Martens: Pia. Der Roman ihrer zwei Welten. M. 5.—. (Berlin W, Egon Fleischel & Co.)

Was der abgewürdigte Predtabernakel erzählt. Von P. Laurentius von Landshut. Eine Dichtung. Mit 15 Bildern von Müller-Wart. 12°. 180 S. Brosch. M. 1.40. geb. M. 2.—. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Der Abendprediger oder Fromme Lesungen für das christkatholische Volk. Von P. Laurentius von Landshut. Mit Bildern von Joseph Untersberger. 12°. 526 S. Brosch. M. 2.40, geb. M. 3.20. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Geschichte der Französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. H. Suchier und Prof. Dr. A. Birch-Hirschfeld. Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimile-Beilagen. 2 Halblederbände zu je M. 10.—. (Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.)

Um der Kinder willen. Vätern und Müttern zu Herz und Gewissen! Von A. Heffenbach. 10 Pf. (Kempten, J 33: Kreuzbündnisgruppe.)

Der Rosenstudent. Schauspiel in 3 Aufzügen. Von Mil Hilsebein. M. 1.20. (Steinau a. d. Oder, Franz Wolf.)

Tuet Buße. Anleitung zur Feier des hl. Jubiläums 1913 und von Volksmissionen. Von Pfarrer A. Ehrler. 2. Aufl. 222 S. Geb. M. 1.—. (Mergentheim, Karl Ohlinger.)

Das mütterliche Herz Mariens, eine Quelle der Liebe, der Tugend und der Freude. Von P. Andreas Prévot. Nach dem Französischen von P. Konr. Mohr. VIII und 432 S. Geb. M. 1.50 und höher. (Limburg a. d. Lahn, Kongregation der Pallottiner.)

Schutzengel-Kalender für Kinder 1914. Herausgegeben von Stiftskanonikus Joseph Liensberger. 13. Jahrgang. 20 Pf. (Bozen, Verlagsanstalt „Tyrolia“.)

Die wichtigsten Lehren aus dem Katechismus. Von Benedikt Bury. 72 S. 24°. Brosch. 30 Pf. Bei 30 Exempl. à 25 Pf. — **Reiseführer für die schulentlassene männliche Jugend.** Von L. Schleyer. 104 S. 24°. Brosch. 30 Pf. Bei 30 Exemplaren à 25 Pf. — **Sünde und Liebe oder die vollkommene Reue.** Von Professor Dr. Joh. Chrys. Gspann. 80 S. 24°. Brosch. 30 Pf. Bei 30 Exempl. à 25 Pf. — **Was ist der Ablaß?** Von Prof. Dr. Joh. Chrys. Gspann. 80 S. 24°. Broschiert 30 Pf. Bei 30 Exempl. à 25 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg im Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Stations-Andacht zu Ehren der sieben Schmerzen Mariens. Von P. E. Pöschen. Geh. 25 Pf., geb. 50 Pf. (Wiesbaden, Herm. Rauch.)

Der Feind des Messias. Drama für die Weihnachtszeit in 4 Akten; **Jakob van Artevelde,** der Volkstribun von Gent. Drama in 4 Akten; **Der Löwe der Zunft.** Drama in 4 Akten; **Lucius.** Drama in 5 Akten; **Im Banne der Freiheit.** Drama in 4 Akten. Sämtliche Stücke von P. Paul Humpert. à M. 1.25, 12 Exempl. M. 12.—. (Warendorf i. W., Franz Wulf.)

„Ueber den Wassern“-Porträtkartenserie: Heinrich Federer, Ernst Thrasolt, Paul Keller, Isabella Kaiser, Hedwig Kiesekamp (L. Rafael), Bruder Wilram (Professor Anton Müller), Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M., Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Oehl, Dr. Friedrich Castelle und Dr. Julius Bachem. 1 Karte 15 Pf., ganze Serie zu 10 Karten M. 1.50. (Salzburg, Georg Lorenz.)

Aufwärts-Broschüren: Aus dem Tagewerk eines Arztes. Von M. Domanig; **Befreite Gefangene.** Von S. von Künsberg; **Kaiser Wilhelm II. und die Jugend.** Von Rektor Oskar Grimm; **Im Auftrage der Mutter.** Von M. von Greiffenstein. à 20 Pf. (Köln, Lindenstraße 38, Verlag des St. Josephs-Vereins.)

Das Zodiakallicht. Malerisch-optischer Erklärungsversuch. Von Chr. Heyden. M. 1.50. (Düsseldorf, W. Deiters Verlagsbuchhandlung.)

Das neue Einheitsgesangbuch! Von Direktor Gustav Erlemann. 60 Pf. (Trier, Paulus-Verlag.)

Die ersten grundlegenden Studien im Harmoniumspiel. Von Sigfrid Karg-Elert. Op. 93. I. Theoretischer Teil. 75 Pf. — **24 Etüden für Anfänger im Harmoniumspiel.** Von Sigfrid Karg-Elert. Op. 95. Abt. 1. M. 3.—. (Berlin, Karl Simon, Musikverlag.)

Die Weltanschauung des Katholiken. Von Th. Mönnichs S. J. Geb. M. 1.80. (Köln, Bachem.)

Das Kirchenjahr. Predigten über die vorzüglichsten Glaubenswahrheiten und Sittenlehren, gehalten in der Metropolitankirche zu Unserer Lieben Frau in München von Dr. Joseph Georg von Ehrler, weiland Bischof von Speyer. 4. Aufl. gr. 8°. VIII u. 776 S. M 10.—, geb. M 12.—. (Freiburg, Herder.)
Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von Dr. Joh. B. Kißling. 2. Bd.: Die Kulturkampfgesetzgebung 1871—1874. VIII u. 494 S. M 6.50, geb. M 7.50. (Freiburg, Herder.)
Auf den Trümmern Messinas. Sizilianische Erzählung von Mario Barbera. Deutsch von Coloman Schlesinger. Mit zwölf Bildern. 8°. VIII u. 306 S. M 3.—, geb. M 3.80. (Freiburg, Herder.)
Graf Paul von Hoensbroechs Flucht aus Kirche und Orden, was er verließ und verlor. Von Robert von Nostitz-Rieneck S. J. 8°. X u. 158 S. Geh. M 2.—. (Kempten u. München, Kösel.)
Bibliothek der Kirchenväter. Band 12 geh. M 2.80, geb. M 3.60 u. M 4.10; Band 13 geh. M 3.50, geb. M 4.30 u. M 4.80. (Kempten u. München, Kösel.)
Die Apostelgeschichte. Von Dr. Ferdinandus Rüegg, Bischof. Mit Titelbild u. Kopfleisten. 328 S. 8°. Brosch. M 2.80, geb. M 3.40. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)
Predigten des hochwst. Herrn Dr. Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. Herausgegeben von Dr. Adolf Fäh. IV. Bd.: **Predigten zur Verehrung der Mutter Gottes.** 328 S. 8°. Brosch. M 3.60, geb. M 4.80. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)
Ernst und Scherz fürs Kinderherz. Heft 23 für Kinder von 7—10 Jahren. 16 S. kl. 8°. 20 Pf. Heft 24 für Kinder von 10—14 Jahren. 32 S. kl. 8°. 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)
Christkinds-Kalender für die Kleinen pro 1914. 12. Jahrg. 96 S. 16°. 30 Pf. Mit Farbendruck-Titelbild, zahlreichen Textillustrationen, vier Einschaltbildern und farbigem Umschlag. Zweifarbiges Kalendarium. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elsaß, Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)
F. M. Classen: Der Arbeit Segen. Einfache Erzählung für junge Mädchen. 8°. 231 S. Geb. M 1.50, portofrei M 1.70. (Donauwörth, Ludwig Auer.)
Am Gnadenquell der heiligen Eucharistie. Eine Festgabe für jugendliche Kommunikanten. Von Maria Stephana Hofegger. M 2.40. (Warendorf i. W., J. Schnell.)
Fallende Blätter. Gesammelte Gedichte von Ludwig Nübling. M 2.—. (Warendorf i. W., J. Schnell.)
Der künftige König. Von J. R. von Loewenfeld. (München, Fritz W. Egger.)
Hohenlohe, P. A., O. S. B., Gründe der Schadenersatzpflicht nach Recht und Moral. 12°. 208 S. Ungeb. M 2.—, geb. M 2.80. (Regensburg, Pustet.)
Mensis Eucharisticus sive Exercitia Eucharistica et liturgica ante et post Missam auctore P. Gaspare Druzbicki S. J. M 2.—, M 2.60 u. M 3.80. (Regensburg, Pustet.)
Kindfleisch Frz. Xav., Die Requiemsmessen nach dem gegenwärtigen liturgischen Rechte mit einem Anhang über das Officium Defunctorum und die Absolutio ad tumbam. 8°. 138 S. Brosch. M 1.40, geb. M 2.—. (Regensburg, Pustet.)
Mast, Schwester M. Regina O. P., Sonne, ringe dich durch! 8°. 120 S. Ungeb. M 2.—, geb. M 2.80. (Regensburg, Pustet.)
Aus goldener Märchenschale. Von Stephan Pflugfelder. 262 S. M 1.50. (Essen, Fredebeul & Koenen.)
Christliche Apologetik. Von Msgr. E. Cauly. M 3.60. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)
Lieder und Balladen. Von Hans Hoppe. Geb. M 2.—. (Heinrich Rohr, Papenburg.)
Kinder der Heide. Von E. Specker-Tjaden. Mit künstlerischem Buchschmuck von C. Ahrens. Geb. M 4.—. (Heinrich Rohr, Papenburg.)
Angelina, die Ungetaufte. Erzählung für die Jugend, besonders für Kommunionkinder. Von Lea Dörenberg. Geb. M 1.—. (A. Laumann, Dülmen.)
Ein Vorbereitungsbüchlein für Erstkommunikanten. Von Lehrerin Helene Pagés. Kart. 30 Pf., geb. 75 Pf. (A. Laumann, Dülmen.)
Der Engel des Trostes. Aus den Schriften des heiligen Franz von Sales. Deutsch von M. Hilden. 168 S. Geb. M 1. (A. Laumann, Dülmen.)
Geschichte des Deutschen Handwerks. Zünfte, Gilden, Innungen usw. Von J. E. Mayer. Mit 26 Abbildungen. 8°. VIII u. 138 S. 43. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- u. Volksbibliothek". Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)
Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation. Von Joh. Wilhelm Meinhold. M 3.—. (Wiebelskirchen, Bz. Trier, Kolportage-Verlag G. m. b. H.)
Prinz Eugenius der edle Ritter und seine Schützlinge. Geschichtliche Erzählung von Leo Smolle. Mit 5 Abbildungen. Geb. M 1.80. (Graz, Ulr. Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff].)
Ein deutscher Meister. (Ferdinand von Miller.) Zeit- und Lebensbild. Von Ferdinand Erdigl. M 2.50. (München II, Karl Schnell.)
Die Geschichte meiner religiösen Psyche. Von Kardinal Newman. Deutsch von M. Laros. 8°. 310 S. Geb. M 3.—. (Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft m. b. H.)
Der Geist des III. Ordens des hl. Franziskus von Assisi. Von P. Petrus B. Olmet, O. F. M. Deutsch von P. Ambr. Götzelmann, O. F. M. XIV u. 320 S. kl. 8°. M 2,—. (Würzburg, F. X. Bucher.)
Creußener Töpferkunst. Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte ihrer Meister. Von Hans Eber. VIII u. 96 S. 8°. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 20 Textbildern. Geh. M 3.50, geb. M 4.50. (München, Bayerland-Verlag, G. m. b. H.)
Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten. Von Georg Schierghofer. Buchschmuck von Klemens Thomas. XII u. 76 S. 8°. Mit 12 Kunstbeilagen und 52 Textbildern. Geb. M 2.50, geb. M 3.50. (München, Bayerland-Verlag, G. m. b. H.)
Marien-Minne. Gedichte von Polykarp Riestroj. (Innsbruck, Wagnersche k. k. Universitätsbuchhandlung.)
Beiträge zur Moralstatistik. Von Dr. Hans Rost. M 4.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)
Vorträge und Ansprachen. Von G. Anton Weber. M 2.50. (Regensburg, J. Habbel.)
Johannes der Liebesjünger. Ein Geschichtsbild aus den Zeiten der Apostel von M. Perzager. 2. Aufl. Von P. Saier O. S. M. VIII u. 455 S. 8°. M 2.90, geb. M 4.—. (Felizian Rauch, Innsbruck.)
Maria, die Mutter der schönen Liebe. Geschichte des Gnadenortes Lourdes von A. Rompel. 238 S. 8°. M 1.70, geb. M 2.70. (Felizian Rauch, Innsbruck.)
Andreas Hofer. Trauerspiel in 5 Akten. 70 Pf. 12 Rollenexemplare M 7.20. — **Belisar.** Trauerspiel in 5 Akten. Nach Ed. v. Schenk. Für Schul- und Vereinsbühnen bearbeitet von P. Edmund Frey, C. O. Cist. M 1.20. 12 Rollenexemplare M 12.—. (Bregenz, J. N. Teutsch.)
An unserer Ankerkette. Skizzen und Novellen von J. Despois-Gennerich. Umschlag und Einband von Hans Semm. Geh. M 2.—, geb. M 3.—. (Dresden, Carl Reißner.)
Deutsch-Südwestafrika. Land und Leute. Im Auftrage des Kaisers. Gouvernements von Deutsch-Südwestafrika herausgegeben von Bernhard Voigt, Kaiserl. Schulinspektor in Windhuk. Geh. M 2.50, geb. M 3.—. (Stuttgart, Strecker & Schröder.)
Die Natur des Weibes. Von Dr. J. Lionel Tayler. Aus dem Englischen von Max Bannwitz. 189 S. M 3.—, geb. M 4.—. (Stuttgart, Strecker & Schröder.)
Wo die Bündnertannen rauschen. Erzählungen von P. Maurus Carnot. 301 S. 8°. Brosch. M 2.50, geb. M 3.60. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Sprachen leicht zu lernen.

Wer seine Dinge nicht recht anzufangen weiß, erreicht nichts. An sich ist dabei nichts Tadelnswertes; denn jede Sache will gelernt sein. Verkehrt handelt nur der, welchem sich die Gelegenheit dazu bietet, und der von ihr keinen Gebrauch macht. Es führen viele Türen in die Räume des praktischen Lebens. Man muß den Schlüssel besitzen, sie aufzusperren. In unseren Tagen ist die Zeit vorbei, wo man im engen Kreise viel erreichen konnte; die große Welt stellt ihre Ansprüche, gerechte und ungerechte, und nur wer dies ins Auge faßt, wer die ersteren zu befriedigen, die letzteren abzuwehren weiß, kann Erfolg haben und sich im Lebenskampfe ehrenvoll durchschlagen. Wie will er das aber machen, wenn er nicht versteht, was die anderen zu ihm sagen oder gegen ihn beschließen? Darum heißt unter vielen anderen Geboten des modernen Lebens eins der wichtigsten: Lernet fremde Sprachen! Wer das tut, gewissenhaft und recht vielseitig, der besitzt den Schlüssel zu den Türen seiner guten Wünsche und Lebenspläne. Und nun sperrt er eine Tür nach der andern auf, und jede führt in andere große Räume, wo die verschiedenartigsten Zwecke sich erreichen lassen. Also Sprachen lernen! Das hilft dem um den Erdball, der auf Reisen geht; jenem, der daheim bleibt, nicht minder zu brauchbarer und ersprießlicher Betätigung im gewerblichen wie im wissenschaftlichen Leben. Wer möchte und dürfte sich durch Schwierigkeiten abschrecken lassen, wo es so Wichtiges zu erreichen gilt? Gewiß, es haben nicht alle die gleiche Begabung fürs Sprachenlernen. Aber zum Glück winkt auch dem hierin weniger Talentierten heutzutage die tröstliche Gewißheit, daß er sich nicht umsonst zu bemühen braucht, vielmehr überraschend schnell und bequem zu den erdenklichsten Sprachkenntnissen gelangt. Die Sicherheit dafür gewährt die richtige Benutzung der rühmlich bekannten **Pöhlmannschen Sprachlehrmethode!** Dieser ausgezeichnete, leicht faßliche Unterricht wird entweder durch persönlichen Verkehr mit dem Lehrer, oder wenn nötig, auch auf dem Wege der Korrespondenz vermittelt, oder man kann sich die Werke zum Selbstunterricht kaufen. Wen wir als Schüler der Pöhlmannschen Sprachlehrmethode bisher kennen gelernt haben, zeichnet sich aus durch perfekte Beherrschung der gewählten Sprache, versteht sie mit Gewandtheit schriftlich anzuwenden und mit vorzüglicher Aussprache zu reden. Dabei ist die Sache so eingerichtet, daß der Lernende seine sonstigen Beschäftigungen keineswegs zu unterbrechen braucht; er ist in der Lage, die Kenntnisse gleichsam nebenher und doch in absolut genügender Weise zu erwerben. Wessen Kopf sich gegen die fremden Worte und Redewendungen etwa spröde verhalten möchte, für den ist übrigens gesorgt durch das geniale System der **Pöhlmannschen Gedächtnislehre;** sie macht jeden Lernstoff, auch auf jedem anderen Gebiete des Wissens, zum leicht erworbenen, unverlierbaren Eigentum. Ein jeder sollte sich mit dieser Gedächtnislehre bekannt machen, die unschätzbare Dienste leistet allenthalben, wo es darauf ankommt, ein größeres Quantum von Zahlen, Formeln, Worten, Tatsachen oder was es auch sei, im Kopfe aufzuzeichnen. An den guten Erfolgen wird man den Nutzen dieses Systems späterhin erkennen. Welche Anerkennung diese vorzüglichen Systeme finden, wie sehr sich die Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit bereits Bahn gebrochen hat, zeigt am besten der Umstand, daß Herr Pöhlmann außer seinen Hauptanstalten in München und Berlin schon in einer großen Reihe anderer deutscher Städte Nebeninstitute hat einrichten müssen, so unter anderem in Augsburg, Bonn, Breslau, Davos-Platz, Dresden, Gelsenkirchen, Leipzig, Lemgo, Magdeburg, Nürnberg, Stettin, Zwickau. Wer von unseren Lesern sich für die Pöhlmannsche Sprachlehrmethode oder die Pöhlmannsche Gedächtnislehre interessiert, verlange unter Bezugnahme auf die „Allgemeine Rundschau" die ausführlichen Prospekte kostenlos.

Hans Bechtner.

Fachschulen-Ausstellung.

Der **Bayerische Hausindustrieverband e. V. München** veranstaltete vom 17. bis 29. November eine Ausstellung von Erzeugnissen aus den staatlichen und den staatlich unterstützten Fachschulen und aus bayerischen Hausindustrien. Erzeugnisse dieser Gruppen erscheinen in neuerer Zeit auf jeder größeren bayerischen Ausstellung, zuletzt auf der Münchener Gewerbeschau 1912, und es ist äußerst interessant zu beobachten, wie die früher schon existierenden Fachschulen sich allmählich weiter entwickeln, und wie neue an ihre Seite treten, um den Wettbewerb auf diesem Gebiete für die Hebung des modernen künstlerischen Hausgewerbes mit aufzunehmen. Trotz des kleinen Umfanges der gegenwärtigen Ausstellung überrascht diese durch Vielseitigkeit, sowie durch Qualität ihrer Darbietungen. Man sieht Keramiken, Textilien, Schnitzereien, Metallarbeiten und anderes. Auf dem Gebiete der Kunsttöpferei erfreuen die Porzellane der Fachschule Selb durch feines Dekor, die Gläser der Fachschule Zwiesel durch vornehme Farben, die Töpfereien der Fachschule Landshut durch volksmäßige Formen und charaktervolle Glasuren. Die Holzindustrie ist vertreten durch reizende Schreinerwerke der Fachschulen Fürth, Zwiesel, das figürliche Genre durch die trefflichen Leistungen der Fachschulen Berchtesgaden, Bischofsheim, Oberammergau, Partenkirchen, Neuhammer. Wer die populären Schnitzleistungen jener Gegenden ehedem gekannt hat, wird den Nutzen dieser Fachschulen alsbald einsehen. Messinggegenstände und dergleichen von ruhiger Vornehmheit zeigt die Gewerbeschule Augsburg. Auch die Photographische Lehr- und Versuchsanstalt München bietet eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit. Schon ins Textilfach gehören die wunderbar feinen Korbflechtereien der Fachschule Lichtenfels; erkennbar

ist der Einfluß der Techniken ferner Völker; wünschen möchte man, daß durch Unterlassung des künstlerischen Färbens der Natur des Materials noch mehr Rechnung getragen bliebe. Webereien (Leinwand, Kostümstoffe usw.) nach heimischen Motiven bieten die Höheren Webschulen Münchberg und Lambrecht. Von entzückendster Feinheit sind die Weißstickereien der Fachschule Enchenreuth, die auch interessante Wollstickereien ausstellt. Die Spitzentechnik entfaltet ihre ausgezeichneten Fähigkeiten in zahlreichen Darbietungen der Klöppelschulen Nordhalben, Tiefenbach, Schönsee; die neue Schule von Abenberg bringt Gold- und Silberspitzen zur Schau. Endlich darf Stadlern nicht vergessen werden, und zwar vorzugsweise darum, weil sie das einzige kirchliche Stück der Ausstellung zeigt, eine Kasel mit herrlich geklöppeltem Kreuz in grauer und violetter Seide. Die Ausstellung fand statt in den Räumen Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit), wo man auch eine Anzahl höchst sehenswerter Neuheiten kirchlicher Gewänder u. dgl. dem Besucher bereitwillig vorweist. Binnen kurzem wird beabsichtigt, eine eigene Ausstellung solcher Gegenstände zu veranstalten. Der Eintritt zu diesen Ausstellungen ist kostenlos gestattet. A. Kempf.

Katholischer Preßverein Sektion München-Neuhausen. Die Volksbibliothek Neuhausen veranstaltet am Donnerstag, den 11. Dezember 1913, abends 8 Uhr im großen Saale des Hotels Union, München, Barerstraße Nr. 7, zur Erinnerung an den 100. Geburtstag des Dreizehnlinden-Dichters Fr. W. Weber einen Festabend. Das Programm berücksichtigt fast ausnahmslos selten gehörte Dichtungen Webers und neue Kompositionen seiner Lieder. Für die reichhaltigen Darbietungen haben gütige Mitwirkung zugesichert: P. Willibald Rauscher, O. S. B. von Metten (Festrede), Frau Marie Busch (Gesang), Fräulein Sophie Adam (Klavier), Herr Professor Bradl und Schauspieler O. Stiegele (Rezitation), Herr Karl Drebert (Cello), sowie der Kirchenchor Neuhausen unter Leitung des Chordirektors G. Hild. Wir möchten hiermit das Interesse weiterer Kreise auf diese einzige größere Veranstaltung lenken, welche zum Andenken des beliebten deutschen Dichters stattfindet. Der Erlös soll der Volksbibliothek Neuhausen zur notwendig gewordenen Ergänzung des Bücherbestandes dienen. Sitzplätze zu ℳ 2.—, 1.—, —.75 und Stehplätze zu ℳ —.50 im Vorverkauf in den Buchhandlungen L. Adam, Donnersbergerstr. 7, Herder & Co., Löwengrube, J. J. Lentner, Dienerstr. 9, und Volksbibliothek St. Bonifaz, Karlstr. 34 (hier nur in den Ausleihstunden), sowie an der Abendkasse im Hotel Union.

„Helles-Dank"-Buchhandlung. In Nr. 46 erschien eine Inseratanzeige dieser Buchhandlung. Es sei auf dieses Unternehmen nochmals empfehlend hingewiesen. Die Buchhandlung will durch diese Ausschreibung möglichst viele Literaturfreunde auf das genannte Buch und auf den Umstand aufmerksam machen, daß man sich bei ihr jede gewünschte Auskunft über den Inhalt usw. eines jeden Buches vollständig gebührenfrei bestellen kann: hier zum Beispiel durch ein Probeheft für 60 Pf. franko, dessen Preis einem jeden bei seiner späteren Bestellung des Buches zurückbezahlt wird!

„Kardinal Newmann, Die Geschichte meiner religiösen Psyche." Ueber dieses bedeutsame Werk legt der rührige Verlag Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlouis (Rhld.) dieser Nummer einen ausführlichen Prospekt bei. In dem Prospekt sind unter der Rubrik „Aus Welt und Leben" Sonderabteilungen für Auslesen aus den Klassikern der Weltliteratur — Erzählungen für das christliche Haus, auch noch weitere empfehlenswerte Werke enthalten. Der Prospekt verdient die weitgehendste Beachtung unserer verehrlichen Leser.

Ein gutes Buch, eine willkommene Weihnachtsgabe von dauerndem Wert. Wir machen empfehlend aufmerksam auf die heutige Bücherankündigung der bekannten Versandbuchhandlung Fritz W. Egger, München. Es liegt dieser Nummer ein ausführlicher Prospekt bei über das Werk „Die Goldene Bibliothek der Bildung und des Wissens". Es sind 3 Prachtbände in Lexikon-Format, auf gutem Papier gedruckt mit ca. 2700 Textseiten und 722 Textillustrationen, zahlreichen bunten und einfarbigen Tafeln und vielen Uebungstafeln, sowie einem großen geographischen Atlas mit 52 farbigen Landkarten über alle Länder der Erde nebst einer Himmelskarte. Das Werk umfaßt das ganze große Lehrgebiet der allgemeinen Bildung und ist eine unerschöpfliche Fundgrube des reichsten Wissens für jeden, der etwas Tüchtiges lernen oder Vergessenes wieder auffrischen will. Die Firma F. W. Egger, München W 19, liefert das genannte Werk auch gegen monatliche Ratenzahlung von 3 ℳ. Bei Bestellung wolle man auf die „Allgemeine Rundschau" Bezug nehmen. Näheres besagt die Beilage. Die Firma Fritz W. Egger, München, liefert auch alle von anderer Seite angezeigten Bücher und Musikalien ohne Aufschlag gegen bequeme Teilzahlungen. Sie stellt Bücherverzeichnisse postfrei und unberechnet zur Verfügung unserer Leser.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur steht der Verlag der „Jugendblätter" (Carl Schnell) in München mit in den vordersten Reihen, da er es verstanden hat, einen ungemein billigen Preis mit trefflichem Inhalt und vorbildlich guter Ausstattung seiner Volksschriften zu vereinigen. Der dieser Nummer beiliegende Verlagsprospekt gibt einen kleinen Einblick in die wertvolle Arbeit des Jugendblätter-Verlags und bietet zugleich eine gediegene Auswahl von Geschenk-Literatur für jung und alt.

Heidschnuckenfelle. Gemütlich, wohnlich und elegant wirken schöne Pelzteppiche im Zimmer. Nicht jeder kann sich einen „echten Eisbär" leisten, aber jede Hausfrau, welche ihre Wohnräume hübsch und mollig einrichten will, daneben aber Wert darauf legt, daß ihr Mann warme Füße am Schreibtisch usw. hat (die Grundbedingung allen Wohlbefindens) kann ihre Räume mit echten Heidschnuckenfellen „Marke Eisbär" ausstatten! Die sauber gegerbten und gereinigten Felle dieser halbwilden Heideschafe werden seit einigen Jahren in ganz vorzüglicher Weise hergerichtet in den Handel gebracht. Die Felle sind warm und schön, haltbar und elegant, dabei billig. Die Firma W. Heino, Gutsbesitzer, Lünzmühlen 19 b. Schneverdingen i. d. Lüneb. Heide, versendet reich illustrierte Preisliste über Pelzfelle, Wagendecken, Fußsäcke, Autodecken und andere Sachen aus Heidschnuckenfellen „Marke Eisbär" gratis.

Für Sammelfreunde. Die Lingner-Werke, A.-G., in Dresden haben soeben für ihr bekanntes Mundwasser „Odol" eine neue Serie Reklamemarken herausgegeben. In diesen Marken sind 25 der schönsten Odolbilder in künstlerisch hervorragender, kolorierter Ausführung dargestellt. Jedem, der sich für die Marken interessiert, wird ein Bogen gegen Einsendung des kleinen Fähnchens mit dem Text „Oeffnen der Flasche", das jeder Odolflasche beiliegt (am besten auf einer Postkarte aufgeklebt) von obengenannter Firma kostenlos zugesandt.

Eine der ältesten Tuchfabrikstädte ist Düren im Rheinland. Schon vor 600 Jahren hatten die Dürener Fabrikate einen großen Ruf als die besten Tuchstoffe. Während nach Einführung der Maschinen viele Städte zur Herstellung geringerer Stoffe übergingen, hat sich in Düren die Fabrikation erstklassiger Stoffe bis heute behauptet. Bei diesen Waren weiß nur derjenige die Vorteile zu schätzen, der sie einmal längere Zeit getragen hat. Nachdem die Firma Wilhelm Boetzkes in Düren 81 vor mehreren Jahren einen direkten Versand einrichtete, werden diese Tuche dem Käufer, der früher auf den Bezug aus dritter Hand angewiesen war, zu einem sehr mäßigen Preise zugänglich gemacht. Die rege Nachfrage beweist die Zufriedenheit der Abnehmer. Um allen Wünschen Rechnung zu tragen, bringt die Firma auch andere bewährteste Fabrikate so vorteilhaft, daß es sich lohnen wird, die neuen Muster zu verlangen. Man beziehe sich auf die „Allgemeine Rundschau".

Die noch erscheinenden 2 Weihnachtsnummern empfehlen wir vor : allem den Verlagsbuchhandlungen zur ausgiebigen Benützung. :

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Neuerscheinungen

aus dem Verlag von

+ Friedrich Pustet in Regensburg +

Lourdesfahrten. Kritische Wallfahrtsgedanken von **Joseph Sommer.** 228 Seiten. In Originaleinband *M* 3.20.

Das Buch wird schon jetzt anläßlich des im Jahre 1914 in Lourdes stattfindenden Eucharistischen Weltkongresses besonderes Interesse erwecken.

Sonne, ringe dich durch! Religiöse Gedichte von Schwester **M. Regina Moft,** O. P. 120 Seiten. Gebunden *M* 2.80.

Mehr Ernst! Eine Anleitung zur Gewissenserforschung von Msgr. **von Mathies.** 76 Seiten. Gebunden *M* 1.80.

Das Licht des Hauses. Sozialer Roman von **Jean Resmy.** Autorisierte Übersetzung von F. Mersmann. 352 Seiten. Gebunden *M* 3.—.

Der Roman fand bei seinem erstmaligen Erscheinen im 39. Jahrgang des „Deutschen Hausschatzes" lebhaftes Interesse.

Waldbauern. Roman von **Anton Schott.** 312 Seiten. Gebunden *M* 2.60.

Nordische Wanderfahrt. Reisebilder von **J. Mayrhofer.** Mit 55 Illustrationen. 250 S. In Originaleinb. *M* 3.60.

Zauber des Südens. Reisebilder von **J. Mayrhofer.** Mit 27 Illustrationen. 120 Seiten. In Originaleinband *M* 2.40.

Beide Bücher flott geschrieben und reich illustriert schildern in anregender Weise beliebte Reiseziele, teils in nordischen Fjorden, teils an den Gestaden des sonnigen Mittelmeeres bis hinüber zur kleinasiatischen Küste. Beide Werke eignen sich vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken.

Mailand in seinen Kunstschätzen und Heiligtümern. Mit einem Anhang: Ausflug zur Certosa und nach Pavia von **Georg Fell, S. J.** 208 Seiten. Kartoniert *M* 1.80.

Prächtige Geschenkwerke

aus dem Verlage der Kongregation der Pallottiner, Limburg (Lahn).

Das Lebensbrot des Christen. Ermunternde und belehrende Worte über die öftere und tägliche heilige Kommunion nebst einer Auswahl schöner Kommunion-Andachten und Gebete von **Karl Jos. Dick,** Priester der Kongregation der Pallottiner. (610 S.) Preis geb. M. 1.80, M. 2.25, M. 2.50 u. M. 3.—; in **extra dünner Ausgabe** geb. M. 2.—, M. 2 45 u. M. 3.20; **Grobdruck-Ausgabe** (678 S.) geb. M. 2.—, M. 2.50, M. 2.75 u. M. 3.25

Liebe, Friede und Freude im Herzen Jesu. 30 Betrachtungen über den Geist der Herz-Jesu-Andacht und das innere Leben nach den Schriften bzw. Offenbarungen der hl. Gertrud d. Gr. von P. **Andreas Prévot,** aus der Genossenschaft der Priester vom heiligsten Herzen Jesu. Ins Deutsche übertragen von **Leonz Niderberger.** (328 S.) Preis geb. M. 1.50, M. 2.— und M. 3.—

Das mütterliche Herz Mariens. Eine Quelle der Liebe, der Tugend und der Freude von P. **Andreas Prévot,** aus der Genossenschaft der Priester vom heiligsten Herzen Jesu. Nach dem Französischen frei bearbeitet von P. **Konrad Mohr,** Priester der Kongregation der Pallottiner (432 S.) Preis geb. M. 1.50, M. 2.— und M. 3.—

Für unsere liebe Jugend empfehlen wir als wirklich ideales Festgeschenk Robert Sabels

Märchen und Sagen. Mit Bildern von **Aloys Sieberath.** 2 Bde (einzelnkäuflich) eleg. ausgestattet Preis geb. à M. 2.50

Diese mit vielen farbigen Textillustrationen höchst künstlerisch ausgestatteten Bände empfehlen sich als elegantes Geschenkwerk für neun- bis vierzehnjährige Kinder. „Sabels Märchen und Sagen" sind in viele Jugendschriftenverzeichnisse mitaufgenommen und auch von verschiedenen Behörden zur Anschaffung für Schulbibliotheken empfohlen. Die Jugendschriftkommission des katholischen Lehrerverbandes des d. R. urteilt: „Ob alt oder jung — jeder, der noch Sinn für Sagen und Märchen hat, wird mit Lust und Liebe diese ‚kindlich reinen und einfachen Darstellungen' lesen."

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erste „Dr. F. W. Helles-Dank"-Preis-Ausschreibung

Zum 80. Geburtstage des † Dichters und Redakteurs Dr. phil. Friedrich Wilh. Helle, am 28. Okt. 1913, wurde eine selbstständige Firma unter dem Namen „Deutsche Dr F. W. Helles-Dank-Buchhandlung" in München eröffnet; ihr Zweck besteht in dem Ziele, vom deutschen Volk eine baldigste Erfüllung der letzten Willensbestimmung dieses Dichters herbeiführen zu lassen, die folgenden Wortlaut hatte:

„Ihnen sage ich nun mein Letztes: will man mir einst ein Denkmal setzen, so treten Sie — in meinem Namen — dagegen auf! Man hat mir oft Steine als Brot gegeben — man soll mir nicht auch ein Denkmal aus Stein geben. — Will man etwas tun für mein Andenken, so sei es für die Witwen und Waisen verstorbener Schriftsteller!"

Man bestelle gratis u. franko den Weihnachts-Katalog 1913; und für 60 Pfg. franko wenigstens 1 Probeheft von dem nachgenannten Buch: (oder dieses Buch geheftet M. 3 50; oder f. geb. M. 4.—; oder i. ff. Geschenks-Einband M 6.50) — „Mathilde v. Meissen. Ein Minneleben. Lyrisch-epische Dichtung von Dr. F. W. Helle.")

Dann bezahlen wir für die Lösung des vorliegenden Rätsels einem jeden:

ein Studienhonorar von zehn Mark in Gold!

Man beachte, dass wir auf jeden unrichtigen Lösungs-Versuch nach der obigen Probebestellung gleichfalls einen „Dr. F. W. Helles-Dank" einräumen und bei späterer Bestellung des Buches auch die bezahlten 60 Pfg. zurückvergüten. Antwort erfolgt im Termin von 14 Tagen, für den wir keine weitere Voraus- und keine Nachbestellung fordern.

Die Aufgabe lautet: Man setze jedenfalls nur 9 verschiedene Zahlzeichen von 0—18 (aber keine Bruchzahl und kein Zeichen unter 0) auf ein Neunfeld-Viereck derart ein, dass wenn möglich aus jeder gradlinigen Zusammenzählung in beliebiger Richtung die Summe 42 entsteht!

? Muster ?

3	0	6	9
7	4	1	12
2	8	5	15
12	12	12	12

(Diagonalsummen: 12, 12)

Zwar ist die Aufgabe nicht so schwierig, wie sie erscheint; aber die meisten lassen sich dabei sehr die erforderliche Geduld fehlen; andernfalls würden wir lieber ein kleineres Honorar auswerfen, weil dieses dann zahlreicher verteilt werden könnte.

P. S. Wir wollen durch diese Ausschreibung möglichst viele Literaturfreunde auf das obengenannte Buch und auf den Umstand aufmerksam werden lassen, dass man sich bei uns jede gewünschte Auskunft über den Inhalt usw. eines jeden Buches vollständig gebührenfrei bestellen kann, hier z. B durch ein Probeheft für 60 Pfg. franko, dessen Preis einem Jeden bei seiner späteren Bestellung des Buches zurückbezahlt wird.

Wer mit Einsendung der Lösung des Rätsels auf das verdiente Studienhonorar verzichtet, möge selber sofort bestimmen, an wen der Betrag übermittelt werden soll, oder ob er gleichfalls für das in unserer 1. Verlagsmitteilung vom Nov. 1913 bezeichnete vaterländische Ziel verwendet werden darf. Diese Verlagsmitteilung versenden wir gratis nur mit dem oben erwähnten Probeheft!

Deutsche „Dr. F. W. Helles-Dank" Buchhandlung

(Inh.: Rudolf Const. Helle)

München C 30. Herbst-Strasse 18, II. Rg.

Genaue Adresse erbeten!

NB.! Bücher zur Ansicht übersenden wir (nach Wunsch und Möglichkeit) vollständig gebührenfrei und zwar sowohl die ältesten, wie auch die neuesten Erscheinungen aus jedem Wissensgebiet und für alle Berufsklassen.

Beamtendarlehen

m. ratenw. Rückz. zu 5% Zins nach Versich.-Abschluss, ohne Vorspesen. Streng reelle Fa., seit 10 Jahren bestehend. Prospekt gratis. **Ferd. Reitz, Frankfurt/M.-Süd 90 A.**

Hühner beste Eierleger der Welt Katalog umsonst. **Geflügelpark Hefner, Hainstadt** (Baden 120)

Als Weihnachtsgeschenke für studierende Jünglinge ganz besonders geeignet!

Neu! **Neu!**

Die Zierde der Jugend.

Von **P. Januarius Grewe, O. F. M.**

Belehrungen über die Keuschheit und ihre Wirkungen. Die Unkeuschheit und ihre Verheerungen, Mittel zur Keuschheit.

Kl. 4°. — 230 Seiten in hochfeinem Geschenkband *M* 2.—

Kaplan **J. Könn** schreibt in der Köln. Volkszeitung: Was „Holls Sturm und Steuer" für unsere Gymnasiasten ist, kann Grewes „Zierde der Jugend" für die Volksjugend sein. Dank dem, der es einem Jüngling in die Hand drückt.

Verlag: **Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H.,** Saarlouis (Rhld.)

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Neue religiöse Volksbücher

Soeben sind erschienen:

Die Apostelgeschichte. Dem christlichen Volke zur Betrachtung vorgelegt. Von **Dr. Ferdinand Rüegg,** Bischof. Mit Titelbild und 2 Kopfleisten. 328 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.80. Gebunden Mk. 3.40.

Ein Meisterwerk tiefen Denkens und gründlicher Verarbeitung des hochwichtigen Stoffes. Nicht der Schwung der Sprache, sondern die Tiefe der Gedanken und die liebenswürdige Einfachheit ist es, was die Lektüre angenehm und wertvoll macht... **Rorschacher Zeitung.**

Die Lebensfreude. Der modernen Welt zum Nachdenken. Von **Dr. Johannes Chrys. Gspann,** Prof. Mit 7 Originalkopfleisten. 176 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 1.30. Gebunden Mk. 2.—.

Das anmutige Büchlein ist in hervorragendem Masse geeignet, der pessimistischen Weltauffassung, die heute leider nur zu weite Kreise beherrscht, mit allem Nachdruck und mit den wirksamsten Waffen entgegenzutreten... **Deutsches Volksblatt, Stuttgart.**

Das goldene Buch vom Sonntag. Für stille Stunden gläubiger Christen geschrieben von **Dr. Johannes Chrys. Gspann,** Prof. Mit 9 Original-Kopfleisten. 184 S. 8°. Brosch. Mk. 1.30. Geb. Mk. 2.—.

Wahrlich ein goldenes Buch! Der Autor zeigt uns den Sonntag als Wohltäter für uns Menschen, nicht nur in bezug auf die Seele, sondern auch in bezug auf das körperliche Wohlbefinden und das irdische Glück... **Volksblatt, Bozen.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanst. Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Strassburg i. Els.

Gute Bücher enthält unser neuer **Weihnachtskatalog mit Wandkalender 1914**

Verlag A. Laumann, Dülmen i. W. Gratis erhältlich!

Religion und Kirche.

Apologetische Betrachtungen aus dem Nachlasse des **Dr. P. Benitius M. Mayr,** Priesters aus dem Servitenorden und weiland Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. — Bearbeitet und herausgegeben von **P. Salesius M. Saier, O. S. M.**

3. Auflage. 146 Seiten. Preis Mark **1.—.**

Heidekraut und wilde Rosen.

Mariengeschichten für das Volk. — Von **P. Salesius Maria Saier,** O.S.M. 152 Seiten. Preis brosch. M. **1.50,** geb. M **2.—.**

Mar. Vereinsbuchhandlung, Innsbruck.

Empfehlenswerte Festgeschenke!

Eifelprinz. Roman von **M. Homscheid.** Preis gebunden M. 3.—

„Ein Eifelroman mit köstlich gezeichneten Personen, sehr zu empfehlen." (Wissenschaft und Schule, Hildesheim.)

„... Ein schönes, fesselndes, erhebendes Buch für reifere Leser, ein Stück echter und ergreifender Heimatkunst ..."

Auf heimlichen Steigen u. andere Geschichten und Skizzen von **M. Homscheid.** Geb. M. 3.—

„Vierzehn farbenprächtige Skizzen, frisch und herzwarm erzählt, voll von junger Liebe und allem Leid, von Licht und Leben, Frühling und Freude, von allem, was ein wahres Dichtergemüt nur bewegen mag." (Maria Immaculata.)

Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet. Ein Lehr- und Gebetbuch von **P. Frey S. J.** 448 S. 17. Auflage. Gebunden M. 2.10, 2.25, 2.40, 3.— bis M. 5.—

Dieses prächtige Büchlein enthält nicht nur Gebete, sondern auch d. nötigen Unterweisungen, die sich besonders dem Leben u. Streben des Studierenden anpassen. Nach dem maßgebenden Urteile geistlicher Autoritäten ist dies das beste Gebetbuch für die studierende Jugend. Es eignet sich vorzüglich zum Geschenke.

Aus Stahl und Eisen. Rom. v. **Dor. Gerard.** Uebersetzt v. **Ed. Hemmerle.** Geb. M. 4.50

Der Roman gehört nicht zu jenen Werken, die bestimmt sind, Lesematerial für langweilige Stunden zu bieten. Unsere Seele wächst unter der Lektüre dieses Werkes, wenn die Arbeit in ihren Licht- und Schattenseiten, wenn die Nächstenliebe, die Selbstlosigkeit, die Feindesliebe, der grimme, heimtückische Haß vor uns erstehen, sich entwickeln und auf dem Gipfel ihrer Größe oder im Abgrunde ihrer Verwerflichkeit zur Katastrophe oder zur lichtvollen Klärung führen.

Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn

Das Studentenheim in Bonn

Lennestrasse 26/28

Vornehm eingerichtet, mit grossem Park in bester ruhiger Lage, nahe bei Universität und Hofgarten, bietet Studenten Wohnung und volle Beköstigung, Studierenden, die nicht im Hause wohnen, Mittagessen zu 80 Pf. und Abendessen zu 50 Pf.

In den Ferien finden geistliche Herren und andere Akademiker, die sich zur Erholung oder studienhalber in Bonn aufhalten wollen, Aufnahme unter denselben Bedingungen wie in den Paxheimen — M. 4.50 pro Tag.

Auskunft erteilt der geistliche Direktor **Nacken.**

Gehaltvolle Geschenkbücher!

Die Verfasserin

Vom Mädchen zur Frau

Ein zeitgemäßes Erziehungs- u. Ehebuch. — Allen reifenden Töchtern, unseren Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet. — Von **Frau Dr. Emanuele L. M. Meyer, München.**

Ueber 50000 Exemplare verbreitet!

In eleg. Pappband M 2.—; fein gebd M. 3.—; fein gebd. m Goldschnitt **(Geschenk-Ausgabe).** M. 3.60. (Porto 20 Pf., Ausland 50 Pf.)

Aus dem Inhalt: Einleitung — Die Erziehung des weiblichen Kindes — Schulerziehung — Jahre des Reifens — Berufsbildung — Unmittelbare Erziehung und Vorbereitung für den Weibberuf: Die sexuelle Aufklärung — Die Ehe — Gattenwahl — Brautzeit, — Das Sexualleben in der Ehe — Denksprüche für die junge Ehe — Mutterschaft — Die alleinstehende Frau

Von hohen kirchl. Würdenträgern empfohlen!

Ich wünsche dem willkommenen Vorkämpfer für wahrhaft christliche Sittlichkeit recht große Verbreitung in kath. Familienkreisen." Bischöfl. Ordinariat Budweis. „Wir empfehlen es rückhaltlos." Kölnische Volksztg.

Vor heiligen Toren

Ein Aufklärungsbuch für die Jugend zum Eintritt ins Leben und in den sittlichen Kampf — Ein Vademecum auch den Erziehern und Jugendfreunden

Von **Frau Dr Em. L. M. Meyer, München.**

In 6 Monaten 16. bis 20. Tausend.

187 Seiten. Mit reichem Buch- und Bilderschmuck. Eleg. Pappband M. 2.80, apart. Leinenband M. 3.80, feine Geschenk-Ausgabe mit Goldschnitt M. 4.50. Porto 20 Pf. (Ausland 70 Pf.)

Begeisterte Urteile! „In mehr als einer Hinsicht das Muster eines Aufklärungsbuches". (Augsb. Postzeitung.) „Hunderttausenden gehört dies Buch!" (Neues Münch. Tagbl.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart M. 9.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

MONOGRAPHIEN
ZUR GESCHICHTE DER CHRISTLICHEN KUNST.

Unter Mitwirkung Kunstgelehrter herausgegeben von B. KLEINSCHMIDT.

Erläuternde Prospekte über die Sammlung postfrei zu Diensten.

NEU! BAND III: NEU!

Michael Pacher und die Seinen.

Eine tiroler Künstlergruppe am Ende des Mittelalters. Von Oskar Doering.

168 Seiten mit einem Lichtdruck-Titelbild und 81 Abbildungen. .... Buchschmuck von Prof. Ehmcke.

Elegant in Leinen gebunden M. 6.—, broschiert M. 5.—.

In dem Wirken Pachers und der Seinen erhebt sich die tirolische Bildnerei und Malerei der späten Gotik zu ihren letzten und höchsten Leistungen. Dies Buch will sich an einen jeden wenden, der sich an der Hoheit und Herrlichkeit alter deutscher Kunst erfreuen möchte.

Weitere Bände der Sammlung sind in Vorbereitung.

Band I: **Franz Ittenbach.** Des Meisters Leben und Kunst. Band II: **St. Franziskus von Assisi** in Kunst und Legende. In eleg. Leinenband je M. 5.—.

DIE GOLDENE LEGENDE
Franziskus von Assisi in der Poesie der Völker.

Von AUTBERT GROETEKEN.

208 Seiten, 14½ × 20½ cm, in vornehmer moderner Ausstattung, zweifarbige Lettern, auf Büttenpapier.

— In Leinwand gebunden M. 5.50, broschiert M. 4 50. —

In diesem Bande ist zum erstenmal der Versuch unternommen, die besten der Franziskus verherrlichenden Poesien der Jahrhunderte und Nationen zu einem einheitlichen Werke zusammenzufassen und zu zeigen, wie all die vielen Klänge aus Nord und Süd, Ost und West zu einem harmonischen, vollen Akkorde zusammentönen. Die Poesien werden sowohl in getreuer Uebersetzung wie im Originaltext mitgeteilt. Der Hauptwert wurde naturgemäss auf die deutschen Gedichte gelegt. **Spezialprospekt gratis.**

Kühlens Führer durch christliche Kunst für 1914

— enthaltend eine grosse Auswahl aparter — **Glückwunschkarten** für Weihnachten und Neujahr (Eindruck von Namen und Ort bei billigster Berechnung) sowie eine Fülle passender **Festgeschenke** sowohl **Buch-Ausgaben** (aus meinem „Hausschatz christl. Kunst" seien vornehmlich erwähnt: Sammlung I: **Laienbrevier in Bildern; Sammlung II: Die hl. Eucharistie in der Kunst** usw.), wie religiösen **Wandschmuck** mit und ohne Rahmen, **Erbauungs-Literatur, Andachtsbildchen** jeden Genres usw. — Der „Führer" wie auch kleine **Originalmuster** werden Interessenten umsonst und postfrei zugesandt.

B. Kühlen's Kunstverlag, M.Gladbach.

---

v. Hammerstein S. J., Ausgewählte Werke

Billige Volks-Ausgabe.

„Edgar oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit" und „Das Glück, katholisch zu sein". 9. Aufl. Preis brosch. M. 2.10; geb. M. 3.—

„Sonn- und Festtagslesungen". 6. Auflage. Preis brosch. M. 2.40; geb. M. 3.50.

„Begründung des Glaubens. 1. Teil: **Gottesbeweise und moderner Atheismus".** 5. Aufl. Preis brosch. M. 1.20; geb. M. 2.10.

„Begründung des Glaubens. 2. Teil: **Das Christentum und seine Gegner".** 4. Aufl. Preis brosch. M. 1.80; geb. M. 2.70.

„Begründung des Glaubens. 3. Teil: **Katholizismus und Protestantismus".** 4. Aufl. Preis brosch. M. 2.40; geb. M. 3.30.

„Charakterbilder aus dem Leben der Kirche". 4. Aufl. Preis brosch. M. 2.70; geb. M. 3.60.

Paulinusdruckerei, Abt. Verlag, Trier.

J. Pfeiffer's

religiöse Kunst-, Buch- und Verlagshandlung

(D. Hafner) München, Herzogspitalstr. 6, :: Fernruf 6177,

empfiehlt jetzt besonders für das :: **Weihnachtsfest** :: **religiöse Geschenkartikel aller Art: Statuen u. Kruzifixe** (in Holz, Masse und feiner Altfassung). **Heiligenbilder** alter und neuer Meister (mit und ohne Rahmen). **Kinderaltäre** in allen Preislagen mit den dazu gehörigen **Altargeräten** und **allen sonstigen Devotionalien.**

Rosenkränze, Medaillen, Broschen, Buchschliessen, Halskettchen, Aufstellbilder usw.

:: Die grösste Auswahl in :: **Geschenk-Literatur Gebet- und Erbauungsbücher.**

Weihnachtstransparente.

Die schönsten Krippen i. all. Grössen.

Ueber alles Spezialpreisverzeichnisse gratis.

Diese Statue ist auch mit Musikwerk, 2 Stücke spielend: Grosser Gott und Stille Nacht vorrät.

Verehrliche Raucher in Stadt und Land!

Wer **probt** — der **lobt**

unsere vorzüglichen wohlschmeckenden Qualitätszigarren. Ueberzeugen Sie sich davon und bestellen Sie bei uns gefälligst:

Sorte	Menge	Preis	Sorte	Menge	Preis
Schwalbe	100 Stück	3.60 M	**Alma**	100 Stück	7.— M
La Pureza	„ „	3.80 M	**La Caoba**	„ „	9.— M
Ornado	„ „	4.80 M	**Tilly**	„ „	9.60 M
Vorstenlanden	„ „	4.80 M	**Bavaria**	„ „	10.— M
1813	„ „	5.— M	**Germania**	„ „	12 — M

Ziel 3 Monate.

Ideal, 100 Stück Mark 4.80

Illustrierter Katalog gratis und franko.

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen

Süddeutsche Tabak- u. Zigarren-Verkaufs-Gesellschaft „Bavaria" G. m. b. H. in Berg (Rheinpfalz).

Man adressiere einfach: „Bavaria", Berg-Rheinpfalz.

Für die Sendung zollen wir Ihnen volle Anerkennung. Unterlannbach, den 13. X. 1913. Spar- u. Darlehenskassenverein. — War sehr zufrieden mit den Zigarren. Waldstedt, den 21. X. 1913. Könnert, Rechner

---

Arzt gesucht!

Eine 4700 Mitglieder zählende **Allgemeine Ortskrankenkasse Sachsens sucht** für 1. Januar 1914 **einen zweiten Arzt.** Einkommen bis zu 9500 M. Bewerbungen unter K. B. 19322 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" erbeten. Stadt 13000 Einwohner. Höhere Schulen am Orte.

Jacob Schmitt Sohn

Bingen a. Rh. — Büdesheim.

Weinbau in den Gemarkungen **Bingen, Büdesheim, Kempten u. Sarmsheim,** empfiehlt **naturreine Eigengewächse, Rhein- und Moselweine, Rheingauer Hochgewächse, in- und ausländische garantiert naturreine Krankenweine.**

Ein Geschenkkörbchen

gefüllt mit **feinsten Delikatess-, Fleisch- und Wurstwaren, ruft jederzeit freudigste Ueberraschung hervor.**

Sehr beliebt als Geburtstags-, Namenstags- oder Weihnachts-Geschenk.

Inhalt nach Wunsch.

Preis von M. 6 — an bis M. 25.— Kleine Schinken roh oder gekocht, verziert. Salami, Cervelat, Mettwurst, Trüffelleberwurst (auch in Apfelform), Würstchen aller Art. Teewurst, Lachsschinken, Rouladen, Landjäger, Christbaumwürstchen, Gänseleberwurst usw. Verlangen Sie ausführl. Preisliste v. Fabrik fein. Fleischwaren.

E. Zimmermann, K. B. Hofl., Thannhausen (Schwaben)

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 50. München, 13. Dezember 1913. X. Jahrgang.

Zabern — Berlin — Donaueschingen.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die ganze Woche, vom Andreas- bis zum Nikolaustage, wurde von dem kleinen Zabern beherrscht. Volk und Presse, Reichstag und Minister, der höchste Kriegs- und Friedensherr selbst mußten sich um die Löschung des Feuers bemühen, das mutwillige Knaben entfacht und ungeschickte Männer angestochert hatten.

Deutschland war in eine Krisis geraten aus einem so geringfügigen Anlaß, daß die künftigen Geschichtsschreiber Mühe haben werden, der Nachwelt die riesigen Nachwirkungen begreiflich zu machen. Manche werden sagen, daß sich der Spruch des Oxenstjerna, die Welt werde mit wenig Verstand regiert, auch im 13. Jahre des 20. Jahrhunderts noch bewahrheitet habe. Die verantwortlichen Inhaber der zivilen und militärischen Aemter hätten bei einem normalen Aufwand von Hirnschmalz und Fingerfertigkeit das Unheil im Keime ersticken können.

In dieser Komödie der Wirrungen haben sich würdig und wirksam bewährt der Kaiser und der Reichstag. Der letztere nicht etwa durch die Tumultszenen, die auf Rechnung des unvermeidlichen sozialdemokratischen Anhängsels zu setzen sind, sondern durch den beinahe einmütigen Beschluß, der im Gegensatz zu der irrlichternden Beredsamkeit des Reichskanzlers den Ernst der Lage und die Notwendigkeit der Abhilfe klarstellt. Der Kaiser hat seine Weisheit bekundet durch den Befehl, das 99. Regiment „bis auf weiteres" aus Zabern zu entfernen und die schwebenden kriegsgerichtlichen Verfahren schleunigst zur Erledigung zu bringen.

Darf man nun schon sagen: Ende gut, alles gut? Das Ende ist noch nicht da, aber der Weg zu einem guten Ende, der Zugang zum Frieden ist eröffnet.

Der Kaiser hatte in Donaueschingen einen kleinen Kronrat um sich versammelt: den Reichskanzler, den Statthalter Grafen Wedel und den kommandierenden General von Deimling. Soweit diese Herren zugunsten der getroffenen Entscheidung den Kaiser beraten haben, verdienen sie Anerkennung. Was sie vorher versäumt und verfehlt haben, bleibt freilich in Gegenrechnung stehen. Wir haben kein parlamentarisches Regierungssystem; der Wille des Reichstags ist in solchen Angelegenheiten nicht entscheidend. Aber wir dürfen gewiß annehmen, daß die Reden im Parlament, namentlich die vortrefflichen Ausführungen des Abg. Fehrenbach vom Zentrum und des Abg. van Calker von der nationalliberalen Partei, sowie die wuchtige Meinungskundgebung des Reichstages mit 293 gegen 54 Stimmen wesentlich mitgewirkt haben zu der klaren Erkenntnis und dem richtigen Entschluß an der maßgebenden Stelle.

Die vorläufige Verlegung des Regiments ist nicht als Strafe aufzufassen, sondern als ein Schutzmittel gegen weitere Reibungen und Konflikte. „Schiedlich-friedlich". Es ist eine zweischneidige Maßregel. Die Verlegung ist unangenehm für das Regiment, aber auch für die Gemeinde Zabern. Es handelt sich allerdings nur um zwei Bataillone, da das dritte schon außerhalb Zaberns garnisoniert war. Doch bedeutet der Verlust der zwei Bataillone eine empfindliche Störung in dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben. Beide Teile müssen die Unannehmlichkeiten hinnehmen in der Erwägung, daß hüben und drüben Ausschreitungen begangen sind und daß die Uebergangszeit nicht lange währen wird. Die zwei Bataillone werden provisorisch auf den Truppenübungsplätzen von Bitsch und Hagenau untergebracht. Nach den neuesten Meldungen sollen sie nicht mehr nach Zabern zurückkehren. Zabern bekäme also eine neue Garnison.

Die amtliche „Straßburger Korrespondenz" der Landesregierung spricht sich befriedigt über die getroffene Entscheidung aus und ergänzt noch die Berliner Meldung in folgendem:

„Weitere Maßnahmen, die geeignet sind, der allgemeinen Erregung ein Ende zu machen, sind bereits beschlossen. Ihre Ausführung wird erfolgen nach Abschluß des zurzeit anhängigen militärischen Gerichtsverfahrens, in dem die Verantwortung für die Vorfälle am 28. November und an den darauffolgenden Tagen festgestellt werden wird und vorgekommene Gesetzwidrigkeiten ihre Sühne finden sollen. Das Verfahren soll so rasch als möglich durchgeführt werden. Der Statthalter hat ferner durch kaiserliche Willensäußerung feste Gewähr dafür erhalten, daß die verfassungsmäßigen Zuständigkeiten künftighin allgemein strengere Beachtung finden werden."

Damit steht im Einklang die telegraphische Erklärung des Staatssekretärs Zorn von Bulach gegenüber einem Berliner Blatte, er habe „jetzt gar keine Veranlassung mehr" zum Rücktritt.

* * *

Herr von Bethmann Hollweg kann allerdings keine ungemischte Freude an der vergangenen Woche haben. Er ist freilich als Reichskanzler von Donaueschingen zurückgekehrt; das sog. Mißtrauensvotum des Reichstages ist an sich für einen Reichskanzler noch lange nicht lebensgefährlich; obendrein kommt Herr von Bethmann nicht mit leeren Händen wieder, sondern bringt die Grundlage für den Frieden mit. Aber alles das kann nicht den Schaden ersetzen, den seine staatsmännische Reputation und das Vertrauen auf seine Person erlitten hat. Er hat sich in diesen kritischen Tagen so schwankend, unklar, unsicher gezeigt, daß seine alten Freunde irre an ihm geworden sind.

Am Montag hatte er, wie schon in der vorigen Nummer der „Allg. Rundschau" erwähnt wurde, durch eine kurze, kräftige Erklärung große Hoffnungen auf seine Gerechtigkeit und Energie erweckt. Am Mittwoch aber überraschte er peinlich durch eine lange, gewundene Rede, aus der man beim besten Willen nichts anderes heraushören konnte als die Parteinahme für die Militärpartei. Abg. Fehrenbach, der nächste Redner aus dem Hause, hatte gehofft, den Reichskanzler unterstützen zu können, und mußte nun gegen ihn den Kampf für Gesetz, Gerechtigkeit und Ordnung aufnehmen. Und der folgende Redner von der nationalliberalen Partei fand Mitgefühl im ganzen Hause, als er erklärte, es sei ihm beinahe zum Heulen zumute angesichts der idealen Güter und bisherigen Errungenschaften, die da kaput gingen. Am Donnerstag erschien nun der Reichskanzler abermals auf der Tribüne zu einem Versuch der Einrenkung und Einlenkung. Er wollte mißverstanden sein; er habe objektiv und unparteiisch gesprochen und auch der Zivilverwaltung ihr Recht zuteil werden lassen und die Sühne der Gesetzwidrigkeiten in Aussicht gestellt. Die Selbstberichtigung wirkte nicht überzeugend. Der Sinn der Mittwochsrede stand in aller Gedächtnis, ihr Wortlaut stand auf dem Papier: da war nicht zu rütteln an der Tatsache, daß der Reichskanzler über die „bubenhaften Schmählichkeiten" des Zaberner Nachwuchses zwar sehr streng, aber über die militärischen Ausschreitungen sehr milde gesprochen, ja sogar das Vorgehen des Obersten Reutter mit der Notwendigkeit, Schlimmeres zu verhüten, zu rechtfertigen gesucht hatte. Statt die unbedingte Wahrung von Gesetz und Recht zu proklamieren, sprach er für den unbedingten

Schutz des „Rockes des Königs", — als ob die Zaberner überhaupt etwas gegen die Uniform hätten und nicht vielmehr gegen einzelne Persönlichkeiten, die den Rock des Königs durch Roheiten oder Gewalttätigkeiten entehren! Seine Selbstberichtigung brachte den Kanzler um den letzten Eindruck, als er auf einen Zwischenruf seine volle Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister erklärte, obschon doch der Kriegsminister noch schärfer für die militärische Partei eingetreten war, was ja ihm als Chef der Militärverwaltung noch eher verziehen werden kann als dem Chef der angeblichen „Hauptregierung", die auch für die Zivilverwaltung und für das Volk Verständnis und Interesse haben muß.

Am Schlusse dieser zweiten Rede brachte der Reichskanzler auch noch die Versicherung, daß er die bisherige Politik des Friedens und der Versöhnung, die mit Erlaß der elsaß-lothringischen Verfassung begründet sei, unentwegt fortführen werde. Er prägte dabei sogar das sehr schöne Wort, das Flügel verdient: „Wir können in Elsaß-Lothringen nicht vorwärts kommen, wenn wir nicht ablassen von dem ganz fruchtlosen Bestreben, aus dem süddeutschen Reichsländer einen norddeutschen Preußen zu machen."

Angesichts dieses Goldkorns und anderer beschwichtigender Mitteilungen in der Donnerstagrede drängte sich immer wieder der Ruf auf die Zunge: Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, — am Mittwoch, als man noch Vertrauen zu Ihnen hatte! Jetzt war es zu spät. Nicht etwa wegen der „leidenschaftlichen Erregung", von der die Offiziösen sprechen, sondern weil die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien am Mittwoch zu der Erkenntnis gekommen war: Der Reichskanzler hat sich gebeugt unter das Joch der militärischen Kraft- und Kampfpartei, er weiß nicht mehr, was er will, und kann nicht mehr, was er sollte.

Das Schwanken und Wanken der Bethmannschen Beredtsamkeit ist ein Rätsel, dessen Lösung noch nicht ganz gelungen ist. Einige meinen, er sei zwischen Montag und Mittwoch von dem aus Donaueschingen heimgekehrten Kriegsminister auf die militaristische Seite hinübergezogen worden, habe dann aber aus den Reichstagsverhandlungen erkannt, daß er doch der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes zu wenig Rechnung getragen habe, und sei nun am Donnerstag bemüht gewesen, wenigstens die nationalliberale Partei wieder an sich heranzuziehen. Es gibt aber auch sehr scharfsinnige Gedankenleser, die zu Ehren des Herrn v. Bethmann behaupten, seine militaristische Mittwochrede sei ein taktischer Zug gewesen, um sich gegenüber den hochmögenden Militärs den nötigen Einfluß zu sichern behufs Durchsetzung seiner Vermittlungsvorschläge.

Nun ist zum Schlusse der Woche ein halbamtlicher Artikel in der „Nordd. Allg. Ztg." erschienen, den man als „dritte Rede des Reichskanzlers" bezeichnet hat. Die dritte Rede würde zugleich die beste gewesen sein, denn der Artikel bringt eine Darstellung der Vorgänge, die zwar nicht in allen Einzelheiten korrekt ist, aber doch manches Beruhigende hervortreten läßt, was in den parlamentarischen Ministerreden gar nicht einmal deutlich genug hervortrat. Unter anderem wird mitgeteilt, daß Leutnant v. Forstner sowie der mitschuldige Sergeant disziplinarisch mit Arreststrafen belegt worden sind. Ferner wird über die Vorgänge nach der Massenverhaftung in Zabern berichtet:

„Aus Straßburg ergehen hierüber sofort vom Statthalter und vom kommandierenden General Meldungen an den Kaiser. Als die Vorgänge in Berlin bekannt werden, erstattet der Reichskanzler alsbald dem Kaiser Bericht und verabredet mit dem Kriegsminister, daß dieser sich nach Donaueschingen begibt. Auf Vorschlag des Reichskanzlers und des Kriegsministers befiehlt Seine Majestät, daß unverzüglich aus Straßburg ein General nach Zabern entsandt wird, mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung geordneter Zustände, des gehörigen Kontakts mit den Zivilbehörden und des guten Einvernehmens mit der Bevölkerung zu sorgen. Gleichzeitig ergehen vom Kaiser Befehle an den Statthalter und den kommandierenden General, daß sie für das Handinhandgehen der Zivil- und Militärbehörden zu sorgen hätten. Dem kommandierenden General gibt Seine Majestät auf, darüber zu wachen, daß das Militär unbedingt innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibe. Der Kaiser verlangt ferner von dem nach Zabern entsandten General genauen Bericht unter Vorbehalt seiner weiteren Entscheidungen. Der Statthalter entsendet zur Aufklärung des Sachverhalts einen Beamten des Ministeriums nach Zabern. Die erforderlichen Untersuchungen werden von den Zivil- und Militärbehörden vorgenommen."

Das macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die zurückhaltenden, unklaren und im polemischen Rankenwerk versteckten Mitteilungen in den Ministerreden!

In Zabern war durch Fehlgriffe und Versäumnisse viel verdorben worden; in Berlin aber auch, und zwar hauptsächlich zum eigenen Schaden des Reichskanzlers. Wenn er etwas früher nach Donaueschingen gefahren wäre, oder auch nur den Entschluß des Kaisers etwas früher in der parlamentarischen Debatte verwertet hätte, so würde der friedliche Ausgang der Sache auch ihm Ehre und Stärkung gebracht haben. So aber trägt er in dem Verluste an Ansehen und Vertrauen die Hauptkosten des „Krieges".

* * *

Der Reichstag hat gut abgeschnitten. Wie schon gesagt, nicht wegen der sozialdemokratischen Kraftleistungen, sondern trotz derselben. Die bürgerlichen Parteien haben in ihrer großen Mehrheit ihre Einsicht und Entschlossenheit so durchschlagend bekundet, wie selten zuvor. Die neue Einrichtung, daß zum Schlusse der Interpellationsverhandlungen darüber abgestimmt werden kann, ob die ministerielle Antwort den Anschauungen des Reichstages entspricht oder nicht, hat sich diesmal vortrefflich bewährt. Sonst hätte man allenfalls noch sagen können: „Da haben zwar einige Redner kräftig gewettert, aber innerhalb der Fraktionen sitzen doch viel ruhigere Leute." Jetzt liegt aber der Zahlenbeweis vor, daß im ganzen Reichstag nur 54 Abgeordnete mit der Bethmannschen Beredtsamkeit zufrieden waren, dagegen 293 die Haltung des Reichskanzlers nicht billigten. Wenn man die Sozialdemokraten abzieht, so bleibt immer noch eine qualifizierte bürgerliche Mehrheit von mehr als zwei Dritteln, fast drei Vierteln, zur Verurteilung der Bethmannschen Staatsweisheit übrig.

Man hat den Reichstagsbeschluß zu diskreditieren gesucht, indem man sagt, das „Mißtrauensvotum" ziele auf Ministerstürzerei ab und bleibe erfolglos, ja es stärke sogar die Stellung des angegriffenen Ministers. In Wirklichkeit erklärt der Reichstag nur, daß er anderer Ansicht ist als der Minister. Was aus dieser Meinungsäußerung folgt, das überläßt der Reichstag der „Logik der Tatsachen". Er macht den anderen verfassungsmäßigen Instanzen keine Vorschriften, sondern er tut ihnen nur kund, wie er über die ministerielle Aktion denkt. Das ist eine Tatsache, die mit ins Gewicht fällt. Um so mehr, wenn der Widerspruch von einer so gewaltigen Mehrheit der Volksvertretung erhoben wird und im Volke zweifellos sein Echo findet.

Es handelt sich nicht um eine Person, sondern um die Sache. An Herrn v. Bethmann hat uns verschiedenes nicht gefallen, manches aber wohlgefallen. Jetzt ist er unzulänglich erfunden worden. Vermag er die Scharte auszuwetzen und einen erneuten Befähigungsnachweis zu erbringen, so wird er auch wieder einen Billigungsbeschluß des Reichstags gewinnen können. Aber schwer wird es ihm werden, das alte Prestige zurückzugewinnen.

Das ist eben eine cura posterior. Die Hauptsache ist, daß der innere Friede so schnell als möglich vollkommen wiederhergestellt wird.

Der Reichstag darf sich besonders darüber freuen, daß er dazu beigetragen hat, die Verärgerung und Entfremdung der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu verhüten. Die Eingeborenen des Reichslandes sehen, daß nicht bloß die eingewanderte Bevölkerung, sondern auch ganz Altdeutschland bis auf wenige Befangene in brüderlicher Solidarität ihnen zur Seite steht in der Abwehr von Rohheit und Gewalt. Wenn die moralische Eroberung Schaden gelitten hat, so ist doch bereits eine moralische Rückeroberung eingeleitet worden: durch die Haltung des Reichstages und die Entscheidung des Kaisers.

Winter.

Weisse Wolle webt der Winter,
Wald und Wiese einzukleiden,
die der Herbst in Silberseiden
eingesponnen. Und so spinnt er
unverdrossen Wams und Jacken,
kleidet stürmisch alles Grüne,
zaubernd eine Märchenbühne
aus den morschen Holzbaracken.

Und ich schritt am grünen Morgen
aus auf herbstlich blüh'nden Wegen.
Da begann der Sturm zu fegen,
Winters Herberg' zu besorgen.
Abends musst' ich wiederkehren
und ich fand mein Haus beladen
von des strengen Winters Gnaden —
Tät mich nicht besonders ehren.

Wollig weich die Winterwonne,
Erde mit dem weissen Vliesse,
leichenblass ist Wald und Wiese,
strahlenmüd die ferne Sonne,
Sternchen, wohl die Milliarden
an der Brust der Mutter Erde.
Bis es wieder Frühling werde,
muss sogar die Sonne warten.

S. Wieser.

Ratten im Kaiserschiff.

Von Dr. Jul. Bersen.

„In Deutschland verboten! — Sensationell! — In Budapest ist erschienen: Die Süßen. Ein Berliner Roman von Karl Friedrich von Linden. . . . Unter dem Pseudonym von Linden schildert hier ein hervorragender Berliner Schriftsteller die sensationellen Ereignisse in Berlin seit Krupps Tode bis zu den Prozessen Moltke-Harden-Eulenburg in wirklich interessanter und spannender Weise. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei nur erwähnt: Der Mord im Tiergarten. — Ball beim Reichskanzler. — Jus primae noctis. — Die Kneipe der Homosexuellen. — Das Laster der Reichen. — Im Offizierkasino. — Korso im Tiergarten. — Ein Totenfest der Homosexuellen. — Der Volkstribun. — Berliner Hofgesellschaft. — Die Lindenberger Tafelrunde. — Die anonymen Briefe. — Der Kaiser und sein Kanzler. — Der Großindustrielle und sein Erpresser.

Für das Uebersetzungsrecht dieses sensationellen Buches in die französische Sprache wurden dem Autor von dem Pariser Blatt „Le Journal" 7000 Franken gezahlt; diese Tatsache und das in Deutschland erfolgte Verbot sprechen genügend für das große Interesse, welches der Roman erweckt." . . .

Also lautet der Waschzettel für diesen skandalösen Roman, und ich habe ihn mir, da ich Kulturhistoriker bin, auch gekauft und gelesen. Aber obwohl mein Magen zur Genüge abgehärtet ist, stieg mir bei dieser Lektüre der Ekel doch oft bis zum Halse empor.

Wer mag wohl das Subjekt sein, daß sich dazu hergibt, aus einer der bedauerlichsten Affären der neueren Preußengeschichte literarisches Kapital zu schlagen und gar noch sein Geistesprodukt an ein Boulevardblatt zu verkaufen, damit es in die Lage versetzt werde, den so moralischen Parisern die Meinung beizubringen, daß Berliner Hof- und Offizierkreise völlig verkommen seien?

Zu dem Harden-Moltke-Eulenburg-Prozeß ist von der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit alles Nötige gesagt worden. Wir kommen hier wahrlich nicht darauf zurück, um den alten Schmutz noch einmal aufzurühren. Aber was der jetzt noch für Kreise zieht, ersieht man aus dem Roman „Die Süßen". Dieser Roman kann um so größeres Unheil anrichten, als er mit einer geradezu diabolischen Raffiniertheit geschrieben ist. Und er wird deshalb auch unfehlbar Unheil genug anrichten, zumal er, wie wir hören, nun auch noch in die englisch geschriebene Presse übergehen soll. Wie hätte auch die Jingo-Presse diesseits und jenseits des großen Teichs einen solchen Schmalzhappen sich entgehen lassen sollen! Er paßt ja so vorzüglich für die internationale Hetzpresse, deren Endzweck darin besteht, Preußen auch noch moralisch in den Schmutz zu treten, nachdem man es politisch überwunden zu haben glaubt.

Der Roman legt uns aber noch einmal die Frage nahe, ob solche moralische Niederlagen wie die Eulenburgaffäre und ähnliche nicht hätten vermieden werden können. Wir müssen leider antworten: Ja! Aber dazu wäre nötig, daß sich in der Umgebung des Kaisers Männer fänden, die ohne Scheu vor eigenem Nachteil einzig und allein mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches und die Unversehrtheit des monarchischen Ansehens dem Kaiser die Wahrheit sagten und jede Eiterbeule der Korruption im Entstehen vertilgten! Dazu wäre ferner nötig, daß man mit aller Schärfe nach dem Grundsatz handelt: „Justitia est fundamentum regnorum." Je höher der betreffende Sünder steht, desto schärfer müßte er angepackt werden, sonst untergräbt man das Rechtsgefühl des Volkes und die Achtung vor der Ehrenhaftigkeit leitender Kreise.[1])

„Phili schießt Fasanen in Liebenberg", so liest man immer wieder in der sozialdemokratischen Presse, die natürlich aus jedem moralischen Debacle in der Nähe von Fürstenthronen mit grinsendem Behagen für ihre Umsturzbestrebungen Kapital schlägt.

Wir brauchen Männer auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes, die es nicht bloß den rechten Kurs führen, sondern auch von allem Ungeziefer frei halten, das die Planken zernagt, aus denen es gefügt ist. Wir können und wollen nicht zugeben, daß das zutrifft, was Fred R. Minuth im Septemberheft der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Der Kulturträger" aussprach: „Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist eine Tragödie. Das ist bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Und gerade diejenigen, die der Monarch in der höchsten Weise auszeichnete als seine Berater und Freunde, haben ihn in der schnödesten Weise verraten."

Eine katholische Bibelgesellschaft.

Von P. Wolf, Sittard.

„Docete omnes gentes."

In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 269) schilderte unter dem Titel „The Bible in the World, zeitgemäße Bemerkungen über protestantische Missionstätigkeit" Dr. F. Stummer aus Würzburg, gestützt auf genaue statistische Angaben, wie ein gewaltiger Strom von Erzeugnissen der Britischen Bibelgesellschaft den Erdkreis überflutet, und wie mächtige Seitenarme dieses Stromes mit Vorliebe ihre Fluten über katholische Gebiete ergießen. (Im Berichtsjahre 1911/12 wurden in Deutschland 369 362 Exemplare abgesetzt, davon fast ein Drittel in rein oder überwiegend katholischen Gegenden.) Seine Klage, daß wir nichts haben, jedenfalls in unseren Landen nicht, das geeignet wäre, dieser Hochflut einen Damm entgegenzusetzen, ist wohl berechtigt. Wir haben keine Bibelgesellschaft, nicht einmal eine genügend billige Bibelausgabe für das Volk, welche mit den protestantischen Büchern einigermaßen konkurrieren könnte. Und doch ist dieses eine dringende Notwendigkeit. Unserem katholischen Volke soll ja keineswegs das geschriebene Wort Gottes vorenthalten werden. Aber was wird das Volk denken, wenn es nur von Protestanten billige Bibeln kaufen kann, oder wenn nur Protestanten ihre Bibeln ins Haus bringen, und was wird daraus folgen?

Was nun aber anfangen? — Die beste Antwort auf diese Frage wäre wohl, eine katholische Bibelgesellschaft zu gründen. Wäre unser Volk einmal hinreichend mit Büchern versorgt, so würde dem fremden Strome von selbst der Weg abgeschnitten.

Nun aber ist eine Bibelgesellschaft, speziell eine wie die Britische, ein Riesenapparat. Ein Heer von Beamten, Mitarbeitern und Vertretern muß ihr zu Gebote stehen, eine weitverzweigte und wohlorganisierte Kolportage den Strom in Fluß erhalten, der nervus rerum in reichlichstem Maße von potenten Kapitalisten und hochherzigen Gönnern zur Verfügung gestellt werden. Also keine Kleinigkeit, besonders für Katholiken, die

[1]) Man vergleiche dazu die prompte und gründliche Justiz im jüngsten Prozeß gegen den Redakteur eines Berliner Sensationsblattes wegen Beleidigung des General-Intendanten Grafen v. Hülsen-Häseler. Damit ist jeder unlauteren Ausschlachtung des Falles von vornherein der Boden entzogen. Anm. d. Red.

Schutz des „Rockes des Königs“, — als ob die Zaberner überhaupt etwas gegen die Uniform hätten und nicht vielmehr gegen einzelne Persönlichkeiten, die den Rock des Königs durch Roheiten oder Gewalttätigkeiten entehren! Seine Selbstberichtigung brachte den Kanzler um den letzten Eindruck, als er auf einen Zwischenruf seine volle Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister erklärte, obschon doch der Kriegsminister noch schärfer für die militärische Partei eingetreten war, was ja ihm als Chef der Militärverwaltung noch eher verziehen werden kann als dem Chef der angeblichen „Hauptregierung“, die auch für die Zivilverwaltung und für das Volk Verständnis und Interesse haben muß.

Am Schlusse dieser zweiten Rede brachte der Reichskanzler auch noch die Versicherung, daß er die bisherige Politik des Friedens und der Versöhnung, die mit Erlaß der elsaß-lothringischen Verfassung begründet sei, unentwegt fortführen werde. Er prägte dabei sogar das sehr schöne Wort, das Flügel verdient: „Wir können in Elsaß-Lothringen nicht vorwärts kommen, wenn wir nicht ablassen von dem ganz fruchtlosen Bestreben, aus dem süddeutschen Reichsländer einen norddeutschen Preußen zu machen.“

Angesichts dieses Goldkorns und anderer beschwichtigender Mitteilungen in der Donnerstagrede drängte sich immer wieder der Ruf auf die Zunge: Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, — am Mittwoch, als man noch Vertrauen zu Ihnen hatte! Jetzt war es zu spät. Nicht etwa wegen der „leidenschaftlichen Erregung“, von der die Offiziösen sprechen, sondern weil die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien am Mittwoch zu der Erkenntnis gekommen war: Der Reichskanzler hat sich gebeugt unter das Joch der militärischen Kraft- und Kampfpartei, er weiß nicht mehr, was er will, und kann nicht mehr, was er sollte.

Das Schwanken und Wanken der Bethmannschen Beredtsamkeit ist ein Rätsel, dessen Lösung noch nicht ganz gelungen ist. Einige meinen, er sei zwischen Montag und Mittwoch von dem aus Donaueschingen heimgekehrten Kriegsminister auf die militaristische Seite hinübergezogen worden, habe dann aber aus den Reichstagsverhandlungen erkannt, daß er doch der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes zu wenig Rechnung getragen habe, und sei nun am Donnerstag bemüht gewesen, wenigstens die nationalliberale Partei wieder an sich heranzuziehen. Es gibt aber auch sehr scharfsinnige Gedankenleser, die zu Ehren des Herrn v. Bethmann behaupten, seine militaristische Mittwochrede sei ein taktischer Zug gewesen, um sich gegenüber den hochmögenden Militärs den nötigen Einfluß zu sichern behufs Durchsetzung seiner Vermittlungsvorschläge.

Nun ist zum Schlusse der Woche ein halbamtlicher Artikel in der „Nordd. Allg. Ztg.“ erschienen, den man als „dritte Rede des Reichskanzlers“ bezeichnet hat. Die dritte Rede würde zugleich die beste gewesen sein, denn der Artikel bringt eine Darstellung der Vorgänge, die zwar nicht in allen Einzelheiten korrekt ist, aber doch manches Beruhigende hervortreten läßt, was in den parlamentarischen Ministerreden gar nicht einmal deutlich genug hervortrat. Unter anderem wird mitgeteilt, daß Leutnant v. Forstner sowie der mitschuldige Sergeant disziplinarisch mit Arreststrafen belegt worden sind. Ferner wird über die Vorgänge nach der Massenverhaftung in Zabern berichtet:

„Aus Straßburg ergehen hierüber sofort vom Statthalter und vom kommandierenden General Meldungen an den Kaiser. Als die Vorgänge in Berlin bekannt werden, erstattet der Reichskanzler alsbald dem Kaiser Bericht und verabredet mit dem Kriegsminister, daß dieser sich nach Donaueschingen begibt. Auf Vorschlag des Reichskanzlers und des Kriegsministers befiehlt Seine Majestät, daß unverzüglich aus Straßburg ein General nach Zabern entsandt wird, mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung geordneter Zustände, des gehörigen Kontakts mit den Zivilbehörden und des guten Einvernehmens mit der Bevölkerung zu sorgen. Gleichzeitig ergehen vom Kaiser Befehle an den Statthalter und den kommandierenden General, daß sie für das Handinhandgehen der Zivil- und Militärbehörden zu sorgen hätten. Dem kommandierenden General gibt Seine Majestät auf, darüber zu wachen, daß das Militär unbedingt innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibe. Der Kaiser verlangt ferner von dem nach Zabern entsandten General genauen Bericht unter Vorbehalt seiner weiteren Entscheidungen. Der Statthalter entsendet zur Aufklärung des Sachverhalts einen Beamten des Ministeriums nach Zabern. Die erforderlichen Untersuchungen werden von den Zivil- und Militärbehörden vorgenommen.“

Das macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die zurückhaltenden, unklaren und im polemischen Rankenwerk versteckten Mitteilungen in den Ministerreden!

In Zabern war durch Fehlgriffe und Versäumnisse viel verdorben worden; in Berlin aber auch, und zwar hauptsächlich zum eigenen Schaden des Reichskanzlers. Wenn er etwas früher nach Donaueschingen gefahren wäre, oder auch nur den Entschluß des Kaisers etwas früher in der parlamentarischen Debatte verwertet hätte, so würde der friedliche Ausgang der Sache auch ihm Ehre und Stärkung gebracht haben. So aber trägt er in dem Verluste an Ansehen und Vertrauen die Hauptkosten des „Krieges“.

* * *

Der Reichstag hat gut abgeschnitten. Wie schon gesagt, nicht wegen der sozialdemokratischen Kraftleistungen, sondern trotz derselben. Die bürgerlichen Parteien haben in ihrer großen Mehrheit ihre Einsicht und Entschlossenheit so durchschlagend bekundet, wie selten zuvor. Die neue Einrichtung, daß zum Schlusse der Interpellationsverhandlungen darüber abgestimmt werden kann, ob die ministerielle Antwort den Anschauungen des Reichstages entspricht oder nicht, hat sich diesmal vortrefflich bewährt. Sonst hätte man allenfalls noch sagen können: „Da haben zwar einige Redner kräftig gewettert, aber innerhalb der Fraktionen sitzen doch viel ruhigere Leute.“ Jetzt liegt aber der Zahlenbeweis vor, daß im ganzen Reichstag nur 54 Abgeordnete mit der Bethmannschen Beredtsamkeit zufrieden waren, dagegen 293 die Haltung des Reichskanzlers nicht billigten. Wenn man die Sozialdemokraten abzieht, so bleibt immer noch eine qualifizierte bürgerliche Mehrheit von mehr als zwei Dritteln, fast drei Vierteln, zur Verurteilung der Bethmannschen Staatsweisheit übrig.

Man hat den Reichstagsbeschluß zu diskreditieren gesucht, indem man sagt, das „Mißtrauensvotum“ ziele auf Ministerstürzerei ab und bleibe erfolglos, ja es stärke sogar die Stellung des angegriffenen Ministers. In Wirklichkeit erklärt der Reichstag nur, daß er anderer Ansicht ist als der Minister. Was aus dieser Meinungsäußerung folgt, das überläßt der Reichstag der „Logik der Tatsachen“. Er macht den anderen verfassungsmäßigen Instanzen keine Vorschriften, sondern er tut ihnen nur kund, wie er über die ministerielle Aktion denkt. Das ist eine Tatsache, die mit ins Gewicht fällt. Um so mehr, wenn der Widerspruch von einer so gewaltigen Mehrheit der Volksvertretung erhoben wird und im Volke zweifellos sein Echo findet.

Es handelt sich nicht um eine Person, sondern um die Sache. An Herrn v. Bethmann hat uns verschiedenes nicht gefallen, manches aber wohlgefallen. Jetzt ist er unzulänglich erfunden worden. Vermag er die Scharte auszuwetzen und einen erneuten Befähigungsnachweis zu erbringen, so wird er auch wieder einen Billigungsbeschluß des Reichstags gewinnen können. Aber schwer wird es ihm werden, das alte Prestige zurückzugewinnen.

Das ist eben eine cura posterior. Die Hauptsache ist, daß der innere Friede so schnell als möglich vollkommen wiederhergestellt wird.

Der Reichstag darf sich besonders darüber freuen, daß er dazu beigetragen hat, die Verärgerung und Entfremdung der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu verhüten. Die Eingeborenen des Reichslandes sehen, daß nicht bloß die eingewanderte Bevölkerung, sondern auch ganz Altdeutschland bis auf wenige Befangene in brüderlicher Solidarität ihnen zur Seite steht in der Abwehr von Rohheit und Gewalt. Wenn die moralische Eroberung Schaden gelitten hat, so ist doch bereits eine moralische Rückeroberung eingeleitet worden: durch die Haltung des Reichstages und die Entscheidung des Kaisers.

Winter.

Weisse Wolle webt der Winter,
Wald und Wiese einzukleiden,
die der Herbst in Silberseiden
eingesponnen. Und so spinnt er
unverdrossen Wams und Jacken,
kleidet stürmisch alles Grüne,
zaubernd eine Märchenbühne
aus den morschen Holzbaracken.

Und ich schritt am grünen Morgen
aus auf herbstlich blüh'nden Wegen.
Da begann der Sturm zu fegen,
Winters Herberg' zu besorgen.
Abends musst' ich wiederkehren
und ich fand mein Haus beladen
von des strengen Winters Gnaden —
Tät mich nicht besonders ehren.

Wollig weich die Winterwonne,
Erde mit dem weissen Vliesse,
leichenblass ist Wald und Wiese,
strahlenmüd die ferne Sonne,
Sternchen, wohl die Milliarden
an der Brust der Mutter Erde.
Bis es wieder Frühling werde,
muss sogar die Sonne warten.

S. Wieser.

Ratten im Kaiserschiff.

Von Dr. Jul. Bersen.

„In Deutschland verboten! — Sensationell! — In Budapest ist erschienen: Die Süßen. Ein Berliner Roman von Karl Friedrich von Linden. . . . Unter dem Pseudonym von Linden schildert hier ein hervorragender Berliner Schriftsteller die sensationellen Ereignisse in Berlin seit Krupps Tode bis zu den Prozessen Moltke-Harden-Eulenburg in wirklich interessanter und spannender Weise. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei nur erwähnt: Der Mord im Tiergarten. — Ball beim Reichskanzler. — Jus primae noctis. — Die Kneipe der Homosexuellen. — Das Laster der Reichen. — Im Offizierkasino. — Korso im Tiergarten. — Ein Totenfest der Homosexuellen. — Der Volkstribun. — Berliner Hofgesellschaft. — Die Lindenberger Tafelrunde. — Die anonymen Briefe. — Der Kaiser und sein Kanzler. — Der Großindustrielle und sein Erpresser.

Für das Uebersetzungsrecht dieses sensationellen Buches in die französische Sprache wurden dem Autor von dem Pariser Blatt „Le Journal" 7000 Franken gezahlt; diese Tatsache und das in Deutschland erfolgte Verbot sprechen genügend für das große Interesse, welches der Roman erweckt." . . .

Also lautet der Waschzettel für diesen skandalösen Roman, und ich habe ihn mir, da ich Kulturhistoriker bin, auch gekauft und gelesen. Aber obwohl mein Magen zur Genüge abgehärtet ist, stieg mir bei dieser Lektüre der Ekel doch oft bis zum Halse empor.

Wer mag wohl das Subjekt sein, daß sich dazu hergibt, aus einer der bedauerlichsten Affären der neueren Preußengeschichte literarisches Kapital zu schlagen und gar noch sein Geistesprodukt an ein Boulevardblatt zu verkaufen, damit es in die Lage versetzt werde, den so moralischen Parisern die Meinung beizubringen, daß Berliner Hof- und Offizierkreise völlig verkommen seien?

Zu dem Harden-Moltke-Eulenburg-Prozeß ist von der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit alles Nötige gesagt worden. Wir kommen hier wahrlich nicht darauf zurück, um den alten Schmutz noch einmal aufzurühren. Aber was der jetzt noch für Kreise zieht, ersieht man aus dem Roman „Die Süßen". Dieser Roman kann um so größeres Unheil anrichten, als er mit einer geradezu diabolischen Raffiniertheit geschrieben ist. Und er wird deshalb auch unfehlbar Unheil genug anrichten, zumal er, wie wir hören, nun auch noch in die englisch geschriebene Presse übergehen soll. Wie hätte auch die Jingo-Presse diesseits und jenseits des großen Teichs einen solchen Schmalzhappen sich entgehen lassen sollen! Er paßt ja so vorzüglich für die internationale Hetzpresse, deren Endzweck darin besteht, Preußen auch noch moralisch in den Schmutz zu treten, nachdem man es politisch überwunden zu haben glaubt.

Der Roman legt uns aber noch einmal die Frage nahe, ob solche moralische Niederlagen wie die Eulenburgaffäre und ähnliche nicht hätten vermieden werden können. Wir müssen leider antworten: Ja! Aber dazu wäre nötig, daß sich in der Umgebung des Kaisers Männer fänden, die ohne Scheu vor eigenem Nachteil einzig und allein mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches und die Unversehrtheit des monarchischen Ansehens dem Kaiser die Wahrheit sagten und jede Eiterbeule der Korruption im Entstehen vertilgten! Dazu wäre ferner nötig, daß man mit aller Schärfe nach dem Grundsatz handelt: „Justitia est fundamentum regnorum." Je höher der betreffende Sünder steht, desto schärfer müßte er angepackt werden, sonst untergräbt man das Rechtsgefühl des Volkes und die Achtung vor der Ehrenhaftigkeit leitender Kreise.[1])

„Phili schießt Fasanen in Liebenberg", so liest man immer wieder in der sozialdemokratischen Presse, die natürlich aus jedem moralischen Debacle in der Nähe von Fürstenthronen mit grinsendem Behagen für ihre Umsturzbestrebungen Kapital schlägt.

Wir brauchen Männer auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes, die es nicht bloß den rechten Kurs führen, sondern auch von allem Ungeziefer frei halten, das die Planken zernagt, aus denen es gefügt ist. Wir können und wollen nicht zugeben, daß das zutrifft, was Fred R. Minuth im Septemberheft der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Der Kulturträger" aussprach: „Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist eine Tragödie. Das ist bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Und gerade diejenigen, die der Monarch in der höchsten Weise auszeichnete als seine Berater und Freunde, haben ihn in der schnödesten Weise verraten."

Eine katholische Bibelgesellschaft.

Von P. Wolf, Sittard.

„Docete omnes gentes."

In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 269) schilderte unter dem Titel „The Bible in the World, zeitgemäße Bemerkungen über protestantische Missionstätigkeit" Dr. F. Stummer aus Würzburg, gestützt auf genaue statistische Angaben, wie ein gewaltiger Strom von Erzeugnissen der Britischen Bibelgesellschaft den Erdkreis überflutet, und wie mächtige Seitenarme dieses Stromes mit Vorliebe ihre Fluten über katholische Gebiete ergießen. (Im Berichtsjahre 1911/12 wurden in Deutschland 369 362 Exemplare abgesetzt, davon fast ein Drittel in rein oder überwiegend katholischen Gegenden.) Seine Klage, daß wir nichts haben, jedenfalls in unseren Landen nicht, das geeignet wäre, dieser Hochflut einen Damm entgegenzusetzen, ist wohl berechtigt. Wir haben keine Bibelgesellschaft, nicht einmal eine genügend billige Bibelausgabe für das Volk, welche mit den protestantischen Büchern einigermaßen konkurrieren könnte. Und doch ist dieses eine dringende Notwendigkeit. Unserem katholischen Volke soll ja keineswegs das geschriebene Wort Gottes vorenthalten werden. Aber was wird das Volk denken, wenn es nur von Protestanten billige Bibeln kaufen kann, oder wenn nur Protestanten ihre Bibeln ins Haus bringen, und was wird daraus folgen?

Was nun aber anfangen? — Die beste Antwort auf diese Frage wäre wohl, eine katholische Bibelgesellschaft zu gründen. Wäre unser Volk einmal hinreichend mit Büchern versorgt, so würde dem fremden Strome von selbst der Weg abgeschnitten.

Nun aber ist eine Bibelgesellschaft, speziell eine wie die Britische, ein Riesenapparat. Ein Heer von Beamten, Mitarbeitern und Vertretern muß ihr zu Gebote stehen, eine weitverzweigte und wohlorganisierte Kolportage den Strom in Fluß erhalten, der nervus rerum in reichlichstem Maße von potenten Kapitalisten und hochherzigen Gönnern zur Verfügung gestellt werden. Also keine Kleinigkeit, besonders für Katholiken, die

[1]) Man vergleiche dazu die prompte und gründliche Justiz im jüngsten Prozeß gegen den Redakteur eines Berliner Sensationsblattes wegen Beleidigung des General-Intendanten Grafen v. Hülsen-Häseler. Damit ist jeder unlauteren Ausschlachtung des Falles von vornherein der Boden entzogen. Anm. d. Red.

Schutz des „Rockes des Königs“, — als ob die Zaberner überhaupt etwas gegen die Uniform hätten und nicht vielmehr gegen einzelne Persönlichkeiten, die den Rock des Königs durch Roheiten oder Gewalttätigkeiten entehren! Seine Selbstberichtigung brachte den Kanzler um den letzten Eindruck, als er auf einen Zwischenruf seine volle Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister erklärte, obschon doch der Kriegsminister noch schärfer für die militärische Partei eingetreten war, was ja ihm als Chef der Militärverwaltung noch eher verziehen werden kann als dem Chef der angeblichen „Hauptregierung“, die auch für die Zivilverwaltung und für das Volk Verständnis und Interesse haben muß.

Am Schlusse dieser zweiten Rede brachte der Reichskanzler auch noch die Versicherung, daß er die bisherige Politik des Friedens und der Versöhnung, die mit Erlaß der elsaß-lothringischen Verfassung begründet sei, unentwegt fortführen werde. Er prägte dabei sogar das sehr schöne Wort, das Flügel verdient: „Wir können in Elsaß-Lothringen nicht vorwärts kommen, wenn wir nicht ablassen von dem ganz fruchtlosen Bestreben, aus dem süddeutschen Reichsländer einen norddeutschen Preußen zu machen.“

Angesichts dieses Goldkorns und anderer beschwichtigender Mitteilungen in der Donnerstagrede drängte sich immer wieder der Ruf auf die Zunge: Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, — am Mittwoch, als man noch Vertrauen zu Ihnen hatte! Jetzt war es zu spät. Nicht etwa wegen der „leidenschaftlichen Erregung“, von der die Offiziösen sprechen, sondern weil die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien am Mittwoch zu der Erkenntnis gekommen war: Der Reichskanzler hat sich gebeugt unter das Joch der militärischen Kraft- und Kampfpartei, er weiß nicht mehr, was er will, und kann nicht mehr, was er sollte.

Das Schwanken und Wanken der Bethmannschen Beredtsamkeit ist ein Rätsel, dessen Lösung noch nicht ganz gelungen ist. Einige meinen, er sei zwischen Montag und Mittwoch von dem aus Donaueschingen heimgekehrten Kriegsminister auf die militaristische Seite hinübergezogen worden, habe dann aber aus den Reichstagsverhandlungen erkannt, daß er doch der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes zu wenig Rechnung getragen habe, und sei nun am Donnerstag bemüht gewesen, wenigstens die nationalliberale Partei wieder an sich heranzuziehen. Es gibt aber auch sehr scharfsinnige Gedankenleser, die zu Ehren des Herrn v. Bethmann behaupten, seine militaristische Mittwochrede sei ein taktischer Zug gewesen, um sich gegenüber den hochmögenden Militärs den nötigen Einfluß zu sichern behufs Durchsetzung seiner Vermittlungsvorschläge.

Nun ist zum Schlusse der Woche ein halbamtlicher Artikel in der „Nordd. Allg. Ztg.“ erschienen, den man als „dritte Rede des Reichskanzlers“ bezeichnet hat. Die dritte Rede würde zugleich die beste gewesen sein, denn der Artikel bringt eine Darstellung der Vorgänge, die zwar nicht in allen Einzelheiten korrekt ist, aber doch manches Beruhigende hervortreten läßt, was in den parlamentarischen Ministerreden gar nicht einmal deutlich genug hervortrat. Unter anderem wird mitgeteilt, daß Leutnant v. Forstner sowie der mitschuldige Sergeant disziplinarisch mit Arreststrafen belegt worden sind. Ferner wird über die Vorgänge nach der Massenverhaftung in Zabern berichtet:

„Aus Straßburg ergehen hierüber sofort vom Statthalter und vom kommandierenden General Meldungen an den Kaiser. Als die Vorgänge in Berlin bekannt werden, erstattet der Reichskanzler alsbald dem Kaiser Bericht und verabredet mit dem Kriegsminister, daß dieser sich nach Donaueschingen begibt. Auf Vorschlag des Reichskanzlers und des Kriegsministers befiehlt Seine Majestät, daß unverzüglich aus Straßburg ein General nach Zabern entsandt wird, mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung geordneter Zustände, des gehörigen Kontakts mit den Zivilbehörden und des guten Einvernehmens mit der Bevölkerung zu sorgen. Gleichzeitig ergehen vom Kaiser Befehle an den Statthalter und den kommandierenden General, daß sie für das Handinhandgehen der Zivil- und Militärbehörden zu sorgen hätten. Dem kommandierenden General gibt Seine Majestät auf, darüber zu wachen, daß das Militär unbedingt innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibe. Der Kaiser verlangt ferner von dem nach Zabern entsandten General genauen Bericht unter Vorbehalt seiner weiteren Entscheidungen. Der Statthalter entsendet zur Aufklärung des Sachverhalts einen Beamten des Ministeriums nach Zabern. Die erforderlichen Untersuchungen werden von den Zivil- und Militärbehörden vorgenommen.“

Das macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die zurückhaltenden, unklaren und im polemischen Rankenwerk versteckten Mitteilungen in den Ministerreden!

In Zabern war durch Fehlgriffe und Versäumnisse viel verdorben worden; in Berlin aber auch, und zwar hauptsächlich zum eigenen Schaden des Reichskanzlers. Wenn er etwas früher nach Donaueschingen gefahren wäre, oder auch nur den Entschluß des Kaisers etwas früher in der parlamentarischen Debatte verwertet hätte, so würde der friedliche Ausgang der Sache auch ihm Ehre und Stärkung gebracht haben. So aber trägt er in dem Verluste an Ansehen und Vertrauen die Hauptkosten des „Krieges“.

* * *

Der Reichstag hat gut abgeschnitten. Wie schon gesagt, nicht wegen der sozialdemokratischen Kraftleistungen, sondern trotz derselben. Die bürgerlichen Parteien haben in ihrer großen Mehrheit ihre Einsicht und Entschlossenheit so durchschlagend bekundet, wie selten zuvor. Die neue Einrichtung, daß zum Schlusse der Interpellationsverhandlungen darüber abgestimmt werden kann, ob die ministerielle Antwort den Anschauungen des Reichstages entspricht oder nicht, hat sich diesmal vortrefflich bewährt. Sonst hätte man allenfalls noch sagen können: „Da haben zwar einige Redner kräftig gewettert, aber innerhalb der Fraktionen sitzen doch viel ruhigere Leute.“ Jetzt liegt aber der Zahlenbeweis vor, daß im ganzen Reichstag nur 54 Abgeordnete mit der Bethmannschen Beredtsamkeit zufrieden waren, dagegen 293 die Haltung des Reichskanzlers nicht billigten. Wenn man die Sozialdemokraten abzieht, so bleibt immer noch eine qualifizierte bürgerliche Mehrheit von mehr als zwei Dritteln, fast drei Vierteln, zur Verurteilung der Bethmannschen Staatsweisheit übrig.

Man hat den Reichstagsbeschluß zu diskreditieren gesucht, indem man sagt, das „Mißtrauensvotum“ ziele auf Ministerstürzerei ab und bleibe erfolglos, ja es stärke sogar die Stellung des angegriffenen Ministers. In Wirklichkeit erklärt der Reichstag nur, daß er anderer Ansicht ist als der Minister. Was aus dieser Meinungsäußerung folgt, das überläßt der Reichstag der „Logik der Tatsachen“. Er macht den anderen verfassungsmäßigen Instanzen keine Vorschriften, sondern er tut ihnen nur kund, wie er über die ministerielle Aktion denkt. Das ist eine Tatsache, die mit ins Gewicht fällt. Um so mehr, wenn der Widerspruch von einer so gewaltigen Mehrheit der Volksvertretung erhoben wird und im Volke zweifellos sein Echo findet.

Es handelt sich nicht um eine Person, sondern um die Sache. An Herrn v. Bethmann hat uns verschiedenes nicht gefallen, manches aber wohlgefallen. Jetzt ist er unzulänglich erfunden worden. Vermag er die Scharte auszuwetzen und einen erneuten Befähigungsnachweis zu erbringen, so wird er auch wieder einen Billigungsbeschluß des Reichstags gewinnen können. Aber schwer wird es ihm werden, das alte Prestige zurückzugewinnen.

Das ist eben eine cura posterior. Die Hauptsache ist, daß der innere Friede so schnell als möglich vollkommen wiederhergestellt wird.

Der Reichstag darf sich besonders darüber freuen, daß er dazu beigetragen hat, die Verärgerung und Entfremdung der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu verhüten. Die Eingeborenen des Reichslandes sehen, daß nicht bloß die eingewanderte Bevölkerung, sondern auch ganz Altdeutschland bis auf wenige Befangene in brüderlicher Solidarität ihnen zur Seite steht in der Abwehr von Rohheit und Gewalt. Wenn die moralische Eroberung Schaden gelitten hat, so ist doch bereits eine moralische Rückeroberung eingeleitet worden: durch die Haltung des Reichstages und die Entscheidung des Kaisers.

Winter.

Weisse Wolle webt der Winter,
Wald und Wiese einzukleiden,
die der Herbst in Silberseiden
eingesponnen. Und so spinnt er
unverdrossen Wams und Jacken,
kleidet stürmisch alles Grüne,
zaubernd eine Märchenbühne
aus den morschen Holzbaracken.

Und ich schritt am grünen Morgen
aus auf herbstlich blüh'nden Wegen.
Da begann der Sturm zu fegen,
Winters Herberg' zu besorgen.
Abends musst' ich wiederkehren
und ich fand mein Haus beladen
von des strengen Winters Gnaden —
Tät mich nicht besonders ehren.

Wollig weich die Winterwonne,
Erde mit dem weissen Vliesse,
leichenblass ist Wald und Wiese,
strahlenmüd die ferne Sonne,
Sternchen, wohl die Milliarden
an der Brust der Mutter Erde.
Bis es wieder Frühling werde,
muss sogar die Sonne warten.

S. Wieser.

Ratten im Kaiserschiff.

Von Dr. Jul. Bersen.

„In Deutschland verboten! — Sensationell! — In Budapest ist erschienen: Die Süßen. Ein Berliner Roman von Karl Friedrich von Linden. . . . Unter dem Pseudonym von Linden schildert hier ein hervorragender Berliner Schriftsteller die sensationellen Ereignisse in Berlin seit Krupps Tode bis zu den Prozessen Moltke-Harden-Eulenburg in wirklich interessanter und spannender Weise. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei nur erwähnt: Der Mord im Tiergarten. — Ball beim Reichskanzler. — Jus primae noctis. — Die Kneipe der Homosexuellen. — Das Laster der Reichen. — Im Offizierkasino. — Korso im Tiergarten. — Ein Totenfest der Homosexuellen. — Der Volkstribun. — Berliner Hofgesellschaft. — Die Lindenberger Tafelrunde. — Die anonymen Briefe. — Der Kaiser und sein Kanzler. — Der Großindustrielle und sein Erpresser.

Für das Uebersetzungsrecht dieses sensationellen Buches in die französische Sprache wurden dem Autor von dem Pariser Blatt „Le Journal" 7000 Franken gezahlt; diese Tatsache und das in Deutschland erfolgte Verbot sprechen genügend für das große Interesse, welches der Roman erweckt." . . .

Also lautet der Waschzettel für diesen skandalösen Roman, und ich habe ihn mir, da ich Kulturhistoriker bin, auch gekauft und gelesen. Aber obwohl mein Magen zur Genüge abgehärtet ist, stieg mir bei dieser Lektüre der Ekel doch oft bis zum Halse empor.

Wer mag wohl das Subjekt sein, daß sich dazu hergibt, aus einer der bedauerlichsten Affären der neueren Preußengeschichte literarisches Kapital zu schlagen und gar noch sein Geistesprodukt an ein Boulevardblatt zu verkaufen, damit es in die Lage versetzt werde, den so moralischen Parisern die Meinung beizubringen, daß Berliner Hof- und Offizierkreise völlig verkommen seien?

Zu dem Harden-Moltke-Eulenburg-Prozeß ist von der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit alles Nötige gesagt worden. Wir kommen hier wahrlich nicht darauf zurück, um den alten Schmutz noch einmal aufzurühren. Aber was der jetzt noch für Kreise zieht, ersieht man aus dem Roman „Die Süßen". Dieser Roman kann um so größeres Unheil anrichten, als er mit einer geradezu diabolischen Raffiniertheit geschrieben ist. Und er wird deshalb auch unfehlbar Unheil genug anrichten, zumal er, wie wir hören, nun auch noch in die englisch geschriebene Presse übergehen soll. Wie hätte auch die Jingo-Presse diesseits und jenseits des großen Teichs einen solchen Schmalzhappen sich entgehen lassen sollen! Er paßt ja so vorzüglich für die internationale Hetzpresse, deren Endzweck darin besteht, Preußen auch noch moralisch in den Schmutz zu treten, nachdem man es politisch überwunden zu haben glaubt.

Der Roman legt uns aber noch einmal die Frage nahe, ob solche moralische Niederlagen wie die Eulenburgaffäre und ähnliche nicht hätten vermieden werden können. Wir müssen leider antworten: Ja! Aber dazu wäre nötig, daß sich in der Umgebung des Kaisers Männer fänden, die ohne Scheu vor eigenem Nachteil einzig und allein mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches und die Unversehrtheit des monarchischen Ansehens dem Kaiser die Wahrheit sagten und jede Eiterbeule der Korruption im Entstehen vertilgten! Dazu wäre ferner nötig, daß man mit aller Schärfe nach dem Grundsatz handelt: „Justitia est fundamentum regnorum." Je höher der betreffende Sünder steht, desto schärfer müßte er angepackt werden, sonst untergräbt man das Rechtsgefühl des Volkes und die Achtung vor der Ehrenhaftigkeit leitender Kreise.[1])

„Phili schießt Fasanen in Liebenberg", so liest man immer wieder in der sozialdemokratischen Presse, die natürlich aus jedem moralischen Debacle in der Nähe von Fürstenthronen mit grinsendem Behagen für ihre Umsturzbestrebungen Kapital schlägt.

Wir brauchen Männer auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes, die es nicht bloß den rechten Kurs führen, sondern auch von allem Ungeziefer frei halten, das die Planken zernagt, aus denen es gefügt ist. Wir können und wollen nicht zugeben, daß das zutrifft, was Fred R. Minuth im Septemberheft der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Der Kulturträger" aussprach: „Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist eine Tragödie. Das ist bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Und gerade diejenigen, die der Monarch in der höchsten Weise auszeichnete als seine Berater und Freunde, haben ihn in der schnödesten Weise verraten."

Eine katholische Bibelgesellschaft.

Von P. Wolf, Sittard.

„Docete omnes gentes."

In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 269) schilderte unter dem Titel „The Bible in the World, zeitgemäße Bemerkungen über protestantische Missionstätigkeit" Dr. F. Stummer aus Würzburg, gestützt auf genaue statistische Angaben, wie ein gewaltiger Strom von Erzeugnissen der Britischen Bibelgesellschaft den Erdkreis überflutet, und wie mächtige Seitenarme dieses Stromes mit Vorliebe ihre Fluten über katholische Gebiete ergießen. (Im Berichtsjahre 1911/12 wurden in Deutschland 369 362 Exemplare abgesetzt, davon fast ein Drittel in rein oder überwiegend katholischen Gegenden.) Seine Klage, daß wir nichts haben, jedenfalls in unseren Landen nicht, das geeignet wäre, dieser Hochflut einen Damm entgegenzusetzen, ist wohl berechtigt. Wir haben keine Bibelgesellschaft, nicht einmal eine genügend billige Bibelausgabe für das Volk, welche mit den protestantischen Büchern einigermaßen konkurrieren könnte. Und doch ist dieses eine dringende Notwendigkeit. Unserem katholischen Volke soll ja keineswegs das geschriebene Wort Gottes vorenthalten werden. Aber was wird das Volk denken, wenn es nur von Protestanten billige Bibeln kaufen kann, oder wenn nur Protestanten ihre Bibeln ins Haus bringen, und was wird daraus folgen?

Was nun aber anfangen? — Die beste Antwort auf diese Frage wäre wohl, eine katholische Bibelgesellschaft zu gründen. Wäre unser Volk einmal hinreichend mit Büchern versorgt, so würde dem fremden Strome von selbst der Weg abgeschnitten.

Nun aber ist eine Bibelgesellschaft, speziell eine wie die Britische, ein Riesenapparat. Ein Heer von Beamten, Mitarbeitern und Vertretern muß ihr zu Gebote stehen, eine weitverzweigte und wohlorganisierte Kolportage den Strom in Fluß erhalten, der nervus rerum in reichlichstem Maße von potenten Kapitalisten und hochherzigen Gönnern zur Verfügung gestellt werden. Also keine Kleinigkeit, besonders für Katholiken, die

[1]) Man vergleiche dazu die prompte und gründliche Justiz im jüngsten Prozeß gegen den Redakteur eines Berliner Sensationsblattes wegen Beleidigung des General-Intendanten Grafen v. Hülsen-Häseler. Damit ist jeder unlauteren Ausschlachtung des Falles von vornherein der Boden entzogen. Anm. d. Red.

Schutz des „Rockes des Königs", — als ob die Zaberner überhaupt etwas gegen die Uniform hätten und nicht vielmehr gegen einzelne Persönlichkeiten, die den Rock des Königs durch Roheiten oder Gewalttätigkeiten entehren! Seine Selbstberichtigung brachte den Kanzler um den letzten Eindruck, als er auf einen Zwischenruf seine volle Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister erklärte, obschon doch der Kriegsminister noch schärfer für die militärische Partei eingetreten war, was ja ihm als Chef der Militärverwaltung noch eher verziehen werden kann als dem Chef der angeblichen „Hauptregierung", die auch für die Zivilverwaltung und für das Volk Verständnis und Interesse haben muß.

Am Schlusse dieser zweiten Rede brachte der Reichskanzler auch noch die Versicherung, daß er die bisherige Politik des Friedens und der Versöhnung, die mit Erlaß der elsaß-lothringischen Verfassung begründet sei, unentwegt fortführen werde. Er prägte dabei sogar das sehr schöne Wort, das Flügel verdient: „Wir können in Elsaß-Lothringen nicht vorwärts kommen, wenn wir nicht ablassen von dem ganz fruchtlosen Bestreben, aus dem süddeutschen Reichsländer einen norddeutschen Preußen zu machen."

Angesichts dieses Goldkorns und anderer beschwichtigender Mitteilungen in der Donnerstagrede drängte sich immer wieder der Ruf auf die Zunge: Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, — am Mittwoch, als man noch Vertrauen zu Ihnen hatte! Jetzt war es zu spät. Nicht etwa wegen der „leidenschaftlichen Erregung", von der die Offiziösen sprechen, sondern weil die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien am Mittwoch zu der Erkenntnis gekommen war: Der Reichskanzler hat sich gebeugt unter das Joch der militärischen Kraft- und Kampfpartei, er weiß nicht mehr, was er will, und kann nicht mehr, was er sollte.

Das Schwanken und Wanken der Bethmannschen Beredtsamkeit ist ein Rätsel, dessen Lösung noch nicht ganz gelungen ist. Einige meinen, er sei zwischen Montag und Mittwoch von dem aus Donaueschingen heimgekehrten Kriegsminister auf die militaristische Seite hinübergezogen worden, habe dann aber aus den Reichstagsverhandlungen erkannt, daß er doch der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes zu wenig Rechnung getragen habe, und sei nun am Donnerstag bemüht gewesen, wenigstens die nationalliberale Partei wieder an sich heranzuziehen. Es gibt aber auch sehr scharfsinnige Gedankenleser, die zu Ehren des Herrn v. Bethmann behaupten, seine militaristische Mittwochrede sei ein taktischer Zug gewesen, um sich gegenüber den hochmögenden Militärs den nötigen Einfluß zu sichern behufs Durchsetzung seiner Vermittlungsvorschläge.

Nun ist zum Schlusse der Woche ein halbamtlicher Artikel in der „Nordd. Allg. Ztg." erschienen, den man als „dritte Rede des Reichskanzlers" bezeichnet hat. Die dritte Rede würde zugleich die beste gewesen sein, denn der Artikel bringt eine Darstellung der Vorgänge, die zwar nicht in allen Einzelheiten korrekt ist, aber doch manches Beruhigende hervortreten läßt, was in den parlamentarischen Ministerreden gar nicht einmal deutlich genug hervortrat. Unter anderem wird mitgeteilt, daß Leutnant v. Forstner sowie der mitschuldige Sergeant disziplinarisch mit Arreststrafen belegt worden sind. Ferner wird über die Vorgänge nach der Massenverhaftung in Zabern berichtet:

„Aus Straßburg ergehen hierüber sofort vom Statthalter und vom kommandierenden General Meldungen an den Kaiser. Als die Vorgänge in Berlin bekannt werden, erstattet der Reichskanzler alsbald dem Kaiser Bericht und verabredet mit dem Kriegsminister, daß dieser sich nach Donaueschingen begibt. Auf Vorschlag des Reichskanzlers und des Kriegsministers befiehlt Seine Majestät, daß unverzüglich aus Straßburg ein General nach Zabern entsandt wird, mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung geordneter Zustände, des gehörigen Kontakts mit den Zivilbehörden und des guten Einvernehmens mit der Bevölkerung zu sorgen. Gleichzeitig ergehen vom Kaiser Befehle an den Statthalter und den kommandierenden General, daß sie für das Handinhandgehen der Zivil- und Militärbehörden zu sorgen hätten. Dem kommandierenden General gibt Seine Majestät auf, darüber zu wachen, daß das Militär unbedingt innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibe. Der Kaiser verlangt ferner von dem nach Zabern entsandten General genauen Bericht unter Vorbehalt seiner weiteren Entscheidungen. Der Statthalter entsendet zur Aufklärung des Sachverhalts einen Beamten des Ministeriums nach Zabern. Die erforderlichen Untersuchungen werden von den Zivil- und Militärbehörden vorgenommen."

Das macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die zurückhaltenden, unklaren und im polemischen Rankenwerk versteckten Mitteilungen in den Ministerreden!

In Zabern war durch Fehlgriffe und Versäumnisse viel verdorben worden; in Berlin aber auch, und zwar hauptsächlich zum eigenen Schaden des Reichskanzlers. Wenn er etwas früher nach Donaueschingen gefahren wäre, oder auch nur den Entschluß des Kaisers etwas früher in der parlamentarischen Debatte verwertet hätte, so würde der friedliche Ausgang der Sache auch ihm Ehre und Stärkung gebracht haben. So aber trägt er in dem Verluste an Ansehen und Vertrauen die Hauptkosten des „Krieges".

* * *

Der Reichstag hat gut abgeschnitten. Wie schon gesagt, nicht wegen der sozialdemokratischen Kraftleistungen, sondern trotz derselben. Die bürgerlichen Parteien haben in ihrer großen Mehrheit ihre Einsicht und Entschlossenheit so durchschlagend bekundet, wie selten zuvor. Die neue Einrichtung, daß zum Schlusse der Interpellationsverhandlungen darüber abgestimmt werden kann, ob die ministerielle Antwort den Anschauungen des Reichstages entspricht oder nicht, hat sich diesmal vortrefflich bewährt. Sonst hätte man allenfalls noch sagen können: „Da haben zwar einige Redner kräftig gewettert, aber innerhalb der Fraktionen sitzen doch viel ruhigere Leute." Jetzt liegt aber der Zahlenbeweis vor, daß im ganzen Reichstag nur 54 Abgeordnete mit der Bethmannschen Beredtsamkeit zufrieden waren, dagegen 293 die Haltung des Reichskanzlers nicht billigten. Wenn man die Sozialdemokraten abzieht, so bleibt immer noch eine qualifizierte bürgerliche Mehrheit von mehr als zwei Dritteln, fast drei Vierteln, zur Verurteilung der Bethmannschen Staatsweisheit übrig.

Man hat den Reichstagsbeschluß zu diskreditieren gesucht, indem man sagt, das „Mißtrauensvotum" ziele auf Ministerstürzerei ab und bleibe erfolglos, ja es stärke sogar die Stellung des angegriffenen Ministers. In Wirklichkeit erklärt der Reichstag nur, daß er anderer Ansicht ist als der Minister. Was aus dieser Meinungsäußerung folgt, das überläßt der Reichstag der „Logik der Tatsachen". Er macht den anderen verfassungsmäßigen Instanzen keine Vorschriften, sondern er tut ihnen nur kund, wie er über die ministerielle Aktion denkt. Das ist eine Tatsache, die mit ins Gewicht fällt. Um so mehr, wenn der Widerspruch von einer so gewaltigen Mehrheit der Volksvertretung erhoben wird und im Volke zweifellos sein Echo findet.

Es handelt sich nicht um eine Person, sondern um die Sache. An Herrn v. Bethmann hat uns verschiedenes nicht gefallen, manches aber wohlgefallen. Jetzt ist er unzulänglich erfunden worden. Vermag er die Scharte auszuwetzen und einen erneuten Befähigungsnachweis zu erbringen, so wird er auch wieder einen Billigungsbeschluß des Reichstags gewinnen können. Aber schwer wird es ihm werden, das alte Prestige zurückzugewinnen.

Das ist eben eine cura posterior. Die Hauptsache ist, daß der innere Friede so schnell als möglich vollkommen wiederhergestellt wird.

Der Reichstag darf sich besonders darüber freuen, daß er dazu beigetragen hat, die Verärgerung und Entfremdung der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu verhüten. Die Eingeborenen des Reichslandes sehen, daß nicht bloß die eingewanderte Bevölkerung, sondern auch ganz Altdeutschland bis auf wenige Befangene in brüderlicher Solidarität ihnen zur Seite steht in der Abwehr von Rohheit und Gewalt. Wenn die moralische Eroberung Schaden gelitten hat, so ist doch bereits eine moralische Rückeroberung eingeleitet worden: durch die Haltung des Reichstages und die Entscheidung des Kaisers.

Winter.

Weisse Wolle webt der Winter,
Wald und Wiese einzukleiden,
die der Herbst in Silberseiden
eingesponnen. Und so spinnt er
unverdrossen Wams und Jacken,
kleidet stürmisch alles Grüne,
zaubernd eine Märchenbühne
aus den morschen Holzbaracken.

Und ich schritt am grünen Morgen
aus auf herbstlich blüh'nden Wegen.
Da begann der Sturm zu fegen,
Winters Herberg' zu besorgen.
Abends musst' ich wiederkehren
und ich fand mein Haus beladen
von des strengen Winters Gnaden —
Tät mich nicht besonders ehren.

Wollig weich die Winterwonne,
Erde mit dem weissen Vliesse,
leichenblass ist Wald und Wiese,
strahlenmüd die ferne Sonne,
Sternchen, wohl die Milliarden
an der Brust der Mutter Erde.
Bis es wieder Frühling werde,
muss sogar die Sonne warten.

S. Wieser.

Ratten im Kaiserschiff.

Von Dr. Jul. Bersen.

„In Deutschland verboten! — Sensationell! — In Budapest ist erschienen: Die Süßen. Ein Berliner Roman von Karl Friedrich von Linden. . . . Unter dem Pseudonym von Linden schildert hier ein hervorragender Berliner Schriftsteller die sensationellen Ereignisse in Berlin seit Krupps Tode bis zu den Prozessen Moltke-Harden-Eulenburg in wirklich interessanter und spannender Weise. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei nur erwähnt: Der Mord im Tiergarten. — Ball beim Reichskanzler. — Jus primae noctis. — Die Kneipe der Homosexuellen. — Das Laster der Reichen. — Im Offizierkasino. — Korso im Tiergarten. — Ein Totenfest der Homosexuellen. — Der Volkstribun. — Berliner Hofgesellschaft. — Die Lindenberger Tafelrunde. — Die anonymen Briefe. — Der Kaiser und sein Kanzler. — Der Großindustrielle und sein Erpresser.

Für das Uebersetzungsrecht dieses sensationellen Buches in die französische Sprache wurden dem Autor von dem Pariser Blatt „Le Journal" 7000 Franken gezahlt; diese Tatsache und das in Deutschland erfolgte Verbot sprechen genügend für das große Interesse, welches der Roman erweckt." . . .

Also lautet der Waschzettel für diesen skandalösen Roman, und ich habe ihn mir, da ich Kulturhistoriker bin, auch gekauft und gelesen. Aber obwohl mein Magen zur Genüge abgehärtet ist, stieg mir bei dieser Lektüre der Ekel doch oft bis zum Halse empor.

Wer mag wohl das Subjekt sein, daß sich dazu hergibt, aus einer der bedauerlichsten Affären der neueren Preußengeschichte literarisches Kapital zu schlagen und gar noch sein Geistesprodukt an ein Boulevardblatt zu verkaufen, damit es in die Lage versetzt werde, den so moralischen Parisern die Meinung beizubringen, daß Berliner Hof- und Offizierkreise völlig verkommen seien?

Zu dem Harden-Moltke-Eulenburg-Prozeß ist von der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit alles Nötige gesagt worden. Wir kommen hier wahrlich nicht darauf zurück, um den alten Schmutz noch einmal aufzurühren. Aber was der jetzt noch für Kreise zieht, ersieht man aus dem Roman „Die Süßen". Dieser Roman kann um so größeres Unheil anrichten, als er mit einer geradezu diabolischen Raffiniertheit geschrieben ist. Und er wird deshalb auch unfehlbar Unheil genug anrichten, zumal er, wie wir hören, nun auch noch in die englisch geschriebene Presse übergehen soll. Wie hätte auch die Jingo-Presse diesseits und jenseits des großen Teichs einen solchen Schmalzhappen sich entgehen lassen sollen! Er paßt ja so vorzüglich für die internationale Hetzpresse, deren Endzweck darin besteht, Preußen auch noch moralisch in den Schmutz zu treten, nachdem man es politisch überwunden zu haben glaubt.

Der Roman legt uns aber noch einmal die Frage nahe, ob solche moralische Niederlagen wie die Eulenburgaffäre und ähnliche nicht hätten vermieden werden können. Wir müssen leider antworten: Ja! Aber dazu wäre nötig, daß sich in der Umgebung des Kaisers Männer fänden, die ohne Scheu vor eigenem Nachteil einzig und allein mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches und die Unversehrtheit des monarchischen Ansehens dem Kaiser die Wahrheit sagten und jede Eiterbeule der Korruption im Entstehen vertilgten! Dazu wäre ferner nötig, daß man mit aller Schärfe nach dem Grundsatz handelt: „Justitia est fundamentum regnorum." Je höher der betreffende Sünder steht, desto schärfer müßte er angepackt werden, sonst untergräbt man das Rechtsgefühl des Volkes und die Achtung vor der Ehrenhaftigkeit leitender Kreise.[1])

„Phili schießt Fasanen in Liebenberg", so liest man immer wieder in der sozialdemokratischen Presse, die natürlich aus jedem moralischen Debacle in der Nähe von Fürstenthronen mit grinsendem Behagen für ihre Umsturzbestrebungen Kapital schlägt.

Wir brauchen Männer auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes, die es nicht bloß den rechten Kurs führen, sondern auch von allem Ungeziefer frei halten, das die Planken zernagt, aus denen es gefügt ist. Wir können und wollen nicht zugeben, daß das zutrifft, was Fred R. Minuth im Septemberheft der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Der Kulturträger" aussprach: „Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist eine Tragödie. Das ist bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Und gerade diejenigen, die der Monarch in der höchsten Weise auszeichnete als seine Berater und Freunde, haben ihn in der schnödesten Weise verraten."

Eine katholische Bibelgesellschaft.

Von P. Wolf, Sittard.

„Docete omnes gentes."

In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 269) schilderte unter dem Titel „The Bible in the World, zeitgemäße Bemerkungen über protestantische Missionstätigkeit" Dr. F. Stummer aus Würzburg, gestützt auf genaue statistische Angaben, wie ein gewaltiger Strom von Erzeugnissen der Britischen Bibelgesellschaft den Erdkreis überflutet, und wie mächtige Seitenarme dieses Stromes mit Vorliebe ihre Fluten über katholische Gebiete ergießen. (Im Berichtsjahre 1911/12 wurden in Deutschland 369 362 Exemplare abgesetzt, davon fast ein Drittel in rein oder überwiegend katholischen Gegenden.) Seine Klage, daß wir nichts haben, jedenfalls in unseren Landen nicht, das geeignet wäre, dieser Hochflut einen Damm entgegenzusetzen, ist wohl berechtigt. Wir haben keine Bibelgesellschaft, nicht einmal eine genügend billige Bibelausgabe für das Volk, welche mit den protestantischen Büchern einigermaßen konkurrieren könnte. Und doch ist dieses eine dringende Notwendigkeit. Unserem katholischen Volke soll ja keineswegs das geschriebene Wort Gottes vorenthalten werden. Aber was wird das Volk denken, wenn es nur von Protestanten billige Bibeln kaufen kann, oder wenn nur Protestanten ihre Bibeln ins Haus bringen, und was wird daraus folgen?

Was nun aber anfangen? — Die beste Antwort auf diese Frage wäre wohl, eine katholische Bibelgesellschaft zu gründen. Wäre unser Volk einmal hinreichend mit Büchern versorgt, so würde dem fremden Strome von selbst der Weg abgeschnitten.

Nun aber ist eine Bibelgesellschaft, speziell eine wie die Britische, ein Riesenapparat. Ein Heer von Beamten, Mitarbeitern und Vertretern muß ihr zu Gebote stehen, eine weitverzweigte und wohlorganisierte Kolportage den Strom in Fluß erhalten, der nervus rerum in reichlichstem Maße von potenten Kapitalisten und hochherzigen Gönnern zur Verfügung gestellt werden. Also keine Kleinigkeit, besonders für Katholiken, die

[1]) Man vergleiche dazu die prompte und gründliche Justiz im jüngsten Prozeß gegen den Redakteur eines Berliner Sensationsblattes wegen Beleidigung des General-Intendanten Grafen v. Hülsen-Häseler. Damit ist jeder unlauteren Ausschlachtung des Falles von vornherein der Boden entzogen. Anm. d. Red.

Schutz des „Rockes des Königs", — als ob die Zaberner überhaupt etwas gegen die Uniform hätten und nicht vielmehr gegen einzelne Persönlichkeiten, die den Rock des Königs durch Roheiten oder Gewalttätigkeiten entehren! Seine Selbstberichtigung brachte den Kanzler um den letzten Eindruck, als er auf einen Zwischenruf seine volle Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister erklärte, obschon doch der Kriegsminister noch schärfer für die militärische Partei eingetreten war, was ja ihm als Chef der Militärverwaltung noch eher verziehen werden kann als dem Chef der angeblichen „Hauptregierung", die auch für die Zivilverwaltung und für das Volk Verständnis und Interesse haben muß.

Am Schlusse dieser zweiten Rede brachte der Reichskanzler auch noch die Versicherung, daß er die bisherige Politik des Friedens und der Versöhnung, die mit Erlaß der elsaß-lothringischen Verfassung begründet sei, unentwegt fortführen werde. Er prägte dabei sogar das sehr schöne Wort, das Flügel verdient: „Wir können in Elsaß-Lothringen nicht vorwärts kommen, wenn wir nicht ablassen von dem ganz fruchtlosen Bestreben, aus dem süddeutschen Reichsländer einen norddeutschen Preußen zu machen."

Angesichts dieses Goldkorns und anderer beschwichtigender Mitteilungen in der Donnerstagrede drängte sich immer wieder der Ruf auf die Zunge: Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, — am Mittwoch, als man noch Vertrauen zu Ihnen hatte! Jetzt war es zu spät. Nicht etwa wegen der „leidenschaftlichen Erregung", von der die Offiziösen sprechen, sondern weil die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien am Mittwoch zu der Erkenntnis gekommen war: Der Reichskanzler hat sich gebeugt unter das Joch der militärischen Kraft- und Kampfpartei, er weiß nicht mehr, was er will, und kann nicht mehr, was er sollte.

Das Schwanken und Wanken der Bethmannschen Beredtsamkeit ist ein Rätsel, dessen Lösung noch nicht ganz gelungen ist. Einige meinen, er sei zwischen Montag und Mittwoch von dem aus Donaueschingen heimgekehrten Kriegsminister auf die militaristische Seite hinübergezogen worden, habe dann aber aus den Reichstagsverhandlungen erkannt, daß er doch der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes zu wenig Rechnung getragen habe, und sei nun am Donnerstag bemüht gewesen, wenigstens die nationalliberale Partei wieder an sich heranzuziehen. Es gibt aber auch sehr scharfsinnige Gedankenleser, die zu Ehren des Herrn v. Bethmann behaupten, seine militaristische Mittwochrede sei ein taktischer Zug gewesen, um sich gegenüber den hochmögenden Militärs den nötigen Einfluß zu sichern behufs Durchsetzung seiner Vermittlungsvorschläge.

Nun ist zum Schlusse der Woche ein halbamtlicher Artikel in der „Nordd. Allg. Ztg." erschienen, den man als „dritte Rede des Reichskanzlers" bezeichnet hat. Die dritte Rede würde zugleich die beste gewesen sein, denn der Artikel bringt eine Darstellung der Vorgänge, die zwar nicht in allen Einzelheiten korrekt ist, aber doch manches Beruhigende hervortreten läßt, was in den parlamentarischen Ministerreden gar nicht einmal deutlich genug hervortrat. Unter anderem wird mitgeteilt, daß Leutnant v. Forstner sowie der mitschuldige Sergeant disziplinarisch mit Arreststrafen belegt worden sind. Ferner wird über die Vorgänge nach der Massenverhaftung in Zabern berichtet:

„Aus Straßburg ergehen hierüber sofort vom Statthalter und vom kommandierenden General Meldungen an den Kaiser. Als die Vorgänge in Berlin bekannt werden, erstattet der Reichskanzler alsbald dem Kaiser Bericht und verabredet mit dem Kriegsminister, daß dieser sich nach Donaueschingen begibt. Auf Vorschlag des Reichskanzlers und des Kriegsministers befiehlt Seine Majestät, daß unverzüglich aus Straßburg ein General nach Zabern entsandt wird, mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung geordneter Zustände, des gehörigen Kontakts mit den Zivilbehörden und des guten Einvernehmens mit der Bevölkerung zu sorgen. Gleichzeitig ergehen vom Kaiser Befehle an den Statthalter und den kommandierenden General, daß sie für das Handinhandgehen der Zivil- und Militärbehörden zu sorgen hätten. Dem kommandierenden General gibt Seine Majestät auf, darüber zu wachen, daß das Militär unbedingt innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibe. Der Kaiser verlangt ferner von dem nach Zabern entsandten General genauen Bericht unter Vorbehalt seiner weiteren Entscheidungen. Der Statthalter entsendet zur Aufklärung des Sachverhalts einen Beamten des Ministeriums nach Zabern. Die erforderlichen Untersuchungen werden von den Zivil- und Militärbehörden vorgenommen."

Das macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die zurückhaltenden, unklaren und im polemischen Rankenwerk versteckten Mitteilungen in den Ministerreden!

In Zabern war durch Fehlgriffe und Versäumnisse viel verdorben worden; in Berlin aber auch, und zwar hauptsächlich zum eigenen Schaden des Reichskanzlers. Wenn er etwas früher nach Donaueschingen gefahren wäre, oder auch nur den Entschluß des Kaisers etwas früher in der parlamentarischen Debatte verwertet hätte, so würde der friedliche Ausgang der Sache auch ihm Ehre und Stärkung gebracht haben. So aber trägt er in dem Verluste an Ansehen und Vertrauen die Hauptkosten des „Krieges".

* * *

Der Reichstag hat gut abgeschnitten. Wie schon gesagt, nicht wegen der sozialdemokratischen Kraftleistungen, sondern trotz derselben. Die bürgerlichen Parteien haben in ihrer großen Mehrheit ihre Einsicht und Entschlossenheit so durchschlagend bekundet, wie selten zuvor. Die neue Einrichtung, daß zum Schlusse der Interpellationsverhandlungen darüber abgestimmt werden kann, ob die ministerielle Antwort den Anschauungen des Reichstages entspricht oder nicht, hat sich diesmal vortrefflich bewährt. Sonst hätte man allenfalls noch sagen können: „Da haben zwar einige Redner kräftig gewettert, aber innerhalb der Fraktionen sitzen doch viel ruhigere Leute." Jetzt liegt aber der Zahlenbeweis vor, daß im ganzen Reichstag nur 54 Abgeordnete mit der Bethmannschen Beredtsamkeit zufrieden waren, dagegen 293 die Haltung des Reichskanzlers nicht billigten. Wenn man die Sozialdemokraten abzieht, so bleibt immer noch eine qualifizierte bürgerliche Mehrheit von mehr als zwei Dritteln, fast drei Vierteln, zur Verurteilung der Bethmannschen Staatsweisheit übrig.

Man hat den Reichstagsbeschluß zu diskreditieren gesucht, indem man sagt, das „Mißtrauensvotum" ziele auf Ministerstürzerei ab und bleibe erfolglos, ja es stärke sogar die Stellung des angegriffenen Ministers. In Wirklichkeit erklärt der Reichstag nur, daß er anderer Ansicht ist als der Minister. Was aus dieser Meinungsäußerung folgt, das überläßt der Reichstag der „Logik der Tatsachen". Er macht den anderen verfassungsmäßigen Instanzen keine Vorschriften, sondern er tut ihnen nur kund, wie er über die ministerielle Aktion denkt. Das ist eine Tatsache, die mit ins Gewicht fällt. Um so mehr, wenn der Widerspruch von einer so gewaltigen Mehrheit der Volksvertretung erhoben wird und im Volke zweifellos sein Echo findet.

Es handelt sich nicht um eine Person, sondern um die Sache. An Herrn v. Bethmann hat uns verschiedenes nicht gefallen, manches aber wohlgefallen. Jetzt ist er unzulänglich erfunden worden. Vermag er die Scharte auszuwetzen und einen erneuten Befähigungsnachweis zu erbringen, so wird er auch wieder einen Billigungsbeschluß des Reichstags gewinnen können. Aber schwer wird es ihm werden, das alte Prestige zurückzugewinnen.

Das ist eben eine cura posterior. Die Hauptsache ist, daß der innere Friede so schnell als möglich vollkommen wiederhergestellt wird.

Der Reichstag darf sich besonders darüber freuen, daß er dazu beigetragen hat, die Verärgerung und Entfremdung der elsaß-lothringischen Bevölkerung zu verhüten. Die Eingeborenen des Reichslandes sehen, daß nicht bloß die eingewanderte Bevölkerung, sondern auch ganz Altdeutschland bis auf wenige Befangene in brüderlicher Solidarität ihnen zur Seite steht in der Abwehr von Rohheit und Gewalt. Wenn die moralische Eroberung Schaden gelitten hat, so ist doch bereits eine moralische Rückeroberung eingeleitet worden: durch die Haltung des Reichstages und die Entscheidung des Kaisers.

Winter.

Weisse Wolle webt der Winter,
Wald und Wiese einzukleiden,
die der Herbst in Silberseiden
eingesponnen. Und so spinnt er
unverdrossen Wams und Jacken,
kleidet stürmisch alles Grüne,
zaubernd eine Märchenbühne
aus den morschen Holzbaracken.

Und ich schritt am grünen Morgen
aus auf herbstlich blüh'nden Wegen.
Da begann der Sturm zu fegen,
Winters Herberg' zu besorgen.
Abends musst' ich wiederkehren
und ich fand mein Haus beladen
von des strengen Winters Gnaden —
Tät mich nicht besonders ehren.

Wollig weich die Winterwonne,
Erde mit dem weissen Vliesse,
leichenblass ist Wald und Wiese,
strahlenmüd die ferne Sonne,
Sternchen, wohl die Milliarden
an der Brust der Mutter Erde.
Bis es wieder Frühling werde,
muss sogar die Sonne warten.

S. Wieser.

Ratten im Kaiserschiff.

Von Dr. Jul. Versen.

In Deutschland verboten! — Sensationell! — In Budapest ist erschienen: Die Süßen. Ein Berliner Roman von Karl Friedrich von Linden. . . . Unter dem Pseudonym von Linden schildert hier ein hervorragender Berliner Schriftsteller die sensationellen Ereignisse in Berlin seit Krupps Tode bis zu den Prozessen Moltke-Harden-Eulenburg in wirklich interessanter und spannender Weise. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei nur erwähnt: Der Mord im Tiergarten. — Ball beim Reichskanzler. — Jus primae noctis. — Die Kneipe der Homosexuellen. — Das Laster der Reichen. — Im Offizierkasino. — Korso im Tiergarten. — Ein Totenfest der Homosexuellen. — Der Volkstribun. — Berliner Hofgesellschaft. — Die Lindenberger Tafelrunde. — Die anonymen Briefe. — Der Kaiser und sein Kanzler. — Der Großindustrielle und sein Erpresser.

Für das Uebersetzungsrecht dieses sensationellen Buches in die französische Sprache wurden dem Autor von dem Pariser Blatt „Le Journal" 7000 Franken gezahlt; diese Tatsache und das in Deutschland erfolgte Verbot sprechen genügend für das große Interesse, welches der Roman erweckt." . . .

Also lautet der Waschzettel für diesen skandalösen Roman, und ich habe ihn mir, da ich Kulturhistoriker bin, auch gekauft und gelesen. Aber obwohl mein Magen zur Genüge abgehärtet ist, stieg mir bei dieser Lektüre der Ekel doch oft bis zum Halse empor.

Wer mag wohl das Subjekt sein, daß sich dazu hergibt, aus einer der bedauerlichsten Affären der neueren Preußengeschichte literarisches Kapital zu schlagen und gar noch sein Geistesprodukt an ein Boulevardblatt zu verkaufen, damit es in die Lage versetzt werde, den so moralischen Parisern die Meinung beizubringen, daß Berliner Hof- und Offizierkreise völlig verkommen seien?

Zu dem Harden-Moltke-Eulenburg-Prozeß ist von der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit alles Nötige gesagt worden. Wir kommen hier wahrlich nicht darauf zurück, um den alten Schmutz noch einmal aufzurühren. Aber was der jetzt noch für Kreise zieht, ersieht man aus dem Roman „Die Süßen". Dieser Roman kann um so größeres Unheil anrichten, als er mit einer geradezu diabolischen Raffiniertheit geschrieben ist. Und er wird deshalb auch unfehlbar Unheil genug anrichten, zumal er, wie wir hören, nun auch noch in die englisch geschriebene Presse übergehen soll. Wie hätte auch die Jingo-Presse diesseits und jenseits des großen Teichs einen solchen Schmalzhappen sich entgehen lassen sollen! Er paßt ja so vorzüglich für die internationale Hetzpresse, deren Endzweck darin besteht, Preußen auch noch moralisch in den Schmutz zu treten, nachdem man es politisch überwunden zu haben glaubt.

Der Roman legt uns aber noch einmal die Frage nahe, ob solche moralische Niederlagen wie die Eulenburgaffäre und ähnliche nicht hätten vermieden werden können. Wir müssen leider antworten: Ja! Aber dazu wäre nötig, daß sich in der Umgebung des Kaisers Männer fänden, die ohne Scheu vor eigenem Nachteil einzig und allein mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches und die Unversehrtheit des monarchischen Ansehens dem Kaiser die Wahrheit sagten und jede Eiterbeule der Korruption im Entstehen vertilgten! Dazu wäre ferner nötig, daß man mit aller Schärfe nach dem Grundsatz handelt: „Justitia est fundamentum regnorum." Je höher der betreffende Sünder steht, desto schärfer müßte er angepackt werden, sonst untergräbt man das Rechtsgefühl des Volkes und die Achtung vor der Ehrenhaftigkeit leitender Kreise.[1])

„Phili schießt Fasanen in Liebenberg", so liest man immer wieder in der sozialdemokratischen Presse, die natürlich aus jedem moralischen Debacle in der Nähe von Fürstenthronen mit grinsendem Behagen für ihre Umsturzbestrebungen Kapital schlägt.

Wir brauchen Männer auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes, die es nicht bloß den rechten Kurs führen, sondern auch von allem Ungeziefer frei halten, das die Planken zernagt, aus denen es gefügt ist. Wir können und wollen nicht zugeben, daß das zutrifft, was Fred R. Minuth im Septemberheft der deutsch-amerikanischen Monatsschrift „Der Kulturträger" aussprach: „Das Leben Kaiser Wilhelms II. ist eine Tragödie. Das ist bisher nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Und gerade diejenigen, die der Monarch in der höchsten Weise auszeichnete als seine Berater und Freunde, haben ihn in der schnödesten Weise verraten."

Eine katholische Bibelgesellschaft.

Von P. Wolf, Sittard.

„Docete omnes gentes."

In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 269) schilderte unter dem Titel „The Bible in the World, zeitgemäße Bemerkungen über protestantische Missionstätigkeit" Dr. F. Stummer aus Würzburg, gestützt auf genaue statistische Angaben, wie ein gewaltiger Strom von Erzeugnissen der Britischen Bibelgesellschaft den Erdkreis überflutet, und wie mächtige Seitenarme dieses Stromes mit Vorliebe ihre Fluten über katholische Gebiete ergießen. (Im Berichtsjahre 1911/12 wurden in Deutschland 369 362 Exemplare abgesetzt, davon fast ein Drittel in rein oder überwiegend katholischen Gegenden.) Seine Klage, daß wir nichts haben, jedenfalls in unseren Landen nicht, das geeignet wäre, dieser Hochflut einen Damm entgegenzusetzen, ist wohl berechtigt. Wir haben keine Bibelgesellschaft, nicht einmal eine genügend billige Bibelausgabe für das Volk, welche mit den protestantischen Büchern einigermaßen konkurrieren könnte. Und doch ist dieses eine dringende Notwendigkeit. Unserem katholischen Volke soll ja keineswegs das geschriebene Wort Gottes vorenthalten werden. Aber was wird das Volk denken, wenn es nur von Protestanten billige Bibeln kaufen kann, oder wenn nur Protestanten ihre Bibeln ins Haus bringen, und was wird daraus folgen?

Was nun aber anfangen? — Die beste Antwort auf diese Frage wäre wohl, eine katholische Bibelgesellschaft zu gründen. Wäre unser Volk einmal hinreichend mit Büchern versorgt, so würde dem fremden Strome von selbst der Weg abgeschnitten.

Nun aber ist eine Bibelgesellschaft, speziell eine wie die Britische, ein Riesenapparat. Ein Heer von Beamten, Mitarbeitern und Vertretern muß ihr zu Gebote stehen, eine weitverzweigte und wohlorganisierte Kolportage den Strom in Fluß erhalten, der nervus rerum in reichlichstem Maße von potenten Kapitalisten und hochherzigen Gönnern zur Verfügung gestellt werden. Also keine Kleinigkeit, besonders für Katholiken, die

[1]) Man vergleiche dazu die prompte und gründliche Justiz im jüngsten Prozeß gegen den Redakteur eines Berliner Sensationsblattes wegen Beleidigung des General-Intendanten Grafen v. Hülsen-Häseler. Damit ist jeder unlauteren Ausschlachtung des Falles von vornherein der Boden entzogen. Anm. d. Red.

ja im allgemeinen von Frau Fortuna weniger begünstigt sind als andere. Dazu kommt, daß eine den weisen Vorschriften der katholischen Kirche entsprechende Ausgabe für das Volk größere Redaktions- und Herstellungskosten verursacht, als andere Bibelausgaben. Und trotzdem müßte eine katholische Bibelgesellschaft in Deutschland erstehen. Es ist dies, nach meiner Meinung, eine Forderung der Zeit. Das Wohl des katholischen Volkes und die Ehre der Kirche erheischen es.

Dürfte ich vielleicht einige Gedanken, welche Aussicht auf eine Lösung der Schwierigkeiten bieten könnten, den Sachverständigen zur Erwägung unterbreiten?

Die Katholiken Deutschlands mit ihrer schier unerschöpflichen Opferwilligkeit geben Millionen für Missionszwecke. Eine Reihe von Missionshäusern im In- und Auslande (wir rechnen dazu auch solche Häuser, Kongregationen und Orden, welche zwar nicht eigens zu Missionszwecken gegründet wurden, aber doch Heidenmissionen unterhalten) werden von diesem Goldregen befruchtet. Könnten nicht vielleicht diese Missionshäuser, als Entgelt für den reichen Segen, das katholische Volk mit einer Bibelgesellschaft beglücken? Die Vorsteher der Missionsorden haben alle Elemente unter der Hand, welche erforderlich wären, um eine katholische Bibelgesellschaft zur Blüte zu bringen. Da gibt's sachverständige Theologen und Fachleute; da gibt's Sprachkundige in fast allen Hauptmundarten des Erdkreises, denn es findet sich fast kein Flecken Erde, zu dem deutsche Missionare noch nicht vorgedrungen sind; da gibt's eigene Druckereien und Buchbindereien mit dem ganzen Kunst- und Handwerksapparat, der dazu gehört; da gibt's Leute, die sehr billige Arbeit leisten können, da sie von den Katholiken zu Missionszwecken unterstützt werden, und die Arbeit für eine Bibelgesellschaft würde doch wohl aus dem Rahmen der Missionsarbeiten nicht herausfallen; da gibt's eine sehr ausgedehnte Presse (zu vielen Hunderttausenden gehen Missionsblätter, Kalender, Erbauungsschriften usw. in die deutschen Lande und ins Ausland), welche einen vorzüglichen Reklameapparat darstellen würden; da gibt's eine weitgehende und gut organisierte Kolportage, welche auch als Vehikel für die Produkte einer katholischen Bibelgesellschaft dienen könnte.

Wie wäre es, wenn sich ein Konsortium von Männern zusammenfinden würde (vielleicht bei Gelegenheit einer Katholikenversammlung oder eines Kongresses), zusammengesetzt aus Mitgliedern der verschiedensten Missionsgesellschaften, aus volkskundigen und erfahrenen Herren des Säkularklerus und aus einflußreichen katholischen Laien? Es ließe sich so vielleicht mit verhältnismäßig geringer Mühe ein brauchbarer Feldzugsplan entwerfen und ein tüchtiger Generalstab zusammenbringen, um ihn auszuführen.

Wie lange noch sollen wir es stillschweigend und nichtstuend hinnehmen, daß die Britische und ausländische Bibelgesellschaft unserer heiligen Kirche den Vorwurf ins Gesicht schleudere: „The Roman Church, as a rule, clings to its inveterate opposition to the free and open Bible!" (Die römische Kirche hält, als Regel, fest an ihrem unerschütterlichen Widerstande gegen die freie und offene Bibel.) (Summery of report, 1913)?

Der Vorwurf ist ja im Grunde ganz unberechtigt und beruht entweder auf Unkenntnis in Sachen der katholischen Kirche, oder auf absichtlicher, tendenziöser Entstellung der Tatsachen; doch gibt ihm die Sachlage, oberflächlich betrachtet, den Schein der Berechtigung, und er wird nicht verfehlen, auf manche kurzsichtige Leute Eindruck zu machen und seinen schlechten Einfluß auszuüben. Aber auch dieser Schein muß ihm genommen, jeder Vorwand zu solcher Anschuldigung muß der Britischen Bibelgesellschaft unmöglich gemacht werden. Auf! — Deutsche, vor die Front!

Wieder ein Tag.

Wieder ein Tag, der in nichts zerstiebt. —
Wieder ein Tag für deinen Fleiss!
Nütze ihn freudigen Mutes, wer weiss,
ob er dir nicht eine Freude gibt,
die dann bei dir — ein später Gast —
schüchtern am Abend noch Einlass begehrt,
den ihm ein and'rer trotzig verwehrt,
weil er den Tag geschultert als Last.

Mathilde Fritsch.

Von der bayerischen Politik.

Von M. Geßner, München.

In der Abgeordnetenkammer ist die Generaldebatte zum Etat zu Ende gegangen. Noch zwei Momente wären daraus zu erwähnen. Kultusminister Dr. v. Knilling hat seine ersten Auslassungen über den freireligiösen Unterricht noch in bemerkenswerter Weise ergänzt. Er gibt zu, daß die, übrigens vor seinem Amtsantritt und auf Grund einer Verordnung vom Jahre 1905 erfolgte Genehmigung dieses Unterrichts zu dem Mißverständnis führen könne, als handle es sich da um eine staatliche Anerkennung und förmliche Billigung, so wenig eine solche auch bei Erlaß jener Verordnung beabsichtigt war. Schließlich teilte der Minister mit, daß er sich demnächst nun auch selbst instanziell mit der Angelegenheit werde zu befassen haben und daß dann unter Beiziehung von Gutachten eine allseitige Nachprüfung der ganzen Frage erfolgen solle. Wir können nur wünschen, daß das Ergebnis dem Grundsatz entsprechen werde, daß unser ganzes Erziehungswesen auf christlicher Grundlage aufgebaut sein und bleiben soll, und daß das Mißverständnis, als werde auch eine gegenteilige Grundlage staatlich anerkannt, nicht noch weiterhin Nahrung finde.

Nicht mehr zur eigentlichen Generaldebatte gehört eine Auseinandersetzung zwischen dem liberalen Abg. Dr. Dirr und dem Zentrumsabgeordneten Dr. Pichler über „Ultramontanismus" und „religiösen Katholizismus", aber sie war doch noch ein Ausläufer dieser Debatte. Beim Titel Ministergehalt hatte Dr. Dirr nach nicht mehr ganz neuer Methode unter Berufung auf katholische Einspänner und Verärgerte ein möglichst abstoßendes Bild vom „Ultramontanismus" entworfen und diesem den allein echten „religiösen Katholizismus", von dem die Liberalen so gerne reden, ohne ihn näher zu schildern und zu definieren, gegenübergestellt. Dr. Pichler zerstörte diese künstlichen Konstruktionen leicht und gründlich. Er zeigte, daß es den „Ultramontanismus", den gewisse Leute immer als Schreckgespenst hinstellen, nicht gibt, untersuchte dann die liberale Phrase vom „religiösen Katholizismus" und bemerkte, der eigentliche religiöse Katholizismus müßte doch wohl in dem treuen und entschiedenen Festhalten an den katholischen Lehren und Grundsätzen und im Gehorsam gegenüber den von Gott gesetzten kirchlichen Autoritäten seinen Ausdruck finden. Aber gerade davon wolle der Liberalismus nichts wissen und stehe in allen Fragen des öffentlichen Lebens in bewußtem Gegensatz zu den genannten Autoritäten. Diese Art von Katholizismus sei der Katholizismus derer, die zur Krausgesellschaft gehören oder ihr nahestehen. Dr. Dirr lehnte die Definition des religiösen Katholizismus durch Dr. Pichler rundweg ab, worauf dieser prompt erwiderte, daß das eben die Definition sei, die von den berufenen Autoritäten als richtig anerkannt sei. Wenn jetzt die Krausgesellschaft sich in einer langen Erklärung in — liberalen Blättern zu wehren sucht und beispielsweise Freiherrn v. Hertling die Berechtigung abspricht, im Namen des Katholizismus zu reden, so wird das auf niemanden einen Eindruck machen.

Im allgemeinen waren die verflossenen Debatten ruhiger, als man fast hätte erwarten können. Das mag zum Teil daher kommen, daß der Liberalismus durch die Vorstandskrisis — Dr. Casselmann hat auf Grund der liebenswürdigen Behandlung, die er wegen seiner Zustimmung zur Erhöhung der Zivilliste erfahren mußte, den Vorsitz niedergelegt — in seiner „Stoßkraft" beeinträchtigt war. Dr. Casselmann hat in Bayreuth ausdrücklich erklärt, in die Verhandlungen über die Zivilliste seien „aus gewissen Gründen" von „gewissen Herren" der Fraktionsmehrheit politische Motive hineingetragen worden. Die gewissen Gründe bestehen zum Teil in der Abneigung gegen das Ministerium, zum Teil in radikalen Einflüssen aus der liberalen Wählerschaft, zu einem andern Teil aber wohl auch in Drohungen seitens der Sozialdemokratie. Diese Partei hat in einer Reihe von Versammlungen in Oberfranken eine gegen die liberalen Abgeordneten, die für die Zivilliste stimmten, gerichtete Resolution angenommen, die die bewußten Abgeordneten beschuldigt, gegen die Voraussetzungen verstoßen zu haben, auf Grund deren sie als Kompromißkandidaten gewählt wurden, und sie schließlich auffordert, ihre Mandate niederzulegen. Daraus ergibt sich für jeden, was von dem nur „taktischen" Rotblock, wenigstens nach sozialdemokratischer Auffassung, zu halten ist. Wie die liberale Vorstandskrisis ausgehen wird, ist noch nicht abzusehen. Es regnet Erklärungen zwischen rechts und links, aber die Zeit, die sich die Fraktion zur Entscheidung nimmt, sieht nicht danach aus, als wenn es sich da nur um eine Meinungs-

verschiedenheit in einem einzelnen Falle handelte. Es scheinen Führerschaftsstreitigkeiten mitzuspielen und etwa wohl auch der Streit über die Tragweite des Rotblocks. Jedenfalls geht es um mehr als nur eine Vorstandskrisis, wahrscheinlich um eine Entscheidung zwischen rechts und links im Liberalismus überhaupt.

* * *

Von anderer geschätzter Seite wird uns noch geschrieben: Die entschiedene Erklärung Freiherrn von Hertlings (vergl. „A. R." Nr. 49), daß der konfessionslose Moralunterricht nicht geduldet werden könne, wenn sich herausstellen sollte, daß er den Glauben an Gott und Jenseits zerstöre, hat in den Freidenkerkreisen eine niederschmetternde Wirkung ausgeübt. In ihrer Unfähigkeit, den logischen Gedankengängen des Ministerpräsidenten irgend etwas Stichhaltiges entgegenzusetzen, verstieg sich das Münchener Sprachrohr des Freidenkertums, die „Münch. Neuest. Nachr." (Nr. 615), zu einem Angriff auf die katholische Moral, der wohl das stärkste darstellt, was jemals in dieser Beziehung geleistet worden ist, indem sie wörtlich schrieben:

„. . . Darüber besteht wohl kein Zweifel, daß im Laufe der Geschichte die katholische Moral verderblichen Einfluß auf ganze Völker übte und sie, statt sittlich zu heben, oft an den Rand des Abgrunds brachte."

Der Herr Erzbischof von München-Freising Dr. von Bettinger spricht aus dem Herzen der ganzen katholischen Christenheit, wenn er im letzten Amtsblatt für die Erzdiözese München und Freising (Nr. 32) öffentlich erklärt:

„Gegen eine solch unerhörte Beschimpfung der katholischen Sittenlehre erhebe ich hiermit feierlichst und nachdrücklichst Protest."

Nunmehr kommen die „M. N. N." (Nr. 627) mit der Ausflucht, mit dem Wort Moral sei nicht die Sittenlehre, sondern die sittliche Betätigung gemeint. Sie wollen die Zentrumspresse wegen ihres „Vorstoßes" gegen die „M. N. N." und der Veröffentlichung des erzbischöflichen Erlasses vor dem Strafrichter zur Verantwortung ziehen. Dem kann die Zentrumspresse mit Ruhe entgegensehen.

Zabern — militärpolitisch.

Von Friedrich Koch-Breuberg, Major a. D.

Es ist noch nicht lange her, daß ich mich in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 24 vom 14. 6. 13) über die Idee einer Teilung der Reichslande zwischen Baden, Bayern und Preußen geäußert habe. Die guten Ideen werden immer zu Utopien. Aber man wird mir beipflichten, daß Zabern im Königreiche Baden nie zu der augenblicklichen — traurigen Berühmtheit gelangt wäre.

Das Schloß des Kardinals Rohan ist jetzt K. Pr. Kaserne und in ihr sprach ein junger Leutnant nicht allenfalls über das Halsband Maria Antoinettens — er befaßte sich vielmehr mit Völkerkunde. Was reden junge Leutnants in bester Absicht nicht manchmal im Unterricht daher. Wenn sie sich nicht gerade über den heimatlichen Abgeordneten eines ihrer pflichtschuldigen Zuhörer äußern, frägt keine zivilistische Katze darnach. Besitzt so ein junger Herr Phantasie oder gar literarische Kenntnisse, so daß er Goethes Götz von Berlichingen in Hinsicht auf benachbarte Staaten einflicht, geht die Welt auch noch nicht unter. Also — tant de bruit pour une omelette!

Und doch — gerade Goethe meint: Eines schickt sich nicht für alle. Es ist ein kolossaler Unterschied, ob man Rekrutenunterricht in Niederbayern, in Hessen, im Ruhrgebiet, in Polen, Ostpreußen oder — gar in Zabern zu erteilen hat.

Paul Schwerdt hat in seiner Broschüre „Offizier und Sozialdemokrat" einst die Ansicht ausgesprochen, daß der Regimentskommandeur die Erziehung seiner Offiziere zu überwachen habe. Damit wäre er „der Verantwortliche". Nach Paul Schwerdt wäre im Falle Zabern aber der Oberst zu verabschieden und der Leutnant zu versetzen gewesen.

Nun hat sich leider die Affäre von Zabern zu einer recht unangenehmen Geschichte ausgewachsen. Man könnte das Vorgehen der Militärgewalt verstehen, wenn freche Insulten, wenn Drohungen vorgelegen wären. Daraus könnte man allenfalls Milderungsgründe für Vorkommnisse, die dem Gesetze widersprechen, konstruieren. 1848 setzte sich der bayerische Leutnant Freiherr von F. mit brennender Pfeife auf ein offenes Pulverfaß und rief den Pflichtvergessenen zu: So jetzt revoltiert!

Ja — man kann alles, was Sinn hat, was Mut beweist, aber es muß die Sache des Königs fördern. In Oesterreich mehren sich die Fälle der schlaglustigen Offiziere erschrecklich. In neuester Zeit sogar bei eingerostetem Säbel. Alle diese Dinge, die dem Offizierskorps eine unberechtigte Sonderstellung wahren wollen, schaden dem König. Der Offizier muß den alten Grundsätzen des Königtums von Gottes Gnaden treu bleiben, darf aber in der modernen Außenwelt nichts mehr sagen oder tun, was nicht mit den Gesetzen vereinbar ist. Vor fünfzig Jahren durfte man viel, denn das Volk lachte mit uns. Die Zeiten sind aber leider vorbei und jeder Leutnant müßte durch die Anordnungen des Obersten so dressiert sein, daß er durch seinen vielleicht berechtigten Uebermut der Sache des Königs nie schaden kann und wird. Auf diese Weise allein müßte eine berechtigte Sonderehre zurückgewonnen werden. Dann dürfen die Leutnants wieder viel im Unterrichte sagen, ohne fürchten zu müssen, daß die volkserziehende Presse die Feder spitzt. Ich glaube, daß in Hinsicht auf das ganze Deutsche Reich das von mir Erörterte anwendbar ist. Nun aber in den Reichslanden? Sind sie ein Bestandteil des Reiches geworden, dessen Bevölkerung unsere Sitten und Gesetze gelten läßt?

Die Gesetze durch die Gewalt — die Sitten nimmer mehr. Gerade wie in Polen ergeht es in den Reichslanden. Das Germanisieren ist nicht so leicht. Lange brauchte Oesterreich dazu und im geeigneten Moment hatte es seinen Beust. Die Sänger, die da vom „Belt bis an die Alpen" kreischen, legen sich allzu leicht auf die politischen Nerven. Was man nun einmal hat, gehört einem ja, aber man braucht ihm doch nicht die Gedanken zu verbieten. Das Deutsche Reich geht in Trümmer, wenn es sich ausgelebt haben wird, und um keine Sekunde früher. Kein Pole, kein Elsässer, kein Welfe vermag es zu schädigen. Es ist in der aufsteigenden Kurve und ein Verbrechen begehen nur die, die die Kurve krümmen wollen, um bei ihren Biermanieren noch lauter plärren zu können. Alle Staaten, die jetzt zu Deutschland gehören, sollen arbeiten und das tun sie. Ob es polnisch oder elsässisch geschieht, ist einerlei. Eine Preußenherrlichkeit verschafft dem Reiche nicht den geringsten Vorteil.

Zu was sie also in den Reichslanden dokumentieren wollen? Wenn ein Esel in Berlin über München witzelt, schadet das doch dem Reiche nicht. Und die Zeit der Reichsfeinde ist vorbei. Nur von dem Gesichtspunkte aus können wir germanisieren — d. h. die dem Reiche gehörigen fremdartigen Elemente für das Reich gewinnen. Hat nun je einer dafür plädiert, daß er die wirklichen Preußen ins Angenehmdeutsche umwandle? Es ist einfach lächerlich — im Reichstage pfuschen die Sozialdemokraten, die Müller und Sonstigen in die heiligen Rechte des Kriegsherrn, keine Katze rührt sich, ja man sucht nach Renommierbürgerlichen für die Garde, läßt sich Unglaubliches bieten und — wenn ein Wackes ein wenig Straßenlärm macht, haut man mit dem Schwert darein! O Volk der Denker!

Obige Zeilen wurden vor den Ereignissen im Deutschen Reichstage niedergeschrieben. Es ist tief bedauerlich, daß man es so weit kommen ließ. Hat nicht das Ausland jedes Wort mit Wonne registriert? Stand nicht die Gefahr nahe, daß man den Repräsentanten unseres Reiches wie vor einigen Jahren in die Debatte zog? Wir leben mitten im Frieden, es handelt sich um eine Angelegenheit in den Reichslanden, die ganz besonders behandelt werden müssen, also durfte der Schutz der Militärgewalt nicht in einer das ganze Reich aufregenden Weise durchgeführt werden.

Was ist nun die Folge?

Dem Reichskanzler wurde ein Mißtrauensvotum ausgesprochen. Die Reichslande sind moralisch wieder einmal verloren und gerade die zu schützende Militärgewalt wird maßlos angegriffen, wird verhöhnt, was viel schlimmer ist. Viel steht in Frage. Die Angriffe auf das deutsche Offizierskorps werden von nun an heftiger geführt werden, die Forderung, daß es der „Majestät" des Volkes ebenso zu gehorchen habe wie der „Majestät" seines Kriegsherrn, ist ja stürmisch begehrt worden. Und das alles, weil man ein klar zutage liegendes Unrecht nicht gutmachen wollte. Jeder denkende Deutsche wird die Ungehörigkeiten, die in Zabern gegen junge Offiziere vorkamen, bedauern, aber zugeben müssen, daß sie durch eine ganz planlose und im Frieden gänzlich gesetzwidrige Gewaltäußerung hervorgerufen wurden. Eine kleine Nachgiebigkeit hätte Deutschland vor dieser unerquicklichen Geschichte bewahrt.

Verständigung!

Ein Schlußwort von Pfarrer M. Rogg, Kirchhaslach.

Die beiden Artikel, welche als Ruf nach „Verständigung“ in Nr. 33 und 34 der „Allgemeinen Rundschau“ erschienen, lösten eine lebhafte Debatte aus, die jetzt wohl zu einem gewissen Abschluß gelangt ist.

Zum Teil wurde diese Debatte in der „A. R.“ selbst geführt in den Nummern 37, 38, 39, 41, 43, 44. Die „Augsburger Postzeitung“ brachte ein ausführliches zustimmendes Referat in Nr. 383 und in Nr. 393 einen Artikel eines bayerischen Hauptlehrers, der im Prinzip seine Zustimmung aussprach, aber wegen der Gebundenheit des Bayerischen Lehrervereins in liberal-protestantische Fesseln sich wenig Erfolg versprach. Nr. 444 derselben Zeitung brachte einen Artikel „Stimmungen in der Lehrerschaft“, der auf einen ähnlichen Grundton gestimmt war, wie mein „Rundschau“-Artikel, und in Nr. 466 von einem bayerischen Volksschullehrer nach den Vorschlägen des Herrn Kaplans Kalthoff („A. R.“ Nr. 39) ergänzt bzw. dahin berichtigt wurde, daß die Lehrer auch nicht mit geistlichen Schulinspektoren im Hauptamt einverstanden wären. Nr. 440 der „A. P.“ kämpfte mit schwerem Geschütz gegen einige Angriffe auf die geistliche Schulaufsicht in dem Artikel des Volksschullehrers D. Seither („A. R.“ Nr. 38). Die „Donauzeitung“ begrüßte den Ruf nach Verständigung ebenfalls sympathisch, aber mit Rücksicht auf die realen Verhältnisse skeptisch. Der „Schwäbische Generalanzeiger“ erklärte unter ausführlicher Wiedergabe der Gedanken zur „Verständigung“ seine Zustimmung (Nr. 198). Ebenso sprach sich die „Köln. Volkszeitung“ (Nr. 734) für Tendenz und Inhalt jener Vorschläge aus. Eine ganze Reihe von Zentrumsblättern, in denen nach Angabe gewisser Lehrerzeitungen nur Gift und Galle gegen die Lehrer verspritzt wird, nahm also den Ruf nach Verständigung auf. „Der Verfasser hat soviel Entgegenkommen und Verständnis gegenüber den Lehrern geoffenbart, daß man mindestens erwarten dürfte, die „Bayerische Lehrerzeitung“ werde darauf sachlich und ernsthaft antworten“, fügte der Referent der „Köln. Volkszeitung“ bei, und die „Augsb. Postzeitung“ äußerte sich: „Wir warten auf die Antwort aus dem Bayerischen Lehrerverein.“

Diese Antwort läßt aber bis zum heutigen Tage noch auf sich warten. Steht einmal ein scharfes Wort gegen die Lehrer oder auch nur einzelne Kategorien dieses Standes in einem Zentrumsblatt, mit größter Eile reibt das die „Bayerische Lehrerzeitung“ ihren Lesern vor die Nase. Von einem Ruf nach Verständigung, selbst wenn diesen eine ganze Anzahl der bedeutendsten Zentrumsorgane erhebt, dürfen die Mitglieder des Bayerischen Lehrervereins aber nichts hören. Man kann sich ja darauf verlassen, daß wenigstens Dreiviertel auch der katholischen Lehrer kein „schwarzes“ Blatt liest — warum dann über die chinesische Mauer der liberalen Presse, durch welche die Mehrheit der Lehrer von allem „Ultramontanismus“ abgesperrt ist, einen Ruf nach „Verständigung“ hinüberlassen? Verständigung wäre im Interesse der Kirche und Schule gelegen, aber nicht im Interesse des Liberalismus. Der Liberalismus als Weltanschauung will nicht einen Lehrer, der sich mit dem Pfarrer verständigt, sondern einen Lehrer, der die Ideen des Liberalismus gegen den Pfarrer vertritt. Der politische Liberalismus will gleichfalls keinen Lehrer, der im Frieden mit dem „Zentrumspfarrer“ sich abfindet, sondern er will einen Sturmbock gegen das Zentrum auf dem Lande, und dazu scheint ihm ein gegen Klerus und Zentrum verhetzter Lehrerstand am tauglichsten. Und daß der Liberalismus im bayerischen Lehrerverein Trumpf ist, wüßte man, auch wenn dieser Verein nicht schon seit 20 Jahren von einem Manne geleitet würde, den die liberale Partei als einen ihrer Abgeordneten in den Landtag schickte. Zwar legt sich dieser im Vereinsblatt in politischer Hinsicht eine gewisse Reserve auf, desto weniger reserviert ist die „Bayer. Lehrerzeitung“ selbst. Darin liegt die größte Schwierigkeit für die sehnlichst zu wünschende Verständigung, daß der im Bayerischen Lehrerverein dominierende Liberalismus keine Verständigung will, weil er nicht gegen die eigenen Interessen handeln will. Diese Abhängigkeit des Bayerischen Lehrervereins vom Liberalismus — und zwar nicht bloß vom politischen Liberalismus — läßt auch im Klerus nicht jenes Vertrauen aufkommen, zu dem ein bayerischer Lehrer unter dem Pseudonym Daniel Seither in Nr. 38 der „Allgem. Rundschau“ aufruft. Gewiß meint er und meinen es manche ehrlich, die Vertrauen für sich beanspruchen. Die Logik der Tatsachen weist aber — leider — viel eher auf den „Generalschluß“, den ein „bayerischer Hauptlehrer“ in dem skeptischen Teil seines Artikels („Augsburger Postztg.“ Nr. 393) zieht:

„1. Der Bayerische Lehrerverein ist ein Teil des großen Deutschen Lehrervereins. 2. In diesem hat der Norden, also der Protestantismus, die Führung. 3. Wie sich dieser (der liberale Protestantismus) zu Religion, Christentum und Kirche stellt, ist allgemein bekannt. 4. Daß das Großteil der Lehrerschaft auf demselben Boden steht, ist noch weniger ein Geheimnis. 5. Aus dieser Stellung gegen den „Dogmenzwang“ und „Formelkram“ resultiert auch das Verhältnis zur Schulaufsicht und damit auch zum Priesterstand. 6. Solange sich die katholischen Lehrer, vorab in Bayern, nicht mehr auf sich selbst besinnen, d. h. also entschieden gegen die protestantische Führung auftreten oder noch besser, sich einfach von dieser lossagen, wie es die Mitglieder des katholischen Lehrerverbandes getan haben — solange ist eine Verständigung und Annäherung zwischen Geistlichkeit und Lehrerstand nicht zu hoffen. 7. Und da dies in absehbarer Zeit nicht eintreten wird, so geben wir die Hoffnung nach dieser Richtung hin einstweilen gründlich auf.“

Man mag über Punkt 4 und 5 etwas weniger pessimistisch denken, als dieser Hauptlehrer, und anerkennen, daß nicht alle, die mit ihrer Führerschaft durch dick und dünn gehen, auch innerlich mit Kirche und Dogma gebrochen haben und daß manche gerade deshalb, weil sie sich persönlich intakt fühlen, nicht glauben wollen, wohin der Wagen, an dem sie selber mitziehen, eigentlich läuft und geleitet wird. Im ganzen aber wird die Rechnung stimmen, so ungern jeder Freund von Kirche und Schule sich das eingestehen mag.

Gestaltet sich ja sogar die Verständigung mit solchen Lehrern immer schwieriger, die das Wort „katholisch“ offen an der Stirne tragen. So konnten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 24. September d. J. mit Schadenfreude berichten, wie die in Fulda erscheinende „Katholische Schulzeitung für Mitteldeutschland“ „die Forderung nach Mitaufsicht eines geistlichen Vorgesetzten entschieden“ ablehnte und das in Speyer erscheinende „Katholische Schulblatt“, das Organ des Katholischen Lehrervereins der Pfalz, in Nr. 28 ebenso kategorisch erklärte: „Wir wünschen die Ortsschulaufsicht beseitigt.“ Das war das Echo eines Artikels im Juniheft der „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft“. (Verlag Schöningh, Paderborn; Redaktion: Rektor Pötsch und Lehrer Stroh), der ebenfalls jede Ortsschulaufsicht verwarf. Wenig geistreich bemerkten die „M. N. Nachr.“ hierzu, das Zentrum halte nur an der geistlichen Schulaufsicht fest, „weil der Lehrer auch politisch hörig bleiben soll“ — als ob der Lehrer das überhaupt wäre —, und verrieten hierbei nur, wie sehr es ihnen um die politische Tätigkeit des Lehrers zu tun ist. Einzelne preußische Regierungen scheinen auch in der Praxis auf die möglichste Verdrängung der geistlichen Ortsschulaufsicht durch Poussierung des Rektorsystems hinzuarbeiten, wie die „Köln. Volksztg.“ am 13. Nov. (Nr. 978) von der Koblenzer Regierung unter Protest gegen dieses Verfahren berichtet.

Demgegenüber sind wertvoll die Ausführungen des Lehrers Joseph Zell in Nr. 43 der „A. R.“, welcher zeigt, daß diese radikalen Stimmen, die der einseitigen Ueberspannung des Standesbewußtseins und einem allzu vertrauensseligen Optimismus entspringen, doch nur vereinzelt sind und die große Mehrheit der katholisch organisierten Lehrer mit der geistlichen Ortsschulaufsicht wenigstens für das ganze Gebiet der religiös-sittlichen Erziehung einverstanden ist. Gerade die Forderung der Fachaufsicht muß ja dahin führen, auf dem religiös-sittlichen Gebiet den Geistlichen als Fachmann zur Geltung kommen zu lassen. Die moderne Betonung der Erziehungsaufgaben und die Hervorhebung, daß die erziehlichen Leistungen eines Lehrers durch Prüfungen und Visitationen nicht mit Sicherheit festgestellt werden können, spricht für Ortsschulaufsicht, welche das Schülermaterial, die Mithilfe oder Nichtmithilfe des Elternhauses zur Erziehung, die erziehliche Einwirkung des Lehrers jahraus, jahrein aus nächster Nähe beobachten und darum gerecht beurteilen kann. Wo zwei Erziehungsfaktoren zusammenwirken sollen, ist es für die erziehliche Wirkung entschieden besser, wenn nicht beide Faktoren einander koordiniert sind, sondern wenn durch ein Verhältnis der Ueberordnung des einen Teils die Einheitlichkeit der Erziehung besser garantiert ist. So ist es das naturgemäße Verhältnis in der Familie, wo Vater und Mutter zusammenwirken, jedoch so, daß der Mann das Haupt der Familie ist. Aehnlich wird es auch bei der Schulerziehung das Naturgemäße sein, daß bei der Zusammenwirkung des Geistlichen und Lehrers ein Teil dem

andern übergeordnet ist, und wohl ebenso der religiös-sittlichen Erziehung und der katholischen Auffassung vom Priesterstand naturgemäß, daß hiebei der Geistliche übergeordnet ist. Deswegen ist der Lehrer noch lange nicht der Knecht des Pfarrers — wie es jetzt manche ins Land hinausschreien, die sich gar nicht genug tun können, den eigenen Stand möglichst herabzusetzen und bloßzustellen — so wenig die Frau die Magd des Mannes ist. Sicher gewinnen jene dem Lehrerstand kein Vertrauen unter dem Klerus, welche diesem auch das Mitaufsichtsrecht in der Schule streitig machen wollen. Daß sich der Klerus dieses Aufsichtsrecht nicht als eine offizielle Gelegenheit zu kleinlicher, schikanöser Ueberwachung, nicht als Mittel zur Verhinderung der Entfaltung einer wahren katholischen Lehrerpersönlichkeit denkt, dafür bürgt doch die ganze bisherige Erfahrung der Lehrerwelt, die unter der geistlichen Schulaufsicht freier war und ist, als sie es unter der Fachaufsicht ist und sein wird. Männer werden überdies von ihren Vorgesetzten — von ihren durch die rechtmäßige Obrigkeit bestellten und ernannten Vorgesetzten — doch nicht immer nur als von „Aufpassern“ reden wollen. Die Lehrerschaft ruft nach Vertrauen, das man zu ihr haben soll, sie möge auch Vertrauen zu ihrem Klerus zeigen. Je mehr sich die Schule von der Kirche zurückzieht, desto mehr verliert sie an Ansehen in den konservativ-kirchlichen Kreisen, auf die sich die Schule doch stützen muß, die der zuverlässige Hort der Autorität und damit auch der Schulautorität sind.

Dadurch steigt das Ansehen der Schule und der Lehrer sicher nicht, wenn man, wie es bei der gelegentlich der Jubelfeier des Schwäbischen Kreislehrervereins zu Schwabmünchen veranstalteten Volksversammlung geschehen ist, deklamiert: „Wir fühlen uns rechtlos. Wir gelten nichts in unserem eigenen Hause. Andere schalten darin als Herren.“ („Bayer. Lehrerztg.“ Nr. 45, S. 707.).

Das Verhältnis zwischen Klerus und Lehrerschaft muß aber vollends vergiftet werden, wenn nun auch der Kampf um die Aufbesserung der Lehrer mit Mitteln geführt wird, wie es die „Bayerische Lehrerztg.“ bis zur letzten Nummer tut. Gewiß wird man es verstehen, wenn alle jene Lehrer verbittert sind, die eine höhere Gehaltsaufbesserung erhofften und jetzt enttäuscht wurden, namentlich jüngere Lehrer ohne Nebeneinkommen, die sich wirklich in keiner beneidenswerten finanziellen Lage befinden. Aber wie jetzt diese zum Teil begreifliche, zum Teil noch künstlich gesteigerte Erbitterung gegen den Klerus gerichtet wird, ist direkt empörend.

Bekanntlich besteht für jede Pfarr- und Schulstelle eine „Fassion“, welche offiziell als das Erträgnis der betreffenden Stelle an sich angenommen wird, zu welcher der Staat seine Zulagen bezahlt, wenn nicht die Fassion schon das für die betreffende Alters- und Rangklasse vorgesehene Gehaltsminimum erreicht. Bei der Lehreraufbesserung im Jahre 1902 wurde nun eine neue Fassion der Schulstelle vorgenommen, wobei manche Bezüge wie z. B. Holz entsprechend den höheren Preisen der Neuzeit höher berechnet werden mußten. Bei der letzten Geistlichenaufbesserung wurde keine Revision der Fassionen vorgenommen in der Erkenntnis, daß die Geistlichen im Verhältnis zu den Beamten mit gleicher Vorbildung am wenigsten aufgebessert wurden und es daher einzelnen — es trifft bei weitem nicht alle — wohl zu vergönnen sei, wenn ihnen dadurch, daß ihre Fassionen auf der alten Höhe belassen wurden, noch eine weitere Aufbesserung zukomme. Sicher hätte der Klerus es den Lehrern vergönnt, wenn man ihnen früher die gleiche Vergünstigung gelassen hätte. Und es wäre dem Klerus lieber gewesen, wenn man ihn entsprechend seiner Vorbildung aufgebessert hätte bei sofortiger Erneuerung sämtlicher Fassionen.

Unter welchem Gesichtswinkel zeigt nun aber die „Bayer. Lehrerztg.“ ihren ohnehin erregten Lesern diese keineswegs neue Sache, die doch öffentlich im Landtag und in der Presse behandelt worden war? Als eine persönliche Gewissenlosigkeit der geistlichen Pfündeinhaber zuungunsten der Lehrerschaft! Schon in den Nummern 21, 23 und 27 dieses Jahrganges wurden mit teilweise heftigen Ausfällen Beispiele aufgeführt, wie Forstrechtholzbezüge in Pfarr- und Schulfassion verschieden eingerechnet seien, obwohl man sich sagen mußte, daß ein eventueller Effekt der Artikel nur darin bestehen könne, daß die genannte Vergünstigung dem Klerus beschnitten werde, aber niemals, daß dieselbe auch der Lehrerschaft wieder zuteil werde. „Brotneid“ — hat die „Bayerische Lehrerztg.“ in einer ihrer letzten Nummern dem Klerus vorgeworfen. Ob nicht anderswo „Brotneid“ die Feder führt?

„Schreiende Ungerechtigkeiten“ ist nun ein Artikel in Nr. 45 dieses Blattes überschrieben. Da werden aus „vielen, vielen Beispielen“ 22 angeführt, in denen der Ansatz des Gemeinderechtes zuungunsten der Schulfassion gemacht sei. Unter diesen 22 Fällen sind aber 5, bei denen die Differenz zwischen Anschlag des Gemeinderechtes in Pfarr- und Schulfassion weniger als 10 ℳ beträgt, weitere 10 Fälle mit weniger als 30 ℳ, nur 2 Fälle mit über 100 ℳ und 1 weiterer Fall mit über 50 ℳ. Und doch darf man annehmen, daß zur Illustrierung der „schreienden Ungerechtigkeiten“ die krassesten Fälle aufgeführt wurden. Und so etwas muß man in der nämlichen Zeitung lesen, welche eine jährliche Aufbesserung von 250 Mark als eine Bagatelle behandelt, die gar nicht wert ist, daß man davon überhaupt als Aufbesserung spricht.

Das eigentlich Aufreizende für die Lehrer und Empörende für jeden objektiven Beurteiler der Sache liegt aber in dem Kommentar, der hierzu gegeben wird. Nach einer Anrempelung der Zentrumspresse, der „guten Presse“, die „nicht lügen darf“ und die doch die genannten Zusammenstellungen der „Bayer. Lehrerztg.“ verschweige, wird folgende Frage gestellt:

„Wie ist es zu erklären, daß sich die Inhaber der Pfarrpfründen, deren Einkünfte zum Teil aus solchen Holzbezügen, Gemeindenutzungen und sonstigen Naturalreichnissen bestehen, welche wider alle „Wahrheit“ und wider alles „Recht“ — verglichen mit den in den Schulfassionen eingesetzten Beträgen für die gleichen Naturalbezüge — in den Pfarrpfründefassionen verrechnet sind, wie kommt es, daß sich die hochwürdige Geistlichkeit, die das Wort des Evangeliums „Gerechtigkeit liebest du, Unrecht ist dir verhaßt“ dem gläubigen Volke kraft ihres Priesteramtes durch Wort und Beispiel zu erklären hat, nicht auflehnt gegen eine Bezahlung ihrer dem Staate geleisteten Dienste, die auf solcher „Unwahrheit“, auf solchem „Unrecht“ basiert? Wie kommt es, daß keiner von all den Pfründeinhabern unter den katholischen und protestantischen Geistlichen, denen in ihren Fassionen der Ster Holz zu 2 und 3 oder gar noch weniger Mark angerechnet ist, während er dem Lehrer des gleichen oder Nachbarortes zu 6 und 7 und noch mehr Mark eingesetzt ist, hergeht und sagt: „Ich bin im Vergleich mit gleich vorgebildeten Beamten nicht glänzend bezahlt und ein Ueberschuß meines Fassionseinkommens tut mir sehr gut, aber doch verbietet mir mein Gewissen, mein Stand als Verkünder des Christuswortes vom „Gottesreich und seiner Gerechtigkeit“ die durch zweierlei Maß, durch „unwahre“ und „ungerechte“ Bewertung meiner Naturalbezüge erzielten Mehreinnahmen für mich zu nehmen?“

Die Antwort auf diese Frage wäre leicht zu geben. Es wurde die Gehaltszulage nicht von einer Fassionsrevision abhängig gemacht und solange der Staat eine solche nicht vornimmt — bei Pfründen mit Holzbezug, die hauptsächlich in Betracht kommen, wurden schon verschiedentlich Revisionen vorgenommen — bezieht der Pfründeinhaber das betreffende Plus an Einkommen mit vollem Recht, so gut der Lehrer mit Recht bezieht, was er über seine Fassion hinaus einnimmt. Dieser Artikel der „Bayer. Lehrerztg.“ beweist nur, wie diese die Verständigung zwischen Klerus und Lehrerschaft versteht und betreibt. Hätte die Redaktion, wenn sie glaubte, das Zahlenmaterial zur Unterstützung der Lehrergehaltsforderungen veröffentlichen zu sollen, nicht wenigstens jede gehässige Glossierung streichen müssen, wenn es ihr nur im geringsten um Friede und Eintracht zwischen den beiden Ständen zu tun wäre? Wird nicht durch solche Brandartikel nur der Klassenhaß geschürt? — Und doch, wenn kein Friede ist und kein Friede wird, so wäscht sich die „Bayer. Lehrerztg.“ die Hände in Unschuld, denn nur die „klerikalen Machtgelüste“ und „die Presse für Wahrheit und Recht“ sind die bösen Lämmer, welche unaufhörlich das Wasser trüben. Man kennt alle zwei schon von der liberalen Presse her.

Solange im Lager des Bayerischen Lehrervereins sich so wenig Wille zu einer Verständigung zeigt, so lange wird es auch in Bayern keine Verständigung im großen und ganzen geben können. Notwendig wird es sein, daß die breiteste Oeffentlichkeit sich stets klar ist, wer ein Interesse daran hat, daß keine Verständigung werde, und welchen Schaden für Kirche und Schule und damit für das ganze Volksleben aus dem Zwist entstehen muß.

Wer Volk und Vaterland liebt, wird nach seinen Kräften und in seinen Kreisen stets bestrebt sein, zum Frieden zu wirken. Auch jener Hauptlehrer der „Augsb. Postztg.“ weist nach seinem pessimistischen „Generalschluß“ diesen Weg. „Es bleibt noch ein weites Feld privater Tätigkeit übrig. Wie ich das meine? Ganz einfach: Bemühe sich jeder Geistliche, so gut es eben gehen mag, besser zu sein, als es die bayerischen liberal-radikalen Lehrerblätter ununterbrochen hinzustellen belieben. Treten Sie dem Lehrer unter allen Umständen als Mitarbeiter und Freund entgegen, damit sich dieser sagen muß: Mit meinem

Pfarrer komme ich ganz gut aus, und zwischen Schul- und Pfarrhaus tritt allemal **Verständigung** ein.“ Das ist sicher die beste, wenn auch nicht immer leichte Lösung, soweit die **private** Tätigkeit des einzelnen Geistlichen in Betracht kommt, eine Weisung, die vom Landesverband der katholischen geistlichen Schulvorstände in Bayern seinen Mitgliedern von Anfang an unablässig ans Herz gelegt wurde.

Aber die Beziehung zwischen Kirche und Schule, Klerus und Lehrerstand wird nach wie vor auch öffentlich behandelt werden müssen. Tritt ja gerade die „Bayer. Lehrerztg.“ immer wieder dafür ein, daß die Lehrer ihre Ideen und Forderungen auch unter das Volk tragen sollten. Wenn dabei öffentlich Unrichtiges gesagt und übertriebene Forderungen gestellt werden, muß auch eine öffentliche Richtigstellung und Abwehr erfolgen. Wo Gefahren drohen, muß gewarnt werden; schlimmer als der Kampf wäre ein fauler Friede. Möge Wehr und Warnung immer in rein sachlicher Weise geschehen, so daß nicht durch die Art des Kampfes, durch unnütze Heftigkeit, durch ungerechtes Generalisieren, durch unterschiedslose Ablehnung aller Lehrerwünsche das private Friedenswerk unmöglich gemacht werde, und daß nicht Uebelwollenden Stachel in die Hand gegeben werden, mit denen sie auch jene reizen, die an sich noch guten Willens sind.

Die offizielle Stellungnahme zur **gesetzlichen Regelung** der Schulaufsichtsfrage ist Sache der **maßgebenden Instanzen**, welche die Entscheidung zu treffen haben, inwieweit hier manchen Lehrerforderungen eine gewisse innere Berechtigung innewohnt und inwieweit es möglich erscheint, denselben entgegenzukommen und einer Aenderung des bestehenden Rechtszustandes zuzustimmen. Soviel scheint mir sicher, daß der Bayerische Lehrerverein, d. h. die treibenden Elemente desselben durch kein Entgegenkommen gewonnen werden können, daß sie vielmehr jedes Entgegenkommen nur als einen Sieg des Bayerischen Lehrervereins feiern werden. Anderseits will mich der Gedanke nicht verlassen, daß eine einigermaßen befriedigende Lösung der Schulaufsichtsfrage am ehesten auf der Linie gewonnen werden könne, welche Kaplan Kalthoff andeutet in Nr. 39 der „A. R.“, indem er beim Gesamtschulbetrieb ein Dreifaches unterscheidet: Das Ideale, das Technische und das Verwaltungsmäßige. Unter dem Idealen versteht er den christlichen Geist im Gesamtunterricht und bezeichnet dieses als das Gebiet, das die Kirche nicht aufgeben kann, für das die geistliche Lokal- und Distriktsschulinspektion von der Kirche sicher nicht freiwillig preisgegeben wird. Darüber hinaus auf dem weltlich-technischen Gebiet wäre ein Raum für einen aus dem Lehrerstand selbst hervorgegangenen Distriktsoberlehrer. Auf die religiös-sittliche Erziehungstätigkeit des Lehrers und daher auch auf die Qualifikation nach dieser Hinsicht müßte bei dieser Trennung aber auch wirklich Gewicht gelegt werden, vielleicht ein größeres als bisher in manchen Fällen, in denen fast nur die Lehrtätigkeit gewürdigt wurde. Es wurde schon die Befürchtung ausgesprochen, daß es bei dieser Trennung gehen möchte, wie wenn man eine Schale vom Kerne trennt, und daß man der Kirche nur die leere Schale lasse. Das könnte geschehen, **muß** aber nicht geschehen, und dafür, daß es nicht geschieht, müßten bestimmte Garantien bei der Neuregelung gegeben werden.

Die Trennung der beiden Gebiete ist nicht leicht, scheint mir aber für die Dauer eher durchführbar als die Beibehaltung des jetzigen Zustandes und scheint mir eine Verständigung zwischen den beiden Ständen zu erleichtern, wenigstens die private, und damit einen guten Einfluß auf die Schule auszuüben; denn so wichtig die Frage ist, in wessen Händen die Schulaufsicht liegt, so ist doch sicher wahr und beherzigenswert, was der erste Vorstand des Katholischen Lehrervereins in Bayern bei der diesjährigen Generalversammlung des Vereins in Donauwörth aussprach, daß „**letzten Endes der Lehrer der Geist der Schule** ist.“

Bisher wurde noch von keiner Seite dementiert, was Waisenhausdirektor Mauel-Köln bei der Schulversammlung des letzten Katholikentages zu Metz unter lebhaftem Beifall gesprochen hat:

„Nicht wenige Lehrer stehen unserer Organisation ablehnend gegenüber wegen unserer Haltung in der Frage der Beteiligung der Lehrer an der Schulaufsicht. Diese Beteiligung ist eine gerechte Standesforderung der Lehrerschaft und durchaus mit dem, was wir für die Kirche fordern, zu vereinbaren. Es ist sehr wohl möglich, der Kirche in der Schulaufsicht gerecht zu werden und auch die Standesforderung der Lehrer zu befriedigen. Das Aufsichtsrecht der Kirche ist eine unveräußerliche Forderung, aber über die Form, in der es festgesetzt wird, läßt sich reden, und es lassen sich Formen finden, innerhalb deren auch der Lehrer als **Rektor** und **Kreisschulinspektor** seine Stelle haben kann.“

Das ist von außerbayerischen Verhältnissen gesagt, wobei der Rektor ein Organ der Lokalschulaufsicht an größeren Schulen ist und Kreisschulinspektor ungefähr soviel wie unser Distriktsschulinspektor bedeutet. Was aber den katholischen Lehrern im übrigen deutschen Vaterland zugebilligt wird, das werden sie sich auch in Bayern auf die Dauer nicht absprechen lassen.

Zu einem ganz ähnlichen Resultat kommt in unserer Frage ein Artikel „Pfarrhof und Schulhaus“ in Nr. 7 der „Katholischen Kirchenzeitung für Deutschland“, der eben nach Fertigstellung vorstehender Ausführungen erschienen ist und zustimmend auf die Artikel in Nr. 33 und 34 der „A. R.“ hinweist. Der Verfasser des Artikels ist Geistlicher und Lehrerssohn und beruft sich zur Rechtfertigung seiner Anschauung, daß an der gegenwärtigen Form der geistlichen Schulaufsicht nicht unbedingt festgehalten werden müsse, auf die Resolution des Katholikentages im Jahre 1909 zu Breslau: „Der katholischen Kirche muß, abgesehen von dem selbstverständlich ihr ausschließlich zustehenden Recht, den Religionsunterricht zu erteilen und dessen Erteilung zu überwachen, derjenige Einfluß auf das Schul- und Erziehungswesen gewahrt werden, dessen sie zur Erfüllung ihres göttlichen Auftrages, die Völker zu lehren und zu erziehen, bedarf. Insbesondere muß darum verlangt werden, daß das Recht der Kirche auf Ueberwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung durch eine entsprechende Teilnahme an der Schulaufsicht gesetzlich gewährleistet wird.“

Il Poverello.

Von P. Paul **Schrotty**, Prof. der Theologie, Gyöngyös (Ungarn).

Franz von Assisi! Auf ungezählten Lippen schwebt heute dieses Wort. Eine erhabene Persönlichkeit, eine durch und durch individuelle Erscheinung zaubert es vor unsere Seele. Die mannigfachen und tiefgehenden geistigen Strömungen des Mittelalters sind in dieser harmonisch abgeschlossenen, einzigen Persönlichkeit wunderbar vereinigt und ausgeglichen. Heroisches Entsagen, Losschälung von der Welt, vollständiges Sichvergessen, tiefes Insichversenken einerseits, Altruismus im edelsten Sinne des Wortes, liebevolles Sichaufopfern für Gottes Ehre und der Menschen Heil, starke, tiefe Freude am Leben anderseits charakterisieren den großen Poverello.

Still und sacht, wie der Morgen der Nacht, entsteigt er der Geschichte und unerwartet erscheint er am Himmel der Kirche. Und wie der liebe, funkelnde Morgenstern das Kommen der Sonne verkündet, so kündete er, „der Herold des großen Königs“, das Erneuern der Kirche Christi an.

Seines unermüdlichen Strebens Ziel und seiner flammenden Liebe Gegenstand war nie er selbst. Der Menschen Hosanna, ihr billiges Weihrauchopfer berührte nimmer seine große Seele, und wenn sie aus seinen herrlichen Taten duftende Kränze winden und den Schimmer der Gloriole um sein Haupt zaubern wollten, begab er sich eiligst in die stillen Wälder des poetischen Umbrien zu seinen buntgefiederten Brüderlein und Schwesterlein. Im lustigen Vogelsang und in der farbigen Pracht der am Wegrande duftenden Blumen fand er mehr Wonne und Seligkeit für seine erhabene Seele, als in der Verherrlichung von seiten der Menschen. Nicht für sich, für andere wollte er leben. Die ewig unruhigen Menschenherzen zum Glück und zur Seligkeit zu führen, war das höchste Ideal seines Strebens. Die Liebe zu den Seelen drängte ihn, wenn er mit Frate Leone, dem „lieben Schäflein Gottes“ die fruchtbaren Täler Umbriens, oder unter den sengenden Strahlen der südlichen Sonne die unermeßlichen Weiten der Campagna singend und jubelnd durchwanderte. Auf Alvernas rauhen Höhen, in den finsteren Tiefen schauervoller Felsenklüfte, auch dort flehte er zu Gott in heißer Inbrunst um Seelen.

Und wenn er vom Feuer heiliger Begeisterung innerlich verzehrt, die Schwelle des Elternhauses betrat, die ihm das harte Wort des stolzen Vaters einst verbot, und in ärmste Kleidung gehüllt, gleich dem Schatten durch Assisis enge Straßen huschte, um auf den öffentlichen Plätzen, wo einst die Herrlichkeit der goldumflossenen Jugendtage der edlen Bürger Auge und Herz entzückt, mit Flammenworten dessen Größe zu verkünden, „der unser Reichtum, unsere Schönheit, unsere Sicherheit und unserer Seele heiliger Friede tiefste Freude, größte Süßigkeit, die ewige Liebe, die bisher so wenig geliebt wurde“: auch das tat Pietro Bernardones Sohn nur, um Seelen zu suchen und zu werben für Christus. Wunderbar verstand er stets die königliche Kunst des Selbstvergessens. Seine Brust erschwoll in Freudenbeben, wenn er von Tür zu Tür das harte Brot sich täglich selbst erbetteln durfte. Wie flammte hoch das Liebesfeuer zu seiner hehren Braut, der bittern Armut, wenn er mit Bruder Masseo zu diesem kargen Mahl der Quelle klares, frisches Wasser

trinken durfte! Selten war er glücklicher! Vielleicht, wer weiß es, dann, als in der Seele Tiefe der Wunsch ward laut, es möchte für Bruder Leib, den unverdient jetzt warmes Tuchwerk schützend ziert, dereinst ein stilles Grab sich finden, dort, wo die Gebeine von Verbrechern bleichen, hoch oben, auf dem Colle dell' Inferno ...

Und dieser arme Bettler, dessen tiefster Seelenwunsch es war, unbekannt zu leben und ungekannt zu sterben, steht heute im Zentrum einer staunenden Welt! Viele tausende Herzen schlagen ihm freudig begeistert entgegen. Vieler Augen ruhen voll Entzücken auf seiner sympathischen Gestalt. Ueber den rauhen Habit des kleinen Mannes von Assisi ist eine duftende Lieblichkeit ausgegossen, die zarte Fäden spinnt auch um das harteste Herz und deren milde Kraft auch dem hypersensitiven Empfinden des modernen Menschen noch tiefe, volle Werte bietet.

Die teuren Heiligtümer des franziskanischen Italiens, Assisi und Porciunkula, San Damjano und Alverna, Poggio Bustone und Greccio, Rieti und Fonte Colombo, diese typischen italienischen Städte und Städtchen, in deren engen Gassen, Palmen- und Olivenhainen der milde Geist des großen Poverello so fühlbar weht, bilden heute das Ziel vieler tausend Wanderer. Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen reichen sich hier freundschaftlich die Rechte und in liebevoller Zuvorkommenheit sprechen sie zu einander: Hier ist er geboren, hier ist seine Seele so oft in Betrachtung versunken gewesen. Hier hat er den Vöglein gepredigt und hier hob er zum letztenmal segnend die Rechte über Assisi, der große, dieser wunderbar große Poverello, abends, als die herrliche Schwester Sonne zur Ruhe sich neigte und die Gipfel der fernen Umbrischen Berge im goldigen Schimmer der scheidenden Strahlen funkelten.

Im heiligen Wetteifer bemühen sich die Edelsten an Geist und Herz, die Schönheiten seiner großen Seele der staunenden Welt vor Augen zu führen. Der eine bewundert ihn, wie er, den Schöpfer lobend, durch blumige Auen zieht und nennt ihn „die weiße Blume unter den weißen Blumen". Ein anderer ist entzückt ob der sorglosen Naivität seines ewig freudigen Wesens und spricht von ihm als dem glücklichsten Menschen, der je auf Erden gelebt. Franziskus ist der Mensch, schreibt ein Dritter, dem der Gedanke der Gotteskindschaft in seiner ganzen Klarheit und vollen Tiefe zum Bewußtsein gekommen. Im Herz- und Brustton lebendigster Ueberzeugung bekennen sie vor aller Welt: Wenn auch heute die Menschheit auf die Höhe jenes Seelenadels sich erschwingen könnte, aus dem heraus die freudeatmenden Strophen des ewig hehren Sonnengesanges geboren wurden: das ahnend Sehnen nach Glückseligkeit, das immerdar das Höchste und Tiefste in uns erzittern macht, es würde leichter dann Erfüllung finden.

Was mag nun den modernen Menschen dazu bestimmen, den heiligen Franziskus, eine der charakteristischsten Persönlichkeiten des eben heute so tief verachteten und geschmähten Mittelalters, mit so inniger Liebe zu umfangen und auch die kleinste und unbedeutendste Begebenheit seines kurzen Lebens als volle Werte in Wort und Schrift zu preisen? Harnack gesteht, daß der wundersame Heilige von Assisi unter allen Mönchen der liebevollste und liebenswürdigste sei. Viele der modernen Durchschnittsmenschen blicken verwundert auf und fragen: Die Fioretti sind jene Quelle, aus der dem modernen Menschen Heil und Segen fließt? Kann es denn je Gegenstand besonderer Bewunderung sein, wenn ein armseliger Bettler in unbegrenzter Kühnheit seine krankhaften Ideen anderen suggeriert und diese dann mit ihm tanzend und lachend durchs Leben ziehen? Das ist ein Irrtum! Nicht die Taten bewundern wir, worüber die Fioretti uns in wundersam herzlicher Einfalt berichten. Nicht deshalb heften wir unsere Augen auf Franziskus, weil er, wie ein Kind, jauchzend durch Wald und Feld läuft, um seine innere Erregung zu dämpfen, da ihm sonst vor Lust das Herz zerspringt und die starke Männerbrust die Seligkeit nicht fassen kann, die der Dienst Gottes ihm bereitet. Nicht das Tanzen auf Straßen und Plätzen des Fra Junipero, auch nicht das Predigen in dürftiger Kleidung des Fra Rufino ist's, was unser Herz so warm schlagen läßt für Franziskus und seine Söhne. Der Geist, aus dem heraus diese Taten geboren werden, ist es, was uns Staunen und übergroße Bewunderung abringt. Dieser aus dem tiefsten Innern herausströmende lebenswarme, produktive, konzentrierende, nach höherer Einheit strebende Geist ist es, der die edelsten Männer in seinen Bannkreis zieht, welche nicht mitansehen mögen, wie die Vertreter des dem radikalsten Negativismus zustrebenden Zeitgeistes all ihre Kraft einsetzen, um die positiven Werte umzuwerten, den Menschen ins Jenseits von Gut und Bös hinüberzuhelfen und endlich an sich selbst verzweifelnd und alles Leben und Werden der Vernichtung preisgebend, mit mephistophelischem Gleichmut sich hineinzustürzen „ins Rauschen der Zeit und Rollen der Begebenheit".

Die Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens ist ein Werden und Vergehen ohne Rast und Ruh, ein ewiges Auf und Nieder. Vom Anfange des Bewußtseinslebens durch alle Lebenslagen hindurch bis zu jenem Augenblicke, wo Herz und Auge brechen, will nimmer Ruh und Friede in diese Tiefen steigen. Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, demütige Selbsterniedrigung und Himmel und Erde bestürmender Uebermut kämpfen darinnen beständig den erbittertsten Kampf. Wie oft beugte sich demütig der menschliche Geist tief in den Erdenstaub hinab in dem Bewußtsein seiner eigenen Winzigkeit! Doch auch wie oft ward Fleisch und Blut in ihm der unbegrenzte Hochmut und wie oft zitterte das Triumphgeschrei seiner Selbstvergötterung durch die Welt, wie Meeresbrausen und Donnerschall! Tiefer Stolz erfüllt den menschlichen Geist, wenn der Gedanke an seine Kraft, Macht und Größe in ihm erwacht. Gewiß, unermeßlicher Reichtum von Gedanken, Ideen und Systemen ist in ihm aufgehäuft. Er schafft und vernichtet tausend Welten. In die höchsten Regionen erschwingt er sich und zu gleicher Zeit sieht sein scharfes Auge auf den finstern Grund der tiefsten Tiefen. Ueber alle Macht und Kraft triumphiert, über Tag und Nacht regiert er. Jedoch nicht dann ist glücklich und frei der menschliche Geist, wenn er den Gipfelpunkt absoluter Gewalt erreicht und seine despotische Macht alle Fesseln sprengt. Jeder Schritt im weiten Reiche des Wissens eröffnet vor uns ungezählte neue Wege; durch die Lösung eines Problems tun sich die Tore tausend unbekannter Welten auf. Wie wenig große Gedanken bringt seine Kraft aus sich selbst zum Reifen! Wie viele Ideen nennen wir unser eigen, die ewig im Zustand des Geborenwerdens bleiben und in ihrer vollen Kraft und wahren Wesenheit nimmer vor uns erscheinen! Bald vertieft er sich in die Betrachtung erhabenster Wahrheiten, bald kriecht er auf der Erde, elend und schwach und wie gierige Raubtiere fallen die niedrigsten Leidenschaften über ihn her. Des Lebens wundervolle Harmonien betäuben ihn. Oft versinkt er im Abgrund des Stolzes; öfters noch bleibt er an der Oberfläche der Dinge haften und sucht in deren Strahlen und Glitzern Heil und Rettung.

Frei und groß und ruhig ist nur dann der menschliche Geist, wenn er tiefinnerst die Notwendigkeit fühlt, daß die mit seiner Natur gegebenen Gegensätze ausgeglichen und in Harmonie gebracht werden müssen. Aus der Tiefe des menschlichen Geistes dringen seine schönsten Zierden hervor: Freiheit und Selbständigkeit. Doch tiefer noch wurzelt, unausrottbar lebt in ihm das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, der Drang nach dem Retter und Führer. Das ist die Grundtendenz seines Lebens. Als Hellas und Rom alle Tiefen und Höhen der Kultur durchforscht und weder in Wissenschaft, noch Kunst, noch auch in der Philosophie ihn entdeckte, suchten sie ihn in der geheimnisvollen Orakelweisheit von Delphi und Dodona und in den Hallen des Lararium und Pantheon.

Auch im modernen Menschen brennt das heiße Verlangen nach dem Befreier und Führer. Trotz aller Kultur ist und bleibt er tie unglücklich. Rast- und ziellos strebt er voran. Er möge sich wenden, wohin immer er will, nirgends harret seiner die Ruhe. Die erhabenen Schönheiten der Natur lassen ihn leer und kalt. Nach hellerem Licht durstet ihn, als die Sonne auf die Erde strahlt; nach tieferen Freuden sehnt er sich, als das irdische Sein ihm zu bieten vermag. Zu eng ist für seiner Gedanken Welt der Kreis, den der Horizont umschließt. Und mag auch die Erde all ihre Schätze ihm zu Füßen legen, mag auch der Himmel seine wärmsten Strahlen über ihn senden, das Glück, er findet es hienieden nimmermehr: sein Innerstes weint bitterlich.

Und wer schafft die Tränen aus des modernen Geistes Auge? Die zarte Hand des großen Poverello und der milde Geist seiner großen Seele. Denn dieser Geist ist Christi Geist und Christus zieht auch heute noch umher und heilt alle Krankheiten und jegliches Gebrechen. Christus lebt und sein Geist regiert auch heute noch über und in den Seelen, mag es Menschenwort auch tausendmal in Abrede stellen. Das ist der Schlüssel zum Geheimnis des modernen Franziskus-Kultes.

Die Verehrung des wunderbar lieblichen Poverello wirft immer größere Wellenringe. Möchte bald wieder der Morgen jener Zeit anbrechen, wo, nach den Worten eines mittelalterlichen Chronisten, die ganze Welt Franziskus staunend folgte. Möge auch der moderne Mensch lernen von Franziskus, „daß Ideale deshalb sind, um verwirklicht zu werden". Möge er vor allem lernen von ihm, daß uns nicht so sehr das Wort, sondern vielmehr die Tat befreien wird.

Die Friedensblume.

Ich suchte sie auf blumenreichen Matten
Und in der Wildnis tiefverworr'nem Pfad,
Ich suchte sie im blauen Gletscherschatten,
Auf hohem Firn, am steilen Felsengrat.
Geheime Zwiesprach' hielt ich mit den Sternen:
„Wo find' ich sie, danach mein Sehnen steht?"
Ich wanderte in märchenblaue Fernen
Und fand die Spuren rings vom Wind verweht.

Ich frug nach ihr im lauten Lärm des Lebens,
Umsonst; man kannte ihren Namen kaum,
Und alles Hoffen deuchte mir vergebens,
Nur manchmal streifte mich ihr Duft im Traum. —
Doch nun, da sich mein Sehnen heimgefunden,
Der Lärm verrauscht, die laute Lust versprüht,
Ist in der Seele mir in stillen Stunden
Die Friedensblume schimmernd aufgeblüht.

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Sebastian Wieser: Land des Herzens. Breer u. Thiemann, Verlagsbuchhandlung, Hamm (Westf.). 8° 102 S., geb. ℳ 2.80. — Wir Menschen von heute sind nachgerade lyrik-blasiert. Kein Wunder: was wird uns alles als Lyrik angeboten! Freilich, auch Kostbares darunter, dennoch .... Hier nun ist ein Gedichtband, der seinen Autor als Eigengearteten ausweist. Und — wer weiß? — vielleicht werden wir ihn einst zu den Einzigartigen stellen, denn niemand kann voraussehen, zu welcher Höhe ein derartig Begabter sich zu entwickeln vermag. Eines hat diese Sammlung vor vielen anderen „lyrischen" voraus: sie ist wirklich lyrisch, ist es durch und durch; ein in unmittelbarem Empfinden sich ausströmendes Herz pocht uns überall entgegen. Es ist das Herz eines Einsamen, eines Sehnsüchtigen und last not least eines Lebenskämpfers, eines Lebenssängers, der alles sein Eigentlichstes Hemmende, Störende, mit Vernichtung Bedrohende niederringt oder — zur Ruhe, in Frieden singt. Man wird gut tun, das Buch zunächst Blatt für Blatt, der Reihe nach, zu lesen und so zu erleben. Denn dieser der Stimmung Hingegebene ist ein Stimmungwecker ganz und gar; eben deshalb wird er auch immer mehr Versteher finden, als er selbst ahnen mag. Dieser Eigengeartete hat freilich auch Eigenheiten — der Rhythmus spiegelt sie bisweilen wider —, an die manche sich wohl erst gewöhnen müssen, um sie dann völlig zu begreifen, ja, sie zu lieben. Er selbst, der Dichter, muß erst gefunden sein, ehe sich ein Urteil über seine Dichtung bilden darf. Aber in der Sammlung — das sei hervorgehoben — öffnen sich viele hell schimmernde Wege aus dem Lande des Herzens ins Land des Herzens dieses Dichters. Viel schlicht Einfaches steht in dem Bande, manch hold Kindliches auch, und dann wieder so Tiefes, daß es das Tiefste in uns aufreißt. Gott, Mensch, Natur, Leben, Kampf, Sehnsucht, Leid, Freude an Licht und Schönheit, das sind die Themen des reinen Sanges, der nun in dunklen Wogen aufbrandet, nun in leuchtenden Wellen dahinfließt, immer aber überwölbt wird vom ewigen Himmel mit und ohne Sonnen-, Sternen- und Mondesglanz. — Doch man sehe selbst: ein Dichter wie dieser will durch Kennenlernen gefördert sein. M. Lund.

Anton Grumann: Die Geschichte vom hölzernen Bengele, lustig und lehrreich für kleine und große Kinder. Nach C. Collodi deutsch bearbeitet. Mit 77 Bildern. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. 8°, XII. und 257 S. ℳ 3.30. Der Ruhm des in seiner Heimat in mehr als einer halben Million verbreiteten „Pinocchio" war weit über Italiens Grenze hinaus gedrungen, ehe der Held bei uns für Kinder, Eltern und Erzieher als echtes deutsches „Bengele" erstand. Die Umwandlung aber ist so vortrefflich gelungen, daß wir Bearbeiter und Verlag warmen Dank schulden. Es ist ein Buch streichelustigen Knabenübermutes, der endlich — ohne unkünstlerische Moralisierungsdrechslerei — in die rechten Wege zu arbeits- und tugendfroher Energie geleitet wird. Hauptträger der Handlung ist ein hölzerner Hampelmann, der schließlich ein „richtiger", d. i. menschlicher Junge wird, und zwar ein auf tüchtigen Charakterausbau zielender, nachdem er aus dem Faulenzerlande, wo die Insassen infolge des „Eselfiebers" zu Yaschreienden Grautieren werden, durch Fügung und Selbstwillen zur Liebe für die Seinen auf den Pfad rechtlichen und zielsicheren Fleißes gelangt. Bengeles Schlußworte verraten die Symbolik des Ganzen: „Wie dumm, daß ich so lange ein Hampelmann gewesen bin! Nun aber will ich ein braver Knabe bleiben, und ich rate allen unartigen Kindern: „Spielt nicht den hölzernen Hampelmann!'" (hölzern dürfte hier für ungefüge stehen.) Bengeles stete Rettung „bei einem Haar" besorgt „die Fee mit goldenem Haar", die symbolisierte Mutterliebe, welche Fehler aufzudecken, sie zu strafen und Mittel zu ihrer Heilung anzugeben weiß. (Nicht so befriedigend und harmonisch ausgleichend wirkt die Darstellung der an Bengeles Entwicklung teilhabenden Vaterschaft.) Das Buch wird zweifellos auch bei uns verdienterweise Tausende von beglückten kindlichen Lesern finden. E. M. Hamann.

M. Herbert: Hungerbäum und andere Erzählungen. J. Habbel, Regensburg. 8° 316 S., geb. ℳ 3.—. Wie lange ist es her, daß die meisten Leser zuerst auf das Ende eines Erzählbuches schauten: „Ob sie sich kriegen?" So fern scheint die Zeit, fast als ob sie nie gewesen. Heutzutage rümpft sogar die Jugend die Nase über „gut" ausgehende Liebesgeschichten und interessiert sich für Themen, die früher dem „belletristischen" Lesepublikum weitab zu liegen pflegten. Diese Interessenverschiebung bedeutet fraglos einen Fortschritt zugunsten der Erzählkunst, die ihre Stoffgrenzen jetzt außerordentlich erweitert sieht. M. Herbert gehört zu jenen, deren begnadeten Poetenaugen sich überall und jederzeit Motive auftun und deren Phantasie und Gestaltungsvermögen, deren ganzer innerer Mensch reich genug ist, um all das Gefundene auch dichterisch zu verwerten. Sie ist eine außergewöhnlich kluge Menschenkennerin und Naturbeobachterin, dazu voll Güte und Kraft, voll feinsinnigen Verständnisses für eigengeprägte Charaktere und Künstlerschaft. Was sie uns gibt, ist daher immer anregend nach mehr als einer Seite unseres Wesens hin. Daß sie selbst sich besonders für die vom Leben Eingeengten, Belasteten und Gezeichneten interessiert, wissen wir ihr zu danken, denn es ist gar nicht abzusehen, wieviel Same des Guten just durch ihre Eigenart auf fruchtbares Seelenland gestreut wurde und wird. Das vorliegende Buch ist wieder ein Beweis für ihre Bedeutung. Am schönsten unter den dreizehn Erzählungen dünken mich die acht aus dem Volks- und Kindesleben. Aber ein Prachtstück ist z. B. auch „Die Heimsuchung des Pater Conradus". Der ganze Band wird zahlreiche Freunde finden, und zwar bei hoch und nieder. Denn eine Freude ist es, zu sehen, wie stark sich die Nachfrage nach den M. Herbertschen Werken in Volksbibliotheken, auch ländlichen, zeigt. E. M. Hamann.

Henriette Brey: Als er gestorben ..... und andere Novellen. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln. 8° 218 S., geb. ℳ 3.—. Ein ethisch reiches, thematisch mannigfaches, stofflich umdüstertes, in der Lebensanschauung aber zum Lichte führendes Buch. Es ist die zweite Novellensammlung der Verfasserin und darf entschieden vom künstlerischen Gesichtspunkte aus als Fortschritt bezeichnet werden. Die Veranlagung der Autorin geht auf psychologische Vertiefung, auf den schweren Ernst des Daseins, in dem wir unsere besten Talente zu verwerten, auszureifen haben. Sie sieht, wo und wie es nach dieser Richtung fehlt, und scheut sich nicht, in die dunklen Ecken und Winkel des sozialen Lebens hineinzuleuchten. Aber sie schaut auch das verborgene Gute, das sie ins Helle stellt; sie weiß auch um die nie versagenden Mittel zur Abhilfe. Denn sie wurzelt im Glaubensboden der Gnade und der heiligen Liebe. Es ist merkwürdig, wie unerbittlich scharf und tief der Blick dieser Dulderin in die sittlichen und sozialen Gebrechen unserer Zeit einzudringen vermochte. Ihre Darstellung kennt daher keine Beschönigung, keine Konzessionenmacherei, vielmehr bildet Wahrhaftigkeit, echte Güte und Erbarmen den Grundakkord des Ganzen. Kritisch gesehen, bleibt ja noch verschiedenes zu wünschen, nicht bloß hinsichtlich der Technik. Hie und da wäre ein strafferer Aufbau, eine Konzentration der Empfindungen, eine Wegschaffung von Unwahrscheinlichkeitszügen am Platze. Aber im großen und ganzen darf man sagen: Hier ist ein Talent, das sich schon um eine ansehnliche Entwicklungsstufe aufschwang, das nicht bloß Schönes verspricht, sondern auch bereits Tüchtiges leistet. Ich verweise z. B. auf die ergreifende Titelnovelle und auf „Tibi soli peccavi" auf das prachtvoll objektiv gesehene „Versandet", auf die merkwürdig intuitiv empfundenen „Eine graue Stunde", „Die beiden Seelen" und „Der Halbnarr". Andere werden vielleicht anderes höher stellen. — Ich hoffe, daß Henriette Brey uns noch manches zu geben haben wird: bei ihr muß es naturnotwendig auf dem Wege ständigen inneren Wachstums, fortgesetzter Abklärung entstehen. E. M. Hamann.

Helene Pagés: Ehrenpreis. Eine Festgabe für Erstkommunikanten. Aus Beiträgen mehrerer Mitarbeiter zusammengestellt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit sechs Bildern. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 8° X u. 243 S., geb. ℳ 3.20. — Schon das Vorwort führt stimmungweckend in die Wesensart des schönen Buches ein, nach dessen Durchsicht man die Worte der als Jugendschriftstellerin bekannten Verfasserin bewahrheitet findet: „Von den Blüten dieses Buches wird keine, glaube ich, vergeblich sein. Jede rühmt den Schöpfer aller Dinge und den Heiland deines Herzens". Ungefähr der vierte Teil des Buches (bis S. 68) umschließt in drei Rubriken Legenden und geschichtlich Legendäres: „Legenden vom Jesulein"; „Legenden von Heiligen und Seligen"; „Die Heiligen und das allerheiligste Altarssakrament". Dann folgen (bis S. 242) siebzehn Erzählungen: sechs von der Herausgeberin selbst, die übrigen von W. Buol, Th. Korte, Hedwig Dransfeld, Prof. Jos. Wichner, Dr. Peter Dörfler, Johannes Greber, E. von Handel-Mazzetti, Wiseman (Aus Fabiola) — diese Namen bedeuten Gewährleistung an sich. — In den Gesamttext verwoben sind Dr. Thalhofers und Dr. Bernharts feinsinnige Besprechungen zu den mit künstlerischem Geschmack ausgewählten sechs Bildern nach Murillo, Fra Angelico, Dürer und Steinle, sowie fünf Gedichte: vier nach Jacinto Verdaguer, eines „aus einem alten geistlichen Liede". — Hier haben wir eine äußerlich und inhaltlich mit der liebevollsten Sorgfalt ausgebaute Gabe für unsere Kleinen, die zum Heiland kommen; möge sie die reiche Verbreitung finden, die sie verdient! E. M. Hamann.

Der bucklige König von J. R. von Löwenfeld. (München, Egger, 234 S., geb. ℳ 3.—.) — Es gehört einige Anstrengung dazu, sich in dieses Buch hineinzulesen, da seine Richtung ganz abseits der ausgetretenen Romanwege liegt. Es führt uns zu den Leuten Ganaulas, die vor Pontoppo, Geisela und Dandorog knien und dem steinigen Hochland das karge Brot abgewinnen. Wo wir die hochgewachsenen Männer und die schönen Frauen des Gulnarenvolkes und ihre Götter zu suchen haben, darüber gibt uns weder Geographie noch Mythologie Aufschluß, doch es macht nichts aus, da wir von der Poesie, die aus jeder Zeile des Heldenliedes tönt, umstrickt und gefesselt werden. Temur, der starke Herrscher, stirbt, und der Adel will seinen buckligen Sohn, den jämmerlichen Krüppel Tarlan, nicht anerkennen. Darob entbrennt ein Bürgerkrieg, in welchem die Belagerung der Burg Stotoprad, wo die schöne, stolze Darsetti als Herrin waltet, die Hauptepisode bildet. Tartan schickt ihr, die er zu seiner Königin erheben möchte, den tapferen Edeling Jorub mit etlichen Mannen zur Hilfe, und als er selbst nach dem Tode seines der Rache eines Knaben erlegenen Nebenbuhlers vor der Burg anlangt, ist er unfreiwilliger Ohrenzeuge eines Gespräches zwischen Darsetti und Jorub. Letzterer will, seines Eides eingedenk, die Geliebte verlassen, damit ganz Ganaula ihr als der Königin huldige, doch mit Abscheu weist sie den Gedanken zurück, von den Spinnarmen des Buckligen umschlungen zu werden. Und Tartan, dessen krummer Leib eine Heldenseele birgt, gibt die Beiden als Mann und Weib zusammen, überläßt Krone und Zepter der starken Hand eines anderen und pilgert dem neuen Sterne im Westland entgegen, um mit zwei anderen Königen, denen er begegnet, den Friedensherrscher zu suchen und mit ihnen Gold, Weihrauch und Myrrhe zu opfern. So steht es im Königsbuch der Gulnaren geschrieben und damit endet das von einem goldenen Strom epischer Hochpoesie durchflutete Werk, dessen Inhalt diese flüchtige Skizze notdürftig wiedergibt. L. van Heemstede.

Das große Uebel unserer Zeit. Ein ernstes Wort in ernster Sache an die christlichen Braut- und Eheleute. Von J. von den Driesch, Pfarrer in Heinsberg. Brosch. ℳ —.10, 50 Stück ℳ 4.50, 100 Stück ℳ 8.—. Köln, Bachem 1913. Grundwahrheiten des religiösen Lebens legt Pfarrer von den Driesch in seinen bündigen, packenden Mahnworten dem gläubigen Volk ans Herz, so: Die vollkommene Reue, ein goldener Himmelsschlüssel — Der Irrweg der gemischten Ehe und Warnungstafel dagegen — Die Glückseligkeitsinsel (die christliche Familie). Neuerdings ergreift er das Wort in schwerwiegender, dringlicher Sache. Er ruft die Verantwortung der Ehe ins Gedächtnis, gestützt auf ihre Heiligkeit und Würde, Zweck, Rechte und Pflichten, er legt das sie untergrabende Uebel in seinen Ursachen und Folgen bloß, antwortet auf die vorgebrachten Entschuldigungen und, worauf es vor allem ankommt, er bezeichnet auch tatsächlich wirksame Heilmittel. Hoffentlich gelingt es dem unscheinbaren Büchlein, in vielen Familien Segen zu bringen. O. Heinz.

Das Wort des Lebens. Predigten und Konferenzen von P. Timotheus Kranich O. S. B. 8°. 282 S. ℳ 3.20, geb. ℳ 4.20. Rottenburg, Bader 1913. Die zeitgemäße Ausgestaltung und fruchtbare Verwaltung des katholischen Predigtamtes erfreut sich reger Teilnahme und Mitarbeit. Der Benediktinerpater Timotheus Kranich, der früher schon Konferenzvorträge für katholische Männer veröffentlichte, bietet neben diesen unter dem Titel „Das Glück" zusammengefaßten Vorträgen drei Reihen Fastenpredigten über: Sünde und Sühne, Bußbilder, des Menschen Ziel und Ende, sowie sechs Gelegenheitsreden. Als mustergültig erweisen sich diese Beiträge, durch die von Bischof Keppler im Geleitwort besonders betonten Vorzüge: Theologische Durchbildung, reiche Welterfahrung, tiefe Kenntnis der Volksseele, Vertrautheit mit den modernen Geistesströmungen, poetisches Empfindungs- und Gestaltungsvermögen. — **Alles wird geheiligt durch Gottes Wort.** Predigten und Ansprachen bei verschiedenen Gelegenheiten. Mit einer

Anzahl von Freunden herausgegeben von Emil Kaim, Stadtpfarrer. 8° VIII und 243 S. brosch. M 2.80, geb. M 3.70. Ebenda 1913. Die 31 Nummern dieser Sammlung enthalten Beiträge von berufener Seite anläßlich der Erstkommunion, der Schulentlassung, der Feier des ersten hl. Meßopfers, der Einkleidung und Profeß, einige Standesunterweisungen und Jubiläumspredigten. Gemeinsam ist allen die enge Anlehnung an die hl. Schrift, die ungezwungene, praktische Verwertung einzelner Ausschnitte und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Der Ertrag des Schriftchens wird dem hochwürdigsten Oberhirten der Rottenburger Diözese für die Diaspora zur Verfügung gestellt. — **Auf Gottes Saatfeld.** Eine Sammlung von Homilien. Von Dr. Karl Rieder. 8°. X u. 422 S. brosch. M 4.—, gebunden M 5.—, Freiburg, Herder 1913. Der Verfasser, schnell bekannt geworden durch seine Predigtsammlung: Frohe Botschaft in der Dorfkirche, stellt hier neuerdings 60 Homilien zusammen. In vorbildlicher Weise lehrt er, wie man den jeweiligen örtlichen und zeitlichen Umständen entsprechend die Predigt auf einen gutgewählten Schrifttext aufbauen kann. Die hier gebotenen Beispiele stammen teils aus einer Landpfarrei, zum Teil aus einem Amtsstädtchen, die Fastenhomilien wurden im Münster in Freiburg gehalten und es handelt sich demnach um verschiedengestaltige Verhältnisse und einen Zuhörerkreis mit veränderten Ansprüchen und Bedürfnissen, wie der Verfasser S. 410 näher dartut. Für die äußere Form galt dem Prediger: volkstümlich, einfach und edel. Auf allgemeines Interesse dürfen die homiletischen Bemerkungen dieses praktischen, eifrigen Kanzelredners rechnen, worin er zeigt, wie er es macht, worin er auch eine Reihe verwertbarer Literatur angibt. Mit diesem Homilienkranz möchte er jedoch nicht nur seinen Amtsbrüdern etwas bieten, sondern auch all denen, die krankheitshalber oder aus anderen Gründen die Predigt nicht hören können und sie vermissen. O. Heinz.

Der Abendprediger oder fromme Lesungen für das christkatholische Volk. Von P. Laurentius von Landshut O. Cap 16°, X und 516 S., geb. M 3.20. Regensburg, Pustet 1913. Die Lehrstücke über echte, herzhafte Frömmigkeit, wie sie im Altöttinger Franziskusblatt zunächst für die Tertiaren des seraphischen Heiligen erschienen, wurden von vielen mit Eifer und großem Nutzen gelesen. Die packende Art, allgemein lehrreiche Erlebnisse zu schildern, die damit verbundenen eindringlichen Ermunterungen konnten eine tiefergreifende Wirkung nicht verfehlen. In zwei Bändchen „Regelvater" wurden diese Abhandlungen dann den Tertiaren in Buchform zugänglich gemacht und nunmehr wenden sie sich mit geringen Aenderungen in einer von Joseph Untersberger mit trefflich passenden Bildern geschmückten Ausgabe an das gläubige Volk. Wohl niemand wird ohne Gewinn dem „Abendprediger" lauschen. — **Dr. Joh. Chrys. Gspann,** Augustinerchorherr von St. Florian. Das goldene Buch vom Sonntag. 2. Auflage. 16°, 180 S., M 1.30, geb. M 2.—. Derselbe Die Lebensfreude. 2. Auflage. 16°, 170 S., M 1.30, geb. M 2,—. Einsiedeln, Benziger 1913. Zwei wichtige Gegenwartsfragen behandelt der durch seine gediegenen volkstümlichen Schriften wohlbekannte Verfasser. Den Sonntag zeichnet er als Lieblingstag Gottes, als Feiertag der Welt, als Glückstag des Menschen. In gehobener, reich mit Perlen der Dichtkunst durchwobenen Sprache wird hier das Lob des heilig gehaltenen Sonntags mit seinen vielgestaltigen Segnungen für den Menschen gesungen — ein mächtiger Antrieb, dem Tag, den der Herr geheiligt und gesegnet, dem Gedenktag der Erlösungswundertaten, dem Hauptgnadentag der Erlösten seine Weihe und Würde, seine Segensfülle zu behüten. — Bücher über die Freude brachten uns die letzteren Jahre mehrere, ein Beweis, wie allgemein empfunden die Notwendigkeit und zugleich der Mangel wahrer, höherer Freude ist. Professor Gspann deckt zunächst die Ursachen der weitverbreiteten Freudelosigkeit auf und zeichnet ein deutliches Bild jener, welche die Freudenarmut unserer Tage hauptsächlich verschuldeten. Wichtiger dünkt ihm wirksame Abhilfe. In warmen Worten erschließt er acht Freudenquellen, wie der christliche Glaube sie dem ehrlich Suchenden bietet. Die beiden Büchlein bedeuten einen kräftigen Weckruf zu kerniger Religiosität. O. Heinz.

Tixeront, Dogmengeschichte. Band 1. Ins Deutsche übertragen von K. Ziesché. 16°, VIII und 549 S. Brosch. M 3.50, geb. M 4.—. Breslau, Goerlich 1913. Auf dem von katholischer Seite in Deutschland nicht rege bebauten Gebiete der allgemeinen Dogmengeschichte ist ein verlässiges, umfassendes Handbuch nur zu begrüßen. Vorliegende Uebersetzung des gut bewährten Tixeront'schen Werkes Histoire des dogmes dans l'antiquité chrétienne (tome premier: La Théologie anténicéenne. Paris, Lecoffre) legt den Grund zu einem zunächst für Fachkreise bestimmten dogmengeschichtlichen Handbuche mittleren Umfanges. Nach knapper Erörterung des Begriffes, der Ziele und Quellen der Dogmengeschichte wird die Zeit, in welcher das Christentum in die Welt trat, in ihren religiösen, philosophischen und moralischen Verhältnissen näher umschrieben, dann der Ausbau des Dogmas innerhalb der drei ersten christlichen Jahrhunderte, seine mannigfache Bekämpfung durch Irrlehren, seine Festigung und Verteidigung, wie auch die Anfänge systematischer Theologie geschildert mit besonderer Betonung der christologischen und trinitarischen Kontroversen, der Bußfrage und des Taufstreites. Die großen Vertreter der lateinischen und morgenländischen Theologie dieser Zeit werden in ihrer Persönlichkeit, ihrer Tätigkeit, besonders soweit diese sich in ihren Schriften fortpflanzte, gekennzeichnet. Ein abschließendes Kapitel gibt den Stand der kirchlichen Lehre zu Beginn des Arianismus. Die durch klare Anordnung des Stoffes und wissenschaftliche Gründlichkeit ausgezeichnete Arbeit des französischen Verfassers stellt in dieser den deutschen Verhältnissen durch Einbeziehung der Literatur angepaßten Uebersetzung einen willkommenen Ratgeber in vielen wichtigen Fragen dar. Zwei weitere Bände sind in Kürze zu erwarten. O. Heinz.

Der Literarische Jahresbericht und Weihnachtskatalog, der alljährlich vor Weihnachten von der Verlagsbuchhandlung Heinrich Schöningh in Münster herausgegeben und von den Sortimentsbuchhandlungen umsonst abgegeben wird, um gebildeten katholischen Kreisen eine leichte Orientierung über die literarischen Neuerscheinungen zu vermitteln, wird auch in seiner diesjährigen Aufmachung (83 Seiten Text mit einer größeren Anzahl von Illustrationen) gern in Anspruch genommen werden. Für die Zuverlässigkeit der Kritik der einzelnen Werke bürgt der Umstand, daß sie den Federn anerkannter katholischer Literaturkenner entstammt. Der einleitende Aufsatz enthält eine feinsinnige Würdigung der Dichterin Anna v. Krane, deren Porträt die Titelseite ziert. A—

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Umschau von M. Rast.

Dem Verlage von **Kirchheim u. Co.,** Mainz, dem wir uns jetzt zuwenden, danken wir die „Weltgeschichte in Charakterbildern", deren bisher erschienenen zwanzig reich illustrierten Prachtbänden à M 4.— bis M 5.— sich aus Walther Rothes' kundiger Hand der inhaltlich hochwichtige einundzwanzigste beigesellt hat: „Die Renaissance in Italien. Michelangelo", Fol. 142 S. Der gewaltigste aller bildenden Künstler steht im Mittelpunkte, aber auch andere Bedeutende werden bei der Führung durch die Renaissance in Wort und Bild hereinbezogen (vier Kapitel: „Die Kulturfaktoren der Renaissance"; „Renaissance und Humanismus"; „Die bildenden Künste"; „Religion und Sittlichkeit"). — Für dieselbe, von den Universitätsprofessoren Dr. Kampers, Dr. Merkle und Dr. Spahn herausgegebene Sammlung wurde ein neuer Band (vierte Abteilung: Die neuere Zeit) gestellt von Universitätsprofessor a. D. Domkapitular Dr. Franz Kiefl-Regensburg: „Der europäische Freiheitskampf gegen die Hegemonie Frankreichs auf geistigem und politischem Gebiet", „Leibniz". Erstes bis fünftes Tausend. Mit 88 Abbildungen. Fol. 8° VIII u. 149 S., geb. M 4.50. Eine den heutigen Ansprüchen genügende Monographie des großen Philosophen, des Geistesriesen und Universalgenies Leibniz hatte uns, trotz des endlich durch Guhrauer und Klopp entdeckten Leibniz-Nachlasses, eines alle Stände der geistesgebildeten Gesellschaft und alle Zweige der Wissenschaft umfassenden kolossalen Briefwechsels, bisher gefehlt. Nun liegt eine solche vor uns: in notwendig knappen, aber genauen und plastischen Zügen, — ein durch und durch interessantes Werk mit geradezu glänzender illustrativer Ausstattung. (Vier Kapitel: Wissenschaftliche Werke und Entwürfe; Das philosophische System des Leibniz; Leibniz und die europäische Politik; Leibniz und der europäische Kirchenfriede.) — Ein an „dogmatischem Gehalte, Schönheit der Form, Neuheit der Gedanken" und Fülle positiven Inhaltes hervorragendes marianisches Werk, dessen erste Hälfte im vorigen Jahre erschien, ist jetzt in zwei Hälften zu einem stattlichen Bande zusammengeschlossen: „Ave Regina coelorum. Predigten und Skizzen zu Ehren Unserer lieben Frau. Dem VI. Internationalen Marianischen Kongreß zu Trier gewidmet" von Dr. Joseph Selbst, päpstl. Hausprälat, Domdekan und Generalvikar zu Mainz. Gr. 8° VIII u. 192 Seiten, VIII und 164 Seiten, gebunden M 7.50. — Die vom Bischof von Speyer M. v. Faulhaber auf dem diesjährigen Katholikentage zu Metz gehaltene glänzende, überaus eindrucksvolle Rede: „Die Freiheit der Kirche", liegt jetzt im Separatdruck vor. Gr. 8° 28 S. 40 ₰. — Prof. Georg Lenhart sieht sein vor allem den Gegenwartsbedürfnissen, in erster Linie dem jungen Klerus, dem Neupriester dienendes Werk, das „die Ausbildung einer starken, edlen Priesterpersönlichkeit" anstrebt, bereits in zweiter, stark vermehrter Auflage: „Der Priester und sein Tagewerk im Lichte des Papstprogrammes". 8° XI und 260 S. M 4.—.

An gesunder, fördernd unterhaltender Erzählliteratur liegen drei Veröffentlichungen vor. Zunächst zwei Bände von Prälat C. Forschner, dem beliebten Volksfreunde: „Das Gasthaus zur Alten Krone. Eine Pfälzer Dorfgeschichte" (bereits in der Rubrik „Vom Büchertisch" besprochen). 8° 190 S., geb. M 1.80 und „Der Klosterpächter", 8° 190 S., geb. M 1.80, ebenfalls eine Pfälzer Dorfgeschichte mit fesselnder kulturhistorischer Einleitung und mittelalterlichem Stoffe. C. Gondlach schrieb in sorgsamer Darstellung eine „Erzählung aus der Zeit der Römerherrschaft am Rhein", also aus einer historisch bisher nur dämmerig beleuchteten Epoche, auf die aber die letztjährigen Ausgrabungen helleres Licht geworfen haben: „Maurus, der letzte Römer". 8° 296 S. und 5 Textillustrationen, geb. M 4.—. Die hier zum Leben erweckte Handlung spielt in kulturgeschichtlichem Milieu zu Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrhunderts, unter Widerspiegelung derzeitigen römischem und germanischen Lebens an den Ufern unseres stolzesten Stromes.

Erwähnung geschehe noch der zweiten, vermehrten Auflage der „Hundertundzwei lehrreichen und erbaulichen Sterbebilder von Laien. Nach wahrheitsgetreuen Quellen" von Dr. Joseph Ant. Keller. 8° XI u. 446 S. geb. M 4.— (Exempelbücher XII). Die Beispiele reichen bis in unsere Tage. — Eine fünfte Auflage erlebte das schmucke Büchlein „Das junge Mädchen im Verkehre mit der Welt. Fingerzeige und Ratschläge" von P. F. Peters C. S. S. R. Gr. 16. IV u. 168 S., geb. M 1.20.

Aus dem Verlage **Fredebeul u. Koenen,** Essen-Ruhr, seien zunächst die folgenden hervorragenden Erzählwerke, die entweder letztes oder dieses Jahr unter der Rubrik „Vom Büchertisch" ausführlicher besprochen wurden, in möglichst lebhafte Erinnerung gebracht: Jassy Torrunds drei Novellensammlungen: „Mit Gott und gutem Wind, Erzählungen", „Die Krone der Königin" und andere Novellen, „Ein Kuß aus Versehen" und andere Erzählungen (à geb. M 4.—); M. Herberts „Von vieler Liebe und mancherlei Leid, Geschichten aus dem Volke und der großen Welt" (geb. M 3.50); Louise v. Habers „Das Tagebuch eines Kindes, Novelle" (geb. M 2.50). Außerdem liegen uns vor: „Sommerlaub, Erzählungen" von N. Fabri de Fabris. 8° 292 S., geb. M 3.—, eine Sammlung, in der die feinsinnige, seelenvolle Dichterin uns von ihrem Besten gibt; „Sibylle", Roman von A. v. Krane. Zweite Auflage. 8° 297 S., geb. M 3.—, eine Talentprobe von überraschender Kraft, ein reife Leser voraussetzendes Buch aus dem Künstlerleben; „Schulte Knestmanns Komplott", eine humorgetragene „Erzählung aus dem Münsterlande" von Emil Frank. 8° 165 S., geb. M 2.50. Alle drei Werke finden in der Rubrik „Vom Büchertisch" genauere Anzeige.

Die zahlreichen Freunde Sebastian Wiesers seien aufmerksam gemacht auf seinen soeben erschienenen letzten Gedichtband „Land des Herzens" aus dem Verlage **Breer u. Thiemann,** Hamm i. W. 8° 196 S., geb. M 2.20 (s. gleichfalls „Vom Büchertisch").

Der Verlag **J. Habbel,** Regensburg, dem wir eine Reihe billiger und gut ausgestatteter Erzählwerke danken, hat diesen vier der beliebten bodenständigen Geschichtenbücher Hermann Schmids angefügt, geb. à M 1.—, Hermann Schmids, dieses unermüdlichen, bei aller Gemütsweichheit nach Lebenstreue strebenden Erzählers aus dem Volke: „Der Loder, Blut um Blut, Geschichten aus den bayerischen Bergen". 8°

224 S.; „Almenrausch und Edelweiß, Die Venediger, Erzählungen aus dem bayrischen Hochgebirge". 8° 216 S.; „Der Bergwirt, Mohrenkranzel, Der Greis, Geschichten aus den bayrischen Bergen". 8° 224 S.; „Die Zuwiderwurz'n, Der Kranz am Marterl. Zwei Geschichten aus den bayrischen Bergen". 8° 186 S. — In die Tiroler Berge führen Julius Baumgartners „Glocken von St. Benedikt". 8° 183 S., geb. M 3.—, ein ernstes und schönes Buch, in dem ein junger Mönch aus Liebe zu den Seinen das Kloster zeitweise verläßt, um einer der Mutter beraubten Familie Halt und Stütze zu sein. Die Welt fordert ihre Opfer von seinem Herzen und seinem Willen, bis er den Weg zur Friedensstätte zurück findet. — Den Roman eines optimistischen Idealisten, der immer sich selbst ganz einsetzt in Nächstenliebe und selbstverständlich seine Enttäuschungen erlebt, ohne jedoch den Glauben an die Menschen und an sich selbst endgültig zu verlieren, schenkt uns der hochbegabte Verfasser des Romans „Der letzte Baum": Joseph Gangl, in „Markus der Tor". 8° 225 S., geb. M 3. —. Dieser Verlag interessiert sich ersichtlich stark für das große und fruchtbare Talent M. Herberts, von der er früher schon eine stattliche Reihe belletristischer Werke und drei lyrische Bände („Geistliche und weltliche Gedichte", „Einkehr", „Von Liebe und Tod") herausgab. In der jüngsten Zeit veröffentlichte er die Novellen- und Skizzensammlungen „Klostergeschichten" und „Ernste und heitere Geschichten" à geb. M 3.—, die beide in der Rubrik „Vom Büchertisch" des näheren angezeigt wurden. Eben jetzt wurde der feinsinnige Novellenband „Marianne Fiedler, Eva, Leben und Liebe" (geb. M 3.—) zum zweiten Male aufgelegt.

Der Verlag der J. Schnellschen Buchhandlung (C. Leopold), Warendorf i. Westf., sendet uns das ebenfalls schon in der „Allgemeinen Rundschau" des näheren angezeigte geistvoll-gemeinverständliche Buch des Jesuitenpaters Otto Cohausz „Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem". 8° 190 S. Das 4.—9. Tausend liegt jetzt vor.

Der Verlag von **B. Kühlen**, M.-Gladbach, bietet unserer für den großen Heiligen von Assisi immer allgemeiner erglühenden Zeit eine bedeutsame Sammlung franziskanischer Dichtungen „aus aller Welt" unter dem Titel „Die goldene Legende. Franziskus von Assisi in der Poesie der Völker". Gr. 8° 191 S., geb. M 4.50. Der Herausgeber, A. Groteken, stellte zusammen „eine sorgfältige, beschränkte Auswahl" deutscher, lateinischer, italienischer, spanischer, französischer, vlämischer, englischer und polnischer Dichtungen, die fremdsprachigen mit deutscher Parallel-Uebertragung.

Die **Allgemeine Verlags-Gesellschaft** m. b. H., Berlin-München-Wien, deren Darbietungen wir jetzt ins Auge fassen, hat im vorigen Jahre den Beginn eines großen dreiteiligen Prachtwerkes katholischer Gelehrter veröffentlicht unter dem Gesamttitel: „Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde" von Prof. Dr. Hugo Obermaier, Prof. Dr. Ferdinand Birkner, P. P. Wilhelm Schmidt, Ferdinand Hestermann und Theodor Stratmann S. V. D. Der erste Band: „Der Mensch der Vorzeit von Dr. Hugo Obermaier, Professor am internationalen Institut de Paléontologie humaine, Paris. Mit 39 Tafeln, 12 Karten und 395 Textabbildungen" (Fol. XI u. 592 S., geb. M 15.— u. M 16.50) wurde derzeit warm empfehlend von Dr. Völler in der Rubrik „Vom Büchertisch" angezeigt; derselbe Gelehrte betonte, daß die Namen der Bearbeiter für die Vollgültigkeit der zwei noch ausstehenden Bände bürgten. — Der zweite Band ist nun erschienen, um jene Aussage glänzend zu bestätigen; er nennt sich: „Die Rassen und Völker der Menschheit von Dr. Ferdinand Birkner, Professor an der Universität München. Mit 32 Tafeln und 565 Textabbildungen" (Fol. IX u. 548 S.). Die Anschaffung des erstklassigen Gesamtwerkes erleichtert sich durch eine zweite Ausgabeform in Lieferungen à M 1.—. Zugleich seien die früheren großen Prachtwerke desselben Verlages (zurzeit auch in Lieferungen erhältlich) in Erinnerung gebracht: „Illustrierte Weltgeschichte, 4 Bände, geb. M 54.—; „Illustrierte Kunstgeschichte" von Joseph Neuwirth, 2 Bände, geb. M 28.—; „Salzers Literaturgeschichte", 3 Bände, geb. M 67.—; „Himmel und Erde", 2 Bände, geb. M 38.—; „Leben Jesu" von Schumacher, geb. M 20.—; „Leben Mariä" von Schumacher, geb. M 20.—. Ferner verweisen wir eindringlich auf die vom gleichen Verlage herausgegebenen Paul Kellerschen stark verbreiteten Erzählwerke, so beliebt bei der Kritik wie bei dem Lesepublikum aller Stände: „Waldwinter", geb. M 5.—, „Die Heimat", geb. M 5.—, „Das letzte Märchen", geb. M 5.50, „Der Sohn der Hagar", geb. M 5.50, „Die alte Krone", geb. M 5.50, „Die fünf Waldstädte", geb. M 3.—, sowie auch dieses begnadeten Dichters zwei letzten Werke (besprochen unter „Vom Büchertisch"): „Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. Mit Bildern von G. Holstein und A. von Volborth", geb. M 3.— und „Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte", geb. M 5.—.

Der **Verlag Heinrich Rohr**, Papenburg (Ems), bringt zwei trefflich ausgestattete Neuerscheinungen, auf denen beiden jener Heidezauber liegt, dem nur wenige Leser widerstehen. Die eine ist der erste Gedichtband eines jungen Lyrikers und Balladensängers, in dem schon der Künstler wach geworden ist, so daß er uns bereits durch dieses Versprechen auf eine schöne, reiche Zukunft gefangen nimmt: „Lieder und Balladen" von Hans Hoppe 8° 107 S., geb. M 2.—. Eine Verheißung ist auch der erste Novellenband einer neuen Erzählerin: „Kinder der Heide" von E. Specker-Tjaden 8° 268 S., geb. M 4.—, zu dem E. Ahrens außerordentlich stimmungsvollen Buchschmuck (Federzeichnung), auch in Gestalt idyllischer Illustrationen, gestellt hat.

Hebbels Werke. Im Verein mit Dr. Fritz Carl Enß und Dr. Karl Schaeffer, herausgegeben von Dr. **Franz Zinkernagel,** Privatdozent in Tübingen. Kritisch durchgesehene und erläuterte große Ausgabe: sechs Bände in Leinen gebunden à M 2.—. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut (Meyers Klassiker-Ausgaben). — Wir wissen, Hebbel als Ganzer ist kein Nachklassiker für das christliche Haus, das immer nur Einzelgaben von ihm wird verwerten wollen, vor allem die mächtige Trilogie der „Nibelungen", die ergreifende Tragödie „Agnes Bernauer", das kleine Künstlerdrama „Michelangelo", das köstliche idyllische Epos „Mutter und Kind" und eine Auswahl der „Gedichte". Aber Hebbel ist ein Gewaltiger geworden in der Geschichte unserer Literatur und unserer Bühne; in diesem Sinne ist die oben angezeigte Ausgabe seiner Werke zu begrüßen. Sie ist der ergänzend verbessernde Ersatz für die von Karl Zeiß, Leiter des Dresdener Hofschauspieles, im Jahre 1909 für „Meyers Klassiker-Ausgaben" besorgte, die dem Stande der heutigen Hebbel-Forschung nicht mehr voll entsprach. Die vorliegende Ausgabe hat die Dramen in lückenloser Reihenfolge aufgenommen nach dem Plane von Karl Zeiß, unter Anschluß der Bruchstücke „Demetrius" und „Moloch". Die Einordnung der Gedichte geschah nach Hebbels eigener (letzter) Gesamtausgabe vom Jahre 1867, unter Benützung des „Nachlasses". Es folgen noch: „Mutter und Kind", die wichtigsten Erzählungen und eine genügend orientierende Auswahl der theoretischen Schriften. (Eine kleine Ausgabe, vier Bände à M 2.—, liegt bereit für alle, die sich nur für den Dramatiker und Lyriker Hebbel interessieren.) Dem ersten Bande ist vorgestellt eine in ihrem ersichtlichen Streben nach Objektivität sehr lesbare Lebensskizze von Dr. Enß. Von dem als Hebbelsforscher bekannten Herausgeber stammen die erläuternden Einleitungen und Schlußbemerkungen zum Haupttext, von Dr. Schaeffer die auf Einzelstellen bezüglichen Fußnotizen. — Die äußere Ausstattung ist schlicht-vornehm: in Druck, Papier und Einband.

Karl Ludwig Jessen, Friesische Heimatkunst.

Ein Mappenwerk mit zwölf Farbendrucken und zwölf Kupfertiefdrucken. Text von Momme Nissen. Ausstattung von Bruckmann A.-G. München. Glückstadt 1913, Max Hansen. Subskriptionspreis M 20.—, späterer Preis M 30.—. Das ist ein herzhafter Händedruck aus dem Norden, diese Sammlung von 36 Werken des ältesten lebenden Malers in Schleswig-Holstein, ist ein typisches Stück Friesentum: Leben, Leute und Land, intensiv treu von einem echten Nordfriesen vor uns hingestellt. Nach außen Kampf, nach innen besonnenes Glück, „treu gewahrt, weil schwer errungen", das schien, so oft man in die Heimat kam, das Gepräge des Landes und Volkes zu sein, und das finde ich wieder, vollauf und überzeugend, wo immer ich diese festliche Mappe aufschlage.

„Der alte Jessen" hat mit der Eindringlichkeit und dem Ernst des heimatliebenden Mannes aufgespeichert in fast siebzigjährigem Malerfleiß, was der Tag vor seine Augen stellte. Das Elternhaus mit dem blühenden Hollunder, die blinkende Küche, der ganze kernfeste, vornehme Bauernhausrat, wie er jetzt, schon historisch geworden, teuer erworben in den Museen aufgebahrt ruht, der Bauernstamm in seinen alten Trachten, der diese Räume bevölkerte, der in ihnen seines Lebens Freud und Leid, seine Taufen und Hochzeiten, seine Hausandacht und Todesstunde erlebte, das alles war schon seit den fünfziger Jahren sein Studiengebiet. Er sah die stille Harmonie dieser Welt, ihm redete sie eine reiche Sprache. Wie die junge Föhringerin mit den sprechenden Augen aufschaut, wie Jessens zarte alte Mutter, auf dem Bilde mit der Tochter, die Züge des geduldigen Leidens trägt, wie der alte „Drechsler" über seinen sprühenden Spänen schmunzelt, wie die „Neunzigjährige" sich mit ihren Jahren und Erinnerungen am schnurrenden Rade einspinnt, so sieht man — auch ohne sie gekannt zu haben — müssen die Leute gewesen sein.

Jessens Werke, auch die bedeutendsten, sind schlicht; fast wie Naturprodukte muten sie an; einige zeigen ungeniert ihre Schwächen, die niemand leugnet; diese hängen aber eng mit der Treuherzigkeit des Sehens und entschieden auch mit dem ganz originalen Lebensgang des alten Meisters zusammen. Als einer der ältesten Heimatmaler Deutschlands hat er seinen nordfriesischen Geburtsort Deezbüll zum Schauplatz seines Schaffens gemacht. Dort in der Isolierung hat er künstlerische Vorzüge betätigt und gepflegt, die heute selten werden, so die treffende, bis ins kleinste durchgeführte Zeichnung, die fast herbe Deutlichkeit in jedem Strich, die übersichtliche, abgerundete Komposition und endlich die liebevolle Intimität, mit der er Totes und Lebendes belauscht und beseelt. Das Geringfügigste bekommt bei ihm Inhalt. Ich kenne die Leute, wie sie dort auf dem Kirchhof stehen in seinem „Sonntagmorgen" der Hamburger Kunsthalle, oder vor dem Trauerhause um den Sarg: so eisern war die Trauer der Männer, so leise das Schluchzen der Frauen; — so brannte zu Hause die frohe Flamme auf dem offenen Backsteinherd, so flimmerte der Ausblick über der „halben Tür"!

Die sauberen Interieurs, die Jessen in den letzten Jahren öfter in den Münchener Glaspalast sandte, haben doch noch keine Vorstellung davon gegeben, wie vielseitig und zum Teil wie tief der rüstige Greis in seinem langen Leben geschaffen hat. Das tritt, für ein weiteres Publikum, in dieser vorzüglich ausgestatteten Mappe zum ersten Mal zutage. Für den Volksfreund und für den Kulturforscher, für die Niederdeutschen, die um ihn sitzen, wie für die, welche ihr Zelt auf anderem Boden aufgeschlagen haben, ja für alle Freunde gesunder deutscher Kunst bergen die abwechslungsreichen Blätter Stoff, Anregung, Anschauung, Erinnerung die Fülle.

Eine wertvolle Ergänzung ist der Text von Momme Nissen, dem bekannten Kunstschriftsteller und Maler, Professor Jessens Neffen. Er erschließt uns mit kundiger Hand die Tür zum Wesen des Friesenstammes und des Friesenkünstlers, dem das hohe Alter eine Ernte von Ehren bringt, zu einer Zeit, wo anderer Künstler Stern eher herabsteigt. Jessen steht künstlerisch dänischen Malern nahe; will man ihn mit deutschen vergleichen, so könnte man Defregger heranziehen, obwohl doch beide wieder so verschieden sind wie die Almen und die Marschen. Der Friesenmeister ist bisher nur in Nordalbingien wirklich populär gewesen; vielleicht „entdeckt" ihn jetzt auch das weitere deutsche Vaterland. Mit dieser Publikation, deren Preis niedrig gestellt ist, führt sich ein junger holsteinischer Verlag sehr vorteilhaft ein. Ingeborg Magnussen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele 1914. Die Wagnerfestspiele des nächsten Sommers werden wieder zwanzig Vorstellungen umfassen. Sie beginnen am 31. Juli mit „Parsifal", dem ja im nächsten Jahre das besondere Interesse gelten wird; im ganzen wird das Werk sechsmal gegeben werden. „Tristan" und „die Meistersinger" werden dreimal, „Der Ring des Nibelungen" zweimal erscheinen. Zwischen den Wagnerzyklen des Prinzregententheaters liegen die Mozartfestvorstellungen. Im Kgl. Residenztheater werden „Figaros Hochzeit", die „Entführung aus dem Serail" und „Don Giovanni" zweimal, „Cosi fan tutte" einmal gegeben. Zwei Aufführungen der „Zauberflöte" finden im Hoftheater statt.

Münchener Schauspielhaus. Das Geschick Alexejs, des Sohnes Peters I. hat die deutsche Bühne zuerst durch Immermanns Trilogie beschäftigt. Der „Alexis" des deutschen Romantikers soll den „Untergang der künstlerischen und unnatürlichen Schöpfung Peter des Großen" ankündigen. Das Werk eines neuen Dichters, dem in unserem Schauspielhaus eine sehr freundliche Aufnahme ward, sieht die Tragödie aus anderen Gesichtswinkel. Peter der Große erkennt, daß das Reich, das er mit harten Händen aufgerichtet, von weichen nicht gehalten werden kann. Darum darf der träumerische Alexej die Zarenkrone nicht erben. Er soll verzichten, weigert sich jedoch; denn etwas von dem starken Willen des Vaters schlummert doch in der sonst weichen Natur des Sohnes. Er beteiligt sich an einer von seiner verstoßenen Mutter geschürten Verschwörung und wird entdeckt. Peter möchte ihn auch jetzt noch schonen, wenn er nun verzichtet, aber Alexej weigert sich abermals. Als sich nun auch das Volk für Alexej erklärt, siegt in dem Konflikt zwischen Vaterliebe und Staatsraison die letztere, Peter vergiftet den Sohn. Man sieht, hier werden starke dramatische Spannungen ausgelöst, die einen ganzen Dichter erfordern. Henri Heiseler, der Verfasser von „Peter und Alexej", hat besonders in der Charakteristik wertvolles geboten, es ist nicht ohne Feinheiten, daß gerade die Eigenschaften, die Alexej seinem großen Vater ähnlich machen, ihm zum Verderben werden. In der zweiten Hälfte drängt die Handlung nicht mit gleicher Energie weiter. Nach den Berichten über die Leipziger Uraufführung brachte man dem Werke hochgespannte Erwartungen entgegen. Diese wurden nun nicht im vollen Maße erfüllt. Immerhin jedoch hat der deutsch-russische Dichter ein packendes Theaterstück geschrieben. Das Publikum ehrte ihn durch wiederholten Hervorruf. Der Stil des Jambendramas ist dem Schauspielhaus ungewohnt, dennoch zeigte sich die Wiedergabe wohl intentioniert und die Darsteller setzten ihr Bestes zum Gelingen ein.

Münchener Volkstheater. „Schande", ein Stück aus dem Leben von J. Buchschmidt, fand eine sehr beifällige Aufnahme, die den Autor H. Buchner veranlaßte, auf der Bühne zu erscheinen und so das Visier des Pseudonyms fallen zu lassen. Der bisher nur als Mann des praktischen Lebens uns bekannt gewesene Dichter will nicht nur ergötzen, er will auch nützen. Solange die Töchter in dem Schutze des Elternhauses blieben, mochte es angängig erscheinen, sie in naiver Unbefangenheit zu erhalten, jetzt aber, da die meisten in das Erwerbsleben hinausgestoßen werden, erscheint Buchner die Beibehaltung dieser elterlichen Taktik als Unrecht. Rosa, die brave Tochter eines sittenstrengen Kleinbürgerhauses, fällt ahnungslos in die Schlingen eines gewissenlosen Verführers. Die Härte des an seiner Ehre verletzten Vaters und das Pharisäertum der Verwandten treiben Rosa zu einem Selbstmordversuch. In der Gestalt einer verbrecherischen Hebamme, die ein „Geschäft" witternd, über die Bühne schleicht und am Ende verdienter Strafe anheim fällt, will der Verfasser andeuten, daß oft lediglich die Erbarmungslosigkeit der Mitwelt verführte Mädchen solch scheußlichen Megären zutreibt. Wenn es dennoch gelingt, das Mädchen wieder aufzurichten und einem Liebesglück zuzuführen, so ist dies das Verdienst einiger sehr liebenswürdig gezeichneter Menschen von frischem Empfinden. Das Werk ist ein geschickt und flott gebautes Volksstück, das fesselt und den Darstellern gute Rollen bietet.

Aus den Konzertsälen. Die Uraufführung des „Te Deum" von Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn findet am 19. Dezember in der Tonhalle unter der musikalischen Leitung des Tondichters statt. Der König und die Königin werden dieser Erstaufführung beiwohnen. Pater Hartmanns Oratorium „Abendmahl" wurde dieser Tage in Leipzig mit großem Erfolge gegeben. — Das 3. Abonnementskonzert des Konzertvereins bot unter Ferd. Löwes Führung wieder starke künstlerische Eindrücke. Es ist zu bedauern, daß die Abende immer noch nicht in dem Maße besucht werden, wie sie es verdienen. Den Klavierpart im D-Moll-Konzert von Brahms hatte Frieda Kwast-Hodapp inne, die eine Pianistin von hohem Stilgefühl und hervorragender Technik ist. Man hat die Ueberzeugung, daß die Künstlerin gerade zu diesem Komponisten in einem inneren künstlerischen Verhältnis steht. Mit Walter Braunfels, Serenade für kleines Orchester op 20 hat Löwe uns seinerzeit als erster bekannt gemacht; das Werk verdient es, öfter gehört zu werden, zumal es gerade in seinen ursprünglichsten Teilen zuweilen aufs erste ein wenig herb klingt, bei wiederholtem Hören jedoch gewinnt. Löwe war der Serenade ein feinsinniger Interpret. Den Schluß bildete Beethovens „Vierte", der seine subtile und plastische Wiedergabe eine starke Wirkung sicherte, die sich im lebhaftesten Applaus dokumentierte. — Das Volkssymphoniekonzert hatte mit der Es-Dur-Symphonie von Mozart, den drei Orchestersätzen zu „Prometheus" von Beethoven, der Zwischenaktmusik zu „Rosamunde" von Schubert und der Oberon-Ouvertüre schönen Erfolg. Hofkapellmeister Prill fand gewohnt herzlichen Beifall. — Das Wendling-Quartett spielte außer Brahms ein Streichquartett in Es-Dur op. 109 von Max Reger, ein im besten Sinne liebenswürdiges Werk des begabten Komponisten. Die Stuttgarter Künstler (K. Wendling, H. Michaelis, Ph. Neeter und A. Saal) stehen hinter keiner ähnlichen Kammermusikvereinigung zurück. Das Ensemble ist von mustergültiger Ausgeglichenheit und Harmonie. Ihr Spiel ist von prächtiger Schönheit des Tons und bietet restlosen Genuß. — Auch das Capet-Quartett erfreute sich wieder großen Erfolges. Das Zusammenspiel ist auch bei ihm sehr rühmenswert. Die glänzende Technik und musikalische Kultur der Pariser Künstler sichern ihren Darbietungen ein hohes Niveau; sie hatten diese ganz in den Dienst Beethovens gestellt. — Gleichfalls zu einem Beethovenabend hatten sich E. Boehe und Ed. Bach verbunden, der, wie mein Vertreter berichtet, durch den inneren Anteil der beiden Künstler auch da fesselte, wo man über Einzelheiten in der Auffassung streiten könnte. — Der Pianist W. Georgii ist uns aus früheren Jahren als ein Künstler von ernstem Können und solider Technik bekannt. Wir hörten ihn als feinen, vornehmen, vielleicht etwas zurückhaltenden Bach- und Beethoveninterpreten. — Von viel stärkerem Temperament ist Ignaz Tiegermann, der besonders als Lisztspieler durch bravouröse Technik erfreute. — Neu war uns Richard Bühlig, ein Pianist von ebenfalls außerordentlichem technischem Können, von dem wir die Beethovensche Appassionata in einer plastischen Wiedergabe hörten, die großen Beifall fand. — Karl Roesger ist ein Pianist von Geschmack und starkem Empfinden. Wie schon in früheren Jahren zeigte er sich besonders als Brahmsspieler beifallswürdig. — Das bravouröse Können Moritz Rosenthals weckt stets Bewunderung. Die blendende Technik und das kraftvolle Temperament ziehen uns immer von neuem in seinen Bann. — Neu war uns Alma Moodie, eine Geigerin von 13 oder 14 Jahren. Ihr Können ist ungewöhnlich und sie spielt mit großer Tonschönheit. Die Entwicklungsmöglichkeiten sind jedenfalls sehr günstige. — Das tonschöne, weiche Spiel des Geigers F. Hegedüs ist uns von früher bekannt. In Sonaten von Mozart und C. Frank hatte er in Ella Správka eine begabte Partnerin. — Guten Erfolg hatte, wie mir berichtet wird, die Geigerin Emily Gresser, die anschauliches technisches Können und sicheres Stilgefühl besitzt. Sie teilte den Abend mit Hartwig v. Wersebe, einem Sänger von angenehmen Mitteln und gutem Vortrag. — Paul Schramm ist ein begabter Pianist, der für nicht uninteressante Neuheiten zu fesseln suchte. Die Stimme seiner Konzertpartnerin Lucie König ist umfangreich, könnte sich jedoch noch ergiebiger erweisen bei fortschreitender technischer Entwicklung. — Sehr hübsche, liebenswürdige Eindrücke boten nach dem Berichte meines Vertreters die Abende leichterer Musik von O. Röhr und Hanns in der Gand. — Gabrielle v. Hoeßle ist eine jugendliche Pianistin von guter Begabung. Ihr Debut weckte freundliche Erwartungen. Mit ihr konzertierte Mathilde Pfeiffer-Rißmann, eine Sängerin von sehr sympathischen Mitteln und wirkungssicherem Vortrag.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Alter von 63 Jahren starb der Lustspieldichter Franz v. Schönthan. „Krieg im Frieden", „Der Raub der Sabinerinnen", „Goldfische", „Comtesse Guckerl" waren die erfolgreichsten seiner zahlreichen Bühnenwerke, die er zumeist in Kompagniearbeit mit anderen geschaffen. Seine anspruchslose, heitere Kunst hat Tausende erfreut. Wendete sie sich auch lediglich an das Unterhaltungsbedürfnis, so wahrte sie doch immer ein gutes Niveau. — In Berlin gefiel „Das Nothemd", eine Oper von Victor v. Woikowsky-Biedau. Die Musik erweist sich nach Berichten als von den Meistersingern abhängig. Die im 16. Jahrhundert spielende Handlung ist bühnenwirksam. Das den Titel gebende Nothemd offenbart im Kampf und beim Gottesgericht geheimnisvoll schützende Kraft. — „Mutter hat recht", ein Schauspiel von Henry Nathansen, hatte bei seiner Heidelberger Uraufführung Erfolg. Die Kritik findet lediglich die Schilderung dänischen Kleinbürgerlebens wertvoll, dagegen vermochte der Schulmeister nicht zu interessieren, der sich zuerst aus Gewissensskrupel weigert, Religionsstunden zu geben, auf mütterliches Zureden aber nachgibt. — In einer neuen Bearbeitung von Gg. Dröscher gefiel Boieldieus „Satansweg" (les voitures versées) durch die Lieblichkeit der Musik in der Berliner Hofoper. Das Libretto mutete jedoch etwas verstaubt an. — „Das Gottes-Kind", ein Weihnachtsspiel von E. A. Hermann, eine feinsinnige Erinnerung alter Krippenspiele, hinterließ in Dresden starke Eindrücke. — In Darmstadt wurde „Meister Gottfried", ein Drama von K. von Levetzow, das sich mit Hypnose und Alchimie beschäftigt, vom Publikum abgelehnt. — „Christiane", ein Spiel aus der Goethezeit von Lothar Schmidt, fand freundliche Aufnahme in Königsberg i. Pr. Das Stück besteht aus dramatisierten Anekdoten. — Wolf-Ferraris musikalisches Lustspiel: „Der Liebhaber als Arzt" hatte bei der Dresdener Uraufführung sehr starken Erfolg. Die frische, melodische Musik wird sehr gerühmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Unbeschadet der vorausgegangenen ungünstigen Ereignisse konnten wir seit November-Ende wiederum eine impulsive Kursavance der deutschen Aktienwerte erleben. Solche Tendenzdrehungen sind jedoch nur dann wirksam, wenn die Auslandspolitik keine unangenehmen Ueberraschungen und Wendungen bringt. In punkto Politik sind die Börsen von jeher sehr empfindlich und stark reagierend. Die Konjunkturfragen und die Geldmarktgestaltung kamen stets erst in zweiter Linie. Die bemerkenswerten Ansätze einer Börsenbelebung in den jüngsten Tagen gerieten ins Stocken und versagten schliesslich, als die Politik neuerdings in unangenehmer Weise die Tagesordnung beherrschte. Nachträglich bekannt gewordene Details über die geheime Militärkonvention der verschiedenen Balkanstaaten unter Führung Russlands mit der Spitze gegen Oesterreich-Ungarn zeigen deutlich die grosse Gefahr, in der sich Europa vor kurzem befand. Die alten Gegensätze zwischen den beiden Mächten Russland und Oesterreich scheinen auch heute noch nicht geschwunden zu sein. Die Börsen gehen nur zögernd an die neuen Finanzoperationen, welche die Grossbankwelt für beide Staaten in petto hat. Die Demission des französischen Ministeriums brachte im Zusammenhang mit den scharf rückgängigen Rentenkursen in Paris schwächere Auslandsbörsen, um so mehr, als das Schicksal der geplanten grossen Milliardenanleihe in Frankreich immer noch in Dunkel gehüllt ist. Die Unsicherheit in Bulgarien, die wiederholten Gerüchte, dass dortselbst politische Unruhen ausgebrochen seien, die russische Gegenströmung gegen die Einsetzung einer deutschen Militärkommission für die Türkei und die andauernden Unruhen in Mexiko vermochten im Verein mit der finanziellen Krise und den ungeheueren Bankverlusten in Indien die notwendige Bresche in die seitherige Aufwärtsbewegung unserer Börsen zu schlagen. Die erregten Verhandlungen im Reichstag und dem gesamten Lande über die Zaberner Affäre verstimmten gleichfalls stark. Von den Auslandbörsen zeigte vornehmlich Neuyork eine vollkommen unzuverlässige Haltung. Es lässt sich nicht verkennen, dass die zunehmende Abflauung des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes — der geringe Auftragsbestand beim Stahltrust und der Rückgang der dortigen Roheisenpreise seien erwähnt — hauptsächlich an der Nervosität der amerikanischen Effektenmärkte schuld ist. Der Jahresbericht des deutschen Stahlwerksverbandes, speziell für die letzten drei Monate, konstatiert eine Fortsetzung des Konjunkturrückganges sowohl im Inlande als auch für den Export. Politik und Geldmarktlage werden hierbei als ausschlaggebende Motive für die zeitweise sehr ungünstige Tendenz am Montangebiet mit Recht bezeichnet. Die Mitteilung, dass die Absatzverhältnisse für Kohle und Koks im November-Monate weiter zurückgegangen sind, hat unsere Börsen ebenfalls beeinflusst. Von einer direkten schärferen Abwärtsbewegung war jedoch im Gegensatz zu den letzten Börsenderouten nichts bemerkbar. Auch die Schwierigkeiten bei der Erneuerung des rheinisch-westfälischen Zementsyndikates und die Betriebseinschränkungen in der süddeutschen Baumwollindustrie vermochten eine besondere Börsenabflauung nicht herbeizuführen. Die Börsen gehen — bei einer festen Grundstimmung finden dieselben stets mildernde Umstände — von der bestimmten Voraussetzung aus, dass mit dem Frühjahrsbeginn die Aera der billigen Diskontsätze und einer allgemeinen Gelderleichterung erwartet wird. Für Handel und Industrie und in erster Linie für den so wichtigen Bau- und Immobilienmarkt erhofft man spezielle Vorteile und neuerwachende Unternehmungslust. Von Industriekreisen sind an günstigen Momenten, welche speziell an den Börsen wirksam zum Ausdruck gekommen sind, zu erwähnen: die vorzügliche Beschäftigung in der Porzellanindustrie, die Gründung des Verbandes deutscher Waggonfabriken — wodurch den bisherigeen Preisschleudereien ein Ende gemacht wird — und die Bildung eines Gas- und Siederöhrensyndikats, ebenfalls zum Zwecke einer gesunden Preispolitik. In der Generalversammlung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft wurden über die Konjunkturfrage, den Auftragsbestand und die finanzielle Lage der Gesellschaft derart optimistische und interessante Ausführungen bekannt, dass sich die Börsen in rascher Folge neuerdings der Aufwärtsbewegung anschliessen konnten. Die Reichsbankausweise, besonders der stets vermehrte Metallbestand, verstärkten diese Stimmung. Der Kassamarkt musste jedoch von den bisherigen übergrossen Avancen durch Gewinnverkäufe verschiedentliche Kursverluste verzeichnen.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Bunte Beute. Studien und Skizzen von Arthur Schubart. M 2.—. — **Die Pföllnertochter.** Thüringischer Roman von M. R. Fischer. M 4.50. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.)

Ringen. Lehrer-Roman. Von Ali Tudisch. M 2.60. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Lebensläufe und Todesgänge. Gedichte. Von Ernst Bowinckel. M 4.—. (Berlin, Leonhard Simion Nachf.)

Auf Gottes Spuren. Von Joseph Rüther. Ausgestattet und illustriert von Oskar Gehrig. Brosch. M 1.60, geb. M 2.40. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

„Kafakil" Die Jagd ist aus. Roman von Erika Riedberg. M 1.—. — **Amerikanisches Tagebuch** eines um die Ecke gegangenen preußischen Kürassier-Leutnants. Von Kurt Frhr. v. Biedenfeld. M 2.—. — **Kriegsbeute.** Feldzugsnovelletten und Skizzen von Fr. Frhr. v. Dinklage. M 1.—. — **Von der Sonnenseite des Lebens.** Humorige Fahrten, Gestalten und Erinnerungen von Bergingenieur L. Rosenthal. M 2.—. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Erzfunken. Gedichte von M. Homscheid. 112 S. M 3.50. (Paderborn, Junfermann.)

Wie kann dem unheilvollen Priestermangel abgeholfen werden! Von P. Daniel Gruber O. F. M. 24 S. 32°. Mit Bild. 14 Pf., 50 Stück M 6.15. (Innsbruck, Felizian Rauch.)

Ein europäischer Staaten-Bund! Von O. Appelt. M 1.—. (Leipzig, Otto Hillmann.)

Um das Erbe des großen Konstantin. Trauerspiel in 4 Aufz. von P. H. Böhlen. M 1.40, 10 Ex. mit Aufführungsrecht. M 12.—; **Nimrod in Nöten** oder Wer ist der Räuber? Dramatischer Scherz mit Gesang in einem Aufz. von A. Bölders. 75 Pf., 8 Ex. mit Aufführungsrecht M 2.—; **Stoffel als Detektiv.** Schwank in 2 Aufz. von Jos. Eckerskorn. M 1.—, 7 Ex. mit Aufführungsrecht M 6.—; **Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.** Schauspiel in einem Aufz. von K. Strube. 75 Pf., 6 Ex. mit Aufführungsrecht M 4.—. (München, Höfling.)

Wesen und Recht der Kausalität. Wider Verworns revolutionären Konditionismus. Von Prof. Dr. E. Dennert. 3 Bogen 8°. 60 Pf. (Godesberg, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

„Maria Hilf", Monatsschrift für alle Verehrer der Mutter Gottes von der „Immerwährenden Hilfe". Von P. Karl Peschl. Jährl. M 1.20, mit Porto M 1.80. — **„Die christliche Jungfrau"**, Illustrierte Monatsschrift zur religiösen Erbauung und Unterhaltung. Mit der Beilage „Die gute Kongreganistin" und „Lilienblätter". Von P. Joh. Chrysostomus O. Cap. 8°. Jährl. M 1.20, mit Porto M 1.80. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

„Musikalisches Taschenbuch". 50 Pf. (Wien-Leipzig, Verlag der Universal-Edition A. G.)

Moabiter St. Paulus-Kalender 1914. Von P. Konrad M. Fischer O. Pr. 56 Bilder. 50 Pf. (Berlin W 30, Luitpoldstr. 47, Bernhard Poetschki.)

Zentrum, katholische Weltanschauung und allgemeine politische Lage. Antwort auf die Broschüre von Geheimrat Roeren: „Zentrum und Kölner Richtung". Von Justizrat Dr. Karl Bachem. (Krefeld, J. B. Klein.)

Kolossale Irrtümer in der theologischen Wissenschaft. Von Adolf Hebert. (Hamburg, Friedr. Berg.)

Spezial-Verzeichnis über Weihnachts-Musik jeder Art. Gratis von C. F. Schmidt, Heilbronn a. N.

40 Jahre Kampf ums Kölner Rathaus. 20 Pf. (Köln, Sekretariat der Kölner Zentrumspartei.)

Die religiösen Pflichten des gebildeten Laienstandes. Von Dr. Karl Hoeber. 60 Pf. (Köln, Bachem.)

Einzeichen-Tonschrift. Eine vereinfachte verbesserte Notenschrift mit Beispielen von Joseph Graaff. M 1.—. (Köln, Heinrich Z. Gonski.)

Wegweiser in die Mittelschulen. Ein Vorbereitungsbuch für die Aufnahmsprüfung aus der deutschen Sprache und dem Rechnen. Von Georg Widenbauer und Franz Winsauer. Gr. 8°. IV u. 106 S. M 1.50. (München u. Berlin, R. Oldenbourg.)

Heimatkunde von München. Von Prof. R. Wührer. Aus der Sammlung der Heimatkunden von M. und A. Geistbeck. Gr. 8°. 48 S. mit 29 Abbildungen und einem Gebirgspanorama. 40 Pf. (München u. Berlin, R. Oldenbourg.)

Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen. Von Professor Friedrich Kluge. 90 Pf. (Freiburg i. B., C. Troemers Universitätsbuchhandlung.)

Feuerschutzbüchlein zur Verhütung und Bekämpfung der Brände. Von Adolf Mang. 16 S. 10 Pf. — **Spar-Merkblätter.** Von Adolf Mang. 32 S. 20 Pf. (Kaiserslautern, Emil Rohr, Verlagsgesellschaft.)

Wie jede Familie im Eigenhause billiger als zur Miete wohnen kann. Von Kgl. Bauinspektor F. Flur. M 1.80. (Wiesbaden, Heimkulturverlag, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Ein Ratinger Meßbuchkodex aus dem 12.—13. Jahrhundert. Von Arnold Tresen. (Düsseldorf, Ed. Lintz.)

Internationale Organisation. Heft 7: **Die Nation und die Friedensbewegung.** Von Geheimrat Prof. Karl Lamprecht. Heft 8: **Ueber den Krieg.** Von Ralph Waldo Emerson. Deutsch von Sophie v. Harbou. à 30 Pf. (Berlin u. Leipzig, Verlag der „Friedens-Warte".)

Die altschwäbische Malerei. (Die Kunst dem Volke, Nr. 15.) Mit Text von Dr. Johann Damrich. 50 Abbildungen. 80 Pf., im Abonnement jährl. 4 Hefte M 3.—. (Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst, München, Karlstraße 33.)

Sphinx. Von Richard Voß. Illustriert von Kurt Liebich. M 4.—. — **Der liebe Augustin.** Altwiener Schelmenroman von Otto Hauser. Buchschmuck von Rudolf Hanke. Geh. M 4.—, geb. M 5.—. — **Jan von Werth.** Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege von Franz Herwig. Geh. M 4.—, geb. M 5.—. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.)

Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte modernen Wirtschaftsmenschen. Von Professor Werner Sombart. Geh. M 12., geb. M 13.50. (München u. Leipzig, Duncker & Humblot.)

Ein deutsches Lied. Neue Gedichte von Franz Schrönghamer-Heimdal. M 4.—. (Paderborn, Junfermann.)

Nordische Wanderfahrt. Reisebilder mit 55 Illustrationen. Von J. Mayrhofer. 12°. 250 S. Brosch. M 2.40, geb. M 3.60. — **Zauber des Südens.** Reisebilder mit 27 Illustrationen. Von J. Mayrhofer. 12°. 120 S. Brosch. M 1.40, geb. M 2.40. (Regensburg, Pustet.)

Die Konfession der sozialdemokratischen Wählerschaft 1907. Von Dr. Alois Klöcker. Gr. 8°. 126 S. M 3.—, postfrei M 3.20. — **Soldatenleben und Charakterbildung.** Von Dr. jur. Joh. Steples. Kl. 7°. 78 S. Geb. 40 Pf., postfrei 45 Pf. — **Das Vereins- und Versammlungsrecht der Studierenden in Deutschland.** Von Dr. Franz Schmidt. Kl. 8°. 55 S. 40 Pf., postfrei 45 Pf. — **Hans Heiners Fahrt ins Leben.** Eine Geschichte von Heinrich Zerkaulen. Kl. 8°. 52 S. 40 Pf., postfrei 45 Pf. — **Das bayerische Volksschulrecht.** Von Prof. Dr. Scharnagl. 8°. 69 S. 40 Pf., postfrei 45 Pfg. — **Grundsätze der Volksbildung.** Von Dr. Alois Wurm. 8°. 127 S. M 1.20, postfrei M 1.30. — **Kino und Bühne.** Von Willy Rath. 8°. 52 S. M 1.—, postfrei M 1.10. — **Wirtschaftspolitische Tagesfragen:** 3. Heft: Aus der neuesten Entwicklung der Privatangestellten. 20 Pf. 4. Heft: Die Lebensfähigkeit des Mittelstandes unter dem Einfluß unserer Wirtschaftspolitik. 20 Pf. 5. Heft: Stand und Aussichten unserer Handelspolitik. 30 Pf. — **Die Bekämpfung des Borgunwesens.** Von Dr. Jos. Lammers. Gr. 8°. 86 S. Geb. M 2.—, postfrei M 2.10. — **Der Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben.** Von Berthold Missiaen O. M. Cap. Aus dem Französischen von J. Keppi. (Apologetische Tagesfragen Heft 13.) Gr. 8°. 123 S. M 1.35, postfrei M 1.55. — **Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert.** Von Dr. Georg Neuhaus. II. Band: Landwirtschaft und Gewerbe. Gr. 8°. XVI u. 278 S. Geb. M 4.50. — **Jung Land.** Halbmonatsschrift für das junge Landvolk. Herausgegeben von der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 5. Jahrg. 1912/13. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Der Fähnrich von Freiburg und seine Braut. Eine poetische Erzählung aus Freiburgs Franzosenzeit. Von Heinrich Gassert. Kart. M 2.20, geb. M 3.50. (Freiburg i. Br., Caritas-Verlag.)

Niedergang und Erhebung der Kulturmenschheit. Von Dr. Heinr. Schaefer. 204 S. Brosch. M 2.25, geb. M 3.—. (Berlin W 35, Ernst Hofmann & Co.)

Das Beichtsiegel in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. P. Bertrand Kurtscheid O. F. M. Gr. 8°. XVI u. 188 S. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Ist das Zentrum eine Oppositionspartei! Politische Skizze von Chefredakteur Max Roeder. 45 Pf. und Partiepreise. (Amsterdam, Intern. Verlagsb. „Mens".)

Konstantins des Großen Kreuzerscheinung. Von Prof. Dr. Heinrich Schrörs. M 1.—. (Bonn, Peter Hanstein.)

Vom lieben Kind Maria. Legenden aus der Jugendzeit der allerseligsten Gottesmutter. Von Laurenz Kiesgen. Mit 11 Farbendruckbildern nach Zeichnungen von A. Brunner. Quartformat. M 3.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Jesus meine Liebe! Gebetbüchlein nach † P. E. Hager. Brosch. 25 Pf., geb. 40 Pf. — **St. Expeditus**, Martyrer. Novene und Gebete. 24 S. 10 Pf. — **Kinderfreund-Kalender für das Jahr 1914.** 104 S. 25 Pf. — **Jugendkalender für das Jahr 1914.** Herausgegeben von Benediktinern vom Verein der katholischen Kinderfreunde. 62 S. 12 Pf. (Innsbruck, Verlag der Kinderfreund-Anstalt.)

Lourdesfahrten. Kritische Wallfahrtsgedanken. Von Joseph Sommer. 12°. 228 S. Geb. ℳ 3.20. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Die Münchener Niederlage der württembergischen Metallwarenfabrik Geislingen-Stg., Weinstraße 8, die zu den ersten und sehenswertesten Geschäften am hiesigen Platze zählt, legt auch in diesem Jahre der „Allgemeinen Rundschau" wieder ihren auf das reichhaltigste ausgestatteten **Weihnachtsprospekt** bei. Es ist eine sehr große Auswahl in Luxus- und Gebrauchsgegenständen in bekannt gediegenster und künstlerischer Ausführung, die hier zu Geschenkzwecken empfohlen werden. Wer mit einem Gegenstand zu Weihnachten besondere Freude erwecken will, der treffe in diesem renommierten Hause seine Auswahl, er wird allerbester Bedienung sicher sein. Unsere Leser finden die Beilage in dieser Nummer.

Auf das junge Unternehmen, „die Deutsche „Dr. F. W. Helles-Dank" Buchhandlung (Inhaber: Rudolf Const. Helle) München C 36, Herbststr. 18/II Rckg."" möchten wir wiederholt empfehlend hinweisen. Der Inhaber dieser Buchhandlung sucht auf eine besondere Weise das Interesse auf sein Unternehmen zu lenken, und zwar zunächst durch die schon zweimal publizierte Rätselaufgabe, von deren Korrektheit wir uns selbst überzeugen konnten. Die Aufgabe ist zwar nicht leicht, aber bei genügender Geduld ist die Lösung nicht so schwer zu finden. Uebrigens wird ein vollständiger Rechenschaftsbericht über das Resultat auch in der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlicht werden. **Wir verweisen ganz besonders auf die ganzseitige Annonce, welche sich auf der nächsten Seite befindet.**

Die bekannte große Herdersche Buchhandlung in München bietet auf Seite 992 wiederum eine Anzahl preiswerter Festgeschenke an, worauf wir hiemit empfehlend aufmerksam machen.

Der bethlehemitische Weg von Joseph Ritter von Führich ist soeben wieder neu reproduziert und in hübscher Mappe mit längerem, erklärenden Text und einer besonderen Anleitung zum Gebrauch für Katecheten in den Handel gebracht worden. Das Nähere ist aus dem beiliegenden Prospekt der Herderschen Buchhandlung in München zu ersehen, an welche auch Bestellungen zu richten sind. Wir können die uns zur Probe vorgelegte Mappe allen Freunden religiöser Kunst mit bestem Gewissen wärmstens empfehlen.

Kunstkrippen. Der Papst hat dem akademischen Bildhauer Seb. Osterrieder, München, Georgenstr. 113, als dem Schöpfer der im roten Saale des Vatikanischen Palastes in Rom zur Aufstellung gelangten Kunstkrippe den Verdienstorden Bene-Merenti in Gold verliehen. Herr Osterrieder, über dessen prachtvolle und reichhaltige Krippenstudien wir schon wiederholt berichteten, wurde vom Hl. Vater in Audienz empfangen und mit dem Bildnis des Hl. Vaters mit höchst dessen eigenhändiger Widmung ausgezeichnet. — Wer Interesse hat für kunstvolle **Weihnachtskrippen** und die Anschaffung einer solchen plant, wende sich vertrauensvoll an Herrn Osterrieder.

Religiöse Geschenkartikel. Für den Weihnachtstisch sei bei Bedarf von religiösen Artikeln die altrenommierte Firma **J. Pfeiffer**, religiöse Kunst-, Buch- und Verlagshandlung (D. Hafner) München, Herzogspitalstraße 6, bestens empfohlen. Daselbst findet man ein großes Lager und eine reiche Auswahl in Bildern, Gravüren, Stahlstichen, Oeldrucken alter und neuer Meister (mit und ohne Rahmen), ein umfangreiches Lager in Gebet- und Erbauungsbüchern, asketischen Werken, Geschenkliteratur, Haus- und Familienbüchern usw. Ferner Statuen, Kruzifixe, Ampeln, Kinderaltäre und die dazu gehörigen Altargeräte usw. Prächtige Weihnachts- und Neujahrspostkarten.

Die Kunst, gut zu schlafen und früh aufzustehen! In dem Verlage **Dorio Ohelmann, Berlin** W 312, Hohenstaufenstraße 42, ist ein Buch erschienen, das eine epochemachende Anleitung gibt, Schlaflosigkeit **ohne** Medizin, **ohne** Apparate, **ohne** Geheimmittel zu heilen, Schnarchen, Alpdrücken, schreckliche Traumbilder, Schlafsucht zu beseitigen und vor allem früh aufzustehen. Der Preis beträgt nur ℳ 3.—. Es dürfte im Interesse eines jeden Lesers liegen, sich die bezügliche Broschüre, die gratis abgegeben wird, vom genannten Verlag kommen zu lassen.

Mathilde von Meißen

(Ein Minneleben.)

Lyrisch-epische Dichtung aus der Zeit der Kreuzzüge.
Von Dr. Friedrich Wilh. **Helle.**

„Ein Lied vom Glück und Leid, vom Frieden und vom Streit, — von Lust und Weh, ein Lied, in dem sich treue Herzen glücklich fanden!"

Preis: M. 3.50, elegant gebunden M. 4.—, Geschenksband M. 6.50; ein **Probeheft 60 Pfg. franko,** letzterer Betrag wird bei späterer Bestellung des Buches zurückvergütet.

Inhalt von „Mathilde von Meißen":

Eingang — 1. Im Wald — 2. Im Schloß, Maienlieder — 3. Sieges-Preis — 4. Minnelohn — 5. Feindestücke — 6. Vom Leide zur Freude, des Sängers Brautlied — 7. Des Feindes Ueberfall — 8. Auf der Flucht — 9. Der Kreuzzug — 10. Gesanges-Trost, Hartmann's (von der Aue) Drapalied — 11. Frühlings-Traum, Nachtigallen-Lieder — 12. Der Minne Liederpreis — 13. Frohe Botschaft — 14. Wiedersehen.

Text-Probe: Eingang.

Es ist schon oft ein Lied gesungen,
Das tröstend manches Herz durchdrungen,—
Ein Lied von Minneglück und Leid,
Ein Lied vom Frieden, wie vom Streit;
Ein Lied, in dem sich Herzen fanden,
Die sich gesucht mit Lust und Weh,
Die sich gegrüßt und sich entschwanden —
Und aus der Fern zur lichten Näh'
Das Glück gerufen, das hinieden
Nur treuen Herzen wird beschieden.

Nun einen Jüngling laßt es singen —
Das Lied vom frischen Mannesmut,
Von unschuldsvoller reiner Liebe,
Die tief im Herzen harrend ruht.
Es sei der ewig neue Klang
Von Liebesjubel und Liebesleid,
Von grüner Jugendblütenzeit, —
Das Lied vom hellen, holden Mai,
Der uns ein Gruß vom Himmel sei!

(Fortsetzung im Probeheft für 60 Pfg. franko.)

Eine literarische Beurteilung der lyrisch-epischen Dichtung „Mathilde von Meißen"

finden wir in der „Westdeutschen Lehrer-Zeitung" innerhalb der Jahrgänge 1893, 1895 und 1896 in einem ausführlichen, kritisch referierenden Bericht über die poetischen Werke des Dichters und Redakteurs Dr. phil. Friedrich Wilhelm Helle — aus der Feder des pädagogischen Schriftstellers Adam Görgen zu Dillingen an der Saar:

„„Ein Lied vom Glück und Leid, vom Frieden und vom Streit, — von Lust und Weh ein Lied, in dem sich treue Herzen glücklich fanden", — — ist F. W. Helles „Minneleben", das in zweiter Auflage, verbessert und erweitert unter dem Titel „Mathilde von Meißen" im Manuskript vorliegt. In den Jahren 1856—1866 nach und nach entstanden und erstmals bei Russel in Münster erschienen, fand dieses Geisteskind des Dichters in der politisch bewegten und realistischen Zeit, da es zur Welt kam, trotz der günstigen Besprechungen in der Presse — nicht die Verbreitung, die es verdient. Hoffend, die Gegenwart werde demselben allgemeinere Sympathie schenken, hat der gereifte Mann diese seine Jugendarbeit formell und sprachlich einer eingehenden Durcharbeitung unterzogen. Es ist ein Lied für die Jugend, die sich gern und mit Genuß in dieses romantische Minneleben hineinversetzen wird; es ist auch ein Lied für das Alter — denn **Minne und Minnepreis bleiben ewig jung,** wenn auch die Herzen — allgemach älter und kälter geworden — sich mehr der beschaulichen Erinnerung überlassen."

„„Der Autor zeigt sowohl nach Inhalt, wie nach Gestaltung der Dichtung von Neuem seine dichterische Begabung, entfaltet einen reichen Schatz sinniger Gedanken, ist von weichlicher Sentimentalität — wie von witzbrütender Leichtfertigkeit — gleich weit entfernt. Voll Schwung, Begeisterung und Phantasie — regt der Inhalt seiner Dichtung Geist und Herz wohltuend an, während der klare Verlauf der Erzählung das Interesse des Lesers wach erhält. Viele Stellen sind geradezu von berückender Schönheit, und wenn der Dichter bei der ersten Auflage stellenweise etwas breit in der Erzählung war, **so ist durch die scharfe Feile des denkenden Mannes dieser kleine Uebelstand jetzt vollkommen beseitigt. Das Epos ist** — wie der neugewählte passendere Titel besagt — **der Geschichte Meißen's entnommen** und **flicht in die Handlung den Kreuzzug des Kaisers Friedrich Rotbart als Episode ein.** (Laut Probeheft von „Mathilde von Meißen".)

Deutsche „Dr. F. W. Helles-Dank"-Buchhandlung
(Inh.: Rud. Const. Helle)
Abteilung 1: Allgemeine Selbstverlags-Anstalt
München, C. 36, Herbststraße 18, II. Rg.
(Genaue Adresse höflichst erbeten!)

Erste „Dr. F. W. Helles-Dank"-Preis-Ausschreibung.

Zum 80. Geburtstage des † Dichters und Redakteurs Dr. phil. Friedrich Wilh. Helle, am 28. Okt. 1913. wurde eine selbständige Firma unter dem Namen „Deutsche Dr. F. W. Helles-Dank-Buchhandlung" in München eröffnet; ihr Zweck besteht in dem Ziele, vom deutschen Volk eine baldigste Erfüllung der letzten Willensbestimmung dieses Dichters herbeiführen zu lassen, die folgenden Wortlaut hatte:

„Ihnen sage ich nun mein Letztes: will man mir einst ein Denkmal setzen, so treten Sie — in meinem Namen — dagegen auf! Man hat mir oft Steine als Brot gegeben — man soll mir nicht auch ein Denkmal aus Stein geben. — Will man etwas tun für mein Andenken, so sei es für die Witwen und Waisen verstorbener Schriftsteller!"

Man bestelle **gratis u. franko** den Weihnachts-Katalog 1913; und für 60 Pfg. franko wenigstens 1 Probeheft von dem nachgenannten Buch: (oder dieses Buch geheftet M. 3.50; oder f. geb. M. 4.—; oder in ff. Geschenks-Einband M. 6.50) — „Mathilde von Meißen. Ein Minneleben. Lyrisch-epische Dichtung von Dr. F. W. Helle."

Dann bezahlen wir für die Lösung des vorliegenden Rätsels einem jeden:

ein Studienhonorar von zehn Mark in Gold!

Man beachte, daß wir auf jeden unrichtigen Lösungs-Versuch nach der obigen Probebestellung gleichfalls einen „Dr. F. W. Helles-Dank" einräumen und bei späterer Bestellung des Buches auch die bezahlten 50 Pfg. zurückvergüten. Antwort erfolgt im Termin von 14 Tagen, für den wir keine weitere Voraus- und keine Nachbestellung fordern.

Wer als Erster die richtige Lösung einsendet, erhält fünfzig Mark in Gold.

Die Aufgabe lautet:

Man setze jedenfalls nur 9 verschiedene Zahlenzeichen von 0—28 (aber keine Bruchzahl und kein Zeichen unter 0) auf ein Neunfeld-Viereck derart ein, daß wenn möglich aus jeder gradlinigen Zusammenzählung in beliebiger Richtung die Summe 42 entsteht!

? Muster! ?

	8	0	6	9
	7	4	1	12
	2	8	5	15
12	12	12	12	12

Zwar ist die Aufgabe nicht so schwierig, wie sie erscheint; aber die meisten lassen sich dabei sehr die erforderliche Geduld fehlen; andernfalls würden wir lieber ein kleineres Honorar auswerfen, weil dieses dann zahlreicher verteilt werden könnte.

P. S. Wir wollen durch diese Ausschreibung möglichst viele Literaturfreunde auf das oben genannte Buch und auf den Umstand aufmerksam werden lassen, daß man sich bei uns jede gewünschte Auskunft über den Inhalt usw. eines jeden Buches vollständig gebührenfrei bestellen kann, hier z. B. durch ein Probeheft für 60 Pfg. franko, dessen Preis einem Jeden bei seiner späteren Bestellung des Buches zurückbezahlt wird.

Wer mit Einsendung der Lösung des Rätsels auf das verdiente Studienhonorar verzichtet, möge selber sofort bestimmen, an wen der Betrag übermittelt werden soll, oder ob er gleichfalls für das in unserer 1. Verlagsmitteilung vom Nov. 1913 bezeichnete vaterländische Ziel verwendet werden darf. Diese Verlagsmitteilung versenden wir gratis nur mit dem obenerwähnten Probeheft!

Deutsche „Dr. F. W. Helles-Dank"-Buchhandlung
(Inh.: Rudolf Const. Helle)
München C. 36
Herbststr. 18, II. Rg.
Genaue Adresse erbeten!

NB.! Bücher zur Ansicht übersenden wir (nach Wunsch und Möglichkeit) vollständig gebührenfrei, und zwar sowohl die ältesten, wie auch die neuesten Erscheinungen aus jedem Wissensgebiet und für alle Berufsklassen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Vornehme Festgeschenke

Barometer in runden modernen Holzrahmen

Barometer mit genau zeigenden Werken

zur Vorausbestimmung des Wetters

Nr. 780. Durchmesser: 100 145 161 180 mm

Preis: 7.50 9.50 12.50 15.50 M.

Fenster-Thermometer, 21 cm lang, mit Nickel-Gestell, Teilung Reaumur und Celsius, Stück M. 1.—

Bereitwilligster Umtausch nach dem Fest — Illustrierte Preisliste gratis

Optisch-oculistische Anstalt

JOSEF RODENSTOCK

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser

München Bayerstr. 3 u. Perusastr. 1 — Berlin Leipzigerstr. 101-102 u. Rosenthalerstr. 45 — Charlottenburg Joachimsthalerstr. 44.

E. v. Handel-Mazzetti

Stephana Schwertner — Ein Steyrer Roman

Aus zwingenden Gründen ist es nötig geworden, den zweiten Teil der großangelegten Romanschöpfung in zwei Bände zu zerlegen. Das ganze Werk besteht nun aus drei Bänden:

I. Band: **Unter dem Richter von Steyr.** 8°. 464 S. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

II. Band: **Das Geheimnis des Königs.** 8°. 368 S. Geheftet M 3.50, gebunden M. 4.50.

III. Band: **Jungfrau und Martyrin.** 8°. ca. 400 S. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Alle 3 Bände zusammen geheftet M. 10.—, gebunden M. 13.—.

Der II. Band ist soeben erschienen. Band III folgt demnächst.

Die monumentale Schöpfung, die die Dichterin ihr Lebens- und Bekenntniswerk nennt und an deren Aufbau sie nun schon das dritte Jahr mit größter Hingabe arbeitet, ist unter ihrer intensiv schaffenden Hand zu einer Trilogie erwachsen, die die Zeit vor dem großen Kriege in Steigerungen u. in scharfer Profilierung zeigt.

Jos. Kösel'sche Buchh., Kempten u. München.

---

herrn Weeser-Krell (Trier) ist es gelungen den

Tempel von Jerusalem
zur Zeit Christi

aus der Vogelschau gesehen, nach den Plänen des rühmlichst bekannten Jerusalemtempelforschers P. Odilo Wolff, O. S. B. mit größtmöglichster Naturtreue im Bilde wiederzugeben. — Es ist die hervorragendste Darstellung des Tempels.

Nach dem Originalbilde sind Kupferdrucke hergestellt worden, Bildformat 60 mal 34 cm, Papierformat 90 mal 65 cm, welche zum Preise von nur Mk. 6.— pro Stück, wozu noch 65 Pfg. für Verpackung und Porto beizufügen sind, bezogen werden können von:

Weeser-Krell, Anstalt für Perspektive, Trier 19 (Rheinl.).

Breslauer Lotterie
ZIEHUNG **30. u. 31. Dez. 13**

7364 Gewinne i. W. v. Mk.

200000

Haupttreffer i. W. v. Mk.

60000
30000
20000

Auf Wunsch werden die Gewinne mit 10% Abzug in bar eingelöst.

Lose à Mk. **3.—** einschl. Stempel Porto u. Liste 30 ₰ bei der Generalagentur:

Heinr. u. Hugo Marx, München Maffeistr. 4/I ferner bei allen Losverkaufstellen.

Studenten-Utensilien-Fabrik Carl Roth, Würzburg W 31. Erste und grösste Spezialfabrik dieser Branche. — Katalog gratis u. franko.

Kleider machen Leute

Das I. Tuch-Versandhaus am Fabrikationsplatze Werdau liefert Stoffe für Herren, Damen u. Kinder direkt an Private. Must. sofort franko ohne Kaufzwang. Ernst Singer, Werdau 87, Sa. Vertreter allerwärts gesucht.

Versandhs. Wilhelm Jessen Süderbrarup, Angeln, Schleswig Holst. Versende einen hochfeinen

garant. reinen Blütenhonig

„Marke W J S." mit feinst. Raffinade, in Post-Dosen à Mk. 6.20. Ferner empfehle meine hochfeine Tafel-Pflanzen-Margarine „Angeln's Stolz" in Postkolli à Mk. 8.10 franko Post-Nachnahme.

Altphilologe,

bad. Staatsexamen, Probejahr, sucht auf Ostern

Privatstellung

(auch Ausland). Offerten unt. O. 19254 an die Geschäftsstelle der „Allgemein. Rundschau", München, erbeten.

— Rottaler Bauerngeselchts — Empfehle zur heur. Saif. prima Geselchtes von jung. hies. Schwein., Rippert, Halsgrat, Wammerl, Brüstl, halbe Schlegel per Pfd. M. 1.20, geräuch. Leberwürste 10 Pf. per Stück, roten u. weißen Preßsack 50 und 60 Pf. per Pfd., einer geneigten Abnahme per Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt. Fr. Koller, Cösslarn, Rottal.

Versand feiner Holsteiner Ia Cervelat, Salami mit/ohne **Knoblauch und Delikatess-Teewurst** in 5–9 Pfd. Paketen, direkt an Private, zu billigen Preisen.

Erich Drescher, Plön.

Wo ist das Glück?

Aphorismen.

Von **Arthur M. Baron Lüttwitz.**

Geb. in Leinwand M. 3.20.

5.—7. Tausend.

Soeben erschienen.

„.... In diesem Buche weist ein lebenserfahrener Weltmann, ein tiefer Menschenkenner die Glückspfade. Er spricht zu uns in feiner, aphoristischer, poesievoller Form, wobei tiefe Reflexionen, geistreiche Sentenzen und Paradoxa mit anziehenden Erzählungen aus dem vielbewegten Leben abwechseln." [Ueber den Wassern 1912, 21. Heft.]

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bären-Lebkuchen

die Marke der Feinschmecker

Haupt-Vertrieb und Fabrik-Lager **Eugen Schäfer,** A. Andelfinger's Nachf., **München, Wallstr. 2/0.** Tel. 9751.

A. Wittl & Kobell

Weiss- und Wollwaren-Geschäft

Lindwurmstrasse 79 **München** Waltherstrasse 33

empfiehlt für die Winter-Saison ::: eine grosse Auswahl in :::

Herren-, Damen- und Kinder-Wäsche, gestrickte Herren- u. Damen-Westen, Sweater, Kravatten, Handschuhe, Taschentücher, Socken, Strümpfe, Schürzen, Korsetten, Blousen, Trikottaillen.

Caritas-Verlag, Freiburg i. Br.

Als Festgeschenke

eignen sich besonders:

Friedrich Ozanam, der Gründer des Vinzenzvereins.

Ein Leben der Liebe. Von **Heinr. Auer.**

Zweite Auflage. Hübsch kart. Mk. **2.40,** in vornehmem Leinenband Mk. **3.20.**

Auers Buch wendet sich an solche, die beruflich oder aus persönlichem Drange dem Dienst der Nächstenliebe sich widmen möchten: an Institutsvorsteher und Lehrer, fromme Ordensfrauen. Es eignet sich auch zur Lektüre in Männerklöstern, weil Ozanam ein grosser Freund ihres friedlichen Wirkens war.

„Auers Buch ist ein sachkundiger, unaufdringlicher Wegweiser für alle diejenigen, welche lichte Feierstunden für ihre Seele suchen." (Akad. Bonifatius-Korrespondenz, Nov. 1913.)

Eine Kleine Schwester.

Von **Maurice Landrieux.** Zweite Aufl. In vornehmem Leinenband Mk. **4.50;** Liebhaberausgabe in dunkelblauem Ganzlederbd. Mk. **7.50.**

Edle Einfachheit und stille Grösse, freudiges Christentum und weltüberwindende Liebe im schlichten Gewande einer Ordensschwester — sie bilden den feinen Strahlenkranz, den Schwester Lucia, des eigenen Wertes unbewusst, sich selbst gewunden.

Lassen Sie „Eine Kleine Schwester" die Bekanntschaft derer machen, mit denen Sie sich in der Heimat oder in der Fremde, im Hause oder im Kloster durch besondere Bande sympathischer Gesinnung verbunden wissen. Man wird Ihnen dankbar sein für diese Bekanntschaft, für diesen Festgruss von Seele zu Seele.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Neue vorzügliche Romane

Der Schichtmeister von Lameck. Erzählung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Von **Anton Schott.** 264 Seiten. 8°. Broschiert M 2.20. Gebunden M 3.—. In diesem neuesten Roman verbindet Schott eine gründliche Kenntnis des Bauern- und Bergmannsvolkes seiner Waldheimat mit einem liebevollen Sichversenken in Sitten und Anschauungen der Vergangenheit.

Die fossile Tante und andere Novellen. Von **Sophie Freiin von Künsberg.** 218 Seiten. 8°. Broschiert M. 2.20. Gebunden M. 3.—. Diese Erzählungen offenbaren die Eigenart der vielseitig begabten Schriftstellerin, ihre kernhafte Lebensauffassung, ihren köstlichen Humor in prächtiger Weise.

Als er gestorben . . . und andere Novellen. Von **Henriette Brey.** 218 Seiten. 8° Broschiert M 2.20. Gebunden M. 3.—. Henriette Brey erfasst die ganze Seele des Lesers. Klar und scharf hat sie hineingesehen in das soziale Leben der Gegenwart, in die erbarmungswürdige Notdurft der Enterbten.

Die Kreszenz. Volksroman von **Elise Miller.** 188 Seiten. 8°. Broschiert M. 2.20. Gebunden M. 3.—. „Die Kreszenz" ist eine im vornehmsten Sinne des Wortes volkstümliche, erschütternde Dorfgeschichte.

Davidée Birot. Roman aus dem Leben einer Lehrerin von **René Bazin.** Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. 338 Seiten. 8°. Broschiert M. 3.20. Gebunden M. 4.—. Der Held der Erzählung liegt in den Banden einer unseligen Leidenschaft. Die Liebe zu der herzensguten, reinen Davidée Birot weckt seine edlere Natur.

Andrés Gelöbnis. Roman von **Champol.** Uebersetzung von L. Wechsler. 232 Seiten. 8°. Broschiert M. 3.20. Gebunden Mk 4. . Champol neuestes Werk ist ein Kabinettstück reifer Erzählungskunst.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G., Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Strassburg i. E.

---

v. Hammerstein S. J., Ausgewählte Werke

Billige Volks-Ausgabe.

„Edgar oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit" und „Das Glück, katholisch zu sein". 9. Aufl. Preis brosch. M. 2.10; geb. M. 3.—.

„Sonn- und Festtagslesungen". 6. Aufl. Preis broschiert M. 2.40; geb. M. 3.50.

„Begründung des Glaubens. 1. Teil: **Gottesbeweise und moderner Atheismus".** 5. Auflage. Preis broschiert M. 1.20; geb. M. 2.10.

„Begründung des Glaubens. 2. Teil: **Das Christentum und seine Gegner".** 4. Aufl. Preis broschiert M. 1.80; geb. M. 2.70.

„Begründung des Glaubens. 3. Teil: **Katholizismus und Protestantismus".** 4. Aufl. Preis brosch. M. 2.40; geb. M. 3.30.

„Charakterbilder aus dem Leben der Kirche". 4. Aufl. Preis brosch. M. 2.70; geb. M. 3.60.

Paulinusdruckerei, Abt. Verlag, Trier.

Schriftsteller,

langjähr. Redakteur in leitender Stellung, reich an Erfahrung, gewandter Leitartikler mit frischer volkstümlicher Schreibweise, beliebter, humorvoller Plauderer und Feuilletonist, sehr leistungsfähig, berufs- und arbeitsfreudig, wünscht baldigst Engagement als Alleinredakteur an einem mittleren oder kleineren Blatte. Mäßige Ansprüche. Beste Empfehlungen. Gefl. Offerten unter M. G. 19182 wolle man gefl. an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München, gelangen lassen.

Neue literarische Festgeschenke

Kinder der Heide von E. Specker-Tjaden Mit künstlerischem Buchschmuck von C. Ahrens, eleg. Einband mit farbiger Titelzeichnung, gebunden Mark 4.—

Osnabrücker Volkszeitg.: Das Erstlingswerk der Verfasserin verrät deren großes Talent und prächtige Phantasie bei wunderbarer Malerei der Typen und Landschaften. Alle werden ihre helle Freude an dem Bändchen haben. Die Federzeichnungen sind recht hübsch, zum Teil ganz entzückend schön . . .

Prof. Z., Münster: „Die Lektüre der künstlerisch vollendeten Novellen hat mir einen wirklich hohen Genuß verschafft; sie sind Perlen der Heimatkunst."

Karl Wagenfeld: Wir wünschen dem gesunden, wertvollen Buche in allen Haus-, Vereins- u. Volksbüchereien eine freundliche Aufnahme Dem Verlag gebührt für die vornehme Aufmachung des Buches besondere Anerkennung.

Lieder und Balladen von Hans Hoppe in modernem Geschenkband Mark 2.—

„. . . . Eine Weihnachtsgabe, die in gebildeten Kreisen lebhaftes Interesse wachrufen dürfte. . . . Das ist reine, ergreifende Musik. . . . Solche Verse darf man ohne Uebertreibung klassisch nennen; sie charakterisieren den feinsinnigen Lyriker. . . . Ein geborener junger Dichter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. . . . Geschmackvoll und vornehm gehalten, als Geschenk sehr zu empfehlen. Keinen wird es gereuen, wenn er Hoppes Lieder und Balladen den guten Werken seiner Hausbibliothek einverleibt . . .

Up mien Vessera nieuen Hof von H. Bleumer

Preis gebunden Mark 2.—

Münst. Anzeiger: Das ist das prächtige, goldechte Platt.

Osnabrücker Zeitung: Ein niederdeutsches Sprachdenkmal.

Verlag Heinrich Rohr, Papenburg

Zahlreiche Großinserenten bezeichnen die „Allgemeine Rundschau" als ein unentbehrliches Insertionsorgan!

Festgeschenke für den Weihnachtstisch der Jugend!

Zur Belehrung und Unterhaltung:

„Illustrierte Heiligenlegende für die Jugend" von **Schwester Josepha,** Dominikanerin. 288 Seiten. 8° mit feinem, farbigem Titelbild und 12 hübschen Einschaltbildern auf Kunstdruckpapier in eleg. Ganzleinenband Mk. 2.—, in hochfeinem Geschenkband mit Feingoldschnitt Mk 3.—.

Die meisterhaften, dem kindlichen Auffassungsvermögen fein angepaßten Darstellungen, eine ganze Reihe von Lebensbildern der Tugendhelden, sowie Belehrungen über die kirchl. Feste mit jemaligen beherzigenswerten Nutzanwendungen, sichern dem vornehm ausgestatteten Werkchen bei unserer Jugend eine freudige Aufnahme und bleibenden Nutzen.

„Der Jugend Blumenstrauß" Deklamationen und Festspiele, Gedichte und Sprüche für alle Feste in Haus, Schule und Verein von **Schwester Josepha,** Dominikanerin. 160 Seiten, schöne, zweifarbige Druckausstattung, in elegantem sechsfarbigem Einband Mk 1.50.

„Eine umfangreiche Sammlung wirklich schöner Vortragsstücke." „Monika", Donauwörth.

Zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion:

„Bereitet den Weg des Herrn!" Erzählungen für Erstkommunikanten von **Prof. Schwarzmann.** Relig und Oberlehrer. 9. Aufl. 384 Seiten. Halbleinenband mit Marmorschnitt Mk. 1.60, eleganter Leinenband mit Marmorschnitt Mk. 2, hochfeiner Geschenkband mit Feingoldschnitt Mk. 3.50.

„Das schöne und preiswerte Buch eignet sich nicht nur als Geschenk für Erstkommunikanten, es hat auch künstlerischen Wert, so daß man im späteren Leben noch gern darnach greifen wird." „Echo der Gegenwart", Aachen.

„Mein Kind, gib mir dein Herz!" Erzählungen für kleine Erstkommunikanten von **Schwester Paula,** Franziskanerin. 11.—20 Tausend, mit feinem Titelbild und 8 hübschen Einschaltbildern auf Kunstdruckpapier. 192 Seiten. Halbleinenband mit schöner Goldpressung, Marmorschnitt, Mk 1.50, eleg. Ganzleinenband, Marmorschnitt, Mk. 2.—, hochfeiner Prachtband mit Zelluloidbild und Feingoldschnitt Mk. 3.—.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Butzon & Bercker, Verleger d. hl. apost. Stuhles. Kevelaer (Rheinland)

Laumanns sehr beliebte, inhaltlich vortreffliche, ff. ausgestattete, kirchl. approbierte **Andachts- u. Gebetbücher** allgemeinen Inhalts, für versch. Stände, Andachten usw. seien bestens empfohlen. Katalog gratis. Ueberall zu haben.

A. Laumann'sche Buchhandlung, Verl. d. hl. Ap. Stuhl., Dülmen.

Talar- und Altar-Filztuche, reinwollen, alle Kirchenfarben stets lagernd u. im Ausschnitt.

Ferd. Müller in Firma Heinrich Deuster Köln a. Rh. Apostelnstrasse 14—18.

Kirchliche Kunst-Anstalt Jos. Giersberg Cöln-Kalk empfiehlt für Weihnachten

Krippen-Darstellungen in allen Grössen für Kirche und Haus in hochff. Ausführung und billigsten Preisen.

Preisverzeichnis gerne zu Diensten.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen

Im Zauber des Hochgebirges.

Alpine Stimmungsbilder. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee).

gr. Lex.-8. (ca. 400 S.) mit ca. 200 Illustrationen und Kunstbeilagen.
Brosch. M. 8.—, in hocheleg., effektvollem Originaleinband M. 10.—.

Dieses Werk ist einzigartig auf dem Gebiet der alpinen und schönen Literatur, weil es nicht in Lapidarstil geschrieben ist und den Leser nicht mit Eilzugsgeschwindigkeit durch die herrlichen Gaue der Alpenländer führt. Hartmann trifft in anschaulichen, lebendigen Schilderungen Land und Leute. Aus dem Wanderer wird ein feiner Beobachter, ein Kritiker, ein von seinem Lebensgefühle zur schaffenden Tat hingerissener Mann, dessen Buch immer frisch und mühelos bleibt, weil es Vergnügen macht und nützt und nirgends bei bloßen Schilderungen bleibt. Seine Ausführungen werden dazu beitragen, die Klagen, daß heute nur übertriebener Sport einerseits oder Umweg zum Wirtshaus anderseits den Anreiz für viele Besucher der Alpen bilden, zu vermindern. Das Hartmannsche Buch ist eine treffliche Anleitung zum Genießen in der Natur der Berge. Es ist von Kraft und Mark, von Arbeit und Wollen erfüllt: es ist ein Buch der Tat, des Könnens, der Ausdauer. Man liest frisch dahin und wenn man gelegentlich innehält, so in es nur, um über die großartige Anschaulichkeit zu staunen. Dr. M.

Mysterium crucis

Roman aus der Zeit des Kaisers Nero von Felix Nabor. 2., verbesserte Auflage. 8°. (VIII, 566 S.) Preis brosch. M. 4.60. in hochelegant. Orig.-Ganzleinenbd. M. 6.—. Unter den christlichen Romanen steht „Mysterium crucis" in der ersten Reihe als eine glänzende Leistung. Alles ist großartig angelegt und in seinen Einzelheiten so poesievoll und fesselnd durchgeführt, daß man beim Lesen des Buches unwillkürlich hingerissen wird.

Der Vogt von Lorch

Roman aus dem großen Bauernkrieg. Von Felix Nabor. Brosch. M. 3.—, in elegantem Leinwandband M. 4.—. Allgemeines Literaturblatt, Wien: Ein an Geschehnissen reiches, mit lebendigen Farben gemaltes Bild aus der Zeit des Bauernkrieges. Die Charaktere sind mit festen Konturen gezeichnet, die Handlung spielt sich in raschem Tempo ab, Bilder voll düsterem Grauen wechseln mit anmutenden Episoden voll zarter Empfindung.

Unterhaltungsbuch

am häuslichen Herd für jung und alt. Von Dr. A. Würfel. 2., verbesserte Auflage. 8°. (III, 259 Seiten.) In effektvollem Umschlag broschiert M. 2.40, in hochelegantem Ganzleinenband gebunden M. 3.40. ooo Priester-Konferenzblatt, Brixen: Recht hübsche und durchaus einwandfreie Geschichten und Gedichte, geeignet nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch zur Weckung und Pflege der edleren Seiten des Menschenherzens. Das Buch kann unbedingt empfohlen werden.

Militär-Humoresken

Von Friedr. Koch-Breuberg, K. Major a. D. 8° (200 S.) Hocheleg. brosch. M. 2.40. Augsb. Postztg.: Der Verf. besitzt einen hervorragend scharfen Blick für die komische Seite des Lebens, dazu eine leichtfüßige, prickelnde Darstellungsgabe, die die Sonne seines Humors in doppelter Klarheit leuchten läßt. Würze des Humors ist die Kürze. Keine der lustigen Geschichten überdauert die Zeit einer verbrennenden Zigarre. Zu ihr müssen sie genossen werden nach des Tages Last und Hast. Doch können sie auch Nichtrauchern empfohlen werden.

Charakterbilder

aus der Weltgeschichte. Nach Meisterwerken der Geschichtschreibung. Von Dr. A. Schöppner. Neubearbeitet von Dr. L. König. 4., gänzlich umgearbeitete u. illustrierte Aufl. 3 Bände. Lex.-8°. (LVI, 1621 S.) Mit 473 Illustrationen u. 7 Kunstbeilagen. Brosch. M. 18.—, in drei eleg. Original-Ganzleinwandbänden M. 24.—. Augsburger Postzeitung: In dieser von dem wohlbekannten Geschichtsprofessor Dr. Leo König neubearbeiteten, durchweg mit zeitgemäß ausgeführtem Bilderschmuck versehenen Ausgabe von Schöppners berühmten Charakterbildern bietet der rührige Verlag dem katholischen Volke ein Werk von hoher geschichtlicher Bedeutung.

Die Eroberung Mexikos

durch Ferdinand Cortez. Umgearb. und neu herausgegeben von Sebastian Wieser. Nach Robert della Torre. Mit 17. Illustr. u. 1 Karte. gr. 8°. (IV, 232 S.) In hocheleg. Orig.-Einband mit reicher Farbenpressung M. 4.20. Für alle Schul- u. Volksbibliotheken ist das gediegene billige Buch unentbehrlich. Es ist ein „Heldenbuch", ein „Ritterbuch" das wirklich historisch ist. Ein ausgezeichneter Ersatz für die Schund- und Schandbücher, welche die heranwachsende Jugend so massenhaft verschlingt. Diese mit herrlichen Bildern geschmückte Schrift gleicht nicht einer Eintagsfliege oder Monatrose, sondern sie hat in der Tat bleibenden Wert. ooooooooooo

Mußestunden

zur Unterhaltung und Belehrung für jung und alt. Von Dr. A. Würfel. 2., verbesserte Auflage. 8°. (IV, 270 Seiten.) In effektvollem Umschlag broschiert M. 2.50, in hochelegantem Ganzleinenband M. 3.50. Anzeiger für die kathol. Geistlichkeit Deutschlands, Frankfurt a. M.: Das herrliche Buch enthält eine stattliche Reihe fesselnder Erzählungen für jung und alt. Die gebotenen kurzen Geschichten sind nicht nur eine prächtige Lektüre, sondern Perlen der Erzählungskunst, packend und herzlich geschrieben. Nur gute, gesunde, veredelnde Geisteskost bietet der bekannte Volksschriftsteller der katholischen Jugend wie dem katholischen Volke. oooooo

Humoristische Erzählungen

für jung und alt. Von Hans Reidelbach. 8°. (VIII u. 244 Seiten.) Mit 20 Original-Illustrationen. Elegant broschiert M. 3.—, in elegantem Original-Leinwandband M. 4.—. Bayerischer Kurier, München: Jede einzelne dieser überaus spannenden und anregenden Erzählungen ist historisch interessant, jede einzelne beweist die außerordentliche Begabung des Autors zur Abfassung solcher mit Humor gutgewürzter Erzählungen. Jedem Leser muß das Herz bei der Lektüre lachen. Das Werkchen eignet sich vornehmlich auch zur anregenden Lektüre für unsere liebe Jugend und somit zur Anschaffung für Schüler- und Volksbibliotheken.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Gehaltvolle Geschenkbücher!

Die Verfasserin

Vom Mädchen zur Frau

Ein zeitgemäßes Erziehungs- u. Ehebuch. — Allen reifenden Töchtern, unseren Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet. — Von **Frau Dr. Emanuele L. M. Meyer, München.**

Ueber 50000 Exemplare verbreitet!

In eleg. Pappband M 2.—; fein gebd. M. 3.—; fein gebd. m. Goldschnitt (**Geschenk-Ausgabe**). M. 3.60. (Porto 20 Pf., Ausland 50 Pf.)

Aus dem Inhalt: Einleitung — Die Erziehung des weiblichen Kindes — Schulerziehung — Jahre des Reifens — Berufsbildung — Unmittelbare Erziehung und Vorbereitung für den Weibberuf: Die sexuelle Aufklärung — Die Ehe — Gattenwahl — Brautzeit, — Das Sexualleben in der Ehe — Denksprüche für die junge Ehe — Mutterschaft — Die alleinstehende Frau

Von hohen kirchl. Würdenträgern empfohlen!

Ich wünsche dem willkommenen Vorkämpfer für wahrhaft christliche Sittlichkeit recht große Verbreitung in kath. Familienkreisen." Bischöfl. Ordinariat Budweis. „Wir empfehlen es rückhaltlos." Kölnische Volksztg.

Vor heiligen Toren

Ein Aufklärungsbuch für die Jugend zum Eintritt ins Leben und in den sittlichen Kampf — Ein Vademecum auch den Erziehern und Jugendfreunden Von Frau Dr **Em. L. M. Meyer, München.**

In 6 Monaten 16. bis 20. Tausend.

187 Seiten. Mit reichem Buch- und Bilderschmuck Eleg. Pappband M. 2.80, apart. Leinenband M. 3.80, feine Geschenk-Ausgabe mit Goldschnitt M. 4.50. Porto 20 Pf. (Ausland 70 Pf.)

Begeisterte Urteile! „In mehr als einer Hinsicht das Muster eines Aufklärungsbuches". (Augsb. Postzeitung.) „Hunderttausenden gehört dies Buch!" (Neues Münch. Tagbl.) Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom **Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart M. 9.**

Als Weihnachtsgeschenke für studierende Jünglinge ganz besonders geeignet!

Neu! Neu!

Die Zierde der Jugend.

Von **P. Januarius Grewe, O. F. M.**

Belehrungen über die Keuschheit und ihre Wirkungen. Die Unkeuschheit und ihre Verheerungen, Mittel zur Keuschheit.

Kl. 4°. — 230 Seiten in hochfeinem Geschenkband M 2.—

Kaplan **J. Könn** schreibt in der Köln. Volkszeitung: Was „Holls Sturm und Steuer" für unsere Gymnasiasten ist, kann Grewes „Zierde der Jugend" für die Volksjugend sein. Dank dem, der es einem Jüngling in die Hand drückt.

Verlag: **Hansen Verlagsgesellschaft m. b. H.,** Saarlouis (Rhld.)

Dr. Ziegelroth's:

Arterienverkalkung.

3. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch Dr. Ziegelroth's Sanatorium Krummhübel i. Riesengeb.

Festes Gottvertrauen, Seelenfrieden, Aufmunterung in den Nöten des Lebens

bringen die von der katholischen Presse einstimmig und wärmstens empfohlenen, weit verbreiteten Gebet- und Andachtsbücher vom geistlichen Rektor Temming:

„Der christliche Mann",

zugleich Gebetbuch für marianische Männerkongregationen.

„Die christliche Frau",

Andachtsbuch für die Mitglieder des Vereins christlicher Mütter mit Vorwort von Dominikanerpater Bonaventura, in Fein- und Grobdruck erhältlich.

Beide Bücher sind in verschiedenen Preislagen von M. 1.50 bis M. 5.— durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kevelaer (Rhld.) **Butzon & Bercker,** Verleger des Hl. Apostol. Stuhles.

Billigste Bezugsquelle für

Bilder jeder Art, Cruzifixe, Statuen, herrl. Geschenk-Artikel

Gebetbücher.

Ernest Bernhard, München Herzog-Wilhelmstr. 31, Eingang Herzogspitalstr.

Oelfarbendrucke, Stahlstiche von den einfachsten bis zu den feinsten Kunstblättern alt. u. neuer Meister.

Hochzeitsgeschenke

Zahlreiche Großinserenten bezeichnen die „Allgem. Rundschau" als ein unentbehrliches Insertionsorgan.

Der

Missionsverlag St. Ottilien (Oberbayern)

empfiehlt:

Das Heidenkind

Missionszeitschrift für die Jugend

reich illustriert, erscheint halbmonatlich 12 Seiten stark zum Preise von jährlich nur M. 1.—.

Missionsblätter von St. Ottilien

Missionsschrift, erscheint monatlich 32 Seiten stark zum Preise von jährlich M. 1.50.

Frühere Jahrgänge beider Schriften, geschmackvoll gebunden, sind vorrätig.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Heinrich Bauderer's Verlag
MÜNCHNER BLUT
München, Rosental 7/0

empfiehlt seine oberbayerischen **komischen** Szenen und Einakter.

(Die Aufführung ist in Vereinen bei **Ankauf** d. gedruckten Exemplare ohne weiteres erlaubt.

Ansichts- und Auswahlsendungen werden **nicht** gemacht.

Die Preise für die einzelnen Stücke verstehen sich für **das Regiebuch nebst dem dazu gehörigen Rollen-** (u. ev.) **Notenmaterial.**

Regiebücher **ohne Rollen** oder Rollen **ohne Regiebücher** werden **nicht** geliefert.

Für 2 Herren, jd. St 1 M

Bürgermeisters Stellvertreter.
Die Kalendermacher (v. Geis).
Die Vegetarianer.
Nach Amerika.
Bürgermeister u. Gemeindediener.
Die Hochzeitsrede.
Auf z. Kontrollversammlung.
Im Wartesaal 3. Klasse.
Der Friedensschluß (Bauernduo).
's mißglückte Kammerfensterln.

Stoffel und Unteroffizier. M. 1.50.
Der tote Muckl (Bauernduoszene). M. 1.50.

Für 1 Herrn, 1 Dame

Nach Mitternacht. 1 M.
Sie schläft. 1 M.

Für 2 Herren, 1 Dame

Zwei Annoncen. 2 M.
Der Brautwerber. 2 M.
Im Ernte-Urlaub. 2 M.

Für 3 Herren à 2 M.

Die Streithansel (Bauernscene)
Der Gmoaausschuß. (do.)
Die Feldzuglateiner.
Die Gaulmusterung.
Vorgeladen (Bauernszene).
Das Vorverhör (Bauernszene).
Ein Kleeblatt (Handwerksburschenszene).

Für 2 Herren, 2 Damen à 3 M.

Der Oarwecklbauer.
Peter und Pauli.
Die lebenden Haubenstöcke.
Nach den Flitterwochen.

Für 2 Herren, 3 Damen

Die Frauenrechtlerinnen. 3.50.

Für 4 Herren, à Stück 3 M.

Die streikenden Maurer.
Der brave Hiasl.
Der erste April.
Die Schlauesten d. Kompagnie
Rekruten von Krähwinkel.
Der, Verschönerungs-Verein (Bauerngemeindesitzung).

Eine Wahlbesprechung in Dummersdorf Preis 2.50 M.).

Für 3 Herr., 1 Dame à 3 M

Hausherr sau S' gscheid.
Die lebendigen Mehlsäcke.
Die Amerika-Auswanderer.
30 000 Mark.

Für 5 Herren

Der Steckbrief. 3.50 M.
Die Schicksalsgenossen. 3 M.
Der eiserne Kreuzbartl (Bauernrekrutenszene). 3.50 M.
In einer Viertelstunde. 3.50 M.
Im Manöverquartier. 3.50 M.
Das große Verbrechen oder Simmerl's System (ländliche Detektivkomödie). 3.50 M.

Für 6 Herren à 4 M.

Gemeindesitzung in Flegeldorf.
Rüappihauser Gemeindesitzung.
Reserve hat Ruh'.

Für 4 Herren, 1 Dame

Die z'widere Almtrud. 3.50 M.

Für 3 Herr., 2 Dam. à 3.50 M.

Schweigen ist Gold.
Der Doppelgänger.
Die Freimaurer (Hönle).
Hansl und Gretl.
Der narrische Nagelschmied.
Der erste Preis.
Hochzeitsreise mit Hindernissen.
Unsichtbar od. der blaue Esel.
Der Kranzlscheiber.
Huber und Gruber oder der Holledauer Schimmel.
's kranke Dirndl.
Das Christkindl.
Der Lehrmeister der Liebe.
Das Adoptivkind (Bauernkomödie).
Die fliegenden Hochzeiter (Bauernkomödie).

Für 4 Herr., 2 Dam., à 4 M.

Edelweiß.
Drei Packl Tabak.
Die zwoa Kramer.
Aus einer kleinen Garnison.
Im Namen Sr. Majestät.
Ein guter Verteidiger.
Der Selbstmörder (von Hönle).
Der Weltuntergang.
Zwanzig Mark Alimentation.
Die Verlobung unterm Christbaum.
Der Rehbock.
Auf der Gant.
D' Maul- und Klauenseuch'.

Für 3 Herr., 3 Dam. à 4 M.

Am Kashof (Bauernkomödie).
Die zwei Mazl.
Das Muttermal.
Der Zwetschgendatschi.

Für 5 Herren, 1 Dame

Der Zeppelin kommt. 4 M.

Für 4 Herren, 3 Damen

Giftige Schwammerl. 4.50 M.

F. 5 Herr., 2 Dam. à 4.50 M.

Der Universalerbe (Bauernposse).
Anonyme Briefe.

Für 5 Herr., 3 Damen à 5 M.

Einquartierung (Hönle).
Das Haberfeldtreiben (Welsch).
Die Talerprinzessin (Hönle).

Für 6 Herren, 3 Damen

Dem Simmerl sei' Hochzeit (Hönle). 5.50 M.

F. 5 Herr., 4 Dam., à 5.50 M.

Die Luberischen (Hönle).
Der Maibaam (Hönle).
Die 3 Eisheiligen (Hönle).

Für 7 Herren, 2 Damen

Alt- und Jung-Heidelberg. (Studentenschwank). 5.50 M.

Für 7 Herren, 3 Damen

Das Haberfeldtreiben, in zwei Abteilungen (Hönle). 6 M.

Für 8 Herren, 3 Damen

Der Herr Fürscht (Hönle). 6.50 M.

Weihnachtsstücke.

Fröhliche Weihnachten, für 3 Herren, 1 Dame, 2 Kinder, in 2 Abteilungen. 4 M.
Weihnachtsfriede — Weihnachtsfreude, für 3 Herren, 2 Damen. 3.50 M.
Des Wilderers Weihnacht, für 3 Herren, 2 Damen. 3.50 M.
Das steinerne Herz, Weihnachtsstück für drei Herren, 2 Damen. 3.50 M.

Ausführliche Verzeichnisse über **sämtliche** bisher erschienene **Nummern** (sowie über **Zithermusikalien)** gratis und franko.

Heinr. Bauderers Verlag „Münchner Blut"
München, Rosental 7/0.

Münchener Sehenswürdigkeiten
und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt M. 1.—

Münchener Gobelin-Manufaktur G. m. b. H. Verkaufs- u. Ausstellungsraum Barerstr. 12.

Gesellschaft f. christl. Kunst. Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst. Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände

F. X. Zettler. Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten, Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokal. tägl. geöffnet. Jeden Dienstag und Donnerstag **Gross. Militärkonzert**

Optisch-oculistische Anstalt Joseph Rodenstock, Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragmas z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw

JOSEF HELLER K. B. Hofl., Rumfordstr. 1a u. Dienerstr. (Rathaus). Spez.: Rasierapparate, Rasierutensilien. Eigene Hohlschleiferei.

200 Pflanzer-Zigarren umsonst!

Kauften wieder Gelegenheitspartien und versenden daraus solange Vorrat reicht, 200 7 Pfg.-Zigarren f. 11.95 Mk., 200 ff. 8 Pfg.-Zigarren f. 12.95 Mk. oder 200 hochf. 10 Pfg.-Zigarren f. 14.95 Mk. Ausserdem geben 200 Pflanzer-Zigarren gratis als Weihnachtsgeschenk. Also diesmal 400 Zig. f. 11.95, 12.95 oder 14.95 Mk. Nur wer bis 21. Dezember bestellt erh. die 200 Stück umsonst. Garantieschein: Bei Nichtgefallen Geld zurück.
Gade & Co., Hamburg 36.

Heinrich Georg
G. m. b. H.
München, Lindwurmstr. 5
am Sendlingertorplatz.

Möbel-Spezialhaus
für geschmackvolle und solide gediegene und bequeme
Zimmer-Einrichtungen

Einzelne Möbelstücke
In allen Stilarten sowie Uebernahme vollständiger Einrichtungen für Villen, Hotels, Pensionen, Geschäfts- und Privat-Räume.

Ausführliche Vorschläge für jede Preislage kostenfrei.

Auf Wunsch Besuch unseres Vertreters.

Telephon 6077.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Wie urteilen angesehene Verleger über die „Allgemeine Rundschau“? „Wegen ihrer Bedeutung und ihres Ansehens kommt die ‚Allgemeine Rundschau‘ für den Bücherabsatz in erster Linie in Frage.“

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 51. München, 20. Dezember 1913. X. Jahrgang.

Der Deutsche Arbeiterkongreß.

Von Redakteur Michael Gasteiger, München.

Die christliche Arbeiterbewegung in Deutschland ist, organisatorisch betrachtet, eine weit weniger geschlossene Bewegung, wie jene der Sozialdemokratie, die sich in der Hauptsache in den Koalitionen von Partei und Gewerkschaften erschöpft. Die christlich-nationalen Arbeiterorganisationen setzen sich zusammen aus den Berufsvereinen, also den christlichen Gewerkschaften, und aus den konfessionellen Vereinigungen, die sich die Pflege der religiös-sittlichen Bildung und Erziehung im Sinne der christlichen Weltanschauung im besonderen zu eigen machen. In bezug auf diese konfessionellen Vereinigungen kann man noch eine weitere Untergruppierung nach Erziehungsvereinen (katholische und evangelische Jünglingsvereine und zum Teil katholische Gesellenvereine) und Standesvereinen (Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine, Dienstmädchenvereine) machen.

Dieser wenig einheitliche Zug in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung ist teilweise aus historischen Entwicklungsgängen zu erklären, teilweise aber auch aus organisatorischen und ideellen Momenten, weil die christliche Arbeiterbewegung ganz naturgemäß und in der Hauptsache den ganzen inneren Menschen in ihrer Erziehungsarbeit erfassen will und muß, wenn sie auf die Dauer gegenüber der Sozialdemokratie keine bloße Massenbewegung wie diese, sondern eine Qualitätsbewegung sein soll.

Unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Gruppen in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung war es aus organisatorischen wie agitatorischen Gründen notwendig, dieselben einander näher zu bringen. Organisatorisch, weil eine größere Geschlossenheit allenthalben im Organisationsleben auch geschlosseneres Auftreten ermöglicht; insbesondere wo grundsätzlich gleiche Ziele erstrebt werden, wenn auch in der Anwendung der Mittel, zu dem Ziele zu gelangen, die Wege manchmal auseinanderführen. Agitatorisch, weil auch die christlich-nationale Arbeiterbewegung, trotzdem sie in der Hauptsache Qualitätsbewegung ist und bleiben wird, nicht darüber hinaus kann, dem Gesetze von der Macht der großen Zahl in gewisser Hinsicht Berücksichtigung zu zollen. Denn nicht selten gibt es Leute, die nur für die Arbeiterbewegung Interesse und Anerkennung haben, die zahlenmäßig am umfangreichsten in die Erscheinung tritt. Gerade bei der Einwirkung auf Gesetzgebung in Staat und Kommune, im Schätzungsvermögen von politischen Parteien und Regierungen spielt dieses Moment eine nicht unbedeutende Rolle.

Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn schon frühzeitig der Gedanke auftauchte, alle diese christlich-nationalen Vereinigungen der Arbeiter, Arbeiterinnen, Angestellten und Bediensteten, vielleicht darüber hinaus alle nicht sozialdemokratischen Organisationen dieser Gruppen überhaupt, in eine einheitliche Phalanx gegen die Sozialdemokratie ohne öde Sozialistentöterei und für eine zielklare Fortführung der Sozialpolitik zu bringen. Im Schoße der Gesellschaft für Sozialreform wurde um die Jahrhundertwende der Gedanke zuerst ventiliert. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und wenn auch da und dort Zweifel sich erhoben — bis zum Herbst 1900 waren Programm und Richtlinien für einen Deutschen Arbeiterkongreß entworfen, ein Werk des Berliner Vereins für soziale Wahlen, dem die dortigen konfessionellen Standesvereine wie die christlichen Gewerkschaften angehörten. Der Aufruf zur Beschickung des ersten Kongresses, der 1903 in Frankfurt a. M. stattfand, fand begeisterten Widerhall in allen deutschen Gauen und der Kongreß konnte über eine halbe Million christlich-nationaler Arbeiter, Angestellten und Gehilfen auf sich vereinigen. Auf dem zweiten Kongreß von 1907 in der Reichshauptstadt war die doppelte Anzahl von Mitgliedern durch Delegierte vertreten. Und der in den Tagen vom 30. November bis 3. Dezember 1913 wiederum in Berlin abgehaltene III. Deutsche Arbeiterkongreß konnte durch 405 Delegierte nahezu eine und eine halbe Million Mitglieder mustern.

Zu Fragen der Sozialgesetzgebung und der Sozialreform wurde auf allen diesen Kongressen Stellung genommen. Der eben abgelaufene dritte Kongreß, dem ungewöhnlich große Bedeutung von seiten der Reichsregierung, der politischen Parteien, der Presse, zahlreicher öffentlicher und privater Körperschaften, sozialer Vereinigungen, Männern der Wissenschaft und der sozialen Praxis, wie Prof. Adolf Wagner und Graf Posadowsky usw. beigelegt wurde, hat in gründlichen Referaten und von hohem Ernste getragenen Diskussionen über nationale Entwicklung und soziale Bewegung in Deutschland (Redakteur Joos), über die deutsche Sozialpolitik und ihre Gegner (Abg. Giesberts), das Koalitionsrecht der deutschen Angestellten und Arbeiter (Abg. Andre), das Wohnungsproblem (Dr. Boldt und Weyer) und die Arbeitslosenfrage (Baltrusch) verhandelt. Der Deutsche Kaiser hat auf das an ihn gerichtete Ergebenheitstelegramm persönlich geantwortet mit der Versicherung, „der Fürsorge für die Arbeiterschaft dieselbe Förderung wie der Wohlfahrt der übrigen Erwerbsstände zuteil werden zu lassen". Kein Wunder, daß dem Kongreß von allen Seiten das lebhafteste Interesse entgegengebracht wurde, wenn man weiß, leider muß es an dieser Stelle mit Bedauern betont werden, daß einflußreiche Interessentengruppen, deren Verständnis für die Arbeiterfragen nicht immer im gleichen Verhältnis steht mit den wirklichen Notwendigkeiten auf diesem Gebiete, den Versuch machten, den Kongreß zum Scheitern zu bringen.

Genützt hat es ihnen, wie zu erwarten war, freilich nichts. Denn die Vertreter der christlichen Arbeiterbewegung nehmen, indem sie allenthalben im Gemeinschaftsleben aufbauend mitarbeiten, darum mit um so größerem Nachdruck auch das Recht für sich in Anspruch, ebenso ihre Wünsche und Forderungen an den Gemeinschaftskörper, seine Leiter und Führer zu stellen wie alle übrigen Stände. Dazu kommt, daß wir derzeit im Reiche in bezug auf die Förderung der Sozialpolitik wieder vor einer Situation stehen, die der in der Mitte der 1890er Jahre, wo Freiherr von Stumm ans Ruder kam und mit seinen feudal-patriarchalen Ansichten eine zeitliche Lahmlegung der Sozialpolitik erreichte, nahe kommt. Ja, sie stellenweise in der Gefährlichkeit für die organisatorische Praxis noch übertrifft, wenn man sich die Bestrebungen einer neuen volkswirtschaftlichen Wissenschaft vor Augen hält, die die Gewerkschaften als kulturhemmend bezeichnet und in gelben Werkvereinen alles Heil erblickt, für die man eine wissenschaftliche Unterlage schaffen möchte. Und wenn man weiter vergleicht, daß die Arbeitgeber heute starke Organisationen sich geschaffen haben, in denen die Konzentration mächtige Fortschritte macht, die im Kartell der schaffenden Arbeit ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, das, wie seine letzte Kundgebung am 30. November in Essen beweist, von seiten der christlich-nationalen Arbeiterschaft durchaus nicht als das harmlose Gebilde angesehen werden kann, als das es selbst gerne gelten möchte.

Darum („Wie du hineinrufst in den Wald . . .") sind auch gerade bei dem Kapitel über die gegnerischen Bestrebungen gegenüber unserer Sozialpolitik und bei dem besonderen Abschnitt desselben über die Koalitionsfreiheit auf dem deutschen Arbeiter-

kongreß recht scharfe Worte gefallen. Ein konservatives Blatt hat den Kongreß bereits — allerdings mehr durch eine romantische Reporterphantasie denn durch sachliche Gründe und Erkenntnis der Dinge gestützt — den „Kongreß der Klassenkämpfer" genannt. Ob man sich die Tragweite solcher Pauschalverdächtigungen schon einmal überlegt hat, einer Bewegung gegenüber, die bei jeder ihrer größeren Tagungen ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis an den Gegenwartsstaat ablegt und, nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen, treu mitarbeitet zum Wohle aller Volksgenossen und des Gemeinschaftskörpers. Und weil die christliche Arbeiterbewegung es ernstlich meint mit dem Aufstieg und dem Einleben in den Gesellschaftsorganismus, so hat sie nicht bloß Veranlassung zum Lobe unserer heutigen Zustände, sondern auch Forderungen, die kein Gerede vom Klassenkampf („Kreuzzeitung") und von der Gefahr der Arbeitsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten („Nordd. Allg. Zeitung") hindern wird, noch aus der Welt schaffen kann. „Wir sind", wie Joos in seiner manchmal fast aphoristischen Art treffend sagte, „auf Gedeih und Verderb mit der Gesamtnation verbunden". Weil wir uns aber so verbunden fühlen, so ist es unsere Pflicht, uns zu rühren, um in der Gesamtnation unsere Rechte zu wahren und unseren Einfluß zu stärken. *Diesen Gedanken hinauszutragen in alle Gaue unseres Vaterlandes: in die Mietswohnung des Arbeiters, in das Studierzimmer des Gebildeten, in das Bauernhaus und in das Heim des Handwerksmannes, das ist, so dünkt mir, eine der allerersten Aufgaben und die Hauptaufgabe des Kongresses.*

Ein kurzes Wort noch ein paar besonderen Fragen, die auf dem Kongreß behandelt wurden. In bezug auf die *Arbeitslosenfrage* können wir sagen, da uns persönlich ein Vergleich mit den Ausführungen von Baltrusch und Timm möglich war, daß Referat und Diskussion auf dem Arbeiterkongreß ungleich sachlicher waren, wie auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena, der nicht viel mehr leistete, als ein Herunterreißen bürgerlicher Parteien. Indes: die Regierungen mögen lernen aus der Tatsache, daß zwei in ihren Grundsätzen so verschiedene Organisationsgebilde sich mit dieser Frage beschäftigen müssen, um der Not der arbeitslos gewordenen Kollegen da zu steuern, wo individuelle und gewerkschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe ebensowenig wie die Armenkasse ausreichend erscheinen. Die bayerische Regierung hat in großzügiger Weise einen Weg gewiesen; mögen andere nachfolgen. Auch die *Wohnungsfrage* wurde behandelt, etwas kurz zwar, wie mir dünkt, aber in dem dem Kongreß gesteckten Rahmen doch ausreichend und von vielen Seiten. Daß der von mir für den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine eingebrachte Antrag auf Förderung der Baugenossenschaften zur Hebung des Wohnungswesens einstimmige Annahme fand, legt beredtes Zeugnis ab für das Verständnis, das man in der christlichen Arbeiterschaft dem Grundsatz: „Gut gewohnt, ist halb gelebt! entgegenbringt. Daß es aber nicht bei diesem grundsätzlichen Gelöbnis bleibt, dafür bürgt schon die von den Freunden in München, in Köln und an anderen Orten geleistete praktische Arbeit. Wohnung und Nahrung sind die beiden Hauptbedürfnisse des Menschen. Darum ward vom Arbeiterkongreß auch der Nahrungsfrage gedacht. In die konkrete Form gebracht durch Stegerwalds Referat *Lebensmittelversorgung und Lebensmittelteuerung*, der damit wirklich eine Tat geleistet hat. Noch nie haben wir in so überzeugender, klarer und *objektiver* Form über das außerordentlich brennende Problem und seine Rückwirkungen auf die Arbeiterschaft sprechen hören. Deshalb freuen wir uns darauf, wenn das Referat im Drucke vorliegen wird. Dann werden auch jene, die in Stegerwald *vor* seiner Rede einen Katastrophenpolitiker gegenüber der Agrarwirtschaft sahen, besiegt den Degen senken müssen und ihm beistimmen in dem Grundgedanken: Der Landwirtschaft, was der Landwirtschaft gehört, daher keinen „Abbau" der Zölle; aber auch den anderen Ständen, was diesen gehört, daher keine Erhöhung der Zölle und keinen „lückenlosen Zolltarif".

Das ist in knappen Umrissen der große positive Inhalt des Kongresses, dessen Wert auch nicht geschmälert wurde durch die von dem Verband katholischer Arbeitervereine, Sitz Berlin, veranlaßte Dissonanz — bei Gelegenheiten, die das berühmte Ausleben der Grundsätze bis zur letzten Konsequenz wirklich nicht verlangt hätten. Um nur eines herauszugreifen: wer praktisch gegen den Streik ist, wie die Fachabteilungen, wird auch das Streikpostenstehen nur mit Einschränkung gelten lassen, wer die Ursache bekämpft, wird meist wohl auch Wirkung und Begleitumstände bekämpfen. Das nimmt auch niemand übel. Aber die ungemein deplazierte Art und Weise, wie die Vertreter von „Sitz Berlin" ihren Standpunkt zum Ausdruck brachten, war es, was schließlich dazu führte, daß „Sitz Berlin" derzeit keinen Vertreter im Ausschuß des Arbeiterkongresses hat. Indes — unter dem großen leitenden Gesichtspunkt des Gesamtkongresses betrachtet — sind auch das nur untergeordnete Differenzen. Denn es ist festzustellen, daß diese Dinge sich rein auf grundsätzlichem Hintergrunde abspielten, während „Sitz Berlin" auf dem Kongreß in anderen Fragen der praktischen Sozialpolitik, die zu fördern des Kongresses *erste* Aufgabe ist, im Sinne des großen Gedankens der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mitgearbeitet hat.

So kann man, alles in allem genommen, mit gutem Grunde sagen, daß *der dritte Deutsche Arbeiterkongeß*, neben dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften, *die wichtigste und bedeutsamste Tagung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung* überhaupt darstellt. Der Kongreß hat den Beweis geliefert, daß diese Bewegung sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung bewußt ist, daß sie grundsätzlich sich klare Richtlinien gezeichnet hat und daß sie gewillt ist, praktisch die geraden Wege zu gehen, die sie einmal als richtig erkannt, unbekümmert um den Spott der Sozialdemokratie und die Sorgen allzu konservativer und egoistischer Politiker, unbekümmert auch um die Proteste der Scharfmacher, die Einwände der Zweifler und der Zaghaften. Denn diese deutschen Arbeiterkongresse werden und müssen es noch allen Volksgenossen ins Bewußtsein bringen, daß es in der deutschen Arbeiterbewegung, im ausgesprochenen Gegensatz zur Sozialdemokratie, *eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung gibt, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung dem Arbeiterstand den ihm zustehenden Anteil an den geistigen und materiellen Gütern der Nation erringen will und erringen wird.*

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über die auswärtige Politik.

Zu seiner Zaberner Rede vom 3. Dezember mußte der Reichskanzler noch zwei mündliche Nachträge und einen halbamtlichen Artikel zur Klar- und Richtigstellung liefern. Und auch danach blieb es noch dunkel und strittig, was er eigentlich gedacht und gewollt habe. Inzwischen lieferte aber der Reichskanzler den Beweis, daß er in anderen Dingen sehr wohl sich bestimmt und verständlich auszudrücken weiß. Seine Rede über die hochpolitischen Ereignisse des Jahres war kurz und gut, sowohl der Form als dem Inhalte nach.

Das beifällige Echo im In- und Auslande war freilich um so leichter zu wecken, als der Leiter unserer auswärtigen Politik optimistische Töne anschlagen konnte. Auf die Früchte der gemeinschaftlichen Friedenspolitik konnte er behaglich hinweisen und die Blumen der Freundlichkeit nach allen Seiten austeilen. Ob die Entwicklung der Dinge seit dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges wirklich so viel positiven Anlaß zur Befriedigung bietet, darüber läßt sich freilich noch sehr streiten. Aber ein großes Glück ist zweifellos die Verhütung von Komplikationen unter den Großmächten, und das rechtfertigt schon die gute Laune des Berichterstatters. Der Reichskanzler konnte aber noch etwas Besonderes auf der Aktivseite buchen: Wir haben nicht bloß den Dreibund in Festigkeit und frischer Kraft erhalten, sondern auch unsere Beziehungen zu der ausschlaggebenden Macht der Tripleentente, zu England, wesentlich verbessern können.

Gerade diese Ausführungen haben eine hervorragende realpolitische Bedeutung für die nächste Zukunft, weshalb wir sie ausführlich wiedergeben möchten. Der Reichskanzler besprach die Zukunft der Türkei, den wirtschaftlichen Wettbewerb in Kleinasien, sowie die bezüglichen Verhandlungen mi Frankreich und England und fuhr dann fort:

„Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat es uns ermöglicht, in freimütigem Gedankenaustausch an die Lösung des Bagdadproblems heranzutreten. In Verfolgung des Grundgedankens, durch Verständigung über einzelne Fragen des weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Wettbewerbes zwischen uns und England die Beziehungen beider Länder dauernd wieder in die ruhigen Bahnen zurückzuleiten, die sie eine Zeitlang zu verlassen drohten, haben wir weiterhin mit England Verhandlungen eingeleitet, um der möglichen Entstehung von wirtschaftlichen Gegensätzen in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter — ich will das scharf unterstreichen — arbeiten wir darauf hin, einen billigen Ausgleich für die Interessen beider Teile zu finden. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede (Bravo! rechts und im Zentrum), ebensowenig, wie die Presse behauptet hat, von Kompensationen, die in Vorderasien für Vorteile in Zentralafrika oder umgekehrt gemacht werden könnten. (Bravo! und Sehr gut! rechts und im Zentrum). Ich habe Grund zu der Annahme, es werde das Ergebnis der Verhandlungen, wenn sie in der von beiden Regierungen verfolgten Richtung abgeschlossen werden, in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Ich hoffe, daß alsdann das Vertrauen, das unsere gegenwärtigen Beziehungen zur englischen Regierung kennzeichnet, auch auf diejenigen Kreise in beiden Ländern übergehen wird, die einer Wiederannäherung der beiden stammverwandten Völker einstweilen noch mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich auf der Grundlage fort, die die Gegenwart uns bietet." (Bravo! links und rechts.)

Man muß beachten, daß der Reichskanzler das heikle Abrüstungsproblem, von dem der englische Minister Churchill so häufig und so gewunden zu sprechen liebt, gar nicht erwähnt hat. Das Stillschweigen ist berechtigt. Erst gilt es, in den aktuellen Fragen der Weltpolitik einen Ausgleich zu erzielen, und damit eine Annäherung und ein gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Wenn ein Rüstungsabkommen überhaupt möglich ist, so wird es alsdann erst auf der Grundlage der zweifelsfreien Freundschaft der beiden Völker (nicht bloß der beiden Regierungen) zum Aufbau gelangen können.

Ueber unser Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn bemerkte der Kanzler, dasselbe sei in den großen Lebensinteressen der beiden Reiche viel zu unerschütterlich begründet, als daß es durch etwaige Meinungsverschiedenheiten in einem Inzidenzpunkte des Balkanproblems (sc. Revision des Bukarester Friedens), an dem Oesterreich-Ungarn viel mehr interessiert sei, als wir, irgendwie getrübt werden könnte; das feste Zusammenhalten der Dreibundmächte habe sich im ganzen Verlauf der Balkankrisis so stark bewährt, wie vielleicht nie zuvor. — Auch in den hochpolitischen Verhandlungen der Delegationen in Oesterreich-Ungarn ist der Zwischenfall wegen des Wunsches auf Revision des Bukarester Friedens mehrfach besprochen worden. Man hat dort des näheren ausgeführt, warum Oesterreich den Bukarester Frieden mit der Preisgebung von bulgarischen Bevölkerungsteilen an Serbien usw. als eine ungerechte und mit schweren Zukunftsgefahren verbundene Lösung betrachten mußte. Mit diesem Urteil war und ist man in Deutschland sachlich durchaus einverstanden. Es handelte sich aber um die Zweckmäßigkeitsfrage, ob der geeignete Weg zur Beseitigung dieser Mängel und Gefahren die Ueberweisung des Bukarester Vertrags an die großmächtliche Revision sei. Die deutsche Regierung hielt einen solchen taktischen Versuch für aussichtslos und fürchtete sogar Verwicklungen unter den Großmächten bei diesen Revisionsverhandlungen. Daher hielt sie es für das kleinere Uebel, wenn das Bukarester Abkommen vorläufig in Kraft trete und die notwendige Verbesserung der Zukunft überlassen bleibe. Die Wiener Diplomatie hat sich dann bekanntlich recht schnell dieser vorsichtigeren Taktik angeschlossen. Der Himmel möge fügen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich niemals ernstere Meinungsverschiedenheiten entstehen, als diese vorübergehende Divergenz in einer taktischen Frage des Tages. Dann kann die altbewährte Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche auf ihre Zentenarfeier rechnen.

Inzwischen ist für uns tröstlich, daß die scharfen innerpolitischen Gegensätze bei uns zu Lande nicht ihre Schatten auf die auswärtige Politik warfen. Auf dem Gebiete herrscht Eintracht und Vertrauen. Die unangenehmen Wirkungen der Balkankrisis haben wir bereits diesen Sommer eskomptiert in unserer Rüstungsverstärkung. Nach vollbrachten Opfern dürfen wir schon mit dem Reichskanzler etwas behaglichen Optimismus treiben.

Der Reichstag und die Zaberner Angelegenheit.

Der Reichstag ist nach der ersten Lesung des Etats in die Weihnachtsferien gegangen. Es war eine sogenannte Etatsberatung. Die finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten kamen dieses Jahr zu kurz, und auch die sonstigen politischen Fragen von allgemeiner Bedeutung, die in der Etatsdebatte sonst kräftig angeschnitten werden, sogar die hochwichtige Jesuitenfrage, mußten vor der erdrückenden Konkurrenz von Zabern zurückstehen. Die Sensation, welche die Zaberner Vorgänge hervorgerufen haben, ist außerordentlich tief und dauerhaft. Es ist keine Mache, wie einige Scharfmacher behaupten, sondern eine natürliche, urkräftige Reaktion der Volksseele gegen die Vergewaltigung von Recht und Gesetz.

Der Reichskanzler hielt, wie oben bereits angedeutet wurde, noch eine dritte Rede zur Klarstellung und Selbstverteidigung, die von manchen als „Versöhnungsrede" bezeichnet wurde. Er versicherte, daß er die Sorgen der bürgerlichen Parteien um Recht und Gesetz sehr wohl verstehe und würdige. Weniger gelungen war der Versuch des Nachweises, daß er selbst in seiner ersten grundlegenden Rede bereits die Gesetzwidrigkeiten verurteilt und die Sühne verheißen habe. Dann müßte ja der ganze Reichstag die Mittwochsrede des Kanzlers mißverstanden haben! Wir sagen: der ganze Reichstag. Denn auch die Rechte, die schließlich zugunsten des Kanzlers stimmte, hatte dieselbe Auffassung, wie die 293 Opponenten. Gerade weil sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kanzler sich auf die Seite der militärischen Kraft- und Gewaltpolitik geschlagen habe, zollte sie ihm Beifall und Abstimmungszettel. Alle nachträglichen Deutungskünste versagen. Entweder hat der Reichskanzler an jenem Unglücksmittwoch den Ernst der Lage und die gebotene Abhilfe noch nicht richtig erfaßt, oder er hatte in der kritischen Stunde die Fähigkeit verloren, gemeinverständlich zu sagen, was er dachte und wollte. Seine „Beredsamkeit" hatte die Spannung verschärft. Die Entspannung wurde erst eingeleitet durch die Entscheidung von Donaueschingen, die Verlegung des Regiments.

An neueren Ereignissen ist inzwischen nichts anderes zu verzeichnen, als das Urteil des Kriegsgerichts über die drei Rekruten, die dem „Elsässer" ihr Zeugnis über die zweite Entgleisung des Leutnants Forstner (in bezug auf die Fremdenlegion und die französische Fahne) schriftlich gegeben hatten. Das

kongreß recht scharfe Worte gefallen. Ein konservatives Blatt hat den Kongreß bereits — allerdings mehr durch eine romantische Reporterphantasie denn durch sachliche Gründe und Erkenntnis der Dinge gestützt — den „Kongreß der Klassenkämpfer" genannt. Ob man sich die Tragweite solcher Pauschalverdächtigungen schon einmal überlegt hat, einer Bewegung gegenüber, die bei jeder ihrer größeren Tagungen ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis an den Gegenwartsstaat ablegt und, nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen, treu mitarbeitet zum Wohle aller Volksgenossen und des Gemeinschaftskörpers. Und weil die christliche Arbeiterbewegung es ernstlich meint mit dem Aufstieg und dem Einleben in den Gesellschaftsorganismus, so hat sie nicht bloß Veranlassung zum Lobe unserer heutigen Zustände, sondern auch Forderungen, die kein Gerede vom Klassenkampf („Kreuzzeitung") und von der Gefahr der Arbeitsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten („Nordd. Allg. Zeitung") hindern wird, noch aus der Welt schaffen kann. „Wir sind", wie Joos in seiner manchmal fast aphoristischen Art treffend sagte, „auf Gedeih und Verderb mit der Gesamtnation verbunden". Weil wir uns aber so verbunden fühlen, so ist es unsere Pflicht, uns zu rühren, um in der Gesamtnation unsere Rechte zu wahren und unseren Einfluß zu stärken. Diesen Gedanken hinauszutragen in alle Gaue unseres Vaterlandes: in die Mietswohnung des Arbeiters, in das Studierzimmer des Gebildeten, in das Bauernhaus und in das Heim des Handwerksmannes, das ist, so dünkt mir, eine der allerersten Aufgaben und die Hauptaufgabe des Kongresses.

Ein kurzes Wort noch ein paar besonderen Fragen, die auf dem Kongreß behandelt wurden. In bezug auf die Arbeitslosenfrage können wir sagen, da uns persönlich ein Vergleich mit den Ausführungen von Baltrusch und Timm möglich war, daß Referat und Diskussion auf dem Arbeiterkongreß ungleich sachlicher waren, wie auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena, der nicht viel mehr leistete, als ein Herunterreißen bürgerlicher Parteien. Indes: die Regierungen mögen lernen aus der Tatsache, daß zwei in ihren Grundsätzen so verschiedene Organisationsgebilde sich mit dieser Frage beschäftigen müssen, um der Not der arbeitslos gewordenen Kollegen da zu steuern, wo individuelle und gewerkschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe ebensowenig wie die Armenkasse ausreichend erscheinen. Die bayerische Regierung hat in großzügiger Weise einen Weg gewiesen; mögen andere nachfolgen. Auch die Wohnungsfrage wurde behandelt, etwas kurz zwar, wie mir dünkt, aber in dem dem Kongreß gesteckten Rahmen doch ausreichend und von vielen Seiten. Daß der von mir für den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine eingebrachte Antrag auf Förderung der Baugenossenschaften zur Hebung des Wohnungswesens einstimmige Annahme fand, legt beredtes Zeugnis ab für das Verständnis, das man in der christlichen Arbeiterschaft dem Grundsatz: Gut gewohnt, ist halb gelebt! entgegenbringt. Daß es aber nicht bei diesem grundsätzlichen Gelöbnis bleibt, dafür bürgt schon die von den Freunden in München, in Köln und an anderen Orten geleistete praktische Arbeit. Wohnung und Nahrung sind die beiden Hauptbedürfnisse des Menschen. Darum ward vom Arbeiterkongreß auch der Nahrungsfrage gedacht. In die konkrete Form gebracht durch Stegerwalds Referat Lebensmittelversorgung und Lebensmittelteuerung, der damit wirklich eine Tat geleistet hat. Noch nie haben wir in so überzeugender, klarer und objektiver Form über das außerordentlich brennende Problem und seine Rückwirkungen auf die Arbeiterschaft sprechen hören. Deshalb freuen wir uns darauf, wenn das Referat im Drucke vorliegen wird. Dann werden auch jene, die in Stegerwald vor seiner Rede einen Katastrophenpolitiker gegenüber der Agrarwirtschaft sahen, besiegt den Degen senken müssen und ihm beistimmen in dem Grundgedanken: Der Landwirtschaft, was der Landwirtschaft gehört, daher keinen „Abbau" der Zölle; aber auch den anderen Ständen, was diesen gehört, daher keine Erhöhung der Zölle und keinen „lückenlosen Zolltarif".

Das ist in knappen Umrissen der große positive Inhalt des Kongresses, dessen Wert auch nicht geschmälert wurde durch die von dem Verband katholischer Arbeitervereine, Sitz Berlin, veranlaßte Dissonanz — bei Gelegenheiten, die das berühmte Ausleben der Grundsätze bis zur letzten Konsequenz wirklich nicht verlangt hätten. Um nur eines herauszugreifen: wer praktisch gegen den Streik ist, wie die Fachabteilungen, wird auch das Streikpostenstehen nur mit Einschränkung gelten lassen, wer die Ursache bekämpft, wird meist wohl auch Wirkung und Begleitumstände bekämpfen. Das nimmt auch niemand übel. Aber die ungemein deplazierte Art und Weise, wie die Vertreter von „Sitz Berlin" ihren Standpunkt zum Ausdruck brachten, war es, was schließlich dazu führte, daß „Sitz Berlin" derzeit keinen Vertreter im Ausschuß des Arbeiterkongresses hat. Indes — unter dem großen leitenden Gesichtspunkt des Gesamtkongresses betrachtet — sind auch das nur untergeordnete Differenzen. Denn es ist festzustellen, daß diese Dinge sich rein auf grundsätzlichem Hintergrunde abspielten, während „Sitz Berlin" auf dem Kongreß in anderen Fragen der praktischen Sozialpolitik, die zu fördern des Kongresses erste Aufgabe ist, im Sinne des großen Gedankens der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mitgearbeitet hat.

So kann man, alles in allem genommen, mit gutem Grunde sagen, daß der dritte Deutsche Arbeiterkongeß, neben dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften, die wichtigste und bedeutsamste Tagung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung überhaupt darstellt. Der Kongreß hat den Beweis geliefert, daß diese Bewegung sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung bewußt ist, daß sie grundsätzlich sich klare Richtlinien gezeichnet hat und daß sie gewillt ist, praktisch die geraden Wege zu gehen, die sie einmal als richtig erkannt, unbekümmert um den Spott der Sozialdemokratie und die Sorgen allzu konservativer und egoistischer Politiker, unbekümmert auch um die Proteste der Scharfmacher, die Einwände der Zweifler und der Zaghaften. Denn diese deutschen Arbeiterkongresse werden und müssen es noch allen Volksgenossen ins Bewußtsein bringen, daß es in der deutschen Arbeiterbewegung, im ausgesprochenen Gegensatz zur Sozialdemokratie, eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung gibt, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung dem Arbeiterstand den ihm zustehenden Anteil an den geistigen und materiellen Gütern der Nation erringen will und erringen wird.

Zum Jahreswechsel

seien die geehrten Leser an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements freundlichst erinnert. Der heutigen Postauflage liegt zu diesem Zwecke ein Postbestellzettel bei. Auch alle Buchhandlungen nehmen neue Bestellungen entgegen.

Die in den Herbstmonaten vom Verlag getätigte Propaganda ist wiederum von günstigstem Einfluß auf den Abonnentenstand der „A. R." gewesen, insbesondere haben unsere Leser durch bereitwillige Einsendung von Adressen, an die Probehefte verschickt werden konnten, zur Hebung der Abonnentenzahl wesentlich beigetragen. Wir bitten auch für die Zukunft um diesen Freundschaftsdienst. In dem hierdurch bekundeten Interesse unserer Freunde wie auch in dem durch fortgesetzt einlaufende anerkennende Aeußerungen (siehe die Auszüge auf Seite 1020) vermittelten Kontakt zwischen der „A. R." und ihrem Leserkreise erblicken Redaktion und Verlag die Anerkennung ihres Bestrebens, die Zeitschrift im Geiste ihres Begründers weiterzuführen. Sie schöpfen daraus die Hoffnung, daß dies fördersame Vertrauensverhältnis auch weiterhin sich wirksam erweisen werde.

Allen Freunden und Förderern der „A. R." entbieten wir neben herzlichen Weihnachtgrüßen die innigsten Glückwünsche zum bevorstehenden Jahreswechsel!

Redaktion und Verlag der „Allgem. Rundschau".

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über die auswärtige Politik.

Zu seiner Zaberner Rede vom 3. Dezember mußte der Reichskanzler noch zwei mündliche Nachträge und einen halbamtlichen Artikel zur Klar- und Richtigstellung liefern. Und auch danach blieb es noch dunkel und strittig, was er eigentlich gedacht und gewollt habe. Inzwischen lieferte aber der Reichskanzler den Beweis, daß er in anderen Dingen sehr wohl sich bestimmt und verständlich auszudrücken weiß. Seine Rede über die hochpolitischen Ereignisse des Jahres war kurz und gut, sowohl der Form als dem Inhalte nach.

Das beifällige Echo im In- und Auslande war freilich um so leichter zu wecken, als der Leiter unserer auswärtigen Politik optimistische Töne anschlagen konnte. Auf die Früchte der gemeinschaftlichen Friedenspolitik konnte er behaglich hinweisen und die Blumen der Freundlichkeit nach allen Seiten austeilen. Ob die Entwicklung der Dinge seit dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges wirklich so viel positiven Anlaß zur Befriedigung bietet, darüber läßt sich freilich noch sehr streiten. Aber ein großes Glück ist zweifellos die Verhütung von Komplikationen unter den Großmächten, und das rechtfertigt schon die gute Laune des Berichterstatters. Der Reichskanzler konnte aber noch etwas Besonderes auf der Aktivseite buchen: Wir haben nicht bloß den Dreibund in Festigkeit und frischer Kraft erhalten, sondern auch unsere Beziehungen zu der ausschlaggebenden Macht der Tripleentente, zu England, wesentlich verbessern können.

Gerade diese Ausführungen haben eine hervorragende realpolitische Bedeutung für die nächste Zukunft, weshalb wir sie ausführlich wiedergeben möchten. Der Reichskanzler besprach die Zukunft der Türkei, den wirtschaftlichen Wettbewerb in Kleinasien, sowie die bezüglichen Verhandlungen mi Frankreich und England und fuhr dann fort:

„Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat es uns ermöglicht, in freimütigem Gedankenaustausch an die Lösung des Bagdadproblems heranzutreten. In Verfolgung des Grundgedankens, durch Verständigung über einzelne Fragen des weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Wettbewerbes zwischen uns und England die Beziehungen beider Länder dauernd wieder in die ruhigen Bahnen zurückzuleiten, die sie eine Zeitlang zu verlassen drohten, haben wir weiterhin mit England Verhandlungen eingeleitet, um der möglichen Entstehung von wirtschaftlichen Gegensätzen in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter — ich will das scharf unterstreichen — arbeiten wir darauf hin, einen billigen Ausgleich für die Interessen beider Teile zu finden. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede (Bravo! rechts und im Zentrum), ebensowenig, wie die Presse behauptet hat, von Kompensationen, die in Vorderasien für Vorteile in Zentralafrika oder umgekehrt gemacht werden könnten. (Bravo! und Sehr gut! rechts und im Zentrum). Ich habe Grund zu der Annahme, es werde das Ergebnis der Verhandlungen, wenn sie in der von beiden Regierungen verfolgten Richtung abgeschlossen werden, in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Ich hoffe, daß alsdann das Vertrauen, das unsere gegenwärtigen Beziehungen zur englischen Regierung kennzeichnet, auch auf diejenigen Kreise in beiden Ländern übergehen wird, die einer Wiederannäherung der beiden stammverwandten Völker einstweilen noch mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich auf der Grundlage fort, die die Gegenwart uns bietet." (Bravo! links und rechts.)

Man muß beachten, daß der Reichskanzler das heikle Abrüstungsproblem, von dem der englische Minister Churchill so häufig und so gewunden zu sprechen liebt, gar nicht erwähnt hat. Das Stillschweigen ist berechtigt. Erst gilt es, in den aktuellen Fragen der Weltpolitik einen Ausgleich zu erzielen, und damit eine Annäherung und ein gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Wenn ein Rüstungsabkommen überhaupt möglich ist, so wird es alsdann erst auf der Grundlage der zweifelsfreien Freundschaft der beiden Völker (nicht bloß der beiden Regierungen) zum Aufbau gelangen können.

Ueber unser Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn bemerkte der Kanzler, dasselbe sei in den großen Lebensinteressen der beiden Reiche viel zu unerschütterlich begründet, als daß es durch etwaige Meinungsverschiedenheiten in einem Inzidenzpunkte des Balkanproblems (sc. Revision des Bukarester Friedens), an dem Oesterreich-Ungarn viel mehr interessiert sei, als wir, irgendwie getrübt werden könnte; das feste Zusammenhalten der Dreibundmächte habe sich im ganzen Verlauf der Balkankrisis so stark bewährt, wie vielleicht nie zuvor. — Auch in den hochpolitischen Verhandlungen der Delegationen in Oesterreich-Ungarn ist der Zwischenfall wegen des Wunsches auf Revision des Bukarester Friedens mehrfach besprochen worden. Man hat dort des näheren ausgeführt, warum Oesterreich den Bukarester Frieden mit der Preisgebung von bulgarischen Bevölkerungsteilen an Serbien usw. als eine ungerechte und mit schweren Zukunftsgefahren verbundene Lösung betrachten mußte. Mit diesem Urteil war und ist man in Deutschland sachlich durchaus einverstanden. Es handelte sich aber um die Zweckmäßigkeitsfrage, ob der geeignete Weg zur Beseitigung dieser Mängel und Gefahren die Ueberweisung des Bukarester Vertrags an die großmächtliche Revision sei. Die deutsche Regierung hielt einen solchen taktischen Versuch für aussichtslos und fürchtete sogar Verwicklungen unter den Großmächten bei diesen Revisionsverhandlungen. Daher hielt sie es für das kleinere Uebel, wenn das Bukarester Abkommen vorläufig in Kraft trete und die notwendige Verbesserung der Zukunft überlassen bleibe. Die Wiener Diplomatie hat sich dann bekanntlich recht schnell dieser vorsichtigeren Taktik angeschlossen. Der Himmel möge fügen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich niemals ernstere Meinungsverschiedenheiten entstehen, als diese vorübergehende Divergenz in einer taktischen Frage des Tages. Dann kann die altbewährte Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche auf ihre Zentenarfeier rechnen.

Inzwischen ist für uns tröstlich, daß die scharfen innerpolitischen Gegensätze bei uns zu Lande nicht ihre Schatten auf die auswärtige Politik warfen. Auf dem Gebiete herrscht Eintracht und Vertrauen. Die unangenehmen Wirkungen der Balkankrisis haben wir bereits diesen Sommer eskomptiert in unserer Rüstungsverstärkung. Nach vollbrachten Opfern dürfen wir schon mit dem Reichskanzler etwas behaglichen Optimismus treiben.

Der Reichstag und die Zaberner Angelegenheit.

Der Reichstag ist nach der ersten Lesung des Etats in die Weihnachtsferien gegangen. Es war eine sogenannte Etatsberatung. Die finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten kamen dieses Jahr zu kurz, und auch die sonstigen politischen Fragen von allgemeiner Bedeutung, die in der Etatsdebatte sonst kräftig angeschnitten werden, sogar die hochwichtige Jesuitenfrage, mußten vor der erdrückenden Konkurrenz von Zabern zurückstehen. Die Sensation, welche die Zaberner Vorgänge hervorgerufen haben, ist außerordentlich tief und dauerhaft. Es ist keine Mache, wie einige Scharfmacher behaupten, sondern eine natürliche, urkräftige Reaktion der Volksseele gegen die Vergewaltigung von Recht und Gesetz.

Der Reichskanzler hielt, wie oben bereits angedeutet wurde, noch eine dritte Rede zur Klarstellung und Selbstverteidigung, die von manchen als „Versöhnungsrede" bezeichnet wurde. Er versicherte, daß er die Sorgen der bürgerlichen Parteien um Recht und Gesetz sehr wohl verstehe und würdige. Weniger gelungen war der Versuch des Nachweises, daß er selbst in seiner ersten grundlegenden Rede bereits die Gesetzwidrigkeiten verurteilt und die Sühne verheißen habe. Dann müßte ja der ganze Reichstag die Mittwochsrede des Kanzlers mißverstanden haben! Wir sagen: der ganze Reichstag. Denn auch die Rechte, die schließlich zugunsten des Kanzlers stimmte, hatte dieselbe Auffassung, wie die 293 Opponenten. Gerade weil sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kanzler sich auf die Seite der militärischen Kraft- und Gewaltpolitik geschlagen habe, zollte sie ihm Beifall und Abstimmungszettel. Alle nachträglichen Deutungskünste versagen. Entweder hat der Reichskanzler an jenem Unglücksmittwoch den Ernst der Lage und die gebotene Abhilfe noch nicht richtig erfaßt, oder er hatte in der kritischen Stunde die Fähigkeit verloren, gemeinverständlich zu sagen, was er dachte und wollte. Seine „Beredsamkeit" hatte die Spannung verschärft. Die Entspannung wurde erst eingeleitet durch die Entscheidung von Donaueschingen, die Verlegung des Regiments.

An neueren Ereignissen ist inzwischen nichts anderes zu verzeichnen, als das Urteil des Kriegsgerichts über die drei Rekruten, die dem „Elsässer" ihr Zeugnis über die zweite Entgleisung des Leutnants Forstner (in bezug auf die Fremdenlegion und die französische Fahne) schriftlich gegeben hatten. Das

kongreß recht scharfe Worte gefallen. Ein konservatives Blatt hat den Kongreß bereits — allerdings mehr durch eine romantische Reporterphantasie denn durch sachliche Gründe und Erkenntnis der Dinge gestützt — den „Kongreß der Klassenkämpfer" genannt. Ob man sich die Tragweite solcher Pauschalverdächtigungen schon einmal überlegt hat, einer Bewegung gegenüber, die bei jeder ihrer größeren Tagungen ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis an den Gegenwartsstaat ablegt und, nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen, treu mitarbeitet zum Wohle aller Volksgenossen und des Gemeinschaftskörpers. Und weil die christliche Arbeiterbewegung es ernstlich meint mit dem Aufstieg und dem Einleben in den Gesellschaftsorganismus, so hat sie nicht bloß Veranlassung zum Lobe unserer heutigen Zustände, sondern auch Forderungen, die kein Gerede vom Klassenkampf („Kreuzzeitung") und von der Gefahr der Arbeitsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten („Nordd. Allg. Zeitung") hindern wird, noch aus der Welt schaffen kann. „Wir sind", wie Joos in seiner manchmal fast aphoristischen Art treffend sagte, „auf Gedeih und Verderb mit der Gesamtnation verbunden". Weil wir uns aber so verbunden fühlen, so ist es unsere Pflicht, uns zu rühren, um in der Gesamtnation unsere Rechte zu wahren und unseren Einfluß zu stärken. **Diesen Gedanken hinauszutragen in alle Gaue unseres Vaterlandes: in die Mietswohnung des Arbeiters, in das Studierzimmer des Gebildeten, in das Bauernhaus und in das Heim des Handwerksmannes, das ist, so dünkt mir, eine der allerersten Aufgaben und die Hauptaufgabe des Kongresses.**

Ein kurzes Wort noch ein paar besonderen Fragen, die auf dem Kongreß behandelt wurden. In bezug auf die **Arbeitslosenfrage** können wir sagen, da uns persönlich ein Vergleich mit den Ausführungen von Baltrusch und Timm möglich war, daß Referat und Diskussion auf dem Arbeiterkongreß ungleich sachlicher waren, wie auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena, der nicht viel mehr leistete, als ein Herunterreißen bürgerlicher Parteien. Indes: die Regierungen mögen lernen aus der Tatsache, daß zwei in ihren Grundsätzen so verschiedene Organisationsgebilde sich mit dieser Frage beschäftigen müssen, um der Not der arbeitslos gewordenen Kollegen da zu steuern, wo individuelle und gewerkschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe ebensowenig wie die Armenkasse ausreichend erscheinen. Die bayerische Regierung hat in großzügiger Weise einen Weg gewiesen; mögen andere nachfolgen. Auch die **Wohnungsfrage** wurde behandelt, etwas kurz zwar, wie mir dünkt, aber in dem dem Kongreß gesteckten Rahmen doch ausreichend und von vielen Seiten. Daß der von mir für den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine eingebrachte Antrag auf Förderung der Baugenossenschaften zur Hebung des Wohnungswesens einstimmige Annahme fand, legt beredtes Zeugnis ab für das Verständnis, das man in der christlichen Arbeiterschaft dem Grundsatz: „Gut gewohnt, ist halb gelebt! entgegenbringt. Daß es aber nicht bei diesem grundsätzlichen Gelöbnis bleibt, dafür bürgt schon die von den Freunden in München, in Köln und an anderen Orten geleistete praktische Arbeit. Wohnung und Nahrung sind die beiden Hauptbedürfnisse des Menschen. Darum ward vom Arbeiterkongreß auch der Nahrungsfrage gedacht. In die konkrete Form gebracht durch Stegerwalds Referat **Lebensmittelversorgung und Lebensmittelteuerung**, der damit wirklich eine Tat geleistet hat. Noch nie haben wir in so überzeugender, klarer und **objektiver** Form über das außerordentlich brennende Problem und seine Rückwirkungen auf die Arbeiterschaft sprechen hören. Deshalb freuen wir uns darauf, wenn das Referat im Drucke vorliegen wird. Dann werden auch jene, die in Stegerwald **vor** seiner Rede einen Katastrophenpolitiker gegenüber der Agrarwirtschaft sahen, besiegt den Degen senken müssen und ihm beistimmen in dem Grundgedanken: Der Landwirtschaft, was der Landwirtschaft gehört, daher keinen „Abbau" der Zölle; aber auch den anderen Ständen, was diesen gehört, daher keine Erhöhung der Zölle und keinen „lückenlosen Zolltarif".

Das ist in knappen Umrissen der große positive Inhalt des Kongresses, dessen Wert auch nicht geschmälert wurde durch die von dem Verband katholischer Arbeitervereine, Sitz Berlin, veranlaßte Dissonanz — bei Gelegenheiten, die das berühmte Ausleben der Grundsätze bis zur letzten Konsequenz wirklich nicht verlangt hätten. Um nur eines herauszugreifen: wer praktisch gegen den Streik ist, wie die Fachabteilungen, wird auch das Streikpostenstehen nur mit Einschränkung gelten lassen, wer die Ursache bekämpft, wird meist wohl auch Wirkung und Begleitumstände bekämpfen. Das nimmt auch niemand übel. Aber die ungemein deplazierte Art und Weise, wie die Vertreter von „Sitz Berlin" ihren Standpunkt zum Ausdruck brachten, war es, was schließlich dazu führte, daß „Sitz Berlin" derzeit keinen Vertreter im Ausschuß des Arbeiterkongresses hat. Indes — unter dem großen leitenden Gesichtspunkt des Gesamtkongresses betrachtet — sind auch das nur untergeordnete Differenzen. Denn es ist festzustellen, daß diese Dinge sich rein auf grundsätzlichem Hintergrunde abspielten, während „Sitz Berlin" auf dem Kongreß in anderen Fragen der praktischen Sozialpolitik, die zu fördern des Kongresses **erste** Aufgabe ist, im Sinne des großen Gedankens der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mitgearbeitet hat.

So kann man, alles in allem genommen, mit gutem Grunde sagen, daß **der dritte Deutsche Arbeiterkongeß**, neben dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften, **die wichtigste und bedeutsamste Tagung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung** überhaupt darstellt. Der Kongreß hat den Beweis geliefert, daß diese Bewegung sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung bewußt ist, daß sie grundsätzlich sich klare Richtlinien gezeichnet hat und daß sie gewillt ist, praktisch die geraden Wege zu gehen, die sie einmal als richtig erkannt, unbekümmert um den Spott der Sozialdemokratie und die Sorgen allzu konservativer und egoistischer Politiker, unbekümmert auch um die Proteste der Scharfmacher, die Einwände der Zweifler und der Zaghaften. Denn diese deutschen Arbeiterkongresse werden und müssen es noch allen Volksgenossen ins Bewußtsein bringen, daß es in der deutschen Arbeiterbewegung, im ausgesprochenen Gegensatz zur Sozialdemokratie, **eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung gibt, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung dem Arbeiterstand den ihm zustehenden Anteil an den geistigen und materiellen Gütern der Nation erringen will und erringen wird.**

Zum Jahreswechsel

seien die geehrten Leser an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements freundlichst erinnert. Der heutigen Postauflage liegt zu diesem Zwecke ein Postbestellzettel bei. Auch alle Buchhandlungen nehmen neue Bestellungen entgegen.

Die in den Herbstmonaten vom Verlag getätigte Propaganda ist wiederum von günstigstem Einfluß auf den Abonnentenstand der „A. R." gewesen, insbesondere haben unsere Leser durch bereitwillige Einsendung von Adressen, an die Probehefte verschickt werden konnten, zur Hebung der Abonnentenzahl wesentlich beigetragen. Wir bitten auch für die Zukunft um diesen Freundschaftsdienst. In dem hierdurch bekundeten Interesse unserer Freunde wie auch in dem durch fortgesetzt einlaufende anerkennende Aeußerungen (siehe die Auszüge auf Seite 1020) vermittelten Kontakt zwischen der „A. R." und ihrem Leserkreise erblicken Redaktion und Verlag die Anerkennung ihres Bestrebens, die Zeitschrift im Geiste ihres Begründers weiterzuführen. Sie schöpfen daraus die Hoffnung, daß dies fördersame Vertrauensverhältnis auch weiterhin sich wirksam erweisen werde.

Allen Freunden und Förderern der „A. R." entbieten wir neben herzlichen Weihnachtgrüßen die innigsten Glückwünsche zum bevorstehenden Jahreswechsel!

Redaktion und Verlag der „Allgem. Rundschau".

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über die auswärtige Politik.

Zu seiner Zaberner Rede vom 3. Dezember mußte der Reichskanzler noch zwei mündliche Nachträge und einen halbamtlichen Artikel zur Klar- und Richtigstellung liefern. Und auch danach blieb es noch dunkel und strittig, was er eigentlich gedacht und gewollt habe. Inzwischen lieferte aber der Reichskanzler den Beweis, daß er in anderen Dingen sehr wohl sich bestimmt und verständlich auszudrücken weiß. Seine Rede über die hochpolitischen Ereignisse des Jahres war kurz und gut, sowohl der Form als dem Inhalte nach.

Das beifällige Echo im In- und Auslande war freilich um so leichter zu wecken, als der Leiter unserer auswärtigen Politik optimistische Töne anschlagen konnte. Auf die Früchte der gemeinschaftlichen Friedenspolitik konnte er behaglich hinweisen und die Blumen der Freundlichkeit nach allen Seiten austeilen. Ob die Entwicklung der Dinge seit dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges wirklich so viel positiven Anlaß zur Befriedigung bietet, darüber läßt sich freilich noch sehr streiten. Aber ein großes Glück ist zweifellos die Verhütung von Komplikationen unter den Großmächten, und das rechtfertigt schon die gute Laune des Berichterstatters. Der Reichskanzler konnte aber noch etwas Besonderes auf der Aktivseite buchen: Wir haben nicht bloß den Dreibund in Festigkeit und frischer Kraft erhalten, sondern auch unsere Beziehungen zu der ausschlaggebenden Macht der Tripleentente, zu England, wesentlich verbessern können.

Gerade diese Ausführungen haben eine hervorragende realpolitische Bedeutung für die nächste Zukunft, weshalb wir sie ausführlich wiedergeben möchten. Der Reichskanzler besprach die Zukunft der Türkei, den wirtschaftlichen Wettbewerb in Kleinasien, sowie die bezüglichen Verhandlungen mi Frankreich und England und fuhr dann fort:

„Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat es uns ermöglicht, in freimütigem Gedankenaustausch an die Lösung des Bagdadproblems heranzutreten. In Verfolgung des Grundgedankens, durch Verständigung über einzelne Fragen des weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Wettbewerbes zwischen uns und England die Beziehungen beider Länder dauernd wieder in die ruhigen Bahnen zurückzuleiten, die sie eine Zeitlang zu verlassen drohten, haben wir weiterhin mit England Verhandlungen eingeleitet, um der möglichen Entstehung von wirtschaftlichen Gegensätzen in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter — ich will das scharf unterstreichen — arbeiten wir darauf hin, einen billigen Ausgleich für die Interessen beider Teile zu finden. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede (Bravo! rechts und im Zentrum), ebensowenig, wie die Presse behauptet hat, von Kompensationen, die in Vorderasien für Vorteile in Zentralafrika oder umgekehrt gemacht werden könnten. (Bravo! und Sehr gut! rechts und im Zentrum). Ich habe Grund zu der Annahme, es werde das Ergebnis der Verhandlungen, wenn sie in der von beiden Regierungen verfolgten Richtung abgeschlossen werden, in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Ich hoffe, daß alsdann das Vertrauen, das unsere gegenwärtigen Beziehungen zur englischen Regierung kennzeichnet, auch auf diejenigen Kreise in beiden Ländern übergehen wird, die einer Wiederannäherung der beiden stammverwandten Völker einstweilen noch mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich auf der Grundlage fort, die die Gegenwart uns bietet." (Bravo! links und rechts.)

Man muß beachten, daß der Reichskanzler das heikle Abrüstungsproblem, von dem der englische Minister Churchill so häufig und so gewunden zu sprechen liebt, gar nicht erwähnt hat. Das Stillschweigen ist berechtigt. Erst gilt es, in den aktuellen Fragen der Weltpolitik einen Ausgleich zu erzielen, und damit eine Annäherung und ein gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Wenn ein Rüstungsabkommen überhaupt möglich ist, so wird es alsdann erst auf der Grundlage der zweifelsfreien Freundschaft der beiden Völker (nicht bloß der beiden Regierungen) zum Aufbau gelangen können.

Ueber unser Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn bemerkte der Kanzler, dasselbe sei in den großen Lebensinteressen der beiden Reiche viel zu unerschütterlich begründet, als daß es durch etwaige Meinungsverschiedenheiten in einem Inzidenzpunkte des Balkanproblems (sc. Revision des Bukarester Friedens), an dem Oesterreich-Ungarn viel mehr interessiert sei, als wir, irgendwie getrübt werden könnte; das feste Zusammenhalten der Dreibundmächte habe sich im ganzen Verlauf der Balkankrisis so stark bewährt, wie vielleicht nie zuvor. — Auch in den hochpolitischen Verhandlungen der Delegationen in Oesterreich-Ungarn ist der Zwischenfall wegen des Wunsches auf Revision des Bukarester Friedens mehrfach besprochen worden. Man hat dort des näheren ausgeführt, warum Oesterreich den Bukarester Frieden mit der Preisgebung von bulgarischen Bevölkerungsteilen an Serbien usw. als eine ungerechte und mit schweren Zukunftsgefahren verbundene Lösung betrachten mußte. Mit diesem Urteil war und ist man in Deutschland sachlich durchaus einverstanden. Es handelte sich aber um die Zweckmäßigkeitsfrage, ob der geeignete Weg zur Beseitigung dieser Mängel und Gefahren die Ueberweisung des Bukarester Vertrags an die großmächtliche Revision sei. Die deutsche Regierung hielt einen solchen taktischen Versuch für aussichtslos und fürchtete sogar Verwicklungen unter den Großmächten bei diesen Revisionsverhandlungen. Daher hielt sie es für das kleinere Uebel, wenn das Bukarester Abkommen vorläufig in Kraft trete und die notwendige Verbesserung der Zukunft überlassen bleibe. Die Wiener Diplomatie hat sich dann bekanntlich recht schnell dieser vorsichtigeren Taktik angeschlossen. Der Himmel möge fügen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich niemals ernstere Meinungsverschiedenheiten entstehen, als diese vorübergehende Divergenz in einer taktischen Frage des Tages. Dann kann die altbewährte Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche auf ihre Zentenarfeier rechnen.

Inzwischen ist für uns tröstlich, daß die scharfen innerpolitischen Gegensätze bei uns zu Lande nicht ihre Schatten auf die auswärtige Politik warfen. Auf dem Gebiete herrscht Eintracht und Vertrauen. Die unangenehmen Wirkungen der Balkankrisis haben wir bereits diesen Sommer eskomptiert in unserer Rüstungsverstärkung. Nach vollbrachten Opfern dürfen wir schon mit dem Reichskanzler etwas behaglichen Optimismus treiben.

Der Reichstag und die Zaberner Angelegenheit.

Der Reichstag ist nach der ersten Lesung des Etats in die Weihnachtsferien gegangen. Es war eine sogenannte Etatsberatung. Die finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten kamen dieses Jahr zu kurz, und auch die sonstigen politischen Fragen von allgemeiner Bedeutung, die in der Etatsdebatte sonst kräftig angeschnitten werden, sogar die hochwichtige Jesuitenfrage, mußten vor der erdrückenden Konkurrenz von Zabern zurückstehen. Die Sensation, welche die Zaberner Vorgänge hervorgerufen haben, ist außerordentlich tief und dauerhaft. Es ist keine Mache, wie einige Scharfmacher behaupten, sondern eine natürliche, urkräftige Reaktion der Volksseele gegen die Vergewaltigung von Recht und Gesetz.

Der Reichskanzler hielt, wie oben bereits angedeutet wurde, noch eine dritte Rede zur Klarstellung und Selbstverteidigung, die von manchen als „Versöhnungsrede" bezeichnet wurde. Er versicherte, daß er die Sorgen der bürgerlichen Parteien um Recht und Gesetz sehr wohl verstehe und würdige. Weniger gelungen war der Versuch des Nachweises, daß er selbst in seiner ersten grundlegenden Rede bereits die Gesetzwidrigkeiten verurteilt und die Sühne verheißen habe. Dann müßte ja der ganze Reichstag die Mittwochsrede des Kanzlers mißverstanden haben! Wir sagen: der ganze Reichstag. Denn auch die Rechte, die schließlich zugunsten des Kanzlers stimmte, hatte dieselbe Auffassung, wie die 293 Opponenten. Gerade weil sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kanzler sich auf die Seite der militärischen Kraft- und Gewaltpolitik geschlagen habe, zollte sie ihm Beifall und Abstimmungszettel. Alle nachträglichen Deutungskünste versagen. Entweder hat der Reichskanzler an jenem Unglücksmittwoch den Ernst der Lage und die gebotene Abhilfe noch nicht richtig erfaßt, oder er hatte in der kritischen Stunde die Fähigkeit verloren, gemeinverständlich zu sagen, was er dachte und wollte. Seine „Beredsamkeit" hatte die Spannung verschärft. Die Entspannung wurde erst eingeleitet durch die Entscheidung von Donaueschingen, die Verlegung des Regiments.

An neueren Ereignissen ist inzwischen nichts anderes zu verzeichnen, als das Urteil des Kriegsgerichts über die drei Rekruten, die dem „Elsässer" ihr Zeugnis über die zweite Entgleisung des Leutnants Forstner (in bezug auf die Fremdenlegion und die französische Fahne) schriftlich gegeben hatten. Das

kongreß recht scharfe Worte gefallen. Ein konservatives Blatt hat den Kongreß bereits — allerdings mehr durch eine romantische Reporterphantasie denn durch sachliche Gründe und Erkenntnis der Dinge gestützt — den „Kongreß der Klassenkämpfer“ genannt. Ob man sich die Tragweite solcher Pauschalverdächtigungen schon einmal überlegt hat, einer Bewegung gegenüber, die bei jeder ihrer größeren Tagungen ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis an den Gegenwartsstaat ablegt und, nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen, treu mitarbeitet zum Wohle aller Volksgenossen und des Gemeinschaftskörpers. Und weil die christliche Arbeiterbewegung es ernstlich meint mit dem Aufstieg und dem Einleben in den Gesellschaftsorganismus, so hat sie nicht bloß Veranlassung zum Lobe unserer heutigen Zustände, sondern auch Forderungen, die kein Gerede vom Klassenkampf („Kreuzzeitung“) und von der Gefahr der Arbeitsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten („Nordd. Allg. Zeitung“) hindern wird, noch aus der Welt schaffen kann. „Wir sind“, wie Joos in seiner manchmal fast aphoristischen Art treffend sagte, „auf Gedeih und Verderb mit der Gesamtnation verbunden“. Weil wir uns aber so verbunden fühlen, so ist es unsere Pflicht, uns zu rühren, um in der Gesamtnation unsere Rechte zu wahren und unseren Einfluß zu stärken. Diesen Gedanken hinauszutragen in alle Gaue unseres Vaterlandes: in die Mietswohnung des Arbeiters, in das Studierzimmer des Gebildeten, in das Bauernhaus und in das Heim des Handwerksmannes, das ist, so dünkt mir, eine der allerersten Aufgaben und die Hauptaufgabe des Kongresses.

Ein kurzes Wort noch ein paar besonderen Fragen, die auf dem Kongreß behandelt wurden. In bezug auf die Arbeitslosenfrage können wir sagen, da uns persönlich ein Vergleich mit den Ausführungen von Baltrusch und Timm möglich war, daß Referat und Diskussion auf dem Arbeiterkongreß ungleich sachlicher waren, wie auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena, der nicht viel mehr leistete, als ein Herunterreißen bürgerlicher Parteien. Indes: die Regierungen mögen lernen aus der Tatsache, daß zwei in ihren Grundsätzen so verschiedene Organisationsgebilde sich mit dieser Frage beschäftigen müssen, um der Not der arbeitslos gewordenen Kollegen da zu steuern, wo individuelle und gewerkschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe ebensowenig wie die Armenkasse ausreichend erscheinen. Die bayerische Regierung hat in großzügiger Weise einen Weg gewiesen; mögen andere nachfolgen. Auch die Wohnungsfrage wurde behandelt, etwas kurz zwar, wie mir dünkt, aber in dem dem Kongreß gesteckten Rahmen doch ausreichend und von vielen Seiten. Daß der von mir für den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine eingebrachte Antrag auf Förderung der Baugenossenschaften zur Hebung des Wohnungswesens einstimmige Annahme fand, legt beredtes Zeugnis ab für das Verständnis, das man in der christlichen Arbeiterschaft dem Grundsatz: Gut gewohnt, ist halb gelebt! entgegenbringt. Daß es aber nicht bei diesem grundsätzlichen Gelöbnis bleibt, dafür bürgt schon die von den Freunden in München, in Köln und an anderen Orten geleistete praktische Arbeit. Wohnung und Nahrung sind die beiden Hauptbedürfnisse des Menschen. Darum ward vom Arbeiterkongreß auch der Nahrungsfrage gedacht. In die konkrete Form gebracht durch Stegerwalds Referat Lebensmittelversorgung und Lebensmittelteuerung, der damit wirklich eine Tat geleistet hat. Noch nie haben wir in so überzeugender, klarer und objektiver Form über das außerordentlich brennende Problem und seine Rückwirkungen auf die Arbeiterschaft sprechen hören. Deshalb freuen wir uns darauf, wenn das Referat im Drucke vorliegen wird. Dann werden auch jene, die in Stegerwald vor seiner Rede einen Katastrophenpolitiker gegenüber der Agrarwirtschaft sahen, besiegt den Degen senken müssen und ihm beistimmen in dem Grundgedanken: Der Landwirtschaft, was der Landwirtschaft gehört, daher keinen „Abbau“ der Zölle; aber auch den anderen Ständen, was diesen gehört, daher keine Erhöhung der Zölle und keinen „lückenlosen Zolltarif“.

Das ist in knappen Umrissen der große positive Inhalt des Kongresses, dessen Wert auch nicht geschmälert wurde durch die von dem Verband katholischer Arbeitervereine, Sitz Berlin, veranlaßte Dissonanz — bei Gelegenheiten, die das berühmte Ausleben der Grundsätze bis zur letzten Konsequenz wirklich nicht verlangt hätten. Um nur eines herauszugreifen: wer praktisch gegen den Streik ist, wie die Fachabteilungen, wird auch das Streikpostenstehen nur mit Einschränkung gelten lassen, wer die Ursache bekämpft, wird meist wohl auch Wirkung und Begleitumstände bekämpfen. Das nimmt auch niemand übel. Aber die ungemein deplazierte Art und Weise, wie die Vertreter von „Sitz Berlin“ ihren Standpunkt zum Ausdruck brachten, war es, was schließlich dazu führte, daß „Sitz Berlin“ derzeit keinen Vertreter im Ausschuß des Arbeiterkongresses hat. Indes — unter dem großen leitenden Gesichtspunkt des Gesamtkongresses betrachtet — sind auch das nur untergeordnete Differenzen. Denn es ist festzustellen, daß diese Dinge sich rein auf grundsätzlichem Hintergrunde abspielten, während „Sitz Berlin“ auf dem Kongreß in anderen Fragen der praktischen Sozialpolitik, die zu fördern des Kongresses erste Aufgabe ist, im Sinne des großen Gedankens der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mitgearbeitet hat.

So kann man, alles in allem genommen, mit gutem Grunde sagen, daß der dritte Deutsche Arbeiterkongreß, neben dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften, die wichtigste und bedeutsamste Tagung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung überhaupt darstellt. Der Kongreß hat den Beweis geliefert, daß diese Bewegung sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung bewußt ist, daß sie grundsätzlich sich klare Richtlinien gezeichnet hat und daß sie gewillt ist, praktisch die geraden Wege zu gehen, die sie einmal als richtig erkannt, unbekümmert um den Spott der Sozialdemokratie und die Sorgen allzu konservativer und egoistischer Politiker, unbekümmert auch um die Proteste der Scharfmacher, die Einwände der Zweifler und der Zaghaften. Denn diese deutschen Arbeiterkongresse werden und müssen es noch allen Volksgenossen ins Bewußtsein bringen, daß es in der deutschen Arbeiterbewegung, im ausgesprochenen Gegensatz zur Sozialdemokratie, eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung gibt, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung dem Arbeiterstand den ihm zustehenden Anteil an den geistigen und materiellen Gütern der Nation erringen will und erringen wird.

Zum Jahreswechsel

seien die geehrten Leser an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements freundlichst erinnert. Der heutigen Postauflage liegt zu diesem Zwecke ein Postbestellzettel bei. Auch alle Buchhandlungen nehmen neue Bestellungen entgegen.

Die in den Herbstmonaten vom Verlag getätigte Propaganda ist wiederum von günstigstem Einfluß auf den Abonnentenstand der „A. R.“ gewesen, insbesondere haben unsere Leser durch bereitwillige Einsendung von Adressen, an die Probehefte verschickt werden konnten, zur Hebung der Abonnentenzahl wesentlich beigetragen. Wir bitten auch für die Zukunft um diesen Freundschaftsdienst. In dem hierdurch bekundeten Interesse unserer Freunde wie auch in dem durch fortgesetzt einlaufende anerkennende Aeußerungen (siehe die Auszüge auf Seite 1020) vermittelten Kontakt zwischen der „A. R.“ und ihrem Leserkreise erblicken Redaktion und Verlag die Anerkennung ihres Bestrebens, die Zeitschrift im Geiste ihres Begründers weiterzuführen. Sie schöpfen daraus die Hoffnung, daß dies förderſame Vertrauensverhältnis auch weiterhin sich wirksam erweisen werde.

Allen Freunden und Förderern der „A. R.“ entbieten wir neben herzlichen Weihnachtgrüßen die innigsten Glückwünsche zum bevorstehenden Jahreswechsel!

Redaktion und Verlag der „Allgem. Rundschau“.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über die auswärtige Politik.

Zu seiner Zaberner Rede vom 3. Dezember mußte der Reichskanzler noch zwei mündliche Nachträge und einen halbamtlichen Artikel zur Klar- und Richtigstellung liefern. Und auch danach blieb es noch dunkel und strittig, was er eigentlich gedacht und gewollt habe. Inzwischen lieferte aber der Reichskanzler den Beweis, daß er in anderen Dingen sehr wohl sich bestimmt und verständlich auszudrücken weiß. Seine Rede über die hochpolitischen Ereignisse des Jahres war kurz und gut, sowohl der Form als dem Inhalte nach.

Das beifällige Echo im In- und Auslande war freilich um so leichter zu wecken, als der Leiter unserer auswärtigen Politik optimistische Töne anschlagen konnte. Auf die Früchte der gemeinschaftlichen Friedenspolitik konnte er behaglich hinweisen und die Blumen der Freundlichkeit nach allen Seiten austeilen. Ob die Entwicklung der Dinge seit dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges wirklich so viel positiven Anlaß zur Befriedigung bietet, darüber läßt sich freilich noch sehr streiten. Aber ein großes Glück ist zweifellos die Verhütung von Komplikationen unter den Großmächten, und das rechtfertigt schon die gute Laune des Berichterstatters. Der Reichskanzler konnte aber noch etwas Besonderes auf der Aktivseite buchen: Wir haben nicht bloß den Dreibund in Festigkeit und frischer Kraft erhalten, sondern auch unsere Beziehungen zu der ausschlaggebenden Macht der Tripleentente, zu England, wesentlich verbessern können.

Gerade diese Ausführungen haben eine hervorragende realpolitische Bedeutung für die nächste Zukunft, weshalb wir sie ausführlich wiedergeben möchten. Der Reichskanzler besprach die Zukunft der Türkei, den wirtschaftlichen Wettbewerb in Kleinasien, sowie die bezüglichen Verhandlungen mi Frankreich und England und fuhr dann fort:

„Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat es uns ermöglicht, in freimütigem Gedankenaustausch an die Lösung des Bagdadproblems heranzutreten. In Verfolgung des Grundgedankens, durch Verständigung über einzelne Fragen des weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Wettbewerbes zwischen uns und England die Beziehungen beider Länder dauernd wieder in die ruhigen Bahnen zurückzuleiten, die sie eine Zeitlang zu verlassen drohten, haben wir weiterhin mit England Verhandlungen eingeleitet, um der möglichen Entstehung von wirtschaftlichen Gegensätzen in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter — ich will das scharf unterstreichen — arbeiten wir darauf hin, einen billigen Ausgleich für die Interessen beider Teile zu finden. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede (Bravo! rechts und im Zentrum), ebensowenig, wie die Presse behauptet hat, von Kompensationen, die in Vorderasien für Vorteile in Zentralafrika oder umgekehrt gemacht werden könnten. (Bravo! und Sehr gut! rechts und im Zentrum). Ich habe Grund zu der Annahme, es werde das Ergebnis der Verhandlungen, wenn sie in der von beiden Regierungen verfolgten Richtung abgeschlossen werden, in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Ich hoffe, daß alsdann das Vertrauen, das unsere gegenwärtigen Beziehungen zur englischen Regierung kennzeichnet, auch auf diejenigen Kreise in beiden Ländern übergehen wird, die einer Wiederannäherung der beiden stammverwandten Völker einstweilen noch mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich auf der Grundlage fort, die die Gegenwart uns bietet." (Bravo! links und rechts.)

Man muß beachten, daß der Reichskanzler das heikle Abrüstungsproblem, von dem der englische Minister Churchill so häufig und so gewunden zu sprechen liebt, gar nicht erwähnt hat. Das Stillschweigen ist berechtigt. Erst gilt es, in den aktuellen Fragen der Weltpolitik einen Ausgleich zu erzielen, und damit eine Annäherung und ein gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Wenn ein Rüstungsabkommen überhaupt möglich ist, so wird es alsdann erst auf der Grundlage der zweifelsfreien Freundschaft der beiden Völker (nicht bloß der beiden Regierungen) zum Aufbau gelangen können.

Ueber unser Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn bemerkte der Kanzler, dasselbe sei in den großen Lebensinteressen der beiden Reiche viel zu unerschütterlich begründet, als daß es durch etwaige Meinungsverschiedenheiten in einem Inzidenzpunkte des Balkanproblems (sc. Revision des Bukarester Friedens), an dem Oesterreich-Ungarn viel mehr interessiert sei, als wir, irgendwie getrübt werden könnte; das feste Zusammenhalten der Dreibundmächte habe sich im ganzen Verlauf der Balkankrisis so stark bewährt, wie vielleicht nie zuvor. — Auch in den hochpolitischen Verhandlungen der Delegationen in Oesterreich-Ungarn ist der Zwischenfall wegen des Wunsches auf Revision des Bukarester Friedens mehrfach besprochen worden. Man hat dort des näheren ausgeführt, warum Oesterreich den Bukarester Frieden mit der Preisgebung von bulgarischen Bevölkerungsteilen an Serbien usw. als eine ungerechte und mit schweren Zukunftsgefahren verbundene Lösung betrachten mußte. Mit diesem Urteil war und ist man in Deutschland sachlich durchaus einverstanden. Es handelte sich aber um die Zweckmäßigkeitsfrage, ob der geeignete Weg zur Beseitigung dieser Mängel und Gefahren die Ueberweisung des Bukarester Vertrags an die großmächtliche Revision sei. Die deutsche Regierung hielt einen solchen taktischen Versuch für aussichtslos und fürchtete sogar Verwicklungen unter den Großmächten bei diesen Revisionsverhandlungen. Daher hielt sie es für das kleinere Uebel, wenn das Bukarester Abkommen vorläufig in Kraft trete und die notwendige Verbesserung der Zukunft überlassen bleibe. Die Wiener Diplomatie hat sich dann bekanntlich recht schnell dieser vorsichtigeren Taktik angeschlossen. Der Himmel möge fügen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich niemals ernstere Meinungsverschiedenheiten entstehen, als diese vorübergehende Divergenz in einer taktischen Frage des Tages. Dann kann die altbewährte Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche auf ihre Zentenarfeier rechnen.

Inzwischen ist für uns tröstlich, daß die scharfen innerpolitischen Gegensätze bei uns zu Lande nicht ihre Schatten auf die auswärtige Politik warfen. Auf dem Gebiete herrscht Eintracht und Vertrauen. Die unangenehmen Wirkungen der Balkankrisis haben wir bereits diesen Sommer eskomptiert in unserer Rüstungsverstärkung. Nach vollbrachten Opfern dürfen wir schon mit dem Reichskanzler etwas behaglichen Optimismus treiben.

Der Reichstag und die Zaberner Angelegenheit.

Der Reichstag ist nach der ersten Lesung des Etats in die Weihnachtsferien gegangen. Es war eine sogenannte Etatsberatung. Die finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten kamen dieses Jahr zu kurz, und auch die sonstigen politischen Fragen von allgemeiner Bedeutung, die in der Etatsdebatte sonst kräftig angeschnitten werden, sogar die hochwichtige Jesuitenfrage, mußten vor der erdrückenden Konkurrenz von Zabern zurückstehen. Die Sensation, welche die Zaberner Vorgänge hervorgerufen haben, ist außerordentlich tief und dauerhaft. Es ist keine Mache, wie einige Scharfmacher behaupten, sondern eine natürliche, urkräftige Reaktion der Volksseele gegen die Vergewaltigung von Recht und Gesetz.

Der Reichskanzler hielt, wie oben bereits angedeutet wurde, noch eine dritte Rede zur Klarstellung und Selbstverteidigung, die von manchen als „Versöhnungsrede" bezeichnet wurde. Er versicherte, daß er die Sorgen der bürgerlichen Parteien um Recht und Gesetz sehr wohl verstehe und würdige. Weniger gelungen war der Versuch des Nachweises, daß er selbst in seiner ersten grundlegenden Rede bereits die Gesetzwidrigkeiten verurteilt und die Sühne verheißen habe. Dann müßte ja der ganze Reichstag die Mittwochsrede des Kanzlers mißverstanden haben! Wir sagen: der ganze Reichstag. Denn auch die Rechte, die schließlich zugunsten des Kanzlers stimmte, hatte dieselbe Auffassung, wie die 293 Opponenten. Gerade weil sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kanzler sich auf die Seite der militärischen Kraft- und Gewaltpolitik geschlagen habe, zollte sie ihm Beifall und Abstimmungszettel. Alle nachträglichen Deutungskünste versagen. Entweder hat der Reichskanzler an jenem Unglücksmittwoch den Ernst der Lage und die gebotene Abhilfe noch nicht richtig erfaßt, oder er hatte in der kritischen Stunde die Fähigkeit verloren, gemeinverständlich zu sagen, was er dachte und wollte. Seine „Beredsamkeit" hatte die Spannung verschärft. Die Entspannung wurde erst eingeleitet durch die Entscheidung von Donaueschingen, die Verlegung des Regiments.

An neueren Ereignissen ist inzwischen nichts anderes zu verzeichnen, als das Urteil des Kriegsgerichts über die drei Rekruten, die dem „Elsässer" ihr Zeugnis über die zweite Entgleisung des Leutnants Forstner (in bezug auf die Fremdenlegion und die französische Fahne) schriftlich gegeben hatten. Das

kongreß recht scharfe Worte gefallen. Ein konservatives Blatt hat den Kongreß bereits — allerdings mehr durch eine romantische Reporterphantasie denn durch sachliche Gründe und Erkenntnis der Dinge gestützt — den „Kongreß der Klassenkämpfer" genannt. Ob man sich die Tragweite solcher Pauschalverdächtigungen schon einmal überlegt hat, einer Bewegung gegenüber, die bei jeder ihrer größeren Tagungen ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis an den Gegenwartsstaat ablegt und, nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen, treu mitarbeitet zum Wohle aller Volksgenossen und des Gemeinschaftskörpers. Und weil die christliche Arbeiterbewegung es ernstlich meint mit dem Aufstieg und dem Einleben in den Gesellschaftsorganismus, so hat sie nicht bloß Veranlassung zum Lobe unserer heutigen Zustände, sondern auch Forderungen, die kein Gerede vom Klassenkampf („Kreuzzeitung") und von der Gefahr der Arbeitsgemeinschaft mit den Sozialdemokraten („Nordd. Allg. Zeitung") hindern wird, noch aus der Welt schaffen kann. „Wir sind", wie Joos in seiner manchmal fast aphoristischen Art treffend sagte, „auf Gedeih und Verderb mit der Gesamtnation verbunden". Weil wir uns aber so verbunden fühlen, so ist es unsere Pflicht, uns zu rühren, um in der Gesamtnation unsere Rechte zu wahren und unseren Einfluß zu stärken. Diesen Gedanken hinauszutragen in alle Gaue unseres Vaterlandes: in die Mietswohnung des Arbeiters, in das Studierzimmer des Gebildeten, in das Bauernhaus und in das Heim des Handwerksmannes, das ist, so dünkt mir, eine der allerersten Aufgaben und die Hauptaufgabe des Kongresses.

Ein kurzes Wort noch ein paar besonderen Fragen, die auf dem Kongreß behandelt wurden. In bezug auf die Arbeitslosenfrage können wir sagen, da uns persönlich ein Vergleich mit den Ausführungen von Baltrusch und Timm möglich war, daß Referat und Diskussion auf dem Arbeiterkongreß ungleich sachlicher waren, wie auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena, der nicht viel mehr leistete, als ein Herunterreißen bürgerlicher Parteien. Indes: die Regierungen mögen lernen aus der Tatsache, daß zwei in ihren Grundsätzen so verschiedene Organisationsgebilde sich mit dieser Frage beschäftigen müssen, um der Not der arbeitslos gewordenen Kollegen da zu steuern, wo individuelle und gewerkschaftlich-genossenschaftliche Selbsthilfe ebensowenig wie die Armenkasse ausreichend erscheinen. Die bayerische Regierung hat in großzügiger Weise einen Weg gewiesen; mögen andere nachfolgen. Auch die Wohnungsfrage wurde behandelt, etwas kurz zwar, wie mir dünkt, aber in dem dem Kongreß gesteckten Rahmen doch ausreichend und von vielen Seiten. Daß der von mir für den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine eingebrachte Antrag auf Förderung der Baugenossenschaften zur Hebung des Wohnungswesens einstimmige Annahme fand, legt beredtes Zeugnis ab für das Verständnis, das man in der christlichen Arbeiterschaft dem Grundsatz: „Gut gewohnt, ist halb gelebt! entgegenbringt. Daß es aber nicht bei diesem grundsätzlichen Gelöbnis bleibt, dafür bürgt schon die von den Freunden in München, in Köln und an anderen Orten geleistete praktische Arbeit. Wohnung und Nahrung sind die beiden Hauptbedürfnisse des Menschen. Darum ward vom Arbeiterkongreß auch der Nahrungsfrage gedacht. In die konkrete Form gebracht durch Stegerwalds Referat Lebensmittelversorgung und Lebensmittelteuerung, der damit wirklich eine Tat geleistet hat. Noch nie haben wir in so überzeugender, klarer und objektiver Form über das außerordentlich brennende Problem und seine Rückwirkungen auf die Arbeiterschaft sprechen hören. Deshalb freuen wir uns darauf, wenn das Referat im Drucke vorliegen wird. Dann werden auch jene, die in Stegerwald vor seiner Rede einen Katastrophenpolitiker gegenüber der Agrarwirtschaft sahen, besiegt den Degen senken müssen und ihm beistimmen in dem Grundgedanken: Der Landwirtschaft, was der Landwirtschaft gehört, daher keinen „Abbau" der Zölle; aber auch den anderen Ständen, was diesen gehört, daher keine Erhöhung der Zölle und keinen „lückenlosen Zolltarif".

Das ist in knappen Umrissen der große positive Inhalt des Kongresses, dessen Wert auch nicht geschmälert wurde durch die von dem Verband katholischer Arbeitervereine, Sitz Berlin, veranlaßte Dissonanz — bei Gelegenheiten, die das berühmte Ausleben der Grundsätze bis zur letzten Konsequenz wirklich nicht verlangt hätten. Um nur eines herauszugreifen: wer praktisch gegen den Streik ist, wie die Fachabteilungen, wird auch das Streikpostenstehen nur mit Einschränkung gelten lassen, wer die Ursache bekämpft, wird meist wohl auch Wirkung und Begleitumstände bekämpfen. Das nimmt auch niemand übel. Aber die ungemein deplazierte Art und Weise, wie die Vertreter von „Sitz Berlin" ihren Standpunkt zum Ausdruck brachten, war es, was schließlich dazu führte, daß „Sitz Berlin" derzeit keinen Vertreter im Ausschuß des Arbeiterkongresses hat. Indes — unter dem großen leitenden Gesichtspunkt des Gesamtkongresses betrachtet — sind auch das nur untergeordnete Differenzen. Denn es ist festzustellen, daß diese Dinge sich rein auf grundsätzlichem Hintergrunde abspielten, während „Sitz Berlin" auf dem Kongreß in anderen Fragen der praktischen Sozialpolitik, die zu fördern des Kongresses erste Aufgabe ist, im Sinne des großen Gedankens der christlich-nationalen Arbeiterbewegung mitgearbeitet hat.

So kann man, alles in allem genommen, mit gutem Grunde sagen, daß der dritte Deutsche Arbeiterkongeß, neben dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften, die wichtigste und bedeutsamste Tagung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung überhaupt darstellt. Der Kongreß hat den Beweis geliefert, daß diese Bewegung sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung bewußt ist, daß sie grundsätzlich sich klare Richtlinien gezeichnet hat und daß sie gewillt ist, praktisch die geraden Wege zu gehen, die sie einmal als richtig erkannt, unbekümmert um den Spott der Sozialdemokratie und die Sorgen allzu konservativer und egoistischer Politiker, unbekümmert auch um die Proteste der Scharfmacher, die Einwände der Zweifler und der Zaghaften. Denn diese deutschen Arbeiterkongresse werden und müssen es noch allen Volksgenossen ins Bewußtsein bringen, daß es in der deutschen Arbeiterbewegung, im ausgesprochenen Gegensatz zur Sozialdemokratie, eine starke christlich-nationale Arbeiterbewegung gibt, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung dem Arbeiterstand den ihm zustehenden Anteil an den geistigen und materiellen Gütern der Nation erringen will und erringen wird.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über die auswärtige Politik.

Zu seiner Zaberner Rede vom 3. Dezember mußte der Reichskanzler noch zwei mündliche Nachträge und einen halbamtlichen Artikel zur Klar- und Richtigstellung liefern. Und auch danach blieb es noch dunkel und strittig, was er eigentlich gedacht und gewollt habe. Inzwischen lieferte aber der Reichskanzler den Beweis, daß er in anderen Dingen sehr wohl sich bestimmt und verständlich auszudrücken weiß. Seine Rede über die hochpolitischen Ereignisse des Jahres war kurz und gut, sowohl der Form als dem Inhalte nach.

Das beifällige Echo im In- und Auslande war freilich um so leichter zu wecken, als der Leiter unserer auswärtigen Politik optimistische Töne anschlagen konnte. Auf die Früchte der gemeinschaftlichen Friedenspolitik konnte er behaglich hinweisen und die Blumen der Freundlichkeit nach allen Seiten austeilen. Ob die Entwicklung der Dinge seit dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges wirklich so viel positiven Anlaß zur Befriedigung bietet, darüber läßt sich freilich noch sehr streiten. Aber ein großes Glück ist zweifellos die Verhütung von Komplikationen unter den Großmächten, und das rechtfertigt schon die gute Laune des Berichterstatters. Der Reichskanzler konnte aber noch etwas Besonderes auf der Aktivseite buchen: Wir haben nicht bloß den Dreibund in Festigkeit und frischer Kraft erhalten, sondern auch unsere Beziehungen zu der ausschlaggebenden Macht der Tripleentente, zu England, wesentlich verbessern können.

Gerade diese Ausführungen haben eine hervorragende realpolitische Bedeutung für die nächste Zukunft, weshalb wir sie ausführlich wiedergeben möchten. Der Reichskanzler besprach die Zukunft der Türkei, den wirtschaftlichen Wettbewerb in Kleinasien, sowie die bezüglichen Verhandlungen mi Frankreich und England und fuhr dann fort:

„Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat es uns ermöglicht, in freimütigem Gedankenaustausch an die Lösung des Bagdadproblems heranzutreten. In Verfolgung des Grundgedankens, durch Verständigung über einzelne Fragen des weltwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Wettbewerbes zwischen uns und England die Beziehungen beider Länder dauernd wieder in die ruhigen Bahnen zurückzuleiten, die sie eine Zeitlang zu verlassen drohten, haben wir weiterhin mit England Verhandlungen eingeleitet, um der möglichen Entstehung von wirtschaftlichen Gegensätzen in afrikanischen Gebietsteilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter — ich will das scharf unterstreichen — arbeiten wir darauf hin, einen billigen Ausgleich für die Interessen beider Teile zu finden. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede (Bravo! rechts und im Zentrum), ebensowenig, wie die Presse behauptet hat, von Kompensationen, die in Vorderasien für Vorteile in Zentralafrika oder umgekehrt gemacht werden könnten. (Bravo! und Sehr gut! rechts und im Zentrum). Ich habe Grund zu der Annahme, es werde das Ergebnis der Verhandlungen, wenn sie in der von beiden Regierungen verfolgten Richtung abgeschlossen werden, in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Ich hoffe, daß alsdann das Vertrauen, das unsere gegenwärtigen Beziehungen zur englischen Regierung kennzeichnet, auch auf diejenigen Kreise in beiden Ländern übergehen wird, die einer Wiederannäherung der beiden stammverwandten Völker einstweilen noch mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich auf der Grundlage fort, die die Gegenwart uns bietet." (Bravo! links und rechts.)

Man muß beachten, daß der Reichskanzler das heikle Abrüstungsproblem, von dem der englische Minister Churchill so häufig und so gewunden zu sprechen liebt, gar nicht erwähnt hat. Das Stillschweigen ist berechtigt. Erst gilt es, in den aktuellen Fragen der Weltpolitik einen Ausgleich zu erzielen, und damit eine Annäherung und ein gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Wenn ein Rüstungsabkommen überhaupt möglich ist, so wird es alsdann erst auf der Grundlage der zweifelsfreien Freundschaft der beiden Völker (nicht bloß der beiden Regierungen) zum Aufbau gelangen können.

Ueber unser Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn bemerkte der Kanzler, dasselbe sei in den großen Lebensinteressen der beiden Reiche viel zu unerschütterlich begründet, als daß es durch etwaige Meinungsverschiedenheiten in einem Inzidenzpunkte des Balkanproblems (sc. Revision des Bukarester Friedens), an dem Oesterreich-Ungarn viel mehr interessiert sei, als wir, irgendwie getrübt werden könnte; das feste Zusammenhalten der Dreibundmächte habe sich im ganzen Verlauf der Balkankrisis so stark bewährt, wie vielleicht nie zuvor. — Auch in den hochpolitischen Verhandlungen der Delegationen in Oesterreich-Ungarn ist der Zwischenfall wegen des Wunsches auf Revision des Bukarester Friedens mehrfach besprochen worden. Man hat dort des näheren ausgeführt, warum Oesterreich den Bukarester Frieden mit der Preisgebung von bulgarischen Bevölkerungsteilen an Serbien usw. als eine ungerechte und mit schweren Zukunftsgefahren verbundene Lösung betrachten mußte. Mit diesem Urteil war und ist man in Deutschland sachlich durchaus einverstanden. Es handelte sich aber um die Zweckmäßigkeitsfrage, ob der geeignete Weg zur Beseitigung dieser Mängel und Gefahren die Ueberweisung des Bukarester Vertrags an die großmächtliche Revision sei. Die deutsche Regierung hielt einen solchen taktischen Versuch für aussichtslos und fürchtete sogar Verwicklungen unter den Großmächten bei diesen Revisionsverhandlungen. Daher hielt sie es für das kleinere Uebel, wenn das Bukarester Abkommen vorläufig in Kraft trete und die notwendige Verbesserung der Zukunft überlassen bleibe. Die Wiener Diplomatie hat sich dann bekanntlich recht schnell dieser vorsichtigeren Taktik angeschlossen. Der Himmel möge fügen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich niemals ernstere Meinungsverschiedenheiten entstehen, als diese vorübergehende Divergenz in einer taktischen Frage des Tages. Dann kann die altbewährte Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche auf ihre Zentenarfeier rechnen.

Inzwischen ist für uns tröstlich, daß die scharfen innerpolitischen Gegensätze bei uns zu Lande nicht ihre Schatten auf die auswärtige Politik warfen. Auf dem Gebiete herrscht Eintracht und Vertrauen. Die unangenehmen Wirkungen der Balkankrisis haben wir bereits diesen Sommer eskomptiert in unserer Rüstungsverstärkung. Nach vollbrachten Opfern dürfen wir schon mit dem Reichskanzler etwas behaglichen Optimismus treiben.

Der Reichstag und die Zaberner Angelegenheit.

Der Reichstag ist nach der ersten Lesung des Etats in die Weihnachtsferien gegangen. Es war eine sogenannte Etatsberatung. Die finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten kamen dieses Jahr zu kurz, und auch die sonstigen politischen Fragen von allgemeiner Bedeutung, die in der Etatsdebatte sonst kräftig angeschnitten werden, sogar die hochwichtige Jesuitenfrage, mußten vor der erdrückenden Konkurrenz von Zabern zurücktreten. Die Sensation, welche die Zaberner Vorgänge hervorgerufen haben, ist außerordentlich tief und dauerhaft. Es ist keine Mache, wie einige Scharfmacher behaupten, sondern eine natürliche, urkräftige Reaktion der Volksseele gegen die Vergewaltigung von Recht und Gesetz.

Der Reichskanzler hielt, wie oben bereits angedeutet wurde, noch eine dritte Rede zur Klarstellung und Selbstverteidigung, die von manchen als „Versöhnungsrede" bezeichnet wurde. Er versicherte, daß er die Sorgen der bürgerlichen Parteien um Recht und Gesetz sehr wohl verstehe und würdige. Weniger gelungen war der Versuch des Nachweises, daß er selbst in seiner ersten grundlegenden Rede bereits die Gesetzwidrigkeiten verurteilt und die Sühne verheißen habe. Dann müßte ja der ganze Reichstag die Mittwochsrede des Kanzlers mißverstanden haben! Wir sagen: der ganze Reichstag. Denn auch die Rechte, die schließlich zugunsten des Kanzlers stimmte, hatte dieselbe Auffassung, wie die 293 Opponenten. Gerade weil sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kanzler sich auf die Seite der militärischen Kraft- und Gewaltpolitik geschlagen habe, zollte sie ihm Beifall und Abstimmungszettel. Alle nachträglichen Deutungskünste versagen. Entweder hat der Reichskanzler an jenem Unglücksmittwoch den Ernst der Lage und die gebotene Abhilfe noch nicht richtig erfaßt, oder er hatte in der kritischen Stunde die Fähigkeit verloren, gemeinverständlich zu sagen, was er dachte und wollte. Seine „Beredsamkeit" hatte die Spannung verschärft. Die Entspannung wurde erst eingeleitet durch die Entscheidung von Donaueschingen, die Verlegung des Regiments.

An neueren Ereignissen ist inzwischen nichts anderes zu verzeichnen, als das Urteil des Kriegsgerichts über die drei Rekruten, die dem „Elsässer" ihr Zeugnis über die zweite Entgleisung des Leutnants Forstner (in bezug auf die Fremdenlegion und die französische Fahne) schriftlich gegeben hatten. Das

Gericht nahm erfreulicherweise Rücksicht auf die mildernden Umstände und schickte die „Verbrecher“ gegen die militärische Disziplin nicht ins Gefängnis, sondern nur in Mittelarrest. Die Soldaten hatten sich zum Ungehorsam gegen die militärischen Gesetze verleiten lassen; das müssen sie von Rechts wegen büßen. Es fragt sich nun, ob die Offiziere, welche für die Entstehung des ganzen Skandals, für die Uebertretung der Gesetze bei dem Alarm in Zabern, sowie für die Festhaltung von zwei Dutzend unschuldigen Bürgern im nächtlichen Pandurenkeller verantwortlich sind, eine Sühne zu leisten haben, die im rechten Verhältnis zu der Soldatenstrafe steht.

Dem Reichskanzler wurde die Lage erleichtert durch die wilden Vorstöße der Sozialdemokratie. Sie beschränkte sich nicht auf leidenschaftliche Zwischenrufe und Reden, sondern warf sich mit wahrer Berserkerwut auf die Ministerstürzerei. Zum Ueberfluß brachte man noch eine Portion von Anträgen ein, die geradezu die Parlamentsherrschaft in Deutschland etablieren sollten. Nun konnte der geknickte Reichskanzler sich wieder in die Brust werfen und als Verteidiger der monarchisch-konstitutionellen Ordnung auftreten. Wegen des sog. Mißtrauensvotums des Reichstags, erklärte er, habe er seine Entlassung nicht eingereicht und werde sie nicht einreichen. In der Tat handelt es sich nicht um ein „Mißtrauensvotum“, wie es in Ländern mit parlamentarischem Regierungssystem über das Schicksal der Minister entscheidet. Unser Reichstag spricht am Schlusse der Interpellationsverhandlungen nur seine Ansicht aus: ob die Behandlung der Sache durch die Regierung seiner Auffassung entspreche oder nicht. Die Wirkung eines solchen Beschlusses hängt von den Umständen ab. Ob der Reichskanzler gehen oder bleiben soll, ob er der Ansicht des Reichstags Trotz bieten oder ihr Rechnung tragen will, das muß von ihm selbst erwogen und von der Krone entschieden werden. Fällt der Minister nach einer solchen Krisis, so stürzt ihn nicht der Parlamentsbeschluß an sich, sondern vielmehr seine Ungeeignetheit, die sich aus der Gesamtlage ergibt. Herr v. Bethmann Hollweg will offenbar den Beweis versuchen, daß er trotz alledem noch der leistungsfähige Mann an seinem Platze ist. Den Versuch kann man nicht verwehren. Warten wir den Erfolg ab und gestatten uns nur die Bemerkung, daß Worte die Scharte nicht auswetzen können, sondern zum mindesten Taten erforderlich sind, die das ramponierte Ansehen und Vertrauen wieder herstellen.

Der Ministerwechsel in Frankreich.

Das Kabinett Barthou, das seit dem März die Geschäfte der Republik führte, setzte im Wetteifer mit der deutschen Heeresverstärkung die dreijährige Dienstzeit durch. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan. Als nunmehr die Deckungsfrage durch Bewilligung einer Anleihe von 1300 Millionen Franken gelöst werden sollte, ließ die Kammer das Ministerium fallen bei der an sich nebensächlichen Abstimmung über die Steuerfreiheit der neuen Rententitres. In Wirklichkeit handelt es sich nicht um die Steuer, sondern um das Steuer. nämlich um die Wiedereroberung des Staatsruders für die radikale Partei. Sie wollte nicht länger warten, weil nächstes Jahr Neuwahlen stattfinden. Es galt in den Besitz der persönlichen und finanziellen Mittel zu kommen, mit denen von oben herab die Wahlen „gemacht“ werden. Der Streich ist gelungen. In seinem Programm erklärt das neue Ministerium, es werde mit einer ausschließlich republikanischen Mehrheit regieren und das Gesetz zur Sicherung der weltlichen Schule, d. h. die weitere Verfolgung des christlichen Unterrichts, durchsetzen. Die Anleihe von 1300 Millionen, die im Prinzip schon genehmigt war, soll verschoben werden. Das Einkommensteuergesetz wird von neuem angekündigt. Dazu soll nun noch eine Steuer auf das erworbene Vermögen kommen. Das klingt sehr schön, aber mit der Durchführung wird es noch gute Weile haben.

Das Deutsche Kaiserpaar in München.

Den Besuch, den das Kaiserpaar in Erwiderung der Antrittsvisite des jetzigen Königspaares im Frühjahr in Berlin dem bayerischen Königshaus und seiner Residenzstadt abgestattet hat, trug das Gepräge besonderer Herzlichkeit, die sich auch in den Kundgebungen der Bevölkerung widerspiegelte und als Zeichen vertrauensvoller Harmonie zwischen Süd und Nord auch außerhalb Bayerns mit Sympathie begrüßt wird. In München wurde es wohltuend empfunden, daß der erste Gang des Kaisers der Ruhestätte des verewigten Prinzregenten Luitpold galt, dessen erstes Jahrgedächtnis der vorausgegangene Freitag gebracht hatte.

Regentag.

Aus grauen Wolken nasses Gesprüh
Den ganzen Tag hin — schon seit der Früh.

Du kannst die Ferne ahnen nur mehr,
Des Nebels Decken sind dicht und schwer.

Mein Dörfchen steht wie trauernd am Hang
Verloren hallt seiner Glocke Sang . . .

Kein Vogellied zu Tale erklingt
Und nur der Regen wehleise singt . . .

Ich sitze still am Fenster — in Ruh',
Seh' durch die Scheiben dem Wetter zu.

Und meine Seele schleiert es ein — —
Ein Sonnenmärchen muss das wohl sein.

Entflohen ist, was dunkel und zag,
Bedrückend auf den Schultern mir lag.

Die Hoffnung hebt ihr strahlendes Schild
Hoch über der Stunde Dämmerbild.

Am Regentag — in Musse — allein —
Sei fröhlich, und du hast Sonnenschein!

Jos. Heinr. Berlenbach †.

Das neue französische Kabinett.

Von A. Richter, Paris.

Doumergues Ministerium — das 55. der dritten Republik — war eine der schwersten Kabinettsgeburten der letzten dreißig Jahre. Fünf Tage hat die Krisis trotz des sonst raschen gallischen Temperaments angehalten. Der Versuch Poincarés, die Leitung der Regierungsbarke dem gemäßigten Senatoren Ribot und dann dem Senatoren und Herausgeber des „Petit Parisien“ Jean Dupuy anzuvertrauen, mußte für Kenner der politischen Kulissenmaschine von vorneherein als gescheitert gelten. Beide hätten in der Kammer bei der Abstimmung, die dem Kabinett Barthou mit 25 Stimmen das Genick brach, sicherlich mit der Minorität gestimmt. Ihre Devise „Konzentrationspolitik“, mit der sie dann als Kabinettsbildner auf dem Plan erschienen, klang zudem unter den gegebenen Verhältnissen wie ein Widerspruch. Barthou ist über der von ihm angestrebten Steuerfreiheit der französischen Staatsrente — ca. 22 Milliarden Franken dreiprozentige ewige und $3^1/_2$ Milliarden Franken dreiprozentige tilgbare Rente, zusammen ein Zwölftel des französischen Nationalvermögens — gestürzt. Mit anderen Worten über einem Finanzproblem, das in diesen defizitreichen Zeiten von einschneidender Bedeutung ist. Die Geister sind in diesem Punkte scharf getrennt und für eine Konzentration nicht zu haben.

Indes diese Steuerfreiheit der Rente, die in der weiteren Entwicklung der Dinge noch viel von sich reden machen wird, war nur ein Vorwand. Sie ist gesetzlich längst garantiert und besitzt also die Bedeutung vorläufig gar nicht, die man ihr in der Presse beilegt. Und wenn nach zwölfjähriger Pause die von der Kammer mit schwacher Mehrheit beschlossene 1300 Millionen-Anleihe in das Staatsschuldenbuch (Grand Livre) eingetragen würde, müßte die neue Rente ebenso behandelt werden wie die alte, da eine direkte Einkommensteuer noch nicht besteht. Diese Frage der Rentenbesteuerung wird erst dann ihre endgültige Lösung erfahren, wenn das französische Parlament eine Mehrheit aufweist, eine gerechte Einkommensteuer durchzuführen. Man weiß, daß der Senat den von der Kammer votierten Entwurf der progressiven Einkommensteuer bis jetzt fünf Jahre in seinen Akten verstauben ließ und sichtlich zur Negation überging. Exministerpräsident Barthou selbst war nach dieser Richtung aufs Eiltempo nicht sonderlich erpicht und hätte eher den letzten Zusammenhang mit der republikanischen Linken noch gebrochen, um sich als Sieger zu behaupten. Diese versteckte Gegnerschaft der progressiven Einkommensteuer hat Caillaux, der frühere Finanzminister und jetzige Präsident der geeinten Radikalen und Radikalsozialen, taktisch geschickt benützt und den Sturz Barthous besiegelt. Es ist ihm

so gelungen, die seit zwei Jahren an innerer Zersetzung chronisch leidenden Radikalen diszipliniert zu sammeln und den Erfolg im Verein mit den 73 Sozialisten zu sichern.

Die Architektur des Ministeriums Doumergue ist höchst einfach. Man hat unter der Aegide des senatoriellen „Tigers" Clemenceau, der die Revanche für seine Niederlage bei der Staatspräsidentenwahl in Versailles fand, einen scharfen Ruck nach links getan, die Portefeuilles an die Radikalen verteilt und ein Kulturkampfkabinett im Combistischen Sinne geschaffen. Doumergue ist, obwohl ihm schon dreimal ein Ministerposten zufiel, politisch unbedeutend, sonst jovial und ausgesprochen antiklerikal. Seine Mitarbeiter fallen in die Kategorie der Parlamentarier zweiten und dritten Ranges mit der einzigen Ausnahme von Caillaux, der sich in finanzpolitischen Fragen einen Namen schuf. Das neue Kabinett steht auf diese Weise in schärfstem Gegensatz zu dem vorletzten Ministerium Poincaré, das wie noch selten eines eine parlamentarische Elite um sich versammelte. Unter solchen Umständen wird es dem Kampfhahn Clemenceau, der ein Anhänger der dreijährigen militärischen Dienstzeit und einer der schärfsten Gegner der vom Unterhaus dreimal mit großer Mehrheit angenommenen Verhältniswahl ist, nicht allzu schwer fallen, seine Direktiven zur Geltung zu bringen. In der Militärdienstfrage wird sich der alte Satz bestätigen: Es wird nicht so heiß gegessen als gekocht. Und wenn nicht alle Vorzeichen trügen, sind mildernde Modifikationen nicht allzu fern. Abgesehen von der sozialistischen Opposition nach dieser Richtung sprechen die im Frühjahr stattfindenden Kammerwahlen das entscheidende Wort über das von Barthou unter dem Hochdruck der Nationalistenwoge durchgeführte Programm. Und man weiß, daß die Provinz, der Osten ausgenommen, trotz der künstlich aufgebauschten Preßcampagne der neuen Bescherung in der Großzahl nicht sehr hold war. Dasselbe gilt von der Verhältniswahl, die Clemenceau, den Protektor des neuen Kabinetts, zum Gegner und Jaurès, den zweiten Protektor, zum eifrigsten Verteidiger hat. Auch hier werden die Legislativewahlen den obersten Richterspruch fällen. Es ist allerdings ein vorheriges Kompromiß, wenn die Zeit zur Beratung noch reicht, zwischen Senat und Kammer nicht ausgeschlossen.

Da die neue Regierung eine wesentliche Parteiregierung der Linken ist, wird ihr in der Presse nur von den Organen dieser Richtung Sympathie zuteil. Die „Lanterne", das Parteiblatt der Radikalsozialisten, und der „Radical", das führende Organ der Radikalen, begrüßen in Doumergue einen Sieg ihrer Idee. Sämtliche Organe der gemäßigten Republikaner und vor allem die der Nationalisten üben eine äußerst scharfe Kritik. „Echo de Paris" nennt das Ministerium eine Schande für Frankreich und die „Liberté" ein Potpourri. Selbst die Kabarettpoeten vom Montmartre haben bereits satirisch gebeizte Chansons in Umlauf gesetzt. Beachtenswert ist die Haltung der englischen und russischen Presse, von denen die erstere den Abgang Pichons vom Auswärtigen Amt, sowie die versteckt feindliche Haltung gegen Poincaré bedauert und die letztere Barthous Militärprogramm in Brüche gehen sieht.

Katholische und konfessionslose Moral.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Von dem neuesten Vorstoß des Münchener Freidenkertums gegen die katholische Moral und der entschiedenen, würdigen Abwehr durch den hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. von Bettinger konnte im letzten Heft der „A. R." der bei Redaktionsschluß eben völlig bekannt gewordene Tatbestand noch mit einigen kurzen, die Situation kennzeichnenden Worten mitgeteilt werden.

Das Ergebnis der Kammerdebatten über den konfessionslosen Moralunterricht bedeutete nichts weniger denn einen Erfolg der Freireligiösen, insbesondere mußte das entschiedene Auftreten des Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling, der keinen Zweifel darüber ließ, daß dieser Unterricht dem christlichen nicht gleichwertig sei und ihn auch nicht ersetzen könne und, wenn sich herausstelle, daß er den Glauben an Gott und Jenseits zerstöre, auch nicht geduldet werden könne, auf die um Horneffer eine niederschmetternde Wirkung ausüben. Diese Stimmung ohnmächtiger Wut gebar den Artikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 615 vom 2. Dezember 1913), der also begann:

„Ueberaus leicht haben es Männer von der Art des Freiherrn von Hertling im Weltanschauungskampf der Gegenwart; denn von der sicheren Position eines christkatholischen Standpunkts sehen sie herab auf das Ringen der Geister mit neuen Problemen und fragen mit überlegenem Lächeln: Wozu das alles? Wir haben eure Probleme schon längst gelöst oder vielmehr sie wurden uns gelöst von der Kirche.

Man wird sich daher auch gar nicht wundern, daß bei derartiger Befangenheit die Frage einer ruhigen Auseinandersetzung der verschiedenen Weltanschauungen kaum erwogen wird. Da ja von vornherein alles entschieden ist, so ist ein weiteres Diskutieren nach ihrer Ansicht überflüssig.

Mit zwingender Logik wird dargelegt: Die christliche Moral ist in keiner Weise gleichwertig der natürlichen oder konfessionslosen Moral, der Staat ist verfassungsgemäß ein christlicher, also hat die konfessionslose Moral jede Berechtigung verloren. Worauf aber gründet sich solch Werturteil. Etwa auf das Verdikt Augustins, daß „alle Tugenden der Heiden glänzende Laster seien"? Oder gar auf den Satz der jesuitischen Moral: „Der Zweck heiligt die Mittel?" Denn wenn Freiherr von Hertling von christlich spricht, so wird man unmittelbar anzunehmen haben, daß darunter konfessionell-katholisch zu verstehen ist.

Mit derselben Logik könnte nun ein anderer Staatsmann die katholische Moral in jesuitischer Ausprägung als in gar keiner Weise gleichwertig mit der Moral eines ungebundenen Gewissens hinstellen und infolgedessen die Träger einer derart unterchristlichen Moral strengster Kontrolle unterziehen.

Denn darüber besteht wohl kein Zweifel, daß im Laufe der Geschichte die katholische Moral verderblichen Einfluß auf ganze Völker übte und sie, statt sittlich zu heben, oft an den Rand des Abgrundes brachte. Hier war eine moralische Hebung dann nur dadurch möglich, daß führende Geister sich auf die natürlichen Grundlagen der Moral besannen und die Fesseln einer fremdgesetzlichen, unterchristlichen Ethik sprengten.

Seitdem kommt die Frage nach den Beziehungen der Moral und der Religion nicht mehr zur Ruhe und kann unter keinen Umständen dies Problem mit apodiktischer Sicherheit vom grünen Tisch aus gelöst werden."

Wir haben die durch Sperrung hervorgehobene entscheidende Stelle im Zusammenhang wiedergegeben, weil die „M. N. N." (Nr. 627 vom 9. Dezember 1913) in ihrer Entgegnung auf die scharfen Abwehrkundgebungen der lokalen Zentrumspresse und den Protest des Herrn Erzbischofs, der im Amtsblatt der Erzdiözese (Nr. 32) erklärte: „Gegen eine solch unerhörte Beschimpfung der katholischen Sittenlehre erhebe ich hiermit feierlichst und nachdrücklichst Protest", sich darauf hinauszureden versuchen, die Zentrumspresse habe den Passus aus dem Zusammenhang gerissen, um eine Beschimpfung der katholischen Sittenlehre zu konstruieren, während das Wort Moral in diesem Zusammenhang nicht die Sittenlehre, sondern die sittliche Betätigung, das praktische Verhalten bedeute. Mit kühner Stirn wird gesagt:

„Von der Sittenlehre aber ist mit keinem Wort in jenem Aufsatz die Rede.

Wir erheben daher gegen den Versuch des Herrn Erzbischofs, unter einer Mißdeutung des Aufsatzes unserer Zeitung eine „unerhörte Beschimpfung der katholischen Sittenlehre zu unterstellen, hiemit feierlichst und nachdrücklichst Protest."

Die Rücksicht, die wir auf das Amt des Herrn Erzbischofs genommen, entfällt aber gegenüber den Zentrumsorganen, die diesen Vorstoß gegen die „Münchner Neuesten Nachrichten" unternommen und zugleich diesen Erlaß des Herrn Erzbischofs veröffentlicht haben. Wir werden sie vor dem Strafrichter zur Verantwortung ziehen."

Kein mit logischem Denkvermögen ausgestatteter Mensch wird die Ausrede der „M. N. N." begründet finden; gerade aus dem Zusammenhang, speziell aus dem Nachsatz, der die „natürlichen Grundlagen der Moral" in Gegensatz zu der „fremdgesetzlichen, unterchristlichen Ethik" setzt, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Sittenlehre gemeint ist. Auch der vorhergehende Hinweis auf die „jesuitische Moral" ist nichts weniger als eine Stütze für die Ausrede der „M. N. N.", wobei von einer Zurückweisung der in diesem Ausdruck liegenden, längst als haltlos erwiesenen Unterstellung hier abgesehen werden kann.

Indessen auch wenn man die Auffassung der „M. N. N." gelten lassen wollte, würde die Sache für sie keineswegs besser, die Schwere des Vorwurfes bliebe dieselbe, und sie entbände den Urheber keineswegs von der Beweispflicht. Statt ihr zu genügen, zitiert man diejenigen, welche pflichtgemäß gegen den Vorwurf Verwahrung einlegen, vor den Strafrichter. Die katholische Moral würde das verbieten auf Grund des achten Gebotes des Dekalogs. Aber hier haben wir es mit konfessionsloser Moral zu tun, mit einer neuen Sittlichkeit, deren Lehrer und Begründer Friedrich Nietzsche ausgerufen hat: „Zerbrecht, o zerbrecht, meine Brüder, die alten Tafeln!", der erklärt hat: „Niemand sind wir mehr eine Rechenschaft

schuldig als uns allein, und die Menschheit kann durchaus mit sich selbst anfangen, was sie will", der die neue Herrenmoral gelehrt und den Satz aufgestellt hat, die Ausbeutung und Erdrückung des Schwachen gehöre zum Wesen des Lebens selbst.

Wenn die Münchener Freidenker heute unter Verzicht auf eine den Anforderungen der katholischen Moral entsprechende Auseinandersetzung mit den Vertretern der Katholiken, die sich durch den Angriff der „M. N. N." in ihrem Teuersten beleidigt und gekränkt fühlen müssen, den Versuch unternehmen, den angegriffenen Gegner mit Hilfe der staatlichen Macht niederzuzwingen, so wollen sie damit wohl eine Probe praktischer Betätigung ihrer Herrenmoral geben. Es ist der Geist einer maßlosen Ueberhebung, Nietzscheschen Herrenmenschentums, der aus ihrem ganzen Verhalten spricht. Als Ausfluß dieser Selbstüberhebung kann es auch nur erklärt werden, wenn die „M. N. N." (Nr. 639 vom 15. Dez. 1913) gegenüber dem weiter unten erwähnten Protest des Generalvikars der Diözese Regensburg mit apodiktischer Sicherheit verkünden: „Die Vorwürfe, welche unter einer wohlüberlegten Mißdeutung des die Sittenlehre des religiösen Katholizismus mit keinem Worte berührenden Abwehraufsatzes die „M. N. N." der Beleidigung der katholischen Sittenlehre und der katholischen Kirche unter unglaublichen Beschimpfungen bezichtigten, werden ihre Sühne vor dem Strafrichter finden." (Uebrigens behaupten sie wenige Zeilen vorher, im strikten Gegensatz zu ihrem obigen Auslegungsversuch, von der katholischen Sittlichkeit sei in dem angegriffenen Aufsatz mit keinem Worte die Rede gewesen!)

Daß es den Freidenkern um eine Kraftprobe zu tun ist, darf auch aus dem Umstande gefolgert werden, daß andere Wortführer dem Beispiele der „M. N. N." zu folgen gewillt sind. So erklärt der anwaltschaftliche Vertreter Dr. Ernst Horneffers in einer Zuschrift an das genannte Blatt (Nr. 634 vom 12. Dez. 1913):

„Ueber Herrn Dr. Horneffer und dessen ethischen Unterricht werden seit längerer Zeit in ultramontanen Zeitungen und Versammlungen von verschiedensten Seiten Behauptungen aufgestellt, welche durchaus unwahr und geeignet sind, Herrn Dr. Horneffer ideell und materiell auf das schwerste zu schädigen.

Herr Dr. Horneffer hat bisher diese Behauptungen nicht mit den nach dem Gesetz ihm zustehenden Mitteln bekämpft; nachdem nun aber im Landtag verschiedene Abgeordnete diese Vorwürfe unter dem Schutz der Immunität aufgenommen und unmittelbar zur Kenntnis der K. Regierung gebracht haben, sieht sich Herr Dr. Horneffer gezwungen, nunmehr alle die Schritte einzuleiten, welche das Gesetz jedem einzelnen gegen derartige Beeinträchtigung seiner Rechtsgüter gewährt."

Der Erfolg dieses Wechsels der Taktik, der jedenfalls nicht von großem Vertrauen auf die Kraft der geistigen Waffen zeugt, kann mit Ruhe abgewartet werden, ganz abgesehen von dem Zweifel, ob eine schöffengerichtliche Verhandlung das richtige Forum für den Austrag solcher Streitigkeiten ist. Ein Ergebnis jedoch, und zwar ein recht erfreuliches, hat der neueste Angriff des Freidenkertums auf die katholische Moral bereits gezeitigt: es geht ein Sturm der Entrüstung durch das katholische Volk Bayerns, der in von Tag zu Tag sich mehrenden kraftvollen Protestkundgebungen gegen die „M. N. N." und in herzlichen Dankes- und Zustimmungserklärungen zu dem entschiedenen Auftreten des Herrn Erzbischofs Dr. v. Bettinger sich äußert. Möge die durch die dankenswerte Initiative des verehrten Kirchenfürsten in Gang gekommene Bewegung, welche in der an diesem Mittwoch im Kindlkeller stattfindenden Protestversammlung der Münchener Katholiken ihren kräftigsten Ausdruck finden wird, nun auch nachhaltige Wirkungen auslösen, indem sie in die weitesten katholischen Kreise das Verständnis und den Willen zu tatkräftiger Förderung der ungeheuer wichtigen Arbeit des Katholischen Preßvereins trägt, der sich als nächste und dringendste Aufgabe die Ausgestaltung der Münchener Zentrumspresse gesetzt hat, um den Bann der liberalen und freidenkerischen Organe zu brechen. Wenn diese Bestrebungen infolge des Vorstoßes des Freidenkertums einen kräftigen Schritt vorwärts kommen — dann hat der bedauerliche Vorfall auch sein Gutes.

* * *

Nach Niederschrift dieser Zeilen kommt uns die Erklärung zu Gesicht, welche das bischöfliche Ordinariat Regensburg in Nr. 17 des Verordnungsblattes für die Diözese Regensburg gegen den Angriff der „M. N. N." soeben erlassen hat. Letzterer wird darin mit folgenden Worten zurückgewiesen:

„Die Grundsätze der katholischen Moral bilden das Fundament aller Einrichtungen und Gebräuche der katholischen Kirche, welche innerhalb des deutschen Bundesgebietes vor öffentlicher Herabwürdigung gesetzlich geschützt sind.

So speziell in Bayern durch die verfassungsmäßigen Bestimmungen des Konkordates (Art. XIII und Art. XIV).

Eingedenk unserer oberhirtlichen Verantwortlichkeit und Gewissenspflicht und in Ausübung unseres verfassungsmäßigen Rechtes, über Reinheit von Glaube und Sitte zu wachen (Konkordat XIV), weisen wir die angeführte, unerhörte Beschimpfung der katholischen Sittlichkeit mit Entrüstung zurück.

Die angeführte Lästerung der katholischen Sittlichkeit, welche ganz dazu geeignet ist, sittlich schwachen Menschen den moralischen Halt noch vollends zu nehmen und überhaupt Ehrfurcht und Achtung vor den Geboten der Sittlichkeit zu untergraben, widerspricht auch dem klaren Tatbestande jeder objektiven Geschichtswissenschaft. Denn diese bezeugt, daß niemals ein Volk durch treue Befolgung der heiligen Sittennormen unserer Kirche ins Verderben geraten ist, sondern nur durch Revolution gegen die sittlichen Lebensideale, wie sie die katholische Kirche in allen Jahrhunderten mit unerbittlicher Strenge vertreten hat, ohne dem sittlichen Libertinismus jemals das geringste Zugeständnis zu machen. Die katholische Kirche hat die Grundsätze ihrer Sittlichkeit von dem Stifter, unserem Herrn und Heiland Jesus Christus, und wird dieselben als ihr heiligstes Erbgut mit dem letzten Tropfen ihres Blutes verteidigen."

Kinoreformbestrebungen.

Von Kaplan Hubert Caspers, Steele-Ruhr.

„Kinoreform" lautet jetzt die Parole allenthalben, und Gott Dank, sie ist auf dem Vormarsche. Behörden, Organisationen und Einzelpersonen haben die Gefahr erkannt und suchen Wege, sie von unserer Jugend abzuwehren. Dank gebührt der diesjährigen Fuldaer Bischofskonferenz, daß sie durch ihre Bestimmungen über Kinobesuch besonders Geistlichen, Lehrern und Eltern bestimmte Direktiven gegeben hat. Eine neue Polizeiverordnung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz stellt sich auf ähnlichen Standpunkt und gestattet Jugendlichen unter 16 Jahren nur den Besuch der sogenannten „Familienvorstellung". Westfalen hat seit 1910 dieselbe Verfügung. In der rührigen Kinokommission der Düsseldorfer Lehrerschaft war man sogar der Ansicht, alle Personen unter 18 Jahren zu diesen Jugendlichen zu rechnen, und mancher Erzieher stellt sich mit ihr die Frage: wirkt nicht der Schundfilm auf den 17jährigen schlimmer als auf den 15jährigen? Württemberg hat 17 Jahre als Altersgrenze festgelegt. Fleißige Kino-Reformarbeit leistet unser Volksverein M.-Gladbach durch seine Lichtbilderei und seine Zeitschrift „Bild und Film". Da wird Positives geschaffen. Vereinsvorstände und alle, die die Hebung und Erhebung des Kinos zum billigen, guten Volkstheater anstreben, begrüßen freudig die Filmsammlung der Zentrale, die sich Mühe gibt, zu scheiden zwischen echter Kunst und Schund und die den wirklich guten Film, z. B. in letzter Zeit den Savoiafilm „Die Jungfrau von Orleans" kauft und verbreitet, auf daß er Schund verdränge. Wissenschaftliche und Schülerprogramme werden von Fachleuten zusammengestellt und ausgeliehen; Filialen der Lichtbilderei sind die Saaragentur, Saarbrücken III, Mainzerstr. 28 und die schlesische Agentur in Oppeln, Gerichtsstr. 9. Freunde von „Bild und Film", die sich durch die Zeitschrift auf diesem Gebiete orientieren wollen, vermissen wohl in etwa die negative Abwehr: die eingehendere Behandlung und Charakterisierung des Schundfilms. Vielleicht gewährt die Zeitschrift dieser Abwehraufklärung in Zukunft etwas mehr Raum. Die bis jetzt vorliegenden Hefte der Lichtbühnen-Bibliothek, ebenfalls in M.-Gladbach im Volksvereinsverlag erschienen, weisen ausgezeichnete Abhandlungen über die künstlerische und technische Seite der Lichtbühne auf.

Eine wichtige Rolle in der Kinoreform fällt der Tagespresse überhaupt zu. Ja, die Presse soll die Erzieherin des Volkes sein. Das Kino wirkt erziehend oder verwildernd auf die Besucher, je nachdem seine Darbietungen gut oder schlecht sind. Und welche gewaltigen Massen unseres Volkes besuchen die 3000 Lichtspielhäuser Deutschlands! In Essen gehen durchschnittlich 12 000 Menschen im Tag in das Kino. 2—3 Millionen Menschen sitzen täglich vor der flimmernden Leinwand, also in der Woche eine Masse, die einem Drittel der Bevölkerung Deutschlands gleichkommt. Es ist sehr fraglich, ob eine gleiche Zahl in derselben Zeit Schundlektüre liest. Wir freuen uns über das Zurückgehen der Schundliteratur dank der energischen Gegenarbeit. Und doch wird uns die Freude etwas gedämpft durch die Frage: ist die Zurückdrängung der Schundliteratur vielleicht

mit zurückzuführen auf eine Abwanderung der Jugendlichen ins Schundkino, wo dieselbe grobe Kost in noch pikanterer Form und weniger mühsam genossen werden kann?

Neben manchem guten Film behauptet vor wie nach der Schundfilm noch immer den Filmmarkt. Man verfolge nur die Kinofachpresse: auf der ersten Seite zuweilen ein Kopfartikel, der warm für Kinoreform eintritt und von einem geschrieben ist, der es ehrlich meint, und nur zu oft in derselben Nummer Anpreisung sittlich sehr tiefstehender Neuerscheinungen mit mehr oder minder verdeckter Gemeinheit. Da muß die Presse aufklären und den Geschmack des Publikums läutern, damit es sich nicht jeden Schund in den Theatern gefallen läßt, sondern Besseres verlangt. Wie die Zeitung die Darbietungen des Theaters kritisiert, so soll sie auch an Filmschöpfungen die kritische Sonde legen. Ins Theater gehen Besucher, die zum großen Teil selbst urteilsfähig sind, im Kino sitzen meist diejenigen, die wie die Kinder kritiklos das Dargebotene genießen. Wie dankbar wird z. B. mancher der „Köln. Volksztg." gewesen sein für die Aufnahme von Notizen über einzelne Filmneuerscheinungen, z. B. für die Bemerkungen über „die Herrin des Nils". Viele Erzieher haben nicht Zeit und Lust, sich jeden neuen Film anzusehen, während manche ihrer Schutzbefohlenen häufig das Kino besuchen. Und es gehört zuweilen Mut dazu, einen Schundfilm Schund zu nennen, zumal wenn er mit gewaltigen Kosten und prächtiger Aufmachung hergestellt ist. Eine krasse Roheitsszene verdirbt in jungen Herzen mehr, als der ganze Film trotz schöner Ausstattung nützen kann. Ist nicht neben der Religion bei Jugendlichen, besonders bei jungen Mädchen der mächtigste Schutz gegen sittliche Gefahren dieses von Gott gegebene, von braven Eltern gehütete Zartgefühl, das sich sträubt gegen alles, was häßlich und gemein ist? Wird nicht immer noch trotz aller Zensur in so vielen Kinodarbietungen z. B. in den immer wiederkehrenden Szenen aus dem Leben und Treiben der Halbwelt etwas von diesem Zartempfinden unserer Jugendlichen zu Grabe getragen? Da tut Aufklärung durch unsere Tagespresse not, damit das Volk nachdenkt über die Wirkungen schlechter Kinodarbietungen auf Jugendliche, sie allmählich immer mehr ablehnt und von Filmfabrikanten Besseres verlangt. Eine der besten Darstellungen des Seelenzustandes und Rausches des vor dem Schundfilm sitzenden Jugendlichen war im vorigen Herbst zu lesen in einem christlichen Arbeiterblatt, im „Essener Volksfreund" im Anschluß an den Borbecker Knabenmord, bei dem Staatsanwalt, Verteidiger und Gerichtsvorsitzender nach Prüfung des Films feststellten, daß der bis dahin unbescholtene 18jährige durch ihn zum Mörder geworden war. Jedenfalls muß sich die gute Presse, auch wenn sie Kinoannoncen annimmt, ihre Selbstständigkeit und das Recht der Kritik wahren.

An manchen Orten arbeiten im Dienst der Aufklärung und Kinoreform die sog. Kinokommissionen. Der Behörde stellen sie ihren Rat zur Verfügung bei der Filmzensur, kontrollieren die ausgehängten Plakate, überwachen mit den Besuch der Kinder im Kino und ihr Verhalten und machen auf Ungehörigkeiten Besitzer und Polizei aufmerksam. Tatsache ist, daß es Kinos gibt, in denen die Notlampen sehr wenig Licht geben. In England scheint z. B. durchweg die Beleuchtung während der Vorstellung besser zu sein wie bei uns, unbeschadet der Klarheit der Bilder. In einem Kino war festzustellen, daß während einer Vorstellung die Notlampen überhaupt nicht brannten; dabei war der Raum vollgepfropft mit Menschen, vor allem Jugendlichen. Da können Kinokommissionen manchen Uebelstand beseitigen. Gern überträgt die Behörde der Kommission die Zensur der Darbietungen in den Kinder- oder Familienvorstellungen. Es ist dies auch in dem neuen Erlasse des Oberpräsidenten der Rheinprovinz vorgesehen. Dagegen lehnt die Behörde es durchweg ab, die Kommission auch bei der Zensur der anderen Darbietungen hinzuzuziehen. Und doch wäre die Reform einen bedeutenden Schritt weiter, wenn sie auch hier, wenigstens beratend, mithelfen dürfte. Gehört nicht auch eine psychologische Durchbildung dazu, um die Wirkung eines minderwertigen Films auf den 17jährigen Jungen oder das 19jährige Mädchen zu beurteilen? Ist es nicht notwendig, die die sittlichen Begriffe verwirrende Einwirkung der immer wiederkehrenden Ehebruchsdramen auf die Leute aus dem Volke psychologisch scharf festzustellen? Und eine örtliche Zensur ist notwendig, denn was in Berlin gegeben wird, paßt noch lange nicht für jede Kleinstadt im Reiche. Wo will die Polizeibehörde die dafür geschulten Kräfte herholen? Der Mann aus der Bürgerschaft wird hierin auch viel sicherer beurteilen können, was im Kino am Orte geboten werden darf, als der Polizeibeamte, der vielleicht gerade von Berlin oder einer sonst fernliegenden Stadt an den Ort versetzt ist.

Die Reform des Kinos in Massenversammlungen zu behandeln, vielleicht im Anschluß an die bestehenden Vereine, ist unter Umständen angebracht und von Nutzen. Eine große Versammlung im Frühjahr in Essen, die von der dortigen Kinokommission einberufen und von zirka 3000 Menschen besucht war, offenbarte überraschend das gesunde Empfinden der Bevölkerung gegenüber den Kinodarbietungen. Die Stimmung der Riesenversammlung war: „Den Schund, der uns bis jetzt im Kino geboten wurde, lassen wir uns nicht mehr gefallen; wir verlangen Besseres". Sicherlich blieb dies nicht ohne Eindruck auf die eingeladenen und anwesenden Kinobesitzer.

Aufgabe der Vereine ist es, durch Aufklärung den Geschmack des Publikums zu läutern. Energische Stellungnahme der konfessionellen Vereine in Verbindung mit dem Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit gegenüber minderwertigen Kinodarbietungen verfehlt sicher nicht ihre Wirkung. Der Zentralausschuß der katholischen Männer- und Jünglingsvereine einer Pfarrei im Industriebezirk empfahl z. B., um gegen sittlich minderwertige Darbietungen in Kinematographen und Tingeltangeln energisch vorzugehen, den Mitgliedern der angeschlossenen Vereine, Theater und Lokale, die solche Vorstellungen dulden, nicht zu besuchen und auch ihre Familienangehörigen aus ihnen fernzuhalten. Wo auf andere Weise eine Besserung nicht zu erreichen ist, wird ein solches Vorgehen Erfolg haben.

Nur durch Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Kräfte wird eine Kinoreform möglich. Sorgen wir dafür, daß die kommende Generation uns nicht den Vorwurf macht: „Ihr habt an der Wiege dieser wundervollen Erfindung gestanden. Ihr habt es versäumt, sie in die richtigen Bahnen zu lenken; drum tragt ihr mit die Schuld an unserem sittlichen Niedergange".

Altes Haus.

Am Marktplatz steht ein trutzig Haus,
Verwittert, sah manch' Sturm und Strauss,
Die Schwalben d'rüber fliegen.
Und über'm Tor im Mauerbruch
Da steht ein alter Bürgerspruch,
Heisst: „Brechen und nicht biegen!"

Du altes Haus, stolz und bewehrt,
Dich schirmte einst manch tapfer Schwert,
An deinem stillen Herde
Wuchs auf ein reisiges Geschlecht,
Das Reichtum heischend und sein Recht
Zog bis in fernste Erde.

In deinen Kellern Hauf zu Hauf
Da türmte Gold und Waren auf
Rastloser Arbeit Wirken.
Du sandtest Schiffe über's Meer,
Die kehrten heim an Frachten schwer
Von Indiens Bezirken.

Jetzt bist du grau, jetzt bist du alt.
Der dich erbaut, ist längst verhallt.
Verstaubt sind deine Wiegen.
Ein Eichenbaum, im Wind verdorrt!
Und doch, noch strahlt dein Bürgerwort,
Heisst: „Brechen und nicht biegen!"

Noch steht's, vom Sturm der Zeit geschützt,
Und wie ein Wetterleuchten blitzt
Es her in Trug und Lügen.
Ins falsche Schandherz braust und bricht's,
Dem Treuen jubelt's zu und spricht's:
„Herz, brechen und nicht biegen!"

Dr. Lorenz Krapp.

Freideutsche Jugend.

Von Ria Claaßen.

„Freideutsche Jugend" — so nennt sich eine im Verlage Diederichs erschienene ziemlich umfangreiche Broschüre, die ihr Entstehen einem „ersten freideutschen Jugendtag" verdankt, welcher in Form einer Jahrhundertfeier im Oktober auf dem Hohen Meißner bei Kassel abgehalten worden ist. Und diese Broschüre dürfte um so eher einiger Beachtung wert sein, weil in ihr zugleich eine neu-eingeleitete „Bewegung" zu ihrem bisher erschöpfendsten Ausdruck gelangt ist, — eine Bewegung, welche auch weitere und bedenklichere Kreise ziehen zu wollen scheint, wie aus den Anregungen der von Dr. Wyneken, dem „Begründer der freien Schulgemeinde", redigierten und hiermit zusammenhängenden, höchst kuriosen Schüler-Zeitschrift: „Der Anfang" unzweideutig hervorgeht. — Es ist nicht ohne Interesse, in der eingangs genannten Broschüre zum erstenmal so ziemlich alles zusammengetragen zu finden, was es an wunderlichen Blüten eines mehr oder minder gutgläubigen, verschwommen-pathetischen „Befreiungs"-Enthusiasmus auf dem jungdeutschen Boden von heute gibt, und dazu die sanft beratenden oder begeistert anfeuernden „Freundes"-Stimmen der Aelteren zu hören, die diese Jugendbewegung — nicht etwa leiten, nicht etwa beeinflussen wollen, nein, das Selbstbestimmungsrecht der Jugend, im freien Spiel ihrer „selbsterzieherischen Kräfte", steht auch ihnen als Grundprinzip durchaus fest: „Die schweigsamen Erzieher sind die besten!"

„Die deutsche Jugend steht an einem entscheidenden Wendepunkt", heißt es in dem Aufruf zum „freideutschen Jugendtage": „Die Jugend, bisher nur ein Anhängsel der älteren Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet und auf eine passive Rolle angewiesen, beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, unabhängig von den Geboten der Konvention, sich selbst ihr Leben zu gestalten." Nicht so sehr um irgend eine besondere Lebensreform handelt es sich dabei — das wäre auch nur „Reformphilistertum" —, sondern um eine ganz „neue Jugendgestaltung, die in strahlender Schönheit in die Wirklichkeit springt wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus" — es gilt, „der Jugend ihre eigene Zeit zu schaffen" (Wyneken). Und so soll denn eben dieses neue, der Gegenwart unbedenklich zugewandte Jungmenschentum, diese „Jungmannschaft des kommenden Geschlechtes", dazu berufen sein, „frei von allem, was auf ihrem eigensten Wesen als fremdes Joch lastet", in das Land der Verheißung einzuziehen und mit ihren frei und mithin gesund waltenden Instinkten die neuen Formen des Lebens zu finden, durch welche die Menschheit im allgemeinen und das „Deutschvölkische" im besonderen zur Gesundung gelangen könnte und „die zukünftige Herrschaft der schöpferischen Kräfte in Deutschland" (Diederichs) entbunden würde. „Lebensreformer" sollen sie alle sein, „völkische Schutzarbeit" sollen sie leisten! — Dann würde auch der neugermanische Mensch entstehen, „den wir schaffend ersehnen", wie A. Luntowski schwärmend verkündet, und es würde die seelische Befehlskraft in dieser „germanischen Moderne" lebendig werden, die „gegen die Machtgier des Zivilisations-Chaos" das „deutsche Kulturkommando" wieder hörbar machte — „Siegfried schreitet über das deutsche Land!" Denn es soll ja durchaus keine Massenbewegung hier in Erscheinung treten, vielmehr ein selbständiges Miteinandergehen tausender „Einspänner und Eigenbrödler", jeder eine kleine zukunftsträchtige Welt für sich, und das beglückte Germanien, vom Ersticken in lauter Durchschnittsqualitäten gerettet, wird in Zukunft wieder Aussicht auf Originale, auf Sonderlinge haben!

Realer ausgedrückt, und das ist es vor allem, was uns hier interessiert, will diese Jugendbewegung also nichts anderes sein, als „der Protest gegen die ererbte Erziehungspraxis in Schule und Haus und gegen eine krankhaft gewordene Großstadtkultur", wie L. Gurlitt es knapp zusammenfaßt. Oder sie ist, wie die Wandervogel-Jugend ihre eigene Bewegung selbst kerniger bezeichnet: „die Empörung der Jugend gegen den Zwang der Schule und des Elternhauses", der „leidenschaftliche Protest gegen das eiserne Schema der Normal-Sittlichkeit und -Schicklichkeit". „Jetzt gilt es zum Angriff auf die Schule überzugehen," sagt Wyneken; „sie muß unser, sie muß der Jugend werden." — Und so finden wir denn auch neben den verschiedenen Wandervogel-Gruppen, die sich zum Teil noch ziemlich harmlos-täppisch an einem „klotzigen Bachantentum" vergnügen — „selbst wenn es auf Kosten einer feinen Bleibe ginge", — die Volkserzieher-, Dürer- und Vortrupp-Bünde und Bewegungen, wie sie im einzelnen alle heißen mögen, hier vereinigt, von denen der „Volkserzieher" u. a. die Kernworte prägt: „Für uns ist Deutschland das heilige und gelobte Land. Für uns ist der Rhein, die Elbe, Oder und Donau das heilige Wasser.... Für uns sind Edda, Faust und Ring die heiligen Bücher." Wir sehen ferner neben den unterschiedlichen Abstinenzverbänden von Studenten und Schülern die freien akademischen Vereinigungen oder Burschenschaften vertreten, die dem alten studentischen Korpsgeist den Krieg erklären, — und ihnen allen gilt der Festgruß Herbert Eulenbergs, der in seiner Geschmackverlassenheit die neue Bewegung fast zu grausam kompromittiert: „Ich grüße die Jugend, die nicht mehr säuft, die Deutschland durchdenkt und Deutschland durchläuft." — Wir begegnen hier aber auch den freien Schulgemeinden, welche die Organisation des Schullebens zur „gemeinsamen Angelegenheit" der als Kameraden verbundenen Lehrer und Schüler machen, und die somit die Jugend, welche mitberatend und mitbeschließend sich dieser Körperschaft selbsttätig eingliedert, für „autonom" erklären. — Kein Wunder, daß wir in dieser Broschüre nun auch neben manchem anderen eine neue Kunst preisen hören, die nur noch auf das Wunder der animalischen Urkraft — in ihrer „robusten Größe und paradiesischen Einheit" — ausgehen soll, — auf jene wunderbare verlorene Urnatur in Tier, Kind und Wildem, die unserer Zeit „näher steht als edle Menschlichkeit", oder, metaphysischer, auf die einigende Urwesenheit der Dinge, „der das Tier nicht ferner steht als der Mensch"; oder daß hier Fidus die „Liebe zum reinen, ja reinlichen Leibe" predigt und das Natürlich-Reine in „vorbildlicher Nacktheit" sieht, die ihm nur leider in dem Titelbild der Broschüre: „Hohe Wacht" nicht einmal in seinem Sinne annähernd vorbildlich gelungen ist. Kein Wunder auch, daß Jodl in „1813—2013: ein Programm" ganz rückhaltlos dem „tausendfachen Drucke der Vergangenheit" zu Leibe geht in der Aufforderung an die neue Jugend, sich nun endlich gleichermaßen über Antike wie Christentum zu erheben und den letzten und größten Befreiungskampf des deutschen Volkes auszufechten: „die Befreiung von der römischen Geistesknechtschaft, die seit alter Zeit schwerer auf dem deutschen Volke lastet und größere Opfer heischt, als irgend eine andere Fremdherrschaft; Ihr werdet kämpfen und Ihr werdet siegen!" Und in Ludwig Klages gipfelt schließlich eine, sonst ausgezeichnete, Schilderung der lebenvernichtenden Wirkungen der Zivilisation, die man auch „Fortschritt", „Kapitalismus" nennen könnte — als der Macht, durch welche das Leben fortdauernd dem Geiste geopfert wird, die „bilderquellende Vielgestalt des Lebens" dem „Einheitswahn raumzeitlosen Geistes" — in dem Satze: „Der Kapitalismus samt seinem Wegbereiter, der Wissenschaft, ist in Wirklichkeit nur eine Erfüllung des Christentums", nämlich des Christentums als der „akosmischen Macht", die in die Sphäre des Lebens eingebrochen ist, die „in den Gesang der Sphären als der schneidende Mißton" des Geistes fuhr, die den Zusammenhang aufgehoben hat „zwischen dem Menschen und der Seele der Erde". — Das Christentum ist also der Feind der Feinde, apage satanas! „Das Mittelalter schlagt endlich tot", singt der schon erwähnte Festspruch weiter, „Ein neuer Glaube tut allen not", und es folgt der Wunsch, daß damit alles verjagt sein möge, „was Euch verfault und verplundert! Auf, werdet Menschen von unserem Jahrhundert!"

Es soll nicht verkannt werden, daß auch manches gute und kluge Wort in dem Büchlein steht: wie etwa das von H. A. Krüger über die Gefahren unserer heutigen Massen- und Organisationserziehung, welche nur der Einheitsnorm zum Siege verhelfe, im Gegensatz zu der individualisierteren Erziehung der alten Kloster-, Patronats-, Stiftungs- und Privatschulen, „denen Deutschland früher seinen Reichtum an geistig bedeutenden Köpfen aller Art verdankte"; oder die Mahnung H. Grubers an die Jugend, durch Streben nach Keuschheit und Gesundheit zu „Rittern des fortdauernden Lebens ihres Volkes" zu werden; oder H. Delbrücks Definierung der „Nationalen Aufgaben unserer Zeit". Aber die Grundtendenzen gehen doch so offenkundig auf anarchistische Auflösung unentbehrlicher, unersetzlicher Werte, auf eine Art von pädagogischem „Futurismus" aus, daß jedem erneuten Versuch zur Ausbreitung dieser „großen, freien deutschen Jugendbewegung" nur mit höchstem Bedenken begegnet werden kann. Einer solchen dienen Propagandaver-

sammlungen wie die der Münchener Freien Studentenschaft oder der Jugendgruppen der liberalen Vereine mit den Reden Dr. Wynekens über „Jugendkultur“ oder „Schule und Jugend“; oder die in München geplante, in einigen anderen Städten schon erfolgte Einrichtung von „Sprechsälen“ als Mittelpunkten „freier geistiger Betätigung“ für Mittelschüler und -schülerinnen, mit dem Charakter einer geschlossenen Gesellschaft! Der Katholische Frauenbund, der diesen Förderungen einer so seltsam gearteten und sich ausbreitenden Jugendkultur schon kürzlich vor einem engeren Kreise seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, beabsichtigt nun auch, vor einem größeren, öffentlichen Kreise mit denselben sich auseinander zu setzen. Es wäre jedenfalls lebhaft zu wünschen, daß Eltern und Lehrer nicht versäumten, sich über den Geist dieser „neuen Jugendkultur“ nach Möglichkeit zu orientieren, denn „so soll sie aussehen“, sagt wieder Dr. Wyneken, „daß der geistigen Engbrüstigkeit dabei der Atem ausgeht und daß eine schwächliche Bravheit am Wege liegen bleibt.“

E. M. Hamann zum 60. Geburtstag.

Von M. Herbert.

In der tiefsinnigen mittelhochdeutschen Allegorie „Der Ackersmann aus Böhmen“ heißt es von einem edlen Weibe: „Frau Ehre bescherte ihr einen Ehrenmantel und einen Ehrenkranz in die Wiege; beides trug die also Beschenkte lebenslang und hielt es unversehrt.“ An dieses schöne Gleichnis erinnert mich die ehrfürchtige Art, mit der E. M. Hamann, die am 18. Dezember ihren 60. Geburtstag feiert, das ihr in die Wiege gelegte Pfund einer großen geistigen Begabung allezeit verwaltet hat. Sie hat damit gewuchert und daraus das Beste gemacht, das man aus solchem freien Geschenk der Gnade machen kann: eine Quelle unerschöpflichen Segens für sich und andere.

Der sprudelnde Reichtum dieser Quelle ist in ganz besonderem Maße der katholischen Frauenwelt zugute gekommen. Die vom † Dr. Armin Kausen herausgegebene „Wahrheit“ war es, in deren Spalten zuerst jene glänzende Artikelserie über die hohen Aufgaben der modernen christlichen Frau erschien, welche später den Inhalt des erweckenden Buches „Erhebet Euch“ bildete. Hier hat E. M. Hamann als der ersten Eine auf unserer Seite einen springenden Punkt der Gegenwartsfragen berührt. In Wahrheit dasjenige, das der Frauenwelt von heutzutage so brennend nottut: ein tieferes, gründlicheres, bewußteres Ausbauen des Pflichtgefühls nach allen Richtungen ihres Bereichs, das Erkennen einer immer drohenderen Gefahr intellektueller Einseitigkeit auf Kosten spontaner Hingabe an die gottgewollte Natur, ein ernsteres Erfassen des sozialen Gedankens, dessen Entwicklung zum Segen in so hervorragender Weise von der Frau und ihrer Tätigkeit in Haus und Welt abhängt. Diese Ideen zu vertreten, ist Margarete Hamann lebenslang nie müde geworden — bis in die allerneueste Zeit hinein. In ihrem meisterhaft alles früher Gesagte zusammenfassenden Aufsatz „Zur Kulturmission der neuzeitlichen Frau“, welcher im dritten Jahrgang der prächtigen, leider an der Teilnahmslosigkeit weiter Kreise des katholischen Volkes zugrunde gegangenen vornehmen Zeitschrift „Der Aar“ erschien, prägt E. M. Hamann einige für die Kenntnis ihrer Persönlichkeit und die unserer Epoche besonders charakteristischen Sätze, in denen sie vielen Kulturschäden und Sünden den Spiegel vorhält. Unter anderem auch redet sie in ergreifender Weise gegen die wie ein Krebsschaden um sich fressende Heimatlosigkeit des modernen Klubmenschen und weist mit feierlichem Nachdruck der Frau jene alten Aufgaben zu, welche wieder mehr als je neu und zeitgemäß geworden sind und deren Erfüllung die erschütternden Notschreie verstummen lassen würde, wie sie z. B. in dem amerikanischen Roman „Halbe Brote“ ausgestoßen wurden. Aber geben wir E. M. Hamann selber das Wort:

„Vor allem aber wird die weise neuzeitliche Frau den Ihren das Vorbild eines Heims vor Augen stellen, einen leuchtenden und wärmenden Mittelpunkt der edelsten aller Kultur, der Herzenskultur. Dort wird sie gemeinsam mit dem Gatten darnach streben, ihren Kindern Frieden und Glücksbereitschaft von innen heraus erstehen zu lassen, dort wird sie die den geistigen Menschen so sehr schädigende Ueppigkeit vom Lebensgenuß auszuschließen verstehen; dort wird sie in echt vornehmer äußerer und innerer Einfachheit mit den Ihren sich des wahren Schmuckes des Lebens erfreuen, wird der Liebe zu Natur und Kunst innerhalb der rechten Grenzen dienen, in erster Linie aber der Liebe zur Arbeit, zur Caritas, zum Gottesreich. Sie wird sorgen, daß Mann und Kinder dieses Heim stets dankbar empfinden können als ein Eden, einen Friedenshort; daß die Töchter, mehr auf das Ziel des Beglückens als des Beglücktwerdens gerichtet, dort sich selber ihr Schutzkleid wirken gegen Versuchung und Verlockung, fest im Glauben, helläugig im Erkennen, wohltuend und nutzbringend im Handeln; daß sowohl der Gatte als die Söhne sich klar werden und bleiben: nicht nur das Weib, auch der Mann gehört ins Haus. Nicht ins Wirts- noch ins Klubhaus, sondern in die köstliche Traulichkeit des eigenen Heims — nach den Stunden der Berufstrennung von den seiner gewissenhaften Führung anvertrauten Seelen.“ —

Hier liegt die heute vielleicht wichtigste mütterliche Aufgabe der Frau, die sie nur aus der tiefen Zartheit eines liebenden Herzens lösen kann. Und doch hat der französische Sittenschilderer Marcel Prevost ohne großes Bedauern gemeint: „Die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts wird eine immer weniger zärtliche Mutter werden.“ Ach welches Abnehmen der Sonnenwärme für die Menschheit wird uns da mit kühlem Lächeln prophezeit! Die Mütterlichkeit der Frau ist gefährdet durch ihre zeit- und kraftraubende Vorliebe für den Sport, ihren einseitig ausgebildeten Intellektualismus, ihren übertriebenen Persönlichkeitskult.

Das alles würdigt E. M. Hamann. So wenig sie zu denen gehört, die das Weib als ausschließlichen Geschlechtsbegriff kennen — zuerst, ja zuallererst betrachtet auch E. M. Hamann die Frau als den Menschen mit der ewigen, geschlechtslosen Seele, der in sich gerecht zu werden, die oberste Aufgabe jedes einzelnen ist, — so überzeugt plädiert die Frauenvorkämpferin doch für die Erneuerung des stockenden Weltblutes durch die Mutter. „Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe,“ sagt der tiefgründige Novalis. Das aus der Liebe Geborene bis zum Ende mit nimmermüder Treue zu umhegen, sollte das für die Kräfte des modernen Weibes eine zu geringe Aufgabe sein? Margarete Hamann sagt der Frau von heute, daß es das hehrste und höchste Ziel ist. Ja, alle Ausführungen von E. M. Hamann, die Kulturmission der Frau betreffend, gipfeln in dem Satz, daß von der mehr oder minder entwickelten Mütterlichkeit des persönlich auf eine hohe ethische Stufe gehobenen Weibes das Wohl und Wehe der Menschheit im tiefsten Grunde abhängig sei. Sie steht damit nicht allein auf ihrer christlichen Warte. Malvida von Meysenbug, die stark rationalistisch Angehauchte, hat in ihrem „Lebensabend einer Idealistin“ gesagt: „Erst wenn die Hälfte des Lebens vorüber ist, fangen wir an, unsere eigene Natur und ihre wahren Bedürfnisse ganz zu verstehen und fühlen dann den bitteren Schmerz, das an uns Versäumte nicht nachholen, uns nicht selbst zum vollkommenen Kunstwerk machen zu können. Die Erziehung in den Händen einsichtsvoller Menschen könnte uns vieles zu Bedauernde ersparen. Welche herrliche Aufgabe und wie mangelhaft wird sie meist noch erfüllt.“ Ja, nur erzogene Menschen können erziehen. E. M. Hamann kann das nie genug wiederholen. Die Bemerkung der Malvida von Meysenbug illustriert so recht die Wichtigkeit der verstehenden, der wissenden Mutter für das heranwachsende Geschlecht, die Margarethe Hamann fordert.

Neben der tiefgründigen und umfassenden Behandlung der Frauenfrage — auch nach der Seite des Broterwerbes und der sittlichen Selbständigkeit hin — ist Margarete Hamann mit einigen vorzüglichen Biographien, Uebersetzungen und literarhistorischen Buchbearbeitungen hervorgetreten. Ihr neuestes, eben erschienenes Werk behandelt, in hochinteressanter Weise auch das Zeitmilieu streifend, das Leben der Münchener dramatischen Dichterin Emilie Ringseis.

Sobald E. M. Hamann das vielumstrittene Feld der Kritik betritt, hebt ihre starke und entschiedene Persönlichkeit sich wohltuend ab vom unruhig tastenden und zerrissenen Wesen heutigen Rezensententums. Die ewigen Normen einer fruchtbringenden Kritik: Gerechtigkeit, umfassende Welt- und Menschenkenntnis, strenge Schulung an klassischen Mustern, Belesenheit in der Weltliteratur behufs des Vergleichs, höchstes Kunstmaß, eine auf sittlichen Gesetzen beruhende Lebensauffassung und — last not least — guten Geschmack, diese Summe von Anforderungen bringt E. M. Hamann für das verantwortliche, oft so leicht genommene Amt, über fremdes Werk zu urteilen, mit. Ja, noch mehr, sie besitzt eine geniale Fähigkeit, in das Seelische und das Herzensempfinden einer dichterischen Individualität einzudringen. Gegenüber jener beleidigenden Oberflächlichkeit, welche die erste und letzte Seite eines Buches liest und dann frischweg rezensiert, neben jenem Geschrei, das mitschreit, weil alle schreien, jener

absoluten Abwesenheit selbständiger Ansicht im Chorus der Massenkritik, gegenüber niedrigem Konkurrenzverreißen und gewöhnlichem Neid hielt E. M. Hamann immer den Adelsstandpunkt der Kritik hoch. Die Kritik sollte von Rechts wegen eine Kunstgattung für sich sein, aber sie hat höchst selten etwas Künstlerisches. Zu viele Handwerker beschäftigen sich mit ihr. Es gibt überall Stümper; in der Kritik vielleicht die meisten. Der Kritiker muß einem sehr rein gestimmten Instrumente gleichen, gleicht ihm aber selten. Allerhand Mißtöne, allerhand Nebenlaute, viele unter den Tisch gefallene Noten, allerhand Verstimmungen stören nur zu oft seinen Vortrag. Der Kritiker braucht wie ein guter Musiker ein wunderfeines Gehör und ein tiefes Verständnis für die Komposition, die er interpretieren will.

Solche musikalische Empfindung wohnt der Frau inne, die sich in so hervorragender Weise um das deutsche, speziell das katholische Schrifttum verdient gemacht hat. Kaum eine Nummer der „Allgemeinen Rundschau“, welche nicht eine Buchbesprechung aus ihrer nie rostenden Feder gebracht hätte. Es versteht sich von selbst, daß hinter einer so absolut einheitlichen, sich mit heiliger Konsequenz entwickelnden, auf das höchste Ideal gerichteten Schriftstellerlaufbahn ein Mensch stehen muß, dessen ganze Wesenheit mit dem öffentlich abgelegten Bekenntnis im Einklang steht; daß dem so ist, darf uns mit freudiger Genugtuung erfüllen. Mit gerechtem Stolze nennen wir E. M. Hamann „Eine unserer Besten“ und entrichten heute an dieser Stelle die große Dankesschuld unseres Herzens und unseres Geistes.

* * *

Von anderer Seite wird uns dazu noch geschrieben: Wie Dr. Armin Kausen über E. M. Hamann, diese treueste Mitarbeiterin seiner „Allgemeinen Rundschau“, urteilte, geht aus einem Privatbriefe vom 26. Juni 1912 hervor, worin er sagt: „Die in Scheinfeld (Mittelfranken) lebende Schriftstellerin E. M. Hamann, über deren Verdienste um die Hebung und um die Würdigung der deutschen Literatur ich kaum ein Wort zu verlieren brauche, ist allen, die jemals mit ihr zu tun hatten, als eine überaus uneigennützige, für ihre Ideale und für ihre Freunde sich förmlich aufopfernde Schriftstellerin und Schriftförderin bekannt. Was die Dame im Laufe von Jahrzehnten in literarischen Essays, in literaturgeschichtlichen Bearbeitungen und in der Buchkritik geleistet hat, grenzt, was die Quantität anbelangt, schier ans Unglaubliche. Aber auch die Qualität steht auf einer seltenen Höhe. Unter den lebenden Frauen der Feder kenne ich keine, welche E. M. Hamann an Fülle und Tiefe des Wissens, an Beherrschung der klassischen Nationalliteratur wie des so überaus fruchtbaren neuesten und jüngsten Schrifttums überlegen wäre. Eine fabelhafte Belesenheit paart sich mit einer Reife und Treffsicherheit des Urteils, mit einer Vornehmheit des Geschmacks wie der Gesinnung, mit einer Feinfühligkeit für Vorzüge wie für Schwächen eines Werkes und zudem auch noch mit einem niemals verletzenden Wohlwollen echten Herzenstaktes, also mit Eigenschaften, wie sie in dieser Harmonie nur selten angetroffen werden ... Diese Frau ist nicht nur ein Genie, sondern auch eine wahre Heldin im Ertragen all des Schweren, das die Vorsehung ihr auferlegt hat.“ — Besondere Freude wird in katholischen Kreisen die Kunde von der Auszeichnung erregen, welche der Heilige Vater der verdienten Schriftstellerin durch Verleihung des goldenen Ehrenkreuzes pro Ecclesia et pontifice in Anbetracht ihrer Tätigkeit für die katholische Frauenbewegung und auf dem Gebiete des katholischen Schrifttums hat zuteil werden lassen.

Zwielicht.

Wenn Nacht und Tag
In einander weben:
Was verschüttet lag,
Will wieder leben . . .

Durchs graue Licht
Kommt der Schmerz gegangen
Und lehnt sich dicht
An deine Wangen.

Du bist nicht gewillt
Und wirfst ihn mit Steinen —
Da küsst er dich mild . . .
Und du musst weinen . . .

Willy Arndt.

Karl Domanig †.

Ein Erinnerungsblatt, dargebracht von E. M. Hamann, Scheinfeld-Mittelfranken.

Nun hat sich verwirklicht, was seit Wochen in banger Sorge um ein unausdenkbar wertvolles Leben erwartet wurde: Karl Domanig, geb. am 3. April 1851 zu Sterzing in Tirol, ist am 9. Dezember d. Js. von hinnen geschieden. Ein schweres Herzleiden entriß einer zahlreichen Familie den teuersten Gatten und Vater, ungezählten Freunden den treuesten Freund, einem verantwortungsreichen Amte (dem eines wirklichen Regierungsrates und k. k. Direktors der Münzen- und Medaillensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses) den hervorragend bewährten Vorsteher, unserer hl. Kirche ein zutiefst anhängliches Glied, der engeren Heimat (Tirol) ihren „Klassiker“, seinem, unserem Volke sowie einem wachsenden weiten Kreise warmer Verehrer und Bewunderer den bedeutenden Dichter.

Ob wohl ein Tiroler sein Land und Volk glühender geliebt hat als er? Und ihm fiel das stets als hart empfundene Los, in der Ferne, ob auch im teuren österreichischen Vaterlande, Anker werfen zu müssen: zuerst in Wien, dann in Klosterneuburg, wo er und die geliebte Frau sich und den Kindern ein echt tirolisches Heim ausbauten. Jedes Jahr aber wanderte er in der Urlaubszeit den Tiroler Bergen zu, und es ist ein Trost, zu denken, daß dieser heimattreue Mann die letzten Monate seines Lebens auf heimischer Erde (Sanatorium Hocheppan bei Bozen) unter liebevollster Hut hat verbringen dürfen, daß sein letztes bewußtes Fühlen ihm in der Heimat wach gewesen ist.

Zuletzt hat ihm die Sorge um die Seinen noch das Herz bedrückt. Aber er war immer ein Held, und als ein solcher hat er auch dieses Schwere getragen: unter stetem Vertrauensaufblick zu Gott, den er, wahrhaftig durch und durch, kindlich fromm liebte und ehrte. Auch darin war er Tiroler bis ins Mark, wie er als Dichter, nach eigenem Bekenntnisse, zu allererst Tiroler und tirolischer Volksmann war. Aber seine Kunst leuchtet in der Universalität jedes echten Volkstums, das Wesensähnliches auch auf fremdem Boden zu wecken, zu beleben, zu fördern vermag. Wenn jemand, so vertrat Domanig die Mission gehobener Heimatkunst, die weit über die Scholle, über die Grenze des Landes und Reiches zutiefst in das Innere der Empfänglichen zu dringen vermag. Denn Karl Domanig war im durchaus höheren Sinne ein Volkspoet, dessen dichterische Absicht in erster Linie auf das Wohl und Heil seiner eigenen Heimat zielen mußte, in dem aber auch neben dem Tiroler der Oesterreicher, der Deutsche zielbewußt-tatkräftig lebte und in diesen dreien wiederum der glaubensstarke Christ, der in seiner Erkenntnis Klarheit doppelt milde, gütige Katholik.

Wahrlich, wir haben viel an ihm verloren! Die Mitwelt hat lange und vielleicht bis heute nicht so recht gewußt, was sie an ihm besaß; die Nachwelt wird es einst wissen. Er selbst pflegte hinsichtlich eines vollen Auswertens des von ihm Geleisteten seinen Blick nicht aufs Jetzt, sondern aufs Künftige zu richten, wie das sein wortknappes, gedankenreiches Gedicht „Verlassenschaft“ (wortknapp und gedankenreich waren alle seine Werke) besagt:

„Und was an Gütern hinterläßt du? Sag!
Nur ein Stück Feld,
Das vordem brach gelegen.
Ich hab's bestellt,
Mit Nutz- und Zierholz wohl besetzt,
Wissen und Können darangesetzt
Und Mühen allerwegen
In Sommerszeiten wie manchen Tag!
Die Enkel mein' ich, loben den Ertrag.“

Die „Allgemeine Rundschau“ hat Karl Domanig als Dichter schon wiederholt gewürdigt[1]); es bedarf daher an dieser Stelle nur eines Hinweises auf die poetischen Ergebnisse seines künstlerischen Wirkens. Wir danken ihm in erster Linie die große dramatische Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“[2]): Vorspiel „Braut des Vaterlandes“; „Speckbacher“, „Der Kronenwirt von Hall“; „Der Sandwirt“; Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal“, dann das Schauspiel „Der Gutsverkauf“, mit dem Thema von der Heimat der Scholle und der Heimat des Herzens, das mit der modernen Bühnenverseuchung scharf und zugleich humorvoll abrechnende Schauspiel „Der Idealist“ und das den innersten Domanig vielleicht am unmittelbarsten widerspiegelnde Künstler-Drama „Die liebe Not“; des weiteren die beiden Epen: „Pulver und Blei“, eine der Trilogie stofflich sich anschließende orientierende Vorgeschichte, und der ethisch und künstlerisch schön vertiefte „Abt von Fiecht“; ferner die Erzählbände „Die Fremden“, ein gegen die in Tirol überhand nehmende völkische Rücksichtnahme auf die Fremdenüberschwemmung gerichteter Roman, und „Kleine Erzählungen“, eine wahre Kabinettstücke der Heimatkunst umschließende

[1]) Vgl. den Aufsatz der Verfasserin „Zu Karl Domanigs 60. Geburtstage“, „A. R.“ 1911, Nr. 13. Insbesondere sei aufmerksam gemacht auf ihre Domanig-Biographie: „Karl Domanig. Studie von E. M. Hamann. Ravensburg, Friedrich Alber. 119 S., geb. M 1.50.

[2]) Das nach der Trilogie bearbeitete 5aktige Schauspiel „Andreas Hofer“ wurde in den Jahren 1911—13 in München und Umgebung vierzehnmal durch die Fornellersche Tiroler Volksbühne aufgeführt.

Novellenreihe; endlich die lyrische Sammlung „Wanderbüchlein“ und das prächtig aufgebaute, Prosa und Poesie umschließende „Hausgärtlein“, ein Volksbuch edelster Art.

Hingegebene Liebe zu Gott und Kirche, zu Heimat, Kaiser und Vaterland, zu Menschen und Menschentum; klarlogisches, gründliches Denken, Wahrhaftigkeit, Ueberzeugungsmut, Tapferkeit, Geduld, Güte, Gemütsinnigkeit, -weichheit und -tiefe: dies alles bei konzentriert kernigem Wortausdruck, bei künstlerischer Beseelung der Gesamtdarstellung: das sind die Hauptzüge des Menschen und Dichters Domanig, der leben wird, wiewohl er starb. — Wir aber, die wir ihm näher stehen durften, wir trauern, ein jeder von uns: „Sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.“

Vom Büchertisch.

Anna v. Krane: Sibylle, Roman. Zweite Auflage. Essen an der Ruhr, Verlag von Fredebeul u. Koenen. 8° 297 S., geb. M 3.—. Das Buch, eine Rahmengeschichte ausschließlich für reife Menschen, erschien als solches im Jahre 1900 zum erstenmal. Ich las es damals nicht und bin jetzt überrascht durch einzelne Teile, die durch ihre Ueberzeugungskraft und psychologische Tiefe ganz an die Kunst der Verfasserin von heute erinnern. Aber das schöne Feuer erhält sich nicht immer auf gleicher Höhe; fast möchte ich wünschen, Anna v. Krane hätte den Roman jetzt vor der Neuauflage, da sie Stoff und innerem diesbezüglichen Erleben ferner gerückt ist, nochmals konzentrierend ganz überarbeitet zu jener künstlerischen Einheitlichkeit, zu der er jetzt schon starke und ergreifende Ansätze zeigt. — Inhalt: Ein junges, gedrücktes, an sich liebreizendes, keusches Mädchen wird die Braut eines talentvollen lebensdurstigen Malers, dessen besserem Ich sie es besonders durch ihre schutzbedürftige Abhängigkeit antut. Als sie die Erbschaft einer Million, damit zugleich die Möglichkeit, dann die Erreichung höherer Bildung und weiblich-würdiger Selbständigkeit antritt, verliert sie an Reiz für ihn, und er gerät sinn- und haltlos in die Netze eines dirnenhaften Modells. Das Verlöbnis löst sich; die frühere Braut aber verfällt in Trübsinn, in dem sie — dies ist das Peinlichste der Darstellung — wiederholt den Treulosen um Liebe, ja nur um Duldung anbettelt.. Doch er widersteht und will das Modell heiraten, das aber an Diphtheritis stirbt. Er geht nach Italien, vermählt sich dort und verliert seine junge Frau bei Geburt des ersten Kindes. Der zweiten Heirat folgt ein Eheskandal, der den großen Künstler zum Einsamen macht. Inzwischen hat die Verlassene sich in wachsender Läuterung aufgerichtet zu einem unendlich reichen caritativen Leben, aus dem auch, ohne gegenseitigen persönlichen Verkehr, Segen auf den früheren Verlobten fließt. Erst im Alter finden sie einander in treuester Freundschaft ganz wieder. E. M. Hamann.

P. **Bonifaz Rauch** O. S. B.: **Gedichte.** Druck von Jos. Nothaft, Deggendorf, Pfleggasse. Gr. 8°, 48 S. — Ich habe das vorliegende, äußerlich geschmackvoll-bescheiden auftretende Bändchen mit sich steigernder Anteilnahme gelesen, unter diesem Eindruck: Hier ist ein Dichter, der noch wachsen wird, der aber bereits unter dem von ihm Gebotenen Vollausgereiftes darreicht. Des Altphilologen Freude an der klassischen Form leuchtet aus einer größeren Reihe Gedichte, unter denen sich ausgesprochen Schönes findet. Aber die unmittelbaren Aeußerungen des eigentlichen Sängers im Dichter finden sich unter rein lyrischer Form in den Naturgedichten voll Stimmungsfülle und -weichheit, voll zarter Empfindungs- und auch Gedankentiefe, voll Lebenswahrheit und zugleich echt poetischer Anschaulichkeit. Auf dem Gebiete der Naturlyrik dürfen wir wohl auch fernerhin das Beste, und zwar eigenstes Bestes, von dem Autor erwarten, dessen weiterer künstlerischer Entwicklungsgang unser reges Interesse verdient. E. M. Hamann.

Licht und Leid. Letzte Liederernte von P. Tim. Kranich, O. S. B. 112 S. (Saarlouis, Hausen, kart. M 1.25.) **Gretel in der Heck.** Skizzen und Mären von P. Tim. Kranich O.S.B. 112 S. (Ebd. kart. M 1.25.) — Der Benediktinerpater, dem wir diese beiden hübschen Bändchen in Poesie und Prosa verdanken, ist einer von den Singvögeln, der unverdrossen seine eigene Weise singt und sich damit das Lob verdient, das Meister Raabe Sängern seiner Art im „Lar“ spendet: „Welch einen wunderbaren Waldgesang würde man beim Lustwandeln durch den deutschen Literaturwald zu Gehör bekommen, wenn jeder Vogel darin pfiffe, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!“ — Ein Seufzen, das um Gräber weht und ein Lachen aus Kindermund, das sind die Töne, die in Kranichs kleinen, feinen Liedern abwechselnd sich vernehmen lassen; doch das dunkle Moll der Klage muß stets dem lichten Dur des freudigen Aufblicks zum Vater droben, zum ewigen Lenz der besseren Heimat weichen. In den Skizzen und Mären ergeht sich der Dichter im Garten seiner Kindheit und sammelt Blumen für die Kreuze, die über den Gräbern seiner Lieben ragen. Dem Humor und der Romantik gehört auch ein Anteil an diesen kleinen, sauber ausgeführten Mosaikbildern. Die „herzliche Schlichtheit dieser poetischen Kleinkunst“ (das Wort ist von Max Geißler geprägt) wird bei allen schlichten Naturen freundliche Aufnahme finden. L. van Heemstede.

Im Zauber des Hochgebirges. Alpine Stimmungsbilder. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Mit 326 Illustrationen und einer farbigen Kunstbeilage. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Der Zauber, den Otto Hartmann in diesem neuen alpinen Prachtwerke um das Hochgebirge zu weben oder vielmehr aus dem großen Buche der gewaltigen Gottesnatur herauszulesen versteht, ist geeignet, nicht nur die Jugend, auch den reifen Mann in die Berge mit unwiderstehlicher Sehnsucht hineinzuziehen. Die Tausende, die alljährlich dem Lockruf der Berge folgen, fühlen ja gewiß alle die Größe und Schönheit des Gebirges. Wer aber diesen gewiegten Kenner der Alpenwelt, diesen begeisterten und feinfühligen Schilderer der wundersamen Reize der Natur zum Führer wählt, der wird Schönheiten entdecken, die ihm seither verborgen geblieben. Wer etwa Selbstgeschautes in die Erinnerung rufen, früher gemachte Bergtouren an der Hand dieses beobachtenden Meisters nochmals im Geiste durchwandern will, der wird im warmen Lesestübchen den erhebendsten Genuß und die seligste Bergesfreude frischquellend nachempfinden. Eine eigenartige Begabung für die Alpinistik, eine ungewöhnliche Fähigkeit aufzufassen, was sich den offenen Sinnen bietet, und nicht zuletzt die vorzügliche Befähigung, das Selbstempfundene in lebendigster Anschaulichkeit anderen zu schildern: das ist es, was wir an diesem Bergfahrer und Bergänger bewundern. Otto Hartmann ist den Freunden der Alpenwelt als Schriftsteller kein Neuling. Seine kleineren Schriften: „Vom Brenner ins Zillertal“, „Fünfzig Stunden auf dem Großglockner“, „Die wilde Gerlos“ sind zum Teil in diesem großen Prachtwerke unter eine Fülle Neues verwoben. Wir bewundern den kühnen Steiger auf dem Eisstrom des Großglocknerkars, wo ein Orkan ihn überraschte, wir lauschen seiner Schilderung eines Gewitters auf der Ahornspitze, wir folgen ihm auf den Fußstein am Brenner, wo er geschickt den Lawinen ausweicht. Mit Innsbruck und Salzburg macht er uns bekannt, unter Einflechtung lokal- und kunstgeschichtlicher Notizen, die zarten Reize des lieblichen Achensees und die Erhabenheit des Wilden Kaisers erschließen sich uns, wir schauen mit das bewundernswerte Alpenglühen auf dem Untersberg, bestaunen die einzigartige Schönheit des Hochgebirgswinters in den Berner Alpen oder im bayerischen Hochgebirge in Oberstdorf und Partenkirchen, wir werden vertraut mit dem geheimnisvollen Zauber der Dolomiten, wir ergötzen uns mit dem Verfasser am Tegernsee, seiner ruhmeswerten Heimat, oder am Zillertal, seiner Ferienheimat. So zieht Bild an Bild in reichster Abwechslung wie ein grandioses Naturepos an uns vorüber. Welch treffliche Gedanken an den „Rasttagen“! Erhebende Betrachtung der Natur unter Zurückdrängung alles unvernünftig Sportlichen! Diese stimmungsvolle Beziehung des Wesens der Berge zur geistigen Erhebung des Menschen zu Gott! Hochlandsstimmung überall! Die schwärmerische Liebe zu Natur und Bergwelt vergißt nicht des Schöpfers aller Größe und Schönheit. Deshalb kann das Buch Hartmanns auch unbedenklich auf jedem Familientische eines christlich-gläubigen Hauses Platz finden. Das herrliche Werk ist überreich ausgestattet: auf 436 Seiten 326 Illustrationen. Und doch wäre vielleicht von manchem Leser noch eine Beigabe gewünscht worden, nämlich einige orientierende Kartenskizzen über die besprochenen Gebiete. L. Beer.

Kardinal Newman: Die Geschichte meiner religiösen Psyche (Apologia pro vita sua), deutsch bearbeitet von M. Laros. Mit Titelbild. 310 Seiten. Geschenkband M 3.—. Hausen, Verlagsgesellschaft Saarlouis. „Unser Herz ist voll Unruhe, bis es in Dir, o Gott, ruht“, schreibt der hl. Augustinus, und in seinen „Konfessionen“ läßt er uns diese Unruhe gleichsam miterleben und zeigt uns wie in einer erschütternden Predigt den einzigen Weg zum Heile „ex umbris et imaginibus in veritatem“ (Grabschrift Newmans, von ihm selbst gewählt). Wir begegnen alle Tage in Sturm und Flut Verschlagenen, die nach Hilfe schreien, oder in stummer Resignation seelisch dahinsiechen, oder von Irrlicht zu Irrlicht schwanken. Newman hat solche Seelennot an sich erfahren und durch Gottes Gnade und eigenes Wirken gefunden, was Augustinus gesucht und gefunden hat. Sein Buch möchte man jedem Katholiken als einen Talisman mit auf die Weltreise geben mit den Worten: Hier redet Weisheit, Erfahrung, Gnade; hier ist ein Freund, der tiefes Verständnis hat für geistiges Ringen in Zwielicht und Zweifel, und der aus innerstem Herzen heraus den Weg zu deinem Herzen finden wird. Solche Bücher müssen populär gemacht, sie müssen besonders hineingeworfen werden in die Flut der Unterhaltungs- und Schundliteratur als Anker und Rettungsboote. Ein solches Buch leuchtet wie ein Meteor ins eigene Leben, es hilft auf seine Art den Stab des Glaubens halten, die Lebensrätsel mit Vernunft und Glauben betrachten und die Erkenntnis fördern, daß so vieles in dieser Welt durch Menschenhirn nicht restlos zu lösen ist. — Wer die aus dem Vollen geschöpfte Einleitung des Bearbeiters gelesen hat, ist wohl vorbereitet und voll Spannung auf die Apologia, die niemand enttäuscht aus der Hand legen wird. Und noch lange nachher wird der geistvolle englische Kirchenfürst, der mit „Manning zusammen den glänzenden Bau der katholischen Kirche Englands geschaffen“, dem aufmerksamen Zuhörer in gesegnetem Andenken bleiben als der versöhnliche, überzeugende, liebenswerte, heiligmäßige Priester, dessen anziehendes Wesen aus dem Titelblatt schon wie mit stillem Zauber uns umfängt und zum Verweilen einladet. Johannes Schaal.

Weg, Wahrheit und Leben. Gedanken und Anregungen fürs Leben von Wilhelm Meyer, Pfarrvikar. 8° VI u. 134 S. M 1.80. Bochum, Potthoff 1913. **Im Reich des Gottessohns.** Aufklärung über Zeit- und Lebensfragen für die reifere Jugend. Von Dr. theol. Johann Schwab. 8° VIII u. 230 S. M 2.50. Donauwörth, Auer 1913. Der Sorge für die heranreifende Jugend gilt nicht nur die emsige Arbeit der Jugendvereine, sie ruft auch gesteigerte Bemühungen auf literarischem Gebiete hervor. Die beiden angezeigten Werkchen wenden sich an die in gefährdeten Lebensverhältnissen um die unerschütterte Glaubensüberzeugung, um das kostbare Gut unverdorbener Sitten kämpfende Jugend — und diese ist so zahlreich. Es werden den noch Unerfahrenen die Augen geöffnet über die Irrgänge glaubensloser, freidenkerischer Lebensanschauung, über die so weitgehend geleugneten Forderungen sittlicher Normen für die Menschheit und die unausbleiblichen Folgen ihrer Beseitigung, besonders wirkungsvoll z. B. bei Meyer an der Hand der Verbrecherstatistik der französischen Jugend (S. 56, 57). Das Hauptgewicht liegt indes auf dem in einer der Jugend mundgerechten Sprache gebotenen Aufruf zu fruchtbarer Ausnützung, zu starkmütiger Bewahrung der unwiederbringlichen Jugendjahre. Dr. Schwab hält für seinen Weckruf in die Jungmannschaft die systematische Dreiteilung — Aus der christlichen Glaubenslehre; aus der christlichen Sittenlehre; das religiöse Leben des Christen — wenn auch ungezwungen fest. Letzteres Bändchen ist durch gewählten Bilderschmuck nach Werken neuerer Meister wirksam belebt. Als Geschenk für die reifere Jugend können beide nur warm empfohlen werden. O. Heinz.

Literatur und Kunst fürs christliche Haus. Die Kunstverlagsanstalt B. Kühlen in M.-Gladbach bringt eine Anzahl neuer Erzeugnisse in die Oeffentlichkeit, welche sich den früheren, welche an dieser Stelle bereits öfter die verdiente Anerkennung finden konnten, in würdiger Weise anreihen. Reisebilder vom 24. Eucharistischen Kongreß gibt das reich illustrierte „Malta, die Blume der Welt“ von Pfarrer Esser in Krefeld. Ein „St. Klara-Büchlein“ von P. Ambrosius Götzelmann O. F. M. wird allen Verehrern der Heiligen hoch willkommen sein. Keiner besonderen Empfehlung, weil die Schrift ohnehin allgemein bekannt und wegen ihres herzbewegenden Inhalts berühmt ist, bedarf „Meine Heimkehr“. Ingeborg Magnussens Bekenntnis über ihre Konversion. Eine neue Serie Kühlenscher

Publikationen, betitelt „Hausschatz christlicher Kunst, Sammlung II.", beginnt mit dem Buche „Die hl. Eucharistie und ihre Verherrlichung in der Kunst" von P. D. Corbinian Wirz. Das schöne Buch enthält außer einem warm geschriebenen, höchst lehrreichen Texte 97 Abbildungen, welche technisch durchaus vorzüglich gelungen sind. Dies trifft auch zu auf den dritten Teil des „Laienbrevier in Bildern'" worin das Leben Mariä in zehn Kunstblättern nach alten und neuen Meistern dargestellt und von P. Valerius Kemper O. F. M. textlich erläutert wird. Nicht minder vorzüglich, ja eine der schönsten dieser neuen Darbietungen ist J. von Führichs herrliche Genoveva mit der erläuternden Dichtung von Ludwig Tieck; Hans Nolden hat eine dankenswerte Einleitung dazu geschrieben. Das Heft wird jedem Freude machen, der für alte deutsche Sagen ein Herz hat. Schließlich seien die in reicher Zahl vorliegenden Kühlenschen Andachtsbildchen und Ansichtspostkarten mit christlichen Darstellungen, sowie ein trefflich zusammengestellter Abreißkalender lobend erwähnt. Die weiteren Neuerscheinungen des rührigen Verlages zählt der umsonst zu beziehende reich illustrierte „Führer durch die christliche Kunst für 1914" auf.

Kurt Freden.

Festschrift Georg von Hertling zum siebzigsten Geburtstag am 31. August 1913 dargebracht von der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Kempten (Kösel) 1913, 4°, VIII u. 633, mit einem Bildnis Hertlings in Heliogravüre und 2 Tafeln, ℳ 25.—, geb. ℳ 28.— (30 Luxusexemplare in 2 Bänden ℳ 80. Eine ungemein wertvolle und reiche Ehrengabe konnte die Görres-Gesellschaft im vorliegenden stattlichen Bande Georg Freiherrn von Hertling überreichen, der „als ihr Gründer, ihr sicher und taktvoll leitender Vorsitzender, ihre belebende Seele, ihr führender Geist, ihr Wortführer, als Anreger, Förderer und Mitarbeiter ihrer Institute und Veröffentlichungen" (S. II) sich unvergänglich hohe Verdienste um die Vereinigung erworben hat. Sechsundfünfzig Beiträge anerkannter Vertreter der verschiedensten Wissensgebiete (Alttestamentliche Bibelforschung, Kirchengeschichte, Kultur- und Allgemeine Geschichte, Philosophie, Kirchenrecht, Physik, soziale Frage) behandeln wichtige moderne Probleme ihrer Arbeitsgebiete. Sie einzeln aufzuzählen, verbietet der knappe Raum der Wochenschrift. Die Fülle und Gediegenheit der Beiträge ehrt nicht weniger den um die katholische Wissenschaft hoch verdienten Jubilar als die Görres-Gesellschaft selbst und wird ihren in jahrzehntelanger, trotz aller Verkennung treu weitergeführten Arbeit bewährten wissenschaftlichen Charakter nur um so mehr erhöhen. Mögen die Beiträge nicht das Los so vieler Festschriftartikel teilen, für die weitere Forschung ohne Frucht zu bleiben, da sie zu wenig bekannt werden. Die vom Verlag in buchtechnischer Beziehung trefflich ausgestattete Festschrift wird als Weihnachtsgabe bei allen Freunden v. Hertlings wie der Görres-Gesellschaft aufrichtige Freude finden.

Dr. Aufhauser.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Mit dem „Liebhaber als Arzt" ist Ermanno Wolf-Ferrari zu den Formen seiner „Neugierigen Frauen" und der „Vier Grobiane" zurückgekehrt, die er mit der Oper im italienischen Geschmacke „Der Schmuck der Madonna" verlassen hatte. Die Uraufführung der beiden obengenannten Anfangsopern war ein besonderes Verdienst unserer Hofbühne, denn die „Neugierigen" und die „Grobiane" haben dem deutsch-italienischen Komponisten die Bretter erschlossen. Wohl war eine Oper „Aschenbrödel" vorausgegangen, die in seiner Heimatstadt Venedig mißverstanden, in Deutschland gelobt, aber auf den führenden Bühnen nicht durchgedrungen ist; die breite Resonanz des Erfolges ist dem Komponisten in München geworden. Waren es nicht gerade die vorzüglichster Stücke Goldonis, die den ersten musikalischen Lustspielen des Tondichters zum textlichen Untergrund dienten, so gehört auch „l'amour medecin" nicht zu den stärksten künstlerischen Leistungen Molières. Das ist kein Fehler. Die Musik kann hier vertiefen und verzieren, ohne daß wir durch die Umformung zum Operntext Schönheiten verlören, die uns durch die Schauspielbühne vertraut wären. Enrico Golisciani hat aus dem Stücke Molières einen geschickt gereimten Operntext geschaffen, den Richard Batka ins Deutsche übertrug. Wie sich die liebeskranke Tochter, mit Hilfe einer schlauen Jungfer und des als Arzt verkleideten Liebhabers einen Eheverlrag erlistet, ist mit Humor geschildert, auch in musikalischer Hinsicht, trotzdem sind die buffonistischen Szenen nicht der Hauptreiz der Oper, sondern vielmehr ihr Lyrismus und die Rokokograzie. Von hoher melodischer Anmut sind das „Schlummerliedchen" des Vaters, und des Liebhabers schmelzender Gesang: „Immer wenn mein Auge die Welt sieht, fühl ich sie durch dich gesegnet", die in ihren Motiven vielfach in dem Werkchen wiederklingen. Unter Röhrs Leitung fand die Neuheit eine sehr lebensvolle Wiedergabe. Geis, Wolf, Sieglitz, die Damen Ivogün und Kuhn-Brunner machten sich um die sehr beifällig aufgenommene Novität verdient.

Theater am Gärtnerplatz. Edmund Eysler ist der Komponist des „Bruders Straubinger". Er hat noch andere Operetten geschrieben, aber diese sind nicht in unserem Gedächtnis haften geblieben. Ich glaube, dies wird auch das Schicksal des „Lachenden Ehemannes" sein. Die Aufnahme war zwar eine sehr freundliche. Das Libretto von J. Brammer und A. Grünwald ist geschickt gemacht; gespielt wurde gut; die Musik jedoch bietet zu wenig Eigenart und Temperament.

Aus den Konzertsälen. Das 4. Abonnementskonzert des Konzertvereins bot wieder sehr Schönes. Die 3. Londoner Symphonie von Haydn fand eine sehr reizvoll ausgearbeitete Wiedergabe, für die das Publikum Ferdinand Löwe herzlichen Dank wußte. Dann folgte Adolf Sandbergers symphonischer Prolog „Riccio". Angeregt durch Björnsons „Maria von Schottland", weiß das vornehm empfundene Werk auch rein musikalisch zu fesseln. Der plastische Aufbau und die glänzende Instrumentation kamen zu starker Geltung. Es sind seit der Uraufführung des „Riccio" immerhin schon anderthalb Jahrzehnte verflossen; in unserer raschlebigen Epoche Zeit genug, daß Farben verblassen könnten. Man darf deshalb besonders feststellen, daß das Werk heute so frisch wirkte, wie vormals. Den Schluß bildete die 8. Symphonie Bruckners. Löwes Interpretation dieses Meisters ist ja stets ein besonderer Genuß. Die Anwesenden fühlen das auch und bereiten dem Dirigenten stets begeisterte Ovationen. Man sollte darum auch meinen, Löwes Ruf wäre bekannt genug, um den Saal zu füllen. — Günstigeren Besuch fand diesmal das Volkssymphoniekonzert. Es lockte freilich mit dem heute populärsten Namen Richard Wagner! Das selten gehörte „Parsifalfragment" II. Akt, 2. Hälfte, hat wohl noch besondere Anziehungskraft ausgeübt. Dr. Römer ist ein tonschöner, vornehm gestaltender Parsifal. Die Interpretin der Kundry, Frl. King aus London, besitzt sehr sympathische und wohlgeschulte Mittel, aber mit Singen allein ist's bei Wagner nicht getan. Die kurze Szene des Klingsohr sang Johann Bauer trefflich. Prill dirigierte mit Hingabe und bestem Gelingen, auch die Faustouvertüre und die Tristanmusik (Vorspiel und Liebestod) fanden eine rhythmisch straffe, klangschöne Wiedergabe, der begeisterte Aufnahme zuteil ward. — Erstmalig in München konzertierte das Wiener Konzertvereinsquartett, dessen starker künstlerischer Ruf sich rechtfertigte; besonders seine Beethoveninterpretation war vollendet. Es besitzt Künstler von hoher musikalischer Kultur und Schönheit der Tongebung, wenn in letzterer Beziehung (etwa im Vergleich mit den „Böhmen") eine weitere klangliche Verschmelzung auch noch erzielt werden könnte. — Alice Peroux-Williams ist eine Sängerin von angenehmen Mitteln und brillanter Schulung. Ihr sehr reichhaltiges Programm fand, nach dem Berichte meines Vertreters, reichen Beifall. Ihre deutsche Aussprache ist noch verbesserungsfähig. Die Hofopernsängerin a. D. Henneberg hielt einen beifällig aufgenommenen Vortrag über „Kunst und Praxis für die Opernbühne". Ueber alles, was mit dem Theater zusammenhängt, herrschen in weiten Kreisen Vorstellungen, die mit der rauhen Wirklichkeit wenig Aehnlichkeit haben. Es ist dies der Hauptgrund, warum allzuviele ohne ausreichendes Talent zur Bühnenlaufbahn drängen, die ihnen nur Enttäuschung bringen kann. Es war darum verdienstlich, daß die Vortragende aus reicher Erfahrung hier die Anforderungen darlegte, deren Genügen Voraussetzung ist, um als Opernsänger Aussicht auf Erfolg zu haben. — Das Protektorat über die, wie bereits angekündigt, in der Tonhalle stattfindende Uraufführung des „Te Deum" von Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn hat Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand übernommen. Die Soli werden gesungen von den Kammersängerinnen Irma Koboth und Marie Goetze, Dr. Paul Landry und Edgar Oberstetter. — Der Münchener Intendant Clemens v. Franckenstein hat eine neue Komposition „Festliche Musik" für großes Orchester op. 35 veröffentlicht. Sie ist Ludwig III. gewidmet und soll, wie wir hören, erstmalig an Königs Geburtstag erklingen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Hocheppan bei Bozen starb Karl Domanig, der Tiroler Dichter im Alter von 62 Jahren nach längerem Leiden. Die echte Heimatkunst des als Dramatiker und Epiker gleich ausgezeichneten Mannes, der auch ein liebenswürdiger Lyriker gewesen, ist in Bücheranzeigen und Würdigungen in diesem Blatte oft gerühmt worden. Vor kürzerer Zeit konnten wir hier von einer Aufführung eines Teiles seiner Andreas Hofer-trilogie berichten, die in uns die Hoffnung weckte, daß das Werk — es wurde von einer rührigen privaten Vereinigung gespielt — auch bei uns in Deutschland — einmal mit den künstlerischen Mitteln einer großen Bühne Gestalt gewänne. Ein Versuch, der sich sicherlich lohnen würde. Domanig ist u. a. Lehrer für Kunst- und Literaturgeschichte des österreichischen Thronfolgers gewesen; seit 1884 im kaiserl. Münzkabinett in Wien tätig, war er seit drei Jahren Direktor am Hofmuseum. — Das Théatre français feierte die 1000. Aufführung von Corneilles „Cid". — Von Possart wird ein großangelegtes Memoirenwerk, das drei Bände umfassen wird, erwartet. — Eine gelungene Wiedergabe von den „Fröschen" des Aristophanes fand in Stuttgart statt. — In Berlin gefiel „Graf Ehrenfried", ein romantisches Lustspiel von Otto Hinnerk. Die hochgespannten künstlerischen Erwartungen werden in der zweiten Hälfte herabgestimmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die deutschen Effektenmärkte blieben seither geraume Zeit von den verschiedenen Vorkommnissen der inneren und äusseren Politik beeinflusst. Seit der zweiten Dezemberwoche ist es jedoch der heimische Geldmarkt, der auf die Börsentendenzen ausschlaggebend wirkt, und zwar im günstigen Sinne. Der Status der Reichsbank zeigte im Vergleich mit dem Vorjahre eine um 500 Millionen Mark erhöhte Besserung und derart andauernd glänzende Ziffern, dass eine solch ungewöhnlich vorzügliche Situation des Institutes die Diskontermässigung noch vor dem Jahresschluss sachlich gerechtfertigt hat. Strömungen für und wider die inzwischen erfolgte Diskontermässigung der Reichsbank um ½% auf 5% waren hinter den Kulissen wirksam. Auch an der Börse war ein ähnliches Frag- und Antwortspiel in solch

ausgesprochenem Masse vorhanden, dass alle übrigen Ereignisse in den Hintergrund gerieten. Der verhältnismässig hohe Privatsatz an der Börse von 4⁷/₈ %, der noch im Laufe dieses Jahres zu realisierende grosse Geldbedarf des Reiches — man spricht bis zu 200 Millionen Mark durch Diskontierung von Schatzscheinen —, der bekannte enorme Geldanspruch zum Jahresende und für den Couponszahlungsdienst — all diese Momente sprachen gegen eine Diskontreduktion. Diese Massnahme in dem gegenwärtigen Zeitpunkt ist — und dies erwähnte auch der Reichsbankpräsident — eine ungewöhnliche. Seit dem Jahre 1879 ist auch eine Diskontermässigung kurz vor dem Jahresschluss nicht mehr registriert worden. Der billigere Diskontsatz der Reichsbank ist um so erfreulicher für Handel und Industrie, sowie für alle übrigen Kreise der Wirtschaftsgebiete! Mit Recht rechnet man, wie auch schon an dieser Stelle erwähnt wurde, **mit dem Beginn des Jahres 1914 mit einer weiteren Geldverbilligung** und damit einem Aufschwung der brachliegenden deutschen Industrie. Die Handelswelt erwartet von der Diskontermässigung schon im Hinblick auf das Weihnachtsgeschäft und die Vorbereitungen zur Frühjahrskampagne einen begrüssenswerten Stimulus. **Dem Auslande gegenüber** bedeutet die Massnahme der Reichsbank eine erhebliche Förderung des Prestiges der deutschen Geldpolitik, denn wiederholt sah man in einzelnen Vorkommnissen der auswärtigen Geldinstitute Akte des Misstrauens und der Vorsicht. — Die Börse sah jedoch, wie immer in dergleichen Fällen, in der erfolgten Diskontermässigung das fait accompli und blieb merkwürdigerweise gerade von jenem Tag an überwiegend verstimmt. Dabei ist **die börsentechnische Situation der Effektenmärkte** eine gute. Man erhofft für die kommenden Monate eine erhebliche Besserung des gesamten Kursniveaus unserer Aktienwerte. Die Hoffnung des Kapitalistenpublikums auf eine baldige Besserung der industriellen Konjunktur und die günstige Tatsache der Geldverbilligung waren die Ursachen für das zähe Festhalten des zumeist teuer erworbenen Aktienbesitzes. **Das Börsengeschäft bei uns** zeigte im allgemeinen einen ruhigen Verlauf, immerhin ist die gesamte Grundstimmung befestigt und für weitere Kurserhöhungen geebnet. Die zufriedenstellenden Auslassungen des Reichskanzlers über unsere Auslandspolitik bildeten nach langer Zeit eine Anregung für Banken, vornehmlich auf deren grosses Interesse im Orient. Der Kursrückgang von Schaaffhausenschen Bankvereinaktien, hervorgerufen durch die inzwischen bekannt gewordene Reduktion der Dividende für das Jahr 1913 von 5 % auf 3 % — grosse Summen sind für Abschreibungen und Rückstellungen notwendig geworden — wurde als Ausnahmefall bezeichnet und blieb, wie die Erörterungen über ein deutsches Depositenbankgesetz, einflusslos. Die **Meldungen über die heimische Industrie** sind nach wie vor widersprechend. Vom Montangebiet überwiegen fernerhin die Nachrichten ungünstiger Art. Trotzdem erhält sich die zuversichtliche Beurteilung der Konjunkturgestaltung. Die billigen Geldsätze werden den ohnehin schon stark gesteigerten Warenexport aus Deutschland weiterhin fördern und im Inland die längst fälligen Finanzpläne der Grossbankwelt zur Reife bringen. Erwähnt sei nur das Projekt eines Verkehrstrusts in Berlin, die Errichtung von verschiedenen Ueberlandzentralen in Süddeutschland. Die Tatsache, dass das Jahr 1913 Deutschlands grösste Getreide- und Kartoffelernte gebracht hat, wird nebender bereits erfolgten Preisermässigung am Getreidemarkt dem Konsum, den heimischen Industrie- und Handelsgebieten förderlich sein. Die leitenden Regierungskreise sehen daher ebenfalls in dem derzeitigen Stadium unserer Wirtschaftslage keinerlei ernste Krisis. **Der bayerische Ministerpräsident** sprach mit Recht im Landtag von einer derart gefestigten, konsolidierten und gesunden Industrie, speziell in Bayern, dass zu Befürchtungen keinerlei Anlass vorliege.

M. Weber.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft A.-G. München teilt mit, dass sich im ablaufenden Geschäftsjahre, welches unter der allgemeinen ungünstigen Lage des Grundstückmarktes litt, die abgeschlossenen Verkäufe bei durchschnittlich 44 % Baranzahlung auf ca. ℳ 300,000 beziffern. Einige Verkäufe stehen noch vor der Erledigung, doch dürfte das Geschäftsjahr gleichwohl mit einem kleinen Verlust abschliessen.

M. W.

Bären = Lebkuchen
die Marke der Feinschmecker
Haupt-Vertrieb und Fabrik-Lager **Eugen Schäfer,**
A. Andelfinger's Nachf., München, Wallstr. 2/0. Tel. 9751.

B. König Inhaber: **Jos. Sedlmayer**
Gegründet 1863
München, Dachauerstr. 6 (nächst dem Hauptbahnhof)
Spezialgeschäft für Schirme u. Stöcke
Reiches Lager in Stoffen zum Ueberziehen und zur Neuanfertigung.
Mitglied des Rabatt-Sparvereins München.

Fried. Seyler K. Bayer. Hoflieferant Gegründet 1814.
Weinkellereien in Deidesheim u. Neustadt a. Hdt. (Rhein-pfalz.)
Filialbüro u. Lager München Türkenstr. 52. Tel. 3948

Witter's Naturweinkellereien
Telephon 11 800 **Neustadt (Pfalz) :: München** Telephon 11 800
Dienerstraße 7, mit Probierstube.

Das Nachtlicht
ohne Oel zu brennen
ist die beste und angenehmste Beleuchtung für Schlafzimmer. Tadelloses, ruhiges Licht, geruchlos, 6, 8 und 10 Stunden Brenndauer.
Joseph Gautsch, kgl. bayer. Hofwachswarenfabrik
München, Tal 8.

Dr. Ziegelroth's:
Arterienverkalkung.
8. Auflage. Mk. 1.50. Zu beziehen durch:
Dr. Ziegelroth's Sanatorium
Krummhübel i. Riesengeb.

Feine Flaschenweine zu festlichen Gelegenheiten und privatem Gebrauche, auch als Krankenweine von
Edelgewächse des Jahres 1911. ℳ 2.— bis ℳ 8.20.
Näheres Preisliste. **Kathol. Pfarrgut Deidesheim**
Chr. Kast, Stadtpfarrer.

† **Prälat Keller-Wiesbaden** †
Soeben neu erschienen:
Homiletische und katechet. Sonntagspredigten
Band 2: **Pfingstfestkreis,** Preis br. Mk. 4.80, geb. 5.80.
Das komplette Werk, 2 Bde., br. 9.60, geb. 11.60.
Verlag Gebr. Steffen, Limburg/Lahn.

Weihnachts-Vorzugs-Angebot!
Soeben erschien, also rechtzeitig für Weihnachten
Der Bethlehemitische Weg
von Joseph von Führich
mit erläuterndem illustr. Texte herausgegeben von **Dr. Ulrich Schmid,** nebst einer katechet. Anweisung von Katechet **Dr. Heinrich Mayer.**
Mit erzbisch. Approbation. — 13 Tondrucktafeln auf starkem Karton in einer pergamentähnl. Foliomappe.
Preis nur M. 6.80.
Lucasverlag Emil Walther, München.
Bestellungen sind zu richten an **Herder & Co.,** München, Löwengrube 14, Spezialgeschäft für religiöse Kunst.

Das große Übel unserer Zeit
Ein ernstes Wort in ernster Sache an die christlichen Braut- und Eheleute von
J. von den Driesch
Pfarrer in Heinsberg.
Mit einem Vorwort von P. Aug. Lehmkuhl S. J.
Erstes bis zwanzigstes Tausend.
Einzelpreis 10 Pfg., 50 St. Mk. 4.50, 100 St. Mk. 8.—.
Man vergleiche die Besprechung des Schriftchens in letzter Nummer dieses Blattes.
Verlag J. P. Bachem, Köln.
Durch jede Buchhandlung.

Achtung!
50000 Paar Schuhe
Vier Paar zusammen kosten nur Mark 9.—
Wegen Konkurs von mehreren grossen Fabriken bin ich beauftragt, dieses grosse Lager von Schuhwaren zu liquidieren, zu obigem Preise. Ich verkaufe also an jedermann 2 Paar Herrenschuhe u. 2 Paar Damenschuhe in braun. oder schwarzem Leder, sehr elegant, Nummer nach Wahl. 4 Paar zusammen nur 9 M. Sendung gegen Nachnahme.
Joh. Gelb, Schuhexport Neusandez Nr. 374
Umtausch ist gerne gestattet oder Geld zurück.

Billigste Bezugsquelle für
Bilder jeder Art, Cruzifixe, Statuen, herrl. Geschenk-Artikel
Gebetbücher.
Ernest Bernhard :: München
Herzog-Wilhelmstr. 31, Eingang Herzogspitalstr.
Oelfarbendrucke, Stahlstiche von den einfachsten bis zu den feinsten Kunstblättern alt. u. neuer Meister.
Hochzeitsgeschenke

Hirschberg i. Schl. Hotel drei Berge.

Besuchen Sie in Regensburg den städt. Ratskeller.
Erstklassiges Weinrestaurant! Vorzügliche Wienerküche. Sehenswerte Lokale. Treffpunkt aller Fremden.
— Geöffnet von morgens 9 Uhr bis nachts 2 Uhr. —
J. Mühlbauer, Pächter.
Weingrosshändler! Messweinlieferant! Besitzer der beliebten „Weinstube zum roten Hahn".
Versand en gros u. en detail. Preisliste bitte gratis zu verlangen

Drei Aehren i. E., Hotel Notre Dame 150 Betten aller Komfort
Garage. Mäss. Preise. Das ganze Jahr geöffnet. A. Müller, Bes.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Ludwig Moller
Spezialgeschäft für Bildereinrahmung
München, Wurzerstraße 12.
Geschmackvollste, billigste **Einrahmung von Bildern** in allen Stilarten. Größte Auswahl in **Portraitrahmen.** Lager von ovalen und runden Rahmen jeder Größe.
Braune Rabattmarken.

Königliche Bayerische und Rumänische
HOFGLASMALEREI
F. X. ZETTLER
MÜNCHEN
Hofglasmaler des Hl. Apostol. Stuhles
Voranschläge u. Entwürfe gerne zu Diensten.

Armband-Uhr schenken wir Ihnen,
wenn Sie unsere 100 Künstler-Postkarten verkaufen. Die Postkarten senden wir Ihnen kommissionsweise frei und wenn Sie sie verkauft haben, schicken Sie uns Mk. 6.75, worauf wir Ihnen die **Armband-Uhr** solid. Ausführung, zweij. Garantie, einsenden.
Stern & Scholz, G. m. b. H., Berlin W. 30, Barbarossastr. 27, Abt. 75.

Elektrisch heizbare Fußteppiche
speziell für **Beichtstühle** geeignet.
M. 22.—, Stromverbrauch pro Stunde ca. 0,07 Pfg.
Jeder Teppich wird auf 3 Tage probeweise abgegeben.
Die Spannung ist vorher anzugeben.
Zu beziehen durch: **Phil. Jung,** Ingenieur
Freiburg i. Br., Moltkestr. 18.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen

In der Hand

eines jeden liegt es,

sich durch den Bezug von Probenummern selbst ein Urteil zu bilden über die Leistungsfähigkeit und Reichhaltigkeit der Kölnischen Volkszeitung. Sie steht nach Ansehen, politischem Einfluss und Leserzahl unbestreitbar in der ersten Reihe der politischen Tageszeitungen. Die Kölnische Volkszeitung ist und bleibt, was sie stets gewesen ist: auf religiösem Gebiet ein überzeugtes katholisches Blatt, auf politischem Gebiet das bedeutendste Organ der deutschen Zentrumspartei. Täglich drei Ausgaben.

Ihr **Handelsteil** ist auf wirtschaftlichem Gebiete ein treuer und gewissenhafter Führer, der sich in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines vorzüglichen Rufes erfreut.

Man verlange Probenummern für **einen Kalender-Monat kostenfrei** von der Geschäftsstelle in Cöln, Marzellenstrasse 35/43.

Das beste Weihnachtsgeschenk

ist ein gutes Buch.

Verlangen Sie bitte gratis und franko meinen illustrierten Weihnachtskatalog, der für jeden etwas bietet.

J. Habbel, Regensburg, Gutenbergstr. 17.

Eine schöne

Weihnachtskrippe

mit 48 Figuren, kunstvoll geschnitzt, orientalisch, 18—28 cm hoch, ausgeführt von einem bereits verstorbenen Kunstschnitzler, ist samt Berg und Landschaft verkäuflich bei Ed. W. Dengel, Hall in Tirol. Preis Mk. 1600.—.

Verstopfte! Apertiva-Methode!

Dauergarantie. Prospekt bei Porto. **Verlag Hygieia Münster, Westfalen.**

Empfehlenswerte

Geschenkbücher

Allemannenblut, Gedichte von **Paul Merath.** Herausgegeben v. **Matth. Schwägler.** Gebd. Mk. 2. 70.

Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Ungarn u. Böhmen, deutsche Kaiserin. Ein Lebens- und Charakterbild von **Joh. Anton Katz.** Gebd. Mk. 2.—.

Unser Wissen von der Geschichte der Urzeit für die gebildeten Katholiken dargestellt von Johannes Franz Thöne. Kart. Mk. 2.80.

Die Päpste in chronolog. Aufeinanderfolge. Dargest. v. Kasp. Schneele, Pfarr. Gebd. Mk. 1,30.

Gebetbüchlein für kathol. Soldaten. 5. Auflage. Gebd. 40 Pf.

Im heiligen Garten, 20 Besuchungen des allerheil. Altarssakramentes für Kinder von Otto Häfner, Repetent. Gebd. 50 Pf. u. 80 Pf.

Mein Kommunionbüchlein während der Lern- u. Lehrjahre. Von Paul Raidt, Pfarrer a. D. Gebd. 70 Pf. und Mk. 1.20.

Neues Messbüchlein für Kinder der unteren Schuljahre. Von **Paul Raidt,** Pfarrer a. D. 12. und 13. Auflage. Mit Bildern. Gebd. 35 Pfg., 50 Pfg., 80 Pfg.

Verlag von Wilhelm Bader in Rottenburg a. Neckar.

P. Otto Cohausz

Wege und Abwege

Gedanken zum Lebensproblem.

Elegant kart. M. 1.80.

Ueberall zur Ansicht.

J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung

C. Leopold

::: **Warendorf.** :::

In meinem Verlage ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Konstantins des Großen Kreuzeserscheinung.

Eine kritische Untersuchung

von **Dr. Heinr. Schrörs**

Professor der kath. Theologie an der Universität Bonn.

(V u. 70 Seiten.) Mk. 1.—.

Bonn. Peter Hanstein.

Als Weihnachtsgeschenke für studierende Jünglinge ganz besonders geeignet!

Neu! Neu!

Die Zierde der Jugend.

Von P. **Jannarius Grewe, O. F. M.**

Belehrungen über die Keuschheit und ihre Wirkungen. Die Unkeuschheit und ihre Verheerungen, Mittel zur Keuschheit.

Kl. 4°. — 230 Seiten in hochfeinem Geschenkband M 2.—

Kaplan **J. Könn** schreibt in der Köln. Volkszeitung: Was „Holls Sturm und Steuer“ für unsere Gymnasiasten ist, kann Grewes „Zierde der Jugend“ für die Volksjugend sein. Dank dem, der es einem Jüngling in die Hand drückt.

Verlag: **Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H.,** Saarlouis (Rhld.)

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Religion und Kirche.

Apologetische Betrachtungen aus dem Nachlasse des **Dr. P. Benitius M. Mayr,** Priesters aus dem Serviten-orden und weiland Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. — Bearbeitet und herausgegeben von **P. Salesius M. Saier, O. S. M.**

3. Auflage. 146 Seiten. Preis Mark **1.—.**

Heidekraut und wilde Rosen.

Mariengeschichten für das Volk. — Von **P. Salesius Maria Saier,** O. S. M. 152 Seiten. Preis brosch. M. **1.50,** geb. M **2.—.**

Mar. Vereinsbuchhandlung, Innsbruck.

Empfehlenswerte Festgeschenke!

Eifelprinz.

Roman von **M. Homscheid.** Preis gebunden M. 3.—

„Ein Eifelroman mit köstlich gezeichneten Personen, sehr zu empfehlen" (Wissenschaft und Schule, Hildesheim)

„. . . Ein schönes, fesselndes, erhebendes Buch für reifere Leser, ein Stück echter und ergreifender Heimatkunst . . ."

Auf heimlichen Steigen

u. andere Geschichten und Skizzen von **M. Homscheid.** Geb. M. 3.—

„Vierzehn farbenprächtige Skizzen, frisch und herzwarm erzählt, voll von junger Liebe und altem Leid, von Licht und Leben, Frühling und Freude, von allem, was ein wahres Dichtergemüt nur bewegen mag." (Maria Immaculata.)

Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet.

Ein Lehr- und Gebetbuch von **P. Frey S. J.** 448 S. 17. Auflage. Gebunden M. 2.10, 2.25, 2.40, 3.— bis M. 5.—

Dieses prächtige Büchlein enthält nicht nur Gebete, sondern auch d. nötigen Unterweisungen, die sich besonders dem Leben u. Streben des Studierenden anpassen Nach dem maßgebenden Urteile geistlicher Autoritäten ist dies das beste Gebetbuch für die studierende Jugend. Es eignet sich vorzüglich zum Geschenke.

Aus Stahl und Eisen.

Rom. v. **Dor. Gerard.** Uebersetzt v. Ed. Hemmerle. Geb. M. 4.50

Der Roman gehört nicht zu jenen Werken, die bestimmt sind, Lesematerial für langweilige Stunden zu bieten. Unsere Seele wächst unter der Lektüre dieses Werkes, wenn die Arbeit in ihren Licht- und Schattenseiten, wenn die Nächstenliebe, die Selbstlosigkeit, die Feindesliebe, der grimme, heimtückische Haß vor uns erstehen, sich entwickeln und auf dem Gipfel ihrer Größe oder im Abgrunde ihrer Verwerflichkeit zur Katastrophe oder zur lichtvollen Klärung führen.

Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn

Zwei neue Bücher

für studierende Söhne und Töchter und deren Eltern!

Gestalten. Erzählungen von W. WIESEBACH

Preis Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.60.

Theo. Erzählung von W. WIESEBACH.

Preis Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.25.

Hier tritt ein Jugendfreund voll weitherziger, warmer Liebe auf. Seine Erzählungen greifen machtvoll ans Herz nicht nur der jungen Menschen, sondern auch der Eltern, die um ihre Kinder bangen. In flotter Schreibweise entrollen sich die spannendsten Szenen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H. in Trier.

Alle Bräute, Mütter finden besten Rat in:

Das Eheleben. Ein Ratgeber für Erwachsene, namentlich für Ehe- und Brautleute. Von Th. Wilhelm. Zweite, wesentlich verbesserte Auflage. (4. bis 8. Tausend.) 8. Mit kirchl. Druckgenehmigung. (XVI, 355 S.) Broschiert M. 2.20, in hocheleg. soliden Ganzleinenband M. 3.—, (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.) Die Verfasserin verfügt über eine genaue Kenntnis der einschlägigen Literatur und hat es verstanden, das Buch für alle, die für diese Fragen Interesse haben, lesens- und beherzigenswert zu gestalten.

Vervielfältiger Thuringia   Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles, ein- und mehrfarbig, Rundschreiben, Einladungen, Preislisten, Kostenanschläge, Exportfakturen, Noten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, von Urschrift nicht zu unterscheiden. Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar. Kein Hektograph, tausendfach im Gebrauch. Druckfläche 23/35 cm mit allem Zubehör nur M. 10. 2 Jahre Garantie. **Otto Henss Sohn, Weimar 303 e.**

Festes Gottvertrauen, Seelenfrieden, Aufmunterung in den Nöten des Lebens

bringen die von der katholischen Presse einstimmig und wärmstens empfohlenen, weit verbreiteten Gebet- und Andachtsbücher vom geistlichen Rektor Temming:

„Der christliche Mann",

zugleich Gebetbuch für marianische Männerkongregationen.

„Die christliche Frau",

Andachtsbuch für die Mitglieder des Vereins christlicher Mütter mit Vorwort von Dominikanerpater Bonaventura, in Fein- und Grobdruck erhältlich.

Beide Bücher sind in verschiedenen Preislagen von M. 1.50 bis M. 5.— durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kevelaer (Rhld.) **Butzon & Bercker,**
Verleger des Hl. Apostol. Stuhles.

Weihnachts-Geschenke!

Kirchenwäsche, Stolen, Ciborien, Velen, Betstuhldecken usw.

passende Weihnachtsgeschenke an geistliche Herren.
Auf lagernde Stücke 10% Sconto.

J. G. Schreibmayr, K. Hoflieferant,
München, Frauenplatz 7.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 3850.

Allgemeine Rundschau

Insertionspreis: Die 5spaltige Nonpareillezeile 50 Pf., die 95 mm breite Reklamezeile 250 Pf. Beilagen inkl. Postgebühren M 12 pro Mille. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Kostenanschläge unverbindl. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Abonnementspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 52. München, 27. Dezember 1913. X. Jahrgang.

Weihnachten der Menschheit.

Von Dr. Friedrich Zoepfl, Mindelheim.

Das Halleluja braust frühlingsstürmend durch das Land, die schlafende Erde wacht auf und der winterlich verdüsterte Mensch wird froh beim Osterjubel. Stillselig und zufrieden wandeln wir im Lichte des Pfingsttages. Die Kirchweih-Ernteglocken sind dem Landmann auch heute noch ein trauter Klang. So gibt es gar manches Fest, das wie Sonnenschein unsere grauen Tage durchbricht und verklärt, das unsere Seele weckt und höher, feierlicher stimmt. Aber kein Fest ist, das wir sehnender erwarten, keines, das uns lieber und werter wäre, keines, das uns stiller machen könnte und friedlicher, denn dieses fröhliche, selige *Weihnachtsfest*. Die eilenden, in Liebe besorgten Menschen, das Leuchten und Glitzern in den Verkaufsläden, das Suchen der Kinderaugen, das Sehnen der Kinderherzen, der strahlende Tannenbaum, die Geschenke naher und ferner Freunde, und vor allem die Liebe, die aufwachende, wandelnde, beglückende Liebe — kein Fest macht uns so froh wie dieses; und wenn einer vom Christentume alles weggeworfen, dies Fest möchte er nicht missen. Es war auch unseren deutschen Vorfahren allezeit das liebste Fest, das Hochfest des Gemütes, des Herzens, des religiösen Ahnens. Keines der vielen Feste haben sie so schön besungen, so herzlich, so warm wie dieses; wenige Lieder können uns so eigen packen wie die alten deutschen Weihnachtsweisen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" — „Es ist ein Ros' entsprungen" — „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all". Und doch schmückte man damals, wie auch heute noch in manchem vergessenen Dörflein, keinen Weihnachtsbaum; man sandte sich nicht die vielen Geschenke; man machte keine Weihnachtsausflüge; man hetzte sich nicht schon Wochen lange ab auf dieses Fest. Das Christfest unserer Vorfahren war lange Zeit einfach, sehr einfach. Man hatte nur die nächtliche Mette und nur das Kripplein.

Nur die *Mette* und nur das *Kripplein*. Und doch — ihnen war das genügend, voll und ganz genügend. Wenn diese Menschen — oft nach langer Wanderung durch knirschenden Schnee, unter kalten Sternlein — im kleinen Kirchlein frierend die heilige Weihenacht feierten, oder wenn sie im Herrgottswinkel knieten vor dem armseligen Kripplein mit den roh geschnitzten, grell bemalten Figuren, da kam Freude über sie und etwas wie Ewigkeitsfriede, da wurden sie selig, stillselig, zufrieden, da wurden sie auch mutvoll und packten nach dem Feste wieder herzhaft ihre Arbeit an und ihr oft hartes, rauhes Leben. Knieend vor dem Kindlein an der Krippe, erinnerten sie sich freudvoll jener heiligen Nacht, da Gott selbst lebendig unter die Menschen trat aus Liebe, als Emmanuel, und an dieser Erinnerung ward in ihnen der große Gedanke lebendig, der machtvoll treibende, machtvoll beseligende Grundgedanke des Christentums: „Die Welt ist nicht bloß Stoff und Staub, der Mensch ist nicht zerfallendes Fleisch und Knochengerüst; in allem wirkt, über allem wacht der liebende Geist; alles führt er an seiner Vaterhand; auch unserm Leben hat er einen Sinn gegeben, unserm Leiden, unserm Streben; auch uns wird er einmal geleiten zu Licht und Frieden, aus Winternacht und Winterschnee zu Frühling und Sonnenschein." — Dies lebendige Bewußtsein: dein Leben ist nicht sinnlos und dein Sterben nicht hoffnungslos — dies machte unsere Vorfahren froh am heiligen Feste. Diese Gewißheit trugen sie vom Kripplein weg, trugen sie aus dem Feste in den Werktag. So war ihnen *Weihnachten* eine wirkliche *Weihe-Nacht*, ein heiliger Abend, *ein religiöses Fest*, so ward ihnen *Weihnachten zum Sinnbild ihres Glaubens und Hoffens*; ihr ganzes Leben war ein Weihnachtsglaube, ein Glaube an die waltende, führende Gottesliebe.

Unsere Weihnachtsfeier ist nicht mehr so einfach wie vor Zeiten; sie ist reich und weit geworden; dafür aber auch innerlich ärmer. Was tragen wir vom Feste an *ewigen Werten* heim? Die Weihnachtsfeier ist ärmer geworden an inneren Werten wie unser ganzes Leben überhaupt. Viel Kultur, viel Bildung, viel Wissen, viel Kunst, viel Bequemlichkeit, viel Glanz — aber auch wenig Frieden, wenig Sicherheit, wenig Klarheit, wenig Zufriedenheit, wenig Glück. Und doch schreit unsere Seele, doch schreit die Seele der ganzen Menschheit gerade nach diesem ruhenden Punkt, nach dem Sinn des Lebens, nach der Geborgenheit in einer starken Macht; doch sehnt sich unser aller Seele hinaus über diese Vergänglichkeit, hinein in die Beständigkeit, in die Ewigkeit — sie sehnt sich nach ihrer Weihnacht.

Um glücklich zu werden, braucht unsere Welt an Wissen nicht zuzunehmen; neue Ausdrucksmöglichkeiten brauchen auch nicht geschaffen zu werden; größere Bequemlichkeiten sind auch nicht notwendig, verfeinerte Technik wieder nicht; aber eines ist notwendig — lebendiges Wissen um den Sinn des Lebens; eines ist notwendig — Durchtränkung des ganzen Lebens mit Gottes Geist, Wiedergeburt aus Gott und Geist; eines ist notwendig — *Religion*, die da ist „Heimatluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hasse und der Eitelkeit, ein Leben auf du und du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber allem, was nicht göttlichen Geschlechtes ist" (Paul de Lagarde); eines wäre notwendig, daß Gott der Heilige allzeit vor unserer Seele stünde und unser Tun inspirierte; daß Gott wieder herzöge vor unserer Menschheit, vor unseren Tagen, vor unserer Arbeit; daß wir lebendige Christen würden. Es ist Mode geworden, zu schreiben und zu sprechen über das Thema: Können wir noch Christen sein? Eine andere Frage, ebenso wichtig, gält' es zuerst zu beantworten: Sind wir schon Christen? Sind wir noch Christen? Ist Gott eine lebendige Macht für uns, eine Macht, die unser Denken und Reden, unser öffentliches und geheimes Leben beherrscht? Wenigstens das der Christen? Nur ein lebendiges und verlebendigtes Christentum ist wahre Religion, wirkliches Christentum. Davon hinge das Heil ab; das wäre das Heilmittel gegen alle kleinlichen Reibereien und Zwistigkeiten innerhalb der christlichen Konfessionen selbst, das Heilmittel für die Erneuerung des sittlichen Lebens; es wäre der Weg zum Glücke in der Familie, zum Frieden und zur Kraft im Staate; es wäre Ansporn und treibende Kraft für alle Bestrebungen im Guten, der Weg zum Weihnachtsglücke der Menschheit. *Ruhe in Gott, Leben aus Gott* — das ist *Weihnachten der Menschheit*, fröhliche, selige Weihnacht.

Aber haben wir denn nicht bereits außerhalb des Christentums eine *neue lebendige Religion*, oder wenigstens eine religiöse Bewegung, eine starke religiöse Gärung? Man bejaht diese Frage vielfach und weist hin auf die vielen religiösen Zeitschriften, auf die — wenn auch freigerichteten — religiösen Kongresse, auf die anwachsende religiöse Literatur, auf die Vorliebe der modernen Welt für die Mystik des Mittelalters, für die alten Religionen des Orients — als Anzeichen einer religiösen Bewegung. Der bekannte Verleger *Eugen Diederichs* in Jena verneint es in einem lesenswerten Artikel der Zeitschrift „Die Tat" (Juli 1913) mit aller Entschiedenheit, daß wir eine ernste außerchristlich-religiöse Bewegung haben; auf Grund seiner „ver-

legerischen Erfahrungen" behauptet er (S. 411): „Wir sind heute weiter als je von einer fruchtbaren religiösen Bewegung entfernt — —, wir sind auf dem Wege zur religiösen Verflachung. Selbst das Publikum fängt jetzt an, der modern-religiösen Literatur überdrüssig zu werden." Und ironisch bemerkt er: „Je besser religiöse Bücher sind, je weniger in ihnen geredet wird, desto schlechter gehen sie. Das ist das Kennzeichen der religiösen Renaissance." Es ist gar kein Zweifel, daß das sogenannte religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit vielfach Mode ist, Mache, Neugierde, nicht ernstes Ringen, ernstes Bedürfnis, so daß man bereits wieder ungeduldig wird des Suchens und Sehnens. „Eine religiöse Bewegung muß aus der Not des Lebens, aus dem Erleben seiner Tragik und aus dem heroischen Willen ihrer Ueberwindung geboren werden. Wir brauchen „Sichtbarkeit des religiösen Erlebens" in unseren Führern, wir brauchen Jünger des Gottmenschentums, die nicht wissen, „wo sie ihr Haupt hinlegen", und dennoch freudig leben. Unsere religiösen Redner sind aber nur zu oft Gefühlsenthusiasten oder optimistische Schönredner: Sie sind der Ausdruck einer femininen Kulturströmung, die des männlichen Willens fast ganz bar ist." (Ebd. S. 411.) Man möchte sich überhaupt oftmals fragen, ob das, wovon der Kreis um Horneffer, Maurenbrecher, Drews, Bonus schwärmt und predigt, Religion genannt werden darf; denn was sie mit dem Namen „Religion" belegen: Gestaltungstrieb zu Form und Kunst, Eingliederung des einzelnen in die Gesamtheit, organische Entfaltung der Seele des einzelnen in der Gemeinschaft, Konzentration der innersten Seelenkräfte zur Mitarbeit an den geistigen Strömungen des Lebens — das alles klingt sehr schön, aber es ist nicht Religion; es ist Traumrausch und Selbstbetäubung, es ist ein schönes Mäntelchen über das Elend des Daseins, es sind Tannenreiser gelegt über gähnenden Abgrund. Mag auch die wörtliche Herleitung (religio — ligare) falsch sein, in der Tat ist Religion doch stets nur die Bindung an eine Geistmacht, die Bindung des armen, hinfälligen, beschränkten Menschenwillens an einen heiligen, vollkommenen Willen, an eine sorgende Liebe — und daraus quellende Arbeitslust und Arbeitstat für das Gute. Religion, Religiosität in diesem Sinne erstreben die Modernen nicht, ein Weihnachtsglück der Menschheit in diesem Sinne lehnen sie grundsätzlich ab. Und darum wäre man fast geneigt, eine religiöse Bewegung unserer Tage zu verneinen.

Aber trotz alldem möchte ich nicht bezweifeln, daß wir eine religiöse Bewegung haben, eine Bewegung zur Religion hin, eine Gärung, wie unmittelbar vor dem Auftreten Christi. Unsere Welt ist unruhig geworden; unsere Menschheit ist satt geworden der Erde; sie sucht und tastet nach dem dauernden, nach dem wahrhaften Sein; sie begnügt sich nicht mehr mit Technik und Naturwissenschaft, auch nicht mehr mit dem Gerede von Religion — sie verlangt nach lebendiger, nicht selbstgeschaffener Religion, sie schreit nach Seelsorge[1]), sie sehnt sich nach dem Weihnachten, d. i. nach lebendiger Verbindung mit Gott.

Im Dämmern des Advents wandelt unsere große Menschheit. Wird sie ihr Weihnachten finden? Wird die religiöse Bewegung zum religiösen Besitz führen? Wird die Fülle der Zeit auch unserer Menschheit kommen? Wir zweifeln nicht. Wir beten und hoffen, daß Gott wie in schwerer Zeit immer einen Retter senden wird, einen, der schauender Prophet und wirkender Apostel zugleich ist, einen, der Zeit und Menschheit versteht, der mit stark liebender Seele den Menschen Gott wieder neu offenbart, den alten, lebendigen Gott, der die Menschheit mit neuer Religion belebt, der die Menschheit zu ihrer Weihnacht führt, d. i. zum Besitze Gottes und des ewigen Lebens.

[1]) Vgl. das charakteristische Buch: Weltliche Seelsorge von W. Börner, Leipzig 1912.

Himmelslicht aus Nazareth.

Nacht der Weihe, Nacht der Stille,
Unaussprechlich wunderbar,
Die der Gottheit Gnadenwille
Unsrer Unrast bietet dar!

Du vermagst aus heissen Herzen,
Die gejagt ohn' Unterlass,
Bange Sorgen auszumerzen,
Zweifelsqualen, Gram und Hass.

Der erhöhte Blick sich feuchtet
Und Versöhnung uns durchweht,
Wenn dein Stern des Heils uns leuchtet —
Jenes Heils, das nie vergeht....

Mit dem Hauch des Tannenbaumes
Und dem Weihnachtskerzenlicht
Duft und Glanz des Jugendtraumes
Auch das Mannesherz umflicht.

Nacht der Weihe, Nacht der Stille,
Nie dein Zauber uns verweht! —
Habe Dank, du Gnadenwille,
Himmelslicht aus Nazareth!

Franz Jos. Zlatnik.

† Mariano Rampolla del Tindaro.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Vor nicht langer Zeit sprach ich mit einem führenden Diplomaten über die kirchlichen Verhältnisse im allgemeinen und dabei erörterten wir die Verhältnisse des Jahres 1903. Ohne Umschweife und im Tone innerster Ueberzeugung bemerkte er da: „Wenn die Kardinäle heute oder morgen ins Konklave eintreten müßten, würde ganz zweifellos Kardinal Rampolla mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit gewählt werden."

Welche Aenderung in der Beurteilung dieses Mannes seit jenem denkwürdigen Augenblick eingetreten ist, in dem der Kardinal Puzyna, Fürstbischof von Krakau, am 2. August 1903 die Exclusive contra Eminentissimum Dominum, Dominum meum cardinalem Marianum Rampolla del Tindaro im Namen der österreichisch-ungarischen Regierung aussprach!

Bleich im Gesicht, aber in fester, aufrechter Haltung erwiderte der so Getroffene mit Nachdruck: „Ich beklage es, daß von seiten der weltlichen Gewalt ein schwerwiegender Anschlag gegen die Freiheit der Kirche und die Würde des Heiligen Kollegiums in Angelegenheiten der Papstwahl verübt worden ist; ich erhebe nachhaltigen Einspruch dagegen. Was mich, eine einfache Person, angeht, erkläre ich, daß mir nichts Ehrenvolleres, nichts Angenehmeres zustoßen konnte."

Alle Kardinäle, auch diejenigen, die seine Erwählung zum Papste nicht wünschten, standen unter dem Eindruck dieser würdevollen, knappen und doch inhaltsreichen Erklärung, und man geht nicht fehl, wenn man von diesem Augenblicke an einen tiefgreifenden Umschwung in der Beurteilung dieses Mannes in den Kreisen seiner Gegner datiert.

Ganz plötzlich, für alle überraschend, auch für seinen Arzt und seine Hausgenossen, ist Kardinal Rampolla ganz allein ohne irgend eines Menschen Beistand und Hilfe aus dieser Zeitlichkeit abberufen worden. Tieferschüttert treten wir an die Bahre dieses Mannes, der im Leben so hoch gestanden, dem so unendlich viel warme Verehrung entgegengebracht worden ist, der ein Vierteljahrhundert der große Ratgeber seines großen Herrn gewesen ist. Die Tragik dieses einsamen Todes spricht zu jedem Herzen und je unerwarteter sein Hinscheiden sich vollzog, um so größer ist die allgemeine Teilnahme.

Aber wenn auch der herbeigerufene Priester zu spät kam, um dem Kardinal die Tröstungen unserer heiligen Religion spenden zu können, wir wissen, daß der Verstorbene ein geradezu heiligmäßiger Priester gewesen. Wie oft hat ihn sein Kammerdiener überrascht, wenn er kam, um ihn zu seiner spärlichen, fast ärmlichen Abendmahlzeit zu rufen, daß er vor seinem Gotte

auf dem Boden ausgestreckt in tiefster Zerknirschung betete. Betete, nicht etwa eine viertel oder halbe Stunde, sondern ein und zwei Stunden. Wenn er in seiner Hauskapelle die heilige Messe las, er mithin auf niemanden Rücksicht zu nehmen hatte, da er dort allein war, so verlängerte sich seine Andacht bis zu einer Stunde. In den 25 Jahren seines Staatssekretariates hat er nie von dem ihm verliehenen Privileg Gebrauch gemacht, daß er das Breviergebet unterlassen dürfe, wenn die Geschäfte der Kirche drängten. Täglich fuhr er in irgend eine Kirche, um dort seine Andacht zu halten. Reich von Hause aus und als Staatssekretär, Protektor des Malteserordens und Erzpriester von St. Peter über jährliche umfangreiche Einnahmen verfügend, gab er mit vollen Händen Almosen, verschönerte St. Peter und seine Titelkirche Santa Cecilia und gebrauchte seine reichen Mittel in wohlüberlegter Weise, um für Kunst und Wissenschaft zu wirken. Was er im Angesichte Gottes getan hat, festigte seine Tugend und bestärkte ihn in seinem heiligmäßigen Leben, so daß er im vollsten Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes aus diesem Leben scheiden konnte. Er möge ruhen im Frieden, und alle meine Leser fordere ich auf, für die Seelenruhe des Verstorbenen ein Gebet zu sprechen.

* * *

Kardinal Rampolla war geborener Diplomat. In seinem Denken, Fühlen, Sprechen und Tun verriet er in deutlich erkennbarer Weise seine hohen diplomatischen Fähigkeiten. Wenn er sich hic et nunc über eine ihm vorgetragene Angelegenheit nicht aussprechen wollte oder konnte, pflegte er mit überzeugendem Nachdruck zu sagen: Studieremo la questione, wir werden die Angelegenheit studieren. Der Tonfall seiner Worte war so, daß die Meisten nach dieser Antwort nicht weiter auf einer sofortigen Erledigung bestanden. Seine Sprechweise hatte etwas Würdevolles und Ruhiges und nur selten, dann aber unmißverständlich, ist er energisch aufgetreten.

Ich glaube, es ist falsch, von einer „Politik des Kardinals Rampolla" zu sprechen. Er hatte gewiß seine eigenen politischen Ansichten, denen er im Rahmen seiner Stellung Anerkennung zu verschaffen bestrebt war. Die Politik des Heiligen Stuhles war aber nicht diejenige des Kardinals Rampolla, der Leo XIII. nur seine Zustimmung erteilte, sondern es war diejenige des Papstes. Der Staatssekretär war wohl nur in den allerseltensten Fällen innerlich einer anderen Ansicht, wenn es sich um die Ausführung wichtiger politischer Pläne handelte. Das idem velle et idem nolle war bei Leo XIII. und seinem verhältnismäßig so jungen Staatssekretär eigentlich eine selbstverständliche Sache. Am deutlichsten trat das in die Erscheinung bei beider Vorliebe für Frankreich und bei der kühlen Stellungnahme, die Papst und Staatssekretär gegenüber der Organisation der deutschen Katholiken zeigten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß die volle Erfassung der Größe Ludwig Windthorsts erst eintrat, als der greise Kämpfer fast schon auf dem Todesbette lag.

In der Auswahl seiner Mitarbeiter hatte Leo XIII. insofern eine unglückliche Hand, als er die Fähigkeiten derselben vielfach erheblich überschätzte. Man sieht das nirgendwo deutlicher, als wenn man die Liste der von ihm ernannten Kardinäle und Diplomaten des näheren ansieht. Nach dieser Richtung war die Menschenkenntnis des großen Papstes eine ziemlich beschränkte. Aber die Wahl des spanischen Nuntius zum Staatssekretär war eine hochbedeutsame und von reichen Früchten begleitete. Leo XIII. hatte keine Freunde im eigentlichen menschlichen Sinne des Wortes. Als Philosoph hatte er seine Welt für sich und empfand nicht das Bedürfnis nach menschlicher Freundschaft. Und so ist auch zwischen Papst und Staatssekretär das Verhältnis stets das gleiche geblieben: auf der einen Seite der wohlwollende Herr, auf der anderen Seite der ergebene Diener, beseelt von den Gefühlen höchster Verehrung. Darüber hinaus haben sich die Beziehungen nie verdichtet.

* * *

Persönlich habe ich keinerlei Erinnerungen an Kardinal Rampolla, die mich zur Dankbarkeit verpflichteten. Den in Rom wohnenden Deutschen stand er meistens mit einer wohlwollenden Kühle gegenüber. Das muß ich aber trotzdem hier gerne und laut bekennen, daß er als Mensch eine bewunderungswürdige Persönlichkeit war. Auch nicht der leiseste Makel haftet an ihm und seine erbittertsten Gegner haben es nie gewagt, anders als mit Achtung von ihm zu sprechen. Sein ganzes Leben ist so tadellos und so würdevoll dahingeflossen, daß man nur mit höchster Verehrung auf die Totenbahre dieses großen Mannes hinblicken kann. Wissentlich hat er nie jemanden ein Unrecht angetan und die Politik hat seine rechtliche Gesinnung nie beugen können. Zahllose Menschen, die ihm näher getreten sind, hingen mit einer schwärmerischen Verehrung an dem Manne mit den ernsten, strengen Zügen und dem weichen Herzen. Seine Hausgenossen konnten sich nie erschöpfen in Lobeserhebungen, wenn man sie dazu brachte, von ihrem Herrn zu erzählen. Ein edler und bedeutungsvoller Mensch ist mit ihm dahingeschieden.

* * *

Neunundzwanzig Stimmen hatte Kardinal Rampolla erhalten, nachdem im Konklave die Exklusive gegen ihn ausgesprochen worden war. Die Kardinäle wollten, wenn sie ihn auch nicht zum Papste wählen mochten, damit zeigen, wie sehr sie den Schritt der österreichisch-ungarischen Regierung mißbilligten. Er war also der bestquotierte Kardinal und die Tiara schien ihm zu winken, wenn nicht die Mehrzahl der Wähler es vorgezogen hätte, nach dem Diplomaten Leo XIII. einen Seelsorger zu wählen. Als dann die Wahl am 4. August vollzogen war, da war Kardinal Rampolla auch mit dieser für ihn so bedeutsamen Episode innerlich fertig. Sie gehörte für ihn der Vergangenheit an und berührte sein Seelenleben nicht mehr.

Am 9. August stieg Pius X. nach St. Peter hinunter, um sich krönen zu lassen. Im Atrium der Basilika mußte das Kapitel von St. Peter den neuen Papst unter Führung seines Erzpriesters begrüßen. Und dieser Erzpriester war Kardinal Rampolla. Ich stand nur vier Schritte von dem Kardinal entfernt, als er seine Begrüßungsansprache an Pius X. hielt. Mit fester Stimme, ohne mit einer Muskel zu zucken, und mit warmem, herzlichem Tonfall sprach er zu seinem neuen Herrn. Alle Anwesenden waren von dieser menschlichen Größe des Mannes auf das tiefste ergriffen und bewunderten die hohe Tugend und die beispiellose Selbstüberwindung des vor 14 Tagen noch so mächtigen Mannes, der nunmehr als einer aus vielen in die Reihen der Kardinäle zurücktrat. Es war ein Augenblick, den ich nie vergessen werde.

Mariano Rampolla del Tindaro ist tot. Sein Andenken ist aber mit ehernem Griffel in die Annalen der Kirchengeschichte eingeschrieben. Ein großer Mann ist von uns genommen worden, um nach einem taten- und ergebnisreichen Leben einzugehen in die Freude seines Herrn. Requiescat in pace!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Besuch des Kaiserpaares in München

ist in seinem außerordentlich schönen Verlauf über den Rahmen der fürstlichen Courtoisie weit hinausgewachsen und zu einem bedeutungsvollen innerpolitischen Ereignis geworden. Man könnte sagen: Die Mainbrücke ist wesentlich verbreitert worden. Der Kaiser hat nicht bloß die Bundesgenossenschaft der Herrscherhäuser betont, sondern sich auch an das „kernhafte" Bayernvolk gewandt mit herzlichen Worten, die allgemein herzlich aufgenommen wurden. Zu der Reichseinheit, welche die Verfassung begründet, muß die Reichsfreudigkeit treten, und die wird in erfreulicher Weise gehoben durch solche Akte und Worte, die im Reiche das Zeichen der Brüderlichkeit aufrichten. Die Erinnerung an die Befreiungskämpfe vor 100 Jahren befördert die Eintrachtsstimmung. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern", sagt der Dichter, „in keiner Not uns trennen noch Gefahr." Was die Bedrängnis von außen zuerst zusammengeführt hat, das soll nunmehr auch ein einig Volk von Brüdern sein in der Friedensarbeit. Die Voraussetzung für die freudige Werkstatt-Gemeinschaft ist die Sicherung der Eigenart der einzelnen deutschen Stämme und Staaten. Gerade deshalb begrüßen wir Festtage wie die von München, weil sie das föderative Prinzip — im weitesten Sinne der Verbrüderung von Gleichberechtigten und Gleichgesicherten — auf den Leuchter stellen. Kaiser Wilhelm und König Ludwig haben wesentlich dazu beigetragen, daß der „kernhafte Bayer" und der „knorrige Preuß" sich verstehen und verbrüdern lernen. Der Main der Mannigfaltigkeit ist kein trennender, sondern ein befruchtender Fluß, wenn nur die politischen Pontifizes für den gehörigen Brückenbau sorgen.

Die Verurteilung des Leutnants v. Forstner.

Wenn ein zwanzigjähriger Leutnant in der Erregung einen unnötigen Säbelhieb austeilt, so ist es an sich gewiß kein weltgeschichtliches Ereignis. Es müssen schon grobe Verfehlungen größerer Leute hinzukommen, um dem vorschnellen Degen „weltbewegende" Kraft zu verleihen. So war es im Falle von Zabern-Dettweiler. Alle Welt wartete gespannt auf das Urteil des Straßburger Kriegsgerichts, das über die Niederstreckung des hinkenden Fabrikschusters von Dettweiler Recht sprechen sollte. Das Urteil lautete auf 43 Tage Gefängnis für den allzu schneidigen Leutnant v. Forstner. Der Spruch hatte eine klärende und beruhigende Wirkung. Beruhigend allerdings nur für die große Mehrheit des Volkes, die hinter den 293 Reichstagsabgeordneten steht. Die militaristischen Kampfhähne und Scharfmacher sind bitterlich enttäuscht; sie prophezeien sogar schon den Untergang des rechten Geistes in der Armee. Die andern aber freuen sich, daß Recht und Gesetz zur Geltung kommen. Und zwar um so mehr, als das Urteil nicht von bürgerlichen Richtern, sondern von militärischen Kameraden und Vorgesetzten gesprochen worden ist. Das Militärgericht von Straßburg hat sich ganz vortrefflich bewährt. Sowohl in der Verhandlung gegen die vom „Elsässer" verleiteten Rekruten, als in der Verhandlung gegen den schlagfertigen Leutnant. Erstere kamen mit Mittelarrest davon, letzterer erhielt Gefängnis von 43 Tagen. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob den Rekruten größere Milde zuteil geworden wäre, wie dem Leutnant. Doch hat das Gericht tatsächlich die Milderungsgründe, die dem Leutnant zur Seite standen, voll und ganz gewürdigt; es hat nur auf die Mindeststrafe erkannt, die nach dem Gesetze zulässig war, wenn die Schuldfrage bejaht worden. Das muß besonders hervorgehoben werden, weil vielleicht bereits die Entrüstung über den Leutnant in Mitleid umzuschlagen beginnt. Die Empfindung ist auch nicht ganz unberechtigt; denn gerade die öffentliche Gerichtsverhandlung hat es klar gestellt, daß der junge Brausekopf ein Opfer der Verführung oder wenigstens der falschen Erziehung geworden ist. An dem Unglückstage von Dettweiler hatte er zunächst einen Fahnenjunker bei sich, der wahrscheinlich noch jünger und sicherlich noch viel kampflustiger war. Dieser strebsame Geselle machte vorher schon seinen Leutnant darauf aufmerksam, daß er von einem Passanten „fixiert" worden sei, und als die Jagd auf Spottvögel ergebnislos verlaufen war, regte derselbe Fahnenjunker die Festnahme des Schusters an, weil er sich einbildete, dieser sei der Urheber eines früher gehörten Drohwortes. Der blindeifrige Fahnenjunker war der Regisseur der Unglücksszene. Als nun der Leutnant seinen vermeintlichen Beschimpfer vor sich sah, da beseelten ihn die Instruktionen, die Oberst v. Reutter den Offizieren gegeben hatte: sie dürften sich nichts gefallen lassen, sie müßten so schneidig als möglich vorgehen. Insbesondere hatte der Oberst dem Leutnant v. Forstner noch angeraten, immer eine Pistole bei sich zu führen und von Säbel und Pistole gegebenenfalls Gebrauch zu machen. Daraus ergab sich handgreiflich: der Oberst trägt die Hauptschuld. Herr v. Reutter — das muß man anerkennen — suchte sich auch der Verantwortlichkeit durchaus nicht zu entziehen. Er gab über seine schneidigen Instruktionen, auf deren Nichtbefolgung er die Anzeige beim Ehrengericht gesetzt hatte, rückhaltlos Auskunft und trat für seinen Leutnant ein mit der Erklärung, daß das Militär nicht bloß gegen die auf frischer Tat gefaßten Zivilisten, sondern auch „später" gegen Beleidiger im Wege der Selbsthilfe vorgehen dürfe. Das Militärgericht dagegen verneinte das Recht zur späteren Selbsthilfe und hielt auch den Waffengebrauch für unberechtigt, da 4 oder 5 Soldaten bereitstanden, die den angeblich befürchteten Angriff des Schusters auf den Leutnant sicher verhindern konnten. Die volle Klarstellung der Rechts- und Schuldfragen wird wohl erfolgen in der kriegsgerichtlichen Verhandlung gegen den Obersten v. Reutter, die für die nächste oder übernächste Woche zu erwarten ist. Was die Strafe gegen den Leutnant betrifft, so hätte das Gericht gerne auf Festungshaft erkannt, es war aber durch die Komplikation der militärischen und der bürgerlichen Strafbestimmungen zur Verhängung von Gefängnis genötigt. Wer das in Anbetracht der kleinen Wunde und der großen Verführung für hart hält, muß auf den Gnadenweg verwiesen werden. Die öffentliche Meinung wird nicht von Rachegefühlen geleitet, sondern nur von dem Wunsche, daß Recht und Gesetz sicher gestellt und die schuldigen Offiziere auf eine weniger gefährliche Stelle versetzt werden.

Zur hochpolitischen Lage.

Der Dreibund entfaltet zum Schlusse des Jahres eine Beredtsamkeit von ungewöhnlichem Umfange und überraschendem Optimismus. Mit der Zufriedenheitsrede des deutschen Reichskanzlers wetteiferten Graf Berchtold und Graf Tisza in den österreichisch-ungarischen Delegationen und erreichten auch deren Zustimmung zu der habsburgischen Politik, die zwar gewisse Wünsche zugunsten Bulgariens auf die Zukunft verschieben mußte, aber doch ihre eigenen Interessen in der Hauptsache durchsetzen konnte. Dann kamen in Italien der Minister des Auswärtigen di San Giuliano und der Ministerpräsident Giolitti zu großzügigen Erklärungen über die Auslandspolitik, die für uns besonders wertvoll sind durch die überaus herzliche Bekundung des Dreibund-Willens und durch die besonders warme Betonung der Dankbarkeit, der Interessensolidarität und des Vertrauens zu Oesterreich.

Es läßt sich nicht verkennen, daß der Dreibund zurzeit geschlossener und wuchtiger dasteht, wie je zuvor. Viel Ehr', viel Feind. An Anfeindungen fehlt es auch nicht. Eine davon hat bereits mit einem klaren Fiasko geendet. Die Türkei hatte sich zur Besserung ihres Heeres eine deutsche Militärmission ausgebeten; deren Chef General Liman von Sanders erhielt das Kommando des ersten türkischen Armeekorps in Konstantinopel. Das paßte den Russen nicht; auf Anstiften der russischen Regierung richtete im Verein mit ihr die französische Regierung und — mit halber Seele und Artigkeit sich anschließend — auch die englische Regierung an die Türkei eine Beschwerde in Form einer „Anfrage". Der Großwesir antwortete kühl, das sei eine innerpolitische Angelegenheit der Türkei. Darob erhob sich in Paris der Ruf, man müsse der in Abhängigkeit von Deutschland geratenen Türkei die Anleihen sperren. Es stellte sich aber bald heraus, daß dieser „finanzielle Boykott" gerade die alten Gläubiger der Türkei in Frankreich selbst schädigen würde.

Ernster ist die Aufgabe, die der englische Minister Grey den Staatskünstlern des Dreibundes gestellt hat, indem er die zwei noch schwebenden Fragen — albanische Südgrenze und ägäische Inseln — zu verquicken sucht, so daß die Türkei mit ihren Inseln Griechenland schadlos halten sollte für das Stück von Epirus, das es Albanien überlassen muß. Unsere Offiziösen sind zugeknöpft und sagen nur, daß die Dreibundmächte beschäftigt seien, die Einzelheiten des Greyschen Vorschlags gemeinsam zu prüfen. Die Sache wird also auf das Konto von 1914 übergehen.

Zur politischen Lage in Württemberg.

Von Redakteur Grießer, Stuttgart.

Die Landtagswahlen in Württemberg im Dezember 1912 haben in der württembergischen II. Kammer einen bedeutenden „Ruck nach rechts" gebracht. Der Liberalismus, der bis dahin unter Führung der Volkspartei die leitende Rolle im politischen Leben zu spielen gewohnt war, hatte einen tüchtigen Stoß erhalten. Zwar wurde eine eigentliche Rechtsmehrheit nicht erreicht; es blieb bei dem Gleichgewicht der beiden politischen Gruppen: die Rechte (Zentrum und Konservative) und die Linke (Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokratie) erhielten je 46 Mandate. Die Situation der Rechten in der II. Kammer war zu deren Ungunsten dadurch verschoben, daß die Stimme des aus ihrer Mitte gewählten Präsidenten bei den Abstimmungen von ihrer Mitgliederzahl abgerechnet werden mußte, so daß der Linken mit 46 Stimmen tatsächlich nur eine Rechte mit 45 Stimmen gegenüberstand. Diese Stimmenverteilung barg auch die Gefahr in sich, daß die Bildung einer Mehrheit in der II. Kammer in prinzipiellen Fragen von Zufälligkeiten mehr abhängig war, als früher. Aber es kann jetzt unleugbar festgestellt werden, daß im verflossenen ersten Tagungsabschnitt der II. Kammer keine einzige zur Beratung stehende prinzipielle Frage etwa durch eine nur „zufällige" Mehrheit entschieden wurde.

Die diesem Landtag wegen seines vollständig aus Mitgliedern der Rechten bestehenden Präsidiums von der Volkspartei prophezeite „Unfruchtbarkeit" ist nicht eingetroffen. „Weder das württembergische Vaterland im allgemeinen, noch der Gang der Regierungsgeschäfte samt der parlamentarischen Mitwirkung haben seit dem Aufhören der Diktatur Haußmann auch nur die geringste Beeinträchtigung erfahren", schrieb die rechtsnationalliberale „Süddeutsche Reichskorrespondenz". Der neue Landtag hat sich auch unter der neuen Flagge als vollauf arbeitsfähig erwiesen. Einen

großen Erfolg hat der „Ruck nach rechts" noch gebracht: während man es im württembergischen Landtag bis 1912 kaum gewagt hatte, vom Regierungstisch aus der radikalen Linken selbst in für einen monarchischen Staat ganz selbstverständlichen Dingen ernstlich zu widersprechen, wehte von dieser Seite aus jetzt, nach der Uebernahme des Ministeriums des Innern durch Minister v. Fleischhauer, ein schärferer Wind; dieser Minister trat mit Entschiedenheit gegen die Anmaßungen der volksparteilichen Führer auf und nahm auch eine ganz unzweifelhafte Stellung der Sozialdemokratie gegenüber ein. Seinen Standpunkt in letzterer Beziehung präzisierte er dahin, man könne es doch einer Regierung nicht verdenken, wenn sie gegen eine Partei Stellung nehme, welche die Grundlagen des Staates in so bestimmter Weise verneine.

Die Volkspartei, die, wie das Ergebnis der Hauptwahlen zeigte, einem Versickerungsprozeß unterworfen ist, wartete nach den während der Tagung des Landtags erlittenen Niederlagen auf den günstigen Moment, der sie in den Stand setzen sollte, die verlorene führende Stellung wieder zu gewinnen. Ihre Zuversicht wuchs angesichts der Erledigung von 5 Mandaten der II. Kammer. Zwei davon waren Proporzmandate; es rückte hier der nächste Anwärter mit der höchsten Stimmenzahl vor (beide Mandate gehörten der Volkspartei). Erledigt wurden ferner im Laufe des Sommers die Bezirksmandate in Rottweil, vertreten seither durch das Zentrum, in Gerabronn, vertreten durch die Volkspartei, und in Stuttgart-Amt, vertreten durch die Sozialdemokratie. Bei der Landtagsersatzwahl in Rottweil nahmen die Nationalliberalen das Mandat dem Zentrum ab, allerdings nicht aus eigener Kraft, sondern erst nach erfolgtem gemeinsamem Vorgehen der drei Großblockparteien im zweiten Wahlgang. Durch den Uebergang dieses Mandats an die Linke war das bisherige Gleichgewicht in der II. Kammer schon gestört. Und da die Landtagsersatzwahl in Gerabronn für den verstorbenen volksparteilichen Vertreter wiederum mit dem Siege eines Volksparteilers, also eines Mitgliedes der Linken endete — der Bauernbund hatte trotz größter Anstrengungen diesen bäuerlichen Bezirk nicht erobern können, weil der volksparteiliche Kandidat durch sein Eintreten für die Erhaltung der bestehenden Zölle die demokratisch angehauchten protestantischen fränkischen Landwirte in seinem Netz gefangen hatte — so war die Rechte endgültig auf 45 Mandate herabgemindert; die Linke wurde schließlich mit dem Sieg des Sozialdemokraten in Stuttgart-Amt 47 Mann stark. Durch die infolge Mandatsniederlegung des volksparteilichen Abgeordneten Storz in Tuttlingen nötig gewordene weitere Landtagsersatzwahl wurde an dem Stimmenverhältnis der beiden Gruppen nichts geändert.

Die Nationalliberalen geraten mehr und mehr in eine weitgehende Abhängigkeit von der Volkspartei; auf „Wunsch" der letzteren hat die nationalliberale Partei die für die Landtagsersatzwahlen in Rottweil und Stuttgart-Amt bereits aufgestellten Kandidaten mit mehr rechts-nationalliberaler Färbung zur Zurücknahme ihrer Kandidaturen veranlassen müssen. Diese Abhängigkeit von der Volkspartei bedingt aber weiter ein Abhängigwerden von der Sozialdemokratie; denn die Volkspartei erstrebt auch in Württemberg die Bildung eines Großblocks nach dem Beispiel Badens. Zwar wehren sich die Nationalliberalen gegen den Vorwurf, daß durch die Vorgänge bei der Wahl in Rottweil, wo die Nationalliberalen der Sozialdemokratie bindende Versprechungen für Gewährung der Wahlunterstützung machen mußten, dem Großblockgedanken auch in Württemberg Tür und Tor geöffnet worden ist. Allein die offiziöse (rechtsnationalliberale) „Süddeutsche Reichskorrespondenz" — um nur diese eine Stimme aus dem eigenen Lager anzuführen — hat festgestellt, einmal, daß seitens der Nationalliberalen in Rottweil „gegenüber der Sozialdemokratie bindende Versprechungen" abgegeben wurden, und ferner, daß die Nationalliberalen zwar jetzt ganz „energisch den Großblock abweisen", aber „fröhlich ihn in Rottweil geduldet" haben und, was das Bedenkliche an der Sache sei, nicht bloß für einen Augenblick ihn als notwendig erkannt, sondern auch bei der Kandidatenaufstellung dadurch recht tatkräftig gefördert haben, daß sie einen auch der Sozialdemokratie genehmen linksliberalen Kandidaten an Stelle des rechtsnationalliberalen aufstellten! So erliegt die Nationalliberale Partei den Einflüsterungen der Volkspartei mehr und mehr; letztere drängt aber mit allen Mitteln darauf hin, auf den Krücken des Großblocks nochmals die frühere tonangebende Stellung zu erringen.

Die Sozialdemokratie hat bei den letzten drei Landtagsersatzwahlen keine guten Geschäfte gemacht. Zwar errang sie das Mandat in Stuttgart-Amt; allein es erfolgte eine förmliche Flucht der Wähler aus dem sozialdemokratischen Lager, was besonders bemerkenswert ist in einem Bezirk, der der fortschreitenden Industrialisierung unterworfen ist und der bisher als ihr sicherstes Besitztum gelten konnte; wurde doch Stuttgart-Amt als die eigentliche „Hochburg" der Sozialdemokratie bezeichnet. Diesen Absplitterungsprozeß im sozialdemokratischen Lager haben in erster Linie die radikalen Führer in Stuttgart verursacht. Die Gruppe um Westmeyer, der wohl zurzeit an der Spitze der radikalsten „Genossen" marschiert, hat mit ihrer Lärm- und Haßpolitik viele seitherige Mitläufer der Sozialdemokratie wieder ins bürgerliche Lager hinübergedrängt. Der sozialdemokratische Terrorismus hat so seine Früchte zuungunsten der Urheber getragen; wo die Sozialdemokratie am mächtigsten zu sein schien, aber zugleich ihre häßlichsten Eigenschaften unverhüllt zeigte, da war der Abfall von ihr am größten.

Bedauerlicherweise haben die protestantisch-konservativen und bauernbündlerischen Wähler sich noch nicht allgemein zu der Ansicht durchgerungen, daß es „auf nationalen und kulturellen Gebieten gegenüber dem Ansturm vaterlands- und christentumsfeindlicher Elemente genug gemeinsame Betätigungsgebiete für Evangelische und Katholiken gibt" (NB. ein Zitat aus der neuen bauernbündlerischen „Schwäbischen Tageszeitung", Nr. 67 vom 17. Nov. 1913).

Bei der Landtagsersatzwahl in Rottweil, wo sich der Großblock gegen das Zentrum bildete, haben den Sieg des Großblocks etliche hundert protestantische Wähler mit konservativer Färbung herbeiführen helfen. Während diese früher ihre Stimmen größtenteils auf den Kandidaten des Zentrums vereinigten, ließen sie sich dieses Mal durch die konfessionelle Hetze der Liberalen verblenden und haben durch ihr Verhalten einen Erfolg des Zentrums verhindert. Selbst die protestantisch-bauernbündlerische „Schwäb. Tageszeitung" mußte bestätigen, daß die Ersatzwahl in Rottweil sich auf evangelischer Seite ganz unter dem konfessionellen Gesichtspunkt vollzogen habe. So hat sich auch in dieser jüngsten Periode wieder, wie schon oft, gezeigt, daß das Zentrum in Württemberg ganz auf sich allein angewiesen ist und daß die Konservativen, denen das Zentrum bei den Hauptwahlen im Jahre 1912 in uneigennützigster Weise Wahlhilfe leistete, es an der Aufklärung des protestantisch-gläubigen Teils der Bevölkerung noch immer fehlen lassen. Die „Schwäb. Tageszeitung" erinnert mit Recht die konservativen Protestanten an diese Aufklärungspflicht und betont, daß, wer von den gläubigen Protestanten „mit Scheuklappen" sich dieser Pflicht entziehe, „sich schwer an der nationalen Gemeinbürgschaft ungezählter vaterlandsliebender Evangelischen und Katholiken und ebenso auch am Protestantismus versündige", m. a. W. „ein Verbrechen am Protestantismus" begehe, weil er „einen großen Teil von dessen Kraft unterbinde, bzw. sie in falsche Wege leite".

In Württemberg ist also jetzt vorläufig mit der Tatsache zu rechnen, daß sich die Mehrheitsverhältnisse in der II. Kammer seit der Ersatzwahl in Rottweil zugunsten der Linken geändert haben. Die Volkspartei nützt diese Lage in ihrer Weise aus, obwohl die jetzige Mehrheit wegen der Neigung mancher nationalliberaler Abgeordneter nach rechts hin höchst fragwürdig ist und übrigens jeden Tag durch eine neue Ersatzwahl wieder aufgehoben werden kann. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 294) hat bereits angekündigt, daß das Kammerpräsidium „nicht nur, wie bisher, auf die Geduld, sondern auf die Gnade der Linken angewiesen" sein werde. Von der Regierung, die einige Male in der letzten Parlamentssaison den Versuch gemacht hat, gegen den Stachel der Volkspartei zu löcken, erwartet dieselbe „Frankfurter Zeitung", daß sie einsehe, daß sie „die Pflicht habe, aus den Entscheidungen der Ersatzwahlen für ihre künftige Haltung zu lernen." Diese Drohungen sind ganz und gar deplaziert, da die Regierung seit Jahresfrist noch keinen Schritt getan hat, der sie in den Verdacht der wirklichen Begünstigung der Rechten auf Kosten der Linken bringen könnte; man müßte nur hierzu die Haltung der Regierung rechnen, die sie gegenüber dem rigorosen Vorgehen des Radikalismus eingenommen hat, eine Haltung, die aber in einem monarchischen Staatswesen auch für sogenannte Demokraten selbstverständlich sein sollte. Ganz treffend hat die offiziöse (nationalliberale) „Süddeutsche Reichskorrespondenz" in Nr. 86/87 die jetzige Haltung der württembergischen Regierung charakterisiert, wenn sie von den Drohungen der Volksparteiler schreibt, daß „diese Diplomatie in Hemdsärmeln" auf die Regierung den erwünschten Eindruck nicht machen werde. Die Regierung „hat sich, da wir in Württemberg vorerst noch konstitutionell, nicht

parlamentarisch regiert werden, wegen der Mehrheit der Rechten seinerzeit nicht in Unkosten gestürzt und wird auch über die ungeheure Wucht der neuen Mehrheit nicht außer Atem kommen. Schließlich richten sich die Linien, in denen der württembergische Staat gelenkt wird, doch nicht darnach, ob in der II. Kammer ein Mann vom rechten auf den linken Flügel getreten ist; der Marsch wird auch künftig geradeaus dahin gehen, wo das Wohl des Staatswesens als Ziel winkt."

Ob das ganz aus Mitgliedern der Rechten zusammengesetzte Kammerpräsidium (Präsident: ein Konservativer, 1. Vizepräsident: ein Zentrumsmann, 2. Vizepräsident: ein Konservativer) sich durch die Verschiebung in den Mehrheitsverhältnissen eine Veränderung gefallen lassen muß, wird die nächste Zukunft zeigen.

Zum Verständnis der österreichisch-ungarischen Politik.

Von Rudolf Freiherr v. Manndorff, Klagenfurt.

Fast nur während der Tagung der Delegationen erinnert der Oesterreicher sich seiner Gesamtstaatlichkeit; während derselben wird er indes am deutlichsten auch erinnert an die Gegner derselben. So wieder während der gegenwärtigen Tagung — seit Mitte November d. Js.

Der Magyare Graf Apponyi tadelte im Ausschusse der ungarischen Delegation den Minister des Aeußern Grafen Berchtold, weil dieser als Gesandten nach Rumänien einen notorischen Anhänger der österreichischen Reichsidee, Grafen Czernin, entsendet hat! — Der tschechische Führer Dr. Kramar tadelte in dem Ausschuß der österreichischen Delegation denselben Minister des Aeußern, weil er die Balkanpolitik nicht im Sinne Rußlands geführt hat! — Kann es größere Verkehrtheiten geben?

Allerdings brach sogar der ungarische Ministerpräsident (dessen in der „Allg. Rundsch." Nr. 35 erwähnte epochemachende Reichstags-Rede Apponyi zugleich getadelt hatte) dem Vorwurf dadurch die Spitze ab, daß er dessen Besorgnisse ironisierte, nicht ernst zu nehmen scheint. Und der tschechische Politiker — Staatsmann kann man ihn dafür doch nicht nennen? — bleibt im österreichischen Vertretungskörper für gemeinsame Angelegenheiten beider Reichshälften ebenso isoliert, wie sein geliebtes Rußland im europäischen Konzert. Allein es ist doch für Außenstehende unbegreiflich, daß überhaupt solche Stimmen grundsätzlicher Gegnerschaft in den ersten Vertretungskörperschaften der Habsburger Monarchie möglich sind. Es sind doch hochgebildete, beredte Leute aus den oberen Schichten, zweifellose Kulturmenschen ersten Ranges und modernster Fasson, die so sprechen, daß jeder Ausländer sie fast des Hochverrates beschuldigen möchte. In jedem anderen Staate wären sie unmöglich.

Es ist eben wieder das „nationale Problem" („Allgemeine Rundschau" Nr. 44), welches hierzulande so seltsame Blüten zeitigt. So sieht es in einem Großstaate aus, der kein nationaler Einheitsstaat ist. Wie in der inneren Gesetzgebung und Verwaltung, so gibt es hinsichtlich der Führung der äußeren Politik Oesterreich-Ungarns Erscheinungen, welche die sonst allgemein gültigen Staatsbegriffe schier auf den Kopf stellen. Woher kommt es, daß sie tatsächlich, also dennoch möglich sind? — daß sie sich auch stellenweise im Verhalten der Kronländer untereinander, ja innerhalb fast aller gemischtsprachigen Kronländer der Gesamtmonarchie zeigen? — daß dieses Reich nicht an so rätselhaften Erscheinungen und inneren Widersprüchen bereits längst zugrunde ging?

Bei dem Versuche, diese Fragen zu beantworten, muß zugestanden werden, daß mitunter die Nachsicht der Zentralgewalt, „Wiens" in der Tat zu weitgehend scheint; es wäre doch kaum nötig, daß man gerade die dynastiefreundlichen Nationalitäten Ungarns den Magyaren aus Gründen der „höheren Staatsraison" so sehr preisgibt und dafür der antimonarchischen Propaganda eines Teiles der Magyaren die Zügel schießen läßt. Zwar hat dort der eigentliche Republikanismus keinen Boden, und gelegentlich wird von der magyarischen Mehrheit eine Anhänglichkeit an die Dynastie betont, die sogar an Schwärmerei und Romantik grenzt. Allein es erklärt sich manches aus der inneren Parteitaktik der sogenannten Gemäßigten und der Extremen.

Es besteht nämlich zwischen denselben eine Art politischer Arbeitsteilung. Es braucht nicht gerade immer eine ausdrückliche Verabredung, ein geheimer Pakt darüber zu bestehen; der hohe politische Instinkt der Magyaren bringt es wohl auch ohne solchen zuwege, daß jeder Teil seine Rolle so wirksam spielt, daß man auf (wenigstens gelegentliche) gemeinsame Regie dieses Ineinandergreifens der ungarischen Whigs und Torries schließen könnte. Die einen drohen geradezu selbst in Friedenszeiten, um so mehr im Konfliktsfalle. So war lang nach 1849, an der Wende des Jahrhunderts, schon ganz offen von der „unter Umständen" möglichen Königswahl eines preußischen Prinzen die Rede, der sogar im Hinblick darauf — bereits ungarisch lerne. Die anderen werden zwar niemals so unloyal, ausdrücklich zu drohen; aber sie treten im Konfliktsfalle als Retter der Krone auf. Allerdings erklären sie dann, dies nur dann mit Erfolg tun zu können, wenn der Träger derselben — nachgibt. In Erinnerung an derlei kritische Augenblicke wird solche Nachgiebigkeit zur Regel auch in gewöhnlichen Zeiten; und schon der ungarische Krönungseid ist so stilisiert, daß es gegenüber einem persönlich gewissenhaften Träger der St. Stephanskrone zum äußersten gar nie kommen kann. Das ist die Erklärung der politischen Ueberlegenheit Ungarns in der Gesamtmonarchie.

In der Westhälfte Oesterreich-Ungarns ist das staatsrechtliche und tatsächliche Verhältnis zur Krone ein ganz anderes. Schon äußerlich ist dieser Unterschied daran erkennbar, daß die innerösterreichischen Erblande, die böhmischen Länder und um so mehr das österreichische Stück des aufgeteilten Königreichs Polen eine im Gewissen verpflichtende Angelobung auf Festhaltung an geschichtlich überliefertem Staatsrecht nicht kennen. Der konstitutionell-monarchische Verfassungseid auf die neuzeitlichen Staatsgrundgesetze ist etwas ganz anderes; er steht nicht im Zusammenhang mit geschichtlich überliefertem Staatsrecht früherer Zeiten. Erinnerungen an solches bestehen zwar besonders für die Länder der böhmischen Krone; daher strebt dort die staatsrechtliche Partei die Erneuerung auch der böhmischen Königskrönung an. Auch in den vorwiegend oder ganz deutschen Kronländern Innerösterreichs gab es vor der pragmatischen Sanktion ähnliches im kleineren Maßstab, die Erbhuldigung mit jedesmaliger Erneuerung der alten ständischen Privilegien. Aber all dies ist schon zum Teil vor der pragmatischen Sanktion und unter Maria Theresia und Josef II., um so mehr im späteren Absolutismus außer Gebrauch und Rechtsgeltung gekommen.

Und daß es nicht wie in Ungarn mit der Revolution wieder dauernd erneuert wurde, das ist der große Unterschied, auf welchem der später, nach 1866 für Oesterreich-Ungarn geschaffene Dualismus beruht. Ungarns Staatsmänner waren auch 1849 und 1867 und 1868 so „feudal", an der Rechtskontinuität festzuhalten. Die österreichischen „liberalen" 1848er und um so mehr ihre Epigonen unter Beusts verhängnisvoller Führung legten auf diese keinen Wert; darum ist die Westhälfte der Monarchie seither immer so sehr im Nachteil gegenüber dem Königreich Ungarn als einem selbständigen Gebiete mit auch heute noch staatsrechtlicher Geschlossenheit; und darum halten auch die zielbewußten Ungarn so fest an dieser geschichtlich gewordenen und aufrechterhaltenen Rechtslage. Sie verdanken ihr ja die seitherige politische Ueberlegenheit als das ihnen einzig zu Gebote stehende Gegengewicht; nur dieses schützt sie vor dem tatsächlichen kulturellen und finanziellen Uebergewichte der „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder", dieser eigentlich namenlosen Westhälfte der Monarchie.

Von all dem wissen übrigens selbst in West-Oesterreich die Wenigsten; oder sie wollen davon nichts wissen, um nur ja nicht in Feudalismus zurückzufallen, oder als minder liberal und nicht genug demokratisch verdächtigt zu werden.

Daher die derzeitige Ohnmacht beider Reichshälften gegenüber dem „nationalen Problem". Ungarn freilich behilft sich vorläufig mit der Gewalt und magyarisiert, um ein einheitlicher Nationalstaat zu werden.*) Aber das ist eine Utopie. Wie wir an anderer Stelle ausgeführt haben (Nr. 35 der „Allg. Rundsch."), hat sie nach dem Balkankriege auch die letzte Aussicht auf Verwirklichung verloren. In der Westhälfte der Monarchie hat man wenigstens den guten Willen, den nationalen Minderheiten in Schule, Gericht und Amt gerecht zu werden. Beide Reichsteile werden aber früher oder später, womöglich gleichzeitig, damit zurecht kommen müssen; sonst hemmt ihre innere Zerfahrenheit jeden Fortschritt an Geltung und Macht nach außen. Die

*) Eben jetzt ist ein neuer Ausgleich mit Kroatien wieder zustande gekommen und mit den Rumänen Ungarns wird behufs eines solchen unterhandelt. Auf die betreffenden Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Aber schon diese noch etwas zaghaften Versuche beweisen die Richtigkeit der hier dargelegten Auffassung der nationalen Dinge in Oesterreich-Ungarn.

Monarchie wird nicht untergehen, aber aus der Großmachtstellung verdrängt, wenn dies nicht bald gelingt.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das befreundete Ausland daran mitinteressiert ist. Ist Oesterreich-Ungarn durch Verwirklichung von Recht und Billigkeit in nationaler Hinsicht über diesen Berg gekommen, dann erst kann es sich innerlich zur höchsten Kulturblüte gerade durch edlen Wetteifer seiner Nationen entfalten; und dann erst kommt es auf jene Höhe seiner Macht, die auch den Frieden Europas verbürgt und namentlich den benachbarten Balkanvölkern durch Beispiel und materielle Unterstützung aus den völkermörderischen Klammern heraushilft, aus denen sie heute noch nicht befreit sind.

Politische Ehrlichkeit in Barcelona.

Von Professor Dr. Eb. Vogel, Lektor an der K. Technischen Hochschule zu Aachen.

Erfreuliche Bilder aus der unpolitischen Arbeit der spanischen Gesellschaft versprach ich jüngst zu geben. Ich bekannte mich zu der Hoffnung, daß es dem vielen Guten, das unter der Kruste der politischen Unehrlichkeit keime, einst auch gelänge, diese Oberschicht zu sprengen und zu zersetzen. Schon oft habe ich die katalonischen Landschaften von dem Schimpf der politischen Unwahrhaftigkeit ausnehmen dürfen. Jede neue Wahl bekräftigt die Berechtigung dieses Lobes. So auch die am Sonntag, den 9. November vollzogenen Wahlen zum Gemeinderat von Barcelona. Darum noch einmal etwas Politisches!

Zunächst gab es, wie schon seit Jahren, weil es einen wirklichen Kampf galt, auch ein ernsthaftes, heißes Werben um die Stimmen der Wähler. Kaum war der 24. Oktober vorüber, an welchem Tage die Vertreter aller katalonischen Gemeinden sich in dem alten Palast der Landstände in Barcelona eingefunden hatten, um sich unmittelbar vor der Eröffnung des Cortes noch einmal aufs feierlichste und bündigste zu der Forderung der landschaftlichen Zweckverbände zu bekennen; kaum begannen sich die Wogen der Entrüstung über die Tücke, womit die Madrider Politiker diese Hoffnung abermals vereitelt hatten (der aber inzwischen durch königliche Verordnung entsprochen wurde), in der Bürgerschaft von Barcelona zu glätten, da wurde der Kampf um die freiwerdenden 25 Gemeinderatssitze eingeleitet. Die Parteien öffnen ihre den ganzen Tag bis Mitternacht tätigen Wahlbureaus. Noch vor Monatsschluß werden die Bewerber proklamiert. Von dem Tag an rückt alles, was die Wahl angeht, an die erste Stelle der Tagespresse: Empfehlung und Verteidigung der Bewerber, Angriff und Abwehr. Noch einmal werden die großen Streitsachen der beiden vergangenen Jahre der radikalen Gewaltherrschaft beleuchtet, alte und neue Lügen, womit besonders die Radikalen arbeiten, werden entlarvt, Schleichwege aufgedeckt, Fälschungen an den Pranger gestellt, die Wähler immer wieder über ihre Rechte und Pflichten belehrt. Die Bewerber stellen sich in ihren Bezirken, deren Barcelona zehn hat, vor; die politischen Führer ziehen mit ihnen von Verein zu Verein, um Stimmung zu machen. Da es gilt, die radikale, von dem dunklen Ehrenmann Lerroux gegängelte Mehrheit zu stürzen, erscheint ein Bündnis der bürgerlichen Parteien selbstverständlich. Aber weder die Linken — Liberale, Republikaner, Reformisten — noch die Rechten — Karlisten, Integristen (Ueberkatholiken), Konservative — wollen sich der Liga, die nach bisher gemachten Erfahrungen den stärksten Rückhalt in der Wählerschaft hat, anschließen; den einen ist sie zu konservativ, den anderen zu liberal. Die Liga ist eben, wie ich oft andeutete, in Spanien der einzige Ansatz zu einer politischen Partei religiös gesinnter Männer, die doch die Religion nicht durch die Berufung auf sie bloßstellen wollen, kurz ein Zentrum, spanischem Rahmen angepaßt. Am Dienstag, den 4. November, rechnete in der Sala Imperio die Liga mit ihren Widersachern durch den Mund ihrer Führer Abadal und Cambó ab. Je näher der Tag der Wahl rückt, desto mehr drängt sie — weit mehr als in Deutschland — jede andere Angelegenheit in den Hintergrund, verdrängt sie wohl verstanden nicht. Denn dies ist ein großes Lob für den Fortschritt der politischen Gesittung in Barcelona, daß in den heißesten Tagen des politischen Getümmels der erste Kongreß Kataloniens für christliche Kunst und ein Kongreß für Handelsgeographie, beide stark besucht und auch alles Interesses außerhalb Spaniens würdig, in der Stadt tagen konnten. Kurze, wuchtige Hinweise auf die Wahlpflichten nehmen in Fettschrift die Ecken und Mitten der Zeitungen ein. Alles wie bei uns, was ist dabei? Nun, daß es eben in Spanien nur in Barcelona, nur in Katalonien bei den Wahlen so geht wie bei uns, wenn auch, da wir im Süden sind, etwas hitziger.

Die Wahlen selbst vollziehen sich von Sonntag früh bis zum Abend in Ordnung und Ruhe. Mit der Ehrlichkeit des Kampfes sind auch Duldung und Anstand in der Wahlhandlung selbst zur Herrschaft gelangt. Ich lese die Berichte über die Verkündigung des Wahlergebnisses, und meine Gedanken sind unwillkürlich in Köln bei der Bürgergesellschaft statt in Barcelona im Vereinshaus der Liga. Das Ergebnis selbst: einige 60 Prozent der Wähler haben ihrer Wahlpflicht genügt, eine in Spanien unerhörte Ziffer; die Landschaftler (das „Zentrum") haben von 25 umstrittenen Sitzen 11 erobert, die Radikalen Lerroux' 10, die Republikaner 1, die Liberalen 1, die Rechten 1, ein Sitz bleibt zweifelhaft. Bedeutung dieser Wahl für Barcelona: Die Tyrannei eines unverantwortlichen Mannes über die zweite Stadt des Landes ist gebrochen; keine Partei hat die Mehrheit auf dem Stadthause; aber die Liga ist in der Lage, die Verwaltung einzig gemäß den Interessen der Stadt, die sie allein unparteiisch vertritt, zu bestimmen. Für Spanien: die alten Parteien der Liberalen und Konservativen, die sich sonst bisher in den „Genuß der Macht" teilten, gelten in Barcelona so gut wie nichts; je einen Vertreter haben sie noch mit Mühe herausgeschlagen. Im ganzen übrigen Spanien, auch in Madrid, genügte der Wechsel des Ministeriums, um innerhalb vierzehn Tagen die große Mehrheit aller Gemeinderatswahlen konservativ ausfallen zu lassen, wie sie umgekehrt genau ebenso liberal ausgefallen sein würde. Und dabei hat der Minister die Stirn, der Stadt Barcelona einen neuen konservativen Oberbürgermeister zu schicken.... Nun wünsche ich mehr als je, daß das Ministerium Dato in den nächsten Parlamentswahlen unterliege. Im Grunde würde dabei nur die große bürgerliche Lüge unterliegen. Amicus „Dato", magis amica veritas.

Mehr Schutz der persönlichen Ehre.

Von Peter Thiessen.

Mehr Schutz der persönlichen Ehre. Das ist eine alte Forderung. Man hat dieselbe schon sehr oft erhoben und immer dann wieder erneuert, wenn durch besondere Vorkommnisse die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wurde, daß das deutsche Strafgesetzbuch der persönlichen Ehre keinen ausreichenden Schutz gewährt. Trotzdem ist bislang nichts geschehen, um dem sehr fühlbaren Mangel der in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen abzuhelfen. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil eine Revision und teilweise Umgestaltung des Strafgesetzbuches schon seit geraumer Zeit in Vorbereitung ist und demnächst den Deutschen Reichstag — d. h. in einigen Jahren — beschäftigen soll.

Die Ehre gilt mit Recht als das höchste bürgerliche Gut im sozialen und wirtschaftlichen Leben. Das Gesetz bietet indes zum Schutze dieses Gutes weit weniger Handhaben, als wie zur Sicherung des Eigentums. Wer eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht rechtswidriger Zueignung wegnimmt, wird von der Anklagebehörde ex officio verfolgt und von dem Gerichte wegen Diebstahls mit Gefängnis oder je nach den Umständen mit Zuchthaus bestraft. Die Ehre dagegen kann angegriffen und auf das Schwerste verletzt werden, ohne daß seitens der Staatsanwaltschaft eingeschritten werden muß.

Die Verfolgung eines Vergehens oder Verbrechens gegen das Eigentum gilt, als im öffentlichen Interesse liegend, geboten. Bei einer Strafanzeige wegen Ehrverletzung befindet die Staatsanwaltschaft darüber, ob ein öffentliches Interesse die Erhebung der Anklage notwendig erscheinen läßt. Bekleidet der Antragsteller irgend ein öffentliches Amt, so nimmt die Staatsanwaltschaft die Verfolgung des Beleidigers und Ehrverletzers auf. Der nichtbeamtete Bürger wird in den weitaus meisten Fällen auf den Privatklageweg verwiesen. Die Beschreitung dieses Weges ist mit mancherlei Schwierigkeiten und erheblichen Kosten verknüpft. Wer über keine Geldmittel verfügt, die verlangten Gebühren vorzulegen, kann sich um die Zubilligung des Armenrechts bemühen, wenn ihm von der Ortsbehörde bescheinigt wird, daß seine wirtschaftlichen Verhältnisse ihm die Vorlage der Kosten nicht gestatten.

Ergibt sich bei der Prüfung der Klage, daß dem Beklagten der Schutz des § 193 des St.-G.-B. (Wahrung berechtigter Interessen) zur Seite steht und somit nach den gesetzlichen Be-

stimmungen eine Bestrafung desselben nicht zu erwarten ist, so wird die Klage ohne Verhandlung zurückgewiesen und der Kläger verliert die von ihm bezahlten Gebühren.

Damit kommen wir auf einen sehr wunden Punkt der derzeitigen Gesetzgebung. Der § 193 des St.-G.-B. schützt den vor Strafe, der in Wahrung berechtigter Interessen einem anderen an sich ehrenrührige Handlungen zum Vorwurfe macht, gleichviel, ob diese Handlungen von dem Beschuldigten begangen worden sind oder nicht, wenn aus der Form und dem Inhalte der Behauptung nur nicht die Absicht der Beleidigung hervorgeht. Hierdurch ist dem Raffinement böswilliger, gehässiger Menschen Tür und Tor geöffnet. Sie können bei den verschiedensten Gelegenheiten, namentlich, wenn sie wirklich ihre eigenen oder die Interessen anderer vertreten, die ungeheuerlichsten Verdächtigungen offen aussprechen, wenn sie sich nur vor einer Verbalinjurie hüten und die von ihnen aufs Korn Genommenen nicht mit direkten Schimpfworten traktieren. Eine Klage gegen solche „Schlauköpfe" ist meist aussichtslos, zumal sie, da ihnen der Schutz des § 193 des St.-G.-B. zugebilligt wird, nicht einmal den geringsten Versuch zu machen brauchen, den Wahrheitsbeweis anzutreten.

Verdachtsäußerungen gegenüber der Staatsanwaltschaft sind überhaupt straffrei, auch wenn dieselben noch so schwerwiegender Art sind und für die Verdächtigten die unangenehmsten Folgen haben. In solchen Fällen greift nur dann die Anklagebehörde ein, wenn eine wissentlich falsche Anschuldigung vorliegt. Und den Nachweis zu erbringen, daß jemand gegen seine bessere Ueberzeugung eine Anzeige erstattet hat, ist überaus schwierig.

Ebenso schwierig ist es aber auch für einen schuldlos Verdächtigten, seine Unschuld vor aller Welt einwandfrei zu beweisen, besonders dann, wenn es sich um eine Sache handelt, bei der der wirkliche Täter nicht zu eruieren ist. Hier hat dann die Bosheit wieder einen weiteren Spielraum, die Ehre und das Ansehen eines Unschuldigen straffrei zu untergraben und zu vernichten. Wenn über den Betreffenden Erkundigungen eingezogen werden, können ihm feindlich Gesinnte erklären: „X. Y. hat einmal in dem Verdachte gestanden, diese oder jene Schandtat begangen zu haben; es wurde auch Haussuchung bei ihm gehalten; man hat aber nichts gefunden." Das so Berichtete ist objektive Wahrheit, für die jederzeit der Nachweis erbracht werden kann, und der Unglückliche, den „kluge" Berechnung in den Verdacht gebracht hat, steht macht- und wehrlos seinen Feinden gegenüber. Er lebt als ein Angeschwärzter unter dem Verdammungsurteil derer, die ihn nur vom Hörensagen kennen, und haben seine Feinde sogar das unbedingte Vertrauen dieser oder jener Auskunftei, der sie „ohne Verbindlichkeit" über Ruf usw. des Verfemten berichten, dann kann dieser der ehrenwerteste Mensch von der Welt sein, er verliert sein Ansehen und seinen Kredit und ist unter Umständen dem wirtschaftlichen Ruin preisgegeben.

Wie sagt die Königin Elisabeth in Schillers „Maria Stuart"? „Was man scheint, hat jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen." Das trifft da zu, wo Neid, Haß und Bosheit nach der Methode verfahren, die Goethe im sechzehnten Buche seines Werkes „Aus meinem Leben" kennzeichnet, indem er auf jene Gegner hinweist, „die irgend jemand, dem sie mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen". Man erweckt berechnend den falschen Schein, stellt die Verfolgten in ein böses Licht und erreicht den Zweck, daß die „Welt" dieselben hiernach richtet.

Aus dem allem ist zur Genüge zu ersehen, daß in unserer Zeit, in der das achte Gebot des Dekalogs: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten", so vielfach mißachtet wird, ein möglichst weitgehender Schutz der persönlichen Ehre durch die Gesetzgebung geschaffen werden muß. Die Maschen des Netzes der Strafgesetze müssen entschieden verengert werden, damit die skrupellose Bosheit nicht mehr so hindurchschlüpfen kann, wie das jetzt leider zum Schaden, zum Verderben vieler ehrenhafter Menschen der Fall ist.

Es wird daher die Aufgabe des Deutschen Reichstages sein, sich bei der Neugestaltung unseres Strafgesetzbuches vor allem auch mit der Erweiterung des Schutzes der persönlichen Ehre eingehend zu befassen und dafür zu sorgen, daß dem dringend Erforderlichen genügend Rechnung getragen wird.

Anm. d. Red. Es sei darauf hingewiesen, daß die deutsche Anti-Duell-Liga vor Jahren bereits formulierte und eingehend motivierte Vorschläge zur Abänderung einer Reihe von Bestimmungen des Strafgesetzbuches, der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes an Reichstag, Bundesrat und den Reichskanzler eingereicht hat, welche nicht bloß auf eine wirksamere Bekämpfung des Duells, sondern vor allem auch auf eine Verbesserung und Verstärkung des gesetzlichen Schutzes der Ehre abzielen.

Der Missionsgedanke in der Mittelschule.

Von Privatdozent D. Dr. Aufhauser.

Das führende Beispiel der protestantischen Hochschulstudenten im Interesse der christlichen Heidenmission[1]) dürfte, wenn nicht alle Hoffnungen trügen, auch bei der jungen katholischen akademischen Missionsbewegung bald überall treffliche Nachahmung finden. Doch hält es augenblicklich noch schwer, gerade im deutschen Süden eine tiefer gehende, anhaltende, aus den Kreisen der Studenten selbst zukunftsverheißend ersprossende Bewegung unter den katholischen Studenten ins Leben zu rufen.

Soll in dieser Frage wirksamer Wandel geschaffen werden, dann muß der Religionsunterricht an allen Gattungen der Mittelschule bereits vorbauen. Dieser gerade in unseren Tagen wegen seiner abschließenden Bedeutung für die religiöse Erziehung ungemein wichtige, im Vergleich zur akademischen Lehrtätigkeit wegen seiner umfassenden und fruchtbaren Einwirkungsmöglichkeit auf die heranwachsende Verjüngung der verschiedensten Lebensberufe vielfach auch anziehendere Unterricht könnte lebhaftes Missionsinteresse in viel weitere Kreise tragen, als es der akademische Lehrer selbst bei Vorlesungen für alle Fakultäten vermag. Wird an der Mittelschule zuerst Geist und Gemüt für die hohen Probleme der Weltmission gewonnen, so wird der Student auch an der Hochschule der Missionsbewegung Interesse entgegenbringen. Durch die ganze Missionsbewegung innerhalb der katholischen Studentenwelt wird zudem ein im Laufe der Jahrhunderte zurückgetretener Gedanke wieder in lebendige Tat umgesetzt, ich meine die Mitwirkung des Laienelements bei der christlichen Mission.[2]) In der Mission der christlichen Urkirche spielten die Laien-Missionäre eine hervorragende Rolle. Und die heutige protestantische Mission verdankt ihren gewaltigen Aufschwung nicht zuletzt der überall mächtig erblühenden Anteilnahme der Laien an ihren Missionsaufgaben.

In diesem Lichte besehen, gewinnt die ungemein wichtige und verdienstliche erzieherische Aufgabe des Religionslehrers an der Mittelschule noch bedeutend an Wert für unsere Frage. Trotz mancher betrübender Erscheinung sind die Herzen unserer Mittelschüler für religiöse Fragen noch empfänglich, freilich müssen sie von begeistertem Herzen, das selbst noch jugendlich frisch zu fühlen weiß, und an der Hand eines modernen brauchbaren Unterrichtsbuches geführt werden. Wie die neuere Kirchengeschichte als Grundlage unserer heutigen Verhältnisse, so vermag auch die den Blick erweiternde Missionsgeschichte bei dem heutigen Studenten der oberen Klassen, der für die modernen kirchen- und weltpolitischen Fragen gewiß ein offenes Auge hat, lebhaften Anklang zu finden.

Sehr erfreulich sind die Bestrebungen der beteiligten Religionslehrer, in diesem Sinne auf die Jugend zu wirken. Ein vorzüglich anregendes Referat mit reicher Literaturverarbeitung von P. Oderich O. Cap. wies auf der heurigen Nürnberger Versammlung die Wege, den ganzen Religionsunterricht ins Licht des Missionsgedankens zu stellen.[3]) Auch außerhalb der Schule ließen sich die Anregungen vertiefen. Die protestantischen Mittelschüler sind uns auch hier voraus mit ihren meist lebhaft blühenden Schülerbibelkränzchen, die sich vielfach an den christlichen Verein junger Männer anschließen. Wie weit sich auf katholischer Seite ähnliches verwirklichen läßt, muß der Entscheidung der beteiligten Kreise überlassen bleiben.

Wohl eine der erfreulichsten Früchte der protestantischen Laienmissionsbewegung unter den Studenten ist die ärztliche Mission seit 1898, die i. J. 1909 in Tübingen ein eigenes Institut sich geschaffen. Verheißende Anfänge scheinen auch auf unserer Seite allmählich sich zu entwickeln. Mit den jungen Aerzten ließen sich auch spätere Juristen, Techniker, Lehrer, Kaufleute usw. für das Missionsinteresse gewinnen; sie alle hat der Religionslehrer in unvergleichlicher Weise zur Einwirkung in den bildsamsten Jahren ihrer Entwicklung vor sich; möge in diesem Sinne den jungen Bestrebungen der reichste Segen zum Wohl der ganzen Menschheit beschieden sein!

---

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" (1913), S. 948 ff.

[2]) Vgl. A. Kröpfler, Missionswesen und Kolonialpolitik. In „Kaiser Wilhelm II., 15. Juni 1888—1913", Sammelwerk aus Bayern. München 1913, S. 238. — J. Schmidlin. Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Münster 1913, S. 28 f., 292 f.

[3]) Vgl. P. Oderich O. Cap., Die Heidenmission im Religionsunterricht der Mittelschule. In „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten" (1913), S. 325—46.

Dem Kinde unser Herz.

Eine Skizze von Eugen Mack.

In feinen Flocken fiel Schnee auf die hochgiebeligen Häuser der großen Stadt. Es war, als ob Natur mit sanfter Hand Türme und Dächer in ein schönes Festkleid zaubern wollte, bevor die Abendglocken den Einzug weihnächtlichheiliger Zeit kündeten.

Gertrud, eine herzignette Blondine, war vom Friedhof heimgekommen, wo sie eben ein Christbäumchen aufs Grab der Eltern gebracht hatte. Heimgekommen? O nein. So sah es im alten lieben Daheim nicht mehr aus, daß dies liebe Wort heimgekommen, in dem so viel Vatergruß und Mutterkuß liegt, der rechte Ton wäre. Nein, jetzt war es frostig, öd und tot, seit alles, gar alles, fort war, versteigert, damit die großen Rechnungen über Mütterchens Kranksein, Sterben und Begrabenwerden bezahlt werden konnten. Nun war ja alles bezahlt — und die ganze Heimat war verkauft.

Noch ein paar Tage hätte das Wohnungsrecht bestanden, allein hier wollte Gertrud Weihnachten nicht halten. So wollte sie Weihnachten in der Erinnerung lieben und feiern, wie es in der Heimat gewesen. Deshalb mußte sie vor Heiligabendbeginn der Stätte Lebewohl sagen, wo voriges Jahr die letzte Heimatweihnacht von Mutterliebe und Kindesliebe zu einem andächtigen Eltern- und Kindesfest verklärt worden war.

In ihr Kofferchen packte die Vierzehnjährige recht wenig, kleine Stücke, liebste Stücke, darunter ein weißes Tischtuch, das sie durch eine Freundin aus der Masse heraus hatte ersteigern lassen. Auf diesem Linnen — sie erkannte es an der feinen Stickerei an der Seite —, war immer der Christbaum und das kleine Kripplein gestanden, auf dem lag voriges Jahr noch das goldene Kreuzchen, auf dem hatte der Geistliche bei Mütterchens Versehgang das hochwürdigste Gut niedergestellt, auf dem stand das Kreuz in Blumen vor dem Sarg. O, es war eben eine Reliquie, aus der des Hauses Weihnachtsfreude strahlte, auf die aber auch im Gedenken an das Leid, dessen Zeugin sie gewesen, die Tränen eines Kindes tropften, das elternlos dem heiligen Abend und der Fremde entgegenging.

Und die Fremde lag so wolkig und nebelhaft vor Gertrud. Jetzt würde sie gehen, scheiden und wußte nicht, was dann sein würde, ob sie wohl das Glöcklein von Innisfär einer neuen Zeit hören dürfte. Ach, es war alles so rätselhaft dunkel. Sie hatte wohl eine Postkarte bekommen, aber schon vor Monaten, von ihrem schrecklich gelehrten Vetter Hermann. In höchster Eile hatte er geschrieben. Der Inhalt sei philosophisch, hatte der Pfleger gesagt. Sie hätte den Beginn eines ernsten Lebens bald erfahren müssen, die Grenzlinie zwischen Kindheit und Leben sei ihr grausig bald gezogen worden, aber sie solle tapfer in die Ferne schauen, sich von großen Menschen, Helden und Siegern, die vor uns gelebt haben, ein Beispiel nehmen und den Schmerz mit Gleichmut tragen. Das war alles gewesen. Ja, Hermann hatte in den Ferien, da er in Gertruds Elternhaus so freudig willkommen war, liebenswürdig sein können, war mit Vater von Museum zu Museum geeilt, hatte mit ihm Reisen machen dürfen zu Römerfunden, hatte oft versichert, wie Vater, Hermanns Onkel, es verstanden, ihn für seinen Beruf zu begeistern. Jetzt, da Hermann in seinem Beruf drin stand, und die Sonne des Ruhms über ihm und seinem Forschen und Finden zu leuchten begann, hatte er seines Onkels, seiner Tante Kind vergessen. Vater hatte doch recht gehabt, wenn er immer sagte: „Hermann, Hermann, vergrab mir nur nicht im Wissen dein Herz, sei ein Gelehrter mit dem Kopf, mit dem Herzen ein Mensch." Wie hatte sich Gertrud gefreut, als vor ein paar Tagen ein Brief an sie gerichtet war, dessen Poststempel den Namen der Stadt trug, wo Hermann studiert hatte. Aber schon außen sah sie: das war ja seine kleine Gelehrtenschrift nicht, und innen war eine Einladung von einer Dame, welche der Kleinen Ankunft am heiligen Abend bestimmt erwartete. Es war alles so nett und lieb geschrieben. Sie hatte das Schreiben den Pfleger lesen lassen. Aber er, der Kaufmann, der vor Weihnachten nur fürs Geschäft ein Herz hatte, sagte nur: „Ja, geh, denn sie wohnt in einem reichen Viertel!" Und von da an hatte Gertrud gedacht, der Pfleger habe sich um eine Stelle für sie umgesehen, und sie war eben entschlossen, die Dame aufzusuchen.

Sie weinte recht, da sie daran dachte, sie müsse nun in die Welt hinaus. Sie dachte an all die mütterlichen Worte, die sie gewappnet hatten gegen die böse Welt, welche Mädchenblüten vergiftet und ihnen ihre Schönheit nimmt und mit der Sünde eingreift in die heiligen Gesetze des Werdens, die der ewige Gott schaffend in sie gedacht und gelegt. Gertruds Mutter, eine so kluge und dabei so fromme und edle Frau, hatte manchesmal ganz geheimnisvoll gesprochen und gesagt: „Gertrud, zartes Kind, merk dir's, wenn's dich fröstelt im Herzen drin, wenn es so eisig wird von außen her, merk dir's besonders, wenn ich nicht mehr bin, merk dir's, wenn du Verführung fürchtest, dann denk an die Mutter, dann laß heiligen Sternglanz in dir aufleuchten und dann sieh das Bild: die heilige Stätte von Bethlehem und jene, die ihr Kind auf den Armen trägt, das später auf dem Berge gesprochen: Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen!"

Diese Worte waren dem Kinde teuer, ein liebes Muttergut. Im Gedanken an sie sagte sie der toten Heimat Ade und eilte durch die Stadt an die Werft und stieg aufs Schiff zur Reise in die Fremde am heiligen Abend und setzte sich an ein einsam Plätzchen, von wo aus sie der Heimat ein langes Ade zuwinken könnte......

Das Schiff rauschte durch die Wellen, den Strom hinauf. Der Abend sank und küßte die rauschende Flut. Und die Christglocken läuteten vom hohen Dom, diesem Wunderwerk deutscher Kunst, den heiligen Abend ein. Und Gertrud dachte an die weihnächtlichen Minuten, da sie mit Mütterchen am Grabe der heiligen drei Könige gebetet, und sie ließ ihr Tüchlein flattern und sagte dem Dome Ade und der Heimat Ade, Ade dem Elternhaus, Ade dem Gottesacker, zu dem hin ließ sie es lange flattern. — Laß dein Tüchlein flattern, liebes Kind, aber wisse auch, deine Eltern sind dir gerade heute nah; in der Ewigkeit, an Gottes liebegroßem Herzen schlägt ihr Herz betend für dich!

Und dämmeriger ward es und dunkler. Der heilige Abend hüllte Domtürme und Kirchen und Dachfirste in feines Dämmerdunkel. Und dann sah man nichts mehr als die Elektrischen am Ufer und die auftauchenden Sternlein am Himmelszelt. Und der heilige Abend stieg nieder und spielte mit den Wassern. Und die Christglocken läuteten ferner und ferner, zuletzt war es wie leises Klingen aus ewigen Weihnachtslanden. Und der heilige Abend sagte auf dem Schiff groß und klein ins Herz hinein, Weihnachten sei da, und über dem Sturmsang der Wellen sang das Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Da sann Gertrud in ihrer Abschiedstrauer weit hinaus, und sie vergaß ihr Weh und stellte das Bild von Bethlehem in weihnächtlich-schönem Glanz in ihr Denken als ein Heiligtum hinein und wußte, Mütterchen wird sie nicht vergessen.

Jetzt war sie beherzt und sah in all den vielen Lichtern am Ufer, wo Licht an Licht strahlende Ketten erglänzen ließ, Strahlen der Hoffnung, die ihr den Schritt ins Leben hellten.

Was ihrer wartete, sie würde sich durchkämpfen, vom Bilde Bethlehem holte sie sich Kraft zum Kindessiege.

Da lag schon die neue Stadt, ein ganzes Lichtmeer am rechten Stromufer! Die Schiffsglocke läutete, die Taue wurden ausgeworfen, die Brücke von der Landungsstelle nach dem Schiff geschoben. Der Dampfer leerte sich. Gertrud verließ ihn zuletzt.

Das schöne Kind war vielen gaffenden Augen ausgesetzt. Da fühlte sich Gertrud verlassen, ihr Herz war tief verwundet von den frechen Blicken junger Leute. Und doch! Als eine Siegerin ging sie im Schritt reiner Unschuld dahin, denn mit ihrem inneren Auge blickte sie auf das allerreinste Bild: Maria mit ihrem göttlichen Kinde zu Bethlehem. Da nahte sich ihr eine Dame mit durchgeistigtem Gesichtsausdruck, so vornehm in allem, so lieb in den ersten Worten des Grußes: „Gertrud, mein Kind, nicht wahr?"

„Ja, gnädige Frau."

„O Dank, daß ich dich gefunden. So hat er dich beschrieben."

„Mein Pfleger?"

„Nein, Hermann, dein Vetter."

„Hermann, es ist lang...."

„Ja, ja, aber gelt, du grollst ihm nicht, er hat dich nicht vergessen. Sei mir in seinem Namen herzlichst willkommen! Wir gehen hier weiter. Es ist gut, wir haben bald ruhigen und langen Weg, ich muß dir viel erzählen."

Und nun erzählte sie von seinen glänzenden Examina, von Verlobung und Vermählung mit ihrer Tochter Sophie, vom ehrenvollen Ruf zur Leitung archäologischer Ausgrabungen in Griechenland, von der Reise des Gelehrten mit seiner Frau dahin, von ihren Briefen, vom letzten allerschönsten Brief. Er habe fern von den Büchern, unmittelbar auf den Stätten einer großen Kultur, die ihre Werke durch Kraft im Bunde mit der Sehnsucht geschaffen, gefunden, was dieser Kultur fehle zur ganzen Größe, das Herz für das Kind. Er habe in diesem Gedanken sich auf sich selbst besonnen und in wunderbarer Nacht unter griechischem Himmel seiner Sophie gesagt, daß auch ihm fehle das Herz für das

Kind. Seit damals sei in sein Leben für die Wissenschaft ragend groß die Liebe zur Menschheit gewachsen und das still sich in einander Denken zwischen Sophie und ihm sei vom Gotteskuß wahrer Liebe berührt worden. Wie freue es ihn, zu verfolgen, wie in deutschen Landen auch der Staat mit den Kirchen und neben den Kirchen mehr denn je für das Kind, für die Jugend sorge!

Die Mutter von Hermanns Frau wußte das alles so klar und dem Kinde verständlich zu sagen. Auch daß Hermann schrieb, er habe auf den Trümmern einer großen Kultur gefunden, die höchste Weihe der Kultur sei gekommen durch das Kind von Bethlehem, weil es ein Herz in die Kultur getragen habe, ein Herz für das Kind, und drum feiere er diesmal Weihnachten, indem er mit dem Wissen das Glauben, ja fast ein Schauen, eine. Er feiere Weihnachten so innerlich schön, und er freue sich auf jenen Abend, da er mit seiner Sophie mit Iphigenienblick zum Meer hinschauen könne, weit hinaus und Bethlehem suchen und die Sterne grüßen und beten: Es segne uns mit ihrem frommen Kinde die Jungfrau Maria.

Wie Hermann noch weiter geschrieben habe, daß er gerade aus diesem Gedanken heraus ans Waisenkind Gertrud dachte und wünsche, Sophiens und seine Mutter möge es als Töchterchen aufnehmen, brauchte die edle Frau nicht zu sagen. Denn an diesem heiligen Abend wollte sie ja den Wunsch ihrer Kinder aus der Ferne zur Tat machen.

Dort war schon ihr prächtiges Haus. Noch ein paar Schritte, und nun sagte sie so lieb: „Wir sind bei uns, für dich von nun an daheim. Sieh dort, im Erkerzimmer schimmert der Christbaum, soweit ich dir ein Mütterchen sein kann, will ich es sein. Komm, mein Töchterchen. Wir, meine Kinder in der Ferne und du und ich, wir alle wollen uns freuen, unser Herz gehört dem Kind. Dich segne das Kindlein von Bethlehem beim Einzuge ins neue Heim!“

Des Bergmanns Weihnachtpsalm.

Skizze von Georg H. Daub.

Baron Korff-Sodenstein, Rittmeister a. D. und Großindustrieller, eine imponierende, vornehme Erscheinung von hohem Wuchs, machte mit seiner wohlgepflegten Rechten eine mechanische Bewegung, um sich das leicht ergrauende Haupthaar aus der Stirn zu streichen. Dabei sah er dem ihm gegenübersitzenden Freund einen Moment in die Augen.

„Mein Lieber!“ sagte er dann lässig: „Bitte, ein anderes Thema. Wir werden uns sonst nie verständigen.“

Karst Karstensen, ein breitschultriger Norweger, Professor an der Hochschule zu Christiania, lächelte nachsichtig. Dann aber glomm in seinen stahlblauen Augen ein warmes Licht auf und, das von einem blonden Vollbart und dichtem blondem Haar umrahmte geistvolle Gesicht ein wenig hebend, entgegnete er leise:

„Du hast recht; wir beide werden uns darüber nicht verständigen. Schon darum, weil du bei mir Voreingenommenheit witterst. Du glaubst, ich nehme Partei. Aber —“

„Freilich!“

„Siehst du. Und je mehr ich dir das Gegenteil beteuerte, desto mehr würde ich dich zur Opposition treiben. Ich kenne dich, Rudolf! Also, — lassen wir das Gespräch.“

„Ich will dich nicht verletzen, Karst. Du, früher ein überzeugter Materialist, kamst eines Tages und sagtest mir, du seiest ein Gottgläubiger geworden. Gut! Ich ehrte deine innere Wandlung und war deinen neuen Anschauungen gegenüber tolerant. Nun aber kommst du und weckst in mir Erinnerungen —“

„Das war nicht meine Absicht.“

„Gleichviel. Du tatest es. Du erinnertest mich an meine Frau, — und an mein Kind. Du weißt, weshalb ich damals mich von beiden trennte...“

„Ich weiß es.“

„Nun, so sage mir immerhin deine Meinung darüber.“

„Gut. Du darfst aber nicht ärgerlich werden. Damals teilte ich deine Gefühle. Du und ich waren damals durchaus moderne Menschen; Kraft und Stoff waren die einzigen Götter, die wir anerkannten. Während ich nun bei einer Ferientour nach Hammerfest verschlagen wurde und dort einem gelehrten Priester der Gesellschaft Jesu mich anfreundete, — einem Mann, dem ich später so viel verdanken sollte, — lerntest du deine Frau kennen. Deine ersten Briefe schilderten sie zutreffend: schön, geistvoll, liebreizend. Die kleine Erika wurde geboren, ihr waret glücklich.“

„Ja.“

„Und nun kommt die Wendung. Du, ein tatendurstiger Stürmer, sehntest dich bald wieder nach Arbeit. Dein glückliches Heim wurde dir zu eng. Du besaßest unter deinen Besitztümern Gebiete, in denen man Bodenschätze erschloß, Kaligruben anlegte. Du machtest dich daran, die Pflichten eines Gewerken selbst zu übernehmen, bautest dir hierhin, dicht neben das Kaliwerk, eine Villa und stürztest dich in die Arbeit. Hierhin verlegtest du dein Heim und flohst vor den klaren Augen deiner Frau.“

„Ich floh?“

„Ja, Rudolf. Du hattest als Mann Pflichten übernommen; deine Frau hatte Rechte an dich erworben, die dich beengten.“

„Hm, ja. Wir waren da über manche Dinge verschiedener Ansicht.“

„Die Baronin ist eine tiefreligiöse Natur. Sie verabscheute das, was uns früher als erlaubte Freiheit erschien. Und du selbst fühltest dich tief in deinem Innern beschämt.“

„Hör' auf, Karst!“ blitzte da aufspringend der Hausherr seinen Freund an. „Das ist nicht wahr! Ich fühlte nichts dergleichen. Nur eins empfand ich störend: die zur Schau getragene moralische Ueberlegenheit meiner Frau! Das war wie eine ewige Predigt: „Wir Gottesgläubige sind doch bessere Menschen“. Und weil ich fühlte, daß ich nie, niemals, den Kampf gegen diese stumme Intoleranz aufgeben könne, deshalb —“

„— — flohst du hierher, das heißt: du trenntest dich von Frau und Kind.“

„Ich machte mich frei!“

„Ja, wie ein Egoist sich befreit, der nicht Rücksicht nimmt auf die Gefühle anderer...“

„Diese Frömmelei, dieses Kirchenlaufen, dieses Beten am Morgen, Mittag und Abend, diese Kirchenlieder und diese unausstehlichen Bilder an der Wand, das alles sollte ich wohl stillschweigend tolerieren?“

„Ja. Du verlangtest ja auch für dich die gleiche Rücksichtnahme. Und überdies: in deiner Jugend warst du doch gläubig...“

„Hör' auf. Ich ertrage es nicht, dich in der Rolle des Missionärs zu sehen.“

„Ich schweige schon. Nur noch eins — es ist Weihnachtsabend heute. Da fühle ich Mitleid mit zwei Unglücklichen, die keine Schuld tragen und doch leiden müssen.“

„Du bekehrst mich nicht, Karst.“

„Vielleicht bekehrt dich noch eher der letzte deiner Bergarbeiter. Uebrigens, — mein Wagen fährt vor. Lebe wohl, lieber Freund.“

„Adieu Karst, — auf Wiedersehen!“

— — — — — — — — — — —

Baron Korff-Sodenstein, der Gewerke, schlug im Dunkel des Abends den Weg zum Schacht ein. Straff umspannte ein derber Manchesteranzug seine sehnige Gestalt. Erschrocken eilten die Werkführer herbei, als der Herr des Werkes so unvermutet im Schachtgebäude erschien und ihn hinabzufahren befahl.

„Es ist Weihnachtsabend, Herr Baron!“ sagte der Obersteiger. „In einer Stunde ist die Schicht zu Ende und es tritt Festtagsruhe ein....“

„Macht nichts. Ich fahre.“

Lautlos glitt der Förderkorb in die Tiefe. Dem Gewerken kamen während der Fahrt allerlei Gedanken. Was wollte er eigentlich jetzt in der Erde?

Als der Korb unten aufsetzte, schien es ihm, als habe er geträumt. Rasch faßte er sich, nickte dem erstaunten Fahrsteiger einen Gruß zu und eilte in die erste beste Strecke hinein. Funkelnd spiegelte sich das Licht der elektrischen Lampen in den bunten Kristallen der Wände und Decken. Salzbeladene Wagen, von der geheimnisvollen Kraft des elektrischen Stromes bewegt, huschten an seinem einsamen Gang vorüber. Immer tiefer drang er in das Labyrinth der Strecken hinein. Hier und da begegneten ihm Bergleute; respektvoll klang ihr Glückauf ihm entgegen. Er aber eilte weiter. Wohin wollte er nur? — —

Vor Ort, in einem frischen Querschacht, stieß er auf einen alten Häuer, der eben seine Gezähe zusammenraffte. Es war Schichtschluß. — —

„Herr Baron? Glückauf!

„Glückauf. Fertig?“

„Ja, Herr."

„Gut. Kommt mit mir."

Sie gingen heimwärts, dem Schachtausgange zu, — der adelige Gewerke und der letzte Bergmann, den er getroffen.

„Der Weg ist lang. Erzählen Sie mir etwas. Woran dachten Sie, als ich zu Ihnen kam?"

Der alte Häuer sah den Herrn des Werkes forschend an. Dann sagte er langsam:

„An mein Haus dachte ich, — an die Familie — an's Weihnachtsfest."

„Seltsam. Da spricht nun alle Welt heute von diesem Fest. Und 's ist doch ein Märchen, der ganze Weihnachtsglaube."

„Ein Märchen, Herr? Wieso?"

„Nun, Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ein göttliches Wesen armselig wie ein Wurm zur Welt gekommen sei? Das ist doch Fabel."

„Nein, Herr. Das ist kein Märchen. Das ist Wahrheit."

„Nicht für alle, Gott sei Dank."

„Ihr nennt Gottes Namen, Herr — und glaubt nicht an Gott?"

„Wahrhaftig. Das schlüpft einem so heraus."

„Nein, Herr. Das steht einem tief im Herzen geschrieben, und die Zunge muß es bekennen, ob man will oder nicht. Oder ist's nicht gut, Herr, daß die Menschen erkennen, daß ein Gott lebt?"

„Hm. Ich kann ohne einen Gott auskommen, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt."

„Nein, Herr, das ist nicht wahr."

„Oho. Das ist kühn gesprochen!"

„Aber ehrlich, Herr! Ohne einen persönlichen Gott, der uns Menschen Gebote gibt, der uns lohnt und straft, fällt alles Recht und alle Pflicht in sich zusammen. Seht, Herr!" sagte der alte Bergmann und hielt seinen Herrn auf der Strecke an. Dicht an die Wand tretend, lauschte er dann und sagte: „Herr, Ihr seht hier die Eisenbekleidung, die damals zum Schutz gegen das einbrechende Wasser geschaffen wurde. Hört nur, wie es darunter pocht und rauscht. Seht nun: mit meinem stählernen Schlägel brauchte ich nur einige Hiebe zu tun gegen die dünne, rostige Stelle, — und morgen wären Sie ruiniert."

„Mensch, — das ist ja Wahnsinn!"

„Nein, Herr. Ich spreche ja nur von einer gedachten Möglichkeit..... Was hält mich zurück, die Schläge zu tun, die den unterirdischen Brunnen befreien? Der Glaube an Gott! — Was hält mich ab, mit scharfem Stahl hier das Lichtkabel zu zerstören, damit wir in die Irre geraten und elend zugrunde gehen? — — Glaubte ich nicht an Gott, so hielte mich nichts, irgend einen wahnwitzigen Frevel zu begehen. Warum gehe ich tagtäglich hier meinen Weg und erfülle meine Arbeiterpflicht? — Nun, weil ich weiß, daß eine göttliche Gerechtigkeit meinen Lohn abwägt. Die hier auf Erden dienen, sind vielleicht im Jenseits Fürsten."

„Das ist ja eine neue Philosophie."

„Nein, Herr. Es ist die Lehre des Evangeliums, das uns das Kind von Bethlehem brachte."

„Seltsam. Sprecht weiter."

„Denken Sie denn, Herr, daß wir, die wir im Arbeitskittel Tag für Tag unsere saure Pflicht tun, Tag für Tag die Befehle der Reichen, Mächtigen und Höherstehenden erfüllen, nicht auch über die Rätsel des Daseins grübeln? Aber wir, die wir in unseres Herrgotts Schatzkammer arbeiten, sollten wir denen glauben, die alles für Zufall, alles für Märchen und Fabel, ohne Sinn und Verstand, hinstellen wollen? Nein, Herr: hier unten in der Erde predigen uns die Salzfelsen die Allmacht Gottes. Diese bunte Pracht der wallenden Schichten, dieses weiße Kainit, dieses blaue Sylvin, dieses blutrote Sylvinit, dieses getigerte Karnallit und wie alle die einzelnen Arten heißen, sie enthüllen uns die Wahrheit, daß alles in der Schöpfung auf den weisen Plan eines allmächtigen Schöpfers zurückgeht...."

„Ihr glaubt also in tiefster Seele?"

„Ja, Herr! Und ich bin glücklich und froh dabei. Sehen Sie, Herr," fuhr der alte Häuer nach einer längeren Pause mit leiser Stimme fort, „eins will mir bei alledem nicht in den Sinn. Die Menschen machen so große Fortschritte auf allen Gebieten. Aber je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, desto hochmütiger wenden sie sich von Gott.... Damals, in den alten Zeiten, wo die Menschen mit klugem Sinn und goldenem Herzen lebten, da sang man zum Lobe des Allerhöchsten herrliche Psalmen, die noch heute würdig sind, zu Gottes Lob zu erklingen. Wie sang jener begnadete Sängerkönig:

Preiset den Herrn, ihr alle Kräfte des Herrn —
Sonne und Mond, preiset den Herrn;
Sterne des Himmels, Regen und Tau.
Alle Winde Gottes, Feuer und Hitze,
Frost und Kälte, Tau und Reif,
Eis und Schnee, Tag und Nacht,
Licht und Finsternis, Tal und Hügel,
Brunnen und Meere, — preiset den Herrn.....

Ja, hat denn unsere Zeit keine Sänger, die den Psalmisten gleichkämen? Hätte ich die Gabe, Herr Baron, ich sänge ein neues Lied zu Gottes Lob in unserer modernen Zeit. Ich sänge:

Ihr Werke des kühnen Menschengeistes,
Preiset den Herrn.
Preiset ihn, Menschen, die ihr Meere und Lüfte beherrscht;
Ihr, die ihr aus der Erde holt köstliche Metalle und wertvolle Salze,
Ihr, die ihr die Geheimnisse der Natur ergründet!
Preiset den Herrn mit dem Funken, der den Erdball umkreist;
Preist ihn mit jedem Sonnenstrahl, der Bilder und Farben malt;
Preist ihn mit jedem Buch und mit jedem Bogen;
Preist ihn mit jedem Ton und mit jedem Liede...."

Der begeisterte Bergmann hielt inne und warf auf den neben ihm Gehenden einen forschenden Blick. Baron Rudolf Korff-Sobenstein aber weilte mit seinen Gedanken in fernen Weiten geistiger Betrachtung.... Endlich, wie aus einem Traum erwachend, sagte er:

„Mann, — und all diese Gedanken habt Ihr aus Euch...?"

„Ja, Herr. Man hat in der Erde so viel Zeit, in tiefster Einsamkeit zu denken. Dort unten, versteckt im weißen, bitteren Salz, hört man keinen Laut als das Klopfen des eigenen Herzens. Man meint dort, man sei der Allmacht Gottes näher. Und da kommen einem manchmal so große, ja fast heilige Gedanken. Aber, man findet keinen, dem man sie sagt. Heute, Herr, wo Ihr — wohl im Scherze, denn es konnte Euer Ernst nicht sein — von einem Weihnachtsmärchen spracht, da hat sich zum erstenmal etwas von all dem auf meine Zunge gedrängt. Ich meine, Herr, ich hätte es Euch sagen müssen."

„Ja, ja — und ich habe es verstanden!"

„Ihr fragtet mich, woran ich dächte. Und ich sagte Euch, daß ich ans Weihnachtsfest in meiner Familie dächte. So war's. Und bei all dem freue ich mich am meisten, wenn meine Jüngste anfängt zu singen:

Stille Nacht, heilige Nacht, —
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar — —

Herr, kennt Ihr das Lied?"

Erstaunt wandte sich der alte Bergmann um. Was war es, warum war der Grubenbesitzer, Baron Korff-Sodenstein, auf einmal stehen geblieben und hatte beide Hände fest vor das bleiche Gesicht gepreßt? Taktvoll blieb der Arbeiter in der Entfernung stehen. Ahnte er denn, welch einen Sturm von Gefühlen seine schlichte Frage in der Seele seines Herrn geweckt hatte? Konnte er denn wissen, daß dieser jetzt im Geiste sich die Worte und die Melodie wiederholte, wie er sie einst von den süßen Lippen eines Kindes, seiner Erika, gehört: „Stille Nacht, heilige Nacht...." — —

Nein, Klemens Worfker, der Häuer, vermutete es nicht, welche Wirkung seine einfachen Worte haben würden. Still ging er von dannen, als der Baron keine Miene machte, sich zu regen.

Erst oben, zu Tage, trafen sich die beiden Männer wieder. Als Worfker aus der Halle heraustrat, wo er die Kleider gewechselt und sein Gezähe untergebracht hatte, sah er den Baron wartend vor sich stehen.

„Mein Lieber, ich möchte nicht gehen, ohne Ihnen gedankt zu haben. Und eine Bitte habe ich noch. Wenn Ihr am Postamt vorbeigeht, so gebt dieses Telegramm auf. Es geht an meine Frau. Nehmt diese Banknote hier, die Gebühr zu bezahlen. Den Rest schenke ich Euch, macht damit Eurer Familie eine Freude. Und nun: fröhliche Weihnachten."

Damit stürmte der Baron davon und ließ den verblüfften Bergmann stehen, der lange staunend auf den blauen Geldschein starrte, den er in der Hand hielt. Und als er dann in seinem Häuschen im kleinen Kalidorf angekommen war, und ratternd ein Auto an ihm vorübersauste, da dachte Clemens Worfker bei sich:

„Nun fährt er dahin, zu seiner Familie, um auch Weihnacht zu feiern. Na, hoffentlich findet er einen geschmückten Baum und ein seliges Weihnachtslied. Mehr aber wert als das ist doch der rechte Weihnachtsglaube, ohne den das schönste Fest zur Komödie wird. Hoffentlich feiert auch der Herr sein Weihnachtsfest in diesem frohen Kinderglauben...."

Heilige Nacht.

Demütigstolze heil'ge Orientnacht,
Des Mondes Kronreif auf dem dunklen Haar,
Den Mantel tauverbrämt, so ernst und klar
Der Sternenaugen tiefe Lichterpracht:
So wallet sie durch friedsame Gelände
Zur Zeit der grossen Gnadensonnenwende.

Wie längst schon sonnenmüde Blüt' und Halm
Entschlief der Hirtengreis auf stiller Flur,
An schwerer Wimper noch der Tränen Spur,
Auf blasser Lippe noch der Sehnsucht Psalm:
O dass die Erde endlich den Messias sprösse,
O dass wie Tau der Himmel ihn ergösse!

Die Männer wachen. Lichte Jugend träumt.
Ein Atmen, Schauern, Seufzen geht durchs Feld,
Der Sehnsuchtschrei der unerlösten Welt,
Die unterm Joch der Schuld sich schmerzlich bäumt.
Du dunkle Welt, im Fluch noch voll des Schönen,
Bald wird dein Heiland dich mit Gott versöhnen!

Schon öffnet sich der Himmel weites Tor,
Licht flutet erdenwärts in goldnem Strom.
Zum ersten Hochamt in der Armut Dom
Singt den Introitus der Engel Chor:
Ruhm sei dem Herrn in ew'gem Jubelliede
Und allen gutgewillten Menschen Friede!

Maria Theresia Schuster.

Zu Friedrich Wilhelm Webers 100. Geburtstage

(25. Dezember 1913).

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfrk.

Große Dichter sind ragende Wegzeiger für Mit- und Nachwelt. Sie sind zugleich strahlende Wegerheller, wenn der Größe und Schönheit ihrer Kunst die Größe und Schönheit ihres Charakters entspricht, wenn aus dem Dichter der Mensch redet in der hehren Sprache eines reinen, edlen Herzens, wenn aus den Schöpfungen des Künstlers ebenso viele Offenbarungen harmonischen, gottgefesteten Menschentums leuchten. Wir wissen: Nicht immer deckt sich die rein menschliche Persönlichkeit mit der dichterischen; nur zu oft verblaßt jene neben dieser, nur zu oft bedeutet es einen Schmerz, den Vergleich zwischen Mensch und Künstler zu ziehen. Desto größer ist die seltene Freude, auf einen Bedeutenden hinweisen zu können: „Hier ist einer der Wenigen von Gottesgnaden und Gotteskindschaft zugleich!"

Eben dies gilt von jenem Manne, der am ersten Christfesttage 1813 in dem westfälischen Dorfe Alhausen bei Driburg geboren wurde und dessen Andenken heute als das eines Weckers und Bringers inneren und äußeren Segens, reichen, lauteren Genusses und reiner Freude im Gedächtnisse ungezählter Tausender — weit über Deutschlands Grenzen hinaus — lebt. Aus Armut und körperlicher Schwächlichkeit heraus schwang er sich durch Energie, Idealismus, tiefgründige Pflichterkenntnis und deren — menschlich gesprochen — vollkommene Erfüllung zu einem echten Manne und Künstler auf, zu einem hervorragenden Arzte, zu einem glücklichen und beglückenden, mustergültigen Familienvater, zu einem (während mehr als dreißig Jahren) unermüdlich tatkräftigen Volksvertreter, zu einem dichterischen Künder des Wahren, Guten und Schönen, zu einem Sänger des Arbeitsevangeliums der befreienden, adelnden Tat. Kraft der Vorbildlichkeit seiner Vollpersönlichkeit dürfen wir ihn als einen der geistigen Führer unseres Volkes bezeichnen, als einen, dessen Leben an sich viel hohes Erstrebenswertes darstellt und der die Ergebnisse seines körperlichen, geistigen und seelischen Mühens in die gewinnende Dauerform einer Edelkunst zu kleiden verstand. Urdeutsch bis ins Mark seiner westfälischen Natur, mit all den Vorzügen der Treue, der Gefühls- und Gesinnungsreinheit, der wurzelechten Mannhaftigkeit des von ihm heißgeliebten heimatlichen Stammes hat er sich einen weiten, tiefen, klaren Blick zu erwerben gewußt, eine zielbewußte Festigkeit christkatholischer Weltanschauung und Willensfreiheit. „Sein Leben war noch schöner als sein Dichten": wenn je, so erfüllte sich das Wort an ihm, der all sein Dichten einem schaffensschweren Leben abrang. Bis an die Todespforte ließ er nicht ab von seiner wahrhaft heroischen ärztlichen Tätigkeit. 1800—2000 Nummern wies sein Krankenjournal wiederholt jährlich auf, und während der ersten drei Monate seines Sterbejahres konnte der mehr als Achtzigjährige 319 verzeichnen. Bis zuletzt war er auch dichterisch tätig, und das Reifste seiner Kunst dankte er dem höheren und dem hohen Alter. So wertete er ein langes gesegnetes und segnendes Leben aus auf jenem Heilsgrunde, dem sein Wahrspruch galt: „Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden." Und so wurde ihm die Palme des Sieges zuteil. „Ich diente", durfte er sagen, „und mein Lohn ist Frieden." Auch sein letztes Lager war umhütet von dem „Engel des Friedens", so daß er scheiden konnte als der Held, der er gewesen war, seit er vollbewußt seine Lebenspflicht auf sich genommen hatte. Er starb am 5. April 1894 in dem Wetigauer Landstädtchen Niheim, wo er sich und den Seinen: Gattin, Sohn und Tochter, ein idyllisches Eigenheim eingerichtet hatte, nach vorheriger Berufswirksamkeit zu Alhausen, Driburg, Lippspringe und Thienhausen.

Hier, auf dem Rittergutsschlosse seines Freundes Guido von Harthausen entstand jenes Werk, das ihm den Ruhm schuf und das er als Vierundsechzigjähriger seiner Tochter Elisabeth als vollendetes Manuskript auf den Weihnachstisch legte: das christlich-nationale Heldengedicht „Dreizehnlinden". Wir alle wissen, was es dem deutschen Volke bedeutet, wie dieser herzfrische, tiefgründige Sang vom heidnischen Sachsensprossen Elmar, vom Todeskampfe des sächsischen Heidentums, von der endgültigen Verschmelzung feindlicher Stämme unter der Friedenssonne des Evangeliums in alle Kreise gedrungen ist, überall Bewunderung und Liebe erzeugend, überall auch die Begeisterung des Christen weckend für die hier verherrlichte Segensmacht des Christentums.

Höher noch steht mir persönlich Webers zweites großes Epos, das er als fast Achtzigjähriger schuf und veröffentlichte: „Goliath". Die Handlung entnahm er dem von ihm so sehr geliebten Norden: dem norwegischen Bauernleben. Den Stoff hatte ihm sein Freund, der norwegische Landschaftsmaler Magnus von Bägge, übermittelt. Er aber erhob das ihm Gegebene zur dichterischen Großtat: in Gesinnung, Anlage und Durchführung. Das vierte Gebot bildet die treibende Idee, die Herrlichkeit der skandinavischen Gebirgs- und Küstenwelt den gewaltigen Hintergrund. Die Charaktere sind wurzelecht, knorrig-aufgereckt, straff wie die Komposition, die darin diejenige von „Dreizehnlinden" übertrifft.

Eine weite Verbreitung fanden auch Webers zwei Sammelbände: „Gedichte" und „Herbstblätter", deren erster neben vielem rein Lyrischen manch eigenes und eigenartiges Lyrisch-Episches enthält und deren zweiter neben völlig Selbständigem aus der Zeit der Reife wie der Jugendlichkeit vorzügliche Uebertragungen ausländischer Dichtung umschließt. Hinter dem Lyriker Weber steht ganz der aufrechte, stählerne, kristallklare, echt mannhafte Mensch Weber: der mit dem eisernen, denkscharfen Willen, dem leuchtenden Falkenblick, dem gütigen, kindlich weichen Herzen, dem nicht selten herben Weltkenner-Humor, dem bergeversetzenden Glauben des Heilandsjüngers. Eine liebliche Gabe des letzteren sind die gefühlstiefen „Marienblumen": religiöse Dichtungen mit dem Englischen Gruß als Grundmotiv. Genannt seien hier noch die innigen Lieder des „Vaterunser" und das erschütternde „Bittere Leiden und Sterben des Herrn", ferner die schönen Uebertragungen von Tennysons „Enoch Arden", „Maud" und „Aylmers Field". Erwähnt sei auch die von Ludi Wills herausgegebene Sammlung „Fr. W. Webers Spruchschatz". Fast sämtliche dieser Werke, wie auch die große, prachtvolle Weber-Biographie von Prof. Dr. Julius Schwering sind bei Ferdinand Schöningh-Paderborn erschienen, der soeben die prächtige 150. Neuauflage von „Dreizehnlinden" (geb. M 6.—) veröffentlicht. Hinweisen möchte ich noch auf Dr. Marie Speyers interessantes Werk „Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik". (Habbel-Regensburg.)

Weber war tatsächlich Altromantiker „vom Wirbel bis zum Zeh". Die Romantik im höchsten Sinne gewann auf ihn frühen, wegerichtenden Einfluß, dessen reinste Ausstrahlungen er seinem Wesen durchaus einte, so daß man nicht mehr von einer eigentlichen Abhängigkeit von ihr bei ihm sprechen kann. Denn dieser Mann war ein durchaus auf wesentliche Selbständigkeit Zugeschnittener, der sich in allem, was zu seinem Eigensten gehörte, innerlich wahrhaft frei machen mußte: ein Ganzer, dessen Zugehörigkeit wir Deutsche und Katholiken uns dankbar-stolz erfreuen dürfen und sollen.

Vom Büchertisch.

Der Roman eines Jesuiten. Von G. de Beugny d'Hagerüe. Autorisierte Uebersetzung von E. M. Höfler. 2. Aufl., 342 S. Münster i. W., Aschendorff. M 3.—, geb. M 4.—. Durch den Selbstmord seines verschwenderischen Vaters und die Schurkerei des Bankiers Lerouttier gerät Karl Turand in Armut und gibt sich, seiner geliebten Schwester wegen, dazu her, im Auftrage der jesuitenfeindlichen Regierung als Spion in eins ihrer Noviziate einzutreten. Von dieser nicht sonderlich fein konstruierten Einleitung wird der Leser wenig befriedigt sein, doch er wird bald in vollem Maße entschädigt durch die klare, einleuchtende Weise, womit der Verfasser die Seelenwandlung des ungläubigen und in Vorurteilen befangenen jungen Mannes zu motivieren weiß. Diese Partie des Romanes ist sehr verdienstlich und beachtenswert. Auch die weiteren Schicksale des Helden, der als Advokat glänzend besteht und nachdem er seine Schwester versorgt weiß, in den Jesuitenorden eintritt, werden die volle Teilnahme des Lesers in Anspruch nehmen. Es ist eigentlich schade, daß der Ver-

fasser es versäumt hat, zu den romantischen Begebnissen, die er erzählt, eine Notiz hinzuzufügen, inwiefern sie der Wirklichkeit entnommen sind. Die Tätigkeit des Vaters Durand als Feldprediger bei der über die Schweizer Grenze gedrängten Ostarmee und seine heroische Selbstaufopferung unter der Schreckensherrschaft der Kommune würden historisch beglaubigt von weit größerer Wirkung sein und dem Roman einen hohen apologetischen Wert verleihen. Auf die weit ausgesponnenen romantischen Episoden, die zur Unterbringung von Durands Schwester in eine gräfliche Familie dienen, hätte man dann verzichten können. Mag die hin und wieder etwas geschwollene Sprache dem deutschen Geschmack auch weniger zusagen, der Geist, der das Ganze beseelt, macht das Buch zu einer vortrefflichen Lektüre für die Jugend- und Volksbibliotheken.

L. v. Heemstede.

Der Fähnrich von Freiburg und seine Braut. Eine poetische Erzählung aus Freiburgs Franzosenzeit von Heinrich Gassert. Caritasverlag, Freiburg i. B. ℳ 2.20. — Die Romantik, die als lichtumstrahltes Land noch mehr in unsere Jugend schaut, geht mehr und mehr verloren. Eine realistische Kunst und die auf äußere Wirkung abzielende Darstellung ringt um die Oberhand. Wer stark genug ist, dem Zeitgeist zu widerstehen und wer sich etwas wahrte vom jugendlichen Glühen für das Zauberland der Romantik, der möge zu der Dichtung Gasserts greifen; er wird das Buch nicht ohne Freude aus der Hand legen. In ungezierten, natürlichen Versen läuft die Schilderung dahin von des Fähnrichs und seiner Braut jungem Lieben, von Kriegsnot und schwerem Kampf, von Harren und Bangen, von Wiedervereinigung und geläutertem Lieben. Die Schilderung des Lebens und Webens in der Natur, wie des Treibens innerhalb der Stadtmauern, des kriegerischen Kampfes, wie des reichen Fühlens in warmen Weiberherzen ist dem Dichter gleich wohl gelungen und so ist ihm zu wünschen, daß das Buch viele Leser findet, die sich daran erfreuen.

F. Weigl.

R. P. Garrold: Das wilde Kleeblatt. Eine Schülergeschichte, aus dem Englischen übersetzt von K. Hofmann. Mit sechs Bildern. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. 8° IV u. 320 S., geb. ℳ 4.—. Garrolds Schülergeschichten sind in ihrer Wahrheit und Vertieftheit der Erzählweise von großer Anziehungskraft. „Echte Jungen" und „Kleine Brauseköpfe" haben auch in Deutschland einen begeisterten Leserkreis unter der Jugend gefunden. Das vorliegende wird dies gleichfalls, vielleicht noch mehr als jene tun, denn die „Westminster Gazette" griff nicht fehl, da sie dies Buch als „eine der wenigen klassischen Knabengeschichten" bezeichnete. Und K. Hofmanns Verdeutschung steht der Geschichte gut, tut ihr in keiner Weise Eintrag. Ich schäme mich gar nicht, zu sagen, daß mir beim Höhepunkt der Darstellung die Augen naß geworden sind. Dabei aber fehlt der Geschichte jede Spur von „Sentimentalität" im landläufigen Sinne. Gesundes Gemüt steckt darin und viel herzhafte Frische, auch echter Humor sprüht daraus hervor in köstlichen Regenbogenfarben. Die Helden sind drei Knaben, Durchschnittsjungen, die sich zu einem Schelmenbündnisse von an sich harmloser Art vereinen: der „Schwarzen Bruderschaft". Zwei unter ihnen haben mehr Vorzüge als Fehler, obwohl auch diese sich alsbald finden; beim dritten steht es umgekehrt. Aber auch er ringt sich durch und beschreitet schließlich den rechten Weg. Die bekannte Wahrheit: „Kleine Ursachen, große Wirkungen" erfüllt sich auch an dem „wilden Kleeblatt" und durch dieses an seiner Umgebung. Der Verfasser gibt als Grund seiner flotten und empfindungstiefen, auch erziehlich wertvollen Darstellung diesen an: daß er die „Schwarzen Brüder" lieb hatte, trotzdem sie seine Geduld auf nicht geringe Proben stellten, und weil es ihm Freude machte, „gleichsam als freundlicher Schutzgeist über ihr Geschick zu wachen". Es sei Sache seiner Leser, meint er, zu urteilen, ob sein Buch lesenswert sei, und die Moral herauszufinden, die in großen Buchstaben darin geschrieben stehe, wenn man sich nur die Mühe nehmen wolle, danach zu suchen. Nun, gerade dies pflegen unsere neuzeitlichen Herren Jungen nicht zu tun, was man ihnen nicht just verübeln kann. Hier ist es auch nicht nötig: zum Glück, denn die Moral, auf die der Autor deutet, steht nicht unkünstlerisch in, sondern künstlerisch zwischen den Zeilen und wirkt um so eindringlicher als sie aus den Tiefen des Herzens, der Seele quillt.

E. M. Hamann.

Dr. **Johannes Bumüller: Gottesglaube und Gottes Natur.** M.-Gladbach, Volksvereinsverlag („Wort und Bild", Band 30). 12° 60 S., geb. 40 Pfg. „Der ernste, denkende Mensch", heißt es im ersten Kapitel, „spottet nicht über den Gottesglauben; wir haben es entweder mit einem entarteten Menschen oder mit einem entarteten Gottesglauben zu tun. . . . . . Die Gottesleugnung ist beim ernsten Menschen selten ein Zustand: fast immer eine vorübergehende geistige und religiöse Entwicklungsetappe; gleichsam ein erkenntnistheoretisches Larvenstadium, das vom einzelnen überwunden werden muß. Schließlich bricht der lichtfrohe Falter durch, der sich in die Höhe schwingt." Just dazu aber gehört Kraft, die in diesem Falle aus der Wahrheitserkenntnis kommen muß. Letztere zu erleichtern, zu verbreiten unter Jugend und Volk, in die der Unglaube von überallher einzudringen sucht, dient dieses pekuniär billige, inhaltlich hoch zu bewertende Büchlein, das, im besten Sinne polemisch, seinen Zweck in elf Kapiteln über Schöpfer- und Jenseitsglaube, Gottesglaube und Naturwissenschaft, „moderne" und christliche Weltanschauung zielsicher auszuwirken strebt. Die Lektüre setzt logische Denkkraft voraus, weiß dieser aber auch die rechten Wege zu zeigen und die Lust zu ihrer Betätigung anzuspornen — ein ausschlaggebender Vorzug an sich!

E. M. Hamann.

Der Lehrerberuf im Lichte des Christentums. Ausgewählte Ansprachen und Predigten an Lehrerseminaristen von Raymund Schlecht, herausgegeben von Dr. Joseph Gmelch, Domkaplan in Eichstätt. Auer, Donauwörth, 1913. 91 S. Preis ℳ 1. — Der verdiente Inspektor am Lehrerseminar in Eichstätt Raymund Schlecht, geb. 1811, gest. 1891, stand im Mittelpunkt der kirchenmusikalischen und pädagogischen Bewegung seiner Zeit; aber er war gewohnt, allen seinen Werken das „nonum prematur in annum" aufzulegen, weshalb viele seiner literarischen Erzeugnisse das Los hatten, nach dem Tode des Verfassers als Hinterlassenschaft in die Bibliothek des Domkapitels in Eichstätt zu wandern und dort der Erweckung zu harren. Der ebenso sinnige als glückliche Erwecker fand sich in Domkaplan Dr. Gmelch, welcher schon manche Perle Schlechtschen Geistes hob. In der angekündigten Publikation hat er einen besonders glücklichen Griff getan, indem von 310 Elaboraten homiletischer Natur eine Auswahl der Oeffentlichkeit übergibt. Der Titel, den Gmelch der Auswahl voranstellt, scheint mir trefflich gewählt. Ich glaube, daß die Schüler und Bekannten des seligen Schlecht, deren Reihen sich freilich immer mehr lichten, gerne nach dem schön ausgestatteten Schriftchen greifen; ich stehe aber auch nicht an, dasselbe als eine wirkliche Bereicherung der homiletischen Literatur zu bezeichnen, welche namentlich denen erwünscht sein wird, welche den glücklichen Beruf haben Lehrer heranzubilden oder zu ihnen, etwa in Exerzitien zu sprechen. Wer einen Sohn hat, welcher sich auf den Lehrerberuf vorbereitet, möge das Schriftchen diesem auf den Weihnachtstisch legen! Ludwig Nusser, Domkapitular.

Mettenleiter, Dr. Dominikus. Die Zelle in der Welt. Vollständiges katholisches Gebet- und Lehrbuch, namentlich für Tertiaren des hl. Franziskus. Vollständig neu bearbeitet von P. Philibert Seeböck, O. S. Fr. 10. Aufl. (28.—30. Tausend). Mit kirchlicher Druckgenehmigung und einem Titelbild. kl. 8. XXVIII u. 892 Seiten. Regensburg 1913. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 3.—, in hochelegant Lederbd. ℳ 4.20. Die Vorzüge der hier angezeigten Neuauflage des altbewährten und beliebten Gebetbuches sind äußere und innere. Die äußeren sind: handliches Format, schönes Papier, sauberer Druck und mäßiger Preis. Von den inneren Vorzügen, die durch die passenden Aenderungen der neuen Ausgabe viel gewonnen haben, seien folgende hervorgehoben. Das Buch bietet zunächst eine große Auswahl der beliebtesten Andachten bis zu den neuesten in reichhaltiger Auswahl. Hier findet wohl jeder nicht bloß für die Feste des Kirchenjahres und für den ganzen Lebenslauf und die Bedürfnisse aller Stände, sondern auch für seine Lieblingsandacht eine Fülle von Gebeten. Besonders lobenswert ist der Anschluß an das kirchliche Offizium und die Psalmen, sowie die Auswahl schöner Ablaßgebete. Bietet daneben schon der erste Gebetsteil manche praktische Unterweisungen und Betrachtungen, so enthält der zweite Lehrteil in 21 Nummern eine sehr brauchbare Schule der Vollkommenheit, sowie eine erschöpfende Geschichte nebst Erklärung der Verfassung und Regel des Dritten Ordens. Darum gehört das Buch, dessen Vortrefflichkeit schon die Verbreitung in 30tausend Exemplaren hinreichend beweist, in die Hände aller Ordensleute und besonders der Tertiaren des hl. Franziskus.

Dr. Weber-Boppard.

Des Verlags **Jos. Scholz, Mainz,** neuestes Unternehmen, die „Jungmädchenbücher", entspringt dem Bestreben, etwas wirklich Brauchbares und Gesundes zu bieten, eine Lektüre, die in geschmackvoller, literarisch vollendeter Form die jungen Seelen in die Interessen von Welt und Leben einführt und ihren Charakter wohltuend zu beeinflussen sucht, und man darf mit Vergnügen anerkennen, daß die drei bisher erschienenen Scholzschen „Jungmädchenbücher" diesen Anforderungen entsprechen. Das erste „Der goldene Morgen" von Elisabeth von Oertzen schildert in entzückender Art das Kinderleben der Verfasserin auf dem elterlichen Gute in Pommern, während ein inniger Patriotismus, der frei ist von jeglicher Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit, dem Ganzen einen Zug ins Große verleiht. Das zweite Buch ist „Erika" von Charlotte Niese. Hier wird die seelische Aenderung und Besserung eines verwöhnten Mädchens dargestellt, wobei den jungen Leserinnen eine bunte Fülle interessantester Szenen und Erlebnisse vorgeführt wird. Das dritte Buch heißt „Herr Purtaller und seine Tochter"; es genügt zu sagen, daß es von Gustav Falke ist, damit man weiß, daß es sich um eine Dichtung von wirklichem Werte handelt. Das junge Mädchen, das die Hauptrolle spielt, ist ohne eine Spur von Sentimentalität und doch tief gemütvoll gezeichnet. Die künstlerischen Bilder sind von E. Heinsdorff, R. Pfaehler von Othegraven und Franz Stassen. Der billige Preis beträgt pro Band 3 Mark. An diese Bücher reihen sich andere für Kinder verschiedener Altersstufen. Das „Deutsche Jugendbuch" (Herausgeber W. Kotzde, Bilder von E. Heinsdorff, 3 Mark) bietet prächtige Geschichten, Naturschilderungen im Sinne des Heimatschutzes, ausgewählte Gedichte, darunter manches schöne ältere. Die Bilder sind von feinster Künstlerschaft, die vielen nackten Putten sind freilich überflüssig. — Reiferen Knaben müssen die schönen Kotzdeschen vaterländischen Bilderbücher Freude und Anregung schaffen. Die neuesten sind der von K. Bauer illustrierte „Bismarck" und der „Kaiser Rotbart", zu dem F. Stassen die schönen Bilder geschaffen hat. — Für den Humor sorgt E. Oßwalds prächtiger „Zirkus" (1 Mark) mit Versen von A. Holst. — Von Oßwald ist auch ein wunderhübscher „Gestiefelter Kater" (1 Mark). — Ein reizendes Kinderbuch ist Kotzdes von Arpad Schmidhammer schalkhaft illustrierte „Fahrt zu den Ameisleuten" (3 Mark). — Sehr viel Anmutiges bieten Scholz' künstlerische Volksbilderbücher. Von den vier mir vorliegenden gibt das eine eine Auswahl der Schwänke von „Münchhausen" (Bilder von F. Wacik); ein zweites enthält „Liebe alte Kinderreime" (mit Schattenbildern von Johanna Beckmann); ein drittes erzählt die Märchen vom „Froschkönig", „Brüderchen und Schwesterchen" (Bilder von F. Stassen); für die ganz Kleinen ist „Aus der Spielstube" (Bilder von E. Heinsdorff). Jedes dieser vier reizenden Hefte kostet nur 50 Pfennige. — Sehr hübsche Bücher für die ganz frühe Altersstufe sind schließlich E. Oßwalds „Meine Lieblingstiere" (unzerreißbar gebunden 1.20 Mark) und „Wieviel sind's?" von Arpad Schmidhammer mit Versen von A. Holst. (Preis 2 Mark.)

Kurt Freden.

Ein deutscher Meister. Zeit- und Lebensbild frei entworfen von Ferdinand Feldigl. Verlag von Carl Schnell, München. Geb. ℳ 2.80. Das Buch ist eine würdige Gabe zur Gedächtnisfeier des vor einem Jahrhundert in Fürstenfeldbruck bei München geborenen berühmten Meisters der Kunstgießerei Ferdinand von Miller. In prächtigem, echt volkstümlichem Tone geschrieben gibt es nicht allein ein Lebensbild dieses ausgezeichneten Mannes, der sich durch Tatkraft, Klugheit, Redlichkeit und Charakterfestigkeit aus kleinen Anfängen zu Größe und Bedeutung emporgearbeitet hat, sondern ist zugleich ein Kulturbild interessantester Art, welches die wichtigsten Persönlichkeiten, deren sich Bayern in der Mitte des 19. Jahrhunderts rühmen durfte, lebendig vor unseren Augen erstehen läßt. Zumal Ludwig I. ist es, der in seiner Originalität, aber auch in seiner wahrhaft königlichen und dabei landesväterlichen Art geschildert wird; ihm reihen sich Männer an wie Stiglmaier, Schwanthaler, Kaulbach, Klenze, Cornelius u. a. m. Ferdinand von Millers Lebensgeschichte wird in einer Weise erzählt, die spannend wirkt wie ein Roman, weil aber doch jede Einzelheit auf authentischen Nachrichten beruht. Die Lektüre von Kapiteln, wie denn des Gusses der Bavaria, der Aufstellung der Germania am Niederwald usw. gehört zu den Genüssen, die nachhaltige Erinnerung hinterlassen.

Kurt Freden.

Hoch über den Wolken und Winden.

… hab ich lang genug gesucht
… Beim Spiel der Wolken und Winde,
… ich ein sonniges Plätzchen mir
… trauten Ruhestatt finde ....

Und hab ich im frischen Jugendmut
Manch lockenden Gipfel erklommen,
Längst ist mir die schöne, lachende Welt
In Nacht und Nebel verschwommen.

Doch über den Wolken und Winden hoch
Die leuchtenden Sterne im Blauen
Dem Müden winken und laden ihn ein,
Dort oben Hütten zu bauen ....

L. van Heemstede.

Bühnen- und Musikrundschau.

Pater Hartmanns „Te Deum". Die Aufführungen der Oratorien des geistlichen Tondichters Dr. P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn pflegen stets auf das kunstliebende Publikum Münchens eine große Anziehungskraft auszuüben, und so wies auch die Uraufführung seines „Te Deum", die unter dem Protektorate der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand stattfand, ein volles Haus auf, mit welchem in den letzten Vorweihnachtstagen die meisten Konzertgeber bekanntermaßen nicht rechnen dürfen. Die Majestäten, sowie die meisten der zurzeit in München anwesenden übrigen Mitglieder des Königshauses ehrten den Komponisten durch ihre Anwesenheit. Bei dem Eintritt des Königspaares dirigierte Pater Hartmann die Königshymne; in die Orchester- und Orgelklänge mischten sich die Stimmen des mächtigen Chores und des Publikums. Wie die früheren geistlichen Tonwerke des Komponisten erfordert auch „Te Deum", Oratorium in drei Teilen für Soli, Chöre, großes Orchester und Orgel einen gewaltigen musikalischen Apparat, der unter der eindringlichen Leitung Pater Hartmanns wieder trefflich funktionierte, obwohl für den ad hoc zusammengestellten Chor nur eine geringe Anzahl von Proben zu ermöglichen gewesen. Vortrefflich waren die Soli besetzt. Die Berliner Kammersängerin Marie Götze hat ihren wohlgebildeten, prachtvollen Alt hier und anderswo schon oft in den Dienst von Pater Hartmanns religiöser Kunst gestellt. Sie führte auch diesmal die Partie glanzvoll durch. Ganz wundervoll klang u. a. das Altsolo (Psalm 117 und 32). Nächst ihr ist die Sopranistin Irma Koboth zu nennen. Wir haben das frühere Mitglied unserer Hofoper mehrere Jahre nicht singen hören und durften uns deshalb freuen, sie im alten Vollbesitz ihrer schönen, leuchtenden Mittel zu sehen. Dr. Landry hat einen nicht großen, aber gut klingenden Tenor und Ruoff, der in letzter Stunde die Baßpartie übernommen, führte sie mit bewährtem Geschmack durch. — Den lateinischen Text des Oratoriums hat Monf. G. A. Ghezzi aus dem Ambrosianischen Lobgesang und Stellen der hl. Schrift geformt. Nach einer wirksamen Orchesterintroduktion singt der Chor das „Confitemini Domino", dessen kraftvollen musikalischen Farben ein in duftigen Tönen gehaltenes Duett (Alt und Baß) folgt. Baßsolo und Chor bringen sehr klangschön und wirksam die Stelle aus Jesaias 35: „Seid getrost und fürchtet euch nicht." Das zarte Verklingen des Chores ist von besonderer Feinheit. Es folgt ein sehr reizvoll geführtes Terzett, den ersten Teil schließt ein wuchtig gesteigerter Schlußchor. Er bringt die Strophen des „Te Deum laudamus" bis „Pleni sunt coeli et terra majestatis gloriae tuae", die späterhin im zweiten und dritten Teile ihre Fortsetzung erfahren. Aus dem zweiten sei das schön gegliederte Tenorsolo aus Habakuk 3,2 hervorgehoben und das melodisch reich ausgestattete Quartett „Judex crederis esse venturus". Den letzten Abschnitt leitet ein Frauenchor „Salutis humanae sator" ein, ein Altsolo steht zwischen dessen Strophen, die dann zu den Schlußworten des ambrosianischen Lobgesanges überleiten. Nachdem das Oratorium verklungen, bereitete das Publikum dem geistlichen Komponisten rauschende Ehrungen. Nur so lange das Königspaar dem Tondichter seine Anerkennung aussprach, verebbte der Beifall, um dann, nachdem die Majestäten den Saal verlassen, nur noch um so lauter hervorzubrechen. — Das „Te Deum" schließt sich den früheren Werken des Tondichters würdig an. Es ist der Ausdruck eines tiefen, religiösen Empfindens, das sich stets in vornehmer Schlichtheit gibt. Aus jeder Note spricht eine starke Innerlichkeit, die nach künstlerischer Gestaltung ringt, die sich gibt in einer bisweilen herben künstlerischen Ehrlichkeit und Gradheit und die es darum verschmäht, von den technischen Mitteln moderner Instrumentierung in dem Maße Gebrauch zu machen, wie es heute der Ehrgeiz von Vielen ist.

Münchener Kammerspiele. Ludwig Thoma's Schauspiel: „Die Sippe" hatte hier größeren Erfolg, als jüngst bei der Uraufführung in Berlin. Die Wiedergabe war freilich eine sehr werbende. Wenn man das Buch vorher gelesen hatte, war man in den ersten Akten oft erstaunt, wie die Schauspieler der oft nur angedeuteten Zeichnung Farbe und Leben zu geben vermochten, und so ward die Atmosphäre des norddeutschen kleinstädtischen Patrizierhauses fühlbar. Der stets dozierende Rektor mit seiner Sucht, tönende Gemeinplätze zu reden, und seine intrigante Frau werden greifbar lebendig. Bei letzterer konnte man durch die gute Darstellung anfangs sogar übersehen, daß es im Grunde sehr billige Mittel sind, mit der Thoma sie lächerlich zu machen sucht; dann wird freilich der eine Kunstgriff allzuoft wiederholt und wir finden, daß Thoma nicht eigentlich der „Frau Rektor Bibergeil", sondern dem Pietätsbegriff ein paar Peitschenhiebe erteilt. Unter den Hauptträgern der Handlung figuriert der Patriziersohn einer Kleinstadt, der eine Münchener Malerin geheiratet hat, die von der „Sippe" ihres Mannes als Eindringling betrachtet wird. Die Rückkehr des verschollen gewesenen Vaters der jungen Frau führt die Katastrophe herbei. Als „Opfer" des Sozialistengesetzes ist er vor 16 Jahren nach Amerika gegangen. Er ist von einer unglaublichen Naivität und Vertrauensseligkeit, erzählt jedermann die fatalen Einzelheiten seines Lebens. Das ist dem vornehmen Schwiegersohn sehr peinlich. Als der Alte den Redakteurposten eines sozialdemokratischen Blattes annimmt, fürchtet der Gatte seiner Tochter für seine Uniform als Reserveoffizier. Hierüber kommt es zwischen dem Paare zum Bruch. Jenny geht mit ihrem Vater in die weite Welt. Die „Sippe" ist wieder unter sich. Sowie die Handlung nach dem Tragischen sich wendet, läßt das Interesse des Zuschauers nach. Man empfindet den Konflikt als oberflächlich gefaßt und die Figuren als tendenziös. Der brave, ideale Sozialdemokrat, der sich im amerikanischen Leben ein wahres Kindergemüt bewahrt hat, und der egoistische, bornierte Reserveoffizier stehen einander gegenüber. Ich brauche nicht zu sagen, auf welcher Seite die Sympathien des Verfassers sind. Um die Liebe des Vaters zu seiner Tochter zu demonstrieren — er hat sich 16 Jahre nicht um sie bekümmert! — stellte Thoma eine Szene hin, die in ihrer Rührseligkeit an Charlotte Birch-Pfeiffer erinnert. Man sieht die stilistische Unsicherheit, wenn Thoma ernst wird, und empfindet in der Lösung des Konfliktes nicht die Notwendigkeit, sondern lediglich die Parteinahme des Dichters.

Emil Rohde †. In München starb Emil Rohde, ein Künstler, der lange Jahre unserem Hofschauspiel zur Zierde gereichte. Seit seinem ersten Münchener Auftreten als „Mortimer" im Jahre 1864 hat er zuerst in Liebhaberrollen, später als Bonvivant und zuletzt bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Rücktritt als Charakterdarsteller seine starke Begabung in vielen prächtigen Leistungen erwiesen, denen man sich noch lange gerne erinnern wird.

Aus den Konzertsälen. Im Volkssymphoniekonzert lernten wir einen amerikanischen Geiger Frank Gittelson kennen, der das Violinkonzert in H-Moll op. 29 von A. d'Ambrosio, ein geschickt und „dankbar" geschriebenes Werk spielte. Beethovens Ouvertüre „Weihe des Hauses" und das Septett in Es-Dur wurden mit rhythmischer Feinheit zum Vortrag gebracht. Das Publikum spendete herzlichen Beifall. — Einen Mozartabend gaben Grace Crawford und Hermann Klum. Der ausgezeichnete Pianist zeigte wieder seine reife Technik und feinfühlige musikalische Kultur im schönsten Lichte. Die Sängerin hat keine große, aber eine sehr wohlgeschulte und anmutige Stimme. Ein liebenswürdiges Vortragstalent unterstützt die Wirkung ihrer Darbietung. Daß in den Liedern hie und da die Aussprache des Deutschen etwas fremd klang, störte nicht wesentlich, die Arien sang Frl. Crawford italienisch. — Das hervorragende pianistische Können Paul Otto Möckels bewährte sich wiederum aufs beste. Er hatte ein reichhaltiges Programm gewählt, das neben Brahms, Debussy auch zwei Neuheiten von Jul. Weismann und W. Schultheß brachte, die, nach dem Urteil meines Vertreters, freundliches Interesse verdienen. Dorothea Isenberg, eine Sopranistin von sympathischen Mitteln, bot u. a. Lieder von Gust. Friedr. Schmidt, deren melodische Reize und Schlichtheit uns sehr gefielen. Ihr Partner Herbert Mayer besitzt eine starke und ausgiebige Baßstimme, mit der er Schubert, Wolf und Courvoisier packend interpretierte. Dorfmiller wirkte als Pianist mit bekannt guten Qualitäten.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde ein Richard Straußzyklus unter der Leitung des Komponisten geboten. — Die Uraufführung von Hermann Bahrs Komödie: „Das Phantom" fand in Stuttgart statt. Die Handlung erinnert an Sardous „Cyprienne". Die Figuren haben nach Berichten wenig vom Schlicht-Menschlichen an sich, sind vielmehr in Meinungen und Entschlüssen voll des Gekünstelten und Konstruierten. Die Wirkung war keine tiefgehende. — „König Karl", ein Jambendrama von Ernst v. Wolzogen, fand in Darmstadt freundliche Aufnahme. Die Gestalt Karls des Großen trat dem Publikum durch die Dichtung nicht sonderlich nahe. — „Arbaces und Panthea", ein Drama von Leo Greiner, wurde in Frankfurt a. M. erstmalig gegeben. Das Stück ist eine freie Nachdichtung einer Tragödie von Francis Beaumont, dem Zeitgenossen Shakespeares. Die schwülen und bedenklichen Szenen stoßen nach Berichten ab. Just in dem Augenblicke, der die Geduld des Publikums auf die höchste Probe stellt, wird entdeckt, daß Arbaces und Panthea keine Geschwister sind, wodurch sich die Gewissensqualen dieser sündig Liebenden lösen. — In Frankfurt a. M. wurde ein Heinrich Heine-Denkmal enthüllt. Der Oberbürgermeister, welcher dasselbe in den Schutz der Stadt nahm, suchte darzulegen, daß der Dichter „wohl ein besserer Deutscher gewesen sei, als er es in bitteren Stunden selbst geglaubt hat und ausgesprochen."

München. — L. G. Oberlaender.

Zum Jahreswechsel.

Die in den Herbstmonaten vom Verlag getätigte Propaganda ist wiederum von günstigstem Einfluß auf den Abonnentenstand der „A. R." gewesen, insbesondere haben unsere Leser durch bereitwillige Einsendung von Adressen, an die Probehefte verschickt werden konnten, zur Hebung der Abonnentenzahl wesentlich beigetragen. Wir bitten auch für die Zukunft um diesen Freundschaftsdienst. In dem hierdurch bekundeten Interesse unserer Freunde wie auch in dem durch fortgesetzt einlaufende anerkennende Aeußerungen vermittelten Kontakt zwischen der „A. R." und ihrem Leserkreise erblicken Redaktion und Verlag die Anerkennung ihres Bestrebens, die Zeitschrift im Geiste ihres Begründers weiterzuführen. Sie schöpfen daraus die Hoffnung, daß dies förderſame Vertrauensverhältnis auch weiterhin sich wirksam erweisen werde.

Allen Freunden, Mitarbeitern und Förderern der „A. R." entbieten wir neben herzlichen Weihnachtgrüßen die innigsten Glückwünsche zum bevorstehenden Jahreswechsel!

Redaktion und Verlag der „Allgem. Rundschau".

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der zu Ende gehende Jahresabschnitt 1913 brachte auf allen Gebieten von Handel und Industrie, Geldmarkt und Börse grosse Umwälzungen und fast durchweg veränderte Normen in der Zukunftsgestaltung. Die bekannten weltpolitischen Ereignisse und Veränderungen in der Konstellation der europäischen Grossmächte haben den Börsen viele schwere Probleme zu lösen gegeben. Die scharf abwärts neigende Kurve der Konjunktur für Deutschlands Handel und Industrie bot allen europäischen Effektenmärkten und in erster Linie dem deutschen Aktiengebiet vielfach Stoff zu vorherrschender Missstimmung und Unlust. Die erfolgreiche und fortschreitende Besserung der deutschen Geldmarktverhältnisse wirkte diesen ungünstigen Momenten gegenüber einigermassen ausgleichend und mildernd. Der Grundton und das charakteristische Merkmal des scheidenden Jahres für Börse und Finanzpolitik sind nicht die besten und können in der Handelsgeschichte nicht gerade rühmlich bezeichnet werden. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die letzten Wochen des Jahres in ähnlich ungewisser und farbloser Tendenz verstrichen. Die deutschen Börsen wurden beeinflusst von der schwächeren Haltung der Auslandsmärkte: den niedrigeren Neuyorker Notierungen, dem Rückgang an der Pariser und Petersburger Börse und vor allem der Londoner, wo englische Rente infolge verschiedener Emissionen von Anleihen einen neuen Tiefrekordkurs (71 ca.) aufzuweisen hatte. Den Hauptgrund zur vorübergehenden starken Verstimmung unserer Börsen bilden die Finanztransaktion der Kanadabahn und die scharfe Abflauung ihrer Aktien, welche bekanntlich eine hervorragende spekulative Rolle am deutschen Aktienmarkt einnehmen. Aus Oesterreich-Ungarn werden skeptische Betrachtungen des gesamten Geschäftslebens und speziell ungünstige Berichte über die dortige Montanindustrie laut. Die Folgen der Balkanunsicherheit machen sich eben immer noch im Donaustaat auf das unliebsamste bemerkbar. Vom heimischen Montangebiet liegen derzeit zuversichtliche Hinweise einzelner Sparten vor, die zumeist eine bessere Tendenz in den einschlägigen Werten erzielen konnten. Preiserhöhungen an der Düsseldorfer Produktenbörse, das Perfektwerden des Röhrensyndikates nach langen Unterhandlungen und die Verlängerung des internationalen Zinksyndikates und dadurch auch des deutschen Zinkhüttenverbandes bis zum 30. April 1916 lassen die Aussichten in dem Bergwerksgebiet für das neue Jahr erfreulicher erscheinen. Die weiteren günstigen Verbandbildungen in der Zementindustrie und ein nahes Ende

Differenzen zwischen den deutschen Schiffahrtsgesellschaften bilden ebenfalls eine gute Stütze für die Höherbewertung der Börsenentwicklung. Das Ende der Frachtra...kämpfe und der übrigen Unklarheiten am Schiffahrtsmarkt ist von grosser Wichtigkeit für d... ...te deutsche Handelswelt. Die baldige Beilegung dieser V... ...se ist h...ptsächlich auf das lebhafte Interesse der Reichsste..e.. und des Deutschen Kaisers zurückzuführen. Trotz der sichtlichen Abschwä... ...er allgemeinen industriellen Konjunktur sind für den Novem... ...at sehr günstige Aussenhandelsziffern zu melden. Wiederum zeigt die Ausfuhr eine starke Steigerung. ...s Geschäft am Kassaindustrieaktienmarkt hat an ...aftigkeit eingebüsst, immerhin sind in den verschiedenen Spezialitäten bemerkenswerte Kurserholungen zu verzeichnen. Neben... ...taktie.. sind die Werte der Maschinen-, Waffen-, Glas-, Fahrrad- und Röhrenbranche in den Vordergrund getreten. Die Entwicklung des Geldmarktes brachte, wie die Ausweise der Reichsbank zeigen, ...gs zunehmende ...üssigkeit und erhöhte Liquidität der Notenbank... ...te und Geldz...alen. Die Kursgestaltung der heimischen Rentenwerte wurde jedoch hiervon nicht beeinflusst, sondern stand ganz unter dem E... ...es der ziemlich unerwartet gekommenen neuen grossen bayerischen Staatsanleiheemission. An den Börsen ist man allgemein d... Ansicht, dass auch durch Neuanleihen der übrigen Bundesstaat... ...Kommunen der Geldmarkt und das Rentengebiet für die ...ste Zeit über Gebühr belastet werden. M. Weber

Die neue bayerische Anleihe.

Das bekannte Bayernkonsortium hat ... neue 4%ige, bis 1930 unkündbare Anleihe von 90 Millionen ... fest, teils in Option übernommen, wovon ... Millionen Mark am 23. Dezember 1913 zur öffentlichen Zeichnung zum Kurse von 96¾% aufgelegt werden. Ein Betrag von 10 Millionen Mark ... weg zur Anlage für staatliche Fonds bestimmt und ... ...altung ebenfalls zum Zeichnungspreis von 96¾% angerechnet. 30 Millionen Mark der Anleihe dienen zur Bestreitung der Au... ...bahnneubauten und Beschaffung von Fahrmaterial; 30 Millionen Mark — allgemeines Anlehen — werden für Ausgaben für ... ...tizbauten, Telegraphen- und Telephonanlagen bestimmt. Im Hinblick darauf, dass ... Anleihe der Geldbedarf Bayerns ... nächste Zeit, speziell für das Jahr 1914 gedeckt ist und die Anleihe hinsichtlich Bonität ... heit erstklassig genannt werden ..., dürfte die Zeic... Kapitalistenpublikum und nicht ... bei den Sp...kassenanlagen ...m Interesse begegnen. D... ...hnerische Ve... Anleihe beträgt 4,13%; die Einzahlungstermine ... die zugeteilten Beträge sind auf längere Dauer bis Ende Februar verteilt. Die Anleihe gleicht der des Vorjahres, sowohl hinsichtlich der Unkündbarkeit, bis 1930, als auch der Zinstermine, Mai-November, daher wird für bei... Anleihen eine gemeinsame Bö... ...tiz ...rfolgen. Die günstigen Geldverhältnisse bei uns rechtfertigen den ... dieser Neuanleihe schon mit Rücksicht ... die ... grossen Emissionen. M. W.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.